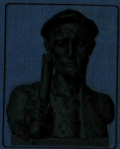
C 215,709

Die Hilfe 1907



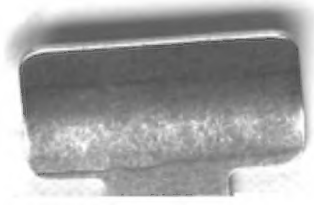
Digitized by Google

1186
30—

Digitized by Google

Digitized by Google

1186
30-



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hilfe

Inhaltsverzeichnis des XIII. Jahrganges (1907)

Autoren-Verzeichnis

Agahd 149
Apel, P. 11
Apel, R. 614

Bauer 549
Baumgarten 141
Bayer 299
Behrendt 25, 265
v. Berger 73, 91, 169, 233, 249, 506
Bernhard 231
Beyhl 323, 565, 597
Bolin 461
Borgius 99, 643
Bossert 188
Böttcher 35
Bovenſiepen 388, 534
Brachvogel 758
Breitſcheid 115, 180, 646, 738
Bremer 573
Brentano 355
Breuer 555, 633
Brieger-Waſſervogel 201
Bruch 421

Charmatz 306, 338, 707
Chriſtaller 171, 636
Cohn 181, 197
Crull 606, 612, 742

Diplomat 470
Dohrn 7, 22
Dreyſ 315
Dühring 741

v. Eckart (Hoche) 324, 403
Eggert-Windegg 107
Eliasberg 668, 683, 732, 797
Erdmannsdörffer, H. G. 276
Erdmannsdörffer, W. 50
Ernſt 291, 342
Ettlinger 573, 684
Eyck 117, 484

Faerber 808
Feddersen 613
Fiſcher, A. 5
Fiſcher, J. 359
Flaiſchlen 330
Fröbel 796
Frühauf 105

Gaudy 508, 526, 540
Georges 475
v. Gerlach 147, 211, 242, 290, 386, 435, 674, 755
Göring, Bertha 830
Gothein 482, 709, 723, 740
Grüttel 817
Grüttner 427
Gurlitt 53, 70, 782
Guttmann 212, 246

Haag 444
Heckſcher 163
Henſel 89, 458
Hermann 19
Heuß 34, 122, 138, 149, 157, 165, 185, 217, 251, 275, 284, 345, 362, 411, 429, 442, 457, 466, 524, 539, 557, 570, 603, 628, 636, 642, 665, 667, 698, 745, 755, 758, 796, 813
Heyermanns 620
Heymann 261, 515
Hille 76
Hofmann 22
Hohmann 132, 308, 594, 613
Hüls 277

Jahn 715, 731
Jaffé 629
Janßen 338, 373
Jungheim 67

Kallſchmidt 123, 746, 765
Karſtädt 422
Katz 2, 18, 34, 50, 66, 82, 164, 195, 226, 260, 354, 467, 483, 484, 642, 691, 775
Kieber 632
Klemperer 459, 489
Klölling 700
Koritzſch 269
Kuchler 109
Kuczinski 777
Kurz, J. 139

Lagerlöf 652
Lehmann 484, 516, 627
Leibgeber 10, 268
Leopardi 555
Leſſer 313
Liedtke 451
Loy 278
Lux 650

Mann 428
Märten 202, 218
Martin, L. 500, 518
Martin, R. 791
May 55
Meier 243, 402
Meißner 493
Meuſel 387
Meyer 775
Meyer-Benfey 331
Molinari 42, 76
Muſchner 93, 140

Naumann 66, 83, 99, 112, 131, 146, 162, 178, 179, 194, 210, 258, 274, 297, 322, 340, 393, 409, 418, 425, 434, 441, 450, 498, 502, 514, 530, 546, 562, 578, 587, 594, 602, 610, 619, 649, 659, 681, 690, 706, 722, 754, 761, 774, 790, 795, 806
Nitzſche 84

Oemer 156, 234
Oppenheimer 68, 86, 468, 485, 757

Pappritz 427
Pauſch 170, 766
Pfitzner 110, 125, 413
Poerſch 309
Potthoff 371, 601, 825

Raich 491
Reif 405
Reinheimer 747
Reuting 45, 59
Rippert 170
Ritter 532
Rohrbach 259, 293, 326, 363, 375, 388, 396, 406, 421, 437, 452, 473, 521, 533, 550, 563, 581, 598, 614, 662, 678, 693, 722, 763, 822
Romanowski 539
Roſenthal 186, 329
Röttger 730

Saenger 477, 494
Salz 37, 52
Samter 525
v. San Giorgio 154
Schaukal 651
Schirmacher 134, 675
Schlaikjer 9, 41, 57, 73, 121, 137, 153, 281, 298, 378, 445, 523, 548, 566, 580, 596, 697, 713, 729
Schnellbach 314, 347, 507, 619, 699, 747, 781
Schrader 402
Schubring 27, 44, 62, 94, 361, 377, 394, 410, 537, 617, 701, 814, 827
Schücking 486
Seyfart 198, 710
Skjoldborg 188 ff., 204, 220, 236
Sönnigſen 251
Sologub 556
Stark 643, 662
Struve 809
Supper 767, 782, 815, 828

Tews 579
Tiſchendörfer 133, 438, 676
Traub 9, 25, 41, 57, 73, 89, 105, 121, 137, 153, 169, 185, 201, 217, 233, 249, 265, 281, 297, 313, 329, 345, 361, 377, 393, 409, 425, 441, 457, 473, 489, 505, 521, 537, 553, 569, 585, 601, 617, 633, 649, 665, 681, 697, 713, 729, 745, 765, 781, 795, 813, 827
Tſchechoff 669
Turjansky 102, 119

Ubbelohde 444

Viebig 587, 604
Vogelſtein 677, 792
Voßberg, E. 700, 717
Voßberg, W. 530, 660, 807, 823

Weber, M. 611
Weinhauſen 341, 372, 547, 549, 568, 631, 659, 690
Weinheimer 156, 287, 666
Weltzien 682
Wiske 732
Wolf 13, 27
Wulkow 213

Zembſch 724
Zimmermann 3
Zola 283 ff., 300, 316, 332, 348, 365, 379
Zſchorlich 58, 267, 346, 398, 505, 542, 553, 569, 573, 585, 622, 654, 714, 767

Digitized by Google

830.6
H64
v.13

Sach-Register

Allgemeine Politik

Auswärtige Politik und Ausland

Andre Zeiten! andre Diplomaten! **470**
Auswärtige Beunruhigung **259**
Auswärtige Lage zum Jahresschluß **822**
Auswärtige Politik 289
Barths Amerikanische Eindrücke **792**
Casablanca 544
Diplomatenwechsel 657
Fuschini 305
Haager Konferenz **243**, 402, 417, 481, 657
Japan und Nord-Amerika 449
Juden und Junker in Rumänien **211**
Kaiserreise nach England **722**, 737
Kaiserbegegnung **497**
Marokko 514, 593, 657
Persönliches Regiment und auswärtige Politik 49

England

England und Ägypten **212**, **246**
England und Deutschland **467**
Englischer Minister 305
Englisch-russischer Vertrag über Persien 625
Journalistenbesuch 337, 353
König Eduard 257, 529
Londoner Regierung 162
Soziale Eindrücke in England **3**
Times und das deutsche Volk **677**
Wider die Lords **117**

Frankreich

Deutschland und Frankreich **433**
Frankreich in Nordafrika **563**
Kapitalreichtum in Frankreich **709**, **723**, **740**
Kirchenpolitik 113, 130
Lage in Frankreich **417**
Marokkanischer Brief aus Paris **324**
Weingärtneraufstand **385**, **401**, **403**

Österreich

Liberalismus in Österreich (Charmatz) **418**, **498**
Neues Österreich 321
Österreichisches Parlament und seine Parteien **338**
Österreich in den Wahlen **306**
Österreichische Thronrede 401
Österreichisch-ungarischer Ausgleich **707**

Rußland

Ignatiew † **1**
Duma und Dumawahlen 625, 721, 773, 789
Pobjedonoszew † 193
Rußland **178**
Staatsstreich des Zaren 385
Tatjana Leontjeff 209
Ukrainische Bewegung in Rußland **102**, **119**

Verschiedenes

Automobil im Polizeistaat **610**
Baden: Schwenkung in der Regierung **516**
Ballin 81
Bethmann-Hollweg **161**
Bierboykott oder Abstinenz **724**
Bischof und Regierung 821
Blum, Robert **715**, **731**
Böttticher 161
Bülow und die Presse 821
Bülows Grabschrift **179**
Curtius 289
Dänen und Polen 466
Evangelisch-sozialer Kongreß in Straßburg **340**
Großherzog Friedrich von Baden **627**
Herr von Hohental hat Glück 626
Kanzler und Staatssekretär 177
Kaufleute in der Regierung 369
Martin über Wilhelm II. und Eduard VII. 449
Ministerwechsel **402**
Monisten im Herrenhaus 305
Nordschleswigsche Wetterbriefe **548**, **566**, **580**, **596**
Nordschleswigsches 613
Paragraph 175: **741**
Politisches Bild **226**
Posadowskys Entlassung **49**, **418**
Protestantische Politik 161
Rottenburg † 113
Schellenberg 465
Schmutzprozeß **690**
Steigerung der weiblichen Selbstmorde 226
Vereinsrecht **225**, **641**, **789**
Wahlrecht und Wehrpflicht **675**
Wirrungen und Irrungen 369

Die preußische Wahlrechtsfrage

Adel im Abgeordnetenhaus 578
Angriffe auf Süddeutschland 545
Aussprache im Liberalismus über das preußische Wahlrecht **562**
Bismarck und das Drei-Klassenwahlrecht **674**, 692
Dritte Klasse **530**
Geheime Wahl 609
Kein Pluralwahlrecht **659**
Konservative und Wahlrecht 161
Nationalliberale fürs Reichstagswahlrecht **706**, **789**
Parteien im preußischen Abgeordnetenhaus 545
Preußische Frage 209
Preußen und Sachsen 450
Preußisches Wahlrecht 17, **434**, 466, **502**, **514**, 577, **721**, **821**
Regierung und Wahlrecht 513.
Schrader über die Wahlrechtsfrage 513
Schweigen im Walde 773
Sozialdemokratie und Landtagswahlrecht **486**, 513
Theorie der Bescheidenheit **450**
Vertretung des Volkes im Abgeordnetenhaus 562
Vorbereitung der preußischen Landtagswahlen **659**
Wahlrecht und Steuerleistung 641
Wie wird der Verlauf der preußischen Wahlrechtsbewegung sein? 466

Landtagswahlen, Verfassungsänderungen, Reichstagsnachwahlen

Bayern: Landtagswahlen und Liberalismus 220, **242**, **290**, **308**, **337**, **354**, 370, 386
Dinkelsbühl 433
Glauchau-Meerane 273
Hamburger Bürgerschaftswahlen 81
Hessische Wahlrechtsreform 290
Mühlhausen **146**
Oldenburg voran 689
Rostocker Wahlrechtsänderung 242
Sächsische Landtagswahlen 593
Sächsische Reform 433
Verfassungsfrage in Mecklenburg **612**
Württembergischer Landtag **34**, 113

Reichstagswahlen, Reichstagspolitik, Block

Bayrische Reichstagswahlen **132**
Besuche beim Reichskanzler 577
Blockfrüchte **673**
Bülowblock und der Liberalismus **706**, **738**
Bülows Strandgespräch 465
Bülows Tischrede 49
Deutsche Linke **82**
Falsche Wahlmeldungen 65
Forderung nationaler Ehre 33
Gewerkschaften und Reichstagswahl 24
Hinterpommersche Wahleindrücke **115**
Im Automobil **83**
Können wir ein parlamentarisches Regiment haben? **274**
Liberale Einigung im Reichstag 129
Liberalismus im Reichstag **131**
Liberalismus im Wahlkampf **2**
Lobenswerter Landrat 33
Neuer Reichstag 98
Organisierte Hausbesitzer und Reichstagswahl **104**
Paarung 193, 289
Parlamentskanzler **790**
Regierung und Wahlkampf **2**
Reichstagseindrücke **146**
Reichstagsfragen **806**
Reichstagspräsidium 129
Reichstagsruhe **322**
Reichstagsschluß 305
Reichstagswahl **66**
Volk, das gefrorene **18**
Wahlbeeinflussung durch die Regierung **178**
Wahlfragen **34**
Wo bleibt die andere Gefahr? **81**
Zum 25. Januar **50**

Polenfrage

Bülow und die Polenfrage **774**
Enteignung polnischer Grundeigentümer 145
Gemeingefährliche Polenvorlage **775**
Landpolitik gegen die Polen 691
Polenfrage 773
Polnisches Zentrum **808**
Preußische Polen-Politik **468**, **485**

Heer, Marine, Kolonien

Beweggründe der Kolonialpolitik **681**
Denckmann (z. Peters-Prozeß) 466
Flottenstatistik 482
Flottenverein 805, 821
Koloniale Selbstverwaltung u. Eingeborenenrecht **500**, **518**
Luftschiffahrtsfragen 481
Petersprozeß **419**, 433, **451**, **466**, **484**
Morengas Ende **609**
Reise in Kamerun **326**, **363**, **375**, **389**, **406**, **437**, **473**, **521**, **533**, **550**, **581**, **598**, **662**, **614**, **678**, **693**
Sozialdemokratische Kolonialpolitik **293**
Südwestafrika 1, 529, 594, **763**
Wehrkraft der Land- und Stadtbevölkerung **757**, **777**
Zeppelin 642

Recht und Justiz

Anarchismus und Recht **534**
Behandlung des Publikums vor Gericht **609**
Hilfsrichterunfug 722
Justizreform **163**
Majestätsbeleidigungen 65
Politische Richter **483**
Seebeuterecht **180**
Sozialisten als Richter 642
Systematische Rechtswissenschaft **388**

Finanzpolitik

Branntweinmonopol 689
Ende des lachenden Erben **386**
Gemeine-Pfennig, der **290**
Neue Steuern und „Paarung" 353
Not der Reichsfinanzen **754**
Podbielski als Steuerpolitiker 433
Steuerpläne 805
Verminderung der Eisenbahneinnahmen 609

Staats- und Privatbeamte

Beamte und ihr Staatsbürgerrecht **742**
Beamtenverein 152
Beamtenwünsche zum Marineetat **809**

Digitized by Google

Falsche Vorbilder für die Privatbeamtenversorgung 371
Freunde der Beamten 35
Gehaltsvorlage 742
Handlungsgehilfen 152, 568
Koalitionsrecht der Staatsarbeiter 664
Konkurrenzklausel der Werkmeister und Techniker 825
Liberalismus und die Beamten 310, 530, 793
Neuer Berufsstand 643
Pensionsfrage der Privatbeamten 438, 616, 632, 744
Petitionsrecht der Beamten 584
Postbeamtenlage 198
Privatbeamte 24, 216, 311, 417, 584
Preußische Gemeindebeamten 328
Rechtsforderungen der technischen Angestellten 360
Reichsländische Beamtenfragen 499
Werkmeisterverband 626
Wohnungsgeldzuschuß der Beamten 535, 710

Schule

Althoff 561, 594, 626
Antike und Gymnasium 53, 70
Aufgaben der ländlichen Volksschule 149
Ausdruckskultur und Schule 427
Berliner Lehrer 766
Bildungsmonopol 21
Fortbildung 539
Fortbildungsschule 72, 88, 571
Frau als Schuldirektor 274, 378
Geistliche Polizeigewalt über die Volksschul-Lehrer 323
Preußens Volksschule und der neue Kultusminister 579
Preußische Schulpolitik 39
Preußischer Lehrertag 342
Preußisches Kultusministerium 225
Realschule und ärztliches Studium 104
Regierung und Lehrerschaft 658
Rousseau und die Philanthropisten 234
Schlagen 700
Schulärzte 104
Schulfragen im Preußischen Abgeordnetenhause 291
Studt 1
Studt und die Schulaufsicht 177
Studts Neustes 209
Teilung des Preußischen Kultusministeriums 577
Volksschullehrer und die deutsche Sprache 730
Volksschullehrergehalt 673
Was der preußischen Schule nottut 643, 662

Frauenfrage

Achtung und das Weib 491
Arbeiterinnenorganisation 104
Frankfurter Frauentage 646
Frau und Politik 88
Frauenstimmrecht 386, 659
Mutterschaftsversicherung in Frankreich 5
Was das Frauenstimmrecht nicht ist 134
Zum Frauenbildungskongreß 611

Parteien

Konservative, Antisemiten, Bund der Landwirte

Christlich-sozialer Trick 705
Erstklassiges Hemd 177
Dr. Hahn, 305
„Hamburger Nachrichten" 353
Kardorff 482
Kleine Hausagrarier 264
Konservative organisieren 241
Kreuzzeitung 562
Kröcher 33
Liman und die Agrarier 322
Lorenz † 673
Macht und Recht 593
Mäßiges Wissen genügt 33
Nachklänge zu Auers Begräbnis 258
Noblesse oblige 436
Politische Sitten 177
Pommersches Kreisblatt 213
Puttkamer 274
Saalabtreibungen 33
Strenger Herr 514
Was ist konservativ? 737
Zirkus Busch 98

Zentrum

Bischof und Regierung 821
Bischof und Universität 773
Erzberger 129
Geduldige Herde 17
Giesberts für das „Reich" 135
Heim 642, 674
Kostgänger des Zentrums 481
Schell und der Katholikentag 563, 597
Stützen des Zentrums 277
Syllabus 465
Toleranz und Gerechtigkeit 161
Windthorst 755
Zentrum 114
Zentrum droht 353
Zentrum oder Freisinn? 529
Zentrum und Sozialdemokratie 2
Zentrum und Wahl 65
Zentrumshoffnungen 346
Zukunft des Zentrums 210
Bülow und das Zentrum 1, 81, 97

Nationalliberale

Bayrische Antwort auf Kaiserslautern 613
Jungliberales 594, 706
Nationalliberale Kandidaturen 18
Nationalliberale und Gelbe Gewerkschaften 562
Nationalzeitung 753
Paasche 822
Parteijubiläum 145
Sieg der liberalen Einigung in Worms 753
Tägliche Rundschau 673
Warum sie nicht wollten 626
Wiesbaden 642
Witting 737

Freisinnige und Süddeutsche Volkspartei

Breslauer Zeitung 401
Demokraten in Konstanz 628
Fr. Haußmann † 753
Notwendige Abwehr 370
Parteitag der Freisinnigen Volkspartei 546' 561, 594
Payer 369
Süddeutsche Volkspartei und Wahl 65
Wolgast † 370

Wahlverein der Liberalen

Barth 449, 658, 774
Danziger Zeitung 81
Hoff gewählt 689
Kandidaturen und Wahlerfolge der Freisinnigen Vereinigung 20, 33, 66, 114, 129
Korell 338
Nation 195
Naumanns Kandidatur und Wahl 18, 65, 99
Pachnicke, Landtagsabgeordneter 258
Parteitag 209, 226, 245
Organisation der Liberalen in Mecklenburg 532
Stichwahlparole 65

Liberale Einigung

Aufruf an die Liberalen 321
Aufruf zur Geldsammlung 65
Frankfurter Einigungskundgebung 689, 705, 722
Liberaler Landesverband in Württemberg 149
Liberalismus und Sozialpolitik 405
Nationalverein 194, 401, 421, 738
Neuer Liberalismus 99

Sozialdemokratie

Auer 242
Berliner Arbeiterbewegung 435
Bernhard Exgenosse 258
Garibaldi und die Internationale 422
Internationale Aufgaben 530, 546
Liberalismus und Sozialdemokratie 130
Liebknecht 658
Maifeier, Ende der 260
Mehring 774
Mitläufer 241
Mittelstandsfrage in sozialdemokratischer Beleuchtung 415
Nationale Sozialisten 594
Partei und Gewerkschaften 583
Parteitag 401, 562, 610
Parteivorstand und Stichwahl 98
Polizeikomödie 689
Preußentag der Sozialdemokratie 754
Preußische Kulturpolitik 626
Sozialdemokratische Arbeitgeber 72
Sozialdemokratische Dienstbotenvereine in Deutschland 599
Sozialdemokratie und Heer 273
Sozialdemokratische Jugendorganisationen 280
Sozialdemokratische Klugheit 194
Sozialdemokraten in Stuttgart 547, 567
Statistik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 584
Streit um die Ehre 209
Vollmars Taktik 97
Wahltaktik 1
Wie man die Sozialdemokratie verständig bekämpft 17
Württembergische Sozialdemokratie 497

Wirtschaftspolitik

Allgemein Nationalökonomisches

Bevölkerungsziffern 88
Erfindung und Erfinder 89
Friedsamer Rentner 37
Militarismus gegen Romantik in der Soziologie 68, 86
Stationärer Staat 52
Volkswirtschaft des Talents 7, 22
Woltmann † 113

Agrarfrage

Agrarische Unverfrorenheit 498
Bedeutung des Bauernstandes für Staat und Gesellschaft 99
Erhöhung der Viehpreise im Inland und Ausland 225
Fleischproduktion, von der deutschen 357, 373
Getreidenot 258, 322, 337
Jubiläum am 9. Oktober 642
Landarbeiterfrage 200, 712
Preußischer Landwirtschaftsminister über Agrarzölle 98
Teure Zeiten 778
Was wird aus der Ostmark? 257
Weinfrage und Weingesetz 165, 706, 721
Wie Landarbeiter mitunter noch wohnen müssen 614
Viehzählung 82
Zoll und Marktlage 273

Mittelstandsfragen

Antisozialdemokratische Handwerkerpolitik 415
Deutsche Mittelstandsvereinigung 535
Freisinnige und Mittelstandspolitik 696

Digitized by Google

Gegner der Konsumvereine 136
Handwerk oder Fabrik? 728
Handwerker und Tarifverträge 600
Handwerkertag in Eisenach **549**
Handwerksgenossenschaften 648
Kaufmänn. Verbandstagungen 536
Lehrlingsfrage 56, 104, 215
Mittelstandsdemagogen 216
Überfüllung im Kleinhandel 263
Submissionswesen 40, 264, 794
Minister und Warenhaus 353

Kommunalpolitik

Bodenreform 812
Einigungsamt für Mietstreitigkeiten in Solingen 487
Entwicklung des deutschen Städtewesens **486**
Erbbaurecht in Königsberg 88
Großberlin 450, 600, **807**, **823**
Kommunale Sozialpolitik 263
Kommunalfinanzen **278**
Korporative Mietfestsetzungen 120
Mietervereine 200, 584, **631**, 826
Reform der Gemeindeverfassung **660**
Soziale Bodenpolitik 55
Verband städt. Haus- und Grundbesitzervereine 520
Vorbildliche kommunale Fürsorge 280
Wertzuwachssteuer 24, **50**, 193, 216, 632, 648, 728
Wohnungsnachweis in Straßburg 696
Wohnungsreform 280, 311

Gewerbe

Billiges Geld **791**
Börsenreform **515**, **775**
Großkapital und Zwischenhandel 88
Industrielle Konzentration und Kartelle **19**
Kommt eine Krisis? **231**
Kohlennot in der deutschen Industrie 417
Nationale Aufgabe des mobilen Kapitals **578**, **629**
Paris und Berlin 627
Rede Naumanns über die Teurung **761**
Schiffahrtsabgaben **84**, 257
Vollzieht sich ein Rückgang des kleingewerblichen Betriebs? 600
Weltpolitik und Reichsbank **261**
Wirkung der Handelsverträge **549**

Sozialpolitik

Achtstundentag 360
Agrarische Sozialpolitik 648
Arbeitgeber und Sozialpolitik 168
Arbeitslöhne 88, 424
Arbeitslosenversicherung in Straßburg 55
Ärztinnenfrage 168
Bericht der Gewerbeinspektoren **758**
Bülow und die Sozialreform 705
Einkehr 146
Einschränkung der Sonntagsarbeit in der Industrie 632
Fabrikinspektion **55**, 728
Gehalt und Krankengeld 616
Handelsinspektoren 812
Heimarbeits-Regelung 328
Hochflut sozialpolitischer Anträge 151
Jugendelend — Jugendfürsorge 504
Jugendarbeit 728
Konkurrenzklausel **275**, 415, **344**, 696
Konservative und liberale Sozialpolitik **258**
Krankenversicherung ländlicher Arbeiter 136
Lungenheilstätten in Deutschland 504
Milch und Alkohol 55
Nationaler Arbeiterschutz 584
Politische Paarung und Sozialpolitik 434
Posadowsky **162**, 364
Preußische Bergnovelle 104
Programm des Bundesrats 241
Rechtsauskunftsstellen 136
Schutztruppe der Reaktion **690**
Sittenlosigkeit in Berlin 130
Soziale Ausbildungskurse 5[illegible]
Sozialpolitik im neuen Reichstag 135
Sparkassenbuchstatistik 56
Studentische Arbeiterbildungskurse **67**
Tarifverträge 56, **355**, 616, 744, 780
Teurung 39, 40
Ungültige Gewerkschaftssitzungen **133**
Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke 600
Wanderarbeitsstättengesetz 40
Warenhäuser, moralischer Sieg der **164**
Warenhäuser und ihre Angestellten **181**, **197**
Witwen- und Waisenversicherung des deutschen Reiches 599
Zentralstelle für Volkswohlfahrt 24
Zweiter deutscher Arbeiterkongreß **679**

Soziale Bewegung

Allgemeine Gewerkschaftsfragen 24, 263, 392, 487, 664, 696, 712, 727, 738, 744, 812, 826
Amerik. Telegraphistenstreik 535
Arbeiterkonferenz und Sozialdemokratie **147**
Arbeiterinnenfragen 168
Arbeiterkämpfe 248
Arbeiter als Vermögensverwalter 88
Arbeitgeber 56, 72, 104, 696, 712, 760, 812
Ärztestreik 215
Ausnahmegesetze gegen Konsumvereine 424
Aussperrungen 215, 766
Begehrlichkeit der Massen 392
Bergarbeiter, Ursprung der 337
Berliner Baugewerbe 174, 280, 311, 344, 487, 520, 535
Berechtigte Unzufriedenheit 472
Berufs- und Betriebszählung 152
Boykottierung durch Invalidenkarten 599
Buchdruckerverband 56
Christliche Gewerkschaften 152, 488, 504, 536, 632, 664, 696, 812, 826
Dienstbotenbewegung 56, 152, 535
Dove über Liberalismus und Sozialpolitik 434
Einheit der sozialdemokratischen Gewerkschaften 488
Evangelische Arbeitervereine **359**, 360, 760, 780
Gelbe Gewerkschaften 216, 344, 360, **372**, 488, 632, 794
Genossenschaftlicher Unterricht 744
Genossenschaftstag 504, 536
Genossenschaftsziffern 600
Gewerkschaft oder Genossenschaft? 456
Gewerkschaftsführer im Reichstag 120
Gewerkschaftliche Kämpfe 24, 39, 55, 376
Gothein und der oberschlesische Bergarbeiterstreik 519
Hafenarbeiterstreik 168, 215, 264
Hechsher 376
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine 24, 56, 263, 279, 309, **341**, 343, 424, 487, 503, 616, 648, 696, 744, 760, 780
In 3 Jahren 10 000 Mitglieder **676**
Koalitionsrecht 263
Kongreß der englischen Gewerkvereine 600
Konsumvereine 311, 392, 780
Liberalismus und Gewerkschaften 328
Naumann vor den Berliner Ingenieuren 311
Reichsverband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften 520
Resistenz im Leipziger Buchhandel 811
Rückgang der Arbeitskonflikte in England 136
Sozialpolitische Kongresse und Generalversammlungen 343
Steiger im Ruhrrevier 632
Verhandlungsfrage 263
Was ein moderner Streik kostet 311

Kirche und Theologie

Arbeit an den Suchenden aller Stände **282**
Fall Cesar im Abgeordnetenhaus 273
Lösung des Hilligenlei-Problems? 507
Moderne Religion **666**
Pfarrgehälter 794
Poesie des Evangeliums Jesu **188**
Schmitthenners Predigtbuch **347**

Andachten

Abends **537**
Anschaulich **765**
Ahnen **361**
Anschauungsunterricht **185**
Alt werden **137**
Diamanten **41**
Dienst **89**
Eine Million **649**
Einwirkung **569**
Feld **393**
Frohbotschaft 333
Glaubenseifer **153**
Gewissen **633**
Gnade **795**
Gotteslästerung **313**
Gründe **281**
Jahreswechsel 827
Karfreitag **201**
Krankheit **473**
Leib **377**
Leiden **457**
Meinungen **781**
Menschen **441**
Neujahr **9**
Nicht versetzt **265**
Pausen **233**
Rache **249**
Reformation **697**
Regierung Gottes **57**
Religion **745**
Schaffen **169**
Schlagen **681**
Schmerz **729**
Seelendienst **521**
Sehen **553**
Selbsterkenntnis **409**
Steine **665**
Taktik **297**, **585**
Technik **121**
Treue **217**
Überzeugung **425**
Unsre Zeit **617**
Verantwortlich **601**
Verbrechen **713**
Verstehen **105**
Vertrauen **505**
Warum? **73**
Was die Sonne vermag **489**
Weihnachten **812**
Weltsprache **25**
Wille **329**
Wort **345**

Feuilleton

Allgemeines

Am Strande der Bretagne **425**
Arbeit und Poesie **506**
Arbeiterfamilie der Großstadt als Erziehungsgemeinschaft **170**
Auf dem Berge St. Michel **409**
Ausflug nach Ostpreußen **814**, **827**
Dalmatinische Armut **346**
Delft **570**
Deutsche Arbeitertracht 493
Dialektschreiben **682**, **732**
Gabe des Zuhörens **619**
Fest der Kindheit **813**
Fischer, Kuno **458**
Französische Gothik **441**
Geistige Strömungen **201**
Gustav Glogau **105**
Harmonie und Persönlichkeit **169**
Italienische Eindrücke **361**, **371**, **394**, **410**
Kampf und Organisation I **697**, **713**, **729**
Konfirmationseinkäufe **633**
Kultur des Buches **107**, **155**
Kunst der Schriftstellerei **587**
Leib und Seele **11**
Leopardi über das Vorlesen selbstverfaßter Schriften **555**
Letzte Berliner Hexe **525**
Linné **313**
Literarische Propaganda **523**, **573**
Mann, Frau und Kunst, **123**
Mannheim **299**

Digitized by Google

März-Gedanken 98, 140
Metz 699
München 362
Patria 665, 745
Politik und Religion 649
Professor und Kind 330
Romantik und Gegenwart 10
Schriftstellerei der Zukunft 684
Schwäbische Art 139
Sinnsprüche und Glossen 651
Wahlumtriebe im alten Rom 170
Von Jersey nach St. Malo 393
Weib im Theater 379, 427
Weihnachtsgedanken 795
Weihnachtssonne 817

Literatur

Ausland in Berlin 298
Béranger 459
Bühne des Auslands 281
Café 185
Carducci † 154
Dämon Berlin 767
Eichendorff 781
Erlebnis und Dichtung 74, 90
Geiger, A., ein badischer Dichter 619
Geißler 797
Goethe, Jubelausgabe 461
Harzer Bergtheater 505
Hebbels Moloch 285
Herwegh 489
Hesermanns als Dramatiker 108
Huch, Ricarda, und der historische Roman 603
Huch, Ricarda, und die Romantik 202, 218
Karikatur des Mannheimer „Nationaltheaters" 186, 219
Kernerhaus 539
Kleist und Rheinhardt 636
Kleists, Aus den Briefen 41, 57, 73
Isolde Kurz über ihren Vater 138
Lissauer 331
Religiös-kirchliche Frage in der Romanliteratur 747
Russische Moderne 668, 683
Schmitthenner 314
Stavenhagen 9
Theaterwinter 121, 137, 153
Vischer als Dichter 411
Wanderrode Volksbühne 444
Wedekind 233, 249, 268
Wolzogen als Lyriker 634

Bildende Kunst

Ästhetisches Gesundbeten 622
Alte Möbel 27
Ansehen von Bildern 602
Architekturspaziergänge 349
Beardsley 173
Bildhauer, der kleine 782
Bildnisphotographie und Kunst 25
Brüsseler Markt 478
Bürck: Reise nach Rom 349
Busch, Wilhelm 251
Cranachbuch 796
Daurs Radierungen 333
Deutsche Malerei und Technik 524
Deutsche und französische Karikatur 667
v. Diez † 158
Donatello 798
Géricault 685
Goya, Francisco 217
Grabmalskunst 47
Grotesken 127
Grünewaldmappe 317
v. Hofmanns Weimarer Museumsbilder 30
Hogarth 345
Jacob (Radierungen) 414
Inkunabeln 94
Kaiser und Kunst 555
Kalkreuth 429, 462
Klimt 157
Knapp (Eine Abendlandschaft) 174
Landschaftsmappen 84
La pensée von Rodin 830
Liebermann 442, 457, 509
Maler als Philosoph 297
Menzel: Architekturen 381
Meuniermappe 190
Millet 122
Museen, wie sie sind und wie sie sein sollen 42, 76
Münchhausen (Gute Möbel) 190
Neue Geschichte des Kunstgewerbes 617
Paul, Bruno 542
Perikles über die athenische Kultur 30
Porträtmalerei 589
Rheingold von Bruno Schmitz 284
Richard Riemerschmid 650
Salon der Humoristen 698
Samberger 557
Smyrnateppiche 315
Sorolla y Bastida 143
Staat und Baukünstler I 746, 765
Tintoretto 701
Torso 63
Ubbelohde über Schulze-Brück „vom Sahnentopf zum Speisezimmer" 443
Weiß, E. R. 527
Wohnungskultur 265

Musik

Bach als Klavierspieler 329
Bach und das Leitmotiv 634
Ende der Musik 601
Grieg 585
Joachim † 542
Mechanische Musik 58
Nicodés Gloria 714
Parsifal (25. Jahrestag) 537
Strauß, Richard 475
R. Strauß über den Fortschritt der Musik 398
Wagner und Angelo Neumann 553, 569
Wirkt die Militärkapelle erzieherisch? 267

Erzählungen

Anspruchsvoller Verbrecher 413
Auf Grund geraten 188, 204, 220, 236
Augen der Katze 620
Baskenmütze 156
Brenta-Blume 508, 526, 540
Der nickende Bonze 477, 494
Eine Mutter 171
„Ete rasch" 428
Fuhrmann 587, 604
In der Sommerfrische 445
Kaiserhoch 573
Karlskrona 652
Käthe 700, 717
Liebhaberpreis 767, 782
Martin Greys Hochzeit 251
Nals Micoulin 283, 300, 316, 332, 348, 365, 379, 396
Paquitas Tod 76
Pfingsten 45, 59
Russische Volksmärchen 110, 125
Schnee 747
Siegerin 13, 27
Tod des Exekutors 669
Vergolder und Wanderphotograph 269
Verkaufte Sünde 732
Vier politische Märchen 556
Wie er das sechste Gebot überhupfte 636
Wie unsereiner Weihnachten feiert 815, 828
Zuckerdose 141
Zwei Schwüre 797

Allerlei

Glück im Kolonistenhause — Wenn alle schlafen — Geteiltes Glück — Kritik einer Weihnachtsvesper 16; Geistige Abhärtung — Begabt — Auf der Zugspitze 31; Nachtfahrt — Sonett an eine Verstorbene 48; Die heiligen drei Könige 63; Erster Ausflug 77; Wahlidyll aus Mecklenburg — Aus G. Chr. Lichtenberg 95; Schleiermachers Briefe 143; Der König mit den kurzen Beinen — Lesefrüchte 158; Etwas über die Freude — Überzeugung und Tat — Schneeflocken 174; Sozialdemokratische Logik — Konfirmation — März — Vater und Sohn 191; Die Null — Der heruntergekommene Schleiermacher — D-Zug 205; Lesefrüchte aus Fontane — Vorfrühling 223; Fülle des Wortes — Madonnenrelief in Florenz — Fülle 238; Philosophische Rede — Der Kopf und der Magen — Stimmungen 253; Hebbels Moloch — Berliner Kultur 285; Deutsche Studentenkunst — Der Deutsche Protestantenverein — Kunstgewerbliche Reaktion 301; Dresdener Gartenbauausstellung — Am Niederrhein 317; Das Hotel als römisches Schloß — Dankbarkeit — Die Fabrik 334; Schulesel — Gedichte 350; Gartenfiguren 366; Aus Sonne und Wolken — Gleichnis — Träumerei 381; Die Geschwister — Sommerabend — Aphorismen — Gedichte von Carossa und Kohler 397; Am Waldsee — Sprüche — Mein Weg — In der Nacht 414; Kritiker und Genie — Von der fernen Stadt — Mittagsphantasie — Der goldne Ball — Erinnerung an ein Bergtal 430; Mantica † — Die Arkaden 447; Blumenphilosophie — Gerettet — Harmonie des Seins — Wiegenlied für ein großes Kind — Via Appia 462; Die Macht der Ideen — Die neue Mehrheit — Alte Taler 478; Erscheinung — Gewaltsamer Tod 495; Dorfbegräbnis — Das Vermögen der Kirche — Bergesquelle 510; Im Neckartal 527; Aus einer Kunstkritik 543; Die wandelnde Mauer 544; An einen Hund — Vom letzten Schultage — Sonntagnachmittag auf dem Lande — Über das Problematische der Buchbesprechung 558; Schatzgräber — Venedig — Herrgott als Demokrat — Sehnen 559; Preußen oder Rußland — Hebbel und Rheinhardt 574; Im Garten — Kein Politiker — Der Delegierte — Fontane über sich selbst 590; Heimatschutz — Der gepumpte Dampf — Politische Bildung 606; Ahasver — Kernerhaus 607; Aus Berlin — Was ist ein Buch — Bad in Norderney 623; Friedrich der Große über den Beruf des Fürsten — Aktenfaszikel — Du und ich 638; Kleines Frühlingslied — Einsame Seelen 655; Politik und Turnen — Kunstvereine — Mittag 670; Jugend — Pünktlichkeit — Vom andern Ufer — Drei Lieder — 686; Die Hermannsschlacht — Herbstabend im Grunewald — Ausgleich 702; Was ihr wollt — Georg Engels † — Am Rande der Großstadt — Jedem das Seine — Die Mutter 718; Was kostet ein Volksschüler — Das neue Frauenasyl — Schweigen 769; Bülow, Bismarck, Uhland — Aphorismen — Spruchblätter 784; Fülle des Wortes Heimlich — Auf dem Weihnachtsmarkt — An die Weihnacht 818.

Büchertisch

Aanrud: Sidsel Langröckchen 448
Alvor: Das neue Shakespeare-Evangelium — Bleibtreu: Der wahre Shakespeare 511
Algenstaedt: Unsre Art 720
Altenberg: Märchen des Lebens 786
Anatole France: Bratküche der Königin Pedauque 818
Andresen: Hinter Deich und Dühnen 786
Aram: Der Zahnarzt 750
Arbeiterjahrbuch 1908: 719
Arendt: Menschen, die den Pfad verloren 734
Bahr: Wien 638
Balladenbuch, herausgegeben von Ferdinand Avenarius 819
Barth: Amerikanische Eindrücke 785
Baumgarten: Dann und wann 334
Biedermann: Die technische Entwicklung der Eisenbahn der Gegenwart 479
Biese: Deutsche Literaturgeschichte 785
Bismarck: Setzen wir Deutschland in den Sattel 381
Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt 639
Bock: Hessenluft, Novelle 463
Bode: Rembrandt und seine Zeitgenossen 785
Böhlau: Kußwirkungen 687
Dr. Bornstein: Fleischkost und vegetarische Lebensweise 687

Digitized by Google

Bräß: Tiere unsrer Heimat 702
Bredt: München 575
Brieger-Wasservogel: Joachims Gedenkbüchlein 687
Brun-Barnow: Selbsterziehung 559
Bücking: Bradwasser 734
Busch: Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 70/71 479
Chamberlain: Kant 399
Christaller: Gottfried Erdmann und seine Frau 826
Cordes: Zum Kampf um die Weltanschauung 206
J. J. David Gesamtausgabe 191
Dehmel: Gesammelte Werke 334
Deussen: Metaphysik 400
Drake: Was eine junge Frau wissen muß 703
Dreyer: Pocci 399
Ege: Helmbrecht 671
Eccardus: Geschichte des niederen Volkes in Deutschland 749
Eggert-Windegg: Mörites Haushaltungsbuch 431
Eichner: Wilhelm Löhe 799
Elchinger: Prinzessin Schnudi 479
Enzyklopädie der Philosophie 448
Erziehung im Hause 479
Esch-Bendorf: Stellungnahme des Arztes zur Naturheilmethode 559
Ettlinger: Der neue Juvenal 800
Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker 785
Falckenberg: Dr. Eisenbart 818
Fehrs: Maren 801
Fischel: Menschen und Moden im XIX. Jahrhundert 800
Flaischlen: Neujahrsbuch 801
Flaubert: Die Versuchung des heiligen Antonius 800
Freese: Das Pfandrecht der Bauhandwerker 464
Freese: Bodenreform 800
Freimark: Das Geschlecht als Mittler des Übersinnlichen 826
Freytag: Deutsches Christentum 801
Fromentin: Alte Meister 382
Frommel: Novellen und Märchen 770
Frühauf: Praktische Theologie 464
Geiger: Die Legende von der Frau Welt 479
Geographische Postkarten 786
Gerock: Paul Gerhards geistliche Lieder 159
Gleichauf: Geschichte des Verbandes deutscher Gewerkvereine 311
v. Gleichen-Rußwurm: Schillers Weltanschauung 301
Goethes Briefe aus Italien (Hortus deliciarum VII) 801
Greinz: Das stille Nest 800
Grimm: Auswahl aus den kleinen Schriften 802
Gumppenberg: Das deutsche Dichterroß 335
Gundelfinger: Romantiker-Briefe 769
Günther: Gesammelte religiöse Gedichte und Lieder 191
Gurlitt, L.: Schule und Gegenwartskunst 769
Gurlitt, C.: Dresden 607
Haenel und Tschermann: Das Einzelwohnhaus der Neuzeit 223
Hauser: 1848 719
Hauviller: Franz Xaver Kraus' Lebensbild 175
Hebbel: Tagebuchblätter 770
Heidezauber: Gedichte, Märchen, Erzählungen aus Heide und Moor 819
Heilmeyer: Stadt München 671
Heimann: Die Neckarschiffer 254
Heyner: Schutz der Deutschen in Frankreich 1870/71 536
Hermann: Jettchen Gebert 206
Herrmann: Der große Baal 382
Hesse: Diesseits 285
Hilfe-Almanach für 1908: 769
Hirschfeld: Der Wirt von Veladuz 770
Horschick: Johannes Lister 734
Humboldt, Wilhelm von: Universalität 591
Jaffé: Französische Lyrik 786
Jahrbuch für die soziale Bewegung der Industriebeamten 575
Jastram: Holtorfer Doris 819
Ibsen: Sämtliche Werke 399
Jefferies: Die Geschichte meines Herzens 175
Jung: Henrich Stillings Jugend 801
Jüngst: Pietisten 431
Kalischer: Aphorismen 671
Kinderbücher zu Weihnachten 786
Kingsley (Ewigkeitsfragen) 826
Kirchhoff: Seemacht in der Ostsee 591
Klossowski: Honoré Daumier 819
Knöckel: Kinder der Gasse, Schwester Gertrud 463
Knudsen: Anders Hjarmsted 415
Kohne: Bürgermeister Markstein 770
Kohut: Friedrich der Große als Humorist 819
König: Die Poesie des alten Testaments 735
Kopf: Deutsches Land und Volk 734
Kosch: Martin Greif in seinen Werken 719
Kötschke: Reisebriefe aus Ungarn 703
Kroker: Katharina von Bora 239
Krüger: Papsttum 382
Krumbacher: Fischbuch 31
Kuypers: Volksschule und Lehrerbildung 687
Lang: Technik der Feder, Weg der Schreiblehrkunst 350
Lazarus: Lebenserinnerungen 800
Lätzer: Deutsche Dorfdichtung 223
v. Leixner: Die letzte Seele 48
Lehmensiek: Kernlieder der Kirche 447
Lenschau: England in deutscher Beleuchtung 749
Lietzmann: Wie wurden die Bücher des Neuen Testaments Heilige Schrift? 591
Luthers Werke 799
Maclaren: Altes und Neues aus Drumtochty 734
Mann: Kinder 432
Marshall: Höhen und Tiefen 819
Malvery: Vom Markte der Seelen 381
Martin: Die wirtschaftliche Krise der Gegenwart 785
Mauthner: Spinoza 382
Maynial: Maupassant 734
Meyer: Wer hat das Christentum begründet? 591
Meyer: Tanzspiele und Singtänze 511
Moltke: Zusammengestellte Bibelsprüche 639
Müller: Hemmungen des Lebens 512
Münchhausens Reisen und Abenteuer 786
Dr. Münzer: Bausteine zu einer Lebensphilosophie 175
Nagel: Deutscher Literaturatlas 335
Napoleon in seinen Werken 826
Nassauisches Dichterbuch 801
Niebergall: Was ist uns heute die Bibel? 536
Nietzsche-Ausgabe 479
Oppel: Wirtschaftsgeographie 687
Overbeck: Ein zweiter Strauß 432
Pachnicke: Mecklenburgische Verfassungsfrage 671
Pachnicke: Liberalismus als Kulturpolitik 655
Paul: Die Mission in unsern Kolonien 799
Pfleger: Fichte ein nationaler Prophet 826
v. Pflugk-Harttung: Weltgeschichte 671
Philippi: Von der Erde und dem Menschen 770
Pöhlmann: Realistischer Bildungs- und Religionsunterricht 687
Popert: Ein Schritt auf dem Wege zur Macht 520
Thomsen: Unsoziale Einrichtungen in der evangelischen Kirche 520
Reinheimer: Von Sonne, Regen, Schnee und Wind 733
Resa: Jesus Christus 591
Reuter-Kalender auf 1909: 769
Reuter: Das Problem der Ehe 750
Rohrbach: Wie machen wir unsre Kolonien rentabel? 798
v. d. Ropp: Elkesragge 735
Rosegger: Die Försterbuben 770
Rosner: Sehnsucht 750
Rousseau: Bekenntnisse 591
Salzer: Der Buchwart 786
Sauerlandt: Griechische Bildwerke 750
Schaarschmidt: Religion 623
Schaffner: Die Laterne und andre Novellen 770
Schäfer: Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer 799
Scharrelmann: Die Fahrt ins Leben 448
Schaukal: Leben und Meinungen des Herrn A. v. Balthesser 463
Schlegel: Lucinde 351
Schleiermacher: Vertraute Briefe über Lucinde 351
Schmidt: Liberale Pflicht 735
Schmidt: Schönheit und Gymnastik 511
Schmitthenner: Ein Michel Angelo 447
Schneben: Naumann vor dem Bankrott des Christentums 159
W. v. Scholz: Der Bodensee 687
Schönenberger und Siegert: Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten 431
Schreiber: Das Buch vom Kinde 318
Schrempf: Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie 463
Schreckenbach: Der böse Baron von Krosigk 702
Schriften des Neuen Testaments 799
Schubring: Rembrandt 734
Schulerziehung 510
Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten V, Kleinbürgerhäuser 735
Schwarz: Deutsches Wechselrecht 687
v. Ségur: Erinnerungen 800
Sergel: Ringelreihen 770
Sombart: Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? 175
Speck: Der Joggeli 750
Staudinger: Wirtschaftliche Grundlagen der Moral 510
Sternberg: Bündnisse 671
Stimme der Großen: Friedrich der Große 639
v. Strauß und Torney: Neue Balladen und Lieder 770
v. Strauß und Torney: Luzifer 254
Supper: Leut' 750
v. Sydow: Die Sünde aber der Eltern 639
Tews: Moderne Erziehung 559
Trojan: Auswahl aus seinen Schriften 819
Trötsch-Hirschfeld: Die deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften 312
Ullsteins Weltgeschichte 671, 798
Veeck: Sühne 819
van de Velde: Renaissance im modernen Kunstgewerbe 318
Viebig: Absolvo te 382
Vischer: Briefe aus Italien 671
Vorberg: Freiheit oder gesundheitliche Überwachung der Gewerbsunzucht? 623
Voß: Wenn Götter lieben 750
Weber: Von Luther zu Bismarck 206
Weibert: Bilddieb 687
Werner: Politische Bewegung in Mecklenburg 607
Werner: Verfassungsfrage in Mecklenburg 607
Wigand: Unkultur 750
Wilde: Eine florentinische Tragödie 735
Wilms-Wildermuth: Friedrich Rückert 785
Zachmann: Auf dem Bauernbuch 819
Zimmermann: Arbeiter und Flotte 32
Zola: Der Zusammenbruch 786
Zurhellen: Wiederentdeckung der persönlichen Religion durch Luther 639

XIII. Jahrgang | Nummer 1

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Herausgeber: F. D. Naumann | Erscheint jeden Sonntag | Berlin, den 4. Januar 1903

Inhaltsverzeichnis.

Politische Tagesläufe. Politische Wochenschau. — Bülow und Bern. — Graf Zeppelin. — Minister Brefeld. — Caprivi. — Die Sozialdemokratie und die Wahlen. — Die Sozialdemokratie und die Landwirtschaft. — Die Sozialdemokratie und die Regierung und ihre Bundesgenossen. — Die Sozialdemokratie und die Arbeiterschaft. — Die Sozialdemokratie und die Intellektuellen. — Die Sozialdemokratie und die Intellektuellen und Studenten. — Bülow-Bernhard. — Bülow-Bernhard und die Sozialdemokratie. — Bülow-Bernhard und die Arbeiterschaft. — Bülow-Bernhard und die Intellektuellen. — Bülow-Bernhard und Bismarck. — Bülow-Bernhard und Caprivi. — Bülow-Bernhard und Hohenlohe

findet sich, in der nicht die Linksliberalen elend beschimpft werden. Wir unsererseits machen uns wenig aus dieser dummen Manier, denn wir wissen, daß es sich dabei vielfach um einfache persönliche Ungebildetheit der jetzigen Vorwärtsredaktion handelt, aber die Folgen solcher täglichen Ungezogenheiten sind doch sehr bedauerlich, denn gerade durch diese an sich wertlosen Alltagsschimpfereien wird der freisinnige Bürger schließlich antiliberal gemacht. Er müßte ein Held im Dulden sein, wenn er diese Pöbelhaftigkeit nicht gründlich satt bekäme. Der „Vorwärts" dient durch nichts so sehr der Reaktion, als durch den Mangel an gewöhnlicher politischer Anständigkeit.

Zentrum oder Sozialdemokratie? Es wird vielfach gesagt, die Wahl eines Sozialdemokraten sei ebenso schlimm wie die eines Zentrumsmannes, denn beide verweigern die Gelder für Südwestafrika. Und in der Tat, wenn es nur auf diese Gelder ankommt, dann sind sie beide gleich schlecht. Der Unterschied ist aber der: die Sozialdemokratie kann in die Stelle einrücken, die sie in Frankreich unter Führung von Jaurès einnimmt. Jetzt erscheint das unwahrscheinlich, weil sich unsere Sozialdemokratie seit dem Dresdener Parteitag mit absichtlicher Rüpelhaftigkeit benimmt und alle bürgerlichen Kreise vor den Kopf stößt, aber es ist doch anzunehmen, daß die größte Partei nicht immer den wilden Mann spielen wird, und daß sich im Laufe der Zeit eine gesunde deutsche Demokratie aus ihr herausschält. Das Zentrum aber kann nicht anders, als seine klerikalen Forderungen immer weiter zu steigern, wenn es sich in der Macht erhalten will. Es kann keine deutsche Reformpartei werden, ohne sich selbst aufzugeben. Immer und ewig bleibt das Zentrum der Todfeind der deutschen Kultur. Hier ist Spahn und Roeren und Erzberger, — dort aber stehen Schiller, Fichte, Arndt, v. Stein, Bismarck, Lassalle, Bennigsen.

Der Liberalismus im Wahlkampf. Noch ist die Aufstellung nicht beendet. Das Weihnachtsfest verlangte erst sein Recht, nun aber geht es eifrig an die Arbeit. Die Einigkeit der Liberalen ist im allgemeinen vorhanden. Zwischen den drei linksliberalen Parteien ist sie vollständig. Wir werden in nächster Nummer die Aufzählung der Kandidaturen des Wahlvereins der Liberalen fortsetzen. Die Stimmung ist bei den meisten Beteiligten eine zuversichtliche und kampfesfreudige. Es gibt „Schwarzseher". Das ist auch kein Wunder. Einen verworreneren Wahlkampf haben wir noch nicht gehabt. Aber trotzdem muß für die neudeutsche Linke gerettet werden, was irgend möglich ist. Jeder ehrlich liberale Mann ist in gegenwärtigen Zeitläuften viel wert. Ein Liberaler im Reichstag ist viel wichtiger als ein Sozialdemokrat, denn ein Sozialdemokrat vermehrt nur die Menge derer, die sich selbst vom nationalen Staat fernhalten, ein Liberaler aber ist eine Kraft der Erneuerung in den Verhältnissen der Gegenwart. Ohne Liberalismus gibt es nie eine Ueberwindung des Zentrums. Wenn jetzt der Liberalismus „zertreten" wird, wie es im „Vorwärts" heißt, dann ist gleichzeitig alle Reform in Deutschland auf lange Jahre hinaus zerbrochen. Wir arbeiten für die bessere Zukunft unseres Volkes, wenn wir mit Aufbietung aller Kräfte für Erhaltung und Stärkung des deutschen Liberalismus eintreten.

Die Regierung und der Wahlkampf.

Als Fürst Bülow sich mannhaft entschlossen hatte, die „Nebenregierung" des Zentrums abzuschütteln, mußte man gespannt erwarten, wie der Reichskanzler diese schwierige Aufgabe zu lösen gedächte. Die Nebenregierung des Zentrums beruht auf seiner ausschlaggebenden Stellung im Reichstag. Ohne das Zentrum kann die Regierung, wie die Verhältnisse liegen, kein wichtiges Gesetz im Reichsparlament durchbringen, und das Zentrum läßt sich dafür, offen oder versteckt, von der Regierung bezahlen. Da wir kein parlamentarisches Regiment haben, kann leider das Zentrum nicht die ganze Regierung in die Hand nehmen und damit dem Volke deutlich bekunden, daß das moderne Deutschland eine klerikale Herrschaft nicht verträgt. Das Zentrum befriedigt vielmehr hinter den Kulissen seine zahlreichen Personalwünsche, deren politische Bedeutung man übrigens keineswegs unterschätzen darf. Denn nicht minder wichtig, als die Institutionen selbst, ist oft der Geist, in dem sie gehandhabt werden, und der Klerikalismus hat es von jeher wohl verstanden, sich selbst unter der Ungunst antiklerikaler Gesetze gefügige Diener zu sichern. Fürst Bülow empfindet es nun als unbequem, die Prozedur unter dem „kaudinischen Joch" immer und immer zu wiederholen, und hat so die südwestafrikanische Angelegenheit dazu benutzt, einen Sprengungsversuch gegen die Mehrheitsverhältnisse des Reichstags zu unternehmen. Zentrum (mit Elsässern und Polen) und Sozialdemokratie sollen derart geschwächt werden, daß die Regierung eine in allen wesentlichen Fragen gefügige Mehrheit besitzt. Sehen wir davon ab, ob Bülow Parteiverhältnisse will, unter denen nationale Lebensfragen einem unwürdigen Markten und Feilschen entzogen werden, oder ob es nicht sein Streben ist, einen Reichstag nationalliberaler Couleur zu besitzen, der mit jeder Regierung durch dick und dünn geht, ob also die Regierung nicht in erster Linie von jedem Parteieinfluß überhaupt befreit sein will. Prüfen wir vielmehr ganz nüchtern die Aussichten des Bülowschen Unternehmens.

Die Roten und Schwarzen haben gegen die Kolonialfragen gestimmt, also wird ihnen gemeinsam der Krieg erklärt! Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" predigte den Block aller konservativen und liberalen Parteien. Die Antwort war bei Konservativen, Bündlern, Antisemiten, Freisinnigen: ein rundes „Nein". Nur die Nationalliberalen sympathisierten eine zeitlang mit dem Gedanken, weil sie als Mittelpartei damit Mandatsgeschäfte zu machen hofften. Die Freisinnigen bedankten sich dafür, ihr politisches Reinlichkeitsgefühl an die Junker zu verkaufen. Die Konservativen aber nähern sich, je mehr der Wahltermin heranrückt, in verdächtiger Weise den Spahn und Genossen, in der stillen Hoffnung, die klerikale Wahlhilfe in den zahlreichen Kreisen zu erlangen, wo bisher das Zentrum die Freisinnige Volkspartei unterstützt hat. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wird an dem Gedanken des „nationalen Blocks" allmählich selber irre und richtet, nach alter guter Gewohnheit, ihre Geschosse mehr nach der Seite der Roten.

Eigentlich kann sich die Regierung beglückwünschen, wenn die Schwarzen und Roten nicht die ihnen hingeworfene Parole aufnehmen und, nach bayerischem Muster, ein Abkommen für die Stichwahlen schließen. Von insgesamt 9 531 000 abgegebenen Stimmen erhielten am 16. Juli 1903: Zentrum, Elsässer und Polen etwa 2 300 000, die Sozialdemokratie 3 011 000 Stimmen. Beide Parteigruppen haben ihre Wähler ziemlich vollkommen in der Hand. Sie könnten sich gegenseitig so viele Mandate zuschanzen, daß sie den Reichstag mit einer schier unüberwindlichen Mehrheit beherrschten. Die Regierung würde also auf die Dauer sehr schlechte Geschäfte machen, wenn sie Zentrum und Sozialdemokratie als gleichwertige Gegner behandelte. Und ein „nationaler Block", selbst wenn er keine bureaukratische Faschingsidee wäre, würde die Lage Bülows nur verschlimmern, statt sie zu verbessern, denn er würde zahllose Mitläufer der Sozialdemokratie zuführen.

Die Zeiten sind eben seit der Auflösung des Reichstags von 1887, seit Bismarck sich mit der Septennatswahl eine konservativ-nationalliberale Mehrheit schuf, in jeder Hinsicht andere geworden. Die Sozialdemokraten konnten damals 763 000 Stimmen aufbringen, die militärgegnerischen Freisinnigen kaum mehr, und auch das Zentrum vermochte mit aller Anstrengung nur 1 516 000 Wähler an die Urne zu schleppen. Die Parole: „Das Vaterland in Gefahr!" brachte die Nationalliberalen bis zum letzten Mann an die Seite der Konservativen, während in diesem Wahlkampf die Nationalliberalen mit ihren Bosheits-Zählkandidaturen gegen die Freisinnigen im Enderfolg wesentlich der Sozialdemokratie nützen. Die Sozialdemokratie wiederum hat sich seit 1887 ungefähr verviefacht. Die Konservativen arbeiten dem Zentrum in die Hand. Was wird also aus Bülow? So organisiert man nicht die Wahlkämpfe! Es hat den Anschein, als sei der Regierung die heutige Struktur der Wahlkreise ganz unbekannt. Es fehlt der Geheimrat für Wahlkreise.

Nur so läßt sich auch die erstaunte Abneigung erklären,

mit der die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Naumanns Feststellung aufnimmt, daß nur ein Zusammenwirken der Nationalliberalen mit den Sozialdemokraten dem Zentrum gefährlich werden könne. Das offiziöse Blatt schreibt: „Ein Vorschlag Naumanns, dem Zentrum Sitze zu entreißen, um sie der Sozialdemokratie zuzuschanzen, würde an der bisherigen parlamentarischen Konstellation nicht das mindeste ändern". Diese Zeilen verraten die völlige Unkenntnis der Regierung in allen Wahlverhältnissen. Wenn Liberale und Sozialdemokraten sich in Wahlkreise des Zentrums aufteilen, würde doch mindestens die Hälfte der betreffenden Zentrumsmandate — wahrscheinlich aber viel mehr — dem Liberalismus zufallen. Im Großherzogtum Baden allein könnten 5 Wahlkreise in Betracht kommen, wo der Liberale, ohne oder gegen die Sozialdemokratie, dem Zentrum unterliegen muß oder es nicht verdrängen kann. Weil der Liberalismus seine Schlachten fast nirgends mehr im ersten Gange schlägt, sondern fast immer erst in der Stichwahl siegt, säße er im ganzen Süden und Westen ohne Stichwahlhilfe des Zentrums oder der Sozialdemokratie einfach auf dem Trocknen. Das Zentrum versagte schon 1903 vielfach gegen die Sozialdemokratie, und wird diesmal noch öfter versagen. Wenn der Liberalismus im Westen und Süden nicht in der Versenkung verschwinden will, braucht er die Sozialdemokratie für die Stichwahl, wie das liebe Brot. Ueberall, wo es gegen das Zentrum geht, müßte die Regierung, wenn sie Bescheid wüßte, auf das lebhafteste wünschen, daß die Sozialdemokratie den Liberalismus heraushaut. In allen diesen Fällen bedeutet ja die Sozialdemokratie für die Regierung bares Geld. Deshalb stellt eine Regierungsparole „unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie" so ziemlich das Höchstmaß von Torheit dar, das sich der gegenwärtigen Verwirrung nur hinzufügen läßt. Die ganzen Hoffnungen der Regierung, die Mehrheitsverhältnisse des Reichstags zu verändern, beruhen letzten Endes darauf, ob die Sozialdemokratie in den Stichwahlen eine verständige Haltung einnehmen wird.

Man kann nicht mit Sicherheit prophezeien, ob Zentrum, Sozialdemokraten und Polen im neuen Reichstag aus der Mehrheit verdrängt werden — glaublich erscheint es nicht. Die Polen werden sicher zunehmen, und werden nicht nur aus klerikalen, sondern auch aus konservativen Häuten ihre Riemen schneiden, teils infolge der Erbitterung über die Polenpolitik, teils weil die Tausende polnischer landwirtschaftlicher Saisonarbeiter, die im Sommer nach dem Willen ihrer Arbeitgeber konservativ wählen müssen, nun zu Hause sitzen und wählen können, wie sie wollen. Die Sozialdemokratie wird durch natürliches Wachstum vielleicht wieder gewinnen, was sie unter Umständen an bürgerliche Sammelkandidaten verliert. Das Zentrum kann im Westen und Süden ein paar Mandate an Liberale und Sozialdemokraten, in Schlesien an Polen abtreten. Im allergünstigsten Falle werden sich im nächsten Reichstag die Mehrheiten in nationalen Fragen ungefähr die Wage halten — aber was ist selbst dann für die Regierung viel gewonnen? Sie muß auch so mit dem Zentrum „Gut Freund" sein.

Die Regierung konnte eine klare Wahlparole gegen das Zentrum ausgeben. Das hätte, um den Kampf aussichtsreich zu machen, zugleich eine antireaktionäre Parole sein müssen. Es ist nicht so gekommen, und nun bleiben dem Fürsten Bülow schließlich zwei Wege:

1. Aenderung des Wahlrechts oder der Wahlkreiseinteilung, um dem Zentrum seine parlamentarische Machtstellung zu nehmen. Gegen beides sind Mehrheiten im Reichstag vorhanden. Gegen eine Wahlrechtsverschlechterung sind Freisinnige, Sozialdemokraten und sicher auch in dieser Lage das Zentrum, da ja ein solcher Plan nur den Zweck haben würde, rechts vom Zentrum eine Mehrheit zu schaffen, also das Zentrum auszuschalten. Gegen eine gerechte Wahlkreiseinteilung, welche die Bevorzugung der Landbezirke — die ebenfalls dem Zentrum zugute kommt — aufheben würde, ist ohne weiteres eine reaktionäre Mehrheit vorhanden. Vermutlich wird auch die Regierung, aus Angst vor der Sozialdemokratie, nichts derartiges unternehmen. Alle diese Pläne scheitern am Reichstag und sind, mit viel Nerven, nur ohne den Reichstag auf dem Wege des Staatsstreichs möglich.

2. Versöhnung der Regierung mit dem Zentrum. Das ist in der Tat der Gang nach Canossa. Es gibt diplomatische Mittel, um einen solchen Sieg des Zentrums nicht allzu augenfällig erscheinen zu lassen, aber — mag das Kompromiß aussehen, wie es will — dann ist das Zentrum stärker als je, denn es hat nun die Regierung seine Faust fühlen lassen, und die Regierung mußte sich ihm dennoch unterwerfen.

Wer bekämpft denn eigentlich in dieser Wahl grundsätzlich das Zentrum? Die Konservativen liebäugeln mit ihm. Die Nationalliberalen wollen sich seine Hilfe für die Stichwahl sichern — wenn auch der Erfolg zweifelhaft ist. Die Sozialdemokraten stehen mit ihm in einer Linie. Die Freisinnigen haben mit ihm nur wenige Wahlkreise ernsthaften Zusammenstoßes.

Wie die Dinge sich entwickelt haben, verläuft die ursprüngliche Regierungsparole „Gegen das Zentrum" im Sande, und die Parteiverhältnisse sind kaum klarer als während der Wahlen von 1903. Sorgen wir dafür, daß der einzig gefährliche Gegner des Zentrums und seiner reaktionären Helfershelfer, der selbstbewußte Liberalismus, gestärkt aus dem Kampfe hervorgehe. Das ist der beste Dienst, den wir dem Vaterlande erweisen können, und den wir einer Regierung erweisen können, die sich klarer darüber ist, wie das Zentrum überwunden werden kann.

Eugen Kas.

Soziale Eindrücke in England

Immer wieder haben sich in letzter Zeit die Blicke der sozialinteressierten Deutschen über den Kanal hinübergerichtet, um Vergleiche zwischen drüben und daheim anzustellen. Das geschah im Hinblick auf Volksschulfrage, auf die Frage der schnellen Schlichtung der gewerblichen Arbeitskämpfe, im Hinblick auf die Haftbarkeit der Gewerkschaften, auf die Fleischteuerung, um nur einige der nächstliegenden Anhaltspunkte zu nennen. Alle moderne wissenschaftliche Erkenntnis bedient sich des Vergleichs, um Gesichtspunkte und Maßstäbe für die Beurteilung der Dinge zu erlangen. Und dennoch hat all dieses Vergleichen, wenn man den Dingen nicht ganz auf den Grund gehen und sie nicht auf einen Generalnenner bringen kann, der den verschiedenartigen Voraussetzungen und Nebenerscheinungen Rechnung trägt, etwas sehr Mißliches. Abgesehen von allem Subjektivismus des Beobachtens und Beurteilens gibt auch die nackte Gegenüberstellung objektiv geschilderter Tatsachen, wie sie in zwei verschiedenen Ländern oft in scharfem Gegensatz zu einander vorkommen, häufig ein durchaus schiefes Bild, da der Fernerstehende die ganze Kette der Zusammenhänge, in der jene herausgelösten Tatsachen ein einziges Glied bilden, nicht vor Augen hat, und es bei einer ganzen Summe von Erscheinungen, zumal den soziologischen, selbst dem fremdländischen Spezialforscher erst nach langem, liebevollem Bemühen gelingt, den psychologischen Untergrund der Sitten und Gebräuche, der historischen Ueberlieferungen, der ethnographischen Einflüsse derart zu erfassen, daß ihn das Bild des fremden Volkslebens nicht mehr „komisch" berührt, sondern als eine klare, in sich geschlossene Notwendigkeit vor ihm steht.

Wenig andere Nationen wird der deutsche Beobachter so schwer erfassen und richtig darstellen können, wie die ihm angeblich nahe verwandten Briten. Bei uns größeres System und deutliche Reglementierung in allen Dingen — bei den Briten alles in der Hauptsache Herkommen, Gewöhnung, instinktive Uebung, in tausendfältiger, verwirrender Buntheit: die scheinbare, regellose Willkür der Freiheit, und hinter allem doch wieder die altgefestigte, ja oft starre, wenn auch ungeschriebene Norm und Form!

In diesem Gegensatz des Volkslebens — bei uns das Wesentliche erlernbar, drüben nur erlebbar, durch längeres Hineinleben erfaßbar — scheint mir die Hauptschwierigkeit für eine richtige Würdigung des englischen Handels und Wandels vom deutschen Standpunkt aus zu liegen. Und ganz besonders für den, der mit irgend einer bestimmten Studientendenz, einer gebundenen Marschroute, vom Lande der „Dichter und Denker" ins Land der „Kaufleute und

Seefahrer" kommt und einen heimischen Standpunkt mit dem des britischen Volkes in gleicher Frage vergleichen will.

Wer nun, wie ich und meine Reisekameraden — Mitglieder einer Studienkommission der Gesellschaft für Soziale Reform — es taten, nach England fährt, um sozialpolitische Belehrung von dort heimzubringen, wird dank unserer beliebten deutschen Praxis, die fremdländischen Verhältnisse als „ideal" gegenüber den eigenen hinzustellen, kaum anders als in der Erwartung hinziehen, das gelobte Land der Freiheit und der Sozialpolitik, der musterhaften Rechts- und Arbeitsordnung, zu finden. Wer außerdem Neigung für kunstgeschichtliche und kunstgewerbliche Studien besitzt, wird glauben, in ein Reich angewandter Schönheit zu kommen. Diese schiefen Erwartungen werden wohl bei jedem bescheidenen Wanderer, der nicht auf der Jacht eines Lords an einem köstlichen, mit edler Kunst geschmückten Herrensitze in England landet, zunächst einer schweren Enttäuschung platzmachen. Nur denen, die das Inselreich mit alles verstehenwollender Liebe jahrelang in seinem Volkscharakter und in Einzeläußerungen seiner Kraft, seines Reichtums und seiner Begabung studieren wollen, enthüllt das Land seine Gunst; dem Fremden, der sich nicht in das Land hineinleben will, zeigt es ein fremdes, unfreundliches Gesicht. Nicht bloß infolge seiner klimatischen Schwächen, sondern auch gerade oft in denjenigen Stücken, in denen wir die eigentlichen Vorzüge und Ueberlegenheiten Englands suchen.

Ich bemerkte schon, daß die Fragen der freiheitlichen Ordnung des öffentlichen Getriebes und der sozialen Verhältnisse bei meinen England-Studien in meinem engeren Interessenkreise lagen. Einem Wunsche der Redaktion folgend, will ich also über diese Punkte ein wenig von meinen subjektiven Eindrücken wiedergeben, mit allen den Vorbehalten, die ich vorhin auseinandersetzte.

Meine Eindrücke drüben waren, um es gleich rund heraus zu erklären, im Lande der Freiheit, das wir nur noch mit einem sehnsüchtigen Augenaufschlag daheim zu nennen gewohnt sind, anfänglich nicht derart, um mich in das jungfräuliche Albion stürmisch zu verlieben. „Es hat alles seine zwei Seiten", und der Reisende gewahrt zunächst in England von der Freiheit nur die Schattenseiten. Jedenfalls war ich in den ersten beiden Wochen, die ich in London und im Zentrum des „Black Country" zubrachte, tief deprimiert durch die abstoßende Häßlichkeit und den Einschlag grinsenden Elends in das äußere Bild des Straßen- und Volkslebens, so wie es sich mir auf meinen Streifzügen darstellte, die natürlich wesentlich in Industrie- und Arbeiterquartiere gerichtet waren. Essen, die schwarz beleumundete Kohlen- und Eisenstadt unserer Heimat, erschien mir als ein Kleinod gegenüber diesen schmutzigen, mit Rauch und Nebel verhängten Fabrikzentren, um die sich trostlos lange Reihen müdischwarzer, nach einer Schablone wiederholter dürftiger Arbeiterhäuschen gruppierten. Selbst die großartigen Schönheiten Londons, das durch das geschichtliche Pathos seiner City-Architektur, durch die Fieberhaftigkeit seines Verkehrs überwältigend wirkt und in seinen reichen Außenstädten durch Lieblichkeit bezaubert, vermischten sich in meinem Empfinden mit den Kontrasten des Jammers und der Geschmacklosigkeit des äußeren Geschäftslebens zu einem disharmonischen Bilde.

Die ungünstigsten Eindrücke vom sozialen Getriebe des öffentlichen Lebens in England empfing ich überall da, wo die Frauenarbeit grassiert: Schmutz und Zerlumptheit häuften sich dort in einer für deutsche Begriffe „polizeiwidrigen" Weise. Weit besser mutete mich die Verhältnisse in den nördlichen Zentren der Schwerindustrie für Kohle und Eisen an, so sehr auch die extremen Gegensätze in dem sozialen Standard der Klassen, zwischen der Bourgeois-Existenz der hochqualifizierten, stark organisierten Arbeiter und dem ausgebeuteten Proletariat der schwachorganisierten Handlanger mich befremdete. Das ist die große Schattenseite d[es] auf die Spitze getriebenen Individualismus. Die Vernachlässigung der einheitlichen Volkserziehung in Haus, Schule und Heer schienen mir mit jenen Erscheinungen zu sprechen. Die einzelnen hervorragenden Leistungen Englands auf letzterem Gebiete, die wir in Deutschland so oft mit Bewunderung preisen, z. B. in der natürlichen Pädagogik, im Volksbibliotheks- und Fortbildungsschulwesen, in dem Anschauungsunterricht der Museen, in den sogenannten University-Settlements, können — das war mein Gefühl — nicht die Schwächen des Systems im gesamten Volkserziehungswesen ausgleichen. Die freie Zeit, deren sich die Masse drüben infolge der verkürzten Arbeitszeit und des freien Sonnabend-Nachmittags in höherem Grade als in Deutschland erfreut, würde von den arbeitenden Klassen bei uns im Durchschnitt etwas besser, fruchtbarer verwendet werden, als ich es in England beobachten konnte.

Shadwell, der bekannte tüchtige, sozialpolitische Forscher, der in „Industrial-Efficiency" England mit Deutschland und Amerika vergleicht, behauptet allerdings das Gegenteil. Vielleicht denkt er über die politisch-gewerkschaftlichen Massenübungen, mit der die deutschen Arbeiter zum großen Teil neben dem Familienleben und der Kneipe ihre freie Zeit ausfüllen, etwas pessimistischer als ich, der ich trotz der vielfachen politischen Unreife dieser Organisations-Gymnastik dennoch den geistigen Trieb, der sich darin äußert, schätze. Der englische Arbeiter verbringt seine freie Zeit in höherem Maße mit Trinken und mit Sport.

Gewiß kennen wir leider in Deutschland die Sonntagsausflüge der Arbeiter in die Seebäder nicht — wir haben aber dafür unsere Ausflüge mit Kind und Kegel ins Grüne. Gewiß gestattet bei uns die Pflege des Sports in den Arbeiterkreisen noch keinen Vergleich mit dem Arbeitersport in England. Dafür klagt man drüben aber über Uebertreibungen des Sportinteresses durch unsinnige Wettgeschäfte. Andererseits sind unsere deutschen Arbeiter zu einem großen Teile durch die Turnschule und durch das Militär gegangen und widmen ihrer Körperpflege in der eigenen Häuslichkeit und während des Aufenthalts in den Fabriken eine viel weitergehende Aufmerksamkeit als der durchschnittliche Arbeiter, dem wir drüben begegnen. Der Mangel jeglicher Waschgelegenheit in den Bergwerken dieses Landes, das durch den Reinlichkeit„luxus" seiner bürgerlichen Haushaltungen weltbekannt ist, die mangelhaften oder fehlenden Ankleide- und Speiseräume, die Unzulänglichkeit der Unfallverhütungseinrichtungen, erschienen mir bedenklich.

Die Gewerkschaften scheinen sich drüben ausschließlich um die Lohnfrage, aber um den Arbeiter als Menschen außerordentlich wenig zu kümmern. Vielleicht verträgt sich dies nicht mit dem Selbstbestimmungsrecht des freien Engländers. Und doch hätten die englischen Gewerkschaften meinem Empfinden nach angesichts der erwähnten Mängel in der sozialen — wohl gemerkt: nicht der politischen — Haltung der Massen, eine ungeheure Aufgabe zu erfüllen. Unsere deutschen Gewerkschaften sind in dieser Richtung den englischen entschieden voraus, wie denn überhaupt die Rührigkeit, das lebendige Interesse in den breiten Schichten unserer Organisationen für die vielgestaltigen Arbeiterfragen einen ganz anderen Schwung hat als drüben. Freilich haben die englischen Trade-Unions dafür auch nicht unter dem Ueberschwang dieser Aktivität der Massen zu leiden. Die Disziplin der Organisationen gegenüber den erwählten Gewerkvereinsführern ist entschieden größer und zuverlässiger als bei uns, sie wird durch eigenmächtige Schritte infolge plötzlicher Willensänderung der Massen wohl nicht so oft wie bei uns in Frage gestellt.

Das unbedingte Vertrauen der englischen Gewerkvereinler zu ihren Generalsekretären erscheint mir in den Verhältnissen begründet. Einmal erfolgt ihre Auswahl sehr sorgfältig nach rein sachlichen Gesichtspunkten; parteipolitische Interessen, wie bei unseren roten Gewerkschaften sind hier ausgeschlossen. Ich muß gestehen, daß mir die Gewerkschaftssekretäre drüben (ich kam mit mehr als einem Dutzend Führern der größten Trade-Unions in enge Berührung) den Eindruck hervorragend tüchtiger Männer gemacht haben. Und in der Kunst erfolgreicher Diplomatik bei der Vertretung von Gewerkschaftsinteressen können unsere Gewerkschafter noch manches von ihnen lernen. Allerdings haben sie auch auf einem viel günstigeren Boden zu arbeiten.

Vollkommene Anerkennung der Gewerkvereine durch die Unternehmerverbände, gegenseitige Hochachtung unter den Vertretern der beiden Gruppen Kapital und Arbeit ist drüben etwas Selbstverständliches. Die englischen Unternehmer behandeln die Lohnfrage mit kaufmännischer Kulanz genau so wie die Verständigung im Warengeschäft mit einem guten Kunden. Da ist die Gewerkschaftstaktik für einen Führer natürlich um vieles leichter. Dazu kommt, daß die Neigung zum Verhandeln, zur Kompromißverständigung bei diesem durch Jahrhunderte politisch geschulten Volke jedem im Blute liegt, und „ehrlich Spiel", wie beim Sport, so auch im Handel zwischen Unternehmer und Arbeiter, stillschweigendes Gesetz ist.

Zu diesen für die inneren Geschicke des englischen Volkes so außerordentlich günstigen Anlagen gesellen sich weitere Charaktervorzüge der Nation, die die oben gestreiften sachlichen Mängel in seinem sozialen System in hohem Grade ausgleichen. Das ist einmal das ruhige, nüchterne, aufs Praktische gerichtete Temperament des Engländers, das dem Fremden oft wohl sogar ledern vorkommen mag, aber doch vor der überlauten, kraftlosen Phrasendrescherei, Theoretisiererei und Rechthaberei, wie sie außerhalb Englands häufig vorkommt, viel voraus hat. Das Selbstbewußtsein einer gleichberechtigten Persönlichkeit, das in jedem Engländer lebt, das geschlossene Kraftgefühl des sportgestählten Volkes verleihen natürlich auch dem Arbeiter ein anderes soziales Empfinden, als es in dem bevormundeten und beargwöhnten deutschen Arbeiter sich entfalten kann, und lassen den Neid und Haß der Klassen und die persönliche Verhetzung nicht als Massenerscheinung aufkommen. Die sich mir immer wieder aufdrängende Frage: warum hat dieses klassische Land des kapitalistischen Industrialismus, in dem keine starke Landwirtschaft die Marxschen Dogmen über den Haufen wirft, dieses Land der schlimmsten äußeren sozialen Kontraste, des breit herumlungernden Lumpenproletariats, dieses Land, in dem keine starke Militärmacht den „inneren Feind" dämpft — warum hat es keine revolutionäre Sozialdemokratie, warum wird es nach der Meinung zuständiger englischer Beurteiler niemals eine solche erhalten? Diese Frage beantwortet sich allein aus dem gesunden Wesen des englischen Volkscharakters, aus der instinktiven, politischen Klugheit der Regierenden und der „Tatsachen"-Natur der Regierten, in der nichts von der Unrast der aus langjährigen Fesseln Befreiten rumort.

Gewiß — das war unser Gefühl — kann England mit seinem bisherigen System der Freiheit in Volksschul- und Heererziehungsfragen, in der sozialen Hilfsorganisation und Wohlfahrtspflege an den arbeitenden Massen auf die Dauer nicht auskommen, wiewohl es bis vor kurzem damit die Spitze der Industrieländer behauptet hat. Immerhin wird dieser gesunde Volkscharakter es vor den inneren Schwierigkeiten bewahren, welche die Stellung anderer Länder in dem internationalen Konkurrenzkampfe beeinträchtigen. In diesem Konkurrenzkampfe entfaltet England anscheinend nicht so viel zähen Eifer wie wir; es zeigt die ruhige Sicherheit des im glücklichen Besitze Befindlichen. Jedenfalls läßt es in dem persönlichen Verkehr mit seinen Rivalen nicht die geringste Spur von Nervosität aufkommen. Vielmehr bringt man den lernbegierigen Deutschen, die durch Empfehlungen gut eingeführt sind, überall, in England und Schottland, rückhaltlose Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft in jeder Hinsicht entgegen und bezeugt ihnen in dezentester Form darüber hinaus jene altkultivierte Gastfreundschaft, die das britische Haus auszeichnet.

Schließlich ein Wort über jene inneren Schwierigkeiten, die sich natürlich aus dem Aufkommen einer dritten unabhängigen, das alte Schaukelspiel der bisherigen englischen Politik störenden Partei und aus der Agitation Chamberlains ergeben werden. Diese muß sich zwar nicht in der gegenwärtig erörterten Form, wohl aber im Grundgedanken durchsetzen, wenn jene neuen politischen Forderungen breiter Massenwohlfahrt, wie sie die aufsteigende Arbeiterpartei aufstellt, einen Nährboden zu ihrer Verwirklichung finden sollen. Nachdenkliche Engländer, die das Ausland gut kennen und ihr Volk lieb haben, predigen es immer wieder, daß die Nation aus dem systemlosen Sich-Gehenlassen sich zu einem scharfen Zusammenfassen all ihrer Kräfte aufraffen müsse. Aus dem gegenwärtigen Capua, das die Tüchtigkeit großer Volksteile erschlaffen oder verkommen läßt, wird die Arbeiterpartei die Nation aufrütteln. Sie wird dem Staatsorganismus den nötigen Schuß Sozialismus, der England fehlt und der den 7 Millionen „Unfit" allein zu helfen vermag, bringen, sich aber dank der alten Kultur und der politischen Erziehung der Briten von der unfähigen Sozialdemokratie Deutschlands durch eine wirklich einflußreiche Mitarbeit an der Wohlfahrt des ganzen Reiches unterscheiden. Allerdings verfehlen die bestehenden, bisher allein regierenden Parteien nicht, dem jungen Bruder, der erwacht und aufbegehrt, beizeiten klug die Hand zu reichen, um ihn beim Vorwärtsstreben an ihrer Seite und nicht in Opposition gegen sich zu wissen.

W. Zimmermann.

Die Erfolge der Mutterschaftsversicherung in Frankreich

Frankreich ist in Gefahr, ein Staat zweiten Ranges zu werden. Vor hundert Jahren stellten die Franzosen 27 Prozent der europäischen Bevölkerung dar, jetzt weniger als 12 Prozent. Im Jahre 1820 kamen in Frankreich auf 1000 Einwohner jährlich 31,8 Geburten, 1870 waren es nur noch 26,2, und im Jahre 1900 sogar nur noch 21,4 Geburten. Im neuen Jahrhundert stieg die Anzahl der Neugeborenen ein wenig: von 827 297 im Jahre 1900 auf 857 274 im Jahre 1901, während die Geburtenziffer im Jahre 1901 wieder auf 818 229 sank. Diese, im Verhältnis zur Geburtenziffer in England, Deutschland und Oesterreich sehr geringe Anzahl von Geburten ist um so bedenklicher, als die Zahl der Todesfälle in Frankreich gegenüber derjenigen in den genannten Ländern durchaus nicht niedrig ist, so daß der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in Frankreich im Jahre 1903 nur wenig mehr als ein halbes Hunderttausend beträgt, während in demselben Jahre Oesterreich und England einen Zuwachs von über 500 000 Menschen (also zehnmal soviel als Frankreich), Deutschland sogar von mehr als 80 000 Seelen erhielten. Besonders bemerkenswert ist es, daß die Aushebungszahl für das Jahr 1903 in Frankreich um 22 000 hinter der des Vorjahres zurückblieb; es konnten nur 132 000 Mann gegen 154 000 im Jahre vorher eingestellt werden. Es machte sich also schon der Mangel an diensttauglichen Menschen geltend; und dabei verfährt man sicherlich bei der Aushebung in Frankreich nicht so vorsichtig wie in Deutschland, denn sonst würden nicht auf 1000 Mann des unter den Waffen befindlichen Effektivbestandes in der französischen Armee 5,11 sterben, in der deutschen Armee dagegen nur 2,23, obgleich infolge von Selbstmorden die deutsche Armee auf 1000 Mann 0,42, die französische dagegen nur 0,32 verliert; man muß eben in Frankreich manchen Mann einstellen, der in Deutschland als untauglich gelten würde; denn hierin liegt doch wohl hauptsächlich der Grund dafür, daß die französischen Soldaten im allgemeinen weniger widerstandsfähiger besonders gegenüber den Infektionskrankheiten sind, als die deutschen. Selbstredend sind, um die Zahl der Geburten in Frankreich zu vergrößern, viele Vorkehrungen angewandt, zahllose Mittel vorgeschlagen worden. Man findet diese Maßnahmen vortrefflich in der Jules Jungschen Arbeit „Famille population" beschrieben und kritisiert. Auch hatte der französische Senat eine außerparlamentarische Kommission eingesetzt, die die Entvölkerung Frankreichs studieren und Vorschläge zur Behebung des Bevölkerungsstillstandes machen sollte; aber das Studium dieser Kommission hat ebensowenig Einfluß auf die Geburtenziffer in Frankreich ausgeübt, wie all die andern in der Arbeit von Jung geschilderten Maßnahmen; im Jahre 1903 stellte die Kommission ihre Arbeiten ein, da das Budget für 1903 ihr keine Mittel zur Verfügung stellte. Wenn es aber nicht gelang, die Anzahl der Geburten zu vergrößern, so mußte man auf Mittel sinnen, die Zahl der Todesfälle zu verkleinern, um wenig-

stens auf diese Weise einen Geburtenüberschuß zu erhalten. So hat man vor einigen Jahren endlich die seit langem bestehende obligatorische Pockenimpfung wirklich durchgeführt, man hat, da es an Geld für nach deutschem Muster zu erbauenden Lungenheilstätten fehlt, zu den recht wirksamen „dispensaires antituberculeuses" seine Zuflucht genommen, man hat die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung wenigstens teilweise nachgeahmt, man hat Vereine zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, zur Beschaffung gesunder Wohnungen usw. gegründet. Vor allem aber hat man sein Augenmerk darauf gerichtet, die vorhandenen Kinder soviel als irgend möglich von der in allen Staaten übergroßen Säuglingssterblichkeit zu bewahren. Darin hat man nun in Frankreich sehr bemerkenswerte Erfolge durch ein vortreffliches System der Mutterschaftsversicherung (Mutualité maternelle) besonders in Verbindung mit dem Institut für Beschaffung guter Milch (oeuvre sociale du bon lait) erhalten. Worin bestehen diese Erfolge? Nach Wolff beträgt die Säuglingssterblichkeit in den höheren Ständen 8,9 Prozent, im Mittelstande 17,3 Prozent, im Arbeiterstande 30,5 Prozent. Die bekannte Berliner Aerztin Dr. Agnes Bluhm hebt in ihrer in Weyls Handbuch der Hygiene erschienenen Arbeit das Beispiel des Hauses Dollfuß in Mülhausen hervor.

„Während dort früher 38 bis 39 Prozent der von mehreren hundert Fabrikarbeiterinnen geborenen Kinder im ersten Lebensjahr starben, sank die Säuglingssterblichkeit auf 25 Prozent herab, nachdem man den Arbeiterinnen 6 Wochen lang vor und nach der Entbindung den vollen Lohn auszahlte, ohne daß sie während dieser Zeit zu arbeiten brauchten." Also selbst nach dieser vortrefflichen Fürsorge noch eine Säuglingsmortalität von 25 Prozent; selbst in den höheren Ständen eine Säuglingssterblichkeit von 8,9 Prozent. Zurzeit ist die Säuglingssterblichkeit in Deutschland über 20 Prozent, in Frankreich allerdings **12,6 Prozent.** Trotzdem aber die Säuglingssterblichkeit in Frankreich fast nur halb so groß ist wie in Deutschland — (nach dem „Annuaire statistique de la ville de Paris" für das Jahr 1902 starben in Paris nur rund 10 Prozent der Säuglinge, wobei ja wohl in Betracht zu ziehen ist, daß viele in Paris geborene Säuglinge außerhalb der Weltstadt verpflegt werden und dort starben) — ist es doch verblüffend, zu hören, daß bei den Kindern von 972 im Jahre 1905 entbundenen, der mutualité maternelle angehörenden Frauen nur eine Sterblichkeit von 3 **Prozent** vorlag.

Da dürfte es wohl von Interesse sein, dieses Institut etwas näher kennen zu lernen.

Der Berliner Kongreß vom Jahre 1890 hat zur Gründung der Anstalt die Veranlassung gegeben. Auf dem Kongreß, welcher die Vertreter von 17 europäischen Staaten sah, wurde folgende These aufgestellt: „Die Wöchnerinnen sollen erst 4 Wochen nach ihrer Entbindung zur Arbeit wieder zugelassen werden." Die französische Sektion hatte auf diesem Kongreß Jules Simon als Präsidenten und dieser wußte in Frankreich die Oeffentlichkeit für den Beschluß des Berliner Kongresses zu interessieren. In der Kammersitzung vom 5. Februar 1891 wurde dann auch bei Beratung des Gesetzes über die Reglementierung der Kinder- und Frauenarbeit der Schutz der Wöchnerinnen diskutiert. Wenn aber die These des Berliner Kongresses Staatsgesetz wurde, so hieß dies dem Staat eine finanzielle Belastung auferlegen, die er ohne weiteres zu tragen nicht vermochte. Der Staat konnte nur auf die Privatwohltätigkeit seine Hoffnung setzen. Diese zögerte auch nicht lange; der Pariser Industrielle Félix Pouffineau gründete im Einvernehmen mit den 3 Syndikatskammern für Näherei, Stickerei und der Bordenwirkerei das Werk der mutualité maternelle; die Gründung fand noch im Februar 1891 statt und zwar unter der Protektion der Gemahlin des ermordeten Präsidenten Carnot.

Den dem Arbeiterstande angehörenden Wöchnerinnen eine Entschädigung zu verschaffen, damit sie sich 4 Wochen lang nach der Entbindung der Arbeit enthalten und sich dem neugeborenen Kinde widmen können — dies wurde als Zweck des Instituts bezeichnet.

Die Frauen, welche sich der Mutterschaftsversicherung anschließen wollten, mußten sich verpflichten, jährlich drei Francs zu zahlen; dafür erhielten sie sogleich nach ihrer Entbindung eine Summe von 48 Francs, in vierwöchentlichen Teilbeträgen, dazu noch eine Prämie von 10 Francs wenn die Mutter ihr Kind selbst nährt.

Während die Mutterschaftsversicherung zuerst nur auf die 3 Syndikatskammern beschränkt war, wurde ihre Tätigkeit seit Januar 1901, einem spontanen Verlangen gemäß, auf sämtliche Arbeiterinnen und Beamtinnen des Seine-Departements ohne Unterschied des Berufes ausgedehnt. Die Zahl der Teilnehmerinnen, welche bis zu dieser Neuerung 1700 gewesen ist, ist gleich auf 10 000 gestiegen, und ist seitdem noch in täglichem Steigen begriffen, so daß, wenn die Hilfsmittel es erlauben, die Anstalt bald 40 bis 50 000 Frauen umfassen wird. Diese rasche Entwicklung des Instituts hat naturgemäß auch auf die Provinzen gewirkt, und bereits jetzt sind dort mehr als 150 Tochteranstalten im Betrieb oder auf dem Wege zur Bildung.

Das von der mutualité maternelle eingeschlagene Verfahren ist folgendes:

Sobald eine Teilnehmerin entbunden ist, und hiervon der Versicherungsanstalt Anzeige gemacht hat, begibt sich eine der Inspektorinnen (dies sind ehrenamtlich tätige Damen der Gesellschaft) zu der Wöchnerin, um ihr das Wöchnerinnengeld für die erste Woche zu bringen. Die Inspektorin fertigt über ihren Besuch einen genauen Bericht an. Der zweite und dritte Entschädigungsbetrag werden der Wöchnerin ebenfalls von der Inspektorin überbracht, wobei diese sich davon überzeugen kann, daß die Arbeiterin in ihre Arbeitsstätte noch nicht zurückgekehrt ist. Die Teilnehmerin holt dann — falls ihr Gesundheitszustand es erlaubt, die vierte Teilzahlung selbst auf der Zentrale der mutualité maternelle ab; sie muß hierbei in Gegenwart der Inspektorin das Kind stillen, wenn sie die auf 10 Francs festgesetzte Stillungsprämie erhalten will. Bei dieser Vorstellung ist der Versicherungsanstalt Gelegenheit gegeben, zu konstatieren, ob das Kind lebt oder tot ist. Nach den Veröffentlichungen der mutualité maternelle war die Sterblichkeit der Säuglinge, deren Mütter der Mutterschaftsversicherung angehören, in diesem Lebensalter fast gleich Null.

Um aber die Sorgfalt für die Kinder nicht auf die ersten 4 Lebenswochen, sondern, wie dies durchaus notwendig ist, auf die ersten 18 Monate nach der Geburt auszudehnen, steht die mutualité maternelle mit zwei anderen Instituten in unmittelbarem Zusammenhang; es sind dies 1. die „consultations de nourrissons", welche etwa unseren Säuglingspoliklinken entsprechen, und den Müttern Ratschläge über die Ernährungsweise und die gesamte hygienische Säuglingspflege erteilen, und 2. das „oeuvre du bon lait", welches für die Beschaffung und Kontrolle einer in bakteriologischer und chemischer Hinsicht einwandfreien Milch Sorge trägt; das Liter einer solchen Milch wird, in kleinen, keimfrei gemachten Fläschchen abgefüllt, zum Preise von 20 Centimes abgegeben.

Das ganze Institut ist in zahlreiche, über alle Stadtteile und Vororte von Paris verteilte Sektionen eingeteilt; eine jede Sektion besteht aus einem Präsidenten, Vizepräsidenten, Schatzmeister, Sekretär und einer unbegrenzten Anzahl von Damen des betreffenden Bezirkes, welche den Namen „visiteuses" oder „inspectrices" führen. Jede Sektion hat ein dispensaire für die consultations de nourrissons (Säuglingspoliklinik). Die Erfolge dieser Maßnahmen müssen tatsächlich als außerordentlich bemerkenswert bezeichnet werden. Von Jahr zu Jahr gelang es der mutualité maternelle immer mehr, den Prozentsatz der Sterblichkeit unter den Säuglingen der ihr angehörenden Frauen herabzusetzen. — Wir wollen hier gleich das Aufsehen erregende Resultat des Jahres 1905 mitteilen:

Der Bericht des Jahres 1905 bezieht sich auf 1445 Geburten; 68 Kinder waren totgeboren, bezw. nicht lebensfähig, so daß also 1377 Kinder in Betracht kommen. Von diesen wurden 80 mit der Flasche, 23 von Ammen und 1200 von der eigenen Mutter genährt; also 90 Prozent der Kinder wurden mit Muttermilch ernährt.

Im Jahre 1905 waren bereits 29 Sektionen im Betrieb; neun davon seit dem 1. Januar 1905. Es ist daher leicht, die Sterblichkeitsstatistik dieser 9 Gemeinden zu geben:

Sektion	Geburtenzahl der Gemeinde nach den Staatsregist.	Gestorben	Mutualité maternelle Geburten in der mutualité maternelle	Sterblichkeit
Vincennes	423	43·10%	57	0
Gentilly	165	24·15%	25	2·8%
Asnières	548	62·12%	79	5·4%
Josy-les Moulineaues	307	45·15%	78	5·6,5%
Créteil	90	11·11%	38	0
Plaine St. Denis	295	43·15%	80	3·3,8%
Parc-St. Maur	406	54·12,2%	170	3·1,8%
Courbcovie	511	53·10%	100	0
Sèvres	163	14·9%	35	3·9%
	2 917	349·11,9%	662	21·3,1%

Für 662 Kinder, welche in diesen Sektionen geboren wurden, erhielt man also eine durchschnittliche Sterblichkeit von 3,1 Prozent, während sie für die Gesamtheit der Gemeinde 11,9 Prozent betrug.

In 13 anderen Sektionen der mutualité maternelle, welche während des Jahres 1905 gegründet worden sind, wurden 315 Kinder geboren, von denen 6 Kinder starben.

In diesen und den vorher genannten Gemeinden zusammen kamen gegenüber 972 lebenden Kindern nur 27, d. h. 3 Prozent Todesfälle vor. Von den im ganzen 1377 lebenden Kindern haben 405 die Wohltaten der consultations de nourrissons nicht genossen, da die betreffenden Mütter die dispensaires nicht besuchen konnten. Von diesen 105 Kindern sind 30 gestorben, d. h. 7½ Prozent. Man sieht daraus, daß, während die Säuglingssterblichkeit bei den Kindern, deren Mütter den Weisungen der dispensaires folgten, 3 Prozent ist, sie bei denen, deren Mütter dies nicht taten, 7,5 Prozent beträgt.

Nun noch einige Mitteilungen finanzieller Art.

Es ist klar, daß die Versicherungsanstalt ungebührlich ausgenützt werden würde, wenn sie jeder Frau, gleichviel, wie kurze Zeit sie erst Teilnehmerin ist, das Wöchnerinnengeld bezahlen würde; denn dann könnte jede Frau, sobald sie merkt, daß sie schwanger ist, sich für 3 Francs aufnehmen lassen, um dann, nach kurz darauf erfolgter Entbindung 48 Francs zu erhalten.

Deshalb verlangt ein Paragraph der Versicherungsstatuten, daß nur denjenigen Frauen die Vorteile der mutualité maternelle genießen können, welche ihr mindestens 9 Monate angehören.

Um aber immer mehr Frauen für die Anstalt zu interessieren, hat man Frauen, die bereits schwanger waren, als außerordentliche Teilnehmerinnen aufgenommen, und ihnen ein Wöchnerinnengeld von insgesamt 15 Francs, sowie einer eventuellen Stillungsprämie von 10 Francs gewährt. Die Hoffnung, daß man diese Frauen dann dauernd für das Institut gewinnt, hat sich durchaus erfüllt. Insgesamt wurden im Jahre 1905 an Wöchnerinnengeldern 30 655 Francs, an Stillungsprämien 11 060 Francs gezahlt, zusammen also 11 715 Francs. Rechnet man zu dieser Summe noch die nicht unbeträchtlichen Kosten für Miete, Verwaltung, ärztliche Behandlung, Drucksachen usw., so würden die Ausgaben für 1905 natürlich die Einnahmen, falls sie nur aus den Beiträgen der 3 Francs pro Jahr zahlenden 6850 Teilnehmerinnen bestehen würden, bei weitem übersteigen; aber dem Institut fließen reichliche Mittel sowohl von Privaten, als auch aus den staatlichen und städtischen Kassen zu. Sicherlich werden jedoch die Teilnehmerinnen um so eher die Kosten aus eigener Kraft aufbringen können, je größer die Zahl der Versicherten ist; die mutualité maternelle wird sogar, wenn sich ihr alle in Betracht kommenden Frauen angeschlossen haben werden, in der Lage sein, den Beitrag von 3 Francs auf 1 Frank herabzusetzen. Schon jetzt hat sie z. B. 5000 Mitglieder der société de secours mutual, sowie 8000 Mitglieder der mutualité commerciale mit einem Jahresbeitrag von 1 Franc pro Mitglied aufgenommen, während Tausende von Frauen, die anderen Gesellschaften angehören, ihrer Aufnahme zu diesen Bedingungen entgegensahen, und zahlreiche Industrielle, sowie die staatlichen Verwaltungen ihre weiblichen Angestellten bei der mutualité maternelle zu versichern, bereits Schritte getan haben. Auf diese Weise ist es wohl möglich, daß im Laufe der Zeit tatsächlich alle in Betracht kommenden Frauen der Versicherungsanstalt angehören werden. Nach dem Bericht von Drou, der sich auf das Jahr 1886 bezieht, gab es in Frankreich 8 191 816 Frauen im Alter von 16—45 Jahren; die Anzahl Geburten betrug 912 838; von den 912 838 Wöchnerinnen würden sich etwa 224 000 die obligatorischen vier Woche unwährende Ruhe, ohne eine Entschädigung zu erhalten, nicht leisten können. Etwa 50 000 Frauen gehören der mutualité maternelle bereits an, nach der in so kurzer Zeit so außerordentlichen Entwicklung zu schließen, dürfte der Weg bis zu dem Ziel, wo alle in Betracht kommenden Frauen der Anstalt sich angeschlossen haben werden, nicht mehr gar so lang sein.

Karlsruhe. Dr. med. **Alfons Fischer.**

Die Volkswirtschaft des Talents

Es gibt Bücher, die man nicht so sehr wegen ihres Inhaltes liest, als wegen der in ihnen lebendigen Willensrichtung. Zu diesen gehört die im Folgenden zu besprechende Schrift von Jos. Aug. Lux: „Die Volkswirtschaft des Talents.“ Leipzig, Voigtländers Verlag 1906. (Preis 2,80 M.) Was sachlich geboten wird, ist in Vielem anfechtbar und in sich selbst oft widerspruchsvoll; es bedürfte keiner eingehenden Würdigung. Wichtig aber ist, sich mit der in dieser Schrift lebendigen Grundstimmung auseinanderzusetzen; denn zweifellos enthält sie Keime einer neuen Menschenbildung. Darum empfehlen wir das Buch zum Lesen. Wir fragen also, was der Verfasser will, nicht, was er sagt.

Er will die schöpferische Kraft des Menschen als den Urquell aller Menschheitsentwicklung verstanden wissen. Dazu glaubt er es in der Volkswirtschaft als das bewegende Zentrum, als Schöpfer aller Werte auffassen zu müssen. Er will in der Kunst die vornehmste Offenbarung dieses Schöpfertriebes erweisen, in der Kunst im weitesten Sinn als einer persönlichen, unersetzlichen Formung, als etwas, das in großen, schöpferischen Zeiten alle Arbeit durchdringt und in jedem ihrer Gebilde sich wirkend offenbart. Er will das Talent im Menschen, „jene unerschöpfliche Naturkraft“, gepflegt und gebildet wissen — besser als es bisher geschehen. Dann, sagte er, dann erst wird Arbeit beglücken und veredeln, wird geleistete Arbeit im verarbeiteten Material als bildende Kraft fortwirkend den Besitzer bereichern, wird jene unheimliche, majestätische Arbeitsenergie der Gegenwart nicht in nutzloser Produktion bloßer Tauschwerte vergeudet werden. Nutzlos aber ist diese Massenherstellung von Waren lediglich unter dem Gesichtspunkt ihres Tauschwertes, denn reine Tauschwerte, ohne Rest ineinander aufgehend und glatt vertauschbar, heben sich gegenseitig auf und zerlösen sich schließlich in dem völlig unpersönlichen Geld. Sie bereichern den Besitzer nur, insoweit er in dieser, letzten Endes nur rechnerisch d. h. aus Zahlen, nicht aus seelischen Werten bestehenden Welt der Tauschwerte lebt, d. h. so weit er, sein Menschsein vergewaltigend, das englische Präparat der theoretischen Nationalökonomie in sich verkörpert: den homo oeconomicus, zu deutsch: den Geldmenschen, der nichts erlebt und alles berechnet, dessen Seele verhungerte in der Fülle der Goldes. Diesem stellt Lux den seine Arbeit erlebenden Künstler gegenüber. Er schafft nicht rein rechnerisch auszudrückende Tauschwerte, er arbeitet persönlich, er schafft wirkliche Gebrauchswerte — nicht er allein, aber er vor allem. In jedem Kunstwerk liegt eine schlechthin unbezahlbares Moment: der persönliche Anteil des Künstlers. Daraus allein fließt die Freude während der Arbeit, darin allein gründet, was den Besitzer wahrhaft bereichert. Was das Kunstwerk in höchster Vollendung und Reinheit zeigt, sollte jedes Produkt menschlicher Arbeit in sich verkörpern. Jeder Arbeiter, wo immer es die Art der Arbeit gestattet, soll sich als Schaffender fühlen und sei er der geringste Teilarbeiter. Talent, Kunst und Arbeit sollen wieder eins werden, sollen der tötenden Vereinzelung entrissen werden.

Diese Gedanken entspringen einer idealistischen Gesamtauffassung des Daseins und sind die ganz natürliche Reak-

tion gegen eine materialistische Geschichts- und Lebensauffassung einerseits und eine kaufmännisch geregelte Produktionsweise andererseits. Sie machen sich zum Sprecher all jener Personalwerte, die der Kapitalismus als inkommensurable Faktoren, als nicht meßbare, nicht wägbare, nicht zählbare Momente beiseite geschoben hat, um sich die nüchtern große Kalkulation seines Wirtschaftssystems nicht stören zu lassen. Da aber alle diese seelischen Werte in jedem von uns lebendig sind und es nie ein Volk gegeben hat und nie eins geben wird, das ohne sie jemals eine Kultur geschaffen hätte und schaffen könnte, so geht es nicht an, sich ihrer als Sentimentalitäten zu entledigen und sich der nicht eben leichten Erörterung zu entziehen: wie diesen seelischen Werten einer persönlichen Arbeitsgestaltung in der Gegenwart zu ihrem Rechte zu verhelfen ist.

Man wird verstehen, daß sich bei dem Verfasser diese Grundstimmung rein gefühlsmäßig zunächst gegen die jüngste deutsche Entwicklung kehrt; denn Industrialisierung, kaufmännisch rationelle Durchbildung des Lebens bis tief hinein in die Privatwohnung des einzelnen, Maschinenarbeit und doppelte Buchführung, Massenproduktion für einen Innenmarkt geringer Kaufkraft und für einen erst zu erobernden Außenmarkt zerstört zunächst einmal ein ganzes Stück alter Personalkultur, macht den Menschen gemein und nach jedem Verdienst lüstern, stellt ihn auf den Markt und nötigt ihn zur Veräußerung seines Selbst. Das ist Schicksal, nicht üble Gesinnung. Aber das Gefühlsleben des Einzel-Ich, die Wurzel aller Formkraft, ist traditionell gebunden, vergraben in altem Kulturboden. Diese stirbt ab, und daß sich eine neue bilde, dazu bietet die lange Arbeitszeit, die mechanische Form der Arbeit, das Produzieren nach der Parole billig, nur recht billig auf Kosten des Materials, der Arbeit und der Löhne, die Herstellung von Warentypen statt Individualgebilden — kurz die erste Phase der industriellen Entwicklung ein wenig keimfähiges Feld.

(Schluß folgt.)

Unsere Bewegung

Mit aller Kraft gehen unsere Kandidaten an ihre Wahlarbeit. Das Sekretariat des Wahlvereins der Liberalen, Berlin SW., Dessauerstraße 13, beantwortet gern Anfragen von solchen, die mit helfen wollen. Die Geldsammlungen fangen erst nach Weihnachten an, in Fluß zu kommen. Hier muß noch mehr geschehen. Wir danken denen, die bisher etwas gesendet haben. Es wird brieflich quittiert. Es wird gesammelt entweder für die vereinigten Liberalen oder für besondere Wahlkreise. Darnach sind die Gaben zu bestimmen.

Das politische Handbuch wird erst vom 6. Januar an versichert durch das Bureau des Wahlvereins. Alle vorzeitigen Anfragen haben keinen Zweck.

Nürnberg. Wegen Uebersiedelung des derzeitigen Vorsitzenden nach München war eine Neuwahl nötig, die in der am 21. Dezember stattgefundenen Generalversammlung vorgenommen wurde und folgendes Ergebnis hatte. Lehrer August Glück, 1. Vorsitzender (St. Johannisstr. 10); Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Uhlfelder, 2. Vorsitzender; Reallehrer Eduard Gassenmeyer, 1. Schriftführer; Eisenbahnexpeditor Julius Scheib, 2. Schriftführer; Buchdruckereibesitzer Hermann Goldschmidt, Eisenbahnexpediteur Theodor Scheurig und Eisenbahnadjunkt Karl Schertel als Beisitzer. — Auf eine Zuschrift der deutschfreisinnigen Partei, in der die Aufstellung des Landtagsabgeordneten Häberlein — Nürnberg als Reichstagskandidaten mitgeteilt wird, wird erwidert, daß man auf Grund des Frankfurter Abkommens und des gemeinsamen Wahlaufrufs der Parteileitungen vom 15. 12. 06 auch ohne vorherige Verständigung wegen der Nominierung für den Kandidaten eintreten wird. — Ferner wurde beschlossen, an die „Hilfe" für die Kandidatur Naumann 50 M. aus der Vereinskasse zu senden.

Hamm (Westfalen). Am 20. d. M. wurde hier die Gründung einer Liberalen Vereinigung für Hamm und Umgegend auf der Grundlage des „Mindestprogramms" vollzogen. Beitrittserklärungen erbittet der Vorsitzende, Oberlehrer Trommer.

Büchertisch

Ratgeber für schulentlassene Mädchen. Vor mir liegen sieben kleine Hefte mit dieser oder ähnlicher Aufschrift, die für alle, die praktisch oder theoretisch in der Frauenbewegung arbeiten, unentbehrlich sind.

In diesen Heften sind die Berufe aufgezählt, die der weiblichen Jugend in den betreffenden Städten offen stehen. Sie enthalten Angaben über Eintrittsalter, erforderliche Vorbildung und Lehrzeit, körperliche und geistige Vorbedingungen, ferner über die Art der Arbeit, über Verdienst, Arbeitszeit, Bedarf an Arbeitskräften, Beförderungsaussichten und Berufsgefahren, schließlich auch über Vereine, denen sich die jungen Mädchen anschließen können.

Besonders ausführlich und nachahmenswert ist die zweite Auflage des Leipziger Ratgebers. Er umfaßt auch die wissenschaftlichen Frauenberufe und besitzt eine treffliche hygienische Einleitung. Aus der Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung ist das Notwendigste zusammengestellt. Die Angaben über die Gewerbeordnung sind zu knapp. §§ 120b und 137 konnten ganz abgedruckt werden. Der Hinweis auf allerlei Vereine macht einen Hinweis auf die Gewerkschaften, die „wertvolle sittliche Beziehungen über die graue Eintönigkeit der Fabrikarbeit erschaffen haben", keineswegs überflüssig.

Die Vorzüge eines solchen Ratgebers liegen auf der Hand. Er sagt den Mädchen: „Ihr sollt über eure Zukunft nachdenken, ihr sollt nicht in die nächstbeste Fabrik oder in ein beliebiges Geschäft laufen. Ihr sollt euch fragen: bin ich für einen Beruf besonders geeignet? Habe ich geschickte Hände und weiche Fingerspitzen, so fertige ich Spitzen und nähe Schirme. Ist meine Lunge nicht kräftig, so wäre die Arbeit in Spinnereien oder in Gummiwaren-Fabriken mein früher Tod. — Meidet Berufe mit Nachtarbeit! Vergleicht die Arbeitszeiten und Löhne! Vergleicht den Dienstbotenberuf mit der Fabrikarbeit: im Dienstbotenberuf ist ein Aufsteigen zur Köchin oder zur Jungfer möglich; in der Fabrik werden die Verdienste selten höher, und der Höchstlohn wird meist nicht erreicht."

Hierbei kann eine Anmerkung nicht unterdrückt werden. In einem Ratgeber wird der Beruf des Dienstmädchens u. a. mit folgendem Satz empfohlen: „Das Leben in einer gebildeten Familie ist ein gutes Erziehungsmittel und für das spätere Fortkommen wichtig." Dieser Satz, so wie er dasteht, ist richtig. Als Empfehlung des Dienstbotenberufs ist er falsch. Denn wo lebt heutzutage das Dienstmädchen in der Familie? Eine Einführung in den Ratgeber durch Lehrer, Eltern, vielleicht auch durch Geistliche im Konfirmanden-Unterrichte, ist notwendig, am besten wohl durch Lehrerinnen in den Oberklassen. Haben doch vielfach die „lebensfremden" Lehrerinnen die Ratgeber nach mühevollen Vorarbeiten, zahlreichen Umfragen und Besuchen zusammengestellt, Arbeitsnachweise eingerichtet und in Verbänden für soziale Hilfsarbeit sich der Mädchen auch über die Schulzeit hinaus angenommen. Wichtig ist, daß der Ratgeber auch in den höheren Töchterschulen vertrieben wird, so daß die Frauen der verschiedenen Volksschichten sich gegenseitig verstehen lernen.

Sind Ratgeber für Hamburg, Breslau, Stettin, Plauen, München, Krefeld schon in Bearbeitung? Jeder Stadt ist einer zu wünschen. Und wenn jede Stadt ihren genau gearbeiteten Ratgeber hat, dann kann das deutsche Frauenarbeitsbuch geschrieben werden, das die Möglichkeiten und Aussichten der verschiedenen Frauentätigkeiten beschreibt.

Die bisher erschienenen Hefte kosten 10 Pfg., das Dresdener 15 Pfg. Hier sollen noch die Bezugsstellen angegeben werden, geordnet nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Hefte): Frankfurt 1903; Verlag des Vereins Jugendfürsorge: Berlin; Gemeinnütziger Stellennachweis für minderjährige Mädchen, Rückertstr. 9. Mannheim (ungeschicktes Format!): Mannheimer Vereinsverband. Leipzig (2. Auflage 1905); Frl. Fenskn, Mahlmannstr. 16. Dresden: Alex Köhler, Weiße Gasse. Kassel: Verein Frauenbildung—Frauenstudium. Chemnitz (1906); nach dem Leipziger gearbeitet.

Leipzig. J.

Briefkasten

H. B. Hannover. Auch wir können nur über fertige Dinge reden. Betrachten Sie den Aufmarsch der Parteien und Sie werden sehn, daß, was die Frontstellung unserer Partei anbetrifft, wir im Sinne Ihrer Wünsche das möglichste getan haben.

Allen Geldgebern herzl. Dank! Es ist unmöglich, alle Fragen zu beantworten. Ich bitte um Entschuldigung, wenn Briefe vorläufig unerledigt bleiben. Es gibt Menschen, die auf 6 Seiten sagen, wozu 6 Zeilen genügen.

Dr. M. Wenden Sie sich an Prof. v. Liszt in Charlottenburg!

Frl. A. A. Ob Frauen helfen können? das kommt auf den Wahlkreis an. Es gibt Wahlkreise, wo weibliche Wahlhilfe nur mit Vorsicht verwendet werden kann. Aber dort, wo kein Vorurteil im Wege steht, sollen Sie getrost helfen.

Die Hilfe Beiblatt

3. Jahrgang Nr. 1 Berlin, 6. Januar 1907

Neujahr.

Wenn ein junger Projektenmacher, dem ein Projekt auf Eitelkeit fehlgeschlagen ist, sagt: Alles ist eitel, so ist auch sogar der Sinn des Spruchs eitel.
Claudius.

Wir müssen sicherlich alle eiteln Redensarten wegräumen, um feste Schritte in neues Land zu tun. Die von viel Eitelkeit der Welt reden, fühlen sich oft sehr wohl darin. Und wer den Zauber des täuschenden Scheins nicht einmal selbst gekostet hat, bleibe auch mit allgemeinen Klagen über der Zeiten Eitelkeiten lieber zu Haus. Es ist eine jämmerliche Sache, wenn uns auf einige Stunden rührselig zu Mut wird, weil da die Glocken in seltener Weise fernen und nahen Klang miteinander mischen; nachher aber ist man gerade wie zuvor, noch kleiner, als die Kleinigkeiten, über die man sich meint ärgern zu dürfen.

Wenn man aber auch alles bewußte und unbewußte Geflunker über die Vergänglichkeit des Irdischen überhören will, so bleibt doch ein Ton zurück, der in stillem Ernst die Seele füllt. Hat denn eigentlich das Laufen und Mühegeben einen Sinn? Geht nicht alles seinen Gang, einerlei, was wir dazu oder dagegen tun? Da reden sie viel vom Fortschritt der Zeiten und das alte Jahr zeugte doch genau so viel Gesinnungslosigkeit, wie das vorhergehende. Macht geht immer noch vor Recht und die Dummheit ist unbeschreiblich. Und was das Kläglichste vom Kläglichen ist, das ist: trotz allgemeiner Unzufriedenheit keine erlösende Tat; wenn gar einer etwas tat und wagte, so rückte man von ihm ab und er galt nur als Tor. Das neue Jahr wird dran nichts ändern, und wenn wir 1907 als gelesenes Blatt im Geschichtsbuch umschlagen, so wird dasselbe darauf stehen, was das Leben bisher so ermüdete: Enttäuschungen, Enttäuschungen.

Doch können wir etwas dagegen tun. Und wo man handeln kann, da ist immer noch Freude; nur wo man ohnmächtig kein Mittel mehr weiß, da sind wir tatsächlich am Ende. Jenes Tun ist zwar klein und einzig, aber es hilft uns; es heißt einfach: werde dir selbst keine Enttäuschung! Versteh mich recht! Erfolge sind kein Maßstab, weder für, noch gegen; Schicksale hast du nur teilweise in deiner Hand; Taten bringt die Zeit oft in ganz andere Richtung, als du ursprünglich gewollt hast. Diese Enttäuschungen alle stehen letzlich nicht auf unserer eigensten Rechnung. Hier steht nur unser eigen Ich. Jeder weiß am Ende des Jahrs, ob er sich selbst enttäuscht hat, ob er wirklich hätte stärker wachsen können, ob er sich wirklich selbst noch trauen darf. Wenn auf solche Fragen keine frohen hellklingenden Antworten kommen, wenn die Antworten auch nur stocken, dann ist das eingetreten, was wir vorhin die schlimmsten Enttäuschungen nannten. Gegen die laßt uns angehen mit festem, ruhigem Willen. Es bleibt noch immer das größte Wunder auf Erden, was ein wirklicher Wille kann.

So gehen wir ins neue Jahr nicht mit Pauken und Schalmeien, nicht müde und verdrossen, sondern ruhigen Schritts. Es soll uns nicht klein kriegen im kleinen Alltäglichen. Es wird uns nicht über die Erde heben, denn wir bleiben am Boden kleben. Aber es kann uns selbst zum Wachstum dienen und einen neuen Jahresring im Holz zu den alten fügen. In diesem Sinn laßt uns nie reden von Eitelkeit und Nichtigkeit. Es sind doch trübselige Worte.
Traub.

Fritz Stavenhagen.

Im letzten Winter liefen Notizen durch die Presse, die wieder einmal von einem melancholischen Poetenschicksal meldete. Es handelte sich um einen plattdeutschen Dichter, der zum Teil schwärmerisch gepriesen wurde, und in dem auch die ruhigeren Stimmen eine Hoffnung des niederdeutschen Dramas erblickten. Nach einem Leben voll Kälte und Entbehrungen schien sein Geschick sich endlich wenden zu wollen. Er war entdeckt. Der Leiter einer großen Berliner Bühne interessierte sich für ihn und unterstützte ihn mit einem bescheidenen Monatsgehalt; ein Berliner Theaterverleger entfaltete eine rührige geschäftliche Propaganda und unterstützte ihn gleichfalls persönlich; eine Altonaer Bühne machte ihn zu ihrem Dramaturgen und plante eine Aufführung seiner sämtlichen Dramen. Ueber Nacht schien alles gekommen zu sein, was in langen Jahren nicht hatte kommen wollen. Stavenhagens Leben schien nun erst beginnen zu sollen, aber es schien nur so. Das Schicksal hatte die Rechnung anders aufgestellt. Der Dichter wurde ins Krankenhaus gelegt und starb. Frau und Kinder ließ er in Not zurück. Er war dreißig Jahre alt.

Es berührte etwas sonderbar, daß sich kein Berliner Direktor fand, der etwas von ihm spielte. Warum spielte ihn nicht wenigstens der Direktor, der ihn bei Lebzeiten unterstützt hatte? Es berührte um so sonderbarer, als Stavenhagen die Presse in Bewegung setzte, wodurch eine „Chance" geschaffen wurde. Die Direktoren sind sonst für „Chancen" sehr empfänglich. Warum ließen sie diese unbenutzt, die vom Dichter so teuer, nämlich mit dem Leben selber, bezahlt worden war? Sie blieb indessen unbenutzt. Die Sympathie, die in der Presse zum Ausdruck kam, hatte nur platonischen Wert. Sie schuf keine Taten. Es fand sich kein Direktor, der uns gezeigt hätte, was denn nun eigentlich an diesem Stavenhagen war.

Schließlich aber kam doch Hilfe. Sie kam nicht von den „vornehmen" Bühnen, die eben damit beschäftigt waren, den letzten Unsinn des Reklamehelden Shaw einzustudieren; sie kam von einem Arbeiterverein. Die „Neue Freie Volksbühne" brachte „Mutter Mews" in einer ausgezeichneten Aufführung heraus und bescherte ihren Mitgliedern, wie der Kritik, einen schönen Abend. In der Berliner Presse wurde die Arbeit mit all der Wärme behandelt, die sie verdiente. Unter andern auch von mir. Wir sahen, wenn eine Formel

gestattet ist, die ewige Tragödie des Kleinbürgertums. In den engen Verhältnissen verengert sich der Sinn. Kleinigkeiten bekommen ein ungeheures Gewicht. Die Menschen zerreißen sich sozusagen um Pfennige, und das bischen Glück geht melancholisch unter. Das Drama hatte also ein wirkliches Motiv, eine gut gezeichnete Hauptgestalt, die beherrschend war, ein echtes Milieu, das von echten Menschen belebt wurde. Es ist und bleibt ein Skandal, daß eine solche Arbeit von den populären Bühnen ausgeschlossen wurde und noch heute ausgeschlossen ist. Der plattdeutsche Dialekt bietet gar keine Hindernisse, um so weniger, als eine hochdeutsche Ausgabe vorliegt, die ihrer Wirkung sicher wäre. Vielleicht entschließt sich dieser oder jener Direktor, etwa Brahm im Lessingtheater, doch noch nachträglich zu einer Aufführung. Es wäre wenigstens sehr zu hoffen.

Der schöne Erfolg von „Mutter Mews" wurde für mich persönlich zum Anlaß, nun auch die übrigen Dramen Stavenhagens zu studieren. Ich hoffte, Ebenbürtiges oder noch Besseres zu finden, hoffte mit aller Schärfe für den zurückgesetzten Dramatiker eintreten zu können, hoffte einen Mann zu finden, dessen Dramen gegen die Bühnenkorruption kämpfen konnten, hoffte auf einen Triumph der niederdeutschen Art — ich hoffte und wurde enttäuscht. Die Enttäuschung kann niemandem unangenehmer sein, als sie es mir gewesen ist. Es wäre menschlich viel angenehmer, wenn man für die Dramen eintreten könnte, aber um der Wahrheit willen geht es nicht. Stavenhagen hat, um es ohne alle Umschweife zu sagen, außer der „Mutter Mews" nichts hinterlassen. Ich rede dabei nur von seinen Dramen, die mir vorgelegen haben, die epischen Sachen scheiden in diesem Zusammenhang aus. Die Dramen aber kenne ich alle — bis auf einen Einakter, der schwerlich erschüttern wird, was die drei abendfüllenden Dramen bewiesen haben. Soweit „Mutter Mews" in Frage kommt, ist den Berliner Direktoren ein schwerer Vorwurf nicht zu ersparen. Daß sie den andern Arbeiten gegenüber sich ablehnend verhielten, ist ihnen weniger zu verdenken. Eine kurze Betrachtung wird es zeigen.

„De ruge Hoff" ist unter den andern Arbeiten immer noch die geschlossenste. Sie nennt sich eine „niederdeutsche Bauernkomödie". Wenn aber eine Komödie Humor enthalten soll, weiß man nicht recht, wie sie zu dieser Bezeichnung kommt. Es wird schwerlich jemand zu einem Lächeln kommen, wenn er die Arbeit durchliest. Es lastet im Gegenteil etwas Drückendes auf ihr, etwas von der Atmosphäre, die in „Mutter Mews" Unheil bringt. Die Menschen leiden im Grunde alle, jeder in seiner Art; sie befehden sich und verletzen sich in der Enge ihrer Verhältnisse, und die Wohltat des Humors wird uns nicht zuteil. Auch der letzte Akt, der offenbar am meisten auf komödienhafte Wirkungen angelegt ist, schließt das Stück nicht ab, bietet keinen Ausblick, keinen Gedanken des Humors, in dem man ruhen könnte; er reißt einfach die Fäden der Handlung ab und entläßt uns dann. Das aber ist höchstens künstlerische Leichtfertigkeit, nicht aber Humor. Das Ganze ist eine etwas trockene und harmlose naturalistische Studie. Was daran gut ist, wird durch das Wort naturalistisch bezeichnet, nämlich eine gewisse Wirklichkeitstreue, obwohl den Charakteren, um wahr zu wirken, die letzte Begründung fehlt. Zum mindesten sehen wir, um mich ganz vorsichtig auszudrücken, nicht tief genug in das Spiel ihrer seelischen Motive hinein. Es genügt nicht, ein menschliches Motiv anzugeben; wir müssen es auch in seiner intimen Tätigkeit belauschen. Der Bauer beispielsweise, der im Mittelpunkt steht, ist ein Gemisch aus Brutalität und Streberinstinkten und wird in seinen Handlungen aus dieser Mischung klar. Man kommt aber nur zu einer abstrakten und theoretischen Erkenntnis. Die Natur des Mannes lebt sich nie so voll aus, daß man bezwungen wird, und das ist um so tiefer zu beklagen, als in diesem Bauern tatsächlich das Material einer Komödienfigur steckt. Wenn man sich in diese Gestalt hineinlebt, sie sozusagen weiter dichtet, spürt man, daß der richtige Weg zu einer niederdeutschen Komödie beschritten war. Hier verrät sich der Instinkt eines Dichters. Wie aber die Dinge liegen, ist es beim Beschreiten des Weges bei der Vorarbeit, bei der Studie geblieben. Immerhin! wenn ein dramatischer Verein durch eine Aufführung die letzte Probe aufs Exempel machen will, tut er keine ganz verlorene Arbeit.

„Jürgen Pievers" ist ein Volksstück und schon darum von geringerem Wert, weil ihm der Ansatz zu einer originellen Gestalt fehlt. Das Motiv ist hier so alt, wie die Bauernliteratur überhaupt! ein harter, besitzgieriger Bauer hintertreibt ein Neigungsverhältnis seines Sohnes. Er sondert sich durch keinen interessierenden individuellen Zug von der großen Schar der hartherzigen Väter aus. Einen wirklichen künstlerischen Wert besitzt die einleitende Liebesszene, die von einer prachtvollen, gesunden Sinnlichkeit ist. Im übrigen ist auch das Liebespaar ohne rechte Eigenart. Daß die Handlung wenig streng, daß das äußere Gefüge recht sorglos zusammengezimmert ist, kann mit dem ästhetischen Charakter des Volksstücks verteidigt werden, obwohl Stavenhagen gelegentlich die Grenzen des Zulässigen überschreitet. Wenn man das aber hinnehmen will, muß um so entschiedener die Forderung erhoben werden, daß eigenartige Charaktere emporwachsen — und da fehlt es doch recht sehr. Theaterwirkungen aber, wenn auch nicht die wertvollsten, stecken allerdings in der Arbeit, und so kann man auch sie einem dramatischen Verein als Experiment empfehlen. Bei der letzten Arbeit ist auch diese eingeschränkte Empfehlung unmöglich.

„De dütsche Michel" ist ein merkwürdig zusammenfabulierter und recht ungesalzener Spaß. Ich will gern bekennen, daß ich zu dieser Arbeit gar kein Verhältnis habe gewinnen können; sie ist plump in der Erfindung, im Aufbau und in ihrer moralisierenden Tendenz. Auf der Bühne würde sie völlig unglaubhaft wirken und eines Mißerfolges sicher sein. Ein Direktor, der für Stavenhagen etwas tun will, muß diese Arbeit unter allen Umständen ausscheiden. Die „Mutter Mews" aber kann er selbst dem besten Publikum vorsetzen. Vielmehr: gerade dem besten.

Erich Schlaikjer.

Romantik und Gegenwart

Wo in Bausch und Bogen noch heut von Romantik die Rede ist, da meint man alles Unwirkliche und Wesenlose, alles, was zu leben nicht fähig ist und zu leben nicht verdient. In Dichtung und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft getrösten wir uns, die Romantik genügsam überwunden zu haben! Das schrieb wenige Monate bevor Deutschlands Heere zum erstenmal seit langer Zeit wiederum geeint auszogen, eine Kaiserkrone zu erkämpfen, Rudolph Haym, der treffliche Geschichtsschreiber der romantischen Frühperiode in Deutschland. Und kaum sind einige Jahrzehnte über das neue Reich dahingegangen, da steht wiederum seine künstlerische Kultur im Zeichen der überwunden geglaubten Romantik! Eine seltsame Wandlung, und es verlohnt sich, ihre Ursachen zu verfolgen.

Naturalismus und Realismus hatten die Kämpfer der „Moderne" auf ihre Fahne geschrieben, und Zola und Ibsen waren die Götzen, denen sie Altäre bauten. Ein neues Lied, ein besseres Lied, als der Butzenscheiben-Idealismus gesungen hatte. Das soziale Problem, die neue Gesellschaft, freie Liebe, die Liebe des „neuen" Weibes, überhaupt das geschlechtliche Problem in tausend Variationen, in Hütte und Palast, pardon in Hinterhaus und Vorderhaus. Und neue Lyrik, ohne Reim und Vers aber, das ist die Hauptsache, modernes Empfinden und originell. Die Optimisten dachten „mag sich der Most auch noch so toll gebärden", sie hofften auf den kommenden Wein, und wenn es gar zu schlimm mit der „Arme Leut"-Poesie wurde, konnte man sich ja nach der Premiere à la Onkel Chlodwig bei Borchardt erholen. Den Pessimisten graute es, sie verfluchten das neue Geschlecht ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit und ohne Bürgschaft für die Zukunft, und sie zogen sich grollend zurück zu Cervantes und Jean Paul, zu Goethe und Shakespeare, zu Hölderlin und Brentano. Höchstens zürnten sie, daß Hamlets Geist auch nicht einmal mehr im Jahre geharnischt über die Bretter ging und freuten sich königlich, wie im Zeichen Goethes ein junger Pamphletist die jungen insonderheit die schreibenden Weiber zauste.

Als aber der erste Taumel vorüber war und der verrottete Literaturidealismus am Boden lag, da konnte man schließlich auf die Dauer doch nicht von Ehebrüchen und erblich Belasteten leben. Auch wurde es auf die Dauer langweilig, die verheerende Wirkung des Alkohols an mehreren Geschlechtern zu verfolgen. Immerhin hielt sich noch am besten die auf Krafft Ebing gegründete Literatur. Aber schließlich wurde selbst das brave Premierenpublikum ungeduldig; es zitierte höchst insolvent einen Mann, den man doch immerhin gelten lassen mußte: Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie. Da kam das neue deutsche Märchendrama! Mit viel Schwulst und Phrase, mit Anklängen an Volkslieder und mystisch verworrenem Beiwerk. Stimmte das eigentlich noch zum Dogma? War das naturalistisch? Aber da die neue Schule fest im Sattel saß, konnte sie sich auch einmal den Ritt in romantischem Lande leisten. Man konnte ja zwischendurch einmal Hedda Gabler in Dienstmädchenkleider stecken und einen Fuhrmann umbringen lassen. Und schließlich würde diese Umkehr zum allegorisch gerundeten Märchen eine Rückkehr zum Biedermeierton herbeigeführt haben. Es waren aber unter den neuen manche, die mit dem Unvermögen der Epigonen ein ausgezeichnetes literarisches Verständnis für vergangene Epochen hatten. Als die eigene Produktion allmählich auch für Berlin W. nicht mehr wirkte, da „entdeckte" man prächtige alte Kerle neu wie den Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Mancher fand plötzlich im „Lorele", Ludwig Tieck, verblüffende Aehnlichkeiten mit der Gegenwart und wer nun gar erst sich an die Tagebücher von Novalis machte oder die Aphorismen Schlegels im „Athenaeum" las, der konnte sich entzücken über die „Modernität" der Romantik. Und dann war da noch etwas, was er sympathisch mit der Spätromantik verband, das äußerlich Formlose, die grenzenlose Verachtung gegen Aufbau und innere Gesetzmäßigkeit, das Haschen nach äußeren Effekten, das Spielen mit absonderlichen Sensationen, die „Nachtseite" der menschlichen Natur! Aber noch nicht genug, gerade die Spätromantiker waren die großen Woller gewesen, die fein, ach so fein empfindenden, die literarischen Gourmands, die manche vergessene Schönheit dem Schutte der Vergangenheit entrissen — und denen selbst fast niemals oder doch scheinbar mehr zufällig ein ganzes Werk gelang. Leute ohne Halt im Leben der Wirklichkeit in einem eingebildeten ästhetischen Reiche lebend, sind, das ist ein wichtiger Punkt, der nicht vergessen werden darf, im Kampf gegen den seichten Rationalismus des 18. Jahrhunderts zum Siege gekommen. Und sie alle sind durchdrungen vom Dogma der Persönlichkeit, alle erfüllt von der heiligen Wahrheit. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Sie waren in vieler Hinsicht Nietzscheaner vor Nietzsche, der einen so entscheidenden Einfluß mit der Zeit auf die anfängliche „soziale" Moderne gewann, und an den man dann einen Renaissancekult sans phrase anknüpfte.

Endlich war es kein Zufall, daß das beste Buch über die Romantik gerade in jener Zeit von einer Frau geschrieben wurde, die es meisterhaft verstand, die vergangene Jenaer und Heidelberger Zeit von vor hundert Jahren wieder aufleben zu lassen. Der Kultus der Frau, den die Spätromantik getrieben hatte, mußte der Moderne außerordentlich passen, die fast kein anderes Problem mehr kannte, als das Mann und Weib und Mann, — aber an die Gottheit reichten sie im allgemeinen nicht heran! Von allen Seiten tönte es da, als die neue Literatur, ein zweiter Tamino, in den Weisheitstempel wollte, „Zurück!" Nun denn auch das gelang, und wer noch gestern kein größeres Ideal hatte, als sein Gehirn in einen Momentphotographen zu verwandeln, der konnte heute schon auf einer alten Laute trefflich singen. Und nun folgten die Buchhändler dem Sehnen der Zeit — und das ist das Erfreuliche an der Sache, wir bekommen eine Anzahl sehr hübsch gedruckte neue Ausgaben von Novalis und Hölderlin, Schlegel, Schleiermacher, Fichte usw. usw. Auch das Wunderhorn erschien wieder in einer lesbaren Ausgabe, nachdem die letzte aus den siebziger Jahren durch die furchtbaren Illustrationen verheerend gewirkt hatte.

So sollten wir uns doch eigentlich freuen, statt der grellen Plakate des Naturalismus wieder die blaue Blume der Romantik genießen zu können, wenn unsere gegenwärtige Epoche nicht den Drang hätte, alle Vernunft in Unsinn zu verkehren durch das grenzenlose Uebertreiben und durch die Sucht in peinlicher Befolgung von Aeußerlichkeiten den wahren Inhalt zu vergessen.

Die Neuromantik, die jetzt blüht, hat mit dem Leben nichts mehr, gar nichts mehr zu tun. Sie ist im innersten Kern unwahr und verleitet ja auch die Neuromantiker offiziell auf den arbeitenden Beamten, auf den industriellen Organisator, als den sozialistischen Agitator herabsehen, fühlen sie doch im Innersten deutlich ihre jämmerliche Impotenz und sie beneiden heimlich den Gegner, wie er mit festen markigen Knochen auf der wohlgerundeten Erde steht. Und nur das eigne impotente Epigonentum zwingt sie, die Zeit zu verherrlichen, die nach ihrer Meinung der heutigen so gar ähnelt wie ein Ei dem andern. Immerhin sind sie uns den Heinrich v. Kleist schuldig geblieben, und auch für den braven Kasperl und das schöne Annerl würden wir ein Seitenstück gerne annehmen. Statt dessen erfahren wir, daß wahre Lyrik nur dann rein genossen werden kann, wenn die Hauptworte klein gedruckt sind und wenn es einer besonderen Protektion bedarf, um die Blätter, auf denen die neuromantische Kunst gedruckt wird, zu erhalten.

Das schlimmste aber ist, daß die wahre Poesie, die Romantik und Realismus in wundervoller Weise verbunden hat, die zwei feindlichen Gewalten in einen herrlichen Strahl zusammengefaßt hat, daß diese zurückgedrängt wird und wir wieder einmal auf einem großen Umweg dahin wandern, wo Gottfried Keller, dessen Name nie genug erhoben und dessen Werke nie genug gelesen werden können, schon lange vor Naturalismus und Neuromantik stand. Freilich auch er hat gesungen: Unser ist das Los der Epigonen, die im weiten Erdenreiche wohnen, seht wie ihr noch einen Tropfen preßt aus den alten Schalen der Zitronen! Solch ein Epigonentum kann man sich gefallen lassen, da ist die Mitte gefunden zwischen der moralbeglänzten Zaubernacht und den Dingen, die sich hart im Raume stoßen. Aber freilich die Werke, die er in einem langen Meisterleben schuf, sind verraucht, und er hätte in der Gegenwart, wo alle Winter eine Premiere stattfinden muß, kaum mittun können. So schnell ging es ihm nicht von der Hand, wie dem genialen Geschlecht. Hoffen wir wenigstens, daß der Sturz der Neuromantik allgemach zu Keller zurückführt und nicht gar ganz sich im Gestrüpp des Mystizismus verliert. Erscheint uns ein Meister wie Gottfried Keller, was fände er im neuen Reich für Stoffe! Noch harren sie ihres Meisters, der sie einst zwingt, und es harren alle, die von dem Literaturwesen der Gegenwart recht traurig gestimmten, des lang ersehnten Heldenkindes, das die deutsche Poesie aus all diesen Wirrnissen wieder hinaus reitet in das Land der großen und ewigen Kunst.

Joseph Leibgeber.

Leib und Seele

Kein philosophisches Problem erfreut sich des weitgehendsten Interesses auch in Laienkreisen in so hohem Maße, wie die brennende, immer von neuem gestellte und immer von neuem beantwortete Frage nach dem Verhältnis zwischen Leib und Seele.

Unvermeidlich scheint zunächst die Konstatierung: kein seelischer Vorgang vollzieht sich ohne ein gleichzeitiges materielles Geschehen im Gehirn. Und nun entsteht die Frage: wie läßt sich dieses Parallel-Geschehen im Reiche des Seelischen und des Materiellen erklären?

Der Haeckelsche Monismus erhebt triumphierend das Haupt und ruft: bei mir findet ihr diese Erklärung, die alle Philosophie bisher vergeblich suchte. Dieser durchgängige Parallelismus findet eben darin seine erschöpfende, restlose Erklärung, daß Geistiges und Materielles überhaupt nicht zwei verschiedene Realitäten sind, sondern beide das eine und selbe! Was von außen betrachtet ein materieller Vorgang ist, dies selbe ist, von innen gesehen, ein seelisches Geschehen!

Diese Antwort scheint für den Laien so blendend klar und überzeugend, daß es kein Wunder ist, wenn Tausende diesem Haeckelschen Monismus jubelnd zustimmen. — Diese blinde, be-

geistreiche Zustimmung findet dann noch eine große Stütze in dem weitverbreiteten Glauben, daß es einzig und allein dieser Monismus sei, welcher es unternommen und erreicht habe, auf die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Seelischem und Körperlichem eine befriedigende Erklärung zu geben.

Dieser irrtümlichen Ansicht möchte ich hier mit aller Energie entgegentreten. Denn selbstverständlich gibt auch die wissenschaftliche Philosophie Lösungsversuche dieses Problems; ist doch diese Kardinalfrage nach dem Verhältnis zwischen Leib und Seele (allgemeiner: Geist und Materie) unlösbar ohne erkenntnistheoretische Erwägungen.

Was heißt „erkennen"? Was heißt „Wahrheit"? Ist uns eine erschöpfende Erkenntnis der Wirklichkeit möglich? Ja, wissen wir überhaupt, ob es eine von uns unabhängige, absolute Wirklichkeit gibt? Das alles sind Fragen, welche die „Erkenntnistheorie" behandelt. Probleme, von deren bloßem Vorhandensein der Laie meist nichts ahnt. Welche umwälzende, einäugneidende Bedeutung indes dieser Erkenntnistheorie zukommt, speziell der Kantischen, an welcher die moderne, sie ausbauend und verbessernd, noch heute fußt, werden wir sogleich sehen. Hat Kant doch bewiesen, daß die gesamte im Raume vor uns ausgebreitete, mit unsern Sinnen wahrnehmbare Welt in der Weise, in welcher wir sie wahrnehmen, also als Raum erfüllende, farbige, glänzende, tönende, Wärme und Gerüche ausströmende „Materie", keine absolut reale Existenz führt, sondern nur ein Produkt unseres eigenen Vorstellens und Denkens ist! Alles nämlich, wodurch ich von dem Dasein der Materie weiß, besteht in subjektiven Empfindungen: ich „sehe" die vor mir liegende Kugel (d. h. ich habe die Farbenempfindung „rot"), ich fasse sie an und habe die Empfindung des Runden, Harten, Kalten; ich lasse sie zu Boden fallen und habe die Empfindung eines hellen Klanges u. s. f. — Eine Empfindung aber kann, losgelöst vom empfindenden Subjekt, keine selbständige Existenz führen; nun ist aber die „Kugel" weiter nichts als ein Beisammen der mannigfaltigsten Empfindungen; ihr Dasein (als die Empfindungsgruppe „Kugel") ist daher an das Dasein einer Seele gebunden, welche diese Empfindungen erst erzeugt! Auch dem Raume und der Zeit kommt keine absolute Wirklichkeit zu; sie sind vielmehr nur die „Anschauungsformen" (nach Kants Ausdruck), in welche wir unsere Empfindungen kleiden! — Das bedeutet nun aber nicht, daß z. B. eine Rose ein bloßes Phantom sei; vielmehr muß in der absoluten Wirklichkeit (also in einer von meiner räumlich-zeitlichen Empfindungswelt vollkommen verschiedenen) ein gewisses Etwas existieren, das mich zwingt, gerade die Empfindungsgruppe: „Rose" zu bilden und nicht etwa „Buch" oder „Kronleuchter". Dieses Reale ist mir in der Existenz-Art, in welcher es an sich selbst existiert, d. h. unabhängig von meinen Empfindungen und meinem Denken, völlig unzugänglich; es ist — nach Kants Ausdruck — ein „Ding an sich". Das Wahrnehmungsbild „Rose" nennt Kant dann die „Erscheinung" dieses Dinges an sich.[1] — —

Vor solchen und ähnlichen erkenntnistheoretischen Erwägungen vermag nun aber weder der grobe Materialismus, noch der etwas verfeinerte Haeckelsche, welcher sich „Monismus" nennt, zu bestehen.

Die absolute Unwissenschaftlichkeit beider Standpunkte leuchtet für den Kenner so überwältigend ein, daß sie vor dem Forum der streng wissenschaftlichen Philosophie überhaupt nicht mehr zur Diskussion steht, sondern daß mit einem Lächeln über sie hinweg zur Tagesordnung übergegangen wird.

Was zunächst die Vertreter des Materialismus anbelangt, so finden bei ihnen meist wie etwa in Büchners von Seichtigkeit triefendem Werke: „Kraft und Stoff" völlig unwissenschaftliche Weise die verschiedensten, einander bisweilen direkt widersprechenden Behauptungen über das Verhältnis zwischen Geist und Materie in seelenruhiger Naivität nebeneinander her: einmal ist das Denken eine Art „Ausscheidung" der Gehirnmasse, einmal eine Funktion, eine Tätigkeit derselben (billige Ausdrücke, bei denen sich alles und nichts denken läßt), einmal „beruht" alles Denken auf materiellen Gehirnvorgängen, dann aber wieder sind Denken und materieller Gehirnvorgang miteinander identisch u. s. f. —

Das Denken kann schon deshalb nicht ein „Erzeugnis", eine „Ausscheidung", eine „Funktion" der Materie sein, weil ja gerade umgekehrt dasjenige, was wir „Materie" nennen, erst ein Produkt dieses unseres vorstellenden Denkens ist[2]). Aber auch wenn wir von dieser schlagenden erkenntnistheoretischen Widerlegung ganz absehen: nimmer vermag, trotz noch so heißen Bemühens des Materialisten, die Ungeheuerlichkeit einzuleuchten, wie das seelische Geschehen, dies dem materiellen Geschehen absolut Unvergleichbare, durch rein materielle Vorgänge soll „erzeugt" werden können. Und worin bestände dann ferner der Unterschied etwa zwischen logischen und unlogischen Ueberlegungen? Beide, richtige und falsche, wären ja dann gleichwertig, wären einfach physikalisch notwendige Tatsachen, als psychologische Gebilde, die durch materielle Gehirnvorgänge mit mathematischer Notwendigkeit veranlaßt sind. Wie aber sollte die „Wahrheit" eines Gedankens, wie die innere Einheit, welche eine in sich logisch entwickelte, komplizierte Kette von Schlüssen erfüllt, in einer rein materiellen Verursachung ihre Erklärung finden können?

Und nicht besser steht es mit der Formel: Denken „ist" Bewegung, oder in Haeckelscher Sprache: Geist und Materie sind ein und dasselbe; alles Seelische ist zugleich in Raum und Zeit ausgebreitete „Materie", und alles Materielle zugleich seelischer Natur. Es behalten hier beide, Geist und Materie, ihre absolute Realität, und werden dennoch im selben Atem für identisch erklärt. Diese Identifizierung aber zweier Realitäten ist schlechthin sinnlos: Denken ist Denken; Bewegung ist Bewegung, aber nie und nirgends „ist" Denken Bewegung (materieller Gehirnteilchen). Denken ist Atombewegung, das hieße mit anderen Worten: weiß ist schwarz, rund ist eckig, Raum ist Zeit, Gold ist Silber.

Wäre Hamlets Seelenleben identisch mit den materiellen Bewegungen in seinem Gehirn, so hätten wir genau den gleichen Einblick in die seelischen Kämpfe des Dänenprinzen, wenn uns etwa das Innere seines Gehirns in riesenhafter Vergrößerung zur Verfügung stände (so daß wir etwa in diesem Inneren wie in einem mit Maschinen angefüllten Fabrikraume herumklettern und alles beobachten und betasten könnten).

In Wahrheit aber könnte die Vergrößerung dieses „Fabrikraumes" bis ins Unermeßliche fortgesetzt werden, so daß etwa ein winziges Maschinenteilchen die Größe eines Weltkörpers erhielte; nach wie vor bliebe uns, wie eine völlig andere Welt, das Seelenleben des Gehirn-Inhabers absolut verschlossen.

Seelisches also „ist" nicht Materielles; beidem Realität zuzuschreiben und beides identifizieren, wie dies der Monismus Haeckels und zum Teil auch schon der Materialismus tut, ist logisch eine Unmöglichkeit. Vor allem aber ist Materie nur „Erscheinung", d. h. ein Gemisch von Empfindungen, ein Produkt meiner seelischen Tätigkeit, besitzt sonach als „Materie" überhaupt keine Realität.

Nachdem ich in dieser andeutenden Weise zu zeigen versucht habe, daß die materialistischen und monistischen Beantwortungen des Leib-Seele-Problems überhaupt nicht in ernste wissenschaftliche Erwägung gezogen zu werden verdienen, da sie, abgesehen von inneren Widersprüchen, dem ABC der erkenntnistheoretisch fundierten Philosophie ins Gesicht schlagen, wende ich mich nun zu einem wissenschaftlich-philosophischen Lösungsversuche unseres Problems, und zwar zu derjenigen philosophischen Theorie, welche mir als die zurzeit innerlich widerspruchfreieste, das logische Denken am stärksten befriedigende erscheint.

Wer eine erschöpfende fachwissenschaftliche Behandlung dieser Theorie sucht, den verweise ich auf das Werk: „Die Philosophie des Selbstbewußtseins oder der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit". Von Prof. Dr. Günther Thiele (Dozent an der Universität Berlin). Dieses mit glänzendem Scharfsinn, mit nüchternster, unerbittlichster Logik geschriebene, nirgends Konzessionen machende, von umfassendem Wissen zeugende Werk hat meines Erachtens noch immer nicht in vollem Maße die verdiente Würdigung gefunden[3]).

Ich wage nun den nicht leichten Versuch, in knappen Zügen darzulegen, in welcher Weise Thiele das Leib-Seele-Problem beantwortet.

[1]) Den, welcher sich eingehender über diese „Erkenntnistheorie" unterrichten will, verweise ich auf meine kleine Schrift: „Der Materialismus. Sechs Gespräche zwischen Philosoph und Laie." (Berlin, Stoppit 1906.)

[2]) Auch von unserem Leibe nebst Gehirn gilt ja, was von aller Materie gilt: er besitzt als die Erscheinung „Leib" keine absolute Realität, auch ihm muß ein Reales, seinem wahren Wesen nach uns Unbekanntes und Unzugängliches, zugrunde liegen!

[3]) Ich verweise auf die folgenden fachwissenschaftlichen, insgesamt überaus anerkennenden Besprechungen des Buches: Altpreuß. Monatsschrift, Bd. 34, Zeitschrift für Philosophie und phil. Kritik, Bd. 110, Neue Bahnen, Bd. 8, Kantstudien, Bd. 1, Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie, Bd. 21, Protestantische Kirchenzeitung 1899, Nr. 46 (Prof. Rehmke), u. a. — Daß Thiele verdient, mit in vorderster Reihe gehört zu werden, zeigen folgende Worte von Professor Uphues („Neue Bahnen"): „Als das bedeutendste Werk, das auf philosophischem Gebiete im Jahre 1899 erschienen ist, muß meines Erachtens Thiele's „Philosophie des Selbstbewußtseins . . ." betrachtet werden, nicht bloß wegen der alle anderen durch ihre Bedeutsamkeit weit überragenden Gegenstände, die es behandelt, sondern mehr noch als das wegen der Gründlichkeit und Schärfe, mit der der Verfasser usw." Professor Rehmke (nach ausführlicher Inhaltsbesprechung): „Die kurze Skizze der gedankenreichen, scharfsinnig und klar durchgeführten Schrift möchte dazu dienen, dem Buche eifrige Leser und Freunde zu gewinnen. Der das Ganze durchziehende und tragende Hauptgedanke ist so wissenschaftlich gesund und zukunftssicher, daß usw. Nennt man dies Metaphysik so darf der Verfasser für sich beanspruchen dem Worte Metaphysik wieder einen guten Klang gegeben zu haben".

Die Erkenntnistheorie führte zu dem Resultat: Alles „Erkennen" erfordert ein Subjekt, welches erkennt, und ein Objekt, welches erkannt wird. Die Erkenntnis-Objekte aber (z. B. eine Rose) besitzen nur den Charakter von „Erscheinungen". „Ich erkenne eine Rose" heißt erkenntnistheoretisch gesprochen: Ein mir absolut unzugängliches „Ding an sich" wirkt derartig auf mich ein, daß ich die Vorstellung „Rose" bilde. Mit anderen Worten: Wo überhaupt Subjekt und Objekt des Erkennens voneinander verschieden sind, da ist eine absolute Erkenntnis des Objekts (also eines Dinges an sich) ausgeschlossen, denn in diesem Falle bildet das Erkenntnis-Subjekt eine Vorstellung, eine Erscheinung.

Der Gegensatz von „Erscheinung" und „Ding an sich" kann also für uns nur da wegfallen, absolute Realität nur da bestehen, wo das erkennende Subjekt zugleich auch das erkannte Objekt ist, wo beide identisch, wo wir also nicht ein Anderes, Fremdes „erkennen", sondern — uns selbst, unser eigenes Ich. — Dies unser „Ich" ist somit ein Urwirkliches, ein absolut reales Seiendes, ein „Ding" an sich (und ist des Näheren als „Selbstgefühl" zu charakterisieren).

Des weiteren zeigt dann Thiele in tiefgründigen, sich mit Kant und Fichte aufs eingehendste auseinandersetzenden Untersuchungen, daß das „Ich" eine letzte, begrifflich nicht weiter zerlegbare, absolute Einheit darstellt, daß es, als Ding an sich, mit unsern Anschauungsformen Zeit und Raum nichts zu tun hat, daß es notwendig „über" aller Zeit stehe, d. h. nach unserer, in der Vorstellungsform der Zeit nun einmal befangenen Auffassungsweise, ewig und unzerstörbar sein muß. Auf Grundlage dieser Erwägungen ergibt sich sodann auch die Lösung des Problems vom Verhältnis zwischen dem „Ich" und dem Leibe.

Sinnlos wäre es zunächst, das Ich als irgendwo im Gehirn befindlich anzunehmen, der Seele einen „Sitz" anzuweisen. Denn das Ich selbst produziert ja erst die Vorstellung „Raum", und das Gehirn, als ein räumlich Materielles, ist Erscheinung.[1])

Aber vielleicht ist das Ich eben jenes Unbekannte, absolut Wirkliche, das als „Gehirn" erscheint?

Aber auch diese Annahme ist hinfällig, denn das Gehirn besteht aus unzähligen materiellen Teilchen und ist zudem dem fortwährenden Stoffwechsel unterworfen, während das Ich ein mit sich selbst stets identisches, einfaches und unteilbares Reales ist.

Das Ich, dies jedem Wechsel in der Zeit spottende, einfache und unzerstörbare Wirkliche, erscheint somit überhaupt nicht als Materie, d. h. im Gehirn. Der Zusammenhang zwischen Leib und Seele besteht daher nur in einer Verbindung, in welcher das Ich mit den „Dingen an sich" steht, die der Erscheinung „Gehirn" in der absoluten Wirklichkeit zugrunde liegen. Vulgär ausgedrückt: Die Seele und das Gehirn sind total verschiedene Dinge, aber sie beeinflussen fortwährend einander. Die Bestandteilchen des Gehirns wechseln außerdem, während die Seele immer die eine und selbe ist.

Erkrankt das Gehirn, so ist dadurch die Seele eines zuverlässigen Vermittlers der Außenwelt beraubt; sie bildet falsche Vorstellungen. Das Gehirn vermag die Erinnerungsbilder nicht aufzubewahren: der Kranke beginnt zusammenhangslos zu sprechen, oder hält sich für eine Uhr usw. Wir sagen: der Mann redet irre.

Das Ich selbst aber, als Ding an sich, kann überhaupt nicht „erkranken". Als unzerstörbares, überzeitliches Wesen ist es völlig unabhängig davon, ob die Verbindung, in der es mit dem Gehirn steht, sich lockert, ja, ob dieselbe im Moment des „Todes" ganz aufhört: so gut, wie es jedem gewiß ist, daß die Materie des Leibes im Augenblick des Todes nicht ins Nichts zurücksinkt, so gut also erkenntnistheoretisch gesprochen — die „Dinge an sich" des Gehirns fortbestehen und seit Ewigkeit bestanden haben, — so gut bleibt auch das „Ding an sich", welches unser „Ich" ist, fortbestehen, ist unentstanden und unvergänglich: Geburt und Tod des Leibes können ihm nichts anhaben.

Dies der Gedankengang Thieles. „Man sieht", sagt Professor Uphues, „wie Thiele mit Kant und Entschlossenheit die schwierigsten Fragen der Metaphysik, die man seit Kant für endgültig abgetan hielt, wieder aufgreift und ihnen unentwegt und unerschrocken ins Gesicht schaut."

Es liegt in der Natur der Sache, daß ich hier, in drei, vier Worten, eine befriedigende oder gar überzeugende Darstellung der Thieleschen Gedanken nicht zu geben vermag; ebensowenig können meine Ausführungen über den Materialismus und Monismus den Anspruch erheben, irgendwie und irgendwen überzeugen zu wollen. Dazu würde ein ganzes Buch gehören, das auf jede Schwierigkeit, jeden naheliegenden Einwurf ausführlich einginge, das die weitgehendsten Beweise für die Kantischen und Nachkantischen erkenntnistheoretischen Erwägungen zu geben versuchte, das seine Lehre vom „Ding an sich", sowie andererseits die Thielesche Lehre vom Ich und seiner Ueberzeitlichkeit, im genauesten Abwägen des Für und Wider behandelte, u. s. f.[2])

Es ist ein Uebelstand, der nicht nachdrücklich genug betont werden kann — und ich sage dies an dieser Stelle nicht zum ersten Male —, daß gerade in unserer Zeit, in welcher das Interesse für Philosophie einen unerhört starken Aufschwung genommen hat, alles Heil immer und immer wieder in der monistischen „Naturphilosophie" eines Haeckel gesucht wird. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß all die Unzähligen, welche in drängender Sehnsucht nach einer Weltanschauung suchen, die nicht nur vor der nüchternsten Logik standzuhalten vermag, sondern zugleich auch die Ansprüche des Gemütes nicht unbefriedigt läßt —, daß alle diese in der Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Philosophie, in der dann ermöglichten Kenntnisnahme von diesem oder jenem modern-philosophischen System, die ersehnte Befriedigung finden würden. Denn nur auf diesem Wege wird es dem Laien möglich sein, zu einer Welt-Anschauung zu gelangen, die nicht im blinden Nachsprechen der Lehre eines anderen, etwa eines Büchner, besteht, sondern welche auf eigenem Denken und Urteilen beruht.

Paul Apel.

[1]) Schopenhauer sagt in entzückendem Wortspiel: daß der Kopf im Raume ist, halte ihn nicht ab, einzusehen, daß der Raum doch nur im Kopfe ist.

[2]) Einen Versuch dieser Art habe ich unternommen in meiner Schrift: „Geist und Materie. Allgemeinverständliche Einführung in die philosophischen Probleme. Mit einem Anhang: Haeckel und die Philosophie." (Berlin, Skopnik.)

Die Siegerin

Novelle von **Marguerite Wolf.**

Der Kirchhof war ein Rosengarten. Ueber die altersgraue Steinmauer fluteten Rosen in verschwenderischer Fülle, rieselten über die Gräber, brandeten wilder an verwitterten Grabsteinen empor, züngelten, flammten, glühten in purpurner Röte. Das waren die roten Büsche. Dann waren so langrankende da, mit flattrigen Blüten in den zartesten liebeseligsten Farben, rosig wie die Wolken eines verglühenden Abendhimmels. Die neigten sich schmachtend über sanftgewellte Hügel, streckten feine suchende Hände den weißen, schimmernden Kreuzen entgegen, stiegen sanft und lieblich die Sockel hinauf, schmiegten sich an die Zypressen und flochten den dunklen Trauerbäumen zarte Kronen duftenden Lebens. Das waren die rosigen Sträuche. Dann waren weiße da, kühle, sanfte, schicksalsergebene, matt duftende Blüten, die wie die weißen Schleier blasser Klosterfrauen auf den Hügeln hingen, die weltfremd in weißer Gelassenheit sich dem Purpur vereinten, ohne auch nur einen Hauch leisglühenden Lebens zu gewinnen, die in die Flammen glitten, als wollten sie sie dämpfen mit ihrer weißen Kühle. Der ganze Kirchhof ein Rosengarten!

„Schlafen möcht ich unter den weißen, aber leben unter den roten", dachte Marilene und preßte die Stirne fester an die weiße Birke, die unter einer Gruppe schwacher Tannen stand, so licht in ihrer süßen verträumten Schönheit. Hinter den Tannen waren kreuzlose Hügel, vergessene Gräber —, grün zog sich der Rasen darüber und nur schlanke Wegeriche neigten ihre feinduftenden Krönlein. Diese vergessenen Stätten dünkten Marilene das vertrauteste Bild. In sanften Wellen floß die grüne Erde der Mauer zu, in immer sachteren Hügeln, leise verebbend, und endlich verloren in der Ebene der vollkommenen Vergessenheit. Wie ein großer Schmerz, der langsam in der Tiefe der Bewußtlosigkeit verdämmert ..... Vielleicht auch würde sie am liebsten dort ruhen, wo nicht einmal mehr die Erde tiefer atmete, weil man ein neues Leid in ihrem Schoß geborgen, unter jenen verlassenen Hügeln, über die kein lebendiger Gedanke voll weicher frommer Trauer mehr sich neigte. Marilene war's gewohnt, so hart neben dem Tod zu stehen und manchmal spielend seinen Saum zu ergreifen. Auf dem Riesenkirchhof einer Großstadt lagen all die ihren, und sie selbst stand in der Welt einsam wie jene Pappel, die schlank, dunkel, sehnsüchtig neben der Kirche in die lichtblaue Sommerluft ragte.

„Und alle Rosen sind so rot!" Marilenens Gedanken glitten an der Hand dieser purpurnen Röte wieder ins Leben zurück. „Rot wie eine ungeheure, große, große Liebe." Und in dem schmalen, blassen Mädchengesicht standen die Augen wie dunkelglühende Fragen. Sie riß sich von der Birke los und wanderte langsam über die verfallenden Hügel, und am letzten setzte sie sich nieder und strich mit liebkosenden Händen darüber hin. Drei große

Margueriten wiegten ihre feinen Sterne und streiften die gebeugte Mädchenstirn. Wer weiß, hier lag vielleicht eine Mutter, deren Kind droben noch durch Sturm und Sonne irrte ...

Vom Dorf herauf klang das Fahren der Heuwagen, in den Talwiesen am Fuß des Berges schimmerten helle Tücher und weiße Hemdärmel, in der heißen Sommerluft war ein kräftiger Hauch von Frische. Als ein paar Mädchen mit ihren Rechen schwatzend den Plattenweg heraufkamen, schreckte Marilene empor. O wenn nur einmal die Heuferien herum wären! Alle ihre Mittage verträumte sie so, hier auf dem Friedhof oder droben überm Berg. Und so hatte sie nie geträumt, und sie fühlte, wie es ihr Leben füllte, füllte mit tausend farbigen Visionen, die doch ihrem Leben den festen Schritt nahmen. — Als Marilene das hölzerne Kirchhoftor hinter sich schloß, erschien sie als eine andere. Das Kleid hatte steife Falten, und das eben noch von heißer Leidenschaft durchglühte Gesicht bekam einen ernsten, fast gleichgültigen Ausdruck. Sie ging ruhig den Weg hinab, grüßte freundlich, denn es tat nicht gut, wenn die Bauern die Lehrerin für stolz hielten. Sie mußte heimlich lächeln. Stolz? Auf was? Sie beneidete ja alle, auch die Mädchen, die sonnverbrannt, vergnügt und gradaus die Wege gingen, die schon ihre Urahne gegangen. Und alle die, die in den großen, weißen Bauernhöfen ihr schlichtes und selten starkbewegtes Dasein abspannen. Und doch beneidete sie sie noch nicht seit langem. Erst seit sie den Träumen ihr Fenster geöffnet, den schweren, fremden Träumen, die wie buntflügelige, märchenhafte Riesenfalter durch die stille, reine Einfachheit ihres Lebens flogen, auf roten Zauberblumen sich wiegten, die aus der Schwüle ihrer Sehnsucht herausgeblüht und die mit feinem, sinnberückendem Duft sich beugten und neigten und röter glühten, wenn das letzte Dengeln im Dorf erstarb und die Mondsichel hinter die Pappel sank. Wie hatte sie Angst vor diesen Nächten, diesen heuduftschweren, glühwurmdurchschwebten, lautlosen Sommernächten! —

Breit und mächtig lagen die Höfe hier unten, geruhig und festgefügt. Aber nicht jene heiße Dorfstille der Mittage, da alle hinauszogen in die Arbeit der Felder, so daß oft in den glühenden Mittagsstunden das ganze Dorf wie ausgestorben schien, herrschte heute. Die Heuernte brachte ein Kommen, Gehen, das Einfahren hochgeladener Wagen, blinkend das Messing am Pferdegeschirr wie nie, blinkend die steifen Vatermörder und die schneeweißen Aermel der Bauern — friedlicher, reiner, idyllischer war keine Arbeitszeit des Jahres. Und trotz aller Eile und allen Eifers war's kein Hasten, sondern alles ging den sichern, festen Gang einer jahrhundertalten Arbeit. Und doch klang manchmal von draußen das schütternde Schwirren der Mähmaschinen wie das Signal einer neuen Zeit. Beschaulich sahen die Giebel der breiten Gehöfte auf die Straße; dort wo sie steiler emporstieg, wurden sie kleiner, und am steilsten Steig klommen nur noch kleine Häuser und einige Taglöhnerhütten bergauf. Auf der Höhe lag die Kirche, und links davon das Gemeindehaus, wo man der Lehrerin den Giebel eingeräumt. Da sah sie hinauf auf grüne Wiesen, die sich in grünen Buchenwald schmiegten, der weich hinaufzog, steiler, dann dunkler, der Kamm durchlichtete Föhren, deren ferne Stämme in der Morgenglut oft rot heruntergrüßten. Jetzt stand bald die Sonne hinterm Kamm, und die Föhren bekamen goldne Konturen. Langsam glitt die heiße Sonne hinter den Berg. Marilene stand nun in ihrem Zimmerchen am offenen Fenster. Lichte Vorhänge bauschten sich im Luftzug, und die Nelken im Glas, das auf der roten Tischdecke stand, schwankten leise. Auf dem Sofa lagen saubere, weiße Deckchen, und eine Schillerbüste beherrschte vom kleinen Schreibtisch aus den schlichten, kleinen Raum. — Lang stand sie noch unterm Fenster. Dunkel, seltsam, und doch gleichsam aufblühend standen die Föhren vor der goldenen Scheibe, die leise niederglitt. Nun war drüben die Ebene noch eine leuchtende heiße Fläche, bald aber fielen auch dort die Schatten, und nur die Pappel fing das weiche Licht der letzten Stunde in ihrem Gipfel. Jenseits des Berges aber sahen die, die hoch oben auf der Höhe wohnten, noch eine Weile die tröstende Sonnenhelle, dort starben die letzten Flammen auf der Wetterfahne des hohen, spitzen Turmes am Herrengarten. Und dort gingen auch gewiß noch die fröhlichen Menschen spazieren, deren sorgloses Lachen so oft aus der grünen Wildnis klang, wenn sie auf dem Föhrenweg am Herrenhof vorbeikam, dort wo — er ihr immer über den Steg schritt. Weiter unten lag das arme Gebirgsdorf, wo ihre Freundin Lehrerin war, wie sie, die einzige Seele, mit der ein Band sie verknüpfte, und wenn's nur das lockere Band gemeinsamer Lehrjahre war. Jene lebte nicht so einsam wie sie. Sie mischte sich oft in den frohen Kreis des Herrenhofs, und sie war's auch, die ihr zufällig eines Abends einen aus jenem Kreis vorgestellt.

Seit jenem Augenblick aber hatte der Föhrenweg eine magnetische Gewalt für das einsame Mädchen. Jeden Donnerstag ging sie hinauf, um die Freundin zu besuchen ob es glühte oder stürmte. Und jeden Abend schwor sie, nie, nie mehr hinzugehen, schwor's, bis der Mittwoch kam, und sie sehnsüchtig, nachgebend, abbittend ihren Schwur abbüßte. — Morgen aber war Donnerstag. Da würde sie ihn wiedersehen, wie er eine Strecke vom Turm weg auf sie wartete, aus dem Schatten trat mit achtungsvollem Gruß und dann ihr das Geleit gab bis zur Waldpforte: ein Recht, das er sich angemaßt seit jenem Abend, wo sie unter den beobachtenden Blicken dieses Mannes erblaßt war. Aber warum hätte sie's nicht dulden sollen? Er war ruhig und achtungsvoll und erzählte ihr viel von einer Welt, die sie nicht kannte und deren Schilderung sie doch in sich hineintrank mit unstillbarem Durst. Eine Welt der Weite, neben der ihr enges Dasein verlöschte. Und doch hätte sie's nicht dulden dürfen. So zerbrechlich war ein Mädchenruf, und was blieb ihr, wenn der hin war? Eine erschütterte Stellung und nicht einmal mehr die Achtung ihrer Bauern! Und doch blieb immer ihr Mahl unberührt an diesem Tag, wie unter einem Zwang schritt sie hinauf über die Bergwiesen, deren Halme hüfthoch an ihr emporschlugen, den Buchenwald hindurch — und dann zählte sie die Föhren. An der dreizehnten lag er entweder mit der Flinte oder mit dem Buch, und war jedesmal da wie ein Verhängnis, das sich nie irrt. Und sie ging immer mit heißen verwirrten Gedanken und einem Herzen, das zum Zerspringen schlug. Dann gab sie ihm die Hand, schritt wortlos mit ihm und horchte ihm zu. Und hatte eine Furcht, ihn anzusehen, daß sie heute noch nicht wußte, wie er aussah. Nur sonderbarer, tiefliegender Augen entsann sie sich und eines unruhigen Zuckens der Mundwinkel. Er erzählte ihr viel von fremden Ländern, entrollte Bilder von sinnlich blühenden Farben — und alles in einem ruhigen Tonfall, der die gleißenden Bilder zu verschleiern schien. Dann kam er plötzlich auf ihr Leben zu sprechen und fragte sie nach ihrem Dasein. Sie aber hatte den schlichten Stolz ihres Lebens verloren, weil ihre glückliche Unbefangenheit hin war. Und wenn sie in dürftigen Worten von dem alltäglichen Kreislauf ihres Lebens berichtete, dann dünkte es sie arm, arm und klein.

„Ein Verwandter der Herrenhöfler, der da herumliegt und Reisebücher schreibt," sagte ihre Freundin, „ein komischer Geselle." Und wie eine Lügnerin kam sie sich vor, als sie's nicht einfach erzählte, daß er ihr kein Fremder war. Aber ihr war, als risse sie ein zauberschweres Waldgeheimnis ans Licht, das keine Sonne vertrug. So trug sie's weiter, wie den betäubenden, lichtscheuen, dunkelseligen Inhalt ihres jetzigen wirren Daseins. Wenn sie am Schulpult stand, schossen ihr manchmal beim Anblick der reinen, glattgezöpften Kindergesichter die Tränen in die Augen. Sie wußte keine Deutung, aber glücklich und lachend stand sie nie mehr unter der Schar der kleinen Mädchen und Buben, wie sie früher oft getan, so daß die Bauern schmunzelnd vorübergingen, das sei eine ohne boshafte Mucken. Jetzt lebte sie zwischen heut und morgen, ohne das Heute zu fühlen; bangend vor dem Gestern, widerstandslos entgegen getrieben dem Morgen. „Und morgen geh ich doch wieder," sagte sie sich. Morgen, das schon ihr Heut verschlungen in seinem dunklen Schoß. Sie ging noch hinab ins Dorf, um ein Buch ins Pfarrhaus zu tragen. Aber lang hielt sie's nicht aus, es war ihr immer, als fühle sie eine selbstgerechte Zugluft im Rücken. Es war ein kaltes, liebloses Haus. Auf den Straßen trieb man das Vieh zur Tränke. Dämmerung lag auf den Gassen. Aber die

weißen Häuser strahlten noch heiße Helle aus. Sie kam am neuen Schulhaus vorbei, wo eben im Wohnzimmer die junge Lehrersfrau das Licht anzündete. In dem Haus mußte es warm sein von jungem Glück. Aber die hatten keinen Blick für andere. Mit zuckenden Lippen schritt Marilene weiter. Ihr war weh vor Jugend und Einsamkeit. Und sie wußte, daß so viele gingen auf den Dorfstraßen, viele, die ein Haus, aber kein Heim hatten. Sie bog noch in einen der Höfe ein, um sich ihr Brot zu holen. Heute war spät Feierabend in den Häusern. Der Sohn des Hauses hatte eben den großen Weinkrug fortgetragen in die Küche, in der ein Oellicht flirrte. Auf dem kalten Herd stand ein Korb mit kleinen Hühnchen, die hier noch ihrer auszubrütenden Geschwister harrten. Der breitschultrige Bursche stand still und griff eines der sammetweichen Hühnchen heraus, lächelte zart und gütig und drückte es wie schmeichelnd an die verbrannte Wange. Dann warf er's ins Körbchen und wurde feuerrot, als er merkte, daß draus im Flur die Lehrerin stand. Heiß, heiß war's in ihr aufgeflammt. Du kleines, glückliches Hühnchen. O, eine Hand, die so stark und so zart war! Wie in einer Vision sah sie ihr Gesicht in Dr. Fergens breiten Händen. Und dann schüttelte sie in heißer, angstvoller Abwehr die Vorstellung ab. Nein, nein, nie! Das nicht! Das nicht! Und sie verbrachte eine ruhlose Nacht, wo die Träume mit schweren Fittichen sie streiften. Und sie schwor, morgen den Föhrenweg zu meiden. Und sie ging doch. — Die rote Reife flimmerte auf den noch nicht gemähten Bergwiesen. Langsam schritt sie den schmalen Pfad hinauf, mit gesenktem Kopf, das gespannte Gesicht tief beschattet von einem schwarzen Strohhut.

In ihren Händen lag ein feiner Reiz, wie sie so gesenkten Haupts mit hängender Hand durch die schwüle Sommerglut ging und die blütenstäubenden Halme durch diese sprechend feinen Finger glitten. Die Sternblumen waren längst verblüht. Orakel waren sie ihr nie gewesen; es war zu viel Kampf in ihrem Fühlen, als daß ihr mädchenhafte Spielerei eingefallen wäre. Was hätte sie auch zu fragen gehabt? Ob er kam? Nicht kam? Sie wußte ja, daß er kam. Und darüber hinaus ging kein Gedanke. — Die dunkle Flut des Buchenwaldes schlug plötzlich so jäh über ihr zusammen, daß sie innehielt und erschreckt in die Dämmerung hineinsah. Jedesmal stand sie so wilderschrocken, als türme sich nun eine Mauer zwischen ihr und der Welt da draußen, als schritte sie allein in eine Welt der unerklärlichsten Geheimnisse, führerlos und doch den Führer ersehnend. Draußen war ihr der Wald hier oben das lockende Rätsel, das seine Schatten verwirrend auf ihren Alltag warf — hier drin war ihr die Welt draußen ein heißer, schwüler Plan, wo kein Ruf seligen Ernteglücks aus tiefer Glut sich aufwagte. Hier nicht Heimat und dort nicht Heimat! Und als dies Marilene aufging, stand sie jäh aufweinend an einer der herrlichen Buchen still. Ruhe finden für ihre Seele! Es gab so viel herrliche Sprüche, aber sie klangen an ihrem Ohr vorbei wie leerer Schall. Gott, den sie so schlicht ergriffen, war nicht mehr bei ihr. Und das war am schwersten zu ertragen. Warum schickte man sie so hinaus in die Welt? So jung und hilflos, mit Augen, die sahen, aber nicht verstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Das Glück im Kolonistenhause. Weit draußen vor dem Dorf, wo die Heide anfängt, liegt das Haus. Es wird bewohnt von einem jungen, fleißigen Bauern und seinem gleichfalls jungen, kräftig gebauten Weibe. Zwei Kinderchen, das jüngste noch an der Mutter Brust, ergänzen den Haushalt. Der Mann liegt der Bebauung seines Landes mit großem Eifer ob, besonders einer Art Neukultur, die darin besteht, daß das angrenzende Heideland „urbar" gemacht, d. h. der Kultur und dem Ackerbau erst aufgeschlossen wird. Es ist das ein äußerst interessanter Vorgang, den ich, so oft mich meine Spaziergänge an dem Gehöft vorüberführen, mit großem Anteil verfolge. Da wird die Pflugschar zum erstenmal seit undenklicher Zeit, vielleicht seit Erschaffung der Welt, in den bis dahin „ewig" jungfräulichen Boden hinuntergelassen und durchschneidet ihn mit scharfem Eisen. Mehrmals muß so das harte, zähe Erdreich, nachdem die Heide abgesengert und damit zugleich als Dünger über das Feld gelegt ist, gebrochen werden, ehe der Sämann seine Arbeit beginnen und das Samenkorn ausstreuen kann, das dann der neugeschaffene Acker sofort in der nächsten Ernte vervielfältigt wiedergibt. Aber der treue Fleiß des Ackermannes und die gute und liebevolle Behandlung, die er dem gewonnenen „Neulande" zuwendet, lohnen sich, zumal der unberührte Grund und Boden von den umliegenden Dorfgemeinden, denen er meistens zugehört, um ein sehr Billiges erworben wird.

Eines Tages nun winkte mich besagter Bauer von seinem Scheunentor aus, wo er mich erwartet zu haben schien, zu sich heran und bat mich, mit ihm sein Haus zu betreten, wo unser beider etwas durchaus Neues warte, wobei seine Mienen einen sehr fröhlichen und zugleich geheimnisvollen Ausdruck annahmen. Wir traten in die beste Stube, die wie immer sauber und blitzblank gehalten war. Im Nebenzimmer bemerkte ich, da es um die Abendstunde war, wo der Bauer seinen Nachtimbiß zu sich zu nehmen pflegt, einen zierlich gedeckten Tisch, auf dem neben anderen Speisen ein großer, backfrischer und noch unangeschnittener Laib Brot lag. Der Bauer bat mich mit herzlicher, ungeschminkter Höflichkeit, jenes Nebengemach, wo sein Weib im Hintergrunde schon unserer wartete, zu betreten und für diesen Abend seines Hauses und Tisches Gast zu sein. Und als wir nun alle, groß und klein, um den Tisch saßen, da nahm er mit einem gewissen feierlichen Ernst das Brot in seine starken Hände, schnitt nach alter Hausvatersitte dasselbe an und legte jedem der Reihe nach vor. Alsdann sprach er, besonders zu mir hingewendet, folgendes:

„Herr Pastor! Sie haben mich und meine Frau, als wir in den heiligen Ehestand traten, vor Gottes Altar gesegnet; sie haben unsere beiden Kinder gesegnet, als wir sie in der Taufe dem Höchsten darbrachten. Bitte, segnen sie nun auch dieses unser Brot, das erste von der ersten Ernte, die wir, mein Weib und ich, mit saurem Fleiße dem bis dahin unbeackerten Boden abgerungen haben."

Gern willfahrte ich seinem Wunsche und sprach auch bei diesem neuen und eigentümlichen Anlaß über seinen Tisch, sein Brot und sein Haus segnende Worte, wobei ich nicht umhin konnte, zugleich des jungen Nachwuchses mit dem Wunsche zu gedenken, daß auch ihm das erarbeitete Brot des Hauses allezeit ein gesegnetes sein und bleiben möge . . .

Und so hielten wir denn nun auf diesem kleinen Landsitz unser einfaches, ländliches Mahl festlich und feierlich, wie ein König sein Krönungsmahl, dasselbe durch gute Laune und fröhliche Unterhaltung würzend, wobei auch das Weib des Kolonisten, und in ihrer Art die Kinder, lebhaften Anteil nahmen. Der kleine Säugling konnte freilich noch kein Wort sagen und auch das neue Brot noch nicht essen. Aber indem er an der Brust der Mutter lag, hatten wir doch die Empfindung, daß auch er von der Kraft dieses Brotes sein Teil empfangen werde . . .

Durchs offene Fenster drang der Duft der nahen, blühenden Heide, als wollte er sich vermengen mit dem aufquellenden kräftigen Duft des neugebackenen Brotes. Die untergehende Sonne warf ihre Goldwellen ins Zimmer und bestrahlte wie immer das lachende Glück des Kolonistenhauses. Auf der Graswiese am Hause weidete, der Ruhe hingegeben, ein starknochiger Gaul, der treue Arbeitsgenosse des Menschen, und von der blühenden Hecke am Feldweg schwang sich wirbelnd noch ein lustgeschwellter kleiner Sänger in die laue, sonndurchglühte Abendluft. **F. A. Fedderſen.**

Wenn alle schlafen . . . Das möcht' ich wissen, wie das sein wird — —

Wenn einmal alle Menschen schlafen und kein Auge mehr die Dinge, die grauen und die glänzenden, nach innen spiegelt.

Wenn du dann abends heraufsteigst, blasse, schmalgestaltete Wolke — oder eine deiner dunkleren Geschwister — und hältst dein Antlitz frei der Sonne hin und ihrem kupferroten Licht des Kleides wolligen Saum.

Wem leuchtest du dann — wie heute mir und jedem, der vom Tagewerk das Auge hebt?

Glühst du dann noch hochrot auf, wo dich der Abend betastet? Hauchst du noch nachtschwarze Schatten über das Feld, wenn du Gewitter trägst? Werden Donner rollen, die niemand hört, und ist der ungesehene Blitz noch goldgezackt?

Das möcht' ich wissen, ob noch etwas schön sein kann, wenn alle Menschen schlafen — —

Es wird sein wie heute, und es wird sein, als wäre es nicht — —

Wenn die Sterne aufsteigen mit alter Kraft und haben kein Auge, in dem sie flimmern —

Wenn die schwarze Nacht unruhig sucht und keine Seele findet für ihre Schauer —

Wenn Licht nicht mehr Licht ist und Gestalt nicht mehr Gestalt und alles sich im alten Kreislauf weiter regt — ein rollender Kreisel, dem das Kind hinweggestorben . . .

Es wird sein wie heute in irgend einem ungesehenen Tal: Schade um jeden schillernden Käfer, der da schwirrt, um jeden Wind, der fein im silbernen Grase singt!

Schade um alles, was an Farben, Tönen und seltenen Gestalten in Lüften hoch, in Klüften tief seufzen mag in seiner Ver-

borgenheit nach einem Blick, nach einem Ohr, dem es lebendig würde!

Wie gar verschwenderisch ist doch die Natur!

Oder genießt sie doch — auch da, wo keine Seele spürt — auch dann, wenn jedes Auge modert — genießt sie noch in ungezählter Wunder Schönheit still sich selbst?

— — Das möcht' ich wissen, wie das sein wird, wenn alle Menschen schlafen.

Br. Baumgarten.

Geteiltes Glück

Liebes Glück, das kann ja nicht sein,
Meinst denn, ich trüge dich ganz allein?
Wäre zu viel für ein Menschenkind,
Dem deine Gaben wie Märchen sind

Liebes Glück, ich teil dich in zwei,
Daß mir die Bürde erträglicher sei;
Hab in der Ferne ein treues Herz,
Das hilft mir tragen Kummer und Schmerz.

Liebes Glück, daß ich leise es sag,
Eile zum Liebchen noch diesen Tag,
Daß ihm zur Sommers- und Winterszeit
Alles mit Blüten sei überstreut.

Charlotte Neubronner.

Kritik einer Weihnachtsvesper. Dies sind die Erlebnisse eines Mannes, der in einer Vorstadt Berlins mit Weib und Kind zur Christvesper am heiligen Abend ging. Die Herzen waren herzlich offen, und die kalte große Nacht mit ihren harten Fingern stimmte auf dem Wege einen großen Ton in der Seele an. Aber was fand er nun in der Kirche? Sie gehört zu jener massenhaften, trostlosen Reißbrettarchitektur, die ihr Schema den überrumpelten Gemeinden aufdrückte und zur Gedankenlosigkeit die Seelenlosigkeit fügte. Trotzdem kann man aus solch einem Bau etwas machen, indem man ihn reichlich schmückt mit Dingen, die dieser Gemeinde im besonderen gehören, die schöne Erinnerungen würdig bewahren — denn es ist doch das Haus der Gemeinde, in dem diese eine Heimat der Seele haben soll. Besitzt man all diese Zeichen des Dankes und der Hoffnung noch nicht, so müssen die Zweige die leeren Wände an Festtagen schmücken, Tanne und Stechpalme muß heran, auf den Altar gehören dicke Sträuße und was man an goldenen Kelchen und schönen Stoffen hat, muß heraus und muß leuchten und blitzen unter vielen Kerzen. Nichts davon war zu sehen, nur rechts und links vom Altar zwei Tannenbäume, an denen ein Küster in grauer Joppe herumitteg und anzündete (es war zehn Minuten vor fünf Uhr). Da schelten die Evangelischen über römischen Firlefanz und bedenken nicht, wie viel würdiger beim Altar ein goldener Priester als ein grauer Küster wirkt. Nun, endlich brannten die Bäume; aber man merkte es nicht. Woher kam das? Weil gedankenlos die Gaskronleuchter gerade wie sonst angezündet waren — sie hatten scheußliche Milchballons um die Flammen; selbst über dem Altar brannten diese öden Kugeln und fraßen all das schöne, gelbe, warme, schimmernde Kerzenlicht. Wie viel hat die Kunst aller Tage im Kirchenraum mit dem Licht gesprochen! Und die Religion des Geistes soll sich hier durch Verständnislosigkeit auszeichnen? Noch schlimmer als all diese Fehler war es, daß man auf dem Altar das Bild des Dorngekrönten, das recht groß über dem Altar sich erhob, unverhüllt ließ und die Gemeinde zwang, im Anblick dieser Martern „Freut euch" zu singen. Ich meine, man sollte überhaupt nicht Passionsbilder Sonntag für Sonntag aufstellen, selbst das silberne Kruzifix ist nur hinzusetzen, wenn es besonderen Sinn hat; aber am heiligen Abend all den blanken Kinderangen einen Märtyrer vorzumalen, das nenne ich eine Gefühlsroheit.

Die Feier begann. Es ist ja nun einmal Usus, daß man sich in festes steiles Holzgestühl mit den unschönen Mänteln hineinzwängen muß — wieviel natürlicher wäre es, wenn man sich auf losen Stühlen um die Kanzel scharen könnte, während diejenigen, die nicht eine Predigt hören wollen, zu leuchtenden Krippen oder in eine stille Seitenkapelle gehen könnten! Aber Ordnung muß sein! Weshalb wir nun die Abendandacht mit dem Lied: dies ist der Tag begannen, weiß ich nicht; mir kam ein vergnügtes Schmunzeln auf die Lippen. Der Organist war kein Meister; schlimmer waren die Geschmacklosigkeiten, wenn er bei Chorälen, um es besonders fein zu machen, aus dem wildesten Fortissimo in in das schmelzendste Pianissimo verfiel. Da muß sich ein Pastor finden, der dem Organisten auf die Schulter klopft und sagt: Herr Schmidt. Sie haben wundervoll gespielt; nur ..... Die erste Chorleistung war: Es ist ein Reis entsprungen; es kam schwindsüchtig heraus; die zweite: Stille Nacht mit verdrehtem Text. Meines Erachtens muß Stille Nacht von allen Kindern gesungen werden, die in der Kirche sind, mit Orgelbegleitung; denn das ist ihre Domäne. Fürchterlich waren die seelenvollen Portamenti der Choristen — Dienstmädchengeschmack! Das Tollste war aber ein Chorgesang: Schweigt, ihr ernsten Glocken, schweiget — ein ganz unkirchliches Lied, reich an Plattheiten; der Unterschied zwischen kirchlichen und geistlichen Gesängen war hier noch nicht begriffen. Auch ist es falsch, wenn der Chor: „O du fröhliche" singt. Wir bekamen auch einen Solo vorgesetzt: Cornelius „Drei Könige", Lied, wobei die Orgel den Choral: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" begleitete. Nun, am heiligen Abend kann man schon mal etwas besonderes geben; dann müssen Orgel und Solo aber gut vorher geübt haben; diesmal ging es noch nicht.

Als ich heimging und wieder in den kalten Fängen der Nacht stand, überdachte ich, weshalb alle diese Entgleisungen vorkommen mußten. Ist die Kirche dazu da, den Geschmack der kleinen Leute zu pflegen? Sind die Geheimnisse der Ewigkeit nur zu begreifen, wenn sie auf kleinbürgerliche Flaschen gezogen werden? Befähigt die akademische Bildung unsere Geistlichen nicht, Geschmacklosigkeiten zu wehren und solch eine Abendfeier würdig zu gestalten? Man möge nicht antworten: ich habe wichtigeres zu tun als Kränze aufzuhängen. Der Geistliche soll es ja nur veranlassen; hunderte von fleißigen Händen finden sich, um Kilometerkränze zu binden. Das Programm ist genau durchzusehen; die erste Frage müßte diesmal sein, weshalb Bortnjanskijs Große Doxologie fehle, die so leicht ist, daß sie jeder Chor ausführen kann. In jedem Fall muß alles Billige herausgeworfen werden. Das gedankenlose, zuchtlose Sentiment, das die Deutschen so reichlich auf Lager haben, darf doch nicht auch noch im Kirchenhaus begünstigt werden! Wir wollen edles Brot als Weihnachtsgabe; das Beste ist dann gerade gut genug. Es schadet niemanden, an solch einem Abend ein paar Akkorde von Bach oder Händel zu hören. Mit derartigen Feiern, wie die oben beschriebene, versagt man aber Leute aus der Kirche, die doch ebenso gut darauf ein Recht haben, etwas zu bekommen, wie die ganz Anspruchslosen.

Paul Schubring.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¾ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Die besten Uhren

Spezialität: Präzisionsuhren, zusammen 14 mal prämiiert, liefert

Deutsche Uhren-Industrie Berlin 483 Lindenstr. 101/102 u. Friedrichstr. 16.

Echt silberne Remont.-Uhren, prima präzises Werk, gestempelt, genau abgezogen, 6 Rubis, 2 echte goldränder, fein verzierte Goldränder, vergoldet. Zeiger Mk. 8.45.

Dieselbe Uhr, vergoldete Cuvette, 10 Rubis, allerfeinstes Brillenwerk, hocheleganteste Ausführung Mk. 12.75.

Ankeruhren, 15 Rubis, 2 Deckel, echtes Silber, 2 echte Goldränder, prima Präzisions-Werk Mk. 15, 18, 23, 25, 30 bis 50

Gutgehende Nickel-Remontoir-Uhren	von M	2.75 an
Versilberte Uhren, zwei echte Goldränder	„	3.75 „
Echt goldene prachtvolle Damenuhren	„	13.75 „
Weckeruhren, genau und pünktlich weckend	„	1.80 „
Regulateure, gut gehend, Nussbaum poliert	„	5.75 „
Phonographen, laut spielend reiner Ton	„	4.50 „

Für jede Uhr 3 Jahre schriftl. Garantie. Umtausch gestattet oder Geld zurück.

Pracht-Katalog über Uhren jeder Art, hochmoderne Ketten, Ringe, Broschen, Gold-, Silber-, Kupfer-, Nickel- und Bronzewaren, Phonographen, Musikwerke etc. gratis und frei ohne Kaufzwang.

Anerkannt beste, reelle und direkte Bezugsquelle für Uhrmacher und Händler.

Der Bund für Mutterschutz

hält vom 12.—14. Januar 1907 hier in Berlin seine erste Generalversammlung ab, die im Festsaal des Logenhauses, Joachimsthalerstr. 13 stattfinden wird.

Die Tagung wird sich gliedern in die Behandlung zweier wichtiger Fragen:

Zur Reform der konventionellen Geschlechtsmoral

und die Frage:

Gesetzgebung und Mutterschutz.

Es sind zu den verschiedenen Themen sachverständige Redner gewonnen. So wird sprechen Prof. Dr. Mayet über Mutterschaftsversicherung, Dr. Borgius über Mutterschaftsrente, Direktor Dr. Böhmert, Bremen und Dr. Oldwar Spann, Frankfurt a. M. über die Lage der unehelichen Kinder; über Heiratsbeschränkungen Dr. Max Marcuse und Frau Adele Schreiber, über die heutige Form der Ehe Dr. Helene Stöcker und über das Thema Prostitution und Unehelichkeit der bekannte Gynäkologe Prof. Dr. Fleisch.

Der Kongreß ist für Mitglieder des Bundes frei, für Nichtmitglieder sind Karten zu haben für die ganze Dauer der Tagung für M. 3.—, für eine einzelne Vor- oder Nachmittagssitzung M. 1.— vom 2. Januar ab bei Wertheim und Bote & Bock, Leipzigerstr.

XIII. Jahrgang

Die Hilfe

Herausgeber: F. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Nummer 1

Sonntag, den 13. Januar 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die gesetzgeberische Arbeit. — Das voraussichtliche Ergebnis der Reichstagswahlen. — Die Sozialdemokratie und die Wahlen. — Die Sozialdemokratie und der Imperialismus. — Die Wahlen in Frankreich. — Die Wahlen in Italien. — Die Wahlen in Belgien. — Die Wahlen in Österreich-Ungarn. — Die Wahlen in Nordamerika. — Der Wahlkampf in Deutschland. — Der Wahlkampf in Preußen. — Die Verfassungsfrage in Preußen. — Die Wahlrechtsfrage in Preußen. — Die Wahlrechtsfrage in Sachsen. — Die Wahlrechtsfrage in Hessen. — Die Wahlrechtsfrage in Baden. — Die Wahlrechtsfrage in Württemberg. — Die Wahlrechtsfrage in Bayern. — Die Wahlrechtsfrage in Hamburg. — Die Wahlrechtsfrage in Lübeck. — Die Wahlrechtsfrage in Bremen. — Die Wahlrechtsfrage in Elsaß-Lothringen. — Die Wahlrechtsfrage in Braunschweig. — Die Wahlrechtsfrage in Anhalt. — Die Wahlrechtsfrage in Oldenburg. — Die Wahlrechtsfrage in Mecklenburg. — Die Wahlrechtsfrage in Schaumburg-Lippe. — Die Wahlrechtsfrage in Lippe. — Die Wahlrechtsfrage in Reuß ältere Linie. — Die Wahlrechtsfrage in Reuß jüngere Linie. — Die Wahlrechtsfrage in Schwarzburg-Sondershausen. — Die Wahlrechtsfrage in Schwarzburg-Rudolstadt. — Die Wahlrechtsfrage in Waldeck. — Die Wahlrechtsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha. — Die Wahlrechtsfrage in Sachsen-Meiningen. — Die Wahlrechtsfrage in Sachsen-Altenburg. — Die Wahlrechtsfrage in Sachsen-Weimar. — Die Wahlrechtsfrage in Anhalt

und sich friedlich auseinandersetzen. Andererseits werden die Sozialisten das soziale Gewissen des Staates wach erhalten und dazu beitragen, daß der Staat in der Aus- und Fortbildung der sozialpolitischen Gesetzgebung nicht erlahme."

Die Nationalliberalen stellen 140—150 Kandidaten auf. Gewinnbare Wahlkreise mögen, wie jetzt die Verhältnisse liegen, im Höchstfall 50—60 darunter enthalten sein. Unsere Partei wird, soweit wirklich nationalliberale Truppen da sind, in 5 Wahlkreisen offiziell von diesen unterstützt. Dagegen haben die Nationalliberalen in Waldeck, Marburg, Greifswald (frühere Mandate von Potthoff, v. Gerlach, Gothein) feindliche Zersplitterungs-Zählkandidaturen aufgestellt. Ein ernsthafter Konkurrenzkampf zwischen uns und den Nationalliberalen findet in 4 Wahlkreisen statt. In 2 Kreisen unterstützen die Nationalliberalen im ersten Wahlgang offiziell den Konservativen, in einem andern haben sie ihren Wählern den Entscheid zwischen dem Bündler und unserm Kandidaten freigestellt.

Naumann kandidiert in Heilbronn. Man schreibt uns aus der Neckarstadt: Wie unsere Freunde bereits aus den Tageszeitungen wissen, ist Naumann in Heilbronn von Volkspartei, junger Volkspartei, liberalem und nationalsozialem Verein einstimmig als Kandidat aufgestellt worden. Die deutsche Partei, die in ihren Wählerkreisen stark mit Naumann sympathisiert, hat unter dem Druck der Stuttgarter Parteileitung die Wahl freigegeben. Die Zahlen der letzten Wahlen waren: Sozialdemokratie 7816, Bund der Landwirte 6476, Volkspartei 5567, Zentrum 3809, deutsche Partei 2085. In der Stichwahl siegte der Bündler Dr. Wolff mit 14 042 gegen 12 459 sozialdemokratische Stimmen. — Die Wahlbewegung setzte mit einer imposanten Versammlung in Heilbronn ein; gegen 2000 Menschen waren in den Killianshallen zusammengeströmt, Hunderte fanden keinen Platz mehr. Der Abg. Betz leitete die Versammlung. Naumann sprach in glänzender Weise über die politische Lage und entfesselte Stürme jubelnden, begeisterten Beifalls. Wir Heilbronner sind stolz darauf, daß wir für Naumann arbeiten und kämpfen dürfen. Dies kam in den Ansprachen lebhaft zum Ausdruck, in denen die verschiedenen Parteivertreter ihre Zustimmung kundgaben. Der Vorsitzende der württembergischen Volkspartei, Dr. Elsas, und des liberalen Landesverbandes, Dr. Ohr, waren von Stuttgart erschienen, um die Glückwünsche ihrer Verbände zu überbringen. — Jetzt beginnt die Landagitation: es stehen uns dazu eine Reihe trefflicher lokaler Kräfte zur Verfügung. Der Kampf wird heftig sein; wir treten in ihn mit Energie und Zuversicht. Alles, was in unserer Macht steht, soll geschehen.

Das gefrorene Volk

Wenn die politische Gesundheit eines Staatswesens auf der Uebereinstimmung von Regierung und Regierten beruht, dann steht Deutschland vor einer schweren inneren Krise. Der Sylvesterbrief des Reichskanzlers, der ein Programm enthalten sollte, birgt schließlich nur die eine Frage: wie bleibe ich am Ruder. Fürst Bülow wird sich nicht wundern dürfen, wenn diese Frage fast allen Parteien nicht von erster Wichtigkeit erscheint, und er wird sich bestimmt nicht wundern, wenn gerade das Zentrum mit seinem Brief ganz zufrieden ist. Anderes wäre ja auch gegen seine Absicht. So kann denn die „Germania" vergnügt weiter schreiben: „Sollte die liberale Bescheidenheit so groß sein, daß sie nun jubelnd mit der Regierung geht? Damit verpufft die Wahlparole gegen die ultramontane Herrschaft und das unnationale Zentrum in der Luft. Die Kundgebung des Reichskanzlers wird uns die Wahlen nicht verderben." Fürst Bülow, während er bereits von den Liberalen wieder abrückt, rechnet scheinbar wieder mit dem Zentrum und denkt vielleicht wie der alte Struensee, der Vorgänger des Freiherrn v. Stein: Einige Zeit wird die Pastete wohl noch halten.

Man verstehe uns nicht falsch! Unser Grundsatz war immer, dem Vaterland zu geben, was des Vaterlandes ist, mag im übrigen die Regierung sein, wie sie will. Aber Bülow ist nicht das Vaterland. Im Gegenteil: Da ihm die Kraft fehlt, die liberale, antiklerikale Parole durchzuführen, so wird übermorgen Zentrum wieder Trumpf sein. Das ist das schlimmste, was dem Vaterland zugefügt werden kann, denn nun wird erst recht jeder Soldat oder Matrose für hundert Kinderseelen von Rom gekauft werden müssen. Man würde aber die politische Leistungsfähigkeit Bülows — was ist in seinen 7 Jahren überhaupt geleistet worden? — überschätzen, wollte man ihm die Verantwortung für die klerikale Herrschaft allein zuschieben. Der Grund liegt tiefer.

Bismarck wandte sich am 3. Dezember 1884 mit folgenden Worten gegen die Zentrumspartei: „Man kann sich mit ihr nicht einlassen, ohne sich dem Geist, der in ihr lebt, mit Leib und Seele zu verschreiben; man wird auf die Dauer davon erfaßt, und es kommt immer der Moment, wo es heißt: Willst du jetzt fechten, oder willst du weiter mit mir gehen? — — — Es würde mir außerordentlich lieb sein, nicht für meine persönliche Bequemlichkeit, sondern im Interesse des Landes, wenn ich einen modus vivendi mit dem Zentrum wüßte, ohne mich und den Staat ihm mit Haut und Haar zu eigen zu geben". Bismarck wußte, was er sagte, denn er hatte erst das Zentrum durch den Kulturkampf groß gemacht und ein paar Jahre später sich mit Windthorst vertragen. Es waren in jeder Weise die Geister, die er selbst gerufen hatte. Die ganze Entfremdung zwischen oben und unten begann mit Bismarcks Abkehr vom Liberalismus in den 70er Jahren. Bismarck wollte, nicht wie er später sagte, daß die Liberalen „mit aus der Schüssel essen". Er warf sich mit seiner ganzen letzten Lebenszeit gegen den konstitutionellen Ausbau der Verfassung und versuchte systematisch, den Liberalismus zu ruinieren. Das gelang ihm auch zum Teil — aber um welchen Preis? Die reine Junkerherrschaft ließ sich nicht mehr aufrichten, überall wuchsen Gegenkräfte. Die Sozialdemokratie schoß in die Höhe, und alle Gewaltmittel versagten. Am Ende war Bismarck so weit, daß er einsah, mit dem allgemeinen Wahlrecht nicht regieren zu können, und nur das gütige Geschick seines Abschieds bewahrte ihn davor, den unsterblichen Ruhm früherer Jahre mit Volksblut und Staatsstreich zu verdunkeln. Was von Bismarcks letzter innerpolitischer Zeit übrig blieb, das war: ein dezimierter Liberalismus, ein auf Kosten der Vaterlandsliebe großgezüchteter Interessengeist, und endlich eine allgemeine Skepsis gegenüber der politischen Selbstbestimmung eines gereiften Kulturvolks.

Jetzt wurde das Zentrum als ausschlaggebende Partei erst nötig und begann seinen Hintertreppenhandel, mit dem Erfolg, daß unsere Wirksamkeit nach außen den elendesten Bedürfnissen seiner Schützlinge angepaßt wird. Andererseits machte das Zentrum, trotz seiner demokratischen Gebärden niemals den ehrlichen Versuch, seine ganze Macht gegen das „persönliche" Regiment einzusetzen, gegen das seine Agitatoren in Wahlzeiten hetzten. Je nach dem Vorteilchen des Augenblicks polterte Herr Schädler gegen Berlin oder lobte Herr Bachem im preußischen Dreiklassenhaus die „führenden, alten, bewährten" Stände. Die Masse der klerikalen Wähler aber, bald 2 Millionen Volksgenossen, ließen mit sich machen, was die Führung wollte, gingen mit der Sozialdemokratie oder dagegen, und verfuhren nicht anders bei Zöllen, Kriegsschiffen, Volksrechten oder dem Kaiser — wie es gerade der Klerus befahl. Der selbständige patriotische Wille hat seit langem aufgehört, in der Mehrheit der deutschen Katholiken lebendig zu pulsieren.

Ein ähnlicher Vorgang zeigte sich auf anderer Grundlage in der Sozialdemokratie. Bismarck wollte sie vor die Gewehre reizen. Das gelang ihm nicht, aber die passive Staatsfeindschaft der Arbeiter wuchs mit der Tiefe ihres politischen Interesses und wuchs in die Breite mit dem zunehmenden Industriestaat. Die Verbitterung der Arbeiter ist das gewollte Teufelswerk der Junker, denen nichts lieber ist als „vaterlandslose Gesellen", weil man solchen gegenüber mit scheinheiligen Gründen die Freiheiten versagen und den Geldbeutel zuhalten darf. Sozialistengesetz, Klassenjustiz, persönliche Aechtung: alles zusammen hat die Sozialdemokratie den Interessen des Ganzen entzogen, hat sie bei längst überlebten Doktrinen und einem öden Parteikram festgehalten, dem zu Liebe außerhalb ihrer Kreise alles drunter und drüber gehen darf. Die Sozialdemokratie ist eingefroren.

Und welcher Verlaß ist auf den Gemeinsinn der Konservativen, denen zu Liebe alles dies geschah? Recht bezeichnend dafür ist gerade ein Vorgang der letzten Woche. In der „Schlesischen Zeitung" kam ein Konservativer zu Wort, der seinen Parteigenossen ins Gewissen rief, ihre

Aufgabe sei vor allem, einen in Wehrfragen zuverlässigen Reichstag zu schaffen. Er schrieb: „Eine Partei, die in einem so ernsten Augenblick wie dem gegenwärtigen nur Sorge für begrenzte Standesinteressen empfindet, die sich nicht zu einem über dem Kampfe der wirtschaftlichen Tagesfragen stehenden objektiven Standpunkte aufzuschwingen vermag, läuft Gefahr, zur reinen Interessenpartei herabzusinken; sie verliert an Wert als Stütze für die Regierung und ist nicht mehr die staatserhaltende Partei, die sie sein will." Darüber entstand, wie begreiflich, ein ordentliches Toben in den konservativen Zeitungen. Alles eher als ein liberaler Kurs! — Das ist der Grundton der Junkerblätter. Es könnte ja die Grundrente in Gefahr kommen! Konservative, Bündler, Christlichsoziale, die ganzen Erbpächter des Nationalsinns, schließen ein Bündnis nach dem andern mit dem Zentrum. Wie die Reichstagsmehrheit in nationaler Hinsicht aussieht, ist ihnen ganz gleich. Damit der Liberalismus nicht zu stark werde, verbrüdern sie sich mit dem Zentrum, dem dasselbe Ziel, die Niederhaltung des Liberalismus, der tiefste Inhalt dieser Wahlbewegung bedeutet. —

So sind die Verhältnisse als das Ergebnis eines dreißigjährigen Krieges der Regierung gegen liberale Forderungen. In dieser Lage schreibt Fürst Bülow seinen Brief an – den Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. Die Adresse kennzeichnet das Unternehmen. Fürst Bülow hat schon öfters eine gewisse Ahnungslosigkeit in der inneren Politik bekundet, aber dieser Schritt bedeutet doch das Höchstmaß an Unkenntnis von der Stimmung des anständigen und gebildeten Deutschlands. Dieser Reichsverband lebt von dem blödsinnigsten Personalklatsch über Arbeiterführer und versucht vergeblich, seinen reaktionären Pferdefuß in einem Schwefeldunst von Schimpfreden gegen einzelne Sozialdemokraten zu verdecken. Nicht viel hoffnungsvoller als der Empfänger, ist — wie selbst die zahmsten liberalen Blätter sagen — der Inhalt der Botschaft. Es wird da in der Tat verlangt, die Freisinnigen möchten auf ihre sämtlichen Grundsätze und Forderungen verzichten, damit der Reichskanzler mit ihnen „arbeiten" könne. Diese Zumutung wird der selbstbewußte Liberalismus selbstverständlich überall zurückweisen. Nach wie vor wird er jeden nötigen Mann und Groschen für das Vaterland bewilligen. Er bedankt sich aber dafür, auf Kosten des Vaterlandes diesem Reichskanzler aus der Patsche zu helfen. Die ganze Hohlheit der Bülowschen Dialektik spiegelt sich in dem Satz, daß man in der Sozialdemokratie die „wahre Gefahr" der Reaktion bekämpfen müsse, während von rechts keine Reaktion drohe. Also nichts gegen die Reaktion tun, weil es sonst noch schlimmer werden könnte? Mit derselben Berechtigung könnte man einem Verhungernden sagen: iß ja nichts, denn schon öfters sollen Menschen an einer Ueberfüllung des Magens gestorben sein.

Es ist gefährlich in Bülows Stellung, mit dem „Degen Bonapartes" zu spielen, denn viel eher, als den Reichskanzler tragisch zu nehmen, wird man sich beglückwünschen, daß der Degen Napoleons nicht in seine Zeit fällt. Wo ist das Volk, das sich für das bestehende Regierungssystem opfern würde? Ja, wenn es die patriotischen Worte auf all den Flugblättern täten, die jetzt durchs Land geschleppt werden! Der Mangel freier politischer Betätigung hat den Patriotismus der Masse langsam in Eis gewandelt. Hätte ein Reichskanzler sich wirklich ans Volk gewandt: „Das Vaterland braucht euch, und euer Recht soll euch werden" — es wäre gekommen, wie es in dem Lied heißt: „Blüh auf, gefrorner Christ! Der Mai ist vor der Tür, du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier." So aber bleibt ungefähr alles wie früher, was das Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung betrifft, nur daß Bülows Heldenpose vom 13. Dezember auch von Optimisten nicht mehr ernst genommen wird. Aber auch manches andere ändert sich.

Es galt lange als überflüssig oder töricht, von der Notwendigkeit der Beseitigung des halben Absolutismus zu sprechen, jener Regierungsform, die den Reichstag zu einem Platz des Redens aber nicht des Regierens macht. Wenn sich Fürst Bülow, was äußerst wahrscheinlich ist, der „Nebenregierung" des Zentrums wieder unterwerfen sollte, so wird die Unzufriedenheit mit dem, was man „persönliches Regiment" nennt, den äußersten Grad erreichen. Das gegenwärtige Regierungssystem hat auf dem Gebiet der auswärtigen wie der kolonialen Politik keine Lorbeeren geerntet; seine Unfähigkeit, dem kaudinischen Joch des Klerikalismus zu entschlüpfen, würde im Volke nur als neuer Beweis seiner mangelnden Kraft betrachtet werden. Es sind 100 Jahre her, daß der Reichsfreiherr v. Stein die Worte schrieb, die man recht als Motto über diese Wahlbewegung setzen kann:

„Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung bildet Liebe zur Verfassung, eine öffentliche richtige Meinung über Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit bei vielen Bürgern, die Geschäfte zu verwalten. Die Geschichte lehrt, daß es viel mehr große Feldherren und Staatsmänner in freien als in despotischen Verfassungen gibt."

Was damals Teilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung bedeutete, das bedeutet für heutige Verhältnisse die Uebernahme dieser Funktionen durch das Volk, also vor allem ein parlamentarisches Regierungssystem. Je länger man über die Ursachen der gegenwärtigen Krise nachdenkt, desto sicherer erkennt man sie als das Symptom einer konstitutionellen Krankheit, mit der wir so bald nicht fertig werden. Die Bedürfnisse des modernen Deutschlands vertragen sich nicht mit einer eigensüchtigen Cliquenwirtschaft, mag diese mehr feudal oder klerikal aufgeputzt sein. Auch ein festerer Staatsmann als Fürst Bülow würde mit seinem Latein bald zu Ende kommen, weil er keine Mehrheit finden kann, die echten Patriotismus mit freien und zeitgemäßen Anschauungen verbindet. Mit Bismarck ist auch das bismarckische System eine vergangene Epoche. In der äußeren Politik findet sich kein Erbe seiner Genialität, und in der inneren Politik kein Mann, der die widerstrebenden Interessen zusammenhalten könnte. Die ganze Nation erstarrt in kleinlichem Hader und Apathie, wenn sie nicht dazu gelangt, ihre Geschicke als Volk selbst in die Hand zu nehmen. Diese Zusammenhänge zu begreifen und danach zu handeln, ist jetzt die historische Aufgabe der „liberalen Köpfe", über die Fürst Bülow sich so bitterlich beschwert hat, denen er aber die Ehre angetan hat, sie wenigstens als „Köpfe" zu bezeichnen.

Mit solchen Gedanken gehn wir in den Wahlkampf. Mag er ausfallen, wie er will: er ist nötig geworden durch den Mangel einer großen, staatstreuen freiheitlichen Partei. Dieses Bedürfnis bleibt wach, ob Erfolg oder Mißgeschick den Augenblick begleitet. Wir hoffen aber auf Erfolg und warten auf ihn, wie auf einen zeitigen Boten des Frühlings.

Eugen Katz.

Industrielle Konzentration und Kartelle

Ein Parteifreund schreibt uns: In den Wahlen wird, vielleicht bei Diskussionen mit der Sozialdemokratie, auch wohl die Kartellfrage öfters eine Rolle spielen. Ich möchte mir erlauben, den Gedankengang kurz zu skizzieren, der für das Verhalten des Liberalismus in dieser Frage maßgebend sein wird.

Mit der Entwicklung der modernen Technik, der Entstehung eines Massenkonsums, der Ausweitung der Verkehrsmittel machte sich im Bergbau, der Industrie und dem Transportgewerbe ein immer stärkerer Zug zum Großbetrieb geltend. Gerade innerhalb der Großindustrie vergrößerte sich stetig der Umfang der Unternehmungen, da der Betrieb auf erweiterter Grundlage stets der billigste war und in Zeiten schlechten Geschäftsgangs die kleineren Werke durch die billigen Preise der großen erdrückt wurden. So entstanden die Riesenunternehmungen der sogenannten schweren Industrie, die jede viele tausende von Beamten und Arbeitern beschäftigen. Ja, die allergrößten griffen sogar über ihren eigentlichen Gewerbezweig hinaus und gliederten sich die Betriebe ihrer Lieferanten und Abnehmer an. So wurden Holzstoffabriken, Papierfabriken, Druckereien, Verlagsanstalten und Zeitungen und Zeitschriften aller Art, dann wieder Kohlenbergwerke, Erzgruben, Kokereien, Hochöfen, Stahl- und Walzwerke, Gießerei, Maschinen- und Waffen-

fabriken und Werften in je einem Unternehmen verschmolzen. Industriegesellschaften, die über 10 000 Arbeiter beschäftigen und mit über 100 Millionen Kapital M. arbeiten, sind schon recht zahlreich. Die Spitze bildet Krupp mit 180 Millionen Mark Aktienkapital und 60—70 000 Arbeitern, aber die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Siemens-Schuckertwerke bleiben nicht weit hinter ihm zurück.

Diese Konzentration, soweit sie dem technischen Fortschritt dient, ist zu begrüßen. Dennoch birgt sie die große Gefahr des Ausschlusses der Konkurrenz und Aufkommens eines privaten Monopols in sich. Die weniger großen Unternehmungen, die auf dem industriellen Schlachtfeld übrig geblieben sind, verständigen sich untereinander durch Abschluß von Konventionen, Kartellen oder Syndikaten über die Verteilung des Absatzes. Die Geschäftsbedingungen und Preise werden festgesetzt, die Kundschaft und die einlaufenden Aufträge verteilt, die Höhe der Produktion bestimmt; endlich geht der gesamte Geschäftsverkehr für eine ganze große Industrie durch eine einzige gemeinsame kaufmännische Zentrale, die den Markt völlig beherrscht. In Amerika ist man durch völlige Verschmelzung der Betriebe einer Branche zu einem Trust in der Organisation noch weiter gegangen, folgt aber auch in Deutschland immer mehr diesem Beispiel. Ihre Spitze und ihre Leitung hat das heutige Industriesystem in einem halben Dutzend Berliner Großbanken.

Sehr gefördert wurde der industrielle Zusammenschluß durch die seit 1879 von den Konservativen, Klerikalen und Nationalliberalen eingeführten und 1902 durch die gleiche Mehrheit noch gesteigerten Hochschutzzöllen, die die Einfuhr ausländischer Industrieartikel sehr erschwerten und den deutschen Verbrauchern den inländischen Produzenten auf Gnade und Ungnade auslieferten. Und wo es keine Zölle gab, wie z. B. für Kohle, da wirkte die Tarifpolitik der deutschen Staatsbahnen, die durch teure Frachten den Import erschwert, durch billige die Ausfuhr künstlich erleichtert, genau so wie eine staatliche Schutzzoll- und Ausfuhrprämienpolitik.

So können heute die kartellierten Industrien (vor allem Kohle, Eisen, Garn, Spiritus, Papier) selbst in Zeiten schlechter Konjunktur die Preise hochhalten und fette Dividenden zahlen. Den Schaden tragen ihre Abnehmer und die ganze Volkswirtschaft, da stetig ein Teil ihrer Gesamtorganismen an Uebererнährung, der andere an Blutmangel leidet.

Der Staat hat bisher eine seit vier Jahren ohne Resultat tagende Kartell-Enquetekommission eingesetzt und versuchte durch Verstärkung seines Bergwerksbesitzes seinen Einfluß auf die Montanindustrie zu vergrößern. Er hat sich aber bei seinem täppischen Liebeswerben um die Hiberniagesellschaft im Ruhrrevier die böseste Abfuhr geholt, ohne irgend etwas zu erreichen. An durchgreifende Maßregeln denkt er natürlich nicht, da die Kartellherren die treuesten Stützen des heutigen Systems sind und der Staat, wo er selbst Industrie treibt, wie z. B. im Saarkohlenbergbau, noch ärger haust als das Privatkapital.

Am gemeingefährlichsten ist aber die Veränderung in der Lage der Arbeiter durch die Entstehung der Privatmonopole. Die großen Werke suchen jede Organisation der Arbeiter nach Möglichkeit zu unterdrücken und fesseln sie durch ein raffiniertes System „sogenannter Wohlfahrtseinrichtungen" (Arbeiterwohnungen, Pensionskassen, Konsumanstalten), die an sich sehr nützlich wären, aber durch einseitige Uebertragung aller Rechte auf die Fabrikleitung die Arbeiter auf dem Wege des freien Arbeitsvertrags in ein neues Hörigkeitsverhältnis zwingen, mit unlösbaren Ketten an die Werke, bis sich einmal die Entrüstung wie 1905 im Ruhrrevier in unorganisierter Riesenstärke Bahn bricht.

Gegenüber diesen Schäden verlangen wir nicht etwa eine künstliche, zwangsweise Einschränkung der großindustriellen Entwicklung, sondern folgende Reformen:

1. Abbau der Hochschutzzölle.
2. Freihändlerische Umgestaltung der Frachttarife.
3. Schaffung eines Reichsberggesetzes.
4. Gesetzliche Normativbestimmungen für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen.

Einem mehr sozial und mehr demokratisch regierten Staate wären auch unter Umständen die völlig im privaten Monopole liegenden Gewerbezweige zum eigenen Betriebe anzuvertrauen. Das „gemischte System", Staats- und Privatbetrieb nebeneinander, der beide Fehler fördert und erst recht den staatlich geschützten Industriefeudalismus züchtet, ist unbedingt zu verwerfen. **G. Hermann.**

Wichtige Kandidaturen

an denen die Parteifreunde interessiert sind:

Wahlkreis	Kandidat	Ergebnis von 1903, resp. von Nachwahlen. Es erhielten Stimmen (abgerundet): Kons.	Antis. Bund.	Zent.	Natl.	Freis.	Soz.	Andere
Danzig-Stadt	Mommsen	3300		3500		7700	6100	Pol. 400
Prenzlau-Angermünde	Steinweg	12400				1000	5200	
Landsberg-Soldin	Tews	11400				4700	7000	
Königsberg-Neumark	Peyser	8800				3500	5200	
Züllichau-Crossen	v. Lisa	9000				4700	3700	
Demmin-Anklam	Bendorff	7100				4900	2100	
Usedom-Wollin	Delbrück	6800				4000	5500	
Stettin	Dohrn		4900			9500	18100	
Pyritz-Saatig	Breitscheid	7800	4500			3500	2300	
Stolp-Lauenburg	Witte	12800		100		10000	1200	Pol. 400
Bütow-Schlawe	Jahs	11500		100		8400	500	500
Kolberg-Köslin	Barth	9900				8200	3000	
Grimmen-Greifswald	Gothein	8400				7700	2500	
Czarnikau-Filehne	Preuß	11000				4700	800	P. 6000
Militsch-Trebnitz	Wolzerg	8600		1400	2500	3300		
Glogau	Hoffmeister	3800		2400		3700	2600	
Schweinitz-Wittenberg	Dove	7700				5900	3100	
Bitterfeld-Delitzsch	Polte	9500				5500	10500	
Sangerhausen	Pautsch	6800				4200	5800	
Ditmarschen	Horck	5900				9200	10900	
Kiel	Stelter			800	10400	12700	30800	
Oldenburg-Plön	Strube	8900				4200	4000	
Lauenburg	Hedscher	3200				3000	4100	
Emden-Norden	Gariels	8600		200		6600	2900	
Marburg	v. Gerlach	4300	2400	1900		3600	1500	
Essen	Linden		2200	35500	17900		28700	P. 1700
Dresden-(Altstadt)	Barge		16200	700		1700	21500	
Darmstadt	Kertell				10300	5800	13800	
Heilbronn	Naumann		6500	3800	2100		7800	Dem. 5600
Bardim	Bachnicke	5200				5700	6900	
Malchin-Waren	Müsselmann	9200				2700	6300	
Mecklenburg-Strelitz	Heimsoth	7500				4700	6400	
Jena-Neustadt	Tschendörfer				7300	5700	9100	
Dessau	Schrader	100				11100	12700	
Waldeck	Vothoff		4200	200		2900	1800	
Straßburg	Unbestimmt			4300		10000	12100	
Kolmar	Unbestimmt			8200	2700		2900	Dem. 2800
Schweiler	Freising			7600			3900	
Zabern	Wolf	7700				7400		
Zaun-Kusel					200		4000	Elf. 15500
Hagenau	Goetz				12700		1800	Elf. 11700
Holzminden	Keck		3500				9300	Welf. 6300
Ost-Westernberg	Sparfeld	5400	4800				1600	
Ottersdorf-Neuhaus	Remmers		6700		6900		10200	Welf. 2500
Meihen	Lipke		12200				15200	
Lübeck	Klein		3000	200	3400	5200	11200	

Dazu kommen: Braband in Hamburg, Löwenthal in Altona, Schahnasjahn in Danzig-Land, Ziegler in Siegen, Graf Bothmer in Hagenow, Meißner in Würzburg usw.

In anderen Wahlkreisen werden unsere Freunde ersucht, für die Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei und Süddeutschen Volkspartei zu arbeiten und zu stimmen, wo immer nur solche aufgestellt sind. Ist das nicht der Fall, so sind Linksnationalliberale (wie Brunhuber in Solingen, Obkircher in Freiburg, Schönaich-Carolath usw.) zu unterstützen. Zentrum, Konservative aller Schattierungen und gleichwertige Politiker schöneren Namens, Antisemiten aller Richtungen und Bündler erhalten von uns keine Stimme! Wo kein wirklich Liberaler aufgestellt ist, mögen überhaupt unsere Freunde nach der Theorie vom geringstmöglichen Uebel handeln. Stimmenthaltung ist dann anzuraten, wenn es unter diesen Voraussetzungen gar keinen Kandidaten gibt, dem unsere Freunde im wahren Interesse von Vaterland, Freiheit und Fortschritt helfen können. Im allgemeinen aber ist Stimmenthaltung vom Uebel.

Soweit in dieser Kandidatenliste Abweichungen gegenüber früheren Mitteilungen der „Hilfe" enthalten sind, ist

dies auf veränderte Dispositionen zurückzuführen. Inzwischen ist Dr. Delbrück, der für Stettin vorgesehene Kandidat, leider verstorben; Dr. Katz kandidiert nicht, weil er durch Naumanns süddeutsche Kandidatur an der „Hilfe“ notwendig bleibt. Wer unsere Kandidatenliste nach der Statistik der Wahlkreise durchsieht, der wird erkennen, daß wir in der weit überwiegenden Zahl der Fälle in erster Linie

gegen rechts kämpfen müssen!

Das Bildungsmonopol

Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt, wie Professor Schmoller einmal richtig ausgeführt hat, nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Es ist daher die höchste sittliche Aufgabe jedes Kulturstaates, diese Bildungsgegensätze auszugleichen. Das Monopol der Bildung ist für die Masse des Volkes vielleicht das gefährlichste von allen Monopolen.

Daß bei uns ein Bildungsmonopol existiert, erkennt man am besten, wenn man die Schüler der höheren Lehranstalten nach dem Stande ihrer Eltern untersucht. Ich habe darüber statistische Nachforschungen an verschiedenen höheren Lehranstalten Leipzigs angestellt; das Resultat zeigt das Vorhandensein eines Bildungsmonopols mit überzeugender Deutlichkeit. Klassifiziert nach dem Stande ihrer Eltern wurden die Schüler zweier Gymnasien und dreier Realschulen. Nach der sozialen Stellung und den pekuniären Verhältnissen der Eltern wurden die Schüler in fünf Gruppen eingeteilt, deren erste Gruppe (A) wieder in fünf Abteilungen geschieden wurde. Zur Gruppe A gehören alle akademisch gebildeten Kreise; diese Gruppe hat fünf Unterabteilungen: a) Juristen, b) Aerzte und Apotheker, c) Universitätsprofessoren, Lehrer an höheren Schulen, Geistliche, d) Offiziere und höhere Staatsbeamte, e) Ingenieure, Architekten, Chemiker ꝛc. Die Kaufleute und verwandte Berufe (Fabrikbesitzer, Fabrik- und Bankdirektoren, Buchhändler, Verleger usw.) bilden die Gruppe B. Die Subalternbeamten des Reiches, des Landes, der Gemeinden und die Volksschullehrer zählen zur Gruppe C. Die Gruppe D wird von den selbständigen Handwerkern, Gastwirten, Rentnern usw. gebildet. Die Gruppe E enthält die eigentlichen Arbeiter in Fabrik und Werkstatt, in kaufmännischen Geschäften usw., die Bevölkerungsklasse also, der die Mehrzahl des Volkes angehört. Die folgende Uebersicht gibt ein anschauliches Bild von dem Bildungsprivileg einer bevorzugten Minderheit unseres Volkskörpers.

Die Schüler entstammten	Gruppe A (akademisch gebildete Kreise)		Gruppe B (Kaufleute usw.)		Gruppe C (Subalternbeamte usw.)		Gruppe D (Handwerker, Gastwirte usw.)		Gruppe E (Arbeiter)	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
in den Gymnasien, 986 Schüler	317	32,2	412	41,8	198	20,0	56	5,7	3	0,3
im Realgymnasium, 560 Schüler	75	13,3	318	56,9	84	15,0	79	14,1	4	0,7
in den neunstufigen Lehranstalten, 1546 Schüler	392	25,4	730	47,2	282	18,2	135	8,8	7	0,4
in den sechsstufigen Realschulen, 1627 Schüler	89	5,5	776	47,7	321	19,7	360	22,7	72	4,4
in sämtlichen höheren Schulen, 3173 Schüler	481	15,2	1506	47,5	603	19,0	504	15,8	79	2,5

Die Schüler entstammten	Die Väter der Schüler aus Gruppe A waren: a) (Juristen)		b) (Aerzte und Apotheker)		c) (Universitätsprofessoren, höhere Lehrer, Geistliche)		d) (Offiziere und höhere Beamte)		e) (Ingenieure, Chemiker usw.)	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
in den Gymnasien, 986 Schüler	84	8,5	51	5,2	96	9,7	55	5,6	31	3,2
im Realgymnasium, 560 Schüler	7	1,2	5	0,9	16	2,8	32	5,7	15	2,7
in den neunstufigen Lehranstalten, 1546 Schüler	91	5,9	56	3,6	112	7,3	87	5,6	46	3,0
in den sechsstufigen Realschulen, 1627 Schüler	4	0,2	8	0,5	11	0,7	21	1,3	45	2,8
in sämtlichen höheren Schulen, 3173 Schüler	95	3,0	64	2,0	123	3,9	108	3,4	91	2,9

In dieser Statistik fällt zunächst die hohe Schülerzahl aus kaufmännischen Kreisen auf; sie steigt im Realgymnasium auf 56,9 pCt. und sinkt in den Gymnasien auf 41,8 pCt. herab. Bemerkenswert ist der hohe Prozentsatz im Realgymnasium gegenüber dem niedrigen in den Gymnasien; er ist ein Zeichen dafür, daß in diesen Kreisen die Bildung in den realen und naturwissenschaftlichen Fächern, die das Realgymnasium gewährt, der mehr sprachlichen Bildung des humanistischen Gymnasiums vorgezogen wird.

In Gruppe A vermindert sich auffallend mit dem Range und den gewährenden Berechtigungen der Schule der Prozentsatz der Schüler. Während diese Gruppe fast ½ der Schüler in den Gymnasien stellt, sinkt der Prozentsatz im Realgymnasium auf 5,5 herab. Noch interessantere Aufschlüsse zeigt die Spezialtabelle (2), denn hier geben diese Kreise kund, daß sie die Gymnasialbildung für die geeignetste halten, da sie den Zugang für jedes Studium erschließt. Vor allem fällt sofort die geringe Wertung der Realschulbildung ins Auge; so sinkt der Prozentsatz der Juristensöhne von 8,5 in den Gymnasien auf 0,2 in den Realschulen herab.

Geringe Schwankungen zeigt die Schülerzahl in Gruppe C (Subalternbeamte und Volksschullehrer), denn hier beträgt der Prozentsatz 15—20 der Schülerzahl jeder Schulgattung.

Eigentümliche Schwankungen dagegen finden wir in Gruppe D (selbständige Handwerker, Gastwirte usw.). Während der Prozentsatz aus dieser Gruppe in den Gymnasien nur 5,7 beträgt, steigt er im Realgymnasium auf 14,1 und in den Realschulen auf 22,7. Auf jeden Fall hängt dies mit der finanziellen Leistungsfähigkeit dieser Gruppe zusammen; da der Handwerkerstand lange nicht so kapitalkräftig ist wie die Angehörigen der Gruppen A und B, so gibt er der billigeren Ausbildung auf den Realschulen den Vorzug.

Die größten Schwankungen zeigt die Schülerzahl aus den Kreisen des handarbeitenden Volkes, das doch die Mehrheit der Bevölkerung bildet. Nur 3 Schüler (0,3 pCt.) besuchen aus dieser Gruppe das Gymnasium, im Realgymnasium steigt ihre Zahl auf 4 (0,7 pCt.) und in den Realschulen auf 72 (4,4 pCt.). Hier zeigt sich am deutlichsten, daß Wissen in der Regel nur durch pekuniäre Mittel erworben werden kann, daß die geistigen Kulturgüter mangels dieser Mittel der Mehrzahl des Volkskörpers verschlossen sind. Interessant ist eine Berufsstatistik der Väter dieser Gruppe: sie zeigt, daß es fast nur die besser bezahlten Arbeiter (Lithographen, Xylographen, Schriftsetzer, Buchdrucker, Poliere, Zuschneider usw.) sind, die ihre Söhne den höheren Schulen zuführen können. Eine große Zahl dieser Schüler ist im Besitz von

Freistellen, die anderen sind fast alle geschwisterlos. Die Eltern wenden im letzteren Falle alle ihre Geldmittel — oft unter selbstauferlegten Entbehrungen — an, um ihr Kind auf eine höhere geistige Kulturstufe emporzuheben.

Aus all dem erkennt man, daß unsere höheren Schulen heute noch Kastenschulen für kleine und begrenzte Kreise der Nation sind; daß die künftigen Juristen, Aerzte, Lehrer an Hoch- und höheren Schulen, Geistlichen, Offiziere, höheren Beamten usw. größtenteils Kreisen entstammen, die der Masse des Volkes und ihren Bedürfnissen und Verhältnissen bestenfalls mit theoretischem Verständnis gegenüberstehen. Unsere höheren und Hochschulen sollten aber die geistige Rüstkammer für die ganze Nation sein, daher ist es mit die erste Aufgabe ernster Sozialpolitik: Beseitigung der Schranken, die ein Aneignen der geistigen Kulturgüter nur den Besitzenden ermöglichen.

Welch große Zahl geistiger Potenzen und Intelligenzen werden durch unser heutiges Bildungsmonopol, das die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten vom materiellen Besitz der Eltern abhängig macht, lahm gelegt und der Kulturarbeit entzogen!

Zu der Erkenntnis, daß jede Vorenthaltung von Bildung der Geisteskräfte ein Raub an der kulturellen Weiterentwicklung der Menschheit und jedes Volkes ist, sind unsere führenden Kreise leider noch nicht gelangt. Für sie gibt es nur ein Wahrnehmen ihrer egoistischen Herrschaftsinteressen, die aber den kulturellen Volksinteressen diametral gegenüberstehen. Nicht Herrenmenschen und Sklavenmenschen wie bisher, sondern freie Menschen sollen nach ihrer jeweiligen Individualität gebildet werden. Jeder Mensch hat Anspruch auf eine sorgfältige Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten, denn die größtmöglichste Entfaltung aller vorhandenen geistigen Keime liegt im Interesse des Staates und der gesamten Menschheit.

Paul Hofmann.

Die Volkswirtschaft des Talents

(Schluß)

Man kann verstehen, daß Lux von der guten alten Zeit träumt, von gotischen Stadtmauern und Nürnberger Zunftleben, von der Idee der angemessenen Nahrung und der Kontrolle der Qualität. Die einen preisen die gotische, die anderen die japanische Volkskultur, so wurde in Athen zu Zeiten Kleons, des geräuschvollen Gerbers, das alte Sparta gepriesen und der Gesetzgeber Lykurg erfunden, so pries Tacitus Germanien und das achtzehnte Jahrhundert Robinson. Durch diese Träume muß eine Grundstimmung, will sie nicht in rein ästhetischem Betrachten sich selbst verlieren, hindurchgetragen werden. Dieser künstlerisch gefärbte Persönlichkeitstrieb muß seine Ziele ebenso in die Zukunft legen, wie es fünfzig Jahre vorher der ethisch-ökonomisch begründete Freiheitsdrang der sozialistischen Theoretiker getan hat. Aber er hüte sich wie dieser über die Gegenwart hinweg zu deklamieren! Was der Kapitalismus zerstört hat, muß der Kapitalismus neu bilden. Auch die „Volkswirtschaft des Talents" — nehmen wir einmal an, es könnte eine solche geben — müßte mit wachsender Volkszahl rechnen, also mit der Maschine, und doppelten Buchführung, mit Spezialisierung der Arbeit und einem kapitalistisch kaufkräftigen Markt. Die in ihrem Namen geforderte persönliche Kultur muß bis in jene Schicht hineingedacht werden, wo die geringe Differenz zwischen Lohnhöhe und Kosten der Lebenshaltung der Persönlichkeit nur einen knappen Spielraum gewährt. Sie muß aus der Fabrik herauskommen — mag sich die Fabrik auch oft ein historisches Kostüm anlegen und als „Werkstätte" bezeichnen.

Lux würde, wenn er sich anschickte, seine Gedanken in einem Programm zu verdichten, in Taten umzusetzen, nicht gut einen andern Weg gehen können. Man kann getrost über die Idealbilder von der gotischen Stadt und Japan, über die Schreckensbilder des kapitalistisch arbeitenden Latifundienbesitzers in Andalusien, des südfranzösischen Glasfabrikanten und seine aussaugerische Goldgier hinweggleiten, man mag die gutgemeinten Ansätze eines volkswirtschaftlichen Systems nicht schärfer unter die Lupe nehmen und nicht weiter darüber streiten, ob nationalökonomische Theorien auf das Wirtschaftsleben so gestaltend einwirken, daß man sie für die Fehler der Gegenwart zur Verantwortung ziehen kann — wichtig allein ist die Frage, ob Lux mit oder gegen den Kapitalismus seine Gedanken weiter denkt!

Hier ist noch alles unklar. Retrospektive Tendenzen man beachte die vielen Zitate aus den Schriften von Ruskin und Morris — und die Ansätze zu einer organischen Fortbildung des Bestehenden gehen unbekümmert um ihre sachliche Unvereinbarkeit einträchtig nebeneinander her. Was sie vereinbart, ist das famose Temperament des Verfassers, seine produktive Gesamtstimmung, keineswegs sachliche Verwandtschaft.

Man wird den Grundgedanken des ersten Abschnitts etwa so formulieren. Das Talent als Schöpfer aller Werte schafft diese nur in freudiger Anteilnahme an der Arbeit. Seine Leistungen allein sind durch Geist verarbeitete Materie, sie allein bereichern den Besitzer, beglücken den Hersteller. Man muß Gebrauchswerte schaffen, nicht bloße Tauschwerte. Kapitalistische Ausbeutung, zunehmende Versachlichung aller Arbeit, nach dem billigsten Angebot geregelter Arbeits- und Warenmarkt vernichtet das Talent, entwürdigt das Ich. Daraus ergibt sich als wirtschaftspolitisches Programm: Schutz vor kapitalistischer Ausbeutung, Beseitigung der freien Konkurrenz, statt Selbstregulierung des Preises durch das unbeschränkt wirkende Prinzip von Angebot und Nachfrage eine zweckmäßige Regelung der Preisbewegung für Arbeit und Ware, in ihrem Gefolge die Ansätze einer persönlicheren Arbeitsverfassung als Nährboden persönlicher Arbeitswerte. Man wird sich wundern, daß hier im Namen der freien Persönlichkeit gefordert wird, was einst im Namen der freien Persönlichkeit in das Verließ des Gewesenen verbannt wurde. Aber da es keine allgemein geltende Sätze in der Wirtschaftsgeschichte gibt, so kann sehr wohl sein, daß richtig ist, was einst falsch war und umgekehrt. Auch bergen die modernen Zusammenschlüsse der Arbeitnehmer und Arbeitgeber in ihrem Schoß die Keime solcher Entwicklungen. Um so größer aber ist unser Erstaunen, wenn in einem späteren Abschnitt in aphoristischen Bemerkungen das Thema variiert wird: „Zünftlerische Einschränkungen und gewerbliche Hemmnisse im Geiste der heutigen Gewerbeordnung sind Fesseln für die Starken, die überall gefürchtet und doch so dringend gebraucht werden." (S. 97.) Ja, wie in aller Welt soll es gemacht werden? Fallen die Schranken, so sind Zustände, wie sie in den ersten Abschnitten geschildert wurden, die Folge. Das vielgescholtene 19. Jahrhundert beweist es. Regt sich von neuem der Drang nach Organisation der Kräfte in Handel und Gewerbe, dann wird es als Einschränkung gebrandmarkt. So scheint aus alledem ein anarchischer Geist zu sprechen, einer, der vor den Konsequenzen der durchgeführten Anarchie als erster zurückschreckt.

Doch es ist anders. Hier meldet sich der ewig junge Glaube an den entwicklungsfähigen Menschen. Von Natur aus, so heißt es, sind die Fähigkeiten da. Es ist die Aufgabe, sie zu entwickeln. Man sieht: die „Volkswirtschaft" des Talents gipfelt in einem Erziehungsproblem. Der letzte Abschnitt der Schrift handelt von den Aufgaben der Erziehung oder vielmehr will davon handeln — denn es ist dem Verfasser wichtiger, eine Grundstimmung ausstrahlen zu lassen, als sie zu formulieren. Jede idealistische Lebensansicht muß notgedrungen in der Erziehung gipfeln, denn ihr Grundbekenntnis lautet: der Mensch gestaltet die Materie, nicht sie ihn. Darauf freilich läßt sich kein volkswirtschaftliches System bauen, denn das Talent ist inkommensurabel. Aber es handelt sich nicht um eine Volkswirtschaftslehre, sondern um einen Willen. Hier ist in der Tat das Erziehungsproblem der Ausgangspunkt. Weit und groß begonnen kann eine solche Bewegung die volkserzieherische Leistung der deutschen Gewerkschaften ergänzen und an dem Punkt weiterbilden, wo sie die Sozialdemokratie und das marxistische Dogma unterbindet. Hier im praktischen Wirken finden wir uns leicht und schnell mit dem Verfasser. Mit Recht hat Naumann in der „Hilfe" die Unfruchtbarkeit

der sozialdemokratischen Gedankenwelt in allen Fragen der Erziehung zu ihrer materialistischen Grundstimmung in Beziehung gesetzt: es ist das Einzel-Ich rein das Produkt der Verhältnisse, was soll es nutzen, von seiner Erziehung und Bildung zu reden? Kann es mehr sein, als eine fromme Lüge? Auch mußte die sozialdemokratische Agitation, wollte sie Anhänger werben, nach anderer Richtung drängen. Sie mußte dem einzelnen erklären, daß und warum er ein Produkt der Verhältnisse war, denn darin allein lag ihr sittliches Recht zur Revolution der Gesellschaft. Wurde aber dieser Satz geglaubt, weil ihm die Tatsachen recht gaben, nun, so wird der andere Satz: du bist der Herr deiner selbst, deiner Arbeitsweise, deines Glücks, nur dort geglaubt werden, wo ihn die Tatsachen nicht einfach verhöhnen. Mit anderen Worten: was in dem weiten Bau der deutschen Volkswirtschaft in den Räumen der hochgelernten Industriearbeiter und darüber wohnt, wird bei steigender kapitalistischer Entwicklung, bei fortschreitender Industrialisierung, bei steigenden Löhnen diesem Satze in gewissen Grenzen zugänglich sein. Hier wird, hier muß eine Erziehung neue Lebenswerte schaffen und sie können — sind sie nicht religiöser Natur — nur liegen in der auf künstlerisches Gefühl gestimmten Werkfreude.

Wolf Dohrn.

Unsere Bewegung

Wahlbewegung. Die Aufstellung unserer Kandidaten ist, wenn diese Nummer ihre Leser erreicht, beendet. Die Kandidaten sind in ihren Kreisen, die Wahlbureaus fertig, und die Agitation ist in vollem Gange. Wenn unsere Freunde täglich in 200—300 Versammlungen reden, dann dürfen die „Hilfe"-Leser bei der Knappheit unseres Raumes natürlich nicht mit einer Uebersicht über die Wahlbewegung an dieser Stelle rechnen. Um was aber wiederholt gebeten werden muß, das ist:

1. **Geld.** Kein Kreis kann heutzutage mehr bearbeitet werden, ohne daß mehrere Tausend Mark Kosten entstehen, und bei durchgreifender Agitation sind die Kosten meist erheblich höher. Wir müssen uns nach wie vor an das bewährte opferwillige Interesse der „Hilfe"-Leser wenden. Unsere Freunde mögen darüber nachdenken, wieviel für unsere Bewegung in allen ihren Teilen von dieser Wahl abhängt. Wo wir nur auftreten, müssen wir, da Reaktion und Sozialdemokratie an Breite der Schlachtreihe überlegen sind, dies durch intensive Vorstöße ausgleichen. Jede Mark mehr, die uns zukommt, kann für ein neues Flugblatt, eine neue Versammlung den Ausschlag geben, und davon kann wieder der Gewinn oder Verlust eines Wahlkreises abhängen. Die Expedition der „Hilfe" nimmt Geld an für die gemeinsame liberale Kasse, für unsere Partei und für besondere Kandidaturen. Also, verdreifacht Eure bisherige Opferwilligkeit!

2. **Redner, Wahlhelfer** jeder Art werden in jedem Kreise gebraucht. Wer immer sich in seinem Kreise zur Verfügung stellt, ist willkommen und er möge sich an das betreffende Wahlbureau wenden, dessen Adresse leicht zu erfahren ist.

Bitte um Flugblätter. Wir müssen aus allen Wahlkreisen des Reiches Flugblätter aller Parteien besitzen. Einmal, weil uns damit für die Wahlbewegung gute Dienste geleistet werden. Es gibt Parteien genug die in x-berg für eine Forderung eintreten, die sie in y-dorf bekämpfen. Das zu wissen, ist natürlich von Wert für uns. Dann aber ist es auch für die Verbreitung der „Hilfe" äußerst wichtig, über die politische Stimmung der verschiedenen Wahlkreise unterrichtet zu sein. Das gibt uns gute Anhaltspunkte für „Hilfe"-Propaganda. Wir bitten daher unsere Leser in jedem Kreis um, nach Möglichkeit in je drei Exemplaren, Flugblätter aller Parteien und Organisationen. Für Namensvermerk des Absenders sind wir dankbar. Adresse: Redaktion der „Hilfe".

Heilbronn. Wer sich über den Wahlfeldzug orientieren will, abonniere die „Neckarzeitung" Heilbronn oder die „Heilbronner Zeitung", die Berichte bringen. Das Wahlbureau befindet sich Heilbronn, Kaiserstraße 54, Telephon 125. Wir bitten die „Hilfe"-leser im Wahlkreis, ihre Adressen dort aufzugeben.

Württemberg. Alle „Hilfe"-leser in Württemberg werden gebeten, zwecks Fühlungnahme ihre Adressen bei Herrn Sekretär Hils, Stuttgart, Landhausstr. 50, anzugeben, zu dem schon öfters an dieser Stelle genannten Zweck.

Königsberg i. Pr. Oberlehrer Dr. Werckmeister, Kalthof, Königsallee 158, bittet die hiesigen Hilfeleser um Angabe ihrer Adressen zwecks Zusammenschlusses.

Ost- und West-Sternberg. Von den vereinigten Freisinnigen ist unser Freund Lehrer Max Sparfeld aufgestellt. Die Wahlbewegung im Kreise, der seit 15 Jahren von den Liberalen leider vollständig vernachlässigt war, hat mit einer glänzenden Versammlung in Reppen, in der nur ein Konservativer sehr zahm opponierte, sehr vielversprechend eingesetzt. Von allen Seiten werden der liberalen Arbeit günstige Aussichten zugesprochen, da der Haß gegen die Konservativen sehr groß ist und der Antisemit Fröhlich das letzte Mal nur aus Verärgerung gewählt worden ist. Die Freunde der „Hilfe" werden gebeten, auch die Kandidatur Sparfeld kräftigst zu unterstützen.

Der badische Landesverband der Nationalsozialen hat beschlossen, in allen Wahlkreisen die Kandidaten des liberalen Blocks zu unterstützen. Dafür erwarten die badischen Freunde, daß in allen andern süddeutschen Wahlkreisen, wo Kandidaten des Wahlvereins der Liberalen aufgestellt sind, die übrigen Blockparteien uns unterstützen.

Reutlingen. Liberaler Verein. Seit der Gründungsversammlung, die Anfang Dezember mit einem Referat von Dr. Th. Heuß über die „Einigung des Liberalismus" stattfand, nimmt unser liberaler Verein ständig an Mitgliedern zu. Unser Mitglied A. S. Fischer, der auf dem Proporzzettel der Volkspartei steht, wird demnächst in öffentlicher Versammlung über: „Politische Eingliederung des vierten Standes" sprechen. Wir haben noch mehrere Referate in Aussicht: Pfarrer Blank: „Vom Nationalsozialismus zum Liberalismus!", vom Privatdozenten Dr. Ohr: „Die Erneuerung des Liberalismus!" Es geht vorwärts. — In unserer letzten Mitgliederversammlung wurde der Vorsitzende beauftragt, bei der hiesigen Leitung der Deutschen Partei (= Nationalliberalen) auf eine Einigung der liberalen Parteien für die kommende Reichstagswahl hinzuwirken. Der Vorstand der Deutschen Partei erklärte unserem Vorsitzenden Rais, die Deutsche Partei werde den bisherigen volksparteilichen Abgeordneten Fr. Payer im ersten Wahlgang bereits unterstützen. Auch hier ein Erfolg unserer Bewegung!

Unterweserorte (Geestemünde, Lehe, Bremerhaven). Hier bildete sich ein Verein der Liberalen für die Unterweserorte und Umgegend, der sich als körperschaftliches Mitglied dem Wahlverein der Liberalen (Sitz Berlin) anschloß. Vorsitzender: J. Cordes, Lehrer, Bremerhaven, Sonnenstr. 16 III. Stellvertreter: Karl Kegel, Reepschläger. Schriftführer: Elimar Sanders, Kassenführer: Carl Büll, Fischhändler. Alle Hilfeleser in Nordhannover werden aufgefordert, schleunigst ihre Adresse einzusenden und dem Verein beizutreten. Die erste allgemeine Wählerversammlung, in der der Reichstagskandidat der entschiedenen Liberalen (freisinnigen Vereinigung) Remmers (10. hannoverscher Wahlkreis) vor den Wählern in Lehe sein Programm entwickelte, war stark besucht und fand entschiedenen Beifall. Remmers zeigte sich als tüchtiger Redner und gewandter, schlagfertiger Debatter, der seinen Gegnern in jeder Weise gewachsen war. Die Versammlung, in der neben Sozialdemokraten und einem Vertreter des Mittelstandes auch noch zwei unserer Freunde sprachen, verlief stimmungsvoll und augenscheinlich nicht ohne Eindruck, wie der wiederholte starke Beifall bewies.

Frankfurt a. M. V.: Oberlehrer Nierhaus, Tannenstr. 7. A.: Bis auf weiteres jeden Freitag Abend. V.: „Stadt Ulm", Schäfergasse 9. Die von nationalliberaler Seite eingeleiteten Verhandlungen über eine gemeinsame liberale Kandidatur in Frankfurt a. M. sind gescheitert, nachdem die eine der in erster Linie in Betracht kommenden Persönlichkeiten aus zwingenden Gründen ablehnen mußte und für die andere, den demokratischen Landtagsabgeordneten Oeser, die Nationalliberalen nicht stimmen wollten und nun mit einer sehr aussichtslosen Sonderkandidatur hervortreten. Die Frankfurter Nationalsozialen beschlossen deshalb einstimmig, gemeinsam mit Demokratie und Fortschritt für den besonders um die Einigung des entschiedenen Liberalismus verdienten Dr. Oeser einzutreten, der in einer Stichwahl am meisten Aussicht hat, den von der Sozialdemokratie anstelle Schmidts aufgestellten Dr. Quarck zu werfen. — Eine am 2. Dezember abgehaltene Erinnerungsfeier an die Gründung des nationalsozialen Vereins vor zehn Jahren mit Reden von Graveur Haag, Pfarrer Battenberg und eines jungliberalen Gastes fand einen würdigen Verlauf.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaftsorganisationen und die Reichstagswahl. Die Hauptvorstände der verschiedenen Gewerkschaftsvereine haben zu der bevorstehenden Reichstagswahl Stellung genommen. Die Generalkommission der sozialdemokratischen Gewerkschaften spricht sich in ihrem Korrespondenzblatt offen für die Sozialdemokratie aus, und in jeder Nummer des „Vorwärts" kann man Quittungen finden, nach denen die Gewerkschaftsverbände Munition für den Wahlkampf beisteuern. Zwar verlangt die Generalkommission, daß sich die Verbände „nicht selbst in den Wahlkampf hineinstürzen, Wahlpropaganda treiben und Gewerkschaftskandidaten aufstellen, das gehört nicht zu ihren Aufgaben", aber auf der andern Seite müsse klar sein, daß „nur die Sozialdemokratie, die Arbeiterpartei allein" von den Gewerkschaften den Arbeitern mit voller Verantwortung empfohlen werden könne; „das kampf- und sturmerprobte Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften" soll sich auch bei dieser Wahl wieder bewähren. — Die christlichen Gewerkschaften sagen in ihrem Aufruf, daß sie interkonfessionelle, politisch unparteiische Organisationen seien und daher nicht in den Dienst bestimmter Parteien treten könnten. Darauf heißt es weiter: „Die Befolgung dieser Grundsätze hindert jedoch die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften nicht, außerhalb ihrer Verbände energisch ihre Pflichten als Staatsbürger wahrzunehmen. Wir erwarten daher, daß unsere Mitglieder sich außerhalb der Gewerkschaften in den bürgerlichen Parteien, denen sie angehören, energisch betätigen." — Der Zentralrat der deutschen Gewerkvereine fordert „Wahrung der Neutralität unserer Organisation", läßt den Verbandsgenossen „selbstverständlich völlig freie Hand in der Wahl", erwartet aber, daß kein Gewerkvereinler einen Feind der Organisation, auch keinen Lebensmittelwucherer oder Gegner des bestehenden Reichstagswahlrechts unterstützt. Mit dieser Parole ist die Unterstützung der reaktionären Parteien ebenso wie diejenige der Sozialdemokratie ausgeschlossen. — Die katholischen Arbeitervereine haben in der „Westdeutschen Zeitung" den Wahlaufruf der Zentrumspartei veröffentlicht und fordern auf, „das Zentrum glänzend herauszuhauen". — Die evangelischen Arbeitervereine veröffentlichen durch ihren nationalen Arbeiterwahlausschuß einen Aufruf an die evangelischen Arbeiter, Gehilfen, Bediensteten und Angestellten, worin sie die politischen Parteien wiederholt und dringend auffordern, für Arbeiterabgeordnete aus der Zahl der christlich-nationalen Arbeiterschaft Sorge zu tragen. — Man sieht aus dieser Uebersicht, daß, wie es selbstverständlich ist, die gewerkschaftlichen Berufsvereine ohne Ausnahme ein so wichtiges Ereignis wie die Reichstagswahlen nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter der Welt. Das Arbeitsamt des Staates New-York hat eine ausführliche Zusammenstellung über die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter der Welt veröffentlicht, die freilich mit Vorsicht aufgenommen werden muß. Einmal sind die Quellen, aus denen die Angaben entnommen sind, nicht ganz zweifelsfrei, und dann stammen auch die Ziffern selbst aus verschiedenen Jahren. Immerhin bietet der Ueberblick ein interessantes Bild, das nicht wissenschaftlich genau, ist, aber doch schätzungsweise den Tatsachen einigermaßen entsprechen wird. Danach gibt es in den verschiedenen Staaten folgende Gewerkschaftsziffern:

	Zahl der Gewerkschaften	Zahl der Mitglieder	Mitglieder in pCt. der Gesamtbevölkerung
Verein. Staaten v. Amerika	—	2 000 000	2,61
Großbritannien u. Irland	16 213	1 866 755	4,50
Deutschland	14 828	1 822 313	3,23
Frankreich	4 625	781 345	2,00
Oesterreich	3 111	323 099	1,21
Italien	—	260 102	0,80
Belgien	—	128 700	1,92
Schweden	—	105 000	1,92
Australien	—	100 626	2,64
Dänemark	1 156	90 911	3,71
Ungarn	10	71 173	0,37
Spanien	373	50 905	0,31
Schweiz	618	48 000	1,14
Niederlande	—	37 221	0,73
Neu-Seeland	260	27 714	3,58
Norwegen	—	16 227	0,73

Ein neues Programm haben die **Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine** entworfen. Der Zentralrat will dem nächsten Verbandstage folgende Forderungen zur Genehmigung unterbreiten: Die deutschen Gewerkvereine erstreben: 1. Fortschreitende Verbesserung der Arbeitsverhältnisse, insbesondere des Lohnes und der Arbeitszeit, durch Vereinbarung zwischen beiden Produktionsfaktoren, Abschließung von Tarifverträgen, erforderlichenfalls aber auch das gesetzlich zulässige Mittel der Arbeitseinstellung; 2. wirksamen Schutz für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit für alle Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie für die im Handelsgewerbe Angestellten; 3. angemessene Vertretung der im Arbeitsverhältnis stehenden Personen gegenüber den Unternehmern und dem Staate; 4. Einführung neuer und Weiterausbau von Unterstützungseinrichtungen für die Mitglieder, möglichst durch genossenschaftliche Selbsthilfe, gefördert durch staatlichen Schutz und Anerkennung; 5. Erstrebung eines größeren Einflusses auf alle öffentlichen Angelegenheiten des Staates und der Gemeinden. Ferner fordert der Entwurf, daß die weibliche Arbeitskraft der männlichen in der Entlohnung gleichgestellt und die Heimarbeit der Aufsicht der Gewerbeinspektoren untergeordnet werde.

Wir begrüßen es mit Freuden, daß die Gewerkvereine ihre Ziele den Anforderungen der neuen Zeit entsprechend reformieren und neu aufrichten.

Ein äußerst heftiger Kampf tobt seit Wochen zwischen den großen Reedereifirmen und den Seeoffizieren um das freie Koalitionsrecht. Die Seeoffiziere gehörten größtenteils dem Verein deutscher Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine an, der sich in letzter Zeit recht energisch der Interessen seiner Mitglieder angenommen hat. Diese Energie behagte aber natürlich den Reedereien durchaus nicht, und sie stellten ihren Offizieren die Bedingung, durch schriftliche Erklärung die Zugehörigkeit zu dem Verein oder ihren Austritt aus ihm zu bestätigen, damit sie von der Reederei entweder entlassen oder behalten werden könnten. Auch die größten und bekanntesten Reedereien wie der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtaktiengesellschaft haben es nicht verschmäht, als die wirtschaftlich Ueberlegenen diesen Druck auf ihre Angestellten auszuüben. Natürlich haben viele Offiziere daraufhin den Austritt aus dem Verein der Arbeitslosigkeit und dem Hunger vorziehen müssen. Eine größere Zahl ist aber fest geblieben und lieber gegangen, als aus der Standesorganisation ausgetreten. Wo in diesem ungleichen Kampfe schließlich der Sieg bleiben wird, ist ja nicht zweifelhaft; ebenso wenig ist es aber auch zweifelhaft, wo die Sympathien aller sozial denkenden Leute sein werden.

Die Wertzuwachssteuer soll für Berlin zwar aussichtslos sein, aber der zu ihrer Vorberatung eingesetzte Ausschuß arbeitet fieberhaft an der Ausgestaltung der Magistratsvorlage, die in der Hauptsache seine Billigkeit gefunden hat. Danach sollen die Steuersätze bei Wertsteigerungen von mehr als 20 pCt. betragen 5 pCt und bei je weiteren 10 pCt. Reingewinn steigen um je 1 pCt. bis zum Höchstbetrage von 20 pCt. Für bebaute Grundstücke werden diese Sätze jedoch nur dann zur Erhebung gelangen, wenn seit dem früheren bis zum jetzigen Eigentumswechsel höchstens fünf Jahre verflossen sind. Beträgt der Zeitraum mehr als fünf und höchstens zehn Jahre, so werden $^2/_3$, und beträgt er mehr als zehn Jahre, so wird $^1/_3$ der vorgenannten Sätze erhoben. — Man sieht, daß die Wertzuwachssteuervorlage hier nach sehr vernünftigen Grundsätzen ausgearbeitet ist. Nun bleibt nur noch das Haupt- und Schlußstück übrig, diese Vorlage für Berlin Gesetz werden zu lassen. Darüber wird die Stadtverordnetenversammlung sich ja wohl bald schlüssig werden.

Die Privatbeamten in der Berliner Metallindustrie haben in einer öffentlichen Versammlung, zu der über tausend kaufmännische und technische Angestellte erschienen waren, nach einem Referat des Verbandssekretärs Chr. Tischendörfer gegen die Zustände protestiert, die den Privatbeamten in der weltberühmten Berliner A.E.G. zugemutet werden. Die Gehälter seien dort sehr verschieden, und manchmal verdienten 70 pCt. der Beamten in verschiedenen Branchen bis zu 200 M. monatlich; aber das sei doch unzureichend im Vergleich zu den Aufwendungen, die die Vorbereitung auf den Beruf erfordert habe, zu der starken Arbeitsanspannung, die in der Großindustrie an der Tagesordnung sei, und zu den gesellschaftlichen Ansprüchen, die an die Privatbeamten als Mitglieder der Bildungsschicht gestellt würden. Leider ist das Stärkeverhältnis zwischen Unternehmertum und Angestellten in der Elektrizitätsbranche so verschieden, daß an einen erfolgreichen Kampf vorläufig nicht gedacht werden kann.

Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt ist eine neue Einrichtung, die sich aus der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin entwickelt hat. Sie erhält den Charakter eines öffentlich-rechtlichen Vereins und werden mit Staatsmitteln erheblich unterstützt werden. Kommunalbehörden, sozialpolitische Vereine und große Industriefirmen bitten ihre Mitglieder, der Zentralstelle beizutreten. Im Vorstand wird auch das Reich und Preußen Sitz und Stimme haben. Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt erhält einen Beirat, der aus 48 Mitgliedern bestehen soll, Männern, die auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege sich verdient gemacht haben und teils vom Vorstande, teils vom Reiche und Preußen ernannt werden.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 2 Berlin, 13. Januar 1907.

Weltsprache

Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt.

Ich weiß noch genau, wie mir meine Mutter die unheimliche Sage vom Turmbau in Babel erzählte, welche die ersten Blätter der Bibel berichten. Daß die Menschen einen so großen Plan verwirklichen wollten und eine Stadt gründen für alle Völker, und einen Turm, der bis an den Himmel reicht, konnte ich nicht als Schlechtigkeit empfinden. Eher verstand ich etwas von der Eifersucht Jehovas, der nicht will, daß die Menschen ihm gleich sein sollen und in Blitz und Sturm herabfährt, und die Sprachen der Menschen verwirrt, damit sie sich nicht mehr über einheitliche große Ziele verständigen können. Als ich später diese alten Geschichten wieder las, lernte ich ihre geschichtliche Entstehung begreifen. Der Wirrwarr der Dutzende von Sprachen, die auf dem Weltmarkt der babylonischen Großstadt gesprochen wurde, hatte für den ungewohnten Zuschauer etwas Beängstigendes. Wie war es doch gekommen, fragte sich das harmlos fromme Gemüt, daß diese Menschen, die ja alle von einem Menschenpaar abstammen, nun mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um einige Stücke Geld zu wechseln und ein Paar Sandalen kaufen zu können. In der Stadt, in der die Millionen umgesetzt wurden und vor deren Macht ganz Morgenland zitterte, erschien kaum noch etwas unmöglich. Aber, antwortete der stille Denker, der auf den Grund der Dinge sehen wollte, es soll eben kein gewaltiger menschlicher Plan ausgeführt werden. Der Mensch soll nicht den Allmächtigen spielen wollen. Er soll nicht mit seiner Hand an den Himmel reichen. Türme alter Weltstädte blieben in halber Höhe, Dome des Mittelalters grüßen uns heute unvollendet; sie sind alle nur ein Zeichen für den festen Willen Gottes, den Stolz der Menschen zu trügen, wenn sie ewige Werke schaffen wollen. Der Mensch würde zu mächtig, wenn er in einheitlicher Sprache sich zusammenschließen könnte, und die Worte von einem Meer zum andern als verständliche Befehle getragen würden. Die Demut des Menschengeschlechts verlangt die Sprachenverwirrung.

An all diese dunkeln Empfindungen wurde ich erinnert, als ich von den neuesten Bemühungen um eine einheitliche Weltsprache las. Es handelt sich dabei nicht um Spielerei, sondern um ernste Zukunft. Wie überall, so geht auch hier der Handel voran und ebnet Berge und füllt die Täler, um geraden Weg zu machen. Wer reisen will, muß heute schon eine der Weltsprachen kennen. Aber sie haben immer ihre bestimmten Grenzen. Wenn es gelingen würde, allen vorwärts strebenden Völkern einige kurze Verständigungsmittel an die Hand zu geben, die West und Ost verbänden? Die Muttersprache mit ihrem süßen, heimischen Laut wird nicht verdrängt. Sie wird erst recht zum trauten Eigenbesitz. Aber die Macht des Menschen steigt, je größer der Kreis ist, auf den er wirken kann. Haben wir es uns schon klar gemacht, daß wir die Kinder der Masse an die Scholle binden, weil wir sie keine fremde Sprache lehren; die Grenzen des Landes sind für sie Mauern, nicht unübersteigliche, aber schwerer zu nehmen. Wenn das alles mit der schreitenden Zeit anders würde, wie würde das Weltbild sich ändern! Alle Verständigung geht von außen nach innen; das Fremdartige schwindet, je mehr wir uns im Verständnis annähern. Es sind ungeahnte Entwicklungen, die sich an solch einfache technischen Hilfsmittel, wie die einer Weltbandelssprache anschließen. Träume wachen wieder auf, man sieht fernes Land und die Erde rückt nahe zusammen.

Wir wissen heute, daß jene alte Angst vor der Götter Neid keine frommen Wirkungen mehr auslöst. Der Himmel müßte sich freuen, wenn die Erde sich verstünde. Denn der Kampf um geistiges Gut wird immer schwerer, je mehr Kämpfer in die Schranken treten, und dieser Fortschritt des geistigen Wettbewerbes der Völker untereinander ist bedingt durch eine äußerliche Annäherung in gemeinsamer Sprache.

Traub.

Kunst und Bildnisphotographie

Ein Gespräch.

Die Dame des Hauses: ... und welchen Gegenstand meiner geliebten, von Ihnen so oft in Grund und Boden verdammten Einrichtung, diesem „großartigen Beispiel des Ungeschmacks der achtziger Jahre", wie Sie sie liebenswürdig zu benennen pflegen, haben Sie sich denn heute zur Zielscheibe Ihrer Vernichtungskritik ausgesucht? Ich hätte Ihnen schon längst untersagt, die Gegenstände meines Hausrats zum Ausgangspunkt Ihrer Diskussionen zu wählen, hätten Sie mir nicht jedesmal versichert, daß ich persönlich unschuldig sei und Sie nur „ganz objektiv mit dem Typus des damaligen Zeitgeschmacks zu exemplifizieren" wünschten. Was ist's, das Ihren Blick unentwegt in jene Ecke zieht? .... Stört Sie der Mahagonirahmen meiner Familienphotographien oder etwa ....

Der Kunstliebhaber: Der Rahmen nicht, verehrte Freundin, er ist nicht übel und das Holz scheint echt — Sie wissen, wie ich die Materialechtheit schätze — aber die Familienphotographien ...

Dame: ... ich muß doch bitten, mein Herr, wenn Ihnen die Physiognomien meiner Angehörigen nicht genehm sind oder Sie an dieser Nase oder jener Figur etwas auszusetzen haben, so belieben Sie gefälligst, Ihre Blicke abzuwenden!

Kunstliebhaber: Ich bitte um Verzeihung, Sie verstehen mich sehr falsch. Ich besitze nicht die Taktlosigkeit, mich in Ihrer Gegenwart und gar vor Ihnen über das Aussehen Ihrer lieben Verwandten zu amüsieren. Aber blicken Sie nur hin, finden Sie nicht selber diese langweilige Reihe ein und derselben Pose in stets gleicher Abwandlung ein wenig komisch? Ihr Herr Ohm stehend, Hut in der Hand, halb links gewendet ... Pose 7c, aufgenommen vom Hofphotographen Seiner königl. Hoheit in Schöppenstedt. Ihre Frau Base ... ich will mir die Beschreibung schenken. Dazu die stets wiederkehrenden Jugendstil-Salonmöbel des Ateliers. Seien Sie mir nicht böse, aber man sollte doch eigentlich keine Karikaturen seiner Angehörigen an den Wänden aufhängen. Nehmen Sie sie herunter und stecken Sie sie in das Goldschnittalbum mit Ledereinband, das früher Ihren Salontisch zierte, jetzt aber Ihnen so verhaßt ist, daß Sie es bereits in jener schönen Truhe deponiert haben, da wo sie am tiefsten ist ...!

Dame: Ich begreife Sie nicht, ich finde Onkel Max vorzüglich getroffen ... er ist schlagend ähnlich ... der Hintergrund des Bildes freilich hat mich ja auch manchmal schon gestört, und im Stillen habe ich gedacht, wenn ich den guten dicken Herrn in dieser Gebirgshöhe sah, wohin er mit seinen 90 Kilo ja nie gekommen wäre — — —

Kunstliebhaber: ... und wenn Sie sich nur die

anderen Bilder dieses Rahmens genauer ansehen wollten . ., ich bin sicher, Sie werden fast in jedem irgend solch eine störende Geschmacklosigkeit antreffen. Daran ist häufig der Photograph weniger beteiligt als sein Kunde. Es ist eben die alte Geschichte: die Eitelkeit des Menschen ist nicht zufrieden mit der absoluten Wahrheit, die doch einmal das Hauptkriterion der Photographie ist . . . die Linse schreibt unerbittlich genau die Natur ab, der Kunde will aber verschönert sein, der Photograph greift also zur Retouche, denn das Angebot sucht möglichst genau sich der Nachfrage anzupassen . . . und so wären wir inmitten des Gebietes der Nationalökonomie.

Dame: . . . . Sie haben recht, darum sind auch oft die einfachsten Aufnahmen von Amateuren viel schöner, weil sie ehrlicher, nicht verschönernd sind und den Menschen geben, wie er ist in seiner natürlichen Umgebung.

Kunstliebhaber: Ja, die Amateure haben auch recht eigentlich erst die Entwicklung der Photographie nach der künstlerischen Seite hin bewirkt. Ich meine nicht Leute vom Schlage des Mister Knips aus London, die auch in der Amateurphotographie nur eine Sportfexerei sahen. Nein, ernste Männer, die alsobald erkannten, wie sich in der Photographie ein neues selbständiges Mittel zur Wiedergabe eines Natureindrucks bot, ein Mittel freilich, dessen Verwendbarkeit nach der künstlerischen Seite hin infolge seiner technischen Gebundenheit an Objektiv und mechanischen Apparat gewisse Beschränkungen auferlegt war.

Dame: Das eben wollte ich Sie fragen. Wie, Kunst und Maschine? Das ist doch ein Widerspruch in sich, nicht wahr? Kann eine Maschine ein Ding produzieren, das künstlerisch ist? Ich dächte, der Begriff „künstlerisch" sei unbedingt nur Dingen von Menschenhand zuzuschreiben? Eben solchen, in denen des Menschen Geist sich zeigt . . . .

Kunstliebhaber: . . Sie sind mir vorausgeeilt. Ehe ich Ihnen noch das weitere über die ersten Versuche mitgeteilt habe, die Photographie von neuen Gesichtspunkten aufzufassen und über die Bemühungen, ihren Wert und Bedeutung hinsichtlich der künstlerischen Kultur zu erkennen und zu nützen, sind Sie bereits bei wichtigen ästhetischen Fragen angelangt. Gerade die Vorkämpfer der künstlerischen Kultur waren es, die in der Lichtbildnerei ein neues Mittel fanden, mit dem sie dem schlechten Allgemeingeschmack steuern zu können glaubten. Lichtwark erkannte, wie auf so vielen Gebieten, als erster auch hier ein neues Arbeitsfeld des Dilettantismus und schrieb vor etwa zwölf Jahren, wenn ich nicht irre, sein Büchlein von der „Bedeutung der Amateurphotographie" gelegentlich der ersten Ausstellung künstlerischer Amateurbilder in Hamburg. Sie wissen, daß sich inzwischen viele Vereine zur Pflege dieses Kunstzweiges gebildet haben, und die zahlreiche Reihe von photographischen Zeitschriften gibt Ihnen ein deutliches Bild von dem großen Aufschwung der letzten Jahre. Die Hauptsache ist, daß die Berufsphotographen die Notwendigkeit erkannt haben, mit der veränderten Nachfrage auch die Qualität ihres Angebots zu ändern, und wir haben heute Photographen in Deutschland, die das wahrhaft künstlerische Porträt pflegen. Betrachten Sie diese Reproduktionen nach Aufnahmen von Dührkopp und Perscheid, was sagen Sie dazu?

Dame: Ich finde sie künstlerisch, ohne Zweifel. Eben darum bin ich gespannt, was Sie mir antworten werden. Wie erklären Sie diesen Widerspruch: Maschinenwerk und Kunstwerk? Sagten Sie nicht, die Linse schreibe die Natur unerbittlich ab? Vollkommene Nachahmung ist jedoch nie das Ziel der Kunst!

Kunstliebhaber: Allerdings nicht, vielmehr, es muß von einem Gegenstande etwas sehr genau, nicht aber alles nachgebildet werden. Und sehen Sie, darin liegt das eigentlich Künstlerische in der Photographie, das, was sie zum Menschenwerk, zu Geistesarbeit macht, daß sie eben die Möglichkeit gibt, in all den Feinheiten ihrer mechanischen und chemischen Prozesse, bestimmte Teile hervorzuheben, andere zu unterdrücken. Diese Teile herauszufinden, das ist Sache des Künstlerphotographen. Die Mittel, mit denen er arbeitet, sind freilich mechanische, aber wenn er nicht mit künstlerisch geschultem Auge sieht, wenn er nicht das Charakteristische erkennt und den Ausschnitt, der doch vollkommen im Bereich seiner Möglichkeiten liegt, geschickt zu wählen versteht, so wird er auch nur eine mechanische Abschrift zustande bringen.

Dame: Das ist es, was mich gegen die Photographien in natürlichen Farben einnimmt. Sie wirken als Geschmacklosigkeiten und erregen unser Unbehagen, gerade wie Personen eines Wachsfigurenkabinetts. Nach meiner Meinung aber fehlt, selbst wenn der Photograph die von Ihnen gestellten Bedingungen erfüllt, doch ein wesentlicher Punkt, der zur Vollkommenheit des ästhetischen Genusses mir unerläßlich scheint, die Persönlichkeit des Vortrags. Es mangelt diesen Bildern das, was den Genuß der persönlichen Handschrift eines Künstlers ausmacht, wie wir ihn etwa in seiner Technik haben.

Kunstliebhaber: Doch nicht vollkommen. Sie haben in gewisser Beziehung recht, und gerade beim Betrachten von Bildnisphotographien größeren Formats habe ich an mir selbst die gleiche Beobachtung gemacht. Dies zugegeben — ich meine, daß wir im Lichtbild wirklich weniger den Menschen als Künstler genießen, was die höchste Art ästhetischen Genusses ausmacht, so bedeutet das keineswegs, daß dieser Genuß überhaupt nicht vorhanden wäre, als vielmehr, daß er nur in geringerem Grade zustande kommt. Denn die Individualität wird sich immer zeigen. Sehen wir einmal vom Technischen ab. Natürlich ist die Art des Vortrags, die nicht erst beim Drucken und Kopieren, sondern schon bei der Entwicklung einsetzt, äußerst wichtig. Gerade was das Drucken angeht, so finde ich, wird darin heute viel gesündigt. Es gibt Photographen, die es als höchstes Lob ansehen, wenn man vor ihren Bildern den Gedanken einer Photographie vergißt. Durch allerlei technische Mittel gelingen ihnen Effekte, wie sie der Lithographie eigen sind. So überspringen sie Grenzen, deren festen Linien wir gerade unsere künstlerischen Eindrücke verdanken. Soll ich Sie an den Satz des Klinger erinnern, daß jedem Material nicht nur seine besondere technische Behandlung, sondern auch sein eigenes geistiges Recht zukommen muß? Das eigentliche Material, das „Mittel" des Photographen ist das Licht. Er muß also durch die Differenzierung des Lichts das Zweidimensionale der Fläche zum Bildeindruck gestalten . . . .

Dame: Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche. Diese seine Hauptaufgabe scheint mir, wird er mehr unwillkürlich als mit Bewußtsein tun. Mir fällt ein, daß gerade bei der Bildnisphotographie die Persönlichkeit eines Künstlers sich mit besonderem Glück wird betätigen können, wenn ihrem künstlerischen Vermögen die Fähigkeit gegeben ist, Wert und Bedeutung des Körperlichsichtragens zu erkennen. Ich denke an gewisse rhythmische Linien, an bestimmte Stellungen, die einzelnen Menschen als höchst charakteristisch zu eigen sind . . . . .

Kunstliebhaber: . . . wobei Sie nicht vergessen sollten hinzuzufügen, was überhaupt jedes Porträtisten Leistungen auszeichnet: das Erfassen des momentanen Ausdrucks in einem Stimmungsbild. Etwa so, daß man nicht gleich fragt: „wer ist das," sondern sich zunächst für den dargestellten Moment interessiert.

Dame: Und dabei kann freilich nur ein Künstler mit Sicherheit der naheliegenden Gefahr entgehen, das Süßlich genrehafte zu vermeiden. Ein gut gemaltes Genrebild kann immer noch erfreuen, weil man aus der Qualität der Form und Malerei auf die Bildungskraft des Künstlers zu schließen fähig ist. Eine Reproduktion in schwarz-weiß wirkt schon unerträglich. Das sollte dem Photographen zu denken geben, da er von der Farbe und von dem persönlichen Vortrag abstrahieren muß.

Kunstliebhaber: Man sieht, daß sich dem Lichtbildner Gelegenheit bietet, seinem Werke Persönlichkeit zu geben, so daß auch diese Quelle ästhetischen Genusses nicht fehlt. Und wer die Lichtbildkunst in ihren Leistungen verfolgt, der kennt die Eigenart bestimmter Photographen leicht heraus, und ein Dührkoppsches Porträt ist vor vielen unschwer zu bezeichnen.

Dame: Man sollte diese Sachen sammeln, eine Kollektion solcher Blätter, in Mappen bewahrt, müßte einen eigenen Genuß bereiten . . . .

Kunstliebhaber: . . . und auf rauhem Karton leicht aufgeklebt, mit schlichtem Band versehen, in schmaler Goldleiste gefaßt, müssen sie einen vorzüglichen Wandschmuck abgeben, gegen den Ihre übelposierenden Familienphotographien . . . .

Dame: . . . . beruhigen Sie sich, die kommen in die Truhe!

Walter Curt Behrendt.

Alte Möbel

Der Schrank des frühen Mittelalters war ein aus dicken Holzbohlen zusammengesetzter Kasten, der noch keinen eigentlichen Schreinerstil, d. h. den Gegensatz gerahmter und rahmender Teile zeigte. Vor allem gab es noch keine Säge in Deutschland; die erste Säge ist in Augsburg 1320 in Gebrauch gewesen. Die dicken Bohlenbalken wurden durch breite Eisenbänder zusammengehalten und es sah sehr schön aus, wenn diese blanken Arme und Finger mit starker Kraft um die rissigen Bretter faßten. Das war aber nur an den Ecken und an der Vorderseite der Fall, wo die Türe doppelte Bänder verlangte; alle anderen Bretter waren für die Bemalung frei. Hier saßen schöne Ranken auf buntem Grund, Wappen hingen in den Blättern und auch Initialen waren hereingehängt. So stand das schwere Kastenmöbel, dessen Füße einfach verlängerte Seitenbretter waren, schimmernd schön in der Diele. Es war ein geschlossenes schweres Ding; und seine Wände schienen zu schlafen. Man sah hier nichts von Anspannung und Tätigkeit — ruhig verharrten die Bretter in ihrer Schwere, schwer löste sich die dicke Tür aus der Oeffnung, als wollte sie nur zögernd ihre Schätze zeigen oder hergeben. Diese Türen wurden in der Tat nicht so oft geöffnet, wie unsere Schranktüren. Die große Zeit der Schränke war im März, wenn der gesponnene Flachs, die Arbeit vieler Winterstunden, eingelegt und das Leinen zu den Sommerkitteln hervorgeholt wurde. Noch länger stand die Schranktüre offen, wenn es galt, die Hochzeitstruhe der Tochter des Hauses zu füllen. Auch barg der Schrank das Totenhemd der Gatten und die Windeln für das Enkelkind. Meist baute der Hausherr sich selber den Schrank, kurz vor der Hochzeit, aus dem Holz der Eiche des Vaters, die er nun fällen durfte, oder der Zirbel am Rand des Gemeindeangers. Zum Eisenschmied ging er dann, um gegen zwei Lämmer den Beschlag zu tauschen, zum Apotheker, um die Farben zu erstehen, und wohl auch zum Mönch, daß der ihm die schönsten Muster vormale. Wenn dann das Holz schimmerte und die Eisen blitzten, wenn der letzte Nagel eingeschlagen und alles standrecht gerichtet war, dann steckte man Zweige auf das Holz und die Hochzeit konnte vor sich gehen, daß die junge Frau den dunkeln Holzkasten mit hellem Linnen fülle. Nie wechselte das schwere Gerät seinen Platz. Es hielt ein Jahrhundert und länger aus und sah voll Gleichmut den Wechsel menschlicher Geschicke. Die Enkel dankten dem Ahn, daß er so solid gezimmert hatte, das Eisen nutzte sich nicht ab, wenn es auch oft blank gescheuert wurde. Und wie das Möbel, so war der Geist seiner Besitzer schwerfällig, gebunden, ein Leben in Hauptsätzen, in Hauptgefühlen. Das äußere Leben ging den typischen Gang von Sommer und Winter, Hitze und Frost, Krieg und Frieden, Jagd und Schlaf, Wiege und Sarg. Was wechselte, war allein die Phantasie dieser festeingespannten Seelen, die sich am unscheinbarsten rasch entzündete, da wenig äußere Ereignisse sie beschäftigten. Wie wir in den alten Sagen den Niederschlag solcher Dämmerphantasien in Worten haben, so sind die Möbel umrankt gewesen von den Märchen dieser Sinnenden. Eine Truhe, eine Lade, eine heimliche Tür, ein großer Schrank stehen oft mitten in diesen Erzählungen — Urväterhausrat ist das Symbol höchster Geheimnisse, gesegneter Vermächtnisse. Und auch uns Nachfahren sind diese Kastenmöbel noch der Ausdruck unbeschreiblicher Geruhsamkeit, die der Unruhe unserer Tage auch wie ein Märchen erscheint.

Diese schlafende Zeit und diese schlafenden Möbel hören etwa seit dem Jahre 1250 auf. Damals erwachte der deutsche Geist. Es ist ein Munterwerden zu allen Stunden; der Wert der Zeit kommt unsern Vorfahren zum Bewußtsein. Das Handwerk staffelte sich; Arbeitsteilung spart Zeit und steigert die einzelne Leistung. Die Säge wird erfunden; nun wird aller Holzarbeit das Brett in seiner natürlichen Ausdehnung zugrunde gelegt; da es schmal und dünn ist, bekommt es eine Rahmung, die auch dem Ziehen des Holzes entgegenarbeitet. Die schlafenden Bohlen erwachen in diesem Schreinerhandwerk; es gibt ruhige und lebhafte Teile, umschlossene und schließende, tragende und getragene. Der Rhythmus der Dienste setzt ein. Die Ecken bleiben dick, werden aber im Schnitzwerk aufgelockert, die Türe wird dünner und praktikabler, die Fläche teilt sich durch horizontale Bänder, gravitätisch breit stellt sich das Untergestell hin, und der Aufsatz zackt sich kühn in scharfen Zinnen ab. Wie eine Festung sieht jetzt der Schrank aus, festlich blitzend im Schmuck der geschnitzten und beschlagenen Teile, in der eigenen Rahmung stark geschützt, in allen Gliedern wach und angespannt tätig. Der Segen patriarchalischer Traditionen fehlt ihm, aber er ist ein Preisstück zünftiger Geschicklichkeit. Lebendig und neuer flutet das Leben um diese Möbel; Freizügigkeit und Wanderlust bringen ihn hierhin und dorthin, und er wechselt seine Heimat mit den Menschen. Diese träumen nicht mehr mit dunkelerfüllter, schwerblütiger Seele, sondern sie wachen mit hellen Augen und fassen mit sicherer Hand zu. Das Märchen ist zu Ende; aber das helle Spiel des Tages hat einen neuen Zauber gebracht, den Zauber der munteren Frische.

Paul Schubring.

Die Siegerin

Novelle von **Marguerite Wolf.**

(Schluß.)

Wie Schatten zogen diese Anklagen durch ihr Gehirn; sie gingen zu Lehrern und Lehrerinnen, die sie alles gelehrt, nur das Leben nicht! Aber konnten sie's denn? Nimmer! Allein, mutterseelenallein mußte man ihm entgegentreten. Unter eigner Verantwortung. Ob man drunter zusammenbrach oder nicht. Die Kraft, die hätte man stählen müssen. Ach, die Kraft! Wie Traum erschien ihr ihr bisheriges Leben. Zuerst die Mädchenjahre im Seminar, wo Schwärmerei und unklare Ahnung des Kommenden die wirrgoldnen Schleier über die rauhen Linien des mitunter öden Pflichtlebens hing. Dann die Lehrjahre im Dorf, die doch oft spröde, stärkende Realität waren, wurden so überschüttet vom Zauber der Natur, daß sie, das Großstadtkind, sich oft vorkam, wie ein verzaubertes Geschöpf. Mit Hingebung hatte sie gearbeitet, oft mißverstanden, erstaunt an Steinen anzustoßen, die sie gar nicht gesehen. Aber unermüdlich, liebevoll, bis auch Liebe ihr wieder entgegenkam. Klar, lichtvoll, bewußt hatte sie selten gearbeitet. Und doch wäre sie hineingewachsen in ihre Arbeit, wäre nicht diese erschreckende, zermalmende Wirklichkeit in ihr Leben getreten, vor der alles zum Traum verblaßte und alle Keime der Zukunftssaat verdarben. — Fern war eine Waldlichtung. Das lichte Grün wurde verdrängt und ging talwärts. Seltsame, überschlanke Föhren stiegen in den weißblauen Sommerhimmel, rot glühte der Fingerhut an den Hängen und am grausilbernen Gestein. Glockenblumen wiegten sich im Lufthauch. Und große, blühende Gräser wogten lila schimmernd wie weiche, seidene Wogen auf dem Grund. Träge glitt der Pfad hindurch, ohne Steigung schlich er um den Hang, der weit den Blick ins offene Tal freigab. Dunkel aber wie der Eingang in ein Labyrinth voll seltsamer Verhängnisse sah die Waldpforte herüber — von niederm Tannengestrüpp verdeckt. Das war das Tor zum Föhrenweg, der zum Kamm hinaufführte. In kalter Finsternis umschloß er Marilene. So dunkel hatte er sie nie gedünkt. Kaum, daß die Sonne in goldenen Gassen hineinglitt, und die roten Stämme brachten keine warmen Töne, sondern nur ein unheimlich wirkendes Licht. Wolken mußten wohl vor der Sonne stehen. Sie begann zu spähen, obwohl erst nach viertelstündiger Wanderung der durchlichtete Weg begann, der an der Mauer des Herrengartens vorbei in dichten Wald führte. Da trat plötzlich Dr. Fergens aus einem Seitenpfad, eine breite Erscheinung, dunkel wirkend im Dämmer, von fast übergroßen Umrißen. Blaß bis in die Lippen blieb Marilene stehen. Wie eine Unmöglichkeit, ein Irrtum des Schicksals erschien es ihr, daß er heut ihr bis hierher entgegengegangen. Ganz aus der Fassung gebracht, stand sie und starrte ihn an. Der Mann lachte leise auf. Es war ein feines, weiches Lachen, das wie ein Schleierchen in den Föhren hängen blieb. „Warum so erschrocken?" fragte er, und die Stimme, die sonst rauh und steinig war in seinen Erzählungen, klang so gedämpft wie das Lachen. Es war nicht der steile, stoßweise Ton, der so oft im Widerspruch stand zu seinen Worten, sondern ein zögerndes Zu

greifen lag in dem Ton. Er hielt einen blauen Enzian in Händen, den er sich in der Herrgottsfrühe von einem hohen, kahlen Berg, den er ihr wies, heruntergeholt hatte. „Kleiner Anfang zu alpiner Flora!" sagte er, indem er ihr mit breiter Bewegung das Blümchen in den Gürtel schob. „Aber botanische Vorlesungen will ich keine halten. Wie haben Sie die Woche zugebracht?" — Man sah wenig von seinem Mund. Und Marilene hätte er nicht zu denken gegeben. Der dunkle Schnurrbart, der herabsah, verdeckte ihn fast ganz. In den Ecken lag ein Zug, man wußte nicht recht, ein schlimmer oder ein feiner. Gutmütig schien er sonst, fast wie von überlegenem Mitleid geschweift. In dem hartgeprägten, knochigen Gesicht standen die Augen sonderbar hell unter dunkeln verwachsenen Brauen unter einer steilen Prachtstirn, unbestimmt gefärbte Augen, fast hypnotisierend in ihrer fixierenden Schärfe. „Meine Woche?" O, die ging herum wie alle andern," antwortete sie. Mehr wagte sie nicht, denn eines fühlte sie, er durfte nicht in ihr Leben sehen. „Nun, versuchen wir einmal Abwechslung hinein zu bringen," sagte er, „in fünf Weltteile hab' ich sie schon geführt. Und diesen Föhrenweg kennen wir auswendig. Wie wär's, wenn ich sie mal auf den Enzianberg führte?" Er ging dicht neben ihr und nahm plötzlich ihren Arm in den seinen. Das hatte er noch nie getan. Aber ihr fehlte der Mut ihn zurückzuziehen. Der Föhrenweg entschwand ihr schwindelnd, sie ging in einer roten, tiefen Helle. „Auf den Enzianberg?" „Es ist weit von hier, dunkle, steile Wege klettern hinauf, Wildwasser brausen in den Schluchten. Aber gleißend in gelbem Ginster hebt sich die Kuppel wie Sankt Peter in Rom baumlos in die Sonne. Möchten Sie?" — „Einen Tag?"

So mit ihm ziehen, dem Wildfremden, auf fremden, menschenfernen Wegen. „Nein, nein!" schrie sie fast angstvoll und riß ihren Arm los, „nicht in den Wald!" — Er lächelte in den Winkeln. „Warum so furchtsam? Also dann in die Stadt! Ich führe Sie, wohin Sie wollen. Sie kennen sie ja wohl besser wie ich. An den grünen See, oder in den Volkspark, oder in den Botanischen — da bin ich ja König! Oder ins Gewühl, in Biergärten, oder in stadtferne Lauben, wo nur von weitem die Musik des Sonntags hineinklingt —" Ach ja, die Stadt! Seitdem sie das Seminar verlassen, hat sie sie nicht mehr gesehen. Und nun empfand sie eine große Sehnsucht nach der Stadt. „Morgen reise ich hinein!" sagte er abwartend mit leisem Lächeln, „und am Sonntag kommen Sie. Am großen Portal werde ich auf Sie warten. Oder wir treffen uns sonstwo, wie es Ihnen lieb ist!" — „Aber das geht doch nicht," wehrte sie sich, schon halb überwunden. „Warum nicht?" — Sie wußte es nicht. „Warum sollen wir keinen fröhlichen Tag zusammen verbringen? Das Leben ist kurz!" — Es war nur ein kleines Wort, aber alle Sehnsucht stand dabei auf und reckte gläubige, heiße, wünschende Arme ins Licht. O, nur einmal leben, tief und selig, lachend in roten Rosen leben! Als sie nun in sein Gesicht sah, dessen Runen wie von weicher Hand verlöscht waren, sah er, daß etwas in ihren Augen stand, was er noch nicht drin gelesen. Und um seinen Mund schwebte es wie Triumph und wie seltsame Traurigkeit. Viel sprach sie nicht mehr, aber jede Silbe kam aus zitternder Tiefe. „Aber am Sonntag müssen Sie froh sein, Sie sollen sich ihres jungen Lebens freuen." Er nahm zum Abschied ihre beiden wehrlosen Hände. „Wann gehen Sie heute abend heim?" — „Ich weiß es nicht," sagte sie, „es kommt auch nicht drauf an. Zu Hause erwartet mich niemand." — Ihre Hände zitterten in den seinen. „Wenn es Ihnen Freude macht, warte ich punkt acht Uhr am Herrenturm auf Sie," er sah sie prüfend an und gab dann die zuckenden Finger frei. „Ich geleite Sie bis vor den Wald. Wollen Sie immer noch nicht vergnügt sein?" Aber sie lachte nicht. „Sie sind so gut," murmelte sie und riß sich los. Und er nahm diese letzten Worte voll unbewußten Vorwurfs mit heim und zehrte dran in seiner bittern Süße, die war wie das Leben. Denn ihm war das Leben ein Spiel seltsamer Kräfte, eine Kette eigner und fremder Schuld, ein Labyrinth von Gefühlen, Taten, Stimmungen und Handlungen, deren gesetzmäßiges Ineinandergreifen er verstand, so daß er immer, ein Wissender und sonderbarer Heiliger, sich darin zurechtgefunden.

Als er in sinkender Dunkelheit heimkehrte vom Föhrenweg, trat ihm der junge Sohn des Herrenhöflers lachend entgegen: „Na, und?" — „Was?" fragte er kurz. — „Was haben Magnifizenz mit der Kleinen vor?" „Was geht das dich an?" Aber Dr. Fergens verschlossenes Gesicht öffnete sich wider Willen wie unter einem warmen Hauch. „Arme Kleine," sagte er wie für sich, „und sie ist eins der seltenen Exemplare!" — „Zu welcher Pflanzenklasse gehörig?" Fergens sprach weiter mit einer ganz verschleierten Stimme. „Sie erwachen erst, wenn man sie weckt. Und das Erwachen macht ihnen Angst. Sie zittern. Und doch ist das Erwachen ihr Glück. Sie zehren ein Leben lang dran. Die Aermsten!" Der Student sah kopfschüttelnd auf Fergens. „Auch ein Experiment. Na, sie wird die erste nicht sein!" — „Laß deine europäische Frivolität!" — „Ja, was willst du denn, Doktor?" — „Sie aufwecken. Sehen, ob unterm Kuß sich solch blasse lebenshungrige Lippen röter färben — das ist alles." Aber er dachte dies nur. Weil es ihm plötzlich lächerlich erschien, diesem grünen Dachse Antwort zu geben. Er ließ achselzuckend den Jungen stehen und verschwand nach der Seite, wo der Mond überm Ginsterberg aufging.

Es war Frühdämmerung, als in der Sonntagsfrühe Marilene das steile Giebeltreppchen tastend hinabstieg. Eine morgendliche Kühle wehte ihr am Tor entgegen, so daß sie aufschauernd auf die Gasse trat. Leise zog sie das hölzerne Tor zu. Ihr Schritt klang seltsam auf. Dämmerung! Noch nie war sie so früh hinausgegangen wie heut, wo sie mit dem Frühzug in der Kreisstadt sein mußte, um dort den D-Zug zu erreichen. Bis zur Bahn hatte sie noch eine Stunde Wegs. Zuerst dünkte es sie wie späte Abenddämmerung; aber bald fühlte sie fast körperlich das kommende Licht in dem Dämmer. Grau breitete sich der Morgenhimmel. Nur fern über den östlichen Hügeln war die graue Wand durchschnitten, da war eine wolkenfreie Fläche, und ein grünlicher Hauch rann über den morgenkalten Himmelsee. So ein sonderbares Licht, in das der Bergwald dunkelbraun und fast drohend sich hob. Sie hüllte sich fester in das seidne Tuch, das sie über ein weichwollenes, gelbliches Sommerkleid gelegt, das ganz kraus um sie lag und indem ihre feine, kleine Gestalt etwas Weiches und Unbekümmertes hatte. Es hing überall lose, denn es war ihr etwas weit geworden. Aber eine schwarze Samtschärpe nahm all die Falten sorgsam auf. Marilene wußte es nicht, wie so sehr unmodern und fast fremdpoetisch sie in diesem Kleid von welkem Gelb aussah. Sie hatte es nur angezogen, weil ihr das schwarze zu traurig aussah. Und sie wollte heute nicht traurig aussehen. Leise hallte ihr Schritt nach auf den morgenstillen, blankgekehrten Gassen. Heuduft kam von manchem Heuwagen, der unabgeladen im Schuppen stand oder aus den offenen Luken. Es herrschte Sonntagsstille. Nur in den Ställen hörte man die frühsten Frühaufsteher, und als sie gegen das Ende des Dorfes kam, rasselte der erste Melkeimer gegen die Stalltür. Die Hunde schlugen nicht an, denn sie waren ihre Freunde. Sie streiften an den Toren hin und blinzelten schläfrig ins Morgenlicht. Ein großer Leonberger stand am letzten Pförtchen. Da mußte sie stehen bleiben und ihm durchs Gitter das Fell kraun. Und wie das Tier so sehnsüchtig durch die Latten sah, da hatte es so etwas Menschliches, daß es sie fast ergriff. „Lebwohl!" sagte sie zärtlich und strich ihm nochmals über den schönen Kopf. Gespannt und regungslos sah er ihr nach. Er freute sich gewiß, wenn sie heute abend wiederkam. Wiederkam? Wie lag das ferne! Zwischen Morgen und Abend lag heute ein Meer, ein unendliches Meer, vor dem alle Gedanken verstummten, das einen schon von ferne brannte mit seinem großmächtigen Rauschen.

Eben trat die eine waldige Bergwand zurück. Bis hinab konnte sie ihre Straße verfolgen, die von halbwüchsigen Birken besäumt war, die wie Silber aufglänzten in dem wachsenden Licht. Ueber den Hügeln erglühte es wie von einem Feuer, das hinter dem klaren See entbrannt war. Und mit diesem roten lebendigen Schein ging's wie ein Aufatmen über die Welt. Du Tag! Marilene stand wie verzaubert und reckte ihm weite Arme entgegen. O du Sonne, o du mein Tag, mein Tag! Nun flutete es über die Hügel, und alle Höhen standen in seligem Licht. Und dann rann es herab in die Täler bis zu ihren Füßen. Sie fühlte heute das Licht wie eine Offenbarung, wie in hingerissenem Taumel. O du unausschöpfbarer Tag, der tief und geheimnisvoll vor ihr lag wie ein Meer, über dem die Sonne aufging. Drunten in der Bahnstation, deren rotes

Ziegeldach heraufflammte, dort löste sie den Kahn, der sie hinaustrug. Zitternd hielt sie den Fahrschein in Händen und suchte einen einsamen Platz. Oft schon war sie hier gestanden, um in die Kreisstadt zu fahren, manchesmal glücklich und vergnügt über den kleinen Ausspann. Heute schien es ihr anders. O nein, in grauer Werktagstimmung hatte sie hier gestanden, als zu jenen gehörig, die kein brausender Zug in die Welt hinaustrug, sondern die nur auf kleinen Strecken langsam ihre öden Pflichtwege abfuhren. Oft hatte sie's ersehnt, daß einer dieser großen Züge, die hier verachtend vorüberfauchten, nur einmal stille hielt, um sie mitzunehmen in die Weite, die sie so oft mit ahnendem Schauer erfüllt. Aber es waren immer nur diese kleinen werktagsgrauen Züge. So war ihr Leben gewesen, ohne Weite. Aber heute, heute öffnete es alle Tore. Sie brauchte nur hineinzugehen, und sie würde es schauen. Jetzt war nichts in ihr als gespannte brennende Erwartung. Sie konnte es kaum erwarten, bis der Bummelzug im Kreisstädtchen ankam und der D-Zug in die Halle donnerte. Eine alte Kollegin lief ihr über den Weg. „Wohin, Fräulein?" — „In die Stadt!" Und innen ein tiefes, heimliches, zitterndes Lachen: „Ja, wenn du wüßtest!" Und dann die rasende Fahrt. Sie wich nicht vom Fenster. Ihre Berge versanken und die morgenglühende Ebene tat sich auf — so weit, so weit! Es rührte sie zuerst fast wie Heimweh, aber nur, um ihre Sehnsucht doppelt werden zu lassen nach dem, der in der großen Ferne auf sie wartete. Mochten die Berge versinken und alles, was dahinter lag. Ihr war der Tag, und ihr war die Ferne! Die Drähte glitten vorbei, senkend, sich hebend, Silberfäden, die sie mit der Ferne verbanden. Dörfer flogen vorbei, Felder wichen, Meilensteine schienen sich zu suchen, um den Raum zwischen ihr und der Ferne zu vernichten. Und endlich tauchten die Türme auf, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen, und die ausgedehnte, dunkle, dunstig verhauchte Silhouette der Stadt. Nun war's die Wirklichkeit, die sich da erhob. Sie stand am Fenster und sah vertraute Formen sich herauslösen aus dem sonnigblauen Dunst. Wie war aber alles fremd! Ja, hier war nun die Stadt, keine Illusion, nein, die Stadt mit steinernen Mauern und sonnenglühenden Straßen, die Stadt, wo er am Rathausplatz auf sie wartete. Das war die Abmachung gewesen. Und während sie langsam im Gedränge hinaustrieb, trat das ungewiß gewordene Bild mit deutlichem Umriß vor sie hin. Sie sah den Rathausplatz mit seinem alten Schloß, mit dem hochgegiebelten Haus, mit seiner altertümlichen Madonna in der Rathausnische sich dehnen. In sonntäglichem Leben, ganz voll Sonne! Und in der Menge wanderte einer in hellem, zerdrücktem Filz, den Knotenstock in der Faust, einen, den sie herauskennen mußte, an seiner überragenden, breiten Größe. So war er. Und nun schloß sie die Augen, weil alles, alles wirbelte wie Sehnen und alles wieder in heißem Aufdrängen wie Sehnen zerging. Noch träumend glitt sie in der Masse hinaus. Und dann würde er auf sie zukommen, auf sie unter den vielen, die da im Strome fluteten, auf sie allein. Und sie bei den Händen nehmen und sie hinführen, wohin sie wollte. Weit fort! O, sie wollte nicht lange in der Stadt bleiben. Wie ein Druck senkte es sich auf Marilene. In den Anlagen des Bahnhofs stand sie still und sah sich lange um. Kein Lufthauch hob die blanken Blätter der Platanen, auf denen die Sonne lastete. Lachende Kinder kamen an ihr vorbei, weißgekleidet mit farbigen Schleifen im Hängehaar. Von Kindern konnte sie sich schwer losreißen. Es war solch ein reizendes Mädchen darunter, das einem kleinen Jungen die Hand gab, einem zarten, dunkelfarbigen Jüngelchen. Sie standen neben Marilene, die ganz in ihren Anblick versunken war, und warteten auf eine Dame, die lächelnd unter den Platanen auf sie zukam. „Wartest du auch auf deine Mutter?" fragte der Kleine und hob neugierig die dunkeln Augen zu Marilene. „Aber Paulchen," wehrte das blonde Ding schon ganz erwachsen. Marilene konnte nicht antworten, denn die Elektrische sauste an und trennte sie. In einer tiefen Erschütterung ging sie weiter. „Wartest du auch auf deine Mutter?" Wie ein großer, bitterer Tropfen fiel diese Kinderfrage in die bange Süße ihres leidenschaftlichen Empfindens hinein, bis alles aufschäumte in seltsamer Empörung. Warum bin ich allein? Die Brust schnürte es ihr plötzlich zu, und wie vom Schmerz geweitet, sahen die dunkeln Augen groß und starr unter der breiten, weißen Krempe hervor. Warum? Ein Herr ging vorüber und sah sich zweimal nach dem komisch gekleideten Mädchen mit dem verstörten Gesicht um. Keine Heimat, keine Freunde, keine Mutter, keine Liebe! Doch, doch, Liebe suchte sie ja, Liebe wartete auf sie, hier in der Fremde. Liebe? Zum erstenmal hörte sie deutlich das Wort in sich klingen. Und nun stand sie, jäh zurückgerissen, davor wie vor einem Abgrund. Liebe? Also das war's, was sie hineingerissen? Und herausgerissen aus ihrer Ruhe? Ein innerer Krampf schüttelte sie. „Mutter, Mutter, so hilf mir doch!" Liebe? In ihrem dämmernden Empfinden war dies Wort gestanden, wie ein Fernes, Heiliges, das sich im stillsten Heiligtum barg. Und nun kam dies Heilige und wurde zur Anklage. Was denn hatte sie hierhergetrieben, hierher, wo sie nun stockenden Fußes stand, vereinsamt, bei einer Bank? Die Liebe? Sie konnte nicht mehr weiter. Wie Zentnerlast legte sich dies große grausame Wort auf sie. Sie setzte sich auf die Bank und starrte vor sich hin. Sonne tropfte von den Bäumen. Menschen wanderten vorbei, solche, die Gesangbücher trugen, lauter geputzte Menschen. Und so viele, viele, immer mehr. Diese vielen Menschen! Sie hatte es gar nicht mehr gewußt, daß es so viele Menschen gab. Ihr war, als flute ein Strom über sie und sie ertränke darin. Das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit wuchs in ihr. O, nur einen Menschen haben und sich ausweinen an seiner Schulter! Mutter, Mutter, hilf mir doch! Wo war ihre wilde Freude, ihr geflügeltes Hineinjauchzen? Zwischen den Bäumen sah sie die himmelhohen Häuser, was mußten sie für Schatten legen! Aber jetzt umschlossen sie weiße Glut. Kein Hauch war zu spüren. Im Schatten hing noch dunkel die Schwüle, draus gleißte das Pflaster und hoch oben wölbte sich der blasse Himmel. Wie neigte er sich so tief und blau auf ihre Berge. Sie dachte eines Sonntags, wo sie einen ganzen Tag auf dem Kamm gewandert war. Wie ein fernes Eiland des Friedens tauchte dieser Tag aus der Flut der Erinnerung. Vergnügt, neugierig wie ein Kind auf Weihnacht hatte sie das Ränzel geschnürt und war hinaufgestiegen in die Bläue und das Grün. Einen Mittag hatte sie im Heidekraut am sonnigen Hang verträumt und sich die Seele weit werden lassen von Sonne und einsamem Glück. Damals hatte sie sich selbst besessen, und ihre Tage gingen in freudiger Arbeit. Jetzt aber hatte sie sich selbst verloren an einen Menschen, der ihr nichts war. Weil er ein Feuer in ihr Leben geworfen, das langsam schwälte und dann aufflammte. Aber es waren keine reinen Gluten gewesen. Denn sie hatten nichts geläutert, nur verzehrt eins ums andere, ihren Frieden, ihre Ruhe, ihren Stolz und ihre Arbeit! Hunger nach einem Erlebnis, das ihre Seele nicht brauchte, niedriger Hunger hatte sie hierhergetrieben. O, wie sie sich schämte! Nur sie war schuldig, er nicht! Vielleicht hatte er ihr Gutes tun wollen, so wie Männer es verstehen. Aber für sie war's nicht das Gute gewesen. Er konnte es nicht wissen. Sie brauchte ja nur zurückzuweisen, was er ihr bot. O, ihn traf keine Schuld! Mit zusammengepreßten Händen saß sie, und rang mit sich selbst und um sich selbst. „Gib uns deinen Frieden," flehte es in ihr, „und führe uns nicht in Versuchung." Was hatte sie hier gesucht? Was hatte sie in den Bergen zu ihm getrieben? Freundschaft? Nein, sie wußte ja nichts von ihm. Er war ein seltsamer Mensch, der so rauh war wie seine Stimme und so weich wie seine Sprache, die so voll Bilder war und sich einschlich wie etwas Einschläferndes, bis sie die Sicherheit gegen sich und andere verloren hatte. Hatten sie sich einmal grad' ins Auge geschaut wie aufrichtige Menschen? Nie! Gezittert hatte sie vor ihm, statt zu fliehen, sich schauernd seiner Macht begeben. Einem Wildfremden, der von ihrer Seele nichts wußte! Wenn das einen Flecken in der Seele gab, daß nie mehr ihr Leben in klaren reinen Linien vor ihr läge wie vorher? O, das durfte nicht sein! Ihre kleine Stube stand vor ihr, so wie sie sie früher oft geschaut, eine stille Kammer mit den reinen Fensterschleiern, die die Berglust brauchte. Mit seinem Fenster, wo sie oft gestanden nach der Arbeit, um über den Tag hinauszuträumen. Lang' hatte sie's nicht mehr so gesehen wie jetzt in ihrer Phantasie, so rein und still. Noch schöner als je dünkte es sie heut', als wäre seine Enge weit geworden von erkämpftem Frieden. Sie hatte die Hände ums Knie ge-

schlungen und sah, und sah — und lächelte. Und wie sie sich darüber ertappte, kam sie zur Wirklichkeit zurück. Von allen Türmen klangen die Glocken, eine schwere, dunkle Musik. Sie schwebte über den Häusern, als könne sie nicht so recht ausklingen, als schwebe sie höher, ferner, als suche sie Himmel, um darin zu sterben. Und nun sah sie die Glocken des Dorfes, wie sie im Glockenstuhl schwangen. Die Wellen brachen sich an ihrem Giebel, und wenn sie ihr Fenster öffnete, so war alles gefüllt von machtvoll ehernem Klang. O, wenn sie jetzt heimdurfte, ja, wer hielt sie denn? Die Stadt? Er? — O, sie mußte zurück, sich auf die Knie werfen im Giebelstübchen, neu, neu das Leben beginnen, ein Leben in Pflicht und Stille und Freude. Alles floß ja von innen, und der Flecken ihrer Seele hatte diese Stunde herausgewaschen. Frei konnte sie sich selbst ins Auge schauen. Wie das Licht in der Frühe über die Welt kam, so überfloß es sie in strahlender Helle — der Sieg! — Und sie war so in sich selbst versunken, daß sie nicht acht hatte, wie die Sonne höher kam, der Menschenstrom dichter ward und im Strom einer herkam mit zerdrücktem Filz und spähender Miene. Dr. Fergens hatte sie gesehen, ehe sie aus ihrem Versunkensein erwachte. Jählings stand er so groß vor ihr, daß sie vom Schatten geschreckt emporfuhr. Dann erst erkannte sie ihn. „Aber, Kind, was tun Sie denn hier?" Staunen lag wohl in seinen Worten, aber nicht in seinen Zügen. Die straften sich prüfend. „Seit zwei Stunden warte ich am Rathause auf Sie," fuhr er eindringlich fort. „Nun wollte ich zum Bahnhof, um am zweiten Zug nach Ihnen zu fahnden." Sie erhob sich immer noch nicht, weil der Schreck sie gelähmt hatte. Ein schweres Schweigen lastete. Sie hatte eine Scheu zu reden, weil alles für Worte zu heilig war. „Ich konnte nicht kommen," sagte sie zuerst mit sinkendem Mut. Aber dann wuchs ihre Kraft. „Ich wollte nicht kommen!"

„Und warum nicht?"

„Es wäre nicht gut für mich gewesen. Ich will heim!"

Er stand einen Augenblick starr. Dann trat das scharfe Beobachten noch deutlicher in sein Gesicht. Sie sah ihn voll an und ohne Scheu, blaß von innerem Erbeben. Aber ein großer Zug war in diesem schmalen versonnenen Gesicht, dem er in letzter Zeit ein neues Gepräge gegeben; aber dieser Zug furchtvoller Erwartung war nicht mehr. Es war auch nicht mehr das Träumeringesicht voll unbewußter Mädchenreinheit, das ihn angezogen hatte, verlockt beim ersten Sehen wie alles Seltene. Es war ein neues Gesicht, das Gesicht eines Menschen, der aufgewacht war. Nun hatte er sie doch geweckt aus ihrem Hinträumen, aber nicht zur Liebe, sondern zum Leben. Er hatte schon in manchem Frauengesicht gelesen, noch nie so klar und für ihn demütigend wie in diesen Zügen. Sein Mitleid mit ihr hatte kein Recht mehr. Solche Züge prägten nur feine starke Seelen. Sie hatte sich erhoben und ging langsam dem Bahnhofe zu. „Also Sie wollen heim," sagte er nur, aber gar nicht im Ton einer Frage. Er war langsam zu einem Ergebnis gekommen. Diesmal hatte er sich geirrt, gründlich geirrt. Er ging neben ihr weiter und streifte nochmals forschend ihr Gesicht. Sie sah gradeaus mit einer heiteren Ruhe. Nein, sie war kein Dämmerungsmensch, wie er geglaubt, sondern gehörte zu denen, die in Zeiten der Gefahr ihr unveräußerliches Recht verteidigen. Also diesmal ein Spiel unberechenbarer Kräfte — und doch Gesetz! Sie war die Stärkere gewesen. Und leise mischte sich in sein Gefühl der Enttäuschung über den Irrtum ein kleiner Triumph. Etwas dankte sie ihm doch, nämlich — daß sie Siegerin geworden. Und sein starkes Gerechtigkeitsgefühl behielt die Oberhand. „So wünsche ich Ihnen denn frohe Heimkehr," sagte er ruhig, „und erlauben Sie, daß ich Ihnen gratuliere, daß Sie so sind, wie sie sind!" — „Warum?" Da sah er, daß sie seine Worte nicht verstanden hatte. Sie hatte sich eben einfach ihren Weg gesucht. Und darüber war er für sie schon fortgerückt in den Nebel halber Vergessenheit. Ein Lächeln spielte über des Mannes Gesicht. Sie war immer noch eine Träumerin, aber eine, der das Leben nichts mehr antun konnte. Die Krone bewußter Reinheit lag um ihre Stirn. „Leben Sie wohl. In Afrika werde ich an den Tag denken, den wir — nicht zusammen verbracht haben." Damit drückte er ihr die Hand und verschwand im Gewühl. Sie aber wandte sich mit leuchtenden Augen, um zu den Bergen und in die Enge zurückzukehren.

Kunst

Perikles über die athenische Kultur. Von Thukydides. „Freiheitlich gestalten wir nicht nur unser politisches Leben, sondern auch unsere geselligen Verhältnisse, gegenüber der anderswo üblich gewordenen argwöhnischen Beobachtung des einen durch den anderen. Wenn jemand sich im frohen Mute einmal etwas erlaubt, so grollen wir nicht sogleich, machen auch nicht sogleich ein saures Gesicht, was, wenn es auch nicht wirklich Schaden bringt, doch kränkt und lästig wird. Während wir aber im Privatleben zwang- und formlos verkehren, hüten wir uns doch im öffentlichen Leben vor Uebertretungen, denn wir hegen hohe Achtung vor der Obrigkeit und vor den Gesetzen, insbesondere vor denjenigen, die zu Nutz und Frommen solcher gegeben sind, die Unrecht leiden; in gleicher Ehrfurcht beugen wir uns vor den Gesetzen, die nicht niedergeschrieben sind, deren Verletzung aber das allen gemeinsame Schamgefühl uns verbeut. Auch für die Erholung unseres Geistes von mühevoller Arbeit haben wir zahlreiche Gelegenheiten eingerichtet; hierzu dienen uns Wettkämpfe und Opferfeste, die sich durch das ganze Jahr hinziehen, hierzu aber auch die geschmackvolle Einrichtung unserer Häuslichkeit, deren täglich neuer Reiz den Trübsinn bannt. Dazu wird wegen der Größe unserer Stadt aus aller Welt alles bei uns eingeführt, und wir genießen die Erzeugnisse fremder Länder nicht weniger bequem als die Produkte unseres Landes. In Bezug auf unsere Ausbildung zur Wahrhaftigkeit unterscheiden wir uns von den Lacedämoniern auf folgende Weise: wir lassen unsere Stadt jedem offen stehen; Ausweisungen von Fremden nehmen wir nicht vor; es kommt uns gar nicht darauf an, jemand eine Kunde oder einen Anblick zu entziehen, der ihm etwa von Nutzen sein könnte, denn wir verlassen uns nicht sowohl auf einzelne Veranstaltungen zur Abwehr oder Ueberlistung des Feindes, sondern auf unseren persönlichen Mut. Bei den Spartanern wird die Jugend mühselig gedrillt, und schon von früher Kindheit an soll die Mannhaftigkeit eingedrillt werden; aber wir gehen bei unserer ungezwungenen Lebensweise nicht weniger tüchtig als jene den Gefahren entgegen, die unsere ganze Kraft herausfordern; sind wir dann bei unserem leichten Sinn und vermöge der uns zum Charakter gewordenen Tapferkeit ebenso kühn entschlossen, die Entscheidung zu wagen, wie unsere Gegner infolge beschwerlicher Einübungen und ihrer Satzungen, so ist der Vorteil ja offenbar auf unserer Seite, da wir uns mit der zukünftigen Not nicht schon im voraus abquälen. Und wie hierin, so ist unsere Stadt auch in anderer Beziehung der Bewunderung wert. Wir lieben das Schöne, aber ohne Prunksucht, wir trachten nach geistiger Bildung, aber verweichlichen uns nicht dabei. Reichtum gebrauchen wir als Mittel zum Zweck, nicht um mit ihm zu prahlen. Dürftigkeit einzugestehen ist nicht schimpflich, wohl aber ist es bedenklich, wenn jemand sich nicht aus ihr herauszuarbeiten vermag. Dieselben Männer vereinigen in sich sorgfältige Kenntnis und Behandlung ihrer persönlichen und zugleich der öffentlichen Angelegenheiten, denn wer an den letzteren gar nicht Anteil nimmt, den halten wir hier in Athen nicht für einen sogenannten ruhigen Bürger, sondern für einen unnützen Menschen. Und wenn ich alles zusammenfassen soll, so sage ich, daß Athen überhaupt die Hochschule von Hellas ist, und daß jeder einzelne aus unserer Mitte am meisten befähigt ist, seine Persönlichkeit nach den verschiedensten Richtungen hin in anmutiger Leichtigkeit zur vollgenügenden Ausbildung zu bringen."

Ludwig von Hofmans Weimarer Museumsbilder. Die neuen Wandbilder, welche Ludwig von Hofman für das Treppenhaus des Weimarer Museums gemalt hat, konnte man bereits auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung sehen; aber da hatten die Augen so viel mit Möbeln und Vasen zu tun, daß für Bilder keine Zeit blieb. Nun kann man diese prächtigen Stücke bei Keller und Reiner in Ruhe betrachten und sich dem festlichen Tage, der aus diesen Bildern leuchtet, herzlich hingeben. Mir scheint, wir stehen vor etwas sehr wichtigem: hier ist der große moderne Wandstil gefunden, den wir so lange und vergebens gesucht haben. Es fehlte bisher nicht an Versuchen, über das schlimme Historienbild, das als Tapetenmuster die Wände abschmurrte, hinauszukommen; aber man blieb bisher aus Angst zu sehr im Dekorativen stecken. Der große monumentale Dekorationsstil konnte bei uns nur von der Kunst Hans von Marees ausgehen; auch die Franzosen, die doch ihren Puvis de Chavanne haben, beneiden uns um die künstlerische Potenz dieses Mannes. Und nun scheint der Farbendichter Ludwig von Hofman wirklich diesen neuen Stil gefunden zu haben. Er beschränkt sich auf die Ausmalung der großen Hauptflächen; die Rahmung und Ausfüllung der Pfeiler überläßt er dem Holz und Messing van de Veldes. In den sechs Bildern ist ein einziger Akkord angeschlagen, dessen Töne heißen: Schönheit, Licht, Sonne, Freude, Natur, Freiheit. Diese großen nie erschöpften Schöpfergedanken werden hier im leisen Rhythmus variiert: im Grunde ist es immer dasselbe: ein blühendes Menschentum in blühenden Gärten, Rosen und Orangen pflückend und ans Wasser tragend, wohlig in der Sonne stehend oder gelagert im kühlen Schatten. Fast nur Frauen sieht man, die meisten mit nackem Oberkörper, vom Gürtel wallt Seide und weiches Tuch zum Gras

Einige sind ganz nackt und kauern auf der Erde, blicken zu den tanzenden Schwestern staunend herüber oder stehen demütig im Sonnenlicht. Kosmische Töchter sind's, ohne Namen und Art, ohne „Charakter" im Sinne moralischer Züchtung, liebe Blumen, die frisch aus des Herrgotts Garten kommen. Ihr Leben ist Leuchten, ihr Schreiten Tanz; wohin das Auge blickt, glüht eine sonnige Wand, blaut ein kühler See. Die Haupttöne sind gelb, violett und weiß, das Rot, das Hofman früher so liebte, fehlt ganz. Zunächst scheint alles nur des dekorativen Musters wegen hingesetzt, und wir denken uns wohl statt der Figuren Arabesken und geometrische Linien, aber dann wirkt doch der Raum so stark, daß wir mit eintreten in diesen sonnenarmenden Garten und glücklich neben den schönen Märchenkindern stehen. Dies gerade unterscheidet die Bilder von der üblichen dekorativen Malerei: daß sie Räumliches, Figürliches und Farbiges im monumentalen Sinne verbinden. Auch die Farbe ist in diesem Sinne stilisiert; wer wollte hier eine naturalistische Palette erwarten? — Wie gesagt, mir scheint hier das gefunden zu sein, was uns so lange fehlte — der monumentale Wandstil. Hofman hat ihn natürlich in seiner Art geprägt und die läßt sich von andern nicht ohne weiteres übernehmen. Aber er hat das Beispiel gegeben und zwar in hinreißender Schönheit. Die Ueberzeugungskraft dieser Wandbilder ist so groß, daß vor ihnen auch der leidige Streit der Kunstrichtungen verstummen wird. S.

Allerlei

Geistige Abhärtung. Vor uns lag ein Bild im „Simplizissimus": Gottesdienst im Gefängnis. Die Gefangenen sangen das Lied: „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte."

Mein Kollege schüttelte den Kopf. „Was soll nun dieser zwecklose, ätzende, lebentötende Hohn? Macht der uns und unsere Kirche und unser Volk irgend etwas besser, oder nimmt er nicht sogar denen, die noch etwas haben, den Rest?"

Da erzählte ich ihm ein eigenes Erlebnis. Ich wollte seinerzeit im Gefängnis zu W** in der Eifel vertretungsweise eine Predigt halten, die ich schon früher in der Gemeinde, wo ich angestellt war, gehalten hatte. Nun notiere ich mir immer die zu singenden Lieder in mein Manuskript, und so stand diesmal als Eingangslied da: Nr. 12. — Halt, doch mal eben nachsehen, was das für ein Lied ist. Richtig: Bis hierher hat mich Gott gebracht! — Ich hätte nicht nachsehen sollen in der Eile — dann hatten wir die Geschichte in Wirklichkeit, und die Gefangenen hätten's singen müssen. So konnte ich's noch rasch ändern.

Was ist's also mehr als Wahrheit, was da im Simplex steht! Und wenn er uns auch etwas an die Nerven greift — ich meine, in solchen Fällen hätte er völlig Recht. Er stößt uns mit der Nase auf furchtbare Widersprüche in unserem Leben, auf die klaffenden Risse zwischen äußerem Schein und innerer Wirklichkeit auf allen Gebieten. Hier ist es mal unser kirchliches Spezialgebiet. Hilft es da, die Augen verschließen? Im Gegenteil. Wir Theologen müßten, je mehr der Simplizissimus über uns herfährt, um so eifriger ihn studieren, wie man gerade beim Gegner es soll. Der Feind lehrt dich, was du sollst! Wo sein Hieb saß, da hattest du ganz sicherlich eine Blöße, und es ist dir nur von Segen, wenn's dir einer zeigt. Und die anderen Hiebe, die nicht treffen — nun die schaden doch nicht!

Wenn diese kaltblütige Anschauungsweise mehr bei uns geltend würde, daß man den Simplizissimus als ein Abhärtungswerkzeug gegen geistige und geistliche Nervenschwäche an sich anwendete — ich glaube, das Verhältnis zwischen ihm und seinen oft bitterbös hergenommenen theologischen Feinden würde auf die Dauer noch gar nicht so übel.

* * *

„Begabt". Es war gar kein auf den Kopf gefallener Untersekundaner, der einmal mir gegenüber im Gespräch über sein Gymnasium die Worte fallen ließ: „Wissen Sie, der neue Herr Professor Müller muß doch sehr begabt sein. Die Oberprimaner schreiben in seinen lateinischen Extemporalien lauter Vieren und Fünfen, so schwere diktiert er ihnen."

Ich mußte da doch zunächst lachen. „Meinst du denn wirklich, Junge, die Begabtheit der Lehrer ließe sich an dem Grade der Schwierigkeit ihrer Extemporalien messen, so daß der Lehrer um so begabter wäre, je schlechtere Resultate seine Schüler lieferten? Und meinst du nicht, ich könnte den Lehrern deines Gymnasiums ein Latein-Extemporale diktieren, daß sie alle eine glatte V schrieben? Was hindert mich denn, etwa aus den obskursten botanischen und zoologischen Ausdrücken des Plinius der anderen ein Extemporale zusammenzustellen, vor dem sie alle stünden, wie der Ochs vor dem Scheunentor? Wäre das wirklich ein solches Zeugnis der Begabung für mich, der Faulheit und Dummheit für sie?" Na, da gab er denn zu, daß sein Schluß nicht ganz auf richtigen Grundlagen beruhte.

Nachher aber, als ich nochmals drüber nachdachte, kam mir die Sache immer mehr bitterernst vor. Wie vieles muß doch an unserem Schulbetrieb falsch sein, wenn ein schon halb erwachsener Schüler in vollster Harmlosigkeit, ohne tatsächlich sich etwas Böses dabei zu denken, meinen kann, die Begabung seiner Lehrer äußere sich vor allem in ihrer Fähigkeit, ihre Schüler gründlich hereinzulegen! **Hermann Ricken.**

Auf der Zugspitze.

„Valerie" zugeeignet.

Selig im Wetterduft,
Mutter, auf Urgestein,
wo nur golden die Flechte dorrt,
über der schallenden Schlucht
atm' ich dir entgegen,
tiefhinglühende Wirkerin du!

Wer kennt dein Herz?
Wo du nur Kraft fast,
erntest du Liebe, —
Liebe hier im Nordgeklirr,
wie dort drunten im Frühling,
wo du durchs ärmste Tal webst
und aus halb verdorrten
Weidenkrüppeln
immer wieder
bluthell junge Gerten
in die Luft wie Strahlen zückst. . .

Sieh, wir wissen, Mutter, du willst Demut,
duldende Stille,
willst
meine knabenwilde Liebe nicht. . .

* *

Mit gelassener Abwehr
lächelst du
über die Verzückungen
deiner gesteigertsten Seelen hin, —
aber du hegst
mutterdumpf
die einfältige Schnecke,
die das brüchige Häuschen
sorglos
an den unwittertsten Felsen klebt. . .

Eisgipfel feuergespitzt
kränzen
fern die dämmernde Welt
über dem sinkenden Duft, —
ernst aus dem Schatten der Schlucht
schauerst du nun
den Einsamen an.

Sing ins Herz dem Pilger,
Ewige, den Mut
deiner eigenen Liebe!
Bis ihm die reizende Flucht
deiner goldenen Wirklichkeiten
nur wie dir noch
heilig glühend Spiel ist!

Gib ihm eine Hütte,
offen der Gefahr,
wo sich Menschenvolk
taubenhaft im Sturm zusammenängstigt
auf umfluteten Erdbreit!

Laß ihn träumen
den Traum des Fruchtjahrs
am Saum der Wüste
über dem Wandrer, den dürstet! . . . .

Hans Carossa.

Büchertisch

Eine politische Satire aus Byzanz.

Karl Krumbacher, der erste Kenner der byzantinischen Kultur und Begründer der byzantinischen Philologie, hat vor einigen Jahren aus einem Kodex des Escorial einen bis dahin unbekannten Text des 14. Jahrhunderts herausgegeben[1]) der nicht bloß für den engeren Kreis der Fach-

[1]) Sitzungsberichte der philos.-philol. und hist. Klasse der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften 1903.

gemeine Interesse ist: bei wirtschaftlicher Hilfsbedürftigkeit. Der Arbeiter hat Anspruch auf diese Unterstützung nicht deshalb, weil er Arbeiter ist, sondern deshalb, weil er wirtschaftlich hilfsbedürftig ist. Wenn also ein Arbeiter durch Sparsamkeit sich so viel Geld zurücklegt, daß er sich damit durchhalten kann, bis er wieder Arbeit findet, so hat er auch Anspruch auf diese Unterstützung. Der Arbeiter, der hinreichend sparen kann, um sich für die Zeit der Arbeitslosigkeit zu helfen, ist nicht hilfsbedürftiger geblieben, als derjenige, der nichts gespart hat. Dagegen sind Organisationen erhaltenswert, können, sollen und müssen gefördert werden, die dem Arbeiter Gelegenheit geben, sich für diese Zeitspanne durch eine Versicherung gegen Lohnausfall zu helfen. Solche Organisationen sind die Gewerkschaften. Sie sind es, die dem Arbeiter Gelegenheit geben, sich durch Beiträge, die nicht höher sind, als sie der Einzelne sparen könnte, eine Versicherung zu schaffen, die ihn vor der Not schützt, wenn er arbeitslos wird. Deshalb Gewerkschaften und Hilfe dieser Gewerkschaften, nicht Sparkassen und Hilfe dieser Sparkassen, das ist der Grund, weshalb der Staat diese Hilfe gewährt, nicht weil der Arbeiter Arbeiter ist und weil Arbeitslosigkeit, weil jede Arbeitslosigkeit, weil jedes Arbeitslosenunterstützungsgesetz eine Belastung der Arbeitgeber bedeutet. Das ist ein Irrtum, der leider Gottes vielfach Verbreitung und Boden gefunden hat.

Und nun [Zitate]. Damit der Begründung [der arbeitslosenfürsorgerischen Maßnahmen] auch unsere Gegenliebe [Gegenliebe] nicht fehle, wird immer wieder betont, daß die Arbeitslosenfürsorge Ausgaben, die Arbeitgeber bisher für Arbeitslosenunterstützungen gemacht haben, ersetzen soll. Wenn dies Ziel erreicht würde, so würde es [würde es] eine Entlastung der Arbeitgeber bedeuten und der Arbeitslosenfürsorge [Arbeitslosenfürsorge] ihre Berechtigung nicht abgesprochen werden können.

Mit dem [dem] Beweis [Beweis], daß [daß] es [es] nicht gelingt, [gelingt,] diese Ziele [Ziele] wirklich zu erreichen, [zu erreichen,] hat die Propaganda [Propaganda] zu beginnen.

Mit dem [dem] Beweis [Beweis], daß [daß] es [es] nicht gelingt, [gelingt,] diese Ziele [Ziele] wirklich zu erreichen, [zu erreichen,] hat die Propaganda [Propaganda] zu beginnen. Gewerkschaften, Arbeitsnachweise und Arbeitslosenfürsorge [Arbeitslosenfürsorge] müssen [müssen] Hand in Hand arbeiten, [arbeiten,] wenn [wenn] sie [sie] ihren Zweck [Zweck] erfüllen [erfüllen] sollen [sollen].

Und auf [auf] diese [diese] Weise [Weise] kommen [kommen] wir [wir] zu [zu] der [der] Forderung [Forderung], [,] daß [daß] die [die] Arbeitslosenfürsorge [Arbeitslosenfürsorge] nicht [nicht] Gewerkschaften [Gewerkschaften] und [und] Arbeitsnachweise [Arbeitsnachweise] ersetzen [ersetzen] soll [soll], [,] sondern [sondern] daß [daß] sie [sie] mit [mit] ihnen [ihnen] Hand [Hand] in [in] Hand [Hand] arbeiten [arbeiten] soll [soll], [,] daß [daß] sie [sie] ihnen [ihnen] Gelegenheit [Gelegenheit] geben [geben] soll [soll], [,] daß [daß] sie [sie] ihnen [ihnen] Gelegenheit [Gelegenheit] geben [geben] soll [soll], [,] daß [daß] sie [sie] ihnen [ihnen] Gelegenheit [Gelegenheit] geben [geben] soll [soll], [.] daß [daß] sie [sie] ihnen [ihnen] Gelegenheit [Gelegenheit] geben [geben] soll [soll].

Und [Und] nun [nun] [Zitate] [Zitate] [Zitate

XIII. Jahrgang Nummer 3

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik Literatur u. Kunst

Herausgeber: F. v. Naumann

Sonntag, den 20. Januar 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Woche (Die Arbeiterkonferenz beschließt. — Bülows Rücktritt. — Bülow-Interpretationen. — Krone u. Reichstag. — Eine Zeitung verbietet Bülow. — Weitere Konsequenzen. — Die Bülow-Interpretationen. — Die Bülow-Rede. — Bülow als Reichskanzler. — Bülow-Interpretationen. — Die Persönlichkeit Bülows. — Bülow-Interpretationen. — Die Bülow-Rede. — Bülow-Interpretationen. — Bülow-Rede. — Bülow-Interpretationen. — Bülow-Rede. — Bülow-Interpretationen. —

Stimmzettel erhältlich sind. Unser Parteibureau (Berlin, Dessauerstr. 13), sendet auf Verlangen umgehend Stimmzettel mit dem Namen dieser vier Reichstagskandidaten zu. Im Notfall kann man auch einen aufgedruckten Namen durchstreichen und statt dessen einen anderen Namen handschriftlich eintragen.

Wahlfragen

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird am 25. Januar die Wahlbeteiligung ungewöhnlich stark werden. Aus allen Kreisen kommen übereinstimmend Nachrichten, daß die Wahlversammlungen seit Menschengedenken nicht so stark besucht gewesen seien, wie in dieser Zeit. Mag das zum Teil auch dadurch begründet sein, daß jetzt im Winter besonders die Bauern mehr Zeit für Versammlungen übrig haben, so zeigt doch andererseits die viel stärkere Nachprüfung der Wählerlisten, daß das politische Interesse im Ganzen reger ist. Man kann der Ansicht sein, es wäre wünschenswerter, daß eine andere Parole dieses lebhafte Interesse geweckt hätte. Aber wir wollen uns wenigstens freuen, daß überhaupt eine stärkere Anteilnahme des Volkes an seinem politischen Schicksal vorhanden ist, und vielleicht wird die konservative Reaktion gerade aus diesem Grund bei den Wahlen keine hervorragenden Geschäfte machen.

Die Sozialdemokratie -- das wird jeder zugeben, der jetzt mit ihr zu tun hat — ist noch nie so unsympathisch in eine Wahlbewegung eingetreten. Mit dem wankenden Glauben an die sozialdemokratische Theorie hat der „ruppige" Ton bedenklich zugenommen. Wer nichts Sachliches vorzubringen weiß, pflegt gern zu schimpfen. Wir wissen uns frei von jeder politischen Sentimentalität, und in der Agitation selbst kann es einer Partei nur angenehm sein, wenn der Gegner sich Blößen gibt. Ebenso sicher aber ist, daß gewisse sozialdemokratische Versammlungsredner und Redakteure, die als die einzigen wahren Vertreter des freiheitlichen Gedankens sich aufspielen, durch ihre -- gelinde gesagt -- oft sehr üblen Manieren nur der Reaktion dienen. Viele Wähler draußen im Lande können eben nicht zwischen Sache und Person unterscheiden und werden unliberal, wenn ihnen der Fortschritt mit einer so wenig schmackhaften Sauce auf den Tisch gesetzt wird. Das „Schweineglück" der Sozialdemokratie bewährt sich übrigens auch in dieser Wahl von neuem. Was die Sozialdemokratie durch ihr mangelndes Verständnis für vaterländische Fragen verliert, was durch die Politik des Dresdener Parteitages ihr entzogen wird, das gewinnt sie auf der anderen Seite wieder, nicht nur durch das Wachstum der Industrie, sondern auch durch einen Umstand, der in dieser Winterwahl von besonderer Bedeutung ist. Viele Arbeiter, die im Sommer in der Stadt beschäftigt sind, vor allem die Bauarbeiter, verweilen nun wieder in ihrem Heimatdorf und bilden, da sie jetzt nichts besseres zu tun haben, sehr geeignete Agitatoren für die sozialdemokratische Partei. Die Folge davon wird sein, daß die Sozialdemokratie, was sie an bürgerlichen Wählern verliert, an Landarbeiter-Stimmen wieder gewinnen kann. Besonders in Ostelbien wird man allerlei Merkwürdiges auf diesem Gebiet erleben.

Die Fleischfrage bildet den Gegenstand fast jeder Dorfversammlung. Man hört oft, daß Konservative und Bündler mit Versprechungen höherer Fleisch- und Viehzölle nicht sparsam sind. Das ist eine ungewöhnlich gewissenlose Demagogie. Denn die neuen Handelsverträge, die am 1. März 1906 in Kraft getreten sind, haben für 12 Jahre bindende Kraft und an den Zöllen ist nach oben hin nicht die geringste Aenderung möglich. Natürlich behaupten die Agrarier vor den bäuerlichen Wählern, daß die hohen Schweinepreise auf die Erhöhung der Fleisch- und Viehzölle allein zurückzuführen seien. Solche Angaben sind mit ein paar Ziffern mühelos zu widerlegen. Es betrugen im Durchschnitt die Preise für Schweine, resp. für Schweinefleisch in Berlin:

In den Jahren	pro Dz. Schlachtgewicht	pro Dz. Fleisch
1896	86,20 M.	120 M
1899	94,60 „	136 „
1903	109,70 „	150 „
1905	128,10 „	155 „

Aus diesen Ziffern geht deutlich hervor, daß der Erlös der Schweinehaltung schon unter den Caprivischen Handelsverträgen zu steigen begann. Einzelne tolle Preisschwankungen in den verschiedenen Jahren sind auf den verschiedenen Ausfall der Futtermittel-Ernten zurückzuführen. Der Hauptgrund der stetigen Steigerung liegt wohl in der absoluten Zunahme des städtischen Fleischverbrauchs (der Verbrauch pro Kopf ist freilich durch die Fleischteuerung zurückgegangen). Natürlich verschweigen die Agrarier, daß die Linke des Reichstags stets für die Aufhebung der Futtermittelzölle und damit für die Verbilligung der Futtermittel eingetreten ist. Sie verschweigen auch, daß der Bund der Landwirte die tollsten Zollsätze auf Futtermittel beantragt hat. So hatte er einen Maiszoll von 5 M. gefordert, während ihn die Mehrheit von 1,60 M. auf 3 erhöht hat. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß sich die Futtermittel-Not z. B. im Jahre 1904 nie so stark bemerkbar gemacht haben würde, wenn wir Futtermittel in beliebigen Mengen hätten zollfrei einführen können. Damals wurden hunderttausende von kleinen Landwirten, die unter diesen Umständen ihr Vieh nicht durchhalten konnten, zu Zwangsverkäufen genötigt. Natürlich fehlte es dann an der Nachzucht, und im Jahre 1905 schnellten die Preise ungebührlich in die Höhe. Von einer größeren Stetigkeit der Preise würden der Bauer wie der städtische Konsument größeren Vorteil gehabt haben. Uebrigens sind seit November 1906 die Schweinepreise wieder zurückgegangen. Diese Tatsache zeigt am besten, daß der Zoll nicht das A und O der Bauernweisheit sein kann. Wenn gleichzeitig Ferkel und Futtermittel durch unsere Handelspolitik verteuert werden, dann dürfen sich die Bauern für dieses Mißverhältnis des Ertrags bei den Parteien der alten Zolltarifmehrheit bedanken.

Ein anderer Punkt, der gerade in unseren Kreisen eine gewisse Rolle spielt, ist die Stellung zur Sozialdemokratie. Die rechts stehenden Parteien wetteifern in Entrüstung über die Haltung des entschiedenen Liberalismus in dieser Frage. Da darf doch vielleicht daran erinnert werden, daß sich schon sehr „staatserhaltende" Leute in der Gesellschaft der Sozialdemokratie befunden haben. Als seiner Zeit in Frankfurt a. M. der bürgerliche Demokrat Sonnemann mit dem Sozialdemokraten Sabor in Stichwahl stand, telegraphierte Fürst Bismarck den Nationalliberalen, die den Ausschlag zu geben hatten: „Fürst wünscht Sabor". Die Konservativen haben 1898 Dr. Barth gegen einen Sozialdemokraten in der Stichwahl in Rostock durchfallen lassen, weil ihnen dieser Liberale gefährlicher dünkte, als der „revolutionäre" Sozialdemokrat. Die Antisemiten haben 1903 in 2 pommerschen Kreisen (Pyritz und Stettin) ein Stichwahl-Bündnis mit der Sozialdemokratie abgeschlossen. Daß die Nationalliberalen in Baden und das Zentrum in Bayern mit der Sozialdemokratie förmlich Hand in Hand gingen, ist ja bekannt. Und der Behauptung, daß wir uns mit der Sozialdemokratie verschmelzen wollten, ist leicht die einfache Tatsache entgegenzusetzen, daß wir in jedem einzelnen Wahlkreis mit einem sozialdemokratischen Gegenkandidaten zu rechnen haben.

Unerfüllbar ist natürlich die Zumutung, wir sollten uns über unsere Haltung in Stichwahlen vorzeitig äußern. Das kann keine Partei tun. Neugierigen Fragern wird man überall entgegenhalten, daß, wo es zur Stichwahl kommt, wir selbst erstreben, auch am zweiten Wahlgang beteiligt zu sein.

Eugen Kay.

Der Abschluss der württembergischen Landtagswahlen

Die Proportionalwahlen am 9. Januar haben der württembergischen Volksvertretung ihr endgültiges Gesicht gegeben. Was zu erwarten war, ist eingetreten: die Zentrumspartei stellt im neuen Landtag die stärkste Fraktion. Darin liegt die grausame Ironie dieser sehr bewegten Wahl und zugleich eine politische Lehre für alle irgendwie liberalen Elemente: das Zentrum, das in der Verfassungs-

revision isoliert, auf verlorenem Posten, gegen die Verbesserung des Wahlrechts kämpfte, wird durch dieses Wahlrecht in die Höhe gehoben. Das demokratische Wahlrecht hat seine hauptsächlichen Förderer im Stiche gelassen. Nach der parlamentarischen Gepflogenheit, daß die stärkste Fraktion dem Landtag den Präsidenten stellt, wird das Zentrum einen Führer in die leitende Stelle der parlamentarischen Geschäfte setzen können. Das ist, was in Württemberg augenblicklich am meisten verstimmt.

Bei den Proporzwahlen war das Land in zwei Teile getrennt, den südlichen mit 8, den nördlichen mit 9 Mandaten. Das Wahlgesetz bestimmt: nur bei der Behörde gemeldete Namen sind gültig, es ist möglich, die Stimmen auf einzelne Männer zu häufen (kumulieren) und Namen zwischen den Zetteln zu tauschen (panachieren). Die Parteien bemühten sich, zunächst ihre Führer zu versorgen und dann ihren Zetteln eine erhöhte Zugkraft zu verleihen, dadurch daß sie Berufsvertreter und lokale Größen mit aufnahmen. Das Ergebnis des Wahlgangs war, daß in der Stimmenzahl die Volkspartei beträchtlich aufrückte, auch unter der Parole: wer stellt den Präsidenten?; das Zentrum steht allerdings unerschüttert an der ersten Stelle.

Der neue Landtag umfaßt: Zentrum 25, Volkspartei 24, Deutsche Partei 12, Bauernbund, 14, Sozialdemokratie 15; von den beiden „Wilden" ist der eine den Nationalliberalen, der andere den Konservativen benachbart. Da die Deutsche Partei in ihrer jetzigen Zusammensetzung — Bestand von Bundesgnaden — eine sehr starke Tönung zu den Konservativen hin besitzt, befindet sich die entschiedene Linke in der Minderheit. Die Führung in Geist und Tempo der Gesetzgebung müßte nach rechts abgegeben werden. Das Fehlen Payers, der immer für den rechten Dampf in der Staatsmaschine Sorge trug, wird man bald spüren. Das heißt: zunächst negativ. Die wichtigste Frage, vor der Württemberg steht, ist neben der Kanalisation des Neckars eine durchgreifende Reform des schwäbischen Schulwesens. Die Schule in dem Land, das Großdeutschland die erlauchtesten Denker und Dichter schenkte, ist in eine bedenkliche Nachbarschaft zu Mecklenburg gekommen. Ausschließliche geistliche Schulaufsicht, überfüllte Klassen, Konfessionalismus, mangelhafte Lehrergehälter sind landesübliche Institutionen. Von den Absichten der Regierung ist noch nichts bekannt. Aber sie wird sich hüten, hüten müssen, einer solchen Mehrheit den Entwurf einer großzügigen Reform vorzulegen. Man wird einiges an den Mauern des Schulbaues herumbasteln, daß er doch ein bischen „moderner" ausschaut; aber innen, die engen Stiegen und die dumpfe Luft der Stuben, wird man lassen. Und mit der Kanalfrage wird's wohl auch nicht viel besser ausschauen. Das politische Gehirn Württembergs sitzt jetzt im „Oberland", während das blühende gewerbliche und kleinbäuerliche Leben sich an den Ufern des Neckars und seiner Nebenflüsse angesiedelt hat und dringend nach billigen Kohlen, billigem Eisen, billigen Halbfabrikaten verlangt.

Als die Landtagswahlbewegung begann, waren die parteipolitischen Verhältnisse in Württemberg wie seit Jahren üblich, ganz zerfahren. Rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht. Man wußte nicht mehr, wie und wo, und insonderheit ruhten die fragenden Blicke auf dem unruhigen Schiff der Deutschen Partei: wo wird es, will es landen, rechts oder links? Dann kam die Stichwahlverabredung zwischen Volkspartei und Sozialdemokratie, die auch in sonstigen liberalen Kreisen Anerkennung fand. Es sah fast aus nach Blockbildung auf der Linken. Und jetzt? Man kann nicht sagen, daß der so heftige Wahlkampf die Situation irgendwie geklärt habe. Volkspartei und Deutsche Partei, die sich vorher so stark bekämpft haben, finden sich in einzelnen Kreisen zu einem Kartell gegen die Sozialdemokratie zusammen, und sollen noch in dem einen oder anderen Fall den Segen des Bauernbundes dazu erhalten. Wir müssen offen bekennen, daß wir uns von dieser Einigung des „Liberalismus" nicht sehr erwärmt fühlen. Daß in Württemberg der Kampf gegen die Sozialdemokratie in mehreren Wahlkreisen energisch geführt werden muß, ist ganz klar, und die Sozialdemokratie ist wohl nicht sentimental genug, zu verlangen, daß der entschiedene Liberalismus ihr jene Wahlkreise kampflos überläßt. Aber diese Politik „der Sammlung" gegen links stärkt ja nur erfahrungsgemäß die Agitationskraft der Sozialdemokratie. Schon beginnt wieder das Wort von der „einen reaktionären Masse" laut zu werden. In solcher Lage heißt es: Selbstbesinnung! Kampf mit der Sozialdemokratie ist notwendig, aber wir führen ihn um der politischen Ueberzeugung willen und orientieren unsere Taktik nicht nach den Wünschen, daß der Sozialdemokrat falle, gleichzeitig was für ein Vertreter bürgerlich „liberaler", staatserhaltender Couleur sein Nachfolger wird. Heute herrscht in Württemberg ein geradezu groteskes Durcheinander der Parteien; während die eine Rechte des Andern Rechte sucht oder hält, prügeln sie mit der Linken nach wie vor aufeinander herum. Fragt sich: wer ist der lachende Dritte?

Theodor Heuß.

Die Freunde der Beamten

Kaum eine andere Bevölkerungsschicht hat unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen so sehr zu leiden wie gerade die Beamten. Nicht nur in materieller, sondern auch in ideeller Hinsicht werden den Beamten in unserer Zeit der freien Entwicklung mit ihrer hohen Achtung der Persönlichkeit Schranken und Hindernisse empfindlichster Art bereitet: Jener preußische Polizeigeist, der vor zwei Jahrhunderten seine Berechtigung und seine Erfolge gehabt haben mag, ist dem deutschen Beamtentum dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß es jetzt fortgesetzter und heftigster Kämpfe bedarf, um aus dem ehemaligen Untertan des Fürsten endlich einen freien Bürger des Staates zu machen. Eines der ersten Schriftstücke, die dem angehenden Beamten „zugefertigt" werden, enthält die bedeutsamen Worte: „Sie erhalten hiermit die Pflichten und die Rechte eines Reichs- bezw. Staats- oder Kommunalbeamten". Mit den Pflichten hat man es dann stets sehr eilig, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wird dem Beamten mit Paragraphen und Strafen gedroht — wenn er sich gelegentlich aber auch seiner Rechte erinnern will, so wird ihm oft vorgehalten, daß er als Beamter auf mancherlei Freiheiten verzichten müsse, die dem unabhängigen Staatsbürger zuständen. Gegen diese Auffassung vom Beamtentum bäumt sich unser heutiges Rechtsempfinden mit aller Macht auf. Der Beamte hat vor dem freien Staatsbürger nichts voraus, er soll aber auch nicht hinter ihm zurückstehen.

Leider ist in den höheren Kreisen der Verwaltungen noch überall jene veraltete Vorstellung vom Feudalstaate vorherrschend, die nur Herren und Knechte kannte. Und unter diesen Verhältnissen traditioneller Art, die durch die rücksichtslose Klasse der Junker geflissentlich aufrecht erhalten werden, müssen die Beamten leiden.

Besteht demnach schon für eine kraftvolle Persönlichkeit mit höherer Bildung keine Möglichkeit sich durchzusetzen, um wie viel schlimmer muß die große Masse der mittleren und niederen Beamten daran sein, die nur durch ihre Zahl wirken kann! Die einzige Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, besteht für diese Kreise in möglichst straffer Organisation. Wie steht es aber mit dem Koalitionsrecht der Beamten? Für dieses Grundrecht aller Staatsdiener ist von freisinniger Seite stets mit voller Entschiedenheit gekämpft worden, ebenso heftig war aber auch stets der Widerstand dagegen von konservativer Seite. So erklärte ein Führer der Konservativen im Reichstag, Herr von Staudy, gegenüber Herrn von Gerlach bündig: „Wenn Sie gesagt haben, daß wir hier auf der rechten Seite des Hauses auf dem Standpunkt ständen, daß den Postunterbeamten das unbeschränkte Vereins- und Koalitionsrecht gewährt werden möge, so widerspreche ich nicht nur im Namen der deutschkonservativen Partei, sondern es ist an mich auch das Ersuchen gerichtet worden, dies auch namens der Deutschen Reichspartei zu sagen." Klarer und deutlicher kann die Beamtenfeindlichkeit dieser Parteien überhaupt nicht ausgedrückt werden. Herr von Staudy ist selbst Beamter in hoher Stellung, hat aber nicht so viel Verständnis für die Lebensverhältnisse und Entwickelungsmöglichkeiten im Beamtentum, daß er ihm das von Rechts wegen zugestehen würde, was er leider die Macht

hat, ihm zu versagen. Bis in die fernste Hütte jedes Bahnwärters oder Landbriefträgers muß es jetzt bei den Wahlen bekannt werden, daß die Konservativen und ihre Gesinnungsgenossen den Beamten gewaltsam das selbstverständlichste Recht vorenthalten, das die Menschen überhaupt haben: Das Recht, sich friedlich zu vereinigen. In unserer Zeit des Fernsprechers, des Telegraphen und der Schnellbahnen irgend welchen Menschen zu verbieten, sich zusammenzuschließen — wie es die Postverwaltung den Unterbeamten gegenüber immer noch tut — muß geradezu als der Höhepunkt ungerechtfertigter Machtüberschreitung bezeichnet werden. Diese Zustände sind nur denkbar, weil sie von konservativer und zum Teil wohl auch von nationalliberaler Seite gebilligt werden. Hat sich doch Herr Patzig, ein Führer der Nationalliberalen, noch bei den vorjährigen Etatsberatungen so unfreundlich über den Gebrauch des Koalitionsrechts der mittleren Postbeamten geäußert, daß er von dieser ausgezeichnet organisierten Beamtenschaft genötigt wurde, seine nicht mißzuverstehenden Worte im Reichstag nochmals öffentlich zu interpretieren. Ob übrigens die Antisemiten im Punkte des Koalitionsrechts der Beamten unbedingt zuverlässig sind, bleibe dahingestellt.

Und warum gibt es trotz der wiederholten warmen Befürwortung durch Strecker keine Beamtenkammern, keine Verbesserung der Disziplinargesetzgebung für Beamte? Weil die Konservativen all diese dringenden Forderungen unserer Zeit nicht anerkennen, weil sie keinen modernen Rechtsstaat, sondern den mittelalterlichen Feudalstaat und patriarchalische Verhältnisse erhalten wollen. Es ist daher hohe Zeit, daß ihr Einfluß gebrochen wird. Daß immer noch Beamte für diese, ihre Todfeinde, stimmen, erscheint fast verwunderlich und ist nur durch die Unselbständigkeit jener Kreise zu erklären, die ihre eigensten Interessen so vollständig verkennen und gegen sie sündigen. Hätte jeder Beamte nur einmal in seinem Leben Gelegenheit gehabt, eine einzige Rede der Herren von Zedlitz, von Kardorff, von Kröcher zu hören oder zu lesen: er würde gewiß nie mehr glauben, daß diese Herren seine Freunde sein sollen.

Was die rechtsstehenden Parteien aber auf materiellem Gebiet für die Beamten getan haben, das festzustellen wird auch dem eifrigsten Forscher nicht gelingen. Nur wenn es gilt, die Gehälter für die höchsten Beamten im Reich oder den Einzelstaaten zu erhöhen, gehen die Anregungen dazu von ihnen aus — die kleinen Beamten können Jahr für Jahr um noch so geringfügige Gehaltserhöhungen petitionieren, es ist stets vergebens. Im preußischen Landtag, in dem Konservative und Nationalliberale eine sehr starke Mehrheit haben, pflegen die meisten Beamtenpetitionen alljährlich unter den Tisch zu fallen, da sie gar nicht zur Beratung gelangen. Das ist sehr leicht erklärlich, weil die Beamten mit ihrem geringen Einkommen bei dem von den Konservativen ängstlich gehüteten Geldsackwahlsystem als Wähler überhaupt nicht in Betracht kommen. Was aber gar von den würdigen Mitgliedern des Herrenhauses regelmäßig an beamtenfeindlichen Aeußerungen geleistet wird, ist so oft in der Beamtenpresse festgenagelt worden, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Die Grafen und Barone des Herrenhauses sehen in jeder noch so begründeten Petition aus Beamtenkreisen nur einen unwiderleglichen Beweis für die Begehrlichkeit des Beamtentums. Dieser Ausdruck findet sich ständig wiederkehrend in den leider nicht genügend bekannten Verhandlungen dieses preußischen Oberhauses, dessen Daseinsberechtigung seit fünfzig Jahren (seit der Zeit seines Bestehens) vom preußischen Volk bestritten wird. Als es vor zwei Jahren galt, die Gehälter der preußischen Minister von 36000 M. auf 50000 M. zu erhöhen, indem man eine sogenannte Repräsentationszulage von 14000 M. einführte, da ging die Anregung dazu von den Konservativen aus, für die Aufbesserung der Bahnwärter und verwandter Beamtenkategorien mit 800 M. (!!) Anfangsgehalt hatte man nichts übrig. Selbstverständlich wurden im vorigen Jahre nach dem Beispiele Preußens den Staatssekretären vom Reich dieselben 14000 M. Repräsentationsgelder zugewendet, während die armen Landbriefträger mit ihren 1000 M. Höchstgehalt, die bestimmt auf eine Gehaltserhöhung gewartet hatten, abermals leer ausgingen. Für diese fürstlich besoldeten Existenzen ist nach konservativer Auffassung kein Geld im Reich zu beschaffen man hatte ja Not, das Geld für die Staatssekretäre aufzutreiben.

Obwohl der Reichstag — selbstverständlich gegen die Stimmen der Konservativen, soweit sie überhaupt bei solchen Beratungen anwesend sind — bereits zweimal durch Resolutionen die Reichsregierung aufgefordert hatte, das Gehalt der Landbriefträger auf 1100, das der Postschaffner auf 1600 M. zu erhöhen, hat die Regierung den traurigen Mut gehabt, selbst angesichts der ungewöhnlichen Verteuerung aller Lebensbedürfnisse auch für 1908 wieder diese Aufforderung unberücksichtigt zu lassen! Für ihre durch die Not der Zeit am meisten bedrängten kleinen Beamten hat sie nichts übrig — und kein Konservativer wird eine Hand rühren, um für diese kleinen Leute etwas zu tun. Die Freisinnigen dagegen waren wieder sofort auf dem Plan und brachten sogar eine Interpellation ein, um die Regierung endlich zur Stellungnahme gegenüber der verzweifelten Lage ihrer Beamten zu zwingen. Und wiederum hatte die Reichsregierung, für die Graf Posadowsky sprach, nichts als „erneute Erwägungen" in Aussicht zu stellen. Kein Konservativer hat bei der Gelegenheit die Interessen der Beamten wahrgenommen — auch die Antisemiten wußten von dieser Notlage nichts.

Da geschieht jetzt das Unglaubliche, das Ungeheuerliche: Die preußische Regierung geht plötzlich mit Gehaltsaufbesserungen für ihre untersten Beamten vor und stellte weitere Aufbesserungen für das nächste Jahr in Aussicht!! Bisher war es Sitte, daß das Reich damit vorging, und daß dann Preußen sich genötigt sah, wohl oder übel nachzufolgen. Wenn jetzt unerwartet das Gegenteil eintritt, so hat man es unzweifelhaft mit einem Wahlkniff der Regierung zu tun. Wäre die Reichstagsauflösung nicht so urplötzlich gekommen, so wären sicher noch Jahre vergangen, bevor diese Erhöhungen, die auch noch vollständig unzulänglich sind, gekommen wären. Kein Beamter darf sich durch dieses Vorgehen täuschen lassen: Die wirkliche Gesinnung den Beamten gegenüber beweist das gekennzeichnete Verhalten der Reichsregierung zu den wiederholten Beschlüssen des Reichstags. Damals ahnte man eben noch nicht, daß die Reichstagsauflösung so nahe bevorstand! Es bleibt eine alte Erfahrung, daß Regierung und Konservative für mittlere und untere Beamte nur unter dem Druck zwingendster Verhältnisse, nie aber aus eigenem Antrieb etwas tun. Noch niemals ist ein Antrag zugunsten der mittleren oder gar der unteren Beamten von der Rechten ausgegangen, bei verschiedenen Beamtenzeitungen ist es daher schon Grundsatz geworden, diese Beamtenfeindlichkeit der Konservativen nach jeder Abstimmung ausdrücklich festzustellen, damit die nackten Tatsachen später nicht bestritten werden können.

Nun ist es ein sehr bekannter Zug, besonders von antisemitischer Seite, die Beamtenfreundlichkeit des entschiedenen Liberalismus mit dem Hinweis auf die Zustände in freisinnigen Stadtverwaltungen abzutun. Allerdings muß zugegeben werden, daß auch die großen Städte immer noch mehr tun könnten in sozialer Beziehung, indessen können alle freisinnigen Stadtverwaltungen immer noch glänzend vor der Kritik ihrer konservativen oder antisemitischen Gegner bestehen. So viel im einzelnen auch noch zu verbessern sein mag, die Besoldungsverhältnisse der Lehrer und Beamten in den großen freisinnigen Kommunen Berlin, Charlottenburg, Hamburg, Breslau, Königsberg usw. sind jedenfalls unendlich viel besser als jene in solchen Orten, die konservativ verwaltet werden. Diese Tatsache ist unbestreitbar.

Auch die Nationalliberalen trifft der Vorwurf, daß sie meist mit den Konservativen, selten dagegen mit den Freisinnigen zu Beamtenforderungen gestimmt haben. Zu positiven Anträgen im Interesse der Beamten haben auch sie fast nie den Mut gefunden. Vor zwei Jahren beantragten sie im Reichstag, es möchte eine Uebersicht über die Kosten vorgelegt werden, die entständen, wenn die für die ersten Dienstalterszulagen der Beamten maßgebenden Fristen von drei auf zwei Jahre abgekürzt würden. Als aber im vorigen Jahre eine Reihe von Anträgen der Freisinnigen zugunsten der mittleren und unteren Beamten gestellt wurden, stimmten sie mit Ausnahme des Prinzen Schönaich-Carolath dagegen. Jedenfalls ist es stets ausschließlich die bürgerliche Linke gewesen,

die sowohl im Reichstag wie im Landtag Anträge zugunsten der Beamten gestellt und tatkräftig unterstützt hat. Konservative und Nationalliberale konnten wohl die Erhöhung der Kosten für Ortspostkarten anregen, für eine Verwendung eines Teils dieser Mittel zu Aufbesserungen der Postboten, die so dringend notwendig ist, konnten sie aber nicht eintreten. Mögen sich die Beamten durch das jetzige Vorgehen der preußischen Regierung nicht täuschen lassen! Wenn sie ihre Pflicht richtig erkennen, werden sie ihre Stimmen unter keinen Umständen einem rechtsstehenden Kandidaten zuwenden.

Hugo Böttcher.

Der friedsame Rentner

(Le rentier paisible)

Daß die Zeiten politischen Niedergangs eines Volkes Zeiten seines größten geistigen Aufschwungs sind, ist eine nicht allzuselten wiederkehrende Erscheinung des Völkerlebens und viele — darunter etwa Nietzsche — glauben sie sogar als Gesetzmäßigkeit ansprechen zu dürfen. Viel seltener dagegen finden sich starke geistige und politische Regsamkeit mit wirtschaftlicher Stagnation verbunden, wie dies im heutigen Frankreich der Fall ist.

Es ist schwer, diese Tatsache, die als solche nicht bestritten werden kann, befriedigend zu erklären, die zahlreichen, teils in den Menschen, teils in der äußeren Welt liegenden Ursachen zu finden, die zu dieser eigentümlichen gewiß nicht zufälligen Konstellation führen. Aber auch ohne die Möglichkeit einer ausreichenden Erklärung hat das Phänomen selbst unser Interesse. Niemand wird behaupten, daß Frankreichs intellektueller und künstlerischer Kulturbesitz kleiner sei als der irgend eines Volkes, niemand leugnen, daß die Leistungen der Gegenwart auf diesen Gebieten im ganzen genommen und insbesondere auf künstlerischem Gebiete denen anderer Völker zumindest gleichstehen. Daß ferner der Strom des politischen Lebens und der politischen Leidenschaften hochgeht, kann füglich nicht bezweifelt werden, wenn man auch über die Bedeutung der politischen Streitgegenstände und die Fruchtbarkeit des Ergebnisses sehr verschiedener Meinung sein kann. Nur der Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens ist kaum hörbar, und selten nur vernimmt man Kunde von der Errichtung großer und gewagter Unternehmungen, sei's in der Industrie, sei's im weltumspannenden Handel (abgesehen von den kolonialen Unternehmungen des Staates), stille ist es im Lande wie in einem mittelalterlichen Landstädtchen. Wollte man sich darauf berufen, daß die größten Geschäfte die sind, von denen man am wenigsten spricht, und daß die großen Gründer und Spekulanten überall große Schweiger sind, so möge man sich daran erinnern, daß diese „stillen Größen" fast durchweg Ausländer sind, die nur Frankreich zufällig oder absichtlich zur Basis ihrer Pläne gewählt haben. Dabei ist der Reichtum der Franzosen enorm, und wie immer er erworben sein mag, jedenfalls besteht die ungeheure Anhäufung von Vermögen bei gleichzeitiger wirtschaftlicher Stagnation.

Es ist für diese Lage der Dinge charakteristisch, daß zu der Zeit, wo Deutschland die Chancen seiner Konkurrenz mit der britannischen Weltmacht erwägt, jeden Vorteil und Nachteil bilanziert, England selbst sich auf die Grundlagen seiner Weltstellung besinnt und den Plan eines Weltreichs konzipiert, wie es in der Geschichte noch keines gab, Amerika sich in Carnegies Kaufmannsreich den wirtschaftlichen Uebermenschen als Ideal aufpflanzt, ein Ideal, das kaum mehr der Verwirklichung entbehrt, Frankreich einen Menschentypus kultiviert, der sich in dieser ruhelosen, ewig bewegten Welt wie ein versteinerter Ueberrest vergangener stillerer Welten ausnimmt, und den man eigentlich um des historischen Interesses wegen erhalten müßte. „Le rentier paisible", den friedsamen Rentner, nennt ihn Paul Leroy-Beaulieu, Frankreichs bedeutendster Finanztheoretiker, in seinem jüngst veröffentlichten Traktat*) „Die Kunst, sein Vermögen anzulegen und zu verwalten". — [Pro captu lectoris habent sua fata libelli]. Dieses Büchlein, geschrieben mit der ganzen Kunst des Franzosen (der, ob er nun über die Liebe oder den Geschlechtstrieb der Tiere oder über Staatsanleihen schreibt, immer die kühle Ueberlegenheit über seinen Gegenstand, eine gewisse naturwissenschaftliche Distanz, wahrt), enthält eine vorzügliche Anweisung, wie der Durchschnittsfranzose sein Vermögen verwaltet und es mit dem geringst möglichen Aufwand an geistiger und gemütlicher Energie bescheiden und sicher vermehrt. Aber nicht so sehr besitzt dieses Buch um des Gegenstandes willen, den es behandelt, ein praktisches, als vielmehr wegen der Gesinnung, die ihm zugrunde liegt, ein weitgehendes allgemeines Interesse.

Für den Franzosen gibt es unter ökonomischem Gesichtspunktpunkte sozusagen nur zwei Menschenarten: „den friedsamen, vorsichtigen Rentner" (le rentier paisible oder prévoyant) und kapitalistische Spezialmenschen (les capitalistes spécialistes), „von vollendeter Qualifikation" („parfaitement qualifiés")," den wirtschaftlichen Normalmenschen, gewissermaßen den Typus Mensch und wirtschaftliche Ausnahmemenschen oder die seltenen Exemplare. Zur letzteren Klasse gehören diejenigen, die etwas von der Wirtschaft verstehen, sei es, daß sie in ihrem Fache spezielle technische oder kommerzielle Kenntnisse haben, sei es, daß sie mit Arbeitern, Lieferanten, Unternehmern umzugehen verstehen und sich über wirtschaftliche Konjunkturen ein zutreffendes, begründetes Urteil bilden können, also alle diejenigen, die in Ländern lebhafter wirtschaftlicher Bewegung die Mehrzahl der erwerbenden Klassen, in Frankreich aber, wie es scheint, die seltene Ausnahme bilden.

Die erstgenannte Klasse ist eine französische Spezialität, die als Reinzucht am besten in Frankreich studiert wird. Es gehörte die Kunst eines La Bruyère dazu, diese interessante Figur zu zeichnen. Wir können nur ein paar grobe Umrißlinien geben — ohne individuelle Züge — letzteres mit auch darum, weil die Individualität dieser Menschen darin besteht, keine zu besitzen. Zuvor aber sei erwähnt, daß das Rentnertum, das uns so altertümlich anmutet, doch einerseits ein Produkt unserer modernen Wirtschaftsverfassung ist, anderseits in dieser erst die objektive Möglichkeit für die Entfaltung seiner Eigenart vorfindet; das moderne wirtschaftliche Leben läßt gewisse Bedürfnisse entstehen und bietet zugleich die Bedingungen ihrer Befriedigung.

Der Rentner ist ein Mensch ganz eigentümlicher Geistesart und Lebensanschauung. Er hat ein Vermögen erspart oder ererbt und sucht, wie jeder andere, „dieses Vermögen zu erhalten und zu vermehren". Er ist zugleich der Mann des ruhigen, behaglichen, sorgenfreien Daseins und bemitleidet sich schon deswegen, daß er sein Vermögen verwalten muß, um es zu genießen. Er empfindet also das bloße Wirtschaften als Last und betreibt es gewissermaßen nur im Nebenamt; in seinen Gedanken geht er immer über das bloß Wirtschaftliche hinaus — und ist doch ganz und gar von der Wirtschaftsorganisation abhängig. Früher freilich boten ihm Grundstücke, Häuser, ein Landgut eine sichere und bequeme Rente; „solid wie ein Landgut in Beauce", sagt ein französisches Sprichwort. Er konnte sicher darauf rechnen, jährlich einen Ertrag zu beziehen, ohne daß er sich besonders anstrengen mußte, und wenn einmal der Wettergott Regen und Sonnenschein ungünstig verteilte und der Ertrag kleiner ausfiel, so behielt doch das Grundstück selbst seinen Wert, den er zwar nicht (wie bei Wertpapieren zu jeder Stunde) auf den Pfennig genau angeben konnte, wozu aber auch keine unmittelbare Veranlassung vorlag. — Das hat sich geändert; „Grundbesitz ist nicht mehr ein Zelt, das zu süßem Schlummer lädt", und da der Rentner ein Mann der Bequemlichkeit und des guten Schlafes ist, so muß er sich nach anderen Verwendungsgelegenheiten für sein Kapital umsehen, die ihm bei gleicher Sicherheit einen angemessenen jährlichen Ertrag bieten. Etwas ganz Unpersönliches, rein Abstraktes und Nationelles tritt an die Stelle des sichtbaren Bodens: das Vertrauen auf die ewige Existenz des Staates, das Vertrauen auf die quasi ewige Existenz einer bedeutenden Verkehrslinie oder Kreditorganisation, schließlich

*) P. Leroy-Beaulieu: „L'art de placer et gérer sa fortune", Paris, Delagrave.

das Vertrauen auf den sicheren Bestand der ganzen Wirtschaftsordnung wie sie als historische Erscheinung heute besteht. — Aber noch ein anderes. Zwar bot der Boden eine sichere und dauernde Rente, dafür aber waren die Bedürfnisse einfach und fast gleichbleibend; man begnügte sich mit dem Gewohnheitsmäßigen, die Einfachheit und Stabilität der Bedürfnisse bildete gewissermaßen den Preis, den man für die Sicherheit und Dauer des Ertrages zahlte. Auch dies hat sich geändert. Die Bedürfnisse sind mannigfaltig geworden und wechseln häufig, der allgemeine Wohlstand, das Streben empor zu steigen, die geringere Arbeitsfreude, die Verbreitung der äußeren Kultur und ihrer Annehmlichkeiten erfordern ganz andere Mittel zu ihrer Befriedigung als den ewig unbeweglichen Boden. Die Beweglichkeit aller Werte, die Gewißheit, in jedem Augenblicke einen beliebig großen Teil seines Vermögens realisieren zu können, bietet erst die Möglichkeit, dem Wechsel der Bedürfnisse in nicht allzu großem Abstand zu folgen und ihrer Allgemeinheit, mit der sie sich beim wirtschaftlich Tiefstehenden ebenso intensiv geltend machen wie beim wirtschaftlich Höchstehenden, entspricht die Teilbarkeit und Stückelung der Werte, die es fast jedem ermöglicht, ein Rentner zu sein, während der Grundbesitz doch stets wegen des relativ hohen Wertes ein Privileg weniger war. Erst wenn die äußeren Bedingungen gegeben sind, kann der Rentner seinen Neigungen in ehrenvoller Muße leben. Und wie lebt und denkt er?

Er selbst arbeitet womöglich nicht, er läßt sein Kapital arbeiten, und da er der Mann der Ruhe und Behaglichkeit ist, so bildet Sicherheit den obersten Grundsatz für diese Geschäfte. Um beruhigt schlafen zu können, zieht er eine niedrig verzinsliche, sichere einer höher verzinslichen, weniger sicheren Anlage vor. Er ist kein tollkühner Abenteurer; er enthält sich deshalb der direkten aktiven Beteiligung an industriellen, kommerziellen, landwirtschaftlichen, kolonialen Unternehmungen und überläßt diese Geschäfte den Spezialisten; er gibt sich nur mit den Dingen ab, in die er genaue Einsicht hat, und da ihm diese von den meisten Dingen mangelt, so vertraut er sich dem Staate und den öffentlichen Körperschaften an. Sein Verhältnis zum Staate ist übrigens merkwürdig genug. Er kennt ihn fast nur als Rentenquelle, als eine Institution, die von Zeit zu Zeit Anleihen aufnimmt und verzinst, sonst ist er unpolitisch, nur plädiert er für den Frieden. Gemeingefühl, Staatsbewußtsein — gibt es nicht. Nur dann wird er leidenschaftlich, wenn der Staat — demokratischer Strömung nachgebend — ihn mit törichter Sozialpolitik beunruhigt oder mit illegitimen Steuerentwürfen auftritt, die ans Verbrecherische grenzen; denn — sagt er — ist nicht eine Einkommensteuer oder eine Erbschaftssteuer, die bestimmte Grenzen überschreitet, illegitim und verbrecherisch? In solchen Fällen muß er bei aller Redlichkeit und Biederkeit seine schöne Sorglosigkeit (die übrigens Gedankenlosigkeit und Faulheit oft zum Verwechseln ähnlich sieht) aufgeben und allerhand Kunststückchen ersinnen, wie er dem gierigen Fiskus entgehe. — Nie setzt er gleich den waghalsigen Unternehmern und Kaufleuten alles auf eine Karte, aber er verzichtet auch nicht gerne auf einen gelegentlichen Mehrgewinn, der die landesübliche Verzinsung seines Kapitals übersteigt, er teilt also sein Kapital nach Anlagemöglichkeiten; den Grundstock bilden die fundamentalen Werte, die sich durch größte Sicherheit des Ertrags, Stabilität des Kapitalwertes und leichte Realisierbarkeit auszeichnen; er ergänzt diesen Grundstock mit anderen Werten, die zwar auch hoch genug, aber doch nicht mehr so bombensicher sind, wie jene, und — wenn er sehr vermögend ist — darf er sich auch einige Spekulationspapiere leisten, die er am besten kauft, wenn sie billig sind, und jedenfalls verkauft, wenn sie teuer sind. Er teilt weiter nach geographischen Gesichtspunkten, denn Frankreich ist ja nicht mehr das einzige zivilisierte Land der Welt, und nichts, außer Kriegsgefahr oder auch Kriegsdrohungen, die seine nationale Eitelkeit kränken, halten ihn davon ab, mit seinen Anlagen in Länder zu gehen, deren wirtschaftliche Autorität größer ist, als die Frankreichs, und die ihm bei gleicher Sicherheit eine höhere Verzinsung seines Kapitals bieten.

Dies etwa ist im groben das Bild des rentier paisible. Man darf sich ihn aber nicht in jedem Falle als einen interessanten Lebemann vorstellen, als welcher er in den französischen Romanen erscheint. Das ist vielleicht nur der Idealtypus. Ein andermal ist er ein Beamter oder ein Offizier, ein Künstler oder ein Dienstmädchen, ein Arzt oder ein Professor. Bedeutsam aber ist, daß das Rentnertum als Ideal ein Ideal des ganzen Volkes zu sein scheint, daß die „Rentenhaftigkeit" (man verzeihe die häßliche Neubildung) dem Franzosen im Blute liegt, wie etwa dem Deutschen oder noch mehr dem Oesterreicher die Beamtenhaftigkeit (die Pensionsberechtigung). Das Verhältnis der wirtschaftlich aktiv Denkenden aber zu den wirtschaftlich passiv Denkenden ist von grundlegender Bedeutung für die Struktur des nationalen Wirtschaftskörpers.

Wollen wir die Eigenart dieses Wirtschaftszustandes irgendwie näher präzisieren, so geschieht es vielleicht am besten mittels eines Begriffes, den die theoretische Nationalökonomie als Hilfsbegriff zur Verdeutlichung und Erklärung verschieden entwickelter Wirtschaftssysteme verwendet, wir meinen den sogenannten „stationären Staat", in dem das wirtschaftliche Leben einer Nation und dessen wichtigste Elemente: die Bevölkerung, das Kapital, die Produktionstechnik (im weitesten Sinne des Wortes) auf den Nullpunkt der Bewegung gesetzt sind. Es handelt sich ersichtlich um eine Fiktion, die bei der Erläuterung verschiedener wirtschaftlicher und sozialer Phänomene gute Resultate liefert, aber Annäherungen an diesen Grenzfall sind — wie das Beispiel des modernen Frankreich zeigt — in verschiedenem Grade möglich.

Wir haben in Frankreich zweifellos seit langem eine stationäre Bevölkerung; das Kapital hat — wenn nur das Inland berücksichtigt wird — nur beschränkte neue Verwertungsgelegenheiten und der Kapitalgewinn von inländischen Anlagen ist wirklich nur „eine Handbreit vom Minimum entfernt", ebenso ändert sich die Produktionstechnik, wozu u. a. auch die freie Einfuhr aus dem Ausland und die Produktivität der menschlichen Arbeit gehört — nur sehr wenig. Diese relative Konstanz von Bevölkerung, Kapital und Produktionstechnik zeitigt gewisse wirtschaftliche Erscheinungen hinsichtlich der nationalen Produktion und Verteilung des nationalen Einkommens. Von diesen spezifisch ökonomischen Phänomenen soll heute nicht die Rede sein, sondern wir fragen einen Augenblick nach der überwirtschaftlichen — wenn man will kulturellen — Bedeutung des charakteristischen Zustandes.

Es wäre völlig falsch zu glauben, daß dieser „stationäre Staat" etwas an sich Uebles sei; im Gegenteil, man wird vielleicht sagen dürfen, daß unter den modernen Wirtschaftsordnungen (die das Institut der Sklaverei nicht kennen) gerade dieser Zustand formal betrachtet am ehesten die Möglichkeit zur Verwirklichung der höchsten kulturellen Werte bietet. Ja, ein sentimentaler Romantik so unverdächtiger Zeuge wie John Stuart Mill preist ihn geradezu als das zu erstrebende Ziel aller Wirtschaft. Alles wirtschaftlich Wünschenswerte sei so wenig mit dem progressiven, alles wirtschaftlich Schädliche so wenig mit dem stationären Staate zu identifizieren, daß sich vielmehr jenes zu diesem wie das Mittel zum Endzweck verhalte.

Läßt sich also durchaus sinnvoll ein stationärer Staat ausdenken, in dem die höchsten menschlichen Zwecke zur Verwirklichung gelangen können, so zeigt doch die Betrachtung der geschichtlichen Wirklichkeit ein von diesem Idealstaat verschiedenes Bild. Wir sehen von anderen Fällen ab, wo sonst in der Geschichte der stationäre Staat nahezu verwirklicht war und halten uns an Frankreich, das nun schon länger als ein halbes Jahrhundert die Segnungen dieses Zustandes genießt, ohne daß man sagen kann, es gehe den einzelnen Volksklassen in Frankreich um so viel besser als den entsprechenden in anderen Ländern, die ein anderes wirtschaftliches Ideal haben, oder es sei der durchschnittliche Franzose ein so viel höherwertiger Mensch als der durchschnittliche Mitteleuropäer oder Engländer. Gewiß mögen einzelne Gebiete der äußeren und inneren Kultur in Frankreich reicher entwickelt sein, diese oder jene Volksklasse sich eines behaglicheren Wohlstands erfreuen als die entsprechende anderer Länder, dafür aber sind andere, und nicht geringere Lebenswerte hier eher verkümmert als anderswo, so daß das Gesamtreinultat sich wohl nicht sehr von dem europäischen Mittel entfernen wird. Es scheint doch das Streben zum stationären Staate mit einem bedeutenden moralischen Risiko für ein Volk verbunden zu

sein; er mag ein erstrebenswerter Idealstaat sein, aber nicht jede Nation darf sich den Luxus eines solchen Ideals erlauben. Wann dieser Zustand für ein Volk gefahrlos sein wird, bleibt die Frage, selbst wenn das Ob zweifellos entschieden wäre. Aber es könnte doch auch sein, daß die Energien, die sich im wirtschaftlichen Leben und Kampfe entfalten und betätigen, dieselben sind, die jede Art von Kultur zu ihrer Entfaltung und Erhöhung bedarf, und daß nicht nur die Grundlage, sondern auch der Fortschritt aller Kultur in gewissem Grade an den Fortschritt des wirtschaftlichen Lebens geknüpft ist. Darum also scheint es bedenklich, wenn heute ein ganzes Volk dem Ideal des Rentnertums nachlebt, das bestenfalls ein Ideal weniger sein kann. Vielleicht aber wählt sich ein ganzes Volk auf die Dauer sein wirtschaftliches Ideal ebensowenig, wie es sich schließlich sein politisches Ideal wählt und erfüllt nur das höhere Gebot eines Schicksals, das ihm durch Charakteranlage und äußere Umstände endgültig festgelegt ist. **Arthur Salz.**

Unsere Bewegung

Augsburg. Ende Dezember sprach in öffentlicher Versammlung Herr Dr. Prevôt-München über die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber. Nach seinem sehr lehrreichen Vortrag traten 12 Arbeiter dem nationalsozialen Verein bei.

München. Im Dezember hielten wir zwei größere Versammlungen ab. In der ersten behandelte Herr Dr. Jakobi die Vorlage zum Schutz der Bauhandwerker. Die rege Diskussion, in der von unserer Seite Hafnermeister Ecker sowie mehrere liberale Baumeister sprachen, behandelte das Gebiet in erschöpfender Weise. Alle waren in der Ueberzeugung einig, daß der Bauhandwerker energisch gegen den Schwindel geschützt werden müsse. — Die zweite Versammlung fand nach der Reichstagsauflösung statt. Dr. Jakobsohn hielt das Referat. In der Debatte sprachen Dr. Curtius, Dr. Hohmann, Graf Bothmer, Lehrer Weiß. Unsere Stellung ist klar, der Hauptfeind steht rechts. Das war der Inhalt der Reden. Für München empfehlen wir die liberalen Kandidaten Rechtsrat Bölzl und Rechtsanwalt Kohl unsern Freunden zur Wahl. Den für Landtagswahlen bestehenden liberalen Block haben wir in München für die Reichstagswahl ebenfalls gebildet.

Militsch-Trebnitz. Unser Kandidat Dr. W. Voßberg hat schnell viel Sympathien gewonnen. Es besteht begründete Aussicht, daß er mit Herrn v. Heydebrand (kons.) in Stichwahl kommt, da nicht nur von uns, sondern auch von der Sozialdemokratie stark gearbeitet wird, so daß die zur Stichwahl nötige Anzahl konservativer Stimmen sicher abbröckelt. In der letzten Woche wurde Dr. Voßberg von Dr. E. Katz unterstützt, der ebenfalls überall guten Boden fand. Nach jedem Versammlungsort folgten uns die Equipagen der konservativen Adeligen. Nach jeder liberalen Rede melden sich einer oder mehrere der Junker zum Wort, und, da die Bevölkerung das Schauspiel stundenlanger Debatten selten zu beobachten Gelegenheit hat, werden die politischen Versammlungen hier jetzt stärker besucht als die Jahrmärkte.

Elsaß-Lothringen. Sehr heiß wird hier der Wahlkampf geführt, vor allem in Hagenau-Weißenburg, wo der Vorsitzende der liberalen Landespartei, Notar Goetz, den Zentrumsmann Wiltberger verdrängen will, und ebenso in Zabern, wo Landwirt Wolf den freikonservativen Hoessel bekämpft. Wolf redet seit Wochen täglich in zwei bis drei Versammlungen und findet begeisterte Zustimmung. Jetzt hat auch Dr. Hohmann-München in sieben gut besuchten Versammlungen für Wolfs Kandidatur gesprochen und überall glänzende Stimmung für die entschieden liberale Sache gefunden. Dr. Walz hat das Wahlbureau in Ingweiler, Vogesenhotel. Alle Zuschriften dorthin erbeten.

Essen. Liberaler Verein für Essen und Umgebung. Vors.: Vogeler, Kurfürstenstr. 49 II. Der Liberale Verein hat in seiner Sitzung vom 28. Dezember, der auch Vertreter der Freisinnigen Volkspartei beiwohnten, beschlossen, Herrn Rektor Linden-Essen als Reichstagskandidaten der vereinigten Liberalen für den Wahlkreis Essen aufzustellen. Die Nationalliberalen, die hier ganz unter dem Einflusse des Syndikus Hirsch stehen, hatten in beleidigender Weise alle unsere Vermittlungsvorschläge zurückgewiesen und einen waschechten Reaktionär aufgestellt, der Antisemit ist und seinerzeit auch einen Aufruf für die konfessionelle Schule unterschrieben hatte. — Die Parteifreunde in Rheinland-Westfalen bitten wir, uns finanziell und event. rednerisch zu unterstützen. Wir führen einen schweren Kampf gegen die Reaktion schwarzer und blauer Färbung. Zuschriften usw. sind zu richten an das Wahlbureau der Vereinigten Liberalen in Essen, Limbeckerstraße 31 I. (Zur „Stadt Berlin").

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Auerbach i. V., W. B. IV. 5.—; Berlin, St. 3.—; Brauersweiler, G. I. 5.—; Breslau, F. D. M. 30.—; Brockau, H. M. IV. 6.—; Dar-es-salam, C. 5.—; Diedenheim, W. 3.05; Chemnitz, J. S. I. 5.—; Leipzig, O. W. III. 5.—; Spandau, A. F. I. 5.—; Stuttgart, H. B. I, 5.—.

Zusammen M.	77.05
Dazu lt. Ausweis in Nr. 46 „	4036.35
Zusammen M.	4113.40

Soziale Bewegung

Der Kampf zwischen den Reedern und ihren Schiffsoffizieren hat, wenn man den Reedern glauben darf, nunmehr mit einer völligen Niederlage der Seeoffiziere geendigt. Schon verkündet der Verein Hamburger Reeder, daß für die „verhältnismäßig geringe Zahl Ausgetretener" (lies: Gemaßregelter!) Ersatz beschafft sei. Die Reedereien wollen aber für die folgsamen Elemente unter den Seeoffizieren nunmehr eine eigene Organisation schaffen, ihnen auch allerlei Vorteile darin bieten, die sie entschädigen sollen für den Austritt aus ihrem seitherigen Verein. Es soll sogar ein Schiedsgericht für Streitigkeiten zwischen Angestellten und Reedereien zugebilligt werden, dessen Vorsitz ein Mitglied des hanseatischen Ober-Landesgerichts führen soll. Das alles sind natürlich Blender, die kein Mensch ernst nehmen wird. Der ganze Kampf hatte sich darum gedreht, daß die Seeoffiziere ihr Freiheits- und Koalitionsrecht durchführen wollten, das ihnen die Reedereien streitig machten. Wenn jetzt von den Schiffsherren ein Verein gegründet und mit allerlei wohltätigen Bestimmungen ausgestattet wird, so ist das keineswegs ein Ersatz für das, was die Seeoffiziere haben aufgeben müssen. Hätten die Reedereien ernsthafte Zugeständnisse gewähren wollen, wie sie jetzt die Leute glauben zu machen versuchen, dann hätten sie nicht erst den ganzen Kampf zu führen brauchen. Das konnten sie billiger haben.

In der Berliner Holzindustrie ist wegen des Abschlusses eines neuen Vertrages ein großer Kampf ausgebrochen. Die Forderungen des Holzarbeiterverbandes, insbesondere bezüglich der Verkürzung der Arbeitszeit und der allgemeinen Lohnerhöhung, sind von den vereinigten Arbeitgeberverbänden der Berliner Holzindustrie abgelehnt, und damit ist der neu zu schließende Friedensvertrag schwer gefährdet worden. Beide Kampflager stehen sich gut organisiert und gerüstet gegenüber. Da die Arbeitgeber eine Verschleppungstaktik auf seiten der Arbeiter befürchten, so beschlossen sie am letzten Sonnabend, alle dem Holzarbeiterverbande als Mitglieder angehörenden Arbeiter zu entlassen und nicht eher wieder einzustellen, bis ein neuer, den wirtschaftlichen Frieden sichernder Vertrag von den beiderseitigen Organisationen abgeschlossen sei. Anders organisierte und nicht organisierte Arbeiter sollen von der Aussperrung nicht betroffen werden. Es ist nicht das erste Mal, daß in der Berliner Holzindustrie ein schwerer Kampf ausbricht; trotzdem bleibt es bedauerlich, daß der Frieden auch hier mit so großen Opfern erkauft werden muß.

Teuerung und Volksgesundheit. Die allgemeine Steigerung der Lebensmittelpreise veranlaßt den Professor Dr. Max Flesch in Frankfurt a. M., die Aerzte öffentlich aufzufordern, daß sie in dieser bedeutsamen Frage das Wort ergreifen und prüfen, ob nicht die Teuerung auf die Dauer eine gesundheitliche Schädigung der Bevölkerung nach sich ziehen werde. Man bekomme in der ärztlichen Praxis fast täglich Klagen zu hören, welche sich aus der Teuerung der Lebensmittelpreise herleiten. Häufig werde bei der Verordnung besserer Ernährung dem Arzt geantwortet, bei der gegenwärtigen Teuerung sei daran nicht zu denken. Tatsächlich sei ja nicht nur das Fleisch allein, sondern auch Eier, Gemüse, Milch, Mehlprodukte teurer geworden. Die Einführung kondensierter Milch in den Arbeiterkonsum könne die Kinderernährung nur ungünstig beeinflussen. Es sei daher dringend erforderlich, daß die Aerzte in der Oeffentlichkeit auf die große Gefahr für die Volksgesundheit hinwiesen, die aus der Teuerungspolitik herkomme. — Das sind sehr beachtenswerte Ausführungen. Die beste Antwort auf diese gewiß berechtigten Warnungen und Anträge können jetzt die Wähler erteilen. Sie sollen die Lebensmittelverteurer nicht wieder in den Reichstag wählen.

Die preußische Schulpolitik hat nun allmählich im Bereich des Königreichs Preußen einen Lehrermangel hervorgerufen, der sehr drückend empfunden wird. Besonders auf dem flachen Lande wird es immer schwieriger, für genügende Lehrkräfte zu sorgen. In Schleswig-Holstein werden einklassige Schulen geschlossen oder überfüllte Schulen in Halbtagsschulen umgewandelt. In anderen

Bezirken steht es ähnlich ungünstig. Schlimm ist, daß der Nachwuchs auf den Präparandenanstalten und Seminaren nicht genügend stark ist. Der Lehrermangel wird also im Laufe der Jahre noch verschärft auftreten. Begreiflich ist das ja bei der preußischen Schulpolitik, aber bedauerlich bleibt es trotzdem.

Eine sonderbare Submissionsblüte. Es ist bekannt, daß die großen deutschen Elektrizitätsfirmen Geheimverträge über Submissionen abgeschlossen haben. Insbesondere treten drei große Firmen, Siemens-Schuckert-Werke, Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft und Allgemeine Felten-Guilleaume Lahmeyer-Werke in der Regel bei Submissionen als Geheimkartell auf, um sich große Aufträge zu sichern und dabei nicht gegenseitig zu unterbieten, sondern Aufträge vielmehr demjenigen zu verschaffen, den sie von vornherein dafür bestimmen. So war kürzlich für die Installation der elektrischen Lichtanlage im neuen Bahnhofsgebäude in Homburg folgende Offerte eingelaufen:

Elektrizitätswerke Homburg v. d. H. . . .	11 800 M.
Schäfer & Montanus, Frankfurt a. M. . .	11 200 „
Baugesellschaft für elektrische Anlagen . .	9 034 „
R. & F. Geisse-Frankfurt a. M.	7 150 „
Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft	4 500 „
Siemens-Schuckert-Werke	4 498 „

Niemand wird annehmen, daß die ausgeschriebenen Arbeiten für 4500 M. ausgeführt werden können, wenn das Homburger Elektrizitätswerk, das an Ort und Stelle die Verhältnisse natürlich am besten kennt, 11 800 M. fordert. Selbst wenn dort eine Ueberforderung vorliegen sollte, ist der Unterschied immer noch ein so riesiger, daß nur beabsichtigte Unterbietung die niedrigen Angebote der elektrischen Großfirmen erklärt. Besonders auffallend ist der Unterschied der beiden Großfirmen in ihren Angeboten um nur zwei Mark.

Ein Wanderarbeitsstättengesetz soll in Preußen geschaffen werden. Dem Abgeordnetenhaus ist eine Regierungsvorlage zugegangen, wonach in Provinzen, die das Wanderarbeitswesen zu ordnen unternehmen, Land- und Stadtkreise durch Beschluß des Provinziallandtags verpflichtet werden können, nach bestimmten Vorschriften Wanderarbeitsstätten einzurichten, zu unterhalten und zu verwalten. Diese Wanderarbeitsstätten sollen mittellosen, arbeitsfähigen Männern außerhalb ihres Wohnortes Arbeit vermitteln, vorübergehend auch Beköstigung und Obdach gegen Arbeitsleistung gewähren. Es ist erfreulich, daß nun endlich auch der Staat seine Pflicht gegenüber einer Bewegung anerkannt hat, die von privater Seite längst als dringlich nicht nur anerkannt, sondern auch in der Praxis aufgenommen ist.

Lebensmittelverteuerung und Haushaltung. Die monatliche Berechnung, die die Berliner Halbmonatsschrift der „Arbeitsmarkt" seit 1898 regelmäßig über den Kostenaufwand über die wöchentliche Ernährung in verschiedenen Städten des deutschen Reiches macht, ergab, daß das Jahr 1906 das teuerste aller seitherigen gewesen ist. Für eine vierköpfige Arbeiterfamilie ergab sich unter Zugrundelegung der für einen Marinesoldaten zugebilligten Ration im Durchschnitt der Städte Danzig, Berlin, Dresden, Chemnitz, Leipzig, Stuttgart und München für das Jahr

	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906
pro Woche	20,44	20,56	20,72	21,15	21,29	21 98	23,01
„ Jahr	1062,88	1069,12	1077,44	1099,80	1106,98	1142,96	1196,52

Zu diesen Ziffern muß man noch hinzunehmen, daß auch Wohnungsmiete und Ausgaben für Steuern, Kleidung, Heizung und andere Lebensbedürfnisse erheblich gestiegen sind, daß ferner mit jedem Jahr die Anforderungen des Einzelmenschen an die kulturellen Bedürfnisse wachsen, dann kommt man erst recht zu der Einsicht, wie notwendig es ist, den Lebensmittelverteurern das Handwerk zu legen.

Büchertisch

Frauen, die den Ruf vernommen. Roman von C. de Jong van Beekendonk. Aus dem Holländischen übersetzt von Else Otten. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebhoek, Berlin W. 50. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Tendenzschriften sind nicht immer anmutige Lektüre, bei unserem Roman trifft das nicht zu; die spannende Erzählung hält den Leser in Atem bis zuletzt, trotz der theoretischen Erörterungen, die zwanglos und meisterhaft mit der flott fortschreitenden Handlung verwoben sind. Aber das Buch fesselt nicht bloß, es überzeugt auch und ergreift den Leser. Welche traurige Blicke in das Gesellschaftsleben der „Gesellschaft" läßt es uns tun, vor allem in die Welt der beschäftigungslosen Damen und schlagend beweist der Roman durch die Lebensgeschichte seiner mannigfaltigen trefflich gezeichneten Charaktere, daß die althergebrachte Auffassung von der Frau und ihrem Daseinszweck als ein schwerer Fluch auf dem Frauengeschlecht lastet. Und es zeigt die Entwicklung seiner Heldin, die sich trotz der Vorurteile ihrer Umgebung aus einem „standesgemäßen" Nichtstun zu einem tätigen Leben hindurchringt, welch ein großer Segen es für die Frau ist, wenn sie einen bestimmten Beruf, eine Tätigkeit hat, etwas, das ihr Leben ausfüllt, etwas, das sie bewahrt vor der entnervenden Trostlosigkeit eines unbefriedigten Daseins, in welchem man „vergeht vor Langweile und vor Sehnsucht nach etwas anderm". — Außerordentlich geschickt und ungezwungen werden die Gegner der Frauenbewegung bekämpft, vor allem sehr gründlich abgerechnet mit der armseligen Moral, wonach der Beruf eines jungen Mädchens darin aufgehe, auf den Mann zu warten, ebenso gründlich wird die Meinung abgetan, wonach die Frau zu allen Zeiten als das minderwertige Geschöpf angesehen worden sei.

Es ist ein Frauenbuch ersten Ranges; aber auch ein Buch für die Männer, gerade zur rechten Zeit! Jetzt, da die Frauenbewegung ihre mächtigen Wellen schlägt, da wir Väter allmählich beginnen ernstlicher darüber nachzudenken, was aus unseren Töchtern werden soll, falls sie etwa dazu genötigt sind, sich selbst durchs Leben zu schlagen. Einen besseren Anwalt könnte die Sache der Mädchengymnasien oder die Zulassung der Frau zum akademischen Studium nicht finden als diesen Roman, der mit seinem gesunden Realismus, der wahrheitsgetreuen Schilderung des wirklichen Lebens wahrhaft dazu angetan ist, der Frauenwelt die Wege zu bahnen auch in die Herzen der Männerwelt, die zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt in egoistischen Vorurteilen befangen ist. Vor allem regt das Buch jeden zum Nachdenken an, der noch denken will, und wohltuend ist die vornehme und keusche Art, mit der es die heikelsten Fragen behandelt. Dabei ist es scharf aber wahr im Angriff gegen ungerechte Vorurteile, überzeugend in der Bekämpfung sozialer Ungerechtigkeit in den herkömmlichen gesetzlichen Bestimmungen (die in Holland allerdings schlimmer sind als bei uns). — Je länger man in dem Buche liest, um so mehr fühlt man sich von dem Wunsche beseelt: möchten es doch recht viele junge und alte deutsche Männer lesen, besonders auch viele Parlamentsmitglieder!

Aber das Buch: „Frauen, die den Ruf vernommen" bleibt nicht in abstrakten Idealen stecken. Es öffnet auf ganz einfache Weise die Augen über das weite Feld von Arbeit und Beschäftigung, das sich für jedes sehnsüchtige Frauenherz in Stadt und Land auftut.

Frei von allen Uebertreibungen und exzentrischen Wesen weiß die Verfasserin die Gleichgültigen gegen soziale und gesellschaftliche Verhältnisse und Zustände aufzurütteln: „Die Frau, die sich wirklich und wahrhaftig für ihre Kinder interessiert, muß sich um die großen Fragen kümmern die einst einen entscheidenden Einfluß auf sie haben werden". . . . B.

Eingegangene Bücher

W. v. Scholz, „Heinrich Suso", R. Piper & Co., München 219 S.

C. Schroeder, „Unter sengender Sonne", Heinrich, Dresden. M. 4. 384 S.

Paul Wiegler, „Französisches Theater", R. Piper & Co., München. 275 S.

O. Wilde, „Ballade vom Zuchthause zu Reading", Hesse, Leipzig. M. 1.80. 68 S.

„II. Kongreß für protest. Kirchenbau", G. Kühlmann, Dresden. 160 S.

Dr. K. Eger, „Das Wesen der deutsch-evgl. Volkskirche", Töpelmann, Gießen. M. 1.25. 63 S.

W. Frühauf, „Praktische Theologie", Piersons Verlag, Dresden. M. 2.50. 167 S.

K. Graul, „Ostasiatische Kunst", Teubner, Leipzig. M. 1. 88 S.

V. Hennig, „Wie der Meister uns in den Weinberg rief", Ag. d. rauh. Hauses, Hamburg. 383 S.

Graf v. Hoensbroech, „Das Papsttum in seiner sozialen Kultur-Wirkung", Breitkopf & Haertel, Leipzig. M. 1. 196 S.

G. Hoepel, „Prakt.-theol. Handbibliothek", Band 4, Vandenhoek & Ruprecht. M. 3. 223 S.

H. Weinel, „Jesus im 19. Jahrhundert", J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 3. 326 S.

Dr. F. Tonnies, „Philosophische Terminologie", Th. Thomas, Leipzig. M. 3.50. 105 S.

Moeller van den Bruck, „Die Deutschen, II. und III. Band, Bruns Verlag, Minden i. W. I. 253, II. 238 S. M. 3.

Briefkasten

R. Geislingen. Besten Dank! Leider kein Platz.
Dr. E. in K. Wir danken für die interessante Anregung.
Dortmund. Bericht kam zu spät.
Dr. Neuk. Danke, wird abgedruckt.
An mehrere. Wir bitten, es nicht übelzunehmen, wenn sich die Prüfung unverlangt eingesandter Manuskripte etwas verzögert. Alle Kräfte hier sind jetzt für die Agitation eingespannt. Die Red.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 3 Berlin, 20. Januar 1907

Diamanten

An dem Gedanken bin ich oft erwacht.

Daß jetzt an Orten, die kein Seemann kennt
Ein rotes Nordlicht ungesehen brennt.

Hesse.

Ich stand vor einem Juwelierladen und sah hinein in die Pracht. War das eine Herrlichkeit! Wer will sie beschreiben? Es ist wie ein Chor von tausend Stimmen und schreit doch nicht. Es ist wie ein Wirbeln von hundert Feen und rührt sich nicht. Die Lichter strahlen über weite Flächen und kommen aus winzig kleinem Bau. Sie wohnen alle hart nebeneinander und tragen doch ganz verschiedenes Kleid. Und der Kleine besitzt verhältnismäßig denselben Reichtum wie der Große: er spiegelt sich in heller Schöne und freut sich dran. Jubelnde Freude lacht aus dem ganzen Fenster und grüßt aus seinen offenen Augen. Jubelnde Freude tanzt hier buntfarbigen Reigen und nimmt nicht ab. Kein Edelstein wird müde. Er schickt seine Strahlen hinaus und fragt nicht, wieviele gierig abgefangen wurden. Und ich sah immer tiefer hinein in diese lockenden Augen und dachte — Was dachte ich? Daß das alles mit gleicher Kraft blinkt und blitzt, auch wenn ich es nicht sehe. Aber wie würde es, wenn überhaupt kein Menschenauge in diese Glut hineintauchte? Auch dann bringt die Erde hervor Stein um Stein, Glanz um Glanz; auch dann liegen sie in der Erde und warten, bis jemand sich ihrer freut. Warten sie wirklich? Nein, sie liegen da wie der Kiesel und die Muschel. Sie brauchen den Menschen nicht, sie werden und wachsen auch, wenn nirgends Frauen ihrer begehren oder Männer sich mit ihnen schmücken. Und es überkam mich wieder jener seltsam furchtbare Gedanke, wie fremd doch der Mensch in der Natur drinnen steht. Fast als ob sie ihn alle haßten: Der Stein, der in der Lawine ihn trifft, das Pflanzenkraut, das ihn heimlich vergiftet und das Tier, das sich ihm in den Weg stellt. Alles, alles ginge den gleichen Gang auf dieser Erdkugel, wenn die Menschen heute verschwänden. Wenn die Tiergeschlechter auch anders sich entwickeln könnten, sie würden doch ihre Kämpfe kämpfen, in der Sonne liegen und dann wieder den Boden düngen. Nur der Mensch erscheint in diesem Ring der Natur so merkwürdig.

Er faßt mit der Faust an den Berg und durchbohrt ihn; er rottet die Tiere aus, wie es ihm behagt; er holt die Pflanzen und zwingt sie zu wandern. Er gräbt in die Tiefen und holt Perlen und Geschmeide, daß sie ihm, ihm dienen. Und trotz dieser rohen Herrschaft ist dieser Mensch der einzige, der die Natur bewertet. Er kann falsch schätzen; aber immer schätzt er, wählt aus, verwirft und lobt. Und so brauchen ihn die Diamanten doch; denn ohne Menschenaug, das ihren Glanz in der Empfindung widerstrahlen läßt, würden sie ja von niemandem anerkannt. Sie hätten gar keinen Schimmer. Sie erleben erst etwas, wenn der Mensch sie zum Leben weckt, wenn er sie an seinem Leben teilnehmen läßt. Es ist das Los des Niederen, daß es vom Höheren beherrscht wird, und doch zugleich dabei wächst. Das ist harte Ordnung, aber wirkliche.

Ich glaube, daß es mit den Menschen ähnlich geht. Ihr Geschlecht erlebt erst etwas, wenn es in ein höheres Leben eingereiht wird. Das ist undenkbar ohne viel Verzicht und reiches Opfer. Aber jede höhere Ordnung will etwas kosten, denn auch im geistigen Leben der Entwicklung, und hier erst recht, will die alte kaufmännische Regel, die verstohlen aus den Diamanten herausblinkt, nie vergessen sein: was nichts kostet, hat keinen Wert.

Traub.

Aus den Briefen Kleists

I.

Zum ersten Mal liegt jetzt eine kritische Gesamtausgabe von Kleistens Briefen vor; sie ist von Minde-Pouet bearbeitet und bildet den 5. Band der großen Kleistausgabe, die Erich Schmidt — in Verbindung mit Reinhold Steig und dem obengenannten Pouet — im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig herausgegeben hat. Die ganze Ausgabe, die mit großer gelehrter Sorgfalt hergestellt ist, kostet 10 M.; der Preis des einzelnen Bandes wird sich also — gebunden — auf 2 M. stellen.

Die Briefe Kleists bilden die Hauptquellen für die Kenntnis seines persönlichen Lebens, sowohl des äußeren wie des inneren. Der furchtbare Kampf, den der schwer geprüfte Dramatiker mit der Welt und sich selber auszukämpfen hatten, malt sich hier in satten Farben. Von dem Reichtum ihres Inhalts — der Band ist 500 Seiten stark — läßt sich journalistisch nur eine schwache Ahnung geben. Wer seine Kenntnis des genialen Mannes bereichern will, muß zu dem Buch selber greifen. Es soll hier nur ein kleiner Streifzug durch das weite Gebiet der Briefe unternommen werden — ein Streifzug, der hoffentlich in vielen den Entschluß zur eigenen Lektüre wachruft. Die Gelegenheit ist übrigens günstig, auch die Bekanntschaft mit den Dichtungen Kleists zu erneuern. Aus den Briefen fällt ein reiches Licht auf die poetischen Werke des Dichters. —

In unserer Zeit der Frauenrechtlerinnen fällt ein Zug auf, der in den Briefen immer wiederkehrt: die Ueberzeugung des märkischen Junkers von der inferioren Natur des Weibes. Kleist kommt als Dichter den Frauen keineswegs zart entgegen. „Es ist nun einmal das Schicksal Deines Geschlechts, daß es seiner Natur nach in der Reihe der Wesen die zweite Stelle bekleidet", schreibt er an seine Stiefschwester Ulrike, und den Entschluß, nicht Gattin und Mutter werden zu wollen, nennt er einen höchst strafbaren und verbrecherischen Entschluß. — An seine Braut schreibt er ein anderes Mal, daß der Mann nicht nur der Mann seiner Frau, sondern auch der Bürger des Staates sei, daß aber die Frau nichts sei, als die Frau ihres Mannes. Ueberhaupt spiegelt sich in dem Verhältnis zu der Braut seine ganze Auffassung wieder. Es dürften nicht leicht wieder so sonderbare Liebesbriefe geschrieben werden; jedenfalls entsprechen sie durchaus nicht dem, was man sich sonst unter Liebesbriefen eines Dichters vorzustellen geneigt ist. Er führt ihr — durchaus richtig, aber nicht sonderlich galant — den Satz

zu Gemüte, daß sie sich dem Zweck seines Lebens unterzuordnen habe; er schreibt ihr „Denkübungen" vor und stellt ihr Themen, über die sie richtige Aufsätze zu liefern hat, die von ihm ihre Zensur erhalten. Wie er später eine glückliche Verfeinerung ihres Gefühls zu bemerken glaubt, nimmt er das ganz unumwunden und mit einer gewissen Frische für seine erziehliche Tätigkeit in Anspruch. Er behandelt sie überhaupt, so sehr er sie liebt, bis zu einem gewissen Grad als eine Unmündige und gibt ihr dementsprechend auch schließlich den Abschied in einer Form, die keineswegs zu seinen menschlichen Heldentaten gehört. Die dozierenden Briefe, die er ihr schreibt, entspringen natürlich keineswegs einer philiströsen Freude am Besserwissen; einen philiströsen Zug findet man überhaupt nicht im Bilde des Dichters. Wenn er aber vorhanden wäre, müßte er sich auch bei anderen Gelegenheiten äußern. Was Kleist erreichen will, wenn er seiner Braut gegenüber den Schulmeister spielt, spricht er selber mit aller wünschenswerten Offenheit aus. Er kann kein Mädchen brauchen, das fertig ist, so wenig er sich für seine Klarinette ein fertiges Mundstück auf der Messe kauft. Er schnitzt sich das Mundstück selber, damit es zu seinem besonderen Munde paßt, und so will er sich auch sein Mädel selber formen. Mitunter spürt man noch ein anders Motiv durch; man spürt es freilich mehr, als daß es eigentlich zu lesen wäre. Kleist war mit den Traditionen und dem Milieu seiner Familie in unheilbarer Weise zerfallen. Dem Dienst des Königs, sowohl dem militärischen, wie dem zivilen, hatte er den Rücken gekehrt und machte dafür „Versche", wie sich ein preußischer Junker, der beim König Generaladjutant war, auszudrücken beliebte. Er lebte in einem furchtbaren Kerker, weil keine Sprache ihn mit dem Kreis verband, zu dem er menschlich gehörte. Mitunter hört man nun hinter den Briefen an seine Braut etwas wie einen Hilferuf; er ist fieberhaft bemüht, ihr das Große auf geistigem Gebiet nahe zu bringen, um wenigstens *eine* Seele zu haben, mit der sich auch über „Versche" reden läßt. Ueberhaupt handelt es sich, wie immerhin bemerkt sein mag, in dem ganzen Briefwechsel darum, seine Braut zu *heben*; nicht etwa darum, sie herabzudrücken.

Von der philosophischen Befähigung der Frau scheint Kleist offenbar nur eine geringe Meinung gehabt zu haben. Wenigstens schreibt er an Wilhelmine — so heißt seine Braut —, daß sie sich damit begnügen solle, über ihre *irdische* Bestimmung nachzudenken. Was darüber hinaus läge, wäre sogar für Männer unfruchtbar und käme für die Weiber also schon gar nicht in Frage. Dieselbe Auffassung von den geistigen Grenzen der Frau zeigt sich auch an anderer Stelle. Kleist spricht zu Wilhelminen davon, daß er kein Amt annehmen wolle, weil das stille häusliche Glück und die Arbeit an seiner Bildung durch die Bedürfnisse des Amtes gekreuzt werden würden. Für ihn selber spielt auch noch ein zweites Motiv eine sehr wesentliche, wahrscheinlich die allerwesentlichste Rolle: der Wunsch nämlich, seine geistige Freiheit in vollem Umfang zu behalten. Er nennt seiner Braut gegenüber auch dieses Motiv, lehnt aber eine nähere Diskussion ab, weil sie wahrscheinlich, wie alle Weiber, davon nicht sonderlich viel verstehen würde. Als einen etwas einseitigen männlichen Standpunkt darf man es wohl auch ansprechen, wenn er Wilhelminen schreibt: „Sorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden möchte, sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst." Die Unterhaltungskosten der Liebe scheinen mir hier in etwas schroffer Weise dem weiblichen Teil allein aufgelegt zu werden. An einer neuen Stelle heißt es, daß man den Mann an seinem Verstand und das Weib an seiner Güte erkenne. Kleist schwärmt dann nicht wenig von der himmlischen Güte des Weibes, aber zu einem Kompliment für ihren Verstand wird die Schwärmerei trotz allem nicht. Wieder an einem andern Ort spricht er von den Weibern, als von einem „leidenden Geschlecht", das sich den Tätigkeitstrieb des Mannes nicht lebhaft vorzustellen wisse und in dem unverzeihlich brüsken Brief, in dem er Wilhelminen den Abschied gibt, nachdem sie durch alle Schatten einer hoffnungslosen Liebe mit ihm gewandert ist, heißt es gar: „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht; es heißt Ehrgeiz." Die Stellen alle, die ich hier gesammelt habe, reden ja eine sehr deutliche Sprache, besonders wenn man in Betracht ziehen will, daß beispielsweise die letzte durch die begleitenden Umstände, außerordentlich verschärft wird. Immerhin sind es gelegentliche und spontane Aeußerungen, nicht eigentlich programmatische Erklärungen. Aber auch eine solche ist vorhanden, und zwar ist sie mit der energischen Parteinahme abgefaßt, die überhaupt den ganzen Kleist auszeichnet. An die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz schreibt er im Spätherbst 1807 in Bezug auf seine Penthesilea:

> „Ob es bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, solange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt sind, als Naturen wie die Kotzebueschen und Iffländischen nachzuahmen. *Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen oder es müßten eigne Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Dramas, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.*"

Ich muß meine Leser bitten, sich hier zunächst bescheiden zu wollen. Eine wirklich begründete Antwort kann die Auffassung Kleistens im Zusammenhang dieser Artikel zunächst *nicht* erhalten; sie kann es aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie eine Arbeit für sich erfordert. Es ist nun keineswegs meine Absicht, diese Arbeit einem andern zu überlassen. Es gibt ganz im Gegenteil nichts, das mich selber mehr interessiert. Nur den leichten Beutezug, den wir in diesen Artikeln durch die Briefe antreten, darf ich damit nicht unterbrechen. Ist er beendet, stehe ich gern zu Diensten. Bis dahin bitte ich, die Sätze Kleistens im Ohr behalten zu wollen.

Erich Schlaikjer.

Unsere Museen, wie sie sind und wie sie sein sollen.

Fremde sagen dem Deutschen gern eine gewisse geistige und körperliche Schwerfälligkeit nach, welche man bald als Fehler, bald als Vorzug auffassen kann. Jedenfalls ist uns zum Unterschiede von anderen Nationen eine größere wissenschaftliche Gründlichkeit eigen, der Trieb, immer und überall lernen zu wollen, mehr mit dem Verstande, als mit den Sinnen aufzufassen. Diese Gabe ist ein entschiedener Vorzug, bei allen Dingen, welche verstandesgemäß begriffen sein wollen, ein Nachteil dort, wo die Wahrnehmung durch die Sinne in ihre Rechte tritt.

Letzterer Fall tritt ein bei der Besichtigung der in unseren Museen aufgehäuften Kunstschätze, und leider leistet die Anordnung in diesen unserer mangelhaften Veranlagung noch Vorschub, anstatt uns zu der richtigen Art des Sehens anzuleiten.

Mögen ausländische Museen auch nach den gleichen Prinzipien angeordnet sein, wie die deutschen — ich kenne jene zu wenig, um ein Urteil abgeben zu können — dieses Prinzip, das, wie ich später auszuführen mich bemühen werde, ein falsches ist, richtet bei uns wegen unserer nationalen Eigentümlichkeit, auch dort lernen, d. h. mit dem Verstande aufnehmen zu wollen, wo man ihn einmal zu Hause lassen kann, größeren Schaden an, als z. B. in südlichen Ländern, wo ein leichterer Sinn und stärkere Begabung, mit den Augen zu genießen, die fehlerhafte Anordnung nicht so stark empfinden lassen. Man besuche nur einmal eine unserer größeren deutschen Bildergalerien in München, Wien oder Dresden — die Berliner werden ja allmählich einer

Wandlung unterzogen — um zu begreifen, daß dieselben keine Stätte frohen Genießens, sondern vielmehr eine Fortsetzung der Schule sind, in welcher ein möglichst umfangreicher Lehrstoff geboten werden soll.

Das sieht man den Menschen auch wirklich an, welche sich an den Bildern vorbeischieben. Auf allen Gesichtern lastet ein ungeheurer Ernst: man lernt Kunst, so wie man früher französische Vokabeln oder Cauersche Geschichtstabellen gelernt hat, mit dem Bädeker oder dem Museumskatalog in der Hand, werden die besonders hervorgehobenen Werke aus der großen Zahl, der in einem Saal zusammengehängten Bilder herausgesucht, und, wenn gefunden, mit erleichtertem Erstaunen betrachtet.

Wie in der Schule, so gibt es auch hier verschiedene Kategorien von Lernenden, solche, denen das Lernen harte Pflicht, andere, welchen es eine Last ist, die sie aber auf sich nehmen, weil es die allgemeine Bildung erheischt, und schließlich diejenigen, welchen es eine Freude und eine innere Bereicherung ist; letztere leider an Zahl die wenigsten. Die ersteren sind glücklich, wenn sie Geburts- und Todesdaten der bedeutendsten Meister am Schnürchen hersagen und einen Rembrandt von einem Hals unterscheiden können. Man erkennt sie an dem gespannten Gesichtsausdruck, während die zweite Kategorie die Schnellläufer sind, welche beim Betreten des einen Saales schon einen flüchtigen Blick in den darauf folgenden werfen, ob nicht bald das Ende da sei; ebenso wie der Schüler, welcher nach der Absolvierung der ersten 10 Lektionen des großen Ploetz mit Grauen die nachfolgenden überblättert.

Eine Stimmung kann in diesen durch die Eintönigkeit ihrer Ausgestaltung und Beleuchtung unendlich langweilig anmutenden Sälen, deren Wände mit Bildern förmlich tapeziert sind, und an denen manchmal ein Dutzend Werke eines Meisters nebeneinander hängen, unmöglich aufkommen. Diese protzige Anhäufung, welche dem amerikanischen Millionär nur zu gern vorgeworfen wird, muß den Beschauer zum Kritiker machen, ehe er noch ein Genießer geworden ist, und beraubt ihn so des vollen, schönen Eindruckes.

Diese Museen, bei welchen der Wunsch nach Masse, nach Quantität so überwiegend ist, daß eine Sichtung des Stoffes fast zur Unmöglichkeit wird, haben auf den Geschmack des Publikums dadurch allein schon mehr verderblich als veredelnd gewirkt, ganz abgesehen von dem Schaden, welchen sie dadurch den Bildern zufügen.

Und sind denn diese vielen Schöpfungen edelsten Geistes nur dazu da, um sie fein säuberlich und chronologisch geordnet, Wand an Wand nebeneinander zu hängen? Wer kann bei solcher Anordnung einen Hauch von dem Geiste spüren, der sie zum Leben kommen ließ? Wer kann die harmonische Schönheit, die ausgeglichene Heiterkeit und den getragenen Ernst mitempfinden, welche gerade die größten Kunstwerke ausstrahlen? Im Namen der Künstler, welche ihr Bestes an diese Werke setzten, muß man gegen diese schematische Behandlung protestieren.

Welchem Zweck soll denn ein Museum überhaupt dienen?

Soll es eine Lehrstätte sein oder ein Erbauungsort, wo der in der eintönigen Beschäftigung des unschönen täglichen Lebens stumpf gewordene Geist Anregung findet? Haben die Künstler in ihren Bildern und Figuren nur Lehrmittel schaffen wollen, oder haben sie den Wunsch gehabt, durch ihre Werke zu der harmonischen Ausbildung des Menschen mit beizutragen und ihn wenigstens für Augenblicke in die Welt zu entführen, die ihm sonst fremd ist? Wie die Hoffnung, der Stolz und die Unsterblichkeit eines Dichters darin besteht, gelesen zu werden und mit seinen Schöpfungen zu wirken, so verlangt auch der bildende Künstler, daß ihm die Bedingungen erfüllt werden, um mit seinem künstlerischen Geschmack, mit seiner Weltanschauung den Beschauer zu beeinflussen.

Wo in aller Welt verbindet man sonst noch den Begriff der Schule, des Lernens mit einer Kunststätte, wie es doch ein Museum sein soll?

Kein Mensch hört sich die „Eroika" und den „Tristan" an, um zu lernen. Es gilt als ein Zeichen eines barbarischen Geschmackes, einen Abend mit einzelnen Akten aus verschiedenen Opern verschiedener Meister zu füllen, trotzdem die Vergleiche doch sehr lehrreich und instruktiv sein könnten. Aber in Museen ist, was im Theater barbarisch ist, guter Ton: Da hängt Bild an Bild, ein Eindruck den anderen störend, eine Stimmung die andere auflösend, ein furchtbares Kaleidoskop, bei dem einem Künstler, Bilder und Beschauer leid tun können.

Man wende mir nicht ein, daß das wahre, große, echte Kunstwerk den Beschauer so ergreifen müsse, daß er darüber die Umgebung vollkommen vergißt und nur dessen Eindruck lebt.

Zugegeben, daß der Vorbereitete, daß derjenige, dessen künstlerisches Auge geschärft ist, sich von dieser störenden und verwirrenden Umgebung abstrahieren kann. Aber wie viele sind es denn, welche mit den Schöpfungen der Kunst auf so vertrautem Fuße stehen?

Wenn das Museum überhaupt noch einen anderen Zweck verfolgen soll als den, die Schönheiten der realen und der Empfindungswelt, so wie sie sich in starken Persönlichkeiten einstmals widerspiegelten, in deren Werken nur zusammenzufassen, so meine ich, wäre es der Versuch, durch richtige Anordnung der Kunstwerke in dem Beschauer den Sinn für den einfachen Eindruck wieder zu wecken, ihn zu vertiefen, zu sammeln, und dadurch ein Gegengewicht gegen die zersplitternden Einflüsse des Lebens zu schaffen.

Es ist auffallend, daß dasselbe Publikum, welches auf kunstgewerblichem Gebiete Stilwidrigkeiten sich nicht mehr gefallen läßt und einen altdeutschen Schrank in einem Rokokozimmer als unerträglich empfinden würde, über solche Stilwidrigkeiten, wie es die z. B. doch nun einmal ist, wenn man ein Dürersches Porträt in einen großen Oberlichtsaal hängt, schweigend quittiert. Es ist nur daraus zu erklären, daß ihm das Charakteristische, das, was die Größe Dürers eben ausmacht, noch nicht aufgegangen ist, und daß ihm durch eine gesinnungslose Methode des Hängens der Genuß an dem größten aller deutschen Maler verdorben wird.

Gerade die eigenartigen Maler, deren ausgeprägte Persönlichkeit den nachhaltigsten Einfluß ausüben würde, deren Stil gewissermaßen die Quintessenz des Kunstempfindens darstellt, so wie es sich z. B. in Kunst und Kunstgewerbe offenbarte, müssen am meisten leiden, während die leidenschaftslosen, die rasse- und temperamentlosen Mittelmäßigkeiten sich den stillosen Räumen und der stillosen Methode der Anordnung am ehesten einfügen werden.

Ist es eigentlich schon ein eigenartiges, jedenfalls sehr angreifbares Vorhaben, Bilder zu sammeln, so ist es sicherlich kaum zu verteidigen in der Form, in welcher es zurzeit stets ausgeführt wird. Das schematische, mechanische in der Anordnung dieser Museen, das Lehrhafte, widerspricht dem inneren Wesen jeder Kunst so sehr, daß das moderne Museum schon durch den inneren Widerspruch zur Wirkungslosigkeit verurteilt sein muß.

Aber wie sich der vielen Bilder erwehren, unter denen man beinahe erstickt? Der embarras de richesse ist es ja, welcher bisher die Lösung der unhaltbaren Zustände aufgehalten hat.

Man teile meiner Meinung nach die Museen in solche zu Studienzwecken und in — sagen wir Laienmuseen.

Ich für meinen Teil halte erstere nicht für unbedingt notwendig, da hin und wieder zu veranstaltende Kollektivausstellungen einzelner Künstler dem Studierenden der Kunstgeschichte Gelegenheit geben würden, Vergleiche anzustellen, so wie wir ja erst in den letzten Jahren eine Rembrandt-, van Dyk-, Böcklin-Ausstellung gehabt haben; aber da nun einmal schon so viele Bilder gesammelt sind, dürfte das Gros am besten in einem Museum für Studienzwecke untergebracht sein.

Den Hauptnachdruck jedoch lege man auf die andere Gattung Museen, welche dem Laien das Wesen der Kunst näher bringen sollen.

Die schönsten Werke, welche das ehemalige Museum barg, sollen hier vereinigt werden, die besten Skulpturen, die wertvollsten kunstgewerblichen Gegenstände trage man zusammen und rekonstruiere so das Milieu, für welches die Bilder und Figuren einst geschaffen waren. Man versuche einen Eindruck von künstlerischer Abgeklärtheit und Abgeschlossenheit zu schaffen, den z. B. ein Goethezimmer, in

anderer Beziehung in Weimar empfängt, wenn er die geweihten Stätten betritt.

Wie wunderbar müssen die Dürer und Holbein wirken, wenn sie nicht mehr in charakterlosen Oberlichtsälen, sondern in den zupassenden Räumen aufgehängt sind. Einzelne auserlesene kunstgewerbliche Stücke, einige Stühle, ein Tisch, eine Truhe sollen das Interieur und die Harmonie vervollständigen und dem Beschauer den Eindruck eines in sich geschlossenen Stiles wiedergeben.

Natürlicherweise müßte diesen Räumen der Charakter eines „Museums der bildenden Künste" — der Name ist ja an und für sich scheußlich genug, soll aber dem besseren Verstehen zuliebe hier beibehalten werden — gewahrt und der eines „Kunstgewerbemuseums" vermieden werden, d. h. die kunstgewerblichen wenigen Stücke müßten sich den Bildern stets unterordnen, letztere von vornherein, als der beherrschende Ton in dieser Stilsymphonie hervortreten. Der Leiter dieses Zukunftsmuseums müßte in weit höherem Maße als bisher beide Qualitäten, die des Kunstkenners und Fachmannes mit der des schönheitsliebenden Künstlers verbinden, er müßte unbedingt erstere bei aller ihm als Gelehrten angewöhnten Freude am Rubrizieren der letzteren unterordnen: denn in diesen Räumen soll kein Platz sein für trockene Gelehrsamkeit. Schönheit in ihren besten Vertretern soll hier herrschen und die Menschen unter ihr sanftes Joch zwingen.

Nur dadurch, daß in Goethes Haus jedes Stück an seinem Platz steht, daß man dieselbe Treppe hinaufsteigt, die sein Fuß unzählige Male betreten hat, daß man von seinem Arbeitsplatze aus denselben Fenster blicken darf, durch das er gesehen hat, läßt die unbeschreiblich weihevolle Stimmung aufkommen. Dieselben Gegenstände, in den gleichgültigen Räumen eines Museums verstreut, könnten kaum ein antiquarisches Interesse hervorrufen.

Das Zukunftsmuseum wird nun freilich diesen weitgehendsten Forderungen nicht gerecht werden können, da die Bilder, welche es in seinen Räumen zusammenfassen wird, auch früher niemals vereinigt waren.

Um so größer ist das Bedürfnis, denselben ein Milieu zu schaffen, welches den innerlich fehlenden Zusammenhang wenigstens äußerlich ersetzt, um sie nach langem Scheintod, zu welchem sie eine nüchterne Zeit unter Verkennung ihres eigentlichen Wesens verurteilt hatte, wieder zu neuem Leben und zu neuer Bedeutung erstehen zu lassen.

Diese Methode mag man getrost eine Täuschung nennen, da sie in dem Publikum den Glauben zu wecken sucht, die Bilder in einer Umgebung zu sehen, für welche sie von vornherein bestimmt waren und in der sie sich seither befunden haben; jedenfalls ist diese Täuschung ein erlaubter Nothelf, da die gesammelten Schätze doch nicht wieder aufgelöst werden können.

Von den Einwendungen, welche man gegen das Zukunftsmuseum machen kann, möchte ich die wichtigsten hier noch zu entkräften suchen.

Man könnte dem Museum vorwerfen, daß die Häufung der Stile noch mehr Unruhe hineintragen würde, als das bei der bisherigen Anordnung schon der Fall war. Allerdings wäre dieser Einwand zutreffend, wollte man die verschiedenen Stile sich so folgen lassen, als Zimmer sich aneinander reihen.

Ich denke mir jedoch, daß die Bilder einer Zeitepoche, z. B. der Niederländer um Rembrandt in eine für sich abgeschlossene Reihe von Zimmern untergebracht werden, welche ihren Abschluß findet in einen oder mehreren, indifferent gehaltenen Räumen, in welchen Handzeichnungen und Radierungen aus der gleichen Epoche ausliegen und die gewissermaßen den Uebergang aus einer Stilperiode in die andere vermitteln und mildern sollen. Und ebenso kann es bei den Deutschen, Italienern, Spaniern usw. gehalten werden, können Säle mit Handzeichnungen und graphischen Bilderwerken, solche mit Skulpturen und Bronzen ablösen, sowie es die örtlichen Verhältnisse und die zur Aufstellung kommenden Kunstschätze gestatten.

Diese Schilderung der möglichen Einteilung des Zukunftsmuseums könnte leicht den Eindruck hervorrufen, daß durch die ständige Aufeinanderfolge von Bildern und Handzeichnungen, das Schematische wieder die Oberhand gewinnen und die angestrebte Schönheit, welche doch gerade in der Abwechslung liegt, ertöten könnte. Es wird eben Aufgabe des Museumsleiters sein, dies zu vermeiden, und in einer glücklichen Gruppierung von Skulptur und Malerei dieses Gefühl nicht aufkommen zu lassen. Wie diese Aufgabe gelöst wird, wird natürlich allein von den rein künstlerischen Qualitäten des Leiters abhängen.

Den nicht zu unterschätzenden Vorteil bietet diese Einführung mit Handzeichnungen und Radierungen, daß dies wundervoll reiche Gebiet, welches dem großen Publikum bisher so gut wie ganz verschlossen war, wieder erschlossen wird.

Zu Bedenken Veranlassung gibt auch die Platzfrage und damit eng verbunden auch die Geldfrage.

Es ist zweifellos, daß das neue Museum wesentlich mehr Platz beanspruchen wird, als die alten, daß bei der lockeren Art des Hängens, welche in erster Reihe und einzig und allein darauf Rücksicht nimmt, daß das Kunstwerk zu seiner vollen Geltung und von seinen Nachbarn rechts und links nicht erdrückt wird, in einem Raume naturgemäß weniger Bilder werden untergebracht werden können.

Andererseits will man hier doch nur das Beste vereinigen nicht durch die Quantität, sondern durch die Qualität wirken; und welchen Zweck hat es auch, wenn ein halbes Dutzend Porträts von van Dyk genügen, um den Maler ganz kennen zu lernen, ein ganzes Dutzend aufzuhängen. Wer den Wunsch hat, den Künstler noch mehr zu studieren, wird diesem Wunsch in dem Studienmuseum genügen können.

Indem sich das Museum quantitativ so beschränkt, wird es trotz seiner Weitläufigkeit nicht wesentlich größer werden als die früheren und da es auf kostspielige Treppenräume die sich in sein Gefüge nicht einpassen würden und auch vollkommen überflüssig sind, und auf eine kostbare Fassadenanlage, die zu dem Wechsel der Stile im Innern im Widerspruch stehen würde, verzichtet, dürfte auch der Geldpunkt kein unüberwindlicher sein. Wo in unserer Zeit so unendlich viel Geld für sogenannte Kunst aufgewendet wird, und diese sich dort überall breit macht, wo sie nicht hineingehört, sollte es doch möglich sein, die im Vergleiche zu diesen Summen sicher kleinen Beträge aufzubringen, welche notwendig sind, um diesen durch die Jahrhunderte geheiligten Werken der Kunst den ihnen zukommenden Platz zu schaffen.

Wenn ein Staat die besten Schöpfungen des menschlichen Geistes, welche doch Gemeingut sind, sammelt, so übernimmt er damit die Verpflichtung, selbst wenn es große Summen kostete, sie in eine Umgebung zu bringen, die ihre Schönheit zur richtigen Geltung kommen läßt.

J. Molinari.

* * *

Zu diesem Aufsatz wird uns geschrieben: Dem Verfasser ist vielleicht unbekannt, daß viele von den Gedanken und Vorschlägen, die er hat und macht, seit Jahr und Tag im Programm aller modernen Museumsdirektoren stehen, daß es aber eine praktische Frage der Museumstechnik ist, wie weit der Charakter der alten „Kunstkammern" den der Oeffentlichkeit zugänglichen Sammlungen wieder aufgedrückt werden soll. Der Verfasser dürfte dieser schwierigen Frage ziemlich fern stehen; sonst würde er nicht so undenkbare Sachen fordern, wie die Aufteilung der graphischen Blätter auf verschiedene Säle und Perioden. Die Trennung zwischen Studiensälen und Schausälen ist seit zwanzig Jahren in Vorschlag gebracht; man sagt, daß W. von Seidlitz in Dresden die fertigen Pläne in der Tasche habe und darauf warte, daß der sächsische Finanzminister ihm das ersehnte Zeichen gebe. Dieser sächsischen Zukunftsmusik steht die Berliner Gegenwart des Kaiser Friedrich-Museums gegenüber, wo alles das schon durchgeführt ist, was in dem obigen Artikel erhofft wird, soweit es sich nämlich mit dem monumentalen Charakter einer perpetuellen Vorführung verträgt. Hier liegt der Punkt, den der Verfasser des obigen Artikels und mit ihm viele Kritiker übersehen. Die freie Mischung der Kunstwerke und Materiale läßt sich in einer vorübergehenden Ausstellung sehr weit treiben; bleibende Säle unterliegen aber anderen Gesetzen. Den Wünschen des Verfassers entspricht das Münchener Nationalmuseum und in gewissem Sinne auch das Germanische Museum reichlich; aber ein so kluger

Praktikus wie J. Brinkmann hat gegen solche Aufstellungen seine warnende Stimme erhoben. Wir müssen alles vermeiden, was die Bequemlichkeit der Museumsbesucher fördert; ein Museum ist nicht der Platz, um sich in roten Plüschsesseln niederzulassen und hier auf silberne Schalen zu warten, in denen die erlauchten Geister der Vergangenheit ihre goldenen Früchte uns servieren sollen. Dem Bergsteiger gleicht der echte Museumsbesucher, der auf ferne hohe Gipfel steigen will, deren Zugang manches Geröll erschwert, deren Firnen nicht an einem Tage erklommen werden. Das ist nicht jedermanns Sache; aber wann waren Felsen und Abgründe populär? Dies wohlige Einlullen in eine Renaissancestimmung bedeutet keine innere Erhebung und Stärkung sondern begünstigt die geistige Untätigkeit. Nicht an den Sälen, sondern am Beschauer liegt es, wenn sie ihn verwirren. Die alte Pinakothek in München hat ihren berühmten Saal mit den Altdeutschen; da treten Dürer, Pacher, Grünewald, Striegel, Pleydenwurff, Burgkmaier mit ihren besten Leistungen zusammen. Man geht staunend von Bild zu Bild; ein und das andere Mal entfährt uns ein „Donnerwetter". Langsam schließt sich ein herrliches Gesamtbild von deutscher Kraft und deutschem Trotz, deutscher Leidenschaft und Sehnsucht, wir sehen die Höhe, aber auch die Grenze dieser Art. Das ist nicht Stimmung, das ist Bewußtsein, zu der es nur die Wachheit des Geistes und des Auges braucht. Der einzige Fehler, den dieser herrliche Saal hat, ist der, daß er am Anfang der Säle dieses Museums liegt und man nie aus diesem Saal weiterkommt. Wieviel verlören wir, wenn wir diese streng-edle Gruppe auflösten um sie in eine Flucht von sogenannten Stimmungsräumen zu verstreuen! Wie gesagt, das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin bietet schon die äußersten Möglichkeiten der Mischung; trotzdem hat man hier nicht daran gedacht, die strenge Ordnung der Bilder aufzugeben. Wollten wir uns darauf beschränken, die sogenannten Lieblinge des Publikums auszustellen, so bestätigten wir lediglich den billigen populären Augenblicksgeschmack und vergäßen, daß Museen in erster Linie erziehen und die Augenkultur steigern sollen. Sonst könnte man die Millionen nicht rechtfertigen. — Daß Museumsleiter künstlerische Menschen sein müssen, steht außer Frage; der Verfasser des obigen Artikels begeht ein Unrecht, wenn er sagt, „in weit höherem Maße als bisher" müßten die Leiter künstlerisch begabt sein. Jedenfalls verstehen Männer wie W. Bode, H. von Tschudi, R. von Kekulé, die Kunst besser wie ihre Kritiker. Mit munteren Wünschen ist hier nichts getan: wer mitreden will, soll sich ordentlich in die Dinge hereinknieen und wissen, daß die erste Bedingung bei jedem Urteil ist, die Schwierigkeiten zu kennen. Der gesunde Menschenverstand sagt auch hier wie fast regelmäßig das Falsche. Zu den Strickleitern, um auf die Schneehöhe der Bilder zu kommen, gehört das Wissen um die Bedingungen einer entschwundenen Kultur; zum Urteil über Museumstechnik gehört eine innige Vertrautheit mit den Bedingungen öffentlicher Sammlungen, welche den geistigen Besitz ihrer Besucher nicht bestätigen, sondern klären und entwickeln wollen. **Paul Schubring.**

Ein Pfingsten.

Erzählung von F. Reuting.

Das Hochamt war zu Ende.

Aus der Kirchentür schwebten noch ein paar summende Orgeltöne über den herausdrängenden Menschenstrom hin.

An einem der Kastanienbäume des Kirchplatzes lehnte ein junger Mann. Suchend ließ er über die Schar der Andächtigen seine Blicke schweifen, bis sie sich mit denen eines Mädchens in frohem, grüßendem Aufleuchten trafen. Nun verließ er seinen Platz und folgte der schlanken Gestalt, die zwischen vereinzelten Kirchengängern in die Gasse, die in der Mauer des Schloßgrabens entlang lief, einbog und dann stehen blieb, wie um einige der über die Mauer hereinhängenden Goldlackblüten zu pflücken. Wie zufällig trafen die beiden nun zusammen.

„Guten Morgen, Marie, wie war die Predigt heute?"

Damit ging der junge Mann, den Hut lüftend, langsam neben dem Mädchen, daß nun sein Sträußchen beisammen hatte, weiter.

„Ach, die Predigt, Konrad — aber verzeih einen Augenblick, ich will auf einen Sprung zur Liese hinein und sehen, wie es heute geht. Gestern hat man ihr Kindchen begraben, du weißt, es starb gleich, nachdem es geboren war und wie traur', muß die arme Frau daliegen."

„Ja, tu' das, Kind, und grüß' deine Liese von mir, ich warte hier auf dich."

Marie betrat auf den Fußspitzen den schmalen Hausflur, in dem es eigentümlich nach Medikamenten roch. Nun öffnete sich eine Tür, und Marie stand vor einer älteren Frau, die, eine Tasse in der Hand, gleichfalls auf den Fußspitzen das Zimmer verließ.

„Wie geht es heute, Frau Wagner?"

„Nicht schlecht, Fräuleinchen, danke."

„Darf man hinein?"

„Auf fünf Minuten, ja." —

Und nun stand Marie vor dem Bett der jungen Frau, die, ihr zunickend, ein mattes Lächeln herbeimühte. Aber Marie fand keine Worte, es waren ihr plötzlich Tränen aufgestiegen, und so preßte sie nur die Hand der Wöchnerin, indem sie ihr die gelben Blütenstengel hineindrückte.

„Dank dir, Marie, willst du dich nicht setzen? Ich bin nicht so schwach, wie du vielleicht denkst — das wäre ja auch das wenigste — aber . . ."

„Ich weiß, Liese," sagte nun Marie, sich zusammennehmend, „sprich nur lieber nicht, es macht dich traurig." Damit zog sie sich einen Schemel herbei, auf dem eine Bibel lag. Still legte sie das Buch beiseite, nicht ohne einen fragenden Blick zu der jungen Frau hinüberzusenden, dann setzte sie sich.

Aber der Blick war nicht unbemerkt geblieben.

„Gelt, Marie, du wunderst dich," nahm Frau Liese wieder das Wort, „aber sieh', diese Bibel steht in engem Zusammenhang zu dem, was ich dir erzählen möchte, — es ist rasch gesagt, dann gehst du wieder, sonst kommt die Wagnern und zankt — nämlich, ich dachte gleich, als ich mich kräftiger fühlte, daß ich dir's erzählen müßte. Die Bibel gehört meinem Mann, er hat sie seit seiner Schulzeit, aber er gab mir sie nie, weil ich nie danach verlangte, obwohl er zu Zeiten viel darin las und dann stets sagte, es sei doch das interessanteste Buch. Du weißt, er ist nicht übermäßig kirchlich, er ließ und läßt mir stets in solchen Dingen meine Freiheit; daß er damals auf unserer Trauung durch einen protestantischen Geistlichen bestand, sollte nicht den Zweck haben, mich in der Folge nach und nach zu seinem Glauben hinüberzuziehen. Auch als das Kind erwartet wurde, sprachen wir nie über derartige Dinge. Doch hatte ich stets das Gefühl, ich müsse ihm, der mir so viel Liebes und Gutes erweist, bei der Geburt des Kindes in dem Wunsche entgegenkommen, das Kind in seinem Glauben aufwachsen zu lassen — gelt, Marie, du begreifst mich nicht?"

Die Sprecherin unterbrach sich, als sie das plötzlich blaß gewordene Gesicht mit den zusammengepreßten Lippen vor sich gewahrte.

„Erzähl' nur weiter," sagte Marie, ohne auf die Frage zu achten.

„Ich bin dir nicht böse drum, Kleines, denn wenn jetzt noch nicht, so wirst du es doch späterhin begreifen lernen, wie man einem geliebten Manne solch ein Opfer bringen kann, das eigentlich — ich will mich nicht rühmen schließlich gar kein Opfer mehr ist. Aber höre weiter. Das Kind, es war ein Knabe, kam und — starb. Wie wir beide gelitten haben, das kann ich dir nicht sagen. Mein armer Mann war wie gebrochen. Als ich meine Gedanken erst wieder sammeln gelernt hatte, ließ ich Heinrich rufen und bat ihn, das Kind, das nun keinerlei Taufe hatte erhalten können, durch seinen Freund, den jungen Pfarrer B. begraben zu lassen. Dieser sagte Heinrich jedoch, daß er das nicht könne, doch wurde unser Kindchen noch in seine Kirche getragen und dort eingesegnet. Und siehst du" — die junge Frau sprach nun unter aufsteigenden Tränen weiter — „hätten das die andern einem — Heidenkind getan?" Sie hatte Mariens Hand ergriffen und suchte einen Blick in des

Mädchens abgewandtes Gesicht zu werfen, aber vergebens. Marie stand stumm da, nur kurz, wie aus gepreßter Brust atmend; da brach Liese wiederum das Schweigen:

„Du brauchst mir ja nicht zu antworten und nicht Recht zu geben; ich wollte dir ja eigentlich damit nur sagen, wie mir dieser Umstand in meinem großen Kummer zu einer Art von Trost geworden ist, komm, Mariechen, guck mich jetzt einmal an, und wenn du mich wieder besuchst, dann darf ich am Ende schon im Lehnstuhl am Fenster sitzen und kann dann das Fenster im dicken Schloßturm sehen, und dann fallen uns die alten Geschichten ein von deinen Großtanten, weißt du, und vom Lautenspiel und dem blinden Schimmel, denk' nur, die Wagnern weiß die Geschichte auch zu erzählen; sie tut das, um mich aufzuheitern — hast du übrigens Konrad schon davon gesagt?" — So war Liese, die trostbedürftige, unversehens selber zur Trösterin geworden und bemerkte mit Freuden, wie der Freundin Gesicht sich aufhellte.

„Mein Gott, Konrad, er steht draußen und wartet und läßt dich grüßen —"

Da klopfte es an die Tür: „Fräuleinche, es is fast e halbe Stund' geworde, wolle Sie nit lieber jetzt gehe?"

„Doch, doch, Frau Wagner," rief Marie zurück, indem sie sich niederbeugte und einen Kuß auf die Stirn der Freundin drückte. Diese nickte ihr lächelnd zu und bat noch: Stell' den Goldlack bitte dort in das Wasserglas, ich hab' den Duft so gern und es ist —" sie stockte, fast hätte sie gesagt, daß der Weihrauchgeruch aus des Mädchens Kleidern ihr nachgerade Uebelkeit verursache. Marie hatte gewiß wieder ganz vorn am Altar gekniet. Sie schwieg also, der Besuch war auch schon hinaus, sie hörte nur noch die sich entfernenden Schritte des jungen Paares in der sonntagsstillen Gasse — dann flüsterte sie: „Lieber Herrgott, mach's ihnen nicht allzu schwer." — —

Die blonde Marie war das einzige Kind des Rentamtmanns, der in dem alten Schlosse wohnte, seit dasselbe, einst bischöflicher Besitz, dem Fiskus anheimgefallen war.

Des Mädchens Mutter war seit Jahren tot, und eine alte Schwester des Amtmanns, die Tante Lisett, besorgte das Hauswesen, von Mariens junger Kraft unterstützt. Konrad Henning, derselbe junge Mann, der Marie allsonntäglich von der Kirche heimgeleitete, war Architekt und der Sohn eines Jugendfreundes vom alten Amtmann. Er hatte dank der Güte seines Vaters einige Semester Kunstgeschichte studieren dürfen, woran sich eine Reise nach Italien schloß. Jetzt war er vorübergehend in dem Städtchen, um die Wiederherstellungsarbeiten der alten gotischen Pfarrkirche zu leiten, wo ihm sein Kunstverständnis bei der zufälligen Aufdeckung einiger alter Fresken sehr zu statten kam. Es wäre naheliegend gewesen, daß er einen Teil seiner Mußestunden im Hause des Amtmanns verbrachte, doch war er bei seinem Freunde Heinrich Hartmann, dem Gatten der jungen Frau, ein häufigerer Gast. Er hatte dort ein herzliches Entgegenkommen gefunden, wozu sich das feine Kunstverständnis Hartmanns, der Oberlehrer an der städtischen Knabenschule war, wohltuend gesellte. Daß Konrad hier bald häufig mit Marie Wagner, der „Schloßmarie", wie sie kurzweg genannt wurde, zusammentraf, und daß ihm ihre anmutige Gegenwart hier erfrischender war als drüben unter den scharfen Brillengläsern der Tante Lisett, war nur begreiflich. Er besuchte zwar treulich den alten Amtmann zu einem Spielchen am Sonntag abend, im übrigen aber war er froh, daß die Woche sieben Tage hatte. Wie Marie selber Konrads häufige Anwesenheit im Hause der Freunde empfand, das hatten bis jetzt selbst Frau Liesens lebhafte Augen nicht zu ergründen vermocht, wenn sie auch deutlich sah, wie Konrad enttäuscht war, und wie er immer einsilbiger wurde, als er bei seinen Besuchen in der Dämmerstunde das Mädchen einmal drei Tage hintereinander nicht angetroffen hatte. Sie hatte, obgleich er darauf zu warten schien, Mariens mit keiner Silbe erwähnt, und als er dann ziemlich bald wieder gegangen war, unter dem Vorwande, den Freund an der Schule abholen zu wollen, hatte sie befriedigt vor sich hin genickt. —

So gingen fast drei Wochen hin, und Frau Liese kam in bezug auf den Herzenszustand der Freundin nicht ins Reine, mußte aber freilich feststellen, daß Marie ihre Besuche, so oft sie Konrad im Hartmannschen Wohnzimmer antraf, stets unter dem Vorgeben notwendiger Geschäfte daheim, abkürzte.

„Wahrhaftig," sagte sie oft am Ende eines langen Gedankenganges, „ich weiß nicht, wie das noch werden soll mit den beiden — aber ich bin gewiß nicht daran schuld."

„Und möchtest es doch so gerne sein, kleine Heiratsmutter," sagte der Gatte dann lächelnd, „nein, Kind, ich befaß mich lieber mit zweihundert unnützen Schulbuben, wie mit zwei Liebesleuten." — —

Es war ein warmer Tag um Ende März, als Konrad unten im Schloßgraben unvermutet mit Marie Wagner zusammentraf. Er hatte sich ein altes Wappen an einer Stelle der inneren Mauer angesehen, und Marie war gekommen, um dem Vater ein paar der eben erblühten ersten Veilchen noch geschwind vor dem Mittagläuten zu holen. — Es war das erste Mal, daß die beiden jungen Menschen sich allein gegenüberstanden. Und die Frühlingsluft wehte und war voller Veilchenduft. Und hätten Frau Liesens schelmische Braunaugen in diesem Augenblick über die Mauer hereingeblinzelt, dann hätte ihre Besitzerin gewußt, wie es um die beiden stand.

Aber es war nur ein Augenblick. Konrad hatte, keines Wortes mächtig, nur seine beiden Hände dem Mädchen entgegengestreckt, dieses aber war, die ihren wie zur Abwehr in die Höhe hebend, kopfschüttelnd und erbleichend zurückgewichen.

„Marie, aber liebe, liebe Marie, was — was haben Sie, fürchten Sie sich vor mir? Soll ich fortgehen?" kam es schließlich von Konrads Lippen.

„Fürchten — nein, aber — fortgehen sollen Sie, damit — damit ich mich nicht vor — vor mich fürchten muß —" Damit griffen Mariens Hände, wie nach einem Halt suchend, in die Luft, und die schlanke Gestalt wäre umgesunken, hätte Konrad, der mit einem Sprunge an ihrer Seite war, sie nicht gestützt. Doch ging auch dieser Augenblick vorüber. Das Mädchen richtete sich auf und drängte die stützenden Arme, seinem Blicke ausweichend, von sich ab und wandte sich zum Gehen, aber es war, als wollten ihr plötzlich die Füße den Dienst versagen, sie blieb, Konrad den Rücken zuwendend, stehen, die Arme hingen ihr schlaff herab.

„Und ich habe geglaubt, Marie, Sie hätten mich lieb."

Die Worte brachten wieder Leben in die Regungslose. Sie wandte sich zurück.

„Das haben Sie geglaubt? So weit habe ich mich schon vergessen?" Die letzten Worte sprach sie wie zu sich selbst. Ich sollte doch wenigstens — wenn ich schon nicht — anders kann —"

Da lag Konrad zu ihren Füßen. „So ist es also doch Wirklichkeit, meine Marie, du liebst mich also doch?"

Sie stand still und ließ ihre Hände auf seinem lockigen Scheitel ruhen, wie traumverloren, nur vor sich hin nickend, während ihr Blick tief in den seinen sich versenkte. Konrad erhob sich und wollte die liebe Gestalt an sich ziehen, aber sie litt es nicht, sie ließ ihm nur ihre Hände und sagte tonlos:

„So — jetzt nichts mehr, Konrad, jetzt m u ß ich dich fortschicken, es kann ja nicht sein — also quäl' mich nicht länger und geh': frag' mich nicht, frag' den Vater, frag' Liese um das ‚Warum', ich kann dir's heute nicht sagen." Und plötzlich in Tränen ausbrechend, rief sie, immer an seinen Blicken hängend:

„So also sieht er aus, vor dem ihr alle mich warnt? O, Mutter, Mutter!" Und damit stürzte sie davon, ihre Veilchen im Stiche lassend, und flog, ohne sich umzusehen, die moosigen Steinstufen zum Schloß hinauf.

„Wie vor einem bösen Geist," dachte Konrad und bückte sich, um die am Boden zerstreuten Veilchen in sein Skizzenbuch zu legen. Dann ging auch er, und geradeswegs in das Hartmannsche Haus. Als er in die Wohnstube trat, saß das Ehepaar beim Mittagessen.

„Verzeiht," sagte er unter der Tür, „ich kann heut' keine Wirtshausgesichter sehen und keine Wirtshausunterhaltung hören."

„Abgearbeitet?" fragte Frau Liese, indem sie dem Gast ein Gedeck hinlegte.

„Nein, abge — wiesen, einfach fortgeschickt mit der Erklärung: es ist nicht möglich, mein Herr, und den Grund dafür kann ich nicht angeben, fragen Sie andere Leute."

„So hätte die Marie gesagt?“ fragte Frau Liese ungläubig; sie hatte sofort begriffen.

„Nun, wenn auch nicht ganz so, aber doch in der Hauptsache so.“

„Ja, aber ist sie denn von Sinnen?“

„Es wollte mir fast scheinen,“ entgegnete Konrad und war im Begriff ein bitteres Wort hinzuzufügen, als Heinrich Hartmann in seiner ruhigen Weise das Wort nahm.

„Nun laßt einmal mich fünf Minuten lang reden, du, Liese, mit deinem Feuereifer, und du, Konrad, mit deinem gekränkten Selbstbewußtsein seid mir ja verständlich, aber ihr seid nicht gerecht. Ich kenne den alten Amtmann lange Jahre und kannte auch seine Frau. Sie war fanatische Katholikin und hat, so viel ich von der Tante Lisett weiß, ihrem Mann auf dem Sterbebette das Versprechen abgenommen, die Marie streng katholisch zu erziehen und sie später keinem Andersgläubigen zur Frau zu geben. Diese Frau hat es allerdings in ihrer ganzen Ehe niemals zuwege gebracht, daß der Amtmann mit ihr in die Kirche ging. Er pflegte zu sagen: ‚Tue recht, scheue niemand, fürchte Gott, das ist meine Religion und damit basta. Ihr Frauenzimmer müßt noch einen Haufen Krimskrams drum herum haben, je bunter, desto besser, sonst ist's euch nicht wohl. Laßt mich in Frieden, so laß ich euch in Ruh'.‘ Das hat er damals gesagt, und das sagt er heute noch.“

„Ja, und das mit Marie?“ fragte Liese jetzt.

„Vorläufig soll sich aus dem Gesagten ja nur für Konrad der Schlüssel zu Mariens abweisendem Verhalten ergeben. Mag er sich nun allein weiterhelfen, mag er sich den alten Amtmann, der ja an seinen eigenen Worten am besten zu fassen ist, zum Verbündeten gewinnen — es kommt doch auch nicht zuletzt auf die Marie selber an.“

Das fand auch Frau Liese und nahm sich vor, Marien bei nächster Gelegenheit ins Gewissen zu reden; Konrad aber war es, als sei eine Tür vor ihm zugefallen, deren Schloß er erst nach langem Mühen vielleicht würde öffnen können.

Marie vermied es in den folgenden Tagen, der Freundin zu begegnen, als dies aber schließlich doch einmal geschah, mußte sie der unerbittlichen kleinen Frau Rede stehen.

„Du liebst Konrad Henning?“

„Ja.“

„Du möchtest ihn nicht aufgeben?“

„Nein.“

„Aber auch sonst nichts, ihm zuliebe.“

„Nein, wie könnte ich das?“

„Mein liebes Kind, dann ist dir nicht zu helfen. Seht zu, daß ihr euch vertragt, im übrigen verläßt er ja noch Pfingsten unsere Stadt. Und wenn nicht bis dahin“ schloß die Ermahnerin diplomatisch — „einer von euch zur Vernunft gekommen ist, dann sitzt die Sache auch nicht tief, und es wird keinem das Herz gebrochen.“

Marie dachte nach. ‚Er verläßt unsere Stadt‘, wie das weh tat da innen. So klammerte sie sich an die Worte: ‚und wenn nicht einer von euch Vernunft annimmt,‘ — ja es war ja nicht alles hoffnungslos; daß freilich sie selber „der eine“ sein würde, das war ausgeschlossen. Wenn Konrad sie wirklich lieb hatte, dann mußte er einsehen, daß er zuviel verlangte . . . Aber hatte er denn irgend etwas verlangt? Nein — noch nicht, aber sie fühlte, er könnte es wohl tun.

Auch Konrad war nach jenem letzten Besuche bei Hartmanns nachdenklich geworden. Er fühlte, er würde Marie nicht ohne tiefen Kummer missen können. Aber wie sollte er kämpfen gegen den unsichtbaren Feind seines Glückes? Wenn er es täte, würde das Mädchen sich dann nicht um so fester an das Klammern, was er sich nicht erwehren konnte, „ihr Unheil“ zu nennen?

So kam ihr Glaube zwischen ihnen nie zur Sprache, und der Schatten, der damit in ihren sonst so harmlos-heiteren Verkehr fiel, bestand und war nicht zu bannen.

— — — — — — — — — —

An jenem Sonntagmorgen nun schritten Konrad und Marie, nachdem diese die Freundin verlassen, schweigend an der Schloßmauer entlang weiter, bis sie zu einer eisernen Pforte kamen, die ehedem hier nicht gewesen, die nun aber dem, der den Umweg durch das Schloßportal nicht machen wollte, rasch den Verkehr mit dem Städtchen vermittelte; ein paar schwebende eiserne Treppenstufen führten abwärts und mündeten auf einem steinernen Treppenabsatz, von dem viele Stufen, an die Grundmauern eines Seitenflügels gelehnt, in die Tiefe des Schloßgartens führten. Marie benutzte diesen Weg stets, und auch heute zog sie den Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Türchen, dabei einen fragenden Blick auf ihren Begleiter werfend. (Fortsetzung folgt.)

Kunst

Grabmalskunst. Allerorts regt es sich auf diesem Gebiete. Die große Ausstellung moderner Grabdenkmäler, die zuerst in Wiesbaden, dann in Krefeld, Frankfurt und München vorgeführt wurde, hat gezeigt, wieviel und wie bedeutende monumentale Grabmalplastik die deutsche Gegenwart aufzuweisen hat; freilich war dabei auch Gelegenheit, die Gedankenarmut und schematische Art billigen Allegorisierens zu beobachten, mit der der triviale Betrieb diese zarten Dinge nur zu oft abfertigt. Die besten Leistungen, welche auf dieser Ausstellung zu sehen waren, hat ihr verdienter Leiter, Dr. v. Grolman in Wiesbaden, jetzt in einem Abbildungswerk veröffentlicht, das der die Grabmalskunst besonders pflegende Verlag von Otto Baumgaertel (Berlin) in bekannter Vornehmheit ausgestattet hat. Die Münchener Kunst wiegt vor; neben Adolf Hildebrand (13 Arbeiten) kommen G. Roemer, H. Lang, H. Hahn, Th. v. Gosen, J. Floßmann, G. v. Seidl, L. Dasio u. a. zu Wort und Bild; Berlin tritt dagegen stark in den Hintergrund. Nun hat München aber auch in Hans Gräßel einen Architekten, der durch die höchst künstlerischen Friedhofanlagen, die er der Stadt errichtet hat, den Bildhauern eine wundervolle Heimat für ihre Steingedanken sichert. Was wir vor allem bekämpfen müssen, ist die öde Monotonie unserer Friedhöfe, sowohl in der Anlage dieser Gärten der Toten, die heute in die Gräberinseln mit eiserner Reihenfolge gelegt werden, wo der Plan einer preußischen Musterkarte gleicht und jeder Rhythmus des Bodens ängstlich vermieden wird, um nur ja jeden Platz auszunutzen; dann aber noch viel mehr im Grabschmuck, den das gedankenarme 19. Jahrhundert fast gänzlich ans Kreuz geschlagen hat. Wenn wir nun persönliche Denkmäler fordern, so dürfen sie natürlich nicht auf das familiäre Sentiment gestimmt werden, da der Tod eine strengere, erhabenere Sprache verlangt. Einen monumentalen Gedanken verträgt nun freilich nicht jeder Erdenbürger, zumal bei uns die Scheu, mit dem Porträt des Verstorbenen zu operieren, gerade bei den Feinempfindenden vorherrscht. Es gilt da eine feine Mitte zu halten; Angehörige und Künstler müssen zusammen nachdenken und lange überlegen, bis das Edle, Besondere und Ausdrucksreiche gefunden ist. Am Gelde fehlt es nicht; am offenen Grabe ist man besonders willig, Opfer zu bringen. — Der genannte Verlag hat noch ein anderes Grabmalswerk herausgegeben, das G. Voß zusammengestellt hat; die 30 Lichtdrucke dieses Bandes führen Berliner und Potsdamer Gräber der klassizistischen Zeit aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts vor. Dieser Band weckt Staunen und Scham. Denn diese Gräber sind so reif in ihrer künstlerischen Form, so ausdrucksvoll trotz der immer wiederkehrenden Urnen und Klagefrauen, daß man nun erst die ganze Trostlosigkeit der jüngsten Vergangenheit ausmessen kann. Diese Gräber auf dem Jerusalemer Friedhof, in Potsdam und in einzelnen Berliner Kirchen sind so versteckt, daß man sie kaum kennt. Zwar bleibt auch in dieser Umgebung G. Schadows Grabmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche das herrlichste und ergreifendste Stück. Wie würdig ist aber auch die Reihe der Gräber derer, die an Friedrich des Großen Hofe eine Rolle spielten, allem voran das des trefflichen Flötisten Quanz, des von Moehsen und Cothenius, der Leibärzte Friedrichs und vieler anderer. Kein Stück, das gleichgültig ließe, keines, dessen öde Allegoristik uns stumpf machte. Wie spöttisch spricht man oft von „den Musen und Grazien in der Mark“! Nun, Brandenburg brauchte Zeit, bis es sich in seiner Sandwüste heraufgehungert hatte, wie Treitschke es ausdrückte; aber seit Friedrich dem Großen entwickelte sich auch hier eine bodenständige Kunst, nicht auf Hofliebhabereien beschränkt und gerade im Grabmal höchst ausdrucksreich und ergreifend. Wir Heutigen, die wir in der Kunst noch nicht den Stil gefunden haben, der dem weitergespannten Lebensgefühl der Gegenwart entspricht, können vor diesen stillen symbolkräftigen Denkmälern uns zurückfinden zu den elementaren Begriffen, die jedem guten Grabesschmuck eigen sein müssen. Dann werden unsere Kirchhöfe wieder Friedhöfe werden, in die der Lebende gern flüchtet, um im Gespräch mit der Vergangenheit Ruhe zu finden, wo die blühende Natur das schrille Werk des Sensenmannes mildert und wo uns die Stunde, der keiner entfliehn, nicht als drohendes Gespenst, sondern als der ernste Schluß eines nicht gänzlich vergeudeten Lebens erscheint. Die beiden Bände der Grabmalskunst, von der hier die Rede war, seien herzlich empfohlen, namentlich auch für Gemeindebibliotheken. Der Geistliche hat hier eine schöne Gelegenheit, mit klugem Rat den Verlegenen beizustehen und mitzuhelfen, daß die Stätte des Todes mit edlem Geist geweiht werde. P. S.

Allerlei

Nachtfahrt. Ein schwarzes Dunkel, in dem nur der graue Dunst der feuchten Täler ein merkwürdiges und formloses Leben führt, drückt auf die Berge, Wälder, Aecker und umschlingt den Schlaf der Dörfer und kleinen Städte. Da hinein jetzt. — Die Versammlung ist aus. Auf einer etwas abenteuerlichen Stiege geht es zur Straße herunter. Und nun unter Johlen und Grüßen ins Automobil und weg. Vorsichtig sucht der Wagen die steile Gasse hinunter die Rinnen und Prellsteine ab. Die Fenster der alten Häuser blicken auf in seinem hellen Schein. Eine Kurve, eine etwas bockige Bewegung über den schwarzen rauschenden Fluß weg und dann auf der Landstraße in die Nacht und den Wald hinein. Der Chauffeur sitzt wie zum Angriff geduckt vor uns. Und nun geht's los. Der Wagen rast die Anhöhe hinauf, der Dreck klatscht hoch auf, das Schneewasser an den Straßenrändern springt wie ein Goldregen in das helle Licht. Der Schein der Laterne rast hundert Meter voraus, zeichnet leicht Gestalten, Linien, Massen aus dem Dunkel und reißt sie schon in schreckhaft nahe plötzliche Wirklichkeit. Und vorbei. An beiden Seiten stehen kahle, knorrige, windverdrehte Obstbäume. Wie die anschauen: bleich und kalt und wie ein Märchenspuk. Ganz phantastische Ornamente, weißgelbes Linienspiel über einen grauschwarzen Grund gewirbelt. Und dann dazwischen die steilen, langen, schmalen Telegraphenstangen. Es fängt an zu schneien, nicht stark. Goldne Flocken tanzen vor uns. Der Wagen stürmt hinauf und hinunter und die Bewegung, dieses ungewisse, halb ängstliche, mitreißende Fortfort gibt der Seele ein scharfes Tempo. Wie war das: Menschen und Tabaksqualm und Fleischpreise, Bülow, Dernburg, Kampf gegens Zentrum, Politik mit dem Zentrum, Handwerkerfrage, Berufsvereine, Löhne, Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Versicherung — — — die Nacht wird kalt und während man die Decken wieder hochzieht, spürt man, wie der Nachtwind einen innerlich ausgekühlt. Scharf den Haag hinunter, über den Kocher. Und dann bei einer Wendung durch einen hohen Torturm mitten auf den Marktplatz des alten Städtchens. Ein Hund bellt, ein paar Kleinbürger gehen aus der Wirtschaft heraus, gucken und schimpfen. Große überhängende Giebel und schmale, steile Gassen und ein paar trübe Laternen, die über der Straße baumeln — unser brutaler Karren ist in diese Idylle hineingefahren, und vor seinen grellen Strahlen fallen alle Ludwig Richterschen Erinnerungen und Illusionen zusammen. Alle diese schwäbischen Städtchen haben so verflucht steile Gassen. Aufgepaßt! Und nun wieder hinaus. Da läuft es hin, das Tal hinunter neben dem Fluß, der Postwagen trottet vorbei, und die Gäule steigen geblendet. Und nun über die Höhe weg. Aus der Ferne löst sich ein matter Lichtkreis vom Himmel. Dort liegt die Stadt mit ihren Laternen und ihrem Dunst. In einer halben Stunde sind wir zu Hause. H.

Sonett an eine Verstorbene.

Von M. A. Schröder.

Du liebes Angesicht! — Das darf ich sagen:
dir Süßes nachzurufen, darf ich wagen. —
Dich wieder zu mir rufen, darf ich nicht:
So sage ich: Du liebes Angesicht. —

Du liebes Herz. — Du leistetest Verzicht;
und wenn mein eigen Herz im Tode bricht,
so werd' ich auch verzichten auf die Klagen,
und einig sein mit dir, auch im Entsagen.

Jetzt bin ich immer noch nach dir erregt;
und wenn mein eigen Herze in mir schlägt,
so ist es traurig, weil das deine ruht.

Oh du, dein Leben war mein höchstes Gut;
und du besaßest meinen Uebermut,
so daß mich nun mein Unmut nur bewegt! —

Dieses Sonet ist einer umfangreichen Sammlung entnommen (M. A. Schröder. Sonette zum Andenken an eine Verstorbene. Einmalige nummerierte Auflage von 200 Exemplaren. 408 S. Geb. in Leder 25 M. Insel-Verlag, Leipzig.) Wohl wegen ihres hohen Preises fand sie bis jetzt noch wenig gebührende Beachtung. Alle Gedichte haben den gleichen traurig-melancholischen Unterton: sie beklagen in rührend-ergreifenden Klängen den allzu raschen Verlust der „Anima dulcissima", deren wehmütigem Andenken sie geweiht sind. Man wird dieser wertvollen Sammlung einmal in unserer Sonettdichtung seit Platen einen bedeutsamen Platz anweisen müssen. In ihr werden tiefergreifende seelische Erlebnisse so zu dichterischem Ausdruck gebracht, daß die rein formale Vollendung im „artistischen" Sinn eine vollkommene ist, ohne daß doch die unmittelbare Kraft und die lebendige Anschaulichkeit des Gefühls- und Trieblebens dadurch gedämpft und unterdrückt würde. H.

Büchertisch

Die letzte Seele. Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Leixner. Leipzig, G. Wigand. 1907. 75 Seiten.

Es ist der Bericht eines thüringischen Landpfarrers in Waldorf, Carolus Masius, der seine Gemeinde tapfer zusammenhält in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges, schließlich aber durch die schlimmen Schläge der Plünderung, des Mordens und des schwarzen Todes nicht nur Weib und Kind erschlagen findet, sondern allmählich die ganze Gemeinde sterben oder fliehen sieht, bis ihm das letzte Gemeindekind, sein eigenes Söhnchen Martin, mit sechs Jahren auch noch stirbt. „Steinmüde" geht der Backere dann auch fort in den Schnee, wird halb erfroren aufgefunden und durch einen Magdeburger Kaufmann am Leben erhalten. An der Magdeburger Johanneskirche findet er dann eine neue Arbeit und neues Glück. Als 76jähriger Greis findet er den Mut wieder, der überstandenen Schreckenstage zu gedenken und für seine Kinder eine Chronik zu schreiben. Sie ist erschütternd. Alles ist ganz schlicht und wahrhaftig gesagt, von einem Prachtsmenschen, der aus seiner Tapferkeit kein Wesen macht, von einem Erzähler, der das Fürchterlichste selbst erlebt hat, und der deshalb unendlich gütig alles beurteilt. Das Büchlein ist klein, aber jedes Wort sitzt und jede Seite greift ans Herz. Weh und Wunden, ohne Balsam; aber tapfere Herzen, die in Gott so sicher ruhen, daß nichts sie beirren kann. P. S.

Wichtige Neuerscheinungen. I.

Reichstagswahlgesetz und Wahlreglement.
Mit amtl. Anlagen, Wahlprotokolle, Verzeichnis der Wahlkreise, Bericht der Wahlprüfungskommission. Taschenformat rot kart. 60 Pfg.

Die Nebenregierung der Zentrumsherren im Kolonialamt u. die Auflösung d. Reichstags 1906
40 Pfg.

Hoensbroech, Papsttum
Volks-Ausgabe, 2 Bde., je 1.— M.

Einem neuen Sedan entgegen!
von Major Driant Paris 1.— M.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt" Berlin-Schöneberg.

Die besten Uhren

Spezialität: Präzisionsuhren, zusammen 14 mal prämiiert, liefert

Deutsche Uhren-Industrie Berlin 483 Lindenstr. 101/102 a. Friedrichstr. 16.

Echt silberne Remont.-Uhren, prima prima Werk, gesetzl. gestempelt, genau abgezogen, 6 Rubis, 2 echte hochfein verzierte Goldränder, vergold. Zeiger Mk. 8.45.

Dieselbe Uhr, vergoldete Cuvette, 10 Rubis, allerfeinstes Brückenwerk, hochelegante Ausführung Mk. 12.75

Ankeruhren, 15 Rubis, 2 Deckel, echtes Silber, 2 echte Goldränder, prima Präzisions-Werk Mk. 15, 18, 21, 25, 30 bis 50

Gutgehende Nickel-Remontoir-Uhren	von M.	2.70 an
Versilberte Uhren, zwei echte Goldränder	„	„ 3.75 „
Echt goldene prachtvolle Damenuhren	„	„ 13.75 „
Weckeruhren, genau und pünktlich weckend	„	„ 1.80 „
Regulateure, gut gehend, Nussbaum poliert	„	„ 5.75 „
Phonographen, laut spielend reiner Ton	„	„ 4.50 „

Für jede Uhr 3 Jahre schriftl. Garantie. Umtausch gestattet oder Geld zurück.

Pracht-Katalog über Uhren jeder Art, hochmoderne Ketten, Ringe, Broschen, Gold-, Silber-, Kupfer-, Nickel- und Bronzewaren, Phonographen, Musikwerke etc. gratis und frei ohne Kaufzwang.

Anerkannt beste, reelle und direkte Bezugsquelle für Uhrmacher und Händler.

XIII. Jahrgang Ausgabe C

Die Hilfe

Herausgeber: Dr. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 27. Januar 1907

Inhaltsübersicht

Politische Wochen (Wilhelm Schröder — Deutschfreisinnige Parteitagsrede und nationalliberale Wahlrede! — Wagner, Bassermann! — Die Wahlen und die Sozialdemokratie — Die Wahlen und die Zentrumspartei — Die Wahlen und die Polen — Die Wahlen und die Demokraten — Die Wahlen und die Antisemiten — Die Wahlen und die Konservativen — Die Wahlen und die Regierungen — Die Wahlen und die Presse — Die Wahlen und die Kirchen — Die Wahlen und die Juden — Die Wahlen und die Frauen — Die Wahlen und die Arbeiter — Die Wahlen und die Bauern — Die Wahlen und die Beamten — Die Wahlen und die Offiziere — Die Wahlen und die Studenten — Die Wahlen und die Gelehrten — Die Wahlen und die Künstler — Die Wahlen und die Schriftsteller — Die Wahlen und die Juristen — Die Wahlen und die Ärzte — Die Wahlen und die Ingenieure — Die Wahlen und die Kaufleute — Die Wahlen und die Handwerker — Die Wahlen und die Industriellen — Die Wahlen und die Landwirte — Die Wahlen und die Geistlichen — Die Wahlen und die Lehrer

Zum 25. Januar

Während unser Blatt auf dem Weg zu seinen Lesern ist, fällt bereits die Entscheidung. Ein gutes Stück Arbeit mußte von den Parteifreunden geleistet werden. Die ganze Vorbereitung der Wahlen, die wir in 1½ Jahren planmäßig zu erledigen gedachten, drängte sich in wenigen Wochen hastig zusammen. Mag nun der endgültige Ausgang sein, wie er will; dies darf wohl gesagt werden, daß wir alle uns über Begeisterung und Pflichttreue unserer Partei freuen dürfen. Die Neuorganisation, die nach dem Zusammenschluß der Freisinnigen Vereinigung mit den Nationalsozialen langsam einsetzte, hat sich bewährt. Ohne die musterhaft arbeitende Parteizentrale in der Dessauer Straße, ohne die treue Vorarbeit der Provinzsekretäre und der Vereine würden wir den Anstrengungen der plötzlichen Neuwahl überhaupt nicht gewachsen gewesen sein.

Und es würde uns, vor allem in Ostelbien, nicht leicht gemacht. Der ganze preußische Verwaltungsapparat war gegen uns. Trotz der Verfügungen des Reichskanzlers und des Ministers des Innern gegen den „Unfug der Saalabtreibungen" hatten wir unter diesem Unfug fast in jedem Kreis zu leiden. Ein Amtsvorsteher in einem schlesischen Kreis ließ eine liberale Versammlung „wegen Mängeln des Lokals" in einem Saal verbieten, wo am Tag nach dem Verbot eine konservative Versammlung stattfinden durfte. Das ist nur ein Beispiel für viele. In die Versammlungen selbst griffen die Amtsvorsteher oft mit der größten Willkür ein. Ich selbst erlebte es, daß mir in Hohenprießnitz (Prov. Sachsen) ein Graf Hohenthal als Amtsvorsteher mitten in meiner Rede verbieten wollte, gegen die Konservativen zu sprechen. Es gelang mir, den cholerischen alten Herrn davon zu überzeugen, daß er Versammlungen stillschweigend zu überwachen hatte, aber oft sind solche Bemühungen umsonst, und man ist ganz machtlos, wenn bei solchen Gelegenheiten die Versammlungen von der „Behörde" aufgelöst werden. Ueberall, wo die alte preußische Landgemeindeordnung gilt, herrscht der nackte Absolutismus im Versammlungsrecht und teilweise auch während des Wahlakts. Landräte und Amtsvorsteher pfeifen darauf, was die Regierung in Berlin anordnet. Das sind in Wahrheit unzählige „Nebenregierungen", denen die wichtigsten Staatsbürgerrechte völlig ausgeliefert bleiben. Ostelbien mit seinen Dependancen und der deutsche Süden unterscheiden sich, viel mehr als durch die Mundart, durch den Charakter ihres öffentlichen Lebens und die persönliche Wertung des Einzelmenschen. Wer in Ostelbien für uns wirkt, der sieht, daß es hier wirklich noch gilt, ein Volk politisch Höriger zu befreien.

Unser Flügel des entschiedenen Liberalismus hat rund 60 Kandidaturen aufgestellt, während seine Fraktion im letzten Reichstag aus 10 Mitgliedern bestanden hat. Wie stark unsere Partei im neuen Reichstag werden wird, wird fast ausschließlich erst nach den Stichwahlen feststehen. Wir teilen ja das Geschick aller liberalen Parteien, die nicht über eine Wählerschaft mit konfessionell oder wirtschaftlich einheitlicher Struktur verfügen; daher besitzen wir, ohne Wahlbündnisse mit anderen Parteien, wohl fast in keinem Wahlkreis die absolute Mehrheit aller Wähler. Niemand aber weiß heute schon, wie sich die anderen Parteien in der Stichwahl verhalten werden.

Auch die Stellung der Sozialdemokratie zu den Stichwahlen ist noch nicht sicher. Früher unterstützte die Sozialdemokratie ohne weiteres den entschiedenen Liberalismus. Diesesmal ist mit jenen radikalen Elementen zu rechnen, die den Liberalismus zu zerstören wünschen, und die sich von einer planmäßigen Förderung der Reaktion besondere agitatorische Erfolge für ihre Partei versprechen. So hat sich im Wahlkreis Glogau die sonderbare Szene abgespielt, daß der sozialdemokratische Kandidat Zimmer aus Breslau einem bekannten konservativen Führer öffentlich versprach, er werde in der Stichwahl den jetzt freisinnig vertretenen Kreis den Konservativen zuschanzen. Der betreffende konservative Führer bedankte sich dann mit der höhnischen Bemerkung, daß er immer die Sozialdemokraten für „anständigere Menschen" gehalten habe, als die Liberalen. Wir haben vorläufig Grund genug, diese skandalöse Szene der Entgleisung eines einzelnen Sozialdemokraten zuzuschreiben, die Partei aber nicht verantwortlich zu machen. Immerhin ist zu beachten, daß auch der „Vorwärts" kürzlich eine ähnliche Drohung ausgesprochen hat. Mit der Ausführung dieser Drohungen würde die Sozialdemokratie jedenfalls sehr gefährliche Bahnen beschreiten. Ein Reichstag, in dem zu viele Sozialdemokraten und zu wenig bürgerliche Wahlrechtsfreunde vertreten sind, würde eine dauernde Gefährdung des Reichstagswahlrechts darstellen. Da auf diesem Wahlsystem die sozialdemokratische Partei, mit ihrem hauptsächlichen Bestand an politischen Zielen und Personen, doch beruht, deshalb halten wir vorläufig den Parteivorstand für zu klug, als daß er sich zu dem Verfahren politischer Desperados bekennen könnte.

In aller Zersplitterung der täglichen Kleinarbeit behalten wir unser großes Ziel, das vom Tageserfolg unabhängig bleibt. Dieses Ziel deckt sich nicht mit den Wünschen des Fürsten Bülow nach einer „konservativ-liberalen" Mehrheit, die für alle innere Politik ein unmögliches Gebilde ist und die — selbst wenn möglich — nur dann durchführbar wäre, wenn der Liberalismus sich selbst aufgeben würde. Unser Ziel bleibt die Schaffung einer großen staatstreuen Linken. Und mögen Unverständnis und Demagogie unsern Lauf noch hindern: für längere Zeiträume in der Geschichte siegten noch immer Geist und Vernunft.

Eugen Katz.

Die Berliner Wertzuwachssteuer

Die „Soziale Praxis" in einer ihrer letzten Nummern und auch die „Hilfe" haben dem Glauben Ausdruck gegeben, daß die vom Berliner Magistrat vorgeschlagene Wertzuwachssteuer Gnade vor den Augen der Stadtverordnetenmehrheit der Reichshauptstadt finden werde. Und zwar war diese Annahme auf die Tatsache gegründet, daß die zum Zweck der Beratung des Entwurfs niedergesetzte Deputation den darin enthaltenen Steuertarif im wesentlichen nach der Vorlage angenommen hatte.

In Wirklichkeit stehen leider die Aussichten der Vorlage schlecht. Es hat keinen Wert, sich dies zu verhehlen. Die Hausbesitzer-Interessen — man kann in diesem Falle ruhig sagen: die schlecht verstandenen Hausbesitzer-Interessen — sind, wie in anderen Kommunen, so auch in Berlin so stark im Stadtparlament ausgeprägt, daß es unendlich schwer fällt, auf dem Gebiete der Grundwertbesteuerung auch nur schrittweise vorwärts zu kommen. Nur brennende Finanznot und die Angst vor der Erhöhung des Einkommensteuer-Kommunalzuschlags über 100 pCt. hinaus war seinerzeit die Veranlassung, daß die Versammlung in den sauren Apfel der Verdoppelung der Umsatzsteuer biß. Die prinzipielle Zustimmung zu der Grundsteuer nach dem gemeinen Wert anstelle der Besteuerung nach dem Ertragswert der Grundstücke war leichter zu erhalten, da die Grundsteuer in ihrem Gesamtertrage auf Grund der (sehr reformbedürftigen!) Bestimmungen des Kommunalabgabengesetzes auf 150 pCt. kontingentiert ist und es dem mittleren und kleinen Hausbesitzer einleuchtete, daß, wenn nun die „Großen" und die Terrainspekulanten schärfer herangenommen werden, er selbst eine Entlastung erfahren müsse. Diese Steuer nach dem gemeinen Wert ist aber noch nicht in praxi vorhanden; es bedurfte zu ihrer Einführung der Genehmigung einer neuen Grundsteuerordnung. Diese wurde vom Magistrat ausgearbeitet, aber mit der Wertsteuerordnung zusammengekoppelt und so als ein einheitlicher Entwurf an die Versammlung gebracht. Dies geschah gerade vor einem Jahr, am 11. Januar 1906. Diese Verquickung beider Ordnungen miteinander erweist sich jetzt als ein Fehler. Die Steuerordnung nach dem gemeinen Wert war längst angenommen und könnte, wenn sie auch kein Plus in den Stadtsäckel bringt, segensreich wirken, wenn nicht das Schwergewicht der Wertzuwachssteuerordnung daran gehangen hätte. Und an die Aufgabe, sich mit dieser Materie zu befassen, wollten die Haus- und Terrainagrarier Berlins gar nicht so recht heran. Die Verschleppung und die merkwürdig tiefe Gründlichkeit der Beratungen erinnert einigermaßen an Obstruktionsgelüste.

Was ist nun aber erfolgt? Die Kommission wurde nicht von der Angst vor einer Erhöhung der Einkommensteuer gepeitscht. Denn die städtischen Finanzen haben sich wieder gebessert und der Zehnmillionenüberschuß läßt optimistische Hoffnungen aufkommen, daß man neue Gelder gar nicht mehr braucht. Und warum Dukatenmännchen spielen, wenn es nicht nötig ist? So war von vornherein Stimmung dafür da, die Sache als eine ganz nette, theoretische Spielerei zu betrachten, deren praktische Verwertung aber kaum in Frage käme. Dann jedoch brach man der Vorlage erst einmal ihre schlimmsten „Giftzähne" aus — um im Sinne der Herren Zadek und Genossen zu sprechen. Der zweite Absatz des grundlegenden § 7 der neuen Steuerordnung hatte folgenden Wortlaut:

> „Bei der Veranlagung dieser Zuschläge (nämlich zur Umsatzsteuer, also der Wertzuwachssteuerberechnung) ist es **belanglos**, ob der frühere Eigentumswechsel **vor oder nach** dem Inkrafttreten dieser Ordnung stattgefunden hat."

Diesen Absatz **strich** die Kommission. Sie wollte damit die sogenannte „rückwirkende Kraft" der Steuer beseitigen. Wenn es nach ihr geht, so soll die Steuer nur für die Werte zu entrichten sein, die **nach** der Annahme der Steuerordnung sich bilden. Wenn das überhaupt praktisch durchführbar wäre — in Köln hat man es ja bei allerdings gänzlich anders liegenden Verhältnissen in dieser Art versucht —, dann wäre das Ergebnis der Steuer in Berlin für absehbare Zeit gleich Null. Hier, wo der vorhandene Grund und Boden im wesentlichen ausgebaut ist, sind starke Wertzuwüchse, die jetzt erst beginnen, kaum noch in erheblichem Maße zu erwarten. Und von dieser Erwartung ausgehend, daß die Steuer hier eigentlich nur auf dem Papier stehen würde, haben die Stadtväter, großmütig wie sie sind, an dem Steuertarif denn auch nicht viel zu ändern beschlossen. Wenn man bedenkt, was alles abgezogen werden darf an der Wertsteigerung, daß 10 pCt. der Werterhöhung seit dem letzten Eigentumswechsel von vornherein außer Ansatz bleiben, und wenn man noch erwägt, daß die Kommission auch die zu zahlende Umsatzsteuer arg für abzugsfähig erklärt hat —, dann wird man diesen Großmut gegenüber dem Tarif, der im Höchstfall bis zu 20 pCt. des Wertzuwachses — wohlbemerkt des **steuerreifen**, nicht des effektiven Wertzuwachses — ansteigt, nicht allzu hoch einschätzen dürfen. Prägt doch selbst ein Gegner der Wertzuwachsbesteuerung, Dr. **Bredt**, in seiner Schrift „Der Wertzuwachs an Grundstücken und seine Besteuerung in Preußen" (Berlin, Bruer u. Co.) das Wort: „Die Steuersätze sind sämtlich **überaus mäßig**."

Die Zustimmung zu dem Tarif beweist also nichts für eine Liebe der Kommissionsmehrheit zu dem zarten Kinde des Magistrats. Ohne die sogenannte „rückwirkende Kraft" würde die Vorlage, selbst wenn sie angenommen würde, was Kenner bezweifeln, ein Messer ohne Klinge sein. In Wirklichkeit kann aber von „rückwirkender Kraft" der Magistratsvorlage keine Rede sein. Die Steuer soll doch erst dann gezahlt werden — das ist ihr Sinn und ihre Bedeutung —, wenn ein steuerlich erfaßbarer Wertzuwachs durch Verkauf des Grundstückes **tatsächlich dem Verkäufer** zugeflossen ist. Nicht darauf kommt es an, wann und wie sich der Wertzuwachs kristallisiert hat, sondern darauf, **daß** er effektiv ausgezahlt worden ist. Wenn der Staat heute eine neue Vermögenssteuer macht, die am 1. April in Kraft treten soll, dann besteuert er mich selbstverständlich nach dem Vermögen, das ich am 1. April **besitze**, nicht nach dem, das ich vom 1. April an erst **erwerben** werde. Kein Mensch wird behaupten, daß er mich in solchem Falle „rückwirkend" besteuere, da er ja auch das Vermögen trifft, das ich mir, im Vertrauen auf den Fortbestand der Steuerlosigkeit, vor dem 1. April erworben habe. Genau so liegt die Sache im Falle der Wertzuwachssteuer. Hier täuscht sich selbst ein so konsequenter Bodenreformer wie unser Freund **Henrich**, wenn er (auf dem Bundestag der Bodenreformer zu Darmstadt, 1901) sagte:

> „Wichtig erscheint mir auch die Frage, von welchem **Zeitpunkt** bei der Berechnung des Wertzuwachses auszugehen ist. Will man den ganzen, **seit** der Besitzübernahme entstandenen Zuwachs versteuern, so hätte das zwar für den Anfang schon einen ganz schönen finanziellen Effekt, im einzelnen würde jedoch diese Maßregel **ungleich und darum ungerecht wirken**. Man denke nur daran, daß jemand vierzehn Tage vor dem Inkrafttreten einer solchen Steuerordnung einen schönen Gewinn noch steuerfrei einheimsen könnte, während vierzehn Tage später ein Gewinn zu besteuern wäre, der vielleicht innerhalb zwanzig bis dreißig Jahren aufgewachsen ist. Ich würde es darum nicht als einen Verrat an unseren bodenreformerischen Grundsätzen ansehen, wenn man den **vor** dem Inkrafttreten der Steuerordnung entstandenen Wert gleichmäßig **außer** Rechnung läßt und von dem Wert ausgeht, der zur Zeit des Inkrafttretens der Steuerordnung **festgestellt** worden ist."

Diese Henrichsche Deduktion von der „Ungerechtigkeit" und „Ungleichheit" könnte man bei jedem Gesetz anwenden, das mit einem Male kraft der Macht des Staates oder der Kommune in die Erscheinung tritt. Dies trifft nicht den Kern der Sache. Gerade der Umstand, daß ungeheure Bodengewinne sich **jetzt**, unter unseren Augen, realisieren, weil vor fünf, zehn Jahren vielleicht die Stadt Baufluchtlinien angelegt oder die Eisenbahnverwaltung eine neue Station gebaut hat, gerade dieser **gegenwärtige** Gewinnst aus der früheren Tätigkeit anderer, er mußte das eigentliche Steuerobjekt sein.

Die Berliner Stadtväter wollen das Gesetz nicht. Denn sie fürchten für des Terraingeschäft. Und mit Vorliebe sprechen sie daher auch von der Leichtigkeit, mit der die Steuer **umgangen** oder auf den Mieter **abgewälzt** werden kann.

Die Abwälzung, um hiervon zuerst zu sprechen, wäre gleichbedeutend mit einer Mietserhöhung. Diese wäre eine höchst unerfreuliche Begleiterscheinung der Steuer. Aber man braucht sich dieserhalb keine grauen Haare wachsen zu lassen. Schon Adolf **Wagner** sagt:

> „Es gilt die alte nationalökonomische Regel, die schon von der klassischen Nationalökonomie aufgestellt worden ist: eine Steuer, die auf die Grundwerte fällt, kann nicht eigentlich abgewälzt werden; sie wird von demjenigen getragen, der sie zahlen muß."

Als Mann der Praxis auf dem Gebiet der Wertzuwachssteuer hat sich Oberbürgermeister **Adickes** dahin geäußert, daß auch er eine Wertsteigerung nicht erwarte.

Die Dinge werden sich in der Praxis so entwickeln: Den Steuerbetrag wird der Verkäufer des Grundstücks dem Käufer mit auf den Kaufpreis zuschieben wollen. Gelingt ihm dies, so heißt das nichts anderes als: Dem Käufer ist das Grundstück Preis plus Steuer wert. Er würde also eventuell auch **ohne** das Vorhandensein der Steuer den höheren Preis gezahlt haben. Er hofft, von den Mietern mehr heraus zu schlagen. Das kann ihm glücken; aber es kann auch schief gehen. Dann hat er sich eben verspekuliert. Die Frage, ob er eine Mietserhöhung, entsprechend der Verzinsung des übernommenen Steuerquantums, herausholen kann, ist eine Frage des Angebots und der Nachfrage des Grundstück-Marktes. Von der Zuwachssteuer hängt der endliche Mietspreis um so weniger ab, als der Grundstücksverkauf ein zufälliges Ereignis ist, heute hier, morgen dort stattfindet und als die Steuer für jeden Fall eine ganz verschiedene ist, so daß hier eine wirksame Beeinflussung der Markttendenzen gar nicht stattfinden kann.

Die **Umgehung** der Steuer ist ein ernsteres Problem. Man behauptet, daß das Erbbaurecht die Mittel und Wege bieten würde, die Zuwachssteuer zu vermeiden und den weiteren Wertzuwachs sich zu sichern. Wäre das der Fall, so müßte den Privaten das Erbbaurecht entzogen werden können und es nur den Gemeinden anvertraut werden. Weiterhin aber wird behauptet, daß die Gründung einer **Gesellschaft m. b. H.** die beste Gelegenheit gebe, um der Zahlung der Steuer auszuweichen. Solche Gründungen sind in Städten mit Wertzuwachssteuer schon vielfach begründet worden. Der Witz besteht darin, daß die Terraininhaber dem neuen Käufer nicht die Parzelle als solche verkaufen, sondern einen — Anteilschein an dem gemeinschaftlichen Gelände, dessen Stammeinlagen zu so hohen Preisen in die Gesellschaft aufgenommen wurden, daß eine steuerbare Wertsteigerung ausgeschlossen ist. Hier wird über kurz oder lang eine Aenderung der Gesetzgebung eintreten müssen, um die Steuerdefraudierung zu verhindern.

Alle diese Einwendungen reichen nicht hin, um die hohe sozialpolitische Bedeutung der Wertzuwachssteuer zu diskreditieren. Sie wird sich doch schließlich mit der Kraft eines Achtungsgesetzes durchsetzen und damit der Gemeinschaft einen Teil der Werte sichern, die sie selbst geschaffen hat. W. Erdmannsdörffer.

Der stationäre Staat

Es war neulich hier die Rede von dem französischen Rentner, der Achse sozusagen, um die das Schwungrad der französischen Volkswirtschaft — steht, von dem ideellen Mittelpunkt, dessen Bewegungslosigkeit sich den übrigen Gliedern des Wirtschaftskörpers bis zu dessen äußerster Peripherie hin mitteilt. Die Volkswirtschaft Frankreichs wird charakterisiert durch den Begriff: stationärer Staat. Es bleibe dahingestellt, ob der Produktionsfaktor Mensch oder die sachlichen Produktionselemente die Entwicklung stärker nach dieser Richtung hin getrieben haben, konkret gesprochen: ob die Schlaffheit der Franzosen oder der Mangel an Kohle und Eisen bewirkt haben, daß Frankreichs ökonomische Entwicklung hinter der anderer Länder zurückgeblieben ist. Die Franzosen selbst schieben die Schuld gerne auf die „zufälligen" natürlichen Produktionsbedingungen, außerfranzösische Beobachter machen die nationale Charakteranlage hierfür verantwortlich, aber über die Tatsache selbst sind alle einig.

Es ist natürlich, daß die Regierung in einem so demokratisch gesinnten Lande, das die „Demokratie" (nach seinem Sinne) so laut als sein politisches Ideal verkündet — der Stimmung der wirtschaftenden Bevölkerung Rechnung tragen muß; wenn, wie in Frankreich, von etwa 10 Millionen stimmberechtigten Bürgern 7—8 Millionen kleine Sparer (Rentner) sind, so wird die Regierung nicht umhin können, in ihrer Politik auf jene Rücksicht zu nehmen. Es ist in dieser Hinsicht schon bemerkenswert, daß die selbständige Wirtschaftspolitik der Regierung eine verhältnismäßig untergeordnete Bedeutung hat, eine jedenfalls geringere als die sogenannte allgemeine Politik; das Interesse und das Verständnis der Politiker für ökonomische Probleme ist nicht eben groß. Man überläßt am liebsten die Vertretung ökonomischer Interessen den Interessenten selbst, die am besten wissen müssen, was ihnen frommt. Die Mehrheit der alliierten Interessenten, so glaubt man, zeigt an, wo das für die Gesamtheit ökonomisch Wünschenswerte und Ersprießliche liegt. Mit diesem vorrevolutionären Standpunkt, daß die Summe der koalierten Sonderinteressen gleich dem allgemeinen Interesse sei, läßt man sich in ökonomischen Fragen genügen, und so kommt es, daß es im französischen Parlament neben den bekannten Parteien der Radikalen Gemäßigten, Progressisten usw. eine Oel-, eine Wein-, eine Zucker-, eine Alkohol-, eine Sardinengruppe usw. gibt.

Ruhe, Stabilität, Abgeschlossenheit, Harmonie der Interessen charakterisieren das wirtschaftspolitische Ideal des friedsamen Rentners; wenn wir sagen, er sei (von uns aus gesehen) reaktionär, so trifft das nicht ganz zu, insofern er mit seinem Kapital beständig um neue Verwendungsgelegenheiten wirbt, aber in der Richtung seines Ideals liegt allerdings die Hemmung, ja Rückbildung des Fortschritts der produktiven Erwerbszweige.

Der Bauer, der landwirtschaftliche Kleinbetrieb, ist der Günstling der Franzosen, aber die allgemeine, weltwirtschaftliche Konjunktur begünstigt ihn nicht, — den Bauer von ehedem. Auf den schicksalsvollen Scheideweg gestellt, hat Frankreich die Richtung zum Agrarstaat eingeschlagen und scheute keine Opfer und Kunst, das Ziel zu erreichen. Dieses Ziel aber ist: Selbstversorgung des Vaterlandes mit eigenen Lebensmitteln und Sicherung rentabler Preise für den Landmann. Die Unabhängigkeit vom Ausland bei der Nahrungsmittelzufuhr ist ja wohl erreicht; es wird selten und dann hauptsächlich von den Kolonien Getreide eingeführt, aber auf die Preisbildung haben Zölle, Prämien, Grundsteuernachlässe u. a. doch nur beschränkten Einfluß. Doch der Bauer — so tröstet man — ist ein patriotischer Mann, er ist stets geneigt, fürs Vaterland Opfer zu bringen, im Besitz der Scholle liegt die heilige Pflicht, das Vaterland zu ernähren, was liegt ihm schließlich an hohen Getreidepreisen? Und in der Tat sind niedrige Lebensmittelpreise für den Konsumenten etwas sehr angenehmes, und nationalökonomisch angesehen, ist reichliche und billige Volksernährung höchst erwünscht, sintemalen doch die Konkurrenzfähigkeit alter (europäischer) Länder nicht mehr auf dem Getreidebau beruhen kann.

Weit bedenklicher steht es mit der französischen Industrie. Den Franzosen von heute scheint der Sinn für großzügige, weit ausholende Unternehmerarbeit zu fehlen oder abhanden gekommen zu sein. Sie huldigen wohl in praxi dem Colbertismus, aber vom Geiste Colberts ist kein Hauch zu spüren. Colberts Maßnahmen hatten den Sinn, Industrien ins Leben zu rufen, den Unternehmungsgeist aufzumuntern und nach Frankreich zu locken. Die Mittel der heutigen Regierungen dienen dazu, das noch bestehende mühsam am Leben zu erhalten, damit es nicht vollends wanke; aber trotz eines ganzen Systems kunstvoller und künstlicher staatlicher Eingriffe ist heute Frankreichs Industrie unbedeutend, stagnierend und auf dem Weltmarkt kaum konkurrenzfähig. Es ist zwar in einem Lande, dessen Bevölkerung nicht zunimmt (vielleicht nicht zunehmen darf, wenn die bisherige Lebenshaltung aufrecht erhalten werden soll), die Ausfuhr von Industrieartikeln keine so zwingende Notwendigkeit wie dort, wo man nur die Wahl zwischen der Ausfuhr von Menschen oder der Ausfuhr von Waren hat, aber da der innere Markt nur eine beschränkte Aufnahmefähigkeit hinsichtlich der Art und Menge der Produkte hat, so ist für die Größe und den Fortschritt der Industrie eines Landes sowie für ihre Mannigfaltigkeit die Ausfuhr nicht zu entbehren. Industrien, die einstmals französische Spezialitäten waren, wie die Wollindustrie und die Lyoner Seidenindustrie, sind es heute nicht mehr; in Branchen, für die Frankreich ein langdauerndes Monopol besaß, stockt die Ausfuhr oder geht zurück, erst recht in anderen. Als Gründe werden von sachverständiger Seite angeführt: veraltete Technik, schlechte Organisation des Vertriebs der Waren, mangelnde Anpassungsfähigkeit an die „Demokratisierung" des Konsums (ein Mangel, der vielleicht unter anderem Gesichtspunkt eine Tugend ist), rascheres Fortschreiten anderer Länder. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß diejenigen Industriezweige, die Massenabsatz im Inland und den Kolonien und wegen ihrer Jugend bessere technische Ausrüstung haben, wie die Baumwollindustrie, sich am besten befinden. Natürlich gibt es auch heute noch Produkte, in denen Frankreich tonangebend ist; aber seine dominierende Stellung ist auch hier entweder von anderen Ländern bedroht oder diese Produkte sind am Weltmarkt von untergeordneter Bedeutung, so hoch sie als künstlerische Leistungen stehen mögen.

Es ist wohl doch nicht allein die bloße instinktive Abneigung des Rentners gegen die riskante Industrie, sondern mehr oder weniger deutliche Einsicht in die Stagnation und geringe Rentabilität der französischen Industrie, die es macht, daß er sich an französischen industriellen Anlagen nicht beteiligt. Dies äußert sich sowohl in der Armut der Pariser Börse an industriellen Werten, als auch in dem niedrigen Kurs der gehandelten Industriepapiere. Man hat berechnet, daß von dem gesamten Besitz an Mobiliarwerten inländischen Ursprungs nur 10—15 pCt. auf Industrieaktien entfallen. „Entweder hat sie (die Pariser Börse) nur Aktien einiger alter Unternehmungen, die zwar blühen, aber nur langsam sich entwickeln, wie z. B. die Aktien einiger Wasser-, Gas-, Transportgesellschaften — — — — oder aber enthält sie eine lange Serie von Aktien, in denen Umsätze höchst selten sind, resp. gar nie stattgefunden haben."

Wenn auch an den Provinzbörsen wie Lyon, Marseille, Lille regeres Leben in Industrieaktien herrscht, so werden dort in der Hauptsache doch nur Spezialwerte mit lokaler Klientele gehandelt, die für den fernerstehenden Kapitalisten kaum in Betracht kommen, abgesehen davon, daß die Umsätze an den Provinzbörsen im Vergleich zu Paris sehr geringfügig sind. Die Aktien fast aller von 1871—1892 gegründeten Industrie- und Handelsunternehmungen sind unter pari. Die in diesem Zeitraum in Frankreich und

Algier gebauten Eisenbahnen sind zum größten Teil unrentabel. „Ferner sind in Paris acht neue Banken entstanden; ihre Aktien waren mit Ausnahme der des Crédit Algérien, die einen sehr beschränkten Markt haben, 1892 sämtlich unter pari . . . . . Symptomatisch für die Stagnation des Unternehmungsgeistes aber ist, daß sich seit 1872 in Paris wenigstens keine neue Bank mit gutem Erfolg gebildet hat." (Nach der sehr bemerkenswerten Arbeit von Dr. Karl Rimmich: Die Ursachen des niedrigsten Kursstandes deutscher Staatsanleihen. 77. Stück der Münchener Volksw. Studien. Cotto 1906, 357 S. 8 M.)

Was fängt also der Mustersparer, wie man den französischen Rentner bezeichnen kann, mit seinem Geld an? Er wendet sich an den Staat. Wenn einstmals einzelne Personen oder ganze Familien sich am Staate bereicherten, indem sie ihm die Mittel zur Erfüllung seiner wirklichen oder vermeintlichen Zwecke gewährten, so bietet sich der heutige demokratische Staat der ganzen Masse seiner geldsparenden Bürger als Rentenquelle dar, als Institution, die das Ersparte gegen Zins und Sicherheitsleistung hinnimmt. Daß auf diese Weise unter anderem auch für die Gesamtheit nützliches zustande kommt, ist ein beinahe zufälliger Nebenerfolg. So wird Frankreich zur Sparkasse der Welt, ein Reservoir, aus dem (wie erst die letzten Monate wieder gezeigt haben) nicht nur sinkende, sondern auch aufstrebende Staaten gierig schöpfen; es gleicht dem alten, lieben Onkel, der bald diesem, bald jenem Neffen aushelfen muß, weil alle davon überzeugt sind, daß er selbst mit seinem Geld nichts anzufangen weiß. Der französische Staat hat nun aber bei seinen Geldgeschäften eine Geschicklichkeit und Initiative entwickelt, die seinen privaten Unternehmern vielfach zum Vorbild dienen könnte. Er bekommt — trotzdem er unter allen Staaten die größten Schulden hat — nicht nur soviel Geld, als er will, sondern er bekommt es auch zu günstigsten Bedingungen, und daß die Kurse der französischen Staatsanleihen höher sind, als die der deutschen (trotzdem diese keine schlechtere Fundierung haben), ist mit auf eine Reihe von Maßregeln zurückzuführen, die von der größeren Geschicklichkeit und besseren Technik des französischen Fiskus zeugen.

Es mag gewagt erscheinen, wenn ich behaupte, daß sich selbst der moderne Lohnarbeiter, das labilste und beweglichste Element jeder Volkswirtschaft, und gar der französische Lohnarbeiter, dessen Unstetigkeit und „revolutionäre" Gesinnung sprichwörtlich sind, als friedliches Mitglied in den stationären Rentnerstaat einfügen läßt und nicht imstande ist, den Charakter der modernen französischen Wirtschaftsverfassung von sich aus umzuändern. Zunächst einmal ist das Lohnproletariat Frankreichs im Vergleich zu den selbständigen Berufsklassen numerisch unbedeutend. Das Angebot an Arbeitern ist gering, aber auch die Nachfrage nach Arbeit infolge der Stagnation der Industrie. Da die Warenpreise nicht höher sind, als in anderen Ländern, steht sich der Lohnarbeiter trotz geringer Produktivität der Industrie nicht schlechter als in anderen Ländern. Seine eigene Leistungsfähigkeit bleibt nahezu konstant, die Technik ändert sich wenig; ist ja auch das Gewerbe Frankreichs zum großen Teil Handwerk, handwerksmäßiger Kleinbetrieb, die „Arbeiter" Kleinmeister, von deren Geübtheit und Geschicklichkeit mehr abhängt, als von den spärlich verwendeten Maschinen. Der geistige Habitus solcher Handwerker („maitre ouvrier") ist bekannt: äußerlich revolutionär, innerlich stationär (umgekehrt wie beim englischen Arbeiter). Wie alle Politik in Frankreich mit Emphase an die glorreiche Revolution anknüpft, so auch die Politik der Lohnarbeiter; das wirtschaftspolitische Ideal der Revolution war aber nicht der moderne, weltwirtschaftlich orientierte Kapitalismus, sondern die fast abgeschlossene Eigenwirtschaft bäuerlich und bürgerlich einfacher Leute. Und so entspricht dem landwirtschaftlichen Kleinbetrieb ein handwerksmäßiges Gewerbe und ein kleinbürgerlich gesinnter Lohnarbeiter. Als krasser Individualist ist er ungemein schwer zu organisieren, und bei der Enge seiner (meist lokalen) Interessen nicht allzu opferbereit für seine Klasse. Und selbst in seinen radikalsten Idealen, wie in der großen Vorliebe für die Produktivgenossenschaft, verrät er noch durch prinzipielles Festhalten am Privateigentum seinen gutbürgerlichen Sinn. So symptomatisch uns die Begeisterung und das große Pathos der französischen Proletarierführer berühren mögen, und so sehr die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen den sozialistischen Parteien für die Lebendigkeit und Kraft der Bewegung zu sprechen scheinen: diese Tatsachen dürfen uns doch über die geringe Schwungkraft und die unsozialistischen Gesinnungen der Geführten nicht hinwegtäuschen.

Staab i. Böhmen. **Arthur Salz.**

Antike und Gymnasium

I.

Wir hören seit hundert Jahren die Vertreter des Gymnasiums sagen, um ein wahrer, edler Mensch zu sein, muß man versuchen, den alten Griechen ähnlich zu werden. Das erreicht man, wenn man ihre Sprache gründlich erlernt und sich ganz in ihrer größten Dichter, Denker und Künstler geistigen Nachlaß versenkt. Nun ist es aber, wie wir heute wissen, unmöglich, sich von Rasse, Tradition, Himmelsstrich, Klima und Zeitalter loszumachen, unmöglich, alte Kulturen zu wiederholen. Die an eine unlösliche Aufgabe verschwendete Kraft konnte keinen Segen von Dauer bringen: Die Frucht war nicht eine Neuauflage der alten Griechen, nicht eine Blüte edelster Vollmenschen, sondern leider nach einem flüchtigen idealen Ansatze die Züchtung von einer Menge philologischer Spezialisten, denen es nicht an gelehrtem Wissen, aber gerade an *dem* oft im empfindlichsten Maße fehlte, wonach sie verlangt hatten: an einer freien, allgemeinen menschlichen Bildung. An den Folgen dieses falschen Ideales krankt auch unsere Zeit noch, denn es ist, wie *Friedrich Paulsen* treffend sagt, das Verhängnis, daß die Ideale *eines* Zeitalters zu Verordnungsparagraphen des folgenden werden. Wir können uns diesen Satz zu eigen machen und ganz allgemein sagen: Die Ideale der alten Griechen — von denen diese selbst übrigens lange nicht so viel Wesens und Redens machten als wir — diese Ideale sind bei uns sämtlich Verordnungsparagraphen geworden. Hier gilt einmal wieder das Wort:

„Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage."

Schon überzeugte Verehrer der altklassischen Bildung, wie *Ernst Curtius*, erkannten den Widerspruch, in den unsere Schule zu ihrem Vorbilde und eigentlichem Ziele geraten war. „Dem Gymnasiasten," sagte er, „der an einem heißen Sommertage seinen Schuldienst antritt, will es schwer einleuchten, daß schola ‚Muße' bedeute." Die Griechen würden uns Lehrer nicht Weise, sondern Sophisten genannt haben. Denn die Sophisten waren die ersten, die vom Wissen Profession machten, sich für ihre Lehre bezahlen ließen und dadurch den Grundsatz der Hellenen verleugneten, die jede einseitige Virtuosität für Mißbildung hielten. Unter „Philosophen" sind auch bei Plato die zu verstehen, die die höchste wissenschaftliche Erkenntnis besitzen. Er charakterisiert sie selbst als Menschen, welche die Begriffe aller Dinge erkennen. Zu seiner Zeit war auch die Philosophie noch keine Spezialwissenschaft, sondern umfaßte die *gesamte* Wissenschaft; ja, sie war noch etwas mehr als alle einzelnen Wissenschaften zusammen genommen, sie bedeutete zugleich, wie im modernen Sinne, die Zusammenfassung alles Wissens zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung. Wir finden bei ihm im „Staate" die sokratische Forderung, daß nur die besonders dazu Ausgebildeten den Staat leiten sollen, auf ihren reinsten und vollkommensten Ausdruck gebracht. Wenn wir aber lesen, wie Curtius das Treiben der neu auftretenden Sophisten kennzeichnet, so sollte man meinen, er zeichne ein Bild von uns deutschen klassischen Philologen und sonstigen Spezialgelehrten: „Sie trennten sich vom Gemeindeleben; sie suchten sich über jede örtliche Beschränktheit zu erheben, alles nach theoretischen Gesichtspunkten zurecht zu legen und zu reformieren. Wer leugnet, daß sie eine Fülle fruchtbarer Keime der Erkenntnis an das Licht gefördert haben! Aber die schöne Harmonie, die Unmittelbarkeit und frohe Sicherheit des Lebens, woraus die Kunstschöpfungen der klassischen Zeit Griechenlands hervorgegangen sind, war dahin, und während die großen Philosophen Sokrates,

Plato, Aristoteles, alles daran setzten, mit dem Volksbewußtsein in Einklang zu bleiben, indem sie den Inhalt desselben klärten, vertieften und vielseitig verwerteten, machte die Sophistik einen Riß, welcher niemals geheilt worden ist."

Während unsere Gymnasiasten ebenso täglich mit dem Worte vertröstet wurden, daß sie nicht für die Schule, sondern für das Leben lernten, empfanden sie und zumeist auch ihre Eltern doch ganz richtig, wie fern man sie von dem draußen mächtig pulsierenden Leben hielt; wenn sie als „reif" entlassen wurden, dann hafteten ihnen meist schon dieselben Fehler an, die auch die Vertreter der Sophistik mehr und mehr verkümmern ließen: Die aus der Isolierung hervorgehende Einseitigkeit verleitete zur Abkehr von der großen Masse, die man mit Horaz echt „klassisch" als profanum volgus glaubte mißachten zu dürfen. Die gelehrte Verkehrtheit wurde dadurch in unserem Lande immer größer; die Wissenschaft ohne lebendigen Inhalt artete vielfach in einen trockenen Formalismus aus, in eine pedantische Schulweisheit, welche die Menschen, die darin ihre Lebensaufgabe suchten, um so lächerlicher machte, mit je anspruchsvollerem Dünkel sie sie vortrugen. Daher im Altertum der üble Klang des Wortes „Scholastikos", d. h. des ganz der Muße Lebenden, die älteste Benennung eines Gelehrten vom Fach, mit welcher man schon im Anfang der Kaiserzeit einen verknöcherten Pedanten zeichnete" (E. Curtius, „Arbeit und Muße", 1875); daher auch bei uns schon ein immer stärker hervortretendes Mißtrauen gegen die Brauchbarkeit und den normalen Verstand derer, die ganz in gelehrten Studien, zumal dem des klassischen Altertums aufgehen.

Unser Volk will nicht mehr an die Lehre glauben, daß besonders diese Studien für das Leben geschickt machen: Nicht aus Nützlichkeitsrücksichten lehnt es das alte Ideal ab. Wenn es sich um die Bildung ihrer Kinder handelt, ist den Deutschen kein Ziel zu hoch. Nein, sie glauben einfach nicht an den Segen der Studien, aus denen sie so viele dumme, plumpe, materialistisch gesinnte, hochmütige und einseitige Bildungsphilister hervorgehen sahen. Sie beobachten mit kritischen Blicken den feudalen Korpsstudenten, den gestriegelten Referendar, ihre Ballgespräche, ihre Haltung und ihre Unterhaltung und sehen sich die jungen Lehrer an, die ganz getränkt sein sollten mit antiker Humanität, finden aber da selten die edle Blüte so schön entfaltet, daß sich dadurch die großen Mühen und Kosten rechtfertigen ließen. Kein Zweifel, daß zwischen Wirklichkeit und Ansprüchen ein Zwiespalt klafft: Der akademisch Gebildete gilt nicht mehr als Elitemensch, und deshalb fängt man an, diesen Bildungsweg kritisch zu prüfen. Das führt zu allerlei lehrhaften Betrachtungen:

All das, was unseren Schülern in den altklassischen Studien als geistiges Turngerät geboten wurde und vielfach noch geboten wird, war bei den Griechen Mittel des Genusses und der Freude, ist also in seiner Nutzanwendung völlig verschoben.

Homer soll man genießen, soll von ihm ergriffen und begeistert werden — mühelos, in unmittelbarer freudiger Hingabe, nicht aber soll man ihn zum geistigen Turngeräte erniedrigen, an dem man Sprach- und Sachstudien betreibt. Griechische Tragödien zu hören, war die Sehnsucht und Wonne der jungen Athener: sie drängten sich dazu, in den festlichen Chören womöglich selbst mitwirken zu dürfen: das war höchste Wonne, höchstes Lebensglück! Da jauchzte die Seele auf im Vollgefühle aller hohen Empfindungen, deren ein Menschenherz fähig ist: Man denke sich den blühenden, von Kraft und Lebensfreudigkeit strotzenden Knaben, denke sich dazu den Sonnenglanz des attischen Himmels, denke sich den feierlich frohen Zug der geschmückten Bürgerschaft, die nationale Begeisterung nach Befreiung des Vaterlandes, dazu den Stolz des Knaben, der bei Flötenspiel und Gesang in schmucker Kleidung im festlichen Reigen vor den Augen seines Vaters und aller angesehenen Mitbürger an dem Gottesdienste mitwirken darf, denke sich all diese Lebensfreude und Lebensfülle — und dann vergleiche man damit des Kontrastes wegen das Bild des bleichen, bebrillten Primaners, der nach 6 bis 7 Schulstunden am Abend noch, schon matt und stumpf, mit Ungeduld nach dem Nachtlager oder unter Sorge vor des Lehrers Urteil in seiner Studierstube den Text der alten griechischen Tragödien mühsam mit Hilfe des Lexikons zu enträtseln sucht oder wohl gar sich notdürftig und nur zum Schein mit einer Uebersetzung für die nächste Stunde vorbereitet. Man male sich diesen Gegensatz lebendig aus und frage sich dann, ob wir mit unserer Bemühung denselben Segen stiften werden und überhaupt stiften können, den die Griechen spielend gewannen? „Wenn zwei Menschen dasselbe tun, ist es nicht dasselbe" — wenn aber zwei Völker dasselbe auf ganz verschiedenem Wege erreichen wollen, so werden sie erst recht zu ganz verschiedenen Zielen kommen."

Aehnliches würde nur durch ähnliche Mittel zu haben sein. Man müßte also unsere Knaben etwa in Bayreuth in Wagnerischen Opern als Choristen mitwirken oder sonst bei öffentlichen nationalen Kundgebungen tätig Anteil nehmen lassen und sie somit mitten hineinstellen in das flutende Leben. Die Oberammergauer Bauern erleben so echt hellenisch ihre eigene Kunst. Man verspotte diesen Gedanken nicht! Denn im wesentlichen sind auch Goethe, viele bedeutende Dichter und Künstler bei uns so zu Kultur gekommen. Man braucht auch bloß einmal unseren Schülern eine solche Aufgabe zu stellen, Theateraufführungen, Konzerte, Schauturnen oder dergleichen, und sofort hat man sie alle in glühendem Eifer.

Unseren Schülern gefällt auch die griechische Kultur sehr gut, sie blicken mit Wehmut in jene ferne Zeit zurück, da man noch verschont blieb vor den Grammatiken von drei bis fünf Fremdsprachen und von Examens- und Versetzungsnöten nichts ahnte: Sie verstehen nur nicht, weshalb wir ihnen die Freuden des alten Hellas so goldig malen, dabei ihnen aber nichts als das Staunen überlassen. Ihnen ist zumute wie den armen Handwerksburschen, die durch die Glasscheiben des Hotels einem glänzenden Diner zuschauen. Kein Zweifel, daß das alles sehr schön ist und gut schmeckt, aber — wi kriegt man nich! Was eben den Griechen Ausdruck der Muße und der Lebensfreude war, das müssen wir unseren Schülern zur Quelle angestrengter Arbeit und — was schlimmer ist — zum Gegenstand von Prüfungsnöten machen. Selbst frohe Zechlieder, lose Liebesgesänge, dort unter Lachen und Singen, Scherzen und Herzen genossen, werden bei uns unter Bangen und Sorgen präpariert und müssen einem zensierenden Lehrer als Wertmesser der Intelligenz und des Fleißes seiner Schüler herhalten.

Professor Wilamowitz von Möllendorff einer der wenigen Philologen, der an seiner Liebe zum klassischen Altertum das gesunde Augenmaß für den Kulturwert der antiken Nachlassenschaft nicht verloren hat, nennt z. B. die Liedersammlung des Theognis ganz angemessen ein antikes Kommersbuch. Damit ist schon gesagt, daß es für unsere Schüler auch nur dann Wert hat, wenn es als Quelle der Lebensfreude empfunden wird.

Nun besteht ja einmal die unvermeidliche Schwierigkeit, daß erst die Hindernisse wegzuräumen sind, die uns die fremde Sprache in den Weg stellt. Diese verdrießliche Vorarbeit sollte aber möglichst beschleunigt und dem Lernenden möglichst erleichtert werden. Wer jemanden zum Genusse einer antiken Statue bringen will, wird diese nicht erst in hundert Kartons, Kisten und Kasten einpacken, aus der sie der Schüler mühsam heraus zu holen hätte, sondern möglichst schnell alle Hindernisse wegräumen, damit das Kunstwerk gleich mit voller Macht auf den Beschauer wirke. Bei uns zu Lande muß aber alles durch Schweiß erkauft werden. Man beruft sich dabei wieder ganz verkehrt auf die alte Bauernregel, die Hesiod zuerst aussprach, daß die Götter den Schweiß vor die Tugend gesetzt hätten. Gewiß, wer ernten will, muß vorher säen, wer körperlich stark werden will, muß vorher Gymnastik treiben, wer aber Homers Gesänge genießen will, der bedarf dazu keines vorausgehenden Schweißbades.

Steglitz. **Ludwig Gurlitt.**

Von der Fabrikinspektion in Baden

Die Tageszeitungen haben schon berichtet, daß die auch in diesen Blättern öfters rühmend erwähnte badische Fabrikinspektorin Frl. Dr. Baum ihre Entlassung genommen hat und daß auch gleichzeitig der erst im vorigen Frühling in die Inspektion eingetretene Arzt — der erste solche in Deutschland — Dr. Holtzmann auf seinen dringenden Wunsch wieder ausschied. Man hat zu Anfang der Aera Bittmann und durch Vergleiche mit dem Muster-Fabrikinspektor Wörishoffer mancherlei erzählt und geschrieben, was Bedenken erregte, aber es hat sich dann doch gezeigt, daß die badische Fabrikinspektion in Wörishoffers Geist weiter geleitet wird. Es schieden allerdings die leistungsfähigen Mitarbeiter Wörishoffers aus, Regierungsrat Schellenberg wurde technischer Referent im Ministerium des Innern und Dr. Fuchs Kollegialmitglied der Landdirektion mit dem Titel Baurat. Dagegen hatte man für die durch ihre Verheiratung ausscheidende erste Fabrikinspektorin Frl. Dr. von Richthofen eine sehr leistungsfähige Nachfolgerin in Frl. Dr. Baum gefunden und endlich auch einen Arzt, der aus Liebe zur Sache sich dem Arbeiterschutz widmete. Was die zuweilen verlautenden Klagen anlangte, so betrafen sie vorzugsweise das neue mehr bureaukratische System in der Behörde. Wörishoffer war der Kollege seiner Mitarbeiter, sein Nachfolger mehr Vorgesetzter, und es fühlten das wohl besonders Dr. Fuchs und Frl. Dr. Baum, die sich durch wissenschaftliche und praktische Leistungen bei den Sozialpolitikern wie bei den mit der Inspektion verkehrenden Interessenten besonders der Arbeitnehmer eine gewisse Popularität erworben hatten, die leicht Neid erregen konnte.

Fräulein Dr. Baum hat ihre Entlassung wiederholt erbeten im Kampf mit dem bureaukratischen System, und sie hat damit einer Prinzipienfrage Opfer gebracht. Es muß daher öffentlich bekannt werden, was vorging, um Frl. Dr. Baum zum Ausscheiden zu veranlassen. Frl. Dr. Baum ist resp. war dritter Beamter der Inspektion, vor ihr rangierte nach dem Vorstand nur Regierungsrat Dr. Föhlisch. Nach einer Anordnung des Vorstandes sollte sie aber das Amt nicht in dem ihr zukommenden Rang vertreten dürfen, sondern, weil sie eine Frau ist, hinter allen den wissenschaftlichen Beamten im Fall der Vertretung stehen.

Das ließ sie sich, das ließ sie der Frau nicht bieten, und da Herr Bittmann nicht nachgab, geht Frl. Dr. Baum und zwar bedeckt mit doppeltem Ruhm; dem für ihre vorzüglichen Leistungen und dem als Kämpferin für die Rechte ihres Geschlechtes.

Bei dem bedauerlichen Wiederabgehen des Arztes Dr. Holtzmann aus der Fabrikinspektion spielen andere Dinge die Hauptrolle. Seit langer Zeit hatte man einen Arzt gesucht für die Fabrikinspektion, aber weder Rang noch Einkommen konnten Aerzte, die bereits Erfahrung haben, veranlassen, sich zu bewerben.

Dr. Holtzmann, der an der Irren-Heil- und Pflege-Anstalt Pforzheim seit Jahren tätig war, erklärte sich bereit, die Stelle anzunehmen und entwickelte sofort eine verheißungsvolle Tätigkeit.

Man hatte ihm, da noch keine Arztstelle bei der Fabrikinspektion etatisiert war, provisorisch ein Gehalt von 3300 M. geboten, was kaum das bisherige Einkommen in Pforzheim deckte, da dort freie Station mit dem Gehalt verbunden war, aber man stellte Aufbesserung bei der definitiven Anstellung in Aussicht.

Die Anstellung kam nach Verabschiedung des Etatsgesetzes und brachte Verschlechterung statt Verbesserung: Mk. 2000 Gehalt und Wohnungsgeld. Aber nicht genug, daß man rückwärts gegangen war, man forderte, da das Anstellungsdekret mit Beziehung auf die Einstellung des Gehalts in den Etat rückwärts datiert war, für die entsprechende Zeit pro Monat etwa 42 Mark Rückzahlung.

Sowohl die Minderung des Einkommens als die Art, wie man dabei vorging, zwangen Dr. Holtzmann zur Beschwerde, und er fand auch zustimmende Erklärung des Ministers des Innern, aber das Finanzministerium lehnte seine Forderung kurz ab, und so blieb nur übrig die Bitte um Entlassung.

Auch diese Sache ist eine Prinzipienfrage. Will man einen erfahrenen Arzt als Mitglied der Fabrikinspektion haben, dann muß man ihm mehr als 2000 Mk. Gehalt bieten. An winzigen Beträgen wird also die schon scheinbar gut gelöste Arztfrage bei der Gewerbeaufsicht in Baden scheitern, und es können andere Staaten daraus eine Lehre ziehen.

Heidelberg. M. M.

Unsere Bewegung

Viele unserer Freunde suchen mit Erfolg gerade jetzt in der Wahlzeit der „Hilfe" neue Anhänger zuzuführen. Wer mitarbeiten will, wird gebeten, uns seine Adresse aufzugeben.

Liberaler Landesverband im Königreich Sachsen (Sitz Leipzig). V. Dr. Dinkler, Leipzig, Schenkendorffstr. 60.

Wir haben nur in zwei Wahlkreisen eigene Kandidaten aufgestellt: Dr. Barge in Dresden-Neustadt und G. Lißke in Meißen. In allen andern Kreisen werden in erster Linie die Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei unterstützt. Gern konstatieren wir, daß bei allen Verhandlungen die Leitung der Freis. Volkspartei in Sachsen größtes Entgegenkommen gezeigt hat. Die Nationalliberalen werden nur dort unterstützt, wo ihre Kandidaten auch wirklich liberale Männer sind.

Soziale Bewegung

Soziale Bodenpolitik treiben die Gemeinden in Hessen. Im letzten Jahresbericht des Landeswohnungsinspektors Gretzschel in Darmstadt wird betont, daß eine gesunde Bodenpolitik in Hessen erfreuliche Fortschritte macht. Worms hat eine eigene Grunderwerbskasse errichtet und die Verwaltung des Grunderwerbsfonds einer besonderen Deputation übertragen, die das Recht hat, innerhalb der verfügbaren Mittel des Fonds den Ankauf von Grundeigentum auch ohne Vorbehalt der Genehmigung der Stadtverordnetenversammlung zu vollziehen. Wer weiß, wie häufig bei Grundstücksverkäufen die Schnelligkeit des Zugreifens eine Rolle spielt, wird diese Einrichtung sehr verständig und nachahmenswert finden. In Darmstadt waren in den zwei letzten Jahren Geländeankäufe im Werte von 1¼ Millionen M. und in einer Größe von 27 ha 253 qm zu verzeichnen. Mainz kaufte in den letzten Jahren ebenfalls erhebliche Terrains für städtische Zwecke an. Für den Verkauf von Grundstücken, die zu Industriezwecken Verwendung finden sollen, sind besondere Bedingungen festgelegt: Mit der Bebauung muß binnen Jahresfrist nach Uebernahme begonnen und nach abermals Jahresfrist muß der Arbeitsbetrieb aufgenommen werden. Aus Offenbach und Gießen werden große Bodenankäufe durch die Stadtverwaltungen gemeldet. In den Städten Bensheim und Heppenheim wird besonders die Gründung gemeinnütziger Genossenschaften unterstützt, denen das Gelände zum Selbstkostenpreise überlassen wird. Dabei wurde gelegentlich Wald gegen Bauland vom Fiskus eingetauscht. Selbst kleine Gemeinden haben in Hessen zur Erweiterung des Ortsbauplanes unter der Hand Grundstücke zusammengekauft, um den betreffenden Komplex dann in den Ortsbauplan einzubeziehen und in praktischer Weise für Bauzwecke zu parzellieren. Freilich zeigen in Hessen die Kreisämter, Gemeindeverwaltungen und Landeswohnungsinspektionen mehr soziales Verständnis, als dies anderwärts der Fall ist.

Milch und Alkohol. In der „Sozialen Korrespondenz" wird aus der sächsischen Residenz Dresden berichtet, daß der Verbrauch von Alkohol noch beträchtlich den der Milch überwiege. Auf den Kopf der Bevölkerung seien im Jahre 1895 gekommen 106 l Milch und 234 l Bier, 1901 113,5 l Milch und 205 l Bier und 1902 120 l Milch und 189 l Bier. Der Bierkonsum ist im Jahre 1903 dann auf 184 l zurückgegangen. Ein verhältnismäßig starkes Ansteigen des Milchverbrauchs und ein Rückgang des Bierkonsums sind also immerhin in Dresden wahrnehmbar. Ehe aber die Milch dem Bier vorauskommt, wird Aufklärung und Volkserziehung noch viel Arbeit zu leisten haben.

Ein eigenartiger moderner Streik wird schon seit einigen Wochen in Berlin zwischen den Besitzern und den Lenkern von Kraftdroschken ausgekämpft. Es handelt sich um eine Abänderung der seitherigen Entlohnung, die teils in festen Tagessätzen, teils in Anteilprozenten an der Tageseinnahme bestand. Die von den Droschkenbesitzern vorgeschlagene neue Regelung hat den Beifall der Droschkenkutscher nicht gefunden, und sie sind einmütig in den Streik eingetreten. Natürlich ist die Beschaffung von Ersatzkutschern nicht so schnell möglich. Vor allen Dingen sollen sich aber die von den Droschkenbesitzern ausgebildeten Lehrlinge fast sämtlich, nachdem sie den polizeilichen Fahrschein erhalten haben, den Streikenden angeschlossen haben. Der Ausgang des Kampfes ist noch unabsehbar.

Arbeitslosenversicherung in Straßburg. Der neue Oberbürgermeister von Straßburg hat in einmütigem Zusammenwirken mit dem Gemeinderat einen Antrag auf Einführung der Arbeitslosenversicherung nach dem Genfer System befürwortet und mit 27 gegen 2 Stimmen zur Annahme gebracht. Hiernach bewilligt die Stadt Straßburg zunächst versuchsweise für die Dauer eines Jahres die Summe von höchstens 6000 M. zur Unterstützung der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Jeder, der bei Eintritt der Arbeitslosigkeit ein Jahr in Straßburg ansässig gewesen ist und der Arbeitslosenunterstützungskasse eines Berufsvereins von Arbeitgebern und Angestellten angehört, soll einen Zuschuß zu dem von dieser Kasse auszuzahlenden Arbeitslohn erhalten. Die Stadt unterstützt damit also sehr vernünftig die Selbstversicherung der Arbeiter, die heute in fast allen gewerkschaftlichen Organisationen durchgeführt ist. Sie zahlt die Unterstützungen nur im Falle unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, aber nicht bei Streiks und Aussperrungen oder bei Krankheit, Unfall und Invalidität. Der Zuschuß soll in der Regel die Hälfte des Organisationszuschusses

betragen, jedoch 1 M. pro Unterstützungstag nicht übersteigen. — Das schwierige Problem der städtischen Arbeitslosenunterstützung ist hier so frisch und zugleich so besonnen angefaßt, daß man hoffen darf, der erfreuliche Versuch werde sich bewähren.

Die Tarifverträge erhalten im gewerblichen Leben immer größere Bedeutung. Mehr als 4000 sind bereits abgeschlossen und immer neue werden vereinbart. Auch die Literatur bemächtigt sich dieses dankbaren Stoffes, und eben erst ist wieder ein erfreulicher Beitrag unter dem Titel „Die Friedensaufgabe der Tarifverträge zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer" von A. v. Lindheim in Wien erschienen. Trotzdem fehlt es noch immer an einer vollständigen Sammlung und Zusammenstellung der abgeschlossenen Tarife. Privatarbeiten wie die fleißige und dankenswerte Schrift von Fanny Jaumle sind kein vollwertiger Ersatz für die wünschenswerte Vollständigkeit solcher Sammlungen. Darum ist es freudig zu begrüßen, daß das Kaiserliche Statistische Amt (Abteilung für Arbeiterstatistik) ein Tarifarchiv einrichten will und öffentlich die beteiligten Arbeitgeber und Arbeiterkreise bittet, alle in ihrem Gewerbe neu abgeschlossenen Tarifverträge in einem Exemplar zur Verfügung zu stellen. Auch die Gewerkschaften unterstützen diese amtliche Materialsammlung.

Die Dienstbotenbewegung, die bekanntlich bis vor kurzem ein Stiefkind unter den Berufsorganisationen gewesen ist, wird neuerdings nicht nur von den Sozialdemokraten, sondern auch von den christlichen Gewerkschaften als dankenswertes Betätigungsfeld angesehen. Nachdem früher in Berlin der erste Versuch einer Dienstbotenbewegung mit Hilfe nationalsozialer Führer unternommen worden ist und alle besonderen Schwierigkeiten dieser Arbeit dabei zutage getreten sind, darf man gespannt sein, wie die sozialdemokratischen und christlichen Gewerkschaften sich mit der neuen Aufgabe abfinden werden. Das eine kann nur heute schon gesagt werden, daß eine Organisation der Dienstboten nach der üblichen gewerkschaftlichen Schablone zwecklos sein wird.

Arbeitgeber-Rüstungen. Um nicht nur den Bestrebungen der Schiffsmannschaft, sondern auch der Schiffsoffiziere entgegentreten zu können, wird von Hamburg aus die Gründung eines Zentralvereins deutscher Reeder geplant, dessen beschließende Versammlung am 6. Februar im Hotel Continental in Berlin stattfinden soll. Der neue Verein arbeitet mit riesigen Mitteln; da für Dampfer fünfzehn, für Segler fünf Pfennig Mitglied pro Bruttoregistertons erhoben werden, würde die Hamburg-Amerika Linie allein 120 000 Mk. Jahresbeitrag zu leisten haben. Die Hauptaufgaben des Vereins werden nach dem vorliegenden Statutenentwurf sein, die Regelung der Arbeitsverhältnisse, gemeinsame Lohnsätze, Beschaffung der nötigen Mittel, um die Reeder bei sozialen Kämpfen zu unterstützen, und Anschluß an andere Vereine zur wirksamen Durchführung der Vereinszwecke. Sitz des Zentralvereins soll Hamburg sein. Für die Seeleute und Hafenarbeiter stehen demnach schwere Kämpfe bevor.

Das bestorganisierte Gewerbe ist zweifellos das deutsche Buchdruckgewerbe. Nicht nur der Gehilfenverband, der eben die Mitgliedsziffer 50 000 erreicht hat, sondern auch der Prinzipalsverein („Deutscher Buchdruckerverein") umfaßt die übergroße Mehrheit der Berufsangehörigen. Der deutsche Buchdruckerverein zählt jetzt 3972 Mitglieder und umfaßt somit beinahe zwei Drittel der deutschen Buchdruckereibesitzer. Relativ betrachtet ist aber das Organisationsverhältnis noch besser, denn die rund 4000 organisierten Buchdruckunternehmer beschäftigen weit über 40 000 Gehilfen, sicherlich aber drei Viertel der Gehilfenschaft. Berücksichtigt man, daß eine beträchtliche Zahl der Buchdruck pflegenden Firmen dem Vereine der Steindruckereibesitzer usw. angehört, so verringert sich der Kreis der bei nichtorganisierten Unternehmern arbeitenden Gehilfen noch um ein weiteres.

Eine verständige Warnung vor Ueberschätzung des Begriffs „Masse" veröffentlicht das Buchdruckerorgan anläßlich der Tatsache, daß der Verband deutscher Buchdrucker die Ziffer **50 000** in seiner Mitgliederliste erreicht hat. „Unsere Kollegen haben," so schreibt der Korrespondent, „nicht selten in der Anwendung auf den Verband eine fast allgemein geltende Redensart aus der Arbeiterbewegung übernommen, wonach mit einer gewissen numerischen Stärke der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion oder einzelner Organisationen das Endziel desto näher gerückt wäre. Nichts weniger als das. Selbstverständlich müssen die Organisationen zunächst einen gewissen Prozentsatz der organisationsfähigen Arbeiter umfassen, ehe sie überhaupt in die Lage kommen können, einen bestimmten Willen erfolgreich zu äußern oder wirtschaftlich zum Handeln befähigt zu sein, und je größer dieser Prozentsatz der Organisierten ist, desto eher ist damit zu rechnen, daß den berechtigten Forderungen der Arbeiter auch zum Durchbruche verholfen werden kann. Das darf aber nicht zu Trugschlüssen verleiten, nicht zu der mechanischen Auffassung verführen, daß nur die Masse an sich es mache, welche das Alte stürzt und Neues an dessen Stelle setzen kann. Ein Blick ins Leben zeigt ja, wie grundfalsch ein solcher Optimismus wäre. Gerade während der verflossenen Tarifkampagne haben wir sehr oft hören müssen, daß es beschämend für eine so große Organisation sei, sich mit diesem Tarifergebnisse zufrieden zu geben; durch einen größern Druck seitens der Organisation, eventuell einen Kampf, hätte mehr erreicht werden können. Mit dem mechanischen Prinzip der Masse glaubte man wirtschaftliche Gesetze meistern, den wirtschaftlichen Markt zwingen zu können. Das ist ein fundamentaler Irrtum, zu dem eben die Ueberschätzung des Begriffes „Masse" führt. Unsre gegenwärtige Welt will nicht nur wirtschaftlich und politisch, sondern auch geistig aus den Angeln gehoben sein. Wenn man das im Sinne einer Kulturarbeit versteht, die eine allmähliche Umbildung, Verbesserung und Ersetzung herrschender wirtschaftlicher und sozialer Anschauungen und Einrichtungen sich zum Ziele gesetzt hat, dann weiß man auch, daß nicht die Zahl und die äußere Form der Organisationen das Entscheidende bilden, sondern das Wesen, der Kern, der Geist, der bewußte Wille, die klare Erkenntnis über das Werden einer neuen Zeit." Trotz dieser verständigen Warnung wird „die Arbeiterbewegung", wenn diese Zeilen unsern Lesern vor die Augen kommen, wieder jubeln über die Millionenpartei, die doch an praktisch politischen Erfolgen so arm ist!

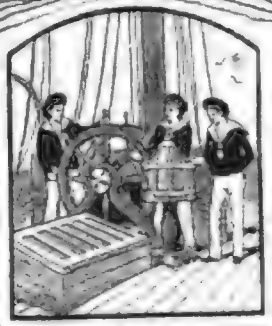
Ein neues gewerkschaftliches Programm wollen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine aufstellen. Der Zentralrat veröffentlicht eine Vorlage für den zu Pfingsten dieses Jahres in Berlin tagenden allgemeinen Verbandstag. Danach sollen die deutschen Gewerkvereine erstreben:

1. Fortschreitende Verbesserung der Arbeitsverhältnisse, insbesondere des Lohnes und der Arbeitszeit durch Vereinbarung zwischen beiden Produktionsfaktoren, Abschließung von Tarifverträgen, erforderlichenfalls aber auch durch das gesetzlich zulässige Mittel der Arbeitseinstellung.
2. Wirksamen Schutz für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit für alle Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie für die im Handelsgewerbe Angestellten.
3. Angemessene Vertretung der im Arbeitsverhältnis stehenden Personen gegenüber den Unternehmern und dem Staate.
4. Einführung neuer und Weiterausbau von Unterstützungseinrichtungen für die Mitglieder, möglichst durch genossenschaftliche Selbsthilfe, gefördert durch staatlichen Schutz und Anerkennung.
5. Erstrebung immer größeren Einflusses auf alle öffentlichen Angelegenheiten des Staates und der Gemeinden.

Gegen die Lehrlingszüchterei hat das Oberlandesgericht Kiel kürzlich ein bemerkenswertes Urteil gefällt. Der Vater eines Lehrlings hatte diesen trotz eines auf vier Jahre abgeschlossenen Lehrvertrags nach 1¾ Jahren aus der Lehre genommen, da sein Sohn nur mit sehr niederen Handreichungen beschäftigt und zum Verkauf im Laden nur aushilfsweise herangezogen worden war. Der Lehrherr, der auf das restierende Lehrgeld, sowie auf eine Entschädigung klagte, wurde vom Oberlandesgericht Kiel mit seiner Klage in zweiter Instanz abgewiesen, da sich die Behauptungen des Lehrlings als wahr herausstellten. Das Gericht sprach deshalb dem Vater des Lehrlings das Recht und die Pflicht der Einmischung und das Recht zu, den Lehrvertrag zu lösen. Die Entschuldigung des Lehrherrn, daß die Art seines Geschäftsbetriebs ihm die Ausbildung der Lehrlinge erschwere, wies das Gericht zurück: dann hätte der Lehrherr entweder den Betrieb ändern oder keine Lehrlinge annehmen müssen. Aber 8—9 Lehrlinge halten und sie als Packer, Hausdiener und Laufburschen zu verwenden, sei nicht mit den gesetzlichen Pflichten eines Lehrherrn zu vereinbaren.

Sparkassenbücher-Statistik. Aus der eingehenden Untersuchung über die Ergebnisse der preußischen Sparkassen im Jahre 1904, veröffentlicht von Kgl. Preuß. Statistischen Landesamt, seien folgende Mitteilungen herausgehoben, die den Agrariern zu denken geben sollten: Sparkassenbücher waren insgesamt 10 211 976 im Umlaufe gegen 9 773 103 im Jahre 1903. Die größte Zahl an Büchern hat das Rheinland (1 426 518), es folgen Schlesien (1 311 435), Sachsen (1 226 461), Brandenburg (1 198 858), und Hannover (1 009 098). Die übrigen Provinzen haben weniger als eine Million Bücher. Im Durchschnitt entfielen auf jedes Sparkassenbuch 760,08 Mark gegen 779,78 Mark im Vorjahre. Die schon seit Jahren beobachtete Erscheinung eines Rückganges der Bücher mit kleineren gegenüber einer Zunahme der Bücher mit größeren Einlagen zeigte sich also auch im Jahre 1904.

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang Nr. 4 Berlin, 27. Januar 1907

Regierung Gottes

Es ist etwas dort oben, was aller Weisheit der Menschen spottet.
Friedrich der Große.

Das war ein Mann, der regieren konnte, jener alte Preußenkönig mit den wunderlich großen Augen und dem schweren Stock. Er verstand die eine Kunst: zu handeln, und er lernte vom Handeln. Das Tätigsein für Volk und Land war ihm so sehr Lebensbedürfnis geworden, daß er auch nach dem Tod sich kein untätiges Leben ausdenken konnte. Er meinte zwar, daß er dann nicht mehr König sein würde; aber fügte er hinzu: desto besser! Denn er werde doch ein tätiges Leben führen, das mit weniger Undank verknüpft sein werde. Und dieser Mann der Taten erkennt offen eine oberste Regierung an, vor deren Weisheit er sich beugte. Er tat es wahrhaftig nicht aus Anbequemung oder Ueberlieferung; er hatte das, was die Großen aller Zeiten hatten, Ehrfurcht vor dem, wovon uns nur innerste Ahnung etwas erzählt, aber dann in so hohen Tönen, daß wir klein werden. Ja man kann vielleicht allgemein die Erfahrung machen, daß kleine Menschen zwar von Gottes Weltregierung schwatzen wie von einem unbezweifelten Glaubenssatz, ihm aber selbst am meisten dreinreden und ihn in seinen Wegen zu meistern suchen. Die Großen aber, die selbst irgendwo ein Stück Geist in Kraft und Wirkung umgesetzt haben, stehen still vor dem Sinn, der das Ganze trägt, weil sie etwas vom Geheimnis des Geistes erfahren haben.

Ja, es ist „etwas da oben". Du weißt nicht, wenn es lächelt oder zürnt: du siehst keine Hand und kein Auge; du errätst die Mienen nicht, ob sie grausam still erscheinen oder freundlich und hell. Aber trotz alledem empfindest du, daß du nicht allein in der Welt bist, und auch nicht deine Familie und nicht dein Volk, sondern daß nur alles zusammen von einem großen Sinn zusammengehalten wird. Und dann sagst du dir wieder, daß doch du selbst trotz deiner Kleinheit ein Ganzes bist oder werden willst und daß du mehr bist als alle die andren, weil du nur dein eigen Leben ganz verstehst. Und dann reimt sich das alles nicht zusammen. Und schließlich verstehst du auch dich selbst nicht mehr und weißt nicht, wie du dazu kommst. Welt und Gott in deinem Gehirn zu denken, in demselben Gehirn, das morgen, vom Schlag gerührt, nichts anderes ist als beschwerliche Masse. Du könntest irre werden an allem Denken, wenn, ja wenn nicht etwa doch eine Weisheit wäre, von der du im letzten lebst und zehrst.

Ich finde, es sind arme Menschen, welche aus der Welt Sinn und Zweck hinausdiputieren wollen. Man richtet sich selbst damit und schreibt sich selbst als sinnlose Nummer in das Buch der Welt hinein. Glück kommt erst auf leisen Sohlen gegangen, wenn wir anfangen, Weisheit zu ahnen, wo alles unverständlich aussah, Licht zu sehen, wo nur krause Nacht war. Das tut der Glaube an „etwas da oben". Dann wird das Herz stille und der Mut stark. Es gibt also doch noch etwas mehr als dieses Menschengeschlecht, das sich mit erbärmlichen Tugenden ziert und so dummklug sein will. Es gibt noch wirkliche Weisheit. Seid stille und schaut! Kopf hoch! Es ist noch „etwas da oben".

Traub.

Aus den Briefen Kleists

II.

Bezeichnend für die mitunter etwas finstere, aber immer sympathische und oft große Eigenwilligkeit unseres Dichters ist eine Stelle in einem der allerersten Briefe. Als blutjunger Offizier in Potsdam, wie er eben im Begriff ist, den ersten Schritt auf den eigenen Lebensweg zu tun, erörterte er bereits die Frage, ob ein Fall möglich sei, in welchem ein denkender Mensch der Ueberzeugung eines anderen mehr trauen soll, als seiner eigenen? Er kommt dabei schließlich zu einer glatten Verneinung. Der Meinung eines anderen trauen, heiße nichts anderes, als aus Gründen einsehen, daß seine Meinung wahr sei; das aber sei wiederum nichts, als seine Meinung zur eignen Meinung machen, so daß man schließlich immer der eignen Ueberzeugung folge. Alles andere aber sei unmöglich. Wie man sieht, hatte bereits der 22jährige Kleist, obwohl er Offizier war, den Begriff Autorität nicht kennen gelernt, und obwohl das Leben ihn in eine unmenschlich harte Schule nahm, hat er diesen Fehler niemals gut gemacht. Sein eigenartiges Ich schüttelte jeden Zwang ab, vielleicht auch da, wo er heilsam gewesen wäre, und gelegentlich rebellierte er selbst dort, wo ihm eine gewisse Autoritätsfurcht noch am ehesten im Blut sitzen müßte. Als er einmal zu bemerken glaubte, daß er vom König weniger freundlich empfangen wurde, bemerkte er kurz und bündig, daß er den König leichter entbehren könne, als der König ihn. Er könne sich zur Not einen andern König suchen, aber es würde dem König schwer werden, sich nach andern Untertanen umzusehen. Das Selbstbewußtsein, das sich hier dokumentiert, ist in junkerlichen Kreisen nicht eben selten und außerordentlich sympathisch. Der feudale Junker sagt nicht, wie etwa der Sozialdemokrat, nieder mit dem König; aber dafür sagt er: „Her mit dem König", was im Grund auf dasselbe, nämlich auf das eigne Königtum, hinausläuft. Um indessen von diesem politischen Seitenwege zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren: Kleist konnte in so hohem Grade auf sich selbst gestellt sein, weil sein reiches Innere ihm diesen höchst kostspieligen Luxus gestattete. Er war von andern weniger abhängig, weil er soviel an sich selber hatte. Das zeigt sich in allen Ausstrahlungen seines persönlichen Lebens, unter anderm auch darin, daß er die Plage der Menschen, die nur mit anderen leben können — die Langeweile nämlich — gar nicht kennt. Von der Langeweile, die ich nie empfand, weiß ich auch hier nichts, schreibt er aus Würzburg an seine Braut. Langeweile ist nichts, als die Abwesenheit aller Gedanken, oder vielmehr das Bewußtsein, ohne beschäftigende Vorstellungen zu sein. Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt gibt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen. Wenige Zeilen weiter liefert dann Kleist für diese Ansicht selber einen Beleg. An die recht unscheinbare Tatsache, daß er in Würzburg bei seinen Wirtsleuten gut aufgehoben ist, knüpft er die nachdenkliche Anmerkung: „Wenn uns die Menschen gefallen, die uns umgeben, so gefällt uns die ganze Mensch-

heit." Da wir übrigens bei dem Würzburger Aufenthalt sind, sei gleich eine geistreiche Stelle notiert, die sich in der Schilderung des Freundes findet, der ihn auf der schweren Würzburger Reise begleitete. Kleist erzählt von ihm: Immer seiner ersten Regung gab er sich ganz hin, das nannte er seinen Gefühlsblick, und ich selbst habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht habe. Er sprach immer wegwerfend von dem Verstande, obgleich er in einer solchen Rede zeigte, daß er mehr habe, als andere, die damit prahlen.

Sofern Kleist in den Briefen philosophiert, muß bei ihm notwendig ein Thema öfter wiederkehren: der Wert des Lebens. Es muß wiederkehren, weil ein hartes Schicksal ihm die Fragwürdigkeit des Lebens nahe legte und ihn schließlich zu der denkbar gründlichsten Verwirrung durch den Selbstmord zwang. Aus Paris schreibt er einmal, daß das Leben das einzige Eigentum sei, das nur dann einen Wert habe, wenn man es nicht achte. Es werde verächtlich, wenn wir es nicht leicht fallen lassen könnten, und nur der vermöge es zu großen Zwecken zu nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könne. Wer es mit Sorgfalt liebe (wohlgemerkt: mit Sorgfalt), sei moralisch tot, denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modere, indessen er es pflege. Ich mußte hier — nicht zum erstenmal bei der Lektüre dieser Briefe — an Schopenhauer denken. Schopenhauer hält einmal dem Vorwurf, daß er den Wert des Lebens herabsetzt, den sozusagen praktischen Einwand entgegen, daß doch alle Menschen instinktiv den Mann achten, der sein Leben aufs Spiel setze, während sie ebenso instinktiv den verachten, der es „mit Sorgfalt" liebe. Schopenhauer braucht, soweit ich mich der Sache erinnere, den Ausdruck „mit Sorgfalt" nicht; er trifft aber so sehr seine Meinung und ist so vortrefflich in seiner Plastik, daß ich ihn doch hierher gesetzt habe. Daß wir um die Liebe des Lebens an sich, also sagen wir einmal um die Liebe des Lebens ohne Sorgfalt, nicht gut herumkommen können, weiß Kleist sehr wohl. Er setzt schließlich mit einem „Und doch!" ein und sagt dann: „Dieses rätselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigentum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts weiter ist, wenn sie uns etwas wert ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch wärmt.

Es ist leicht selbstverständlich, daß Kleist sich mit Rousseau auseinandergesetzt hat. Wer den Wert des Lebens an sich bezweifelt, bezweifelt damit zugleich in auch den Wert der Kultur, die nur ein Bestandteil des Lebens ist. Es kam bei Kleist dann noch ein anderes Moment hinzu: die Berührung mit der Kantischen Philosophie hatte ihn an allem menschlichen Wissen verzweifeln lassen. So mußten die Skepsis dem Leben gegenüber und die Verachtung alles Wissens allerdings eine Grundstimmung zeugen, die mit Notwendigkeit zu Rousseau führte. Kleist setzt sich, wie bei seinem gedrückten Gemüt zu erwarten war, mit Rousseau in einem pessimistischen Sinn auseinander. Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubtier ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns töten und sobald wir in das Reich des Wissens treten, sobald wir unsere Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schritt zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern der Sinnlichkeit getan. Und doch verhehlt Kleist sich nicht, daß auch der Standpunkt Rousseaus zu seltsamen Widersprüchen führe. Es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nötig waren einzusehen, daß man keine haben müßte. Wenn man aber den Fehler gut mache und alle Kenntnisse vergäße, finge das Elend wieder von vorne an. Der Mensch habe ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich aufzuklären; ohne Aufklärung sei er so gut wie ein Tier. Auch würde die Unwissenheit allen Greueln des Aberglaubens die Tore öffnen. Wir mögen also am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verloren, als gewonnen. In so trauriger Resignation klingt die Auseinandersetzung Kleistens aus. Ich muß es meinen Lesern überlassen, die anfechtbaren Stellen seines Gedankengangs aufzusuchen. Die hier berührte Frage gehört nämlich zu denen, die sich nur von jedem Einzelnen für sich beantworten lassen.

Erich Schlaikjer.

Mechanische Musik

Musik ist die Sprache des Gefühls. Sie redet von Gefühlen und appelliert an Gefühle. Sie ist keine Verstandesarbeit. Ich hoffe: Darin sind wir alle einig.

Und doch: sie darf bis zu einem gewissen Grade Verstandeskunst sein, solange sie nur Gefühlskunst bleibt. Wir reden ja von einer „geistvollen Musik". Wir rühmen einem komplizierten Orchesterwerk die Routine und die raffinierte instrumentale Einkleidung nach. Der Kontrapunkt könnte unmöglich mit dem Beiwort „schwer" verbunden werden, wenn er lediglich auf dem Gefühl basierte. Nur eine geistige Arbeit kann schwer sein, ein Gefühl ist keine Leistung, sondern ein seelischer Vorgang. Man denke an die symphonischen Dichtungen, an Richard Strauß' „Till Eulenspiegel", an „Tod und Verklärung", an „Don Quixote". Gewiß spielt hier das Gefühl eine große Rolle, denn eine gefühllose Musik ist wie ein Mensch ohne Atem. Aber der Verstand spricht erheblich darein. Die Verwendung der musikalischen Motive beruht auf einer disponierenden Tätigkeit des Verstandes.

Erst seit einigen Jahren kennen wir den Begriff der mechanischen Musik. Wir reden schon seit langem von einem mechanischen Vortrag beim Klavierspieler oder beim Orchester und bezeichnen damit einen Mangel (nämlich einen Mangel an Beseelung). Eine freudlose, lediglich technisch korrekte Ausführung nennen wir mechanisch und wir wollen damit ausdrücken, daß wir den Eindruck haben, als ob eine Maschine und nicht ein Mensch von Fleisch und Blut Musik mache. Aber eine „mechanische Musik" als ernsthaften Begriff kennen wir erst seit kurzem. Auf den ersten Blick scheint er ein unmöglicher Begriff zu sein, denn er bietet eine Verbindung von Worten, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Eine mechanische Musik, ist das nicht wie ein trockenes Wasser, ein helles Schwarz, ein weicher Stein?

Und in der Tat: letzten Endes bleibt der Widerspruch doch fühlbar. Selbst dann, wenn das Mechanische fast schon zum Menschlichen wird, wenn die tote Materie belebt erscheint, wenn die möglichen Merkmale der Mechanik auf ein kaum merkliches Minimum reduziert sind, selbst dann noch verfolgt er uns wie aus weiter Entfernung.

Ein jeder von uns kennt mechanische Musikapparate. Als den primitivsten möchte ich die Drehorgel nennen, die „Musik der armen Leute", wie sie Seidel so rührend schildert, ein Instrument, das heute gleicherweise durch seine monotone Klangfarbe und Ausdruckslosigkeit wie durch sein landesübliches Repertoire in Mißkredit gekommen ist. Die Drehorgelmänner werden seltener, da das Interesse der Masse nachgelassen hat. Dieser Mangel an Interesse aber datiert von dem Augenblick an, als besser konstruierte mechanische Musikapparate in weiten Kreisen bekannt wurden. Heute fristet die Drehorgel ihr Leben durch die Wiedergabe allbeliebter und dem niedersten musikalischen Erkennungsvermögen zugänglicher Melodieen. Der Gassenhauer dominiert. Aus den Opern werden diejenigen Stellen herausgegriffen, die sich die Gunst des Publikums am meisten erworben. Irgend welche künstlerischen Ansprüche hat die Drehorgel wohl nie erhoben.

Man könnte versucht sein, auch das Klavier ein mechanisches Instrument zu nennen, weil seine Wirkungen (ebenso wie die der Orgel) auf einer Anhäufung mechanischer Teile und Teilchen beruhen. Aber es wäre dennoch verkehrt. Denn — und das ist der springende Punkt in der Beurteilung der mechanischen Musik — die gesamte Mechanik wird von einem Willen beherrscht. Geist und Phantasie sind schließlich doch die Ventilatoren, die der an sich starren

Materie Atem einhauchen. Das Klavier ohne den Menschen ist stumm.

So war es bisher wenigstens. Nun aber haben wir neuerdings Reproduktionsapparate, die das Klavier zum Klingen bringen, ohne daß ein Spieler sichtbar ist. Nun kompliziert sich die Frage: das Klavier erklingt, die Tasten bewegen sich, aber der Spieler ist verborgen. Es ist, als säße er nicht vor dem Instrument, sondern in ihm. Beherrscht hier ein Wille das Spiel? Ja und nein. Ja insofern, als irgend wann einmal ein Spieler sich am Klavier betätigt haben muß, dessen Vortrag nun auf mechanischem (phonographischem oder pneumatischem) Wege festgehalten ist. Nein insofern, als die Wiedergabe nicht in vollem Umfang den Willen jenes Spielers zum Ausdruck bringt. Bei der Phonola kommt noch eines hinzu: um das Klavier, das mit dem Phonola-Apparat, dem sogenannten Vorsetzer, in Kontakt gebracht ist, zum Tönen zu bringen, bedarf es — zwar nicht der Hände, aber doch der Füße. Genau wie beim Harmonium ist eine Person erforderlich, die durch das Treten zweier Bälge Luft erzeugt, damit die rotierende Rolle, auf welcher die Noten festgehalten sind, abläuft. Durch behutsameres oder energischeres Treten lassen sich zeitliche und besonders dynamische Nüancen erzielen. Eine besondere Vorrichtung, ein Hebel oder ein Druckknopf, der mit einem Finger bedient werden kann, läßt sogar bedeutende Tempounterschiede eintreten und sorgt für die Pedalisierung. Auch hier hängt vom Willen des Spielers (man könnte sagen: des Pseudospielers) mancherlei ab. Aber eben doch nicht alles. Der Ausdruck seines Willens ist begrenzt. Wie die Schreibmaschine einen nivellierenden Ausgleich in Buchstaben und Zeilen erzeugt und die Willkür der Handschrift abstellt, ebenso sorgen Pianola und Phonola für einen gewissen Ausgleich: sie vernichten gänzlich die Nüancen des Anschlags, der bei jedem Klavierspieler von großer Wichtigkeit ist, sie lassen Freiheiten des persönlichen Vortrags eben doch nur in beschränktem Umfange zu. Kurzum: sie schalten die Persönlichkeit des Spielers aus. Und darum bieten sie fraglos mechanische Musik.

Diese Nachteile der Reproduktionsapparate wurden gerade von den feinfühligen Musikern und Musikfreunden von Anfang an peinlich empfunden. Gelegentlich der Musik-Fachausstellung, die vor nicht langer Zeit in Berlin stattfand, ist nun ein Reproduktionsapparat weiteren Kreisen bekannt geworden, der im Sturm sich die Bewunderung unsrer hervorragendsten Pianisten und Dirigenten erworben hat, der Apparat „Mignon", über dessen Leistungen sich Richard Strauß, Eugen d'Albert, Arthur Nikisch, Reisenauer, Pugno, Sapellnikoff und wie sie alle heißen mögen, in Worten staunender Anerkennung ausgesprochen haben. Ich habe das „Mignon"-Klavier wiederholt gehört und muß allerdings sagen, daß es die kühnsten Erwartungen übertrifft. Ich kann nun verstehen, wie Humperdinck dazu kommt (im „Kunstwart"), der mechanischen Musik einen großen Einfluß für die Zukunft einzuräumen.

Bisher wurden musikalische Aufnahmen stets auf phonographischem Wege gemacht. Man war also eigentlich von zwei Apparaten abhängig, vom aufnehmenden und vom wiedergebenden. Der „Mignon"-Apparat beruht auf pneumatischen Wirkungen. Er ist der einzige Apparat, bei welchem die lästigen Cäsuren im Vortrag ganz wegfallen und bei welchem die Wiedergabe minutiös genau ist. Die Reproduktion ist so täuschend, daß Arthur Nikisch schon nach wenigen Takten, die er hört, den Spieler am Anschlag und an der Phrasierung erkennt. Die Schwellungen, die Staccati, die Oktavengänge, die Passagen im Legato, das alles erklingt genau so, als ob der Spieler selber vor uns säße und spielte. Ja, sogar Flüchtigkeitsfehler (Danebengreifen, Unsauberkeiten im Spiel) werden gewissenhaft registriert. Ein Rollen, Schleifen, Pfeifen oder Surren, überhaupt jegliches mechanisches Nebengeräusch ist ausgeschaltet. Darin beruht ein weiterer Fortschritt gegenüber der Pianola und der Phonola, bei welchen schon das Treten der Blasebälge störend wirken kann. Ein feines Ohr kann hin und wieder sogar den Anschlag der Fingernägel auf den Tasten beim „Mignon"-Apparat vernehmen.

Die Freude der eigenen persönlichen Reproduktion kann dieser Reproduktionsapparat natürlich nicht ersetzen, denn sie ist eben ein absolut Persönliches, das nur dem Innern des Menschen entströmen kann, der, indem er reproduziert (Klavier spielt), bis zu einem gewissen Grade eben doch schaffender Künstler ist. Aber für alle die vielen, denen die Kunst des Klavierspieles versagt ist oder deren Technik zur Bewältigung von einigermaßen schwierigen Stücken nicht ausreicht, für alle diese Musikalischen, die wohl an Auffassung und Verständnis, nicht aber an Geschicklichkeit sich mit einem tüchtigen Pianisten messen können, bedeutet der „Mignon"-Apparat einen fast vollwertigen Ersatz. Im Lehrplan der Konservatorien wird er bald eine bedeutsame Rolle spielen, denn sein erzieherischer Wert ist bedeutsam. Auf keinem Gebiete der Reproduktion haben wir es ja bisher zu solcher Genauigkeit und Zuverlässigkeit gebracht: in der Photographie fehlt den Bildern die menschliche Hautfarbe, der Kinematograph kann ebenfalls keine Farben reproduzieren (ganz abgesehen davon, daß bei ihm das technische Nebenwerk den Zuschauer empfindlich belästigt), das Grammophon verändert die Stimme im Klangcharakter. Nur das „Mignon"-Klavier gibt die Auffassung des Spielers mit absoluter Zuverlässigkeit wieder. Hätten wir diesen Apparat früher gehabt, so könnten wir heute jederzeit Franz Liszt und Anton Rubinstein spielen hören. Wir könnten uns ein absolut zuverlässiges Bild ihres Anschlags und ihrer Auffassung machen, wie es durch keinerlei noch so beredte mündliche Ueberlieferung hervorgezaubert werden kann.

Nahezu hundert Pianisten haben für „Mignon" gespielt. Außer Moritz Rosenthal fehlt, so viel ich weiß, keiner von irgend welchem Ruf. Es ist hochinteressant, ein und dasselbe Stück, sagen wir: eine Nocturne, von Chopin, von d'Albert oder von Reisenauer wiedergegeben zu hören: ein Musikalischer erkennt deutlich den Unterschied in der Auffassung. Wenn also Humperdinck meint, daß die mechanische Musik eine bisher ungeahnte Zukunft haben werde, so scheint er mir recht zu haben. Der Begriff des Mechanischen spielt hier eben nicht mehr dieselbe Rolle wie bisher, die Mechanik ist, kann man sagen, vergeistigt.

Es kommt vielleicht die Zeit, in der es gelingen wird, auch den Klang des Orchesters völlig genau wiederzugeben. Die Orchestrions von heute leisten das ja ebensowenig wie die Grammophons. Besonders der Blechbläser ist man bisher in keiner Weise Herr geworden. Aber wer weiß, vielleicht gelingt es eines Tages. Auch das lenkbare Luftschiff ist ja nicht an einem Tage erfunden worden und tritt doch mehr und mehr in das Stadium ein, in dem sich heute bereits das Automobil befindet.

Mit dem „Mignon"-Apparat sind wir am Ziel unsrer Wünsche angelangt für das Klavier. Die täuschende Reproduktion von Orchesterdarbietungen und vor allem die der menschlichen Stimme wird eines Tages vielleicht ebenfalls gelingen. Das wäre dann die eigentliche — Zukunftsmusik.

Paul Zschorlich.

Ein Pfingsten

Erzählung von F. Reuting

(Fortsetzung und Schluß)

Es war seit jener denkwürdigen Mittagsstunde im Garten noch kein Wort zwischen beiden gefallen, das auf dieses Ereignis Bezug nahm. Konrad nickte:

„Ja, Marie, ich will die Blüten da unten einmal aus der Nähe besehen und dann auch mal nach deinem Vater schauen — vielleicht ist ihm heut' ein Spielchen im Turnzimmer gefällig, im sogenannten Jungfernstübchen — übrigens, Marie, warum nennt ihr das so?"

Nach deinem Vater schauen. — Marie überkam es wie plötzlicher Schwindel, während sie die letzten der bemoosten Stufen hinabstieg. Hatte er sie seither nie mehr „du" genannt? Tat er es jetzt, weil ihn hier im Garten die Erinnerung überkam, daß er sie einen Augenblick lang in seinen Armen gehalten, dort, unter dem großen Apfelbaum? Es mußte wohl so sein, denn auch ihr selber ward

so eigen zumute, sie sah und hörte ihn plötzlich wieder ganz wie damals — er kniete vor ihr und ihre Hand lag auf seinem Haar — —

„Nun?" Seine Frage weckte sie aus ihren Gedanken. „Soll ich's nicht wissen?"

„Ach ja, das Jungfernstübchen!" Mariens Blicke waren heiterer geworden, sie freute sich, eine Ablenkung von der schwülen Erinnerung zu finden. Mit lächelndem Munde begann sie:

„Ja, da kann ich's gleich erzählen, woran Liese mich vorhin erinnerte. In diesem Turmstübchen schliefen früher die beiden Töchter des Urgroßvaters, die Jungfern Sabine und Emma. Es war ihr Mädchenstübchen. Die eine war einem jungen Mann gut, der in Liesens Hause, das stand damals schon, ein kleines Dachstübchen inne hatte; er war Lehrer. Von seinem Fenster aus konnte er allabendlich das Lichtlein im Zimmer der Mädchen entzünden und auslöschen sehen, was ihn zu gelegentlichen Gedichtlein und schüchternen Ständchen auf der Gitarre begeisterte. Die jungen Leute, nämlich er und die — ja, die Sabine war's — wollten sich heiraten, aber er hatte nichts, und sie war erst sechzehn Jahre alt, da durften sie den gestrengen Eltern nicht einmal mit der Andeutung ihrer Wünsche kommen. Die Schwester hat treulich mitgeschwiegen, die Gedichte mitgelesen und den Ständchen mitgelauscht —"

„Hat sie „ihn" am Ende auch mitgeliebt?" fragte Konrad dazwischen.

„Nein, bewahre, aber sie hat den beiden beigestanden und hat abends, weil sie als ältere Schwester auch in späterer Stunde noch hinausgehen durfte, die Briefchen stets fortgebracht und in Empfang genommen; sie fanden sich stets in einer Ritze am Postament des heiligen Nepomuk droben, was freilich nur den drei Beteiligten bekannt war. — Nun war wieder ein öder Winter fast vorüber, wo das Liebespaar sich kaum zu sehen bekam und auch die Briefchen spärlicher werden mußten. Da haben die beiden denn einen merkwürdigen Plan ausgeheckt. Ganz plötzlich, in der Fastnacht, als sie sich im lärmenden Maskengedränge auf dem Schloßplatz trafen — w i e sie es bewerkstelligt, ich weiß es nicht —, kurz, sie haben sich zusammen auf einen alten, halb blinden Schimmel gesetzt und sind in Nacht und Nebel nach Mainz geritten, um sich trauen zu lassen. Es war aber in der Fastenzeit, und sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen auf ihrem Schimmel. Daheim, wo die Sache natürlich herausgekommen war, weil die Minna doch den in den Tod erschrockenen Eltern die Flucht der Schwester gestehen mußte, wurden sie dann erst recht getrennt. Er bekam einen fürchterlichen Verweis, sie wurde mit Wasser und Brot und ihrem Strickstrumpf in ein abgelegenes Stübchen verbannt, und da konnten sie über ihren Streich nachdenken. — Aber später haben sie sich doch geheiratet," schloß Marie nun aufatmend, „das ist die Geschichte von dem Schimmel." Lächelnd sah sie zu Konrad auf, aber dessen Gesicht war ernst geworden. Er blieb stehen, sah zu Boden und bohrte seinen Stock in den Sand. „Ja, der Schimmel," sagte er nachdenklich, und dann, in plötzlicher Heftigkeit die Worte hervorstoßend: „Bei Gott, Marie, auch ich wäre imstande, so mit dir auf und davon zu gehen — einer würde sich schon finden, der uns zusammengäbe —, wenn wir nur erst" — hier sank seine Stimme, „auf e i n e m Schimmel könnten angeritten kommen."

„Konrad, ich —" sagte Marie mit erstickter Stimme.

„Sei still, sag' nicht, du verständest mich nicht, sieh, der Schimmel ist mir zum Symbol geworden — mein sollst du sein, mein sollst du gehören und sonst keinem außer dem, der uns zusammen geführt."

„So glaubst du an Gott, trotz allem, was — "

„An Gott — ob ich an Gott glaube?" Das hast du je bezweifeln können? O, Kind, Kind, haben sie denn dein armes Hirn so vollgestopft mit ihrer Weisheit, daß du schließlich — ach, nun verstehe ich alles." Konrad war auf eine Steinbank gesunken und hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt, Mariens schüchternen Versuch, dieselben zu lösen, beachtete er gar nicht.

„Konrad —"

„Nein, sei still, sag' nichts, du sollst mir kein Zugeständnis machen, weil du mich einen Augenblick fassungslos siehst, du sollst nichts sagen, was du nachher doch bereuen und dir als Schwäche, wenn nicht als — Sünde anrechnen würdest."

Marie fand kein Wort der Erwiderung. In ihr kämpften zwei Mächte; die eine war das ihr angeborene Streben, zu versöhnen, zu begütigen, um Verzeihung zu bitten, die andere war ein Etwas, das sie mit tausend Fäden umstrickt hielt, das ihrem Denken an einem bestimmten Punkte immer Fesseln anlegte und ihr zuraunte: du darfst nicht. Er ist ein Andersgläubiger, der keine Macht über dich gewinnen darf, und in dessen Bereich du Schaden nimmst an deiner Seele. — Freilich, s e i n e Seele — wie oft hatte sie da einen Blick hinein getan, der sie mit Entzücken erfüllte — konnte denn eine solche klare, feste, wahrhaftige Mannesseele der ihren wirklich Schaden und Unheil bringen? — Sie fühlte es jetzt selber deutlich, hier gab es nur zwei Möglichkeiten, den furchtbaren Widerstreit in ihrem Innern zu enden: entweder ihrem Glauben oder ihrer Liebe zu entsagen. Der Mann da vor ihr, das wußte sie, würde mit keinem Worte bitten und betteln — er würde sie stehen lassen und dann — dann würde sie im Beichtstuhl ihre Verirrung zu bekennen haben und w e m? Konnte sie denn dies alles einem Menschen, einem fremden Menschen anvertrauen? Konnte sie von ihrer Liebe, ihren Kämpfen und den Schmerzen der Entsagung reden? — Wieder faßte sie ein Schwindel, und Konrad, der vielleicht ahnen mochte, was in ihr vorging, erhob sich rasch und zog ihren Arm durch den seinen.

„Komm, Marie," sagte er ruhig und als ob nichts geschehen wäre, „die Deinen erwarten dich gewiß jetzt bei Tische, du sollst nicht —"

Er hielt inne, Marie war mit zwei Sprüngen vorwärts gestürzt, wo der reichblühende Ast eines Goldregenbaumes abgebrochen über den Weg lag, daneben kleine Zweige, ein steinernes Haupt mit dem Priesterbarett —

„Mein Gott, was ist das?"

Konrad war näher getreten und klärte die Erschrockene auf, er hatte diesen Augenblick gefürchtet, aber was tat es schließlich, sie würde vernünftig sein, hatte er sich gedacht.

„Marie," sagte er, „erschrick nicht zu sehr, ja, es ist das Nepomuk-Standbild; betrunkene Burschen haben es diese Nacht von seinem Postament direkt hier heruntergestürzt, es soll, wie Hartmann mir sagte, nicht das erste Mal sein, daß diese Roheit begangen wird — die Figur wird eben wieder hinaufgeschafft und an den alten Platz gestellt werden."

„Ja," sagte Marie, „sie wird immer wieder aufgerichtet werden, wie alles, was groß und heilig ist."

„Kleiner Brausekopf," dachte Konrad, „wie sehr verrennst du dich da wieder," laut aber fragte er: „Groß und heilig? Wer?"

„Hier, Nepomuk," sagte Marie; es blitzte fast wie Trotz in ihren Augen. „Und nicht nur heilig, sondern auch historisch."

„Heilig und historisch in einem Atem, Marie, Kind, was redest du denn da? Er war ein Märtyrer seiner guten Sache, die für ihn eben „das Heilige" war, und so ist es mit allen euren Heiligen, ihr übertragt da schlankweg auf die Person eine Eigenschaft, die diese sich selber niemals würden beigelegt haben. Sieh einmal, Marie, solch eine Heiligengestalt hat mich immer erst dann gefesselt, wenn ich das rein Menschliche in ihr erkennen und nachfühlen lernte; das Wort: ‚er war ein großer Heiliger' hat für mich nur den Sinn: er war ein wahrhafter Mensch. — Und hier, der gestürzte Nepomuk, was soll er uns lehren? Tragt eure Heiligen im Herzen, stellt sie nicht auf das Postament an der Straße, dann können sie nicht geschändet werden. Armer Nepomuk, wieviel Leidensgenossen hast du, und was wird von ihnen alles verlangt! Marie, hab' ich dir von dem Hirtenbübchen erzählt, mit dem ich in den Bergen einmal ein Gewitter unter freiem Himmel erlebt. Ich fragte, warum es seine Schafe dem heiligen Wendelin so angelegentlich empfehle; da meinte das Bürschchen, der Herrgott habe so viel zu tun, da nehme ihm der heilige Wendelin gern das Geschäft des Schafhütens ab."

„Ja," sagte Marie, nun völlig unbefangen, „und wenn ich als Kind ein Ringelchen oder den Fingerhut verloren hatte, habe ich immer dem heiligen Antonius ein Kerzchen versprochen und es ihm dann, wenn das Ding sich glücklich

gefunden hatte, auch stets an sein Postament in der Kirche gesteckt."

Nun lächelten beide, und Konrad war froh, das fast wieder in Bitterkeit ausgelaufene Gespräch auf diese Weise enden zu sehen. — — —

Die Tage vergingen. Konrad hatte Marie lange nicht gesehen. Das Pfingstfest nahte, und er dachte, daß die Frauen im Schloß mit den Vorbereitungen dazu vollauf beschäftigt seien und nahm sich vor, Geduld zu haben. Marie ging still und in sich gekehrt im Hause herum, wie es vor der nahenden Beichte ihre Gewohnheit war; die alte Tante und den Vater umgab sie mit doppelter Liebe und Aufmerksamkeit, als hätte sie ihnen vieles abzubitten. Es war etwas in ihrem Innern, worüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte; war es ein Neues, das sich gewaltsam Raum verschaffen wollte, oder war sie im Begriff, ein liebgewordenes Altes zu verlieren? Sie wußte es nicht. Konrad? Stets stieg es ihr heiß in die Schläfen, wenn sie seiner gedachte. War er der Feind? Wollte er ihr Widerstrebendes aufdrängen, hatte er ihr genommen, woran ihr Herz hing? Nein, noch besaß sie sich selber, und alles war ihr von Jugend auf lieb und heilig gewesen und doch — —

Zwei Tage vor Pfingsten sahen sie sich wieder. Konrad, der, über die Mauer spähend, Mariens helles Kleid im Garten bemerkt hatte, war eilig hinuntergekommen und begegnete ihr unter den Apfelbäumen, die jetzt ihre Blütenblättchen auf sie herabrieseln ließen. Sie konnte ihm nicht ausweichen, kaum seinen Augen, die mit sehnsüchtig fragendem Blick auf sie geheftet waren.

Ruhig gab sie ihm die Hand, aber ihr war, als müsse er ihr Herz schlagen hören.

„Wie schön, daß ich dich fand," sagte er glücklich, „schenkst du mir ein halbes Stündchen?"

Wie schwach sie heute war. Der Vorwand, die Tante erwarte sie droben, war beim Klang seiner Stimme vergessen, willenlos legte sie ihre Hand in die seine und ging mit ihm bis an die Steinbank. Da kam die Erinnerung wieder und der alte Trotz wollte aufwallen.

„Was wolltest du von mir, Konrad?" fragte sie.

„Dich sehen, weiter nichts, und dann vielleicht fragen, ob du wieder eine — Geschichte für mich hast."

„Der Schimmel!" durchzuckte es sie und ihr Gesicht wurde undurchdringlich.

„Konrad," sagte sie tonlos, „es müßte ja ein Wunder geschehen."

„Und was für eins?"

Mariens Blick flog über die Baumwipfel, dorthin, wo ein hoher, schmaler Giebel emporstieg, auf dessen Spitze eine alte rostige Wetterfahne leise kreischend sich drehte.

„Die Fahne dort," sagte sie nachdenklich, denk' nur, Konrad, seit dreihundertfünfzig Jahren steht sie dort oben, wenn ich nun wieder einmal hinaufschaue, und sie ist nicht mehr da?"

„Dann ist sie eben, vom Rost zerfressen, herabgestürzt, was weiter? Ein Wunder wäre das doch nicht. Hat sie übrigens ein Wappen?"

„Tante Lisett sagt, es sei ein Schild, der in der Mitte ein Herz trägt, und dies Herz hat ein Jugendfreund der Tante, der ein guter Schütze war, einmal durchschossen."

„Das ist mir kein gutes Omen — ein durchschossenes Herz — und trotzdem Jahr um Jahr in Sturm und Wetter an derselben Stelle — wie reimt sich das zusammen? — Ist das Zähigkeit, Heldenmut oder — Beschränktheit, die, an dem verwitternden Stabe haftend, nicht weiß, daß ihr Bestes zerstört ist. Marie, Mädchen, so versteh' mich doch, ist mir's doch einzig um das Herz zu tun!"

Konrad, der sich schließlich in eine Erregung hineingeredet hatte, verstummte nun, als er Mariens verängstigte Augen sah. Nein, sie verstand ihn nicht, so nicht.

„Und das Wunder?" fragte Marie endlich schüchtern. — „Du willst das Herz ohne die Fahne?"

Konrad lächelte und antwortete nicht. Leise zog er das Mädchen neben sich auf die Steinbank. Die Abendschatten senkten sich tiefer, und die beiden schwiegen noch immer. Das Summen der Bienen war verstummt, nur eine Amsel schlug noch im nahen Flieder. Der Mann saß unbeweglich, lag doch des Mädchens schlanke Hand in der seinen, er war zufrieden; er ahnte ja nicht, welch' ein Sturm widerstreitender Gefühle das junge Wesen an seiner Seite erschütterte.

Aber schließlich entwand die Hand sich der seinen, und ehe er es hindern konnte, war die schlanke Mädchengestalt zu Boden gelitten und lag ihm zu Füßen, zwei bebende Hände klammerten sich um die seinen, und eine Stimme, so zerquält von Angst, wie er sie aus diesem Munde noch nie gehört, schlug an sein Ohr.

„Konrad, Konrad, bist du denn nur gekommen, um mir das zu tun? Um mich so bitter, bitter unglücklich zu machen und mich dann von dir zu stoßen?"

„Aber, Kind — dich von mir stoßen —?"

„Ja, Konrad, ich war bis dahin so glücklich, das heißt glücklich — nein, aber so ruhig und zufrieden, und dann kamst du und hast alles, alles zerstört."

„Indem ich dir zeigte, was Glück ist," dachte Konrad, doch er sagte nur: „Aber, meine Marie, ich habe dich doch so lieb."

„Du sollst mich aber nicht lieb haben, wir können einander nicht angehören, und wenn es so weiter geht, dann gehe ich mir selber verloren, das weiß ich, seit —"

„Nun?"

„Seit ich dich kenne, ja, denn ich habe dich lieben müssen von allem Anfang an — nein, laß mich los, Konrad, laß mich ausreden, und wenn diese Liebe mir meinen Glauben wanken macht, dann ist sie Sünde, und doch — o, mein Gott, mein Gott!"

„Aber, Kind, und das alles habe ich dir getan?"

„Nein, nichts hast du mir getan, nur bist du so gut und klug und klar, so einfach menschlich, daß ich es mir nicht vorstellen kann, wie in deinem Denken all der bunte — " Sie stockte errötend und biß sich wie schuldbewußt auf die Lippen — „ich will nur sagen, all das — Viele Platz finden sollte," nun brach ihr die Stimme, aber sie faßte sich wieder, da er sie mit keinem Wort unterbrach, „ach Konrad," halb schluchzend, halb beschwörend kam's von ihren Lippen, während sie seine Hände krampfhaft preßte, „so hilf mir doch, hilf mir doch!"

Konrad schwieg erschüttert, nur ein Seufzer rang sich aus seiner Brust los. Jetzt, das fühlte er, durfte er nicht reden. Leise löste er Mariens Hände von den seinen, und sie vorsichtig, wie ein Kind im Dunkeln, an den Schultern fortführend, sagte er nur:

„Sei nur ruhig, mein Lieb, das Wunder wird geschehen — ich kann warten."

Marie erwiderte nichts, sie schüttelte nur den Kopf, dann nahmen sie Abschied. — — —

— — — — — — —

Sonnabend nachmittag vor Pfingsten war's. In der Gasse am Schloßgraben herrschte rege Geschäftigkeit. Das Pflaster wurde begossen und gekehrt, und aus den geöffneten Haustüren kamen allerlei Düfte, wie es immer vor den Festtagen war: es roch nach Kuchen, Blumen, jungem Laub und Seifenwasser.

Durch all die frohe Regsamkeit hindurch schritt Marie, den Kopf gesenkt und die Augen fest auf das Büchlein in ihrer Rechten geheftet, die herabhängende Linke hielt einen Strauß von Rotdorn und Flieder — — Ihr war wirr im Kopf, keinen klaren Gedanken konnte sie fassen seit jenem Abend im Garten, und doch mußte sie sich sammeln, denn sie war auf dem Wege zur Beichte. Plötzlich stand sie still, kehrte um und ging wieder zurück zu dem eisernen Mauerpförtchen, das sie eben hinter sich verschlossen. Ihr Rosenkranz! Ja, den hatte sie vergessen; in der „Vogelstube", wo sie gestern mit dem Reinigen und Ordnen ihrer Blumen und Vögel stundenlang beschäftigt gewesen, mußte er geblieben sein. Rasch trat sie in den weiten, kühlen Raum mit den weißgetünchten Wänden, richtig, da hing der Gesuchte über dem Weihwasserkesselchen ihr gegenüber. Krachend flog die Tür hinter ihr zu, ein plötzlicher Wind, wie der Vorbote eines nahen Gewitters, hatte sich erhoben und fuhr nun sausend über die blühenden Pflanzen vor den Fenstern hin. Marie trat hinzu, befühlte mechanisch die Erde in den Töpfen und griff nach der Gießkanne. Gewiß, die Gewitterluft war's, die ihr so lähmend in den Gliedern lag, nun würde es blitzen, donnern, regnen, und dann war

alles wieder gut. Und morgen, dann war es da, das Sonnenwunder und die Menschen öffneten ihre Herzen dem heiligen Geiste — und sie? War sie nicht auch im Begriff, ihm eine Stätte zu bereiten, harrend auf das Wunder, das ihr einzig Erlösung dünkte nach qualvollem Seelenleid? Noch einmal griffen ihre Hände ordnend in die zerzausten Blumen, da — was war das? Ein neuer, wütender Windstoß, und dann — sausend war's aus der Luft herabgekommen, klirrend fiel es vor den Fenstern auf das Pflaster des Hofes, ein paar Fuchsien- und Geranienblüten mit sich reißend — was war's? Mit pochendem Herzen stieg Marie auf einen Schemel und beugte sich weit über das breite Fenstersims. Die Wetterfahne war herabgestürzt, abgerostet, da lag sie nun vor ihr, und sie konnte deutlich sehen, wie jener Schuß das mürbe Metall zerrissen — das durchschossene Herz! „Nur um das Herz ist es mir zu tun," hatte so Konrad nicht gesagt — doch nein, nichts von ihm heute, nichts. Rasch ging Marie in den Hof hinaus und nahm das verwitterte, rostige Ding auf: nein, ein Wunder war's nicht, daß es herabgestürzt war. — Drinnen verschloß sie hastig die Fahne in eine Truhe, so, nun aber mußte sie eilen, rasch nahm sie den Rosenkranz von der Wand, schlang ihn um ihr Gebetbuch und schritt dann zum zweiten Male den Weg von vorhin entlang, um diesmal der Frau Liese zu begegnen, die es sich nicht hatte nehmen lassen, die Feiertagskuchen selber vom Bäcker abzuholen. Die Freundinnen nickten einander nur im Vorbeigehen zu, Marie, weil sie so eilig war und Liese, weil sie keine Hand frei hatte. „Bis morgen!" rief sie dem Mädchen nach.

„Morgen," dachte Marie, „wie wird mich dies Morgen finden?" — Nun noch ein paar Schritte, und die Schatten des Kirchenportals nahmen sie auf — schon fielen die ersten Tropfen.

— — — — — — — — — — — —

Ganz vorn in den geschnitzten Stühlen des Chors saßen zwei Männer, Konrad und sein Freund Heinrich Hartmann. Draußen hatte sich die Luft verfinstert, und der erste Donner rollte über das Städtchen hin.

„Wie schade," sagte Konrad, „nun wird es so dunkel, und ich hatte es mir so schön gedacht, dir das Bild gerade in Abendbeleuchtung zu zeigen." Er sah empor, wo über der dunkeln Holzverkleidung der Wand der kaum abgeklopfte Kalk ein Bild in matten Farben erkennen ließ, das bei den Arbeiten im Vorderschiff aufgedeckt worden war. „Kannst du überhaupt etwas davon sehen, Heinrich?"

„Doch," sagte der Angeredete, „es ist eine „Geburt Christi", nur gar nicht in der herkömmlichen Art und Weise dargestellt — Maria auf einem Streulager, im Begriff, mit erhobenen Armen das Kind in eine an der Wand befindliche „Raufe" — denn eine Krippe ist gar nicht vorhanden — einzubetten — so sah ich es noch nie, du etwa, Konrad?"

„Einmal, ja, auf einem goldenen Reliquienschreine der Spätgotik, und zwar fast genau so, nur daß über das Fußende des Lagers —"

„Der heilige Joseph —"

„Nein, aber Kuh und Esel mit neugierig-dummen Gesichtern der Szene zuschauen, und in dem Ganzen lag etwas von Realistik, wie sie kaum eine der vielen Darstellungen dieses Vorganges aufzuweisen hat."

„Konrad, h i e r sprichst du von Realistik," sagte Hartmann mit gedämpfter Stimme.

„Du hast recht, das Wort paßt hier ja nirgends. Aber wir wollen nicht undankbar sein. Wie manches Werk unserer alten Meister besäßen wir nicht ohne diesen Kult, und auch die Erinnerung an eine im Sankt Peter gehörte Messe von Palestrina möchte ich nicht missen. Und was den Marienkult und seine unleugbare Poesie betrifft, glaubst du, daß alle Realistik imstande wäre, mir Stimmung und Gefühl dafür zu nehmen."

Bei den letzten Worten erhob sich der Sprecher, indem er noch einen Blick auf die nun gar nicht mehr beleuchtete Wandmalerei warf, und auch Hartmann stand auf.

„Gehst du nun heim?" fragte Konrad, „ich folge dir gleich, ich möchte nur die Wirkung der Ornamente an der Altarwand von ganz hinten aus einmal prüfen, ich glaube nämlich, sie können nicht bleiben, sie beeinträchtigen nur die Wirkung des Altars selber, der wahrhaftig Malerei und Plastik genug hat. — Also, auf Wiedersehen!" — Hartmann verließ die Kirche durch eine kleine Seitentür, Konrad begab sich durch den schmalen Gang, der an der Wand entlang lief, nach hinten. Er hätte außen herum gehen sollen, denn er störte die in den Bänken vereinzelt knienden Bußfertigen gewiß. Nun war er hindurch und trat in die Mitte.

Aber er sah nicht, was er hatte sehen wollen, war es die zunehmende Dunkelheit allein, die ihn zwang, seine Absicht aufzugeben?

Dicht vor ihm, in der letzten Bank kniete Marie, regungslos, das Gesicht in den Händen vergraben. Bei ihrem Kommen hatte die violette, silbergestickte Stola dessen, der die Last ihrer Sünden anhören und ihr kraft der ihm innewohnenden göttlichen Gnade vergeben sollte, noch über dem Türchen des Beichtstuhles gehangen — er war also noch nicht erschienen. Und das war gut, so gewann sie Zeit, sich zu sammeln. Als Kind hatte sie manchmal während der Schulstunden ihre Sünden auf ein Zettelchen geschrieben, Sünden, die sie aus dem Beichtspiegel des Katechismus, als auf ihr eigenes Begehen und Unterlassen passend, ausgewählt hatte. Aber heute? Erstes, zweites, drittes Gebot . . . . viertes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden." — Hatte sie ihren Vater je wissentlich gekränkt? Nein, sie liebte und verehrte ihn. Der Mutter aber, der toten Mutter, war sie ein Leid anzutun im Begriff gewesen, ein Leid noch ins Grab hinein. Und wie das zuging, das mußte sie heute vor Gott — nein, vor dem Beichtstuhl bekennen, und zum erstenmal empfand sie, daß dieser ein M a n n war, der urteilen sollte über das ihr von einem anderen Manne Widerfahrene — —. Fester preßte sie die Hände vor die schmerzende Stirn: „Lieber Gott, zu dem ich schon als Kind gefleht, und dem ich alles, alles anvertraut ha erlaß mir diesen Umweg, nimm du all den Kummer von mir, und zeige mir, was ich tun muß!" Nachher im Beichtstuhl, da würde die Antwort lauten: „Tu die sündige Neigung von dir ab, meine Tochter, wirf dein Herz in Nesseln und Dornen, auf daß du wieder in den Stand der Gnade gelangest." Da würde sie ihr Haupt beugen und dem andern mit unbewegtem Gesicht sagen: Geh deiner Wege, ich darf dich nicht kennen. — Und der würde gehen und nimmer ihren Weg kreuzen — und die Mutter würde Ruhe haben im Grabe. — —

Marie hob das heiße Gesicht und sah nach dem Beichtstuhl hin. Jemand trat heraus und ein anderer hinein. Seit wann saß der Priester drinnen? Ihre Augenlider brannten, die Kehle war ihr rauh und trocken. Ihr zur Seite auf den kühlen Steinfliesen lag der große Blumenstrauß, den hatte sie der Gottesmutter, ihrer Patronin und Fürsprecherin, bringen wollen. Konnte sie nicht jetzt noch den Strauß an seinen Platz tragen, ehe sie den Beichtstuhl betrat? Zwei Frauen waren noch vor ihr, dann kam die Reihe an sie. Leise stand sie auf und schritt mit ihren Blumen dem kleinen Seitenaltar zu. Da stand die liebliche Himmelskönigin und sah lächelnd auf sie herab. Die Sternchen in ihrem Mantel glänzten matt. — „Dein Denken ist eingehüllt in den blauen Mantel der Gottesmutter" — wer hatte das doch zu ihr gesagt, wer? „Heilige Jungfrau, bitte für mich — auf daß ich den rechten Weg finde!"

Ein schneidendes Weh ging durch ihr Herz, als sie sich zurückwandte. Dann war sie wieder an ihrem Platz, hier lag ihr Buch, ihr Rosenkranz, nun war nur noch einer vor ihr, und dann — —

Konrad, der dem Mädchen mit den Augen gefolgt war, wollte bei ihrem Näherkommen hinter eine der breiten Säulen treten, aber Marie mußte ihn schon bemerkt haben, es war ihm, als ob sie geradeswegs auf ihn zuschritte; nun hatte sie ihren Platz erreicht und blieb, ihn fest ins Auge fassend, dabei stehen, die linke schwer auf das dunkle Betpult stützend. Wie in banger Frage hing ihr Blick an seinen Zügen, die ihr ernst und unbeweglich zugewandt waren. Es war totenstill um sie her. Da erklang aus dem Beichtstuhl ein kurzes Räuspern. Ein Zittern überlief Mariens schlanke Gestalt, ihr war, als müsse sie zusammenbrechen, denn Konrad wandte sich langsam, wie in tiefstem Schmerze ab und schritt der Kirchentüre zu . . . . .

Im Dämmer des Portals blieb er schwer atmend

stehen. Da fühlte er plötzlich eine leichte, bebende Hand auf seiner Schulter:

„Konrad, wenn du mir vergeben kannst, du und —"

„Und unser Gott, Marie," sagte der Mann leise.

Da zog Marie für einen Augenblick Konrads dunklen Lockenkopf zu sich herab und flüsterte mit fliegendem Atem:

„Die Wetterfahne ist herabgestürzt — das Herz hielt den Sturm nicht mehr aus — darf es nun ausruhen bei dir?"

Dann gingen sie miteinander hinweg, ihr seliges, flammendes Pfingstwunder im Herzen.

Kunst

Der Torso. Die Originalskulpturen des Berliner „Alten Museums", welche lange Zeit ein arg verdrücktes Dasein in zu kleinen Räumen führen mußten, sind jetzt in den Parterresälen des vornehmen Schinkelschen Säulenbaues neu aufgestellt; bald wird auch die Alexikunst, welche die Räume der ehemaligen Gemäldegalerie nun füllt, der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden. M. von Kékulé hat seinen feinen Geschmack oft genug bewiesen, so daß man auch diesmal vornehme Lösungen erwarten dürfte. Es ist viel leichter, farbige Bilder mit Renaissancereliefs und Möbeln glücklich zu plazieren, als verstümmelte antike Marmore so zu gruppieren, daß der Beschauer nicht vor allem das sieht, was fehlt. Am schönsten ist wohl der Saal mit den Marmoren des fünften und vierten Jahrhunderts ausgefallen. Die großen blanken Serpentinsäulen, auf denen die Decke ruht, geben dem langgestreckten Raum feierlichen Rhythmus; auch sonst ist alles Stein und keine Teppiche verweichlichen diesen Saal. Zwischen den Säulen ist jedesmal ein Bildwerk aufgestellt, das meiste auf kostbaren echten Sockeln, in Würfelform, ohne Profile. Die archaische Plastik steht in dem Oberlichtsaal, der früher von der Renaissanceskulptur besetzt war und dessen stimmungsvolle Poesie gewiß manchem Freund der Kunst in der Erinnerung geblieben sein wird. Hier stehen wenige Stücke und fast alles ist stark verstümmelt; hier ein Torso, dort ein Kopf, hier ein Kapitell, dort eine Inschrift. In diesem Raume aber findet der Kunstfreund gerade das Allerschönste. Denn er macht sich mit seiner Leidenschaft an diese blutenden Steine und sieht hier neben der Schönheit das Schicksal der Jahrhunderte. Die Verstümmelungen stören ihn nicht; vielmehr reizt all das Fehlende zu der immer wiederkehrenden Frage: wie sah es wohl früher aus, warum ist grade dies abgeschlagen? Nackte Schultern bringt er mit neuen Köpfen zusammen; der Haarschmuck einer Frau läßt ihn auf das Gewand schließen, das einst diese Glieder umschloß. Ist es Ruinenromantik, die uns hier so nach hält? Nein, es ist das tiefe Zutrauen zu der Echtheit und Schönheit dieser Kunst, daß uns jeder Rest heilig ist und jedes Stück uns ein Wegweiser zu edlen Verlusten wird. Wir alle kennen Menschen, die im Innern edel sind, deren Natur hoch steht, die aber das äußere Leben nicht bezwingen können und deshalb moralische Flecken zeigen. Sterben diese Menschen und zieht unsere Seele ein Fazit, so sieht sie keine Flecken mehr, nur die edle Natur, die uns bereichert hat und den vornehmen Geist, der die Höhe suchte. So sieht der Leidenschaftliche auch an den antiken Steinen nicht Flecken, nicht das, was fehlt, sondern das Besondere, das hier über alle Jahrhunderte herüber noch ihm entgegenleuchtet. Wir sehen die Reste der Figur eines jonischen Mädchens, das einst mit feinem Schritt über die Tempelsteine eines kleinasiatischen Küstenheiligtums zu schreiten schien, um den Göttern zu danken. Feine elastische Glieder, von Tüchern reich verhangen, deren Treppenfalten zu dem Schritt und dem zierlichen Schnitt des Gesichtes ein reizvolles Spiel fügen. Wir glauben das leise silberne Lachen zu hören von Lippen, die doch verschwunden sind. Oder ein großer Frauenkopf spricht zu uns: das Gesicht gänzlich verstümmelt, aber prachtvoll erhalten die schweren starken Makkaronilocken des Hinterkopfes und das von ihnen umrahmte große Ohr. Dies gehört nicht einem jungen trippelnden Ding, sondern einer reifen Frau an, die mit Bewußtsein in die Vielstimmigkeit der Welt hereinhorcht. Ist es eine Mutter, ist es eine Fürstin? Wie sich hier ein Gegensatz des Alters der Dargestellten bietet, so finden wir in der Frührenaissance mit Vorliebe das junge Mädchen, in der Hochrenaissance die reife Frau porträtiert. Schöner als alle diese Frauenköpfe und -statuen ist aber ein Männerkopf der archaischen Zeit, auch reichlich verstümmelt, aber herrlich in der dunkelgelben Patina des Marmors und der Klarheit der Gesichtsbildung. Das Hauptstück des Saales ist ein großer Typhon aus bemalter Terracotta, der einst in dem Giebel des älteren Tempels der Akropolis in Athen lagerte. Freilich haben wir nicht das Original; sondern von diesem hat eine moderne Bildhauerin den Leib des Ungeheuers nachmodelliert, — ein Abguß ist hier nicht möglich, da sonst die Farbe verloren ginge. Dargestellt war der Kampf des Zeus mit Typhon, in welcher Gestalt die Athener alle ihre Begriffe von wilder Rohheit und barbarischer Unkultur der Vergangenheit zusammenfaßten. Ein Ungeheuer mit drei menschlichen Köpfen und Oberleibern, drei eng zusammengeringelten Beinschwänzen und Flügeln, lebhaft sich aufrichtend, in wilder Erregung die Flügel schlagend und staunend in den Feuerschein der Blitze blickend, die Zeus ihm entgegenwirft. Vor diesen Giebelskulpturen erinnerte sich der Athener der vorhistorischen Zeit erschauernd der Zeiten grimmen Wütens und fühlte mit doppelter Dankbarkeit die Ordnung, die Zeus und Athene dem Staat geschenkt hatten. — Auch von den ganz frühen Grabreliefs bietet unser Saal eine schöne Probe. Diese Reliefs sind nicht wie unsere Grabsteine auf den Gedanken des Todes, des Abschieds, der Wehmut gestimmt, sondern wollen den festlichsten Tag des hier bestatteten Lebens festhalten. Der Krieger wird dargestellt, wie er jauchzend in den Kampf zieht, die Frau im Schmuck des feinsten Geldes und Gewebes, der Künstler inmitten der spürenden Arbeit. Xakarios tes psyches phoos — süßes Licht der Seele — so könnte man den Inhalt dieser nennen, was hier späten Enkeln als der geistige Gehalt des Lebens der Ahnen gezeigt werden soll. Unser Relief zeigt die Gatten thronend und schmausend, mit dem festlichen Kantharos; ihnen nahen die Kinder und opfern Hahn und Granate, die Symbole des Lebens. Bestätigend schlängelt die Schlange, das Symbol der Unsterblichkeit, sich an der hohen Lehne des Thrones herauf. Ist das nicht eine Lebenskunst, von der wir lernen können? Die uns rät, an den Stätten des Todes der Pflichten und der Kraft des Lebens zu gedenken, das wir nun doppelt füllen müssen, da die, welche es uns gaben, weggenommen wurden? Stolz binden sich die Kinder mit ihrer Haltung an die Eltern, gewiß, daß auch ihre Kinder ihnen einst das Fest des Lebens bereiten werden. — Sana loquuntur, Steine sprechen zu dem, der ein Ohr zu hören hat. Im Faust heißt es: „Wir tragen die Trümmer herüber und klagen über die verlorene Schöne." Heute sagen wir „und deuten aus ihnen einstige Schöne". Diese Torsi gleichen den Fähnchen über dem Meeresspiegel, die dort flattern, wo ein Schiff ertrunken liegt. Der Geist darf untertauchen und die „verlorene Schöne" zurückgewinnen. P. S.

Allerlei

Die heiligen drei Könige. Der Venetianer Marco Polo († 1324) hat im dreizehnten Jahrhundert weite Reisen nach Asien unternommen und es als erster gewagt, seiner Heimat und dem Abendlande Kunde von dem Leben und Denken der Perser, Mongolen und Chinesen zu geben, die er auf einer 24jährigen asiatischen Reise kennen gelernt hat. Das Tagebuch dieser Reise, das ursprünglich französisch verfaßt war, liegt jetzt in einer deutschen Ausgabe von Hans Lemke (Hamburg, Gutenberg-Verlag 1907, als 1. Band einer „Bibliothek weltweiter Memoiren") vor. Hier wird uns S. 86 berichtet, wie Marco Polo nach Saba in Persien (südwestlich von Teheran) kommt und folgendes über die heiligen drei Könige erfährt, deren Grab in dieser Stadt liegt:

Sie berichten, daß in alten Zeiten drei Könige jenes Reiches aufbrachen, um einen Propheten anzubeten, der damals geboren wurde, und daß sie drei verschiedene Gaben mitbrachten, nämlich Gold, Weihrauch und Myrrhen, um in Erfahrung zu bringen, ob jener Prophet ein Gott, ein irdischer König oder ein Mensch sei. Denn, sagten sie, wenn er das Gold nimmt, ist er ein irdischer König, nimmt er den Weihrauch, so ist er ein Gott, nimmt er dagegen Myrrhen, so ist er ein Mensch.

Und es geschah, als sie zu der Stelle kamen, wo das Kind geboren wurde, daß der jüngste der drei Könige zuerst eintrat; und er fand das Kind gerade in demselben Alter wie er selbst. Da wurde er sehr bestürzt und ging hinaus. Darauf trat der nächstältere ein, und wie der erste, fand er das Kind von demselben Alter wie er selbst; und er ging auch bestürzt hinaus. Endlich trat der älteste ein, und es begegnete ihm, was den beiden anderen begegnet war; er ging gedankenvoll hinaus. Und als die drei wieder zusammengekommen waren, erzählte ein jeder, was er erlebt und gesehen hatte, so daß sie darüber in große Verwunderung gerieten. Da beschlossen sie, alle drei zusammen einzutreten, und als sie ihren Vorsatz ausführten, fanden sie das Kind dreizehn Tage alt. Sie beteten es an und gaben ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen, und das Kind gab ihnen eine geschlossene Büchse. Alsdann reisten die Könige ab, um wieder in ihr Land zurückzukehren. Als sie mehrere Tagereisen zurückgelegt hatten, sagten sie, sie wollten sehen, was das Kind ihnen gegeben hätte. Sie öffneten die Büchse und fanden darin einen Stein. Bei seinem Anblick gerieten sie über die Gabe des Kindes in große Verwunderung und sie fragten sich, welche Bewandnis es damit hätte. Deren Bedeutung war aber folgende: Als sie ihre drei Geschenke dargebracht hatten und das Kind sie alle annahm, sagten sie sich in ihrem Innern, daß es der wahre Gott, der wahre König und der wahre Mensch sei, und sie erkannten, daß der Glaube, der in ihnen zu wurzeln begonnen hatte, so fest sein müsse wie ein harter Stein. Aus diesem Grunde erhielten sie von dem Kinde den

Gebiet, heute und kommen genaue Zahlen. Es ist aber nicht möglich, sie jetzt schon zu veröffentlichen, weil sie noch nicht vollständig sind. Für Süd- und Westdeutschland liegen heute Resultate vor. Für die übrigen Provinzen, in denen bei Redaktionsschluß die Wahlen noch nicht beendet sind, werden wir in der nächsten Nummer die Ergebnisse bringen. Wir können schon heute sagen, daß in den Ländern Süddeutschlands, daß in einer großen und starken Partei, der Deutschen Volkspartei, die Anhänger der Deutschen Demokratischen Partei, die sich bisher zu ihr bekannten, in großer Zahl zurückgekehrt sind. Wir können ferner sagen, daß in Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt die Deutsche Volkspartei ihre Mandatszahl erheblich steigern konnte. Auch in Württemberg-Hohenzollern und in Hessen-Nassau hat sie Mandate gewonnen. Die Ergebnisse in Bayern und in der Pfalz werden wir in der nächsten Nummer bringen.

Alle im Blickpunkt aber steht die in der „Hilfe" als eigentliches Ziel der Partei bezeichnete Forderung der Bildung einer Regierung der Deutschen Volkspartei. Wir haben diese Forderung von Partei — in Heft 7 „Unverständlich" unter nach ihrer Kennzeichnungen — und Parteiführer — in Heft 8 „Fortschritte" — abgelehnt.

Soeben erschien auf E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68:

Bernhard Harms
Weltökonomie und Weltpolitik

Bernhard Harms
Weltökonomie und Weltpolitik

Bernhard Harms
Weltökonomie und Weltpolitik

XIII. Jahrgang Nummer 8

Die Hilfe

Herausgeber: F. v. Naumann

Wochenschrift für Politik Literatur u. Kunst

Sonntag, 24. Februar 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Wochen (Schluß). — Unsere Weltmachtstellung. — Die Reichstagswahlen. — Die Sozialdemokratie und die Wahlen. — Paul Lindau. — Neuestes zur Judenfrage. — Die Bürgerschaft. — **Politische Korrespondenz:** Die Reichstagswahl. — **H. B.:** Die Reichstagswahlen. — **Dr. Rudolf Meyer:** Die Reichstagswahlen. — Zur Reichstagswahlgeographie. — Die Ursachen der Reichstagswahlen. — Zum Rücktritt des Reichskanzlers. — **Prof. Ludwig Stein:** Recht und Humanität. — Unsere Mitarbeiter. — **Dr. Max Maurenbrecher:** Ludwig. — **Ernst Haenel:** Kunst. — **Erich Zimmermann:** Kunst. — **Dr. Hans Delbrück:** Die Reichstagswahlen. — **Dr. Ernst Francke:** Eine Antwort an den Herrn Reichskanzler. — **Theodor Barth:** Rückblick und Ausblick.

Politische Notizen

Wochenschau.

Die zwei vorläufigen Wahlgänge brachten keine Überraschungen, keine Abweichungen von den Ergebnissen der Stichwahlen des Hauptwahltages. Daß in vielen Stichwahlen Sozialdemokraten und Zentrumsleute gegeneinander stehen, ist bei der großen Stärke beider Parteien begreiflich.

Wir brauchen auf jeder sozialdemokratischen Stichwahl die Stimmen der Zentrumswähler, und wir werden sie auch bekommen. Wir haben in Württemberg, Baden, Hessen, Bayern, Elsaß-Lothringen, Rheinland und Westfalen die Stichwahl für Sozialisten und Zentrum gegen Nationalliberale, Konservative, Freisinnige, Volkspartei, Deutsche Volkspartei, Reichspartei, Antisemiten, Bund der Landwirte, Polen, Welfen, Dänen, Elsässer, Lothringer, Hannoveraner, Hessen-Nassauer, Franken, Pfälzer, Hessen-Darmstädter, Mecklenburger, Lübecker, Bremer, Hamburger, Oldenburger, Braunschweiger, Anhaltiner, Schwarzburger, Reuß, Lippe, Waldeck, Schaumburg-Lippe, Hannoversche Welfenpartei, Deutsch-Hannoversche Partei, Christlich-Soziale, Deutsch-Soziale, Deutsch-Sozialer Reformverein, Deutsch-Soziale Partei, Wirtschaftliche Vereinigung, Wirtschaftliche Volkspartei, Bayerischer Bauernbund, Bayerische Mittelpartei, Bayerischer Landbund, Bayerischer Bund, Bayerische Freie Vereinigung, Bayerische Reichspartei, Bayerische Patriotenpartei, Bayerische Volkspartei, Bayerische Zentrumspartei, Bayerische Bauernpartei, Bayerische Freisinnige Volkspartei, Bayerische Freisinnige Vereinigung, Bayerische Liberale Vereinigung, Bayerische Liberale Volkspartei, Bayerische Liberale Partei, Bayerische Fortschrittliche Volkspartei, Bayerische Fortschrittliche Vereinigung, Bayerische Fortschrittspartei, Bayerische Demokratische Volkspartei, Bayerische Demokratische Vereinigung, Bayerische Demokratische Partei, Bayerische Demokratische Fortschrittspartei, Bayerische Demokratische Freisinnige Partei, Bayerische Demokratische Freisinnige Vereinigung, Bayerische Demokratische Freisinnige Volkspartei, Bayerische Demokratische Freisinnige Fortschrittspartei, Bayerische Demokratische Fortschrittspartei, Bayerische Demokratische Volkspartei, Bayerische Demokratische Vereinigung, Bayerische Demokratische Partei, Bayerische Demokratische Freisinnige Partei, Bayerische Demokratische Freisinnige Vereinigung, Bayerische Demokratische Freisinnige Volk

wieder die stärkste Partei, hat in Bayern und im Reichsland neuen Boden gewonnen und in Frankfurt a. M. ihre Stimmenzahl beinahe verdreifacht. Es ist sogar Aussicht vorhanden, daß sie die Mainstadt, die länger als 20 Jahre von der Sozialdemokratie beherrscht wurde, dem entschiedenen Liberalismus zurückgewinnt. Dazu kommt, daß Payer und Wieland bereits im ersten Gang gewählt sind. Die süddeutsche Volkspartei hat in ihrer ganzen langen Geschichte niemals die echte Demokratie verleugnet und hat als erste von den bürgerlichen Parteien soziale Gedanken in sich aufgenommen. Neu aufgefrischt wird diese Schar, die ihre Fahne allzeit in Ehren gehalten hat, zu den anderen liberalen Truppen stoßen. Wir wissen, daß damit auch die Geschlossenheit der liberalen Reihen noch lückenloser wird, denn die Einigkeit der bürgerlichen Linken ist gerade von den Süddeutschen sehr gefördert worden. Ein herzliches Glückauf unseren demokratischen Kampfgenossen!

Die Reichstagswahl

Ein französisches Blatt schreibt: „es ist ein Sieg des deutschen Kaisers gegenüber der deutschen Sozialdemokratie". Darin liegt etwas richtiges, aber damit ist die Sachlage nur sehr einseitig gekennzeichnet. In dieser Wahl stand keineswegs bloß die Frage der kaiserlichen Kolonialpolitik auf der Tagesordnung. Es ist falsch, wenn man die jetzige Wahl einfach mit der Wahl von 1887 vergleicht. Alle diejenigen von uns, die schon 1887 gewählt haben, erinnern sich der absolut anderen Grundstimmung damals, und es ist von den sozialdemokratischen Blättern mehr eine leicht begreifliche Ablenkung des Interesses von dem Kern der jetzigen Wahl als eine richtige Darstellung des Sachverhaltes, wenn sie von dem Terrorismus der nationalen Parole sprechen. Damals gab es in der Tat einen solchen Terrorismus. Die Gefahr an der französischen Grenze wurde in den gellendsten Tönen verkündigt, obwohl die Frage des Septennates, um deretwillen der Reichstag aufgelöst wurde, mit dieser Gefahr gar nichts zu tun hatte, denn wenn Boulanger damals wirklich vor Metz und Straßburg stand, war es höchst gleichgültig, ob die Heeresausgaben für weitere 5 oder 7 Jahre festgelegt wurden. Es gab damals einen Bismarckischen Hochdruck, wie er nie vorher und nachher dagewesen ist. Davon kann dieses Mal keine Rede sein. Die Kundgebungen Bülows und Dernburgs sind gegenüber dem Tone von 1887 einfach und nüchtern gewesen, und wieviel ferner liegt auch dem patriotischsten Kleinbürger Südwestafrika als die französische Grenze! Das nationale Element war ein Element inmitten der Wahlbewegung. Es trat in einem Kreise stärker und im anderen schwächer hervor, aber im Grunde stritt man sich um andere Sachen. Dort, wo das Zentrum in Betracht kommt, war alles auf die Frage der Zentrumsherrschaft gestellt, und dort, wo das Zentrum fehlte, lautete die Frage, ob die Sozialdemokratie die einzige Vertreterin der Interessen der Volksmasse sei oder nicht.

Das Zentrum ist ungeschwächt aus der Wahl hervorgegangen. Das war im allgemeinen zu erwarten, es ist aber doch sehr lehrreich zu sehen, wie stark die Zentrumsmacht ist. Das Zentrum ist und bleibt eine Welt für sich, in die der Klang der übrigen deutschen Welt kaum hineindringt. Die „nationalen Katholiken" sind keine politische Potenz, alles, alles wird beherrscht vom Gesichtspunkte der Macht der Kirche. Ob überhaupt einmal eine innere Wandlung oder Spaltung im Zentrum eintreten kann, ist eine Frage ferner Zukunft. Heute steht im Zentrum ein Feind vor uns, dessen Truppen noch ungeschwächt sind. Desto notwendiger ist es, daß alle Nichtzentrumswähler alles aufbieten, um nicht die schwarze Macht noch in den Stichwahlen zu stärken. Das aber ist die schwere Frage, vor der jetzt Nationalliberale und Sozialdemokraten stehen. Beide können noch ziemlich viel gegenüber dem Zentrum gewinnen, wenn sie sich verständigen. Es ist aber leider zu befürchten, daß diese Verständigung nur vereinzelt eintritt, und daß sowohl Nationalliberale wie Sozialdemokraten im Einzelfall dem Zentrum helfen.

Für die Sozialdemokratie ist das Ergebnis eine Enttäuschung, wie sie seit 20 Jahren nicht dagewesen ist. Wir gestehen offen, daß wir eine so empfindliche Niederlage der Sozialdemokratie nicht für möglich gehalten haben, besonders da die Verteuerung des Lebensbedarfs ein gutes Agitationsmittel für die Sozialdemokratie war. Es hat sich aber gezeigt, daß der Dresdener Parteitag tiefere Folgen gehabt hat, als man innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratie glauben wollte. Der Radikalismus hat seine Quittung erhalten. Bebel bezahlt seine Ablehnung der „Mitläufer" mit einer Niederlage. Gerade Leipzig, wo der Radikalismus am höchsten gesteigert wurde, bietet eine sozialdemokratische Niederlage wie kein anderer Wahlkreis. Der Zauber ist gebrochen. Daß das den Sozialdemokraten unangenehm ist, ist selbstverständlich, aber es würde unbegreiflich sein, wenn nun die Sozialdemokratie ihren Aerger dadurch betätigen wollte, daß sie in den Stichwahlen die Liberalen schädigt. Gerade nach dieser Niederlage liegt es im Interesse der Sozialdemokratie, daß der entschiedene Liberalismus gestärkt wird, damit nicht der neue Reichstag ein Reichstag der Reaktion wird.

Diesem Gedankengang entspricht die verständige und klare Parole, die von der sozialdemokratischen Parteileitung ausgegeben wird, soweit es sich nicht um die Entscheidung zwischen Zentrum und Nationalliberalismus handelt. Für diesen Fall ist die Parole ungünstig, denn sie erleichtert das Eintreten für das Zentrum. Soweit aber Demokratie und Freisinn in Frage kommen, ist die Parteiparole ganz deutlich. Hier muß der Sozialdemokrat auf Grund seiner Parteiparole und seiner Parteiinteressen für den entschiedenen bürgerlichen Liberalismus eintreten. Das ist nicht nur eine Pflicht gegenüber denen, die in schweren Zeiten der Reaktion gegenüber das gleiche Recht aller Staatsbürger, das Reichstagswahlrecht und die Koalitionsfreiheit der Arbeiter vertreten haben, sondern das ist auch ein Gebot der Klugheit, sobald man sich die Zusammensetzung des neuen Reichstages vergegenwärtigt.

Der neue Reichstag ist ein voller Sieg des Reichskanzlers. Dasselbe Glück, das Bülow in taktischen Fragen wiederholt gehabt hat, und das ihm besonders in den Verwicklungen der Zollfrage zur Seite stand, hat sich auch dieses Mal bewährt. Man kann sich darüber im Blick auf die Kolonialfrage unbedingt freuen und doch gewisse Besorgnisse im Herzen behalten. Der neue Reichstag wird in nationalen Fragen tadellos arbeiten, aber was er in Hinsicht auf liberale Kulturfragen und Sozialpolitik leisten wird, ist mindestens zweifelhaft. Es besteht die verstärkte Gefahr konservativ-klerikaler Grundstimmung. Deshalb ist jeder einzelne Liberale jetzt von erhöhtem Werte. Es muß ein Wall gegen die Reaktion vorhanden sein. In diesem Sinne gehen wir in die Stichwahl. Unsere Leser finden an anderer Stelle der Stichwahlparole der Freisinnigen Vereinigung. Sie bedeutet: kein Mitgehen mit der Reaktion! Die Niederlage der Sozialdemokratie darf nicht zur Niederlage der Demokratie in Deutschland führen. Wir müssen die Fahne der Freiheit hochhalten und werden es tun können, denn wir alle kommen trotz einiger schmerzlicher Erfahrungen gestärkt und neu belebt aus dem Wahlkampf. **Naumann.**

Die Freisinnige Vereinigung in den Wahlen

Von allen Parteien außerhalb der früheren Reichstagsmehrheit war die Freisinnige Vereinigung am meisten auf die eigenen Kräfte angewiesen. Nur in wenigen Kreisen wurden wir von Anfang an durch weiter rechtsstehende Parteien unterstützt. In Anbetracht dessen ist das Wahlergebnis recht günstig. Wir erhielten an Stimmen:

In der Hauptwahl 1903: 285 000 (Freis. Vgg. + National soziale).

In der Hauptwahl 1907: **rund 400 000.**

In beiden Fällen sind die Stimmen der Kandidaten zusammengezählt, die erklärt hatten, sich im Falle ihrer Wahl der Freisinnigen Vereinigung anschließen zu wollen. Eine andere Statistik ist bei den zahlreichen Wahlbündnissen der liberalen Parteien nicht möglich. Der Umstand, daß

wir viele volksparteiliche Stimmen erhalten haben, wird andrerseits wohl dadurch ausgeglichen, daß wir auch zahlreiche Stimmen den Kandidaten der Volksparteien zugeführt haben. So werden in Rostock und Bremen rund 28 000 Stimmen, die 1903 für uns abgegeben wurden, infolge Kandidatenwechsels nun der Freis. Volkspartei zugeschrieben. Dies zur Erklärung. Im ganzen nehmen wir Anteil an dem liberalen Aufschwung und haben mit dazu beigetragen. Obwohl seit Jahren keine politische Gruppe von allen Seiten mehr bekämpft wurde als die unsere, gehen wir mit gutem Erfolg aus dem Kampf hervor und haben dabei — was in diesen Tagen betont werden muß — unsern Schild rein gehalten.

Während 1903 kein Abgeordneter im ersten Wahlgang gewählt wurde, haben dieses Mal Schrader und Enders sofort gesiegt. Außerdem sind 17 Kandidaten, die im Falle ihrer Wahl uns beitreten, an Stichwahlen beteiligt. Im Jahre 1903 waren es nur 11. Es ist also wohl zu erwarten, daß, entsprechend der Steigerung der Stimmenzahl, auch mehr Abgeordnete unserer Fraktion in den Reichstag einziehen werden.

Leider wird die Freude über Naumanns Heilbronner Erfolg durch Barths Niederlage in Köslin stark getrübt. Dieser Verlust ist kein Einzelvorgang, er ist nicht auf besondere Verhältnisse dieses Wahlkreises und seiner Kandidaten zurückzuführen, sondern ist nur der Ausdruck einer allgemeinen ostelbischen Erscheinung. Wir haben fast überall, mit Ausnahme Mecklenburgs, in den Domänen des Großgrundbesitzes mäßige Ergebnisse erzielt. Dort sind die Waffen auch zu ungleich. Die Beherrscher des armen Landvolks nutzten ihre Macht rücksichtsloser aus als jemals früher, und der letzte Altenteiler und Drehorgelspieler, der von den Junkern herangeschleppt wurde, mußte konservativ wählen. In diesen Bezirken litten auch wir unter dem sozialdemokratischen Rückgang, der vielfach den Sieg der Konservativen im ersten Wahlgang bewirkte. So fehlten Professor v. Liszt in Züllichau-Crossen nur wenige Stimmen zur Stichwahl. Dort wäre ein guter Erfolg zu erzielen gewesen, wenn nicht zahlreiche Berliner Arbeiter, die sich im Winter in ihrer ländlichen Heimat aufhalten, von den Konservativen an die Urne geschleift worden wären. Dazu kommt endlich, daß der Bund der Landwirte gerade in Ostelbien während der vergangenen Jahre starke Fortschritte gemacht zu haben scheint. Indessen der Liberalismus bei der herrschenden Abhängigkeit der Bevölkerung zwischen den Wahlen nur wenig arbeiten kann. Das Problem der Eroberung ostelbischer Landkreise wird uns jedenfalls während der nächsten Jahre besonders stark beschäftigen müssen.

Aber es sind auch viele ausgezeichnete Ergebnisse zu verzeichnen. An der Spitze steht wohl Heilbronn, wo es nicht nur gelang, den Bündler zu überflügeln, dem neben 7500 eigenen noch 4000 Zentrumsstimmen zufielen, sondern wo Naumann auch den Sozialdemokraten überflügelte, der sich dort schon zweimal in Stichwahl befand. Stettin wird zweifellos wiedererobert, weil Stadtrat Dohrns volkstümliche Persönlichkeit und radikale Politik den Sozialdemokraten massenhaft Mitläufer entzog. In Plön-Oldenburg hat Dr. Struve als Liberaler den Konservativen in Stichwahl gedrängt, was seit mehr als 30 Jahren in diesem konservativen Stammsitz nicht geschehen ist. Die Stadt Straßburg, die am bedrohtesten schien, scheint gehalten zu werden. Sehr gut sind die Stimmergebnisse in Waldeck, Darmstadt, Würzburg, Hamburg, Emden, Usedom und fast ganz Mecklenburg. In Schleswig-Holstein ist Dithmarschen leider verloren — was wir trotz der Nachlässigkeit in seiner Organisation nicht erwartet hatten — dafür erobert Dr. Heckscher den Lauenburger Kreis.

Ueber die Zusammensetzung unserer neuen Fraktion läßt sich natürlich vor den Stichwahlen nichts näheres sagen. Es sei nur unserer herzlichen Freude Ausdruck gegeben, daß Karl Schrader, der in Dessau fast ⅔ aller Stimmen erhielt, auch in Zukunft im Reichstag ihr Vorsitzender sein wird.

Die Freisinnige Vereinigung, die unter besonders schwierigen Verhältnissen kämpfen mußte, hat also — trotz schmerzlicher Verluste — im ganzen doch gute Fortschritte gemacht. Und mit großer Genugtuung begrüßen wir die Erfolge unserer liberalen Nachbarparteien. Im Reichstag sind ja die drei entschieden liberalen Fraktionen fast nur durch den Namen getrennt, ihre Politik aber ist dieselbe. Zu der Stärkung des Liberalismus im Reichstag auch unsererseits beigetragen zu haben, das ist für uns der größte Erfolg der Hauptwahlen. F. N.

Studentische Arbeiterbildungskurse

Die soziale Betätigung der Studenten ist keine neue Erfindung; fast allen Gründern studentischer Vereine und Organisatoren studentischer Bewegungen schwebte sie als ein Ziel vor. Das Bestreben der Studentenschaft, an der Verbreitung der Volksbildung teilzunehmen, ist ein neuer Trieb am alten Stamme. Vor etwa 35 Jahren nahm die Bewegung in England ihren Anfang. University Extension und Toynbee-Hall sind ihre bedeutendsten Errungenschaften auf englischem Boden. In Dänemark und Schweden setzte die Bewegung zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein und gelangte in wenigen Jahren zu hoher Blüte. Abendkurse, Rechtshilfe für Unbemittelte, Museumsführungen, aufklärende Volksschriften und Zeitungsaufsätze sind das Betätigungsgebiet der nordischen Studentenschaft. Im Sommersemester 1901 wurden die ersten deutschen „Studentischen Vorbereitungskurse" von der Sozialwissenschaftlichen Abteilung der Wildenschaft der Königl. technischen Hochschule zu Berlin veranstaltet. Mit 4 Kursen über Rechnen, Algebra, Technologie und Schiller und mit 54 Hörern wurde begonnen. Im zwölften Lehrgang, Wintersemester 1906/07, werden 21 Kurse veranstaltet, davon 8 über Deutsch, 5 über Rechnen, 1 über Gewerbliche Buchführung, 2 über Algebra, 1 über Geometrie, 1 über Mechanik, 1 über Physik, 4 über Zeichnen und 1 über Arbeiterversicherung. Die Gesamtbesuchsziffer der Kurse beträgt ca. 450 Personen, die insgesamt über 800 Kurse belegt haben. Neben den zusammenhängenden Kursen werden gelegentlich belehrende Vorträge über kleinere Wissensgebiete und über künstlerische Themen abgehalten. Ferner werden Exkursionen in gewerbliche Betriebe, in öffentliche und private Anlagen von allgemeinem Interesse ausgeführt. Führungen durch Museen und gemeinschaftliche Theaterbesuche sollen das Kunstverständnis und den Geschmack der Teilnehmer bilden, gemeinsame Feste und Unterhaltungsabende wahre Geselligkeit pflegen. Im vorigen Sommersemester wurden zum ersten Male Turnspiele veranstaltet, um den Arbeitern Gelegenheit zu geben, alle Teile des Körpers gleichmäßig auszubilden.

Der Zweck des ganzen Unternehmens ist die Verbreitung von Bildung in den Kreisen der Arbeiter und Arbeiterinnen, die Fortbildungsschulen nicht mehr besuchen können. In erster Linie sollen die Grundlagen der Bildung geschaffen und der Arbeiter dahin gebracht werden, daß er später imstande ist, durch Selbststudium sich fortzubilden, die Erziehung des Denkvermögens ist die vornehmste Aufgabe. Die Behandlung politischer und religiöser Fragen ist streng verpönt, nicht aus Furcht vor dieser oder jener Seite, nein! es soll verhindert werden, daß der Student sich politisch festlegt; erst soll er alle Teile und Interessen unseres Volkes kennen lernen, und dann soll er sich seine eigene Weltanschauung bilden. Er soll erst eine in sich erstarkte Persönlichkeit werden, ehe er in den politischen und religiösen Kampf der Parteien eingreift. Die Forderung kann leicht erfüllt werden, da es bekanntlich weder eine konservative Algebra noch eine sozialdemokratische Geometrie gibt, auch um die Regeln der Grammatik und die Gesetze der Physik tobt der politische Kampf nicht.

Die Kurse Deutsch und Rechnen nehmen entsprechend ihrer Bedeutung den breitesten Raum ein. Im Deutschen ist der Lehrstoff auf vier, im Rechnen auf drei, in der Algebra auf zwei Halbjahre verteilt, der Lehrstoff der übrigen Kurse ist so bemessen, daß er in einem Halbjahr erledigt werden kann.

Bei dem Unterricht wird danach getrachtet, Vorträge und gelehrte Reden nach Möglichkeit auszuschalten. In fast

jahrige Tätigkeit hat die Ueberzeugung platzgegriffen, daß der Vortrag ein vollkommen ungeeignetes Mittel zur Verbreitung elementarer Bildung ist. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die nach acht- bis zehnstündiger Arbeit in die Schule kommen, die schwer fähig sind, einem Vortrage, er mag noch so interessant gehalten werden, zu folgen: sie hören immer nur Worte, glauben dem Vortragenden alles, was er behauptet, nur ganz wenige denken tatsächlich mit. Die geeignetste Unterrichtsmethode, die sich in allen studentischen Arbeiterbildungskursen bewährt hat, beruht auf dem persönlichen Verkehr zwischen den Studenten und Arbeitern, keinesfalls darf sich ein Verhältnis, wie das zwischen Lehrern und Schülern, herausbilden. An der Spitze eines jeden Kursus steht der Kursleiter, der der Gesamtleitung für den Kursus verantwortlich ist; er wird bei seiner Arbeit von einer Anzahl von Uebungsleitern unterstützt. Zu Beginn des Unterrichts, der jedesmal zwei Stunden dauert, erklärt der Kursleiter kurz den Lehrstoff des Abends, alsdann sorgen Kursleiter und Uebungsleiter gemeinsam, daß der neue Stoff von jedem Hörer aufgenommen wird, es werden Diktate, Aufsätze und Briefe geschrieben, bezw. Beispiele gerechnet. Die Uebungsaufgaben werden der Praxis entnommen, um das Interesse der Hörer zu fesseln und ihnen zu zeigen, daß sie das Gelernte auch im täglichen Leben verwerten können.

Als Leitfaden für den Unterricht gibt jeder Kursleiter „Uebungsbogen" heraus, die in kurzen Zügen den Lehrstoff des Kursus und eine Anzahl sorgfältig ausgesuchter Uebungsaufgaben enthalten. Die Uebungsbogen werden kostenlos verabreicht; ihre Vervielfältigung erfolgt, wenn sie nur Text enthalten, zyklographisch, wenn sie neben dem Text Figuren enthalten, autographisch. Die Kontrolle über die Uebungsbogen führt ein älterer Student.

Für die Hörer, die im Unterricht nicht recht mitkommen, wurden „Allgemeine Uebungen" eingerichtet; sie finden an jedem Schulabend statt, und jeder Hörer hat das Recht, an ihnen teilzunehmen.

Das durchschnittliche Alter der Hörer beträgt 28—32 Jahre; mehr als die Hälfte gehört der Altersklasse von 20—30 Jahren an, nur wenige Hörer haben das zwanzigste Lebensjahr noch nicht überschritten, doch sitzt dafür mancher Arbeiter mit grauem Kopfe auf der Schulbank. Die Aufnahme allzu junger Arbeiter in größerer Zahl ist im Interesse der Einheitlichkeit des Unterrichts und der älteren Arbeiter nicht erwünscht.

Um über die Stimmung in den Kursen und über die Wünsche der Hörer unterrichtet zu sein, werden alle vier bis sechs Wochen Vertrauensmännersitzungen abgehalten, in die jeder Kursus einen Vertreter schickt. Außerhalb der Kurse haben sich die Vertrauensmänner als Festordner und auch bei der Propaganda für die Kurse in der Arbeiterschaft gut bewährt.

Die Unterrichtsgebühr beträgt 50 Pfg. für Kursus und Semester. Dieses Geld reicht zum Decken der Ausgaben eben aus; eine Bezahlung der Lehrer und Beamten erfolgt nicht. Der Unterricht wird an vier Wochenabenden von 8—10 Uhr in der III. Gemeindeschule zu Charlottenburg erteilt, die der Magistrat kostenlos zur Verfügung stellt.

Die Erfolge der Charlottenburger Kurse haben in Deutschland zur Nacheiferung gereizt. Breslau, Berlin und Straßburg haben bereits ihre studentischen Arbeiterbildungskurse, in anderen Hochschulstädten sollen sie in nächster Zeit ins Leben treten. Nach den Erfahrungen, die in Charlottenburg gemacht wurden, kann die Verbreitung der neuen Ideen allen studentischen Kreisen nur empfohlen werden. Neben dem praktischen Ziel der Erhöhung der Volksbildung sind die Kurse in der geschilderten Form ein geeignetes Mittel, um dem Studenten das zu geben, was er aus Büchern nicht zu lernen vermag, und was ihm auch Vorlesungen nicht zu geben vermögen: Menschen- und Volkskenntnis; andererseits wird er Befriedigung in dem Bewußtsein finden, mitzuarbeiten an dem Ausgleich sozialer Gegensätze und eine Verständigung anzubahnen zwischen Arbeitern des Geistes und der Hand, die auf dem Boden gemeinsamer Arbeit entsprossen ist. **A. Jungheim.**

Utilitarismus gegen Romantik in der Soziologie

I

Die Philosophie des Imperialismus. Von Ernest Seillière. Autor. deutsche Ausgabe. Dritter Band: Der demokratische Imperialismus. Rousseau-Proudhon-Karl Marx. Uebers. von Theodor Schmidt. Berlin (H. Barsdorf) 1907. X und 146 Seiten.

Ein Werk liegt vor mir, das mich vielfach mit fruchtbaren Anregungen beschenkt, vielfach auch zu lebhaftem Widerspruch angeregt, aber immer trefflich unterhalten hat. Es hat einen Mann von Geist, kritischer Schärfe und Temperament zum Verfasser, der nach der guten Ueberlieferung seines Volkes sich immer bestrebt, dunkle Probleme möglichst zu durchleuchten und dem trockensten Gegenstande die lebhafte Farbe der Frische zu geben. Das sind gute Eigenschaften, die das Produkt jedem Leser lieb machen sollten.

Es muß versucht werden, in dem engen Rahmen, der zur Verfügung steht, wenigstens die Hauptstützlinien des Gerüstes darzustellen. Mehr wird nicht erreichbar sein; der Kritiker wie der Kritisierte müssen sich auch hier damit begnügen, wenn ein Stück Geistesleben nur eben wie vom Lichtkegel eines Scheinwerfers auf einen Augenblick so weit beleuchtet wird, daß die Geistesverwandten wenigstens von seiner Existenz und seinen Hauptlinien Kenntnis erhalten: es ist nun ihre Sache, das Original zur Hand zu nehmen, um den Kritiker zu ergänzen — oder zu widerlegen. Denn wir urteilen alle mit dem geistigen Vorbehalt, daß unsere subjektive Wahrheit nicht immer, und niemals ganz die objektive Wahrheit ist.

Seillière sieht, wenn ich ihn recht verstehe, in der Sozialwissenschaft, die natürlich im Grunde nichts anderes ist, als Sozialpsychologie, zwei psychologische Hypothesen um die Herrschaft ringen, die gleichzeitig als ethische Prinzipien auftreten. Die eine ist die utilitarische, die er in diesem Buche mit einem, wenigstens für deutsche Leser, verwirrenden Ausdruck die imperialistische nennt, die andere die romantische. Jene hält für die Triebfeder alles geschichtlichen und wirtschaftlichen Geschehens in Vergangenheit, Gegenwart und aller denkbaren Zukunft den „Willen zur Macht", und zwar den durch die Vernunft gebändigten Willen zur Macht, einen „rationellen Utilitarismus", der es gelernt hat, die Gegenwart für die Zukunft einzuengen, den Genuß des Augenblickes zu beschränken, um die Quelle der Genüsse für die Zukunft zu erhalten. Die romantische Psychologie dagegen glaubt, daß die Menschen entweder von Hause aus soziale und soziable Wesen waren, die nur durch Irrtum oder Vergewaltigung in die soziale Disharmonie hineingetrieben worden sind, oder daß sie es nach einer gewissen historischen Entwicklung — bald — werden würden. Da wir auf Grund genauerer Kenntnis der Akten nicht im mindesten mehr geneigt sind, mit Rousseau und Senme den Karaiben, den „Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte", den Sandwich-Insulaner Cooks usw., für den sündenlosen Menschen auszugeben, so handelt es sich nur noch um die Frage der Zukunftsgestaltung der Gesellschaft, und diese Frage kann man, um sehr kurz zu sein, cum multis granis salis, so fassen: wird der Egoismus oder der Altruismus die sozialen Verhältnisse der Zukunft beherrschen?

Ich glaube, daß die Alternative richtig gestellt ist, und es erscheint uns sicher, daß Seillière mit dieser entschlossenen Fragestellung das wichtigste Problem, wenn nicht der Soziologie, so doch gewiß des Sozialismus tief an der Wurzel gefaßt hat. Und ich stelle mich fast unbedingt auf seine Seite, wenn er sich robust für den Egoismus gegen den Altruismus, für den Utilitarismus (seinen rationellen, individuellen Imperialismus) gegen die Romantik entscheidet. Die romantische Auffassung hat in der Tat ihre letzte Stütze eingebüßt, seit wir den „Wilden" nicht mehr in der Beleuchtung des arkadischen Idylles sehen, sondern ihn als ein naives, faules, lügenhaftes, grausames, sinnliches, undankbares Halbtier erkannt haben. So lange die soziologische Romantik auf eine Vergangenheit hinweisen

konnte, die nach allgemeiner Uebereinstimmung ihrem Ideal der Gesellschaft entsprach, hatte sie wenigstens ein gewisses Recht zu der Annahme, die Vergangenheit werde in irgend einer Zukunft wieder einmal Gegenwart werden: jetzt ist das nichts anderes, als ein liebenswürdiger Traum, ein Glaubensartikel, wenn man will, aber nicht länger eine wissenschaftliche Meinung.

Dennoch kann ich meine Zustimmung zu der utilitarischen Auffassung nur „fast unbedingt" geben. Es gehört eine Ergänzung dazu, die gegen eine Ueberspitzung des Prinzips als Einwendung gelten will. Womit ich aber durchaus nicht gesagt haben will, daß Seillière selbst sich solcher Ueberspitzung schuldig gemacht hat. Nur betont er meiner Empfindung nach nicht genügend die Tatsache, daß zwei, vielleicht aus einer Wurzel erwachsende, in ihrer Auswirkung aber doch sehr verschiedene Seelenkräfte von Anfang an an der Bildung der größeren Menschengemeinschaften, Staat und Gesellschaft, zusammenschaffen.

Die eine Seelenkraft, und wie zugegeben werden kann, bis heute die ungleich wirksamere, ist in der Tat der „Wille zur Macht". Ich würde nur vorziehen, in der Wahl des Wortes gleich das, wie es mir scheint, einzige Grundziel dieses Willens mitzubenennen, nämlich den Trieb, sich ohne Gegenleistung die Arbeit anderer anzueignen. Ich habe die Methoden, die zur Befriedigung dieses Triebes historisch aufgetreten sind: den Raubkrieg, die Sklaverei, die Hörigkeit, die Usurpation des Bodens als Großgrundeigentum, kurz: den Staat (soweit er Inhalt, nicht nur Form ist) als das politische Mittel der ökonomischen Bedürfnisbefriedigung bezeichnet, während ich die Arbeit und den äquivalenten Tausch eigener gegen fremde Arbeitserzeugnisse das ökonomische Mittel der ökonomischen Bedürfnisbefriedigung genannt habe. Seillière macht (p. 431) die gleiche Unterscheidung mit voller Schärfe und polemisiert auf ihrem Grunde mit den auch von mir angewendeten Argumenten gegen dieselben Marxschen und Engelsschen Halbwahrheiten, gegen die ich angekämpft habe.

Dennoch glaube ich, daß es mehr ist, als nur ein terminologischer Wortstreit, wenn ich den Ausdruck „Wille zur Macht" durch ein wirtschaftlich gefärbtes Wort ersetzt wünschte. Denn einmal wird sonst leicht der Anschein erweckt, als gebe es neben dem ökonomischen Motive noch andere geschichtlich bedeutsame, während doch bisher der Wille zur Macht sich immer nur gegen solche Individuen, oder, im Rassenkampf, gegen solche Menschengemeinschaften wendete, von denen entweder die Arbeit selbst oder ihr Erzeugnis als Kampfpreis zu erlangen war. Und zweitens erweckt der Ausdruck „Wille zur Macht" Gedankenverbindungen, die an nach meiner Ueberzeugung nicht mehr haltbare geschichtsphilosophische Theorien anklingen. Während es nämlich von dem ökonomischen Triebe als einem „niederen" Triebe ohne weiteres klar ist, daß er allen normalen Menschen innewohnt, ist man geneigt, den „Willen zur Macht," als einen „höheren", edleren" Trieb, nur in den „führenden Persönlichkeiten" zu suchen, und von da ist nur ein Schritt zu der heroistischen Geschichtsauffassung, die, wie ich glaube, nichts erklären kann.

Wenn ich diese Dinge so scharf betone, obgleich Seillière sich, soweit ich sehen kann, in diesem Buche nicht ausdrücklicher zur heroistischen Geschichtsauffassung bekennt, so hat das seinen zureichenden Grund. Er ist nämlich ein ziemlich unumwundener Bekenner der nahe verwandten heroistischen Wirtschaftsauffassung, und das ist der Hauptpunkt, über den ich mich mit ihm werde auseinandersetzen müssen.

Zunächst bleiben wir aber einmal bei unseren zwei Seelenkräften. Bisher war nur von der einen die Rede, von dem utilitarischen, imperialistischen Prinzip des Willens zur Macht, der sich in der Bildung des primitiven Staates, des Rechtes usw., auswirkt. Sie beherrscht die „internationalen" Beziehungen der Menschengemeinschaften von Anfang an bis auf den heutigen Tag gänzlich oder doch bis auf verschwindend kleine Grenzgebiete, auf denen die zweite Seelenkraft als Mit- oder Alleinherrscher auftritt. Und sie, der Utilitarismus, beherrscht einen sehr großen Teil der „intranationalen" Beziehungen innerhalb der gleichen Menschengemeinschaft von der Bildung des Staates an, und zwar, wenn auch immer abnehmend, bis auf den heutigen Tag.

Aber der utilitarisch-imperialistische Trieb beherrscht nicht die intranationalen Beziehungen innerhalb der gleichen Menschengemeinschaft vor der Bildung des Staates, und beherrscht sie nicht allein nach der Bildung des Staates. Dort herrscht fast allein, und hier in immer wachsendem Maße, die zweite Seelenkraft: der „soziale Geist", die „Brüderlichkeit", die „Güte", der Altruismus.

Innerhalb der blutsverwandten Horde nämlich scheint der „Wille zur Macht", wenn überhaupt, nur sehr schwach entwickelt zu sein. Alle Beobachter scheinen darin übereinzustimmen, daß bei den primitiven Jägern und vielfach noch bei den höheren Jägern das Ideal der Anarchie verwirklicht ist. Gewiß gibt es eine gewisse Autorität der Stärkeren, der Tapfereren, der Aelteren, der Männer über die Frauen: aber sie scheint sich niemals in Herrschaftsverhältnisse, d. h. in ökonomische Ausbeutung oder politische Vergewaltigung umzusetzen. Statt dessen herrscht hier eine völlige Gleichheit, die sich ökonomisch im überall bestehenden Kommunismus des Verzehrs und politisch in der vollen Gleichberechtigung und Bewegungsfreiheit jedes Einzelnen äußert. Das ist die „stoische Anarchie", die Seillière „mit Kant als letzten Zweck der Menschheit auf Erden anerkennen muß". (p. 135.)

Diese Erscheinungen sind die Folge davon, daß in der blutsverwandten Horde oder „Gruppe" der soziale Geist allein oder doch fast allein gemeinschaftsbildend wirkt. Auch das ist „Egoismus" — allerdings! Denn nach der von Espinas zuerst für die tierischen Gesellschaften gegebenen psychologischen Erklärung darf man sich vorstellen, daß dem Primitiven sein Clangenosse als ein integrierender Teil seiner eigenen Existenz, seines eigenen Selbst erscheint, von ihm selbst nahezu so wenig trennbar zu denken, wie der eigene Arm oder das eigene Auge. Daher das feste Zusammenhalten, daher z. B. auch der bis zur Tollheit gewaltige Trieb der Blutrache! Gewiß also — Egoismus! Aber doch ein Egoismus, der zugleich — Altruismus ist. Ein Kollektiv-Altruismus nach innen, der nach außen als Kollektiv-Egoismus auftritt! Und man sieht mit einem Blick, wie sehr anders sich eine Ethik ausnehmen wird, die auf diesem über individuellen Egoismus aufgebaut ist, als eine auf dem reinen individuellen Egoismus beruhende.

Ich meine, man sollte diese inneren Kräfte innerhalb der Gruppe sehr scharf von den nach außen wirkenden trennen, wenn schon sich auch die zweite utilitarisch denken läßt (imperialistisch schon schwerer!). Denn ohne solche begriffliche Scheidung kann man nicht leicht den Weg erkennen, auf dem sich, meist an das ökonomische Mittel, den Tausch geknüpft, das von der Seelenkraft erzeugte Recht der Gleichheit und des Friedens allmählich im intranationalen Leben — und ganz langsam sogar im internationalen — immer mehr Raum erobert, auf Kosten des von der ersten Seelenkraft erzeugten Rechtes der Ungleichheit und des Krieges. Und wenn man diesen Weg nicht, wie es möglich ist, Etappe für Etappe historisch verfolgen kann, dann ist es kein sicherer Schluß, sondern eine schöne, aber unsichere Vorwegnahme, wenn Seillière mit Hegel und Proudhon als das Wertresultat der Weltgeschichte „die Begründung des Wirtschaftsrechtes, des Ersatzes des Kriegsrechtes" ausruft.

So sehr ich mit diesem Ergebnis einverstanden bin, so wenig scheint es mir mit Notwendigkeit aus den Seillièreschen Prämissen zu folgen. Der geistvolle Verfasser ist hier als geschichtsphilosophischer Optimist, ebenso ein wenig „Romantiker", wie als Oekonomist, der aus den Prämissen des absoluten Manchestertums zu der Vorstellung einer dem Sozialismus mindestens sehr angenäherten Zukunfts-Gesellschaft gelangt. Auch hier bin ich mit dem Ergebnis einverstanden, glaube aber, daß es, statt durch ein ausreichendes logisches Verfahren, durch einen Sprung zum Ziele des Wunsches ereicht ist — und das ist doch wohl ein romantischer Zug? Ich werde dieses Urteil näher zu begründen haben.

Zuvor sei nur noch kurz berichtet, daß unserem Autor sein utilitarisch-imperialistisches Prinzip als Maßstab und Codex judicii für die soziologische und namentlich die

sozialistische Literatur dient. Er macht uns in der Einleitung zunächst mit Machiavelli als dem ersten Lehrer des Imperialismus bekannt, und zeigt dann Hobbes als den Schöpfer der „imperialistischen" Psychologie, Boulainvilliers als den Schöpfer der imperialistischen Geschichtsphilosophie und Mandeville als den der imperialistischen Moral. Dann folgt „der plebejische Imperialismus im 18. Jahrhundert", verkörpert durch Jean Jacques Rousseau, dann der „proletarische Individual-Imperialismus", verkörpert durch Pierre Joseph Proudhon, und schließlich der proletarische Klassen-Imperialismus, verkörpert durch den philosophischen Marxismus.

Unmöglich, auch nur eine Andeutung von dem kritischen Verfahren und seinen Ergebnissen zu geben. Die sehr kampffreudigen Anhänger Proudhons und Karl Marx', namentlich die letztgenannten, die zwar nicht den Scharfsinn ihres Meisters, aber seine böse polemische Ader geerbt haben, werden dem Verfasser hart genug zusetzen und nicht immer ohne Grund. Er hat m. E. Marx öfters nicht aus dem vollen Zusammenhange des Systems beurteilt und verurteilt; wie fast allen seinen Vorgängern in der Marx-Kritik fehlt ihm das Bewußtsein, von welcher entscheidenden Bedeutung im „Kapital" das „Gesetz der Akkumulation" ist, und daher wendet auch er seine Kritik ausschließlich gegen die Wertlehre, obgleich diese längst als Vorwerk erklärt worden ist, dessen Fall die Zitadelle nicht berührt. Aber das sind Dinge, die ich nur andeuten kann, und in die ich mich auch, gottlob, nicht zu mischen brauche, da ich weder Proudhon- noch Marx-Theologe bin. Nur ganz im allgemeinen möchte ich bemerken dürfen, daß Seillière mir fast überall da mit Glück zu operieren scheint, wo er das Gold der untersuchten Theorien am Probierstein seines Imperialismus prüft und derart das unedle Metall des Romantizismus und Mystizismus ausscheidet, ob es nun als Blanquismus (Putschismus) und Katastrophenlehre auftrete, oder als verzückter Glaube an eine Zukunft der Brüderlichkeit, an ein Millennium des Altruismus. Hier sind überall fruchtbarste Gedanken ausgestreut; einer der feinsten und tiefsten scheint mir die Auffassung zu sein, daß der plebejische und der proletarische Imperialismus nichts anderes ist, als die Umkehrung der feudalen Klassentheorie des Legitimismus: „Ihr wollt die Guten und Schönen sein? Wir sollen die Schlechten und Niederen sein? Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Ihr Adligen, ihr Spießbürger seid die Nichtsnutzigen, die Dreckseelen: wir Plebejer, wir Proletarier sind die Gottgleichen, die Naturnahen, die Träger der Welt!" Ganz analog kehren heute gewisse Richtungen im Zionismus die legitimistische Rassentheorie des Antisemitismus um.

Seillière hat aber noch einen zweiten Probierstein: eine ökonomistische Ueberzeugung. Und wo er damit agiert, hat er oft Unglück, denn dieser Probierstein ist der Manchesterliberalismus in seiner vulgären Ausgestaltung, und der ist falsch. Ich glaube, daß ich der Sache am besten diene, wenn ich auf diese grundsätzlich wichtigste Frage allein noch eingehe, statt kleinere Dinge anerkennend herauszugreifen oder anzufechten. Soll doch das ganze Werk eine Methodenprüfung sein! Da kann es dem Verfasser, der als Philosoph grundsätzliche Klarheit erstrebt, nur daran liegen, seine eigene Methode unter die Lupe genommen zu sehen.

Berlin. **Franz Oppenheimer.**

Antike und Gymnasium

II.

Den Kunstgenuß dachten sich die Griechen stets mühelos, denn er sollte ja der edlen Muße dienen. Zu den weitverbreiteten Irrtümern gehört übrigens auch der, daß die Griechen die körperliche Anstrengung hoch eingeschätzt hätten. Unnütze Quälerei des Leibes und der Seele mieden sie möglichst, und ein Phäakenleben schien ihnen zu allen Zeiten als höchst erwünscht. Hesiod klagt nicht weniger als Homer über die ewige Plackerei der armen Erdbewohner, und freiwillige Fußwanderungen machte niemand im Altertum, noch weniger beschwerliche Bergbesteigungen oder gefahrvolle Seefahrten. Selbst bei den Wettkämpfen in Olympia galt es für vornehmer, zuzuschauen, als sich mit abzuquälen. Dies entnehme ich dem Zeugnisse Ciceros, der in den Tusculanen (V 3, 9) unter Berufung auf den griechischen Philosophen Pythagoras sagt, bei den öffentlichen Volksspielen gebe es eine Klasse von Menschen, und zwar die bei weitem vornehmste (idque vel maxime ingenuum genus), die weder Beifall noch Vorteil suchten, nicht nach Ruhm und Geld trachteten, sondern bloß zum Schauen gekommen wären, wie die Philosophen, die auch ohne jeden habsüchtigen Gedanken alle ihre Kraft und Mühe der Betrachtung und Prüfung der Welt widmeten. Also auch in Olympia gilt der vornehme, müßige Zuschauer als der wahre gentleman. In dieser Hinsicht hat man in vornehmen Kreisen bei uns, in England und Amerika fast schon „klassische" Auffassungen vom Werte der körperlichen Arbeit.

Wer kennt aber nicht deutsche Pedanterie! Nie haben die Griechen, selbst in ihrer Blütezeit, ihre literarischen Schöpfungen so philologisch gründlich betrieben wie wir spätgeborenen Barbaren. Die Geheimwissenschaft der Grammatik war gottlob noch nicht erfunden: Homer, Hesiod, Aeschylus, Sophokles und Pindar hätten erstaunte Gesichter gemacht, wenn man sie nach Subjekt, Objekt, Prädikat und Prädikatsnomen gefragt hätte. Von diesen unheimlichen Dingen wußten sie noch ebensowenig wie von einem Einjährigen- oder Abiturienten-Examen. Und haben doch gelebt? Glücklich gelebt? — und hohe Kultur gehabt? Und ihr führt unsere Jugend zu den edlen Weisen jenes fernen Volkes, auf daß sie selbst edel und weise werde? Ja, habt ihr denn jemals danach gefragt, wie sie zu solcher geistigen Höhe gelangten? Habt ihr selbst danach gefragt, ob ihr mit ihnen überhaupt zusammenkommen könnt, wenn ihr in allen Stücken gerade das Gegenteil von dem tut, was sie als gut erkannten, und was bei ihnen sich bewährt hat?

Unsere mittelalterliche Erziehung der deutschen Junker war der altgriechischen viel verwandter als die des heutigen Gymnasiums, obschon ein Kaiser Friedrich, ein Konradin, ein Walther von der Vogelweide von Griechisch nichts verstanden und über die Griechen nicht viel mehr wußten, als was ihnen in alten Roman-Büchern vorgefabelt wurde. Unsere Schüler lernen täglich viel über die Griechen, werden ihnen aber täglich unähnlicher.

Wir wollen unsere kulturellen Fortschritte, die vor allem der ethischen Würdigung der Arbeit verdankt werden, nicht unterschätzen, uns aber bewußt bleiben, daß nach griechischer Anschauung nur der Sklave wirklich arbeitet. Selbst Gesang und Saitenspiel, als Berufstätigkeit, galt für Unfreiheit, für „begrenzte Sklaverei". Die ganz ungeheuerliche Ueberschätzung der Gelehrsamkeit und damit des Professorentums verdanken wir der rhetorischen Phrase, die uns besonders Cicero übermittelt hat. Sein Lehrer Poseidonius hat das dummstolze Wort ausgesprochen: „Ein Tag vom gebildeten Menschen hat mehr Wert als das längste Leben für Ungebildete (imperitis, vergl. Seneca epist. 78, 27) und dazu stimmt Ciceros Hymnus auf die Philosophie, worin es heißt (Tusc. disp. V 2, 5): „Ein einziger Tag, gut und nach deinen Vorschriften verlebt, ist einer in Verkehrtheit verbrachten Unsterblichkeit (peccanti immortalitati) vorzuziehen." — Das ist alles leere Rhetorik und kommt aus keiner starken Ueberzeugung heraus. Wir lesen bei Plutarch den echt griechischen Ausspruch: „Jeder Mensch erfreut sich an dem Anblicke der Standbilder des Phidias vom Zeus und Athene, aber welcher Freigeborene möchte wohl wünschen, selbst dergleichen zu schaffen?" Unserer modernen Hast würden die Griechen entsetzt ausweichen, würden sich zu den wenigen Müßigen, als den einzig Freien, allein menschenwürdig Lebenden gesellen. Heute ist der englische Adel mit all seinen vornehmen Passionen den athenischen Vollbürgern am verwandtesten, der preußische Lehrer, selbst wenn er griechisch lehrt, ihnen am unähnlichsten. Ihnen war „Pflege der Muße" eine öffentliche Angelegenheit. Für die Muße des Volkes hat die Architektur ihre großartigsten Werke errichtet, die Theater, Stadien und Hippodrome, die parkartigen Gymnasien und die Marmorhallen an den Märkten, wo die Bürger zwischen Statuen und historischen Wandgemälden in

traulichem Gespräche auf und nieder wandelten. Auch die bildende Kunst konnte nichts Anmutigeres darstellen, als den Genuß der Muße... Ja, die Muße ist der gesegnete Mutterschoß alles dessen, wodurch die Hellenen vorbildlich geworden sind, sie ist die notwendige Voraussetzung ihrer Geisteskultur, wie der Marmor für ihre Tempel."

Das sind wieder Worte von Ernst Curtius, nicht von mir für meine Zwecke geschaffene. All das zu wissen, nützt aber wenig, wenn man vom Wissen nicht den Weg zur Tat findet. Wer das klassische Altertum wirklich kennt und es aufrichtig bewundert, der wird mich auch verstanden haben, als ich in meiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule" ein Kapitel dem Kampfe gegen die modernen Pflichtbanausen widmete, jenen übereifrigen Lehrern, die ihren Schülern am besten dadurch zu dienen meinen, daß sie sie den ganzen Tag an die Schulbank und den Schreibtisch fesseln, die von nichts anderem und nichts gleich Hohem zu predigen wissen, als von der Pflichterfüllung einer Schule gegenüber, die in ihren Ansprüchen vielfach ganz unglaubliche Uebergriffe macht. Wer einigermaßen hellenisch empfindet — und die meisten ehemaligen Gymnasiasten bilden sich ein, es zu tun —, der müßte sich zu mir im Kampfe gegen dieses Pflichtbanausentum gesellen. Nun haben aber gerade die „Altklassiker" von Beruf sich darüber entsetzt, natürlich wieder in völligem Verkennen jener Kultur, die sie als ihre geistige Heimat bezeichnen. Um die Griechen zu verstehen, genügt es freilich nicht, daß man ein gutes Abiturientenexamen gemacht und es dann in strebsamem Staatsdienste bis zum Geheimen oder Wirklich Geheimen gebracht hat, dazu bedarf man vor allem eines Tropfens Künstlerblutes in seinen Adern und einer freien Auffassung von wahrer, edler Menschlichkeit, die bei uns zu Lande vielen von Haus aus überhaupt versagt ist, oder in dem hastigen Betriebe des Schul- und Staatslebens bald verkümmert. Da bei uns leider auch im Gebiete des rein Geistigen die preußischen Wachtmeistertugenden zu ungebührlichem Ansehen gelangt sind, so daß „pflichttreue" Beamte und Schüler selbst an den höheren Schulen höher bewertet werden als geistig hervorragende, die selbständiges geistiges Leben in sich haben, wird es nützlich sein, daran zu erinnern, daß es eben diese „schwerfällige Pedanterie und gedankenlose Pünktlichkeit" waren, durch die nach Heinrich von Treitschkes Zeugnis die Widerstandskraft des preußischen Staates bis zur Ohnmacht gelähmt wurde.

Unsere herrschende Schulbildung, zu deren Aneignung man die Jugend mit allen Mitteln strengster Pflichtgebote verpflichtet, ist — um mit Paul de Lagarde zu sprechen — „die volle Barbarei unserer Museen, nur mit der Verschärfung, daß gebildete Menschen dem gebildeten Vieh überlassen können, alles in den Museen aufgespeicherte Futter Halm für Halm abzuweiden, und selbst, was sie genießen wollen, wählen dürfen, während unsere Jugend von Krippe zu Krippe getrieben, um acht Uhr Religion, um neun Sophokles, um zehn Cicero, um elf Shakespeare, um zwölf den alten Fritz niederwürgt." Ich verstehe nicht, wie meine Widersacher mir verwehren wollen, mich auf de Lagarde zu berufen und ihn für sich in Anspruch nehmen: So Schulrat Paul Cauer mit den Worten: Lagarde würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, wie sein Name hier (von Gurlitt) unnütz geführt wird, er, der warme Freund und tiefe Kenner klassischer Bildung." Jawohl, im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er sehen könnte, daß zwanzig volle Jahre nach Abfassung obiger Stelle aus seinem herrlichen Aufsatz: „Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle" noch keine wesentliche Abhilfe für die geistige Mastkur unserer „höheren Schüler" geschaffen ist, wobei den Kindern ein „unvermitteltes, unerklärtes, auf ihrem Standpunkte unerklärbares Nebeneinander des jüdischen, griechischen, römischen, deutschen, romanischen Ideals" geboten wird. Lagarde sagte richtig: „Auf Hellas folgt Rom, auf Rom folgen die Germanen, aber nicht in drei Stunden eines Vormittags, sondern in fast drei Jahrtausenden. Hellas, Rom, Germanien, ein Stück Morgenland, Goethe, Beethoven nebeneinander sind nicht Durchführung eines Themas in verschiedenen Formen und Umkehrungen und Tonarten, sondern die Uebung eines bezahlten Orchesters, sind nicht ein polyphoner Satz, sondern ein Charivari. Vor jenem Ueben, vor diesem Charivari flieht jeder, der nicht um einer außer ihm liegenden Ursache willen standhalten muß. Unsere Jugend lehnt, ohne zu wissen warum, euer Ideal ab, weil es ihr zu buntscheckig ist und darum unschön vorkommt."

Wenn in unseren Gymnasien je wieder ein echter Hauch griechischen Geistes wehen soll, dann müssen erst alle die Grammatikpauker und Extemporalehengste, alle trockenen Pedanten und zu strebsamen Pflichtmenschen meinetwegen mit Kronenorden vierter oder dritter Klasse pensioniert werden, dann müßte auch die Prüferei und Examiniererei im Griechischen fortfallen und Apoll mit den Musen da wieder Platz nehmen, wo vordem der Schulrat und sein korrektes „Lehrermaterial" schalteten.

Ich getraute mich wohl, ein solches echtes Gymnasium — natürlich nur im Bunde mit Gleichgesinnten, mit Künstlern und Kunstbegeisterten zu schaffen —, dann würde man erst recht verstehen, weshalb ich unser jetziges bekämpfe, das nur noch die Karikatur einer Pflegestätte edler Menschlichkeit zu heißen verdient, bekämpfe, nicht aus Unkenntnis der altgriechischen Kultur oder aus Feindschaft gegen sie, sondern aus zu genauer Kenntnis all der häßlichen Unnatur, die sich hier, mit einem edlen Namen bemäntelt, breit macht. Unsere deutsche Schule kennt kaum noch die Worte Freude, Muße, Genuß, bei ihr muß alles eine Nutzanwendung, einen greifbar praktischen Zweck haben, alles sich pädagogisch fruktifizieren lassen. In ihr geschieht auch alles nach methodischen Grundsätzen, man lebt da jede Minute, ja man atmet da mit Bewußtsein und Vernunft. Alles hat sein bestimmtes Plätzchen in dem tiefdurchdachten Haushalte der Schule, und alles dient idealen Zwecken. Auf die Frage, was unter Idealismus zu verstehen sei, antwortete ein Knabe aber überraschend geistvoll: „Idealismus ist, wenn ein Mensch sich zwecklos schindet!"

Der Aesthetiker Fr. Theodor Vischer sagt: „Auf dem Leben liegt so ein eigentümlicher Druck." — Sehr richtig, zumal in seinen Schuljahren verspürt man ihn, es ist wie ein Gespensterhauch, der über dem Leben weht. „Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus", können wir auch im Leben oft sagen — gewiß, und nicht am seltensten eben auch in unseren gehetzten Schul- und Jugendjahren. „Im Leben des Erwachsenen ist es die Kunst, die uns das Gefühl und die Vorstellung einer vollkommenen, einer harmonischen Welt gibt." Aber in der Jugend? Ich meine, da sollte uns die kindliche Sorglosigkeit, das ungestörte Phantasieleben, die zwanglose Betätigung und Ausbildung aller wachsenden Kräfte über die Härten der nüchternen Wirklichkeit hinwegtäuschen, — aber da tritt leider ein Zwang ein, der alles Schöne aus dem Leben verscheucht. „Durch das wirkliche Leben zieht sich der Zwiespalt zwischen Materiellem und Geistigem, Sinnenglück und Seelenfreude, Form und Inhalt, Natur und Vernunft, Selbstliebe und Liebe zur Menschheit, Freiheit und Ordnung. Das Schöne bringt Frieden." Das Schöne aber gedeiht auch nur im Frieden, wächst nur aus reiner Brust und weckt nur Widerhall in einer Brust, die frei von den Sorgen ist und von dem Hasten der gebietenden Stunde. Wo der Kuli anfängt, da hört die Kunst auf. Sorgen wir also, wenn unser Gymnasium mehr als eine glänzende Firma sein soll, daß aus ihm alle geistige Kuliarbeit verbannt werde! Pflicht kann man an anderen Stoffen üben als an sophokleischen Chören oder an dem Studium des Parthenon. Dazu eignen sich besser Stiefelparaden, Uebungsmärsche und dergleichen. Pflichterfüllung lernt man als Laufbursche, als Dienstmädchen, als Briefträger, als Polizist — es gibt keinen Beruf und kein Amt, wo sie nicht ihre Uebung fände — weshalb soll sie gerade da exerziert werden, wohin sie nicht gehört: ins Bereich des Kunstgenusses. Wer freilich selbst Künstler werden will, der natürlich muß seine Pflichtübung eben in die Ausübung der Kunst verlegen. Von solcher ist hier aber nicht die Rede.

Es ist durchaus verkehrt zu behaupten, ohne Einfuhr von griechisch-römischer Geistesware müßten wir verarmen und verkommen. Wir kranken nicht an mangelnder Anregung, sondern an dem Gegenteil davon. Was immer auf der ganzen Erde von Kulturvölkern ersonnen und erschaffen wird, von allem erhalten wir Kunde, alles sind wir bemüht

geistig zu verarbeiten und zu verdauen. So überhasten sich die Einflüsse von allen Seiten her: Amerika, England, Frankreich, Rußland, Italien, Japan, sie alle arbeiten schon mit an der deutschen Kultur, wir ersticken fast unter der Fülle der uns zuströmenden Anregungen. Dadurch geht uns das Glück einer ruhigen, naturgemäßen, nationalen, geistigen Entwicklung verloren. Wir hätten es wahrhaftig nicht nötig, uns noch aus der Vergangenheit eine künstlich und mühsam hergerichtete Geisteskost zu importieren. Ja, aber das griechische Altertum ist doch so unerreichbar schön und so geistig reich gewesen! Gewiß, auch das Paradies soll schön gewesen sein und unsere eigene Kindheit war schön, jetzt aber gilt es, dem lebendigen Tage dienen, und schöner noch ist das Zukunftsland, das uns eine eigene Kultur, eine neue deutsche Kultur schenken soll. Jeder Engländer, sagt man, ist selbst wie eine Insel, so in sich abgeschlossen und so immun gegen das Gift eines antinationalen geistigen Importes. Ganz anders wir Deutschen. Jeder Deutsche ist eine Ebene, in die sich zahlreiche geistige Flüsse ergießen, ist offenes Land, jedem Einfalle preisgegeben. Da sollte man der Worte Goethes gedenken: „Zu dem gepriesenen Glücke der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußeren Einwirkungen irre gemacht wurden, — ein günstiges Geschick, das in der neueren Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zuteil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir dann meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrtum geführt werden." (Geschichte der Farbenlehre.) Wer also griechischen Geistes voll ist, der wird sich bemühen, sein eigenes Volk, zumal die Jugend, in gleicher Weise vor den verwirrenden und die natürliche Bildung gewaltsam durchbrechenden Einflüssen bewahren. Das wäre griechisch und nach Goethe gehandelt!

Ferner müßte man natürlich statt mit der Grammatik und den Wissenschaften überhaupt in der Erziehung mit den Künsten beginnen. Auch hierfür will ich, nachdem ich meine eigene Begründung schon wiederholt gegeben habe, ein Zeugnis aus Goethe anführen, auf den sich die Vertreter der altklassischen Schulbildung mit Unrecht berufen. Goethe sagt: „Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen selbst, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt sich eine Entwicklung in reiner Folge, diese kaum ohne ein unendliches Zusammenhäufen denken. Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt: Die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab; die Wissenschaft erscheint uns grenzenlos."

Steglitz. **Ludwig Gurlitt.**

Unsere Bewegung

Falkenstein i. S. Am 5. Januar wurde hier ein „Freisinniger Verein Falkenstein und Umgegend" (Mitglied des Wahlvereins der Liberalen) gegründet. Die größte Zahl der Gründungsmitglieder waren bisher dem Nationalsoz. Verein Auerbach angeschlossen. Zum 1. Vorsitzenden wurde einmütig Herr Dr. med. Gläsel gewählt. Ferner gehören dem Vorstande an die Herren Zeichner Meier, Lehrer Förster, Bildhauer Jeschor, Zeichner Dienel und Schneidermeister Wehe. Herr Strauß überbrachte die Grüße des Auerbacher Brudervereins. Herr Bauer, Auerbach, wünschte im Namen des Liberalen Landesverbandes dem jungen Verein kräftiges Gedeihen.

Heilbronn. Nun der Wahlkampf bis zum ersten Wahlgang erfolgreich abgeschlossen ist, darf sein Verlauf kurz skizziert werden. Es wurde in diesen drei kurzen Wochen an Arbeit, Organisation, Agitation das Mögliche geleistet. Naumann selber sprach etwa 60 mal; neben ihm waren rednerisch tätig vor allem Arbeitersekretär Fischer-Reutlingen und Dr. Heuß, ein Heilbronner, dann von lokalen Kräften Redakteur Wulle und Lehrer Stettner (Volkspartei), Rechtsanwalt Göhrum und Lehrer Frank (liberaler Verein). Das Bureau leitete Dr. Cohnstaedt. Die Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit war auf allen Seiten, bis tief in die Reihen der Deutschen Partei, lebhaft und anhaltend. Der Kampf wurde namentlich von und mit der Sozialdemokratie in durchaus sachlicher Weise geführt; als von den Bündlern persönliche Bekämpfung und Verunglimpfung beliebt wurde, holten sie sich in ihrer eigenen Heilbronner Versammlung durch Dr. Heuß eine gründliche Abfuhr. Naumann hielt am Tag vor der Wahl eine große glänzende Abrechnung mit der Rechten. Am 24. abends zog das Zentrum seine Kandidatur (etwa 4000 Stimmen stark) zu Gunsten des Agrariers Dr. Wolff zurück; seine Parole wurde auf dem Lande pünktlich befolgt. So kam Dr. Wolff an erste Stelle. Das Zentrum verkündete: Der Kampf gelte in unserem Kreise „Der christlichen Religion". Wir glauben ziemlich fest hoffen zu dürfen, daß die Sozialdemokratie Naumann beim zweiten Wahlgang zum Siege helfen wird.

Soziale Bewegung

Sozialdemokratische Arbeitgeber. Die Unzuverlässigkeit sozialdemokratischer Arbeitgeber in Streik- und Aussperrungszeiten wird wieder einmal grell beleuchtet bei dem gewaltigen Kampf in der Berliner Holzindustrie. Die sozialdemokratischen Tischlermeister, deren es in Berlin eine so große Zahl gibt, daß sie einen eigenen Verein bilden konnten, stehen Schulter an Schulter mit den „bürgerlichen" Tischlermeistern gegen den Holzarbeiterverband. Fast alle diese sozialdemokratischen Arbeitgeber waren früher Mitglieder des Holzarbeiterverbandes, den sie jetzt noch eifriger und schärfer als ihre bürgerlichen Kollegen bekämpfen. Natürlich werden gerade diese sozialdemokratischen Arbeitgeber auch am heftigsten von den Arbeitern befehdet.

Das Wachstum der Unternehmerorganisationen wird neuerdings wieder im Jahresbericht der Berliner Handelskammer für Berlin bezeugt. Der Bericht sagt u. a.:

„Gegenüber der Organisation der Arbeiter hat auch die auf Abwehr gerichtete Organisation der Arbeitgeber weitere Fortschritte gemacht. Zu den großen und zahlreichen Verbänden von Arbeitgebern, die schon aus früheren Jahren bestanden, sind neu hinzugekommen und für Berlin von Bedeutung: ein Verband der Textilindustriellen Berlins und der Umgegend, ein Verband der Blusenfabrikanten, ein solcher der Zwischenmeister in der Schürzen- und Juponsindustrie; in der Damenwäscheindustrie je ein Verband der Zwischenmeister und der Fabrikanten; ein Verband der hiesigen mittleren und kleinen Geschäfte für elektrische Installationen zur Streikabwehr, diese alle sich auf Berlin beschränkend; ferner sich über ganz Deutschland oder größere Teile erstreckend: ein Arbeitgeberverband der Schirmfabrikanten, der etwa 85 pCt. der deutschen Fabrikanten umfaßt, ein Verband der Wagenbauanstalten, sowie ein solcher der Zigarren- und Zigarettenfabrikanten. — Diese Verbände richten ihre Front zunächst gegen die Forderungen der Arbeiter, die sie nach gemeinsam vereinbartem Plan behandeln; sie entschädigen die einzelnen von Streiks betroffenen Betriebe aus gemeinsamen Kassen, in die von jedem Mitgliede alljährlich große Beiträge eingezahlt werden. Zu diesen und ähnlichen Maßnahmen gesellt sich aber ferner auch der Versuch, eine Rückendeckung gegen die Ansprüche der Abnehmer zu finden, indem man die Erfüllungspflicht ihnen gegenüber im Streikfalle durch eine dahingehende gemeinsame Vertragsklausel hinausschiebt."

An Deutlichkeit, sagt der „Gewerkverein" zu diesem Bericht, läßt die Sprache wahrhaftig nichts zu wünschen übrig. Man sollte daher meinen, daß derartige Mitteilungen auch dem gleichgültigsten Arbeiter die Augen öffnen und ihn ein Ansporn sein müßten, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um auch der Arbeiterorganisation stets neue Kräfte zuzuführen. Ungeheuer groß noch ist die Zahl derjenigen, die den Wert der Organisation für die Arbeiter nicht begriffen haben. Der beständige Hinweis auf das fortwährende Wachstum und den festeren Zusammenschluß der Unternehmer muß auch in diese Gleichgültigkeit Bresche legen.

Karzerstrafen für Fortbildungsschüler. Der preußische Handelsminister hat die Regierungspräsidenten davor gewarnt, gegen Fortbildungsschüler für Schulversäumnisse und sonstige Zuwiderhandlungen Haftstrafen in Anwendung zu bringen, weil die noch im jugendlichen Alter stehenden Schüler in der polizeilichen oder gerichtlichen Haft sehr leicht verderblichen Einflüssen durch ihre Mitgefangenen ausgesetzt werden und auch leicht für ihr künftiges Leben die Scheu vor der Strafhaft verlieren könnten, die einem ehrliebenden jungen Menschen sonst natürlich ist. Der Minister wünscht deshalb, daß derartige Strafen nur für ganz besonders schwere Verstöße gegen die Schulordnung verhängt werden dürfen. Er empfiehlt, dafür eine Bestimmung in das Ortsstatut aufzunehmen, daß bei leichteren Fällen Karzerstrafen in der Dauer bis zu 6 Stunden festgesetzt werden können. Die Karzerstrafe ist eine Art Nachsitzen und soll an den Sonntag-Nachmittagen, und zwar möglichst in besonderen Räumen ohne weitere Beschäftigung der Bestraften erfolgen. Diese Strafe, die an das Ehrgefühl der jungen Leute appelliert, ist gewiß zweckmäßiger, als das bisher übliche Strafsystem.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 5 Berlin, 3. Februar 1907

Warum?

Keine Kunst der Rede vermag den ketzerrichterlichen Geist zu verhüllen, der aus der Behauptung spricht: irgend eine Idee oder Meinung sei staatsgefährlich.
Treitschke.

Wir saßen zusammen und sahen treffliche Bilder über die Entwicklungsgeschichte des Menschen. Unser Dienstmädchen war auch dabei. Ihre Augen wurden groß und weit; sie verschlang geradezu diese Geschichte, die von der Zelle erzählt wurde. Endlich sagte sie ganz beklommen: „Warum sagt man uns das in der Schule nicht?“ Ich wußte nichts zu antworten. Ein andermal war ich geladen zu einem Vortrag im Freidenkerverein. Dort sollte geredet werden über dieselbe Sache. Man sah sie alle: Korallen, Krebse, Lanzettfischchen, Ratten, Eidechsen, Affen, Menschen. Aber nicht das interessierte mich; sondern die andächtig lauschende Schar dicht aneinander gepreßter Menschen. Sie saßen kaum, sie standen zu Hunderten und nicht eine Stunde, sondern zwei und drei. Mit gieriger Aufmerksamkeit sahen sie zu, wie da vorn auf der Leinwand die Wissenschaft zu ihnen von den Wundern des Lebens in Lichtbildern redete. In keiner Kirche würden sie sich so gedrängt haben; in keinem religiösen Vortrag hätten sie stundenlang zugehört. Aber hier lockte die vorenthaltene Wissenschaft, und sie kamen, müde von der Arbeit und dem Bureau und lauschten lange. Und ich fragte mich wieder: Warum sagt man das dem Volk in der Schule nicht? Ja, warum nicht?

Eine Antwort gibt es darauf nicht; höchstens entschuldigt man. Man sagt uns: Das ist nichts für die Masse; das zerstört den Sinn für Kirche und Religion; das macht so viele Stützen wankend, die bisher feststanden. Aber dabei bedenkt man gar nicht, daß die Wahrheit doch immer ihren Weg sicher findet, um zu den Menschen zu kommen, die sie lieb hat. Ja, Staat und Kirchen, alle Hüter der Ordnungen würden zu ihrem eigenen Besten handeln, wenn sie der Wahrheit das Gefährliche nehmen würden. Wo sie nämlich nur auf verborgenen Pfaden kommen darf und nur geheim gefeiert ist, da wird ihr Antlitz so traurig ernst. Die Menschen aber erbarmen sich ihrer und fangen an zu grollen und zu hassen, weil sie nicht begreifen können, warum man die Wahrheit so betrübt. Es steigt das Mißtrauen in die Masse; sie fürchten, daß man ihnen das Beste nicht geben will. So wächst die Wahrheit zum Märtyrer, und man sät damit nur Sturm für das eigene Land. Denn Wahrheit rächt sich.

Ist es nicht ein Zeichen für alle die, die merken wollen, daß heute die Technik es ermöglicht, die Bildung und das Wissen jedermann zu geben? Sich mitzuteilen ist Natur. Nach nichts dürsten heute Tausende und Abertausende mehr, als nach diesem Natürlichen: daß man ihnen alles mitteilt aus dem Gebiet des Forschens, Untersuchens, Ergründens. So wird die Wissenschaft Volkssache. Es handelt sich gar nicht darum, daß man immer nur feststehende Ergebnisse verkünde. Was steht fest? Steht denn das fest, was heute dem Volk gelehrt wird? Lernen möchte jeder, mitarbeiten, mitsuchen, mitbeteiligt sein. Dadurch wird er Mensch. Wissen ist Menschenrecht und Menschenkraft. Wo einem Volk Wissen vorenthalten wird über die natürlichen Lebensbedingungen, da wird seine Zukunft untergraben. Drum ist es eine heilige Sache, für Freiheit zu sorgen in unseren Schulen. Macht die Fenster auf und die Türen hoch! Im Halbdunkel wächst nichts Gutes; wo volles, ungehindertes Licht hereindringt, da freuen sich die Menschen. Gebt alles, alles Wissen frei, damit das Volk zusammenwachse!

Traub.

Aus den Briefen Kleists

III.

Das poetische Bewußtsein ist in Kleist verhältnismäßig spät erwacht. Zunächst will er nur ganz allgemein ein „nützlicher Staatsbürger“ werden, wobei er sich über die besondere Art des Nutzens auch keine genaue Rechenschaft gibt. Dann spricht er wohl von der Schriftstellerei, aber nur im Sinne eines Broterwerbs, etwa wie er im selben Zusammenhang auch an das Erteilen von Sprachstunden denkt. Er führt das Beispiel an, daß er den „neugierigen“ Franzosen die Kenntnis der deutschen Philosophie vermitteln könnte. Es handelt sich also mehr um einen praktischen Beruf, als um eine eigne produktive Tätigkeit. Dann und wann blitzen — in den Briefen — ahnungsweise die kommenden Dinge auf. So wenn er in Dresden an einen unbekannten Maler, den er vor der Staffelei sitzen sieht, die Frage richtet, ob man noch mit 24 Jahren ein Künstler werden könne, und der bejahenden Antwort soviel Wert beilegt, daß er sie später im Brief notiert. In dem bestgehaßten Paris scheint er zur Klarheit über sich selbst gekommen zu sein. Im Oktober 1801 schreibt er an seine Braut, daß er sich in einsamen Stunden ein Ideal ausgearbeitet habe, er begreife aber nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Käufer, wie es die Menschen seien, überlassen könne. Das Bücherschreiben für Geld ist ihm von Anfang an entsetzlich. Er lehnt es mit einem „o, nichts davon!“ für alle Zeiten ab. Er hatte eben für den „Effekt“ der Poesie so wenig ein Verständnis wie für den „Effekt“ einer Maschine. Als man noch versuchte, einen Beamten aus ihm zu machen, unterhielt er sich gelegentlich mit dem Minister über eine neue Maschine. Der Minister sprach von dem „Effekt“ dieser Maschine, und Kleist dachte dabei an den mathematischen Effekt, gemeint aber war das Geld, das sie einzubringen vermochte. Den „Effekt“ in diesem Sinne hat Kleist niemals kapiert. Sieben Jahre, nachdem sein Beruf zum Dichter sich entschieden hatte, schrieb er an Cotta: „Wenn ich d i c h t e n kann, d. h. wenn ich mit jedem Werke, das ich schreibe, soviel erwerben kann, als ich notdürftig brauche, um ein zweites zu schreiben, so sind alle meine Ansprüche an dieses Leben erfüllt.“ Im Munde eines Kleist darf man diese Forderung ja wohl bescheiden nennen. Honoriert aber haben sie ihm die Deutschen nie. Dieser geborene Dramatiker ging ins Grab, ohne je eins von seinen Dramen auf der Bühne gesehen zu haben. Das Schauspielhaus in Berlin spielte zwar Kotzebue, aber nicht den Dichter des „Prinzen von Homburg“. Kurz vor seinem

Tode mußte Kleist noch an seinen Berliner Verleger schreiben, daß er ihm in Gottes Namen senden solle, was er wolle; nur müsse es gleich geschehen. Es war nichts mit dem „notdürftigen Lebensunterhalt", den er sich durch seine Dichtungen zu erwerben hoffte. Dieser „Effekt" blieb aus. –

In demselben Brief, in dem Kleist schreibt, daß seine Bücher nie für Geld zu haben sein würden, teilt er seiner Braut mit, daß er sich in der Schweiz ankaufen wolle, um dort als Bauer zu leben. Den gesellschaftlichen Einwänden, die er voraussieht (und die auch richtig kamen), begegnet er mit dem für mich ergreifend schönen Wort: „Und in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht". Da mir übrigens bei dem einsamen Kleist sind, mag hier eine Anmerkung der Lebensweisheit notiert sein, die jeder an seinen eigenen Erfahrungen kontrollieren kann. Kleist spricht von den Formalitäten des katholischen Gottesdiensts und bemerkt, daß alle Zeremonien das Gefühl ersticken. Die bloße Absicht, das Herz zu erwärmen, reiche aus, es ganz zu erkalten, sofern sie nämlich sichtbar würde. Daher fährt er fort — mißglücken auch meist alle Vergnügungen, zu welchen große Anstalten nötig sind. Wie oft treten wir in Gesellschaften, in den Tanzsaal, ohne mehr zu finden, als die bloße Anstalt zur Freude, und treffen dagegen die Freude selbst oft da an, wo wir sie am wenigsten erwarteten.

Im Jahre 1806 finden wir Kleist in voller künstlerischer Tätigkeit. So lange das Leben dauert, werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen, schreibt er an einen Freund. Ueber die Möglichkeit der poetischen Produktion befindet er sich hier noch in einem merkwürdigen Irrtum. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben, meint er und rechnet dann aus, daß er auf diese Weise existieren könne. Das wären also 3—4 Dramen im Jahr; eine Annahme, die gerade bei Kleist befremden mußte, dessen Selbstkritik so unendlich grausam sein konnte. Befremden müßte, wenn die materielle Lösung des Rätsels nicht so schmerzhaft nahe läge. Kleist schrieb den Satz von den drei bis vier Dramen, um den folgenden Satz von der mutmaßlichen Existenz schreiben zu können. Die liebe Oberflächlichkeit pflegt in solchen Fällen von der „leichtbeschwingten Phantasie" des Dichters zu fabeln, die ihm bei seinen ökonomischen Berechnungen einen Streich gespielt habe, und man findet in solchen und ähnlichen Stellen dann noch einen schalkhaften Reiz. Es ist aber leider nichts damit. Kleists Gedanken mußten ewig um den einen Punkt der Existenz kreisen; die Familie wartete, stichelte, drängte; die geliebte Schwester wartete; die Braut wartete; die Freunde warteten. Ja, zum Teufel, da läßt man eben die harte Logik der Tatsachen einmal über die Klinge springen, nur um nach Hause schreiben zu können: „Ich bin kein so armer Hund, wie ihr glaubt. Faßt nur Mut, es wird schon heller werden, auch für mich." Das hat mit dem „holden Leichtsinn" oder der „leichtbeschwingten Phantasie" gar nichts, mit der bitteren Not des Lebens aber sehr viel zu tun. Und darum kann ich solche Stellen nie ohne Ergriffenheit lesen. Es wurde natürlich nichts mit den drei bis vier Dramen im Jahr. Und nichts mit der Existenz. Ein Pistolenschuß auf der Potsdamer Chaussee machte alle weiteren Kombinationen überflüssig.

In dem Brief, bei dem wir augenblicklich verweilen, macht Kleist übrigens eine feine ästhetische Anmerkung; eine Anmerkung, die ich schon darum notieren will, weil sie gar so leicht mißverstanden werden kann. Jede erste Bewegung, schreibt er, alles Unwillkürliche ist schön; und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. Wer oberflächlich liest, könnte darin ein Entgegenkommen an die Symbolisten sehen, die am höchsten die Stellen feiern, die undurchdringlich sind, die also das Chaos höher setzen, als die Gestalt. Es steht ja aber nicht da, daß alles verschroben ist, was man begreift, wie bereits ein prüfender Blick in den Tag uns zeigt. Näher liegt schon das Mißverständnis, als ob der Künstler nichts Schönes mit Bewußtsein schaffen könne. Das gerade Gegenteil ist indessen der Fall; selbst im Feuer der höchsten Inspiration darf ihn das künstlerische Bewußtsein nie ganz verlassen, was Jean Paul geradezu als ein Kriterium des Genies setzt und die „geniale Besonnenheit" nennt. Kleist sagt aber auch nicht, daß der Künstler das Schöne nicht begreifen dürfe; er verbietet nur dem Schönen, sich selbst zu begreifen. Der Meister kann mit Bewußtsein schaffen; aber das Geschöpf, das sich auf der Leinwand oder der Bühne tummelt, muß naiv sein und nicht wissen, woher sein Leben stammt, so wenig, wie wir den Ursprung unseres Lebens kennen. Wenn das Schöne „sich selbst" begreift, wenn man die Berechnung spürt, mit der es dieses tut und jenes läßt, fängt das Schiefe und Verschrobene, das Studierte und Konstruierte an. Und in diesem Sinne warnt Kleist vor einem Zuviel des Verstandes. Die symbolische Ansicht, daß jemand um so besser dichtet, je ausgemachter er ein Esel ist, hat Kleist völlig fern gelegen.

Ich schließe damit den flüchtigen Streifzug durch ein weites Gebiet. Ich habe nur die immerhin bescheidene Absicht gehabt, den Leser zur Lektüre der Briefe anzuregen. Man kann den starken Band nicht zwischen Schlaf und Wachen lesen. Wer aber die Arbeit des Genusses nicht scheut, wird das Buch mit innerer Bewegung und innerem Gewinn aus der Hand legen. Es ist ein schweres Dokument von dem Leidensweg eines genialen Mannes.

Erich Schlaikjer.

Das Erlebnis und die Dichtung

Reflexe und Reflexionen aus W. Diltheys gleichnamigem Werk
Bei B. G. Teubner, Leipzig

I

Den Aufsätzen Diltheys gebührt ein ganz einziger Platz in allem, was jemals über Dichtung und Dichter geschrieben ist. Aus den tiefsten Blicken in die Psyche der Dichter, dem klaren Verständnis für die historischen Bedingungen, in denen sie leben und schaffen mußten, kommt Dilthey zu einer Würdigung poetischen Schaffens, die jenseits aller Kritik und Literaturhistorie eine selbständig-freie Stellung einnimmt. Dies Buch muß wie eine Befreiungstat wirken in unserer Zeit, in der Poesie und Poetik unter Literaturrichtungen und ästhetisierenden Abstraktionen zu ersticken drohen. Wer ein Herz hat für Poesie, dem muß Diltheys Arbeit ein Erlebnis bedeuten.

Erlebnis und Dichtung; — das bezeichnet die Stellung des dichtenden Geistes zu seinem Werk. Die Dichtung ist immer ein gestaltetes Erlebnis, mag dies eine Erregung voller Leidenschaften sein oder eine Bewegung im Geist. Man muß sich daran gewöhnen, auch eine tiefe Gedankenerregung als Erlebnis zu begreifen. Das Aufsteigen der Gravitationshypothese im Hirn Newtons war ebensowohl ein Erlebnis wie Goethes Jugendschmerz, der uns den Werther geschenkt hat. Wir Menschen erleben in Gedanken und im Blut nicht nur die Welt, die uns ergreift, sondern auch die, die wir begreifen. — Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin — vier einzigartige Dichter, vier eigene Erlebniswelten und Poesiegestaltungen.

Lessing

Wem ist Lessing heut noch ein Lebendiger — der herbeste, härteste unter den deutschen Geistern, in einem Leben voll Sorgen und Leid, am frohesten, wenn die Blitze des Kampfes um ihn zuckten, der den deutschen Geist aus jener schwülen Umfangenheit, deren bester poetischer Ausdruck Klopstocks Messiade war, erlöste? — Die populäre Meinung kennt Lessing als den großen Kunstkritiker, den Verfasser des „Laokoon" und der „Dramaturgie", den Schöpfer der „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathans des Weisen", als den Kleineren, der großen Geistern den Weg geebnet hat. Der ganze Lessing war viel mehr, war ein ganz Großer, ganz Freier, der auch ohne die Ernte der klassischen Zeit, zu der er das Feld gepflügt hat, Bedeutung und unvergänglichen Wert haben würde. Er war einer der wenigen Geister, — neben Luther vielleicht der einzige — denen nicht die Frage der eigenen Seele, sondern das Suchen ihrer Zeit zum Erlebnis geworden ist. Lessing war Dichter, — aber er trieb nicht fern vom lebendigen Kampf ein gestaltendes Spiel. Ihm war die poetische Gestalt Mittel zum Zweck, Faktor in einem Ringen mit den fühl

barsten Gewalten des Tages. Lessing war Aesthetiker, — aber er baute die Formen der Kunst in die Bewegung des Lebens, zwang nicht das fließende Leben in eine starre Kunstgestalt. Lessing war Gelehrter, — aber er richtete nicht einen himmelhohen Turm aus Begriffen der Logik und Metaphysik auf, sondern stand mit den Füßen auf irdischem Grund und schlug sich schlecht und recht mit den Feinden zur Rechten und Linken, wie ein Gladiator in der Arena, mit offenen Augen im Bewußtsein seiner Kraft.

Lessing war Kulturmensch im höchsten Grade, d. h. Kunst, Staat, Religion und Philosophie waren ihm gleichwertige Wirklichkeiten, waren für ihn Erlebnisse, die er in Taten umsetzen mußte. — Als er auf den Plan trat, sah er die deutsche Poesie ideell in den Schranken pietistischer Moral, formell in der beengenden Form des französischen Klassizismus. Er leistete doppelte Befreiungsarbeit. Für die französische Enge setzte er die Shakespearesche Gestaltungsweite, den poetisch gestalteten Menschen hob er aus der schwülen Atmosphäre des Pietismus in das freie moralische Verhältnis von Ursache und Wirkung. Kunstinhalt und -form selbst waren einerseits die Erlebnisse, denen er in „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" Gestalt gab, andererseits drückte er darin das staatliche Leben seiner Zeit aus. In „Minna von Barnhelm" die Stärke der Zeit, die Armee Friedrichs von Preußen. In „Emilia Galotti" die Schwäche der Zeit, die politische Willkür kleiner Fürsten und das mangelnde Selbstgefühl und Kraftbewußtsein des Volkes. In „Nathan dem Weisen" bekam der religiöse Kampf Gestalt und Leben. Lessing stand mitten im Kampf zwischen Wissen und Glauben, dem Kampf, dem Kant später eine Begründung, keine Erledigung gegeben hat. Lessing wollte nichts von dem geistreichen und doch so unsäglich seichten Spott der Aufklärung wissen — er hatte ein zu gesundes Bewußtsein vom Wirklichkeitswert der Religionen; er war aber ein noch schrofferer Gegner protestantischen Buchstabenglaubens, der im Widerspruch stand mit jeder echten Religiosität, jeder Einsicht in das historische Werden des Christentums. Er kämpfte nach zwei Fronten: — gegen die Engherzigkeit wortabergläubischer Geistlicher, die die intellektuelle Entwickelung auf den Bibelbuchstaben lahmlegen wollten, — gegen die Religionsverächter, weil er einen tiefen Sinn des Christentums, der Menschenreligion überhaupt ahnte. „Nathan" war ein Niederschlag dieses geistigen Erlebens, nicht der Ausdruck des ganzen Kampfs. Lessing hat den Streit zwischen Wissen und Glauben, Empirismus, Logik, Metaphysik und Mystik in sich so wenig ausgefochten wie die Menschheit bis heute. Er hat innerlich gerungen bis zum Schluß, äußere Gestalt aber nur dem gegeben, was ihm selbst Klarheit geworden war. Der „Nathan" bedeutet nicht seiner Weisheit Schluß, nur den Ausdruck des letzten Triumphes. Niemals ist ein Dichter bescheidener gewesen, niemals hat einer ernster die strengste Forderung erfüllt, — nur die ganze ideelle Klarheit in poetischer Gestaltung zu beleben, nur das Erlebnis des Sieges, niemals den unentschiedenen Kampf.

Wenn wir heute die Werke Lessings durchblättern, scheint uns vieles fremd, manches überwunden. Aber der Mensch selbst in seinem leidenschaftlichen Interesse am Lebendigsten, Gegenwärtigsten seiner Zeit, in der Selbstzucht seines poetischen Schaffens ist eine unvergängliche Gestalt, — ein Beispiel, das niemals veraltet. — Wie Dilthey Lessing entwirft, so mag das Bild des deutschen Dichters sein, den wir heute brauchen; — mutig und stark im gegenwärtigsten Kampf, — mit klaren Augen und freier Stirn, — im Besitz der Summe unseres geistigen Eigentums, — im heißen Wunsch, aus der Fülle das Beste auszukristallisieren, — ein harter Geist.

Goethe und die dichterische Phantasie

Es ist wohl nur Wenigen klar, daß sich der gewaltige Komplex Goetheschen Dicht- und Denkarbeit in festen, starren Grenzen bewegt, jenseits deren es noch ein weites Reich selbständig-starker, berechtigter Poesiemöglichkeiten gibt. Wie unermeßlich weit Goethes Welt auch erscheint, sie ist eingeschlossen in eine grandiose Einseitigkeit und eine furchtbar unbekümmerte Selbstherrlichkeit des Begreifens. Aber gerade, wenn wir die Begrenzung fühlen, wird uns diese einzige Lebensarbeit zu einem Kunstwerk ohnegleichen als Darstellung einer menschlichen Charakterentwickelung von tastenden Anfängen zu menschenmöglicher Vollendung. Goethes Lebenswerk ist die Entwickelung der eigenen Persönlichkeit. Darum kann die tiefste Ergründung seines Schaffens nichts anderes, nichts größeres tun, als in den auffindbarsten Tiefen des gestaltenden Geistes zu suchen.

In dem Verhältnis von Erlebnis und Dichtung, Erfahrung und Phantasie erschließt sich das Geheimste jedes poetischen Schaffens. Aus Erlebnissen baut sich eine menschliche Erfahrungswelt. Die das Wirkliche überschreitende Einbildungskraft schafft eine zweite Welt der Phantasie. In einem Zusammenschluß beider Welten entsteht ein dichterisches Werk, zu dem das Erlebnis das Motiv, die Phantasie den Stoff hergibt. Die Phantasie, eine mächtig gesteigerte Einbildungskraft, die die Bilder der Wahrnehmung und Erinnerung stets neu schafft und wieder und wieder umgestaltet, ist in der Organisation des Dichters begründet, bald zu ungeheurer Stärke entwickelt, wie in Goethe und Shakespeare, bald das Maß der gewöhnlichen Menschenphantasie um ein Geringes überschreitend. Die Erfahrungswelt bildet sich in den besonderen historischen Daseinsbedingungen, in denen der Dichter leben muß, aus der individuellen Art, die äußeren Eindrücke innerlich zu verwerten. Durch die sozialen Zustände und die in der Zeit schwebenden geistigen Fragen wird eine dichterische Persönlichkeit sowohl beeinflußt wie durch die Richtung ihres Interesses. Es ist etwas Anderes, ob der Dichter aus den Erfahrungen Aufschlüsse über die Welt oder das Ich zieht, ob er eine Bereicherung seiner Menschenkenntnisse oder seiner Persönlichkeit sucht.

In den beiden größten Erscheinungen der modernen Poesie, Goethe und Shakespeare, tritt dieser Unterschied recht elementar zutage. Dem Engländer, — der den aufsteigenden Ruhm des Vaterlandes erlebte, den glänzenden Hof der Elisabeth mit seiner skrupellosen Günstlingswirtschaft und seinen rohen Intriguen sah in einer Zeit, die sich aus der mittelalterlichen geistigen Umfangenheit zu nüchternem Anschauen der Menschen und natürlichen Tatsachen emporgerungen hatte, — mußte die Welt sich anders darstellen als dem Deutschen in einer Epoche gänzlicher nationaler und sozialer Ohnmacht, inmitten eines geistigen Kampfes, der als höchsten ideellen Sieg Befreiung, Größe der Persönlichkeit forderte einer kläglichen Wirklichkeit gegenüber. Shakespeare war durch Zeit- und Lebensumstände aus sich hinaus-, — Goethe in sich hineingedrängt. Das leidenschaftliche Interesse des einen war auf die zu höchster Bewegung entwickelte Außenwelt gerichtet, das des anderen auf das sich höher entwickelnde Ich.

„Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession." — Was er empfand, was er sah und wieviel er lernte, — Goethe bezog es auf sich, jede Empfindung öffnete ihm neue Seelentiefen, jede Erkenntnis und sittliche Einsicht wirkte an der Vollendung seines Geistes. — Weil er für jeden Ton eine mitklingende Saite, für jede Weisheit fruchtbaren Boden in sich hatte, darum bekamen die aus einem persönlichsten Erlebnis gestalteten Gedichte und Menschen allgemeine Bedeutung, typischen Wert. Den Shakespeareschen Reichtum an Menschencharakteren und in ihren Gegensätzen begründeten Konflikten vermochte Goethes doch immer wieder nach innen suchender Blick nicht zu sehn. Eine Ergründung, Durchwanderung der Menschenseele bis in ihre fernsten Tiefen und geheimsten Schlupfwinkel, wie sie Goethe gegeben hat, war dem in dem Spiel der Welt forschenden Shakespeare unmöglich. Die beiden größten Dichter waren in ihren Gestaltungsvermögen begrenzt durch die notwendige Einseitigkeit ihrer Erfahrungswelten, aber, weil sie die Grenze nicht sprengten, konnten sie sich zu so enormer Vollendung entwickeln.

Wie im gesamten poetischen Lebenswerk Goethes — vom kleinsten Liebeslied bis zur Riesenkonzeption des „Faust" — die sich vollendende Persönlichkeit des Dichters gebieterisch inmitten alles gedanklichen und sinnlichen Lebens steht, so auch im Bau seiner Naturanschauung. Nicht die mechanischen Gesetze, nicht die den Zusammenhang zerstörenden Einzelforschungen waren ihm wesentlich, sondern die Harmonie, die sein betrachtender Geist in die Natur hineinschuf. — Jedes Studium Goethes ist ein Vertiefen in seine Persön-

lichkeit, die er in stetiger bewußter Erfahrungsarbeit zu dem größten jemals in der Welt gewesenen Reichtum entwickelt hat.

Unsere Zeit ist in ihrem Ringen nach neuer Kunst ästhetisch mehr interessiert als eine lange Vergangenheit, — die Stunde fast bringt neue Weisheit, die nächste Stunde löscht sie wieder aus. Dilthey hat eine unvergängliche Arbeit geleistet.

Wernigerode. Herbert v. Berger.

Sprechsaal

Gestatten Sie mir, mit wenigen Worten auf die an meinen Aufsatz in der „Hilfe" Nr. 3 anknüpfende Kritik Paul Schubrings einzugehen.

Ich habe die Priorität der meinen Ausführungen zugrunde liegenden Ideen für mich nicht in Anspruch genommen, glaube aber, daß es der Sache nicht schaden kann, wenn auch aus Laienkreisen hin und wieder einmal auf das Unzulängliche unserer Museen hingewiesen wird. Ich meine sogar, daß es den „Berufenen" die Lösung der großen Aufgabe sehr erleichtern wird, wenn sie Verständnis für ihre Absichten und Entwürfe bei denen sehen, für welche sie ja schließlich in erster Linie schaffen.

Gegen das Kaiser Friedrich-Museum, diesen weißen Raben unter unseren Museen hinsichtlich seiner inneren Einteilung, hat sich meine Kritik selbstverständlich nicht gerichtet, ebensowenig, wie das Münchener National-Museum mein Ideal ist, als welches Herr Schubring es mir unterschieben zu wollen scheint, ganz abgesehen davon, daß dieses nicht unter die Kategorie Museen fällt, von denen hier die Rede ist. Es ist doch nicht notwendig, von einem Extrem ins andere zu verfallen, und von demjenigen des guten nun zu viel zu tun, was man vorher ganz verabsäumt hat.

Wogegen ich mich aber entschieden wende, das ist die Anschauung, welche den Museenbesuch und den daraus gezogenen Gewinn zu einem exklusiven Genuß weniger Vorgebildeter macht. Und dabei ist es gar nicht gesagt, daß den Künstlern, deren Werke die Museenwände zieren, an dem Beifall dieser gerade allein und vor allem gelegen ist.

Herr Schubring vergleicht den Genuß, welchen ein Museumsbesuch hinterlassen soll, mit einer schwierigen Alpenpartie, und übersieht, daß von denen, welche die höchsten Gipfel ersteigen können, viele weniger die Freude an der Naturschönheit als der Wunsch, oben gewesen zu sein, treibt, und daß wiederum unter denen, welche sich auf halber Höhe oder im Tale herumtreiben, sich mancher findet, der es an Verständnis für die Größe der Landschaft mit den „Berufenen" aufnehmen kann. So verhält es sich vielfach auch mit den Museumsbesuchern. —

Dem geplagten Berufsmenschen ist es nicht möglich, sich im Nebenberuf ausgedehnte Kunstkenntnisse anzueignen; er verlangt auch nicht Fluchten von Sälen, deren erdrückendes Material ihn verwirrt, sondern eine kleinere Auswahl ernster Werke — weshalb müssen das nun gerade die sog. „Lieblinge des Publikums" sein? —, in einer im besten Sinne des Wortes stimmungsvollen Umgebung, die ihm einen Begriff geben soll von der uns leider nur zu sehr fehlenden hohen künstlerischen Kultur früherer Jahrhunderte.

Das Museum Schubrings soll erziehen, das meinige in erster Linie der Schönheit und der Kunst dienen. Mir ist nicht zweifelhaft, auf welche Seite sich der ausübende Künstler schlagen würde.

Die Ausführungen Schubrings erinnern in vielem an die Auffassung, die manche älteren Pädagogen von ihrem Berufe und demjenigen der Schule im allgemeinen noch haben. Der Schüler soll in der Furcht des Herrn erzogen und jede Annäherung von Mensch zu Mensch möglichst vermieden werden, ohne Rücksicht darauf, daß die Erinnerung an die Schulzeit dann mit Empfindungen der Unlust und Unfreude vermischt ist. So soll auch das Museum den neuen Anforderungen des Tages gegenüber in starrer Unzugänglichkeit verharren, selbst wenn es dadurch seinen Einfluß auf die Menschen und die Ausgestaltung ihres Lebens verlieren sollte. Es lebe das Prinzip!

Aber schließlich haben die Künstler doch nicht nur für die Wenigen geschaffen, deren Beruf die Beschäftigung mit diesen Dingen bildet, sondern für die Allgemeinheit. Ich möchte wissen, was für ein Gesicht die Dürer, Pacher, Grünewald, Striegel, Plendenwurff, Burgkmaier machen würden, wenn sie ihre Bilder in dem „berühmten" Saal der Münchener Pinakothek vereinigt sähen, und ob sie nicht jede andere Unterbringung gerade dieser vorziehen würden. Daß sie zusammen ein „herrliches Gesamtbild von deutscher Kraft und deutschem Trotz, deutscher Leidenschaft und Sehnsucht" geben, wird ihnen vollständig gleichgültig sein gegenüber dem durchaus berechtigten Wunsche, daß keines ihrer Werke, das sie mit ihrem Herzblut geschaffen haben, irgend einem Nebenzweck, und sei derselbe noch so gut gemeint, geopfert werde.

Hoffen wir, daß die übrigen deutschen Museumsverwaltungen recht bald den Weg einschlagen, den ihnen W. Bode gewiesen hat.

Breslau. Jacob Molinari.

Paquita's Tod

Nach Joaquin Millen von Peter Hille.

Vorbemerkung: Die folgende Skizze geht auf Joaquin Miller oder Cincinnatus Heine Miller, wie er eigentlich heißt, jenen amerikanischen Dichter zurück, dessen „Songs of the sierras" 1871 in England ein Aufsehen machten fast wie einst „Werthers Leiden" in Deutschland. Eine Zeit seines vielbewegten, abwechslungsreichen Lebens verbrachte unser Sänger unter den Modoks, einem Indianerstamm im nördlichen Teile Kaliforniens, der namentlich im Tale des Lost River wohnte. Was Joaquin Miller bei ihnen erlebte, schildert er in dem Buche „Life among the Modocs" (1873). Dieses Werk übte einen so nachhaltigen Eindruck auf Peter Hille, daß er sich gedrungen fühlte, einige Szenen daraus frei nachzudichten. Eine der schönsten dieser Nachdichtungen ist „Paquita's Tod". In einer wundervollen Julinacht 1898 führte Peter Hille in einem Berliner Atelier einem kleinen Kreise, in dem auch ich mich befand, seine Schöpfung vor. Als er dann am 7. Mai 1904 starb, ohne diese Arbeit dem Druck übergeben zu haben, hörten viele seinen Namen zum ersten Male und erfuhren, daß er ein Dichter gewesen war. Mehr als manches seiner Werke beweist es dies Fragment.

Paul Hoffmann.

Endlich!

Wie außer mir falle ich auf den Boden nieder und küsse die Erde, der ich wiedergegeben; dann berühren meine Lippen Paquita, ihre Hände, ihr Gewand, vielmehr ihre Gegenwart, kaum ihre Gestalt. Und nun werfe ich dem blauen Himmel, dem leuchtenden Monde Kußhände zu, bis Paquita den Freiheitstrunkenen mahnend ansieht.

So schwach bin ich, daß man mich auf das Pferd heben muß. Nun geht es von dannen.

Wir ritten wie die Furien.

Bald brach der graue Schaum der Dämmerung, die Brandung des Lichts im Osten herauf, und lebhafter ging die Morgenluft.

Noch einmal wandte ich mein Gesicht über die Schulter und schleuderte meinen Fluch auf die Stadt, die mir so feindlich gewesen.

Und er traf ein, dieser Fluch.

Die großen Männer sind fort, nur Chinesen und Neger schleichen durch die Straßen, in denen die Fledermäuse nisten. Die Stadt von zwanzig Jahren sieht aus, als habe sie die Berührung von Jahrhunderten gefühlt.

Wir ritten den ganzen Tag auf unsern unermüdlich schnellen Pferden. Gegen Abend erreichten wir den Brunnenfluß. Dieser Fluß war die Grenze. Hatte man ihn hinter sich, war man außer aller Gefahr. Schon sahen wir vor uns die Furt. Da tauchte zwischen ihr und uns ein Trupp blauer Regierungssoldaten auf. Der Indianer feuerte und traf den Obersten. Dann sprangen wir drei mit gewaltigem Satz in die schäumenden Wasser.

Wir sind noch dicht unter den Soldaten. Da die Büchsen in dieser Nähe nicht mehr trugen, so griff die Miliz zu den Pistolen.

Wir tauchen schleunig unter, und nun werden die Pistolenläufe aufs Wasser gehalten, es erfolgt Salve auf Salve.

Um Luft zu holen, tauche ich bisweilen auf und bin beruhigt, wenn ich wie nasses Gefieder die schwarzen Schöpfe sehe, und die öligen Schultern meiner Begleiter wieder erscheinen. Und wieder tauche ich empor; o weh, der Indianer blutet und ringt mit dem Tode. Er sinkt, das Wasser trägt ihn nicht mehr, seine Arme haben aufgehört, es zu teilen.

Und immer wieder die Salven, hundert Schüsse auf einmal. Und noch immer sind wir nicht aus deren Bereich!

Auch mein Pferd ist getroffen, es will nicht weiter. Zitternd und blutend steht es bis an die Brust in der Strömung, nah' am Ufer. Da halt' ich darauf zu und ziehe mich an dem starken Ried hinan.

Es ist still geworden, das rohe Gelächter hat aufgehört, die Soldaten haben sich weg begeben, unbekümmert um das, was sie angerichtet. Der tiefe blaue Fluß, als sei nichts geschehen. Leise, langsam stahl ich mich das Ufer entlang. Ich fühlte ein Verlassensein, das neu und furchtbar war in seiner ehrfurchtgebietenden Erhabenheit.

Die Klippen über dem Flusse hingen in Basaltsäulen wohl tausend Fuß hoch über meinem Haupte; nur ein schmaler, kleiner Grasstreifen, Schilf und Weiden, nickend, tauchend, tropfend im schnellen, starken Strome. Nicht ein Vogel flog hinüber, keine Heuschrecke zirpte hervor aus dem langen Grase.

„Ach, was für ein Ende ist dieses!" sagte ich und saß nieder in Verzweiflung. Meine Augen waren auf den Fluß gerichtet. Auf und nieder die andere Seite, überall hin spähte ich mit Indianeraugen nach einem Zeichen von Leben: sei's Feind oder Freund.

Nichts als das Murmeln und Gurgeln des Wassers, das Nicken, Tauchen, Tröpfeln des Schilfes, der Weiden und Erlen.

Wenn die Erde eine feierlichere, einsamere Stelle kennt, schauriger als die Ufer eines starken, tiefen Flusses, der bei hereinbrechender Nacht durch einen Bergwald rauscht, wo sogar die Vögel vergessen haben zu singen oder der Laubfrosch aus dem Grase zu rufen, so weiß ich nicht, wo das sein soll.

Ich stahl mich weiter das Ufer hinan, da, fast zu meinen Füßen, erhob sich ein kleines Gesicht, als stiege es aus dem Wasser her zu mir empor. — Blut floß ihr vom Munde, und sie konnte nicht sprechen. Ihre bloßen Arme waren ausgestreckt und ihre Hände hielten sich am grasigen Ufer, aber sie hatten nicht die Stärke, ihren Leib aus dem Wasser zu ziehen. Ich schlang meine Arme um sie, zog sie mit zäher, außerordentlicher Kraft heraus und lehnte sie an einen warmen, trockenen Felsen.

Da saß ich, das sterbende Mädchen in meinen Armen. Sie blutete aus mehreren Wunden. Schon da ich sie aus dem Wasser zog, war sie über und über mit Blut bedeckt. Blut verzweigte sich mit Wasser über einem warmen Leibe in Bächen und Säumen.

„Paquita!"

Keine Antwort.

Die Verlassenheit, die Einsamkeit steigerte sich zum Unerträglichen. In fremdem Widerhall kam meine Stimme von den Basaltwänden zurück, das war alle Antwort, die ich jemals hatte.

Das Indianermädchen lag tot in meinen Armen.

Blut an meinen Händen, Blut an meinen Kleidern, Blut an Gras und Stein.

Die einsame Julinacht war weich und wärmlich. Der große ernste Mond ging auf und rollte am Himmel entlang und rieselte durch die Aeste, die da droben von der Klippe aufstiegen und sich in die Tiefe neigten über die Abgründe, und sein Schein fiel in Streifen und Spangen über das Antlitz und die Gestalt meiner Toten.

Paquita!

Auf einmal so allein in der furchtbaren Gegenwart des Todes wandelte mich Furcht an. Herz und Seele spannten sich mir unerträglich. Ich hätte wohl aufspringen mögen und fliehen. Aber wohin denn hätte ich wohl fliehen sollen, wäre ich auch bei Kräften gewesen? Ich beugte mein Haupt und suchte mein Antlitz zu verbergen.

Paquita tot!

Wir hatten zusammen gehungert und hatten beisammen gestanden an tönenden Wasserfällen und hatten Forsten durchmessen und waren die Ufer der Flüsse entlang gestreift; von Kindheit an waren wir zusammen aufgewachsen. Nun aber war sie hingegangen, hatte ihn allein gekreuzt den dunkeln Fluß des Geheimnisses und mich verlassen, den Rest meiner Reise mit Fremden freundlos zu vollenden.

Paquita!

Wir hatten die große Sonne kommen sehen, wenn das Licht wie Schaum über den Osten heraufbrach, landen wie einen mächtigen Schiffahrer am glühenden Gipfel des Shasta; Hand in Hand hatten wir gelauscht, wie des Tages mächtiger Fürst kam mit gehobenem Schwert und Schild, um Besitz zu ergreifen vom Reiche der Finsternis.

Dann hatten wir ihn beobachtet in der Dämmerung, wie er seine Scharen aufstellte für den letzten großen Kampf mit den Schatten, die wie kleine böse Geister durch die Wälder krochen und hatten der großen Schlacht mit beigewohnt, die er wie der rote Mann kämpfte um seines alten Besitzes willen.

Dann war er gefallen, und die ganze Schneespitze war rot geworden von seinem Blute. Nun nie wieder.

Paquita, das Kind der Natur, der Sonnenstrahl des Waldes, der Stern, der so wenig das Licht gesehen, war nun in Finsternis gehüllt. Paquita lag kalt und leblos in meinen Armen.

Diese Nacht ward mein Leben weit und weiter, bis es berührte und in sich aufnahm die Gestade des Todes. Zärtlich legte ich sie nieder und ging von dannen. Froh nur, etwas zu tun zu finden, sammelte ich zermürbtes Holz, gefallene Aeste, trockenes, totes Schilf und errichtete davon einen Brandstoß. Ich schlug Feuerstein gegeneinander und zündete den Stapel an, und als der Schaum des Lichts im Osten wieder heraufbrach, da erhob ich sie vom Boden und legte sie zärtlich nieder, brachte ihr Antlitz zur Ruhe und fügte ihre kleinen Hände kreuzweis über ihrer Brust zusammen. Nun zündete ich auch das Gras, das Gestrüpp in der Nähe an. So erhielt das Feuer einen Halt und sprang und lachte und krachte und streckte sich, wie um zu grüßen die feierlichen Aeste, die sich da droben von den Klippen herniederbeugten und hin und hergingen, als neigten sie sich und sähen in ein Grab.

Ich sammelte weiße Steine und legte einen Kreis um die Asche.

Wie hoch und voll schon das Gras ist, das nun über ihrer Asche wächst. Die Steine haben sich gesetzt und sind tiefer und tiefer gesunken, das Mädchen aber ist nicht vergessen.

In der Nacht traf ich im Lager ein. Eine alte Frau brachte mir Wasser. Da sie mich allein sah, ohne die beiden Begleiter: „Wo ist Paquita? Wo ist der Krieger?"

Ich wies mit meinem Daumen zur Erde.

Das Lager war voll Jammers, nichts als Unheil und Niederlagen, seit ich fortgewesen, den ganzen Sommer lang. Und doch fanden sie noch Trauer in ihrer Seele für Paquita und den tapfern, jungen Krieger, meine Befreier, und stiegen auf den Hügel unter den Fichten und erfüllten die Wälder mit ihren Klagen.

Um Mitternacht begannen die Weiber die Totenklage. Was für eine Klage, was für eine Nacht!

Da ist kein Laut so herzbrechend und so kläglich wie diese lange kummervolle Klage.

Oft klingt sie wild, laut, ungestüm und heftig — euer Herz sinkt, ihr gedenkt eurer eigenen Toten und beklagt mit ihnen der Menschen gemeinsames Los. Dann wird eure Seele weit, und ihr geht mit ihnen ans Gestade des dunkeln Wassers, dort zu weilen mit den Abgeschiedenen und einer der ihren zu sein im großen, geheimnisvollen Schatten des Todes und zu fühlen wie wenig Unterschied ist im Weh der Menschenkinder.

Allerlei

Erster Ausflug. Er war ein Bube von fünf Jahren. Bisher war er über den grünen Frieden des Dorfes nur wenig hinausgekommen: auf das nahe Feld hinter dem Garten und auf den Anger, wo er bei den Gänsen im Grase gelegen und in den blauen Himmel geguckt hatte. Wenn er doch gleich eine Schwalbe gewesen wäre und wäre weit, weit fortgeflogen. Einmal an einem lichten Septembertage hatten sie ihn auf den Kartoffelacker weit draußen am Hügel mitgenommen. Den hohen Versprechungen folgten aber kleine Taten. Jeder fette Engerling und jeder flüchtende Hase lenkten ihn von seiner Pflicht ab. Sie ließen ihn daher laufen. Bald hatte er den Hügel erklettert und hielt Umschau. Es war sein erster Blick in die Welt: weites, weites Feld und viele Türme am Horizont. Das war herrlich gewesen und

Schädlichkeit des den ganzen folgenden Winter durch. Der Frühling kam, und man merkte den Tieren und Pflanzen an, daß sie unter dem neuen Element, und den Veränderungen, welche es täglich hervorrief, litten. Die Bäume trieben Knospen, aber sie wollten nicht recht Blätter treiben, weinten sie hier Blumen entfalteten sich, aber sie hatten nicht den Glanz der Farben, den sie sonst hatten. Aehnlich, dachte ich, mußte es den Menschen ergehen, die in diesem Element lebten, und ich fühlte, daß ich es auch tat. Ich war nicht krank, aber ich war nicht gesund. Ich war nicht traurig, aber ich war nicht froh. Ich war nicht unzufrieden, aber ich war nicht zufrieden. Ich war nicht unglücklich, aber ich war nicht glücklich. Ich war nicht unwissend, aber ich war nicht wissend. Ich war nicht unwissend, aber ich war nicht wissend. Ich war nicht unwissend, aber ich war nicht wissend.

Alle zur Bibliothek oder erwähnte in der „HILFE" erwähnten Bücher sind Verlagsbuchhandlung Buchhandlung Buchhandlung Bu

Soeben erschien:

Berlin und seine Arbeiter
in englischer Beleuchtung.

Ungekürzter Sonderdruck aus Bd. I, Berlin und Preußen

Deutsch herausgegeben von Dr. Wilhelmer Zimmermann.

Mit einem Vorwort von Professor Hans Delbrück

Preis Mk. 1.—

Ein hochinteressantes englisches Arbeiterbuch: die Gewerkschaftsbibliothek auf der Weltausstellung! Ein reiches Kulturmaterial in Einzelzügen, für die verschiedensten politischen Lager Englands angelegt, heben seine Bedeutung. Ein Arbeiterbuch, das jeder Arbeiter, jeder Gewerkschaftler, jeder Freund der Gewerkschaften, der Arbeiterbewegung, der Sozialpolitik, der Statistik, überhaupt studiert und schätzen muß! Es ist neue Anschauungskraft und neue Arbeitsfreudigkeit, was dieses Buch jedem Arbeiter, jedem Gewerkschaftler, jedem politischen Arbeiter, jedem Freunde der Arbeiterbewegung bringt. Ein Buch, das jeder haben muß!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

wahres natürliches Kaleidoskop

entstehen und bilden dessen stetig neue Zusammenstellungen und Farbenspiele. Jedermann kann sich selbst Kaleidoskope aus Glasstäbchen, Steinen, Bast, Stroh, Federn und Gegenständen der Umgebung mit Leichtigkeit anfertigen und unterhalten stundenlang.

Ein Anfänger macht alle Beobachtungen ohne Gefahr. Verlag

Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

Bücher, Musikalien aller Art, auch gebraucht, kauft stets zu guten Preisen Buchhandl. Ernst Sachse Leipzig, Gerichtsweg 28.

3 Brandmeister.

Ein Roman aus Ostpreußens schwerer Zeit. Preis 3 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. **Ostpreußen-Stiftung.**

Friedrichs-Polytechnikum Cöthen-Anhalt.

Prospekt frei durch das Sekretariat.

Markenartikel jeder Art, auch Neuheiten, werden billigst und sachgemäß in Anzeigen empfohlen durch Rudolf Mosse, Berlin SW. 19, Jerusalemerstraße 48/49.

Seelig's kandierter Korn-Kaffee

nur in Original-Paketen.

Vollkommenster Kaffee-Ersatz!

Weil schmackhafter als Malzkaffee.

Weil bekömmlicher als Bohnenkaffee.

Gesetzmäßiger Rechtsschutz WILH. HAGE Patentanwalt Berlin W. 9, Potsdamerstraße 123b.

Gehör-Oel Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Taubheit. Flasche 3 Mk. Ohrenschutz-Watte Schachtel 1 Mk. Ohrenschutz-Binden Schachtel 1 Mk. Ohrenschutz-Schwämmchen Schachtel 1 Mk. Ohrenschutz-Schwämmchen Schachtel 1 Mk. Ohrenschutz-Schwämmchen

„Der, welcher spricht, was wirklich in ihm ist wird auch Menschen finden, die ihm zuhören."
Carlyle.

Wir jungen Männer!

Kaum waren die ersten Exemplare dieses Wegenerschen Buches über das sexuelle Problem des gebildeten, jungen Mannes vor der Ehe ausgegeben, da öffnete sich dem Werke sogleich der Weg zur Jungmännerwelt. Wer sich früheren Schriften dieser Art gegenüber kühl und ablehnend verhalten hatte, weil er (mit Recht oder Unrecht) Engherzigkeit, Kopfhängerei und Philistertum hinter ihnen vermutete, der empfand bei der rückhaltlosen Offenheit dieses Buches sofort: „hier ist etwas anderes"!

So hat dies Buch eines Mannes, der es verschmäht zu „predigen", zu „belehren" und zu „schelten", einen Erfolg gehabt, wie ihn in Deutschland ein solches Buch noch nie hatte. Bereits Anfang Dezember erschien das:

Sechzigste Tausend

der deutschen Originalausgabe und zurzeit werden Uebersetzungen in die französische, italienische und tschechische Sprache ebenso wie weitere Tausende der deutschen Ausgabe gearbeitet! In allen Buchhandlungen

1 80 Mk.

In den Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Etwas über alte Kinderlieder:

Viel Jugend, viel Frühling, viel Liebe und viel Weisheit ist in diesen alten, unscheinbaren Reimen. Sie müssten viel mehr bekannt sein. Wir Erwachsenen vergessen sie. Die Kinder verlieren sie. Gesammelt sind die Lieder ja längst, aber *keine* der *bisherigen* Sammlungen ist so recht durchgedrungen. Es fehlte ein Buch, das alles Gute enthielt und alles Ueberflüssige und Erdrückende vermied. *Nun* ist auch dieses lang vermisste Werk erschienen, und man kann mit Freuden vorausrufen, was sein Titel sagt: o o o o o o o

„Macht auf das Tor!"

Immer noch stehen in den Büchern die schrecklichen Fabeln von Hey und denen, die nicht *„mehr"* konnten: „Pferdchen, du hast die Krippe voll" und dann die Knüppelmoral. Das ist ja „ganz nett", aber das kann man nicht singen, nicht fühlen. Das ist steif, hölzern und *gemacht*. Und wenn man dann dies Buch liest da sind Schätze, die sind *gewachsen* seit Jahrtausenden. *Für Mütter und Erzieher* ist das Buch. Sie sollen es lesen, daraus nehmen, wählen und ihren Kindern weiterschenken, dass sie Freude lernen, reine Freude, klingende Freude. Es geht kein besserer Weg in die Welt und ihr buntes Leben, als durch diese Lieder, ihre Schönheit, ihren Tiefsinn, ihren Ernst und ihre Komik! Und dann noch eins: das Buch gibt zum grossen Teil *die Melodien zu den Versen*. Und das ist seine beste Eigenschaft. Man kann es spielen. Man kann es singen und tanzen. Und die alten Melodien haben grosse Macht. Silberne Fäden spinnen sich um die Worte. Man vergisst die Melodien nie. Einige *praktische* Vorzüge des Buches zum Schluss. Es ist sehr *billig*, enthält *über 500 Texte und 110 Melodien* und ist einfach aber sehr geschmackvoll ausgestattet. Einige gut geschnittene Silhouetten, erhöhen den Reiz des Ganzen. Man sehe es sich in den Buchhandlungen an. Es liegt in den gutgeleiteten *zur Ansicht* aus. Erschienen ist es bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

1 80 Mk.

XIII. Jahrgang. Nummer 4

Die Hilfe

herausgeber: F. v. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 23. Februar 1907

Inhaltsverzeichnis.

Politische Wochen. Die Krisis im ersten Stadium. Bülows und Posadowskys Rücktritt. Die Gründe. Die Nachfolger. Die Abgeordneten. Der Reichstag. „Neuland Hoffnung". Die Regierung des Reichstages. — Dr. Wagner-Berlin. Die deutsche Stadt. — **Bauernot.** Von Adolf Damaschke. — **Die Reichsfinanzreform.** — Dr. Franz Oppenheimer: Reichsfinanzreform gegen Kommunalsteuern. Ungerechte Besteuerung. — **Bücher-Rundschau.** Ernst Zahn: „Das Land Gerlosch". Erzählung und Gedichte von Ernst Zahn. Ernst Zahn: „Die Frauen von Tannenhof". Ernst Zahn: „Klingelmetz". — Ernst Zahn: „Die Leidenschaft". Besprochen von Dr. Ernst Steinitzer.

Politische Wochen

Die Krisis im ersten Stadium. Die Regierung hat den Konflikt gegen den Zentrum entgangen. Bülows Rücktritt und Posadowskys Rücktritt sind die Folgen. Wir wollen hier von den Gründen nicht viel sagen und auf Bülows Zugeständnisse verzichten, sondern wollen nur Regierung und Reichstagsmehrheit gegenüber, wie sie sich durch Bülows und Posadowskys Rücktritt und den Eintritt neuer Personen in die Regierung gestalten. Wir wollen also nur die politischen Folgen ins Auge fassen. Diese Folgen sind nicht so günstig gewesen, wie sie hätten sein können, wenn Bülow und Posadowsky nicht gegangen wären. Die Gründe, weshalb sie gehen mußten, sind vorwiegend persönlicher Natur gewesen, aber sie gingen, weil Persönlichkeit über sachliche Differenzen hinweggeschritten ist. Bülows Nachfolger Dallwitz scheint nicht so stramm darauf los zu gehen, wie Bülow es getan hatte, und Posadowsky hat sich mit seinem Rücktritt begnügt, weil er die Aussichtslosigkeit seines Kampfes gegen Bülow einsah. Wenn Bülow und Posadowsky in der Regierung wären, so hätten sie jetzten eingreifen können gegen den Zentrum. Das Zentrum hat sich gegenüber Bülow und Posadowsky in der Frage der Finanzreformgesetze nicht zurückgezogen, sondern es hat, wie das Zentrum behauptet, nur eine Schlacht vom Zaune des Zentrums ist!

Bülows und Posadowskys. Die Reichstagsfraktionen richtet an den Reichskanzler folgende Mitteilung:

Wird Bülow bei der jetzigen Lage bleiben, oder ist es ihm Ernst mit seinem Rücktritt? Wenn er bleibt, so ist es ihm unmöglich, die Verantwortung für die Reichsfinanzreform Dallwitz allein zu überlassen. Und er ist ihm nicht zuzutrauen. Wenn er geht

diskreditieren und zu ruinieren. Das Jenaer Stückchen ist wieder ein Beweis dafür, daß diese Kreise nichts gelernt und nichts vergessen haben. Mögen sie — aber mögen sie nicht das Gewand der Freisinnigen Vereinigung beflecken. Mögen sie ihren alten Namen weiterführen, damit sie den Ruhm ihrer Taten selbst zu tragen haben."

Weit entfernt, diesen albernen Angriff tragisch zu nehmen, möchten wir nur darauf aufmerksam machen, daß der Jenaer „Freisinnige Verein" eine alte Organisation der Freisinnigen Volkspartei ist, während die früheren Nationalsozialen anderweitig organisiert sind. Im übrigen begnügen wir uns, die Unwissenheit und „Gesinnungstüchtigkeit" des Dr. Hermann, des Leiters der „Danziger Zeitung" und mutmaßlichen Verfassers, hiermit festzunageln. Es ist eine alte Erfahrung, daß Leute dieses Schlages den Mund am weitesten aufreißen.

Die Ergebnisse der Viehzählung sind nun bekannt und lauten für Preußen folgendermaßen:

am 1. Dezember:	Rinder:	Schafe:	Schweine
1906:	11 630 672	5 426 581	15 334 762
1904:	11 156 133	5 660 529	12 563 899
1900:	10 876 072	7 001 513	10 986 921
1892:	5 871 381	10 109 544	7 725 447

Der Rückgang der Schafzucht ist nicht weiter bemerkenswert. Er findet überall statt, wo der Betrieb der Landwirtschaft intensiver wird. Freilich erscheint der Rückgang verlangsamt, wahrscheinlich deshalb, weil vielfach die hohen Fleischpreise zur starken Vermehrung der Schafherden auf den Rittergütern geführt haben. In Bezug auf Rinder und Schweine geben die Jahre 1904 und 1906 nur einen schlechten Maßstab des Vergleichs. Während 1904 die Futternot hunderttausende von Landwirten zu Notverkäufen zwang und damit die Ziffern von 1904 zu niedrig sind, erscheinen die Ziffern von 1906 infolge bedenklicher statistischer Manöver (Gothein nagelte sie im Reichstag fest), zu hoch. Immerhin bekundet die neue Viehzählung die erfreuliche Tatsache, daß ein riesiges nationales Vermögen in unseren Viehbeständen ruht.

Die deutsche Linke

Von allen Parteien hat der entschiedene Liberalismus am 25. Januar die verhältnismäßig stärkste Stimmenzunahme erzielt. Nach den vorliegenden Ziffern stiegen die linksliberalen Stimmen seit 1903 von rund 900 000 auf rund 1 300 000. Dank der unverständlichen Taktik der süddeutschen Sozialdemokratie erscheint es noch fraglich, ob das Wachstum der Stimmen auch in einem entsprechenden Mandatszuwachs sich äußert, aber das herrschende Gefühl ist doch, daß wir vor einem Aufschwung des Liberalismus stehen.

Es ist richtig, daß die Sozialdemokratie mehr Sitze verliert, als die bürgerliche Linke gewinnt, daß also im ganzen die Linke des Reichstags etwas schwächer wird. Wäre Deutschland ein parlamentarisch regierter Staat, in dem die Stärke der Parteien ziemlich genau in der politischen Herrschaft zum Ausdruck gelangte, und wäre die Sozialdemokratie eine Partei, deren Wachstum rein dem Fortschritt diente, dann wäre allerdings nur Grund zur Klage. Denn es würde dann der neue Reichstag mit seinen vielen Konservativen und Klerikalen einen Triumph für die Reaktion bedeuten. Beide Voraussetzungen treffen aber nicht zu. War der alte Reichstag wirklich besser? An ein Zusammenwirken von Sozialdemokratie und Regierung war niemals zu denken, so lange die Sozialdemokratie sich darauf versteifte, jeden Mann und jeden Groschen abzulehnen. Die Mehrheit von Linke plus Zentrum, die im alten Reichstag bestand, ist praktisch kaum jemals in Frage gekommen. Der alte Reichstag ist trotz seiner 80 Sozialdemokraten in seiner Tätigkeit einer der reaktionärsten gewesen, die wir jemals gehabt haben. Denn der sprunghafte Aufstieg der Sozialdemokratie, der diese Partei zu der Kraftprobe von Dresden reizte, hatte die Regierung offenbar der äußersten Rechte in die Arme geworfen. Jede fortschrittliche Forderung wurde dadurch diskreditiert, daß sie in der Hauptsache von einer Partei vertreten wurde, die für das geängstigte Philistertum als entsetzlich gefährlich, aber auch für vorurteilsfreie Leute als gefährlich unfruchtbar galt.

Daher gab es für den Fortschritt in Deutschland nie mals eine ungünstigere Lage als diejenige der letzten Jahre, in welcher der bürgerliche Liberalismus von der Sozialdemokratie langsam aufgesogen zu werden schien. Als Klassenpartei konnte die Sozialdemokratie die Ziele des bürgerlichen Liberalismus nicht erfüllen, weil, je stärker sie wurde, sie notwendig eine Koalition aller anderen Klassen gegen die Arbeiter hervorrufen mußte. Damit wurde der Kampf gegen die Sozialdemokratie zugleich der Kampf gegen die in der Arbeiterbewegung verkörperten fortschrittlichen Interessen der Gesellschaft. Der Niedergang des bürgerlichen Liberalismus aber verursachte, daß sich die befähigtsten Teile des Bürgertums von aller Politik zurückzogen oder sozialdemokratisch wählten, ohne doch den Charakter der Sozialdemokratie irgendwie verändern zu können. Die Skepsis seiner geborenen Träger war in der Tat der größte Feind des Liberalismus. Was hilft die ganze Mühe, wenn wir doch mit der Sozialdemokratie nicht konkurrieren können? — diese einfache Erwägung hat unsere Arbeit bisher so schwierig gestaltet, weil sie viele von uns fern gehalten und selbst überzeugte Anhänger und Mitarbeiter gelähmt hat. Alle diese Zweifler und Verzagten werden nun umlernen müssen.

Mit der Niederlage der Sozialdemokratie ist es ja eine eigene Sache. Die Sozialdemokratie hat im ganzen eine Viertel-Million Stimmen gewonnen und hat nur infolge der beispiellosen Wahlbeteiligung und des Blankollers der Gegenseite so zahlreiche Mandate eingebüßt. Nebenbei gesagt, halten wir es für eine höchst bedauerliche Erscheinung, daß Zehntausende liberaler Stimmen in den Stichwahlen ohne weiteres ausgesprochenen Konservativen zufallen, und diese Kopflosigkeit wird selbst durch die Intrigantenstücke der v. Vollmar und Genossen nicht entschuldigt. Wer aber weiß, ob auch in Zukunft die Regierung mit dem letzten Landsturm die disziplinierten Truppen der Sozialdemokratie wird aufhalten können? Die Partei der Nichtwähler ist doch zum wenigsten eine sehr unberechenbare Gesellschaft. Die Niederlage der Sozialdemokratie verliert nur dann den Charakter einer zufälligen Erscheinung, wenn sie in erheblichem Umfang auf die sozialdemokratischen Wähler, auf den Liberalismus und auf die Regierung zurückwirken kann.

Daß das übertriebene Selbstgefühl der Sozialdemokratie eine Dämpfung erlitt, ist für den politischen Moralisten ein schöner Trost. Wichtiger als die Frage, ob die Sozialdemokratie bescheidener wird, erscheint die Frage, ob sie klüger wird. In einer Hinsicht hat sie sich ja schon verändert. Entgegen ihren besseren Traditionen bei früheren Reichstagswahlen hat die Sozialdemokratie ein Wahlbündnis mit der reaktionärsten Partei, dem Zentrum, abgeschlossen. Das ist allerdings das Symptom einer Zerrüttung, eines Krisenzustandes, der nicht ohne wichtige Folgen für den sozialdemokratischen Parteiträger bleiben kann.

So handelt keine Partei, die auch eine Niederlage mit Anstand zu tragen versteht. Dieses unnatürliche Bündnis, in das die Sozialdemokratie auch gerne die süddeutschen Konservativen hineingezogen hätte, wenn es zu machen gewesen wäre, entspringt allein dem Gefühl: an Mandaten zu retten, was sich retten läßt. So handelt eine verzweifelte Truppe. Man wird lebhaft an jene englischen Chartisten erinnert, die den Konservativen in den Sattel halfen, weil sie von einer künstlich gezüchteten Reaktion die letzte Rettung erwarteten; jene Sozialisten leben als die sogenannten „Torn-Chartisten" in der englischen Geschichte fort. Es bedeutet jedenfalls das sozialdemokratisch-klerikale Bündnis ein Selbstgeständnis der sozialdemokratischen Schwäche. Die Hoffnung, mit den Stimmzetteln immer wieder die klaffenden Risse der sozialdemokratischen Parteitheorie zudecken zu können, wird nun erheblich vermindert sein. Daß die Sozialdemokratie ihren Klassencharakter aufgeben kann, erscheint freilich ausgeschlossen. In dieser Richtung eine Wendung zum Bei

seren in der Sozialdemokratie als Folge der Ernüchterung zu erwarten, wäre nach dem ganzen Aufbau dieser Partei ein ungerechtfertigter Optimismus. Man darf nur hoffen, daß die Sozialdemokratie als Arbeiterpartei, wenn sie die letzten Mitläufer verloren hat, die in ihr latenten Kräfte besser im Interesse der Arbeiter zur Anwendung bringt. Will sie überhaupt Einfluß erlangen, dann bleibt ihr nur die Politik der englischen Arbeiterbewegung übrig. Das ist ein langer Weg, aber ein anderer kann sich überhaupt den deutschen Arbeitern nicht zeigen. Jedenfalls dürfte jetzt in den Gewerkschaften mit größerem Nachdruck die Frage erhoben werden, was denn die Sozialdemokratie für die Arbeiter zu leisten imstande sei.

Nichts wäre dem sozialdemokratischen Radikalismus günstiger, als wenn der erstarkte Liberalismus seine freiheitlichen und sozialpolitischen Ziele vergäße. Nichts wäre den Marxisten willkommener, als wenn die Sozialpolitik jetzt weiter stagnierte. Keine Sozialpolitik der Mildtätigkeit verlangen die Arbeiter, sondern Staatsbürgerrechte. Die Regierung wird mit Wohlfahrtsbestrebungen der Sozialdemokratie keinen Mann entreißen, ginge sie aber an einen zeitgemäßen Ausbau des Koalitionsrechts, so wäre dies der Anfang vom Ende des Marxismus für alle Zeiten. Und zeigt sich jetzt, wo das ganze Volk auf seine Taten sieht, der Liberalismus seiner Aufgaben bewußt, so birgt die augenblickliche Schwächung der Linken ihren endgültigen Sieg in sich. Ohne eine gemeinsame Phalanx mit den Arbeitern wird sich der Liberalismus niemals durchsetzen, und würden ihm von der Reaktion auch drei Dutzend Mandate freiwillig eingeräumt. Diese Gemeinsamkeit herzustellen, bleibt nach wie vor das Ziel aller einsichtigen und aufrechten Liberalen.

Eugen Kay.

Im Automobil

„Und wenn nun der 25. Januar kommen wird, dann bitte ich die Wähler, sich dieses Abends erinnern zu wollen. Ich weiß, daß viele von Ihnen mich nicht wählen werden, aber ich hoffe, daß es trotzdem auch hier noch Männer gibt, die für Freiheit und Vaterland und geeinigten Liberalismus eintreten. Ob Sie aber mich wählen oder nicht, jedenfalls danke ich Ihnen allen für die Aufmerksamkeit, mit der Sie mich angehört haben, und ich danke auch denen, die durch ihre Anfragen eine weitere Aussprache herbeigeführt haben."

So etwa waren meine letzten Worte in der Wahlversammlung eines württembergischen Dorfes, dessen bauernbündlerische Grundstimmung mir aus den Ziffern früherer Wahlen von vornherein bekannt war. Die Versammlung war sehr gut besucht gewesen und tadellos verlaufen, und der unerfahrene Beobachter hätte glauben können, daß die Aussichten vorzüglich seien. Da ich aber nicht zum ersten Male in Wahlarbeit stehe, bin ich frei von dem gewöhnlichen Irrtum der politischen Anfänger, das freundliche Benehmen einer ländlichen Versammlung für Zustimmung zu halten. Der Bauer hat es nicht ungern, wenn auf seinem Dorfe geredet wird und hört sich alles an, seine Abstimmung ist aber in vielen Fällen ganz unabhängig von dem Verlauf der Versammlung. Er hat seinen Willen zur Macht in sich und ist durch keine Rede mehr gewinnbar. Er ist es gewöhnt, daß man ihn umwirbt, und daß er dabei bleibt, wie er ist. Das mag für den Redner manchmal etwas peinlich sein, aber — wozu sich falschen Hoffnungen hingeben? Es ist niemals gut, den Gegner zu unterschätzen.

Ich wußte also, daß ich heute keine großen Eroberungen gemacht hatte. Andere Tage waren besser gewesen, in anderen Orten waren die Regungen freier und wärmer, das Echo der Hörer war lebhafter und man verstand sich ohne viele Worte, aber heute war in allen drei Versammlungen, deren letzte jetzt zu Ende ging, ein Gefühl übrig geblieben, wie es der Landmann hat, wenn er festgefrorenen Boden bearbeitet. Es hat jeder Beruf seine schwierigen Böden, auch der des Reichstagskandidaten. Aber das ist ja eben der „Wahlkampf". Er ist nicht so sehr das laute Getöse als das stille Ringen um die einzelnen Köpfe. Je klüger und gebildeter ein Volksstamm ist, desto mehr verlegt sich der Wahlkampf in dieses Ringen um den einzelnen Kopf.

„Leben Sie wohl!" Das Automobil steht vor der Tür und brummt und schnurrt und seine zwei großen Lampen leuchten in die Nacht hinein. Eben bestrahlen sie die Treppe und Tür eines alten Hauses aus dem siebzehnten Jahrhundert. Ein anständiger Bau! Schon damals war hier gute Kultur. Es gab schon tüchtige Handwerker lange, ehe es Wahlversammlungen gab. Während ich dem Gastwirt die Hand gab und mich mit meinem Begleiter in die breite Decke wickle, muß ich an jenen alten Baumeister denken, der da drüben Treppe, Tür und Giebel baute. Wer war damals seine Herrschaft? Soviel ich weiß, war es geistliche Herrschaft. Aber wer kann das gleich von jedem Dorfe sagen? Er war „Untertan", aber seine Freiheit war, daß er etwas Künstlerisches schaffen konnte. Also hatte auch er etwas von Liberalismus, wenn man nämlich unter Liberalismus versteht, daß die einzelnen Menschen Qualitätsmenschen werden. Aber wieviel andere kamen nicht dazu, sich persönlich aus der Untertänigkeit herauszuarbeiten! Die Masse war geduldig in ihrem weiten und langen Gehorsam. Erst der politische Liberalismus hat ihrem Leben mehr Wert und Inhalt gegeben. Auch die Bauern drin in der Stube, die jetzt miteinander darüber reden, daß sie mich nicht wählen werden, sind erst durch den Liberalismus zu freien Staatsbürgern geworden. „Gut Glück!" „Ich danke Ihnen." Der Wagen beginnt sich zu bewegen. Das Licht zittert an den Häusern hin. Ein Brunnen tritt aus dem Dunkel heraus. Er gehört in die Kultur der späteren Renaissance. Jetzt ist er vorbei. Die letzten Grüße sind verhallt, und nun beginnt das Rennen durch die Nacht, denn wir haben 25 bis 30 Kilometer vor uns, bis wir in den Hafen der Stadt einlaufen.

Vor mir sitzt der Automobilführer. Er hat unser Leben in der Hand, aber sein eigenes Leben ist auch dabei. Es besteht die stärkste Harmonie des Interesses an der Sicherheit des Fluges. Wir sind in seiner Hand, aber es ist beruhigend, daß auch er in derselben Hand liegt. Ist das nicht ein Beispiel der Verknüpfung der verschiedenen Interessen überhaupt? Ich weiß nicht, welchen politischen Glauben der tüchtige, feste junge Mensch hat, der da vorn die Hände an das Lenkrad unseres Automobils legt. Es ist wohl möglich, daß er zu uns gehört. Aber selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, auch dann würde die Verknüpfung unserer Schicksale während der Fahrt eine vollkommene sein. So hängt Liberalismus und Sozialismus zusammen, beide fahren auf dem Automobil „Industrie". Es mag dieser Vergleich nicht in jeder Hinsicht passen. Er will auch nichts anderes sein als ein flüchtiger Eindruck auf eilender Fahrt. Der Wind bläst in die Augen, es ist unmöglich zu sprechen. Jeder hat seine Gedanken für sich. Immer neue Bäume treten in den Lichtkreis, und immer andere Strecken von Straße und Straßenrand verschwinden unter den Rädern. Wie ist der Wald so wunderbar in Nacht und Reif! Alle Zweige sind wie dünne weiße Hände. Ein Schleier von Grau und Weiß umgibt die Welt, in der wir schweben. Aus zahllosen einzelnen kleinen Kristallen baut sich ein Wunderbau auf . . . . wie eine Rede sich aus Worten zusammenfügt. Wer hört das einzelne Wort? Wer sieht den einzelnen Zweig? Alles Einzelne ist nur Hilfsmittel für den Gesamteindruck, und doch hat jedes einzelne seinen Wert und seinen Zweck für sich. Aber welche Stümper sind wir Redner gegenüber der Künstlerin Natur, die diesen Wald in Winterspracht gebildet hat! Es tut so wohl, in diese stille, kalte, klare Natur hineinzusehen. Wir Menschen fahren hindurch, der Wald aber bleibt in seiner stillen Ruhe und Macht. Alle menschliche Kunst ist nichts als Stammeln gegenüber der einzigen wirklichen Sprache, die es gibt, der Sprache der Dinge.

Da öffnet sich die Fläche! Die Felder breiten sich rechts und links und lassen den Wind über sich hinziehen. Hier arbeiten die Männer, zu denen ich morgen reden werde. Jetzt zwar liegen sie daheim in ihren Betten oder sitzen noch beim letzten Schoppen Landwein, aber wenn der Frühling kommt, dann ackern sie hier das Land. Was ist es, das ich ihnen zu sagen habe? Wenn ich nur Bücherweisheit bringe, dann verklingt sie gegenüber der Wirklichkeit. Das war immer das Schicksal aller bloßen Worte. Deshalb ist es mir so wertvoll, daß ich vielerlei Land und vielerlei

Menschenarbeit geschehen habe. Ich kenne den Acker auch in zollfreien Ländern. Während wir in schneidender Kälte dahinjagen, denke ich an warme Tage in Dänemark und Holland, an dortigen Landbau, Viehmarkt, an den ganzen behäbigen freien Eindruck von Land und Leuten. Wenn das die Bauern einmal sehen könnten, nur einmal sehen! Dann brauchten wir nicht mehr zu reden. Die ganze Kunst des Bundes der Landwirte besteht darin, von unseren Nachbarländern nichts zu sagen. Könnte man aus jedem Dorf nur fünf verständige Männer auf ein Automobil setzen und mit ihnen die Wirklichkeit der Landwirtschaft in Europa sehen! Weil wir so wenige Landwirte haben, die in der Lage sind, sich ein eigenes Bild zu machen von dem, was drüben und draußen ist, deshalb ist hier soviel vergebliche Mühe nötig. Doch — die Wahrheit bohrt sich schon durch, gerade so wie sich da drüben die Lichter durch den Nebel bohren. Wie gespenstisch das aussieht! Licht, Dampf, steigende und sinkende Gluten. Es naht die Gegend der Salzwerke. Arbeit bei Tag und Nacht. Welche Menschen stehen wohl dort am Feuer?

„Verzeihung!" Der Wagen bekommt einen Ruck nach rechts. Die Straße ist glatt gefroren und die Räder rutschen. Vorsicht! Da taucht aus dem dichten Grau die Postkutsche auf. Auch sie muß vorhanden sein. Auch sie hat neben Eisenbahn und Automobil ihren Zweck. Es fliegt nicht alles. So geht es überall im Leben: alte und neue Formen begegnen sich. Und Politik ist die Kunst, den Uebergang vom alten zum neuen zu erleichtern, Zusammenstöße zu verhindern . . . . nein, sie ist mehr als bloße kleine Hilfsarbeit, sie ist der Glaube eines Volkes an seine Macht, Leistung und Zukunft.

So wogen die Gedanken, während Ort auf Ort vorbeizieht. Endlich kommt die letzte, lange, glatte Straße. Das rollt! Da fällt mir der Herr ein, der vor einigen Tagen in der Versammlung sagte: „ich lasse mich nicht vor Herrn Naumanns Automobil spannen." Der Redner hat ein gutes Recht, mir nicht helfen zu wollen, denn er hat eben andere Ansichten. Er hat sich aber auch den schlechtesten Platz ausgesucht, den es geben kann: vor einem Automobil! Doch das war ja nur ein ungeschickter Ausdruck. Was er sagen wollte, habe ich wohl verstanden. Er will seine Ruhe haben! Ich denke, daß er sie nun wieder haben wird. Und — es muß auch Gegner geben, sonst gäbe es kein Ziel des politischen Lebens. **Naumann.**

Schiffahrtsabgaben

Mit einer Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, bemüht sich die preußische Regierung seit einer Reihe von Jahren, durch Unterhandlungen mit den beteiligten Regierungen und Interessenten die Einführung von Schiffahrtsabgaben auf den natürlichen Wasserstraßen, d. h. vor allem auf Rhein und Elbe zu fördern. Leider kann nicht bezweifelt werden, daß sie ihrem Ziele immer näher kommt, und zwar sucht sie das Ziel unter Ausschaltung des Bundesrats und des Reichstages durch direkte Verhandlungen mit den einzelnen Bundesstaaten zu erreichen. Gegen diesen Versuch, die gesetzgebenden Faktoren in dieser wichtigen wirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Frage einfach auszuschalten, sollte in der Oeffentlichkeit weit energischer Protest erhoben werden, als es bisher geschieht, vor allem aus prinzipiellen Gründen. Praktisch wird es ja nicht viel helfen, da gegebenenfalls der neue Reichstag mit seiner noch verstärkten agrarischen Mehrheit der verkehrsfeindlichen Maßregel wahrscheinlich zustimmen wird.

Darüber ist kein Zweifel, daß eine Verfassungsänderung notwendig wäre, da nach Art. 54 der Reichsverfassung „Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen nur erhoben werden dürfen für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind". Gegenüber dem unzweideutigen Sinne dieses Paragraphen sind alle sophistischen Interpretationskünste des Geh. Oberregierungsrates Peters (vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten) und anderer freiwilliger Regierungskommissare nicht stichhaltig. Es wird nämlich versucht, dem Rhein mit Rücksicht auf die zahlreichen Regulierungen den Charakter einer „natürlichen" Wasserstraße abzusprechen und weiter dem Begriff „Anstalten" eine derartig extensive Interpretation zu geben, daß darunter schließlich alle Verbesserungen des ursprünglichen Flußlaufes fallen. Die Haltlosigkeit einer solchen Auslegung des § 54 hat neuerdings Dr. Mayer, Professor der Rechte in Leipzig, in einer kleinen Broschüre trefflich nachgewiesen. So viel ist sicher, daß die gewissen praktischen Bedürfnissen der Gegenwart dienende Auslegung des Geh. Oberregierungsrats dem Geiste der damaligen Gesetzgeber völlig fremd war. Es ist nicht angängig, jeden Unterschied zwischen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen überhaupt verwischen zu wollen, denn auch im Jahre 1871 waren der Rhein ebenso wie die Elbe schon „regulierte" Flüsse, und es hätte unbedingt zum Ausdruck kommen müssen, wenn der Gesetzgeber sie nicht mehr unter die „natürlichen" Wasserläufe hätte rechnen wollen.

Ebenso haben die ersten Autoritäten der Wissenschaft: Laband, Loening, Rehm gegen den Standpunkt von Peters, Schumacher usw. in scharfer Weise Stellung genommen.

Man beruft sich auch auf § 19 des preußischen Kanalgesetzes, der ja bereits die Einführung von Abgaben auf freien Strömen vorsieht. Dieser Paragraph kann aber ohne vorherige Aenderung der Reichsverfassung nicht in Kraft treten, wie das z. B. Professor Laband noch vor kurzem wieder dargetan hat, er ist vorläufig nichts als ein toter Buchstabe. Und nicht nur eine Abänderung der Reichsverfassung ist notwendig, sondern ebenso eine Revision internationaler Verträge, nämlich der Elbschiffahrtsakte und der Rheinschiffahrtsakte. Ob sich Holland und Oesterreich gegenüber den reaktionären Gelüsten unserer Agrarier ebenso willfährig zeigen werden, wie das leider von den beteiligten deutschen Bundesregierungen befürchtet werden muß?

Wie in unserer gesamten Wirtschaftspolitik handelt es sich aber auch hier weniger um eine Rechtsfrage, als um eine Machtfrage. Weder auf den Reichstag noch auf den Bundesrat ist ein Verlaß mehr. Nach den letzten Nachrichten hat Preußen mit allen Bundesstaaten, Baden allein ausgenommen, bezüglich der Rheinschiffahrtsabgaben eine volle Verständigung erzielt. Selbst Württemberg, für dessen Industrie doch die freie Rheinstraße von so außerordentlicher Bedeutung ist, soll dem Vorschlage auf Erhebung einer Abgabe von 0,01 Pfennig auf den tkm zugestimmt haben. Ebenso haben sich bereits die Weserstaaten mit einer Abgabe von 0,05 Pfennig per tkm einverstanden erklärt. Ob die bevorstehenden Verhandlungen mit den Elbstaaten zu einem Ergebnis führen, wird davon abhängen, ob Sachsen auf seinem ablehnenden Standpunkte beharrt. Viel Vertrauen bringt man wohl mit Recht der sächsischen Regierung in der Oeffentlichkeit nicht entgegen. Handelt es sich doch darum, einen agrarischen Ansturm abzuschlagen. Da auch die an der Stromschiffahrt nicht unmittelbar beteiligten Staaten den preußischen Plänen keinen Widerstand entgegensetzen würden, so dürfte, wenn Baden und Sachsen festbleiben, und es daher im Bundesrat zu einer Abstimmung kommt, eine Mehrheit für Schiffahrtsabgaben vorhanden sein.

Wie ist diese auf den ersten Blick seltsame Nachgiebigkeit gerade der größten Bundesstaaten zu erklären?

Man sollte meinen, daß angesichts der schweren Schädigungen, die dem Wirtschaftsleben, besonders von Baden, Württemberg und Sachsen drohen, an eine Zustimmung dieser Staaten nicht zu denken wäre. Preußen hat jedoch verschiedene Pressionsmittel in der Hand, die es den „verbündeten" Regierungen gegenüber in nicht gerade sehr bundesfreundlicher Weise ausspielt. Besonders Bayern befindet sich in einer gewissen Zwangslage. Seit Jahren kämpft dieses Land um die Fortsetzung der Mainkanalisation von Offenbach bis zur bayerischen Grenze bei Aschaffenburg. Alle Bemühungen waren bisher erfolglos, weil Preußen Ausfälle in seinen Eisenbahneinnahmen befürchtete und engherzig genug war, einer Entwicklung des süddeutschen Binnenschiffahrtsverkehrs entgegenzuarbeiten. Jetzt hat Preußen der Mainkanalisierung bis Aschaffenburg endlich zugestimmt, wofür sich die bayerische Regierung bereit erklärt hat, ihrerseits der Erhebung von mäßigen Ab-

gaben auf verbesserten Flußläufen zuzustimmen. Ein ähnlicher Tauschhandel ist mit den anderen Regierungen geplant. Württemberg soll durch die Kanalisierung des Neckars bis Heilbronn gewonnen werden und Baden durch die Oberrheinregulierung bis Straßburg und event. bis Basel. Diese Konzessionen würden wieder weitere nach sich ziehen, z. B. die Kanalisierung der Mosel usw. Nicht ganz klar ist, in welcher Weise die kolossalen Summen aufgebracht werden sollen, die zur Durchführung aller dieser Pläne notwendig sind. Die Oberrheinregulierung bis Straßburg soll ca. 14 Mill. M. kosten, die Moselkanalisierung etwa 76 Mill. M., die Neckar- und Mainkanalisierung ungefähr 25 Mill. M. Hierzu kommen noch alle die Ausgaben für Unterhaltung und Verbesserung des Rheinstromes. Sollen diese Summen, wie verlautet, aus den Erträgnissen der Binnenschiffahrtsabgaben bestritten werden, so würden zur Verzinsung und Amortisierung dieser Summe nicht weniger als jährlich ca. 8 Mill. M. erforderlich sein. Dann müßte man aber einen Durchschnittssatz von 0,12 bis 0,15 Pfg. pro tkm einführen und nicht von 0,01 Pfg., wie offiziös versichert wird. Dieser Satz ist vielmehr ein bloßes Beruhigungsmittel, das wahrscheinlich auf dem Papier stehen bleiben wird.

Von Sachsen endlich glaubt man, es werde schließlich, wenn auch nicht ganz freiwillig, zustimmen, weil es sonst eine empfindliche Schädigung seiner Eisenbahnen durch die preußische Tarif- und Verkehrspolitik befürchten muß.

Natürlich sind sich die beteiligten Bundesstaaten sehr wohl im klaren über die verderblichen Folgen der Wiedereinführung solcher versteckter Binnenzölle, und eine hochgradige Erbitterung über die rücksichtslos egoistische Politik Preußens ist schon wiederholt in den Parlamenten und in der Presse dieser Bundesstaaten zum Ausdruck gekommen. Wenn auch die preußische Politik seit längerer Zeit offenbar darauf verzichtet hat, im Süden moralische Eroberungen zu machen, so müßten sich doch die maßgebenden Kreise darüber klar sein, daß eine solche Sonderpolitik nicht geeignet ist, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit zu stärken und der immer weiter um sich greifenden „Reichsverdrossenheit" entgegenzuwirken. Als die Abgabenfreiheit auf den deutschen Strömen durch die Reichsverfassung festgelegt wurde, da waren hierfür nicht zum wenigsten politische Gründe maßgebend. Es sollten im Interesse der nationalen Einheit alle die deutschen Stämme und Staaten trennenden und entfremdenden Hindernisse beseitigt werden, es sollte unmöglich sein, daß auf dem Gebiete der Frachtpolitik einseitige partikularistische Interessen sich noch in Zukunft betätigen könnten. Von den Freunden und Vorkämpfern der Abgabenerhebung, z. B. von Professor Schuhmacher, wird mit Vorliebe geltend gemacht, daß diese bei der Festlegung der Abgabenfreiheit im Vordergrund stehenden nationalen Momente jetzt ihre Bedeutung verloren hätten. Nun, es scheint das doch nicht ganz der Fall zu sein.

Bedauerlicherweise hat auch ein Teil der Interessenten sich durch das Versprechen von Sondervorteilen oder durch andere Erwägungen dazu bestimmen lassen, den grundsätzlichen Widerstand gegen die Abgabenerhöhung aufzugeben. So haben sich zuerst der Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln, dann die Vereinigung der Handelskammern des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks und neuerdings auch die Handelskammer Köln mit einer Abgabe von 0,04 Pfennig per tkm einverstanden erklärt, nachdem ihnen die preußische Regierung eine Reihe von Garantien und Kompensationen zugesichert hat. Die Abgaben sollen nämlich in eine besondere Strombaukasse fließen, die unter Aufsicht der Interessenten steht und ausschließlich für die Verbesserung und Regulierung der Rheinwasserstraße verwendet werden soll. Der Satz von 0,04 Pfennig per tkm soll auf keinen Fall überschritten werden. Dazu kommen noch die Sondervorteile, die die rheinisch-westfälische Großindustrie bei dieser Gelegenheit für sich herauszuschlagen hofft, teilweise auf Kosten der übrigen Rheinschiffahrtsinteressenten.

Offenbar wäre bei Einführung von Abgaben die Industrie des Niederrheins gegenüber der gesamten oberrheinischen Industrie noch mehr als bisher im Vorteil, denn diese muß bei dem eigenen Mangel an industriellen Rohstoffen fast das sämtliche zur Produktion notwendige Material, wie Kohle, Erze, vor allem auch Nahrungsmittel weither beziehen, und ihre Rentabilität gegenüber den inländischen und ausländischen Konkurrenten hängt wesentlich von den billigen Rheinfrachten ab. Eine blühende Industrie und ein gewinnbringender Handel hat sich auf Grundlage der Abgabenfreiheit entwickelt, sollen diese jetzt einem vermeintlichen agrarischen Interesse zuliebe in Frage gestellt werden? Die „schwere Industrie" Rheinlands und Westfalens dagegen hat in der Hauptsache mit kurzen Transporten zu rechnen, für welche die Abgaben nicht merklich ins Gewicht fallen, ja der Vorteil dürfte den Schaden weit überwiegen, weil durch die Schwächung der Wettbewerbsfähigkeit der süddeutschen Industrie das Absatzmonopol ihrer Eisenprodukte naturgemäß erweitert wird. Und gerade für den politisch einflußreichsten Teil der schweren Industrie würden die Abgaben auch insofern ein glänzendes Geschäft sein, als dadurch die Einfuhr der englischen Kohle wesentlich erschwert wird.

Die Einführung von Abgaben auf dem Rhein würde also wie ein preußischer Binnenzoll und Schutzzoll gegenüber Süddeutschland wirken, und ganz dasselbe wäre natürlich gegenüber Sachsen der Fall, wenn es zur Einführung von Abgaben auf der Elbe kommen sollte.

Alles in allem wäre das kein so schlechtes „Geschäft" für die rheinisch-westfälischen Industriellen — wenn sie die Rechnung nicht ohne die Agrarier machen. Es liegt aber auf der Hand, daß tatsächlich auf dem Rhein ein bedeutend höherer Satz zur Einführung gelangen wird, der um so höher sein muß, je mehr Interessenten vorher durch allerlei Konzessionen gewonnen werden müssen, und die Höhe von 0,12 Pfg. per tkm mindestens erreichen muß, wenn, wie in Aussicht genommen ist, der Ertrag nicht dem Rheine allein zugute kommt, sondern eine gemeinsame Finanzierung des ganzen Rheinstromgebietes eintritt. In ähnlicher Weise würden dann auch den anderen leistungsfähigen Strömen die Kosten für die verkehrsschwachen Kanäle aufgebürdet werden.

Die Interessenten, die jetzt dem Teufel den kleinen Finger reichen, sollten doch wohl wissen, wohin die Reise gehen soll. Wenn irgendwo, so heißt es hier: Principiis obsta! Sind erst einmal Abgaben beschlossen, so hat der Staat die Tarifhoheit und kann auf alle die schönen Versprechungen pfeifen. Es braucht hier nur an die feierlichen Versprechungen erinnert zu werden, die seinerzeit bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen gegeben wurden. Für die Regierung ist es ja sehr leicht, sich später hinter die reaktionäre Mehrheit des Landtages zu verstecken oder auch sich darauf zu berufen, daß die getroffenen Abmachungen, besonders bezüglich der Höhe der Abgaben, praktisch nicht durchführbar gewesen seien.

Wie steht es denn mit den „mäßigen" Abgaben, die für die anderen freien Ströme geplant sind? Da sind berechnet für die Weser 0,5 Pfg., für die Oder 0,7 Pfg., für den Memel 0,5 Pfg. und für die Weichsel gar der ungeheure Betrag von 1,3 Pfg. Es wird von sachverständiger Seite befürchtet, daß bei solchen Abgaben die schon bisher wenig rentable Schiffahrt auf diesen Strömen zum großen Teil zugrunde gerichtet würde. Und eine solche Belastung von Schiffahrt, Handel und Industrie wagt man im Namen der „ausgleichenden Gerechtigkeit" zu fördern! Weil einige Wasserstraßen im Osten mit verhältnismäßig hohen Abgaben belegt sind, folgert man, daß es eine ungerechte Bevorzugung einzelner Landesteile wäre, wenn nicht die bisher freien Ströme sowohl des Ostens wie des Westens ebenfalls belastet würden. Es läge doch viel näher, dem Osten dadurch zu helfen, daß der Staat auf die im Verhältnis zum Gesamtetat in Höhe von ca. 3 Milliarden Mark recht geringfügigen Kanalgebühren von noch nicht 3 Millionen ganz verzichten oder auch diese von der Natur stiefmütterlich behandelten Landesteile durch billige Eisenbahntarife für Getreide, Kartoffeln usw. fördern würde.

Aber eine solche Unterbindung des Verkehrs entspricht ja ganz dem Geiste unserer modernen agrarisch-reaktionären Wirtschaftspolitik. Sie würde nur ein weiteres Glied in

der Kette der in den letzten Dezennien zur Einführung gelangten verkehrshemmenden Maßregeln bilden.

Dagegen werden alle Garantien nicht schützen, die sich ein Teil der Interessenten ausbedungen hat. Eine derartige Gestaltung der Abgaben, daß sie nur der Verbesserung der betreffenden Wasserstraßen dienen, widerstreitet doch dem Hauptzweck, der von den Agrariern und dem Fiskus mit der Einführung der Abgaben verfolgt wird. Mit einem so kümmerlichen Resultat wird man sich sicher nicht zufrieden geben. Worauf es den Agrariern ankommt, ist doch, den „lästigen" Import von Nahrungsmitteln und anderen agrarischen Produkten auf den freien Strömen möglichst zu erschweren dadurch, daß die Wasserfrachten auf die hohen Einfuhrfrachtsätze der Eisenbahnen hinaufgeschraubt werden; und der Fiskus würde dabei zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, indem er nicht nur der unbequemen Konkurrenz der billigen Wasserstraßen bis zu einem gewissen Grade ledig wird und nun sein Eisenbahnmonopol noch in ganz anderer Weise ausnutzen kann, sondern es wird ihm auch eine weitere reichfließende Einnahmequelle in den Schoß fallen, die ihn noch mehr als bisher von der parlamentarischen Ausgabebewilligung unabhängig macht. Gerade auf die außerordentliche „Entwicklungsfähigkeit" der Binnenschiffahrtsabgaben ist schon von ihren Befürwortern öfters hingewiesen worden. Diese Motive bilden zweifellos den Ausgangspunkt der ganzen Agitation, stets haben die Agrarier und ihre wissenschaftlichen Berater ihre letzten Ziele offen ausgesprochen. So schreibt der langjährige Vorkämpfer für die Erhebung von Schiffahrtsabgaben, Geheimer Oberregierungsrat Ulrich, in seiner Broschüre: „Staatseisenbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirtschaftspolitik" (Leipzig 1898):

> „Seitdem die deutschen Eisenbahnen infolge der Verstaatlichung zu einer nationalen Verkehrspolitik übergegangen, sind die deutschen Wasserstraßen im Gegensatz zu den Eisenbahnen um so energischer zu Vertretern der internationalen Freihandelspolitik, zu Förderern der ausländischen Einfuhr geworden . . . . Warum soll das nicht nachgeholt werden, was man im Jahre 1879 versäumt hat, und warum soll man nicht, ebenso wie man damals auf den Eisenbahnen, die Frachten für die Einfuhr ausländischer zollpflichtiger Güter erhöht hat, durch Einführung höherer Abgaben die Transportkosten der auf dem Wasserwege eingeführten Güter in dem Maße erhöhen, daß die Transportkosten der Binnenwasserstraßen denen der Eisenbahnen ungefähr gleichgestellt werden? Es ist die höchste Zeit, daß wir diesen Rest der Freihandelspolitik, der unsere Schutzzölle zum großen Teile unwirksam macht, ausrotten . . . und zugleich werden uns nicht unerhebliche Einnahmen aus den Schiffahrtsabgaben erwachsen. In dieser Beziehung bilden unsere Wasserstraßen mit ihrem ungeheuren Verkehr eine Goldgrube, die sich auf die Dauer kein Finanzminister entgehen lassen kann."

Größere Offenherzigkeit kann man nicht verlangen, und es kann auch darüber kein Zweifel sein, daß diese Anschauungen heute sowohl bei unseren Agrariern wie in den maßgebenden Regierungskreisen herrschend geworden sind. Wenn sich trotz alledem einflußreiche Interessenten finden, die diesen verkehrsfeindlichen Absichten auf halbem Wege entgegenkommen und zu ihrer Verwirklichung beitragen helfen, dann kann man nur sagen: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit!

Nun kommen aber die gewiegten Realpolitiker, die auch auf anderen Gebieten eine Kompromiß-Politik einer grundsätzlichen Politik vorzuziehen pflegen und erklären: Wenn wir uns auf den Standpunkt der reinen Negation stellen, so besteht die Gefahr, daß die Abgaben ohne unsere Mitwirkung eingeführt werden, und dann werden sie jedenfalls einen noch verkehrsfeindlicheren Charakter erhalten, als wenn wir dabei sind. Das ist ganz derselbe Standpunkt, der für viele Politiker auch bei der Annahme der neuen Steuern maßgebend war. Nun, die preußische Regierung dürfte es sich doch sehr wohl überlegen, ehe sie Abgaben gegen den einmütigen Widerstand sämtlicher Interessenten einführt.

In letzter Stunde ist nun seitens der größeren Städte und Handelskammern in den beteiligten Bundesstaaten eine planmäßige Agitation ins Werk gesetzt worden, um den Regierungen den Rücken zu stärken. Es ist u. a. am 18. Januar in Dresden eine große und eindrucksvolle Protestkundgebung veranstaltet worden, eine weitere in Mannheim soll in kurzem folgen. Wir fürchten nur, daß diese gewiß sehr zweckmäßigen Kundgebungen jetzt zu spät kommen, die meisten der maßgebenden Herren haben eben, wie leider auch in anderen wichtigen Fragen, zu lange Bedenken getragen, durch eine schärfere Tonart nach oben anzustoßen.

Max Nibsche.

Utilitarismus gegen Romantik in der Soziologie

II.

Als Oekonom ist Seillière unverfälschter Bastiat-Anhänger, d. h. optimistischer Manchesterliberaler. Sein Optimismus scheidet ihn von den pessimistischen Vertretern des Bourgeoisliberalismus, Ricardo und Malthus und sein Manchestertum von dem sozialen Liberalismus der Physiokraten und Adam Smith', einem Liberalismus, der in der Tat ebenso viel Sozialismus, d. h. Glauben an und bewußtes Streben nach vernünftiger wirtschaftlicher Gleichheit, wie Liberalismus, d. h. das Streben nach wirtschaftlicher Freiheit war. Dann aber durch die volle Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte glaubte diese Lehre zur Gleichheit zu gelangen, freilich nicht zur mechanischen Gleichheit, wie sie der Kollektivismus oder gar Kommunismus erträumt.

Ganz dasselbe glaubte auch Bastiat — und dennoch trennt ihn eine Welt von Smith. Denn dieser Glaube war bei Smith eine Naivität, aber bei Bastiat von anderer Art. Smith, der noch zu drei Vierteln im Feudalstaat mit seiner „einfachen Warenproduktion" steckte, durfte noch daran glauben, daß mit der Beseitigung aller feudalen „Monopole" aus dem Wirtschaftskörper sich die Harmonie aller Interessen einstellen werde. Bastiat aber, der Zeuge des voll entfalteten Kapitalismus war, durfte das nicht mehr glauben. So enthüllt sich Smith als Verfasser einer Weltanschauung, Bastiat als Verfasser einer Klassentheorie; jener war Liberaler im alten, noch nicht prostituierten Sinne des Wortes, dieser Bourgeois-Oekonom, Manchestermann.

Seillière folgt Bastiat, soweit sich aus den kritischen Erörterungen seine ökonomische Stellungnahme erkennen läßt, vollkommen. Er weist den Sozialismus, den kooperativen Proudhons und den kollektivistischen von Marx, mit bourgeois-ökonomischen Gründen ab — und er bekennt sich, wie Bastiat, zu dem Glauben an eine künftige Harmonie der Interessen, wenn er auch den politischen Teil stärker betont als den ökonomischen. Aber man kann ja den ewigen Frieden, die stoische Anarchie und den Contrat social unmöglich als das Endergebnis der politischen Kämpfe auf dem inter- und intranationalen Gebiete ausrufen, wenn man nicht auch an eine bis an die Grenze der Aufhebung gehende Ausgleichung der wirtschaftlichen Klassengegensätze glaubt.

Wie S. zu diesem Glauben gelangt, ist aus der Schrift selbst nicht ersichtlich. Und doch läßt sich, wie ich glaube, an seinem Optimismus in dieser Beziehung nicht zweifeln. Er hält in der Tat alle die schweren Schäden der kapitalistischen Aera, die ungeheure Verschärfung der Klassengegensätze, die bis ins geschichtlich Unerhörte gehende Ueberspitzung der Vermögens- und Einkommensunterschiede — er hält alles das für vorübergehende Erscheinungen, für zufällige Störungen, die sich ausgleichen werden.

Ich muß gestehen: das scheint mir nicht wenig „romantisch" zu sein. Wenn man angesichts der eben geschilderten klaren Tendenz des Kapitalismus eine künftig eintretende Harmonie voraussagen will, die ganz aus denselben Kräften sich ergeben soll, die heute die Disharmonie mehr und mehr verschärfen, so hat man wohl die Pflicht, eine so erstaunliche

Prognose näher zu begründen. Vielleicht ist diese Aufgabe einem späteren Bande vorbehalten: aber selbst dann durfte man erwarten, daß unser Autor, der sich gar nicht scheut, seinen Standpunkt gegen den Sozialismus verschiedener Richtungen sehr freimütig zu bekennen, zum wenigsten die Mitteilung machte, er sei sich wohl bewußt, daß hier ein wichtiges Problem nur eben angerührt werde, dessen Erledigung einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleibe. Ich habe nichts gefunden, was bewiese, daß Seillière sich eines solchen Problems bewußt gewesen wäre. Ich gewann im Gegenteil überall den Eindruck, daß er ganz naiv seinen Standpunkt für den unbestreitbar richtigen hält.

Nun, ich habe die Ehre, ihn zu bestreiten. Ich halte ihn nicht nur für nachweisbar falsch, sondern ich halte es auch für unmöglich, daß aus Seillières Prämissen jemals in der Dialektik der Dinge und der Gedanken der Zustand der Harmonie aller Interessen folgen könne, den er doch als Konklusion hinstellt.

Der Grundirrtum, den er begeht, die falsche Prämisse, von der er ausgeht, ist derjenige Satz des alten und neuen Liberalismus, der alle reine ökonomische Theoretik bis auf Marx herab verdorben hat. Es ist die Lehre von der Entstehung der Vermögens- und Klassenunterschiede aus Unterschieden der wirtschaftlichen Begabung: eben die „heroistische Wirtschaftsauffassung". Und es ist wunderlich, daß Seillière diesem alten Irrtum verfallen ist, obgleich er wohl erkennt, daß Rousseaus „Contrat social", soweit er historische Schilderung (nicht aber Zukunftsbild) sein will, eine haltlose Spekulation ist; und obgleich er Gumplowicz' und die neuere Soziologie-Lehre von der Staats- und Klassenentstehung kennt und im wesentlichen annimmt.

Der alte Liberalismus erstrebte eine nur von wirtschaftlichen Kräften, unter Ausschluß aller politischen Machtpositionen, bewegte Gesellschaft. Er beging unter dieser Autosuggestion den Fehler, alle nicht ohne weiteres als Machtpositionen, als „Monopole", erkennbaren Erscheinungen der ihn umgebenden Gesellschaft als aus rein wirtschaftlichen Kräften geworden, anzusehen. So entstand Smiths Kapitals- und Profitlehre, so Ricardos Rentenlehre, so Ricardo-Malthus' Lohnfonds- und Lohntheorie.

Der Ausgangspunkt aller dieser Gedankenreihen, mit denen der alte Liberalismus dem Grundproblem der Nationalökonomie, dem Problem der Verteilung, auf die Spur zu kommen versuchte, war eine gänzlich phantastische Vorstellung von der Urgesellschaft. Man stellte sie sich immer vor als eine Gesellschaft, die nur aus freien, gleichberechtigten und ökonomisch gleich ausgestatteten Mitgliedern bestand. Und nun galt es, aus rein psychologischen Voraussetzungen, aus den Kräften der Arbeit und des Tausches, zu den Kategorien der entfalteten Volkswirtschaft: Kapital und Profit, Grundeigentum und Grundrente einerseits, und Lohnarbeit und Lohn andererseits zu gelangen und herauszufinden, nach welchen Gesetzen das Gesamteinkommen eines Volkes sich in Profit, Rente und Lohn spaltet.

Das ist nie gelungen — und konnte nie gelingen: denn der Ausgangspunkt war, wie schon gesagt, phantastisch. Niemals hat sich eine Gesellschaft, die aus lauter freien und gleichberechtigten Mitgliedern bestand, zu höherer Gesellschafts- und Wirtschaftsform entwickelt, sondern jede höhere Gesellschaftsbildung beginnt mit der Tatsache der gewaltsamen Usurpation der einzigen wichtigen Produktionsmittel, entweder des Bodens allein, oder des Bodens und der Arbeitskraft (Sklaverei, Hörigkeit) oder, was im Effekt dasselbe ist, mit der rechtlich festgelegten Usurpation eines Teiles des Arbeitsertrages einer unterworfenen Masse durch eine unterwerfende. „Im Anfang war die Grundrente!"

So steht großes Grundeigentum und Grundrente nicht am Endpunkte einer aus ökonomischen Kräften vollzogenen, sondern am Anfangspunkte einer aus politischen Kräften vollzogenen Entwicklung. Sie sind beide Resultat nicht des „ökonomischen", sondern des „politischen" Mittels, oder um Seillières Ausdruck zu brauchen, des Willens zur Macht. Und es läßt sich leicht zeigen, daß auch das Kapitaleigentum und der Kapitalprofit direkte Abkömmlinge des politischen, nicht aber des ökonomischen Mittels sind; und es läßt sich andererseits gleichfalls leicht zeigen, daß Kapital und Profit ebensowenig aus der falschen Prämisse der freien Urgesellschaft abgeleitet werden können, wie die Grundrente.

Seillière sieht aber wie Bastiat all dieses „Gewalteigentum" (Dühring) und diese sämtlichen „Gewaltanteile" an der allgemeinen Gütererzeugung als legitime Erzeugnisse des „Wirtschaftsrechtes", d. h. des ökonomischen Mittels, an, und daher bleibt seine Kritik an den wirtschaftlichen Forderungen und Hoffnungen des Sozialismus gerade so stumpf, wie seine Kritik an den psychologischen Forderungen und Hoffnungen scharf und glücklich ist.

Und aus demselben Grunde fehlt jede erkennbare logische Verbindung zwischen dem heutigen Zustande der Gesellschaft und ihrem von S. vorgestellten Endzustande der Harmonie, der „stoischen Anarchie".

Smith, für den noch der Arbeiter nur einen nicht ausgelernten Handwerker, einen zukünftigen „Meister" vorstellte, durfte noch glauben, die freie Konkurrenz würde die Harmonie ohne weiteres herbeiführen. Keiner seiner Nachfolger durfte diesen Glauben mehr haben, nachdem sich die Arbeiterklasse als eine im wesentlichen nach oben geschlossene Schicht ausgebildet hatte. Wollten sie überhaupt noch Wirtschaftsoptimisten sein, so blieb ihnen von jener falschen Prämisse aus nur die Konzeption einer Gesellschaft, aus der die freie Konkurrenz ausgeschaltet war: der Kollektivismus.

Ist nämlich in der Vergangenheit das Kapital — von der Grundrente gar nicht zu sprechen! — aus der verschiedenen Begabung der miteinander im freien Tauschverkehr stehenden Menschen entstanden, so ist es fast mathematisch sicher, daß es auch in jeder Zukunftsgesellschaft, die durch irgend einen revolutionären politischen Akt auf die Basis der Vermögensgleichheit gestellt würde, von neuem entstehen wird, aus den gleichen, immer notwendig vorhandenen Begabungsverschiedenheiten. Um also die Gleichheit der ökonomischen Bedingungen zu erhalten, muß man, da man die Begabungsverschiedenheit nicht beseitigen kann, den freien Verkehr beseitigen. So ist der Kollektivismus die logische Konsequenz aus jener Prämisse. Man konnte diesen rettenden Zustand herbeizuführen versuchen durch soziale Experimente, wie Owen oder Cabet: das war der „Utopismus". Oder man konnte den Beweis versuchen, daß im Gesellschaftsleben selbst Kräfte, „Tendenzen", wirksam sind, die die marktlose, konkurrenzlose Zukunftsgesellschaft heranzuführen am Werke sind: das war der wissenschaftliche Sozialismus, wie ihn Marx und Engels begründeten.

Das scheint nur eine logische Ableitung zu sein, der sich nicht ausweichen läßt. Aus der phantastischen Prämisse des Liberalismus folgt notwendig — der Kollektivismus, und in diesem Sinne ist das Wort von der „Vorfrucht" richtig.

Erst wenn man an Stelle der phantastischen die real-historische Vorstellung der Urgesellschaft setzt; erst, wenn man erkannt hat, daß das Kapital nicht aus Verschiedenheiten der wirtschaftlichen Begabung, sondern aus politischer Vergewaltigung mittelbar oder unmittelbar entstanden ist, kann man eine andere Prognose stellen. Dann haben wir nicht mehr zu fürchten, daß aus neugeschaffener Gleichheit sich neue Ungleichheit entwickeln muß, wenn man den Sprung ins Ungewisse einer psychologisch ganz neu fundierten Wirtschaftsordnung nicht wagt. Dann ist es, mit anderen Worten, wieder möglich, an einen Endzustand der menschlichen Gesellschaft zu glauben, der die freie Konkurrenz enthält und doch „harmonisch" ist.

Seillière aber hält an jener phantastischen Prämisse fest — und fordert dennoch die „stoische Anarchie" als Endzustand. Das geht nicht!

Denn nur von der real-historischen Vorstellung der Urgesellschaft aus kann man zu dem entscheidenden Gedanken kommen, daß noch heute der sogenannte „freie" Wettbewerb durch „außerwirtschaftliche" Störungen (Marx) abgelenkt und in seinem Ergebnis arg verzerrt wird. Nur von hier aus lassen sich die Kräfte entdecken, durch die jene Störungen dereinst beseitigt werden sollen. Diese Richtung des sozialen Liberalismus wird durch eine genealogische Kette bezeichnet, die wie das Manchestertum von Ad. Smith, aber nach

entgegengesetzter Richtung abzweigt; die Namen Carey, Dühring, Hertzka, Henry George bezeichnen ihre Höhepunkte; meine eigenen Studien haben manches ergänzen und aufhellen können, was jene großen Denker bei Seite gelassen haben. Der Leitgedanke dieser Schule ist das, daß das freie Spiel der Kräfte noch gar nicht gegeben ist, daß es durch feudale Machtpositionen, durch „Gewalteigentum" mit seinen Tributrechten, den „Gewaltanteilen", gestört wird. Und es darf in diesem Zusammenhange wohl daran erinnert werden, daß Adam Smith selbst das wichtigste, nach meiner persönlichen Meinung allein wichtige Gewalteigentum, das große Grundeigentum, als „Monopol" erkannt und seine Beseitigung empfohlen hat.

Von diesem Leitgedanken, daß die Konkurrenz noch gar nicht „frei" ist, daß sie erst befreit werden muß, und dann die Harmonie herbeiführen wird, finde ich bei Seillière nichts. Er ist reiner Bastiatist, und da von Bastiat aus kein Weg zur Harmonie führt, so ist sein Glaube an sie — romantisch. Hier ist der Geschichtsphilosoph mit dem Oekonomisten durchgegangen, wie das in der Soziologie überaus häufig der Fall ist.

Das mußte ich, ut salvarem animam meam gegen die Seillièresche Kritik bemerken.

Berlin — **Franz Oppenheimer.**

Soziale Bewegung

Arbeiter als Vermögensverwalter. Die Qualifikation von Arbeitern zur Bekleidung des Vorsitzendenpostens von Krankenkassen hat das preußische Oberverwaltungsgericht jüngst beschäftigt. Eine Ortskrankenkasse in Stettin hatte beschlossen, die bisher geltende Vorschrift ihres Statutes, nach der der Vorsitzende des Vorstandes ein Arbeitgeber, der Stellvertreter ein Arbeitnehmer sein muß, dahin abzuändern: „Von den Vorsitzenden des Vorstandes muß einer ein Arbeitgeber und einer ein Arbeitnehmer sein." Der Bezirksausschuß versagte jedoch hierzu seine Genehmigung und hielt seinen Beschluß aufrecht, als die Krankenkasse dagegen den Antrag auf mündliche Verhandlung im Verwaltungsstreitverfahren stellte. Er hielt es nicht für zweckmäßig, daß ein Arbeiter erster Vorsitzender des Vorstandes jener Kasse werden könne. Bei ihr walteten besondere Verhältnisse ob. So habe sie eine sehr große Zahl von Mitgliedern, und es handle sich bei ihr um die Verwaltung eines erheblichen Vermögens. Es empfehle sich, daß ein Arbeitgeber, bei dem eine größere Geschäftsgewandtheit als bei einem Arbeiter vorauszusetzen sei, an der Spitze des Vorstandes der Krankenkasse stehe. Auf die Revision der Klägerin hatte der dritte Senat des Oberverwaltungsgerichtes die Vorentscheidung aufgehoben und die beschlossene Aenderung des Kassenstatutes genehmigt. Der Senat stellte den Grundsatz auf, daß Zweckmäßigkeitserwägungen nicht berechtigten, der beschlossenen Aenderung des Statutes die Genehmigung zu versagen. Entscheidend sei lediglich, ob das Gesetz dem entgegenstehe, daß ein Arbeiter zum ersten Vorsitzenden des Vorstandes einer Ortskrankenkasse gewählt werde. Es ist erfreulich, daß die höchste Instanz im Verwaltungsstreitverfahren sich nicht auf den eigenartigen Standpunkt des Bezirksausschusses stellte. Man denke an die Millionen, die von Arbeiter-Vorsitzenden in den Gewerkschaften und Genossenschaften verwaltet werden!

Unsere Fortbildungsschulen haben sich in den letzten Jahren immer entschiedener zu Fachschulen ausgebildet. Das zeigt sich auch darin, daß den praktischen Unterrichtszweigen Eingang in den Unterricht gewährt wird. So soll auf Antrag des Gewerbeschuldirektors in der Buchdruckerfachklasse der Gewerbeschule in Kiel praktischer Unterricht eingeführt werden. Es wird zu diesem Zwecke eine vollständige Druckerei in der Fachschule errichtet werden, die Stadt soll die Kostentragung übernehmen.

Fallende Arbeitslöhne in der Zeit steigender Teuerung weist eine Elitegruppe der gelernten Arbeiter nach, die Notenstecher. Die Organisation der Notenstechergehilfen, deren Hauptsitz Leipzig ist, teilt aus einer Umfrage folgende Ziffern mit:

	1903	1904	1905
Jahresverdienst in Leipzig	1640 M.	1629 M.	1584 M.
in Berlin-Charlottenburg	1669 M.	1736 M.	1689 M.

Daß die Notenstecher zur Elite der Arbeiterschaft zu rechnen sind, geht aus ihren teilweise recht hohen Jahreseinnahmen (meist Akkordlöhnen) hervor. In Berlin betrug der Höchstverdienst 2140 M., in Leipzig gar 2900 M. Aber nur wenige erreichten diese Einnahmen, wie ja auch aus den vorstehenden Durchschnittslöhnen hervorgeht.

Das Erbbaurecht in Königsberg i. Pr. Der Magistrat hat, der „Hartungschen Zeitung" zufolge, endgültig beschlossen, das an der Krämerbrücke zwischen Wassergasse und Hundegatt gelegene Gelände nicht zu verkaufen, sondern in Erbpacht zu vergeben. Das Gelände, das mit der Zeit recht wertvoll werden dürfte, soll im Besitz der Stadt bleiben und die Wertsteigerung infolgedessen der Gemeinde zugute kommen. Die Erbpacht soll für die Dauer von 70 Jahren abgeschlossen werden. Einen anderen Versuch mit dem Erbbaurecht wird der allgemeine Wohnungsbauverein mit seiner auf dem Ratsböfer Gelände zu erbauenden Eigenhauskolonie machen.

Neue Bevölkerungsziffern. Ein eben erschienenes Blaubuch gibt die Bevölkerung der wichtigsten Länder der Erde wie folgt an:

	1895	1905
Rußland	125 000 000	141 200 000
Vereinigte Staaten	68 934 000	83 143 000
Deutschland	52 279 000	60 605 000
Japan	42 271 000	47 975 000
Großbritannien und Irland	39 221 000	43 221 000
Frankreich	38 459 000	39 300 000
Italien	31 296 000	33 604 000
Oesterreich	24 971 000	27 241 000
Ungarn	18 257 000	20 114 000
Spanien	18 157 000	18 900 000
Kleinere Nationen	47 732 000	54 166 000

Rußland hat mit 49 auf Tausend die höchste Geburts-, aber mit 31 auf Tausend auch die höchste Todesziffer. Frankreich weist mit 21 auf Tausend die geringste Geburtsziffer bei einer Todesziffer von 19,6 auf Tausend auf, woraus sich sein geringes Wachstum an Bevölkerungsziffer erklärt. Spanien, Italien, Oesterreich, Ungarn und Japan haben alle eine Geburtsziffer von mehr als 32 auf Tausend, aber auch entsprechend hohe Todesziffern. Die niedrigste Todesziffer weist Dänemark mit 13,9 bei einer Geburtsziffer von 28,5 auf Tausend auf. England zeigt die günstige Todesziffer von 16,5 pro Tausend, aber einen steten Rückgang der Geburtsziffer auf 27,6 auf Tausend.

Die Frau und die Politik. Frau Ottilie Baader, „die weibliche Vertrauensperson von Berlin" erläßt zwischen Haupt- und Stichwahl einen flammenden Aufruf an die Frauen um Mitarbeit am Stichwahltage. In dem Aufruf heißt es u. a.: „Die Politik verfolgt die Proletarierin auf Schritt und Tritt. Sie setzt sich mit ihr zu Tisch. Sie ist es, durch die aus dem Kochtopfe das Fleisch verschwunden ist, die es zuwege gebracht hat, daß manche ärmliche Proletarierwohnung ungeheizt ist, daß es den Kindern an ganzen Schuhen und warmer Kleidung fehlt, daß Krankheit und frühzeitiger Tod im Proletarierheim einkehrt. Und mit solch einer Macht, die das Leben unserer Lieben, unser ganzes Familienleben beeinflußt, sollten wir uns nicht befassen? Die Politik soll für uns Frauen und Mädchen (der Arbeiterklasse) ein Blümchen „Rühr mich nicht an" sein. Wir Frauen aber sind so unbescheiden, uns als Staatsbürger zu fühlen, obgleich wir hinsichtlich der politischen Rechte „Frauenspersonen" sind, die mit Schülern, Lehrlingen, Idioten und Zuchthäuslern gleichgestellt sind. „Die Frau gehört ins Haus," so deklamiert der Philister. Aber bei der Gewerbezählung 1895 gab es in Deutschland 6 578 362 weibliche Personen, die erwerbstätig waren. Seitdem ist die Zahl noch bedeutend gestiegen. 26 Prozent der erwachsenen Arbeiterinnen sind verheiratete Frauen."

Großkapital und Zwischenhandel. Es sind nicht nur die Warenhäuser und Konsumvereine, die dem Zwischenhandel Anlaß zur Klage geben, sondern mehr noch bedrängen die „Filialgeschäfte" die großstädtischen mittleren und kleinen Kaufleute. Von einer besonderen Form der „Filialgeschäfte" berichteten vorletzte Woche die Zeitungen. Es handelt sich um eine Interessengemeinschaft zwischen der Hamburger Firma M. J. Emden Söhne und der Export- und Importfirma Hecht, Pfeiffer & Co. Das Haus M. J. Emden Söhne nimmt in der deutschen Handelswelt eine eigenartige Stellung ein. Es ist nämlich eine Art Einkaufsvereinigung von über 200 deutschen Detailfirmen auf kapitalistischer Basis und unterscheidet sich von ähnlichen derartigen Institutionen dadurch, daß es nicht als Ausfluß des Bedürfnisses nach billigem Einkauf seitens bestehender Firmen entstanden ist. Vielmehr hat die Firma M. J. Emden Söhne sich selbst den Absatz durch Finanzierung von Detailgeschäften geschaffen. So ist nach der Wochenschrift „Plutus" auch die bekannte Firma A. Jandorf in Berlin unter ihrer finanziellen Assistenz gegründet und auch an dem vom Warenhaus Jandorf ins Leben gerufenen neuen Kaufhaus des Westens ist sie hervorragend beteiligt. Die Tätigkeit dieser Firma bedeutet daher zwar keinen Ausschluß des Zwischenhandels, aber doch die Monopolisierung des Handels mit bestimmten Firmen. Diese Zentralisierung wird jetzt erweitert, indem das Haus sich für seinen Import weitere Vorteile durch das Uebereinkommen mit Hecht, Pfeiffer & Co. verschafft. Jedenfalls bildet die neue Interessengemeinschaft einen recht interessanten Beitrag für die fortschreitende Organisation und Vereinheitlichung der deutschen Wirtschaft.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 6 Berlin, 10. Februar 1907

Dienst

Unser Leben wird erhalten dadurch, daß wir es großherzig hergeben
Emerson.

Anderswo habe ich das auch schon gehört. Es war ein seltsamer Spruch, der so lautete: Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es gewinnen. Ich lernte ihn in der Religionsstunde der Schule. Er stammt von Jesus. Eigentlich ist es ein trauriges Zeichen, daß man sich von andern Großen gerne das Gleiche sagen läßt, was man aus dem Munde Jesu nicht hören will; viel Schuld der Entwicklung des Christentums verrät diese merkwürdige Erscheinung. Doch mag es auch Segen bringen. Wahrheiten setzen sich durch, mögen sie gesagt sein, von wem sie wollen. Sie zwingen in ihren Dienst; denn sie tragen ihre Fruchtbarkeit in sich selbst. Auch hat Jesus seinerzeit in jenem Grundsatz nichts vollständig Neues geoffenbart. Es war das Gesetz des Lebens selbst, das er enthüllte, und manche hatten es schon so oder anders ausgedrückt. Die Wahrheit fragt nicht danach, wer sie zuerst gefunden hat, sondern ob sie leibhaftig wirken kann.

Dienen heißt leben; aber dienen den andern. Sonst ist es kein Hergeben, kein Schenken. Wer sich selbst dient, ist ein trostloser Mensch. Er wird sich selbst langweilig; denn es kommt ja nichts Neues in sein Leben herein. Er dreht sich um seine eigene Achse und sieht seine eigene Person; aber sonst nichts. Wir werden leer, wenn wir uns nicht füllen lassen von dem, was um uns ist; wir werden taub, wenn wir nicht hören auf Not und Jubel, blind, wenn wir nicht sehen in andere Schönheit und Gefahr. Wer sich selbst dient, ist ein Automat. Vom Leben weiß er nichts. Noch nie hat man selbstsüchtige Menschen für wert gehalten, daß man ihre Namen behält, es sei denn zum Spotten oder Lachen. Dienen heißt leben; aber — dienen den andern.

In solchem Dienst wirst du nicht knechtisch. Der größte Knecht ist, wer sein eigener Knecht bleibt. Der kann ja gar nicht aus sich heraus. Wer aber aufnimmt, teilnimmt, mitlebt, mitsagt, mitjubelt, dem weitet sich das Herz. Der wird so reich. Er vergißt sich selbst dabei. Er muß heute noch dahin und dorthin, er hat auf seinen Gängen immer noch ein Drittes im Kopf, er sieht überall Menschen um sich, die ihn brauchen; Sachen, in die er sich vertieft. Er ist glücklich, daß man ihn braucht. Dienst macht selig, denn er zeigt uns, daß wir wirklich nötig sind. Aber diese Empfindung stellt sich von selbst ein, wie das Rot auf den Backen des Apfels, wenn ihn die Sonne reift; der dienende Mensch weiß nichts drum. Der Dienst selbst macht glücklich. Man greift hinein in ungeahnten Reichtum menschlichen Lebens. Die Worte „arm", „reich" gewinnen Leben und Gestalt. Die Begriffe „Not" und „Freude" füllen sich mit Geschautem, Erlebtem. Man sieht tausend Lichter und hundert Schatten, man entdeckt neue Lande im eigenen Haus. Ja! wieviel entdeckt man, wenn man dienen will, auf der eigenen Etage und unterm Dach, im Hinterhaus und auf der Straße. Und daß wir nur nicht meinen, dienen könnte man nur Schmutzigen und Heruntergekommenen. Größeren Dienst noch leihen wir dort, wo die Menschen ebenso selbständig sind, wie wir, oder dann, wenn ein größerer unser begehrt. Denn alles leisten, alles tun, alles hergeben an eigener Kraft, Größe, Liebe: das heißt das Leben mit unerschöpflichem Reichtum füllen. Eifersüchtige Begier nach reichem inneren Leben möge unser Volk ergreifen und nicht mehr los lassen!

Traub.

Erfindung und Erfinder

Der Grund, weshalb ich die Leser der „Hilfe" auf das unter diesem Titel bei Springer in Berlin erschienene Buch von A. du Bois-Reymond aufmerksam machen möchte, ist der, daß es sich zu der neudeutschen Wirtschaftspolitik Naumanns in vielfachen Beziehungen interessantester Art befindet. Das ist um so merkwürdiger, als der Ausgangspunkt Naumanns, der nationale Gedanke, dem Buch vollständig fernliegt. Für du Bois-Reymond, den technisch geschulten Patentanwalt, kommt es lediglich darauf an, die Stellung des Erfinders in der Struktur unseres sozialen Lebens zu bestimmen, und es muß auf das Freudigste überraschen, wie trotz dieser Verschiedenheit des Gesichtspunktes in den beiden fast gleichzeitig erschienenen Büchern eine mitunter bis auf den Wortlaut gehende Uebereinstimmung in den Resultaten, zu denen die Autoren gelangen, sich vorfindet. Es kann für unsere Gesinnungsgenossen nur erfreulich sein, wenn sie sehen, wie die unbefangene Betrachtung eines reich gebildeten, modernen Technikers zu denselben Forderungen, denselben Konsequenzen führt, zu welchen uns der nationale Gedanke gedrängt hat.

Freilich erschöpft dieser Gesichtspunkt, so wichtig er auch sein mag, die ganze Bedeutung des Buches keineswegs. Wo immer scheinbar weit auseinanderliegende Gebiete der menschlichen Tätigkeit unter einem leitenden Gesichtspunkt zusammengefaßt werden, wo divergierende geistige Strahlen es sich gefallen lassen müssen, in einen Brennpunkt zurückgebogen zu werden — da haben wir das Recht, von einer originellen Leistung zu sprechen, und in diesem Sinne ist das Werk du Bois-Reymonds von einer Neuheit zugleich und Einfachheit der Resultate, Vielfältigkeit und Reichhaltigkeit des Materials, durch welche diese Resultate erarbeitet sind, daß ihm nur wenige Bücher unserer Zeit darin gleichkommen dürften. Das Buch ist wie ein erfrischender Protest gegen die Lehre, daß den Spezialisten die Welt gehört. Es zeigt uns, wie es immer wieder und wieder möglich sein wird, daß ein tüchtiger Mann, mag seine Vorbildung auch noch so spezialistisch sein, durch Beruf, Leben und Studium notwendig dazu gedrängt wird, zu allgemeinen Problemen Stellung zu nehmen. Was er alsdann auch zu sagen haben möge, es wird in keinem Fall ödes Wortgeklingel sein, das von ihm ausgeht.

Gerade das aber macht die Beurteilung eines solchen Buches so schwierig, daß der Fachmann mit Notwendigkeit immer wieder auf Grenzen seiner Kompetenz stoßen muß, daß er immer von Neuem, anstatt beurteilen zu können, sich auf die erfreulichere Tätigkeit des dankbar Vernehmens zurückgeführt sieht. Man müßte dieselbe Vielseitigkeit der juristischen, technischen, psychologischen, statistischen und kulturhistorischen Interessen haben, wie sie sich bei dem Autor zusammenfinden, um ein allseitig fachmäßig fundiertes Ur-

teil über das Buch abgeben zu können. Das im allgemeinen richtige Paradoxon, daß der einzige berufene Rezenient eines Buches sein Autor ist, wird hier zur Selbstverständlichkeit.

Mit gutem Bedacht habe ich an die Spitze der mannigfachen Interessen, welche den Autor bewegen, das juristische gesetzt. Es entspricht dies der Anordnung, welche der Verfasser seinem Buche gegeben hat, und die vielleicht mehr eine subjektiv als eine objektiv berechtigte, jedenfalls aber keine für den Leser bequeme ist. Um der Frage, was ist Erfindung, näher zu treten, wird uns eine geistvolle Entwicklung der Patentgesetzgebung bei den verschiedenen Kulturvölkern vorgeführt und die verschiedenen Versuche, von juristischer Seite aus zu einer brauchbaren Definition des Begriffs zu gelangen, einer geistvollen, mitunter das Gebiet des Ironischen streifenden Kritik unterzogen. Es ist offenbar, daß dieser Ausgangspunkt der Untersuchung dem Verfasser durch seine berufliche Tätigkeit nahe gelegt war; es ist sicher, daß der an begriffliches Denken gewöhnte Leser ihm auch hier mit regem Interesse folgen wird, jedoch ist es zu befürchten, daß für den „general reader" dieses erste Kapitel viel Abschreckendes haben wird. Diesem möchte ich daher raten, das erste Kapitel bis zum Schluß der Lektüre aufzusparen, es wird vielmehr durch die folgenden Ausführungen verständlich, als daß es für das Verständnis derselben Unentbehrliches enthielte.

Die drei nun folgenden Kapitel: Das Inventat, die Invention und der Erfinder repräsentieren den Hauptinhalt des Buches. Für den in den Gedankengängen des deutschen Idealismus Lebenden werden die Ausführungen über das Inventat die überraschendsten sein. Denn mehr oder weniger begehen alle in diesen Gedankengängen sich Bewegenden den Fehler, den Anteil des Subjekts an der Produktion zu hoch einzuschätzen oder ihn zu ausschließlich ins Auge zu fassen. Der Stoff erscheint mehr oder weniger als gleichgültige Substanz, und mitunter stellt es sich fast so dar, als ob die Tätigkeit an jedem beliebigen Stoff das gleiche Resultat erzeugen könnte. Die überaus bedeutsame Rolle, die nicht der Stoff überhaupt, sondern der ganz bestimmte Stoff in der Erfindung spielt, hervorzuheben, ist der Grundgedanke dieses Kapitels. Es ist eben das Erfinden kein Erschaffen, sondern lediglich eine Anordnung bereits vorhandener Wirklichkeitsbestandteile zu dem Zweck, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Sinne ist es ganz richtig, wenn du Bois-Reymond die Unabhängigkeit des Inventats von der Zeit behauptet. Auch Cäsar hätte sich zu seinem Kampf mit den Venetiern bereits eine Dampferflotte bauen lassen können, die Materialien dafür waren für ihn genau so vorhanden, wie für uns. Freilich vergißt hier du B.-R., daß dies Paradoxon nur innerhalb gewisser historischer Grenzen richtig ist. An einer andern Stelle seines Buches wird sehr schön darauf hingewiesen, wie unsere gesamte heutige technische Kultur auf dem Vorhandensein von Steinkohlenflözen beruht, und somit müßte er hier seine Lehre von der Zeitlosigkeit des Inventats dahin einschränken, daß vor dem Vorhandensein der Steinkohlenflöze und nach ihrer Erschöpfung die heutige Welt der Inventate tatsächlich nicht existierten, und daß somit ein zwar schon langer aber nicht unendlicher Zeitraum, keinesfalls aber die Ewigkeit der Inventate angesetzt werden müßte. Die Bedürfnisse des Menschen also sind es, welche durch das Inventat befriedigt werden sollen. Diesen Bedürfnissen aber steht die Wirklichkeit an sich gänzlich gleichgültig gegenüber. Hier setzt die Tätigkeit des Menschen ein, um aus den vorhandenen Möglichkeiten, die in dem ungeheuren Arsenal der Natur bereit liegen, diejenigen ausfindig zu machen, die in vollkommener Weise das menschliche, der Natur ganz heterogene Bedürfnis befriedigen. In scharfsinnigen Ausführungen, die in dem Leser mitunter das Gefühl erwecken müssen, wie unvollkommen und unbefriedigend der Zustand unserer modernen Technik doch noch ist, zeigt hier der Verfasser, wie weit die Reihe der menschlichen Bedürfnisse mit der Reihe der Naturmöglichkeiten zur Deckung gebracht ist. Zuletzt wagt er sich in einem Abschnitt, den wir als die transzendentale Dialektik des Buches bezeichnen möchten, dazu vor, die Möglichkeitsgrenze der Inventate, wenn auch nicht systematisch, so doch an einzelnen markanten Fällen aufzuzeigen.

Haben wir somit die materiellen Vorbedingungen der Erfindung durchforscht, so schildert uns das dritte Kapitel das Leben der Erfindung, die Invention. Vielleicht wäre es im Interesse einer klaren Disposition besser gewesen, wenn wir zuerst mit dem physischen Faktor der Erfindung, den uns der Erfinder vorführt, bekannt gemacht worden wären. Das Referat jedenfalls wird besser tun, diese Ordnung zu wählen. Wie es unter den Inventaten solche gab, die bestimmte menschliche Bedürfnisse in mehr oder minder vollkommenem Grade befriedigten, so muß auch eine Rangordnung unter den Erfindern vorgenommen werden, und da zeigt es sich denn, daß die bisherige Psychologie des Erfinders sich überwiegend mit den Ausnahmefällen beschäftigt hat, welche uns Eydt in unvergeßlichen Worten geschildert hat. Aber diese Klasse von Erfindern sind wie die höchsten Bergesgipfel, deren Gestalt sich auch dem Entfernten unauslöschlich einprägt. Der Nächstkommende sieht das Massiv, auf dem sie ruhen, und dies sind die Erfinder zweiter und dritter Ordnung, die technisch geschulten Männer, die einen einmal von dem Genie gewiesenen Weg methodisch weiter verfolgen, bis der Geistesblitz des Erfinders sozusagen jeden Teil des Inventats durchleuchtet hat und eine technisch durchgearbeitete Maschine, die allen Anforderungen des menschlichen Bedürfnisses genügt, die weitere Erfindungsarbeit auf diesem Feld als überflüssig erscheinen läßt. Was aber immer diese Erfinder zweiten Ranges vom wissenschaftlichen Genie unterscheidet, ist die Stellung zum Gewinne. Der wissenschaftliche Genius kann auch technische Erfindungen ungeheuerster Tragweite machen, Helmholtz' Augenspiegel und Bunsens Brenner sind leuchtende Beispiele dafür. Jedoch diese ihre Erfindungen waren Gelegenheitsprodukte auf dem Wege zur Lösung wissenschaftlicher Probleme. Der eigentliche Erfinder arbeitet für die Technik und auch hier nicht für die Technik als Selbstzweck, sondern im Hinblick auf die Vorteile, welche die technische Verwertung ihm eintragen kann. Diese Vorteile müssen ihm nun garantiert werden, wenn anders er vom Gelegenheitserfinder zum Gewerbserfinder werden soll, und diese Garantie wird erst durch die Patentgesetzgebung von der Gesellschaft geboten. Wir erkennen an dieser Stelle, weshalb eine eingehende Darstellung der Patentgesetzgebung das Buch eröffnet hat.

Gewissermaßen als Satyrspiel nach diesen ernsten Ausführungen gönnt uns der Autor aus der reichen Fülle seiner persönlichen Erfahrung, die ihn notwendigerweise mit seltsamen Käuzen aller Art in Beziehung setzen muß, noch den Einblick in das Seelenleben derjenigen Erfinder, die man als die enfants perdus des modernen Erfindungslebens bezeichnen kann. Sie erinnern an die Projektenmacher, welche seit Rabelais, Swift und Kingsley immer wieder satirische Darstellung gefunden haben, und sehr glücklich wird ihre psychische Konstitution als eine Mischung bezeichnet, in der eine Ueberfülle von Ideen mit mangelnder Beobachtungsgabe, d. h. dem Fehlen eines Verhältnisses zum Inventat, definiert. Eine ernste erneute Mahnung, daß es, um ein glücklicher Erfinder zu sein, nicht genügt, Genie zu haben, und daß die Schulbank für den modernen Erfinder mindestens ebenso wichtig ist, wie der „göttliche Funke", an den wir zunächst allein zu denken gewohnt sind, wenn wir vom Erfinder sprechen.

Das Kind des Inventats und des Erfinders ist die Erfindung. Mit gutem Grunde wählen wir diese Metapher aus dem Bereich des Organischen, denn als ein lebendiges Wesen will uns der Verfasser die Erfindung vorführen. Die Darwinistischen Analogien, mit denen er den Stammbaum und das Leben der Erfindung schildert, ihre Stagnation durch Inzucht, ihre Fruchtbarkeit durch Kreuzung, sind um so mehr am Platz, als ja der Darwinismus in gar nichts anderem besteht, als in der Uebertragung menschlicher Zweckgedanken auf das Gebiet der organischen Natur. Wenn aber diese Analogie überhaupt anwendbar ist, wo wäre sie einleuchtender, als hier, wo es sich um ein Gebild von Menschenhand handelt, dessen relative Selbständigkeit und sinnvolle Zweckmäßigkeit uns leicht den Schein eines eigenen Lebens vortäuscht. Der wertvollen Beiträge zur Kulturgeschichte, die sich bei der Skizzierung der Stammbäume einzelner Erfindungen ergeben, und die weit über das hinausgehen, was die verhältnismäßig rohen Anthro-

vomorphismen in dem geistvollen Buche Kapps geben, sei hier nur im Vorübergehen gedacht.

Am mächtigsten aber tritt dieser kulturhistorische Gesichtspunkt in dem fünften Kapitel: Die Wirkungen der Erfindung, hervor, und hier ist es namentlich der Gedanke, die Bedeutung der Erfindung für die Dichtigkeit der Bevölkerung zu erwägen, der unser Interesse in Anspruch nimmt. Es ist bekanntlich der Grundgedanke, der Naumanns Wirtschaftspolitik beherrscht: Was hat zu geschehen, damit die neuen Millionen Deutscher, welche die Zukunft bringen wird, Raum finden auf deutschem Boden? Ohne diese direkte Beziehung auf Deutschland fragt du Bois-Reymond nach den Mitteln, wie unter dem beständigen Druck der Bevölkerungsvermehrung ein Zusammenwohnen der Menschen dennoch möglich sein soll. Nacheinander läßt er ohne Einmengung moralischer Gesichtspunkte den Krieg, den Handel, die Industrie vor seinem prüfenden Blick vorüberziehen, um zuletzt als diejenige Methode, die nicht nur zerstört, sondern schafft, nicht nur vermittelt, sondern zu Vermittelndes hervorbringt, nicht nur in der Natur vorhandene günstige Möglichkeiten ausnutzt, sondern neue künstliche Möglichkeiten schafft, die Erfindung anzusprechen. Nur das erfindende Volk wird auf die Länge erfolgreich dem modernen Handel und der modernen Industrie sich widmen können, und zugleich imstande sein, den modernen Krieg als technisches Problem auszugestalten. Da aber die Erfindung allein unter diesen Methoden schöpferisch genannt werden kann, indem alles, was in ihnen schöpferisch ist, auf Erfindungen zurückgeht, so ist der Erfinder in Wahrheit der große Ernährer der Menschheit. Die Millionen, welche unsere Industriezentren bevölkern, sie alle zehren in letzter Instanz von dem Gedankenkapital der Erfinder und wiederum, nur da tritt der Erfinder in reiner Form auf, wird aus dem Zufallserfinder zum Erwerbserfinder, wo solche Menschenansammlungen, die den Bevölkerungsstatistiker einer früheren Zeit schaudern machten, sich vollzogen haben. Ob Deutschland seinen Platz unter den Kulturmächten behaupten kann, das wird nicht zum wenigsten davon abhängen, ob die Tätigkeit unserer Erfinder eine erfolgreiche ist. Hinter den „Hauptleuten der Industrie", den Fabrikanten und ihren Bataillonen, den Arbeitern, stehen als der richtunggebende Generalstab die technisch geschulten Erfinder.

Erlangen. Prof. Paul Hensel.

Das Erlebnis und die Dichtung

Aufsätze und Reflexionen aus Diltheys gleichnamigem Werk.

II.

Novalis.

Die Romantik ist wohl die seltsamste Epoche unserer Literatur, gestern verkannt, heute überschätzt, ist sie ein ewig reizendes Rätsel. — Um die Wende des 18. Jahrhunderts wächst ein Geschlecht junger, reichbegabter Poeten heran. Mit offenen Augen, klopfenden Herzen und einem glühenden Willen zur Tat stehen sie in der Welt. Vor ihnen erhebt sich die in Größe der Formen und Gedanken überwältigende Kunst Goethes und Schillers. Sie können sich von diesem Banne nicht befreien, sind wohl so selbständig und stark, um zu empfinden, daß es noch Poesie-Möglichkeiten jenseits Goethe und Schiller gibt, aber ihre Gestaltungskräfte sind nicht groß genug, diese Möglichkeit zu schaffen. Erst Kleist war dazu fähig. —

Das größte Erlebnis dieser Romantiker war die Kunst selbst, die ihnen so mächtig entgegentrat. In das freie Verhältnis zwischen der vom Leben unmittelbar befruchteten Erfahrungswelt und der dichterischen Phantasie drängte sich hier zum erstenmal ein störendes Element, von dem wir uns bis heute noch nicht haben befreien können. Die Romantik zuerst ist in gewissem Sinne eine Kunst aus Kunst, nicht ganz rein eine Kunst aus Leben. Die Poesie suchte nicht eine Stellung zum Leben allein, sondern auch zur Kunst. Damit vollzog sich ein Riß im naiven künstlerischen Schaffen, an dem wir noch leiden, ja, der sich in jüngster Zeit eher vertieft als geschlossen hat. Die Phantasie-Gestalten der Romantik haben ihr Leben nicht allein aus den Erlebnis-Motiven der Dichter empfangen, sondern aus der Erregung durch Goethesche und Schillersche Gestalten, wie aus dem Bedürfnis, die Phantasie-Kraft dieser Vorbilder zu überbieten. Es ist klar, daß es eine Störung des künstlerischen Gleichgewichts bedeuten muß, wenn die Bewegung der in freier Phantasie geschaffenen Menschen und Ereignisse nicht am Maß der Gestaltungs-Notwendigkeit des Erlebnisses, sondern nach möglicher Phantasie-Steigerung gemessen wird. — Auf ein ähnliches künstlerisches Mißverhältnis läßt sich die Ueberspannung dramatischer Effekte zurückführen. — — —

Die Schwächen der Romantik sind historisches Schicksal und werden nahezu aufgewogen von der unvergleichlichen Jugendfrische, der Begeisterungskraft dieser Dichter und ihrem Drang nach geistiger Entwickelung. Immer, wo die Form versagt oder irrt, föhnt ein tiefer, ideeller Gehalt aus, wo die Idee verschwimmt, zeigt die Form in unbetretene Weiten. Ja, wo der Gedanke in seiner Freiheit steht — wie in Novalis Aphorismen und Fr. Schlegels Fragmenten — gelangt der Geist der Romantik zu völliger Freiheit und selbständiger Kraft.

Die stärksten der dichterischen Talente, deren Schicksal es war, im Schatten Goethes und Schillers zu schaffen, sind Novalis und Hölderlin. Das Schaffen des einen ein zu kurzer, unsagbar schöner Traum, das des anderen eine ergreifende Tragödie. Diese beiden haben den Fluch ihres Epigonengeschicks am meisten überwunden. Novalis in selbständiger Gedankenarbeit, Hölderlin in poetischer Gestaltungsform. — Erst die Titanenkraft Kleists vermochte alle Fesseln zu brechen mit dem Opfer der eigenen Existenz.

Es liegt ein Jugendhauch über jedem Wort, das wir von Novalis*) besitzen wie über seinem Leben. Eine schnell verwelkende, wunderbar schöne Rose. Fast möchte man dankbar sein, daß die Parze diesen Lebensfaden so früh zerschnitten hat. Unzählige Probleme hat der rastlose junge Geist ergriffen, manchmal im Kern. Die Reife des Verstandes hätte wohl die Konsequenzen früher gewonnen, die ein späteres Geschlecht zog. Aber wie viele blühende Erfahrungsweisheiten, wie viele blitzende Ahnungen gehen verloren, wenn sie im Theorie-Gebäude verarbeitet werden. Von dem Funkeln und Leuchten der Jugendschriften sehen wir in Kants stolzem Gedankenbau, in Schillers Klassizismus nichts mehr. Wenn die Blüte zur Frucht werden will, muß sie es mit dem Duft erkaufen.

Ein traurig-schöner Jugendschmerz, wie wir ihn alle in dieser oder jener Form erlebt haben, weist dem Dichten und Denken Novalis die Richtung. Als die letzten Akkorde zitternd verklingen, stirbt er. — Der 25jährige verliert die Jugendgeliebte durch den Tod. Ein sorgenfreies Leben voller Sonne ward unterbrochen, alle die tausend Träume von seliger Zukunft und kommendem Glück vernichtet, und die allzu weiche Seele unterlag diesem einen Schmerz. Es ist wohl ein einzig dastehender Fall, daß ein so reicher Geist wie der des Novalis sich von einem schmerzvollen Erlebnis in seiner Richtung bestimmen läßt. Sehnsucht nach der Verstorbenen brachte ihn auf Träume in ein Jenseits, — und ein jenseitiges, mystisches Motiv leitet von nun an seine Gedanken und dichterischen Gestaltungen. Die „Hymnen an die Nacht", aus der Versenkung in den großen Schmerz geschrieben, bedeuten die Ablehr vom Licht des lebendigen Tages. — „Wie ein langsam hingezogener, rätselhafter Klageton, der mitten in der Nacht vernommen wird, so scheint aus dem gepreßten Herzen des Einsamen dieser Ausdruck der Todessehnsucht zu brechen."

Die Wendung zum Christentum, die uns an der Romantik so leicht unwahr berührt, hat in Novalis tiefe Begründung. Der letzten Sehnsucht aus Seelentiefen, die wir nicht entziffern können, vermag keine logische und keine metaphysische Philosophie-Befriedigung zu geben. Das „Woher und Wozu" unserer Existenz, das irdische Leidgefühl, das nach Frieden sucht, das Leben als Traum empfinden möchte, — das sind Seelenfragen, die auf

*) Eine mustergültige kritische Neu-Ausgabe der Schriften Novalis hat Ernst Heilborn besorgt (zwei Teile in drei Bänden. Georg Reimer, Berlin 1901).

alogische, mystische Religion drängen, — die auch Novalis zum Christentum führten. Die religiöse Stimmung des Novalis war aus demselben Stoff wie die Schleiermachers, der sie zu prachtvoller Klarheit entfaltete. Das Leben hat Novalis keine Zeit gelassen das mystische Dunkel, das über den „geistlichen Liedern", dem „Heinrich von Ofterdingen" und einem Teil seiner Aphorismen lagert, zu klären. Es war ihm nicht einmal vergönnt, den „Ofterdingen" zu vollenden, den Dilthey „das bedeutendste, was diese erste Generation der Romantik hervorgebracht hat", — nennt. Steht die Form des „Osterdingen" auch ganz unter dem für die Zeitgenossen überwältigenden Eindruck des „Wilhelm Meister", so ruht darin eine solche Fülle poetischer Schönheiten, tiefernster, menschlich wahrer Gedanken in zeitweise hinreißender Sprache, daß es uns schmerzt, dieses Werk nur als Fragment besitzen zu dürfen. Wie Novalis in seiner tief erfaßten Religiosität Schleiermacher vorgeahnt hat, so liegt in seinen philosophischen Fragmenten bereits der Keim der Schopenhauerschen Philosophie. — Es war ein reiches Leben, das der Tod zu früh schloß, eine große Zukunft, die er vernichtete; — aber weil Novalis so früh starb, erscheint das Fragment seines Lebens und Dichtens so rein, so voller Jugend, so einzig in der gesamten Literatur.

Als Dilthey im Jahre 1865 seinen Aufsatz über Novalis veröffentlichte, stand man anders zu ihm als unsere Generation. Aber auch dem, der Novalis längst kennt und lieb gewonnen hat, hat Dilthey noch vieles zu sagen, denn wer mit Augen voll Liebe sucht, sieht mehr.

Hölderlin.

Es weht eine Luft von unsagbarer Reinheit um die Dichtungen Hölderlins.*) Die idealistische Sehnsucht Schillers scheint ins Maßlose gesteigert, die Fühlung mit der Erde und ihrer Schwere ganz überwunden — zu sehr überwunden. Der unersättliche Drang hinauf in die Höhen vollendeter Menschlichkeit, ungetrübtester Schönheit hat diesen Dichter zum Genie der lyrischen Kunstform gemacht, aber unfähig zum Kampf mit den realen Gewalten. Sein Streben, das Menschliche in sich zum Uebermenschlichen, Göttlichen zu steigern, hat sich an seiner menschlich-geistigen Existenz gerächt wie an der des geistesverwandten Nietzsche. Der menschlichste unter den Dichtern hat solche Geister gekannt:

Denn mit den Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
und berührt
mit dem Scheitel die Sterne,
nirgends haften dann
die unsichern Sohlen,
und mit ihm spielen
Wolken und Winde. —

Hölderlins Geist zerbrach, weil er die Grenzen der Menschheit sprengen wollte, — wie Nietzsche die Entwickelung überfliegen, die Schritt für Schritt genommen werden muß. —

Der poetische Flug begann unter dem Fluch seines Epigonengeschicks. Schillers Idealismus war dem Erlebnis entsprungen, — hatte durch Kant eine wissenschaftliche Begründung bekommen; Hölderlin begeisterte sich an Schillerschen Idealen. Er sog den Idealismus aus der Kunst, der Schiller aus der Natur, aus seinem Erleben gewachsen war. Damit war Hölderlins Geist entwurzelt, — und in dem Bemühen, sein Leben und seine Phantasie-Gestalten nachzuziehn, mußte er sich aufreiben.

Der Roman „Hyperion" — das einzig Beendete außer seinen Gedichten — stellt die Entwickelung einer Menschenseele dar in ihrem Drang nach Vollendung — wie „Wilhelm Meister", aber ohne die sinnenstarke Menschengestaltung, ohne die Wirklichkeitskraft der den Helden umgebenden Außenwelt. „Hyperion" ist ohne jeden Erdgeruch. Das ist der unbezwingliche Reiz der Dichtung und ihre künstlerische Schwäche. — Freude am Leben, seinen Genüssen und Kämpfen hat Hölderlin in seiner entfremdeten Einsamkeit nicht gekannt, — er hat am Leben gelitten wie nach ihm nur Nietzsche. In vollkommenem Einsgefühl mit der Natur, ihrer Schönheit und ihren großen Kräften empfand er die Menschen und Ereignisse als trennende Mächte, von denen er sich Stück um Stück loslösen wollte, um in innerer Freiheit eine höhere Menschheit in Schönheit und Stärke in sich zu bilden. In reiner Hingabe an die allumfassende Natur ist Freiheit und Menschengröße, — ist Harmonie und Menschenfrieden. „Ach, viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschieht doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden. Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder." Das sind die Schluß-Akkorde des „Hyperion", der aus diesem inneren, idealistischen Traum-Erlebnis gewachsen ist. Das pantheistische Ideal ist wohl niemals schöner ausgesprochen worden als von Hölderlin.

Der „Empedokles" gehört mit Goethes „Mahomet" und Hebbels „Moloch" zu jenen Tragödien Torsos, in denen die Künstler die Natur der göttlichen Dinge verkünden wollten. Der ideelle Gehalt des „Empedokles" schließt sich unmittelbar an den des „Hyperion" an, erscheint wie eine übermächtige Steigerung des menschlichen Höhendranges ins Göttliche. Hölderlin hat aber das Gott-Gefühl im „Empedokles" als die im Bewußtsein des Helden aufsteigende tragische Schuld gefaßt, die durch den selbstgewählten Untergang Sühne findet. Indem Empedokles freiwillig den Tod in den Gluten des Aetna findet, sinkt er in die Tiefe der Natur zurück. In dieser unglaublich kühnen Symbolik drückt sich das Erlebnis der ersten geistigen Klärung aus. Vielleicht hätte Hölderlin nach dem „Empedokles", nach dem natürlichen Nachlassen der idealen Spannung den Weg zu zielsicherem Schaffen großer und belebter Kunst-Gestaltung gefunden. — Aber sein Geist sank aus der Höhe des Lichts in tiefe Finsternis, — in geistige Umnachtung, wie wir es meinen. Zu früh, an fremder Hand, war er dem Leben, dem Menschlichen, entstiegen, — er hat den Weg zurück nicht mehr gefunden.

Hölderlins Gedichte sind ein eigener, noch lange nicht ausgeschöpfter Abschnitt unserer Literatur. Sind die seiner ersten Jugend in Gehalt und Gestalt eine Weiterbildung Schillerscher Lyrik, die er verstanden hat wie keiner nach ihm, — so kommt er zu einer Freiheit der Form und des Ausdrucks erst, als es ihm gelingt, persönlichste Erlebnisse zu gestalten. Seine lyrische Form ist der Rhythmus der Empfindung, zu dessen Darstellung er sich jedes mögliche Versmaß anzueignen, unterzuordnen weiß. In seiner Erden-Ferne vermag er lyrische Stimmungen ganz rein zu empfangen. Seine musikalische Begabung stellt die Verbindung zwischen sprachlichen und seelischen Auf- und Niederschwingungen her. Das gezirkelte Versmaß ist ihm nichts, der Seelenrhythmus alles. Er holt den Vers aus der Sprache wie Goethe und Mörike — und doch anders, doch ganz frei. Hölderlins Lyrik weist auf den Weg in unbetretene Weiten, — selbst zu vollenden, war ihm nicht vergönnt. — Auf der Schneide zwischen Klarheit und geistiger Nacht findet er noch seltsam-kostbare Blumen, — aber die Kraft zum Schreiten war versiegt; — „sein Leidensweg ging nun abwärts in die heilige Nacht des Geistes" — — — „seine Gedanken wandern — — wandern" — —

Es wird hier noch einmal von Hölderlin, dem Reinen, dem Irrenden die Rede sein. — Diltheys Gang auf den Spuren Hölderlins ist selbst ein Gedicht, — der jüngste der vier Aufsätze der Zeit nach, wahrlich nicht der älteste im Geist. — — Ihr, denen Poesie mehr ist als ein Traum, geht nicht an diesem Buch vorüber! Es sind wenige von solchem Wert geschrieben in der jüngsten Zeit. —

Wernigerode a. Harz. **Herbert v. Berger.**

*) Eine schöne und vollständige Ausgabe Hölderlins hat W. Böhm herausgegeben (Eugen Diederichs, Leipzig-Jena 1905).

„März"-Gedanken

Die ersten Hefte des „März" sind in München erschienen, der lange vorbereiteten neuen großen Halbmonatsschrift des Langenschen Verlages. Als Herausgeber nennen sich Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram. Der Titel und diese Namen wollen das Programm bedeuten. In einer Ankündigung heißt es: „Der „März" wird die Revue großen Stils sein, die man in Deutschland bisher vermißte." Das Organ selbst kommt sympathischerweise sonst ohne Programm-Einleitung.

Das Kapitel der Zeitschriften ist unstreitig eines der interessantesten unserer Zeitgeschichte; man wird daraus einmal alle unsere Kultur und Unkultur ersehen. Es ist noch ungeschrieben, dieses Kapitel; schwache Anfänge versuchten gelegentlich einige Organe zu würdigen, Literatur- und Kulturgeschichten achten darauf nur wenig. Es wäre zeitgemäß und lohnend, aus den übervielen Journalen unseres Literaturmarktes baldmöglichst das Fazit zu ziehen: was wirklich Literatur darin ist, was Kunst, was bloßer aktueller Reporterkram und leere Unterhaltungsware, was aufgesammelter Philologenwust, was Sonderhuberei und verkrümeltes Spezialistentum und wie enorm viel davon bloßes Geschäft; wie es sich durcheinander filzt; wie es sich in Art und Machtfülle auf die verschiedenen Provinzen resp. Stämme unseres Vaterlandes verteilt; ob sich nicht Folgerungen daraus ziehen ließen für eine intensivere Aufklärung weiter Schichten, denn die Zeitschriften müßten neben der Presse ihrer Masse entsprechend eine bedeutend größere Macht des fortschrittlichen Geistes darstellen, was wohl auch nur durch Zusammenschluß zu erreichen wäre; besonders auch, welchen Weg man einschlagen müßte, unserer Jugend, die nicht zu ihrem Vorteil die Tagesblätter mitliest, ein geeignetes Blatt zu geben, eine Frage, die von den Lehrern höchst rückständig beurteilt wird, im wesentlichen ganz vernachlässigt ist; und endlich, wie man wirklich die führenden Geister zu dem Organ großen Stils einigen könnte, eine Frage, die mit einer deutschen Akademie etwa nach dem Vorbild der französischen „Unsterblichen" zusammenhängt. Es bleibt direkt verwunderlich, wie wenig Gründer und Leiter unserer Revuen gemachte Erfahrungen beachten, wie wenig Instinkt sie für Bedürfnisse der Zeit, für Entwicklungsrichtungen moderner Geisteskultur haben, wie sehr Geschäft und Bildung auseinander gehen sehr zum Schaden der letzteren. Deutschland hatte einen Mann, der Instinkt für diese Dinge besaß; das war Eduard Hallberger, der im Revolutionsjahr 1848 — man darf bei Gelegenheit dieses „März" wohl daran erinnern — die jetzige Deutsche Verlags-Anstalt begründete, der Stuttgart die jetzt noch geltende bibliographische Bedeutung sicherte, der — ich glaube, es war 1853 — mit der „Illustrierten Welt" die Idee der illustrierten Zeitschrift grundlegend schuf und in verschiedenen noch jetzt gut bekannten Blättern — ich erinnere an „Ueber Land und Meer", das seinerzeit als führendes Familienblatt eine kolossale Auflage erreichte — diese Idee in einer Weise ausbaute, daß man unsern ganzen modernen Zeitschriftenbetrieb bis auf Scherl wohl als Nachfolge bezeichnen kann. Hallbergers Gründungen kamen einem Zeitbedürfnis entgegen; das tun die jetzigen Journale auch, nur erfüllen sie es mehr quantitativ als qualitativ. Die Regel ist heute, daß irgend ein Literat, der sich eine Position gründen will, eine „Idee" findet, die etwas einzubringen verspricht, und dafür einen Verleger gewinnt, der die „Idee" geschäftlich zustutzt; nun wird experimentiert, bis das Blatt an den Geschmack des kaufenden Publikums d. h. an die schlechten Instinkte des weniger guten Publikums so viel Kompromisse macht, daß es läuft — und dann wird fortgewurschtelt. So wird ein Blatt nach dem andern begründet; es ist geradezu erstaunlich, daß sich immer noch Verleger finden, zumal doch die meisten ganz bekanntermaßen große Summen verpulvern, bis das Unternehmen sich so langsam einrenkt. Wir haben Ueberfluß an Konkurrenzblättern, die sich nicht viel unterscheiden, die durch chronischen Mangel an Abonnenten eingehen, wenn sie nicht Kapital und Diplomatie genug haben — denn beides ist nötig —, sich zu halten. Wir haben große Revuen, die mit gutem Recht ihren Ruf verdienen; andere, von denen man nicht recht weiß, was sie wollen — nomina sunt odiosa: Bei alledem herrscht seit vielen Jahren dennoch das offenkundige Bedürfnis nach „der" führenden Zeitschrift großen Stils. Ueber ihre Art sind die Meinungen verschieden; der fast zum Schlagwort gewordene Titel soll wohl aber bedeuten: ein Organ, das die jetzt in vielen Blättern sich verzettelnden führenden Geister unserer Kultur in großzügigerer Weise vereint, um unabhängig vom Geschmack des Publikums, von der Zensur des Verlegers keine bestellte und gekaufte, sondern wirklich eigene und offene Meinungen zu sagen; denn das ist das größte Uebel überhaupt bei unserer Presse, daß es heutzutage in ganz Deutschland keinen Ort gibt — Hardens „Zukunft" vielleicht ausgenommen —, wo einer seine Meinung sagen kann; das geschieht mehr in Memoiren und Tagebüchern und allenfalls in Briefen, Dinge, die daher künftig ein ehrlicheres Bild unserer Anschauungen geben werden, als die offiziellen Druckpressen sie verkünden. So ist es nun schon lange: die Klügsten hüten sich ihre wahre Meinung zu veraus-

gaben — ich erinnere an die kläglichen Ergebnisse der üblichen Enqueten über brennende Fragen; sie legen sie still in ihre Werke, sie reden offiziell nur zugestutzte Worte — die halbehrliche Sprache ist eine Signatur unserer Zeit, vielleicht weil man noch zu wenig abgeschlossene Meinungen hat. Von der Gegenwart gilt besonders: *nimia pii*; vielleicht grade deshalb, weil kein Ort da ist, der gründlichste Aussprache lohnt.

Vor allem ist das Elend der Kritik groß. Umsichtige tiefgründige Kritik gibt es fast gar nicht mehr; allenthalben drängt sich dafür eine Art unzulänglichen Referats ein. Selbst Leute, die mit „kritischen Waffengängen" begannen, enden beim kurzatmigen Zeitungsreferat. An jedem Blatt sitzt einer oder mehrere für Theater-, Buch- und Kunstbesprechung, und jeder dünkt sich ein Lessing. Eine gründlichere Meinung sagen hieße erst einmal aufräumen, das bedeutete in ein Wespennest stechen von dünnhäutigen, bissigen deutschen Kritikastern. Man braucht keine Angst zu haben, ein wirklicher Lessing käme heute nicht in die Höhe; Zeitungen hätten keinen Platz und Revuen keine Lust. Es ist nicht aktuell genug, ein Werk der Literatur mit tiefatmigen Betrachtungen zu analysieren; das Publikum will bloß hineinriechen, so ungefähr wissen, dazu genügen selbst bis zehn Zeilen. So werden Lebenswerke vorübereilend abgemacht, und der Dichter kann von Glück sagen, wenn noch ein besonnenerer Kopf, und nicht, wie so häufig, ein Literaturjüngling, über seines Lebens Arbeit zu Gerichte sitzt. Mauthners „Kritik der Sprache" erschien, Dehmels „Zwei Menschen", Flaischlens „Jost Seyfried", Ibsen starb — die Resonanz auf derartige Ereignisse ist in ihrer Dürftigkeit und Geistesarmut eine Schande für das deutsche Volk. Es gibt ernste Köpfe, die sagen — natürlich nur ganz geheim, daß Kritik überhaupt überflüssig sei — also Anti-Schwarzseher; aber sie sagen nicht aus Optimismus, sondern aus dem strengen Gesichtspunkt, daß der Künstler selber wie jede andere wahrhafte Persönlichkeit Kritik in der Form der Selbstkritik anwende; in der Tat ist der ernste Schaffende gewöhnlich zehnmal strenger gegen sich als der geistreichste Rezensent. So sehr für die Hundert feinsten Geister Kunst und Kritik sich decken mag, weil alles Bessere schon Auswahl ist, d. h. eben Kritik — für die andern Tausend ist publike Kritik unentbehrlich. Und wenn die Zeichen nicht trügen, werden wir grade in den nächsten Dezennien in eine neue fruchtbare und hoffentlich recht fruchtbare kritische Periode kommen, schon durch die führende Rolle der Wissenschaft, die langsam auch für die ästhetischen Gebiete neue gediegene Fundamente vorbaut; aber die heute übliche Art von negativer Kritik, diese jämmerliche Afterkritik müßte endlich gründlich ausgerottet oder wenigstens dorthin verbannt werden, wohin sie gehört, in die Käseblätter für Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Glücklicherweise beginnt eine Scheidung sich vorzubereiten zwischen literarischem Reportertum und Kritik in der vornehmeren Form edlen Mittlertums; das große Loch aber zwischen literarhistorischer Fachkritik, die ihrerseits ein alter Steinbruch geworden, und unzulänglicher Zeitschriftenkritik bleibt unausgefüllt; es fehlt der große Sichter und Wegweiser für eine wirklich neu fundamentierte Kunstkritik.

Welches sind die Hauptgründe für die Schwächen unseres Zeitschriftenwesens? Da ist vor allem die Sucht nach dem Aktuellen. Es ist eine ganz naturgemäße Erscheinung, daß unser heutiges Leben mit allen Teilfunktionen schneller rinnt, daß wir schneller lesen und schneller schreiben. Es ist ganz normal, daß die Tendenz besteht, kritische Aussprüche statt in Abhandlungen in essayist scher und aphoristischer Kürze zu geben. Selbst die flüchtige Theaternachtkritik hat ihren guten Grund und ihr gutes Recht. Aber ich spreche nicht von Zeitungen, sondern von Zeitschriften: hier haben die Mitarbeiter doch Zeit, ihre kritischen Gedanken nachzuprüfen und in abgewogener Form zu geben; doch nein, man überträgt immer mehr das Referat der Tagespresse auf die periodischen Blätter. Auf diese Weise bekommen wir jetzt nur noch flüchtige Meinungen zu hören, statt umsichtig eingestellter dauerhafter kritischer Anschauungen. Die Oberflächlichkeit ästhetischer Begriffe wird durch diese Flüchtigkeit immer größer, der Mangel an leitenden Gesichtspunkten und Fundamentalerkenntnissen immer peinlicher. Der pedantische Rezensent verliert auf die Dauer Ueberblick und Gleichmäßigkeit und verwickelt sich immer häufiger in Widersprüche; der impulsive schreibt heute rosa, morgen grau, je nach Stimmung. Solches sind die Folgen der Sucht nach dem Aktuellen: Flüchtigkeit, Einsetzung von Augenblickswaare für geprüftere Werte, Begriffsverwirrung, Vorherrschen persönlicher Stimmungen und — Absichten. Die Rezensionen der Klassiker und Romantiker liest man heute meist noch mit Vergnügen; man nehme ältere Jahrgänge moderner Zeitschriften vor, und man wird Schauerliches erleben, so unreif ist das Zeug.

Der Hauptschaden aber unseres Zeitschriftenbetriebs ist die fast durchgängig herrschende Wurschtelei in der redaktionellen Leitung. Das Vorbildliche wäre dabei so einfach, es bestünde in ruhiger ehrlicher Sachlichkeit d. h. hier Spiegelung der Zeit, Zusammenraffen, Sichten und Klären aller Erscheinungen auf allen Gebieten in nicht flüchtiger Form. Dazu gehört freilich

schon, daß der leitende Kopf selber wirklichen Ueberblick und daraus gewonnene Gesichtspunkte besitzt, die das wesentliche finden, daß er womöglich anregend und befreiend vorgeht. Aber die Fülle der Erscheinungen ist so groß, daß nur Männer, die ihre Lebensarbeit daran setzen wollen, es fertig brächten, auf allen Gebieten so selbstlose Kenner zu sein. Zeitschriftleiter sein heißt: im großen selbstloser Verwalter sein des geistigen Gutes einer Nation, Helfer und Förderer an allen Ecken und Enden. Statt dessen hat sich ein anderer Gesichtspunkt für Journalredaktion herausgebildet: fast jedes Blatt beachtet nur, was so in seinen Kram paßt. Das ist bequem; dabei kann man seine eigenen Plänchen und Ideechen am besten verfolgen, als da sind besonders Partikularismus jeder Art, persönliche und geschäftliche Winkelzüge. Das Bild unseres Zeitschriftenlebens ist, unter diesem Winkel betrachtet, gleich der politischen Karte des Reichs, nur noch hundertmal zerstückelter; lauter kleine Reiche; die Dynastien sind die Verleger und Herausgeber, die nach der mühsamen Erkämpfung des Bodens nun krampfhaft auf ihre Grenzen achten und dabei für ihre Untertanen die jeweiligen Kohlsorten bauen. Unsern besten periodischen Blättern kann man den Vorwurf nicht ersparen, den wir milde Einseitigkeit nennen wollen; es gibt andere, die böswilligste Politik betreiben, Verlagspolitik mit allen Schikanen, meist unter der Flagge des Richtungskampfes. Es gibt angesehene und weitverbreitete Organe, die infolge des Konkurrenzkampfs — es ist ja alles verständlich — das Gegnerische, ob sie auch genau wissen, daß es über ihrem Kram steht, totschweigen; andere, die es verschweigen, um es in eigener Form auszunützen. Der aufmerksame Beobachter deutscher Publizistik wird für diese Dinge zahlreiche Belege finden; er muß eventuell ein halbes Jahr warten, dann aber entdeckt er hier einen Artikel, der aus jenem übergangenen Werk gewonnen ist, dort geschickt angebrachte Ideen, die einem Andern gehören, aber als vorzügliche Bereicherung dem Blatte Ruhm und Nutzen verschaffen. Ein Organ hoch zu bringen, dazu gehört heute enorm viel Diplomatie, Geschick im guten Sinne. Nur organisatorische Talente reichen auch nicht mehr aus, das Genie jedoch besitzt Instinkt, wo die Talente noch irren; ein Genie fehlt unserem Zeitschriftenwesen, ein Kritiker von Lessingscher Bedeutung oder ein kaufmännischer Organisator wie Scherl genügt heute nicht mehr. Wir hatten bis jetzt nur eine in ihrer Art aber auch in vielen der erwähnten Fragen vorbildliche und vornehme Zeitschrift, das war der „Pan".

Als Grundfehler der redaktionellen Kunst resp. Unkunst seien nachgeholt: die häufige Ungeschicklichkeit in der Auswahl des Kritikers für Werke, die vorsichtigste Behandlung verdienten; besonders häufig findet man, daß grüne Anfänger reifere Arbeiten in die Hand bekommen und Meinungen darüber verbrechen, die bloß lächerlich wären, wenn sie nicht deshalb schadeten, weil das Publikum nach der gedruckten Kritik läuft. Ferner die Einseitigkeit des kritischen Standpunkts; es müßte wieder öfter den verschiedensten Stimmen zu einem Werk das Wort erteilt werden, ein Brauch, der früher reiche Anregungen schuf und Fehlgriffe milderte. Endlich, es müßten deutlichere Sichtungen vorgenommen werden zwischen Besprechungen, die für das Publikum, und solchen, die für den Autor bestimmt sind. Ueber alle Kritik aber darf man das leuchtende Gesetz schreiben: Kollegialität! Hier zeigt sich der Kongeniale. Bei alledem bleibt unerörtert, wie solche Wunder möglich sind, daß in der Stille Werke bestehen, Männer leben, von wenigen Seelen gekannt, wert in die Zentren zu rücken.

Ein gutes Organ muß Stellung nehmen zu allen wichtigen Erscheinungen, zu allen wesentlichen Fragen der Zeit. Nicht aber so, daß es vom großen Tische der Kultur seinen Leser nur die Brosamen vorsetzt, die sein schwaches Innere vertragen kann; sondern hier gerade liegt der Unterschied zwischen führend und nachhinkend im Journalwesen: in der Art wie ein Organ solche Fragen aufgreift, daß es überhaupt neue Fragen instinktiv erfaßt. Seit der Regsamkeit Herders aber sind wir arm an solchen intuitiven Geistern. Wenn das Organ dann noch versteht, seinen Inhalt so zu fassen, daß er nicht nur für heut und morgen gilt, nicht nur für die Stadt und den Kreis seiner Abonnenten gesagt ist, sondern daß er weithin gehört werden muß, bis in die Zentren der Kulturarbeit wie bis in die dumpfesten Ecken der Reaktion, dann dürfte es auf dem Wege sein, die führende Zeitschrift zu werden.

Georg Muschner.

(Fortsetzung folgt.)

Inkunabeln

Inkunabeln oder Wiegendrucke nennt man die frühesten Leistungen der um 1440 durch Johannes Gutenberg erfundenen Druckkunst. Nicht als ob dieser der erste gewesen wäre, der geschnittene oder gegossene Buchstaben statt der geschriebenen verwandt hätte; seine Entdeckung bezieht sich lediglich auf die mobile Type, die nicht auf dem Holzstock festgeschnitzt saß im Satz und Seitenbild, nicht eingraviert in die Messingplatte, deren Vertiefungen man durch Einschwärzen mit Ofenruß druckfähig machte, sondern als einzelner Buchstabe locker sich da einsetzen ließ, wo man sie brauchte. Hatte man vor Gutenberg Seiten drucken können mit Holzstöcken, in die Bild und Schrift zusammen eingeschnitten waren, so war jetzt der Buchstabe entfesselt und bereit, jedes neue Wort auf jeder Seite in jedem Zusammenhang zu drucken. Es war ein Vorgang von größter Tragweite; denn er schloß die Möglichkeit ein, den geistigen Besitz der Bücher zu demokratisieren und die Massen an dem Kampf der Geister teilnehmen zu lassen.

Jedes geschriebene Buch des Mittelalters ist ein kostbares Unikum. Monate, Jahre hat der Schreiber in der Klosterzelle oder Schreibschule über dem Pergament gebückt gesessen, bedachtsam dies liniert und auf den schönen, lebendigen Grund mit selbst bereiteter, nie verlöschender Farbe die Buchstaben gemalt. Namentlich der Anfangsbuchstabe mußte reich und blühend werden. So entstand das Initial, an dem oft wochenlang gepinselt wurde, wo Rot und Gold, Blau und Grün helfen zum festlichen Akkord. Der Schreiber schrieb, wenn er seine Kunst verstand, ganz gleichmäßig, gleichmäßiger als der beste Druck nachahmen kann. Er ließ Stellen frei, die dann der Illuminator mit Bildern füllte, er sparte den Rand aus, den dann der Maler mit blühendem Geranke überstreute. Der Inhalt des Geschriebenen zog langsam, aber tief, Wort für Wort, in die Seele des Schreibers; wer ein Buch abgeschrieben hatte, der kannte es auswendig. Nach all der Mühe war dann glücklich ein Exemplar fertig — es bekam seine Widmung, seinen schönen Einband, und dann legte es der fürstliche Besitzer stolz an die Stelle auf seinem Buchtisch, die noch frei war. Man legte die Bücher, man stellte sie nicht. Deshalb haben sie auch bronzene Knöpfe auf der Rückseite, die sich nicht abscheuern darf. Solch ein Buch war ein kleines Kapital; man hatte dafür den Schreiber jahrelang zu beköstigen und zu bezahlen. Aber es war auch ein Besitz, den kein Zweiter so hatte. Das Buch war eine künstlerische Einheit und oft eine kleine Bildergalerie. Sehr reiche Fürsten brachten es wohl auf 30 Bücher; noch mehr besaßen die Klöster, die durch die Jahrhunderte ihre Mönche immer weiter schreiben ließen. Karl der Große rechnete es zu den größern Freuden seines Lebens, wenn wieder ein Buch fertig geworden war; er nahm es dann mit aufs Pferd, und las mühsam die köstlichen Worte — ein gelenker Leser ist er zeitlebens nicht geworden. Mit jedem Jahrhundert steigerte sich diese künstlerische Zierlust, bis sie am Anfang des 15. jene Höhe erreicht hatte, die wir in den französischen livres d'heures (Gebetstundenbücher), in den italienischen Missalen, in den deutschen Gebetbüchern nicht genug anstaunen können. Das Zeitalter nannte selbst seine Cimelien „très belles livres d'heures", sehr schöne Gebetbücher und um manche Breviarien und Horarien ist blutige Fehde der Besitzer entstanden.

Mitten in diese Pinselherrlichkeit brach nun Gutenbergs Type mit ihrem schwarzen, festen Druck, der durchaus nicht schön, nur klar sein wollte, der nicht ein Buch schmücken, sondern viele Bücher schnell herstellen wollte. Früher brauchte man zu einem Exemplar 10 Jahre; jetzt werden in einem Jahr über 100 Exemplare hergestellt. Einfachheit half hier auch dem Kunstlosen; der Handfertige löste den Künstler ab. Die Bücher waren nicht bunt, nicht golden, nicht Unika; aber sie waren voluminös und vor allem billig. Leicht tauchte damals in manchem kleinen deutschen Haus der Gedanke auf: vielleicht können wir uns auch mal ein Buch kaufen. Mit Riesenschritten sprang die Entwicklung vorwärts; namentlich auch räumlich eroberte die deutsche Erfindung rasch Italien, Niederlande, Frankreich. Zu Rom im Palazzo Massimo saßen deutsche Burschen über der schwarzen Kunst; man sagt, der Papst sei nachts manchmal vom Vatikan herübergekommen, um das Wunder zu betrachten.

Grollend saßen die alten braven Schreiber in ihren leeren Stuben. Selten nur noch lief ein Auftrag von einem Fürsten, wie dem aus Urbino, ein, der erklärte: „in meine Bibliothek kommt mir kein gedrucktes Buch; ich müßte ja sonst aus denselben Büchern lesen, wie meine Bauern". Wohl machten sie nun mit doppeltem Eifer und spotteten über die

„barfüßigen" Bücher der Drucker, denen alles Gold fehle. Aber sie wurden doch langsam totgehungert. Hie und da saß mal ein Trotziger noch am Pergament und liniirte und vaginierte im Voraus — auch er pinselte sich schließlich tot an den Herrlichkeiten, die niemand mehr begehrte.

Und doch gilt auch hier das Gesetz, daß die Besiegten den Siegern Gesetze gaben. Die Drucker begriffen bald, daß sie nicht nur rasch und richtig, sondern auch gut zu drucken hätten, damit der Spiegel ihrer Druckseiten ebenso edel und ruhig wirke, wie der des gemalten Blattes. Es galt, die alten Illuminatoren und ihre Malereien durch andere Schönheiten einzuholen. Dies leistete der Holzschnitt, der ja auch ein Hochdruck ist, wie die Type und dessen Druckbild, auf Liniencharakter bestimmt, stilistisch gut zur Druckreihe steht, besser jedenfalls als der Kupferstich, der viel ausgeprägteren Bildcharakter hat. Im Holzschnitt ließen sich auch die Rand- und Seitenleisten gut herstellen, die Initialen mit ihrer reichen Kalligraphie und geschwärzter Fülle. Jene alten, grollenden Schreiber verpflichteten die jungen Drucker, nicht weniger an Schmuck und edler Ordnung in ihrem Buch zu bieten, als in den gemalten der früheren Zeit.

So kommt es, daß die frühesten Wiegendrucke überhaupt die schönsten sind, die es auf Erden gibt. Der Betrieb ist noch nicht so entwickelt, die Routine bricht noch nicht durch. Die Presse, welche pro Jahr ein bis zwei Bücher fertig bekam, war stolz auf diese Leistung. Die schönsten deutschen Drucke sind in Basel und Nürnberg, Straßburg und Ulm, Köln und Lübeck entstanden; Berlin glänzt auch hier durch Abwesenheit. In Italien druckten deutsche Hände in Venedig, Padua, Verona, Ferrara, Rom. Wie sie ihre Aufgabe ansahen, das bezeugen die herrlichen Drucke der Sammlung Grieselbach, die augenblicklich im Berliner Kunstgewerbemuseum als jüngste Erwerbung ausgestellt sind. Bald holt Venedig die deutschen Meister ein; in Aldus Manutius findet sich der fürstliche Drucker, der das Drucken zur höchsten Kunst erhob. Für einen Druck des bei ihm verlegten Werkes von Polifilo: die Hypnerotomachia zahlt man heute mehr als für manches alte, gute Oelbild. Nach Italien machte sich Frankreich an diese schwarze Kunst, das namentlich in Lyon ausgezeichnete Pressen besaß. Auch Spanien nahm teil, die Niederlande und England folgten. In Deutschland selbst riß Dürer bekanntlich das illustrierte Buch auf eine seltene Höhe; aber auch Westsüddeutschland, vor allem Basel (Holbein) und Augsburg (Burgkmeier) schritt rüstig mit. Bis etwa 1550 dauerte der Aufstieg; dann verfällt auch diese edle Kunst der Betriebsamkeit.

Paul Schubring.

Allerlei.

Wahlidyll aus Mecklenburg. Uns schreibt ein Mecklenburger Freund: In Reddersdorf bei Sülze sagt der Gutsherr am Abend vor der Wahl zu seinen Leuten: „Na, Ji weit jo all Bescheid." Es ist ihnen nämlich seit Jahren schon gesagt worden: „Wenn ihr alle konservativ wählt, erhält jeder von euch ein Schaf, ist aber eine einzige sozialdemokratische oder auch liberale Stimme darunter, so bekommt ihr alle nichts. Nun kommt aber doch bei einem Tagelöhner die gesunde Vernunft zur Geltung, und er äußert sich zu seinen Kameraden in antikonservativen Sinne. Wehe dem Armen! Im nächsten Augenblick fühlt er die derben Fäuste seiner Kollegen und wird dermaßen verhauen, daß ihm am Wahltag die antikonservativen Anwandlungen vergehen. Auf diese Weise erhält jeder das Seine; der Gutsherr konservatives Stimmvieh, jeder Tagelöhner sein Wahlschaf. Sapienti sat!

Aphorismen aus Georg Christoph Lichtenbergs „Vermischten Schriften."

Wir bewundern zuweilen die Kräftigkeit der Sprachen unausgebildeter Nationen; die unsrige ist nicht weniger kräftig; unsere gemeinsten Ausdrücke sind oft sehr poetisch; aber das Poetische eines Ausdrucks verliert sich, wenn er uns gemein wird. Der Laut bringt den Begriff hervor, und das Bild, das vorher das Mittel war, verschwindet, und mit ihm zugleich alle Nebenideen, die es in sich schloß.

* * *

Es gibt Zeichenmeister, die für jedes, Bleistift, Rötel, schwarze und weiße Kreide, ein eigenes Federmesser in einer eigenen Abteilung der Schublade halten. Porträtmaler, die mit Richtung und Stimmung des Lichts und der Fensterladen vor Sonnenuntergang nicht fertig werden, die Aermel ewig einstreichen, den Stuhl rücken usw. Diese zeichnen und malen gemeiniglich am schlechtesten. Die ärmste Unfähigkeit ist immer reich an Nebenbereitungen, durch alle Verrichtungen und alle Stände, selbst bis auf die seichten Schriftsteller, die immer in Einleitungen glänzen. —

* * *

Irren ist auch insofern menschlich, als die Tiere wenig oder gar nicht irren, wenigstens nur die klügsten unter ihnen.

* * *

Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben.

* * *

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

* * *

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen!

* * *

Die Menschen nutzen wahrhaftig ihr Leben zu wenig; es ist also kein Wunder, daß es noch so einfältig in der Welt aussieht. Womit bringt man sein Alter hin? Mit Verteidigung von Meinungen; nicht, weil man glaubt, daß sie wahr sind, sondern, weil man einmal öffentlich gesagt hat, daß man sie für wahr halte. Mein Gott, wenn die Alten ihre Zeit doch lieber auf Warnung verwenden wollten! Freilich, die Menschen werden alt, aber das Geschlecht ist noch jung. Es ist wirklich ein Beweis, daß die Welt noch nicht alt ist, daß man hierin noch so zurück ist. Wenn doch die Alten nicht sagen wollten, was man vermeiden muß, und was sie hätten tun müssen, um noch größer zu werden, als sie geworden sind!

* * *

Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten. —

* * *

Noch einmal Georg Christoph Lichtenberg. Bemerkungen vermischten Inhalts.

Neue Mutmaßungen über Dinge sollten die Gelehrten immer mit Dank annehmen, wenn sie nur einige Vernunft bei sich haben; ein anderer Kopf hat zuweilen nichts nötig, um eine wichtige Entdeckung zu machen, als einen solchen Reiz. Die allgemein angenommene Art, ein Ding zu erklären, hat keine Wirkung mehr auf sein Gehirn und kann ihm keine neue Bewegung mehr mitteilen.

* * *

In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt — das Knochengerüst des Charakters; und dieses ändern wollen, heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren.

* * *

Ich glaube, daß die Quelle des meisten menschlichen Elends in Indolenz und Weichlichkeit liegt. Die Nation, die die meiste Spannkraft hatte, war auch allezeit die freieste und glücklichste. Die Indolenz rächt nichts, sondern läßt sich den größten Schimpf und die größte Unterdrückung abkaufen.

* * *

Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, tausende von Talern zur Besoldung hat, und die, die demselben die Untertanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen.

* * *

Es erleichtert die Korrespondenz, wenn man weiß, daß der Korrespondent eine schöne Frau hat.

* * *

Die geschnitzten Heiligen haben in der Welt mehr ausgerichtet, als die lebendigen.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Soeben erschien: Ind. E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Bernhard Dernburg

Wirklicher Geheimer Rat

Zielpunkte des Deutschen Kolonialwesens

Zwei Vorträge.

Preis 75 Pf.

Die Nachtasyle (Asyle für Obdachlose) in Berlin, ihre Geschichte, ihre Einrichtungen und ihre Bedeutung für die Lösung der Wohnungsfrage. Von Dr. Hans Ostwald. Mit 3 Abbildungen. Preis 1 Mk. Verlag Continent, Berlin W 30, Motzstr. 22.

Das Samariterheft Berliner Diakonissen-Anstalt. Preis 10 Pfg. Ein Heft, das jeder gebildete Mensch haben muß. Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Friedr. Pfeiffer-Berg, Iserlohn 61.

Rechtsschutz für Arbeiter, Soldaten, Beamte, Angehörige, Hinterbliebene, Invaliden. Auskunft, Beratung, Vertretung. Sprechstunden: Montag, Mittwoch, Freitag 6—8 Uhr abends. Rechtsschutzstelle Berlin, Lothringerstr. 37, Hof, 1 Treppe.

8 Grundmaterial-Kurse in Kurzschrift erteilt Stenographenverein Gabelsberger, Berlin, Lothringerstr. 37, Hof, 1 Treppe.

Mahrer-Tafelhalter bestens empfohlen. Ohne Nagel, ohne Schraube, ohne Leim. Preis 1 Mk. Ludw. Durst, Berlin, Kaiserin Augusta-Allee 33.

Bitte kostenlos Zusendung Ihrer Preisliste für Schlafdecken, Steppdecken, Daunendecken, Bettfedern, Daunen, Inlette, Bettwäsche, Tischwäsche, Handtücher, Gardinen, Teppiche, Läufer, Steppstoffe, Bettstellen, Matratzen, Kapok, Roßhaar, Wollmatratzen, Schlafsäcke, Reisedecken, Wolldecken, Bettvorlagen, Steppunterlagen, Bettschoner, Bettumrandungen, Bettsofas, Bettsessel, Bettsitze, Bettbänke, Bettschränke, Bettkommoden, Bettspinde, Bettsekretäre, Bettschreibtische, Bettbücherschränke, Bettgarderobenschränke, Bettwäschschränke, Bettnachttische, Bettwaschtische, Bettspiegel, Bettuhren, Bettlampen, Bettheizöfen, Bettkochöfen, Bettbadeöfen, Bettbadewannen, Bettduschen, Bettklosetts, Bettbidets, Bettsitzbäder, Bettfußbäder, Bettkopfbäder, Bettaugenbäder, Bettnasenbäder, Bettohrenbäder, Bettmundbäder, Bettgurgelbäder, Bettinhalierapparate, Bettmassageapparate, Bettelektrisierapparate, Bettvibrationsapparate, Bettheilapparate, Bettgymnastikapparate, Bettsportapparate, Bettspielapparate, Bettlesepulte, Bettschreibpulte, Bettzeichenpulte, Bettnähmaschinen, Bettschreibmaschinen, Bettrechenmaschinen, Bettbuchhaltungsmaschinen, Bettkassenapparate, Bettkontrollapparate, Bettsignalapparate, Bettalarmapparate, Bettfeuermeldeapparate, Bettdiebstahlmeldeapparate, Bettfernsprechapparate, Bettrohrpostapparate, Bettuhrenanlagen, Bettlichtanlagen, Bettheizungsanlagen, Bettventilationsanlagen, Bettkühlanlagen, Bettbefeuchtungsanlagen, Bettentstaubungsanlagen, Bettentkeimungsanlagen, Bettsterilisierungsanlagen, Bettdesinfektionsanlagen, Bettwaschanlagen, Bettbadeanlagen, Bettduschanlagen, Bettklosettanlagen, Bettbidetanlagen, Bettsitzbäderanlagen, Bettfußbäderanlagen, Bettkopfbäderanlagen, Bettaugenbäderanlagen, Bettnasenbäderanlagen, Bettohrenbäderanlagen, Bettmundbäderanlagen, Bettgurgelbäderanlagen, Bettinhalierapparateanlagen, Bettmassageapparateanlagen, Bettelektrisierapparateanlagen, Bettvibrationsapparateanlagen, Bettheilapparateanlagen, Bettgymnastikapparateanlagen, Bettsportapparateanlagen, Bettspielapparateanlagen, Bettlesepultanlagen, Bettschreibpultanlagen, Bettzeichenpultanlagen, Bettnähmaschinenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagen, Bettkassenapparateanlagen, Bettkontrollapparateanlagen, Bettsignalapparateanlagen, Bettalarmapparateanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagen, Bettfernsprechapparateanlagen, Bettrohrpostapparateanlagen, Bettuhrenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfeuermeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdiebstahlmeldeapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfernsprechapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrohrpostapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettuhrenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlichtanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheizungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettventilationsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkühlanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbefeuchtungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentstaubungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettentkeimungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsterilisierungsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettdesinfektionsanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettwaschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbadeanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettduschanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettklosettanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbidetanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsitzbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettfußbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkopfbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettaugenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnasenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettohrenbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmundbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgurgelbäderanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettinhalierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettmassageapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettelektrisierapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettvibrationsapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettheilapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettgymnastikapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsportapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettspielapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettlesepultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettzeichenpultanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettnähmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettschreibmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettrechenmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettbuchhaltungsmaschinenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkassenapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettkontrollapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettsignalapparateanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagenanlagen, Bettalarmapparateanlagenanlag

XIII. Jahrgang Nummer 7

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Herausgeber: Dr. F. Naumann

Sonntag, den 17. Februar 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen: Wilhelm und Isot Isotnam. — Die Ingolstadtrede Bassermanns. — Der Reichstag. — Deutsche Kolonialwirtschaftspolitik. — Der Kampf um die Reichsfinanzreform. — Die Wahlen in Württemberg. — Bayern. — Aus dem Abgeordnetenhaus. — **Dr. Jastrow:** Die Belastung des Grundeigentums für Staat und Gemeinde. — **Dr. Rudolf Kayser:** Die Entwicklung des Kapitalismus. — **Adolf Weber:** Die Kapitalbildung. — **Stresemann:** Kunst-Auktionen. — **Wissenschaft:** Neue Bücher über Kant. — **Dr. Max Apt:** Philosophie und Leben bei Kant. — **Karl Bleibtreu:** Personen- und Sachregister zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. — **Kunst:** Ausgewählte Bücher.

Politische Notizen

Wilhelm und Isot Isotnam. Prinzessin Isotnam ist durch ihre Verheiratung mit dem Prinzen Wilhelm von Schweden eine populäre Persönlichkeit geworden. Dieser Popularität ist sie seit ihrer 1905 Eintrittsreise, die unsere Zeitschrift zuerst gebucht hat, treu geblieben. Sie hat sich in Deutschland, wo sie sich jetzt zu einem längeren Besuche mit ihrem Gemahl aufhält, in Berlin, Potsdam, Hannover, Braunschweig, Hildesheim und Goslar, überall mit Beifall und Begeisterung begrüßen lassen. Sie ist eine Schwedin durch und durch, eine Tochter des Landes, das sich in Deutschland am meisten Freunde erworben hat, und sie ist eine Deutsche durch ihre Mutter, die Prinzessin Thyra von Dänemark, die Schwester der Kaiserin Alexandra von Rußland, der Gemahlin Nikolaus II. Wenn sie in Deutschland so sympathisch wirkt, so ist das nicht nur ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Anmut zuzuschreiben, sondern auch ihrer Herkunft, ihrer Abstammung. Sie ist

Gesinnungslosigkeit kann mehr maskiert werden. Jedenfalls sollte sich Herr v. Vollmar davor hüten, eine Lebensarbeit nach dem Vorbild des Erjesuiten aus der hessischen Residenz zu hinterlassen.

Der sozialdemokratische Parteivorstand veröffentlichte im „Vorwärts" zwei Kundgebungen. In der ersten verwahrt er sich dagegen, an der skandalösen Stichwahlpolitik der süddeutschen Sozialdemokratie mitschuldig zu sein. Das klingt sehr merkwürdig, da doch der Parteivorstand von den Absichten der süddeutschen Genossen genau gewußt hat; die Disziplin im sozialdemokratischen Lager gilt ja als eisenfest, warum hat dann der Parteivorstand nichts getan, um die Süddeutschen von jener niederträchtigen Politik, die auch gegen den radikalsten Liberalismus beliebt wurde, zurückzuhalten? Die Erklärung des sozialdemokratischen Parteivorstandes erscheint erst recht inhaltslos, wenn man überlegt, daß die Sozialdemokratie durch den Kuhhandel mit dem Zentrum 12 Stichwahlsiege errang. Die Sozialdemokratie sollte doch wenigstens den Mut haben, zu ihren Taten zu stehen. Allerdings verträge sich dieses Eingeständnis wenig mit dem Ruf von der „einen reaktionären Masse". Die zweite Kundgebung des Parteivorstandes ist ein Leitartikel im „Vorwärts", der die Gründe der sozialdemokratischen Niederlage zusammenzufassen sucht, auf dem sozialdemokratischen Schuldkonto aber nur den „schlechten Ton" zu entdecken weiß. Als ob der schlechte Ton nicht das notwendige Produkt der inneren Haltlosigkeit wäre, in welche die Sozialdemokratie nach dem inneren Zusammenbruch ihrer Theorie und Taktik geraten ist! Die Verbesserung des Tons allein kann die sozialdemokratische Partei nicht vorwärts bringen.

Zirkus Busch. Die große Versammlung des Bundes der Landwirte am 11. Februar verlief sehr ruhig, ja sehr matt. Da die Regierung seine meisten Wünsche erfüllt hat, hat der Bund keinen wilden Ton mehr in der Kehle. Es ging her wie bei dem Zusammensein einer großen Anzahl von Leuten, die eben gut zu Mittag gegessen haben. Herr v. Oldenburg-Januschau freute sich, daß das teure Schwein die Sozialdemokratie totgeschlagen hat. Herr v. Wangenheim versuchte den Reichskanzler als engen Freund Podbielskis zu verulken, Diedrich Hahn widmete dem Flottenverein einige Bosheiten und Dr. Oertel warnte die Regierung vor handelspolitischer Annäherung an die Vereinigten Staaten. Aber das war nur ein ganz schwaches Echo der alten Sturmlieder. Sehr wichtig ist dagegen, daß Dr. Oertel — der übrigens die Erklärung für nötig fand, er hasse nichts mehr als die Pose! — ausdrücklich feststellte, der Bund habe jetzt keine Veranlassung mehr, „von seinen Ellenbogen freien Gebrauch zu machen"; er ordne sich „der allgemeinen Phalanx" ein. Das heißt: der Bund der Landwirte bietet sich der Regierung an und beschränkt sich im übrigen darauf, der Reaktion geschulte Truppen zur Verfügung zu stellen. In welchem Umfang ihm das gelingt, beweist das Ergebnis der Wahlen. Und wenn jetzt im Zirkus Busch gesagt wurde, daß der Bund allein im Königreich Württemberg 938 Ortsgruppen hat, so mag aus alledem der Liberalismus endlich einmal das Notwendigste für seine Organisation lernen.

Der preußische Landwirtschaftsminister über die Agrarzölle. Herr v. Arnim-Criewen gilt als vorzüglicher Landwirt. Ohne Zweifel steht er an Kenntnissen weit über den Gelehrten des Bundes der Landwirte. Kein Wunder, daß er die Wirkungen der Agrarzölle mit anderen Blicken betrachten muß, als die üblichen Wald- und Wiesenagitatoren der Agrarier. So finden sich wieder in der letzten Rede des Landwirtschaftsministers (preußisches Abgeordnetenhaus) mancherlei Bestätigungen der Einwände, die von liberaler Seite schon immer gegen die Erhöhung der Agrarzölle erhoben wurden. Herr v. Arnim sagte:

„Ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, daß die Chancen, die die Zollgesetzgebung bietet, doch etwas überschätzt werden. Meiner Ueberzeugung nach bilden die Erhöhung der Arbeitslöhne und die durch das Steigen sämtlicher Preise bedingte Erhöhung der Produktionskosten ein schwerwiegendes Gegengewicht gegen die Vorteile, welche die etwas höheren Preise der Landwirtschaft bieten, ganz besonders, wenn man berücksichtigt, daß die hohen Viehpreise nur vorübergehend sein können. Zieht man dies alles in Rücksicht, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die hohen Güterpreise, die wir gegenwärtig haben, in der gesteigerten Rentabilität eine genügende Stütze nicht finden. Ich halte sie viel mehr für ein höchst bedenkliches Moment, dessen Ursache weniger in der gesteigerten Rentabilität, wie in der erhöhten Nachfrage nach Grund und Boden liegt, hervorgerufen durch die vermehrten Ankäufe der verschiedenen staatlichen und privaten Ansiedelungsbanken, die Domänenkäufe und Käufe von vielen in der Industrie reich gewordenen Leuten. Das sind Momente, die leider auch den Berufslandwirt oft verführen, ja geradezu zwingen, Preise anzulegen, die sich nicht verzinsen können. Diese allgemeine Preissteigerung ist aber auch deshalb so bedenklich, weil sie nicht nur beim Verkauf, sondern — und das ist das Allerbedenklichste, auch bei der Vererbung in die Erscheinung tritt und bei jedem Erbgang Anlaß gibt zu einer vermehrten und beschleunigten Verschuldung. Die zunehmende Verschuldung ist meiner Ansicht nach einer der Hauptkrebsschäden, unter denen die Landwirtschaft heute leidet. Sie ist die einzige Ursache dafür, daß die Landwirtschaft sich besonders so wenig widerstandsfähig gegen die ungünstigen Konjunkturen gezeigt hat. Zweifellos bringt die Zollgesetzgebung den jetzt lebenden Landwirten nicht unerhebliche Vorteile. Sicher ist, daß diese Vorteile in gewisser Zeit meist schon in einer Generation in Gestalt von höheren Schulden eskomptiert sein werden, so daß dann die Landwirtschaft sich wieder auf demselben Standpunkt befinden wird, auf dem sie heute steht. Die Zollgesetzgebung hätte dann also gar nichts genützt; sie hätte vielmehr geschadet. Denn fände je eine Verminderung oder Aufhebung der Zölle statt — und wer wollte die Möglichkeit dafür leugnen? — dann, meine Herren, werden Katastrophen der allerschlimmsten Art eintreten. Unsere Zollgesetzgebung ist nur dann zu rechtfertigen, wenn wir auch Maßregeln ergreifen, um die nicht gewollten ungünstigen Begleiterscheinungen zu bekämpfen."

An einer späteren Stelle teilte der Landwirtschaftsminister mit, daß die steigenden Bodenpreise der Vermehrung der ländlichen Kleinbetriebe hindernd im Wege ständen:

„Allerdings, meine Herren, wird die innere Kolonisierung infolge der steigenden Preise des Grundbesitzes von Jahr zu Jahr schwieriger werden. Das geht schon aus der Tatsache hervor, daß die privaten Ansiedlungsbanken — ich nenne nur die Landbank — ihre Tätigkeit auf diesem Gebiete immer mehr und mehr einschränken."

Mit alledem gibt Herr v. Arnim zu, daß von den Zollerhöhungen nur die augenblicklichen Grundeigentümer Vorteil haben, deren Rente in der Zeit der ersten Wirkung der neuen Zölle gesteigert wurde. Da aber die Rentensteigerung sich sofort wieder im erhöhten Bodenpreis niederschlägt, so stehen alle diejenigen, welche die teueren Grundstücke kaufen oder pachten, nicht besser da, als die Landwirte vor der Zollerhöhung. Ja, die Lage ist für sie noch schwieriger, wenn — beispielsweise in einer Industriekrise — die höheren Zölle nicht aufrecht erhalten werden können. Das ist eine einfache Wahrheit, die jedem vorurteilsfreien und volkswirtschaftlich gebildeten Beurteiler lange klar war, bevor der Landwirtschaftsminister auf die gefährlichen Begleiterscheinungen der neuen Handelsverträge aufmerksam gemacht hat. Trotzdem hat man uns in blindem Haß „Feinde der Landwirtschaft" genannt. Einer Politik zur Entschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes hat der Liberalismus immer freundlich gegenüberstanden. Auch dies geht aus der Rede v. Arnims hervor, daß es durch die neuen Zölle mehr Schulden zu tilgen gibt, als bei Fortführung des Caprivischen Handelssystems notwendig gewesen wäre. Und daß die neue Zollpolitik ein Faustschlag gegen den gesunden Gedanken der inneren Kolonisation darstellt, auch dies ist eine alte liberale Weisheit. Wir werden uns die Rede des Landwirtschaftsministers vom 8. Januar genau merken. Herr v. Arnim mußte sich natürlich unter den Agrariern des Abgeordnetenhaus trotz alledem theoretisch als Zollfreund bekennen. Und die Konservativen als kluge Leute tun damit sehr zufrieden. Ob diese Zufriedenheit aber wirklich ganz echt ist? Sie wird etwas zu auffällig bekundet.

Der neue Reichstag ist nach den Stichwahlen vom 5. Februar folgendermaßen zusammengesetzt:

Sozialdemokraten	43	(bisher 79),
Freisinnige Vereinigung	13	(„ 10),
Freisinnige Volkspartei	28	(„ 20),
Süddeutsche Volkspartei	7	(„ 6),
Wildliberale	3	(„ —),

Nationalliberale	56	(„	51),
Konservative	60	(„	52),
Reichspartei	21	(„	22),
Deutsche Reformpartei	27	(„	6),
Wirtschaftliche Vereinigung		(„	15),
Zentrum	108	(„	104),
Polen	20	(„	16),
Elsässer	7	(„	9),
Welfen	1	(„	2),
Dänen	1	(„	1),
Wilde	2	(„	4).

Sobald über die Zusammensetzung der linksliberalen Fraktionen endgültige Klarheit geschaffen ist, wird die „Hilfe" ausführliche Daten über die freisinnige Vereinigung und ihre Hospitanten geben. Die Stichwahlen haben uns leider, infolge der veränderten Taktik des Zentrums, den Verlust der Mandate von Marburg und Straßburg gebracht. Ganz besonders werden wir die parlamentarische Arbeit unseres bewährten Freundes von Gerlach vermissen. Erfreulich aber sind die Siege von Graf Bothmer in Hagenow, Delbrück in Usedom, Dohrn in Stettin, Heckscher in Lauenburg, Naumann in Heilbronn, Struve in Plön-Oldenburg. Von diesen eroberten Wahlkreisen gehörten bisher 4 der Reaktion und 2 der Sozialdemokratie. Wiedergewählt wurden am 5. Februar: Dove, Gothein, Hoffmeister, Mommsen, Pachnicke, Potthoff. Allen Mitgliedern unserer neugewählten Fraktion unsern herzlichen Glückwunsch!

Naumanns Wahl in Heilbronn. Die Stichwahl erfolgte mit folgenden Ziffern:

	Hauptwahl	Stichwahl
Wolff (Bauernb.)	11 529	14 178
Naumann (Ver. Lib.)	**9 709**	**15 695**
Feuerstein (Sozdem.)	9 467	—

Die sozialdemokratische Parteileitung in Stuttgart hatte Parole für Naumann ausgegeben, und diese Parole wurde in Heilbronn und Umgegend gut befolgt. Auf den Landorten aber gab es einen agrarischen Wahlschwindel, der zahlreiche Sozialdemokraten in Verwirrung brachte. Die Agrarier verbreiteten Flugblätter, die „von alten aktiven Sozialdemokraten" herstammen sollten und für Wolff eintraten. Natürlich war das alles Lüge, aber es hat doch einigen Erfolg gehabt. Ist es aber nicht charakteristisch, den Bund der Landwirte gefälschte sozialdemokratische Flugblätter verteilen zu sehen? Wenn das nicht „Liebäugeln mit der Sozialdemokratie" ist! In Zukunft werden die Bündler uns nicht wieder unsere Stellung zur Sozialdemokratie zum Vorwurf machen dürfen, denn sie sitzen ja selber im Glashause. Die Hauptsache aber ist, daß der Enderfolg gut war, und daß Naumann in den Reichstag einzieht.

Der neue Liberalismus

Die größte Frage der politischen Welt ist die Niederlage der deutschen Sozialdemokratie. Der Eindruck dieser Niederlage geht weit über Deutschland hinaus. Wenn die Kerntruppe des internationalen Marxismus etwas derartiges erleben kann, dann ist nirgends in allen Ländern die Sozialdemokratie vor großen Rückschlägen sicher. Die Entzauberung beginnt. Jetzt werden die englischen Gewerkschaftler sagen: seht, wie schwach begründet die Arbeiterpartei ohne Liberale ist! Jetzt wird Jaurès von Frankreich aus sagen: habe ich es nicht schon in Brüssel ausgesprochen, daß die deutsche Sozialdemokratie keine wirkliche Macht besitzt? Das Postament, auf dem der Marmorkopf von Karl Marx steht, hat einen Riß bekommen, denn die Tatsache steht fest, daß trotz steigender Industrialisierung Deutschlands die proletarische Bewegung keine neue Kraft gewonnen hat. Die materialistische Geschichtsauffassung selbst wird erschüttert, wenn es möglich ist, daß der „notwendige Siegeslauf des Proletariates" auf so unerwartete Weise unterbrochen wird. Vorläufig ist die Sozialdemokratie damit beschäftigt, die Ursachen der Niederlage aufzusuchen, eine Arbeit, die sehr heilsam ist, und wobei man sie möglichst wenig stören sollte, selbst nicht durch eine Ansprache, wie sie der Kaiser vom Schloßfenster aus an das versammelte Straßenvolk von Berlin gehalten hat. Es kommt zunächst nicht darauf an, was wir anderen für die Hauptursache der sozialdemokratischen Niederlage halten, sondern was die Nächstbeteiligten in Zukunft dafür halten werden, denn danach entscheidet es sich, ob wir von jetzt an eine deutsche Reformpartei oder eine den politischen Fortschritt störende doktrinäre Revolutionspartei links von uns haben werden. Mit der ersteren würde der deutsche Liberalismus zusammen arbeiten können und müssen, gegenüber der letzteren würde er einen Kampf zu führen haben, der alle reformfreundlichen Elemente der Arbeiterschaft dorthin zu sammeln sucht, wo der Fortschritt „innerhalb der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung" vertreten wird.

Der politische Zustand, wie er durch die Reichstagswahlen geschaffen wurde, ist seiner Natur nach kein endgültiger. Die Sozialdemokratie hat 3½ Millionen Stimmen und nur 43 Abgeordnete. Das ist ein Spannungsverhältnis, wie wenn ein Eisenbahnzug mit massenhafter Fracht überladen ist. Das Problem heißt: entweder wird die Wagenzahl vermehrt, oder ein Teil der Fracht muß vom nächstfolgenden Zuge übernommen werden. Falls die Sozialdemokratie sich auf den öden Radikalismus des Dresdner Parteitages weiterhin festlegt, hat sie keinerlei Aussicht, ihre Wagenzahl wieder zu vermehren. In diesem Falle muß der Liberalismus bereit sein, einen Teil der Massenladung zu übernehmen. Das heißt mit anderen Worten: er muß so ehrlich sozial und liberal sein, daß er für den maßvolleren Teil der bisherigen Sozialdemokraten aufnahmefähig wird. Das ist es, was wir schon früher als den neuen Liberalismus bezeichnet haben.

Es scheint, als ob jetzt für diese Auffassung des Liberalismus mehr Boden ist als je zuvor. Aus dem Munde von solchen Freisinnigen, die im schärfsten Gegensatz zur Sozialdemokratie als Partei stehen, kann man in diesen Tagen hören: gerade jetzt müssen wir den sozialpolitischen Fortschritt darstellen! Das ist sehr erfreulich. Der Liberalismus hat das Gefühl, daß er jetzt den Arbeitern etwas bieten muß, damit er sich der Sozialdemokratie gegenüber auch in Zukunft halten kann. Dieses Gefühl wird den Zusammenschluß der Linksliberalen erleichtern, und wenn wirklich in diesem Sinne gearbeitet wird, werden wir Jugend und Aussichten haben. Ob dabei die sozialdemokratischen Blätter über uns schimpfen oder nicht, ist gleichgültig. Wer in dieser Woche die sozialdemokratische Presse liest, muß denken, daß es in ganz Europa nichts verrotteteres und verlotterteres gibt als den Freisinn. Das aber hat im Grunde wenig zu sagen. Es bedeutet nur, daß die Sozialdemokratie sich vor dem neuen Liberalismus zu fürchten beginnt.

Auch der Liberalismus hat keineswegs nur gute Erfahrungen gemacht im Wahlkampfe. Im ganzen Osten ist die konservative Macht stärker als zuvor. Es gibt vereinzelte Freunde von uns, die unter dem ersten Eindruck der Ziffern den weiteren Kampf in weiten östlichen Gebieten einstellen mochten. Sie werden sich bald besinnen wie falsch das sein würde. Aber soviel ist sicher: ohne Gewinnung von Landarbeitern ist beispielsweise Hinterpommern aussichtslos. Auch hier stößt der Liberalismus an die Arbeiterfrage und es heißt nicht nur im Umkreis der Großstädte, sondern auch in den Agrarprovinzen: werdet sozial!

Naumann.

Die Bedeutung des Bauernstandes für Staat und Gesellschaft

Die seinerzeit aus einem Wettbewerb der Zeitschrift „Das Land" hervorgegangene Preisschrift des bekannten Sozialanthropologen Dr. Otto Ammon über den im Titel genannten Gegenstand ist soeben in zweiter, vom Verfasser durchgesehener Auflage erschienen. Der Standpunkt des Verfassers ist dem Sachkenner bekannt. Man kann ihn vielleicht am kürzesten ausdrücken, wenn man sagt: der Bauernstand stellt innerhalb des sozialen Körpers die Keimzellen dar, welche erstens — als einzige hierzu

fähige Zellen — sich selbst (das Bauerntum) knospend fortpflanzen, und zweitens gleichzeitig aus sich heraus die übrigen Körperzellen (die Stadtbevölkerung) jeweils neu erzeugen, während letztere ihrerseits keine eigene Fortpflanzungsfähigkeit haben, sondern jeweils wieder absterben. Ist dieser Standpunkt richtig, so ergibt sich die zwingende Konsequenz, daß — ganz unabhängig von der wirtschaftlichen Bedeutung der Landwirtschaft als Erzeugerin von Getreide, Vieh usw. — unter allen Umständen (also auch auf Kosten der Höhe und Billigkeit der Lebenshaltung, des Wohlbefindens und Komforts der städtischen Bevölkerung und des Fortschrittes der Kultur) jedem Lande der Bauernstand erhalten werden muß, weil er der „Urquell und Jungbrunnen der Menschheit" ist und seine konstitutive Schädigung die Existenz des ganzen Volkes untergräbt. — Das darin liegende bevölkerungspolitische Problem ist zweifellos so wichtig, daß man sich seiner vorurteilslosen Erörterung nicht entziehen darf. Prüfen wir also, ob die Grundlage der Ammonschen Auffassung stichhaltig erscheint.

Warum ist der Mensch nur als Bauer, nicht mehr als Städter „Keimzelle" des sozialen Körpers? Wenn der Bauer in die Städte wandert, so geht dort nach Ammon mit den Einwanderern ein „Siebungsprozeß" vor sich. Zunächst erfolgt eine Veränderung des seelischen Wesens". „Der Vorrat an Vorstellungen und Gedanken wird reicher, das Denken selbst geht rascher vor sich, die Entschließungen werden sicherer", und zwar erfolgt diese Entwicklung teils durch das reichere Milieu, teils durch eine Verbesserung der Ernährung. Ammon behauptet, der städtische Fabrikarbeiter genieße eine physiologisch „bessere und reichlichere Ernährung als ein mittlerer Bauer". (Das ist zunächst eine Behauptung, die wir trotz der von Ammon angeführten Ziffern noch mit einem erheblichen Fragezeichen versehen und die sicher noch näherer Nachprüfung bedarf). Diese bessere Ernährung nun „wirkt auf den Menschen wie eine stärkere Heizung auf die Dampfmaschine . . . . . Die Bewegung der Maschine wird schneller, und die Arbeitsleistung wird größer . . . . . das städtische Leben wirkt wie leichter Alkohol". Die Konsequenzen sind nach dem Charakter der Zuzügler verschieden: die guten Elemente kommen in die Höhe, die schlechten sinken zu Boden und bilden die Hefe des Volkes, das großstädtische Lumpenproletariat. Mit letzterem „räumt die Gerichtspflege auf", die ersteren steigen allmählich in die Höhe, sie verschwinden aber sehr bald ebenfalls — durch Aussterben: die Familien, die bis zu einem städtischen Großvater hinaufreichen, machen kaum 1 Prozent der ganzen Bevölkerung aus. (??)

Ammon betrachtet also die Abwanderung bäuerlicher Elemente in die Städte ungefähr ebenso wie Woltmann — auf etwas verschobenen Gebieten — die Wanderung der alten germanischen Volkselemente in die romanischen Länder, nach Italien, Frankreich, Spanien: sie kamen dort in der neuen und anregenderen Umgebung und unter den plötzlich günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen, in die sie sich versetzt sahen, zu schneller, höherer Blüte — das ist die Renaissance-Kultur, die Woltmann ganz auf germanisches Blut zurückführt —, gingen dann aber eben infolge der zu günstigen Verhältnisse und der übertriebenen Kulturzüchtung zugrunde. Hiergegen ist nun zunächst einzuwenden, daß diese Erscheinungen sich im Laufe der Zeit ganz zweifellos schon sehr erheblich abgeschwächt haben. Im Mittelalter waren die Städte tatsächlich das „Grab der Völker" und erhielten sich so gut wie ausschließlich durch den Zuzug vom platten Lande; heute erzeugen sie ihre Bevölkerung doch schon zu erheblichem Teil aus sich selbst, und die Wahrscheinlichkeit spricht eigentlich wohl dafür, daß diese Entwicklung zum Bessern sich fortsetzt. Ob diese in der Stadt erzeugte Bevölkerung eine körperlich geringerwertige als die ländliche ist, ist eine andere, zweite Frage.

Immerhin könnte man somit noch die Ausführungen des Verfassers für diskutabel erachten. Nun aber folgert er: „Wenn einer städtischen Arbeiterfamilie durch zwei Geschlechter hindurch Gelegenheit zur Erwerbung einer höheren Stellung geboten war (wo ist denn aber dies der Fall?!), und sie keine solche zu erreichen gewußt hat, dann ist dies in der Regel als ein Beweis anzusehen, daß ihr diejenige Anlage fehlt, die allein zu einer bevorzugten Rolle befähigt", und mit kühnem Salto mortale kommt er zu dem Schluß: „Der Arbeiterstand (der ganze Arbeiterstand also, nicht nur das Lumpenproletariat!!) ist zusammengesetzt aus dem durch das Sieb gefallenen, minderwertigen Hinterkorn, wie sich Georg Hansen bezeichnend ausgedrückt hat."

Für diese — man möchte sagen „unerhörte" — Behauptung vermissen wir nun aber doch jeden Schatten einer wirklich triftigen Beweisführung bei Ammon. Er geht auch in der vorliegenden Broschüre im wesentlichen wieder aus von seiner berühmten „Begabungszwiebel", die er in seinem Hauptwerk „Die natürliche Gesellschaftsordnung" sogar zeichnerisch wiedergegeben hat, d. h. von der in ihrer rührenden Einfachheit allerdings keinen Zweifel gestattenden Tatsache, daß die höchste Begabung nur in einer verschwindenden Anzahl von Exemplaren, große Begabung in relativ wenigen vorhanden ist, daß die Masse eine Durchschnittsbegabung hat, eine verhältnismäßig geringe Anzahl minderbegabt und eine relativ nur ganz kleine Anzahl direkt schwachsinnig ist." Daß die wenigen Höherbegabten über die Menge des Mittelguts und der Schwachbegabten herrschten bezw. den größten Einfluß auf die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten ausübten", sei aber „eine Notwendigkeit für die Massen selbst, die auf solche Weise von der besseren Einsicht, Erfindungsgabe und Willenskraft jener Nutzen zögen." Auch das ist eine Tatsache von überwältigender Zweifelsfreiheit. Wenn aber Ammon nun daraus folgert, es sei „durchaus keine Ursache vorhanden . . . . . in das Geschrei über Unterdrückung der Massen durch einzelne einzustimmen", so macht er mit verblüffender Taschenspielergeschicklichkeit dabei die falsche Unterstellung, daß seine Begabungszwiebel sich mit einer entsprechenden „Herrschaftszwiebel" decke, d. h. daß es wirklich die Höherbegabten sind, die über die Schwachbegabten herrschen und die Durchschnittsphilister und Schwachsinnigen, die beherrscht werden. Es gehört nun m. E. eigentlich doch nicht gerade ein übermäßiger Scharfsinn dazu, um sich darüber klar zu werden, daß dies nicht entfernt der Fall ist. Und was von der politisch linken Seite verlangt wird, ist ja doch nichts anderes als das, was Ammon als zweckmäßig und notwendig erklärt, daß wirklich „die wenigen Höherbegabten . . . . . den größten Einfluß auf die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten ausüben."

Zur Sicherung dieses Zustandes bedarf es aber vor allem einmal einer Aenderung der bestehenden Institutionen dahin, daß es wirklich allen Höherbegabten ohne Rücksicht ihrer Abstammung möglich ist, aus der Spitze der „Begabungszwiebel" auch in die Spitze der „Herrschaftszwiebel" zu gelangen. Und wenn Dr. Ammon etwa der Ansicht ist, daß unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen dies ermöglichten, dann kann ich nicht umhin, die Meinung zu äußern, daß Herr Ammon wohl ein besserer Kenner der Sozialanthropologie als der Volkswirtschaft und praktischen Politik ist.

Ammon tröstet nun die untersten Schichten der Zwiebel mit dem „Sprichwort: „Ein jeder Stand hat seine Plage, ein jeder Stand hat seine Lust." Denn, wie schon erwähnt, „die geistig Hochstehenden müssen ihren scheinbaren Vorzug auf dieser Erde teuer bezahlen: mit dem Aussterben ihrer Familien nach einer größeren oder kleineren Anzahl von Geschlechtserfolgen." Als Ursachen hierfür erklärt er folgende:

1. die einseitige hohe Ausbildung der geistigen Fähigkeiten des Gehirns geschieht auf Kosten der körperlichen Gesundheit und zehrt an der physischen Lebenskraft;
2. die Zahl der Kinder, welche in einer höheren sozialen Stellung auferzogen werden können, ist eine beschränkte."

Das erste Argument beweist er durch den Hinweis auf die Erfahrungen des Tierzüchters, daß man beispielsweise eine Rinderrasse nur in einer Hinsicht, etwa bezüglich der Fleischbildung, der Milcherzeugung oder der Zugleistung hochzüchten könne, niemals aber in allen drei Richtungen zugleich. Das hat auf den ersten Blick etwas für sich, zumal es nach neueren Untersuchungen wohl zugegeben werden muß, daß erfahrungsgemäß die wirklich als genial zu bezeichnenden Menschen in der Regel in ein bis zwei Generationen ausgestorben sind, bezw. nur ganz unbedeutende Nach-

kommen gehabt haben. Indessen scheint mir diese eventuelle Unvereinbarkeit von höchster Hirnleistung und Fortpflanzung doch nur auf die in der äußersten Spitze seiner Zwiebel wohnenden Individuen zutreffend zu sein; andernfalls müßte man ja der Ansicht zuneigen, daß das geistige Niveau der gegenwärtigen führenden Kulturvölker durchaus kein höheres ist als das ihrer Urahnen, und die höheren Kulturleistungen der Gegenwart lediglich aus der größeren Menge der aufgespeicherten und verwendeten Kenntnisse herrühren, mit denen die gegenwärtige Generation arbeitet. Diese Auffassung wird allerdings von manchem ja wohl geteilt. In ähnlicher Weise hat sich erst neuerdings wieder Professor Sombart geäußert, der sogar die Ansicht aussprach, daß die Produktion hoher geistiger Leistungen bei den technisch und wirtschaftlich sich hoch entwickelnden Völkern abnähme und zum Beweis auf die hervorragenden literarischen Leistungen der Slaven und Skandinavier im Gegensatz zu der Sterilität der Amerikaner auf diesem Gebiete hinweist. Dennoch scheint mir auch diese Auffassung sehr bezweifelbar. Der von Sombart erwähnte Gegensatz besteht unzweifelhaft. Aber einmal kann er zurückzuführen sein auf Rassenanlagen, andererseits — und das dürfte noch wichtiger sein — liegt wohl die Sache so, daß in Völkern, welche wie die Amerikaner aus ihrer notwendigen Entwicklung heraus sich vor wichtige Aufgaben der Technik, Nationalökonomik usw. gestellt sehen, die hochragenden Geister sich eben diesen Problemen zuwenden, während sie in Ländern, wo die technisch-wirtschaftliche Entwicklung gering ist, und gerade die hochfliegenden und reformierenden Geister vom öffentlichen Leben zurückgehalten werden, deren Tätigkeit auf das Gebiet der Kunst und Philosophie usw. abgelenkt wird. Es ist wohl kein Zufall, daß Kunst, Philosophie und Wissenschaft in der Regel besonders dort blühen, wo Technik und Politik darniederliegen.

Ausschlaggebend scheint mir das unter Nr. 2 aufgeführte wirtschaftliche Moment zu sein. Diese Ansicht teilt auch Ammon selbst: er nennt die eventuelle Herabminderung der natürlichen Fruchtbarkeit infolge einseitiger, geistiger Ausbildung eine „Ursache von untergeordneter Bedeutung" und fährt fort:

„Die Hauptursache liegt in den sozialen Bedingungen, in welchen solche Persönlichkeiten leben. Wer sich durch geistige Arbeit eine Stellung im Leben erringen will, der hat einen schweren Kampf zu bestehen und gelangt erst in reiferen Jahren zum Heiraten, wenn es ihm überhaupt möglich wird, eine Familie zu gründen. Das Einkommen solcher Familien ist in den meisten Fällen so bemessen, daß sie keine größere Kinderzahl standesgemäß erziehen können."

Hier stimme ich in vollem Umfange mit Ammon überein und verstehe nur nicht, wie man ohne dolus übersehen kann, daß alle die — sowohl demokratischen wie sozialreformerischen — Bestrebungen, die er bekämpft, ja doch gerade darauf abzielen, diese verhängnisvollen Faktoren aufzuheben oder mindestens ihre Wirkung erheblich abzuschwächen.

Dasselbe gilt für die allgemeinen gesundheitlichen Schädigungen, welche das städtische Leben mit sich bringt. Ammon führt zutreffend aus, daß die, die Lebensweise der höher entwickelten Schichten gefährdenden, Verhältnisse ihre volle Wirkungskraft erst entfaltet hätten mit der Kristallisierung der Kultur in städtischen Zentren: „Mangel an Bewegung, sitzende Lebensweise, schlechtes Trinkwasser, verdorbene Luft (und mangelndes Licht möchte ich hinzufügen), enge Straßen eröffneten ihr Zerstörungswerk"; dazu kämen die schweren Schädigungen, welche speziell mit dem akademischen Studium verbunden sind, endlich die „verhängnisvollen Folgen des Uebergangs zur Fabrikindustrie." Kurz, es ist gewiß nicht ganz unrichtig, wenn er sagt: „Mit der Gründung der Städte beginnt die höhere geistige Entwicklung, aber auch die Leidensgeschichte der Menschen." Ein seltenes Vorurteil ist nun bloß auch hier wieder, daß Ammon darin unabwendbare immanente Faktoren des Stadtlebens erblickt. Zunächst gelten sie zweifellos nur für eine bestimmte Anzahl städtischer Berufe und auch auf diese in sehr verschiedenem Maße. Was beispielsweise die Arbeitsweise des Bauern gesundheitlich voraus haben sollte, vor der etwa eines Arbeiters in einer Kesselschmiede oder einem Walzwerk, eines Maurers oder Rollkutschers, eines Hafenarbeiters oder Erdarbeiters ist schwer einzusehen. Die Wohnung aber des Bauern ist meist nicht luftiger, heller und gesunder als die des städtischen Proletariates, und die langen Perioden ziemlich arbeitslosen Stillsitzens oder hausgewerblicher Tätigkeit in den Wintermonaten in meist überheizten und höchst mangelhaft gelüfteten Räumlichkeiten dürften sogar mancher Schädlichkeit des Stadtlebens die Wage halten. Vor allem aber werden auch die meisten der vorhandenen Schädlichkeiten des Stadtlebens sich bei richtiger Erkenntnis und gutem Willen tilgen lassen, ohne daß deshalb die Stadtkultur als solche aufgehoben werden muß.

In wie hervorragendem Maße z. B. die bei uns so vielfach noch verspottete Sportfexerei der Angelsachsen dieser Rasse ein Gegengewicht gegen die Schädigungen der geistigen Berufe und auch der gewerblichen Ueberarbeitung bildet, scheint Ammon aus eigener Anschauung nicht bekannt zu sein. Ebenso leugnet er den außerordentlich hohen, rassenverbessernden Einfluß, den das allmähliche Aufsteigen der großen Masse zu besseren Lebensbedingungen mit sich bringt, obgleich man doch nur die Schilderungen über den biologischen Zustand der arbeitenden Klassen in England zur Zeit von Malthus und Engels mit ihrem heutigen Stand zu vergleichen brauchte, um die erstaunliche Regenerationskraft einer (selbst schon stark herabgekommenen) Bevölkerung dank stetiger Verbesserung der sozialen Verhältnisse zu erkennen. Ammon tut diese Einwände aus dem Handgelenk ab mit dem Bemerken:

„Was auf der einen Seite gewonnen wird, das geht auf der anderen Seite verloren. Je vollkommener die Fabrikräume und die Maschinen werden, desto größer wird die Anspannung der Aufmerksamkeit, die von dem Arbeiter gefordert wird . . . . . mit der Spezialisierung der Maschinen Hand in Hand schreitet die zunehmende Arbeitsteilung fort, so daß die Arbeit selbst immer eintöniger und geisttötender wird."

Abgesehen davon, daß hier nur ein ganz vereinzeltes Moment herausgegriffen wird, ist die Gegenargumentation auch falsch oder höchstens in ganz bescheidenem Maße zutreffend.

Ammons offenbarer Mangel zureichender Kenntnisse auf dem Gebiete, auf dem er, aus seinem eigentlichen Fach herübergreifend, glaubt, uns Nationalökonomen erst die richtige Ansicht verschaffen zu müssen, zeigt sich u. a. auch daran, daß er — wie fast alle die vielen Laien, die heute, mit mehr warmem Herzen und gutem Willen als klarem Verstand und positiven Kenntnissen, sich um Lösung sozialer Fragen bemühen, — den ollen ehrlichen Th. R. Malthus wieder einmal aufwärmt und schlankweg erklärt: „Je leichter den Proletariern die Gründung einer Familie gemacht wird, desto früher werden sie heiraten, desto mehr Kinder werden sie erzeugen, und nachher werden sie wieder ebenso eng zusammengepfercht sein wie vorher." Die sogenannte Arbeiterfrage sei daher „eine unlösbare Frage, denn da unser Geschlecht normalerweise imstande ist, innerhalb 25 Jahren seine Zahl zu verdoppeln, und da jeder freie Raum von Menschen eingenommen wird, muß es immer eine Anzahl geben, die sich an den Grenzen der Existenzmöglichkeit herumschlägt."

Ich hoffe, es ist in diesen Blättern nicht erst notwendig, die profunde bevölkerungspolitische Einsicht, die aus diesen Zeilen spricht, eingehend zu beleuchten. Vielleicht beschäftigt sich Herr Ammon gelegentlich einmal mit dem Rückgang der Volksvermehrung in dem so viel reicheren*) und weit weniger dicht bevölkerten**) Frankreich, oder mit der überstarker Vermehrungskraft des in elendester Lage befindlichen polnischen und russischen Proletariats, oder legt sich einmal die Frage vor, weshalb aus dem Deutschen Reiche, als es noch keine 47 Millionen Einwohner umfaßte, jährlich über 200 000 Menschen auswanderten, während die Zahl der Auswanderer auf fast den zehnten Teil zurückgegangen war.

*) Nach den letzten Mulhallschen Schätzungen (von 1896) wurde das Nationalvermögen Frankreichs auf 194, das Deutschlands auf 151 Mill. M. veranschlagt.

**) In Frankreich entfalten ca. 80, in Deutschland ca. 120 Einwohner auf 1 qkm.

als Deutschlands Bevölkerung nahezu 60 Millionen betrug.

Höchst eigentümlich berührt endlich die Haltung Ammons gegenüber den Bestrebungen, den Bauernstand wirtschaftlich soweit zu heben, daß er auch ohne die der Allgemeinheit schädlichen und gekünstelten Maßnahmen einer agrarischen Wirtschaftspolitik wettbewerbsfähig wird. Ammon erkennt an:

„Ja, es ist wahr, es herrscht ein heißes Bemühen, dem Bauernstand zu helfen . . . . . aber leider, wenn ein Bauer wirklich ein so anschlägiger Kopf ist, daß er die vorgetragenen Lehren alle in sich aufnimmt und verdaut . . . . . dann bleibt er kein Bauer." Es wäre nach Ammon sogar gefährlich, wenn man „jedes ländliche Talent einer höheren Ausbildung zuführen" wollte und ist „ein Grundirrtum, den kleinen und mittleren Bauer dadurch erhalten zu wollen, daß man seine Intelligenz auf eine bedeutend höhere Stufe entwickelt. Das hieße nichts anderes, als daß man den städtischen Siebungsprozeß auf das Land verlegt und den Bauernstand zerstört"; daher muß „die Hilfe in einer patriarchalischen Weise dargeboten werden."

Das bedeutet also: der Bauer soll um Gotteswillen einfältig und beschränkt erhalten werden, wo er es noch ist, und selbst dort, wo die Entwicklung zu einer besseren Ausgestaltung der bäuerlichen Wirtschaftsweise unwiderstehlich drängt

Ammon führt z. B. mit Recht das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen an —, soll man ja nicht den Bauer zur Selbstverwaltung erziehen, sondern „der patriarchalischen Leitung durch einzelne besonders umsichtige Persönlichkeiten", also der väterlichen Vormundschaft des Junkers, Landrats und Pastors überlassen!

Ich möchte als Erwiderung Herrn Ammon nur zwei Fragen vorlegen:

Erstens: wie kommt es denn, daß die kulturelle und wirtschaftliche Lage unserer heutigen Bauern, der doch nach ihm immer noch wie vor Jahrhunderten „Urquelle und Jungbrunnen der Menschheit" ist, hoch über dem Stand etwa des alten germanischen Bauern steht, wenn schon der relativ geringfügigere weitere Fortschritt, den wir für unser Bauerntum wünschen, seine biologische Kraft dermaßen entkräften soll, daß die Zukunft unseres Volkes dabei in Frage gestellt wird?

Und zweitens: wie erklärt es Herr Ammon, daß wir außerhalb der deutschen Reichsgrenzen — beispielsweise in Dänemark, aber auch in anderen Gebieten — einen Bauernstand haben, der sowohl wirtschaftlich wie kulturell auf eine geradezu erstaunliche und beneidenswerte Höhe gestiegen ist und sich dabei doch mindestens das gleiche — ich schätze sogar ein höheres — Durchschnittsniveau an biologischer Kraft und Tüchtigkeit bewahrt hat als der Durchschnitt des deutschen Bauernstandes?

Es wäre falsch, zu glauben, man brauchte Schriften vom Charakter der vorliegenden ihrer sachlichen Mängel wegen überhaupt keine ernste Beachtung zu widmen. Sie verdienen solche vielmehr in doppelter Beziehung: einmal nämlich verdient in der Tat das von ihnen zur Erörterung gestellte anthropologische Problem, inwiefern und unter welchen Umständen die Stadtkultur eine biologische Schwächung der Volkskraft bedeutet, und in welcher Hinsicht hier mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen eingegriffen werden kann und muß, zweifellos die ernsteste Aufmerksamkeit des Wirtschafts- und Sozial-Politikers. Andererseits aber üben die haltlosen, mindestens ganz ungenügend durchgearbeiteten, aber geschickt vorgetragenen und dem Laien höchst plausibel erscheinenden Behauptungen und Schlußfolgerungen, wie sie in den bisherigen Schriften mit solcher Fragestellung von Ammon, Hansen u. a. vorliegen, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Oeffentlichkeit aus und sind geeignet, der Regierung, wie größeren Volkskreisen Sympathie mit den dadurch idealisierten Bestrebungen des Agrariertums einzuflößen. Ist doch das von Ammon scheinbar mit strenger Logik aus unbestreitbaren anthropologischen Kompromissen heraus entwickelte Aktionsprogramm den egoistischen und kurzsichtigen wirtschaftlichen Ambitionen des Hochagrariertums so famos angepaßt, daß man sich stellenweise schwer des Ausdruckes erwehren kann, der „wissenschaftliche Anthropologe" sei in Wirklichkeit ein Angestellter des Bundes der Landwirte. Indessen, ich billige Herrn Dr. Ammon gern guten Glauben zu; denn ich weiß, ein wie gefährliches Gebiet die Volkswirtschaftspolitik selbst für sonst recht gescheite Leute ist, die, anderen Berufen angehörend, auf dem allgemeinen Tummelplatz der Sozialpolitik ohne nähere Spezialkenntnisse dilettieren zu können glauben. Sicherlich ist sich Herr Dr. Ammon gar nicht bewußt, daß vorhandene Stimmungen und Empfindungen agrarisch-reaktionärer Tendenz erst seine Gedankenreihen in die geschilderte Richtung drängten und über die logischen Abgründe des Weges mit der Harmlosigkeit des Nachtwandlers hinübergleiten ließen; er wird sicher der festen Ueberzeugung sein, daß umgekehrt seine politisch-agrarischen Anschauungen erst erwachsen seien aus dem sich ihm zwingend aufdrängenden logischen Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchung. Darum also Vorsicht, und zwar hüben wie drüben!

Wenn, wie Ammon klagt, Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker bisher so wenig Notiz von den Ergebnissen der Anthropologie genommen haben, so ist sicherlich nicht der geringste Grund dafür darin zu suchen, daß die Anthropologen sich nicht mit nüchterner Feststellung anthropologischer Tatsachen begnügen und dem Nationalökonomen deren entsprechende Verwertung für die Lösung volkswirtschaftlicher Fragen überlassen, sondern sich mit Vorliebe das Recht aneignen, selbst auf diesem letzteren ihnen recht fernliegenden Gebiet den Fachmann die richtigen Wege zu weisen, und durch die ihnen dabei widerfahrenden Entgleisungen nicht nur ihre volkswirtschaftlichen, sondern auch ihre anthropologischen Studien in Mißkredit gebracht haben. Eine sachliche Widerlegung ihrer Irrtümer ist aber um so schwieriger, als sie ihre Theorien in der Regel mit einer reichlichen Dosis tendenziöser Stimmung, nationaler Phrase und geistiger Ueberhebung über jeden Andersdenkenden servieren, und dabei oft genug die Grenze überschreiten, innerhalb welcher eine erfolgreiche sachliche Diskussion noch möglich ist. Ich möchte daher Herrn Dr. Ammon und seinen Gesinnungsgenossen empfehlen, bei künftigen Veröffentlichungen auf diesem sicherlich wichtigen und noch keineswegs genügend bearbeiteten Gebiete sich nicht nur streng auf das anthropologische Gebiet zu beschränken und insonderheit von jeder Empfehlung bestimmter volkswirtschaftlicher Forderungen Abstand zu nehmen, sondern auch in seinen Gedanken eine etwas schärfere Selbstkritik auszuüben. Denn wenn eine Schrift, die den Anspruch erhebt, eine wissenschaftliche Studie zu sein, die kühnen Gedankensprünge ihrer Argumentation und den offenbaren Mangel positiver Kenntnisse auch noch mit dem tönenden Pathos des Volksversammlungsredners verbrämt, so läuft der Verfasser Gefahr, entweder nicht ernst genommen zu werden oder aber den Eindruck zu erwecken, daß sein wissenschaftliches Renommee nur als Schrittmacher für die sehr viel weniger idealen Ambitionen bestimmter wirtschaftlicher Interessengruppen herhalten muß.

W. Borgius.

Die ukrainische Bewegung in Russland

Unter verschiedenen nationalen Fragen in Rußland, die durch die Revolution wachgerufen worden sind, ist wohl keine so wenig bekannt, wie die ukrainische. Und doch verdient die ukrainisch-nationale Bewegung die Beachtung Europas, da sie gegenwärtig nicht nur den Hauptfaktor der politischen Umwälzung Rußlands bildet, sondern auch dazu angetan ist, einerseits eine vollständige Umwandlung der nationalen Verhältnisse der Rußland bewohnenden Völker herbeizuführen und andererseits die großangelegten panslawischen oder vielmehr panrussischen Pläne zunichte zu machen.

Die Ukrainer in Rußland sind das mit den österreichischen Ruthenen identische Volk in der Stärke von 34 Millionen Menschen. Das ganze weite Gebiet der Ukraine (offiziell Süd- oder Kleinrußland) bis zum Schwarzen Meere und von den Karpathen bis zum Kaukasus ist vom Ukrainervolke besiedelt, welches seine eigene Geschichte und Kultur, eigene Sprache und Literatur besitzt und sich von den Russen durch geistige und körperliche Eigenschaften wesentlich unterscheidet. Der Grund, warum das ukrainische Volk in Westeuropa so wenig bekannt ist, ist darauf zurück-

zuführen, daß seine Geschichte zum großen Teile mit der der Russen und Polen zusammenfällt, hauptsächlich aber darauf, daß das Zarentum den Ukrainern zu Russifizierungszwecken den falschen, diesem Volke verhaßten Namen Kleinrussen aufgezwungen hat, so daß infolgedessen die besonderen Lebensoffenbarungen des ukrainischen Volkes mit denen des Russenvolkes auch noch jetzt in Westeuropa zusammengeworfen werden. Eine weitere Ursache, weshalb die Ukrainer lange Zeit und sogar noch bis vor kurzem als nicht vorhanden betrachtet wurden, liegt in der Tatsache, daß es kein zweites Volk in der Geschichte gibt, welches in nationaler und kultureller Hinsicht so lange und so schwer unterdrückt wurde, wie die Ukrainer. Die russischen Zaren, angefangen von Peter dem Großen, hatten eingesehen, welch ungeheure Bedeutung die Ukraine für Rußland als Großmacht hatte. Dieses Land zeichnet sich durch den fruchtbarsten Boden im ganzen Zarenreiche (die Ukraine wird Kornspeicher Europas genannt) sowie durch reiche Bergwerke aus und war außerdem durch seine günstige geographische Lage dazu geeignet, die Grundfesten der Autokratie unerschütterlich zu machen. Daher erachtete das Zarentum es als besonderes Gebot der Staatsraison, die Ukrainer mit den Russen national einheitlich zu gestalten, um auf diese Weise dem „ukrainischen Separatismus" vorbeugen zu können. Dazu verhalf den russischen Alleinherrschern die panslawische Theorie, die die gewaltsame Russifizierung des ukrainischen Volkes als eine für das Wohl des Gesamtslawentums unumgängliche Notwendigkeit proklamierte. Die Tatsache, daß die Ukrainer ihre politisch-nationale Unterdrückung eben ihren slawischen „Brüdern" verdanken, hatte es zur Folge, daß die Ukrainer zu Feinden des Panslawismus wurden; während die Slawophilen die Feindschaft gegen den „verfaulten" Westen und insbesondere gegen die germanische Welt predigen, neigen die Ukrainer nach Westeuropa und sind Freunde der deutschen Kultur und der deutschen Nation, um so mehr, als die österreichischen Ukrainer (Ruthenen) ihre Erfolge auf dem kulturnationalen Gebiete in bedeutendem Maße mit Hilfe der Deutschen erzielt haben.

Wie einerseits die panrussische Politik es sich zur Aufgabe machte, die Ukrainer zu entnationalisieren, so betrachten andererseits die Polen die Ukraine als eine polnische Provinz und als einen notwendigen Bestandteil des historischen Polenreiches, auf dessen Wiederherstellung die Allpolen hinarbeiten. Während die demokratischen russischen Parteien der ukrainischen Bewegung nicht feindlich gegenüberstehen, gibt es unter den Polen keine einzige Partei, die den Ukrainern das Recht auf nationale Entwicklung einräumen möchte. Die Polen sind von ihrem historisch-staatsrechtlichen Nationalismus in solchem Grade verblendet, daß sie noch jetzt gegen die jemals dem polnischen Königreiche angehörenden Völker das Dogma ins Treffen führen: „Polen, Ukrainer und Litauer sind — Polen." Wie komisch sich diese utopistische Expansion des Polentums in der Ukraine ausnimmt, erhellt daraus, daß es in der Ukraine nur 1,5 Prozent Polen gibt. Nach der russischen Volkszählung vom Jahre 1897 wohnen in der Ukraine 390 000 Polen und 500 000 Deutsche. Wenn also ein Deutscher sagen würde, die Ukraine sei eine deutsche Provinz, so hätte er mehr recht als die Polen.

Doch weder das historische Polen noch das Zarentum vermochten das ukrainische Volk aus der Welt zu schaffen. Die russische Bureaukratie gab aber ihre Hoffnung auf Vernichtung der ukrainischen Nationalität nie auf. Als alle Russifizierungsmaßnahmen erfolglos blieben, griff sie zu einem Mittel, das in der Geschichte der Zivilisation ohne Beispiel dasteht. Durch den zarischen Ukas vom Jahre 1863 wurde den Ukrainern verboten, ihre Sprache in Druck und Schrift, in Versammlungen und in der Presse zu gebrauchen. Sogar das Beten in ukrainischer Sprache wurde strengstens untersagt. Und dieser Ukas lastete auf der ukrainischen Sprache bis zum Oktobermanifest, also 42 Jahre lang! Das geistige Leben der Ukrainer wurde infolgedessen nach Galizien verlegt. Um aber die Beeinflussung der russischen Ukrainer von Galizien aus zu verhindern, verbot die Bureaukratie strengstens die Einfuhr ukrainischer Bücher und Zeitschriften nach Rußland. Das ukrainische Wort konnte somit nach Rußland nur auf dem Wege der Einschmuggelung gelangen.

Die beispiellose kulturelle und nationale Unterdrückung des ukrainischen Volkes zeitigte für das Zarentum höchst gefährliche Folgen. Die Ukraine bildet den Grundpfeiler der Revolution in Rußland, und sämtliche hervorragenden Revolutionäre, wie z. B. Chrustalew, gewesener Präsident des Arbeiterdeputiertenrates, Dumadeputierter Onipko, Mychajlitschenko u. a. stammen aus der Ukraine. Auch die Agrarrevolten fanden ihren Anfang in der Ukraine. Noch im Jahre 1903, also zur Zeit, wo die Bauern in Rußland das Joch der sozialen Sklaverei noch geduldig trugen, rafften sich die ukrainischen Bauern gegen die verhaßten polnischen und russischen Latifundienbesitzer auf. Welcher Wandel hat sich aber seit jener Zeit vollzogen!? Während die Agrarrevolten der ukrainischen Bauernmassen im Jahre 1903 im naiven Glauben an den Zaren ihren Ursprung fanden, und zwar glaubten die Bauern, der Zar selbst hätte ihnen befohlen, den Boden der „Herrenmenschen" unter sich zu verteilen, wurde bei ihnen dieser Glaube an den Zaren nach der Auflösung der Duma gänzlich vernichtet, so daß z. B. im Gouvernement Podolien kurz nach der Auflösung der Duma einige hundert Bauern wegen Majestätsbeleidigung verhaftet wurden.

Ein die russische Bureaukratie verblüffendes Resultat haben die ersten Dumawahlen in der Ukraine ergeben, indem das ukrainische Volk trotz der unerhörten Repressalien 76 Deputierte wählte, die in der gewesenen Duma den parlamentarischen „Ukrainerklub" konstituierten und sich der Autonomistengruppe anschlossen. Das politische Programm des Ukrainerklubs war folgendes: national-territoriale Autonomie der Ukraine und in weiterer Folge Umgestaltung Rußlands in einen föderativen Nationalitätenstaat. In der Agrarfrage forderte der Ukrainerklub die zwangsweise Expropriierung des Großgrundbesitzes und Schaffung eines agrarischen Landesfonds, dessen Verwaltung einem ukrainischen Landtage in Kiew unterstehen würde. Charakteristisch war die Tatsache, daß auch diejenigen ukrainischen Deputierten, welche Großgrundbesitzer waren, für die zwangsweise Enteignung des Großgrundbesitzes stimmten. Sie taten dies aus nationalen Gründen, nämlich, um dadurch der russischen und polnischen Angriffslust, die in der Ukraine nur mit dem Großgrundbesitz verknüpft ist, ein Ende zu bereiten.

Wien. Osyp Turjansky.

(Schluß folgt.)

Unsere Bewegung

Magdeburg. (V. Schümer Köntgratzerstr. 2, Vereinslokal Richard's Festsäle Apfelstr. 9). Der sozialliberale Verein, Ortsgruppe Magdeburg des Wahlvereins der Liberalen, wurde nach langen Vorbereitungen gegründet am 14. Dezember v. Js., also am Tage nach der Auflösung des Reichstages. An ein selbständiges Eintreten in den Wahlkampf war natürlich nicht zu denken. Aber der Verein hatte Glück. Von den bürgerlichen Parteien wurde ein Kandidat aufgestellt, für den wir aus voller Ueberzeugung eintreten konnten. Herr Kobelt erklärte sich für alle Forderungen des Frankfurter Mindestprogrammes. Und er hielt mit seinem Liberalismus nicht hinter dem Berge, sondern trat z. B. in seinen Wahlversammlungen ein für die Koalitionsfreiheit der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter und der Landarbeiter, obwohl seine Kandidatur von Konservativen, Mittelständlern und Antisemiten unterstützt war. Sein Liberalismus hat ihm zum Siege verholfen. Unser Verein aber hat in der Wahlzeit seine Mitgliederzahl verdreifacht. — Am 8. Februar hielten wir unsere erste Vereinssitzung nach den Wahlen ab. In der Besprechung des Wahlausfalls im Reiche und seiner Bedeutung für die deutsche Politik, worüber Herr Kelrep referierte, wurde von allen Seiten anerkannt, daß sowohl der Liberalismus als auch die Sozialdemokratie Schuld hätte an der Stärkung der reaktionären Parteien im neuen Reichstage. Nur über das Maß der Schuld der einen und der anderen Partei gingen die Ansichten auseinander. Für die nächsten Vereinsversammlungen wurden von einzelnen Mitgliedern Vorträge über folgende Gegenstände in Aussicht gestellt: Reform oder Revolution — Der Liberalismus und der Mittelstand — Politische Bestrebungen innerhalb der deutschen Gewerkvereine — Proportionalwahlrecht — Jaurès und Bebel — Trades unions — Politische Geschichte Rußlands im letzten Jahrhundert. Die Vereinsversammlungen, zu denen natürlich Gäste eingeladen werden, finden in der Regel am ersten Freitag des Monats statt. Leser der „Hilfe", in Magdeburg und Umgegend, die dem Verein beitreten wollen oder zu den Versammlungen eingeladen zu werden wünschen, werden gebeten, ihre Adresse dem Vorsitzenden mitzuteilen.

Frankfurt a. M. (V. Oberlehrer Nierhaus, Tannenstr. 7, L. „Stadt Ulm" Schäfergasse 9). Während die Demokratie Naumann zu einem Reichstagsmandat verhalf, haben die Frankfurter Nationalsozialen redlich mitgearbeitet, den (vor 27 Jahren der Sozialdemokratie durch die Uneinigkeit des Liberalismus unverdient in den Schoß gefallenen und seitdem innegehabten) Frankfurter Wahlkreis wieder der Demokratie zurückzuerobern. In jeder der zahlreichen liberalen Versammlungen sprachen 1 oder 2 unserer Parteifreunde auch in einigen gegnerischen. Außerdem wurden mehrere auswärtige Wahlkreise mit Rednern beschickt. Die Folgen dieser intensiven Tätigkeit sind eine starke Mitgliederzunahme, der Stichwahlabend brachte allein 120 Neueinzeichnungen.

Soziale Bewegung

Die organisierten Hausbesitzer und die Reichstagswahl. In der „Allgemeinen Haus- und Grundbesitzerzeitung" stellen auch die organisierten Hausbesitzer Wahlbetrachtungen an. Sie drehen sich natürlich im allgemeinen darum, wie die Interessen des „seßhaften" städtischen Grundbesitzes bei den Wahlen abgeschnitten haben und in Zukunft wahrgenommen werden sollen. Folgende Schlußzeilen geben uns einen Einblick in die Denkweise der nach ihrer Ansicht wichtigsten und zuverlässigsten Stützen von Staat und Gesellschaft: „Mit ihrer Hätschelung der Sozialdemokratie und der ihr verwandten Gruppen, namentlich der Bodenreformer, hat die Reichsregierung (und nicht minder die preußische Staatsregierung) ein gefährliches Spiel mit dem Feuer getrieben. Hoffentlich hat man sich nunmehr maßgebenden Orts überzeugt, daß die Geduld des Bürgertums zwar lang, aber nicht endlos ist, und daß es die Kraft besitzt, nicht nur einen antinationalen Reichstag von der Bildfläche verschwinden zu lassen, sondern — wenn es sein muß — auch eine antinationale Regierung. Und eine antinationale Regierung ist eine solche, welche die nationalen Kräfte lahm zu legen sich bestrebt und denjenigen wirtschaftlichen Anschauungen Sympathien entgegenbringt, welche den Bestand des Staates und seiner wirtschaftlich-sozialen Ordnung zu untergraben geeignet sind. Das ist die ernste, sehr ernste Mahnung, welche die vergangenen Reichstagswahlen für die Regierungen enthalten. Man glaube ja nicht, daß nun, wo die nationale Flagge wieder über Deutschland weht, alle Gefahr beseitigt ist und das alte Spiel mit dem sozialpolitischen Feuer wieder beginnen dürfe. Damit dürften die Regierungen eine schwere Enttäuschung erleben. Wenn heute das deutsche Volk in seiner Mehrheit sich auf den nationalen Boden gestellt hat, so geschah es, weil das „erlösende Wort" des Reichskanzlers eine „errettende Tat" des Volkes forderte. Aber die Gegenforderung ist nun, daß das erlösende Wort auch in jeder Richtung eingelöst werde und der errettenden Tat des Volkes der nationale Imperativ der Regierung folge. Wer die nationalen Kräfte sammeln und zusammenhalten will, der muß auch dafür sorgen, daß sie sich betätigen, daß sie wachsen und stark werden können im Vertrauen auf das nationale Bewußtsein der Regierung. Dieses nationale Bewußtsein mag in einer kraftvollen Kolonialpolitik seinen Ausdruck und seine Aufgaben finden, aber die Wurzeln seiner Kraft liegen im heimatlichen Boden, im Wohlergehen, im Erstarken und Vorwärtsschreiten aller derer, die den Heimatboden in Besitz und Kultur haben. Dessen mögen sich die Regierungen bewußt bleiben und danach auch ihre Stellung gegenüber dem städtischen Haus- und Grundbesitz einer Revision unterwerfen! Dann erst wird es mit der Herrschaft der Sozialdemokratie und mit den Träumen der Bodenreformer endgültig vorbei sein!"

Unternehmerorganisationen. Die angekündigte Neugründung eines starken Unternehmerverbandes unter dem Namen „Zentralverein deutscher Reeder" ist nunmehr erfolgt. Etwa 50 Vertreter fast aller deutschen Reedereien aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Kiel, Flensburg, Rostock, Stettin, Danzig und Königsberg waren erschienen; auch Generaldirektor Ballin von der Hapag wohnte den Verhandlungen bei. Zweck der Gründung ist Regelung der Arbeitsverhältnisse und Arbeitsnachweise für Seeleute und Hafenbetriebe, gemeinsames Vorgehen in Lohn- und Arbeiterfragen und Rechtsschutzgewährung. Für soziale Kämpfe soll ein Kriegsfonds gesammelt werden. Die jährliche Beitragspflicht beträgt 15 Pfennig pro Brutto-Registertonne der Tonnage an Dampfern und Seeleichtern und 5 Pfennig pro Brutto-Registertonne der Segler-Tonnage. Mit diesen anscheinend niedrigen Sätzen kommt man auf ganz gewaltige Mitgliederbeiträge; die Hamburg-Amerika Linie allein wird mindestens 120 000 M. jährlich Beitrag zu leisten haben. Es sind aber außerdem noch besondere Umlagen vorgesehen, um die Kasse auf jeden Fall leistungsfähig zu erhalten. Der Verein will gegenüber den Bestrebungen der Schiffsoffiziere und Schiffsmannschaft stets gewappnet sein und soziale Streitigkeiten durch Unterstützung der Mitglieder wirkungslos machen.

Die Arbeiterinnenorganisation wird nicht nur von den Sozialdemokraten, sondern neuerdings auch von den Hirsch-Dunckerschen und christlichen Gewerkvereinen energisch betrieben. Im sozialpolitischen Programm, das der Zentralrat der deutschen Gewerkvereine für den Pfingstkongreß zur Beratung vorbereitet hat, finden sich auch eine Reihe von Forderungen zugunsten der Arbeiterinnenorganisation. Hierzu nehmen die fortschrittlichen Frauenvereine, die sozialpolitisch weitgehendste Gruppe unter den bürgerlichen Frauen, ausführlich das Wort. Sie erklären sich im allgemeinen mit den Vorschlägen des Zentralrats einverstanden und machen nur eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen, die billigerweise auf Berücksichtigung rechnen dürfen. Es ist erfreulich, daß die fortschrittlichen Frauen so entschieden für die Arbeiterinnenorganisation eintreten. Wer die Schwierigkeiten gerade dieser gewerkschaftlichen Arbeit kennt, wird alle Bundesgenossen willkommen heißen, die nach Stellung und eigener Erfahrung geeignet sind, die Schwierigkeiten überwinden zu helfen.

Die preußische Bergnovelle, die dem Abgeordnetenhaus zugegangen ist, behält die Aufsuchung und Gewinnung der Steinkohle, des Steinsalzes, der sogenannten Abraumsalze (Kali-, Magnesia- und Borsalze) und der Solquellen fortan dem Staate vor. Die übrigen Mineralien bleiben, wie seither, frei, weil sich hier keine Bedenken ergeben haben und im Gegenteil die weitere Durchforschung des Bodens auch für die Zukunft der Privatinitiative verlockend bleiben sollen. Daß dagegen die Aufsuchung und Gewinnung der Steinkohle, des Steinsalzes und der Solquellen nicht mehr wie seither jedermann frei und uneingeschränkt ermöglicht werden soll, ist durch die volkswirtschaftliche Bedeutung, den Monopolcharakter der genannten Mineralien und das Interesse der Allgemeinheit an ihnen hinlänglich begründet. Ein Staatsmonopol braucht darum niemand zu befürchten: dazu ist längst schon viel zu viel Privateigentum in seitheriger uneingeschränkter Weise freigegeben worden.

Die Schulärzte sollen in Sachsen-Meiningen künftig regelmäßig den Eltern der schulpflichtigen Jugend in jedem Jahr drei bis vier Vorträge über Gesundheitslehre halten. Das ist eine begrüßenswerte Anregung, die Verbreitung im ganzen Reich verdient, wo Schulärzte bereits vorhanden sind. Jetzt hat man nur gelegentlich in sogenannten Elternabenden Gelegenheit, gesundheitliche Fragen der Schuljugend mit den Eltern zu erörtern. Wie wenig Elternabende gibt es aber auch heute noch!

Ein begrüßenswerter Fortschritt ist die vom Bundesrat verfügte Zulassung der Oberrealschulabiturienten zum ärztlichen Studium. Sie müssen vor der Vorprüfung den Nachweis erbringen, daß sie diejenigen lateinischen Sprachkenntnisse besitzen, welche Voraussetzung für die Ober-Sekunda eines Real-Gymnasiums sind. Dazu genügt schon das Zeugnis des Direktors der Ober-Realschule, daß der Kandidat den fakultativen Lateinunterricht der Ober-Realschule mit Erfolg besucht hat. Die Aerzte werden über diese begrüßenswerte Neuerung auch dann erfreut sein, wenn sie zunächst eine Vermehrung der Medizin-Studierenden verursachen sollte, was übrigens keineswegs feststeht.

Das Halten von Lehrlingen. Ein Erlaß des Handelsministers besagt unter anderem: „Die Annahme, daß das Recht der Lehrlingshaltung nach § 41 der Gewerbeordnung nur selbständigen Gewerbetreibenden zusteht, ist irrig. Wie aus der Stellung des § 41 in dem von dem „Umfang" der Ausübung und dem „Verlust der Gewerbefugnisse" handelnden Abschnitt III des zweiten Titels der Gewerbeordnung hervorgeht, hat durch diesen Paragraphen nur die weitestgehende Freiheit der selbständigen Gewerbetreibenden zur Annahme von Hilfskräften aller Art anerkannt werden sollen, ohne daß damit über die Befugnis anderer Personen zur Annahme von Lehrlingen überhaupt Bestimmung getroffen worden ist. Beschränkungen in bezug auf das Halten von Lehrlingen sind in der Gewerbeordnung nur in den §§ 126, 126a, 128, 130, 139 und 144a eingeführt. Die Motive zu § 126a ergeben ausdrücklich, daß auch unselbständige Handwerker, insbesondere die sogenannten Gutshandwerker zum Halten von Lehrlingen befugt sind.

Briefkasten

An sehr viele. Ich habe viele hundert Telegramme und Briefe bekommen und danke Allen sehr herzlich für die überwältigende Fülle von Mitfreude und guten Wünschen. An ein Antworten im einzelnen kann ich nicht denken, zumal ich noch etwas müde von der Wahlarbeit bin und neue Arbeiten bevorstehen. Allen Helfern der Wahlkasse besonderen Dank.

Fr. N.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 7 Berlin, 17. Februar 1907

Verstehen

Die Kräfte der Seele haben ihre Grenzen. Friedrich der Große.

Heutzutage soll man alles verstehen können. Die gesamte Richtung der Geschichtswissenschaft geht dahin, alle möglichen Zeitalter mit ihren verschiedenen geistigen Strömungen derart anschaulich zu zeichnen, daß man alles verständlich, begreiflich findet, ja sogar am Ende für nachahmenswert hält. Die Kunst des Anempfindens wird meisterhaft geübt. Es liegt ein starker persönlicher Reiz in den Versuchen, sich in die verschiedenartigsten Standpunkte, Gedankenwelten, Stimmungen ganz hineinzuleben. Man kann es ordentlich genießen, diesen mannigfaltigen Bewegungen je ihr eigentümlich Gutes abzulauschen. Aber wie leicht ist dann der ganze innere Mensch zerflattert. Er verstand zuletzt alles, nur wußte er nicht mehr, was er selbst wollte. Er wurde überall zu Haus, kannte aber sein eigenes Herz nicht mehr. Er verlor sich.

Noch schwieriger wird die Entscheidung, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es sich bei dieser Losung „alles zu verstehen" nicht um eine Modeerscheinung, sondern um eine bleibende sittliche Forderung handelt. Wir sollen als sittliche Persönlichkeiten Recht und Sinn anderer Persönlichkeit erst recht schätzen lernen. Jedes Urteil ist unsittlich, das die Luft, in der ein Mensch aufgewachsen ist, natürliche Anlage und gesellschaftliche Verhältnisse nicht voll berücksichtigt. Je mehr man sich in solch liebendem Versenken übt, desto leichter kommt man dahin, daß man so den Sklaven in seiner Art gerade so versteht, wie den Herrscher in seinem Sinn. Man sieht, wie jeder in seiner Lage so reden mußte. Die guten Seiten erscheinen überall, und die Fehler werden selbstverständlich, wie der Schatten des Lichts. So findet man sich schließlich ganz überrascht in der eigentümlichen Lage, daß man das sittliche Urteil, womit man wählen und entscheiden wollte, vergaß, und mit einigem Widerwillen zwar, aber um der Gerechtigkeit selbst willen alles erklärlich, also natürlich fand. Was soll nun noch ein sittlicher Wille? Hat er überhaupt noch etwas zu thun? Ist es nicht einfacher, sich der Entwicklung zu überlassen und zuzuschauen, was die aus uns macht, um uns dann zuletzt eben auch „erklärlich" zu finden? Gewiß wäre das der Tod des Willens, der Persönlichkeit schafft; aber jene Gerechtigkeit im Verstehen *aller* Persönlichkeiten scheint unausweichlich zur Gleichgültigkeit gegen jeden bestimmten *Inhalt* des persönlichen Willens zu führen. Erscheint Napoleon nicht gerade so sittlich gerechtfertigt, wie die Kämpfer der Befreiungskriege?

Es ist doch nicht so. Wir sind leider gewöhnt, die Richtigkeit des eigenen Willens uns immer von auswärts bestätigen zu lassen. Finden wir nun in der vielgestaltigen Welt mannigfache, ja widersprechende Charaktere, so hängt doch *unsere* Charakterbildung nur davon ab, daß sie ihren eigenen Gesetzen folgt. Wir *sind* schon schwach, wenn wir uns selbst schwächen lassen, weil andere anderen Gesetzen folgen. Wo einem Gemüt die Unbeugsamkeit der sittlichen Welt in ihrer Forderung sich majestätisch geoffenbart hat, da ist es unnatürliche, unverständliche, unerklärliche Entwicklung, wollte dieser Mensch nicht voll Ernst machen mit dieser Wahrheit. Jede Seele hat ihre Kräfte; und die soll sie ganz benützen. Ihre Grenzen liegen nicht in ihr selbst, sondern in der Vergleichung mit andern. Aber sie soll j gerade nichts anderes werden und sein, wie sie selbst werde konnte. Statt dessen verstehen wir immer andere und ve gessen dabei, uns selbst zu verstehen. Darum freuen wir un unserer Kraft und unserer Seele und tun alles, sie zu entwickeln. Wir werden schließlich andere doch nie so verstehen, wie uns selbst. Wenn wir uns aber nicht mehr begreifen, dann haben wir alles verloren. **Traub.**

Ueber Gustav Glogau

Den meisten Lesern der „Hilfe" dürfte der Philosoph Gustav Glogau nicht einmal dem Namen nach bekannt sein. Und doch ist es noch gar nicht so lange her, daß er die Augen für immer geschlossen hat. Gustav Glogau gehört unstreitig zu den großen Geistern, deren Name erst durch die Nachwelt bekannt wird. Er war im Leben zu bescheiden, als daß er für den Ruf seines Namens gesorgt hätte. In sofern paßte er nicht an das Ende des 19. Jahrhunderts, dessen Menschen, durch die Einsicht vom „Kampf ums Dasein" beseelt, dem Egoismus huldigten. Wie schlecht es um die Schätzung des Idealismus in unsern Tagen bestellt ist, zeigt gerade die Tatsache lebendig, daß der Idealist Glogau nicht einmal in seinen eigentlichen Fachkreisen genügend bekannt ist. Wie viele von den Philosophen der Gegenwart wissen genauer, was Glogau gewollt hat, in welcher Richtung sein tiefgründiges Forschen verlaufen ist, welche Resultate es gezeitigt hat? Man kann sie mit der Laterne suchen. Windelband weiß von ihm in seiner „Geschichte der Philosophie" nicht viel mehr als seinen Namen und zwei seiner Hauptwerke aufzuführen. Es ist geradezu kennzeichnend für die Leichtlebigkeit der Zeit, daß sie an Glogau verständnislos vorübergegangen ist. Es wird heute viel geklagt über man gelnden Sinn für philosophische Fragen im Volke. Man sucht zumeist das Volk dafür verantwortlich zu machen. Diese Antwort ist aber ebenso verfehlt; als wenn Eltern für ihre ungeratenen Kinder, statt sich selber ihre Kinder verantwortlich machen. Nein, die Schuld trifft nicht das Volk, sondern die Philosophie selber, die infolge ihrer rein historischen Richtung oder ihrer abstrakten Denkart über die Köpfe der Menschen hinweg arbeitet. Abgesehen von der Pädagogik vermag sie sich heute nicht zu befestigen. Auch die Ausgrabung alter Philosophen, mit der man es gegenwärtig versucht, wird wenig nützen. Denn für den einfachen Mann, wenn er auch einen guten Menschenverstand hat, ist es zu beschwerlich, sich durch die Menge der „neuentdeckten" Philosophen zu einer selbständigen Meinung hindurchzuarbeiten. Dazu gehört viel Zeit und Studium, mit andern Worten, ein Gelehrtenberuf. Und dann darf weiter nicht vergessen werden, daß es mit der Kenntnis dieses oder jenes Philosophen auch noch nicht getan ist. Auch die großen Philosophen waren im Gesamtgeiste Kinder ihrer Zeit, wenn sie durch viele Gedanken auch vorauseilten. So wird auch die Bekanntmachung mit den alten Geistern den Sinn für Philosophie nur beschränkt vermehren. Denn was hierbei fehlt, ist die Verbindung mit der Gegenwart, mit dem Denken, wie es die Menge beherrscht. Nicht als ob diese nicht sich für ihnen fremde geistige Fragen gewinnen ließe. Es

gibt genug, die in ihren Mußestunden einen Heißhunger nach geistiger Weiterbildung besitzen. Aber was sollen ihnen die komplizierten, formalen Fragen der zünftigen Philosophie bieten? Was hier alles gesagt wird, wie das alles gedacht wird, ist schon durch die Form zumeist dem gewöhnlichen Denken abgerückt. So liegt das Manko, das der Philosophie heute fühlbar wird, bei ihr selbst, in ihrer Methode, in ihrer Lebensabgewandtheit.

Das wird einem deutlich, wenn man in die einfache, tiefgründige, dem Leben zugewandte, der Moderne angeschlossene Philosophie Gustav Glogaus einen tieferen Blick geworfen hat. Deshalb möchten wir von ihm reden und den Lesern Lust machen, seine Bekanntschaft zu suchen. Wir sind des sicher, daß niemand es bereuen wird, wenn er ein wenig von dem Geiste Glogaus berührt worden ist. Denn bei ihm ist viel zu lernen, im rein menschlichen Sinne wie in der Richtung rein geistiger Fortbildung. Vielleicht gelingt es dann auch manchem, von dem Genie dieses Mannes eine Ahnung zu gewinnen. Denn ein Genie war er. Eben darum blieb er so lange unbekannt.

Wer war Glogau? Diese Frage soll uns zuerst ein wenig angehen. Ein ausgezeichneter, ja ein außerordentlicher Mensch. Das beweist erstlich sein Leben. War es ihm auch beschieden, nach harten Jahren endlich eine philosophische Professur zu erlangen, so hat sie ihm doch nicht viel mehr als den Lebensunterhalt eingebracht. Er blieb bei seinen Schülern unverstanden, weil er von den jungen Köpfen zu viel verlangte. Das darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es gehört zu seiner Eigenart, die in seinem ganzen Leben überall sich zeigt. Gewissenhaftigkeit im Lebenswandel, in der Arbeit, in der Art seines Denkens charakterisiert sie. Aus innerer Reinlichkeit nahm er die vielen Mühen eines entsagungsvollen, stillen Gelehrtenlebens auf sich, ohne auch nur die geringste Effekthascherei zu betreiben. Sein ganzes Leben ist in einer Seelenreinheit verflossen, die selten ist. Die äußere Erfolglosigkeit in der Anerkennung vor den Menschen hat ihn wohl zeitweise niedergedrückt, aber nie boshaft werden lassen. Wir ersehen das aus der Briefsammlung, die seine ihn überlebende Gattin Marie Glogau zu seinem Gedächtnis im vergangenen Jahre herausgegeben hat. Sie ist verlegt bei Lipsius und Fischer in Kiel, kostet broschiert 3 M., fein gebunden 4 M., und führt den Titel: Gustav Glogau. Sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal. Das Buch, das die Frau, die mit ihm Freud und Leid, Sorge und Arbeit redlich und still geteilt hat, der Menschheit geschenkt hat, zeigt die ganze Größe Glogaus dem, der sich still in Leben und Briefe Glogaus hineinversenkt. Viele Menschen können sich an dem Lebensbilde dieses Mannes, das die Gattin so schlicht und so ergreifend ohne alle Umschweife geschildert hat, erbauen. Der Segen des Leids für die innere Erstarkung des Menschen tritt uns hier in seiner ganzen Größe entgegen. Wie mancher kann hier gesundende Kräfte mitnehmen, wenn Stunden der Verzagtheit ihn niederdrücken wollen. Wie heilsam könnte die stille Ergebenheit dieses Mannes unseren pessimistisch-kritischen Zeitgenossen werden.

Schon als unmündiger Jüngling hat er in einigen Gedichten eine Seelentiefe bewiesen, die zu größeren Hoffnungen berechtigte. Aber es war niemand in seiner Nähe, der aufmerksam geworden wäre. So blieb er zu stillem Wachstum sich selber überlassen. Als junger Student irrte er erst planlos mit seinen Gedanken umher, ohne einen rechten Pol zu finden, bis sein unruhiges Herz und sein suchender Geist bei dem Berliner Privatdozenten Steinthal eine geistige Nahrung fand, die ihm zur Lebensspeise wurde. Er betrachtete den Tag, an dem er zum erstenmal in die Vorlesung des Völkerpsychologen Steinthal kam, als seinen geistigen Geburtstag. Ein neues Leben in einem geregelten Geist begann damit für ihn, das bis zum tragischen Lebensende in Griechenland im Jahre 1895 dauerte. Wir können dieses Leben nicht im einzelnen hier verfolgen. Wer sich unterrichten will, lese das Buch, das die hinterbliebene Frau ihm zur Ehre ganz in seinem Geiste veröffentlichte. Es sei genug mit dem Bemerken, daß er die Steinthalschen Gedanken mehr und mehr selbständig verarbeitete und zu einer eigenartigen Philosophie verarbeitete. Dieser Lehrer aber wurde ihm im späteren Leben der beste Freund, mit dem er einen Gedankenaustausch führte, der seinesgleichen suchen dürfte. Es ist ein hoher Genuß, ihre gegenseitigen Briefe zu lesen, in denen die ganze Geistestiefe und die verschiedene ausgeprägte Individualität zu herrlichem Ausdruck kommt. Wie hoch standen diese Männer menschlich und geistig über dem Durchschnitt! Wer ein Organ für solche Einsicht hat, wird es merken und fühlen. Man weiß nicht, wem von beiden man den Vorrang geben soll. Hier ist nichts von verknöcherter Gelehrsamkeit. Trotz tiefen und umfangreichen Wissens eine allem Menschlichen zugetane Menschlichkeit. Je tiefer sie in die Welt des Geistes drangen, je bescheidener wurden sie. Wie wissen sie bei alledem von den kleinen Fragen des Menschenlebens zu reden. Wie hoch denken sie vom Weibe, wie zart und fein ist ihre Auffassung der Ehe. Daß sie beide auch danach lebten, setzt ihrem Sinnen und Denken die Krone auf. Dieselben Männer, die in ihrem Beruf den höchsten Fragen der Menschheit nachsannen, sind im Familienkreise fast wie herzliche Kinder mit Frohsinn und seelischer Aufgeschlossenheit. Alles das und vieles andere zeigen uns diese herrlichen Briefe. Sie bereichern uns Geist und Gemüt gar mannigfaltig. Dabei sei nur nebenher erwähnt, daß Steinthal Jude war und Glogau fest im höheren Christentum stand. Und trotzdem verstanden sich diese beiden Männer im Herzen wie Brüder aus einer vornehmen Familie, weil das Band geistiger Gemeinschaft zwischen ihnen unzertrennlich war.

Und Glogau als Philosoph tritt würdig neben sein frohes und reines Menschentum. Er gehört nicht zu denen, die sich oft hören lassen. Was er schreibt, ist oft und tief durchdacht, hat Hand und Fuß. Seine Sprache ist edel und rein. Sie verrät nichts von dem gewundenen Stil, der meist die Philosophen kennzeichnet und unverständlich macht. Die ganze Philosophie hat er verarbeitet. Das zeigt sich überall. Wo er Kritik übt, geschieht es in einer Form, die geradezu wohltut. Es ist nicht geistreichelnd sondern geistvoll. Obwohl in seinem ganzen Wesen und Streben Individualist durch und durch, gilt seine Arbeit doch der Menschheit. Es fehlt ihm alles Künstliche, weil alles an ihm Natur, echte, reine Natur ist. Daneben dann der hohe, reine Idealismus, der nichts Phantastisches und Utopistisches hat. Er verkörpert in sich die reine Verbindung mit den Gegenständen der Philosophie, die eine hohe Objektivität vertritt. So ist sein Denken ganz anders wie bei dem scharfsinnig kritisch ordnenden Kant, dem überall der logische Verstand die Feder diktiert. Hier bei Glogau ist neben dem alles sichtenden Verstand der Geist der Träger des Ganzen, der positiv entwickelnd und darstellend wirkt; es läßt sich kaum beschreiben, weil es so eigenartig ist und doch so wohltut. Es ist, als ob man ständig am Genießen bleibt und gar nicht merkt, daß es sich dort um dieselben Gegenstände handelt, die die Wissenschaft sonst so kalt und nüchtern vorträgt. Ueberall wirkt eine geistige Wärme bei ihm, die in den Leser eingeht und ihn mild und versöhnlich stimmt, obwohl die herzlose Wissenschaft der Stoff ist. Ob er auf völkerpsychologischen Wege das allmähliche Werden des Menschengeistes aus dem unbewußten Triebleben bis auf die geistige Höhe unserer Zeit in aufsteigender Linie zeigt, ob er Wesen und Bedeutung des ethischen Geistes theoretisch und praktisch beschreibt, ob er uns einführt in die Tiefen der höheren Aesthetik, wie sie im Schönheitssinn und in der Phantasie ihre herrlichsten Blüten getrieben hat, ob er in der Noetik den hohen Wert des Wahren und Wahrhaftigen darlegt usw., überall ist es der feine Geist, der zu uns spricht. So hat er etwas mit Fries und Nietzsche gemein und ist doch zugleich anders. Wenn man ihn mit Kant vergleicht, wird einem der Unterschied von Tiefsinn und Scharfsinn klar, von sinnend-grübelnder Denkart, die aber überall feste, klare Resultate bringt, und verstandesmäßig logisch kritischer Forscherart. Gerade der Positivismus Glogaus berührt so eigenartig versöhnlich. Es ist, als ob mildernde Geistesmächte den Leser gefangen nähmen und ihn in eine Friedensstimmung hineinlockten. Wie viel Neues weiß er dabei zu sagen. Es gibt kaum eine Wissenschaft, die Glogau nicht emsig und sorgfältig studiert hätte. Er kennt die Resultate der modernen Naturwissenschaft ebenso genau wie er die Platonische Philosophie beherrscht. Die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung sind ihm nicht minder bekannt

wie die Epochen der Weltgeschichte ihm eigenartige Gedanken geboten haben. Alles aber hat er zu einem feinsinnigen Extrakt in seine Philosophie verarbeitet, so daß es ein hoher Genuß ist, die Stoffe der andern Wissenschaften, in seinen milden Geist getaucht, bei ihm noch einmal und doch so wesentlich verändert zu schauen. Es fehlt ihm alles, was wir den Zunftgeist nennen. Bei ihm ist die Philosophie die Verarbeiterin sämtlicher Wissenschaften. Dadurch bietet sich in ihm ein Konglomerat des Geistes der Menschen dar, das wenig Konkurrenz hat, wenn ihm nicht die Einzigartigkeit in dieser Hinsicht zukommt. Wir wüßten keinen Philosophen zu nennen, der ihm an die Seite zu setzen wäre. Der so stoff- und wissensreiche Leibniz ist ihm nicht vergleichbar. Denn was Glogau besitzt neben der Beherrschung des Stoffes, die feinsinnige Verarbeitung zu einem Ganzen, geht Leibniz ab. Allem Dogmatismus, wo immer er sich findet, ob in Religion, Philosophie, Psychologie, Naturwissenschaft, Geschichte, ist er abgeneigt. Darum mangelt ihm auch zum Glück der Systemgeist, der soziale Unebenheiten mit sich gebracht hat. Er liebt wohl die Ordnung, aber sein evolutionistischer Sinn hat ihn glücklich vor systematischer Engherzigkeit bewahrt. Darum wirkt sein Denken, wenn man es erst in seinem Wesen erkannt hat, natürlicher und auf die Dauer verständlicher. Er konstruiert nicht, sondern stellt dar. Sein ganzes Denken ist schon mehr ein Schauen, obwohl es auf Forschung beruht. Sein Geist hat sich so in die Gegenstände vertieft, daß sie überall eine Art Leben besitzen und so fast in lebendiger, sich bewegender, ja sich entwickelnder Gestalt wirken. Es ist fast so, als ob wir sie in ihrer lebendigen Wirksamkeit sähen. Eben dadurch hat seine Philosophie, seine Denkart einen großen praktischen Zug. Sie ist geschaute Lebensdarstellung im Reiche des gewaltigen Menschengeistes. So ist Glogau zugleich modern im höchsten und besten Sinne des Worts.

Das ist im allgemeinen der Eindruck, den uns das Genie Glogaus entlockt hat. Befreiend und erhebend, positiv und zugleich fortschrittlich ist er. Das will uns nichts Geringes dünken, weshalb die Zeitgenossen ein Recht haben, Gustav Glogaus sich genauer zu bemächtigen. Vielleicht dürfen wir ein ander Mal im einzelnen von ihm berichten.

Walter Frühauf.

Zur Kultur des Buches

Wenn ich in ein fremdes Haus komme, so betrachte ich — um seinen Herrn einzuschätzen — lieber als ihn selbst seine vier Wände: aus der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit der Gebrauchsmöbel und mehr noch aus der Beschaffenheit seines feineren Luxus und seines Wandschmuckes vermag ich leicht und sicher die Kulturstufe und den Persönlichkeitswert des Hausherrn zu erkennen. Noch lieber jedoch richte ich gleich zuerst den Blick in den Bücherschrank, der geradezu den Bildungsspiegel seines Besitzers enthält. Natürlich: denn ist die Umgebung eines Menschen, die er sei bst und für sich selbst geschaffen, nicht der meist ungewollte Ausdruck seiner eignen Verfassung? Er strebt bei der Gestaltung seiner Umgebung nach Harmonie, die ihm Behaglichkeit und Frieden bringt, aber wird er nur solche Dinge und Bilder um sich dulden, die seinem Geschmack und seiner Seelenart entsprechen? Wie viel feinere Nuancen und seelische Differenzierung enthalten und verraten aber die Bücher! Und da man im allgemeinen nur dem eigenen Wesen entsprechende Bücher in den Schrank aufnimmt, so bildet sein Inhalt im Ganzen ohne weiteres das Bildungszeugnis seines Besitzers. Zeige mir deine Bücher und ich will dir sagen, wer du bist. Diese einfache Wissenschaft der — Bibliologie (kann man sagen) ist wenigstens so wertvoll wie die Grapho- und andere Logien. Wenn dies auch leicht einzusehen ist, so sind sich dessen doch nur wenige Menschen völlig bewußt: man kann sich täglich darüber lustig machen, daß Leute, die in allem übrigen die größte Zurückhaltung beobachten und jede Entschleierung scheuen, doch sonder Scheu ihren Bücherschrank öffnen. Nur wenige habe ich gefunden, welche, indem sie ihre Bücherei enthüllten, einen Beweis des Vertrauens und der Freundschaft geben wollten.

Das sind die wenigen, welche die Persönlichkeit des Buches erkannt haben. Man weiß, daß ein Buch, das so zu heißen verdient, der Ausdruck seines Verfassers ist; aber man denkt nicht daran, daß es ebenso der Ausdruck des Lesers wird, welcher das Buch nachgeschaffen und seinen Inhalt sich zu eigen gemacht hat. Denn das Lesen ist im Grund ein recht feiner, höherer Vorgang: es ist eigentlich ein Nachschaffen, ein Reproduzieren, wenigstens im Mitdenken und Mitempfinden. Dadurch aber wird einem ein Buch zur Persönlichkeit und zu eigen, und man wird sich seine Persönlichkeit wie jede andere auch, nahe oder fern halten. Bücher seien Freunde, sagt man; ja sie sind mehr: sie sind ein Teil des eigenen Ich, ein Spiegel der eigenen Seele.

Die meisten der Leser aber dringen nicht durch den Stoff zum Geist; sie haben das Buch erschöpft, wenn sie seinen Inhalt wissen, wenn ihre stoffliche Spannung gelöst, ihre Neugier befriedigt ist. Für sie hat das Buch, nachdem sie es ausgelesen, weiterhin keine Werte. Ich trete aber oft vor meine Bücher hin, nur um sie zu sehen, und ich finde immer eins oder mehrere, die meinem augenblicklichen Seelenzustand entgegenkommen; da gewährt es eine reine und tiefe Freude, sie herauszugreifen und ihren Geist neu zu verspüren, von ihnen Erinnerung und Anregung zu empfangen: gewisse Bücher sind unerschöpflich reich an Geist und Gemüt. Und manche brauche ich nur von außen zu betrachten, wie das Gesicht eines vertrauten Freundes, um ihren Hauch warm und frisch zu verspüren. Oft, wenn ich draußen bin, ergreift mich plötzlich ein wirkliches Heimweh nach meinen Büchern, oder ich kann auch konkreter sagen: nach meinen Freunden Goethe, Shakespeare, Kleist, Hebbel oder den anderen, auch manchen jüngeren. Oder flüchte ich mich in unklaren Stimmungen zu meinen Büchern, um unter ihnen eines zu finden, das mir den Ausgleich gibt, wobei es dann ist wie ein Wiedererkennen. So offenbart sich die Seele des Buches in vielfacher Weise.

Wer aber jedes Buch nach dem Lesen ein für allemal auf die Seite legt (mit manchen mache ich es ja auch so), dem wird die schlechteste, weil billigste Ausgabe genügen. Warum auch soll man für den „Michael Kohlhaas" zwei und eine halbe Mark ausgeben — so viel kostet er in der Pantheonausgabe —, da man ihn bei Reclam für zwanzig Pfennige haben kann: es ist ja doch beidemal ganz derselbe Text! Wer so urteilt, wird freilich nicht begreifen, daß einer von „so alten und bekannten" Büchern wie Shakespeares, Goethes und Schillers teure Liebhaberausgaben kauft; höchstens „Hermann und Dorothea" könnte man in Prachtband, mit Goldschnitt und Deckenpressung versehen, auf den Salontisch legen. Wir aber bedingen einfach für den edeln Gehalt eine edle Form. Wenn ich im Buch auch nur einmal lese, so lese ich es doch lieber in guter Ausstattung als in schlechter. Wie sehr wird der Vorgang des Lesens gestört und sein Genuß beeinträchtigt, wenn ein schlechtes, grelles Papier und ein zu kleiner, unklarer Druck auf unbequemem Formate die Augen anstrengt und ermüdet, und wie ganz anders wird schon die Stimmung des Lesers vorbereitet und bewahrt durch eine geschmackvolle, gediegene und hygienische Ausstattung. Es spielt in der Aufnahme eines Buches beim großen Publikum seine Ausstattung eine weit größere Rolle, als man gemeinhin annimmt; denn wenn die Befriedigung oder Verletzung des hygienisch-ästhetischen Bedürfnisses auch nicht gesondert zum Bewußtsein gelangt, so beeinflußt dieses Moment doch unbewußt das Urteil. Es haben viele Menschen eben mehr ästhetisches Gefühl, als sie selbst nur glauben; nur bleibt es im Dunkeln des Gefühls. Dem edlen Inhalt eine edle Fassung! Nie werde ich einen edlen Wein in ordinärem Glase für einen solchen achten und nie ihn mit gleichem Genusse trinken können, als aus seinem Kelche. Es ist aber der Geist eines Buches dem Geiste des Weines wohl nicht unebenbürtig, und wir verlangen auch für ihn eine entsprechende Fassung und Form. Diese Forderung ist nicht etwa diejenige eines einseitigen und übermäßigen Aesthetentums, sondern die eines Stilgefühls und Schönheitsdranges, welche für eine feinere Bildung elementar sind, keine Forderung der Zivilisation, sondern einfach der Kultur.

Es ist bereits angedeutet, daß zwischen dem Leser und dem Buche ein persönliches, innerliches, seeliches Verhältnis besteht, wenn nämlich der Leser des Buches wert ist und dann aber auch umgekehrt das Buch des Lesers. Ich habe auch angedeutet, daß solchem Leser sein Buch den Wert eines Bekenntnisses, eines Stückes vom eigenen Ich erhält und ein Eigentum von ganz besonderem Werte darstellt. Das mußte ich wiederholen, um sagen zu können, daß einem solchen Leser ein solches Buch ein so persönliches Besitzstück wird, wie nur irgend eines, wie zum mindesten etwa sein Hemd. Und diesen banalen und unzutreffenden Vergleich — denn das Hemd ist Materie, das Buch ist Psyche — mußte ich tun, um daran erinnern zu können, daß es im allgemeinen nicht üblich ist, Hemden anderer zu entlehnen oder dieselben auszuleihen, daß es aber in derselben guten Gesellschaft, in der man vom Hemde nicht einmal sprechen dürfte, doch unverpönte Gewohnheit ist, Bücher zu leihen und zu entlehnen. Man könnte darüber das Kapitel „Die Unkultur des Buches" schreiben, um es ganz besonders dem „gebildeten Deutschland" zu widmen. Damit und mit dem folgenden sollen natürlich nur diejenigen getroffen werden — sie sind aber in der Mehrzahl —, welche die Bücher, die sie lesen, kaufen könnten, und selbstverständlich nicht die anderen, welche mehr Bildungsbedürfnis als Geld besitzen, und jene, die aus Beruf lesen müssen. Aber ausdrücklich möchten wir den gebildeten Mittelstand treffen, welcher für alles Mögliche und Unmögliche die Mittel aufbringt, nur nicht für seinen Bedarf an Büchern. Im übrigen wird jeder feiner organisierte Leser selbst die Unterscheidungen machen können.

welche das Leihen und Entlehnen eines Buches bald moralisch, bald unmoralisch erscheinen lassen; derjenige wird unfehlbar sicher gehen, welcher die Ethik des Lesers sich erworben hat, das ist die Achtung vor dem Buche.

Als ich mit einem gut gebildeten Manne über diesen Gegenstand mich unterhielt und das Unanständige des Bücherentleihens feststellte, widersprach er mir (doch mehr aus dialektischem Gelüste als aus Ueberzeugung) und meinte, meine Konsequenzen würden ja selbst zur Verurteilung der Leihbibliotheken hinführen. Mit dieser, sagte ich, würde ich beginnen. (Dabei unterscheide ich strenge die Leihbibliotheken von den vortrefflichen Volksbibliotheken!) Hier sind drei Gesichtspunkte zu unterscheiden: derjenige der Ästhetik oder lieber der Reinlichkeit, der andere der Moral und mit verbunden der dritte der Wirtschaftlichkeit. Ich beginne beim ersten, weil die Gesellschaft für ihn noch am empfindlichsten ist (die Ironie dieses Satzes liegt nicht etwa in meinen Worten, sondern in den Tatsachen) und frage: Wer von den Habitués der Leih-, Vereins- und Hausbibliotheken würde so ohne Ekel sämtliche Hände berühren, die ihre Spuren sichtbar oder unsichtbar auf dem Buche zurückgelassen haben, — so ohne Ekel, wie er jetzt dieses Buch als Haus-, Tisch- und selbst als Bettgenossen behandelt! Ich möchte ein Chemiker sein, um einmal das sauberste aller Leihbücher auf die Provenienz seiner Flecken und die Zusammensetzung seines Schmutzes zu untersuchen; diese Analyse wäre leider wirksamer als die folgende. Wie peinlich vermeidet man doch sonst jede nähere Bekanntschaft mit Dingen, die andere Leute irgendwie körperlich schon gebraucht haben, und solche Gegenstände als unvergebliches Eigentum einerseits, als begehrenswertes anderseits zu betrachten, entspricht einem in beiderlei Beziehung gesunden Empfinden; nur ist nicht einzusehen, warum gerade und einzig das Buch von dieser anständigen Konvention ausgeschlossen wird. Hygiene und Reinlichkeit könnten dem Unfug des Bücherleihens noch am ehesten Einhalt gebieten. In Volks- und anderen öffentlichen Bibliotheken aber müßte man auf eine gehörige Reinigung und häufige Desinfektion der Bücher bedacht sein.

Man scheut und schämt sich „selbstverständlich", von Bekannten irgend einen andern Besitzgegenstand — ausgenommen das Buch — leihweise zu erbitten, weil man weiß oder fühlt, daß derselbe durch seine einige körperliche Berührung mit dem Besitzer dessen körperliches Eigentum geworden ist, und besonders: daß dieser den Gegenstand auch mit seinem Gelde hat kaufen müssen und für sich und nur für sich gekauft hat. Man empfindet allenthalben die Unanständigkeit, so anderer Geld sich zunutze zu machen, so auf Kosten anderer zu genießen, — beim Buche aber ist das Schmarotzen völlig einwandfrei, es ist ja „nur ein Buch"! Die schlechte Erziehung und Gedankenlosigkeit führt selbst dazu, daß Bücher von Entleihern ohne Erlaubnis des Besitzers wieder weiter geliehen werden, ja daß die Autoren selbst um die leihweise Ueberlassung ihrer eigenen Werke angegangen und sogar, daß Bücher mit Widmung aus der Hand gegeben werden.

Man wende nicht ein, man könne sich nicht alle Bücher kaufen, die man lesen wolle, und Bücher seien ohnehin so teuer! Es gibt freilich Bücher, die zu besitzen, d. h. zu kaufen sich nicht verlohnt, dann aber lohnt es sich auch nicht, sie zu lesen. (Ich spreche, wie gesagt, nicht vom Lesen zu wissenschaftlichen Zwecken!) Wer da meint, er müsse jedes Buch, „von dem man gerade spricht", gelesen haben, der mag es sich auch kaufen. „Das haben Sie noch nicht gelesen?" ist die entsetzte Frage und „Das müssen Sie sofort lesen!" der selbstbewußte Rat, die man täglich in der Gesellschaft und täglich in Beziehung auf eine andere Tageserscheinung hören kann; eines der größten Barsortimente trägt zur Kultur des Buches noch in der Weise bei, daß es vierzehntägig an die Sortimentsbuchhandlungen Plakate versendet, auf denen die „Bücher, von denen man spricht", verzeichnet sind! Mir ist es immer ein besonderes Vergnügen, die jungen und weniger jungen Damen der Gesellschaft durch das Geständnis zu entsetzen, daß ich „Hilligenlei" oder just das derzeitige Modebuch noch nicht gelesen habe und auch kaum lesen werde.

Wer ein Buch lesen will, der muß es sich kaufen — natürlich, wenn er's kann! Wer ein Stück Kuchen essen will, muß es sich auch kaufen. Auch wer an einem Konzert oder anderem Kunstgenuß sich erfreuen will, muß dafür bezahlen. Nur den Genuß eines Buches verschafft man sich hinterrücks, ohne einen Kostenaufwand zu zahlen, denn das Buch ist ja gänzlich wehrlos! — und man schämt sich nicht im mindesten dabei. Hier kann nur die Gedankenlosigkeit einigermaßen entschuldigen. Es ist doch klar wer ein Buch liest, ohne den dafür festgesetzten Preis bezahlt zu haben, der handelt genau wie einer, der betrügerischerweise in den Theatersaal eindringt, der die Zeltwand des Zirkus durchschneidet um durch den Riß zuzuschauen: Der Verleger eines Buches, vor allem der Autor, sie haben dasselbe unter ziemlichem Kostenaufwand hergestellt, der dadurch gedeckt werden soll, daß die Leute, die das Buch lesen wollen, den für dasselbe festgesetzten Preis bezahlen. Das Buch stellt einen Wert dar, wie irgend ein andere, Verkaufsgegenstand. Sein Wesen, sein Wert besteht aber nicht etwa in Druckerschwärze und Papier — an diese sind beide zwar gebunden —, sondern im Geist; und ein Buch konsumiert man nicht, indem man es in dem Schranke verschließt oder seine Blätter zu häuslichen Zwecken verwendet, sondern indem man es liest. Also bezahlt man eigentlich nicht das Exemplar des Buches, sondern seinen Inhalt und Geist, und also ist das Lesen entliehener Bücher — unter Umständen — eine feinere Art von Betrug und Diebstahl. Damit aber müssen die Verleger schon rechnen und tun es, indem sie die Preise ihrer Bücher recht hoch ansetzen; sie sind auf die Unanständigkeit des Publikums angewiesen, und da dieses unanständig ist, sind sie es eben auch. Denn unanständig ist es ohne Zweifel, wenn die Werke Mörikes, Kellers, Scheffels und der anderen ihrem Volke so lange durch unerschwingliche Preise vorbehalten bleiben. In England und Frankreich, wo das Publikum für die Kultur des Buches besser erzogen ist, sind die Bücher unvergleichlich billiger; das Publikum selbst kann die Preise bilden, indem es die Bücher kauft oder vorzieht, sie zu entleihen.

Wir sind in der Kultur des Buches noch so weit zurück, daß der erwähnte Bücherfreund mir sagen konnte, diese moralischen Unterscheidungen seien viel zu fein. Sind sie's, so ist es ihre Schuld nicht, dann ist vielmehr das moralische Gefühl noch zu grob. Wenn man nur wenigstens etwas mehr nachdenken wollte; wenn nur ein Dichter einmal „die Leiden eines Buches" schriebe oder „Was ein Buch erzählt"; daß das Volk der Dichter und Denker auch zu der Kultur des Buches sich erhöbe, die da heißt: die Achtung vor seiner Seele!

Walther Eggert-Windegg

Herman Heijermans als Dramatiker

Des Holländers Herman Heijermans dramatisches Schaffen ist ein einziger, aus tiefster Seele kommender Ruf nach Freiheit. Es ist ein rastloses, fast keuchendes Ringen nach geistiger, sittlicher und persönlicher Freiheit. Heijermans scheint manchmal Schiller ins Realistische übersetzen zu wollen. Beiden leuchtet das gleiche Ziel, aber sie wandern zu ihm hin auf verschiedenen Wegen. Schiller, der Idealist, reißt sich kühn vom Erdboden los und sein Sang ist mehr ein begeistertes Schildern der Herrlichkeit dieses köstlichen Gutes. Heijermans, der Realist, schildert uns seine Menschen unter dem dumpfen Druck der Knechtschaft, zeigt uns, wie sie dahinkriechen unter der geistigen Armut und der niederzwängenden, engbrüstigen Moral der sie umgebenden Gesellschaft, mit dem Drang sich herauszureißen zur Freiheit. Aber dieses mühselige Ringen führt nie oder nur selten zum Siege, wenigstens nicht zum Siege über die in Vorurteilen und Moralketten gefesselte Gesellschaft. Innerlich behauptet sich die Idee der Freiheit wohl, und umgibt die um sie Ringenden mit einem stillen Glanz; aber die Gesellschaft triumphiert und dem Kämpfenden, innerlich hoch über der gewöhnlichen Menschheit stehend, bleibt nichts als Resignation. Schillers ringende Helden sind stolze Besieger der Knechtschaft. Heijermans kämpfende Menschen sind Märtyrer des Freiheitsgedankens. Man muß das Gesamtwerk des holländischen Dramatikers überschauen, will man zu diesem Schluß gelangen. Dann wird man aufhören, ihn zu schildern als einen „Abschreckungsdramatiker mit materialistischer Belastung und berechnender Brutalität" (Karl Strecker), dann wird man ihn als den nehmen, der er im Grunde wirklich ist, als einen ehrlichen, unabhängigen Verfechter geistiger, moralischer und persönlicher Freiheit, dann wird man ihn und sein Werk lieb gewinnen.

Gewiß ist es berechtigt, bei Heijermans von einem „Naturalismus" zu sprechen. Aber der Naturalismus ist diesem Dichter — obwohl es auf den ersten Blick so scheinen mag — niemals Selbstzweck. Der Naturalismus ist ihm Technik, Ausdrucksform, nicht Inhalt und Kunstideal. Das unterscheidet ihn und stellt ihn in weite Entfernung von den Naturalisten der Deutschen Schule aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, denen die absolute Wirklichkeitstreue Wesen und Inhalt der Kunst war. Daß ein gut Teil der äußeren Wirkung eines Heijermansschen Dramas auf seinen Naturalismus als Technik zurückzuführen ist, ist wohl möglich. Der tiefer Beobachtende aber sieht hinter dem äußeren Gewande, hinter dem der Wirklichkeit abgelauschten „Milieu", des Dichters heißes Herz und die Sehnsucht, die ihn zur Gestaltung drängt. Und das, was er wehen Herzens immer und immer wieder gestaltet, das ist die Sehn-

sucht nach wahrem Menschentum, das ohne Freiheit nicht denkbar ist.

Faßt man Heijermans so auf, so werden uns auch seine ersten Dramen verständlich. Dann erscheinen uns seine beiden Fischerdramen: „Die Hoffnung auf Segen" und „Ora et Labora" nicht als genrehafte Bilder eines Alltagsnaturalismus, sondern als schwere Anklagen gegen die überlegene Macht des Kapitalismus, die menschliches Wollen und Ringen in Fesseln schlägt und zerbricht, als flammender Protest gegen eine staatliche Ordnung, die das Selbstbestimmungsrecht des Menschen, seine persönliche Freiheit einkettet. Sehen wir in diesen beiden ersten Dramen ganze Menschengruppen unter dem Druck einer willkürlich über sie herrschenden Macht sich winden, so offenbart sich uns in den „Kettengliedern" im kleinen Kreise ein Einzelschicksal, das Schicksal des alternden Pankras Dnif, dem seine eigenen Kinder die Hände binden, dem Verständnislosigkeit, Roheit und rücksichtsloser Egoismus das letzte rauben, das ihn aufrecht zu halten vermag: Selbstbestimmung des Wollens und Handelns, also persönliche Freiheit.

In diesen drei Dramen Heijermans' ist alles noch Haß, Hohn und Anklage gegen die gesellschaftliche Ordnung. Nichts Befreiendes, kein Hinweisen in höhere Sphären, in denen menschlicher Freiheitsdrang einem, wenn auch nur inneren Siege entgegengeht. Es ist, als ob der Dichter hier verzweiflungsvoll die Unmöglichkeit zeigen wollte, aus dem Ghetto der Unterdrückung in ein reineres, freieres Land zu gelangen. In allen Menschen, die Heijermans hier schildert, ringt es nach Befreiung, aber unter der Unmöglichkeit des Sieges brechen sie zusammen, geistig und körperlich; sie werden von der herrschenden Ordnung zerdrückt und zerschlagen.

Das wird anders in den folgenden Dramen. Auch hier ein Kämpfen und Ringen mit der bestehenden, niederzwängenden Macht der sogenannten gesellschaftlichen Ordnung, aber hier werden Siege erfochten. Keine lauten, triumphreichen, sondern innerliche Siege über die Gesellschaft, die sich zwar äußerlich behauptet und in dem eigentlichen Sieger nur einen Abtrünnigen sieht, der ihrer unwürdig ist.

Und nun, da er uns nicht mehr lediglich Knechtschaft und Druck schildert, sondern durch sie hindurch Menschen zu wahrem Menschentum hinführt, kommt auch der Dichter unserem Herzen näher, und wir verweilen lieber und länger bei seinen Gestalten als früher, wo so wenig wahrhaft Menschliches, Erlösendes an ihnen war.

„Allerseelen" schildert den Kampf des Pfarrers Nansen mit den Vorurteilen und engherzigen Moralansichten der ihn umgebenden Gemeinde. Pfarrer Nansen hat einem jungen Weibe, das in Wehen, mitten unter Sturm und Regen, vor der Tür seines Hauses stöhnend zusammengebrochen ist, Schutz und Obdach gewährt, und sie hat in seinem Hause einem Kinde das Leben gegeben. Und er behält die junge Mutter, die zur Genesung der Ruhe bedarf, in seinem Hause, auch als die Gemeinde anfängt, über ihren Pfarrer zu murren. Denn es ist bekannt geworden, daß das Weib unehelich geboren hat. Und immer stärker wird die Empörung darüber, daß der Pfarrer es wagt, eine solche Frauensperson, „mit der kein anständiger Bürger zusammenkommen kann", unter seinem Dache zu behalten. Er aber bleibt ruhig in dem Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben. Sein Amtsgenosse Bronk stellt ihm das Unerhörte seiner Handlungsweise vor: „Von Geringeren schon ist dem Bischof Meldung gemacht worden — Als Geistliche müssen wir den bösen Schein vermeiden und allein in der Kirche die Aufmerksamkeit auf uns ziehen; wir dürfen nicht in der Leute Mund kommen. Den zweiten, dritten, vierten Tag hättest du einen Wagen anspannen lassen müssen . . ." Aber Pfarrer Nansen, erfüllt von seinem Berufe der Liebe zu einer in Martern geborenen Menschheit, bleibt unerschütterlich. Die Gemeinde beginnt, offen sich gegen Nansen zu empören, der Fanatiker wendet sich an den Bischof. Aber Pfarrer Nansen bleibt fest. Und als ihm Rita ein schweres Schicksal beichtet, das sie schließlich dem einzigen, den sie liebte, in die Arme getrieben, und den sie nun stündlich erwartet, um mit ihm ein Leben zu führen, da wird sein Wille noch stärker, den Kampf aufzunehmen gegen die Vorurteile, die rings um ihn ihr gehässiges Haupt erheben. Man bringt ihm Katzenmusiken, die zwar die milde Macht seines Wortes zum Schweigen bringt; die Frau, der man das Kind in Pflege gegeben hat, weigert sich, es zu nähren; Pfarrer Nansen wird suspendiert, und an seine Stelle Bronk gesetzt. Da stirbt das Kind aus Mangel an guter Pflege. Man will es fortnehmen und in ungeweihter Erde begraben, ohne die Mutter ihr Kind noch einmal sehen zu lassen. Da eilt Rita verzweifelt, von Nansen begleitet, in das Sterbehaus ihres Kindes, und trägt es in das Haus des Pfarrers. Und aufs neue bricht der Skandal los, ob dieser neuen Freveltat. Man entreißt der Mutter ihr totes Kind und Nansen muß das Pfarrhaus verlassen, denn er ist nicht mehr würdig, Priester zu sein: „weil das Licht der Nächstenliebe in ihm brannte". Da kommt der Mann, auf den Rita gewartet und am Grabe des Kindes tun sie ein neues Gelübde. Und als sie fortziehen, da geht auch Pfarrer Nansen von den Menschen, „die das himmlische Königreich wegwerfen, da sie die Liebe, wie unser Heiland sie so allerherrlichst gepredigt hat, zu einem schleichenden Judas, zur Anbetung des goldenen Kalbes verstümmelt haben".

So kämpft Pfarrer Nansen seinen Kampf um das hohe Gut der sittlichen Freiheit. Innerlich geht er als Sieger aus diesem Kampfe hervor, aber sein Sieg ist gleichzeitig eine schmerzliche Resignation. Und darum ist Pfarrer Nansens Kampf so wahr und so ergreifend, weil er nicht nur ein Sich-herausreißen aus starren Dogmen bedeutet, sondern ein Ringen um das wahre, vertiefte Menschentum. Und diese Sehnsucht zum wahren Menschentum klingt als eindringlicher Unterton in den Weltanschauungen beider, des Weltkindes Rita und — des schlichten Pfarrers wieder, und in ihr laufen die Linien dieser beiden sonst so verschiedenartigen Weltanschauungen zusammen.

Das Schauspiel „Ghetto", in seiner ersten Fassung bereits im Jahre 1898 in Amsterdam aufgeführt, schildert, wie ein begabter, tief veranlagter Jude sich aus dem Ghetto des Judentums, aus der Unfreiheit der ihn umgebenden kleinsüchtigen Umwelt, in der er aufgewachsen ist, herausringen will. Wir sehen den Juden Rafael im Kampfe um die religiöse, moralische, geistige und gesellschaftliche Freiheit. Mit allem hat er innerlich gebrochen. Mit seiner Religion, die ihm keine Seelenwärme geben konnte; mit dem Leben und der Lebensauffassung seiner Umgebung, die ihm zur Qual geworden ist, mit dem Vater, dessen gewinnsüchtiges, unsauberes Geschäftstreiben ihm zum Ekel ist. So steht er unter den Juden des Ghettos einsam da und auch in dem Ringen um die persönliche Freiheit würde er allein stehen, wenn nicht seine Liebe zu einem Christenmädchen, einem über dem geistigen Durchschnittsniveau stehenden Wesen, ihm Halt gäbe. Aber der zänkische, mißtrauische Vater, der den Sohn an die Tochter Rebekka seines Glaubens- und Geschäftsgenossen Aaron verkuppeln will, erfährt von diesem Verhältnis Rafaels und nun bricht der Entrüstungssturm der jüdischen Verwandschaft über den Jüngling herein und mahnt ihn an seine Pflichten als Kind und als — Jude. Und noch größer wird das Entsetzen, als Rafael seinem Vater die inneren Kämpfe um die Glaubensfreiheit offenbart. Um den Abtrünnigen zu retten, stürzt man sich auf die Geliebte Rafaels, sucht sie mit einer Summe Geldes abzufinden, quält und martert ihre Seele, bis sie endlich müde gehetzt, in den Tod geht. Aber als Rafael vor der Leiche der Geliebten steht, da findet er unter der Macht des Schmerzes das, wozu er vorher nicht stark genug war, die Kraft, gewaltsam die Ketten abzuschütteln, und kühn sich seine Freiheit zu erzwingen. Und er verläßt den Ghetto mit den Worten: „Pflichten! O, ich habe Pflichten, große Pflichten, Pflichten auferlegt von dem Gotte, den ihr nicht kennt, und den die Christen nicht kennen — Pflichten, große Pflichten!" So schreitet er aus dem Ghetto hinaus, als ein Sieger, der die Kraft zur Freiheit gefunden.

Von diesem Drama des Holländers gibt es eine zweite Fassung, die im Berliner Kleinen Theater im November 1905 ihre Erstaufführung erlebte. Hier erscheint der Schluß fast gewaltsam, und wider des Dichters innerstes Wollen

ändert. Und in der Tat ist die Umarbeitung auf fremden Wunsch hin erfolgt. Wohl bleibt auch hier in Rafael das Sehnen nach der Freiheit, aber er vermag nicht die Kraft zu finden, rücksichtslos, mit erhobenem Kopf, in sie hineinzuschreiten. Das Christenmädchen stirbt nicht, sondern dem Drängen der Verwandten Rafaels folgend, willigt sie ein, Jüdin zu werden. Denn dadurch hofft man, den Abtrünnigen, auf dessen Liebe zu dem Mädchen man baut, wieder an das Ghetto zu fesseln. Rafael aber hält diesen Entschluß der Geliebten für einen Verrat an seinem eigensten Innersten. Und er verläßt sie: „Du hast nicht begriffen. — — Ich sagte dir heute früh, daß ich kein Jude mehr bin. — Du fühltest's nicht . . . Ich sagte dir: eine neue Zeit bricht an — du fühltest's nicht. Du hast hier gestanden, die Finger ausgestreckt, um in einen andern Ghetto zu kommen — allein um meines Körpers willen — während ich mit dir gesprochen habe —du fühltest's nicht. Es ist aus, Rose — ich kann dir nicht sagen, wie schmerzlich das klingt, es ist aus." Rafael bleibt zurück mit dem Willen, den Kampf weiter zu führen; aber allmählich verwandelt sich sein Durst nach Freiheit in schmerzliche Resignation, die aus den wehmütigen Worten herausklingt, die er spricht, als er auf das Kreuzchen blickt mit dem duldenden Christus, das er einst der Geliebten geschenkt, und das sie ihm nun zurückgegeben hat: „Du dummer, dummer Christus . . . . Und ich — ich bin geblieben — —" Wir fühlen, er wird Jude bleiben und in der Geistesdumpfheit seiner Umgebung zugrunde gehen.

Es ist traurig, das Heijermanns diesen neuen Schluß, der dem Ganzen sich so unorganisch anfügt, gefunden hat. Nach der ganzen Anlage des Stückes durfte kein Rückfall in das Judentum erfolgen, mußte der Kampf des Juden um die Freiheit ausgefochten werden, wie es in der ersten Niederschrift, die zur Beurteilung des Wesens des holländischen Dramatikers maßgebend bleiben muß, geschehen ist.

Im „Panzer" schildert Heijermans einen jungen Offizier, der unter dem Druck der unabweisbaren Pflichten seines Soldatenstandes seine moralische und persönliche Freiheit und die Freiheit aller Menschen überhaupt bedroht sieht. Der Befehl seiner Vorgesetzten und damit seine Pflicht will ihn zwingen, Waffengewalt gegen einen Haufen demonstrierender Streikender einer Fabrik zu richten. Er weigert sich, dem grausamen Befehl Folge zu leisten, da er nicht Gefahr laufen will, Menschen, wie er selbst, mit gleichen Menschenrechten, niederzuschießen wie Hunde. Er erhält Stubenarrest und soll sich vor seinem Vater, einem alten Militär, und von seinem Schwiegervater, der gleichzeitig sein Hauptmann ist, verantworten. Da aber bricht es in ihm los, und er erhebt eine wilde Anklage gegen den Militarismus mit seinen Unfreiheiten: „Fühlt ihr denn nicht, daß die ganze Welt erstickt unter — unter so einem Panzer, unter so einem abscheulichen Panzer, daß überall Körper und Hirne zerquetscht werden — daß wir gesunde Männer wegschleppen — daß die große Menge durch eine lügnerische Minderheit betrogen wird — daß es unser Beruf ist, über Leichen zu marschieren, daß wir unnütz sind, daß das Volk die Soldatenspielerei haßt — daß wir Millionen wegschmeißen und ein Krebsschaden sind — daß wir unsere Untergebenen als hirnlose Geschöpfe behandeln . . . ." Und das Ende ist, daß der junge Offizier aus dem Soldatenstande ausscheiden muß, unter persönlichen, schweren Opfern, denn er verliert dadurch auch seine geliebte Braut, die nicht stark genug ist, ihm in die hart errungene Freiheit zu folgen. Und wieder klingt dieser Kampf um die Freiheit, in der der Held innerlich Sieger bleibt, aus in eine müde Resignation.

So sind Herman Heijermans dramatische Schöpfungen, so sehr man auch in ihnen des Dichters außerordentlich scharfe Beobachtung der Wirklichkeit bewundern mag, keineswegs aufzufassen als Milieudramen, die um der Umwelt willen, in der sie spielen, geschrieben sind, sondern als Ideendramen. Hier kämpfen Menschen um das höchste menschliche Gut, um die sittliche Freiheit. Und weil dieser Kampf der Menschen ein ewiger sein wird, und weil Heijermans ihn in seiner ganzen schmerzlichen Tiefe erfaßt hat, darum weht auch durch das Werk des holländischen Dichters ein Ewigkeitshauch.

Kurt Küchler.

Russische Volksmärchen

Uebertragen von **M. Pfisner.**

Der Jäger und sein Weib.

Es war einmal ein Jäger, der hatte zwei Hunde. Einst streifte er mit ihnen durch Wald und Feld, um Wild aufzuspüren. Lange wanderte er, ohne etwas zu sehen, doch als es zu dämmern anfing, sah er etwas Wunderbares: in einiger Entfernung stand ein Baumstamm, der lichterloh brannte, inmitten des Feuers aber saß eine Schlange. Er trat näher, da redete ihn die Schlange folgendermaßen an: „Hol' mich aus dem Feuer, Jägerlein, ich werde es dir Dank wissen; du sollst alles erfahren, was in der Welt vorgeht, wirst verstehen, was die Tiere sprechen und was der Vogel singt!"

„Ich bin gerne bereit, dir zu helfen," sagte der Jäger, „sage mir nur, wie ich es anstellen soll?"

„Stecke nur deinen Stock ins Feuer, ich krieche daran aus den Flammen heraus."

Der Jäger tat, wie ihm geheißen, und die Schlange kroch heraus.

„Ich danke dir, Bäuerlein," rief diese, „fortan wirst du alles, was kreucht und fleucht, verstehen, nur darfst du es niemand verraten, sonst mußt du des Todes sterben."

Mit diesen Worten verschwand die Schlange in der Erde, der Jäger aber ging weiter in den Wald hinein, bis ihn die dunkle Nacht überraschte.

„Bis nach Hause ist es zu weit," dachte er, „ich bleibe hier bis zum Sonnenaufgang."

Er holte sich einen Haufen Reisig zusammen, zündete es an und legte sich mit seinen Hunden zur Ruhe. Da hört er, wie der eine Hund zum andern sagt: „Höre, Bruder, bleib du mit dem Herrn hier, ich will mal nach Hause laufen, um den Hof und die Frau zu bewachen. Es könnte sich jemand einschleichen, und da ist es gut, wenn einer von uns da ist!"

„Geh, mit Gott, Bruder," sagte der andere Hund.

Am andern Morgen ganz früh kam der treue Wächter zurück und sagte zu seinem Kameraden: „Guten Morgen, Brüderchen, wie war denn die Nacht, wie habt ihr beide geschlafen?"

„Ganz gut," antwortete der andere Hund, „und wie ist es daheim gegangen?"

„Schlimm genug, lieber Bruder. Als ich nach Hause kam, sagte die Frau: Was kommst du ohne den Herrn? Scher dich zum Teufel! Dabei warf sie mir eine ganz verschimmelte Brotrinde zu. Ich roch daran und ließ sie liegen. Da wurde die Frau zornig, nahm einen Schürhaken und regalierte mich dermaßen damit, daß mir jede Rippe weh tut. In der Nacht aber kamen Diebe und wollten sich in die Scheune und Vorratskammern einschleichen; da erhob ich ein solches Geheul und warf mich so wütend auf die Strolche, daß sie auf- und davonliefen und froh waren, mit heiler Haut davonzukommen. Das war eine Nacht, du kannst dir denken, daß von Schlaf keine Rede sein konnte." —

Als der Jäger das hörte, dachte er bei sich: Warte nur, liebe Frau, wenn ich nach Hause komme, ich will dir ein heizen!

Er geht heim, tritt in die Hütte:

„Guten Morgen, Frau!" —

„Guten Morgen, lieber Mann!"

„Wie war's denn zu Hause?"

„Alles ganz gut."

„Sag' mal, Frau, war unser Hund gestern bei dir?"

„Jawohl, er kam nach Hause gelaufen."

„Hast du ihn denn auch ordentlich gefüttert?"

„Gewiß habe ich das! Eine ganze Schüssel Milch gab ich ihm und brockte Brot hinein!"

„Du lügst, alte Hexe," schrie der Jäger, „du hast ihm verschimmelte Brotrinde gegeben, und hast ihn mit dem Schürhaken geschlagen!"

Die Frau gestand es ein, und nun fängt sie an zu drängen und fragt den Mann: „Sag', woher weißt du das?"

„Ich darf dir's nicht sagen, es ist ein Geheimnis!"

„Lieber, süßer Mann, sag' mir's doch," schmeichelte die Frau.

„Gib dich zufrieden, Frau, ich kann es dir unter keinen Umständen sagen, denn sobald ich es verrate, muß ich des Todes sterben!"

„Das macht nichts, teurer Mann, sag' es mir nur."

Was sollte der Mann mit dem neugierigen Weibe anfangen, die ihm keine Ruhe ließ? „Nun gut, gib mir ein reines Hemd," sagt der Jäger, und als das Weib es ihm gebracht hat, zieht er es an, legt sich auf die Bank unter den Heiligenbildern, ganz bereit zum Sterben, und will eben dem Weibe sein Geheimnis erzählen. Da kamen die Hühner in die Hütte mit lautem Geschrei gelaufen und hinter ihnen der Hahn, der bald die eine, bald die andere Henne tüchtig zu zausen begann und dabei schrie: „Wartet nur, ihr verfluchtes Hühnervolk, ihr glaubt wohl, ich würde mit euch nicht fertig? Ihr irrt euch aber, ich bin kein solcher Schafskopf, wie unser Herr, der mit einer einzigen Frau nicht fertig wird! Ich werde mit euch allen dreißig fertig!"

Als der Jäger diese Rede hörte, wollte er kein Schafskopf sein, sprang von der Bank auf, nahm die Peitsche von der Wand und regalierte damit seine Frau gehörig. Da ließ diese nach mit Fragen und Forschen, und der Mann lebt heute noch, wenn er nicht etwa dieser Tage gestorben ist.

Der Soldat.

Es kam ein Soldat aus dem Kriege zurück und kehrte unterwegs in einem Bauernhause ein.

„Gott zum Gruß," sagte er zu der Bauersfrau, „gib mir was zu essen!"

Die Alte stellte sich taub, tat als ob sie was anderes verstanden hätte, und antwortete:

„Häng' sie dort auf den Nagel."

„Du sollst mir was zu essen vorsetzen," schrie der Soldat das Weib an.

„Wo du willst, Söhnchen," sagte die schlaue Bäuerin.

„Ach, du Malefizhexe," schrie erbost der Soldat, „wart, ich will dir die Taubheit vertreiben!" Und er ging auf sie los und machte Miene, als ob er sie mit dem Kolben des Gewehrs schlagen wollte, „gleich stellst du mir was zu essen vor!" —.

„Ich habe ja nichts im Hause," jammerte die Alte.

„Nun, so koche mir wenigstens eine Grütze," rief der Soldat.

„Woraus soll ich denn Grütze kochen, wenn ich weder Hirse, noch Butter, noch sonst was im Hause habe?" log die Alte.

„Das ist freilich schlimm," meinte der Soldat, „nun, so gib mir ein Beil, ich will mir selbst eine Grütze kochen."

Die Alte brachte ihm ein Beil und denkt: Das ist doch merkwürdig! Ich habe mein Lebtag nicht gehört, daß man aus einem Beil einen Brei kochen kann! Ja, so ein Soldat lernt doch manches im Kriege! Will doch schauen, wie das gemacht wird!

Der Soldat nahm das Beil, ließ sich einen Topf voll Wasser geben, legte das Beil hinein und stellt es aufs Feuer. — Als es eine Weile gekocht hatte, kostete er das Wasser und sagte: „Ganz gut, es fehlt nur ein wenig Salz und Hirse." Das Weib brachte das Verlangte und schaut neugierig in den Topf. — Als die Hirse weich gekocht war, schmeckte der Soldat wieder und meinte: „Ausgezeichnet! nur noch ein Spürchen Schmalz, und der Brei ist fertig!" Die Alte beeilte sich, dem Soldaten den Schmalztopf zu bringen. Der nahm einen ordentlichen Löffel voll und tat ihn in den Topf, indem er zur Wirtin sagte: „Nun hole noch Brot und zwei Löffel, du darfst mitessen."

Da löffelten die beiden die Grütze aus dem Topf, und die Alte fragte neugierig: „Wann werden wir denn endlich das Beil essen, Soldat?"

„Es ist noch nicht ganz weich," antwortete dieser, „ich werde es unterwegs im nächsten Dorfe fertig kochen!" Mit diesen Worten nahm er das Beil aus dem Topf, steckte es in den Ranzen, wischte sich den Mund ab, nahm Abschied von der Alten und ging seines Weges.

Eingegangene Bücher

P. Fleisch, „Die moderne Gemeinschaftsbewegung". Wallmann, Leipzig. M. 3.60. 304 S.

Dr. Hieber, „Die württembergische Verfassungsreform". A. W. E. Müller, Stuttgart. M. 1,20. 125 S.

H. Kaufmann, „Jahrbuch des Zentralverbandes", Bd. I und II. Zentralverb. deutscher Konsumvereine. Hamburg. M. 8,—.

Dr. Mollat, „Volkswirtschaftliches Lesebuch". A. W. Zickfeld, Osterwieck a. H. M. 3,—. 560 S.

Dr. Münsterberg, „Amerikanisches Armenwesen". Duncker & Humblot, Leipzig. M. 2.40. 120 S.

W. Roscher, „System der Armenpflege und Politik". Cotta'sche Bh., Stuttgart. M. 7,—. 460 S.

Dr. A. Stöcker, „Die Kirche und die Frauenfrage". H. Bartholdi Wismar. M. 0,60. 29 S.

Hedwig Andrae, „Schwester Ruth". Orient, Frankfurt a. M. M. 2,75. 175 S.

V. Baumgarten, „Dann und Wann". Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. M. 2,50. 128 S.

O. Bödel, „Psychologie der Volksdichtung". B. G. Teubner, Leipzig. M. 7,—. 429 S.

H. Böhmer, „Luther". B. G. Teubner, Stuttgart. M. 1,—. 155 S.

M. Buber, „Die Geschichten des Rabbi Nachmann". Lit. Anstalt, Frankfurt a. M. (Rütten & Loening). M. 3,—. 154 S.

Rudolf Herzog, „Die Condottieri". Cotta'sche Bh., Stuttgart. M. 2,—. 152 S.

B. Kaiser, „Paul Gerhardts Lieder". M. Hesses Verl., Leipzig. M. 1,40. 484 S.

E. Kalischmidt, „Großstadtgedanken", Callwey, München. M. 3,—. 266 S.

Kurt Kamlah, „Frühlingssiege in Spanien". Schmitz & Olbertz, Düsseldorf. M. 3,—. 260 S.

M. Böttcher, „Schlagende Wetter". Kühling & Grüttner, Berlin. 125 S.

O. Ernst, „Appelschnut". S. Staackmann, Leipzig. Geb. M. 4,50. 147 S.

K. F. Freyhold, „Sport und Spiel". H. & Fr. Schaffstein, Köln a. Rh.

J. P. Hebel, „Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes". E. Ackermann, Konstanz. M. 2,72. 287 S.

B. Hirtel, „Klein Elsbeth und die Welt". B. G. Teubner, Leipzig. M. 2,—. 71 S.

E. Kreidorff, „Blumenmärchen". H. & Fr. Schaffstein, Köln a. Rh. M. 1,25.

Joh. Nutz, „Irische Elfenmärchen". Deutsch v. d. Brüdern Grimm. Piper & Co., München. 224 S.

Karl Simrock, „Gudrun". J. G. Cotta'sche Buchh., Stuttgart. M. 1,30. 205 S.

H. v. Volkmann, „Strabanzerchen". H. & F. Schaffstein, Köln a. Rh.

Weitbrecht, „Jugendblätter" (21. Jahrg. 1906). Steinkopf, Stuttgart. M. 4,50. 380 S.

H. Freese, „Das Pfandrecht des Bauhandwerks". F. E. Perthes, Gotha. M. 3,60. 340 S.

E. Aron, „Das Reichserbschaftssteuergesetz". C. L. Hirschfeld, Leipzig. M. 4,—. 134 S.

Dr. H. Dorn, „Strafrecht und Sittlichkeit". E. Reinhardt, München. M. 1,—. 83 S.

Dr. K. Frey, „Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung". Lit. Institut Orell Füßli, Zürich. M. 1,20. 47 S.

D. Koch, „Christliches Kunstblatt". J. F. Steinkopf, Stuttgart. 320 S.

Dr. med. K. Kahnt, „Die Phytotherapie". Dr. Karl Kahnt Berlin. M. 2,—. 169 S.

Dr. R. Fritzsche, „Vorschule der Philosophie". Dürr'sche Bh., Leipzig. M. 2,40. 172 S.

Ch. M. Mason, „Erziehung im Hause". Brahm'sche Bh., Karlsruhe. M. 3,50. 204 S.

L. Brieger-Wasservogel, „Aus der Gedankenwelt großer Geister". K. Lutz, Stuttgart.

Dr. E. Dennert, „Die Weltanschauung usw." M. Kielmann, Stuttgart. M. 7,—. 344 S.

Antiquaria I.

Wir suchen von verschiedenen Autoren aufzukaufen, dazu wir nur ganze Partien bitten, weshalb wir Vorzugsofferten zur Lieferung nicht hinderlich sind. Wir bitten in Ihrem Interesse, uns Ihre Offerten gefl. recht bald zugehen zu lassen.

		mk
1	Adolay, Eduard, Dr. Bibliothekar. Eine Bibliothek. 1872	1,—
2	Andrä Immanuel. Die Liebe ist meine Heimat. 1902 (Fleckig)	1,—
3	Bamberger, G. d. Der Pocken Impfung. Eine 1861 (Fleckig)	1,20
4	Bamberg, L. v. Marie Theresia. 1880	1,—
5	Bassum, H., Steuer Einführung 1902	1,50
6	Bauernfeld, Eduard v. Gesammelte Schriften. 1871	1,—
7	Bau, Ueberseeische Politik Bethmann Hollweg. Stresemann. 1870	1,—
8	Beatrix, Geschichte und Organisation. 1865	1,—
9	Blumberger-Campe, F. v., Georges Singer. Erinnerungen. 1902	1,—
10	Bonaventura, Wit ist das Gebrechen auf Reisen. Novelle. 1902	1,—
11	Bonn, Moritz J. Die Verschiedenheiten der Nationalökonomie. 1905	1,—
12	Buchwald, Reinhold. Theodor Körner. 1913 (Fleckig, Titel fehlt)	1,—
13	Bürgerliches Gesetzbuch. Einführungsgesetz. 1900 (Fleckig)	1,—
14	Bürgerliches Gesetzbuch. Einführungsgesetz. 1900 (Fleckig)	1,—
15	Bülow, H. v. Kriegsgesetze. 1809 (Fleckig, Titel fehlt)	1,—
16	Bülow, H. v. Kriegsgesetze. Erstfassung. 1809. (Fleckig)	1,—
17	Bülow, H. v. Kriegsgesetze. 1809	1,—
18	Burke, Ed. Die neue Demokratie. Amerikanische Reisebriefe. 1913	1,—
19	Bülz-Schönberger, Dr. Gesundheit. Bremen. 1902	0,50
20	Burkes, L., Aus dem Bremer Schauer. 1902	1,—
21	Buttlick, H., Aus Licht und Schatten. 1900. Kart. (Fleckig)	1,50
22	Buttlick, H., Aus den Memoiren eines Gymnasiasten. 1900 (Fleckig)	1,—
23	Bernhoff, L. v., Ein arbeitender Mensch. Bremen. 1904	1,—
24	Caspari, Otto. Gesammelte Landschaften. 1904	1,—
25	Bülow, Bau, Frau Benoni. Dorfgeschichte. 1907. (Fleckig)	1,—
26	Bülow, Bau, Frau Benoni. Dorfgeschichten. 1907. (Fleckig)	1,—
27	Bernstein, E. Die Entwicklungslehren des Kanzlers Bay. 1902	1,—
28	Bernhoff, L. v. Kriegsgesetze. Erstfassung. 1809. (Fleckig)	1,—
29	Bernhoff, L., Der Kriegsgesetze. Erstfassung. 1809. (Fleckig)	1,—

		mk
30	Jansen, W., Lieder von Vendevers. 1870	1,—
31	Kaufmann, Dr. Die Kaufmannschaft. 1902	1,—
32	Kehlmann, L. K., Prinzessin. Roman. 1871	1,—
33	Kehlmann, L. K., Prinzessin. Roman. 1871	1,—
34	Lie, Jonas, Die Familie von Gammelsund. 1892. Kart.	1,—
35	Lindenberg, P., Der Kampf in Baltic-Hall. 1899	1,—
36	Lindenberg, P., Der Kampf in Baltic-Hall. 1899	1,—
37	Marschall, Ed., Wiesenbrunnen aus Lieb. Novellen. 1902	1,—
38	Marschall, Ed., Wiesenbrunnen aus Lieb. Novellen. 1902	1,—
39	Meyer, Conr. F., Die Hochzeit des Mönchs. 1884	1,—
40	Mühlenbruch, Dr., Rheinschiffahrt. Handbuch. 1901. (Fleckig)	1,—
41	Mühlenbruch, Dr., Rheinschiffahrt. Handbuch. 1901. (Fleckig)	1,—
42	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
43	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. W. Hefte. Geb.	1,—
44	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. W. Hefte. Geb.	1,—
45	Schaffer, Rudolf, Tiroler Heerd. Novellen. Bilder. 1904. (Fleckig)	1,—
46	Schaffer, Rudolf, Tiroler Heerd. Novellen. Bilder. 1904. (Fleckig)	1,—
47	Schaffer, Rudolf, Tiroler Heerd. Novellen. Bilder. 1904. (Fleckig)	1,—
48	Fredrichsen, Ben. Kreuzerzeichen. 1899	1,—
49	Fredrichsen, Ben. Kreuzerzeichen. 1899. Kart. (Fleckig)	1,—
50	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
51	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
52	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
53	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
54	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
55	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
56	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
57	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
58	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
59	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
60	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
61	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
62	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
63	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
64	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
65	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
66	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
67	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
68	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
69	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
70	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
71	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
72	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
73	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
74	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
75	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
76	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
77	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
78	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
79	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
80	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
81	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
82	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
83	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
84	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
85	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
86	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
87	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
88	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
89	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
90	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
91	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
92	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
93	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
94	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
95	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
96	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
97	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
98	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
99	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—
100	Schaffer, Rudolf, Wanderungen durch Tirol. 1904	1,—

Buchhandlung Ernst Schönberger, Gr. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Winter ohne Sorgen.

Heute, wo Brennstoffe, Kohlen und Gas so teuer sind, wo Heizungsanlagen nicht zu bezahlen sind und schwach, wenig Heizer nur das Geld verdienen, das Kohlen sparen, sollte jeder Hausbesitzer, Mieter, Beamter, Kaufmann, Gewerbetreibender, Arzt, Rechtsanwalt, Lehrer, Pfarrer, Offizier, Gutsbesitzer, Landwirt, Fabrikant, Ingenieur, Techniker, Chemiker

XIII. Jahrgang Nummer 8

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Herausgeber: F. Th. Naumann

Erscheint jeden Sonntag. Preis 10 Pfennig. Sonntag, den 18. Februar 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen. Die evangelische Kirchenwahl. — Eine schlechte Wahlrede. Von Friedrich Naumann. — Die Lösung Bülowscher. — Die politische Verlegenheit der Sozialdemokratie. Von Dr. Paul Lensch. — Die Reichstagsauflösung. Von Dr. Ernst Heilmann. — Die Wahlen. Von Dr. Ernst Heilmann. — Die christliche Bewegung in England. Von Pfarrer Dr. Paul Rohrbach. — Die Wahlen. Von Dr. Ernst Heilmann. — Die Kämpfe der Sozialdemokratie. — Die Kämpfe gegen die Sozialdemokratie. — Die Presse und die Wahl. — Die Wahlen. — Briefe. — Bücher.

Politische Notizen

Die evangelische Kirchenwahl. Der Ausfall der Wahlen zu mehreren neuen Stellen der Generalsynode unserer Landeskirche entspricht, bei voller in weiter Kreisen bestehender Unzufriedenheit mit dem Verhalten der Oberen Kirchenbehörde, dem Ausfall der Wahlen zum Reichstage. Die Synodalen sind durch die Wahlung von weltlichen Vertretern ins Kirchenregiment nicht in ihrer Mehrheit weiter kommen. Aber der Kampf hatte es verdient, auch wenn er nicht zum Siege führte, daß er geführt wurde. Er hat gezeigt, wie großen Widerwillen gewisse Kreise gegen die Bevormundung durch die Oberen haben. Er hat gezeigt, daß es in der Kirche Leute gibt, die sich nicht mehr alles gefallen lassen wollen. Er hat gezeigt, daß eine Anzahl Geistlicher den Mut besitzt, ihre Meinung der unfehlbaren Autorität entgegen zu stellen. Er hat gezeigt, daß es Gemeinden

unteren Volksklassen gegolten und es war eine merkwürdige Lieblingsidee von ihm, den Sozialismus als die Bewegung der Germanen gegenüber der internationalen Oberschicht aufzufassen.

Die Freisinnige Vereinigung und die Reichstagswahlen. Wir geben heute eine Aufstellung der Wahlergebnisse, an denen Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung oder ihr nahestehende Männer beteiligt sind.

	Kandidat	Freis. Vereinig.	Kons.	Wirtsch. Vereinig.	Zentrum	Sozdem.	Natlib.	Andere
Danzig Stadt	Mommsen	7503	4332	1804	4041	6391		420 P.
		13927				8305		
Danzig-Land	Schahnasjan	1132	7222		3951	2724		1170 P.
Prenzlau	Steinweg	3710	13266			4237		
Landsberg	Tews	6176	13828			6477		
Königsberg	Peyser	2233	10077	1468		4071		
Sternberg	Sparfeld	884	8824	5240		1636		
Züllichau	v. Liszt	5025	10411		654	3814		
Demmin	Wendorff	4135	9312			1803		
Ueckermünde	Delbrück	6353	8156			6113		
		11011	9415					
Stettin	Dohrn	13441		3687	307	14528		
		17930				15122		
Pyritz-Saatzig	Breitscheid	3323	11621	4497		1865		
Stolp-Lauenburg	Witte	1440	16516		243	1037		112 P.
Bütow-Rummelsbg.	Juds	5798	16183		220	1255		644 P.
Köslin	Barth	7263	13100			3390		
Greifswald	Gothein	5963	7914			3450	1474	
		9950	9500					
Czarnikau	Preuß	2033	14431		1811	1527		6814 P.
Militsch	Boßberg	2723	10977		2641	1246		
Glogau	Hoffmeister	3774	4711		2558	2079		
		7127	6387					
Wittenberg	Dove	5764	9219			4598		
		10159	9814					
Bitterfeld	Polko	6654	10395			10100		
Sangerhausen	Pautsch	4766	11541			5790		
Dithmarschen	Hoeck	8886				11138	10168	
Plön-Oldenburg	Struve	5984	9376			3707		
		9954	9621					
Lauenburg	Heckscher	3834		3546		3869		
		7451				3768		
Emden-Norden	Garrels	8127	11483			3711		
		12151	12344					
Harburg	Herz	3567	15360		323	14667		4830 P.
Siegen	Ziegler	2054		15361	3075	949	8283	
Frizlar	Freudenstein	3763		8966	440	795		
Marburg	v. Gerlach	4396		9077	2371	1554	1074	
		8274		10445				
Würzburg	Meißner	6116			10022	5840		
		6368			11748			
Dresden A.	Barge	6533	6717	12308	400	26458		
Meißen	Lißke	3427	6309	6976		14174		
Heilbronn	Naumann	9713		11520		9468		
		13697		14178				
Darmstadt	Korell	8461				15046	10119	
Hagenow	Graf	6264	6853			5657		
	Bothmer	11506	6897					
Parchim	Pachnicke	6181	7498			5761		
		10315	8602					
Güstrow	Hecht	4056	7482			5541		
Jena	Tischendörfer	5495				9429	11504	
Strelitz	Heimfoth	5183	8622			6059		
Holzminden	Keck	3258		9703		9364		
Dessau	Schrader	19183				13322		
Altenburg	Höfer	7223	15702			19092		
Waldeck	Potthoff	4609		4057		1122	1373	
		5981		5517				
Lippe	Neumann-Hofer	9839	6495			5765	5000	
		16208	10462				Str.-St.	
Lübeck	Klein	11287				11575		
Hamburg 3	Braband	30569		422	917	65461	20356	
Schlettstadt	G. Wolf	2091			8492	2901		
Straßburg-Stadt	Burger	12581			5574	12253		
		14728			14756	14891		
Hagenau	Goetz	9492				2520		
Zabern	A. Wolf	5688	9469			2240		

Dazu kommen noch eine Reihe kleinerer Zählkandidaturen. Die knappen Mehrheiten, die uns teils vom Erfolg ausschlossen, teils den Sieg brachten, enthalten eine dringende Aufforderung, die heutigen Wählerbestände zu befestigen und die Organisationen jetzt gleich hinter der Wahl aufzubauen.

Das Zentrum

Der Reichstag wurde aufgelöst, um die Nebenregierung des Zentrums zu brechen. Es sind etwa 2 Monate seitdem verflossen, ein Sturm ist durch das Volk gegangen, der letzte Wähler wurde zur Urne geschleppt, endlose Reden wurden gegen Rom gehalten und das Ergebnis? Das Zentrum hat fast 400 000 Stimmen gewonnen, hat einige Reichstagssitze mehr als vorher, und denkt nicht daran, bescheiden zu werden. Wozu auch, wenn es ihm so gut geht?

Der Reichskanzler hat Glück gehabt bei der Wahl. Er wollte gegen den Lindwurm streiten, und es gelang ihm wenigstens, einen Leoparden zu töten. Er kommt vom Feldzug nach Hause und zeigt seine Beute: lauter Sozialdemokraten, aber keine Schwarzen! Auch das ist ein Sieg, aber kein Sieg über den Urfeind.

Der Sozialdemokrat hat vielfach die Schläge bekommen, die dem Zentrum zugedacht waren. Man überlege doch ganz offen, wo die stärkste Abneigung gegen die Zentrumsherrschaft ist! Sie ist dort, wo niemand vom Zentrum abhängig ist, dort wenigstens kann sie sich allein frei aussprechen. In den Gebieten, wo es starke katholische Minderheiten gibt, kann der Gegensatz gegen den römischen Druck nur gedämpft zu Gehör gebracht werden, denn alle Parteien ohne Ausnahme pflegen irgendwo und irgendwie mit Zentrumshilfe zu arbeiten und müssen deshalb Rücksicht nehmen. In den Gebieten, wo das Zentrum selber in der Herrschaft ist oder nahe an der Herrschaft, kann gelegentlich der Wahlzorn stark brausend in die Höhe gehen, aber schon am anderen Morgen heißt es im Wahlausschuß: man muß sich zurückhalten, denn eine schroffe Kampfesweise verscheucht uns die letzten Katholiken! Es bleiben also für echten, rechten Zentrumszorn nur die fast katholikenfreien Gebiete übrig und auch unter ihnen ist noch ein Unterschied zwischen altkonservativen und altliberalen Landstrichen. Die altkonservativen Landstriche sind im allgemeinen ohne lebhaftes Empfinden, weder für noch gegen das Zentrum, denn mag in ihnen auch der Pastor und der Lehrer antikatholisch sein, so ist der Bund der Landwirte „interkonfessionell", das heißt, er sagt nichts böses vom Zentrum. Es bleiben also die protestantischen Großstädte und Industriegebiete. Diese sind ehrlich voll von Zentrumsfeindschaft, aber — gegen wen soll sie sich in Bewegung setzen? Der Zentrumsmann lebt irgendwo in der Ferne, und der Sozialdemokrat ist gleich vor der Tür. Also wird der Zentrumszorn in antisozialdemokratischen Eifer verwandelt. Es ist gewiß keine falsche Vermutung, wenn man die unerwartet starke antisozialdemokratische Heftigkeit in Sachsen auf diese Weise erklärt. Nicht als ob nicht die sozialdemokratische Rechnung für sich allein auch schon groß genug gewesen wäre. Das Land des Dresdener Parteitages und der Leipziger Volkszeitung kennt die „völkerbefreiende Sozialdemokratie" aus nächster Nähe, aber das letzte an Unmut, was zum Siege nötig war, stammt aus dem alten Antikatholizismus der churfächsischen Landesteile. Nirgends ist der Evangelische Bund stärker als hier. Und trotzdem macht die Sozialdemokratie zwischen Hauptwahl und Stichwahl ihren Bund mit dem Zentrum! Man sage nicht, daß es bloß die süddeutschen Sozialdemokraten gewesen sind, die diesen Bund gemacht haben! Die Süddeutschen haben ihn ausgeführt, aber schon in der offiziellen Parteiparole des sozialdemokratischen Parteivorstandes war dieses schwarzrote Bündnis klar vorhanden. Die Partei als Ganzes hat das Zentrumsbündnis gemacht. Und die meisten anderen Parteien haben der Sozialdemokratie nicht einmal viel vorzuwerfen, da sie fast alle irgendwo auf Zentrumshilfe angewiesen waren. Das gilt insbesondere auch von den Nationalliberalen. Trotz des starken Getöses gegen den Ultramontanismus haben im Westen

Deutschlands gegenseitige Hilfsverhältnisse nicht vermieden werden können. Alle essen von der Tafel des Klerikalismus und deshalb ist das Zentrum so unangreifbar.

Kann das jemals anders werden? Die Aussichten sind gering. Erst muß zwischen Sozialdemokraten einerseits und Nationalliberalen und Freisinnigen andererseits ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis hergestellt werden, das beide Teile abhält, sich durch Zentrumsbündnisse niederwerfen zu wollen. Dieses Vertrauensverhältnis der liberalen und demokratischen Parteien war der Hauptgedanke dessen, was man Barth-Naumannsche Taktik genannt hat. Wenn man diese Taktik befolgt hätte, wäre jetzt das Zentrum etwas gedemütigt worden. Aber ich muß jetzt am Abschluß dieser Wahl eingestehen, daß unsere Taktik noch nicht ins Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen ist, und zwar hat es auf beiden Seiten gefehlt. Die Liberalen haben vielfach den Zentrumsmann dem Sozialdemokraten vorgezogen, aber, was noch schwerer wiegt: die Sozialdemokratie hat auch dort und gerade dort, wo die Liberalen für unsere Taktik reif und bereit waren, die Liberalen schnöde im Stich gelassen und ist mit aller Macht für das Zentrum eingetreten. Baden und Elsaß sind hierfür die Musterbeispiele. Hier war der Liberalismus bereit, mit der Sozialdemokratie gegen das Zentrum zu marschieren und gerade hier hat die Sozialdemokratie versagt. Das ist der stärkste Schlag, der unsere Auffassung treffen konnte, und es hat keinen Zweck, unsere Enttäuschung darüber zu verschleiern. Wir stehen vor der harten Tatsache, daß der Block der Linken von der Sozialdemokratie dort zerstört worden ist, wo er auf bürgerlicher Seite im Entstehen begriffen war. Das Zentrum hatte für den Sozialdemokraten die stärkere Anziehungskraft. Selbst einen Blumenthal opfern die Sozialdemokraten zweimal dem Zentrum! Der Mann, der zuerst sagte, daß er lieber ins rote Meer fallen wolle, als ins schwarze Meer, wird zweimal von den Roten fallen gelassen. Das ist das schwerste psychologische Rätsel dieser Reichstagswahl.

Wir wissen, daß es nichts hilft, wenn wir darüber schelten, aber wir haben die Pflicht, diesen peinlichen Tatsachen klar ins Auge zu schauen. Es gibt eine Strömung in der Sozialdemokratie, die so unliberal ist, daß sie sich im Zweifelsfalle zum Zentrum hingezogen fühlt. Das ist die größte Machtwirkung des Zentrumsgeistes, die es geben kann. In alle Verhältnisse dringt der Zentrumsgeist ein. Er arbeitet heimlich an den Fürstenhöfen, er umspinnt Konservative und teilweise selbst Nationalliberale, er fesselt Sozialdemokraten. Alle Wege führen nach Rom. Immer, in allen Streitigkeiten der übrigen Volksteile, ist Rom die ausschlaggebende Macht, weil es überall heimliche Anhänger hat. Auch unter den Sozialdemokraten hat es stille Bundesgenossen. Vollmar macht Schule. Der einstige Zögling klerikaler Anstalten begann in Bayern das schwarzrote Bündnis. Ihm folgen andere. So türmen sich in der Zukunft neue Schwierigkeiten bergehoch. Die Zentrumsperiode beginnt erst ihren ganzen Ernst und ihre ganze Wucht zu zeigen. Die „Nebenregierung" ist allerorts geschäftig, und schlägt der Ritter Dernburg dem Lindwurm einen Kopf ab, so wachsen ihm zwei andere Köpfe. Seht ihr sie kommen? In der Mitte der Priester, rechts der Junker, links der Sozialdemokrat! Armer Fürst Bülow

das Zentrum kommt, es kommt, es rollt, es wälzt sich heran. Professor Spahn in Straßburg hat ganz recht, wenn er ausführt, daß das Zentrum nie stärker war als jetzt. Windthorst steigt aus dem Grabe und spielt ein offenes Grand mit Bismarcks und Bennigsens Kindern.

In solcher Lage tut es gut, den Blick über alle Tagesfragen und Wahlkreisstreite zu erheben, und sich zu erkundigen, ob denn die Zentrumsmacht in sich selber ewig und unveränderlich ist. In diesem Sinne greifen wir zu der Rede, die Professor Harnack am Geburtstag des Kaisers, zwei Tage nach der Hauptwahl in der Berliner Universität über „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland" gehalten hat. Professor Harnack legt Gewicht darauf, festzustellen, daß seine Rede schon vor der Auflösung des Reichstages niedergeschrieben ist. Das muß er tun, damit sie in der gegenwärtigen erregten Zeit nicht als politische Zentrumsfreundschaft ausgelegt werden kann. Harnack gehört nicht zu denen, deren Wege nach Rom führen, aber er ist Historiker und nicht Tagespolitiker und will von höherer Warte aus untersuchen, ob es Hoffnungen und Aussichten gibt, daß der Ultramontanismus in sich selbst schwächer wird. Dabei gelangt er zu einem erfreulichen Ergebnis: innerhalb der katholischen Theologie gewinnt die moderne Methode wissenschaftlichen Arbeitens an Umfang, und die alten theologischen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus verlieren an Schärfe. Die alten Theorien und Dogmen gehen auf beiden Seiten einer Erweichung und teilweisen Auflösung entgegen.

Es liegt uns nun fern, irgend etwas von dem, was Harnack darstellt, in Zweifel ziehen zu wollen. Dazu fehlt schon die nötige Kenntnis der gegenwärtigen katholischen Theologie. Aber selbst wenn Harnack völlig recht hat, was wird es uns helfen? Wird die Abschwächung der theologischen Begriffe die Macht der Priester über die Gemüter vermindern? Vorläufig ist davon nichts zu sehen. Die Theologie bedeutet nach unserer Meinung im Katholizismus weniger als im Protestantismus, da der Betrieb der Gemeindeseelsorge weniger auf Theologie gegründet ist, als auf Beichtstuhl, Organisation und Autoritätsprinzip. Erst wenn sich eine Abschwächung des Priesterbegriffes selber zeigen sollte, könnte an eine Aenderung der katholischen Macht geglaubt werden. Diese aber ist bisher nicht bemerkbar. Es ist im Gegenteil geradezu fabelhaft, wie es dem Priester gelingt, selbst die Gleichgültigen und Unwilligen irgendwie an einem Faden festzuhalten. Eine solche seelische Macht aber kann in einem demokratischen Zeitalter nicht ohne politische Wirkungen sein.

Aber wie kommt es dann, daß in Frankreich und Italien sich so viele Katholiken dem politischen Klerikalismus entziehen? Warum kann das nicht auch bei uns geschehen? Antwort: gerade das, was Harnack am deutschen Katholizismus schätzt, daß er nicht unempfänglich ist für gewisse kulturelle Einwirkungen des Protestantismus, das macht ihn stärker. Der deutsche Katholizismus ist eine Mischung romanischer Priesterherrschaft mit deutschem Geistesleben. Diese Mischung ist als solche stärker, als das bloße romanische System. Und dann hilft es dem Zentrum gewaltig, daß es immer wieder in Oppositionsstellung gelangt und dadurch autoritär und oppositionell zugleich bleibt. Es sollte in Bayern offen herrschen müssen! Es sollte dort alle Minister stellen müssen! Es sollte die Verantwortung vor allem Volk zu tragen haben! Dann würde es sofort wieder genug liberale Katholiken geben. Das Zentrum wird nicht durch Ansturm von außen gebrochen. Das haben wir jetzt wieder erlebt. Es wird nur gebrochen, wenn es den Beweis seiner Herrschaftsfähigkeit in der Tat erbringen soll. Aber diesen Beweis ersparen ihm die übrigen politischen Verhältnisse. Und deshalb bleibt es bis auf weiteres so, wie es gewesen ist: Zentrum und Kaisertum.

Naumann.

Hinterpommersche Wahleindrücke

Im preußischen Osten hat der Liberalismus bei den Wahlen schwere Niederlagen erlitten. Die Mehrzahl der Kreise, die speziell die Freisinnige Vereinigung berannte, sind gleich im ersten Gange dem Gegner zur Beute gefallen. Eigentliche Fortschritte sind nur an zwei Stellen gemacht worden, in Stettin und in Usedom-Wollin, ganz Hinterpommern aber, und der einzige Kreis, den wir in der Provinz Brandenburg ernsthaft in Angriff genommen hatten, ist verloren.

Woran liegt das? Stellen wir zunächst fest, woran es nicht liegt. Es liegt nicht etwa daran, daß die offizielle Wahlparole gegen uns gewesen wäre. Die Freisinnigen haben in der südwestafrikanischen Angelegenheit auf seiten der Regierung gestanden, und gegen die Vereinigung speziell konnte niemand den Vorwurf erheben, daß sie in kolonialen Dingen irgendwie einmal versagt habe. Natürlich wurde von konservativer Seite immer wieder der Versuch gemacht, es so darzustellen, als seien wir in den Macht-

fragen nicht ganz sicher, und als habe nur ein Zufall uns in diesem Falle „richtig" stimmen lassen, aber diese Entstellungen wirkten nicht, wirkten schon deshalb nicht, weil dem Gros der Bevölkerung die koloniale Frage im allgemeinen und Südwestafrika im besonderen absolut Hekuba war. So lange man den Versammlungsbesuchern von diesen Dingen erzählte, hörten sie zwar aufmerksam zu, aber es war klar, daß sie mit dem Herzen nicht bei der Sache waren und nur auf den Moment warteten, wo der Redner zu anderen, sie mehr interessierenden Themen überging. Mit der Zeit hatte man sich zwar auch auf den entlegeneren Dörfern in eine gewisse „nationale" Begeisterung hineintreiben lassen, aber es wurde weit mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstande gearbeitet: Sandwüsten, in denen die Gebeine unserer wackeren Soldaten bleichen, Greueltaten der Schwarzen, Notwendigkeit, den Kämpfenden Verstärkung zu schicken, Hurrah und Hoch. So, und nun wird erwartet, daß der Kandidat bald zu wichtigeren Dingen kommt.

Er redet von dem Kampf gegen das Zentrum, in den Städten, bei der „Intelligenz" hat man Verständnis dafür, sieht auch ein, daß Zentrum und Konservative nur verschiedene Regimenter desselben reaktionären Armeekorps sind; auf dem Lande geht der Redner mit einigen kurzen Bemerkungen auch über diesen Punkt hinweg. Das Zentrum ist in Hinterpommern und in den benachbarten Gebieten eine recht unbekannte Größe, höchstens vom Hörensagen kennt man den Einfluß von Priestern und Kaplanen. Die Aelteren haben noch dunkle Erinnerungen daran, daß die Partei zu Bismarcks Zeiten den „Reichsfeinden" zurechnete, grübeln aber nicht weiter über die Gründe nach, die sie inzwischen zu einer bewährten Stütze der Regierung und dann wieder zu einem Glied der scharf zu bekämpfenden Opposition gemacht haben.

Von der Sozialdemokratie hat man sich schon eher ein Bild zu machen vermocht, auch dort, wo sie es, wie beispielsweise in Pyritz-Saatzig, bisher nur auf verhältnismäßig geringe Stimmenziffern brachte. Selbstverständlich ist das Bild in den meisten Fällen verzerrt und falsch, der Bauer sieht in den Sozialdemokraten nur die „Umstürzler", die die Arbeiter aufwiegeln, und nebenbei den Thron bedrohen; der Junker nährt natürlich geflissentlich diese Auffassung, und auch der landwirtschaftliche Arbeiter steckt nicht nur mit Angst im Herzen, sondern auch mit einem wirklich schlechten Gewissen den sozialdemokratischen Stimmzettel in das Wahlkuvert.

Kein Wunder, daß die Konservativen mit unserer Stellung zur äußersten Linken krebsen gingen. Wie unehrlich sie dabei verfahren, erhellt beispielsweise daraus, daß einem ihrer Führer im Saatziger Kreis, allerdings nachdem ich ihn bis aufs Blut gepeinigt hatte, die Bemerkung entschlüpfte, die Konservativen täten besser daran, einen Sozialdemokraten zu wählen als einen Freisinnigen. Zwar war er am folgenden Morgen schon bald nach Tagesanbruch bei dem Vorsitzenden des liberalen Vereins in Stargard, um zu verhindern, daß seine unbedachte Aeußerung in die Oeffentlichkeit komme. Der bis dahin recht hochfahrende Herr war ganz klein geworden, aber er konnte nichts an der Tatsache ändern, daß der Mund verraten hatte, wes das Herz voll war. Unsere Haltung gegenüber der Sozialdemokratie oder vielmehr die Beleuchtung, in der sie von seiten der „Staatserhaltenden" gezeigt wurde, mag uns einige Stimmen gekostet haben, ausschlaggebend aber ist sie keineswegs gewesen.

Kolonien, Zentrum, Sozialdemokratie bedeuteten für die große Masse der ländlichen Wähler, denen die städtischen ja die Wage nicht halten können, so gut wie gar nichts gegenüber der Heilsbotschaft vom teuren Schwein. In den östlichen Wahlkreisen hat den Liberalismus das Schwein umgebracht. Wie das ja auch Herr v. Oldenburg-Januschau, nachdem er, Gott sei's geklagt, mit liberaler Hilfe wieder in den Reichstag eingezogen ist, im Zirkus Busch so schön ausgeführt hat.

Das Schwein! Ob man von ihm redete oder respektvoll um es herumging, es schwebte über jeder Wählerversammlung. Man merkte, daß es da war, und wenn sich auch in der Diskussion niemand fand, der es bei den Ohren oder beim Schwanz in die Debatte zerrte, es war da, das besagte ein zweifelndes Lächeln oder ein Tuscheln mit dem Nachbar, oder hier und da auch ein Hoch auf den konservativen Kandidaten, zu dessen Motivierung nichts vorgebracht wurde. Wir wiesen nach, daß an der enormen Verteuerung der Schweinepreise der kleinere und mittlere Bauer und der Arbeiter kein dauerndes Interesse habe, daß man ihm aus der rechten Hosentasche herausnehme, was man ihm in die linke hineinstecke. Daß die Beseitigung der Futtermittelzölle wesentlicher sei, als das künstliche Hinaufschrauben des Preises, daß die Zölle keine Stetigkeit der Preise garantierten, daß wir selbstverständlich für den Seuchenschutz an den Grenzen einträten, daß gute Preise am besten durch das Blühen der Industrie gewährleistet würden, daß ein Freund der Landwirtschaft nur der genannt werden könne, der für einen kaufkräftigen Arbeitsmarkt in den Städten sorge, wir wiesen das und noch vieles andere nach, aber immer hieß es: Ihr Liberalen habt euch auch über zu hohe Preise beklagt, ihr vertretet den Nutzen der Großstadt, was wollt ihr auf dem Lande? Daß die Großstädte dann schon bei Jakobshagen (2000 Einw.) oder Nörenberg anfangen müßten, — denn auch dort klagten Beamte und Arbeiter über die Fleischpreise, — machte nichts aus: wir waren die Freunde der Großstädte, und das heißt ebensoviel wie Beschützer der jüdischen Warenhäuser, der Ramschbazare und weiß Gott wessen sonst noch. Und wie gesagt: zogen wir es vor, über Thema nicht zu sprechen, und das Schwein nicht aus seiner beschaulichen Ruhe aufzuscheuchen, es fand sich schon jemand, der gelesen oder gehört hatte, die Liberalen beklagten sich über die Fleischpreise. Im Ernst. Unser wirtschaftspolitischer Ideengang, so richtig er in der Theorie ist, versagte in der hinterpommerschen Praxis vollständig, unsere Beweisführung prallte an den harten Talern, die Bauern und auch Arbeiter mehr erhalten hatten, ab wie Flintenkugeln an einer Nickelstahlpanzerplatte. Das Geld lacht, und es lacht ihnen vorläufig wenigstens noch lieblicher als selbst das allgemeine Wahlrecht. Ich will nicht sagen, daß ihnen dieser Besitz nichts wert wäre, aber sie wissen ihn nicht gebührend zu würdigen, eben weil er ein Besitz ist. Der Graf edle Herr zu Putlitz-Barslewitz, konservativer Kandidat für den Wahlkreis Pyritz-Saatzig, hatte sich in öffentlicher Volksversammlung über das Reichstagswahlrecht höchst zweideutig ausgesprochen, er erhielt im ersten Gange die große Majorität der Stimmen, denn seine Ausführungen über das Schwein und seinen Marktwert waren absolut eindeutig gewesen.

Womit nun allerdings keineswegs gesagt sein soll, daß es einzig und allein das Schwein gewesen sei, mit dem die Konservativen das Rennen gemacht haben. Anderes kam hinzu, was nur in übertragenem Sinne mit jenem viel bemeldeten Borstenvieh in Zusammenhang steht. Wie in Hinterpommern Wahlen gemacht werden, ist ja bekannt, und wer es vordem noch nicht wußte, der weiß es, seitdem die Vorgänge, die sich 1903 in Kolberg-Köslin abgespielt haben, publici iuris geworden sind, und von aller Welt, mit Ausnahme der Konservativen und des Gros der Nationalliberalen, als ein Skandal bezeichnet und anerkannt wurden. Eben, während ich dies schreibe, wird mir ein Flugblatt überbracht, das die Partei des Herrn Krösell — es ist wirklich eine Partei, die nur auf die beiden Augen des Pastors a. D. und jetzigen Druckereidirektors gestellt ist — nach den Wahlen versandt hat, und in dem auf sechs Spalten einiges Erbauliche darüber erzählt wird, wie man in Hinterpommern konservativer Abgeordneter wird. Unsere Freunde und ich würden in der Lage sein, diese Ausführungen durch wertvolle Zusätze zu ergänzen.

Wahlbeeinflussung ist ein Instrument mit außerordentlich zahlreichen Saiten, aber zu seiner geschickten und erfolgreichen Bearbeitung bedarf es weniger einer besonderen Virtuosität, als vielmehr einer ganz ausgesuchten Skrupellosigkeit und gänzlicher Verachtung aller guten politischen und menschlichen Sitten. Wer von Wahlbeeinflussung hört, der denkt zunächst an unzureichende Wahlurnen, Beaufsichtigung durch die Gutsinspektoren, Vertauschung der Stimmzettel usw., aber das ist erst das letzte Stadium. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß es in Ostelbien von Gottes und Rechts wegen nur eine Par-

sei gibt, das ist die der Junker. Wer sich ihr nicht anschließt, ist von vornherein ein verdächtiger Kerl, dem man das schlimmste zutrauen kann, und der dementsprechend zu behandeln ist. Wenn die Aufforderung ergeht, den konservativen Wahlaufruf zu unterzeichnen, dann findet sich kaum jemand, der sich so viel Liebenswürdigkeit und Ehre zu entziehen vermöchte, und der einzige Trost ist der, daß wenigstens hier und da die Möglichkeit vorhanden ist, nachher für einen Kandidaten zu stimmen, gegen den man laut Unterschrift die schwersten Beschuldigungen und Anklagen erhoben hat. Es kommt vor, daß Leute, die unter Aufrufen für den konservativen Kandidaten stehen, für den liberalen agitieren und ihn unter Umständen sogar in ländliche Versammlungen begleiten. Das sind aber dann schon Heroen. Der Osten ist eben konservativ durchseucht, und der einzelne kann nicht wagen, wider den Stachel zu löcken. Wollten sich die „einzelnen" darauf besinnen, daß sie eine Macht sind, wenn sie zusammenhalten, dann wären sie schon imstande, dem Gegner die Spitze zu bieten, aber einer mißtraut dem andern, und in den Landbewohnern lebt noch gar zu viel von dem Geiste der Angst und der Sklaverei, den Jahrhunderte lange Unterdrückung in das Geschlecht der einstmals freien Bauern eingepflanzt hat.

Es gibt in Berlin und anderen Kulturzentren immer noch Leute, die sich eine ländliche Wählerversammlung so vorstellen, daß der Vorsitzende der lokalen Organisation die Versammlung eröffnet und dem Kandidaten das Wort erteilt. Mein Gott, mir ist, abgesehen von der größten Stadt des Wahlkreises (25 000 Einw.), nicht das Glück widerfahren, daß ein Ortseingesessener die Versammlung geleitet hätte. Will man nicht sein eigener Vorsitzender sein, so muß man sich irgend jemanden mitbringen, und wenn dieser irgend jemand nun auch noch ein so verächtlicher Mensch ist, daß er ebenso, wie man selbst, in Berlin wohnt, so ist schon viel Gunst versicherzt. Nicht einmal in der zweitgrößten Stadt meines Kreises (8000 Einw.) war irgend wer zu bewegen, mit auf die Tribüne zu klettern, und nicht nur das, man hielt es für in hohem Maße bedenklich, sich am lichten Tage mit dem liberalen Kandidaten, den man in dunklem Hinterzimmer unbegrenzter Hochachtung und lebhafter Sympathien versichert hatte, auf der Straße zu zeigen. O, du „liberales Bürgertum in Stadt und Land"! Und dennoch, wer will ihm allzu bittere Vorwürfe machen? Der Druck der des Herrschens gewohnten Junker und Junkergenossen lastet auf ihm, und was uns manchmal wie eine Posse anmutet, ist die Tragödie der Knechtung des Geistes, wie sie geübt wird von einer Partei im Einverständnis und mit Unterstützung der Regierung.

Ja, mit Unterstützung der Regierung, denn ihre Beamten sind selbstverständlich konservativ und geben sich in vielen Fällen nicht einmal Mühe, die irrtümliche Auffassung zu zerstreuen, als ob sie nicht nur als Privatleute, sondern auch als Beamte dieser bestimmten Parteirichtung angehörten. Die Haltung der Regierungsbeamten ist maßgebend für die der kommunalen und sonstigen Behörden, und der letzte Dorfnachtwächter hält es nicht für seiner Würde entsprechend, anders als konservativ gesinnt zu sein, oder doch so zu tun, als wäre er es. Von Gemeindevorstehern gar nicht zu reden. Sie müssen ja so, wie der Amtsvorsteher will, denn sie erhalten von ihm ihre Bestätigung, und der Amtsvorsteher verdankt seinen Posten dem Kreisausschuß, und der Kreisausschuß ist eine Exekutivkommission des Kreistages, und der Kreistag ist mit demselben Recht als eine Vertretung der Kreisangesessenen anzusprechen, wie das preußische Abgeordnetenhaus als eine Repräsentation des preußischen Volkes: das Wahlrecht verhilft dem Rittergutsbesitzer zur ausschlaggebenden Stellung. Sind wir also nicht wirklich konservativ und agrarisch durchseucht? Ist es da ein Wunder, wenn die Gemeindevorsteher den Liberalen die Abschrift der Wählerlisten hartnäckig verweigern, wenn die Gensdarmen um 10 Uhr ihre Versammlungen wegen Beginns der Polizeistunde schließen, wenn sie Versammlungen auflösen, weil in der Diskussion sich ein Sozialdemokrat zum Wort meldet? Oder, wenn der Herr Landrat Flugblätter und Versammlungsankündigungen beschlagnahmen läßt, die am Sonntag — notabene außerhalb der Kirchzeit — verteilt werden? Selbstverständlich ist der Herr Landrat unparteiisch, und am Ende würde der Herr Wachtmeister auch konservative Flugblätter konfiszieren, wenn er sie unbedingt sehen müßte, aber die Konservativen haben es ja nicht nötig, auch den Sonntag zum Flugblätteraustragen zu benutzen. Sie bekommen überall Säle, sie lassen die Aufforderungen ihren Kandidaten zugehen, nötigenfalls durch den Amtssekretär vor versammeltem Kriegsvolk verlesen. Die Postagenten auf den Gütern legen konservative Flugblätter und Stimmzettel den gegnerischen Zeitungen kostenlos bei, kurz und gut, für sie arbeitet der amtliche Apparat und arbeiten zahlreiche Stellen und Personen, die aus diesen oder jenen Gründen den Wunsch hegen, oben — dieses oben relativ genommen — gut angeschrieben zu sein. Zu diesen freiwilligen Wahlhelfern gehören vor allen Dingen auch die Pastoren, die in ihrer großen Mehrzahl für den konservativen Kandidaten agitatorisch tätig sind. Die Frage, ob ihr Eintreten immer vorteilhaft für ihre Partei ist, möchte ich allerdings nicht so ohne weiteres entscheiden, denn manche Landbewohner sind so boshaft geartet, daß sie sich am meisten freuen, wenn ihrem Pastor, der jeden Sonntag redet, ohne daß ihnen das Recht der freien Diskussion zusteht, in den politischen Versammlungen einmal die Wahrheit gesagt und opponiert wird.

Ueber die unmittelbaren, wirklich greifbaren Wahlbeeinflussungen und Wahlbetrügereien möchte ich nicht ausführlicher reden, die Akten der Wahlprüfungskommission enthalten das notwendigste, allerdings auch nur das notwendigste, denn wer will die Kontrolleure auftreiben, um in dem Bereich der großen Güter alle Gesetzwidrigkeiten festzustellen. Nur so viel sei gesagt: es ist ein gewaltiger Irrtum, zu glauben, daß wir im Osten das geheime Wahlrecht hätten. Das existiert nur an außerordentlich wenigen Stellen. Es bedürfte sehr gründlicher Aenderung des Reichstagswahlreglements, um das Geheimnis der Wahl zu wahren, die Kuverts und der Isolierraum dienen diesem Zweck wahrlich nicht, so lange wir keine Vorschriften über die Beschaffenheit der Urnen und nicht allgemein Zellen besitzen, in denen der Wähler wirklich unbeobachtet hantieren kann. Die Liberalen müssen energisch darauf dringen, daß diese Forderungen erfüllt werden und weiter vielleicht auch noch durchzusetzen suchen, daß jedem Wähler ein amtliches Kuvert in seine Wohnung zugestellt wird, damit er eventl. auch schon zu Hause den Stimmzettel in die schützende Hülle hineinstecken kann.

Wird diesen Wünschen entsprochen, so ist zwar Wind und Sonne zwischen den Parteien noch nicht annähernd gleich verteilt, aber es sind doch die schreiendsten Uebelstände beseitigt. Gerechtigkeit wird erst walten, wenn nicht mehr konservative Gesinnung oder die Konnexion mit junkerlichen Kreisen als Vorbedingung für die Karriere gelten kann. Bis das erreicht ist, wird es aber noch gute Weile haben, und ich fürchte, der Liberalismus wird noch lange darauf verzichten müssen, im Osten festen Fuß zu fassen, auch wenn ihm das Schwein mit der Zeit ein freundlicheres Gesicht zeigen sollte. Nichtsdestoweniger sollten jene Bezirke nicht vollständig links liegen gelassen werden, denn bei der Agitation dort drüben erwirbt man mancherlei Kenntnisse, die über die Höhe des Lehrgeldes einigermaßen hinwegtrösten können, man erwirbt Kenntnisse von dem Wesen und den Machtwurzeln des Junkertums und damit der preußisch-deutschen Politik. Unsere Reaktion lernt der nicht gründlich kennen, der ihr Wirken vom sicheren Port der großen Städte aus betrachtet. Wer den Junker will verstehn, muß in Junkers Lande gehn.

Rudolf Breitscheid.

Wider die Lords

Wer nach dem großen Siege des britischen Liberalismus im Januar 1906 einem englischen Politiker die Hoffnung ausdrückte, das siegreiche Kabinett Campbell-Bannerman werde nunmehr durch eine umfassende und tiefgreifende gesetzgeberische Tätigkeit seinen Willen zu sozialen und politischen Reformen bekunden, der konnte

wohl die Antwort hören: „Wenn nur die Lords nicht da wären! Was hilft eine noch so große Regierungsmajorität, so lange das Oberhaus jede Maßregel, die ihm nicht paßt, zum Scheitern bringen kann!“ Diese Befürchtungen haben sich nur allzu schnell bewahrheitet. In langen eingehenden Beratungen, die fast die ganze Session in Anspruch nahmen, hatte das Unterhaus die Schulgesetzvorlage der Regierung erörtert, bis sie ihre endgültige Form erlangt hatte. Mit großer Majorität hatte es sie in dritter Lesung gebilligt. Dann aber machten sich die Lords darüber her und änderten den Entwurf so vollständig um, daß seine Urheber ihn nicht wiederzukennen behaupteten. Nach manchem Hin und Her war das Ende die Ablehnung der Schulvorlage durch das Oberhaus. Alle Arbeit war umsonst gewesen, die Zeit des Unterhauses verschwendet. Ebenso ging es einem Regierungsentwurf, durch welchen das Pluralwahlrecht abgeschafft werden sollte. Die Regierung mußte die Session schließen, ohne ihre Absichten durchgesetzt zu haben, und sie eröffnet sie jetzt mit einer Thronrede, in der ein bedeutsamer Passus von ernsthaften Schwierigkeiten des parlamentarischen Systems spricht, die infolge unglücklicher Differenzen beider Häuser entstanden sind, und deren Beseitigung Gegenstand der Beratung des Kabinetts sei.

Damit ist das Ministerium Campbell-Bannerman dort angelangt, wo die beiden letzten liberalen Ministerien, Gladstone und Rosebery, aufgehört haben. Als der fünfundachtzigjährige Gladstone am 1. März 1894 zum letzten Male im Haus der Gemeinen sprach, da war es ein Aufruf zum Kampfe gegen das Haus der Lords, das ihm eine wichtige Maßregel verstümmelt hatte. Sein Nachfolger, Lord Rosebery, griff den Schlachtruf auf und versuchte eine Volksbewegung gegen das Oberhaus zu entfachen. Aber er unterlag bei den Wahlen. Die Konservativen nahmen auf der Ministerbank Platz für mehr als zehn Jahre.

Die Majorität des Volkes hat es damals gebilligt, daß das Oberhaus von seiner Befugnis, den Hemmschuh gegen überstürztes Vorgehen zu bilden, energisch Gebrauch gemacht hat. Der Konflikt beider Häuser war entbrannt über Gladstones Home Rule-Vorlage. Wäre das Oberhaus nicht gewesen, so hätte der „große, alte Mann“ seinen Willen durchgesetzt und Irland die Selbständigkeit gegeben, die nach der Meinung der Mehrheit die Einheit des Reiches im innersten Kern bedroht hätte. So hat das Oberhaus durch seine damalige Haltung seine Popularität außerordentlich gesteigert.

Vielleicht dankt heute auch mancher Liberale den Lords, daß Home Rule gescheitert ist, vielleicht niemand mehr als gerade Lord Rosebery, der beim Wiederbeginn der liberalen Aera erklärte, daß er unter dieser Flagge — Home Rule — nicht dienen könne. Aber der prinzipielle Kampf gegen die Zusammensetzung und die gesetzgeberische Macht des Oberhauses muß von den Liberalen immer wieder aufgenommen werden. Der radikale Flügel hat ihn niemals vergessen. Wie bei den meisten radikalen Programmforderungen, ist es auch hier Joseph Chamberlain, der sie zuerst energisch verfochten hat. Mit der Schärfe, die ihn in seinen besten Tagen auszeichnete, hat er in einer berühmten, noch heut viel zitierten Rede das Haus der Lords folgendermaßen gekennzeichnet:

„Ein Jahrhundert hindurch hat das Haus der Lords niemals zu den Freiheiten des Volkes auch nur ein Jota hinzugefügt oder irgend etwas für das Gemeinwohl getan; und ebenso lange hat es jeden Mißbrauch geschützt, jedes Vorrecht geschirmt. Es hat die Gerechtigkeit verneint und die Reform verzögert. Es ist unverantwortlich ohne Unabhängigkeit, hartnäckig ohne Mut, willkürlich ohne Urteil, und hochmütig ohne Sachkunde.“

Damals hat Gladstone sich noch geflissentlich von jeder Beteiligung an dem Sturm gegen das Oberhaus zurückgehalten. Aber zehn Jahre später zitierte er diese Worte Chamberlains und fügte hinzu: „Ich muß es mit Bedauern sagen, in dieser Schilderung steckt viel Wahrheit.“ Die große Menge der Liberalen wiederholt das auch heute. Bitter wird dem Oberhaus vorgeworfen, solange die Konservativen am Ruder sind, hört man nichts vom Oberhaus; da beschränkt es sich darauf, alle Maßregeln gehorsamst zu registrieren; es ist ein bloßes Anhängsel des Carlton-Clubs, des vornehmsten Klubs der Torypartei. Beruft das Volk aber die Liberalen zur Herrschaft, dann versperren ihnen die Lords hartnäckig jeden Weg. Ja, sie verwerfen Gesetzesvorschläge, denen sie zustimmen, wenn sie ein paar Jahre später von einem konservativen Kabinett eingebracht werden. Darum: „Mend it or end it,“ wie die geschickt gefaßte populäre Formel lautet. Reform oder Abschaffung!

Nun, mit der Abschaffung wird es wohl seine guten Wege haben. Vielleicht wünscht sie die Arbeiterpartei. Innerhalb des Liberalismus ist die Stimmung dafür sicherlich nicht stark. Eine historische Institution mit einer solchen Vergangenheit beseitigt man in England nicht. Für Reformen aber ist überreicher Anlaß vorhanden. Im Grunde ist die Zusammensetzung des englischen Oberhauses noch widersinniger als die unseres preußischen Herrenhauses. Hier bilden die Bürgermeister der großen Städte und die Delegierten der Universitäten doch wenigstens so etwas wie ein repräsentatives Element. Aber die zweite Kammer Großbritanniens besteht zu neun Zehnteln aus Leuten, die sich die Mühe gegeben haben geboren zu werden. Daneben sitzen dort die Bischöfe der englischen Hochkirche, die geborenen Feinde jeder freieren Regung, aufs heftigste befehdet von den Nonkonformisten. Schließlich treten jedes Jahr etwa ein halbes Dutzend neue Peers hinzu, die das Vertrauen des Königs hineinberuft, will sagen, die das jeweilige Ministerium dorthin sendet, sei es um seine eigene Politik zu stärken, sei es um treue Anhänger zu belohnen. Die vier richterlichen Mitglieder fallen natürlich in dem fast 600 Stimmen zählenden Haus kaum ins Gewicht. Es ist nun selbstverständlich, daß die vielen hundert hochadliger Herren nicht durchweg hohes politisches Interesse oder gar Fähigkeiten besitzen können. Die meisten lassen sich infolge dessen auch niemals sehen. Selbst bei wichtigen Abstimmungen ist kaum ein Drittel beteiligt. Damit gibt das Haus über die Trefflichkeit seiner Zusammensetzung selbst das vernichtendste Verdikt ab.

Auch der verbissendste Tory kann nicht behaupten, daß es irgend einen Vernunftsgrund gäbe, mit dem man diese gegenwärtige Verfassung des Oberhauses rechtfertigen könnte. Man versucht auch jetzt, wo die Frage von der liberalen Regierung entschieden in den Mittelpunkt der Erörterung gerückt ist, nicht etwa nachzuweisen, daß alles, so wie es ist, gut sei. Aber man hält den Liberalen höhnend vor, daß sie nach so langer Ueberlegung noch immer nicht den Weg zu ihrem Ziel gefunden hätten. Wie wollen sie das Oberhaus reformieren, solange es die Macht hat, zu jeder Reform nein zu sagen? Freilich hat die Krone das Recht, Peers in beliebiger Anzahl zu ernennen. Da man aber höchstens hundert liberale Lords rechnen kann, denen im Notfall fünfmal soviel Tories entgegengestellt werden können, ist dieser Weg praktisch ungangbar, wenn die Lords zu ernstem Widerstand entschlossen sind.

Freilich, dieser Widerstand endet erfahrungsgemäß und nach dem ungeschriebenen Grundsatz des britischen Staatsrechts, wenn das Volk sich bei den Wahlen unzweideutig für ein Gesetz entschieden hat, welches das Oberhaus nicht passieren lassen wollte. Hätten die Wahlen 1895 eine Mehrheit für Home Rule ergeben, so hätte das Oberhaus sich dieser Entscheidung fügen müssen. So heißt es auch jetzt wieder in der unionistischen Presse: „Löst auf, laßt das Volk an der Wahlurne erklären, auf welcher Seite es steht.“ Allein dieser Rat ist so leicht gegeben, wie schwer befolgt. Man kann einer Partei, die nach langen Jahren aus der Opposition in die Regierung gekommen ist, nicht zumuten, daß sie ihre mühsam errungene Position nach kurzen vierzehn Monaten wieder aufs Spiel setze. Der Ausgang der Wahl ist von keiner Seite mit Sicherheit vorherzusehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Lords mit einer gewissen Geschicklichkeit zu Werke gegangen sind. Die Schulvorlage ist nicht geeignet, eine jeden Widerstand zu Boden werfende Agitation zu entfesseln. Denn sie ist und muß notwendiger sein, ein Werk des Kompromisses. Wie sie den einen zu weit geht, geht sie den anderen nicht weit genug. Das Hochkirchentum bekämpft sie mit Erbitterung und Dr. Clifford, der streitbare und redegewaltige Vorkämpfer der Nonkonformisten erklärt, er habe kein

Interesse an ihr. Die Pluralstimmrechtsbill haben die Lords mit der Begründung verworfen, daß sie keine grundsätzliche Lösung der Wahlrechtsfrage biete. Sie wissen sehr wohl, wieviel ungelöste und im Augenblick unlösbare Probleme sie damit dem Liberalismus in den Weg stellen. Dafür haben sie auf der anderen Seite das Gesetz über die Arbeitsstreitigkeiten angenommen, obwohl ihr Führer, Lord Lansdowne, es „ungerecht, tyrannisch, voll der gefährlichsten Konsequenzen und einen Schlag gegen den Geist der Freiheit" nannte. Aber er empfahl seine Annahme, weil es „ein ungünstiger Boden für den Kampf mit dem Unterhause" sei, d. h. weil man dann die ganzen Trade-Unionisten, die Masse der städtischen Wähler geschlossen gegen sich hätte. Wie weit diese Methode Erfolg haben würde, ist natürlich schwer zu sagen.

Die Liberalen denken jedenfalls jetzt an keine Auflösung. Sie werden die Taktik des „filling up the cup" verfolgen, sie wollen den Becher erst zum Ueberlaufen bringen, indem sie eine Reihe von Reformgesetzen einbringen, die ihre Popularität vergrößern und das Oberhaus in die Zwangslage versetzen, sich zu unterwerfen oder sich verhaßt zu machen. So soll ein neues Schankgesetz kommen und die schwerste von allen Fragen, die irische, der Lösung näher geführt werden. Hier wandelt das Kabinett freilich wieder einen sehr gefährlichen Weg.

Auf der anderen Seite sieht auch das Oberhaus dem Konflikt sicherlich mit weniger Zuversicht entgegen, als 1895. Von anderem abgesehen: es fehlt ihm an hervorragenden, volkstümlichen Führern. Damals stand Salisbury an der Spitze, den auch die Gegner als bedeutenden Staatsmann achteten. Heute sitzt der anerkannte — und vielleicht einzige — Führer der Torypartei, Balfour, im Unterhause. Dort liegt überhaupt mehr als früher das Schwergewicht der politischen Intelligenz. Zum ersten Male seit Jahrzehnten gehört ihm der Minister des Auswärtigen an, dem bisher die Tradition seinen Platz unter den Lords anwies.

So haben vielleicht beide Teile Anlaß den Bogen nicht allzu straff zu spannen. **Erich Eyck.**

Die ukrainische Bewegung in Russland

(Schluß)

Die Ukrainer stützen ihre Autonomieforderung nicht nur auf besondere nationalkulturelle Bedürfnisse der Ukraine, sondern auch auf historische Tatsachen. Die Ukraine bildete im 16. und 17. Jahrhundert eine demokratische Republik mit einem wählbaren Hetman an der Spitze. Als die ukrainische Republik um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von den Polen, Tataren, Türken und Moskowitern bedroht wurde, war der Hetman Bohdan Chmelnyckyj gezwungen, im Jahre 1654 mit den Moskowitern einen Vertrag zu schließen, der die vollständige Autonomie der Ukraine garantieren sollte. Die wichtigsten sogenannten „Punkte" dieses Vertrages ordneten das Verhältnis zwischen der Ukraine und dem Zarenreiche folgendermaßen:

Die Verwaltung und die Gesetzgebung ruhen in den Händen des frei gewählten ukrainischen Hetmans und seiner Regierung; die Einflußnahme der zarischen Regierung wird nicht zugelassen.

Die Ukraine hat ihre eigene Miliz.

Nur Ukrainer dürfen die Staatsämter in der Ukraine bekleiden.

Die Ukraine wählt selbständig den Hetman, ist aber verpflichtet, von der Wahl die Regierung des russischen Zaren in Kenntnis zu setzen.

Die früheren Rechte sowohl der weltlichen wie auch der geistlichen Persönlichkeiten werden garantiert; die Regierung des moskowitischen Zaren wird sich in die inneren Angelegenheiten der Ukraine nicht einmischen.

Der ukrainische Hetman hat das Recht, die Beziehungen der Ukraine zu anderen Staaten zu ordnen.

Die Ukraine sollte also auf keinen Fall in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht werden. Sogar russische Gelehrte wie z. B. der bedeutendste Rechtshistoriker an der Petersburger Universität, Sergejewitsch, bezeichnet das Verhältnis der Ukraine zu Moskowien als Personalunion.

Doch sah Chmelnyckyj bald ein, daß die moskowitische Regierung nicht gesonnen war, die Autonomie der Ukraine zu respektieren. Er war nun bestrebt, die vollständige Unabhängigkeit der Ukraine wiederherzustellen. Diesen Plan trachteten auch die Nachfolger des Chmelnyckyj auszuführen. Da die moskowitische Regierung sich zu schwach fühlte, um allein der rebellischen Ukraine Herr zu werden, ging sie gegen die Ukrainer gemeinsam mit den Polen vor. Die Folge davon war, daß im Jahre 1667 die Ukraine am linken Ufer des Dnjeprflusses Moskowien einverleibt wurde, während die Ukraine am rechten Dnjeprufer an Polen gelangte. Zum entscheidenden Kampfe für die Unabhängigkeit raffte sich die Ukraine unter dem Hetman Mazeppa auf, der sich mit dem schwedischen Könige Karl XII. vereinigte. Das verbündete ukrainisch-schwedische Heer wurde aber von Peter dem Großen in der Schlacht bei Poltawa im Jahre 1709 besiegt, und das Schicksal der Ukraine wurde dort besiegelt. Seit dieser Zeit datiert die nationalpolitische und kulturelle Martyrologie des ukrainischen Volkes, die im 42 Jahre lang dauernden Verbot der ukrainischen Sprache ihren Höhepunkt erreichte.

Wenn auch die Tätigkeit der Autonomistengruppe infolge der Dumaauflösung sich nicht äußern konnte, so ist es nicht ohne Interesse, wie sich die nationalen Fragen der zwei größten nichtrussischen Völker, der Ukrainer und Polen, zueinander verhielten. Während die Ukrainer und die anderen nichtrussischen Völker an dem Prinzip der nationalterritorialen Autonomie festhielten, stellte sich der „Polenklub" in der Duma ausschließlich auf seinen staatsrechtlich-historischen Standpunkt, demzufolge er die Ukraine, Litauen und Weißrußland als polnische Provinzen betrachtete. Die Polen leben noch heutzutage ihrer reaktionären Ideologie, die in dem Dogma gipfelt: „Lieber kein Polen, als ein Rumpf-Polen!" Obwohl diese Ideologie jeder reellen Grundlage entbehrt, ist sie für den nationalen Gedanken des Polentums um so bezeichnender, als sie für die Politik des Polenklubs in der Duma richtunggebend war. Der Polenklub war der Ansicht, daß „ein Polen ohne Zutritt zum Schwarzen und Baltischen Meere eine politische und wirtschaftliche Unmöglichkeit wäre". Das Bestreben des Polenklubs war darauf gerichtet, daß die Ukraine und Litauen dem politischen Einflusse des Polentums anheimgestellt werden, das heißt, daß in Rußland ein derartiges Verhältnis der Polen zu den Ukrainern geschaffen werde, wie in Oesterreich, wo die Polen das zahlenmäßig größere ukrainische (ruthenische) Volk fast zu politischen und wirtschaftlichen Heloten machten. Da aber die Polen in der Ukraine, Litauen und Weißrußland nur als Latifundisten einen politischen Einfluß ausüben, so waren sie die erbittertsten Gegner der Agrarreform, die jede Spur des Polentums außer dem ethnographischen Polen verwischen müßte. Andererseits sind die Polen anfangs der Autonomistengruppe nicht beigetreten, weil die Anerkennung der Autonomie der Ukraine und Litauens seitens der Polen einen Todesschlag für die historisch-nationalen Aspirationen des Polentums bedeuten würde. Durch diese exklusiv-nationale Politik haben die Polen in der gewesenen Duma die doppelte Niederlage erlitten, indem sie sich einerseits durch ihre Gegnerschaft gegen die Agrarreform vor den Kadetten diskreditierten, und andererseits die Sympathie bei den Autonomisten verloren. Die Russen, die in den Polen treue Bundesgenossen im Kampfe um die konstitutionell-demokratische Verfassung erblickten, wurden aufs höchste überrascht, als die Polen sich aus nationalen Gründen als soziale Reaktionäre bloßstellten. Nun wurde in der russischen liberalen Presse ein Kriegszug gegen die Polen eröffnet, die infolge ihrer schlachzizisch-klerikalen Tendenzen von den Russen, und zwar vom angesehensten Kadettenblatte „Rjetsch", analog zu den „echt russischen Leuten" „echt polnische Leute" genannt wurden. Dies war ein vernichtendes Urteil des demokratischen Rußland über die polnische Politik, die sich den großpolnisch-nationalen Träumen zuliebe in den Dienst der sozialen Reaktion stellte.

Als die Polen eingesehen hatten, daß sie infolge ihrer Politik von der demokratischen Duma nichts zu erwarten

haben, begannen sie um die Gunst der russischen Regierung zu buhlen und sich ihr gegenüber als „staatserhaltendes Element" aufzuspielen, ebenso wie ihre reaktionären Konnationalen im österreichischen Parlamente. Durch dieses Manöver verfolgten die Polen den doppelten Zweck: Unantastbarkeit des Großgrundbesitzes und Aenderung des Wahlrechtes in reaktionärer Richtung zugunsten des Latifundisten. Im Falle der Verwirklichung dieses Programms würden die Polen in der Ukraine, Litauen und Weißrußland mehr Mandate als in Kongreß-Polen erhalten und im russischen Parlamente über eine Vertretung von mindestens 80 Mandaten verfügen, während sie nach Einführung einer demokratischen Verfassung mit dem allgemeinen und gleichen Wahlrechte nur 32 Mandate innehaben könnten. Ein zahlenmäßig so unbedeutender „Polenklub" würde auf den Gang der russischen Politik keinen entscheidenden Einfluß haben, während die Ukrainer auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in Rußland entsprechend ihrer zahlenmäßigen Stärke wenigstens 100 Deputierte wählen könnten, wodurch sie imstande wären, nicht nur eine hervorragende Rolle im verjüngten Rußland zu spielen, sondern auch die „historischen" Anmaßungen des Polentums in der Ukraine auf immer zu zerstören und ihre Stellungnahme zur polnischen Frage nach dem Vorgehen der Polen gegen das ukrainische (ruthenische) Volk in Galizien zu richten. Diese Gefahr befürchtend, suchen nun die Polen die ukrainische Bewegung in Rußland mit allen möglichen Mitteln hintanzuhalten, und da sie keine eigene Armee gegen die Ukrainer mobilisieren können, so rufen sie die physische Gewalt der russischen und österreichischen Regierung gegen sie an. Neulich ist in Leipzig eine Broschüre „Un danger pour l'Europe" erschienen, in welcher ein polnischer Schlachzize nachzuweisen sucht, daß „nicht die gelbe, sondern — die ukrainische Gefahr Europa bedrohe, weil die Ukrainer angeblich eine „Proletarierrepublik von den Karpathen bis zum Kaukasus" anstreben! Deswegen sollen Rußland und Oesterreich die ukrainische Bewegung im Blut ersticken! Abgesehen davon, daß einem polnischen Schlachzizen alles „proletarisch" vorkommt, was nicht schlachzizisch ist, bildet die ukrainische nationale Bewegung eine Gefahr, doch nicht für Europa, sondern für die Idee der Wiederaufrichtung des historischen Königreiches Polen und für die panrussische Politik des Zarentums.

Wien. Dsyp Turjansky.

Unsere Bewegung

Auerbach. Nationalsozialer Verein. L.: E. Strauß, Kaiserstraße 27; V.: Kaiserhalle. Versammlung vom 11. Februar. Herr Proyen referierte über die Geschichte des nationalen Sozialismus nach Wenck, dann gab Herr Bauer einen Bericht über Naumanns Wahlkampf und Sieg in Heilbronn, und endlich berichtete der Vorsitzende über die Reichstagswahl. Wir haben den nationalliberalen Kandidaten Landtagsabgeordneten Merkel unterstützt und mit zum Siege verholfen. Dieser ist ein liberaler Mann, der unsern Anschauungen nahe steht. Er bekennt sich zu den Hauptpunkten des Frankfurter Programms und vertritt besonders auch in bezug auf Gewerkschaften unsern Standpunkt.

Bergedorf (Hamburg), 16. Februar. Die sozialdemokratische Presse kann sich bekanntlich jetzt gar nicht genug daran tun, den Liberalismus bei ihren Lesern in Mißkredit zu bringen. Da ist es denn gut, weitere Kreise auf die unsagbar kurzsichtige Haltung aufmerksam zu machen, die der Vorstand der hamburgischen sozialdemokratischen Partei bei den Stichwahlen zur Hamburger Bürgerschaft eingenommen hat. Wie bereits gemeldet wurde, war es uns gelungen, im hamburgischen Landgebiete vier unserer Freunde in die Stichwahl zu bringen. In zwei Bezirken (Bergedorf und Geesthacht-Kurslack-Altengamme) hing der Sieg unserer Freunde von der Unterstützung durch die Sozialdemokraten ab. Bei der klaren Stellung, die die Vereinigten Liberalen gegen das verschlechterte hamburgische Wahlgesetz einnahmen, setzten wir und mit uns die Arbeiterschaft voraus, daß die Stichwahlparole der Sozialdemokratie nur für die Vereinigten Liberalen lauten könnte. Aber die Parteifanatiker im Landesvorstande, verärgert durch den Mißerfolg der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen, setzten es durch, daß die Parole auf strikte Wahlenthaltung lautete. Es zeugt von dem gesunden Sinn unserer Arbeiterschaft, daß ein großer Teil Wähler nicht der Parole folgte, sondern für die Liberalen stimmte. Leider reichten die Stimmen nicht aus, um in Bergedorf den liberalen Kandidaten durchzubringen, aber in Geesthacht-Kurslack-Altengamme siegte unser Freund Lehrer Rickenhoff über den Wahlrechtsräuber Dr. Riemeier. Und in den Geestlanden stimmte ein so großer Teil der sozialdemokratischen Wählerschaft für unsern Parteifreund Dr. Leistikow, daß dieser mit einer gewaltigen Mehrheit siegte. Die Arbeiterschaft hat damit dem Vorstande der sozialdemokratischen Partei in Hamburg die gebührende Antwort gegeben. Die Vereinigten Liberalen Hamburgs, die Männer um Dr. Braband und Dr. Petersen, haben ja auch bewiesen, daß sie für Wahrung der Volksrechte einzutreten wissen. Das hindert aber das „Hamburger Echo" nicht, tagtäglich seinen Lesern zu predigen: Die Freisinnigen sind die traurigsten Kerle der Welt! Wir aber werden uns auch durch den Zorn der Echoleute nicht von der Verfolgung unseres großen Zieles abbringen lassen und nach wie vor versuchen, alle vorwärtsdringenden Kräfte, aus welchen Berufsständen sie auch kommen mögen, dem Liberalismus dienstbar zu machen.

Nürnberg. Nationalsozialer Verein. Am 8. Februar fand eine gut besuchte öffentliche Versammlung statt. Lehrer Glück, der 1. Vorsitzende unseres Vereins, eröffnete den Abend, indem er unter dem Beifall der Anwesenden seiner Freude über die Wahl Naumanns Ausdruck gab. Hierauf sprach Reallehrer Gassenmeyer über das „Ergebnis der Reichstagswahlen". Während der Referent seinerseits den erfreulichen Stimmen- und Mandatszuwachs der linksliberalen Parteigruppen als bedeutungsvoll für die weitere Entwicklung des entschiedenen Liberalismus anerkannte, machte er andrerseits aus seinem Mißtrauen dem neuen reaktionären Reichstag gegenüber kein Hehl. Eine recht lebhafte Aussprache folgte auf den Vortrag, in der die Stichwahltaktik der Sozialdemokratie sowohl wie die der bürgerlichen Linken einer scharfen Kritik unterzogen und auch liberale Einigungsfragen behandelt wurden. An der Diskussion beteiligten sich hauptsächlich Angehörige befreundeter liberaler Parteien (Demokraten und Jungliberale).

Soziale Bewegung

Die Vertretung der deutschen Gewerkschaftsbewegung im Reichstag sieht ganz anders aus als früher. Die Sozialdemokratie hat statt 19 nur noch 12 Gewerkschaftler in ihrer Fraktion. Es sind dies die Abgeordneten: Bömelburg, Brey, Geyer, Hildenbrand, Hoch, Horn, Hue, Legien, Roske, Sachse, R. Schmidt und Severing. Man sieht, daß auch unter diesem Dutzend noch eine Reihe wenig bekannter Größen sitzen. Viel auffälliger als das Zurückgehen der sozialdemokratischen Gewerkschaftler ist das Wachstum der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Sie zählt 8 Vertreter: Becker, Behrends, Giesberts, Hammecher (Postassistenten-Verband), Schack (Handlungsgehilfen-Verband), Schiffer, Schirmer und Wiedeberg. Zu den Gewerkschaftsvertretern muß man in gewissem Sinne auch Dr. Pieper rechnen, die Seele der christlich-katholischen Arbeitervereinsbewegung. 7 dieser christlichen Gewerkschaftsführer schließen sich dem Zentrum, 2 der antisemitisch-wirtschaftlichen Vereinigung an. Sogar die katholische Fachabteilungsbewegung hat ihren Generalsekretär Dr. Fleischer in den Reichstag entsandt. Nur die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinler sind im Reichstag unvertreten. Das ist bei den Erfolgen aller andern Gewerkschaftsrichtungen um so bedauerlicher. Hoffentlich findet sich bei den Nachwahlen bald Gelegenheit, diese einzige, wirklich neutrale Gewerkschaftsrichtung auch noch in den Reichstag hineinzubringen. An leidenschaftlichen gewerkschaftlichen Kämpfen wird es aber auf der Rednertribüne des Reichstags in Zukunft gewiß nicht fehlen.

Korporative Mietfestsetzungen sollen nach Zeitungsmeldungen in letzter Zeit in Ulm, Hof, Stettin und Hagen i. W. vorgekommen sein. Die organisierten Hausbesitzer haben öffentlich erklärt, durch die Teuerungsverhältnisse genötigt zu sein, im ganzen Ort die Mieten um 5 bis 10 pCt. heraufsetzen zu müssen. Gegen diese Maßregel wendet sich ein Berliner Hausbesitzerorgan mit aller Schärfe. Ganz zweifellos gehöre die Hebung der materiellen Lage der Mitglieder zu den Aufgaben der Hausbesitzervereine. Allein ein Vorgehen wie das aus den genannten Städten mitgeteilte sei doch ein unzulässiger Eingriff in die Vertragsrechte der einzelnen Hausbesitzer. Eine Festsetzung der Mieten durch Hausbesitzervereine würde schon rechtlich unwirksam sein, weil die Mietsverträge keine Handhabe dafür böten. Vor allem wäre aber taktisch ein derartiger Vereinsbeschluß sehr verkehrt, „denn er würde bei den Mietern immer die Vorstellung einer Vergewaltigung hervorrufen, was im Interesse des Friedens zwischen Mietern und Vermietern unbedingt zu vermeiden ist." Wir meinen, daß das Berliner Hausbesitzerblatt den stärksten Grund, der gegen korporative Mietfestsetzungen spricht, noch gar nicht erwähnt hat: die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage und der sozialen Denkweise der verschiedenen Vermieter.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 8 Berlin, 24. Februar 1907

Technik.

In den Werken der Technik muß man Poesie finden. Ruth.

In einer kleineren Stadt brannte es. Alles war auf den Beinen. Da und dort trat ein Mann der Feuerwehr aus der Haustür und schnallte sich noch den Riemen zurecht. Einige schoben den Wagen mit Leitern, andere brachten die Schläuche. Man kann nicht sagen, daß der einzelne sich geeilt hätte; aber das ganze war genau so ungeordnet, wie der Menschenhaufe, der sich neugierig schiebend durch die Straße drängte. Derweil brannte das Haus lichterloh. Es dauerte lange, bis ein bescheidener Strahl in die Flamme sprang und das Feuer lachte. Es leckte ruhig weiter und wärmte sich am eigenen Schein. Und ich dachte, wie unsere Dichter diese geschäftige Unordnung besingen würden; dies Hin und Her, dies Auf und Ab, das trotz allem die Behaglichkeit als Stempel trägt, würde ihnen gefallen. Wo aber in der Großstadt die Feuerwehr durch die Straße saust und die Dampfspritze einherfliegt wie der Falke auf seine Beute, da entfallen Stift und Papier des Dichters Hand; da hat er plötzlich keine „Gedanken" mehr. Das alles erscheint ja zu grob. Solche Kraft wirkt zu schlagfertig, zu wohlüberlegt und zielbewußt, als daß er meint, er könnte sie noch besingen. Und doch steckt hier unendlich mehr Kraft und wirkliche Hilfe. Es rauscht wie ein Jauchzen durch die emporgeschleuderten Strahlen, die den Kampf mit dem Feind führen. Alles geht Schlag auf Schlag; wie beim Ringkampf gibt es keine Pause zu atmen; jede Blöße, die der Feind sich gibt, wird ausgenützt. Es ist gepanzerte Zuversicht des Sieges, die mit ihren Wagen von Fackeln dämonisch beleuchtet durch die Straßen jagt. Peinlicher Ernst und ungeheure Arbeit fahren mit. Warum besingt man das nicht? Da gehört eben stärkere Kraft dazu, über diese mechanisch wirkende Gedankenmasse noch Herr im Gedanken zu werden.

Es ist ein trauriges Zeichen für sittliche Unmündigkeit, unbeholfene Handgriffe und altgewordene Arbeitsverfahren zu loben, vor jeder gesammelten Kraft unserer heutigen großen Unternehmungen aber vorüberzugehen. Wenn man doch nur vorüberginge! Aber man zuckt noch verächtlich die Achseln. Man findet das alles so plump und ungeheuerlich. In der Werkstatt des Meisters bezeichnet man die Unordnung als materiell; mit der peinlich sauberen Maschinenhalle einer großen Fabrik weiß man nichts Rechtes anzufangen. Solange dies nur ein ästhetischer Mangel wäre, würden wir an diesem Orte nichts darüber sagen. Allein es ist so bezeichnend für die gesamte sittliche Beurteilung weiter Kreise. Man genießt zwar gerne die Folgen der modernen Verkehrswirtschaft, man läßt sich alles an Vorteilen gefallen, was sie uns bietet; aber nachher setzt man sich auf das hohe Roß und verurteilt die ganze Entwicklung vom sittlichen Standpunkt aus, preist dagegen Wald und Feld, Schäfer und Nachtwächter. So entgeht unserer ganzen Zeit ein Strom sittlicher Kraft. Statt dessen sollen wir es wagen, in gleichem Schritt mit der ungeheuren technischen Entwicklung zu gehen und die Summe von Fleiß, Kraft, Geduld, Tüchtigkeit voll anerkennen, die in den Schöpfungen moderner Werke liegt. Von innen heraus müssen wir den ganzen maschinellen Panzer unserer Zeit beurteilen; dann gewinnt er geradezu an sittlicher Hoheit vielmehr als das, was vielleicht durch ihn erdrückt worden ist. Solange alle Predigten die Sache so hinstellen, als wäre die moderne Wirtschaft das bloße Ergebnis von bequemer Gewinnsucht, sind sie nutzlos, weil sie halbwahr sind. Da das fein gegliederte Getriebe unseres heutigen Verkehrslebens nur mit Anspannung hoher sittlicher Kräfte ausgebildet werden konnte, so kann es auch nur so erhalten werden. Wem es um Betonung geistiger Werte in unserem Volke zu tun ist, der gehe deshalb nicht vorbei an Hochofen und Telegraph, sondern zeige dem heranwachsenden Geschlecht, daß die Technik gesunden Körper und willigen Geist bedarf. Das sind massige Buchstaben einer modernen Fibel. Sie erschrecken verglichen mit den zierlichen Malereien von anno dazumal; aber sie weisen dem Schüler frische Kraftquelle: sittliche Gesundheit. **Traub.**

Der Theaterwinter

I.

Im großen und ganzen ist es ein Winter des tiefsten Mißvergnügens, in dem wir stecken. Es erleichtert den Kritiker, daß er sich nun doch allmählich seinem Ende entgegenneigt, und daß wir bald auf den Frühling und dann auf den Sommer hoffen dürfen. Es wird sein, als ob es hell würde nach einer dunklen und freudlosen Wanderung.

Der Beruf eines Theaterkritikers ist immer schwer und ruinös. Er stellt Forderungen an die Nerven und an die Aufnahmefähigkeit, die nicht leicht zu honorieren sind. So schwer aber, wie er in diesem Winter gewesen ist, ist er glücklicherweise nur selten. Immer vorausgesetzt, daß es sich um einen wirklichen Kritiker handelt. Der kalte Routinier, der ins Theater geht wie in eine beliebige Abendgesellschaft, empfindet nichts. Er leidet nicht unter schmählichen Niederlagen; erfreut sich nicht über glückliche Siege. Er erledigt sein Pensum und steht wohl gar dem nackten Geschäft näher als der Kunst. Wer aber mit und in der deutschen Kultur lebt, von der ja das Theaterleben ein Teil ist, hat es weniger leicht. Er zahlt mit seinen inneren Kräften, und ein solcher Mann hat schwere Monate hinter sich. Der schlimmste Zwang seines Berufs, der Zwang, auch geistige Mißhandlungen erdulden zu müssen, ist in diesem Winter besonders grausam gewesen. Der Theaterkritiker ist wohl der einzige Mensch, den man zwingen kann, einen Brei zu löffeln, der für unmündige Kinder bestimmt ist. Mag er daran würgen, wie er will, er muß aushalten, bis das süße Zeug dem Autor auf die Neige geht. Auch wenn auf der Bühne ein unangenehmer Geschäftemacher, ein Spekulant in Pikanterien und Unzucht, sein Wesen treibt, darf er das Theater nicht verlassen wie ein normaler Mensch. Und wenn ihm die Nerven unter den widerwärtigen Eindrücken reißen wollen: er muß sitzen bleiben, bis er imstande ist, den Verlauf des Abends sachgemäß zu beurteilen. Dieser Zwang, der auf ihm lastet, ist der billigste Teil seines Berufs. Und er war, wie ich eben sagte, in diesem Winter besonders hart. Es gab manches, an dem

man würgen mußte, und die Nerven drohten oft zu reißen. Die peinlichsten Züge im Bild des letzten Winters bildeten eine giftige und zum Teil perverse Decadence und ein wilder Auslandskultus, der jede nationale Scham verloren hatte. Herr Wedekind kam unter andern mit einem Drama zu Wort, das zum mindesten in der ursprünglichen Buchausgabe einfach ein Haufen Unrat ist. Es ist überhaupt bezeichnend, daß dieser berechnende Grimasseur zu einer gewissen Aktualität hat gelangen können, zu einer Aktualität, die glücklicherweise sehr flüchtig sein wird, die ihren bitteren Geschmack aber doch behält. Der Kultus des Auslands offenbarte sich in seiner unangenehmsten Form Herrn Shaw gegenüber. Dieser „Poet" ist ein Irländer und daneben ein affektierter Geck, der zu neun Zehnteln eine lächerliche Figur macht. Die Berliner Presse hat sich nie, weder für Hebbel noch Anzengruber noch Kleist mit einer ähnlichen Verve ins Zeug gelegt, wie für diesen irischen Hanswurst. Wie flüchtig auch so ein Theaterwinter vergeht: diese beschämende Tatsache wird unvergessen bleiben. Auch Gorki, dem mittelmäßigen Russen gegenüber, kamen dieselben würdelosen Erscheinungen zum Durchbruch. Der talentloseste Plunder wurde auf die Bühne geschleift, obwohl er nicht den geringsten Erfolg versprach und auch keinen fand. Er war von Gorki, und Gorki ist, falls man das in der Provinz noch nicht wissen sollte, ein berühmter Mann. Er ist allgemein bekannt, weniger durch seine Werke, als eben durch diesen Ruhm. Er ist berühmt wegen seines Ruhms, wie Heine sagen würde. Der Engländer Wilde schlägt auch bis zu einem gewissen Grad in das Gebiet der Ausländerei. Er hat Leistungen aufzuweisen, die wirklich Leistungen sind und die wir gerne anerkennen. Daß man aber die fadesten Witzeleien von ihm auf die Bühne bringt, Witzeleien, die für ihn selber offenbar nur Finanzoperationen waren, das ist immerhin kompromittierend genug. Schlimmer noch, daß man das Zeug in der Presse mit einem Ernst behandelte, als ginge es wirklich um ernsthafte Dinge und nicht um ein einfaches Theatergeschäft. Es war, wie man schon aus dieser Zusammenstellung sieht, für den Kritiker eine Lust zu leben. Ein Trost ist ihm allerdings in der ganzen Misere geblieben: das dekadente Zeug und die ausländischen Nullen verschwanden immer mit einer erfreulichen Geschwindigkeit vom Spielplan. Der Premiere folgte die Leichenfeier unmittelbar auf den Fuß. Wenn Wedekinds „Frühlings Erwachen" sich gefallen hat, so auch nur, weil es in einer purifizierten und gekürzten Ausgabe geboten wurde, und weil die feinen Künstler Reinhardts es in einer Weise spielten, die in der Tat einen delikaten Reiz hatte. Wenigstens in der ersten Hälfte des Stückes. Die letzte ist durch kein noch so gutes Spiel zu retten. Der Faktor des Theaterlebens, der für den Kritiker sonst das Kreuz zu bilden pflegt, hat im letzten Winter am besten funktioniert: das Publikum. Es hat die Reklameware mit eisiger Kälte abgelehnt, während sich das Wertvolle — im allgemeinen — durchzusetzen vermochte. Es ist klüger und künstlerisch besser gewesen, als die Direktoren, zum Teil auch als die Kritik. Ueber diese sonderbare Erscheinung müssen einige Worte gesagt sein.

Der leidige Umstand, daß schlechte Stücke sehr häufig gute Geschäfte machen, hat bei den Direktoren etwa folgende Maxime entstehen lassen: wenn man sein Bäuchlein und die Kasse pflegen will, muß man schlechte Stücke geben; will man ausnahmsweise einmal die Ideale pflegen, kann es auch ein gutes Drama sein. Diese Maxime ist leider häufig richtig, aber sie ist es nicht immer und ist es augenblicklich beispielsweise nicht. Die Direktoren übersehen daß das Publikum keine konstante Größe, sondern ein historischer und wechselnder Begriff ist. Das Publikum von heute ist ein anderes als das Publikum von 10 oder gar vor 20 und 30 Jahren. In den zehn Jahren, in denen ich nunmehr Theaterkritiker bin, habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, die Entwicklung zu beobachten. Die Direktoren sollten gefälligst das starke Bedürfnis nach bildender Kunst bemerken, das im Publikum erwacht ist; sie sollten sich die wertvollen Zeitschriften ansehen, die es zu hohen Abonnentenziffern gebracht haben; sie sollten überlegen, daß mit guten Romanen sehr starke Erfolge erzielt worden sind — dann würden sie, um zu Kaufleuten auch kaufmännisch zu reden, bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß heute das Geschäft in den soliden Artikeln steckt. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß einem Publikum, das offenbar nach besserer Kost verlangt, immerfort minderwertige Schüsseln aufgetragen werden. Hoffentlich bringt die fortgesetzte und hartnäckige Ablehnung dieser Nahrung die beteiligten Herrschaften schließlich zur Vernunft. Wenigstens diejenigen, die sich in einem Irrtum befinden; denn selbstverständlich haben auch die dunklen Elemente ihre Hand im Spiel, die an der Schwächung der kulturellen Kräfte ein Interesse haben. Und daß diese unbelehrbar sind, versteht sich ja am Rande.

Von wertvollen neuen Dichtungen hat der Winter überhaupt nur eine gebracht und auch diese nur in einer geschlossenen Vereinsaufführung — ich meine die „Mutter Meas" von Stavenhagen. Da wir an dieser Stelle den Dichter wie das Drama bereits in einem besonderen Artikel behandelt haben, können wir jetzt darauf verweisen. Sehr erfreulich war die Niederlage Sudermanns, der ein „pikantes" Geschäft versuchte und nicht auf seine Kosten kam. Sehr betrübend dagegen ist die Niederlage Hauptmanns, der mit den „Jungfern von Bischofsberg" ein leider berechtigtes Gelächter erweckte. Hauptmann hat in den letzten Jahren viele Niederlagen erlitten, aber so völlig und schrecklich ist der Zusammenbruch eingetreten. Die Kritik war fassungslos, und das unglückliche Produkt mußte bereits nach wenigen Tagen zu Grabe getragen werden eine Tatsache, die bei dem Renommee Hauptmanns und dem Namenkultus des Publikums eine sehr scharfe Kritik bedeutet.

Erich Schlaikjer.

Jean—Francois Millet

Wenn man von Fontainebleau durch den Wald herüberwandert, die Sinne noch ganz erfüllt von der Pracht und den Schönheiten einer Kunst, die sich an dem Herrschertum des ersten Franz entfaltet hat, gelangt man zu dem Dorfe Barbizon, dessen Name sich der französischen Kunstgeschichte nicht minder tief eingeprägt hat als der des stolzen Schlosses. Der Weg führt unter Buchen hin und vorbei an weiten Senkungen, die von großen weißen Felsblöcken dicht überstreut sind; Licht und Luft jener Gegend haben eine helle Leichtigkeit. Und man denkt an Corot und Dupré, an Diaz und Rousseau. An den großen Theodor Rousseau, der mit einem heiligen Ernst seine großen Bäume zeichnete und malte und eine Fülle strahlender Sonne über sie gehen ließ. Die französische Landschaftskunst ist auf diesem Fleck Erde geboren. Und der Mann hat hier gearbeitet, der, ohne Landschafter im engeren Sinne zu sein, die letzte Formel bot, aus der sich die französische Kunst hier erneuerte: die Inbrunst der Natur.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, mit dem man in der schmalen, etwas eintönigen Dorfgasse von Barbizon das Haus findet, in dem Millet ein Vierteljahrhundert seine Werke schuf; eine einfache schlichte Stätte an den dürftigen Alltag gelehnt. Millet ist 1849, nach einer Zeit der Unruhe und des Suchens, hierher gekommen und bis zu seinem Tode (1875) geblieben, in Freundschaft verbunden mit Rousseau namentlich und den übrigen Künstlern, die sich in dieser Idylle angesiedelt. Er stammt aus der Normandie, ein Bauernsohn, der selber in der Jugend auf dem Acker stand, und als der Vater gestorben, die Palette nochmals auf eine Zeit mit dem Pflug vertauschte. Der Weg zur Kunst wurde ihm nicht leicht; er hat sich mit den Entbehrungen herumschlagen und durch ums-Geld-malen kärglichen Lebensunterhalt sich schaffen müssen. Auch blieb er dem Pariserium immer fremd, und es fehlte ihm der Elan, sich in die Streite um die Kunst hineinzuwerfen.

Die Art seiner Kunst wuchs mit Notwendigkeit aus der Tiefe seines Wesens, aus einer simplen, großen, gläubigen Menschenseele, die ganz auf das Ethische gestellt ist. Er ist niemandens „Schüler". Freilich: Linien weisen auf Honoré Daumier. Als ich dessen „Wäscherin" zum erstenmal sah, glaubte ich ein Werk Millets vor mir zu haben. Beide gehen auf das Charakteristische, auf den großen Umriß.

Aber Daumier steigert die Bewegung, er ist lebhaft, geistreich, frappant und seine Kunst, in ihrer starken Eindringlichkeit, der Karikatur benachbart. Zudem sind auch seine Zeichnungen viel intensiver schon von malerischen Problemen erregt.

Millets Größe oder besser: das, was seine künstlerische Eigenart bestimmt, liegt in der Linie. Nicht als ob seine Malerei schlecht oder unbedeutend wäre. Unter den kleinen Bildern des Louvre sind solche, die durch die delikate Farbengebung, durch das weiche Spiel der Töne geradezu entzücken. Der Nordfranzose ist hier ein Erbe der späten Niederländer. Und im selben Museum hängt ja auch das helle strahlende Frühlingsbild, das allein für Millets Malenkönnen genügendes Zeugnis ablegt. Aber das Wesentliche dieser Kunst wird durch die Linie, den Umriß ausgedrückt. Eine gewisse Normalkomposition wiederholt sich: der Horizont teilt das Bild in zwei gleiche Hälften, vom Himmel kommt ein helles, weiches Licht über die tiefe Ebene und legt sich um die Menschen, die in den Vordergrund gestellt sind und deren Silhouetten sich von dem Hell des Himmels heben. Wie organisch wachsen sie von dem Boden weg zur Höhe und Größe. Ihre Bewegung ist gehalten, sie arbeiten oder ruhen von der Arbeit. Alle Einzelzüge sind von ihnen genommen: weder Anekdote noch der Versuch, ein Stück besonderes Leben psychologisch zu ergründen. Das Ziel ist der Typus. Im Typischen liegt das Ende aller Darstellung. Dies ist eine der wesentlichen Voraussetzungen von Millets Kunst: sie drängt zur Vereinfachung, Sammlung, Synthese. Die Zufälligkeiten der Einzelerscheinung werden abgestreift. Aus dem Typischen holt die Kunst sich neue Kraft.

Doch es lockt, noch kurz dem angedeuteten formalen Problem nachzugehen: wie Millet seine Bauern bildet und in die Landschaft stellt. Die Vereinfachung gibt ihnen den zwingenden Zug zur Größe. Etwas scheinbar äußerliches: wer nur Reproduktionen kennt, ist vor dem Original häufig erstaunt, daß es keine größeren Maße besitzt. Dies weist deutlich auf die dekorativ-monumentalen Werte in Millets Kunst. Große dekorative Malerei verlangt Vereinfachung, Rhythmus. Aber es bleibt eine offene Frage, ob Millet sie hätte leisten können, ohne zu erdrücken. Man vergleiche ihn mit Puvis de Chavannes, um die Schwere der Frage zu empfinden. Die Straffheit seiner Linienführung zerreißt die große Fläche.

Das Ueberragende des Mannes und der Grund seiner tiefen Wirkung war, daß er gleich groß als Mensch wie als Künstler. Das ist an sich eine Selbstverständlichkeit, sie erhält hier aber einen tieferen Sinn. Denn fast nirgend gehören Persönlichkeit und Schöpfung so enge, so untrennbar zusammen wie eben bei Millet. Er ist als Künstler (im rein artistischen Sinn) immer bedeutend und interessant, er bietet Lehren, optische Probleme, zeichnerische Lösungen und all das. Nie erniedrigt er die künstlerischen Voraussetzungen zu Mitteln der Sentimentalität, der gefühlvollen Spekulation. Und doch: man würde von Millet nur oder nicht einmal die Hälfte seines Wesens umzeichnen, wollte man sich auf diese Notierungen beschränken. Denn das künstlerische Pathos dieses Menschen kommt aus tieferen Hintergründen. Es wächst heraus aus sittlichen, sozialen, religiösen Voraussetzungen. Dem schwerfälligen, frommen Bauernsohn sind Natur, Acker, Wald, Mensch nicht allein Reize seines künstlerischen Gestaltungswillens, sondern große und ehrwürdige Dokumente einer Gottheit, einer schöpferischen, beseelenden Macht. Nichts von Dogmen oder naturphilosophischen Bekenntnissen. Solcherlei verträgt die Kunst nur schwer. Die Zusammenhänge des Menschen mit der Natur und der Ewigkeit sind bei ihm nicht erdacht oder geistreich konstruiert, aber mit der ganzen Wucht seiner Seele erfühlt. Dieses Gefühl für die Größe der Schöpfung, für die Schönheit der harten, kargen, ringenden Arbeit, für den Segen des fruchtbaren Ackers durchdringt sein Wesen und lastet auf seiner Seele, daß es künstlerische Lösung heischt. Seine Werke sind keine reichen Hymnen und Gaben der Freude und des Preises, sondern langsame und ernste Geständnisse, innere Erlösungen. Sie drängten zum einfachen, festen Ausdruck, und so schufen sie mit Notwendigkeit die formalen Elemente dieser Kunst, von denen wir oben redeten.

Millets Einfluß nicht allein auf die Kunst seiner Nachfolger, sondern auch auf die Gesinnung der Menschen ist außerordentlich. Eine Kraft der Reinigung geht von seinem Werk. Und die künstlerische Synthese, die Stilbildung wollte, blieb nicht verloren, wenn sie auch unmittelbar in Frankreich durch das Erwachen anders gearteter Probleme verdunkelt wurden. Wir sehen, wie Liebermann und Kalkreuth eine zeitlang in Millets Bahnen gingen, wie Israels inhaltlich von ihm sich anregen ließ und Segantini, freilich in vollkommen geänderter Sprache, um die gleichen Werte rang. Meunier, als Maler und Bildhauer, trägt Millets Bauernart zum industriellen Proletariat; er ist die deutlichste Fortsetzung des Meisters von Barbizon. Und — vielleicht klingt es manchem überraschend —: der Mann, der auch so still und abseits zwischen uns lebt und größer ist, als die meisten auf dem Markte der Kunst, Wilhelm Steinhausen scheint mir Millets Art enge benachbart. Freilich, ich sehe deutlich genug die Unterschiede, Unterschiede der Rasse, der persönlichen Kultur und vor allem des Temperaments. Aber betrachtet man ein Bild wie Millets „Wildvogelzug", so ergibt sich die Verwandtschaft der Künstler ohne weiteres. Kommentar

Millet ist in Deutschland kein Fremder. Mit zweien seiner schönsten Werke, den „Aehrenleserinnen" und dem „Gebetläuten", wird durch die unglaublichsten Reproduktionen ein geradezu widerwärtiger Kult getrieben. Man kann nirgends sein, ohne ihnen zu begegnen. Diese Mode bringt die Gefahr, daß Millet im deutschen Bewußtsein zu der Sorte der sentimentalen Volkskünstler herabgezogen werde. Und es könnte diesem großen und reinen Menschen nichts schlimmeres begegnen. Deshalb ist es gut, daß der Kunstwart durch eine neulich erschienene Mappe (Callwey, München, 5 M.) den Deutschen die Möglichkeit bietet, Millet in zehn seiner hauptsächlichen Werke kennen zu lernen. Dadurch mag die Mode verliert werden und dies ist notwendig. Dann bleibt Millet nicht zufälliger Gast bei uns, sondern er gewinnt Heimatrecht. Bis zum Ueberdruß wird ja in den letzten Jahren immer geschrieben: der Deutsche schiele nach Paris usf., und es sei ein Erbübel, daß wir ausländischer Kunst nachlaufen. Das stimmt für einige Provinzen des Theaterbetriebs. Aber was man bei uns in Deutschland so im Durchschnitt von ausländischer bildender Kunst weiß und kennt, ist bitter wenig. Wir gehören zu denen, die meinen, eine gute und freundschaftliche Kenntnis fremdländischer Kunst kann uns nur wohl tun, wenn wir uns für stark genug halten, die eigene Art zu bewahren. In dieser Richtung wünschen wir Erfolg und Wirkung der Milletschen Wiedergaben. **Theodor Heuß.**

Der Mann, die Frau und die Kunst

Das alte unverwüstliche Thema von Mann und Weib hat kürzlich Karl Scheffler in der Zukunft (XV, 3) neu zur Debatte gestellt. Es ist nicht ganz leicht zu behandeln, ist auf alle Fälle undankbar. Dennoch scheint eine Aussprache nötig, und ich knüpfe um so lieber bei Scheffler an, weil er, der ja sonst durchaus keine Durchschnittsmeinungen vertritt, diesmal doch wohl sehr das ausspricht, was Tausende von Männern laut oder leise denken. Ein Typus also. Nur er entschuldigt die Weitläufigkeit einer Auseinandersetzung, die sich bemühen wird, die schlichte Erfahrungstatsache der Doktrin gegenüber zu stellen.

Wir wollen versuchen, die persönlichen Bewertungen Scheffers von den sachlichen Gegebenheiten zu trennen. Er spricht von der „lebendigsten Totalität" im Wesen der Frau wie in dem des Kindes; von beiden werde diese Einheit, „worin sich der Mann so gern spiegelte, zerstört, wenn der Entschluß reift, „bestimmte Kräfte einseitig zu entwickeln". Der Mann sei innerlich genötigt, das zu tun, die Frau nicht, oder nur äußerlich, und dann zu ihrem Schaden. Ich bemühe mich, diese einheitliche Frau in der Idee durch Beispiele aus der Wirklichkeit der Gegenwart nicht nur, sondern der geschichtlichen Jahrtausende zu beglaubigen. Und stehe vor der Unmöglichkeit, das zu tun. Es gibt weder im Zustande der Natur, noch der frühen oder späteren Kultur ein Weib, das sein Wesen nicht nach einer bestimmten Richtung hätte entwickeln und so seine Einheit hätte zerstören müssen. Das Weib der Nomaden war vermutlich eine Spezialistin in der Wartung ihrer Herden, und in der Kunst des

Wanderns. Die Bäuerin ist bis auf den heutigen Tag ganz einseitig entwickelte Vertreterin der Hofwirtschaft und des häuslichen Handwerks geblieben. Und Gretchen, das sittige Bürgerkind des Mittelalters, beklagt eine ähnliche ausschließliche Beschäftigung: „muß kochen, fegen, stricken, und näh'n und laufen früh und spat . . .“ Ein Blick ins Tierreich zeigt weiterhin, daß die Arbeit der Anpassung und der Arterhaltung von Männchen und Weibchen eine ziemlich gleichmäßige Entwicklungsarbeit bestimmter Fähigkeiten verlangt. Ich vermag absolut nicht einzusehen, daß beim Menschen die Differenzierung der Geschlechter so erheblich sein soll, um den Mann als ein durch seine Bewegungsenergie im Kerne gebrochenes Wesen sehnsüchtig zum Weibe zurück- und emporblicken zu lassen. Oder zu der Idee des Weibes, das in seiner vollendeten Harmonie der Kräfte und Möglichkeiten stehen geblieben ist. Wir müßten dann schon bis zur geschlechtslosen Keimzelle zurück.

Der Mann nun, fährt Scheffler fort, der die Arbeit systematisch organisiert und sich die seine zugeteilt hat, besorge die Weltgeschichte. Ein stattliches Resultat. Man könnte einwenden, daß das Weib ihre weltgeschichtliche Spezialarbeit nicht minder anstrengend dadurch zu leisten und in der Tat geleistet hätte, daß sie die Männer gebar, die die Geschichte machen. Doch vielleicht hält Scheffler den Geburtsakt und alles, was dazu gehört, nur für eine passive Arbeitsleistung, jedenfalls erscheint sie ihm nur als eine mittelbare, unbewußte und willenlose Beteiligung an der bewußten und gewollten Arbeit, mit der der Mann in seiner partikularistischen Zerrüttung der Harmonie der Kultur zustrebt. Wenn ich mich nun zu dem Glauben bekennte, daß nicht Männer, sondern Menschen die Geschichte der Menschheit machen, und daß es unmöglich ist, die Frauen und ihre bestimmt abgeteilte Arbeit von den Ursachen wie von den Wirkungen der geistigen und seelischen Entwicklungstatsachen auszuschließen, die doch wohl den Inhalt der universalen Kulturgeschichte ausmachen — dann könnte Scheffler sagen, daß dieses Bekenntnis kein beweisendes Tatsachengewicht beanspruchen darf.

Wohl, kommen wir zum Verhältnis der Frau zur Kunst. Das Kunstwerk, sagt Scheffler, sei ein Notgebilde des männlichen Partikularismus, weil in ihm, dem Werke, die erstrebte große Idealharmonie der Geister am besten veranschaulicht werde. „Es wird ausschließlich von Männern für Männer gemacht und gehört der Frau nur insofern, als deren Instinkte mit dem Bewußtsein des Künstlers übereinstimmen, als ihre Natureinheit der Kunsteinheit verwandt antwortet, und als sie selbst etwas wie ein Kunstwerk ist. Nötig aber ist der Frau das Kunstwerk nicht.“

Nötig ist es auch dem Manne nicht unbedingt, behaupte ich. Und zwar ebensowenig demjenigen, der mit der Natur auf sehr vertrautem Fuße lebt und keiner künstlerischen Auslegung und Spiegelung der Natur im höheren Sinne bedarf, wie demjenigen, der sich in seiner „partikularistischen Willensbewegung“ soweit von ihr entfernt hat, daß er sie nur noch als Objekt und auf seine persönlichen Gebrauchszwecke hin betrachtet. Die Naturvölker kennen nur eine sehr primitive Kunst, die, als Gebrauchskunst, hier völlig ausscheidet. Wo sie religiösen Zwecken zu dienen hat, kann von einer Männerkunst für die Männer allein erst recht nicht die Rede sein. Der Mann der modernen Kultur, die doch wohl am weitesten von der Natur absteht, ist in seiner Masse künstlerischen Eindrücken so schwer zugänglich, wo nicht verschlossen, daß ohne die beständige ästhetische Vermittlerarbeit der Frau die männliche Anästhesie noch weit mehr verbreitet sein würde, als sie in der Tat ist.

Doch ich höre schon: dieser Mann ist nicht mein Mann, ist nicht der Typus, den ich meine: meint der Typus Scheffler. Ich leugne nicht, daß es einen höheren Typus gibt, aber da Scheffler diese Scheidung unterläßt, könnte auch ich summarisch argumentieren, und m e i n Mannestypus hätte immerhin den Anspruch auf Millionen Vertreter, wo hinter demjenigen Schefflers nicht einmal Tausende stehen. Tatsachen beweisen, und welche Tatsache sagt Gewisseres aus, als die Zahl? Aber ich verzichte auf sie und versuche den Mann so zu nehmen, wie ich ihn bei Scheffler finde.

Er scheint mir indes ein sehr begrenzter Typus, dieser höchst männliche Mann, so begrenzt, daß ich ihn als Universaltypus des ästhetisch reizsamen Mannes schlechtweg doch nicht anerkennen kann. Denn um das r e z e p t i v e Verhalten der Geschlechter handelt es sich zunächst. Die Frau sei der geborene Instinkt, sie „versteht instinktiv Alles.“ Was sich ihr da versagt, das erringe sie nie. Der Mann „ist der Analytiker des Lebens; er kämpft um die Kunst, schafft das Werk innerlich nach und diese Qual wird ihm zum erhebenden Erlebnis.“ Ich meine: wenn der Mann ohne Instinkt um das Erlebnis des Kunstwerks zu kämpfen hat, so ist der Kampf hoffnungslos, und er täte besser, ihn nicht erst zu beginnen. Denn dann sind ihm seelische Organe verwachsen, und er wird es immer nur zum Schein eines Erlebens bringen, wo er weniger das Kunstwerk, als seine eigenen zwangsweisen Bemühungen genießt, dem Werke näher zu kommen. Wer von uns Männern kennt die redliche Qual solcher Bemühungen nicht? Aber sollen sie in tieferem Sinne fruchten, so wird der schlummernde Instinkt in uns genau so beglückend plötzlich erwachen und mit dem Willen des bewußt werdenden Gefühls auf das Zentrum des Werkes eindringen, es wird eine ästhetische Empfängnis in uns genau so unwillkürlich und unberechenbar eintreten müssen, wie sie dem ästhetischen Wohlgefühl und dem Einklang der Frau mit dem Werke vorhergehen muß.

All das also sind meiner Meinung nach kühn konstruierte Schemen, schematische Gegensätze, die sich auflösen, wenn man sie der scharfen Luft von psychischen Erfahrungstatsachen aussetzt, deren Logik jeder ohne besondere Geheimwissenschaft nachprüfen kann. Wie aber stehen die Dinge, wenn die Frau als schaffende Künstlerin auftritt?

Scheffler ist auf Grund seines bisherigen Gedankenganges mit der Antwort schnell bei der Hand: die Triebfeder aller künstlerischen Tätigkeit ist der Wille; ein „fanatischer Erkenntnistrieb.“ Die Frau, die künstlerisch schaffen will, sprengt ihre natürliche Form — denn sie hat von Hause aus keinen Willen zur Kunst, und keine Willens-, d. h. Arbeitsorgane — sie „vermag künstlerisch nur tätig zu sein, wenn sie männisch wird“, unnatürlich, der Originalität bar.

Hier sucht Scheffler genauer zu begründen; mittelbar zu beweisen, behauptet er sogar. Und so verweist er auf die unerwiesene Behauptung Paul Ernsts: die Frau könne handelnd im Drama nur auftreten, wenn sie vom Dichter vermännlicht werde. Zum Beispiel, frage ich beide Herren: Gretchen? Wir sprechen von der „Gretchen-Tragödie“ und mit Recht, obgleich „Faust“ ein Drama strengen Stiles nicht ist. In welchem Punkte handelt Gretchen nun männlich? Die Leidenschaft bricht über sie herein, wird von ihr erwidert, die Folgen der Leidenschaft mit Muttermord und Kindesmord, mit unsäglicher Pein und schließlichem Wahnsinn werden von ihr konsequent durchlebt, durchhandelt, unter der E i n w i r k u n g zwar des männlichen Willens ihres Geliebten, aber doch nicht unter Ausschluß ihrer freien Willensbestimmung, ihrer Zurechnungsfähigkeit. O gewiß, es ließe sich der Beweis führen, daß Faust, dieser Magier und Nekromant, das arme Kind hypnotisiert hat, nur wüßte ich nicht, was mit solchem interessanten klinischen Bilde anstelle einer unsterblichen Tragödie Großes gewonnen sein würde? Weiter: Julia, Desdemona, Ophelia — um das weibliche dramatische Heldentum recht in seiner Maienblüte zu erfassen — entweder erleiden sie nur ihre Leidenschaften, und ihre männlichen Partner allein handeln dramatisch — dann haben wir uns samt und sonders im Wesen der Tragödie schwer geirrt. Denn gerade aus Aktion und Reaktion, und also auch aus den reagierenden Willenshandlungen der liebesseligen Mädchen erwuchs uns dramatische Tragik. Oder aber sie handeln männlich, sind in ihren Empfindungen „zur Hälfte wenigstens“ männlich bestimmt, — dann ist unsere vornehmste Kunst, die des Dramas, mit einem Schlage um tausend Meilen enger, sie sagt uns nur noch halb soviel, wie sie zu sagen vorgiebt, sie schaut nicht mehr intuitiv in ewig unsichtbare Gebiete menschlichen Seelenlebens, sie beleuchtet nur mit Scheinwerferlicht immer wieder die Kräfte und Wirkungen eines spezifisch männlichen Wollens und Handelns bei Mann und Weib. Ich überlasse es dem Leser, Scheffler zu glauben oder nicht, wenn er nach der nämlichen Methode entdeckt, daß in Zeiten hoher Kunstkultur die Frau in der Plastik mit männlichen Zügen ausgestattet worden sei. Nur die Malerei biete Raum für „schöne Passivitäten“. Warum gerade nur sie? Wird Michelangelo ein anderer, wenn er malt, anstatt zu meißeln? Wir wollen doch konsequent sein, wenn's auch ins Unwahrscheinliche g'ht.

Aus ihrer dramatisch notwendigen Vermännlichung folgt nun für Schefflers Frau das schwerste Muß: sie muß ihr Geschlecht verleugnen, wenn sie produktiv mit dem Künstler wetteifern will. Sie ist die ewige Nachahmerin, die geborene Dilettantin, sie muß im Naturalismus stecken bleiben, sie kann nie, selbst in Fällen zweifelloser Begabung nicht, eine richtunggebende Leistung vollbringen.

Sie muß ihr Geschlecht verleugnen — erinnern wir uns doch, wohin der natürliche Instinkt ihres Geschlechtes nach Scheffler sie verwies? In das unmittelbare Verständnis der Kunst; mehr: sie versteht „Alles“. Was ist denn das für ein Instinkt, und wie wandelt er sich so radikal in sein Gegenteil, daß er bei der eigenen Produktion so ganz versagen sollte? Gibt es denn nicht zahlreiche Frauen, die, ohne bedeutend zu sein und Bedeutendes zu leisten, durch spezifisch weibliche Schöpfungen unseren allgemein menschlichen Gefühlskreis wenn auch nicht zu erweitern, so doch zu bereichern wissen? Die ewige Nachahmerin des Mannes, sagt Scheffler. Wer steht denn so ganz auf sich allein? Welcher Künstler hat nie Einflüsse in sich aufgenommen und verarbeitet? Welch einen ungeheuren Reichtum aufgespeicherter Sinnes- und Gefühlserfahrungen liefert ihm allein seine Familie, sein Volk! Ich meine, es ist ungerecht, der Frau das als besondere Schwäche des

Geschlechtes anzurechnen, eine Schwäche, die sie nur durch eine „freiwillige seelische Deflorierung" zur Not überwinden könne — was dem Mann bei ähnlichem Bestreben ebenso eigentümlich ist. Wer im Naturalismus stecken bleibt, kann immer noch nützliche Kunstarbeit verrichten. Es gibt doch sehr große und auch von Scheffler geschätzte Impressionisten, unzweifelhaft männlichen Geschlechtes, die ihr Leben lang an der Naturform hängen blieben. Sie schufen darum doch persönlich und legten neuen Boden frei. Müssen die weiblichen Naturalisten darum unpersönlich sein? Oder wenn das nicht, dilettantisch? Die Erfahrung lehrt, daß im dilettantischen Versuch oft mehr Persönlichkeit offenbart werden kann, als im handwerklich vollendetsten Werke. Und die Frau, die sich derart mitteilt, auch sie müßte ihr Geschlecht verleugnen? Ich denke, nicht mehr als der Mann das seine, der aus Lust und Liebe etwas unternimmt, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind.

Indes die Frau hat künstlerisch noch nie die Richtung bestimmt. Die Tatsachen scheinen diesmal Schefflers Meinung zu bestätigen. Denn wo ist ein großes Kunstwerk weiblichen Ursprungs, das die Jahrhunderte überdauert hat? Sappho? Man könnte sie auf Grund ihrer pathologischen Veranlagung anzweifeln und als gültige Zeugin ablehnen. In unseren Tagen haben namentlich einige Dichterinnen es vermocht, unser Ohr zu fesseln, doch der Ruhm der George Sand ist heute schon blaß, und Annette von Drostens herbkräftige Kunst zeigt eher ein männliches als ein weibliches Antlitz. Wie lange sie oder die Kunst der Selma Lagerlöf die Probe der Jahrhunderte aushalten wird, wissen wir nicht. Von Malerinnen wüßte ich keine einzige, die jenen Dichterinnen an allgemeiner Bedeutung einigermaßen nahekämen. Also?

Ja, bei diesem Also sind wir einigen Sinnes. Nur schließe ich ein wenig anders als Scheffler: er folgert aus dem Fehlen dauernder Kunstwerte weiblichen Ursprunges einen grundsätzlichen Mangel der Frau an schöpferischer Ursprünglichkeit für die Kunst überhaupt. Und dieser Mangel ist ihm eine notwendige Begleiterscheinung der grundsätzlichen Wesensverschiedenheit der Geschlechter. Ich möchte soweit nicht gehen, weil mir, wie ich oben gezeigt habe, die Verschiedenheit gar nicht so groß, grundsätzlich und ausschließlich zu sein scheint, daß man Unterschiede der Art feststellen könnte, anstatt solche des Grades. Das ist recht wesentlich.

Die Zweigeschlechtigkeit beider Geschlechter ist doch am Ende mehr als ein ergiebiges Thema für die Unterhaltung, sie ist eine physiologisch erweisliche Tatsache. Selbst Scheffler gibt eine latente männliche Anlage der Frau, auch im Geistigen, zu. Die Anwendung dieser Zugabe auf den Mann, der des weiblichen Geistesanteils in sich, nicht nur außer sich, zur Oekonomie und Harmonie seiner Kräfte so gut bedarf wie umgekehrt die Frau, ist unausweichlich. Damit rütteln wir aber ebenso stark an Schefflers Frauenideal, an seinem Ideal*) der in sich ausgeglichenen und ausgleichenden Natur der Frau, wie an seiner Abstraktion vom rastlos strebenden, willensmächtigen Manne.

Zusammenfassend meine ich: so gewiß die Frau ihrer organischen Bestimmung gemäß der Natur näher steht als der Mann, so steht sie doch nicht außerhalb der Grenzen der Mannesnatur als ein besonderer Mikrokosmus da. Sondern ganze große Gebiete der seelischen Empfänglichkeit und Produktivität, der psychischen Aktion und Reaktion, des Wollens und Handelns sind den Geschlechtern gemeinsam. Wie es unzählig viele Frauen gibt, die sich durch Willenskraft und Tüchtigkeit im praktischen Leben auszeichnen, die besondere Anlagen pflegen und tüchtig, aber durchaus frauenhaft tüchtig sind gerade durch die Beschränkung ihrer Kräfte auf eine Sache, so wird und soll es auch an solchen nicht fehlen, die instinktiv ihrer künstlerischen Anlage nachgehen, ohne dabei in Gefahr zu geraten, die Grenzen ihres Wesens zu mißachten. Die Frage ist hier nicht so sehr die: was gewinnt oder verliert der Mann dabei? Er wird sein Ideal schon zu berichtigen wissen. Sondern: was kommt für die Gattung ersprießliches dabei heraus? Die Natur ist ewig gerecht. Sie läßt ihrer nicht spotten und wird das, was heute noch plan- und instinktlos zum Männischen und Entweibten hinsteuert, erbarmungslos ausscheiden, wenn es den Lebensgesetzen der Gattung widerspricht. Innerhalb der Gattungsgrenzen stehen sich Mann und Weib als gleichgeartete, verschieden ausgestattete Vertreter der Menschheit vertraut gegenüber, auf Einem Stern des Denkens und Empfindens, des Glaubens und der Liebe, nicht auf zwei getrennten Welten, die nur durch eine schwanke Notleiter er Sehnsucht verbunden sind.

Eugen Kalkschmidt.

*) Wer übrigens wissen will, was alles dem Frauenideal des Mannes oder vielmehr dem der Männer angehängt worden ist, der lese Rosa Mayreders ausgezeichnet klare Studien „Zur Kritik der Weiblichkeit" (Jena, Diederichs). Ich meine, in diesen Fragen nehmen wir Männer gar zu leicht Partei gegen die Frau, weil wir uns nicht die Zeit nehmen, sie ruhig anzuhören. Hierzu leitet das Buch der Verfasserin an wie ganz wenige sonst.

Russische Volksmärchen

Uebertragen von M. Pfitzner.

Der Soldat und der Tod

Ein Soldat hatte dem Kaiser und seinem Vaterlande voll 25 Jahre treu gedient, bekam den Abschied und machte sich auf die Wanderschaft in die weite Welt.

Wie er nun so geht, begegnet ihm ein Bettler und bittet um eine milde Gabe. Der Soldat hatte nur drei Zwiebacke; er gab dem Bettler einen davon und behielt zwei für sich. Bald darauf kommt ihm wieder ein Bettler entgegen und bittet ihn um ein Almosen. Der Soldat gibt auch diesem Bettler einen Zwieback und behält einen für sich. Nach einiger Zeit begegnet ihm ein dritter Bettler, ein steinalter Greis, der sich tief vor ihm verneigt und ihn um eine milde Gabe fleht. Der Soldat holte den letzten Zwieback aus der Tasche und überlegt: Gebe ich ihm den ganzen Zwieback, so bleibt für mich selbst nichts, und gebe ich ihm die Hälfte, so könnte er am Ende mit den beiden ersten Bettlern zusammentreffen und sich kränken, wenn er sieht, daß jeder von ihnen einen ganzen Zwieback hat; es ist doch am Ende besser, ich gebe auch ihm einen ganzen und behelfe mich ohne. Gesagt, getan! Er gab den letzten Zwieback hin. Da fragte ihn der Greis:

„Sag', guter Mensch, was wünschest du dir, was könntest du brauchen? Ich will dir gerne helfen!"

„Gott mit dir, Alter," antwortete der Soldat, „was kann ich von dir verlangen; du mußt ja selbst betteln gehen!"

„Laß dich meine Dürftigkeit nicht kümmern," sagte darauf der Greis, „sage mir nur, was du dir wünschest, ich will dich belohnen."

„Ich brauche nichts," meinte der Soldat, „wenn du aber ein Spiel Karten hast, so schenke sie mir zum Andenken."

Sogleich holte der Alte ein Spiel Karten aus seinem Busenlatz hervor, gab sie dem Soldaten und sagte: „Hier, nimm diese Karten; mit wem du auch spielen wirst, sie werden immer gewinnen. — Nimm auch diesen Rucksack hier, was du auch antrifft, sei es ein Tier, ein Mensch, oder ein Ding, wenn du den Rucksack ausbreitest und nur sagst: „Kriech hinein," sofort kriecht alles von selbst hinein!"

Der Soldat nahm Karten und Rucksack, bedankte sich und ging seines Weges weiter.

Ueber eine Weile kam er an einen See und sieht drei wilde Gänse darauf schwimmen. „Halt," sagte er, „das wär' so was; will mal gleich den Sack probieren. Er holt diesen hervor, breitet ihn am Ufer aus und ruft: „Heda, ihr Gänslein, spaziert mal hier hinein!"

Kaum hatte der Soldat diese Worte zu Ende gesprochen, da erhoben sich die Gänse in die Luft und flogen gerade in den Rucksack hinein. Der Soldat band ihn fest zu, hob ihn auf den Rücken und ging weiter. Ueber kurz oder lang kam er in eine fremde Stadt und kehrte in ein Wirtshaus ein. Als der Wirt nach seinem Begehr frug, holte er die drei Gänse aus dem Sack und sagte: „Hier, brate mir eine Gans zum Nachtessen, die zweite behalte für deine Mühe und für die dritte gib mir genügend Schnaps." Bald darauf saß der Soldat seelenvergnügt am Tisch und regalierte sich abwechselnd mit Gänsebraten und Schnaps.

Als er sich satt gegessen hatte, stand er auf und trat so von ungefähr ans Fenster, um auf die Straße zu schauen; da sieht er in einiger Entfernung ein prächtiges Schloß stehen, das aber wüst und unbewohnt schien, da in allen Fenstern die Scheiben fehlten.

„Hör' mal," sagte der Soldat zu dem Wirt, „was ist das für ein Schloß da drüben und weshalb steht es leer?"

„Ja, schau," erzählte der Wirt, „unser Kaiser ließ dies Schloß vor 10 Jahren für sich bauen, konnte es aber nie bewohnen, da es darin greulich spukt. Jede Nacht versammelt sich eine Teufelsbande, die treiben ihr Wesen dort, tanzen, spielen Karten, heulen und johlen bis zum Morgengrauen."

Als der Soldat dies hörte, besann er sich nicht lange, ging sogleich zum Kaiser, legte die eine Hand an die Hosennaht, die andere an die Stirn, wie es sich geziemt und sagte:

„Herr Kaiser, laß mich nicht für meine Keckheit hinrichten, sondern erlaube mir ein Wörtlein zu reden. Laß

mich nur eine einzige Nacht in deinem wüsten Schlosse übernachten!"

„Was fällt dir ein, Soldat," rief der Kaiser, „gar mancher Tollkopf mußte vor dir solche Kühnheit mit dem Tode büßen, denn keiner ist aus dem Schlosse lebend zurückgekommen!"

„Warum nicht gar," sagte der Soldat; „ein russischer Soldat kommt weder im Feuer noch im Wasser um! Fünfundzwanzig Jahre habe ich meinem Kaiser gedient und lebe noch und jetzt sollte ich bei dir in einer einzigen Nacht zugrunde gehen!"

„Wenn ich dir aber versichere, daß morgen früh von dir nur noch ein Häuflein Knochen übrig bleibt," sagte der Kaiser. „Nimm doch Vernunft an und schlag dir das aus dem Sinn."

Aber der Soldat ließ nicht nach, zu bitten, bis der Kaiser zuletzt die Geduld verlor und sagte: „Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Du sollst deinen Willen haben! — Geh mit Gott!"

Da begab sich der Soldat stante pede ins Schloß und machte es sich in dem größten Gemach bequem. Er nahm Säbel und Ranzen ab, stellte beides in eine Ecke, holte seinen Tabaksbeutel aus der Tasche und stopfte sich ein Pfeifchen. Dann setzte er sich in einen Sessel und fing gemütlich an zu schmauchen.

Bis Mitternacht blieb alles ruhig, aber kaum hatte es zwölf geschlagen, da füllte sich das Gemach mit einer unabsehbaren Menge von Teufeln, die wie besessen umhersprangen und ein schreckliches Getöse und Gejohle erhoben.

Als sie den Soldaten erblickten, umringten sie ihn grinsend und schrien: „Bist du da, Soldatchen? Was willst du hier? Komm, laß uns Karten spielen!"

„Warum nicht," meinte der Soldat, aber ihr müßt mit meinen Karten spielen, denn ich traue den eurigen nicht."

Die Teufel waren's zufrieden. Sogleich holte der Soldat seine Karten aus der Tasche, mischte sie und fing an, zu geben.

Gleich das erste Spiel gewann der Soldat, das zweite gewann er wieder und so fort. Die Unsauberen mochten anstellen, was sie wollten, der Soldat gewann ihnen alles Geld ab.

„Halt," schrien die Teufel, „wir müssen weiter spielen, wir haben hier im Schloßkeller fünfzig Scheffel mit Gold und vierzig Scheffel mit Silber in Reserve; um dieses Gold und Silber wollen wir jetzt spielen, Soldat!" Sofort befahlen sie einem Teufelsjungen, die Säcke mit dem Gold und Silber heraufzuholen, und nun begann man von neuem zu spielen. Der Soldat gewann fortwährend. Unterdes hatte der Teufelsjunge die 50 Säcke Gold herbeigeschleppt und war davon so erschöpft, daß er seinen glatzköpfigen Großvater, den ältesten der Teufel, um Erlaubnis bat, sich zu verschnaufen.

„Wart, ich will dich, du Teufelsbraten," schrie der alte Teufel, „gleich holst du das Silber, oder . . . ."

Wie ein Pfeil flog der kleine Teufelsjunge davon und schleppte auch die 40 Säcke mit dem Silber herbei. Aber es half den Teufeln nichts; der Soldat gewann immer wieder.

Da wurde es den Teufeln himmelangst um das schöne Geld; sie umringten plötzlich den Soldaten und brüllten: „Reißen wir ihn in Stücke, Kameraden, der macht uns ganz arm!"

Im Nu hatte der Soldat seinen Rucksack ausgebreitet und fragte die Teufel: „Wißt ihr, was das ist?" — „Ein Rucksack," antworteten diese. — „So, nun kriecht mal alle hinein!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als alle Teufel gehorsam in den Sack krochen; es waren ihrer so viele, daß einer den andern fast zu Tode drückte, aber sie mußten alle hinein, ob sie wollten oder nicht. Der Soldat band den Rucksack fest zu und hing ihn an einen Nagel. Darauf legte er sich auf seine Goldsäcke und schlief fest und ruhig bis zum hellen Morgen die ganze Nacht hindurch.

Am andern Morgen schickte der Kaiser seine Leute ins Schloß, um nach dem Soldaten zu sehen.

„Wenn er tot ist," sagte der gute Kaiser, „so bestattet seine Knöchelchen in Ehren, denn mehr wird doch wohl von dem tapferen Soldaten nicht übrig geblieben sein."

Als die Abgesandten ins Schloß kamen, waren sie nicht wenig erstaunt, den Soldaten ganz frisch und munter im Zimmer auf- und abgehen zu sehen und sein Pfeifchen rauchen. — „Grüß dich Gott, Soldat," sagten sie. „Wir glaubten nicht, dich noch lebend anzutreffen. Wie ist dir's denn die Nacht ergangen, und wie bist du denn mit dem Teufelsgesindel fertig geworden?"

„Die Teufel sind Nebensache," sagte der Soldat, „schaut lieber mal her, wie viel Gold und Silber ich ihnen abgenommen habe! Da liegen die Haufen!"

Die kaiserlichen Abgesandten konnten sich vor Staunen kaum fassen und trauten schier ihren Augen nicht.

„Genug geglotzt," sagte endlich der Soldat, „geht, holt mir zwei Schmiede und sagt ihnen, sie sollten Ambos und Hämmer mitbringen."

Die Abgesandten gingen, und bald darauf erschienen die Schmiede mit Ambos und Hämmern.

„Nun," kommandierte der Soldat, „nehmt mal jenen Rucksack von der Wand, legt ihn auf euren Ambos und schlagt tüchtig darauf los."

Die Schmiede taten, wie ihnen befohlen, und während sie den Rucksack von der Wand nahmen, meinten sie unter sich: „Was mag nur darin stecken, er ist ja so schwer, als ob ein Schock Teufel darin stecke."

„Ach, Väterchen, winselten die Teufel im Sacke, du hast's erraten, wir sind es, wir armen Teufel!"

„Wart," sagten die Schmiede, „wir wollen euch lehren, ihr sollt an uns denken." Und sie schlugen auf den Sack, als ob's Eisen wär. Den Teufeln wurde es himmelangst darin, sie fingen laut zu heulen an, daß das Schloß davon widerhallte.

„Ach, lieber Herr Soldat," schrien sie, „erbarm' dich unser, laß uns laufen. Wir werden dich nie vergessen und das Schloß mit keinem Fuß mehr betreten, kein Teufel soll mehr hinein, wir werden es den Unsrigen allen sagen, meilenweit werden wir es meiden! Hab Erbarmen, die Schmiede haben uns ja alle Knochen zerschlagen!"

Da befahl der Soldat den Schmieden einzuhalten und band den Rucksack auf. Im Nu schossen die Teufel heraus und stoben auseinander; kopfüber liefen sie, ohne sich umzusehen.

Aber nicht allen gelang es, zu entschlüpfen; ein lahmer Teufel blieb im Sack zurück und wurde von dem Soldaten als Geißel behalten.

Als der Kaiser den Bericht von des Soldaten Tapferkeit gehört hatte, ließ er ihn vor sich kommen, belobte ihn und behielt ihn bei sich im Schlosse.

Von da an lebte der Soldat herrlich und in Freuden, hatte alles vollauf und soviel Geld, daß es gar nicht alle wurde; er stand auch in Ehren bei jedermann. Da beschloß er zu heiraten, fand bald ein Mädchen nach seinem Geschmack und hielt eine fröhliche Hochzeit. Nach Jahr und Tag schenkte der liebe Gott dem Soldaten und seiner Frau einen Sohn, und nun war das Glück so groß, daß der Soldat sich nichts mehr zu wünschen wußte. Da befiel aber den Knaben eine schwere Krankheit. Gleich ließ der Soldat die besten Aerzte und Heilkundigen aus dem ganzen Lande zusammenrufen, aber keiner konnte dem Kinde helfen. In seiner Verzweiflung fiel dem Soldaten der lahme Teufel im Rucksack ein. Er nahm den Sack von der Wand und fragte: „Lebst du noch, Hinkender?"

„Jawohl, Soldat, was wünschen deine Gnaden?"

„Mein Söhnchen ist mir krank geworden, kannst du ihm helfen?"

„Ich will's versuchen, wenn du mich aus dem Sack herauslässest," sagte der Teufel.

„Wenn du mich aber anführst," meinte der Soldat. Da schwor der Teufel, daß ihm so etwas gar nicht einfiele.

Der Soldat band den Rucksack auf und ließ den Teufel herauskriechen. Dieser holte aus der Tasche ein Glas, goß frisches Quellwasser hinein und stellte es ans Kopfende des Kranken.

„Komm mal her, Soldat," sprach der Teufel, „schau ins Wasser."

Der Soldat tat wie ihm befohlen.

„Was siehst du im Glase," fuhr der Teufel fort.

„Den knöchernen Tod," antwortete der Soldat.

„Wo steht er?“ fragte der Teufel weiter.

„Am Fußende des Krankenbettes,“ erwiderte der Soldat.

„Nun, wenn der Tod zu Füßen des Kranken steht, so wird dieser genesen,“ erklärte der Teufel, „wenn er aber am Kopfende gestanden hätte, dann wäre jede Hilfe umsonst gewesen, und dein Sohn wäre gestorben. Nimm jetzt das Glas und spritze dem Kranken Wasser ins Gesicht.“

Der Soldat tat alles, wie es der Teufel anordnete, und von Stund' an genas der Knabe.

„Danke schön,“ sagte der Soldat, ließ den lahmen Teufel laufen und behielt das Glas für sich. Die Geschichte mit dem Glas gefiel ihm aber so ausnehmend gut, daß er von nun an ein Heilkünstler wurde und sich einen großen Ruf erwarb. Er kurierte viele Generäle, Bojaren und andere vornehme Herrschaften, und er wußte immer ganz genau, wer sterben mußte oder am Leben blieb, sobald er einen Blick ins Glas getan hatte.

Ueber kurz oder lang geschah es, daß der Kaiser erkrankte. Man rief sofort den Soldaten herbei, da der Kaiser keinen andern Doktor haben wollte.

Der Soldat goß Quellwasser in sein Glas und stellte es ans Kopfende des Kaisers. Kaum hatte er ins Wasser geblickt, als er den Tod zu Häupten stehen sah.

„Herr Kaiser,“ sagte der Soldat, „niemand kann dich gesund machen, es bleiben dir nur noch drei Stunden zu leben.“

Da wurde der Kaiser sehr zornig: „Was,“ schrie er den Soldaten an, „meine Generäle und Bojaren machst du gesund und mich läßt du sterben? Bin ich schlechter als jene? Sofort laß ich dich hinrichten!“

Da überlegte der Soldat hin und her, was er tun solle und bat endlich den Tod: „Nimm meine Lebenszeit und gieb sie dem Kaiser; da ich doch sterben soll, so ist es schon besser, durch dich als durch den Henker umgebracht zu werden!“

Nach dieser Rede schaute er ins Glas und sah, wie der Tod ihm zunickte und sich gleich darauf ans Fußende des Kaisers stellte. Der Soldat spritzte dem Kranken Wasser ins Gesicht und siehe da — der Kaiser stand vom Bett auf und war gesund.

Nun wollte der Tod den Soldaten gleich umbringen, da sagte dieser aber: „Höre, Tod, du mußt mir noch drei Tage Frist geben, damit ich von Weib und Kind Abschied nehmen kann!“

Der Tod war's zufrieden, und der Soldat ging nach Hause, legte sich in sein Bett und wurde sehr krank. Der Tod aber stand schon am Kopfende und rief ihm zu: „Beeile dich, Soldat, nimm rasch Abschied, es bleiben dir nur noch drei Minuten, zu leben.“

Da streckte sich der Soldat, griff nach seinem Rucksack, öffnete ihn rasch und sagte: „Was ist das?“ Der Tod antwortete: „Ei, das ist ein Rucksack, was willst du damit?“

„Kriech mal sofort hinein,“ sagte der Soldat, und in dem Augenblicke kroch der Tod gehorsam in den Sack hinein. Rasch sprang der Soldat vom Bett auf, band den Rucksack fest zu, warf ihn auf den Rücken und begab sich in einen undurchdringlichen Wald. Dort hing er den Rucksack auf eine hohe Zitterpappel, ganz oben auf den höchsten Ast und kehrte nach Hause zurück.

Von der Zeit an hörte das Sterben auf; es kamen eine Menge Menschen noch auf die Welt, aber keiner starb.

So vergingen viele Jahre; der Soldat hatte den Rucksack ganz vergessen. Da ging er einmal durch die Straßen und begegnete einem steinalten Mütterchen, welches so schwach war, daß es der Wind nach allen Seiten blies, so daß es aussah, als ob es jeden Augenblick hinfallen würde.

„Ei, Großmütterchen,“ rief der Soldat ihr zu, „was hast denn du noch auf der Erde zu suchen; es ist die höchste Zeit für dich, zu sterben!“

„Du hast recht, mein Sohn,“ antwortete die Greisin mit zitternder Stimme, „meine Zeit ist schon lange um, aber ohne den Tod kann keiner sterben, und seit du ihn verborgen hältst, nimmt die Erde keinen auf, und du wirst einst dem lieben Gott Rechenschaft dafür geben müssen, da außer mir sich noch mehr Menschen nach Ruhe vom Leben sehnen.“

Damit humpelte die Alte weiter, der Soldat aber kratzte sich im Nacken und dachte: die Alte hat recht, es wird Zeit, daß ich den Tod freigebe! Meinetwegen soll er auch mich umbringen, ich habe sowieso eine schwere Sündenlast auf mir!“

Stante pede begab er sich in den undurchdringlichen Wald und fand auch die Zitterpappel wieder; hoch oben in den Zweigen aber sieht er den Rucksack im Winde hin- und herschaukeln.

Da rief der Soldat hinauf: „Lebst du noch, Tod?“

„Jawohl,“ ertönt es kaum hörbar aus dem Sacke.

Da nahm der Soldat den Rucksack herunter und sagte, indem er ihn öffnete: „Bring' mich zuerst um, aber mach's kurz.“

Der Tod aber stürzte aus dem Sacke und lief davon, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Der Soldat kehrte nach Hause zurück und lebte noch lange in der Welt; es schien, als ob es mit ihm kein Ende nehmen wollte, aber soeben erfuhr ich, daß er dieser Tage gestorben ist.

Kunst

Grotesken. Klinger hat in seinem Buche über Malerei und Zeichnung ein Recht und eine Freiheit formuliert für die graphische Kunst: sie brauche sich nicht, wie etwa die Malerei, an die künstlerische Wiedergabe der Erscheinung im engeren Sinn zu halten, sondern sie biete dem Schaffenden das Mittel, Ideen, Einfälle, Empfindungen rein subjektiver Art zum Ausdruck zu bringen. Er sucht dies, aus Sachlichem zu begründen. Die Geschichte gibt ihm dabei in weitem Maße recht. Die intimsten und persönlichsten Werke der Kunst sind graphischer Natur. Der Stift, die Feder, die Nadel sind fügsamere Instrumente als der Pinsel; sie sind die Waffen der Laune, des Witzes, der Kritik. Dazu kommt ein weiteres: wo die Kunst pädagogisch wurde und sich erbauend, aufklärend an die Massen wenden wollte, brauchte sie das Mittel der Vervielfältigungsmöglichkeit. Die Tendenzkunst — im weitesten Sinn —, ihrer Natur nach subjektiv, wandte sich zur Graphik. Dies sind kurze Voraussetzungen allgemeinster Art. Man überschaue die Geschichte von Schongauer über Rembrandt, Chodowiecki, Goya, Klinger zu Th. Th. Heine. Die Graphik ist nicht das Gebiet der reinen Darstellung. Die Einfarbigkeit, und daß der Strich, nicht die Farbe das Bild aufbaut, drängt zur Charakterisierung. Hier entsteht die Karikatur. Und ihr benachbart die Groteske, eine künstlerische Spielform, aus Ironie oder Grausen geboren, die sich nicht einen Begriff zwängen läßt. Unsere Zeit hat sie wieder in die Höhe geführt, aber sie ist keine Erfindung von heute. In verwegenster Ausbildung steht sie am Beginn der nordischen Tafelkunst: in jenen diabolischen Werken des Niederländers Hieronymus Bosch, deren unerhörte Freiheit der Erfindung und Kühnheit des Darstellens uns Heutigen noch wie ein Rätsel dünkt. Bosch ist ein Anfang und Abschluß. Eine seltene Höhe bietet Goya, dann manches von Klinger. Wir erleben es, daß in unseren Tagen der Trieb zur Groteske stärker wird: Geiger, Brieslander, Kubin. Der letzte ist der tiefste. Den Gründen nachzuspüren fehlt hier die Möglichkeit. Sie liegen weniger im Künstlerischen — bei manchen ist's Modeding — als in der seelischen Gesamtverfassung unsrer Tage und ihrer Unruhe. Wir lehnen ab das leichtfertige und törichte Wort vom Décadent, mit dem der Philister vor solcher Kunst — Kubin — alles sagt und nichts. Freilich: solche Künstler sind keine Entwicklungsfaktoren, aber wer die notwendigen Organe besitzt, wird gerade aus ihren Schöpfungen, die aus der Laune der Freiheit oder aus der Trübe eines drängenden Traumbewußtseins geboren wurden, die feinsten Genüsse ziehen. — Ein neuer Name zu den Genannten ist Wilhelm Doms, der jetzt bei Piper in München (20 M.) zehn Radierungen „Grotesken“ hat erscheinen lassen. Für ihn gilt, in großen Zügen, was bisher gesagt wurde. Aber so interessant und wohlgelungen einzelne seiner Blätter sind, fehlt ihnen ein Stück Notwendigkeit. Es sind Experimente, technische Versuche, hübsche Einzelwendungen, geschickte Flächen- und Linienspiele. Aber dies vermißt man: der Hintergrund einer Persönlichkeit, aus der das Groteske als etwas Organisches herauskommt, sei es in dem Kleide des Witzes, der Satire, der primitiven Weisheit, der traumhaften Bildkonzeption. Das Groteske ist wiederholt rein intellektuelle Absicht und Willkür, und deshalb fehlt der unmittelbare und erregende Eindruck, den manche Blätter von Goya oder Kubin wach rufen. Aber wenn man bei der größeren Hälfte der Radierungen den Titel vergißt, unter dem sie betrachtet sein wollen, wird man ihnen rasch näher kommen. Die Frage: was soll das vorstellen? stört nur die Freude an mancher Schönheit, die die Mappe enthält. Für ein wesentliches Kunstereignis halte ich sie nicht; aber immerhin, sie umschließt drei oder vier Blätter, die ausgetragen und gut sind. Und selbständig. Vielleicht sind sie ein Zeichen nach vorwärts. P.

Das Tabakkapitel Bismarcks ist als neue Gesamtausgabe seiner schönen Gedichte zur Ausstellung für Literatur- und Buchkunst Leipzig 1914 erschienen. Es ist ein Band von 200 Seiten, der in Leinen gebunden 3 Mk. kostet. Bismarcks Gedichte sind in der Tat ein Stück Literatur, das nicht nur für Raucher, sondern für jeden vielseitigen Gebildeten Interesse und Anziehungskraft besitzt. Wer Bismarck nur als Staatsmann kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Raucher kennt, wird sich wundern, wie viel Poesie und Gefühl, wie viel Ernst und Tiefe in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann und Raucher kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher und Dichter kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter und Menschenkenner kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner und Philosoph kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph und Theologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe und Historiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker und Politiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker und Soldat kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat und Jurist kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist und Arzt kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt und Naturforscher kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher und Techniker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker und Künstler kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler und Gelehrter kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter und Weltmann kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann und Sportsmann kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann und Reiter kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter und Schütze kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze und Fechter kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter und Turner kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner und Schwimmer kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer und Taucher kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher und Flieger kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger und Luftschiffer kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker und Physiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker und Mathematiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker und Physiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker und Mathematiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker und Physiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker und Mathematiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker und Physiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker und Mathematiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker und Physiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker und Mathematiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker und Astronom kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom und Geologe kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe und Mineraloge kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge und Chemiker kennt, wird sich wundern, wie viel Humor, Witz und Ironie, wie viel Lebensweisheit und Menschenkenntnis, wie viel Poesie und Gefühl in diesen Gedichten steckt. Wer Bismarck nur als Staatsmann, Raucher, Dichter, Menschenkenner, Philosoph, Theologe, Historiker, Politiker, Soldat, Jurist, Arzt, Naturforscher, Techniker, Künstler, Gelehrter, Weltmann, Sportsmann, Reiter, Schütze, Fechter, Turner, Schwimmer, Taucher, Flieger, Luftschiffer, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Astronom, Geologe, Mineraloge, Chemiker

XIII. Jahrgang

Die Hilfe

Nummer 9

Herausgeber: Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 3. März 1907

Inhaltsverzeichnis.

Politische Vorlagen (Zum Reichsvereinsgesetz — Die Reichsfinanzreform — Die Zuchthausvorlage — Die Kolonialvorlagen — Die Arbeiterschutzvorlagen — Die Arbeiterkammern in Preußen — Die Kommunalsteuer-Kommissionsvorlage — Schutzzollmauer und Kapitalflucht — Die Kolonialvorlagen — Die Arbeiterschutzvorlagen — Dr. Georg Gothein: Die Arbeiterkammern in Preußen — Die Hilfe: Ausführliches Wochenverzeichnis der politischen Ereignisse — Dr. Ernst Francke: Die Zuchthausvorlage — Dr. Ernst Francke: Die Kolonialvorlagen — Dr. Ernst Francke: Die Arbeiterschutzvorlagen — Dr. Ernst Francke: Die Arbeiterkammern in Preußen — Dr. Ernst Francke: Die Kommunalsteuer-Kommissionsvorlage — Dr. Ernst Francke: Schutzzoll — Kapitalflucht.

Politische Vorlagen

Das Reichsvereinsgesetz. Die Kommission hat darüber beraten.

erstens, was es enthält, und drittens, was es enthalten sollte. Zu letzterem Zwecke unterbreiteten Nationalliberale, Zentrum und Freisinnige einen Antrag, der die Beseitigung der Vereinsgeheimnisse, zu welchen auch unser Verbindungsverbot der Jugend gehört, verlangte; Konservative, Reichspartei und Polen lehnten ab.

Bezüglich des Inhalts des Gesetzes ist zu bemerken, daß die Sozialdemokratie mit ihrer Forderung, die Vereine sollten sich selbst Vorstandsmitglieder wählen können, nicht durchgedrungen ist. Es bleibt also bei der Bestimmung, daß die Polizeibehörde jeden Vorstandswechsel anzeigen muß, bei welchem Anlaß das Vereinsgesetz dies vorschreibt. Ferner wird auch weiterhin jeder Verein, der sich politisch betätigt, Frauen und Minderjährige von seinen Versammlungen ausschließen müssen. Auch die Bestimmung, daß Vereine, die sich politisch betätigen, nicht mit Vereinen, die sich nicht politisch betätigen, Verbindungen eingehen dürfen, ist beibehalten worden. Ebenso bleibt es bei der

nalist. Sein Material hat er auch journalistisch verwendet. Was jedem beliebigen Journalisten selbstverständlich ist: daß er im gegebenen Fall eine Haft auf sich nimmt, hat dieser Mann umgangen, in einer Sache, wo es sich um wirklich bedeutsame Fragen unseres parlamentarischen Rechtes handelte. Damit ist Herr Erzberger, dieser Vorkämpfer der Freiheit und des Rechtes, für die anständigen Leute erledigt. Aesthetisch war er von je keine Freude. Freiwillig hat er nun selber die Enge seiner Gesinnung bestätigt.

Die Sittenlosigkeit in Berlin. Die Berliner Zeitungen sind erregt, weil Abg. v. Schuckmann im Abgeordnetenhause eine Rede über die Berliner Sittenlosigkeit gehalten hat, die als Generalangriff auf die Tugend der Reichshauptstadt die Gemüter aller selbstzufriedenen Berliner in Wallung bringt. An sich finden wir aber die Rede nicht schlimm, denn daß Berlin bei Nacht kein Nonnenkloster ist, ist allzu offenbar, um verschwiegen zu werden, und von allen Gewerben, die es gibt, bindet sich der Erwerb der Selbstdarbieterinnen am wenigsten an feste Regeln. Der Fehler des Herrn Schuckmann war nur, daß er zu sehr verallgemeinerte und nicht deutlich aussprach, wie viele Hunderttausende von Familien in Berlin ein ruhiges und anständiges Dasein führen. Hätte er sich auf gewisse Teile der Innenstadt beschränkt, dann hätte er recht gehabt. Dort existiert ein Hausiergewerbe, oder vielmehr ein Verkauf im Umherziehen, der gewerbepolizeilich nicht geduldet werden sollte. Man kann ganz ruhig zugeben, daß keine Polizei der Welt die Kinder der Welt zu Engeln machen kann, und trotzdem fordern, daß dieselben Regeln, unter denen alle anderen Erwerbsformen stehen, auch bei diesem weiblichen Erwerbe gelten. Vom Standpunkt der reinen Moral aus mag ja das Erlöschen aller käuflichen Verbindungen überhaupt zu wünschen sein, aber bis die reine Moral die Menschen beherrschen wird, kann es niemand der Staatsverwaltung abnehmen, die Regeln zu bestimmen, in denen die Unmoralität sich zu bewegen hat, damit sie nicht zur Störung des Gemeinwesens werde.

Die französische Kirchenpolitik. Die Krise ist mit einem Sieg Briands, im Kabinett und vor der Kammer, vorderhand erledigt. Clemenceau hat, wohl in der Verlegenheit um bessere Mittel, Briands Politik des Entgegenkommens und Verhandelns durch sein Schweigen gedeckt. Die Deputiertenkammer gab mit 390 gegen 134 Stimmen dem Kultusminister ihr Vertrauen kund. Damit scheint — allerdings bloß: scheint — die mühselige Arbeit, dies Gesetz zur Durchführung zu bringen, dem Ziele sich zu nähern. Manches ist ja anders geworden, als es anfangs aussah: aber das letzte Ergebnis der Energie und diplomatischen Gewandtheit Briands bringt doch einen großen Sieg des Staates gegenüber der Kirche. Praktisch und moralisch. Deshalb konnte die Regierung das Entgegenkommen in der Frage der Kirchenverpachtung sich gestatten.

Liberalismus und Sozialdemokratie. In der sozialdemokratischen Presse hat eine ausgedehnte Diskussion über die Ursachen der Wahlniederlage begonnen. Sehr fruchtbar scheinen die Erörterungen nicht zu werden. Die Niederlage ist im wesentlichen auf den Klassencharakter der Sozialdemokratie zurückzuführen, der verursacht, daß die Arbeiter politisch isoliert und dadurch einflußlos werden. Dies zuzugestehen, das hieße natürlich, der sozialdemokratischen Theorie und Taktik selbst zu Leibe zu gehen. Es ist verständlich, daß die Führer der Sozialdemokratie, wenigstens in der Oeffentlichkeit, dergleichen nicht unternehmen. Immerhin werden einzelne sozialdemokratische Stimmen laut, die das Problem wenigstens streifen. So wird die Frage aufgeworfen, ob nicht die Sozialdemokratie mit den organisierten Arbeitern, die bisher in ihrer Hand politisch ganz machtlos sind, den Liberalismus stützen und dadurch den allgemeinen Fortschritt befördern solle. In der „Neuen Gesellschaft" schreibt August Müller:

„Ich unterschreibe alle die harten Urteile, die in diesen Tagen über den deutschen Liberalismus gefällt worden sind. Die Barth, Gothein und Gerlach und einige andere ausgenommen, sind alle deutsche Liberale von dem gleichen Kaliber. Und das ist sehr schmerzlich zu konstatieren, denn es ist das Unglück der deutschen Gegenwart, daß Politiker von den Qualitäten des Meininger Müller den Typus des fortgeschrittensten Liberalen repräsentieren. Die Sozialdemokratie ist für deren Taten nicht verantwortlich, aber sie muß sich doch einmal die Frage stellen, ob sie immer alles getan hat, um die Entwicklung des deutschen Liberalismus ins Reaktionäre zu verhindern? Wir haben jetzt wieder das traurige Bild erlebt, daß rund 30 Wahlkreise der feudalen Reaktion ausgeliefert wurden, weil den liberalen Wählern der junkerliche Vertreter vormärzlicher Ideale näher steht, wie der Vertreter der Arbeiterklasse. Haben die Freisinnigen in Elbing den Herrn v. Oldenburg aber deshalb gewählt, weil sie im Grunde genommen ebenso reaktionär sind, wie er, oder sind sie wirklich liberale Leute, für die aber trotzdem der Junker das „kleinere Uebel" ist? Ist das erstere richtig, dann gehen wir trüben Zeiten entgegen, dann ist und bleibt die Arbeiterschaft auf lange Zeit hinaus zur vollkommenen Einflußlosigkeit verurteilt, weil sie auf sich allein angewiesen nur von der Gnade der hochmögenden Herren abhängt; sind die Liberalen aber nicht reaktionär, dann müssen wir uns fragen: Was ist zu tun, damit diejenigen Schichten des Bürgertums, deren politischer Weg eine ganze Meile neben dem unserigen herläuft, so lange mit uns zusammenmarschieren, als ihr eigenes Interesse es erfordert? Man sage nicht, es sei nicht die Aufgabe der Sozialdemokratie, sich die Köpfe der Liberalen zu zerbrechen. Hier handelt es sich darum, was wir dazu beitragen können, daß der deutsche Liberalismus sich auf sich selbst besinnt, *denn das ist das Problem unserer Zeit*: der Sozialdemokratie bündnisfähige und bündniswürdige bürgerliche Parteien zu schaffen. Gelingt es, dann könnten wir bald ein schönes Stück vorwärts kommen, gelingt es nicht, nun, dann müssen wir uns eben mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Sozialdemokratie ganz allein auf sich angewiesen ist. Dann stehen drei Millionen gegen acht Millionen Wähler. Wenn das auch nicht entmutigend zu wirken braucht: angenehmer und für die deutsche Arbeiterschaft erfolgversprechender wäre es immerhin, wenn zu den drei Millionen, die sie aufbrachte, noch drei Millionen im bürgerlichen Lager zu rechnen wären, die sich zu tatkräftiger politischer und sozialer Reformarbeit mit der Arbeiterschaft verbündeten. Die deutsche Sozialdemokratie besitzt noch einen großen Fonds von Vertrauen im deutschen Volke, aber auch das stärkste Vertrauen kann enttäuscht werden. Hüten wir uns, daß das noch geschieht. Die Gegenwart verlangt von uns vor allem positive Leistungen, aber ihnen wirkt eine *falsche Einschätzung der politischen Anschauungen im Bürgertum* entgegen. Wir kennen sie bisher noch nicht, weil wir uns gar nicht bemüht haben, sie kennen zu lernen. Unbekümmert um die Strömungen und Ideen, die andere Bevölkerungsschichten bewegen, leben wir unser eigenes Leben dahin, ein Zug von Selbstherrlichkeit geht durch unsere ganze Bewegung. Wir, die Träger der Idee der Entwicklung, scheuen davor zurück, uns selbst zu ändern, dafür versuchen wir es, auch solche Verhältnisse zu meistern, denen gegenüber wir vorläufig machtlos sind und machtlos bleiben. In mehr als einer Hinsicht machen sich die Anzeichen theoretischer Erstarrung bei uns bemerkbar und von Anpassung unserer Taktik an die Verhältnisse ist auch schon seit langem keine Rede mehr, man müßte denn das Aufkommen der revolutionären Phrase für eine Aenderung der Taktik halten. Sollte es wirklich gar so schwer halten, die Frage zur Diskussion und schließlich auch zur Entscheidung zu bringen, ob das „bewährte Alte" nicht einmal ersetzt werden kann durch neue Mittel?"

Ungefähr dasselbe sagt der hervorragende französische Sozialist *Jean Jaurès* in der Zeitschrift „März":

„Gleichwohl will ich's wagen, alles zu sagen, was ich denke. Meiner Meinung nach sollte die deutsche Sozialdemokratie zuerst vorgehen und einen *kühnen politischen Schritt* tun: sie sollte dem bürgerlichen Liberalismus gegenüber so handeln, als ob er eine ernsthafte, aufrichtige Kraft wäre, sie sollte zu den Liberalen und Demokraten sprechen:

„Ihr behauptet, ihr wollt ernstlich die politische Freiheit und die Demokratie? Beweist es uns und fordert in allen Landtagen, wo ihr Einfluß habt, das allgemeine Wahlrecht, sowie eine gerechtere Wahlkreiseinteilung bei den Reichstagswahlen! — Ihr behauptet, ihr wollt die Entwicklung der Geistesfreiheit? Beweist es uns und bekämpft wirklich alle Parteien des Obskurantismus, sichert die Laicitätfreiheit der aller Konfessionen ledigen Schule, und trennt den Staat von allen Kirchen! Tut ihr's nicht, dann schützt ihr den Liberalismus nur vor und habt bloß einen Zwist der Regierung mit dem Zentrum benutzt, um euch in den Dienst der Regierung einzuschleichen. Dagegen: tut ihr's, versucht ihr ernstlich, eine konstitutionelle demokratische Regierungsweise in Deutschland einzuführen, und stützt und bekräftigt ihr ein Programm des Friedens, des allgemeinen Wahlrechtes, der politischen Freiheit und der Laicisierung: dann wollen wir euch mit der ganzen ungebrochenen Kraft des Proletariats helfen, die Anstürme der Reaktion zu bestehen. Wir werden nach wie vor unser Ideal der sozialen Umwandlung behaupten und ausbreiten; wir werden euch bekämpfen; nie aber, um euch der Reaktion auszuliefern; und ihr lauft keine Gefahr, zwischen zwei

Feuer zu kommen." So würde der Sozialismus die Verantwortlichkeit des bürgerlichen Liberalismus im Angesicht Deutschlands auf die Probe stellen und ihn sehr rasch nötigen, Partei zu ergreifen und nach rechts oder nach links zu rücken. Freilich wäre in solch entschlossener Taktik der deutschen Sozialdemokratie der vollständige brutale Bruch mit dem Zentrum einbegriffen, und ich weiß wohl, ich werde beschuldigt werden, daß ich unseren französischen Kampf gegen die Klerikalen nach Deutschland verschleppen wolle; aber ich bin überzeugt, daß das Zentrum für die deutsche Demokratie und den deutschen Sozialismus das größte Hindernis und die größte Gefahr ist."

Wir geben diese interessanten Vorschläge wieder, ohne der Meinung zu sein, daß sie so bald durchführbar wären. Bei dem Charakter unseres Reichstagswahlrechts wäre eine Unterstützung des Liberalismus durch die Sozialdemokratie nur dann von Wert, wenn sie im ersten Wahlgang geschehen würde. Bis dahin ist aber noch ein weiter Weg. Dennoch tut der Liberalismus gut, eine so freiheitliche und soziale Politik zu verfolgen, daß — wenn auch nicht die Sozialdemokraten — so doch vernünftige Arbeiter für die Stärkung des Liberalismus gern eintreten.

Der Liberalismus im Reichstag

Die Einigung der Liberalen kommt etwas anders zustande, als manche ihrer begeistertsten Freunde sie sich gedacht und gewünscht haben. Als im Herbst vorigen Jahres die vereinigten Demokraten und Liberalen von Frankfurt a. M. eine Einladung ergehen ließen an alle diejenigen, die den Zusammenschluß der Linksliberalen herbeiführen wollten, hatten sie zuerst daran gedacht, es müsse in Frankfurt a. M. eine große öffentliche Versammlung hervorragender liberaler Männer aus allen Teilen Deutschlands zusammengerufen werden, die dann dort in gemeinsamer Begeisterung gegenüber allem Zaudern der Fraktionen und gegenüber allem Warnen zaghafter Einzelpersonen gleichsam im Sturm und unter dem Klang aller Instrumente die Einigung des Liberalismus beschließen sollten. Schon damals im Herbst war es für manche unserer Freunde ein Verzicht, daß an die Stelle einer solchen durch ihre innere Bewegung starken Versammlung eine einfache Besprechung von je 10 Delegierten der 3 linksliberalen Parteien treten sollte. Aber dieses nüchternere und geschäftsmäßigere Verfahren war trotzdem sachlich richtiger und besser, als wenn wir versucht haben würden, eine neue Symphonie des deutschen Liberalismus an einem einzigen glücklichen Abend zu komponieren und auch aufzuführen. Es wird immer noch Zeit dazu sein, das Lied „Freude, schöner Götterfunken" einmal zu singen. Es ist aber besser, wenn die Gesänge erst dann kommen, wenn die grundlegende Arbeit in stiller und nützlicher Weise geschehen ist.

Auch jetzt, bei Beginn der neuen Session des deutschen Reichstages, ist die Einigung der Linksliberalen nicht mit demjenigen Einsatz von Gemütswärme und unmittelbarer Vertrauensseligkeit betrieben worden, der einigen unserer Freunde im Land als unbedingt notwendig zum Erfolg erscheinen möchte. Die Verhandlungen über den Zusammenschluß der drei linksliberalen Fraktionen waren Verhandlungen von Männern, die schon in der Geschichte des Liberalismus eine Vergangenheit haben, und die deshalb ein ganzes Stück von jener Resignation in sich tragen, welche auf Grund der traurigen Geschichte der liberalen Bewegung sich in der ganzen älteren Generation des Liberalismus eingestellt hat. Alle diejenigen, welche noch die Tage des alten und größeren Liberalismus gesehen haben, gleichen jenen ältesten Juden, von denen die Bibel erzählt, daß sie weinten, als sie den neuen Tempel sahen, weil sie nicht vergessen konnten, um wie vieles größer und herrlicher der einstige Tempel Salomos gewesen ist, den Nebukadnezar zerstörte. Eine Geschichte der Verluste und mühsamen Verteidigung von Wahlkreisen, deren meiste nur in der Stichwahl mit Hilfe anderer Parteien gewonnen werden können, eine solche Geschichte ist nicht geeignet, diejenigen, die in ihr die Last und die Mühe getragen haben, zu einer besonders freundlichen und harmonischen Auffassung des Daseins im Ganzen zu bringen. Erst die neu heranwachsende Jugend, die den Zusammenbruch des alten Liberalismus nicht selber mehr erlebt hat, hat wieder unmittelbare Freudigkeit. Diese Jugend aber ist es nur zum geringsten Teile, in deren Händen die Verhandlungen über die Einigung der politischen Fraktionen gelegen haben. Es ist selbstverständlich, daß in allen drei linksliberalen Parteien die Hauptentscheidungen in den Händen der Männer liegen mußten, deren Autorität durch eine opfervolle Arbeit langer Jahre gefestigt ist. Dieses trifft insbesondere auch für die größte der zu vereinigenden Fraktionen zu. Es war selbstverständlich, daß in der Freisinnigen Volkspartei nicht etwa die neu eintretenden jungen Abgeordneten die Führung der Verhandlungsgeschäfte in der Hand haben konnten, sondern daß die älteren Parlamentarier, sowohl des Reichstages, wie des preußischen Landtages, ihre Erfahrung in den Dienst dieser Angelegenheit stellen mußten. Daraus ergibt sich, daß die Einigungsverhandlungen weniger geführt wurden mit der Frage: Was ist an sich wünschenswert?, als mit der Frage: Was ist an Gemeinsamkeit heute möglich, ohne daß wir unsere bisherigen Einrichtungen und Mitgliederbestände aufgeben müssen? Es war im Grunde niemand gegen die Einigung, aber es gab eine Strömung, die man als Maximalströmung bezeichnen möchte, und eine andere, die dann Minimalströmung genannt werden müßte. Auch die Minimalströmung vertrat einen notwendigen und berechtigten Gedanken, denn sie vertrat diejenigen Kreise der Freisinnigen Volkspartei, denen an ihrer Selbständigkeit alles und an der Verbindung mit verwandten kleineren Parteien nur wenig gelegen ist. Um sich die Stimmung dieser Kreise verständlich zu machen, braucht z. B. der württembergische Leser sich nur zu erinnern, mit welchem Gefühl von einem Teil der deutschen Volksparteiler die Nachricht aufgenommen wurde, daß die Volkspartei sich zu Wahlzwecken mit der Deutschen Partei verbündet habe. Ganz ähnlich wirkt noch heute in gewissen norddeutschen Kreisen der Gedanke, daß die alten Anhänger Richters mit den alten Anhängern Rickerts gemeinsam aus einer politischen Schüssel essen sollen. Die Widerstände gegen die Einigung sind nicht nur erdacht, sondern sind tatsächlich vorhanden, und es ist möglich, daß selbst diejenige Minimalform von Einigung, die wir beschlossen haben, noch immer von einem Teil der Freisinnigen Volkspartei als zu weitgehend empfunden und bekämpft werden wird. In Anbetracht aller dieser und mancher anderer Verhältnisse ist der gemeinsame Beschluß der drei linksliberalen Fraktionen, daß sie unter Wahrung ihrer Selbständigkeit von jetzt ab gemeinsame Fraktionssitzungen halten wollen, und sich über gemeinsame Reichstagsanträge verständigen wollen, ein bedeutender und wesentlicher Vorgang. Er bedeutet so viel, als ob wir beschlossen hätten: Es soll der Versuch der gemeinsamen Arbeit gemacht werden, und zwar so, daß die verschiedenen Teile sich noch wieder zurückziehen können auf ihre frühere Selbständigkeit, daß aber diese Selbständigkeit im Laufe der Zeit von selbst geringer werden wird, falls das gemeinsame Arbeiten sich bewährt. Jetzt kommt es auf den Beweis der Praxis an, ob es den 51 Vertretern des Linksliberalismus im Reichstag gelingt, ohne besonders große Reibungen und Zerwürfnisse ihre Arbeit zu schaffen. Dieses mag solchen Lesern, die nicht im Getriebe des politischen Lebens drin stehen, leichter erscheinen, als es in Wirklichkeit ist. Wir wollen als ein geschlossener Körper an die Oeffentlichkeit treten, ohne eigentlich noch ein solcher Körper geworden zu sein. Wir wollen Gefühle der Kameradschaftlichkeit und Zusammengehörigkeit auch unter Umständen der politischen Opferfreudigkeit beweisen, obwohl wir alle noch wissen, daß es nicht sehr lange her ist, als wir uns noch gestritten haben. Trotzdem aber halten heute alle Mitglieder der drei linksliberalen Fraktionen diesen Beweis der Praxis für möglich, die einen tun es mit größerer, die anderen mit geringerer Zuversichtlichkeit. Aber die Einmütigkeit des Beschlusses hat sachlich den Inhalt, daß es heute im Grunde keinen linksliberalen Reichstagsabgeordneten mehr gibt, der nicht die Möglichkeit einer fortschreitenden Einigung auch seinerseits anerkennt. Das ist gegenüber dem Zustand, den wir noch im vergangenen September gehabt haben, ein so

großer Umschwung, daß wir uns viel mehr darüber wundern, jetzt schon so weit in der Einigung gekommen zu sein, als etwa darüber beklagen, daß nicht alle Wünsche sich schon heute erfüllt haben.

Die neue Grundlage ist an sich richtig gelegt. Wenn einzelne Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung oder vielleicht auch der Süddeutschen Demokratie gefunden haben, daß die Freisinnige Volkspartei in der neuen Vereinigung ein so großes Uebergewicht besitzt, und sie sowohl in den Fraktionssitzungen, wie im Ausschuß, die beständige Leitung übernimmt, so ist darauf zu antworten, daß die Freisinnige Volkspartei für sich allein größer ist, als die beiden anderen Parteien zusammengenommen und infolgedessen in einer ähnlichen Lage, wie die Lage Preußens war, als der deutsche Bundesrat hergestellt wurde. Auch fürchten wir nicht, daß durch die Leitung der Freisinnigen Volkspartei die Einigung Schaden leiden könnte. Im Gegenteil! Wenn die Leitung nicht in denselben Händen liegen würde, in denen die Führung der Freisinnigen Volkspartei ruht, dann würde es höchst unsicher sein, ob die Einigung überhaupt von Dauer sein könnte, weil dann der Versuch, die Einigung wieder aufzulösen, beständig innerhalb der Freisinnigen Volkspartei ein gewisses Echo bei unbefriedigten Elementen finden könnte. Die volksparteiliche Führung ist in diesem Falle eine sachliche Garantie der Dauer der Einigung, und was diejenigen Punkte anlangt, in denen wir andererseits uns von der Mehrzahl der Freisinnigen Volksparteiler unterscheiden, so ist Hoffnung vorhanden, daß die Meinungsverschiedenheiten nicht größer, sondern kleiner werden, denn zunächst kommen alle Linksliberalen aus dem Wahlkampf heraus mit einer Stärkung ihrer sozialen Empfindungen. Bei allem scharfen Gegensatz gegen die Sozialdemokratie als Partei sind alle Freisinnigen ohne Ausnahme heute davon überzeugt, daß wir sozialpolitisch etwas wesentliches leisten müssen, wenn wir die Zukunft des deutschen Liberalismus sichern wollen. Und auch in Hinsicht auf die früher so oft umstrittenen nationalen Fragen darf man glauben, daß spätere Verhandlungen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten werden.

Schon während diese Zeilen gedruckt werden, beginnt der Versuch der gemeinsamen Tätigkeit der drei Fraktionen. Wir wissen, daß überall im deutschen Lande mit Spannung auf diesen Versuch geblickt wird. Es sind aber keineswegs die Reichstagsabgeordneten allein, die jetzt die Erneuerung des Liberalismus herbeiführen sollen. Neben der Einigung der Fraktionen im Reichstag muß der Zusammenschluß oder die Annäherung der verschiedenen liberalen Vereine im ganzen Lande einhergehen, und in diesem Sinne fordern wir unsere Freunde auf, mit neuem Eifer der Sache der Einigung in den verschiedenen Wahlkreisen zu dienen.

Naumann.

Die bayrischen Wahlen

Bayern bleibt weiter das schwarze Königreich. Hier sitzt die Zentrumsmacht. Es gibt Landesteile, wie die Oberpfalz, wo auf absehbare Zeit nichts an dieser Herrschaft geändert werden kann. Das sind die Gegenden, aus denen Petitionen kommen, von Geistlichen in Umlauf gesetzt, die sich für Abschaffung des 7. Schuljahres erklären. Da liegen die Wurzeln der Klerusmacht. In den großen Städten ist es anders und in den gemischt-konfessionellen Gegenden auch. Hier ist Zentrum nicht mehr der Urstoff, der allem zugrunde liegt. Hier ringt Liberalismus mit Sozialismus. Immerhin gebietet auch da noch das Zentrum über anständige Wählerbestände, die meist dem unzufriedenen Mittelstand angehören, sich christlich-sozial nennen und zünftlerisch und antisemitisch sind. Aber die große Stadt ruiniert doch die Autorität des politischen Geistlichen, und das Wort Zentrum elektrisiert nicht mehr so die Massen, wie in den Landbezirken. Das Zentrum lebt in erster Linie von den Fehlern seiner Gegner. Ohne die Kulturkampfsünden hätte es der Liberalismus weit leichter. Aber der Satz: die Religion ist in Gefahr, überwindet stets alles das, was einzelne Erwerbsschichten, wie Arbeiter und Beamte, gegen das Zentrum an sich zu sagen hätten. Das Zentrum ist ungeschwächt aus dem Kampf gekommen, hat Stimmen gewonnen und dazu noch ein liberales pfälzisches Mandat durch die dienstbereite Sozialdemokratie. Die Kapläne tragen den Kopf noch höher.

Der leidtragende Teil ist auch in Bayern die Sozialdemokratie. Sie verlor München I an die Liberalen, woran bei Beginn des Wahlkampfes niemand gedacht hätte. Aber es zeigte sich immer mehr, daß die hypnotisierende Macht der Millionenpartei nachgelassen hatte, und selbst im Hauptlager des Revisionismus ist ein Teil der der Hoffnungen begraben worden, die viele Gebildete, Beamte, Künstler und Gelehrte einmal auf die Arbeiterpartei setzten. Dresden und Jena haben ernüchtert, und die schwächliche Haltung der Revisionisten hat enttäuscht. Dazu kam die demokratische Agitation des liberalen Blocks. Die Mitläufer gingen zu uns. Der Sozialdemokrat in München verlor ein paar tausend Stimmen, und um ebensoviel stieg der Liberale, der dann auch in der Stichwahl, trotz der Zentrumsparole für Rot, gewählt wurde. Auch Vollmars Stimmenzahl wuchs nicht. Stagnation und Rückgang. Dagegen beweist der Zuwachs in ganz Bayern von 20 000 Stimmen gar nichts, weil diesmal in vielen Kreisen überhaupt zum erstenmal eine umfassende Agitation getrieben wurde. Außerordentlich hat die Sozialdemokratie an politischem Kredit eingebüßt durch ihre Liaison mit dem Zentrum, schon von den Landtagswahlen her. Auch diesmal gingen Vollmar und Schädler Arm in Arm. Haß gegen den liberalen Block beseelte beide gleichmäßig. Der Liberalismus muß zerrieben werden, war die Parole. Drum schanzte die Sozialdemokratie dem Zentrum eine Reihe Wahlkreise zu, in denen eigentlich der Liberale hätte siegen müssen. Ein Allgäuer Mandat, Würzburg, Zweibrücken hätten liberal sein können. Die Verbindung mit dem Zentrum ging aber noch weiter. Nicht bloß dem Zentrum selbst tat sie selbstlose Liebesdienste, auch den Geistesverwandten des Zentrums, den Konservativen. So ließ sie den konservativen Landbündler Hufnagel in Ansbach wählen, und der entschiedene Demokrat Quidde fiel durch. Haß gegen den Block! Allemal, wenn Zentrum und Sozialdemokratie miteinander ein Geschäft machten, wurde die Sozialdemokratie geprellt. Wir siegten „Providentia Dei et iustitia hominum", höhnte Dr. Pichler voriges Jahr nach der Landtagswahl. Diesmal reiben sich die Kapläne ebenso vergnügt die Hände über das Geschäft. Sie haben den ganzen Profit eingesteckt, und die Sozialdemokratie hat wieder moralisch eingebüßt.

Die Liberalen gingen im Block vor. Ihre Phalanx war geschlossen. Sie kommen gestärkt aus dem Kampf zurück. Ihre Stimmenzahl stieg bedeutend in allen Landesteilen. München I gewannen sie. In München II drängten sie Vollmar in die Stichwahl und kämpften noch einen energischen Stichwahlkampf. Sie vertraten überall das Nürnberger Blockprogramm und erweckten mit diesen fortschrittlichen und demokratischen Ansichten Begeisterung. Wo sie mit dem Bauernbund konkurrierten, ging der Bauernbund zurück. Diese durch nichts als durch Pfaffenhaß zusammengehaltene politische Bildung hat noch nie so schlecht abgeschnitten wie diesmal. Wir setzten ihm unser Programm erfolgreich gegenüber. Sehr erfreulich sind die liberalen Erfolge in allen Landbezirken; ein Verdienst der liberalen Kreisverbände, in denen alle Blockparteien gemeinsam arbeiten. Wir brauchen keine Zollhoffnungen auf dem Land zu wecken, sondern finden mit der Parole: Bauer und Arbeiter Verständnis. Der Kampf war eine gute prinzipielle Vorarbeit für die Landtagswahlen, die im Anfang des Sommers kommen. Wir sehen ihnen getrost entgegen.

München. **Georg Hohmann.**

Ungültige Gewerkschafts-Satzungen

Vielleicht werden sich die Leser der „Hilfe" noch der unter dieser Ueberschrift im vergangenen Jahre gemachten Ausführungen erinnern. Der Sachverhalt ist kurz folgender. Es bestand seit 1873 unter dem Namen „Senefelderbund" ein Unterstützungsverein der Lithographen und Steindrucker. Wohl hatte er zuerst einen gewerkschaftlichen Charakter, der aber von vielen Berufskollegen nicht anerkannt wurde. Dies war zu einer Zeit, in der das Unterstützungswesen in den Gewerkschaften als überaus gefährlich und zur Versumpfung führend gebrandmarkt wurde. Es bildete sich daher nebenher eine „reine" Gewerkschaft, zuerst in der Form von Lokalorganisationen, nachher zusammenfassend als „Verein der Lithographen, Steindrucker und Berufsgenossen Deutschlands."

Der Senefelderbund gab nun seine gewerkschaftlichen Absichten ganz auf und organisierte sich im Jahre 1878 als ein reiner Unterstützungsverein für Krankheits-, Invaliditäts- und Sterbefälle, sowie für Witwen- und Waisenunterstützungen. Diesem Vereine traten nachher viele Tausende von Mitgliedern bei, meist nur in der Absicht, damit sich und ihre Angehörigen zu versichern.

Es gab also für Lithographen und Steindrucker zwei Verbände, einen für Unterstützungen, den Senefelderbund, und eine Gewerkschaft (die allerdings auch Unterstützungszweige hatte), den Verein der Lithographen usw. Deutschlands. Nachdem aber das Unterstützungswesen in den Gewerkschaften immer mehr Aufnahme gefunden hatte, entstanden in beiden Organisationen Verschmelzungsbestrebungen. Diese konnte man durchaus billigen, denn für Berufsgenossen ist eine einheitliche Organisation von großem Wert.

Eine gewisse Schwierigkeit lag aber in der Ausführung, doch war sie keineswegs unüberwindlich. Die Gewerkschaft machte sich dagegen die Sache sehr leicht. Sie sorgte für eine Mehrheit ihrer Mitglieder und Freunde innerhalb des Senefelderbundes, und veranlaßte dessen „Ausbau" zu einer Gewerkschaft. Der Verein der Lithographen, Steindrucker und Berufsgenossen sollte nachher aufgelöst werden. Wer diesen „Ausbau" zu einer Gewerkschaft nicht mitmacht, wird gestrichen, und verliert alle Rechte und Ansprüche an den bisherigen Unterstützungsverein.

Ein außerordentlich abgekürztes Verfahren zur „Verschmelzung", indem man einfach solche Mitglieder hinauswirft, welche damit nicht einverstanden sind. Rechte, die durch jahrelange Beiträge erworben worden sind, gibt es nicht. Daß Tausende in eine Gewerkschaft hineingezwungen werden, und die Freiheit ihrer Entschließung vergewaltigt wird, bleibt unbeachtet. Und daß arme Arbeiter um jeden Rückhalt für ihre alten Tage kommen, ist gleichgültig. Wer nicht pariert, auch wenn er bisher alle statutarischen Pflichten seines Vereins erfüllt hat, fliegt hinaus.

So wurde auf den Generalversammlungen von Sozialdemokraten beschlossen. Etliche kleine Ausnahmen ließ man zu, sonst blieb es aber dabei: „Wir haben die Macht, und werden sie zu gebrauchen wissen." Fast ganz im Stile der Scharfmacher auf der Arbeitgeberseite.

Alle Warnungen nützten nichts. Die Gewerkschaft wollte den Senefelderbund mit seinem Vermögen haben.

Es gibt aber noch eine Rechtsprechung, welche die Freiheit des einzelnen Arbeiters zu schützen vermag, selbst gegen eine „freie" Gewerkschaft. Es hatte sich ein Rechtsschutzverein gebildet und 31 Mitglieder des alten Senefelderbundes reichten die Klage gegen den neuen Senefelderbund ein. Jetzt hat auch das Reichsgericht entschieden, und zwar zugunsten der Kläger. Es kam so, wie wir es immer vorausgesagt haben. Die Gewerkschaftssatzungen des „ausgebauten" Senefelderbundes wurden vom Reichsgericht für ungültig erklärt. Sie müssen nun geändert werden. Dazu kommen gewaltige Unkosten und eine lebenslängliche Blamage.

Darüber leitartikelt vorige Woche das „Korrespondenzblatt" der Generalkommission und sagt: „Damit ist ein offenbares Unrecht für Recht erkannt, — es ist erkannt, daß eine Minderheit, ja selbst ein Einzelner berechtigt ist, einen seitens einer Mehrheit gefaßten Beschluß anzufechten und als rechtswidrig erklären zu lassen."

So geht es fort. Es wird demnach dort nach dem Reichsgerichtsurteil die vorherige vollkommen verkehrte und falsche Polemik fortgeführt. Ob es die Schreiber wirklich nicht besser verstehen?

Um das Recht von Minderheit und Mehrheit handelt es sich hier keineswegs im Sinne des „Korrespondenzblattes". Die Frage lautet vielmehr: Darf die Mehrheit eines Unterstützungsvereins alle Mitglieder bei Verlust ihrer wohlerworbenen Rechte zwingen, einer Organisation vollkommen anderer Art und mit anderen Aufgaben beizutreten? Diese Frage muß von jedem ruhig denkenden Menschen verneint werden.

Wer sich gegen Krankheit, Invalidität usw. versichert und zu diesem Zweck einer Organisation beitritt, muß unter allen Umständen davor geschützt sein, zur Erhaltung seiner Rechte etwas tun zu müssen, was auf einem ganz anderen Gebiet liegt, wie z. B. der Beitritt zu einer Gewerkschaft.

Es muß also ein Unterstützungsverein bleiben, was er war. Nur dann kann eine Mehrheit entscheiden, und die Minderheit hat sich zu fügen. Wenn er sich aber zu einer Gewerkschaft „ausbaut", dann hat er es jedem Mitglied freizustellen, ob es diese grundsätzliche Veränderung der Organisation, — welche hier, nebenbei gesagt, mit einer Verdoppelung der Beiträge verbunden ist, mitmacht. Für solche, die hierzu nicht bereit sind, kann eine Mitgliedskasse für die bisherigen Unterstützungskassen geschaffen werden. Auf diese Weise konnte die Verschmelzung vor sich gehen, und es wäre der Welt das Schauspiel einer Entrechtung von Arbeitern durch Arbeiter erspart geblieben.

Warum wohl das „Korrespondenzblatt" den eigentlichen Streitpunkt so total verkennt? Grundsätze der Demokratie wurden durch die Gerichtsentscheidungen in keiner Weise gefährdet, wie es Meinung jenes Artikelschreibers. Wenn es nach der ginge, würde niemand mehr bei seinem Eintritt in irgend eine Kasse wissen, welchen Bestrebungen er noch huldigen muß.

Nehmen wir an, in einem Ort besteht ein bewährter Krankenunterstützungsverein von 200 Mitgliedern und 10000 M. Vermögen. In demselben Ort ist aber auch ein Kriegerverein, der zur Festigung seiner Organisation eine Krankenunterstützungseinrichtung haben möchte. Es treten nun nach und nach etwa 100 Kriegervereinsmitglieder dem Krankenunterstützungsverein bei, mit der Absicht, auf der nächsten Generalversammlung, welche nur schwach besucht zu sein pflegt, zu beschließen, daß jedes Mitglied, das seine Rechte behalten will, dem Kriegerverein beitreten müsse. Was würde das „Korrespondenzblatt" wohl hierzu sagen? Vom brutalen Raub wohlerworbener Rechte, niederträchtigem Ueberfall usw. würde ohne Ende geredet werden. Der Vorgang wäre aber dasselbe im kleinen, was der neue Senefelderbund im großen getan hat.

Wenn der neue Reichstag beschließen würde, daß jeder Arbeiter, der bei der Alters- und Invaliditätsversicherung bleiben will, einem patriotischen Verein beitreten müßte, würde mit Recht ein Sturm der Entrüstung entstehen. Und doch täte der Reichstag dann im Prinzip nichts anderes, als was von der Generalkommission der freien Gewerkschaften in Sachen des Senefelderbundes gutgeheißen wird.

Die Grundsätze, nach denen heute vielfach Gewerkschaftspolitik von Gewerkschaftlern getrieben wird, müssen revidiert werden, wenn nicht die fundamentalen Prinzipien unter dem Streben nach augenblicklichen Gewalterfolgen leiden sollen. Diese Winkelkonsulentenpolitik führt zu Ungerechtigkeit und Mißachtung der freien Persönlichkeit. Deshalb zog ich mich vor zwei Jahren zurück. Die Verantwortung für solches Tun kann ein Mann mit freiheitlicher und demokratischer Gesinnung nicht tragen.

Chr. Tischendörfer.

Was das Frauenstimmrecht nicht ist

Die rege Beteiligung der Frauen an den Reichstagswahlen macht aus dem Frauenstimmrecht eine Tagesfrage. Niemals hatte unsere Bewegung so rasche Fortschritte zu verzeichnen, wie seit 2 Jahren: eine große, organisierte Vereins- und Wahlrechtsbewegung zeigt sich in Amerika (Campagne in Oregon) und England, in Oesterreich und Ungarn, in Rußland, Schweden und Norwegen, in Frankreich, Italien und Holland. Ein voller Sieg (aktives und passives Wahlrecht der Frau) wurde in Finnland errungen. In Deutschland haben die Frauen sich in Bromberg, Danzig, Frankfurt a. M., Görlitz, direkt an der Wahlarbeit beteiligt, in verschiedenen Städten, z. B. Berlin, in Versammlungen für Frauenstimmrecht agitiert, in der Presse ganz allgemein die politischen Frauenforderungen vertreten. Dr. Augspurg und L. G. Heymann hielten Wahlreden und Wahlversammlungen im Wahlbezirk des Abgeordneten Müller Meiningen.

Wir dürfen daher von der Zukunft hoffen. Um so angelegentlicher sollen wir die öffentliche Meinung vor gewissen Irrtümern hüten, die sich – was ganz besonders gefährlich — in den Reihen unserer Freunde breitmachen.

Erster Irrtum. Das Wahlrecht, sagen die einen, ist ein Korrelat, eine Gegenleistung der Wehrpflicht. Will die Frau wählen, so leiste sie entweder den Heerdienst oder ein soziales Dienstjahr, eine soziale Dienstpflicht, die dem Heerdienst gleichbedeutend. — Ich entgegne darauf: In keinem modern parlamentarischen Staat besteht eine Wechselwirkung zwischen Wehrpflicht und Wahlrecht. Ist es doch gerade der Offizier und Soldat, der nicht wählt, während der Dienstuntaugliche — der Reichskrüppel, durchaus kein Wahluntauglicher ist.

Sollte aber selbst eine Wechselwirkung zwischen Wehrpflicht und Wahlrecht bestehen, so zögere ich nicht, zu erklären, die Frau erfüllt seit Jahrtausenden ihre Wehrpflicht: der Heeresdienst der Frauen ist die Mutterschaft.

Die Mutterschaft ist auch die soziale Leistung, in deren Namen die Frau das Wahlrecht ohne weiteres beanspruchen kann.

Und wenn man einwirft: nicht alle Frauen sind Mütter, so darf ich einwerfen: wie viele Männer gehen denn in den Krieg? Von der gesamten männlichen Wählerschaft aller Kulturländer hat doch nur der kleinste Teil im Felde gestanden. Nein, den Wahlzettel erkauft man heute nicht mehr mit Blut.

Wie aber alle Männer Soldaten sind für den möglichen Krieg, so alle Frauen Rekruten für die mögliche Mutterschaft. Auch die Vorbereitung auf die Mutterschaft, die infolge unseres ungesunden Kulturlebens für so viele Frauen mit so schweren Unbequemlichkeiten, ja Leiden verbunden ist, auch die Vorbereitung der ledigen Frauen auf die Mutterschaft ist eine soziale Leistung, wie die Dienstzeit des Mannes, die nur deshalb nicht ausgerechnet und anerkannt wird, weil sie sich der Kontrolle entzieht, weil die Frau sie möglichst verschweigt und versteckt, weil sie im Ertragen und Leiden besteht, nicht im Tun.

Einer Anzahl von müßigen Frauen, die nur dem lieben Gott die Zeit stehlen, mag man eine besondere soziale Dienstpflicht auferlegen. Die Mütter, die Berufsfrauen, die Frauen und Mädchen der erwerbenden Stände aber können zu ihren Pflichten und Leistungen nicht noch ein soziales Dienstjahr übernehmen, dafür ist ein Kraftüberschuß nicht mehr vorhanden und ein gerechter Anspruch nicht zu beweisen.

Das einzige, was man jedem Mädchen obligatorisch auferlegen könnte, wäre eine systematische Körperbildung und eine häusliche Schulung für ihren Frauen- und Mutterberuf. — Die Einführung dieser Körperbildung und Mutterschulung würde ich mit Freuden begrüßen. Sie gehört jedoch in das Gebiet der Erziehung und hat nichts mehr mit dem Wahlrecht zu tun.

Zweiter Irrtum. Ich bin ihm in letzter Zeit vor allem in Frankreich begegnet und, wie gesagt, bei Freunden der Frauensache, dem Journalisten Hardouin, im Matin, dem alten Kämpfer Drumont, in der Libre Parole.

Das Wahlrecht, sagen sie, ist eine gewaltige Waffe im Daseinskampf. Tausende von Frauen werden heute in diesen Kampf hinausgestoßen. Die Welt ist auf den Kopf gestellt, und daher wird eine Maßregel, die an und für sich absurd — denn die Frau gehört ins Haus —, nicht nur notwendig, sondern sogar vernünftig, das Gift wird zum Heilmittel. Geben wir den Frauen, weil der Mann sie nicht mehr schützt, das Wahlrecht.

Ich entgegne darauf: Wäre die Frau nicht seit Jahrtausenden minderen Rechtes, die Welt stände heute nicht auf dem Kopf, wie ihr sagt. Die Einsicht kommt euch spät und ihr ruft uns zu einer Zeit, wo schon das Dach über dem Hause brennt, in das ihr uns eingesperrt. Trotzdem versteht ihr die Situation aber noch so wenig, daß ihr nur ihre rein materielle Seite erfaßt habt.

Wird denn der Kampf ums Dasein, der Kampf um die Existenz und um die Subsistenz nicht auch im Haus und in der Ehe gekämpft? Haben die Ehefrauen wirklich alle an ihrem Gatten einen Schutzengel mit weißen Flügeln und der Wage der Gerechtigkeit? Glaubt man, daß nicht gerade die Ehefrauen ihre Unterordnung im Hause, ihre Machtlosigkeit über ihren Besitz, ihre Rechtlosigkeit über ihre Kinder bitter beklagen? Uebersieht man, daß die ledigen Frauen zivilrechtlich viel besser dastehen, als die verheirateten? Denkt man, daß das Wahlrecht uns wirklich nur fehlt, wenn wir das Brot des Leibes verdienen müssen, seiner aber entraten können, wenn es um unserer Seelen Seligkeit geht, unsere Bildung und Erziehung, unser Frauenrecht und unsere Würde, um Liebe, Kinder, vor allem aber um die Freiheit unserer Persönlichkeit in Haus und Ehe geht?

Wer das nicht sieht, dem sage ich: Selbst wenn es möglich wäre, morgen jede Frau vor dem materiellen Hunger zu schützen und ihr ein Haus anzuweisen, unentwegt, unermüdlich, unaufhörlich würde der Ruf nach Frauenstimmrecht weiter erschallen: denn ohne Recht auf Selbstbestimmung — und der Ausdruck ist das Stimmrecht — wäre jedes Haus, auch das reichste und schönste, uns nur ein goldener Käfig. Wir aber sind keine Vögelchen mehr, keine Lerchen, keine Eidechschen, und wir ertragen es nicht mehr, das Puppenheim.

Dritter Irrtum. Wir fürchten, sagen viele, das Stimmrecht der rückständigen, der klerikalen, der konservativen Frauen; sie würden die Kulturentwicklung um 50 Jahre zurückbringen.

Ich entgegne darauf: Welch vernichtendes Urteil wird hier gefällt! Derart hat man die Geistesbildung und Geistesfreiheit der Frau vernachlässigt, daß der liberale Mann sich um 50 Jahre von ihr getrennt fühlt? Ist das nicht ein erschütterndes Geständnis? Und die, welche uns solches taten, wollen nun weiter die Gesetze für uns geben? Weil man uns hemmte, sollen wir nie frei sein? Weil man uns nicht gehen lehrte, sollen wir ewig Krüppel bleiben? Was man an uns verbrach, sei unser ewiger Fluch?

Ja, warum gab man denn das Wahlrecht den rückständigen, den klerikalen, den konservativen Männern? Oder gibt es unter den Männern keine Reaktionäre? Ach, die Geschichte großer, moderner Staaten beweist, daß wir nicht auf das Frauenwahlrecht zu warten brauchen, um reaktionäre und klerikale Majoritäten zu haben. Nein, der „Rückstand", der „Klerikalismus" der Frauen ist eine schlechte Ausrede. Wie — die Geschichte der Parlamente beweist es — war das Wahlrecht allein den fortschrittlichen Männern vorbehalten; für den Mann war es „allgemeines Wahlrecht", weil er Mann, und dementsprechend fordern wir das Wahlrecht allgemein, für alle Frauen, weil sie Frau.

Sollten die einsichtigen Politiker unter den Männern (und diese Seitenbemerkung erscheint mir wichtig) nicht auch sehen, wie sehr gefährlich es ist, das Wahlrecht als Vorrecht einer besonderen Partei oder Belohnung einer besonderen Gesinnung hinzustellen? Es genügt dann ja, das Steuer der Regierung in andere Hände zu legen, es genügt eine Drehung an der Schraube der öffentlichen Meinung, und die Liberalen von heute sind die Konservativen, Reaktionäre, Klerikalen von morgen, denen zum

im Namen ihrer eigenen Theorien das Wahlrecht entzogen werden darf.

Endlich — sehen wir die Dinge doch, wie sie sind: Wer, auf dem Gebiet des Wahl- und Frauenrechts, erweist sich als der Rückständigere, die Frauen, die es fordern, oder die Männer, die es hintanhalten?

Nein, das Wahlrecht ist kein Korrelat der Wehrpflicht; das Wahlrecht ist kein Vorrecht der erwerbenden Frau; das Wahlrecht ist keine Belohnung für Liberalismus: es ist ein Menschen- und Bürgerrecht aller Frauen.

Paris. **Käthe Schirmacher.**

Unsere Bewegung

Gelsenkirchen. Am 16. Februar fand im Zentralhotel die Monatssitzung des „Freisinnigen Vereins" statt, die über Erwarten zahlreich besucht war. Verschiedene Mitglieder nationalliberaler Jugendvereine wohnten der Versammlung als Gäste bei. Im geschäftlichen Teil der Sitzung wurde beschlossen, die „Hilfe" auf Vereinskosten im Lokal auszulegen, die „Bochumer Zeitung" zum Vereinsorgan zu erheben und mit dem Bochumer freis. Verein in Verbindung zu treten behufs Gewinnung von Rednern für größere Versammlungen. Der Vortrag des Herrn Rektor Sievert-Gelsenkirchen über „Entwicklung des Liberalismus" wurde mit regster Teilnahme verfolgt und gab Anlaß zu gründlicher Aussprache. Von nationalliberaler Seite bedauerte man die Gründung unseres Vereins. Vorwürfe wurden uns gemacht, daß wir bezüglich der letzten Wahlen den Mitgliedern die Entscheidung für einen bestimmten Kandidaten freigestellt hatten. Man bezweifelte ferner, ob die Einigungsbestrebungen Erfolg haben würden und machte uns sozusagen den Vorschlag, uns von den nationalliberalen Jugendvereinen auffaugen zu lassen. Da war es dann eine Lust, zu hören, wie gerade aus Arbeiterkreisen heraus den Herren entgegnet wurde, daß Worte und Taten der nationalliberalen Partei doch schlecht in Einklang zu bringen seien, wie weiter von unserer Seite jegliches Paktieren mit rückschrittlichen Parteien abgelehnt wurde. Da unsere Gäste selbst bekannten, nicht ganz und gar zufrieden zu sein mit dem Vorgehen ihrer Partei, so wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die nationalliberale Jugend sich in Zukunft mehr als bisher als Sauerteig bewähren und den „Ruck nach links", von dem schon so viel geredet ist, recht bald verursachen möchte. — Daß wir mit unserer Arbeit auf dem rechten Wege sind, beweist das dauernde Wachstum unseres Vereins: auch diesmal konnten wieder eine Reihe neuer Mitglieder aufgenommen werden. Die nächste Zusammenkunft findet am 16. März statt. L. Zentralhotel am Bahnhof Gelsenkirchen. V. Arbeitersekretär Pieper, Gelsenkirchen, Industriestraße.

Reutlingen. Liberaler Verein. Am 7. Januar sprachen vor großer Zuhörerschaft Dr. Ehr über „die Erneuerung des Liberalismus" und unser 2. Vorsitzender, Arb.-Sekr. Fischer, über „Die politische Eingliederung des vierten Standes". Den beifällig aufgenommenen Vorträgen folgte eine lebhafte Debatte, an der sich auch der nationalliberale Führer in freundschaftlicher Weise beteiligte. Am Tag der Reichstagswahl fand sich der Verein wieder zusammen. Unser 1. Vorsitzender, Mittelschullehrer Rais, berichtete über die Versammlung des Landesverbandes liberaler Vereine (30. Dez. in Stuttgart). Mit großem Jubel wurde das Ergebnis der Heilbronner Wahl entgegengenommen. — Auch in unserer Nachbarstadt Pfullingen wurde von hier aus ein liberaler Verein ins Leben gerufen. Das Referat hatte Oberreallehrer Sturm-Nürtingen übernommen. Es traten sofort 25 Mitglieder bei. Ein rasches Wachstum des Vereins ist sicher zu erwarten. — Am 7. Februar sprach Pfarrer Bland-Bronnweiler über „Vom Nationalsozialismus zum Liberalismus" und gab ein Bild vom Entwicklungsgang Naumanns. In der Debatte sprachen Fabrikant Roth und Mitglied Fischer Am 1. März werden wir die Freude haben, Herrn Prof. Götz-Tübingen in unserem Vereine hier über: „Aufgaben des Liberalismus" reden zu hören. — Der Verein hat es jetzt in knapp zwei Monaten auf fast 100 Mitglieder gebracht.

Neckarsulm. In der Zentrumshochburg des Naumannschen Wahlkreises ist nach Vorträgen der Herren Rechsanwalt Göhrum und Gewerbelehrer Frank aus Heilbronn ein liberaler Verein gegründet worden, dem sofort 101 Männer, darunter eine Reihe von Katholiken, sich als Mitglieder anschlossen. Der Verein wird es sich zur Aufgabe machen, mit dem Landbezirk in ständiger Fühlung zu bleiben und durch Diskussionsabende den Mitgliedern Agitationsmaterial in die Hand zu geben. In einem Lesezimmer werden den Mitgliedern einige liberale Zeitungen, darunter die Hilfe, zugänglich gemacht.

Heilbronn. Die Neuorganisation des Wahlkreises, dort, wo es nötig ist, wurde schon während des Wahlkampfes vorbereitet und jetzt gleich nach den Wahlen in Angriff genommen. Außer dem stattlichen Verein in Neckarsulm wurden liberale Vereine gegründet in den Industriedörfern Böckingen und Sontheim sowie den Städten Möckmühl und Lauffen. Alle diese neuen Vereine haben mit überraschend hohen Mitgliederziffern eingesetzt. Unter der hingebenden Arbeit der Heilbronner Liberalen und Demokraten setzt sich die politische Stimmung, die von der Wahlbewegung entfacht war, in politischen Willen um.

Unterweserorte. V.: Cordes, Bremerhaven, Sonnenstr. 16 III. Letzten Sonnabend hielt der Verein der Liberalen eine sehr gut besuchte Mitgliederversammlung in Lehe ab. Es wurde eingehend gesprochen über die letzte Wahl, Organisation, Stellung zu den anderen Parteien, Weiterarbeit. Die Mitglieder beteiligten sich sehr rege an der Besprechung. Ein Ausschuß bestehend aus 10 Personen soll der nächsten Versammlung über die angeregten Punkte bestimmte Vorschläge machen.

Verein der Freisinnigen Partei Darmstadt. Die rührige Arbeit der Darmstädter entschieden Liberalen hatte außer dem ganz enormen Stimmenzuwachs — von 2000 im Jahre 1903 für Harnack auf 8500 bei der diesmaligen Wahl für Korell — noch den Erfolg, daß der Freisinnige Verein auf nahezu 500 Mitglieder angewachsen ist; allein am Abend der Wahl sind dem Verein 100 Mitglieder beigetreten. Die nächste Arbeit des Vereins ist die Gründung einer liberalen Tageszeitung in Darmstadt, wo sämtliche Zeitungen, außer der Darmstädter Verkehrs-Zeitung, bei der Hauptwahl den nationalliberalen Gegner unterstützten. Das Vorhandensein einer liberalen Tageszeitung hätte wahrscheinlich den Sieg Korells diesmal zur Folge gehabt.

Soziale Bewegung

Die enge Verfilzung zwischen katholischer und evangelischer Rückwärtserei wird drastisch beleuchtet durch einen sehr warmherzigen Aufruf des Zentrumsabgeordneten Giesberts für die Erhaltung der Stöckerschen Tageszeitung „Reich". Bekanntlich ist das „Reich" augenblicklich sehr arm und Stöcker hat öffentlich erklärt, daß besondere Sammlungen nötig wären, um das Blatt am Leben zu erhalten. Nun springt Giesberts als Führer der christlichen Gewerkschaften und der christlich nationalen Arbeiterbewegung helfend ein und verlangt, daß auf der ganzen Linie eine lebhafte Agitation für Abonnentengewinnung einsetzen sollte. Und bei diesen offenkundigen Beweisen treuer Brüderschaft werden die evangelischen Arbeitervereine, die einst gegen den kath. Klerikalismus gegründet wurden, als Hilfstruppen der christlichen (kath.) Gewerkschaftsbewegung angeworben. O quae mutatio rerum!

Die Sozialpolitik im neuen Reichstag. Der bekannte Generalsekretär der Gesellschaft für soziale Reform, Dr. E. Francke, stellt in der "Sozialen Praxis" das erfreuliche Anwachsen der bürgerlichen Sozialreformer fest. „An ihrer Spitze stehen die alten bewährten Führer: Hitze, Trimborn, Bassermann, Hieber, Pachnicke, Mugdan, Stöcker — um nur wenige Namen zu nennen — und neu sind hinzugetreten: Pieper, Naumann, Kuno, Wölzl u. a. Besonders wichtig aber ist die Tatsache, daß 7 hervorragende Männer der nationalen Arbeiterbewegung jetzt im Reichstag sitzen; dann Schack, der Leiter des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, ferner der Arbeitersekretär Schirmer. Die techniſch-industriellen Beamten und Angestellten haben in Pottboff einen bewährten Vertreter. Auch der neue Abgeordnete Dr. Stresemann nimmt sich ihrer an." Professor Francke befürwortet dann eindringlich ein einheitliches und planvolles Auftreten der verschiedenen Parteien und Fraktionen. „Das allein Zweckmäßige ist, daß sich die führenden Sozialpolitiker aller bürgerlichen Parteien vorher über bestimmte Forderungen verständigen, deren parlamentarische Durchberatung sie, kraft ihrer geschlossenen Mehrheit, selbst in der Hand haben. Die 16 Reichstagsabgeordneten, die dem Ausschuß der Gesellschaft für soziale Reform jetzt angehören, vertreten eine starke Mehrheit, die für eine energische Sozialpolitik eintritt und mit ihnen beraten die Führer der sämtlichen großen nationalen Organisationen der Arbeiter, Gehilfen, Angestellten, Beamten sowie wissenschaftliche Autoritäten, angesehene Fachmänner und Unternehmer, hervorragende Sozialpolitiker. Hier ließen sich die Grundlinien eines Aktionsprogrammes festlegen: Koalitionsrecht, Berufsvereinsgesetz, Arbeitskammern, Tarifverträge, Privatbeamtenrecht; Zehnstundentag für Frauen in Fabriken, Ausdehnung des sanitären Maximalarbeitstages, Erhöhung des Schutzalters der Jugendlichen, Sonntagsruhe für Privatangestellte; Reform der sozialen Versicherung". Die energische Inangriffnahme dieser sozialpolitischen Aufgaben ist nach der „Sozialen Praxis" „die unerläßliche Forderung des Tages". Warten wir ab, wie sie erfüllt wird. Einstweilen machen die Konservativen und die Scharfmacher aller Schattierungen in ihren Organen bereits mobil gegen diese „neueste Nebenregierung."

Rückgang der Arbeitskonflikte in England. Das englische Arbeitsamt veröffentlicht in der „Labor Gazette" die Zahl der im Jahre 1905 mit Arbeitseinstellungen verbundenen Streitigkeiten und stellt daneben die aus den beiden letzten Jahrfünften gewonnenen Durchschnittsziffern. Es ergibt sich dabei folgendes Bild:

	1905	Durchschnitt 1900–1904	1895–1899
Streiks und Aussperrungen	358	495	706
Betroffene Arbeiter	93 393 503	166 000	225 000
Verlorene Arbeitstage	2 500 000	2 913 000	7 524 000

Die Zahl der Streiks und Aussperrungen ist also im Jahre 1905 gegen den Durchschnitt der Jahre 1895 bis 1899 um 54 Prozent und die der verlorenen Arbeitstage sogar um 67 Prozent heruntergegangen, und das bei einer nicht unwesentlich gestiegenen Arbeiterzahl und bei zunehmender Organisierung der Arbeiter und Unternehmer. Freilich lassen sich die englischen Arbeiter auch nicht so leicht wie die deutschen durch sozialistische Utopien vom Wege nüchterner Gewerkschaftspolitik ableiten, wie das eben wieder die Niederlage des sozialistischen Radikalismus auf der VII. Jahreskonferenz der Arbeiterpartei in Belfast gezeigt hat. Und die englischen Unternehmer sind ebenfalls ruhigere Geschäftsleute als unsere deutschen, politisierenden Scharfmacher. Aber zu diesem schwerwiegenden innerlichen, völkerpsychologischen Grunde kommt noch die äußere Ursache für den fortschreitenden „Sozialen Frieden" hinzu, die allgemeine Einrichtung und gute Funktionierung der Einigungs und Schiedsgerichte. Von 358 mit Arbeitseinstellung verbundenen Konflikten wurden 30 mit 10 546 beteiligten Arbeitern (gleich 15,6 Prozent aller Beteiligten) durch Schiedsspruch zum Abschluß gebracht. Weit größer aber war die Zahl der auf diesem Wege friedlich beigelegten Fälle. Insgesamt hatten sich nämlich 66 permanente Einigungsämter und Schiedsgerichte mit 1726 Streitfällen zu befassen. Von diesen wurden 831 zurückgezogen oder ohne Einschreiten des Schiedsgerichts erledigt; 53 waren am Ende des Jahres noch nicht abgeschlossen. Von den übrigen 839 Fällen wurden 614 durch die Aemter oder Komitees, die übrigen durch von diesen ernannte Schiedsrichter beigelegt.

Krankenversicherung ländlicher Arbeiter. In der eben abgehaltenen Generalversammlung des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege hat Landrat v. Batocki-Königsberg über Erfahrungen in der Krankenversicherung ländlicher Arbeiter folgendes ausgeführt: Der Verein für Wohlfahrts- und Heimatspflege hat auf dem Gebiete der Krankheitsfürsorge durch Einrichtung zahlreicher Diakonißstationen, Einrichtung von Krankenhäusern auf dem Lande und in kleinen Städten und durch Privatwohltätigkeit viel geleistet. Für die ländlichen Arbeiter soll mindestens ebenso gut gesorgt werden wie für die städtischen. Aber ohne Eingreifen der Gesetzgebung kann das nicht geschehen. Denn eine Krankenversicherungspflicht besteht für ländliche Arbeiter im allgemeinen nicht. Von dem Recht der freiwilligen Versicherung wird aber fast nie Gebrauch gemacht. Als Ersatz kommt nur die Armenpflege in Betracht. Diese ist aber auf dem Lande wenig wirksam, da der Landarbeiter, der Lebensmittel und etwas Hausvieh besitzt, selten im armenrechtlichen Sinne hilfsbedürftig ist. In vielen Fällen bildet die Sicherheit des Rechtsanspruches auf Krankenfürsorge eine der Ursachen, die den Arbeiter nach der Stadt lockt. In dünnbevölkerten Kreisen wird man freiwillig keine Krankenversicherung obligatorisch einführen, da die Ausgaben bei geringen Einnahmen sehr groß sein würden. Die allgemeine Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Landarbeiter ist aber notwendig. Eine einfache Ausdehnung der Pflicht auf Grund der jetzigen gesetzlichen Bestimmungen würde aber zum Ruin der Arbeitgeber in den ärmsten östlichen Gegenden führen. Der Staat muß daher für solche Gegenden Mittel bereitstellen. Falls es gelingt, die drei Arbeiterversicherungszweige zu verschmelzen, muß der jetzt nur für Invaliditäts- und Altersrente gewährte Reichszuschuß so verteilt werden, daß Arbeiter und Arbeitgeber in armen Gegenden erträglich belastet werden. Reich und Staat haben ein so dringendes Interesse an der Einschränkung der Landflucht und der Gesunderhaltung der Landbevölkerung, daß Geldopfer für diesen Zweck voll berechtigt sind.

Gegner der Konsumvereine. Im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen hat die Regierung sämtlichen Staatsbeamten die Beteiligung an Konsumvereinen untersagt, und in Arnstadt ist sogar den Ehefrauen der Eisenbahnbeamten die Beteiligung am Arnstädter Konsumverein vom Stationsvorstand verboten worden. Die gerichtliche Bescheinigung des Austritts aus diesem Verein soll ausdrücklich dem Dienstvorgesetzten vorgelegt werden. Ein solcher Eingriff in die bürgerliche Freiheit des Beamten oder Staatsarbeiters, der sich bis auf die Haushaltskosten und bis auf das Verhalten der Ehefrauen erstreckt, ist ganz zweifellos verwerflich. Auch wer eine minder hohe Achtung vor der Konsumvereinsbewegung hat wie wir, wird dies ohne weiteres zugeben, wenn er halbwegs freiheitlich gesinnt ist. Auf der andern Seite muß aber auch festgestellt werden, daß die Sozialdemokraten, die die Konsumvereine zu Rekrutenschulen ihrer Partei machen wollen, ebenso verwerflich handeln. Wenn dem Lagerhalter Hermann Eichner im sozialdemokratischen „Halleschen Volksblatt" öffentlich vorgehalten wird, daß er sich der sozialdemokratischen Agitation nicht zur Verfügung stelle und ihm mit einem Beschluß der nächsten Generalversammlung gedroht wird, an dem er keine Freude haben werde, so ist das eine ebenso ungehörige politische Beeinflussung wie sie die Sondershäuser Regierungsverfügung gegen die Konsumvereine darstellt. Ja noch mehr, das Vorgehen der Sozialdemokraten in Halle bedeutet einen brutalen Terrorismus, der durch keine „Scharfmacher" überboten werden kann.

Gemeinnützige, unparteiische Rechtsauskunftstellen. Der Verband der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftstellen (Vorsitzender Stadtrat Kaiser-Magdeburg) will Ende April in einer Stadt des mittleren Westdeutschlands seine erste Generalversammlung abhalten. Die Organisation von Rechtsauskunftsstellen, die Vertretung vor dem Reichsversicherungsamt, die Beziehungen zwischen den Frauenrechtsschutzstellen und den öffentlichen Rechtsauskunftstellen sollen auf die Tagesordnung gesetzt werden. Der Verband, der am 6. Januar 1906 begründet worden ist, zählt gegenwärtig 53 Mitglieder, d. h. gemeindliche und private Stellen, die gemeinnützig und unparteiisch Rechtsauskunft erteilen. Neuerdings hat sich auch in Berlin ein Gemeinnütziger Verein für Rechtsauskunft in Groß-Berlin gebildet. Er errichtet und unterhält deshalb in Berlin und Vororten Rechtsauskunftsstellen, die satzungsgemäß „an jedermann aus den minder bemittelten Bevölkerungskreisen ohne Unterschied der Religion, der politischen Partei, der Organisation des Berufs unentgeltlich Rechtsrat erteilen und Rechtsbeistand gewähren". Für die Anfertigung von Schriftsätzen und für persönliche Vertretung werden geringe Gebühren erhoben. Dem Vereine können einzelne Personen, Firmen, Vereine, Behörden sowie juristische Personen aller Art, die sich zu einem Jahresbeitrage verpflichten, als Mitglieder beitreten. Der Jahresbeitrag ist für Einzelpersonen mindestens 3 M., für korporative Mitglieder mindestens 10 M. Ein Aufruf, den der Schriftführer Rechtsanwalt Dr. Miethke, Berlin, versendet, fordert zum Beitritt auf.

Eingeganaene Bücher

O. Freese, „Fabrikantenglück". F. E. Perthes, Gotha. M. 1,50. 85 S.

O. Freese, „Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe" F. E. Perthes, Gotha. M. 1,80. 95 S.

Chr. Grotewald, „Das Finanzsistem des deutschen Reichs". E. E. Poeschel, Leipzig. M. 2. 150 S.

Dr. Hoschke, „Das Detaillisten-Kaufhaus". Pierson, Dresden. M. 2. 100 S.

E. Howald, „Gartenstädte in Sicht". E. Diedrichs, Jena. M. 3. 223 S.

R. v. Kaufmann, „Die Kommunalfinanzen". 2 Bd. E. L. Hirschfeld Bd. I und II 27 M. I. 336, II 534 S.

Dr. W. Leontjef, „Die Lage der Baumwollenarbeiter in St. Petersburg". E. Reinhardt, München. M. 2,50. 114 S.

Dr. Otto Mayer, „Schiffahrtsabgaben". J. C. B. Mohr, Tübingen. 50 S.

Dr. G. v. Mayr, „Statistisch und National-ökonomische Abhandlungen". E. Reinhardt, München. M. 5. 106 S.

W. Passek, „Deutsche Kaufleute im Ausland", Bd. I Siemenroth, Berlin. M. 3. 180 S.

E. Engel-Reimers, „Die Berl. Filzhutmacherei". Duncker & Humblot, Leipzig. M. 2,20. 84 S.

A. Salomon, „Die Ursachen der ungleichen Entlöhnung von Männer- und Frauenarbeit". Duncker & Humblot, Leipzig. M. 3,20. 132 S.

F. Schmelzer, „Tarifgemeinschaften". A. Deichert, Leipzig. brosch. M. 2,80. 143 S.

O. Simmersbach, „Die Eisenindustrie". B. G. Teubner, Leipzig. M. 7,20. 322 S.

F. Staudinger, „Wissenschaftliche Grundlagen d. Moral" E. Roether, Darmstadt. M. 3. 160 S.

A. Steinmann, „Die Ostschweizerische Stickerei-Industrie". E. Rascher's Erb., Zürich. 200 S.

J. v. Trzcinski, „Russisch-Polnische und Galizische Wanderarbeiter". J. G. Cotta'sche Bh. M. 3,20. 145 S.

Dr. W. Zimmermann, „Gewerbliches Einigungswesen in England und Schottland". G. Fischer, Jena. M. —70. 878 S.

M. Böttcher, „Schlagende Wetter". Kühling und Grüttner, Berlin. 152 S.

O. Ernst, „Appelschnut". E. Staackmann, Leipzig. Geb. M. 4,50. 147 S.

R. F. Freyhold, „Sport und Spiel". H. und Fr. Schaffstein, Köln a. Rh.

J. P. Hebel, „Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes" E. Ackermann, Konstanz. M. 2,75. 287 S.

B. Hirtel, „Klein Elsbeth und die Welt". B. G. Teubner, Leipzig. M. 2. 71 S.

E. Kreidolf, „Blumenmärchen". H. und Fr. Schaffstein, Köln a. Rh. M. 1,25.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 9 Berlin, 3. März 1907

Alt werden

Alle Glieder veralten am Menschen, nur nicht sein Herz. Jean Paul.

Ob wohl die alten Leute sich selbst alt vorkommen? Ich denke immer, sie täuschen sich etwas über die Station, an der sie stehen. Denn wir leben doch immer gerne vorwärts und leben zunächst davon, daß noch ein großes Stück Ackerland vor uns liegt, das wir mit Samen bestreuen können. Daß aber unser einziger Besitz rückwärts zu liegen kommt und wir auf die eigene Vergangenheit blicken, das ist schon halbes Sterben. Schrickt man nicht ordentlich zusammen bei dem Gedanken, alt zu werden? Es mag gewisse Eitelkeit des Menschen mit im Spiel sein, der seine Fähigkeit zu täuschen auch auf diesem Gebiet gern ausüben möchte, wobei ihm die Natur freilich meist einen Strich durch die Rechnung macht. Aber es ist nicht dies allein, was uns innerlich erregt. Die Gewißheit, fertig zu sein, in lauter angefangenen Arbeiten abbrechen zu müssen, des Lebens Lust und Weh nicht mehr verspüren können, diese Gewißheit drückt. Man empfindet, daß man nicht dazu gehört. Als ehrwürdige Ruine wird man zwar verehrt. Aber daß diese epheuumsponnenen Steine noch ein lebendiges hätten, nein! die alten gehören der vergangenen Zeit an, und die Jugend empfindet sie stets als eine gewisse Seltsamkeit. Das aber im voraus Wissen und doch demselben Schicksal anheim fallen müssen, das macht die Empfindung alt zu werden so herb. Es mag bei denen anders sein, die alt sind; aber das Altwerden, jene Jahre von den ersten Anzeichen bis zur vollen Wirklichkeit hin, sie enthalten viel Wehmut. Ziererei und Tränen braucht es dabei gar nicht; es genügt die einfache Tatsache unseres eigenen Bewußtseins.

Ob es doch wahr ist, daß alle Glieder veralten, nur das Herz nicht? Gewiß altert es mit. Großvaters Herz schlägt anders als seines Enkels leidenschaftliche Pulse. Für vieles ist keine Kraft mehr da. Aber desto reicher ist das Verstehen geworden. Das Herz des Menschen muß sich doch füllen mit all den Erlebnissen der Jahre. Erst an ihnen lernt es die Mannigfaltigkeit des Lebens. Was hat so ein alter Mann in seinen Jahren gesehen, und wieviel hat so eine alte Mutter durchgelebt! Und das alles ruht nun in dem Herzen drin als wirkliche Erfahrung. Solches Erfahren macht milde. Es nimmt etwas von der frischen Lust zu handeln. Aber es rückt uns dem Sinn des Lebens näher. Man lernt scheinbar Unbegreifliches verstehen; das Urteilen gleicht dann dem Licht der Abendsonne, das noch alles mit hellem Schein verklärt. So erleben diese alten Herzen kein Alter; sie gewinnen neue Weltanschauung und gerade, weil sie etwas an der Seite stehen, werden sie nicht jeden Augenblick gestoßen, sondern haben Zeit, das Treiben unbeteiligt anzusehen. Da wachsen die Alten bei solcher Beobachtung, nicht, wie man so sagt, in sich hinein, sondern über sich hinaus. Sie werden groß. Und dieser innere Reichtum, der seine Schätze vor den alten Augen öffnet, läßt das Herz gar nicht verkümmern; im Gegenteil, er erfüllt es, er belebt es. Das Herz wird nicht alt, vorausgesetzt, daß man ein Herz habe. Deshalb sind die kläglichsten Gestalten die Alten, die nichts erfahren haben und in ihrem Leben leer geblieben sind. Ein Junge, hinter dem nichts steckt, kann doch vielleicht noch etwas werden; aber ein inhaltloses Alter ist eine unerträgliche Sache.

Wir wollen ein Herz haben, darin das Leben seine Schätze aufhäufe bis ins Alter. **Traub.**

Der Theaterwinter

II

Wenn man die einzelnen Bühnen betrachtet, muß zunächst festgestellt werden, daß Reinhardt auch in diesem Winter die Führung behalten hatt. Er hat den Winter vor allem mit einer sehr schönen Tat eingeleitet. Auf dem Grundstück des „Deutschen Theaters" stand ein zweifelhafter Tanzsalon, der aber eine horrende Summe als Miete einbrachte, da ja die zweifelhaften Geschäfte die besten zu sein pflegen. Diesen Salon nun hat Reinhardt kurzerhand abreißen lassen und hat uns dafür den feinsten und intimsten Theaterraum geschenkt, den wir in Deutschland überhaupt besitzen. Der wunderbare Saal, den ein Schüler Messels, der Architekt Müller erbaut hat, ist schlechthin eine Sehenswürdigkeit. Eine so vornehme und gedämpfte Stimmung lebt in keinem anderen Theaterraum, und darum ist die Gründung dieser Bühne der erfreulichste Posten des ganzen Winters. Die Aufführungen, die köstliche Werte geboten haben, erreichen in Verbindung mit dem Raum eine Intimität, die wir sonst nicht kannten. „Kammerspiele" nennt Reinhard diese Abende, und der Name trifft in der Tat die Sache. Leider sind die Kosten des Raumes groß, und der Raum selber ist nur klein. Die Umstände zwangen also zu sehr hohen Eintrittspreisen, die nur von sehr begüterten Leuten erlegt werden können. Die besten Plätze kosten 20 Mark und die billigsten immer noch 5 Mark. Da das Theater keine Ränge hat, gibt es nur Parkettplätze und man sieht glücklicherweise auch auf den billigsten noch gut. In den Kammerspielen wurden bisher die „Gespenster", „Das Friedensfest" von Hauptmann und „Frühlings Erwachen" von Wedekind geboten. Eine Aufführung von „Hedda Gabler" ist angekündigt und wird bereits vollzogen sein, wenn diese Zeilen den Leser erreichen. Einmal wurde leider auch dem Skandalkultus geopfert. Die feierliche Handlung verlief aber insofern schmerzlos, als sie von einem sehr frühen Ende ereilt wurde: das Publikum machte nicht mit.

Im Deutschen Theater hat Reinhardt das „Wintermärchen" und „Romeo und Julia" geboten, beide unter sehr starker Beteiligung des Publikums. Ich persönlich möchte der letzteren Aufführung die Palme reichen, obwohl die Besetzung des Romeo nicht mit Unrecht angegriffen worden ist. Die Dekorationen sind bei Reinhardt ja immer sehr glänzend und von künstlerischem Wert. Nur daß das äußere Um und Bei gelegentlich den Abend belastet, während es ihn unterstützen sollte. Indes: in diesem Punkt wird Reinhardt schon zur Ruhe kommen. Unangenehmer

ist es, daß er nicht nur einem talentlosen Epigonendrama sein Haus öffnete, sondern auch dem korrupten und glücklicherweise bankerotten Herrn Bahr gestattete, ein pariümiertes Geschäft in Erotik zu versuchen. Das Geschäft mißlang nun freilich gründlich: die elende Arbeit fiel glatt durch und mußte schon nach drei Aufführungen in den Winkel gestellt werden, in den sie hineingehört. Und wie gesagt: die Gründung der vornehmen Kammerspiele trägt über alles andere hinweg. Reinhardt ist auch in diesem Winter der verdienstvollste Theaterleiter gewesen.

Im Lessingtheater ist alles beim Alten geblieben: Brahm schläft auch in diesem Winter den Schlaf des Gerechten. Er hat sehr wertvolle Schauspieler, aber sie leben bei ihm wie in einem Gefängnis. Ihr Talent verlangt nach den großen Aufgaben des klassischen Dramas. Es könnte die denkbar interessantesten Abende geben, wenn er ihnen gestattete, ihre Kräfte zu regen. Es wäre auch mit keinem geschäftlichen Risiko verbunden; es würde ganz im Gegenteil einen fast sicheren materiellen Gewinn bringen; aber Brahm spielt keine Klassiker. Er spielt im Grunde überhaupt nichts mehr; er wiederholt nur noch, wie er in den letzten Jahren auch wiederholt hat. So hat er den „Fuhrmann Henschel" wiederholt, so zwei alte Aufführungen von Ibsen — lauter Dramen, die an seiner Bühne ihre Zeit schon gehabt haben und auch keine neue fanden. Im übrigen hat er einen schlechten Sudermann gebracht, eine Banalität von Ludwig Fulda, den fälligen und leider auch hinfälligen neuen Hauptmann, der zu der bereits erwähnten schweren Niederlage führte — und dann ist's aus. Wie ich diese Zeilen schreibe, steht ein neuer Hirschfeld vor der Tür. Die Hausautoren können versagen, so oft sie wollen; sie können das mattseite Zeug, sie können selbst die „Jungfern vom Bischofsberg" abliefern: Brahm spielt sie doch und spielt nichts anderes. Am Anfang der Saison kündigt er einen Ibsen-Zyklus an, nicht damit etwas geschieht, sondern nur um der Bühne einen Anschein von Tätigkeit zu geben. Als vorsichtiger Mann fügt er nämlich gleich hinzu, daß die Dramen des Norwegers in „zwangloser Reihenfolge" erscheinen sollen — und dann erscheinen richtig wieder die alten Aufführungen im alten Gewand und in bezug auf den „Zyklus" herrscht eine Grabesruhe. Wer als Kritiker alt genug ist, sieht einzelne Ibsen-Aufführungen bei Brahm schon zum dritten Male als „Premiere". Es ist ein Wiederholungskurius; ein Theater ist es längst nicht mehr. Wenn er aber schon einen neuen Autor einführt, scheint er das Stück so zu wählen, daß eine Niederlage sicher ist, gleichsam als wolle er sagen: da habt ihr nun einen neuen Autor; jetzt seht ihr selbst, wohin es führt. In den Spalten dieser Zeitschrift habe ich bereits vor Jahren einen jungen Dramatiker eingeführt, der Herbert Eulenberg heißt. Er interessierte sehr früh, hat aber dann auch sehr früh seinen jungen Ruf durch schwache und offenbar ganz kritiklose Arbeiten ins Wanken gebracht. Aus den ganz schwachen Arbeiten nun suchte Brahm eine aus, die den Ritter Blaubart als sadistisches Scheusal behandelt. Zu der völligen Ohnmacht kamen hier noch die perversen Greuel hinzu, und so gab es bei dem geängstigten Publikum nicht nur eine Niederlage, sondern einen Theaterskandal. Die Leute pfiffen auf Hausschlüsseln und waren völlig in ihrem Recht. Wer auf die Folter gespannt wird, muß auch schreien dürfen, und das Eulenbergsche Drama war eine schreckliche Folter. Das ist Brahms „Saison". Braucht es wunder zu nehmen, daß unter diesen Umständen auch die Schauspieler nervös werden? Rittner, ein glänzender Künstler, hatte bereits mit Reinhardt abgeschlossen. Es ist dann eine Art von Kompromiß zustande gekommen. Er geht nicht zu dem gefährlichen Konkurrenten, aber andrerseits muß ihn Brahm aus seinem Kontrakt entlassen. Er geht zunächst überhaupt von der Bühne ab, um auf seinem schlesischen Bauernhof die frische Luft zu schöpfen, die er bei Brahm offenbar nicht gefunden hat. Die Else Lehmann, Stern und Stern des Ensembles auf der weiblichen Seite, hat mit Reinhardt nach Ablauf ihres Vertrages abgeschlossen. Reicher entschädigt sich, indem er augenblicklich hundert Gastspielabende mit einer anderen Berliner Bühne vereinbart hat, und daß Vallentin sich die erzwungene Tatenlosigkeit auf die Dauer wird gefallen lassen, bezweifle ich sehr. Kurz: das Ensemble kracht in allen Fugen. Verständlich wird die ganze Direktionsführung nur, wenn man annimmt, daß Brahm als derselbe eigensinnige Mensch sterben will, als der er in den letzten Jahren gelebt hat — wohlgemerkt: sterben will; denn zum Leben reichen seine künstlerischen Prinzipien längst nicht mehr.

Erich Schlaikjer.

Isolde Kurz über ihren Vater

Die Erkenntnis, daß das deutsche Volk in dem Schwaben Hermann Kurz einen großen Dichter besitzt, braucht auch heute noch einen langen Weg, nachdem der Mann doch schon über ein Menschenalter zu den Toten gehört. Die üblichen Wartejahre sind verstrichen. Es wird Zeit, daß der „Kunstwart" oder sonst wer sich seiner annimmt und ihm den Nachruhm schafft. Heute, wo so viele entdeckt werden und eine Neuausgabe die andere jagt, gleichgültig, von wem und wozu.

Die Dichterin Isolde Kurz hat jetzt ein Buch über das Leben und die Arbeit ihres Vaters geschrieben. Sie erfreut sich unter den dichtenden Frauen unserer Tage eines guten Namens. Sie hat schöne Verse gefunden und ein paar Novellenbände geschrieben, italienische Erzählungen, die bedeutend sind in der Erfindung, klug und mit sicherem Instinkt, ausgezeichnet in der formellen Durchbildung. Man mag sie literarhistorisch ungefähr in die Mitte stellen zwischen Paul Heyse und Conrad Ferdinand Meyer. Vielleicht schließt sie jetzt durch ihren Namen und ihr Buch (verlegt bei G. Müller, München) manchem die Türe auf zu den Dichtungen ihres Vaters.

Es handelt sich hier nicht um eine wissenschaftliche biographische Arbeit oder eine literarische Würdigung. Diese zu geben sind andere berufen. Dies Buch ist ein Buch der Erinnerung und der Liebe. Aber keiner blinden und preisenden Liebe, sondern einer verstehenden und heimlich stolzen. Eine Dithyrambe zu schreiben, verbot der Dichterin Takt und Geschmack. Aber aus den Schätzen der Familientradition, aus den Einzelzügen, Anekdoten, die das Gedächtnis bewahrt, formt sie das Porträt. Es ist ganz aus der Nähe gesehen. Deshalb fehlt den entscheidenden Linien der notwendige Akzent, den ein öffentliches und bleibendes Bild verlangt. Um so reicher ist es an Leben. Hermann Kurz hat selber in seinen Denkwürdigkeiten Autobiographisches gegeben und viel von den Vorfahren, der reichsstädtisch reutlingerischen Bürgersfamilie erzählt. Daran fügt sich jetzt wie eine notwendige Fortsetzung das Buch der Tochter. Es ist eine Ergänzung zu Kurz' eigenen Werken. Deshalb mutet diese Lebensgeschichte bisweilen an wie eine Autobiographie, wie ein Briefwechsel. Es existiert ein nicht unähnliches Buch über einen früheren schwäbischen Kreis: die prächtigen Aufschreibungen des alten Theobald Kerner „Das Kernerhaus und seine Gäste".

Das Leben des Dichters soll hier nicht in seinen Wendungen und Entwicklungen nachgeschrieben werden. Es hat etwas schwäbisch-typisches; nur sind die Stücke der äußeren und inneren Not gröber, stärker herausgearbeitet, als man es sonst auch bei den Unglückskindern des schwäbischen Genielandes gewohnt ist. Auch er hat den Leidensweg durch Seminar und Stift zurückgelegt, um, wie mancher der andern, die Theologie zu verlassen. Frohen mutigen Jahren des literarischen Schaffens folgten Verständnislosigkeit des Publikums und eine Reihe böswilliger geschäftlicher Mißgeschicke. Das Jahr 1848 warf dann sein lebhaftes Temperament in die Politik; er kam als Redakteur an den Stuttgarter „Beobachter" und harrte wie ein Held aus auf diesem Posten, in den unerquicklichsten Verhältnissen, als die Reaktionszeit kam, und der schöne Kampf um die Freiheit zu elenden, aufreibenden Plänkeleien und Scherereien mit einer kleinstaatlichen Bureaukratie herabsank. Der Mund der Muse blieb verschlossen, und als Kurz dann vom Parteidienst loskam, gab er wohl seine größten und schönsten Geschenke, aber Unglück, Not, Mangel an Verständnis zogen ihn immer zum Alltag hinunter. Ein Müdigkeit und eine leise Verbitterung legten sich um seine

reifsten Mannesjahre. Heyses warme Freundschaft, die mähliche Besserung der Lebenslage kam zu spät: die dichterische Kraft war vom Leben erstickt worden.

Kurz' literarische Stellung glaube ich dem, der den Dichter noch nicht kennt, dadurch am kürzesten nahe zu bringen, daß ich ihn zwischen zwei bekannte und gelesene Autoren reihe: Alexis und Anzengruber. Mit dem ersteren verbindet ihn die breite und sachliche Anschaulichkeit vergangener Kulturzustände, mit dem Oesterreicher die plastische Knappheit des Ausdrucks, der unbeirrte Trieb zur Wirklichkeit und bei all dem — der außerordentliche menschliche Idealismus. Doch scheint mir seine epische Kunst — im „Sonnenwirt" und in den „beiden Tubus" — noch größer als bei diesen Dichtern. Freilich: der Nichtschwabe hat ein paar Schranken zu überspringen, ehe er ganz zu Kurz gekommen; denn sein Werk ist so eng mit schwäbischem Wesen und Volkstum verwachsen, daß es sich vielleicht von Natur etwas gegenstemmt. Und diese Intimität mit dem Heimatboden und Schwabentum — die Bücher sind eine Fundgrube geläuterten Materials für Volkspsychologie — hat Kurz auch bei seinen Stammesgenossen die Bahn schwer gemacht. Das klingt parador. Aber wenn wir uns in der beträchtlichen Literatur der Schwaben umsehen, zeigt sich dies: Kurz steht allein. Diese große Zahl schaffender Köpfe waren Romantiker, Idealisten, weltfremde Gemütsmenschen, weltfremde Doktrinäre. Das war eben ihre Schwabennatur. Kurz macht aus dem Schwabentum ein künstlerisches Material, was noch keinem eingefallen war. Auch seine Gesinnung ist durch und durch idealistisch, das Leben hat sie erprobt — aber seine Kunst ist realistisch und „bodenständig", wie nur eine. Die Sprache genährt von Volkstum. Der breite oder spitze Humor unliterarisch und von erster Hand. Die seelischen Entwicklungen vorsichtig und gut fundiert. Der gesellschaftliche und geschichtliche Hintergrund mit sicheren Strichen gezeichnet, mit satten Farben gefüllt. — Die künstlerische Größe ruht in der Episode. Vielleicht liegt's an Aeußerem, daß das literarisch Bewundernswerte weniger die Führung einer großen Fabel umfaßt, als die künstlerische Vollendung der Einzelgeschehnisse. Was er anfaßt und anpackt, bekommt Rundung, Geschlossenheit und füllt sich von Leben — —

Das Buch der Tochter leiht dem literarischen Bilde, das man aus den Werken gewinnt, die menschlichen Züge. Aber nicht allein deshalb haben wir es mit hohem Genuß und Gewinn gelesen. Es bietet sich selber als ein Kunstwerk: viel Menschenschicksal lagert sich um das Leben des Hermann Kurz, oder vielmehr, es ist: als ob er zwischen all dem als stiller, gütiger Geist hindurchgeht. Ein Stück schwäbischer Kultur- und Geistesgeschichte ist um diese Biographie herumgeschrieben: feine Bemerkungen über einzelne Persönlichkeiten, die Fülle kleiner Anekdoten, alle jene Menschen einer untergegangenen Welt, durch den Zauberspiegel eines Dichterauges gestaltet. An ganz großem aber darf sich messen die Kunst der Menschenschilderung dort, wo Isolde Kurz von ihrer Mutter erzählt. Beim Vater besaßen wir in seinem Werk eine Grundlage. Bei der Mutter fehlte dies. Und da wir das Buch gelesen, ist es uns, als hätten wir die Freundschaft einer ganz seltenen, gescheiten, mutigen und klugen Frau gewonnen. Hochbetagt lebt die „Nanni" noch heute bei ihrer Tochter. Auch sie verkörpert ein Stück Geschichte: vom ersten politischen Enthusiasmus der deutschen Frau. Ihr Anteil an 48 hat ein paar groteske Züge. Aber desto mehr lieben wir sie um ihres ehrlichen und rücksichtslosen Tatendrangs.

Theodor Heuß.

Von schwäbischer Art

Aus dem Buch der Isolde Kurz über ihren Vater bringen wir mit Genehmigung des Verlegers (G. Müller in München) folgende prächtige Stelle aus der Einleitung zum Abdruck:

Um zu begreifen, wie es zuging, daß ein Dichter von der Stärke und Bedeutung eines Hermann Kurz von seiner Zeit so unter Schutt begraben werden konnte, muß man sich den Boden Alt-Württembergs, dem er entsprossen ist, und die Zeit seines Wachstums vor Augen halten.

Die Schwaben gelten gewiß mit Recht für einen reich begabten Volksstamm. Aber auf engen Raum zusammengedrängt und von Natur mit harten Köpfen begabt, haben sie sich vor jeher schlecht miteinander vertragen. Das Bestreben, einander zu verkleinern, ja lieber einen ganz Fremden, wäre er auch minder verdienstvoll, anzuerkennen, als einen der eigenen, ist ein unverwischbares Stammesmerkmal. Diese Sucht, sich gegenseitig am Zeuge zu flicken, die durch das angeborene kaustische Element verschärft wird, ist so allgemein, daß der Schwabe sich derselben kaum bewußt ist und häufig gar keinen bösen Willen damit verbindet. Selbst in die Klangfarbe des Dialekts hat sich diese Streitsucht eingeschlichen; denn wenn zwei Schwaben auf der Straße zusammen reden, scheint es dem uneingeweihten Ohre, als zankten sie sich. Erst im Ausland kommt es ihnen zum Bewußtsein, wie viel schonender andere Stämme unter sich verkehren.

In diesem Lande gedeiht das Talent nicht durch Förderung, sondern durch Gegensatz und Widerstand: das dickköpfige Philisterium ist dort der Nährboden des Genius, der mit ihm zu kämpfen hat. Das ist ein Krieg auf Tod und Leben, wobei meistens der Genius auf die Dauer seiner Erdentage unterliegt, um dann später in verklärter Gestalt aufzuerstehen und den Kampf mit besseren Aussichten fortzusetzen. Aller Ruhm Alt-Württembergs geht von seinen Dissidenten aus. Diese sind sämtlich Geschwister von Schiller ab, zwar ungleich an Talent und Temperament, aber gleich an wetterfestem, not- und todverachtendem Idealismus. Ein Familienzug, der sie von weitem kenntlich macht, ist ihre trotzige Gebärde; sie wollen stets mit dem Kopf durch die Wand. Sie sind eben keine Olympier, sie sind Titanenkinder. Eine Ausnahme bildet Mörike, der die umgebende Welt sich anpaßt, indem er sie mit seiner spielenden Phantasie, fast ohne es zu bemerken, vollkommen umgestaltet. Dieser lebte denn auch unangefochten dahin, die Philister taten ihm nichts zuleide, er verkehrte mit ihnen auf du und du, und sie bemerkten gar nicht, daß er ein Genie war, sondern hielten ihn für ihresgleichen.

Allein nicht nur der Philister war in Württemberg dem aufstrebenden Genius hinderlich, auch seine Geistesverwandten verlegten ihm den Weg. Das kleine Land war ja viel zu reich an Talenten, um ihnen allen Raum zur Entfaltung zu geben; an den Grenzen aber war die Welt mit Brettern vernagelt. Wer darüber hinausstürmte, der konnte im Elend zugrunde gehen wie Waiblinger, oder wie Hölderlin als ein Schiffbrüchiger zurückkehren. Darum ging es, wie es oft in begabten aber armen Familien zu gehen pflegt, wo ein jeder sein Talent und seine Individualität zur Geltung zu bringen sucht und keiner den andern recht aufkommen läßt. Anderwärts ereignet sich gerade das Umgekehrte: man bildet Cliquen zur gegenseitigen Anpreisung und Förderung, daß der Fremde glauben könnte, in eine ganze Pflanzschule von Genies geraten zu sein. In Württemberg aber fehlte es dem Genius von vornherein an Verkündigern. Sollte ein einheimisches Erzeugnis dort Anerkennung finden, so mußte es zuvor exportiert und mit einer auswärtigen Marke wieder eingeführt werden. Ein preußischer Hauptmann war es, der die erste Ausgabe von Hölderlins Gedichten veranlaßt hat. In unsern Tagen hat der Norden begonnen, den Ruhm des halbverschollenen Mörike zu machen, wie er zuvor den Uhlands gemacht hatte. Von Schiller ganz zu schweigen. Nicht umsonst singt Mörike von diesem:

der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Das war es, was ihm schließlich seine Geltung gab, daß er als Fremdling wiederkam. In echt schwäbischem Sinn hat einmal Theobald Ziegler den Ursprung der Redensart „er ist nicht weit her" untersucht. Daß er nicht weit her war, ließ auch Hermann Kurz nicht in seiner vollen Bedeutung erscheinen, gerade seine starkes Heimatgefühl, das ihn hinderte, den Boden Württembergs zu ver-

lassen, ist ihm in der Heimat schädlich geworden. Nicht als ob es den Schwaben an Sinn für ihre heimischen Produkte gebräche, sie tun sich vielmehr auf die große Menge ihrer schöpferischen Geister recht viel zugute; aber sie haben nun einmal die Neigung, diesen bei Lebzeiten den Brotkorb so hoch wie möglich zu hängen. Das wunderliche Stammesselbstbewußtsein, das sie so oft getrieben hat, ihre Großen als quantité négligeable zu behandeln, findet seinen klassischen Ausdruck in dem köstlichen Vers von Eduard Paulus:

Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf.

Auf einem so sonderbaren Boden war die berühmte alte „Schwabenkultur" aufgebaut. Freilich, es war ihr auch anzusehen. Sie umfaßte die ganze Welt des Gedankens und besaß doch nicht das kleinste Fleckchen, auf dem sie sich sichtbar niederlassen konnte. Das macht: sie war ausschließlich Männersache; die Schwäbinnen, wenigstens die des Mittelstandes, taten nicht mit, sie beharrten mit Ueberzeugung in der Unkultur. Es gab keine gesellschaftliche und ästhetische Erziehung durch die Frau; bei der Heirat brach entweder die Entwicklung des Mannes ab, oder es trat bei ihm eine völlige Teilung des inneren und des äußeren Menschen ein. Daher blieb diese Kultur eine rein literarische, die aus dem Studierzimmer der Poeten und Gelehrten nicht einmal bis in die nächste Umgebung den Weg fand, so daß, während das Familienhaupt zu den Sternen am geistigen Himmel zählte, häufig die nächsten Angehörigen in einer fast bäurischen Unwissenheit und Formlosigkeit dahin lebten. Es hat etwas Schauerliches, sich die Weltweite dieser Geister und dazu die erdrückende Enge ihres leiblichen Daseins vorzustellen. Dazu kommt, daß fast alle talentvollen jungen Leute durch die Armut zum unentgeltlichen Studium der Theologie getrieben wurden, und daß eine Landpfarrei das gewöhnliche irdische Ziel der Titanensöhne war. Der Weg dahin führte durch die Pforte des „Landexamens" in die klösterliche Zucht der niederen Seminarien und von da in das bekannte „Tübinger Stift". In diesem Stift, der wahren Stiefmutter unserer großen Geister, wurden sie in den Entwicklungsjahren von allem äußeren Leben ferngehalten und systematisch zu jener vielberufenen stiftlerischen Unweltläufigkeit erzogen, die ihnen später das Weiterkommen auf jedem anderen, als dem von der Anstalt vorgeschriebenen Wege so sehr erschweren mußte.

Wenn es ohnehin die Art der schöpferischen Naturen ist, sich unter dem Eindruck ihrer inneren Gesichte schwerer in der Welt zurechtzufinden, als der gewöhnliche Menschenschlag, so hat Alt-Württemberg seinen genialen Männern noch geflissentlich Ketten um Ketten an die Füße gelegt.

„März"-Gedanken

Schluß.

Der „März" will also die große fehlende Revue sein. Schauen wir uns seinen Inhalt an. Man soll nach dem ersten Heft noch keine Urteile abgeben über Dinge, die erst Jahrgänge entscheiden können; ich will daher nur Typisches erwähnen, das zweifellos den Charakter des Blattes jetzt schon kennzeichnet und das sich hie und da mit dem von mir Vorgebauten zu Schlußsteinen fügt.

Ein Anonymus eröffnet den Inhalt mit einem Artikel „Regierung und Centrum". Der Titel des Blattes heißt März — und soll wohl auch mit dem März von 48 Beziehung haben —, der erste Aufsatz zeigt trübe Novemberstimmung, matten Pessimismus; so gut er gemeint ist, er ist lendenlahm. Das wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn man nicht, und mit einigem Recht, folgende Betrachtungen anstellen könnte: Der Ton dieses Aufsatzes erinnert auffallend an den der freisinnigen und liberalen Presse, wie er in früheren Jahren durch den deutschen Blätterwald klang. Wie die Witterung draußen, Tage freudlosen Tauens. Es fehlte dem freisinnigen Geist lange an initiativer und sieghafter Kraft, an Durchsetzungsdrang, an größerer Aktivität. Lag das daran, daß reaktionäre Dummheit immer sich anspruchsvoller laut macht als suchende freisinnige Klugheit, oder vielleicht doch ein wenig daran, daß die Kraftkultur des Liberalismus erst wieder ein neues Werden und Reifen durchzuckt? Der neue nationale Hauch hat Wunder gewirkt. Er hat neuen Halt und neue Ziele gegeben; als schönstes Ergebnis winkt ein großer Zusammenschluß der liberalen Parteien. Ich meine nun hier, ganz abseits von Politik in bezug auf die literarische Ausdrucksform, die Aufgabe weitsichtiger Publizisten ist, die aufklärenden Meinungen politischer und freisinnig-künstlerischer Richtung in weniger ephemere Form zu fassen, sondern, ohne sie zu Dogmen zu machen, sie fundamental und vorbildlich herauszukristallisieren. Ich weiß, eine Idee braucht hundert Jahre und mehr, ehe sie Form gewinnt — siehe Frankreichs Kirchentrennung. Aber hier kann ein Organ Segen stiften, indem es gründlich bricht und aufräumt mit der Mittelmäßigkeit politisch-publizistischer Form. Das sind Dinge, die man nur einmal ausnahmsweise so ausspricht, die sonst zur stillen Kunst des Redigierens gehören; Redigieren heißt im letzten: hintenherum zum Guten verführen; das gilt nicht nur für das Publikum, sondern auch für die Herausgeber gegen die Mitarbeiter. — Ich deutete oben auf Frankreich; wir sind noch lange nicht so weit, Staat und Kirche zu trennen; wir werden nicht einmal mit den Polen fertig, die wir zu allererst hinaustun müssen; das ist unsere wohl wichtigste politische Frage, jedenfalls die brennendste. Der „März" bringt eine Glosse zum polnischen Schulstreik in etwas nichtssagender Form. Solche Glossen und Notizen liest man hundertfach, sich auf dieselbe Krümelei einlassen statt markante Gesetzesvorschläge zur Polenfrage machen, heißt im Anfang fehlgreifen. Aber nehmen wir Typischeres.

Ludwig Thoma, dieser gesündeste und kernigste unserer Humoristen, spricht — der Stil ist ganz der des ersten Artikels — von den gesammelten Kaiserreden. Eine ganz köstliche kleine Satire, die herzlich lachen macht. Er beginnt: „Ich suchte mich nützlich zu beschäftigen und las die Reden Seiner Majestät des Kaiser Wilhelm II. Mich hatte dazu ein Gespräch veranlaßt, das ich mit dem Geschäftsreisenden Emil Mücke aus Schöneberg hatte." Mit dem ihm eigenen Humor zeichnet Thoma kurz und treffend den Typus des Deutschen (lies Norddeutschen): „er trug die Haare glatt gescheitelt, er hatte hervorquellende blaue Augen und die Vorderzähne standen auseinander." Man muß zugeben, damit ist das Bild des Deutschen (lies Norddeutschen) erschöpft. Oder sollte doch irgend etwas fehlen? erinnert es zu sehr an die Fliegenden und den Simplicissimus? Halten dergleichen Humoristika, so gefaßt, heutzutage doch nicht mehr stand? Thoma liest nun die Reden. „Und die Gestalt Emil Mückes tauchte vor meinen Augen auf; ich sah seinen Schnurrbart sich sträuben, und ich sah den Abglanz der preußischen Schlachtfelder auf seinen Zügen." Einen kleinen satirischen Gelegenheitsartikel analysieren ist ein schwierig Ding. Ich will nicht um den Inhalt streiten, ich meine, nur: es stimmt nachdenklich, daß auch der kräftigste Spott heute verhältnismäßig wenig Wirkung hat. Der genialste Spottvogel steht doch auf der Linie des Hofnarren. Und woran liegt das? Vielleicht daran, daß unsere ganze Zeitsatire zu viel Literatur ist, Papier, zu wenig Geisteswert? Und liegt das vielleicht an der Form? — Sehen wir erst weiter: Müller-Meiningen, der hochverdiente Abgeordnete und Vorkämpfer der Aufklärung — der mir die kleine Kritik hier nicht übel nehmen möge, es gilt die Sache! —, beginnt seinen Artikel über die Reichstagsauflösung: „Die große Premiere! Husarenfieber? Nein! Sensationslitzel . . . juwelenbeladene Damen . . . kaviarfrohe Jünglinge . . . im Hause surrt und gurrt es . . ." usw. und führt diesen Ton durch. Hier wird es schon deutlicher: der Ton gehört nicht in eine Revue, das ist aktuelle ephemere Form. Müller-Meiningen spricht hier zu journalistisch, Thoma noch literarisch-journalistisch. Um die dritte Stufe zu zeigen: Fritz Mauthners „Totengespräch" über Ibsen hat fast dieselbe Färbung, jenen münchnerisch-humoristisch-satirisch-grotesken Klang, der fast mit süddeutsch identisch geworden ist; aber Mauthners Arbeit ist in dichterisch wertvolle Form ausgereift, wenn auch nicht durchgängig. Fast scheint in diesen drei Aufsätzen der Ton bestellt zu sein, oder er ist unbewußt durch „Albert Langen" und „Münchner Revue" gegeben.

Ich habe die unmaßgebliche Meinung, die Herausgeber verkennen in diesen Dingen ein wenig die Aufgaben eines Organs großen Stils. Der große Stil zeigt sich in diesem Heft in — Gelegenheitsartikeln. Eine Revue braucht andere Formen. Da es keine Blätter gibt, die diese Formen vorgebaut haben, wird das neue Blatt sie erst sich aus dem Boden stampfen müssen. Weniger Zeitung, mehr Revue; weniger Papier, mehr Leben; weniger Literatur, mehr Kultur. Kurz: eine führende Revue gründen heißt heutzutage: ein Organ wahrhafter Persönlichkeiten bilden. Die angeschlagenen kritischen Linien sind im Grunde herrsche Linien in süddeutscher Nüance. So fortgefahren, kommt man literarisch zum Bedekindschen Artistentum, im übrigen zum „Tag" und zu den üblichen Revuen. Feuilleton prostituiert immer ein wenig, auch Zeitschriften.

Es würde pedantisch wirken, wenn ich diese ersten typischen Zeichen „März"-licher Darstellungsart so eingehend bloßlegte, ohne auf andere Gestaltungsmöglichkeiten zu deuten. Ich bin mir auch vollauf bewußt, daß ich als Norddeutscher Dinge schwerfälliger nehme,

die der Süddeutsche lächelnd übergeht. Ich glaube für die satirische Art Thomas, soweit mein Haushumor reicht, Verständnis zu haben, wie überhaupt für süddeutsche Art. Ja, ich anerkenne die humoristische Form als die geeignetste für gewisse Themen. Nur kommt es mir auf folgende Differenzierung an: der Süddeutsche spielt lustig mit Dingen, die der Norddeutsche schwer mit sich herumträgt: ist der aber durch, sind sie für ihn erledigt, und er ist infolge seiner problematischen Natur längst bei neuen Problemen, wenn jener noch immer die alten Witze macht. Es wird in München mehr gelacht, in Berlin mehr gearbeitet; da unten spielend geschaffen, da oben mit zusammengebissenen Zähnen gerungen. Hier liegt ein feiner Unterschied: München hat die vornehmere Sendung für künftige einheitliche deutsche Kultur, Berlin hat vorläufig auf seiner Seite den größten Fortschritt. — Um in der literarischen humoristischen Stilfrage tiefer zu gehen: Humor kann stärker sein als Tragik oder gar Sentimentalität, ist aber gewöhnlich schwächer als Sachlichkeit. Mit einer humoristischen Rede im Reichstag läßt sich viel erreichen, selten aber Grundlegendes durchsetzen; daher haben große Redner sich wohl auch humoristischer Formen bedient, im allgemeinen aber den Humor mehr an einzelnen Stellen als Hebel benutzt. Mit problematisch-dramatischer Kraft allein aber wiederum kann ich die Welt im letzten nicht bergen; alle Philosophen haben sich schließlich an der eigenen Pedanterie wund gerungen; nur mit komödienhafter Weltanschauung erkenne ich Allerletztes. So ist der Humor berufen, Höchstes zu vollbringen. Und ist eine echte germanische Charaktereigenschaft. Simplicissimus und Jugend haben sich durch ihn die Welt erobert. Aber bezeichnenderweise ist der literarische Teil dieser Blätter schwächer als der Kunstbericht. Ludwig Thoma verkörpert zu seinem Teil den Geist des heute stärksten aller satirischen Blätter. Ihn so ohne weiteres auf eine führende Revue übertragen ginge nicht an. Man kann schon im Ton süddeutschen Partikularismus betreiben. Oder will der „März" eine einseitige Geistesrichtung pflegen, wie sie sich im Langenschen Verlag notgedrungen kund tut? Die Art der Satire des Simplicissimus hat ihre Beschränkung. „Komik" ist eine höhere Form. Die Komödie hat nicht nur Spott, sondern auch Liebe, ja, die reinste ausgeglichenste Liebe für ihre Gegenstände, und darum die heiterste. Wir haben wohl deshalb zur Zeit keine deutsche Komödie, weil unsere Dramatiker alle noch viel zu viel rechten, weil die versöhnende Heiterkeit liebevoller Schilderung ihnen damit versagt bleibt. Nun aber, und hier liegt mein Schluß: den Simplicissimus-Ton in dieser humorlosen Zeit als erfrischenden Bestandteil eines großen Organs zu höherer Form ausbilden und damit einen befreienden und stärkenden Klang in die deutsche Publizistik bringen, das wäre unter anderm eine lohnende Aufgabe des neuen Blattes. Ueber Mätzchen aber, wie sie Meyrink gegen Kerr vorbringt, achselzuckt der nur, wie jeder geschmackvolle Leser.

Kurt Aram, in seiner ruhigen umsichtigen Art wohl eine der sympathischsten Persönlichkeiten des heutigen München, spricht über Münchener Theater. Er sagt, daß Possart nur eben der kultivierte Schmierenkomödiant war, daß er die Münchener Schauspielschule verdorben und das Schauspiel an der hiesigen Hofbühne heruntergebracht hat. Dies, allein gesagt, „steht" nicht; denn es sind Folgeerscheinungen der Aera Possart, nichts weiter. In seiner einseitigen — sonst kräftigen sachlichen — Form gehört Arams Aufsatz nach meiner unmaßgeblichen Meinung in eine Tageszeitung; die Presse steht im Zeichen einseitiger Tagesmeinung. Revuen sollten im Zeichen der Weltanschauung stehen. Die Redaktion eines führenden Blattes muß verlangen, daß wenigstens in einer Ecke des Aufsatzes der Beweis angebracht ist, daß der Verfasser imstande ist, als Persönlichkeit die geschilderte Persönlichkeit umseitig einzustellen. Wie jetzt gefaßt, wirkt der Aufsatz allenfalls auf München; in Norddeutschland ist man in Theaterdingen erheblich weiter. Aber es gibt nur eine Münchener Opernbühne; und hier liegt die bessere Hälfte von Possarts Bedeutung, die weittragend genug ist, um, richtig beleuchtet, dem Blatte, das sie schildert, in Berlin, Hamburg, Köln, Dresden Aufmerksamkeit zu gewinnen. Diese anderen Dinge sind freilich solche, von denen ein Literat nur darum so niedrig denkt, weil sie ihm abgehen und deren Nichtverstehen sonst so tüchtige Männer zum Nur-Literaten stempelt. Possart ist eine Persönlichkeit, von groß angelegtem Raffinement, ein organisatorisches Talent mit kunstpolitischem Geschick; München verdankt ihm als Fremdenstadt sehr viel, und zwar ließe sich das in ganz konkreten Summen ausdrücken. Wie Thoma Wilhelm II. zugleich unter- und überschätzt, so macht es hier Aram mit Possart. Es muß einmal gesagt werden: ein gebildeter Mensch kann heutzutage kaum noch mit Genuß eine Zeitung lesen, oder eine Zeitschrift — und von vielen Büchern gilt dasselbe — weil er degoutiert wird von den tausendfachen Verzerrungen, die ihn da angrinsen. Es fehlt unseren Literaten ganz einfach an wirklich höherer Bildung. Der gebildete Mensch — er braucht darum noch lange nicht an Gerechtigkeitsdusel zu leiden — redet nicht darauf los wie der ungebildete, er erkennt das Wesentliche und vermeidet Abirrungen. Der reifste Mensch war Goethe; gerade in der wohltuenden Harmonie seiner Urteile, in der Abgewogenheit und Treffsicherheit seiner Meinungen zeigt sich das. Es fehlt unseren Literaten an dieser reifen Schätzungsfähigkeit und an der reifen Ausdrucksform. Sie nehmen sich einfach nicht Zeit und Mühe genug zu Klärungen. Man weiß ja, woran es liegt: der Wust ist zu groß, um den Kopf darüber hoch zu kriegen. Aber gerade dazu, dachte ich, könnte, sollte eine führende Revue verhelfen.

Wenn Aram beim Münchener Schauspielhaus zu dem Schluß kommt, daß die Dramatiker vor Uraufführungen an dieser Bühne gewarnt werden müssen, so sagt er, was ich anderen Orts mehrfach ausgesprochen. Besserung kann nicht geschaffen werden, so lange man nicht das Grundübel erkennt. Helfen könnte wohl Einer, der in ruhigen zwingenden öffentlichen Besprechungen Oeffentlichkeit und Bühnenverwaltung nötigte, zu den aufgedeckten Schäden Stellung zu nehmen — aber München hat zurzeit keinen Mann von so genialem praktisch-dramaturgischen Können. Der Gesichtspunkt jedoch für den Münchener Bühnentiefstand, der Grund und Schuld aufdeckt, der allein die Mittel zur Heilung weist, ist: München selber. Nicht der jeweilige Theaterdirektor. Nur weil man in München die eigene fast einzige Schauspielbühne nicht gar so schlecht machen will, weil man sie als gut ansehen *will*, um sich vor anderen Orten nichts zu vergeben, nur darum sind hier Theaterzustände, die einer Großstadt unwürdig sind. Ging doch die Verblendung soweit, daß man bei Gastspielen des nun seinerseits auch schon wieder etwas rückständigen Reinhardt dessen Regiekunst mächtig herumtermachte zugunsten der eigenen kläglichen.

Ich kann ein Wort über das Aeußere des „März" nicht vermeiden. Er kommt, vielleicht in absichtlichem Gegensatz zum Simplicissimus, in fast familiärem Kleide, in ruhigem, bescheidenem Gewande. Er hat nicht gerade die Typographie einer Revue großen Stils. Man hat maßgebenden Orts wohl vergessen, daß wir glücklicherweise darin nun auch einige Kultur haben; die Form der Inserate aber ist geradezu schauderhaft. Der Inhalt des Heftes ist im übrigen sehr reich und durch die vorhergehenden Ausführungen nur zum Teil berührt. Meine Analyse will in keiner Weise dem Unternehmen Abbruch tun; sie ist nur ein Zeichen, wie ernst ich den „März" und seine Absichten nehme. Ich möchte im Gegenteil an Alle, die mit dem deutschen Zeitschriftenwesen unzufrieden sind, appellieren, es mit dem neuen Unternehmen einmal zu versuchen. Dann würde es auch manche der angedeuteten Linien heben können; denn Güte ist auch hier im Letzten: Abonnenten-d. h. Geldfrage. Eingeweihte behaupten, daß die neue Zeitschrift uns noch mancherlei und große Ueberraschungen bereiten wird.

Es ist vielleicht von weittragender Bedeutung, daß gerade München dieses Organ bringt. Seit die „Gesellschaft" die Führung im Vorkampf der Moderne an die „Freie Bühne" abgab, ist München im literarischen Hintertreffen gewesen. Wir hatten trotz verdienstvoller lokaler Erscheinungen kein Journal hier von deutscher Bedeutung. Es kann für Deutschland ein kultureller Segen werden, daß Berlin ein Gegengewicht bekommt und hoffentlich in manchem einen Spiegel. Zum Unheil würde es, wenn die nicht immer schönen partikularistischen Töne, die eine Tageszeitung als Politik brauchen mag, auch eine Stätte in diesem Organ fänden. Nicht Vertiefung der Gegensätze, nicht Streit; nicht Auseinander-zanken, sondern Sich-zusammen-ringen im heißen Wettkampf, das tut not. Ich wünsche dem Blatte von Herzen, es möchte das führende werden und, um sich von vornherein mehr als solches zu erweisen, bald einige von den zahllosen wahrhaft aktuellen künstlerischen, literarischen und politischen Fragen aufgreifen, denen man in München bisher aus Absicht oder Unkenntnis aus dem Wege gegangen ist.

\- \- \-

Infolge der Wahlen blieb dieser Aufsatz leider liegen; er war zum ersten Heft des „März" gedruckt und kommt nun etwas spät. Er hätte, wenn jetzt geschrieben, großzügiger gefaßt werden können, da die inzwischen erschienenen weiteren Hefte des „März" neues reiches ergänzendes Material zur literarpolitischen Analyse der modernen Zeitschriftenpublizistik liefern. In den analysierten Fragen gilt der Aufsatz im großen und ganzen auch für diese Hefte. Ich freue mich konstatieren zu können, daß neuere politische und kulturelle Aufsätze, der kräftigeren Zeitströmung entsprechend, bedeutungsvollere Form suchen. Auf literarischem Gebiet bleibt die Entwickelung abzuwarten. Wir dürfen ihr mit Spannung entgegensehen.

Planegg-Maria Eich. **Georg Muschner.**

Die Zuckerdose

Von **Bruno Baumgarten.**

1.

Durch Kunstsäle, hell von Oberlicht, luftwandeln schauende Menschen. Vor nackten Frauen und Nymphen stehen Herren und Damen im Sonntagsstaat, stammend, musternd, lächelnd, einige auch im Kataloge blätternd, andere

mit gedämpfter Stimme urteilend, wieder andere müde in die rothraunen Sessel gelehnt.

Ein kleines Bild, ganz nahe an der Tür, bleibt fast unbeachtet. Neben einer bunten Heidelandschaft in Riesengröße kommt es kaum zur Geltung. Doch manchmal bleibt wohl einer stehen, ganz versunken — und kommt nicht wieder los.

Das Innere einer Wohnstube, etwas altmodisch — viel Decken und Deckchen, und das schräge, breite Fenster von Kremegardinen fest verhängt. Doch dazwischen ist gerade noch Raum für einen Lichtstrahl, der wie von untergehender Sonne kommt. Ein ovaler Tisch mit brauner Decke und weißem Spitzendeckchen vor dem breiten Sopha mit geschweifter Lehne nimmt die Mitte des Bildes ein. Mitten auf dem weißen Spitzendeckchen steht blitzblank eine runde Zuckerdose von Messing. Ueber ihre Rundung legt sich wie ein blitzendes Fädchen der Sonnenstrahl. Von der alten Dose geht es wie ein heimliches Flimmern durch den dämmernden Raum. Ist das wirklich noch eine gewöhnliche, altmodische Zuckerdose aus Messing?

Die Sonne, die da oben hinter dem Fenster irgendwo ihren großen Untergang feiert, hat sie berührt. Nun ist sie eine Minute lang schön und hat eine Seele

Und sagt etwas — — —

2.

Durch die Gassen der großen Stadt irrt ein junger Maler, gegen den scharfen Sprühregen nur durch einen weiten, faltigen, grauen Mantel geschützt.

Trübe flackern in dem alten winkligen Stadtteil die Laternen, als wollten sie verlöschen.

Sucht er Motive für neue Bilder?

Seit Wochen hat er keinen Pinsel angerührt. Er kann sich kaum noch erinnern — weit hinter diesen grauen Nebelwolken liegt die Kette goldner Tage, wo er mit fröhlichen Händen und staunenden Augen Buben und Engel malte, wie e r sie sah.

Was hat er damals gefragt, ob es Engel gab?

Und wenn ihn damals einer vor die Frage gestellt hätte: „Glaubst du denn an einen Gott?“ — so hätte er, nicht ohne einen stolzen Seitenblick auf seine Bilder und Skizzen, lachend gesagt: „Ich glaube an den Gott in meiner Brust.“

Und dann — wie es gekommen ist, weiß er nicht: Mit einer sehr kühl ablehnenden Kritik über seine Kunst, in einem angesehenen Blatte, fing es an — dann eine Reihe ähnlicher Mißerfolge — Zweifel am eigenen Können.

Da ist er dann hervorgetreten aus seiner selbstsicheren Zurückgezogenheit, da hat er den alten Frohsinn bei tollen Genossen wiederzufinden versucht — da hat er gelacht o so toll gelacht! — aber sein Lachen klang anders wie früher —

Tags merkte er das nicht, aber spät nachts, wenn er in dunkler Kammer den Schlaf lange und bange heranwartete dann hörte er aus irgend einer Ecke her sein eigenes Lachen hahaha! Wie weh das klang — und wenn er dann die Augen schloß, sah er ein häßliches Gelb.

Da begann er sich zu fürchten vor der Nacht.

Und einmal, als ihn die Genossen spät nach Hause begleitet, schlich er, als ihre Tritte verhallt waren, wieder hinaus, irrte willenlos in dumpfer Angst umher, bis des Tages Grauen begann.

Da stand er auf einer Anhöhe im Westen der Stadt über dem Strom — und sah, wie die Sonne sich schwer, wie aus Träumen, am Himmel emporraffte aus rosiger Tiefe.

Und von dem Moment an wurde ihm Gott wieder eine Frage, auf die er Antwort suchte.

Er mied seine Genossen — er studierte in ernsten Büchern, ja dann und wann lauschte er den Worten, die von der Kanzel tönten.

Kirche, Religion, Philosophie — es war, als wäre der Künstler ganz in ihm erstorben — und der Gott, den er suchte, w...e doch nicht lebendig werden.

So irrt er jetzt, von Gedanken gequält, durch die trübfeuchten Gassen — ihm ist, als wäre das ganze Leben wie das ziellose, haltlose Taumeln eines verstörten Nachtwandlers durch unentwirrbare Gassen einer dunkelen, fremden Stadt.

Von der trüb angelaufenen Scheibe eines kleinen Ladens bleibt er stehen und wischt, wie in Gedanken, mit dem Finger darüber hin.

Da sieht er eine altmodische Zuckerdose, wenig schön mit einem etwas plumpen Bauche, auch gar nicht sauber.

Eine ungeordnete Fülle alter, verstaubter Geräte liegt und steht im Fenster. Aber er sieht nur das eine.

Und steht so eine ganze Weile in sich versunken.

Ein feines Lächeln geht über sein Gesicht

So lächelt die Genesung

So der Frühling.

3.

„Liebe, gute, alte Mutter!

Zwei Monate lang keinen rechten Brief von Deinem Fritz! Und nicht einmal ein Wort des Vorwurfs!

Heute zu Deinem Geburtstag aber gelobe ich Dir: es soll anders werden. Und einen richtigen Engel sende ich Dir in Deine einsame Stube, der soll Dir's bekräftigen, wenn Du Deinem Einzigen — dem Wankelmütigen — nicht glaubst, der sich freilich lieber selber zwei Flügel anmalte, wenn man damit fliegen könnte — zu Dir!

Ja, sieh! Die Engel! Die sind an allem schuld!

Du weißt, ich habe sie immer gern gemalt; aber Modell hatte mir keiner gestanden. Hatte nie einen gesehen. Malte aber wacker von Rafael, Rubens und anderen ab und glaubte, weil ich keinen erreichte, ganz neue Engel fertig zu kriegen, eben meine Engel, und Du warst nicht die einzige, die mich lobte.

Aber man soll nichts malen, was man nicht gesehen hat; auch Engel nicht. Und schöne Buben und Mädels sind trotz aller beflügelten Nacktheit noch keine Engels.

Das sah ich eines Tages ein, und da ging ich auf die Engelsuche.

Da fiel mir auf einmal erst ein, daß die Engel ja beim lieben Gott zu Hause sind, und daß ich — ja, Du gute Mutter, Du hast es mir ja oft gesagt — aber dennoch, ich hatte ganz vergessen, wo der liebe Gott wohnt.

Ich hätte mich nun wohl gleich an Dich wenden sollen. Aber ich habe immer, auch bei meinen Wanderungen, nie nach dem Wege gefragt, sondern mich nach meinen Führern und Karten gerichtet. Das tat ich nun mit heißem Bemühen. Aber ich fand ihn nicht. — Es war eine schlimme, schlimme Zeit. Du brauchst nicht zu bedauern, daß ich dir damals n i c h t schrieb.

Da sah ich eine alte Zuckerdose — irgendwo —

Und willst Du's glauben? D i e hat mir den Weg gezeigt.

Denkst du noch daran?

Es war ein stiller Sonntag nachmittag. Nichts Bedeutendes war geschehen. Aber das Bedeutende des Tages war jene feierliche — — saubere Stille in unserer Wohnstube, die wohl die Seele wie in einem heiligen Bade stärkte.

Einmal trat ich aus der Kammer in die Stube ein. „Sieh doch, Mutter!“ sagte ich.

Da stand unsere alte Zuckerdose — hast Du sie noch? — auf weißem Spitzendeckchen in der Mitte des Tisches und fing einen Sonnenstrahl. Weiter nichts.

Doch — mehr! — Aber alles andere war Stimmung. Feierlich frohe Stimmung — Festtagsstunde der Seele.

Und ich stand — ein halbwüchsiger Bursche damals — neben Dir am Stuhl, und Du hattest still den Arm um mich gelegt.

Denkst Du noch?

— Dies Bild, diese Stimmung rief jene Dose in mir wach. Und da wußte ich, daß dieser Lichtstrahl das war, was ich suchte.

Nun wußte ich, wie ein Engel aussehen kann. So oder anders! Tausendfach! Es muß nicht gerade ein Flügelknabe sein; denn die gibt's nur gemalt.

Und seit ich wieder weiß, daß es Engel gibt, ist mir Gott wieder gut. Ich hab' ihn wieder.

Und seit ich ihn habe, kann ich wieder flott und fröhlich malen. Fast hatte ich's verlernt.

Damit Du Dich aber jener Szene ganz genau erinnerst, habe ich sie gemalt. Uns beide habe ich weggelassen. Aber

ich bin noch nicht fertig. Du bekommst das Bild als nachträgliches Geburtstagsgeschenk.

Und nun lebe wohl, lebe recht lange wohl, daß ich noch oft kommen und Dir meine Engel zeigen kann!

Es grüßt Dich Dein

Fritz."

4.

Das alles ist lange her.

Die Mutter längst tot. Der Maler ein angesehener Künstler.

Heute zum ersten Male hat er neben größeren Arbeiten dieses alte, liebe, kleine Bild den Augen der Menge preisgegeben.

Aber die meisten gehen kopfschüttelnd vorüber und begreifen nicht, wie der große Maler sich so verirren konnte.

„Eine Zuckerdose!"

Kunst

Ein spanischer Künstler. In Schultes Ausstellung bildet jetzt den Hauptanziehungspunkt die große Sammlung von Gemälden und Skizzen eines bisher in Deutschland wenig bekannten Spaniers, des Herrn Joaquin Sorolla y Bastida. Der Mann ist sicher ein glücklicher Mensch, denn er hat eine fabelhafte Schaffenskraft. Es sind mindestens 200 kleinere und größere Arbeiten, die wir zu sehen bekommen, vieles davon freilich nur so hingeworfen. Aber gerade das Hingeworfene ist das Interessanteste. Sobald er genau und fleißig arbeitet, wird er sehr achtbar in seiner Kunst, verliert aber seine schöne und kecke Besonderheit. Es gibt ja auch sonst Menschen, deren eigentliche Kraft nicht in der Ausarbeitung liegt, sondern im ersten Griff. Nicht als könnte der Spanier nicht gute Gesichter, Kleider, Wasserwellen ausarbeiten! Er kann es so gut wie irgend jemand, der in Paris gelernt und in Madrider Museen kopiert hat. Aber was bringt dieser Mensch fertig, wenn er schnell malt! Er ist ein beseelter Momentphotograph mit einer Farbenempfindlichkeit, wie sie überhaupt selten ist. Als Erfasser schneller Bewegungen erinnert er bisweilen an Liebermann, mit dem er auch die Vorliebe teilt, bewegte Arbeit und Strandleben darzustellen. Es würde interessant sein, gewisse Bilder von ihm und Liebermann nebeneinander zu hängen. Dann würde wohl gesagt werden, daß Liebermann mehr Tiefe hat und Sorolla y Bastida mehr Glanz. Mit diesen Worten aber würde man erst am Anfang des Verständnisses der zwei Maler sein. Was heißt es, daß Liebermann tiefer ist als der Spanier? Heißt es, daß er mehr Zeichner ist und jener mehr Kolorist? Das mag an sich wahr sein, aber auch der Kolorist kann tief sein. Dann sucht er sozusagen die verborgenen Farben aus ihrem Versteck hervorzuholen. Das tut der Spanier nicht. Er nimmt nicht die verborgenen, sondern die offenen Farben und macht sie zu Alleinherrschern. Damit bringt er blendende Wirkungen hervor, starke schöne Kontraste, helle heitere Flächen, aber es fehlt das Unergründliche, das den Dingen selber zu eigen ist, das Halbdunkel der gebrochenen Farben. Bisweilen versucht er auch dieses zu treffen, aber gerade diese Bilder sehen fast wie Kopien aus. Er ist bunter Freilichtmaler von einem sehr lenksamen Talent. Nur bisweilen entsteht aus dieser seiner Eigenart im Zusammenhang mit klassischen Erinnerungen etwas, was bleibenden Zauber trägt und nicht nur Ueberraschung und Farbenglück. Dabei denken wir besonders an das einfache aber wunderbar schöne Bild: Mutter und Kind. Ein großes weißes Bett und in ihm drin ein glücklicher aber matter Frauenkopf, eine Hand mit Ring und ein winziger rosiger Kinderkopf! Das ist ein Bild wie es nicht alle Tage einem Menschen einfällt. Und auch daneben „das Laboratorium" ist gut. Gerade diese beiden Bilder sind auch frei von der Wiederholung des Farbenkontrastes von Blau und Gelb, mit dem sonst der Spanier fast allzugeläufig arbeitet. Nicht alle Bilder sind auf den Akkord blau-gelb gestimmt, es gibt auch rote Akkorde, aber meist ist rot nur wie der Schlag der großen Pauke und die gewöhnliche Melodie ist Ocker-Ultramarin. Aber das sind ja wohl spanische Naturfarben. N.

Allerlei

Schleiermacher, Briefe. Herausgegeben von Martin Rade. (Eugen Diederichs, Jena 1906.)

Wenn je ein Buch alles erfüllt hat, was sein Herausgeber im Vorwort verspricht, so ist es diese Sammlung aus Schleiermachers-Briefen. Der Herausgeber sagt, daß ihm alles „auf angenehme Lesbarkeit ankomme". Man kann das, was den Reiz dieser Auswahl bildet, nicht bescheidener und treffender ausdrücken. Den vielen Menschen, die sich davor scheuen, vier Bände philologisch genau herausgegebener Briefe aus der Bibliothek zu holen und durchzulesen, — ihnen wird in diesem Bändchen, das sich wie eine gute Erzählung liest, ein klares Bild eines schönen Menschenlebens vermittelt. Ganz ohne Pedanterie, ohne ängstliches Alles-Beibehalten und — heutzutage eine seltene Erscheinung — ohne jede Prätension und Eitelkeit des Herausgebers — ist dies Buch ein einfaches Schenken: „Hier liegen Schätze bewahrt. Seht, was ich euch davon zeige! Wer mehr will, kennt nun den Weg."

Und wenn irgend ein Mensch es verdient, in seiner persönlichsten Aeußerung, der brieflichen, noch lange nach dem Erlöschen dieser Wirkung gekannt zu sein, so ist es Schleiermacher, der aus der Freundschaft eine Kunst zu machen wußte. — Man hat eine sehr egoistische Freude darüber, daß vor hundert Jahren der Mangel an Eisenbahnen und an Geld das häufige Reisen verhinderte, das heute so viele schöne Briefe ungeschrieben läßt. Schleiermachers Lebenswerk wäre uns ja auf alle Fälle erhalten, aber den Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit könnten wir nicht in so reichem Maße auf uns wirken lassen. — Aus seinen Briefen strömt das verstehende Miterleben, das helfen will, die Erlebnisse in Erfahrungen umzusetzen, dem dankbaren Leser zu. Und durch alle an ihn gerichteten Briefe geht ein gemeinsamer Zug: diese so verschiedenartigen Menschen verlangen immer wieder seine Mitfreude, seine Teilnahme, seinen Rat, sie wollen ihm nah sein und bleiben. Er gibt wohl mehr als er empfängt und fühlt sich reich durch das Geben, selbst in den ärmsten Zeiten der bittersten Enttäuschungen im eigenen Leben. — Niemand wird diese Zeugnisse kindlicher, brüderlicher, freundschaftlicher, leidenschaftlicher und zärtlich fürsorgender Liebe lesen, ohne mit Andacht zu lernen, daß innere Harmonie nicht eine mühelos erworbene unverdiente Himmelsgabe, sondern eine Aufgabe, der nachzustreben, sie zu verlieren, um sie reiner wieder zu gewinnen, eine Lebenspflicht für jeden Menschen ist. Schleiermacher hat sie gelöst.

Und noch eins: er ist der große Frauenlober. Wie sollten wir ihn nicht lieben? **Elly Knapp.**

Aus Schleiermachers Briefen.

Ich sehe mich wohl um und suche, wo jemand ist, der mich verstehen möchte. Das Suchen und Finden muß gegenseitig sein, aber es muß nur durch die natürliche Anziehungskraft verwandter Gemüter zustande kommen. Je mehr Absichtliches dabei ist, je mehr man fördern will, desto mehr ist man in Gefahr, zu verderben. Jeder Mensch verrät sich von selbst genug für den, der fähig ist, ihn zu verstehen, und der Augen und Ohren offen hat, und so nähert man sich von selbst und im rechten Maße und auf die Art, in welcher allein reine Wahrheit ist und an reine Wahrheit geglaubt werden muß. Alles Absichtliche ist dem Mißverständnis und dem Mißtrauen ausgesetzt. Meine Verzögerung, die aus der Anhänglichkeit an diesen Grundsatz (der mein eigentlicher positiver Charakter ist, und nicht mein negativer oder meine Trägheit) entsteht, hat mich jemals gereut oder wird mich reuen, und versäume ich irgend etwas darüber ganz, so tröste ich mich damit, daß es mir nicht beschieden war. Denn, was ein Mensch nicht ohne Verletzung seiner eigentümlichen Sittlichkeit erlangen kann, das ist ihm nicht beschieden, ebenso wie das, was ihm physisch unmöglich ist.

Es ist etwas gar jämmerliches, wenn man ein Buch nur mit dem Verstande versteht, und ist gewöhnlich entweder an dem Leser oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das größere Verstehen mit der Phantasie gegeben ist, der kann jenes kleinere nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren. Darin sind nun die Frauen stark, bloß weil man ihnen so viel Ruhe läßt. Und wenn es sich irgend verteidigen läßt, daß sie in der eigentlichen Wissenschaft und in der bürgerlichen Welt keine eigne Stelle haben sollen, so ist es nur in dieser Beziehung, daß die bürgerliche Welt die Phantasie unterdrückt, und daß, je weniger sie eigentlich wissen, desto deutlicher hervorstrahlt, *wie* sie alles wissen *könnten*. — —

Das Leben *verachten* ist ein ungeheurer Stolz oder ein widriger Leichtsinn. Gleichgültig dagegen sein darf nur der, der als eine reife Frucht sich selbst fühlt und genießt, oder der, dem das eigentliche Leben schon zerstört ist, und für den der Tod nur noch eine äußere Formalität ist. — Aber, sich mit aller Anhänglichkeit der Natur ruhig davon *losmachen können*, das ist der Triumph des Glaubens und der Religion. — Er bildet sich oft schnell, der letzte strahlende Moment, auch in solchen Seelen, in denen das ewige Licht nicht immer hell geleuchtet hat. —

Wenn ich es mir recht überlege, so dünkt mich, alles Künsteln in der Erziehung hat seinen Grund nirgend anders als in dem bösen Gewissen, daß man den Kindern zeigt und anzuschauen gibt, was man nicht sollte; woher sonst das unruhige Treiben? —

Ich denke, wenn die Kette des ganzen Lebens, die Liebe, nur ist, wie sie sein soll, so kommt bei dem ganz natürlichen Leben und Fortwirken, das *Muster* von selbst heraus.

Soeben erschien bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Bernhard Dernburg
Wirklicher Geheimer Rat

Zielpunkte des Deutschen **Kolonialwesens**

Zwei Vorträge.

Preis 75 Pf.

Kostenlose Verlagsbestellung in Zeitform im Freistaat.

Bestes ist erlassen auch heute noch als Bestellunterlagen angeben werden:

Mittler, E. Siegfried, U. SS. H., Die Zeitungsfrage im Freistaat
bei Nutzer, bei Behörden und bei Ehrenamtern Sonderpreis! Zeitung gültig bis zum
gewöhnlichen Verlagsjahr. 4—6 Bände. Ladenpreis 6.— RM. Sonderpreis 3.— RM.

WALTER SEIFERT
VERLAG + STUTTGART

KLASSISCHES GEDENKBUCH

EIN REICHHALTIGES BILDWERK DES JAHRES MIT EINEM ANHANG ZUM NOTIEREN VON ADRESSEN

Das geringe anspruchsvolle Stückchen will dem Freunde, der Freundin, Verwandten und auch anderen ein wertvolles Gedenken bereiten. Preis RM. 1.— Ausführliche Listenpost 3. 4. Stuttgart, Lindenstraße 3

INNERES WACHSTUM

SIEBEN AUFSÄTZE VON R. O. O.

Geringe Gaben von großer Tragweite sind es, die der Verfasser den Lesern zu bieten hat. Sie sind geeignet, Freude zu stiften. Elegant in rotes Ganzleinen gebunden RM. 3.20.

Ferdinand Carl Verlagsbuchhandlung, Nachfolger, Das Wort die Lehrerin — Lahrerinnen

BRIEFE BUCHE UND BESUCHE BUCHHANDLUNG VORRÄTIG

Zerreiss' die Binde

Der Kampf gegen Tuberkulose und Krebs. Ein Aufruf an alle Deutschen. Von Dr. Hans Much. Preis 1.— RM.

Hamburger Kanarien-Edel-Roller!
Ia. Hohlroller, Ia. Klingelroller
Ia. Zimmerroller Ia. Harz.

Zigarren
RM. 100.— portofrei
Muster 10 Stück RM. 1.— portofrei
Mein Stolz RM. 6.—
Mein Wunsch RM. 8.—
Mein Ideal RM. 10.—
Mein Ehrgeiz RM. 12.—
Mein Traum RM. 15.—
Mein Ehrgeiz RM. 20.—
Mein Ideal RM. 25.—
Mein Wunsch RM. 30.—
Mein Stolz RM. 40.—
Mein Traum RM. 50.—
Versand durch Nachnahme.
Deutsche Zeitschriften.
Josef Lax, Bremen
Zigarren-Fabrik

Alles Bücherfreunden.
Antiquarische Bücher
Bücherkatalog kostenlos
Buchhandlung Hermann Hillger
Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Kleinen lustigen Fernsehen sind die Augen! Sie werden durch Einträufeln von 2 Tropfen Euphrasia (Augentrost) in kurzer Zeit gestärkt. Flasche RM. 1.—

Ausführliche Broschüre über Augenleiden und ihre Behandlung kostenlos durch Dr. Peschel, Augenarzt, Leipzig, Nikolaistraße 27.

Mayr Neuenes Leben. Glückstadt.

Haskell-Tafeln
Rechenschieber
Rechenstäbe
Rechenmaschinen
C. F. Schmidt Nachfolger
Heilbronn a. N.

Pianos
Harmoniums
Berlin C, Spandauerstr. 80.

Prof. Schulz
Berlin
Hypnose und Suggestion
Selbstbehandlung
Broschüre gratis
Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 116

Für Bücherfreunde
Antiquarische Bücher
Bücherkatalog kostenlos
Buchhandlung Hermann Hillger
Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Monatsschrift für Kirchenpolitik, Religion und Kirche

Kirchenpolitische Rundschau 1907

Herausgegeben von Hermann Hillger.

Eine originell neugeartete Zeitschrift

Bücher und ausführliche Biographien über die Reformatoren.

Die Kirchenpolitik 1907

Geschäftsordnung für den Reichstag. Die Reichstagsmitglieder nach Fraktionen, Vorstand und Referate des Reichstags. Amtl. farbige Pläne usw.

Laufende Nr. 25 Pfg. in Briefmarken für Probenummer. Verlag Hermann Hillger, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

Privatbeamte!

Klagt Euch Euer Leid und Not in Eurem Familien-Blatt

Deutscher Privat-Beamten-Verein

Berlin C. 19, Wilhelmstr. 48 und Nebenstraßen.

Nach Beendigung der Reichstagswahlen sind wieder Vertreter des Deutschen Privat-Beamten-Vereins in allen Wahlkreisen tätig, um Mitglieder zu werben. Wir bitten unsere Mitglieder, sich bei Anfragen an unsere Vertreter zu wenden. Wir bitten unsere Mitglieder, sich bei Anfragen an unsere Vertreter zu wenden.

Frühjahrskuren Weinbeck-Sanatorium

Wasser-, Luft-, Lichtbad, Diät, Massage, Gymnastik

Lahnstraße-Terminhof, Arzt: Sanitätsrat Dr. Weinbeck. Prospekte. Prospekt. Prospekt. Prospekt

XIII. Jahrgang | Nummer 10

Die Hilfe

Herausgeber: F. M. Kaufmann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 10. März 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen von Herausgeber. — Die Verfassung preußischer Kronfideikommisse. — Die Kirche. — Bildhauer. — Kommunale Verwaltungsreform. — Die Arbeiterversicherung und Sozialdemokratie. — Die Kapitalbildung. — Die Ausgaben für Kolonialzwecke. — Die Kosten der Kolonialkriege. — Die Gerichtsvollzieher. — Die Entwaffnung. — Sozialer Fortschritt. — Die Kolonialgesellschaften. — Die Kolonialgesellschaften und ihre Kritiker von Hans Delbrück. — Die alte Wunderkur. — Literarische Rundschau. — Kleine Chronik. — Bücher.

Politische Notizen

Die Nervenkrisis. Heut Zeitungen hat der nationalliberale Abgeordnete Dr. Junck-Marburg, Mitglied der Budgetkommission, erklärt, Dr. Junck-Marburg sei eine Partei der Nervenkrisis. Diese Nervenkrisis, die Persönlichkeit liegen in der Luft. Nach der Reichstagsauflösung, wo die Nationalliberalen die Hauptstützen der Regierung waren, wo sie sich mit Bülow und Dernburg, mit Posadowsky und Tirpitz identifizierten, wo sie die Zentrumsführer, die Erzberger, Spahn, Trimborn, Roeren, Gröber, Speck, Schofer, Lehr, Hitze, Fehrenbach, Bachem, Pieper, Giesberts, Hoffmann, Bruh

nötig unbeliebt zu machen, den radikalsten polnischen Fanatikern die größte Freude bereitet.

Die Einkehr. Aus der Reihe der sozialdemokratischen Preßstimmen, die sich mit der Wahlniederlage beschäftigen, seien die folgenden Sätze von Dr. Quessel („Neue Gesellschaft") wiedergegeben:

„Vor Jahresfrist hat in dieser Zeitschrift Dr. August Müller-Magdeburg den statistischen Nachweis geführt, daß von dem Zeitpunkte an, da die Sozialdemokratie in dem Dresdener „Jungbrunnen" untertauchte, sie sich bei fast allen Nachwahlen auf dem Rückmarsche befand. Der 25. Januar und 5. Februar hat auf breitester Basis das Exempel der Nachwahl bestätigt. Vor Dresden war der Wähler fast geblendet von dem Glanz historischen und ökonomischen Wissens, den der Streit über die materialistische Geschichtsauffassung, über die Mehrwerte-, Konzentrations-, Akkumulations-, Ausbeutungs-, Klassenkampf- und Katastrophentheorie um die Sozialdemokratie verbreitete. Da stand eine Partei vor ihm, die die höchsten Probleme der Menschheit mit heiligem Eifer und in geistiger Freiheit diskutierte. Die hilflose Unfähigkeit unserer Pseudo-Radikalen, den Gegner in sachlicher Diskussion zu widerlegen, ließ dann die Dresdener Resolution entstehen, die den Irrglauben zu Boden schmettern sollte. Nun begann das Kesseltreiben gegen alle diejenigen, die von dem historischen Beruf eines Mehring und Jaeckh zur geistigen Führerschaft der deutschen Arbeiterklasse sich partout nicht überzeugen konnten. Es kam der Boykott mißliebiger Zeitschriften, der Vorwärtskonflikt, der jedem zeigte, daß sozialdemokratische Redakteure in Parteifragen nicht das Maß der Meinungsfreiheit haben, dessen sie für ihren Lehrberuf bedürfen. So erzeugte man in der Nation die Stimmung, alle Verleumdungen des Reichsverbandes als lautere Wahrheit hinzunehmen. Wenn alles dies in der Sozialdemokratie möglich war, warum nicht auch mehr? Was für ein moralisches Recht hat eine Partei, für freie Wissenschaft und Forschung einzutreten, wenn sie diese in ihren eigenen Reihen nicht duldet? Das waren die Fragen, die die Flugschriften und Reden unserer Gegner bei den uns ferner stehenden Wählern erweckten. Und das Mißtrauen gegen die Sozialdemokratie als Kulturpartei wuchs und griff um sich."

Das ist ganz unsere Beurteilung. Nur hat die Abstoßung der Gebildeten seitens der Sozialdemokratie ihre inneren Gründe. Die Sozialdemokratie hat in Dresden gezeigt, daß sie keine allgemeine Volkspartei mit großen politischen und kulturellen Zielen sein kann, sondern daß sie sich über den Charakter einer Arbeiter-Interessenpartei nicht zu erheben vermag. Eine reine Arbeiterpartei kann sehr wohl mit besserem Benehmen und mit vernünftiger Politik auftreten. Hoffen wir, daß dies die Entwicklung der nächsten Jahre sein wird. Aber der Nimbus einer großen Menschheitsbewegung, die allen Mühseligen und Beladenen Freude und Kultur bringt, ist endgültig dahin. Auch der beste Ton im täglichen politischen Leben gibt dem sozialdemokratischen Schmetterling den alten Glanz seiner bunten Flügel nicht wieder.

Mühlhausen. In der Nachwahl, die durch Eickhoffs Doppelmandat notwendig wurde, hat leider der Konservative im ersten Wahlgang gesiegt. Die unangenehmen Begleitumstände hatten die Stellung des freisinnigen Kandidaten erschwert: wenn er von 6117 nur auf 5984 zurückgegangen ist, so liegt das zweifellos daran, daß die 500 Stimmen weniger, die gegen den 25. Januar auf den Sozialdemokraten fielen, großenteils zum Freisinn kamen. Denn dieser mußte diesmal auf die Zentrumsunterstützung verzichten, die er gegenüber dem kulturkämpfenden Herrn v Zedlitz-Neukirch gefunden hatte. Das Zentrum ging bei einer allgemein stärkeren Wahlbeteiligung zum Konservativen über und hob dessen Stimmen von 10541 auf 11952. Die Sozialdemokraten sind von 6016 auf 5559 zurückgegangen. Das ist etwas viel für die kurze Zeit, wenn es sich auch konsequent zu den letztjährigen Nachwahlerfahrungen fügt. Die Niederlage der Sozialdemokratie hat in ihren eigenen Wählerkreisen am ernüchterndsten gewirkt.

Reichstagseindrücke

Es ist selbstverständlich, daß der neue Abgeordnete gefragt wird: Wie gefällt es Ihnen im Reichstag? Diese einfache Frage klingt aber sehr verschieden, je nachdem sie von einem alten, wettergebräunten Parlamentarier oder von einem jungen, eifrigen Parteifreunde gestellt wird. Der erstere verlangt mit gewisser heimlicher Schadenfreude ein Bekenntnis des Katzenjammers, durch den fast jeder neue Abgeordnete hindurch muß, der andere aber will ein politisches Urteil über die Aussichten unserer politischen Richtung im Reichstag. Ich will versuchen, beiden zu antworten, so gut oder so schlecht das am Ende der ersten Rede-Woche des Reichstages möglich ist.

Zuerst also sehe ich ein gutes aber ironisches Gesicht vor mir: war es der Mühe wert, einen anstrengenden Wahlkampf zu machen, um hierher zu gelangen? Es gibt Stunden, wo alle meine Bekannten unter den neuen Abgeordneten diese Frage mit Nein beantworten, denn wir alle empfinden die Zeitvergeudung, die im parlamentarischen System liegt, als ungewohnten Druck. Später soll man, wie ich höre, milder darüber denken und auch wohl besser lernen, mitten im Ameisenhaufen zu arbeiten. Zu Hause drängt die Arbeit, und hier sitzt man und hört lange Reden, die viel besser als Broschüren gedruckt und verteilt würden. Schleiermacher hat, soviel ich mich erinnere, einmal geäußert, es gäbe auf deutschen Universitäten Professoren, die so täten, als sei die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden. Er dachte dabei an gelehrte Herren, die ihre Bücher diktieren, statt sie drucken zu lassen. Aehnlich wirkt ein Teil der Reichstagsredner. Es sind keine Reden, sondern vorgetragene Abhandlungen. Ueberhaupt wirkt vieles ein wenig altfränkisch. Der Saal ist selbst bei aller seiner Pracht nicht modern für seinen Zweck erdacht, die Akustik mäßig, die Ventilation nicht auf der Höhe, die Sitzplätze klein. Die Elektrizität ist sozusagen für den Parlamentsbetrieb noch nicht erfunden. Man denke sich den mündlichen Namensaufruf von 397 Personen bei den Abstimmungen der Präsidentenwahl! Aber über dem Präsidialsitze gibt es noch drei leere Flächen für schöne Gemälde. Dort sollte eine Einrichtung für sichtbare Mitteilungen sein, die vom Stimmengewirr unabhängig sind. Jetzt ruft der Präsident oder der Schriftführer etwas in das Chaos hinein. Doch über das alles wird man ja hinwegkommen. Die Redeflut der Etatsdebatte wird verlaufen und sachliche Verhandlungen werden an ihre Stelle treten. Was den Neuling am meisten plagt, ist die Uferlosigkeit dieser Eröffnungsreden, die keinen gesetzgeberischen Zweck haben. Und dazu kommt die Uferlosigkeit der Initiativanträge. Alle Parteien stellen massenhafte Anträge, von denen sie genau wissen, daß sie gar nicht zur Verhandlung kommen können. Auch wir haben uns natürlich daran beteiligen müssen, denn im Wahlkampf treibt ein Gegner den anderen damit in die Höhe, daß er aufzählt, was alles seine Partei beantragt hat. Keine einzelne Partei kann sich ohne Schaden von diesem Antragswettrennen zurückhalten, besonders nicht eine kleine Partei, aber es würde gut sein, wenn es auch hier einen Abrüstungsantrag geben könnte, der von den parlamentarischen Großmächten ausgehen müßte. Es leidet unter der jetzigen Art der Antragsfabrikation der Ernst des parlamentarischen Handelns. Teilweise werden mit größter Leichtigkeit die schwerwiegendsten Dinge unterschrieben.

Die Initiativanträge sind eine Art Wechsel auf die Zukunft. Die Gegenwart ist aber voll von dem, was man die erste Lesung des Haushaltplanes des Deutschen Reiches nennt. Dieser Haushaltplan selbst befindet sich in Gestalt von 3 oder 4 dicken Bänden in den Händen der Abgeordneten. Aber wer auch nur eine Spur eigener Geschäftstätigkeit neben seiner Reichstagsarbeit hat, oder wer das Bedürfnis hat, etwas anderes zu lesen, als nur Zahlen, kann bei der ersten Lesung beim besten Willen diesen Haushaltplan nicht durchstudiert haben. Es kommt auch den meisten offenbar nicht sehr darauf an, denn nur wenige Redner beschäftigen sich mit den Einnahmen und Ausgaben der Reichsverwaltung, und auch diese sind stets gern bereit, auf die allgemeine politische Lage und deren unterhaltsame Besprechung hinüberzugleiten. Das ist an sich keine Untugend, denn irgendwo muß im Verlauf des parlamentarischen Jahres eine Stelle sein, bei der alle diejenigen Gefühle und Gedanken ausgesprochen werden, die sich bei der Beratung eines bestimmten Einzelgegenstandes nicht anbringen lassen. Immerhin ist es gefährlich, direkt nach den Reichstagswahlen diese Generaldebatte zu eröffnen, denn noch sind die Gemüter und Köpfe der Abgeordneten viel zu voll von den

Erlebnissen ihrer verschiedenen Wahlkämpfe. Die Generaldebatte gestaltet sich infolgedessen zu einer Art Abrechnung über die gegenseitigen Bosheiten des vergangenen Wahlkampfes. Soweit sie dieses ist, macht sie den Eindruck der Zwecklosigkeit und vermehrt jenes Gefühl der Niedergeschlagenheit, von dem ich vorhin geredet habe.

Damit ist in Kürze die Antwort für den ersten Fragesteller gegeben, und die Antwort für den zweiten Fragesteller kann sich sofort daran anschließen. Der zweite Frager wollte nicht von uns wissen, welche persönlichen Eindrücke wir vom neuen Reichstag haben, sondern welche Aussichten eine Politik des entschiedenen und geeinigten Liberalismus in ihm haben wird. Auch in dieser Hinsicht ist es nicht ganz leicht, mit einem einzigen Wort die Antwort zu geben. Wenn man die Rede des Reichskanzlers hört, so sind die Aussichten des Liberalismus sehr gut. Der Reichskanzler bemüht sich, die Liberalen aller Schattierungen, auch uns, die wir an der linken Ecke sitzen, mit einem gewissen huldvollen Lächeln zu bestrahlen. Er wünscht offenbar, daß alle protestantischen Nichtsozialdemokraten sich vertrauensvoll um ihn sammeln. So wenigstens verstehen wir unsererseits das, was man in der Debatte mit dem Wort „das Programm des Reichskanzlers" zu bezeichnen pflegte. Ein eigentliches Programm ist es nicht, und kann es kaum sein. Fürst Bülow hat eine ganze Reihe von Gebieten genannt, auf denen er bereit sein wird, über Reformen mit sich reden zu lassen, ja, auf denen er vielleicht selbst die Absicht hat, mit Reformvorschlägen vor den Reichstag hinzutreten. So lange er nur die Gebiete bezeichnet, auf denen er für Reformen zugänglich ist, ist dieses noch kein Programm. Wenn er beispielsweise Reformen zugunsten des Mittelstandes ankündigt, die mit Hilfe der Liberalen und Konservativen gemeinsam durchgeführt werden sollen, so klingt das sehr schön und besagt fachmännisch noch gar nichts. Aehnlich ist es mit der Ankündigung einer Börsenreform, die dem deutschen Handel nützen und doch von den Konservativen mit beschlossen werden soll. Einige harte Kritiker nennen deshalb das ganze Programm des Fürsten Bülow einen Seifenschaum. Wir unsererseits möchten nicht so weit gehen, sondern halten dafür, daß nicht die unsicheren Versprechungen von allerlei Reformen das wesentliche in Bülows Rede sind, sondern die Kundgebungen des Willens einer protestantischen Politik.

Wir brauchen mit Absicht das von Bülow angewendete Wort, protestantische Politik, weil nur auf diese Weise dasjenige klar heraustritt, was gefühlsmäßig im Hintergrund der Reichstagswahl und des jetzigen Auftretens des Reichskanzlers liegt. Er hat gefunden, daß die politische Vertretung des Katholizismus der Staatsleitung die größten Schwierigkeiten bereitet und will nun versuchen, das katholische Drittteil aus der politischen Mitwirkung hinauszuschieben und mit den übrigen zwei Dritteilen eine Politik zu machen, ganz als ob jenes eine Dritteil nicht vorhanden wäre. Er selbst kann aber diesen Gedankengang nicht mit Deutlichkeit aussprechen, weil er als Vertreter der deutschen Reichsverfassung sich nicht offiziell auf die Seite einer Konfession, und sei es auch der größeren Konfession, stellen kann. Außerdem würde eine solche Stellungnahme ein unzweifelhaftes Unrecht gegenüber denjenigen Katholiken sein, die sich nicht in der Gefolgschaft der Zentrumspartei befinden. Fürst Bülow will anknüpfen an die Gedankenreihe, die vor allem von dem Geschichtsschreiber Treitschke ausgeführt worden ist, aber er möchte dieses unter dem Zwang seiner amtlichen Stellung in einer gewissen Heimlichkeit tun. Diese Absicht des Reichskanzlers wird von den verschiedenen Parteien im Grunde sehr wohl verstanden, aber keine einzige der protestantischen Parteien geht bis jetzt offen und rückhaltlos auf diese Vorschläge ein. Am Ende des 4. Tages der allgemeinen Aussprache konnte der Abgeordnete Gröber feststellen, daß das Zentrum bisher nur vom Reichskanzler angegriffen worden sei. Und auch die weiteren Tage haben bis jetzt nicht viel daran geändert. Die Parteien zanken sich mit dem Zentrum über Wahlflugblätter und andere Kleinigkeiten, behandeln aber das Zentrum selbst nach wie vor als eine befreundete Masse, mit der sich vollständig zu überwerfen wenig ratsam erscheint. Man kann also sagen, daß der Reichskanzler gerade in dem, was der eigentliche Kern seines Willens ist, bisher nur ein sehr geringes Echo im hohen Hause gefunden hat. Daraus scheint zu folgen, daß der ganze Versuch, dem katholischen Zentrum ein protestantisches Antizentrum gegenüber zu stellen, keine sehr greifbare Gestalt erhalten wird.

Wenn eine wirkliche Antizentrumspolitik gemacht werden sollte, so würde es nötig sein, mit einer neuen Einteilung der Reichstagswahlkreise zu beginnen und das System der Stichwahlen zu beseitigen, denn in Wirklichkeit beruht die Größe der Zentrumsmacht auf der ungleichmäßigen Verteilung der Wahlkreise und auf gelegentlicher Abhängigkeit aller anderen Parteien von der Stichwahl-Hilfe des Zentrums. Aber gerade diese stärkende Reform im Kampfe gegen das Zentrum kann von der Bülowschen Majorität nicht durchgeführt werden, da sich die konservative Seite wehren wird, einer gerechteren Einteilung der Wahlkreise zuzustimmen. Aus Rücksicht auf die Konservativen müssen überhaupt fast alle starken Waffen im Schranke eingeschlossen bleiben, mit denen man sonst den Kampf gegenüber dem Zentrum würde führen können. Es bewahrheitet sich dasjenige, was ich meinesteils in „Demokratie und Kaisertum" ausgeführt habe, daß eine Ueberwindung der Zentrumsherrschaft nur von links erfolgen kann. Der Versuch der Ueberwindung mit Hilfe der Konservativen ist politisch interessant, verspricht aber keinen wirklichen Erfolg.

Infolgedessen liegen die Hoffnungen des Liberalismus weniger darin, daß durch die Gemeinschaftlichkeit der Bülowschen Majorität starke liberale Gesetze erreicht werden. Das wird voraussichtlich nicht geschehen können, aber das Problem selbst, welches wir bisher schon immer als die Bildung der neuen Linken bezeichnet haben, wird von jetzt an der Bevölkerung um vieles deutlicher werden, denn soviel ist sicher, daß der Gegensatz, der sich zwischen dem Reichskanzler und der Zentrumspartei aufgetan hat, nicht binnen kurzer Zeit sich schließen wird. Die Frage, wie es möglich ist, daß Deutschland ohne das Zentrum regiert wird, steht im Vordergrunde. Das ist für unsere Auffassung ein sehr großer Gewinn. Jetzt gilt es, daß die Liberalen diese Frage der Bevölkerung zum Bewußtsein bringen und den Wählern zeigen, daß man das Zentrum nur dann wirklich überwinden kann, wenn man gleichzeitig den Kampf *gegen die Konservativen* führt.

So lange die Sozialdemokratie sich auf den Standpunkt stellt, mit dem Zentrum gegenüber der Reichsregierung gemeinsame Sache zu machen, ist der Liberalismus genötigt, ohne Rücksicht auf die Sozialdemokratie mit seinen eigenen Kräften zu arbeiten. Es war sehr auffällig, wie lebhaft die Sozialdemokratie in diesen Tagen sich für das Zentrum interessiert hat. Wer einen handgreiflichen Beweis haben will, nehme den Leitartikel des „Vorwärts" vom 1. März, der geradezu enthusiastisch von der Rede des Zentrumsabgeordneten Gröber spricht. Ob die Sozialdemokratie ihre eigenen Interessen damit fördert, daß sie sich so stark mit dem Zentrum verbrüdert, kann und muß ihr überlassen bleiben. Wir unsererseits sind nicht geneigt, uns an diesem Verfahren zu beteiligen und freuen uns, daß alle liberalen Parteien in dieser politischen Grundstimmung einig sind. Insbesondere die Reden, die von seiten der drei vereinigten linksliberalen Parteien gehalten wurden, waren durchaus kampfesfreudig und unter sich harmonisch. Wiemer, Schrader, Payer und Gothein haben das zu einem guten Ausdruck gebracht, was heute den Linksliberalismus beseelt, und insbesondere hat die Rede Payers im ganzen Liberalismus eine große und ernsthafte Freudigkeit geweckt. Wir empfehlen unseren Lesern, diese Rede in den Reichstagsberichten der Tageszeitungen nachzulesen, da ja unser Blatt leider nicht in der Lage ist, auf die Einzelheiten einer so ausgedehnten Debatte einzugehen. **Naumann.**

Arbeiterinnenkonferenz und Sozialdemokratie.

Am 1. und 2. März hat in Berlin in der Königlichen Bau-Akademie die erste deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen unter sehr starker Beteiligung stattgefunden. Die erste Bewegung zu dieser Konferenz ist

von der fortschrittlichen Frauenbewegung ausgegangen. Sie sucht alle Richtungen von äußerst links bis äußerst rechts, die für die Arbeiterinnenfrage Interesse haben, zu einer gemeinsamen Beratung zusammenzubringen. Der Gedanke war ähnlich dem, der der Gründung der Gesellschaft für Sozialreform zugrunde lag. Man wollte mehr das Einigende betonen, als das Trennende, weniger diskutieren, als feststellen, über welche Punkte der Arbeiterinnenfrage bereits eine communis opinio unter allen sozialpolitisch tätigen Leuten erzielt sei. Nicht das Wünschenswerte galt es in den Vordergrund zu schieben, sondern das zunächst Mögliche. Gelang es, auf die gesetzgebenden Faktoren einen Druck dahin auszuüben, daß sie die spruchreife Arbeiterinnenfrage nun auch gesetzlich erledigen, so war alles erreicht, was man im Auge hatte. Trotz dieser weisen Selbstbeschränkung der Urheberinnen des Planes bekamen sie von den Hauptinteressenten der Arbeiterinnenbewegung Körbe. Die christlichen Gewerkschaften lehnten aus ziemlich fadenscheinigen, formalistischen Bedenken, die Sozialdemokraten aus „Prinzip" die Beteiligung ab, d. h., die verschiedenen sozialdemokratischen Instanzen, die mit der Angelegenheit betraut wurden, stellten sich verschieden. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion lehnte zwar eine offizielle Beteiligung ab, gab aber ihren einzelnen Mitgliedern die Beteiligung frei, wovon dann auch ziemlich reichlich Gebrauch gemacht wurde. Eine ganze Anzahl von sozialdemokratischen Abgeordneten griffen in die Verhandlungen ein, und zwar nicht bloß Revisionisten, wie David, sondern auch Radikale, wie Noske. Ueberhaupt war die Sozialdemokratie gut vertreten, außer durch Intelligenzen wie Lily Braun und Wally Zepler, auch durch eine Anzahl redegewandter organisierter Arbeiterinnen. Kein Punkt der Tagesordnung, bei dem nicht die sozialdemokratische Weltanschauung zu Wort gekommen wäre, und das trotz des blindwütigen Kampfes des „Vorwärts" und der „offiziellen" sozialdemokratischen Frauenbewegung gegen die Beteiligung. Vergebens warnt Frau Zetkins getreueste Anhängerin, Ottilie Baader, als „Vertrauensperson der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands" vor der Konferenz. Vergebens nennt die Redaktion des „Vorwärts" in offener Auflehnung gegen den Fraktionsbeschluß die Konferenz eine „gewerkschaftsfeindliche" Veranstaltung, was notabene das Gegenteil der Wahrheit ist. Vergebens ließ sich der „Vorwärts" von irgend einer anonymen „Seite" den phänomenalen Satz schreiben: „Diskutieren kann man nur mit denjenigen, die auf gemeinsamem, grundsätzlichem Boden stehen." Die Sozialdemokraten waren vernünftiger als ihr Zentralorgan, die Sozialdemokratinnen praktischer als ihre amtliche Vertretung. Sie gingen auf die Konferenz und haben damit ihrer Partei nicht geschadet, und der Arbeiterinnensache sicher einen Dienst erwiesen.

Man versteht eigentlich nicht die Todesangst, die die orthodoxe Sozialdemokratie immer ergreift, wenn eine Einladung zu einer „bürgerlichen" sozialpolitischen Veranstaltung ergeht. Haben die Sozialdemokraten wirklich das Vertrauen zu der Unwiderlegbarkeit ihrer Gründe, und zu der Unbesiegbarkeit ihrer Partei, wovon sie immer reden, so muß ihnen doch jede Gelegenheit angenehm sein, wo sie vor einem größeren, urteilsfähigen Publikum für ihre Sache streiten können. Eine Zuhörerschaft, wie die in der Bau-Akademie, könnte sich die Sozialdemokratie aus eigener Kraft niemals verschaffen. Da saßen evangelische Diakonissen und katholische Schwestern, Mitglieder der katholischen Arbeiterinnenvereine und des evangelischen Frauenbundes, christliche Heimarbeiterinnen und „Hirsch-Dunckersche" Textilarbeiterinnen, kurz, eine Menge Frauen, die vielleicht noch nie einen Sozialdemokraten gehört, noch nie ein sozialdemokratisches Blatt zu Gesicht bekommen haben. Will die sozialdemokratische Arbeiterinnenbewegung, die wahrhaftig noch keine imponierende Größe ist, auf sie alle dauernd verzichten? Kennt sie keinen höheren Ehrgeiz, als den des prêcher à des convertis? Gewiß, lange Programmreden sind auf solchen Tagungen ausgeschlossen. Aber auch in 10 Minuten läßt sich allerdings Nachdenkliches vorbringen, zumal wenn dieselbe Richtung eine ganze Reihe von Rednerinnen stellen kann. Frau Zepler brachte es sogar in den 5 Minuten fertig, auf die zuletzt die Redezeit beschränkt werden mußte, das ganze Problem des Sozialismus zur Diskussion zu stellen. Sie wies auf die Konsequenzen hin, die die Forderung der Mutterschaftsversicherung in sich schließe. Allgemeine Uebereinstimmung herrsche darüber, daß die Allgemeinheit für die Arbeiterinnen in der Zeit und nach der Entbindung zu sorgen habe. Was aber dann? Wenn die Säuglinge 2 Monate alt sind und die Arbeiterin wieder in die Fabrik müsse, solle man dann Mutter und Kind schutzlos sich selbst überlassen. In der Tat, es ist schwer, zum 1. Schritt zu raten und dann zu sagen: Nun aber halt! Die ganze Fülle der Schwierigkeiten, die die Frage der Fabrikarbeit der verheirateten Frauen in sich birgt, wuchs riesengroß vor der Versammlung auf, deren meiste Teilnehmer recht wenig in die Tiefe dieser Probleme hinabgestiegen sind. Eine bürgerliche Frau wird dadurch zum Sozialismus bekehrt worden sein, aber so manche wird dazu gebracht worden sein, sich einmal gründlicher mit der prinzipiellen Seite der ganzen Materie zu beschäftigen. Nebenbei bemerkt, kann sich die Sozialdemokratie nur dazu gratulieren, daß infolge der Boykottierung der Konferenz durch die offizielle willige Sozialdemokratie nicht Frau Zetkin und Frau Zietz als Sachwalterinnen der Sozialdemokratie erschienen, sondern Frau Zepler und Frau Braun, denn sonst wäre wohl den bürgerlichen Teilnehmerinnen die Neigung zur weiteren Beschäftigung mit dem Sozialismus vergangen.

Natürlich mindert die günstige Nebenwirkung des Beschlusses auf Beachtung der Konferenz nichts an seiner prinzipiellen Verwerflichkeit. Im „Vorwärts" freilich ist zur Rechtfertigung jenes Beschlusses gesagt:

> Für die Arbeiterinnen handelt es sich nicht darum, daß wohlmeinende Leute einige Forderungen stellen, sondern vor allem darum, Mittel und Wege zu finden, um diese Forderungen zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Aber gerade dieser Satz des „Vorwärts" liefert das schlagendste Argument zur Widerlegung seiner eigenen Isolierungstaktik. Natürlich handelt es sich darum, „Mittel und Wege zu finden, die Forderungen der Arbeiterinnen zur Wirklichkeit werden zu lassen". Wie können aber die Forderungen der Arbeiterinnen jemals verwirklicht werden, wenn sie nur von den 43 sozialdemokratischen Abgeordneten getragen werden? Aus dem Neuntel des Reichstages muß die Hälfte werden. Mit anderen Worten: entweder geschieht nichts für die Arbeiterinnen, oder die Sozialdemokratie verständigt sich mit einer Anzahl bürgerlicher Parteien zur Durchführung der jetzt spruchreifen Fragen aus dem Gebiet des Arbeiterinnenschutzes. Eine solche Verständigung ist sachlich durchaus möglich. Das gerade ist das erfreuliche Ergebnis der Konferenz. Die größten wirtschaftlichen, politischen und religiösen Gegensätze waren vertreten. Die einen gingen von der Ansicht aus, die verheiratete Frau gehöre ins Haus. Ihre außerhäusliche Arbeit sei ein Uebel. Aber sie gestanden zu, daß es sich um ein notwendiges Uebel handle. Die anderen forderten grundsätzlich auch für die verheiratete Frau im Interesse ihrer Gleichstellung mit dem Manne Berufsarbeit. Aber sie räumten ein, daß die heutige Fabrikarbeit in ihrer Länge und vielfach auch in ihrer Art eine direkte Schädigung der Frau als Mutter bedeute. Beide Richtungen, die des „notwendigen Uebels" und die des „übel eingerichteten Guten", waren sich jedenfalls völlig einig in den Gegenwartsforderungen, wie das Uebel zu verringern, oder das Gute besser auszugestalten sei. Ob es sich um den 10stündigen Arbeitstag, oder um die Wahlen zum Gewerbegericht, oder um die Mutterschaftsversicherung handelte, stets ging die Linke mit dem Zentrum und mit der Rechten, die freilich mit der parlamentarischen Rechten nicht identisch war — zusammen. Die Weltanschauungen trennten, die Praxis einigte. Und auch die Sozialdemokraten erklärten gerne, daß sie mehr wünschten, aber doch einen gewaltigen Fortschritt in der Verwirklichung der Beschlüsse der Konferenz erblicken würden.

Ob sie in absehbarer Zeit gesetzgeberische Wirklichkeit gewinnen werden? Wenn es auf den konservativ-liberalen Block ankäme, vermutlich nicht. Aber glücklicherweise gibt es für sozialpolitische Dinge noch eine andere Mehrheit: Freisinn, Zentrum und Sozialdemokratie.

H. von Gerlach.

Der Liberale Landesverband in Württemberg

Die schwäbische Demokratie hat als erste Parteiinstanz die Parole der liberalen Einigung ausgegeben, durch ihre Heilbronner Resolution von 1902. Aber in ihrer Heimat ist ihr bis jetzt das nicht gelungen, woran sie in den Nachbarländern Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen so hervorragenden Anteil hat: die Bildung des bürgerlich-liberalen Blocks. Um das verstehen zu können, daß Württemberg aus einer süddeutschen Gesamtbewegung ausgeschlossen blieb, muß man die besonderen parteipolitischen Verhältnisse dieses Landes betrachten.

Entscheidend scheint mir, daß, im Unterschied zum übrigen Süden, durch die konfessionelle Zusammensetzung in Württemberg die Tatsache oder Gefahr einer Zentrumsmehrheit ausgeschlossen ist. Der große schwarze Körper hat in den übrigen südlichen Bundesstaaten was liberal und demokratisch empfindet aus Not zusammengepreßt. In Württemberg bleibt links vom Zentrum genügende Ellbogenfreiheit. Das Zuwenig an Zentrum ist der erste Grund, warum man nicht wie sonst zur Einigung drängte; es fehlte die Formel, mit der man die historischen Parteirivalitäten zwischen Volkspartei und Deutscher Partei überwinden konnte.

Inzwischen kam die agrarische Bewegung, die, von einer rührigen und geschickten Demagogie entfacht und geleitet, in Württemberg besonders starke Erfolge erzielte. Da sie hier weniger als sonstwo einen greifbaren wirtschaftlichen Hintergrund besitzt, wird sie nach meiner Ansicht sich nicht halten können; aber zunächst riß sie große ländliche Bestände aus den bürgerlich-liberalen Parteien heraus. Dies hatte namentlich die Deutsche Partei zu spüren; sie fühlte sich allenthalben von dem Bunde der Landwirte bedroht, und man wußte dort seine Macht zu gebrauchen. Der Bund schonte und „konservierte" jetzt die Deutsche Partei und machte sie konservativ, soweit ländliche Kreise in Betracht kamen. Er ließ den Nationalliberalen eine Reihe von Mandaten und verstand es, sie sich dadurch zu verpflichten.

Diese Dinge spielten vor und während der Landtagswahlen im vorigen Spätjahr. Eine liberale Einigung, wie sie die Volkspartei vorgeschlagen hatte, kam nicht zustande; die Deutsche Partei, unter der intellektuellen Führung des famosen „Schwäbischen Merkurs", machte die Politik der Konservativen, des Bundes der Landwirte und schließlich des Zentrums. Der Erfolg war der Streik der eigenen Parteileute. In den Städten, wo sie am festesten saß, erlebte die Deutsche Partei geradezu eine Fahnenflucht nach links, und was doch unter der alten Fahne zusammenblieb, ließ es an Protesten gegen die Stuttgarter Leitung nicht fehlen. Dann kam die Reichstagswahl: sie fand in drei Kreisen die offiziellen Nationalliberalen auf seiten des demokratischen Kandidaten, sonst gegen ihn. Daß die Wählerschaft allerdings auch hier besonnener und liberaler war als die berufenen Führer, zeigt Heilbronn, wo sicher vier Fünftel oder mehr entgegen der Stuttgarter Parole Naumann ihre Stimme gaben.

Solche politischen Verhältnisse bilden die Voraussetzungen zu dem außerordentlichen Erfolg des Liberalen Landesverbandes. Es bestanden seit geraumer Zeit vier unabhängige Vereinigungen im Lande: zwei jungliberale in Heilbronn und Nürtingen, die sich aber den offiziellen Jungliberalen nicht angeschlossen hatten, ein liberaler Diskussionsverein in Tübingen und der nationalsoziale Verein in Stuttgart. Nach dem unbefriedigenden Verlauf der jungliberalen Tagung in Göppingen traten diese vier Gruppen Mitte November in Stuttgart zu näherer Fühlung zusammen, und das Ergebnis war die Gründung eines Landesverbandes, der alle unabhängigen liberalen Vereine umfassen sollte.

Das vornehmste Ziel dieses Verbandes ist die liberale Einigung, aber nicht die Einigung um jeden Preis, sondern zugleich die Reinigung des liberalen Gedankenbestandes. Er stellt keine neue württembergische Partei dar, sondern er bietet Mitgliedern der beiden alten Parteigruppen den Boden der Auseinandersetzung und Verständigung und zugleich zieht er die große Zahl derer zur politischen Organisation, die aus sattsam bekannten Gründen bislang der Politik fern geblieben waren. Der Verband steht auf dem Boden des Frankfurter Mindestprogramms, und das rückt ihn in die Nachbarschaft der Volkspartei, der er auch bei den Wahlen seine Hilfe zugute kommen ließ; auf der andern Seite kann das Verhältnis zur Deutschen Partei unbefangener sein, da er nicht belastet ist von jahrzehntelanger Parteifehde, und weil er ohne den Ehrgeiz kommt, die Nationalliberalen aus ihren Sitzen zu drängen. So bringt dieser Landesverband Württemberg die bis heute fehlende Möglichkeit der liberalen Blockbildung, und daß die Demokratie dafür ein freies und uneigennütziges Verständnis hat, zeigt, daß der außerordentlich rührige Vorsitzende des Liberalen Landesverbandes, Privatdozent Dr. Ohr, auf der Landestagung der Jungen Volkspartei jetzt eben in einem längeren Referat zum Worte kam.

Heute ist die Situation die, daß nach kaum dreimonatlichem Bestehen der Liberale Landesverband an dreißig Vereinen mit einigen Tausend Mitgliedern umfaßt, und daß für die nächste Zeit noch eine ganze Reihe von Gründungen zu erwarten sind. In den kleineren Städten schließt er die Anhänger der beiden alten Parteien zu einer einheitlichen lebensfähigen Organisation zusammen, und in den Städten wuchs er z. T. durch dissidierende Mitglieder der Deutschen Partei, die mit der „Merkur"-politik nicht einverstanden sind. Die jungliberale Bewegung ist vollkommen ins Stocken geraten; ja, sie verliert schon durch die Anziehungskraft des größeren Körpers. In der „Neckarzeitung" (Heilbronn) besitzt der junge Verband eine umsichtige und energische Preßvertretung, und wer aus ihren Spalten seine Tätigkeit verfolgt, erkennt, daß es sich in diesen Kreisen nicht bloß ums Vereine-gründen handelt, sondern daß auch mit Hingabe an der Vertiefung des politischen Wissens und Willens geschafft wird. Deshalb dürfen wir hoffen und erwarten, daß, für Landes- und Reichspolitik, dieser Verband seine Aufgaben in durchaus zuverlässiger Weise erfüllen wird. Er war für das politische Leben Württembergs eine dringende Notwendigkeit.

Theodor Heuß.

Aufgaben der ländlichen Volksschule

Gegensätzliches zu den Ausführungen des Herrn Ministerialdirektors Thiel in der XI. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege.

Was bereitet sich da vor? So möchten und müssen wir fragen. Am 13. und 14. Februar d. J. fand die 11. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege statt. Nach dem Geschäftsbericht gehören zu seinen Mitgliedern die Ansiedlungskommission, 9 Generalkommissionen, 111 Kreis- und Bezirksausschüsse, 46 landwirtschaftliche Vereine, 38 andere Wohlfahrtsvereine, 8 Vereine für innere Mission usw., insgesamt 244 korporative und 901 persönliche Mitglieder. Wir haben es hier mit einer Organisation zu tun, deren Erfolge nicht zuletzt auf ihrer Machtstellung beruhen, und deren Tätigkeit namentlich Lehrer auf dem Lande nicht nur freundlich gegenüberstehen, sondern auch häufig direkt unterstützen. Der Vorsitzende des Vereins, Herr Ministerialdirektor Thiel, führte nun aus, daß eine gewisse Abwanderung vom Lande aus dem Grunde stattfinden müsse, weil die land- und forstwirtschaftlichen Betriebe die täglich teurer werdende Handarbeit einzuschränken sich gezwungen sähen, und die Arbeitsgelegenheit nicht beliebig ausgedehnt werden könne. Die Hauptsache, die Seßhaftmachung der notwendigen Arbeiter, könne auch die Abwanderung der gewissermaßen Ueberschüssigen nicht verhindern, da schließlich doch nur einer der Söhne auf die Siedelung des Vaters Anspruch haben könne. Ziel sei, sie auf dem Lande so lange festzuhalten, wie das Land nur immer noch sie aufnehmen und mit Arbeit versehen könnte. Redner ging dann auf den Wert eines kleinen eigenen Besitztums, auf die Lohnhöhe und die Behandlung des Landarbeiters im Inter-

esse seiner Seßhaftmachung ein und meinte, „es müsse die Schule", und zwar durch den Handfertigkeitsunterricht und das Vertrautmachen mit der Natur in Wald und Feld und im Schulgarten „mehr, als es bisher die einseitig ausgebildeten seminaristischen Lehrer vermöchten", (nach Soz. Praxis) diese Bestrebungen unterstützen. Mit dem Fortbildungsunterricht werde zurzeit noch wenig erreicht. In einzelnen Staaten Nordamerikas habe man die Schulpflicht einfach bis zum 17. oder 18. Jahr verlängert, gebe aber schon sehr früh den ganzen Sommer frei, damit die Kinder den Eltern helfen könnten, wodurch sie auch Lust und Liebe zu landwirtschaftlicher Tätigkeit mit der Gewöhnung an solche Arbeit erwürben. Der Herr Ministerialdirektor sprach sich dann noch in gewissem Sinne gegen die Beschränkung der Freizügigkeit aus.

Diesen Ausführungen scheint von niemandem auf der Versammlung etwa in dem Sinne widersprochen worden zu sein, daß etwa jemand sich des „einseitig ausgebildeten seminaristischen Lehrers" angenommen oder auf gewisse Widersprüche in der Rede beziehungsweise Folgerungen aus derselben hingewiesen hätte. Wenn man freilich bedenkt, daß in der Generalversammlung des Bundes der Landwirte der Vorschlag gemacht und mit großem Beifall begrüßt wurde, daß jede unter 20 Jahren zählende Person eine Kaution von 80—100 M. mindestens stellen solle, bevor sie in die Stadt zöge, oder wenn die Steuer- und Wirtschaftsreformer blank heraus sagen, daß die sozialpolitische Gesetzgebung „die Einheit zwischen Herr und Knecht" zerstört, so liegt Herrn Ministerialdirektor Thiels Ausführungen auf den ersten Blick ja noch ein gewisses fortschrittliches Prinzip zugrunde. Die Sache hat aber doch recht bedenkliche Haken, ganz abgesehen davon, daß sie den „einseitig gebildeten seminaristischen" Landlehrern, ohne die doch auf dem Lande nur äußerst wenig nachhaltige Arbeit im Sinne des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege wird geleistet werden können, in keineswegs besonders angenehmer Aufmachung präsentiert wird. Mit dieser „einseitigen Bildung" der Lehrer hat es aber außerdem seine besondere Bewandtnis. Der Herr Ministerialdirektor Thiel hat die Bildung der Lehrer schlechthin als einseitig nicht bezeichnen wollen, er hat wohl nur an jene „einseitige Ausbildung" gedacht, die die jetzige Lehrergeneration auf dem Lande, z. B. mit den Akademikern, sagen wir den Aerzten und Juristen, gemeinsam haben könnte, insofern nämlich das nicht zu unterschätzende Prinzip einer Ausbildung manueller Geschicklichkeit an Gymnasien und Universitäten tatsächlich überhaupt nicht, in den Seminarien aber wenigstens doch noch einigermaßen zur Geltung kommt. Der Herr Redner muß aber auch, wofern die öffentliche Presse richtig orientiert ist, daran gedacht haben, daß die „einseitig ausgebildeten seminaristischen Lehrer" die Jugend auf dem Lande nicht genug mit der Natur in Wald und Feld und Schulgarten vertraut zu machen imstande seien. Dagegen werden die Landlehrer doch wohl mit Ernst protestieren. Selbst dort, wo der Abteilungsunterricht in den einklassigen Schulen es schon aus schultechnischen Gründen zur Unmöglichkeit macht, etwa Unterrichtsstunden in Naturgeschichte im Freien zu erteilen, wird hier noch dazu bei der leider sehr kurz bemessenen Zeit für eine Kenntnis der das Landkind umgebenden Natur gesorgt, die der in mehrklassigen Stadtschulen ausgebildeten Jugend — selbst wenn ein Schulgarten vorhanden ist — völlig abgeht, und das dank einer gerade für Naturwissenschaften glücklicherweise nicht so wenig einseitigen Ausbildung, wie man etwa die religiöse Ausbildung des Lehrers in recht vielen Seminarien als eine einseitige bezeichnen muß. Wogegen bis dahin höchstens in der Weise protestiert wurde, daß man diese Einseitigkeit nicht genug festigen könne im Interesse der Erhaltung der Religion im Volke. Sollten die Bestrebungen des Deutschen Vereins für ländliche Wahlfahrtspflege bei seinem weitreichenden Einfluß dahin führen, daß die Lehrerseminare den höheren Lehranstalten zugerechnet und die Ausbildung der Lehrer nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen — wie es in den realistischen Unterrichtsgegenständen geschieht — erteilt würden, so würde er sich den Dank der doch in vieler Beziehung nicht ganz „einseitig ausgebildeten" Volksschullehrer erwerben. Solchen Einfluß ausüben zu wollen, scheint aber nicht die Absicht des Herrn Vorsitzenden des Vereins gewesen zu sein. Ein mit den Gepflogenheiten diplomatischer Ausdrucksweise vertrauter Leser oder Zuhörer hört heute aus den Verbindungen, aus den Pausen, aus der Reihenfolge der im Vortrage auftretenden Teiltatsachen mancherlei heraus; er hört sozusagen zwischen den Zeilen. So wird nun die ländliche Fortbildungsschule, mit der „zurzeit noch wenig erreicht" werde, von dem Herrn Vorsitzenden in einem Atemzuge genannt mit der Verlängerung der Volksschulpflicht in einzelnen Staaten Nordamerikas und einem sehr deutlichen Hinweis auf die frühe gänzliche Befreiung der landschulpflichtigen Jugend vom Unterricht während des Sommers.

Diese Schuleinrichtungen Amerikas sollten doch wahrlich in einem Verein für ländliche Wohlfahrtspflege nicht zum Gegenstande einer besonderen Hervorkehrung gemacht werden. Einmal, weil an sich auch durch eine ländliche und berufliche Winterfortbildungsschule niemals wieder eingeholt werden kann, was dem Kinde durch die Verhinderung der Uebereignung allgemeiner und namentlich auch Charakterbildung — die doch zwischen dem Gesinde oder auf dem Felde bei dem Vieh nicht ganz so gut aufgehoben ist, wie selbst in der überfülltesten utraquistischen Halbtagsschule — verloren ging. Zum andern erwächst doch auch gerade dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrtspflege aus der erfreulichen Erkenntnis, daß viele Landarbeiter oder jugendliche Personen in die Stadt abzuwandern gezwungen sind, die Verpflichtung, nicht einmal auch nur Verhältnisse anzudeuten, durch welche nur Wasser auf die Mühle derer gegossen wird, die für die Verlängerung der ländlichen Fortbildungsschulpflicht unter gleichzeitiger Verkürzung der Unterrichtszeit der Volksschule ein besonderes Faible haben. Man bedenke doch die Verantwortung allen diesen gezwungen Abwandernden gegenüber, die tatsächlich schon heute in der Industrie denjenigen gegenüber wirtschaftlich im Nachteil sind, welche sich in den besseren städtischen Volksschulen und durch umfassendere Fortbildungsmöglichkeiten ein größeres Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten angeeignet haben haben, wie es auf dem Lande möglich war. Man mag nun sagen, was man wolle: Es wird der Intelligenzarbeiter und -Handwerker nicht vom Lande gestellt; zwischen ihm und dem Landarbeiter und Landhandwerker ist schon jetzt eine Bildungskluft vorhanden, die im wirtschaftlichen Interesse der tatsächlich zur Abwanderung Gezwungenen auf das tiefste zu beklagen ist, die man also viel mehr durch eine besonders energische Betonung der Hebung des Volks- und Fortbildungsschulwesens auf dem Lande zu beseitigen sich angelegen sein lassen sollte, als mit den gezeichneten amerikanischen Verhältnissen gewissermaßen zu liebäugeln. Wenn sich aus dieser Liebäugelei nicht nur noch eine recht vergnügliche Ehe mit dem Bunde der deutschen Landwirte entwickelt! Denn der Satz, „damit die Kinder den Eltern helfen könnten und dadurch auch Lust und Liebe zu landwirtschaftlicher Tätigkeit mit der Gewöhnung an diese Arbeit erwürben", ist geradezu zum Anbeißen schön, so inhaltlich falsch er auch ist für alle die Kinder, welche eben auf dem Lande einmal infolge der durchaus veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse nicht bleiben können oder auch aus Gründen, die der Herr Ministerialdirektor anführt, nach dem Willen der Eltern einmal nicht bleiben sollen, ja — um derer besseren Ausbildung willen heute tüchtigere Landarbeiter das Land verlassen trotz verhältnismäßig nicht schlechter Löhne, trotz Einsicht in hygienisch bessere Verhältnisse, trotz ihrer Vorliebe für landwirtschaftliche Beschäftigung, die z. B. in der Anlage von Laubenkolonien bei den Großstädten und ihren Vororten so lebendig in Erscheinung tritt und fortgesetzte Unterstützung verdient. Es scheint mir, als wenn man den Faktor, daß der Landarbeiter im, wenn auch vielleicht nur eingebildeten, Interesse seiner Familie, namentlich aber in der durchaus richtigen Erkenntnis einer besseren Ausbildung seiner Jungen in die Stadt

zieht, bisher — ob mit oder ohne Absicht, mag dahingestellt bleiben — stark verkannt habe.

Alles in allem muß der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege seinen ganzen Einfluß dahin aufbieten, daß für die ländliche Volksschule und für ihren Ausbau große Mittel bereit gestellt werden. Schon durch das bloße Erwecken des Scheins, als ob er Bestrebungen zuneige, welche eine Gefahr für das Bildungsniveau der ländlichen Bevölkerung bedeuten, schon dadurch kann er jener Sympathien verlustig gehen, die ihm gerade die Landlehrerschaft bisher entgegengebracht hat. **Konrad Agahd.**

Unsere Bewegung

Marburg. Mit einer äußerst eindrucksvollen Versammlung bekundeten wir am Sonntag, den 17. Februar, daß unser leider verloren gegangener Wahlkreis wieder erobert werden muß. Vor zahlreichen Freunden aus Stadt und Land sprach unter lebhafter Zustimmung unser Herr von Gerlach über den neuen Reichstag und unsere Aufgaben im Wahlkreise. Das Gelöbnis energischer Weiterarbeit wurde mit freudigem Beifall begrüßt. Gegen die Wahl Dr. Böhmes ist von unserer Seite Protest eingelegt worden. Das Material ist derartig erdrückend, daß wir hoffen dürfen, in nicht zu ferner Zeit die Universitätsstadt Marburg wieder von ihrer antisemitischen Vertretung zu befreien. Die Stimmung unserer Freunde ist in den einzelnen Orten trotz des unerhörten agrarischen Druckes eine sehr zuversichtliche. Das kam namentlich in einer Versammlung der ländlichen Vertrauensmänner zum Ausdruck, die sich an unsere öffentliche Versammlung anschloß. In ihr wurden Agitationsfragen erörtert. Auch wurden manche Erlebnisse und Erfahrungen — heitere und ernste — aus dem Wahlkampfe ausgetauscht. Mit welcher Brutalität der bündlerische Terror wütet, bezeugt u. a. die Tatsache, daß in einem Orte ein alter Schäfer, der in Treue seinen Dienst 24 Jahre lang versehen hat, einfach entlassen wurde, weil er für unsere Sache kämpfte.

Dortmund. Unsere erste Versammlung nach den Wahlen fand am 19. Februar statt. Herr Oberlehrer Meyer referierte in ausgezeichneter Weise über: „Die Reichstagswahlen — ihr Ergebnis und ihre Bedeutung für die deutsche Politik." Er erntete mit seinen großzügigen Ausführungen, mit denen er auf die Erfolge des entschiedenen Liberalismus, besonders den Sieg Naumanns, und die wohlverdiente Niederlage der Sozialdemokratie hinwies, den lebhaftesten Beifall der Versammlung. Dieser wiederholte sich, als der Referent in der Diskussion mit beredten Worten die Unterschiede zwischen liberaler und reaktionärer Weltanschauung hervorhob. — Unser bisheriger 2. Schriftführer Herr Alberts in Hörde ist jetzt der 1. Vorsitzende des Hörder Vereins; die daher notwendige Ersatzwahl ergab die einstimmige Wahl des Herrn G. Wiese. An der Aussprache beteiligten sich noch die Herren Schneidermeister Howe und Kaufmann Andernach.

Erlangen. Nationalsozialer Verein. In der kürzlich stattgefundenen Generalversammlung wurden in die Vorstandschaft gewählt: Dr. Carl Rotter (1. Vorsitzender), Postadjunkt Hans Fürst (2. Vorsitzender), cand. phil. Carl Jira (1. Schriftführer), cand. phil. Fr. C. Barth (2. Schriftführer) und Buchhändler Fritz Krische (Kassier). Außerdem wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, dem süddeutschen Verbande nationalsozialer Vereine und damit dem Wahlverein der Liberalen (Berlin) beizutreten. Die regelmäßigen Diskussionsabende finden jetzt jeden Dienstag im Nebenlokal des Hotel Walfisch statt.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. Vors.: Oberlehrer M. Nierhaus, Tannenstr. 7. Die Reichstagswahl, bei der wie schon einige Jahre die hier bestehenden 3 politischen Vereine der bürgerlichen Linken Schulter an Schulter kämpften, führte zur Bildung eines gemeinsamen ständigen Ausschusses, dem zugleich die Leitung des gemeinsamen Parteisekretariats obliegt. Nachdem die Demokratie, von der der Vorschlag ausging, sowie der Verein der Fortschrittspartei seine Vertreter ernannt, wurden unsererseits die Herren Oberlehrer Nierhaus, Dr. Ernst Cahn und Graveur Haag damit betraut. — Nächster Stammtisch Freitag, den 1. März. Mitgliederversammlung mit Referat über: „Die Aufgaben des neuen Reichstages" von den Herren Graveur Haag und Lehrer Beckmann, Freitag, den 8. März. Beides in der „Stadt Ulm", Schäfergasse 9.

Hamburg. Mit den am 28. Februar stattgefundenen sogen. Notabelnwahlen zur Bürgerschaft ist die Wahlbewegung in Hamburg beendet. Das Resultat der Wahlen ist für die „Vereinigten Liberalen"" ein sehr erfreuliches. Der liberale Verein und der „Verein der Freisinnigen Volkspartei" haben geschlossen gegen die Wahlrechtsverschlechterer gekämpft und werden dies auch in Zukunft tun. Das Bindemittel ist nicht nur die gemeinsame Fraktion, sondern auch die geleistete gemeinsame Wahlarbeit der Mitglieder. Vorurteile, wirkliche Gegensätze und Mißtrauen traten von Tag zu Tag mehr zurück. — Da auch die Sozialdemokraten 20 Mandate besitzen, sind beide Gruppen zusammen stark genug, um jede rückschrittliche Verfassungsänderung verhindern zu können. Von den 23 Mitgliedern der Fraktion gehören dem „Liberalen Verein" als Mitglieder an: Dr. H. Basedow, Rechtsanwalt; Dr. A. Blunck, Rechtsanwalt; Dr. C. Braband, Rechtsanwalt; C. Bunzel, Kaufmann; J. H. Garrels, Kaufmann; H. Junge, Lehrer; C. Rackenhoff, Lehrer; A. Koltz, Hauptlehrer; Dr. L. Leistikow, Arzt; Dr. A. Nölbecke, Landrichter; Dr. C. Petersen, Rechtsanwalt; W. Schweimler, Tischlermeister; Dr. W. J. Wentzel, Hausmakler. — Die Schaffung einer starken liberalen Partei als Rückhalt für die Fraktion ist die nächste Aufgabe der Hamburger Liberalen.

Kreis Hörde. Der kürzlich gegründete sozialliberale Verein für Hörde und Umgegend veranstaltet am Sonnabend, den 9. März, seine erste öffentliche Versammlung, in der Herr Professor Dr. Bauer aus Elberfeld über „Die Aufgaben der liberalen Parteien im neuen Reichstage" sprechen wird. Diejenigen „Hilfe"-Leser im Kreise Hörde, welche noch nicht Mitglied des sozialliberalen Vereins sind, werden gebeten, alsbald ihre Adresse Postsekretär Alberts in Hörde mitzuteilen.

Lothringer Fortschrittsverein (Union progressiste lorraine). Der Lothringer Hilfeabend in Metz hielt am 26. Februar seine Ordentliche Hauptversammlung ab, die sehr zahlreich besucht war. Der 1. Vorsitzende, Rechtsanwalt Donnevert, kam nach Begrüßung der Anwesenden noch einmal auf die Einzelheiten der Reichstagswahl zurück, dankte den Rednern und dem Vorsteher des Wahlbureaus und hauptsächlich noch Herrn Rechtsanwalt Obrecht für sein selbstloses Verhalten im Wahlkampf, dank dessen ein Zusammengehen der Liberalen Partei mit dem Bloc lorrain auf der Grundlage der liberalen Kandidatur des Herrn Rechtsanwalts Dr. Grégoire, unseres nunmehrigen Reichstagsabgeordneten, ermöglicht worden sei. Mit dem Liberalen Verein habe man bei den Wahlen einträchtig zusammengearbeitet. Das aus Vorstandsmitgliedern beider Vereine gebildete gemeinsame „Liberale Aktionskomitee" werde auch in Zukunft beibehalten werden. Die Mitgliederzahl sei im verflossenen Winter um etwa 200 gestiegen, weitere Zunahme stehe in Aussicht. Der am 17. März in Straßburg stattfindende Delegiertentag des Liberalen Landesvereins werde sich mit den Proporzwahlen und der Schulfrage zu beschäftigen haben. Bei Besprechung des weiteren Ausbaues der Vereinsorganisation wurde beschlossen, den Vereinsnamen abzuändern auf „Lothringer Fortschrittsverein" (Union progressiste lorraine). Hierauf wurde folgender Antrag zum Beschluß erhoben: „Die heutige Mitgliederversammlung beschließt im Prinzip die Angliederung einer Abteilung für Französisch sprechende Mitglieder, und beauftragt den Vorstand, unter Zuziehung von einheimischen Mitgliedern die weiteren Schritte, insbesondere die notwendigen Satzungsänderungen zu beraten, und spätestens im Monat April einer in diesem Monat einzuberufenden außerordentlichen Mitgliederversammlung zwecks definitiver Beschlußfassung Vorschläge zu unterbreiten." — Ein weiterer Beschluß geht dahin, den Vorstand zu beauftragen, aus dem Mitgliederbestande Vertrauensmänner in den Vororten und einzelnen Sektionen der Stadt zu ernennen, die den Vorstand bei wichtigen Angelegenheiten zu unterstützen haben. — Nachdem dem alten Vorstand der Dank der Versammlung ausgesprochen worden, schritt man zur Wahl des neuen Vorstandes. Hierbei wurden wiedergewählt: Rechtsanwalt Donnevert, Rechtsanwalt Obrecht und Messerschmied Umhofer als Vorsitzende, sowie als Vorstandsmitglieder die Herren: Liebler, Buchrucker, Dr. Christel und Dr. Weil. Neu hinzu kamen die Herren: Lehrer Freistadt, Kolonnenführer Schorse, Geometer Haug, Sekretär Flick und Werkführer Bock.

Soziale Bewegung

Eine Hochflut sozialpolitischer Anträge hat sich in den ersten zehn Tagen der neuen Session wiederum über den Reichstag ergossen. Das alte Wettrennen zwischen den Parteien kam auch diesmal wieder zum Vorschein. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Geschäftsordnung des Reichstages mit Schuld an diesem unerquicklichen Zustand trägt. Sie verlangt, daß alle Initiativanträge nach der Reihenfolge ihrer Einbringung zur Verhandlung kommen und stellt alle innerhalb der ersten zehn Tage einer Session eingelaufenen Anträge als gleichzeitig hin. Da später eingebrachte Anträge überhaupt keine Aussicht, zur Beratung zu kommen, mehr haben, suchen sich die Parteien mit Massenaufgeboten von einzelnen Anträgen zu helfen, die eine Auswahl für die Plenarverhandlung ermöglichen. Und da alle Parteien heute durch ihre Wähler zu sozialpolitischem Eifer genötigt werden, sind die sozialpolitischen Einläufe besonders zahlreich. Sie hier alle aufzuzählen ist schon darum zwecklos, weil

den allermeisten keine praktische Folge durch den Reichstag gegeben werden wird. Nur die wichtigsten sozialpolitischen Anträge seien erwähnt: 1. Sicherung und weiterer Ausbau des Koalitionsrechts (§ 152 der Gewerbeordnung, Rechtsregelung der Berufsvereine, Arbeitskammern, Rechtsregelung der Tarifverträge, Fürsorge für Privatbeamte, Einbeziehung der Landarbeiter und Dienstboten in die Koalitionsfreiheit usw.), 2. Wohnungsfürsorge, 3. Heimarbeitergesetzgebung, 4. Ausdehnung und Verbesserung der Krankenversicherung. Alle Parteien sind an diesen Anträgen beteiligt. Die drei Fraktionen des entschiedenen Liberalismus treten mit ihren Initiativanträgen als Einheit auf und werden dadurch frühere und ausgiebigere Verhandlung im Plenum erreichen als bei früherer Zersplitterung. Wünschenswert wäre eine Verständigung der großen Parteien über die Durchführung einiger weniger wichtiger Initiativanträge.

Ein guter Organisationserfolg wird vom Verein der deutschen Kaufleute in Berlin bekanntgegeben. Das Berliner Warenhaus Wertheim hatte gegen etwa 90 frühere Angestellte wegen Verstoßes gegen die Konkurrenzklauseln Massenklage beim Berliner Kaufmannsgericht anhängig gemacht. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß die Konkurrenzklauseln auch den unteren Angestellten, bei denen irgendwelcher Verrat von Betriebs- oder Geschäftsgeheimnissen, von Bezugsquellen, Geschäftsverbindungen, Herstellungsweisen, Kundenlisten und ähnliche Schädigungen gänzlich ausgeschlossen ist, auferlegt waren. Obwohl also diese Anwendung von Konkurrenzklauseln keinen berechtigten Schutz der Unternehmer, sondern eine offenbare Personalsperrung und Niedrighaltung der Löhne bedeutete, mußte das Kaufmannsgericht nach langer Beratung zuungunsten der Angestellten entscheiden. Nun berief der Verein deutscher Kaufleute eine große öffentliche Protestversammlung ein, in der das Vorgehen der Firma Wertheim gegeißelt und der Nachweis erbracht wurde, wie einschneidend die Konkurrenzklauseln auf das Erwerbsleben der Handelsangestellten wirken. Nachdem sich auch die Diskussionsredner sämtlich auf den Standpunkt des Referenten gestellt hatten, scheint die Firma Wertheim einlenken zu wollen, denn sie hat eine Reihe der anhängig gemachten Klagen bedingungslos zurückgenommen. Hoffentlich zieht das Berliner Warenhaus die volle Konsequenz und läßt in Zukunft die Konkurrenzklauseln bei den unteren Angestellten gänzlich fallen. Andere große Warenhäuser Berlins und Deutschlands sind darin schon mit gutem Beispiel vorangegangen.

Die Berliner Dienstbotenbewegung, die vor kurzem in das sozialdemokratische Fahrwasser eingelenkt ist, hat nun auch in ihrem Statut den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen. Wie der „Vorwärts" mitteilt, hat die letzte Generalversammlung beschlossen, daß nur noch solche Personen als Mitglieder aufgenommen werden können, die in häuslichen Diensten gegen Lohn beschäftigt sind. Damit ist den bürgerlichen Frauen, die seither nicht zum Vergnügen, sondern mit viel Opfern und Mühe die neue und schwierige Organisation gefördert hatten, jedes weitere Mittun abgeschnitten. Die Sozialdemokraten jubeln über diesen Erfolg. Sie haben glücklich die Dienstbotenbewegung nach Schema F zur „reinen" Gewerkschaftsbewegung umgemodelt. Wir wollen abwarten, welche Erfolge sie damit erringen.

Ein freier Beamtenverein, der Verein preußischer Forstbeamten, soll vom Landwirtschaftsminister vernichtet werden. Er steht schon längstens bei der Forstverwaltung in schlechtem Ruf. Man hat auch bereits versucht, einen behördlich approbierten Konkurrenzverein zu gründen. Die Erfahrung mit diesem soll aber nicht besonders erfreulich ausgefallen sein. Um so schärfer wird jetzt gegen den freien selbständigen Verein preußischer Forstbeamten vorgegangen. Ein Artikel in seinem Vereinsorgan über die geringe Gehaltszulage von 300 M. hat dem Landwirtschaftsminister Anlaß zu einem Rundschreiben an die unteren Forst-Aufsichtsbehörden gegeben, in dem es heißt: „Ich erwarte, daß sämtliche mir unterstellten Forstschutzbeamten aus dem oben genannten Verein austreten und das Abonnement auf die Wochenschrift aufgeben werden; wer dieser meiner Erwartung nicht entspricht, wird für die Folge von dem Aufrücken in eine höhere Gehaltsstufe ausgeschlossen werden, und hat auch weder auf Remuneration oder Unterstützungen noch auf die von ihm etwa bezogene Ostmarken-Zulage fernerhin zu rechnen." Also Aushungerung in aller Form wird hier offen als Kampfmittel verwandt. Da haben wahrhaftig Stephan und Podbielski seligen Postandenkens ihre Sache noch besser gemacht, als sie dem oppositionellen Postassistenten- und Postunterbeamtenverband das Leben sauer machten. Der Erlaß ist eine so krasse Verletzung der staatsbürgerlichen Freiheit der preußischen Forstbeamten, daß man in unserm neuen modernen preußischen Landwirtschaftsminister den Verfasser nicht vermuten kann. Er wird wohl im Ministerialdirektor Wesener zu suchen sein, der kürzlich auch so schneidig im Abgeordnetenhaus über die Abholzung des Grunewalds geredet hat. Zu allem Ueberfluß versichert inzwischen auch noch der Vorsitzende des Vereins preußischer Forstbeamten, daß er jahrelange erbitterte Kämpfe mit der Sozialdemokratie geführt und gerade dabei zum großen Teil seine Gesundheit ruiniert habe. Auf die Wochenschrift mit ihrem taktlosen Artikel habe der Verein gar keinen Einfluß. Ob Minister v. Arnim trotzdem jetzt seinen Erlaß aufrecht erhält?

Große Zukunftshoffnungen werden in der christlichen nationalen Arbeiterbewegung laut. Der Gesamtverband christlicher Gewerkschaften veröffentlicht einen Vorbericht über seine aufgenommene Verbandsstatistik des Jahres 1906. 65- bis 70 000 Mitglieder seien dem Gesamtverband zugewachsen, selbst in Berlin sei die Ziffer der christlichen Gewerkschaftler von 2461 auf 5000 gestiegen. Die Jahreseinnahme habe 3 Millionen Mark betragen, der Kassenbestand Ende 1906 insgesamt 2 Millionen Mark. Mit der äußeren Ausdehnung sei die innere Erstarkung Hand in Hand gegangen. Man wird den angekündigten offiziellen Jahresbericht abwarten müssen, ehe man ein abschneidendes Urteil über die Entwicklung der christlichen nationalen Arbeiterbewegung geben kann.

Die deutsche Berufs- und Betriebszählung soll nach einem eben dem Reichstag zugegangenen Gesetzentwurf der Regierung am Mittwoch, den 12. Juni dieses Jahres vorgenommen werden. Während zwischen der ersten Berufszählung von 1882 und der zweiten von 1895 ein 13jähriger Zwischenraum lag, muß die neue Zählung bereits nach Ablauf von 12 Jahren stattfinden, weil die zum 31. Dezember 1910 zu bewirkende Prüfung der Zulänglichkeit der Beiträge zur Invalidenversicherung neue berufsstatistische Erhebungen erfordert, die nur rechtzeitig bewirkt werden können, wenn die Zählung bereits im Jahre 1907 vorgenommen wird. Um aber den Termin des 12. Juni innehalten und die notwendigen, umfangreichen Vorarbeiten erledigen zu können, muß der Reichstag schnell die notwendigen Mittel bewilligen. Hoffentlich benutzt er diese günstige Gelegenheit dann auch zur Durchsetzung etlicher notwendiger Erweiterungen der früheren Fragebogen (Heimarbeit, Witwen- und Waisenversorgung usw.).

Büchertisch

Dr. Max Ebert, „Die Grundsätze einer vernünftigen Säuglingsernährung". Merkbogen für Mütter, Pflegerinnen und Hebammen. Sanitas-Verlag, Wilmersdorf. 50 Pf. Die erschreckend hohe Säuglingssterblichkeit in Deutschland von über 20% d. h. mehr als einem Fünftel der Lebendgeborenen hat in den letzten Jahren alle Kreise, private wie kommunale Fürsorge, für den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit wachgerufen. Auf den verschiedensten Wegen wird heute aus politischem und wirtschaftlichem sowohl wie aus humanitärem Interesse versucht, diese hohe Sterbeziffer, welche Deutschland vor den meisten andern Nationen auszeichnet, herabzudrücken. Die wissenschaftliche Forschung hat ergeben, daß Störungen in der Ernährung des Säuglings eine Hauptrolle bei dieser betrübenden Erscheinung spielten. Es ist deshalb eine dankenswerte und lohnende Aufgabe, den Müttern beratend an die Hand zu gehen, wie sie ihre Kinder rationell ernähren sollen, um sie vor den schwersten und gefährlichsten Schädigungen zu schützen.

Der Merkbogen für Mütter, Pflegerinnen und Hebammen von Dr. M. Ebert bringt in knapper, klarer und leicht verständlicher Form die wichtigsten Grundsätze, welche nach dem heutigen Stand der Wissenschaft die Ernährung des Säuglings leiten sollen. Die Nahrung wird nach Qualität und Quantität genau bestimmt, vom ersten Tage bis zum Ende des ersten Lebensjahres angegeben, wobei auch die dringend nötigen Nahrungspausen und die Vorsichtsmaßregeln bei Zubereitung und Aufbewahrung der Nahrung hervorgehoben werden. Diese Vorzüge sind deshalb bemerkenswert, weil immer noch Merkblätter an die Mütter verteilt werden, welche zum Teil unrichtige und den heutigen Grundsätzen und Forderungen nicht genügende Vorschriften enthalten.

Wünschenswert wäre es gewesen, wenn in diesem Merkbogen noch größerer Nachdruck auf die natürliche Ernährung, auf die Fähigkeit der Mutter zum Stillen gelegt worden wäre, um der vielverbreiteten, falschen Meinung, die Mutter könne vielfach nicht nähren, aufs schärfste entgegenzutreten. Es fehlen auch alle Vorschriften für eine sachgemäße Ernährung an der Brust und doch wird gerade hierin sehr viel gesündigt und geschadet. Ein Vermerk, daß das vielerorts übliche „Mundauswischen" durchaus schädlich und verwerflich ist, wäre ebenfalls angebracht. Auf der andern Seite sollte dann aber in den Forderungen auch nicht zu weit gegangen werden; so ist das regelmäßige Wiegen, alle 8 Tage bei einem gesunden Kinde, im allgemeinen wohl nicht unbedingt erforderlich, eine richtige zuverlässige Wage ist meist doch nicht vorhanden, kranke Kinder gehören aber zum Arzt. Da die meisten Mütter, schon der Billigkeit wegen, nicht mit einer Gramm, sondern nur mit Strichflaschen ausgerüstet sind, sollte die Nahrungsmenge auch in Strichen (der Strich zu ca. 18 Gr.) angegeben sein, es läßt sich doch eine meist ausreichende genaue Dosierung erzielen, außer bei schwer kranken ernährungsgestörten Kindern.

Die kleinen Mängel, welche hier ausgestellt wurden, sollten jedoch keineswegs diesen Merkbogen entwerten, er ist den Müttern zum Studium, zum erfreulichen Gedeihen ihrer Kinder warm zu empfehlen. Dr. M. Lemppp.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 10 Berlin, 10. März 1907

Glaubenseifer

Wer nicht lutherisch ist, der sei verflucht. Amen.
Nicolai.

In der evangelischen Kirche gedenkt man jetzt des 300jährigen Geburtstags von Paulus Gerhardt. Mancher fröhliche Liederklang aus seinem Herzen begleitet auch heute noch viele, die nicht mehr zur Kirche gegangen sind seit ihrer Konfirmation. Sie haben sich so leicht lernen lassen und sich in Ohr und Herz eingeschmeichelt, diese Gerhardtschen Verse, und man nahm gerne einige Geschmacklosigkeiten in Kauf; denn wir hörten so goldene Worte, wie die: „alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit", oder: „Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende; nach Meeresbrausen und Windessausen leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht", oder: „Befiehl du deine Wege", oder: „Der schnelle Hirsch, das leichte Reh, ist froh und kommt aus seiner Höh' ins tiefe Gras gesprungen". Und doch ist der einzig klare Abschnitt aus seinem Leben, der ins Licht der Geschichte tritt, die Zeit des Kampfs mit dem Kurfürsten, der zwischen seinen lutherischen und reformierten Pfarrern kein Gezänke haben wollte. Gerhardt aber ließ sich nicht einschüchtern, gab lieber Brot und Amt auf, als daß er von seiner lutherischen Rechtgläubigkeit auch nur einen Schritt abwich.

Es war eine Zeit, in der man von den Kanzeln so sprechen hörte, wie wir's oben am Schluß einer Predigt lesen. Und derselbe Mann, der so unmenschlich von den Reformierten spricht, hat wieder herzerquickende Worte gefunden und das Lied vom „schönen Morgenstern" gedichtet. Darin liegt die Mahnung, sich über den Glaubenseifer vieler Frommen nicht zu ereifern. Wir wissen alle, wie sehr viel Menschliches dabei mitspielt. Es sind oft wirklich unerquickliche, ja häßliche und gemeine Leidenschaften, die sich auf dem Gebiet der kirchlichen Streitigkeiten austoben. Manch einer lebt der Meinung, daß seine zänkische Natur dadurch von selbst frömmer werde, daß er sie für den Glauben erhitzt, statt daß er für irgend ein „weltlich Ding" streitet. Deshalb ist es nur ein Wunder, daß von den großen religiösen Grundgedanken der Menschheit nicht viel mehr schon durch Menscheneifer verdorben ist, und sie immer wieder ihre Anziehungskraft auf Herz und Gemüt ausüben. Aber es heißt oberflächlich urteilen, wenn man in opfervollem Glaubenseifer nicht wirkliche Größen sehen kann, selbst dort, wo er persönlich unangenehm wirkt. Aus hartem Felsgestein springt frisch ein Quell; im wetterstarken Gebirge rauschen klare Wasser; unten im bequemen Stromlauf sind sie trüb geworden. Wen nie der Kampf um sittliche Wahrheit und religiöse Erkenntnis innerlich geschüttelt hat, der hat kein Recht zu lachen über solch eigensinnige Käuze, die sich auf den Kanzeln verfluchen, weil der eine Zwingli für besser hielt und der andere Luther. Und wenn wir gar noch entdecken, wie unduldsam oft die gleichen Menschen in nichtssagenden Kleinigkeiten sind, die in großen Fragen nur das Wort „Toleranz" aussprechen gelernt haben, so ist uns ein solch harter Kopf wie Gerhardt, der seinem Kurfürsten um des Glaubens willen den Gehorsam kündigt, tausendmal lieber.

Wir danken aber, daß wir heute eine Stufe höher geschritten sind. Es ist uns unerträglich, den Glaubenseifer für menschliche Formeln zu entfachen. Wir haben gelernt, Menschliches und Göttliches zu scheiden. Ehrfurcht, die eines Mannes Herz vor aller Niedrigkeit feit, fordert nur das Ewige, das hinter allen Menschen und Dingen liegt. Vor solcher Größe klingt der Menschen Eifer um Worte so hohl, wie das Klappen von Holzschuhen im Dom. **Traub.**

Der Theaterwinter

III.

Das Kgl. Schauspielhaus ist aus allgemeinen dynastischen Gründen wie durch den bekannten persönlichen Geschmack des Kaisers von der modernen Produktion so gut wie ausgeschlossen. Den Leitern der Bühne ist daraus ein Vorwurf nicht zu machen. Sie schaffen ja die Existenzbedingungen des Theaters nicht; sie finden sie vor und müssen sich einfach daran halten. Es fügt sich nun aber so glücklich, daß das Schauspielhaus trotz dieser Beschränkung doch eine wesentliche Rolle im Theaterleben spielen kann. Seine Bedeutung hängt an den deutschen Klassikern, die an dieser Stelle immer noch ihre treuste Pflege finden. Es kommt hinzu, daß die Bühne in Matkowsky einen Schauspieler von so hohem Rang besitzt, daß er allein ihr eine besondere Stellung zu geben vermag, vorausgesetzt natürlich, daß er angemessen beschäftigt wird. Das aber wird er glücklicherweise. Er hat sich im letzten Winter nicht immer auf seinem ureigensten Gebiet bewegt, nicht immer auf dem Gebiet, auf dem er groß ist. Daraus aber soll der Leitung keineswegs ein Vorwurf gemacht werden — wir rechnen es ihr eher als einen Vorzug an. Es ist gut, daß die Grenzen nicht allzu eng gezogen werden. Die Ausbildung von Spezialitäten ist so wie so ein Uebelstand, der sich im Großbetrieb der Berliner Theater nur allzu sehr geltend macht und sich bis zu einem gewissen Grad sogar geltend machen muß. Als Hamlet war Matkowsky nur zum Teil in seiner rechten Sphäre. Nichtsdestoweniger bot er viel Prachtvolles, und der Abend verlief sehr schön. Dasselbe allgemeine Urteil kann man der Wallenstein-Trilogie ausstellen, die zu den wertvollsten Darbietungen des letzten Winters gehört. Das Feinste seiner Kunst bot Matkowsky im „Tasso" — nur daß er hier leider in einer mittelmäßigen Umgebung stand. Eine Aufführung des alten, schlechten „Uriel Acosta" erfreute nicht, verdroß aber auch nicht sonderlich, da Sommerstorff in der Titelrolle eine vornehme Leistung bot, und das Stück an sich ganz ungefährlich ist. Wenn ich nicht irre, hat die Direktion einen Zyklus ihrer Hebbelvorstellungen angekündigt. Jedenfalls würde sie damit nicht nur der Kunst, sondern auch sich selber einen Dienst erweisen. Die Verdienste um Hebbel sind der schönste Lorbeer, den das Schauspielhaus sich geholt hat.

Das Schillertheater, an sich eine sehr verdienstvolle Gründung, hat einen recht matten Winter gehabt. Daß es den „Fiesko" herausbrachte, war sehr zu loben; man sieht dieses Drama des jungen Schiller viel zu wenig. Die Aufführung krankte aber leider an einer allgemeinen Mittelmäßigkeit, die lähmend wirkte. Auch die „Räuber" wurden in einer Weise dargestellt, die keineswegs als ge-

lungen bezeichnet werden konnte. Der „Doppelselbstmord", eine erfrischende Bauernposse, von Anzengruber, gelang besser. Als Ertrag eines Winters aber ist das zu wenig, insbesondere wenn man in Betracht zieht, daß das Konto mit einigen bösen Konzessionen an den schlechten Geschmack der Menge belastet ist. Am erfreulichsten bleibt immer noch, daß die Bühne sich ein neues Haus in Charlottenburg hat bauen können, ein sehr schönes und weihevolles Haus, wie gleich dabei gesagt sein mag. Erbaut ist es nach dem Muster und von dem Architekten des Münchener Prinzregententheaters. Es ist sozusagen ein demokratisches Haus. Die Ränge, die im Theater die Klassenschichtung der Gesellschaft zum Ausdruck bringen, fehlen hier gänzlich. Der Zuschauerraum steigt amphitheatralisch auf. Wir haben in Berlin nunmehr zwei Schillertheater, die der Direktion von Löwenfeld unterstehen. Ein drittes wird im nächsten Winter im Norden der Stadt eröffnet und von Direktor Wagner geleitet werden. Da die Schillertheater im Dienst einer sehr schönen künstlerischen Mission stehen, muß man ihr Wachstum mit Freude begrüßen.

Die Schillertheater huldigen bekanntlich der Devise: Die Kunst dem Volke! Dasselbe tut auch die sozialdemokratische „Freie Volksbühne", in der mehr als zehntausend Arbeiter zum Theaterbesuch organisiert sind. Die Volksbühne nun ist allmählich so stark geworden, daß sie daran denkt, ihr eignes Heim zu gründen. Es leuchtet ein, daß hierin ein großer Fortschritt liegen würde. Wir hätten dann eine Bühne, die nicht aus geschäftlichen Rücksichten, sondern aus dem Idealismus der deutschen Arbeiter entsprungen wäre, eine Bühne, für die nicht ein Geschäftsmann, sondern eine große Arbeiterorganisation verantwortlich wäre. Eine solche Bühne kann mehr oder weniger gut geleitet sein, ein Teil ihres Repertoires aber wird unter allen Umständen der Kunst dienen müssen, mit einer schlechten Theatergründung kann keine Partei, am wenigsten die sozialdemokratische, ihren Ruf beschweren. Auf der letzten Generalversammlung des Vereins ist nun eine Resolution einstimmig angenommen worden, die sich mit der Gründung der Bühne einverstanden erklärt. Ob sie wirklich zustande kommt, bleibt abzuwarten. Wir an unserem Teil wollen es hoffen. Immerhin muß damit gerechnet werden, daß die praktische Initiative in der Sozialdemokratie leider sehr gering ist, auf politischem und auch auf künstlerischem Gebiet. Der ganze Vorgang hat auch unter diesem Gesichtspunkt ein gewisses Interesse.

Zwei neue Bühnen, die im letzten Winter eröffnet wurden, konnten bisher zu keiner sicheren Existenz gelangen. Das „Neue Theater" ist von Herrn Dr. Schmieden übernommen worden, der früher Offizier war und sich der Gunst des Kaisers erfreut. Herr Schmieden darf zunächst eins von sich behaupten: er hat gearbeitet. Er hat ein sehr tüchtiges Ensemble zusammengebracht und trat mit einem gut organisierten Unternehmen auf den Plan. Sein Fehler ist der allgemeine Direktorenfehler gewesen, von dem wir im ersten Artikel sprachen: er hat den Erfolg zu weit nach unten gesucht. Gerade das Drama, in dem am meisten literarischer Wille steckte, hat ihm einen bestimmten Erfolg gebracht. Hoffentlich versteht er diesen Fingerzeig und schlägt im nächsten Winter neue Bahnen ein. Seine künstlerischen Absichten sind offenbar gut.

Eine merkwürdige Enttäuschung hat Herr Halm im „Neuen Schauspielhaus" am Nollendorfplatz gebracht. Das Theater ist bis jetzt in einer ganz unverständlichen Weise geleitet worden und hat völlig versagt. Augenblicklich absolviert Kainz dort ein Gastspiel und bringt vielleicht bessere Zeiten mit. Wenn die Direktion einen Systemwechsel vollziehen will, muß es schnell geschehen. Hat das Theater erst jeden Kredit verloren, kommt die Reue zu spät.

Das „Kleine Theater", ehedem eine der vornehmsten Bühnen Berlins, hat eine traurige Schwenkung vorgenommen; es ist in die Ausländerei und die ödeste Reklame abgeschwenkt. Wie ich diese Zeilen schreibe, ist „Emilia Galotti" angekündigt, was wahrscheinlich eine Rückkehr zu den alten Prinzipien bedeutet. Sollte es nicht der Fall sein, wird über den Kurs dieser Bühne noch ein besonderer Artikel notwendig werden. **Erich Schlaikjer.**

Giosuè Carducci †

Der größte Sohn des heutigen Italien hat dies sterbliche Leben verlassen, um in die Unsterblichkeit zu treten. Italien, das Land der Kunst, hat zwischen den andern drei ganz große Dichter besessen, die in ihren Werken den Ruhm und das Unglück seiner Geschichte verewigen. Dante erleuchtet den neuen Morgen der antiken Kultur, wie er sich für die Nachkommen der Römer erhebt, mit der Bildung der neuen Sprache. Aus ihr heraus kommt der Dantesche Gedanke (Ueber die Volkssprache), schließlich das Epos von Menschheit und Gottheit. Der Dichter hatte es in lateinischer Sprache begonnen, aber er verwarf wieder die ersten Gesänge, um sie in der Sprache des Volkes neu zu bilden. Neben ihm haben Boccacio und Petrarca die Schönheit der italischen Sprache für die Jahrhunderte gefaßt. In dem Werke des großen Mannes findet man auch seine eiserne Zeit zusammengefaßt: ihr schuldet er seine Not, aber sie bot ihm auch, sein übermenschliches Werk zu schaffen. „Inferno" ist das Werk der Rache. Wer es liest, wird die Schmach der Verfolger des Dichters verewigt finden. Die Leidenschaft ließ ihn das Bedürfnis nach einer jungen, festgewurzelten Sprache erkennen und ihre große Zukunft ahnen. Und so trägt auch das Werk des großen Florentiners die Grundsätze der Einheit und Unabhängigkeit des italienischen Volkes den Jahrhunderten voran. Dante ist der erste Vertreter einer nationalen Kultur des zukünftigen Italien, das sich durch die Jahrhunderte hindurch auf den Trümmern des alten Rom erhebt.

Nach langen Jahren von Zwietracht, Krieg, Fremdherrschaft, unendlicher Not verfällt Italien einer dieser Perioden von Würdelosigkeit, ich möchte sagen: von schimpflichem Schlaf, wie sie das geistige Leben eines Volkes manchmal zu unterbrechen scheinen. Auf die französische Revolution, die das monarchische Europa in seinen Grundlagen erschüttert, auf den Sieg des Kaisertums, der allenthalben die Ideen des modernen Frankreichs ausstreut, folgt der Wiener Kongreß. Der Gedanke eines freien und unabhängigen Italien, der unter dem ersten Napoleon aufgeflackert war, scheint nun für immer zu einer hoffnungslosen Sehnsucht gestempelt.

Italien leidet und klagt. Leopardi ist der Dichter seiner Schmerzen. Er hat sich erarbeitet und verstanden mit der Größe seines Wollens und mit aller Schönheit seiner Form das unsterbliche Werk des Dante. Der patriotische Gedanke und der vollendete Ausdruck seiner Kunst haben ihn zu Dantes Nachfolger gemacht. Der Dichter aus Recanati zeigt in seinem Werk Italiens Not und Größe.

Aber Italien steht auf. Carducci ist der Dichter des neuen Tages. Dies müßte auch in Deutschland mehr begriffen werden. Trotz der Bemühungen einsichtiger und empfindender Männer beharrt man hier bis in die letzte Zeit darauf, in Gabriele d'Annunzio den Dichter des neuen Italien zu sehen. Aber es kann sich dieser mit Giosuè Carducci vergleichen wie vielleicht ein Hügel, der mit Blüten überstreut ist, sich vergleichen darf einem Berg, dessen Spitze fast den Himmel berührt. In diesem Nichtwissen von dem großen Italiener blieb man hängen durch den starken Lärm, der von d'Annunzio und seinen Jüngern gemacht wurde, während Carducci seinen Ruhm mehr auf die Größe seines Werkes als auf die Reklame von Zeitungen und ergebener Gefolgschaft baute. Immerhin: der große Italiener durfte mehr Verständnis erwarten von dem Volk, das er kannte und bewunderte.

Als ich, etwa 1892, in Bologna mit ihm zusammen war, sprach er zu mir mit großer Wärme von den besten deutschen Dichtern, die er eingehend las, nachdem er ihre Sprache zur Genüge gelernt hatte. Ich erinnere mich noch an einige seiner Worte: „Die Deutschen haben sehr spät begonnen, sind aber auch sehr rasch vorwärts geschritten; es ist ein Volk, bei dem die Arbeit weniger eine Pflicht, als eine Leidenschaft" . . . . . „Goethe konnte aus einer wenig melodischen Sprache eine der süßesten machen" . . . . „Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges scheint mir wie in der Sprache der alten Klassiker geschrieben" . . . . „Ohne Heines kostbare Dichtungen würde auch die moderne italienische Dichtung eine ihrer stärksten Anregungen entbehren

Viele Deutsche, auch aus den gebildeten Kreisen, kannten fast nicht einmal den Namen Carduccis, bis die Skandinavier ihm den Nobelpreis, zweihunderttausend Mark, gaben. Früher krönte man die Dichter auf dem Kapitol mit dem Lorbeer, heute füllt man ihre Taschen mit Geld, aber bei Gott! leider nur in den ganz seltenen Fällen. Der Nobelpreis ließ d'Annunzios Ruhm vor dem Carduccis erbleichen, und der Dichter der Francesca da Rimini erkannte in einer Beileidsdepesche an des Verstorbenen Witwe selber seinen Meister an. Der Schmerz der Italiener um den Verlust ihres großen Bürgers hat dies vollendet: heute erkennt man in Deutschland, wie überall, in Carducci den berühmtesten italienischen Dichter unserer Tage. Oder nicht allein Italiens? Ich will mich bemühen, zu zeigen, wer der Mann war, und weshalb er hoch über denen steht, die heute sein Hinscheiden beklagen.

In einer Zeit der Knechtschaft und der nationalen Not geboren, begann Carducci als entschiedener Republikaner. Bis der Tag kam, da er, mit Garibaldi, Crispi und andern Patrioten, erkannte, daß allein das konstitutionelle Königtum Italiens Zukunft sichern könne. Von da an war er warmer Monarchist. Es ist deshalb falsch, ihm Mangel an politischer Ueberzeugung vorzuwerfen. Er hat die Fahne nicht mit der Geläufigkeit des Vincenzo Monti gewechselt; er hat sich allein mit dem Gewissen des Patrioten bekehrt: zum Gedanken der Wohlfahrt des Vaterlandes. Soviel vom Menschen. Um den Wert seiner Kunst zu bezeichnen, müßte ich sagen, daß seine Dichtungen das größte italienische Literaturdenkmal unserer Zeit darstellen. Man betrachte sein Porträt. Er hat das Haupt eines Löwen, dieser Dichter der neuen italischen Kultur. Mit fast unerklärlicher Kraft hat er dreißig Jahre auf analytische Studien über die Meisterwerke der italienischen Literatur gewandt, von der „Göttlichen Komödie" zu Manzonis „Verlobten". Diese Seele, kräftig durch die Art des Mannes und weich durch seine Erziehung, lieh ihm die eherne Stärke, mit der er sein ça ira niederschrieb, und gab ihm die fromme Sanftmut, aus der das Sonnet kam: „al bove" (An den Ochsen).

Der Charakter von Carduccis Wesen ist durchaus persönlich und national. Ausgestattet mit einem festen Willen und auf der andern Seite mit reichem Verstand und einer vollkommenen Vertrautheit mit der italienischen Sprache, verstand er es, den bald fortschrittlichen, bald vermittelnden Geist unserer Zeit ganz an sich zu ziehen, in einer Zeit von Eigenart, Leben, Verfall, Erneuerung. Nach dieser Arbeit der Anpassung, die ich seine wirkliche Periode nennen möchte, offenbarte sich seine eigene Schöpferkraft. Ich werde nicht zu lang von seinen odi barbare (Barbarische Oden) reden. Wenn sie eine gewisse Schule hervorgebracht und Aufsehen gemacht haben, so werden sie doch keinen zu großen Eindruck hinterlassen, und sie werden sich nicht lange zwischen den verschiedenen Formen unserer Dichtkunst halten können. Carducci hatte sich vorgenommen, aus den Kunstformen der provençalischen Dichtung den lateinischen Vers zu erneuern. Dies bedeutete den Kampf gegen den Reim, den Reim, der, nach dem Wort des Kritikers Gravina, das Bekenntnis der Schwäche unserer Dichtung ist. Aber trotzdem: Carduccis gereimte Dichtungen und vor allem diese prächtigen alla rime (An den Reim) werden immer die schönsten bleiben und dem am liebsten, der in dem Dichter den Schöpfer der neuen Poesie Italiens erblickt.

Bei seinem Beginn war Carducci kühl aufgenommen. Doch verstand er es, mit 24 Jahren Literaturprofessor in Bologna, seinen Schülern seine Studien und Arbeiten nahe zu bringen. Er hatte sich vorgenommen, mit den Auswüchsen an Manzonis Schule ein Ende zu machen, die in vollem Verfall war; er wollte sich an deren Stelle rücken, und er tat es. Der Verfasser des „5 Maggio" und der „Inni sacri" (Heilige Hymnen) hatte durch seinen berühmten Roman eine Brücke geschlagen zwischen klassischer und romantischer Kunst, aber seine Nachahmer hatten ihn übertrieben, indem sie des Meisters Gedanken vom Natürlichen entfernten. Carducci griff sie an, warf sie nieder, und Italien hatte eine der neuen Zeiten würdige Dichtkunst. Dies ist das Werk des Dichters, persönlich durch die Eigenart seines Schöpfers und national durch seine patriotische Gesinnung. Aber was der Schule von Alessandro Manzoni begegnete, kann auch der von Giosuè Carducci begegnen. Seine zahlreichen und meist mittelmäßigen Nachfolger verdarben schließlich die Frucht so großer Arbeit und so starker Begabung. Die imitatores, servum pecus (Nachahmer, dienendes Vieh) haben immer, seit Horaz und vor ihm, die stärksten literarischen Schulen, die vernünftigsten Gruppen verdorben. Sicher — dies wiederhole ich: das Werk Carduccis, nachdem es seine Wurzeln im Boden des Vaterlandes geschlagen hat, wird sich neben Giacomo Leopardi stellen, um sich im Lichte der Unsterblichkeit dem des Dante Alighieri zu verbinden.

Das italienische Volk hat durch sein Parlament beschlossen, daß seinem dritten nationalen Dichter auf einem Platz in Rom ein Denkmal errichtet werde. Carducci ist nicht tot, denn sein Name wird nie sterben.

Barbaro von San Giorgio.

Sprechsaal

Zu dem Artikel „Kultur des Buches".

Der Aufsatz in Nr. 7 der „Hilfe" über die Kultur des Buches von Walther Eggert veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen:

So vortrefflich ich die Ausführungen des Verfassers über die Persönlichkeit, die selbst ein Buch repräsentiert, halte, so ästhetisch auch mir der Gedanke ist, daß zwischen Besitzer und Buch Freundschaftsbeziehungen bestehen, so berechtigt mir solche Auslassungen gerade in unserer Zeit erscheinen, so mangelt es mir doch für den Abschnitt, der sich über das Leihen ausspricht, völlig an Verständnis. — Gewiß erkennt man an der Zusammensetzung einer Bibliothek die geistige und literarisch-ästhetische Struktur des Besitzers, oder ich sollte lieber sagen, man kann es. Man hüte sich jedoch hierbei vor zu frühen Kombinationen. Ich kenne Leute, die haben eine fein zusammengestellte einheitliche Bibliothek und gehören doch zu der Klasse von Lesern, die der Verfasser treffend mit der Frage von typischer Bedeutung kennzeichnet: „Das haben Sie noch nicht gelesen?" Ich kenne Leute, die haben eine Anzahl Bücher, für die sie die Bezeichnung Bibliothek keineswegs beanspruchen können und auch nicht beanspruchen, und dennoch habe ich vor ihnen und ihrer Bildung einen großen Respekt. Darum treffen die bezüglichen Ausführungen des Verfassers nur auf die korrekten, häufig engen Geister zu.

Ueber Leihen und Entleihen der Bücher denke ich anders. Eggert sagt: Man muß „Achtung vor dem Buche" haben, weil es ein Stück Innenleben des Besitzers bezeichnet, und darum das Entleihen unterlassen. Ich muß sagen, ich liebe einen Verkehr, bei dem das Herz etwas hat, und pflege ihn. Es hat mir noch nie leid getan, daß ich einem Menschen, der für meine Verhältnisse Verständnis hatte, mein Herz ausgeschüttet habe. Ja, ein solches natürliche Sichgeben ist für die innere Konstitution so gesund wie die Bewegung in frischer Luft. Daß ich mir dadurch einen gern gewährten Anspruch auf das Innenleben des andern erwerbe, will ich nur erwähnen. Ob ich mich bei solchem Verkehr mündlich oder durch ein Buch äußere, kommt aufs selbe hinaus, beides ist jedenfalls gleich berechtigt. Ich vermag nicht einzusehen, warum hier das Leihen und Entleihen eine „Gewohnheit" ist, die „verpönt" sein sollte. Ich meine vielmehr, daß es eine „Gewohnheit" ist, die sich bei jedem intimen Verkehr natürlich entwickelt, ja notwendig wird und bleibt, die ihre Rechtfertigung in sich trägt. — Vielleicht aber hat der Verfasser diesen Fall gar nicht gemeint, vielleicht hat er das Leihen und Entleihen im flachen, gewöhnlichen Sinn gemeint, bei dem man von innerlichen Beziehungen der Kontrahenten nicht reden kann. In solchem Fall ist nach meiner Auffassung dem Buche die Beziehung zu mir, obwohl es mein Besitz ist, fast vollständig abgestreift. Es ist nicht ein Buch, das ich gekauft habe, sondern vielmehr eins, das von dem und dem geschrieben ist; es ist mit andern Worten nicht ein Teil meiner selbst, sondern ein Erzeugnis der Literatur. Als solches kann es dem Entleiher gern zur Verfügung gestellt werden, ohne daß man sich damit vor dem andern ausgibt, wie er andererseits ruhig darum bitten kann, ohne eine beschränkte Feinfühligkeit zu dokumentieren. Oder besäße er sie wirklich, wenn er dasselbe Buch, das er in meinem Bücherschranke gesehen hat, vom Buchhändler erstehe? Ich sehe darin keinen Unterschied.

Der Vergleich zwischen dem Entleiher und dem, der „betrügerischerweise in den Theatersaal" dringt, hinkt deshalb, weil der Konzertgeber und der Besitzer des Buches verschieden über die Verwendung ihres Besitzes denken. Der eine will ausgesprochenermaßen Geld verdienen, darum wird er von jenem bestohlen; der andere ist ohne dergleichen Nebengedanken, gibt im Gegenteil gerne seinen Besitz an andere weiter, er kann sich somit über „Betrug" nicht beklagen. Was die Rücksicht auf Autor und Verleger betrifft, so denke ich darüber weniger human als der Verfasser.

als vielmehr geschäftsmäßig. Wenn ich ein Buch gekauft habe, so ist es damit vollständig in meinen Besitz übergegangen, jene beiden haben sich ihrer Rechte begeben. Ich kann mit dem Buche machen, was ich will. Der es von mir leiht, hat höchstens mit mir zu tun, mit niemand anders. Wenn er dadurch innerlich reicher wird, so werde ich nicht einmal ärmer.

Eine Inkonsequenz liegt nach meiner Auffassung darin, daß der Verfasser trotz „der drei Gesichtspunkte" der „Reinlichkeit", „Moral" und „Wirtschaftlichkeit", die er bei den Leihbibliotheken konstatiert, und die sicher auch den Bibliotheken fürs Volk anhaften, diese gegen jene herausstreicht. Die hygienischen Bedenken sind durchaus angebracht. Aber es scheint mir davon in zu ängstlicher Weise abstrahiert zu sein. Etwas beruhigt kann man doch werden, wenn man sich vergewissert, aus welchen Schichten der Bevölkerung sich der Leserkreis einer Bibliothek zusammensetzt. Sollte man überhaupt aus äußerlichen Bedenken auf die Verwertung der großen Schätze, die in Regierungs-, Universitätsbibliotheken usw. ruhen, verzichten? Sollte man die Benutzung der Bibliotheken, die der Volksbildung und Volkswohlfahrt dienen und sich dadurch als soziale Notwendigkeit herausgestellt haben, durch allerhand „Reinigung" und „Desinfektion" umständlich machen, erschweren, vielleicht zurückdämmen? Lieber ein Buch etwas früher, ehe es gänzlich abgegriffen ist, einstampfen.

Was endlich den Preis der Bücher anbetrifft, so glaube ich nun und nimmer, daß es richtig ist, das Publikum könne irgend etwas zur Verbilligung der Bücher beitragen. Ob ein Buch viel oder wenig gekauft wird, das bleibt sich gleich. Selbst Autoren, die schon vor Herausgabe ihres Buches wissen, daß es viel gekauft werden wird, lassen sich gerade deswegen ein höheres Honorar zahlen und kümmern sich somit um das kaufende Publikum und dessen Achtung vor der Buchseele nicht die Spur. Warum sollten sie auch! Geschäft ist Geschäft! Sicher ist es für den Käufer unangenehm, wenn er bis vor Jahresfrist für „Maler Nolten" 9 M. zahlen mußte, während er jetzt den ganzen Mörike für 5 M. bei Max Hesse kaufen kann. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß einzelne Bibliotheken z. B. die Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg u. a. für ein Billiges die ewigen Schätze unserer deutschen Dichterkultur dem weniger Bemittelten bringen wollen.

Der Verfasser hat uns eine feine ästhetische Predigt über Buch und Buchseele gehalten, die sich an und für sich angenehm liest, es fehlen ihr aber nach meiner Meinung eine Reihe praktischer Voraussetzungen.

Parchim — **Ernst Demer.**

* * *

Mein Beitrag „Zur Kultur des Buches" hat mir einige sehr freundliche Zuschriften eingetragen, für die ich hier bestens danke; ich wurde darin auch auf das Buch „Phaläna. Die Leiden eines Buches" von Karl Weitbrecht hingewiesen, das mir als ein Werk meines verehrten Lehrers wohlbekannt ist. Daß ich zum Schlusse des erwähnten Aufsatzes gleichwohl wünschte, es möchte einmal ein Dichter die Leiden eines Buches beschreiben, hat seinen Grund in der Anschauung, daß dies dem vortrefflichen Aesthetiker Weitbrecht in „Phaläna" nicht so eindringlich und dichterisch rein gelungen ist, als wünschenswert wäre. Aber trotz der verschiedenen Mängel des Buches: trotz seiner schwachen Fabel, trotz seines oft in persönlichem Aerger gesteigerten Stiles und seiner veralteten ästhetischen Polemik: jenem ehrlichen Grimm und Weitbrechtscher Gesundheit und auch mancher Ergötzlichkeit zulieb erfülle ich gern die Aufforderung der erwähnten Zuschriften, das Weitbrechtsche Buch nachdrücklich zu empfehlen denen, welche unsere Anschauungen über Lesermoral teilen, zum Vergnügen, den andern erst recht — zur ärgerlichen Beschämung. **Walther Eggert-Windegg.**

Die Baskenmütze

Aus dem Spanischen des Godofredo Daireaux
von **Hermann Weinheimer.**

Heute geht's lebhaft zu in der Pulperia von Don Manuel Fulanes. Weit draußen in der Steppe liegt die Schenke, ein paar Schritte seitab von der Hauptstraße, und für gewöhnlich sieht man am Palenque nur ein oder das andere Pferd angebunden, das regungslos mit gesenktem Kopfe steht und geduldig wartet, bis der Herr seinen Wermut- oder Pfirsichschnaps genommen hat. Nur wenn es gar zu lange dauert, hebt das Tier den Kopf und tritt ein paarmal hin und her, um dann wieder regungslos zu stehen.

Heute aber mögen es wohl zwei Dutzend Gäule sein, die an Pfählen und Weiden angebunden stehen, wiehernd die Köpfe werfen, sich stoßen und drängen und mit den Schwänzen schlagen. Die Gauchos aber freuen sich nicht minder der seltenen Geselligkeit. Auf Leben und Tod wird Taba gespielt. So einfach das Spiel ist, so leidenschaftlich wird es betrieben. Es kommt darauf an, ob der hochgeworfene Rückenwirbel der Kuh auf diese oder jene Seite fällt, und es gibt für den Kampbewohner nichts Spannenderes, als zu sehen, ob der Wirbel, in elegantem Schwung geschleudert, flach fällt oder steil; die Pesos kommen und gehen, wie das Glück will. Auf der andern Seite des Gehöftes, an der Hauptstraße, verkünden Geschrei und aufsteigende Staubwolken, daß die Carreras, die Pferderennen, schon in vollem Gange sind. In den Pausen aber wird tüchtig getrunken, und Leute, die sonst wochenlang nur ihren Mate schlürfen, fröhnen heute so sehr schweren Getränken, daß sie am Abend kaum noch in den Sattel kommen.

Der Schenkwirt hätte eigentlich für die von ihm ins Werk gesetzte Zusammenkunft samt Taba und Pferderennen polizeiliche Erlaubnis haben müssen. Das verlangt die Behörde, weil sie aus Erfahrung weiß, daß es am Abend nach einem solchen Kamprennen manchmal etwas wild zugeht. Das war hier nicht geschehen; auch der Alkalde des nächsten größeren Ortes war nicht benachrichtigt. Dafür aber war der schlaue Wirt so vorsichtig, jedem der ankommenden Gauchos sein Facón, das lange Messer, das in keinem Gurt fehlt, abzuverlangen. Die gefährlichen Friedensstörer bewahrte er sorgfältig unter Verschluß. Damit glaubte er sich genügend davor gesichert, daß nicht ein plötzlich ausbrechender Krawall ihm eine tüchtige und wohlverdiente Polizeistrafe einträge.

Mit dieser Vorsichtsmaßregel nun glaubte er das Seinige getan zu haben und ließ ihnen freies Spiel. Mochten sie sich doch vergnügen, wie sie wollten! Es müßte schon mehr als Zufall sein, wenn eine von den spärlichen Polizeipatrouillen, die den riesigen Bezirk zu durchstreifen hatten, gerade heute ausgerechnet an seiner Pulperia vorbei ihren Weg nehmen müßte.

Diese Rechnung war nicht schlecht; sie stimmte — beinahe. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte sie sogar unfehlbar gestimmt, aber der gute Wirt hatte mit einer Nebenerscheinung in jener Gegend nicht gerechnet, mit Gorro Blanco. Gorro Blanco, d. h. die weiße Baskenmütze. So nannte man einen Polizeioffizier, der seit kurzer Zeit in der Gegend war. Der Wirt hatte überhaupt noch nichts von ihm gehört.

Gorro Blanco war nichts weiter als ein höherer Bediensteter der Landpolizei, ein Beamter, wie es viele gibt, oder wenigstens geben sollte. Im Kamp geboren und aufgewachsen, notdürftig bekannt mit der Kunst des Lesens und Schreibens, war er vertraut mit allen ländlichen Arbeiten und Geschäften, mit den erlaubten, wie mit den im Geheimen betriebenen, und war durch in allen Praktiken eines gewiegten Gaucho.

Von Kind auf in der unwirtlichen Steppe, fast im Sattel geboren, war er ein unermüdlicher Reiter, von zäher Ausdauer und einer Geduld, die nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen war. Furcht gab es bei ihm nicht. Bei seiner Kaltblütigkeit und respektablen Muskelkraft hatte er auf sich selbst ein berechtigtes Vertrauen. Dabei vollführte er genau betrachtet keine besonderen Heldentaten, nur strikte Erfüllung seiner Berufspflicht. Aber saubere Arbeit machte er. Alles energisch, rasch, exakt: Kein Ansehen der Person, keine Winkelzüge, kein Rücksichtnehmen; kein anderes Ziel nahm er aufs Korn als das eine, dem Gesetz Respekt zu verschaffen. Für ihn gab's keine politische Partei, keine Armen und keine Reichen. Er war imstande, einen einflußreichen Estanciero zu verhaften, der einen Drahtzaun durchschnitt, um einen Fahrweg für sein luxuriöses Break zu bekommen; aber ebenso nahm er den Viehdieb fest, der nächtlicherweile ein gestohlenes Tier schlachtete, oder den Pulpero, der das geraubte Fell kaufte.

Ein Flegel! — das war die Meinung vieler. Ein ganz famoser Kerl! sagten die Gutsbesitzer im allgemeinen.

Er ritt nicht wie die andern Kommissäre mit den Trupps der Polizeisoldaten, die er befehligte. Er bestellte sie da und da hin zu bestimmter Stunde und ungewöhnlicherweise waren auch die Soldaten immer pünktlich zur Stelle. Dieser Gorro Blanco sah ihnen verdächtig nach

Prügeln aus, der schien imstande, den schläfrigsten Kerl die Stunde nicht verschlafen zu lassen und den lahmsten Klepper auf den Trab zu bringen.

Schon seine unheimliche Reitpeitsche flößte den Soldaten eine Hinneigung zu ungewohnter Tugend ein. Adios ihr oft gefüllten Gläschen, die den Blick trüben und den Horizont verdüstern zur Freude des ausreißenden Flüchtlings! Adios verstohlene Schäferstündchen in dunklen Nächten, die wie geschaffen zum Viehdiebstahl. Adios ihr improvisierten Tänzchen in den Ranchos und ihr gemütlich ausgedehnten Siestas in den Wäldchen der Estancien!

Früher, da kam es nicht so genau darauf an, von einem guten Bekannten einen schönen, breiten Lasso anzunehmen — der Mann hatte ja so viele, allerdings ohne Viehbesitzer zu sein —. Oder man bekam für die Familie ein ordentliches Hinterstück von der Kuh, das aber viel zu fett war, als daß es von eigener Herde hätte stammen können. Jetzt galt es, derartige Aufmerksamkeiten zurückzuweisen mit der stolzen Geste des Themistokles, da er die Geschenke des Artaxerxes ablehnte. Wohl mochte mancher Polizist mit Bedauern an jene besseren Tage zurückdenken, aber Gorro Blanco duldete keine kameradschaftlichen Beziehungen zwischen der Landbevölkerung und seinen Leuten, denn er befürchtete nicht mit Unrecht, es möchten aus Kameraden Komplizen werden.

Es ging auf zwei Uhr. Die reitenden Polizisten näherten sich der Schenke, die Pferde in der bevorzugten Gangart des kreolischen Pferdes, jenem weichen Wiegen, das ein Mittelding ist zwischen Trab und Galopp. Gorro Blanco ritt demselben Ziele zu, ganz ohne Uniform, den Schlapphut tief in den gesenkten Kopf gedrückt, anzusehen wie ein harmloser Reiter, der ohne besondere Eile vorwärts zu kommen trachtete. Wer aber genauer zugesehen hätte, der würde bemerkt haben, wie seine Augen in nie rastender Regsamkeit die Steppe musterten, wie er unermüdlich auslugte und horchte. Der breitrandige Hut gab gute Deckung für diese Wachsamkeit. Sein besonderes Erkennungszeichen, eine weiße Baskenmütze, der er seinen Uebernamen verdankt, trug er nur bei besonderen Gelegenheiten und als Erkennungszeichen für seine Leute.

Punkt zwei banden die beiden Polizisten — ein Sergeant und ein gewöhnlicher Soldat — ihre Pferde an den Palenque der Colorada, das war der Name der Schenke von Manuel Fulanez. Eben war man dabei, das Hauptrennen vom Start zu lassen.

In der Gesellschaft der Kampleute war auch einer jener gefährlichen Burschen, die unter dem Namen Gauchos malos bekannt sind. Diese unsteten Gesellen sind wie von der fixen Idee besessen, Ruhm und Tapferkeit bestehe darin, daß man Händel anfängt, ganz gleich mit wem, am besten mit der Polizei. Diese Kerle lassen keine Gelegenheit vorbei, irgendwen zu provozieren und probieren so lange, bis sie ihn entweder rasend machen und zum Ausschlagen oder zum Auskneifen bringen.

Don Florencio, so hieß der Gaucho, kamen die beiden Polizisten wie gerufen. Ihm die Waffen abzuverlangen, hatte Fulanez nicht das Herz gehabt. So trat er denn breitspurig vor, das lange Messer im Gürtel; und das erste, was er tat, war, daß er den Sergeanten und den Soldaten zu einem Gläschen einlud:

„Na! Wollen wir zusammen einen nehmen?"

Müßte ihnen einfallen, anzunehmen, wo Gorro Blanco, bequem an den Schenktisch gelehnt, zu ihnen herübersah. Noch hatte er zwar seinen Schlapphut auf, aber deswegen blieb er nach wie vor der Mann mit der weißen Baskenmütze, der berüchtigte Gorro Blanco. Und mit stoischer Ruhe lehnten die Polizisten die wiederholte Einladung ab.

Das macht den Gaucho schon wild. Er wird dringender. Umsonst! Jetzt geht er ein paar Schritte zurück, um vor sich freie Bahn zu haben und dann geht's los: Zuerst das Messer heraus! Damit hin und her fuchtelnd, bedroht er die Soldaten, beleidigt sie, heißt sie feige Kerls und alles mögliche, kurz, er stellt sie hin „wie Küchenlumpen", so sagte wenigstens die Wirtsfrau, als sie am andern Tag die Geschichte erzählte. Mit einem Male, ohne daß der Gaucho, noch irgend sonst jemand wußte, wie es zugegangen war, sieht er sich einem schnurrbärtigen Menschen gegenüber, der von breiter, etwas untersetzter Gestalt war und eine weiße Baskenmütze aufhatte. Um den linken Arm hatte der Mann einen Poncho (Umhang) aus Vicunnafell gehängt. Um die rechte Hand hatte er den Lederriemen einer Reitpeitsche mit eisernem Stil herumgewickelt.

„Geben Sie sich gefangen," schreit ihn der Mann an.

Der Gaucho mißt überrascht sein Gegenüber.

„Werfen Sie das Messer weg!" befiehlt Gorro Blanco. Und in seiner Stimme liegt soviel überlegene Energie, daß um ein Haar der Gaucho gehorcht hätte. Aber da zieht das Bild seines Rufes als Gaucho malo, der in diesem Augenblick auf dem Spiel steht, an seinem Auge vorüber, und in blitzartiger Bewegung führt er einen Stich auf den Offizier. Da saust ein Schlag vom eisernen Stil der Reitpeitsche auf sein Handgelenk, daß es fast zersplittert, und der Dolch fällt ihm zu Boden.

Der Soldat hebt das Messer auf, der Sergeant hat ihm im Augenblick die Handschellen umgelegt, und noch keine halbe Stunde war vergangen, da zog das lange Geleit aller derer, die verbotenem Spiel gefrönt hatten, zur persönlichen Erlegung ihrer Polizeistrafe der Wache zu. An der Spitze der Schenkwirt, die Nachhut bildete der so plötzlich vom Gipfel seines Ruhmes herabgestürzte Gaucho malo, behutsam geleitet von Gorro Blanco. So zog die Kalvakade in gemächlichem Galopp ihrem Ziele zu.

Es dauerte nicht lang, bis sich ein Kranz von Legenden um Gorro Blanco bildete. Er wurde der schwarze Mann aller Missetäter. Die Viehdiebe ließen ihm das Feld und verzogen sich mehr nach auswärts. Diese unheimliche Weißmütze verursachte ihnen Alpdrücken. Kaum war so ein Biedermann in dunkler Nacht dabei, eine Kuh, die er irrtümlich für seine eigene hielt, abzuschlachten, oder Vieh, das . . . . sich verlaufen hatte, in seine Hürde zu treiben — da stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Gorro Blanco, um das dunkle Geschäft zu beleuchten.

Oder es verkauft jemand Felle in der Pulperia. In der Ecke sitzt ein harmloser Fremder und knackt Nüsse. Mit einem Male streckt der Fremde sein Gesicht über den Tisch und revidiert die Marke an den Fellen. Eine weiße Baskenmütze hat er aufgesetzt. Es war schon kein Leben mehr.

Die Gutsbesitzer sangen Loblieder von Gorro Blanco. Kein Wunder! Monatelang gab es fast keine Diebstähle mehr und keine Schlägereien. Aber — hatte man's nicht gesagt, daß er ein Flegel war? — setzte sich's der Mensch in den Kopf, er habe bei den Wahlen, die gerade stattfanden, nichts anderes zu tun, als für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

Dabei ließ er jeden abstimmen, wie es ihm gerade paßte. Daraufhin mußte man ihn freilich abschieben. Natürlich! Was hätte man auch anders tun sollen?

Kunst

Ueber Gustav Klimt. Bei Keller und Reiner hängen zurzeit die drei großen monumentalen Gemälde des Führers der Wiener Sezession: Philosophie, Medizin, Jurisprudenz. Diese Bilder sollten den Festsaal der Wiener Universität schmücken, aber sie entfesselten bei der Mehrzahl der Professoren und des Publikums eine solche Entrüstung, daß ihre Annahme verweigert wurde. Sogar das österreichische Abgeordnetenhaus haben sie beschäftigt und sind nun, auf der Wanderung der Heimatlosen, zum erstenmal nach Berlin gekommen. Klimt hat mit einer großen Sammlung vor zwei Jahren auf der Sezession in Berlin einen starken Eindruck gemacht. Da waren es vor allem vier Frauenbildnisse, unglaublich zart, fein, elegant gemalt, in leichten, hellen Farben. Hier schien das Körperliche aufgehoben und die Erscheinung zu einem diskreten, geschmackvollen Spiel zwischen Linie und Ton verflüchtigt. Aus kleinen, etwas trockenen Pinselstrichen und Punkten setzten sich die Tafeln zusammen: die Plastik löste sich zur Fläche, das Stoffliche wurde zur Ahnung, und es blieb eine ungemein aristokratische Linie und die Grazie hellblauer, weißer, violetter Nuancen.

Und nun sind die drei großen Werke da. Wenn ich getreulich notiere, bin ich mit aller Skepsis hingegangen — mit der Skepsis, die uns Junge gegen die Allegorie beherrscht und die sich hier noch besonders gegen die monumentale Gestaltungs-

kraft des Neuwiener Feinmalers wandte — und mit einiger Skepsis habe ich den Raum wieder verlassen. Dazwischen aber liegt ein ganz starker künstlerischer Eindruck und Genuß. Ich glaube eine Reihe der „Bedenklichkeiten" dieser Kunst deutlich genug zu sehen. Vor allem: sie ist kein Entwicklungsglied, das aus einem Volkstum oder einer künstlerischen Ueberlieferung organisch herausgediehen ist. Und dann das andere: die Gesetze der formalen Durchbildung oder des Stiles wurden nicht vom Objekt empfangen, sondern sind aus Willkür erfunden. Aber aus der Willkür einer starken und reichen Persönlichkeit. Und das ist mit entscheidend. Nämlich: Klimt ist Eklektiker, das heißt, er nimmt die Formen seiner Darstellung von verschiedenen Seiten und Anregungen und sucht sie in einer Einheit zu verbinden. Beispiel: steifer Byzantinerstil neben dem zeichnerischen Naturalismus eines nackten Körpers. Und dann: er nimmt seine Formen aus verschiedenen Disziplinen der Kunst überhaupt. Das Ornament, das Hilfsmittel in Architektur und Kunstgewerbe, wirkt hier weiter zur Tafel- und Wandmalerei im engeren Sinn. Die inhaltliche Sinnlosigkeit, die mancher Linie oder Fläche eigen zu sein scheint, erfährt eine andere Beleuchtung. Es handelt sich nicht um das Was, sondern um das Wozu, rein in formalem Sinn.

Klimt ist in diesen Bildern Symbolist oder Allegoriker, wie man sagen will. Zu jedem dieser Bilder kann man ein erklärendes Kommentar schreiben. Alle drei Bilder haben die Vision als Voraussetzung; sie wollen nicht Tatsachen der Erscheinungswelt darstellen, sondern ideelle Vorstellungen und Möglichkeiten entwickeln. Klimts Symbolik entfernt sich zweifellos auf eigenen Wegen von der Schablone; ob sie sehr tief ist, weiß ich nicht. Dies scheint mir belanglos, denn solche Symbolik ist für den Maler, der Sinnliches sinnlich darstellen soll, doch nur der Notbehelf zum Arrangement. Worauf es letztlich ankommt, sind allein die darstellerischen Qualitäten. Und auf die Mischung der verschiedenen Elemente in diesen Tafeln hab' ich schon hingewiesen.

Es handelt sich um große Wandbilder. Die monumentale Flächenkunst pflegt sich nach gewissen rhythmisch-architektonischen Grundsätzen aufzubauen. Man sucht nach diesen hier vergebens. Zweimal ist die große Bewegung von Linie und Fläche, die nicht innerhalb des Rahmens ihren Schwerpunkt findet und über die Grenzen hinausgeht, ganz augenscheinlich. Z. B. den Bildern fehlt der Boden und fehlen die räumlichen Tiefenverhältnisse. Dadurch wird ihnen von vornherein der Grad der sinnlichen Wahrscheinlichkeit gekürzt. Eine großzügige Ornamentik, die zufällig menschliche Körper als Mittel benützt. Aber Ornamente, die nicht mit der inneren Notwendigkeit aus dem Rahmen der Architektur, des Raumes hervortreten, sondern durch das Schwebende oder wenn man will: Aufsteigende ihrer Linien, denen innerhalb der Fläche das Gleichgewicht, ein Schwerpunkt fehlt, eine eigenartige Bewegung über die Wand erzeugen. Das ist das allgemeine und grundsätzlich Problematische dieser monumentalen Kunst. Aber worin ihre große Schönheit liegt ist dies: neben der Zärtlichkeit, mit der die Zeichnung und die etwas reliefartige Modellierung einzelner Partien gemacht wurde, der reiche Glanz und das weiche Aneinanderfinden schöner Farben und Töne. Auch hier spürt man die kunstgewerbliche Herkunft dieser Dekoration, denn alle naturalistische Lokalfarbe oder der farbige Materialcharakter erscheinen ausgeschaltet zugunsten gewisser absoluter Klangverhältnisse. Denn hier ruht Klimts Meisterschaft: in seinem unerhörten Reichtum diskreter Farbigkeit. Töne, die ihm ein Traum gab, oder die vielleicht ein blaudämmernder Abend einmal über einem See spielte, oder ein zu Grau verfinkendes Grün, hat seine Erinnerung gehalten; das technische Raffinement bot ihm die Möglichkeit, sie aus den Tuben herauszuholen und mit allem Geschmack, mit allen verfeinerten Kulturinstinkten hat er sie wie ein Teppich dem Auge nebeneinander gelegt.

Dies ist die letzte Formel dieser Kunstwerke: das Zusammenstoßen eines großzügigen, großwollenden Temperaments, das es zur lauten, schweren Rede drängt, und eines unpersönlichen Kunstwillens, der im Prätentiösen des Arrangements, in der Sinnfälligkeit eines kostbaren Materials, in strengem, eklektischem Stilbemühen seine Wege findet. Daraus erstanden hier Dokumente einer Zeit, einer Stadt, eines Mannes; ich glaube nicht, daß sie zu den Werken gehören, die bleiben und über Entwicklungen wegragen. Aber sie brachten uns neue Aufschlüsse und leiteten zu den Grenzen letzter Kunstprobleme. H.

Wilhelm von Diez †. Mit dem alten Diez ist ein Mann aus dem deutschen Kunstschaffen geschieden, der für München einmal viel bedeutete — München als eine Spezies künstlerischer Arbeit betrachtet — und der als ein Zwischenglied zwischen Piloty'scher Pleinairealistik und den jungen Naturalisten auch geschichtlich interessant bleibt. Er malt Historie, oder besser: historisches Genre, denn es liegt ihm nichts an der Erzählung irgend einer Affäre. Dazu fehlt ihm der nüchterne Wirklichkeitssinn. Und wenn er in einer großen Zahl Bilder Ritter und Szenen, etwa aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, malt, liegt ihm auch wenig an der Mitteilung kultureller Tatsachen. Darin besteht sein Fortschritt gegenüber den andern: was die noch stofflich interessiert, wird bei ihm zum malerischen Mittel. Seine Raubritter und sonstigen Kerle sind Zufälligkeiten; er nimmt sie, weil ihre kostümte Farben haben, die in seinen blaubraunen Lufttönen gut stehen. Ein bischen Romantik steckt drin. Deshalb hat man die Bilder in Reproduktionen oft in der guten Stube des deutschen Hauses aufgehängt. Aber ihr Wert liegt in dem Formalem: daß sie gute Farbenakkorde haben. Er ist ein Nachzügler der späten Niederländer, der direkte Nachkomme Wouwermanns. Von ihnen nahm er den dunklen Ton, die braune Sauce. Aber er hat sie nie plump, ungeschickt verwertet. Sein Einfluß als Lehrer war groß; denn er gab die Geheimnisse, ein fertiges „Bild" zu malen. H.

Allerlei

Der König mit den kurzen Beinen.

Es war ein König, der wäre gern ein großer Mann gewesen; aber er hatte nur kurze Beine, und deshalb war er einen Kopf kleiner als das gewöhnliche Volk. Das verdroß ihn; denn er hätte den Menschen gern auf die Köpfe gesehen. Weil er das nun nicht anders anzufangen wußte, nahm er zu Ratgebern und Türstehern solche Leute, die noch kleiner waren, als er; aber merkwürdig, niemand in seinem Reiche fand, daß er selber dadurch größer geworden wäre.

Das verdroß den König, und eines Tages rief er seine Getreuen und sprach: „Ich muß größer werden als alle meine Untertanen; wer will mir dazu helfen?"

„Ich," sagte der Hofschuster, und flugs machte er Stiefel mit ganz hohen Absätzen; als der König sie anzog, schien er wirklich größer geworden zu sein, und doch waren es nur ganz wenige, denen er auf die Köpfe gucken konnte.

Da rief er seine Getreuen abermals zusammen und sagte: „Die Absätze helfen auch nicht viel, wer weiß bessern Rat?"

„Ich," sagte der Hofdrechsler, und er machte ein Paar Stelzen, die mußte der König an seine Füße schnallen, und der Hofschneider tat ihm einen langen Purpurmantel an, so daß man die Stelzen nicht sah. Als er nun unter sein Volk ging, da strahlte er wirklich vor Majestät, und er konnte allen auf die Köpfe sehen. Da hub ein ehrfürchtiges Staunen an, und die Leute riefen: „Wie ist unser König so groß geworden!" und es waren ihrer viele, die neigten ihr Haupt bis auf die Erde. Doch es gab auch einige fürwitzige Schelme mit scharfen Augen und noch schärferer Zunge, die lachten und sagten: „Was geht unser König doch so steif, und wie merkwürdig stapft sein Schritt!" Das kam dem König zu Ohren, und er wollte zeigen, daß er auch leicht und voller Anmut schreiten könne; aber er stolperte und fiel hin, und dabei hörte er etwas, das er wohl für ein Gelächter halten konnte.

Als er wieder zu Hause war, rief er seine Getreuen zum dritten Male und sagte: „Ich will nicht nur größer scheinen, ich will auch größer sein! Wer gibt mir einen wirklichen guten Rat?"

Da trat sein Narr vor und rief: „Nicht nur einen Rat, drei Ratschläge sollst du hören, mein Herr König."

Dieser fragte: „Welches ist der erste?"

Der Narr erwiderte: „Jage alles Zwerg- und Krüppelzeug aus dem Hause, wovon es in deiner Nähe wimmelt."

„Gut," sprach der König, „und welches ist der zweite?"

„Wähle aus deinem Reiche die größten Leute aus und stelle sie an die Stufen deines Thrones und an die Pforten deines Schlosses. Dann wird jedermann sagen: Wie groß muß der König sein, der so große Diener hat!"

„Gut," sagte der König weiter, „und welches ist der dritte?"

„Geh' nicht soviel aus, o König, aber wenn du durchaus meinst, daß du dich deinem Volke zeigen mußt, so schreite nicht zu Fuß, sondern laß dich von den Riesen tragen, die deine Diener sind, und in deinem Lande gibt es keinen, über den du nicht hinwegsehen könntest."

Eine Weile dachte der König nach, dann entschied er sich und sprach: „Gut, ich will's versuchen."

Und er hat es versucht und nicht bereut; er ward ein wahrhaft großer König, und alle vergaßen, daß er in Wirklichkeit nur kurze Beine besaß. **Georg Ruseler.**

Lesefrüchte. Aus einem Brief des Anselm Feuerbach aus Florenz, August 1850. — „Etwas ist mir hier plötzlich klar geworden, was ich früher nie ins Reine bringen konnte. Ich habe mich oft gefragt, was ist es eigentlich, das die Alten so groß gemacht hat und warum ist im kalten Deutschland ein so aus-

vorgenen Zeitschriften und in zahlreichen Artikeln! Ein Gedanke sagt dem andern: Lies mich! Und ich!

Es ist in der deutschen Presse klug mit den Rechten und Linken umgesprungen. Man hat sich nicht gescheut, auch Artikel der Rechten zu drucken, um sie zu widerlegen, und auch Artikel der andern Richtung dagegen auszuspielen. Dabei sind alle die Artikel, die nicht gedruckt wurden, weil sie zu dumm waren, in Abertausend Exemplaren auf. Der Verleger, der Redakteur, der Journalist gewinnt, er mag's, bei wie er's mißhandelten Blatt, bei wie er's will, und wenn er's noch so schlecht macht, er hat Brot, und wenn er es im Schweiß und Elend verdient, wenn er sich Skandale, welche der Kuckuck wissen, Tag für Tag ins Gesicht schlagen lassen muß, wenn er sich Hunde, welche die Hunde wissen, zum Freund machen muß, wenn er Hetzen lesen muß, die Hetzen sind, wenn er sich Lügen lesen muß, die Lügen sind, wenn er sich Lügen und Hetzen gegenseitig vorwerfen muß, die Hetzen und Lügen sind, er hat Brot.

Büchertisch

Paul Hermanns Gedichte (Leben und Dichtung von Johannes Schlaf). Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Preis 3 Mark.

Paul Hermanns 100 übrige Gedichtlein bietet unser Schlaf, der Dichter, der Dichter ist, in einem Bande dar. Und wir begrüßen sie wenigstens, wie wir sie begrüßen können, wenn sie auch, für wie überhaupt auch Erzählungen mit einer erhabenen Moral, nicht ganz das sind, was wir wünschen. Wir wollen nicht leugnen, daß einige Gedichtlein recht hübsch sind, wie z. B. das vom Kind, das vom Tod geholt wird, und andere, die wir auch noch lesen wollen, wenn wir mehr Zeit haben. Einige Gedichtlein sind sogar ganz gut

Praktisch! Reinlich! Sparsam!

Spiritus-Kocher

für Haus und Reise.
Centrale für Spiritus-Verwertung
Berlin S.W. 7, Friedrichstraße 231, gegenüber dem Central-Hotel.

Illustrierte Preisliste kostenlos

Kochfix für Verkehrte Welt

Kochfix für Verkehrte Welt

Kochfix für Verkehrte Welt

50% Ersparnis an Heizmaterial
Kochfix Lotterie
Berlin-Hamburg, Landsberg i. Ostbr. Str. 24

20 Minuten
Kochfix
Kochfix
Kochfix

Nation und Nationalität.
Von Dr. Otto Bauer.
Preis 6 Mk.
Verlag der Buchhandlung Wiener Volkswille in Wien V.

Schnell! Besten reellen!
Mitarbeiter
bestens
Spiritusfabrikate
Off. **Dr. Rabenmann**, Berlin W. 30, Motzstr. 89.

Verlag für Sozialwissenschaft
von **Dr. Eduard David**.
Preis 6 Mk.
Verlag von **Dr. Heinz, Stuttgart**.

Die Arbeiter-Samariter-Kolonne macht die Bevölkerung darauf aufmerksam, daß sie Sonntag, den 12. Mai, Nachmittags 3 Uhr, ihr Stiftungsfest im Saale des Restaurants Hasenheide, Berlin, Hasenheide 14, feiert. Es wird gebeten, recht zahlreich zu erscheinen

XIII. Jahrgang — Nummer 11

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik Literatur u. Kunst

Herausgeber F. V. Naumann — Sonntag, den 16. März 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen: Die Reichstagswahlen. Über Berlin. Die Wahlen in Württemberg. Die Wahlen in Hessen. Die Wahlen in Baden. Die Wahlen in Bayern. Die Wahlen in Sachsen. Die Wahlen in Hessen-Nassau. Die Wahlen in Thüringen. Die Wahlen in Mecklenburg. Die Wahlen in Braunschweig. Die Wahlen in Oldenburg. Die Wahlen in Anhalt. Die Wahlen in Lippe. Die Wahlen in Bremen. Die Wahlen in Hamburg. Die Wahlen in Lübeck. Die Wahlen in Elsaß-Lothringen. Die Wahlen in den Kolonien. Die Wahlen in Deutschland. Die Wahlen in Österreich. Die Wahlen in Ungarn. Die Wahlen in Belgien. Die Wahlen in Frankreich. Die Wahlen in England. Die Wahlen in Italien. Die Wahlen in Spanien. Die Wahlen in Portugal. Die Wahlen in Rußland. Die Wahlen in Finnland. Die Wahlen in Schweden. Die Wahlen in Norwegen. Die Wahlen in Dänemark. Die Wahlen in Holland. Die Wahlen in Belgien. Die Wahlen in der Schweiz. Die Wahlen in Amerika. Die Wahlen in Australien. Die Wahlen in Neuseeland. Die Wahlen in Südafrika. Die Wahlen in Japan. Die Wahlen in China. Die Wahlen in Persien. Die Wahlen in der Türkei. Die Wahlen in Ägypten. Die Wahlen in Indien. Die Wahlen in Siam. Die Wahlen in Mexiko. Die Wahlen in Brasilien. Die Wahlen in Argentinien. Die Wahlen in Chile. Die Wahlen in Peru. Die Wahlen in Bolivien. Die Wahlen in Uruguay. Die Wahlen in Paraguay. Die Wahlen in Ecuador. Die Wahlen in Venezuela. Die Wahlen in Kolumbien. Die Wahlen in Panama. Die Wahlen in Costa Rica. Die Wahlen in Nicaragua. Die Wahlen in Honduras. Die Wahlen in Guatemala. Die Wahlen in Salvador. Die Wahlen in Haiti. Die Wahlen in Kuba. Die Wahlen in Jamaika. Die Wahlen in Trinidad. Die Wahlen in Barbados. Die Wahlen in Britisch-Guayana. Die Wahlen in Niederländisch-Guayana. Die Wahlen in Französisch-Guayana. Die Wahlen in Surinam. Die Wahlen in Curaçao. Die Wahlen in Aruba. Die Wahlen in Bonaire. Die Wahlen in Venezuela. Die Wahlen in Kolumbien. Die Wahlen in Panama. Die Wahlen in Costa Rica. Die Wahlen in Nicaragua. Die Wahlen in Honduras. Die Wahlen in Guatemala. Die Wahlen in Salvador. Die Wahlen in Haiti. Die Wahlen in Kuba. Die Wahlen in Jamaika. Die Wahlen in Trinidad. Die Wahlen in Barbados. Die Wahlen in Britisch-Guayana. Die Wahlen in Niederländisch-Guayana. Die Wahlen in Französisch-Guayana. Die Wahlen in Surinam. Die Wahlen in Curaçao. Die Wahlen in Aruba. Die Wahlen in Bonaire.

Politische Notizen

Das deutsche Wahlrecht. Herr v. Bethmann hat im Verfassungsausschuß des Reichstags eine Erklärung abgegeben, die sich mit der Wahlrechtsfrage und mit Wahlrechtsreformen befaßt. Er hat zwar keinen bestimmten Gesetzentwurf vorgelegt, aber seine Ausführungen lassen doch erkennen, daß die Regierung sich mit dem Gedanken einer Reform trägt. Sie will nicht nur das Reichstagswahlrecht, sondern auch die Wahlrechte der deutschen Bundesstaaten reformieren, soll es heißen. Das ist sehr befriedigend. Denn es ist unmöglich, daß das Reichstagswahlrecht, das jetzt fast fünfzig Jahre besteht, unverändert, wie es ist, weiterbestehen kann. Es ist ein Wahlrecht, das in seiner Entstehungszeit seinen Zweck erfüllte, aber heute nicht mehr

hätten die Zigarrenkisten und Milchtöpfe als Wahlurnen nicht dieselbe verpönte Rolle spielen können wie 1903. In derselben Sitzung des Abgeordnetenhauses erklärte Herr v. Bethmann-Hollweg wörtlich: „Jeder Wahlberechtigte hat das Recht, sich eine Abschrift (der Wählerliste) zu nehmen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er durch die Abschriftnahme andere Berechtigte nicht hindert an der Ausübung ihres Rechtes, der Einsehung der Listen." Das heißt korrekt und legal gesprochen. Aber wie sieht es mit dem Abschreiben der Wählerlisten aus, wenn man sich an die Ortsvorsteher wendet. In unzähligen Fällen ist die Erlaubnis dazu bei der letzten Wahl verweigert worden. Und mit den Abschreibeverfahren kommt man in der Regel nicht zum Ziel, da die Auslegungsfrist ja nur 8 Tage beträgt. Was nützt also der beste Wille des Ministers gegenüber dem bösen Willen von störrigen Landräten, Amts- und Gemeindevorstehern? Auch bei einem vernünftigen Minister des Innern wird Preußen nur dann vernünftig verwaltet werden, wenn den Herren konservativen Verwaltungsbeamten mit aller Energie Vernunft beigebracht wird.

Die Londoner Regierung. In London hat sich ein Wahlkampf abgespielt, der gerade für unsere politische Richtung von Interesse ist. Es handelt sich um die Wahlen zum Grafschaftsrat (London County Council), der die oberste städtische Regierung der fünf Millionen Londoner darstellt. In diesem Grafschaftsrat hatte seit 18 Jahren ein sozial gesinnter Liberalismus die Herrschaft. Wir in Deutschland würden seine Vertreter als sozialliberal oder nationalsozial bezeichnen; in England wurde er sozialistisch genannt, wobei aber zu beachten ist, daß der Engländer schon ein städtisches Gaswerk als eine sozialistische Einrichtung ansieht. Von der Tätigkeit des Grafschaftsrats berichtet anschaulich die „Frankfurter Zeitung":

Hand in Hand gehend mit den Liberalen im Parlamente hat der Grafschaftsrat seine Tätigkeit in London immer mehr erweitert, und von Jahr zu Jahr wurden die Buchstaben „L. C. C." (London County Council) an Beamtenuniformen, Gebäuden und Trambahnen häufiger. Der Engländer sieht nicht gern, daß er von jemanden regiert wird. Nun fing „L. C. C." allmählich an, Alles in seine Hand zu nehmen, von den kleinsten Milchläden, die von seinen Beamten inspiziert werden, bis zu den großen Musikhallen, die er streng kontrolliert. Gewaltige Tunnels unter der Themse, großartige Straßendurchbrüche, Parks, Feuerwehr, Trambahnen, Schulen aller Art, Arbeiterwohnungen und Irrenanstalten, alles gehört dem Grafschaftsrate. Hier ist man aber gewöhnt, das Meiste, dem privaten Unternehmertume zu überlassen, und wurde unruhig. Der Grafschaftsrat ging unablässig auf dem Wege weiter, aus dem gewaltigen, regellos aus allerlei Ortschaften zusammengewachsenen London eine einheitliche Großstadt zu machen. Er wollte die Hospitäler, welche sämtlich auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesene private Stiftungen sind, munizipalisieren. Er hat den Dampferverkehr auf der Themse verstadtlicht, und wollte auch den Seehafen London den Dockgesellschaften entreißen und städtisch machen. Er wollte ganz London die Milch liefern und ging zuletzt mit dem Riesenplane um, für 25 Millionen Pfund Sterling eine elektrische Zentrale für ganz London zu schaffen. Dieser Tätigkeit des Rates entsprechend stieg natürlich seine Umlage, besonders seitdem das konservative Unterrichtsgesetz 1902 die Leitung der Volksschulen den Grafschaftsräten übertragen hatte. Auch Fehler sind bei dieser Masse von Unternehmungen mit unterlaufen. Zur Unzufriedenheit der Steuerzahler kam die der privaten Unternehmer. Die Interessen des Bierbrauer- und Gastwirtsgewerbes widerstritten der echt liberalen Temperenzpolitik des Grafschaftsrates. In der neuen Straße Kingsway wird kein Spirituosenausschank konzessioniert, obwohl viele Schankhäuser an derselben Stelle bestanden haben, ehe der große Durchbruch gemacht wurde. Die Bauunternehmer sind verärgert darüber, daß der Grafschaftsrat dort auf schöne Fassaden hält. Er verpachtet keine Baustelle an der neuen Straße, ohne künstlerische Fassaden zur Bedingung zu machen. Infolgedessen weigern sich die Bauspekulanten überhaupt, dem Grafschaftsrate diese Baustellen abzunehmen, und diese bleiben zum Aerger der Steuerzahler unbenutzt liegen. Zuletzt werden die kirchlichen Gemeinden gegen den Grafschaftsrat aufgebracht, weil dieser die Schulgebäude einer sehr strengen Kontrolle unterworfen und vielfach für untauglich erklärt hat. — Der fortschrittliche Grafschaftsrat hat in den 18 Jahren seines Bestehens Großartiges geleistet und London in jeder Weise verbessert und verschönert.

Leider erlitt bei dieser Wahl die langjährige fortschrittliche Mehrheit eine vollständige Niederlage. Die Vertreter der bedrohten Sonderinteressen betrieben den Wahlkampf mit ungeheuren Geldmitteln nach dem Muster korrupter amerikanischer Stadtregierungen. Und sie fanden einen guten Resonanzboden, weil der Liberalismus in England an einer Reihe höchst unpopulärer Fragen nicht vorübergehen kann. Der englische Liberalismus hat die Abrüstungsfrage aufgeworfen, wodurch die nationalen Gefühle erschreckt wurden, und er hat sich mit der Temperenz und dem Frauenwahlrecht befaßt, wodurch alle Spießbürger gegen ihn mißtrauisch gemacht wurden. Die neue konservative Mehrheit des Grafschaftsrats wird die abgeschlossenen Verträge der alten Mehrheit nicht brechen können und daher wohl eine zeitlang die fortschrittliche Politik widerwillig fortsetzen müssen. Möchte aber diese Wahl kein Anzeichen sein für ein Zurückweichen der liberalen Flut in ganz England!

Die Sozialpolitik des Grafen Posadowsky

Graf Posadowsky sagt: „Die verbündeten Regierungen sind fest entschlossen, die Sozialpolitik fortzusetzen."

Wir danken es dem Grafen Posadowsky, daß er so spricht, aber diese Versicherung sollte eigentlich ganz unnötig sein, denn Sozialpolitik ist doch wahrhaftig nicht eine Süßspeise, die man je nach Willen oder Lust der übrigen Nahrung zufügen kann oder auch nicht, sondern ist ein notwendiger Salzbestandteil, ohne den alles übrige faul und krank wird. Wird Posadowsky versichern wollen: die verbündeten Regierungen sind entschlossen, auch künftighin gegen Epidemien zu kämpfen? Wird er sagen, der Herr Reichskanzler sei fest entschlossen, auch fernerhin für Sicherheit und Leben der Staatsbürger zu wirken? Warum spricht er dann von der Sozialpolitik ein so feierliches Wort, da doch Sozialpolitik nichts anderes ist als der beständige Versuch, die Zahl der wirtschaftlichen Krankheits- und Todesfälle zu vermindern?

Sozialpolitik ist nicht die Schöpferin des wirtschaftlichen Lebens. Viel eher könnte man das von der Handelspolitik sagen, aber auch sie ist schließlich nur ein Hilfsdienst der arbeitenden Kräfte, die im ganzen Volke vorhanden sind. Das Entscheidende ist, wieviel produktive Arbeit wir leisten. Je mehr unsere Arbeitsleistung wert ist, desto wohlhabender werden wir, desto gesunder können wir uns einrichten usw. Das Volk in seiner Arbeit gleicht einem starken Menschen, der eine Last tragen soll. Wenn dieser Mensch schlechte Schuhe an seinen Füßen hat, wird er ein schlechter Lastträger sein. Nicht die Schuhe tragen die Last, aber die Mangelhaftigkeiten der Schuhe schwächen, stören, peinigen den Mann, während er tragen soll. Sozialpolitik ist: dem riesigen Lastträger Volk gute Schuhe zu verschaffen. Posadowsky stellt sich hin: „Die verbündeten Regierungen sind fest entschlossen." Ja, wenn sie das nicht wären, dann . . . wozu in aller Welt seid ihr da?

Und wenn nun aber doch die verbündeten Regierungen nicht fest entschlossen wären, wenn der soziale Graf Posadowsky zum Abschiedskuß befohlen und die Sozialpolitik in Bann getan würde, was würde denn dann eintreten?

Dann würden die Lastträger weniger weit tragen können,

dann würde das Tagewerk des Lastträgers weniger wert sein,

dann würde man sagen, daß es keine guten Arbeiter mehr gibt,

dann würde unsere nationale Produktion sinken,

dann würden die Aktiengesellschaften schlechtere Dividenden zahlen,

und dann würde es ein Gestöhn und Gebrüll nach Sozialpolitik geben!

Man achtet jetzt nur deshalb die Sozialpolitik zu wenig, weil man von ihr, wie man sagt, genug hat. Es würde ganz gesund sein, eine Weile einmal ohne alle „sozialpolitischen Belastungen" leben zu müssen, ohne Krankenkassen, Altersrenten, Unfallrenten, Sonntagsruhe, Kinderarbeitsverbot, ohne Gewerkschaften, Genossenschaften, Gewerbegerichte, Einigungsämter, es wäre vielen Leuten in allen

Volkskreisen sehr gesund, wenn sie einmal in einem wachsenden Industrievolk ohne alle diese Schutzvorrichtungen existieren sollten. Dann erst würden sie wissen, was Sozialpolitik ist, nämlich das Mittel gegen Brutalität und Verelendung, und Posadowsky würde nicht nötig haben wie ein Märtyrer seiner Idee zu versichern: „Wir sind entschlossen".

Wir haben genug Sozialpolitik!

Was heißt das? Soll das heißen, daß unsere Sterbeziffer schon genügend gesunken ist, und daß wir deshalb nun aufhören sollen, den Tod und die Armut zu hindern? Sollen uns die guten Erfolge der bisherigen Sozialpolitik müde machen? Gewiß nicht! Wer das will, der gehört überhaupt nicht unter anständige Menschen. Es ist etwas anderes, was mit diesem Wort gesagt werden soll: wir haben genug Sozialpolitik! Es soll damit gesagt werden: wir haben genug von künstlicher Sozialpolitik, von unnötigem Zwang, von unpraktischen Paragraphen! Ja, in der Tat, davon haben wir auch ein ganzes Teil.

Unter natürlicher Sozialpolitik sind gesetzliche Bestimmungen zu verstehen, die aus dem Leben selber mit einer Art von Notwendigkeit hervorgehen, Bestimmungen, die sozusagen in der besseren Praxis von selber entstehen und nur auf die schlechtere Praxis übertragen werden müssen.

So stellen die Krankenkassen- und Unfallversicherungsbestimmungen im Grunde nur eine zwangsweise Verallgemeinerung einer Betätigung dar, die von freien eingeschriebenen Hilfskassen einerseits und von Betriebsstiftungen andererseits schon vorher in Angriff genommen war. Auch die Arbeiterschutzbestimmungen gehören im großen und ganzen dieser Klasse von Sozialpolitik an. Man kann im Einzelfall streiten, ob zu viel oder zu wenig gesetzlich festgelegt wurde, aber kein Mensch leugnet, daß es Grenzen der Ausnutzung der Menschenkraft geben muß, Grenzen, die der anständige Arbeitgeber von selber beobachtet, die aber um der anderen willen mit Staatsgewalt eingeschärft werden müssen. Noch ist viel auf diesem Gebiete zu tun, und Graf Posadowsky würde gern mehr tun, wenn er die Hände freier hätte.

Daneben geht aber viel Kurpfuscherei einher, die nur daher kommt, daß man der Natur nicht ihren freien Lauf lassen will. Wieviel weniger Schutzgesetze würden unsere Arbeiter nötig haben, wenn sie freier wären in der Ausübung ihres Rechtes auf gemeinsame Verbesserung ihrer Lebenslage! Die Angst vor dem freien Koalitionsrecht der Arbeiter zwingt dazu, daß der Staat Gesetze fabrizieren muß, statt daß das neue Recht durch Streit und Friedensschluß von Arbeitgebervereinen und Arbeitervereinen zwar geräuschvoller, aber besser und sicherer von selbst entstehen würde. Ein Staat, der sozusagen immer das Kindermädchen spielen will, wird schließlich dieselbe Unlust erregen, die im Kindermunde lautet: „wenn das Fräulein weniger verbietet, bin ich immer gleich viel artiger." Es gibt sozialpolitische Gesetze, bei denen die Last der Unbequemlichkeiten in keinem rechten Verhältnis zu der durch sie gewonnenen Lebenssteigerung und Produktionserhöhung steht. So wenigstens ist eine ziemlich weit verbreitete Empfindung, und dieser Empfindung können auch wir nicht ganz unrecht geben. Wenn jetzt Graf Posadowsky den einen einfachen Satz uns brächte:

> bestraft wird, wer einen Mann oder eine Frau hindert, einem Berufsvereine anzugehören,

so würde dieser Satz viele andere Sozialpolitik überflüssig machen, denn er würde viele sozialpolitische Einzelarbeit aus den Händen der Staatsregierung in die der freien Verbände hinüberschieben. Das aber ist es, was die Reichsregierung nicht will. Sie wacht mit einer Art von Eifer nicht darüber, daß sie selbst möglichst viel, und daß die freien Verbände möglichst wenig tun. Charakteristisch dafür war der jetzt in der Versenkung entschwundene Entwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Er war Sozialpolitik des Kinderfräuleins.

Und Graf Posadowsky ist dieser Art von Sozialpolitik immer nahe geweben. Es bedarf keiner Versicherung, daß wir vor seiner Lebensarbeit den größten Respekt haben. Posadowsky ist zweifellos die erste Arbeitskraft der Reichsregierung und ein Mann von viel Geist und Energie. In seinem Gesicht ist endlose Mühe aufgezeichnet. Aber unbeschadet dieser vollsten persönlichen Hochschätzung und Verehrung, erscheint er uns, je länger, desto öfter, als Vertreter einer kunstvoll ausgedachten Sozialpolitik, die zu wenig an die einfache regulierende Kraft der Freiheit glaubt. Er ist Staatssozialist im guten wie im bösen, und ein Teil der Widerstände gegen die er kämpfen muß, sind Folgen seiner eigenen Methode.

Naumann.

Aus dem Gebiete der Justizreform

Von den drei liberalen Gruppen im Reichstage ist auch in dieser Session der Antrag aufgenommen worden: Durch eine Reform des Gerichts-Verfassungs-Gesetzes die Heranziehung minderbemittelter Staatsbürger zum Schöffen- und Geschworenendienst zu gewährleisten.

Schon im Jahre 1903 habe ich in den Preußischen Jahrbüchern darauf hingewiesen, daß die Fernhaltung der Arbeiter vom Schöffen- und Geschworenenamt den Bestimmungen des Gerichts-Verfassungsgesetzes Zwang antut, und daß es keiner Gesetzesreform, sondern nur einer gerechten Auslegung der Vorschriften des Gerichts-Verfassungsgesetzes bedürfe, um schon nach bestehendem Rechte die Arbeiter zum Ehrenamte des Schöffen und des Geschworenen zu berufen. Auf diesen Artikel lenke ich deshalb die Aufmerksamkeit, weil bald nach seiner Veröffentlichung das bayerische Justiz-Ministerium und später auch die Hamburger Justiz-Verwaltung die nötigen Anweisungen erteilt haben, um jenes Unrecht gegen die Arbeiter aus der Welt zu schaffen. Tatsächlich sind in der Folgezeit sowohl in Bayern wie auch in Hamburg Arbeiter Schöffen gewesen, der beste Beweis also, daß die formalen Bestimmungen des Gesetzes keinerlei Hindernis bieten. Wie sollte es auch anders sein! In den Paragraphen 32—34 des Gerichts-Verfassungsgesetzes, in denen *die* Kategorien aufgezählt werden, die zu dem Amt eines Schöffen unfähig sind oder in das Amt nicht berufen werden *sollen*, sind die „Minderbemittelten" oder „Arbeiter" nicht erwähnt. Ebensowenig lassen die Motive zum Gerichts-Verfassungsgesetz erkennen, daß der Gesetzgeber aus dem Schöffen- und Geschworenenamt ein Privilegium der Begüterten schaffen wollte. Die Begründung des Entwurfs betont sogar ausdrücklich, daß das Gesetz davon Abstand nimmt und nehmen muß, einen bestimmten Grad von Bildung und Wohlstand als gesetzliches Erfordernis der Befähigung eines Geschworenen und Schöffen vorzuschreiben. Trotz alledem hat es eine beharrliche Uebung, die dem Geist des Gesetzes zuwiderläuft, vermocht, die Arbeiter zu einer dafür minderberechtigten Klasse zu stempeln. Man hat versucht, dieses Unrecht mit der Begründung zu rechtfertigen, daß der Arbeiter nicht in der Lage sei, den Aufwand des Geschworenen- und Schöffendienstes zu tragen.

Für diese „gütige Fürsorge" läßt das Gesetz keinen Raum. Ueberdies würde niemand die Kosten eines solchen Ehrenamtes bereitwilliger tragen, als der gebildete deutsche Arbeiter, ganz abgesehen davon, daß seine Arbeiter-Organisation gerne für ihn eintreten würde. Wenn beispielsweise in Mecklenburg Vereine zur Beschaffung von Geschworenen-Diäten bestehen —, weshalb sollten nicht die Gewerkvereine die Kosten für die Arbeiter-Schöffen und -Geschworenen übernehmen! In der Tat ist es auch nicht eine dankenswerte Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Enge des Arbeiters gewesen, sondern der ungesunde Klassen-Instinkt der Bemittelten, der das Richteramt des Laien als seine eigenste Domäne betrachtet hat.

Wenn wir nun den ausgesprochenen Klassencharakter der deutschen Arbeiterbewegung bekämpfen wollen, so ist in erster Linie geboten, daß wir, vornehmlich auf dem Gebiete des Rechts, alle die Erscheinungen auszuroden suchen, die aus dem Geiste *unserer* Klassenunfreiheit geboren sind. Dazu gehört aber die tief verletzende Ausschließung des Arbeiters von dem Amte des Volksrichters. Wie haben Volksgerichte, von denen — risum teneatis, amici! — das Volk ferngehalten wird!

Es wird Aufgabe der Justizreform sein, jene absichtliche Degradierung des Arbeiters künftighin unmöglich zu machen und zwar durch eine grundlegende Bestimmung, die die

Berufung des Arbeiters zum Geschworenen- und Schöffenamt zur Pflicht erhebt. Zugleich müßte die Vorschrift des Gerichtsverfassungs-Gesetzes, nach der ein Volksschullehrer nicht Schöffe werden soll, verschwinden. Bezeichnenderweise enthält auch die Begründung des Gerichtsverfassungs-Gesetzes keine Erklärung für diese mehr kuriose Bestimmung. Weshalb ein Industrieller, ein Pferdehändler oder Gastwirt geeigneter sein soll als der Volksschullehrer, mag verstehen wer kann, vielleicht hat der Gesetzgeber vorgeahnt, daß im Jahre 1907 die Zahl der unbesetzten Lehrerstellen in der preußischen Monarchie rund 3000 betrüge, und daß etwa 10 000 Schulklassen stark überfüllt wären. Das nur beiläufig. Denn das Unrecht gegen den Volksschullehrer beruht auf dem Gesetze, das Unrecht gegen den Arbeiter verstößt gegen das Gesetz.

Bis zur Vollendung der Justizreform wird, fürchte ich, noch geraume Zeit vergehen, es ist daher Pflicht, nicht nur des Reichstages, sondern auch der Publizistik, immer und immer wieder an einen Zustand zu erinnern, der für den schlimmen zersetzenden Glauben an Klassenjustiz eine dauernde Quelle der Verstärkung und Neubelebung bedeutet.

Siegfried Heckscher.

Ein moralischer Sieg der Warenhäuser

Während der Messe fand in Leipzig eine Tagung statt, die leider von der Tagespresse etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Der Verband Deutscher Waren- und Kaufhäuser, also eine Gruppe größerer und großer Unternehmer, bekannte sich in aller Form zu einer frischen Sozialpolitik. Zwei freisinnige Reichstagsabgeordnete, die Herren Hoormann-Bremen und Dr. Struve-Kiel hielten unter lautem Beifall Reden, die auch für einen Kongreß von Gewerkschaftlern radikal genug gewesen wären. Besonders der Abgeordnete Hoormann wandte sich mit äußerster Schärfe gegen das Manchestertum, also gegen die sozialpolitische Rückständigkeit, die er scheinbar an der Wasserkante durchaus studiert hat. Schließlich nahmen die Warenhausbesitzer und die ihnen nahestehenden Fabrikanten die folgende Resolution an:

Die von mehr als 1000 Mitgliedern besuchte IV. ordentliche Generalversammlung des Verbandes Deutscher Waren- und Kaufhäuser e. V. spricht sich dahin aus, daß an der sozialen Fürsorge für die Angestellten sowohl seitens des Verbandes als auch der einzelnen Mitglieder mit aller Kraft weitergearbeitet werde.

Im Einzelnen befürwortet die Generalversammlung

1. Die möglichste Verkürzung der effektiven Arbeitszeit der Angestellten.
2. Die Anstrebung des allgemeinen Acht-Uhr-Ladenschlusses.
3. Das Eintreten für völlige Sonntagsruhe, wo die allgemeine Durchführung möglich ist.
4. Die Einführung des Sommerurlaubs unter Fortzahlung des Gehaltes sowie die tatkräftige Weiterverfolgung der Frage der Einrichtung von Ferienheimen.
5. Die Errichtung von Ledigen-Heimen für weibliche Angestellte, sofern die örtlichen oder Personalverhältnisse sich dafür eignen.
6. Die Errichtung städtischer Pflicht-Fortbildungsschulen auch für weibliche Angestellte.
7. Die möglichst baldige Durchführung der staatlichen Pensionsversicherung der Privatangestellten.

Es ist in Deutschland ein ungewöhnlicher Vorfall, daß eine Unternehmergruppe sich derart für Arbeitnehmer ins Zeug legt. Unverständlich muß der Vorgang für die Vertreter der plattesten Form des Klassenkampfes sein, für die Leute nämlich, die der Ansicht sind, jeder Vorteil des Arbeitnehmers bilde den Nachteil des Arbeitgebers und umgekehrt. Solchen Auffassungen haben ja gerade auch im Handelsgewerbe rückständige Unternehmer vielfach eine scheinbare Berechtigung gegeben. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie fanatisch sogenannte Mittelstandsvertreter in fast allen bürgerlichen Parteilagern gegen die Sonntagsruhe, gegen die Verkürzung der Arbeitszeit, gegen die Kaufmannsgerichte und vieles andere dieser Art sich gesträubt haben. Und da tritt nun eine Reihe großer Unternehmer auf und macht, wie es auf den ersten Blick scheint, so viele Erfahrungen und Meinungen des Alltags zu schanden? Entpuppen sich die Warenhausbesitzer, die dem Wähler in Stadt und Land so teuflisch schwarz geschildert werden, urplötzlich als sozialpolitische Engel, die Beruf und Stand dem guten Herzen opfern?

Die Warenhäuser müssen vor einem denkenden Publikum nicht mehr als volkswirtschaftlich notwendige Einrichtung verteidigt werden. Sie bilden die unmittelbare Folge der fabrikmäßigen Massenproduktion, die entsprechende Absatzstellen sucht. Man sagt, die Warenhäuser seien der Verbreitungsort von Schundware. Das ist für die Anfangszeit der Warenhäuser in Deutschland nicht ganz unrichtig gewesen, ebenso wie man sich in der ersten Zeit der Fabriken beklagte, daß sie nur minderwertige Produkte lieferten. Aber gerade so, wie die Geringschätzung gegenüber der „Fabrikware", dem „Fabrikarbeiter" oder gar dem „Fabrikmädchen" mit den Jahrzehnten zurückging, gerade so nimmt auch die soziale Nichtachtung der Warenhäuser ab, je länger ihre dunkle Anfangszeit zurückliegt und je solider durch den massenhaften Zustrom der Käufer ihre geschäftliche Grundlage wird. Die deutschen Warenhäuser haben sich erst lange nach ihren englischen und französischen Vorbildern entwickelt. Die bekanntesten Unternehmungen auf diesem Gebiet sind als eigentliche Großbetriebe noch keine zwanzig Jahre alt. In unseren Kleinstädten, und noch mehr auf dem Lande, gelten immer noch „Schwindelausverkäufe" und „Warenhäuser" als verwandte Begriffe. Es ist ja nicht zu leugnen, daß zahlreiche Geschäfte, auf denen man liest, daß es „Warenhäuser" seien, z. B. mit dem berühmten Wertheimschen Unternehmen nicht mehr gemeinsam haben, wie etwa ein gewissenloser Kurpfuscher mit einem guten Arzt. Auch bleibt selbst vielen großen Warenhäusern, die auf dem Gebiet der Billigkeit Hervorragendes geleistet haben, noch viel zu tun übrig, ehe man sie auch auf dem Gebiet der Qualität loben kann. (Freilich handelt es sich hier nicht nur um Pflichten der Warenhäuser, sondern auch um Pflichten der Firmen, von denen die Warenhäuser kaufen, vor allem handelt es sich auch um eine Frage der Erziehung und Zahlungsfähigkeit des Publikums.)

Im Ganzen aber kann man bereits von einem Typ festgefügter und solider Warenhäuser sprechen, der sich unentbehrlich gemacht hat, sei es in den großen Städten, sei es in den Industriebezirken, sei es selbst bei der Landkundschaft. Sie bilden die technisch vollendetste Vermittelung zwischen der auf den Massenabsatz angewiesenen gewerblichen Produktion einerseits und dem Bedarf des Einzelnen auf der anderen Seite. Es gibt unzählige Leute, die auf die Warenhäuser schimpfen und sich doch schon gewöhnt haben, bei ihnen zu kaufen. Man mag für die Schwierigkeiten der kleinen Händler, die unter der Konkurrenz leiden, volles Verständnis haben und sie zu lindern suchen. Aber niemand kann bestreiten, daß die Warenhäuser ein hervorragendes Absatzmittel für zahlreiche Industriezweige darstellen, daß sie damit die Volkswirtschaft von der Belastung durch zurückgebliebene Methoden der Gütervermittlung befreien, daß sie also die Produktivität der nationalen Arbeit im Ganzen steigern. An dieser Tatsache zerschellen alle gemütsmäßigen Einwendungen, die auch gegen das Wesen solider Warenhäuser noch erhoben werden.

Wir erlaubten uns diese allgemeine Abschweifung, um besser die Gründe klarlegen zu können, aus denen die Versammlung der Warenhausbesitzer das Bild einer Gesellschaft für soziale Reform bot. Diese Unternehmer, die, wenn die Früchte unseres wirtschaftlichen Aufschwungs verteilt werden, einen recht guten Platz haben, sie sind reich genug, um sich die Sozialpolitik auch etwas Geld kosten zu lassen. Sie sind eine neue Klasse, haben keine Traditionen und daher auch keinen Standesdünkel. Sie fühlen einen zu festen Grund unter sich, um wie ein geplagter Krämer, der sich nur durch die Ausbeutung seiner Angestellten aufrecht erhält, vor jedem Schutzparagraphen zittern zu müssen. Sie sind Vertreter eines Berufs, in welchem die Spekulation eine große Rolle spielt, und deshalb begreifen sie besser als andere, daß der gebildete und gesicherte Angestellte am meisten einbringt, weil er auch am meisten leistet. Vielleicht geht die Spekulation noch weiter: Dank der Machtstellung der Agrarier und Mittelständler gelten die Warenhäuser für die Gesetzgebung immer noch etwas als hassenswertes Gewerbe; sollte da der vernünftige Gedanke nicht nahe liegen, daß sozialpolitische Opferfreudigkeit einen guten Eindruck in der Oeffentlichkeit macht? Endlich darf auch nicht verschwiegen

werden, daß es Betriebe gibt (wie der von Herrn Cohn in Halberstadt, dessen Leipziger Referat in der nächsten Woche zum Abdruck gelangen soll), deren sozialpolitische Einrichtungen ein günstiges Zeugnis für die Humanität ihrer Eigentümer ablegen.

An den Einzelheiten der Resolution ist wenig Kritik zu üben. Wünschenswert wäre gewesen, sie enthielte auch die Forderung von Handelsinspektoren. Alle Schutzgesetze stehen so lange auf dem Papier, als keine genaue Kontrolle ihrer Durchführung besteht. Gerade weil der Geschäftsgang der Warenhäuser vor der breitesten Oeffentlichkeit liegt, haben sie den Besuch solcher Inspektoren weniger zu scheuen, als viele verborgene Kontore und Ladenräume kleinerer Betriebe. Der Verband der Waren- und Kaufhäuser könnte sich auch verdient machen, wenn er bei künftiger Gelegenheit die Beseitigung der Konkurrenzklausel anstrebte, d. i. jenes Gesetzes, das den Angestellten, nachdem er seine Stellung verlassen hat und keine Bezahlung mehr erhält, dennoch für mehrere Jahre an der freien Betätigung seiner Arbeitskraft hindert. Es ereignet sich oft, z. B. zur Weihnachtszeit, daß verschiedene Warenhäuser, die miteinander in geschäftlicher Verbindung stehen, auch ihr Personal „austauschen". Ist das nicht ein schlagender Beweis, daß für die Warenhäuser die Konkurrenzklausel in ihrer heutigen Form ganz überflüssig ist? Schließlich wäre es erfreulich, wenn sich der Verband auch mit der Frage der Angestellten-Ausschüsse beschäftigen wollte. Oefters wurde in Leipzig auf die Bedeutung des harmonischen Zusammenarbeitens zwischen Unternehmern und Angestellten hingewiesen; es wurde dargelegt, wie stark der geschäftliche Erfolg hiervon abhängig sei. Da nun einmal in jedem größeren Betrieb diese Harmonie ohne Vermittlung eines, mit weitgehender Bewegungsfreiheit, ausgestatteten Ausschusses kaum möglich ist, sollte da der Verband der Waren- und Kaufhäuser nicht auch gegen Vorurteile auf diesem Gebiet ankämpfen können? Und wie steht der Verband zu der Unterstufe der Schichten, die an ihm hängen, zu den Heimarbeiterinnen?

Trotzdem also noch manche Fragen offen bleiben, ist dennoch die Leipziger Kundgebung rückhaltlos zu begrüßen. Die viel geschmähten Warenhäuser werden von einer Unternehmergruppe vertreten, deren Weitblick ältere und angesehenere Herrenschichten tief in den Schatten stellt. Man sollte erwarten, daß die Gehilfenverbände in Zukunft die Resolution der Warenhaus-Unternehmer als schneidige Waffe in ihrem Kampf für die Hebung der Handelsangestellten verwerten. Vor allem hätte hier der große Verband deutschnationaler Handlungsgehilfen eine ausgezeichnete Gelegenheit, den Warenhausverband denjenigen Unternehmern als Muster vorzuhalten, die in der Politik der Mittelstandsbewegung ihr Heil suchen. Es ist gewiß von keinem Unternehmer mit Tatkraft und Selbstbewußtsein zu verlangen, daß er gegen seine Berufsinteressen handele. Weil aber jede gesunde Sozialpolitik die Arbeitsleistungen hebt und die Qualität des Gearbeiteten steigert, deshalb vertritt derjenige Unternehmer auch seine eigene Sache am besten, der sich seiner Pflichten gegenüber der Gesamtheit bewußt bleibt.

Eugen Katz.

Die Weinfrage

Zu den Dingen, an denen die Weisheit der Gesetzgeber sich schärfen kann, die eine fast unabsehbare Fülle lockender Schwierigkeiten darbieten, gehört die Regelung des Handelsverkehres mit Wein. Diese Frage ist deshalb auch ein fester Bestand in dem parlamentarischen Repertoire des letzten Jahrzehnts. Offenkundige Mißverhältnisse, die eine schärfere strafrechtliche Ahndung notwendig machen, die unzweifelhafte wirtschaftliche Notlage eines nicht unbeträchtlichen, tüchtigen und sehr arbeitsamen Volksteiles, des Weingärtnerstandes: diese beiden Tatsachen bilden den Hintergrund wiederholter parlamentarischer Aktionen, die auf eine straffere Fassung des bestehenden Weingesetzes hinzielen. Mit ihnen verbindet sich das Konsumenteninteresse der Weintrinker; die Güte des Weines besitzt über Partei und Klasse eine einigende Kraft.

Im Februar des verflossenen Jahres hatte die Regierung dem Reichstag die Berufung eines sog. „Weinparlaments" zugesagt. Dort sollten Beschwerden und Vorschläge erörtert werden. Diese Körperschaft, Beamte, Sachverständige, Vertreter der Interessenten, trat im letzten November zusammen, aber leider hinter verschlossenen Türen. Was zur Oeffentlichkeit kam, war nur eine offiziöse, ganz kurze und nichtssagende Notiz. Deshalb wurde jetzt die Regierung über ihre eventuellen Absichten und Maßnahmen im Reichstag interpelliert, ohne daß dabei jedoch in der Besprechung wesentliche neue Gesichtspunkte hochkamen.

Die Gesetzgebung des Reiches berührt die wirtschaftlichen Interessen des Weinbaues an zwei Punkten: beim Zoll und bei der „Weinverbesserung". Dem Zollsatz für Verschnittwein und Traubenmaische wird bei dem bevorstehenden Handelsvertrag mit Spanien die entscheidende Bedeutung zukommen. Aber sonst ist augenblicklich das Interesse der beteiligten Kreise auf die Frage gesammelt, ob eine Revision des Weingesetzes vom 24. Mai 1901 notwendig und möglich ist. Dieses Gesetz hat eine langwierige Geschichte. Im Nahrungsmittelgesetz vom 14. Mai 1879 war der Wein vernachlässigt worden, und man entschloß sich deshalb, die gesetzlich erlaubten Behandlungsarten in einem Gesetz vom 20. April 1892 zu kodifizieren. Aber das Gesetz hatte mit seinen Aufzählungen und Verboten einen ziemlich akademischen Charakter, und es mußte deshalb durch den heutigen Rechtszustand ersetzt werden. Der brachte vor allem das Verbot der gewerbsmäßigen Kunstweinfabrikation und die Schaffung einer ausgedehnteren (Keller-) Kontrolle. Der Kampf in den Verbänden und im Parlament wurde dabei geführt — und er ist heute wieder aufgenommen — vor allem um die Erlaubnis der Zuckerung und um die Deklarationspflicht des verschnittenen Weines. Er richtet sich jetzt außerdem auf eine Erweiterung und einheitliche Regelung der Kontrolle.

Das derzeitige Gesetz besagt darüber (§ 10) soviel, daß bis zu einer späteren Ordnung durch das Reich die Landesregierungen über die Beamten und Sachverständigen zu befinden haben. Diesen steht das Recht zu, Räumlichkeiten und Lagerbestände zu kontrollieren, Proben zu entnehmen, geschäftliche Bücher und Aufzeichnungen einzusehen. Diese Kontrolle, meist ehren- oder nebenamtlich besorgt, von den verschiedensten Leuten, hat häufig genug versagt, namentlich in Preußen. Alle Parteien sind sich darin einig, daß ihre bessere und kräftigere Verwaltung auch bei dem heutigen Gesetz manche Klage erledigen könnte. Bayern hat heute schon besonders ausgebildete Beamte im Hauptamt, deren durchgreifende Tätigkeit von der Weinprozeßstatistik der Pfalz sehr deutlich illustriert wird. Der Kontrolleur im Hauptberuf ist eine Forderung fürs ganze Reich. Ihm soll gedient werden — nach dem Wunsch der meisten Interessenten — durch eine gesetzliche Lagerbuchkontrolle. Deren Möglichkeit besteht, wie bemerkt, heute schon. Aber es fehlen — bei den zweideutigen Geschäften — häufig genug die Aufschreibungen. Die sollen nun gesetzlich gefordert werden, damit verglichen werden kann, was eingelegt wurde und wieviel aus dem Keller hinausging, was verbraucht wurde an Zucker, Chemikalien usw. Kein Zweifel: diese rigorose Form der Bevormundung ist ein Weg, den man gehen kann. Die chemische Untersuchung allein tut's ja nicht, denn die chemische Wissenschaft hat auf der andern Seite die Herstellung der vielberühmten „analysenfesten" Weine ermöglicht. Aber man muß sich über den Wert des gesetzlichen Lagerbuchs für die Praxis keine Illusionen machen. Erstens erscheint es mir nach meiner Kenntnis der Dinge als nicht sehr wahrscheinlich, daß der kleine Winzer sich mit solchen Aufschreibungen befreunden würde — gut wäre es ja. Zweitens: wer den Wein fälschen will, fälscht dann eben auch das Lagerbuch. Für den reellen Handel aber kann eine unnötige und unwürdige Schikane entstehen.

Wie dem auch sei: unter dem Eindruck einer Reihe von wenig schönen Vorkommnissen im deutschen Weinhandel ist man sich darüber einig, daß eine etwas tatkräftigere Kontrolle Produzenten und Konsumenten nur zuträglich sein kann. Sie würde auch den Ruf der deutschen Weine wieder festigen, der allerdings auch durch das laute Gelärm gewisser extremer Kreise nicht besonders gefördert wurde. Wenn

man jene hört, könnte man glauben, in Deutschland sei das Weinfälschen eine durchschnittliche Beschäftigung.

Eine zweite Streitfrage ist die räumliche und zeitliche Begrenzung des Zusatzes von Zuckerwasser zum Zweck der Weinverbesserung. Der radikale Standpunkt, das Zuckern von Wein solle überhaupt verboten oder deklarationspflichtig sein, ist heute von Allen aufgegeben; der „Deutsche Weinbauverein" vertritt seit 1890 diese Weinverbesserung. Der Geschmack des Publikums, eine recht wandelbare Größe, ist heute den mehr süßen Weinen zugewandt. Wir haben in Deutschland, je nach Gegend und Jahrgang, saure Produkte, die des Zuckers zu ihrer Marktfähigkeit bedürfen. Es liegt aber auf der Hand, daß dies sehr häufig weniger zur Verbesserung als zur Vermehrung, zum „Strecken" des Weines ausgenützt wird. Wasser ist ein billiges Mittel. Dieser Wasserzusatz bedeutet die Kernfrage des ganzen Problems, und seine räumliche Begrenzung hat etwas sehr einleuchtendes. Aber die Anschauungen über die Grenzzahlen gehen stark auseinander, und es ist selbstverständlich: ein enges Schema ist bei der Vielgestaltigkeit unserer Weinqualitäten gesetzgeberisch ernsthaft unmöglich. Hier muß noch eine Lösung gefunden werden. Nimmt man die Prozentzahl des Wasserzusatzes im Gesetz relativ hoch (etwa 30 Prozent), so besteht die Gefahr, daß dieser Zusatz eine Gewohnheit wird, auch wo er durchaus unberechtigt. Vielleicht wird etwas derartiges möglich sein, daß man die Begrenzung des Zusatzes nicht uniform gestaltet, sondern sie abhängig macht von dem Charakter der Rebsorte, der Gegend, des Ernteausfalles. Es kann sich ja dabei nur um Annäherungswerte handeln. Aber darin ist man sich einig: daß einer gewissenlosen Weinvermehrung entgegengetreten werden muß. Hier müßten die guten Wirkungen einer vernünftigen Kontrolle einsetzen.

Für weniger zweckmäßig und berechtigt erachte ich die gleichfalls geforderte zeitliche Begrenzung des Gallisierens. Früher wünschten die Puristen den Zuckerwasserzusatz für die Zeit von der Weinlese bis zum 1. Dezember beschränkt; jetzt geben sie den Dezember frei. Gewiß: durch bakteriologische Prozesse im Wein geht der Säuregehalt mit dem zunehmenden Alter von selber zurück. Aber bei so und so vielen Weinen läßt sich sein Charakter erst im Laufe des Jahres, nach dem Ablassen, erkennen: seine Verbesserung wäre unter Umständen gesetzlich unmöglich gemacht. Wird aber die Verbesserung zusammengedrängt auf die paar kurzen Monate nach der Lese, so erscheint mir das als eine Benachteiligung des kleinen Winzers zugunsten des kapitalkräftigen, mit besseren Gärvorrichtungen usw. ausgestatteten Großunternehmers; dem Weingärtner steht nicht nach Belieben Geld zur Verfügung, und kann er einen schlechten Jahre nicht unter der Kelter verkaufen, dann fehlen ihm auch die Mittel, selber zu verbessern. Ueberdies ist nicht klar, ob man sich schon genau die Art einer Kontrolle dieser Maßnahme überlegt hat.

Daneben steht die Frage der Deklarationspflicht für verschnittenen Wein bezw. des Verbotes, inländischen Weißwein mit ausländischem Rotwein zu verschneiden. Verschneiden ist der technische Ausdruck für mischen und Deklaration heißt: Angabe, daß es sich um verschnittenen Wein handelt. Ein generelles Verbot des Verschnitts ist durch die Handelsverträge ausgeschlossen, wollte man es auf Weißwein beschränken, so würde sich dieser Verschnitt in Luxemburg (Zollinland) sammeln können. Die Idee des Verschnittes ist, unsern kleinen und blassen Weinen durch die ausländischen Kraft und Farbe zu geben und damit ihre Marktfähigkeit zu heben. Wichmann formuliert m. E. zutreffend, wenn er in seinem Buche schreibt: „War auf der einen Seite, wenn es sich nur um pure Vermehrungstendenz handelt, das deklarationslose Feilbieten verbesserter Weine eine volkswirtschaftliche Gefahr für Winzer und reellen Handel, so bildete es auf der anderen Seite, wo es angewendet wurde, den geringen Ertrag eines Jahres zu retten und den Winzer vor Verarmung und Ruin zu bewahren, eine volkswirtschaftlich segensreiche Praxis."

In tunlichster Kürze sind damit aus dem Bündel der Fragen die paar wesentlichen und aktuellen herausgegriffen. Es mußte sich dabei mehr um Mitteilung als um Kritik handeln. Aber wenn wir uns schon einmal in dies etwas schwierige und nicht eben großzügige Thema hineingewagt haben, wird es von Wert sein, dem Bisherigen einige Anmerkungen zur Zollfrage beizufügen. Sie sind notwendig für den, der die wirtschaftliche Lage des deutschen Weinbaues zu erfassen trachtet.

Im Jahre 1892 war aus politischen Gründen, um überhaupt den italienischen Handelsvertrag zu erreichen, neben dem Zollsatz von 20 M. auf 100 Kilogramm ein Vorzugszoll von 10 M. auf roten Verschnittwein eingeführt worden.

Der Verschnitt mußte, in den richtigen Maßen, unter amtlicher Kontrolle geschehen. Daneben wurden neu erhoben, auf demokratische Anregung, 1 M. vom Doppelzentner Traubenmaische (eingestampfte Beeren). Der Unmut unter den kleinen Weinbauern war sehr groß, denn sie befürchteten das völlige Stocken ihres Absatzes, da in den südlichen Ländern die Ernte früher fällt. Aber sie waren übertrieben, was den Verschnittwein anlangt. Ich habe dies in einer eingehenden Untersuchung für Württemberg nachgewiesen. Die Einfuhr des Verschnittweins richtet sich ganz nach Güte und Menge des inländischen Ertrages. Und daß der Verschnitt, wo er ehrlich gehandhabt, die kleinen Weine verkäuflicher macht, wird auch nicht bestritten. Anders liegt's bei der Traubenmaische. Hier ist die Spannung der Zollsätze zu weit und ohne Zusammenhang mit den wirklichen Mengen- und Gewichtsverhältnissen von Traube und Wein. Sie wurde entsprechend ausgenützt und hatte die Folge, daß nicht nur eine große Masse, sondern auch, bei dem geringen Risiko, viele minderwertige Qualitäten von Maische über die Grenze geworfen wurden. Auch ihr kommt, bei Fehljahren, unter Umständen eine sozial wohltätige Wirkung zu. Aber sonst bietet sie das bevorzugte Material zur Weinfabrikation. Die Konkurrenz kann sich nicht rein auswirken. Die Maische wird z. T. mehrfach ausgenützt, zum Verschnitt und zu Tresterwein, der selber wieder des Verschnitts bedarf. Unfug beginnt dann dort, wo solche Produkte mit dem Namen bestimmter Weinorte belegt werden und dann durch ihre häufig ganz minderwertige Qualität neben anderem deren Ruf schädigen. Deshalb war es ganz verständig, daß durch die neuen Handelsverträge das Mißverhältnis zwischen Verschnittwein und Traubenzoll ausgeglichen wurde. Die Zölle sind auf 15 bezw. 10 M. erhöht. Ob damit allerdings ein entscheidender Einfluß auf den deutschen Weinbau erreicht wird, bleibt abzuwarten.

Denn mit Unrecht hat man sich durch die vielen Erörterungen daran gewöhnt, in diesen Zollgeschichten und Weinverbesserungsfragen das ausschließliche A und O der Weinfrage zu erblicken. Gewiß: sie sind von Bedeutung. Der Zoll ist notwendig und berechtigt. Denn es handelt sich bei den Weinbergen um Böden, die für andere Kulturen fast ganz ausgeschlossen sind, und bei dem Wein um ein Produkt, daß nicht als notwendiges Nahrungsmittel angesprochen werden kann. Der Weinbau ist eine landwirtschaftliche Qualitätsarbeit, die den intensivsten Betrieb fordert und einer relativ großen Menschenzahl Beschäftigung bietet. Aber die Eigenschaft des Weines als eines Luxusproduktes bestimmt auch, daß diese landwirtschaftliche Bevölkerung von der Zollpolitik in ihrer Gesamtheit mit am stärksten betroffen wird. Denn der Absatz ihres Erzeugnisses stockt dann am ersten, wenn die Preise für die sonstige Lebenshaltung zu steigen beginnen. Dies ist keine theoretische Formulierung; wer mit der Praxis Fühlung hat, kann sie sich von dort bestätigen lassen.

Es ist eine merkwürdige Logik in manchen agrarischen Köpfen, auf der einen Seite recht hohe Zölle zu verlangen, auf der andern der Regierung immer wieder die Weinsteuerung des Weins durch das Reich vorzuschlagen. Die Abgeordneten Graf Kanitz und Gamp haben sich daraus eine Lieblingsidee gemacht. An sich würde das einleuchten: in unserem System indirekter Verbrauchsabgaben einen Luxusartikel heranzuziehen. Sogar das freihändlerische England macht ja bei derlei Artikeln eine Ausnahme. Aber England baut keinen Wein. Einige der süddeutschen Staaten haben in verschiedener Form eine Abgabe vom Wein. Würden wir dazu eine Reichsweinsteuer bekommen, so würde das obendrein eine ganz einseitige Belastung der Weinbaugebiete darstellen, der Produzenten und der Kon-

jumenten. Von allem andern abgesehen: eine solche rein territoriale Steuer ist unter allen Umständen ein Unsinn.

Das Ergebnis einer eingehenden, vorurteilslosen Beschäftigung mit den Fragen des Weinbaues wird aber immer dies sein: die Gesetze können besser oder schlechter sein, ihre wirkliche Bedeutung ist im Verhältnis gering zu den natürlichen Faktoren. Der Wein ist ja ein so verschiedenartiges Produkt. Seiner ganzen Natur nach stemmt er sich gegen eine schematische Erledigung durch Gesetzesparagraphen. Gegend, Boden, Lage als bleibende Größen, dann aber Sonne, Feuchtigkeit, Behandlung am Stock und im Keller, das sind so verschiedene Elemente, deren Zusammenwirken die Art des Weines ergeben. Viele Sonnentage, schöne Ernte, gute Kellerverhältnisse: sie schaffen mit zum Glück des Winzers. Es ist nicht möglich, hier all das zu entwickeln, was neben der Konkurrenz ausländischer oder gestreckter Weine die Lage des Weinbaues beeinflußt. Zum Teil sind es Dinge technischer Natur: Rebkrankheiten u. a., die eine Masse Geld, Zeit, Arbeit und Hoffnung verbrauchen können. Dann aber auch Wirtschaftsverhältnisse bestimmter Art: daß sehr häufig noch schlechter Boden von Reben bedeckt ist, und daß die Bodenpreise andererseits so ungemein gestiegen waren -- jetzt, in einer Aera schlechter Jahre sinken sie —, daß die Verzinsung den Ertrag eines mittleren Herbstes auffressen konnte. Die richtige Organisation des Absatzes, die Ueberwachung von Lese und Kelterung ist verschiedentlich durch Genossenschaften übernommen worden; es kommt diese Form aber nur für verhältnismäßig hochstehende Gebiete praktisch in Frage.

Von recht erheblicher Bedeutung ist schließlich eine Sache, die sich einer gesetzlichen Regelung weitgehend entzieht: die Geschmacksrichtung im Publikum. Der Weinhandel sagt mit einigem Recht, daß er sich ihr anzubequemen habe. Die Proben der Anbequemung und die Rückschlüsse auf den Geschmack des Publikums hinterlassen im allgemeinen keine sehr angenehmen Eindrücke dort, wo der Weinbau selber und damit — sozusagen — die natürlichen Weininstinkte der Bevölkerung fehlen. Heute legt man Wert auf schön gedeckte Weine, bei denen die natürliche Säure und Frische unterdrückt ist. Deshalb haben die schwäbischen und badischen Weine den norddeutschen Markt zugunsten der Bordeaux und der sog. Bordeaux verloren. Wie hier allerdings Wandel geschaffen werden könnte, ist schwer ersichtlich.

Damit glaube ich, die wesentlichen Gesichtspunkte in der Weinfrage erhellt zu haben, soweit sie ein allgemeines wirtschaftspolitisches Interesse beanspruchen dürfen. Die gesetzgeberische und wirtschaftliche Kompliziertheit eines Produktes wächst naturgemäß mit dem Grade seiner Güte und seines Wertes. Dies trifft für das landwirtschaftliche Qualitätsprodukt Wein in ganz hervorragendem Maße zu. Aber für die Produzenten und — wenn wir uns auf keinen extremen Temperenzstandpunkt stellen — auch für den Konsumenten handelt es sich hier in der Tat um recht wichtige Dinge. Es ist jedoch notwendig, daß an Stelle des Schlagworts Kenntnis und Einsicht trete. **Theodor Heuß.**

Unsere Bewegung

Wir bitten alle unsere Leser und politischen Freunde, angesichts des bevorstehenden Vierteljahrswechsels für die weitere Verbreitung der „Hilfe" Sorge zu tragen. Da leider vom April ab die „Nation" von Dr. Theodor Barth ihr Erscheinen einstellt, ist die „Hilfe" die einzige entschieden liberale Wochenschrift, die in allen Teilen des Vaterlandes gelesen wird. Wir müssen unseren Freunden nicht versichern, daß diese Tatsache ihnen die Pflicht auferlegt, in ihren Kreisen nach Möglichkeit der „Hilfe" neue Abonnenten zuzuführen. Viele sind schon lange eifrige Werber, aber viele sind auch noch recht bequem und vergeßlich. Was hilft es unseren Zielen, wenn dem Einzelnen die Aufnahme unserer Gedanken nichts anderes ist, als ein persönliches Erlebnis, wenn er sie aber nicht weitertragen hilft? Sich an einem Gedanken zu erfreuen, aber nichts dazu zu tun, daß er zur Tat werde, ist schlimme Halbheit. Daher scheue niemand die kleinen Mühen und Gänge, um der „Hilfe" neue Abonnenten zuzuführen, denn sie ist das Organ, das unsere Bewegung am stärksten zusammenhält und vorwärts bringt.

Der diesjährige Parteitag soll am 6. und 7. April (Sonnabend und Sonntag nach Ostern) in Berlin abgehalten werden. Aus verschiedenen Gründen, die auf dem Parteitag selbst noch dargelegt werden dürften, erschien dem geschäftsführenden Ausschuß in Berlin und auch dem erweiterten Vorstand des Wahlvereins der Liberalen die Abänderung des vorjährigen Parteitagsbeschlusses, wonach der zweite Delegiertentag in Frankfurt a. M. abgehalten werden sollte, dringend erwünscht. Am Sonnabend und Montag sind die Einladungen an alle Einzelmitglieder und angeschlossenen Vereine des Wahlvereins der Liberalen versandt worden. Wer etwa übergangen sein sollte, müßte sofort beim Generalsekretär Weinhausen (Berlin SW. 11, Dessauerstr. 13) reklamieren. Die Wahlberichte, die im Anschluß an den politischen und geschäftlichen Jahresbericht erstattet werden, dürften allgemeines Interesse aller Parteitagsbesucher erregen, und die beiden Hauptreferate über die nächsten Aufgaben des Liberalismus (Referenten Naumann und Münsterberg) und über die Lage der Reichs-, Staats- und Privatbeamten (Referent Dr. Potthoff) werden gewiß große Anziehungskraft ausüben und lebhafte Diskussion hervorrufen. Da die Verhandlungen Sonnabend nachmittag schon beginnen, ist genügend Zeit zu ausgiebiger Aussprache. Die Osterferien sind natürlich mit besonderer Absicht für den Parteitag gewählt worden; hoffentlich wird er nun auch besonders zahlreich besucht werden. Außer den Delegierten, die jetzt sofort in den Vereinen zu wählen sind, sind als Zuhörer auch alle andern Mitglieder und Freunde willkommen. Anträge müssen nach unserm Statut spätestens zum Palmsonntag in Berlin einlaufen, wenn sie noch öffentlich bekannt gegeben werden sollen. Alle Anfragen, Wünsche und Anregungen an das Parteibureau in Berlin.

Die wichtigsten statutarischen Bestimmungen über unsere Delegiertentage lauten: Mitglieder des Delegiertentages sind: 1. Die Mitglieder der Reichstagsfraktion der freisinnigen Vereinigung. 2. Die Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen, welche den Parlamenten der deutschen Bundesstaaten angehören. 3. Diejenigen Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen, welche als Kandidaten der Partei in der dem Delegiertentag vorangegangenen Reichstagswahlbewegung aufgetreten sind. 4. Sämtliche Mitglieder des Vorstandes. 5. Besondere Delegierte des Wahlvereins der Liberalen bis zur Höchstzahl von zehn für jeden Wahlkreis, in welchem entweder bei der dem Delegiertentage vorangegangenen Reichstagswahlbewegung für Kandidaten der freisinnigen Vereinigung Stimmen abgegeben oder lokale Organisationen der freisinnigen Vereinigung bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen vorhanden sind. Auf je 1000 in der Hauptwahl abgegebene Stimmen oder auf je 50 Mitglieder der lokalen Organisationen bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen entfällt je ein Vertreter. Sind in einem Wahlkreis weniger als 1000, aber mehr als 500 Stimmen abgegeben, oder weniger als 50, aber mehr als 25 Mitglieder der lokalen Organisationen bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen vorhanden, so darf nur ein einziger Vertreter gewählt werden. Jedem Wahlkreise bleibt es überlassen, die Zahl der abgegebenen Stimmen oder die Zahl der vorhandenen Vereinsmitglieder für die Wahl der Delegierten zugrunde zu legen. Nur Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen können zu Delegierten ernannt werden. Niemand darf Stimmen für mehr als eine Organisation oder einen Wahlkreis führen. Zur Prüfung der Mandate wird bei Beginn jedes Delegiertentages eine Kommission von drei Mitgliedern eingesetzt, gegen deren Entscheidung das Plenum des Delegiertentages angerufen werden kann. Alle Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen können an den Delegiertentagen mit beratender Stimme teilnehmen. Außer diesen Bestimmungen ist der § 8 unserer Vereinssatzung zu beachten: Anträge zu den Delegierten-Versammlungen können von allen Mitgliedern gestellt werden, die in der Mitgliederliste des Wahlvereins der Liberalen verzeichnet sind oder sich als ordentliche Mitglieder einer angeschlossenen liberalen Ortsgruppe legitimieren. Anträge, die mindestens 14 Tage vor Beginn der Generalversammlung bei dem geschäftsführenden Ausschuß einlaufen, sind von diesem allen Mitgliedern bekannt zu geben. Später eingehende Anträge oder solche, die erst auf der Generalversammlung selbst gestellt werden, müssen, ehe sie zur Verhandlung kommen, die Unterstützung von mindestens 20 Mitgliedern gefunden haben.

Vereins- und Versammlungsberichte, die sehr zahlreich in dieser Woche bei uns einliefen, müssen wegen Raummangels bis zur nächsten Nummer zurückgestellt werden.

Soziale Bewegung

Ein gewerblicher Riesenkampf scheint wieder einmal im Hamburger Hafen ausbrechen zu wollen. Die Hafenarbeiter hatten am 1. Mai v. Js. gegen das ausdrückliche Verbot der Arbeitgeber gefeiert und wurden dann zehn Tage ausgesperrt. Die Folge dieser Vorgänge war die Gründung des Hafenbetriebsvereins, der alle bestehenden kleineren Arbeitgeberverbände und nahezu sämtliche Arbeitgeber, die direkt oder indirekt im Hamburger Hafen Lohnarbeiter beschäftigen, umfaßt. Die Bewegung ging von Hamburg auf die übrigen deutschen Hafenplätze über und verursachte auch noch die Schaffung eines Zentralvereins deutscher Reeder. Ferner wurde in Hamburg ein eigener Arbeitsnachweis der Arbeitgeber geschaffen, gegen den die Schauerleute dadurch protestierten, daß sie vom 28. Mai ab jede Sonntags- und Nachtarbeit verweigerten. Diesen Beschluß ließen die Reeder zunächst ruhig passieren, obwohl er im Hinblick auf den Riesenverkehr Hamburgs, auf die beschränkten Raiverhältnisse und auf die notwendige Berücksichtigung von Ebbe und Flut wirtschaftlich kaum zu rechtfertigen ist; sie erklärten sogar, daß sie zufrieden seien, die teuere Nachtarbeit auf gute Weise los zu werden. — Nun besteht aber seit Februar v. Js. ein noch jetzt gültiger Tarif, in dem die Sonntags- und Nachtarbeit (mit höherer Bezahlung) ausdrücklich vorgesehen ist. Nachdem sich nun die Reibungen zwischen Hafenbetriebsverein und Schauerleuten in letzter Zeit bei einzelnen Reedereien vermehrt hatten, verlangt jetzt plötzlich der Hafenbetriebsverein kategorisch die Wiederaufnahme der Sonntags- und Nachtarbeit und bezichtigt die sich weigernden Schauerleute des Tarifbruchs! Die Arbeiter behaupten dagegen, der Tarif sei schon durch die zehntägige Aussperrung im Mai von den Arbeitgebern gebrochen, was letztere mit dem Hinweis auf die kontraktwidrige Maifeier bestreiten. Der Streit hat schließlich die Parteien immer mehr erbittert, Vermittelungsvorschläge wurden abgelehnt, Verhandlungen verweigert. Die Reeder haben 2000 englische Streikbrecher angeworben und verlangen nun jetzt eine Reversunterschrift, durch die sich jeder Arbeiter ausdrücklich zur Nacht- und Sonntagsarbeit verpflichten soll, widrigenfalls er sofort ausgesperrt wird. Die Machtprobe ist in vollem Gange; die ersten Streikbrecherschiffe mit hunderten von arbeitswilligen Engländern sind bereits im Hamburger Hafen angekommen. Hoffentlich bleibt der folgenschwere Kampf wenigstens auf Hamburg beschränkt.

Arbeiterinnenfragen. Unter dem abweisenden Spott der Sozialdemokratie haben in Berlin verschiedene sozialgerichtete bürgerliche Frauenvereine eine Konferenz abgehalten, der sie den etwas anmaßlichen Titel „Erste deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen" gegeben hatten. Hirsch-Dunckersche und christliche Gewerkvereine, katholische Arbeitervereine, Reichs- und Staatsbehörden und Fraktionen verschiedener Parteien ließen sich bei den Beratungen vertreten. Von sozialdemokratischer Seite beteiligten sich trotz offizieller Boykottierung der Konferenz die Frauen Lily Braun und Zepler und die Reichstagsabgeordneten David und Noske. Zur Sicherung und Hebung der Rechtslage der Arbeiterinnen wurden gefordert: 1. bei den Krankenkassen: daß bei der bevorstehenden Reform der Versicherungsgesetzgebung die Selbstverwaltung der Krankenkassen ihrer kulturfördernden Wirkung wegen in vollem Umfang aufrechterhalten bleibt, und daß bei den beiden anderen Versicherungszweigen gleiche Rechte für Arbeiter und Arbeiterinnen vorgesehen werden; 2. bei den Gewerbegerichten: daß den Arbeiterinnen das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt wird, nach Maßgabe der den Arbeitern zustehenden Rechte; 3. bei den Arbeitskammern: a) die baldige Einrichtung von gesetzlichen Interessenvertretungen für die lohnarbeitenden Klassen. Diese Interessenvertretungen (Arbeitskammern) sollen sich aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern in gleicher Zahl zusammensetzen; b) daß den Arbeiterinnen für die Arbeitskammern auf der Basis voller Gleichberechtigung mit den Arbeitern das aktive und passive Wahlrecht eingeräumt wird; c) daß die Arbeitskammern als selbständige Organisationen ins Leben gerufen werden, da — von anderen Gründen abgesehen — beim Anschluß an die Gewerbegerichte das Wahlrecht der Frauen nach den zurzeit herrschenden Auffassungen nicht durchführbar wäre. — Im Uebrigen verlangte man Staatshilfe (Zehnstundentag, erweiterten Schutz der Schwangeren und Wöchnerinnen, sowie der Arbeiterinnen in der Hausindustrie und Heimarbeit), Selbsthilfe (gewerkschaftliche und genossenschaftliche Frauenorganisation) und bessere Berufsbildung (obligatorischer weiblicher Fortbildungsunterricht, Gesellen- und Meisterprüfung für Frauen).

Zur Aerztinnenfrage. Zu einem Aufsatze über: „Das medizinische Frauenstudium in Deutschland" in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift legt der Herausgeber Prof. Schwalbe zunächst die in Frage kommenden Rechtsbestimmungen dar. Nicht alle Bundesstaaten behandeln die weiblichen Studierenden der Medizin gleichmäßig. In Sachsen-Weimar (Jena) sind sie ganz ausgeschlossen, in Mecklenburg-Schwerin werden sie nur als Hörerinnen zugelassen, in Preußen, Hessen und in Straßburg als Hospitantinnen, in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden werden sie immatrikuliert. Die Frauen haben also schon große Erfolge errungen, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie überall immatrikuliert werden können. „Die Zahl der Frauen," schreibt Schwalbe, „die bisher von ihrem Recht Gebrauch gemacht haben, ist nicht groß, die einst gehegte Befürchtung der Aerzte, daß ihnen seitens der Frauen eine wesentliche Konkurrenz erwachsen könnte, hat sich bisher nicht verwirklicht und wird auch wohl noch geraume Zeit gegenstandslos bleiben. Nach den mir von den Universitäts-Sekretariaten gemachten Angaben sind an sämtlichen deutschen Universitäten im Wintersemester 1906/07 300 weibliche Medizin-Studierende inskribiert. Von den gesamten Medizin-Studierenden der deutschen Universitäten dieses Winters, 7219, bilden also die weiblichen einen Bruchteil von 4 v. H. Zieht man dabei in Erwägung, daß unter ihnen eine nicht geringe Zahl Ausländerinnen sich befindet, die in Deutschland nicht bleiben, so ist ein nennenswerter Zuwachs zu den rund 150 in Deutschland approbierten praktizierenden Aerztinnen einstweilen nicht zu erwarten. Die grundsätzlichen Gegner des Frauenstudiums im allgemeinen und des weiblichen Medizinstudiums im besonderen sind mehr und mehr zurückgetreten. . . Selbstverständlich liegt aber in dem einzelnen Falle denen, die für den Lebensgang eines Mädchens die Verantwortung tragen — den Eltern, Vormündern und auch Hausärzten — um so mehr die Verpflichtung ob, sorgfältig zu prüfen, ob ihre Schutzbefohlene geistig und leiblich stark genug ist, den schweren Anforderungen eines langjährigen Gymnasialunterrichts und Universitätsstudiums zu genügen und später im Berufsleben sich durchzukämpfen. Sehe jeder, wie er's treibe!"

Zur Förderung des sozialen Friedens. Eine beherzigenswerte Mahnung enthalten die Worte eines thüringischen Arbeitgebers, die wir der „Dorfzeitung" in Hildburghausen entnehmen: Was dem Arbeiter weit mehr wert ist als alle sozialen Gesetze, wonach er sich sehnt und strebt, ist Anerkennung seiner Persönlichkeit, Anerkennung seines Wertes als nützliches und wichtiges Glied unseres Volkstums und dementsprechende Behandlung an seiner Arbeitsstätte und im öffentlichen Leben. Wir haben die Volksbildung gehoben, haben den Arbeiter wirtschaftlich auf ein höheres Niveau gestellt, aber die Konsequenzen haben wir hieraus nicht gezogen. Das ist der große Fehler gewesen und der Hauptgrund der herrschenden Unzufriedenheit. Obgleich die meisten deutschen Arbeiter keineswegs vaterlandslose, rohe Gesellen sind, obgleich sie in der Liebe zur Heimat und zu Weib und Kind den Angehörigen der bürgerlichen Kreise nicht nachstehen, haben letztere doch eine unübersteigbare Schranke zwischen sich und dem Arbeiterstand aufgerichtet und vermeiden ängstlich jede Berührung mit ihm. Diese Abschließung hat die Arbeiterschaft in das sozialdemokratische Lager getrieben, und wenn wir sie zurückgewinnen wollen, müssen die Schranken niedergerissen werden, und wir müssen dem Arbeiter menschlich näher treten. Der gegenwärtige Augenblick ist für eine Annäherung der denkbar günstigste. Das Prestige der sozialdemokratischen Parteileitung ist erschüttert. Der pöbelhafte Ton und das ewige Geschimpfe der Parteipresse widert die ruhigen verständigen Arbeiter schon lange an, sie werden sich den bürgerlichen Kreisen zuwenden, wenn man ihnen entgegenkommt und zeigt, daß man in ihnen nicht nur die Arbeitskraft, sondern auch den Menschen und Mitbürger schätzt und achtet.

Briefkasten

Dr. E. M. in Charlottenburg. Bei Ihrem Manuskripte befand sich leider keine Adresse. Teilen Sie sie uns mit.

An mehrere. Redaktionelle Zusendungen bitten wir nicht an die Privatwohnungen der Redakteure, sondern ausschließlich an die Redaktion der „Hilfe" adressieren zu wollen.

H. in H. Sie haben recht. Aber das Versehen ist ja weiter belanglos. Besten Gruß!

X. Dresden: Ich war an dem betreffenden Tage unwohl, sonst hätte ich wohl geredet. Besten Dank! N.

Otto R.: Es fragen immer wieder junge Leute, was sie für einen Lebensweg wählen sollen. Wie aber kann man auf Grund eines Briefes so etwas sagen, besonders wenn der Briefschreiber selber nichts anderes schreibt als seine eigenen Unsicherheiten?

A. Br.: Wenden Sie sich an das soziale Museum (Dr. Cahn) in Frankfurt a. M.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 11 Berlin, 17. März 1907

Schaffen

Es ist etwas köstliches um den Zwang der begonnenen Arbeit.
Riehl.

Ein Gedanke faßte mich; er begeisterte mich geradezu. Es müßte ein Genuß sein, ihn auszuführen, auszusprechen, zu begründen, zu verteidigen. Man muß so etwas vom Glück des ersten Findens erleben, um es zu verstehen. Da gleicht man dem Mann, der in der Ackerfurche blendenden Edelstein gefunden hat. Er nimmt ihn rasch auf, verbirgt ihn in der Tasche, geht noch hinter seinem Pflug her bis zum Feierabend, kann es aber kaum erwarten, bis er zu Hause sitzt und langsam, fast erschrocken den Stein herausholt, beguckt, prüft und liebängelt. So kommen auch Gedanken über uns und grüßen von Ferne. Wir müssen sie oft bitten, sich zu gedulden und nochmals wiederzukommen. Einstweilen geht die Berufsarbeit ihren Gang, und manchmal war dann, wenn wir Ruhe fanden, der Gast, der keinen Einlaß gefunden hatte, weitergewandert, aber oft kam er wieder. War das ein Glück! Dann beredete man sich, und neue Welt tat sich auf. Aber dann freilich kamen auch schwierigere Fragen, wie man sich nun neu einrichten sollte, und bis der neue Herr sich im eigenen Heim ganz zurechtgefunden, gab es vieles zu überwinden. Ohne Bild gesprochen: dem Glück des ersten Findens folgen oft öde Wegstrecken des Durcharbeitens, Aneignen ist eine unbequemere Sache, als es im ersten Augenblick erscheint. Manchem Werk sieht man Fleiß und Geduld nicht an, die es den Meister gekostet haben. Erst wenn man fertig ist, dann kommt auch über den Arbeiter selbst wieder ein Gefühl des Behagens, dem gleich, das ihn am Anfang des Wegs erfreute.

Ist aber jener Zwang, eine angefangene Arbeit auf weiten Strecken zu begleiten, wirklich so etwas Trauriges? Gehört dies zu den Unvollkommenheiten unserer Natur? Ich meine nicht. Erst wenn wir durch manches Gespräch uns den Weg gebahnt haben, gewinnen wir wirkliche Teilnahme an der Gedankenarbeit. Diejenigen, die das fertige Stück bewundern, wissen ja nichts von seinen Geheimnissen. Die stehen so arm davor. Uns selbst erzählt diese Ecke von langem Ausprobieren, und jener Strich von vielen Umwegen; hier hatten wir alle möglichen Ausblicke, und dort sind wir an einer ganzen Reihe gangbarer Möglichkeiten vorbeigekommen. Das alles bringt uns die Streckenarbeit zwischen erstem Wurf und fertigem Werk. Und auch öde, ermüdende Wege zugegeben: war's nicht fein, daß man gerade auf ihnen gegangen ist und doch hindurchkam und doch nicht liegen blieb. Die Schwierigkeit reizt. Ja, wenn jener Zwang nicht wäre, den ein großer Gedanke ausübt, jener Zwang zum Durchdenken, zum Beherrschen, dann wäre die ganze kräftigende Wirkung dahin. Dann wüchsen wir selbst nicht. Wir wären Menschen mit Kleidern von gutem Schnitt, aber in schlechter Haltung. Arbeit ist nicht Spiel, sondern Ernst, ob man am Hochofen steht, oder eine Rede vorbereitet. Und deshalb läßt man sich nicht gerne zusehen, während man mühsam den Weg vom Anfang zum Ende geht. Das bleibt eigenes Erlebnis. Denn niemand kann die Süßigkeit empfinden, die ein genommenes Hindernis bereitet, als der selbst, der auf dem Roß sitzt. Indem die Arbeit mit sich selbst bezahlt, enthüllt sie das Gesetz des sittlichen Lebens, das seinen Lohn in sich selbst trägt.

Traub.

Harmonie und Persönlichkeit

Fragment.

Es ist eine alte Weisheit, daß es nicht die wahrsten, sondern die widerspruchvollsten Sätze sind, die die lebendigste Erregung auslösen und dadurch am fruchtbarsten wirken. Nicht die harmonischen, vollkommen abgeklärten Geister sind die Erreger der Zeiten gewesen, sondern die ungeformten, vielgestaltigen und in ihrer Disharmonie reichen Persönlichkeiten. Es ist nicht das Signum der Persönlichkeit, in sich ruhig, mit der Welt der Erscheinungen im Reinen zu sein. Dann wäre ja jeder Gelehrte, der zu Ende gedacht hat, eine Persönlichkeit.

Der harmonische Geist mahlt die Erscheinungen, ganz gleich, woher sie kommen, durch die sorgsam gebaute Mühle seines Geistes und läßt das Mannigfaltige in der gewohnten, selbsterfundenen Form hinaus. Solch ein Geist ist eine kunstvolle aber ungeheuer gewaltsame Maschine. Gedachtes und Erschautes, Gewesenes und Gegenwärtiges, Lebendiges und Totes wird seiner Selbständigkeit beraubt und muß in der Arena des einen Geistes dem Willen des Bändigers folgen. Eine gewaltige Arbeit hat die Harmonie zustande gebracht, — jede lebendige Daseinsform hat widerstanden, hat in hartem Ringen überwunden werden müssen. Der ungeheure Reiz solcher Meisterwerke harmonischer Geister beruht aber nicht in der von ihnen ausgehenden Anregung, sondern in der Einladung zum Ausruhen für den suchenden Menschengeist. Das Trägheitsprinzip ist aber immer noch der mächtigste Menschendrang. Das Christentum vergewaltigte das gesamte Naturwissen und das menschliche Geistesleben in einer unerhörten Weise. Daher die Massenflucht zu den christlichen Altären aus einer geistig fieberhaft erregten Umgebung, daher der wohlige Totenschlaf des Mittelalters. Jedes Dogma — gleichgültig, ob es politisch, naturwissenschaftlich, religiös oder philosophisch ist — bietet dem Menschen Gelegenheit, die eigene suchende mühevolle Geistesarbeit einzustellen. Das ist seine enorme Anziehungsmacht. Die Sozialdemokratie gehört hierher wie der Darwinismus, das Christentum so gut wie die Philosophien Schopenhauers und Spinozas.

Die großen geistigen Bewegungswellen, die sich in den Einheitswellen überragender aber gewaltsamer Geister festgefahren haben, wurden gelöst von starken und kampfesfrohen Persönlichkeiten. Die überlebendigen Gedankenwelten Christi, Darwins, Lassalles, Brunos und Kants erstarrten erst in den Priesterhänden der gläubigen aber eigenwilligen Verkünder. — Es ist nicht anders: Bebel, Schopenhauer und Häckel sind so gute Pfaffen wie die, die sie angreifen. Der politische Geist schläft in den Banden der in der Sozialdemokratie erstarrten sozialen und demokratischen Bewegung so gut wie die Philosophie in der Mystik Schopenhauers oder in der „enträtselten Welt" Häckels. Die Erschaffer dieser festen religiösen, politischen und philosophischen Ordnungen haben gemeint, letzte Konsequenzen zu ziehen; in Wahrheit haben sie einem unendlich reichen Leben Gewalt angetan, haben die Welle aufgefangen, versteinert und die Erscheinungen der Welt an die Steine geschmiedet. Was aus dem harmonischen Drange eines starken Geistes entstanden ist, kann wohl eine achtunggebietende Kraftleistung sein, bedeutet der Menschheit in den meisten Fällen eine

schwere Gefahr; — denn es ladet zum Schlaf. Die Menschheit braucht aber immerwährende Erregung.

Die Förderer der Menschheit sind nicht jene nach Einheit strebenden Gründernaturen, sondern die Kämpfer, diejenigen, die sich mit den Erscheinungen in steter fruchtbarer Disharmonie befinden, — das sind Persönlichkeiten. Die Persönlichkeit hat mit dem harmonischen Geist den Willen zur völligen Selbständigkeit gemeinsam. Und doch sind beide Wesen verschieden. Die Erscheinungen der Welt, die durch das Tor des Erkenntnisvermögens eindringen, sammeln sich bei dem einen wie Strahlen mittels der Linse in einem Brennpunkt, — bei dem anderen wird jeder einzelne Lichtstrahl im Prisma gebrochen. Der eine sucht die Einheit der mannigfaltigen Bilder, der andere die Mannigfaltigkeit jedes einzelnen. Was den erregenden Geist auszeichnet, ist nicht der Wille, die Erscheinungen zu umklammern, sondern, sie ganz zu begreifen — in ihrem „für" und „wider", ihrem „ja" und „nein". Die Persönlichkeit steht der Welt nicht nur selbständig, sondern ohne die Befangenheit des harmonischen Willens gegenüber, — recht als ein freier Geist. Nicht der Geist ist frei, der für die bejahende Formel eine verneinende sebt und erweist — oder umgekehrt, sondern der die Notwendigkeit jeder Bejahung und jeder Verneinung zu erkennen vermag. Die Mehrzahl auch der geistig tätigen Menschen wird sich je eher je lieber in die Fesseln einer scheinbar abschließenden Ansicht legen lassen, um zu ruhen. Der freie Geist ist in der Lage, jede Ruhe zu stören, alles Starre wieder in Bewegung zu setzen. Das so entstehende doppelte Freundschafts- und Feindschafts-Verhältnis bildet einen Quell unsagbar reicher Bewegungen. Einem Dogma gegenüber gibt es nur Glauben oder Unglauben für den Einzelnen. Dem freien Geist, der Persönlichkeit gegenüber befindet sich jeder in einem dauernd erregten Zustand wechselnder Billigung und Verneinung.

Starke Persönlichkeiten sind ungeheuer selten, weil der tätige Menschengeist im allgemeinen zur Ruhe drängt, weil die wenigsten Geister in einem Zustand immerwährender kampfesfroher Erregung zu existieren imstande sind. Es gehört ein höchster Grad geistiger Selbstzucht dazu, die Persönlichkeit nicht zum Sammelplatz, sondern zum Kampfplatz der Gedanken und Erscheinungen machen zu können.

Wenn Bejahungen und Verneinungen in einem Menschen gleichzeitig Wirklichkeit gewinnen, heben sie sich nicht auf, — sondern im Spiegel des Geistes spielt der Kampf fort, der in der Welt mächtig ist. Der Geist wappnet die Feinde immer von neuem gegeneinander. — In der Welt ist nirgends Harmonie, nirgends Frieden zwischen den natürlichen Gegensätzen. Das Trägheitsbedürfnis des Menschen kann wohl zeitweise das Licht von links abblenden, um in der Sonne von rechts zu schlafen, — aber die beschattende Wand vermag die Strahlen nicht zu vernichten. Das Lebensmotiv alles Daseins ist „Lust an der Bewegung". Der Mensch, der diese Lust auch geistig wie einen unstillbaren, geheimnisvollen Drang empfindet und stark genug ist, ihm zu folgen, kann sich als die reinste Personifikation der Welt, als eine Persönlichkeit betrachten.

Die große Masse der Menschen ist weder in erkämpfter Harmonie noch in genialischem ewigen Kampf, — sondern in geistiger Ohnmacht, die die Feindschaften der Welt, die großen Gegensätze nicht empfindet, nicht empfinden will. Solange die Masse in Ohnmacht verharrt, ist jede menschliche Entwicklung nur das Schreiten Einzelner, Seltener. Den Vielen können nur die großen Kämpfernaturen Erregung bedeuten. Die, die auf dem Plan stehen und in Wunden und Schlacht wieder und wieder rufen: „Es gibt keinen Frieden auf unserer Welt!" „Alles ist Kampf!"

Wernigerode a. Harz. **Herbert von Berger.**

Streiflichter aus der Arbeiterfamilie der Grossstadt als Erziehungsgemeinschaft

Die Gesetze der Vererbung, die Bande des Blutes, der Instinkt im Kampfe um die Erhaltung der Art sind stärker, als die Wehklagen aller Moralprediger. Darum steht inmitten der Brandung gesellschaftlicher Veränderungen die Familie wie ein Fels. In ihrer äußeren Form ändert sich manches unter unseren Augen; aber ihre sittlichen Fundamente in der Wechselbeziehung von Individuum zu Individuum bleiben unerschüttert. Diese feinste und höchste Harmonie im Zusammenklang menschlicher Gefühle macht sich dann besonders schwer bemerkbar, wenn, wie in der Arbeiterfamilie, ein großer Teil der äußeren Kultur fehlt oder durch den Kampf um das Stückchen Brot gebunden unter der Oberfläche liegt. Wer berufsmäßig täglich mit Familien unseres 4. Standes zu tun hat, der stößt auf manche Goldader auch an dieser Stelle und nimmt daraus ein Stück Hoffnung mit für die Zukunft unseres Volkes, dessen sozialer Aufbau sich immer neu verschiebt, wodurch auch neue sittliche Werte geschaffen werden.

Die Höfe sind manchmal gar eng und die Mauern hoch und düster und trostlos grau, zwischen denen der moderne Großstadtproletarier haust. Aber er versteht es, ein Stück Natur in die „Steinwüste" herüberzuretten. Von meinen 55 Berliner Gemeindeschülern haben nur 8 keine Blumentöpfe zu Hause. Den Beweis der Wahrheit erbringen die Blumenbretter vor den Fenstern unserer Hinterhäuser. In den engen Straßen Alt-Berlins geben sie sogar dem ganzen Bilde den künstlerischen Abschluß. Zur Pflanze, zum Baume, zum Walde gehört das Tier. 39 Kinder hatten Tiere daheim, darunter 5 Hunde, 3 Katzen, 16 Kanarienvögel, 4 Kaninchen, 2 Finken, 1 Drossel und 1 Rabe. Nur in 2 Fällen hatten die Tiere Nutzungswert. Die Tiere sind durchweg die Lieblinge der ganzen Familie. Die kleinen Kerle von 9 Jahren erzählen am munterſten aus dem Kreise ihrer Erfahrung heraus, wenn sie über ihre Hausfreunde berichten. „Unser Hund kann Schildwach steh'n." „Unser Matz pfeift Lieder." „Neulich wär' er bald gestorben." „Vater hat ihm allerlei Kunststücke beigebracht." Das sind so ein paar Bekenntnisse der erfüllten Kinderseelen. Der Verkehr mit den Tieren läßt die einzelnen Familienglieder in Stunden der Muße einander näher rücken und veredelt in den Kindern die sittlichen Grundvorstellungen.

Eine nicht unwichtige Rolle im Leben der modernen Arbeiterfamilie spielt die „Laube". Berlin ist von einem ganzen Kranze von Laubenkolonien umgeben. Die Laube ist Villa und Sommerfrische des Proletariers. In meiner Klasse haben 10 eine Laube. Während der großen Ferien zieht die ganze Familie mit Kind und Kegel hinaus. Der Vater geht, wie die Kinder aussagen, morgens von der Laube aus in die Fabrik und kehrt abends wieder dorthin zurück. In den Tagen der Hennigjuche machte die Polizei in den Lauben einige unangenehme Entdeckungen, und übereifrige Leute riefen sofort wieder nach dem Polizeistock. Wo Licht ist, ist natürlich auch Schatten. Die häßlichen Ueberraschungen von damals sind auf keinen Fall typisch. Unsere Laubenkolonien sind nicht nur eine Stätte der körperlichen Erholung für den 4. Stand, sondern auch eine billige Schaubühne gesunden Volkshumors. Vielleicht sind sie die einzigen Stätten schaffender Volkskunst in der Großstadt. Davon kann uns jeder Spaziergang durch diese Stadt der Bretter überzeugen. Möchte die Polizei aus einzelnen Vorkommnissen nicht Anlaß nehmen, in dies Stück modernen Kulturlebens störend und hemmend einzugreifen. Das traurigste Kapitel aus dem Leben der großstädtischen Arbeiterfamilie bleibt das Schlafstellenunwesen. In meiner Klasse ist die Lage insofern günstig, als nur 9 Familien Schlafburschen aufgenommen haben. Hier erwachsen der staatlichen und kommunalen Sozialpolitik ernste und große Aufgaben. **Otto Pautsch.**

Wahlumtriebe im alten Rom

„He," ruft der Gewürzkrämer Aulus zu seinem Nachbar in die Bude hinüber, „weißt du schon, Marcus Licinius bewirbt sich ums Konsulat!"

„Ja," tönt es zurück, „Freund Tullius hat mir's erzählt. Kennst du den Mann?"

„Er ist aus gut adliger Familie, soviel ich weiß," erwidert Aulus; „sein Vater war Konsul und soll ein sehr volksfreundlicher Herr gewesen sein. Jedenfalls hat er mehr Chancen als sein

Mirale Quintus Tubero, dessen Vater noch ein einfacher Ritter war!"

„Wirst du ihm deine Stimme geben?"

Das kommt ganz darauf an, wie er mir gegenübertreten wird!"

Inzwischen kommt eben dieser Licinius in der Menge näher; sein Sklave Lucius versetzt ihm einen Rippenstoß: „Gib acht! Das dort drüben ist der Gewürzkrämer Aulus, der hat einen großen Einfluß im velinischen Wahlkreis und kann dir den schönsten Durchfall mit seiner Eliane inszenieren, wenn du nicht freundlich zu ihm bist. Rede ihn auch mit „Väterchen" an, das wird ihn besonders freuen!"

Energisch geht der Wahlkandidat näher, obwohl ein verzweifelter Zwiebel- und Knoblauchduft in seine aristokratische Nase steigt; über die Gewächse und den Ladentisch hinweg reicht er dem Manne die Hand hin: „Sei mir gegrüßt, mein lieber Aulus, wie geht es dir? Was machen deine Geschäfte?"

„Ich danke dir, hoher Herr; zwar ist der Mais mißraten, doch sind die Melonen desto besser geworden. Sieh einmal, welch ein Prachtstück!"

„Ach, Lucius, daß ich's nicht vergesse, schicke doch unsern Koch heute mittag hierher, daß er bei unserm Aulus von diesen Früchten einkaufe. Uebrigens, mein Lieber, weswegen ich hergekommen bin: mein Freund Titinius gibt morgen ein großes Essen, dazu wollte ich dich einladen. Du weißt doch übrigens, mein Väterchen, daß ich mich ums Konsulat bewerbe, nicht?"

„Du — ums Konsulat! Beim Herkules, keine Ahnung hatte ich!"

„Du wirst mir deine Stimme gewiß nicht verweigern, nicht wahr, liebes Väterchen?"

„Ich gewiß nicht! Ei, einem so würdigen Herrn!"

„Nun so handle als mein Freund! Du verzeihst, ich habe noch wichtige Amtsgeschäfte vor mir! Leb wohl und auf Wiedersehen morgen bei Titinius!"

Mit einem Seufzer der Erleichterung eilt Marcus Licinius weiter und läßt den in Wonne schwimmenden Aulus hinter sich zurück.

So etwa bemühte sich ums Ende der Republik ein Kandidat um die Gunst seiner Wahlmänner. Schon in altrömischer Zeit fand man nichts dabei, daß der Bewerber auf dem Markte umherging, den Bürgern die Hand drückte und um ihre Stimmen bat. Manchem Aristokraten kam das sauer an, wie es uns Shakespeare so charakteristisch vom trotzigen Coriolan schildert. Der Dichter benutzte zu dieser Szene eine Darstellung aus Plutarch, der am Schluß seiner Erzählung die Bemerkung anflicht: „Erst spät und lange Zeit nachher geschah's, daß sich Kauf und Verkauf dabei einmengte, und Geld Einfluß auf die Stimmen in den Wahlversammlungen ausübte." Jedenfalls hielt man aber auch dieses „Umhergehen" (ambitus) für eine nicht ungefährliche Wahlbeeinflussung, denn 335 v. Chr. unter der Diktatur des Fabius Cunctator wurde von dem Volkstribun C. Poetelius ein Gesetz eingebracht, nach dem die Kandidaten nicht mehr auf Märkten und Versammlungen Stimmung für sich machen durften. Aber lang wurde dies Gesetz nicht gehalten. So wird aus dem Jahre 137 ein hübsches Geschichtchen berichtet, das wie eine Parodie auf Coriolans Aristokratenstolz klingt. Der junge Publius Scipio Nasica bewirbt sich um die Aedilität: während er für seine Wohl agitiert, geraten seine feinen Blaublutshände zwischen zwei derbe schwielige Bauernfäuste; sauer lachend zieht er seine gequetschte Rechte zurecht und meint: „Gehst du denn gewöhnlich auf den Händen?" In schönster Blüte stand die Wahlhetze zu Ciceros Zeiten. Zwar erließ er selbst ein Gesetz dagegen, doch nahm er es anscheinend nicht so genau damit. Es kam allmählich System in die Sache. Zwölf Monate vor der Wahl begann man mit dem Werben; doch jetzt genügte kein einfacher Händedruck mehr; eine ganze organisierte Gefolgschaft begleitete den vornehmen Streber. Da war der Nomenklator, ein Sklave mit besonders gutem Gedächtnis, der dem Kandidaten die Namen der vorübergehenden Wahlmänner ins Ohr flüsterte; ihm folgten die distributores und die tesserarii, die Bestechungen unters Volk verteilten und die Wahlparole ausgaben. Dies Beeinflussungssystem ward ergänzt durch Veranstaltung von Schauspielen, Wagenrennen, Tierkämpfen und Gladiatorenspielen. Allmählich suchte man seine Wahlmänner auch nicht bloß mehr zu Rom. „Da Gallien in Wahlsachen einen starken Einfluß auszuüben zu können scheint," schreibt Cicero an Atticus, „wollen wir im September, wenn das Herum von Gerichtsverhandlungen still geworden ist, mit Gesandtschaft zum Piso reisen." Wie lax man damals über Wahlbestechungen dachte, geht am klarsten aus Ciceros Rede für Murena hervor. Murena war zum Konsul gewählt und von Cato, der auch ein Gesetz gegen Wahlhetze eingebracht hatte, beschuldigt worden, er habe Plätze fürs Schauspiel quartierweise verteilen und das Volk massenweise zu Mählern laden lassen. Dabei sei doch wirklich nichts, meint Cicero. Er selbst, Cato, haben einen Nomenklator, was man mindestens mit derselben Berechtigung Betrug nennen könne. „Denn," fährt er fort, „wenn sich's gehört, daß die Bürger von dir mit Namen angerufen werden, dann ist's doch eine Schande, daß dein Sklave sie besser kennt als du! Warum grüßt du, auf sie aufmerksam gemacht, als kenntest du sie sehr genau? Warum grüßt du viel, viel nachlässiger, wenn du gewählt bist?" — Es galt bei den Römern als ernste Ehrensache, einen befreundeten Kandidaten durchzudrücken. Plinius erzählt zweimal, wieviel er schwitzen mußte, bis seine Freunde gewählt waren. Ja, sogar der Kaiser Augustus ging, so oft er den Magistratskomitien beiwohnte, persönlich mit seinen Kandidaten unter den Leuten umher und bat jeden um seine Stimme. Alle Unredlichkeit war für eine Zeitlang aufgehoben, als Tiberius die Wahlen vom Volk an den Staat übergehen ließ. Doch schon im Jahre 107 n. Chr. finden wir unter Trajan einen Senatsbeschluß, daß die Bewerber um Aemter keine Gastmähler geben, keine Geschenke verschicken und keine Geldsummen bei Wahlagenten niederlegen sollten.

Man sieht, es wurde damals noch mit etwas stärkeren Mitteln in der Wahlhetze gearbeitet als zu unserer Zeit; vor allem agitierte damals der Kandidat selbst eifrig mit, während er heutzutage die Umtriebe seinen Parteigenossen überläßt.

München. G. Rippert.

Eine Mutter

Ein Bild aus dem Leben von **Helene Christaller.**

Da, wo der Schwarzwald sich zum Rhein hinunter abdacht, wo die alten Weißtannen den Fichten und Buchen Raum machen und die Hügel schon hier und da kümmerliche Rebenbestände zeigen, wohnte der Schneider Holler in einem kleinen Dorf, das zwischen Mais- und Tabaksfeldern, Kartoffeln- und Weizenäckern liegt. Sie nannten ihn in der ganzen Umgegend den verrückten Schneider, denn was dem Bauer unverständlich ist und dabei äußerlich nicht Respekt einflößt, nennt er sehr gern verrückt. Es mag ja richtig sein, daß sowas wie ein Dachziegel bei ihm gerutscht war, sicher ist aber, daß er in anderer Umgebung und Lebenslage nicht weiter stark aufgefallen wäre.

Der Schneider Thomas Holler war lang und sehr dünn; er hatte eine schlechte Gesichtsfarbe, rötliche Haare, keinen Bart und ein lang gezogenes Gesicht mit lebhaften grellblauen Augen. Einst war er ein schmächtiges blasses Bübchen gewesen, das wenig Sinn für wilde Knabenspiele hatte, aber auf jeden Fetzen bedruckten Papieres Jagd machte und in der Schule immer obenan saß. Da er aber von armen Häuslersleuten abstammte, so sagte der Vater höchstens mit Schmunzeln: „E guets Köpfle hot er, aber kei Mark in de Knoche." Und drum tat er ihn zu einem Schneider. Der erklärte ihn bald für dumm und ohne jedes „Schenie", denn die edle Schneiderkunst ging ihm sehr schwer in seinen Sternguckerkopf.

Eigentlich lernte ich ihn nur durch seine Frau kennen. Das war ein harmloses, blondes, rundliches Geschöpf, ein bißchen indolent und phlegmatisch, das beste Gegengewicht für den aufgeregten Schneider, dabei gutherzig, mütterlich und anspruchslos. Wie ich zum erstenmal ihre Bekanntschaft machte, ist mir unvergeßlich.

Es war zur Zeit, wo man Johannisbeeren erntet, und ich war mit meinen Kindern im Garten bei der klebrigen Arbeit. Da ließ das Mädchen plötzlich den alarmierenden Ruf ertönen:

„Frau Pfarrer, 's kommt Besuch!"

Und richtig, den Gartenweg herauf bewegte sich ein ganzer Zug. Zuvorderst schwankte ein gichtbrüchiger Kinderwagen zwischen den roten Rosenbüschen her, den eine kleine Frau mit einem sanften ergebenen Gesichtsausdruck schob; an ihrem Rock hingen zwei kleine Mädchen mit krummen Beinchen, hinter ihr schritten würdevoll zwei blasse Knaben von acht bis zehn Jahren, denen die hellblonden Haare in langen Strähnen etwas wirr, aber malerisch auf die Schultern fielen. Da ich annehmen konnte, daß dieser Besuch keinen Anstoß an meinen Beerensingern und der Arbeitsschürze nehmen würde, trat ich aus meinem Versteck ihnen entgegen, hinter mir her zogen neugierig meine Kinder.

Nach der ersten Begrüßung begann die Frau, die nicht aus unserem Dorf war, in dem Kinderwagen zu wühlen und förderte eine schöngebundene Literaturgeschichte heraus, die sie mir reichte. Dann wühlte sie noch einmal und holte

Digitized by Google

unter dem Sprensack ein zweibändiges geologisches Werk hervor.

Sie blickte demütig, fast furchtsam zu mir auf. „Ob Sie's net kaufe täte? Mir brauche des Geld so nötig." Sie nannte einen normalen Antiquarspreis.

„Wie kommen Sie denn zu diesen Büchern?" fragte ich erstaunt und ein bischen mißtrauisch.

„Mein Mann kauft älleweil Bücher, aber unsre Kartoffel send z'End, und Geld isch au keis do, no hent mer denkt, Sie tätet se kaufe, weil der Herr Pfarrer doch au so e Büchernarr isch."

Ich quittierte den „Büchernarr" mit leisem Schmunzeln und fragte, neugierig geworden, nach Name und Beruf des Mannes.

„'s isch der Schneider Holler in Dürrenstein; Sie werdet vielleicht scho von em g'hört han?"

Das hatte ich nun nicht, und ich schickte mich grad an, weiter zu examinieren, da trafen mich die Augen der beiden Buben, die mit brennender Erwartung an mir hingen, große dunkelblaue Augen mit tiefen Schatten und mit einem Ausdruck hungriger Sehnsucht. Der Blick traf mich, er war so wissend und doch unschuldig. Ich hörte auf zu fragen und sagte schnell: „Aber erst wollen wir Vesperbrot haben."

Ein Freudenschimmer ging über die Bubengesichter und machte sie plötzlich kindlich. Sie sahen sich gegenseitig an und lachten.

Bald saßen im großen Gartenhaus die fremden und die eigenen Kinder und verzehrten Stöße von Butterbrot mit Milch, und auch die Schneidersfrau ließ sich nicht bitten.

„Mir hent heut no e brennte Mehlsupp zu Mittag ghett," entschuldigte sie sich kauend.

„Laßt's euch nur schmecken," ermunterte ich die Kinder, „und sagt mir mal, wie ihr heißt."

„Kunibert," antwortete der Aelteste stolz, und schüttelte seine blonden Haare zurück, die in die Milchtasse hingen.

„Du hast aber mal einen schönen Namen," sagte ich erstaunt.

„Ja," erwiderte die Mutter statt des Sohns, „mein Mann hot vor älle Kinder scheene Name ausgesucht, er meint, 's tät nix koschte und sei doch ebbes Scheens. Der klei Bua heißt Frietjoff, er isch en Zwilling; das ander, die Ingeborg isch bald g'storbe. Die hent älle beid die Nottauf kriegt."

Das schwächliche Bübchen bekam einen roten Kopf, als man von ihm redete.

„D' Buebe nennet en älleweil Friedhof," sagte die Frau sorgenvoll, „dees kann i gar net höre, i sag als Friederle, wann's der Vater grad net hört, der ka's net leide."

„Und wie heißen die zwei Kleinen?"

„Die Dick' heißt Kleopatra und die klei Lilith, und die ganz klei hent mer Aspasia tauft."

Mit fröhlichem Gekräh streckte Aspasia ein nacktes Beinchen in die Höhe, während Kleopatra und Lilith trotz ihrer schönen Namen wie kleine hungrige Bauernkinder schlangen.

Ich unterdrückte ein Lächeln und fragte weiter: „Ist's Ihnen denn recht gewesen, so fremdartige Namen?"

„O," sagte die Frau mit ihrem sanften, ergebenen Blick, „wann's no mein Mann freut, so isch mir's gleich, er hot so e schwers Gemüt."

„Hat er denn guten Verdienst im Handwerk?"

„O ja, wenn er schafft und net grad studiert . . . aber mir hent sunscht kei Sach, net emol e Aeckerle vor Kartoffel."

„Die Bücher kosten aber viel Geld, kauft er denn oft?"

„Jo, dees tut er, en ganze Kaschte voll hent mir," sagte sie halb bekümmert, halb stolz. „I han immer en Kampf, er kann an kein Buchlade vorüi, wenn er in d'Stadt kommt."

„Versteht er denn das alles?"

Die Mutter nickte eifrig und Kunibert kaute zwischen seinem Butterbrot hervor: „Mi lernt er Latein."

„Das hat er ganz von allein gelernt," rühmte die Frau.

Die Kinder mit den schönen Namen hatten verständnisvoll dem Gespräch über den Vater gelauscht, jetzt seufzten sie satt waren sie, und auf einen Wink von mir verfügte sich die ganze Kinderschar auf den Spielplatz, nur Aspasia blieb in ihrem Wagen und unterbrach unser Gespräch mit krähendem Jauchzen.

Als die Kinder sich entfernt hatten, fing die Frau an zu weinen, ganz unaufdringlich rollte Träne auf Träne über die rundlichen und doch sorgenvollen Wangen. Dazwischenhinein erzählte sie.

„'s isch e so e guter Mann, er trinkt net und rauft net und schlage tut er mi no, wenn's über ihn kommt, do isch er so ufgregt, und 's isch ihm älleweil arg hintenach. Un an sunscht . . . do kann i gar net klage; und d' Kinder mag er au und lernt se und nimmt se mit in Wald, Käfer und Steiner sammle. Wann er no net des scheene Geld immer für Larifari ausgäbt! E Fernrohr hot er sich kauft, vierzig Mark hot's koscht, mit dem sieht mer d' Berg uf'm Mond und d'Schiff uf'm Rhein."

Wieder mischte sich Kummer über die mißliche Lage und Stolz auf ihren gelehrten Mann ineinander.

„Können Sie denn nichts verdienen? Es ist ja freilich schwer mit den Kindern . . ."

„O doch, i gang in Taglohn, woni ka, und wann mi mein Mann net zur Hilf braucht; aber do hänget halt immer d' Kinder an mir. Die zwei Buebe kann i heim jage, aber d' Kleopatra und d' Lilith muß i bei mer han und au d' Aspasia; und wenn's ans Esse geht und d' Kinder gucket so zu, na g'schmeckt's neamed recht, wenn i an für d' Kinder e Stückle Brot mitnehm; sie guckt doch alleweil so hungrig, und 's gibt Leut, die send halt arg genau. Mein Mann kann i's net zum Hüte gebe, der isch so zerstreut, wie e Professor, und die Aspasia schreit so gar viel, sie hat oft d' Gichter."

„Ist Ihr Mann denn immer so gewesen?"

„Aelleweil, älleweil; aber i han denkt, wenn er gheirot isch und Kinder hot, so gibt sich die B'sonderheit. Aber wenn einer e Leidenschaft hot, do kann er net dawider, dees isch wie's Saufe. Jetzt isch er vierzig vorbei, do ändert der Mensch sich nemme. Unser Herr Pfarrer hot sehr vielmol g'sait: „Hollerin, Euer Mann hätt Schulmeister werde solle, sein Kopf isch guet, aber seine Röck sitze schlecht."

Nun ich kaufte dem armen Weib die Literaturgeschichte und die Geologie ab und füllte ihr den Kinderwagen mit allerlei Vorräten und abgelegten Kinderkleidern, und hochbeglückt zog die Mutter mit Aspasia, die jetzt schlief, und den andern ab. Lilith kauerte sich ans Fußende des Wagens, Kleopatra wackelte neben der Mutter her, und Kunibert und Frietjoff führten gemeinsam ein schweifloses Pferd, das mein Junge ihnen geschenkt hatte, mit sich fort.

Von dieser Zeit ab entwickelte sich ein reger Verkehr mit der Familie Holler; alle Monat etwa zog die Karawane den Gartenweg herauf, und immer sah ich die Mutter umgeben von ihrem Kinderschwarm; ich kann mir sie heute noch nicht ohne Familie vorstellen. Nach und nach wanderte ein großer Teil der Schneidersbibliothek zu uns herüber, meist naturwissenschaftlichen Inhalts, aber auch Geschichtliches, illustrierte Prachtwerke und ähnliches.

Da mein Mann dem Schneider mitfühlend freistellte, sich die verkauften Bücher wieder zu entlehnen, so tat ihm die Trennung von seinen Schätzen nicht so weh, wie im Anfang, wo es immer aufregende Szenen mit seiner Frau gegeben hatte, die stürmisch Brot für ihre Kinder verlangte. So nachgiebig und duldsam sie allen Schrullen ihres Mannes gegenüber war, hier wurde die sanfte phlegmatische Frau energisch, und bei solchen Gelegenheiten „kam's dann über ihn", wie sie sich mild ausdrückte; eine dickleibige Geschichte des dreißigjährigen Kriegs war ihr einmal dabei an den Kopf geflogen, aber sie hatte gesiegt: mit einer großen Beule auf der Stirn und dem schön gebundenen Buch unter dem Arm, kam sie triumphierend bei uns im Pfarrhaus an.

Nie sah ich die Frau grob oder ungeduldig mit den Kindern, obgleich sie ihr immer am Rock hingen, und nie habe ich sie glücklicher gesehen, als wenn sie alle um den Küchentisch sitzen und es sich schmecken ließen. Mit der Zeit kamen sie nämlich immer ums Mittagessen herum, und das wurde dann ein Festtag für die Familie Holler. Die Pfarrmagd buk geschwind noch Pfannkuchen, die wurden mit Zucker bestreut, und damit war für die Feststimmung gesorgt.

Einmal gegen das Frühjahr blieb die Hollerin sechs Wochen aus, und wir wunderten uns schon lange. Endlich kam sie wieder. Aber eine Veränderung war eingetreten: Aspasia, die noch nicht laufen konnte, saß am Fußend des Wagens, und in den Kissen lag das Runzelgesichtchen eines vier Wochen alten Sokrates, der es aber bald vorzog, dieses irdische Jammertal zu verlassen, ein Beweis, daß er etwas von der Weisheit seines großen Namensbruders geerbt hatte.

Eines Tages lernten wir auch den Schneider selbst kennen, als mein Mann sich zu dem Opfer der Barmherzigkeit bereit erklärte und sich einen Anzug von ihm anmessen ließ. Nebenbei bemerkt, brachte der Schneider an diesen Hosen selbsterfundene Taschen an, aus denen nichts herausfallen konnte, — was er uns lange vordemonstrierte. Das war richtig, es fiel später nie etwas heraus, sie hatten aber die Schattenseite, daß es eine unsägliche Mühe und akrobatische Körperverrenkungen erforderte, etwas hineinzustecken, wodurch die Taschen überhaupt ihrer ursprünglichen Bestimmung verloren gingen.

Also der „große" Mann kam; wir waren sehr gespannt. Mein Mann unterhielt sich mit ihm, ich hörte bescheiden zu. Der Schneider sprach hochdeutsch, sehr gewunden und mit vielen Fremdwörtern, das glaubte er seiner Bildung schuldig zu sein; dabei hatte er großartige theatralische Armbewegungen, er posierte sichtlich; ein paarmal hielt er es sogar für nötig, uns eine Freude zu machen und fromme Phrasen ins Gespräch einzuflechten. Ich war darum etwas enttäuscht; sein gutes zerforgtes Frauchen, das so gar nichts vorstellen wollte, gefiel mir besser; ich hatte mir ihn viel schlichter, innerlich gebildeter vorgestellt. Immerhin versöhnte mich sein starkes Streben nach Wissen und Erkenntnis mit den weniger schönen Eigenschaften, die ich an ihm bemerkte.

„Sie haben solch eine brave Frau," sagte ich endlich freundlich.

„Ja," erwiderte der Schneider herablassend, „sie ist eine gute Mutter und hilft mir fleißig bei meinem Handwerk."

„Auch das noch bei allem andern?" entfuhr es mir.

Der Schneider zog die Brauen hoch. „Sie kann eben leider dem hohen Flug meiner Gedanken nicht folgen, sie ist ein unwissendes Bauernweib und versteht mich nicht."

„Aber sie hat Sie lieb, das ist noch besser!"

Der große Mann warf sich in die Brust, um seine Lippen spielte ein eitles Lächeln, als wollte er sagen: Nimmt Sie das wunder?

Da schwieg ich geärgert still. Mein Mann stellte ihm nun seine eigene Bibliothek zur Verfügung, machte ihm aber ernstlichen Vorhalt, daß er an Weib und Kinder denken solle, man könne geistiges Streben wohl mit wirtschaftlicher Vernünftigkeit und Tüchtigkeit im Handwerk vereinigen, und was er dazu beitragen könne . . . und was man sonst sagt, wenn man Pfarrer und Menschenfreund ist.

Er sprach sehr rührend, wenigstens war ich selbst ganz bewegt; der Erfolg aber war, daß der Schneider noch am gleichen Tag einen Abstecher in die Stadt machte, um Futter einzukaufen, und sich dabei Häckels „Welträtsel" und einen Band „Moderne Kunst" mit heimbrachte.

Der Sommer ging so hin. Die Welträtsel waren nach der Grummeternte zu uns gewandert, und wir hätten eigentlich gern gestreikt bei dieser regelmäßigen Bücherlieferung ohne unsre Wahl, wenn uns nicht das arme Frauchen gedauert hätte, die, wenn wir versagten, von Ort zu Ort wanderte, um ihre Bücher loszuwerden und schließlich doch wieder bei uns landete; denn der Antiquar gab ihr zu wenig dafür.

Eines Abends, es war ein kalter, regnerischer Novembertag, und ich war allein zu Haus, schellte es unten am Tor zweimal rasch hintereinander, und als ich mit der Lampe hinunterging, stand die Schneidersfrau vor'm Tor, ein längliches Paket in der Hand.

Als ich ihr verwundert über den späten Besuch ins Gesicht leuchtete, bemerkte ich Blutspuren an der Nase, die Lippen und die Backe waren hochgeschwollen, und auf der Stirne hatte sie eine blutunterlaufene Beule.

„Um Gotteswillen, was ist passiert?" sagte ich erschrocken.

's isch wieder emol über ihn komme," sagte sie schluchzend.

„Der Unmensch!" rief ich empört.

„Ach, Frau Pfarrer, er meint's net so bees, und er hat mi no nie g'schlage, wann i krank gwä bin."

„Wie ist denn das gekommen? Erzählen Sie?"

Oben im warmen Zimmer bei einem Glas Johannisbeerwein tante sie dann gui.

„'s isch kei Geld im Haus gwä, und i hau Kohle und Mehl braucht und an Kartoffel vor de Winter. Thomas, han i do gsait, geb mer Bücher, i trag se fort. Er hot aber keine mehr ghett, wo der wert gwä wäre. Na, han i gsait: „So geb dei Fernrohr her, d' Kinder hent Hunger und borge will neamed." — „I han kei Geld," hot er do gsait und hot net vom Buch aufguckt. Na gang i stehle, han i gsait, denn i han mer net z'helfe gewißt. Do isch er ganz wietig worre, er isch ufg'sprunge und hot mir's Buch ins Gesicht geschlage und hot mi auf de Bode gschmisse und dazu gekrische: „Was, stehle willscht au no, du schlecht Person, sag dees no emol!" Ui einmol stoht der Kunibert do, ganz blaß mit funkelige Auge und sait: „Vatter, wann du jetzt unser Mutter haust, so wahr i hier steh, so hau i di emol, wann i groß und stark bin." Do isch der Ma ganz still worre, er hot den Buebe groß anguckt, und ohne e Wort isch er enaus. I schnell d' Kinder ins Bett g'legt, 's Fernrohr aus der Kommod und in der Nacht no fort."

„Wenn Sie aber heimkommen ohne das Fernrohr?"

„Na haut er mi wieder . . . vielleicht au net, denn 's isch kei beeser Ma, Frau Pfarrer, Sie dürfet mir's glaube, 's kommt nur als so über ihn, und weil i dees mi'm Stehle g'sait han."

„Fürchten Sie sich nicht?" fragte ich schaudernd.

Sie schüttelte ergeben den Kopf: „I bring doch zum wenigschte meine Kinder Brot mit."

Was konnte ich tun? Ich gab ihr das gewünschte Geld mit, und nach einigen Wochen erschien der Schneider in unsrer Abwesenheit und löste sein geliebtes Instrument wieder ein. Er hatte dem Bürgermeister einen Anzug gemacht und war auch sonst fleißig gewesen, nur um sein Fernrohr wieder zu bekommen.

Bald darauf zogen wir aus der Gegend fort. Noch einmal erschien die Frau mit ihren Kindern, die sie immer sehr sauber hielt und nahm einen ganzen Handwagen voll Gerät mit heim und was wir sonst nicht mitschleppen wollten. Noch ein letztesmal fütterte ich die Kinderschaar mit Laugenbretzeln, der Kunibert sagte mir ein Abschiedsgedicht auf, und der Frietjoff hatte einen Kranz von Stechlaub in der Hand, der unsern Möbelwagen schmücken sollte.

Kleopatra, Lilith und Aspasia, die jetzt laufen konnte, hingen all um den Rock der Mutter und sahen schüchtern dem Treiben der Packer zu. Blaß und still stand die kleine Frau unter ihren Kindern, unscheinbar und unbegabt, und doch eine Heldin auf dem schweren Posten. Als ich ihr die Hand zum Abschied gab, rollten ihr langsam zwei Tränen über das Gesicht, während sie mit lächelndem Munde uns Glück auf den Weg wünschte.

Seither habe ich nichts mehr von ihr gehört; ich vermute aber, daß sich die Familie um einige weitere schöne Namen vermehrt haben wird, daß es immer wieder „über den Schneider kommt", und daß sie sich mit ihren Kindern so durchkämpft von einem Tag zum andern, bis einst die Kinder ihr beistehen können und sie — vielleicht — ein wenig von dem ernten darf, was sie liebend gesät hat.

Kunst

Aubrey Beardsley. Der englische Künstler, der 1898 in seinem 26. Lebensjahr gestorben ist, bietet mehr an Problemen und Fragestellungen, als in einer kurzen Notiz aufgezeigt und — soweit dies heute schon möglich — beantwortet werden könnte. Um was es sich letztlich dreht, will man den Namen nach seinem ganzen Gewicht

fassen, ist Wesen und Wert, Möglichkeit oder Bankrott einer „ästhetischen Lebensanschauung", des modernen Ästhetizismus. Wir für unseren Teil halten dies Wort von der „ästhetischen Lebensanschauung" für ein Mißverständnis, ein verwirrendes Schlagwort. Aber davon soll nicht gehandelt werden. Sondern von den formal künstlerischen Werten, die Beardsley sich und uns als Bereicherung erschafft. Gewiß: auch sie sind der Ausfluß seiner Persönlichkeit und seiner Inhalte. Man kann die Handschrift nicht vom Schreiber trennen. Aber heute schon stehen sie auch schon vor uns wie Selbstverständlichkeiten, fertige Errungenschaften und Besitztümer des kunstschaffenden und genießenden Geistes. Darin aber erblicke ich mit die sicherste Gewähr eines wirklichen Kunstwerkes: daß es ein freies Leben führt, unabhängig von seinem Schöpfer. Wer von uns würde neugierig sein, in der Betrachtung eines Holbeinischen Bildnisses, vom Künstler zu wissen.

In seiner Sammlung „Moderne Illustratoren" (Piper-München) hat Hermann Eßwein jetzt ein Heft über Beardsley erscheinen lassen, mit einem etwas komplizierten, aber tiefgreifenden Text und reichlichem guten Bildmaterial, das geschickt gewählt ist. Am Beardsleys Anfang finden sich realistische malerische Versuche, ernst und temperamentvoll. Aber dann wirft sich das junge Talent ganz auf sein Gebiet, eine strenge Schwarz-Weißkunst, um in 6 bis 7 Jahren ein Lebenswerk von — zahlenmäßig — außerordentlichem Umfang und der größten Selbständigkeit und Intensität hinzustellen. Zweierlei ist vorzumerken: der „literarische" Charakter dieser Kunst und die merkwürdige Beherrschung und Verwendung fremder, alter Stilformen. Die Konzeption der Blätter ist nicht sinnlich, nicht das Ergebnis sinnlicher Eindrücke, sondern literarisch — im weiteren Begriff — bestimmt. Das deckt sich mit dem, was hier schon mehrmals von der Eigenart der Illustration oder der graphischen Künste gesagt wurde. Und dann: wir begegnen bei Beardsley den verschiedensten historischen Erinnerungen: die Präraffaeliten, etwa in Burne-Jones' Fassung, Rokoko, Empire, Japaner. Mit der überlegenen Sicherheit des Amateurs, Kenners und Könners, greift Beardsley zu diesen Formen. Aber wie er sie wiedergibt, ist ein Eigenes, Persönliches daraus geworden. Man kann darüber streiten, wem er näher stehe, von wem er mehr habe: Watteau oder Japan. Die Grazie seiner Blätter (soweit sie nicht erotisch exzentrisch sind), stellt ihn zu dem Franzosen: größer scheint mir der stilbildende Einfluß der Japaner. Was also macht Beardsley? Er schmückt Bücher, er illustriert. Ein begrenztes Stück weißes Papier ist Grundlage und Rahmen für seine Arbeit. Ueber dieses Papier zieht er seine dünnen, sichern Linien, teilt er die schwarzen und weißen Flächen, streut er das leichte Spiel und Gewebe seiner Arabesken. Das ist die eine Seite: Schwarz-Weiß hat für seine Kunst einen tieferen Sinn, sie ist auf deren Gegensatzwerte gestellt und darin liegt der sozusagen typographische Charakter von Beardleys Blättern. Innerhalb der Buchkunst bringen sie etwas, das durch Jahrhunderte verloren war. Von hier aus geht Beardsleys befruchtende Wirkung; aber leider, die ihm folgen, neigen dazu ihn schlecht zu kopieren, statt aus seinem künstlerischen Ernst heraus Neues zu finden und zu schaffen. Die vollendete Klarheit und Schönheit seiner bildnerischen Handschrift sichert Beardsley eine führende Stellung im Stilsuchen unserer Tage.

Die persönlichen Erfahrungen mit dieser Kunst mögen sehr verschieden sein; in ihrer kühlen Schärfe, die immer alles restlos zu sagen scheint, liegen Sensation und etwas wie Provokation. Man staunt, bewundert, ist entzückt, aber die Skepsis und die leicht dandyhafte Blasiertheit des Künstlers weist alle Wärme von sich. Sein junges Leben schließt mit einer Wendung, die wie ein Bankrott zum Moralischen aussieht. Er wird katholisch — in unser deutschen Kunstgeschichte ist das auch ein paar mal die Flucht vor dem Versagen — und er bedauert die grausame Sexualität einzelner seiner Stücke. So bleibt sein Werk Torso. Wir wissen nicht, ob er nicht in höheren Jahren den Zusammenhang zum Leben, den sein Aesthetentum ihm wehrte, gesucht und erzwungen hätte. So war sein Leben und sein Werk eine seltsame, schöne und starre Arabeske.

H.

Eine Abendlandschaft. Die Karlsruher hatten jetzt im Berliner Künstlerhaus eine größere Sammelausstellung, in der man sich wieder von ihrem tüchtigen und beträchtlichen Können überzeugen konnte. Die Werke, die aus dem Künstlerbund herauskommen, haben leicht eine gewisse Familienähnlichkeit, aber sie tragen die Züge keiner schlechten Familie. Man spürt oft den alten Thoma und den Einfluß des immer jünger und frischer werdenden Schönleber. Der eigenwillige Trübner, der seit ein paar Jahren in der badischen Hauptstadt sitzt, hat noch keine unmittelbare Künstlernachfolge gefunden, mit Ausnahme seiner Frau, die sehr gute Stilleben malt. Ferdinand Keller und sein Kreis sind Gott sei dank mählich in die Versenkung verschwunden.

In der Ausstellung war ein kleines Bild der Marianne Knapp in Straßburg, die einem Teil unserer Leser durch die Steinzeichnung „Unter dem Apfelbaum" bekannt ist. Waldige Hügel schließen ein Wiesental, die dunkeln Berge geben eine ganz einfache Silhouette gegen den Himmel, in dem noch die starke Helligkeit eines Abends schwimmt, kurz ehe sie verblaßt und zur Nacht versinkt. Im Tal ist schon Dämmerung, und Nebel beginnen sich zu lösen. Malerisch oder technisch ist in dem Bild dies gelöst: daß ohne die Mittel einer linearen Perspektive, die rückwärts weist, das Bild eine große Tiefe gewinnt. Der Wiesenplan, von zwei einfachen Horizontalen begrenzt, schiebt sich stark rückwärts. Dies wurde erreicht durch die ungemein glückliche Sicherheit und Ruhe, mit der die Berghänge in ihrer verschwindenden Plastik und der leisen Unruhe ihrer Töne gemalt wurden. Oder ist mit diesem formalen Rationalismus schon zu viel gesagt und es sind accessorische Erinnerungselemente, die uns diese Kunstlösung so lieb und wertvoll machen? Und es ist dies: daß hier etwas gemalt wurde, was keine Farben und Linien hat, was dem Abend gehört oder ein Stück von uns ist: die Stille. Wir empfinden es und sind dafür dankbar, daß auch wir schon an solchem Abend in diesem Tal standen und zu den letzten, leis hinschwebenden Wolken blickten, lange und schweigend. Und dann sagen wir von solcher gemalten Landschaft, ohne alles Sentimentale, daß sie Seele habe.

H.

Allerlei

Etwas über die Freude. „Ich freu' mich so . . ." Ich weiß nicht, ob in einer anderen Sprache dies Wort so wiedergegeben werden kann, daß die Saiten des Gemüts so rein und lieblich klingen, daß man so das Gefühl stillen Ueberfließens über einen goldenen Rand hat und sich so von einem breiten Lichtstrahl innerlich durchfluten läßt, wie wenn ein Deutscher sagt, daß er sich *freut*.

Und ich weiß auch nicht, ob es neben dem gestirnten Himmel über uns und dem moralischen Gesetz in uns — wie Kant das nennt — noch etwas gibt, das uns sicherer und innerlicher zu einer Offenbarung Gottes werden kann, als dies, daß wir uns freuen können.

Die Freude also etwas Göttliches in uns?

Müßte sie dann nicht unser ganzes Leben durchrieseln und befruchten, daß es kein Stückchen Wüste darin gäbe? Ist sie nicht in Wirklichkeit etwas recht Zufälliges, Seltenes, Abhängiges? Zufällig und selten wie das Mondlicht, das dem nächtlichen Wanderer im dichten Wald auf seinen Pfad tropft — abhängig wie die Blume im Feld, die früh ein Tautropfen beseligt und abends ein Sturm zerknickt?

Eben warst du traurig, denn du hörtest ein unzartes Wort — nun bist du fröhlich, denn Liebe ist dir begegnet. Um zwölf Uhr jauchztest du himmelhoch, um ein Uhr bist du zu Tode betrübt, vielleicht weil ein Brief dir ins Haus flog. Und von solchem Denn und Weil scheint überall das bischen Freude zu leben und sterben.

Kann so vergängliche, vereinzelte, abhängige Freude etwas Göttliches sein wie das Sittengesetz in deiner Brust, wie der gestirnte Himmel über dir?

Ja, sie kann es, sie ist es! Ich hab' es erfahren und kann es dir sagen. Und wenn du nur dich selber belauschst, glaub' mir, so erfährst du es auch!

Woran denkst du bei dem Worte Freude? Arbeitskraft, belohnte Leistung, erfahrene Liebe, gewonnenes Glück? Schön, Schön! Oder was noch höher steht: Freude über das Glück anderer? Freude am Guten, weil es da ist — nicht weil du es genießt?

Alles Freuden, köstliche und edle; aber noch nicht die Freude, die ich meine und die mir die Gewißheit gibt, daß Frohsinn von Gott ist.

Die Freude mein ich, die mit keinem Warum und Weil zu tun tun hat — die in einer stillen Stunde, zuweilen auch mitten in der Arbeit in der Seele aufsteigt wie durch goldene Röhren aus einem tiefen dunklen Grunde, aufsteigt und perlend überquillt — und du merkst kaum, wie sie kam, — du weißt nur, sie ist da. Es ist wie innige Berührung mit einem reichen Kraft- und Lebensquell, es geht wie leises Zittern dir durch Seele und Sinn. Es ist einfach Freude, — und ist kein Grund dafür zu sagen, — weil sie aus göttlichem Grunde stammt.

Zwar wie der Gedanke, der sich in alles mengt, nun hin und widerschweift, so sucht er wohl nach irgend einem „Warum?" — und der hellängige Späher findet der Ursachen genug. Doch du lächelst heimlich und denkst: suche du nur, rede nur klug . . .

Aber die Freude selber in dir hat eine andere Frage auf den Lippen. Nicht Woher — sondern Wohin, zu wem hinüber? Wie ein Weißdornbusch beim leisesten Hauch von seiner fröhlichen Blütenpracht zu spenden trachtet, so kommt ein Drang über dich, irgendwen zu erfreuen. Weitergeben — Weitergeben — ist dieser Freude stammelnde Losung. —

Wenn du das erfahren hast, so weißt du nun: es schlummert die Freude in dir als göttliche Kraft, die von selber erwachen kann und sich regen im hellen Bewußtsein. Doch auch, wenn ein Ereignis kommt, *worüber* du dich freust, so ist das nichts anderes, als daß diese göttliche Stimme in dir durch den rätselhaften Zusammenhang der Dinge geweckt wurde.

Wie das moralische Gesetz so kann ja auch diese Freude verdunkelt, getrübt, vergessen werden. Aber wenn sie erwacht, so zeugt sie von göttlichen Dingen.

Ob es Seelen gibt, mit ganz trüben Fenstern, in die nie ein Schimmer solcher Freude fällt?

Das weiß ich nicht. Aber wer solches erfahren hat, für den heißt es nicht nur: Freuet euch; denn mit euch ist Gott! — sondern auch: Gott ist in uns; denn wir haben die Gabe der Freude!

Bruno Baumgarten.

Ueberzeugung und Tat. „Bei den meisten Menschen besteht zwischen der Ueberzeugung und der Tat eine arge Kluft, die mit Furcht, Selbstsucht, angeborener Trägheit und angenommenen Gewohnheiten ausgefüllt ist. Es fällt wenigen schwer, an die Theorie des „Gesellschaftsvertrages" zu glauben, allein eben so wenige finden sich leicht bereit, sich wegen abstrakter Dinge aufzuregen oder für abstrakte Zwecke ins Zeug zu geben. Sobald es zum Marschieren kommt, wird man von Unruhe ergriffen; man hält den einzuschlagenden Weg für gefährlich; man zögert, man verspätet sich, man wird von stubenhockerischen Neigungen angewandelt, oder man fürchtet, sich zu sehr oder in zu große Entfernung zu engagieren. Wer gern Worte hergegeben hat, gibt minder gern Geld her, und wer seine Börse zur Verfügung stellt, will wenigstens sein Leben nicht in Gefahr bringen."

(Taine.)

Schneeflocken.

Tief verschneit ist heut' der Fußpfad,
Kaum zu finden, wie er schmal
Sich an steilen Wänden windet
Im gekrümmten Felsental.

Leise wirbeln weiße Flocken,
Leise knirscht im Schnee der Schritt.
Da ist mir, als gingst du leise,
Still an meiner Seite mit.

Wie die wirbelnd weiße Wolke
Tal und Fels und Wald umfing,
Warst du, Lieb' an meiner Seite,
Und mein Arm in deinem hing.

Wirr die weißen Flocken flogen,
Leise hüllten sie uns ein.
Und so gingen in des Felstals
Einsamkeit wir still zu zwei'n.

Hermann Weinheimer.

Büchertisch

Werner Sombart: Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Mohr. Tübingen. 112 S. 1,80 M.

Ein Aufsatz des „Archivs für Sozialwissenschaft" wird hier als besondere Broschüre gereicht; sie verdient, gerade auch in unserem Kreise recht fleißig und aufmerksam gelesen zu werden. Nach einem wirtschaftsgeschichtlichen Aufriß, der in knappen Zügen die Eigenart des nordamerikanischen Kapitalismus umzeichnet, untersucht Sombart die politische, wirtschaftliche und soziale Stellung des Lohnarbeiters der Vereinigten Staaten. Sein schriftstellerisches Geschick erschließt dabei die Kenntnis einer Reihe wissenswerter Dinge allgemeiner Natur: man bekommt einen Einblick in den Charakter der beiden „monopolisierten" großen Parteien, der die dritte Partei bis heute fast vollständig ausgeschlossen hat. Sehr interessant, wenn auch naturgemäß bisweilen etwas kühn fundiert, sind die Vergleiche zwischen Geldeinkommen des Arbeiters in Amerika und Europa einerseits, und dem Stil und Preis der Lebenshaltung in beiden Kontingenten andererseits. Sehr deutlich wird dabei, welch großen kulturellen Vorsprung die billigeren Bodenpreise dem Amerikaner mit seinem Kleinhäusersystem bieten. Die soziale Stellung, vor allem dem Unternehmer gegenüber, wurde und wird bestimmt durch den Mangel an tüchtigen Arbeitskräften, die von vornherein alle Industriefeudalität ausschloß: Amerika kennt keine industrielle Reservearmee im ländlichen Proletariat; im Gegenteil, die billigen Preise jungfräulichen Ackerbodens entziehen der Industrie tüchtige landwirtschaftliche Kolonisatoren. Ueberhaupt: die Möglichkeit, selbständig zu werden, erschwert von vornherein drüben dies Gefühl des Neids oder Hasses, was uns leider als eine Notwendigkeit proletarischer Bewegung häufig genug erscheinen muß. Das flüssig und unterhaltsam geschriebene Buch liest sich, wie alles von Sombart, angenehm und anregend. Der Autor verblüfft nur — man braucht nicht besonders überraschbar zu sein —, daß er nach all den Argumenten im letzten Satz die Erwartung ausspricht, daß „der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu vollster Blüte gelangen wird". Den Nachweis soll eine spätere Arbeit Sombarts erbringen.

Th. H.

Richard Jefferies, Die Geschichte meines Herzens. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Mit einem Essay von Ellen Key „Zur Einführung" und einem Vorwort von Longman. Jena, Eugen Diederichs. 1906. XXIV. u. 164 S. 2 M., geb. 3 M.

Das ist ein Buch der Sehnsucht, einer unendlichen, unstillbaren Sehnsucht. „Wie ein Bach sich durch die Wiese schlängelt", so zieht sich ein Gedanke, über den Verf. vom 18. Lebensjahre an 17 Jahre lang nachgedacht und gesonnen hat, durch diese Blätter und findet immer wieder einen neuen ergreifenden Ausdruck. Ein maßloses Seelenverlangen beherrscht Jefferies. „Man gebe mir Seelenleben! Gebt mir ein körperliches Leben, das an Fülle der Kraft von Erde, Sonne und See entspricht, eine Seelennatur von gleicher Reinheit, Klarheit und Schönheit wie das quellende Wasser und das Licht des Himmels! Gebt mir eine Größe und Vollkommenheit der Seele, höher als alle Dinge dieser Welt! Gebt mir mein unaussprechliches Verlangen, das in mir schwillt wie eine Flut, — gebt mir das Seelenleben meines Verlangens!" Denn weiter muß die Menschheit kommen, etwas noch Höheres finden als die Gottheit, etwas das „jeder einzelnen Persönlichkeit Sonnenschein und Blumen zu geben vermag." Ist nicht das menschliche Elend unermeßlich groß, wird es nicht durch Selbstsucht und den Mangel einer vernünftigen Organisation der Arbeit stetig erhalten und gesteigert? Welche Wonne aber, die Welt fröhlich zu machen?" „Es würde meine höchste Freude sein, täglich etwas dafür zu tun." Und solches ist möglich. „Es geht nicht anders, es ist nun einmal so", diese tägliche Hauspredigt ist das tödlichste Gift für unser Wirken. Es geht, sagt Jefferies; denn die Natur, in der kein Gott waltet, und die, ohne sich um den Menschen zu kümmern, ihren Zweck nur in sich hat, wird vom Menschen seinen Zwecken dienstbar gemacht: warum nicht das Menschenleben, das auch nicht von einer Vorsehung, einem allmächtigen Willen, sondern vom Zufall beherrscht wird? Was Verf. da S. 121 als „unbedingt sicher" und „unbestreitbar" zu verwirklichen anführt, wird manches Kopfschütteln hervorrufen; aber etwas von dem Feuer seiner Seele wünsche ich unserer Zeit und rufe mit ihm und Traub: „Drum laßt uns Seelen schaffen!" — Die Uebersetzung ist gut, der Satz: „Mein Herz war voll Staub, ausgedörrt durch mangelnde Regenschauer (!) eines tiefen Gefühls" wird in der 2. Auflage wohl anders gegeben, die Zahl der Druckfehler ist gering, die Interpunktion aber unter aller Kritik, wahrscheinlich „etwas englisch".

W. Dittmar.

Franz Xaver Kraus, ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus von Dr. Ernst Hermiller. Zweite Ausgabe. München. J. F. Lehmann. 1905. 151 S. 4 M., geb. 5 M.

Um der vorliegenden Schrift Leser zu erwerben, sei nur ein Gesichtspunkt hervorgehoben: Die Zukunft des Liberalismus hängt wesentlich davon ab, ob unsere katholischen Mitbürger zu einer kräftigen antiultramontanen Bewegung kommen. Noch sind wir weit davon entfernt. Aber ehrlich gefragt: wie viel unter uns beschäftigen sich mit dem Problem? Stehen wir nicht im großen und ganzen dem Zentrum ziemlich äußerlich gegenüber? Verlangen wir nicht von unseren katholischen Mitbürgern, daß sie ohne weiteres unsere Gedanken denken und unsere Gefühle fühlen sollen? Wer von uns hat eine klare Stellung zu dem, was liberaler Katholizismus sein kann? Ich glaube, wir müssen mehr eindringen in das Wesen des Katholizismus überhaupt. Wir müssen uns zu befreunden suchen mit allem kulturfördernden im Katholizismus, auch außerhalb der ästhetischen Sphäre, die ja mehr oder weniger Gemeingut geworden ist. Franz Xaver Kraus ist ein gutes Objekt zu solchem Studium. Mit ihm beginne, wer das Bedürfnis einer größeren Vertiefung in der angedeuteten Weise empfindet. Wir alle fühlen ja heute mehr als je: ohne unsere Katholiken, die nun einmal ein Drittel unserer Bevölkerung ausmachen, kann Deutschlands Zukunft nicht gebaut werden.

W. Ohr.

Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von **Dr. Richard Münzer** Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1905. 172 S. Preis 3 M.

Der Verfasser will in dieser Lebensphilosophie durchaus kritisch verfahren, d. h. in letzter Instanz immer nur seinen gesunden Menschenverstand gegenüber allen Lehren der Wissenschaft gelten lassen. So verwirft er denn wohl alle philosophischen Richtungen der Gegenwart, ohne jedoch diese Verwerfungsurteile hinreichend zu begründen. Es bleibt nur zu oft bei unbewiesenen Behauptungen und kurzen Andeutungen, wie es ja auch nicht anders möglich sein kann bei der Fülle der Probleme der Erkenntnistheorie, Ethik und Aesthetik, die behandelt werden. Die Bausteine sind mit redlicher Arbeit an den Tag gefördert, aber doch noch zu roh und unbehauen geblieben.

M. Apel.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Kaufe Briefmarken
Sammlungen, Restposten, Einzelmarken, Briefe, Ganzsachen, Alben, Kataloge, Zubehör. Angebote mit Preisvorstellung an Briefmarken-Haus Schmidt, Leipzig C 1, Grimmaische Straße 12

XIII. Jahrgang

Die Hilfe

Nummer 12

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 24. März 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Kanzler und Staatssekretär — Minister v. Studt und die Schulaufsicht — Ueber politische Sitten — Das erstklassige Hemd — Rußland) — **Naumann**, M. d. R.: Wahlbeeinflussung durch die Regierung — **Naumann**: Fürst Bülows Grabschrift — Dr. **Rudolf Breitscheid**: Das Seebeuterecht — Die Warenhäuser und ihre Angestellten — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Traub**: Anschauungsunterricht — Dr. **Th. Heuß**: Walter Calé — **Sofie Rosenthal**: Die Karikatur des Mannheimer „Nationaltheaters" — **Kassert**: Die Poesie des Evangeliums Jesu — **Johan Skjoldborg**: Auf Grund geraten — Kunst — Allerlei — Büchertisch — Briefkasten.

Politische Notizen

Kanzler und Staatssekretär. Bülow und Posadowsky sind niemals große Freunde gewesen. Zu dem Gegensatz der Charaktere, über den besser an einem späteren Zeitpunkt gesprochen wird, kommt seit Monaten der sachliche Gegensatz in den ernstesten Fragen der Politik. Posadowsky sieht keine Möglichkeit, ohne das Zentrum zu regieren. Gestützt auf eine konservativ-klerikale Mehrheit, mit gewissen Konzessionen an die christlichen Gewerkschaften, eine peinlich ausgearbeitete Sozialpolitik der Bevormundung! — das war der Zustand, in dem Graf Posadowsky seine wohl geglätteten Reden vom Bundesratstisch hielt. Er imponierte gleichmäßig dem Reichstag, der nicht immer gewohnt ist, daß ein Minister von seinem Ressort etwas versteht, wie den eigentlich regierenden Stellen, denen gut ausgeschlafene Männer mit glatten Köpfen sympathischer sein mochten, die sich aber immer freuen, wenn ihnen Arbeit abgenommen wird. Da kam die Reichstagsauflösung. Die Freundschaft Posadowsky-Trimborn schien jäh gestört. Nur der Fehlschlag von Bülows Dezemberaktion konnte die Bande wieder zusammenknüpfen. Und Posadowsky sprach von der „unüberlegten Handlung der Auflösung". Vom Reichsamt des Innern, so heißt es, suchte man den Wahlfeldzug des Kanzlers zu stören, mindestens passiven Widerstand zu leisten. Dann fiel dem Kanzler der Sieg vom Himmel. Wieder einmal zeugte der Erfolg für den, der alles auf eine Karte setzte, zeugte gegen die vorsichtig tastende Bewußtheit des Andern. Als der Zentrumsmann Gröber seine giftige Etatrede hielt, meinte Posadowsky harmlos, er wolle der Erwiderung des Reichskanzlers nicht vorgreifen, obwohl er genau wußte, daß Bülow nicht antworten würde. Das bedeutete den offenen Konflikt, und nun erscheint die Behauptung nicht unglaublich, daß der Reichskanzler und der Staatssekretär des Innern des deutschen Reiches in den Tageszeitungen sich gegenseitig bekämpfen. Das Volk aber wartet auf die sozialen Reformen, an die Bülow „denkt", und über die Posadowsky redet.

Minister v. Studt und die Schulaufsicht. Im preußischen Abgeordnetenhaus wurde der Kultusminister über die Ersetzung der geistlichen Schulaufsicht durch eine fachmännische interpelliert. Die Antwort konnte nicht anders erwartet werden, als sie ausfiel. Weil die Nationalliberalen und Freikonservativen, die zum Schulunterhaltungsgesetz geholfen hatten, mit unter den Interpellanten waren, nahm der Herr v. Studt Rücksicht und umging das runde Nein. Die Frage sei „Gegenstand einer ernsten Prüfung". Das heißt auf Deutsch: vorderhand denkt kein Mensch daran, etwas zu ändern. Der konservative Abg. Heckenroth meinte, die geistliche Schulaufsicht in Preußen sei „ein Wall gegen die wachsende Zuchtlosigkeit". Und das soll sie wohl bleiben, wenn auch Geistliche und Lehrer den heutigen Zustand immer stärker als für beide Teile beschämend empfinden. Aber das interessante an der Debatte war ein ungewöhnlich scharfer Angriff des freikonservativen Abgeordneten v. Zedlitz-Neukirch gegen das System und die Persönlichkeit v. Studt. Das hatte niemand erwartet. Der freikonservative Freiherr, abwechslungsweise Traufgänger und Diplomat, ist ja als energischer Zentrumshasser bekannt, und deshalb muß ihm Studts Freundschaft mit den Ultramontanen zuwider sein. Aber wie kommt er dazu, jetzt so scharf zu werden? Es ist unmöglich bei Zedlitz das schlechte Gewissen, daß gerade seine Kompromißarbeit dieses Studtsche System über seine schlimmsten Zeiten mit gestützt hat. Oder heißt das, daß Studt, der Günstling des Zentrums, fallen soll, daß man im Parlament die Front der antiklerikalen Opposition verbreitern und verstärken will? Aber es hält die konservative Fraktion die schützende Hand über Studts Haupt. Die Reichskonstellation ist noch nicht auf das preußische Dreiklassenparlament übertragen. Sie würde auch dort noch grotesker aussehen.

Ueber politische Sitten. Es war ein etwas komischer Anblick, während der letzten Reichstagsdebatten die Konservativen über den Terrorismus der Sozialdemokratie sich entrüsten zu sehen. Besonders über die Boykottierung von Geschäftsleuten seitens der Sozialdemokratie, die nicht sozialdemokratisch wählten, empörte sich die Rechte des Hauses. Es ist nun ganz hübsch, daß folgende „Mahnung an die städtischen Gewerbetreibenden" aus der „Tennstädter Zeitung" vom 3. Februar an die Oeffentlichkeit gezogen wird. Die „Tennstädter Zeitung" ist ein agrarisches Blatt im Wahlkreis Mühlhausen-Langensalza:

> Die Herren Geschäftsleute können ihr Interesse für den Bauernstand alle fünf Jahre nur einmal bei der Reichstagswahl mit dem Stimmzettel zeigen; auch dieses Mal hätten die Herren das tun müssen, indem sie für unseren Kandidaten, Frhrn. v. Zedlitz, eingetreten wären. Das Gegenteil haben die Herren getan. Nun gut, mögen sich die Herren auch von Herrn Eickhoff ihre Waren ablaufen lassen.

Unterzeichnet ist diese Aufforderung von demselben Gutsbesitzer Anstadt, der eben in der Ersatzwahl konservativer Abgeordneter von Mühlhausen-Langensalza geworden ist. Herr Generalleutnant Liebert, der bekanntlich die guten Sitten mit besonderer Hitze gegen die Sozialdemokraten verteidigt, möge also zunächst seine engeren Parteifreunde zu anständigem politischen Benehmen erziehen. In Ostelbien, wo selbst jeder Liberale, der öffentlich hervortritt, von der konservativen „Gesellschaft" boykottiert wird, hätte er ein besonderes fruchtbares Tätigkeitsfeld.

Das erstklassige Hemd. Herr v. Brandenstein hat Recht: Solange die Proleten der unteren Wagenklassen das Defizit der ersten Klasse decken müssen, solange hat eigentlich die preußische Staatsbahn auch dafür zu sorgen, daß die „nicht konvenable Gesellschaft" von den roten Polstern ferngehalten werde. Konsequenz muß sein. Wie sagte der Gardeleutnant? „Vater, wir werden noch so lange zweite Klasse fahren, bis wir Läuse kriegen." Sind wir nicht bald so weit? In der Tat, wenn Reichstagsabgeordnete „mit zerlegbaren Hemden"

in der vornehmsten Klasse frei fahren dürfen, liegt die Gefahr erschreckend nahe. Daher sollten die Reichstagsabgeordneten je nach ihrer Leibwäsche in verschiedenen Klassen untergebracht werden. Vielleicht entsprechend dem Dreiklassensystem, das so feine Geister wie Herrn v. Brandenstein zu Volksvertretern macht. Oder besser ein Vierklassensystem, da für Polen und Sozialdemokraten der Platz im Hundewagen nicht ausreicht! So würde die Weltordnung geschaffen, in der diese konservative Parteileuchte in vollem Glanze strahlen könnte. „An ihren Hemden sollt ihr sie erkennen!" Jedenfalls hat nun Herr v. Brandenstein den Maßstab gefunden, an dem ihn das erstaunte Publikum messen kann, weil er selbst die Welt danach mißt: das angemessene, unzerlegbare, gestärkte Hemd.

Rußland. Die Decke des Sitzungssaales der Duma ist eingestürzt. Das ist einesteils ein neuer Beweis dafür, wie schlecht in Rußland die Kontrolle über alle Verwendung von Regierungsgeld ist, denn die Neuherstellung des Sitzungspalastes hat 4 Millionen gekostet, anderenteils ein sinnbildliches Ereignis, das wie eine Unglücksweissagung den Anfang der zweiten russischen Reichsvertretung belastet. Die Duma hat keine leichte Aufgabe vor sich. Ihr ist ein Staatshaushaltplan von 3½ Milliarden Rubel vorgelegt worden, bei dem sie über die Hauptausgaben (Militär, Flotte, Festungen, bisherige Staatsschulden) nichts zu sagen hat. Sie soll helfen, Geld zu schaffen. Das aber ist es nicht, wozu das Volk die Duma gewählt hat. Die Menge der Wähler verlangt Verminderung des Steuerdruckes. Das aber bedeutet sofort Ueberschreitung der Grenzen, die der Duma von seiten der Regierung gezogen worden sind. Bis jetzt ist die Duma in dieser Zwangslage vorsichtig und besonnen. Aber wie lange wird sie es bleiben können? Es muß zu radikalen Auseinandersetzungen kommen und dann — stürzt die Decke.

Wahlbeeinflussung durch die Regierung

Die Sozialdemokratie und das Zentrum beschweren sich über Wahlbeeinflussung der Regierung und bringen viel Material bei, um zu beweisen, was jeder Mensch auch ohne viele Dokumente glaubt, daß die Regierung des deutschen Reichskanzlers im Wahlkampf als Partei gearbeitet hat, indem sie zu Geldsammlungen Anregung gab, Ratschläge vermittelte, den Reichsverband des Herrn Liebert unterstützte, Flugblätter begutachtete usw. Auch ohne die gestohlenen Briefe des Herrn Keim würde diese Regierungstätigkeit kein Geheimnis geblieben sein, und der Reichskanzler hat bei der ersten Beratung des Reichshaushaltes sogar gesagt, daß er ein nächstes Mal eine noch stärkere Regierungsagitation werde treiben lassen.

Wir Freisinnigen haben (vielleicht abgesehen von Herrn Eickhoff) keine Veranlassung, den Regierungseingriff etwa deshalb zu loben, weil er uns zugute gekommen wäre. Im Gegenteil! Dort, wo der Regierungsapparat tätig war, hat er im allgemeinen gegen den Freisinn gearbeitet, besonders in Norddeutschland. Wir haben ihn in den pommerschen Wahlkreisen fast mehr empfunden, als die Sozialdemokraten. Wenn trotzdem der Freisinn sich bisher an der Wahlbeeinflussungsdebatte nicht beteiligt hat, so liegt es daran, daß eine neue Fragestellung eingetreten ist, auf welche die Antwort nicht ganz leicht ist.

Eins zwar ist ohne weiteres für jeden Freisinnigen klar, daß nämlich die Regierung mehr als bisher tun müßte um die Wahlrechte der Staatsbürger vor Schädigung durch Landräte und Unterbeamten zu schützen. Jede mangelhafte Wahlurne ist eine Anklage gegen die Regierung. Jede Beamtendrohung ist ein Uebergriff. Im Protest gegen derartige Verletzungen des Wahlgeheimnisses oder der Wahlfreiheit müssen wir mit den Sozialdemokraten zusammenstehen, denn hierbei handelt es sich um einfache Durchfechtung demokratischer Grundrechte.

Diese Dinge sind es aber im Grunde nicht, die jetzt zur Debatte stehen. Das, was jetzt verhandelt wird, ist, ob wir in Deutschland eine Parteiregierung haben sollen oder nicht. Es ist bekannt, daß in Nordamerika, England und Frankreich die Minister Wahlreden halten, Wahlgelder sammeln, Flugblätter verfassen, Maueranschläge veranstalten, und daß dieses nicht als Eingriff in die Staatsbürgerrechte aufgefaßt wird. Wenn also bei uns Dernburg redet und Bülow sammelt, so sind sie Nachahmer von englisch-französischen Vorbildern. Es bleibt aber dabei ein Unterschied, und der macht die ganze Sachlage so schwierig. In England und Frankreich kämpft der Minister um seine politische Existenz. Der Wähler weiß, daß er den redenden Minister in seiner Tasche hat. Der redende Ministerpräsident ist ein „Kandidat", nicht viel anders als jeder einzelne Parlamentskandidat. Bei uns aber steht hinter dem redenden und agitierenden Ministerpräsidenten die unwandelbare dynastische Macht, die ihn im Amte halten kann, selbst wenn er keine Majorität findet. Wenn dieser letztere Umstand nicht wäre, so müßten wir es direkt als einen Fortschritt zur parlamentarischen Regierungsform bezeichnen, daß wir jetzt einen agitierenden Reichskanzler und einen redenden Kolonialdirektor besitzen. Und ob nicht das Agitieren der Minister von selbst dazu führt, daß sie ihren Platz verlassen müssen, wenn sie unglücklich agitiert haben? Graf Posadowsky hat im Reichstag verraten, daß Fürst Bülow, als er die Reichstagsauflösung beantragte, um Kopf und Kragen spielte. Er hätte gehen müssen, wenn er keine Majorität fand. Er wird gehen müssen, wenn er seine Majorität nicht zusammenhalten kann, da ihn das Zentrum nach allem, was inzwischen vorgekommen ist, wohl schwerlich wieder in alten Gnaden aufnimmt. Bülow ist also fast ein Minister nach englischem Vorbild geworden. Es fehlt freilich nur die Garantie, daß auch sein Nachfolger in derselben Abhängigkeit vom Parlament sein wird. Das ist es, weshalb der Freisinn das rechte Wort nicht findet.

Die Sozialdemokratie aber findet viele Worte. Sie macht der agitierenden Regierung die härtesten Vorwürfe, weil sie aktiv in den Wahlkampf eingreift. Bebel hat noch eine große Anklagerede in Bereitschaft, an der er am vergangenen Sonnabend nur durch die 7 Spiritusredner verhindert wurde. Die Sozialdemokratie nimmt es als feststehende Tatsache hin, daß eine deutsche Regierung nicht agitieren darf. Damit stellt sie sich auf den Standpunkt, daß die Regierung „über den Parteien" stehen soll. Nur von diesem Standpunkt aus hat die Anklage einen Sinn. Es ist aber nun die merkwürdige Sachlage die, daß gerade die Sozialdemokratie stets geleugnet hat, daß die Regierung über den Parteien stehen k ö n n e. Seit Jahrzehnten haben die Sozialdemokraten der Regierung gesagt, daß sie notwendigerweise die Geschäftsführerin der bürgerlichen Gesellschaft sei, daß sie militaristisch sein müsse usw. Die Regierung also, die als Parteiregierung agitiert, tut nur das, was sie nach sozialdemokratischer Lehre tun m u ß; trotzdem aber wird sie verklagt und verhöhnt, weil sie es tut. Das gab der langen Anklagerede des Abg. Fischer etwas so verworrenes und fast quälendes, daß sie im Grunde unrichtig aufgebaut war. Ein alter Liberaler von 1850, der ehrlich an das konstitutionelle System und an die über den Parteien stehende Regierung glaubt, hätte die Fischersche Rede halten dürfen, im Munde eines heutigen Sozialdemokraten aber wirkte sie altmodisch und gespreizt. Was Fischer unseres Erachtens sagen mußte, war: die Regierung will Parteiregierung sein, uns ist das recht; wir werden sie zwingen, es offen und gründlich zu sein!

Die sozialdemokratische Art der Bekämpfung der Regierungsagitation würde immerhin noch einen gewissen Schein des Rechtes behalten, wenn die Regierung ihrerseits auf dem alten Standpunkte von 1850 oder vom französischen König Louis Philipp stände. Daß Bülow diesen Standpunkt jetzt ablehnt, haben wir schon gesagt. Es würde aber diese Ablehnung kein vollgültiger Beweis sein, wenn sie nur vereinzelt und nur zum Zweck der augenblicklichen Debatte ausgesprochen worden wäre. So liegt aber die Sache nicht. Das stärkste Dokument in dieser Hinsicht ist der Erlaß vom 1. Januar 1882, in dem Wilhelm I. und Bismarck für Preußen und das Reich sich gegen die Lehre von der farblosen und parteilosen Regierung wenden. Damals wurde urkundlich verkündigt:

Es liegt mir fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinflussen, aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetz enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf die Vertretung der Politik meiner Regierung auch bei den Wahlen.

Fürst Bülow feiert jetzt das 25jährige Jubiläum dieser Kundgebung. Sie war vom Standpunkt der Krone aus ein gefährlicher Schritt, aber keinesfalls kann vergessen werden, daß sie vorhanden ist. Die Regierung selbst beansprucht nicht, als unparteiisch zu gelten. Man soll von ihr nicht verlangen, daß sie Parteilosigkeit heuchelt, sondern man soll sie zwingen, eine bessere Politik zu machen.

Naumann.

Fürst Bülows Grabschrift

Der deutsche Reichskanzler ist allmählich auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt. Er hat einen gnädigen Kaiser und einen willigen Reichstag. Auf dieser Sonnenhöhe seiner Erdenlaufbahn gedenkt er aber daran, daß wir alle sterben müssen, und daß auch er, der Fürst Bernhard von Bülow, einmal begraben werden wird. Es wird dabei Palmen, Tränen, Uniformen, Leitartikel und Musik geben, und am Abend nach dem Begräbnis setzen sich dann die politischen Männer zusammen und besprechen mit Dankbarkeit und Wehmut, was er uns gewesen ist. Dann wird man sich der Rede erinnern, die er in voriger Woche auf dem Festessen des Deutschen Landwirtschaftsrates gehalten hat und wird den Satz nochmals erwägen, den er jetzt halb scherzend und halb im Ernste sprach:

Wenn ich mich einmal aus dem öffentlichen Leben zurückziehe, so mag man nur auf meinen politischen Leichenstein schreiben: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen".

In diesem Wort liegt etwa so viel Wahrheit und so viel Ironie, wie in Bismarcks Grabschrift, „ein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn". Indem Bülow diese Grabschrift vorschlägt, weiß er sehr wohl, daß er nicht bloß ein agrarischer Reichskanzler ist. Gerade die Gelegenheit, bei der er die letzte Rede hielt, war dazu angetan, das Unagrarische hervorzuheben. Bülow wollte die Agrarier für liberale Zugeständnisse willig machen, insbesondere für ein besseres Börsengesetz. Er wollte die Agrarier aus ihrem Bau herauslocken, indem er ihnen die freiere englische Aristokratie als Muster vorhielt. Aber gerade um dieses zu können, enthüllte er sein ganzes Herz, als ob er spräche: ich bitte euch, meine Freunde, werdet nicht an mir irre, auch wenn ich jetzt gewissen liberalen Schwächen huldige, denn das letzte Ergebnis meines politischen Daseins wird doch sein, daß ihr mein Trauergefolge sein werdet, und das letzte Wort der Geschichte über mich wird heißen: ein agrarischer Reichskanzler!

Es ist gewiß nicht zufällig, daß dem Fürsten Bülow die Redewendung von der Grabschrift in den Mund gekommen ist. Als er im letzten Sommer von schwerer Gesundheitsprüfung sich glücklich erholte, mußte er bei sich selber darüber nachdenken, unter welcher Ueberschrift er in den Büchern der Geschichte fortleben würde. Ein Mann, der ein Jahrzehnt auf der Höhe der Politik eines Großstaates steht, ist nicht gleichgültig gegen den Nachruf der Historiker, denn er empfindet mit Schiller:

Von den Erdengütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Was aber würde es sein, was die Geschichte ihm aufs Grab geschrieben hätte, wenn er jetzt im Jahre 1906 aus der Politik hätte ausscheiden müssen? Es wären die Worte gewesen: Bülow, der Zentrumskanzler.

Das hat er gefühlt, und dieses Gefühl war richtig, denn wenn er seinem Nachfolger überlassen hätte, sich gegen das Zentrum zu erheben, dann würde er nachträglich erst recht in das Licht des politischen Zentrumsheiligen gestellt worden sein. Er wäre der tolerante Kanzler gewesen, der weder mit rechts noch mit der Linken regierte, sondern mit der Mitte, deren Kern und Kraft das Zentrum ist. Diese Grabschrift aber will er nicht haben. Er kommt neugestärkt vom Strande von Norderney und hat sich vorgenommen, auf seine neuverjüngten alten Tage ein rechter alter Bülow zu sein, ein niederdeutscher Landadliger und protestantischer Aristokrat, der allen römischen Internationalismus von sich abstreift und als ein Lebendiger noch dafür sorgt, daß niemand auf seinen Marmorstein meiseln darf: Der Zentrumskanzler.

Ob es ihm gelingt, das muß die Zukunft lehren, sicher ist, daß er es heute will, und daß er bei der Reichstagswahl unerwartet großes Glück gehabt hat. Er wünscht es nicht, wieder der Zentrumskanzler zu werden, und man muß anerkennen, daß er alle Anstrengungen macht, die neue zentrumsfreie Regierungsmajorität herzustellen. Diese Majorität soll, wie man weiß, vom linken Freisinn bis zu den Rechtskonservativen reichen. Mit dieser Majorität will er leben und sterben und dann, wenn die Leute das Fazit ziehen, wenn die Geschichte den Kern aus allen Reden und Einzeltaten herausschält, dann erwartet er, daß der nüchterne Sinn der Nachwelt ihm die kurze, klare Grabschrift setzt: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen!"

Es ist sehr zweifelhaft, ob dieses Bekenntnis dazu geeignet ist, bei uns Liberalen die Lust zu vermehren, zum Bülowschen Regierungsblock zu gehören. Aber das mag jetzt beiseite liegen bleiben! Die Hauptsache ist, was der Nachwelt an der jetzigen Periode als das Charakteristische erscheinen wird. Bülow sagt nicht:

„Hier ruht der Kanzler der Flottenvermehrung". Er sagt auch nicht:

„Das war der Kanzler der Sozialreform".

Er sagt noch weniger:

„Er war der Kanzler der Bürgerrechte".

Nein, er sagt mit voller Erkenntnis dessen, was das allerwesentlichste in der Entwicklung unseres Jahrzehnts ist: „Der agrarische Kanzler". Er sucht seine historische Bedeutung im Zolltarif und allem, was mit ihm zusammenhängt.

Merkwürdig ist diese Selbsteinschätzung, um so mehr, wenn man sich erinnert, daß der Zolltarif ursprünglich gar nicht Bülows Arbeit war. Auch an ihm hat Posadowsky mehr gearbeitet als Bülow. Erst von da an, wo der Zolltarif zum politisch-diplomatischen Probestück wurde, spannte Bülow alle seine Fähigkeiten für ihn an. Und es scheint, daß der parlamentarische Feldzug im Dezember 1902 in seinen Augen der schönste Ritt war, den er im Leben bisher gemacht hat. An diesen nächtlichen Ritt will seine Seele erinnert sein, wenn sie dereinst die Inschrift liest: Der agrarische Reichskanzler.

Wanderer, stehe still und betrachte die Grabschrift: „Hier ruht in Gott der Mann, der die chinesische Mauer gebaut hat! Hier ruhet der Mann, der die Grundstückspreise erhöht hat! Er lebte für sein Volk und für die Bodenrente. Er arbeitete für die Syndikatsindustrien und für den Spiritusring. Das war sein Ruhm, den er selbst aufs Grab zu schreiben uns geheißen hat." Und unter dieser Inschrift erblicke eine Gestalt, die der Künstler sinnig gebildet, die weinende Agraria!

Wer sich eine solche Grabschrift bestellt wie Fürst Bülow, der verbirgt oder entschleiert in der Wahl dieser Grabschrift sein deutsches Zukunftsideal. Ein Reichskanzler, der an das größere Deutschland Wilhelms II. glaubt, kann diese Grabschrift nicht wählen, selbst nicht im halben Scherze. Ein Mann, vor dessen Augen alles das frisch, greifbar und lebendig steht, für was von 1895 bis etwa 1903 der Kaiser geredet hat, ein Mann, der das Vorbild Englands und Amerikas in sich trägt, kommt gar nicht auf die Idee, daß es ein Ruhm sei, in den Annalen der Zukunft der agrarische Kanzler zu heißen. Oder soll es gar kein Ruhm sein? Soll es den Zwang bedeuten, dem er nicht entrinnen konnte? Soll es etwa soviel bedeuten, wie wenn Themistokles sich die Grabschrift bestellt hätte: Hier ruht der Perser? Wer weiß, was in der beweglichen und sensitiven Seele dessen vorgeht, dem es eines Abends in den Sinn kommt, daß die brutale Geschichte ihn nach etwas benennen wird, was er

Digitized by Google

nur tat, weil es taktisch nötig war, und der nun das Geheimnis seiner privaten Prophetie in einer Art von Selbstironie den Mitlebenden preisgibt? Es gibt in Bülow mehr Geheimnisse, als es im ersten Augenblick scheint. Ein Witz wirkt leicht als elektrische Bestrahlung. Sage mir, was du auf deinem Grabe lesen willst, und ich will versuchen, dir zu sagen, wer du bist.

Es wird folgende Grabschriften geben:

Der Flottenkaiser,
Der agrarische Reichskanzler,
Der Staatssekretär für Sozialreform,
Der Minister gegen den Geist.

Diese vier Inschriften werden die Zeitgeschichte darstellen. Wir wünschen ihren vier Inhabern langes Leben, aber dem System — warte, ich darf nichts sagen, denn wir gehören ja zur Majorität! **Naumann.**

Das Seebeuterecht

Die internationale parlamentarische Konferenz, die im Juli v. J. in London tagte, nahm einen von dem deutschen Teilnehmer Abg. Eickhoff und dem Ungarn Grafen Apponyi unterstützten belgischen Antrag an, der dem Wunsche Ausdruck gab:

„Die nächste Haager Friedenskonferenz möge den Begriff der Konterbande vertraglich dahin begrenzen, daß darunter nur Waffen, Munition und Explosivstoffe zu verstehen seien. Ferner möge die Haager Friedenskonferenz als Grundsatz festlegen, daß weder ein Schiff, das Konterbande führt, noch Güter, die sich an Bord befinden und nicht unter den Begriff Konterbande fallen, zerstört werden dürfen. Die Konferenz soll des weiteren die Bestimmung treffen, daß privates Eigentum auch den kriegsführenden Parteien sowohl zur See als auf dem Lande unantastbar sei."

In der Tat ist die Angelegenheit auf die Tagesordnung der demnächst zusammentretenden Konferenz gebracht.

Die relative Sicherheit, die dem Privateigentum zu Lande für den Kriegsfall durch Verträge garantiert ist, erstreckt sich nicht auf die schwimmenden Güter, auf die Schiffe und ihre Ladungen. Sie sind die rechtmäßige Beute des Feindes, der über die Mittel verfügt, sich ihrer zu bemächtigen, und nur hin und wieder haben in den Kriegen der neuesten Zeit die Staaten sich ausdrücklich des Anspruchs auf die Beschlagnahme feindlicher Handelsschiffe begeben.

Die moderne Auffassung vom Kriege brachte Jean Jacques Rousseau in die bekannte Formel: „Der Krieg ist keine Beziehung zwischen einzelnen Menschen, sondern eine solche von Staat zu Staat. Privatleute können sich nur zufällig als Feinde gegenüber treten, nicht als Menschen oder Bürger, sondern als Soldaten, nicht als Angehörige ihres Landes, sondern als seine Verteidiger." Diese Erkenntnis ist dem Seekriege bislang nicht zugute gekommen, denn hier wird der Staatsbürger, auch wenn er nicht zur Verteidigung seines Vaterlandes die Waffen trägt, als Feind betrachtet und sein Eigentum demgemäß behandelt. Allerdings hat das System durch die sogenannte Pariser Deklaration von 1856 eine starke Erschütterung erfahren. Die sieben Mächte, die den Frieden von 1856 abschlossen, unterzeichneten gleichzeitig eine Erklärung, die die Kaperei für abgeschafft erklärte und feststellte, daß einerseits die neutrale Flagge die feindliche Ware decke und andererseits neutrale Ware auch unter feindlicher Flagge geschützt sei. Die Aufstellung dieser Grundsätze, denen binnen kurzer Frist alle in Betracht kommenden Staaten mit Ausnahme von Nordamerika, Spanien und Mexiko beitraten, legte eine bedeutende Bresche in das herrschende System und erschwerte die Position seiner Befürworter außerordentlich. Es war durchaus konsequent, daß nun auch mit erneutem Nachdruck der Schutz des Privateigentums gefordert wurde, denn kann das Seebeuterecht überhaupt mit Vernunftgründen verteidigt werden, so darf es auch nicht vor den unter feindlicher Flagge schwimmenden „feindlichen" Gütern Halt machen.

Die Forderung, die Unverletzbarkeit des Privateigentums auszusprechen, wurde denn auch unmittelbar nach der Pariser Deklaration erneut mit Nachdruck erhoben, und zwar ging sie von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, die sich allerdings weniger von prinzipiellen Erwägungen als von Rücksichten auf ihre besondere Lage leiten ließen. Die Union besaß nur eine kleine Kriegsmarine, während ihre Handelsflotte zu jener Zeit recht beträchtlich war. Die Abschaffung der Kaperei setzte sie in einen erheblichen Nachteil gegenüber den Mächten mit einer starken Kriegsflotte, solange das Beuterecht galt. Ihre lebhaften Bemühungen blieben jedoch resultatlos. Vor allen Dingen verhielt sich England ablehnend. Auch als einige Zeit später auf dem europäischen Kontinent Bremen die Angelegenheit sehr eifrig in Angriff nahm, und vor allen Dingen das Interesse der internationalen Handelswelt und der Handelsvertretungen erweckte, wurde nichts erreicht, da die englische Regierung auf das Seebeuterecht nicht verzichten wollte, obwohl auch bedeutende englische Handelskammern und andere Vereinigungen die Zeit für gekommen erklärten, „alles Privateigentum, soweit es nicht Kriegskonterbande sei, der Beschlagnahme auf der See zu entziehen". Was England zu seiner Haltung bestimmte, lag auf der Hand. Es sträubte sich, auf die Vorteile zu verzichten, die ihm seine übermächtige Kriegsflotte gewährte, und seine Völkerrechtslehrer bemühten sich, eine theoretisch-wissenschaftliche Grundlage für die Praxis zu schaffen, wie sie der englischen Regierung aus der Stärke ihres Kriegszeuges zur See ergab.

Natürlich gestand England nicht ein, daß es die Angelegenheit als eine Machtfrage behandelt, es suchte nach allgemeinen Argumenten, die für die Beibehaltung des Seebeuterechts sprächen. Diese Gründe, auf die sich im wesentlichen auch die Darlegungen der Anhänger des Beuterechts in anderen Staaten stützen, sind zum Teil aber schon deshalb hinfällig, weil sie ebensogut für das längst allgemein preisgegebene Beuterecht zu Lande geltend gemacht werden könnten. So wenn darauf hingewiesen wird, daß die Beschlagnahme der Schiffe und des schwimmenden Gutes doch ein sehr humanes, weil unblutiges Mittel sei, den Gegner niederzuzwingen, oder wenn auch die Handelsschiffe als Mittel zur Kriegsführung bezeichnet werden, auf die man die Hand legen müsse. Mit demselben Rechte kann auch die Unverletzbarkeit des Privateigentums zu Lande, mag es sich nun um Mobilien oder Immobilien handeln, bestritten werden, und wo ist die Grenze der Verwendbarkeit einer Sache für Zwecke des Krieges? Jedes Haus, in dem unter Umständen feindliche Truppen Deckung suchen können, jeder Wertgegenstand, der möglicherweise im Interesse der Vaterlandsverteidigung veräußert wird, kann in diesem Sinne ebensogut als ein Instrument der Kriegführung gelten.

Ernster zu nehmen sind schon die Versuche, zwischen dem Landkrieg und dem Seekrieg grundlegende Unterschiede zu konstruieren, die eine verschiedene Behandlung des Beuterechtes bedingen. Da soll das Seebeuterecht dem Recht auf Requisitionen und Kontributionen entsprechen, wobei, ganz abgesehen von der Art der Aneignung des feindlichen Gutes geflissentlich außer acht gelassen wird, daß Kontributionen nach Maßgabe der vorhandenen Bedürfnisse vorgenommen werden, während die Beschlagnahme der Schiffe ausschließlich von der Macht und der Willkür abhängt. Vor allem aber führt man an, daß im Seekriege nicht wie in einem Feldzug zu Lande die Möglichkeit bestehe, durch Eroberung der feindlichen Hauptstadt auf die Regierung und die Bevölkerung einen Druck auszuüben, der sie der Annahme der auferlegten Friedensbedingungen geneigter macht. Bei diesem Argument tritt ganz deutlich die britische Herkunft zutage, denn außer für England und Amerika ist die Flotte nicht die einzige Waffe, sondern sie bildet nur eine mehr oder weniger ins Gewicht fallende Ergänzung der Armee; überdies aber heißt es, die moralische Wirkung einer vollständigen Niederlage zur See und einer Blockade der Küsten doch sehr unterschätzen, wenn man glaubt, ein Land könne eines derartigen Mißgeschickes spotten und sich weigern, dem Kriegszustand ein Ende zu machen, ohne über die Mittel zur Fortführung des Krieges zu verfügen. Das sind Eventualitäten, die sich die Gelehrten am grünen Tisch ausklügeln mögen, die aber kaum jemals in der Praxis eintreten werden. Und wenn sich endlich die Anhänger des Seebeuterechts auf den modernen Grundsatz berufen, wonach alle Mittel gut sind, die eine schnelle Beendigung des Krieges herbeiführen können, so übersehen sie, daß die An-

wendung dieses Prinzipes durch völkerrechtliche Bestimmungen stark beschränkt ist, und daß es eben einen Widerspruch bedeutet, wenn das maritime Kriegsrecht noch nicht mit den Kautelen umgeben ist, die sich der Krieg zu Lande hat gefallen lassen müssen. Konsequent wären nur die, die das Beuterecht auch zu Lande forderten, und die vor allem auch auf eine Beseitigung der Vorrechte der neutralen Flagge drängten. Daß die Anhänger des in rechtliche Formen gekleideten Seeraubes diese Folgerichtigkeit scheuen, beweist allein schon die Schwäche und Unhaltbarkeit ihrer Stellung.

Seit dem Jahre der Pariser Deklaration kämpfen sie einen Verzweiflungskampf, in dem alle Waffen der Logik versagen, und in dem sie nur deshalb noch nicht vollständig unterlegen sind, weil England, das Land, das ihnen den stärksten Rückhalt gewährte, noch keine Gelegenheit hatte, praktisch zu erproben, ob das eigensinnige Festhalten an veralteten Prinzipien überhaupt seinen Interessen entspricht. Zwar haben die Vertreter des Handels und vereinzelte Theoretiker wiederholt daran erinnert, daß England nicht nur eine starke Kriegsmarine sondern auch eine bedeutende Handelsflotte besitzt, also eine große Angriffsfläche bietet, aber es ist eben seit einem Jahrhundert nicht in einen Krieg mit einer Seemacht verwickelt gewesen, und es hat nicht am eigenen Leibe erfahren, daß die Anwendung des Seebeuterechtes auch dem Handel desjenigen Landes schwere Wunden schlagen kann, das über zahlreiche Panzerschiffe und Kreuzer verfügt und vermöge seiner Seestreitkräfte Sieger in dem Ringen bleibt. Allerdings hätten sich die Engländer schon darüber klar werden dürfen, daß man nicht jeden Dampfer und jeden Segler unter den Schutz eines Kriegsfahrzeuges stellen kann und daß die Verfrachter auf alle Fälle der neutralen Flagge den Vorzug geben werden. Schon im Jahre 1862 wurde bei einer Diskussion der Angelegenheit im englischen Unterhause darauf hingewiesen, daß kurz vorher, als Gerüchte von einem Kriege auftauchten, an dem England beteiligt sein werde, amerikanische Schiffe um 50 Prozent höhere Frachtraten erhielten als britische.

Erst in der letzten Zeit ist eine Wandlung eingetreten, und es scheint, als ob das gegenwärtige liberale Kabinett, der fortschrittlichsten eines, das je die Staatsgeschäfte geführt hat, nicht abgeneigt wäre, auch ohne sich von den Ereignissen dazu zwingen zu lassen, den Widerstand aufzugeben. Vor etwa anderthalb Jahren wies Sir Robert Reid in der „Times" auf die Rückständigkeit des Seekriegsrechtes hin und verlangte unter Anführung der besten Gründe seine Anpassung an das Recht des Landkrieges, wobei er besonders auch die Abhängigkeit seines Landes von der ausländischen Nahrungsmittelzufuhr gebührend beleuchtete. Dieser Sir Robert Reid ist jetzt als Lord Loreburn Lordkanzler, und es liegen Beweise dafür vor, daß seine Kollegen im Kabinett die Frage des Seebeuterechts ähnlich beurteilen wie er. Sie sind verständig genug, die Gefahren zu erkennen, die dem eigenen gewaltigen Handel drohen und sich weiter auch darüber klar sein, daß ein Staat heute nicht dem Wirtschaftsleben des Gegners Schaden zufügen kann, ohne seine eigenen Interessen zu verletzen.

So darf darauf gerechnet werden, daß ein neuer Antrag der Vereinigten Staaten von Amerika im Haag diesmal bei den englischen Vertretern größere Sympathien finden wird als die auf der vorigen Konferenz in letzter Stunde eingebrachte Anregung, und wenn England bereit ist, die Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See anzuerkennen, so dürfte es anderen Staaten schwer fallen, das Seebeuterecht zu verteidigen. Allerdings machen sich hier und da in solchen Ländern, die früher für seine Beseitigung eintraten, neuerdings Stimmen bemerkbar, die seine Beibehaltung verlangen, und auch in Deutschland wird diese Forderung von einzelnen erhoben. Die Vermehrung der Flotte verführt zu derartigen Eskapaden, und den einen oder anderen wohl auch die Befürchtung, die Bereitwilligkeit zur Verstärkung der maritimen Rüstung könne nachlassen, wenn die Notwendigkeit, unser schwimmendes Gut zu schützen, in Wegfall komme. Deshalb vertritt man die Idee des Seebeuterechtes unter dem Motto: „Wer besitzt, der muß gerüstet sein." In der Tat würde eine internationale Anerkennung des Schutzes des Privateigentums, wie schon Cobden in einem Brief an den Präsidenten der Handelskammer von Manchester im Jahre 1856 hervorhob, eine Verminderung der Rüstungen ermöglichen. Der Besitz einer großen Flotte ist aber ja nicht Selbstzweck, und nur Leute, denen die Marine ein Spielzeug ist, werden einem Kulturfortschritt deshalb entgegen sein, weil er die Möglichkeit einschränkt, jede Vergrößerung der Handelsflotte zum Anlaß für die Forderung einer Vermehrung der Kriegsschiffe zu nehmen.

Rudolf Breitscheid.

Die Warenhäuser und ihre Angestellten

Je mehr die Warenhäuser sich ausdehnen, je mehr die Zahl ihrer Angestellten wächst, desto stärker wird naturgemäß der Einfluß dieser Sphäre auf die Lage aller Schichten von Handelsangestellten überhaupt. Wir haben in der vorigen Nummer die Sozialpolitik des Verbandes der Waren- und Kaufhäuser gekennzeichnet. Heute sei der wichtigste Vortrag der besprochenen Tagung (Referent: W. Cohn aus Halberstadt) in seinen wesentlichen Teilen hier wiedergegeben. Was an Kritik dazu zu bemerken ist, ist teils schon bemerkt worden. Die Notwendigkeit von Reformen (Arbeitszeit, Betriebskassen) wird aus dem Folgenden dem Kenner der Verhältnisse leicht offenbar.

Meine Herren! Im folgenden möchte ich Ihnen zeigen, in welcher Weise die Warenhäuser sich der Pflicht bewußt sind, daß sie auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge an der Spitze der kaufmännischen Betriebe stehen müssen.

Auf Grund eines sorgfältig zusammengestellten Materials, das mir von 75 Warenhäusern mit zusammen etwa 12—14000 kaufmännischen und 2500—3500 gewerblichen Angestellten zur Verfügung gestellt worden ist, glaube ich den Beweis erbringen zu können, daß überall eifrig daran gearbeitet wird, die soziale Lage der Warenhausangestellten auf eine Höhe zu bringen, die uns berechtigt, zu sagen, daß die Warenhäuser in erster Reihe dazu beitragen, die Wunden zu heilen, die sie schlagen, und darüber hinaus noch dem Mittelstand neue Kräfte zuzuführen. 2000 verheiratete Angestellte sind unter der oben angeführten Gesamtziffer der fraglichen Betriebe — gewiß eine beachtenswerte Schar.

Ich beginne, Sie mit dem Ergebnis meiner Umfrage bekannt zu machen, und möchte nicht verfehlen, noch darauf hinzuweisen, daß unter den 75 Betrieben, die mir geantwortet haben, alle Klassen von Warenhäusern, die größten wie die kleinsten, die in der sozialen Fürsorge am weitestgehendsten, wie die rückständigen, vertreten sind.

Zunächst einige Mitteilungen über die Arbeitszeit in den Warenhäusern: Es haben von den fraglichen 75 Betrieben: 45 Betriebe, d. i. genau 60 pCt., eine Geschäftszeit von nicht mehr als 12 Stunden, 8 Betriebe, oder etwa 10 pCt., von nicht mehr als 12½ Stunden, 20 Betriebe, oder etwa 26 pCt., von nicht mehr als 13 Stunden, 2 Betriebe, oder etwa 2,5 pCt., von nicht mehr als 13¼ Stunden.*)

Sie sehen, meine Herren, daß der weitaus größte Teil der Warenhäuser seine Geschäftszeit bereits auf eine mäßig zu nennende Stundenzahl gebracht hat. (?Red.) Betrachten wir jedoch die Zahl der effektiven Arbeitsstunden der Angestellten, so wird sich das Verhältnis günstiger gestalten, weil auch die Betriebe, die aus irgendwelchen Gründen — z. B. wegen einer morgens frühzeitig hereinkommenden Landkundschaft — die Geschäfte länger als 12 Stunden offen haben, es sich angelegen sein lassen, durch Verlängerung der Pausen die effektive Arbeitszeit auf ein angemessenes Maß herabzubringen. Ich zähle 42 Betriebe, bei denen die effektive Arbeitszeit zu keiner Jahreszeit 10½ Stunden überschreitet, darunter wieder 15 Betriebe, bei denen in keiner Jahreszeit eine effektive Arbeitszeit von 10 Stunden überschritten wird. Nur 7 von den 42 Betrieben halten während des ganzen Jahres an einer 10½stündigen Arbeitszeit fest, während bei allen anderen die Erhöhung auf 10½ Stunden im Sommer ausgeglichen wird durch eine einhalb- bis einstündige Verminderung im Winter. Einige von den größten deutschen Betrieben sind bis zu 9¼ und 9½stündiger Arbeitszeit — Sommer wie Winter — herabgegangen.

Ich komme zu weiteren 14 Betrieben, die im Winter eine effektive Arbeitszeit von 10 und im Sommer von 11 Stunden, also im Durchschnitt auch nur eine 10½stündige Tätigkeit verlangen, so daß ich also feststellen kann, daß 56 von 75 Betrieben, oder rund 75 pCt., im Durchschnitt bereits bei einer Maximal-

*) Das geht doch schon gegen das Ladenschlußgesetz!

arbeitszeit von 10½ Stunden angelangt sind. Was nun die restlichen 19 Betriebe anlangt, so ist deren Arbeitszeit ein geradezu glänzender Beweis, daß das moderne Warenhaus eine hervorragende soziale Leistung vollbringt, denn, meine Herren, von den 19 Betrieben, die sich noch nicht zu einer halbwegs sozialfürsorgenden Herabsetzung der Arbeitszeit durchgerungen haben, sind nur 3 Betriebe mit über 100 Angestellten. Davon haben 2 im Sommer 10½, im Winter 11 Stunden Arbeitszeit, während der dritte Betrieb noch mit der Regelung seiner Organisation beschäftigt ist und binnen kurzem eine erhebliche Verkürzung der noch 11½ Stunden betragenden Arbeitszeit eintreten lassen wird. Es bleiben nun noch übrig die 16 kleinsten Betriebe, mit einer durchschnittlichen Angestelltenzahl von je etwa 30 Personen, davon kein Betrieb in einer deutschen Großstadt, die Hälfte etwa in Städten unter 10 000 Einwohnern. — Sie haben den Beweis, meine Herren, je fortgeschrittener, moderner die Organisation des Warenhauses, desto größer die soziale Fürsorge: je mehr sich das Warenhaus nach Stadt und Personenzahl der patriarchalisch-gemütlichen Zeit des Kleingeschäftes nähert, desto länger die Geschäftszeiten, desto kürzer die Pausen. Lassen Sie mich zur weiteren Illustration dieser Tatsache noch zwei Gegensätze hervorheben! Ein Berliner Warenhaus mit über 2000 Angestellten hat eine effektive Arbeitszeit von höchstens 9 Stunden und 20 Min., im Gegensatz dazu hat ein Betrieb mit 7 Verkäuferinnen in einem bayerischen Städtchen mit 6000 Einwohnern eine effektive Arbeitszeit von vollen 12 Stunden. Muß ich Ihnen erst beweisen, daß der Betrieb mit 7 Verkäuferinnen keine moderne Warenhausorganisation hat und auch nicht haben kann, daß die Arbeitszeit in diesem Betriebe typisch ist für tausend und abertausend gerettet sein wollender Mittelstandsbetriebe in deutschen Klein- und Großstädten. Soll der Mittelstand gerettet werden, gut, dann soll aber auch die Gesetzgebung sofort die, rund und sehr niedrig angenommen, etwa fünfmal so große Anzahl der Angestellten des Mittelstandes vor zu großer Ausbeutung ihrer Arbeitskraft retten. Und daß nicht etwa der Einwand komme, die Konkurrenz der Warenhäuser verhindere in Mittelstandskreisen die Entfaltung sozialer Fürsorge; wo ist diese geblieben, als die Warenhäuser in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckten! Hat man jemals schon etwas gehört von sozialen Leistungen irgendwelcher Innungen, die doch wohl dazu imstande wären? Die Mittelständler haben gegen jeden Schritt auf dem Wege zur Verkürzung der Arbeitszeit der Angestellten gezetert — die Ablehnung des obligatorischen Achtuhrladenschlusses in Berlin und zahlreichen Provinzstädten ist ein neuer Beweis dafür. Demgegenüber kann ich als Ergebnis meiner Umfrage: „Wie stellen Sie sich zum Achtuhrladenschluß?" mitteilen:

Von 75 Firmen haben 11 diese Frage ohne Angabe von Gründen unbeantwortet gelassen. Mag sein, daß die betreffenden Warenhausbesitzer sich von der allgemeinen Strömung tragen lassen wollen, in jedem Falle kann ich annehmen, daß sie dem Achtuhrladenschluß nicht feindlich gegenüberstehen. Von den bleibenden 64 Betrieben antworteten nur 7, oder etwa 10 pCt., ablehnend — ein Teil mit der Begründung, daß eine reine Industriebevölkerung an dem betreffenden Platze den Achtuhrschluß unmöglich mache. Auch hier kommen fast ausschließlich die kleinsten Betriebe als Gegner des sozialen Fortschrittes in Betracht. 12 Antworten besagen, daß an den betreffenden Plätzen der Achtuhrladenschluß bereits obligatorisch ist, 6 Betriebe können mir mit berechtigtem Stolz antworten, daß auf ihre Veranlassung und auf ihre Agitation hin an den betreffenden Orten der pflichtgemäße Achtuhrschluß durchgesetzt worden ist. 19 Betriebe haben den Achtuhrladenschluß trotz einer längeren ortsüblichen Geschäftszeit bereits freiwillig eingeführt, und die restlichen 20 Betriebe sind voll und ganz für den gesetzlichen Achtuhrschluß. Gestatten Sie mir, zwei dieser zustimmenden Antworten hier zu zitieren, weil sie den Geist der Bewegung widerspiegeln:

1. Achtuhrladenschluß wäre nicht nur für die Angestellten, sondern auch für die Chefs, die mitarbeiten, eine Wohltat.

2. Wäre sehr erwünscht, kommt hier durch einige Gegner nicht zustande.

Gesetzliche Einführung der vollen Sonntagsruhe.

Ich komme zur Frage der gesetzlichen Einführung der vollen Sonntagsruhe und gebe Ihnen hiermit das Ergebnis meiner Feststellungen:

Auch auf diese Frage habe ich von 11 Betrieben keine Antwort erhalten. 14 Antworten lauten ablehnend ohne Begründung, 16 Betriebe glauben bei voller Sonntagsruhe nicht bestehen zu können, teils wegen einer nur am Sonntag in die Stadt kommenden Landkundschaft, teils wegen einer hauptsächlich am Sonntag einlaufenden Industriebevölkerung. Demgegenüber antworten 26 Großbetriebe zustimmend, der größte Teil sogar sehr warm, und 8 Betriebe haben bereits volle Sonntagsruhe, teils freiwillig, teils infolge Ortsstatuts. In jedem Falle sind die letztgenannten 34 Betriebe, die entweder volle Sonntagsruhe bereits haben oder dafür eintreten, die weitaus größten. Die 11 ablehnenden Betriebe beschäftigen durchschnittlich 46 Personen, von den 16 Betrieben, die aus angeführten Gründen nicht für völlige Sonntagsruhe eintreten, sind 6 Betriebe mit über 100 Angestellten, 2 mit über 50 Angestellten, die restlichen 8 mit 12—40 Angestellten. Ich gebe Ihnen diese Zahlen, um Ihnen zu zeigen, daß auch auf diesem Gebiete fast nur die kleinen Betriebe es sind, die dem Fortschritt hintennach hinken. Ist auch auf diesem Gebiete alles in allem der Geist noch etwas befangener als in betreff des Achtuhrladenschlusses, auch hier stimmt doch die entschiedene Mehrheit, und — ich betone es nochmals, die größten Betriebe für die soziale Reform.

Fortbildungsschulen für weibliche Angestellte.

Nun, meine Herren, komme ich zu einem Punkte, der mir mit am meisten am Herzen liegt. Es handelt sich um die Fortbildungsschulen für weibliche Angestellte. Ich habe mich darüber bereits vor 2 Jahren ausführlich geäußert und kann mich also kurz darauf beschränken, zu wiederholen, daß Fortbildungsschulen für weibliche Angestellte eine zwingende Notwendigkeit sind, weil sie die geistige und sittliche Stufe der weiblichen Angestellten heben, weil sie die weiblichen Angestellten mit besseren Waffen für den Kampf ums Dasein ausrüsten, aber auch, weil ein gebildeteres, besser geschultes Personal brauchbarer und fähiger ist, weil eine Truppe gebildeter Verkäuferinnen ein ganzes Heer Käufer festhält, denen es vielleicht früher im Warenhaus nicht gefallen hat. Meine Herren, wir dürfen ruhig den Ruhm für uns in Anspruch nehmen, daß die Warenhäuser es waren, die auf dem Gebiete der Fortbildungsschulen — der Errichtung von privaten oder der Agitation zur Errichtung obligatorischer — die Pfadfinder waren.

Drei Betriebe mit zusammen über 3200 Angestellten haben Privatfortbildungsschulen eingerichtet. Von nur 14 Häusern wird mir berichtet, daß an dem betreffenden Platze eine Fortbildungsschule für weibliche Angestellte obligatorisch ist. Ich weiß mich einig mit Ihnen allen, daß der obligatorische Fortbildungsschulunterricht für weibliche Angestellte das erstrebenswerte Ziel ist, und ich kann es wohl ruhig aussprechen, daß wir alle unser Möglichstes tun werden, um die Tausende von Mädchen, die bis jetzt für uns arbeiten, auch dahin zu bringen, daß Sie für uns und die Welt auch denken und streben. Agitation für die Einführung der obligatorischen städtischen Schulen ist ein Weg dazu. Und ich hoffe, daß wir überall zum Ziele gelangen. Es wäre das ein moralischer Sieg der Warenhäuser von größter Bedeutung. Erfreulicher noch aber, als der Weg der gesetzlichen Regelung der Frage, ist als Kennzeichen des sozialen Geistes, der mehr und mehr durch die Warenhäuser weht, daß die Warenhausbesitzer sich mehren, die, wo einstweilen noch die Allgemeinheit versagt, auf eigene Faust den Kampf mit Unbildung, Denkfaulheit und Indolenz aufnehmen. Ein Betrieb mit nahezu 600 Angestellten und ein Betrieb mit etwa 50 Angestellten teilen wir mit, daß sie daran gehen, Privatfortbildungsschulen für ihre weiblichen Angestellten jetzt einzurichten. Vivat sequens! Eine Anzahl von Warenhäusern hat außer Fortbildungsschulen oder neben den obligatorischen Fortbildungsschulen besondere Vortragsabende eingerichtet.

Hand in Hand mit der Errichtung von Fortbildungsschulen geht zur Erreichung des gleichen Zweckes die Errichtung von Personalbibliotheken. Naturgemäß liegt diese vollständig in Privathand, und ich glaube daher, daß ich es als einen Beweis ganz besonderen sozialen Geistes der Warenhäuser bezeichnen kann, daß bereits 8 Warenhäuser Personalbibliotheken eingerichtet haben. Wenn Sie bedenken, daß der Gedanke, auf diese Weise soziale Fürsorge zu üben, noch zu jung ist, daß von anderen kaufmännischen Betrieben mit großer Angestelltenzahl trotz einer um viele Jahrzehnte längeren, ungestörten Entwicklungszeit ähnliche Bestrebungen überhaupt noch nicht bekannt geworden sind, wenn Sie ferner in Betracht ziehen, daß von mancher Seite bereits der Entschluß gefaßt worden ist, dem gegebenen Beispiel zu folgen, so werden Sie mir zugeben, daß ich die Hoffnung noch nicht aufzugeben brauche, daß in wenigen Jahren jedes deutsche Warenhaus den Grundstock zu einer Personalbibliothek gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Unsere Bewegung

Freunde der „Hilfe" in den Saarstädten werden gebeten, zum Zwecke des Zusammenschlusses ihre Adressen einzusenden an Herrn Rudolf Wolter, Saarbrücken, Eisenbahnstr. 4. Es sollen zunächst Diskussionsabende gegründet werden.

Berlin. Der Sozialliberale Verein veranstaltete eine interne Mitgliederversammlung, in der die Eindrücke über die Wahlarbeit besprochen wurden. Dr. Breitscheid schilderte die Schwierigkeiten, mit denen der Liberalismus in ostelbischen Landbezirken zu kämpfen hat, Dr. Kalisch und Schneider ergänzten ihn mit ihren Erfahrungen aus Schlesien. Erfreulicheres konnte

Digitized by Google

Dr. Heuß über süddeutsche Verhältnisse erzählen; er gab zugleich einen Bericht über Charakter und Verlauf des Wahlkampfes in Heilbronn.

Kassel (V.: Kaufmann Zucker, L.: Palais-Restaurant). Nach den Stichwahlen, wo wie auch hier, wie fast überall in Hessen, mit dem Siege der Antisemiten geendet haben, macht sich erfreulicherweise ein starker Aufschwung des Interesses für die liberale Sache bemerkbar. Schon unsere am 19. Februar abgehaltene Monatsversammlung war vorzüglich besucht; freilich trug dazu wohl auch bei, daß auf dem Programm als Redner Herr v. Gerlach stand. Er sprach über die Ergebnisse der Reichstagswahl und empfahl, hier in Kassel, das geographisch gerade den Mittelpunkt des zusammenhängenden Landstriches bilde, der bei den letzten Wahlen reaktionär gestimmt habe, auch ein Zentrum einer liberalen Bewegung zu schaffen. Im Anschluß an sein Referat wurde erwogen, eine große liberale Tageszeitung zu gründen, Pläne, die zurzeit auch weiter hier beraten werden. Es wurde ferner beschlossen, einen großen liberalen Parteitag aller Schattierungen für Hessen und Waldeck nach Kassel zusammenzurufen. Am 12. März fand eine öffentliche Versammlung statt, in der Herr Dr. Potthoff über: „Die Aufgaben des Liberalismus im neuen Reichstage" sprach. Großen Beifall entfesselte der Redner mit seinen Ausführungen, die sich gegen die Kampfesweise des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie richteten. Die Mitgliederzahl ist in erfreulichem Zunehmen begriffen.

Liberaler Verein für Essen und Umgebung. V. Oberlehrer Vogeler, Kurfürstenstr. 49 II; Abend: der erste Dienstag im Monat; Lokal: Union-Hotel, Theaterplatz. Am 5. März hielt der Verein seine Jahreshauptversammlung ab. Der Vorstand erstattete Bericht über die Tätigkeit des Liberalen Vereins. Nach der Entlastung des Vorstandes erfolgte die Vorstandswahl, die folgendes Ergebnis hatte: I. Vorsitzender: Oberlehrer Vogeler, II. Vorsitzender: Rechtsanwalt Dr. Levy, I. Schriftführer: Kaufmann Stephan, Essen-Rüttenscheid, II. Schriftführer: Kaufmann de Bra, I. Kassierer: Lehrer Kirchner, Essen-West, II. Kassierer: Kaufmann Wilh. Schulze, ferner als Beisitzer: Arbeitersekretär Jacobs, Rektor Linden, Ingenieur Kaufmann und Rektor Schlafke (Vorsitzender des Kray'er Zweigvereins). Es wurde ferner ausführlich über den Ausbau der Organisation beraten und beschlossen, jeden ersten Dienstag im Monat eine Versammlung im Union-Hotel abzuhalten. In einer außerordentlichen Mitgliederversammlung am 19. März spricht unser Mitglied Herr Kaufmann über den Zusammenschluß der Linksliberalen im Reichstage. Ferner steht auf der Tagesordnung die Wahl von Delegierten für den 6. und 7. April in Berlin stattfindenden Parteitag. Vereinsorgan ist die „Hilfe".

Magdeburg. (V. Schümer, Königgrätzerstr. 2, L. Richardts-Festsäle.) Der sozialliberale Verein hatte am 5. März seine erste öffentliche Versammlung. Herr v. Gerlach sprach über den neuen Reichstag. Er suchte die Gründe für die Parteiverschiebungen aufzuzeigen, warnte die Liberalen, trotz der Wahlerfolge, vor zu großem Optimismus und ermahnte zu fortgesetzter emsiger Arbeit. In der sehr lebhaften, angeregten Diskussion, an der sich je zwei Herren von der Sozialdemokratie und der freisinnigen Volkspartei und unserer Mitglieder beteiligten, handelte es sich wieder einmal um die Frage, ob die Sozialdemokratie oder der Freisinn größere Schuld trage an der Schwächung der Linken. Es war erfreulich, daß auf beiden Seiten große Wahlsünden zugegeben wurden. Herr Dr. Thesing suchte die Sozialdemokratie gegen den Vorwurf einer unfruchtbaren Politik zu verteidigen, Herr Dr. Müller vertrat den Standpunkt, den die Leser der „Hilfe" aus seinen in der vorletzten Nummer abgedruckten Ausführungen aus der „Neuen Gesellschaft" kennen. Einige Fragen betreffend das Verhältnis zur Freisinnigen Volkspartei, die in der Versammlung zur Sprache kamen, sollen demnächst in einer gemeinsamen Vorstandssitzung der beiden Vereine weiter besprochen werden. Der Abend brachte uns zahlreiche neue Mitglieder.

Hamburg. Nach den Wahlen wurde auf der Fischerinsel Friskenwärde eine neue Bezirksgruppe gegründet, der sofort 36 Mitglieder, meist Nordseefischer, beitraten. Den Vortrag hatte Herr Parteisekretär Haupt gehalten. Im Stadtgebiet setzte sofort die Werbearbeit wieder ein. Dr. Ahlgrimm sprach in Bezirksversammlungen zu Eimsbüttel und Ottendorf, Herr Haupt in Hoheluft. Alle Wünsche und Anfragen in Organisationsangelegenheiten gehen an das Parteisekretariat, Rentzelstr. 17.

Falkenstein i. V. Der hiesige Freisinnige Verein hielt am 1. Februar seine erste und am 1. März seine zweite Vereinsversammlung ab. In der ersteren erläuterte der 1. Vorsitzende Herr Dr. med. Gläsel das Einigungsprogramm, in der zweiten sprach Herr Lehrer Wagner über: „Die Grundlagen der neudeutschen Wirtschaftspolitik". Hieran schloß sich eine lebhafte Aussprache über die Reichstagswahl. Beide Versammlungen brachten uns Zuwachs. Der Schriftenabsatz war ein flotter.

Bad Nauheim. In seiner am 27. v. Mts. abgehaltenen Generalversammlung nahm der freisinnige Verein Bad Nauheim folgende Resolution an: Die vereinigten Freisinnigen Bad Nauheims begrüßen das Zusammengehen der drei freisinnigen Fraktionen im Reichstag mit Freuden und hoffen, daß es den Anfang eines weitergehenden Zusammenschlusses aller liberalen Kräfte unseres Volkes bedeuten wird. Sie wünschen gleichzeitig den Namen „Freisinnige Partei" als zutreffende Bezeichnung der politischen Gesamtrichtung der drei Gruppen in Vorschlag!! Es wurde ferner beschlossen, den Wahlkreis Friedberg-Büdingen durch Gründung von Vereinen, Vorträge usw. zu organisieren.

Stuttgart. Auf der sehr stark besuchten Landesversammlung der württembergischen Volkspartei hielt Naumann nach Reden der Abgeordneten Elsas, Liesching, Konrad Haußmann einen Vortrag über die „liberale Einigung", der einen starken Eindruck machte und von stürmischem Beifall begleitet war. — Für den Tag darauf hatte er die Festrede zu dem Siegeskommers der vereinigten Münchner Liberalen und Demokraten übernommen, wo gleichfalls eine große und begeisterte Stimmung herrschte. Es erscheint uns als gutes Zeichen der Zeit, daß Naumann in seiner neuen Eigenschaft zuerst in den beiden Hauptstädten des deutschen Südens und bei befreundeten Parteien zum Wort kam.

Halle a. S. Die hiesige Vereinigung der Hilfefreunde, die seit 2 Jahren einen regen politischen Gedankenaustausch gepflegt hatte, vollzog im Herbst 1906 ihren Anschluß an den Wahlverein der Liberalen (Sitz Berlin). Nach der Frankfurter Einigung traten die meisten unserer Freunde auch dem hiesigen Verein der Liberalen bei. Kaum 14 Tage später erfolgte die Reichstagsauflösung. Die tatbereite Hilfe der aus dem national-sozialen Lager gekommenen liberalen Jugend, die schließlich mit voller Kraft die Kandidatur Schmidt unterstützte, hat den alten Mitgliedern gezeigt, daß wir auch auf besondere Wünsche zu verzichten verstehen, wenn die allgemeine Lage des Liberalismus den Zusammenhalt erfordert. Aus unseren Reihen beteiligten sich Buchhändler Bousset, Rektor Schulze, P. Rauke und Lehrer Thomas im Wahlkampfe. Vor allen Dingen hat Herr Bousset durch Naumannsche Gedankengänge manche Wählerversammlung zu lebhaften Beifallskundgebungen veranlaßt. Wertvoll ist die politische und persönliche Annäherung und Verständigung der älteren und neuen Mitglieder. Ein langjähriger Führer des Vereins gab am Abend des Wahlsieges seiner Freude und Zuversicht für erfolgreiche Zukunftsarbeit lebhaften Ausdruck. Bei der kürzlich stattgefundenen Vorstandswahl des liberalen Vereins wurde Herr Verlagsbuchhändler Bousset in den engeren, Herr Lehrer Thomas in den weiteren Vorstand gewählt. Regelmäßige Diskussionsabende sollen das politische Interesse wach erhalten. — Unsere Hilfe-Abende, bei denen auch Damen durch regelmäßiges Erscheinen ihr Interesse schon immer bekundeten, bestehen weiter.

Auerbach i. V. In der Monatsversammlung vom 5. d. Mts. widmete der Vorsitzende zunächst unserem so früh verstorbenen Freund, Gymnasialoberlehrer Dr. Ehrentraut-Plauen, dem treuen und begeisterten Verfechter unserer Ideen, einen herzlichen Nachruf. Dann sprach man über die liberale Einigung und beschloß, die jetzt bestehende Fühlung der liberalen Vereine im hiesigen Wahlkreise möglichst aufrecht zu erhalten.

München. Am 2. März veranstalteten wir eine Versammlung in einem der größeren Säle Münchens, die von etwa 200 Personen besucht war. Dr. Hohmann sprach über das Thema „Liberalismus und Sozialdemokratie nach den Reichstagswahlen". Er beleuchtete die spießbürgerliche Haltung der Sozialdemokratie gegenüber der Weltmachtpolitik und forderte vom Liberalismus im neuen Reichstag eine stark demokratische Politik. Seine Ausführungen fanden reichen Beifall. In der Debatte, in die auch zwei Sozialdemokraten in sachlicher, aber wenig wirksamer Weise eingriffen, unterstützten uns unsere Augsburger Freunde Bleicher und Specht aufs trefflichste. Wir gewannen 11 neue Mitglieder. — Zu unserer großen Freude hielt in dem von sämtlichen liberalen Vereinen Münchens am 4. März im Löwenbräukeller veranstalteten Kommers zur Feier des liberalen Erfolges bei den Reichstagswahlen unser Führer Dr. Naumann die Festrede. Der sehr geräumige Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Naumann, der in den hiesigen akademischen Kreisen eine starke Anhängerschaft besitzt wie in wenigen andern Städten, sprach hier zum erstenmal vor Schichten der Bevölkerung, die sonst wohl im allgemeinen seinen Versammlungen ferngeblieben sind. In, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" sich ausdrückten, herrlichen Worten sprach er von der Bedeutung des Erfolges, den der Liberalismus bei den Wahlen errungen hätte, und den Aufgaben, die ihm durch diesen Erfolg gestellt wären. Seine Rede hatte die stärkste Wirkung, der jubelnde Beifall, der zum Schluß ausbrach, wollte nicht enden, und wieder, als Naumann den Saal verließ, um in der Nacht nach Berlin zurückzufahren, wurden ihm stürmische Ovationen dargebracht. Auch

an diesem Abend meldete sich eine Reihe neuer Mitglieder zum Eintritt.

Unterweserorte. Der „Verein der Freisinnigen für die Unterweserorte u. U." hielt am Dienstag abend im Rüsch-Hotel (Lehe) eine gut besuchte Mitgliederversammlung ab. Der Vorstand wurde durch 2 Personen ergänzt: 2. Schriftführer: Landmesser Tiedemann-Lehe; 2. Schriftführer: Gerichtsschreiber Rickmann-Lehe. Ein Ausschuß von 10 Personen bleibt neben dem Vorstande bestehen. Das Arbeitsgebiet wird in Bezirke geteilt. Ueber Werbearbeit und Einziehung der Beiträge entwickelte sich eine lebhafte Aussprache. Sodann sprach Herr J. Cordes über „Neue Aufgaben des Liberalismus". Er betonte, daß es das nächste sein müsse, die Organisation auszubauen und zu festigen, eine liberale Presse zu gewinnen und die liberale Grundidee, verbunden mit sozialem Geiste, wieder lebendig zu machen in der Masse. An der regen Aussprache beteiligten sich besonders die Herren Breuer und Adomeit.

Weimar. (Thüringischer Landesverband vom Wahlverein der Liberalen). Unter ansehnlicher Beteiligung fand am 17. 3. 07 in Weimar eine Sitzung des Ausschusses statt, in der beschlossen wurde: Der Thüringische Landesverband des Wahlvereins der Liberalen begrüßt mit Freuden die Einigung der drei linksliberalen Fraktionen im Reichstag zu einer Fraktionsgemeinschaft. Er fordert seine angeschlossenen Vereine und Einzelmitglieder auf, das liberale Einigungswerk unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der Organisationen durch eine Arbeitsgemeinschaft der linksliberalen Gruppen in allen Orten Thüringens zu unterstützen und macht ihnen zur Pflicht, durch eifrige Organisations- und Agitationsarbeit den Gesamtliberalismus in Thüringen zu stärken und zu fördern. Beim Landesverband der Freis. Volkspartei für Thüringen soll eine gemeinsame Beratung beantragt werden über Organisations- und Agitationsarbeit des entschiedenen Liberalismus in Thüringen. Die Anstellung eines politischen Berufsarbeiters wird ins Auge gefaßt.

Weimar. (Liberaler Verein für Weimar und Umgegend). Die Mitgliederzahl ist seit der Wahl beträchtlich gestiegen. Der Einigungsgedanke, der bereits im Sommer v. Js. bei der Gründung des Vereins die lebhaftesten Sympathien hatte, hat sich hier insofern durchgesetzt, als der Wahlkampf gemeinsam geführt worden ist und in einer von uns einberufenen gemeinsamen Sitzung mit der Freisinnigen Volkspartei am 12. 3. 07 folgender einstimmig angenommener Beschluß gezeitigt wurde: „Es wird heute abend ein offizielles Zusammengehen zwischen Freisinniger Volkspartei und Freisinniger Vereinigung in Weimar insofern vereinbart, als wir uns verpflichten, in gemeinsamen Sitzungen gemeinsame politische Fragen der Taktik und der Organisation zu erörtern und uns verpflichten, in der Kandidatenfrage unbedingt zusammenzugehen, genau wie unsere Zentralen auf dem Boden des Frankfurter Programms, und daß wir an die Leitung der hiesigen nationalliberalen Partei herantreten unter offizieller Mitteilung des Zusammenschlusses unserer beiden Gruppen mit der Anfrage, ob die Nationalliberalen bereit sind, an einigen unserer Versammlungsabende mit teilzunehmen, wie wir dies auch hinsichtlich einiger der übrigen tun würden und ob sie bereit sind, wegen der Kandidatenfrage für die nächste Reichstagswahl unverbindlich möglichst bald mit uns zu verhandeln." Ein Vortrag unseres Mitgliedes Weber: „Was lehren uns die letzten Reichstagswahlen" gab Gelegenheit zu angeregter Aussprache. Wir verzeichneten an diesem Abend einen Mitgliederzuwachs von 8 Herren.

Soziale Bewegung

Umfangreiche Lohnkämpfe scheinen dieses Frühjahr in den verschiedensten Gewerben bevorzustehen. Der hartnäckige Kampf im Hamburger Hafen kann trotz der vorübergehend angeknüpften Einigungsverhandlungen weittragende Folgen für Handel und Schiffahrt haben. Für den Handel noch mehr als für die Schiffahrt, denn die Stockung des Verkehrs, die trotz der englischen Streikbrecherhilfe unausbleiblich ist, wird dem Kaufmann noch viel stärker als dem Reeder und Stauer zum Bewußtsein kommen. Leider lassen die dem offenen Kampf vorausgegangenen Schritte nur wenig Hoffnung auf vernünftiges Einlenken des allmächtigen Hamburger Hafenbetriebsvereins aufkommen. — Ein allgemeiner Lohnkampf ist auch im Schneidergewerbe ausgebrochen. Freilich erklären hier die koalierten Arbeitgeber von vornherein ihre Bereitwilligkeit zu Verhandlungen und zum Abschluß von Tarifverträgen mit der organisierten Gehilfenschaft. Ehe es indessen dazu kommt, ist vorläufig der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt. In 40 Städten ist auf Anordnung des Zentralverbandes die Aussperrung der Schneidergehilfen verfügt worden, so daß ungefähr 15 000 Arbeiter in der arbeitsreichen Zeit vor Ostern beschäftigungslos sind. Die Arbeitgeber haben aber den gegenwärtigen Moment noch für geeigneter zur Bekämpfung der Differenzen gehalten als die kommende Hochsaison im Schneidergewerbe, die zwischen Ostern und Pfingsten liegt. — Der Kampf in der Holzindustrie, der längstens von Berlin auf eine Reihe anderer Städte übergesprungen ist, geht auch weiter, nachdem eine Einigungsverhandlung vor dem Berliner Gewerbegericht gescheitert ist. Nimmt man hinzu: daß im München-Gladbach 10 000 Textilarbeiter ausgesperrt sind und daß sich anscheinend auch die Landschaftsgärtner mit Gedanken an eine Lohnbewegung tragen, so wird man in der Tat das bevorstehende Frühjahr als ein besonders kampfreiches bezeichnen dürfen.

Vernünftige Worte eines Großindustriellen werden aus Nürnberg berichtet. Dort hat Dr. Eduard Schwanhäuser, Inhaber einer großen Bleistiftfabrik, in einem sozialwissenschaftlichen Verein einen Vortrag über gewerbliches Einigungswesen gehalten und dabei die Zunahme und Verschärfung der Lohnkämpfe und besonders der Aussperrungen mit darauf zurückgeführt, daß in Deutschland in den Köpfen der Großindustriellen immer noch zu stark der feudale Geist spuke und in den Fabriken das militärische System vorherrschend sei; ferner, daß die deutschen Unternehmer zum größten Teile auf dem seiner Ueberzeugung nach ganz falschen Standpunkte stehen, Arbeiterorganisationen unter keinen Umständen anzuerkennen. Der „soziale Friede" auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sei nur möglich bei vollständiger Anerkennung der Arbeiterorganisationen; das Gegenteil sei falsch und manchmal für die Unternehmerinteressen sogar gefährlich. Ebenso verkehrt und unbegründet sei, wenn sich die deutschen Unternehmer gegenüber den Arbeiterorganisationen auf den Standpunkt stellen, der „eigne Herr im Hause" bleiben zu wollen, denn in vielen großen Werken könne bei der heutigen Entwicklung der Großindustrie, bei dem Ueberhandnehmen der die Preise und sogar den Umfang der Produktion diktierenden Kartelle und Syndikate vom „Herr sein im eignen Hause" ohnedies nicht mehr die Rede sein. Und überdies beschränke sich das Streben der Arbeiterorganisationen nur auf das Mitbestimmungsrecht in bezug auf Arbeitszeit, Lohn und dergleichen Fragen, an denen die Arbeiter als Verkäufer ihrer Arbeitskraft unmittelbar interessiert seien, während aber in technischen und anderen Dingen der Unternehmer nach wie vor der „Herr im Hause" bleiben könne. Mit der Erziehung der deutschen Unternehmer zu sozialem Denken müsse Hand in Hand gehen die Erziehung der Unterorgane, die auf Gestaltung der sozialen Verhältnisse in den Betrieben meist nicht ohne Einfluß seien. Der Vortragende ist der Ueberzeugung, daß es für den Unternehmer kein Grund der Nichtanerkennung der Organisation sein könne und dürfe, wenn deren Mitglieder zum großen Teile der Sozialdemokratie angehören, ebensowenig wie sich die Arbeiter um die politische Ueberzeugung des Unternehmers kümmerten. Die Schuld an der Verschärfung der sozialen Kämpfe in Deutschland schiebt der Redner beiden Teilen zu; aber er müsse sagen, die Schuld liege mehr auf seiten der Unternehmer. Ferner müsse er zu seinem Bedauern konstatieren, daß die Arbeiterführer bei Unterhandlungen oft mehr Takt gezeigt haben als manche Unternehmer. Ueber die Streikbrecher sagte der Großindustrielle, diese seien Leute mit mangelndem Verständnisse. Allerdings seien sie ihm als Unternehmer bei einem Arbeitskampfe in seiner Fabrik nützlicher als die Organisierten, aber nur bei einem Streik! Solche Ausführungen aus dem Munde eines deutschen Großindustriellen sind so selten als etwa Falb mit seinen Wetterankündigungen recht hatte. Wie es im allgemeinen um das Verständnis für die „Arbeiterfrage" bei Schwanhäusers Klassengenossen bestellt ist, davon legt jede Nummer der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" untrügliches Zeugnis ab. Da pfeift es aus einem andern Loche.

Ein Käuferbund hat sich in Berlin gebildet. Die Anregung zur Gründung entsprang der deutschen Heimarbeitsausstellung. Der Bund will ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl der Käufer gegenüber den Angestellten und Arbeitern in den Kaufmannsgeschäften erzielen. Vorsitzende ist Frau Staatsminister v. Bethmann-Hollweg, ihr Stellvertreter Professor Dr. Ernst Francke, der Herausgeber der „Sozialen Praxis", und auch Gertrud Dübrenfurth und Elise Lüders gehören dem Vorstande an, so daß er sich aus verschieden gerichteten Frauenvereinen, sozialpolitischen und gemeinnützigen oder wohltätigen Vereinen zusammensetzt. Als Zweck des Bundes wird Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der Handelsangestellten angegeben und der Arbeitsverhältnisse in der Bekleidungsindustrie und Konfektionsfabrikation. Das Publikum soll angehalten werden, nicht nach acht Uhr abends einzukaufen, Sonntags nur das Unerläßliche zu besorgen und Bestellungen rechtzeitig namentlich vor den Festen aufzugeben. Es ist sehr fraglich, ob aus dieser Gründung eine auch nur in Berlin sehr umfassende Bewegung hervorgehen wird. Wünschenswert wäre es, denn nur bei einer Massenbewegung kann auf diesem Gebiet etwas erzielt werden; einzelne wohlwollende Menschen und mögen sie noch so einflußreich sein, können nichts ausrichten.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 12 Berlin, 24. März 1907

Anschauungsunterricht

Der Mensch muß Freude haben, um gut zu werden.
W. von Humboldt.

Ernst Abbe erzählt aus seiner Jugend, wie er seinem Vater, der Spinnmeister in Eisenach war, jeden Tag abwechselnd mit seiner jüngeren Schwester das Essen brachte. Der Vater arbeitete damals bei schlechtem Geschäftsgang 14 Stunden; waren es gute Zeiten, so dehnte sich die Arbeit auf sechzehn Stunden aus. Zu Mittag kam nun der kleine 5jährige Junge mit dem bescheidenen Mittagbrot in die Werkstatt. Als Mann beschreibt er diese Begegnungen mit seinem Vater mit den Worten: „Ich bin dabei gestanden, wie mein Vater sein Mittagessen, an eine Maschine gelehnt oder auf eine Kiste gekauert, aus dem Henkeltopf mit aller Hast verzehrte, um mir dann den Topf geleert zurückzugeben und sofort wieder an seine Arbeit zu gehen." Was haben wohl die beiden Menschen dabei gedacht? Sie hatten keine Zeit dazu. Höchstens hat sich das junge Hirn des kleinen Menschen, der sein Geschirr wieder zur Mutter nach Hause trug, darüber gequält, daß man doch so wenig Freude am Leben haben könne. Dem Kind ist noch seltsam, wofür dem Alten die Gewohnheit die Empfindung abstumpfte.

Es ist ein merkwürdiger Anschauungsunterricht vom Leben, der so um die Mittagstunde in tausenden von Häusern und auf hunderten von Arbeitsplätzen erteilt wird. Eine hastige Pause von einigen Minuten: v o r ihr Arbeit, n a c h ihr Arbeit. Das nennt man Leben. Man wende nicht ein, daß heute viel kürzer gearbeitet wird: gewiß. Aber die ganze Ansicht vom Leben ist schließlich dieselbe geblieben. Man gehe nur einmal zur Mittagszeit durch die Arbeiterstadt und sehe die Massen der Beamten und Arbeiter, frage sich dann, ob dieses Jagen und Treiben der Sinn des Leben sein kann. Es liegt nichts Menschenfreundliches darin. Man läßt auch die Maschine eine Weile ruhen, aber nicht aus Teilnahme, sondern aus Berechnung. Sie könnte sich sonst heiß laufen, und dann der Schaden! So darf auch die Maschine Mensch ausruhen, ein Weilchen, nicht damit man ihr Freude macht, sondern weil eine solche Pause die Arbeitskraft wieder sammelt. Wenn der Mensch zu früh ausgedient wäre, das wäre doch schade! An den Jammerschaden denkt man nicht, der dem ganzen Menschengeschlecht angetan wird mit diesem öden, schmutzig entworfenen Bild von Arbeit, das man seinen Augen von Jugend an vorhält.

Man hat sich so daran gewöhnt, Härte und Not als unentbehrliche Bildner der Menschenseele zu betrachten, daß man sich oft wenig Gewissen daraus macht, beide in ihrem Druck zu steigern. Die Menschen, die sich durchgerungen haben und die zu trotzig waren, um unterzugehen müssen stets als Lehrbeispiele dienen, und dabei vergißt man die Hunderte und Tausende, denen die trübe Aussicht auf Jahrzehnte von Arbeit jeden Sinn für Schönes, Gutes, Großes langsam getötet hat. Wir wollen nicht das Herbe aus dem Leben streichen; aber wir sind überzeugt, daß das Leben selbst des Bitteren genug bringt. Menschenpflicht ist es, Freude zu bringen. Denn Freude wirkt tausendmal erzieherischer. Wo freilich die gewöhnliche Not den Menschenleib so schlaff gemacht hat, daß er in der Freude nur noch den prickelnden Reiz kosten kann, da mag die Freude leicht verführen. Aber das liegt dann nicht an der Freude; sie bringt Ruhe, schenkt Frieden. Und deshalb sind alle Heilande der Menschheit gekommen nur mit der Botschaft der Freude. Denken wir daran, daß wir zum Guten erziehen durch Freude, die wir den Menschen bringen. Daß die nötige Belastung des Lebens nicht ausbleibt, dafür brauchen wir nicht zu sorgen. **Traub.**

Walter Calé

Als er das dreiundzwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, schied Walter Calé im November 1904 freiwillig aus dem Leben. Sein Werk, dichterische und wissenschaftliche Arbeiten, hatte er vorher vernichtet. Was sich noch fand, in Abschriften, bei Freunden und sonst, wurde gesammelt in einem Band von fast 400 Seiten (Nachgelassene Schriften bei S. Fischer, Berlin). Bruchstücke, aber umfänglich genug, die ganze Schwere dieses Verlustes empfinden zu lassen.

Es ist notwendig die Frage nach dem Menschen, bei so gegenwärtigem Schicksal, die auf uns eindrängt. Aber wir scheuen uns, eine Antwort zu suchen, die der Buchstaben bedarf. Denn die dem jungen Dichter am nächsten waren, stehen vor seinem Freitod als vor einem Rätsel. Und doch ist es gerade dieses frühe Sterben, was sich zwischen uns und das Werk stellt. Denn es rührt, verneinend oder bejahend, unablässig an die Möglichkeiten für unsere Kunst, die mit ihm zerbrochen wurden. Und es raubt der Seele des Jünglings jene Sammlung und Sicherheit des Weges, die wir unserer Freundschaft wünschten.

Seine Begabung war ungewöhnlich weit und vielseitig, wie seine Schaffenskraft und geistige Energie erstaunlich. Sehr viele Gedichte, einen umfangreichen Roman, ein Drama in Versen hatte er vollendet; daneben eine Reihe wissenschaftlicher, vornehmlich philosophischer Arbeiten bewältigt. Neben der Produktion eine unheimliche Rezeption und innere Eroberung von Wissensstoff aus allen Disziplinen. Das Tagebuch hält dessen den Niederschlag. Die Agilität dieses Geistes ist bewundernswert. Sie mußte eine innere Spannung erzeugen, die zur Lösung, zur Tat verlangte. Der Unruhe dieser Erkenntnis folgten Zweifel, Entsagung. „Ihm fehlte nicht die Kraft, Gerichtstag zu halten über sich selbst. Ihm fehlte nur die kalte Ruhe, den Gerichtstag zu überleben."

Es fehlt uns zu den Dokumenten dieses Menschen und dieser Kunst noch der Abstand, um das zu sehen und zu gliedern, was die Zeit und was die Persönlichkeit gab. Noch besitzen wir nicht sicher die geistige Formel unserer Tage, und diese wird in der Geschichte einmal einen zwiespältigen Charakter haben. Kompliziertheit ist aber häufig genug nur ein Irrtum im Sehbild: die Einzelzüge bleiben zu deutlich. So würde es uns leicht ergehen, wollten wir unsere einzelnen Erfahrungen, Eindrücke, Erlebnisse mit diesem Buch notieren. Es muß versucht werden, ein paar große Linien zu zeichnen. Die Künstlernatur: weltflüchtig, feinnervig, musikalisch, von der lockenden Schönheit ästhetischen Spieles berührt. Der Philosoph: wahrhaftig, hin

geleitet zur Macht des Sittlichen, erregt in der Skepsis und dem Drang zur Erkenntnis. Und daraus resultiert die Art des Gestaltenden, die Erschütterung von der Wucht des wirklichen Lebens, die in die Träume des Dichtenden schlägt und ihnen die Tragik des Verzichtens leiht, den Tiefsinn der letzten Wirklichkeiten, der seinen Ausdruck in der Dichtung findet. Romantik als Temperament, Intellektualismus als die leitende, vertiefende und zerstörende Kraft. In einem Einzelleben wirkten typische Energien sich aus.

Die Form dieser Kunst ist von großem Adel, die Sprache mit einem Reichtum der Bilder begabt, von Musik begleitet, durch einen stillen gleichmäßigen Rhythmus getragen. Man geht durch die Verse wie durch den Abend eines duftenden Gartens mit stillen Wegen, die manchmal zu dem dunkeln Spiegel eines Brunnbeckens führen. Im Tagebuch merkt er über seine Verse selber an und sagt damit nach einer Seite fast erschöpfendes: „Meine Gedichte sind gleichsam aus derselben Flut geschöpft, nur mit verschiedenen Gefäßen · · genau dieselbe Stimmung, nur eine andere Formulierung dieser. So kommt es, daß die Stimmung nicht dem bestimmten Gedicht eigentümlich zuzugehören scheint, daß sie mit demselben nicht erledigt ist, sondern über dies eine Gedicht hinaus auf Erledigung durch noch mehr, durch andere Gedichte zu warten scheint: die Stimmung ist quantitativ umfassender, als daß e i n Gedicht mit ihr zu Ende kommen könnte; es drängt in meinen Gedichten zum Zyklus, und erst dieser gibt vollständige ästhetische Befriedigung; auch die Flut selber muß ausgeschöpft sein, aber ist uns nicht bis ins Letzte hinein Genüge getan. Warum aber läßt sich die Stimmung nicht in e i n e m Gedicht konzentriert geben? Weil es eine Lebens- (i. e. quantitativ umfängliche) Stimmung, nicht ein eigentliches lyrisches Augenblickserlebnis ist, aus dem sie fließen. Daher ihre philosophisch-transzendente Haltung, daher auch ihre geschwächte Unmittelbarkeit. Und ganz große Erlebniskünstler, die solche Augenblickserlebnisse trotz ihrer Momentanität bis in die tiefsten Lebenstiefen ausschöpfen können, die keine so umfängliche Basis brauchen, um Lebensstimmung zu geben, da ihnen Augenblicks- auch Lebensstimmung ist, werden in e i n e m Gedicht, welches stets auf einen Augenblick aufgebaut ist, das konzentriert geben, was ich räumlich-dimensional auseinandergezogen nur geben kann; bei ihnen wiegt das lyrische Moment, wegen der Tiefe des Erlebens, eine Lebensstimmung auf, während bei mir erst eine Reihe lyrischer Momente diese Lebensstimmung in ihrer Totalität reproduzieren kann (Goethe). — Ich bin zu intellektuell."

Damit zeigte ich zugleich eine Probe aus den Tagebuchfragmenten, unter denen des Klugen und Feinen (so über Hebbels Gyges) manches zu finden ist. Neben dem Tagebuch und den Versen umschließt das Buch den letzten Akt des — sonst vernichteten - Dramas „Franziskus" und zwei Novellen. Franciskus ist des Dichters reifes und klares Werk, sprachlich still und stark, als Dichtung ein erschütterndes menschliches Bekenntnis. Die zwei Novellen, Märchen, sind Stücke, die man vielleicht zwischen E. Th. A. Hoffman und die Ricarda Huch stellen möchte: nicht eben plastisch, aber bunt und bewegt und mit dem Pulsschlag eines fremden, feindlichen Zaubers.

Dies wollte nicht mehr sein, als, in Befangenheit, ein Versuch, manchen zu dem Werk des jung verstorbenen Dichters Walter Calé hinzuführen, der vor andern eine Hoffnung war und uns im früheren Scheiden schöne Gaben bot.

Theodor Heuß.

Die Karikatur des Mannheimer „Nationaltheaters"

Man karikiert nur woran unsere besondere Aufmerksamkeit hängt, man karikiert, wenn das Große weniger groß ist, als wir es im Interesse des Fortschrittes wünschen.

Kein Geringerer als Wieland, der Klassiker, neben Goethe, Herder und Schiller, ist an dem Mannheim des 18. Jahrhunderts zum Karikaturisten geworden, an dem Mannheim, das uns zum ersten Male die stolzen Schillerschen Dramen auf seiner Nationalbühne in packender Wirkung zeigte.

Für derartige Leistungen müssen Bedingungen vorhanden sein, mußte die Bühne trotz der Schwächen, welche Lessing und Wieland mit ihrer Kritik verfolgten, die sicheren Fundamente und festen Stützen besitzen, auf daß der gewaltige Tatendrang Schillerscher Dramatik an ihnen emporwuchs.

Aber gerade deshalb haben wir allen Grund zu herzlicher Freude über den Spott des mißvergnügten Wieland, nichts als Freude, und wissen ihm Dank, daß er uns durch seine Spötterbrille sehen läßt und uns das alte Mannheim in köstlicher Satire zeigt.

Abdera nennt er es, die Thrakerstadt, deren Streiche ganz Hellas zum Lachen brachten, Abdera, dessen Schildbürgertum alles wußte, alles kannte und in beschränkter Eitelkeit alles bewunderte, was es trieb, Abdera, das noch einmal in späteren Sagen in Schöppenstedt erstand; in seinem bekannten Romane, die Abderiten, hat er es mit Witz und Spott gegeißelt.

Man hatte ihm aber auch böse mitgespielt.

Wieland war vom Kurfürsten Karl Theodor aufgefordert worden, auch einmal für die Kurpfälzische Hofbühne in Mannheim einen Text zu schreiben. Nach vielem Drängen von seiten des Ministers von Hompesch erklärte sich Wieland endlich bereit und überreichte nach einiger Zeit der Hofbühne das fertige Manuskript.

„Nun stellen Sie sich vor," schreibt er zwölf Tage später einem Freunde, „daß mich das Volk erst plagt, ihnen eine Oper zu machen, und wie ich fertig bin, kommt heraus, daß sie ihrer besten Actrice auf ein Jahr Urlaub gegeben haben. Und ich sollte nicht toll darüber sein und sollte mit solchem Volk mehr was zu schaffen haben wollen?"

Aber es kam noch schlimmer. Er sollte die beiden letzten Akte umarbeiten.

„Soll mich dieser und jener usw., wenn ich mich wieder verführen lasse, eine Oper zu schreiben. Man schreibt seine Schande daran, und die Freude, die man an der Musik haben könnte, wird einem doch immer auf mancherlei Weise verkümmert. Ich werde einige Not haben, von Mannheim mit leidlichem Anstande loszukommen, aber es muß doch gehen, und habe ich nur erst den Kopf aus der Schlinge, so sollen sie mich nicht wieder hineinbringen."

Doch trotz seines großen Aergers fügte er sich, dichtete seine „Rosamunde" um und erhielt nach Einsendung des Manuskriptes eine sehr schmeichelhafte Einladung zur Aufführung der Oper am 7. Januar 1778.

Wieland in Mannheim!

Die Reisekosten hatten ihm viel Kopfzerbrechen bereitet, so daß er von vornherein die Fahrt in wenig rosiger Stimmung antrat, — und dann, was konnte ihm Mannheim gegen das feinsinnige Weimar bieten?

Und wie er bereits einmal im ersten Aerger über die unzeitgemäße Beurlaubung der Primadonna Mannheim mit Abdera verglichen und den Schwur getan hatte, er wolle alle Opern und Orchester und Höfe und „Abderiten" in der Welt vergessen, so schrieb er nach seiner Ankunft in Mannheim an Frau Aja, Goethes Mutter, in Frankfurt: „Welch ein Fall, liebe Mutter, aus Ihrem Hause in die Grundsuppe des Froschgrabens von Abdera! Reden wir nicht davon! Wir wollen sehen, wie wir uns mit Ehren wieder herausziehen. Ich sehe voraus, daß ich hier in immerwährender Wut sein werde."

In Wut ist er wirklich die ganze Zeit gewesen, doch so schnell, wie er hoffte, und so ohne bedeutsame Folgen ist es denn doch nicht gegangen. So fest nistete sich nämlich Mannheim in sein Denken ein, daß er den dritten Band seiner Abderiten im Gegensatz zu der allgemeinen Behandlung des Abderitentums in den beiden vorangehenden Teilen ausschließlich auf Mannheimer Verhältnisse schrieb

Er hatte nun einmal mit dieser Stadt kein Glück gehabt. Nach den vielversprechenden Opernproben zwang ihn der plötzliche Tod des Kurfürsten Max Joseph von Bayern, Mannheim zu verlassen, ohne daß seine Oper zur Aufführung kam, und statt der Freude an dem erwarteten Erfolge mußte er eine knappe Reiseentschädigung und eine Schnupftabaksdose von dannen nehmen.

Dieselben Erfahrungen, die Lessing von Mannheim bewahrte, hatte nun auch Wieland gemacht. Doch er hatte wenigstens noch eine Schnupftabaksdose, die Honorarversprechung, die man einst Lessing gegeben, verstand der geschäftsgewandte Herr Minister wieder schlau zurückzuziehen. Wieland war wenigstens, ohne Entree zu zahlen, zu den Proben zugelassen worden, Lessing mußte, da man ihn an der Theaterkasse nicht erkannte, seinen Platz bezahlen.

„Ein schönes Nationaltheater, vollends lauter Wind", so sagte Lessing. „In Mannheim hält man das deutsche Nationaltheater für ein Theater, auf welchem lauter geborene Pfälzer agieren. Was nützt die ganze Theaterfreude," ergänzt der Textdichter Wieland den Urteilsspruch des Dramaturgen Lessing, „wenn dabei nicht mehr herauskommt als bei der wilden Begeisterung der guten Abderiten."

Ein deutsches Nationaltheater, es ist zum Lachen, in einem Lande, in dem die besseren Gesellschaftsschichten nur noch Französisch sprachen, und ein Kurfürst, der ein Nationaltheater ohne nationale Dichter gründete!

Welche Ironie!

„Es war der König Archelaos," so erzählt der Romanschriftsteller Wieland in seinen Abderiten, „der öfters Langeweile hatte. Ueberdies war er ein Herr von großer Ambition, der nach der Meinung des Oberkammerherrn, nach der Sitte eines großen Fürsten Künste und Wissenschaften pflegen müßte. Denn, sagte der Oberkammerherr, Ihre Majestät werden bemerkt haben, daß man niemals ein Brustbild eines großen Herren auf einer Medaille sieht, an dessen rechter Seite nicht eine Minerva stände neben einer Trophäe von Panzern, Fahnen und Spießen; zur Linken knien immer etliche geflügelte Jungen oder halbnackte Mädchen mit Pinsel und Palette, Flöte und Leyer und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste darstellend. Oben drüber aber schwebt eine Fama mit der großen Trompete im Munde, andeutend, daß Könige und Fürsten sich durch den Schutz der Künste unsterblichen Ruhm erwerben. Der König Archelaos hatte also die Künste in seinen Schutz genommen, und die Geschichtsschreiber erzählen ein Langes und Breites davon."

So bekam Mannheim das Theater. Da aber die Mannheimer gute Patrioten waren, so mußte dieses Theater ein Nationaltheater sein. Was konnte es bedeuten, daß die Stadtkasse darunter schwer zu leiden hatte und, wie Wieland spöttisch sagt, die Stadt auf das verzichten mußte, was nötiger war; was tat's, die Abderiten wollten es! —

Doch die Kommission hatte sich verrechnet, das Defizit wuchs, bis die Stadtväter erklärten, daß man am besten den ganzen Theaterkram zusammenpacke.

Die Abderiten tobten, ein Volksbeschluß bestimmte, daß die fehlende Summe aus dem Staatsschatz zu entnehmen sei: „Und wer es künftig wagt, den Antrag auf Abschaffung zu erneuern, der gilt als Feind der Stadt Abdera."

Es mag nicht leicht sein, zum Karikaturisten zu werden, wenn es wirklich nichts zu karikieren gibt. Doch Wieland brachte auch dieses fertig, und von dem Orchester, das, wie der Bau der Bühne, sich zeigen konnte, und von welchem Schubert schrieb: „Sein Forte ist ein Donner, sein Crescendo ein Katarakt, sein Diminuendo wie in der Ferne hinplätschernder Kristallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch," von dem Orchester, von dem er selbst wußte, daß es seinesgleichen in Deutschland nicht gab, berichtet er, daß der Musikdirektor Cannabich so gut das Crescendo zu geben wußte, daß das ganze Auditorium von den Plätzen flog, wußte er ferner zu berichten: Es ist das erste, was man in Abdera von dem Orchester hört: „Es hat 120 Köpfe, das athenische soll wohl nur 80 haben. Und man legt einen besonderen Akzent darauf."

Was hat der gute Wieland aber aus dem Opernpersonal gemacht? War es wirklich so unter aller Kritik?

Nur die Wendland nahm er aus. Das ist Gesang, eine fortwellende Schönheitslinie innigen, reinsten Gefühls, die Sprache der Seele und des Herzen, jeder Ton lebendiger Ausdruck. Die Primadonna aber mit der Nachtigallenkehle — verhülle, Muse, dein Haupt! Sie war ein Mädel, aus welcher ein Bildhauer in Sikyon zweie machen konnte; sie trug so etwas, wie eine Draperie von rosafarbenem koischem Zeuge, unter welcher, ohne daß der Wohlanstand sich gerade zu sehr beleidigt fühlen konnte, von den schönsten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts verloren ging.

Ja, ja, so rächen sich die Dichter.

Man denke nun ja nicht, daß die glänzenden Ausstattungen unserer hochmodernen Bühnen so etwas unerhört Modernes sind, war es doch immer leichter, Dekorationen zu malen und bunte Szenerien zu schaffen, warum sollte es in dem berühmten Abdera anders gewesen sein?

Welch wunderbar szenischer Sonnenuntergang!

Wenn nur das große Windmühlenrad, das der kluge Regisseur mit langen Schwefelhölzern bestellt hatte, des wahren Effektes halber schneller gedreht worden wäre, und wenn nur die Stricke, mit deren Hilfe Perseus in den Merkurstiefeln seinen Flug über die Mannheimer Bühne nahm, lichtfarben gestrichen wären.

Ja wenn! Der Wenns gab's viele. Vor allem aber die gräßlichen Startpoeten, die schier Unmögliches zuwege brachten, und die keine Kritik erwürgen konnte. War doch der eine auf die Gunst des anderen angewiesen, waren sie doch alle fast ausnahmslos heimisch, alle bekannt, befreundet und verschwägert, und kratzt bekanntlich keine Krähe der anderen die Augen aus. Und die guten Abderiten schwelgten im Genuß. Wieland erzählt von ihnen, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede, ihre einheimischen, dramatischen Manufakturen aufzumuntern. Man sieht doch recht eigentlich, sagen die guten Abderiten, was es auf sich hat, wenn die Künste aufgemuntert werden. Noch vor 20 Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Sorten, von denen außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten kein Mensch Notiz nahm. Jetzt seit den 10—12 Jahren, daß wir ein eigenes Theater haben, können wir schon über 600 groß und klein, alles miteinander gerechnet, aufweisen, die alle ausnahmslos auf abderischem Grund und Boden gewachsen sind.

Doch was man diesen Abderiten auch vorwerfen mochte, die Liebe zum Theater ist ihnen ein unantastbares Gut geblieben, und wo die naive Andacht noch unbefangen sich dem Augenblicke hingibt und die Freuden und Leiden der Menschen auf der Bühne im Lachen und Weinen miterlebt, ohne selbstgefällige Kritik zu üben, ist sehr schnell das Verständnis für wahre dramatische Größe gewonnen, sobald nur der wahre Poet zum Herzen spricht.

Und wie die guten Abderiten ruhig im Theater sitzen blieben und vergaßen, daß es ihr Nationaltheater sei, in dem der Fremdling Euripides mit athenischen Spielern sein Drama spielte, wie sie sich von dieser neuen, aber natürlichen Spielweise ohne Pathos hinreißen ließen, sich mitten in der Handlung glaubten und in eine Erregung gerieten, wie sie der feinsinnige Athener in seinem Lande nie gesehen, so traten die Mannheimer pochenden Herzens, voll von Begeisterung, dem jungen Schiller entgegen und fühlten sofort, daß der Nationalheros über ihre Bühne donnerte, und daß die kleine kurpfälzische Bühne, so prächtig sie auch gewesen sein mag, nunmehr erst zu der hohen Pracht der wahren Nationalbühne deutscher Dramatik geworden war.

Die Begeisterung Mannheims hat dem jungen Dichter starke Impulse gegeben und ihn hoch hinaufgetragen, es hat einen berechtigten Anteil an seinem Erfolge.

Sofie Rosenthal.

Die Poesie des Evangeliums Jesu

Religion und Poesie, Prophet und Dichter gehören zusammen. Prophetengabe und höchste Dichtergabe ist es, hinter den Schein der Wirklichkeit, in die Seele der Dinge zu sehen. Das religiöse Erlebnis findet seinen höchsten und reinsten Ausdruck in der Poesie. „Nur die Kunst ist ein zur Fassung des Höchsten geeignetes Medium" (Beyschlag, Hase, B. Weiß, Hausrath, Jülicher, J. Weiß, Holtzmann, Bousset, Weinel u. a. haben erkannt, daß Jesus eine außerordentliche dichterische Kraft besaß und daß sein Evangelium von hoher, echter Poesie durchwaltet ist. Nun ist neuerdings ein Werk erschienen, das eine klare, eingehende Darstellung der Poesie des Evangeliums bietet: Otto Frommel, Die Poesie des Evangeliums Jesu. Berlin, 1906. Gebr. Paetel. 102 S. 4 M.

Frommel behandelt den Stoff in 6 Kapiteln: 1. Die Sprache der Religion und die Sprache der Poesie. 2. Die Ueberlieferung der Worte Jesu. 3. Die poetischen Formen der Worte Jesu. 4. Die Spiegelung der äußeren Welt in Jesu Worten. 5. Das religiöse Erlebnis und seine Symbole. 6. Jesus als Künstler des Lebens.

Jesus von Nazareth ist der größte religiöse Genius, den die Erde getragen. Dieser von Religion durchflutete Prophet hat in seinem Evangelium, dem Höhepunkt der Religion, die reinsten und tiefsinnigsten Symbole geschaffen. Er besaß die gewaltige und dichterische Schöpferkraft, um die tiefsten innersten Erfahrungen und Erlebnisse des Ewigen, Göttlichen in faßliche, künstlerische, plastische Symbole zu fassen. In seiner Verkündigung sind zwei Elemente zu scheiden: 1. das eigentliche Evangelium, das ein beglückendes Schauen Gottes vermittelt, 2. die Sprüche und Gleichnisse des Evangeliums, die künstlerische Selbstdarstellung Jesu. Alle Worte Jesu sind Ausdrücke inneren Erlebens. Das vermochte die Uebersetzung aus der aramäischen Urform ins Griechische nicht zu verwischen; das kann auch heute noch jeder Leser des deutschen Neuen Testaments empfinden.

Die Form der Poesie des Evangeliums ist, wie es bei jeder echten Poesie sein muß, mit dem Inhalt aufs engste verknüpft. Neben einzelnen bei Jesu Volksgenossen geläufigen Sprichwörtern und neben einigen lyrischen Stellen nimmt die Lehrdichtung den größten Raum ein im Evangelium. Jesus ist eben nicht nur Prophet, sondern auch Erzieher, der die Menschen zu Kindern Gottes machen will. Drum haben die Herrnworte eine prophetische und lehrhafte Seite; darum sind sie die Ausprägung religiöser und sittlicher Grundsätze und Lebensnormen und zugleich auch der Ausdruck unmittelbarsten inneren Erlebens. Jesus besaß die große Kunst der volkstümlichen Rede. Immer drückt er sich klar aus und eindrucksvoll. Er beobachtet die größte Deutlichkeit bei möglichster Kürze. Seine Ausdrücke sind scharf zugespitzt und plastisch; sie prägen sich leicht dem Gedächtnis ein. Und wie bilderreich ist die Sprache Jesu. Man lese nur seine Gleichnisse. Das Ewige, Unbegrenzte stellt er hier im Gewand des Sinnlichen und Natürlichen dar und macht so die größten Wahrheiten auch den Aermsten an Geist selbstverständlich. Sie sind scheinbar kunstlos, aber eben in dieser Einfachheit künstlerisch vollendet. Ihre Knappheit ist durch die Wahrhaftigkeit bedingt. Jesu Gleichnisse sind Niederschläge und künstlerische Prägungen innerer Offenbarungen. „Sie tragen das Merkmal einer innerlich reichen, genialen Persönlichkeit, die ihren großen Gegenstand mit unumschränkter Freiheit zum Ausdruck bringt. Reine Natur, echte Menschlichkeit, und in beiden sich spiegelnd das Ewige und Göttliche — das sind die Gleichnisse Jesu."

Für die ihn umgebende Welt hatte Jesus offene Augen und ein empfängliches Herz. Mit schlichtem Realismus beobachtet er alles, selbst das kleinste, sorgfältig. Er kennt und schildert Haus und Familie, Kinder, Sklaven, Arme und Reiche, Pharisäer und Zöllner, Fasten und Almosengeben. Das ganze Leben der Heimat Jesu ist in seinem Evangelium treu widergespiegelt. Das ganze Leben seines Volkes, die Natur, Johannes den Täufer, den alten Propheten und die frommen Psalmsänger ließ Jesus auf sich einwirken. Ueberall war er ein Beobachter, der die Dinge sieht, wie sie sind. Er nahm den Stoff, den die Außenwelt bot, in sein eigenes Innere hinein und gestaltete ihn in geläuterter Form zum Symbol.

Die inneren und äußeren Erlebnisse Jesu standen in schönster Harmonie. Darauf beruht die Poesie des Evangeliums. Er hatte Gottes schrankenlose Macht, seine alles übersteigende Liebe und vergebende Güte erlebt; wie er in innigstem Verhältnis zu Gott stand, so forderte er die Menschen auf, ihre Seelen in Beziehung zu Gott zu bringen. So prägte er das Symbol: Gott unser Vater im Himmel. Vollkommen wie Gott sollen die Menschen werden, denn sie sind seine Kinder. Gottes Willen sollen sie tun. Das geschieht erst im Reich Gottes, dort ist alles gut und vollkommen. Das 3. Symbol, das Jesus geschaffen hat, hat ihn selbst zum Objekt: Messias. „Das Gefühl tiefer Harmonie mit seinem Gott, besonderer kindlicher Gemeinschaft mit ihm, wie er es sonst bei keinem Menschen wahrnahm, wurde ihm der Ausgangspunkt weiterer seelischer Erlebnisse. Er mußte sich selbst zum Problem werden. Die Tatsache seines inneren Lebens, das Große, Unfaßliche, Geheimnisvolle dieser Tatsache, die Aufgabe, die sie in sich schloß, die Verknüpfung seines Daseins nicht nur mit Gott, sondern auch mit der Welt und auch mit dem Reich Gottes" — das machte ihn sich selbst zum Problem. Er kam zur Ueberzeugung, daß er der in Herrlichkeit wiederkommende Messias sein werde. Darein schloß er seine geheimsten und kühnsten Hoffnungen.

Diese Symbole sind, wie alle Worte Jesu, Aussprägungen innerer Erlebnisse. Botschaft und Persönlichkeit sind nicht zu trennen. Er hat nicht nur sein Evangelium verkündigt, sondern auch ein Leben vorgelebt. Sittlichkeit und Religion hat er unlöslich miteinander verbunden. Bei ihm wird das sittliche Urteil religiös begründet, er fordert Gottesliebe und darum Nächstenliebe. Er war voll demütiger Großmut, voll liebevoller Hingabe an die Menschen, voll Opferfreudigkeit. „Er wirkte so tief und nachhaltig auf seine Jünger, daß sein Wesen sich mit ihnen verwob und ihr neues, besseres Ich wurde" (Wellhausen). Die Weltgeschichte hat keinen aufzuweisen, von dem sich so etwas behaupten ließe. Wo gibt es noch einen Künstler des Lebens wie Jesus?

Wir wollen mit Frommels Worten schließen. „Wann werden wir dahin kommen, das Gemälde, das Jesus uns von Gott und Welt, von Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit geschaffen, nicht mehr durch die Brillengläser der Dogmatik, sondern mit dem Blick der Poesie, der Liebe und der echten Andacht zu schauen? Es wird ein wonniges Schauen sein."

Ladenburg. **Bossert.**

Auf Grund geraten

Von **Johan Skjoldborg.**

Deutsch von **Laura Heldt.**

An der Küste des Limfjords treten an einer Stelle die Höhenzüge etwas zurück und umgeben halbmondförmig eine Fläche. Im Innern des Halbmondes liegt das Städtchen Taastrup an der Landstraße, die gen Osten die Höhen hinabläuft, gen Westen sie wieder erklimmt und sich dann sachte weiterschlängelt durch die jungen Nadelholzanpflanzungen der Heide.

Es ist ein recht gemütlicher, etwas altmodischer Ort mit moosbewachsenen Steinwällen, schlecht gepflegten Gärten, verkrüppelten Hollunderbäumen und großen Weiden, die am Enten- und Dorfteich schwermütig herabhängen über das unsaubere, moralige Wasser.

Weiter hinaus, nach dem Fjorde zu, dehnen sich die viereckigen Höfe aus, das aufgeschwemmte Land mit den munteren Füllen und dem gut gedeihenden Jungvieh, saftige Wiesen und sumpfigfeuchte Flächen. Ein Teil dieses Landes ist urbar gemacht und wird als Acker benutzt.

Während der Winterzeit herrscht hier eiskaltes Schweigen, doch an den langen Arbeitstagen der Sommerzeit bestrahlt die Sonne emsige Geschäftigkeit und munteres Leben.

Hier draußen stand eines Tages ein junger Mann, der damit beschäftigt war, einen Graben aufzuwerfen. Sein Kopf war klein; kurzer Vollbart, ein intelligentes Gesicht und ein flinker, heller Blick.

Die Arbeit ging ihm rasch von der Hand; der Graben lag da mit seinen scharfen Kanten, sauber und gerade, wie die Linien einer geometrischen Figur. Jens Bruns Auge ruhte mit Wohlbehagen darauf, während er ein paar Sekunden ausruhte; dann aber drang der blanke Spaten wieder leicht und hastig durch das Erdreich.

Schmerzen ihm die Hüften? Denkt er an ein hellängiges Weib, das sich über die Wiege beugt, in der ein kleiner Knabe liegt? — während er so dasteht und vor sich hinstarrt.

Er lächelt und packt die Arbeit von neuem an; länger und länger wird der Graben und immer mehr Geldstücke sieht er in Gedanken auf sich zurollen.

Der Hofbesitzer, für den er arbeitete, kam angesegelt. Wie ein schwer beladenes Schiff, das im stillen Wasser mit

schlaffen Segeln treibt, so glitt er langsam näher und ankerte neben Jens Brun.

„Puh! es ist meiner Seel nicht leicht, bei solcher Hitze noch traben zu müssen!“ Mit diesen Worten ließ er sich auf einen weichen Haufen fallen. „Puh! — In solcher Hitze! Wie? . . . Bak! bak! bak!“

„Zumal wenn man solche Fracht mit sich schleppt!“ fügte Jens Brun lächelnd hinzu.

„Hja,“ antwortete Sören Pedersen, zufrieden in dem Gedanken, daß er sich soviel Fett erlauben könne. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn mit dem Jackenärmel.

„Wenn du dich nur einen Monat lang hier mit dem Spaten vergnügtest, dann würdest du dich wundern, wo dein Speck geblieben wäre, Sören.“

„Ja, ja, mein Bester,“ sagte Sören etwas verletzt „du stehst hier und verdienst dir einen schönen Tagelohn! Bak! bak! . . . Aber sehr weit reicht er wohl doch nicht!“ fügte er hinzu und spuckte aus.

„Nein, das tut er wahrhaftig auch nicht . . . .“

„Du verstehst nun alles auf d e i n e Art, — wie? Bak!“

„Ich habe übrigens daran gedacht, daß wir hier nach dem Fjord zu, auf deinem Boden eine bessere Schießbahn haben würden. Du hast doch nichts dagegen, Sören?“

„Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich sehr dafür bin; etwas Gras wird dabei immer niedergetreten und äh — der ganze Tumult; . . . . . aber direkt verbieten will ich es nicht, versteht sich. Glaubst du nun eigentlich, daß bei der Schießerei etwas herauskommt?“

„Ja, siehst du, Sören Pedersen, einem bewaffneten Volk, das auf seinem Posten ist, kann man nicht alles mögliche bieten. Und es könnte doch eine Gelegenheit kommen, man weiß nie, was geschehen kann, nein, das weiß man nicht, und darum ist es immer besser, vorbereitet zu sein. Das kannst du wohl begreifen?“

„Ja, ja, das versteht sich; aber trotzdem, wenn man sich so vorstellt, daß es in allem Ernst losgehen soll, dann — äh — . . . .“

„Wir müssen doch endlich einmal erwachen in diesem Lande; uns müssen auch für andere Dinge Augen und Ohren aufgehen, als nur dafür, was wir heute essen, und was wir morgen essen werden!“

„Ja, ja, die Schießbahn könnt ihr euch also einrichten, wo ihr wollt, und kommt ihr um einen Zehnkronenschein zu kurz, dann sollt ihr auch nicht vergebens bei mir anklopfen. Ich sage auch, wir müssen, hol's der Satan, erwachen, ja, das müssen wir — wie? Bak; bak; bak!“

Bei diesen Worten erhob sich Sören und watschelte langsam dem Dorfe zu.

Länger und immer länger wurden die Schatten. Auf der andern Seite des Fjords glänzten helle Kreidefelsen im Nachmittagslicht, und über einer dunklen, wellenförmigen Oberfläche ragten zwei Kirchen und drei Mühlen empor. Der Fjord sah aus wie ein Riesenspiegel. Boote und andere Fahrzeuge lagen ganz still mit toten Segeln an Gaffel und Rahe. Ein Fischerboot ward von Hand gerudert. Die Ruderstangen trübten den Glanz des Spiegels, und stoßweise schoß das Boot mit leichtem Schaum am Bug über die kühle, blanke Fläche. Zwei Hütejungen wateten mit aufgekrempelten Hosen am Strande und fingen Krabben. Leise murmelnd schlugen die Wellen an den seichten Strand.

Jens Brun hatte seinen Spaten mit Grassoden zugedeckt, und seinen grün angestrichenen Speisekasten, an den eine Bierflasche gebunden war, über die Schulter geworfen. Er stand und sah sich nach der besten Schießbahn um. Und dann liebte er es auch über den Fjord hinaus zu blicken, das hatte er von Kindheit an schon gern getan. Es war hier so hübsch, schien es ihm.

Hier im Grase hatte er als Kind gespielt und gescherzt, nun sollte er auf diesem Fleck die Uebungen der Jugend leiten. Sollte ein Schuppen errichtet werden, dann konnte er dort stehen, und auf der ebenen Fläche konnten gut gymnastische Uebungen abgehalten werden, sehr gut sogar. Das würde herrlich werden.

Und etwas vorsingen wollte er ihnen; sie sollten schöne Lieder lernen, prächtige, lebensfrohe Lieder, die er auf der Volks-Hochschule gesungen hatte; in den Pausen zwischen den Uebungen, ja, und während des Marsches konnten sie sie singen, und . . . . . könnte er ihnen doch nur begreiflich machen, daß die Welt doch weiter reichte als bis zu den Taastruper Bergen und den Höhen von Ravesig!

Er befand sich auf dem Heimwege. Mühelos übersprang er die Gräben und eilte quer durch das taufeuchte Gras, vorbei an Hügeln und schlummernden Blüten. Nach Hause, nach Hause zu Marie und dem kleinen Dicksack!

Eine Wiese erstreckte sich ganz bis an den Teich hinunter, der mit den Mergelgruben in Verbindung stand. Auf dieser Wiese lag ein kleines, gemütliches Häuschen. Schneeweiße Mauern in schwarzen Fachwerksrahmen und kleine Fenster mit blauer Umrandung lugten hervor aus einem Schleier von Gebüsch und Bäumen.

Von Kind auf an war es ihm gewesen, als müsse es sich gut in diesem Häuschen wohnen lassen, und nun gehörte es ihm, wenn er auch noch etwas darauf schuldete.

Drinnen am Fenster saß sein Weib und schaute nach ihm aus. Auf einem schlanken Körper saß ein kecker Kopf mit feinen Zügen, einem hellen Blick und blondem Haar. Der Junge lag in der Wiege und schlief unter einer hübschen Decke. Hier war alles so sauber und so still.

Hastig trat der junge Mann näher, umwogt vom herben Erd- und Schweißgeruch, frisch und froh.

„Scht, du! Er schläft,“ flüsterte Marie und hob lächelnd den Zeigefinger in die Höh.

„Schläft der Bursche?“ — Er eilt zur Wiege hin. „Wie schläft er, der Dicksack! — Dicke! Dicke! Dicke!“

„Du darfst ihn wirklich nicht wecken, Jens!“ Sie geht ebenfalls zur Wiege hin.

Dann schüttelten sie ihn beide und lachten, und der kleine Kerl schlug seine schwarzen Augen auf. Danach lachten und spielten sie eine Weile alle drei.

„Sind heute keine Briefe da? — Nein? — Ich erwarte einen von Enevoldsen. Wir müssen ja einen Redner haben zum Schützenfest.“

„Du solltest dir die „Volkszeitung“ hernehmen, Jens; hier liegen die Nummern.“

„Ja, ich will mich nur erst waschen; dann komme ich wieder herein zu dir, und wir zünden die Lampe an.“

Jens Brun hatte außerhalb gedient und war dort in einen Strom der Volkstümlichkeit und Politik geraten, der ihn auf die Volks-Hochschule geführt hatte, wo seine geistigen Gaben geweckt worden waren, und sein reger Sinn höhere Interessen bekommen hatte.

Als ein eifriger Apostel seiner Ideen war er in seinen Heimatsort zurückgekehrt, und die erste Gläubige war Marie, die dann später sein Weib ward.

Er predigte Bewegung, Leben und Fortschritt. Fast alle seine Gespräche gingen darauf hinaus; mochten sie auch mit Rüben, Torfmooren oder anderen Dingen beginnen, sie endeten alle, ohne daß es ihm bewußt war, in dieser oder jener brennenden Frage.

Durch seinen jugendlichen Eifer bekam seine Rede einen Schwung und hatte ein Feuer, das allein dem Wort die Gabe des Zündens verleiht.

So hatte Marie ihn getroffen. Mit der unbedingten Hingabe einer gläubigen Seele hatte sie ihr Haupt an seine Brust gelehnt. Wie eine Flut feuriger Liebe und knospenden Lebensmutes war er gekommen und hatte sie in einlullendem Glück an einen fremden Strand gehoben, wohin? . . . . sie wußte es nicht, es lag ihr auch nichts daran, es zu erfahren, nur die Süße des Rausches wollte sie kennen lernen.

Es waren glückliche Tage, die dann folgten. — — —

Sie hatten ihr Heim aufgeschlagen in dem kleinen Häuschen auf der Wiese neben dem Teich. Zwischen den Bäumen hatte er einen Tisch und eine Gartenbank gezimmert, wo sie am Sonntag nachmittag und an milden Sommerabenden saßen, wenn er von der Arbeit heimkehrte. — Durch das dichte Netzwerk des Laubes schimmerte ihnen der Fjord entgegen. Der Storch drüben auf Peder Marjens Scheune stand auf einem Bein und klapperte, und die Blätter flüsterten im leisen Winde mit steigendem und sinkendem Tonfall wunderliche, gedämpfte Melodien.

Und dort saßen sie so glücklich, und ihre Händen fanden sich unter ihren eigenen Bäumen, und sie träumten von der Zukunft, die sich wie ein herrlicher Sommer vor ihnen aus-

Digitized by Google

breitete mit keimendem, sprossendem Leben unter Sonnenschein und Gesang.

Dann standen sie wohl auf und gingen hinunter in die Wiese, und er konnte ihr dann ausführlich erzählen, wie er, sobald er Zeit dazu bekäme, das Ganze umgraben und einfriedigen wolle usw. zur Samenzüchtung . . . . „Ob es sich lohnt? Ja, ja, doch." Und er erzählte eifrig weiter. „Siehst du, das nennt man ein Geschäft! — Wie?"

Ja, das konnte sie nicht leugnen.

„Und ich kann dann daheim bleiben bei dir und brauche meine Arbeitskraft nicht in fremden Boden zu stecken; und es ist eine Arbeit, bei der du mir behilflich sein kannst."

„Wie hübsch das wird! Dann bleiben wir hier und bebauen unser eigenes Land, genau so, wie die Hofbesitzer. Daß solch kleiner Fleck doch so viel einbringen kann!"

„Ja, ist es nicht prächtig! Und dann verschicken wir Samen in Lederbeuteln aus „Jens Bruns Samenhandlung in Taastrup", wie!"

Sie hatte dazu gelächelt.

Dann kamen manchmal ein paar junge Leute.

Ein Teil der Dorfjugend traf sich hier. Man versuchte sich in körperlichen Uebungen, man redete, man sang.

Es war ihm eine große Freude, wenn er so schöne Lieder wie „Hoher Norden", „Ich will mein Land beschirmen", oder „Auf einer Bahn" hinaustönen hörte über Feld und Au. Und das kam jetzt nicht so selten vor; denn diese Lieder begannen die zweifelhafte Jahrmarktspoesie, die von dem blinden Kristen Pavelsen aus Wendsyssel verfaßt war, zu verdrängen.

Taastrup lag gemütlich und geschützt zwischen den Höhen und erfreute sich einer Art altmodischen Wohlstandes. Das Dorf schlummerte in der Sommerhitze, selbst die Hofhunde mochten kaum bellen, sondern schlichen faul umher mit schlaffem Körper. Ein Hof sah genau aus wie der andere, derselbe Misthaufen und derselbe alte Strohdiemen hinter den Scheunen, ganz gleiche Wohnhäuser mit der gleichen Anzahl Zimmer und Kammern. An den Wänden hingen dieselben Oeldrucke von Luther und Melanchthon, und die unter Glas und Rahmen aufgehängten Begräbnisverse waren fast alle von demselben Küster verfaßt und in derselben Druckerei gedruckt.

Hier war ein Kolloß von Gleichheit der Sitten und Gewohnheiten, der gesellschaftlichen Gebräuche und Meinungen, ein Kolloß, der schwer von der Stelle zu rücken war. Aber die politische Stimmung hatte doch einen kleinen Umschwung hervorgebracht. Und Jens Brun zwängte sich bald hier, bald dort dazwischen, wo immer sich eine Spalte fand, in die er mit seinen Absichten und Ansichten hineinschlüpfen konnte.

Eine günstige Gelegenheit hatte ihm einen gewissen Ruf verschafft. Gutsbesitzer von Frantzen, ein aufgeblasener Herr, den weder die Linke noch die Rechte schätzte, dachte daran, sich als Kandidat für das Volksthing aufzustellen und hielt in der Umgegend einige Versammlungen ab. Auf einer dieser Versammlungen wagte es Jens Brun an den Gutsbesitzer einige Fragen zu richten, aber dieser wurde böse und fertigte ihn kurz ab. Er wollte Jens Brun wissen lassen, daß er kein Schuljunge sei, den man verhören könne; er habe in so und soviel Jahren im Gemeinderat gesessen und im Amtsrat in so vielen, und im übrigen halte er zur Rechten, aber er tue es nur ungern.

Jens Brun erhielt das Wort. Dem Herrn Gutsbesitzer würde es wohl nicht schaden, seinen politischen Katechismus etwas gründlicher zu studieren (Heiterkeit); hier wenigstens würde man ihn wohl kaum ernst nehmen. — Und was das anbeträfe, daß der Kandidat ungern zur Rechten gehe, so sei er der Meinung, es sei besser, er ginge mit Freuden zur Linken (Erneute Heiterkeit).

In der Tonart ging es weiter, und die Bauern stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen an und lachten. Sören Pedersen krauste sich mit der Pfeifenspitze hinterm Ohr und lachte, daß ihm der dicke Bauch wackelte.

Die Taastruper waren stolz auf Jens.

Der Gutsbesitzer geriet in Zorn und fragte Jens Brun, ob er vielleicht glaube, daß er von gestern sei. Worauf Jens Brun antwortete: „Nein, im Gegenteil, man könnte ihn annehmen, der Herr Gutsbesitzer sei vor etlichen hundert Jahren auf die Welt gekommen."

Nicht lange danach glaubte Jens Brun einer für „den kleinen Mann" ungünstigen Stimmung im Kreditverein auf die Spur gekommen zu sein, und mit der Energie, die seinem elastischen Geist innewohnte, weckte er die Bevölkerung der Gegend aus ihrem sorglosen Schlummer. Sein Alarmruf führte zu einer verhältnismäßig lebhaften Beteiligung an einer Reihe von Kreditvereinssachen, ja sogar zu einem Repräsentantenwechsel.

Auf diese Weise gewann er Einfluß. Es ward ein Leseverein gegründet, und durch seine Vermittlung gelangten tüchtige und zeitgemäße Blätter und Zeitschriften in das Dorf, wodurch die chinesische Mauer durchbrochen wurde, die vordem nur das alte Kreisblatt hatte zu Worte kommen lassen.

Der Ring war durchbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Gute Möbel. Gute und schlechte „moderne" Möbel kann man sich täglich ansehen; man braucht nur in die Verkaufsräume der großen Firmen zu gehen, und da hat man alles: Schränke, Tische, Stuhlindividualitäten, die Respekt verlangen, ganze Einrichtungen, je nach Bedarf. Bisweilen erfährt man den Künstler, der's gemacht, bisweilen ist man diskret genug, zu verschweigen, wo der Möbelzeichner Gedanken und Anlage gefunden hat. Darüber wäre weiter nichts zu sagen. Wer im vergangenen Sommer Dresden besucht hat, weiß ja, was bei uns heute in der Herstellung von Möbeln geleistet und auch gesündigt wird. Das Problem, mit dem man, neben andern, die Ausstellung verließ, war die Geldfrage. Wie ist es möglich, die Ergebnisse des kunstgewerblichen Aufschwungs dem deutschen Bürgertum und Bürgerhaus nutzbar zu machen? Man weiß, wie intensiv und erfolgreich die „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst" die Verwirklichung dieses Gedankens in die Hand nahmen. Was sie zeigten, aus der Hand Riemerschmids, war ja mit das beste und billigste, was man sehen konnte. In Berlin haben wir jetzt einen ähnlich ernsthaften Versuch, gute und billige Möbel zu schaffen, der verdient, anerkannt zu werden. Der Maler Hermann Mündhausen, den man aus Porträts der Sezession kennt, hat in der Tauentzienstraße 10 drei Wohnungen ausgestellt. D. h. soviel: während man sonst, auch in Dresden, die Zimmer nur entweder leblos aufgestellt oder mit einer angepaßten Architektur verbunden erlebte (Fenster, Türe usw. als Ergebnisse der künstlerischen Gesamtidee), ist hier ein neues. Die typische häßliche Berliner Mietswohnung mit den drei und vier Zimmern, wie es Tausende gibt, und wie sie für Hunderttausende, ja Millionen die unabweisbare Notwendigkeit ist, differiert dem Künstler die Raumverhältnisse. Und was Mündhausen da heraus schafft — für den scheußlichen weißen Berliner Porzellanofen kann er nichts — verdient alle Anerkennung. Er bietet keine preziöse Einzelheiten und anregende Einfälle, aber er gestaltet aus den langweiligen Zimmern schöne behagliche Stuben. Seine Möbel haben so etwas Selbstverständliches: sie sind ganz ohne Schmuck, sie belehren uns auch nicht über das unbedingt Zweckvolle ihrer Konstruktion. Aber sie erhalten ihre starken Eindruckswerte von der Gesamtstimmung des Raumes. Sie wurde zuerst erfaßt und in ihren Rahmen wurden die Einzelstücke entworfen. Ueber allerhand kleine Erfindungen, über die Verwertung der Farbe und all das braucht im einzelnen nicht gesprochen zu werden. Aber dies: es war möglich, bei gutem Material und guter Ausführung eine Wohnung zu schaffen. Eßzimmer, Schlafzimmer, Arbeits- und Empfangszimmer, Küche, die mit allem Zubehör, Vorhängen usw. nur 3500 M. kostet. Von der künstlerischen Selbstzucht, die an englischem Beispiel gewachsen ist, abgesehen, bedeutet solche Leistung ein Stück Vorarbeit zu kulturellen Möglichkeiten. K.

Meuniermappe. Ueber Constantin Meuniers Kunst und Bedeutung wurde in der „Hilfe" schon wiederholt gesprochen. Es ist deshalb nicht notwendig, ausführlich auf sein Leben und seine Arbeit einzugehen. Fast jeder hat eine Vorstellung von seiner Art. Aber wer schon Originale gesehen hat, dem blieb ein äußerst starker Eindruck. Ich meine jetzt nicht allein die seelische Macht und Wucht, die aus den Gestalten dieser Fischer und Bergarbeiter auf uns geht. Sondern ganz formal die Deutlichkeit des Vorstellungsbildes, das sich an Meuniererinnerung knüpft. Die Ursache liegt in einer wertvollen Eigenart dieser Kunst: die große, ausdrucksvolle Gebärde und Silhouette der Gestalten. Die Bronze verlangt schon nach ihrem Material charakter Vereinfachung, Deutlichkeit der Linie, denn sie ist in der Farbe zu dunkel zum intimen Spiel der plastischen Flächen. Das traf sich mit Meuniers Wollen: Typus zu geben, typische Handlungen, in denen Größe und Einfachheit liegt. Alles Kleine

und Individuelle mußte fallen. Wir sagten neulich: Meunier sei die Fortsetzung Millets; wie Millet seinen Bauern fand und schuf, ging Meunier zum industriellen Proletariat, sah und gestaltete seine Größe und die Schönheit seiner Arbeit. Der Kunstwart ebnet Millet den Weg zu den Deutschen und er festigt jetzt Meuniers Hausrecht. Die Mappe bringt 14 Blätter meist bekannter Werke; darunter drei Reproduktionen nach Gemälden (Callwey, München, 6 M.). Es ist fast müssig, zu wiederholen, daß die Wiedergaben, und namentlich auch die photographischen Aufnahmen der Plastik fast durchweg sich auf denkbarer Höhe halten. H.

Allerlei

Sozialdemokratische Logik.

A.: Der Freisinn taugt gar nichts!
B.: Wir machen ihn im „Vorwärts" hundeschlecht.
A.: Wir beweisen, daß er infolge seiner Zusammensetzung schlecht sein muß.
B.: Er kann beim besten Willen gar nicht liberal sein.
A.: Aber wir verlangen doch, daß er liberal ist.
B.: Wir werfen ihm täglich vor, daß er so ist, wie er sein muß.
A.: Das ist ja überhaupt unser Logik, daß wir alles das moralisch verwerfen, was wir materialistisch für notwendig erklären.
B.: Dieses unser Verfahren nennt man wissenschaftlich.
A.: Wir nennen es so, wie selber.

Konfirmation. Geh hin, mein Kind, und fürchte dich nicht vor deinem Bekenntnis! Du hast den guten Willen, das beste zu glauben, was Menschen glauben können. Mehr kannst du gar nicht leisten, und Gott, der die Kinder besser kennt, als die Kirche sie kennt, weiß, daß du über alle schweren Fragen und Zweifel noch keine Klarheit haben kannst. Er hat Geduld mit dir und verlangt nicht, daß du vollkommener erscheinst als du bist. Glaube an das Wort: suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan! Du fängst jetzt an, selbständig zu werden. Mehr als ein Anfang ist es nicht. Gott segne den Anfang!

März. Die Menschen stehen und warten auf den Frühling. Jeden Morgen, wenn sie aus ihren Häusern treten, schauen sie nach Himmel und Wolken und Sonne: ach, daß der Winter doch ein Ende nehme, und die Vögel wieder kommen, und das leichte helle Grün die dürren Zweige der Hecken umspiele. Es hat jetzt lange genug geschneit. Das war ja wieder ein Winter, gut, lange gab's keinen solchen, richtige Winter werden überhaupt immer seltener in dieser Zeit; aber: er war so voll Unruhe und Unrast, so voll trüber Wolken und grauer Tage. Und aus denen möchte man herauskommen. Man möchte das Gestern und Vorgestern abreisen können. Und jetzt ist es solches Mittendrin, das müde macht und die Sehnsucht aufregt nach langen hellen Tagen und wunschlosen Abenden und stiller, sicherer Arbeit. Es ist auch jetzt schön: durch Alleen gehen, am Rande der Stadt, wenn eine gelbe Abendsonne über die dürftigen Felder flammt und die Steinwände da hinten fröhlich macht — dann rücken lange dunkelgraue Wolken an, und ein naßkalter Schnee sinkt herunter, und alles ist verwischt. Aber: ein Grau und ein feuchtes Raunen und um die Laternen ein goldenes Tropfenspiel. Auch das ist schön. Doch die Menschen wollen es nicht mehr sehen. Sie wollen Blumen und Vögel, Sonne und Wärme, sie wollen bunte Kleider anziehen und in den Frühling gehen mit ihrer Sehnsucht und den Winter vergessen wie einen langen wüsten Traum. So recken sie die Arme und dehnen die Brust und sagen: wie wird es schön und fröhlich sein!

Vater und Sohn.

Millionen Erden opfern dir im Weltall —!
Und du
hörst den Blätterfall vom Baume —
und Milliarden Menschen unter deinem Himmel,
wie Ameisengewimmel,
leben im irren Traume — —
(entstehen — vergehen —
wie der an den Strand gespülte Schaum
der Wellen — —)

Da hasten sie und mühen sich im Schweiße,
und drehen wirren Kopfes sich im Kreise,
und finden keinen Anfang und kein Enden —
und halten in den zitternd wißbegiergen Händen
so viele Fäden, die sich alle rings verlieren —,
die unter ihren Fingern sich verwirren —;
bis sie erschöpft die Arme sinken lassen,
verzweifelt in die leeren Lüfte fassen
und lautlos in die Ewigkeit versinken. —

— — — — — — — —

Ich muß den Kelch des Leidens nicht mehr trinken:
denn du, mein Vater, bist in mir,
in mir — — —;
und rings das Leben der Natur
ist nur
der Abglanz meiner Seele — —!

Emil Klotz.

Büchertisch

Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolf Günther. E. Salzer, Heilbronn. 374 S.

In Anordnung und Ausstattung bietet sich dieser Band als eine vielen willkommene Ergänzung zu Avenarius' „Hausbuch deutscher Lyrik". Von einem feinsinnigen Kenner der religiösen Lyrik wurde hier ein Buch zusammengestellt, in dem man mit der doppelten Empfindung liest: welche Kunst — denn darum handelt es sich — steckt doch in der religiösen Lyrik und auf der anderen Seite: wieviel Befruchtung kommt aus dem Religiösen dem künstlerischen Gestalten. Das erste ist wie eine Ueberraschung: denn die Gewohnheit ließ uns fast nie dazu kommen, die alten Gesangbuchslieder auf ihren künstlerischen Wert näher anzusehen. Wir wissen ja auch, wieviel Handwerkliches da drin steckt, und dies ließ uns von der religiösen Lyrik im allgemeinen nicht so sehr hoch denken. Günther führt uns nun aus der üblichen Umgebung heraus zu all den großen Lyrikern, die wir verehren, und führt uns zu den Proben ihrer religiösen Dichtung. Es ist gut, daß er diesen Begriff ohne Enge und Schema auffaßt. Dadurch erhält seine Sammlung gegenüber ähnlichen Unternehmen eine erfreuliche Frische und Lebhaftigkeit. Und das andere, was uns wieder naheträt, ist die enge und merkwürdige Verbindung von Religion und Kunst, die ja neben der Musik nirgends so unmittelbar ist wie beim lyrischen Gedicht. Das Religiöse, allerdings frei von der dogmatischen Färbung, ist im Künstler eine drängende Kraft. — Seine Eigenart, aufs Religiöse gestimmt und von allem literarischen Wertlosigkeiten — fast zuverlässig gesäubert, leiht dem Buch eine eigentümliche und anregende Bedeutung und seine solide, gute Ausstattung macht aus ihm, gerade für Konfirmation und Osterfest, ein schönes Geschenkwerk. H.

J. J. David Gesamtausgabe. Im Verlage Pieper, München, soll eine Gesamtausgabe der Werke des neulich verstorbenen österreichischen Dichters J. J. David veranstaltet werden. Erich Schmidt, Ernst Heilborn, Oskar Pie wenden sich mit einem warmen Aufruf an den deutschen Leser, ihm den feinsinnigen und tüchtigen Poeten nahe zu bringe. Prof. Erich Schmidt leitet die Ausgabe ein, Dr. E. Heilborn, Berlin W., Kurfürstenstraße 83, nimmt die Erklärungen zur Subskription an. Wir können heute nur unsere Leser empfehlend auf dieses dankenswerte Unternehmen aufmerksam machen; kritisch soll von ihm gesprochen werden, wenn die einzelnen Bände vorliegen.

Briefkasten

H. M. 1. Gewiß. Wir sind zur Prüfung Ihres eventuellen Beitrags gerne bereit.

A. L. Naumanns Aufsatz über: „Die Partei der Nichtwähler" steht im Märzheft der „Süddeutschen Monatshefte".

M. Berlin. Die Verwaltung der Eintrittskarten für den Reichstag hat für die Freisinnige Vereinigung Abg. Pachnicke. Die Fraktionssitzungen sind gemeinsam. Die preußischen Landtagswahlen sind voraussichtlich im Herbst 1908.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Mit dem am 1. April erscheinenden Hefte 13 beginnt das zweite Semester des

XX. Jahrgangs vom Kunstwart.

Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Kunst mit Bildern und Notenbeilagen. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Bezugspreis vierteljährlich 3,50 M. Einz. Hefte 70 Pfg.

Probenummern jederzeit gern kosten- und portofrei durch jede Buchhandlung sowie direkt vom **Verlag Georg D. W. Callwey, München.**

In unserem Verlage erschien:

Lebensregeln

Geschenkwerk in vielfarbiger, künstlerischer Ausstattung, Prachtband in kl. 4°-Format. Ganzleinen mit Goldschnitt Mk. 3,—.

Das Werk, hervorragend in Inhalt und Ausstattung, ist das empfehlenswerteste Geschenk für die die Schule verlassende Jugend.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Frankfurt a. Main. Schirmer & Mahlau.

Häufige Klagen

werden darüber erhoben, daß unseren Lesern Probenummern mit Abonnements-Einladung zugehen. Wir bitten daher wiederholt alle diejenigen um Aufgabe ihrer Adresse, die die Hilfe nicht per Kreuzband von uns direkt erhalten.

Täglich bestellen unsere Freunde eine große Anzahl Probe-Abonnements. Unter diesen aber, die herausgeschmissen, da bereits Hilfeleser sind, ist nur auf Grund eines genauen Leserverzeichnisses möglich.

Für jede Unterstützung sagen herzlichen Dank

Der Buchverlag der Hilfe.

Privatbeamte!

Sorget für Eure Zukunft und für die Eurer Familien

durch Anschluß an den zur Wahrung und Förderung der sozialen und wirtschaftlichen Interessen der deutschen Privatbeamten vor 25 Jahren gegründeten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg

ca. 12 Millionen Mark Gesamtvermögen ca. 22000 Mitglieder, halbjährlicher Beitrag Mk. 3,—

Rationellste Sicherung der Zukunft

durch Beteiligung an den Versicherungskassen des Vereins, der Pensionskasse, Witwenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse. Zahlreiche sozi wie soziale **Wohlfahrtseinrichtungen** Waisen- und Erwerbsunterstützung, Unterstützung in unverschuldeten Notlagen (Brand u. Stellenlosigkeit), Rechtsrat, Rechtsschutz, Stellenvermittelung etc. Plan verlange Prospekt u. vom **Direktorium des Deutschen Privat-Beamten-Vereins zu Magdeburg.** 3367

Bremer Cigarren.

Spezialmarke **Christ** à M. 42,— milde und von feiner Qualität.

Vorzügliche Sorten in den Preislagen:

M. 45, 50, 80, 90, 100, bis 200.

Aufträge von Mark 20.— an Portofrei.

Fritz Mann

Bremen, Langenstr. 112.

Wem es wünschenswert ist, einen reinen, guten u. bekömmlich (mild und rot) **Wein billigst** sich zu verschaffen, der wende sich vertrauensvoll an

Felix Hohoff Erbach im Rheingau

Gegr. 1892. Meine ca. 8 Hektar [illegible] Weinberge. Preisl. gr. u. fr.

Fordern [illegible] Numerierungs-, Brutapparate, Brutmaschinen, Brutmaschinen-Eier, Geflügelhäuser, Brutmasch., Zuchtgeräte, Geflügelpark i. Auerbach Hess.

50% spart, wer zu Leib- und Bettwäsche Haacke's erprobte

Imitirt Leinen

verwendet.

Katalog gratis. Muster frei. Umtausch gestattet.

Christliche Firma

Gustav Haacke, Landeshut i. Schl. Nr. 34

20 Meter

Nora	10.80 M
Vera	12.60 „
Lux	13.40 „
Lob	14.60 „
Eva	15.60 „
Pol	17.40 „

Anerkannt

EM pfiehlt meine [illegible] einen milden Qualitäts-Cigarren-[illegible] f. Sumatra-Fabrik-Fab., grosse Fac. 16jähr. Spezialität.

1 Marke „Grebe" M. 4½
2) „Mylady" M. 5.—
3) „La Calidad" M. 6.—

per ½ K. (100 St.) 3,10 frko. Viele freiwill. Zeugn. von H. Pfarrern, Lehrern, erzl. etc. Prima Listen fr.

Heinr. Grebe,

Bremen 27. Cigarrenfabr.

Vorzüglich

Antiquaria III.

Frenssen, Gustav, Dorfpredigten, 3 Bde., gebd., ganz wenig beschädigt, à Mk. 2,50 statt 3,— M. **Bölsche, Wilhelm,** Die Abstammung des Menschen, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Aus der Schneegrube, 4,50 Mk. statt 6,— Mk.; Entwickelungsgeschichte der Natur, 11,— Mk. statt 15,— Mk.; Die Eroberung des Menschen, 1,50 Mk. statt 2,— Mk.; Goethe im 20. Jahrhundert, 90 Pfg. statt 1,20 Mk.; Hinter der Weltstadt, 3,50 Mk. statt 5,— Mk.; Das Liebesleben in der Natur, 3,75 Mk. statt 5,— Mk.; Die Mittagsgöttin, Roman, 4,— Mk. statt 6,— Mk.; Der Sieg des Lebens, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Der Stammbaum der Tiere, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Vom Bazillus zum Affenmenschen, 3,75 Mk. statt 5,— Mk.; Vom Sonnenschein und Sonnenstäubchen, 1,75 Mk. statt 2,50 Mk.; Weltblick, Gedanken zu Natur und Kunst, 4,50 Mk. statt 6,— Mk.; Der Zauber des Königs Arpus, 2,50 Mk. statt 3,50 Mk. **Bousset, Wilhelm,** Was wissen wir von Jesus, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Das Wehen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte, 3,— Mk. statt 4 Mk. **Brehm's Tierleben,** kleine Ausgabe für Volk und Schule. Bearbeitet von R. Schmidtlein, Illustr., 3 Bde., geb., 24 Mk. statt 30 Mk.; **Briefe,** die ihn nicht erreichten, 4,— Mk. statt 5,— Mk.; **Briefe** von und an G. A. Burger, 4 Bde., 4,— M. statt 24,— Mk. **Busch, Wilhelm,** Abenteuer eines Junggesellen, 1,10 Mk. statt 1,50 Mk.; Der heilige Antonius von Padua, 1,20 Mk. statt 1,50 Mk.; Balduin Bählamm, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Bilder zur Jobsiade, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Dideldum, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Eduards Traum, 1,50 Mk. statt 2,— Mk.; Fipps, der Affe, 1,— Mk. statt 1,50 Mk.; Der Geburtstag oder die Partikularisten, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Die Haarbeutel, 75 Pfg. statt 1 Mk.; Die fromme Helene, 1,— Mk. statt 1,50 Mk.; Herr und Frau Knopp, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Hans Huckebein, Der Unglücksrabe, Das Pusterohr, Das Bad am Samstag Abend, Illustr., 2,— Mk. statt 3,— Mk.; Julchen, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Kritik des Herzens, 1,50 Mk. statt 2,— Mk.; Maler Klecksel, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Max und Moritz, 2,25 Mk. statt 3,— Mk.; Die kühne Müllerstochter, Der Schreihals, Die Prise, 1,40 M. statt 2,— Mk.; Pater Filucius, Allegorisches Zeitbild, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Plisch und Plum, 75 Pfg. statt 1,— Mk.; Der Schmetterling, 1,50 Mk. statt 2,— Mk.; Zu guter Letzt, 2,25 Mk. statt 3,— Mk.

Die Vorräte sind sehr gering. Wir expedieren die einlaufenden Bestellungen der Reihe nach.

Wir halten auch sämtliche Neuerscheinungen des Buch-, Kunst- u. Musikalienhandels vorrätig. Kataloge über alle Literaturfächer bereitwilligst kostenlos und franko zu Diensten. Lieferung in Rechnung. Verlangen Sie unsere Bücher-Abonnementsbedingungen.

„Fortschritt" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Bitte bevorzugen Sie diese Firmen und beziehen Sie sich im Bedarfsfalle auf ihre Anzeigen in der „Hilfe"!

Die Hilfe

Verantwortlich für Politik: Friedrich Naumann, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 30.

Neues Leben

Wenn ich mich in meinem Leben nach etwas gesehnt habe, so war es nach einem neuen Leben. Ich habe es nicht gefunden. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden konnte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden wollte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden durfte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden sollte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden konnte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden wollte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden durfte. Ich habe es nicht gefunden, weil ich es nicht finden sollte.

zerbrechlichen Gefäß von Geistigkeit und Doktrin gefaßt. Eine konservative absolutistische Welt- und Staatsanschauung mit starker theokratischer Färbung hat hier ihre schärfste und deutlichste Prägung gefunden. Es brauchte sich nur dieses Staatsdogma einer beschränkten Philosophie mit einem kühlen und besonnenen Willen, mit Machtinstinkten und unerhörten Machtmitteln zu vereinigen, um dieses Wesen zu schaffen: Pobjedonoszew. Der Name ist wie eine Mythe. Die große Zeit des Toten liegt in der Regierung Alexander III. Dem war der Professor der Rechte Erzieher gewesen und hatte sich durch seine Uneigennützigkeit und durch seine raitlos konsequente Verkörperung des russischen autokratischen Staatsideals und der russischen Kirche des Zaren Vertrauen in dem Maße erworben, daß er zur bedeutendsten Stellung im Staate aufstieg. Er hat sie gründlich versehen und sich so lang gegen Reformen gestemmt, als es ihm nur möglich war. Sein System zerbricht, und sein Same sind die Verwüstungen, Stürme und Exzesse.

Der neue Nationalverein. In München ist ein neuer „Nationalverein" gegründet worden, der über die Parteiunterschiede hinweg eine große gemeinschaftliche Organisation der liberalen Elemente darstellen und ausbilden will. Er wendet sich jetzt mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, der von einer Reihe bekannter liberaler und freisinniger Politiker, fast ausschließlich des deutschen Südens, unterzeichnet ist. Diese Tatsache wie die ganze Gründung erklärt sich aus den eigenartigen Verhältnissen des Südens. Der Aufruf, der für sich selber sprechen soll, hat folgenden Wortlaut:

Was die politische Bewegung der letzten Jahre schon hat erkennen lassen, ist durch die Reichstagswahlen bestätigt worden: in weiten Kreisen des Volks lebt eine tiefe Sehnsucht nach Verjüngung und Einigung des Liberalismus.

Für den Liberalismus ist jetzt der historische Augenblick gekommen, den zu nützen er mit allen seinen Kräften versuchen muß. Er muß den alten liberalen Grundgedanken der unlöslichen Verknüpfung von vaterländischer Macht und Größe mit der Freiheit und Tüchtigkeit aller Staatsbürger aufs neue erfassen und auf die Bedürfnisse der Gegenwart anwenden.

Noch ist die Zeit für eine einzige liberale Partei nicht gekommen. Die bestehenden Parteikörper können nicht einfach verschmolzen oder aufgelöst werden. Es gilt, neben ihnen eine große gemeindeutsche Organisation zu schaffen, die der gemeinsamen Aufgabe dient und die Einigung vorbereitet.

Eine solche Organisation soll der Verein sein, zu dessen Gründung wir unsere Landsleute aufrufen.

Wir sind einig in der Pflege nationaler Gemeinschaft. Im Zusammenhang mit der großen Kulturgemeinschaft aller Nationen wollen wir dem Deutschtum seine Stellung in der Welt behaupten. Wir fordern, daß die Sicherung des Reiches und unserer nationalen Interessen nicht abhängig gemacht werde von Erwägungen parlamentarischer Taktik und von der Stellung der Fraktionen zur Regierung.

Wir sind einig in dem Verlangen nach freiheitlichem Ausbau der inneren Einrichtungen des Reiches und der Einzelstaaten, der Verfassung und der Verwaltung; einig in der Vertretung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes, einig in dem Ziel: ein freies deutsches Reich, ein Volk von freien Bürgern.

Wir sind einig in der Forderung einer freien und volkstümlichen Erziehung aller Staatsangehörigen, vor allem der heranwachsenden Jugend, zu den nationalen, staatsbürgerlichen, sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben der Gegenwart. Im friedlichen Wettkampf der Nationen entscheidet kulturelle, politische und wirtschaftliche Tüchtigkeit, und innerhalb der Nation wird sich nur der tüchtige Stand, die tüchtige Persönlichkeit behaupten.

Wir sind einig in dem Gedanken der sozialen Reform auf dem Boden der Freiheit und Gerechtigkeit. Liberal sein, heißt das Recht des freien Arbeitsvertrages, das Recht der wirtschaftlichen Organisation, volle Koalitionsfreiheit für die Angehörigen beider Geschlechter, die Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer anerkennen. Im wirtschaftlichen Kampfe sehen wir nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um zum sozialen Frieden zu gelangen. Diesem Zweck soll auch der Ausbau der sozialen Gesetzgebung und ihre Ausdehnung auf weitere Kreise der Bevölkerung dienen. Nicht die Klassengegensätze verschärfen, sondern alle Berufskreise zu gemeinsamer friedlicher Arbeit zu einen, ist eine nationale, freiheitliche Aufgabe.

Das sind vier große Richtpunkte, die dem gesamten Liberalismus gemeinsam sind. Sie sollen die Tätigkeit unserer neuen Gemeinschaft bestimmen.

Wir brauchen einen neuen Nationalverein.

Der alte Nationalverein war eine Organisation des deutschen Liberalismus, er hat die Einigung Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage erstrebt und mächtig gefördert. Der neue Nationalverein soll auf der heute gewonnenen nationalen Grundlage die Einigung des deutschen Liberalismus organisieren, des Liberalismus der sozialen und Erziehungs-Arbeit.

Wer sich mit uns eins fühlt, schließe sich uns an und arbeite mit an dem Werk der innerlichen und äußerlichen Kräftigung und Einigung des deutschen Liberalismus.

Wir fordern auf, dem neuen Nationalverein beizutreten.

Sozialdemokratische Klugheit

Unter der schönen Ueberschrift „Jakob, wo bist du?" hält mir die „Leipziger Volkszeitung" eine Vorlesung, die wohl verdient, etwas näher betrachtet zu werden, zumal da der „Vorwärts" in ganz ähnlichen Tönen redet. Der erste Teil der Strafpredigt hat folgenden Wortlaut:

Ein Mann sitzt jetzt im Reichstage, von dem das liberale Bürgertum sich viel versprach. So eine Art Wiederbelebung des Liberalismus. Herr Naumann ist's. Ungefähr ein Jahrzehnt lang hat er um ein Reichstagsmandat gerungen heiß und zäh, und jetzt, wo er an der Wiege steht, die die Erfüllung seiner Wünsche birgt, steht er gleichzeitig am Grabe seiner Hoffnungen. Niemals war der Liberalismus so einflußlos, wie jetzt, wo alle äußeren Ehren auf ihn herabrieseln: er ist im Reichstagspräsidium vertreten, er ist regierungs-, ja sogar hoffähig geworden. Aber alles das hat er nur erreicht durch Verrat seiner Grundsätze. Und just in diesem Augenblick, wo der Liberalismus nur noch eine Dekoration ist, ein Feigenblatt der Junkerregierung, wo jeder liberale Abgeordnete ein freiwilliger oder unfreiwilliger Bannerträger der Reaktion ist, gerade jetzt muß Herr Naumann in den Reichstag gewählt werden. Er ist der Politiker der verpaßten Gelegenheit und der verspäteten Posttage. Er wollte der Sozialdemokratie die Arbeiterklasse abspenstig machen. Er kam einen Posttag zu spät. Er wollte den Liberalismus verjüngen. Er kommt wieder einen Posttag zu spät. Wie Achill den Leichnam des Hektor an seinen Siegeswagen spannte und ihn siebenmal um das ragende Troja schleifte, so hat jetzt das Junkertum den Leichnam des Liberalismus an seinen Triumphwagen gebunden und rast mit ihm in übermütiger Siegeslaune über Hecke und Busch, durch Geröll und Schmutz. Dieser Kadaver spottet aller Wiederbelebungsversuche. So kommt's, daß Herr Naumann bisher im Reichstage schwieg, sogar dann schwieg, als die Haltung der vereinigten Freisinnsparteien ihn zum Widerspruch verpflichtete.

Das ist der alte, ungebrochene Hochmut der marxistischen Rechtgläubigkeit! Auf Tatsachen kommt es ihr nicht an, sondern nur auf Wiederholung feststehender Redensarten. Den Satz „niemals war der Liberalismus so einflußlos, wie jetzt" hat die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten heruntergeleiert, so daß sie ihn im Schlafe hersagen kann. Und es hat in der Tat Zeiten gegeben, wo der Liberalismus einflußlos war, wo er in der Staatsleitung nichts zu sagen hatte, aber diese Zeiten sind nun vorüber. Der Liberalismus ist über seine tiefste Ebbe hinweg. Er hat wieder Jugend, gewinnt neue Wähler und bedeutet im Reichstag mehr, als seiner bloßen Ziffer zukommt, da die Regierungsmajorität nicht ohne ihn zustande kommen kann. Wir überschätzen das Gewonnene nicht, aber es gehört geradezu Tatsachenblindheit dazu, die Umwandlung in der Stellung des deutschen Liberalismus nicht zu sehen. Die „Leipziger Volkszeitung" hat ja in Leipzig Gelegenheit genug gehabt, den Liberalismus zu fühlen. Wenn sie jetzt so tut, als sei der neue Aufstieg durch Verrat liberaler Grundsätze erreicht worden, so gehört auch dieses zu den alten Melodien des Leipziger Leierkastens. Wir leugnen nicht, daß es in der Vergangenheit teilweisen Verrat am Liberalismus gegeben hat. Es hat „Liberale" gegeben, die für die Zuchthausvorlage gestimmt haben und „Liberale", die bei Wahlrechtsverschlechterungen mit geholfen haben. Aber gerade der neue Aufstieg des Liberalismus ist fast überall mit einer Abschüttelung dieser alten Sünden verbunden gewesen. Nicht deshalb hat der Liberalismus gesiegt, weil er reaktionär geworden ist, sondern weil er sich mehr als vorher auf seinen Liberalismus besonnen hat. Das weiß jeder, der die heutige Zusammensetzung der liberalen Parteien kennt. Auch die National

liberalen sind offenbar über ihre nulliberalste Zeit hinaus. Nichts ist falscher, als das grausig-schöne Bild vom Leichnam Hektors. Die Sozialdemokratie hat verloren, der Liberalismus aber hat gewonnen. Um ihren Verlust vergessen zu machen, nennt sie den Liberalismus einen Kadaver. Mag sie sich an Worten berauschen! Ich meinesteils lehne es in jeder Hinsicht ab, mit dem Liberalismus im Reichstag und insbesondere mit den vereinigten linksliberalen Fraktionen mich nicht in Harmonie zu befinden, kann vielmehr versichern, daß meine Erwartungen hinsichtlich der Linksliberalen übertroffen worden sind. Ich hatte die Schwierigkeiten der Einigung des entschiedenen Liberalismus für noch größer gehalten, als sie in Wirklichkeit sind, und habe keinerlei Bedenken, mich mit der bisherigen Haltung der vereinigten Linksliberalen einverstanden zu erklären.

Wenn deshalb die „Leipziger Volkszeitung" die Sache so darstellt, als hätte ich bisher aus einer Art von Verzweiflung am Liberalismus geschwiegen, so ist sie gänzlich auf dem Holzwege. Ich habe nicht geredet, weil ich bei der Interpellation über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, bei der ich als Redner der Linksliberalen bestimmt war, durch Unwohlsein abgehalten war. Das ist das Ganze. In die nutzlose Vielrednerei über den Verlauf der Reichstagswahlen einzugreifen, hatte ich kein Bedürfnis. Ich habe Zeit, zu warten, um so mehr, da ich nicht einen Posttag zu spät komme, sondern eher einen Posttag zu zeitig. Mein Ideal ist, an der Verbindung der Arbeiter mit dem bürgerlichen Liberalismus zu arbeiten. Dazu muß die Hohlheit der marxistischen Rechtgläubigkeit noch offenbarer zutage treten, als es bis jetzt der Fall ist. Die Dinge aber entwickeln sich in dieser Richtung und alles bombastische Gedröhn der „Leipziger Volkszeitung" kann darüber nicht täuschen, daß der Glaube in die Unüberwindlichkeit des sozialdemokratischen Radikalismus einen starken Stoß erhalten hat. Das System der sozialdemokratischen Theoretiker zerbröckelt an allen Enden. Ein Beweis dafür ist auch die Art, wie die „Leipziger Volkszeitung" das Verhalten der Sozialdemokraten in der Wahlbeeinflussungsdebatte verteidigt. Sie druckt den Hauptteil meines Aufsatzes in der vorigen Nummer der „Hilfe" ab und fügt dazu folgende Belehrung:

Seht da! Welch feine Logik! Wenn wir sagen: Der Kapitalismus muß ausbeuten, er kann nicht leben ohne Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, so sind wir nach Herrn Naumanns Logik nicht berechtigt, ihn deshalb anzugreifen. Wir dürfen nur sagen: Der Kapitalismus will ausbeuten, uns ist das recht, wir werden ihn zwingen, es offen und gründlich zu tun. Dann aber: Die Regierung will keineswegs Parteiregierung sein. Sie bestreitet das ebenso erbittert, wie der Kapitalismus bestreitet, die Arbeiterklasse auszubeuten! Die Sozialdemokratie reißt der Regierung die Maske vom Gesicht und sagt dem Volk: Da habt ihr eure „unparteiische Regierung"! Und das nennt Herr Naumann verworren und altmodisch. Ei, welch ein neumodischer Politiker!

Der alte Ziegler rief einst, als er den politischen Verfall der fortschrittlichen Partei unaufhaltsam heraufziehen sah, seinen Parteigenossen die bitteren Worte zu: Euch ist der Kapitalismus aufs Gehirn geschlagen, ihr könnt nicht mehr denken. Mit Herrn Naumanns Denkkraft hat sich ein ähnlicher betrüblicher Vorgang abgespielt. Ihn hat der Hottentottenblock mit seiner Keule aufs Gehirn geschlagen, und nun kann er nicht mehr denken.

Darüber, ob ich noch denken kann, brauche ich kein Osterzeugnis von der „L. V.-Zeitung". Das besorge ich selber. Es würde aber gut sein, wenn auch die „L. V.-Zeitung" etwas mehr Gewicht auf klare Gedanken legen wollte. Zwei Punkte sind es, um die es sich dabei handelt:

1. Wenn die Sozialdemokratie sagt, daß der Kapitalismus ausbeuten muß, oder daß der gegenwärtige Staat eine Revolutionspartei bekämpfen muß, so hat sie kein Recht, denen, die dieser Notwendigkeit ihre Dienste leihen, sittliche und persönliche Vorwürfe zu machen. Die Sozialdemokratie selbst hat oft in derselben Weise geredet, indem sie sagte: ihr dürft dem ungebildeten Arbeiter seine Unbildung nicht zum Vorwurf machen, denn sie folgt mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen, unter denen er aufwächst! ihr dürft die Unsittlichkeit nicht moralisch verdammen, denn sie ist eine Folge der Wohnungs- und Lohnverhältnisse! ihr dürft uns wegen des Klassenkampfes und aller seiner Gehässigkeiten keine Vorwürfe machen, denn wir sind ja gezwungen, so zu handeln! usw.! Man kann so sagen. Es ist einseitig, aber nicht falsch, so zu sagen. Dann aber muß man alle Dinge mit demselben Maße messen. Das ist es, was die Sozialdemokratie nicht tut. Wer auf dem Boden des sozialdemokratischen Materialismus steht, hat kein Recht, sich mit moralischem Pathos zu beschweren. Wenn, und soweit es wahr ist, daß der Kapitalismus ausbeuten muß, fällt jedes Recht zur Anklage weg, da es dann unmöglich ist, durch Anklagen etwas zu bessern oder zu ändern. Wir erheben Anklagen gegen alle die Ausbeutung, die nicht sein muß, die nicht notwendig ist. Wir reden moralisch über das, was vom freien Willen abhängt. Ueber Naturvorgänge sich zu entrüsten, ist Unsinn. Das aber tut die Sozialdemokratie. Sie stellt erst alle Schlechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaft als Naturvorgang hin, und dann predigt sie denen Strafe und Vergeltung, die doch nach ihrer eigenen Lehre nicht anders handeln konnten, als sie eben taten.

2. Die Sozialdemokratie gibt zu, daß die Reichsregierung eine Parteiregierung sein muß, aber, so sagt sie, man muß ihr deshalb doch Vorwürfe machen, weil sie sich selber als „unparteiische Regierung" hinstellt. Die Sozialdemokratie muß der Regierung die Maske der Unparteilichkeit vom Gesicht reißen! Das ist es, was ich als altmodisch bezeichne, denn die preußisch-deutsche Regierung ist seit Jahrzehnten so offen und vor aller Welt eine Parteiregierung, daß es geradezu lächerlich klingt, wenn mit feierlichem Ernst versichert wird, man müsse ihr die Maske der Unparteilichkeit vom Gesicht reißen. War etwa Bismarck jemals unparteiisch? Gab es nicht zu seiner Zeit Reichsfreunde und Reichsfeinde? Und hat nicht jeder der Reichskanzler bis hin zum Fürsten Bülow sich mit bestimmten Parteien politisch verbunden? Es geht gar nicht anders. Alles Volk weiß, daß es so ist. Wozu also das Theater, als wäre es anders? Bülow hat keinen Zweifel gelassen, daß er mit bestimmten Parteien gegen bestimmte Parteien regieren will. Dieser Zustand entspricht der sozialdemokratischen Theorie und wird von der Regierung selbst als tatsächlich anerkannt, geredet aber wird, als lebten wir noch unter den Ansichten von 1850.

Wir erkennen an, daß jede Regierung sich auf Parteien stützen muß, um regieren zu können. Das ist in allen parlamentarischen Ländern so. Auch in Deutschland wird eine majoritätslose Regierung verloren sein. Also ist die Aufgabe oppositioneller Parteien, sich zur Majoritätsbildung zu erheben, um aus dem Zustande der Opposition in den der Mitregierung hinüberzugehen. Wenn wir einmal von links her regieren, dann werden wir die Wahlen beeinflussen, so gut, wie die Wahlen jetzt von rechts her beeinflußt werden. Es wird sich aber auch dann zeigen, daß die offizielle Wahlbeeinflussung kein entscheidender Faktor ist, sobald die Volksstimmung im Ganzen von ihr nicht ergriffen wird. Die Sozialdemokratie ist jetzt entrüstet, weil sie im Volke schwächer geworden ist. Das ist alles. **Naumann.**

Die „Nation"

Theodor Barths „Nation" wird in dieser Woche zum letzten Male erscheinen. Die „Nation" hat 24 Jahre des Wirkens hinter sich. Das ist ein langes Leben für eine politische Zeitschrift. Sie war eines der markantesten Organe unseres öffentlichen Lebens. Wir würden ihrer gedenken, auch dann, wenn wir nicht in den letzten Jahren Schulter an Schulter mit ihr gekämpft hätten.

Eigentlich war die „Nation" eine unfreiwillige Gründung des Fürsten Bismarck. Anfangs der 80er Jahre erschienen in der Bremer „Weserzeitung" Aufsätze, die das reaktionär gewordene Regiment des Kanzlers so empfindlich trafen, daß Bismarck sich alle Mühe gab, ihren Verfasser unschädlich zu machen. Er vermutete in dem Autor den jungen Abgeordneten und Syndikus der Bremer Handelskammer Dr. Barth. Dieser Mann war ihm besonders verdächtig,

weil er bereits in der Zolltarifkommission des Bundesrats von 1879, kaum dreißig Jahre alt, als einziges Bundesratsmitglied der veränderten Handelspolitik des Fürsten entschieden widersprochen hatte. Es wurde nun den Bremern bedeutet, daß man sich von Berlin aus sehr wenig für die Entwicklung der Hansestadt erwärmen würde, solange Dr. Barth Syndikus der Handelskammer bliebe. Die Folge war, daß Barth sich nun ganz in den Dienst der Politik stellte und die Leitung der „Nation" übernahm. Es ist zweifelhaft, ob Bismarck von diesem Erfolg sehr befriedigt gewesen ist. Um die Wochenschrift aber sammelten sich die aus den Reihen der Nationalliberalen ausgeschiedenen Sezessionisten, die ihre nationale Gesinnung durch Festhalten an der reinen liberalen Lehre bekunden wollten.

Es war ein Kreis von ausgeprägten Persönlichkeiten und erlesenen Geistern. Bamberger, Mommsen, Stauffenberg, Forkenbeck, Bunsen usw. — alle hatten sie um die Gründung oder den Ausbau des Reichs ihre Verdienste. Dazu kamen glänzende Darsteller, wie Gildemeister, tüchtige Wirtschaftskenner wie A. Meyer und Schrader. Barth brachte in das Blatt den Zusammenhang und die Einheitlichkeit, die das Geheimnis aller tieferen publizistischen Wirksamkeit bedeuten. Er gab ihm, als der jüngste des Kreises, die Freude an einer eleganten und präzisen Kunst des Angriffs.

Diese Männer waren weniger Agitatoren als Staatspolitiker. Sie hatten den Liberalismus in seiner mächtigsten Zeit erlebt, waren selbst schon an der Macht gewesen, oder glaubten davor zu stehen. Deshalb lag ihnen die Erregung von Volksbewegungen weniger nahe als die Pflege der Kunst, wie Deutschland sich von ihren liberalen Grundsätzen aus regieren ließe. Immer schwebte ihnen das Vorbild des englischen Staates vor Augen. Sie führten die Blüte des britischen Staatswesens auf allgemein gültige liberale Grundsätze zurück, die sie von der Parlamentsherrschaft bis zur Behandlung der Arbeiterfrage auch für Deutschland als allein angebracht hielten. Von da aus ergab sich ihre Gegnerschaft gegen Bismarck und die Sozialdemokratie.

Für die historischen Verdienste Bismarcks hat ja der Kreis der „Nation" immer mehr Verständnis gezeigt als die alte Fortschrittspartei. Bamberger hatte sich nach 1866 mit aller Deutlichkeit für die Politik Preußens erklärt — was ihm von seinen alten demokratischen Freunden sehr verübelt wurde — er hatte später Bismarck bei der Ausgestaltung der Bankgesetzgebung und Reichswährung stark beeinflußt; er und andere gehörten zu denen, die nicht zur lebenslänglichen Opposition verdammt waren, sondern die noch wirklich mit schaffen konnten. Auch hat die „Nation" niemals, so wie es der mehr kleinbürgerliche Teil des Liberalismus tat, eine Lebensfrage des Volkes darin erblickt, ob in einem Reichsamt ein dritter Direktor angestellt würde oder nicht, oder ob eine notwendige Truppenvermehrung für 5 oder 7 Jahre bewilligt würde. Es herrschte mehr realpolitischer Sinn in diesem Kreise. Wenn der ganze Freisinn so wenig doktrinär gewesen wäre, wie die um Barth und Bamberger, und 1893 den Grafen Caprivi gehalten hätte, statt ihn zu stürzen, würde der Liberalismus in Deutschland ein gutes Stück weiter sein. Aber gegen Bismarcks innere Politik, die seit 1879 konservativ geworden war, wehrte sich die „Nation" mit Kraft und Geschick, und nicht immer ohne Erfolg. Gegen den dämonischen Eifer, mit dem der Kanzler die Verfassung des Reichs zurückschrauben wollte statt sie weiterzubilden, gegen seine Aufpeitschung der Sonderinteressen zu reaktionären Zwecken, gegen seine Politik des Hasses, dem das Divide et impera zuletzt zum Selbstzweck wurde, stritt sie von ihrer sicheren Staatsauffassung aus und konnte am Schlusse feststellen, das unmittelbar nach Bismarcks Entlassung dieses ganze System zusammenbrach. Dabei hielt sie sich verhältnismäßig frei von der Verbissenheit, welche die persönlich zugespitzten Streitigkeiten jenes Jahrzehnts kennzeichneten, wo das Heldenhafte in Bismarcks Riesennatur mehr dem Titanenhaften wich.

Die Stellung zur Arbeiterbewegung ist der schwache Punkt der hier betrachteten Gruppe des Liberalismus. Immerhin war der Vorwurf des „mitleidlosen Manchestertums" gegenüber der „Nation" nie angebracht. Barth und Schrader traten in unzähligen Artikeln für das freiere Koalitions- und Vereinsrecht ein, also für die Reformen, auf welche die Arbeiterbewegung selbst immer den größten Wert gelegt hat, an deren Erfüllung ja auch Fürst Bülow jetzt „denkt". Sie wandten auch mit Recht ein, daß den Arbeitern durch die Schutzzollpolitik mehr entzogen als durch die Arbeiterversicherung geschenkt würde. Auch daß sie die Arbeiterversicherung bekämpften, geschah nicht aus antisozialer Klassenpolitik; es geschah mehr auf Grund der falschen Ueberzeugung, daß der Staat nicht dem einen etwas geben könne, ohne es dem anderen zu nehmen, aber auch auf Grund der nicht sofort abweisbaren Erwägung, daß solche, wie sie glaubten, magere Geschenke dem Emporstreben des Einzelnen und der Erziehung zur Selbstverwaltung hinderlich seien. Ein Praktiker wie Richard Roesicke, der im übrigen der „Nation" nahestand, hatte früher den Wert des Arbeiterschutzes und der Versicherung erkannt, und ihm folgte später die ganze freisinnige Vereinigung. Den Kämpfen der Gewerkschaften aber hat die „Nation"-Gruppe immer Verständnis entgegen gebracht, und hat nie die Forderung der Koalitionsfreiheit preisgegeben, so wie es ihre Gegner von rechts taten, die über die „Mitleidlosigkeit" dieser Freisinnigen sittlich aburteilten.

Es ist eine historisch schwer zu beantwortende Frage, ob dieser Liberalismus durch größeres Entgegenkommen gegenüber der Arbeiterbewegung das Wachstum der Sozialdemokratie hätte aufhalten können. Ich glaube nicht, daß er es gekonnt hätte, nachdem er aufgehört, auf die Regierung von Einfluß zu sein. Nachdem es ihm nicht mehr möglich war, durch liberale Ausgestaltung der Gesetze dem Radikalismus die Quelle zu verstopfen, hätte er vielleicht mehr geistiges Verständnis gegenüber dem Staatssozialismus zeigen können. Aber solche Erkenntnis allein hilft den Parteien nicht auf die Beine. Die Tragik dieses Liberalismus war, daß er, der auf den Einzelmenschen sich gründete, in einer Zeit wirkte, wo die Massenorganisation alle anderen Interessen verschlang; das Ideal des Einzelmenschen aber zog sich in den Kleinbürger zurück, der, ob zünftlerisch oder nicht, für staatspolitische Gedanken wenig Widerhall bot. Und der überdies mit der vielseitigen Bildung des „Nation"-Kreises weniger Berührung hatte, als mit der robusten Tonart weniger gebildeter und weniger bedenklicher Agitatoren.

So blieb eine hochbegabte Schicht auf den Monolog im Parlament oder den Leitartikel in der Zeitung beschränkt.

Der Stil der „Nation" ist ein feiner Niederschlag des Wesens dieser Männer und verrät die Luft einer gesättigten Kultur. Man blättere die Jahrgänge zurück, und man wird den Eindruck nicht los, daß unsere Publizistik im Ganzen an Form verloren hat. Wir wollen nicht nach äußeren Gründen suchen und an die Feinde einer gefälligen Form erinnern, als da sind: elektrischer Nachrichtendienst, Rotationsdruck, Schreibmaschine. Auch wenn sich die Schnellebigkeit, die ja gerade im Zeitungswesen ihre höchsten Triumphe feiert, mit der anmutigen Schreibweise früherer Tage, wo man mehr Muße hatte, nicht verträgt, so wäre doch erst noch zu untersuchen, ob nicht die Zeit der kürzeren Entschlüsse auch neue stilistische Werte geschaffen hat. Vielleicht Werte, die gerade mit dem Begriff der „Kürze" zusammenhängen. Ist doch in der Publizistik, wie auch überall sonst, das Ideal des Stils: die klarste und wahrhaftigste Form für den Gedanken zu finden. Je großzügiger und geschlossener ein Gedankengebäude ist, desto abgerundeter trägt es sich vor. Weil unsere deutsche Politik immer weniger ein Kampf von Weltanschauungen geworden ist, weil sie sich immer mehr in verzettelte Interessen und praktische Einzelfragen aufgelöst hat, weil sie sich weniger „ideologisch" abspielt, deshalb auch der Niedergang der Form. Die „Nation" hat mit am längsten die Traditionen jenes älteren Stils erhalten, dessen Wurzeln in der englischen Aufklärung lagen, und dessen Wuchs durch französische Abgeschliffenheit bestimmt wurde. Stil und Geist befanden sich in engem Einvernehmen, und das ist ein weiterer Grund, warum sie den gebildeten Leser nicht ermüdete: die innere Vornehmheit, die kein Pathos heuchelt, das nicht vorhanden sein kann. Die „Nation" hielt sich fern von der

mystischen Gefühlsduselei, mit der die Reaktion das, ihr einst so verhaßte, Nationalbewußtsein umwob, um es für feudale Ansprüche auszumünzen. Sie hielt sich ebenso fern von der Karikatur des demokratischen Pathos. Dieser Verzicht auf Geschmacklosigkeiten des Tages, mit denen man Abonnenten macht, gestaltete den Leserkreis der „Nation" zu allen Zeiten kleiner, als er hätte sein müssen. Aber weil sie nach dem Goetheschen Wort gelebt hat: „es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack", empfindet man ihr Ende als wirklichen Verlust. Es ist, wie wenn ein altes, weißes, ruhiges Haus, von Fliederbüschen eingefaßt, unter einer Flucht von öden Mietskasernen verschwindet.

Theodor Barth war viel jünger als die bekannten Führer der Sezessionisten, die sich von den Nationalliberalen getrennt hatten und später die Freisinnige Vereinigung begründeten. Deshalb war er entwicklungsfähiger und sah früher, welche Bedeutung die sozialdemokratische Frage für den Liberalismus hatte. Die „Nation" hat die Sozialdemokratie nie anders als auf liberalem Boden bekämpft, und Barth persönlich hat niemals für eine Verlängerung des Sozialistengesetzes oder ähnlich geartete Maßnahmen gestimmt. Er blieb aber nicht dabei stehen, sein Gewissen rein zu halten, sondern er ging weiter: schon 1890 schrieb er mit aller Deutlichkeit, es sei die größte nationale Aufgabe des Liberalismus, die 1½ Millionen sozialdemokratischer Wähler in den breiten Strom der nationalen Entwicklung zurückzuführen. Aus den 1½ Millionen wurden 2 und 3 Millionen, der Liberalismus entfernte sich seit der falschen Taktik von 1893 immer mehr von der Macht, anstatt sich ihr zu nähern. Barth sah, daß der Liberalismus wieder das Volk erobern müsse, und daß dies nur dann möglich sei, wenn er in ein engeres Verhältnis zu der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft gelangen könnte.

„Dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen" — diesen Ausspruch Mommsens hat Barth öfters angeführt. Er versuchte die alten liberalen Ideale, die Uebereinstimmung von Regierung und Regierten, den freiheitlichen Ausbau der Gesetzgebung durch die veränderten Zeitverhältnisse durchzuretten. Das hieß nun: an der Wiedergewinnung der Arbeitermassen für nationale Politik mitzuhelfen. Hier trafen sich Barth und seine Freunde mit den Nationalsozialen. Das war der gesunde Untergrund unserer Fusion. Ohne Barths Vermittlung wäre diese Fusion, wäre unsere Mitarbeit an der Erneuerung des Liberalismus nie möglich gewesen — das wollen wir nicht vergessen. Denn er hat durch seine starke Persönlichkeit die Nationalsozialen mit davon überzeugt, daß im Liberalismus noch ehrlicher sozialpolitischer Wille enthalten sei, und er hat andererseits auch in Lagen, die ihm nicht bequem waren, sich nie gescheut, unter Gefährdung seiner eigenen Stellung für die liberale Kreditfähigkeit der früheren Nationalsozialen Bürgschaft zu leisten. Jede Nummer der „Nation" hat seit Jahren den Liberalismus ermahnt, sich auf seine eigensten Prinzipien zu besinnen und zu arbeiten.

Es gibt Leute, die sich nicht wecken lassen, und andere, die, selbst wenn sie wach sind, den Mahner nicht recht mögen, der sie aus dem Schlummer gerissen hat. Franz v. Stauffenberg hat einmal von Barth gesagt, er sei scharf wie ein Rasiermesser. Das ist eine Eigenschaft, welche den Menschen, die Konflikte scheuen, nie sympathisch sein wird. Barth ist aber gegenüber allem Haß und Spott gleichmütig geblieben. Kann er sich doch auch sagen, daß der liberale Aufschwung bei den letzten Wahlen, wenn er persönlich auch im tückischen Hinterpommern leer ausging, dennoch ein Stück seiner Arbeit ist, denn er hat mit an erster Stelle geholfen, dem Liberalismus neue Frische und Volkstümlichkeit zuzuführen. Er ist ein großer Erwecker des Liberalismus.

Wir leben jetzt im Zustand der „Paarung" und werden sehen, welche Früchte sie hervorbringt. Es wird sich bald herausstellen, ob die Konservativen Gemütsmenschen werden und einer Reihe liberaler Forderungen zustimmen, deren unser Staatswesen so dringend bedarf. Es ist aber wohl keinem vernünftigen Menschen zweifelhaft, daß diese Paarung ein vorübergehender Zustand ist. Selbst wenn auf diesem Wege ein paar Gesetze zustande kommen, die dem Liberalismus nützen, so bleibt doch die große Frage, wie die Masse der Arbeiterschaft dem Fortschritt dienstbar gemacht werden kann, nach wie vor offen. Unser Freund Barth benützt die Zeit der Paarung zu einer Reise nach Amerika. Er wird nach seiner Rückkehr Arbeit genug finden. Wenn sich erst der Liberalismus seiner Leistungsfähigkeit wieder recht bewußt ist, wenn die Arbeiterschaft ihre selbst verschuldete Machtlosigkeit klarer einsieht, dann ist die Zeit für die Gedanken, die Barth unermüdlich vertreten hat, reif geworden.

Man glaube nicht, daß Barth und seine Freunde infolge der Paarungs-Episode ihre Ziele aufgeben. Sie wissen auch nicht, warum sie pessimistisch sein sollten. Gerade diejenigen, die sich an falsche Hoffnungen klammern, die jede vorübergehende Gunst der Lage ausnützen, jedes kleine Vorteilchen mit Inbrunst wahrnehmen, um in die Welt zu schreien, wie optimistisch sie sind; gerade die sind die eigentlichen Pessimisten. Von diesem Scheinoptimismus hat sich die „Nation" immer frei gehalten. Theodor Barth hat den wahren Optimismus, den Glauben an die Notwendigkeit der politischen Freiheit und den Wert des Einzelmenschen nie verloren. Was aber ist köstlicher: das gemächliche Dahinleben von einem Tag zum andern — oder das mühevolle Vordringen zu einem sonnigen Ziel?

Eugen Katz.

Die Warenhäuser und ihre Angestellten

(Schluß)

Ich komme zu einem weiteren Gebiete, auf das wir Warenhausbesitzer mit einigem Stolze blicken können. Zur Frage der Sommerferien für das Personal. Daß von den 75 Antworten, die ich vorliegen habe, keine einzige dahin lautet, daß den Angestellten überhaupt keine Ferien gewährt werden, ist selbstverständlich. Dagegen lauten 7 Antworten so, daß daraus die Länge des erteilten Urlaubes ziffernmäßig nicht zu ersehen ist. Nur 5 Betriebe sind es, bei denen der Urlaub nach mehr als einjähriger Tätigkeit 8 Tage nicht übersteigt, 6 Betriebe machen bei 10- bis 12tägigem Urlaub halt. Es folgen 32 Betriebe, die Ferien bis zu 14 Tagen geben und 22 Betriebe, die bis zu 3 Wochen und länger Ferien geben. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß auch in betreff der Ferien bereits von verschiedenen Warenhäusern weitere Verbesserungen in Erwägung gezogen sind. Der Anspruch auf Ferien beginnt bald nach 6-, bald nach 9- und bald nach 12monatlicher Tätigkeit. Die Dauer der Ferien steigt in den meisten Fällen mit der Dauer der Dienstzeit. Meine Herren! Soweit ich einen Ueberblick habe über die Urlaubsverhältnisse im Groß- und Kleinhandel, kann ich wohl behaupten, daß die Warenhäuser mit einem Durchschnittsurlaub aufwarten können, der nur von ganz wenigen Handelshäusern überschritten, der aber ganz zweifellos von keinem kleineren Detailgeschäft erreicht wird. Sie wissen ja alle, wie da in den meisten Fällen die Urlaubsverhältnisse noch im Argen liegen. An einigen Feiertagen geschäftsfrei, das ist vielfach alles, was geleistet wird, während alle Warenhäuser ihren Angestellten außer den Feiertagen die erwähnten Sommerferien gewähren.

Ich kann von weiteren glücklichen Ansätzen noch weitergehender sozialer Fürsorge berichten. Es haben Warenhäuser die Einrichtung getroffen, ihrem Personal bei Beginn der Sommerferien besondere Gratifikationen zu gewähren, ich z. B. gebe allen meinen Angestellten nach vierjähriger Tätigkeit in meinem Hause vor Beginn des alljährlichen Sommerurlaubs eine Gratifikation in Höhe eines halben Monatsgehaltes. Mehrere Warenhäuser schicken ihr Personal in Erholungsheime, und zwar teils in selbsterrichtete, teils auf Grund von besonderen Abmachungen mit bestehenden Anstalten. Noch hübscher erscheint mir sogar die Einrichtung, die ein anderer Betrieb geschaffen hat, der im Sommer die Erholungsbedürftigsten seiner Angestellten auf seine Kosten mit Verpflegung in einem geeigneten Orte einquartiert. Im vergangenen Jahre hat der betreffende Betrieb 45 Personen diese Vergünstigung zuteil werden lassen. Ein Betrieb schickt aus den durch Strafgelder angesammelten Summen die Minderbemittelten in ein Erholungsheim. Selbstverständlich handelt es sich in all diesen Fällen um freiwillige Leistungen. Die Fälle, in denen Erholungsaufenthalt nach Krankheiten ärztlich verordnet werden, gehören nicht hierher. Herr Herzfeld hat im vergangenen Jahre zu diesem Punkte Anregungen gegeben. Ich hoffe, daß der soziale Geist der Warenhäuser mit oder ohne Hilfe des Verbandes die in so verhältnismäßig kurzer Zeit gezeitigten Keime sozialer Fürsorge bald zu starken Bäumen heranwachsen lassen möge.

Bei unseren Verhandlungen vor 2 Jahren bildete das Pensions- und Krankenkassenwesen einen weiteren

Punkt unserer Beratungen. Was die Krankenkassen anlangt, so liegen die Verhältnisse im allgemeinen günstig. Eine Reihe von Warenhäusern besitzt eigene Kassen und verwendet die Ueberschüsse wiederum im Interesse der Angestellten, teils um die Ermäßigung der Beiträge herbeizuführen, teils zu anderen gemeinnützigen Zwecken. Die weitaus größte Zahl der Warenhäuser gehört jedoch den Ortskrankenkassen an. Eine Reihe davon ist jedoch gerade jetzt mit der Errichtung eigener Kassen beschäftigt. Etwa 25 pCt. der sämtlichen Betriebe trägt mehr als den gesetzlich vorgeschriebenen Teil zu den Kosten bei, und zwar 5 Betriebe die Hälfte des Betrages, 8 Betriebe ¾, 3 Betriebe den ganzen Betrag. Eine Reihe weiterer Betriebe trägt für Lehrlinge oder überhaupt für Angestellte unter 20 Jahren die gesamten Beiträge. Von den 75 Betrieben zahlen 4 in Krankheitsfällen infolge besonderer, dem Paragraphen 63 des D. H. G. B. entgegenstehender Vereinbarungen das Gehalt nicht weiter, 3 von den Betrieben nicht immer, ein Betrieb die Differenz zwischen Krankengeld und Gehalt. Ein Betrieb hat die Frage nicht beantwortet. Die restlichen 64 Betriebe zahlen in Krankheitsfällen das Gehalt weiter, und zwar hören die meisten Betriebe damit nach sechswöchentlicher Krankheitsdauer nicht auf. Ein Betrieb mit eigener Krankenkasse läßt über die Dauer der Gehaltszahlung eine von den Angestellten selbstgewählte Kommission entscheiden. Auffallend ist mir in vielen Beantwortungen der besondere Hinweis darauf, daß an Simulanten diese Vergünstigung nicht gewährt wird. Meine Herren! Es würde mich im Rahmen dieses Vortrages zu weit führen, wollte ich diesen Punkt ausführlicher behandeln. Ich möchte nur nicht unerwähnt lassen, daß die betreffenden Firmeninhaber in ihr Personal einerseits und in die Kassenärzte andererseits soviel Vertrauen schenken müssen, daß sie über diesen Punkt beruhigt sein sollten. In jedem Falle möchte ich entschieden davor warnen, daß der Warenhauschef selbst sich das Recht vorbehält, zu entscheiden, ob ein Angestellter simuliert oder nicht. Das ist ein Vorbehalt, der wirklich schlecht zu dem Bilde paßt, das ich erfreulicherweise von dem sozialen Sinn der Warenhausinhaber hier entrollen konnte.

Was nun die Pensionskassen für die Warenhausangestellten anlangt, so konnten wir leider die vor zwei Jahren eingeleiteten Verhandlungen wegen Schaffung einer Kasse von Verbands wegen nicht zu einem befriedigenden Abschluß bringen. Vor allem ließ es uns nämlich das inzwischen aufgetauchte Projekt einer staatlichen Pensionsversicherung für Privatbeamte angezeigt erscheinen, vorläufig mit unserer Arbeit innezuhalten. Uns allen obliegt nun, daran mitzuarbeiten, daß die staatliche Privatbeamtenversicherung, der ja vor den privaten Pensionskassen unbedingt der Vorzug gebührt, Gesetz werde, und ich erwarte, daß Sie alle für eine in diesem Sinne eingebrachte Resolution stimmen werden. Zur besonderen Freude gereicht es mir, daß ich trotz der erwähnten Umstände davon berichten kann, daß zwei Betriebe bereits eigene Pensionskassen haben, daß 3 Betriebe Unterstützungsfonds für kranke und bedürftige Angestellte eingerichtet haben, und daß 3 weitere große Betriebe jetzt die Errichtung eigener Kassen in Angriff nehmen. Auch hier, wie Sie sehen, kein Stillstand, sondern Fortschritt und emsige Weiterarbeit. Naturgemäß ist es gerade auf diesem Gebiete nur sehr großen Betrieben möglich, etwas zu leisten, woraus sich die geringe Zahl der Betriebe mit bestehenden oder projektierten Kassen erklärt. Wir wollen, wie gesagt, den Gesetzentwurf für die Versicherung der Privatbeamten, der hoffentlich bald kommt, abwarten. Sollten sich nach dieser Hinsicht unsere Hoffnungen nicht erfüllen, so müßten wir später darauf zurückkommen, aus eigenen Kräften der sozialen Pflicht gerecht zu werden.

Lebhaftes Interesse wurde anscheinend der folgenden Frage von vielen Seiten entgegengebracht. Ich stellte die Frage: „Wie stellen Sie sich zur Frage der Beschaffung von Heimen für Ihre Angestellten, besonders die weiblichen, die nicht bei ihren Eltern wohnen?"

Von einem Teil der angefragten Betriebe wurde mir geantwortet, daß die Frage wegen des kleinen Platzes, geringen Personals, Beschäftigung nur ortsansässiger Damen usw. nicht in Betracht komme, und ich stimme dem auch in solchen Fällen zu. Desto heftigere Gegensätze scheinen in interessierten Kreisen zu herrschen. Es liegen mir 18 warm befürwortende Antworten vor, darunter mehrere, welche die Errichtung von solchen Heimen bereits in Aussicht stellen. Eine Antwort besagte wörtlich: „Für diese Frage treten wir immer warm ein. Hierorts existiert ein solches Heim, das sehr benützt wird. Eine ganze Reihe unserer Damen wohnen und speisen da. Wir haben das Heim in mannigfacher Weise unterstützt". Auf der Gegenseite stehen 10 durchaus ablehnende Antworten, u. a. die folgende: „Wir haben ein Heim gehabt, doch schlechte Erfahrungen gemacht". Sie sehen, meine Herren, die Frage ist so schwierig, als sie wichtig und ernst ist. Es sollte mich freuen, wenn diese Frage zu recht lebhafter Diskussion, Klärung und am letzten Ende zur Schaffung von geeigneten Heimen führen würde. Denn, meine Herren, darüber herrscht wohl kaum ein Zweifel, daß nichts geeigneter sein würde, unserem Personal zu einer größeren Wohltat zu werden, daß wir auf keine Weise in höherem Maße bildend und veredelnd wirken können, als durch Schaffung von wirklichen Heimen, die all das besitzen, was das Wort „Heim" umschließt. Es handelt sich also sicher nicht um eine Prinzipienfrage, sondern lediglich um die Frage der praktischen Durchführbarkeit, und wenn da z. B. eingewendet wird, daß die Damen nach Geschäftsschluß ihre Freiheit haben wollten, so wird es sich eben darum handeln, den Angestellten ein Heim zu schaffen, ohne ihnen ihre Freiheit zu rauben. Sie haben vielleicht von den neuerdings errichteten amerikanischen Heimen für alleinstehende Frauen gelesen, deren Haupteigenheit die unbedingte Freiheit der Persönlichkeit ist. Z. B. erinnere ich mich, daß erwähnt war, daß die Damen in den Empfangsräumen, die in kleine Apartements geteilt sind, jederzeit — ich glaube bis abends 10 Uhr — auch Herren empfangen können. Ich entsinne mich leider aller Einzelheiten dieser interessanten Neueinrichtung nicht. Doch schwebt mir etwas Aehnliches vor. Viel Freiheit für den einzelnen, viel Anregung und gemütliche Räume — Bibliothek und Klavier z. B. — für die Gesamtheit, Vertrauen in die sittliche Führung und Vermeidung alles Kasernenmäßigen — so, glaube ich, müßte etwas zu schaffen sein, was alle Teile befriedigt.

Ich will, bevor ich zum Schlusse komme, nur noch einige Punkte streifen. Die Gehälter in Warenhäusern sind durchweg gute, und die Warenhäuser marschieren in dieser Hinsicht an der Spitze. Besonders an kleineren Plätzen sind die von den Warenhäusern bezahlten Gehälter sehr häufig weit über dem ortsüblichen Durchschnitt. Die Kantinen der Warenhäuser mit der Abgabe von Speisen und Getränken zum Selbstkostenpreis, die Abgabe sämtlicher Waren an Angestellte zum Selbstkostenpreis oder mit erheblichen Rabatten. Erleichterungen zum Besuch von Badeanstalten, Vergünstigungen beim Besuche von Theatern — all das ist geeignet, die soziale Lage der Warenhausangestellten noch günstiger im Vergleich mit den Angestellten anderer Handelszweige erscheinen zu lassen.

Ich komme zum Schluß. Ich glaube, Ihnen, meine Herren, den Beweis erbracht zu haben, daß die Warenhäuser soziale Arbeit in erheblichem Umfange leisten, daß sie sich ihrer Verantwortung und Pflichten als Träger einer der modernsten und fortschrittlichsten Wirtschaftsformen voll und ganz bewußt sind. Bleiben wir Warenhausbesitzer endlich verschont von den ungerechtfertigten Angriffen der Mittelständler, setzt sich die Regierung endlich dem Streben, die moderne Wirtschaftsorganisation und die fortgeschrittene Technik des Warenverkehrs zu unterbinden, energisch entgegen — dann werden wir Warenhausbesitzer noch mehr als bisher unter Anspannung unserer Leistungsfähigkeit dahin wirken, daß in nicht allzu ferner Zeit die sozialen Einrichtungen in unseren Betrieben mustergültig sind.

Ueberall regt es sich und mehren sich die sozialen Leistungen. Langsam, aber sicher führen die Warenhäuser Tausende von Angestellten auf der sozialen Stufenleiter empor, führen sie die Wege zu Wohlstand und Wissen, einen neuen Mittelstand schaffend, der vor dem alten vor allem eins voraus hat, — er kann aus sich selbst heraus bestehen, ohne Staatshilfe und ohne Rettungsaktion, weil hinter ihm die ganze moderne Verkehrs- und Wirtschaftsentwicklung steht. Je eher dieser neue Mittelstand — die 2000 verheirateten Angestellten der erwähnten 75 Betriebe bezeichnen erst den Anfang der Bewegung — geschaffen und organisiert ist, um so eher müssen die Gegner der Warenhäuser verstummen. Deshalb, meine Herren, rufe ich Sie auf, sich nicht mit dem Erreichten begnügen zu wollen. Weiterer Ausbau des geschaffenen Gerüstes, weitere Neubauten sozialer Fürsorge warten Ihrer. Gehen wir tatkräftig an die Arbeit.

Zur Lage der mittleren Postbeamten

Die folgenden Ausführungen gelangten in unsere Hand, bevor im Reichstag am 18. März die Teuerungszulage für Reichsbeamte in Aussicht gestellt wurde. Kommt dadurch auch ein neues Moment in die Debatte, so werden doch die grundsätzlichen Ausführungen des Verfassers nur wenig davon berührt. Red. d. „Hilfe".

Selten wohl ist den Neuwahlen zum Reichstage in den Kreisen der Postbeamten ein solches Interesse entgegengebracht worden wie dieses Mal. Das lag zweifellos zum guten Teil an den allgemeinen Gründen — Volkstümlichkeit der Wahlparole usw. —, findet aber darin nicht ihre alleinige Ursache. Vielmehr waren es vornehmlich zwei

Momente, die die Teilnahme der Postbeamten auf einen außergewöhnlich hohen Grad brachten: zum ersten die immer mehr anschwellende wirtschaftliche Notlage der Beamten und zum andern die Kandidaturen von nicht weniger als sechs Postbeamten zum Reichstage.

Die Hoffnungen der Postbeamten waren wiederum auf den neuen Postetat für 1907 gerichtet. Was brachte nun der Postetat den Beamten? Außer einer Erhöhung des Anfangsgehaltes den Postinspektoren und Ober-Postpraktikanten von 2100 auf 2500 M. und einer Abkürzung der Gehaltsstaffel der gehobenen Unterbeamten von 21 auf 18 Jahre — für die mittleren Postbeamten nichts, rein gar nichts! Daran war nicht etwa ein ungünstiger Etatsabschluß schuldig, denn der Ueberschuß der Postverwaltung war für das Etatsjahr 1907 auf die bisher noch nicht dagewesene Höhe von 82 Millionen M. veranschlagt.

„Das Jahr 1906 ist ein geradezu glänzendes gewesen, wie es im Wirtschaftsleben kaum schon vorgekommen ist", so sagte der Preußische Herr Finanzminister in seiner Etatsrede im Abgeordnetenhause. Aber die Beamten sahen nur die Kehrseite von diesem glänzenden Stand der Dinge: Entwertung des Geldes und Verteuerung aller Lebensmittel. Die mittleren Postbeamten sollten wieder leer ausgehen; sie, die seit 17 Jahren keine Aufbesserung des Anfangsgehaltes erlebt haben, deren Wohnungsgeldzuschuß während 33 Jahren derselbe geblieben ist, obgleich die Mietpreise innerhalb der letzten 30 Jahre eine Steigerung von durchschnittlich 50 Prozent erfahren haben, sie sollten wieder die Kosten der schlechten Finanzlage des Reiches tragen.

Aber der Herr Staatssekretär Graf von Posadowsky-Wehner fand eine würdige Antwort. Auf die von freisinniger Seite im Reichstage eingebrachte Interpellation: „Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun, um den Beamten und Unterbeamten sowie den sonst in fester Besoldung stehenden Angestellten der Reichsverwaltung einen Ausgleich zu schaffen für die nachteiligen Folgen der herrschenden Fleischteuerung auf ihre Lebenshaltung?" — antwortete der Herr Graf als Vertreter des Reichskanzlers am 11. Dezember 1906, es sei zurzeit Gegenstand ernster Erwägung, ob und inwieweit es geboten sei, die wirtschaftliche Lage der gering besoldeten Beamten im Hinblick auf die verteuerte Lebenshaltung zu verbessern und ob gegebenenfalls die finanziellen Verhältnisse des Reichs eine solche Aufbesserung gestatten würden. Also immer wieder führt die Regierung die finanziellen Verhältnisse des Reiches ins Feld, um damit die Ansprüche der Beamten abzuwehren — selbst dann, wenn sie als berechtigt anerkannt werden müssen. Fürwahr, eine laxe Auffassung der Pflichten eines Staates gegenüber seinen Beamten!

Der neue Postetat für 1907 hatte also die Beamten grausam enttäuscht; da kam unerwartet die Reichstagsauflösung. Wie ein einziges großes Aufatmen ging es durch das ganze deutsche Volk und nicht zum wenigsten durch die deutsche Postbeamtenschaft. Was versäumt worden war, konnte nun nachgeholt werden. Die Lage war mit einem Schlage verändert. Zuerst brachte die „Kölnische Zeitung" eine Auslassung, daß eine an zuständiger Stelle eingezogene Erkundigung das Ergebnis gehabt hätte, daß im Reichs-Postamte die Klagen der mittleren Postbeamten als durchaus berechtigt und der Berücksichtigung wert anerkannt worden seien. Nur der schlechte Abschluß des Gesamtetats habe verhindert, bereits im kommenden Etat eine Verbesserung ihrer Bezüge vorzusehen. Dann kam die Etatsrede des Finanzministers von Rheinbaben im Preußischen Abgeordnetenhause, die für zahlreiche preußische Beamtenkategorien eine Gehaltserhöhung für 1907 in Aussicht stellte, so für die Förster, Grenz- und Steueraufseher, obere und mittlere Werksbeamte, Schutzleute, Gendarmen und für 52 000 Beamte der Eisenbahnverwaltung. Gleichzeitig brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" am 13. Januar unter der merkwürdigen Spitzmarke „Zum Wahlkampf" eine sehr verklausulierte Erklärung, die ihr von wohlunterrichteter Seite zugegangen sei, warum der Reichshaushaltsetat für 1907 nicht ebensolche Einkommensverbesserungen vorgesehen habe wie der Entwurf der Preußischen Regierung. Die Erklärung fuhr dann fort: „es liege jetzt der Reichsverwaltung die ernste Pflicht der Prüfung ob, in welcher Weise sie den in Frage kommenden Gruppen der Reichsbeamten die gleichen Wohltaten schon für 1907 zuzuwenden vermöchte, und sie sei auch gewillt, soviel an ihr liege, bei dieser Prüfung ein für jene Beamtengruppen günstiges Ergebnis herbeizuführen."

Diese mit einem deutlichen Hinweis auf die Wahlen versehene offiziöse Beschwichtigung verfehlte ihre Wirkung nicht; neue Hoffnung zog in die Herzen der Postbeamten ein und — die Wahlen zeigten den Erfolg. Aber wie nun? Nach den Wahlen ist es vollständig still geworden im offiziösen Blätterwalde. Wird die Reichsregierung ihr Versprechen einlösen und dem neuen Reichstag einen abgeänderten Entwurf zum Reichshaushaltsetat oder einen Nachtragsetat für 1907 vorlegen, worin auch die mittleren Beamten mit Gehaltsaufbesserungen bedacht worden sind? Das ist die Frage, die augenblicklich jeden mittleren Postbeamten bewegt.

Die Verhandlungen im Preußischen Abgeordnetenhause zu den Gehaltsfragen geben allerdings wenig Ermutigung. Ein von der Linken ausgegangener Antrag, eine besondere Kommission zur Beratung der Besoldungsfragen und der in dieser Sache eingegangenen Petitionen einzusetzen, wurde von den Konservativen und dem Zentrum abgelehnt, und dafür ein konservativer Antrag angenommen, die Regierung zu ersuchen, auf allgemeine Erhöhung des Diensteinkommens zunächst der mittleren und unteren Staatsbeamten im Etat 1908 Bedacht zu nehmen. Die Verschlechterung der Lage für die Beamten durch den konservativen Antrag liegt auf der Hand; daran ändert auch die beamtenfreundlichste Rede des konservativen Abgeordneten v. Heydebrand gar nichts. Bei dem Antrage der Linken hätte der Schwerpunkt der Verhandlungen auf den Wünschen und Forderungen der Beamten gelegen; so aber hat das Abgeordnetenhaus nur mit dem zu tun, was die Regierung ihr entgegenzubringen für gut befinden wird. Und die Aeußerung des Finanzministers, daß die Aufbesserung nur nach und nach durchgeführt werden könne, läßt befürchten, daß inzwischen die Finanzen des Staates wieder nicht ausreichen werden, um die als notwendig erkannten Aufbesserungen auszuführen, und daß das alte Spiel dann wieder von neuem beginnen wird.

Dennoch setzen die Postbeamten ihre ganze Hoffnung auf den neuen Reichstag. Der Reichstag ist ja gewissermaßen die letzte Instanz in den Beamtenangelegenheiten. Leider sind von den sechs Beamtenkandidaten, die fröhlich in den Wahlkampf gezogen sind, fünf unterlegen. Von den Kandidaten gehörten an: Ober-Postassistent Klein in Lübeck und Redakteur der „Deutschen Post" Remmers in Neuhaus-Otterndorf der Freisinnigen Vereinigung; Redakteur der „Deutschen Postzeitung" Hubrich der Freisinnigen Volkspartei; Ober-Postassistent Wiedenhoff in Essen (Ruhr) der nationalliberalen Partei; Postsekretär Stockmann in Berlin der Mittelstandspartei und Postsekretär Hamecher in Köln-Land der Zentrumspartei. Nur dem letzteren ist es gelungen, gleich bei der Hauptwahl seine Gegner zu schlagen; als erster mittlerer Postbeamter wird Herr Hamecher in den Reichstag einziehen. Wenn wir auch die geradezu häßlichen Angriffe der „Täglichen Rundschau" gegen Herrn Hamecher, den früheren 1. Vorsitzenden des Verbandes der Postassistenten, verabscheuen, so müssen wir doch zugeben, daß uns eine Vertretung der Postbeamten durch einen den Linksparteien angehörigen Reichstagsabgeordneten lieber gewesen wäre. Aber vielleicht geht dieser Wunsch schon bald in Erfüllung; die Wahl des Sozialdemokraten Schwartz in Lübeck, der seinen Gegner Ober-Postassistent Klein nur mit 276 Stimmen Mehrheit besiegt hat, wird wegen grober Unregelmäßigkeiten angefochten werden. Hoffentlich wird Herr Klein in einem neuen Wahlgange die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigen.

Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der mittleren Postbeamten tut dringend not; das gibt sogar die Reichsregierung zu. Die Besserstellung hat aber so zu erfolgen, daß sie sogleich und für jeden Beamten fühlbar wird. Mag

man immerhin die gründliche Aufbesserung, die Erhöhung der Endgehälter und die Regelung des Wohnungsgeldzuschusses, dem nächstjährigen Etat vorbehalten; für das Etatsjahr 1907 muß aber schon etwas geschehen. Das könnte leicht erreicht werden, wenn — wie es bereits bei den Postinspektoren und Ober-Postpraktikanten in dem dem alten Reichstage vorgelegten Etatsentwurfe vorgesehen war — das Anfangsgehalt auch der unteren und mittleren Beamten um eine Gehaltsstufe erhöht würde. Die Assistenten hätten demnach mit 1700, die Sekretäre mit 2000 und die Obersekretäre und Postmeister mit 2500 M. anzufangen; jeder Beamte würde alsdann sogleich um eine Gehaltsstufe aufwärts rücken.

Wir haben das Vertrauen, daß der Reichstag, der den berechtigten Wünschen der Beamten, in seiner Mehrheit stets wohlgesinnt war, auch diesmal seine Wünsche unterstützen wird. Daß besonders die Parteien der bürgerlichen Linken wie bisher die Interessen der mittleren Postbeamten im Reichstage vertreten werden, dessen dürfen die Postbeamten gewiß sein. **Senfart.**

Unsere Bewegung

Auf, zum Parteitag! Ueberall in Nord und Süd werden jetzt Delegierte zum Besuch unseres Parteitages gewählt. Man versäume nicht die schleunigste Anmeldung der Gewählten in Berlin, damit die Delegiertenausweise rechtzeitig zugestellt werden. Die Verhandlungen beginnen am Sonnabend, den 6. April, pünktlich 3 Uhr. Wenn die geschäftlichen Angelegenheiten schnell erledigt werden können, soll an demselben Abend noch der Vortrag Potthoffs über „Liberalismus und Beamte" gehalten werden. Allerdings ist allgemein der Wunsch geäußert worden, am Sonnabend etwa um 8 Uhr, die Verhandlungen zu unterbrechen, um noch zu gemütlichem Zusammensein und Sonderbesprechungen Zeit zu gewinnen. Am Sonntag ist für 3 Uhr nachmittags ein gemeinsames Essen bestellt, so daß die auswärtigen Delegierten, die es eilig haben, noch bequem mit den Abendzügen zurückreisen können. Alle Meldungen, Anfragen, Wünsche, Anträge usw. an Generalsekretär Weinhausen, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 13.

Anträge zum Parteitag.

1. Politischer Jahresbericht:

Der Delegiertentag ersucht die Parteileitung, künftighin bei Ersatzwahlen, auch wenn sie nur geringe Aussichten bieten, energisch einzugreifen. (Ortsgruppe Marburg des V. d. L.)

Für die Wahlen zum preußischen Landtag im November 1908 beschließt der Delegiertentag die Herausgabe eines besonderen Handbuches. Amtsrichter Dr. Herz-Harburg; P. Wulfhorst-Berlin.

2. Geschäftlicher Jahresbericht:

Der Delegiertentag soll dafür sorgen, daß eine Berliner Tageszeitung den Wählern als Parteiblatt empfohlen werden kann. (Dr. Storch-Meiningen).

Der Delegiertentag bedauert im Interesse der politischen Arbeit im Lande das Fehlen einer großen, der Partei zur Verfügung stehenden Berliner Tageszeitung. Er fordert den Vorstand auf, unverzüglich Schritte zu tun, um entweder eine eigene Tageszeitung in Berlin zu gründen oder eine vorhandene Tageszeitung in enge Beziehungen zur Partei zu bringen. (Landesverband liberaler Vereine Thüringens).

6. Wahl des Tagungsortes des nächsten Delegiertentages.

Auf einstimmigen Vereinsbeschluß wird die nächste Delegiertenversammlung des Wahlvereins der Liberalen nach Frankfurt a. M. bestimmt. (Ortsgruppe Frankfurt a. M. des V. d. L.)

Entsprechende Anträge sind auch seitens der Ortsgruppen in Marburg und Jena gestellt worden.

Der Delegiertentag möge beschließen, daß in Zukunft die Parteitage erst in den Herbstferien (Ende September, Anfang Oktober) abgehalten werden. (Ortsgruppe Frankfurt des V. d. L.)

Soziale Bewegung

Eine verdienstvolle Ausstellung will der Verband deutscher Mietervereine in Gemeinschaft mit dem Leipziger Mieterverein im Städtischen Kaufhause in Leipzig in der Zeit vom 2.—14. Mai d. J. veranstalten. Es soll eine Ausstellung für Wohnungsreform, Wohnungsausstattung, Wohnungshygiene, sowie für die gesamte Hauswirtschaft werden. Die Ausstellung soll in folgende acht Abteilungen geteilt werden: 1. Wohnungsreform, als Bau und Einrichtung eines Wohnhauses, Wohnungsordnungen, Organisation von Wohnungsämtern, Wohnungsnachweise, Vermietungsregulative. 2. Wohnungseinrichtungen, als Zimmereinrichtungen aller Art, Wohnungsausstattungen, Wohnungskunst, Künstlerischer Wandschmuck, Innendekoration, Hausmusik. 3. Wohnungshygiene, Einrichtung von Kranken- und Badezimmern. 4. Beleuchtungs- und Heizungssysteme und Anlagen aller Art. 5. Kücheneinrichtungen, Maschinen und Apparate fürs Haus Küche und Keller. 6. Kontor-, Geschäfts- und Ladeneinrichtungen und Ausstattungen. 7. Nahrungsmittel im Sinne der Ersatzmittel, Surrogate, Extrakte usw. 8. Einschlägige Literatur. Wenn die Ausstellung wirklich bringt, was ihre Ankündigung verspricht, so könnte das Unternehmen außerordentlich segensreich wirken. Man sollte dann die Ausstellung durch alle deutschen Großstädte wandern lassen. Wird der deutsche Verein für Wohnungsreform dabei nicht seine mächtige Hilfe zur Verfügung stellen?

Einen beachtenswerten Beitrag zur Landarbeiterfrage lieferte vorige Woche der neue preußische Landwirtschaftsminister v. Arnim in der Versammlung des Preußischen Landesökonomiekollegiums zu Berlin. Er riet zur Bekämpfung der Leutenot folgendes: „Durch ein planmäßiges, ständiges Vorgehen mit Arbeiteransiedelungen wird man doch mit der Zeit der Entvölkerung des platten Landes steuern können. Abgesehen von den Erfolgen in England, Dänemark, Schweden ist der Wortbruch, damals eine Wüste, unter Friedrich dem Großen mit einer dichten Bevölkerung besetzt worden, und das hat sich noch bis auf den heutigen Tag bewährt. Aehnliche Wirkungen haben wir mit Ansiedelungen in Westpreußen erzielt. Ein anderes Mittel, die ländliche Bevölkerung zu vermehren, gibt es nicht, wenigstens keines von so grundlegender Bedeutung. Was mich veranlaßt, heute diese Frage vorzubringen, ist der Umstand, daß vor kurzer Zeit ein Erlaß der Generalkommission ergangen ist, der die Schaffung von billigem Gelde ermöglicht. Die Rentenbank leiht bis zu dreiviertel des vollen Wertes der Ansiedelung. Das müßte auch auf Ansiedelungen bis zu einem halben Morgen ausgedehnt werden. Heute sind Arbeiterwohnungen nicht unter 3500 M. herzustellen. Die wenigsten Grundbesitzer sind in der Lage, in größerem Umfange solche Mittel aufzuwenden. Da bietet sich eine Gelegenheit, mit verhältnismäßig geringen Mitteln etwas zu schaffen. Aber diese Sache ist neu und ehe sich etwas Neues einführt, vergeht gewöhnlich lange Zeit. Wenn nun hier nicht durch die beteiligten Körperschaften sehr entschieden gearbeitet wird, besteht die Gefahr, daß dieser Erlaß wirkungslos bleibt. Sie können das auf gar mannigfache Weise z. B. auch dadurch, daß man, wie es in Pommern geschehen ist, Genossenschaften gründet, die die Sache in die Hand nehmen. Wenn sich erst einzelne gefunden haben, die sich entschließen, den Anfang zu machen, wird das gute Beispiel auch Nachahmung finden. — Natürlich fanden diese vernünftigen Ausführungen bei den agrarischen Zuhörern des Ministers nur sehr geteilten Beifall und in der späteren Diskussion auch direkten Widerspruch. Deshalb kam v. Arnim später noch einmal auf die Sache zurück und führte aus: „Es ist darauf hingewiesen worden, daß der Unterstützungswohnsitz die Ansiedelung erschwere. Ich glaube, die Gefahren und Lasten in dieser Beziehung für den Rentenausgeber werden da überschätzt. Die Kolonisation durch Verpachtung zu befördern, wird wenig nützen; denn das Pachtverhältnis wird die Leute schwerlich dauernd festhalten. Das Ideal wird da doch das Besitzverhältnis sein. Es würde auch ein Ideal sein, alle diese Bestrebungen in einer Hand zu vereinigen (Landeskulturbehörde). Aber bis dahin wird noch viel Zeit vergehen, und inzwischen wollen wir uns die Lust nicht verderben lassen, zu arbeiten. Wenn gesagt wurde, es ist für die innere Kolonisation zu wenig aufgewendet worden, so ist dem zu entgegnen, daß z. B. die 2 Millionen für Pommern und Westpreußen noch nicht aufgebraucht sind". Der Minister stimmt dem Wunsche, den Großgrundbesitz zu erhalten, durchaus zu; macht aber darauf aufmerksam, daß es doch schwierig ist, eine genügende Zahl kleiner Stellen herauszuschneiden und dann doch noch ein lebensfähiges Restgut zu erhalten. Das gehe nur bei ganz großen Gütern.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 13 Berlin, 31. März 1907

Karfreitag

Ich sehe soviel Holz nicht, womit man mich verbrennen könnte.
Ein Begharde.

Der Scheiterhaufen war aufgerichtet in der mittelalterlichen Stadt. Ihn umstanden gaffendes Volk, triumphierende Priester, wenige ernste Männer. Der verbrannt werden sollte, das war einer von den geistigen Umstürzlern, denen nichts heilig schien. Er gehörte zu den freien fahrenden Leuten, die das Land durchzogen und das neue Zeitalter des Geistes verkündeten. Die Balken der Kirche krachten, alles Morsche und Faule war dem Spott preisgegeben. Auch er hatte dazu mitgeholfen. Und nun kam das Ende. Kam es wirklich? Der Priester trat vor und forderte ihn auf, den Scheiterhaufen zu betreten. Er merkte die verhaltene Wut, die aus den Worten seines Richters sprach; gierig nach Sieg, lüstern nach dem Untergang des Gehaßten stehen diese Henker vor ihm. Aber er fühlt sich so erhaben über diese plumpe Welt, die Geist mit Rauch von Reisigbündeln dämpfen will, daß er ihr auch den letzten Liebesdienst versagt. Er läßt sich nicht ärgern. Mit feinem Spott, so unfaßbar wie scharfer Luftzug, weist er auf die paar Hölzer, die vor ihm liegen, hin und sagt: „Ich sehe so viel Holz nicht, womit man mich verbrennen könnte." Und dann steigt er stolz und sicher hinauf und läßt sich verbrennen. Er hat Recht behalten. Sie konnten ihn nicht verbrennen. Der freie Geist stirbt nicht. Er fegt immer wieder über den Boden und wirbelt alles, was Staub und Spreu heißt, in lachendem Tanz hinweg. Es war ein kalter Tag damals, trotz der prasselnden Flammen. Es fröstelte die Menschen. —

Das Kreuz wurde in die Höhe gezogen. Ein müder Mensch hing daran. Striemen trug sein Leib; er war zusammengebrochen, als er das eigene Kreuz noch selber tragen sollte. Nun hängt er da, verhöhnt und verlassen. Die Soldaten würfeln um seine Kleider. Er hat kein Eigentum mehr. Was ihm noch auf dieser Erde gehört, sind einige wenige Stunden, Augenblicke voll körperlicher Qual und seelischer Angst. Dann hat er hier nichts mehr zu sagen. Wie vieles hätte er noch gerne gesagt, wie vieles noch gerne getan. Er denkt umher! Seine arme Mutter, die ihn kaum verstanden hatte! Seine Freunde, die er aus ihrer Laufbahn gerissen, und die nun so verwirrt werden mußten! Das Volk von dürstenden Seelen, das so blind im Dunkeln tappte! Es ließ sich alles so gut übersehen, hier oben vom Kreuzesstamm: dieses Menschengemisch voll verständigen Unverstands. Diese Leute hatte er geliebt, gesucht, umworben. Und nun versagte ihm die Stimme, versagten ihm die Sinne: war das alles, was er gewollt, Einbildung gewesen? Führte der Weg zur Wahrheit denn immer in den Tod, der Weg zu den Herzen der Menschen nur ans Kreuz? Das sollte die Welt sein, die Gott geordnet hat? Solcher Widersinn war ja unbegreiflich; konnte das Gottes Werk sein? Und die Sonne begann zu sinken. Blutigrot ging sie früher wie sonst hinab. Eine dunkle Wand stieg jenseits der Berge auf und verhüllte das Angesicht der Erde. Der Mann am Kreuz wußte nicht aus noch ein. Alles verschwamm vor seinen Augen. Nur eins, eins empfand er so sicher, so gewiß, wie sein Blut, das rann, wie sein Herz, das jagte: er hatte die Menschen so heiß geliebt. In diesem Augenblick sah er Gott. So starb er. Nein; so lebt er. Denn sie konnten ihn nicht töten. Der Geist der Liebe stirbt nicht; er wird nie müde und wirft Samenkorn um Samenkorn auf das Land. Es war ein warmer Abend, als Jesus schied. Es wurde den Menschen heiß ums Herz.

Traub.

Geistige Strömungen

Ein willkürliches Spielen mit den Mitteln der Kunst, ohne eigentliche Kenntnis des Zweckes, ist, in jeder, der Grundcharakter der Pfuscherei. Ein solches zeigt sich in den nichts tragenden Stützen, den zwecklosen Voluten, Bauschungen und Vorsprüngen schlechter Architektur, in den nichtssagenden Läufen und Figuren, nebst dem zwecklosen Lärm schlechter Musik, im Klingklang der Reime sinnarmer Gedichte usw.

Arthur Schopenhauer,
Die Welt als Wille und Vorstellung II.

Es ist immer wieder das gleiche Schauspiel: andere Menschen kommen, ein neues Geschlecht wächst, sein Recht heischend, in das alte hinein, ärgert sich darüber, daß diese Leute, die doch eigentlich seiner Meinung nach völlig abgewirtschaftet haben, durchaus nicht abtreten und sterben wollen. Zu den eigentümlichsten, auch für den Freigeist heiligsten Erscheinungen gehört der junge Mensch, der sich an irgend einem Tage wie durch rätselhaften Zufall selbst entdeckt. Da ist plötzlich eine Welt in ihm, von der er bislang nichts wußte. Anders ist alles als da draußen; mögen es auch nur ganz feine Nüancen sein, er hat ein gutes Auge für sich, er sieht sie. Eigentlich macht solche Entdeckungen immer nur der innerlich autoritätslose, der wahrhaft produktive Mensch. Das alles verlangt Gestalt. Er kann nichts für sich behalten. Es liegt in seinem Wesen, daß er es hinausrufen muß. Er hat Wahrheit, für sich natürlich die Wahrheit gefunden. Nun gilt es, sie den anderen zu offenbaren, ihnen zu zeigen, daß sie bislang einer Lüge oder zum mindesten einer Unvollkommenheit nachgelaufen sind sie zu bekehren. Die Welt hat ein unreifes Dichtwerk oder ein theoretisches Buch mehr. Schief, verkehrt, voll von Blindheiten, aber auch voll stürmischer Kraft, Zeugnis einer eigenartigen Begabung, die da im Werden begriffen ist. Die maßgebenden Blätter schweigen oder sprechen sich indigniert aus. Aber da sind andere Zeitschriften, die Zeitschriften der „Jungen". Das sind Menschen, die ähnlich veranlagt sind wie der Autor, aber noch nicht in seinem Stadium angelangt, oder auch vielbelesene Menschen mit Freude am Literarischen, besonders am Paradoxen, rerum novarum studentes. Sie entdecken das neue Talent und heben es als Heerführer auf den Schild. Eine neue geistige Strömung ist entstanden. Noch schwach, im leidenschaftlichen Kampfe mit den alten. Aber allmählich dringt sie sich durch. Sie wird zu der Wahrheit, findet ihre Aesthetiker, die der Welt verkünden, daß nun erst die Kunst erlöst ist. Bis wieder eine neue geistige Strömung kommt, die „beweist", daß das eben noch Bejubelte eigentlich auch nichts als Lüge

ist. Und auch sie hat Recht und Unrecht. Denn alle drei sind ja Wahrheit — — —.

Es ist so eine Sache um diese Wahrheit. Die Strömung geht weiter. Merkwürdig nur, daß plötzlich der Dichter aus ihr heraus ist. Irgendwo steht er darüber auf einem stillen Felsen und lächelt. Er wundert sich ein ganz klein wenig, daß er einmal so jung sein konnte, dergleichen Sprudel zu veranlassen. Er hat jetzt alle Hände voll damit zu tun, zu gestalten, was aus ihm heraus Leben verlangt, vor allem reifes Leben verlangt. Da bleiben weder Zeit noch Lust für Theorien. Von oben kann er sehen, wie die da unten die Namen seiner Werke auf ihre Fahnen schreiben und beweisen wollen, daß er darin konsequent seine Theorie durchgeführt hat. Aber er hat ja an gar keine Theorie dabei gedacht! Das Ganze ist über ihn gekommen, peinigte ihn, er arbeitete daran, war nicht eher zufrieden, als bis er wirklich das Gefühl hatte: das lebt! Aber nicht das Gefühl: hier ist der Beweis für die Theorie deiner Jugend!

Ja, es kann sogar vorkommen, daß der Dichter in einem Maße über seine Theorie hinauswächst, daß sie gar nicht mehr als seine Theorie erscheinen läßt. Dann sagen seine alten Freunde von dort unten, er sein Apostat und bedauern ihn. Sie lassen ihn nicht etwa fallen, Gott bewahre!, aber sie geben ihm gute Ratschläge, wie er von seinen Irrwegen in das alte Paradies zurückkehren könne. Und sie finden es sonderbar, daß er sich nicht daran kehrt, sondern seinen Weg weiter geht. An die letzte Periode Ibsens muß ich da denken und besonders an „Wenn wir Toten erwachen". Bis dann plötzlich langsam die Erkenntnis Boden gewinnt, daß gerade diese mit peinlichem Erstaunen aufgenommenen Werke die reifsten ihres Schöpfers waren.

Das ist freilich ein idealer Fall. Es gibt auch Dichter, die mit sich reden lassen, sich gleichsam des Wachsens ihrer Schwingen schämen. Ich habe das Gefühl, als seien das die, von denen die Literaturgeschichte erzählt, daß sie zu keiner vollen Entfaltung ihrer Kraft gelangten.

Meines Wissens hat noch niemand versucht, eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur in der Form eines psychologischen Studiums ihrer geistigen Strömungen hinzustellen. Und es wäre doch so lohnend und fördernd zu zeigen, wie aus dem dürren Erdreiche eines stagnierenden Stadiums plötzlich 100 kleine frische Quellchen emporsprudeln, Versuche, in denen das Neuartige sich noch seltsam mit der Trockenheit des Alten mischt, wie ein Teil dieser Quellchen rasch wieder versiegt, ein anderer kräftigere hingegen lustig und sehnsüchtig weiter strudelt, bis von irgendwoher ein mächtigeres Gewässer heranrauscht, all diese Quellchen an sich reißt und in einem großen Strome einigt. Die kleinen Ahner und Bahner geben in der großen Persönlichkeit des Neuschöpfers auf. Dann fließt der Strom ruhig weiter seinen unbezwinglichen Lauf, gibt hier und da fruchtbares Wasser an die umliegenden Gelände ab, ohne dadurch sonderlich ärmer zu werden, und ergießt sich schließlich stolz in das breite und majestätische Meer der Kultur.

So ist es denn im letzten Grunde immer die von den kleinen bereicherte und ermöglichte starke Einzelpersönlichkeit, die in den geistigen Strömungen das Element bedeutet, welches einen Zuwachs der geistigen Kultur ausmacht. Wie viele Quellen und Bächlein haben nicht die großen Ströme Gluck und Beethoven, Goethe und Hebbel, Dürer und Böcklin in sich aufgenommen und nur durch diese Zugehörigkeit dem Vergessen entzogen! Es ist, als setze die Natur unzählige Male an, ehe ihr die große und einzigartige Schöpfung des Genies gelingt! Der Mensch ist ein systematisches Tier, und er will auch System in der großen, so herzlich unsystematischen Natur. So findet er die Lehre von den geistigen Strömungen. Die Summe all solcher Ansätze zum Genie ist ihm eine geistige Strömung.

Denn, mit kritisch konzentrierenden Augen betrachtet, die mögliche Variabilität der geistigen Strömungen ist eine außerordentlich geringe. Es gibt im Grunde wohl nur zwei: eine, die zum Himmel, d. h. zum Ideal, und eine, die zur Erde, d. h. zur Wirklichkeit weist. Nach dem alten Grundsatz, daß jedes Naturprinzip auch sein gleichwertiges Gegenspiel haben muß. Nun wiegt bald die eine geistige Strömung vor, bald die andere. Das Gleichgewicht ist gestört, selbst nicht sehr Feinfühlende empfinden das Schwankende der augenblicklichen Lage. Und die Natur schafft sich Hilfe: sie erzeugt die große Persönlichkeit, die beides zu gleichen Hälften enthält, und so das Gleichgewicht wieder herstellt.

Unsere Zeit fällt in den schweren Fehler, die Dinge selbst häufig mit ihren Formen zu verwechseln. Daher gibt es denn heutigen Tages eine so unendliche Anzahl von geistigen Strömungen, daß sie der Laie nur schwer auseinander zuhalten vermag. Das alles ist nur Schein infolge einer nicht immer zulänglichen Kritik, die entweder in den Himmel hebt oder zur Hölle verstößt, ohne das auch für sie gültige ewige Maß der Dinge, die Harmonie, genügend zu besitzen. In Wahrheit war zunächst nur die zur Erde weisende Strömung der Dinge gültig, wie sie in der Literatur etwa Holz Schlaf, der jüngere Hauptmann vertraten. Heute neigt die Schale so stark nach der anderen Seite, der Seite des Hugo v. Hofmannsthal, daß sogar der ältere Hauptmann sich dem neuen Banne nicht entziehen kann.

Und nun wird bei allen und immer und immer wieder die eine große, ewige Sehnsucht laut: wo bleibt der eine, dessen Inneres so tönende Harmonie ist, daß für ihn in Wahrheit gar keine geistigen Strömungen existieren? Wo bleibt das Gleichgewicht? Der Erneuerer der guten alten, der Schöpfer und Messias der neuen Kunst?

Lothar Brieger-Wasservogel.

Ueber Ricarda Huch und die Romantik

Alles Unbewußte ist Symbol für das Bewußtsein, das es betrachtet. — Ein Satz, den die romantische Periode prägte, und der doch in seiner abstrakten Form Voraussetzung ist für jede künstlerische Betrachtung für jede künstlerische, speziell dichterische Umwertung überhaupt. Es ist der Satz, der zum Formalismus erstarrt, die Wirkung des Zufalls als Mystik denkt, sie eben nur als Mystik bewußt macht und auf das Leben überträgt, aus der ebenso, unabhängig von seiner Herkunft und der Zeitrichtung, die ihn prägte, den stärksten und mannigfaltigsten Persönlichkeitsinhalt verträgt. Und diese Frage nach der Persönlichkeit des Kunstwerkes selbst ist es, die uns im letzten Grunde interessiert, so wir einen bestimmten Namen unter Sängern oder Bildnern ausrufen. Unter unserm Titel ist es die Frage nach dem persönlich-notwendigen, gegenüber dem historisch-romantischen Schulbegriff. Denn Dichter sind wie Schauspieler des Denkens; nicht ihr Denken unterscheidet so sehr, sondern ihre Deklamation und ihre Betonung erst ist ihre Persönlichkeit.

Die Verknüpfung des Begriffs Romantik mit dem Namen Ricarda Huch ist keine Willkür, sondern zunächst Ergebnis der stärksten und unmittelbarsten Wirkung ihrer Kunst. Danach erst könnte dies Ergebnis in der obigen Formulierung als Voraussetzung für eine weitere Betrachtung ihrer Werke angewendet werden.

Wenn der Unbefangene die Werke der Dichterin liest und auf sich wirken läßt, so wird er zunächst das Gefühl einer großen Mannigfaltigkeit des Gebotenen haben. Er findet Inneres und Aeußeres umfaßt, findet Märchen und Wirklichkeit, Historisches und Zufälliges, Vergangenes und Zukünftiges. Und wenn er dann am Schluß wie von unsichtbarer Hand gleichsam, durch das Chaos der Personen, Handlungen und Gedanken hindurchgeführt ist, so entsteht aus dieser Vielheit eine neue Einheit und wachsen wiederum aus der gewonnenen Einheit neue Ahnungen fernerer Möglichkeiten. Der historische Mensch, der das Ziel und Streben, die Denkweise der ersten und wirklichen Romantiker kennt, wird nach einigem Nachdenken über das romantische Ideal, dies in nahezu modernster Verwirklichung finden. Diese Erkenntnis steigert sich mit der Verfolgung des von der Dichterin Geschaffenen.

In ihrem ersten Roman „Ludolf Ursleu", sowie noch teilweise bei den Gedichten hat man das Gefühl, daß die dichterische Gestaltungskraft einer fremden, rätselvollen Schick

falsmacht, wenn auch nicht ratlos, so doch noch nicht geklärt, und in einer bestimmten Erkenntnis gegenüber steht. In „Rudolf Urslen" löst Galeide den unheilvollen Konflikt ihres Lebens noch durch den Spruch des „Alles oder Nichts." „Wenn ich den Kampfpreis mir entrissen sehe, kehr' ich die Waffe gegen mich — und gehe." — Ganz anders ist es in dem neueren Roman „Vita somnium breve." Hier werden ähnliche Konflikte unter ganz anderen Folgerungen und einer ganz anderen Betrachtungsweise gelöst. Michael Unger reißt sich aus seinem Traum, um der Wirklichkeit zu leben, die ihn fordert. Aber war nicht am Ende seines Lebens die Wirklichkeit Traum und der Traum wirklich? Er betritt den Boden der Erinnerung, nachdem er aus dem Tal der Träume erwacht und erkennt, daß das Schönste von allem Schönen, der Schmelz der Freude, das Innigste der Liebe nicht draußen, sondern ewig in unserer eigenen Seele ist. „Hinunter, hinunter in das Reich der Wiederkehr, wo Traum und Sehnsucht in himmlischer Gestaltung wandeln und aus schwärmerischer Farbenglut und Gesängen voll Heimweh das Verlorene taucht, das unsere Augen benetzen." So erfüllt ihn eine plötzliche Klarheit, in der ihm Dinge einfach und enträtselt scheinen, denen er sonst auf ganz andern Wegen nachgegrübelt oder die er für unlösbar gehalten hatte. „Brandend hob eine starke Welle seine Seele empor, daß ihm schwindelte vor Machtgefühl und unbändiger Seligkeit. Ich kann Tote erwecken, rief es in ihm, ich habe Leben für das Erstorbene, ich habe Feuer für das Erloschene. Ich habe Klänge in mir, die wie Posaunen über Gräber rufen und große Psalmen in die Nacht singen . . . Gott selbst war ihm nichts Fremdes und Leeres mehr; denn das Bewußtsein, daß etwas Vergängliches in ihm Dauer gewinnen könnte, eröffnete in ihm den Gedanken, daß er selbst in einem allmächtigen, allumfassenden Herzen lebte, das unendlich mehr Kraft, Liebe, Erbarmen und Heiligung hätte, als er selber". — Auch hier kann uns die verinnerlichte Lebensauffassung eines einzelnen Menschen zum Symbol für unsere Betrachtung werden; zum Symbol für die romantische Weltanschauung überhaupt, die aus den Tiefen seelischer Intuitionen zu höherer Erkenntnis geführt wird, als durch irgendwelche schematische Philosophie. So auch geschieht es bei Michael Unger. Sein Ich erst trägt Bewußtsein in das Chaos auch der unsichtbaren Welt und macht alles Seiende lebendig und bedeutsam und sein Leben wird hinfort die Konsequenz dieser Erkenntnis. Und diese „Verinnerlichung" müssen wir uns auch ganz allgemein gegenwärtig halten. So beispielsweise, wenn gelegentlich der Lektüre eines Huchschen Werkes der Einwurf gemacht wird: „Das sind keine Menschen von Fleisch und Blut." Eine derartige Meinung kann nur zu leicht durch eine in unserer Literatur sich breit gemachte einseitig realistische Anschauungsweise entstehen. Bedenken wir jedoch, daß die romantische Denkweise den Schwerpunkt des Lebens und der Erkenntnis in das Innere verlegte, so wird es uns als selbstverständlich erscheinen, bei fast allen Personen in den Romanen oder Erzählungen Ricarda Huchs die inneren Entwicklungen und Gedanken in den Vordergrund treten zu sehen und die äußeren Verhältnisse und Umstände, die teils beeinflussend, teils sich unterordnend, immer mit ihnen verknüpft, aber doch nicht so plastisch und bedeutsam hervortretend zu sehen. Wäre es möglich, im täglichen Leben die Seelen der Menschen, mit denen wir umgehen, so zu sehen und zu erkennen, wie es einer durchdringenden psychologischen Betrachtung bei näherer Bekanntschaft möglich ist, so würden uns jene Menschen nicht anders erscheinen, als die Gestalten Ricarda Huchs.

Die Art des Stoffes und das Wesen des Objektes für eine poetische Behandlung zu bestimmen, liegt der romantischen Kunstauffassung, die ebenso, wie in der Geschichts- und philosophischen Auffassung auf dem Boden der Entwicklungslehre stand, durchaus fern. Findet man auch die entgegengesetzte Meinung über den Charakter der romantischen Poesie verbreitet, so tragen die Schuld an dieser irrtümlichen Auffassung wohl im wesentlichen die nach der Blütezeit der Romantik in Deutschland auftauchenden Poeten, deren Schauer- und Rittergeschichten, unwahre Gefühlsduselei und erkünstelte Naturstimmungen das Merkmal der echten Romantik vortäuschen sollten, in Wirklichkeit aber nichts mehr mit dieser gemein hatten. Ist also hinsichtlich der Auffindung neuer Stoffe für poetische Behandlung hier kein Stillstand geboten, so sehen wir auch die moderne Romantik neue Lebensmomente und neue Werte in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, die die ältere in dem Maße noch nicht besaß. Eines der merkwürdigsten Bücher in dieser Hinsicht ist die „Triumphgasse". — Es ist, als ob die Romantik beim Lauschen der Weltakkorde auch einmal jenen dumpfgrollenden Ton aus der Tiefe des Elends der Menschheit gehört hätte, als ob sie den Tönen nachgegangen wäre und in plötzlicher Erkenntnis ihres innersten Wesens ihren Goldglanz über Dinge gebreitet hätte, die ihrer Natur nach nach früherer Zeiten Anschauung auf ewig ihrem Reich entgegengesetzt gegolten hatten. — Die Personen und Handlungen aus der „Triumphgasse" wurzeln durchaus im tiefsten Proletariat. Aber nicht der Realismus des Lebens dieser Personen, nicht die elende Außenseite ist es, was uns zunächst hier fesselt oder erschüttert, sondern die durch diese Umstände verwüstete Innerlichkeit. Wir sehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch die elenden Lappen dieser Menschen hindurch auf den rein geistigen Realismus. Auch diese Menschen lauschen noch zuweilen trotz der Stumpfheit ihres Lebens auf die geheimnisvollen Naturlaute ihrer Seele; begreiflicherweise wird bei den meisten von ihnen das Unerklärliche zum Aberglauben und nur bei wenigen höher Bewußten die Grundlage einer merkwürdigen, kindlichen, oft tiefen Philosophie. Erklärlich ist es, wenn bei der Masse dieser Menschen, deren kulturelle Disziplin naturgemäß nur sehr gering sein kann, der Instinkt und die reinen, durch kein Bewußtsein geleiteten Naturgefühle sich oft in brutale Handlungen auflösen und sich so mit einer gewissen unheimlichen Wucht breit machen.

Wie feines Gold unter Schlacken leuchtet hier und da unter einem Volk von Mördern, Dieben, Ehebrechern und Säufern eine nackte, weiße Seele. Wie unfreiwillige Könige eines Schattenreichs erscheinen der kranke Knabe Ricardo und Farfalla, seine Mutter. Ricardo, der gleichsam das Leid seiner Mitärmsten in sich vereinend sich niemals als von Gott geliebt wähnt, der mit zermartertem Leib und ausgehöhlten Wangen auf seinem elenden Lager liegt; dessen gottsuchende Augen Dinge sehen, die anderen verborgen bleiben, der alles Elend, alles Böse und Gute seiner Mitmenschen begreift und empfindet und der sterben muß, ohne jemals glücklich gewesen zu sein. Seine unschuldige Seele sehnt sich aus der Armut nach Schönheit und seine traurigen Gesänge, das Spiel seiner Harmonika, die Blumen, die man ihm schenkt, können ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß er ein Kind des Elends ohne Sonnenwärme und Licht gelebt. Und dann Farfalla, die kräftige, klare und keusche Mutter, in deren von Elend, Arbeit und Schmerzen zerstörtem Gesicht, gleichwie in ihrem Wesen das Alleredelste und Feinste einer zerstörten Jugendlieblichkeit, wenn auch nicht sichtbar, so doch geheimnisvoll fühlbar und gegenwärtig fortdauerte. Nicht so hoheitsvoll wie die Farfalla und so rein wie Ricardo, so doch liebenswert für das forschende Auge, treten noch manche andere Gestalten aus der Triumphgasse in den Vordergrund, deren teils unverdientes, unerbittliches Schicksal uns die ewige Frage nach dem „Warum" auf die Lippen drängt. Da ist die Antoinette, deren fröhliches Lachen und natürliche Heiterkeit ihr zum Fluch und Verderben wird; dann der merkwürdige, rätselhafte Priester Jurewitsch, die Dirne Galanta, die sich stolz durch Schlamm und Unrat zu einem reineren Leben rettet und die kleine Annetta, die nicht begreifen kann, daß das Leben Arbeit und Entbehrung und nicht Freude und Schönheit ist, die untergeht in der Traumwelt ihrer Seele und der man nicht helfen kann; denn selbst auf einen Königsthron gesetzt, würde sie die kleine törichte Annetta bleiben und „ihre Krone in den Sumpf fallen lassen". — Aber inmitten all dieser Menschen taucht hin und wieder wie ein Schatten aus einer anderen leichteren Welt eine Gestalt, die in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Schicksalen der Menschen aus der Triumphgasse zu stehen scheint. Blond und schön, nur das Schimmernde und Schöne liebend wird sie uns geschildert. Sie erscheint als Geliebte des Erzählenden, der zeitweise die Triumphgasse verläßt, um zu ihr zu kehren. — Einmal sieht er einen wundervollen Oval im

Fenster eines Schmuckladens liegen und denkt, wie wunderbar sich dieser im Haar der blonden Lisabella ausnehmen würde; zugleich denkt er aber auch an Ricardos Leidenslager, an die freudig erstaunten Augen, die er machen würde, wenn er ihm das Geld für den Oval auf das Bett legen würde. Im Zwiespalt hin- und hergerissen, kauft er schließlich doch den Oval, zeigt ihn aber einer unerklärlichen Eingebung folgend, vorher Ricardo. — Und zum Schlusse des Buches, als der Erzähler wieder in dem Hause sitzt, wo er die Geliebte zu erwarten pflegt, stört ihn plötzlich das bitzigrote Gesicht eines alten Trunkenbolds, der eintönig seine Weise absingt, ohne etwas anderes zu fühlen, als gierige Ungeduld, den Klang der auf das Pflaster schlagenden Münzen zu hören.

In den tiefen Träumereien, die durch das Lied des Trunkenbolds geweckt werden, stört ihn der Eintritt Lisabellas, die ihre Hand auf seine Schulter legt und er spricht zu ihr: „Weißt Du, daß mich jetzt eben, wo ich Dich erwartete, eine Sehnsucht faßte wie ein Schwindel, mich hinabzustürzen zu den Gescheiterten? Und daß die roten Augen eines alten Trunkenbolds mir tiefer ins Herz rührten als Deine? Du siehst mich an, und die Melodie des Glückes, die mich hundert Mal in Deine Arme gelockt, atmet von Deinen Lippen: Laß uns lieben und selig sein! Aber horch! Es ist ein anderer Ton geworden, und ich muß mich über den Rand des Schiffes beugen, um dem Chor der Untergegangenen zu lauschen, die das Tränenlied ihres Schicksals singen. O Lisabella, was wird aus Dir und mir, wenn mein Herz Deine Stimme überhört. Ich weiß nicht, warum ich mich nicht in Deine Arme werfe, warum ich weinen muß, wenn ich an Dich denke!'

So schließt die Dichterin als Erzähler die Kapitel aus der „Trimmphgasse", und wir werden nicht hindern können, daß diese Szenen in Verbindung mit den vorhin zitierten, eine ganz bestimmte Bedeutung für unsere Betrachtung erlangen. Was ich schon vorhin vom Lauschen und Insichaufnehmen der neuen Romantik sagte, kann hierher gedacht werden, doch erinnere ich zugleich an den Untergang der Romantik vor etwa 100 Jahren. Die Ranken ihrer Phantasie lösten sich allmählich ab vom Leben, ihre Vertreter fanden kein Verhältnis zur Geschichte ihrer Zeit und flüchteten so als Nichtverstehende, selbst Unverstandene in den Kultus des farbenreichen Mittelalters. Das Universelle der Romantik wäre dadurch für den Begriff vielleicht ganz verloren gegangen, wenn sie nicht vorher zur Zeit ihrer Blüte weite Ausblicke für das Leben, für Ethik und Kunst gegeben hätte. Und diese Ausblicke verstanden haben, heißt kühn die Romantik auf das Leben in jeder Form und Art anwenden. Das soll nicht heißen: eine neue Einseitigkeit betonen, sondern die Verschmelzung der Wesenheiten des Lebens und der Künste in einem Kunstwerk anwenden. Böcklin hat diese Möglichkeit in einem nicht geringen Maße in der Malerei gezeigt. Er war Symboliker, wie jeder große Künstler es war, in seiner Kunst verschmelzen sich Malerei, Dichtkunst und Musik und er realisierte die Theorie der Romantik in bezug auf die Malerei, und malte die Körperwelt nicht so, wie wir uns gewöhnt haben, sie zu sehen, nicht als Ding an sich, als Hauptursache und etwas Seiendes, sondern als durchsichtige Hülle für etwas Ewiges.

Lu Märten.

(Schluß folgt.)

Auf Grund geraten

Von Johan Skjoldborg.

Deutsch von Laura Heldt.

(Fortsetzung)

Mit vollen Segeln war es etliche Jahre vorwärts gegangen, aber dann war Marie kränklich.

Eines Winterabends lag sie auf dem Bette; sie war nicht wohl gewesen seit der Geburt des letzten Kindes. Den ganzen Tag konnte sie ja unmöglich liegen und ausruhen — es gab soviel zu nähen für Fremde; aber jetzt war sie unterlegen überarbeitet und elend, wie sie war. Krank mußte sie sein, denn die Kräfte schwanden fühlbar, aber was ihr fehlte, war nicht herauszufinden, und die Aerzte waren so teuer.

Auf ihrem bleichen Antlitz, das feucht war vom Schweiß der Mattigkeit, lag ein Zug des Leidens. Sie hatte sich nicht entkleidet, da sie bald wieder aufstehen und die Näharbeit zur Hand nehmen mußte; aber es war so herrlich, still und gedankenlos dazuliegen.

Das Bett war ungeordnet, und ihr ungekämmtes Haar kam überall unter dem Kopftuch zum Vorschein. Eine Steinöllampe stand auf dem Tisch und beleuchtete das Zimmer mit ihrem spärlichen Licht; um Oel zu sparen, war sie heruntergeschraubt. Das kleinste Kind lag an ihrer Brust, ein älteres schmachtete mit dem Kopf auf dem schmutzigen Wiegenkissen und dem einen Bein oben auf der Decke; der älteste — ein vierjähriger Bursche — saß auf dem Tisch mit einigen Holzstückchen, die Schiffe vorstellen sollten und auf der Tischplatte hin und her fuhren.

„Darf ich nicht ein Vesperbrot kriegen, Mutter?" fragte er.

„Nein, wir können nicht so darauf los vespern, wenn wir Lust haben, Kristen. Du mußt warten, bis Vater heimkommt."

Er war in einer Versammlung.

Ihre magere Hand mit den deutlich durchschimmernden blauen Adern unter der blassen Haut strich liebkosend über das Haar des kleinsten Kindes, das an ihrer Brust lag, worauf sie gedankenvoll vor sich hinstarrte.

Sie dachte an ihren Mann. Jetzt steht er in der Versammlung und spricht mit warmen Worten von der Sache, an die er glaubt; seine Augen leuchten. Sie sah ihn so deutlich vor sich, den Zug um die Augen und die wegwerfende Bewegung der Hand, das hatte nur er, er allein . . . . . Keine besaß einen solchen Mann wie sie, keine im ganzen Dorfe, wenn er auch arm war . . . . . Ob sie das jetzt nicht wirklich waren? Ja, nun *waren* sie arm. Welch schweres Wort, und sie waren so jung, Jens und sie. Sie plagten sich fürwahr soviel sie konnten, und sie aß nicht mehr, als akkurat nötig war, das Leben zu fristen; denn Jens, der so schwer arbeitete, muß doch auch einigermaßen gute Kost haben. Und trotzdem schuldeten sie dem Höker, schuldeten ihm immerfort. Wie mußte man sich doch plagen, um des lieben Essens willen! — So hatte sie sich das nicht vorgestellt. Jetzt war sie ja auch noch schwach und kränklich dazu. Das Ganze sah so traurig aus.

Eins tat ihr so bitter leid. Sie wußte, wie gerne Jens alles nett und sauber hatte; die Freude leuchtete ihm aus den Augen, wenn das Häuschen blank und alles rein war. Anfangs ging es so gut, aber jetzt! Sie *konnte* nicht, wenn sie mit der Nadel noch etwas dazu verdienen sollte. Aber es tat ihr so leid, daß es nicht so geworden war, wie sie beide es sich vorgestellt hatten; sie war so traurig, aber sie konnte wirklich nicht mehr leisten . . . . . .

Tränen rannen an ihren mageren Wangen herab.

Und während das junge Weib weinte, dachte es an die Armut. Sie kannte sie wohl noch nicht ganz, aber sie fürchtete sie wie ein Ungeheuer, das das Blut aus den Wangen ihrer Kinder und das Mark aus den Knochen ihres Mannes saugen, ihren Lebensmut und ihre Lebenslust stehlen und all ihre Jugendträume vernichten würde; als solch ein Ungeheuer und solch schwarzen Totengräber fürchtete sie die Armut. — Und war es nicht entsetzlich! Sie meinte sie schon auf der Türschwelle hocken und im Halbdunkel in den Winkeln herumschleichen zu sehen.

Der Junge war auf den Fußboden hinunter gekrabbelt, hatte seines Vaters alte, fettige Mütze und eine seiner Westen angezogen, und schritt nun, einen Stock in der Hand, mit großem Ernst im Zimmer auf und ab.

Als die Mutter ihn erblickte, mußte sie unwillkürlich lächeln, und je länger sie ihn betrachtete, um so intensiver wurde das Lächeln; zuletzt wird ein herzliches, stilles Lachen daraus.

Als der Junge gewahrte, daß seine Mutter vergnügt war, kam er an das Bett gelaufen und wollte rauf zu Mutter! Und ehe sie sich's versah, lag sie vergnügt da und spielte und scherzte mit ihm, und es war ihr so wohl zu Mut.

Jens Brun trat hastig ins Zimmer, und indem er das

„Hochschulblatt" ins Bücherbrett legte, begann er zu erzählen, was in den Versammlungen vor sich ging. Marie lauschte erfreut seinen Berichten. Sie holte Brot herbei. Er hatte den Rock ausgezogen und saß da und lachte vergnügt über eine drollige Geschichte. Kristen lehnte sich an seine Knie. Er nahm ihn in den Arm, wiegte ihn hin und her und fragte: „Sag mal, was du bist?"

„Stammherr!"

„Und was sagst du?"

„Vaterland! Brauchst du meinen Arm?" sagte der kleine Bursche mit strahlenden Augen und streckte die kleine, geballte Faust in die Höh.

Der Vater lachte.

„Und wie ist es dir ergangen, Marie?"

„Ach, es hätte können schlimmer sein!"

„Nicht wahr, es wird schon wieder vorüber gehen ..... Ach, du kleiner Dicksack!" sagte er und tummelte sich mit dem kleinen Burschen. Dann setzte er ihn auf das Knie: „Hoppe, hoppe, Reiter!"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Die Null. Auch Satanas hat seinen Teil an der Schöpfung der Welt. Er schuf zwar nicht viel, aber das Ding zieht sich lang hin, wie ein Garn, das kein Ende nimmt. Er machte nämlich die Zahlen, und deshalb ist alles, was mit diesen zu tun hat, der Hölle verfallen. Das haben wir gefühlt, als wir in der Schule vor unserem Rechenlehrer saßen, und daß die Kassierer und Bankiers schließlich der Gottseibeiuns holt, das kann man jeden Tag in der Zeitung lesen.

Der Böse machte sich damals seine Arbeit recht bequem. Er schuf der Zahlen neun, gab jeder ein besonderes Kleid und gebot ihnen dann, zu langen Reihen zusammenzutreten und so Gottes Welt brav zu verwirren.

Als er nun alle ausstaffiert hatte, glaubte er fertig zu sein; aber da hörte er eine feine, dünne Stimme:: „Ich habe ja noch gar kein Kleid."

Satanas verwunderte sich und fragte: „Wer bist du denn? Ich sehe dich ja gar nicht."

„Und doch bin ich die wichtigste von allen," lautete die Antwort, „ohne mich können die andern nichts Rechtes beginnen. Gib mir auch mein Gewand — ich bin die Null."

Da lächelte Satanas, wie nur er zu lächeln versteht, und er meinte: „Ja, alle Striche und Haken sind vertan! Doch wart' einmal! Du bist zwar das Nichts, aber du sollst aussehen, wie ein voller Sack."

Und nun gab er ihr ein Kleid, das hatte weder Ecken noch Kanten, so daß sich kein Mensch daran stoßen oder ritzen konnte; es war überall rund und wich aus, wenn einer sie greifen oder packen wollte. So trug sie ein wohlgenährtes Gemüt zur Schau, und es war nichts darin oder daran, was sich als Schwarzseherei bezeichnen ließ.

In solcher Gestalt trat darauf die Null in die Welt, und bald bedeutete sie mehr als alle die anderen. Sie war zwar nichts, und doch wohnte in ihr ein seltsamer Zauber. Sie war klug genug, niemals voranzumarschieren; ganz sacht trat sie hinter die Eins und ihre Gesellen, und diese gewannen dadurch zehnfach an Kraft und Wert. Das merkten die Menschen bald; es schien ihnen außerordentlich zu sein, und nun stellten sie die Null überall hin, um Wunder zu tun. Vor allem ward sie dazu berufen, die Völker zu leiten und zu regieren. Man öffnete ihr die Pforten der Schlösser und der Ministerien, sie bekam Zutritt zu den Kathedern der Universität und sogar zu der Rednertribüne der Parlamente. Sie hat Heere angeführt, und wenn sie geschlagen ward, so bekam die Eins die Schuld; aber bei den Erfolgen der Eins erntete sie mit Vergnügen Ruhm und Ehre ein. Kurz und gut, es geht ihr wohl, und sie bleibt immer satt und rund. Welch einen verhungerten Eindruck pflegt dagegen gewöhnlich eine Eins zu machen! Man wende nicht ein, daß sie den Vorzug genießt, manchmal ein Denkmal zu erhalten. Ein Vorzug? Ach, nichts in der Welt wird öfters in Marmor ausgehauen oder in Erz gegossen, als die Null!

Nun dürfte uns auch klar geworden sein, weshalb die Null so oft oben ein scheinbar überflüssiges Anhängsel hat, jenen Bogen oder Haken, der so selbstbewußt und aufrecht in die Welt schaut. Sie muß doch etwas haben, woran sich gewisse Dinge auf- und aushängen lassen. Und es ist wirklich sehr nötig; denn nur selten gelingt es einem Orden oder einem Titel, an einer Null vorbeizukommen.

Georg Ruseler.

Der heruntergekommene Schleiermacher. Es war in dem Hause eines Landbriefträgers. Die Taufe war vollzogen, und wir saßen am Kaffeetisch. Da entdeckte ich bei einer Umschau im Zimmer etwas, das mein höchstes Staunen und meine Neugier wachrief. Ueber dem Sofa an der Hauptstelle hing, von einem breiten verschossenen Goldrahmen eingefaßt, ein Bild Schleiermachers, des großen Theologen.

Wie war dies Bild hierhergekommen?

Daß sein Besitzer ein, wenn auch vielleicht nur entfernter Anverwandter Schleiermachers sein könnte, schien ausgeschlossen. Ebenso, daß er vielleicht ein heimlicher Bewunderer des berühmten Mannes wäre . . . oder: sollte wirklich der vielgerühmte Bildungsfortschritt unserer Tage? — unmöglich! Die Sache fing an, mich zu belustigen, und so wandte ich mich direkt an den Hausvater mit der Frage:

„Sagen Sie, lieber Freund! wie sind Sie zu jenem Bilde gekommen?"

„Ja!" erwiderte er lachend, „das hab' ich mir mal auf einer Auktion in einem nordschleswigschen Pastorat gekauft."

„Wissen Sie, wen es vorstellt?"

„Nein. Aber es war so ungeheuer billig, daß ich bei meinem Angebot damit hängen blieb."

Ich scheute mich, zu erforschen, für wie viel Nickelstücke er das Bildnis erstanden habe . . .

Sic transit gloria mundi! . . . Nach einiger Zeit und einem inzwischen stattgefundenen Umzuge fand ich das Bild in einem traurigen Zustande. Es hatte nämlich bei besagtem Umzuge in der Beglasung einen Spalt bekommen, der von oben nach unten mitten durchs Gesicht gehend, es genau in zwei gleiche Hälften teilte. Auch hatte es seinen Platz im Zimmer gewechselt und hing jetzt an einer bescheidenen Hinterwand. . .

Ich hatte die Absicht, eine Neubeglasung des Bildes, das offenbar in dem nordschleswigschen Pastorat einst bessere Tage gesehen und im Heiligtum des Hauses die Predigtentwürfe des Pfarrherrn überwacht hatte, vornehmen zu lassen, damit es wieder seinen alten Ehrenplatz über dem Sofa seines jetzigen Besitzers einnähme. Da der jedoch sehr bald danach an einen fernen Ort versetzt wurde, wurde nichts daraus. **F. A. Feddersen.**

Der D-Zug.

D-Zug, D-Zug,
Mußt du denn immer,
Zur selben Stunde
Mir zu Häupten
Ueber die donnernden
Schienen brausen,
Wenn ich den Weg
Zur Arbeit haste,
Des grauen Werktags
Stupiden Weg?!

Und heute wieder:
Da rollst du hin
Mit der biegsamen Kette
Schlanker Wagen,
Voran die markige
Stolze Maschine,
Noch langsam stampfend,
Ein Urbild der Kraft
Und der Majestät!

Mir weht der Wind
Ueber das Antlitz,
Deines Atems
Neblige Wolken.
O könntest Du mir
Den geflügelten Geist
In die Seele blasen,
Der unwiderstehlich
Dich über die Länder
In leidenschaftlichem
Sturme reißt!
Durch Wetter und Blitze,
Durch Nebel und Nächte
Unbekümmert
Eilst du den Weg,
Der dir gezeichnet ist.

Schon seh ich dich
In der fremden Hauptstadt
Im dämmrigen Dunste
Der dröhnenden Halle
Mit deinen beiden
Leuchtenden Augen

Schaun auf die Menschen,
Die dich erwarten.
Höre dich schnaufen
Wie du mit schweren
Atemzügen
Auskeuchst die Brust
Vom rasenden Lauf,
Um zu neuer Reise
Nach wenigen Stunden
Dich aufzumachen.

Dich zwingt in die Ferne
Die Unrast der Seele,
Dieselbe Krankheit,
Die schon so lange
Mich quält und zerrüttet:
Mich hungert und dürstet
Nach Irrfahrt und Fremde.

Wer gibt mir die Kraft,
Ihr Götter der Freien,
Die Kette zu sprengen,
Die hier mich umschließt?

O zeige nur du
Dich oft meinem Auge!
Poltre mir immer
Noch oft in die Ohren
Deines gottähnlichen
Ganges Donner:
Mir schwellen die Muskeln,
Wächst die Stärke,
So oft ich von fern
Dein Kommen verspüre.
Nicht lange mehr währt es,
So reiß ich mich los
Und folge dir, Freund,
Hinaus in die herrliche,
Herrliche Weite!

Sonst zehrt mich zu Tode
Und heyt mich zu Grabe
Nach Irrfahrt und Fremde
Mein Hunger und Durst!

Straßburg i. E. **Wolfgang Heubner.**

Elektrizität
Elektrizität
Elektrizität

Elektrizität

Elektrizität

Elektrizität

Neues Kraftfahrzeug
ein großer Segen
für Ihre Familie!
Sie können es sich leicht verschaffen durch
Kraftfahrzeug-Versicherung
Sie sparen dabei
Steuer
Benzin
Reparaturen
Ersatzteile
Garage
Wertverlust
Sie sparen
Nerven
Ärger
Verdruß
Sie sparen
Geld
Sie sparen
Zeit
Sie sparen
Arbeit
Sie sparen
Sorgen
Sie sparen
Kosten
Sie sparen
Mühe

Die Hilfe

Evangelisch-Soziale Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Geistesleben

Seite 1

Politische Übersicht

Die Ereignisse der letzten Woche haben die Lage in Deutschland nicht geklärt, sondern verwirrt. Die Regierung Brüning ist nicht gestürzt, aber sie ist auch nicht gefestigt. Sie hat sich nicht durchgesetzt, aber sie ist auch nicht besiegt. Sie hat ihre Mehrheit nicht verloren, aber sie hat sie auch nicht gewonnen. Sie hat ihre Politik nicht geändert, aber sie hat sie auch nicht durchgesetzt. Sie hat ihre Politik nicht geändert, aber sie hat sie auch nicht durchgesetzt. Sie hat ihre Politik nicht geändert, aber sie hat sie auch nicht durchgesetzt.

licherer Verhältnisse aus, aber es gibt Tollheiten im Völkerleben, unter denen selbst der politische Mord zur gesellschaftlichen Notwendigkeit wird. Was uns menschlich so zurückstößt, das ist, daß es kein ehrlicher Kampf von Person zu Person ist, sondern daß die Menschen sich zu blinden Vollstreckern eines wahnsinnigen Systems machen. Für die Jakobiner der französischen Revolution galt jeder Gegner ihrer Theorie als Verräter am Volk und „Verrätern gegenüber ist alles erlaubt und verdienstlich; der Jakobiner hat seine Mordtaten für rechtsgültig erklärt und tötet aus Menschenfreundlichkeit." Nicht viel anderes geht in der Seele des äußersten Flügels der russischen Sozialrevolutionäre vor. Diese Tatjana — unter normalen Umständen wahrscheinlich ein sehr normales Mitglied der russischen Gesellschaft ist — ist durch die Wirkung der zarischen Schreckenstaten derart gestört, daß sie den abstrakten Formeln der Terroristen anheimfällt, und die Abstraktion geht bei ihr soweit, daß sie sich den Menschen, auf den sie schießt, nicht einmal genau ansieht. Die Thuner Geschworenen haben „Mord mit mildernden Umständen" angenommen — ein Rechtsbegriff, den wir in Deutschland nicht haben — und sie haben bei der Tatjana eine „verminderte Zurechnungsfähigkeit" angenommen — ebenfalls ein bei uns unbekannter Begriff. Nach deutschem Recht hätte sie wegen Mords mit der schwersten Strafe belegt oder für geisteskrank erklärt und interniert werden müssen. Das Volksempfinden wird der Tatjana die mildernden Umstände nicht versagen, denn es fühlt mit Luther: „öffentliche violentia hebt auf alle Pflichten zwischen dem Untertan und Oberherrn." Die verminderte Zurechnungsfähigkeit haftet der russischen Revolutionärin als zeitlich bedingte Verrücktheit an. Ob die Thuner Geschworenen, welche die Tatjana auf 4 Jahre ins Zuchthaus schicken, damit der Raison eines geordneten Staatswesens, die das Leben als heiligstes Gut schützen muß, genugtan gedient haben: das ist eine Frage, die auf dem historischen Boden der Tell-Legende ihre besondere Lösung forderte.

Die Zukunft des Zentrums

Fürst Bülow hat sich von der bisher die Reichspolitik beherrschenden Zentrumspartei losgesagt. Dieser Entschluß ist in gewisser Weise dem Entschluß vergleichbar, den Bismarck im Jahre 1877 faßte, als er seine bisherigen Verbindungen zu den Nationalliberalen löste. Die Stellung der Nationalliberalen war allerdings noch um einiges stärker gewesen, als die der Zentrumspartei in den letzten Jahren. Zwar innerhalb der Regierung selbst saßen die Nationalliberalen auch in den Zeiten ihrer größten Erfolge nicht, aber sie beherrschten nicht nur ziffernmäßig den Reichstag, sondern auch die öffentliche Meinung des gebildeten Deutschland in höherem Grade, als es dem Zentrum wegen seiner katholischen Grundlage je möglich sein wird. Immerhin lassen sich die Vorgänge von 1877 und von 1907 miteinander vergleichen.

Das erste, was die beiden Reichskanzler damals und jetzt getan haben, war der Versuch, durch einen direkten Appell ans Volk die Partei zu schädigen, mit der die Regierung bis gestern gearbeitet hatte. Der Erfolg war damals und jetzt kein vollständiger. Eine Partei, welche längere Zeit hindurch in der Macht gesessen hat und mit der Regierung gemeinsame Sache gemacht hat, läßt sich nicht kurzerhand durch den veränderten Willen eines Reichskanzlers zurückdrängen, selbst wenn dieser Reichskanzler Bismarck ist. Der Erfolg Bülows gegenüber dem Zentrum ist deshalb geringer als der damalige Erfolg Bismarcks gegenüber den Nationalliberalen, weil er bis jetzt nur indirekt gewesen ist. Das soll heißen: weil die bisherige Zurückdrängung des Zentrums nicht durch Verluste von Zentrumswahlkreisen, sondern durch Verluste von Sozialdemokraten herbeigeführt worden ist.

Was aber machte Bismarck, nachdem sein erster direkter Angriff gegen die Nationalliberalen nur einen teilweisen Erfolg gehabt hatte? Er bemühte sich, die Nationalliberalen von innen heraus zu zerreiben, indem er den Gedanken der Zollpolitik in die bisher freihändlerische Partei hineinwarf. Wir wollen damit nicht sagen, daß Bismarck die Zollpolitik nur deshalb herbeigeführt habe, um die Nationalliberalen durch sie zu ruinieren, aber es gehörte zur großen Kunst des Bismarckschen Gehirnes, daß er ein und dieselbe Sache den verschiedensten Zwecken dienstbar machen konnte. Er verlangte von den Nationalliberalen, daß sie sich der „nationalen Zollpolitik" anbequemen sollten. Damit richtete er diejenige Verwirrung unter den Nationalliberalen an, von denen sich diese vorher so glänzende Partei bis heute nicht erholt hat. Der Mann aber, der das meiste dazu beigetragen hat, um den rechten Flügel der Nationalliberalen in das Lager der konservativen Ordnungsparteien hineinzuleiten, war Miquel. Das, was Fürst Bülow heute sucht, ist ein Miquel innerhalb des Zentrums, ein Mann, der imstande ist, einen beträchtlichen Teil des Zentrums in die nähere Gemeinschaft mit den Konservativen hineinzuführen.

An Miquel muß man denken, wenn man die neue Broschüre des Professors Leo von Savigny in die Hand nimmt. Der Titel des Heftes heißt: „Des Zentrums Wandlung und Ende" (Verlag bei Hermann Walther, Berlin W., 1907, 1 Mk.) Ob Professor von Savigny, der sich zu der großen und altberühmten katholischen Familie der Savignys rechnet, die seit vielen Jahrzehnten in der katholischen Politik Preußens tätig ist, derjenige Mann ist, der einen Einfluß in der Art Miquels auf das Zentrum ausüben kann, ist für jemanden, der in die Personalfragen des Zentrums nicht eingeweiht ist, schwer zu sagen. Wahrscheinlich ist es nicht, daß dieser Herr von Savigny einen direkten Einfluß auf die Parteileitung des Zentrums auszuüben imstande sei. Dazu würde Herr von Hertling schon eher geeignet sein. Aber das, was Herr von Savigny schreibt, ist ungefähr das Programm eines katholischen Miquel. Seine Schrift hat folgende Abschnitte:

1. Das Zentrum eine konfessionelle Partei.
2. Der historische Daseinsgrund des konfessionellen Zentrums.
3. Ist die heutige Fortdauer des Zentrums berechtigt?
4. Wie ist das Zentrum zu ersetzen?

Es ist nicht uninteressant, den ersten dieser Abschnitte zu lesen, aber das Wesentliche liegt doch im letzten Teile. Herr von Savigny ist der Ansicht, daß die Zentrumswähler in ihre natürlichen politischen und wirtschaftlichen Gruppen zerfallen würden, sobald endgültig und unwiderruflich der Kulturkampf aus der Welt geschafft ist. Sobald der Zustand eingetreten sein würde, daß keinerlei Ausnahmegesetz oder landesgesetzliche Einzelbestimmung oder Verwaltungsmaßnahme den Katholiken als Katholiken benachteiligte, müßte ganz von selbst der Zusammenhalt einer Partei sich lockern, die, wie Herr von Savigny sehr einleuchtend nachweist, durch nichts anderes zusammengehalten wird, als einzig durch die Idee der beständigen Bedrohung der katholischen Minderheit durch die protestantische Majorität.

Das, was von Herrn von Savigny zur Herbeiführung dieses Zustandes vorgeschlagen wird, ist gar nicht viel. Es sind im Grunde diejenigen Dinge, für die die Demokraten und Linksliberalen auch jederzeit zu haben gewesen sind. Man kann die Sache einfach so ausdrücken. Wenn das Deutsche Reich und seine Einzelstaaten in Religionsfragen liberal sein werden, wird in der Luft dieses Liberalismus die zusammengeschweißte Masse des Zentrums in ihre Urbestandteile auseinandergleiten. In einem Punkte besteht freilich zwischen uns und Herrn von Savigny eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit. Er lehnt alle Gedanken der Trennung von Staat und Kirche nach französischem Muster rundweg und sehr entschieden ab, während wir unsererseits der Ansicht sind, daß diese Trennung, selbst wenn sie zunächst als schmerzhaft erscheint, auf die Dauer die befriedigende Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten sowohl für den Staat als auch für die Kirchengemeinschaft bedeutet. Herr von Savigny ist für Befestigung und Erhaltung des Systems der paritätischen Bevorzugung der zwei großen Konfessionen durch den Staat. Diese Meinungsverschiedenheit ist ja an sich groß und weitgehend, hat aber im gegenwärtigen Augenblick keine sehr große praktische

Bedeutung, da in Deutschland die Aussichten für eine Kirchentrennung nach französischem Vorbild an und für sich sehr schwach sind, und da insbesondere die deutsche Reichsregierung von sich aus gar keine Mittel in der Hand hat, um das Verhältnis der deutschen Einzelstaaten zu den Konfessionen zu ändern.

Es ist nicht undenkbar, daß der Reichskanzler eines Tages einen Teil des Toleranzantrages annimmt und daß er auch über die Jesuitenfrage ein letztes Wort mit sich reden läßt. Ganz leicht wird es freilich nicht sein, diese Dinge ohne Zentrumshilfe im Reichstag durchzusetzen, aber undenkbar ist es nicht, daß sich von rechts oder links her Kräfte zu diesem Zwecke vereinigen.

Die Frage ist nur, ob dieses Mittel ausreichen wird, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Jedenfalls wird es keine schnell wirkende Medizin sein. Eine Partei von der Disziplin und Geschlossenheit des Zentrums lockert sich nur langsam. Die Nationalliberalen von 1877 besaßen bei weitem nicht diejenige Organisation, die heute in dem vielverzweigten Vereinswesen des Katholizismus vorhanden ist. Der entscheidendste Punkt aber scheint uns zu sein, ob es gelingt, die deutschen Bischöfe in ihrer Gesamtheit oder in ihrer Majorität für die Idee des Herrn von Savigny zu gewinnen. Daß es nicht ganz unmöglich ist, im einzelnen Fall die katholischen Bischöfe gegen die Zentrumspartei auf das Kampffeld zu rufen, haben die Vorgänge bei der letzten Reichstagswahl in Bayern gezeigt. Aber diese Vorgänge haben zugleich bewiesen, daß ein einmaliges vorübergehendes Auftreten der Bischöfe gegenüber der Macht der Parteiorganisationen und der niederen Geistlichkeit nichts auszurichten vermag. Erst mit einer andauernden und zielbewußten Beeinflussung des ganzen Klerus durch die Bischöfe könnte eine Trennung der religiösen Tätigkeit der Kirche von der politischen Partei herbeigeführt werden. Ob aber die deutschen Bischöfe, selbst wenn sie mit Richtung und Leitung der Zentrumspartei keineswegs immer einverstanden sind, jemals den Entschluß fassen werden, in dieser Richtung einheitlich vorzugehen, ist sehr zu bezweifeln. Vom Standpunkt der römisch-katholischen Politik aus würde ein solcher Schritt nur dann geschehen können, wenn andererseits der katholischen Kirche große, ja fast unerhörte politische Vorteile geboten werden. Worin aber diese bestehen sollten? Da versagt das Nachdenken eines Deutschen, der nicht für möglich hält, daß das hohenzollernsche Kaisertum seiner nationalen Aufgabe an irgend einer Stelle untreu wird.

So lange aber die offizielle Kirche, so lange der römische Stuhl und die deutschen Bischöfe den Bestand einer katholischen Partei wünschen, wird es äußerst schwer sein, die Gedankengänge des Herrn von Savigny in die Wirklichkeit umzusetzen. Es ist zweifellos, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt sehr viele gebildete und deutschnationale Katholiken von derartigen Ideen bewegt werden, aber wir haben seit mehr als 60 Jahren gesehen, einen wie geringen Einfluß auf die katholische Gesamtbewegung diejenigen Elemente gehabt haben, die sich dem deutschen Staat und der deutschen Bildung rückhaltslos anvertrauten.

Naumann.

Juden und Junker in Rumänien

Es ist psychologisch leicht erklärlich, daß in dem Augenblick, wo in einem Lande ernste Unruhen ausbrechen, die Schwarzseher Oberwasser bekommen. Wer die deutsche Presse in den letzten Wochen verfolgt hat, wird im Anschluß an die agrarische und antisemitische Bewegung in Rumänien Aeußerungen eines geradezu vernichtenden Pessimismus über die rumänischen Zustände gefunden haben. Gab es doch sogar Blätter, die Rumänien als das rückständigste aller Balkanländer hinstellten.

Es ist allerdings eine Reihe von Jahren her, daß ich die Balkanstaaten, einen nach dem anderen, bereist habe. Aber soweit ich die Entwicklung der Dinge aus der Ferne verfolgen konnte, hat sich inzwischen an dem Verhältnis der einzelnen Staaten zueinander wenig verändert. Damals drängte sich mir jedenfalls schon stark der Eindruck auf, daß Rumänien durchaus an der Spitze der Balkanländer marschiere, was freilich am Ende noch kein übertriebenes Lob ist. Weitaus am hoffnungslosesten schien mir Serbien. In Bulgarien konnte man wenigstens an dem energischen Ruck nach vorwärts seine Freude haben, die der genial-brutale Stambulow der Hauptstadt Sofia gegeben hat. In Rumänien aber hatte man doch eine ganze Anzahl hoffnungsvoller Eindrücke. Die Hauptstadt Bukarest ist freilich ein Blender, wie das übrigens alle Residenzstädte Europas sind. Das „Paris des Ostens" ist natürlich so wenig typisch für das Land selbst, wie Budapest für Ungarn. Aber neben Bukarest und dem wunderbaren Gebirgspaß Sinaia, an dem jeder Westeuropäer seine Freude haben muß, habe ich doch eine ganze Anzahl von Provinzstädten kennen gelernt, die sich zu entwickeln und zu modernisieren schienen. Noch ist ja Rumänien fast ganz Agrarstaat. Aber man entdeckt doch vielfach die Anfänge einer industriellen Entwickelung. Namentlich an der siebenbürgischen Grenze sind infolge des dereinstigen Zollkrieges mit Ungarn selbst in kleinen Orten Fabriken entstanden. Die Bahnen sind zahlreich, der Boden ist überwiegend kultiviert. Natürlich darf man nie den westeuropäischen Maßstab anlegen. Alles, was hier gesagt ist, versteht sich immer im Hinblick auf den Osten und Südwesten; auch Rußland, Bulgarien und die Türkei. Mit freudigem Erstaunen stellte ich fest, daß man selbst auf vielen Dörfern ohne Kenntnis des Rumänischen fortkommen konnte. Allenthalben fanden sich Beamte, Lehrerinnen usw., die sich auf französisch verständlich machten. Die Verwaltung macht einen geordneten, das Militär einen ausgezeichneten Eindruck. Seine Feuerprobe hat es ja im letzten russisch-türkischen Kriege abgelegt, wo es den Russen ohne seine Beihilfe wahrscheinlich sehr elend gegangen wäre. Eine Truppe, die auf die Erstürmung der Geiwitza-Redoute zurückblicken kann, wird immer als beachtenswerter Faktor gelten müssen.

Die Organisation dieses Heeres ist in der Hauptsache das Verdienst des Königs Karl, der als echter Hohenzoller in der Schaffung einer tüchtigen Truppenmacht die Voraussetzung für eine gedeihliche Staatsentwickelung erblickt. Der König ist nicht gerade beliebt, aber sehr gerecht. Sein hervorkehrendster Zug ist der Sinn für Ordnung und Sparsamkeit. Er hat sich in diesen beiden Beziehungen seinem leichtsinnigen Volk absolut nicht akklimatisiert. Die Einkünfte der Kronengüter, aus denen ein Teil seiner Zivilliste besteht, hat er zu verzehnfachen verstanden. Er ist der beste Landwirt Rumäniens. Aber je mehr er einnimmt, umso weniger gibt er aus. Das macht ihn wenig volkstümlich. Die Witzblätter spotten darüber, daß bei öffentlichen Sammlungen der König mit seiner Spende meist erst an zehnter Stelle hinter Bankiers und Kaufleuten steht. Aber das hindert alle ernsten Rumänier denn doch nicht, anzuerkennen, daß ihr König nicht bloß seine eigenen, sondern vor allem auch die Finanzen des Staates prachtvoll in Ordnung gebracht hat. Die rumänische Staatsrente gilt mit Recht als eine der gesichertsten Anlagewerte. Mit eiserner Energie ist der zunehmenden Verschuldung ein Riegel vorgeschoben worden. Daß man zur Vermeidung eines Defizits manchmal zu Mitteln greift, die uns sonderbar anmuten, ist eine andere Sache. Vor ein paar Jahren drohte eine schlechte Maisernte die Staatsfinanzen arg in Unordnung zu bringen. Da strich man kurzerhand die Beamtengehälter um etwa 20 Prozent. Nun balanzierte der Etat wieder!

Wenn trotz aller Verdienste des Königs in Heer und Finanzen die trostlosen Zustände im Lande herrschen, die jetzt zu dem Ausbruch der Bauernunruhen geführt haben, so liegt das daran, daß ihm der Sinn für gute geistige und wirtschaftliche Reformen abgeht. Er wirtschaftet eben nach dem Muster Friedrich Wilhelms I. von Preußen, aber er hat noch nicht eingesehen, daß ein Land wie Rumänien trotz guter Truppen und guter Finanzen auf die Dauer nicht vorwärts kommen kann, wenn die Agrarfrage und die Judenfrage zu keiner vernünftigen Lösung gebracht werden. Die Besitzverteilung ist die denkbar ungünstigste. Etwa vier Fünftel des Landes gehören den Bojaren, der Kirche und und dem Staat. Die Masse der Bauern leidet genau wie

in Rußland an ungestilltem Landhunger. Die Bojaren, d. h. die Großgrundbesitzer, wollen ihre riesigen Besitzungen nicht verkaufen oder auch nur verkleinern. Sie können es vielfach auch nicht, da es sich um fideikommissarisch gebundenen Besitz handelt. An Selbstbewirtschaftung denken sie nicht. Sie verpachten ihre Güter an Großpächter. Diese Großpächter, die natürlich kapitalkräftig sein müssen, sind überwiegend Juden. Sie teilen die Güter in kleine Besitzungen, die sie an die Bauern weiter verpachten. Sie genießen die Differenz zwischen Hauptpacht und Afterpacht, sie wurde ihr Gewinn. Da sie Menschen und keine Engel sind, so machen sie es wie der Durchschnitt der kapitalistischen Unternehmer überhaupt: sie suchen herauszuschlagen, was sie können. Darum der Haß der Bauern gegen den „Juden". Daß der Großgrundbesitzer, der Bojar, der in Bukarest, Paris oder Monte-Carlo das gänzlich mühelos ihm zufließende Geld verprasst, der eigentlich Schuldige ist, entgeht seinem ungeübten Verstande. Er hat es ja persönlich nur mit dem Gutspächter zu tun. Ihm muß er eine, wie ihm scheint, übermäßige Pachtsumme entrichten. Er ist für ihn der Ausbeuter, der Feind. Wird sein Elend zu drückend, so schlägt er ihn tot oder zündet ihm wenigstens das Haus über dem Kopfe an. Der Junker genießt, der Jude wird verbrannt.

Die tieferen Ursachen des jetzigen Ausbruches in Rumänien sind zweifellos agrarischer Natur. Aber äußerlich sieht sich die Bewegung fast wie antisemitisch an. Die — berechtigte Unzufriedenheit der Bauern mit ihrer Lage ist aber von den Agitatoren antisemitisch zugespitzt worden. Es gibt wohl kein anderes Volk, wo der Antisemitismus so sehr die „Intelligenz" durchtränkt hat, wie das rumänische. Eine gewisse verdächtige Oberflächlichkeit der Geistesrichtung ist Hand in Hand gegangen mit dem eigenen Schuldbewußtsein, um dies Resultat zu zeitigen. Man hat sich nie um das Volk gekümmert. Man hat die Bauern in Unwissenheit und Armut verkommen lassen. Man denkt nicht an die so unbequemen sozialen Reformen. Man will von eigenen Opfern und Pflichten nichts hören. Lieber stempelt man den Juden zum Sündenbock und hetzt das Volk auf ihn. Das ist ja so unendlich bequem.

Die Juden sind in Rumänien besonders übel dran. Erst der Berliner Friede von 1878 brachte ihnen die Gleichberechtigung. Aber sie blieb ein toter Buchstabe. Denn die rumänische Regierung stellt sich auf den Standpunkt, diese Gleichberechtigung beziehe sich vorläufig nur auf die rumänischen Juden. Die Mehrzahl der Juden, die Rumänien bewohnen, seit Jahrhunderten bewohnen, sieht sie aber als „Ausländer" an. Diese „Ausländer" sind allerdings in keinem anderen Lande heimatberechtigt. Und da Rumänien sie nicht akklimatisiert, so schweben sie völlig in der Luft. Sie sind „vaterlandslos" in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Sie dürfen kein Grundeigentum erwerben, sind politisch machtlos, können abgesehen vom Handel kaum einen einzigen Erwerbszweig ergreifen. Von diesen Elementen, die sich größtenteils noch dazu in brennender Armut befinden, einem Staat gegenüber, der sie so behandelt, eine besondere „Staatsgesinnung" erwarten, wäre wahrhaftig unbillig. Man beschwert sich über die „Judenfrage" und hat sie doch selbst heraufbeschworen.

Schwerer als die Judenfrage, zu deren Lösung fast nur guter Wille nötig ist, ist die Agrarfrage in Rumänien aus der Welt zu schaffen. Denn sie setzt eine Erneuerung des Landes an Haupt und Gliedern voraus. Diese Erneuerung ist nur durchzuführen im Kampf gegen die bisher allmächtige Hierarchie des Bürgertums. Beseitigung der Fideikommisse, Zerstückelung des Großgrundbesitzes, innere Kolonisation, genossenschaftliche Organisation des Kredites, Steuerreform: anders kann Rumänien nicht gesund werden.

Wie dieser Gesundungsprozeß ohne Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts durchzuführen wäre, ist freilich nicht abzusehen. Es ist aber hier wie anderwärts: am letzten Ende ist in keinem anderen Heil als allein in der Demokratie.

H. von Gerlach.

England und Aegypten.

In einigen Monaten wird es ein Vierteljahrhundert her sein, daß die Engländer das Nilreich okkupiert haben. Die Vorgänge, die dahin führten, sind heute schon vielfach wieder vergessen. Die siebziger Jahre waren die Zeit, da der politische Zusammenbruch des Islam endlich unmittelbar bevorzustehen schien. Gleichzeitig bedrängt von der Revolution der Rajahvölker, vom Kriege mit Rußland und von der furchtbarsten Finanznot, war ein so künstliches Gebilde brutaler Willkür, wie der Osmanenstaat, nach allen Regeln einer gesunden Geschichtsphilosophie dem nahen Untergange verfallen. Parallel mit dem türkischen Bankerott, obwohl unabhängig davon, drohte der des Vasallenstaates der Pforte, Aegyptens. Hier am Nil hatte sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts überraschend eine große neue Macht erhoben. Nachdem Mohammed Ali, der Tabakhändler aus Kavalla, der als Büchsenspanner eines türkischen Offiziers nach Aegypten gekommen war, sich mit Gewalt und Perfidie in den napoleonischen Zeitläuften zum Herrn des Landes gemacht hatte, wandte er die Kraft seines straff organisierten Reichs nach außen. Auf den Bahnen der ramassidischen Pharaonen drang sein Sohn Ibrahim in Asien ein, schlug die Türken, bedrohte Konstantinopel. Die Intervention der Mächte unter Englands Führung rettete das Haus Osmans; Frankreich stand grollend, aber untätig bei Seite. Der ägyptische Weltmachtstraum war aber noch nicht ganz verflogen. Schon Mohammed Ali hatte Nubien erobert. Sein vierter Nachfolger, Ismail, schlug diesen Weg wieder ein. Geblendet von der Idee eines großen afrikanischen Kaisertums unterwarf er die weiten Gebiete des Sudans. Als Ismail auch mit Abessinien anband, war er bereits am Ende seines Könnens. Seine Eroberungspolitik und eine wahnsinnige Verschwendungssucht verschlangen die kolossalen Anleihen, die Europa ihm gewährte. Als alles, was er aus seinen Fellachen herauspressen konnte, nicht mehr zur Zahlung der Zinsen hinreichte, war er im Sinne Europas reif zum Untergang. Das vom englischen Liberalismus geprägte Dogma der Nichteinmischung in fremde Verhältnisse zerstob ohnmächtig vor dem greuelvollen Anblicke nicht eingelöster Koupons. Dem liberalsten aller englischen Minister, Gladstone, war es bestimmt, Aegypten zu erobern.

Das Verdienst, zuerst hier für England Fuß gefaßt zu haben, gehört gleichwohl der konservativen Partei. Wie Disraeli in der türkischen Frage den Russen entgegentrat, so in Aegypten den Franzosen, die damals in allen Kabinetten noch als die natürlichen Erben galten, wenn das Haus Mohammed Ali einmal abgewirtschaftet haben würde. In seiner Geldklemme kam der Vizekönig Ismail auf den Gedanken, die Suez-Kanal-Aktien zu verkaufen, die seiner Familie als Gründungsanteil für die Konzession des Unternehmens zugefallen waren. Frankreich sollte sie ihm — im tiefsten Geheimnis — abnehmen. Durch eine noch nicht ganz aufgeklärte Indiskretion bekam man in London Wind, und nun griff Disraeli mit keckem Handstreich ein. Zeit war nicht zu verlieren, also ließ er dem Khedive die Pistole auf die Brust setzen, und erpreßte die Abtretung der Aktien an England. Sie kosteten 90 Millionen M. und sind heute, ganz abgesehen von der politischen Bedeutung dieses Besitzes, 600 Millionen wert. Frankreich war düpiert. Es verdarb sich in der folgenden Zeit völlig das Spiel. 1879 wurde Ismail von den Mächten wegen seiner Mißwirtschaft abgesetzt. Sein Sohn Taufik war nur noch ihre Kreatur.

Gegen ihn regte sich nun endlich etwas in dem schweigsamen Sklavenvolk, das alles, Kriege, Schuldenmachen, Willkür, Korruption, solange angesehen hatte. Als der Fellache endlich begriff, daß er nicht einmal für seine Herren, sondern nur für die Gläubiger seiner Herren frohne, wurde er rebellisch. Es fanden „Ausbrüche des Fremdenhasses" statt, und das entsetzte Europa las aufgeklärte Leitartikel über den mohammedanischen Fanatismus. In Wirklichkeit war alles nur ein Aufschrei der geknechteten Kreatur, so wie in eben diesem Augenblicke der von seinen Peinigern zur Raserei gebrachte rumänische Bauer.

Immerhin, man mußte nun in Aegypten intervenieren. Im Frühjahr 1882 bombardierte die englische Flotte Alexandrien, das sich in der Hand der Revolutionäre befand. An der Spitze der Bewegung stand Arabi Pascha, ein Fellachensohn. Er brachte das Heer auf die Seite der Rebellen, und so blieb den Mächten nichts weiter übrig, als das Land selbst zu erobern. England schlug der französischen Regierung — Gambetta war eben gestürzt worden — eine gemeinsame Expedition vor. In dieser entscheidenden Stunde versagte Frankreich; die Kammer lehnte die Beteiligung ab. Die Engländer entschlossen sich allein zu handeln. Am 25. August 1882 landete General Wolseley in Port Said, am 13. September schlug er Arabi bei Tell-el-kebir, am 15. rückte er in Kairo ein. In nicht vier Wochen war Aegypten erobert. Der zitternde Tanfik wurde wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt, aber zu seinem Schutze und dem der ansässigen Europäer blieb eine englische Besatzung im Lande. Sie ist noch heute da.

Staatsrechtlich hat sich seitdem die Stellung Aegyptens nicht im geringsten geändert, auch nicht durch das Marokko-Abkommen vom Jahre 1905. Dieser Vertrag, in welchem Frankreich Vergangenheitswerte, die es am Nil besaß, für Zukunftswerte in Marokko preisgab, regelt nur das Machtverhältnis zweier illegitimer Prätendenten. Gesetzlicher Oberherr des Landes ist nach wie vor der Sultan, Erbstatthalter der Vizekönig aus dem Hause Mohammed Ali. Zu sagen haben beide nichts. Das Regiment führt der Mann, der den bescheidenen Titel eines englischen Generalkonsuls trägt. Evelyn Baring Lord Cromer ist nicht der glänzendste, aber der erfolgreichste unter den Prokonsuln des britischen Imperiums. Curzon ist mißmutig aus Indien fortgegangen; Milners Mißerfolg liegt zutage. Cromer hat in fünfundzwanzigjähriger konsequenter Arbeit, ohne je sehr laut zu sprechen, nicht nur England dort eine Stellung geschaffen, die unerschütterlich ist, nicht nur die europäischen Gläubiger des Staates zufriedengestellt, sondern auch Aegypten organisiert und saniert. Der Steuerdruck, der auf dem Fellachen lastet, ist hoch. Aber man nimmt ihm doch die Abgabe nicht drei- oder viermal ab, wie früher. Daß Sanitätswesen, Post, Eisenbahn, Polizei heute in Aegypten mindestens so gut sind wie in Süditalien, wird niemand bestreiten, der in beiden Ländern gereist ist. Das größte aber hat die englische Okkupation in der Regulierung und Verteilung der Nilflut geleistet. In den Stromländern des Orients, im Tal des Euphrats so gut wie in dem des Ganges und des Nils, hat seit Urzeiten das Bedürfnis einer zentralisierten Bewässerungspolitik zur Bildung starker Staaten geführt. Der altorientalische Despot ist in erster Linie Deichhauptmann. Die ägyptischen Vizekönige, die Türken von Herkunft sind, haben diese Pflicht nicht begriffen. Um 1880 befand sich das Bewässerungssystem Aegyptens in vollem Verfall; eine unter französischer Leitung begonnene große Arbeit, das „Barrage", welches den Strom unterhalb Kairos bei seinem Eintritt in das Delta zu stauen bestimmt war, ließ man unvollendet liegen. Hier griff nun Cromer mit dem größten Nachdruck ein. Das Barrage wurde vollendet und damit in Unterägypten eine bessere Regulierung und Verteilung der segenbringenden Flut möglich gemacht. Viel gewaltiger sind die Arbeiten in Oberägypten. Außer einem kleineren Stauwerk bei Assiut baute man dort vor allem den riesigen Damm von Assuan, der den Nil nach seinem letzten Katarakt faßt und staut. Das aufgehaltene Ueberschwemmungswasser, welches früher nutzlos abströmte, macht hunderttausende von Hektaren toten Wüstenbodens zum Fruchtlande. Soeben hat man den Entschluß gefaßt, den Damm noch um etwa 20 Fuß zu erhöhen. Die Altertümer der Insel Philae werden jetzt freilich zugrunde gehen, Aegypten aber gewinnt eine neue Provinz. Die Kosten der Arbeit dürften nur 30 Millionen M. betragen, die Baumwollernte aber, die auf dem neu zu erwerbenden Fruchtlande wächst, wird 70 bis 80 Millionen einbringen. (Schluß folgt.)

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Das pommersche „Kreisblatt"

Auf die Provinz Pommern entfallen 102 Zeitungen, — unter diesen finden sich nur 6 Organe liberaler Richtung — 30 Zeitungen führen die Bezeichnung „amtliches Kreisblatt". Ursprünglich enthielt das „amtliche Kreisblatt" nichts, denn nur Verfügungen der Kreisbehörde, es war somit die Bezeichnung „amtlich" reell und ganz gerechtfertigt. Dies Publikationsorgan der Kreisbehörde erschien wöchentlich einmal und wurde von einem Beamten der Kreisverwaltung — gewöhnlich dem Kreissekretär — geleitet. In vereinzelten Fällen geschieht dies auch heute noch im Osten.

Im Laufe der Jahre aber hat dieser Modus der Publikation rein amtlicher Bekanntmachungen sich dahin geändert, daß die Landratsämter gegen eine jährliche Pauschalsumme die Bekanntgabe ihrer Verfügungen usw. einfach einer Zeitung im Kreise übertrugen, die dafür die Bezeichnung „amtliches Kreisblatt" übernahm.

Mit dem amtlichen Charakter — er bezieht sich in Wirklichkeit doch nur auf die auf der ersten resp. den beiden ersten Seiten enthaltenen Bekanntmachungen der Kreisbehörde — haben sämtliche pommersche Kreisblätter auch die ausgeprägte politische Richtung des Landrats übernommen: konservativ ist jedes der in Pommern erscheinenden Kreisblätter! Die jährlich vom Landratsamte zu zahlende Pauschalsumme ist eigentlich recht gering, wenn man in Betracht zieht, was dafür die Zeitung zu leisten hat. Ja, es ist erstaunlich, daß so mancher Zeitungsverleger seine politische Ueberzeugung so billig verkauft.

Für die Summe von 2200 M. z. B. muß das größte pommersche Kreisblatt, welches annähernd in einer Auflage von 5000 Exemplaren bei täglichem Erscheinen und 3 Beilagen gelesen wird, in über 250 Exemplaren an Amtsvorsteher, Guts- und Gemeindevorsteher, Standesbeamte und Gendarmen des Kreises geliefert werden, es sind außerdem sämtliche Bekanntmachungen usw. des Landratsamtes aufzunehmen. Ein geradezu jammerhafter Preis! Es entfällt durchschnittlich auf die Zeile des Inserats ein Preis von 1—3 Pf., während jedweder Inserierende aus dem Kaufmanns- bezw. Bürgerstande 15—20 Pf. pro Zeile zahlen muß.

Und nicht genug: das amtliche Kreisblatt in Pommern steht unter Zensur des Landratsamts! Von einem amtlichen Kreisblatt ist dem Schreiber dieses genau bekannt, daß der Korrekturbogen jedesmal dem Landratsamt vorgelegt werden muß, und für diese „Zensur" hat der Verlag des Kreisblatts noch 150 M. an den Kreissekretär für „Korrektur" zu zahlen. —

Jedes pommersche Kreisblatt bringt nun auch nicht eine Zeile, von der es vermuten könnte, daß sie im Landratsamt nicht angenehm wäre! Bei der Reichstagswahl konnte dieses zur Genüge konstatiert werden, ein Beispiel möge es ad oculos demonstrieren. Der liberale Kandidat eines Wahlkreises war von konservativer Seite in schamloser Weise durch mehrere „Eingesandt" ohne Namensunterschrift im „amtlichen Kreisblatt" angegriffen worden. Wenngleich nach gut journalistischer Sitte sonst der Raum für „Eingesandt" nicht nur dem Angreifenden, sondern auch dem Angegriffenen freisteht, so brachte das Kreisblatt die Entgegnung des liberalen Reichstagskandidaten nicht.

Das konservative und amtliche Kreisblatt ist heute in Hinterpommern tonangebend unter der Bevölkerung des platten Landes. Es ist ja die einzige geistige Kost der Dorfbewohner Hinterpommerns. Schon fortgeschrittenere, kleinere Besitzer, hin und wieder auch ein Arbeiter, der „in der Welt" gewesen war, bevor er sein Heim im hinterpommerschen Dorf aufschlug, lesen eine Berliner Zeitung. Vereinzelt steht dies aber immerhin nur da, es dominiert das Kreisblatt! Und der Inhalt desselben?

Amtliche Bekanntmachungen auf der ersten Seite, ein kurzer politischer Teil nach agrarkonservativem Zuschnitt, Roman in Fortsetzungen, stark provinzieller Teil — entlehnt zum größten Teil aus andern Zeitungen der Provinz — füllen die zweite und dritte, Annoncen die letzte Seite. Wort für Wort wird alles gelesen. Das „Kreisblatt" gilt eben allen als unverletzlich, — „so steht im Blatt!" und

gegen die Weisheit anreden wollen, hieße gegen Windmühlenflügel kämpfen.

Und damit dieses so bleibe, unterstützt man das Kreisblatt auf jegliche Art und Weise. Zu sämtlichen pommerschen Synoden stand im Jahre 1906 zur Verhandlung: „Was kann die Synode zur Förderung der staatserhaltenden Presse tun?“ Man hat sich der gestellten Aufgabe dahin erledigt, daß man fleißiges „Unterstützen“ und „Fördern“ des Kreisblattes empfahl, denn dieses ist, wie gesagt, ja doch die staatserhaltende Presse. Und dieses „Fördern“ kennt man! Der vom Besitzer abhängige Arbeiter liest heute das Kreisblatt, wird einmal eine andere Zeitung getroffen, so tun Winke und Belehrungen schon das ihrige. Die Bauern lesen das Kreisblatt, es bringt ja die Berliner Viehpreise und das genügt. Dem Lehrer des Ortes legt man es auf irgend eine Art nahe, doch durch Artikel das Kreisblatt zu „fördern“. Sträubt er sich zu offenkundig, oder versucht er sogar freieren Ideen Bahn zu brechen — entzogene Kuhweide und ähnliche agrarische Nachhilfen machen den Abtrünnigen bald wieder gefügiger. (Die Mitarbeit des Lehrers für das Kreisblatt forderte man ja auch schon einmal in einer westlichen Provinz!) —

Von verschiedener Seite ist bereits die Anregung ergangen, die amtlichen Bekanntmachungen seien als besondere Beilage den Zeitungen beizugeben, damit denselben kein Zwang in bezug auf politische Richtung auferlegt werde. Ein liberales, ja selbst ein parteiloses Kreisblatt wäre für die preußischen Ostseeprovinzen allerdings einfach undenkbar, wenngleich es derartige amtliche Kreisblätter bereits gibt. Es entfallen auf die 382 Zeitungen der Rheinprovinz nur 45 amtliche Kreisblätter und von diesen sind: 10 parteilos, 3 liberal, 6 nationalliberal, 18 „amtlich“, 1 konservativ, 5 regierungsfreundlich, 1 Zentrum, 1 katholisch. Die abhängige Stellung welche der Besitzer eines Kreisblattes dem Landrat gegenüber einnimmt, wird von verschiedenen in Frage kommenden Zeitungsverlegern — richtiger Kreisblattverlegern — auch als drückend, ja beschämend empfunden, es hat im preußischen Osten aber noch niemand ernstlich den Versuch gemacht, dieses Zensurwesen nun als nicht mehr zeitgemäß aus der Welt zu schaffen. **Heinrich Wulkow.**

Unsere Bewegung

Zur Beachtung für Parteifreunde und Parteivereine.

Wie wir aus vielen Zuschriften sehen, stellen sich unsere Freunde überall mit besonderer Wärme in den Dienst der Einigung aller Liberalen. Das ist an sich erfreulich und nötig. Gerade die „Hilfe“ hat ja bereits in trüberen Zeiten mit allem Nachdruck diese Bestrebungen unterstützt, die zu den Frankfurter Beschlüssen und zum Zusammenarbeiten der dreifreisinnigen Gruppen im Reichstag geführt haben. Wir warnen aber unsere Freunde nachdrücklich, über alle dem ihre Pflichten gegenüber dem Wahlverein der Liberalen aus dem Auge zu lassen. Die Freisinnige und die Süddeutsche Volkspartei halten, woraus wir ihnen nicht den geringsten Vorwurf machen, an ihren eigenen Organisationen fest und bauen sie weiter aus. Damit ist die Organisationsform des Liberalismus für die nächste Zeit festgelegt. Wir haben jetzt noch nicht mit einer einzigen großen liberalen Partei zu rechnen. Es ist, wenn man so vergleichen darf, die Organisationsform eines industriellen Kartells, in dem die einzelnen Betriebe ihre Selbständigkeit behalten; und es würde keinem an einem solchen Kartell beteiligten Industriellen mit gesunden Sinnen einfallen, aus idealer Begeisterung für eine straffere Organisation seinen eigenen Betrieb an einen Nachbar im Kartell wegzuschenken. „Interfraktionelle Vereine“ mögen hier und dort nötig sein, solche Vereine aber besitzen keine Zentrale die ihnen Mittel und Kräfte zur Verfügung stellt, noch gelangen sie auf Parteitagen zu Wort und Einfluß. Deshalb bedeutet jede Lockerung der Beziehung zu unserer Berliner Parteizentrale nicht nur eine Schwächung der betreffenden Vereine, sondern sie können auch für die Einigung des Liberalismus, die nur auf dem ordnungsmäßigen Weg der Selbständigkeit der einzelnen Parteiorganisationen fruchtbringend erreicht werden kann, meist viel weniger leisten, als mancher erwarten mag. Was wir jetzt brauchen, ist eine treue Arbeitsgemeinschaft der liberalen Gruppen im Reichstag und der Organisationen dieser Gruppen im Lande.

Friedrich Payer, der demokratische Präsident des württembergischen Landtags, ein Mann mit den allergrößten praktischen Verdiensten um die liberale Einigung, drückt mit den folgenden Worten, die wir der Frkf. Zeitung entnehmen, ganz unsern Standpunkt zu der Frage aus:

Wie weit ein lokales Zusammengehen einzelner Vereine oder Politiker dem Endziel des Zusammenschlusses näher bringt, läßt sich im allgemeinen nicht beurteilen; aber für Neuorganisationen, welche Demokraten, Freisinnige und Nationalliberale, wie sie sind, samt parteilosen Politikern alle miteinander in einer großen Einheit zusammenzufassen bestimmt sind, ist zurzeit weder Bedürfnis, noch Raum. Umgekehrt müssen derartige Organisationen mehr Verwirrung und Mißtrauen erzeugen, als sie positiv für den Gedanken des Zusammenschlusses zu leisten imstande sind. Sobald sie ihre Tätigkeit über platonische Kundgebungen hinaus ausdehnen, machen sie den bestehenden Parteien Konkurrenz und bringen ihre Mitglieder, soweit sie solchen Parteien angehören, in Konflikt mit ihrem Parteigewissen. Im allgemeinen werden beispielsweise Demokraten, die der Volkspartei angehören, nicht gleichzeitig in einem und demselben Verein organisch mit rechtsstehenden Nationalliberalen zu politischer Arbeit verbunden sein wollen, weil man nicht zwei Herren gleichzeitig dienen kann, und weil die Politik der Partei eine andere sein muß, als die des Vereins. Probieren sie es doch, so werden sie, falls die ganze Sache nicht bloß auf eine Deteration hinauslöuft, bald merken, daß sie ihren politischen Zielen zum Teil selbst entgegenarbeiten, sie jedenfalls nicht fördern, und sie werden auch bald empfinden, daß ihre Parteifreunde, welche diese Politik nicht mitmachen, dieselbe als eine zwiespältige beargwohnen. Man kann auch zu geschäftig sein, und es läßt sich doch kaum rechtfertigen, gerade in dem Augenblick, in welchem die bestehenden Parteien den ernstlichen Anlauf genommen haben, die Idee des Zusammenschlusses der Linken so weit zu realisieren, als praktisch zurzeit überhaupt denkbar ist, über den Kopf dieser Parteien weg neue Gebilde für den aussichtslosen Versuch zu schaffen, durch den bloßen Appell an das Gefühl mit einem Schlage von oben herab das fertigzustellen, was bisher mit harter Arbeit von unten herauf auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse erstrebt worden ist.

Weitere Anträge zum Parteitag.

1. Zum politischen Jahresbericht:

Die Ortsgruppen der drei demokratischen Fraktionen müßten gemeinsame Versammlungen halten, und zwar im Sommer alle drei Monate, im Winter alle zwei mindestens.

Die drei Fraktionen ernennen ein zu gleichen Teilen zusammengesetztes Präsidium, welches über die Anträge der gemeinsamen Versammlungen mit einfacher Majorität zu beschließen hat.

Die gemeinsamen Versammlungen sind befugt, Vereine einer anderen liberalen Richtung zuzuziehen. (Freisinnige Vereinigung für Rheinland und Westfalen.)

Der Parteivorstand möge

1. dafür Sorge tragen, daß die Frage des parlamentarischen Regiments in der agitatorischen und literarischen Tätigkeit der Partei mehr als in den letzten Jahren betont wird,
2. dieses Thema auf die Tagesordnung des nächsten Delegiertentages setzen. (Dr. Eyd-Charlottenburg, Dr. Vohberg-Schöneberg.)

Der Delegiertentag wolle die Abfassung, Drucklegung und Massenverbreitung einer kleineren populären Schrift beschließen, die die Bedeutung der Börse und die notwendige Reform der Börsengesetzgebung zum Gegenstande hat. (Pautsch-Berlin.)

In Anbetracht des am 9. Oktober d. J. wiederkehrenden 100jährigen Gedenktages der preußischen Bauernbefreiung wolle der Delegiertentag die Abfassung, Drucklegung und Massenverbreitung einer kleineren populären Schrift beschließen, die auch die weitere Entwickelung des preußischen Bauernstandes nach 1807 berücksichtigt. (Pautsch-Berlin).

Der Delegiertentag wolle mit denselben Erwägungen wie bei der preußischen Bauernbefreiungen auch der am 19. Novbr. 1908 stattfindenden Hundertjahrfeier der preußischen Städteordnung näher treten, insonderheit wolle auch der Parteivorstand die Frage erörtern, wie das gesamte liberale Bürgertum für größere Kundgebungen zu gewinnen sei. (Pautsch-Berlin.)

Der Delegiertentag beauftragt den geschäftsführenden Ausschuß, bis zum nächsten Delegiertentage eine Statutenänderung vorzubereiten, dahingehend, daß alle Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen genötigt sind, sich den etwa an ihrem Wohnorte befindlichen Ortsgruppen des Wahlvereines als Mitglieder anzuschließen. (Ortsgruppe Berlin des W. d. L.)

1. Zum Referat über die nächsten Aufgaben des Liberalismus:

Die Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung wird ersucht, dahin zu wirken, daß die Beratung des Antrags Ablaß und Gen. betreffend Neuabgrenzung der Wahlkreise und Sicherung des Wahlgeheimnisses (Nr. 134 der Drucksachen des Reichstags) mit allen parlamentarischen Mitteln möglichst bald, in jedem Falle aber im Laufe der gegenwärtigen Session erzwungen wird.

(Ortsgruppe Teltow-Charlottenburg des W. d. L.)

Der Delegiertentag möge beschließen: „Der Delegiertentag erwartet von der Freisinnigen Vereinigung im Reichstage, daß sie in Gemeinschaft mit den beiden anderen liberalen Parteien mit Nachdruck für die Gewährung des politischen Stimmrechtes an die Frauen eintritt." (Ortsgruppe Berlin des W. d. L.)

Der Delegiertentag wolle beschließen: „Der Delegiertentag betrachtet es als die wesentlichste Aufgabe der Liberalen im Preußischen Abgeordnetenhause, mit allen Kräften immer aufs neue auf die Ersetzung des preußischen Dreiklassenwahlrechtes durch das Reichstagswahlrecht hinzuwirken." (Ortsgruppe Berlin des W. d. L.)

Der Delegiertentag wolle beschließen: „Die Freisinnige Vereinigung im Preußischen Abgeordnetenhaus wird ersucht, in Gemeinschaft mit den anderen liberalen Abgeordneten dahin zu wirken,

1. daß der genossenschaftlichen, insbesondere der konsumgenossenschaftlichen Arbeiterbewegung weder auf gesetzgeberischem (Umsatzsteuer) noch auf verwaltungsmäßigem (Verbot des Beitrittes für Staatsangestellte) Wege Hindernisse bereitet werden,
2. das die staatsbürgerliche Freiheit der Arbeiter und Angestellten in staatlichen Betrieben keinen unzeitgemäßen und unberechtigten Beschränkungen unterworfen werde." (Ortsgruppe Berlin des W. d. L.

Der Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen stellt mit Befriedigung fest, daß die Einigung des Liberalismus in letzter Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht. Er fordert alle Parteifreunde auf, auch weiterhin unermüdlich tätig zu sein, um aus der jetzigen Arbeitsgemeinschaft der liberalen Fraktionen im Reichstag und preußischen Abgeordnetenhaus sowie der liberalen Organisationen im Lande allmählich eine Organisationseinheit zu schaffen. Um dies Endziel sicherer erreichen zu können, erscheint die Festigung und Erweiterung unseres gegenwärtigen Parteibestandes sowie der Ausbau unserer Organisationen dringend erforderlich, damit bei allen künftigen Einigungsverhandlungen unsere Bundesgenossenschaft erwünscht und wertvoll bleibt. (Parteivorstand.)

Teltow-Charlottenburg. Der „Wahlverein der Liberalen" dieses Wahlkreises hielt seine erste ordentliche Generalversammlung, die allerdings hätte besser besucht sein können, ab. Nach dem Geschäfts- und Kassenbericht wurden die Fragen der Agitation und Organisation eingehend besprochen und die Delegierten zum Vertretertag bestimmt. Der geschäftsführende Ausschuß setzt sich nun zusammen aus Direktor Stern als Vorsitzenden, Redakteur Dr. Heuß als 1. Schriftführer, Redakteur Erdmannsdörffer als 2. Schriftführer, Kaufmann M. Lesser als Kassierer. Der Verein wird vom Herbst ab in eine energische Landagitation eintreten.

Dresden. (Liberaler Verein). Unsere erste größere Versammlung nach den Reichstagswahlen fand Sonnabend, den 9. März statt. In dankenswerter Weise hatte dazu unser Reichstagskandidat Dr. Barge den Vortrag über die Reichstagswahlen und die Aufgaben des Liberalismus übernommen. Er betonte vor allem die Fortschritte, die die liberale Einigung besonders hier gemacht habe. Bezüglich des liberalen Programms wünschte er, daß es künftig den wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Berufsarten mehr Rechnung tragen möchte.

Soziale Bewegung

Ein Aussperrungsfieber soll der Arbeiterpresse zufolge gegenwärtig sehr heftig unter den deutschen Arbeitgebern grassieren. Und wenn man die zahllosen kleinen und großen Kämpfe in allen Industrien in allen Gegenden Deutschlands überblickt, scheint die Bezeichnung „Aussperrungsfieber" nicht unzutreffend zu sein. Nicht nur die Hamburger Schiffsreeder und der starke deutsche Schneider-Arbeitgeberverband suchen ihre Arbeiter durch scharfe Aussperrungsmaßregeln für längere Zeit niederzukämpfen, auch kleinere Unternehmer halten die gegenwärtige Zeit für günstig, um die zweischneidige Waffe zu erproben. Sie haben eben mit der Zeit von den Arbeitern gelernt, daß energisch durchgeführte Kämpfe selbst dann, wenn sie nicht immer mit „vollem Erfolge" enden, doch die Organisationen stärken und den Zusammenschluß aller Berufsangehörigen erheblich beschleunigen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, haben die Arbeiterorgane ebensowenig Ursache, über Aussperrungsfieber zu lamentieren, wie zu anderen Zeit die Unternehmer keinen Grund gehabt haben, über Streikfieber der Arbeiter zu schelten. Solange auf beiden Seiten mit allen erlaubten, gesetzlichen Mitteln gekämpft wird, kann höchstens die Frage aufgeworfen werden, ob die von den Arbeitern oder von den Unternehmern ausgewählte Wirtschaftsperiode für Machtproben geeignet oder ungeeignet sei, mit anderen Worten: ob die Kämpfe taktisch klug oder unklug begonnen wurden. Diese Frage können aber gerechterweise wohl nur die Beteiligten zutreffend beurteilen. Dagegen hat die öffentliche Moral ein Recht auf Einmischung, wenn die Kämpfe mit unerlaubten Mitteln oder zur Erreichung ungesetzlicher Zwecke durchgefochten werden. Wenn z. B. gegenwärtig die Kleinmeister im Maler-, Anstreicher-, Glaser- und Tapezierergewerbe von Duisburg ihre Arbeiter ausgesperrt haben, um die Erklärung von ihnen zu erzwingen, daß sie weder die christlichen noch die sozialdemokratischen Gewerkschaften finanziell oder moralisch unterstützen würden, und wenn dabei offen verlangt wird, den dabei nicht mittuenden Arbeitgebern die Kundschaft zu entziehen, so fordert solches Vorgehen schärfsten Protest der öffentlichen Meinung heraus, denn es richtet sich gleicherweise gegen das gesetzlich gewährleistete freie Koalitionsrecht wie gegen die guten Sitten des Geschäftslebens.

Im Hamburger Hafenarbeiterkampf ist eine neue Situation eingetreten, von der es noch nicht feststeht, ob sie den Kampf verschärft oder langsam zum Frieden überleitet. Der Hafenbetriebsverein hat eine ganz neue Lohn- und Arbeitsordnung in Vorschlag gebracht. Der Wochenlohn soll bei zehnstündiger Arbeitszeit 30 M. betragen; für Nacht- und Sonntagsarbeit soll 1 M. pro Stunde bezahlt werden. Es ist in Aussicht genommen, gesonderte Tages- und Nachtschichten einzurichten. Im Laufe eines Monats wird der Arbeiter nicht mehr als zwei Wochen lang, die aber nicht aufeinander folgen dürfen, zu Nachtschichten herangezogen. Auch den in der Nachtschicht beschäftigten Arbeitern wird unter allen Umständen ein Mindestlohn von 30 M. pro Woche garantiert. Außerdem sieht der Tarif erhöhte Positionen für Spezialarbeiten vor. Diesen vernünftigen Bestimmungen ist leider noch eine wichtige Klausel über eine Zwangs-Sparkasse angehängt, aus der die Schauerleute in Krankheits- und Sterbefällen Unterstützungen erhalten sollen. Zu dieser „Sparkasse", der jeder Schauermann angehören muß, sind Beiträge bis zu 3 M. pro Woche zu leisten. Eine Grenze für die Garantiesumme ist nicht festgesetzt, sondern unbeschränkt; Zinsen werden erst gezahlt, wenn die Einlage 200 M. beträgt. Das Guthaben soll aber nun, soweit es den Betrag von 200 M. nicht übersteigt, zugunsten der Kasse verfallen: a) wenn der Arbeiter ohne Erlaubnis die Arbeit verlassen hat; b) wenn der Arbeiter ohne triftigen Grund nicht zu einer bestellten Arbeit kommt; c) wenn derselbe in Krankheitsfällen oder bei anderen dringlichen Anlässen nicht spätestens bis Mittag Anzeige gemacht hat; d) wenn derselbe ohne triftigen Grund den gewährten Urlaub überschreitet; e) wenn er sich der Widersetzlichkeit, ungebührlichen Betragens, Trunkenheit während des Dienstes, des Diebstahls, der Hehlerei, des Betruges, der Unterschlagung oder anderer unehrenhafter Handlungen schuldig macht. In all diesen Fällen kann außer der Entlassung die Einziehung der geleisteten Beiträge bis zu der genannten Höhe erfolgen. — Es war vorauszusehen, daß die Hamburger Hafenarbeiter, die den anderen Bestimmungen der neuen Arbeits- und Lohnordnung zustimmen, diese harte Fessel sich gutwillig auf keinen Fall anlegen ließen. Sie haben denn auch in großer Massenversammlung einmütig gegen diese sonderbare Wohlfahrtseinrichtung protestiert, die sie den Arbeitgebern auf Gnade und Ungnade ausliefern soll.

Ein interessanter neuer Aerztestreik. Der Verein der Berliner Bankbeamten hatte mit seinen Aerzten bisher einen Vertrag, der wegen der für die Aerzte ungünstigen Bedingungen beanstandet und auch aufgehoben wurde. Zur Beratung eines neuen Vertrages entsandten die Aerzte Vertrauensmänner, denen es nach langwierigen aber stets höflich mit den Vereinsvertretern geführten Verhandlungen schließlich gelang, einen befriedigenden Vertrag abzuschließen, der am 1. April in Kraft treten sollte. Nun hat der Verein der Bankbeamten die Maßregelung zweier für ihre Kollegen eifrig bemühten Aerzte vollzogen, indem er sie vom Engagement für den neuen Vertrag einfach ausschloß. Daraufhin wurde in einer großen Aerzteversammlung einstimmig der Streik beschlossen, der am 1. April beginnen und nicht eher wieder beigelegt werden soll, bis die gemaßregelten Kollegen wieder angestellt sind. Also ein Streik wegen Maßregelung von Kollegen! Und Arbeitgeber sind in diesem Fall Beamte, die selbst oft genug über Arbeitgeberdruck zu klagen Anlaß haben!

Gegen die Lehrlingszüchterei wendet sich angesichts des Osterfestes und der Konfirmationstermine auch in diesem Jahre wieder die Gewerkschaftspresse. In einem Aufruf des Buchdruckerorgans wird im Einverständnis mit dem Tarifamt die Notwendigkeit betont, „die zuzuführenden jungen Leute einer Prü-

fung auf ihre geistigen und körperlichen Befähigungen zu unterziehen". Gegen die gewissenlose Lehrlingszüchterei sollen die Gesetze rücksichtslos in Anwendung gebracht werden. — Die sozialdemokratischen Gewerkschaften benutzen denselben Anlaß, um an die organisierten Arbeiter die dringende Mahnung zu richten, Lehrverträge mit Klauseln nicht zu unterschreiben, welche die Bewegungsfreiheit des Lehrlings in unzulässiger Weise lähmen und den Vätern Rechte nehmen, die nur ihnen zukommen. Jeder Arbeiter soll es als seine Pflicht ansehen, seine schulentlassene Kinder den freien (sozialdemokratischen) Jugendorganisationen zuzuführen und sie von den christlichen und ähnlichen Vereinen fern zu halten. Angesichts dieser Agitation unter den jungen Leuten beginnen auch die nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften an die Organisierung der Jugendlichen heranzutreten.

Die Wertzuwachssteuer marschiert. Es vergeht fast keine Woche mehr, in der nicht irgendwo im deutschen Reich ein größeres Gemeindewesen die Wertzuwachssteuer einführte. Berlin, die Reichshauptstadt, ist wider alles Erwarten mit gutem Beispiel vorangegangen. Nach eindringlicher Empfehlung der Wertzuwachssteuer durch unsere Parteifreunde Mommsen und Preuß ist der erste grundlegende Paragraph des Gesetzentwurfs in der Fassung der Magistratsvorlage angenommen worden. Freilich wollen die rührigen Gegner nun die folgenden Paragraphen, die einem Ausschuß überwiesen sind, so stark verwässern, daß das schließliche Endziel für Berlin immer noch zweifelhaft bleibt. In Steglitz bei Berlin hat die Hausbesitzermehrheit den wiederholten Antrag der Mietervertreter, an deren Spitze unser Freund Weinhausen eifrig für den Berliner Entwurf kämpfte, zum zweiten Male abgelehnt. Aber eingeführt wurde die Wertzuwachssteuer in den letzten Wochen bereits in sechs andern Berliner Vororten und außerdem neuerdings in Emden, Reuß, Jena und Danzig. Hier ist sie freilich erst von unserm Parteifreund Syndikus Dr. Fehrmann empfohlen und von Oberbürgermeister Ehlers und Stadtkämmerer Mitlaff sicher in Aussicht gestellt worden.

Gegen die Mittelstandsdemagogen wendet sich die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau". Die sächsische Mittelstandsvereinigung hat in einer Denkschrift behauptet, daß die Entwicklung der Großbetriebe die Arbeiterfrage verschärfe und daß eine vernünftige Mittelstandspolitik daher auch eine Lösung der Arbeiterfrage bedeute. Es sei, so erklärt das Konsumvereinsorgan, nicht nur nationalökonomisch und sozialpolitisch das Gegenteil längst erwiesen, sondern es sei auch unehrlich, den Arbeitern auf dem Wege der Mittelstandspolitik Selbständigkeit zu versprechen und gleichzeitig durch Forderung des Befähigungsnachweises für den kleinen Handel diese Selbständigkeitsregungen einzuengen. Auch die Phrase von der Vernichtung des Mittelstandes durch die Konsumvereine verdiene keine Beachtung mehr. Es sei länger festgestellt, daß nicht die Konsumgenossenschaftsbewegung, sondern die infolge unserer großkapitalistischen Gesamtentwicklung wachsende Verschiebung aller Erwerbsverhältnisse, ferner die Unfähigkeit der Anpassung an diese veränderten Zeitverhältnisse und schließlich die Ueberfüllung in bestimmten kleingewerblichen Zweigen die gedrückte Lage zahlreicher Mittelstandsexistenzen verschulden. Der Kleingewerbetreibende müsse den Kredit und die Rohmaterialien teurer bezahlen als der Großindustrielle. Seine Ausstände gingen langsamer und schwieriger ein als die der Großfabrikanten und Händler. Wenn also die gedrückten Mittelstandsschichten nicht gegen die Konsumvereine wüten, sondern lieber sich genossenschaftlich organisieren wollten, würden sie vernünftiger handeln.

Ein gewerkschaftliches Nachspiel zu den Reichstagswahlen. Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie will auf den Lorbeeren des politischen Sieges, den er bei der letzten Reichstagswahl davon getragen hat, nicht ausruhen. Er beginnt jetzt einen gewerkschaftlichen Kampf gegen die Roten, von dem er abermals große Erfolge erwartet. Unter dem Feldgeschrei „Gründet nationale, reichstreue Arbeitervereine, vollendet die Wahlniederlage der Sozialdemokraten, indem ihr die arbeitswilligen, königstreuen Arbeiter organisiert," sollen die sozialdemokratischen Gewerkschaften niedergekämpft werden. Bereits hat er 30 Vertreter von Arbeitervereinen, die dem Reichsverband angeschlossen sind, zusammengerufen und eine siebengliedrige Kommission mit dem Generalsekretär Schaper in Hamburg an der Spitze gewählt, um die „reichstreuen Arbeiter fortan völlig selbständig ihre Organisationen ausbauen zu lassen." Dabei handelt es sich keineswegs etwa um eine Stärkung der sogenannten christlich-nationalen Arbeiterbewegung, sondern um Gründung „gelber" Gewerkschaften. Darunter versteht man Vereinigungen von Arbeitern unter Führung von Unternehmern mit dem Zweck der Verhütung von Streiks und der Bekämpfung freier gewerkschaftlicher Betätigung. In Augsburg besteht schon längere Zeit eine größere gelbe Gewerkschaft, im Saargebiet, neuerdings auch in Berlin, Schlesien und Rheinland-Westfalen finden „die Gelben" Eingang. In Berlin sind es hauptsächlich die Angestellten und Arbeiter der großen Berliner Straßenbahn und der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, die sich von den sozialdemokratischen Gewerkschaftsbestrebungen ab und eigenen „friedlicheren" Berufsorganisationen zugewandt haben. Den Vorwand zu diesen Gründungen müssen der „unerträgliche Terrorismus" und die „antinationalen Umsturzbestrebungen" der sozialdemokratischen Gewerkschaftler geben; die Arbeitgeberzeitung fordert seit den Reichstagswahlen unermüdlich „rücksichtslose Niederkämpfung der Umsturzbewegung". Natürlich sind die radikalen Phrasenhelden in der Sozialdemokratie, die häufig genug auch in den Gewerkschaften ihr Unwesen treiben, nicht ganz unschuldig an dieser Entwicklung; bei ruhigerm, besonnenem Auftreten der Gewerkschaftsführer und ihrer Zeitungen, wie es doch eigentlich dem Wesen der Berufsvereine entspricht, hätten die gelben Gewerkschaften niemals die jetzige bedrohliche Bedeutung annehmen können. Bedrohlich sind sie nämlich, weil bei der heutigen antisozialdemokratischen Gesamtstimmung die Scharfmacher und Gewerkschaftsfeinde zweifellos leichte Arbeit haben und bei ihrer bekannten Rührigkeit das begonnene Zerstörungswerk mit allen Kräften fördern werden. Und sie werden sich nicht auf die Bekämpfung der sozialdemokratischen Gewerkschaften allein berufen, sondern auch den Hirsch-Dunckerschen und Cortiusschen zu Leibe gehen. Herr v. Liebert, der Kommandeur des Reichsverbandes, hat ja bereits in einem seiner vertraulichen Briefe geschrieben: „Von Seiten der christlichen Gewerkschaften wird, genau ebenso wie von den Sozialdemokraten, der Klassenkampf gepredigt und in ihren Forderungen sind die christlich organisierten Arbeiter durchaus nicht allzusehr verschieden von den sozialdemokratischen." Die Hirsch-Dunckerschen und die Christlichen Gewerkvereine tun daher gut daran, daß sie jetzt auf der ganzen Linie gegen die gelben Gewerkschaften mobil machen und ihre Mitglieder nachdrücklich vor den heranziehenden Gefahren warnen.

Deutscher Privat-Beamten-Verein. Das lebhafte Interesse, das die Privatbeamten bei allen Parteien des neuen Reichstages gefunden haben, sucht die alte Privatbeamtenorganisation, der Deutsche Privatbeamten-Verein, klugerweise zur Verstärkung seiner Mitgliederreihen auszunutzen. In den verschiedensten Blättern begegnen wir einer kurzen, knappen Zusammenstellung seiner Ziele und Erfolge, für die sich gewiß auch die „Hilfe"-Leser interessieren werden, unter denen mancher Privatbeamte sein mag. Der mit Korporationsrechten ausgestattete Deutsche Privat-Beamten-Verein bezweckt die Vertretung der wirtschaftlichen Zukunft derselben und ihrer Familienangehörigen durch angemessene Alters- und Invaliditätspensionen, Witwenrenten und Reliktenversorgung und Unterstützungen in den verschiedensten Formen. Zur Verwirklichung dieser Idee hat der Verein eine unter staatlicher Oberaufsicht stehende Pensionskasse, Witwenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse errichtet und auch sonst noch eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben gerufen. Der Verein gewährt unverschuldet in Notlagen gekommenen Mitgliedern und deren in Bedrängnis zurückgelassenen Witwen pekuniäre Unterstützungen, er zahlt bei Notlagen vorschußweise die Prämien auf Versicherungen der verschiedensten Art, er unterhält eine weitverzweigte Stellenvermittlung und steht seinen Mitgliedern mit Rechtsrat und Rechtsschutz zur Seite. Aus seiner Kaiser Wilhelm-Privatbeamten-Waisenstiftung werden Erziehungsbeihilfen an die von Vereinsmitgliedern hinterlassenen Waisen gezahlt. Hierzu tritt eine auf versicherungstechnischer Grundlage errichtete Waisenkasse, die binnen kurzem ihren Betrieb aufnehmen wird. Durch vertragliche Vereinbarungen mit angesehenen Lebens-, Feuer-, Unfall-, Haftpflicht- usw. Versicherungs-Gesellschaften sind den Mitgliedern erhebliche Prämienermäßigungen bei Abschluß von Versicherungen der verschiedensten Art eingeräumt. Eine Reihe von Bädern hat den Mitgliedern Vergünstigungen und Preisermäßigungen zugebilligt. — Mitglied des Deutschen Privat-Beamten-Vereins kann jeder unbescholtene Privatbeamte ohne Unterschied der Berufsstellung und Berufsart werden; es können aber auch öffentliche Beamte, selbständige Geschäftstreibende und Privatleute als vollberechtigte Mitglieder Aufnahme finden. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Eintrittsgeldes von 3 M. und eines halbjährlichen Beitrages von 3 M.

Die Wertzuwachssteuer in Charlottenburg. Die Charlottenburger Stadtverordneten haben zwar den sozialdemokratischen Antrag auf sofortige Einführung der Wertzuwachssteuer abgelehnt, aber in einer Resolution den Magistrat ersucht, möglichst bald mit den Kommunalverwaltungen der westlichen Vororte in Verhandlungen über die Zweckmäßigkeit der Einführung einer Wertzuwachssteuer einzutreten. Mit diesem Vorgehen ist der Einwand beseitigt, daß bei den eigenartigen Verhältnissen Großberlins kein Vorort besonders vorgehen könne, weil sich sonst die Bodenspekulation gänzlich von diesem Vororte zurückziehen würde, ein Grund, den wir übrigens keineswegs für stichhaltig halten. Was sagen aber nun die Berliner Gegner der Wertzuwachssteuer, die sich bisher hartnäckig hinter das angeblich gänzlich versagende Charlottenburg geflüchtet hatten?

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 14 Berlin, 7. April 1907

Treue

In den 44 Jahren seines Lebens hat er niemand die Treue gebrochen
Aus dem Leben Machiavellis.

Große macht die Not noch größer. Wäre Machiavelli zeitlebens in friedlichen Verhältnissen Staatssekretär am Arno geblieben, so würde heute die Welt kaum von ihm sprechen. Da kam die Not und zwang zu neuem Wachstum auf steinigem Boden. Er mußte das Stadtgebiet verlassen und unfreiwillig bekam er Muße zum Nachdenken. Nun schreibt er seltsam stolze Briefe an seinen Freund Vettori. Er fordert sich selbst zur Rechenschaft vor. Er weiß, daß er etwas kann. Aber das interessiert mich hier weniger. Ich finde die merkwürdige Stelle, an der von seiner Treue die Rede ist. Ein Leben über Mannesalter hinaus und niemand die Treue gebrochen — das hieß nicht nur in den damaligen Verhältnissen etwas, das ist noch heute eine Tat.

Ich dachte so zurück an die Jahre, die kamen und gingen, und sah darin manch Menschenantlitz wieder, das mir fast entschwunden war. Ja, damals lebte ich noch mit ihm zusammen; da kannte ich ihn und er mich. Heute trennt uns Ort und Zeit, und wir sind einander fremd geworden. Und in jener andern Stadt empfing ich soviel Treue und schmeckte etwas von Anhänglichkeit. Wie viel hat man doch so bald vergessen; wie manche lichte Welt ist versunken! Es wäre zu stark, wenn man da von Treubruch reden wollte; es war kein Brechen, es war nur ein Voneinandergehen. Und doch wird die Seele bedenklich, wenn sie der Jahre gedenkt und der Menschen, die in ihnen zu ihr kamen. Mancher Mensch ist doch nur benützt und dann vergessen worden, wie man die Zitronenschale auspreßt und dann wegwirft, und die Bekanntschaft mit ihm war auch ein Stück des eigenen Lebenswegs. Wie viele andere haben an unserem Lebensbau gezimmert; man gab ihnen ihren geforderten Lohn und ließ sie gehen. Und von manchen anderen wissen wir es gar nicht genau, wie viel sie in unser Leben an Kapital eingeschossen haben, dessen Zinsen wir heute verzehren. Es ist wirklich eine undankbare Sache ums Menschenleben. Man nimmt und nimmt und gibt recht wenig wieder.

Wo aber gar jemand an unserem Lebensweg steht, der sagen kann: „Du hast mir einst Treue versprochen; ich habe sie gehalten; aber du?“ Da fängt die Schuld zu reden an und ist nicht zum Schweigen zu bringen. Es ist so erbärmlich, sich in das Vertrauen eines Menschen einzuschleichen und ihn nachher im Stich zu lassen. Aller Diebstahl, der bestraft wird, ist eine Kleinigkeit gegen mißbrauchte Treue. Und wo Menschen das wahre Erkennen ihrer Seele auch bloß nach Stunden zählen können, da sollen wenigstens diese paar Augenblicke unvergessen bleiben. Wer im öffentlichen Leben steht, der ist in großer Versuchung, den Maßstab persönlicher Treue zu verlieren. Um der Stellung, um der Partei willen vergißt man die Bande, die man selbst geschlungen hatte, und die uns und andere festhielten. Man wirft auf einmal weg, oder löst sich langsam von früherer eigener Zeit. Wenn dabei persönliche Treue gebrochen wird, so ist man seiner selbst auch für die Zukunft nicht sicher. Deshalb ist es ein großes Wort, das ein Mann nach einem ganzen Mannesalter sprechen kann: ich habe niemandem die Treue gebrochen. Das öffentliche Leben hat im letzten Grund keine andern Lebenskräfte, als das private. Darum ist die Treue keine Sentimentalität, die man nur innerhalb der vier Wände gelten läßt, sondern eine unentbehrliche Bedingung des Volkslebens, ohne welche nichts von Bestand geschaffen wird. Treue ist politische Tugend, weil sie persönliche Tugend ist.

Traub.

Ueber Francisco Goya

Spanien, das der übrigen europäischen Kulturentwicklung im allgemeinen begrenzte und nicht sehr positive Werte gab, schenkte der Kunst zwei Männer von ganz entschiedener Bedeutung: Velasquez und Goya. Es ist natürlich, daß die Würdigung dieser Tatsache spät kam und auch heute nur einen nicht zu weiten Kreis von Menschen berührt. Spanien liegt zu fern von den Zielen der heutigen Reisebewegung. Beide Künstler aber waren Hofmaler; das meiste, was sie schufen, blieb in der Heimat. Der Prado zu Madrid beherbergt die vornehmsten Velasquez; wir müssen uns mit den wenigen, aber schönen Proben begnügen, die zu uns kamen, um eine Vorstellung von der Art des Künstlers zu gewinnen. Dies erscheint dabei als besonders charakteristisch, daß der Weg zu den beiden Spaniern nicht durch forschende und findende Kunstgelehrte gewiesen wurde, sondern durch schaffende Künstler selber. Deren Instinkt geleitete sie zu den Werken jener Männer, fand das Zeitlose ihrer Kunst unsern Tagen sehr zeitgemäß und machte Velasquez und Goya im besonderen Sinne modern, ja zur Mode. (Wir haben Goya-Nachempfinder, die wir gern entbehren könnten.) Manet führte zu Velasquez, freilich nicht als Nachahmer, sondern als kongeniale Kraft: aus schlichter, starker Sachlichkeit wuchs eine monumentale Linie, und die von dem Staub alter Paletten befreite Farbe freute sich ihrer Schönheit und ihrer formenden Werte. Und um Goyas leidenschaftliche, düstere Radierungen uns anzueignen, war vielleicht der Weg über Max Klingers philologisch und literarisch gebändigte Phantasie notwendig.

Goyas Graphik hat einen größeren Einfluß gewonnen als seine Malerei. Was man gelegentlich von Gemälden bei uns sieht, am ehesten Bildnisse, weist recht verschiedene Güte. Goya lebte sehr lang (1746—1828) und es sind ungemein viele Werke von seiner fleißigen Hand gestaltet worden. Darunter ist manche gleichgültige Verkaufsware, die der Künstler als gefeierter Hofmaler sich gestatten konnte. Auch fehlt der einheitliche Stil, denn Goya, der früh in Italien war, nahm Anregung von verschiedener Seite. Der Radierer der grausigen Kriegsbilder hat Bilder in der Art von Watteaus Schülern, des französischen Rokoko, gemalt. In den Berliner Museen finden sich (unverständlicherweise zwischen Nationalgalerie und Friedrichmuseum zerstreut) fünf Werke aus Goyas Hand. Hier kann man einen Begriff bekommen von seiner Malerei und zugleich von deren Verschiedenheit. Neben Porträts von großer Ruhe und Ausgeglichenheit, in stillen Farben, ohne alle Pose und Aufdringlichkeit der Charakteristik ein paar ungemein kühne,

ja verblüffende Malerexperimente. Aus dem schwarzblauen Dunkel eines fast finstern Sitzungssaales sind mit fabelhaftem Können Luft, Tiefe, Gestalten herausgeholt. Nicht als wäre ein solches Wagnis das letzte Wort der bildenden Kunst. Aber wir müssen uns bewußt bleiben, daß es nur aus einem neuartigen, intensiven, optischen Eindruck entstehen konnte. Daß Goya von solchem Eindruck zu dessen Versinnlichung fortschritt, deutet darauf, wie frei und revolutionär er zur Kunstarbeit seiner Zeitgenossen sich verhält.

Den Umfang und außerordentlichen Wert seiner Malerei wahrhaft zu begreifen, scheint nur dann möglich, wenn man den Prado besucht, und die beiden Bilder der Maja, die Wandbilder des Landhauses, etliche Porträts nicht bloß in der Wiedergabe betrachtet. Leichter ist der Weg zu den zahlreichen Radierungen. Aber freilich, wenn man sie vor sich hat, bieten sie der Rätsel übergenug. Philologen könnten Kommentare schreiben, wäre die bildende Kunst eine Sache des Fleißes und des guten Willens und nicht des empfindsamen Auges. Goya zu „erklären" wird immer eine halbe und undankbare Aufgabe sein. Es verführt leicht auf einen Weg, der über die Grenzen der Kunst allzufern hinausweist. Und doch ist es gut, von ihrem Wesen und Werden zu wissen. Dies verdeutlicht sich aus dem Leben Goyas, seiner Persönlichkeit und fast mehr noch aus dem Volk und der Geschichte, in die er hineingeboren wurde. Man sichert sich mit dieser Kenntnis den festen Punkt, von dem aus man das Kaleidoskop fremder und schreckhafter Erscheinungen betrachtet. Und man begreift die Radierungen als notwendige Notizen einer ungemein temperamentvollen und dabei kühl skeptischen Persönlichkeit. Es gibt jetzt neben den übrigen Goyapublikationen ein neues schönes Buch von Kurt Bertels, das eine große Anzahl guter und lehrreicher Abbildungen umfaßt (Piper, München, 5 M.). Der Text ist lebhaft geschrieben, nicht immer ganz glücklich im Tempo einer ruhigen Sachlichkeit; aber eben dies gelingt dem Verfasser: uns in die schwüle Gewitterluft des spanischen Landes und der Goyaschen Zeit hineinzuführen.

Nach Klingers Vorgang sind wir geneigt, den zeichnenden Künsten eine gewisse Sonderästhetik zuzugestehen und die graphischen Werke mehr denn Malerei und Plastik als durchaus persönlichen Ausdruck von Gesinnungen oder Absichten des Künstlers zu begreifen, die über das Künstlerische im streng formalen Sinn hinausreichen. Der Griffel, die Nadel, als leichte und folgsame Werkzeuge, fügen sich dem Wollen des Künstlers ganz unmittelbar. Die Vervielfältigung bietet ihm die Möglichkeit, seinem Volk menschliche, philosophische, politische Dinge zu sagen, die ihn beschäftigen. Das Fehlen der Farbe drängt zur Vereinfachung der Töne oder zum stärkeren Spiel der Linie. Das Spiel der Linie ist der Karikatur benachbart.

Von Goya stammen vier große Radierfolgen, in denen er sich teilweise mit seiner Zeit und mit ihrer Gesellschaft befaßt.

Diese Radierungen sind ungeheuerliche Dokumente einer umgestaltenden Zeit und eines aufrührerischen Genius. Nicht als ob sie politisch oder sozial-radikal pointiert wären. Der direkte Angriff mag nicht zu häufig gewesen sein, zumeist jedoch verbirgt er sich sicherlich unserer Einsicht. Das ist eine düstere Kritik und ein grelles Gelächter über alles Menschliche, ein Entlarven der Pose, ein Angstschrei des Gequälten: es bricht die Zeit der Inquisition, des Klerikalismus und Feudalismus, die sich mit den Seidenlappen und dem Puder des leichtfertigen Rokoko überziert, zusammen, in dem Aufruhr der Welt erwachen die unterdrückten Instinkte eines Volkes, das alt geworden und verkommen, die Grausamkeit der Geschichte peitscht es zu unerhörten Qualen. Aus dieser Wirrung der Seele kommen die wilden zuckenden Phantasien Goyas, kommt sein kühles, steinernes Lächeln. Manchmal gleicht sein Werk dem wortlindernden Stammeln eines Kindes, manchmal dem bewußten graziösen Spiel eines überlegenen Könners. Der Reichtum und die Intensität dieses Lebens machen es zu einem Phänomen, dessen Zeugnisse wir mit Furcht, Staunen und warmer Bewunderung genießen.

Es ist eine Forderung des guten Kunstwerks, daß der Charakter der Form sich mit dem des Inhalts decke. Das Stoffliche schafft sich seinen besonderen Stil des Ausdrucks, um in ihm aufzugehen. Die Art der Seh-Eindrücke bildet beim Kunstgenießen selbstverständlich und notwendig die Primäre und Entscheidende: erst an das Vorstellungsbild, das wir von einer Erscheinung gewonnen, mögen sich dann die wie immer gearteten Gefühle und Reflexionen knüpfen. Goyas Radierung erscheint durch zweierlei bestimmt: das Spiel weißer gegen getönte oder ganz schwarze Flächen, und die Bewegung. Man denke an den anderen großen Radierer: Rembrandt. Hier ist das Licht die belebende und formende Kraft, die den Raum weitet, die von den Menschen und Dingen geht als ihr eigenes Wesen. So werden Rembrandts Radierungen Kompositionen der Ruhe, die aus dem Licht gestaltet sind. Das Licht, der Glanz der Flächen und Kanten, bringt ihnen Leben und Bewegung. Goya setzt Flecken auf dunklen Grund. Seine Blätter haben wenig Tiefe; mit der Technik der Aquatinta tönt er sie gleich Schatten ab. Daraus kommt das Unkörperliche und Visionäre mancher Stücke. Es fehlt ihnen die Liebe der Sachlichkeit in der zeichnerischen und der plastischen Durchbildung. Was liegt dem Künstler daran? In diesem starken, flächigen Kontrasteindruck schwarz-weiß sitzt das Leben des Blattes. Das andere Element seiner Graphik ist die Bewegung, und ihre Würdigung und Verfeinerung wächst mit Reife und Alter. Man betrachte sich eine der paar späten Lithographien. Hier wurde er der Illustration ein Vorläufer, bei deren größtem Vertreter in Deutschland, Wilhelm Busch, sich schließlich ja die ganze Kunst eben in der Bewegung sammelt. In der Fülle der Bewegungsmotive sind es dann nicht die normalen, die ihn reizen, sondern etwa die Drastik einer unterbrochenen Bewegung, die Komik einer unausgeglichenen Kraftanspannung, das reizvoll Gefährliche statischer Experimente. Hier bietet er Anregung durch den Reichtum seiner Erfindung. Es ist viel groteske Uebertreibung dabei. Das Wesen seiner Kritik und Anschauung drängte ihn zur Frate von Gesicht und Körper. So entstehen seine schreckhaften Ungetüme. Aber nie erscheinen sie als die Konstruktionen perversen Empfindens und Denkens, sondern als Wesen, die aus der machtvollen Leidenschaft eines sensitiven Menschen geboren sind.

Theodor Heuß.

Ricarda Huch und die Romantik

(Schluß)

Ganz ähnliches zeigt uns Ricarda Huch in der Literatur und Dichtkunst in naturgemäß weiterem Maße. Auch hier die bewußt angewandte körperliche Welt als Symbol für die Innenwelt, die Verschmelzung neu gewonnener Lebensmomente in Kunst und Wissenschaft, und auch hier die individuelle Beseelung und Scheingebung, Lebendigmachung oder Romantisierung der Körperwelt. So ist es die Konsequenz einer bewußt romantischen Betrachtungsweise, auch alle Gemeinschaften, sei es das Christentum, sei es der Sozialismus in irgendwelcher gedachten Form als Symbol anzusehen, als eine Kulmination, in der Lebensweisheit, Wissenschaft, Geschichte, Kunst und Ethik einer zum Abschluß einer Entwicklungsperiode gekommenen Generation sich zeitweilig konzentriert und kann darum auch die echte Romantik als lebendigmachende Poesie zu jenen schlammigen Urstoffen, aus denen diese Entwicklungen geboren werden, hindurchdringen. Dieser Gedanke kann auf die Betrachtung des Stoffes, der der „Triumphgasse" zugrunde liegt, angewendet werden.

Mit starkem Verständnis und wirklicher Objektivität hat uns Ricarda Huch in theoretischer Form die Blütezeit und den Zerfall der Romantik in historischer und philosophischer Hinsicht geschildert. Niemand sollte diese zwei Bände zu lesen versäumen; denn sie sind bisher das einzige Werk, das einen Ueberblick und ein Verständnis für das Wesen, für das Universelle einer Lebensanschauung, wie sie mit dem Begriff „Romantik" ursprünglich gedacht und verbunden war, zu geben imstande ist. Es kann hier nur zum Studium warm empfohlen werden, denn es bietet zu viel

des Wertvollen, um es in einem Artikel kurz zu erörtern. Doch sei noch einiges über ein anderes Werk Ricarda Huchs, über ihre Märchen und Erzählungen aus früheren Jahren gesagt. Im „Mondreigen von Schlaraffis", im „Lügenmärchen" und den „Teufeleien" finden wir die anheimelnde, naiv erzählende Form des Märchens und hinter den scheinbar zufälligen Begebenheiten oft einen tiefsinnigen Humor, eine bewußte und zu Herzen gehende Ironie. Dieses Hineinziehen ironischer und humoristischer Momente in den Kreis der Dichtung deckt sich durchaus mit der romantischen Poesieanschauung. Wie die Romantik der Poesie nichts weiter ist, als Poesie der Poesie, gewissermaßen der „Extrakt der Poesie", so will die Romantik im weiteren Sinne, der Poesie, dem Wunderbaren, nicht nur eine einzige Form wie Sage, Gedicht, Märchen usw. anweisen, sondern die Umrisse der Kunstformen verwischen und ineinander überfließen lassen und der Poesie freieren Spielraum gewähren. Wird aber so der gewordene Charakter einer einzelnen Kunstform verwischt und verändert, so läßt diese Veränderung auch das Hineintragen neuer Elemente zu. Und der Umstand, daß gerade die romantische Poesie das Gebiet der Ironie und der Satire so gern verschmolz, hängt auch zum großen Teil von der Wertschätzung ab, die die Romantiker für eine tiefgehende Vielseitigkeit, verbunden mit großer Schnellkraft des Geistes hatten. Sie erstrebten, sich möglichst über die Dinge zu erheben, mit ihnen gleichsam zu spielen, die Meisterschaft über den Stoff zu erringen, das göttlich-künstlerische Vernichten und Neuschaffen der Dinge „in die man sich vertieft hat, aus denen man sich aber jederzeit erheben kann, um sie beliebig zu verwandeln und in jede Form zu bringen." Nach Ricarda Huch ist die romantische Ironie daher am besten mit „Geistesfreiheit" zu übersetzen: Mit welcher Kunst und in welchem Umfang sie selbst diese Seite romantischer Lebensäußerung besitzt und verwertet, zeigt am besten die Lektüre der oben genannten Märchen und Erzählungen.

Betrachtet man die bedeutendsten Werke Ricarda Huchs, speziell ihre Romane im ganzen, so wird man das romantische Ideal, „daß der Roman Märchen werden müsse", ähnlich wie im Don Quixote oder in Kellers „Grünen Heinrich", so namentlich bei ihr verwirklicht finden. Denn die liebevolle Betrachtung der kleinen, seltsamen Zufälligkeiten und Verknüpfungen in den Lebensläufen der Menschen, die Wertung scheinbar unwesentlicher Dinge als bedeutend und die Verwertung wunderbarer Naturanschauungen und unstisch-unbewußter Stimmungen, die auch im Alltagsleben eine Rolle spielen, ergeben die Ansicht, daß auch das ärmste Leben so wunderbar wie irgend ein Märchen ist. Es gleicht hier (wie Novalis es ähnlich sagte) die Welt des Märchens der wirklichen Welt, wie das unbewußte Chaos der vollendeten Schöpfung, dem bewußten Chaos gleicht.

In bezug auf das Wesen der Huchschen Poesie und ihrer Personen dürfte es nicht überflüssig sein, einige Hinweise auf romantisch-philosophische oder religiöse Gedankengänge zu geben, die eine gewisse Parallele in bezug auf die Entwicklung der Menschheit, als auch des einzelnen Menschen zulassen. Entgegen der rein pantheistischen Auffassung ist die romantische Idee von Gott folgende: „Gott ist nicht identisch mit der Welt; sondern er ist zugleich ihr Mittelpunkt und umfaßt und trägt sie. Gott ist in allem, aber nicht alles ist Gott; ähnlich wie unsere Seele in unserem ganzen Leibe ist, darum unser Leib doch nicht identisch mit der Seele ist. Gott ist nicht naturlos, sondern naturfrei; er kann nicht ohne Natur gedacht werden, sondern hängt freiwillig untrennbar mit ihr zusammen. Dies Festhalten an der Natur bei einer Richtung auf das Geistige ist wesentlich romantisch und hängt nach Ricarda Huchs Erklärung mit der der Romantik gleichfalls wesentlichen Ehrfurcht vor der Individualität zusammen. „Die Natur ist das dem rein geistigen Prinzip Individualität verleihende." Die Entwicklung ist daher niemals Loslösung von der Natur, sondern immer innigere Durchdringung derselben, nicht Aufgehen in Gott noch Natur, sondern immer innigere Berührung, immer helleres Erkennen. In dieser Durchdringung des Unbewußten durch das Bewußtsein aber liegt die Erlösung, die symbolisch durch Eva, als sie den Apfel der Erkenntnis pflückte, eingeleitet wurde. Darum ist für die Romantiker das Erlösungsprinzip das, was Goethe bewußt oder unbewußt das Ewig-Weibliche nannte. — Aber auch auf dem Gebiet der Menschenentwicklung huldigten die Romantiker dem Ideal der Verschmelzung, des Ganzmenschen der Androgyne, wie sie der Künstler darstellt. Ueberlastete Weiblichkeit gilt ihnen häßlich und übertriebene Männlichkeit ebenhaft. Unterordnung der geschlechtlichen Einseitigkeit unter eine höhere Menschlichkeit gilt ihnen als erstrebenswert, und die Verschmelzung des Männlichen und Weiblichen und der in unserer Zeit so oft falsch und oberflächlich angewandte Begriff des „Mannweibes" bezeichnet für sie eine schöne und vollkommene Form, in der der Mensch sich darstellen kann. So hat auch hier die Dichterin in ihren Gestalten die moderne und romantische Anschauung in bezug auf die Entwicklung der Geschlechter verschmolzen und die kulturelle Bedeutung dieser Verschmelzung in Handlung und Entwicklung bewußt oder unbewußt zur Geltung gebracht.

Es ist nach dem Wenigen, was von romantischen Gesichtspunkten aus im engen Raum über die Kunst Ricarda Huchs gesagt werden konnte und von dem Vielen, das ihre Dichtungen, ihre Verschmelzungen von Wissenschaft und Geschichte und Durchdringung von Kunst und Ethik in dieser Hinsicht dem einzelnen Leser zu geben imstande sind, noch Vieles und Bedeutendes von ihr zu erhoffen; um so mehr als sie uns am Schlusse des zweiten Bandes ihres Essays über die Romantik ihr Verständnis für das Wesen als auch die Gefahren der romantischen Welt- und Kunstanschauung noch einmal zusammenfaßt und erkennen läßt, daß „kaum jemals seine Romantik, welche die Kunst vom Leben ablösen und wie eine selige Luftinsel darüber schweben will, lange gedeihen wird. Je mehr sie Kraft hat, desto besser wird es ihr gelingen, das Innere mit dem Aeußeren zu verbinden, in das große Räderwerk einzugreifen, ohne der Zweckmäßigkeit ihre Schönheit, ohne der Berechnung ihre Mysterien zu opfern.

Lu Märten.

Sprechsaal

Die Karikatur des Mannheimer „Nationaltheaters".

Zuschrift von **Selma Wolff-Jaffé**, Mannheim.

Die „Hilfe" brachte unter dieser Ueberschrift in Nr. 12 eine Erinnerung an die Entstehung der Mannheim satirisierenden „Geschichte der Abderiten" von Wieland. Es ist wohl nicht unwillkommen, von einem wenig bekannten Brief Wielands Kenntnis zu erhalten, der mit Entschiedenheit die Absicht des Verfassers, den Abderiten seinen großen Aerger über den Mißerfolg in Mannheim in eine Karikatur des Mannheimer Theaterwesens gekleidet zu haben, von sich weist. Ehe ich jedoch das vom 4. September 1778 datierte Schreiben Wielands aus Weimar an den Buchhändler Schwan in Mannheim (dem Herausgeber von Schillers Erstlingswerken) mitteile, möchte ich feststellen, daß es Chr. Fr. D. Schubart war, der Dichter und Musiker, der mutige Vorkämpfer des deutschen Freiheitsgedankens, der über das berühmte Mannheimer Theaterorchester schrieb. Den Aufenthalt in Mannheim und das Musikleben am Hofe Karl Theodors hat Schubart nach seiner Gefangenschaft auf den Hohenasperg in der Schrift „Leben und Gesinnungen" (1791) geschildert und zwar in den glänzendsten Farben. Hatte er doch Gelegenheit, in Schwetzingen den Kurfürsten ein Flötenkonzert vortragen zu hören und selbst sich durch mehrere Stücke auf dem Klavier die Gunst Karl Theodors zu erwerben. Wieland selbst erhielt für seine Reise 100 Fl. und 24 Carolin und schrieb vor seiner Abreise: „Ich reise nun, mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, wieder nach meinem lieben Weimar." Sensitive Naturen, wie sie Dichter und Künstler besitzen, werden oft sich den Vorwurf der Unbeständigkeit machen lassen müssen. Daß Wieland nicht davon frei gewesen ist, ändert nichts an seinem Dichterruhm. Somit wird seine Abwehr des Vorwurfs, den ihm der Buchhändler Schwan am 26. August 1778 machte, „er habe ihn, Heribert von Dalberg und Maler Müller in der Fortsetzung der Abderiten lächerlich gemacht", nur beweisen, daß einem Dichter „Menschliches, Allzumenschliches" ebenso anhaftet wie dem Alltagsmenschen.

Wielands Schreiben gibt darin den Beweis. Es lautet:

Weimar, den 4. September 1778.

Diesen Augenblick erhalte ich Ihren Brief vom 26. August mit den gedruckten Sachen. Ist's möglich? Ist er an mich geschrieben? An mich? von Ihnen? Sie, der mich so nahe kennen gelernt hat, Sie, und sogar Mahler Müller, den ich so herzlich lieb gewonnen habe, dessen herrlichen Genius und braves Herz kein Mensch mehr fühlt, mehr erkennt, als ich — und auch Dalberg, der liebenswürdige Dalberg — Ihr allen — Ihr, für deren Gesinnung gegen mich ich mein Blut verpfändet hätte, seid fähig,

mich für einen so elenden Tropfen und Buben zu halten, wie ich sein müßte, um Euch in die Abderiten zu setzen, Euch darin zu verspotten und dem Hohn der Narren vorsätzlich Preis zu geben? Guter Gott, ist's möglich. Mir Nerven die vor Unwillen zittern, setz ich mich eilends hin, lieber Schwan, Sie und Müllern und Dalberg zu beschwören, doch einen Augenblick zu Euch selbst zu kommen; und zu dem Teufel, dem elenden, Euer unwürdigen Argwohnsteufel, der in dieser unseligen Stunde Gewalt über Euch gehabt hat, zu sagen: Heb' dich weg von mir, Satan!

Lassen Sie sich eine Wahrheit sagen, die auch am großen Gerichtstage Wahrheit sein wird. Seitdem ich lebe, habe ich nichts, was ich jemals gethan habe, desavouirt. Wenn ich in allem, was ich in den Monaten Juli und August d. J. von den Abderiten publiziert habe, nur mit einem Wort auf Müllern oder Dalberg, oder Sie hätte zielen wollen, so würd' ich's Ihnen gestehen — im Notfall der ganzen Welt gestehen. Aber so ist mein Herz und Gewissen Zeuge, und der Allwissende Gott ist es auch, daß kein Gedanke an Müller, Dalberg oder Sie in meine Seele gekommen ist, da ich die Abderiten und vom Abderitischen Theaterwesen schrieb — auch kein Gedanke, daß ein verständiger Mensch in der Welt sein könne, der mich dessen, zumal nach dem Verhältnis, worin wir stunden, für fähig halten könnte. Ich sehe, nachdem ich Ihren Brief gelesen, hintendrein wohl ein, was Euch in die Irre geführt hat. Weil, wie es, auf das dortige Theaterwesen paßt, so habt Ihr Euch in den Kopf gesetzt, ich habe eine Satire auf das Mannheimer Theaterwesen machen wollen. Aber, merkt's Euch und sagt's, wenn Ihr noch einiges Gefühl für mich habt, überall wo Ihr könnt: Meine Absicht war nie, eine Personal- und Local-Satire zu schreiben — Abdera ist allenthalben — und das Capitel vom Abderitischen Theaterwesen paßt auf Berlin, Wien, Hamburg, Gotha, Cassel und selbst auf Weimar (hauptsächlich in den Jahren 72, 73, 74) mehr, als auf Mannheim, sondern eine Caricatur-Geschichte, wo ich zwar wohl einzelne Züge von Individuis nehme, wo aber, meiner Ansicht nach, das ganze nichts, als eine idealisirte Composition der Albernheiten und Narrheiten des ganzen Menschengeschlechts, besonders unserer Nation und Zeit sein soll. Ungerechte, boshafte oder mißverstandene Applicationen können bei einem Werke dieser Art nicht verhütet werden. Wäre mir aber eingefallen, nach meiner inwolen und gradherzigen Art zu denken, daß es Euch einfallen könne, zu glauben, der Hofverbot- oder Vorenthalt sei auf Müllern, oder der Schlaps auf Dalbergen oder Euch selbst gemünzt: lieber hätt ich das Manuskript sogleich ins Feuer geworfen. Gott weiß, daß es mich in der Seele schmerzt, daß es dahin mit mir gekommen sein soll, daß ich meinen Charakter, mein Herz, meinen guten Namen, gegen solche Anschuldigungen — und von Freunden — vertheidigen soll. Es ist abscheulich.

Schreiben Sie mir mit ehester Post, daß Sie, Müller und Dalberg, an Ihre Brust geschlagen haben und Gott und mir das Unrecht, das Sie mir thun, abgebeten. Das allein, daß Ihr mich so schnurstracks verkennen, und, was ich geschrieben habe, so erbärmlich schief ansehen konntet, ist der einzige Abderitenstreich, den ich von Euch weiß. Ich kann diesmal nicht mehr — Euer elender Argwohn raubte mir die Ruhe auf mehr als einen Tag. Indessen bleibt's doch auf meiner Seite beim alten, und hier ist meine Hand darauf.

Wieland.

Auf Grund geraten

Von **Johan Skjoldborg.**

Deutsch von **Laura Heldt.**

(Fortsetzung)

Jens Brun hatte begriffen, daß Marie litt. Es schmerzte ihn, zu sehen, wie der Krankheitswurm an dem Körper nagte, den er liebte. Und daher ward, trotz ihres Widerstandes, keine Ruhe im Hause, bevor sie sich darüber einigten, zum Arzt zu gehen.

So lieben sie an einem Frühlingstage Sören Pedersens Einspänner und fuhren die Landstraße gen Westen entlang durch die jungen Tannen und Fichten der Heidekulturen. Das Wetter war schön. Das Frühjahr sproßte in den Zweigen des Heidekrauts und des Porsches; in jedem Grashalm, in jedem Schößling regte es sich, und der junge Wein des Frühlings gor in den Blütenbechern.

Jung, wie ihr Gemüt war, ward es von der Poesie des Frühlingstreibens ergriffen, das gleich einer erfrischenden Woge über sie zusammenschlug.

Jens Brun erzählte heitere Geschichten vom Hegereiter, den er einen bedauernswerten, dämlichen Menschen nannte, der durch Protektion in diese Stellung hineingeschmuggelt ward, die ihn ernähren konnte. Die Bauern hatten ihn zum besten, und man erzählte sich von ihm viele spaßhafte Geschichten.

Marie lachte, nicht so sehr über die Geschichten des Hegereiters, sondern weil sie eine frohe und stolze Liebe zu dem Mann hegte, der an ihrer Seite saß, und der da scherzte und hüpfte und flötete und vor sich hin summte und so guter Laune war, als verfüge er mindestens über ein Fürstentum.

Sie drückte seine Hand.

Als er aber ihre blassen Wangen und müden Augen gewahrte, schlang er, mitten auf der Landstraße, seine Arme um sie und sagte: „Marie, mein liebes Weib! Du sollst wieder wohl und stark und gesund und rot und fett werden, das sollst du!"

Der Arzt schien bedenklich. Er verordnete vollkommene Ruhe, Milch, Fleisch, Eier und Weißbrot . . . . . .

Sie lächelte traurig; sie wußte, es war unmöglich, all diese schönen Sachen herbeizuschaffen. Er ward ernst, denn er war fest entschlossen, den ärztlichen Vorschriften nachzukommen, koste es, was es wolle.

Auf dem Heimwege sprachen sie nur wenig.

Mannigfache Gedanken und Pläne durchkreuzten sein Gehirn. Er begriff, daß sie überanstrengt war, und es ihr an kräftiger Kost gebrach. Und plötzlich sah er auch, wie sie, die doch nur schwach war, sich geplagt und gequält hatte mit Nähen und Waschen für Fremde. Und so still, wie sie dabei umhergegangen war. Arme, liebe Marie!

Er mußte noch irgend etwas dazu verdienen, er wußte nur nicht, auf welche Weise. Er hatte so viel verdient, wie er konnte, wenigstens auf diese Weise konnte es nicht mehr werden, schien es ihm. Er wußte meiner Seel nicht . . . . . Naa! St! st! st! . . . . . Aber es gab ja auch noch eine andere Art. Ob es ihm niemals glücken würde mit der Samenhandlung und dem Gemüsebau? . . . . . Der Boden war vortrefflich dazu geeignet. Er selber konnte ja rigolen usw., aber wovon sollten sie dann währenddem leben? Das war's, worum es sich handelte. — Er hatte immer gehofft, so viel beiseite legen zu können, daß . . . . . natürlich, die Versammlungen, die Bücher und Zeitungen verschlangen etwas Zeit und Geld, das, genau genommen gespart werden könnte, aber . . . . . Im Augenblick sah er eine Zukunft vor sich ohne Lektüre, ohne Gedanken, ohne Leben und ohne Licht und ihn schauderte, eine Zukunft, wie die hundert anderer, aber nicht, wie er sie sich gedacht, sondern eine Plackerei um Brot, Brot, Brot . . . . . .

Er fühlte, wie ein dunkler Schlamm sich um seine Füße legte, höher und immer höher stieg, bis an seinen Mund, als wollte er ihn ersticken, so daß er kein einziges Wort mehr würde hervorbringen können.

Da ward er verzagt.

Armut! . . . . Armut! Das war das Dunkle. — Und er konnte sich halbtot arbeiten und seine Kinder dieselbe schwere Arbeit und Plackerei lehren; währenddem starb dann ihre Mutter vor Hunger, und er selber endete im Armenhause. Das war ein herrliches Leben, dies . . . . . „Na, alter Gaul . . . . . äh!" . . . . . Klatsch!

Marie hustete.

„Tut es weh, mein Schatz?" frug er mit einem so innigen Klang in der Stimme, daß sie ganz froh wurde.

Sie lächelte ihm glücklich an und sagte, daß es absolut nicht weh tue.

Daß sie entbehren sollte! Nein, lieber wollte er stehlen, rauben, betrügen . . . . . Nun, so arg würde es wohl nicht werden. Aber war es nicht ein Skandal, daß ihm das Geld fehlte, um seine Pläne in Gang zu bringen! Er stand auf der Kippe; ein kleiner Stoß, und er war auf der glücklichen Seite; sonst aber mußte er auf dieser bleiben.

Er würde sicher nie zu Geld kommen. Leihen? — Hja! Wer würde ihm wohl etwas borgen? — Nein. Und irgend einen Handel beginnen, ein Geschäft? Handel ohne Geld, das würde wohl ein prächtiges Geschäft werden.

„Jens! Jens! es ist der falsche Weg! — Was in aller Welt . . . . . woran denkst du denn eigentlich?"

„Ach! ich dachte gerade daran, wie ich wohl Kaiser von China werden, oder eine ähnliche Stellung bekommen könnte, nur für einen Tag oder zwei, dann könnte ich, ... dann wollte ich . . . . . "

„Was du doch alles zusammenphantasierst! Was wolltest du denn?"

„Dann würde ich . . . . . eine Kuh kaufen . . . . "

„Ha! ha! ha! Achte lieber auf den Weg, damit wir heim kommen; Klein-Maren hat sicher Verlangen nach mir.'

Sie fuhren weiter.

Eine Kuh! dachte sie. Ja, das wäre nicht so übel. Milch kann man ja nicht einmal kriegen, ohne zu betteln; denn die müssen die Ferkel haben.

„Halloh! Jens Brun! — Kannst du nicht warten und ein Wort mit Bekannten wechseln?" rief ein Wandrer.

„Guten Tag, Brand! — Du hier?"

„Ja, siehst du, kurz und gut, ich war an deiner Tür, traf dich aber nicht daheim, was ich dir ja nicht erst zu sagen brauche. — Warst du weit fort heute? . . . . . So, nicht . . . Warst du vielleicht in Brostrup? . . . . . Ich konnte es mir ja fast denken. — Dann warst du wohl auch bei Per Lassen? Lieben Kinder, welch eine Behausung! Und Konsumverein auf der einen Seite . . . . . Du hast es eilig, sagst du! Ja, ja, mein Bester, jedes Ding will seine Zeit haben. Wer kommt denn da angefahren? Das ist, meiner Treu, Ole Krämer! Da kann ich mitfahren. Der wird gleich hier sein; denn er fährt wie der Blitz. Wo blieb er denn nun? . . . . . Halt, halt, hier ist er. Bitte schön! Es ist ein Brief vom Schulmeister in Hvam. Adieu! Adieu!"

Er las den Brief; es handelte sich um die Vorbereitungen zu einer größeren politischen Versammlung in dieser Gegend.

Hinter den Hügeln im Westen ging die Sonne unter. Taastrup und der Fjord lagen im schimmernden Abendsonnenschein vor ihnen. Ihr eigenes kleines Häuschen konnten sie durch die Bäume schimmern sehen. Das Pferd prustete. Unter lauten Selbstgesprächen koppelte ein Junge zur Rechten des Weges eine Anzahl Kühe. Zur Linken standen zwei Paar käuende Schafe und glotzten sie an, während ihre kleinen Lämmer vergnügt umhersprangen. Taastrup lag behaglich zwischen schirmenden Höhen, umgeben von Klee- und Kornfeldern, zufrieden und ruhig, wie einer seiner Hofbesitzer inmitten seines Wohlstandes.

Des Morgens in aller Frühe, wenn der Tau noch gleich Perlen an jedem Grashalm hing und der Tag noch nicht ganz erwacht war, kam aus fast jedem Hofe ein Leiterwagen gefahren, besetzt mit Männern und Frauen, die zum Torfschneiden fuhren. Die fetten Gäule zogen schläfrig dahin, von den Leuten gähnte dann und wann einer, mancher nahm sich ein Stück Kautabak.

Aber noch vor allen anderen war Jens Brun unterwegs mit seinem Brotkasten und seinen Arbeitsgeräten auf der Schulter. Er hatte während der Zeit des Torfstechens gute Akkordarbeit; aber leicht war sie nicht. Ein anstrengendes Leben in Schweiß von morgen bis abend war es, und auch in der Mittagstunde gönnte er sich nur eine ganz kurze Rast. Während die anderen im Schatten des Wagens mit dem Rock über dem Kopf dalagen und Schlummerstündchen hielten, und die Pferde unruhig die Köpfe schüttelten oder die Ohren hängen ließen und sich mit den Schweifen wedelten schnitt sein flinker Spaten gleich einem Butterlöffel in den fetten, feuchten Moorboden — immer ein Dutzend Torf nach dem anderen.

Er ging meistens etwas früher heim —, um noch einen Teil seines Feldes umzugraben. Er war sorgfältig und vorsichtig mit seinen Geräten und liebte sie, wie ein Krieger seine Waffen. Wenn er sie abends an seinem Schleifstein schärfte, drehte Marie, während die Kinder im Grase Purzelbäume schlugen.

Er hatte ein paar Hefte über Samenzucht gekauft, die er beim Schein einer Steinöllampe las, wenn er zum Nigolen keine Lust mehr hatte.

Infolge des kurzen Schlafes brannten ihm die Augen; seine Muskeln schmerzten durch die ununterbrochene schwere Arbeit, und er magerte zusehends ab. Zu seiner Frau, die darüber klagte, sagte er scherzend, daß er, wenn er eintrockne, um so leichter zu regieren sei.

Am Sonntag war er nicht mehr aufgelegt im Schützenverein zu arbeiten, wie er es vordem getan hatte. Niemand sprach auch von einer Fortsetzung; das hölzerne Pferd stand in Peter Madsens Remise und verfaulte, und die Uebungsgewehre rosteten auf Vordielen und in feuchten Knechtekammern.

Dagegen verwandte er den Sonntag zum Ausschlafen.

Marie wachte sorgfältig darüber, daß niemand seine Ruhe störe. Und dann saß sie und flickte die schadhaften Stellen seines Arbeitszeuges, während der Holunder seinen süßlich betäubenden Duft zum Fenster hereinströmen ließ, und die Starfamilie, die draußen in einem Kasten wohnte, ihr ihre Lieder vorsang. Er lag auf dem Bett mit Schweißtropfen auf Nasenrücken und Stirn. Ihr schien es, als sei er in der letzten Zeit so spitz geworden im Gesicht . . . . . Er konnte es auch unmöglich aushalten so übermäßig weiter zu arbeiten, dann mußte ja das Gewerk kaputt gehen — vor der Zeit. Und es würde noch mehr kaput gehen, wenn dies hier fortgesetzt wurde. Sie kannte sein Sehnen und verstand ihn, und wurde er so zu Boden gedrückt durch den Kampf ums Brot, daß er die Schwingen nicht mehr zu heben vermochte, dann würde er ein unglücklicher Mensch werden . . . . Er müßte dann umhergehen mit einem Loch, einem leeren Raum in seinem Innern, den er wieder und immer wieder anstarren würde. Und sie, die ihm so gerne hatte folgen wollen, die so gerne mit ihm ein Leben gelebt hätte, wie sie es sich geträumt hatten, sie würde dazu — verurteilt sein, ihn in Sklavenketten und hinter Gitterstäben zu sehen, die er zu schwach war zu durchbrechen . . . . . ihn, den sie liebte. — Die Tränen traten ihr in die Augen. Sie fühlte, daß sie arm waren. — Und von ganzem Herzen betete sie, daß Gott ihnen eine helfende Hand reichen möge.

Es war so traurig, daß er immer fort auf Arbeit sein mußte. Sie lebten ja kaum zusammen. Könnte er doch nur seinen Plan mit ihrem Stück Land verwirklichen! Sie würde ihm schon helfen und die Kinder auch, sobald sie herangewachsen. Vielleicht brauchten dann die Kinder nicht fort, um Fremden zu dienen. Er würde ihr helfen, sie zu erziehen, das verstand er so ausgezeichnet. Aber immer fehlte ihnen das Geld. — und zum Herbst sollten 100 Kronen abbezahlt werden auf das Haus; sie wußte nicht, woher sie sie nehmen sollten.

Er hatte gut verdient diesen Sommer, aber — sie sollten ja auch leben! Und sie lebten besser als ehedem, denn er zwang sie förmlich, gute Speisen zu essen — bald Fisch — bald Fleisch, das er mit heim brachte. Und neuerdings ging es ihr auch besser; er *wollte* es ja, daß sie gesund und stark werden sollte. Er war so gut, so herzensgut. Ach, wenn der Kammerherr oder der König, sie hätte beinahe gesagt wenn der Herrgott, wüßte, wie gut und klug er war, dann würden sie gewiß helfen, ja, das würden sie bestimmt.

Er erwachte.

Als er schnell die Beine aus dem Bett hervorstreckte, knackte es in seinem Rücken. Es schmerzte so heftig, daß er ganz blaß wurde, aber es ging doch wieder bald vorüber, und sie tranken ihren Sonntagskaffee draußen unter dem alten Holunderbaum.

Bald danach, an einem Julitage, hatte Jens Brun die Flagge gehißt.

Hoch oben über dem dunklen Dach und dem hellen Laub wehte der Dannebrog auf einer weiß angestrichenen Fichtenstange. Es war die erste Flaggenstange in Taastrup; bald kamen noch andere dazu, und bei allen festlichen Gelegenheiten war der Ort mit Dannebrogfahnen geschmückt.

Er flaggte; denn heute war die Familie abermals um ein neues Mitglied vermehrt worden. Die Mutter lag matt da mit einem glücklichen Lächeln, und er stand in der Tür und nickte allen Vorübergehenden vergnügt zu und scherzte mit seinen drei kleinen Burschen, die draußen im Gras umherkrochen.

In Sören Pedersens Wohnstube saßen drei Hofbesitzer und sprachen über Jens Brun.

Der eine stopfte die Pfeife, und ein anderer war eben damit fertig geworden. Ueber das entgegengesetzte Tischende war ein braunes Wachstuch gebreitet, auf dem sich eine Anzahl Fliegen vergnügten an einem Rest der Mittagsmahlzeit. Es war mittäglich still, und die alte Uhr mit der zinnernen Scheibe, die in verschnörkelten Buchstaben folgende Inschrift trug: „Just Heede, Bunft, 1777", murmelte schläfrig ihr einförmiges Tik — Tak!

„Nein, dies hier — bak! bak! — dies hier mit der Samenzucht," sagte Sören Pedersen, „ach, das ist doch sicher der reine Humbug!"

Hans: „Ja, das ist auch meine Meinung . . . . . Daß er von solch kleinem Fleckchen Erde sollte leben können, ist doch nicht recht zu glauben! Was sollen wir andern denn sagen?"

Kristen: „Man sollte es fast annehmen, aber wenn man dann seine Gründe hört, und wie er es anfangen will —"

Sören Pedersen: „Du kennst doch Jens Brun, mein Bester, und weißt, daß es nicht leicht ist gegen ihn vorzugehen. Er liest ja so viel, bald über dies und bald über jenes und hat ein Mundwerk wie wenige."

Kristen: „Ich finde trotz alledem, daß er ein Mann ist, den man ein bischen unterstützen muß. Es ist bei vielen Gelegenheiten angenehm ihn hier zu haben, und strebsam ist er meiner Seel' doch auch."

Hans: „Da hast du recht, Kristen; aber hat er nicht auch etwas von einem Spekulanten an sich?"

„Mir scheint übrigens," fiel Sören Pedersen ein, „da er uns nun einmal mit der Anleihe gekommen ist, daß äh — daß wir uns darüber einigen könnten ihm zu antworten, daß wir von dieser Pflanzerei hier nichts wissen wollen, aber Geld zu einer Kuh, das kann er haben, wann immer er will. Er kann es ja abarbeiten, je nachdem wir für ihn Gebrauch haben. Zu Gras und Futter wird schon Rat werden, und dann kann er auf seinen Grund und Boden Korn säen und Kartoffeln setzen."

Hans: „Das wird wohl das Gescheiteste sein."

Kristen: „Gehört zu dem andern viel Geld? Denn sonst . . . ."

Sören Pedersen: „Nichts als Humbug! So sicher wie zweimal zwei vier ist. Kriegen wir 'ne Tasse Kaffee, Mutter?" wandte er sich an die Frau, die eben durch das Zimmer ging.

Kristen: „Mir scheint, er pflegt sich sonst nicht gerade zu verrechnen."

Sören Pedersen: „Verrechnen? Du weißt doch, Kristen, daß es Leuten, die soviel lesen und studieren, meist so zu gehen pflegt, daß sie es mit unsereinem im Praktischen nicht aufnehmen können — bah! bah! bah! — Nicht? Sieh dir nur mal den Justizrat an, weiter brauchen wir gar nicht zu gehen . . . . . Uebrigens ist er sowohl tüchtig als klug, Jens Brun, ohne alle Frage."

Hans: „Ganz recht, und tüchtig selbstlos dazu."

Kristen: „Hier im Ort ist doch manches, das ein anderes Aussehen bekommen hat, seitdem er hierher kam."

Hans: „Ja, sie laufen umher und spielen sich auf mit ihren Fahnen und Flinten und singen und machen Radau."

Kristen: „Meine Meinung ist, daß mehr in alledem steckt, was er angibt, als viele glauben und begreifen können. Frag' die Jungen! Zum Donnerwetter noch einmal, wenn mein Junge nicht ebenfalls auf die Bauernhochschule soll!"

Hans: „Ich glaube, weiß Gott, die Leute werden verrückt heutzutage. Das viele Geld auszugeben, wenn Pastor und Küster trotzdem bezahlt werden müssen!"

Kristen: „Ich will dir nur eins sagen . . . ."

Sören Pedersen: „Trinkt nun den Kaffee, während er noch warm ist; ihr anderen werdet schon warm bleiben, he, he, he! — Bah! bah! — Wie? — Bitte schön! Nehmt Rahm und Zucker!"

Und dann redeten sie weiter.

Eines Abends kam Jens Brun mit einer Kuh an, die er gekauft hatte. Sein Plan war also zu Wasser geworden, aber eine Kuh hatte er jetzt wenigstens. Und es war allerdings angenehm genug, gute Milch im Hause zu haben. Welch ein Vergnügen würde es nicht für Marie sein das Tier zu pflegen, zu melken, zu streicheln und zu liebkosen! Und die gute Milch würde ihr wohltun, sie stärken, und sie dadurch ihre ehemalige Kraft wiedergewinnen.

„Nicht wahr, Muhkuh?" Und er streichelte das Tier. „Kannst du denen daheim gute Milch geben?"

Die also Angeredete war über die erste Jugend hinaus; sie trug auf dünnen Beinen einen knöchernen Körper und steckte in einer groben, graubunten Haut.

„Es war doch fein, ein solches Tier ganz allein zu besitzen."

Und wiederum streichelte er sie. „Du sollst es gut haben, Tierchen."

Marie stand in der Tür mit dem Jüngsten auf dem Arm und lächelte, als sie ihren Mann mit der eigenen Kuh ankommen sah. Er mußte ebenfalls lächeln, als er sie sah.

Der älteste Junge lief dem Vater entgegen, ein paar kleinere Kinder stolperten ungeduldig hinter dem Bruder her, der nicht Zeit hatte, auf sie zu warten. Der älteste durfte auf der Kuh reiten. Die beiden Kleineren nahm der Vater auf den Arm, und so hielten sie ihren Einzug.

Marie kraute der Kuh das Kinn, besah das Euter und freute sich darauf, ihre eigene Kuh melken zu dürfen.

„Jetzt wollen wir uns recht freuen über die Muhkuh, Jens! Ich will sie jetzt sofort melken, und dann kann sie auf dem Deich grasen."

Die Kinder gingen rund herum um die Kuh, sagten: „Buh, buh!" befühlten sie vorsichtig, lachten und waren entzückt.

So wurde die Kuh in der Häuslerfamilie aufgenommen.

Die drohenden Schatten des Herbsttermins verdunkelten Jens Bruns Gemüt.

Marie sagte ihm, der Kaufmann habe geäußert, die Rechnung werde zu groß. Sie hatte es ihm so vorsichtig wie möglich beigebracht, da sie wußte, daß ihm daraus Schwierigkeiten erwuchsen, aber gesagt werden mußte es ja. Sie hatte verschwiegen, wie oft sie gelitten hatte durch die verdrossene Art, mit der er sie bediente, so daß sie häufig nicht gewußt hatte, ob sie die Waren bekommen würde oder nicht. So oft sie zu ihm ging, geschah es zitternd und bebend. Sie stand und kroch neben dem Ladentisch in sich zusammen, um nicht den Hofbesitzerfrauen den Platz wegzunehmen, die es sich erlauben durften zu fragen und zu feilschen und zu kritisieren. Und dann war sie noch froh, wenn er sie nicht gar zu ungnädig betrachtete oder ihr jeden Kredit verweigerte. Wenn hinter ihr die Türglocke erschallte, atmete sie auf, daß es diesmal überstanden war.

Darüber hatte sie, wie gesagt, geschwiegen.

Es war Sonntag. Jens Brun schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Die Mütze hatte er auf dem Kopf, denn bald war er draußen und bald wieder drinnen, und die Mütze bekam einen Stoß nach dem andern, bald nach vorn und bald nach hinten. Er konnte aus dem Dilemma nicht herausfinden; es gab keinen Ausweg. Wohl besaß er jetzt so gegen 100 Kronen, aber . . . . . 100 Kronen mußten abbezahlt werden auf das Haus, der Kaufmann sollte Geld haben und dann die Kuh . . . . . Sie pflegten ja auch etwas einzupökeln; und dann 100 Kronen für dies alles zusammen!

Er hatte während des ganzen Sommers mehr gearbeitet, als er eigentlich vertragen konnte, und was war das Resultat gewesen? Es wuchs an allen Enden um ihn zusammen, es war, als stände er auf einem Boden, durchzogen von dicken, zähen Wurzeln und angefüllt mit Feldsteinen, so daß kein Spaten hindurchdringen konnte — ja, so war es — nicht das schärfste Eisen vermochte hindurch zu dringen. Und man konnte daitchen und sich mühen und quälen bis — ja, wozu würde es führen? Hole der Teufel die ganze Geschichte; ebensogut könnte man den Spaten stehen lassen — ihn stehen und rosten lassen und dann das Ganze zur . . . . . Geh, Junge!"

Der Kleine saß und spielte vor der Türschwelle, die Jens überschreiten wollte, er erhob sich eilig und starrte verwundert den Vater an.

Das furchtsame Kinderauge machte Eindruck auf ihn.

„Armer Junge! Er wurde wirklich bange vor mir. Hm! Wie wird es ihm wohl in Zukunft ergehen . . . und den andern und Marie! Ich bin derjenige, der sie versorgen und etwas ins Haus schaffen soll. Wie herrlich müßte es sein nach Hause zu kommen und sie mit allem versehen zu können, so daß ihnen nie der Gedanke käme an Entbehrungen und Not!"

Er setzte sich unter den Holunderbaum und dachte nach; doch die Gedanken liefen nur im Kreise umher wie ein Zirkusferd, ohne vorwärts zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Lesefrüchte aus Fontane. Es wird jetzt im Streit mit der realistischen Schule so viel auf die Dichtungen einer vorausgegangenen Literaturepoche hingewiesen, auf eine Glanzzeit, die, während sie das Ideale betont, Größeres zu schaffen und die Menschen ungleich glücklicher zu machen verstand. Es fragt sich, ob das wahr ist. Aber wenn wahr, ebenso wahr ist es, daß diese großen Schöpfungen, die selbst den Vertretern der entgegengesetzten Richtung nach wie vor als solche gelten, im wesentlichen aufgehört haben, die Menschheit, „die jetzt dran ist" noch lebhaft zu interessieren. Die klassischen Aufführungen schaffen seit geraumer Zeit das Seitenstück zu den leeren Kirchen. Der Aufführungspomp ist ein trauriger Notbehelf. Und in dieser Not sprang der Realismus ins Dasein, der das Kunstheil auf dem entgegengesetzten Wege suchte. Wenn es das Paradies nicht mehr sein konnte, so sollt' es dafür ein Garten des Lebens sein. Auf dem nach diesem Ziel hin eingeschlagenen Wege war es für manchen ein Verweilen an Stellen gegeben, daran vorüberzugehen vielleicht besser gewesen wäre. Zuletzt aber, nach mancher Irrfahrt, wird auch auf diesem Wege, davon bin ich überzeugt, das Schöne gefunden werden; und wenn es gefunden ist, so wird es eine schärfere Darstellung finden als vordem, weil das Auge mittlerweile schärfer sehen lernte. Nenne man meinetwegen den jetzigen Weg den Weg durch die Wüste. Nach der Wüste kam gutes Land. Das Scheinwesen wird dann verschwunden und das Auge für die Schönheit geblieben sein.

Es sei nichts, ein Stück Leben aus dem Leben herauszuschneiden, behaupten die, die's nicht können, und behandeln die Sache so ziemlich nach der Analogie von Natron und Schere. Aber weit gefehlt. Es ist das Schwierigste, was es gibt (und vielleicht auch das Höchste), das Alltagsdasein in eine Beleuchtung zu rücken, daß das, was eben noch Gleichgültigkeit und Prosa war, uns plötzlich mit dem bestrickendsten Zauber der Poesie berührt. Und vielleicht das Höchste, sagte ich; freilich, vielleicht auch nicht. Diese Fragen sind in der Schwebe. Der, für den sie abgeschlossen sind, erscheint mir wenig beneidenswert. Das Gebäude der überkommenen Aesthetik kracht in allen Fugen, und auch von ihrer großen Mittelsäule darf gesagt werden: auch diese schon geborsten usw.

Vorfrühling.

Lichte Inseln schwimmen im Azur
Ueber sanfte Wellen feuchter Matten.
Tannenwälder senken auf die Flur
Duftige Schleier violetter Schatten.

Auf die schönen Knospen sprengt der Wind
Einen Silberhauch. Die schlanke Weide
Neigt, von seinem Kuß beglückt, sich lind
Auf ein Wasser voller Goldgeschmeide.

Leis weht ein Geruch von frischer Erde
Aus dem schlichten Sammt der braunen Wiesen.
In den Hürden trottet still die Herde
Holder Schafe in den rosenen Wiesen.

Und der Hirte, dessen schmale Wangen
Ueberhaucht sind von der jungen Röte,
Einer Ahnung, bläst ganz traumbefangen
Seltsam neue Lieder auf der Flöte.

W. L. Andreas.

Büchertisch

Louis Läser: Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. L. Schaermessers Hofbuchhandlung in Salzungen. 1907. Preis 1,80 M., bezw. 2,25 M. 141 S.

Dorf und Bauernstand sind in früheren Zeiten viel zu wenig beachtet und leider nur zu oft als Stiefkinder behandelt worden. Doch in der Gegenwart, in der die Abwanderung vom flachen Lande in die großen Städte zu einer Kalamität geworden ist, weiß man diesen „Urquell aller Volkskraft" besser zu schätzen. Man sucht nach Mitteln und Wegen, den Landbewohnern die Heimat lieb und wert zu machen und sie mit ihr innig und fest zu verknüpfen. Auch das vorliegende Werkchen will an seinem Teile dazu beitragen.

Es gibt einen Einblick in die Entwicklung der deutschen Dorfdichtung in den verschiedenen Literaturperioden, zeigt, welche Rolle der deutsche Bauernstand und das ländliche Leben in ihnen spielen und unterrichtet kurz und zutreffend über die Schriftsteller und Werke, die für das Gebiet der deutschen Dorfdichtung in Betracht kommen. Es ist in dieser Beziehung ein gutes und zuverlässiges Orientierungs- und Informationsbuch. Ein wesentlicher Vorzug des Buches ist es, daß die deutsche Dorfdichtung des letzten Jahrhunderts auf breiterem Raume behandelt wird und alle wichtigeren „Heimatdichter" der verschiedenen deutschen Landstriche eine ihrer Bedeutung entsprechende Beachtung erfahren. Das Buch eignet sich aus diesem Grunde vorzüglich als Wegweiser bei Gründung und Vermehrung von Schul- und Volksbibliotheken und gibt den Freunden der ländlichen Heimatpflege und den Veranstaltern von ländlichen Gemeinde-, Eltern- und Familienabenden wertvolle Winke und Ratschläge bei Auswahl und Verwertung guter, heimatlicher Lese- und Unterhaltungsstoffe. Das beigefügte Namen- und Sachregister gestaltet das Werkchen zu einem brauchbaren Nachschlagebuche.

Es ist das erste Buch, das darzustellen versucht, wie das deutsche Dorfleben und der deutsche Bauernstand im Laufe der Jahrhunderte jeweilig Gegenstand der dichterischen Darstellung gewesen sind. Das Werkchen verdient die allgemeine Beachtung der interessierten Kreise. **S.**

Das Einzelwohnhaus der Neuzeit. Herausgegeben von Erich Haenel und Heinrich Tscharmann. Leipzig. Weber 1907.

Ein sehr praktischer und kluger Ratgeber für alle, die sich in Vorstädten oder auf dem Lande anbauen wollen und nicht wissen, worauf sie vor dem Grundstein zu achten haben. Das Prinzipielle, wie es sich aus der geschichtlichen Entwicklung und der Praxis der Gegenwart entwickelt hat, tragen die Herausgeber in den Einleitungen vor. Dann werden uns 56 schon erbaute Einzelwohnhäuser im Grundriß und in der Ansicht (achtmal auch farbig) vorgeführt, deren Preis zwischen 12000 und 135000 M. differiert. Die größere Zahl hält sich über 50000 M. (6 unter 20000, 11 unter 30000, 8 unter 40000, 10 unter 50000 M.). Von bekannten Architekten sind vertreten: P. Behrens, P. H. Berlage, H. Billing, H. Eberhardt, O. v. Felgel, Th. Fischer, E. Frey, A. Gessner, Chr. Hauser, C. Hempel, M. Henrici, W. Kreis, M. H. Möhne, M. Länger, M. Littmann, O. March, C. Menzel, A. Messel, H. Metzendorff, B. Möhring, H. Muthesius, F. Ratzel, R. Riemerschmid, P. Schultze-Naumburg, F. Schumacher, H. Schweitzer, E. Seidl, Spalding und Grenander, P. Thiersch. Es ist ein prächtiges Vergnügen, durch diese Häuser und Zimmer zu wandern, und den Rhythmus der Anordnung, die Terrainausnutzung, das Gruppieren der Räume, die Lichtfrage, den Kampf gegen das sog. Souterrain, die Außensilhouette, die Dachanlage kurz all die Fragen zu verfolgen, die einem Haus persönlichen und intimen Charakter und Wert geben. Heute ist es meist der Architekt, der diesen Charakter gibt und dem Besitzer beibringt. Aber wie wir lernen möchten, auch dem besten Arzt gegenüber nicht nur gehorsame, sondern urteilende Patienten zu werden, so wollen wir auch uns selbst anbauen und nicht einem fremden, wenn auch noch so geläuterten Geschmack uns ergeben. Am eigenen Haus können wir am besten uns die verlorene Teilnahme für Architekturfragen wieder zurückerobern. Wie eine neue Symphonie von Reger, eine neue Radierung von Klinger oder eine neue Ziege von Gaul uns lebhaft beschäftigt, so muß auch ein neuer Bau sofort in unsere Diskussion gestellt werden. Wie sollen die Architekten Freude am Schaffen behalten, wenn sie keine Resonanz ihrer Wirkungen spüren. Repräsentative Bauten wie ein neues Reichstagsgebäude, einen neuen Dom zu beurteilen, ist sehr schwer, weil man sich erst die Unmasse von Vorbedingungen für solche Monumente klar machen muß. Aber die Hausarchitektur des mir wohlbekannten Freundes und Nachbarn kann ich leichter übersehen und an ihrem Beispiel langsam die Pläne für ein eigenes Haus entwickeln. Zum Bauen gehört bekanntlich nicht mehr Geld als zum Mieten, nur die Gewißheit, daß man nicht morgen versetzt wird (von der Behörde nämlich!). Aber auch der Nichtbauer sollte sich dies Buch vornehmen, um seinen Kindern zu zeigen, was er in den Mietswohnungen als notwendiges Uebel mit hinnehmen müsse. Uebrigens sind wir hier in Berlin in den neuen Stadtteilen schon über manche Klagen dieses Buches heraus. **P. S.**

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Ich leide seit 20 Jahren an Asthma und habe alles Mögliche gegen dasselbe gebraucht, aber nichts hat mir so gut geholfen wie Apotheker Richter's Asthma-Kräuter. Ich kann dieselben nur bestens empfehlen.
Frau Anna Schmidt, Wien, Ottakringerstrasse 12.

Apotheker Richter's Asthma-Kräuter sind in Originalpackungen à 1 fl. ö. W. = 2 Mk. in allen Apotheken erhältlich.

Versandt-Depot: Apotheke „zum goldenen Reichsapfel", Wien, I., Wipplingerstrasse 34.

Apotheker Richter's Asthma-Kräuter.

Sparen Sie Geld!
Kaufen Sie Ihre Kleider, Schuhe, Wäsche, Teppiche, Möbel, Betten, Uhren, Goldwaren, Bijouterien, Musikinstrumente, Nähmaschinen, Fahrräder, Kinderwagen, Reisekoffer, Schirme, Spazierstöcke, Pelzwaren, Jagdgewehre, Waffen, Sportartikel, Spielwaren, Lederwaren, Bürsten, Kämme, Parfumerien, Seifen, Cigarren, Cigaretten, Tabak, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Cigarrentaschen, Tabakbeutel, Cigarrenetuis, Cigarrenabschneider, Feuerzeuge, Zündhölzchen, Zündmaschinen, Zündkerzen, Zündschnüre, Zündhütchen, Zündpatronen, Zündpillen, Zündpulver, Zündsalz, Zündwolle, Zündwatte, Zündpapier, Zündschwamm, Zündstein, Zündstahl, Zündeisen, Zündfeile, Zündhammer, Zündambos, Zündzange, Zündschere, Zündmesser, Zündgabel, Zündlöffel, Zündschaufel, Zündbesen, Zündkehrschaufel, Zündkehrbesen, Zündkehrgabel, Zündkehrlöffel, Zündkehrmesser, Zündkehrschere, Zündkehrzange, Zündkehrambos, Zündkehrhammer, Zündkehrfeile, Zündkehrstahl, Zündkehrstein, Zündkehrschwamm, Zündkehrpapier, Zündkehrwatte, Zündkehrwolle, Zündkehrsalz, Zündkehrpulver, Zündkehrpillen, Zündkehrpatronen, Zündkehrhütchen, Zündkehrschnüre, Zündkehrmaschinen, Zündkehrhölzchen, Zündkehrfeuerzeuge, Zündkehrabschneider, Zündkehrtaschen, Zündkehrspitzen, Zündkehretuis, Zündkehrpfeifen, Zündkehrtabak, Zündkehrcigaretten, Zündkehrcigarren, Zündkehrseifen, Zündkehrparfumerien, Zündkehrbürsten, Zündkehrlederwaren, Zündkehrspielwaren, Zündkehrsportartikel, Zündkehrwaffen, Zündkehrjagdgewehre, Zündkehrpelzwaren, Zündkehrspazierstöcke, Zündkehrschirme, Zündkehrkinderwagen, Zündkehrreisekoffer, Zündkehrfahrräder, Zündkehrnähmaschinen, Zündkehrmusikinstrumente, Zündkehrbijouterien, Zündkehrgoldwaren, Zündkehruhren, Zündkehrbetten, Zündkehrmöbel, Zündkehrteppiche, Zündkehrwäsche, Zündkehrschuhe, Zündkehrkleider

Sparen Sie Geld!
Kaufen Sie Ihre Kleider, Schuhe, Wäsche, Teppiche, Möbel, Betten, Uhren, Goldwaren, Bijouterien, Musikinstrumente, Nähmaschinen, Fahrräder, Kinderwagen, Reisekoffer, Schirme, Spazierstöcke, Pelzwaren, Jagdgewehre, Waffen, Sportartikel, Spielwaren, Lederwaren, Bürsten, Kämme, Parfumerien, Seifen, Cigarren, Cigaretten, Tabak, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Cigarrentaschen, Tabakbeutel, Cigarrenetuis, Cigarrenabschneider, Feuerzeuge, Zündhölzchen, Zündmaschinen, Zündkerzen, Zündschnüre, Zündhütchen, Zündpatronen, Zündpillen, Zündpulver, Zündsalz, Zündwolle, Zündwatte, Zündpapier, Zündschwamm, Zündstein, Zündstahl, Zündeisen, Zündfeile, Zündhammer, Zündambos, Zündzange, Zündschere, Zündmesser, Zündgabel, Zündlöffel, Zündschaufel, Zündbesen, Zündkehrschaufel, Zündkehrbesen, Zündkehrgabel, Zündkehrlöffel, Zündkehrmesser, Zündkehrschere, Zündkehrzange, Zündkehrambos, Zündkehrhammer, Zündkehrfeile, Zündkehrstahl, Zündkehrstein, Zündkehrschwamm, Zündkehrpapier, Zündkehrwatte, Zündkehrwolle, Zündkehrsalz, Zündkehrpulver, Zündkehrpillen, Zündkehrpatronen, Zündkehrhütchen, Zündkehrschnüre, Zündkehrmaschinen, Zündkehrhölzchen, Zündkehrfeuerzeuge, Zündkehrabschneider, Zündkehrtaschen, Zündkehrspitzen, Zündkehretuis, Zündkehrpfeifen, Zündkehrtabak, Zündkehrcigaretten, Zündkehrcigarren, Zündkehrseifen, Zündkehrparfumerien, Zündkehrbürsten, Zündkehrlederwaren, Zündkehrspielwaren, Zündkehrsportartikel, Zündkehrwaffen, Zündkehrjagdgewehre, Zündkehrpelzwaren, Zündkehrspazierstöcke, Zündkehrschirme, Zündkehrkinderwagen, Zündkehrreisekoffer, Zündkehrfahrräder, Zündkehrnähmaschinen, Zündkehrmusikinstrumente, Zündkehrbijouterien, Zündkehrgoldwaren, Zündkehruhren, Zündkehrbetten, Zündkehrmöbel, Zündkehrteppiche, Zündkehrwäsche, Zündkehrschuhe, Zündkehrkleider

Sparen Sie Geld!
Kaufen Sie Ihre Kleider, Schuhe, Wäsche, Teppiche, Möbel, Betten, Uhren, Goldwaren, Bijouterien, Musikinstrumente, Nähmaschinen, Fahrräder, Kinderwagen, Reisekoffer, Schirme, Spazierstöcke, Pelzwaren, Jagdgewehre, Waffen, Sportartikel, Spielwaren, Lederwaren, Bürsten, Kämme, Parfumerien, Seifen, Cigarren, Cigaretten, Tabak, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Cigarrentaschen, Tabakbeutel, Cigarrenetuis, Cigarrenabschneider, Feuerzeuge, Zündhölzchen, Zündmaschinen, Zündkerzen, Zündschnüre, Zündhütchen, Zündpatronen, Zündpillen, Zündpulver, Zündsalz, Zündwolle, Zündwatte, Zündpapier, Zündschwamm, Zündstein, Zündstahl, Zündeisen, Zündfeile, Zündhammer, Zündambos, Zündzange, Zündschere, Zündmesser, Zündgabel, Zündlöffel, Zündschaufel, Zündbesen, Zündkehrschaufel, Zündkehrbesen, Zündkehrgabel, Zündkehrlöffel, Zündkehrmesser, Zündkehrschere, Zündkehrzange, Zündkehrambos, Zündkehrhammer, Zündkehrfeile, Zündkehrstahl, Zündkehrstein, Zündkehrschwamm, Zündkehrpapier, Zündkehrwatte, Zündkehrwolle, Zündkehrsalz, Zündkehrpulver, Zündkehrpillen, Zündkehrpatronen, Zündkehrhütchen, Zündkehrschnüre, Zündkehrmaschinen, Zündkehrhölzchen, Zündkehrfeuerzeuge, Zündkehrabschneider, Zündkehrtaschen, Zündkehrspitzen, Zündkehretuis, Zündkehrpfeifen, Zündkehrtabak, Zündkehrcigaretten, Zündkehrcigarren, Zündkehrseifen, Zündkehrparfumerien, Zündkehrbürsten, Zündkehrlederwaren, Zündkehrspielwaren, Zündkehrsportartikel, Zündkehrwaffen, Zündkehrjagdgewehre, Zündkehrpelzwaren, Zündkehrspazierstöcke, Zündkehrschirme, Zündkehrkinderwagen, Zündkehrreisekoffer, Zündkehrfahrräder, Zündkehrnähmaschinen, Zündkehrmusikinstrumente, Zündkehrbijouterien, Zündkehrgoldwaren, Zündkehruhren, Zündkehrbetten, Zündkehrmöbel, Zündkehrteppiche, Zündkehrwäsche, Zündkehrschuhe, Zündkehrkleider

Die Hilfe
Evangelisch-Sozialer Kongreß
Sonntag 1. Jahrgang Nr. 1

Neuland

Neuland ist ein Land, das noch nicht bebaut ist. Es kann sein, daß es noch nicht bebaut ist, weil es noch nicht bebaut werden kann, weil es noch nicht bebaut werden darf, weil es noch nicht bebaut werden soll. Es kann sein, daß es noch nicht bebaut ist, weil es noch nicht bebaut werden kann, weil es noch nicht bebaut werden darf, weil es noch nicht bebaut werden soll.

Bedarfe an sich zusammenhängt. Die Zolldifferenz ist vorhanden, aber die Steigerung der Preise ist auch außerhalb der Zollgrenzen stark fühlbar, ein Beweis dafür, daß wir recht hatten, wenn wir schon wiederholt davor gewarnt haben, die letztjährige Steigerung der Fleischpreise in den Vordergrund des politischen Kampfes zu rücken. Auch bei den Schweinen liegt es ähnlich:

Schweine

	Berlin	Mannheim	Kopenhagen	Rotterdam
1899	93	108	63	59
1900	104	117	84	69
1901	121	134	88	76
1902	118	131	95	80
1903	96	109	83	65
1904	104	115	73	69
1905	142	151	90	89
1906	127	143	91	79

Hier ist der Preisunterschied an sich sehr groß, aber der Verlauf der Steigerung ist auch hier eine internationale Erscheinung. Auffällig ist, daß das Sinken der Schweinepreise im letzten Jahre in Kopenhagen noch nicht zum Ausdruck gekommen ist.

Die Steigerung der weiblichen Selbstmorde. Während die Zahl der Selbstmorde im ganzen ziemlich unverändert bleibt (21 auf 100 000), steigt in den letzten Jahren der Anteil der Frauen an der Selbstmordziffer in auffälliger Weise (bis auf 29 Prozent aller Selbstmorde). Den Hauptanteil daran hat Berlin, wo seit drei Jahren der weibliche Anteil 40 Prozent beträgt; aber auch in anderen Landesteilen kommen überraschend hohe Ziffern weiblicher Selbstmorde vor. Es zeigt sich auch in dieser traurigsten Partie der Bevölkerungsstatistik, daß die Lage der Frau im allgemeinen sich erschwert. Sie wird immer mehr in den Kampf ums Dasein hineingezogen und verliert den festen Halt an Sitte und Familie. Man wird die früheren Verhältnisse nicht wieder herstellen können, aber man muß ernstlich darauf bedacht sein, die einzelne Frau durch Organisationen aller Art der Vereinzelung und Verzweiflung zu entreißen.

Die Landtagswahlen in Bayern. Die parteipolitischen Verhältnisse des deutschen Südens sind in diesem Winter gründlich verwirrt worden. Zuerst die Landtagswahlen in Württemberg, wo der entschiedene Liberalismus zu einem allgemeinen Stichwahlvertrag mit der Sozialdemokratie kam. Und dann die Reichstagswahl, wo das Blatt sich drehte . . das unmögliche Bündnis von Zentrum und Sozialdemokratie Wirklichkeit wurde. Die Politik des Parteihasses erstickte die Vernunft einer sachlichen und ehrlichen Stellungnahme. Süddeutschland ist noch voll von diesen Parteikämpfen und der dortige Liberalismus befindet sich in einem sehr arbeitsfrohen Zustande, der nach Organisation und Verständigung verlangt. Dahinein kommen jetzt die bayrischen Landtagswahlen; der alte Landtag wurde geschlossen, und die Wahlen sind auf den 31. Mai ausgeschrieben. Der Wahlminister Herr von Feilitzsch, ein Bureaukrat, den jedermann für seinen Gegner hielt, und den jeder zu gebrauchen suchte, zog es vor, vorher zurückzutreten; er ist schon erheblich alt und hat weiter kein Interesse mehr, die Schlacht mitzumachen. Die Wahl wird zum erstenmale nach dem neuen, direkten System vorgenommen werden, von dem sich alle Parteien Vorteil versprechen. Aber da es das Prinzip der „relativen Mehrheit" enthält, fordert es, wenn wirklich vernünftige, große Aktionen gemacht werden sollen, Bündnisse. Denn sonst ist die Entscheidung ausgeliefert an zufällige Mehrheiten; stärkere Minderheiten werden ihrer Bedeutung völlig beraubt. Dieser Einsicht verschließt man sich auch keineswegs; aber der gegenwärtige Moment bietet wenig Möglichkeit zu einer gescheiten Koalition. Ein Zusammengehen zwischen Liberalen und Sozialdemokratie hätte die absolute Uebermacht, wenn nicht umstürzen, so doch sehr stark erschüttern können. Aber an dies Zusammengehen zu glauben, nach den Vorgängen der Reichstagswahl, dazu gehört schon sehr viel Optimismus. Auf der andern Seite wird es für Zentrum und Sozialdemokratie diesmal nicht ganz einfach sein, zusammen zu kommen, denn eine einigende Aktion (wie die Wahlrechtsfrage) fehlt, und in allen Punkten sachlicher Gesetzgebungsarbeit stehen sie sich als direkte Gegner entgegen. Bayern steht vor bedeutsamen Verwaltungs- und Finanzreformen. Wenn es noch eine Logik der Dinge gibt, wird die Sozialdemokratie die ehrliche Formel eines Bündnisses mit dem Zentrum heute nicht finden. Aber wo Vollmar die Hand im Spiele hat, ist es nicht angenehm, Prophet sein zu wollen. Der Liberalismus hat den Vorteil, durch seine zahlenmäßigen Erfolge bei der Reichstagswahl moralisch gefestigt zu sein. Dies gibt ihm das Recht, mit guten Hoffnungen in den Kampf einzutreten.

Ein politisches Bild. Der Kaiser läßt durch den bekannten Maler Skarbina ein Bild herstellen, auf dem die Rede des Kaisers an das Volk am Abend des Stichwahltages gemalt werden soll. Bei einer ersten Besichtigung des Entwurfes hat der Kaiser, wie die „Kölnische Volkszeitung" berichtet, den Maler beauftragt, „mehr Volk, viel mehr Volk" zu malen. Man sieht daraus, daß der Kaiser seine Rede an die Masse als einen Vorgang einschätzt, der im Hohenzollernmuseum oder an anderer monarchischer Erinnerungsstätte verewigt werden soll. Im Hohenzollernmuseum kann das Bild neben die Bilder gehängt werden, in denen der Kaiser in Gemeinschaft mit katholischen Würdenträgern dargestellt ist, als kleines Gegenstück dazu. Ob wohl der Text der Kaiserrede unter das Bild geschrieben wird?

Unser Parteitag

(Der Wahlverein der Liberalen.)

Die Teilnehmer unseres Parteitages werden Berlin mit der Ueberzeugung verlassen haben, daß unser Parteileben sich kräftig und gesund entwickelt. Der Parteitag war aus den verschiedenen Wahlkreisen dieses Mal ziemlich gleich gut beschickt. Das Bedürfnis nach weiterem Ausbau der Organisation zeigte sich in einer größeren Anzahl von Anträgen. Die Beteiligung an den Debatten war gerade seitens der lokalen Führer aus dem Lande besonders rege. Als bedauerlich stellte sich freilich bald heraus, daß die Zeit für die ordnungsmäßige Erledigung der Geschäfte zu kurz bemessen war. Es ist daher zu begrüßen, daß in Zukunft mindestens zwei volle Tage der Delegiertenversammlung gewidmet werden sollen.

Wir sind natürlich nicht in der Lage, in der „Hilfe" einen umfassenden Bericht über die Verhandlungen zu bringen, machen aber darauf aufmerksam, daß der Verlag der „Hilfe" in wenigen Tagen das mit besonderer Sorgfalt hergestellte Protokoll versendet wird. Da die Vorträge von Dr. Potthoff und Dr. Naumann sehr unterrichtend und für die Agitation wichtig sind, bitten wir unsere Freunde, sie möchten recht zahlreich von diesem Protokoll Gebrauch machen.

Die Anschaffung des Protokolls ist aber noch aus einem besonderen Grunde von Wichtigkeit:

Die gegnerische Presse versucht bereits, was man ihr nicht übel nehmen kann, neue sachliche Meinungsverschiedenheiten in unserer Partei zu konstruieren. Das ist ein billiges, aber vergebliches Vergnügen. Es stellten sich auf der Berliner Tagung auch nicht die geringsten Abweichungen über die Stellung zu sachlichen Fragen der Politik heraus. Wenn beispielsweise bei den Nationalliberalen über die Haltung zu Steuerfragen oder zur Schulfrage verschiedene Meinungen existieren, oder wenn man sich in der Sozialdemokratie über die Frage der Budgetannahme streitet, so handelt es sich hier um grundsätzliche, sachliche Gegensätze innerhalb derselben Partei. Wenn aber auf unserer Tagung diejenigen, die über die Zukunft des Fürsten Bülow zu prophezeien wußten, in ihren Voraussagungen voneinander abwichen, so handelt es sich hier nur um die Verschiedenartigkeit der Temperamente, — und eine bunte Mischung ist ja für jedes gesunde Parteileben erwünscht. Wer ein mehr auf die Agitation eingerichtetes Gemüt besitzt, wird stets scharfe Kontraste im politischen Leben herbeisehnen und wird in Zeiten, wo die Partei zur abwartenden Stellung genötigt ist, leicht ungeduldig werden. Wer andererseits sich überlegt, daß man eigentlich Politik treibt, um die Gesetzgebung zu beeinflussen — und das sind vor allem die verantwortlichen Abgeordneten — wird eher die Sache, als den Kampf um die Sache, für wichtig ansehen. Da ein Parteitag, wenn anders

er seinen Zweck erfüllen will, eine Aussprache zwischen den Fraktionen und den Freunden im Lande herbeiführen soll, so ist es nur erwünscht gewesen, daß man von keiner Seite mit seinen Stimmungen zurückhielt, selbst nicht mit solchen Stimmungen, die im Grunde mit Politik gar nichts zu tun haben. Ueber alle wirklich politischen Fragen aber: die Abstimmungen unserer Fraktionen, die liberale Einigungspolitik, die Notwendigkeit der energischen Bekämpfung aller reaktionären Bestrebungen — herrschte volle Einmütigkeit. Der alte Streit über die Nationalsozialen ist endgültig begraben. Aber auch die Beziehungen zu den anderen liberalen Parteien sind viel besser geworden.

Dem Parteitage lag ein warmes Begrüßungstelegramm der deutschen Volkspartei vor. Der engere Ausschuß dieser Partei wünscht darin: „Mögen Ihre Verhandlungen uns weiter führen zu unserem gemeinsamen Ziele, zur liberalen Einheit, zur deutschen Freiheit.“ Zum ersten Male war auch ein offizieller Vertreter der freisinnigen Volkspartei erschienen. Es war Herr Abg. Stadtrat Fischbeck, der in der praktischen Durchführung der Einigung auf Besonnenheit Wert legt, der aber in seinen warm aufgenommenen Worten deutlich erkennen ließ, daß für ihn das letzte Ziel der Einigung noch nicht erreicht ist. Wir halten seine Ausführungen, die sich also mit den Wünschen der süddeutschen Volkspartei decken, für ein erfreuliches Zeichen der Fortschritte, die seit dem vorigen Jahre die gegenseitige Verständigung der entschiedenen Liberalen gemacht hat. Es sei nun im folgenden in aller Kürze der sachliche Verlauf der Tagung dargestellt.

* * *

Mit alter Frische erstattete der Abg. Schrader den **politischen Jahresbericht.** Die wichtigsten Sätze darin lauten: „Wenn auch in den letzten Wahlen die eigentlichen wirtschaftlichen Fragen etwas zurücktraten, so bleibt deswegen doch unsere scharfe Gegnerschaft gegen die Konservativen aufrecht. Das zeigte sich bereits im Wahlkampfe selbst. Wir haben unsere volle Unabhängigkeit gewahrt, sind weder als Regierungskandidaten aufgetreten, noch haben wir aus dem offiziellen Wahlfonds auch nur einen Pfennig angenommen. Wir haben einen kleinen, aber ehrlichen Gewinn erzielt und das ist für die künftigen Wahlen von besonderem Werte. Im übrigen wurden gegen uns genau so ungeniert Wahlbeeinflussungen getrieben, wie früher. Mit der Vereinigung der Konservativen und Liberalen wird es wahrscheinlich für die Dauer recht wenig auf sich haben. Nur in der Sozialpolitik, wo sich jetzt das Zentrum besondes engagiert hat, besteht einige Aussicht auf Erfolg. Wir werden es dem Reichskanzler nicht ersparen, Farbe zu bekennen. Die Voraussetzung aller weiteren Erfolge für den Liberalismus ist aber die Einigung. Der Parteivorstand, der auf die Frankfurter Beschlüsse und die Einigung der Fraktionen im Reichstage hingearbeitet hat, wird weiter alles tun, um die Einigung des Liberalismus zu fördern. Dazu genügt aber der bloße Wille nicht, sondern es bedarf der Stärkung der eigenen Partei-Organisation, um der Einigung den nötigen Nachdruck zu verschaffen. Die Stärkung der eigenen Partei-Organisation ist nötig, obwohl der Einigungswille im Lande immer mächtiger wird. So begrüße ich die Gründung des Nationalvereins, der hoffentlich liberale und nationale Politik betreiben wird.“ Mit einer Mahnung zu kräftiger Arbeit schloß Schrader unter allgemeinem Beifall.

Der klare Geschäftsbericht, von Weinhausen erstattet, brachte einige Ziffern, die festgehalten werden müssen. Die Partei ist im letzten Wahlkampfe von 10 auf 14 Abgeordnete gestiegen und hat 130 000 Stimmen gewonnen. Die Mitgliederzahl der Vereine hat sich genau verdoppelt. Entgegen irrtümlichen Behauptungen stellte Weinhausen fest, daß die Partei dem einzelnen Wahlkreis während der Wahlkampagnie im Durchschnitt nur 2000 M. zugewendet hat, wenige haben über 3000 M. erhalten. Die Schilderung, wie schnell die Parteizentrale und die Sekretäre den unerwarteten Wahlkampf vorbereitet haben, machte allgemein einen günstigen Eindruck.

Da die politische Diskussion in der Hauptsache auf den Sonntag zurückgestellt wurde, kamen wesentlich Parteigeschäfte zur Erörterung. Ein Teil der Debatte behandelte das Verhältnis zur freisinnigen Volkspartei. Einige Redner (Beckmann aus Frankfurt a. M., Troll aus Sangerhausen, Dr. Koch-Hesse aus Greifswald, Dr. Springe aus Neumünster) haben bei dem Zusammenarbeiten mit dieser Partei nur gute Erfahrungen gemacht. Dagegen fanden unsere Freunde Dr. Cohn aus Dessau, Professor Cauer aus Elberfeld u. a., Anlaß zu lebhaften Klagen. Man hielt es allgemein für angebracht, daß Fälle, wie sie vor allem Professor Cauer vorgebracht hatte, dem Einigungsausschusse überwiesen würden. An der Diskussion über den Geschäftsbericht beteiligten sich noch Herr Fabrikant Hentschke-Sommerfeld, Dr. Barge-Leipzig, Amtsrichter Dr. Herz-Harburg, Parteisekretär Haupt-Hamburg, Kaufmann Zucker-Kassel, Dr. Glaser-Berlin, Redakteur Schwilgin-Züllichau, Generalsekretär Tews-Berlin, Schüttner-Hößlin, Dr. Eyck-Berlin, Mayer-Hamburg, Lehrer Cordes-Bremerhafen, Dr. Tienes-Kassel, Pastor Schmidt-Massow, Dr. Erzellitzer-Berlin und Dr. Naumann.

Die Debatte drehte sich um vielerlei. Von dem Reichsverbande zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hatte ein Redner irrtümlich angenommen, daß man seitens unserer Partei mit diesem Verbande in Verbindung getreten sei; er wurde von seinem Irrtum überzeugt. Die Fraktionen wurden aufgefordert, sich der Beamten anzunehmen, die aus politischen Rücksichten gemaßregelt wurden. Man sprach über amtliche Wahlbeeinflussungen und wie man sich ihrer erwehren könne. Die Mitgliedergewinnung wurde erörtert. Man unterhielt sich auch über die Ausgestaltung der „Hilfe“. Schließlich wurden folgende Anträge verhandelt:

Der Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen stellt mit Befriedigung fest, daß die Einigung des Liberalismus in letzter Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Er fordert alle Parteifreunde auf, auch weiterhin unermüdlich tätig zu sein, um aus der jetzigen Arbeitsgemeinschaft der liberalen Fraktionen im Reichstag und preußischen Abgeordnetenhaus, sowie der liberalen Organisationen im Lande allmählich eine Organisationseinheit zu schaffen. Um dies Endziel sicherer erreichen zu können, erscheint die Festigung und Erweiterung unseres gegenwärtigen Parteistandes, sowie der Ausbau unserer Organisationen dringend erforderlich, damit bei allen künftigen Einigungsverhandlungen unsere Bundesgenossenschaft erwünscht und wertvoll bleibt. (Antrag des Parteivorstandes, angenommen).

Für die Wahlen zum preußischen Landtag im November 1908 beschließt der Delegiertentag die Herausgabe eines Handbuches.

Der Delegiertentag ersucht die Parteileitung, künftighin bei Ersatzwahlen, auch wenn sie nur geringe Aussichten bieten, energisch einzugreifen.

Dem Frankfurter Einigungsausschuß als Material überwiesen wurde folgender Antrag:

Die Ortsgruppen der drei demokratischen Fraktionen müßten gemeinsame Versammlungen halten, und zwar im Sommer alle drei Monate, im Winter alle zwei mindestens. 2. Die drei Fraktionen ernennen ein zu gleichen Teilen zusammengesetztes Präsidium, welches über die Anträge der gemeinsamen Versammlungen mit einfacher Majorität zu beschließen hat. 3. Die gemeinsamen Versammlungen sind befugt, Vereine einer engeren liberalen Richtung zuzuziehen.

Ferner gelangten Anträge zur Annahme, welche die Abfassung von Broschüren über die Bedeutung der Börse und eine publizistische Würdigung des 100jährigen Gedenktages der preußischen Bauernbefreiung verlangen. Ferner soll der am 19. November 1908 stattfindende hundertjährige Gedenktag der preußischen Städteordnung durch größere Kundgebungen gefeiert werden. Ein Antrag auf Gründung einer eigenen Tageszeitung wurde dem Vorstande als Material überwiesen. Ein Antrag der Ortsgruppe Berlin zur Organisationsfrage wurde nur mit der Modifikation angenommen, daß allen Einzelmitgliedern des Wahlvereins der Liberalen empfohlen wird, sich der etwa an ihrem Wohnorte befindlichen Ortsgruppe des Wahlvereins als Mitglieder anzuschließen. Zur Frage des Tagungsortes des nächsten Delegiertentages wird beschlossen, wenn möglich den nächsten Delegiertentag in Frankfurt a. M. und zwar im Herbst abzuhalten.

Soweit sich die Debatte um das Verhältnis zu den anderen liberalen Parteien bewegt hatte, wurde sie von Dr. Naumann folgendermaßen zusammengefaßt: „Man vergißt zu schnell, wieviel wir im letzten Jahre erreicht haben. Wenn man an die Resolution des Wiesbadener Parteitages und daran denkt, mit welchen Sorgen wir nach Frankfurt zur Feststellung des Einigungsprogramms fuhren, da müssen wir uns fragen, wieso die Reibungsflächen nicht größer sind, als sie uns hier entgegentraten. Jede Einigung ist mit Opfern verbunden, das geht uns nicht anders wie auch der Volkspartei. Das konnte man vorher

wissen, und deshalb muß man Optimismus haben, deshalb soll man vor allen Dingen nicht die Verhältnisse einzelner Wahlkreise verallgemeinern. Gelingt der Wurf jetzt nicht, dann gelingt er nie. Jedenfalls ist es der Volkspartei hoch anzurechnen, daß sie aus dem Falle des Wahlkreises Lippe keine weiteren Schwierigkeiten gemacht hat. Die „Hilfe" hat immer betont, daß die Einigung nicht von den Parteivorständen ausgehen, sondern zunächst draußen vom Lande kommen müsse. Diese Mahnungen haben Erfolg gehabt. Jetzt aber, wo die Grundlage zur Einigung gelegt ist, müssen allerdings die Fraktionen eingreifen, um zu verhindern, daß man nicht zu frühzeitig Organisationen aufgibt, statt an ihrer notwendigen Kräftigung zu arbeiten. Die Erneuerung des Liberalismus ist ein ungeheurer Vorgang, ein historisches Ereignis, das nicht wie ein akademischer Bauplan von einem Orte aus entschieden werden kann. Die Hauptsache ist, daß die Idee erhalten bleibt: der Glaube an den entschiedenen Liberalismus als das aufbauende Element im deutschen Volke. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir die Einigung vollziehen."

* * *

Zu dem Vortage **„Liberalismus und Beamte"**, mit dem die Verhandlungen am Sonntag fortgesetzt wurden, untersuchte der Referent, Abg. Dr. Potthoff zunächst den Zusammenhang zwischen den Grundsätzen des Liberalismus und den Wünschen der Beamten. Die Beamtenfrage ist nur ein Teil der sozialen Frage; die Privatbeamten, welche heute schon über zwei Millionen Angehörige umfassen, haben nicht minder Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Wünsche, wie das große Heer der Staatsbeamten. Es sei heute kaum noch in sozialer Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen Privatbeamten und Staatsbeamten zu konstatieren. Die privaten und staatlichen Beamten bildeten einen Hauptbestandteil der Bildungsschichten. Die Angabe der Denkschrift des Reichsamtes des Innern über ein Durchschnittseinkommen der Beamten von 2100 ℳ sei irreführend, da sie nur die Einkommen der organisierten Beamten berücksichtige. In der Bemessung der Gehälter zwischen Staats- und Privatbeamten müsse eine gewisse Gleichheit eintreten. Wünschenswert sei auch eine größere Festigung der Dauer der Beschäftigung, die mit größeren Rechtsgarantien umgeben werden müsse; die lange probeweise Beschäftigung der Beamten im Reiche wie in Preußen sei ein Unfug. Die Unterernährung der Beamten räche sich später oft durch eine frühzeitig notwendig werdende Pensionierung und eine stärkere Belastung des Pensionsetats. Eine gesunde Wohnungspolitik und Verkehrspolitik sei wichtiger, als alle unzulänglichen einmaligen Teuerungszulagen. Der Liberalismus habe in dieser Beziehung ein gutes Gewissen, da er an dieser verfehlten Wirtschaftspolitik keinen Anteil habe. Wir müssen verlangen für die Privatangestellten: Ausreichende Kündigungsfristen, Sicherung gegen die Folgen von Krankheit und Invalidität. Auf Regelung der Arbeitszeit, genügende Ruhezeit für die sämtlichen Angestellten muß hingewirkt werden. Ferner müssen wir fordern, daß die öffentlichen Betriebe in jeder Hinsicht Musterbetriebe, auch in sozialer Beziehung sind, und das sind sie heute noch nicht. Vieles ist zwar schon verbessert worden, aber das genügt noch nicht. Die Fürsorge für die Arbeitsunfähigen, für die Invaliden, ist bei weitem nicht ausreichend. Die Bezüge der in jungen Jahren Pensionierten sind viel zu niedrig. Wir müssen auch fordern, daß der Staat die Regeln, die er durch Gesetz aufstellt, auch innehält. Auch die Beamten müssen das Recht haben, sich zu Vereinen zusammenzuschließen, Versammlungen abzuhalten. Wir Liberalen müssen auch für die volle, staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen mit eintreten. Der Redner schloß mit einem Antrage, welcher den Parteivorstand auffordert, dem nächsten Delegiertentage Leitsätze für eine liberale Beamtenpolitik vorzulegen. (Starker Beifall.)

In der Diskussion wünschte Tischendörfer, daß sich der nächste Parteitag auch mit sachlichen Referaten über Arbeiterfragen befassen möge. Der Referent habe sich hauptsächlich mit den Staatsbeamten beschäftigt und gesagt, Staatsbetriebe müßten Musterbetriebe sein. Demgegenüber möchte er den Wunsch aussprechen, daß auch die freisinnigen Kommunalbetriebe Musterbetriebe sein möchten. (Beifall.) Auch die freisinnigen Unternehmer sollten oft sozialer sein. — Heinrich-Darmstadt forderte ebenfalls politische Unabhängigkeit der Beamten. In Darmstadt seien Beamte gemaßregelt worden, nur weil sie im Verdachte standen, die Stichwahlparole für den Sozialdemokraten unterstützt zu haben. — v. Gerlach: Der Delegiertentag muß mit aller Entschiedenheit gegen den Versuch des preußischen Ministers des Innern protestieren, den Beamten das Petitionsrecht zu nehmen und ihnen den Verkehr mit den Abgeordneten zu verbieten. Wird nicht schon jetzt dagegen protestiert, so werden die anderen Minister den Spuren ihres Kollegen, ohne zu erröten, folgen. (Heiterkeit.) Im Regierungsbezirke Kassel ist ein Erlaß ergangen, daß die Lehrer, die bei einer Stichwahl zwischen einem Angehörigen der bürgerlichen Parteien und einem Sozialdemokraten sich der Stimmen enthielten, ebenso behandelt würden, als wenn sie direkt die Sozialdemokratie unterstützten. (Pfuirufe.) Ein solcher Erlaß ist die größte Gemeinheit! (Beifall.) Auch in anderen Gegenden hat die Regierung in den Wahlkampf zuungunsten der liberalen Parteien eingegriffen. Es ist deshalb bedauerlich, daß bei der sozialdemokratischen Interpellation über die Wahlbeeinflussungen der Regierung als Vertreter des entschiedenen Liberalismus nur Herr Eickhoff das Wort ergriffen hat.

Fahrnow-Hamburg weist auf den schweren Dienst der Lokomotivführer hin und bittet die Mitglieder der Parlamente, sich besonders dieser Beamtenkategorie anzunehmen. — Lüdemann-Hamburg fordert eine Revision unseres Patentgesetzes, das nicht ein Gesetz zum Schutze des Erfinders sei, sondern eine Erschwerung des Erfinders, eine Einrichtung zum Schutze des Kapitals. — An der Debatte beteiligten sich noch: Reif-Leipzig, Zembsch-München, Alberts-Hörde, Steinweg-Prenzlau und Kamossa-Berlin. Mehrere Delegierte aus der Ostmark sprachen ihre Genugtuung darüber aus, daß die liberalen Fraktionen des Reichstages jetzt die Ostmarkenzulage bewilligen wollen, wodurch deren Annahme gesichert sei. Nach weiterer Debatte wurde ein Antrag Potthoff angenommen, der den Vorstand beauftragt, bis zum nächsten Delegiertentage Leitsätze für eine liberale Beamtenpolitik auszuarbeiten. Ferner wurde eine Protestresolution gegen das Vorgehen des preußischen Ministers des Innern genehmigt.

* * *

Der große Saal des Architektenhauses war bis in die letzte Ecke gefüllt, als **„Die nächsten Aufgaben des Liberalismus"** Gegenstand der Tagesordnung wurden. Der Abg. Naumann hatte den ersten Vortrag übernommen. Ohne rhetorische Kunstmittel, und ohne sich an die Leidenschaften zu wenden, einfach sich an die Tatsachen haltend, entwickelte er den folgenden Gedankengang:

Die freisinnige Vereinigung hat zwar um vier Abgeordnete und 180 000 Stimmen bei den letzten Wahlen zugenommen, besitzt aber immer noch nur 3½ % der Reichstagsmandate. Die entschiedenen Liberalen, wenn sie kameradschaftlich zusammengehen, verfügen über 14% der Sitze. Selbst wenn man die etwas schwächere Sozialdemokratie und die Nationalliberalen zuzieht, bedeutet immer noch die Linke nur eine Minderheit im Reichstag. Der entschiedene Liberalismus, auf sich allein angewiesen, wäre jedenfalls auf den Gang der Gesetzgebung ganz einflußlos. Das war auch die Rolle, die er im letzten Jahrzehnt gespielt hat: da er nicht selbst praktische Politik machen konnte, beschäftigte er sich mit der Vertiefung der Gesinnungen. Heinrich Rickert, der verstorbene Führer der freisinnigen Vereinigung, gehörte noch in der ersten Zeit seiner parlamentarischen Tätigkeit zu der liberalen Mehrheit und konnte mit ihr aktuelle Politik machen, in der zweiten Hälfte seines Lebens aber war er auf die theoretische Vertretung von Ideen angewiesen — und das war das Schicksal des gesamten Liberalismus bis zu dieser Reichstagsauflösung. Es hätte vielleicht nicht so kommen müssen, wenn 1893 unter Caprivi der Liberalismus mehr Verständnis für aktuelle Politik bewiesen und die Militärvorlage bewilligt hätte. Jedenfalls hat seit dieser Zeit der sachliche Gedankengang der freisinnigen Vereinigung im ganzen Liberalismus gesiegt; er stand wie ein Mann hinter den nationalen Forderungen, als die Regierung unter der Parole der Kolonien den Reichstag auflöste.

Gewiß konnte der Liberalismus mit Caprivi leichter als mit Bülow arbeiten. Auf Caprivis Grabstein stand „Der Mann ohne Ar und Halm", während Bülow sich selbst den agrarischen Reichskanzler nennt. Dennoch haben die Wahlen den Liberalismus in eine ent-

scheidende Position gebracht. Konservative und Nationalliberale machen im neuen Reichstag 44% aus, Zentrum und Sozialdemokratie 42%. In beiden Fällen sind die „Hilfsvölker" eingerechnet. Es ist kaum anzunehmen, daß Fürst Bülow wieder mit dem Zentrum seine Politik machen kann. Der entschiedene Liberalismus gibt also mit seinen 14% den Ausschlag zwischen den 44 und den 42%. Er bildet das, was man früher das Zünglein an der Wage genannt hat. Auch dies nur dann, wenn er einig bleibt. Aber hier liegt der Grund, warum Fürst Bülow erklärt, auf den entschiedenen Liberalismus Rücksicht nehmen zu wollen. Das ist der Ursprung des Schlagwortes von der konservativ-liberalen Paarung: Es gibt für den Reichskanzler keinen Ausweg mehr, wenn er sich die Unterstützung durch den entschiedenen Liberalismus verscherzt. Deshalb also, weil der Liberalismus zur Mehrheitsbildung unter diesen Umständen nötig ist, ist er wieder einmal in der Lage, anstatt der reinen Verfechtung von Ideen aktuelle Politik machen zu können.

Naumann schilderte nun die Vorteile und die Gefahren dieser Lage für den entschiedenen Liberalismus.

Die Vorteile bestehen zunächst darin, daß der Liberalismus die großen nationalen Fragen dem Parteischacher entziehen und vaterländische Forderungen garantieren kann. So ist eben durch den Liberalismus die Kolonialpolitik aus einer persönlichen Politik Wilhelms II. zu einer wirklichen Volkspolitik geworden.

Ein weiterer Vorteil ist, daß Fürst Bülow über liberale Reformen „nachdenken" muß, weil er sich überlegen muß, wie er die 44 und 14% zusammen halten kann. Er bedenkt damit auch seine eigene Lage. Allerdings lassen sich liberale Forderungen nur durchsetzen, wenn ein Teil der Rechten oder die ganze Rechte mitmacht. Das ist allerdings ein fataler Nachsatz, aber der Reichskanzler hat auch den Konservativen gegenüber Trümpfe in der Hand, daher mögen die Konservativen sich vielleicht wohl oder übel sagen müssen: Wir haben uns schon an so viele liberale Sachen gewöhnt, daß wir noch ein wenig mehr in Kauf nehmen können. Freilich, das ist nicht das Ende des Konservatismus. Selbst wenn konservative Zugeständnisse machen sollten, so wird dies immer nur unter inneren Vorbehalten möglich sein. Darüber sind wir uns vollkommen klar. Und der letzte große Kampf des Liberalismus wird gegen rechts und nicht gegen links ausgefochten. Der Liberalismus, der einmal aufsteigt und stark genug ist, seine Mähne zu schütteln und seine Tatzen zu gebrauchen, wendet sich immer nach rechts.

Unser Verhältnis zur Sozialdemokratie bleibt nach wie vor dies, daß wir auch ihr gegenüber unsere liberalen Grundsätze nicht verleugnen. Wir müssen liberal sein auch gegen diejenigen, die den Liberalismus in den großen Städten entwurzelt und sich ihm gegenüber wiederholt unliberal benommen haben. In der Sozialdemokratie sehen wir, wohin es führt, wenn eine Partei Jahrzehnte lang von jeder aktuellen Politik fern gehalten wird und auf das bloße Reden beschränkt bleibt. Sie befindet sich in einem Zustand, den man als politisch-theoretische Desperation bezeichnen kann. Wenn wir aber auch die Sozialdemokratie nie anders als liberal behandeln, so muß man sich doch darüber klar sein, daß der Gedanke eines taktischen Zusammengehens mit ihr — den vor allem Dr. Barth seit Jahren in den Vordergrund gerückt hat — durch den Ausgang der letzten Wahl erschwert wird. Die Sozialdemokratie hat in Süddeutschland gerade den Liberalen, über die sie sich nie zu beklagen hatte, die ärgsten Reaktionäre in den Stichwahlen vorgezogen. Deshalb wird der Gedanke des taktischen Zusammengehens mit der Sozialdemokratie, der in der Zeit, wo wir nur theoretische Politik machen konnten, im Vordergrund stand, jetzt von selbst zurücktreten (dieselbe Tatsache betonte übrigens auch später Dr. Barth selbst. D. R.). Dies wird der Fall sein, so lange die gegenwärtige Zwischensituation besteht. Die Sozialdemokratie hat ja auch alles getan, um den Gedanken des Zusammengehens in unseren Reihen zu diskreditieren. Uebrigens kann die Frage vielleicht schon gelegentlich der nächsten preußischen Landtagswahlen wieder aktuell werden. Einmal kommt sie wieder, das ist sicher. Denn die alte Majorität, aus Zentrum und Konservativen bestehend, wird ebenfalls wieder zusammen kommen und dann ergibt sich auch wieder für uns eine andere Schlachtreihe.

Die gegenwärtige Situation hat ja noch weitere Gefahren. Wenn man einer Majorität zugerechnet wird, dann ist man natürlich in der üblen Lage, unter Umständen auch für reaktionäre Taten der anderen, an denen man gar nicht schuld ist, büßen zu müssen. Dennoch sind diejenigen, in deren Hand die Verantwortung liegt, nicht in der Lage, die Gunst des Augenblicks vorüber gehen zu lassen, ohne aus ihm herauszuschlagen zu versuchen, was sich herausschlagen läßt. Wir müssen sehen, ob wir unsere Macht, die darin liegt, daß wir das Zünglein an der Wage bilden, ausnützen können. Besonders, da uns im anderen Falle gar nichts übrig bliebe, als nutzlos weiter zu protestieren.

Weil wir aber die Dinge so ansehen, deswegen soll der Reichskanzler nicht glauben, daß er den liberalen Block ohne Gegenleistung hinter sich haben oder behalten kann.

Mit Scheinreformen lassen wir uns nicht abspeisen. Die Börsenreform ist volkswirtschaftlich betrachtet gewiß dringend nötig. Würden wir aber bei der nächsten Wahl unseren Wählern als einzigen Siegespreis eine solche Börsenreform und nichts anderes bringen, wir würden schwerlich bei ihnen eine freudige Aufnahme finden. Man gebe uns kein Gesetz mit reaktionären Rückversicherungen, wie die verstorbene Vereinsvorlage. Man gebe uns einmal nur ein einziges ganz liberales Gesetz, das keinen konservativen Gedanken enthält, die Vereinsfreiheit, die Koalitionsfreiheit! Etwas Reelles! Eine gerechte Einteilung der Wahlkreise! Tut Bülow das nicht, so haben wir zu seinem Liberalismus kein Vertrauen. Bülow ist ja auch preußischer Ministerpräsident. Regiert er aber im Reich selbst liberal, doch in Preußen konservativ, so glauben wir nur an einen Wechsel der Uniform, nicht an einen Wechsel der Charaktereigenschaften. Die Kant, Fichte oder Schiller, die von den Regierenden bekränzt werden, könnten wohl kaum heute in Preußen auf konservativer Seite sitzen. Die Regierenden, die so viel Verständnis für die Kultur der Vergangenheit beweisen, sollten doch mehr Verständnis für die Kultur der Gegenwart zeigen. Wir warten also auch auf ein liberales Gesetz und einen liberalen Luftzug in Preußen.

Wir denken aber nicht daran, unsere ausschlaggebende Stellung zwischen den Mehrheiten uns zu verderben, indem wir uns der einen Mehrheit endgültig verschreiben, die andere uns endgültig verfeinden. Denn dann würden wir ja nicht mehr das Zünglein an der Wage bilden. Wenn also der Reichskanzler glauben würde, er bekäme die Unterstützung des Blockes ohne wirkliche Gegenleistung, so würden wir gezwungen sein, mit Zentrum und Sozialdemokratie gegen diese Politik zu protestieren. Der Reichstag soll noch vor Pfingsten in die Sommerferien gehen. Wir wollen also warten und der Regierung Zeit geben. Aber sie soll nicht glauben, daß der entschiedene Liberalismus umsonst seine Stellung in der Mehrheit einnimmt.

Dem Vortrag Naumanns folgte anhaltender, starker Beifall. Dann ergriff der Landtagsabgeordnete Münsterberg aus Danzig das Wort:

Im Landtage liegen die Verhältnisse für den Liberalismus leider viel ungünstiger als im Reichstage, da er sich hier in einer hoffnungslosen Minderheit befindet. Er wird aber trotz dieser prekären Situation auch fernerhin den Glauben an seine Zukunft nicht verlieren. Die Sozialpolitik des gesamten deutschen Vaterlandes muß gleichmäßig in vernünftiger Weise alle Schichten unseres Volkes umfassen. Was die Wünsche der Beamten anbelangt, so werden wir für eine Vereinfachung der vielfältigen Beamtenkategorien eintreten. Bei der Aufbesserung der Beamtengehälter ist es die Aufgabe des Liberalismus darauf hinzuwirken, daß die 80—90 Mill. Mark, die hierfür erforderlich sind, nicht von den ärmeren, sondern von den begüterten Schichten der Bevölkerung aufgebracht werden. Das Vereinsrecht, daß den Reichstag angeht, soll hier nur insoweit gestreift werden, um zu zeigen, welcher Verbesserung es bedürftig ist. Es ist charakteristisch, daß die hier anwesenden Frauen nur geduldet sind. Redner geht dann näher auf das preußische Dreiklassenwahlsystem ein und beleuchtet mit anschaulichem Ziffernmaterial die Unsinnigkeit des geltenden Wahlrechts; er weist nach, daß die durch das Wahlgesetz geschaffenen heutigen Zustände keineswegs den Intentionen der Gesetzgeber bei der Emanation des Gesetzes entsprechen. Wir müssen verlangen, daß dieses jammervolle Dreiklassenwahlgesetz mit Stumpf und Stiel beseitigt wird. Nur die geheime Wahl bringt uns eine bessere Zusammensetzung. Einen fast noch größeren Wert lege ich aber auf die Neueinteilung der Wahlkreise; niemand hat bei der ersten Einteilung daran gedacht, damit die Wahlkreise für alle Ewigkeit abzugrenzen. Bedauerlicherweise befinden wir uns mit den Nationalliberalen nicht in Uebereinstimmung, die einen von dem Antrag der beiden freisinnigen Fraktionen abweichenden Antrag eingebracht haben. Auf die Schulfrage in Preußen übergehend, erkennt Redner gewisse Vorteile des Schulunterhaltungsgesetzes in der Regelung der finanziellen Beziehungen an, das konnte aber geschehen, ohne das man sie hinter den Wagen der Kirche spannte. Deshalb beginnt der Kampf um die Schule jetzt von neuem intensiv. Wir verlangen, daß die Schulaufsicht in die Hände von Fachleuten gelegt werde. Es fehlen nicht nur 3000 Lehrer, wie der Herr Minister rechnet, sondern es ist mindestens das Drei- bis Vierfache erforderlich, damit die Schule durch Beseitigung der überfüllten Klassen der Halb- und Dritteltagsschulen ihre kulturelle Aufgabe lösen kann. Durch den Rücktritt des Kultusministers von Studt wird nichts geändert werden, es wird ein anderer an seine Stelle treten, der mit einer konservativ-klerikalen Mehrheit regiert.

Wir wollen nicht den starren Dogmatismus haben anstelle einer freien Fortentwickelung der tiefsten geistigen und seelischen Bedürfnisse des Volkes. Auf die Frage der liberalen Einigung näher eingehend, ist Redner der Ansicht, daß die Wählerschaft eine völlige Beseitigung aller bisherigen Schranken zwischen den Parteien fordert. Die Entwicklung des Liberalismus wird unzertrennbar mit der demokratischen Forderung verknüpft sein, daß wir dem Volke geben, was des Volkes ist. Die konservativ-liberale Paarung wird mit dem Augenblick in die Brüche gehen, sobald Fragen hervortreten, die die alten politischen Gegensätze wieder hervorrufen. Ohne

Rücksicht auf rechts oder links müssen wir unsere Schuldigkeit tun und liberale Forderungen und Grundsätze in das Volk bringen. Eine gesunde Entwicklung der ganzen Politik kann nur dadurch geschaffen werden, wenn das Zentrum zerfällt in seine konservativen und liberalen Bestandteile und allein die politisch notwendigen Gegensätze zwischen konservativ und liberal bleiben. Von den Nationalliberalen bis zur Sozialdemokratie, die ja dann allerdings eine andere geworden sein muß, wird dann ein liberaler Block ausschlaggebend sein. Wenn jeder von uns seine Schuldigkeit tut, wie Dr. Barth es als aufrechter Mann bis zum letzten Tage getan hat, wenn jeder unserer Anhänger seine liberale Gesinnung ohne Furcht und ohne Rücksicht im Leben zum Ausdruck bringt, dann wird auch dem Liberalismus eine bessere Zukunft beschieden sein. (Lebhafter Beifall.)

Als Dr. Barth, der erste Diskussionsredner, die Tribüne bestieg, brachte der Parteitag dem Führer, der uns eine Zeitlang verläßt, einen begeisterten Empfang dar. Dr Barth erklärte sich mit der Politik Naumanns durchaus einverstanden. Nur in der Beurteilung der Lage, also gleichsam in der Stimmung, nicht aber im Handeln, steht er auf anderem Standpunkte. Während nämlich der erste Vortragende der Meinung ist, daß man mit seinem Urteil zurückhalten müsse, ist Dr. Barth von vornherein überzeugt, daß überhaupt nichts Positives erreicht werden könne. Er sagt ungefähr:

Ein Redner hat mir gestern den Vorwurf gemacht, ich hätte die Flinte ins Korn geworfen. Das ist nicht der Fall. Ich nehme die Flinte vielmehr mit über die große Salzflut und werde auch von dort von Zeit zu Zeit einen Schuß abfeuern. Mit dieser Jahrzehnte lang erprobten Flinte werde ich dann auch wieder zurückkehren, und ich hoffe, dann noch genug reaktionäres Jagdwild anzutreffen. Naumann will den Sperling in der Hand lieber nehmen als die angeblich nicht zu erreichende Taube auf dem Dache. Ich bezweifle, daß der Liberalismus überhaupt auch nur einen Sperling bekommt. Wenn Bülow wirklich der Ansicht wäre, daß es ohne einen gehörigen Zusatz von Liberalismus in Deutschland nicht weitergeht, er könnte gar nicht, wie er wollte. Er müßte dann entweder die Konservativen von der Notwendigkeit liberaler Maßnahmen überzeugen, oder mit ihnen brechen. Das aber ist von einem Manne nicht zu verlangen, dessen „lieber Freund" Herr v. Oldenburg ist, der vor dem Bund der Landwirte wie kein Kanzler vor ihm eine tiefe Verbeugung gemacht hat. Oldenburg, Podbielski, alle sind sie seine lieben Freunde. Und das ist keine leere Redensart von ihm. Im Gegenteil, er tut alles diesen lieben Freunden zuliebe. Jetzt denkt Fürst Bülow über verschiedene Reformen nach. Das erste Produkt des Nachdenkens ist, daß er zu dem Entschluß gekommen ist, die Börsenreform zu vertagen. Dabei ist das Börsengesetz das miserabelste und dümmste Gesetz, das es bei uns gibt. Und das will viel heißen. Noch ärger als im Reich liegen die Verhältnisse in Preußen. Nicht einmal die schwächliche liberale Forderung der fachmännischen Schulaufsicht hat Fürst Bülow unterstützt. Er ist nicht gegen seinen weitsichtigen Kultusminister aufgetreten. Das alles geschieht zu einer Zeit, wo viele Liberale glauben, der Kanzler dürste nach Liberalismus. Die Regierung muß ja zu der Ueberzeugung kommen, daß die Liberalen leichtgläubige Leute sind, denen sie alles vormachen kann. Nein, wir sollten jetzt die gewonnene Position ausnutzen und der Regierung unbequem werden; wir sollten ruhig riskieren, demokratische Politik zu treiben. Die Regierung muß Farbe bekennen. Unser ganzes politisches Leben zeigt Mangel an Klarheit und entschiedenem Willen. Da wir kein parlamentarisches Regiment haben und so der Wille der Nation nicht rückhaltslos zum Ausdruck gelangt, steckt unser politisches Leben voll von inneren Verlogenheiten. Deswegen begrüßt es Barth, wenn die gegenwärtige Konstellation möglichst schnell in die Brüche geht und „klare Verhältnisse geschaffen werden."

Mächtiger Beifall begleitet wieder die schönen Schlußworte Barths: „Es ist ja jetzt Mode geworden, sich seine Grabschrift vorher zu wählen. Auf meinen Grabstein möge man schreiben: Dieser ist ein Säemann demokratischer Ideen gewesen."

Der Abg. Vothoff schlug nun vor, von einer weiteren Diskussion Abstand zu nehmen, da nichts Neues mehr hinzugefügt werden könne. Der Parteitag beschloß aber, die Debatte nicht abzuschneiden, obwohl die Zeit bereits so vorgeschritten war, daß eine sachgemäße Erörterung gar nicht mehr durchzuführen war. Pfarrer Lehmann aus Hornberg konnte nur mehr andeutungsweise vorbringen, welche Aufgaben dem Liberalismus in den Parlamenten aus dem Umstande erwachsen, daß die preußische Reaktion auch die Volksrechte in Süddeutschland bedroht. Dr Breitscheid-Berlin vertrat den Standpunkt derjenigen, die sich in der gegenwärtigen Lage unzufrieden fühlen. Er betonte, daß der Liberalismus gegenüber seinen neuen Wählern auch Pflichten in der Tonart habe. Man dürfe nicht mit gedämpften Trommelklange marschieren; Dr. Barth möge statt einer Flinte eine Kanone mit übers Wasser nehmen, damit man ihren Klang bis nach Deutschland vernehme.

Auch er fand lebhafte Zustimmung, ebenso wie Herr v. Gerlach, der die Haltung der Freisinnigen mißbilligte, weil sie sich an der Diskussion über die amtlichen Wahlbeeinflussungen nicht beteiligt haben. Vielen Beifall fand Dr. Petersen, der nachdrücklich betonte, daß man in allen wirklich politischen Fragen vollkommen einer Meinung sei, und daß, wo eine Verschiedenheit der Stimmung vorhanden ist, diese ja leicht aus der verschiedenen Art zu erklären sei, in der unsere Parteifreunde sich betätigen. Nach Professor Cauer erörterten dann die Abgeordneten Schrader und Naumann aus den Verhältnissen des Reichstages heraus, was es denn mit der viel kritisierten Haltung der Freisinnigen bei der Interpellation über die Wahlbeeinflussungen auf sich habe. Ungesetzliche Wahlbeeinflussung der Behörden bekämpfe unsere Fraktion nach wie vor. Die Gelegenheit dazu ist bei den Verhandlungen des Reichstages über Wahlprüfungen gegeben. In diesem Falle handelte es sich aber um eine ganz zwecklose Vielrederei im Reichstage, wo die eine Partei der andern ihre Sünden aus dem Wahlkampfe vorwarf, wo die Zeit mit der Erörterung der überflüssigsten Quisquilien dahin ging und wo, wie Naumann hervorhob, man den Eindruck hatte, der Reichstag sei eine Volksversammlung statt einer gesetzgebenden Körperschaft. Sich an dieser Rederei auch noch seitens der Freisinnigen zu beteiligen, sei nur Zeitvergeudung gewesen. Im übrigen verwies Naumann in seinem kurzen Schlußworte auf die Ausführungen, die er jüngst in der „Hilfe" über amtliche Wahlbeeinflussungen gemacht hat. Es wurden dann noch folgende Anträge angenommen:

Der Parteitag beschließt, 1. dafür Sorge zu tragen, daß die Frage des parlamentarischen Regiments in der agitatorischen und literarischen Tätigkeit der Partei mehr als in den letzten Jahren betont wird, 2. daß dieses Thema auf die Tagesordnung des nächsten Delegiertentages gesetzt werde.

Die Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung wird ersucht, dahin zu wirken, daß die Beratung des Antrags Ablaß u. Gen. betreffend Neuabgrenzung der Wahlkreise und Sicherung des Wahlgeheimnisses (Nr. 134 der Drucksachen des Reichstags) mit allen parlamentarischen Mitteln möglichst bald, in jedem Falle aber im Laufe der gegenwärtigen Session erzwungen wird.

Der Delegiertentag betrachtet es als die wesentlichste Aufgabe der Liberalen im Preußischen Abgeordnetenhause, mit allen Kräften immer aufs neue auf die Ersetzung des preußischen Dreiklassenwahlrechtes durch das Reichstagswahlrecht hinzuwirken.

Die Freisinnige Vereinigung im Preußischen Abgeordnetenhaus wird ersucht, in Gemeinschaft mit den beiden anderen liberalen Fraktionen dahin zu wirken.

1. daß der genossenschaftlichen, insbesondere der konsumgenossenschaftlichen Arbeiterbewegung weder auf gesetzgeberischem (Umsatzsteuer) noch auf verwaltungsmäßigem (Verbot des Beitrittes für Staatsangestellte) Wege Hindernisse bereitet werden.

2. daß die staatsbürgerliche Freiheit der Arbeiter und Angestellten in staatlichen Betrieben keinen unzeitgemäßen und unberechtigten Beschränkungen unterworfen werde."

* * *

Der Mangel an Zeit machte es leider auch unmöglich, einen Antrag, der den Parteitag auf das politische Stimmrecht der Frauen festlegen sollte, sachgemäß zu verhandeln. Ein Teil der Anhänger des Frauenstimmrechtes wollte trotzdem die Erörterung, aber selbst viele aufrichtige Freunde dieses Rechtes stimmten für die Vertagung. Sie gingen nämlich bei ihrer Abstimmung von dem Gesichtspunkte aus, daß diese Frage einem frischen Parteitage, der Zeit hat, vorgelegt werden muß und nicht einer zerbröckelnden Versammlung, die dieses wichtige Thema nicht mehr mit der nötigen Ruhe und Gründlichkeit behandeln kann. Gerade für die Frauen, die mit innerem Ernst für ihr Recht kämpfen, dürfte ein überhasteter Beschluß — einerlei, wie er ausfällt — von nur zweifelhaftem Werte sein. Es ist also zu verlangen, daß der nächste Parteitag sich möglichst frühzeitig mit diesem bedeutsamen Teile der Frauenfrage befaßt.

* * *

Wir haben diesem Berichte nur noch wenig hinzuzufügen. Der entschiedene Liberalismus steht gegenwärtig der Regierung Gewehr bei Fuß gegenüber. Er wartet, ob Fürst Bülow mit den liberalen Reformen, von denen er gesprochen hat, Ernst machen will. Die Fraktionen decken sich in dieser Haltung ohne Zweifel mit der überwiegenden Masse ihrer Wähler im Lande. Dennoch gibt es weite Kreise innerhalb des Liberalismus, die der Regierung von vornherein gar kein Vertrauen schenken. Dies muß rein objektiv festgestellt werden, wenn wir auch der Meinung sind, daß es aus all den Gründen, die auch Naumann vorgetragen hat, unklug ist, vorzeitig zu stören. Da das deutsche Volk im Augenblick zu allem eher geneigt ist, als sich zu einem durchschlagenden Vorgehen gegen die Reaktion bewegen zu lassen, und da es kein Mittel gibt, um die Regierung mit Gewalt vorwärts zu treiben, haben jetzt alle geredeten und geschriebenen Proteste nur wenig praktischen Wert. Es ist eine Zeit des Abwartens. Man kann persönlich mit dieser Lage nicht zufrieden sein. Das ist sehr wohl verständlich, und wenn radikale Worte einen radikalen Erfolg verbürgten, würden alle vernünftigen Liberalen aus dem Protestieren gar nicht herauskommen.

Diese Ruhezeit kann sich aber sehr schnell ändern. Sie würde sich sofort ändern, wenn die Liberalen den Wählern sagen müßten, daß die Regierung freiheitliche und soziale Reformen nicht mit der nötigen Energie betreibt. Die Volkskreise, die auf dem Parteitage das Wahlvereins der Liberalen zu Wort gekommen sind, haben diesmal für die Regierung den Ausschlag gegeben. Sie und ihre Vertreter in den Parlamenten werden sich allmählich ihrer Macht deutlich bewußt, und, wenn die Notwendigkeit eintritt, werden sie ganz bestimmt im entgegengesetzten Sinne entscheiden. Dies möchten wir recht eigentlich als das politische Ergebnis unserer Tagung nach außen hin ansehen. Für das Parteileben selbst haben die Berliner Tage nur Gutes geschaffen. Mögen unsere Freunde mit den neuen Anregungen auch neue Arbeitslust ins Land tragen. E. K.

Kommt eine Krisis?

Diese Frage, deren Beantwortung zweifellos für alle am Wirtschaftsleben interessierten Personen von höchster Wichtigkeit ist, hat noch am Schluß des vorigen Jahres von seiten einer stattlichen Anzahl von Fachleuten eine unbedingt verneinende Antwort erfahren. Die Gründe für diese Stellungnahme waren vielfach dieselben, die die Männer der Praxis bisher stets veranlaßten, das Vorhandensein oder Nahen einer Krisis selbst dann zu leugnen, wenn ihr Pochen an den Toren der Wirtschaft Feinhörigen schon lange vernehmbar war. Der Praktiker läßt sich in der Regel allzusehr von dem gefangen nehmen, was er innerhalb eines engen Arbeitsgebietes sieht. Und wie dem Menschen im allgemeinen der Uebergang vom Leben zum Tode, von Gesundheit zu Krankheit rätselhaft, ja so lange, wie er ihn nicht selbst erlebt, unbegreiflich erscheint, so kann der, der die Fülle der Beschäftigung in seiner und der Nachbarn Fabriken wahrnimmt, gar nicht anders, als diese für ein Zeichen unversiegbarer, wirtschaftlicher Gesundheit zu halten. Von jenem von Karl Marx bespöttelten Lord Overstone angefangen, der bekanntlich kurz vor Ausbruch der furchtbaren Krisis des Jahres 1857 jede Gefahr leugnete, bis auf die Kundgebungen der Einzelpersonen und wirtschaftlichen Interessenvereinigungen am Schlusse des Jahres 1906, bietet sich uns immer derselbe Mangel an historischen Kenntnissen und der Fähigkeit, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erfassen. Die Tatsachen, auf denen jene schlechten Propheten fußen, sind unbestreitbar. Die Nachfrage ist enorm rege, und meist sind die Fabriken gar nicht in der Lage, alle einlaufenden Aufträge zu befriedigen. Nur machen jene Fachleute sich nicht genügend klar, wie jene Nachfrage zustande kommt, und aus welchen ganz verschiedenartigen Faktoren sie zu bestehen pflegt. Kein wirtschaftlicher Aufschwung ist möglich, ohne daß der Konsum letzter Hand wächst. Das Wiederaufleben der Industrie nach einem Niedergange ist in der Regel zunächst zurückzuführen auf irgend welche Vorkommnisse, die den Grundkonsum des Volkes beeinflussen. Sei es, daß ausländische Bestellungen der Industrie vermehrte Arbeitsgelegenheit geben, sei es, daß gesunkene Zinssätze oder niedrige Rohmaterialpreise die Unternehmungslust von neuem anfachen: in beiden Fällen macht sich der Umschwung der Verhältnisse bald darin bemerkbar, daß größere Lohnsummen und größere Arbeitsgewinne dem Konsum der Nation zugeführt werden. Aber bald nach dieser ersten Periode pflegt sich zu diesem verstärkten Urkonsum eine neue Konsumentenschicht zuzugesellen, nämlich die Schicht der erweiterungslustigen Produktion. Es werden neue Fabriken errichtet, alte Werke wieder eröffnet oder erweitert, es müssen neue Häuser gebaut, neue Maschinen hergestellt werden, so daß die Aufträge in diesen Zwecken natürlich wieder die Produktion merklich anregt. Zu einem erheblichen Teile werden die Kosten solcher Erweiterungen aus den Gewinnen reserviert, die bei der Produktion erzielt werden. Das heißt, anstatt daß alle Gewinne ausgeschüttet, unter das große Konsumentenheer verteilt werden, wird ein recht bemerkenswerter Prozentsatz wieder zum Kapital geschlagen. Es ist klar, daß dieser Teil des Kapitalzuwachses nur für kurze Zeit den Konsum beeinflussen kann, nach Ablauf dieser Frist aber die Produktion vermehren hilft. Solcher Konsumzuwachs stellt keinen dauernden Faktor dar. Das merkt aber der Produzent nicht, er sieht nur eine Steigerung des Konsums, ohne sich gegenwärtig zu halten, daß er mit dessen Dauerbarkeit nicht rechnen darf. Die Erkenntnis der wirklichen Größe des Konsums, die ja ohnehin schon sehr schwer ist, wird nun noch weiter erschwert durch das Dazwischentreten des Handels. Der Produzent tritt mit dem Konsumenten nicht direkt in Verbindung, sondern verkauft zumeist an den Händler. Der Händler vermag den Konsum ebenfalls nicht zu übersehen. Seine Käufe tragen in der Mehrzahl einen durchaus spekulativen Charakter. Er fürchtet eine Steigerung der Preise und kauft in der Hoffnung, Absatz dafür zu finden, soviel Ware, wie er nur bekommen kann. Je länger der wirtschaftliche Aufschwung dauert, desto mehr wird der Händler zum Kaufen, der Produzent zur Ausdehnung seiner Betriebe animiert. Und deshalb ist es nur natürlich, wenn kurz vor der wirtschaftlichen Umkehr der Konsum eine anscheinend kraftstrotzende Gesundheit zeigt. Nun beginnen sich aber allmählich die verstärkten Produktivkräfte bemerkbar zu machen. Der Kapitalist kann nicht anders arbeiten als in der Weise, daß er aus seinen Maschinen herausholt, was herauszuholen ist, und nun zeigt sich plötzlich, daß für diese Fülle der produzierten Waren, zuzüglich der Mengen, die der Handel aufgespeichert hat, kein Absatz mehr zu finden ist. Die Preise gehen herunter, bis schließlich der Absatz stockt und die Krisis jedem offenbar ist.

Es fragt sich nun zunächst, wie denn diesmal der Konsum zustande gekommen ist und sich zusammensetzt. An dem Aufschwunge der beiden letzten Jahre haben Ausland und Inland zu gleichen Teilen mitgewirkt. Die russischen Wirren haben einen Teil des russischen Konsums nach Deutschland geführt. Teilweise sind sogar russische Staatsaufträge bei uns ausgeführt worden. Der enorme Aufschwung in Amerika hat uns wesentliche Ausdehnung des Exportes ermöglicht, vor allem aber hat die letzte deutsche Ernte auf den Konsum in einer bisher kaum dagewesenen Weise eingewirkt. Die Bedeutung einer guten Ernte ist ja niemals zu unterschätzen, diesmal aber trat sie in verstärktem Maße durch ein eigentümliches Zusammentreffen hervor. Das Inkrafttreten des neuen Zolltarifes, der der deutschen Exportindustrie dadurch recht ungünstig war, daß mit ihm eine Erhöhung der Einfuhrzölle in unseren Nachbarländern Hand in Hand ging, hatte in den ersten Monaten des Jahres 1906 eine ausnahmsweise Menge von Arbeit gebracht. Die ausländischen Käufer suchten nämlich vor der Zollerhöhung noch so viel Ware wie irgend möglich ins Land zu bekommen. Man mußte regulär annehmen, daß nach dem 1. April dieser künstlich gesteigerte Konsum nachlassen und damit eine allgemeine Abflauung eintreten werde. Da kam die gute Ernte — und zwar gleichzeitig in Deutschland und Amerika — und warf alle pessimistischen Kalkulationen über den Haufen. Schon in diesen eben besprochenen Konsumfaktoren befinden sich solche, deren Wiederkehr zweifelhaft ist. Wir können heute die Ernteergebnisse nicht voraussagen und wir müssen daran

zweifeln, daß die russischen Aufträge wiederkehren. Nun haben aber zweifellos auch diesmal Erweiterungsbauten eine große Rolle gespielt, deren Aufhören sich einerseits in einer Vermehrung der Produktion, anderseits in einer Schwächung des Konsums bemerkbar machen müssen. Ebenso hat auch wieder die Spekulation eine sehr große Rolle gespielt. Man hat geglaubt, den spekulativen Handel, wenigstens für große Zweige der Industrie, durch die Kartellbildung auszuschalten, die ja darauf ausgeht, den Handel entweder ganz zu beseitigen, oder ihn zu organisieren und ihn zu einem Diener der Produktion zu machen. Aber was hier zweifellos nach der einen Seite gewonnen wurde, ist nach der andern Seite dadurch wieder verloren gegangen, daß die Kartelle ihre Abnehmer, resp. die der ihnen assoziierten Händler zwangen, langfristige große Aufträge zu geben, was denn auch geschah, da fortwährend mit neuen Preiserhöhungen gedroht wurde. Dieser Zustand ist beinahe noch gefährlicher als der frühere. Denn in früheren Zeiten trug der Händler das Risiko der zu viel gekauften Ware, er mußte sie, um sie an den Mann zu bringen, billig losschlagen; jetzt hat der Produzent seinen Profit, der Konsument, der sich auf lange hinaus mit Rohmaterial zu hohen Preisen gedeckt hat, das Risiko, denn dieser Kartellkonsument, der dem Konsum alter Hand gegenüber ja noch immer Produzent ist, kann die Ware nicht los werden, er wird sich zunächst weigern unter irgend welchen Vorwänden, sie abzunehmen, ist aber, wenn dieser Versuch fehlschlägt, auf lange Zeit lahmgelegt.

So liegen die Dinge zurzeit und so sieht die vielgerühmte Gesundheit aus. Daß die Dinge einem wirtschaftlichen Abstieg sehr günstig liegen, kann gar nicht bezweifelt werden. Der Zeitpunkt der Umkehr aber hängt vom Geldmarkt ab. Die Erweiterung der Produktion und ein großer Teil der Handelstransaktionen müssen in ihrer Durchführung den Kredit in Anspruch nehmen, d. h. die Ersparnisse der Gesamtnation werden auf mehr oder weniger langen Umwegen diesen Zwecken zugeführt. Die Gesetze der Warenproduktion gelten mehr oder weniger auch für die Kapitalproduktion. Auch hier muß schließlich ein innerer Widerspruch zwischen dem Kapitalbedarf und der Kapitalproduktion entstehen. Nur daß hier der Bedarf theoretisch unendlich wachsen kann, während die Produktion neuen Kapitals nicht so schnell zu folgen vermag. Hier ist gerade für die diesmalige Situation besonders zu berücksichtigen, daß unsere Ersparnisse nicht lediglich der deutschen Volkswirtschaft zugute gekommen sind. Durch Uebernahme ausländischer Anleihen und ausländischer Aktien, durch die Gründung von Auslandsbanken ist viel Kapital ins Ausland geflossen. Dann hat der Geldbedarf des Reiches, der Bundesstaaten und der Städte viel Kapital absorbiert. Endlich sind die Börsenpapiere im Kurs gestiegen und schließlich haben alle Rohmaterialien erhebliche Steigerungen aufzuweisen gehabt. Durch diese Faktoren hätte schon ein Weiterproduzieren in derselben Weise wie bisher, diesmal viel mehr Kapital erfordert als in früheren Jahren, und nun kommen dann noch die Erweiterungen. Dadurch hat schon während des Jahre 1906 der deutsche Geldmarkt einen überaus angespannten Charakter erhalten. Der Bankdiskont mußte am 18. Dezember auf 7 Prozent erhöht werden. Der Diskontsatz für feinste Wechsel an der Berliner Börse betrug im Durchschnitt des Jahre 1906 4,05 Prozent gegen 2,85 Prozent im Jahre 1905. Seit Schluß des Jahres sind diese Verhältnisse nicht besser, sondern schlechter geworden. Der Privatdiskont im März des vorigen Jahres hielt sich durchschnittlich auf zirka 4 Prozent. Im Monat März dieses Jahres war er durchschnittlich 5,35 Prozent. Die Reichsbank hatte am Ultimo März 1907 eine Inanspruchnahme zu verzeichnen, wie sie sie kaum beim vorigen Jahreswechsel aufzuweisen hatte, die Inanspruchnahme für den Durchschnitt März 1907 berechnet sich auf 542 Millionen gegen 375 resp. 201 Millionen in den Vorjahren. Das ist die höchste Inanspruchnahme, die überhaupt jemals da war. Die Bardeckung der Noten der Reichsbank am 31. März 1907 war nur noch 48,4 Prozent gegen 56,7 resp. 68,2 Prozent in den Vorjahren. Da nun in der ganzen Welt ähnliche Verhältnisse vorhanden sind, namentlich aber die berechtigte Befürchtung besteht, daß Amerika Gold an sich zu ziehen trachten wird, so ist mit einer wesentlichen Aenderung dieser Verhältnisse nicht zu rechnen. Die Kapitalansprüche stehen in gar keinem Verhältnisse mehr zu den vorhandenen Kapitalien, die Krisis ist unvermeidlich, ja wir können sogar behaupten, daß wir uns in den Anfangsstadien der Krisis befinden. Und mögen die Praktiker noch so lebhaft das Herannahen bestreiten!

Die Praktiker, die, wie ich oben zeigte, meist aus der Geschichte nichts zu lernen pflegen, irren nämlich auch da, wo sie diese mit in Kalkül ziehen. Sie ziehen Vergleiche zwischen einst und jetzt und trösten sich zum Beispiel damit, daß im Jahre 1900 vor dem Zusammenbruch die Preise und die Börsenkurse viel höher standen als jetzt. Das ist richtig, aber sie vergessen, daß die Warenpreise von 1900 und 1907 schon deshalb nicht verglichen werden können, weil inzwischen durch technische Verbesserungen die Produktionskosten erheblich heruntergegangen sind. Außerdem kommt es gar nicht auf die absolute Preishöhe, sondern auf die Relation der Warenmenge und des Warenbedarfs einerseits, der Kapitalmenge und des Kapitalbedarfs andererseits an.

Charlottenburg. **Georg Bernhard.**

Unsere Bewegung

Hörde. Die erste öffentliche Versammlung unseres jungen Vereins war von über 200 Menschen besucht. Prof. Dr. Cauer-Elberfeld referierte packend und erschöpfend über die „Aufgaben der liberalen Parteien im neuen Reichstag." Er charakterisierte zunächst den Wahlverlauf und Wahlausgang und zeichnete dann ein Bild von der derzeitigen Parteikonstellation und was von ihr zu erwarten sei. Prof. Cauer rechnet, wenn nicht mit wirtschafts-, so doch mit wesentlichen sozialpolitischen Zugeständnissen an den Liberalismns. Dem Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, folgte eine lebhafte Debatte, an der sich die Herren Tittel, Kühlmann und Traub beteiligten. Folgende Resolution fand einstimmige Annahme: „Die Versammlung begrüßt mit Freuden den Zusammenschluß der drei freisinnigen Fraktionen des Reichstages als einen wesentlichen Schritt auf dem Wege der liberalen Einigung. Sie hofft, daß es dem geeinten Liberalismus gelingen möge, endlich wieder den berechtigten und notwendigen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung zu erlangen."

Stuttgart. Der frühere nationalsoziale Verein hat im Januar d. J. seinen Namen in „Liberaler Verein Stuttgart" umgeändert und sich dem neugegründeten Liberalen Landesverband für Württemberg angeschlossen, der dank der rührigen Organisation seines Vorsitzenden, des Privatdozenten Dr. Ohr-Tübingen, heute schon 28 Vereine mit ca. 3000 Mitgliedern umfaßt. Mit seiner Namensänderung hat der hiesige Verein zugleich begonnen, eine neue, gesteigerte Tätigkeit zu entfalten. Neben größeren öffentlichen Versammlungen veranstaltet er seit einigen Wochen regelmäßige Diskussionsabende, die den Zweck haben, die Vereinsmitglieder nicht bloß mit politischen Kenntnissen auszustatten, sondern sie auch rednerisch heranzubilden. Die Abende, deren Besuch den Liberalen aller Schattierungen offen steht, erfreuen sich eines regen Interesses. In der Diskussion wird gewöhnlich von einigen Teilnehmern versucht, auch den Standpunkt der Gegner zu vertreten. Bis jetzt wurde von verschiedenen Referenten behandelt: Die Entwicklung der linksliberalen Parteien; Agrariertum; Klerikalismus; Verkehrte und richtige Steuerpolitik; Liberalismus und Bauernfrage; Liberalismus und Arbeiterschaft. Außerdem hat der Verein begonnen, sich eine politische Bibliothek anzuschaffen und ein Lesezimmer eingerichtet, in dem eine größere Anzahl Zeitungen und Zeitschriften zu öffentlicher Benutzung aufliegen. Unsere intensive Tätigkeit ist nicht unbelohnt geblieben. In wenigen Wochen hat sich der Mitgliederstand stark verdoppelt, so daß die Bildung von Bezirksvereinen in verschiedenen Stadtteilen ins Auge gefaßt werden kann. An der Gründung des deutschen Nationalvereins in München beteiligten wir uns durch Entsendung eines Delegierten in der Person des Herrn Dr. Ohr, der in gutbesuchter öffentlicher Versammlung am 23. März über diese „neueste Etappe zur Einigung des Liberalismus" sprach. Nachfolgende Resolution fand einstimmige Annahme: „Der Liberale Verein Stuttgart begrüßt die Gründung des Deutschen Nationalvereins, da er der Ueberzeugung ist, daß nur ein geeinter Liberalismus in Deutschland stark genug ist, um eine Majoritätsbildung links des Zentrums zu ermöglichen. Er verkennt keinen Augenblick die großen Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art, die einer Verständigung der Links- und Rechtsliberalen entgegenstehen. Er betont aber, daß der Liberalismus vor der Wahl steht, dauernd auf die Führung im öffentlichen Leben zu verzichten oder trotz aller Schwierigkeiten sich zusammenzuschließen gegen die Mächte des Rückschritts und der Bevormundung."

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 15 Berlin, 14. April 1907

Pausen

Ein gewisser Grad von Seele ist immer notwendig, um den Körper vor Zerstörung zu bewahren.
Carlyle.

Ich sitze am alten Zoll zu Bonn. Drüben die luftige Rheinbrücke, ein stummes und doch jubelndes Lied von Kraft und Anmut des Eisens. Unten der breite Strom, in den der Wind seltsame Furchen zieht, in der Ferne die Linien des Gebirgs, in feinem Tanz sich wiegend und ihrer eigenen Schönheit sich freuend. Und ich sehe mir die Menschen an, die da kommen, sitzen, gehen: Jungvolk und Männer mit schwerem Rücken, lachende Kinder und gelangweilte Alte. Was tun sie alle? Nichts. Sie sehen, sie hören, sie lassen sich von der Sonne bescheinen und von den Schiffchen grüßen. Man sagt, in solchem Augenblick ruhe der Körper aus. Er ruht doch nur, weil die Seele jetzt hervorkommt und ihr Recht begehrt. Sie tut nichts, aber sie lebt hier. Nachher ist ihr der Körper so dankbar, daß er wieder etwas zu vergeuden hat, was die Seele ansammelte. Körperkraft liegt gar nicht im Muskel und Knochen; sie zehrt von geistigem Mark. Nicht der Körper arbeitet, sondern die Seele. Eben darum muß man nach den Lebensbedingungen dieser Seele fragen, wenn man körperlich stark bleiben will. Eine unentbehrliche Voraussetzung sind solch stille Augenblicke, in denen man nichts tut. Es ist beinahe eine Schande, daß man diese Zeiten so entehrt, als ob man das Tun immer nur am geschäftigen Hasten und Treiben messen könnte. Ein größeres Tun liegt im Empfangen, als im Geben. Was man weitergibt, das hat uns nichts mehr zu sagen; was man in sich einziehen läßt, das ist uns fremd, belebt, regt an, schafft.

Es ist ein seltsamer Zustand, wenn man Vögel singen, Wasser rauschen, Menschen laufen, Schiffe fahren sieht und nichts dabei selber mitzutun hat. Es ist, wie wenn großmächtige Blöcke auf dem Bauplatz angesehen werden, aber man weiß noch nicht, welchen Platz sie im Neubau einnehmen werden. Das Herz muß sich erst ausweiten, um alles hereinzulassen, und es muß gleichzeitig tief Atem holen, damit es die neue Welt in sich einsaugt. Man verliert sich und wird selbst nur zum Teil der Umgebung. Den Herrn zu spielen hat man aufgehört und ist abhängig von dem Ganzen, das uns umflutet. Es dringt von allen Seiten auf uns ein. Wir gehen in keiner Richtung. Wir empfinden, daß wir rundum in Anspruch genommen werden. Und das ist fröhliche Zeit. Solches Gehenlassen der Seele macht den Menschen gesund. Die gespannten Zäune fallen. Man lebt wieder auf, weil man am Quell des ganzen Lebens einen Trunk getan hat. Darum soll der Körper der Seele danken. Haufenweis trägt sie neues Leben in Adern und Nerven. Denn nur sie *weiß* etwas vom Ganzen und vom Eigenen. Der Körper gehört zur Masse; er ist Stückgut. Die Seele geht vom Ganzen ins Einzelne und vom Einzelnen zum Ganzen, und in diesem Wechsel besteht alles Leben.

Traub.

Frank Wedekind

I.

Man wird die Geschichte der Literatur unserer Zeit nicht schreiben können, ohne das Werk Wedekinds der ganzen Entwickelung einzugliedern. So oder so. — Es ist leicht, den Mann und seine Arbeit rücksichtslos zu verurteilen, oder rückhaltlos als notwendigen Niederschlag einer gärenden Zeitstimmung anzuerkennen. Es ist schwer, den Dichter vom Bilde zu lösen und ihm richtend und anerkennend gerecht zu werden. Ein solches Urteil muß lückenhaft bleiben, solange das Lebenswerk eines Dichters nicht geschlossen ist und — solange nicht die sämtlichen Daten seines Lebens und Erlebens bekannt sind, aus denen allein die Gestalten-Welt in ihrer Eigenart verständlich wird, ja, sich als natürliche Notwendigkeit darstellt.

Es ist eine seltsame Welt, durch die uns Wedekind führt, eine Welt voller Widersprüche und Wunderlichkeiten. Wir sehen verspottet, was wir *gern* verspotten, sehen Ernst, der auch unser Ernst ist, — dann wieder verhöhnt, was uns heilig ist, und die menschlich-naive Empfindungswelt in einem bizarren Tanz, den kein Verständiger zu entwirren suchen wird. Hier zeigt uns Wedekind etwas mit ernstem Gesicht, um uns gleich darauf zynisch zu verlachen, — dort treibt er ein scherzhaftes Spiel, um uns noch spielend zu sagen: „Diesmal ist mir's ernst."

Die Welten anderer Dichter wechseln auch das Gesicht; aber wir fühlen, daß die Dichter in Stimmung und Ton die Wandlung teilen, die ihnen subjektives Erlebnis gewesen ist. Zwischen dem Gestaltungsmotiv und den Gestalten der Phantasie besteht eine innige Harmonie, die eine Trennung beider Elemente nicht zuläßt.

Bei Wedekind liegt der Wandel der poetischen Welt in einer kalten objektiven Reflexion, der sich die Phantasie-Gestalten selten anpassen wollen. Mit wenigen Ausnahmen stehen die Gestalten zu den Gedanken in disharmonischem Verhältnis, das ein Grundzug in der dichterischen Eigentümlichkeit Wedekinds ist.

Die Poesie ist wie die Religion in der Menschenpsyche begründet als eine Naturnotwendigkeit. Beide können durch Verstandesmomente Bereicherung erfahren, nicht aber beherrscht werden. Die Religion entspringt einem mystischen und metaphysischen, ganz und gar unwissenschaftlichen Bedürfnis der Seele, — die Poesie jenem menschlichen Schöpfertrieb, der inneres Erleben in äußere Erscheinungen umsetzt. Nun kann ein Erlebnis wohl den Wert eines tiefen Gedankens, einer umfassenden Idee haben, niemals aber ein Paradoxon, ein kühles Raisonnement sein. Die Tasso-Idee ist Erlebnis, die Stella-Idee Ueberlegung. Eine Idee hat nur poetischen Wert, wenn sie erlebt ist und dem Dichter nahezu unbewußt zur Gestalt wird, die Reflexion hat deshalb doch im Kunstwerk ihren berechtigten Platz, — wenn sie sich nicht als poetisches Gestaltungsmotiv gibt.

Wedekind verfügt über ein reiches Maß urpoetischer Anlage. Aber fast nirgends tritt diese Anlage rein in die Erscheinung, — in innerer Notwendigkeit. — Seine schöpferische Phantasie gibt ihm Gestalten. Aber anstatt ihnen

ihr selbständiges Leben zu lassen, sie das in der Erscheinung ausleben zu lassen, was ihm selbst inneres Erlebnis gewesen ist, zwingt er sie auf einem — häufig paradoxen — Verstandessatz zu einem wunderlichen und befremdenden Seiltanz. Daraus ergibt sich die Disharmonie zwischen dem Leben der Gestalten und dem Erlebnis des Dichters, — es schiebt sich zwischen beide Elemente die Reflexion. Das wird am deutlichsten in „Hidalla". — Das Gestaltungsmotiv, die poetische Idee, ist offenbar die Tragik des Prophetenschicksals, die Wedekind innerlich bewegt, ihn zur Gestaltung gedrängt haben mag. So ist die Gestalt Hetmanns angelegt. Daß sich das tragische Schicksal eines modernen Propheten in der Klammer zwischen Staatsgewalt und Unternehmertum vollenden kann, ist sehr fein gesehen. Das Drama konnte eine große Tragödie werden. — Aber Wedekind spielt sich den alten schlimmen Streich. Das geschlechtliche Problem kann wohl einen Propheten beseelen. Wedekind wählt aus aller sexuellen Fragestellung das närrischste Paradoxon und baut seinen Propheten und seine dramatische Welt darauf auf. Nun beginnt der Wedekindsche Hexensabbath. Die Gestaltung war ihm wesensernst, — den Inhalt vermag er nicht mehr ernst zu nehmen. Die poetische Vision des mißverstandenen Propheten ist ihm immer lebendig, sie verzerrt sich ihm aber wieder und wieder, wenn er sie durch die Gläser seiner bewußt-wunderlichen, mit der Erscheinungswelt in offenem Widerspruch befindlichen These ansieht. Der Charakter zerfällt ihm zwischen der poetischen Gestaltungsidee hier — und der untergeschobenen, erkünstelten Reflexions-Idee da. Das Kunstbild ist zerstört. Wedekind schaltet durch einen derben Zynismus den ganzen Ernst in die Narrheit des Paradoxons um, damit die Kluft sich schließt — und lacht seinem Werk, dem Publikum und sich selbst ins Gesicht. — Der poetische Kern enthielt den Keim zu einer Tragödie, das Motiv war ernst. Dadurch, daß der Dichter die in solcher Stimmung entstandene Phantasie-Gestaltung in den Dienst eines halb närrischen, halb scherzhaften Gedankenblitzes zwang, mußte die Tragödie zur zynischen Farce werden. Dasselbe Spiel in „Lulu", — das entgegengesetzte im „Kammersänger". — Der reflektierende, gern auf Paradoxien verweilende Verstand verzerrt dem Dichter die poetisch-ursprüngliche Gestaltung.

Ist nun auch die sexuelle Frage in „Hidalla" paradox, in „Lulu" garnicht als Problem gefaßt, so nimmt sie doch in Wedekinds Gedankengang einen so breiten Raum ein, ist in zwei seiner Arbeiten „Totentanz" und „Frühlings Erwachen" Gestaltungsboden, daß man nicht umhin kann, sie mit dem Schaffen Wedekinds zugleich zu berühren.

Wedekind mag sich wohl zu Zeiten als Umwerter aller sittlichen Werte fühlen, — ja, er wird durch die Teilnahme, die man offensichtlich gerade dieser Seite seines Schaffens zollt, sicher in diesem Gefühl bestärkt. Da ist es vielleicht gut, darauf hinzuweisen, daß Wedekinds Gedanken keineswegs so neu sind wie sie scheinen, daß man an den geschlechtlichen Sittenformeln genau so gut gerüttelt hat, wie an allen übrigen, — daß aber die Fundamente der Moral so gut wie die Fundamente der Logik in langer Menschenentwickelung gewonnene Güter sind, die nur durch Rückbildung verloren werden können. Wir werden uns wohl auch, ohne es je beweisen zu können, zu der Annahme bequemen müssen, daß unsere Moral sowohl im Organismus wie unsere Logik im Gehirn begründet ist. Die Umwertungs-Thesen Wedekinds und seiner Vorgänger laufen am Ende auf den Versuch heraus, moralische Werte mit logischen Begriffen und Begriffskonstruktionen schlagen zu wollen. Es fehlen auch in der Geschichte der Geisteswissenschaften nicht Kämpfe gegen die Logik mit Waffen der Moral. Beides erinnert an den Versuch der Schildbürger, das Sonnenlicht in Säcken zu fangen.

Aus der nicht zu leugnenden Tatsache, daß einer freien und feiner gestimmten Seele die im Umlauf befindlichen Moralbegriffe zu eng, zu gewaltsam erscheinen, hat man in allen Zeiten die Forderung einer Umkehrung der Moralwerte überhaupt gefolgert. Die Engländer Locke und Mandeville, die Franzosen Lamettrie und Holbach sind hier zu nennen. Ja, Mandeville ist viel radikaler und unverblümter als unsere Neueren und Neuesten. Die Verneinung der Werte unserer sexuellen Ethik findet sich schon hier und da bei Lichtenberg, fast scherzhaft hingeworfen, — in rücksichtsloser Schroffheit ausgesprochen in Stirners furchtbarem Buch. Es ist nichts Neues, was Wedekind bringt. — Es ist aber auch nichts Gutes. Nicht aus Gründen sentimentaler Moralität, sondern aus Gründen der Erkenntnis der natürlichen Tatsachen.

Die Umwertung der Geschlechts-Moral hat ihre Spitze gegen die Familie. Nun ist aber die Familie nicht eine staatliche oder religiöse Einrichtung, die eine Einschränkung naiv-menschlicher Freiheit bedeutet. Nein, sie war da, ehe es Staaten und Religionen gab; — denn diese sind nicht zuletzt auf die Familie gegründet. Das natürliche Interesse des Mannes und des Weibes am gemeinsamen Kinde hat die Familie geschaffen, die einfach eine menschlich-animalische Naturerscheinung ist. Staat und Religion haben sich selbstverständlich der Familie angenommen wie des Besitztums und des Lebens. Es wird deshalb keinem Denkenden einfallen, die Gemeinschaft von Eltern und Kindern außerhalb der staatlichen Gesetzesformel nicht als Familie anzuerkennen. Aber, wenn das Weib heut diesem und morgen jenen ein Kind gebiert, dann ist freilich die Familie aufgehoben, dann könnten wir unsere menschliche Entwickelung noch einmal anfangen. Wir müssen die Daten unserer Entwickelung, die Errungenschaften aus stetem Kampf der Menschheit mit sich selbst und den Naturgewalten als unser Schicksal hinnehmen und darauf weiter bauen. Vom Standpunkt rein spekulativer Betrachtung läßt sich wohl eine andere Menschheits-Entwickelung denken, — wie vielleicht ein Weltbild, das nicht auf Ursache und Wirkung steht. Aber diese Spekulation hat keine lebendige Bedeutung. Die Menschheit muß das Schicksal vollenden, das sie sich selbst gegründet hat, — ob wir wollen oder nicht. — Es ist leicht, logisch die geschlechtliche Freiheit des Weibes zu beweisen. Es ist bedauerlich, daß es noch immer Denkende gibt, die diesen Beweis als die Tat des Genies preisen. Als Lebens-Tatsache bleibt bestehen: Das Kind gründet die Familie. Im Kinde halten Mann und Weib einander fest. Der Sinn der Gemeinschaft von Mann und Weib ist nicht Genuß, sondern das Kind, mag der Wunsch nach dem Kinde auch in unentzifferbarer Seelentiefe ruhen.

Das Leiden unserer Zeit sieht anders aus: Daseinskampf und Vorurteil erschweren es dem Manne, sich in der Blüte der Kraft eine Familie zu gründen. — Es hat Zeiten gegeben, in denen das Leiden kleiner war. — —

Wernigerode a. Harz. **Herbert von Berger.**

Rousseau und die Philanthropisten

Zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, als ein Philosoph aus dem Hause der Hohenzollern das Heraufkommen des Zeitalters der Aufklärung unterstützte, ertönten von jenseit des Rheins mächtige Heroldsrufe des geistesstarken, aber realistischen J. J. Rousseau. Sie wurden gehört, aber bald als Töne eines Träumers außer acht gelassen, besonders von der großen Masse. Es ist bezeichnend, daß Lampe nachmals das Bildnis dieses Mannes, das ihm Zeitgenossen, die ihn verstanden, errichtet hatten, im Schlamm versunken vorfand. Ja, seine Zeit hat ihn nicht verstanden; seine Gedanken waren ihr zu abnorm. Aber in dem Reich der Geister und Denker verhallten seine Heroldsrufe nicht ungehört. Die mächtige Urwüchsigkeit in seinen Worten, unterstützt durch die Wucht, die alles Natürliche, das Rousseau predigte, an sich hat, wirkte befruchtend auf die Geister. In Deutschland namentlich fielen seine Worte auf fruchtbaren Boden. Hier fand Rousseau „einen geistigen Verleger" in dem unruhigen, aber genialen Joh. Bernh. Basedow, dem Vater des Philanthropismus, der in seiner philanthropinistischen Methode die Segnungen dieses Naturalismus Deutschland zugute kommen ließ. Der deutsche Philanthropismus ist ein Kind des

Rousseauschen Naturalismus. Wie jedes Kind aber in seinem Wesen dem Vater nicht völlig gleich ist, nicht gleich sein kann, so hat sich der deutsche Philanthropismus, zwar durch Rousseau ins Leben gerufen, doch ganz individuell entwickelt. Am prägnantesten tritt die Uebereinstimmung und Abweichung an dem hervor, der vielleicht noch größer als Basedow ist, an dem, der mit Recht der Literat unter den Philanthropisten genannt wird, an dem feinsinnigen, hochgebildeten Lampe.

Was ist Erziehung? sagt Rousseau. „Erziehung ist Gewöhnung." Gewöhnung aber schließt eine herrische Beeinflussung des Zöglings von seiten des Lehrers und Erziehers aus. Deshalb hat nach Rousseau der Lehrer nur eine negative Arbeit, er soll das Kind vor Irrtümern und Fehltritten, welche seine Entwicklung hemmen, bewahren, die Entwicklung des Kindes aber ganz sich selbst überlassen, nichts Positives mit Gewalt in das Kind hineinzupflanzen versuchen. Gewöhnung aber ist hinsichtlich ihrer Natur ohne Gesetz und Regel, weshalb die regel-, planlose Erziehung Rousseaus Ideal ist. „Anstatt Zeit zu gewinnen, lerne man, Zeit zu verlieren." Doch muß man Gewöhnung im Rousseauschen Sinne recht verstehen. Es ist nicht Hinneigung, Hinwendung zu dem, was außerhalb des Kindes und seiner Natur liegt, zu höherem, wie doch die christliche Pädagogik Gewöhnung versteht, sondern sie ist nach Rousseau eine jeglicher Hemmung entbehrende Entwicklung und Entfaltung natürlicher Anlagen. Das, was das Kind von der Natur erhalten hat, soll es mit Vernunft gebrauchen lernen. Die Eindämmung dieser oder jener natürlichen Regung ist Rousseau eine Sünde gegen das im Kinde wohnende Freiheits- und Selbständigkeitsgefühl. Damit predigt er absoluten Egoismus. „Was nützt es mir?" ist sein oberster Erziehungsgrundsatz. Der Idealismus, den Rousseau unstreitig in hohem Grade hat, liegt mit der Basis lediglich auf dem Gebiete des praktischen Lebens. Ein ethisches Ziel ist ihm völlig fremd. Das ganze Wesen seiner Erziehung ist real, naturalistisch. Obgleich manches Unsinnige in den kurz angeführten Erziehungsgrundsätzen Rousseaus ist, sie zündeten doch, und die Philanthropisten besonders nahmen sie begeistert auf. Doch sie verstanden es zugleich, die Spreu auszuscheiden. Auch sie wollten das Kind sich frei entwickeln lassen; auch sie waren Feinde jeder Dressur; auch sie suchen das Kind hinzuziehen zu dem vorgesteckten Ziel, aber sie wollten nicht nur gewöhnen. Menschenfreunde nannten sie sich; sie wollten dem Menschen zu besserem Leben verhelfen, indem sie in das Kind die Mittel hineinpflanzten, dies zu erlangen. Es hieße den Philanthropismus falsch verstehen, wollte man die Absicht, etwas in das Kind zu übertragen, leugnen. Sie sahen darin nicht — wie Rousseau — eine Knechtung. Sie befreiten die Erziehung von der Rousseauschen Spielerei und ließen sich das Kind zwar naturgemäß, aber unter geregelten, planmäßigen Verhältnissen entwickeln. Sie bewahrten sich vor dem großen Irrtum, in den Rousseau gefallen war: eine unbeschränkte Befriedigung aller Naturbedürfnisse ist ihnen keine Freiheit. Sie sahen ein, daß in der Bannung natürlicher Bedürfnisse, wie sie unserm Innern schmeicheln, die wahre Freiheit besteht. Ihnen ist Gewöhnung, worin auch für sie das Wesen der Erziehung besteht, gleichbedeutend mit planmäßigem „In-die-Höhe-streben". Von Rousseaus Grundtendenz unterscheidet sich die ihre dadurch, daß sie den Zögling nicht von der Gesellschaft isoliert, sondern für erzogen wissen wollen. Die misanthropische Erziehung Rousseaus verwandelten sie in eine philanthropische, indem sie nicht bloß die Rechte des Kindes, sondern auch seine Pflichten in der Gesellschaft anerkannten. Wenn sie auch verkehrte Sittlichkeitsideen hatten; sie waren doch sittlich, sie hatten ein ethisches Erziehungsideal. Sie haben also zwar von Rousseau gelernt, insofern sie statt der üblichen Dressur eine naturgemäße Erziehung predigten, aber sie haben diese Idee weiterentwickelt, indem sie die notwendige Hinaufziehung zu Höherem, zu sittlichen Idealen, in ihr System aufnahmen.

Rousseau hat ja kein System in seinen Ideen, sein „Emil" ist ja nur ein Roman. Deshalb hält es schwer, aus den oft rein rhetorischen Exklamationen Rousseaus, die obendrein stellenweise dunkel sind, seine pädagogischen Ansichten herauszuschälen. Von einer psychologischen Grundlage des Unterrichts redet er gar nicht. Aber doch geht es vielleicht an, seine Ansichten über das psychische Sein des Kindes festzustellen. Zunächst ist ihm jedes psychologische Verfahren in der Erziehung völlig zuwider. Nach ihm ist das Kind von vornherein ein Wesen, das Denkoperationen vollzieht und zwar eins, das kühl abwägt, schlau berechnet, hinterlistig zum Ziele drängt. Deshalb legt er besonders Gewicht auf die Entfaltung der zur intellektuellen Ausbildung nötigen Anlagen. Der Kopf ist ihm das Wesentlichste am Kinde. Das Wort „Gefühl" ist ihm nahezu unbekannt, meint er doch, daß es durch den Verkehr mit den Menschen erst geweckt werde. Erst im 3. Buch seines „Emil" erwähnt Rousseau, daß sein Zögling Gefühl habe; bis dahin soll er nach ihm noch gar nicht um den Besitz desselben gewußt haben. „Seele" in unserm schönen, vollen Sinn kennt er gar nicht. Desto mehr aber nennt er die Willensregungen im Kinde, für deren Entwicklung er besonders warme Worte hat; das Resultat ist der Egoist. Nach ihm ist der Mensch nur Leib, der zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse Willensregungen zeigt, nach deren Stillung er lechzt und sie mit schlauem Berechnen durchzusetzen sich bemüht. Solchen eisigen Ansichten gegenüber reden die Philanthropisten, „die Freunde der Menschheit", von der Entwicklung innerer, seelischer Anlagen. Sie haben eine Seele für das Kind und wollen dessen eigne bilden. Sie kennen „Seele", „Gefühl", „Liebe", „Glück": Rousseau und „Vater" Salzmann. Ihre Psychologie ist menschlicher, natürlicher und darum wahrer, als die Rousseaus. Sie sind allerdings darin seine treuen Schüler, daß sie seinen Utilitarismus zu einem abstrakt verständigen Intellektualismus ausgebildet haben.

Wenn Rousseau über religiös-sittliche Dinge spricht, umspielt ein überlegenes Lächeln seinen Mund. Er erklärt, Religion dem Kinde zu bieten, für Unsinn. Nach ihm ist Religion und religiöses Bedürfnis dem Kinde fremd. Deshalb muß die Religion außerhalb der Erziehung liegen. Bei einem imaginären Zögling, wie Emil, kann er vielleicht das natürliche Bedürfnis des Kindes nach Religion nicht bemerken. Aber den Philanthropisten zeigten die Kinder die wahre Menschennatur, so daß Lampe schon fordern kann, mit den Kindern vom 7.—10. Jahr müsse schon Religion getrieben werden. (Vgl. „Ueber den ersten Unterricht in der Religion".) Den Gott Rousseaus, den dieser nur mit dem Kopfe erfassen konnte, verwandelten die Philanthropisten in einen aus der Natur erkennbaren. Allerdings hatten auch sie, gerade so wie ihr Lehrer, keinen Sinn für das spezifisch Christliche; sie waren eben Deisten, und alles wurde zu einem leeren Deismus verwaschen. Aber ein Blick auf den Lektionsplan des Philanthropismus beweist, daß Religion zwar ein Nebenfach sein soll, es steht aber doch schon auf dem Lektionsplan.

Was nun die sozialen Bedürfnisse des Kindes betrifft, so sind sich darin beide, Rousseau und Philanthropisten, einig, nur daß die letzteren bei der Bestimmung des „Nützlichen" noch mehr als Rousseau die sinnliche Seite betonen. Beide sehen auf das, was das Kind später gebraucht, und bieten es ihm in der Erziehung. Beide sehen auf die Fertigkeiten, welche das Kind besitzen muß, und üben daraufhin seine körperlichen Anlagen. Der Utilitarismus beherrscht beide in Rücksicht auf die Ausbildung des Leibes.

Der Ueberlegung folgend: das Kind ist dem Hause, der Familie geschenkt, deshalb muß das Kind von der Familie erzogen werden, eifert Rousseau gegen alles Erzieherwesen, und nennt die gedungenen Erzieher Mietlinge. Dem Vater, der Mutter, gehört die Erziehung, beiden zu gleichen Teilen. „Wer die Pflichten eines Vaters nicht zu erfüllen vermag, hat auch kein Recht, es zu sein." Er stellt die Erziehung auf den Nährboden, auf dem sie allein gedeihen kann. Das ganze Erziehungssystem ist ihm nur ein Notbehelf für den Fall, daß die Eltern außerstande sind, selbst zu erziehen. Die Erziehung der Kinder ist ihm viel zu hoch, als daß er sie fremden Menschen übertragen sollte. Es sei mir hier der Einwurf gestattet, daß Rousseau seine natürlichen Kinder — andere hat er bekanntlich nicht gehabt — ins Findelhaus zur Erziehung gebracht hat. Trotzdem dünkt es ihm unnatürlich, gefährlich, ja erbärmlich, Erziehern das edle Gut der Kinder anzuvertrauen. Von der Schule als einem Erziehungsinstitut will er somit nichts wissen. Das

Haus ist ihm der ursprüngliche Erzieher der Kinder, die Schule höchstens Hilfsanstalt.

Diesem allem steht in erster Linie das philanthropinistische Institut der Schule entgegen. Aber es scheint nur so, als wichen die Philanthropisten in dieser Hinsicht von ihrem Lehrer ab. Ein Blick in die ganze Organisation ihrer Anstalt beweist, daß das Prinzip der familienhaften Erziehung aufrecht erhalten ist. Gehegt und gepflegt werden die Kinder im Philanthropinum wie im Elternhause, tagaus, tagein, und das so lange, bis sie selbständig sind. Die Anstalt vertritt also vollkommene Familienstelle an den Kindern. Um alle Verhältnisse der Kinder, ja um das Spiel kümmert sich die Anstalt und übt so nach allen Seiten elterliche, wohltuende Gewalt. Deshalb hängen auch die Kinder des Philanthropinismus an ihren Lehrern, ja nennen Salzmann liebkosend „Vater Salzmann". Der richtigen Theorie Rousseaus haben die Philanthropen die richtige Praxis in diesem Zusamenhange hinzugefügt, indem sie an Stelle der Einzel- die gemeinsame Erziehung übten.

Die Uebereinstimmung oder Abweichung zwischen den Philanthropisten und Rousseau ist überhaupt vornehmlich praktischer Natur. Der Philanthropismus hat das Verdienst, die von Uebertreibungen gereinigten Ansichten Rousseaus in die Praxis umgesetzt zu haben. Rousseau war nur Theoretiker. Seinen Zögling hat er sich gedacht, nie wirklich vor sich gehabt. Seine Ansichten hat der Philanthropismus durch Betätigung in der Praxis als richtig oder unsinnig erwiesen. Was sich aber nicht umsetzen ließ, haben auch die Philanthropisten nicht in ihr System aufgenommen. Man kann an Basedow selbst bemerken, daß seine Uebereinstimmung mit Rousseau so lange, als er noch keine Anstalt gegründet hatte, größer war, als später in Dessau. Die pädagogischen Grundsätze Rousseaus imponierten ihm, und er posaunte sie anfangs in variierter Form in die Welt hinaus; damals war er noch kein Philanthropist. Erst das Philanthropinum stiftete den Philanthropismus. Durch Befolgung jener Anschauungen entstand das System. Die Praxis mußte aber den von Rousseau Begeisterten bald zeigen, daß manches darin, buchstäblich befolgt, Unsinn sei. Die große Nachfolge besteht in der Betätigung des Kardinalsatzes des Rousseauschen Naturalismus: Erziehe, unterrichte naturgemäß! Indem die Philanthropen so in ihrer Unterrichts- und Erziehungspraxis verfahren, zeigen sie, daß sie sich grundsätzlich mit Rousseau decken. Weil es aber in der von diesem vorgeschlagenen Weise nicht immer geht, so kommen sie, nachdem die Praxis sie darauf hingedrängt, zu einem variierten Naturalismus, dem Philanthropismus. Der geistige Urheber ist und bleibt Rousseau. Dieser innere, natürliche und auch logische Zusammenhang muß stets aufrecht erhalten werden, was ja ungefähr mit dem schon vorhin angeführten Wort gesagt wird: „Basedow, der geistige Verleger Rousseaus."

Parchim. **Ernst Oemer.**

Auf Grund geraten

Von **Johan Skjoldborg.**
Deutsch von **Laura Heldt.**

(Schluß)

Klein Kristen näherte sich seinem Knie und wollte hinauf, aber er schob ihn beiseite; er wollte allein sein. Nach einer Weile erschien der Junge wieder und stand und zupfte ihn am Aermel. In dem Moment, wo er ihn wieder fortjagen wollte, sah er zufällig hinein in seine guten Kinderaugen. „So komm denn!" sagte er.

Eine Weile sprach niemand von den beiden. Der Wind zerzauste das Laub, dunkle Wolken trieben eilig gen Ost und draußen auf den Fjord schaukelte eine kreuzende Jacht.

Dann durfte der Junge die Uhr besehen und ans Ohr halten, und dann sollte der Vater auch horchen, denn dies immerwährende „dick, dick, dick, dick" war so amüsant.

„Horch!" rief plötzlich das Kind.

„Was ist?"

„Der Vogel dort auf dem Zweig! Huich, da flog er!"

Sie kamen ins Plaudern, der Knabe geriet ganz außer sich vor Freude und tummelte sich mit dem Vater. Als Marie nach einiger Zeit kam, lagen beide auf der Erde, und der Vater war ganz rot vor Anstrengung und Vergnügen.

„Das ist dieser verrückte Bengel!" sagte Jens gleichsam entschuldigend. Marie lächelte. Und dann gingen sie alle drei miteinander fort, um der Kuh einen anderen Futterplatz anzuweisen.

Schwere Wolkenmassen lagerten am Himmel, rötlichgraue und schwarze türmten sich empor, wie vor einem Regenguß.

Männer in herbstlichen Kleidern versammelten sich vor der Schule, um einen Gemeindevertreter zu wählen. Obgleich die festgesetzte Stunde schon überschritten und es kalt war, näherte man sich doch mit einer Bedächtigkeit, als sei dem eine goldene Medaille versprochen, der zuletzt käme.

Der Vorsitzende sagte, daß es diesmal die kleinen Steuerzahler seien, die zu wählen hätten, — ob irgend jemand einen Vorschlag machen wolle. Eine kleine Pause. Schließlich stand einer auf und schlug Jens Brun vor. Ja, an den hatte ein zweiter auch gedacht — und ein dritter und vierter. Es sah aus, als habe man über diese Sache schon früher gesprochen.

In der Ecke erhob sich ein Mann. Er meinte, es sei nicht richtig, einen Arbeitsmann zu wählen, dem seine tägliche Arbeit keine freie Zeit ließe; es sei eine zu große Bürde, die man einem solchen Manne auf die Schulter lege. Darauf wolle er nur aufmerksam machen.

Ja, — fuhr der neben ihm sitzende fort — es sei doch zu überlegen, ob es überhaupt richtig sei, Leute zu wählen, die in so schwierigen Verhältnissen lebten und die schlimmsten Aussichten hätten. Hier gäbe es doch wohl mancherlei zu bedenken. Nun ja, das sei alles, was er zu sagen habe.

Es wurde ganz still.

Viele schielten hinüber zu Jens Brun. Doch er, der sonst bei jeder Gelegenheit zum Sprechen bereit war, saß schweigend da und blickte mit auf den Knien aufgestützten Ellenbogen vor sich nieder; er war glühend rot im Gesicht. Ihm war zu Mut, als würde er nackend ausgezogen mitten unter all diesen Männern, als hätte er Starrkrampf oder sei hypnotisiert, während sie ihm ein Kleidungsstück nach dem andern auszogen, ohne daß er ein Glied zu rühren vermochte, und er doch das bestimmteste, schneidendste Bewußtsein seiner Lage hatte.

Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, doch waren ihrer nur wenige, die auf ihn stimmten. Als er sich einen Augenblick unbemerkt glaubte, schlich er hinaus.

Was war geschehen? Er war aus der anständigen Gesellschaft ausgestoßen, weil — er arm war. Er durfte nicht dasselbe Recht haben, wie die anderen. Nun saßen sie da drinnen und besprachen die Angelegenheiten der Gemeinde, er war ausgeschlossen, ... ausgeschlossen er konnte tun, was er wollte, gehen, wohin er wollte, niemand kümmerte sich darum; wenn er Lust hatte, konnte er sich sogar in die nächste Mergelgrube gleiten lassen, man würde ihn vielleicht kaum wieder rausfischen.

Es war Abend geworden und draußen herrschte tiefe Finsternis; der Wind strich sausend durch die alten Bäume, und Regenschauer, dicht wie Staub, trieben vorbei an seinem Antlitz. Er merkte es nicht; er ging hin und zurück und im Kreise umher und wieder hin und zurück und im Kreise herum. Er sah hinein in seine Zukunft. Ihm war, als erblicke er das Armenhaus. Das Klügste, was er tun konnte, war, das Verlangen, mit dabei zu sein, zu ersticken, wie es so viele andere auch tun mußten, unterzutauchen in der Gleichgültigkeit, die unmenschlich schwere Arbeit, Armut und Zurücksetzung zur Folge haben. In dieses Dunkel brauchte er sich nur sachte hineingleiten zu lassen. Daß es ihm wie ein Selbstmord vorkam! hah! — es war doch das Klügste. Kein Selbstmord, im Gegenteil; es war eine von außen kommende Macht, die es auf ihn abgesehen hatte. Er fühlte sich geknebelt und gebunden durch eine rohe Kraft, gegen die er nicht ankämpfen konnte, doch sein Inneres schrie und lehnte sich auf gegen diese ihm angetane Gewalt. Und dann war es ihm, als würde auch dieser Schrei erstickt von einer überlegenen Macht, die lächelnd das Werk des Henkers vollführte. Aber er wollte sich nicht erdrosseln lassen, er wollte beim leibhaftigen Sa

tan . . . . . ja, Gott oder Teufel, wer immer der Stärkste war, wenn er ihm nur helfen konnte, dann gehörte er ihm mit Leib und Seele, nur von dieser verfluchten Hand müßte er ihn befreien, die ihm so schrecklich die Kehle zuschnürte; denn los wollte er.

Er war vor seinem Hause angelangt. Da drinnen schlief sie, die liebevollste und beste aller Frauen. Wenn sie nun erfuhr, daß man ihren Mann gezeichnet, ihn aus dem Kreise achtbarer Männer ausgestoßen habe, was würde sie dann sagen? Und die Kinder? Während es mit ihm immer weiter bergab ging, wuchsen sie heran und würden bald genug die Situation begreifen lernen; wie ein Schatten würde es ihnen folgen.

Was hatte er eigentlich verbrochen? — Warum mußte er so leiden! Aber er wollte sich nicht unterkriegen lassen!

Er ballte die Fäuste und schüttelte sie drohend in der Luft. Könnte er nur irgend etwas Böses tun, etwas zerbrechen, einem Hund einen Fußtritt geben. Ihm war, als müsse es ihn erleichtern, wenn er peinigen, trotzen, hassen könnte . . . . . .

Lange stand er draußen vor dem Hause. Schließlich stieg der Wunsch in ihm auf, sich hinzulegen und langsam tot zu frieren.

Endlich ging er hinein. Es war spät. Marie war zu Bett gegangen. Er zündete Licht an. Hier herrschte keine sonderliche Ordnung: am einen Ende des Tisches stand eine Nähmaschine, daneben lag ein Haufen Nähzeug; sie hatte es so liegen lassen, wie es lag, und war zu Bett gegangen. Sobald sie erwachte, mußte sie ja weiter arbeiten. Alte, verschlissene Kleidungsstücke, die ihr und den Kindern gehörten, lagen auf der Bank und den Stühlen.

„Wie siehst du denn aus, Jens?"

„Wie sehe ich denn aus?"

„Du bist so blaß, wie . . . . was ist doch nur geschehen?"

„Oh, gar nichts!" sagte er und lächelte unheimlich.

Sie saß im Bett aufrecht und umklammerte mit den mageren Händen das Bettband, daß die Gelenke knackten.

Auf seiner bleichen Stirn perlten die Schweißtropfen, und sein scharfes, blasses Antlitz sah im Halbdunkel aus wie das einer Leiche. Es war ihr ein entsetzlicher Anblick; er starrte so wild, so böse, schien ihr.

Dann endlich kam es heraus. Jedes Wort, das von der ihm widerfahrenen Kränkung sprach, traf ihr Herz wie ein Messerstich, den eine unbarmherzige Hand immer und immer wiederholte.

Sie schlang ihre mageren Arme um seinen Nacken, drückte sich fest an seine Brust und rief: „Ich hab' dich so unendlich lieb, Jens!"

Da begann er zu weinen, wie ein Kind.

Sie weinten sich aus, einer an der Brust des anderen, diese beiden armen Menschen, die doch so jung waren.

Der Sturm heulte, der Regen peitschte an die Scheiben, sie achteten nicht darauf, denn Sturm, Not, Armut, die ganze Welt um sie her vergaßen sie; sie blieben allein zurück, diese beiden, ganz alleine.

„Marie!" sagte er am nächsten Tage, „wir sind also auf Grund geraten. Wir können es ebenso gut grad heraus sagen. Ich bin ein armer Arbeiter, der den Mut verloren hat, und du kannst dir einen Bettelsack anschaffen . . . . ."

„Aber Jens, doch!"

„Ja, ja! es ist nicht nötig, daß wir uns darüber aufregen, denn dadurch kommen wir nicht weiter. Warum sollen wir es auch schwerer nehmen, als nottut. Wenn es kneift, muß die Gemeinde uns durchfüttern, und warum denn noch lange damit warten, ebenso gut erst wie letzt. Was sagst du? Das ist nicht meine Meinung? Ja, ich weiß selber kaum noch, was ich meine und nicht meine."

Dann ging er fort, ins Dorf hinein, kam nach Hause und ging abermals fort. Während der ersten drei, vier Tage tat er absolut nichts. Wo er ankommen konnte, foppte er die Hofbesitzer nach Herzenslust, namentlich eines Abends, als eine Versammlung abgehalten wurde, um die Gesetze für die neugegründete Genossenschaftsmeierei festzustellen. Die Stimmung war allgemein dafür, daß die Teilhaber Stimmrecht haben sollten nach der Anzahl der Kühe, die sie besaßen. „Ja, das ist richtig," sagte Jens Brun, „je mehr Gut man hat, um so mehr Stimmrecht muß man haben. Daher soll auch der Kamerherr genau so viel Stimmen haben, wie ganz Taastrup zusammen, das stimmt; denn so'n Bauer mit einem halben Dutzend Kühen, was versteht der von Landwirtschaft, und welch Interesse hat er daran? — nicht mehr, als ein Häusler an einer Genossenschaftsmeierei! Wie!"

So fuhr er eine Weile fort.

Aber eines Tages ward er anders. Er trat eilig ins Zimmer, ging auf Marie zu, umfaßte und küßte sie. „Laß den Kopf nicht hängen, mein Schatz. Ich hab' dich angesehen während dieser Zeit und du hast mir so leid getan. Aber mir selber war ja so wunderlich und unsicher zu Mut. Glaubst du aber, ich möchte, daß du so den Kopf hängen läßt? So geht es nicht weiter. Wir müssen sehen, auf andere Weise durchzukommen. Glaubst du, daß wir noch wieder in Gang kommen können? Unmöglich wäre es ja vielleicht nicht, daß wir noch — ja, ich weiß selber kaum noch, was wir erreichen könnten."

Marie sah glücklich zu ihm auf und lächelte mit ihren verweinten Augen; denn sie fühlte, daß ihr Mann jetzt im Begriff war, sich wieder aufzuraffen.

„Vor ein paar Tagen sagte ich dir, daß wir auf Grund geraten seien, und das sind wir auch; aber ich glaube, das Boot kann noch wieder flott werden, wenn du mithalten willst."

„O b ich will!"

„Ja, ja, mein Schatz! Laßt uns das recht überlegen, denn ich glaube kaum, daß es sich hierzulande machen läßt."

„Ach, — nach Amerika?"

„Ja, das war es, was ich meinte."

Ueber ihr Antlitz flog ein Schatten.

Er fuhr fort: „Den ganzen Krempel hier überlasse ich dem Kaufmann, dann können wir unsere Schulden bezahlen, ich kann ein Billett kaufen, und ich glaube, es wird noch so viel übrig bleiben, daß du mit den Kindern ein halbes Jahr davon leben kannst."

„Hier allein zu leben, das wird entsetzlich werden, Jens. Wenn es denn schon sein muß, dann laß uns alle miteinander gehen."

„Ich glaube nicht, daß das vernünftig handeln hieße."

„Müssen wir wirklich so weit fort in ein fremdes Land, zu fremden Menschen, die eine fremde Sprache sprechen? Mir graut davor, Jens!"

„Und mir graut davor, hier zu bleiben. Denk an Kristen und Paul und Marie und Jens — was kann nicht aus denen werden in Amerika!"

„Ich finde den Gedanken so fürchterlich."

„Ja, mein Schatz. Aber ich glaube, es ist das einzige Mittel, um wieder flott zu werden. Nun überleg es dir, und dann sprechen wir später wieder darüber; denn einig wollen wir handeln."

Es war im Monat März und Jens Brun sollte reisen. Marie und die Kinder begleiteten ihn eine Strecke Wegs. Sören Pedersen fuhr. Als sie die Spitze der westlichen Hügel erklommen hatten, bat Jens, einen Augenblick zu halten. Er wollte noch einen Blick zurückwerfen auf seinen Geburtsort, auf die Gegend, in der er aufwuchs und auf sein kleines Haus hinter den Bäumen. —

Sie standen auf der Dampfschiffsbrücke und sahen das Schiff näher kommen.

Früher hatte Marie immer gefunden, ein Dampfschiff sei etwas Feines; aber heute kam es ihr vor wie ein häßliches, schwarzes Ungeheuer, das sich ihr fauchend näherte.

Die Kinder rissen die Augen weit auf, als das Schiff kam, und die Eltern wechselten noch ein paar Worte. Viele waren es nicht; denn sobald sie anfingen, kamen ihnen die Tränen, und dann waren sie ja auch umgeben von so vielen fremden Menschen.

Sören Pedersen gesellte sich zu ihnen, stand verlegen da und wollte augenscheinlich noch irgend etwas sagen. Schließlich brachte er dann heraus, daß Jens sich nicht um Weib und Kinder sorgen solle, denn verschiedene unter ihnen hätten untereinander abgemacht, daß sie nichts entbehren sollten, solange sie in Taastrup weilten. „Denn uns schien doch, Jens . . . . . na, es ist ja auch einerlei, was uns

schien . . . . . Nun, leb wohl, Jens Brun und hab' Dank! Und glückliche Reise! Es wäre ja nicht unmöglich, daß du doch noch mal zurückkommst nach Taastrup, wie? Bak! bak! bak!"

Sören Pedersen schüttelte ihm ehrlich die Hand zum Abschied.

Das Dampfschiff entfernte sich von der Brücke, die Maschine klapperte und stieß, die Räder drehten sich platschend. Es wurde kleiner und kleiner, aber sichtbar war es noch immer. Lange, lange noch stand Marie da und starrte hinaus nach dem kleinen schwarzen Punkt — — —

Brookville, den 5. April.

Mein liebes Weib!

Hab' Dank für den letzten Brief, aus dem ich ersehe, daß es Euch gut geht, und daß die Leute so freundlich zu Euch sind.

Deine lieben Briefe sind mir eine große Freude in diesem fremden Land, und wenn die Einsamkeit mich drückt und die Sehnsucht mich überkommt, dann hole ich sie hervor und lese sie immer und immer wieder durch. Wenn sich dadurch meine Sehnsucht auch vergrößert, so ist es mir doch zugleich, als kämest Du mir näher, mein liebes Weib, als ginge etwas von Deinem Wesen auf mich über, als tönten mir die lieben Glockenklänge der Heimat aus jedem Wort entgegen, und die habe ich jetzt doppelt schätzen lernen in meinem einsamen Dasein, einsam inmitten des Menschengewühls und dem ewigen Klappern der Maschinen.

Ich bekomme einen guten Lohn, so daß wir reichlich zum Leben haben und uns noch extra etwas leisten können, wenigstens solange ich gesund bleibe. Ich sende Dir hiermit 200 Kronen, falls Du Lust haben solltest, Dir vor der Abreise noch dieses oder jenes zu kaufen. Das Billett hast Du hoffentlich schon in Händen. Und dann erwarte ich Dich und unsere lieben Kleinen also im Monat Juli. Christen wächst wohl tüchtig und alle gedeihen gut?

Dann kommt die Stunde, nach der ich mich so unendlich gesehnet habe; ich soll die wiedersehen, die mir hier auf Erden am nächsten stehen. Die Trennung von Euch, während des verflossenen Jahres, war so bitter. Ich habe viele, viele Nächte lang schlaflos in meinem Bett gelegen und bin krank gewesen vor Sehnsucht nach Euch. Gott schütze Euch, damit Ihr mir gesund und munter hier ankommt!

Mir ist, mein liebes Weib, als heirateten wir aufs neue, und ich sehne mich noch mehr nach der Stunde, wo ich Dich hier einführen darf, als ich mich damals nach unserem Hochzeitstage sehnte.

In mancher Beziehung ist es herrlich, frei und groß hier drüben zu wohnen und doch — darüber komme ich wohl nie hinweg — unser kleines Häuschen in Taastrup am Limfjord ist der herrlichste Platz auf der Welt. Na, aber vielleicht kommt es auch daher, daß Du dort wohnst und so fern von mir bist.

Wie stehen die Bäume, die ich ein Jahr vor meiner Abreise pflanzte? Der alte Holunderbaum ist wohl noch immer so traulich wie ehedem? Ich sehe Dich so deutlich dort sitzen mit Deinem Strickzeug, während die Kinder im Grase tummeln.

Wie es mit meinen Plänen gehen wird — ja, das kann ich noch nicht sagen. Es ist nicht so leicht, das Leben zu zwingen. Und auch hier gibt es viele Schwierigkeiten.

Aber das tägliche Brot verschaffen wir uns leichter hier, wenn wir nur gesund bleiben.

Trotzdem bleibt die Heimat immer die Heimat.

Und will's Gott, kommt der Tag, wo wir wieder daheim Wurzel fassen.

Küsse nun unsere Kinder von ihrem Vater, der sich im fremden Lande nach seinen fixen Söhnen sehnt, am meisten aber doch nach Dir, meine geliebte kleine Marie.

Dein Dich liebender Mann

Jens Brun.

Allerlei

Die Fülle des Wortes. Das ist wohl ein Gesetz in aller Entwicklung: was erst nur Mittel zum Zweck war, wird mit der Zeit eine selbständige Größe, bildet sich aus zu eigener Gestalt, zu besonderem Wert.

Es ist eine feine und saubere Kunst des Gelehrten, festzustellen, was alles ein Wort bedeuten und wozu man es verwenden kann. Da stehen sie denn fein ordentlich im Wörterbuch und zählen auf, was sie alles können, wie die Mägde in Flotows Oper: „Ich kann stricken, ich kann flicken . . ."

Aber ich kenne ein Mädchen noch schlecht, wenn ich nur weiß, wozu sie anstellig ist. Und ich ahne noch nichts von der Fülle und dem oft unerschöpflichen Gehalt eines Wortes, wenn ich es begrifflich ausgebeutet habe.

Viele freilich bleiben mir fremd und besorgen in der Kammer meines Geistes nur wie gemietete Diener ihr Geschäft, bereit zu kommen und bereit zu gehen, nach meinem Bedarf. Andere aber, nachdem sie dasselbe getan, setzen sich zu mir wie vertraute Freunde, sehen mich aus tiefen Augen an, singen und sagen von alter Zeit, machen mich vergessen, was ich eben gedacht und gewollt, rühren leise an das Saitenspiel der Brust . . .

Ich gehe von einem Hügel herab auf schmalem Steig zwischen Laubengärten der Vorstadt. Sonne spielt in den Zweigen, die hier noch kahl stehen, dort schon sich ihrer Blätterknospen freuen. Irgend ein vorwitziges Zweiglein streif' ich im Vorübergehen und sehe eine weiße Blüte daran, eben aufgebrochen.

„Das blüht schon!"

Nur um es vor mir selber festzustellen, mir's zu merken, sind die drei Worte so hingesagt. Aber das Wörtchen „blühen" läßt mich so schnell nicht los, muß mir erst alle seine Schätze zeigen und mir die Seele damit füllen. Was lockt es für Empfindungen herauf, was rief es mir an Bildern vor die Seele, wie führt' es mir mit Zauberschlag den ganzen Frühling her!

Das ist freilich ein Wort, wie wenige geschaffen, die „Fülle des Wortes" zu zeigen. Ein solches Wort kann ein ganzes Gedicht sein. Jahrhunderte hindurch ist es wie ein Vöglein geflogen von Seele zu Seele, wie von Brünnlein zu Brünnlein und hat sich vollgesogen an dem, was die Menschen gedacht und empfunden, wenn eine Knospe aufbrach. Nun weiß es zu singen.

Blühen — wer es ganz genau wissen will, was in dem Worte lebt, mag es leise vor sich hinsagen, wenn nun wieder der Frühling da ist, beim Schreiten über grünen Wiesenteppich zwischen Busch und Baum.

Es blüht — das sagt: es reißt eine Kette. Es blüht — das heißt: es springt ein heimliches Schloß. Was in sich selbst versunken ruhte, tut sich auf; was, von sich selbst nicht wissend, schlief, geht freudebang auf goldener Traumbrücke hinüber in Bewußtseinshelle. Wurzeln irgendwo in dunkler Tiefe, zugleich hinauf und in die Breite streben, werden, wachsen, sich entfalten, seine Blätter nach allen Seiten zugleich ausstrecken und hinhalten und zum Lichte sagen: Komm, durchsonne mich — und zum Winde sagen: Komm und wiege mich — und zum Tautropfen sagen: Komm, erquicke mich: das alles ist Blühen.

Und es ist Buntsein und Schönsein und Duften. Es ist Reinheit und Keuschheit und verborgene Süßigkeit, die der Bienen wartet. Ja, Blühen ist vor allem Erwartung, freudige und doch leicht zitternde Erwartung, bang und froh wie erste Liebeshoffnung.

Und Blühen ist zugleich Verheißung, ist Reichtum und Fülle. „Es blüht das fernste, tiefste Tal." Es ist Staunen und nicht Begreifenkönnen. Wie Engelköpfe aus Wolken gucken die Schimmernden aus ihrem Blätterschutz hervor und sehen verwundert in die fremde Welt.

Es blüht — das heißt: das Alte ist vergangen. Siehe, es ist alles neu geworden. — — —

Wer wollte aussagen, was in zwei Silben sich an Kraft der Vorstellung und der Empfindung sammeln kann! Und auf solchem ureigensten Gehalt des Wortes beruht dann erst Kraft und Fähigkeit zu symbolischer Verwendung.

Muß man sich schämen, sich eines Wortes zu freuen, wie einer Blume oder eines Sternes?

Ich habe mich oft eines einzelnen Wortes gefreut. So, wenn Scherer in seiner Literatur-geschichte von einem reichen Schatz der Schönheit in unserem historischen Leben spricht, der „wie die Schätze der Sage, zuweilen allerdings in die Tiefe sinkt, zur bestimmten Zeit aber aus eigener Kraft still nach oben rückt und eine kurze Stunde wartet, ob ihn unschuldige Hände schweigend heben. Das Volk sagt dann von ihm, wie von dem Glück: er blühe".

Bruno Baumgarten.

Michelangelo: Madonnenrelief in Florenz. Madonna, Madonnengesicht, — damit bezeichnen wir meist etwas sanftes, zartes, den Typus noch mädchenhafter Mütterlichkeit, den Raffael uns am schönsten verkörpert hat. Es ist meistens das Mutterglück als solches, das in seinen Marien personifiziert ist, und uns rührt; sprechen davon nicht die blühenden jungen Frauen, die mit Ent-

zücken das erste Kindchen an sich drücken, oder seinen Schlaf bewundern, oder es seine ersten Schritte tun lassen? Das ganze Geheimnis der Mutterschaft, die tiefbeglückende, ganz unreflektierte Freude daran umweht diese Madonnen.

Wie anders Michelangelos Maria! Kein zartes, eben erst ganz erblühtes Mädchen, sondern eine reife, ernste Frau, zu ernst fast für die Beschäftigung, die sie treibt. Ihr Knabe, ein paar Jahre erst alt, lehnt an ihrem Knie, und sie zeigt ihm Bilder aus einem aufgeschlagenen Buch in ihrem Schoß. Das Kind hat wie in zärtlicher Frage den Lockenkopf an ihre Schulter gelegt, hat es Engel in dem Buch gesehen und danach gefragt? oder sah es wohl Bilder aus seines Volkes Geschichte? „Mutter, wer war König David?" Und sie hat vielleicht versucht, dem kleinen Sohne von dem großen Helden zu erzählen, der sein Volk stark und reich gemacht hat.

Aber wie sie sprach und der Kleine zuhörte — rauschte da nicht eines Engels Fittich? und spricht da nicht eine fremde Stimme mit? Von einem andern, noch viel größeren Heldentum, das dieses Kind erfüllen, von Taten, durch die es aller Welt Völker beglücken soll. Und auch von Leiden, durch die der Ewige ihren Sohn führen wird, und die ihr das Herz brechen werden.

Maria lauscht. Sie hat den Kopf zur Seite gewendet, der unbekannten Stimme — ist es ein Bote des Herrn? — entgegen. Ihr Blick ruht nicht mehr liebevoll auf dem kleinen Frager; sie hat die Gegenwart vergessen, und schaut mit ernsten Augen in die Zukunft, in die Geschichte. Es müssen noch viele Jahre vergehen, ehe das geschieht, was ihr inneres Ohr erlauscht; Jahre voll Mühe und Arbeit, wie sie nur eine Mutter tun kann.

Aber sie wird sie tun. Was gilt der eigene Schmerz, gegen die Seelen der Unzähligen, denen ihr Sohn das Heil bringen wird? Was bedeutet dagegen selbst das schmerzensvolle Los, das dieses fröhliche Kind treffen soll? Ein Samenkorn war sie gewürdigt worden, in den Acker der Zeit zu säen, damit der Gott der Ernte tausendfältige Frucht daraus erwecke.

Ja, ernst ist dieser Blick einer Frau von dem kindlichen Treiben des Bilderbeschens hinweg in ferne Zeiten; ernst, aber stark und sicher ist diese Haltung einer Mutter, die ihr Kind stützend umfaßt. „Komm, kleiner Jesus, — ich will dir weiter erzählen, und dich lehren, deinen Weg zu gehen."

Mehr kann eine Mutter nicht für ihr Kind tun!

Bertha Göring.

Fülle.

Keine Frage stellt das Leben.
Blumen sprießen auf vom Grunde,
Staunend stehe ich und warte,
Ohne Schmerz und ohne Wunde.

Düfte strömen aus der Erde.
Schauernd senkt mein Haupt sich nieder:
Daß ich sei und daß ich werde
Jauchzt mein Herz in meine Lieder.

Victor Tausk.

Büchertisch

Katharina von Bora: Martin Luthers Frau. Ein Lebens- und Charakterbild, von Ernst Kroker. (Band VI der Biographien bedeutender Frauen. Herausgegeben von Ernst Haberland.) Leipzig 1906. Verlag von E. Haberland. 285 Seiten, 3 Bildnisse; geb. 7 M.

Vor kurzer Zeit, am 29. Januar 1899, kehrte der Geburtstag Katharina von Boras zum 100. Male wieder. Schon manche Schrift über sie ist auf dem Büchermarkt erschienen. Da sie des großen Reformators Ehefrau war, haben Liebe und Haß ihr Lebensbild gezeichnet. Je nachdem sich die Biographen zu Luther stellten, fiel ihr Urteil über seine Käthe aus. Katholische Schriftsteller vergaßen, daß es des Historikers Pflicht ist, dem Menschen, dessen Leben er beschreibt, gerecht zu werden, mit Liebe und Hingabe ihn zu verstehen zu suchen. Bis herab zu P. Denifle hat der Haß und die Schmähsucht ihnen die Feder geführt. Und auf protestantischer Seite war man bemüht, ungünstige Zeugnisse wenigstens nicht ganz ernst zu nehmen und Käthes Vorzüge ins hellste Licht zu rücken.

Das vorliegende Werk ist von dem Herausgeber von Luthers Tischreden geschaffen. Auf Grund liebe- und verständnisvoller Verarbeitung des gesamten Quellenmaterials zeichnet Kroker sine ira et studio, sachlich und korrekt, ein anschauliches, lebendiges, wahres Lebens- und Charakterbild der Katharina von Bora. Das reichhaltige Buch bietet zugleich ein Kulturbild des Reformationszeitalters.

Das Buch verdient die weiteste Verbreitung, namentlich um seines Gegenstandes willen. Denn durch Katharina von Bora wurde Luther der treue Gatte, der liebevolle Vater mit dem tiefen deutschen Gemüt. Durch seine Eheschließung mit dieser Frau begründete Luther das evangelische Pfarrhaus, das als eine reiche Segensquelle den christlichen Gemeinden ein Beispiel gab in allem Guten und einen starken Strom sittlicher Kräfte in die Welt leitete. **B.**

Eingegangene Bücher

Joh. Ruy, „Irische Elfenmärchen". Deutsch von den Brüdern Grimm. Piper & Co., München. 224 S.

Karl Simrock, „Gudrun". J. G. Cotta'sche Buchh., Stuttgart. M. 1,80 205 S.

H. v. Volkmann, „Strabanzerchen". H. und Fr. Schaffstein, Köln a. Rh.

Weitbrecht, „Jugendblätter". (21 Jahrg. 1906) Steinkopf, Stuttgart. M. 4,50. 380 S.

H. Freese, „Das Pfandrecht des Bauhandwerks". F. E. Perthes, Gotha. M. 3,60. 340 S.

E. Aron, „Das Reichserbschaftssteuergesetz". C. L. Hirschfeld, Leipzig. M. 4. 134 S.

Dr. H. Dorn, „Strafrecht und Sittlichkeit". E. Reinhardt, München. M. 1. 83 S.

Dr. M. Frey, „Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung" Art. Institut Orell Füßli, Zürich. M. 1,20. 47 S.

Dr. Koch, „Christliches Kunstblatt". J. F. Steinkopf, Stuttgart 320 S.

Dr. med. M. Kahnt, „Die Phytotherapie". Dr. Karl Kahnt, Berlin. M. 2. 169 S.

Dr. R. Fritzsche, „Vorschule der Philosophie". Dürr'sche Bh., Leipzig. M. 2,40 172 S.

Ch. M. Mason, „Erziehung im Hause". Brahm'sche Bh., Karlsruhe. M. 3,50. 204 S.

L. Brieger-Wasservogel, „Aus der Gedankenwelt großer Geister". R. Lutz, Stuttgart.

Dr. E. Dennert, „Die Weltanschauung usw.". M. Kielmann, Stuttgart. M. 7. 344 S.

Th. J. Hudson, „Der göttliche Ursprung des Menschen". A. Strauch, Leipzig. M. 7,20. 253 S.

Dr. B. Münz, „Fr. Hebbel als Denker". Braumüller, Leipzig. M. 2. 119 S.

R. Richter, „Kunst und Philosophie bei R. Wagner", Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1. 50 S.

P. Seliger, „Darwin". Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. M. 2,50. 213 S.

„Dr. Siebert Schopenhauer". Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, M. 2,50. 182 S.

Briefkasten

Z. in H. Lassen Sie sich vom Preußischen Landesökonomiekollegium direkt das betreffende Protokoll kommen.

Senfart, J. Sch. und F. Reuting-Heidelberg. Sie werden freundlich um Angabe Ihrer Adresse gebeten.

Eine gute Gelegenheit

für unsere Werbefreunde zur Empfehlung der Hilfe bei der Korrespondenz mit Gesinnungsfreunden sind die

Lokomotiv-Hilfe-Postkarten

die gern und kostenlos abgegeben werden.

Hochachtungsvoll

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Dresden-A. 1, Pragerstraße 38
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold
Gegründet 1851
Kapital und Reserven RM 6 000 000
Depositenkasse Dresden-N. 6, Bautzner Straße 20
Fernsprecher 50241

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Leipzig C 1, Grimmaische Straße 2
Fernsprecher 70241
Telegramm-Adresse: Arnhold
Depositenkasse Leipzig W 31, Karl-Tauchnitz-Straße 1
Fernsprecher 70241

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Chemnitz, Theaterstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold
Depositenkasse Chemnitz, Theaterstraße 1
Fernsprecher 20241

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Plauen i. V., Bahnhofstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Bautzen, Kornmarkt 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Zittau, Theaterplatz 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Görlitz, Obermarkt 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Meißen, Neumarkt 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Freiberg, Obermarkt 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Pirna, Dohnaische Straße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Radebeul, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Riesa, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Annaberg, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Aue, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Reichenbach, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Zwickau, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Oelsnitz, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Auerbach, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Markneukirchen, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Klingenthal, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Schneeberg, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Aue, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Reichenbach, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Zwickau, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Oelsnitz, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Auerbach, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Markneukirchen, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Klingenthal, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Bankhaus Gebrüder Arnhold
Filiale Schneeberg, Hauptstraße 1
Fernsprecher 20241
Telegramm-Adresse: Arnhold

Die Hilfe
Evangelisch-Soziale Wochenschrift
Verlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 59

Neuere Bücher

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Überwindung. Fünf Vorträge. Berlin, Reuther & Reichard, 1924. 1,50 M.

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch. Das logische Problem der Geschichtsphilosophie. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1922. 18 M.

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme. Zweites Buch. Das historische Problem. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1924. 18 M.

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Überwindung. Fünf Vorträge. Berlin, Reuther & Reichard, 1924. 1,50 M.

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme. Erstes Buch. Das logische Problem der Geschichtsphilosophie. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1922. 18 M.

Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme. Zweites Buch. Das historische Problem. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1924. 18 M.

sozialdemokratisch gestimmt haben, so ergibt sich der zwingende Schluß, daß mindestens ebensoviel Arbeiter den bürgerlichen Kandidaten gewählt haben als Angehörige der ersten 11 Gruppen zur Sozialdemokratie übergingen. Das wichtigste aber ist die Feststellung, daß selbst ein so ganz industrieller Kreis wie Magdeburg von den Sozialdemokraten nie gewonnen werden kann, wenn die Mitläufer abgestoßen werden. August Müller schreibt:

> Wir sehen, wie bescheiden unsere Ansprüche auf Parlamentssitze werden müssen, wenn wir nur auf die Arbeiter als unsere Wähler rechnen, sehr bescheiden selbst dann noch, wenn wirklich alle Arbeiter sozialdemokratisch wählen, was vorläufig noch nicht der Fall ist.

Diese Erkenntnis ist das beste Gegengift gegen blöden Radikalismus.

Die bayrischen Liberalen und Demokraten treten mit einem Aufrufe an die Landtagswählerschaft, der um seiner entschiedenen Sprache willen Beachtung verdient. Im Januar 1905 ist die Vereinigung der verschiedenen Gruppen geschlossen worden; sie hat sich im Landtage und bei den verschiedenen Wahlen bewährt. Daß sie jetzt, angesichts der „relativen Mehrheit" im neuen bayrischen Wahlgesetz zusammenbleiben muß, ist nicht allein ein Gebot des politischen Zukunftswillens, sondern der nackten Selbsterhaltung. Erfreulich erscheint, daß das heutige verbesserte Wahlrecht nur als Etappe betrachtet und die Forderung der Verhältniswahl an erster Stelle angeführt wird. Was Bayern jedoch, schon um an politischem Renommee nicht noch mehr zu verlieren, dringend bedarf, ist eine grundsätzlich umstürzende und neu aufbauende Reform des heutigen veralteten Ertragssteuersystems. Hier wird dem Liberalismus mit Teilen des Zentrums und der Bureaukratie ein ziemlicher Kampf bevorstehen. Daß in Fragen der Verkehrs- und Schulpolitik dem Zentrum ein energisches Paroli geboten wird, ist nur selbstverständlich. Den Geist des Aufrufes charakterisiert vielleicht am besten der Satz: „Die werbende Kraft seiner entschieden liberalen Forderungen, seines wahrhaft demokratischen Geistes und seines Ideals ausgleichender sozialer Gerechtigkeit soll sich aufs neue bewähren."
Die Wahlarbeit beginnt in Gang zu kommen, und als Charakteristikum wird gemeldet, daß ein katholischer Geistlicher sich als liberaler Kandidat hat aufstellen lassen.

Rostocker Wahlrechtsänderung. Rostock hat, wie die meisten deutschen Städte, Dreiklassenwahlrecht zur Gemeindevertretung. Bisher waren die trennenden Zahlen 1300 ℳ bezw. 4000 ℳ veranlagtes Einkommen gewesen: bis zu 1300 ℳ dritte, 1300 bis 4000 ℳ zweite, über 4000 ℳ erste Klasse. Es waren von der Sozialdemokratie in der dritten Klasse drei Vertreter gewählt worden. Die Höchstzahl der Sitze, die sie hätte erobern können, würde ⅓ sämtlicher Sitze gewesen sein. Um eine Zunahme sozialistischer Stadtverordneter zu verhindern, hat die Rostocker Bürgervertretung jetzt ohne weitere Umstände den Zensus auf 2500, bezw. 6000 ℳ erhöht. Alles, was unter 2500 ℳ Einkommen hat, wählt zusammen so viel als die paar Leute, die über 6000 ℳ jährlich verdienen. Das ist ein geradezu aberwitziges Verhältnis, die Frucht der nationalliberal-konservativen Verbrüderung von der Reichstagswahl. Die freisinnigen Elemente wurden überrumpelt und blieben bei der Abstimmung in der Minderzahl. Die Früchte dieser nationalliberalen Politik, die sich von positiven Zielen, von gemeinsamer, praktischer Zusammenarbeit abwendet und sich ganz auf den Kampf gegen links einstellt, werden nicht zu lange auf sich warten lassen.

Ignaz Auer

Müde und zermürbt ist der edelste deutsche Proletarier vor der Zeit zur Ruhe gegangen.

In bitterster Armut floß seine Jugend dahin. So schlimm muß seine Kindheit gewesen sein, daß er sich nie ihrer erinnern konnte, ohne von Zorn und Trauer fast übermannt zu werden. Die Not war ihm treueste Gefährtin sein Leben lang. Schon in jungen Jahren kam er zur Sozialdemokratie. Damals, Anfang der siebziger Jahre, war es schwerer als heute, Sozialdemokrat zu sein. Die Partei war klein, arm und einflußlos. Sie konnte ihren Mitgliedern, und waren sie so hervorragend wie Auer, keine Lebensstellung sichern. Darum mußte Auer, als er, der „Agitator", in seinem Sattlergewerbe boykottiert wurde, zeitweise froh sein, als Gehilfe eines Dachdeckers des Lebens Notdurft zu gewinnen. Nicht einmal Geldstrafen konnte die Partei bezahlen. Auer mußte sie abbüßen. Das Sozialistengesetz traf ihn mit seiner ganzen brutalen Wucht. Wie ein wildes Tier wurde er von Ort zu Ort gehetzt. Die Klassenjustiz fühlte an ihm ihr Mütchen. Aber schwerer als alles Unrecht, das ihm die herrschenden Klassen zugefügt haben, trug er die Kämpfe innerhalb der Partei, die bald nach dem Fall des Sozialistengesetzes ausbrachen und im Dresdener Parteitag ihren Höhepunkt fanden. Ihm waren die theoretischen und taktischen Meinungsverschiedenheiten nichts, die Einheit der Partei alles. Sie zu wahren, daran hat er als Parteisekretär sich in des Wortes vollster Bedeutung zu Tode gearbeitet. In den letzten Jahren war er gebrochen. Seine engsten Freunde sahen diesen Zusammenbruch schon vor einer Reihe von Jahren kommen. „Wenn er wenigstens einmal sechs Monate ausspannen könnte, ganz ohne Arbeit wäre, und dabei der materiellen Sorge für seine Familie und sich überhoben! Es ist eine Sünde und Schande, wie man den Mann in ruheloser Arbeit zugrunde gehen läßt." Deutlich klingen mir noch diese Worte im Ohr. Und als ich fragte, warum denn die Partei dies Opfer für einen solchen Mann nicht bringe, da wurde mir erwidert: „Das ist schwer für eine Partei, deren Einnahmen sich größtenteils aus Proletariergroschen zusammensetzen, und Auer selbst sträubt sich aufs äußerste, Geld ohne Gegenleistung anzunehmen."

Ohne Gegenleistung! Aber so war der Mann: Unschätzbares verdankt ihm seine Partei, und so bescheiden schätzte er sich selbst ein, daß er keinem Arbeiter zumuten wollte, sich auch nur mit einem Pfennig an der „Luxusausgabe" zu beteiligen, wie sie ein langer Erholungsurlaub des Parteisekretärs darstellte. So kam denn das Unvermeidliche. Im besten Mannesalter brach er mit seinen Nerven vor etwa vier Jahren zusammen. Nun geschah freilich alles, um seine Kraft der Partei wiederzugeben. Aber es war zu spät.

Die Zeitungen streiten sich jetzt darum, ob Auer eigentlich Revisionist oder Radikaler oder keins von beiden gewesen sei. Man führt wohl als Beweis für seine „Neutralität" sein Wort auf dem Parteitage in Hannover an: „Ich bin so wenig Bernsteinianer, wie Marxist." Aber dies Wort war lediglich der Ausdruck seiner durchaus undogmatischen Gesinnung. Keiner hat wie er so hohnvolle Kritik an denen geübt, denen es der Inbegriff des Sozialismus ist, in verba Marxi zu schwören. Nie haben es ihm die „Unentwegten" vergessen, als er dem Parteitag Stadthagen vorführte, wie er der Partei die Fahne mit dem dereinst baumelnden Endziel vorantragen wolle. Bis in den Tod war ihm eben die geschwollene Phrase, Unfehlbarkeitsdünkel und Ueberrichterei verhaßt. Als echter matter-of-fact Mann kannte er kein anderes Pathos als das der Tatsachen. Aber wenn er darum alle Register seines Humors zog, um die Revolutionsromantiker zu verspotten, so erblickte er auch keineswegs das Heil für die Partei darin, daß sie irgend ein von Bernstein revidiertes Programm an die Stelle des alten setzte. Sein Programm erschöpfte sich ungefähr in der dreifachen Forderung: „Die Arbeiterbewegung soll einheitlich sein, die gesamte Arbeiterschaft umfassen und die politische Macht erreichen." Das war s e i n Endziel.

Aber eben gerade weil er mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stand und nur das Praktische im Auge hatte, darum gehörte er ganz zu den Revisionisten. Er war der klügste und einflußreichste unter ihnen. Sein Inneres enthüllte sich in dem berühmten Brief, den er an Eduard Bernstein nach England schrieb, als dieser seine „Voraussetzungen des Sozialismus" veröffentlicht hatte. „Lieber Ede, so was tut man, aber so was sagt man nicht." Das war echtester Auer. Ein Mann, der nur einen Lebensinhalt kennt, seiner Partei und damit der Arbeiterschaft dienen, und zugleich ein Diplomat hors concours. Er war völlig eins mit Bernstein in der Forderung, daß

die so groß gewordene Partei in manchen Dingen ihre Taktik zu ändern und sich zur Durchsetzung von Arbeiterforderungen den Verhältnissen anzupassen habe. Aber er war entrüstet darüber, daß Bernstein die „Taprigkeit" gehabt hatte, eine programmatische Kundgebung in die Welt zu schleudern, die alle Zionswächter auf die Zinnen rufen mußte. Diese Revisionisten des Wortes verdarben ihm, Auer, dem Revisionisten der Tat, das Konzept.

Er hielt überhaupt mehr vom Handeln als vom Reden. Freilich, wenn es ihm nötig schien, machte er aus seinem „revisionistischen" Herzen keine Mördergrube. Zu den militärischen Fragen, die ja tatsächlich die Scheidelinie für die Geister innerhalb der Sozialdemokratie darstellen, hat er mehr als einmal Farbe bekannt. Auf dem Parteitag in Hannover erklärte er frei heraus: „Wir stehen nicht auf dem Standpunkt, daß überhaupt keine Schiffe nötig sind." Und in Hamburg fragte er spöttisch die fanatischen Antimilitaristen, ob sie etwa die deutschen Soldaten mit Stöcken ausgerüstet ins Feld schicken wollten. Sein ganzer gesunder Menschenverstand brach durch, als er in Verteidigung Schippels erklärte: „Es läßt sich allerdings eine Möglichkeit denken, in der wir auch für den Krieg eintreten und ihn für absolut notwendig halten. Wollen Sie denn, daß dieser Krieg eventuell geführt werden soll mit Kanonen, die von allen übrigen Staaten, Rußland mit eingeschlossen, längst überholt sind? Jawohl, Parteigenossen, auch wir verlangen Waffen." Aber weit wichtiger als solche gelegentlichen „Bekenntnisse", zu denen ihn das Gerechtigkeitsgefühl gegenüber ungerecht Angegriffenen und der Zorn über die scheinheilige Phrasenhaftigkeit gewisser Parteipfaffen herauslockte, war ihm jeder Schritt vorwärts in der Taktik der Partei: Man kann sagen, sie hat seit dreißig Jahren keine vernünftige Neuerung vorgenommen, ohne daß Auer die treibende Kraft gewesen wäre. Sein helles Auge sah immer klar, was die Gegenwart erheischte. Nicht immer konnte er durchsetzen, was richtig war. Aber wenn etwas Richtiges durchgesetzt wurde, so war es in erster Linie sein Verdienst, mochte sein Name dabei in der Oeffentlichkeit genannt werden oder nicht. Es sei nur an den einen großen Fortschritt erinnert, an die Beteiligung an den Landtagswahlen. Der Kölner Parteitag hatte sie untersagt. Es galt, dies Verbot aufzuheben, da immer deutlicher zutage getreten war, daß die Erneuerung Deutschlands ohne die Gesundung Preußens unmöglich sei. Auer bekam das Referat darüber für den Hamburger Parteitag übertragen. Er kam, sprach und siegte, trotz des alten Liebknecht verzweifeltem Widerstand. Seine Rede war ein Meisterstück der Parteidiplomatie. Alle Vorzüge seiner Beredsamkeit, die ihn zu einem der größten Redner Deutschlands machten, traten in das hellste Licht. Aber das hätte bei dieser Gelegenheit allein nicht genügt. Der Aufbau der Rede war das Entscheidende. Auer erbrachte den historischen Nachweis, daß von Mitte der sechziger Jahre an die Frage der Landtagswahlbeteiligung für die Sozialdemokratie immer offen gewesen sei. Ein Zitat aus der sozialdemokratischen Presse reihte sich an das andere, ein Parteigenosse nach dem anderen wurde angeführt, alles, um zu beweisen, daß es sich hier nach der Meinung der Partei selbst um gar keine Prinzipien, sondern lediglich um eine Zweckmäßigkeitsfrage handele. So erschien schließlich die Aufhebung des Kölner Beschlusses nicht als ein Bruch mit der Vergangenheit, sondern viel eher als die Wiederanknüpfung an alte Parteitradition. Man beschloß etwas Großes und Wichtiges, ohne doch das Gefühl dieser Größe und Wichtigkeit zu haben. So setzte die Partei über den Strom hinüber, der das Land der Praxis von dem der öden Abstinenz trennte, und sie hatte doch nur das Bewußtsein, über ein harmloses Bächlein zu schreiten. Das hatte Auer zuwege gebracht.

Was seine Hamburger Rede für die Partei, war seine Rede vom Januar 1895 über die Umsturzvorlage für den Reichstag: Ein unübertroffener Höhepunkt. Der Inbegriff dessen, was man zum Lobe einer Rede sagen kann, ist, daß bei ihr das Gewollte mit dem Erreichten identisch sei. Auer wollte am 8. Januar 1895 die Umsturzvorlage vernichten und damit das gefährlichste Attentat abwehren, das die Arbeiterschaft seit dem Sozialistengesetz bedroht hatte. Und das gelang ihm. Er sprach drei Stunden, und als er schloß, da hatte die Vorlage den Todeskeim in sich. Es dauerte noch Monate, bis sie endgültig verscharrt wurde. Aber daß ihr gleich am ersten Tage ihrer parlamentarischen Existenz der Lebensfaden unterbunden wurde, das war Auers Tat.

Nur selten hat Auer im Reichstage gesprochen. Und er hat gar nicht mehr gesprochen, nicht mehr sprechen können, als es am nötigsten gewesen wäre, als Bülow seinen Redefeldzug gegen die Sozialdemokratie begann. Das Pathos Bebels hat gegenüber der eleganten Fechtkunst des Kanzlers versagt. An Auers Vernunft und seinem herrlichen Humor hätte die, wenn auch gewandte, so doch immer oberflächliche Beredsamkeit Bülows einen ganz anderen Gegner gefunden.

Es kann nicht leicht überschätzt werden, was die Sozialdemokratie an Auer verloren hat. Er war geradezu die Verkörperung der Einheit der Partei. Unzählige Konflikte innerhalb der Partei hat seine Diplomatie aus der Welt geschafft, so lange er im Vollbesitz seiner Kraft war. Und seitdem er das nicht mehr war — nun, seitdem ist es eben rückwärts gegangen. Sein organisatorisches Genie hat der Partei die Organisation gegeben, die ihr von jeder anderen Partei geneidet wird, und die für sich allein eine Macht ersten Ranges darstellt. Dabei war er eine Persönlichkeit, die der Arbeiterbewegung auch bei ihren grimmigsten Feinden Respekt sichern mußte. Kein Fanatiker, aber durchglüht von Begeisterung für seine Sache. Stark im Lieben, stark im Hassen, aber ohne Haß gegen die Personen, nur von Haß erfüllt gegen Institutionen und Verhältnisse, gegen Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit. Ein Diplomat feinster Prägung und doch ehrlich bis auf die Knochen. Voll tiefster Menschenkenntnis, und eindringendster Weltklugheit und doch reinen Gemütes wie ein Kind. Ein Mann so rauh in seinen Aeußerungen und dabei so zarten Empfindens, daß er aus Menschheit oft zynisch wurde, um sein Inneres zu verhüllen.

Wer das Glück hatte, Auer wirklich zu kennen, wird sich der Tränen nicht schämen um den Mann, dessen Geist so groß war wie seine Seele **H. v. Gerlach.**

Zur Haager Friedenskonferenz

Das Friedenswerk, das die Haager Konferenz leisten soll, hat zwei Teile. Einen juristischen und einen politischen. Beide sind ernst zu nehmen, aber der erste in anderem Sinne als der zweite. Es gibt nämlich zweierlei Schrecken des Krieges und zweierlei Kriege. Das erste sind diejenigen, an denen zwei Staaten keine oder parallele Interessen haben. Diese zu mildern hat die Genfer Konvention begonnen, und hier durch Ausbildung der Schiedsgerichte und des Völkerrechtes erweiternd fortzufahren, ist auch Aufgabe dieser Haager Konferenz. Hier lautet also die Frage: wie werden Kriege, Arten und Ausdehnung der Kriegführung vermieden, an denen niemand ein Interesse hat? Diese Aufgabe haben Juristen zu lösen. Die zweite Gattung der Kriege und Kriegsschrecken ist anderer Art. Sie erstreckt sich auf alle diejenigen Fälle und Gebiete, wo die In dieser Haager Konferenz. Hier lautet also die Frage: in einer etwas schroffen Präzision: Wie benütze ich die sogenannte Friedensbewegung, ihre Moral und ihren Idealismus dazu, um durch internationale Abmachungen mir für die Zukunft eine vorteilhaftere Kriegführung zu sichern? Dies Problem muß der Politiker lösen.

Das Hauptinteresse konzentriert sich auf Fragen der zweiten Art. Und unter diesen dreht sich alles um das Seebeuterecht und das Abrüstungsproblem. Bei dem ersten liegt die Sache sehr einfach. Einige Staaten haben ein Interesse daran, das Privateigentum des Gegners zur See kapern zu dürfen, andere das entgegengesetzte Interesse es zu sichern. Die zweiten werden ihre Aufgabe darin sehen müssen, durch Betonung der Humanität und Friedensempfindungen von den anderen den Verzicht auf Vorteile in der Kriegführung zu erreichen; die anderen, auf nichts zu verzichten und dabei mit der besagten Empfindung in möglichst wenig auffälligen Widerspruch zu kommen.

Bei dem Abrüstungsproblem liegt die Sache nicht so einfach. In den westeuropäischen Ländern gibt es weite Kreise, welche in einer gewissen politischen Sättigung mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden, nur das Interesse haben, ihn zu erhalten, und welche weiterhin, vielleicht durch langen Frieden und Sattheit des realpolitischen Denkens etwas entwöhnt, den jetzigen Zustand des bewaffneten Friedens mit seinen großen Lasten an Rüstungen und Schiffskolossen, mit der allgemeinen Plage der allgemeinen Dienstpflicht, für ein der menschlichen Vernunft unwürdiges Unding erklären. Diese Leute haben in einem zweifellos ehrlichen Idealismus die Idee von der Abrüstung oder Rüstungseinschränkung aufgebracht und mit der allgemeinen Friedenssehnsucht der Völker, dem horror vor Blut und den Schrecken des Krieges verquickt. An und für sich läge es ja gar nicht in der Natur der Sache, daß die menschenfreundlichen Bekämpfer grausamer Kriege sich mehr um die Verminderung finanzieller Lasten, durch welche Hunderttausende ein friedliches Brot finden, als um die Eindämmung der grausamen Begleiterscheinungen kriegerischer Konflikte bemühen. Wie dem auch sei: tatsächlich betrachten die Friedensschwärmer die Einschränkung der militärischen Rüstungen als ihre vornehmste Aufgabe. Nun meint man, England hoffe wirklich unter Benutzung dieser Stimmung seine maritime Uebermacht völkerrechtlich für alle Zeiten festlegen zu können. Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß irgend ein englischer Diplomat an die Möglichkeit glaubt, eine wirklich annehmbare praktische Formel für den Abrüstungs-Gedanken, einen Maßstab und eine Kontrolle zu finden. Daher ist es nicht zulässig, anzunehmen, der Zweck, den England mit seinem Abrüstungsvorschlage verfolgt, liege in der Durchführung des Antrags. Andere Gründe müssen gesucht werden und sind unschwer zu entdecken.

Die Abrüstungsfreunde Westeuropas und der Vereinigten Staaten besitzen in den Parlamenten und der inneren Politik dieser Länder einen gewissen Einfluß. Die Regierungen scheinen da und dort gezwungen, diesen Kreisen entgegenzukommen und ihrer Lieblingsidee, der Abrüstung, um dieser innerpolitischen Rücksicht willen, entgegenzukommen. So scheinen die englischen Liberalen, solange sie noch in der Opposition standen, in dieser Richtung bindende Versprechungen gemacht zu haben, die Campbell-Bannerman jetzt gern einlösen möchte. Freilich kann man annehmen, daß der Minister des Aeußeren, Sir Edward Grey, bei den diplomatischen Schwierigkeiten, die der englische Zusatzantrag zu dem russischen Programm zu machen scheint, diesem Gesichtspunkte des Premiers schwerlich nachgegeben hätte, wenn er nicht auch außerpolitisch in diesem Abrüstungsvorschlage manches Nützliche erkennen würde. Hier kommen wir also auf andere und zweifellos schwerwiegende Gründe. Mißtrauisch veranlagte Menschen könnten zum Beispiel annehmen, die englische Diplomatie fürchte auf der Konferenz eine England unbequeme Ausgestaltung des Schutzes für Privateigentum des Gegners zur See und in neutralen Häfen, es fürchte Festsetzungen über das Blockaderecht und ähnliches; England wolle daher, um nicht durch Widerspruch auf der Konferenz gezwungen zu sein, eine wenig humanitäre Farbe zu bekennen, die Konferenz überhaupt zum Scheitern bringen; und zwar dadurch, daß es durch Einbringung eines undiskutierbaren Abrüstungsvorschlages andere Mächte, am besten Deutschland, zwinge, an der Konferenz nicht teilzunehmen und das Odium des Scheiterns auf sich zu nehmen. Diese Auffassung würde allerdings gestützt werden, wenn die in englischen Zeitungen ausgesprochene Ansicht authentisch wäre, daß nämlich England die Diskutierung der Abrüstung zur conditio sine qua non der Beschickung der Konferenz mache. Andere meinen, mit diesem Schlag solle auch noch eine dritte Fliege getroffen werden: England wolle auch erreichen, daß Italien durch die dort herrschende abrüstungsfreundliche Stimmung auf der Konferenz gezwungen würde, in einen klaren und offenen Gegensatz zu den beiden anderen Dreibundmächten zu treten. Wieder andere glauben noch an einen vierten Zweck: die Weigerung anderer Mächte, ihre Rüstungen einzuschränken, soll für die englische Regierung das Argument werden, das die Radikalen im Parlamente bewegen soll, eventuell geplanten weiteren Vergrößerungen der englischen Flotte ihre Zustimmung zu geben. Wie einer auch das Gewicht dieser einzelnen englischen Zwecke werten mag: das Wesentliche der ganzen Abrüstungsfrage ist nicht der Kampf um die Sache, sondern der Kampf um den Schein. Die Sache selbst ist aussichtslos und totgeboren: der Kampf dreht sich nur darum, wem vor der öffentlichen Meinung die Schuld an dem Scheitern — immer natürlich mit Unrecht — zugeschrieben werden soll. In diesem Kampfe ist England der angreifende Teil: es will seine eigene Friedensliebe vor allen Friedensfreunden dokumentieren, und andere Mächte, am besten Deutschland, in den Geruch der Kriegstreiberei und geheimer expansiver Pläne bringen. Die andern Mächte sind in der Defensive: sie können nichts tun als das Odium von sich ab auf dritte Mächte oder womöglich auf die Sache selber zu wälzen. Dieser Kampf um den Schein bietet ein eigenartiges, aber für Nicht-Politiker unerquickliches Schauspiel.

Freilich wird nur um Meinungen gekämpft: trotzdem darf die Wichtigkeit des Kampfes nicht unterschätzt werden: denn die Meinungen wirken auf die Sachen zurück. Wenn es auch nicht gelingt, die Rüstungen durch internationale Abmachungen zu beschränken, so wirkt doch der auf Friedenskonferenzen und Pazifistenkongressen erzeugte Idealismus, die stete Verleumdung kriegerischer Rüstungen, der allgemeine Abscheu dahin, daß überall forcierte und auffallende Rüstungen durch den passiven Widerstand einer in dieser Richtung dirigierten öffentlichen Meinung, wenn nicht verhindert, so doch gehemmt und erschwert werden. Die öffentliche Meinung schlingt auf diese Weise Fesseln um die Bewegungs- und Wachstumsmöglichkeit der schwächeren Staaten, und hilft das Uebergewicht sichern, das der jetzige Zustand dem flottengewaltigen England gibt. Schon seit Jahren hat die englische Publizistik eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin gesehen, jedes Panzerschiff und jeden Kreuzer, um den die deutsche Flotte wächst, in der Welt herum auszuposaunen, um so die deutsche Rüstungsmöglichkeit durch die Angst zu lähmen, durch solche Rüstungen immer mehr in den Geruch kriegerischer Gesinnungen zu kommen und alle mit einer solchen Gesinnung verbundenen, sehr wesentlichen diplomatischen Nachteile in den Kauf nehmen zu müssen. Die Abrüstungsfrage auf der zweiten Haager Friedenskonferenz ist also nur eine Phase in einem schon lange währenden und erbittertem Kampfe um die öffentliche Meinung und die aus ihr folgenden diplomatischen Vor- und Nachteile. Was diplomatisch in den letzten Tagen geschehen ist, scheint, wie man aus der kürzlich veröffentlichten Zirkularnote der russischen Regierung ersehen kann, eine Art verdeckter Aufmarsch zu dem bevorstehenden Kampfe zu sein. Die Parteien suchen ihre Front, ihre Position und ihre Gruppierung. Das alles ist im einzelnen der Beurteilung des Außenstehenden nicht zugänglich. Aus den bisherigen Veröffentlichungen lassen sich nur allgemeine Schlüsse auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten in diesem Kampfe ziehen. Man kann bisher so viel sehen, daß die deutsche Politik der englischen Regierung nicht den Gefallen tun wird, nur bei Nichtdiskutierung des englischen Abrüstungsvorschlages an der Konferenz teilzunehmen und das Odium an dem Scheitern nicht nur des Abrüstungsgedankens, sondern auch der anderen, praktischen und lösbaren Aufgaben der Haager Konferenz auf sich zu laden. Man kann ferner ersehen, daß es der englischen Regierung nicht gelungen ist, die russische dazu zu bewegen, den Abrüstungsgedanken in das von ihr entworfene offizielle Programm aufzunehmen. Es bleiben also nur die drei Möglichkeiten: 1. England erklärt, da die russische Regierung den Abrüstungsvorschlag nicht in das Programm aufgenommen habe, sehe sich die englische nicht in der Lage, an der Konferenz teilzunehmen. Daran würde die Konferenz scheitern, und das Odium, das wichtige Friedenswerk, das die Konferenz leisten soll, vereitelt zu haben, würde England tragen müssen. Diesen Weg wird die englische Regierung sicher nicht einschlagen können und wollen. 2. England läßt den Abrüstungsvorschlag fallen. Wenn das auch in Interesse einer friedlichen und ruhigen Arbeit der Konferenz das Beste wäre, so hat sich doch die englische Diplomatie zu stark festgelegt, um einen solchen Rückzug anzutreten. 3. Es wird eine Form gefunden, den Abrüstungsvorschlag gesondert vom

offiziellen Programm und nebenher zur Diskussion zu bringen.

Dieser dritte Weg ist der wahrscheinlichste. Hier dreht sich dann das Interesse um die Frage: Werden alle Mächte an diesen akademischen Erörterungen teilnehmen? Wie werden sie sich gruppieren? Wer wird die Schuld der Erfolglosigkeit zu tragen haben? Klar und entschieden auf Seite Englands scheint bis jetzt nur Spanien zu stehen. Die Vereinigten Staaten haben zwar auch einen derartigen Vorschlag eingebracht: dieser aber unterscheidet sich in dem wesentlichen Punkte von dem englischen, daß er nur von einer Einschränkung der Armeen spricht, die Flotten also ausschließt. Auf der andern Seite stehen Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Diese drei Mächte haben den analogen, allgemein gehaltenen Vorbehalt gemacht, an Diskussionen, welche kein Ergebnis versprechen, nicht teilzunehmen. Der Vorbehalt der drei Mächte bezieht sich auf die Abrüstungsfrage. England und Japan haben anscheinend mit Bezug auf Erörterungen über das Seebeuterecht den gleichen Vorbehalt gemacht und können deshalb nicht gut die drei Mächte ihres Vorbehaltes wegen an den Pranger stellen. Wie Frankreich und Italien stehen, ist noch nicht bekannt; doch ist es wohl möglich, daß auch sie auf die Seite der drei Kaisermächte treten. Es würden dann also eine Reihe kontinentaler Staaten von der Diskussion zurücktreten und die übrigbleibenden können nichts tun, als die Fruchtlosigkeit ihrer Besprechung konstatieren.

Das Ergebnis in dem Kampfe um die öffentliche Meinung würde sich dann folgendermaßen darstellen: die kontinentalen Mächte haben vor allen Menschen, welche an eine Durchführbarkeit des Abrüstungsplanes glauben, das Odium des Scheiterns auf sich zu nehmen. Dieses Odium verliert aber durch die Mehrzahl der Schuldigen und durch die offenkundige, innere Aussichtslosigkeit des Planes an Macht. Und die betroffenen Mächte haben diesem Odium ein anderes gegenüberzustellen: das Odium der Heuchelei, der Gefährdung eines praktischen Friedenswerkes durch das Aufwerfen unlösbarer und verärgernder Fragen. Hier steht also eines gegen das andere; und die Partien sind nicht zu ungleich verteilt. Wer freilich von beiden Teilen die öffentliche Meinung mehr für seine Auffassung zu gewinnen vermag, das hängt nicht allein von der Berechtigung der Auffassung, sondern noch viel mehr von der Geschicklichkeit und den Mitteln ihrer Verteidigung und Verbreitung ab. Es ist das ähnlich, wie in einem Wahlkampfe: und da muß vom deutschen Standpunkte aus leider konstatiert werden, daß es Gegenden der Erde gibt, wo durch das Reutersche Nachrichtenmonopol den kontinentalen Mächten die Vertretung ihrer Auffassung ebenso unmöglich ist, wie den Agitatoren des Liberalismus die Einwirkung auf die katholischen Bauern Altbayerns oder der Rheinlande.

Der Liberale wird einen Fortschritt darin sehen müssen, daß bei großen und verwickelten diplomatischen Aktionen, welche alle Kabinette beschäftigen, die öffentliche Meinung eine so wesentliche Rolle, ja sogar das eigentliche Kampfobjekt darstellt. Der große und wesentliche Fortschritt, der darin liegt, daß über die Geschichte der Völker nicht mehr entschieden werden kann ohne Rücksichtnahme auf ihren Willen und die öffentliche Meinung, tritt bei der Haager Konferenz nur prinzipiell zutage. Praktisch zeigt jedoch gerade diese Gelegenheit eine weniger erfreuliche Seite. Der unehrliche Charakter der auswärtigen Politik erscheint durch die Notwendigkeit gesteigert, über das Kleid, das die wahren Absichten verhüllt, für die Augen der Oeffentlichkeit noch einen anderen, dichteren Mantel zu werfen. Die Freude, die man darüber empfinden kann, daß England um der öffentlichen Meinung willen eine solche Aktion unternimmt, wird vermindert durch eine gewisse Geringschätzung der Qualitäten der öffentlichen Meinung, welche in der englischen Aktion liegt. Und ob die ruhige und offene Auffassung der kontinentalen Mächte, die an den gesunden, realen Verstand der Oeffentlichkeit appelliert, über den nicht allzu ehrlichen Appell an die Sentimentalität siegen kann, wird die Zukunft zeigen.

Aber über all diesem politischen und diplomatischen Netzwerk darf nicht vergessen werden, daß es sich im Haag um große, allgemeine Fragen der Zivilisation und des Fortschrittes handelt: um eine humane und freiheitliche Ausgestaltung des Völkerrechtes; um den Schutz von Freiheit und Eigentum des Individuums gegenüber den kriegführenden Mächten. Sachlich, vom Standpunkte der Zivilisation aus, scheinen hinter der Wichtigkeit dieser Fragen die Einzelheiten des politischen Kampfes um diplomatisches Prestige und um öffentliche Meinung zu verschwinden.

Johannes Meier.

Die Gegner und Freunde über unseren Parteitag

Wir geben eine Anzahl Preßstimmen wieder, aus denen unsere Freunde sehen mögen, daß unsere taktische Stellungnahme die einzig richtige gewesen ist.

Die Post (konserv.-scharfmacherisch): Nichts wäre verkehrter, als von der Regierung und den rechtsstehenden Parteien des Blocks eine höhere Bewertung zu erwarten, die sie veranlassen könnten, jetzt nach der Pfeife der Freisinnigen zu tanzen. Die Konservativen haben umso weniger Veranlassung, sich in Zukunft für liberale Interessen und Forderungen zu begeistern, als selbst Herr Dr. Naumann ihnen den Krieg auf Tod und Leben angekündigt hat. Der letzte große Kampf des Liberalismus wird unter allen Umständen gegen rechts ausgefochten werden müssen, meinte er, und mit dieser Ansicht hat er den Beifall aller seiner Parteigenossen errungen. So bleibt als Resultat der großen Tagung nur der Eindruck für uns, daß die freisinnige Vereinigung aus der jüngsten Vergangenheit nichts gelernt und nichts vergessen hat.

Der Reichsbote (konservativ): „Wenn wir bei der nächsten Wahl unseren Wählern als die einzige Folge des liberalen Sieges weiter nichts als die Börsengesetzreform bringen, werden wir schwerlich bei ihnen freudige Aufnahme finden," sagt Herr Naumann. „Der Reichskanzler gebe uns lieber ein Gesetz, fährt er fort, das man einfach „liberal" nennen kann, ein Gesetz, das keinen konservativen Gedanken enthält." In diesem Satz enthüllt sich in neuer Form das Alleinherrschaftsstreben der Spielart des Liberalismus, die zur Zeit Lasters durch ihre Unersättlichkeit am meisten dazu beigetragen hat, die damals große liberale, die nationalliberale Partei an den Abgrund zu führen. Und so wird auch in Zukunft der Beruf des überweiblichen Liberalismus kein anderer sein, als mit seinem unruhigen Ehrgeiz denen zum Nachteil, nicht zum Vorteil zu gereichen, welche auf ihn eine andere Art von Vertrauen setzen, als die, welche Kantonisten verdienen, die als unsichere angesehen werden. Es ist nicht überflüssig, das auszusprechen, weil die Naumannianer, wie die weiblich Liberalen jetzt genannt werden können, sich mit besonderen Erwartungen um die Stimmen der Beamten bewerben, denen sie alles mögliche versprechen, wenn sie ihrer Fahne folgen. Herr Naumann schloß seine aus altem und neuem Ehrgeiz und Wissen zusammengesetzte Rede mit der nach der Seite der Regierung abgegebenen Erklärung, diese solle nur nicht glauben, daß der Liberalismus umsonst an dem neuen Block mitarbeite. Sollte eine besonnene Persönlichkeit innerhalb der Regierung sich hierüber bisher im Unklaren haben befinden können?

Die „Kreuzzeitung" (konservativ): Aus dem vom Generalsekretär erstatteten Jahresberichte entnehmen wir als das für uns wichtigste, daß sich das Institut der Parteisekretäre sehr bewährt habe. Die Mitgliederzahl der Vereine habe sich verdoppelt. Wir glauben, daß es auch für die konservative Partei hohe Zeit ist, gleich den liberalen Parteien in jeder Provinz einen Parteisekretär anzustellen, der nichts anderes zu tun hat, als die Organisation unserer Partei lebendig zu erhalten, für sie zu werben, sie gegen die Agitation der Gegner zu schützen und das Gefühl der Verantwortlichkeit bei allen Vertrauensmännern nicht einschlafen zu lassen. Die Zeiten sind für immer vorüber, in denen der Konservatismus sich allein auf das gesunde Urteil des Volkes (! Red.) und auf die Wahlunterstützung der Regierung verlassen konnte. Wir müssen uns an die Agitation gewöhnen!

Tägliche Rundschau (allgemein rückschrittlich): Man wird es ja den Organen der beiden Volksparteien und der Nationalliberalen überlassen können, von dem Widersinn dieser Naumannschen „Politik" abzurücken, die einerseits den Fürsten Bülow der Zuneigung zur klerikal-konservativen Mehrheit bezichtigt, ihm anderseits aber durch eine freisinnig-sozialistische Paarung das Projekt der liberal-konservativen Paarung zu zerstören emsigst bemüht ist, ihn also, wenn es nach ihr ginge, direkt in die Arme der klerikal-konservativen Majorität zurücktriebe. Hier sei nur gesagt, daß dieser Parteitag der Freisinnigen Vereinigung die schwachen Hoffnungen auf ihre realpolitische Wandlung wieder gründlichst zerstört hat. Sie hat wieder einmal die Gelegenheit, politisch ernster genommen zu werden, verpaßt.

Leider wurde der fromme Wunsch der „Tägl. Rundschau", die Linksliberalen möchten sich deswegen vereinigen, nicht erfüllt. Bezeichnend für die Snob-Redaktion der nationalliberalen „Nationalzeitung" sind ihre folgenden Auslassungen:

„Nationalzeitung" (nationalliberal): Unter reichlichen Tränen ein schüchternes Lächeln — so ungefähr könnte man die Verhandlungen in kürzester Form charakterisieren. Skeptizismus war das vorwiegende Element in den Hauptreden, aber nicht der starke Skeptizismus entschlossener Verneiner, sondern eine bald müde, bald gallige Zweifelsucht, die gern anders möchte und doch nicht kann. Nur in einem Punkte zeigt man Entschlossenheit — da nämlich, wo sie ungefährlich ist. Man fordert für Preußen das Reichstagswahlrecht, nach einem Bericht sogar für die kommunalen Vertretungen! Es wäre nicht übel, wenn die Verfechter dieses schönen Gedankens uns einmal genauer darlegen wollten, wie sie sich seine Verwirklichung vorstellen. Auf das bißchen Lebensmut und Tatenfreude, das aus den übrigen Reden noch herausklang, goß dann zum Schlusse Herr Dr. Barth ein paar Schalen kalten Wassers. Nein, einen erhebenden Eindruck bekommt man von den Verhandlungen nicht, und es soll uns freuen, wenn das an den Berichten liegt — man tagte nach schlechter alter Gewohnheit ja hinter verschlossenen Türen.

In Wirklichkeit war der Parteitag öffentlich. Was bedeuten aber Tatsachen für so geistreiche Leute? Ganz anders schreibt das links-nationalliberale Leipziger Organ:

„Leipziger Tageblatt": Wer die Naumannsche Rede objektiv, wer sie gerecht beurteilt, der wird in ihr eine verständige Vertretung der jetzt einzig möglichen liberalen Politik sehen, die dem Liberalismus Einfluß auf die Regierungsgeschäfte ermöglicht und die zugleich auch der Einigung des Liberalismus einen schätzenswerten Dienst leistet.

„Heidelberger Zeitung" (nationalliberal): Naumann sieht die Politik mehr und mehr als die Kunst des Möglichen an, und er hat zurzeit wohl noch die große Masse der liberalen Wähler hinter sich. Daß es so bleiben möchte, ist im Interesse des Liberalismus aufs dringendste zu wünschen.

Es folgen mehrere freisinnige Zeitungen:

„Frankfurter Zeitung": In der Einigungsfrage hat man, das zeigte sich auch hier wieder, endlich die Linie gefunden, auf der ein praktisches Zusamenarbeiten möglich ist. Man ist sich klar darüber, daß einer weiteren Annäherung noch manche Schwierigkeiten entgegenstehen, aber man weiß auch, daß die allgemeine Stimmung eine allmähliche Ausgleichung der noch vorhandenen Gegensätze verlangt, und daß der gute Wille zur Verständigung innerhalb der drei freisinnigen Parteien im großen und ganzen überall vorhanden ist. Ueber die politische Situation, wie sie den letzten Wahlen und die Bülowsche Parole von der konservativ-liberalen Paarung ergeben hat, bestehen natürlich ebenso wie unter den anderen Parteien, so auch unter den Freisinnigen Meinungsverschiedenheiten; es sind das aber weniger Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei Gruppen des Freisinns, als vielmehr Nuancen, die innerhalb jeder einzelnen dieser drei Gruppen in der Auffassung über die momentanen taktischen Aufgaben des Liberalismus vorhanden sind. Der Abg. Naumann hat über diese Fragen in der gestrigen Versammlung ein ausgezeichnetes Referat erstattet. Daß die politische Situation heute anders ist, als vor einem halben Jahre, liegt vor aller Augen. Es war und ist Aufgabe des Liberalismus, sich entschlossen auf den Boden dieser Tatsache zu stellen, ohne Doktrinarismus, — aber auch ohne Illusionen. Naumann charakterisierte die augenblickliche Lage sehr gut, indem er sagte: wir sind jetzt in einer Zwischensituation. In der Tat, die gegenwärtige Situation kann nur ein Uebergang sein. Es liegt an den liberalen Parteien und es wird nachher bei den Wahlen an den Wählern liegen, dafür zu sorgen, daß es ein Uebergang zum Besseren werde.

„Neue Hamburger Zeitung": Der diesjährige Parteitag bedeutet eine glatte Absage an alle die, welche da glaubten, der entschiedene Liberalismus würde wegen der unglückseligen Paarung mit den Konservativen, die leider zur Durchführung nationaler Aufgaben notwendig war und noch ist, auch nur ein Tüpfelchen von seinen Forderungen aufgeben. Mit erfreulicher Deutlichkeit und durchaus angebrachter Rücksichtslosigkeit vertraten Naumann und Barth in glänzenden Reden den Standpunkt, daß der Liberalismus, durch die letzten Wahlen an eine einflußreiche Stelle gesetzt, zu fordern, und daß die Regierung Farbe zu bekennen habe.

„Berliner Tageblatt": Wo ist der Sperling in eurer Hand? Diese Frage wird den liberalen Abgeordneten, wenn sie von der ersten Session des neuen Reichstages nach Hause zurückkehren, nicht erspart bleiben. Naumann will auch noch bis nach Pfingsten warten. Er will mit leern Händen in die Somerferien gehen. Vorläufig bekommt der Liberalismus nichts als Versprechungen; aber später vielleicht, im nächsten Herbst, oder übers Jahr, dann wird er endlich seinen Sperling erwischt haben. Hier scheint uns die bedenklichste Schwäche des Naumannschen Standpunktes zu liegen. Will der Liberalismus nichts weiter sein als das Zünglein an der Wage, dann muß er doch immer funktionieren. Er darf nicht einrosten. Bis zum Herbst kann sehr viel passieren; bis dahin kann die Regierung sich entschließen, den Reichstag zum zweitenmale aufzulösen. Dann stände der Liberalismus hilflos da. Seine radikalen Anhänger hätte er dann verloren, ohne nach rechts an Terrain gewonnen zu haben. Geduld ist gut; nur darf auch diese politische Tugend nicht überspannt werden. Man braucht der Regierung nicht die Pistole auf die Brust zu setzen, aber man muß sie nötigen, schon jetzt Farbe zu bekennen. Das läßt sich machen, sei es bei der Beratung des liberalen Antrages auf eine Neueinteilung der Wahlkreise, sei es bei der Erörterung der Ziele eines Reichsvereinsgesetzes, sei es sonst bei einer liberalen Forderung.

Zwei Tage darauf schrieb übrigens das „Berliner Tageblatt" derart enthusiastisch über Naumanns sozialpolitische Reichstagsrede, daß die Bemängelungen dieses Blattes damit wohl als hinfällig gelten dürfen. Es ist ein Unterschied zwischen zweckvoller Schärfe und ziellosem Protest. Tiefgründig, wie immer, entdeckt der „Vorwärts":

Das — sei es noch so würdelose — Kompromiß mit der Reaktion sichert der liberalen Bourgeoisie wenigstens die kapitalistische Ausbeutung der besitzlosen Klasse, die politische und ökonomische Niederhaltung des Proletariats, an der sie in ihrer Art nicht minder interessiert ist, wie das Agrariertum an der Knebelung und Ausbeutung der ländlichen Heloten. Es sichert ihr das möglichst langsame Tempo der Sozialreform, einen Schutz gegen allzu unbequeme gewerkschaftliche Forderungen des organisierten Proletariats, die Beherrschung der großstädtischen Kommunen und wenn auch bescheidenen, so doch halbwegs sicheren politischen Besitzstand in Reichstag und Landtag. Das parlamentarische und demokratische System dagegen würde die politische und materielle Machtstellung der freisinnigen Bourgeoisie schließlich nicht minder bedroben, wie sie die Hochburg des Junkertums brechen würde. So entspricht es also nur der ehernen Logik der ökonomischen Entwickelung (oder des Vorwärts? Red.), daß der Freisinn den fadenscheinigen Vorwand der durch Verweigerung der Südwestafrikakredite bedrohten „nationalen Ehre" benutzte, um mit Pauken und Trompeten in das Lager der Reaktion überzugehen!

Zu dem allem will aber gar nicht recht stimmen, was die ebenfalls sozialdemokratische „Schwäbische Tagwacht" über Naumanns Reichstagsrede weiß:

Auf weit höherer Warte standen die Ausführungen des folgenden Redners, des Dr. Naumann. Herr Naumann hatte das Ohr des Hauses. Der Beifall, der ihm gezollt wurde, erstreckte sich von der Linken über das Zentrum bis zur Wirtschaftlichen Vereinigung. Naumann vertrat mit einer Schärfe, die man beim deutschen Liberalismus schon nicht einmal mehr vermißt, den Gedanken der parlamentarischen Regierung. Mehr noch: Naumann nahm den alten Gedanken Friedrich Albert Langes auf und entwarf nicht ohne Kraft der Farbengebung ein Gemälde der konstitutionellen Fabrikverfassung, proklamierte mit Entschiedenheit die Verwandlung des Industrieuntertanen in den Industriebürger als die Aufgabe, die eine wirkliche Sozialpolitik zu erfüllen hat. Soweit gut. Mit allem, was Naumann sagte — wenigstens soweit es die Sozialpolitik betrifft — kann man einverstanden sein.

England und Aegypten

(Schluß)

Um den Gotteslohn arbeitet der Engländer keineswegs in Aegypten, daß er aber das Land plündere, ist eine Unwahrheit. Freilich sind die Gehälter der englischen Beamten viel höher als die der geborenen Aegypter. Aber das Land würde vielleicht besser fahren, wenn sie noch höher wären. Der russische Staat entsendet in seine eroberten Gebiete Schwärme schlecht bezahlter Tschinowniks, der englische wenige Menschen mit großer Verantwortung und entsprechender Besoldung. So wird Indien regiert. Da Aegypten nicht unmittelbare englische Kolonie ist, und da man auf den Neid der zahlreichen einheimischen Beamtenklasse Rücksicht zu nehmen hat, so können die Saläre hier nicht auf den indischen Fuß gebracht werden. Für die 20- bis 30 000 Francs aber, die Aegypten einem hohen europäischen Beamten zahlt, kann man in England für die heißen Länder keine Eliteware bekommen. Man muß bedenken, was im Mutterlande das Barreau, die Bank, selbst der Kommunaldienst einbringen. So unantastbar Cromer selbst dasteht, so ist er doch mit einigen der von ihm berufenen Herren

nicht glücklich gewesen. Wer an sich nicht charakterfest ist, der wird ja in der Atmosphäre einer orientalischen Bureaukratie nicht besser.

In der einheimischen Beamtenschaft herrscht viel Mißvergnügen über die englische Bevormundung. Das ist natürlich genug. Aus diesen Kreisen kommen auch die nationalistischen Agitatoren, an deren Spitze ein gewisser Mustafa Kamel steht. Diese Leute haben eine Presse und damit gewissen Einfluß. Die Engländer unterschätzten ihn vielleicht früher. Sie hielten die Persönlichkeiten, die hervortraten, für zweideutig, die Bewegung für oberflächlich. Seit einiger Zeit schenkt die englische Regierung diesen Dingen größere Aufmerksamkeit. Einen Erfolg haben die ägyptischen Agitatoren schon erreicht, den, daß die englische Armee um 2000 Mann vermehrt wurde. Sie ist jetzt annähernd 6000 Mann stark, was immer noch nicht viel ist, um eine Bevölkerung von 10 Millionen zu beherrschen. Unbequem ist den Engländern die unverhüllte Gegnerschaft des jetzigen Khedive Abbas II., des Sohns von Taufik Pascha. Abbas, der schon fünfzehn Jahre regiert, aber erst im Anfang der Dreißiger steht, macht ihnen eine mürrische, obwohl gänzlich unwirksame Opposition. Als er einmal Lust zeigte, selbständig zu regieren, wurde ihm sofortige Absetzung und ein lebenslänglicher Aufenthalt in Malta in Aussicht gestellt.

Vor kurzer Zeit hat der Khedive Abbas einen Korrespondenten des „Temps" empfangen und mit diesem Herrn ein Gespräch geführt, das die Engländer schwer ärgert, obgleich sie mit keinem Worte erwähnt wurden. Der Vizekönig hat von seiner Schwärmerei für Frankreich gesprochen, von den großen Fortschritten, die Aegypten unter seiner Regierung gemacht habe, und zum Schluß gesagt, man liebe in seinem Lande Frankreich noch immer und „trotz alledem". Nämlich trotz des marokkanischen Abkommens. Die englische Presse war wütend, der „Daily Telegraph" las dem Khedive in einem überaus groben Artikel die Leviten. Aber im Ernst wird niemand glauben, daß Aegypten imstande sei, sich von Englands Herrschaft zu befreien. Keiner, der etwas mit dem Lande und seiner Geschichte bekannt ist, wird auch glauben, daß es sich nach einer Befreiung durch andere je selbst beherrschen könne. Es kann neue Herren finden, vielleicht ihm besser gefallende, aber nicht wirklich frei sein. Der orientalische Völkermischmasch, der die Städte auffüllt, ist nicht entscheidend. Die eigentliche, stark mit urafrikanischem Blute versetzte Landesrasse, ist unpolitisch; der Fellach will die Scholle umwerfen, die Frucht beharken, Weiber nehmen, sich an den Festen freuen, nicht aber mit herrschen; was gehen ihn die Herren an?! Seit dritthalb Jahrtausenden geht das Land von einer Hand in die andere. Perser, Griechen, Römer, Araber, Türken, Engländer haben es nacheinander besessen. Und so wird es wohl bleiben bis ans Ende der Tage.

Aber die kulturelle Entwicklung, der Konstitutionalismus, die Volksseele, die Presse, werden sie das alles nicht umgestalten? Erst vor drei Wochen hat die ägyptische Nationalversammlung eine Resolution „zugunsten des parlamentarischen Regierungssystems" gefaßt. Ein Verlangen, das den Engländern selbst dann ungefährlich wäre, wenn die Antragsteller eine Ahnung davon hätten, was für ein Ding das sei. Die ägyptische Nationalversammlung besteht seit 1883. Sie ist eine Art Notabelnparlament, hat mit dem wirklichen Volke gar keine Verbindung und besitzt das wertvolle Recht, sich gutachtlich zu äußern. Möge es gestattet sein, mit einem Geschichtchen zu schließen, das das Wesen eines orientalischen Parlamentarismus nicht übel beleuchtet.

Jene 1883 geschaffene „Nationalversammlung" ist das Ergebnis einer langen Reihe konstitutioneller Versuche. Die kritischen siebziger Jahre waren im Orient auch die Zeit der Verfassungen. Die Türkei, so insolvent sie auch war, war noch viel reformfreundlicher.

„Wir bekämpfen den Absolutismus mit der Konstitution," sagte vor dem russischen Kriege ein türkischer Großvezier. Man war ernst dabei; als Midhat Paschas Verfassung publiziert wurde, da brach ein großes deutsches freisinniges Blatt in den Stoßseufzer aus: „Ex oriente lux!" Dem ägyptischen Khedive Ismail stach das in die Augen. Er konnte sich von der Pforte nicht den Rang ablaufen lassen, er mußte auch ein Parlament haben. Nichts war leichter als das; mit den Worten „Aegypten liegt nicht mehr in Afrika, es liegt in Europa," unterschrieb der Autokrat das Verfassungsdekret. Im November 1876 kam das erste ägyptische Parlament in Kairo zusammen. Die Mitglieder waren lauter „Notabeln", Dorfälteste, Grundherren, reiche Kaufleute. Am Tage vor der Eröffnung versammelte der Minister des Innern die Abgeordneten, um ihnen erst einmal zu erklären, wie das Ding denn laufen solle. Der Khedive in seiner Gnade wolle Aegypten zu einem freien Lande machen, und dazu gehöre ein Parlament. Effendina unser Herr — wolle aber alles ganz europäisch haben, und daher müsse es in dem Parlamente auch Parteien geben. Wer für die Regierung sei, solle sich rechts hinsetzen, andere mehr in der Mitte und so bis zur linken Seite, wo die Gegner Platz zu nehmen hätten. Das verstanden die Volksvertreter gut. Als am andern Tage die Türen des Saales geöffnet wurden, entstand sogleich eine furchtbare Prügelei; mit ihren dicken Stäben schlugen sie sich die Köpfe blutig. Gerauft aber wurde um die Plätze der äußersten Rechten; denn so schlecht wollte keiner sein, daß er unter den Gegnern seiner Hoheit säße.

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Unsere Bewegung

Allerlei Mißverständnisse. Auf dem Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen hat unser Freund Cordes-Bremerhaven vor einem „Ruck nach rechts" gewarnt. Da die Rede verschiedentlich falsch aufgefaßt wurde, legt Herr Cordes Wert darauf festzustellen:

„Ich möchte der Haltung Naumanns den Vorzug geben, um so mehr, da einerseits die Willensrichtung der Parteifreunde keine Abflauung befürchten, sondern eher eine Festigung erwarten läßt und da andererseits der Liberalismus Zeit gebraucht zur Einigung und zur Verbreitung und Vertiefung der liberalen und demokratischen Grundideen. Wenn die Führer es augenblicklich für notwendig halten, zu schweigen oder abzuwarten, so müssen es umgekehrt die Mitglieder im Lande für desto notwendiger halten, gerade jetzt die Organisationsbestrebungen, Werbung und Arbeit aufs schärfste zu betreiben."

Natürlich denken Naumann und unsere Abgeordneten nicht daran, in Bezug auf liberale Forderungen „zu schweigen oder abzuwarten". Naumanns Rede im Reichstag hat doch mit aller Deutlichkeit das Gegenteil bekundet. Richtig ist nur, daß Naumann u. a. in der Beurteilung der gegenwärtigen Absichten der Regierung eine „abwartende" Stellung eingenommen haben. Jede energische Aktion unserer Freunde im Lande wird, darüber sollte gar kein Wort zu verlieren sein, nach wie vor von uns nach Kräften unterstützt.

Der gemeinsame Ausschuß der vereinigten drei entschieden liberalen Parteien trat am Sonntag morgen um 10 Uhr im Reichstag auf Einladung des geschäftsführenden Ausschusses der Freisinnigen Volkspartei unter Vorsitz des Abg. Dr. Müller-Sagan zu seiner Konstituierung zusammen. Es waren erschienen von der deutschen Volkspartei Abg. v. Payer und Dr. Quidde, von der Freisinnigen Vereinigung die Abg. Ernst, Naumann und Schrader, sowie der Generalsekretär Weinhausen, von der Freisinnigen Volkspartei die Abg. Fischbeck, Kämpf, Dr. Müller-Meiningen, Dr. Müller-Sagan und Dr. Wiemer. Es fand eine Verständigung dahin statt, daß der gemeinsame Ausschuß bestehen soll aus 8 Mitgliedern der Freisinnigen Volkspartei und je 4 Mitgliedern der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei. Den Vorsitzenden stellt die Freisinnige Volkspartei, die Stellvertreter die Freisinnige Vereinigung bezw. die Deutsche Volkspartei. Nur über Fragen der Geschäftsordnung hat die Mehrheit der erschienenen Mitglieder des Ausschusses zu entscheiden. Zu allen sonstigen Beschlüssen des Ausschusses ist Uebereinstimmung der sämtlichen vertretenen Parteien erforderlich. Der Ausschuß ist beschlußfähig bei Anwesenheit von mindestens 9 Mitgliedern. Die Einberufung des Ausschusses erfolgt durch den Vorsitzenden. Sie muß erfolgen, wenn eine der drei Parteien einen dahingehenden Antrag stellt unter Mitteilung des Gegenstandes der Tagesordnung. — Tagesordnung und Verhandlungen des Ausschusses sind vertraulich zu behandeln, bis ein Einverständnis darüber erzielt worden ist, was davon publiziert werden soll. Die Parteileitungen sollen den Organisationen ihrer Partei empfehlen, vor allen politischen Aktionen oder etwaigen Vereinbarungen mit

andern liberalen Gruppen mit den Organisationen der an den Frankfurter Beschlüssen beteiligten Parteigruppen Fühlung zu nehmen.

Der „Hilfe"-Preßverein hielt Sonntag, den 7. April, vor Beginn des Parteitags seine Jahresversammlung ab, in welcher der Vorsitzende des Vereins, Franz Schneider, Berlin, den Jahresbericht vorlegte. Einnahme und Ausgabe für 1906 balancieren mit 4113,85 Mark. Eine Statistik der Auflageziffer der „Hilfe" ergab, daß die Abonnentenzahl ihren Tiefstand trotz des Eingehens der Wochenschrift „Zeit" Anfang 1904 erreicht hat. Von da an hat sich der Abonnentenstand allmählich bis März 1907 auf 11 000 gehoben und damit mehr als verdoppelt. Die Auflage ist natürlich beträchtlich höher. Trotz dieser Fortschritte bedarf die „Hilfe"-Propaganda mindestens in den nächsten zwei Jahren noch der kräftigsten Unterstützung des Preßvereins, die von den Versammelten freudig versprochen wurde. Die Kassenprüfung ergab, daß die vorliegende Rechnungsablage in Ordnung war; Dr. Petersen, Hamburg und Lehrer Cordes, Bremerhaven beantragten darauf die Entlastung der Geschäftsführung. Franz Schneider und Chr. Tischendörfer wurden wiedergewählt. Es wurde ferner der Wunsch ausgesprochen, daß dort, wo Mitglieder des „Hilfe"-Preßvereins wohnen, diese von Zeit zu Zeit zu Diskussionsabenden zusammenkommen möchten. Weitere Anregungen für Hilfepropaganda füllten die kurze, zu Gebote stehende Zeit. Der Gesamteindruck der Verhandlungen war: Es geht vorwärts mit unserer „Hilfe"!

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Algenrodt R. V. I, 5 M.; Altona, R. V. I, 5.—; Barmen, E. V. III, 5.—; Bendorf a. R., E. I, 5.—; Bensheim, F. IV, 5.—; Berlin, N. I, 5.—; Berlin, D. I, 5.—; Berlin, C. T. V, 5.—; Blombacherbach, E. R. 5.—; Borgfeld, H. W. I, 5.—; Bremen-Horn, H. H. I, 5.—; Chemnitz, E.A.W. I, 5.—; Dresden, E. St. IV, 15.—; Dresden, T. V, 5.—; Dresden, A. V. I, 5.—; Dresden, E. E. II, 5.—; Ebingen, V. G. I, 5.—; Erlangen, R. S. V. II, 5.—; Falkenberg, K. I, 5.—; Freiburg Bad., F. I, 10.—; Glückstadt, R I, 5.—; Hamburg, S. I, 5.—; Hamburg, L. Sch. I, 5. —; Hamburg, L. R. I, 5.—; Heidelberg, K. III, 5.—; Koburg, L. I, 15.—; Lamstadt, W. IV, 5.— ; Leipzig, Sch. II, 5.—; Lennep, H. B. IV, 5.—; Ludwigshafen a. R., M. M. III, 5.—; Meiningen, St. III, 5.—; München, B. I, 5.— ; Oldenburg, R. IV, 5.—; Plauen i. V., H. 5.—; Schwennigen, M. V. 5.—; Ulm a. D., B. I, 5.50; Zeitz, W. L., III, 5.—.

Außerordentliche Beiträge:

Bautzen, M. S. 2,80 M; Berlin, Ungenannt 2,25; Brandenburg a. H., G. 6.—; Dresden, H. 1.—; Frankfurt a. M., J. Sch. 2.—; Grimma, H. 0,30; N. N. in G. und S. 5.—; Görlitz, M. 0,50; Heilbronn, B. 1.—; Kassel, J. A. 2.—; Karlsruhe Baden, E. 0,50; i. Königsstädten, K. 1.—; Leipzig, R. 3,20; Leipzig, B 1.—; Löttringhausen, Sch. 2,10; Meißen, H. 2,60; Mechtshausen, N. 1.—; Neumünster, T. 3.—; Tübingen, G. 4.—.

Zusammen 251,75 M.

über die wir herzlichst dankend quittieren.

Berlin-Schöneberg. Die Geschäftsleitung.

Schöneberg. Auf den Weg einer sozialen Steuerpolitik suchte die sozialliberale Gruppe im Schöneberger Stadtparlament die drittgrößte Gemeinde Groß-Berlins mit zwei Anträgen zu drängen, welche die Erhöhung der Grundsteuer auf unbebauten Boden und die Einführung einer Wertzuwachssteuer zum Ziele hatten. Aber während selbst die Berliner Stadtväter sich im Prinzip für die Wertzuwachssteuer erklärt haben und Charlottenburg beschlossen hat, mit den anderen westlichen Vorortgemeinden über diese Frage in Verhandlungen einzutreten, unterstützte in Schöneberg nur die sozialdemokratische Fraktion unsere Freunde geschlossen, während die überwiegende Majorität glaubte, sich zum Heile der Stadt, der Mieter, der Hausbesitzer, des Baugewerbes und — der Terraingesellschaften mit Händen und Füßen gegen den finanzpolitischen und sozialen Fortschritt sträuben zu müssen. Nach dreieinhalbstündiger Debatte wurde der Antrag betr. die Grundsteuer einer gemischten Deputation überwiesen, die Resolution zugunsten der Wertzuwachssteuer aber abgelehnt. Die Grenzlinie nach rechts ist nunmehr jedenfalls für unsere Schöneberger Freunde mit aller wünschenswerten Deutlichkeit gezogen.

Falkenstein i. V. Der Freisinnige Verein Falkenstein hielt am 27. März eine gut besuchte Versammlung ab. Herr Lehrer Ulbricht, der leider von hier fortgeht, hielt einen interessanten Vortrag über: „Wer ist national?" In der lebhaften Debatte wies Herr Bauer-Auerbach nach, daß der Nationalismus der jetzt gerade in Sachsen aus der Erde schießenden Vaterländischen Vereine einseitig sei und daß sie, weil sie keine ehrliche soziale Arbeit leisten, die Arbeiter nicht versöhnen, die Gegensätze nicht mildern könnten.

Soziale Bewegung

Von den drei großen Wirtschaftskämpfen, die in den letzten Wochen weite Volkskreise in Deutschland in Mitleidenschaft gezogen haben, ist die Aussperrung im Schneidergewerbe bereits beendigt. Das energische und solidarische Vorgehen der Arbeitgeber hat den gut organisierten und vortrefflich geführten Arbeiterverband der Schneider bereits nach kurzer Zeit zur Kapitulation gezwungen. Kleine Zugeständnisse sind erreicht worden, aber in den abschließenden Schneiderversammlungen kam doch oft ein stürmischer Unwille über die geringen Erfolge zum Ausdruck. Indessen helfen natürlich alle Gefühlsausdrücke nicht über die Tatsache hinweg, daß wirtschaftliche Kämpfe ihrer Natur nach wirtschaftliche Machtproben sind, in denen der Schwächere nachgeben muß, wenn er am Ende seiner Kraft und seines Geldes angelangt ist. — Leider scheint es, als ob auch im Hamburger Hafenbetriebe und in der deutschen Holzindustrie ein ähnlicher Ausgang zu erwarten wäre. Die Hamburger Hafenarbeiter haben durch Vermittlung des Generalsekretärs des Hamburger Arbeitgeberverbands, Freiherrn v. Reiswitz, mit dem Hafenbetriebsverein verhandelt, ohne sich über die Friedensbedingungen einig zu werden. Die von den Reedern erlangten Zugeständnisse wurden von den Hafenarbeiterversammlungen für unannehmbar erklärt und mit neuen recht bescheidenen Forderungen beantwortet, die wiederum vom Hafenbetriebsverein zurückgewiesen wurden. Auch die eifrigen Bemühungen unseres Parteifreundes, des Reichstagsabgeordneten Dr. Heckscher in Hamburg, um das Zustandekommen eines billigen Friedensschlusses sind vorläufig gescheitert. Der Kampf geht weiter. Die Leitung des Hafenarbeiterverbandes fordert „die Arbeiterschaft Deutschlands" auf, für Fernhaltung des Zuzugs zum Hamburger Hafen tätig zu sein. Diese Aufforderung ist um so notwendiger, als nicht nur aus England ganze Schiffsladungen von Arbeitswilligen kommen, sondern auch aus Rheinland-Westfalen und anderen Gegenden Deutschlands fortgesetzt Zuzug nach Hamburg erfolgt. Der Hafenbetriebsverein hat jetzt mehr als 5000 Arbeitswillige zur Verfügung, also der Ziffer nach ebensoviel Kräfte wie vor der Aussperrung. — In der deutschen Holzindustrie wird der Kampf mit aller Energie fortgesetzt. Die Unternehmer erhalten von allen Arbeitgeberverbänden Unterstützung, die ein Interesse an der Niederwerfung der Arbeiter haben. Sie haben die Aufnahme eines Darlehns von vorläufig einer Million Mark beschlossen. Beweis genug für die Erbitterung, mit der der Kampf geführt wird. Leider verschärfen die verantwortlichen Arbeiterführer diesen großen Kampf durch die Tonart, in der sie von den Unternehmern reden und schreiben. Wenn die „Holzarbeiterzeitung" „von den dummen Lügen der Scharfmacher" und „vom Bettelstabschwingen bei allen Scharfmacherverbänden" redet, wenn der „Vorwärts" solche Ausdrücke noch übertrumpft durch „bettelstolze Holzäbelschleifer" und wenn die Leitung des Hafenarbeiterverbandes die Reeder im offiziellen Aufruf an die deutschen Arbeiter als „Hamburger Hafenprotzen" bezeichnet, so beweist das alles nur, daß nachgerade auch die Gewerkschaftspresse auf den Sauherdenton der offiziellen Sozialdemokratie herabgekommen ist, der weite Kreise der Mitläufer von der Partei abgestoßen hat. Die Gewerkschaften sind aber in noch viel höherem Grade als die politischen Parteien auf die Sympathien der öffentlichen Meinung angewiesen, ohne die heute kein größerer Kampf mehr gewonnen werden kann. Sie sollten sich deshalb trotz aller entschuldbaren Verbitterung und Verärgerung in ihren Proklamationen derselben kühlen Besonnenheit und berechnenden nüchternen Tonart befleißigen, die sie ihren Taten zugrunde legen.

Briefkasten

Dr. M. in L. Rohrbach kommt in den nächsten Tagen aus Südwest-Afrika zurück. Er ist, wie wir ihn kennen, gerne bereit, unter den üblichen Bedingungen Vorträge über Südwest-Afrika und die damit zusammenhängenden Fragen zu übernehmen. Machen Sie uns also nur Vorschläge. Gruß.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 16 Berlin, 21. April 1907

Rache

Jede Meinung wirkt auf den zurück, der sie ausspricht. Emerson.

Jeder versteckt sich gern. Das mag oft auf wirklicher Unaufrichtigkeit beruhen; oft ist es freilich nur ein harmloses Spiel, das man mit sich selber treibt. Nun tritt aber das Merkwürdige ein, daß alles um uns Rache nimmt für diese seltsame Vorliebe des Menschen, sich zu verstecken. Wort, Gebärde, Gang, die Art, zu hören und zu sehen, Schweigen und Lachen — sie verraten uns alle. Es ist geradezu, wie wenn sich die Dinge verschworen hätten, dem Menschen ein Schnippchen zu schlagen. Man leidet unter seinen eigenen Fehlern, auch wenn sie niemand kennt. Gerade dann, wenn irgend welche Ecken im eigenen Heim sind, in die man nicht jeden hineinsehen lassen kann, geht man so vorsichtig daran vorbei, daß der Nachbar erst recht darauf aufmerksam wird. Dazu braucht es gar keine besondere Ungeschicklichkeit. Vielmehr waltet ein Gesetz, daß alles Wirkliche auf die Dauer nicht verborgen bleibt und jedes Wort und jede Tat wieder auf uns selbst zurückwirkt. Alles lebt aus der Wechselwirkung. Nichts kann gewissermaßen ausgeschaltet werden. Es drängt sich sofort wieder in die Reihe und wirkt weiter.

Da sagten wir ein Wort. Sobald es gesprochen war, war es uns fast leid. Es war ganz richtig, es war wahr. Aber nun sind wir daran gebunden. Vielleicht hätten wir's doch anders ausdrücken können. Aber nun müssen wir einmal in der Richtung weiter laufen. Alles wirkt anders, wenn es vor uns steht. Dann bekommt es eigene Macht und wendet sich gegen uns, wie die Söhne gegen die Väter. Darin liegt eine innerliche Gerechtigkeit. Nichts bleibt ungestraft, nichts unbelohnt. Das alles vollzieht sich ganz in der Stille. Das Gewebe des Geschehens ist so fein gewoben, daß keine Masche fallen gelassen wird. Aber wir merken es nicht sofort.

Noch seltsamer ist freilich die Macht, mit der eine eigene Meinung, die wir ausgesprochen haben, wieder zu uns zurückkehrt. Sie berührt uns oft ganz fremd. Es ist manchmal, wie wenn sie eine Freude daran hätte, uns zu erschrecken, weil sie einstweilen so groß geworden ist. Aber schon im Augenblick des Aussprechens selbst erlebt man Stärkung oder Verdruß, je nachdem es uns gelang, klar zu gestalten oder nur undeutlich anzutasten. Und jene wachsende Kraft ahnten wir nicht, solange der Gedanke in uns ruhte. Da schien er so harmlos. Er lebte von uns, aber später müssen wir uns mit ihm herumschleppen. Er gehörte zu unserem Besitz, und nachher fliegt er in die Welt mit eigenen Schwingen. Andere machen etwas anderes aus ihm; und doch trägt er stets den Stempel seines ursprünglichen Ausganges. Vielleicht wäre uns gerade der hartnäckigste Kampf im Leben erspart, wenn nicht die eigenen Meinungen uns später so viel zu schaffen machten, nachdem wir sie überwunden haben, sie selbst aber noch gar nicht daran denken, den Kampf mit uns aufzugeben. Am schlimmsten ist es, wenn etwas von Hochmut oder Einbildung darin lag. Die rächen sich unnachsichtlich an dem Urheber. Auch die kleinste Beigabe durchsäuert das Ganze und dessen werden wir erst bewußt, wenn wir die Wirkung später verdoppelt an uns selbst verspüren.

Das sind alles harte Lehren. Eine freudige Gewißheit aber liegt in ihnen: es gibt viel mehr Gerechtigkeit in der Welt, als wir denken. **Traub.**

Frank Wedekind

II.

Die beiden Werke Wedekinds, die auf dem Boden ferneller Reflexion gewachsen sind, haben recht verschiedenen Wert. „Totentanz" ist ein Werk ohne Blut und Leben, die Menschen kämpfen dialektisch und erliegen dialektisch, ein Fehler, der nirgends bei Wedekind so klar hervortritt, wie in diesen bizarren Szenen. — „Frühlings Erwachen" wird ja vor den Augen des andächtigen Berlins Tag um Tag gespielt, — bringt Wedekind einen äußeren Erfolg, den ich ihm für die beiden Werke, von denen zuletzt die Rede sein soll, gewünscht hätte. „Frühlings Erwachen" beweist die Hand eines reichbegabten Gestalters, — das Auge eines Menschen, der viel, sehr viel im verschwiegensten Kapitel der Menschenseele gelesen hat — und doch — — —. Gewiß, es sind Kinder, die wir da sehen, Kinder, die eben reifen wollen, es sind Kinderseelen, die uns Wedekind zeigt, wie sie — — sein können, vielleicht zuweilen sind — zuweilen —, das mag wohl sein. — — —

Es ist nicht Zweck der Kunst, das Seltsame, ja, das Verwerfe im Menschen aufzusuchen und vor unseren Augen bloßzulegen. Der Inhalt der Poesie ist der Mensch in den Menschen, so, wie ihn jeder in sich wiederfindet. Das bedeutet nicht eine Flucht vor dem Außergewöhnlichen. Nein, dies muß nur im Milieu des Allgemeinen dastehen. Es sind seltsame, zum Teil kranke, perverse Kinder in „Frühlingserwachen". Mögen sie so sein. — Dann müßten sie aber in einem weiten, sonnigen Umkreise von Kindern leben, in denen das Erwachen zu männlicher und weiblicher Reife anders aussieht. Erwacht doch mit dem Leibe der Geist. Der menschliche Organismus hat selbst dafür gesorgt, daß die erwachenden Triebe nicht überwältigen. Wir streiten den innigen Konnex geistigen und leiblichen Lebens nicht mehr. Wenn der junge Körper sich dehnt und streckt in erwachender Mannbarkeit, dann entwickelt auch der Geist die erste selbständige Energie. Er beginnt, sich die Welt und ihre Wunder auf jene seltsame Höhe jugendlich-geistiger Betrachtung zu erheben, von der aus die irdischen Triebe klein erscheinen — und alle Zukunft offen steht, — da das Weib dem Jüngling, der Mann dem Mädchen als Ideal erscheinen so fern, daß die erwachenden Wünsche sich nur zögernd nähern. — Es ist kein Zufall, daß der Leib zu einer Zeit erwacht, in der der Geist eine phantastisch-ideale Welt voller Pläne und Träume von Lebensglanz und Liebesglück baut. Diese Jugend hätte uns Wedekind auch zeigen müssen in ihres — Frühlings Erwachen. Dann wäre das Gedicht wirklich geworden, was es sein sollte: die Tragödie der unglücklichen, fiebernden, kranken Kinder inmitten einer glücklichen Jugend.

Der Dichter soll das Leben so vollständig geben wie der Historiker die Zeit, die er durchpflügt. Da das poetische

Schaffen als ein psychischer Prozeß zu denken ist, hängt die Vollständigkeit, der Reichtum des dichterischen Werks von der Vielseitigkeit des dichtenden Geistes ab. Wedekind ist ein reicher Geist. Es ist als Marotte anzusehen, wenn er sich ins Wunderliche, ins Perverse versteigt, — zumal ihm das Allgemeine, menschlich Gesunde reiner und stärker gelingt.

Wedekind hat zwei Werke voll ursprünglicher Poesie, voll kerngesunder Lebensauffassung geschrieben: „Die junge Welt" und „So ist das Leben". (Bezeichnenderweise liegen beide im Gegensatze zu den anderen Arbeiten erst in der ersten Auflage vor.) Beide Dichtungen sind nicht frei von den Schwächen der Wedekindschen Eigenart. Der Dramatiker Wedekind ist schwach in der psychologischen Begründung und Entwickelung seiner Charaktere, schwach in der kausal-notwendigen Verknüpfung der Handlung, — stark dagegen im Dialog, stark vor allem in der Situation. Um die Situation drastisch heraus zu arbeiten, werden die Charaktere skrupellos umgeschaltet, wenn es sein muß, auf den Kopf gestellt. Jede Situation wirkt in sich geschlossen, glaubhaft, — und von der Bühne täuscht das momentan wohlbegründete Interesse über die allzu häufige Haltlosigkeit des Ganzen hinweg. Von einem Kunstwerke im Sinne eines künstlerischen Organismus kann man bei Wedekind kaum sprechen. Sein reiches Talent gibt sich naiv und wirkt in seiner formalen Unbekümmertheit wie eine Gestalt ferner literarischer Vergangenheit. Man denkt an Hans Sachsens Fastnachtsspiele oder früh-mittelalterliche Malerei.

Von diesen Eigenarten, man mag sie Fehler nennen oder nicht, kommt Wedekind auch in seinen besten Arbeiten nicht los.

„Die junge Welt" ist das liebenswürdigste Werk Wedekinds. Nicht toller, ausgelassener Humor, der sich in wildgesteigerten Pointen Luft macht, sondern ein ruhiges, oft weltmännisches Scherzen. Der uralte Konflikt zwischen Theorie und Praxis, Vorsatz und Ausführung ist wohl niemals heiterer gelöst worden. — Wedekind muß diesen Widerspruch gegenüber seinen sexuellen Thesen oft und ernst gefühlt haben. Seinem reflektierend gefundenen Schluß: „Das Mädchen hat Recht auf die Freiheit, die dem Manne niemand streitet" hat wohl stets das harte aber lebendig-wahrhaftige Wort Hebbels gegenüber gestanden: „Darüber kann kein Mann weg." — Es müssen glückliche Stunden gewesen sein, da sich ihm die Empfindung des Zwiespalts zwischen Wort und Leben zur Komödie bildete. — Der Vorwurf ist einfach und hübsch gewählt: Junge Mädchen schwören in der Pension, nicht zu heiraten, ehe sie ihre idealen Ziele erreicht hätten, — aber eine nach der anderen gibt in mehr oder minder hartem Kampfe dem drängenden Gegen nach. Es ist eine Welt voll frischer, gesunder Menschen, die uns Wedekind zeigt, — in die hinein er als prachtvollen Kontrast den Poeten stellt — in einiger Pose, im wallenden Mantel, der die Welt studiert, aber nicht erkennt, nicht einmal das eigene aufopfernde Weib zu begreifen imstande ist. — Seltsam genug, daß der Dichter, der über so fremdliche, harmlos-heitere Töne verfügt, so gern auf dem Bizarren, Verzerrten verweilt. Der paradoxe, dialektische Wedekind liegt in einem fortwährenden Kampfe gegen den Dichter. — Es ist die Frage, wer Sieger bleibt.

Den stärksten Erfolg des Dichters bezeichnet das Schauspiel: „So ist das Leben", — eine Dichtung, die in kühner Symbolik ein ernstes Kapitel menschlicher Schicksalsgeschichte lebendig macht. — Idee und Gestaltung stehen hier in völliger Harmonie zu einem schmerzlichen Gesang.

Sollte der Titel ursprünglich sagen: „So ist *mein* Leben?" — Hat es vielleicht eine Zeit gegeben, in der es Wedekind schmerzte, daß man seinen Ernst für Narrheit nahm, daß man über dem schrillen, zynischen Lachen, das in seinen Werken hier und da, leider zu oft, zwischen Menschenschmerz und Lebenshohn hindurchklingt, den im letzten Sinne ernsten Gestaltungsgrund ganz vergaß? — Freilich, Wedekind ist Wedekinds schlimmster Feind. Es ist eine elementare Forderung an jeden Dichter, daß er die geistige Energie hat, die mit dem Schaffensmotiv gegebene Stimmung während der ganzen Gestaltung festzuhalten. Was wir Stil nennen, ist nichts als diese Stimmung, — und damit ein Bekenntnis des Dichters zu seinem Werke. Die im Hörer ausgelöste Stimmung ist durchaus Reflex der vom Dichter gegebenen und wird unterbrochen, ja, zerbrochen, wenn die einmal angeschlagene Stimmung willkürlich in ihr Gegenteil umgeschaltet wird. — Shakespeare unterbricht den schwellenden Strom der Tragödie gewiß auch durch ein scherzhaftes Intermezzo. Aber der Scherz zerreißt nicht den Faden der tragischen Entwickelung selbst, sondern lenkt die Sinne des Hörers auf einen Augenblick vom Fürchterlichen ab, damit die gefangenen Nerven nicht überspannt werden, die tragische Stimmung nicht in Mißstimmung ausartet. — Wedekind greift mit einem Male in den Ernst der poetischen Gestaltung und sprengt ihn mit satanischem Zynismus auseinander. Der Hörer nimmt den Stimmungsbruch willig oder unwillig hin — er hält den Ernst für negiert und sucht ihn nicht mehr wieder. Wenn also Wedekind am Mißverständnis dessen, was ihm selbst Ernst ist, auch selbst die Schuld trägt, — mag er es doch zuzeiten schmerzlich empfunden und melancholisch lächelnd gesagt haben: „So ist das Leben."

Alle Poesie ist ihrem Wesen nach *symbolisch*, äußere Ereignisse drücken inneres Leben aus; richtiger gesagt: Der poetisch begabte Geist setzt in einem Zustande erhöhter Bewegung inneres Erleben in Erscheinungen des Lebens um. Die Idee, der Sinn der Dichtung, spricht also unmittelbar aus den dargestellten Charakteren und Ereignissen und ist in dem Maße lebenswahr, wie der Dichter das Leben begriffen hat.

Wedekinds König im Schauspiel bezeichnet einen Einsamen, Einzigen unter den Menschen, der auf seiner Höhe eine eigene, seltsam-verdenferne Welt gebaut hat. Der König ist nur klares Symbol für den Menschen, der abseits vom lebendigen Strome eigenwillig seine Gedanken zimmert, — er kann ein geistiger König sein; wenn er sein Wissen und Wollen nicht wieder und wieder prüfend an die harte Wirklichkeit schlägt, wird er zerschellen, sobald er die Einsamkeit verläßt. König Nicolo ist in die Welt gestoßen unter die Menge, in der der Mensch nur nach seiner Kraft und Arbeit gilt. Ein verstoßener, entthronter König muß Arbeiter mit den Mitteln seines Körpers oder Geistes sein, wenn er im arbeitenden Volke eine Daseinsberechtigung haben will, — *als König* hat er nur ein Recht aus Leben auf seinem Thron, mit dessen Verlust er aufhört, ein König zu sein. Wenn er nun zu Menschen kommt und als König zu ihnen spricht, ohne König zu sein, — dann halten die Menschen ihn für einen Narren. Denn wer im Volke leben will, darf das Leben nicht als König begreifen.

Wer die Ereignisse am Maße seiner einsamen Gedanken mißt und zu Menschen in der Sprache seiner Einsamkeit spricht, — den wird die Masse verlachen. — Aber, wenn er einen anderen Einsamen trifft, der wird ihn verstehen. Wedekinds König wird endlich nur vom König verstanden.

Der Einzige soll unter den Vielen aufhören, ein Einziger zu sein — aus Achtung vor seiner königlichen Einsamkeit; man könnte sie verhöhnen. Der Seltene wird nur vom Seltenen verstanden werden, — und Könige sind selten: so ist das Leben.

Es ist ein ernstes, nachdenkliches Gedicht, das Wedekind geschaffen hat, das um eines Hauptes Länge seine anderen Schöpfungen überragt. — Dies Werk ist der Fleck Erde, an dem Wedekind den Spaten ansetzen muß, um tiefer in sich hinein und damit höher über das Leben hinaus zu kommen.

„Hidalla", „Totentanz", — die letzte Schaffensperiode Wedekinds war nicht gut. Aber man soll ihn darum nicht zum Dichter der Antimoral und des rohen Geschlechtstriebes machen. Seine wunderlichen Sitten-Thesen entspringen einer mit Vorliebe den sexuellen Fragen zugewandten Reflexion und seiner Lust am Paradoxen. Der Nerv seines poetischen Schaffens sind sie nicht. Wie er mutwillig seine Gestalten mit seiner Dialektik belastet, so kann er sie zu irgendeiner Zeit in ursprünglicher Freiheit hinstellen und den ihm aus seinen besten Werken bekannten Weg fortsetzen. Sein starkes Talent kann ihn ein gutes Stück vorwärts führen. — Noch steht er sich selbst im Wege. Wedekind ist Wedekinds schlimmster Feind.

Wernigerode a. Harz. **Herbert von Berger.**

Wilhelm Busch

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag.

Ich habe die „fromme Helene" vom Schaft herabgenommen und mit Behagen darin geblättert, ein leidlich zerfetztes Bändchen, das mich durch die Jahre begleitet hat. Nun weiß ich nicht recht, welchen Ton ich diesen Geburtstagswünschen geben soll. Denn man steht zu Busch nicht wie zu einem beliebigen Maler oder Dichter, dessen Leben und Verdienste mit der möglichen Sachlichkeit notiert werden. Es treten zu viele Erinnerungsmomente dazwischen. Jedem aufgeschlossenen Menschen ist Busch einmal zu einem starken Erlebnis geworden, freilich nicht zu einem Erlebnis, das sein Datum hat und seine sichtbaren Folgen. Aber die Freundschaft mit Busch bedeutet eine stille und unverlierbare Lebensbereicherung. Weil wir uns zu sehr daran gewöhnt haben, in der Kunst wie im Leben, nur die ernsten oder gar tragischen Dinge als groß, bedeutend zu empfinden und zu werten, bleiben wir uns dessen nicht immer genügend bewußt.

Wenn man Busch kennen lernt, lacht man über ihn. Man lacht über ihn mit solch ganz freier und ungestümer Freude, um die man sich später fast selber beneidet. Die Grenzen menschlicher Einsicht und Genußfähigkeit sind ihm schlechterdings ein Stück weiter hinausgesteckt. Wird man mit Busch vertraut, so bleiben Lachen und Freude echte Komik ist unverwüstlich —, aber es baut sich über sie die ungemessene Bewunderung. Busch gehört für mich zu den Leuten, von dessen Werk, Kunst, Können, Stil man nur in Superlativen reden möchte, wenn nicht die Natur des Menschen sich dagegen sträubte. Man kann Busch nicht loben oder preisen als den und den, sondern ihm nur dankbar sein. Des Künstlers Wesen steht auf Resignation, auf einem mehr als literarischen Pessimismus, und diese vertragen schwer die lauten Worte.

Es ist müßig, zu streiten, ob Wilhelm Busch der Kunstgeschichte gehört oder der Literatur. Seiner Herkunft nach ist er bekanntlich, nachdem der Ingenieur an den Nagel gehängt war, Maler mit regelrechter Akademievorbildung zu Düsseldorf: „Im herrlichen Antikensaale, dem Sammelplatz der Ideale." Aber erst München bringt seine eigene Art hervor, diese Mischung von niederdeutscher Beobachtungsschärfe und oberdeutscher Ironie. Er kam nach München in den fünfziger Jahren. Damals begann dort die Kunst im dekorierten Realismus neu entdeckt zu werden. Solche Kunsterneuerungen gehen in München gewöhnlich mit einer Art rauschähnlicher Frohheit vor sich, (der der Kater nicht fehlt). In diesem Getriebe von Leben und Lustigkeit wird Busch zum Illustrator, und er findet zu den Bildern als Anmerkung seinen knappen Vers. Der bayrische Graf Pocci war dieser Verbindung von Zeichnung und Dichtung ein harmloser Vorläufer gewesen. Aber Busch gibt als Neues die sarkastische Pointe. Man kann mit einem gewissen Recht sagen, daß er hier Heinesche Anregungen und Unarten aufnimmt. Aber wie entfernt er sich von dieser Quelle. Er bildet etwas literarisch ganz Neues, eben seinen Vers, dessen formale Kraft in der gänzlichen Einfachheit liegt. Die literarische Farbe seines Witzes ist die ungemeine Ernsthaftigkeit des Ausdruckes, mit der er Trivialitäten konstatiert. Die Form ist anspruchsvoller, als der Inhalt es verlangt: in diesem Nichtzusammenstimmen liegt die Komik eingeschlossen. Aber sie hebt sich über den bloßen Spaß durch die Ironie, mit der die Ausdruckswerte gesteigert sind. Es ist nicht meine Absicht, dem nachzugehen, wie Pessimismus und Humor zusammenhängen, bezw. zusammenhängen können. Dies wird man immer nur auf Gefühlsumwegen verstehen. An die ruhige, gelassene, erhaben-komische Spruchdichtung nun grenzt der durchschnittlich äußerst dramatische Inhalt der Begebenheiten. Hier ist ein Charakteristikum die ziemlich weitgehende Hilflosigkeit der Menschen. Der Mensch ist häufig genug nicht der Handelnde, sondern das Spiel äußerer, unberechenbarer Mächte. Wenn das Wort Mächte nicht einen zu starken Klang hat. Wer dazu Lust hat, diese Dinge auf einen Weltanschauungskern zurückzuführen, kann auch hier die pessimistische Unterstimmung von Busch verzeichnen. Die kürzeste Formel für all dies hat der Schwabe Friedrich Theodor Vischer in seinem unvergleichlichen Buche „Auch einer" (1879) gefunden, wo er das schöne Wort von der „Tücke des Objektes" prägte.

Aber vielleicht geht man darin zu weit, indem man solche zweifellos vorhandenen Voraussetzungen sehr stark als Hintergrund von Buschs Kunst unterstreicht, und es sind vornehmlich rein zeichnerische Probleme, die die Häufigkeit der betrüblichen Ereignisse in des Künstlers Werken bestimmen. Dies führt uns zur Mitte von Buschs bildnerischer Tätigkeit. Er verfügt in erstaunlichem Grade über sein Material, den menschlichen Körper, so sehr, daß er gänzlich unabhängig wird vom Modell, und das „richtige Zeichnen" gar nicht mehr als Ziel mit erscheint, sondern als Selbstverständlichkeit vorliegt. Man darf dies nicht übersehen, denn hieraus kommt der absolut-realistische Eindruck von Buschs Zeichnungen auch dort, wo er das Unmögliche bildet. Die zeichnerischen Mittel sind mit Absicht beschränkt auf einfache, leichte, einzelne oder zusammengelegte Federstriche. Sie ergeben Buschs Stil, denn sie decken sich mit dem Dargestellten, dem Vorgang. Zweierlei ist dabei anzumerken: seine eminente Charakteristik und seine Fülle von Bewegungen. Die Charakteristik wird, mit wenigen Ausnahmen, nie Karikatur, sondern bleibt psychologisch belebende Kraft. Aber die eigentliche Größe liegt in der Lebhaftigkeit der Bewegungsdarstellung. Ein geradezu unerschöpflicher Reichtum an Beobachtung breitet sich aus. Man erinnere sich an Vetter Franzens Toilette oder an die Bemühungen von Tobias Knopp, ein Streichholz anzuzünden.

Busch steht neben Th. Th. Heine, der manches von ihm gelernt hat, unbestritten an der ersten Stelle der deutschen Illustratoren. Es reizt, auszudenken, welche Rolle er gespielt hätte, wäre er in die spätere Welle deutscher Illustrationskunst, wie sie sich von „Pan" und „Simplizissimus" löste, gekommen. Denn ihn scheidet von jüngeren und späteren Illustratoren eine gewisse Zeitlosigkeit. Gewiß, ein paarmal ist so etwas wie politische Satire bei ihm, aber sie wiegt nirgends beträchtlich. Wir sind gewohnt, Illustrationen als Kulturdokumente anzuschauen: Hogarth, Goya, auch Daumier, Toulouse-Lautrec, Heine, Baluschek und die andern. Vor Busch stehen wir ganz anders da. Vielleicht liegt das an der philosophischen Grundlage seines Wesens, die von Zeitumständen absehen kann. Es ist eine ausschließlich einzelpsychologische Betrachtung des Menschen und seiner Lage.

Diese kurzen Anmerkungen mögen genügen.

Muß ich fürchten, falsch verstanden zu werden, wenn aus einem Geburtstagsartikel nun doch so etwas wie eine ästhetische Betrachtung geworden ist? Es kam mir darauf an, auf besondere künstlerische Werte hinzudeuten, weil es unser und Buschs unwürdig ist, daß dieser große Mensch und Künstler gemeinhin noch als der angenehme Spaßmacher und nichts mehr läuft. Nun er im hohen Alter steht, müssen wir suchen, die geschichtlichen und ästhetischen Maßstäbe zu finden.

Dem Meister herzlichen Glückwunsch!

Theodor Heuß.

Martin Greys Hochzeit

Skizze von A. Sönnichsen.

Es war in Lindrup meistens so gewesen, daß ein Knecht, wenn er mehrere Jahre auf einem Hofe gedient hatte, sich verheiratete und ein kleines Heimwesen gründete, dort oder anderswo. Es gab deren unten an der Chaussee, wo die „kleinen Leute" wohnten, eine ganze Reihe. Man gehörte dann eben zu jenen „kleinen Leuten", die mit einem Häuschen anfingen, um sich dann allmählich bis zu einer, zwei oder mehreren Kühen emporzuarbeiten. Einer, Hans Wolf, hatte sich sogar neulich ein ausgedientes Militärpferd zugelegt und stand also nun ganz auf eigenen Füßen.

Martin Grey aber hatte den lockenden Stimmen, die von dort unten an der Chaussee kamen, widerstanden und war seinem Hofe treu geblieben. Er diente nun schon zwanzig Jahre auf dem Hofe Matthias Petersens, zuerst bei dem Vater und nun bei dem Sohn. Er war jetzt schon fast ein alter Mann.

Daß es mit dem Hofe unter dem Sohne immer weiter bergab gegangen war, daran hatte sich der Alte schließlich gewöhnt, so daß er es wie eine Naturnotwendigkeit nahm, der man nicht anders als mit Ruhe und Gelassenheit begegnen kann. Er blieb auf dem Hofe, wie man am Sterbebette eines geliebten Kranken verweilt: Wir trennen uns nicht von ihm, ehe seine Hand in der unseren erkaltet, und wir ihm die erloschenen Augen zudrücken können.

Nun aber war mit dem Herrn in der letzten Zeit eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Während Matthias Petersen sich bisher um den ganzen Betrieb auf dem Hofe blitzwenig gekümmert, sondern seine Zeit in der nahen Stadt Wittrand zugebracht hatte und gewöhnlich erst spät in der Nacht heimgekehrt war, begann er in der letzten Zeit überall nachzuschauen. Es war wie das letzte Aufflackern des Lichts vor dem Verlöschen.

Jetzt war dem Herrn natürlich nichts mehr recht zu machen. Und so kam es, daß der alte Martin eines Abends auf der Bank draußen vor dem Hause saß und sich seinen alten Kopf zergrübelte. Sollte er nun die Chaussee hinuntergehen und mit Anna Schusters, der Witwe, alles in Ordnung machen? Er hatte es bisher nicht über sich vermocht, dem Hofe untreu zu werden, obwohl Anna Schusters eine hübsche kleine Stelle besaß mit zwei Kühen und er seiner Sache bei ihr gewiß war. Wenn sein Herr nun doch wunderlich werden wollte, was sollte er dann noch auf dem Hofe?

Es war schon fast dunkel geworden, da raffte er sich auf und ging die Chaussee hinunter; und nach einer Weile schloß sich hinter ihm die Tür bei Anna Schusters.

So sollte es also im Herbst unten an der Chaussee Hochzeit geben. Aber ehe es soweit kam, hatte Lindrup noch eine schwere Zeit zu überstehen. Was gab's da nicht alles zu reden und zu wundern! Es war endlos. Und merkwürdigerweise wunderten sich jetzt die Leute am meisten, die den Bund bisher am stärksten befürwortet hatten. Die Chausseewärterfrau, die etwas draußen vor dem Dorfe wohnte, kam schier nicht mehr von der Chaussee herunter. Vormittags und nachmittags sah man sie neben ihrer Kuh, die am Chausseegraben weidete, Strümpfe strickend einhergehen, und je eifriger die Nadeln klapperten, um so schneller ging es den nächsten Häusern zu, damit die Frau ihrem Herzen einem Menschen gegenüber Luft machen konnte. „Ein Mann in seinem Alter", hieß es, und die Nadeln klapperten, „und dann noch heiraten!" Dann aber kam etwas von der alten Liebe, die nicht rostet. Geliebt hätten die beiden sich schon von ihrer Jugend an. Aber Martin Grey war natürlich zu spät gekommen, und so hatte Anna inzwischen einen anderen geheiratet. Und nun hatte sie die kleine Stelle und die zwei Kühe, und selbstverständlich paßte es dem alten Martin ausgezeichnet, sich so ins warme Nest zu setzen. Und die Nadeln klapperten. Ja, ja, man sage wohl: Es ist gut, einen Witwer zu heiraten, denn er hat sowohl Töpfe als Schüsseln, aber eine Witwe mit zwei schönen Kühen sei auch nicht zu verachten.

Das waren hier so einige diesem besonderen Fall angepaßte Variationen über das Lied, das immer angestimmt wird, wenn zwei „sich kriegen" wollen.

Trotz allem Gerede aber gab's unten an der Chaussee doch Hochzeit. Und unten an der Chaussee war denn auch alles beteiligt, was nur teilnehmen konnte. Die beiden Alten konnten sich's ja leisten, und es sollte an nichts fehlen.

Die Küche wollte Trine Nielsen übernehmen. Und das war das Gegebene; denn sie würde keinen Genuß von dem Feste gehabt haben, wenn sie nicht arbeitend teilnehmen konnte. Für Musik war im Ueberfluß gesorgt. Der alte Delerang von Rapplund war mit seiner Geige schon seit Wochen reisefertig und zur Ablösung und Aushilfe hatte Hans Wolf seine Dienste auf der Handharmonika zugesagt. Es fehlte nicht einmal der Festpoet. Ganz im stillen, und ohne auch nur einem lebenden Wesen seine Leiden zu klagen, hatte er in schwerer Stunde sein Werk zusammengeschwitzt. Er hieß Meister Jakob Rasmussen und war derselbe, der Martin Grey den Hochzeitsrock nähte. Man sagt, daß es für den zukünftigen Träger eines Kleidungsstückes Glück bedeute, wenn der Schneider sich beim Nähen in den Finger sticht. Wenn das Sprichwort recht hat, so war Meister Jakob Rasmussen der auserlesenste Verfertiger von Hochzeitsröcken; denn da er unter dem Nähen fortwährend schwer dichtete, so stach er sich unzählige Male in den Finger und nähte also eine ganze Menge Glück mit hinein.

Und so war denn nun unten an der Chaussee Hochzeit.

Es gab selbstverständlich Weinsuppe und Schinken. Selbverständlich, denn es wurde in Lindrup kein Fest gefeiert, sei es Kindtaufe, Richtfest, Hochzeit oder selbst Beerdigung, wo nicht dieses Gericht so notwendig dazu gehörte, wie etwa zur Kindtaufe das Kind. Es bildete die gute Grundlage, auf der dann etwas Tüchtiges aufgebaut werden konnte.

Ueber das Getränk, das nachher zu seinem Rechte kommen sollte, hatte es eine kleine Meinungsverschiedenheit gegeben. Anna Schusters hatte gemeint, es könnte wohl Wein sein; denn den gebe es jetzt fast überall bei Hochzeiten. Aber Martin Grey hatte hier gleich die Gelegenheit beim Schopf genommen, um dem berüchtigten Pantoffelhelden vorzubeugen und kurzerhand entschieden: Nicht, Wein, sondern guten nordschleswigschen Kaffepunsch.

Zwei große Schinken, fein geschält und mit gestoßenem Zwieback bestreut, mußten ihr leckeres Aussehen mit der gänzlichen Vernichtung büßen. So war es kein Wunder, daß Meister Jakob Rasmussen, der Dichter und Schneider, bald alle überstandenn Sorgen verschmerzte und nur dann und wann in die betreffende Rocktasche fühlte, ob auch das Manuskript wirklich vorhanden wäre. Hans Wolf ließ, nachdem er manchen schönen Bissen in dem Urwalde, der den größten Teil seines Gesichts bedeckte, hatte verschwinden lassen, seine kleinen lustigen Augen im Kreise umherschweifen, und er fing an, den kleinen Peter Jork zu necken. Peter Jork, dessen Körper aus irgend einer Ursache von seinem zwölften Jahre an das Wachsen vergessen hatte, besaß eine ungeheure Vorliebe für alles Lange. Deshalb hatte er auch die sehr große Frau des Schneiders zu Tisch geführt. Indem er sich so immer im Schatten von etwas Langem aufhielt, hatte sich bei ihm allmählich die Meinung festgesetzt, daß er selbst nicht im geringsten klein sei. So hatte er einmal im Eifer des Gesprächs gesagt: „Als ich in mein zwanzigstes Jahr kam, da schoß ich empor wie ein Lastbaum." Dafür mußte er nun oft herhalten, und Hans Wolf spielte auch auf dies lustige Thema an. Er kam heute aber schlecht damit an; denn er hatte nicht damit gerechnet, daß er selbst neulich Stoff zum Lachen gegeben hatte. Der Kleine erzählte nun mit großer Umständlichkeit, wie es Hans Wolf mit seinem alten Militärgaul gegangen war. Der hatte natürlich nicht ziehen wollen, weder Pflug noch Egge, noch Wagen, und da hatte Hans Wolf ihn schließlich vor einen alten Koffer gespannt, sich selbst hineingesetzt, und siehe, da ging es. Und zuletzt ging es sogar über einen Graben, wobei freilich nur der Gaul hinüber-, der Koffer aber samt Hans Wolf hineinkam. So hatte Peter Jork die Lacher auf seiner Seite, und Hans Wolf kaute eifrig an einem Stück Schinken, das etwas zähe zu sein schien.

Als die Lichter angezündet wurden, da leuchtete es aus allen Fenstern des Häuschens in den stillen Lindruper Abend hinaus. Selbst die kleinen Stallfenster waren erleuchtet, denn Trina Nielsen, die für alles sorgte, sagte, die beiden Kühe sollten auch wissen, daß ihre Herrschaft Hochzeit feiere.

Die hell erleuchteten Fenster wirkten auf die Neugierigen, die nicht zu den Geladenen gehörten, die Knechte und Mägde Lindrups, wie auf die Insekten, die von dem Lichte angezogen werden. Ein ganzer Schwarm bewegte sich auf der Chaussee und am Hause herum, um etwas von den Vorgängen drinnen zu erhaschen.

„Jetzt tanzen sie den Brauttanz", sagte Stina Jessen zu Minna Hansen. Nicht weit vom Fenster, wo die beiden standen, saß Delerang und strich seine Geige, wobei er mit dem Kopfe den Takt nickte. „Junge, wie kann der alte Martin tanzen!" Hinter den beiden Mädchen standen andere auf den Zehen, um den alten Martin tanzen zu sehen. Auf einmal kreischte die ganze Gesellschaft auf und stob auseinander, von den Burschen verfolgt.

Aber schon standen andere da und sahen, wie Martin Grey sich den Schweiß von der Stirne wischte, während er seine „junge Frau" auf ihren Platz führte. Bald wirbelten in der kleinen Stube die tanzenden Paare durcheinander. Nach jedem Tanze ging der „Schaffner" umher und bot

Getränke an, während Delerang seine Geige von neuem stimmte.

Am anderen Fenster sah man in eine kleine weißgetünchte Kammer. Dort hatten sich's einige von den Aelteren, und wer nicht tanzen mochte, bequem gemacht, und dem Kaffeepunsch wurde fleißig zugesprochen. Dort saßen Hans Wolf, der Schneider, Anton Nielsen und noch andere. Hans Wolf und Anton Nielsen stritten sich über den Wert der künstlichen Düngemittel. Hans Wolf wollte nichts davon wissen, während Anton Nielsen ihm auseinandersetzte, was für Erfolge man damit in Holm, wo er vier Jahre gewesen war, erzielt hatte. Der Schneider sagte nichts. Er saß kerzengerade auf seinem Stuhl, nippte an seinem Kaffeepunsch und schnappte mitunter nach Luft. Die anderen mischten sich in den Streit um die Düngemittel. Hans Wolf kämpfte ziemlich allein auf dem unsicheren Boden des altmodischen Misthaufens und wurde von allen Seiten bedrängt. Als es ihm zu arg wurde, trank er einen heftigen Schluck von seinem Punsche, sog einigemal kräftig an seiner Pfeife und stimmte dann an: „Peter Krischan fuhr zur Stadt, Peter Krischan . . .“

„Ruhe!“ wurde gerufen. Der Schneider war aus der Kammer verschwunden und stand jetzt mitten in der Stube, wo eine Tanzpause eingetreten war. Alles drängte nach der Stube, und der Schneider hub an:

„Längst gesucht und nun gefunden!
Zu der Hochzeit frohen Stunden
Rief uns das beglückte Paar.
Segne Gott sie jedes Jahr!

„Jedes Jahr? Meinerseel'!“ rief Hans Wolf dazwischen. Peter Jork aber warf Hans Wolf einen giftigen Blick zu und stieg dann auf einen Stuhl, um den Schneider besser sehen zu können.

„Streue Blumen allerwegen!
Spende Glück wie Frühlingsregen!
Gram und Leid sei fremd und fern,
Und verbannt des Unglücks Stern.
Wie in holden Jugendlocken
Grünt der frische Myrtenkranz . . .“

„Jugendlocken? Das stimmt nicht! Da hat er sich gestochen!“ rief Hans Wolf. Peter Jork aber sprang vom Stuhl, stellte sich herausfordernd vor ihn hin und gebot Ruhe. Hans Wolf besah sich den Kleinen, dann packte er ihn, hob ihn mit leichtem Schwunge empor und trug ihn auf der Schulter im Zimmer umher. Der Schneider sah sich voll Verzweiflung um, aber er fand kein Gehör mehr. Schließlich ging er zu dem Brautpaare und überreichte das Poem. Martin Grey dankte und Anna Schusters meinte, es sei fein gewesen; sie wollte es einrahmen und an die Wand hängen lassen.

Draußen in der Küche schaffte Trina Nielsen still und unermüdlich. Hans Thomsen, der den Posten des „Schaffners“ versah und alles aus der Küche holen mußte, fand stets alles, was er gebrauchte, fertig und bereit dastehen. „Ich begreife gar nicht, Trina, wie du damit fertigt wirst,“ sagte er einmal übers andere. Und Trine erwiderte jedesmal nur: „Wieso?“, denn zu langen Reden blieb ihr keine Zeit. Zuletzt kam Hans Thomsen in die Küche gelaufen: „Schnell, Trina, sie wollen dich hochleben lassen. Peter Jork hält die Rede.“ Da mußte sie denn schnell die Hände trocknen und mitgehen. Sie wurde in der Stube mit solchem Jubel begrüßt, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. Dann mußte Delerang einen feinen Walzer spielen und Hans Wolf schwenkte Trina so elegant herum, als wenn er noch keinen Tropfen von ihrem Kaffeepunsch genossen hätte.

Das eine „Hoch“ zog nun das andere nach sich. Vor der Köchin war natürlich das Brautpaar daran gewesen. Nun kamen sie alle der Reihe nach: der Schneider als Dichter, Peter Jork als Riese, Hans Wolf als Pferdedresseur usw. Alle Tugenden wurden gleichermaßen geehrt. Und wo man keine so hervorstechenden Verdienste fand, da ließ man den Betreffenden ohne Angabe von Gründen hochleben. Die Tische waren wieder zusammengerückt worden, und es wurden Lieder angestimmt. Delerang begleitete auf der Geige oder Hans Wolf auf der Harmonika. Letzterer kam nun auch mit seinem „Peter Krischan“, der mit Korn zur Stadt fuhr und nachher leider nicht zur Zufriedenheit seiner Frau gehandelt hatte, wofür es ihm schlecht erging, richtig und ohne Störung zu Ende. Dann wurde gesungen: „Nach hundert Jahren,“ wo alles vergessen sein wird, was wir auch leiden und ausstehen mögen, alles, alles; und auch der Rausch, den es heute abend geben wird, wird ausgeschlafen und vergessen sein, ganz und gar. Und die Schlußfolgerung, die sich daraus ziehen läßt, wurde ohne weiteres gezogen; Trina Nielsen und Hans Thomsen bekamen es zu fühlen. -

So feierte Martin Grey Hochzeit.

Als am anderen Morgen die Sonne über Lindrup aufging, und die ersten Strahlen sich in den Tautropfen der Weidenblätter an der Chaussee brachen, da war dort unten alles still. Hier und dort nur ließ sich eine Kuh hören, die vergeblich auf ihr Morgenfutter wartete. Die Schlafstubenfenster waren dicht verhängt, und die Sonnenstrahlen bemühten sich vergebens, hindurchzudringen. Nur bei Hans Wolf fanden sie eine kleine Spalte und trafen ihn gerade ins Gesicht. Aber er drehte sich auf die andere Seite und brummte: „Der Schneider soll leben!“

Allerlei

Die philosophische Rede.

A.: Was ist eine philosophische Rede?

B.: Eine Rede, die für den Abgeordneten Pauli zu gebildet ist.

Der Kopf und der Magen.

Eine Fabel für Leute, die von Amts wegen Schulen und Lehrer zu prüfen haben.

Jedermann weiß, daß der Kopf ein großer Herr ist und ein Haus hat; darin sind viele Stuben und Kammern. Nun war er in alten Zeiten williger als heutzutage, und alles, was ihm zugeführt ward, das stapelte er auf. Nichts ward wieder weggeschickt, und deshalb ward es zuletzt so enge in seinen Räumen, daß keiner sich regen und rühren konnte. Das verdroß manchen, der bei ihm zur Miete wohnte. Zuerst kam der Verstand, beklagte sich und sagte kurz und grob: „Bei dir ist's mir zu gedrückt; ich ziehe um.“ Das tat er, und fortan wohnte er im Magen.

Am nächsten Tage kam wieder einer, das war die Phantasie, die rief voller Unmut: „Immer neues unverlierbares Eigentum strömt herein — wie soll ich hier tanzen und fliegen können! Ich kündige.“

„Ach,“ sagte da der Kopf, „warte doch noch eine Weile, ich will gehen und mir Rat erholen, wie Platz zu schaffen sei.“

Er hielt Wort — und zu wem ging er nun? Zu keinem anderen als zum Magen. Da klopfte er an und sprach: „Guter Freund, wie geht's?“

„Ausgezeichnet,“ erwiderte der Magen, „ich habe immer Hunger. Du doch auch?“

„Ich, wie so?“

„Nun,“ sagte der Magen, „wir sind doch Gebrüder, beide vom Stamme der Fresser. Ob ich's vom Teller nehme oder du aus dem Buch, das ist doch ganz gleich.“

Da schüttelte der Kopf sich selber, seufzte und klagte: „Ach, mir will's gar nicht mehr schmecken! Bei mir kann nichts mehr hinein. Der Verstand ist schon fortgezogen, und nun wollen die andern auch noch weg. Weißt du mir nicht zu helfen?“

Der Magen knurrte vor Vergnügen und antwortete: „Recht gern; aber das sage mir vorher — wo bleibst du mit all dem Kram, den die Menschen dir zuführen?“

„Das ist leicht gesagt,“ erklärte der Kopf, „ich habe einen gar treuen Diener, Gedächtnis wird er genannt, der nimmt alles in Empfang, was da eingeht, packt es sauber ein, schreibt darauf „Unverlierbares Eigentum“ und lagert es dann auf meinen Borten und Böden. Zwei große Kammern habe ich für die griechischen und lateinischen Vokabeln, zwei etwas kleinere für die geschichtlichen und geographischen Namen, und so geht das weiter; das Einmaleins kommt ganz oben unters Dach, und die Bibelsprüche schichten wir im Keller auf. Nun liegt alles neben- und übereinander — was soll ich nun beginnen?“

„Schmeiß alles raus,“ gab der Magen zur Antwort.

„Wie?“

„Mach's wie ich, und alle drei bis vier Stunden hast du neuen Raum. Weißt du, erst knete ich alles ganz gehörig und durchtränke es mit meiner Persönlichkeit, und dann schicke ich es weiter: einiges bekommen die Lungen, die wandeln es zu Blut, anderes erhält die Leber, die bereitet Galle daraus, und so verschenk ich alles, hierhin und dorthin; was aber keiner haben will, das kriegt der dicke Schlauch, (da am Ende), der das Hinterhaus bewohnt, und der wirft's hinaus. So gehe nun hin und tue desgleichen, und wenn du Platz gemacht hast, dann schick ich dir auch den Verstand wieder. Ich glaube, bei mir ist's ihm doch ein wenig zu dunkel.“

Da sagte der Kopf: „Ich danke dir auch. Du bist wirklich ein Kerl, der die Welt versteht!“ ging hin und er tat, was ihm

geheißen war. Einiges schenkte er dem Verstande, und der arbeitete damit; anderes gab er der Phantasie zum munteren Spiel, und so weiter, und was keiner von seinen Mietsleuten haben wollte, das ward zum Fenster hinausgeworfen und gründlich vergessen, und fortan war Platz im Haus für Geist und große Dinge.

Doch zuweilen geschah es, daß einer von denen kam, die dazu gesetzt sind, alles zu untersuchen, was gar nicht der Untersuchung bedarf, und dann befühlte und beklopfte er den Kopf ganz genau und sagte: „Der arme Kopf! Ganz hohl! Es ist auch gar nichts darin."

Dann schwieg der Kopf, und ganz im Geheimen lächelte er dazu; denn was versteht ein Inspektor von Geist und großen Dingen!

Georg Ruseler.

Stimmungen.

Vorherbst.

Ich liege auf dem mattgefleckten Teppich, der unter Buchen und Föhren sich ausbreitet. Die Luft ist lau, und der Wind läßt die grauen Gewebe an den Zweigen in Frieden. Ueber die Lichtung glanzlosen Himmels zwischen den dünngewordenen Wipfeln zieht ein Weiß mit reglosem, weitausgespanntem Fittich und verschwindet. Die Vogelstimmen kommen wie zögernd von unsichtbaren Orten, und das Knacken von mürbem Holz macht die Stille noch tiefer, wenn es in schläfrigen Pausen aus der Ferne dringt. Eine süße Mattigkeit legt sich auf meine Lider, und das Pochen des Blutes geht in eine ahnende Beklommenheit über, wie wenn es Frühling würde. Und ich erwache erst aus verlorenem Träumen, als ein grellfarbiges Kopftuch in jenen Sträuchern auftaucht, und verwitterte Frauen ihr Reisig in schlotternden Wagen kreischend heimwärts schaffen.

Aus dem Süden.

Die untergehende Sonne wirft purpurdunkle Schatten auf das weiße Eiland, wo die Bäume steil wie schwarze Trauerfahnen sich erheben. Langsam erlischt die flammende Röte zu sanfter Glut. Sie tastet sich mit Rosenfingern über den ganzen herrlich gewölbten Himmel hin bis zu der verlorenen Ferne, die von der Flut mit mattem Bande gesäumt wird. Das Meer scheint von dem glühenden Geheimnis in seinem Schoß zu träumen, denn seine Wellen atmen in leiser Wollust und in den zartesten Farben, als tauchten die Schätze der Tiefe empor, um gleich zu versinken: dämmerige Smaragde, blaßgraue Perlen und märchenfüße Opale, und dann leuchtet es wieder auf wie ein unsagbar blaues Auge.

Am Strande gehen die Menschen vorüber. Nur eine unbekannte Frau lehnt an der steinernen Brüstung und sieht hinaus. Und mir ist, als müsse ich mich auf ihre Hand neigen und Schwester zu ihr sagen.

Abend.

Ich bin in den Wald gegangen, tief hinein, auf einem unbetretenen Weg. Der Abend kommt und schläfert die letzte Stimme eines träumenden Vogels ein im träumenden Wald. In heiligem Schauer des Friedens stehen die dämmernden Föhren und wachsen zusammen. Ich wandere fromm auf dem schweigsamen Weg in jene Glut hinter dem Wald, und meine Seele hält ihren Atem an.

W. L. Andreas.

Büchertisch

Lulu von Strauß und Torney: Luzifer. Roman. E. Fleischel & Co., Berlin. 287 S. 3.50 M.

Wir haben vor einiger Zeit ausführlich die Kunst der Lulu v. Strauß und Torney zu charakterisieren versucht. Was wir damals Rühmendes gesagt haben, trifft, mit einigen Aenderungen und Abstrichen, auch das neue Buch der niedersächsischen Dichterin. Es ist ein historischer Roman, dessen erster Teil den blutigen Kreuzzug gegen die sektiererischen Stedinger als Hintergrund nimmt, während der zweite zu den Anfängen einer böhmisch-nationalen Bewegung führt, wie sie dann nicht viel später in den Hussitenkriegen aufflammte. Die Komposition hat ein paar Züge, die reichlich „romanhaft" anmuten: daß drei Menschen eines niedersächsischen Winkels, in der Enge einer Klosterschule erwachsen und dann durch die Zeit zersprengt, nach Böhmen versetzt werden und ihre Schicksale sich wieder berühren. Immerhin, man nimmt diese Fabulierfreiheit der Dichterin in Kauf, weil man von ihrer Darstellung gefesselt wird. Es ist diesmal weniger die Straffheit der Entwicklung und die Geschlossenheit der epischen Bewegung, die wir bewundern, als die Schärfe, mit der die einzelnen Szenen umgrenzt und zu einer außerordentlichen Prägnanz und Fülle seelischer Kraft gehoben werden. In solchen Stellen liegt der künstlerische Wert dieser Leistung. Ihr dramatischer Charakter ist von der sprachlichen Zucht der Balladendichterin beherrscht und gebändigt. Inhaltlich sind es wesentlich religiöse Dinge, um die gehandelt wird, und sie geben dem Buch seine seelische Wucht. H.

Dr. Hanns Helman: Die Neckarschiffer. 1. Teil. C. Winters Universitätsbuchhandlung Heidelberg. 402 S. 13 M.

In einem sehr breit und gründlich angelegten Werke wird hier die Wirtschaftsgeschichte und die soziale Verfassung des Neckarschiffergewerbes und -standes untersucht. Das Objekt der Untersuchung bietet dem Forscher viel reizvolles; denn es handelt sich um ein geographisch geschlossenes Gebiet, um eine Gegend mit alter Kultur und recht bewegter Geschichte, um ein Gewerbe, das der Gesetzgebung zu allen Zeiten sich bereit finden mußte, um Menschen mit einem besonders starken und eigentümlichen Kulturprofil. Bis jetzt liegt der erste Band der fleißigen und formal wohl durchgebildeten Arbeit vor. Er umfaßt die Geschichte bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts und trennt dabei zwischen der sozialen und organisatorischen Entwicklung der Berufsangehörigen und dem Weg der Gesetze und Staatsverträge. Diesem hier bis zu Einzelheiten zu folgen, verbietet sich von selber. Aber was man aus dem Lesen des umfangreichen Bandes gewinnt, sind anschauliche Vorstellungen von dem Betrieb und der Geschichte eines eigenartigen Gewerbes. Der zweite Band wird ein sozialpolitisch sehr interessantes Material bringen. Ueber die soziale Lage der Binnenschiffer fehlt es m. W. bislang an zureichenden Kenntnissen. Hierzu mag uns das Buch neues und wertvolles Wissen vermitteln. Th. H.

Eingegangene Bücher

Archim v. Winterfeld, „Heinrich Heine". F. W. Dietrich, Leipzig. M. 2.

Curt Müller, „Kaiser- und Majestätsbeleidigung". Im Fr. Wöller, Leipzig. M. 1.

Karl Bleibtreu, „Preußen gegen Europa", Fr. d. Große 1757. G. Stilke, Berlin. M. 3,50.

Dr. K. Liebknecht, „Militarismus und Antimilitarismus". Leipziger Buchdruckerei, Leipzig. M. 1.

Dr. med. G. Bonne, „Deutsche Flüsse oder deutsche Kloaken." Gebr. Lüdeking, Hamburg.

Die neuen Militärpensionsgesetze usw. L. Schwarz & Co. M. —,80.

Hermann Cohen, „Religion und Sittlichkeit". M. Poppelauer, Berlin. M. 1,20.

E. C. Uhlmann sen., „Christus". E. Uhlmann, Dresden. M. 1.

Pfr. Ad. Ritter, „Die Auferstehung Jesu Christi". Ev. Ges. Zürich. M. —,50.

J. H. Epstein, Die autonome Fabrik. O. B. Böhmert, Leipzig. M. 2.

Prof. Dr. K. Just, „Charakterbildung und Schulleben", A. W. Zickfeldt, Osterwieck. M. 1,50.

Prof. Dr. Dubois, „Die Einbildung als Krankheitsursache". J. F. Bergmann, Wiesbaden. M. 1.

Dr. Georg Lomer, „Liebe und Psychose". J. F. Bergmann, Wiesbaden. M. 1.

Th. Newest, „Erdendämmerung". C. Konegen, Wien. M. 2,50.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/3 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Aufsehen

erregen wird die in wenigen Tagen zur Versendung gelangende Schrift

Mein Kampf um die Wahrheit

von

Professor Dr. Ludwig Gurlitt

Preis **1.20** Mk.

Jeder Lehrer, der zu den Reformern auf dem Gebiete der Erziehung gehört, sollte sich dieses Bekenntnis seines Kollegen umgehend bestellen.

Buchhandlung „Fortschritt"
G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Wiener Kaffeehäuser
Kaffeehaus Zentral, Herrengasse 17 — Kaffeehaus Landtmann, Universitätsstraße 4
Kaffeehaus Hawelka, Dorotheergasse 6 — Kaffeehaus Sperl, Gumpendorfer Straße 11
Kaffeehaus Prückel, Stubenring 24 — Kaffeehaus Diglas, Wollzeile 5
Kaffeehaus Frauenhuber, Himmelpfortgasse 6 — Kaffeehaus Schwarzenberg, Schwarzenbergplatz 10
Kaffeehaus Mozart, Albertinaplatz 2 — Kaffeehaus Imperial, Kärntner Ring 16
Kaffeehaus Ritter, Mariahilfer Straße 73 — Kaffeehaus Alt Wien, Naschmarkt 510
Kaffeehaus Bräunerhof, Stallburggasse 2 — Kaffeehaus Dommayer, Auhofstraße 1
Kaffeehaus Tirolerhof, Kärntner Straße 51 — Kaffeehaus Weimar, Währinger Straße 124

Bei Bedarf
von Schreibmaschinen
wenden Sie sich vertrauensvoll an
Ernst Hedler
Leipzig, Nikolaistr. 29
Fernsprecher 9646
Schreibmaschinen aller Systeme
Vervielfältigungsapparate
Kopierpapiere
Farbbänder
Reparaturen
Vertretungen
Verkauf
Vermietung
Tausch

Ich kaufe
Briefmarken
Sammlungen
Einzelstücke
Alben
Ganze Nachlässe
Angebote erbeten
Max Hahn
Leipzig
Nikolaistraße 29

Typewriter-Schreibmaschinen
Leipzig, Nikolaistr. 29
Fernsprecher 9646
Schreibmaschinen aller Systeme
Vervielfältigungsapparate
Kopierpapiere
Farbbänder
Reparaturen
Vertretungen
Verkauf
Vermietung
Tausch

Photo-Postkarten
nach jeder Figur
Ernst Hedler
Leipzig, Nikolaistr. 29
Fernsprecher 9646

Nr. 1 Hamburg, 1. Januar 1933 Jahrgang 1

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Neujahr 1933

Wir wollen nicht Prophezeiungen machen, was das neue Jahr bringen wird. Wir wollen nicht Wünsche aussprechen, was es bringen soll. Wir wollen nur sagen, was wir tun werden.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 33 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 32 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 31 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 30 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 29 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 28 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 27 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 26 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 25 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 24 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 23 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 22 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 21 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 20 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 19 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 18 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 17 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 16 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 15 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 14 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 13 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 12 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 11 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 10 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 9 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 8 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 7 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 6 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 5 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 4 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 3 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 2 Jahren begonnen haben. Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 1 Jahr begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 33 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 32 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 31 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 30 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 29 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 28 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 27 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 26 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 25 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 24 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 23 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 22 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 21 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 20 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 19 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 18 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 17 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 16 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 15 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 14 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 13 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 12 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 11 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 10 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 9 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 8 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 7 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 6 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 5 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 4 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 3 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 2 Jahren begonnen haben.

Wir werden unsere Arbeit fortsetzen, die wir vor 1 Jahr begonnen haben.

Bewegung wird dabei fast vollkommen verschleiert und vergessen. Bei der Beratung des preußischen Kanalgesetzes vor vier Jahren war dem ganz deutlich Ausdruck verliehen: als Gegenleistung für den Kanal sollten Abgaben auf den freien Schiffahrtsstraßen eingeführt werden. Daß dies ohne Aenderung der Reichsverfassung oder zum mindesten ohne eine neue konstruierte Interpretation nicht geht, wird jetzt auch von den beteiligten Regierungen zugegeben. Aber die offiziösen Darstellungen, die hinausgehen, reden fast nur mehr von der Stromkasse, die aus den Abgaben angelegt werden soll, und senden dahinter her ein ganzes Programm von Flußregulierungen und ähnlichen Maßnahmen, daß fast der Eindruck erweckt wird: der Verkehr und seine technische Entwickelung bedürfen dringend dieser Abgaben. Württemberg, das an die Kanalisation des Neckars herangeht, ist auf Grund besonders günstiger Angebote bereits umgefallen, und unter der geschäftsmännischen Ueberlegung, daß sie den Neckarkanal so rascher und für Württemberg billiger bekommen, bereiten auch die Vertreter des Handels und der Industrie dort ihren Umschwung vor. Die Stuttgarter Handelskammer hat ihn bereits vollzogen und motiviert. Damit tritt das Erstaunliche ein, daß Berufe, die nach der Logik ihrer geographischen Lage und ihrer wirtschaftlichen Interessen die schärfsten Gegner eines norddeutschen agrarischen Protektionismus sein müssen (die Verkehrsabgaben sind nur ein Glied des Schutzzollbaues), diesen mit unterstützen. Baden steht beim lauen Protest, allein Hessen und das industrielle Sachsen sind noch gegen die preußischen Wünsche renitent. Flußkorrektionen gehören zu den schwierigsten und teuersten Unternehmungen; es erscheint auf den ersten Blick fraglich, ob bei dem relativ niederen Satz, den man für den Tonnenkilometer angibt, das Programm der Regulierung wird erledigt werden können. Darin aber ruht die ganze Gefährlichkeit der Regierungsargumentation: es bestehen keine Versicherungen, daß die Taxe nach oben gebunden bleibt, und die technische Notwendigkeit einer Verbesserung bleibt immer ein ganz einleuchtender Vorwand. Die Länge der industriefreundlichen Reden, wie sie ja jetzt aus diesem Anlaß im preußischen Abgeordnetenhaus gehalten wurden, reichen nicht aus, den agrarischen Pferdefuß zu verdecken und zu verbergen.

Steigende Getreidepreise. Nach den Angaben des deutschen Landwirtschaftsrates kostete Mitte April die Tonne Getreide in Berlin:

	Roggen	Weizen
1903	133	158
1904	134	177
1905	138,5	174
1906	160,5	176,5
1907	172	192

Das ist eine sehr auffällige Steigerung des Brotes gerade zu der Zeit, wo das Schweinefleisch wieder billiger wird. Der Unterschied der Steigerung der Fleischpreise und der Getreidepreise ist der, daß die Fleischpreise dem kleineren Landwirt zugute kommen, die Getreidepreise aber fast nur dem großen.

Exgenosse Bernhard. Seit dem Dresdener Parteitage schwebte eine Gewitterwolke über Georg Bernhard. In den letzten Tagen hatte sie sich zu dem Antrag auf Einberufung eines Schiedsgerichtes gegen ihn verdichtet. Als dieser Antrag von den Charlottenburger Sozialdemokraten mit erheblicher Mehrheit angenommen wurde, trat Bernhard aus der Partei aus, obwohl er, wie er erklärte, davon überzeugt war, daß das Schiedsgericht seinen Ausschluß nicht beschließen werde. Ob Bernhard mit dieser seiner Meinung seine bisherigen Parteigenossen nicht zu optimistisch einschätzte, will uns mindestens zweifelhaft erscheinen. Irgend ein Opfer wollten die über die Wahlniederlage erregten Genossen haben. Bernhard eignete sich am besten dazu, weil er die Gründe der Niederlage am freimütigsten erörtert hatte. Daß er — leider! — Schutzzöllner ist, hätte ihm den Hals nicht gebrochen, denn Calwer, der ihn wirtschaftspolitisch stark beeinflußt hat, befindet sich auf demselben Irrweg und durfte doch wiederum sogar zum Reichstag kandidieren. Aber daß er Dresden für das Gegenteil eines Jungbrunnens, Bebel für einen fehlbaren Menschen und die neue Redaktion des „Vorwärts" für keinen Fortschritt gegen die frühere hielt, das mußte gerochen werden. Zumal er diese seine Ketzeransichten in „bürgerlichen" Blättern zu äußern wagte, nachdem ihm seine eigene Parteipresse mundtot zu machen versucht hatte. „Herausgeekelt" in des Wortes krassester Bedeutung ist Bernhard aus der Sozialdemokratie geschieden, obwohl er noch heute ist, was er stets gewesen: ein überzeugter Anhänger des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse. Daß die Sozialdemokratie einen Mann wie ihn nicht halten konnte, beweist, daß wenigstens ihre leitenden Kreise noch immer nicht zur Einsicht dessen gekommen sind, was eigentlich der Partei not tut. Er war eine in seiner Art für sie unersetzbare Kraft, denn er war der einzige in ihr, der volkswirtschaftliche Bildung mit der Praxis des Börsen- und Bankmannes und mit schriftstellerischer Gabe verband. Ihn hätte man in das Zentralorgan holen müssen, um den Handelsteil von dem Niveau eines Käseblattes auf das zu heben, das eigentlich dem führenden Blatte der zahlreichsten Partei Deutschlands gebührt. Statt dessen stieß man ihn von sich, weil er nicht ganz in die Schablone hineinpaßte. Eine Person nur ist gegangen, aber mancher andere zieht sich, ohne davon Aufhebens zu machen, um eines solchen erzwungenen Austritts willen verärgert von der Partei zurück.

Nachklänge zu Auers Begräbnis. Es gibt „bürgerliche" Blätter, die sich nicht scheuen, darüber ihre unfreundlichen Bemerkungen zu machen, daß mehrere freisinnige Abgeordnete, darunter auch der Herausgeber der „Hilfe", dem Sarge Auers gefolgt sind. Die Schreiber der betreffenden Bemerkungen haben vermutlich, wie Herr von Dirksen sagen würde: keine gute Kinderstube hinter sich. Es fehlt an Erziehung zur Menschlichkeit. Am auffälligsten aber ist es, daß die im „Reich" vertretenen christlichnationalen Arbeiter es dem Abg. Giesberts verübeln, daß er sich am Leichenzuge beteiligt hat. Sie heben besonders hervor, daß die in der wirtschaftlichen Vereinigung vertretenen Arbeiterabgeordneten sich nicht beteiligt haben. Es heißt dort: „Die christliche Gewerkschaftsbewegung als solche hat an dem Begräbnis nicht teilgenommen." Es muß ein schönes Bewußtsein sein, wenn man auch am Grabe noch Parteisperren aufrichtet. Auer war zweifellos ein sozialdemokratischer Parteiführer, aber in ihm waren doch so starke Kräfte für Hebung des Arbeiterstandes im Ganzen tätig, daß jeder Arbeitervertreter es sich zur Ehre schätzen mußte, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Abgeordnete Pachnicke wurde bei der Ersatzwahl in Königsberg i. Pr. in den Landtag gewählt. Es ist erfreulich, daß nun gerade die Stadt Königsberg, die ja nicht eben an der Spitze des sozialpolitischen Fortschritts marschiert, von Herrn Dr. Pachnicke vertreten wird, dessen sozialpolitischen Verdienste feststehen. Das preußische Dreiklassenhaus bietet solcher Tätigkeit unseres Parteifreundes noch jungfräulichen Boden genug.

Konservative und liberale Sozialpolitik

Fast 9 Tage lang ist im Reichstag über das Reichsamt des Innern gesprochen worden. Dabei ist so vieles Einzelne vorgebracht worden, daß man schließlich nichts mehr recht fassen und aufnehmen konnte. Graf Posadowsky aber hielt bis zu Ende tapfer aus und beantwortete die größte Zahl der Anfragen persönlich. Er weiß in der Tat unglaublich viel. Auch wenn man in Anfall bringt, daß er einen großen Stab von Beamten zur Verfügung hat, die ihm alles holen, suchen und berechnen müssen, was er gerade braucht, bleibt das, was er an Arbeitsleistung aufweist, so bedeutend, daß alle Schärfe der politischen Gegensätze ihm gegenüber in gewissem Sinne verschwindet. Ich habe in einem früheren Aufsatze mit Absicht und Bestimmtheit hervorgehoben, daß ich seine Gesamtrichtung für im Grunde unliberal halte und kann davon auch jetzt nichts zurücknehmen, aber den Eindruck, den die Fülle der Tätigkeit

dieses einen Mannes auch auf mich macht, will ich trotzdem nicht zurückhalten. Er ist der Verwaltungsbeamte in höchster Vollendung. Es geht von ihm keine eigentliche Ideenbildung aus, obgleich er viele Gedanken in sich bewegt. Er hat auch keine Sprache, die unmittelbar den Hintergrund der Dinge öffnet, aber er ist doch viel mehr als nur der Diener seines Herrn. Man sieht und fühlt, daß er nachgibt und sich biegt, wenn es nötig ist, aber man fühlt gleichzeitig, daß es eine gewisse Grenze gibt, über die hinaus er sich nicht biegen läßt. Es steckt ein wirklicher Mensch im Verwaltungsbeamten.

Solange also das persönliche Moment den Ausschlag gibt (und es bleibt zu allen Zeiten ein sehr wichtiges Stück), solange spricht alles für Posadowsky. Aber jenseits der persönlichen Wertschätzung bleiben doch die sachlichen Gegensätze, die ich schon früher angedeutet habe und jetzt nach Ablauf der langen sozialpolitischen Reichstagsdebatte nochmals mit möglichster Deutlichkeit aussprechen will. Graf Posadowsky hat selbst diese Gegensätze auf die kürzeste Form gebracht, als er in seiner ersten längeren Rede von sich sagte, er sei „noch immer konservativ". Ja, das ist er und bleibt er! Es ist zwar ein großer Unterschied zwischen seiner Art von Konservatismus und derjenigen, die heute in der konservativen Partei die Führung hat. Man kann den Grafen Posadowsky als „altkonservativ" bezeichnen, oder besser als „staatskonservativ". Wie es seiner Zeit vor dem Parteiliberalismus einen Beamtenliberalismus gegeben hat, so gab es auch vor dem materialistischen Konservatismus der Agrarier eine hauptsächlich von Staatsbeamten und Pastoren getragene, idealistische Art von Volksbevormundung, die mit der katholischen Autoritätspflege viel verwandtes hat. Diese Staatskonservativen glauben nicht daran, daß das Volk sich selbst regieren kann. Sie sehen allen Parlamentarismus und alle Demokratie grundsätzlich für etwas schwaches und hilfloses an, für Scheinformen, hinter denen der eigentliche Staat, der aus Beamten, Offizieren und Priestern besteht, zwar verborgen, aber nicht überwunden ist. Die Beamten haben die „Akten" in den Händen, und was nicht in den Akten ist, das ist nicht in der Welt. Sie vertreten inmitten aller wechselnden materiellen Wünsche die Staatsidee an sich und zwar eben die Idee des Beamtenstaates, nicht des Staatsbürgertums. Die ganze ältere Kreuzzeitungsrichtung gehört hierher, auch Stahl, der Theoretiker des altkonservativen Geistes. Auch Volkswirtschaftler, wie Rodbertus, Ad. Wagner und Schmoller stehen an verschiedenen Stellen dieses konservativen Gedankenbaues. Und wer will leugnen, daß in einer derartigen Auffassung für gewisse Zeiten die eigentliche Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten liegen kann? Was würde Rußland heute dafür geben, wenn es Beamte dieses Schlages besäße! Ja, man kann noch weitergehen und zugeben, daß es immer Theoretiker der Staatsverwaltung geben muß, die mit einer gewissen Einseitigkeit den Beamtenstaat als Fürsorge- und Rechtsstaat durchdenken müssen, ohne etwas anderes sein zu wollen, als die Ziviloffiziere der vorhandenen Macht. Generalstabschef der Ziviloffiziere, das ist Posadowsky. Er ist weit mehr als bloßer Abteilungsdirektor, er hat keinen Fiskalismus, ja selbst nicht den gewöhnlichen Bureaukratismus. Das sind Beamtenkrankheiten niederen Grades. Er will den Staat auf die Höhe einer wohlgeleiteten großen Verwaltungsfabrik bringen. Darin ist er modern, so modern wie irgend ein Leiter eines großen industriellen Gebietes. Wir Liberale werden uns also sehr hüten müssen, unsere Vorwürfe gegen die Reaktion einfach auf ihn auszudehnen. In allem Verwaltungstechnischen vertritt er grundsätzlich den Fortschritt und wenn ihm die höchst umständliche deutsche Reichsverfassung und die altfränkische Geschäftsordnung des Bundesrates dabei hindert, so müssen wir doch die Richtung selbst als technisch vorwärtsstrebend anerkennen.

Das, was uns trennt, liegt in der Auffassung vom Menschen selber. Der Altkonservatismus hat keinen Glauben an die Vernunft, die in der Selbstverwaltung der Majoritäten ist, er hat diesen Glauben noch weniger, als der agrarische Partei-Konservatismus ihn hat. Dieser ist unter Umständen sehr für Majoritäten eingenommen, wenn er nämlich die Majorität in Händen hat. Ihm sind alle Verfassungsfragen nur Hilfsmittel für praktische Zwecke. Der Verwaltungskonservative aber ist innerlich gesättigt von Pessimismus und Mißtrauen gegen alles ungebändigte Menschentum. Das kann nicht Wunder nehmen, denn der Beamte pflegt den Menschen als Bittsteller, Steuerzahler oder Verbrecher vor sich zu sehen, ehe er ihn als schaffende Persönlichkeit kennen lernt. Alle menschlichen Unzulänglichkeiten fließen in den Akten zusammen. Deshalb haben die Gesichter der älteren Zivilbeamten meist einen so eigenen Zug, der aus Ironie und Mitleid gemischt ist. Diese Leute müssen uns für Schwärmer halten, wenn wir den Menschen als die Persönlichkeit preisen, aus dessen Freiheit die Größe der Nationen erwächst. Mögen sie es tun! Bedeutsamer als alle Sprache der Akten ist die Sprache der Geschichte im ganzen, und diese hat nur eine wirkliche Verkündigung, nämlich die, daß es nicht vergeblich ist, die Einzelmenschen als verantwortliche und selbständige Mitschöpfer des Nationalschicksals mitarbeiten zu lassen.

Graf Posadowsky hat sich bereit finden lassen, dem Wunsche des Reichskanzlers zu entsprechen und ein deutsches Vereinsgesetz anzukündigen. Ihn interessieren, wie es scheint, die Einschränkungsbestimmungen daran mindestens ebensosehr, wie die Freiheiten. Es liegt ihm nicht. Er verteidigt die Ankündigung des neuen Gesetzes mit Gründen aus dem Gedankenbestande des Liberalismus. Das ist ein Fortschritt! Wir buchen das als liberalen Gewinn. Aber — es ist ein kaltes Zimmer, in dem dieses Kind geboren wird. Und von der rechtlichen Sicherung des Koalitionsrechtes der Arbeiter hat er trotz mehrfacher Anfragen kein Wort gesprochen. Koalitionsrecht? Zuchthausvorlage! Welche innere Bedeutung für den deutschen Volkscharakter ein volles gesichertes Vereins- und Berufsvereinsrecht aller kämpfenden Volksteile haben müßte, davon redet der Liberalismus und die Sozialdemokratie, aber die offizielle Sozialpolitik ist in ihrem Kern konservativ. Deshalb hat sie den Großindustrien nichts zu sagen. Sie betrachtet den Menschen als Verwaltungsobjekt. Der Liberalismus betrachtet ihn als Produktionssubjekt. Und alles Große, das wir Deutschen im letzten Jahrhundert erlebt haben, entstand aus dieser liberalen Betrachtung des Menschen.

Naumann.

Die auswärtige Beunruhigung

Von Zeit zu Zeit gestalten sich die Verhältnisse in der großen Politik immer wieder so, daß die allgemeine Lage durch das Gegenspiel von zwei das politische Leben beherrschenden Persönlichkeiten gekennzeichnet wird oder es zu sein scheint. Solche Gegenspieler waren zum letzten Male Napoleon III. und Bismarck; ihre Schachzüge verschoben im Wechsel die politische Konstellation des Tages. Heute erscheinen für das Empfinden und für das Urteil der Völker Wilhelm II. und König Eduard als die Gegenspieler, und es sieht fast so aus, als ob die übrigen Nationen und Staaten nur noch Figuren oder Zuschauer bei dieser Partie abgeben sollen, wenigstens soweit das europäische Staatensystem dabei in Frage kommt. Die Führung im Spiele, die seinerzeit Bismarck gewonnen hatte, hat jetzt zweifellos Eduard VII.; er ist der Angreifer. Wenn auch nicht in dem Sinne, daß bereits die Flinte schießt und der Säbel haut, so doch sicher in dem, daß er am Werke ist, eine Gruppierung der Kräfte herbeizuführen, die auf uns drücken soll; wir aber genötigt sind, mit unseren Gegenzügen dem Angriffe zu folgen, d. h. das Gesetz unseres Handels nicht frei aus uns selbst entwickeln, sondern mehr oder minder uns vorschreiben lassen müssen. Diese Lage ist militärisch wie politisch immer die unvorteilhaftere, und namentlich unbehaglich, wenn das Spiel des Gegners geschickt, d. h. verdeckt genug ist. Daraus, daß es für die große Masse und die politische Oeffentlichkeit verdeckt ist, folgt an sich natürlich noch lange nicht, daß auch die leitenden Kreise im Dunkeln tappen, aber es ist doch gerade diese Frage, dieser Zweifel, von dem die allgemeine Meinung der politisch Interessierten bei uns bewegt wird: ist unsere auswärtige Politik tatsächlich auf dem Laufenden darüber, was auf der Gegenseite

geschieht, oder bilden Ereignisse, wie die jüngste Zusammenkunft des Königs von England mit dem Könige von Italien, die als öffentliche Besiegelung eines englisch-italienischen Einverständnisses über irgendwelche uns jedenfalls sehr nahe angehenden Dinge erscheint, auch für die Leitung unserer auswärtigen Politik eine ähnliche Ueberraschung wie für das Publikum?

Die heiße Schüssel, die uns demnächst serviert wird, ist die Neuauflage der Haager Friedenskonferenz. An dieser haben zwei Staaten und vielleicht noch eine dritte Person ein besonderes Interesse: Rußland, England und außerdem noch der Präsident Roosevelt. Rußland braucht dringend eine Gelegenheit, um nach der japanischen Niederlage und angesichts seiner inneren Zuckungen in der Pose des politischen Regisseurs zu erscheinen, wobei außerdem noch anzunehmen ist, daß man versuchen wird, direkt oder indirekt irgend eine finanzpolitische Volte zu schlagen. König Eduard legt sein Spiel darauf an, Deutschland vor dem Areopag von ganz Europa als den einzigen Neinsager und Spielverderber in der von England und Rußland geschickt zusammen eingefädelten Abrüstungskomödie hinzustellen; Roosevelt endlich, der in sich die Kraft und den Beruf fühlt, der amerikanischen Nation nach außen wie nach innen zum ersten Male seit Washington ein politischer Führer im großen Stil zu sein, steht vor dem Ablauf seiner zweiten Amtsperiode, d. h., nach dem bisher unverbrüchlich befolgten politischen Dogma der Amerikaner, überhaupt vor dem Abgange von der politischen Bühne. Kein Präsident soll zum dritten Male an die Spitze der Republik treten, lautet die Maxime — aber was noch nie seit Washingtons Tagen geschehen ist, das geschieht jetzt: die Frage einer dritten Präsidentschaft Roosevelts beginnt drüben diskutiert zu werden und hat offensichtlich eine Partei für sich. Wer die amerikanischen Verhältnisse kennt, wird kaum im Zweifel sein, daß, wenn überhaupt etwas, dann noch am ehesten die Rolle des Amerikaners als des ausschlaggebenden Schiedsrichters auf der Konferenz Roosevelt zum dritten Male in den Sattel heben kann.

Wenn es, wie gesagt, klar ist, daß die Friedenskonferenz, wenigstens soweit England dabei in Betracht kommt, ein gegen uns gerichteter Zug ist, so ergibt sich von selbst, welchen Zweck die Politik Eduards VII. augenblicklich verfolgt: die Mächte sollen zu einer gemeinschaftlichen Haltung gegenüber Deutschland gebracht werden, um, wenn von einer Seite die sogenannte Abrüstung in irgendeiner Form vorgeschlagen wird, uns vor die Wahl zu stellen, entweder gegen unsere Interessen nachzugeben und selbst in unsere Schwächung zu willigen, oder gegen „ganz Europa" uns allein der Abrüstung zu weigern. Die Folgen für unsere internationale Stellung ergäben sich dann von selbst. Zustatten kommt der Gegenseite bei diesem Spiel natürlich der Ausfall der Reichstagswahlen. Nichts ist leichter, als das Geschehene für das Ausland als Bekenntnis der deutschen Nation zur Welt- und Machtpolitik darzustellen. Das Ausland übersieht oder verkennt nur zu leicht, daß der Ausgangspunkt des Reichstagskonflikts bei uns ein innerpolitischer war und daß vorzugsweise eine innerpolitische Spannung zur Entladung gelangte, wenn auch natürlich die Folgen auf kolonial-politischem Gebiete darüber hinausgreifen. Der Engländer, Franzose, Italiener, Spanier, Holländer, Portugiese u. s. w. weiß aber von der Entwickelungsgeschichte der Krisis bei uns wenig oder nichts; vielmehr wird er einfach mit der Behauptung bearbeitet: Bisher hat der Reichstag die Machtpolitik des Kaisers wenigstens zum Teil gebremst, jetzt aber hat der Kaiser eine Mehrheit, die ihm soviel Panzerschiffe, soviel Ueberseeexpeditionen, überhaupt Maßnahmen für die Weltpolitik bewilligen wird, wie er nur will. Wieweit diese Vorstellung bei den eigentlichen Leitern des Spiels auf der Gegenseite Wirklichkeit und wieweit sie bloße Mache ist, wird im Einzelfalle schwer zu sagen sein. Wahrscheinlich ist die Besorgnis dort ein ganz Teil aufrichtiger, als wir vom Standpunkte unseres guten Gewissens aus anzunehmen geneigt sind. Man braucht sich auch nur vorzustellen, wie wenig man in weiten Kreisen bei uns von dem inneren Zusammenhange des politischen Geschehens in Frankreich oder Italien weiß, um begreiflich zu finden, wenn im Auslande der Ausfall der deutschen Wahlen kurzweg als der „Triumph der Alldeutschen" bezeichnet wird. Die Alldeutschen aber wollen bekanntlich Holland und Belgien einstecken, Oesterreich konfiszieren, die russischen Ostseeprovinzen, Südafrika, Brasilien erobern, vielleicht auch noch Nordamerika einen deutschen Präsidenten geben und den Mars deutsch kolonisieren. Also!

Die Friedenskonferenz würde ein etwas anderes Gesicht tragen, wenn in England nicht die Liberalen, sondern noch die Konservativen am Ruder wären. Die englischen Liberalen sind zwar, wie alle Engländer, auch erst englische Patrioten und danach alles andere, aber sie sind im Gegensatze zu einer starken Strömung unter den imperialistischen Konservativen aufrichtige Verehrer des Friedensgedankens unter den Völkern. Wenn also in England jemand den Gedanken des vorbeugenden Krieges gegen Deutschland ernsthaft für eine absehbare Zukunft erwägen sollte, so muß er den Liberalen den Beweis liefern, daß Deutschland tatsächlich der bewußte Friedensfeind ist. Wir müssen daher damit rechnen, daß der Ausgang der Friedenskonferenz auch bezüglich der eingetretenen Besserung in dem Verhältnis der öffentlichen Meinung beider Länder zueinander für uns ein unvorteilhafter sein kann. Der englische König sammelt das friedens- und geldbedürftige, in seinem Ansehen geschädigte Rußland, das unruhige Frankreich, das finanziell unsichere, maritim gesunkene Italien, dazu die Mittelmächte und die Kleinen, denen vor Deutschland Angst zu machen leicht ist, und spannt sie vor den Wagen des englischen Interesses, dem die jetzigen Machtverhältnisse Deutschlands und die jetzige europäische Konstellation es gerade erlauben, Deutschland eine politische und äußerstenfalls vielleicht auch eine kriegerische Niederlage zu bereiten, wonach England auf jeden Fall als der größte Gewinner dastände. Für uns als den Gegenspieler in der Verteidigung erscheinen als diejenigen Mächte, über die England in keinem Falle sicher als über Figuren seines Spiels verfügt, nur Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten. In dieser Richtung müssen sich also unsere Abwehrzüge gegenüber dem Versuche, uns einzukreisen, bewegen.

Sirius.

Das Ende der Maifeier

Es gibt Vorgänge im politischen Leben, die an sich herzlich unbedeutend sind, die aber als Symptom bedeutenderer Erscheinungen festgehalten werden müssen. Hierzu gehört der Erlaß des sozialdemokratischen Parteivorstandes über die Maifeier. Ob ein Teil der sozialdemokratischen Arbeiterschaft — mehr als ein Bruchteil ist es nie gewesen — den ersten Mai durch Arbeitsruhe feiert, oder ob diese Feier an einem arbeitsfreien Sonntage sich vollzieht, ist eine historisch grenzenlos gleichgültige Etiquettenfrage. Wichtig wurde der Fall erst, als die Maifeier Gegenstand des Kampfes wurde zwischen den Gewerkschaften und der radikaler gewordenen Führung ihrer Partei.

Der Ursprung dieser Feier fällt noch in die Zeit des Sozialistengesetzes. Ein Frühlingsfest der Arbeit sollte es sein, eine Kundgebung für den Weltfrieden — alles schöne Gedanken, die den romantischen Bedürfnissen der sozialdemokratischen Maienzeit entsprossen. Erst später eigentlich trat die Maifeier als Symbol des Klassenkampfes hervor, als Machtprobe: ob man die Unternehmer zwingen könne, die sozialdemokratischen Forderungen wenigstens an einem Tag im Jahr anzuerkennen. Noch in den neunziger Jahren sträubte sich der sozialdemokratische Parteivorstand (Gerisch, Auer, Liebknecht), gegen solche Revolutionsromantik. Es blieb den großen Parteiverderbern, den Mehring, Kautsky, Luxemburg, vorbehalten, auch die Maifeier durch die Hervorkehrung dieses Moments zu diskreditieren.

Als nämlich zwar die Revisionisten beiseite geschoben waren, durch ihre Kritik aber der Glaube an den naturnotwendigen Zusammenbruch des Kapitalismus vernichtet war, als gleichzeitig die erstarkenden Gewerkschaften sich zu einer vernünftigen Realpolitik auf dem Boden der Tarifverträge entwickelten — da sahen die Marxisten zu ihrem Schrecken, daß sie einen Pyrrhussieg erfochten hatten. Die revolutionäre Energie der Arbeiter hatte kein Ziel mehr, drohte daher abzuflauen. Man suchte nach einer neuen

Feuersäule, damit der Mut nicht sinke – und fand zwei Irrlichter, den politischen Massenstreik und die zwangsweise durchzuführende Maifeier.

Vom politischen Massenstreik redet kein Mensch mehr. Die Energie der ihrer Verantwortung bewußten Gewerkschaftsführer schuf ihm auf dem Mannheimer Parteitag ein stilles Begräbnis. Jetzt findet die Zwangs-Arbeitsruhe am ersten Mai, der „kleine Generalstreik", den gleichen Abschluß. Die Gewerkschaften hatten sich schon die ganzen Jahre gesträubt, dieser zwecklosen Demonstration die Erfolge ihres Fortschreitens zu opfern. Hatten doch mächtige Unternehmergruppen, die sich einen derartigen Arbeitsstillstand nicht gefallen ließen, mit Aussperrungen und Maßregelungen geantwortet. Der mühsam beigelegte, lange Arbeitskampf im Hamburger Hafengebiet geht ja auf einen solchen Anlaß zurück. Lorbeeren hat hier der Radikalismus sicher nicht geerntet. Es ist also von höchster Wichtigkeit, daß nun auch die Maifeierfrage, auch dieser Streit zwischen Partei und Gewerkschaften mit einem Sieg der Gewerkschaften abschließt. Denn der Rat des Parteivorstandes, „dort, wo die Gewißheit einer Aussperrung besteht, unter den obwaltenden Umständen von einer Arbeitsruhe abzusehen", macht in der Tat, wie das „Harburger Volksblatt" richtig bemerkt, die Maifeier zu einer „Farce". Wir führen auch gern das Urteil eines anderen sozialdemokratischen Blattes, der „Fränkischen Tagespost", an: „Der Parteivorstand stellt sich jetzt mit der denkbar größten Entschiedenheit auf den noch vor kurzem so leidenschaftlich umstrittenen Standpunkt der Gewerkschaften." Es ist sehr wahrscheinlich, daß die große Wahlniederlage den Rückzug veranlaßt hat. Eine starke Beteiligung der Massen wäre nach jener Enttäuschung kaum zu erwarten gewesen; warum sollten sie auch mühsam errungene gewerkschaftliche Fortschritte aufs Spiel setzen, wenn das Endziel immer undeutlicher wird?

Der Unterschied zwischen Wollen und Können ist die große Tragik unserer sozialdemokratischen Bewegung.

Die Herrschenden ließen sich durch das Wollen verblüffen, heute lachen sie darüber, da sie erkennen, wie wenig die ganze Bewegung einem ernsthaften Anprall stand hält. Wer die innere Politik rein unter dem Gesichtspunkt der Bekämpfung der Sozialdemokratie ansieht, wird von dieser Wandlung der Dinge eitel beglückt sein. Das sind wir aber ganz und gar nicht, weil wir sehen, wieviel gesunde Ideen, Talente, Kräfte jeder Art, die dem Fortschritt dienen könnten, heute mit der sozialdemokratischen Bewegung matt gesetzt werden.

Was die Sozialdemokratie als bleibenden Wert geschaffen hat, das ist die Organisation der Industriearbeiter. Das ist das Können, das Wesen der Bewegung. Ihr utopistisches Wollen, ihr flitterhafter Schein hören bald auf zu trügen. Wenn es der Sozialdemokratie einmal gelingen ist, die Widersprüche zwischen Wollen und Können, zwischen Schein und Wesen, so wie jetzt bei der Maifeier, in ihrer ganzen Politik aufzuheben, werden wir bessere politische Tage erleben.

Eugen Katz.

Weltpolitik und Reichsbank

Bis zum Jahre 1910 muß durch Reichsgesetz das vertragliche Verhältnis zwischen dem Reich und der Reichsbank neu geregelt werden, und es naht die Zeit, zu der Oeffentlichkeit und Parlament sich über die hierbei notwendig werdenden Reformen schlüssig werden müssen. Unleugbar ist die Reichsbank seit ihrer Gründung ihren Aufgaben auf das beste nachgekommen. Sie hat die deutsche Geldzirkulation mit dem nötigen Golde versorgt, sich selbst einen beträchtlichen Goldvorrat gesichert, die Goldwährung in der schweren Zeit der achtziger Jahre aufrecht erhalten und ist in den Zeiten wirtschaftlicher Krisis dem deutschen Handel und der deutschen Industrie hilfreich zur Seite gestanden. Aber eine wirklich schwere Krisis, lang andauernde politische Unruhen, vielleicht gar einen verlustreichen Krieg, haben die Reichsgoldwährung und die Reichsbank noch nicht zu überstehen gehabt.

Dabei ist aus der wirtschaftlichen Entwickelung heraus ihre Stellung auch in politisch ruhigen Zeiten immer schwieriger geworden. Der Umfang des deutschen Geldverkehrs ist durch die Blüte von Handel und Industrie außerordentlich gewachsen, er sammelt sich immer mehr in den wenigen großen Geldinstituten, und diese sehen sich, sobald am Monatsultimo, und noch mehr am Quartalsschluß, der Bedarf nach Umlaufsmitteln zunimmt, gezwungen, durch Diskontierung kurzer Wechsel und Lombardierung von Effekten auf die Reichsbank zurückzugreifen, ebenso wie durch Verminderung ihrer Giroguthaben. So ist wie die Bank von England, auch die Reichsbank die große Zentralkasse des Landes geworden, auf die in schwierigen Zeiten alle Geldforderungen, die im ganzen großen deutschen Wirtschaftsgebiete fällig werden, in letzter Linie zurückfallen, mit deren Goldvorrat die Goldwährung und der deutsche Wechselkurs stehen und fallen.

Bei der Unsicherheit der politischen Lage hat die Regierung in Erkenntnis der hier drohenden Gefahren schon eine Reihe Maßregeln getroffen, um den Status der Reichsbank zu stärken; so die Verleihung des Rechtes zur Ausgabe von 20- und 50-ℳ-Noten, um einen Teil des im Verkehr zirkulierenden Goldes in die Keller der Bank zu leiten und es durch Papier zu ersetzen; die Regulierung der Mindestguthaben auf Reichsbankgirokonto, um die Girokonteninhaber zu veranlassen, ständig, soweit es erforderlich schien, größere Guthaben zu halten; endlich die Aufforderung an die höheren Beamten, sich ihre Gehälter nicht in bar auszahlen, sondern an ihre Bankhäuser per Girokonto überweisen zu lassen, um den Geldbedarf von den Zahlterminen gleichmäßiger auf das ganze Jahr zu verteilen.

In dieselbe Linie der Stärkung der finanziellen Weltmachtstellung des Deutschen Reiches sollte auch die Reform des Börsengesetzes fallen, die durch Beseitigung der dem Terminhandel gesetzten Schranken gleichzeitig einen leistungsfähigen Börsenverkehr wiederherstellen und den höheren Geldbedarf des Kassageschäftes verringern wird.

Aber noch bleibt viel zu tun übrig. Seit dem Jahre 1872 ruhen 120 Millionen Mark geprägten deutschen Goldes fern vom Verkehr im Spandauer Juliusturm, als Kriegsschatz des deutschen Reiches, und gleichzeitig zirkulieren im Verkehr 120 Millionen Mark ungedeckten Papiergeldes, Reichskassenscheine, die aus der Papierwirtschaft der Kleinstaaten vor Begründung des Reiches übrig geblieben sind.

Als Adam Smith sich über den unzweckmäßigen und unwirtschaftlichen Taler-Kriegsschatz Friedrichs des Großen aufhielt, war wohl bei den damaligen Kreditverhältnissen Deutschlands der große König dem großen Volkswirte gegenüber im Recht. Heute, nach 150 Jahren, reichen die 120 Millionen nur wenige Tage der Mobilmachung, und das Reich muß sich sofort mit sehr großen Beträgen an den Anleihemarkt wenden. Im ersten Augenblick wird es voraussichtlich viele Hunderte von Millionen Reichsschatzscheine an die Reichsbank begeben müssen, und gleichzeitig wird die Bank in größtem Umfange von privater Seite in Anspruch genommen werden. Bei dieser Sachlage wäre es geradezu Frevel, wenn die Regierung das schöne Gold des Reichskriegsschatzes dem freien Verkehre überliefern wollte, statt es zur Stärkung des Reichsbank zu verwenden. Fließen aber bei vernünftiger Finanzwirtschaft im Kriegsfalle die 120 Millionen Mark Gold doch in die Bank, dienen sie also im Grunde gar nicht als Reichskriegsschatz, sondern als Reichsbankextrareserve, so ist wirklich nicht einzusehen, warum die Regierung sich nicht von der veralteten Tradition losmacht und das Gold heute schon zur Stärkung der Bankposition verwendet. Geht es doch in der Zeit bis zu einem etwaigen Kriege nicht verloren, sondern während es den gesamten Geldverkehr erleichtert, setzt es nur die Bank eher in Stand, weiteres Gold zu ihrer Kräftigung heranzuziehen.

Gleichzeitig böte sich die Gelegenheit, den letzten Rest des deutschen Papiergeldes zu beseitigen. Die Reichskassenscheine sind nicht gesetzliches Zahlungsmittel; jeder private Zahlungsempfänger kann die Annahme auch nur eines 5-ℳ-Scheines verweigern; nur die staatlichen Kassen und die Reichsbank, als Kassenführ-

rerin der Reichshauptkasse, sind angehalten, es einzulösen, ohne daß ein besondere Einlösungsfonds bestünde, ohne daß im Reichskassenscheingesetze oder im Bankgesetze irgend welche besonderen gesetzlichen Maßregeln zur Sicherung des Reichspapiergeldes vorgesehen wären. Dabei rechnet es im Reichsbankstatus unter den Barbestand und dient seinerseits zur Notendeckung. Bamberger erklärte schon 1874 in seiner Rede über die Reichskassenscheine: „Ihre Einlösungspflicht ist ein gemaltes Fenster, weiter gar nichts. Sie werden einlösen, solange man Ihnen es nicht abverlangt, und Sie werden nicht einlösen können, wenn einmal das Unglück wollen sollte, daß man es von Ihnen verlangte. Ihre Einlösungspflicht ist ein Pelz für die Hundstage, der Ihnen im Dezember genommen wird", und er wünschte die Ersetzung der Kassenscheine durch Banknoten.

Uebernimmt die Reichsbank gegen Ueberlassung der 120 Millionen M. Gold die Verpflichtung, die 120 Millionen M. Reichskassenscheine gegen eigene Noten auszutauschen, sie binnen etwa eines halben Jahres aus dem Verkehr zu beseitigen und zu vernichten, so hat das Reich 120 Millionen M. unverzinsliche Schulden gegen 120 Millionen M. zinsloses Vermögen ausgetauscht, ist also um keinen Pfennig reicher noch ärmer. Aber die Position der Reichsbank ist wesentlich gestärkt und ein Schönheitsfehler des deutschen Bank- und Währungssystems ist beseitigt, der im Ernstfalle leicht unangenehme Folgen nach sich ziehen kann.

Werden, wie vorgeschlagen, die 5 und 10 Mark-Reichskassenscheine gegen Banknoten, die über den gleichen Betrag lauten, ausgetauscht, so ist damit zu gleicher Zeit eine weitere Stückelung der Reichsbanknoten angebahnt und die Bank hätte durch Ausgabe größerer Mengen dieser kleinen Noten Gelegenheit, auf dem 1905 betretenen Wege fortzufahren und einen weiteren Teil des Goldumlaufs durch Papier zu ersetzen. Diese Maßregel würde auch vom Verkehr begrüßt werden, da die 5 M.-Stücke zu ungeschlacht, die goldenen 10 M.-Stücke noch immer selten sind. Bis eine starke Vermehrung des Scheckverkehrs in Deutschland, die erst in langen Jahren zu erreichen ist, den Bedarf an Zahlungsmitteln verringert und den Goldschatz der Bank stärkt, stehen wir vor der Alternative, die Hauptmasse des Geldes entweder in der Zirkulation oder in den Kellern der Bank zu haben. *Regierung und Reichstag, Reichsbank und Kaufmannschaft haben gezeigt, daß sie den Goldschatz der Goldzirkulation vorziehen.*

Aber gleich den Reichskassenscheinen entbehren heute die Noten der Qualität, gesetzliche Zahlungsmittel zu sein. Was England und Frankreich den Noten ihrer Zentralinstitute unbedenklich zugestanden haben, das fürchtete man sich 1874-75 in Deutschland, aus Abneigung gegen papierene Zahlungsmittel, den Reichsbanknoten zu gewähren. Es wäre aber gefährlich, auch in der kleinen und mittleren Zirkulation das Gold durch Papier ersetzen zu wollen, solange jedem bei ausbrechender Panik das Recht zusteht, die Annahme der allgemein zirkulierenden Noten zu verweigern. *Die Erklärung der Reichsbanknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel ist die notwendige Ergänzung ihrer kleinen Stückelung.* Ist der Verkehr, und gerade der Kleinverkehr, in schweren Zeiten gezwungen, Noten als Zahlungsmittel anzunehmen, so ist dem ersten Sturme vorgebeugt, und die Bank kann in Ruhe der Präsentation der Noten entgegensehen. Deren Einlösbarkeit und vorzügliche Fundierung auf die Goldvorräte der Reichsbank ist dadurch nicht im geringsten angetastet; sie ist vielmehr verbessert worden. Denn sie hängt nicht nur von der absoluten Höhe des ungedeckten Notenumlaufs ab, die unverändert bleibt, sondern noch mehr davon, daß in kritischer Zeit ein möglichst hoher Prozentsatz des gesamten Notenumlaufs durch Gold gedeckt ist; und gerade dies bezweckt die Zurückziehung eines Teiles der Goldzirkulation.

Gelingt es durch diese Maßregel den Goldvorrat der Reichsbank um viele Hunderte von Millionen Mark zu steigern, so steht auch in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur die Reichsbank allen politischen Fährnissen ungleich gesicherter gegenüber wie jetzt, und Deutschland kann fest darauf bauen, daß auch in schweren Krisen und langen Kriegen die Bank ihrer Pflicht, ihre Noten in Gold einzulösen, voll und ganz wird nachkommen und die deutsche Goldwährung wie den deutschen Wechselkurs wird schützen können.

H. G. H.

Unsere Bewegung

Das Protokoll unseres Parteitages haben alle Einzelmitglieder des Wahlvereins zu Beginn dieser Woche erhalten. Ebenso ist es den Bestellern, die sich rechtzeitig beim Buchverlage der „Hilfe" darum beworben hatten, inzwischen geliefert worden. Es stehen aber noch Bestellungen von den Vereinen aus, die bei der Wichtigkeit der gehaltenen Referate diesmal schleunigst für ihre Mitglieder größere Partiebestellungen machen sollten. Man wende sich dieserhalb an den Buchverlag der „Hilfe".

Die Reichstagsrede D. Naumanns über die Hemmnisse der Sozialpolitik ist vom Parteibureau allen angeschlossenen Vereinen gratis geliefert worden. Sie kann zu Werbezwecken auch weiterhin von Herrn Generalsekretär Wejnhausen, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 13, bezogen werden. Der Organisationseifer, der jetzt noch von den Wahlen her vorhanden ist, muß kräftig ausgenutzt werden. Wir bitten daher dringend, daß alle Mitglieder und Vereine sich Werbematerial bestellen und mit seiner Hilfe die Ziffer unserer Parteifreunde erhöhen mögen.

Frankfurt a. M. V.: Oberlehrer M. Nierhaus, Tannenstr. 7. L.: „Stadt Ulm", Schäfergasse 7. Der letzte Vereinsabend am 12. April beschäftigte sich mit der Berichterstattung der beiden Vereinsdelegierten für den kürzlich abgehaltenen Parteitag. Lehrer Beckmann sowohl, als Dr. Sinzheimer betonten ihr freudiges Erstaunen über die auf dem Parteitage zum Ausdruck gekommene entschiedene liberale Gesinnung und das berechtigte Mißtrauen gegenüber der sogenannten konservativ-liberalen Paarung, wodurch auch eine von dem Frankfurter Verein für den Parteitag gefaßte Resolution gegenstandslos geworden sei. Die Diskussion bewegte sich in derselben Richtung, wobei allerdings auch auf die gegenwärtige schwierige Lage der Fraktionen der bürgerlichen Linken hingewiesen wurde. Die Mitteilung über Maßregelungen von Beamten und Lehrern im alten Kurhessen wegen ihres Eintretens für den entschiedenen Liberalismus bei den Reichstagswahlen wurde mit Entrüstung aufgenommen und in einer Resolution die Erwartung ausgesprochen, „daß unsere Fraktion, die bedauerlicherweise nicht entschiedenere Stellung gegen die vom demokratischen Standpunkte unbedingt zu verwerfende Wahlbeeinflussung genommen habe, obige Maßregelungen in den parlamentarischen Körperschaften noch nachträglich auf das energischste verurteilt, Rechenschaft von den verantwortlichen Stellen fordert und darauf dringt, daß erstere rückgängig gemacht werden. Außerdem wird erwartet, daß bei den Landtagswahlen die Hauptaufgabe in der entschiedenen Bekämpfung der reaktionären Parteien gesehen wird."

Mannheim. V.: Professor Em. Gscheidlen, Rheinaustraße 19. Am Montag, 8. April, hielt der hiesige nationalsoziale Verein eine öffentliche Versammlung ab, in der Herr *Syndikus Landmann* über die „Schiffahrtsabgaben" sprach. Der Vortragende beleuchtete mit außerordentlicher Sachkenntnis das Thema von seiner rechtlichen und allgemeinen politischen Seite und machte nachdrücklich auf die wirtschaftlichen Gefahren, namentlich für unsere Stadt, aufmerksam. Lebhafter Beifall lohnte den Redner für seine ausgezeichneten Ausführungen.

Der darauffolgende Sonnabend vereinte die Mitglieder und ihre Frauen zu einem *geselligen Abend*, der besonders durch die Mitwirkung unseres Mitgliedes, Herrn *Hofschauspieler Tietsch*, auf eine künstlerische Höhe gehoben wurde. Herr Rechtsanwalt Dr. G. Mayer hielt eine formell und inhaltlich glänzende Rede, in der er in klaren und markanten Strichen ein Bild des Werdeganges unseres Führers Friedrich Naumann entwarf. Musikalische und deklamatorische Darbietungen von durchweg vorzüglichen Kräften aus unseren Reihen machten den Abend zu einem sehr genußreichen und dadurch, daß die Mitglieder sich auch persönlich näher traten, zu einem für unsere pol. Arbeit gewinnbringenden.

Unterweserorte. V.: J. Cordes-Bremerhaven. Der „Verein der Freisinnigen für die Unterweserorte und Umgegend" hielt am 10. d. M. eine Vereinsversammlung ab. Herr Cordes berichtete eingehend über den Delegiertentag. Daran schloß sich eine Aussprache, an der sich Herr Büll, Fischhändler, und Schulz, Kaufmann, beteiligten. Nächstens soll in der Ortspresse ein Aufruf zum Beitritt veröffentlicht werden. Am 22. und 23. d. M., sprach Herr Parteisekretär Haupt hier in zwei öffentlichen Versammlung. Die „Hilfe" wurde empfohlen. Schriften und Broschüren

waren zum Kauf ausgelegt. Die „Hilfe"-Leser in hiesiger Gegend wurden gebeten, sich dem Verein anzuschließen, bezw. ihre Adresse einzusenden.

Der „Hilfe" Preßverein erhielt folgende Beiträge: Karlsruhe i. B. J. G. I, 5.—; Bischofsheim, H. I, 5.—; Lauban, A. M. II, 5.—; Hamburg, R. I. 5.—; München, S. I, 5.—.

Außerordentliche Beiträge: Leichlingen, 4.70 M.; Hamburg 3.—; Neu-Ulm, R. 1.80.

Zusammen 34.50 M.
Dazu lt. Ausweis in Nr. 16. 251,75 M.
Summa 286,25 M.

über die wir herzlich dankend quittieren.

Berlin-Schöneberg. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ueberfüllung im Kleinhandel. Will der Arzt ein Uebel abstellen, so muß er die Ursachen desselben kennen. Das gilt auch für den Nationalökonomen, Staatsmann, wie überhaupt für jeden Wirtschaftspolitiker. Es ist nun aber bekannt, daß die Wirtschaftspolitiker der „Mittelstandsbewegung", sei es aus Mangel besse-er Erkenntnis, sei es aus dem demagogischen Gründen, vielfach Wirkung und Ursache verwechseln. Von solchen mittelständlerischen Wirtschaftspolitikern werden die Konsumvereine als die Hauptursache der traurigen Lage der Detaillisten, namentlich der Lebensmittelbranche, bezeichnet. Dagegen, betont mit Recht das Organ der deutschen Konsumvereine, sei es offenbar, daß die Konsumvereinsbewegung wesentlich zu einer Gesundung im Kleinhandel beitrüge. Die Konsumvereinsbewegung ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Kleinhandelsmisere. Die wahre Ursache dieser Misere ist die von allen einsichtigen Wirtschaftspolitikern immer wieder betonte, von den Kleinhändlern aber völlig ignorierte Ueberfüllung im eigenen Lager. Und diese Ueberfüllung findet eine ununterbrochene Steigerung. So schrieb kürzlich „Der Materialist": „Die Statistik hat auch bewiesen, daß Neueröffnungen von Geschäften der Kolonial- und Materialwarenbranche allwöchentlich in ungezählter Menge vorkommen. So sind z. B. in Köln im vorigen Jahre in einer Woche 27 Materialwarengeschäfte neu gegründet worden, in Charlottenburg 34, in Rixdorf 22 und in Berlin sogar 67. 10 gleichzeitig neu errichtete Geschäfte der Lebensmittelbranche in einer Straße sind keineswegs eine Seltenheit, ebenso nicht, wenn in einem Hause 2 bis 3 Geschäfte dieser Branche ihre Pforten gleichzeitig öffnen. Mit den Möbelwagen der Etagenbewohner ziehen gleichzeitig die neuen Geschäftsinhaber ein, Läden sind vorhanden, ebenso auch Reflektanten, dieselben zu beziehen, es ist ja eine Branche, die kein umfangreiches Lager bedingt. Eine billige Einrichtung ist leicht zu beschaffen, man risikiert also ein verhältnismäßig nur geringes Kapital. Gelingt der Wurf, kann sich der Geschäftsinhaber einen ständigen Kundenkreis heranziehen, so hat er Glück, im andern Falle muß er sein Geschäft wieder schließen, vielleicht hat der nächste mehr Glück." Das ist die wirkliche Sachlage! Und doch müssen wir erleben, daß Staatsmänner jener unfruchtbaren „Mittelstandsbewegung" Konzession um Konzession machen auf Kosten der ökonomisch viel rationelleren Wirtschaftsreform der Konsumgenossenschaft.

Nüchterne Besonnenheit gewinnt als Ergebnis der letzten Reichstagswahlen nicht nur in der politischen, sondern auch in der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung mehr Raum als früher. Der bekannte und verdiente Redakteur des Buchdruckerorgans, Rexhäuser, weist sehr nachdrücklich auf die wirtschaftliche Schwäche der deutschen Arbeiterbewegung gegenüber den koalierten Unternehmern hin, und erklärt, „nur der Wahnsinn kann zu einer **Kraftprobe** (Generalstreik) anreizen, die in gar keinem Verhältnis zu den wirklichen Machtverhältnissen steht." Er fordert deshalb dringlich auf, in aller Nüchternheit weiter zu sammeln, zu agitieren und organisieren und jeden Mauervorsprung auszunutzen, um in die Höhe zu kommen. Wenn nicht die Taktik der gesamten Arbeiterbewegung diesen Weg einschlage, so sei Versteinerung in Phrasen und Ohnmacht in der Praxis des Lebens unausbleiblich. Rexhäuser hat schon früher in ähnlichem Sinne sich wiederholt geäußert, nur wird er zweifellos jetzt viel willigeres Gehör für derartige Ausführungen finden als ehedem. Wichtiger noch als dieser Aufruf zur Besonnenheit und Kleinarbeit ist die Stellungnahme des Verbandsorgans der sozialdemokratischen Handels- und Transportarbeiter gegen den Tarifbruch. Hier lesen wir: „Wir werden rücksichtslos gegen jene wenig weitsichtigen Kollegen vorgehen, die da meinen, um augenblicklicher Vorteile willen sich nicht an die abgeschlossenen Verträge kehren zu brauchen .... Den Scharfmachern soll dar- und wird es niemals gelingen, unserer Organisation nachweisen zu können, daß sie nicht tariffähig ist, weil sie nicht imstande sei, Tarifabschlüsse innezuhalten und durchzuführen. Die Nichtinnehaltung der abgeschlossenen Tarifverträge würde das Grab des konstitutionellen und die Wiedergeburt des absolutistischen Arbeitsverhältnisses sein, und zu solchem Selbstmord ihrer Aufwärtsbewegung werden verständige Arbeiter niemals die Hand reichen, sie werden sich dazu auch nicht provozieren lassen." Hinter diesen Worten sollte der bekannte Vermerk stehen: „Alle Arbeiterblätter werden um Nachdruck gebeten". Denn je allgemeiner die Tariftreue als Selbstverständlichkeit in Arbeiterkreisen gewertet wird, um so sicherer wird der Fortschritt des Tarifwesens überhaupt sein.

Kommunale Sozialpolitik. Günstige Erfolge der Wertzuwachssteuer werden bereits aus mehreren Städten gemeldet, die sie eingeführt haben. Köln hat ganz erheblich höhere Beträge aus dieser Steuerquelle vereinnahmt, als vorauszusehen war. In dem Berliner Vororte Weißensee konnte die Gemeindeeinkommensteuer trotz allgemeiner Preissteigerung und dadurch verursachter Ausgabenvermehrung von 155 Prozent auf 125 Prozent herabgesetzt werden. In Groß-Lichterfelde wurde der Zuschlag zur Einkommensteuer mit Rücksicht auf die Erträgnisse der Zuwachssteuer ebenfalls von 125 Prozent auf 110 Prozent herabgesetzt. In Steglitz haben die Mietervertreter im Gemeindeparlament nach amtlichen Ziffern berechnet, daß gut 200 000 M. im laufenden Jahre aus der Wertzuwachssteuer vereinnahmt werden könnten. Trotzdem ist sie dort von der kompakten Hausbesitzermehrheit abgelehnt worden.

Die Verhandlungsfrage spielt in den wirtschaftlichen Kämpfen der neuesten Zeit eine bedeutsame Rolle. Je nachdem sich die Arbeitgeber auf den Standpunkt der Verhandlungsbereitschaft oder der völligen Ablehnung jeglicher Verhandlung stellen, pflegen die Kämpfe weniger oder mehr Erbitterung zu hinterlassen und auch geringere oder größere Opfer zu fordern. Unter den Arbeitgebern hat seither eine starke Meinungsverschiedenheit über die Verhandlungsfragen bestanden. Nunmehr hat man sich aber auch auf diesem umstrittenen Gebiet geeinigt. Der Ausschuß des Gesamtverbandes deutscher Metallindustrieller hat eine Reihe von Vorschlägen ausgearbeitet, die jetzt die feste Norm für künftige Wirtschaftskämpfe bilden sollen. In diesen „Grundsätzen" wird das Verlangen der Arbeiter auf Verhandlungen mit den Arbeiterorganisationen in ihrer Gesamtheit abgelehnt; dagegen schlägt er vor, freie Kommissionen aus beiden Lagern zu wählen, denen er das Recht gewährt, auf jeder Seite einen Vertreter der Organisationen beratend hinzuziehen. Es ist sehr fraglich, ob die Organisationen sich auf diese allerdings einen Mittelweg zeigende Form der künftigen Verhandlungsmöglichkeit einlassen werden, die die Autorität der Organisationen zweifellos schwächt.

Eine wirksame Erweiterung des Koalitionsrechts beantragten die drei freisinnigen Fraktionen des Reichstags zur zweiten Beratung des Reichsamts des Innern. „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die dem Koalitionsrechte noch entgegenstehenden Beschränkungen beseitigt und insbesondere 1. den § 152 der Gewerbeordnung dahin ändert, a) daß derselbe nicht nur auf Erlangung besserer, sondern auf Erhaltung bestehender Arbeits- und Lohnverhältnisse Anwendung findet, b) daß sich die entsprechenden Verabredungen und Vereinigungen nicht nur auf die individuellen Interessen der sich Verabredenden oder Vereinigenden, sondern auch auf die Interessen der Arbeiter und Arbeiterinnen im allgemeinen, sowie auf Veränderungen der Gesetzgebung richten dürfen; 2. den § 153 der Gewerbeordnung dahin erweitert, daß zugleich mit dem Mißbrauche des Koalitionsrechts auch die rechtswidrige Verhinderung am gesetzmäßigen Gebrauch unter Strafe gestellt wird."

Aus den deutschen Gewerkvereinen. Unter der Rubrik „Die abgeschaffte Harmonielehre" schreibt das Organ der Düsseldorfer Hirsch-Dunckerschen Reformer, die „Westdeutsche Arbeiterpost", folgendes: Seit es in weiten Gewerkvereinskreisen eine Reformströmung gibt, vertritt sie den Standpunkt des entschiedenen Kampfes für die Besserung der Arbeitsverhältnisse und wandte sich deshalb stets gegen die alte Lehre von der Harmonie der Interessen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Keine offizielle Gewerkvereins-Generalversammlung hat sich bisher bemüßigt gefunden, di-se Theorie aufzugeben. In der Praxis aber ist sie längst über den Haufen geworfen. Eben gibt der Generalrat der Maschinenbauer eine Broschüre heraus über die Lohnkämpfe des Gewerkvereins in 1906. Wir finden da Berichte von etwa 97 selbständig geführten Lohnkämpfen, teils solche mit, teils ohne Streik. Wer nun noch von Harmonie redet, belügt sich selbst, denn es gibt keinen schlagenderen Beweis gegen die Harmonie als solche, wohl nicht einmal ganz vollständige Sammlung von Lohnkämpfen eines Gewerkvereins aus einem Jahre. Angesichts dieser Umstände fragen wir, ob es denn nun nicht angebracht sei, auf dem kommenden Verbandstage die Stellung der Gewerk

vereine zum Unternehmertum zu beraten und die Harmonielehre endgültig abzuschaffen? Zur Klärung der Köpfe in den Gewerkvereinen und zur Vereinheitlichung der Agitation wäre das sehr dienlich. — Die Herausgabe des Berichts ist ein sehr verdienstliches Werk und in allen Versammlungen sollte er zur Besprechung gestellt werden. Für spätere Ausgaben zieht man es vielleicht in Erwägung, die genaue Zahl der Kampfbeteiligten anzugeben, sowie die errungenen Vorteile in gesparte Arbeitsstunden und Mehrgewinn an Lohn zu berechnen. So wie wir es an dieser Stelle von dem Aachener Kampfe taten. Die Mitglieder sind so in der Lage, ihre geleisteten Beiträge mit dem zu vergleichen, was der Gewerkverein ihnen wieder gegeben.

Eine anerkannte Handwerkerforderung ist die bessere Regelung des Submissionswesens, die ja auch von den drei freisinnigen Fraktionen in einem gemeinsamen Antrage gefordert wird. Alle seitherigen Versuche einer Reform haben immer gezeigt, wie schwierig es ist, allen begründeten Wünschen sämtlicher Beteiligten gerecht zu werden. Eine Forderung ist freilich überall leicht durchführbar: daß sich der Unternehmer verpflichtet, Tariflöhne oder die in der Branche üblichen Löhne zu zahlen. Die Militärbehörden haben diese Forderung bei ihren Ausschreibungen schon seit Jahren durchgesetzt, indem sie bei der Vergebung von Lieferungen folgende Klausel unterschreiben lassen: „Den in meinem Betriebe angestellten Arbeitern ist ein Lohnsatz gewährt, der ihnen ermöglicht, einen Tagesverdienst zu erreichen, der nicht hinter dem ortsüblichen Durchschnittstagelohn für die in Betracht kommende Arbeitsart zurückbleibt. Ich erkenne ausdrücklich an, daß die Abgabe dieser Erklärung die Voraussetzung für meine Zulassung zur Lieferung bildet." Eine solche Klausel müßte reichsgesetzlich überall vorgeschrieben werden.

Keine Hausagrarier? Jedermann weiß, wie die Agrarier im Wahlkampfe die Liberalen immer wieder damit abzuführen suchen, daß sie ihnen das städtische Hausagrariertum vorhalten. „Sorgt zunächst dort, wo ihr die Macht habt, in den Städten, für die Bekämpfung des Bodenwuchers und Mietswuchers, und dann kommt aufs Land und bekämpft den Brotwucher und Fleischwucher", pflegen sie zu deklamieren. In dem Hauptorgan der Agrarier, in der „Deutschen Tageszeitung" (N. 183), finden wir aber nun einen Leitartikel, worin die Meinung bekämpft wird, „der Gewinn am Wertzuwachs des Grund und Bodens sei unsittlich und die Geschäfte der Terraingesellschaften beruhten auf unsittlicher Grundlage." Es wird ausdrücklich behauptet, „daß unsere heutigen Hausbesitzer auf einen kleinen Wertzuwachs sogar angewiesen sind, da sie bei Aufstellung ihres Unkostenkontos keine Abschreibungen vornehmen." Es wird schlankweg behauptet: „Bei der heutigen Lage der Gesetzgebung ist ein Geschäft in Bodenwerten ebenso einwandfrei, wie jedes andere anständige Geschäft und auch in keiner Weise sittlich anfechtbar." — Natürlich haben wir Liberalen niemals etwas Gegenteiliges behauptet. Auch die Bodenreformer, gegen die sich der ganze Leitartikel der „Deutschen Tageszeitung" richtet, haben nicht in der hier gekennzeichneten Weise gegen solide Grundstücksgeschäfte gekämpft. Wogegen diese und wir gelegentlich mit ihnen energisch eingeschritten sind, das ist die ungesunde Spekulation in Bodenwerten, jener völkerverderbliche Bodenwucher und Zinswucher, der uns um die Früchte unserer Arbeit bringt und unsere heranwachsende Jugend an Körper und Geist gefährdet. Diese gefährliche Tätigkeit umzudeuten in ein einwandfreies anständiges Geschäft, das in keiner Weise sittlich anfechtbar sei, das blieb der agrarischen „Deutschen Tageszeitung" vorbehalten, die demnächst wieder versuchen wird, die Liberalen als Protektoren des städtischen Hausagrariertums hinzustellen.

Der Friedensschluß im Hamburger Hafen bedeutet in Wirklichkeit einen unbestreitbaren Sieg der Hamburger Reeder. Man erinnere sich daran, daß der Konflikt im letzten Grunde auf die Maifeier des vorigen Jahres zurückging. Sie war unter dem Eindrucke der Hamburger Wahlentrechtung von den Hafenarbeitern ganz allgemein mit Arbeitseinstellung begangen worden, die die Arbeitgeber mit zehntägiger Aussperrung und Errichtung eines eigenen Arbeitsnachweises beantwortet haben. Daraufhin verweigerten die Hafenarbeiter später die Nachtarbeit und der neugegründete Hafenbetriebsverein begann dann den letzten sechswöchigen erbitterten Kampf zwecks Durchführung der Nachtarbeit. Nun haben nicht nur die Arbeiter grundsätzlich die Nachtarbeit wieder zugestanden, sondern auch auf jede Maifeier durch Arbeitsruhe in diesem Jahre verzichtet. Nur unter dieser Bedingung hatten ihnen die Arbeitgeber jene Friedensbedingungen zugestanden, die nunmehr zur Einstellung des Kampfes geführt haben. Die Friedensbedingungen, die der Hafenbetriebsverein diktiert hat, lauten: Anerkennung der Nacht- und Sonntagsarbeit, Einführung von Tages- und Nachtschichten, Anstellung eines festen Stammes von Schauerleuten, die mit Jahreskontrakt oder doch mit vierwöchentlicher Kündigung angestellt sind und der vom Hafenbetriebsverein zu gründenden Unterstützungskasse angehören müssen; Unterlassung jeder Störung des Zuzugs von Arbeitskräften in normalen Zeiten, friedliches Zusammenarbeiten mit den bisherigen Arbeitswilligen. Diese Bedingungen waren schon vor 14 Tagen den Arbeitern angeboten. Sie haben diesmal nur folgenden Zusatz erhalten: „Falls die Vereinbarungen mit den übrigen Instanzen nicht bis zum 1. Oktober d. Js. zur Einführung der Nachtschicht geführt haben, werden die Arbeitgeber in Verhandlungen über eine anderweitige Regelung der Nacht- und Sonntagsarbeit mit den Arbeitern eintreten." Von seiten der Arbeiter wie der Unternehmer wird insbesondere die Vermittelungstätigkeit des Reichstagsabgeordneten Dr. Heckscher rühmend anerkannt. Er hat unseres Wissens zuerst den kämpfenden Arbeitern den Vorschlag unterbreitet, „unter prinzipieller Wahrung des politischen Glaubensbekenntnisses" in diesem Jahre angesichts der besonderen, durch die Aussperrung geschaffenen Umstände von der Maifeier abzustehen. Daß die Hamburger Arbeiter auf diesen Vorschlag eingegangen sind, dessen Annahme ihnen allerdings die Berliner Parteileitung durch ihr Maifeier-Manifest noch besonders erleichtert hat, zeigt mehr als alle übrigen Beweise, daß die Arbeitgeber in diesem Kampfe unbestrittene Sieger geblieben sind. Ein neuer Beleg für die bekannte und von Naumann neulich in seiner Reichstagsrede wieder hervorgehobene Tatsache, daß die großkapitalistischen Betriebe die stärksten Gegner der gewerkschaftlichen Erfolge sind. Wenn trotzdem der Kampf von seiten des Hafenbetriebsvereins in Formen geführt worden ist, die der Arbeiterorganisation gerecht wurden und auf Ausbeutung des Sieges bis zum letzten Rest Verzicht leisteten, so darf man das wohl den Männern danken, die an der Spitze der Arbeitgeberorganisation stehen und öffentlich erklärt haben, daß sie keine prinzipiellen Gegner der Gewerkschaftsbewegung seien. Auf der anderen Seite hat auch der Vorsitzende des Hafenarbeiterverbandes Doering die Verhandlungen so besonnen geführt, daß ihm der Dank der Arbeiter sicher ist. Diese persönlichen Momente söhnen den unbeteiligten Zuschauer mit dem Verlaufe und Ausgange des ungleichen Kampfes aus.

Büchertisch

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg i. B. 8°. IV, 146, 1 SS. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1907.) Preis geh. 1 M., geb. 1,25 M. (Heft 1 von Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Wer für Kluges Forschungsgebiet Interesse hat, wird auch zu diesem Büchlein greifen; es bildet eine Ergänzung zu des Verfassers Buch „Von Luther bis Lessing" (4. Auflage 1904, Straßburg i. E.) und zu O. Weises „Unsere Muttersprache" und ist sicher berufen, mit ihnen gemeinsam im deutschen Volke die Freude an der Muttersprache zu wecken und zu erhalten. Die einzelnen Aufsätze (zumeist öffentliche Vorträge) — 1. Das Christentum und die deutsche Sprache. 2. Sprachreinheit und Sprachreinigung. 3. Die Grenzen der Sprachreinheit. 4. Die Entstehung unserer Schriftsprache. 5. Standes- und Berufssprachen. 6. Geheimsprachen. 7. Studentensprache. 8. Seemannssprache. 9. Weidmannssprache. 10. Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft. — bieten eine Fülle von Gediegenem in fesselnder Darstellung. Einige derselben offenbaren uns, wie der Hauptstraße der Sprachentwicklung auch auf „Beiwegen" allerlei wertvolles Material zugeführt wird. Der Band bildet die erste Nummer einer neuen Sammlung, welche die Früchte der Wissenschaft den breitesten Volkskreisen zugänglich machen will (dem Verständnis und dem Zahlungsvermögen). Die äußere Ausstattung ist solid und gefällig. **Dr. R. Rich.**

Briefkasten

H. M. in Altona. Setzen Sie sich mit dem Volksheim in Hamburg in Verbindung.

W. M. in Mgg. „Hilfe"-Agenturen bestehen an sehr vielen, auch ganz kleinen Orten. Sie vermögen unter besonderer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse für unser Blatt zu werben. Haben Sie Lust zur Gründung, dann wenden Sie sich, bitte, an die Propaganda-Abteilung der „Hilfe".

Berichtigung. In dem Berichte der „Hilfe" über den Delegiertentag des Wahlvereins ist berichtet, Henrich-Darmstadt habe in der Diskussion gesagt, in Darmstadt seien Beamte gemaßregelt worden, nur weil sie im Verdachte standen, die Stichwahlparole für die Sozialdemokraten unterstützt zu haben. Das ist unrichtig. Es hat keinerlei Maßregelung stattgefunden. Ich habe nur gesagt, daß von mancher Seite, auch von einzelnen Zeitungen Denunziationen in diesem Sinne vorgekommen seien.
Mit bestem Gruß! R. Henrich.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 17 Berlin, 28. April 1907

Nicht versetzt

"Sind mir doch selbst meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schulreiben verkommen. Bornefius.

Vor mir steht ein lieber Junge. Er war auf die höhere Schule gegangen. Der Vater hatte das Geld mühsam ergraben im dunkeln Schacht. Die Mutter hatte sich manches versagt, die Geschwister sorgten; sie waren so stolz auf den Bruder, der eine farbige Mütze trug. Und der mühte sich und plagte sich, und es ging doch nicht mit den fremden Sprachen. Daß die Menschen nicht einfach alle Deutsch reden konnten! Aber es ging nun einmal nicht anders. Er blieb sitzen. Man muß von dem ehrlichen Schmerze der jungen Seele etwas verstehen, um zu begreifen, wie schwer es wird, alle Zukunft scheinbar begraben. Ich weiß wirklich nicht, ob man im Leben später empfindlichere Enttäuschungen erlebt, als oft in der Jugend. Gewiß sind es Kleinigkeiten, über die einem Knaben das Herz brechen will; gewiß sind es kleine Hügel, über die ein Großer leicht weg sieht. Aber das ändert an der Tiefe und Aufrichtigkeit der jungen Schmerzempfindung gar nichts. Ich weiß, daß der Junge auf den Acker lief und sich dort zu Boden warf und weinte. Das ist übertrieben. Gewiß! aber hätten wir doch viel so übertriebene Leidenschaft, die sich noch um etwas Ernstes härmt.

Dann kommen die wohlweisen Alten und machen es den Eltern schwer, als tragen diese noch die Schuld, daß ihr Kind nur schwer den Weg zurück findet. Warum sollen die nun einmal büßen? Es ist zum Lachen. Wenn alles gut gegangen wäre, hätte man ihr Lob gesungen für die bewiesene Ausdauer. Hätten sie aber überhaupt nicht die Probe gemacht und dem „armen Kinde" von Anfang an alle Aussicht auf einen anderen Weg benommen, so hätte man ihnen erst recht schuld gegeben. Frau Nachbar weiß immer Bescheid, wie es hat kommen müssen, n a ch d e m es so kam. Es liegt harte Lieblosigkeit in dem Urteil, das wir über die Torheit armer Leute fällen; sie wirkt desto härter, je mehr die gleichen Leute es in der Ordnung finden, daß Rang und Geld natürlich über die Mängel der Begabung weghelfe und es „etwas ganz anderes" ist, wenn der Junge aus der Beletage trotz seiner Dummheit die hohe Schule besucht. Es ist zum Verzweifeln schwer, das Rechte zu finden: keine ungesunde Eigenliebe zu züchten und doch das Aufwärtsstreben gutzuheißen.

Ein Trost bleibt immer: das Leben ist stets noch ein guter Schulmeister gewesen. Mag es heute tausendmal besser in unseren Schulen aussehen, als zu den Zeiten, da der alte Pädagoge das Wort oben gesprochen hat, mögen wir die Schulbildung hochstellen, weil sie es verdient, trotz allem hat das Leben selbst seine weise Hand, und wir dürfen ihm unser Geschick wohl anvertrauen. Schulfenster sind kleine Gucklöcher; die Welt ist weit und groß. Und wenn auch starker Glaube dazu gehört, ein Leben mit geringeren Schutzmitteln dem großen Strome der Zeit auszusetzen: wo es ohne Schuld geschah, da wird es wachsen und stark werden. Nur daß wir diesen Nebensatz nie vergessen: wo es ohne Schuld geschah. Er ist gewichtiger Hauptsatz. Gesellschaft und einzelne haben viel junges Blut auf ihrem Gewissen. Vielleicht müssen Opfer sein, wo es zu einem Aufstieg kommen soll. Aber die Opfer sollen uns nicht schlafen lassen.

Traub.

Wohnungskultur

Es ist vielfach angemerkt worden, daß das Interesse des kunstfreundlichen Laienpublikums sich nur in geringem Maße der Architektur zuwende. Die Schuld an dieser Tatsache wurde bald dem Publikum, bald dem Architekten zugeschoben: beides mit gewisser Berechtigung. Das Interesse des Publikums konzentriert sich fast ausschließlich auf das Historische und erkaltet schnell, wenn die Stilfrage erledigt ist. Aber die Kunstgeschichte kann nur Führerin werden, wenn sie die Vergangenheit zu vergleichenden Betrachtungen nutzt und statt archäologisch zu kritisieren die Beziehungen zur Gegenwart aufdeckt. Andererseits legte der Architekt bisher der „Stilechtheit" zu viel Bedeutung bei, eine notwendige Folge der durchaus historisch empfindenden Anschauung seiner Zeit. Dadurch wurde die isolierte Stellung der Architektur veranlaßt, die als abstrakte Kunst ein trauriges Sonderdasein führte. Unter Architektur verstand man die Fassade schlechthin, und da diese, ohne irgendwelche Beziehungen zum Leben der Gegenwart oder zur Tätigkeit des einzelnen, nicht imstande war, zu erregen oder „Gefühle" zu erwecken, so blieb sie unbeachtet. Mit der wachsenden Teilnahme der Allgemeinheit an der Entwickelung der bildenden Kunst überhaupt, besonders der Malerei, haben sich diese Verhältnisse allmählich gebessert. Das Interesse an baukünstlerischen Schöpfungen ist heute reger geworden, und damit auch das Verständnis für architektonische Leistungen gestiegen. Nicht zum wenigsten haben dazu die Versuche architektonisch erzogener Schriftsteller beigetragen, durch populäre Bücher weitere Kreise des Laienpublikums vor allem für die Fragen zweckmäßiger und schöner Wohnungen zu interessieren. Schultze-Naumburg hat durch die „Kulturarbeiten" mit Hilfe seiner praktischen Lehrmethode von Beispiel und Gegenbeispiel mancherlei Gutes gewirkt. Von der Notwendigkeit überzeugt, daß die zerrissenen Fäden der Tradition beim Biedermeier wieder anzuknüpfen seien, geriet er jedoch allzusehr in eine rückschauende Romantik, statt aus guten modernen Leistungen positive Vorschläge zu entwickeln. Die Gefahr, die darin lag, blieb nicht lange verborgen, und neuere Schriftsteller haben daher die kritisch zerstörte Methode aufgegeben. Sie setzten an ihre Stelle die Synthese.

Von Büchern dieser schöpferischen Art, aufbauend im Grundgedanken, soll hier gehandelt werden. Sie beschäftigen sich mit der Wohnungskultur des modernen Menschen, vom einfachen Zimmer, seiner Einrichtung und Gestaltung ausgehend, bis zum vielfach verwickelten Grundriß des Mietshauses und seiner Reform, und endlich zusammenfassend, mit dem alles andere in sich schließenden und schwierigsten Problem, dem Städtebau. Ihre Verfasser meinen, am ehesten und meisten für die Erziehung zur Baukunst wirken zu können, wenn sie das persönliche Verhältnis, das jeden einzelnen durch seine Wohnung mit der

Architektur verbindet, aufs neue wecken und das Interesse an der eigenen Wohnung steigern.

Das Beispiel England, so sagt Muthesius, zeige, wie sehr die Sitte, im Einzelhause zu wohnen und die Eigenwohnung persönlich und selbständig zu gestalten, das Verständnis für Architektur erhöhe. Daher hat er in sein neues Werk „Landhaus und Garten (F. Bruckmann, München 1907) außer den Fassadenbildern auch eine Reihe von eingerichteten Innenräumen aufgenommen. Die meist sehr einfach gehaltenen Zimmer von Riemerschmid und anderen Künstlern der Münchener Werkstätten, insbesondere die Ausbildung aller sanitären Anlagen, der Küchen, Badezimmer, Toilettenräume usw., sind wohl dazu geeignet, vorbildlich auf den Geschmack des in die Etagenwohnung gebannten Publikums zu wirken. Von der Macht der Einfachheit bei der Fassadengestaltung überzeugen die reproduzierten Photographien von Landhäusern moderner Architekten, denen zum besseren Verständnis vielfach Grundrisse und Lagepläne, häufig auch (sehr wichtig!) die Gesamtsumme der Baukosten zugefügt ist. Das Buch, dessen Verfasser in Deutschland zurzeit die besten Landhäuser baut (siehe Abb. Seite 26, 28—32, 240), ist in gleicher Weise für Fachmann und Laie gedacht. Der Architekt wird es mit Vorteil nutzen, um die verschiedenen Möglichkeiten der Grundrißlösung zu studieren, wenn es sich darum handelt, den mannigfachen, für jeden Fall besonderen Anforderungen gerecht zu werden, die Lebensweise, Klima und Baumaterial einer Gegend stellen. Der Verfasser hat deshalb nicht nur hervorragende deutsche Beispiele gesammelt (Messel, Möhring, Schumacher, Olbrich usw.), sondern das Abbildungsmaterial aus Architektur aufnahmen aller Kulturländer gewählt. Die Namen der bedeutendsten Architekten Englands: Voysey, Baillie-Scott, George Walton; Skandinaviens: Gesellius, Lindgren und Saarinen; Belgiens: Van de Velde und Verlage sind vertreten und bürgen für die Qualität des Gebotenen. Die von Bruckmann mit bekannter Sorgfalt hergestellten Abbildungen und farbigen Tafeln vermitteln günstig den künstlerischen Eindruck dieser einfachen Architekturen, von deren erzieherischer Kraft sich der Verfasser so viel verspricht, und so wird auch der Laie ihnen mancherlei Anregung verdanken.

Von größter Wichtigkeit ist es, daß Muthesius auch den Garten in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat. Er erklärt in der kurzen sachlichen Einleitung, die er seinem Buche vorangestellt hat, es sei unbedingt daran festzuhalten, daß Garten und Haus eine Einheit seien, deren Grundzüge von demselben Geiste ersonnen sein müssen. Er verwirft daher die bisherige Art der Gartengestaltung, nach der der vielberühmte „Landschaftsgärtner" auf kleinster Grundfläche eine ideale Parklandschaft mit künstlichen Wassertümpeln, Gebirgsbächen und Felsgrotten herstellte und empfiehlt beim kleineren Hausgarten anstelle des Landschaftsgartens den regelmäßigen Garten zu setzen. Denn „dieselben Grundsätze, die im Hause vorliegen, dieselbe organische Beziehung der Einzelteile zueinander, dasselbe Zusammenfassen des einzelnen zu einem harmonischen Ganzen, dieselbe Aneinandergliederung der Einzelteile und dieselbe Ausgestaltung jedes Einzelteiles als ein Ganzes an sich, sie muß auch für den Garten maßgebend sein." Rhythmik und Gesetzmäßigkeit seien wohl angebracht im Garten, der, wie das Haus, „eine bewußte Betätigung menschlich-künstlerischen Gestaltungstriebes ist." Daß einsichtige und erfahrene Gartenbaulehrer dieser Frage gegenüber den gleichen Standpunkt einnehmen, lehrt ein kleines Buch aus der Feder des Kölner Gartendirektors Encke (Der Hausgarten, verlegt bei Diederichs, Jena 1907), das dieselben Grundgedanken vertritt. Seine Absicht, „statt abweichender Kritik positive Vorschläge zu bieten", führt der Verfasser dadurch aus, daß er eine Reihe eigener Entwürfe an der Hand von Photographien, Grundrissen und perspektivischen Federskizzen bespricht. Indem er die Leitsätze seiner schöpferischen Arbeiten resümiert, spricht er sich ebenfalls gegen den sogenannten englischen Garten aus, der bei kleinem Maßstabe unbefriedigende Wirkungen gibt und überdies gegen die Wahrheit verstößt. Man müsse sich der alten regelmäßig gebildeten Pfarrgärten erinnern und sie als Beispiele für architektonisch gegliederte Hausgärten nutzen. Freilich erst der Besitzer selbst wird dem Garten Eigenart verleihen, und wie er seine Wohnung nach eigenem Geschmack, nach eigener Neigung, eigener Gemütsart ordnet, so wird er die gleiche Sorgfalt auch bei der Einzelausschmückung des Gartens aufwenden und mit eigener Hand zutun und wegnehmen.

Der Aesthetiker, mehr noch der Hygieniker, wird mit Freuden das wachsende Interesse an diesem Teile häuslicher Kunstpflege bemerken. Er glaubt, die Gründe hierfür in dem Wunsche nach einem Ausgleiche gegen die freudlose Enge der Stadt zu erkennen, in die den einzelnen seine berufliche Tätigkeit zwingt und die ihm eine starke Sehnsucht nach ländlicher Ruhe und nach dem unerschöpflichen Reichtum der Natur weckt. Gerade den Fabrikarbeiter, so sagt Wilhelm Hegeler in einem lesenswerten Aufsatz „Der Mensch und sein Beruf", zieht eine helle Macht zum Landbau, wenn auch natürlich nur im bescheidensten und unscheinbarsten Maße. „Wo die Spekulation den Arbeiter in die lichtlosen, luftlosen Steinwüsten zusammenzwängt, da benutzt er jedes freie Plätzchen, um ein paar Kartoffeln, eine handvoll Bohnen dem mageren Großstadtboden abzugewinnen, da pilgert er stundenweit in die Peripherie, um aus morschen Planken und Gott weiß was für unbrauchbaren Baumaterialien eine neue, luftigere Stadt erstehen zu lassen zwischen Gemüseradatten und Blumenbeeten."

Diese Tatsachen trieben den Engländer Ebenezer Howard, auf Mittel und Wege zu sinnen, die dem einzelnen Menschen einen größeren Anteil an Grund und Boden geben könnten. Er wünscht neue Besitzformen zu schaffen unter Bedingungen, die dem heutigen Rechtsempfinden entsprechen, so daß alle Menschen ein gleiches Anrecht auf die Benutzung der Erde haben. Er sieht sein Ziel in einer gründlichen Bodenreform, die die Gesellschaft zur Eigentümerin des Landes macht. Denn, sagt er, jede Form des Volkswohlstandes muß sich auf der Erde als ihrem Unterbau und aus den Urstoffen, die man auf oder unter ihrer Oberfläche findet, aufbauen; daraus folgt (weil ja das Fundament immer von ausschlaggebender Bedeutung ist), daß die Reformer in erster Linie darüber nachdenken sollten, wie die Erde im Dienste der Menschen ausgenutzt werden kann. Er veröffentlichte im Jahre 1898 sein Buch „To-morrow", dessen zweite Auflage jetzt unter dem Titel „Gartenstädte in Sicht" von Maria Wallrot-Unterilp ins Deutsche übersetzt und im Verlage von Eugen Diederichs erschienen ist. Darin entwickelt er mit großer Ausführlichkeit einen Plan zur Gründung von Gartenstädten, mit denen er die Lösung des Bodenproblems näher zu kommen hofft. Man beabsichtigt, eine planmäßig gestaltete Siedelung als „Gartenstadt" auf wohlfeilem Gelände anzulegen, das dauernd im Gemeinbesitz gehalten werden soll. So wird ein neuer Stadttypus geschaffen, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handwerk vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert. Wer einmal angesichts des Wohnungselendes der Großstadt die Zukunft einer derartig ungesunden Entwickelung überdacht hat, wird den mit Temperament und Ueberzeugungskraft vorgetragenen Ideen Howards voll Interesse folgen. Das Buch stellt, um Howard selbst zu zitieren, „Pionierarbeit dar, die von denen geleistet wird, die sich nicht an unfruchtbaren Ideen genügen lassen, sondern von einem tatkräftigen Glauben an die Segnungen getragen werden, die ein gemeinschaftlicher Besitz in wirtschaftlicher, sanitärer und sozialer Beziehung verheißt."

Walter Curt Behrendt.

Wirkt die Militärkapelle erzieherisch?

Diejenigen Leute, die ihr festes Abonnement in Theatern und Konzerten haben, wissen nichts von dem Kunsthunger, unter dem der Unbemittelte leidet. Sie lassen sich die vollen Schüsseln der Kunst servieren und verdauen friedlich und behaglich, was man ihnen vorsetzt. Sie kennen aber auch nicht den gesunden Appetit dessen, der längere Zeit gefastet hat.

Was ist ihnen ein Militärkonzert? Ein Konzert, das an Zigarren und Bier gebunden scheint. Ein minderes Vergnügen, für Bedürfnislose berechnet. Ein Konzert, das nicht inmitten fashionabler Toiletten und schwarz-feierlicher Röcke ertönt. Ein Rendezvous der Masse.

Wer an Poularden und Entrecôtes gewöhnt ist, der schaut in der Regel blöde drein, wenn man ihm versichert, daß ein Stück fettes Rindfleisch manch einem als Leckerbissen erscheinen kann. Es hieße das Begriffsvermögen eines Kunstparvenus überschätzen, wollte man ihm klar zu machen suchen, daß die Militärkapelle reine Kunstgenüsse auszulösen imstande sei.

Der Gebildete, der den schlichten patriotischen Zusammenhang mit der Masse noch nicht verloren hat und ihr Empfinden zu begreifen, wenn auch nicht zu teilen befähigt ist, läßt die Militärkapelle gelten, er hört sich wohl selbst hier und da ein Stück an, und wenn es ihn auch nicht befriedigt, da er an feinere Qualitäten gewöhnt ist, es erfreut ihn doch, zu sehen, wie Hunderte aufmerksam zuhören und es tut ihm wohl, daß die Masse Teil hat am Schönen. Musikalisches und soziales Empfinden ruhen oft beieinander im selben Menschen. „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!", singt Schiller in der Begeisterung.

Die Empfindungskluft wird noch größer, wenn man die Drehorgel heranzieht. Dem musikalisch Kundigen pflegt sie geradezu auf die Nerven zu gehen. Und doch lehrt die Erfahrung, daß der musikalische Analphabet (dessen unleugbar vorhandene Begabung in keiner Weise ausgebildet ward), der Drehorgel aufmerksam zuhört, daß er einen, wenn auch noch so primitiven, sicherlich aber doch konstatierbaren Genuß bei einer Stelle aus dem „Troubadour" oder der „Cavalleria rusticana" empfindet, die gerade auf der Walze ist. Die Empfindungsunterschiede und in engem Zusammenhange damit die Unterschiede in den kritischen Urteilen sind so groß, daß die Kunst, die ihres allumfassenden und versöhnenden Charakters wegen allgemein und mit Recht gepriesen wird, hier die Menschen eher zu trennen als zu binden scheint.

Die Militärkapelle hat Nachteile gegenüber dem Orchester, das künstlerische Konzerte veranstaltet. Und diese Nachteile sind für den, dessen musikalisches Empfinden geschult ist, sogar recht deutlich (und störend). Zunächst kann sich das Musikerpersonal, auch wenn es der Quantität nach mit einem Konzertorchester ersten Ranges oft konkurriert, nicht mit dem eines solchen an Qualität vergleichen, da es nicht gänzlich aus Berufsmusikern besteht und die musikalische Vorbildung seiner Mitglieder meist recht dürftig ist. Vor allem aber ist ja das Verhältnis der Instrumente ein ganz anderes. Die Militärkapelle kennt keine Streichinstrumente. Sie hat nur Bläser und Schlagzeug (auch die Pauken fehlen in den meisten Fällen). Es hat aber noch nie einen Komponisten gegeben, der eine Symphonie, eine Oper oder auch nur eine Ouvertüre für Militär-Orchester geschrieben hätte. Im Gegenteil: er rechnet fast Takt für Takt gerade mit der Klangwirkung des Streich-Orchesters. Seine Besetzung (so lautet der sachliche Ausdruck) ist ganz verschieden von der, die eine Militärkapelle leisten kann. Das hat man denn auch längst erkannt und kluge Militärdirigenten hüten sich wohl, das Vorspiel zum „Lohengrin" oder das Intermezzo aus der „Cavalleria rusticana" auf freiem Platze zu spielen. Im geschlossenen Saal, wo sich die Militärkapelle gern zum Konzertorchester umbildet, indem sie einen Teil der Flöten und Klarinetten durch Violinen, der Hörner durch Celli und der Posaunen und Tuben durch Baßgeigen ersetzt, dort kann sie den Intentionen eines Komponisten in bezug auf Klangwirkung viel eher gerecht werden.

Eine Violine klingt anders als eine Klarinette oder eine Flöte. Also klingt auch eine Mehrzahl von Violinen anders als eine solche von Klarinetten oder Flöten. Dasselbe gilt für die Celli im Vergleich zu den Hörnern und für die Baßgeigen im Vergleich zu den Baßposaunen. Wenn also schon die Klangwirkung des einzelnen Instrumentes eine spezifische ist, so wird der Unterschied bei einer Vielheit von Instrumenten noch bedeutender sein. Der Abstand von der vorgeschriebenen Besetzung wird um so größer sein, je mehr Instrumente „ersetzt" worden sind. Das Vorspiel zum „Lohengrin" zum Beispiel sucht seinen Hauptreiz in der ausgiebigen Verwendung der Violinen, die unter sich selbst verschiedene Stimmen darstellen und in ihrer Zusammensetzung die ganze Harmonie (stellenweise ohne Hinzuziehung eines anderen Instrumentes) bilden. Das Militärorchester muß nun all diese Violinen durch Flöten, Oboen und Klarinetten als die in der Tonlage verwandten Instrumente ersetzen. Das „Lohengrin"-Vorspiel wird dadurch nicht unspielbar, es kann auch in dieser veränderten Besetzung gespielt werden, aber der Klangcharakter wird ein anderer. Man kann das der Violine eigene Timbre und ihre süße, einschmeichelnde Zartheit schlechterdings nicht ersetzen.

Daraus würde also folgen, daß von der Militärkapelle das „Lohengrin"-Vorspiel überhaupt nicht gespielt werden solle, da es ja doch nur gewissermaßen entstellt wiedergegeben werden kann. Es erhebt sich aber sofort die andere Frage: Also wird der breiten Masse die Möglichkeit vorenthalten das „Lohengrin"-Vorspiel zu hören und genauer kennen zu lernen? Es gibt aus solchen Fragen keinen befriedigenden Ausweg und für manchen künstlerisch durchgebildeten und fein empfindenden Militärkapellmeister es gibt solche, obwohl sie nicht gerade häufig sind mögen sich dann Konflikte ergeben. Denn wenn das „Lohengrin"-Vorspiel auch ein besonders krasses Beispiel für die Nachteile der Uminstrumentierung ist, es ist keineswegs das einzige. Im Gegenteil: aus der Tatsache, daß die Instrumente der Militärkapelle andere sind als die des Konzertorchesters, folgt notwendigerweise, daß auch das Klangbild in jedem einzelnen Falle ein anderes sein muß. Nicht immer braucht die Militärbesetzung eine Verschlechterung der Originalbesetzung zu sein; bei Stellen kriegerischen oder auch nur lebhaften Charakters wird der Unterschied mitunter sogar kaum fühlbar. Aber als Regel muß doch gelten, daß die Militärkapelle infolge ihrer spezifischen Beschaffenheit den klanglichen Intentionen der Komponisten nicht gerecht wird und nicht gerecht werden kann.

Das alles empfindet der musikalisch Kundige sehr wohl. Der naive Hörer aber empfindet es nicht. Er stellt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Melodie und allenfalls auf die Harmonie ein, er begnügt sich damit, wie er sich oft mit einer guten Reproduktion von Gemälden begnügt, die ihm ja die Farbengebung genau so vorenthält wie die Militärkapelle das musikalische Kolorit. Und da mangels Gelegenheit, viele und vortrefflich ausgeführte Musik zu hören, das kritische Urteil nicht ausgebildet ist, da die instrumentale Veränderung so gut wie gar nicht empfunden wird, so eignen sich nach wie vor alle die Stücke am besten für das Militärorchester, die an die musikalische Vorbildung möglichst geringe Anforderungen stellen, die kraft ihrer melodischen Eigenschaften schnell und sicher ins Herz des Hörers dringen, kurzum: alles, was Aussicht hat, eine gewisse Popularität zu erlangen.

Es berührt mich immer eigentümlich, wenn ich im öffentlichen Militärkonzert Stellen aus dem „Tristan" spielen höre. Wenn erwiesenermaßen nicht einmal das Stammpublikum der deutschen Oper dem Verständnisse dieses Tondramas gewachsen ist, so muß der Versuch, der Masse den „Tristan" in Militärkonzerten nahe zu bringen, als vollkommen aussichtslos erscheinen. Zumal da sich aus dem „Tristan" noch weniger als sonst bei Wagner eine beliebige Stelle herausreißen läßt und da die vielfach rezitierende Art der Melodie ohne den Text geradezu monoton wirkt. In solchen Fällen muß die menschliche Stimme durch ein Instrument ersetzt werden, eine Forderung, die schlechterdings und a priori sinnwidrig ist. Besonders wirkt die Posaune, die dazu ausersehen ist, die männliche

Stimme zu kopieren, geradezu greulich. Von diesen Gesichtspunkten aus eignen sich überhaupt nur wenige Partien aus Wagner (glücklicher- und durchaus nicht zufälligerweise gerade die Hauptpartien) zur Interpretation durch die Militärkapelle.

Völlig zweckwidrig aber ist, was ich neulich gelegentlich einer Reise zu konstatieren Gelegenheit fand. Es war in Venedig. Der künstlerische Ehrgeiz des Musikdirigenten, dessen Kapelle auf dem Markusplatze konzertierte, erstreckte sich auf folgende Nummern: Scènes alsaciennes und Scènes pittoresques von Massenet, Peer Gynt-Suite von Grieg, eine längere Stelle aus Gounods Oper „Philemon und Baucis" und Wagners „Tristan", 1. Akt. Bei einem solchen Programm fragt man sich wirklich: hat es irgend welchen erzieherischen Zweck? Wird da beim Publikum nicht viel zu viel vorausgesetzt? Verkennt ein Dirigent, der seinen Ehrgeiz in dieser Weise überspannt, letzten Endes nicht den Zweck eines öffentlichen Militärkonzerts? Wir verlangen ja nicht, daß die breite Masse in diesen Konzerten mit den Wassersuppen von Gavotten und Walzern geweist wird, aber hat sie nicht ihrerseits ein Anrecht auch auf leichtfaßlichen und bequem genießbaren musikalischen Stoff? Abgesehen davon aber: kann eine Militärkapelle gemäß ihrer instrumentalen Besetzung überhaupt eine Peer Gynt-Suite so wiedergeben, wie sie der Komponist wiedergegeben wissen will? Ich meine: sie kann es nicht. Und darum soll sie es auch nicht können wollen. Die überaus zarten Violin-Legati der leitenden Melodie im ersten Satze dieser Suite waren hier Flöten und Oboen anvertraut. Keiner der doch relativ ungebildeten Musiker konnte diese langen Legati blasen, während es dem Violinspieler ein Leichtes ist, sie mit dem Bogen auszuführen. Die Aenderung der Instrumente hatte also bei ein und derselben melodischen Figur eine technische Schwierigkeit zur Folge, die zu überwinden kaum möglich war.

In einem so gearteten Fall sind die Grenzen der Leistungsfähigkeit seitens der Militärkapellen entschieden zu weit gesteckt. Das sollten die Dirigenten einsehen. Ich wählte ein Beispiel aus Venedig, weil es mir besonders charakteristisch für den übertriebenen und übertreibenden Ehrgeiz mancher Militärmusikdirigenten schien. Es würde aber nicht schwer sein ein deutsches Analogon zu finden.

Aus alledem ergibt sich, daß die Militärkapelle, solange sie sich bescheidet und innerhalb der Grenzen ihrer Leistungsmöglichkeiten verharrt, unbedingt erzieherisch wirken kann, daß ihre an sich nicht tadelnswerten Absichten, die Programme zu verfeinern (und damit den Geschmack der Masse zu läutern) zweckwidrig und ergebnislos sind, sobald diese Grenzen überschritten werden. Da andererseits schon durch die Aenderung der Instrumente das Gebiet des ausführbaren musikalischen Materials ziemlich eng umgrenzt ist, so ergibt sich weiter, daß die Militärkapelle immer nur als ein ergänzender Faktor musikalischer Volkserziehung gelten darf. Das scheint als letztes Glied einer Kette von Einschränkungen wenig zu sein, bedeutet aber in Wirklichkeit noch reichlich viel. Eben dieser Faktor ist zur Ergänzung eben notwendig und ich glaube, wir sind alle darin einig, daß wir ihn nicht entbehren möchten.

Paul Zschorlich.

Sprechsaal.

Frank Wedekind.

Der nachstehende Artikel ist von den neulichen Ausführungen des Herrn v. Berger ganz unabhängig. Er ist uns ungefähr zur gleichen Zeit wie jene zugegangen und wurde verursacht durch eine unfreundliche Bemerkung Schlaikjers. Nun halten wir zwar an sich Frank Wedekind, bei aller Wertschätzung einzelner Werke, nicht für den Mann, um den sich vor den Augen des „Hilfe"-Kreises eine weitgehende Erörterung lohnte; aber weil nun das Thema einmal angeschnitten ist und weil uns der nachfolgende Aufsatz einiges gute zu enthalten scheint, lassen wir gerne unserem Mitarbeiter Dr. Leihgeber das Wort:

Für Politiker und Naturforscher sei das Schwerste, pflegt man gemeinhin zu sagen, ein Voraussagen dessen, was der kommende Tag bringen würde. Wer aber mit innerlichem Interesse die neuen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst und der Literatur verfolgt, dem fällt es häufig noch viel schwerer, sich mit den scheinbar so unvermittelt hervortretenden Kunstwerken des Tages auseinanderzusetzen. Ueberschwengliches Lob und gänzliches Abweisen sind die Extreme, in die man der gegenwärtigen Kunst gegenüber so leicht verfällt, während über die Kämpfe der Vergangenheit die Zeit hinweggegangen ist, das Glänzende fortschwemmend, aber unverloren das Echte der Nachwelt aufbewahrend. So wurde auch in diesen Blättern gegenüber Wedekinds „Frühlings Erwachen" kürzlich der Vorwurf erhoben, es sei ein geschicktes Machwerk, das mit sicherer Spekulation auf die schlechten Instinkte eines großen Publikums geschrieben, seinen unberechtigten Siegeszug gehalten habe. Dieser Vorwurf fällt zum Teil damit, daß es 10 Jahre etwa gedauert hat, bis außer der kleinen Wedekindgemeinde in München jemand etwas von der Existenz des Werkes erfuhr. Die erste Auflage ist bei Caesar Schmidt in Zürich erschienen, im Anfang der neunziger Jahre, als ein ehrliches Bekenntnis einer ringenden Seele, mit allen Vorzügen und allen Fehlern, die fast sämtlichen Werken Wedekinds anhaften. Meines Wissens ist das Werk damals von der großen Tageskritik ganz unbeachtet geblieben, wenn auch 1—2 Jahre später eine zweite Auflage erschienen ist. Nun pflegen aber Sensationsbücher, die auf geschickter Literaturspekulation beruhten — andere Schicksale zu haben. Freilich, es war, wie alle Dramen Wedekinds (ausgenommen der Kammersänger und der Marquis von Keith), ein Buchdrama, zu jeder szenischen Darstellung ungeeignet. Der Dichter hatte mit jener Kühnheit, die andere menschenverachtenden Zynismus nennen mögen, geschlechtliche Dinge in den Bereich seiner Darstellung gezogen, ja sogar auf offener Bühne geschehen lassen, an denen man früher auch in Romanen am liebsten vorübereglitt. Das entspringt bei Wedekind aber nicht jener Leichtfertigkeit, wie in Schnitzlers „Reigen", sondern es ist nur ein Zutagetreten des Grundakkordes, der durch alle Werke des ehemaligen „Scharfrichters" tönt. Wedekind sieht im menschlichen Leben nur den Kampf, den Kampf zwischen Mann und Weib, den Kampf des Abenteurers, der „immer morgen eine Million haben wird", den Kampf des ringenden Idealisten um die Anerkennung der spottlustigen Welt. Wo der zarte Chamisso die Jungfrau in allzu süßen Worten bei ihrer Liebe zu dem Herrlichsten von allen schildert, sieht Wedekind nur die schreckliche Naturgewalt, die Menschen schier gegen ihren Willen auseinandertreibt, er sieht nicht die Hingebung der treuen Frau, er sieht keine der Früchte, die aus dem Lebensbunde zweier Menschen sprossen, nur den Zwiespalt, in den die menschliche Gesellschaft bei der Bekämpfung und Einengung der verheerenden Leidenschaften in der Menschenbrust durch Sitte und Gesetz mit sich selbst gerät, den deckt er auf, schonungslos, und fast mit dem Fanatismus des Monomanen übertreibend.

Wohin führt eure Eindämmung der Geschlechtsliebe, wohin euer kindisches Hüten der heranwachsenden Jungfrau? Ihr Eltern und Erzieher, und wäret ihr die besten wie Melchi Gabors Mutter, wenn die menschlichste Leidenschaft in der Seele der Heranwachsenden hervortritt, dann wißt ihr euch nicht mehr zu helfen, dann wollt ihr nichts mehr sehen und hören von dem Entsetzlichen, das in euerm „reinen" Hause zutage gekommen, und den Sünder steckt man in Dr. Prokrustes Zwangserziehungsanstalt. Das war es, was Frank Wedekind mit dem Fanatismus und dem grellen Uebertreiben der Jugend hervorschrie. Seine innerste Ueberzeugung, verbrämt, wie immer, mit den barocken Erfindungen seines Hanges zur Karikatur. Auch in dem ernstesten Bekenntnis, seinem Drama „So ist das Leben", fehlen diese barocken Erfindungen nicht, mitten im Renaissancedrama erfolgt eine Persiflage des Majestätsbeleidigungsprozesses des ehemaligen Simplizissimusredakteurs. Dieser Hang Wedekinds zum Barocken, zum Verblüffenden hat im Verein mit seinen Liedern, die er meisterhaft zur Guitarre sang, die Vermutung aufkommen lassen, er halte sein Publikum stets zum besten und im Grunde wäre ihm ja alles gleichgültig — bis auf das Honorar. Niemand hat mehr dagegen gekämpft, als er selbst. „Hidalla" und „So ist das Leben", beide gelten diesem Kampfe. Ich bin nicht der, für den ihr mich nehmt, ich bin nicht der Clown, der mit ernstester Miene im Frack zur Guitarre Zoten singt, dazu wollt ihr Bildungspöbel mich machen. Aber ich bin ein ernster und großer Künstler, und wenn ich euch Zoten vorsinge, so sage ich eigentlich mit Multatuli: „Publikum, ich verachte dich mit großer Innigkeit". Ich muß euch durch die Zote auch an das ernsthafte vorgetragene Geschlechtliche gewöhnen. Denn soweit Wedekinds Dramen nicht dieser Verteidigung dienen, soweit dienen sie seinen Theorien und Erfahrungen auf dem Gebiet der Geschlechtsliebe. (Allerdings außer dem Kammersänger und dem Marquis von Keith.) Der „Erdgeist" und die „Büchse der Pandora" predigen die schreckliche Weisheit von der Allesverderberin, Liebe. Von der seelenlosen Frau, die jeden Mann, der ihr naht, vernichten muß. „Frühlings Erwachen" zeigt den Kampf in der Brust des heranwachsenden Kindes; und es ist als das erste Drama Wedekinds auch das am wenigsten pessimistische. Denn Melchi Gabor greift wacker nach der Sünde, und der vermummte Herr errettet ihn — echt Wedekind — durch ein warmes Abendbrot. Aber in Wedekinds letztem, am wenigsten gelungenen Werke, „Totentanz", schießt sich der Held zum Schluß seines dem Mädchenhandel als Beförderung der höchsten weiblichen Glück-

seligkeit geweihten Lebens, eine Kugel in den Kopf. — Denn auch Wollust ist Schmerz.

Man mag sich zu Wedekinds Paradoxen und zu seinem einseitigen Fanatismus stellen, wie man will, das kraftvolle künstlerische Gestalten und die Herrschaft über die Sprache, über die er, auch in seiner Lyrik, gebietet wie kaum einer der Modernen, die muß man ihm zugestehen. Und auch den inneren Ernst und die innere Wahrhaftigkeit, die aus allen seinen Dramen, insonderheit „Frühlings Erwachen", „Hidalla", „Erdgeist", sprechen. Der Vorwurf, den Schlaikjer ihm gemacht hat, erscheint unberechtigt und namentlich dann, wenn wir Wedekinds Bild nicht nur aus diesem einen gegenwärtig durch Reinhardts Darstellung „aktuellen" Werk uns bilden. Ein Dichter, dem man aus frohem Herzen ganz beistimmen kann, das ist Wedekind nicht. Immer wieder muß man ihm grollen, wenn er mitten unter seine besten, vielleicht manchmal in Vers und Form zu sehr an Heine anklingenden Lieder, eine ganz gewöhnliche Zote einflicht. Er kennt kein Maß, und fest geschlossene dramatische Kunstwerke wird er trotz seiner Begabung für Bühneneffekte niemals schaffen. Aber das ersetzt er durch die tief innerliche Wahrheit seiner Stücke, die vielleicht den tiefsten Eindruck machen, wenn sie der Autor selbst vorträgt. Man mag Wedekind manchen Vorwurf machen, er verdient nicht und namentlich nicht wegen „Frühlings Erwachen" den Vorwurf, den stumpfen Sinnen des Premierenpublikums aus Berlin W durch krasse Pubertätsszenen schmeicheln zu wollen. **Joseph Leibgeber.**

Der Vergolder und der Wanderphotograph

Von Charlotte Koritzsch.

„Sieh da, zwei gute Freunde!" sagte die Herbergsmutter und lud die beiden ein, in das Gastzimmer zu kommen.

Ein wenig betreten sahen sich die Ankommenden an, worauf der größere und jüngere in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

„Du irrst, Herbergsmutter", sagte er, „wir kennen uns erst seit einer Stunde und haben in dieser Zeit nichts anderes getan, als uns gründlich gezankt."

Der andere Mann, der mit dem Photographenkasten, knurrte etwas Unverständliches.

„Worüber habt ihr euch gezankt? — Doch nein, ist es möglich! Wie sieht denn Deine Hand aus?" Die Herbergsmutter hielt die Hand fest, die ihr der Fremde hingereicht hatte und besah sie erstaunt. Der Mann hatte eine inwendig goldene Hand.

„Woher hast Du die goldene Hand?"

„Ich bin Vergolder, und ich habe nicht bloß eine goldene Hand, sondern — erschrick nicht — auch ein goldenes Herz."

„So?" lachte die Frau, „das mußt Du aber erst beweisen! Das könnte jeder sagen. Indessen die Hand ist wirklich von Gold."

„Du fragtest, warum wir uns auf dem Wege gezankt haben, soll ich es Dir sagen, Herbergsmutter?"

„Wenn es kein Geheimnis ist!"

„Freund, ist es ein Geheimnis?" rief der Vergolder zum Photographen hinüber, der sich's schon auf der Bank bequem gemacht hatte. Der schüttelte schweigend den Kopf.

„Wir sprachen von unseren beiden Ständen", wandte sich der Jüngere wieder zur Herbergsmutter, „und da gerieten wir uns in die Haare. Er behauptete nämlich: Alles, was der Mensch aufnehme, müsse in die Camera obscura gesteckt werden!"

„Wie meint er das? Meint er, was man mit dem Photographenkasten aufnehme?"

„Nicht nur das, sondern auch, was das Auge und das Herz aufnehme, alle Lieblichkeit der Erde gehöre in die Camera obscura! Was sagst Du dazu, Herbergsmutter? Ist es nicht die traurigste Weisheit, die es gibt?"

„Es ist Photographenweisheit!"

„Ja, und daher dann auch die nüchternen Bilder! Da scheint keine Sonne und kein Mond, da liegt kein Gedanke und keine Seele drin! Sie passen zu dem Manne, der da unter seinem grauen Tuche hockt, wie eine Nachteule und einfach knipst. Es ist zu schauerlich öde!"

Der Mann auf der Bank starrte zu Boden und stöhnte leise.

Die Herbergsmutter setzte sich neben ihn.

„Ist die Weisheit Deines Standes auch die Deines Lebens?" fragte sie.

„Ich werde alt, es ist nun alles in eins verwachsen."

„Habe ich nicht recht, Herbergsmutter", begann der Vergolder wieder, „daß ich ihm gründlich meine Meinung gesagt habe? Ich mußte sie übrigens laut zu ihm herüberschreien. Denn meinst Du, er wäre neben mir gegangen? Nein, drüben auf der Schattenseite ging er, während ich in der Sonne ging.

„Er hatte schwer zu tragen', sagte die Herbergsmutter entschuldigend.

Wie ein Blitz flog ein Blick des stillen Mannes zu ihr herüber. Dann saß er wieder wie teilnahmlos da.

„Ja, ich gehe lieber auf der Sonnenseite", fuhr der andere fort: „Die liebe Frau Sonne, die ist ja meine Schwester und Kollegin. O seht doch, seht doch, wie sie alles ringsumher vergoldet! O, wie ist die Welt so schön, so schön!" Laut jubelnd warf er seinen Hut in die Luft.

Der Photograph bedeckte sein Gesicht mit der Hand, als täten ihm die Augen weh im Sonnenlicht.

„Viel goldene Rahmen habe ich schon gemacht", erzählte der Vergolder, „und viel schöne Bilder hab' ich gesehen, für die die Rahmen bestimmt waren, keine Photographien, sondern wirkliche Bilder, mit dem Herzen gemalt, aber das schönste von allen war doch dies: Auf einer Wiese mitten im Walde tanzten fröhliche Menschen einen Ringelreigen, nicht Kinder, sondern erwachsene Menschen. Ich meinte erst, es seien Elfen, aber es waren wirklich Menschen von Fleisch und Blut. Und andere saßen und bliesen die Flöte, und durch das grüne Laub der Bäume brach die Sonne so golden, o, so golden! Ich fragte den Meister, was das Bild bedeuten sollte. „Das sind Griechen", sagte er mir, „so war es früher, jetzt ist es nicht mehr Mode, daß Erwachsene einen solchen Reigen tanzen." Das Bild habe ich nie vergessen können. — Ich wollte, ich wäre ein Grieche!" setzte er hinzu.

Die Herbergsmutter saß sinnend da. Der Erzählende hatte sich auch gesetzt. Nun saß sie zwischen den beiden.

„Komm wieder, liebe Sonne!" sagte der Vergolder und blickte sehnsüchtig zum Himmel hinauf.

„Er scheint doch ein guter Kerl zu sein, der da drüben," sagte er dann und wies auf seinen Kameraden, „denn er hat mir, als ich Durst hatte, den letzten Rest aus seiner Flasche gegeben und hat mir auch sein ganzes Brot angeboten. Ich aber hab' doch auch mein goldenes Herz! Sag', Herbergsmutter, wer hat nun recht von uns beiden? Kannst Du das richtigstellen?"

„Richtigstellen?", fragte die Herbergsmutter. „Nein, lieber Freund, das kann wohl kein Mensch! Auch ist das gar niemandes Amt! Wenn zwei Gewalten des Himmels oder der Erde miteinander streiten, soll der Mensch nicht mit anpacken, sondern bloß Zuschauer sein, so wie ich es jetzt bin."

„Sind wir zwei Himmelsgewalten?" fragte der Vergolder und steckte seine Hand durch einen großen Riß seiner Jacke.

„Nein", sagte die Herbergsmutter lachend, „Du bist bloß ein armer Sonnenbruder!"

Auch den Mund des Photographen umspielte ein halb widerwilliges Lächeln.

„Aber ihr seid dennoch zwei Gewalten!" fuhr die Herbergsmutter wieder ernst fort. „Du bist die Freude, er ist das Leid; da meine ich denn auch nur: laß mich nicht eine lehrhafte Rede halten, sondern laßt uns einfach lauschen und lernen. Wir haben ja noch so viel zu lernen."

„Wenn Du aber einen Preis hättest!" beharrte der Mann, „und Du solltest ihn einem von uns beiden geben, wem würdest Du ihn geben?"

Da streckte die Herbergsmutter ihre beiden Hände aus und gab jedem eine. Dem fröhlichen Vergolder die Linke, dem ernsten, düsteren Manne die Rechte. Sie legte sie fest auf seine geschlossenen Hände und ließ sie wie um Vertrauen bitten dort ruhen. Die Hände waren leer, und doch wurde der Blick dieses Fremden ein klein wenig heller, und der des andern ein wenig ernster.

Sie sprachen noch manches gute Wort zusammen, die drei, bevor die Wanderersleute am nächsten Tage weitergingen.

„Sag', Bruder", begann der Vergolder, als sie von der Herbergsmutter Abschied nahmen, „wenn ich Dir Deinen alten Kasten ein wenig schlepve, bleibst Du dann bei mir auf der Sonnenseite?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, ergriff er das Gepäck des älteren Kameraden, um sich selber damit zu belasten.

„Nun kommt auch das goldene Herz zum Vorschein," sagte die Herbergsmutter lächelnd.

„Das hab' ich Dir doch beweisen sollen!" sagte der Sonnenbruder.

Sie reichten beide der Herbergsmutter die Hand.

„Wer mag der bessere und stärkere sein?" sprach die Frau bei sich selbst, indem sie ihnen nachblickte, „vielleicht der Photograph? Aber, o, wie mir der Mann mit der goldenen Hand so wohl getan hat! Er hat mir mein ganzes Sinnen und Denken, die Einrahmung meines Lebens, noch einmal neu vergoldet. Ich will ihn nicht vergessen, Gott segne ihn!"

Eingegangene Bücher

Die mit * versehenen Bücher sind bereits zur Besprechung vergeben.

Otto Werner, „Lebenszweck und Weltzweck". E. Haberland, Leipzig-R. M. 3,50.

Dr. Robert Piloty, „Das Recht der Schiffahrtsabgabe in Deutschland". H. Laupp, Buchhdlg., Tübingen. M. 1.

Harro Möhnke, „Zwei unmoderne Menschen". Eckert & Jesuiger, Kassel. M. 1,20.

Berliner Architekten-Welt. (Zeitschrift). E. Wasmuth A.-G. Berlin. M. 2.

Schiller (Gedichte). Bibliographisches Institut Leipzig.

Goethe (Gedichte). Bibliographisches Institut Leipzig.

Hume, „Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand". Dürrsche Buchhdlgl., Leipzig. M. 2,40.

H. Cohen, Kommentar zu Im. Kants „Kritik der reinen Vernunft". Dürrsche Buchhdlg., Leipzig. M. 2.

Dr. W. Schoenichen, „Die Natur". A. W. Zickfeldt, Osterwieck. M. 2.

Eduard Preuß, „Kolonialerziehung des deutschen Volkes". A. Duncker, Leipzig. M. 1.

*D. Fr. Strauß, „Voltaire" (6 Vorträge). Neuer Frankf. Verlag, Frankfurt a. M. M. 2.

C. C. Thurston, „Spielerblut". E. Fleischel & Co., Berlin. M. 6.

Laurids Bruun, „Der Ewige". E. Fleischel & Co., Berlin. M. 6.

M. Auernheimer, „Die ängstliche Dodo". E. Fleischel & Co., Berlin. M. 2.

E. Mönig, „Stein (Festspiel). E. Fleischel & Co., Berlin. M. 1,50.

Kurt Martens, „Der Freudenmeister" (Rom.). E. Fleischel & Co., Berlin. M. 2.

Prof. Dr Deußen, „Elemente der Metaphysik. F. A. Brockhaus, Leipzig. M. 6.

*W. v. Kügelgen, „Jugend-Erinnerungen". L. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf. M. 1,80.

*Dr. R. Eberstadt, „Die Spekulation im neuzeitlichen Städtebau". Gustav Fischer, Jena. M. 4.

E. Carpenter, „Das Mittelgeschlecht". Seitz & Schauer, München. M. 2,40.

*Dr. Iwan Bloch, „Das Sexualleben unserer Zeit". L. Marcus, Berlin. M. 8.

A. Heyner, „Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870/71". J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart. M. 2,40.

Dr. A. St. Phar, „Angst". Bebels Verlag, Dr. Abel & Born. M. 3.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Neuerscheinungen II
Kürschners Deutscher Reichstag 1907
Herausgegeben von **Hermann Hilliger.**
Das originell ausgestattete Buch enthält:
Bilder und ausführliche Biographien aller Abgeordneten.
Das Wahlergebnis 1907.
Geschäftsordnung für den Reichstag.
Die Reichstagsmitglieder nach Fraktionen.
Vorstand und Bureau des Reichstags.
Zwei farbige Pläne usw.
Senden Sie 70 Pfg. in Briefmarken an
„Fortschritt", G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Das
Protestantenblatt,
das führende Organ des kirchlichen Liberalismus
bringt in jeder Nummer interessante Aufsätze über
Religiöses Leben
Sittliche Fragen
Kirchengeschichte
Leben der Gegenwart
und
Soziales.
Seine Beilage:
Zur kirchl. Zeitgeschichte
ist außerordentlich reichhaltig.
Herausgeber: Pfarr. D. M. Fischer in Berlin u. R. Emde in Bremen.
16 Seiten Text Preis: 1,50 Mark pro Quartal. Probenummern jederzeit durch den **Verlag des Protestantenblattes Schöneberg-Berlin**, Hohenfriedbergstrasse 15.

Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Für die beginnende Bauzeit empfehlen wir allen Bauherren und solchen, die es werden können im besondern, sonst aber allen, die sich für Hausbau und Gartenanlagen interessieren

Viktor Zobel
Bürgerliche Hausbaukunst und
Ueber Gärten und Gartengestaltung.
2 Bändchen à Mark **1.20.**

Der Betrieb meiner Maß-Werkstätten ist durch Erwerbung einer Anzahl erster Arbeitskräfte in bedeutend vergrößertem Umfange wieder eröffnet worden.

Bernward Leineweber

Spezialhaus I. Ranges für Herren- und Knaben-Bekleidung.
C. Köllnischer Fischmarkt 4/5, gegenüber Breite Straße.

Erinnerungen an Richard Wagner
Angelo Neumann
in 200 Bildern mit Faksimiles von Briefen an die Familie Neumann
Mit einem Vorwort von Houston Stewart Chamberlain und zahlreichen, zum Teil unbekannten Briefen Richard Wagners
Prachtausgabe, Leinenband, 5 Kronen
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Judaspresse
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte
Preis 1 Krone
Verlag Hammer, Leipzig

Lohn
Roman von Hermann Bahr
Preis 4 Kronen
S. Fischer, Verlag, Berlin

Im Deutschen Volk
Monatsschrift für das gesamte Deutschtum
Herausgegeben von Dr. Adolf Bartels
Jährlich 12 Hefte à 1 Mark
Verlag Eduard Avenarius, Leipzig

Absolute Ja
Ein Buch für Männer
Preis 1 Krone
Verlag Hammer, Leipzig

Schutzmarke Ideal
bei intensiver Anwendung
Ideal Nr. 1
Ideal Nr. 2
Ideal Nr. 3
CARL C. HALBARTH
Spezialität: Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3
Fabrik: Wien, Mariahilferstrasse 101
Telephon 8000

Wie Frauen lieben
Roman von Hermann Bahr
Preis 4 Kronen
S. Fischer, Verlag, Berlin

Die Kunst
Monatsschrift für alle Künste
Herausgegeben von Dr. Adolf Bartels
Jährlich 12 Hefte à 1 Mark
Verlag Eduard Avenarius, Leipzig

Kleine Anzeigen

Wer liefert Kohlen?
Wer liefert Kohlen?
Wer liefert Kohlen?

Nr. 1 Berlin, 4. Januar 1900 Jahrgang VI

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur & Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

Verlag: Hilfe-Verlag & Druckerei G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Redaktion: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Erscheint jeden Sonntag

Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Einzelnummer 15 Pfg.

Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit Quellenangabe gestattet.

Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Politische Uebersicht

Berlin, 31. Dezember 1899.

Das Jahr 1899 ist ein Jahr des Friedens gewesen. Es hat keine Kriege gebracht, keine Revolutionen, keine Umwälzungen. Es hat nicht einmal Ministerwechsel gebracht. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden.

Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden.

Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden.

Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden. Es ist ein Jahr gewesen, in dem die Völker ihre Arbeit getan haben, ohne gestört zu werden.

preußischen Abgeordnetenhaus abgemacht, obwohl die Kritik des Nationalliberalen Schmieding und unseres Parteifreundes Broemel sehr positiven Charakter hatte. Schmieding legte die Dortmunder Vorschläge zu einer Reform der Gesetzgebung über die Landeskirche vor und damit war, wie Broemel richtig bemerkte, die Grenze der innerkirchlichen Angelegenheit überschritten. Solange die Volksvertretung kirchliche Staatszuschüsse bewilligt, hat sie das Recht, an der kirchlichen Organisation mitzuwirken. Der Inhalt der Dortmunder Vorschläge ist: 1) eine Aenderung der kirchlichen Gesetzgebung zum Zweck der Sicherung evangelischer Glaubensfreiheit; 2) die Abschaffung des Kolloquiums mit Geistlichen anderer Kirchen; 3) die Uebertragung der Entscheidung von Lehrfragen an eine von den kirchlichen Verwaltungsbehörden unabhängigen Instanz; 4) die gesetzliche Festlegung der eigenen Verantwortlichkeit des Oberkirchenrates. Auf die Dauer wird das Ministerium sich dem Problem nicht entziehen können. Herr von Studt wird sich ja allerdings hüten, seine Finger daran zu verbrennen.

Die Frau als Schuldirektor. Es besteht die Möglichkeit, daß durch die kommende Reform des höheren Mädchenschulwesens Frauen zur Leitung einer Töchterschule berufen werden können. Selbstverständlich ist durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn eine erfahrene und tüchtige Lehrerin die Führung einer solchen Anstalt in die Hand bekommt. Eine Frau wird jungen Mädchen durchschnittlich ein größeres Verständnis entgegenbringen, als ein beliebiger Schuldirektor. Aber der „Verband akademisch gebildeter Lehrer an öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens" ist anderer Ansicht. Er versendet ein Rundschreiben, in dem steht, dies Zugeständnis an die Frauenwünsche bedeute „die größte Gefahr für die höhere Mädchenschule, den Todesstoß für das kaum zum Leben Erwachte". „Keinem charaktervollen Manne kann es von der Behörde zugemutet werden, unter einer Frau zu dienen." Warum solche starken Worte? In Amerika gibt es Schulen unter weiblicher Leitung, ohne daß die Lehrer dies als eine Zumutung an ihren Charakter empfinden. Wo stehen wir denn eigentlich heute? Es wirkt nicht gerade erfreulich, wenn „akademisch gebildete Lehrer" mit solchen alten Ladenhütern einen Kampf um die Tüchtigkeit zu maskieren suchen.

v. Puttkamer. Es gibt viele dieses Namens und manche davon sind berühmt, so und so. Sie gehören kraft ihrer Geburt zu den Edelsten der Nation. Das verpflichtet weiter zu nichts. Weder zu Anstand noch zu Bildung oder ähnlichen bürgerlichen Angelegenheiten. Man kann in Ostelbien auch so Amtsvorsteher und Bürgermeister werden und seines Amtes walten. Im Wahlkreis Züllichau-Krossen gibt es einen solchen Puttkamer. Nach dem Kommissionsbericht über die dortige Wahl suchte er dem liberalen Kandidaten Professor Franz v. Liszt den Saal des Gastwirts Schutzke zu Wellmitz abzutreiben: es gehe nicht an, „einem solchen Juden" sein Lokal zu geben. Man ist etwas erstaunt ob dieser neuen Wissenschaft. Aber ein preußischer Amtsvorsteher v. Puttkamer braucht vom Namen und von der Person des bedeutendsten deutschen Strafrechtslehrers weiter keine Kenntnisse zu haben. Wozu auch? Für ihn ist das Zeug doch bloß Quatsch.

Können wir ein parlamentarisches Regiment haben?

In der „Neuen freien Presse" in Wien hat sich eine Aussprache entwickelt, die wert ist, bei uns in Deutschland sehr beachtet zu werden. Professor Schmoller hat nämlich in Aufsätzen voll geschichtlicher Kenntnis und auf Grund aller seiner frühern grundlegenden Arbeiten über die preußische Geschichte den Satz verfochten, daß es weder möglich noch nützlich sei, das gegenwärtige konstitutionelle Regiment im Deutschen Reiche durch eine parlamentarische Regierung zu ersetzen. Daß Professor Schmoller so steht, wird niemanden wundernehmen. Er ist so sehr Historiker, daß ihm alles, was vorläufig nur in der Form des Wunsches und der Hoffnung existiert, keine Gefühle der inneren Zuneigung wecken kann. Er hält sich an das, was da ist, also jetzt an das durch Bülow vertretene „konstitutionelle Regiment" Kaiser Wilhelms II. Daß aber nicht alle wissenschaftlichen Beurteiler der politischen Lage ebenso ruhig das als das Vernünftige hinnehmen, was gerade vor uns steht, beweisen die Aufsätze seines Gegners, des Professors Alfred Weber in Prag, der, wie unsere Leser wissen, ein Reichsdeutscher ist. Professor Weber geht dem ganzen Gedanken des konstitutionellen Regiments sehr energisch zu Leibe und zeigt, daß ein konstitutionelles Regiment eine Regierungsform ist, bei der die politische Willensbildung keine feste Stelle hat. Gerade das, was als Vorzug des preußisch-deutschen Systems angegeben wird, leugnet er. Wir können nicht alles hier aussprechen, was er uns vorführt, aber wir wollen einige seiner Gedanken in freier Weise hier wiedergeben:

Wir haben in Preußen-Deutschland zwar Parlamente, aber keine parlamentarische Regierung, denn die Regierung entsteht nicht aus den parlamentarischen Parteien. Die Folge davon ist eine beständig zunehmende Verkümmerung des Parteiwesens und der parlamentarischen Arbeit, denn was den Parteien Geist und Talent zuführt, ist die Aussicht auf politische Macht. Wo diese fehlt, wird die Parteipolitik zur Hilfsmaschine herabgedrückt, der führende politische Wille aber entsteht und wirkt außer ihr. Wo entsteht der politische Wille? Man sagt: bei der Krone. Das aber ist ein sehr unbestimmter Begriff. Der Wille der Krone verkörperte sich erst im obersten Beamten bis 1890, von da an im Monarchen. Ob der Kaiser oder der Kanzler die politische Willensbedingung in der Hand haben, hängt lediglich davon ab, wer von ihnen dazu stark genug ist. Wie aber, wenn einmal der starke Mann an beiden Stellen fehlt? Dann wird das Volk ohne parlamentarisches Regiment der „Spielball unfähiger Koterien". Also ist das konstitutionelle System keine Lösung der Zukunftssorgen Deutschlands.

Aber auch unter Bismarck und unter Wilhelm I. war das konstitutionelle System keine Sicherung des ruhigen politischen Ganges. Die Schwankungen und Erschütterungen waren mindestens so groß wie in parlamentarisch regierten Ländern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Parlament zwar nicht stark genug war, sich eine Majoritätsregierung zu erzwingen, aber doch zu stark, um sich einfach ausschalten zu lassen. Bismarck hatte einen beständigen Kampf um seinen Absolutismus mit den Parteien, deren er sich bediente. Selbst mit der nationalliberalen Partei konnte er in den 70er Jahren den Zustand wirklichen Zusammenwirkens nicht finden, und die klerikal-konservative Majorität der zweiten Hälfte seiner Regierung zerbrach unter seinen Händen. Weber sagt:

> Die Folgen dieser zweiten Periode waren das vollständige Sichauflösen jeder festen Gruppierung der Parteien um die Regierung, die tatsächliche Verwandlung aller Parteigebilde in Oppositionsparteien, die ohne Rücksicht auf die Regierung unerfüllbare Forderungen aufstellten, und mit denen diese nur noch im Wege des Kuhhandels, des heißt *ohne ein festes Programm* zu regieren vermochte. Der Zickzackkurs — eine Selbstauflösung des konstitutionellen Gedankens.

Also schon die Bismarckische Zeit zeigt, daß eine unparlamentarische Regierung eine Regierung ohne feste Richtung werden muß. Eine solche Regierung ist eben nichts als die Diagonale der sich streitenden Kräfte. Sie *tut so*, als sei sie voll gewaltiger Absichten und hat im *Grunde* nur die Absicht, für sich immer wieder eine *Majorität* zusammen zu leimen. Eine parlamentarische Regierung *ist* eine solche, die von vornherein eine Majorität besitzt, und eine konstitutionelle Regierung ist eine solche, die sich eine Majorität erst zusammenkaufen muß. Das zeigte sich erschreckend deutlich in der bisherigen Regierung der *verschiedenen* Reichskanzler Wilhelms II. Das Zentrum *brachte* unter Bülow das konstitutionelle System zum offenen *Zerbrechen*. Es leistete sich das konstitutionelle Vergnügen, *gleichzeitig* Regierungspartei und Oppositionspartei *zu sein*. Damit trat von neuem die Selbstauflösung des *konstitutionellen* Systems ein. Das, und nicht bloß einen Kurswechsel bedeutet die neueste Wendung. Ueber diese selbst sagt Prof. Weber:

> Augenblicklich steht man in Deutschland in einer Periode, in der man sich dem parlamentarischen Gedanken wieder soweit *genähert* hat, daß man aus Forderungen bestimmter Parteien ein *Regierungs-*

programm zusammengesetzt hat, und daß sich der leitende Staatsmann, um eine wirkliche Regierungsmajorität zu erhalten, auf die Durchführung dieses Programmes verpflichtet.

Selbst wenn man das Regierungsprogramm des Fürsten Bülow, wie wir es tun, für etwas zu luftförmig hält, der Kern der Sache ist von Prof. Weber richtig ausgesprochen. Bülow will Parteiminister nach Art der englischen Ministerpräsidenten sein, und es fehlen nur nach der ganzen deutschen Parteigeschichte die Parteiformen für dieses neue Vorkommnis. Daran kann sein Versuch scheitern, aber auf jeden Fall verdient es festgehalten zu werden, daß wir einen parteibildenden Minister am deutschen politischen Horizonte erblicken. Vielleicht ist er nichts als eine Weissagung späterer Zeiten, aber soviel hat die bisherige Geschichte bewiesen, daß das konstitutionelle System die Parteiabhängigkeit der Regierung bedeutet ohne die Vorteile der Parteiführerschaft.

Auch Professor Schmoller würde gar nicht im gegenwärtigen Zeitpunkte über konstitutionelles und parlamentarisches System schreiben, wenn er nicht das Gefühl hätte, daß eine Verschiebung der altpreußischen Prinzipien vor sich geht. Er wehrt sich gegen das Neue des preußisch-deutschen Parteiministers. Und womit wehrt er sich? Er sagt, daß wir das englische Zweiparteiensystem nicht haben, und daß überall dort, wo es keine alten festen Zweiparteien gibt, der Parlamentarismus schlechte Erfolge aufweise. Das Musterbeispiel hierfür soll Frankreich sein. Es ist aber eine der überzeugendsten Stellen der Weberschen Darlegungen, daß er zeigt, wie gut im Grunde die französische Republik trotz ihrer vielen Ministerwechsel regiert wird. Man denke an die französische Kolonialpolitik und an die deutsche Kolonialpolitik! Ein Parlament, das für die Regierung verantwortlich ist, lernt auch regieren.

Auch Deutschland kann ein Zweiparteiensystem haben, eine klerikal-konservative und eine liberal-sozialistische Hälfte. Irgendwann wird es sich diese notwendige Form schaffen. Welche Zwischenschicksale dazu nötig sind, — das ist das Rätsel, vor dem wir stehen. **Naumann.**

Die Konkurrenzklausel

Als der ökonomische Liberalismus die alte gebundene Wirtschaftsverfassung zerbrach, setzte er an ihre Stelle das Recht der freien Konkurrenz und den freien Arbeitsvertrag. Damit war der Weg aufgemacht zur Vervollkommnung der Technik in allen Berufen und Betriebsformen, für Landwirtschaft, Gewerbe, Handel. Der Tüchtige bekam freie Arme. Die aufgeschlossenen Möglichkeiten weckten und förderten den Geschäftgeist. Um große Leistungen sammelten sich die großen Kapitalien. So schaltete die Freiheit der Konkurrenz als erster Hebel der Zivilisation durch das vergangene Jahrhundert. Aber zugleich bildete sie sich die Werkzeuge, mit denen sie das Recht des freien Arbeitsvertrages sich unterjochte. Es ist ein ganzes Arsenal, das ihr diente, die neugeschaffene und geglaubte Freiheit zu vergewaltigen. Nur langsam stumpfen ihre Waffen sich ab an dem großen schweren Körper der Arbeiterbewegung, oder ihre Hiebe werden pariert durch die Gesetzgebung des Staates.

Die Sozialpolitik hat sich lange fast ausschließlich zum industriellen Proletariat gewandt. So konnten in anderen Schichten Bräuche und Mißbräuche bestehen, ja gesetzlich kodifiziert werden, die offenkundig die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens, das Verfügungsrecht über die eigene Person und Arbeit, verneinten oder doch unerträglich beschränkten. Vor allem trifft dies die sog. Konkurrenzklausel. In ihr hat sich die gewerbliche Konkurrenz das vollkommenste Instrument geschaffen. Die ganze Arbeit eines Angestellten, Handlungsgehilfen, Chemikers, Technikers wird ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des Betriebes und des Verhältnisses zur Konkurrenz betrachtet. Die Selbständigkeit und das Fortkommen eines solchen Mannes scheidet dabei gänzlich aus. Sentimentalität ist ein sehr überflüssiger Luxus.

Das Wort Konkurrenzklausel besagt soviel: beim Abschluß des Arbeits- oder Dienstvertrages verpflichtet sich der Arbeitnehmer, im Falle von normaler Entlassung oder Austritt während einer bestimmten Frist in kein Konkurrenzgeschäft einzutreten, bei Gefahr einer Konventionalstrafe. Zunächst leuchtet ohne weiteres ein, daß der Unternehmer ein großes Interesse daran haben kann, zur Wahrung eines Geschäftsgeheimnisses, geschäftlicher Beziehungen und dergl., den Uebertritt oder die eigene Gründung von Angestellten zu verhindern. Die Gefahr geschäftlicher Spionage und das Risiko können zu groß sein. Dies gilt namentlich für Handelsgeschäfte; die betreffenden industriellen, chemischen Branchen erfreuen sich ja meist des Patentschutzes oder einer ohnehin schon öffentlichen wissenschaftlichen Kontrolle.

Die dunkle Seite zeigt sich in der gesetzlichen Formulierung und den Ausschreitungen der Praxis. Der § 74 des Handelsgesetzbuches besagt:

Eine Vereinbarung zwischen dem Prinzipal und dem Handlungsgehilfen, durch welche dieser für die Zeit nach Beendigung des Dienstverhältnisses in seiner gewerblichen Tätigkeit beschränkt wird, ist für den Handlungsgehilfen nur insoweit verbindlich, als die Beschränkung nach Zeit, Ort und Gegenstand nicht die Grenzen überschreitet, durch welche eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Handlungsgehilfen ausgeschlossen wird.

Die Beschränkung kann nicht auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahren von der Beendigung des Dienstverhältnisses an erstreckt werden.

Daß drei Jahre als Maximum angenommen wurden, ändert an der Sachlage äußerst wenig; denn bei den geringen Mitteln, die den Betroffenen durchschnittlich zur Verfügung stehen, reichen sie lange hin, eine Existenz zu vernichten. Der Begriff „unbillig" aber ist der Willkür der richterlichen Praxis ziemlich überlassen.

Betroffen werden von dieser Bestimmung neben den Handlungsgehilfen nach § 133 f der Gewerbeordnung die Betriebsbeamten, Werkmeister, Techniker, Chemiker u. s. f., diese alle sogar ohne die Begrenzung auf drei Jahre. Entsprechende Verträge mit Arbeitern sind ungültig, sofern sie den Arbeiter in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise in der Verwendung seiner Arbeitskraft fesseln. Daß sie trotzdem geschlossen werden, zeigt ein eklatanter Fall aus der jüngsten Zeit. Häufig genug mag es sich dabei um Personen handeln, die sich der Tragweite ihrer Unterschrift erst allmählich bewußt werden. Die Zahl der Fälle, die zur Oeffentlichkeit kommen, ist nur Symptom.

Es liegt auf der Hand, daß der Druck der Konkurrenzklausel wächst gerade in den Betrieben mit guter und feiner Produktion, die Spezialitäten und Spezialisten züchtet. Die Möglichkeit, erworbene Kenntnisse und Fähigkeiten in einem fremden oder im neu gegründeten eigenen Betrieb nutzbringender zu verwenden, ist abgeschnitten, und die Aussichten, anderweitig befriedigende Arbeit zu finden, die beim gewöhnlichen Handarbeiter ohne Konkurrenzklausel bestehen, schließen sich sehr eng zusammen. Besonders hart liegt dies auf den jungen Chemikern, zumal bei der enormen Konzentration eines Teils der chemischen Branche, der Farbenindustrie. Kommt aber von Zeit zu Zeit ein Fall vor den Richter und zur öffentlichen Kenntnis, so verblüfft er durch das meist ungeheuerliche Verhältnis, in dem das Gehalt zur abgeredeten Konventionalstrafe steht. Man wundert sich, wie solche Verträge überhaupt eingegangen werden konnten. Dem Gehalt von 3300 M., das der Bureauchef einer photographischen Fabrik bezog, standen 10,000 M. gegenüber, dem Monatsbezug eines Konfektionärs von 175 M. — 5000 M. Die Fachpresse registriert diese Fälle. Die richterliche Praxis pflegt glücklicherweise solche infamen Forderungen, verschleierte Formen von Wucher und Erpressung, erheblich herabzusetzen.

Ein klassischer Fall, der Vertrag eines Degrasarbeiters, ist jetzt aus dem Betrieb des nationalliberalen Sozialpolitikers Freiherrn Heyl zu Herrnsheim bekannt geworden. Der Vertrag ist nicht allein um des einen Kontrahenten willen ein Dokument unsozialer Gesinnung, sondern zugleich das beste Material für eine entschiedene Reform. Die betreffenden Stellen sind diese:

§ 2.

. . . . . Verpflichtet sich, in allem, was auf die Fabrikationsverfahren und überhaupt auf das Geschäft dieser Firma Bezug

hat, jederzeit die größte Verschwiegenheit zu beachten. Derselbe verpflichtet sich ferner, sowohl während der Zeit, in welcher er in Diensten der Firma steht, als auch noch während der drei ersten Jahre nach seinem Austritt oder seiner Entlassung aus deren Diensten in keinerlei Weise einem den Geschäften derselben gleichen oder auch nur ähnlichen Geschäfte derselben in Baden, der Pfalz, Elsaß-Lothringen, der Rheinprovinz, Hessen-Nassau, Thüringen und Königreich Sachsen seine Tätigkeit und Erfahrung weder direkt noch indirekt anzuwenden, in ein solches einzutreten, sich an einem solchen zu beteiligen oder selbst ein solches zu gründen.

Als gleich oder ähnlich hat jedes Geschäft zu gelten, welches auch nur einen der nachverzeichneten Artikel fabriziert, nämlich: Lackleder, Wichsleder, Braunleder, Ridleder, Satinleder, Kunstsohlleder, farbige Schuh- und Portefeuilleleder, Chromleder jeder Art, Leim und Degras, oder einen sonstigen Artikel, welchen die Firma Cornelius Heyl bei dem Aufhören des Dienstverhältnisses fabrizieren wird. Diese Verbindlichkeiten gelten selbstverständlich nur, solange das Geschäft der kontrahierenden Firma besteht, solange dasselbe besteht, gelten sie aber unbedingt, einerlei unter welchem Eigentümer oder unter welcher Firma das Geschäft fortgeführt wird. Für den Fall, daß . . . . . einer dieser Verpflichtungen zuwiderhandeln würde, ist er verbunden und verbindet er sich, eine Konventionalstrafe von Fünftausend Mark zu zahlen, ohne daß . . . . . sich durch Zahlung derselben von seinen Verpflichtungen zum Ersatz eines höheren Schadens befreien kann.

§ 3.

Die Firma Cornelius Heyl, welche alles Vorstehende akzeptiert, zahlt an . . . . . für seine Leistungen einen Wochenlohn von 24 Mark, in Worten vierundzwanzig Mark.

24 Mark Wochenlohn, 5000 Mark Konventionalstrafe, Ausdehnung der Klausel auf fast das ganze industrielle Deutschland und sogar auf die Nachbarbranchen — man kann nicht gut mehr verlangen. Herr von Heyl ist bis jetzt die Auskunft über den Vertrag, der seine Unterschrift trägt, schuldig geblieben; er will sie dem Reichstag später geben.

Graf Posadowsky hat in seiner Rede vom 11. April eine Regelung der Privatbeamtenfrage in Aussicht gestellt und der Staatssekretär Nieberding hat am 23. April mitgeteilt, daß seine Geheimräte mit der Konkurrenzklausel und ähnlichem sich zur Zeit ernsthaft beschäftigen. Das Vertrauen auf die Unternehmer, das man bei der Vorbereitung des heutigen Handelsrechtes geäußert, hat sich nicht erfüllt: die Konkurrenzklausel ist nicht zur allmählich verschwindenden Ausnahme geworden. Deshalb ist man sich über die Reformbedürftigkeit des heutigen Rechtszustandes ziemlich einig. Die bescheidenen Wünsche gehen dahin, nur bei relativ größeren Bezügen und zugleich geographisch beschränkt die Konkurrenzklausel zuzulassen. Aber es ist kein Anlaß, hier wieder einmal bei Halbheiten Halt zu machen. Handelt es sich letzter Linie doch um die Beseitigung eines Zustandes, der im Grunde unsittlich ist. Wenn eine Bindung über die Dauer des unmittelbaren Arbeitsverhältnisses sehr wünschenswert erscheint, kann ein Unternehmer sich den Angestellten durch Weiterzahlung seiner Bezüge für eine bestimmte Zeit verpflichten. Aber als einklagbares Recht muß ein solcher Vertrag fallen. Es widerspricht unserer Auffassung vom Rechte des Menschen auf seine Arbeit, ihn an deren Verwertung um seiner besonderen Kenntnisse und Erfahrungen willen verhindert zu sehen.

Theodor Heuß.

Der Kampf im Berliner Baugewerbe

Ein Damoklesschwert hängt seit Wochen über der Reichshauptstadt und ihren Vororten. Wird es zum Maurerstreik oder zur Massenaussperrung sämtlicher Bauarbeiter kommen oder nicht? Dies ist die schicksalsschwere Frage, unter deren Druck das Wirtschaftsleben leidet. 50,000 Männer, Maurer, Zimmerer, Putzer, Hilfsarbeiter aller Art, würden bei erzwungener Arbeitsfeier lohnlos werden, ihre Frauen und Kinder, weitere 150,000 Köpfe, würden direkt in Mitleidenschaft gezogen. Enorm würden die Ausfälle, die alle die beim Hausbau beschäftigten Handwerker und Industrien erleiden müßten, und all die Kaufleute und Krämer würden seufzen, deren Bauarbeiterkundschaft den Riemen enger um den Leib zu schnallen genötigt wäre. Die Arbeitseinstellung im Baugewerbe wäre unzweifelhaft eine große Kalamität die sich für lange Zeiten in unserm Wirtschaftsleben geltend machen müßte.

Je schwerwiegender die Folgen eines umfangreichen Wirtschaftskampfes sind, um so ernster ist die Verantwortung für die leitenden Kreise auf beiden Seiten. Man darf sagen, daß in Berlin dieses Verantwortlichkeitsgefühl vorhanden gewesen ist. Die Unternehmer-Organisation, der „Verband der Baugeschäfte", war von vornherein geneigt, wiederum mit den Arbeitern einen festen Tarif einzugehen — der bisher giltige Tarif lief am 1. April ab — und eine Erhöhung der Lohnsätze zuzugestehen. Die Leiter der maßgebenden Arbeiterorganisation, des gewerkschaftlichen „Zentralverbandes der Maurer Deutschlands, Zweigverein Berlin", der über 16,000 Mitglieder zählt, verlangten nun zwar im Einverständnis mit ihren Mitgliedern den Achtstundentag statt der bisher giltigen neunstündigen Arbeitszeit; aber nachdem sie diese Forderung zumeist mit Eifer vertreten hatten, gingen sie dann doch, als sie die Widerstände der Arbeitgeber sahen, auf das allgemeine Verlangen einer Arbeitszeitverkürzung zurück; als aber die Unternehmer überhaupt jede Verkürzung der Arbeitszeit unbedingt ablehnten, da waren die Organisationsleiter verständig genug, ihrerseits für die nächste Tarifdauer auf die kürzere Arbeitszeit zu verzichten und sich mit dem „Sperling in der Hand", dem Zugeständnis der Lohnerhöhung, zu begnügen. Sie schlugen daher ihren Kameraden die Annahme des entsprechenden Schiedsspruches des Einigungsamtes vor.

Sie handelten hierbei als Männer, die mit nüchternem Blick die Wirtschaftslage erkannt und eingesehen hatten, daß ein großer Kampf im Baugewerbe jetzt so inopportun wie nur möglich sein und ihrer Organisation die schwersten Wunden schlagen würde, ohne daß eine Aussicht auf Sieg blühte. Die Hochkonjunktur ist vorüber, die „sieben fetten Jahre" dauern eben nicht ewig. Insbesondere gilt dies fürs Baugewerbe. Der Beschäftigungsgrad ist hier in diesem Frühjahr weniger rege gewesen wie im Vorjahre; der hohe Geldstand und eine gewisse Ueberproduktion in den vorhergehenden Jahren sind die ganz natürlichen Gründe für die geringere Anspannung des Baugewerbes. Auch sind die Argumente der Unternehmer gegen den Achtstundentag nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Bauperiode ist kurz, die Sommermonate müssen ausgenutzt werden, mehr Arbeiter aber einzustellen, ist zumeist aus räumlichen Gründen nicht ausführbar. Man sehe sich doch einen Berliner Bau an: es wimmelt darauf von Menschen, die sich gegenseitig „die Hacken abtreten". Der Unternehmer hat schon jetzt das Streben, möglichst viel Arbeiter einzustellen, um aufs schnellste fertig zu werden. Denn jeder Tag länger verschlingt teure Zinsen. Die Achtstunden-Forderung in allen Ehren! Sie ist die „ideale Forderung" der Arbeiterschaft. Und auch schon jede wirklich erreichte Verkürzung der Arbeitszeit ist ein Kulturfortschritt. Hier aber war die Verkürzung zur Zeit nicht durchführbar. Und sie nur als Preis einer weitgehenden Verrückung des Wirtschaftslebens ertrotzen zu wollen, dazu war die Forderung doch nicht unabweisbar genug, besonders wenn man bedenkt, daß die Neunstundenzeit ja doch nur während der hellen Monate voll aufrecht erhalten werden kann und eine Verkürzung auf 8½, 8 und noch weniger Stunden sich dann ganz von selbst einstellt.

Erwägungen dieser Art waren es offenbar, die die Leiter des Zentralverbandes zu ihrem Rat, den Schiedsspruch anzunehmen, getrieben hatten. Auch Bebel, Singer und der „Vorwärts" hatten dringend vor einem Ueberspannen des Bogens gewarnt. Nun aber ereignete sich ein bedeutsames Faktum: Die Arbeiter widersetzten sich dem Rat ihrer erprobten Führer, sie lehnten den Schiedsspruch mit großer Mehrheit ab. Seitdem herrscht ein verschleierter Kriegszustand. Jeder Tag kann den Abbruch der Beziehungen bringen.

Die Zügel sind den Führern entglitten. Die vielgerühmte Disziplin der Maurer, einer der bestorganisierten Verbände, hat ein Loch bekommen. Ein wilder, bestimmungsloser Radikalismus machte sich unter der Masse der Arbeiter geltend. Es war beschämend, zu hören, wie der Gauleiter Silberschmidt und der wohlverdiente Verbandsvorsitzende, Abg. Bömelburg, von einer tobenden Ver-

sammlung niedergeschrien wurden, und wie man sogar vor der Infamie nicht zurückschreckte, von „blauen Lappen" zu reden, die die Unternehmer geschwenkt hätten. Und bei alledem auch nicht der leiseste Versuch, die Durchführbarkeit der Forderung auf 8 Stunden zu begründen! Nur allgemeine polternde Worte über die Schlechtigkeit der Unternehmer und die Schönheit und Berechtigung der Forderung!

Es muß ganz ernst und eindringlich gesagt werden: was hier in Berlin von seiten der Maurer geschah, *grenzt an Selbstmord*. Wenn bei Fragen von solcher Wichtigkeit Stimmungen entscheiden und die Ratschläge der verantwortlichen Gewerkschaftsbeamten Luft sind, so *verliert die Arbeiterorganisation den Charakter eines einheitlichen, zielbewußten Willens und muß um so ohnmächtiger werden, je bewußter und fester sich auf der andern Seite die Unternehmer zusammenschließen*. Die große Gefahr der Unternehmer-Abwehr- und Angriff-Koalition wird von den einsichtigen Gewerkschaftsführern längst erkannt. Es muß die Position der Unternehmer gewaltig stärken, wenn sie sehen, wie eine der größten Arbeiterorganisationen sich innerlich schwächt durch Desavouierung einsichtiger Führer und durch blindes Hineinrennen in eine Streikbewegung von unberechenbaren Folgen. Gerade in der jetzigen Zeit des beginnenden wirtschaftlichen Niederganges und des sich verstärkenden Arbeitgeber-Trutzes ist den organisierten Arbeitern in ihrem allereigensten Interesse von zweifelhaften — oder in unserm Falle von zweifellos mißglückenden — Kraftproben aufs dringendste abzuraten. Gewehr bei Fuß, Pulver trocken und Hand auf den Beutel — das muß jetzt die Parole für die Arbeiterbewegung sein.

H. G. Erdmannsdörffer.

Sprechsaal

Die Stützen des Zentrums

In dem Aufsatze Naumanns „Die Zukunft des Zentrums" (Nr. 14 der „Hilfe") findet sich die Quintessenz der Zentrumsfrage in folgenden Sätzen verzeichnet:

„Erst mit einer andauernden und zielbewußten Beeinflussung des ganzen Klerus durch die Bischöfe könnte eine Trennung der religiösen Tätigkeit der Kirche von der politischen Partei herbeigeführt werden. Ob aber die deutschen Bischöfe, selbst wenn sie mit Richtung und Leitung der Zentrumspartei keineswegs immer einverstanden sind, jemals den Entschluß fassen werden, in dieser Richtung einheitlich vorzugehen, ist sehr zu bezweifeln."

Allerdings, das ist nicht nur zu bezweifeln, sondern man darf sagen, das würde für die Bischöfe ein Verleugnen ihrer eigenen Maßnahmen sein. Denn die Bischöfe sind es, die die Erziehung des niederen Klerus so ultramontanisiert haben, daß ein Zusammengehen desselben mit dem Zentrum nur eine ganz natürliche Folge dieser Erziehung ist. Vielleicht ist es interessant, das in einigen Sätzen zu erläutern.

Die akademische Freiheit, wie sie in Deutschland besteht, galt auch im 19. Jahrhundert für die katholischen Theologiestudenten; erst das Priesterseminar vereinte im letzten Jahre der mehr pastoralen Ausbildung die angehenden Priester. Wenngleich auch der geistige Horizont des Theologen schon durch sein Studium und sein verhältnismäßig mehr zurückgezogenes Leben vielleicht nicht die Weite eines anderen, in freier Forschung strebenden Studenten erreichte, so mußte andererseits doch der freie Verkehr an verschiedenen Universitäten, die ungezwungene Beteiligung an Festlichkeiten, studentischen Freuden usw. praktische Lebenskenntnis zeitigen. Der Durchschnitt dieser Theologen konnte sich im Amte zu einem vernünftigen, religiös erfaßten Christentum entwickeln. Damals hatte sich der Ultramontanismus im niederen Klerus noch nicht so eingenistet. Dann aber weckte Döllingers Auftreten gegen das Unfehlbarkeitsdogma des vatikanischen Konziles die altkatholische Strömung. Nun war es Zeit! Und der Ultramontanismus, der nach diesem Konzil den höchsten Trumpf in Händen hatte, begann mit verdoppelter Energie seine Arbeit. Der Bismarcksche Kulturkampf brachte auch den niederen Klerus in Wallung. Das Zentrum wurde zum Beschützer und Vorkämpfer der kirchlichen Interessen, die gemeinsame Not schuf das einigende Band. Das katholische Volk würde aber sicher bald nach offizieller Beilegung des Kulturkampfes wieder in das alte ruhige Fahrwasser gelangt sein, wenn nicht der nun in Deutschland überall heimisch gewordene Ultramontanismus dafür gesorgt hätte, daß die Erregung sich nicht lege. Vor allen Dingen mußte der Klerus in Zucht genommen werden. Dem römischen Wesen war die akademische Freiheit schon lange ein Dorn im Auge; nun bot sich die Handhabe, um unter Berufung auf die Gefahren „der Zeit", den Klerus von *vornherein* unter die Obhut der Kirche zu nehmen. So wurde in weitestem Umfange die romanische Konviktserziehung eingeführt, und wo sie bisher fakultativ bestanden hatte, obligatorisch gemacht. Der seitdem für mindestens 90 Prozent aller Geistlichen übliche Erziehungsgang ist folgender: Mit etwa 12 bis 14 Jahren tritt der Junge, der den Beruf in sich fühlt, ins Knabenseminar ein. Zumeist sind es Knaben aus dörflichen, zum Teil recht ärmlichen Verhältnissen, und die Eltern sind glücklich, den Sohn im Konvikt vor allen Gefahren behütet zu wissen. Das Knabenseminar untersteht priesterlicher Leitung, die notwendigen hauswirtschaftlichen Arbeiten werden von Nonnen besorgt. Die Knaben besuchen das Gymnasium, kommen mit ihren Mitschülern aber nur in den Klassenstunden in Berührung, denn selbst die große Frühstückspause verbringen sie in ihrem Institute. Sie werden offiziell spazieren geführt, Briefe und Lektüre unterstehen der Zensur, gemeinschaftliche Andachtsübungen sind ebensogut wie die Lernstunden streng geregelt. Selbstverständlich sagt man, daß auf die Knaben kein moralischer Zwang ausgeübt würde, um sie zum Priesterberufe zu führen! Die Ferien, die der Gymnasiast in seiner Heimat verbringt, können die Eindrücke des Seminars nicht verwischen. Denn im Volke lebt eine solche Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande, daß selbst ein so junger Anfänger, sobald er im Knabenseminar weilt, eine gewisse hervorragende Stellung einnimmt, eine Stellung, die ihm schon allerlei Rücksichten auferlegt. Außerdem würde er in den Verhältnissen des heimatlichen Dorfes wohl kaum eine Anregung finden, die ihn aus seinem Gleise bringen würde. — Hat nun der Gymnasiast das Abiturium hinter sich, so tritt er in das Theologenkonvikt. Er kann eventuell einige Semester an einer anderen Universität als der seiner Diözese studieren, wenn ich nicht irre, werden ihm dieselben aber nicht angerechnet, und der Kosten wegen verzichten die meisten auf dieses Privilegium. Das Konviktsleben läßt natürlich von akademischer Freiheit nichts übrig. Die Zöglinge begeben sich in ihre Kollegs und zurück in die Anstalt, sie gehen gemeinschaftlich spazieren und verrichten gemeinschaftlich die vorgeschriebenen Andachtsübungen, sie repetieren ihre Studien unter Anleitung ihres geistlichen Präses, und nur der monatlich einmal stattfindende „Bierabend", an welchem „harmlose" Studentenlieder gesungen werden, erinnert von weitem an akademische Gebräuche. — Als letzte Etappe folgt das Jahr im Priesterseminar, wo die praktische Ausbildung in den Vordergrund tritt. Dann kann sich endlich das *öffentliche* Leben vor dem jungen Manne auftun! Er ist vollgespickt mit Theorien, er kennt seinen Alfons von Liguori in- und auswendig, und vor allem: er ist vollkommen beschlagen in der katholischen Apologetik. Denn der Glaube ist das wichtigste, so hat er's gelernt. Der Glaube ist in Gefahr! Folglich beginnt er seine seelsorgerische Tätigkeit damit, die Glaubensgrundsätze seiner anvertrauten Gemeinde zu festigen. Und so entwickelt er sich, wenn er überhaupt Eifer und Feuer besitzt, schneller zum „Hetzkaplan", als er es selber weiß. Wer will ihm das verübeln? Woher soll er es wissen, was Religion, was Verzerrung ist? Wenn schon in den Gebet- und Erbauungsbüchern für die gebildete Männerwelt sich Sätze finden, wie „jeder gut katholische Mann wählt selbstverständlich Zentrum" — will man es dann dem Priester verübeln, daß er in das gleiche Horn stößt? Je frommer und gewissenhafter so ein junger lebensunwissender Geistlicher ist, um so mehr kulturellen Schaden muß er anstiften. Denn die ihm eingeflößten Theorien passen auf unser modernes Leben wie die Faust aufs Auge. Daraus sind auch die Quertreibereien der Sittlichkeitsfanatiker zu erklären. Wie kann jemand über menschliche Dinge richtig urteilen, dessen Sinne und Verstandeskräfte künstlich in eine allem Leben abgewandte Bahn gelenkt worden sind? — Es gibt Geistliche, die so kindlich gut und fromm sind, daß sie diese Klippen nicht sehen. Diese verleben meist ihre Jahre in irgend einem verlorenen Winkel, wo sie der Sache der Kirche nicht schaden können, wo sie aber inmitten ihrer Gemeinde als echte und geliebte Seelsorger wirken, — — aber Karriere macht heutigentags nur noch der in *ultramontanem* Sinne Intelligente, der zu arbeiten und zu kämpfen versteht. Der kirchliche Gehorsam, der in unserer Zeit zum klösterlichen Gehorsam geworden ist, hat den niederen Klerus so geführt. So wurden sie die Stützen des Zentrums.

Diese Zustände werden sich nicht ändern, so lange nicht Freiheit in der Erziehung des Klerus herrscht. Von dieser Seite ist aber nichts zu hoffen. Nur das katholische Laientum kann einen Vorstoß gegen den Ultramontanismus machen. Aber dazu müßte das katholische Bürgertum über den grundlegenden Unterschied zwischen Religion und Ultramontanismus aufgeklärt sein. Diese Aufklärung ist aber so ungemein schwer, weil durch die seit einem Menschenalter allgemein beliebte Verquickung von Religion und

Politik die Gemüter auch der bestwollenden Katholiken völlig verwirrt sind. Selbst in den breiten Massen der Nichtkatholiken macht man sich nur selten ein klares Bild vom Wesen und der Gefahr des Ultramontanismus. Vor allem übersieht man es, daß das Zentrum nur eine Seite der Gefahr darstellt. Auf allen Kulturgebieten ist der Ultramontanismus der gefährlichste, weil der machtvollste Feind. Was nun not tut, ist ein geschlossenes Vorgehen aller derer, die den Ultramontanismus als Kulturfeind erkennen, einerlei, ob sie Katholiken, Protestanten, Juden oder Dissidenten sind, einerlei, ob ihre politische Richtung sich liberal oder demokratisch oder konservativ nennt, einerlei, ob Männer oder Frauen. Es muß daher freudig begrüßt werden, daß sich ein solcher Zusammenschluß konstituiert, der der Aufklärung dienen will und alle, die sich an dieser Arbeit beteiligen wollen, ohne Rücksicht auf Bekenntnis und Parteifärbung, sammelt.

F. Hüls.

Büchertisch

Richard von Kaufmann. Die Kommunalfinanzen (Großbritannien, Frankreich, Preußen). 2 Bände. 336 und 534 Seiten. Leipzig 1906. Verlag von C. L. Hirschfeld. Besprochen von Professor Dr. W. Lotz in Bonn.

Ueber die verfassungsgeschichtliche Seite des Kommunalwesens gibt es für Deutschland neuerdings ein vortreffliches Buch von H. Preuß, das sich auch in der Kunst der Darstellung würdig an das Vorbild des glänzenden Aufsatzes von Treitschke über das Selfgovernment anschließt. Die eigentliche Literatur über Finanzen der Gemeinden und der Kommunalkörper höherer Ordnung ist dagegen nicht reich an zusammenfassenden Werken. Kaufmanns Buch füllt gegenüber den vorhandenen Darstellungen eine Lücke aus. Allerdings ist das Buch etwas weitläufig geschrieben, und es trägt stellenweise mehr den Charakter einer übersichtlichen Sammlung von Material als den einer den Stoff vergeistigenden, knappen theoretischen Zusammenfassung, die unter Würdigung aller wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zusammenhänge das wesentlichste brächte. Trotzdem kann man aber aus dem Buche recht viel lernen. Mit großem Fleiße wird das jetzt geltende Verwaltungsrecht und das statistische Material dargestellt. Daß die statistische Ausbeute für Preußen entmutigend ist, für Großbritannien dagegen am reichlichsten, ist nicht Kaufmanns Schuld. Hoffen wir mit ihm, daß die von ihm angekündigte behördliche Neubearbeitung der preußischen Kommunalstatistik nicht zu lange auf sich warten läßt, und daß sie wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen vermag.

In der mühevollen und kritischen Nutzbarmachung des statistischen Materials scheint mir ganz besonders das Verdienst der Kaufmannschen Arbeit zu liegen. Auch in der beschreibenden Darstellung der Verschiedenheiten, die Großbritannien, Frankreich und Preußen heute aufweisen. Dagegen ist zweierlei wenig versucht, was wir von einem so umfangreichen und gelehrten Buche auch erhoffen möchten: wir erfahren weder, weshalb sich die Dinge in den drei Ländern so verschieden entwickeln mußten, noch auch welche wirtschaftliche Wirkung die verschieden organisierte Kommunalbesteuerung der drei Länder auf das Erwerbsleben ausübt.

Wer sich aber einmal daran machen wird, diese Kausalzusammenhänge zu analysieren, wird wenigstens für den ersten der beiden Punkte, für die Frage, warum sich die Dinge so verschieden entwickeln mußten, bei Kaufmann Material gesammelt finden, aus dem er dann Folgerungen ziehen kann.

Kaufmann weist darauf hin, daß der englische Staat im Unterschied vom französischen und preußischen Staat und den Nachahmern der letzteren keine Organe der politischen Verwaltung außerhalb der Hauptstadt, keine Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräte, keine Präfekten und Unterpräfekten besitzt; er überläßt die Erfüllung wichtiger staatlicher Funktionen außerhalb der Zentrale den erwählten Vertrauensleuten der mannigfach gegliederten Selbstverwaltungsverbände. Die englische Zentralregierung beaufsichtigt, sie wacht darüber, daß die Gesetze und ein gewisses Schema der Rechnungslegung usw. eingehalten werden, sie äußert aber keinen so weitgehenden Einfluß durch Verordnungsgewalt wie kontinentale Regierungen und beansprucht nicht, ein bestimmtes politisches Programm in der Verwaltung innerhalb der Provinz durchzuführen. Daß man die Angehörigen irgend einer bestimmten Partei, wenn sie durch das Vertrauen der lokalen Wähler berufen sind, durch Bestätigungsverweigerung von der Selbstverwaltung fernhält, ist in England ausgeschlossen. Die Zentralregierung unterstützt in England heute wie auf dem Kontinent die Kommunalorganisationen, durch sehr beträchtliche Staatszuschüsse. Die Staatsgewalt ist verpflichtet, die Verwendung dieser staatlichen Gelder zu kontrollieren, aber dies geschieht in England nicht nach politischen Gesichtspunkten der jeweiligen Verwaltung. Man kontrolliert durch Kommissare, aber nicht durch einen lokalen staatlichen Beamtenapparat mit eigenen Funktionen und einem eigenen Verwaltungswillen. Es fehlen die uns so geläufigen Friktionen zwischen staatlichen und kommunalen Organen. Scheinbar ist die englische staatliche Verwaltung wohlfeiler, die englische Kommunalverwaltung kostspieliger, wie in anderen Ländern. Letzteres erklärt sich aber — wie Kaufmann nachweist — sehr einfach durch die Menge staatlicher Aufgaben, die in England die kommunalen Körper erfüllen.

Im vollsten Gegensatze dazu steht Frankreich, wo der Staat noch unter den Traditionen der napoleonischen Bureaukratie steht und die Aufgabe der Kommunalkörper vielfach darin besteht, nach staatlicher Anordnung die Gelder aufzubringen, über die staatlichen Organe dann disponieren.

In beiden westlichen Ländern aber finden wir heute ein äußerst demokratisches Wahlrecht in den kommunalen Organisationen.

Wie steht dem Preußen gegenüber? So sehr auch reaktionäre Einflüsse im Laufe der Zeit die Steinschen Grundideen der städtischen Selbstverwaltung beeinträchtigt haben, so bleibt doch hierin noch immer ein Geist der Selbständigkeit und der Anteilnahme des Bürgertums an den Verwaltungsgeschäften selbst — die Wichtigkeit dieses Punktes betont Kaufmann sehr mit Recht — erhalten, der den größten Unterschied gegen Frankreich bildet. Andrerseits sind in der Kreis- und Provinzialorganisation Selbstverwaltungsorgane geschaffen worden, die in manchen Dingen immerhin der englischen Kommunalorganisation höherer Ordnung ähnlich wirken könnten. Aber in beiden Fällen ein sehr wesentlicher Unterschied gegen England: die Wahlrechte der preußischen Gemeinden, noch mehr der Kreis- und Provinzialorganisationen sind ganz und gar nicht so ausgebildet, daß die breiten Massen durch die Selbstverwaltung diejenige politische Schulung sich aneignen können, die die Voraussetzung einer durchaus erfolgreichen politischen Betätigung auf den größeren Gebieten der Landes- und Reichspolitik werden könnte. Man könnte sagen: im größten Teil von Deutschland ist den Massen der politische Einfluß um so mehr versagt, je übersichtlicher und geeigneter für die politische Erziehung des Volks die betreffende Sphäre des öffentlichen Lebens ist. Im Reiche, wo es sich um die schwierigsten Probleme handelt, allgemeines Wahlrecht mit gleichem Einfluß aller Wähler: in Preußen, Sachsen und zahlreichen Einzelstaaten schon eine weit weniger demokratische Wahlrechtsorganisation. In den Provinzial- und Kreisvertretungen herrscht vollends eine Verteilung der politischen Macht, die praktisch die Massen, aber auch vielfach das städtische Bürgertum in den Hintergrund drängt. Auch in den Städten ist keineswegs überall in Deutschland die Gelegenheit gegeben, daß sich die arbeitenden Klassen schulen, ihren Sinn und ihr Verantwortlichkeitsgefühl auf das Mögliche zu richten.

Und andrerseits erblicken wir in Deutschland, wo immer Selbstverwaltungsorganisationen geschaffen sind, die Möglichkeit von Friktionen der Selbstverwaltungsorgane mit lokalen und zentralen Organen des staatlichen Beamtentums, ein gegenseitiges Mißtrauen, wie es für die Schulfragen Berlins und andere Gebiete der Selbstverwaltung Alexander Meyer in der letzten Nummer der „Nation" so anschaulich geschildert hat.

In Frankreich ist dann noch entschiedener als in Deutschland der Gedanke verwirklicht, daß das staatliche Beamtentum die bestimmende Gewalt ist, der die kommunalen Organe zu gehorchen haben.

Was erklärt in letzter Linie die großen Unterschiede, die uns aus Kaufmanns beschreibender Darstellung wiederum entgegentreten?

Frankreich rang 1789—1830 mit den letzten Reminiszenzen der ständischen Einflüsse, Preußen steht heute noch mitten drin im Ringen mit Einflüssen der Klassen, die die feudale Welt beherrschten. Gustav Cohn hat in einem feinen und etwas boshaften Aufsatz einmal darauf hingewiesen, wie sehr selbst noch die Auswahl und die Vorbildung des staatlichen Verwaltungspersonals in Preußen unter Gesichtspunkten der ständischen Vorstellungen stehe. Und doch, die weithin in Deutschland ausgebreitete Tätigkeit der lokalen Organe politischer staatlicher Verwaltung: der Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräte, würde bei unserer Stufe der Entwickelung schlechterdings nicht entbehrt werden können, so vieles auch im einzelnen an der bevormundenden und politisch nicht immer erfreulichen Aktionsfreudigkeit einzelner staatlicher Organe oft sehr mit Recht vom Bürger und Arbeiter getadelt wird. Viel schlimmer wäre es, wenn die Provinzial- und Kreisvertretungen in ihrer heutigen Zusammensetzung ohne Einflußnahme der Staatsregierung uns beherrschten. Auch die Regierungseinmischung, wenigstens gegenüber solchen Stadtvertretungen, die von einer Grundbesitzerschicht abhängig sind, ist nicht immer der engherzigere Faktor, sondern unter Umständen sozial weitblickender als die kommunale Verwaltung gewesen. Technisch fungiert unser System sogar vielfach weit vollkommener als das englische.

Anders ausgedrückt: wir stehen mitten drin in Uebergangszuständen: im Prozeß der Loslösung von den noch nicht abgestorbenen ständischen Ideen, in der sehr unvollkommenen Anpassung an die Bedürfnisse modernen politischen Volkslebens und der durch die Industrialisierung gegebenen, aber den alten Mächten verhaßten Demokratisierung. Der englische Staat hat viel früher sich von der feudalen Welt losgelöst und dann die Selbstverwaltung erst in der aristokratischen, dann in der demokratischen Form ausgebildet, als keine Gefahr mehr bestand, daß daraus eine feudalistische Zersetzung des Staates entstehen könne. Das englische politische Leben zieht dann hieraus den großen Gewinn, daß dort eine verantwortliche, parlamentarische Regierung möglich ist ohne die Gefahren für Stetigkeit und Stärke der Exekutive, die eine weitverzweigte politische und staatliche Verwaltung mit wechselnden politischen Zielen in Frankreich hervorruft.

Wir dürfen förmlich dankbar sein, daß uns die Verschiedenheiten der von Kaufmann geschilderten Länder entwicklungsgeschichtlich und in ihrer Bedingtheit durch die politischen Zustände gedeutet werden; leider hat Kaufmann uns dieses versagt.

Und nun zu dem andern Punkte, dem Schweigen des Verfassers über die Wirkungen der Besteuerung auf die Besteuerten. Wenn man diese Frage zurückdrängt, ist es in der Tat möglich, die Gebühren und die Beiträge als besondere Leistungen derjenigen, denen wirtschaftlich gewisse Einrichtungen besonders zugute kommen, ohne weiteres auszusondern aus allen übrigen öffentlichen Einnahmen. Sobald wir aber die Frage aufwerfen, ob denn nicht die Leute, welche Gebühren und Beiträge entrichten, diese Lasten wieder auf andere überwälzen — eine Frage, die sehr schwierig ist, aber gewiß nicht unbedingt für alle Fälle verneint werden kann, — dann stellen sich diese Sonderlasten vielfach ganz anders dar, jedenfalls wird die Prüfung ihrer Berechtigung weit komplizierter, als es zunächst erscheint. Freilich, Kaufmann kann sich darauf berufen, daß auch die übrigen Finanzlehrer in Deutschland in Betrachtung der Gebühren meist ganz ähnlich wie er sich verhalten haben.

Bietet uns das Werk somit nicht alles, was wir einmal erhoffen dürfen, wenn die Wissenschaft weiter vorgeschritten ist, so bietet es doch eine Menge wertvoller Forschungen nach ersten Quellen, und es wäre sehr unrecht, hierfür nicht recht dankbar zu sein. Kaufmann selbst hebt in der Einleitung hervor, daß durch die ganze Anlage des Sammelwerkes, an dem er sich beteiligt hat, der Bearbeitung Schranken gesetzt waren, die er bisweilen als störend empfindet. Die kommunalen Finanzen berühren sich so vielfach mit der Lehre vom Staate und den staatlichen Finanzen, daß die Beschränkung auf das kommunale Thema vielfach eine künstliche Verengerung des Gesichtskreises bei der Betrachtung verursachen kann. Besonders erfreulich ist übrigens bei Kaufmann im Gegensatze zu anderen Bänden desselben Sammelwerkes, daß die benutzten Quellen jeweils im Laufe der Darstellung angegeben sind und nicht bloß auf eine von anderer Hand bearbeitete Bibliographie hier verwiesen wird. Hier und da möchte man noch den Hinweis auf eine Monographie wünschen, z. B. auf Singheimers Buch über den Londoner Grafschaftsrat und ähnliches.

Unsere Bewegung

Hamburg. Am Mittwoch, den 24. d. M., hat sich hier eine Jugendgruppe des Liberalen Vereins gegründet. Es ist dieses die erste Jugendgruppe des Wahlvereins der Liberalen in ganz Deutschland. Die Versammlung, die von dem vorbereitenden Ausschuß einberufen war, war glänzend besucht. Herr Schlie hielt einen Vortrag über „Die politischen Aufgaben der Jugend". Er betonte besonders, daß die Jugend Politik lernen müsse durch volkswirtschaftliche und sozialpolitische Vorträge, und vor allem durch Diskussion von [illegible] Reich [illegible] ist heute den [illegible] für seine fesselnden Ausführungen. An der recht lebhaften Aussprache beteiligten sich u. a. die Herren Berg, Maaß, Lion, Wegner, Hecht, Reichenbach, Schlie und Haupt. 22 Herren traten darauf der neuen Jugendgruppe bei und wählten zum Vorsitzenden Herrn Schlie. Der Vorstand wurde beauftragt, Satzungen und Arbeitsplan der Jugendgruppe auszuarbeiten. Die nächste Versammlung findet am Dienstag, den 7. Mai statt.

Unterweserorte. V. Lehrer J. Cordes, Bremerhaven, Sonnenstr. 16, III. Am 22. und 23. April veranstaltete der „Verein der Freisinnigen" zwei öffentliche Versammlungen, in denen Herr Parteisekretär Haupt, Hamburg, in Geestemünde über „die Politik des Bürgertums" und in Lehe über „Agrar- und Industriepolitik" sprach. Redner entwickelte aus der Geschichte die heutige Aufgabe des Bürgers und den Gegensatz von Agrar- und Industriepolitik. Reicher Beifall lohnte ihn. An der Aussprache beteiligten sich Kaufmann Schulz über Mittelstandsfragen und Lehrer Cordes über die Notwendigkeit einer liberalen Regierung, mit Rücksicht auf die auswärtige Lage. Der Verein, der während der Reichstagswahl 60 Mitglieder besaß, zählt jetzt über 200. In der Ortspresse erschien ein Aufruf mit Namensunterschriften.

Provinz Sachsen und Herzogtum Anhalt. Alle Freunde und Leser der Hilfe, die dem Wahlverein der Liberalen noch nicht angeschlossen sind, und deren Adressen zum Teil nicht zu erfahren waren, werden hierdurch dringend gebeten, teilzunehmen an der Versammlung der Vertrauensmänner der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt, die am Sonntag, den 12. Mai, vormittags 11 Uhr in Halle a. S., Wettiner Hof, stattfindet. Die Tagesordnung ist: 1. Gründung eines Landesverbandes für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. 2. Anstellung eines Parteisekretärs. Außerdem werden die Delegierten aus den einzelnen Kreisen berichten. Die Referate zu Punkt 1 und 2 haben Herr Generalsekretär Weinhausen-Berlin und Dr. Rathje-Halle a. S.

Es wird freundlichst gebeten, die Teilnahme an dieser außerordentlich wichtigen Zusammenkunft bis spätestens Donnerstag, den 9. Mai, Herrn Dr. Rathje-Halle a. S., Forsterstr. 10, wissen zu lassen.

Erlangen. Nationaler Verein. In einer zahlreich besuchten Versammlung sprach am 21. März der Vorsitzende Dr. Rotter über „Die nächsten Aufgaben des Liberalismus". Mitglieder des demokratischen Vereins, des jungliberalen Vereins und der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine hatten der Einladung Folge geleistet. Der Referent entwickelte in einem weit ausgreifenden geschichtlichen Ueberblick die Ursachen des Niederganges des Liberalismus, und im logischen Anschlusse daran die Faktoren, die ihn zu neuer Kraft führen können und müssen. Namentlich ist dies das Betonen des demokratischen Prinzips. Privatdozent Dr. Rosenthal führte aus, daß namentlich auch in der Kommunalpolitik der Liberalismus seinen Mann stellen müsse. — In einer öffentlichen Versammlung am 9. April sprach Graf v. Bothmer (München) über das Thema: „Zentrum und Sozialdemokratie in ihrem Verhältnisse zum Liberalismus." Im Mittelpunkte der Ausführungen stand das Verhältnis dieser drei Parteien zum Staatsgedanken. Die Sozialdemokratie, die nicht mehr an ihren Zukunftsstaat glaube, habe überhaupt keinen festen, in sich abgeschlossene Staatsgedanken. Das Zentrum habe zwar eine Staatsauffassung, aber es sei noch die des Mittelalters: die Kirche stehe über dem Staat. Gegenüber diesen Parteien müsse der Liberalismus einen Staatsgedanken vertreten, der Freiheit, Macht und Fortschritt des Vaterlandes und Freiheit jedes Staatsbürgers sichere (Demokratie und Kaisertum). Die Diskussion drehte sich um den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, den ein Nationalliberaler zu verteidigen suchte. Graf Bothmer betonte demgegenüber die korrumpierende Wirkung dieses Verbandes. — Im Diskutierabend am 26. April sprach Dr. Schrepfer über Kolonialpolitik und Kolonisierungsmethoden.

Rheinland und Westfalen. Unsere Freunde werden darauf aufmerksam gemacht, daß Herr v. Gerlach eine Anzahl Vorträge über die gegenwärtige politische Lage halten wird. Er spricht am 3. Mai abends in Elberfeld (Hofkamp 8, Deutscher Kaiser), am 4. Mai abends in Köln (Krystallpalast, Schiedergasse 107), am 5. Mai, vorm. 11½ Uhr, in Dortmund (Gewerbeverein, Kuhstraße 12), am 7. Mai in Essen (Ruhr), und am 8. Mai in Solingen. Auskunft über Zeit und Lokal der letzten beiden Vorträge geben Herr A. Stephan, Essen (Ruhr), Herthastr. 3, I, und Herr Dr. Kronenberg in Solingen. Noch gibt es manchen „Hilfe"-Leser, der sich um die Zweig-Organisation der Freisinnigen Vereinigung nicht bekümmert hat. Das muß anders werden! Auskunft erteilt bereitwilligst: Kuckuck, Köln, Allerheiligenstr. 23.

Soziale Bewegung

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine halten in der kommenden Pfingstwoche eine ihrer alle drei Jahre wiederkehrenden Verbandstagungen ab. Auf der Tagesordnung stehen die üblichen Berichte über die seitherige Entwickelung und einige wichtige Referate. Lebhafteste Aussprache hat schon vor der Tagung die beabsichtigte Programmrevision verursacht. Grundsätze über das Arbeitsverhältnis, über die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse und für öffentliche Angelegenheiten sollen aufgestellt oder erneuert werden. Weit gehen die Meinungen hauptsächlich über die Grundsätze für öffentliche Angelegenheiten auseinander. Politische Betätigung oder seitherige Neutralität in politischen Angelegenheiten, das ist die Frage. Die „Jungen" wünschen kräftige Betätigung der Gewerkvereinler nicht nur bei Wahlen, sondern auch sonst bei politischen Anlässen; die älteren Mitglieder und die aus älteren Beamten zusammengesetzten Gewerkvereinsbehörden bestehen dagegen auf Erhaltung des seitherigen Zustandes völliger Neutralität. Hüben und drüben gibt es Heißsporne, von denen die einen bis zur Empfehlung des Anschlusses der Gewerkvereine an bestimmte Parteien und Partei-

führer gegangen sind, während die andern den Charakter der reinen Klassenvereine wahren möchten. Soll man beide Richtungen mit Namen von bekannteren Gewerkvereinsführern bezeichnen, so könnte man Erkelenz und Goldschmidt als Repräsentanten der „Jungen" und der „Alten" nennen. Für die Entwickelung der Gewerkvereine hängt viel davon ab, wie die bevorstehende Pfingsttagung verläuft.

Heftige Wirtschaftskämpfe drohen in Berlin und Vororten auszubrechen. Noch wird der Kampf in der Holzindustrie mit Erbitterung fortgeführt, wenn auch neuerdings wieder Einigungsverhandlungen zwischen den streitenden Parteien aufgenommen worden sind. Die Bemühungen, vor dem Berliner Gewerbegericht einen annehmbaren Frieden abzuschließen, scheitern in diesem Augenblick noch an einem alten Beschluß der Arbeitgeber, wonach alle heute noch nicht ausgesperrten oder streikenden Holzarbeiter sofort zu entlassen sind, falls sie sich an der Maifeier beteiligen. Aber schwerer als dieser Kampf wird der Bauarbeiterstreik auf der gewerblichen Tätigkeit Berlins lasten, falls er, wie es scheint, nicht zu vermeiden ist. An anderer Stelle berichten wir ausführlich über diese drohende schwere Wolke am Berliner Gewerbehimmel. Wenn sie sich entlädt, werden die kämpfenden Holzarbeiter keinen längeren Widerstand leisten können, da nach ihrem dreizehnwöchigen Ringen die eigenen Kampfesmittel längstens erschöpft sind. Der Bauarbeiterstreik würde wahrscheinlich einen Zusammenbruch zahlreicher Baugeschäfte herbeiführen, die bei den gegenwärtigen schwierigen Geldverhältnissen ohnedies um ihre Existenz ringen. Er würde auch der Arbeiterorganisation tiefe Wunden beibringen. Schon der jetzt zu Tage tretende Mangel an Disziplin, der Beginn einer vertragslosen Zeit, der Widerstand der in Berlin nicht unbedeutenden christlichen Bauarbeiterorganisation gegen den Streik, das alles müßte ungeahnte schwere Folgen für Arbeiter und Arbeitgeber im Baugewerbe nach sich ziehen. Auch im Bäckergewerbe scheint ein schwerer und umfassender Kampf unvermeidlich zu sein, trotzdem der von den Bäckergehilfen angerufene Oberbürgermeister Kirschner seine Vermittelung bereitwillig angeboten hat. Die Arbeiter, die jetzt gegen ihre gewerkschaftlichen und politischen Führer (Bömelburg, Bebel, Singer) in überradikaler Stimmung zum Kampfe treiben, übernehmen eine schwere Verantwortung. Die öffentliche Meinung, ohne die keine großen Wirtschaftskämpfe mehr ausgefochten werden können, wird sich gegenwärtig nur in Ausnahmefällen auf Seite der Arbeiter stellen. Und die Bestrebungen zur Zersplitterung der Arbeiterorganisation, die jetzt an den verschiedenen Stellen eifrig an der Arbeit sind, werden durch verlorene Kämpfe nur ermutigt.

Sozialdemokratische Jugendorganisation. In der breiten Oeffentlichkeit ist noch wenig bekannt, mit welchem Eifer und mit welchem Erfolg die Sozialdemokratie in den letzten Jahren sich auf die Organisation der Lehrlinge gestürzt hat. Einige Erfahrungen, die der Berliner Prediger Paul Le Seur im „Reich" veröffentlicht, sind geeignet, die Aufmerksamkeit diesen Bestrebungen zuzuwenden. Le Seur lud zunächst einige sozialdemokratische Lehrlinge auf ihren Wunsch als Gäste in seinen evangelischen Jünglingsverein ein. Sie kamen, und „ihr Auftreten machte offen gestanden einen guten Eindruck. Sie waren durchaus gesittet in ihrem Benehmen, offen, zielbewußt. Man sah ohne weiteres, daß diese organisierten jungen Leute auf einer sehr viel höheren sittlichen Stufe standen als eine Horde gleichaltriger Burschen, die zur selben Zeit in einem andern Raum meines Vereinslokals groben Unfug trieben". Einige Monate benahmen sich die Gäste lobenswert und forderten dann Herrn Le Seur zum Besuche in ihrer sozialdemokratischen Lehrlingsversammlung auf. Er berichtet: „In einem Restaurationslokal saßen ein paar Dutzend junger Arbeiter, alle, einschließlich Vorsitzendem, Schriftführer usw. unter 18 Jahren. Die Sitzung verlief streng in parlamentarischen Formen. Es wurde zunächst beantragt, nicht zu rauchen. Da man ja doch für gesunde Arbeitsstätten kämpfe, solle man hier nicht die Luft verpesten. Dem wurde sofort Folge gegeben. Aus dem verlesenen Protokoll erfuhr ich, daß in der letzten Sitzung die Mitglieder aufs dringendste aufgefordert waren, den Alkohol zu meiden. Die Begründung war charakteristisch. Man könne bei Volksversammlungen die besten Vorträge hören. Tränke man dabei zuviel Bier, würde man am nächsten Morgen nichts mehr davon wissen. Die Arbeiterfrauen würden einen Haß gegen die Bewegung bekommen, wenn die Männer in den Versammlungen ihren Lohn vertränken. Dann hielt ein junger Arbeiter ein Referat über „Unsere Weltanschauung". Es war sehr viel Törichtes und Verkehrtes in dem Vortrag, aber die Leistung war in Anbetracht der Sachlage doch beachtenswert. — — Soweit ich sah, verschmähen die Vereine, die wie ein Netz Berlin und Vororte überziehen, von einigen größeren Festlichkeiten abgesehen, die kleinen Mittelchen, als das sind Gesellschaftsspiele und dergl., gänzlich. Und mag noch so viel Mitläuferei dabei sein, sie drillen ihre Leute zu ernster, zielbewußter Arbeit." Sind das nicht sehr beachtenswerte Feststellungen? Gehet hin und tut desgleichen.

Vorbildliche kommunale Fürsorge wird aus Straßburg berichtet. Dort sind die vierzehnjährigen Knaben vor der Entlassung aus der Volksschule vom Schularzt, vom Leiter des städtischen Arbeitsnachweises und vom Lehrer gemeinsam in Gegenwart der dazu eingeladenen Eltern körperlich untersucht worden. Es galt festzustellen, wie weit sie körperlich gekräftigt für den Kampf des Lebens die Schule entließen und wie weit ihre Berufswünsche ihren Körperkräften entsprächen. Das Ergebnis war ein überraschendes. In zahlreichen Fällen wurden Krankheiten des Herzens, der Lunge, der Augen, des Gehörs usw. festgestellt, von denen Eltern und Kinder oft selbst bis dahin keine Ahnung gehabt hatten und die den gewählten Beruf keineswegs als den richtigen erscheinen ließen. Durch die treue Beratung der erprobten Fachmänner wurden viel Knaben vor schmerzlichen Enttäuschungen des späteren Lebens bewahrt. — Auch den heranwachsenden Mädchen wendet sich die gemeindliche Fürsorge mehr als früher zu. In Steglitz, einem Berliner Vorort, hat der Schularzt die Konfirmandinnen der Volksschule und der höheren Töchterschule in Gegenwart der dazu geladenen Lehrerinnen und Mütter über die Körperpflege der heranwachsenden Jungfrauen und über die drohenden körperlichen und sittlichen Gefahren rückhaltlos aufgeklärt. Die gleiche Belehrung wurde vor der Schulentlassung den Jünglingen der Fortbildungsschule (nicht der Volksschulen!) und den Abiturienten der höheren Lehranstalten zuteil. Vielleicht geschieht anderwärts Aehnliches. Jedenfalls sollte man für möglichst weites Bekanntwerden dieser nachahmenswerten Einrichtungen sorgen. Eine Gemeinde würde so von der andern lernen.

Wohnungsreform. Der auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge jetzt führende „Deutsche Verein für Wohnungsreform" versendet soeben seinen Jahresbericht für das (9.) Geschäftsjahr 1906. Es ergibt sich aus ihm, daß in der Berichtszeit eifrig für die Propaganda der Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Wohnungswesens gesorgt worden ist. Auf dem dritten Ausbildungskursus der evangelischen Arbeitervereine in Dresden, auf der Tagung des Zentralverbandes der Ortskrankenkassen Deutschlands in Düsseldorf, auf dem Verbandstag deutscher Mietervereine in Leipzig, auf der pastoralen evangelisch-sozialen Vereinigung für das Königreich Sachsen und in zahlreichen öffentlichen Versammlungen der meisten deutschen Großstädte wurden die Grundlinien der Wohnungsreform im einzelnen dargelegt und erläutert, die der rührige Verein im Vorjahre mit andern Wohnungsreformern gemeinsam festgelegt hat. Auch ein Jahrbuch der Wohnungsreform hat der Verein im Februar herausgegeben (1 Mark im Buchhandel). Es berichtet in knapper Form über alle wichtigeren Vorgänge auf folgenden Gebieten: Wohnungsaufsicht, Bauordnungen, Wohnungsherstellung und Kapitalbeschaffung, Bodenfragen und Dezentralisation, Reformtätigkeit im Reiche und in Preußen und Literatur. Da der sehr rührige Generalsekretär des deutschen Vereins für Wohnungsreform, Herr Dr. K. von Mangoldt - Dresden, noch eine Reihe wichtiger wissenschaftlicher Arbeiten in allernächster Zeit veröffentlichen wird, so dürfen sich wohl die Wohnungsreformer aller Richtungen mit den Leistungen des führenden deutschen Vereins befriedigt erklären.

Briefkasten

W., Berlin. Besten Dank für Uebersendung der „Berliner Beamtenzeitung" und Ihren Brief. Wir haben Ihrem Wunsche entsprechend Gebrauch davon gemacht.

Mehrere Vorsitzende. Weisen Sie zunächst einmal in den Aufnahmebestätigungen, die Sie Ihren neuen Vereinsmitgliedern zugehen lassen, auf „Die Hilfe" hin. Die jeweilig neueste Nummer, die Sie solchem Schreiben beifügen können, steht Ihnen in beliebiger Anzahl zur Verfügung. Weitere Vorschläge macht Ihnen unsere Propagandaabteilung gern.

Dr. D., Leipzig. Stimmt nicht ganz. Sperlings Zeitschriften-Adreßbuch für 1906 gibt die Auflagen der politischen Wochenschriften in folgenden Ziffern an: „Die Neue Zeit" (sozialdemokratisch) 4800. „Die Grenzboten" (konservativ) 4000. „Deutsche Stimmen" (nationalliberal) 5000. „Die Hilfe" hat jetzt eine Mindestauflage von 14500 Stück.

K. M., Kiel. Der „Hilfe"-Preßverein erhebt einen jährlichen Mindestbeitrag von 5 Mark. Wer der Propaganda für unsere Wochenschrift noch weitere Ausdehnung wünscht, wird zum Beitritt höflichst eingeladen. Satzungen versenden die Vorsitzenden F. Schneider, Schöneberg, Königsweg 40 und Chr. Tischendörfer, Berlin, Louisenstraße 10.

H. W., Dortmund. Leider nicht geeignet.

H. A. in M. Sie haben recht: Der Spruch über Traubs letzter Andacht stammt vom alten Comenius.

F. in Erlangen u. a. Sie können der Redaktion die unangenehme Arbeit des Umredigierens ersparen, wenn Sie Ihre Berichte etwas kürzer fassen. Wir würden gern die ausführlichen Mitteilungen wiedergeben, aber unser Raum ist zu knapp. Im übrigen: besten Dank.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 18 Berlin, 5. Mai 1907

Gründe

Es ist immer leichter, Mönche als Gründe zu finden. Blaise Pascal.

Alles lag klar; er mußte Recht bekommen. Es konnte ja gar nicht anders sein. Gründe und Gegengründe zeigten deutlich, wo das Recht lag. Jeder, den man darüber befragte, sagte dasselbe. Da kam die Entscheidung. Sie lautete ganz anders. Warum? Die Macht hatte gesprochen. An ihr zersplitterten alle guten Gründe wie die Barke am Riff. Das ist eine lähmende Erfahrung, und so oft wir sie machen, jedesmal erschüttert sie aufs neue. Totschlagen ist leichter als heilen. Wozu sich lange Mühe geben mit Untersuchen, Beweisen, Widerlegen: die Macht ballt die Faust und schlägt auf den Tisch, und damit ist die Sache erledigt. Manchmal steht man im Leben wie vor einer kahlen Wand. Man begreift gar nicht, daß es so kommen konnte. Alles sprach ja dagegen: kein vernünftiger Grund dafür, aber auch kein einziger. Die Leute müßten das doch einsehen. Sie sahen es auch ein; aber die Sache selbst wurde eben doch anders gemacht. Warum? Die kahle Wand vor uns antwortet nichts; sie ist eben da und benimmt uns den Blick und hindert den Fuß. Es ist geradezu unglaublich, wie leicht sich die Menschen daran gewöhnen, daß die Macht das erste Wort zu sprechen hat, genauer gesagt, die einfache Gewalt. Sie gilt als das beste Schweigemittel und nur in seltenen Fällen wachen die Menschen auf und rufen: das ist ja Narrheit, eine Frage mit Gewalt zu erwürgen, statt sie mit Gründen zu beantworten.

Unsere kleinen Kinder sind tapfere Propheten. Sie fragen „warum?" nicht bloß zum drittenmal, sondern hundertfach. Sie stellen die Dinge auf den Kopf und meinen harmlos, warum es nicht auch so gehe. Manchmal erwehren wir uns der lästigen Frager und stellen einfach fest: so ist es. Aber jedesmal überkommt uns ein unbehagliches Gefühl. Wir empfinden dunkel, daß diese Macht des einfachen Bestimmens nicht lange ihren Einfluß behält. Manche wollen deshalb die kurze Zeit doppelt genießen; andere begeben sich auf den schwierigen Weg und fangen an mit zu suchen und mit zu entdecken. Stets erinnern uns die Kinder daran, wie wenig wir schließlich mit Gründen belegen können und wie herrisch der Mensch mit den Dingen umgeht, als würde er sie verstanden haben, und er kennt kaum ihre Oberfläche.

Viele wollen Staat und Kirche und Gesellschaft auch zur Kinderstube machen. Wer da viel fragt, der fällt lästig. Man macht kurzen Prozeß mit ihm und bedeutet ihm deutlich: so ist es und so bleibt es. Warum? Frage nicht! Es bekommt dir nicht gut. — Und doch *wollen* wir fragen und *müssen* fragen. Wir verlangen Gründe, nicht Fäuste, mit denen einst die Mönche die Glaubensgesetze der christlichen Kirche durchsetzten. Nichts hält sich auf die Dauer, was nur durch rohe Gewalt aufgerichtet worden ist. Zeit und Wind verwittern auch den härtesten Stein. Aufrecht bleibt nur, was der Geist als sein eigenes Lebensgesetz anerkennt. Wir Menschen sind törichte Leute. Wir halten uns stets an Dingen außer uns fest und klammern uns ängstlich an Sachen, von denen wir selbst genau wissen, wie vergänglich sie sind. Aber unserem Geiste und eigenem Erkennen trauen wir nicht und doch liegt hier allein ewige Kraft. Ein neues Geschlecht soll wachsen, das nicht mit der Faust die Lebensfragen entscheidet, sondern in die letzten Gründe hinabsteigt, und wären es auch Abgründe.

Traub.

Eine Bühne des Auslands

Meine Artikel über den letzten Theaterwinter schlossen mit einem Hinweis. Im „Kleinen Theater" sei „Emilia Galotti" angekündigt, was vermutlich einen Systemwechsel bedeute; wenn das nicht zutreffend sein sollte, erfordere die ehrlose Ausländerei dieser Bühne einen besonderen Artikel so oder ähnlich schloß ich die Arbeit. Meine wohlwollende Annahme ist natürlich nicht eingetroffen und somit ist der Artikel von damals fällig geworden. Es wurde nichts aus „Emilia Galotti", und erst recht nichts aus einem Systemwechsel. An Stelle Lessings kam ein mittelmäßiger Holländer zu Wort und jetzt ist, wie der Winter überhaupt, so auch der Theaterwinter vorbei. In das „Kleine Theater" ist eine Wiener Truppe eingezogen, und der Direktor des „Kleinen Theaters" schleppt dafür unsern Wedekind und einen üblen französischen Theaterschmarren nach Wien. Was jetzt noch geschieht, mag den Direktor geschäftlich interessieren; es mag uns in Form eines Gastspiels eine angenehme Bekanntschaft vermitteln — es hat in Berlin nur ein geringes Echo und im Deutschen Reich gar keins. Die Sonne scheint das Theater aus der Welt. Die liebe Sonne!

Für mich als Kritiker dauert der „Theaterwinter" freilich bis zum 1. Juni, und für manchen meiner Kollegen gar bis zum 1. Juli, um am ersten August wieder anzufangen. Das sind Berufssorgen und Berufskrankheiten wie andere mehr — an dem sonnigen Tatbestand ändern sie nichts. Der Kritiker kann sich zu der einzigen erfreulichen Arbeit rüsten, die ihm ein miserabler Winter hinterläßt: zu den Abschieds- und Schlußartikeln. Er kann einen Strich unter den Text seiner Rezensionen machen und über das System quittieren. An dem System des Winters wird in den Tagen des Frühlings nichts mehr geändert. Das System ist abgeschlossen, und für das „Kleine Theater" läßt es sich in zwei Worte fassen: Reklame und Ausländerei.

Das „Kleine Theater" hat diesen schlechten Dingen nicht allein gehuldigt; aber es hat es so schamlos getan, wie keine andere Bühne, und darum zunächst greife ich es heraus. Ein anderer Umstand spielt dann auch noch mit. Das „Kleine Theater" hatte eine nicht geringe Bedeutung, und darum darf man seiner jammervollen Versumpfung nicht ohne Widerspruch zusehen. Wenn in Berlin ein Theaterchen eröffnet wird, um allerlei Einakter und einen schlechten Mosel zu verschleißen — was liegt daran? Die Spekulation treibt sonderbare Blasen, zumal in der Weltstadt, und die Dingerchen sterben meist wie die Fliegen im Winter an ihrer eigenen Ueberflüssigkeit. Im „Kleinen Theater" aber ist das antinationale System nicht nur am ehrlosesten gewesen, sondern leider auch am verhängnisvollsten. Es hat ein Institut von künstlerischem Wert zu Grunde gerichtet. Das „Kleine

Theater" hatte vor allem ein Publikum, wie es in gleicher Qualität vielleicht keine Berliner Bühne hatte. Dieses Publikum ist weg — Gott sei Dank! Wenn es geblieben wäre, wäre es ja künstlerisch mit dem Theater gesunken und wäre dann für immer verloren. So besteht wenigstens die Hoffnung, daß es bei veränderten Direktionsprinzipien in der alten Qualität wiederkommt. Die Veränderung muß allerdings bald kommen, sehr bald — noch einen Winter wie den letzten, und der Direktor Barnowsky ist aller Grübeleien eines Theaterleiters in Unehren enthoben. Das Theater hält die Pferdekur eines zweiten solchen Winters nicht aus. Die Direktoren pflegen ja den Kritiker, der sich gegen verhängnisvolle Fehler wendet, nicht nur für ihren Gegner (das ist er ja), sondern auch für ihren Feind zu halten, und es ist keineswegs anzunehmen, daß Herr Barnowsky von dieser Regel eine Ausnahme macht. Nichtsdestoweniger wird er das System verlassen müssen, das ich im Laufe des Winters in der „Welt am Montag" so oft gegeißelt habe, und das ich jetzt abschließend beleuchten möchte. Er wird es verlassen müssen, oder er wird sich selber verlassen finden. Es gibt kein Drittes. — Ein Gutes hat freilich seine Mißwirtschaft im letzten Winter gehabt: er hat das System der Reklame in einer Reinkultur gezüchtet, die nun eine sehr anschauliche Darstellung gestattet. Während das naive Publikum und der altmodische Theaterleiter der Ansicht sind, daß zu einem Theaterabend in erster Linie ein Drama gehört, weiß das ein Reklamedirektor à la Barnowsky viel besser. Er braucht nicht Dramen, sondern Namen, einen Namen, für den in den Zeitungen in allerlei Notizen geklappert worden ist — das ist die Hauptsache. Wie entsteht nun so ein „Name", auf den eine Bühne wie das jetzige „Kleine Theater" ein Geschäft glaubt gründen zu können? Zunächst sei angemerkt, wie er nicht entsteht. Er entsteht nicht etwa durch eine Reihe von soliden künstlerischen Schöpfungen, die dem Namen ihres Urhebers einen echten Klang geben — das glauben wiederum nur die naiven Menschen im Parkett und die altmodischen Theaterleiter. Dieser Weg ist für einen modernen Direktor zunächst zu lang, viel zu lang — es gehen Jahrzehnte ins Land, und mitunter geht der Dichter in die Erde, ehe auf diese Weise ein Name zustande kommt. Denn es muß natürlich ein Name beim großen Haufen sein; eben darin erblickt ja der Direktor eines Reklametheaters die Garantie des Geschäfts. Da nun so ein Direktor höllisch viel „Namen" verbraucht, wird im modernen Berlin ein kürzerer Weg betreten. Die Reihe der soliden künstlerischen Schöpfungen fällt also weg. Sie ist für die Reklamespekulanten ein antiquierter und geradezu hinderlicher Umstand. Ist in Gottes Namen irgend eine Leistung da, von der sich ein großes Geschrei machen läßt, kann sie unter Umständen das Geschäft erleichtern; nötig ist sie keinesfalls. Vor allen Dingen ist durchaus nicht nötig, daß sie als künstlerisch solid bezeichnet werden kann. Das ist viel eher peinlich und wird ganz und gar nicht angenehm bemerkt. Der Teufel hole die Kunst! Die Möglichkeit der Reklame und des Geschäfts liegt im Stoff. Der Stoff muß sensationell oder aktuell oder etwas derartiges sein — das ist der Punkt der Punkte. Ist diese Vorbedingung erfüllt, kommt ein zweiter und sehr wesentlicher Umstand: der „Poet" muß ein Ausländer sein. Einem simplen Deutschen glaubt man die Sensation nicht. Es muß schon „weit her" sein, um den notwendigen Klimbim veranstalten zu können. Für einen Ausländer trommelt die Berliner Presse gern und viel. In diesem Punkt war Herr Barnowsky einfach der Logik der Tatsachen unterworfen: wenn er sich schon der Reklame in die Arme werfen wollte, mußte er gleichzeitig sein Deutschtum abschwören, was ihm hoffentlich keine allzu großen Anstrengungen verursacht hat. Der Fall Gorki ist für unsere Ausführungen typisch. Herr Gorki hatte mit „Nachtasyl" einen Theatererfolg, der im wesentlichen im stofflichen Interesse beruhte. Er schilderte einen unheimlichen Keller, indem Verbrecher, Dirnen, Zuhälter usw. verkehrten — das war die „Sensation". Außerdem waren durch die russische Revolution die Spalten der Blätter mit russischen Ereignissen angefüllt — das war das „Aktuelle". Schließlich war der Mann ein Ausländer, und so stand der Reklame nichts im Wege. Der „Name" war gedeichselt, und so spielte Herr Barnowsky in diesem Winter ein entsetzlich unfähiges und gähnend langweiliges Drama des Russen, — es war ja von Gorki, von dem „berühmten" Gorki, es war ein „neuer Gorki", wie der Theaterschmock sich in solchen Fällen auszudrücken beliebt. Wie immer auch die Premièren wechselten, das System blieb dasselbe. Herr Barnowsky hatte immer drei Dinge beisammen: einen Modenamen, ein Modegenre und ein schlechtes Stück. Das Register hat aber unglücklicherweise ein Loch: der findige Direktor schätzte die Macht der Reklame falsch ein. Die Reklame kann aus etwas viel machen; aber aus nichts kann sie weder eine Welt, noch auch nur einen Theatererfolg erschaffen. Das hat sich der liebe Gott des alten Testaments offenbar als ein Reservat vorbehalten. Man spricht von einer Schwindelarchitektur, die in unechtem Material einen falschen Reichtum vorzutäuschen sucht. In diesem Sinne ist das „Kleine Theater" eine rechte Schwindelbühne gewesen und wird auch die Konsequenz dieses Charakters kennen lernen; die Wahrheit nämlich, daß Schwindelbauten bald zerfallen.

Ueber die grundsätzliche Berechtigung des Auslands habe ich nun schließlich noch einiges auf dem Herzen, das einem zweiten Artikel vorbehalten bleiben muß. Die vielen neuen Leser der „Hilfe" werden hoffentlich nicht gleich ungeduldig werden. Die alten haben sich vermutlich schon an mich gewöhnt — wie an eine Art Gewohnheitsübel.

Erich Schlaikjer.

Die Arbeit an den Suchenden aller Stände

Von R. Wielandt. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 232 S. Preis 3 M.

Die Leser von Naumanns Briefen über Religion werden sich erinnern, daß er im zweiten dieser Briefe über die Notwendigkeit der Religion spricht oder vielmehr über die Unmöglichkeit, ohne Religion zu sein. Ohne irgend eine Stellungnahme zu den Fragen der Weltanschauung kommt überhaupt niemand aus: „Die bloße Naturbetrachtung genügt nicht, man braucht etwas, das noch fester faßt, als Sonnenglizern und Meeresrauschen, man will eine seelische Flutwelle spüren — Religion!" Das Bewußtsein dieser Tatsache dringt durch, zunächst einmal in den Kreisen der Gebildeten. So entsteht die Art von Menschen, die man die Suchenden nennen kann. Ihr Suchen berührt sich freilich an einzelnen Punkten mit dem Glauben der Kirche und mit dem, was sie darbietet. Aber viel schärfer im Vordergrund des Bewußtseins liegt der Gegensatz zu ihr und zu ihrem alten Glauben. Darum kann die Kirche in diesen Schichten der modernen Gebildeten nicht diejenige sein, die das Suchen der Zeit befriedigt, zum mindesten nicht die Kirche als solche. Da diese Arbeit aber getan werden muß, so möchte das Buch, von dem wir hier sprechen, Arbeiter werben, „die unserm deutschen Volk die innere, sittliche, religiöse Geisteswelt, wieder geben und bewahren wollen, die gerade wir Deutsche, das Volk der Reformation, brauchen." Wie diese Arbeit angefaßt werden soll, dazu möchte es den Weg weisen.

Ein allgemeiner Teil bespricht, was schon geschehen ist und geschieht. Der Verfasser zeigt, daß alles, was bisher auf diesem Gebiet geschehen ist, ohne die offizielle evangelische Kirche getan wurde, oder gegen sie. Hier muß Wielandt manchmal scharfe Worte brauchen, so bei Erwähnung des Falles Weinel-Bonn. Dann folgt der besondere Teil, der praktische, greifbare, bis ins einzelne ausgearbeitete Vorschläge für diese Arbeit macht. Kosten, Ort und Zeit, Wahl des Redners, nichts bleibt unerörtert. Wo eigene Erfahrung fehlte, sind die Ergebnisse verwandter Bestrebungen gesammelt und verwertet. Gerade, daß auch der äußere Apparat solcher Veranstaltung bis auf Ankündigung, Berichterstattung und Diskussion besprochen und für alles, besonders für die so wichtige äußere Organisierung der Sache, Anleitung gegeben wird, macht das Buch äußerst wertvoll.

Die Hauptsache bleibt natürlich Art und Behandlung der verschiedenen Themen. Wir halten es für sehr richtig, daß religionsgeschichtliche Themata an erster Stelle genannt werden. Sicher ist die Religionsgeschichte für den modernen Menschen einer der Wege, die ihn am ehesten wieder zum Verständnis der Religion führen. Die religionsgeschichtliche Forschung hat weite Gebiete in ein ganz neues Licht gerückt. Um nur an ein vielleicht auch den Hilfelesern bekanntes Beispiel zu erinnern: Die Darstellung der israelitischen Propheten von Gunkel im „Suchen der Zeit". Diese Art seiner psychologischer und geschichtlicher Auffassung macht jene von Jugend auf bekannten Dinge so neu und eindrucksvoll, daß Verständnis und Interesse sehr stark geweckt werden kann. Daneben brauchen andere Themen, aus Kirchengeschichte, Religionsphilosophie, Ethik, religiös-politische Dinge nicht zurückzustehen.

Nur glaube ich fast, daß man mit systematischen Vorträgen sparsamer sein muß als mit geschichtlichen. Unsere Zeit ist der Systematik etwas müde, und liebt die historische Darstellung. Wenn sich in der Gelehrtenwelt schon ein Umschwung, also wieder eine rückläufige Bewegung zeigen sollte, so gilt das sicher nicht für die Masse der Gebildeten. Wie stark übrigens das Interesse für diese Dinge im allgemeinen ist, dafür bringt Wielandt genug Beispiele, das zeigen u. a. die stets sehr stark besuchten Vortragsabende der „Freunde der christlichen Welt".

In unserer Zeit, in der das gesprochene Wort neben dem geschriebenen fast in den Hintergrund tritt, wäre es verfehlt, die Förderung der Bewegung, die Wielandt im Sinne hat, nur auf das Wort zu gründen. Darum folgen zwei ergänzende Abschnitte über „popularisierende Literatur" und über „die Arbeit an der Presse". Diese letzte „stille Arbeit", wie sie der Verfasser nennt, ist sicher von großer Bedeutung, besonders, wenn seine recht geschickten Winke beachtet werden.

Wer an der oben gestellten Aufgabe mitarbeiten will, der braucht Wielandts Buch als unumgänglichen Führer.

H. Weinheimer.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

Vorbemerkung.

Seinen ersten Erfolg verdankte Emile Zola bekanntlich den Contes à Ninon, die 1863 erschienen. Die späteren Novellen sind dann unter den Romanen gänzlich unbeachtet geblieben. Erst als der Schriftsteller seinen Weltruhm erreicht hatte, griff man wohl mit einem neugierigen Interesse auch auf die Werke des jüngeren Dichters zurück; die Nouvelles Contes à Ninon (1874) hatten noch ziemlichen Erfolg, aber ganz seltsamerweise haben die 1882 und 1884 erschienenen Sammlungen Le Capitaine Burle und Naïs Micoulin mit Not zwei Auflagen erlebt; in Deutschland sind diese Jugendwerke des Dichters, die freilich nur in minderwertigen Uebersetzungen erschienen, völlig unbekannt geblieben, — ihr mit Unrecht und zum Nachteile der Literatur.

Ich habe mir vorgenommen, diese Novellen der Reihe nach in möglichst vollkommener Uebertragung darzubieten, und beginne hier die Veröffentlichung mit Naïs Micoulin. Es wird nicht notwendig sein, den Lesern die hervorragenden Qualitäten dieses kleinen Meisterwerkes erst aufzuzeigen: die wunderbare dichterische Kraft und Schönheit, die glänzende Kunst der Schilderung und psychologische Treue der Darstellung, wie auch der moralische Reichtum — ich meine die zahlreichen bedeutenden seelischen Momente in Naïs Micoulin sind evident.

Nur eine geschichtliche Notiz diene zur Unterstützung des Urteils über Naïs Micoulin: In Aix selbst, wo sein Vater, ein italienischer Ingenieur, zur Verbesserung der Wasserverhältnisse den „Canal Zola" zu bauen hatte, hat Emile Zola seine Jugend bis zum 17. Jahre verlebt; und auch als er das Lycée Saint-Louis in Paris besuchte, durfte er in seinen großen Ferien oft nach Aix zurückkehren. Er durchstreifte dann mit seinen beiden Jugendfreunden — sie hießen die Unzertrennlichen — die „Flammenlandschaft" und sie schütteten sich draußen im Freien ein Lager von Thymian und Lavendel auf, um seinen starken Duft in der Nacht zu genießen; diese Nacht finden wir wieder in der Novelle. Und da Zola späterhin (z. B. 1877) seine Sommerfrische in l'Estaque verbrachte, so dürfen wir schließen, daß er in der Novelle unmittelbare Erlebnisse, die natürlich nicht alle auch äußerlich unmittelbar sein müssen, schildert. Und diese Anschaulichkeit, diese Frische der Farben und Empfindungen, diese dichterische Kraft und Leidenschaft, noch von keines Gedankens Blässe angekränkelt, stellen denn diese Dichtung im rein künstlerischen Urteil weit über manches berühmtere Werk des Meisters.

Zur Zeit der Obsternte fand sich bei dem Advokaten Rostand in Aix allmonatlich ein gebräuntes und schwarz- und wirrhaariges Mädchen ein; sie brachte einen großen Korb voll Aprikosen oder Pfirsiche, an dem sie zu schleppen hatte. Sie wartete in dem weiten Vorraume des Hauses und alsbald kam die ganze Familie zu ihr herab.

„Ah, Du bist es, Naïs", sagte der Anwalt, „Du bringst uns die Ernte. Bist aber ein braves Mädel . . . Und Père Micoulin? wie geht es ihm?"

„Gut, Monsieur", erwiderte die Kleine, indem sie ihre weißen Zähne zeigte.

Dann führte Madame Rostand sie in die Küche, um sie über die Oel- und Mandelbäume und die Rebenpflanzung auszufragen. Die Hauptfrage war, ob es in l'Estaque geregnet hatte. (l'Estaque heißt der Küstenwinkel, wo die Rostands ihr Gut La Blancarde besaßen; dieses ward von Micoulins bebaut.) Es handelte sich hier um nicht mehr als einige Dutzend Mandel- und Oelbäume, aber die Regenfrage war darum in jenem Lande, das vor Dürre stirbt, nicht minder hauptsächlich.

„Ein paar Tropfen sind gefallen", sagte Naïs. „Die Reben sollten Wasser haben."

Nachdem sie dann ihre Neuigkeiten erzählt hatte, verzehrte sie ein Stück Brot mit einem Reste Fleisches. Darauf fuhr sie mit einem Metzger, der alle vierzehn Tage nach Aix kam, zurück. Oft brachte sie auch Muscheln mit, oder eine Languste oder einen schönen Fisch, denn Père Micoulin war noch häufiger beim Fischen als beim Ackern. Wenn Naïs während der Ferien nach Aix kam, so sprang Frédéric, der Sohn des Advokaten, mit einem Satze die Treppe herab und in die Küche, um ihr anzukündigen, daß die Familie in Bälde nach La Blancarde übersiedeln werde und daß sie die Rebe und Angeln bereit halten solle. Er duzte Naïs, denn er hatte mit ihr als Kind gespielt. Sie nannte ihn erst seit seinem zwölften Jahre respektvoll „Monsieur Frédéric". So oft der alte Micoulin hörte, daß sie den Sohn seiner Herrschaft mit „Du" anredete, ohrfeigte er sie. Aber das hinderte nicht, daß die beiden Kinder sehr gute Freunde wurden.

„Und vergiß ja nicht, die Rebe zu flicken", mahnte der Gymnasiast zu wiederholten Malen.

„Seien Sie ohne Sorge, Monsieur Frédéric", antwortete Naïs. „Sie können ruhig kommen."

Monsieur Rostand war sehr reich. Er hatte um billigen Preis ein prächtiges Haus in der Rue du Collège erworben. Dieses „Hôtel de Coiron", welches in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts erbaut worden war, zeigte eine Fassade mit zwölf Fenstern und enthielt Zimmer genug, um eine kleine Gemeinde zu beherbergen. Inmitten dieser großen Räume verlor sich die Familie, die mit den beiden alten Dienstboten fünf Personen umfaßte, völlig. Der Anwalt bewohnte nur das erste Stockwerk. Zehn Jahre lang hatte er das Erdgeschoß und den zweiten Stock ausgeschrieben, ohne Mieter zu finden. Dann hatte er sich dahin entschieden, die Türen zu schließen und die zwei Drittel des Hauses den Spinnen zu überlassen. Das leere und hallende Haus hatte das Echo einer Kirche und gab das kleinste Geräusch wider, das im Hausflur erregt wurde; dieser war indes auch außerordentlich und umfaßte ein monumentales Treppenhaus, in welches man ohne Mühe ein modernes Haus hätte einbauen können.

Am Tage nach dem Kaufe hatte Monsieur Rostand den großen Empfangssalon — einen Raum von zwölf Metern auf acht, den sechs Fenster erhellten, — durch eine Querwand geteilt. In dem einen Raume hatte er dann sein Arbeitszimmer, im anderen dasjenige seiner Schreiber eingerichtet. Das erste Stockwerk enthielt weiterhin vier Zimmer, deren kleinstes fast sieben auf fünf Meter maß. Madame Rostand, Frédéric, sowie die zwei alten Dienstboten bewohnten Zimmer von Kapellenhöhe. Der Anwalt hatte sich darein ergeben, daß ein ehemaliges Boudoir zur Küche gemacht wurde, um die Haushaltung zu erleichtern; früher, als man noch von der Küche des Erdgeschosses aus servierte, kamen die Platten völlig kalt auf den Tisch, nachdem sie die eisige Feuchtigkeit des Flurs und der Treppe gespürt hatten. Das schlimmste war, daß diese übermäßige Wohnung so summarisch wie möglich eingerichtet war. Im Zimmer breitete sich eine alte Empiregarnitur in einem Canapé und acht Fauteuils aus, deren starres und trauriges Gestelle mit grünem Utrecht-Plüsch überzogen war; ein Nipptisch der selben Zeit nahm sich in dem ungeheuren Raume wie ein Spielzeug aus; auf der Cheminée stand lediglich eine abscheuliche moderne Marmoruhr zwischen zwei Vasen, während die rot angehauchten Fliesen hart und aufdringlich leuchteten. Die Schlafzimmer waren noch öder. Man empfand hier die ruhige Geringschätzung von Komfort und Luxus, die selbst bei den reichsten Familien vom Midi auffällt, von jener heiteren, sonnigen Breite, in der man unter freiem Himmel lebt. Die Rostands hatten sicherlich kein Gefühl für die Melancholie, die tödliche Kälte, welche diese Säle so trostlos machten, und deren Traurigkeit durch die wenigen und dürftigen Möbel noch gesteigert war.

Der Advokat war aber gleichwohl ein sehr gewandter

Mann. Sein Vater hatte ihm eine Praxis hinterlassen, die zu den besten in Aix gehörte, und er verstand es, dieselbe durch eine in diesem Lande der Trägheit seltene Regsamkeit noch zu heben. Klein, rührig und mit einem feinen Spürsinn begabt, betrieb er seinen Beruf mit Leidenschaft. Im übrigen nahm ihn die Verwaltung seines Vermögens so völlig in Anspruch, daß er in den wenigen Mußestunden, die er im Klub verbrachte, kaum die Zeitung las. Seine Frau dagegen galt für eine der intelligentesten und vornehmsten Damen der Stadt. Sie war eine geborene de Villebonne, als welche sie trotz ihrer Mesalliance noch einen Glorienschein behielt. Aber sie trug eine so übertriebene Strenge zur Schau und übte ihre religiösen Pflichten mit solch engherzigem Eigensinn, daß sie in der Methodik ihres Daseins gleichsam eingetrocknet war.

Frédéric nun wuchs zwischen diesem vielbeschäftigten Vater und dieser gar strengen Mutter heran. So lange er das Gymnasium besuchte, war er ein Schlingel erster Klasse, der vor seiner Mutter zitterte, aber gegen die Arbeit einen so ausgesprochenen Widerwillen hatte, daß es ihm passierte, des Abends im Salon stundenlang vor dem Buche zu sitzen, ohne eine Zeile zu lesen, mit weitschweifenden Gedanken, während seine Eltern, wenn sie ihn so sahen, sich einbildeten, er studiere die Aufgaben. Durch seine Trägheit beunruhigt, gaben sie ihn in Pension; er arbeitete dort aber ebensowenig, denn er war nun noch weniger beaufsichtigt als zu Hause und fror, nicht mehr unabläßig strenge Blicke auf sich ruhen zu fühlen. Dann aber sahen sie sich durch die allzu freien Manieren, die er annahm, endlich veranlaßt, den Herrn Sohn wieder unter die eigene Fuchtel zu nehmen. Unter so unmittelbarer Aufsicht mußte er wohl oder übel arbeiten; seine Mutter selbst prüfte seine Hefte, zwang ihn, seine Aufgaben zu lernen, und stand allezeit hinter ihm wie ein Polizist. Dank dieser Ueberwachung ward Frédéric beim Baccalauréat auch nur zweimal zurückgewiesen.

Aix besitzt eine renommierte Rechtsfakultät, allwo Rostand junior natürlich immatrikuliert wurde. In dieser alten Gerichtsstadt gibt es nur Advokaten, Notare und Anwälte, die alle sich hier um den Gerichtshof scharen. Man studiert hier eben seine Rechte und geht dann ab, um irgendwo in Ruhe seinen Kohl zu bauen. Frédéric fuhr nun in der alten Weise fort, arbeitete so wenig als möglich und war einzig darum bemüht, den Schein zu erwecken, als schaffe er ungeheuer. Madame Rostand hatte ihm zu ihrem größten Bedauern mehr Freiheit einräumen müssen. Er ging jetzt aus, wenn er wollte, und war nur an die Mahlzeiten gebunden; abends mußte er um 9 Uhr zu Hause sein, ausgenommen die Theatertage. Es begann also für ihn das so monotone und, wenn es nicht völlig der Arbeit geweiht ist, so lasterhafte Leben des Provinzstudenten. Man muß Aix kennen, — die Stille seiner Straßen, auf denen Gras wächst, und das Verschlafene der ganzen Stadt —, um zu begreifen, welch ödes Dasein die dortigen Studenten führen. Die Fleißigen können die Stunden wenigstens über ihren Büchern umbringen. Die anderen aber, welche das Kolleg nicht ernsthaft nehmen, haben keine andere Unterhaltung als die Cafés, in denen gespielt wird, und gewisse Häuser, in denen man noch andere Dinge treibt. Der junge Mann ward ein passionierter Spieler; dem Spiele opferte er die meisten seiner Abende, die er anderswo beschloß. Seine Schuljungenlüsternheit führte ihn zu der einzigen Ausschweifung, welche diese Stadt zu bieten hatte, in der die Grisetten des Quartier Latin fehlten. Als ihm die Abende nicht mehr genug waren, machte er sich auch die Nächte nutzbar, indem er sich einen Hausschlüssel verschaffte. Auf diese Weise brachte er seine Studienjahre glücklich herum.

Im übrigen hatte Frédéric begriffen, daß er den guten Hausſohn spielen müsse. Die ganze Heuchelei eines von der Furcht gekrümmten Kindes war nach und nach in ihm erwachsen. Seine Mutter war nunmehr mit ihm zufrieden: er führte sie in die Messe, bewahrte eine korrekte Haltung und erzählte ihr mit Seelenruhe die größten Lügen, die sie auf seine ehrliche Miene hin für Wahrheit nahm. Und seine Geschicklichkeit war derart, daß er sich nie überraschen ließ, sondern stets eine Entschuldigung bereit hatte, und schon im voraus die merkwürdigsten Geschichten erfand, die ihm seine Argumente liefern mußten. Seine Spielschulden zahlte er mit Geldern, die er von Vettern gepumpt hatte. Er unterhielt eine richtige, äußerst komplizierte Buchführung. Einmal, nach einem unerhofften Gewinn, erfüllte er selbst seinen Traum, auf eine Woche nach Paris zu fahren, indem er sich von einem Freunde einladen ließ, der an der Durance (Nebenfluß der Rhone) eine Besitzung hatte.

Sonst war Frédéric ein reizender junger Mann, groß und ebenmäßig gewachsen, mit einem kräftigen schwarzen Bart. Seine Lasterhaftigkeit hatte ihn liebenswürdig gemacht, namentlich Damen gegenüber. Seine guten Manieren waren ein Zitat geworden. Wer seine Farcen besaß, diese minder achtbare Seite seines Daseins zu verkannte, lächelte ein wenig; aber da er doch den Anstand bergen, mußte man ihm noch Dank dafür wissen, daß er seine Liederlichkeit nicht öffentlich betrieb, wie gewisse grobe Studenten, welche den Skandal der Stadt bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Rheingold von Bruno Schmitz. Früher, als die Herrschaft des Königtums und des religiösen Dogmas noch nicht bezweifelt und beengt war, warf die Baukunst ihre entscheidende Energie auf Schlösser und Paläste, auf Dome und Kathedralen. Hier schuf sie sich den Ausdruck, den Rhythmus und die Formen, mit denen sie den Jahrhunderten ihr Bild gleich einem Symbol auflegte. Heute hat sie sich zu sehr andersartigem gewandt: zu Brücken und Bahnhofshallen, zu Warenhäusern und Restaurationen. Mit vollkommener Logik, denn diese Bauwerke sind unserer Zeit entsprechender und notwendiger als Paläste und Kathedralen. Ich nannte vorhin als letztes die Restaurationen. Was haben sie vor fünfzig und hundert Jahren in unserem Kulturleben bedeutet? Und was ist heute aus ihnen geworden? Die Frage gehört zur Gesellschaftsökonomie und zur Volkspsychologie. Aber sie berührt auch — und ganz augenscheinlich in den letzten Jahrzehnten — die Entwicklung von Architektur und Kunstgewerbe.

Freilich hatte sich das Wirtslokal schon früher seinen eigenen Stil herausgebildet. Unter dem Einflusse einer gewissen Alkoholpoesie, wie sie das Frühschoppenbedürfnis nach zu viel romantischer Mondnacht war, kam man in Deutschland zu der Fiktion, zum Wein- und Biertrinken bedürfe es mittelalterlicher Vorstellungen und Gefühle. Die altdeutschen Bier- und Weinstuben kamen in Mode mit all dem Drum und Dran: den Butzenscheiben, scheußlichen Bildern, den üblen Stammtischlandsknechten usw. Die Reinkultur dieser Richtung findet sich in der Lächerlichkeit, mit der häufig genug noch die Studentenhäuser ausgestattet werden.

Dies hat sich nun doch schon wesentlich geändert. In den Münchner Bierpalästen sind, ohne zu viel Historie, aber mit guter lokaler Tradition, dem Biergenuß ziemlich adäquate Bauformen von Gabriel v. Seidl und anderen nach ihm gefunden worden. Und in Berlin sucht man für die besseren Weinrestaurants eine ähnliche Lösung zu schaffen. Es gab dabei arge Entgleisungen, wie die Parvenüprovence des Kempinski-Umbaues, die im Grunde nicht viel besser ist als die unmöglichen, sentimentalen poetischen Kulissen des Kaiserkellers. Aber seit ein paar Jahren gibt es in Berlin ein geradezu köstliches Restaurant, das „Haus Trarbach" in der Behrenstraße, das der Münchner Meister Richard Riemenschmid gebaut und bis in die Einzelheiten (von einigen Fresken abgesehen) geschmückt hat.

Der Leser wundert sich vielleicht und lächelt ironisch, mit welchem Eifer hier die Eigenart der verschiedenen Berliner Restaurants betrachtet wird. Aber so lange ich nicht fachkundig von der Güte der Weine mit ihm rede, möge er davon überzeugt sein, daß es sich in der Tat um sehr ernsthafte Dinge handelt. Der Architektur bieten sich hier ziemlich neue Fragestellungen, und es ist charakteristisch, daß erste Künstler sich um die Antwort mühen. Wer hatte daran früher gedacht.

In Berlin ist vor einiger Zeit an der Bellevuestraße ein unglaublich großes und prächtiges Weinhaus „Rheingold" von Bruno Schmitz erbaut worden. Der Baumeister hatte sich seinen Namen gemacht durch die monumentale Architektur, in der er mehrere große Denkmale: am deutschen Eck zu Koblenz, auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westphalica aufführte. Sein letztes großes Werk ist der „Rosengarten" zu Mannheim, jener Saalbau mit seiner ungemein packenden Gliederung der Massen und Linien. Dort stand dem Werk ein unvergleichlich günstiger Bauplatz zur Verfügung. Hier in Berlin war es anders. Nur eine kurze Fassade war gegeben, die Schmitz in herrischen Vertikalen gliederte, in einem schönen harten dunkelgrauen Stein. Aber die Lust der Erfindung und der Reichtum des modernen Gestaltens drängte nach innen.

Es ist sehr leicht, die Schwächen des Ergebnisses aufzuzählen. Alles, was aus Schmitz Hand kommt, zeigt eine heftige oder schwere, etwas gewalttätige Linie. Und man kann den Vorwurf erheben, daß der Baumeister nicht von der Aufgabe, ein Weinlokal zu schaffen, allenthalben die Anregung und die Richtung seines Stiles empfing, sondern daß er ihr bisweilen einfach seine sehr persönliche Art aufdrängte und aufzwängte. Das ist aber eine große Gefahr bei einem Bauwerk, das wie dieses nur den Rahmen zu einer individuellen Behaglichkeit darstellen soll. Deshalb ist meines Erachtens in vielen dieser Räume der Ton falsch gegriffen: nach Grundriß wie nach Schmuck entbehren sie leicht der notwendigen Intimität. Das Werk sollte ursprünglich mit ein Konzerthaus werden. Vielleicht kommt es daher, daß den Räumen eine gewisse Geschlossenheit abgeht. Es gibt davon einige schöne Ausnahmen.

Aber sehen wir einmal davon ab und auch von ein paar Flüchtigkeiten, die die Eile der Fertigstellung erklärt, wenn auch nicht entschuldigt. Dann bleibt der lebhafte Eindruck einer starken, ja verschwenderischen Persönlichkeit, die in ihrer rücksichtslosen Mißachtung vorsichtiger und guter Kunstforderungen doch den Wagen ein schönes Stück weiter stößt und ein Werk der Fülle aus einem Guß hinstellt. Und dazu kommen jene sehr fruchtbaren Anregungen, die aus allen Arbeiten des Künstlers reden: die neue Verbindung von Architektur und Plastik. Dies Kapitel ist zu weit, als daß man es in wenigen Sätzen zusammendrängen könnte. Schmitz hat in dem Wiener Metzner den Bildhauer gefunden, der Architektur und Raumkunst versteht. Es fügt sich hier gleichsam organisch, was durch die Entwicklung der letzten Jahrhunderte auseinandergerissen war. H.

Allerlei

Hebbels „Moloch". Das Charlottenburger Schillertheater hat den dankenswerten Versuch gewagt, die zwei Akte des dramatischen Fragments „Moloch" auf die Bühne zu bringen. Die Wiedergabe schien mir allerdings, etwa mit der Ausnahme des Hieram, ziemlich unzulänglich, da sie in der Sprechweise der Hebbelschen Verse und namentlich im Gebärdenspiele eines einheitlichen Stiles entbehrte. Aber der Abend bedeutete doch einen ganz ungewöhnlichen, wenn auch zwiespältigen Eindruck. Der Moloch, der schon den 27jährigen Dichter beschäftigte, sollte nach Hebbels eigenem Worte sein Hauptwerk werden. Er trug es durch Jahre mit sich. 1842 notierte er im Tagebuche: „Dies Werk muß entscheiden, ob ich eine große Tragödie dichten und der Zukunft einen Eckstein liefern kann."

In dem Zyklus, der die ganze Entwickelung der Menschheit umspannen und in dem die einzelnen Dramen gleichsam nur Akte sein sollten, war Moloch an den Anfang gestellt. Den Stoff bildete „der Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt." Und als Fabel diente etwa dies: Aus dem brennenden Karthago rettet der Greis Hieram, ein Halbbruder Hannibals, das Götzenbild des Moloch und führt es nach Thule, zu den Germanen, die noch keinen Gott haben, deren Ahnungen und Träumen aber nach einem Gotte greifen. Hieram, den nur der Gedanke der Rache an Rom beherrscht, bringt ihnen Moloch, und da er den schwärmerischen Königssohn auf seine Seite zwingt, hat er auch das Volk. Mit Moloch bringt er den Barbaren die Wucht der religiösen Idee, der Selbstentäußerung, der Hingabe an das Unbewußte, Geglaubte, aber zugleich auch die Kultur. In dem Namen des Gottes löst sich das Volk von seinem hindämmernden Barbarentum. Damit schließt das Fragment.

Der weitere Fortgang sollte sein: Hieram, der selber an Moloch nicht glaubt und ihn nur als Mittel zum Zwecke verwendet, will sich an des Gottes Stelle setzen. Aber er erfährt nun, daß seine Schöpfung in den Seelen der Menschen zur Stärke gewachsen ist und sein eigenes Werk vernichtet ihn. Der alte König aber, der Moloch und Hieram gewichen war, tritt aus seiner Einsamkeit, und da er die Segnungen der Kultur wahrnimmt, unterwirft er sich der Gottheit und reinigt den Kult seines Volkes. Das Volk aber wächst heran im Schatten des religiösen Gedankens, um zu Hierams Ziel, der Vernichtung Roms, zu reifen.

Eine ästhetische oder literargeschichtliche Kritik zu wagen, ist an dieser Stelle nicht meine Absicht. Das Stück mag jeder in seinem Hebbel selber nachlesen. Nur von Eindrücken kann gesprochen werden. Es lag nicht an Aeußerem, daß dies Werk Fragment blieb, denn die Hemmung, zu Kraft, zu Leben und Gestalt zu kommen, war ihm mit der Empfängnis gegeben. Der Wille war zu groß. Hebbels Werke sind ja keine Kinder naiver Anschauung und Schöpferlust, sondern verstandesmäßige, gedankliche Konstruktionen, die zu den Wurzeln oder fast hinter das Wesen aller Dinge führen sollen. Die Idee des „Moloch", das Erwachen der Religion in einem Volke, sein Stammeln, aufzuzeigen, die erste Bewegung des Triebes vom Menschen zur Kultur, birgt ungeheure Größe. Nur ein genialer Wille wie Hebbel konnte zu dem Wege schreiten, sie in einem Drama zu gestalten. Aber vielleicht war dies schon ein Verkennen. Denn die Fabel verlangte Deutlichkeit, um nicht mißverstanden zu werden. Alles menschlich Individuelle mußte getilgt werden, um die Entwickelung der Idee oder des Typischen nicht zu stören. Dies war möglich, da von primitiven Menschen und Verhältnissen gehandelt wurde. Deshalb sind auch jene Stellen, wo es sich einfach um — sozusagen — die kulturgeschichtlichen Belege handelt, von ruhiger Schönheit, namentlich sprachlich wundersam reich.

Aber dies ist noch keine Tragödie. Hier besteht die Frage nach dem Wesen von Hierams Einzelschicksal. Er ist durchaus individuell gesehen und gestaltet, ein komplizierter Mensch am Ende einer alten Kultur, ins Mythische und Mystische gesteigert, religiöser Skeptiker, politischer Fanatiker. Vor einen fremdartigen weiten Hintergrund schiebt sich ein ungemein vielgestaltetes, sehr entwickeltes Menschenleben. Und hier bricht das Stück, d. h. es laufen zwei Linien nebeneinander, oder durcheinander, von denen jede unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung heischt. Und wir können's nicht. Und auch der Dichter kann nicht. Das Stück ist zu schwer. Vielleicht mag man an ein Boot denken, das überladen ist mit Fracht und Menschen. Man sieht auf es mit einem beengenden Gefühl von Neugierde, Teilnahme, Angst, denn jeder weiß, ein Kleines kann ihm den Untergang bringen. Es ist ein seltsam anregendes Schauspiel. Der Schiffer aber ist gezwungen, nichts weiter zu tun, um das Boot nicht sicher zu verderben. H.

Berliner Kultur. An den Litfaßsäulen sind große gelbe Plakate geklebt. Oben über das ganze Papier geht in fetten Buchstaben: Castans Panoptikum. Der größere untere Teil ist durch einen senkrechten Mittelstrich geteilt. Links steht: Leiden und Tod Jesu. Vorführungen stündlich. Rechts steht: Berliner Sänger. Humoristisches Ensemble, jeden Abend. — — Niemand wird verlangen, daß man auch nur aus Neugierde ins Panoptikum gehe. Christliches Zelotentum liegt mir ganz fern. Und man wird in Berlin zu abgestumpft, um sich über Geschmacklosigkeiten aufzuregen, da sie einen täglich umgeben und Schönheit oder Reinheit fast zur freudigen Entdeckung und Ueberraschung werden. Aber dies Plakat, das breit und gelb auf den Berliner Litfaßsäulen klebt, ist ein Skandal. H.

Büchertisch

Hermann Hesse. Diesseits. S. Fischer, Berlin. 308 S.

Fünf Erzählungen reden von der Schönheit und Torheit der Jugend. Das Leben spielt mit ihr seltsame Dinge, frohe, mehr traurige. Es führt sie zu den ersten Leidenschaften und zum ersten Leid der Liebe. Es legt den fremden und doch süßen Hauch auf die Knabenseele, die sich in scheuer Freude einer Frau zuneigt. Den Jüngling treibt es zu den Verschwiegenheiten und Gefahren ersten Begehrens und Genießens. Davon redet dies Buch in einer schönen und kräftigen Sprache. Diesseits. Diesseits der großen und starken Liebe, die zum Schicksal wird. Präludien des Glücks, wenn man so will. Begegnungen und Begebenheiten, die am Wege liegen, die unsere Seele ergriffen und hielten, ohne zur Reife zu kommen. Und abbrachen oder ausklangen. Freundlich oder traurig. Ohne daß wir es wissen oder sagen könnten, sind sie Erlebnis in uns geworden, das dem Erkennen und Festhalten uns näher führt. Der Duft der Erinnerung haftet an ihnen und er umkleidet auch das Schmerzliche mit einem wehmütigen Genießen. Das mag als Stimmungsgrund, wenn man so sagen kann, für Hesses neues Buch gelten. Als ich es las, habe ich mich von neuem aufrichtig und mit Achtung an seiner Kunst erfreut, die den Zierrat einiger früherer Bücher (auch der Camenzind trägt ihn noch) ablegt, schlichter und männlicher wird. Früher sprach der Dichter über die Dinge, jetzt erzählen die Dinge vom Dichter. Die Sachlichkeit des Ausdruckes wuchs. Ich kann hier nicht die Fabeln der fünf Stücke wiedergeben. Aber ich verzeichne als eine Besonderheit des schönen Buches, die sie vor andern schmückt, den starken landschaftlichen und lokalen Charakter, der nicht mit Absichtlichkeit aufgesetzt ist, sondern in den Worten, in der Raumverteilung, in der Anschauung der Dinge und Menschen als eine Selbstverständlichkeit mitschwingt. Vielleicht wird das von einem Nichtschwaben nicht so stark empfunden. H.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Ohne Anzahlung
Ratenzahlung
Ohne Bürgen
Ohne Aufschlag
Ohne Formalitäten
Ohne Kaution

Regelbar Radiohörer
Type RETO 28 Watt Wechselstrom

Ein Qualitätsapparat mit Lautsprecher, Antennenspule, Rückkopplung, Schwingungskreis, Abstimmung, Lautstärkeregler, Tonblende, Netzanschluß, Netzschalter, Sicherung, Röhrenbestückung, Gehäuse, Maße, Gewicht, Preis

Ein Traum
für Radiofreunde

Verlangen Sie Gratisprospekt

Radio-Versand Reto
Zürich 1, Stockerstr. 64

Ohne Anzahlung
Ratenzahlung
Ohne Bürgen
Ohne Aufschlag
Ohne Formalitäten
Ohne Kaution

Basellandschaftliche Kantonalbank

Wir nehmen Einlagen in Konto-Korrent und gegen Obligationen zu folgenden Bedingungen entgegen:

Sichteinlagen	2½%
Kündbare Einlagen	3%
Obligationen 3 Jahre fest	3½%
Obligationen 5 Jahre fest	4%

Wir übernehmen ferner Depots in offener Verwahrung und besorgen alle in das Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Liestal, im Januar 1933

Die Direktion

Basellandschaftliche Kantonalbank

Wir nehmen Einlagen in Konto-Korrent und gegen Obligationen zu folgenden Bedingungen entgegen:

Sichteinlagen	2½%
Kündbare Einlagen	3%
Obligationen 3 Jahre fest	3½%
Obligationen 5 Jahre fest	4%

Wir übernehmen ferner Depots in offener Verwahrung und besorgen alle in das Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Liestal, im Januar 1933

Die Direktion

Man kann sich

Verlangen Sie Gratisprospekt

Radio-Versand Reto
Zürich 1, Stockerstr. 64

Basellandschaftliche Kantonalbank

Wir nehmen Einlagen in Konto-Korrent und gegen Obligationen zu folgenden Bedingungen entgegen:

Sichteinlagen	2½%
Kündbare Einlagen	3%
Obligationen 3 Jahre fest	3½%
Obligationen 5 Jahre fest	4%

Wir übernehmen ferner Depots in offener Verwahrung und besorgen alle in das Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Liestal, im Januar 1933

Die Direktion

Verantwortlichkeitsfabrik „Switzerland" A. G. in A. G., Zürich-Enge

Verlag Ing. A. Barth
Leipzig C 1, Salomonstraße 15
Fernruf 70 01 61
Postscheckkonto Leipzig 1 49 50
Bankkonto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig
Anzeigenpreis laut Preisliste Nr. 3
Anzeigenschluß: Montag 12 Uhr
Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Salomonstraße 15
Fernruf 70 01 61
Postscheckkonto Leipzig 1 49 50
Bankkonto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig
Anzeigenpreis laut Preisliste Nr. 3
Anzeigenschluß: Montag 12 Uhr

Ab 1. Januar 1939
Preisliste Nr. 3
Preisliste Nr. 2 ist ungültig
Verlag Ing. A. Barth
Leipzig C 1, Salomonstraße 15

Linzer Volksblatt
Tageszeitung für Oberösterreich
Verlag: Linzer Volksblatt, Druckerei- und Verlagsgesellschaft m.b.H.
Redaktion: Linz, Bethlehemstraße 7, Telefon 0732/76 10-0
Anzeigenannahme: Linz, Bethlehemstraße 7, Telefon 0732/76 10-0
Abonnementpreis: Monatlich € 19,90 inkl. Zustellgebühr
Einzelpreis: € 1,00
Erscheinungsweise: Täglich außer Sonntag und Montag
Druck: Linzer Volksblatt, Druckerei- und Verlagsgesellschaft m.b.H.
Blattlinie: Unabhängige Tageszeitung für Oberösterreich

Sonntag Nun Drinn
Sonntag, 24. April 2005, 19.30 Uhr, Pfarrsaal Urfahr
Mit Pfarrer Gottfried Hemetsberger und Pfarrgemeinderat

Bücherbus
Am Dienstag fährt der Bücherbus
Ort: Haltestelle Kirche
Zeit: 15.00 bis 15.30 Uhr

Kirchenchor
Der Kirchenchor singt
Ort: Pfarrkirche
Zeit: 10.00

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

Verlag: Die Hilfe, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 59

Erscheint wöchentlich

Bezugspreis: Vierteljährlich 3 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig

Anzeigenpreis: Die 1gespaltene Petitzeile 50 Pfennig, Stellengesuche 30 Pfennig, Anzeigenannahme durch den Verlag

Politische Woche

Der Reichstag hat sich vertagt, ohne die Steuervorlagen zu verabschieden. Das ist ein Ereignis, das nicht ohne Folgen bleiben kann. Es ist ein Zeichen dafür, daß die Parteien sich nicht einigen können, daß sie sich gegenseitig mißtrauen, daß sie nicht mehr imstande sind, ihre Gegensätze durch Kompromisse auszugleichen. Es ist ein Zeichen dafür, daß die Parteien sich nicht einigen können, daß sie sich gegenseitig mißtrauen, daß sie nicht mehr imstande sind, ihre Gegensätze durch Kompromisse auszugleichen.

insbesondere seitens der Linken erhoben werden, gezeigt werden. Die letzten Wahlen sind zum großen Teil doch sehr günstig für die Regierung ausgefallen, erfolgt aus dem Vertrauen heraus, daß diese Dinge, die der Herr Reichskanzler in Aussicht gestellt hat, auch zur Tat werden. (Sehr richtig!) Und ich möchte Herrn v. Oldenburg doch darauf aufmerksam machen, daß auch auf jener Seite (rechts) so mancher nur deswegen sitzt, weil die Wähler derartigen Versprechungen Vertrauen geschenkt und geglaubt haben: das wird zur Wahrheit werden, auch selbst wenn der betreffende Abgeordnete auf der Rechten sitzt; sie haben sich nicht von dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung bei Abgabe ihres Stimmzettels abdrängen lassen, sondern haben selbst einen Konservativen gewählt, nur in der Hoffnung und in dem Vertrauen, daß diese Versprechungen zur Wahrheit werden. (Sehr richtig! links. — Zurufe aus der Mitte.) In diesem Sinne fassen wir die Erklärung des Herrn Reichskanzlers auf und erwarten allerdings mit der vollsten Entschiedenheit, daß aus den Dingen auch etwas werden wird. Ich meine, daß der Herr Reichskanzler selber in seiner politischen Existenz unmöglich wird, wenn er etwa jetzt dahin kommen sollte (lebhafte Zurufe aus der Mitte), diese Dinge, die er in Aussicht gestellt hat, nicht zur Wirklichkeit werden lassen. (Hört! hört! in der Mitte. — Lebhafte Zustimmung links.) Ich bin weiter der Meinung, daß jeder Reichskanzler, der jetzige wie jeder etwa folgende, in bezug auf das Festhalten weiter Wählerkreise an der bestehenden Gesellschaftsordnung ein klägliches Fiasko machen würde bei zukünftigen Wahlen, wenn er nicht diese Politik befolgen würde. (Lebhafte Zustimmung links.) Im Vertrauen auf diese Zusagen werden wir den politischen Dingen der nächsten Zukunft entgegengehen; wir hoffen und rechnen darauf, daß sie zur Wahrheit werden. Ist dies nicht der Fall, nun, dann werden wir allein, wie wir es bisher schon getan haben, dafür arbeiten müssen, daß diese Dinge zur Wirklichkeit werden, auch ohne und gegen die Regierung. (Lebhaftes Bravo links.)

Herr Fischbeck ist ein sehr gemäßigter Politiker. Die Regierung möge daraus sehen, welches Schicksal der „konservativ-liberalen Paarung" bereitet ist, wenn oben nicht ganz andere Saiten aufgezogen werden. Wir sehen dem Ganzen mit großer Seelenruhe zu. Wenn Fürst Bülow nicht liberal reformiert, wird er nämlich ausgezeichnete Verdienste um die Radikalisierung des deutschen Bürgertums haben. Die Geister, die er mit seinen Versprechungen gerufen hat, wird er in keinem Falle los.

Hessische Wahlrechtsreform. Die hessische Regierung macht jetzt den dritten Anlauf, das Wahlrecht, entsprechend den drei übrigen süddeutschen Bundesstaaten, liberal und demokratisch auszugestalten. Aber freilich ist von dem früheren volksfreundlichen Eifer manches abgebröckelt: das bessere Wahlrecht zur zweiten Kammer, direktes statt indirektem, wird mehr als aufgehoben durch die budgetrechtlichen Zugeständnisse, gegen die es von der ersten Kammer erhandelt werden muß. Im Herbst 1905 hatte die Herrenkammer unter Führung des Herren von Heyl den letzten Reformversuch der Regierung vereitelt; die Regierung wollte sich nicht dazu verstehen, in dem verfassungsmäßig festgelegten Verhältnis der beiden Körperschaften etwas zu ändern. Heute hat sie diesen Standpunkt verlassen. Die Wahlrechtsänderung dient im Grunde einer Stärkung der ersten Kammer, die in Budgetrecht, Beratung und Votierung der einzelnen Posten dem Landtag gleichgestellt wird. Es sieht aus, als ob die Vorlage kam, nur damit sie eben da sei und die Regierung selber sich eines Versprechens erledigt habe. Im übrigen begegnet man im Entwurf, abgesehen von gewissen Beschränkungen des Wahlrechts, wiederholt Bestimmungen aus der neuen württembergischen Verfassung: Erweiterung der ersten Kammer durch einige berufsständige Vertreter, Ersatz der Stichwahlen durch das sogenannte romanische Wahlverfahren. Die allgemeine, geheime und gleiche Wahl bestand auch in Hessen schon früher. Jetzt soll das plumpe und veraltete System der Wahlmänner durch das einfache und würdigere der direkten Wahl ersetzt werden. An sich ist das ja gut. Aber da der technische Fortschritt, der darin liegt, zusammengekoppelt wurde mit sachlich sehr bedenklichen Reformen, wird man der Regierungsvorlage in ihrer heutigen Fassung wenig Sympathie entgegenbringen. Vielleicht wird es einer energischen und verständigen Politik in der Kammer gelingen, doch noch einiges Gute herauszuschlagen. Die Württembergische Verfassungsrevision ist ja dafür ein sehr lehrreiches Beispiel.

Ein bayrisches Agitationsbüchlein haben die vereinigten Liberalen und Demokraten für die bevorstehenden Landtagswahlen herausgegeben. Es ist erschienen bei Huber in Dießen vor München. Wir entdeckten darin viel schätzbares Material für die bayrische Politik. Aber auch unsere anderen Freunde, die über die liberale Gesamtbewegung auf dem Laufenden bleiben wollen, werden mancherlei Belehrendes und Anregendes finden. Der Berufspolitiker wird die Broschüre kaum entbehren können.

Der Gemeine Pfennig

Das liberale englische Kabinett ist in der Lage, dem Parlament ein unerhört glänzendes Budget zu unterbreiten. Der Rechnungsabschluß für das Vorjahr ergab, daß die Einnahmen den Voranschlag um 50 Millionen überstiegen, während die Ausgaben hinter dem Voranschlag um 66 Millionen Mark zurückblieben. So ist ein unerwarteter Ueberschuß von 106 Millionen Mark vorhanden, der zur Schuldentilgung verwendet wird. Im Ganzen werden dies Jahr 300 Millionen Mark Schulden getilgt. Ein in der Finanzgeschichte Englands noch nie erreichter Betrag! Auch für das nächste Jahr sind die Aussichten glänzend. Der Etat sieht einen Ueberschuß von 70 Millionen Mark vor. Und dabei wird der Kohlenausfuhrzoll abgeschafft, den man in der Burenkriegsnot eingeführt hatte, und die Einkommensteuer für alle Arbeitseinkommen unter 4000 Mark um ein Viertel ermäßigt. Die einzige Steuererhöhung, die geplant ist, gilt den Erbschaften über 3 Millionen. Schon jetzt bringt die Erbschaftssteuer 380 Millionen. Schon jetzt steigt sie bei den großen Erbschaften auch in direkter Linie bis auf 8 %. Dennoch sagt der wahrhaftig nicht antikapitalistisch gestimmte Engländer in seinem praktisch-kaufmännischen Sinn: hier ist eine Geldquelle, die noch immer stärker angebohrt werden kann, ohne daß die nationale Volkswirtschaft Schaden nimmt.

Das deutsche Budget für 1907 weist einen Fehlbetrag von 267 Millionen auf, der durch Anleihe zu decken ist. Die ungedeckten Matrikularbeiträge betragen für 1906 über 80 Millionen, während sie nach dem Mantelgesetz zur Reichsfinanzreform nur 24 Millionen betragen sollten. Die Einzelstaaten müssen also etwa dreieinhalbmal so viel an das Reich entrichten, als ihnen feierlichst in Aussicht gestellt war. Der Kursstand unserer Reichsanleihen wird immer kläglicher. Seit Jahrzehnten hat das Reich seinen Geldbedarf zu 3½ oder gar 3 % befriedigen können. Jetzt muß es Schatzanweisungen, die schon in 8 Jahren rückzahlbar sind, zu 4 % und noch dazu unter part. zu 99, ausgeben, d. h. tatsächlich fast 4¼ % Zinsen zahlen. Ein erhebendes Schauspiel, so recht dazu angetan, dem Ausland zu imponieren! Dabei reichen eigentlich die Fehler unserer Diplomatie und die Rückständigkeiten unserer inneren Politik gerade aus, um uns international genügend zu kompromittieren.

An dem herrlichen Zustand unserer Finanzen hat die „große" Finanzreform von 1906 so gut wie nichts geändert. Zwar wurde sie damals von Herrn Büsing, dem nationalliberalen Führer der Steuermehrheit, als die größte nationale Tat seit der Reichsgründung gefeiert. Zwar hat mancher kluge Mann erklärt, man müsse auch schlechte Steuern schlucken um des großen politischen Endziels der Gesundung unserer Finanzen willen. Zwar wurden die Freisinnigen nach Noten ob ihrer „Unfruchtbarkeit" schlecht gemacht, weil sie sich zu keinem Gewissensopfer verstehen wollten. Aber schon jetzt ist bei den Finanzreformern des Vorjahres der Katzenjammer eingetreten. Nicht nur, daß immer offener verschiedene der neuen Verkehrssteuern preisgegeben werden. Vor allem hat man die Empfindung, daß man sich über den finanziellen Effekt der Reform gewaltig getäuscht hat. Auf 61 Millionen war die Wirkung der neuen Steuern für 1906 veranschlagt. Tatsächlich haben sie nur 36 Millionen gebracht. Es wäre unvorsichtig, zu weit gehende Folgerungen daraus zu ziehen. Noch ist die Zeit zu kurz, um ein abschließendes Urteil zu fällen, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Freisinnigen mit ihrem Urteil über die steuerpolitische Pfuscherei recht behalten werden. Aber schon hat die Regierung erklären lassen, daß sie voraussichtlich bald mit neuen Steuerforderungen wird kommen müssen. Wenn sie für dies Jahr darauf verzichtet und lieber hohe Matrikularbeiträge und hohe Anleihen in den Etat

eingestellt hat, so war wohl die Rücksicht auf den „Etat" dabei maßgebend. Denn wie der die nächste Steuerkampagne überleben soll, ist allerdings nicht abzusehen. Aber kommen müssen die neuen Steuern, wenn nicht alle Grundsätze rationeller Finanzwirtschaft hintangestellt werden sollen, schon im nächsten Jahre. Mit der Schuldenmacherei geht es unmöglich so weiter. Die Schuldentilgung von ¾ % = 21 Millionen, wie sie die Finanzreform obligatorisch gemacht hat, ist viel zu gering, da die Schuldenzunahme jährlich im Durchschnitt 122 Millionen beträgt. Erhebliche Ersparnisse sind ausgeschlossen. Neue Ausgaben sind unausbleiblich. Man denke nur an die Vertiefung des Nordostseekanals, an die Auffüllung des Invalidenfonds, an die kommende Witwen- und Waisenversicherung, vor allem an die allzu lang hinausgeschobene allgemeine Erhöhung der Beamtengehälter. Wollen wir wirklich „nationale" Finanzpolitik treiben, das heißt einfach unsere Ausgaben und Einnahmen in Einklang bringen, so werden wr um einen Mehrbedarf von etwa 200 Millionen kaum herumkommen.

Wo soll der hergenommen werden? Nach der Reichsverfassung kann ja das Reich eigentlich kein Defizit haben, da ihm die Matrikularbeiträge immer zur Verfügung stehen. Aber diese Matrikularbeiträge sind eine ganz unglückselige Einrichtung. Sie sind heute noch so ungerecht, wie sie es am Tage ihrer Einführung waren. Es ist ein Unding wenn das Reich pro Kopf des Hamburgers genau so viel Beitrag erhebt, wie pro Kopf des Bewohners eines armen thüringischen Staates. Die reichen Staaten tragen sie spielend. Für die armen sind sie eine schier unerträgliche Last. Tatsächlich machten z. B. 1905 die Matrikularbeiträge für Hamburg nur 0,79 % der Staatseinnahmen aus, für Preußen nur 1,81 %, dagegen für Reuß j. L. 7,89, für Schaumburg-Lippe 7,68 %. Schwellen sie ins Ungemessene an – ihr Schwanken von Jahr zu Jahr ist ja an sich schon für die einzelstaatlichen Budgets ein gewaltiger Mißstand, — so können namentlich die kleineren Staaten dadurch in die größte finanzielle Bedrängnis kommen. Es ist also die in der Reichsfinanzreform niedergelegte Forderung, sie auf höchstens 40 Pfg. pro Kopf zu beschränken, an sich begründet. Besser wäre natürlich ihre völlige Beseitigung.

Kann man die Schraube der Matrikularbeiträge nicht schärfer anziehen, so bleibt nur übrig, neue Steuern zu beschließen. Jetzt, wo diese Frage wieder aktuell zu werden beginnt, kommt gerade recht eine Schrift von Chr. Grotewald über „Das Finanzsystem des Deutschen Reiches" (Leipzig bei Carl Ernst Pöschel.) Das Buch, das auf liberalen Grundsätzen fußt, liefert gutes Material, wenn auch der praktische Politiker sich nicht alle darin aufgestellten Forderungen ohne weiteres zu eigen machen wird. Grotewald fordert vier direkte Reichssteuern auf einmal: eine Arbeitseinkommensteuer, eine Kapitalrentensteuer, eine Vermögenssteuer, eine Vermögenszuwachssteuer. Das ist zu kompliziert für eine volkstümliche Agitation.

Die entschieden Liberalen werden gut daran tun, bei der Steuerkampagne ertragreiche und einfache Steuerarten in den Vordergrund zu stellen. Sie werden nie darauf verzichten, die Abschaffung der Branntweinliebesgabe — 45 Millionen! — zu verlangen. Aber sie sind sich darüber klar, daß dies Verlangen in diesem Reichstag an dem konservativ-klerikal-nationalliberalen Block der Agrarier scheitern muß. Sie werden immer die Reichseinkommensteuer für die vernünftigste aller Steuern halten. Aber sie wissen, wie riesige praktische Schwierigkeiten gerade sie bietet, da das Einkommen von den Einzelstaaten und den Gemeinden zum Teil erheblich zur Steuer herangezogen wird. Es bleiben daher als praktische Augenblicksforderungen eigentlich nur zwei: Ausbau der Reichserbschaftssteuer und Reichsvermögenssteuer.

Die Erbschaftssteuer muß nach zwei Richtungen ergänzt werden. Einmal müssen die größeren Erbschaften auch unter Ehegatten und von den Eltern auf die Kinder versteuert werden, wie das England uns mit so überwältigendem Erfolge vorgemacht hat. Sodann muß man dem Erbrecht in der Seitenlinie energisch auf den Leib rücken. Am besten wäre es ja, man könnte es nach den Ratschlägen des Justizrats Bamberger einfach abschaffen. Vorläufig wäre aber schon eine „Zu Tode-Besteuerung" bei entfernteren Verwandtschaftsgraden — immer natürlich nur ab intestato — ein gewaltiger Fortschritt.

Die Erbschaftssteuer hat nur einen Fehler: sie kann nicht beweglich gestaltet werden. Darum muß neben sie die Reichsvermögenssteuer treten. Die Reichsvermögenssteuer hat alle Vorteile einer Steuer! Sie ist beweglich, ertragreich, gerecht. Je nach dem Bedarf des Reiches würde jedes Jahr ihr Prozentsatz vom Reichstag festgesetzt werden. Damit würden die ungerechten Matrikularbeiträge überflüssig, die wachsende Verschuldung des Reiches hätte ein Ende, zu Sparsamkeit wäre der denkbar größte Anreiz gegeben. Die Einzelstaaten könnten sich nicht beschweren, da das Gebiet der Vermögenssteuer von ihnen bisher gar nicht oder nur höchst oberflächlich beackert ist. In Preußen beträgt die Vermögenssteuer z. B. nur ½ pro 1000 ohne jede Progression. Bei genügender Steigerung des Prozentsatzes für die großen Vermögen ließe sich eine Menge Geld herausholen. In Preußen betrug 1905 das steuerpflichtige Vermögen — Vermögen unter 6000 Mark sind steuerfrei — 82 Milliarden. Davon entfielen 35 % auf die 18 598 Steuerzahler, die mehr als 500 000 Mark zu versteuern hatten. An großen Vermögen fehlt es also nicht, und damit auch nicht an der Möglichkeit, durch hohe Steuersätze hohe Erträgnisse zu erzielen, ohne die einzelnen Steuerzahler wirtschaftlich lahm zu legen. Denn die Vermögenssteuer darf natürlich nicht zu einer Verhinderung der Kapitalbildung führen. Aber das ist auch bei einer Reichsvermögenssteuer, die jährlich 100 Millionen bringt, nicht zu befürchten, da allein in Preußen das steuerpflichtige Vermögen von 1895 bis 1905 um 18½ Milliarden gewachsen ist.

In den alten Zeiten des deutschen Reiches hat es schon einmal eine Reichsvermögenssteuer gegeben. „Der gemeine Pfennig" wurde sie genannt und von Rudolf von Habsburg und andern Kaisern wiederholt ausgeschrieben. Eingekommen ist allerdings wenig Geld: Die Reichsgewalt war eben zu schwach, um „den gemeinen Pfennig" einzutreiben. Jetzt steht es anders. „Der gemeine Pfennig" in moderner Gestalt würde das nationale Werk der Gesundung von Deutschlands Finanzen in dem Augenblicke vollbringen, wo er beschlossen wäre. Wenn wir ihn noch nicht haben und noch nicht bald bekommen, so sind daran gleichmäßig schuld die Plutokratie, die agrarische Habsucht und der Partikularismus einzelner Regierungen.

H. von Gerlach.

Die Schulfragen im Preussischen Abgeordnetenhause

Preußen hieß einmal mit Recht das „Land der Kasernen und Schulen". Es sollte damit angedeutet werden, daß Preußen seine politische und wirtschaftliche Bedeutung der Wehrhaftigkeit und der Volksbildung verdanke. Das ist schon lange her. Zwar hat die Pflege der „Kaserne" bis auf den heutigen Tage angedauert, so daß vor kurzem der Kriegsminister v. Einem im Reichstage mit gerechtem Stolze erklären konnte, daß unser Heer jeden Tag kriegsbereit sei; aber die Pflege der Volksschule, der Grundlage der Volksbildung, hat mit der Kaserne nicht gleichen Schritt gehalten. Mit dem Regierungsantritt des geistreichen Königs Friedrich Wilhelm IV. gewann der finstere Geist in unserem Unterrichtsministerium, der schon ein Jahrzehnt vor den Toren gestanden, die Oberhand; die arme Volksschule wurde in eine Aschenbrödelstellung gedrängt und für alle möglichen Schäden der Zeit verantwortlich gemacht. Die Worte, die der bekannte Geheimrat Stiehl der Volksschule und den angehenden Lehrern zurief: „Auf 50 Jahre rückwärts!" und „Demut bei harter Kost und leerer Wand!" wurden fast ein Menschenalter hindurch im preußischen Kultusministerium grundsätzlich in die Tat umgesetzt. Nur der treuesten Pflichterfüllung und dem unverwüstlichen Idealismus der preußischen Volksschullehrer, in denen der Geist Pestalozzis und Diesterwegs lebendig blieb, ist es zu danken, daß die Volksschule nicht gänzlich unter die Räder geriet. Endlich kam ein neuer Frühling. Der Minister Falk erkannte

den Wert der Volksschule, er gab ihr durch seine „Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872" wieder Luft und Licht, den Lehrern mehr Freiheit und ein menschenwürdigeres Dasein. Als er der Reaktion weichen mußte, ging auch die Bewertung der Volksschule und ihrer Lehrer entsprechend zurück. Zwar gelang es dem lehrerfreundlichen Minister Bosse, im Jahre 1897 ein notdürftiges Lehrerbesoldungsgesetz durchzudrücken, aber Klerikalismus und Reaktion lasteten nach wie vor schwer auf der Volksschule und hemmten ihre Entwickelung. Die Kirche, die sich gern die Mutter der Volksschule nennt, in Wirklichkeit aber stets ihre Stiefmutter, um nicht zu sagen Rabenmutter gewesen ist, forderte immer kühner die Herrschaft über die Volksschule. Sie hat's scheinbar erreicht. Das in der vorigen Session verabschiedete Schulunterhaltungsgesetz macht tatsächlich die Kirche zur Herrin. Der Staat hat kapituliert. Auf wie lange?

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist der Sieg der Kirche ein Pyrrhussieg gewesen. Auch auf dem Gebiete der Volksschule und der Volksbildung wachsen die Bäume des Klerikalismus und der Reaktion nicht bis in den Himmel. Druck erzeugt Gegendruck. Zwei Faktoren sind es besonders, die eine freiheitliche Entwickelung, eine größere Bewertung der Volksschule fordern: der deutsche Lehrerverein und die Zeitverhältnisse. Der „Deutsche Lehrerverein", der die Devise „Hebung der Volksbildung durch Hebung der Volksschule und des Volksschullehrerstandes" auf seine Fahne geschrieben hat, ist durch seine über 110000 Lehrer umfassende Organisation auch ein politischer Machtfaktor geworden, mit dem die verschiedenen Parteien und auch das Unterrichtsministerium rechnen müssen. Und die Zeitverhältnisse fordern gebieterisch eine weitaus größere Fürsorge des Staats und der Gemeinde für die Volksschule, wenn anders der Staat an seiner Weltmachtstellung nicht Schaden leiden, wenn unsere Industrie und unsere Landwirtschaft in dem friedlichen Wettkampfe der Kulturnationen nicht bedenklich ins Hintertreffen geraten sollen. — Einen eigenen Reiz gewährt es, die Wandlung zu beobachten, die das preußische Abgeordnetenhaus in seiner Mehrheit in bezug auf die Bewertung der Volksschule und des Lehrerstandes in den letzten Jahren durchgemacht hat. Als Kollege Kopsch und ich mit Unterstützung unserer politischen Freunde in der Session 1901 die Interpellation über den Lehrermangel einbrachten und begründeten, als wir eine größere Fürsorge für die Volksschule, eine höhere Besoldung und bessere Behandlung der Lehrer, die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht und einen besonderen Unterrichtsminister forderten, da wurden wir von der Mehrheit der Uebertreibung, der politischen Mache beschuldigt und teilweise mit Hohn und Spott überschüttet. Von seiten des Unterrichtsministeriums wurde der Lehrermangel auf den erweiterten Militärdienst der Lehrer zurückgeführt, der Lehrermangel wurde auf etwa 1500 Lehrer beziffert, die durch Neugründung von Lehrerbildungsanstalten spätestens im Jahre 1908 ersetzt sein würden. Jeder Zusammenhang mit der Besoldungsfrage und anderen Dingen wurde bestritten. Die Unterrichtsverwaltung hat sich zwar inzwischen überzeugt, daß im nächsten Jahre der Lehrermangel noch nicht beseitigt sein wird — die unbesetzten Stellen sind im Gegenteil auf 3019 angewachsen —, aber in der Theorie hält sie noch immer an der Behauptung fest, daß der Lehrermangel mit der Besoldung nichts zu tun habe. Anders das Abgeordnetenhaus, das sich allmählich in der Besoldungsfrage unserem Standpunkt näherte. Dabei ergab sich die eigentümliche Situation, daß das Abgeordnetenhaus, das in seiner Mehrheit gewiß nicht übermäßig fortschrittlich gesinnt ist, die Staatsregierung zu größeren Geldbewilligungen drängte, während die Unterrichtsverwaltung bremste, statt die Initiative zu ergreifen. Als der Minister erklärte, daß an eine Revision des Lehrerbesoldungsgesetzes erst gedacht werden könne, wenn die Wirkung des 1908 einzuführenden Schulunterhaltungsgesetzes sich übersehen lassen würde, brachte ihm das Abgeordnetenhaus auf dem Präsentierteller fünf Millionen zur Beseitigung der schreiendsten Notstände entgegen. Nun geschah das Unerhörte: der Minister ließ durch seinen Kommissar erklären, daß er für das viele Geld keine Verwendung habe! Schließlich verwandte zwar die Unterrichtsverwaltung 2¾ Millionen zu Gehaltserhöhungen bis 1100 M. für die alleinstehenden, bis 1000 M. für die anderen Lehrer mit Minimalgehalt, aber sie erließ im Mai vorigen Jahres den bösen „Bremserlaß", der eine Gehaltssteigerung verhindern sollte. Dieser engherzige, echt bureaukratische Erlaß, der in der gesamten Lehrerwelt als eine beklagenswerte Hemmung des gesamten Volksschulwesens und als eine bedauerliche Schädigung des Lehrerstandes verurteilt wurde, fand auch im Abgeordnetenhause eine scharfe Verurteilung. Der Minister suchte vergeblich die Schuld auf die Parteien des Hauses abzuwälzen, aber selbst die Konservativen wiesen die Unterschrift des Erlasses weit von sich. Der Minister war trotzdem der Meinung, daß zur Aufhebung des Erlasses kein Grund vorliege.

Bei Beginn der zweiten Lesung des diesjährigen Kultusetats gab's eine neue Ueberraschung: der Kultusminister erklärte, daß die Staatsregierung sich entschlossen habe, schon in der nächsten Session dem Landtage ein neues Lehrerbesoldungsgesetz vorzulegen und auf dessen Verabschiedung noch vor dem 1. April 1908 zu dringen. Diese Erklärung wurde mit lebhaftem Beifall von allen Parteien des Hauses aufgenommen. Wenn der Minister aber angenommen haben sollte, daß nunmehr die weitere Beratung des Kultusetats friedlich verlaufen werde, dann ist er im Irrtum gewesen. Nicht nur die früheren Klagen über Lehrermangel, über die drohende Verschlechterung des Lehrerstandes durch die mittels starker Reklame herbeigelockten, häufig nicht genügend vorgebildeten Präparanden — Klagen, deren Berechtigung freilich von der Unterrichtsverwaltung bestritten wurde — und andere kehrten wieder, sondern es kamen auch Anträge, die der Unterrichtsverwaltung und teilweise auch den Konservativen und dem Zentrum scheinbar recht unbequem waren. Der freisinnig-nationalliberal-freikonservative „Block" brachte einen Antrag ein, die fachmännische Schulaufsicht betreffend, bei dessen Beratung am 15. und 16. Mai die Geister außerordentlich heftig aufeinander platzten. Der Minister behandelte den Antrag dilatorisch, worauf der Abg. Freiherr v. Zedlitz statt des Unterrichtsministers „im Nebenamt" einen besonderen Minister im Hauptamt für die Unterichtsverwaltung forderte, einen Minister, „der nach allen Richtungen praktisch und theoretisch mit dem Unterrichtswesen, mit der Bildung unseres Volkes in engem Zusammenhange steht." Das war deutlich! Der Antrag des „Blocks" wurde zwar von der Mehrheit, von Konservativen und Zentrum, abgelehnt — nicht einmal die Ehre einer Kommissionsberatung wurde ihm zuteil —, aber es war nichtsdestoweniger klar, daß die Tage der längst innerlich morsch gewordenen geistlichen Schulaufsicht gezählt sind und daß es zu den ersten Taten des „besonderen Unterrichtsministers", der kommen wird, weil er kommen muß, gehören wird, die fachmännische Schulaufsicht allgemein einzuführen.

Am 11. April kam der von beiden freisinnigen Parteien eingebrachte Antrag auf organische Verbindung der Lehrpläne der Volksschule mit denen der höheren Schulen und allmähliche Aufhebung der Vorschulen zur Verhandlung. Die gute Tendenz des Antrags wurde zwar von allen Seiten anerkannt, aber es fanden sich trotzdem mehr Gegner wie Freunde. Als Hauptstütze der Standesschulen und Hauptgegnerin der Einheitsschule zeigte sich leider die Unterrichtsverwaltung, die augenscheinlich die große Bedeutung der Frage für die Volksschule und den Staat verkennt. Der Antrag wurde aber nicht glatt abgelehnt, sondern der Unterrichtskommission überwiesen. Letztere hat ihn am 1. Mai beraten; sie empfiehlt, den 1. Teil — die organische Verbindung der Lehrpläne — der Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen, über den 2. Teil — die Aufhebung der Vorschulen — zur Tagesordnung überzugehen. Der Antrag wird also zur 2. Lesung im Plenum kommen. Ob die „Erwägung" der Staatsregierung ein günstiges

Resultat zeitigen wird, ist zwar zweifelhaft, aber der Stein ist ins Rollen gekommen und wird über kurz oder lang die Vorschulen zertrümmern — zum Segen der Volksschule und des Staates.

Von noch größerer Bedeutung war ein weiterer Antrag des freisinnig-nationalliberal-freikonservativen „Blocks", der die Staatsregierung ersucht, „in eine allgemeine Prüfung der Frage einzutreten, inwieweit der Volksschulunterricht den Anforderungen des Lebens genügt usw." Der Antrag basierte auf den Untersuchungen, die der Handelsminister über die Leistungen der frisch in die Fortbildungsschule eintretenden Lehrlinge hat anstellen lassen, Untersuchungen, die durch den „deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen" vervollständigt worden sind und das betrübende Resultat gehabt haben, daß die Leistungen der Schüler sich vielfach als ungenügend herausgestellt haben. Die Schuld soll an der Volksschule liegen. Abgeordneter Schiffer begründete den Antrag in ruhiger, streng sachlicher, wenn auch vielleicht in etwas zu milder Weise. Er forderte schließlich Reformen, „damit die preußische Schule den Ueberlieferungen der Vergangenheit, den Anforderungen der Gegenwart und den Erwartungen der Zukunft gerecht wird." Der Antrag war der Unterrichtsverwaltung und den Mehrheitsparteien ersichtlich nicht genehm. Das bewies sowohl die Entgegnung des Ministers und die Rede des konservativen Abgeordneten Pallaske, wie der schnelle Schluß der Debatte. Die noch vorgemerkten Redner des „Blocks", die Abg. Rzesnitzek, Funk und der Unterzeichnete, wurden stranguliert. Der Antrag wurde der Unterrichtskommission überwiesen. Ob diese noch in der Lage sein wird, ihn zu verhandeln und zur 2. Lesung im Plenum zu bringen, ist zweifelhaft. –

Den Kundigen brachte der Antrag nichts Neues. Es ist offenkundig, daß in unserem Volksschulwesen große Mängel herrschen, die zum größten Teil auf den Lehrermangel, aber auch auf den Lehrplan zurückzuführen sind. Wenn offiziell zugegeben wird, daß 3049 Stellen unbesetzt, daß 9663 stark überfüllte Schulen vorhanden sind, dann ist ohne weiteres klar, daß die Leistungen vieler Schulen nicht genügen können. Es kommt aber noch hinzu, daß auch unter den besetzten Schulen sehr viele Halbtagsschulen — in der Provinz Posen z. B. über die Hälfte aller Schulen — sind, und daß auch die sogenannte Normalzahl von 80 bezw. 70 Kindern in einer Klasse viel zu groß ist. Schon im Jahre 1901 mußten 104 082 Schulklassen durch nur 88 346 Lehrkräfte versorgt werden. Für höhere Schulen ist die Maximalzahl einer Klasse 40. Wenn wir diese Maximalzahl — wie recht und billig — auch in der Volksschule gelten lassen wollten, dann fehlen ungefähr 100 000 Lehrer! Die unterrichtliche Versorgung der Volksschulkinder ist also in weiten Kreisen unseres Vaterlandes eine völlig ungenügende. Daß die großen, bildungs- und lehrerfreundlichen Kommunen eine rühmliche Ausnahme bilden, soll gern anerkannt werden.

Abg. Schiffer wies ferner mit Recht auf die Stoffüberfüllung des Lehrplans hin. Wenn wir nun noch die häufig ungenügende Ausstattung der Schulen mit Lehrmitteln und die oft übertriebene Beaufsichtigung des Lehrers, die zur Tötung der Individualität führen kann, erwähnen, dann dürfte die Notwendigkeit einer Reform erwiesen sein. Es ist vor allem der Lehrermangel zu beseitigen und es ist ein neuer Lehrplan aufzustellen, der zwar das gute Alte beibehält, aber das Veraltete und allen Ballast radikal ausscheidet und an dessen Stelle berechtigtes Neues setzt. Die Volksschule muß ein lebendiger, mit der Zeit fortschreitender Organismus sein und bleiben. — Da alle Parteien der Volksschule ihr Wohlwollen bezeugt haben — der Abg. Pallaske stellte namens seiner politischen Freunde die Volksschule „in ihrer unendlichen Bedeutung für das Gesamtleben unseres Staats und Volkes gleichwertig neben die Hochschule und die höhere Schule" —, so ist es nunmehr die dringende Aufgabe der Staatsregierung, die Volksschule mit allen Kräften und allen Mitteln zu fördern. Es wäre sehr betrübend und sowohl für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse wie für unsere Weltmachtstellung in hohem Grade nachteilig, wenn andere Kulturnationen — besonders England — uns in der Fürsorge für die Volksschule und die Volksbildung überflügeln sollten!

Von hoher kultureller Bedeutung war die Ankündigung der geplanten Reform der höheren Mädchenschule. Die vom Minister gegebenen Grundzüge der Reform wurden von allen Parteien sympathisch begrüßt. Hoffentlich wird die Ausführung den gehegten Erwartungen entsprechen!

Alles in allem: die Lehrer haben im großen und ganzen alle Veranlassung, auf die zu Ende gehende Session mit Befriedigung zurückzublicken. Die „begehrlichen, nimmersatten, abstinenten Lehrer", die früher in den Debatten des Abgeordnetenhauses nicht selten eine unliebsame Rolle spielten, sind verschwunden; alle Parteien erkennen jetzt die Bedeutung, die Pflichttreue und den Patriotismus der Lehrer lobend und rückhaltlos an. Selbst die „religions- und kirchenfeindlichen, ungläubigen Lehrer", die bei der Beratung des Schulunterhaltungsgesetzes manchmal — erfunden wurden, scheinen nicht mehr vorhanden zu sein. Das ist erfreulich und ein wesentlicher Fortschritt! Wir nehmen gern an, daß das Abgeordnetenhaus die schönen, dem Lehrerstande wohltuenden Worte bei dem kommenden Lehrerbesoldungsgesetze in die Tat umsetzen wird, und wir rufen deshalb den Lehrern die Worte unseres Altmeisters Goethe ins Gedächtnis: „Wir heißen Euch hoffen!"

A. Ernst.
M. d. A.

Sozialdemokratische Kolonialpolitik

„Die deutsche Sozialdemokratie muß sich gegenüber den kolonialpolitischen Bestrebungen eine präzisere Operationsbasis verschaffen . . . Wenn eine bessere Orientierung der Partei hinsichtlich der Kolonialpolitik diesen oder jenen Parteigenossen desavouieren sollten, dürften wir selbst auf diese Gefahr hin keine Vogel Strauß-Politik treiben . . . . Auch die Kolonialpolitik bedarf einer aktiveren Behandlung . . . Ein Aufgeben der Schutzgebiete ist nicht zu erwarten . . . . Auch steht fest, daß nicht alle unsere Kolonien aussichtslos sind . . . . ."

Mit diesen Ausführungen beginnt der Sozialdemokrat Hué einen Artikel „Kolonialpolitisches" im jüngsten Heft von Brauns „Neuer Gesellschaft". Er begründet dann ausführlicher, daß die Kolonisierung überseeischer Gebiete an sich dem sozialistischen Prinzip in keiner Weise widerstrebe. Nur müsse das Kolonisieren „human" geschehen. Hué zitiert dann eine Reichstagsrede Bebels vom 3. Dezember 1906, in der Bebel gleichfalls den Standpunkt vertritt, Kolonialpolitik könne unter Umständen eine „Kulturtat" sein, wenn sie nämlich zu den fremden Völkern als „Befreier", als „Freund und Bildner", als „Helfer in der Not" komme, um ihnen „die Errungenschaften der Kultur und Zivilisation zu überbringen", sie „zu Kulturmenschen zu erziehen" usw.

Der Standpunkt, den Hué des weiteren in seinem Artikel einnimmt, ist sicher ehrlich gemeint. Er will ausdrücklich, daß die Sozialdemokratie „auch auf diesem Gebiet keine Partei der Negation" sein, sondern alle positive Kulturarbeit fördern solle. Anstatt nun über diesen Begriff „positive Kulturarbeit", theoretisch zu debattieren, möchte ich Hué selbst, seine Freunde und unsere Leser bitten, sich zunächst einmal einige unserem kolonialen Leben entnommene Wirklichkeitsbilder vorführen zu lassen.

Wir sind im südlichen Kamerun und befinden uns in einem zusammenhängenden Urwalde von der Größe des Königreiches Bayern. Ein undurchdringliches Gewirr von Gestrüpp, Sträuchern, Schlingpflanzen bedeckt als Unterholz den Boden, so dicht, daß kein Schritt hinein möglich ist, bevor mit dem Hauptmesser Bahn gemacht ist. Aus diesem Unterholz erhebt sich ein Wald von hochstämmigen Bäumen, ähnlich unserem Walde; darüber noch aber kommt erst der eigentliche Hochwald. Ungeheure glatte Baumstämme, deren Kronen erst 30 Meter über dem Erdboden, hoch über den Gipfeln der

mittleren Waldstockwerkes ansetzen, streben wie die Träger eines riesenhaften Pfeilersaales empor, und die von ihnen getragenen Laubmassen schließen sich in schwindelnder Höhe zu einem Blätterdache zusammen, das keinen Sonnenstrahl, nur ein ewiges Dämmerlicht hindurchläßt. Durch den Wald tröpfelt, sickert, fließt und rauscht es überall von Wasser. Ein unbeschreibliches Gewirr von hoch aufragendem Wurzelwerk überzieht wie ein labyrinthisches Netzwerk den Boden. Bäche, Flüsse und Ströme, stundenlange Sümpfe, in die man bis an die Hüfte einsinkt, müssen durchschritten werden, wenn man durch den Wald will. In diesem Walde wohnen schwarze Menschen — Kannibalen. Da die Tierwelt im Urwalde arm ist, so stillen sie ihren Hunger nach Fleisch durch Menschenjagd. Die einzelnen Dörfer und Stämme überfallen einander, um Gefangene zu machen und Menschenfleisch zu bekommen. Nach einem geglückten Ueberfall werden die Leichen der Gefallenen von den Siegern an Ort und Stelle zerstückelt; der eine schultert einen abgeschnittenen Schenkel, der andere trägt einen Kopf in der Hand, noch einer einen halben Rumpf, und so geht es nach Hause, wo das große Fleischessen anfängt. Das ist nicht Uebertreibung, ist auch nicht einmal kraß geschildert, sondern einfache alltägliche Wirklichkeit in den Urwäldern von Süd-Kamerun. In dem großen Walde wachsen aber auch die Kautschukbäume und Kautschuklianen. Ein Kilogramm von dem Kautschuk, den die Pflanzen liefern, wird auf dem europäischen Markte mit 6 Mark bezahlt. Ein großer Teil unserer modernen Industrie ist ohne Kautschuk nicht denkbar, und es bedarf keiner Ausführung darüber, daß es sich hierbei nicht nur um Luxus-Industrie handelt, wie Pneumatikreifen für 60pferdige Automobile, sondern der Bedarf nach Kautschuk durchdringt gleichmäßig ein großes Gebiet unserer gesamten Industrietätigkeit. Die Njems und Makkas, und wie all die Süd-Kamerunner Waldvölker heißen mögen, wissen von selber weder was Kautschuk ist, noch daß er in ihren Waldbäumen drin steckt, noch daß man ihn zu irgend etwas brauchen kann. Sie sind auf ihre Art zufrieden und bedürfnislos; sie bauen auf den kleinen Lichtungen im Walde, die sie um ihre Dörfer aushauen, zur Nahrung ihre Planten (Neger-Bananen), sie treiben mit Bogen und Pfeil Jagd auf Vögel und Affen im Urwalde, sie überfallen ihre Nachbarn, um Fleisch zu holen und sind selbst Tag und Nacht des Ueberfalles der anderen gewärtig. Wahrscheinlich war das schon seit Jahrtausenden die Daseinsform dieser Urwaldvölker. Sollte man wohl glauben dürfen, daß dies für den prinzipientreuen Sozialdemokraten auch noch unter die Formel vom glücklichen Naturzustand fällt, in dem man die Wilden lassen soll? Die europäische Kultur, die doch auch für den Sozialdemokraten eine gegebene Größe ist, braucht den Kautschuk. Der Kaufmann an der Küste schickt also seine Agenten mit Waren ins Innere. Der Agent richtet in der Nähe der Kautschukbezirke größere und kleinere Stapelplätze für Tauschgüter ein und geht dann entweder selbst in den Urwald zu den Wilden, um ihnen das Anschneiden der Bäume und die Gewinnung des Kautschuks zu zeigen, oder er schickt seine Händler, schwarze und weiße, mit Tauschwaren in den Wald. Sie kommen mit ihren Trägern und Waren in ein Dorf, wo es in der Umgegend Kautschuk gibt, und sagen den Leuten: hier ist so und so viel Ware, wollt ihr sie haben? Behaltet sie und sammelt dafür Kautschuk; nach zwei oder drei Monaten komme ich zurück, und dann müßt ihr mir den Kautschuk geben. Natürlich geht der Buschmann auf diesen Vorschlag mit Vergnügen ein. Er denkt an die Waren, die er vor sich hat; an den Kautschuk, der im Walde ist, denkt er höchstens nur sehr entfernt, denn er soll ihn ja nicht morgen früh bringen, sondern irgend wann, nach ein paar Monaten. So geht der Händler von Dorf zu Dorf. Meist sind es schwarze Angestellte der Firmen, Eingeborene aus Togo und Liberia, sehr oft auch Leute aus den englischen Kolonien, Goldküste und Sierra-Leone, wo der Handel seit langem entwickelter ist, und wo man die Praxis kennt. Schließlich, wenn die Waren alle sind, kehrt der Händler um und macht den Weg zurück, um den Gummi einzusammeln. Hiervon kommt der Ausdruck für diese Art Handel im Neger-Englisch: „trade back". Mit dem Einsammeln hat das nun allerdings seine Schwierigkeiten. Sehr häufig ist gar nichts herangebracht worden, oder es ist nicht genug, oder die Leute wohnen überhaupt nicht mehr in dem Dorf, sondern haben sich irgendwo drei Tagereisen weiter im Urwalde ein neues gebaut, weil jemand bei ihnen verzaubert und gestorben ist und der Platz ihnen unheimlich erscheint. Der Händler quartiert sich also mit seiner Trägerkarawane ein und wartet, bis die ausgemachte Menge Kautschuk zur Stelle ist. Das dauert unter Umständen noch lange; die Träger leben unterdessen, da die mitgenommenen Tauschwaren verbraucht sind, auf Kosten des Dorfes, sie fouragieren in den Pflanzungen, nehmen die Hütten in Beschlag, eignen sich Weiber an usw. Wenn die Sache gar nicht vorwärts gehen will, bekommt auf einmal der Häuptling Prügel, oder es werden Geiseln festgesetzt, bis der Gummi da ist. Natürlich regt das die Buschneger auf, und sie fangen an zu denken, wie sie die Händler, der sie drangsalieren, auf die kürzeste Art los werden. Die Gefahr eines „Aufstandes" ist da.

Was soll nun nach der Meinung der Sozialdemokratie hier der humane Kolonisator, der Befreier, Freund und Bildner tun? Soll er den Kautschuk ruhig im Walde und die Neger sich weiter gegenseitig schlachten und fressen lassen? Will er ein Schild vor den großen Wald hinstellen mit der Aufschrift: „Zutritt für Händler verboten"? Will er selbst mit hundert Genossen in den Wald gehen, um den Menschenfressern die Zivilisation zu überbringen und sie als Freund und Lehrer zu Kulturmenschen zu erziehen? Dann wäre ihm zu raten, auf jeden Fall pro Mann einen Repetierkarabiner und recht viel Patronen mitzunehmen, damit die Freunde und Lehrer sich ihrer Haut wehren können, wenn die Leute im Walde sie auffressen wollen. Das würden diese wahrscheinlich sehr bald probieren, sobald sie keine Gewehre sähen.

Vor zweieinhalb Jahren, als der Wald von Süd-Kamerun von weißen und schwarzen Kautschukhändlern, Agenten und Freibeutern voll war, hatten die Buschneger gegen die Händler, die ihnen durchaus Ware geben und Kautschuk dafür haben wollten und dann die Schulden eintrieben, einen solchen Zorn gefaßt, daß sie zu den Waffen griffen. Sie schlugen einige weiße und schwarze Händler tot, verzehrten sie, wobei sie die Bemerkung machten, daß das Fleisch der Weißen zu salzig schmecke, verjagten die übrigen, plünderten die Warenlager und verschanzten sich dann in unzugänglichen Sümpfen, weil sie sehr richtig erwarteten, daß nun die Truppe kommen würde. Dieser Kamerunner Südaufstand hat über zwei Jahre gedauert und ist erst vor wenigen Monaten notdürftig und ohne rechte Sicherheit für die Dauer des Erfolges zu Ende gebracht worden. Die Regierung will nun die Verhältnisse in den Kautschukbezirken, wo bisher die Händler und Ausbeuter zum Teil ungehindert und ohne Kontrolle hausten, unter ihre Aufsicht nehmen; namentlich in einigen entlegeneren Strichen, deren Kautschukreichtum erst neuerdings bekannt geworden ist. Sie will eine Anzahl Stationen in jenem Teile des Waldes gründen und braucht dazu eine neue Kamerunner, die zehnte, Kompagnie. Das sind dann ein Hauptmann, zwei Leutnants, ein Arzt, einige weiße Unteroffiziere und Lazarettgehilfen und 120 schwarze geworbene Soldaten. Auf jede Station oder Postierung kommt ein Weißer (auf den Hauptposten vielleicht zwei) mit einer Anzahl Soldaten, und die Stationen kontrollieren dann durch Patrouillen und persönliche Streifexpeditionen des Leiters die Verhältnisse in dem zugewiesenen Distrikt. Ist das nun besser oder schlechter, als das bloße Menschenfressen, das ohne und vor dem Kautschukhandel war? Ist es besser oder schlechter, als der Kautschukhandel mit dem unbeaufsichtigten und unwillkürlichen Schalten und Walten der Händler mit ihrer reinen Ausbeutung der Eingeborenen? Soll man also der Regierung vom Standpunkte Huës und der nicht prinzipiell kolonialfeindlichen Sozialdemokratie aus die 10. Kompagnie bewilligen oder nicht? Und was würde wohl mehr kosten — die 10. Kompagnie für sich allein, oder die Erziehung der Wilden zu Kulturmenschen im Sinne der Bebelschen Rede unter Bedeckung der Erzieher auch durch eine Kompagnie?

Ein anderes Bild. Die Hereros pflegten vor der näheren Bekanntschaft mit den Weißen, d. h. bis vor wenig mehr als einem Menschenalter, ihre ungeheuren Rinder-

herden nicht zum Verkauf oder zum regelmäßigen Fleischgenuß zu verwerten, sondern sie besaßen sie zum größten Teil als totes Gut. Ein Rind zu schlachten, um es zu verzehren, erschien ihnen für gewöhnlich fast als ein Frevel. Hunderttausende von Rindern weideten in den gewaltigen Steppen zwischen dem Auasgebirge und dem Waterberge, zwischen der Wüste am Meer und dem großen Durstfelde im Osten. Die Milch war Nahrungsmittel, nicht das Fleisch. Höchstens wenn die Ochsen und Kühe vor Altersschwäche verendeten, wenn sich ein Tier ein Bein gebrochen oder sonst tödlich verletzt hatte, so wurden sie verzehrt; ja auch an Krankheiten gefallene Kadaver wurden nicht verschmäht. Einen gesunden Ochsen oder eine Kuh zu schlachten, bloß um Fleisch zu essen, erschien den geizigen Großleuten als etwas ganz Unerhörtes. Nach dem Besitze an Rindern wurde das Vermögen und die Macht der Häuptlinge geschätzt, aber nur, wenn ein Großer gestorben war, fielen zum Totenopfer massenhaft Ochsen. Schon wenn der Häuptlingssohn geboren wurde, erhielt er vom Vater, von den Verwandten, eine Stammherde geschenkt. Alle Nachzucht, die hiervon kam, war von Anfang an zum Totenopfer bestimmt. Die Herden vermehrten sich, es wurden Hunderte und Tausende; man sonderte sie in Herden von roten, schwarzen, scheckigen, blauen und anderen Ochsen; reiche Kapitäne prahlten damit, daß sie von jeder vorkommenden Farbennüance eine besondere Ochsenherde besaßen. All diese Massen von Tieren waren nur dazu da, um auf den Tod des Häuptlings oder eines seiner Angehörigen zu warten und dann geopfert zu werden. Was bis dahin fiel, was ungenutzt einging, das fiel. Wagen, um die zahllosen Ochsen wenigstens einzuspannen, um sie zum Ziehen zu nutzen, gab es nicht; ebensowenig Verkehrswege, auf denen die Wagen hätten fahren oder Güter, die man auf sie hätte verladen können. Noch zu Anfang der neunziger Jahre erzählt der bei Ovikokorero gefallene Hauptmann von François von Samuel Maharero Onkel Lemonia, der sechzig Viehposten mit etwa 10 000 Rindern besaß, aber seine Viehwächter hungern ließ, während die Ochsen in Methusalems Alter eines friedlichen Todes starben. Beim Totenopfer kam dann die ganze Verwandtschaft, der ganze Stamm des Verstorbenen zusammen, und in tagelangem Fressen und Schlingen wurde das Fleisch der mit dem Speere niedergestochenen oder durch Zuhalten des Maules und der Nasenlöcher erstickten Opfertiere verzehrt.

In den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts kamen die ersten Weißen ins Hereroland, um Kupfer zu graben; sie brachten Wagen mit und fuhren zuerst mit Ochsen von Walfischbai nach der Matchlesmine beim heutigen Windhuk. Dann kamen die Händler aus dem Kapland und suchten Ochsen zur Fleischversorgung für die Schiffe zu kaufen, die damals vor der Eröffnung des Suezkanals das Kap auf der Fahrt nach Indien und Ostasien passierten. Sie brachten den Hereros Gewehre, Pulver und Blei, Schnaps und sonstige Handelsartikel, und vor diesen Versuchungen lockerte sich allmählich das starre Festhalten an dem toten, gar nicht oder unvollkommen genutzten Viehbesitz. Für ein Gewehr gab der Herero schließlich auch seine Ochsen her - - aber selbst noch in der Zeit der deutschen Besitzergreifung klagten die Händler und deutschen Kaufleute darüber, wie schwierig es sei, die Hereros dazu zu bringen, daß sie selbst für die angebotene Ware Vieh, vollends gar Mutterrinder, hergaben. Hue zitiert aus der Bebelschen Rede den Satz: „Wenn Sie also zu den fremden Völkern als Freunde kommen, als Wohltäter, als Erzieher der Menschheit, um ihnen die Schätze ihres Landes, die andere sind, als die unsrigen, heben zu helfen, um dadurch den Eingeborenen und der ganzen Kulturmenschheit zu nutzen, dann sind wir damit einverstanden.“ Hue führt diese Worte an, um den Beweis zu führen, daß auch Bebel nicht ein Feind der Kolonialpolitik an sich, sondern nur der brutalen Ausbeutungspolitik sei. Wie denkt sich denn nun aber der Sozialdemokrat, der als Wohltäter und Erzieher der Menschheit zu einem Volke wie die Hereros kommt, seine Aufgabe: den Wilden zu helfen, die Schätze ihres Landes zu heben? Wie denkt er sie sich in der Praxis, in der südafrikanischen Steppe? Unter diesem Barbarenvolke, das Hunderttausende von Ochsen besitzt, aber nichts mit ihnen anzufangen weiß, als sie an Altersschwäche sterben zu lassen oder zum Leichenmahle niederzustechen? Ist das auch der glückliche Naturzustand bei den fälschlich sogenannten Wilden, die bessere Menschen sind als wir? Ist das der Naturzustand, in dem zu verbleiben jedes Volk ein Recht haben soll, wenn es ihm so beliebt? Oder hat der Schiffer, der mit seiner Mannschaft ums Kap fährt und frisches Fleisch braucht, der Kaufmann, der zu den Hereros geht, um die Rinder einzuhandeln und an den Ort zu bringen, wo sie gebraucht werden - - haben die wirklich ein schlechteres Recht auf diese Ochsen, als die Hereros? Wäre es nach Meinung der Sozialdemokratie recht gewesen, die Hereros unter sich und bei ihrer alten Art zu lassen? Wenn aber nicht, wie sollte dann die Einbeziehung dieses Volkes und seiner Güter in unseren Kultur- und Wirtschaftskreis praktisch geschehen? Zu den Hereros gingen die Händler, die Ochsen kaufen wollten, und zwar für diejenigen Dinge, um welche die Hereros ihre Ochsen zuerst allein hingaben: Gewehre, Pulver, Blei, Schnaps, Tabak. Das, sagen die Sozialdemokraten, soll nicht sein, das ist unsittlich, das heißt nicht, Kultur bringen, heißt nicht, als Freund und Helfer kommen. Zu den Hereros gingen außer den Händlern noch die Missionare. Die brachten keinen Schnaps, sondern predigten und lebten unter den Wilden in Wirklichkeit als deren Freunde und Helfer. Sie gaben ihnen Arznei, sie versuchten sie, wenn auch vergeblich, allerlei Handwerk zu lehren, sie zeigten ihnen, wie man Gärten anlegt, sie mühten sich gegen die Barbarei, dem erschlagenen Feinde Herz und Leber aus dem Leibe zu schneiden und sie mit Hammelfleisch zu kochen, damit die Krieger, die sie äßen, mutig und ausdauernd würden, und dergleichen mehr. Aber Missionare sollen nach der Meinung der Sozialdemokraten auch nicht sein. Ja, wer sollte denn nun eigentlich zu den Hereros gehen, wenn überhaupt etwas geschehen sollte, um sie in den Kreis unserer Kultur zu ziehen, um ihnen die Schätze ihres Landes heben zu helfen, und das Land selbst der sinnlosen Vergeudung seiner Weide-Reichtümer zur Züchtung von 100 000 Ochsen, deren Dasein keinen Zweck hatte, zu entziehen?

Ich behaupte nicht, daß in Südwestafrika und in Kamerun keine Fehler gemacht worden sind. Ich behaupte nicht, daß die Ansiedler, die Beamten und Offiziere, die dort hingegangen sind, samt und sonders tüchtige, weitblickende, vorurteilsfreie und humane Menschen gewesen sind. Es waren gute und schlechte darunter, und sie haben Gutes und Schlechtes geleistet, im Verkehr mit den Eingeborenen wie in anderen Dingen. Es wäre auch sonderbar, zu verlangen, daß es in den Kolonien anders und besser zugehen soll, und die Menschen dort eine andere Durchschnittsnatur haben sollten, als irgendwo anders auf der Welt. Ich behaupte aber, daß es verkehrt ist, vor den unausweichlich bestimmten Problemen, wie sie die Wirklichkeit in den Kolonien stellt, die Augen zuzumachen, sich dem Studium der Verhältnisse, wie sie dort draußen als Aufgabe vorliegen, die Lösung, nicht Deklamationen fordert, sei es durch persönliche Bekanntschaft, sei es durch Bücher oder auf anderem Wege, einfach zu entziehen und mit einer langen Serie von ganz allgemeinen Redewendungen ein so ungreifbares Programm aufzustellen, wie Bebel in seiner Rede, das einem unter den Händen zerfließt, wenn man es in den Urwald oder in die Steppe mitnehmen und dort nun praktisch anwenden will. Die Sozialdemokratie muß sich entschließen, die Dinge draußen in unseren Kolonien zu sehen, wie sie sind, nicht wie sie sich sie in aller Unberührtheit von praktischer Anschauung zurechtgemacht hat. Auch Multatuli ist dazu nicht brauchbar. Sie muß sie studieren und dann sagen, was jetzt falsch gemacht wird, und wie es ihrer Meinung nach recht gemacht werden soll. Und dann muß sie bereit sein, hierfür auch Mittel zu bewilligen. Es ist eine zu billige Ware: Befreier, Freund, Bildner, Helfer in der Not, Ueberbringer der Errungenschaft von Kultur und Zivilisation, Erzieher zur Kulturmenschheit - -, wenn man diese guten Worte bloß auf Papier schreibt, oder sie in eine Versammlung von Menschen hineinspricht, die in einem großen Saale sitzen und dazu Bier trinken und Zigarren rauchen. Man soll es doch einmal versuchen, diese bloß ge-

schriebene und gesprochene Kolonialweisheit einzupacken und sie mit zu den Makkas und in die Sümpfe am oberen Njong zu nehmen, und dann dort probieren, was für ein praktisches Gesicht nun eigentlich die Erziehung zur Kultur im Urwalde haben muß.

Es ist sehr wertvoll und sehr verdienstlich, daß ein Mann von der Bildung und der allgemeinen Bedeutung innerhalb unseres politischen Lebens, wie Hu-. die Frage der Kolonialpolitik vom Standpunkte der sozialdemokratischen Selbstbesinnung aus so anschneidet, wie er es getan hat. Wenn er aber damit wirklich weiter kommen und einen realen Effekt haben will, so kann er bei der allgemeinen Form der Erörterung, wie in dem Aufsatze der „Neuen Gesellschaft", nicht stehen bleiben, sondern er muß dem kolonialen Einzelproblem selbst zu Leibe gehen. Warum fährt denn ein solcher Mann nicht selbst nach Kamerun und geht dort ins Innere und lernt den Dienst bei den Stationen, die Expeditionen im Urwalde und im Graslande, das Leben der Eingeborenenstämme, die Praxis des Kautschukhandels usw. kennen? Er kann sicher sein, daß man ihn gut aufnehmen wird und ihm behilflich sein wird, zu kommen, wohin er will und zu sehen, was er will, denn was könnte der Regierung angenehmer sein, als daß ein ehrlicher Gegner kommt, um bei der Wirklichkeit draußen zu lernen, wenn er so sicher belehrt werden wird? Niemand in der Kolonie wird daran zweifeln, daß der Besucher mit einem ganz anders gefärbten Urteil und, vor allen Dingen, mit wirklicher Tatsachenkenntnis nach Hause zurückkehrt. Warum geht nicht weiter ein anderes Mitglied der sozialdemokratischen Partei nach Togo und studiert dort den Baumwollenbau? Warum geht nicht noch ein anderer nach Südwestafrika und stellt sich dort am Waterberge oder am großen Omuramba in der unermeßlichen Weidesteppe unter dem Himmel Südafrikas selbst vor die Frage: Wer gehört nun im Interesse der Kultur und der Entwickelung der Menschheit als Herr und Nutznießer hierher? — Der Herero mit seinen Tausenden von Totenopferochsen oder der deutsche Farmer, der zu Hause vielleicht ein verschuldeter Krämer oder Kleinwirtschaftler wäre, dem jedes Kind eine Sorge mehr ist — hier aber ein freier Mann, dem seine Kinder Reichtum sind und der sie wieder freie Menschen werden lassen kann?

Noch niemand ist mit ehrlichem Willen draußen gewesen und ist heimgekehrt ohne das Bekenntnis, daß er eine Welt von neuen Anschauungen gewonnen hat. Viele aber, die draußen waren, haben nicht nur etwas mitgebracht, sondern sie haben auch etwas draußen gelassen: etwas Herz und etwas Liebe für diese neue deutsche Welt jenseits der Meere.

Paul Rohrbach.

Unsere Bewegung

Aus der Provinz Hessen-Nassau. Am 27. und 28. April fand hier ein liberaler Parteitag für den Regierungsbezirk Kassel und Waldeck statt. Zur Einberufung hatten sich die beiden, in freundnachbarlichen Beziehungen lebenden Vorstände des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei und des Wahlvereins der Liberalen in Kassel zusammengetan. Der leitende Gedanke war, für künftige Wahlen ein planmäßiges, gemeinsames Vorgehen aller Liberalen in der Provinz Hessen, und speziell im Regierungsbezirk Kassel, sicherzustellen, denn das Fehlen jedweder Organisation hatte sich bei der letzten Wahlbewegung nur allzu fühlbar gemacht. Die Kandidaten waren viel zu spät nominiert, keinerlei Vorarbeit geleistet, keine Vertrauensmänner da; es bestand keine Stelle, von der aus man Flugschriften und dergleichen bequem beziehen konnte, kein Archiv für gegnerische Flugblätter und dergleichen. Die erfreuliche Lebhaftigkeit des politischen Interesses, die sich noch nach den Wahlen kundgab, veranlaßte die Kasseler Herren zu dem Versuch, eine solche Zentralstelle hier jetzt zu schaffen. Am Samstag, den 27., ging dem Parteitag eine öffentliche Versammlung im Großen Stadtpartsaale voran, die sehr zahlreich besucht war und in der Herr Professor Schücking, Marburg, einen trefflich gegliederten, wohldurchdachten Vortrag über die Aufgaben des Liberalismus hielt. Die fesselnde Rede, welche von hohem Idealismus durchglüht war und auch der beißenden Ironie nicht entbehrte, fand eine begeisterte Aufnahme. Auch der vom geschäftsführenden Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen zur Tagung entsandte Herr von Gerlach sprach in der Versammlung über „Die nächsten Aufgaben des Liberalismus im Reichstage" und fand ebenfalls ungeteilten Beifall.

Am Sonntag vormittag begannen die eigentlichen Verhandlungen. Es wurde beschlossen, auf die Gründung von Orts- und Kreisvereinen nach Möglichkeit hinzuwirken, insbesondere auch Hauptvertrauensmänner in jedem Orte zu ernennen. Die neu zu gründenden Vereine sollen, unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Fraktion, möglichst einen neutralen Namen, wie „Liberaler Verein" oder dergleichen führen. Beschlossen wurde ferner die Schaffung eines geschäftsführenden Ausschusses für den Regierungsbezirk Kassel und Waldeck mit dem Sitze in Kassel. Derselbe besteht aus den Vorständen der beiden Wahlvereine und wird ergänzt durch je einen Delegierten jedes politischen Kreises. Er soll mindestens alljährlich einmal zusammentreten, kann aber bei wichtigen Anlässen außerdem einberufen werden. Aufgabe des Ausschusses ist vor allem auch die Verständigung über die einzelnen Wahlbezirke, damit eine Kollision der einzelnen Fraktionen vermieden wird. Auch wurde der Gedanke der Gründung einer Zeitung erwogen und die Ausführung desselben für sehr wünschenswert erachtet.

Die Verhandlungen, an denen viele auswärtige und hiesige Herren teilnahmen, gestalteten sich äußerst anregend, und nach dem Gange derselben ist anzunehmen, daß das Werk der liberalen Einigung durch diesen Parteitag eine wirksame Förderung erfahren hat.

Radeberg. Der liberale Gedanke bricht sich endlich auch in unserem 4. sächsischen Wahlkreise Bahn. Dem vornehmen und wirkungsvollen Auftreten unseres Kandidaten Dr. Barge-Leipzig ist es zu danken, daß sich in unserer Stadt trotz heftiger Anfeindungen von konservativer und reformerischer Seite der „Freisinnige Verein für Radeberg und Umgegend" gründete, der jetzt bereits 80 Mitglieder zählt, die zum großen Teile den Arbeitern angehören. Vor kurzem beschloß der Verein fast einstimmig, dem Wahlverein der Liberalen beizutreten. Vorsitzender ist Herr Kaufmann Paul Merkel, Mühlstraße 19. Besondere Verdienste um die Verbreitung liberaler Ideen erwirbt sich Herr Dr. v. Mangoldt-Dresden. Seinen Bemühungen ist es gelungen, liberale Vereine in Bühlau und Klotzsche ins Leben zu rufen, weitere Neugründungen stehen binnen kurzem bevor. Sehr erwünscht wäre die Anstellung eines Parteisekretärs für das Königreich Sachsen.

Dortmund. In der letzten Monatsversammlung des sozialliberalen Vereins für Dortmund und Umgegend am 23. April berichteten die Herren Tittel und Alberts, Vorsitzender des Hörder Vereins, über den Delegiertentag in Berlin. Während Herr Alberts den ersten Verhandlungstag, sowie das Referat Dr. Potthoffs in wirkungsvoller Weise den Mitgliedern vor Augen führte, besprach Herr Tittel die beiden Vorträge Naumanns und Münsterbergs und erntete wie sein Vorredner großen Beifall. Nach einer vornehmlich durch Herrn Professor Dr. Guttmann interessant gestalteten Diskussion, in der die Zustimmung der Versammlung zu der von der Reichstagsfraktion eingenommenen Haltung zum Ausdruck kam, wählte man Herrn Buchdruckereibesitzer Jäger jun., Balkenstr. 23, zum 1. Schriftführer, da Herr Techniker Wilhelm sein Amt niedergelegt hatte. Ein vom Vorstande ausgearbeiteter Statutenentwurf wurde von Herrn Tittel verlesen, die Beschlußfassung hierüber und über sonstige Vorschläge betr. Organisation usw. dagegen vertagt. Herr v. Gerlach hoffen wir demnächst in unserer Stadt sprechen hören zu können.

Prenzlau-Angermünde. Unser Freund, Stadtverordneter Malermeister Steinweg-Prenzlau, der durch seine rührige Agitation als Kandidat bei der letzten Wahl die liberalen Stimmen von 1043 auf 3710 gebracht hat, arbeitet unablässig weiter am Ausbau unserer Organisation. So fanden in letzter Zeit in Prenzlau eine Vertrauensmännersitzung und in Straßburg i. U. und Schwedt a. O. öffentliche Versammlungen statt, in denen neben Steinweg Schriftsteller Emil Brandt als Vertreter der Partei sprach. In Prenzlau besteht bereits ein an Berlin angeschlossener Verein. In Straßburg und Schwedt wurden im Anschluß an die Versammlungen liberale Ortsvereine gegründet. Es liegen aus dem Wahlkreise vielfache Wünsche nach Fortführung der organisatorischen Arbeit vor. Man hält es für ein Leichtes, besonders durch Organisation der Städte, in denen durchschnittlich nur 60 % gewählt haben, die liberalen Stimmen noch bedeutend zu steigern.

Briefkasten

G. S. in U.—g. Leider nicht verwendbar.

Cand. R. in Fr. Nein, bitte keine größere Zusendung. Die Redaktion wird fast täglich so sehr mit Gedichten überschüttet, daß uns die Zeit fehlt, gleich eine ganze Sammlung mit Ernsthaftigkeit durchzuprüfen.

Mehrere Handlungsgehilfen. Die Behauptung der deutschnationalen „Handels-Wacht", daß die meisten der anwesenden freisinnigen Abgeordneten am 16. April gegen den Antrag Bassermann betr. werktägliche Arbeitszeit und Sonntagsruhe der Kontoristen gestimmt hätten, ist glatt erfunden. Wahr ist, daß die freisinnigen Parteien sowohl für den Antrag Bassermann, als auch für den Antrag Schack eingetreten sind.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 19 Berlin, 12. Mai 1907

Taktik

„Er kennt die Kanaille nicht."
Friedrich der Große.

Der große König sitzt am Tisch und hört zu. Ihm gegenüber liest ein Gelehrter mit feinen Zügen und warmen Augen aus einer Arbeit, die er selbst entworfen hat. Sie handelt über „Die Würde des Menschen". Es ist alles gut gesagt, wohl gedacht, sauber angeordnet und ausgeführt. Der König unterbricht den alten Herrn auch nicht, obwohl die Sache lange dauert. Nur seine Gedanken gehen spazieren; er sieht die Höflinge, die vom Klatsch leben, die Diplomaten, die in persönlichem Ehrgeiz über Völkerwohl verhandeln, die Priester, die sich zanken, das Volk, das launisch heut dem und morgen jenem nachläuft. Ueber jeden Satz, der da gelesen wird, beugt sich im Stillen die Grimasse eines Bekannten nieder und lacht. Nun ist der Menschenfreund zu Ende. Der König blickt ihn freundlich an, lächelt und sagt: „Lieber Freund, Er kennt die Kanaille nicht." — Heute würde man sich vielleicht nicht mehr so stark ausdrücken; aber die Einschätzung der Menschen ist oft die gleiche geblieben. Und doch war der König auch ein Freund seines Volkes und diente ihm mit voller Kraft. Trotzdem dies verächtliche Wort! Freilich ist es um kein Haar geringschätziger, als die volltönenden Bußpredigten über die Sünde der Weltmenschen, welche man oft Sonntag für Sonntag in Kirchen hören kann.

Der alte Fritz hatte wohl recht. Er kannte die Menschen und wußte, daß in jedem etwas vom Teufel steckt. Diese Erkenntnis war für ihn kein theologischer Glaubenssatz, sondern einfache Lebenserfahrung. Sie verlor deshalb nichts an Gewißheit, wohl aber an Bitterkeit. Man soll den Menschen nicht frisieren und schönfärben; ihn erkennen und verstehen, auch von seinen schlechten und gemeinen Seiten aus, ist Wahrheit. Je mehr man sich selbst dabei einrechnet, nicht in hochmütiger Demut, sondern in vollem Wirklichkeitsernst, desto heilsamer wirkt die Erkenntnis. Nur eins ist schlimm; wenn solche Menschenkenntnis zur Verachtung der Menschen führt. Keiner wird groß, der nicht vertrauen kann. Menschenbilder lieben, die man vorher zurechtgestutzt hat, rächt sich immer; aber wirkliche Menschen lieben mit ihren Schwächen und Fehlern, die man sich ganz klar gemacht hat, das bringt uns und andere vorwärts. Menschenkenntnis und Menschenachtung schließen sich nicht aus. Tapferkeit und Opfer lernt man gerade schätzen, wenn man all die tausend Hindernisse kennt, welche sich uns in den Weg legen. Wer niemand traut, dem ist selbst nicht zu trauen. Wer vielen glaubt, der findet manches goldene Land mitten in Wüsten. Vielleicht ist das Vertrauen immer noch die größte Macht in der Welt. Denn es ist nicht klein zu kriegen, trotz aller Enttäuschungen, und schafft dadurch neue Werte.

Traub.

Der Maler als Philosoph

Der Maler kann nichts anderes bearbeiten, als die Außenseite der Dinge. Ihn kümmert die Entstehung der Erscheinungen nicht. Mag ein Baum, den er vor sich hat, zum alten Bestande deutscher Pflanzen gehören oder aus Samarkand eingeführt sein, was kümmert es ihn? Ihm ist es gleich, ob das Haus, dessen Giebel er darstellt, mit Holz oder Eisen aufgerichtet wurde. Er kann eine Lokomotive malen, ohne von der Einrichtung der Dampfmaschine etwas zu verstehen. Er malt Stoffe, deren Herstellung ihm ewig Geheimnis bleiben wird. Wenn er alles verstehen sollte, was er malt, dann würde er nie fertig werden. Soll er die Geologie studieren, ehe er Berge entwirft? Man verlangt von ihm nichts, als ein gutes Auge. Wenn wir als Zuschauer seiner Arbeit folgen, so zieht er uns in seine Einseitigkeit hinein, denn er läßt uns alles vergessen, was nicht gesehen werden kann. Es ist, als ob die Welt keine Geschichte und keine Vergangenheit hätte, sondern nur eine Gegenwart. Es ist, als ob es kein inneres Wesen der Dinge gäbe, sondern nur eine Erscheinung. Nicht, was der Mensch spricht, interessiert den Maler, sondern wie er den Mund aufmacht, nicht, wohin er geht, sondern wie er seine Füße setzt. Der Zweck der Dinge und Handlungen ist versunken, sobald wir den Maler besuchen. Es genügt, daß sie da sind. Alle Bilder, in denen Geschichten, Begriffe oder Zwecke vergraben liegen, haben etwas Peinliches. So wenigstens sehen wir heutigen Menschen die Malerei an. Wir wissen wohl, daß es viele Jahrhunderte hindurch fast nur Malereien mit Geschichten, Begriffen und Zwecken gegeben hat, aber das, was uns an den alten erhabenen Bildern fesselt ist nicht ihr unsichtbarer Inhalt, sondern ihre Wiedergabe von Sichtbarkeiten. Wie der Prinz geheißen hat, den der Maler unsterblich machte, ist uns gleichgültig, es stört uns fast, wenn man es uns sagt. Wozu sollen wir etwas so Unnützes wissen? Historisch mag es gut sein, zu wissen, wer sich von Rafael malen ließ, aber für die Kunst ist es störend. Also braucht der Künstler gar nichts zu wissen, es genügt, wenn er ein Auge hat, das alle Gestaltungen und Beleuchtungen erfaßt, er soll sehen und malen können — das ist alles!

Man könnte also glauben, daß der unphilosophischste Maler der beste sei. Viele unserer jungen Künstler glauben das wirklich. Sie vernachlässigen ihre allgemeine Bildung und verzehren sich in Technik des Auges und der Hand. Es wird fabelhaft gearbeitet, und das Ergebnis ist sehr oft eine Art von Gewandtheit, die im Grunde niemandem etwas bietet. Man gehe doch durch die langen Säle der Ausstellungen! Kunsthandwerk! Ob dieses Handwerk mehr nach alter oder neuer Methode betrieben wird, ändert daran nichts, daß man die Seelenlosigkeit dieser Menschen empfindet, von denen man nicht sagen kann, daß sie etwas falsch machen. O, daß sie etwas Falsches machen wollten! Das wäre doch wenigstens etwas, was nicht von der Maschine geleistet wird, sondern vom Menschen!

Der Maler soll also Seele besitzen. So unklar und vieldeutig dieser Ausdruck sein mag, so ist er doch gut für den Anfang tieferer Erwägungen. Was heißt es aber, daß

er Seele besitzen soll? Er soll die Erscheinungen gliedern, disponieren, gruppieren, vorhandene wichtige Eindrücke verstärken und unwichtige verwischen, er soll aus einem Gemisch von Färbungen die maßgebende Farbe herauserkennen, kurz, er soll die Erscheinungen charakterisieren. Das Sehen ist eine Arbeit, eine Gestaltungsarbeit. Man sagt, daß der Maler mit seinem Stoffe ringt, um ihn zu bewältigen. Er betrachtet die Welt der Erscheinungen als seine Materie, er aber will Herr der Materie werden. Auch hier gibt es den Willen zur Macht. Malen können, ist eine Form von Weltherrschaft. Wer es nicht kann, dem fehlt etwas an Menschenkraft. Deshalb stehen wir Zuschauer so neidvoll und fast sehnsüchtig vor den Arbeiten großer Maler. In unserem Auge regt sich eine schlummernde Lust zur Weltverarbeitung, aber wir fühlen, daß wir diese Verarbeitung nicht selber besorgen können. Wir stehen vor dem starken Maler, wie vor einem festen Reiter, der Pferde zu bändigen weiß, die für uns zu wild sind. Wie er es macht? Ja, das ist eben seine Kraft und Kunst. Er kann es, und uns tut schon das wohl, daß es jemanden gibt, der es kann. Jeder von uns besitzt nur auf einigen wenigen Lebensgebieten eine gewisse eigene Macht. Auf allen anderen sind wir auf die Nachempfindung der Macht anderer Menschen angewiesen. Schon diese Nachempfindung bei sich wecken zu können, ist etwas Großes. Um ihretwillen gehen wir in die Gemäldesammlung.

Der Maler ist der Philosoph der Sichtbarkeiten. Ich habe diesen Gedanken durch einen Maler in aller seiner Fülle verkörpert gefunden, um dessen Arbeiten sich jetzt das künstlerische Berlin sammelt. Max Liebermann ist keinem Besucher der Berliner Sezession fremd und auch ein Teil seiner in Privatbesitz befindlichen Gemälde war mir bekannt, aber durch die Sammlung der Liebermannschen Bilder in der diesjährigen Sezession tritt er in seiner Gesamtwirkung vor uns. Er will nichts sein als Auge und Hand. Er ist kein gläubiger Maler nach alter Art und ohne belehrende Absicht. Das ist die Grundlage, auf der sich eine Wirkung erhebt, als ob er — — eine gewaltige Tendenz hätte. Als ob man Kant liest! Er wird zum Lehrmeister, weil er nichts ist als Wirklichkeitssucher.

Liebermann malt nicht schön. Es gibt Maler, die viel mehr lyrische Harmonien in ihren Seelen tragen. Er ist, um so zu sagen, nicht melodiös. Auch malt er nicht prächtig. Wie selten ist bei ihm ein starkes Rot oder Blau! Er findet keine dekorative Welt, weil er sie nicht sucht. Ihm fehlt das flutende Rot und das wogende Gewand der dramatischen Malerei. Er ist kein Maler für Schillersche Dichtungen. Wie wenig ist er auch ein Kind der Sonne! Er kennt den Glanz nicht, den die goldene Sonne bereitet. Und doch und trotzdem ist er so stark. Man kann ihn als einen glanzlosen Rembrandt bezeichnen. Er hat vom Rembrandt das eine nicht, nämlich die Freude am blinkenden Kleinkram und die Lust am Licht, das in die Nacht scheint. Diese romantischen Elemente fehlen. Was er aber mit Rembrandt gemeinsam hat, ist das Andere und größere; er erlebt die Bewegungen und Gestaltungen, als sei er selbst in ihren drin. Er fühlt den Tritt des Pferdes, als ob er im Pferdekopf säße. Die Welle ist ihm kein Theater, sondern ein natürlicher Vorgang, den er selber hervorruft. Mir ist es, als spräche jemand den Namen Spinoza. Auch Liebermann ist Jude, wie Spinoza. Und was Spinoza uns gebracht hat, den Gedanken der Einheit von Bewußtsein und Erscheinung, das zeigt Liebermann nicht in Worten, sondern dargestellten Erscheinungen, in die sich sein Bewußtsein hineingeschoben hat. Er malt mit dem Gehirn. Sein Auge ist Organ eines Geistes, der eine Art Spinoza ergeben würde, wenn es ihm gefallen hätte, sich auf Begriffsverarbeitungen zu legen. Indem ich dieses schreibe, weiß ich recht gut, daß alle diese Worte nur Andeutungen sind und daß sie dem nichts nützen, der sich nicht vor die Bilder stellen kann. Aber ist das nicht bei allen unseren Kunstbesprechungen derselbe Fall? Die Worte sind nichts als Stäbe, an denen der Wanderer erkennt, wo der Weg ins Gebirge geht. Steigen muß jeder selber.

Das Wichtigste für den, der über die Besonderheit der Liebermannschen Kunst nachdenkt, sind die Kartons, auf denen die Vorarbeiten zum „Hamburger Professorenbilde" sich zeigen. Wie anders sind Lenbachsche Kartons! Man gönne sich die Zeit zu der Frage: wie würde wohl Lenbach diesen oder jenen Kopf gegriffen haben? Sicher ist, daß Lenbach aus einigen dieser Köpfe „mehr gemacht" hätte als Liebermann. Bei Lenbach beginnt das Bild mit den Augen. Seine Porträts sind, wenn wir es übertreibend aussprechen dürfen: Augenpaare mit Umgebung. Für Liebermann ist das Auge des Objektes ein Stück seiner Oberfläche, gewiß kein unwichtiges, aber keineswegs der Inbegriff des ganzen Menschen. Der Mensch als Ganzes lebt in seinen Körperhaltungen. Wie die Hyäne einen anderen Gang hat als der Wolf, so hat jeder Mensch seine ihm eigenen Bewegungswinkel, seine Ecken und Rundungen, seinen persönlichen mechanischen Rhythmus. Diesen findet Liebermann. Er zeichnet nicht eigentlich den Umriß, sondern ein mit Fleisch und Kleid umhangenes, vom Gehirn aus bewegtes Knochengestell. Also zeichnet er nicht bloße Oberfläche. Alle Maler, die bloße Oberfläche zeichnen, sind oberflächlich. Man muß die Oberflächen so sehen lernen, daß man ihren Untergrund mit sieht.

Naumann.

Das Ausland in Berlin

Auf politischem Gebiet ist die nationale Gesinnung glücklicherweise in hohem Maße durchs Volk gedrungen. Es nimmt niemand gerne das Odium einer antinationalen Gesinnung oder auch nur des nationalen Indifferentismus auf sich. Wir sind doch nicht so weit, daß die nationale Gesinnung sich von selbst versteht; aber die Parteien bemühen sich doch, ihr Konto in diesem Punkt rein zu halten. Ein nationaler Schuldposten ist im öffentlichen Leben ein zündender Vorwurf geworden. Auch die Sozialdemokraten betonen gelegentlich, daß sie ihr deutsches Vaterland nicht weniger lieben, weil sie die nationalen Machtmittel glauben ablehnen zu müssen. Selbst aber wenn man die verhängnisvolle Haltung der Sozialdemokraten in die Rechnung einführen will: der Revisionismus und die fortlaufenden Diskussionen in der bürgerlichen Presse beweisen, daß die internationalen Lehrsätze zu wanken beginnen. Die soliden Lehrsätze haben mit den soliden Forderungen den Umstand gemein, daß man wenig von ihnen spricht. Kann die Diskussion nicht mehr niedergehalten werden, beginnt der Lehrsatz falsch zu werden, selbst wenn er früher richtig gewesen sein sollte. Ibsen meint ja, daß eine normale Wahrheit nicht viel länger als 20—30 Jahre lebt, um sich dann langsam in toten Ballast oder in die blanke Lüge zu verwandeln. Das Wort fällt bei Ibsen in einer politischen Volksversammlung und auf politischem Gebiet ist diese Wandlung sehr leicht zu beobachten und zu belegen. Im Wechsel der Dinge hat das Wort „national" im modernen politischen Kampf einen echten Klang bekommen. Die Herren von der Politik sind in diesem Punkt besser daran, als ihre publizistischen Kollegen, die den literarischen Kampf zu führen haben. Die Tatsachen der Politik sind schroffer, härter, zwingender als die geistigen Werte der Literatur und die harten Tatsachen sind ein harter, aber segensreicher Schulmeister der nationalen Gesinnung gewesen. In der geistigen Entwickelung, die mit der politischen nie ganz parallel läuft, sondern ihr folgt, sind wir noch nicht so weit. Wer im literarischen Kampf sein deutsches Herz nicht zu wahren weiß, verfällt noch immer dem Vorwurf der „nationalen Beschränktheit", des „engen Gesichtskreises" oder wie man das Ding sonst zu nennen beliebt. Eben darum sind prinzipielle Erläuterungen nicht überflüssig, wenn man die Ausländerei einer Bühne angegriffen hat. Nicht als ob mir der Vorwurf der „nationalen Beschränktheit" unangenehm wäre — ich weiß, was dahinter steckt und pfeife auf den Krempel. Die unangenehmen Bezeichnungen aber sollen die nationale Klinge stumpf machen, sollen das nationale Streben diskreditieren und darum ist eine Klarstellung der Dinge vielleicht von Nutzen.

Um von konkreten Dingen ausgehen zu können, beschränke ich mich auf das deutsche Theaterleben, das übrigens auch ohnehin den stärksten künstlerischen Faktor darstellt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Ausführungen im allgemeinen auch für die übrigen künstlerischen Gebiete gelten. Immerhin: auf jedem besonderen Gebiet werden sie in beson-

derer Weise modifiziert und so wähle ich das Theater, um von der vagen Allgemeinheit zu bestimmten Formeln zu gelangen. Das deutsche Theaterleben nun wird von Berlin aus bestimmt. Das kann man bedauern, wie ich es bedauere; an der Tatsache selber wird dadurch leider nichts geändert. Wenn man über das deutsche Theaterleben schreiben will, muß man hier wie überall zunächst Berlin vor Augen haben. In Berlin nun gibt es, wenn wir den Spielplan unter nationalen Gesichtspunkten betrachten, zunächst eine Bühne, die rein französisch ist, — das Residenztheater. In Paris wäre die Existenz einer rein deutschen Bühne ein Unding; aber das soll uns nicht zu voreiligen Urteilen verführen. Die nationale Abgeschlossenheit der Franzosen ist ein Fehler, den wir nicht nachahmen wollen. Das Residenztheater importiert die sogenannten „pikanten" Schwänke, in denen das alte Motiv von der verbotenen Liebe immer wieder und immer wieder abgeleiert wird. Die Bühne hat nur für das Amüsement Bedeutung; die deutsche Literatur wird von ihr überhaupt nicht berührt und so besteht kein Grund zur Alternative, um so weniger, als die französischen Amüseure im allgemeinen geriebener und selbst feiner sind, als die deutschen. Mit dieser einen französischen Bühne ist Berlin lange ausgekommen. Vor einigen Jahren aber empfanden einige Theatermenschen das gewiß tiefe Bedürfnis, eine zweite zu gründen. Wir wurden mit dem Trianontheater gesegnet, das ebenfalls einen rein französischen Charakter hat. In Paris wäre eine journalistische Rebellion ausgebrochen, wenn man der Presse zwei deutsche Bühnen hätte zumuten wollen. In Berlin hat sich niemand geregt. Wir bewundern diese nationale Stumpfheit keineswegs; aber sei es darum! Auch das Trianontheater steht im Dienst des Amüsements und geschäftlicher Interessen. So lange die Dinge in dieser Sphäre bleiben, kann man fünf gerade sein lassen, ohne sein nationales Gewissen allzusehr zu belasten. Um so strenger setzen die Forderungen ein, wenn es sich um ernste Bühnen handelt, die für die deutsche Literatur Bedeutung haben oder doch haben sollten. Und mit diesen Bühnen und ihren nationalen Pflichten wollen wir uns jetzt befassen:

Es sei von vornherein betont, daß wir selbstverständlich nichts gegen die Kultivierung ausländischer Größe haben. Wer gegen einen genialen Dichter wie Ibsen unter dem Gesichtspunkt der Ausländerei zu Felde zieht, ist in der Tat beschränkt. Der künstlerische Genius soll uns immer willkommen sein; unsere besten Bühnen sollen ihm offen stehen und wir wollen uns auch nicht durch den Umstand stören lassen, daß der deutsche politische Genius im Ausland so wenig gilt. Sehe jeder, wo er bleibe; wer die Geschenke nicht dankbar annimmt, die uns die Natur durch den Genius beschert, muß in der selbstzufriedenen Armut beharren. Die tiefgehende Arbeit, die in Deutschland für Shakespeare geleistet ist, ist ein nationales Verdienst von hohem Rang. Es vergeht kein Winter, in dem diese Arbeit nicht ihre segensreichen Früchte bringt. In England ist der geniale Meister ein Spielball roher Komödianten; bei uns hat er die eigentliche Heimat gefunden. Wir können mit dem Tausch zufrieden sein.

Die geniale Begabung also hat einen Paß für alle Länder. Selbst aber wenn man von diesem königlichen Recht absieht, wird das Ausland nicht immer zu entbehren sein. Der Apparat des Theaters ist in Deutschland so groß, daß auch der dramatische Schatz der gesamten Weltliteratur nicht ausreichen würde, ihn bei täglichem Spiel zu versorgen. In erster Linie müßte nun die laufende deutsche Produktion und in zweiter das Ausland ergänzend hinzutreten. Ein ausländischer Wert, auch wenn es nur ein mittlerer ist, soll uns willkommen sein, sofern die deutschen Werte nicht verdunkelt werden. Leider aber wird diese bescheidene Forderung nicht honoriert. Die deutsche Produktion kommt längst nicht mehr in zweiter und dritter, sondern knapp genug in vierter Linie; sie muß nicht nur vor ausländischen Werten, sondern auch vor der ausländischen Wertlosigkeit zurücktreten, und das ist schlechthin ein Skandal. Mit Ausnahme des Königlichen Schauspielhauses haben im letzten Winter alle großen Bühnen ihren Spielplan bestritten, ohne auch nur einmal die großen deutschen Dramatiker von Lessing bis Anzengruber in Anspruch zu nehmen. Dazu schweigen aber ist ein Verrat am eigenen Volk und am deutschen Ruhm. Gerade wir haben allen Grund, den nationalen Stolz zu pflegen: wir tragen ja an dem in der Auslandspresse mit Recht so beliebten „kosmopolitischen Zug". Als wir ein Spielball inländischer Winkeldespoten und ausländischer Mächte waren, haben wir ihn erworben. Wer ihn von uns noch besitzt, sollte durch ihn an Zeiten der tiefsten Erniedrigung erinnert werden und er müßte ihm brennen, wie andere Narben brennen. Die Deutschen werden nie ganz national werden, wenn nicht auch die geistige und künstlerische Luft in Deutschland eben deutsch ist. Es ist ein bitteres Possenspiel, daß bestimmte Zeitungen über dem Strich in modern nationalem Geist redigiert sind, während im künstlerischen Teile gewirtschaftet wird, als residiere Ludwig XIV. noch in Paris. Nun, Ludwig ist hin und Sedan ist geschlagen. Die Nationalisierung auch der deutschen Kultur wird kommen. Wer immer für sie eintritt, darf der Zukunft sicher sein. Und das ist in diesen Tagen für den Aesthetiker kein geringer Trost.

Erich Schlaikjer.

Mannheim

Zu seinem Jubiläum 1607—1907

Der beste Gradmesser für die Entwickelung des deutschen Südens ist Mannheim. Diese Stadt mit ihren 300 Jahren entbehrt die schöne landschaftliche Lage, die so viele Städte des Südens zu Anziehungspunkten macht, sie hat dafür eine wirtschaftlich so günstige Lage, wie keine zweite deutsche Stadt im Binnenlande überhaupt. Die ganze industrialistische Entwickelung hat sich für den Süden in Mannheim zusammengeballt und hier zehnfach das entwickelt, was ihr anderswo im Süden oft nur mit schwerer Mühe gelungen ist. Dieser Kopf Süddeutschlands steht im deutschen Binnenhandel an zweiter Stelle, hat nur Berlin über sich, Hamburg aber jetzt schon hinter sich gelassen. Der Hauptgrund natürlicher Art ist die Lage an der Wasserstraße des Rheines, gerade an dem Punkt, wo sie für den fortwährenden Schiffsverkehr aufhört, denn Neckar und Oberrhein sind auf einen sehr guten Wasserstand angewiesen, um einen kontinuierlichen Betrieb zu ermöglichen, während der Mittelrhein so reich an Wasserzufuhr ist, daß auf ihm kein Stillstand eintritt. Und auf das hat sich dieser Kopf Süddeutschlands eingerichtet, er hat heute Hafenanlagen für viele Menschenalter, er ist für die Zukunft Süddeutschlands gewappnet, er wird der Hauptplatz der weiterverarbeitenden Industrie im Süden, da diese dort ihre Rohstoffe und Halbzeuge aus dem Schiff empfängt und weiten Raum hat, sich behaglich auszudehnen, und ein gutes Hinterland mit tüchtigem Material zu Qualitätsarbeitern. Das ist das Mannheim von heute, das vor 300 Jahren als eine sehr zweifelhafte Gründung im Sand und Sumpf, im Gras und Busch der vielen Rheinarme entstand, das heute diese spreewaldartige Gegend in Häfen und Bauviertel für Industrieanlagen verwandelt hat.

Sprungweis hat sich seine Entwickelung im 19. Jahrhundert vollzogen. Da liest man in der Statistik immer von periodischen Zunahmen mit 40 bis 50 %. Es war aber durchaus naturgemäß, daß es so kam. Aus dieser Stadt Dalbergs mußte die zweitgrößte Handelsstadt des deutschen Binnenlandes werden, aus einer Stadt, die dem bildungsstrebenden Jüngling der achtziger Jahre mehr durch die erste Räuberaufführung, als durch ihre wirtschaftliche Bedeutung auf der Schulbank bekannt wurde. Heute stiften reiche Großhändler allererste Drucke der „Räuber" in die Stadtbibliothek, nachdem sie solch ein Büchlein zuvor in einer Auktion mit Gold aufgewogen haben. Auch das mußte [illegible] vor 300 Jahren eine Gründungslaune, vor 100 Jahren die Sonne eines Mäcenas, heute der Reichtum und die Macht von Handel und Industrie. Wenn wir diese Entwicklung überschauen, die im wesentlichen unter der bald zwei Menschenalter währenden Regierung des Großherzogs Friedrich von Baden vor sich ging, dann erinnern wir uns vielleicht auch, daß vor 100 Jahren ein Württemberger so weitschauend war, in Mannheim die wirtschaftliche Hauptstütze Süddeutschlands zu erfassen. Kurfürst und

König Friedrich von Württemberg strebte danach, sein Herrschaftsgebiet bis zu der Stelle zu dehnen, wo Neckar und Rhein zusammenfließen. Es war ein kluger Plan, wäre er durchgeführt worden, ich glaube die Württemberger würden den Wiener Frieden loben und preisen, der sie in eine so beneidenswerte wirtschaftliche Lage gebracht hätte. Was wäre da alles anders geworden! So aber hat Napoleon I. einen Organisationsfehler im Süden gemacht, dessen Kosten das schiffahrtslose Württemberg bislang bezahlt hat; wie lange es das noch tun wird, das hängt von der Gestaltung süddeutscher Eisenbahn und Kanalpolitik ab. Wenn sie so ausfällt, daß auch Württemberg immer mehr in das Rheinschiffahrtssystem einbezogen und damit auch in seinen Grenzen die weiterverarbeitende Industrie weiter gehoben wird, dann kann man sich ohne bitteren Beigeschmack des großzügigen Planes jenes ersten Königs erinnern.

Mit so vielen und so reichen Naturgaben gerüstet, kann sich eine Stadt im deutschen Süden auch auf andern als wirtschaftlichen Gebieten zu großer Blüte entfalten, weil ihr auch rein ideell vieles zu gut kommt, was ihre Schwestern im Norden entbehren müssen. Vorab die in Süddeutschland in wesentlich höherem Maß und besserem Sinn vorhandene Freiheit der Städte gibt einem so reichen Gemeinwesen unbegrenzten Spielraum zu freier Entfaltung auf kulturellem Gebiet. Am schlagendsten zeigt das Mannheim durch den Besitz eines staunenswerten Stadthauses. In keiner süddeutschen Stadt findet sich eines. München und Stuttgart haben eben neue Rathäuser vollendet, Karlsruhe ist nicht einmal so glücklich, und in Straßburg hat wohl das Reich viel Schönes geschaffen, aber die Stadt konnte nicht Schritt halten. Mannheim dagegen hat in seinem „Rosengarten" ein Stadthaus, auf das alle andern neidisch sein müssen. Bruno Schmitz hat mit den fünf Millionen der Mannheimer die Blütezeit der süddeutschen Hafenstadt vorzüglich verewigt. Dabei kann Mannheim, wiewohl es nicht die größte Einwohnerzahl hat, den Riesensaal des Rosengartens, den Nibelungensaal, jederzeit füllen. Er faßt weit über 5000 Menschen, ob nun Graf Hoensbroech, Dr. Friedrich Naumann oder sonst ein berühmter Redner vor den breiten Stufen, die im Chor zur Orgel führen, zu den Massen sprechen will, oder ob der populäre Militärmusikdirektor Böttge von Karlsruhe eines seiner historischen Konzerte gibt. Immer ist es ein Bild, wie es etwa im Zirkus Maximus ausgesehen haben muß, nur mit dem Unterschied, daß die Menge, die heute hier sich immer wieder zu Tausenden zusammenfindet, ein Volk der Arbeit ist. Darin liegt ja das Geheimnis der Größe dieser Stadt, in der Arbeit, die aber inmitten der großen Begünstigung durch Lage und Schiffahrt nicht so mühselig ist, wie an weniger glücklichen Orten im übrigen Süden. Auch ihnen muß aber von dort Erleichterung kommen.

München. H. G. Bayer.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

Frédéric vollendete nächstens sein einundzwanzigstes Lebensjahr. Er sollte bald sein letztes Examen machen. Sein Vater, der noch jung war und wenig Lust hatte, ihm sogleich seine Praxis abzutreten, sprach davon, ihn in die Staatsanwaltslaufbahn zu leiten. Er hatte Freunde in Paris, die er in Bewegung setzen wollte, um eine Gehilfenstelle für Frédéric zu erlangen. Der junge Mann sagte nicht nein; niemals noch hatte er seine Eltern in offener Weise bekämpft; aber das erzwungene Lächeln [illegible] Störung seiner Absicht, das angenehme Dasein, in dem ihm ach so wohl war, weiterzuführen. [illegible] daß er einen reichen Vater hatte, er war der einzige Sohn, wozu sollte er sich da im mindesten plagen? Wartender Weile rauchte er nun auf dem Gerichte Zigarren, unternahm galante Landpartien und beehrte die zweideutigen Häuser im geheimen täglich mit seinem Besuche, was ihn aber alles nicht hinderte, seiner Mutter zu Diensten zu sein und sie mit Zuvorkommenheit zu überhäufen. Wenn ihm eine außergewöhnlich liederliche Nacht die Glieder zerschlagen und den Magen verdorben hatte, so flüchtete er in das kühle große Haus der Rue du Collège, wo er mit Behagen ausruhte. Die Leere der Zimmer, die strenge Ruhe der Plafonds schienen ihm eine beruhigende Frische zu haben. Hier erholte er sich, wobei er seiner Mutter glauben machte, er bleibe ihr zuliebe zu Hause, bis nämlich das Wohlbefinden und der Appetit sich wieder eingestellt hatten und er einen neuen Streich unternahm. Im ganzen: der beste Junge von der Welt, wofern man nicht an sein Plätzchen rührte.

Naïs unterdessen kam jedes Jahr mit ihren Früchten und ihren Fischen zu den Rostands, und jedes Jahr war sie größer geworden. Sie war mit Frédéric genau in gleichem Alter, vielleicht drei Monate vor ihm. So sagte denn Madame Rostand jedesmal zu ihr:

„Was für ein großes Mädel Du wirst, Naïs!"

Und Naïs zeigte lächelnd ihre weißen Zähne. Meistens war Frédéric nicht dabei. Aber einmal, in seinem letzten Studienjahre, traf er Naïs im Vorraume, wo sie mit ihrem Korbe stand; er war im Begriff, auszugehen. Ganz erstaunt blieb er vor ihr stehen. Er erkannte in ihr das aufgeschossene schmale Mädchen nicht wieder, das er im vorigen Sommer auf La Blancarde gesehen hatte. Naïs war prachtvoll, mit ihrem braunen Kopfe, unter der reichen Pracht ihrer dichten schwarzen Haare; und sie hatte kräftige Schultern, eine runde Taille und herrliche Arme, deren Gelenke sie frei trug. In einem Jahre war sie gewachsen wie ein junger Baum.

„Du bist's!" sprach er verlegen.

„Jawohl, Monsieur Frédéric", sagte sie und sah ihm gerade ins Gesicht mit ihren großen Augen, in denen ein unheimliches Feuer brannte. „Ich habe Seeigel mitgebracht. . . Wann kommen Sie? Soll man die Netze bereit machen?"

Er betrachtete sie unverwandt; als habe er nicht gehört, raunte er:

„Du bist so schön, Naïs. . . . Was hast Du denn?"

Sie hatte lachen müssen über das Kompliment. Als er sie nun bei den Händen faßte, als wollte er mit ihr spielen, wie sie dereinst miteinander gespielt hatten, ward sie ernsthaft. Ihn auf einmal duzend, sagte sie leise mit ihrer rauhen Stimme: „Nein, nein, nicht hier . . . gib acht! da kommt Deine Mutter."

II.

Vierzehn Tage darauf reiste die Familie Rostand nach La Blancarde ab. Der Anwalt mußte die Gerichtsferien abwarten, und übrigens hatte der September am Meere seinen besonderen Reiz. Die Hitze ließ nach, die Nächte brachten eine köstliche Frische.

La Blancarde war nicht in L'Estaque selbst. (L'Estaque ist ein Weiler im äußersten Bannkreise von Marseille, im Grund einer Sackgasse von Felsen, welche den Golf schließt.) La Blancarde stand über dem Dorf auf einer Klippe; von jedem Punkte der Bucht aus sah man die gelbe Fassade inmitten einer Fichtengruppe. Es war eine der blockigen, massigen Bauten mit unregelmäßigen Fenstern, die man in der Provence Schlösser nennt. Vor dem Hause befand sich eine breite Terrasse, steil über einem schmalen Kieselstrande. Hinten lag ein weitläufiger Garten, mageres Land, auf dem nur einige Reben, Mandel- und Olivenbäume gedeihen wollten. Aber ein Nachteil, ja eine Gefahr von La Blancarde war, daß das Meer fortgesetzt die Klippe umbrandete, und daß nahe Quellen diese erweichten Massen von Tonerde und Felsen durchsickerten; und es geschah alljährlich, daß riesige Blöcke sich ablösten, um mit entsetzlichem Getöse ins Meer abzustürzen.

Seit vierzig Jahren waren die Micoulins als Verwalter auf La Blancarde. Nach Landesgebrauch bebauten sie [illegible] teilten mit dem Besitzer die Ernte. Da diese gar kärglich waren, so wären sie Hungers gestorben, hätten sie nicht Sommers ein wenig Fischfang getrieben. Die Familie Micoulin bestand aus dem Vater, einem harten Alten mit dunklem und durchfurchtem Gesichte, vor ihm zitterte das ganze Haus; ferner aus der Mutter Micoulin, einer großen, durch die Feldarbeit in der stechenden Sonne stumpf

gewordenen Frau, aus einem Sohne, der eben auf der „Arrogante“ diente, und aus Naïs, welche ihr Vater in eine Ziegelfabrik schickte, unbekümmert um die nicht geringe häusliche Arbeit. Die Wohnung des Pächters, ein altes Gemäuer, an einer Seite von La Blancarde angeflickt, ward gar selten durch ein Lachen oder ein Lied erheitert. Micoulin bewahrte die Schweigsamkeit eines alten Wilden, der in die Gedanken seiner Erfahrung versunken ist. Die beiden Frauen empfanden ihm gegenüber jene angsterfüllte Achtung, welche die Töchter und Gattinnen des Midi ihrem Familienhaupte bezeigen. Und diese Ruhe ward einzig durch die wütenden Rufe der Mutter gestört, welche die Hände in die Hüften stemmte und mit aller Kraft den Namen Naïs in die vier Himmelsgegenden rief, sobald ihre Tochter verschwand. Naïs hörte es einen Kilometer weit und kam zurück, ganz bleich vor verhaltenem Zorn.

Sie war nichts weniger als glücklich, die schöne Naïs, wie sie in L'Estaque hieß. Sie war sechzehn Jahre alt, als Micoulin sie um ein Ja oder Nein so brutal ins Gesicht schlug, daß ihr das Blut aus der Nase strömte; und auch jetzt noch, obwohl sie über zwanzig zählte, trug sie wochenlang die Male von ihres Vaters Prügeln. Es war indes nicht bösartig; er übte eben seine Herrschaft mit Strenge und wollte Gehorsam, er hatte noch die altrömische Autorität im Blute, das Recht über Leben und Tod der Seinigen. Als Naïs einmal, da sie der Vater mit Schlägen bedeckte, gewagt hatte, die Hand zur Verteidigung zu erheben, da hätte er sie fast umgebracht. Nach solchen Züchtigungen zitterte das Mädchen am ganzen Körper. Sie kauerte in einem dunkeln Winkel auf die Erde, und da nahm sie mit trockenen Augen den Schimpf hin. Ein finsterer Groll hielt sie so auf Stunden verschlossen, da sie Rache brütete, die sie nicht nehmen konnte. Es war just das Blut des Vaters, das in ihr aufschäumte, ein blinder Zorn, ein wilder Drang, die Stärkere zu sein. Wenn sie sah, wie ihre Mutter zitterte und sich unterwarf und so ganz klein wurde vor Micoulin, sah Naïs sie an voll Verachtung. Sie sagte oft: „Wenn ich einen solchen Mann hätte, ich würde ihn umbringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Deutsche Studentenkunst. Das Wort klingt an sich ganz gut so. Aber — — verhülle dein Haupt, Muse! Es sind über diesen Fall nur wenige Worte zu verlieren. Die Diskussion um Wesen, Zweck, Berechtigung studentischer Korporationen und des studentischen Wesens braucht dabei gar nicht berührt zu werden. Man ist sich darüber einig, daß die Verbindungen Träger von Tradition sind. Das ist mitunter das beste an ihnen. Zeitweilig — besonders gegenwärtig — meldet sich die Kritik und es wird ein Reformbedürfnis empfunden. Es soll ein vernünftiges Verhältnis zu einer neuen Zeit gesucht und gefunden werden. Mit der Tradition ist zu viel Schwindelmittelalter hängen geblieben, das leicht die Geister verödet.

Dazu gehört der studentische Schmuck. Phantasie, die einige Zeit hatte, Nebengleise des Lebens zu durchforschen und gewerbliche Spekulation haben zusammen eine ganze besondere Luxusindustrie geschaffen. Fabelhaft viele Sachen, die wert und bereit sind, Farben und Zirkel zu tragen. Wer will sie alle aufzählen: vom Rauchtisch und Kognakservice über den gußeisernen Herold, über Humpen, Horn, Pokal, Krug, Becher, Aschenschale, Spazierstock, Zipfel, über Wanddekoration, Pfeifenständer, Postkarten, Brieftaschen, zu den rot-weiß-grünen Manschettenknöpfen — in irgend welcher Form schleppen sie sich durch das weitere bürgerliche Dasein der studierenden Nation weiter. Der größere Teil ist notorisch schlecht und geschmacklos. Und die durchschnittliche Einrichtung der Kneipzimmer und Studentenhäuser ist auch nicht sehr dazu angetan, geschmackbildend zu wirken.

Es muß deshalb als eine der besten und fruchtbarsten Ideen bezeichnet werden, die unsere konkurrenzfrohe Zeit geboren hat, wenn jetzt das Königl. Württ. Landes-Gewerbemuseum zu Stuttgart unter Professor Pazaurek ein Preisausschreiben ergehen läßt für Studentenkunst. „Alle deutschen Künstler und Kunsthandwerker werden eingeladen, originelle und gediegene kunstgewerbliche Erzeugnisse, die sich zum Schmucke studentischer Versammlungslokale oder für studentische Gelegenheits- oder Erinnerungsgeschenke (Dedikationen) eignen, bis zum 15. Mai 1908 an das Württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart einzusenden.“ Auch die studentischen Korporationen selber sind zum Wettbewerb eingeladen. Der Jury gehören Männer wie K. v. Lange, Theodor Fischer, Grethe, Lichtwark, Orlik, Pankok, Riemerschmid an. Dies zeugt für den Ernst des Versuches. Was sein Gelingen für die ästhetische Erziehung der deutschen Studentenschaft bedeuten könnte, haben wir oben angedeutet. Von entsprechender Wichtigkeit könnte es werden, wenn ein so großes Gebiet gewerblicher Kleinkunst dem modernen Kunstgewerbe erobert würde. Es ist ein Unfug, daß die erbliche Belastung mit konservativ-romantischer Traditionsheiligkeit bisher die neue Gebrauchskunst von diesen Bezirken ausgeschlossen hat. Werden sie einmal von der Bewegung erfaßt und in ihrem Wesen erneuert, dann mögen sie weiter wirken. Es geht mitunter von den Dingen eine Kraft aus.

H.

Der Deutsche Protestantenverein hält seine 21. Tagung vom 22. bis 24. Mai in Wiesbaden ab. Die „Fälle“ Römer und Cesar sichern ihm ein besonderes Interesse, denn der Kampf zwischen kirchlichem Zwang und kirchlicher Freiheit hat im letzten Jahr begonnen, schärfere Formen anzunehmen. Die Tagesordnung enthält u. a. Referate über die kirchenpolitische Lage von Pfarrer A. Fischer-Berlin, Interesse der Familie am Religionsunterricht in der Schule (Emde-Bremen), Gemeinderecht und Kirchenregiment, Protestantisches Christentum und christliche Gewerkschaften (Traub-Dortmund), Volkskirche und Bekenntniskirche (Schmidt-Berlin). Alle diese Versammlungen sind öffentlich; nähere Auskunft wird erteilt vom Vorsitzenden Abg. Schrade, Berlin W., Steglitzerstraße 68. Diese Tagung ist auch des Interesses unserer Freunde gewiß; zumal das Traubsche Referat zeigt, daß der kirchliche Liberalismus der Wichtigkeit der eigentlichen Arbeiterfrage sich bewußt ist.

Kunstgewerbliche Reaktion. Die Zeitungen melden, daß der „Fachverband für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes“ beim Handelsminister eine Beschwerde eingereicht hat des Inhalts, daß dem Geheimrat Muthesius, einem um die Entwicklung des Kunstgewerbes und der modernen Architektur wohlverdienten Manne, seine weitere propagandistische Tätigkeit, die er als Schriftsteller und als akademischer Lehrer mit Erfolg ausgeübt hat, untersagt werden soll. Der Ton, in dem diese Schrift abgefaßt ist, ist keineswegs dazu geeignet, den Beschwerdeführern irgend welche Sympathien zu erwecken. Sie wenden sich gegen den geistigen Gehalt einer Bewegung, deren Macht mählich so gewachsen ist, daß sie endlich auch den Absatz trifft; ihr Einfluß wird daher jetzt auch in diesen Kreisen unangenehm bemerkt. Statt das einzige Mittel zu nutzen, dieser Kraft durch eigene Teilnahme an der bösen Bewegung erfolgreich zu begegnen, wird man plötzlich unruhig wegen eines sehr ernst gemeinten Wortes, das Muthesius in der ersten seiner Vorlesungen an der Berliner Handelshochschule sprach. Man kümmerte sich doch bisher nicht um Geschriebenes; jetzt, wo die bessere Einsicht Gemeingut des Publikums wird, protestiert man gegen den „guten Geschmack.“ Man wird sich damit ebenso lächerlich machen wie jüngst in Sachsen die Posamentenfabrikanten, Tapezierer und Stukkateure, die ebenfalls gegen den Fortschritt des Kunstgewerbes die Polizei anriefen, weil er die Interessen ihrer Industrien gefährde.

P.

Büchertisch

A. v. Gleichen-Rußwurm: Schillers Weltanschauung, Band 12 d. Sammlung Kultur, herausgegeben von C. Gurlitt, Bard u. Marquardt, Berlin, Pr. 1,25 Mark.

Der Verfasser, Schillers Urenkel, hat in warmer und edler Sprache und — was dem Büchlein seinen Wert gibt — von hohen Gesichtspunkten aus ein Schillerbild gezeichnet. Die beigegebenen 10 Vollbilder erhöhen nur seinen eigenartigen Charakter und geben ihm einen besonderen Platz in der reichen Schillerliteratur der letzten Jahre.

Unser tiefstes Wesen schmachtet immer nach Vermehrung der eigenen Lebenskraft durch die Berührung mit Kunst und Religion. Auch unsere Zeit hat in ihrem Riesenorganismus solche Quellen sprudeln, die mit ihren Lebenskräften vertiefend, befruchtend wirken. Was wir unser Bestes nennen, verdanken wir der inneren Sehnsucht, jenem dunklen Trieb, der uns vorwärts treibt auf den Stufen des Geistes, des Herzens. Nirgends aber kommt dieses Suchen der Menschheit besser zum Ausdruck, als in den Werken ihrer Dichter. Darum bedürfen wir des Kontaktes mit der Weltanschauung großer Persönlichkeiten, weil sie solche neue Lebensquellen öffnen.

Groß ist das Erbe, das uns Schiller hinterlassen. Seine ideale, von reiner, hoher Persönlichkeit getragene Weltanschauung, seine Ehrfurcht vor allem Guten, Schönen, Ewigen, sein tiefes Erfassen von Pflicht und Arbeit, seine Predigt vom wahren, freien Menschentum — darin hören wir die geheimen Quellen rauschen, die von ihm bis zu uns befruchtend rieseln. Und seine Weltanschauung wird immer mehr unsere Kultur verinnerlichend durchdringen — die Gesetze des menschlichen Geistes sind zugleich die Weltgesetze. Lange wirken große Dichterwerke, aber für neue Zeiten und nach neuen Seiten hin fruchttragend werden sie erst, wenn ein Mensch hinter ihnen gestanden, der nach seinen Idealen zu leben gesucht hat. Und gerade bei Schiller berührt uns das um so ergreifender, weil er, der zeit seines Lebens siechte Mann, solch harmonische, ideale Weltanschauung in seinem Leben verkörperte. Feiert hier nicht die reine Menschlichkeit ihren größten Triumph?

H. S.

Verlag von Georg D. W. Callwey in München

EUGEN KALKSCHMIDT

Grossstadtgedanken

Studien und Ratschläge aus der ästhetischen Praxis.

Geheftet 3 Mk., gebunden in Halbpergament 4 Mk.

Der Inhalt wird am besten aus den Titeln der Aufsätze ersichtlich sein: Die Grossstadt als Moloch — Die Grossstadt, das Naturgefühl und die Landschaftskunst — Vom Grün in der Grossstadt — Der Weg am Wasser — Freie Bücherhallen — Das Museum der Zukunft — Lebensfragen der Schaubühne — Hausabende — Festlichkeiten — Wanderungen im Berliner Stadtbilde.

Musikal. Festgeschenke

in Prachtbänden zu herabgesetzten Preisen.

	statt nur		statt nur
Klavier zu 2 Händen:		Ouvertüren-Album . .	4.50 2.50
Abt, P., Beliebte Lieder	3.— 1.80	Salon-Album	4.50 2.50
Chopin, F., Walzer	2.50 1.50	**Gesang mit Klavier:**	
Fantasien- und Transkriptionen-Album, 2 Bände à	3.50 2.—	Hochstehende, mittlere, tiefe Lage.	
Liederfantasien-Album 2 Bände à	4.50 2.50	Abt, P., Album 4 Bände h. t. t. à	4.50 2.60
Salon-Album, 7 Bd à	3.50 2.—	Cäcilia Album, geistl. und weltl. Arien 2 Bände h. m. t. à	3.— 1.80
Scarlatti, D. Ausg. Klaviersücke	4.50 2.50	Gottermann, Album m.	4.50 2.50
Schumann, R., Album	3.— 1.80	Hochberg, Album h. t. à	4.50 2.50
Tänze-Album	4.— 2.40	Instruktives Liederalbum für junge Mädchen m.	4.50 2.50
Ungarische Tänze, (Kuhel)	4.— 2.40	Volkslieder-Album m.	4.50 2.50
Klavier zu 4 Händen:		Abt, P., Duett-Album	4.50 2.60
Beethoven, Symphonien 2 Bände à	3.— 3.—	Mendelssohn, P., Duette	2.50 1.50

Verlangen Sie das Inhalts-Verzeichnis der Bände, Ansichts-Sendungen werden gern gemacht. Umtausch gestattet. • • • • • • Kataloge gratis und franko.

Neu: Katalog antiquar. Klavier-Musik Neu: über 5000 Werke enthaltend. Portofreier Versand nach allen Orten.

Musikalien-Antiquariat von

Max Schimmel, Berlin C. 2

Königstrasse 31/30. II.

Alle Gebiete des Wissens

zu pflegen ist dem Einzelnen heute nicht mehr möglich, aber an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen, sollte jeder versuchen. Wege dazu zeigt:

B. G. Teubners Allgemeiner Katalog H

eine reich illustrierte, durch ausführliche Inhaltsangaben, Proben, Besprechungen eingehend über jedes einzelne Werk unterrichtende Übersicht aller derjenigen Veröffentlichungen des Verlages, die von allgemeinem Interesse für die weiteren Kreise der Gebildeten sind. Der Katalog liegt in folgenden Abteilungen vor, die jedem Interessenten auf Wunsch umsonst und postfrei übersandt werden:

1. *Allgemeines (Sammelwerke, Zeitschriften, Bildungswesen).*
2. *Klassisches Altertum (Literatur, Sprache, Mythologie, Religion, Kunst, Geschichte, Recht und Wirtschaft).*
3. *Religion. Philosophie.*
4. *Geschichte. Kulturgeschichte. Kunst.*
5. *Deutsche Sprache und Literatur.*
6. *Neuere fremde Literaturen und Sprachen.*
7. *Länder- u. Völkerkunde.*
8. *Volkswirtschaft. Handel und Gewerbe. Fortbildungsschulwesen.*
9. *Pädagogik.*
10. *Mathematik. Technik. Naturwissenschaften.*

Vollständige Ausgabe.

Leipzig, Poststraße 3. B. G. Teubner.

H. v. Treitschke

ausgewählte Schriften 2 elegante Leinenbände

nur 6 Mark

Ernst Haase, Buchhandlung

Berlin W. 35.

Bücherkataloge gratis.

Soeben erschien: 4150

G. Traub, Frohbotschaft,

50 Pfg. 10 Exemplare Mk 4.—.

Der 2. Korintherbrief für unsere Zeit umgeschrieben.

Ausschlaggebend

für die Werbearbeit ist häufig nicht nur der gute Wille sondern auch die Art des Vorgehens

Fordern Sie daher die eben erschienenen gedruckten Anregungen. Sie finden darin genügend praktische Winke.

Verlag der „Hilfe", Schöneberg.

Zu den günstigsten Bedingungen kauft neu und antiquarisch Bücher **Thümmler** Buchhandlung, Chemnitz i. S. Gegründet 1878. Katalog gratis.

18. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Straßburg i. E. vom 21.—23. Mai 1907.

Am **Dienstag, Mittwoch** und **Donnerstag** der **Pfingstwoche** (21.—23. Mai 1907) wird der Evangelisch-soziale Kongreß seine 18. Tagung in Straßburg abhalten. Der **Evangelisch-soziale Kongreß**, der im Jahre 1890 gegründet worden ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, soziale Gesinnung als eine sittliche Forderung des Evangeliums zu wecken und zu fördern. Er ist unabhängig von jeder politischen oder kirchlichen Partei, verfolgt auch keinerlei spezifisch konfessionelle Interessen, will vielmehr durch Herausarbeitung der christlich-sittlichen Ideale wie durch wissenschaftliche Prüfung der Zustände und Bedingungen unseres sozialen Lebens dem ganzen Volke dienen, an seiner sittlichen und sozialen Gesundung arbeiten.

Dreimal schon hat der Kongreß seine Tagung in Süddeutschland abgehalten, in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt. Diesmal will er den Rhein überschreiten und nach Straßburg ins Elsaß kommen. Wir entbieten ihm einen herzlichen Willkommgruß und laden alle Freunde evangelisch-sozialer Arbeit, alle Männer und Frauen, denen die sittlichen und sozialen Nöte unserer Zeit am Herzen liegen, alle, die ihr soziales Wissen mehren und ihren sozialen Willen stärken wollen, zur Teilnahme an den Verhandlungen ein. Wir hoffen, daß unsere Straßburger Bürgerschaft dem Kongreß eine gastliche Stätte bereiten und seinen Arbeiten ihr Interesse zuwenden wird, wir erwarten, daß nicht nur aus Elsaß-Lothringen, sondern auch aus den Nachbarländern Hörer und Redner herzuströmen werden, damit auch der Straßburger Kongreß zu fruchtbarer Aussprache führe und reiche Anregungen von ihm in unser Volk ausgehen!

Der Ortsausschuß:

I. A.: Präsident Dr. Curtius, Beigeordneter Dr. Leoni, Abgeordneter Georg Wolf.

Das Aktionskomitee:

I. A.: Geheimrat Professor D. Harnack, Vorsitzender, Geheimrat Professor Dr. Adolf Wagner, Landesökonomierat Nobbe, Ehrenpräsidenten, Pfarrer Lic. theol. Schneemelcher, Generalsekretär.

Programm:

Dienstag, den 21. Mai, nachmittags 8 Uhr: Sitzung des Aktionskomitees und des weiteren Ausschusses. **Abends 8½ Uhr:** Zwanglose Zusammenkunft und Begrüßung im Roten Hause, Kleberplatz.

Mittwoch, den 22. Mai, vormittags 9 Uhr. Begrüßungsrede des Vorsitzenden, Geheimrat Professor D. Harnack. Begrüßungen. 1. Verhandlung. Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz-Freiburg i. B.: Kultur und Wirtschaft. Die neudeutsche Wirtschaftspolitik im Dienste der neudeutschen Kultur. Diskussion. Pause. **Nachmittags 3 Uhr:** 2. Verhandlung. Beigeordneter Dr. Leoni-Straßburg i. Els.: Die Aufgaben der Städte als Arbeitgeber. Diskussion. **Abends 8 Uhr:** Volksabend im Hauptrestaurant der Orangerie.

Donnerstag, den 23. Mai, vormittags 9 Uhr: Jahresbericht des Generalsekretärs. 3. Verhandlung. Pfarrer Hans Wegener-Mörs: Die Bekämpfung der Unsittlichkeit mit besonderer Beziehung auf den Schutz der Jugend. Zum Korreferat von Frau Professor Marianne Weber-Heidelberg. Diskussion. Schluß der Tagung. **Nachmittags 2½ Uhr:** Gemeinschaftliches Mittagessen, dann: Besichtigung der alten Stadt und des Münsters (unter Führung).

1. Die Verhandlungen finden mit Ausnahme des Volksabends im großen Saal der Aubette am Kleberplatz statt.

2. Der **Eintritt** ist für die Kongreßmitglieder sowie die Mitglieder evangelischer Arbeitervereine gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten frei. (Jahresbeitrag 5.— M.) Für alle übrigen Teilnehmer kosten Karten zu allen Verhandlungen 2.— M., Tageskarten je 1.— M. Der Besuch des Volksabends ist frei.

3. Im Erdgeschoß der Aubette (Kleberplatz) ist ein Empfangs- und Auskunftsbureau errichtet, das von Dienstag Vormittag ab geöffnet ist. Alle Karten werden dort ausgegeben.

6. Bestellung von Wohnungen nimmt entgegen Herr Bürgermeistereisekretär Friedrich, Straßburg i. Els., Kronenberger Ring 23. Es stehen eine ganze Reihe von Freiquartieren zur Verfügung. Man wende sich an den Genannten bis spätestens 16. Mai durch Postkarte mit Rückantwort unter Angabe, ob Freiquartier oder in welcher Preishöhe ein Zimmer im Hotel gewünscht wird.

7. Zu näherer Auskunft sind bereit: Landesausschußabgeordneter Wolf, Straßburg i. Els., Fischartstr. 20 und Pfarrer Lic. Schneemelcher-Rummelsburg bei Berlin.

Lammerts
Bestattungen
Blumenhaus
Tel. 0 28 41 / 2 20 00
Neue Poppel Straße 6

Ihr Partner für Bestattungen

Ihr Bestattungshaus in Kempen

Kempen Straelen Grefrath Tönisvorst

Tag und Nacht
Tel. 0 21 53 / 91 30 30

Kempen, Straelen, Grefrath, Tönisvorst

Tag und Nacht
Tel. 0 21 53 / 91 30 30

Verlag von Georg D. W. Callwey in München

EUGEN KALKSCHMIDT

Grossstadtgedanken

Studien und Ratschläge aus der ästhetischen Praxis.

Geheftet 3 Mk., gebunden in Halbpergament 4 Mk.

Der Inhalt wird am besten aus den Titeln der Aufsätze ersichtlich sein: Die Grossstadt als Moloch — Die Grossstadt, das Naturgefühl und die Landschaftskunst — Vom Grün in der Grossstadt — Der Weg am Wasser — Freie Bücherhallen — Das Museum der Zukunft — Lebensfragen der Schaubühne — Hausabende — Festlichkeiten — Wanderungen im Berliner Stadtbilde.

Musikal. Festgeschenke

in Prachtbänden zu herabgesetzten Preisen.

	statt nur		statt nur
Klavier zu 2 Händen:		Ouvertüren-Album . .	4.50 2,50
Abt, F., Beliebte Lieder	3.— 1.80	Salon-Album	4.50 2,50
Chopin, F., Walzer	2.50 1,50	**Gesang mit Klavier:**	
Fantasien- und Transkriptionen-Album. 2 Bände à	3.50 2,—	Hochtöner, hohe Stimme, tiefe Lage: Abt, F., Album 4 Bände à	4.50 2.50
Liederfantasien-Album 2 Bände à	4.50 2,50	Cäcilia Album, geistl. und weltl. Arien 2 Bände à	3,— 1,80
Salon-Album, 7 Bd à	3.50 2,—	Gottermann, Album m.	4.50 2.50
Scarlatti, D. Ausg. Klaviers ücke	4.50 2.50	Hochberg, Album m.	4.50 2.50
Schumann, R., Album	3.— 1.80	Instruktives Lieder-Album für junge Mädchen m.	4.50 2.50
Tänze-Album	4,— 2,40	Volkstümliches Album m.	4.50 2.50
Ungarische Tänze, (Kuhe)	4,— 2,40	Abt, F., Duett-Album	4.50 2,50
Klavier zu 4 Händen:		Mendelssohn, F., Duett-	2.50 1.50
Beethoven, Symphonien 2 Bände à	5.— 3.—		

Verlangen Sie das Inhalts-Verzeichnis der Bände.

Ansichts-Sendungen werden gern gemacht. Umtausch gestattet. • • • • • • Kataloge gratis und franko.

Neu: Katalog antiquar. Klavier-Musik Neu: über 5000 Werke enthaltend.

Portofreier Versand nach allen Orten.

Musikalien-Antiquariat von

Max Schimmel, Berlin C. 2

Königstrasse 31 36. II.

Alle Gebiete des Wissens

zu pflegen ist dem Einzelnen heute nicht mehr möglich, aber an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen, sollte jeder versuchen. Wege dazu zeigt:

B. G. Teubners Allgemeiner Katalog H

eine reich illustrierte, durch ausführliche Inhaltsangaben, Proben, Besprechungen eingehend über jedes einzelne Werk unterrichtende Übersicht aller derjenigen Veröffentlichungen des Verlages, die von allgemeinem Interesse für die weiteren Kreise der Gebildeten sind. Der Katalog liegt in folgenden Abteilungen vor, die jedem Interessenten auf Wunsch umsonst und postfrei übersandt werden:

1. *Allgemeines (Sammelwerke, Zeitschriften, Bildungswesen).*
2. *Klassisches Altertum (Literatur, Sprache, Mythologie, Religion, Kunst, Geschichte, Recht und Wirtschaft).*
3. *Religion. Philosophie.*
4. *Geschichte. Kulturgeschichte. Kunst.*
5. *Deutsche Sprache und Literatur.*
6. *Neuere fremde Literaturen und Sprachen.*
7. *Länder- u. Völkerkunde.*
8. *Volkswirtschaft. Handel und Gewerbe. Fortbildungsschulwesen.*
9. *Pädagogik.*
10. *Mathematik. Technik. Naturwissenschaften. Vollständige Ausgabe.*

Leipzig, Poststraße 3. B. G. Teubner.

H. v. Treitschke

2 elegante Lederbände

nur 6 Mark

Ernst Haase, Buchhandlung

Berlin W. 35

Bücherkataloge gratis.

Soeben erschienen: 4150

G. Traub, Frohbotschaft,

50 Pfg., 10 Exemplare Mk 4.—.

Der 2. Korintherbrief für unsere Zeit umgeschrieben.

Ausschlaggebend

für die Werbearbeit ist häufig nicht nur der gute Wille, sondern auch die Art des Vorgehens.

Fordern Sie daher die eben erschienenen gedruckten Anregungen. Sie finden darin genügend praktische Winke.

Verlag der „Hilfe“,

Schöneberg.

Zu den günstigsten Bedingungen

Bücher neu und antiquarisch **Thümmler**

Buchhandlung, Ehrenfriedersdorf i. S.

Gegründet 1878. Katalog gratis.

18. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Straßburg i. E. vom 21.—23. Mai 1907.

Am **Dienstag, Mittwoch** und **Donnerstag** der **Pfingstwoche** (21.—23. Mai 1907) wird der Evangelisch-soziale Kongreß seine 18. Tagung in Straßburg abhalten. Der **Evangelisch-soziale Kongreß**, der im Jahre 1890 gegründet worden ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, soziale Gesinnung als eine sittliche Forderung des Evangeliums zu wecken und zu fördern. Er ist unabhängig von jeder politischen oder kirchlichen Partei, verfolgt auch keinerlei spezifisch konfessionelle Interessen, will vielmehr durch Heranarbeitung der christlich-sittlichen Ideale wie durch wissenschaftliche Prüfung der Zustände und Bedingungen unseres sozialen Lebens dem ganzen Volke dienen, an seiner sittlichen und sozialen Gesundung arbeiten.

Dreimal schon hat der Kongreß seine Tagung in Süddeutschland abgehalten, in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt. Diesmal will er den Rhein überschreiten und nach Straßburg ins Elsaß kommen. Wir entbieten ihm einen herzlichen Willkommgruß und laden alle Freunde evangelisch-sozialer Arbeit, alle Männer und Frauen, denen die sittlichen und sozialen Nöte unserer Zeit am Herzen liegen, alle, die ihr soziales Wissen mehren und ihren sozialen Willen stärken wollen, zur Teilnahme an den Verhandlungen ein. Wir hoffen, daß unsere Straßburger Bürgerschaft dem Kongreß eine gastliche Stätte bereiten und seinen Arbeiten ihr Interesse zuwenden wird, wir erwarten, daß nicht nur aus Elsaß-Lothringen, sondern auch aus den Nachbarländern Hörer und Redner herzuströmen werden, damit auch der Straßburger Kongreß zu fruchtbarer Aussprache führe und reiche Anregungen von ihm in unser Volk ausgehen!

Der Ortsausschuß:

J. A.: Präsident Dr. Curtius, Beigeordneter Dr. Leoni, Abgeordneter Georg Wolf.

Das Aktionskomitee:

J. A.: Geheimrat Professor D. Harnack, Vorsitzender Geheimrat Professor Dr. Adolf Wagner, Landesökonomierat Nobbe, Ehrenpräsidenten Pfarrer Lic. theol. Schneemelcher, Generalsekretär.

Programm:

Dienstag, den 21. Mai, nachmittags 8 Uhr: Sitzung des Aktionskomitees und des weiteren Ausschusses. **Abends 8½ Uhr:** Zwanglose Zusammenkunft und Begrüßung im Roten Hause, Kleberplatz.

Mittwoch, den 22. Mai, vormittags 9 Uhr. Begrüßungsrede des Vorsitzenden, Geheimrat Professor D. Harnack. Begrüßungen. 1. Verhandlung. Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz-Freiburg i. B.: Kultur und Wirtschaft. Die neudeutsche Wirtschaftspolitik im Dienste der neudeutschen Kultur. Diskussion. Pause. **Nachmittags 3 Uhr:** 2. Verhandlung. Beigeordneter Dr. Leoni-Straßburg i. Els.: Die Aufgaben der Städte als Arbeitgeber. Diskussion. **Abends 8 Uhr:** Volksabend im Hauptrestaurant der Orangerie.

Donnerstag, den 23. Mai, vormittags 9 Uhr: Jahresbericht des Generalsekretärs. 3. Verhandlung. Pfarrer Hans Wegener-Mörs: Die Bekämpfung der Unsittlichkeit mit besonderer Beziehung auf den Schutz der Jugend. Dann Korreferat von Frau Professor Marianne Weber-Heidelberg. Diskussion. Schluß der Tagung. **Nachmittags 2½ Uhr:** Gemeinschaftliches Mittagessen, dann: Besichtigung der alten Stadt und des Münsters (unter Führung).

1. Die Verhandlungen finden mit Ausnahme des Volksabends im großen Saal der Aubette am Kleberplatz statt.

2. Der **Eintritt** ist für die Kongreßmitglieder sowie die Mitglieder evangelischer Arbeitervereine gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten frei. (Jahresbeitrag 5.— M.) Für alle übrigen Teilnehmer kosten Karten zu allen Verhandlungen 2 — Mk., Tageskarten je 1 Mk. Der Besuch des Volksabends ist frei.

3. Im Erdgeschoß der Aubette (Kleberplatz) ist ein Empfangs- und Auskunftsbureau errichtet, das von Dienstag Vormittag ab geöffnet ist. Alle Karten werden dort ausgegeben.

6. Bestellung von Wohnungen nimmt entgegen Herr Bürgermeistersekretär Friedrich, Straßburg i. Els., Kronenberger Ring 23. Es stehen eine ganze Reihe von Freiquartieren zur Verfügung. Man wende sich an den Genannten bis spätestens 16. Mai durch Postkarte mit Rückantwort unter Angabe, ob Freiquartier oder in welcher Preishöhe ein Zimmer im Hotel gewünscht wird.

7. Zu näherer Auskunft sind bereit: Landesausschußabgeordneter Wolf, Straßburg i. Els., Fischartstr. 20 und Pfarrer Lic. Schneemelcher-Rummelsburg bei Berlin.

Schmerzen
Wundsein
Hämorrhoiden
Heilen Prontal Salben!

Große Stock- und Schnitt-Ware vorrätig
Bei den Bäcken mit Aufgebot ist Eile Geschäftspflicht
Ihre Anzeige in der Tageszeitung bringt Ihnen Erfolg
Anzeigen-Annahme: Geschäftsstelle der Tageszeitung

Schlafzimmer
Eiche, Nußbaum, Kirsche, Birke, Ahorn, Esche, Buche, Mahagoni
Kleiderschränke, Vitrinen, Anrichten, Kredenzen, Tische, Stühle, Sessel, Polstergarnituren, Couches, Bettstellen, Matratzen, Auflegematratzen, Kinderbetten, Kinderwagen, Kinderstühle, Kinderbettmatratzen, Kinderbettdecken, Kinderbettwäsche, Kinderbettvorhänge, Kinderbettteppiche, Kinderbettlampen, Kinderbettuhren, Kinderbettspiegel, Kinderbettbilder, Kinderbettbücher, Kinderbettspielzeug, Kinderbettmöbel, Kinderbettzubehör, Kinderbettwäsche, Kinderbettvorhänge, Kinderbettteppiche, Kinderbettlampen, Kinderbettuhren, Kinderbettspiegel, Kinderbettbilder, Kinderbettbücher, Kinderbettspielzeug, Kinderbettmöbel, Kinderbettzubehör
Möbelhaus Hermann Schmidt
Ruf 2345

Kohlenherd
Gut erhaltener Kohlenherd mit Backofen zu verkaufen.
Angebote unter Nr. 1234 an die Geschäftsstelle.

Hochfeine Cigarren
Versand direkt an Private in Originalkisten von 50 Stück
Preisliste gratis und franko
Ed. Laurens & Co. Bremen

Zeichnungen
Kataloge, Preislisten, Prospekte, Illustrationen
Reklame-Atelier Hans Hoffmann
Berlin W. 30, Motzstr. 17

Kaufe Briefmarken
Sammlungen, Alben, Restposten, Einzelmarken
Gefl. Offerten erbeten
Hermann Schmidt, Berlin W. 30, Motzstr. 17

Ein Jahr im Schnitt
Illustrierte Modenzeitung
Probenummer gratis und franko
Verlag Ullstein & Co. Berlin SW. 68

Kaufe Briefmarken
Sammlungen, Alben, Restposten, Einzelmarken
Gefl. Offerten erbeten
Hermann Schmidt, Berlin W. 30, Motzstr. 17

Nr. 1893/1894. Die Hilfe Wochenschrift für Politik, Literatur & Kunst Berlin, 30. Dezember 1917

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur & Kunst

Politische Übersicht 1
Friedrich Naumann: Der Weltkrieg 2
Politische Rundschau 3
Wochenschau 4
Theodor Heuss: Der Kampf um die Wahlreform 5
Wochenschau 6
Wochenschau 7
Wochenschau 8
Wochenschau 9
Wochenschau 10
Wochenschau 11
Wochenschau 12
Wochenschau 13
Wochenschau 14
Wochenschau 15
Wochenschau 16
Wochenschau 17
Wochenschau 18
Wochenschau 19
Wochenschau 20
Wochenschau 21
Wochenschau 22
Wochenschau 23
Wochenschau 24
Wochenschau 25
Wochenschau 26
Wochenschau 27
Wochenschau 28
Wochenschau 29
Wochenschau 30
Wochenschau 31
Wochenschau 32
Wochenschau 33
Wochenschau 34
Wochenschau 35
Wochenschau 36
Wochenschau 37
Wochenschau 38
Wochenschau 39
Wochenschau 40
Wochenschau 41
Wochenschau 42
Wochenschau 43
Wochenschau 44
Wochenschau 45
Wochenschau 46
Wochenschau 47
Wochenschau 48
Wochenschau 49
Wochenschau 50
Wochenschau 51
Wochenschau 52
Wochenschau 53
Wochenschau 54
Wochenschau 55
Wochenschau 56
Wochenschau 57
Wochenschau 58
Wochenschau 59
Wochenschau 60
Wochenschau 61
Wochenschau 62
Wochenschau 63
Wochenschau 64
Wochenschau 65
Wochenschau 66
Wochenschau 67
Wochenschau 68
Wochenschau 69
Wochenschau 70
Wochenschau 71
Wochenschau 72
Wochenschau 73
Wochenschau 74
Wochenschau 75
Wochenschau 76
Wochenschau 77
Wochenschau 78
Wochenschau 79
Wochenschau 80
Wochenschau 81
Wochenschau 82
Wochenschau 83
Wochenschau 84
Wochenschau 85
Wochenschau 86
Wochenschau 87
Wochenschau 88
Wochenschau 89
Wochenschau 90
Wochenschau 91
Wochenschau 92
Wochenschau 93
Wochenschau 94
Wochenschau 95
Wochenschau 96
Wochenschau 97
Wochenschau 98
Wochenschau 99
Wochenschau 100
Wochenschau 101
Wochenschau 102
Wochenschau 103
Wochenschau 104
Wochenschau 105
Wochenschau 106
Wochenschau 107
Wochenschau 108
Wochenschau 109
Wochenschau 110
Wochenschau 111
Wochenschau 112
Wochenschau 113
Wochenschau 114
Wochenschau 115
Wochenschau 116
Wochenschau 117
Wochenschau 118
Wochenschau 119
Wochenschau 120
Wochenschau 121
Wochenschau 122
Wochenschau 123
Wochenschau 124
Wochenschau 125
Wochenschau 126
Wochenschau 127
Wochenschau 128
Wochenschau 129
Wochenschau 130
Wochenschau 131
Wochenschau 132
Wochenschau 133
Wochenschau 134
Wochenschau 135
Wochenschau 136
Wochenschau 137
Wochenschau 138
Wochenschau 139
Wochenschau 140
Wochenschau 141
Wochenschau 142
Wochenschau 143
Wochenschau 144
Wochenschau 145
Wochenschau 146
Wochenschau 147
Wochenschau 148
Wochenschau 149
Wochenschau 150
Wochenschau 151
Wochenschau 152
Wochenschau 153
Wochenschau 154
Wochenschau 155
Wochenschau 156
Wochenschau 157
Wochenschau 158
Wochenschau 159
Wochenschau 160
Wochenschau 161
Wochenschau 162
Wochenschau 163
Wochenschau 164
Wochenschau 165
Wochenschau 166
Wochenschau 167
Wochenschau 168
Wochenschau 169
Wochenschau 170
Wochenschau 171
Wochenschau 172
Wochenschau 173
Wochenschau 174
Wochenschau 175
Wochenschau 176
Wochenschau 177
Wochenschau 178
Wochenschau 179
Wochenschau 180
Wochenschau 181
Wochenschau 182
Wochenschau 183
Wochenschau 184
Wochenschau 185
Wochenschau 186
Wochenschau 187
Wochenschau 188
Wochenschau 189
Wochenschau 190
Wochenschau 191
Wochenschau 192
Wochenschau 193
Wochenschau 194
Wochenschau 195
Wochenschau 196
Wochenschau 197
Wochenschau 198
Wochenschau 199
Wochenschau 200
Wochenschau 201
Wochenschau 202
Wochenschau 203
Wochenschau 204
Wochenschau 205
Wochenschau 206
Wochenschau 207
Wochenschau 208
Wochenschau 209
Wochenschau 210
Wochenschau 211
Wochenschau 212
Wochenschau 213
Wochenschau 214
Wochenschau 215
Wochenschau 216
Wochenschau 217
Wochenschau 218
Wochenschau 219
Wochenschau 220
Wochenschau 221
Wochenschau 222
Wochenschau 223
Wochenschau 224
Wochenschau 225
Wochenschau 226
Wochenschau 227
Wochenschau 228
Wochenschau 229
Wochenschau 230
Wochenschau 231
Wochenschau 232
Wochenschau 233
Wochenschau 234
Wochenschau 235
Wochenschau 236
Wochenschau 237
Wochenschau 238
Wochenschau 239
Wochenschau 240
Wochenschau 241
Wochenschau 242
Wochenschau 243
Wochenschau 244
Wochenschau 245
Wochenschau 246
Wochenschau 247
Wochenschau 248
Wochenschau 249
Wochenschau 250
Wochenschau 251
Wochenschau 252
Wochenschau 253
Wochenschau 254
Wochenschau 255
Wochenschau 256
Wochenschau 257
Wochenschau 258
Wochenschau 259
Wochenschau 260
Wochenschau 261
Wochenschau 262
Wochenschau 263
Wochenschau 264
Wochenschau 265
Wochenschau 266
Wochenschau 267
Wochenschau 268
Wochenschau 269
Wochenschau 270
Wochenschau 271
Wochenschau 272
Wochenschau 273
Wochenschau 274
Wochenschau 275
Wochenschau 276
Wochenschau 277
Wochenschau 278
Wochenschau 279
Wochenschau 280
Wochenschau 281
Wochenschau 282
Wochenschau 283
Wochenschau 284
Wochenschau 285
Wochenschau 286
Wochenschau 287
Wochenschau 288
Wochenschau 289
Wochenschau 290
Wochenschau 291
Wochenschau 292
Wochenschau 293
Wochenschau 294
Wochenschau 295
Wochenschau 296
Wochenschau 297
Wochenschau 298
Wochenschau 299
Wochenschau 300
Wochenschau 301
Wochenschau 302
Wochenschau 303
Wochenschau 304
Wochenschau 305
Wochenschau 306
Wochenschau 307
Wochenschau 308
Wochenschau 309
Wochenschau 310
Wochenschau 311
Wochenschau 312
Wochenschau 313
Wochenschau 314
Wochenschau 315
Wochenschau 316
Wochenschau 317
Wochenschau 318
Wochenschau 319
Wochenschau 320
Wochenschau 321
Wochenschau 322
Wochenschau 323
Wochenschau 324
Wochenschau 325
Wochenschau 326
Wochenschau 327
Wochenschau 328
Wochenschau 329
Wochenschau 330
Wochenschau 331
Wochenschau 332
Wochenschau 333
Wochenschau 334
Wochenschau 335
Wochenschau 336
Wochenschau 337
Wochenschau 338
Wochenschau 339
Wochenschau 340
Wochenschau 341
Wochenschau 342
Wochenschau 343
Wochenschau 344
Wochenschau 345
Wochenschau 346
Wochenschau 347
Wochenschau 348
Wochenschau 349
Wochenschau 350
Wochenschau 351
Wochenschau 352
Wochenschau 353
Wochenschau 354
Wochenschau 355
Wochenschau 356
Wochenschau 357
Wochenschau 358
Wochenschau 359
Wochenschau 360
Wochenschau 361
Wochenschau 362
Wochenschau 363
Wochenschau 364
Wochenschau 365
Wochenschau 366
Wochenschau 367
Wochenschau 368
Wochenschau 369
Wochenschau 370
Wochenschau 371
Wochenschau 372
Wochenschau 373
Wochenschau 374
Wochenschau 375
Wochenschau 376
Wochenschau 377
Wochenschau 378
Wochenschau 379
Wochenschau 380
Wochenschau 381
Wochenschau 382
Wochenschau 383
Wochenschau 384
Wochenschau 385
Wochenschau 386
Wochenschau 387
Wochenschau 388
Wochenschau 389
Wochenschau 390
Wochenschau 391
Wochenschau 392
Wochenschau 393
Wochenschau 394
Wochenschau 395
Wochenschau 396
Wochenschau 397
Wochenschau 398
Wochenschau 399
Wochenschau 400
Wochenschau 401
Wochenschau 402
Wochenschau 403
Wochenschau 404
Wochenschau 405
Wochenschau 406
Wochenschau 407
Wochenschau 408
Wochenschau 409
Wochenschau 410
Wochenschau 411
Wochenschau 412
Wochenschau 413
Wochenschau 414
Wochenschau 415
Wochenschau 416
Wochenschau 417
Wochenschau 418
Wochenschau 419
Wochenschau 420
Wochenschau 421
Wochenschau 422
Wochenschau 423
Wochenschau 424
Wochenschau 425
Wochenschau 426
Wochenschau 427
Wochenschau 428
Wochenschau 429
Wochenschau 430
Wochenschau 431
Wochenschau 432
Wochenschau 433
Wochenschau 434
Wochenschau 435
Wochenschau 436
Wochenschau 437
Wochenschau 438
Wochenschau 439
Wochenschau 440
Wochenschau 441
Wochenschau 442
Wochenschau 443
Wochenschau 444
Wochenschau 445
Wochenschau 446
Wochenschau 447
Wochenschau 448
Wochenschau 449
Wochenschau 450
Wochenschau 451
Wochenschau 452
Wochenschau 453
Wochenschau 454
Wochenschau 455
Wochenschau 456
Wochenschau 457
Wochenschau 458
Wochenschau 459
Wochenschau 460
Wochenschau 461
Wochenschau 462
Wochenschau 463
Wochenschau 464
Wochenschau 465
Wochenschau 466
Wochenschau 467
Wochenschau 468
Wochenschau 469
Wochenschau 470
Wochenschau 471
Wochenschau 472
Wochenschau 473
Wochenschau 474
Wochenschau 475
Wochenschau 476
Wochenschau 477
Wochenschau 478
Wochenschau 479
Wochenschau 480
Wochenschau 481
Wochenschau 482
Wochenschau 483
Wochenschau 484
Wochenschau 485
Wochenschau 486
Wochenschau 487
Wochenschau 488
Wochenschau 489
Wochenschau 490
Wochenschau 491
Wochenschau 492
Wochenschau 493
Wochenschau 494
Wochenschau 495
Wochenschau 496
Wochenschau 497
Wochenschau 498
Wochenschau 499
Wochenschau 500
Wochenschau 501
Wochenschau 502
Wochenschau 503
Wochenschau 504
Wochenschau 505
Wochenschau 506
Wochenschau 507
Wochenschau 508
Wochenschau 509
Wochenschau 510
Wochenschau 511
Wochenschau 512
Wochenschau 513
Wochenschau 514
Wochenschau 515
Wochenschau 516
Wochenschau 517
Wochenschau 518
Wochenschau 519
Wochenschau 520
Wochenschau 521
Wochenschau 522
Wochenschau 523
Wochenschau 524
Wochenschau 525
Wochenschau 526
Wochenschau 527
Wochenschau 528
Wochenschau 529
Wochenschau 530
Wochenschau 531
Wochenschau 532
Wochenschau 533
Wochenschau 534
Wochenschau 535
Wochenschau 536
Wochenschau 537
Wochenschau 538
Wochenschau 539
Wochenschau 540
Wochenschau 541
Wochenschau 542
Wochenschau 543
Wochenschau 544
Wochenschau 545
Wochenschau 546
Wochenschau 547
Wochenschau 548
Wochenschau 549
Wochenschau 550
Wochenschau 551
Wochenschau 552
Wochenschau 553
Wochenschau 554
Wochenschau 555
Wochenschau 556
Wochenschau 557
Wochenschau 558
Wochenschau 559
Wochenschau 560
Wochenschau 561
Wochenschau 562
Wochenschau 563
Wochenschau 564
Wochenschau 565
Wochenschau 566
Wochenschau 567
Wochenschau 568
Wochenschau 569
Wochenschau 570
Wochenschau 571
Wochenschau 572
Wochenschau 573
Wochenschau 574
Wochenschau 575
Wochenschau 576
Wochenschau 577
Wochenschau 578
Wochenschau 579
Wochenschau 580
Wochenschau 581
Wochenschau 582
Wochenschau 583
Wochenschau 584
Wochenschau 585
Wochenschau 586
Wochenschau 587
Wochenschau 588
Wochenschau 589
Wochenschau 590
Wochenschau 591
Wochenschau 592
Wochenschau 593
Wochenschau 594
Wochenschau 595
Wochenschau 596
Wochenschau 597
Wochenschau 598
Wochenschau 599
Wochenschau 600
Wochenschau 601
Wochenschau 602
Wochenschau 603
Wochenschau 604
Wochenschau 605
Wochenschau 606
Wochenschau 607
Wochenschau 608
Wochenschau 609
Wochenschau 610
Wochenschau 611
Wochenschau 612
Wochenschau 613
Wochenschau 614
Wochenschau 615
Wochenschau 616
Wochenschau 617
Wochenschau 618
Wochenschau 619
Wochenschau 620
Wochenschau 621
Wochenschau 622
Wochenschau 623
Wochenschau 624
Wochenschau 625
Wochenschau 626
Wochenschau 627
Wochenschau 628
Wochenschau 629
Wochenschau 630
Wochenschau 631
Wochenschau 632
Wochenschau 633
Wochenschau 634
Wochenschau 635
Wochenschau 636
Wochenschau 637
Wochenschau 638
Wochenschau 639
Wochenschau 640
Wochenschau 641
Wochenschau 642
Wochenschau 643
Wochenschau 644
Wochenschau 645
Wochenschau 646
Wochenschau 647
Wochenschau 648
Wochenschau 649
Wochenschau 650
Wochenschau 651
Wochenschau 652
Wochenschau 653
Wochenschau 654
Wochenschau 655
Wochenschau 656
Wochenschau 657
Wochenschau 658
Wochenschau 659
Wochenschau 660
Wochenschau 661
Wochenschau 662
Wochenschau 663
Wochenschau 664
Wochenschau 665
Wochenschau 666
Wochenschau 667
Wochenschau 668
Wochenschau 669
Wochenschau 670
Wochenschau 671
Wochenschau 672
Wochenschau 673
Wochenschau 674
Wochenschau 675
Wochenschau 676
Wochenschau 677
Wochenschau 678
Wochenschau 679
Wochenschau 680
Wochenschau 681
Wochenschau 682
Wochenschau 683
Wochenschau 684
Wochenschau 685
Wochenschau 686
Wochenschau 687
Wochenschau 688
Wochenschau 689
Wochenschau 690
Wochenschau 691
Wochenschau 692
Wochenschau 693
Wochenschau 694
Wochenschau 695
Wochenschau 696
Wochenschau 697
Wochenschau 698
Wochenschau 699
Wochenschau 700
Wochenschau 701
Wochenschau 702
Wochenschau 703
Wochenschau 704
Wochenschau 705
Wochenschau 706
Wochenschau 707
Wochenschau 708
Wochenschau 709
Wochenschau 710
Wochenschau 711
Wochenschau 712
Wochenschau 713
Wochenschau 714
Wochenschau 715
Wochenschau 716
Wochenschau 717
Wochenschau 718
Wochenschau 719
Wochenschau 720
Wochenschau 721
Wochenschau 722
Wochenschau 723
Wochenschau 724
Wochenschau 725
Wochenschau 726
Wochenschau 727
Wochenschau 728
Wochenschau 729
Wochenschau 730
Wochenschau 731
Wochenschau 732
Wochenschau 733
Wochenschau 734
Wochenschau 735
Wochenschau 736
Wochenschau 737
Wochenschau 738
Wochenschau 739
Wochenschau 740
Wochenschau 741
Wochenschau 742
Wochenschau 743
Wochenschau 744
Wochenschau 745
Wochenschau 746
Wochenschau 747
Wochenschau 748
Wochenschau 749
Wochenschau 750
Wochenschau 751
Wochenschau 752
Wochenschau 753
Wochenschau 754
Wochenschau 755
Wochenschau 756
Wochenschau 757
Wochenschau 758
Wochenschau 759
Wochenschau 760
Wochenschau 761
Wochenschau 762
Wochenschau 763
Wochenschau 764
Wochenschau 765
Wochenschau 766
Wochenschau 767
Wochenschau 768
Wochenschau 769
Wochenschau 770
Wochenschau 771
Wochenschau 772
Wochenschau 773
Wochenschau 774
Wochenschau 775
Wochenschau 776
Wochenschau 777
Wochenschau 778
Wochenschau 779
Wochenschau 780
Wochenschau 781
Wochenschau 782
Wochenschau 783
Wochenschau 784
Wochenschau 785
Wochenschau 786
Wochenschau 787
Wochenschau 788
Wochenschau 789
Wochenschau 790
Wochenschau 791
Wochenschau 792
Wochenschau 793
Wochenschau 794
Wochenschau 795
Wochenschau 796
Wochenschau 797
Wochenschau 798
Wochenschau 799
Wochenschau 800
Wochenschau 801
Wochenschau 802
Wochenschau 803
Wochenschau 804
Wochenschau 805
Wochenschau 806
Wochenschau 807
Wochenschau 808
Wochenschau 809
Wochenschau 810
Wochenschau 811
Wochenschau 812
Wochenschau 813
Wochenschau 814
Wochenschau 815
Wochenschau 816
Wochenschau 817
Wochenschau 818
Wochenschau 819
Wochenschau 820
Wochenschau 821
Wochenschau 822
Wochenschau 823
Wochenschau 824
Wochenschau 825
Wochenschau 826
Wochenschau 827
Wochenschau 828
Wochenschau 829
Wochenschau 830
Wochenschau 831
Wochenschau 832
Wochenschau 833
Wochenschau 834
Wochenschau 835
Wochenschau 836
Wochenschau 837
Wochenschau 838
Wochenschau 839
Wochenschau 840
Wochenschau 841
Wochenschau 842
Wochenschau 843
Wochenschau 844
Wochenschau 845
Wochenschau 846
Wochenschau 847
Wochenschau 848
Wochenschau 849
Wochenschau 850
Wochenschau 851
Wochenschau 852
Wochenschau 853
Wochenschau 854
Wochenschau 855
Wochenschau 856
Wochenschau 857
Wochenschau 858
Wochenschau 859
Wochenschau 860
Wochenschau 861
Wochenschau 862
Wochenschau 863
Wochenschau 864
Wochenschau 865
Wochenschau 866
Wochenschau 867
Wochenschau 868
Wochenschau 869
Wochenschau 870
Wochenschau 871
Wochenschau 872
Wochenschau 873
Wochenschau 874
Wochenschau 875
Wochenschau 876
Wochenschau 877
Wochenschau 878
Wochenschau 879
Wochenschau 880
Wochenschau 881
Wochenschau 882
Wochenschau 883
Wochenschau 884
Wochenschau 885
Wochenschau 886
Wochenschau 887
Wochenschau 888
Wochenschau 889
Wochenschau 890
Wochenschau 891
Wochenschau 892
Wochenschau 893
Wochenschau 894
Wochenschau 895
Wochenschau 896
Wochenschau 897
Wochenschau 898
Wochenschau 899
Wochenschau 900
Wochenschau 901
Wochenschau 902
Wochenschau 903
Wochenschau 904
Wochenschau 905
Wochenschau 906
Wochenschau 907
Wochenschau 908
Wochenschau 909
Wochenschau 910
Wochenschau 911
Wochenschau 912
Wochenschau 913
Wochenschau 914
Wochenschau 915
Wochenschau 916
Wochenschau 917
Wochenschau 918
Wochenschau 919
Wochenschau 920
Wochenschau 921
Wochenschau 922
Wochenschau 923
Wochenschau 924
Wochenschau 925
Wochenschau 926
Wochenschau 927
Wochenschau 928
Wochenschau 929
Wochenschau 930
Wochenschau 931
Wochenschau 932
Wochenschau 933
Wochenschau 934
Wochenschau 935
Wochenschau 936
Wochenschau 937
Wochenschau 938
Wochenschau 939
Wochenschau 940
Wochenschau 941
Wochenschau 942
Wochenschau 943
Wochenschau 944
Wochenschau 945
Wochenschau 946
Wochenschau 947
Wochenschau 948
Wochenschau 949
Wochenschau 950
Wochenschau 951
Wochenschau 952
Wochenschau 953
Wochenschau 954
Wochenschau 955
Wochenschau 956
Wochenschau 957
Wochenschau 958
Wochenschau 959
Wochenschau 960
Wochenschau 961
Wochenschau 962
Wochenschau 963
Wochenschau 964
Wochenschau 965
Wochenschau 966
Wochenschau 967
Wochenschau 968
Wochenschau 969
Wochenschau 970
Wochenschau 971
Wochenschau 972
Wochenschau 973
Wochenschau 974
Wochenschau 975
Wochenschau 976
Wochenschau 977
Wochenschau 978
Wochenschau 979
Wochenschau 980
Wochenschau 981
Wochenschau 982
Wochenschau 983
Wochenschau 984
Wochenschau 985
Wochenschau 986
Wochenschau 987
Wochenschau 988
Wochenschau 989
Wochenschau 990
Wochenschau 991
Wochenschau 992
Wochenschau 993
Wochenschau 994
Wochenschau 995
Wochenschau 996
Wochenschau 997
Wochenschau 998
Wochenschau 999
Wochenschau 1000

Körperschaften haben in naturwissenschaftliche Meinungskämpfe nicht hineinzureden! Gerade das Herrenhaus dürfte in Fragen der Hippologie sachverständiger sein als in Fragen der Biologie. Uns dünkt, daß die Monisten nun triumphieren werden: ihren Gegnern ginge der wissenschaftliche Atem aus.

Oesterreich in den Wahlen

Jahrzehnte hindurch lebte sich im Habsburgerstaate der Glaube an die Haltlosigkeit Oesterreichs immer stärker ein; das Zusammengehörigkeitsgefühl wurde vermißt, denn die gemeinsamen Leiden einten nicht und weckten nur den Drang, nach allen Richtungen auseinander zu streben. Schon Grillparzer legte seinem Trauerspiele „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" dem Kaiser, dem er viele seiner eigenen politischen Gedanken lieh, den Satz in den Mund:

„Und daß ich lebe, ist von nöten, Freund,
Ich bin das Band, das diese Garbe (Oesterreich) hält,
Unfruchtbar selbst, doch nötig, weil es bindet."

Damit wurde die Ansicht ausgedrückt, daß der Habsburgerstaat durch die Person des Herrschers zusammengehalten werde und über kein anderes Bindemittel verfüge. In diesem Gefühle wuchs die heutige Generation auf, der sich nun ein sonderbares Schauspiel bietet. Am 14. Mai wird das erste Parlament des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts gewählt, und mit einemmal versinken die engen Grenzmauern des nationalen oder politischen Bezirksgeistes; über die weite Fläche Oesterreichs spinnen die Wünsche ihr Netz, zieht die Aufmerksamkeit ihren Kreis. Die ganze politische aktionsfähige Bevölkerung des Staates — daß in Galizien 61 und in Dalmatien 7 Abgeordnete einige Tage später gewählt werden, tut nichts zur Sache — tritt an einem Tage auf den Plan und, wie verschieden auch ihre Sprache, ihre Lebenshaltung, ihre Weltanschauung ist, das gleiche Recht schlingt doch ein einigendes Band um alle. Die Völker wachsen plötzlich zusammen, weil sie zum erstenmal zur Ausübung ihrer Volksrechte aufgerufen werden. Aus dem geographischen Begriffe Oesterreich wird eine politische Wahrheit, die zentrifugale Bewegung des Denkens wandelt sich in eine zentripetale um. Zisleithaniens Bevölkerung hätte nicht nahe daran sein müssen, im Sumpfe des Pessimismus unterzugehen, wenn die leitenden Staatsmänner den Weg zum Volke gefunden hätten.

Die Wahlbewegung lehrt, daß es keiner überirdischen Kräfte bedürfe, um das vielgestaltige, vielgliedrige Oesterreich mit e i n e m Gedanken zu erfüllen. Die Politik muß nur ihren krämerhaften Charakter verlieren, große, alle Teile erfassende Probleme stellen und das rein nationale Empfinden und Erwägen wird sich zu einem allgemeinen österreichischen Fühlen und Sinnen erweitern. Allerdings scheinen noch die Männer zu fehlen, die diese Beeinflussung vorzunehmen vermöchten. Die Regierung Beck zieht in das neue Oesterreich des Volksparlaments ohne innerliche Stärkung ein. Sie wagte es nicht einmal, eine Wahlparole auszugeben, obgleich diese sich geradezu aufdrängte. Statt immer mit Ungarn zu verhandeln und dabei vielleicht aufs neue draufzuzahlen, hätte das Ministerium die Völker um ihre Meinung befragen sollen. Die Antwort wäre nicht zweifelhaft gewesen; sie hätte: Los von Ungarn! gelautet. Dieser Eventualität wollte aber Herr von Beck ausweichen, denn eine echte österreichische Regierung kann den Gedanken wohl gar nicht fassen, daß Zisleithanien einmal aufhören sollte, den Knecht Ungarns zu spielen. Und doch schienen gerade jetzt die Verhältnisse für die Herstellung normaler Beziehungen zwischen Zis- und Transleithanien, das heißt für die reine Scheidung — als Voraussetzung einer freiwilligen, den Interessen entsprechenden ehrlichen Annäherung — ungemein günstig zu liegen. Die österreichische Industrie leidet unter der Ungewißheit über die zukünftige Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei der Teile der Monarchie so sehr, daß sie ihre Abneigung gegen die zoll- und handelspolitische „Trennung" längst aufgab. Zudem verärgern ihr die Schikanen und die Verhetzungen in Ungarn den Verkehr mit jedem Tage mehr. Auch die Krone, die mit der Koalitionsregierung auf gespanntem Fuße lebt, weil sie die endliche Durchführung der versprochenen Wahlreform nicht erwirken kann, während von ihr verlangt wird, daß sie sich durch die Gewährung von Verfassungsgarantien schon dem gegenwärtigen Parlamente Ungarns gegenüber binde, hat zur Bevorzugung des Karpathenreiches keine Ursache. Die österreichische Regierung hätte sich demnach auf billige Weise mit einem Nimbus umgeben und ganz Oesterreich um eine Forderung gruppieren können. Ihr fehlte nichts als der Mut.

Die Wahlbewegung zaubert nicht allein ein österreichisches Gesamtinteresse hervor, sie wirft auch ein interessantes Schlaglicht auf die Entwickelung des nationalen Kampfes. Acht Völker ringen um die Zukunft des Reichs, indem sie mit dem Stimmzettel zur Urne schreiten; dennoch hat es in den Wochen und Monaten der Vorbereitung keine Explosion der nationalen Gehässigkeit gegeben. Der Tscheche fiel nicht dem Deutschen in den Rücken der Deutsche lief nicht gegen die Schanze eines anderen Volksstammes Sturm. Man arbeitete nicht gegen die Nachbarnation, sondern für sich — und für alle. Das ist ein sehr wichtiges Symptom in einem Staate, in dem man bei jedem Tritt über das nationale Problem zu stolpern gewöhnt war. Was ist nun geschehen? Nichts weiter, als daß man die Nationen gesondert und möglichst einsprachige Wahlkreise geschaffen hat. Die nationalen Verwickelungen wurden behoben, weil die Völker selbständig handeln dürfen. Das Mittel ist einfach, und die Wirkung großartig Man sieht so recht, wie leicht man in Oesterreich den Frieden herbeiführen könnte. Die nationalen Kämpfe sind eben nicht im Wesen des Staates begründet, sondern lediglich durch die Leichtsinnigkeit oder Unfähigkeit der Regierenden nicht minder als durch die Starrsinnigkeit gewisser politischer Kreise zur fast unentbehrlichen Einrichtung geworden. Das Oesterreich des Völkerstreits ist für die Staatsmänner ein gar bequemes Feld; bald blasen sie ins Feuer, bald kommen sie mit dem Wasser und verbringen so ihre Tage ohne viel Kopfzerbrechen. Wäre der Staat innerlich gefestigt, dann würde er nach systematischer, produktiver Arbeit, nach sorgsamer Pflege heischen. Die Staatsmänner müßten wie in aller Welt schaffen, und die Politiker wären zur Entfaltung von Initiative gezwungen. Danach verlangt ihr Herz aber nicht.

„Oesterreich i st", hat Herr von Körber vor einigen Jahren ausgerufen, doch er vermochte nicht viele zu überzeugen Der Wahlbewegung gelang dies weit besser, und das bedeutet jedenfalls einen großen Erfolg für den Staat. Doch sehen wir nach, was für die Parteien abfällt. Ueber den Ausgang der Hauptwahlen wird der Telegraph bereits berichtet haben, wenn diese Zeilen in die Hand des Lesers kommen. Man gibt sich in Oesterreich keinen Illusionen hin und glaubt über den Grundcharakter des neuen Hauses nicht im Zweifel sein zu dürfen. Zisleithanien ist ein städtearmes Land. Nur sechs Städte haben 50- bis 100 000 Einwohner, bloß sechs sind über diese Zahl hinausgekommen, darunter beherbergen Brünn, Graz, Lemberg und Triest weniger als 200 000 Seelen; Prag erreichte 204 000, Wien 1¾ Millionen Einwohner. Ein Staat, dessen Bevölkerungsübergewicht in den Dörfern und Kleinstädten liegt, ist für Fortschritte oft schwer zu haben. Das Vorherrschen der Land- und Forstwirtschaft, an der 52 Prozent der Bevölkerung direkt interessiert sind, und die geringe Entfaltung der Großindustrie — unter den Produktionsgewerben wurden 52 025 Betriebe mit Maschinen gezählt, von denen jedoch nur 2378 mehr als 100 tätige Personen beschäftigen —, kommen gleichfalls den rückschrittlichen Bestrebungen zugute. Endlich ist der starke Analphabetenstand 2 398 000 mehr als 6 Jahre alter männl. Personen sind des Lesens und Schreibens unkundig — ein Gewinn für die Feinde des wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts: aus diesen Kreisen holen sie den Grundstock ihrer Armee. Das erste Haus des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts wird also zweifellos klerikal-kulturfeindlich und wirtschaftlich-reaktionär ausfallen und in dieser Hinsicht dem letzten Privilegienparlamente gleichwertig sein. Die nationale Zusammensetzung aber ist durch die Schaffung der nationalen Wahlkreise von vornherein festgelegt; es

kann nur das Ziffernverhältnis zwischen den Polen und Ruthenen Schwankungen unterliegen. Die Nationalitätenvertretung, wie sie im alten Privilegienparlamente vorhanden war und für das neue Haus in Aussicht genommen ist, zeigt folgende Tabelle:

	Privilegienparlament	allgemeines gleiches Wahlrecht
Deutsche Sitze . .	205	233
Tschechische „ . .	87	107
Polnische „ . .	72	90
Ruthenische „ . .	10	25
Kroatische „ . .	28	13
Slowenische „ . .		24
Italienische . .	18	19
Rumänische . .	5	5
Zahl der Mandate . .	425	516

Das sind die Umrisse. Wie sie ausgefüllt werden, bildet das Geheimnis der Wahlen. Es kann durch den 14. d. M. noch nicht ganz gelüftet sein, denn alle Wahrscheinlichkeit deutet auf eine ungewöhnlich große Zahl von Stichwahlen, für die der 23. Mai bestimmt wurde.

Die vielen Stichwahlen werden eine Folge der beklagenswerten Desorganisation im politischen Leben Oesterreichs sein. Sie bringt nicht die Neuartigkeit der Verhältnisse mit sich, es handelt sich vielmehr um ein trauriges Erbe der Kurienzeit. In der politischen Krankenstuben-Atmosphäre Alt-Oesterreichs sind fast alle Keime gesunder Parteibildungen erstickt. Nur zwei einander bekämpfende Heerlager konnten sich vor der Auflösung bewahren. Die Sozialdemokratie hat ihren Organisationsbau solid und dauerhaft errichtet; sie war als junge Partei den schädlichen Einflüssen des Privilegienparlamentarismus weniger ausgesetzt, weil sie nahezu außerhalb des Privilegienkampfes stand und in der Regel bloß für die V. Kurie des allgemeinen Wahlrechts Interesse zeigte. Da, wo sie sich zu dem Wettbewerbe um ein Privilegienmandat der Stadtkurie entschloß, lernte sie ihren Klassencharakter rein erhalten, denn sie befand sich Arbeitern gegenüber. Die andere Gruppe wird von den Klerikalen aller Nüancierungen — den Alt-Klerikalen (Konservativen), den Jung-Klerikalen (Christlichsozialen) — und Nationen gebildet. Weshalb gerade die Klerikalen den langen Winter altösterreichischen Mißvergnügens heil zu überdauern vermochten, läßt sich schwer in Kürze darlegen. Der Klerikalismus ist immerhin eine scharfentwickelte Weltanschauung, die von ihrem österreichischen Anhänger im allgemeinen nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüte erfaßt wird. Die Macht der Tradition siegt. Der unter der Erde ruhende Vater und Großvater geht bildlich genommen — im Sohne zur Wahlurne. Das Gemüt beherrschen auf dem Lande die Geistlichen, und so ist die politische Organisation der Klerikalen unabhängig von der politischen Arbeit fest gegründet. Der Pfarrsprengel ist die Sektion, der Pfarrer der Sektionsleiter. Für die Entscheidung, ob alt- oder jungklerikal, kommt die soziale und wirtschaftliche Stellung der Seelsorger in Betracht. Freilich stützen sich die Christlichsozialen nicht überall bloß auf den Kaplan, zu ihrem Wachstum hat auch ein hohes Maß agitatorischer Kraft und Schlauheit beigetragen. Man hörte während der Wahlbewegung besonders in Wien oft den Satz: In Oesterreich gibt es nicht mehr als zwei Parteien: Die Sozialdemokratie und die Klerikalen! Und das stimmt. Alles Andere ist Splitterwerk, Kleinholz, Jahresgewächs.

Leider gilt das in erster Linie von den liberalen Parteien. Die deutsche Volkspartei, die im alten Parlamente die stärkste deutsche Gruppe war — sie zählte 46 Mitglieder — ist mit einem beschämenden Kleinmut in die Wahlbewegung eingetreten. Sie war das typische Produkt der Kurienpolitik. Halb freiheitlich in politischer Hinsicht, entschieden reaktionär in wirtschaftlichen Fragen, bald antisemitisch, bald philosemitisch, nicht warm und nicht kalt, hat sie allen zu gefallen gesucht. Die rauhe Luft des allgemeinen Wahlrechts erfordert aber vor allem Ueberzeugung, Prinzipien. Wer schwankt, der fällt. Die deutsche Fortschrittspartei hat gleichfalls einen sehr trüben Anblick geboten. Sie sollte den eigentlichen Liberalismus repräsentieren, allein sie besteht ja kaum mehr. Einige Bezirkskomitees, die ohne inneren Zusammenhang sind, machen auf eigene Faust Politik. Die Kandidaten haben kein Parteiprogramm, sondern vertreten ihre rein persönlichen Ansichten. Werden sie gewählt, dann sammeln sie sich im Parlamente in einem Verband, der Fortschrittspartei heißt. Sie vereinen sich, doch jeder tut, was ihm beliebt. So war es wenigstens bisher. Das Chaos, die Disziplinlosigkeit unter den liberalen Politikern, hat diesmal den größten Umfang erreicht, doch man darf aus verschiedenen Anzeichen auf einen nahen, erfreulichen Umschwung schließen. Daß es mit der bisherigen Methode der Zwitterstellung zwischen dem Freiheitlich-sein-wollen und dem Sich-vor-der-Reaktion-Ducken nicht weitergeht, beweisen am klarsten die Jungtschechen. Wenn man die wirtschaftlichen Verhältnisse der Nationen Oesterreichs auf ihre parteipolitische Entwickelungsfähigkeit prüft, so wird man finden, daß neben den Deutschen vorzüglich die Tschechen für eine liberale Politik geeignet sind. Den Liberalismus im Tschechentum haben drei Jahrzehnte die Jungtschechen verkörpert. Sie drangen zu einer Zeit ins politische Leben ein, in der der Deutschliberalismus schon dem Bankerott nahe war, sie konnten demnach an den Fehlern der Andern lernen, und taten es auch. Der deutsche Liberalismus befolgte eine Politik der Negation; die Jungtschechen trieben die Alttschechen, die sich in den siebziger Jahren dem Parlamente fern hielten, zur praktischen Arbeit, freilich nicht ohne dabei gleichzeitig romantischen Phantomen nachzujagen. Auch sonst waren sie demokratisch; sie standen mit dem Volke in enger Fühlung und verlangten im Abgeordnetenhause schon anfangs der neunziger Jahre das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Trotzdem befinden sie sich augenblicklich in einem Verzweiflungskampfe. Der Bequemlichkeitstrieb führte sie dazu, daß sie in ihrer Wirtschaftspolitik das Volk nicht zu leiten suchten, sondern sich willig leiten ließen. Sie haben die Bauern nicht errungen und mit agrarischen Fragen abgespeist. In der letzten Zeit hat sich jedoch bei dem Tschechentum ebenso wie bei den Deutschen eine rein agrarische Partei herausgebildet, die von den Fendalen am Gängelbande gehalten wird, und den Bauernfang mit gutem Erfolge betreibt. Den Jungtschechen schwindet auf dem flachen Lande der Boden unter den Füßen, und so werden sie jetzt etwas verspätet zur Ueberzeugung kommen, daß die wirtschaftspolitische Schwäche nur Unheil zeugte. Mit dieser Erkenntnis ist aber auch die Bahn für die Renaissance des Liberalismus in Oesterreich freigelegt. Als Vorkämpfer für die Industriepolitik wird der Liberalismus neu erstehen und in der Politik nochmals zu einer bedeutenden Stellung gelangen. Schon hat es sich bestätigt, daß das allgemeine, gleiche Wahlrecht ganz andere Formen der Agitation bedingt, und ganz neue Menschen braucht. In Wien und in der Provinz sind Männer hervorgetreten, die für den Fortschritt streiten, und doch ganz andere Akzente finden, als die Liberalen alten Schlags. Freiherr von Hock, Dr. von Tayenthal, Professor Dr. Redlich, dazu die bestbekannten Dr. Lecher und Dr. Licht: das ist ein guter Kern, das sind Männer, die den Neuliberalismus begründen könnten. Die Tschechen werden hoffentlich Professor Masaryk, der in Mähren kandidiert, ins Parlament bringen, wo er der richtige Mann auf dem richtigen Platze wäre.

Der Liberalismus ist ohne jede parteipolitische Organisation in den Wahlkampf getreten, und wie immer er abschneidet: Jetzt wird es heißen, ihn auf eine solide Basis zu stellen. Denn je reaktionärer das künftige Parlament sich gestaltet, um so dringender wird das Bedürfnis im Volke nach einer starken bürgerlichen Partei werden, die in Oesterreich nicht bloß den Kulturstaat, sondern auch den modernen Wirtschaftsstaat erkämpft. Wer die Regungen der Volksseele genau verfolgt, der kann optimistisch in die Zukunft blicken; es wird bald besser werden, denn es beginnt ja selbst der Wiener Kleingewerbetreibende, den man früher den „dummen Kerl von Wien" nennen durfte, über seine Lage nachzudenken und an dem Segen des Zunftgeistes zu zweifeln . . . . . .

Wien. Richard Charmatz.

Die kommenden bayrischen Landtagswahlen

Den heurigen Landtagswahlen sieht man anscheinend außerhalb Bayerns mit größerer Spannung und Interesse entgegen als im Lande selbst. Die Wahlbewegung fließt langsam dahin, die Versammlungen aller Parteien sind mangelhaft besucht, alles ist noch politisch müde vom Januar her und sitzt abends lieber auf den schattigen Bierkellern als bei liberalen oder antiliberalen Wahlreden. Die einzige Sensation der Wahlbewegung, die lebhaft in ihrem Verlaufe erörtert wird, ist die liberale Kandidatur des katholischen Pfarrers Grandinger aus Nordhalben in Franken. Man bewundert seinen Mut dem Episkopat gegenüber und freut sich über die Ironie, mit der er die Wahlkundgebung des Bamberger Kirchenherrn bei der Reichstagswahl zur Begründung seines eigenen Vorgehens heranzieht. Aber quod licet Jovi usw., und ganz besonders nicht, wenn dieser Jupiter kein unabhängiger Herr ist. Auch die Kirchenmänner müssen mitunter zween Herren dienen. Als es Bülow-Wahl war, holte sich der Prälat im Bamberger Bischofspalais einen Korb, indem der Kirchenfürst gegen das Zentrum entschied. Heute sind wieder friedlichere Zeiten, in denen keine rote Gefahr zu bekämpfen ist, und so geschah es, daß das Zentrum diesmal das Ohr des klugen Erzbischofs bekam. Nun preist es seinen Mut und seine Weisheit mit tausend Zungen, während es ihm im Januar noch für seine bevorstehenden Firmungsreisen eine auffässige Bevölkerung in den betreffenden Wahlkreisen angedroht hatte. Tempora mutantur. Das mußte auf jeden Fall verhindert werden, daß ein katholischer Priester bei den Liberalen sitze, deren „Religionslosigkeit" doch das Thema aller Themata in den Zentrumswahlreden bilden muß. Was soll man die Kinder lehren, wenn . . . ! Aber trotz des väterlichen Warnbriefs gibt der fränkische Priester, der sich anscheinend in seiner Rolle nicht übel gefällt, noch nicht nach, und das Zentrum schwebt noch in bangen Sorgen. Es gibt auch den irregeleiteten Bruder noch nicht ganz verloren und redet ihm eifrig zu, in sich zu gehen und in eine „erneute Prüfung seiner selbst" einzutreten.

Während dieser Streit hin und her geht und dem Zentrum aus dem hohen Munde des Erzbischofs eine glänzend auszunutzende Wahlparole gegen die Liberalen gibt, sind in allen möglichen Wahlkreisen die Organisationen des Zentrums in Tätigkeit, um die Kandidaten aufzustellen. Das ist nicht ganz leicht, und diesmal scheint der Handel besonders hitzig vonstatten zu gehen. Der Ehrgeiz vieler Bewerber macht die unglaublichsten Umtriebe in den einzelnen Kreisen, man droht, schilt, vergewaltigt, alles um ein Mandat im Münchener Zehnmarkhaus. So sieht es bei einer Partei aus, die an der Macht ist und den Kuchen verteilen kann. Da strecken sich viele Hände aus, während bei den anderen die Bewerber oft mit Mühe gepreßt werden müssen. Besonders stark treten diesmal einzelne Berufsschichten mit Forderungen eigener Landtagsvertreter hervor, vor allem die Verkehrsbeamten, und Zentrum wie Liberale sehen sich genötigt dem Rechnung zu tragen. Dann wollen die Arbeiter vertreten sein, denn auch ihnen ist ja gesagt worden, daß sie ihrer ganzen wirtschaftlichen und sozialen Lage nach von Natur aus ins Zentrum gehörten. Da ist guter Rat teuer, weil die städtischen Zentrumssitze rar und die Bauern schwer zur Wahl eines Arbeiters zu bringen sind. Aber schließlich hat man einen Druck von oben ausgeübt, um die murrenden Parteisoldaten zu beruhigen. Vor allem aber ist Sorge zu tragen, daß die Geistlichkeit in der Anzahl der ihr zufallenden Sitze nicht etwa verkürzt werde. Neben und mit diesen Auseinandersetzungen im eigenen Parteilager geht der alte Streit Heim-Pichler einher, der Kampf der konservativen autoritären Priesterschaft mit der demokratischeren und innerlich freieren Bauernbewegung. Es handelt sich jetzt um eine Machtprobe, wer im neuen Landtage Oberwasser bekommen soll, und Doppelkandidaturen des Zentrums scheinen nicht auszubleiben.

Aber die Partei macht sich darüber nicht viel Kopfzerbrechen, sie geht ihren sicheren Weg weiter, sie weiß, daß ihr weder dieser Streit, noch die Vereinigung der einzelnen liberalen Gruppen viel anhaben kann und fürchtet im Grunde nur eines, eine Verständigung von Sozialdemokratie mit dem liberalen Block. Aber nach Lage der Dinge und besonders wegen der Verbitterung von der Reichstagswahl scheint eine solche Verständigung nicht einzutreten, zumal die Münchener Sozialdemokratie sich durch eine grobe Indiskretion am Stichwahltage das Vertrauen auf ein ehrliches Halten eines Paktes etwas verscherzt hat. Ob die Sozialdemokratie auch diesmal wieder mit dem Zentrum zusammengehen wird, ist sehr fraglich. Vorderhand sieht's nicht danach aus.

Der Liberalismus schließlich zieht mit dem Nürnberger Programm ins Feld, im ganzen geeinigt, von kleinen lokalen Schönheitsfehlern abgesehen. In einzelnen Gegenden sind Abmachungen mit lokalen Organisationen des Bauernbundes erfolgt, um den sonst zweifelhaften Kreis dem Zentrum abzunehmen. Erfreulich sind die aussichtsvollen Kandidaturen neuer, entschieden linksstehender Männer, wie Dr. Thoma-Augsburg, Dr. Quidde und Prof. Günther-München, Postverwalter Löweneck-München. Der Liberalismus geht mit Entschlossenheit in den schweren Kampf, der ihn hoffentlich einen Schritt weiter bringen wird auf dem Wege der Ueberwindung der Zentrumsmacht.

München. **Georg Hohmann.**

Eine andere Zuschrift berichtet über die Beteiligung der nationalsozialen Vereine an den Kandidaturen:

Dem letzten Landtage gehörte unser Parteifreund Beyhl an, der diesmal eine Kandidatur nicht mehr annahm. Dafür ist in München II Lehrer Weiß aufgestellt und wir können mit ziemlicher Bestimmtheit erwarten, daß er diesen Wahlkreis gewinnt. Der Unterstützung aller Liberalen ist er schon deshalb sicher, da er 2. Vorsitzender des Liberalen Kreisverbandes für Altbayern ist. In Nürnberg VI war Rechtsanwalt Dr. Uhlfelder von dem Nürnberger Lokalwahlausschuß aufgestellt und hätte dank seiner Stellungnahme in sozialpolitischen Fragen (er ist Vorsitzender des sozialwissenschaftlichen Vereins Nürnberg) es wohl vermocht, die in diesem Bezirk wohnenden Arbeiter und technisch-industriellen Beamten der Maschinenbauaktiengesellschaft und der Siemens-Schuckertwerke in größeren Massen zu gewinnen, so daß dieser Wahlkreis dem Liberalismus hätte zufallen müssen. Plötzlich setzte in diesem Wahlkreise eine Bewegung, von Verkehrsbeamten ausgehend, ein, die durch Sammlung von Unterschriften verlangten, es sollte der Posterpeditor Bengert, der sowohl der deutsch-freisinnigen Partei, als auch als Gründungsmitglied dem national-sozialen Verein Nürnberg angehört, statt in Nürnberg V in Nürnberg VI kandidieren. Angesichts dieser Bewegung, die keine politischen Beweggründe hatte, sondern nur von dem Verlangen nach einer Standeskandidatur getragen war, zog unser Freund Dr. Uhlfelder seine Kandidatur zurück. Die Münchener Neuesten Nachrichten schrieben dazu, daß diese Handlung dem national-sozialen Verein umsomehr zur Ehre gereiche, als er durchaus im Recht war. Auch der Lokalwahlausschuß Nürnberg glaubte, einer Aenderung der Kandidaturen wegen der vorgeschrittenen Zeit nicht nähertreten zu können. Erfreulicher als die Nürnberger Kandidatenfrage ist deren Lösung in Augsburg. Dort trat unser Verein dem liberalen Kreisverbande für Schwaben und Neuburg und der liberalen Parteileitung Augsburg bei, wofür ihm der Wahlkreis Augsburg III zugebilligt wurde. Als Kandidat wurde Gewerkvereinssekretär und Redakteur Bleicher aufgestellt, dem es gelingen wird, die in den Vororten wohnenden Arbeiter zu gewinnen.

Wären die bedauerlichen, völlig unpolitischen Vorkommnisse in Nürnberg nicht in Erscheinung getreten, so hätten wir diesmal über drei gute Kandidaturen verfügt — so sind's deren leider nur zwei. Die nächsten Wahlen werden uns deren wohl mehr bringen. An unserer Arbeitslust wird's nie fehlen. Z.

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine

Die deutschen Gewerkvereine (H. D.) halten in der Pfingstwoche zu Berlin ihren 15. Verbandstag ab. Die Gewerkvereine repräsentieren in der gewerkschaftlichen Bewegung der deutschen Arbeiter eigentlich die ältesten Organisationen, indem sie bereits 1868 durch Dr. M. Hirsch ins Leben gerufen wurden. Zwar gab es zu dieser Zeit bereits gewerkschaftliche Vereinigungen sozialdemokratischer Tendenz, aber diese zerfielen unter dem Sozialistengesetz meistens wieder, während die Gewerkvereine sich eines dauernden Bestandes erfreuen konnten. Trotz dieses Umstandes sind die Gewerkvereine in ihrer Mitgliederzahl verhältnismäßig schwach geblieben; Ende 1905, also nach 37jährigem Bestehen, zählten sie erst 117 097 Mitglieder. Die freien Gewerkschaften, welche ihre Wiedergeburt um die Zeit der Aufhebung des Sozialistengesetzes erlebten, haben es dagegen in noch nicht zwei Jahrzehnten bis auf anderthalb Millionen Mitglieder gebracht, und die jüngste Richtung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die christlichen Verbände, sind trotz ihrer Jugend bereits bei 250 000 Mitgliedern angelangt.

Die bisherige geringe Entwickelungsfähigkeit der deutschen Gewerkvereine hat ihre Ursache wohl hauptsächlich in den Grundsätzen, welche die Gewerkvereine bisher vertraten, und in dem wenig demokratischen Aufbau ihrer Organisation zu suchen.

Die Gewerkvereine bekannten sich Jahrzehnte hindurch zu der sogenannten Harmonielehre, der Lehre von der Interessengemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit. — Wir wollen an dieser Stelle nicht untersuchen, inwieweit diese Lehre richtig oder falsch war. Es will uns aber ganz verständlich erscheinen, wenn die Gewerkvereine mit solchen Grundsätzen keinen Einfluß auf die Masse der Arbeiter gewinnen konnten und sich die Harmonielehre als nicht zugkräftig erwies. Im praktischen Leben war bei der in Deutschland herrschenden Reaktion auf politischem und wirtschaftlichen Gebiete wenig oder gar nichts von der genannten Harmonie und Interessengemeinschaft zu merken und es ist daher erklärlich, daß sich die Arbeiterschaft der Lehre des Klassenkampfes zuwandte. — Andererseits konnte aber auch schon deshalb die Harmonielehre nicht besonders zugkräftig wirken, weil sie wenig geeignet war, Begeisterung und Opferwilligkeit hervorzurufen. Wozu sich schließlich organisieren und höhere Beiträge zahlen, wenn es keine Gegensätze gibt und sich alles in schönster Harmonie auflöst?!

Wenn trotzdem die Gewerkvereine es bis über 100 000 Mitglieder brachten, so verdanken sie dieses wohl weniger ihren Lehren, als vielmehr dem gut ausgebauten Hilfskassenwesen ihrer Organisationen. In rein gewerkschaftlicher Beziehung mußten ihre Erfolge denn auch sehr minimal bleiben. Größere Lohnkämpfe hatten sie namentlich in den früheren Jahren fast gar nicht aufzuweisen, sie besaßen mehr Hilfskassen- als gewerkschaftlichen Charakter. Ihr ununterbrochener Appell an den guten Willen und die sozialpolitische Einsicht der Unternehmer veranlaßte diese nicht zu namhaften Konzessionen. Sie predigten den Gedanken des Tarifvertrages, doch es blieb den freien Gewerkschaften überlassen, den Unternehmern den größten Teil der Tarifverträge, die wir heute besitzen, abzutrotzen.

Noch unheilvoller für die Entwickelung der Gewerkvereine als ihre Harmonielehre war wohl der eigentümliche Organisationsaufbau, die Verfassung ihrer Verbände. Diese stellt noch heute ein eigentümliches Gemisch von Ueberdemokratie und Absolutismus dar. An der Spitze der Verbände stehen Körperschaften von 20, 30 und mehr Personen. Diese schwerfälligen Apparate müssen bei den untergeordnetsten Sachen zur Beschlußfassung zusammentreten und machen durch ihren Umfang fast jedes vernünftige Arbeiten unmöglich. Die örtlichen Organisationen haben dagegen nicht die geringsten Selbstverwaltungsrechte. Keinen Groschen dürfen sie ohne Zustimmung selbständig ausgeben, und es macht fast einen komischen Eindruck, wenn man in den Protokollen der Zentralräte liest, daß ein bis zwei Dutzend Mann deshalb zusammentraten und mehrere Stunden darüber beratschlagten, ob dem Ortsvereine X. 5 Mark zu einer besonderen Agitationsversammlung bewilligt werden sollen. Diese strenge Zentralisation in Verbindung mit den vielklassigen Beitragssystemen, nach dem jeder in Posemuckel geleistete Beitrag auch bei der Verbandszentrale zu registrieren ist, mußte eine Bureaukratie in den Zentralen heranbilden, welcher der Blick für die praktischen Bedürfnisse unseres wirtschaftlichen und politischen Lebens abging. Während die freien und christlichen Gewerkschaftszentralen ihre Hauptkräfte auf die eigentlichen gewerkschaftlichen Aufgaben konzentrierten, wurden diese bei den Vorständen der Gewerkvereine hauptsächlich durch die Verwaltungsarbeiten absorbiert.

Auf der anderen Seite machte aber auch der straffe Zentralismus die Entwickelung von Kräften und die Entfaltung eines gesunden Innenlebens fast unmöglich. Daher auch der starre Konservatismus, der den Gewerkvereinen eigen ist. Wie wenig demokratisch die Organisation der Gewerkvereine noch heute ist, dafür ein Beispiel. Der größte Gewerkverein, die Organisation der Maschinenbau- und Metallarbeiter hat noch gegenwärtig die statutarische Bestimmung, daß zu Delegierten für die Generalversammlung nur Mitglieder gewählt werden dürfen, die fünf Jahre der Organisation nebst allen Nebenkassen angehören.

Nun hat vor mehreren Jahren, namentlich von Rheinland-Westfalen aus, eine gewisse Reformbewegung eingesetzt, welche die Abschaffung des Reverses gegen die Sozialdemokratie, die Anstellung von Beamten, Erhöhung der Beiträge, Errichtung von Arbeitersekretariaten, Einführung von Ausbildungskursen usw. forderte. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Forderungen ist verwirklicht worden, der erhoffte Aufschwung in der Mitgliederzahl blieb aber trotzdem aus. Es fehlt der Gewerkvereinsbewegung zunächst auch heute noch die notwendige grundsätzliche Klärung. Wie man sich dem Unternehmertum, dem Staat usw. gegenüber zu stellen hat, darüber gibt es keine einheitlichen Anschauungen. Das hat zur Folge, daß der Gewerkvereinsbewegung der höhere Schwung, die Begeisterung abgeht, die der freien und christlichen Gewerkschaftsbewegung eigen ist. Deshalb übte sie auch keine Zugkraft auf die Massen aus. — Man hat in den letzten Jahren besonders den Gedanken der gewerkschaftlichen Neutralität seitens der Gewerkvereine propagiert. Aber auch diese Idee zeitigte keine Fortschritte. Das erscheint verständlich. Die Frage der gewerkschaftlichen Neutralität ist taktischer, sekundärer Natur und kann deshalb auch nie organisationsbildend wirken. Wollen die Gewerkvereine vorwärts kommen, dann werden sie vor allem die notwendige grundsätzliche Klärung herbeiführen, sich klar ausgesprochene Ziele geben müssen, die der Bewegung den höheren Schwung verleihen. Aber hiermit allein dürfte der Gewerkvereinsbewegung auch noch nicht geholfen sein. Die Gewerkvereine haben wiederholt auf ihren Verbandstagen gar nicht üble Beschlüsse gefaßt, aber die Bureaukratie derselben hat diese fein säuberlich in den Protokollen registriert, dagegen es nicht verstanden, dieselben auch agitatorisch auszubeuten. Es wird also mit der grundsätzlichen Klärung auch der Ausbau der Agitations- und Organisationstechnik Hand in Hand zu gehen haben, sonst nützen die schönsten Beschlüsse nichts. — Auf diesen Boden wird sich der bevorstehende Verbandstag bewegen müssen. Es ist für die Gewerkvereinsbewegung hohe Zeit, sich zu solchen Reformen zu entschließen, sonst verliert sie jeden Einfluß auf das wirtschaftliche und politische Leben der Gegenwart.

Düsseldorf. **Br. Poersch.**

Unsere Bewegung

Vom Gegner soll man lernen. Es ist bekannt, daß die konservative Partei neuerdings großes Gewicht auf die Schaffung und Ausbreitung einer Parteiorganisation legt. Die Konservativen hätten das am wenigsten nötig, da sie in allen Teilen Deutschlands ziemlich unumschränkt über den Beamtenapparat

verfügen. Um so beachtlicher ist es, wenn diese Partei Gewicht auf gute Organisation legt. In der „Kreuzzeitung" wurde vor einigen Tagen wieder an hervorragender Stelle folgendes geschrieben: „Es ist von uns schon verschiedentlich hervorgehoben worden, daß die nationalliberale Partei im Organisieren außerordentlich rührig ist. Unsere Partei kann sich an dieser Tätigkeit ein Beispiel nehmen. In den Rheinlanden ist die nationalliberale Organisation in mächtigem Aufschwunge begriffen. In einer ganzen Reihe von Wahlkreisen ist die Organisation vollendet, in einer Reihe weiterer Kreise sind die Arbeiten so weit gediehen, daß jedenfalls noch im Laufe dieses Sommers Organisationen erfolgen werden. Daneben werden fortgesetzt Einzelgründungen lokaler Parteigruppen unternommen. So sind im Laufe des letzten Winters in der Provinz allein sechzig Neugründungen erfolgt, deren Mitgliederzahl sich steter Zunahme zu erfreuen hat. „Es läßt sich," so heißt es in dem Geschäftsberichte, „allerorts etwas erreichen, und wenn erst einmal einer den Sprung gewagt hat, folgen auch andere nach. Anfängliche Mißerfolge können und dürfen nicht abschreckend wirken." Das ist eine Mahnung, die man auch in konservativen Kreisen beherzigen sollte. Auch in der konservativen Partei wird gegenwärtig fleißiger und vielfältiger als bisher organisatorisch gearbeitet. Aber es wird dabei doch immer noch der Fehler gemacht, daß man hier und da in den Provinzen darauf wartet, daß von der Zentralstelle in Berlin aus die Initiative ergriffen werde. Von diesem Gedanken sollte man sich frei machen. Die Initiative kann nur in den Wahlkreisen und in den Provinzen liegen, und deshalb ist es das erste Erfordernis für eine leistungsfähige Organisierung der Partei, daß selbständige besoldete Provinzialsekretäre angestellt werden, die nicht etwa im Nebenamte den Ausbau der Organisation betreiben, sondern die dieser Tätigkeit ihre volle Arbeitskraft widmen. Was die Nationalliberalen fertig bringen, das muß doch auch die konservative Partei leisten können, und sie ist gezwungen, es zu leisten, wenn sie nicht bei kommenden Wahlkämpfen unterliegen will. Schon bei den nächsten Landtagswahlen wird eine umfassendere und strammere Organisation der Partei sich als dringend erforderlich zeigen. Diejenige Partei, der es an einer machtvollen Organisation gebricht, ist schließlich außerstande, nach allen Richtungen ihre Selbständigkeit zu wahren und gerät in Gefahr, ebensowohl von den Gegnern als auch von verschiedenen „guten Freunden", die gerade den Konservativen bei den Wahlen gern die Pistole auf die Brust setzen, zurückgedrängt zu werden." — Diese Darlegungen des führenden konservativen Blattes verdienen aufmerksamste Beachtung aller liberalen Parteifreunde, die irgendwie für Organisation verantwortlich sind.

Demmin i. Pommern. Am 8. d. M. fand die konstituierende Versammlung des während der Wahlbewegung begründeten „Liberalen Vereins für Demmin und Kreis" statt. Vorsitzender ist Herr Albrecht und Schriftführer Herr Maaß zu Demmin. Der Verein beschloß, sich körperschaftlich unserm „Wahlverein der Liberalen" anzuschließen. Freunde und Leser der „Hilfe" werden um Anschluß gebeten. Vereinslokal ist Fahrenkrugs Restaurant.

Liberaler Landesverband im Königreich Sachsen. Eine recht rührige Tätigkeit haben auch nach den Reichstagswahlen noch unsere Freunde in Dresden entfaltet. Nicht weniger als 5 neue Vereine sind in der Umgegend von Dresden gegründet worden. Der Leipziger Verein erfreut sich ebenfalls steten Wachstums. In den letzten Wochen sind über 50 neue Mitglieder beigetreten. Auch die Vereine in Auerbach, Falkenstein und Aue stehen unter guter Führung. — Ueber unsere Beteiligung an den bevorstehenden Landtagswahlen berichten wir später. — Der bisherige Vorsitzende des Landesverbandes, Dr. Dinkler, ist nach dem Rheinland verzogen. Alle Zuschriften gehen vorläufig an Herrn Ingenieur Breslauer-Leipzig, Johannisgasse 1/3.

Düsseldorf. Am 8. d. Mts. waren hier an 20 Herren versammelt, um die Gründung einer Ortsgruppe der sozialliberalen Vereinigung Rheinland-Westfalens vorzubereiten. Sämtliche Anwesenden erklärten zunächst ihren Beitritt und es wurde ein Komitee, bestehend aus den Herren Bruno Poersch, Abgeordneten Potthoff und Gräf mit den weiteren Schritten — Ausarbeitung der Statuten usw. — betraut. — Eine größere Versammlung ist für die nächste Zeit projektiert. — Auch in unserer Nachbarstadt Duisburg hat sich kürzlich eine Ortsgruppe gebildet.

Köln. V.: Dr. Pohlschröder, Marzellenstraße 12a, A.: Dienstag, L.: „Bayrischer Hof", an der Rechtschule 6. — Am 4. Mai sprach Herr v. Gerlach im überfüllten Saale des „Kristallpalastes" über die „konservativ-liberale Paarung". Der Redner vertrat in bezug auf diese Schöpfung Bülows eine sehr pessimistische Auffassung. Er wies auf die gewaltige Kluft zwischen den Weltanschauungen dieser beiden Parteien hin, die für sehr wichtige Kulturfragen, z. B. Schul- und Verkehrsangelegenheiten, Wahlrechtsbestrebungen usw. eine gemeinsame Arbeit unmöglich machte. Bis heute habe der entschiedene Liberalismus bei der „Paarung" nur Opfer gebracht. Es sei gar nicht daran zu denken, daß die Regierung dem Liberalismus durch Schaffung eines freiheitlichen Vereinsrechtes, durch Gewährung des Koalitionsrechtes für die Landarbeiter oder ähnliches entgegenkommen werde. Die Majestätsbeleidigungsvorlage sei Hautschuk, weil nach den Motiven derselben „Böswilligkeit" bei grundsätzlichen Gegnern der Monarchie von vornherein anzunehmen sei. Der Regierung müsse ein Ultimatum gestellt werden; die „Paarung" bilde eine große Gefahr für den entschiedenen Liberalismus, und sei sehr geeignet, ihn unpopulär zu machen. In der Debatte fand Herr v. Gerlach sowohl von volksparteilicher als auch sozialdemokratischer Seite lebhafte Zustimmung, so daß die anregende Versammlung harmonisch ausklang.

Glogau. V.: Stadtrat Klose. — Auch für unseren Wahlkreis, der ja bei der letzten Wahl durch den konservativen Ansturm stark gefährdet war, ist nunmehr in Gestalt eines Vereins, der alle entschieden liberalen Elemente in Stadt und Land umfassen soll, eine festere Organisation geschaffen. Sofort nach seiner Begründung hielten unser Reichstagsabgeordneter Hoffmeister und Dr. Voßberg-Schöneberg in Quaritz und Gramschütz Versammlungen ab, die trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit ausgezeichnet besucht waren und erwünschte Gelegenheit gaben, mit unseren ländlichen Vertrauensmännern erneute Fühlung zu nehmen. In Glogau selbst sprach Dr. Voßberg vor ca. 400 Personen über „Alten und neuen Mittelstand". Etwa 100 Beitrittserklärungen waren das erfreuliche Ergebnis dieser Veranstaltungen, die noch im Laufe dieses Jahres eine Fortsetzung erfahren sollen.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. V.: Oberlehrer Nierhaus, Tannenstraße 7. A.: Freitag, den 17. Mai, „Stadt Ulm", Schäfergasse 9. — Die letzte dieswinterliche Versammlung, an der sich besonders die vielen neugewonnenen Mitglieder, auch einige Damen, beteiligten, machte den schönen Beschluß des arbeitsreichen Winters. Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer behandelte in formvollendeter, packender Rede die „Reform des Strafprozesses". Seine hauptsächlichsten Forderungen waren: Das Recht der Berufung gegen Strafkammerurteile, weitere Ausdehnung der Laienbeteiligung an der Rechtsprechung, insbesondere auf die Strafkammern; Vermehrung der Rechtsgarantien des einer Straftat Verdächtigen während der Voruntersuchung. Dann werde auch das verloren gegangene Vertrauen weiter Volkskreise in unsere Rechtsprechung zurückgewonnen werden können. Allerdings komme es nicht bloß auf die Institutionen, sondern auf den Geist in der Rechtsprechung an, daher Erziehung zum wirklich liberalen Menschen. Die ausgedehnte Besprechung behandelte die „Klassenjustiz" auch bei Laiengerichten, die Ungeheuerlichkeiten in der Bestrafung Jugendlicher, die Eidesfrage u. a. m. Im Schlußworte wies der Referent darauf hin, daß gerade auf dem Gebiete der Kulturfragen öfters der Liberalismus mehr leisten könne. Die Aussichten der Strafprozeßreform seien angesichts der ausweichenden Erklärungen vom Regierungstische und der reaktionären Mehrheit im Reichstag gering. — Die Frankfurter Nationalsozialen treffen sich bis auf weiteres jeden 1. und 3. Freitag im Monat in der „Stadt Ulm", Schäfergasse.

Otterndorf. Hier veranstaltete der „Verein der Freisinnigen für die Unterweserorte u. U." (V.: J. Cordes-Bremerhaven) am 5. Mai, nachmittags 4 Uhr eine öffentliche Versammlung, die trotz des schönen Frühlingswetters gut besucht war. Den Vorsitz führte Herr Professor Trenkner-Otterndorf. Herr Cordes-Bremerhaven sprach über „Die Notwendigkeit einer freiheitlichen Regierung auf Volksgrundlage". An den Vortrag knüpfte sich eine rege zweistündige Debatte, in der zwei Nationalliberale sprachen, die sich im wesentlichen mit dem Gehörten einverstanden erklärten. Unter anderen traten auch mehrere Bauern dem Vereine bei.

Soziale Bewegung

Liberaler Beamten-Ausschuß. Der 2. Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen hatte im Anschluß an den Vortrag des Dr. Potthoff auf Anregung von Dr. Th. Barth beschlossen, einen Ausschuß einzusetzen, der sich über die Fragen der Privat-, Staats- und Gemeinde-Beamten auf dem Laufenden hält und dem Parteivorstande Material zur Vorlage eines Beamtenprogramms sammeln und sichten soll. Diese Sachverständigen-Kommission trat am 6. Mai im Reichstagsgebäude zur Konstituierung zusammen. Vertreten waren: die Fraktion der freisinnigen Vereinigung im Reichstage und Abgeordnetenhause, sowie die Berufsstände der Lehrer, Post- und Eisenbahnbeamten, der Kommunalbeamten, Techniker und Handlungsgehilfen. Der Ausschuß wählte seinen Vorsitzenden und Schriftführer und verteilte die ihm obliegenden Arbeiten unter sich. Die liberalen Ortsvereine sollen um ihre Mitarbeit ersucht werden. Zunächst kommt es darauf an, auf dem Gebiete der verschiedensten Standesfragen Material zu sammeln, und diejenigen Parteigenossen am Orte namhaft zu machen, die sich

die Vertretung der Interessen der Staats-, Gemeinde- und Privatbeamten in den gesetzgebenden Körperschaften (Gemeinde und Bundesstaat) und auch in den Versammlungen besonders angelegen sein lassen wollen. Alle Materialsendungen und Zuschriften dieser Art werden an den Wahlverein der Liberalen, Berlin SW., Dessauerstraße 13, erbeten.

Der Riesenkampf in der Berliner Bauindustrie ist leider Tatsache geworden. Unsere Leser sind über die Vorverhandlungen, die sich um den Achtstundentag drehten, aus der letzten „Hilfe"-Nummer unterrichtet. Nun haben die Führer der Arbeiter, die anfänglich stark bremsten, plötzlich zum Kampf geraten, und die Arbeitgeber haben daraufhin Aussperrung sämtlicher Bauarbeiter zum Pfingstsonnabend beschlossen. Es werden rund 100 000 Arbeiter, mit Familienangehörigen eine halbe Million Menschen, von dem Kampf betroffen. Auch für den Verband der Baugeschäfte Berlins stehen natürlich große Werte auf dem Spiel. Beide Parteien gehen aber nach langen Verhandlungen offenen Auges und entschlossenen Sinnes in den Kampf, sie werden ihn hoffentlich ohne alle unnötige Erbitterung führen.

Die deutschen Gewerkvereine rühren sich neuerdings lebhafter. Nicht nur im stärkeren Mitgliederzuwachs zeigt sich das, sondern auch in der eifrigen Diskussion über die politischen und sozialpolitischen Zeitfragen, die seither gerade in den deutschen Gewerkvereinen allzu stiefmütterlich behandelt wurden. Auch in der Literatur zeigt sich neues Leben. Die Vereinsorgane sind voller Anregungen und kritischen Bemerkungen. Neue Blätter entstehen, alte werden umgestaltet. Eine besonders dankenswerte Frucht dieser Neuzeitströmung ist aber die eben erschienene Geschichte des Verbandes der deutschen Gewerkvereine aus der Feder des Verbandsbeamten Gleichauf. (Verlag der „Hilfe".) Der Verfasser hat bekanntlich bis vor wenigen Jahren die Gewerkvereinsbewegung in Süddeutschland oft genug im Widerspruch mit den Wünschen des Berliner Zentralrates geführt. Dann ist er nach Berlin in das Hauptbureau gekommen, ohne dadurch seine selbständige Art zu verlieren. Mit aufmerksamen Blicken hat er die Entwicklung der Gewerkvereine vom Beginn bis heute verfolgt und mit einer erstaunlichen Offenheit und Rücksichtslosigkeit hat er diese Entwicklung in seinem Geschichtswerke eben gezeichnet. Daß er hinter den zahlreichen Aktenstücken, die er veröffentlicht, mit seiner eigenen Meinung stark zurücktritt, kann man vielleicht bedauern. Dem Werke fehlt dadurch etwas das richtunggebende, lehrhafte, auf die Praxis gerichtete Moment. Aber es ist doch auch gut, daß die Vergangenheit unmittelbar und unbeeinflußt zu uns redet. Was sie erzählt, ist auch für Nichtgewerkvereinler im höchsten Grade lehrreich. Die Person des Verbandsanwaltes Dr. Max Hirsch erhält eine neue Bedeutung für die ganze Bewegung. Auch manche anderen älteren Führer werden scharf in ihren Vorzügen und Mängeln gekennzeichnet. Wir kommen vielleicht bei anderer Gelegenheit noch ausführlich auf den Inhalt des Werkes zurück, möchten aber heute schon unsere Freude darüber aussprechen, daß noch rechtzeitig zum Verbandstage diese ausführliche Geschichte der deutschen Gewerkvereine erschienen ist.

D. **Naumann vor den Berliner Ingenieuren.** Infolge vielfacher Anregungen aus den Kreisen der technischen Privatbeamten veranstaltet das Bureau für Sozialpolitik eine Berufsstatistik über die Lage der Ingenieure von Groß-Berlin. Als Feststellungstag gilt der 5. Mai. Zur Unterstützung dieser Unternehmung fand an diesem herrlichen Maiensonntag, mittags 12 Uhr, eine Versammlung von etwa 1200 technischen Privatbeamten im großen Festsale der „Philharmonie" statt, welche vom Geschäftsführer der Berliner Ortsgruppe des Bundes der technisch-industriellen Beamten, Chr. Tischendörfer, geleitet wurde. Zuerst sprach Professor Dr. Franke, dann D. Naumann über „Technik und Kultur". Beide Redner fanden brausenden Beifall, nach dem Vortrage von D. Naumann wollte er gar nicht enden. Er verlangte eine „Durchsetzung der Industrie mit Humanität, weil eine Industrie ohne Humanität das Menschenmaterial ruiniert". So ist „das jetzige Gesetz über den Erfinderschutz geeignet, das Erfinden den Beamten auf milde Weise abzugewöhnen". — Ein großer Tag für die technischen Privatbeamten von Groß-Berlin.

Was ein moderner Streik kostet, das kam in einer großen Berliner Holzarbeiterversammlung letzten Sonntag zur Sprache. Nach fast viermonatlicher Dauer geht nämlich der Riesenkampf in der deutschen Holzindustrie seinem Ende zu. Man hat sich auf Grund eines Schiedsspruches des Berliner Gewerbegerichts für 15 deutsche Städte auf einen Tarif geeinigt, der bis zum Jahre 1910 dauern soll und den Arbeitern einige kleine Zugeständnisse, wenn auch nicht die Erfüllung aller ihrer Wünsche, bringt. Um die Annahme des Tarifs den versammelten 10 000 Holzarbeitern in Berlin im Zirkus Schumann plausibel zu machen, führte der Vertrauensmann der Berliner Holzarbeiter aus: „Während die Lokalkasse des Verbandes bei Beginn des Kampfes rund 400 000 Mark Bestand aufwies, sei für Berlin und die Vororte allein eine Ausgabe von 2½ Millionen Mark erforderlich geworden. Es habe bei den Arbeitern an einem festen Zusammenschluß gemangelt, denn trotz dreimaliger Aufforderung seien die Unverheirateten nicht abgereist, so daß zu viel Extraunterstützungen und Darlehen gewährt werden mußten. Von anderen Gewerkschaften habe der Verband keine Gelder erlangen können, da jene teils selbst erst Kämpfe durchgemacht hatten, teils vor Streiks standen. Das Geld sei nur durch die Opferwilligkeit der 700, über ganz Deutschland zerstreuten Zahlstellen aufgebracht worden. Der Arbeitgeberverband suchte durch die Aussperrungen im ganzen Reiche die Hilfsquellen der Arbeiterorganisation zu erschöpfen. Mit welcher Hartnäckigkeit die Einigungsverhandlungen vor dem Gewerbegericht geführt wurden, könne schon daraus ersehen werden, daß wegen einer Lohnerhöhung von 10 Pfg. für Montagearbeit allein drei Tage verhandelt worden sei. Ziehe man die jetzige Konjunktur, sowie die finanzielle und wirtschaftliche Lage in Betracht, so müsse zur Annahme des Schiedsspruchs geraten werden." Man ersieht aus diesen Schilderungen sehr deutlich die Tragweite der modernen Arbeiterkämpfe für Arbeiter und für Unternehmer.

Die deutschen Konsumvereine wollen in der Pfingstwoche in Düsseldorf ihre dreizehnte ordentliche Generalversammlung abhalten. Auf der Tagesordnung stehen, wie es bei derartigen kaufmännischen Organisationen selbstverständlich ist, lediglich geschäftliche Beratungsgegenstände. Ein umfangreicher Geschäfts- und Jahresbericht mit Betrachtungen über den weiteren Ausbau der Organisation des Zentralverbandes liegt gedruckt vor. „Vorstand und Ausschuß sind der Ueberzeugung, die für die weitere Entwicklung der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung so außerordentlich wichtige Frage des Ausbaues unserer Organisation und der Anstellung von Verbandsbeamten einer befriedigenden Lösung entgegengeführt zu haben. In jahrelanger, mühsamer Arbeit und Beratung ist alles sorgsam erwogen worden." Jetzt wird wohl der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung der Mut nicht fehlen.

Die Wohnungsfrage ist in den letzten Jahren erfreulicherweise auch von den Frauen sehr ernsthaft beachtet und studiert worden. Insbesondere hat der rührige Verband fortschrittlicher Frauenvereine der modernen Wohnungsnot seine Aufmerksamkeit zugewandt, und neuerdings eine kleine Broschüre herausgegeben, die Thesen, Arbeitsplan für Frauenvereine und Literaturverzeichnis enthält. Die kleine Arbeit bietet natürlich nichts Neues und erhebt auch gar nicht den Anspruch, das tun zu wollen. Aber sie interessiert durch die Art, wie das Wohnungsproblem vom Standpunkte sozial gesinnter Frauen behandelt wird. Der „Arbeitsplan" legt ebensosehr Gewicht auf gründliche Vorbildung der Vereinsmitglieder in bezug auf Wohnungsfrage wie auf praktische Arbeit. Hier insbesondere können die Frauen bei den Wohnungsuntersuchungen oft sehr viel besser und zuverlässiger als Männer mitarbeiten. Das Wichtigste an dem kleinen Schriftchen scheinen uns aber die zahlreichen Literaturnachweise zu sein, die in der Tat einen guten Führer zum Studium der Wohnungsfrage nicht nur für Frauen abgeben. Für 15 Pf. kann man das kleine Schriftchen von der „Propaganda-Zentrale" (Ausbreitungsverband), Berlin W. 62, Wormserstraße 5, beziehen.

Die deutsche Privatbeamtenbewegung erfreut sich neuerdings glücklicherweise so sehr der allgemeinen Beachtung, daß es weitere Kreise interessieren dürfte, den Ziffernbestand der Organisation kennen zu lernen, um die es sich in der Hauptsache handelt. Im vorigen Sommer schon ist eine Statistik der deutschen Privatbeamtenvereine durch die Presse gegangen, die im großen und ganzen heute noch zutreffend sein dürfte. Einzelne Abänderungen haben wir, soweit sie uns bekannt geworden sind, nachgetragen. Danach umfaßt die deutsche Privatbeamtenbewegung folgende Verbände:

A. **Kaufmännische Verbände.**

Deutscher Verband kaufm. Vereine (Frankfurt a. M.)	74 964
Kaufm. Verband für weibl. Angestellte (Berlin)	20 000
Verein der Handlungskommis von 1858 (Hamburg)	72 939
Verband Deutscher Handlungsgehilfen (Leipzig)	72 351
Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband (Hamburg)	85 000
Verband katholischer kaufm. Vereine (Sitz Essen)	15 000
Verband reisender Kaufleute Deutschlands (Leipzig)	11 135
Bankbeamtenverein (Berlin)	5 318
Verein der Bankbeamten (Berlin)	4 710
Verein der deutschen Kaufleute (Gewerkverein, Berlin)	14 286
Zentralverband der Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen (Hamburg)	5 905
Verband der Lagerhalter (Leipzig)	1 287
Deutscher Buchhandlungs-Gehilfenverband (Berlin	1 807
Allgemeine Vereinigung deutscher Buchhandlungsgehilfen	2 174
Summe	380 856

B. **Technische Verbände.**

Deutscher Werkmeisterverein (Düsseldorf)	14 700
Gruben- und Fabrikbeamtenverband (Bochum)	13 500
Bund der technisch-industriellen Beamten (Berlin)	6 000
Deutscher Technikerverband (Berlin)	20 000
Faktorenbund (Berlin)	1 800
Deutscher Zeichnerverband (Berlin)	850
Verein der Kapitäne und Offiziere der deutschen Handelsmarine	2 200
Summe	80 050

Eine ganze Reihe dieser technischen Verbände, zusammen etwa 60 000 Mitglieder, haben in dem „Sozialen Ausschuß von Vereinen technischer Angestellten" sich einen gemeinsamen Mittelpunkt geschaffen.

C. **Verbände der Bureaubeamten.**

Verband deutscher Rechtsanwalts- und Notariatsbureaubeamten (Sitz Wiesbaden)	2 064
Verband deutscher Bureaubeamten (Leipzig)	2 750
Verband der Verwaltungsbeamten der Krankenkassen und Berufsgenossenschaften	2 037
Zentralverein der Bureauangestellten (Leipzig	700
Bayrischer Rechtsanwaltsgehilfenverband (Augsburg)	565
Verband badischer Anwaltsgehilfenvereine (Heidelberg)	250
Berliner Ortsverein der Bureaubeamten (Berlin)	900
Zentralverband der preußischen Justizkanzleigehilfen	1 500
Summe	10 766

D. **Landwirtschaftliche Verbände.**

Güterbeamtenverband (Berlin)	5 000
Brennmeisterbund (Berlin)	1 344
Verband der Molkereibeamten (Stadtlohn)	1 400
Summe	7 744

E. **Verschiedene.**

Deutscher Privatbeamtenverein (Magdeburg)	20 617
Preußischer Landesverband der Fleisch- und Trichinenschauer-Vereine	6 000
Summe	26 617

Mithin beträgt die Gesamtsumme der in den einzelnen Verbänden zusammengeschlossenen Privatangestellten:

A. Kaufmännische Verbände	386 856
B. Technische Verbände	89 050
C. Verbände der Bureaubeamten	10 766
D. Landwirtschaftliche Verbände	7 744
E. Verschiedene	26 617
Summe	521 033

Diese Zusammenstellung, für deren absolute Genauigkeit im einzelnen schon darum keine Garantie geleistet werden kann, weil die Vereine naturgemäß fortgesetzt in ihren Mitgliederbeständen wechseln, gibt nur ein ungefähres Bild vom Umfange der deutschen Privatbeamtenbewegung. Wieviel hier noch zu organisieren bleibt, möge allein daran erkannt werden, daß von den zirka 100 000 landwirtschaftlichen Beamten noch keine 10 000 organisiert sind. Die Anerkennung, die neuerdings die Privatbeamtenbewegung gefunden hat, wird aber auch für die Organisation einen mächtigen Anstoß zur Erhöhung ihrer Mitgliederziffern sein.

Büchertisch

Die geographische Verbreitung der deutschen Gewerkschaften eingehend erforscht zu haben, ist das Verdienst einer umfangreichen, wissenschaftlichen Arbeit, die Prof. W. Troeltsch und Dr. Paul Hirschfeld in Marburg im vorigen Jahre geliefert haben. („Die deutschen, sozialdemokratischen Gewerkschaften." Untersuchungen und Materialien über ihre geographische Verbreitung 1896 bis 1903, Berlin, Karl Heymanns Verlag. 12 Mk.) Bis dahin war über die Verbreitungsgebiete der gewerkschaftlichen Organisationen so gut wie nichts bekannt. Wohl wußten die großen Zentralverbände, in welchen Gegenden Deutschlands sie am stärksten vertreten waren, aber ein genaueres Tableau fehlte. Und doch ist es von der höchsten Wichtigkeit, zu wissen, in welchen Gegenden die deutsche Gewerkschaftsbewegung ihre Hauptstützpunkte hat, wo sie schwach vertreten ist, wo noch viel Arbeit geleistet werden kann usw. Aus diesen örtlichen Studien lassen sich oft Rückschlüsse auf den Geist der ganzen Organisation, ja auf den Charakter ganzer großer Verbände ziehen. Wenn wir wissen, daß die christliche Gewerkschaftsbewegung ihr Hauptverbreitungsgebiet im konfessionell zerrissenen Rheinland-Westfalen und im katholischen Teile Schlesiens hat, so können wir daraus manche Erscheinungen dieser christlichen Gewerkschaftsbewegung erklären, die ohne solche Ortskenntnis unerklärlich blieben. Im kleinen kann jede einzelne Gewerkschaft aus den Plätzen, an denen sie vertreten ist oder bezeichnenderweise nicht vertreten ist, wichtige Rückschlüsse auf ihre Agitationsmethode, ihre Zukunftsaufgaben, ihre Taktik usw. machen. So ist es mehr als pures Gelehrteninteresse, was die beiden Verfasser zu ihrer überaus schwierigen und fleißigen Arbeit ermuntert hat. Wenn auch die sozialdemokratischen Gewerkschaften im Vordergrunde der Untersuchung stehen, so werden doch die andern Gewerkschaftsrichtungen im Rahmen der Untersuchung gleichfalls gelegentlich von scharfen Schlaglichtern getroffen. Für alle Gewerkschaftsarten ergibt sich z. B. die überraschende Tatsache, daß nicht so ausschließlich die Großstädte und die Mittelstädte als Sitz der Gewerkschaften in Frage kommen, sondern auch die kleinen Orte ihr gutes Anteil Mitglieder haben. Die Verfasser halten sich erfreulicherweise fern von aller Tendenz und behalten vom Anfang bis zum Schluß ihrer umfangreichen Untersuchungen ganz das Ziel im Auge, einen wissenschaftlichen Beitrag zur Geschichte der Gewerkschaften zu liefern. Durch die Möglichkeit, die Gewerkschaftsorganisation in den verschiedensten Gegenden Deutschlands miteinander zu vergleichen, ergeben sich so viele praktische Winke für die gewerkschaftliche Weiterarbeit, daß die Berufsvereine alle Ursache haben, das Werk von Troeltsch und Hirschfeld eingehend zu studieren. In keiner größeren Arbeiterbibliothek darf es fehlen. Auch die gewerkschaftlichen Theoretiker werden das Werk als eine Fundgrube für ihre weiteren Forschungen dankbar willkommen heißen.

B.

Eingegangene Bücher

Die mit einem * versehenen Bücher sind bereits zur Besprechung übergeben.

Dr. A. Esche, „Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß". v. Zahl & Jaensch, Leipzig. M. 1.

Dr. W. Kahl, „Das neue Strafgesetzbuch". v. Zahl & Jaensch, Leipzig. M. 1.

Ferd. Tönnies, „Das Wesen der Soziologie". v. Zahl & Jaensch, Leipzig. M. 1.

Deutsche Kunsthefte, „Schwind". M. Ad. E. Müller, Stuttgart. M. 1,25.

E. Schüh, „Frenssens Jesus". J. C. Hinrichs, Leipzig. M. —,20.

Ernst Georgy, „Morgenröte". Otto Janke, Berlin. M. 4.

Schmidt-Möller, „Schönheit und Gymnastik. B. G. Teubner, Leipzig. M. 2,80.

G. Meyer, „Tanzspiele und Singtänze". B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.

Dr. C. H. Becker, „Christentum und Islam". J. C. B. Mohr, Tübingen. Geh. 50, geb. 75 Pfg.

H. W. Stoll, „Die Sagen des klassischen Altertums". B. G. Teubner, Leipzig. Geb. M. 6.

H. Ganz, „Die preußische Polenpolitik". Rütten & Loening. Frankfurt a. M. Geh. 1,50.

Graf H. zu Dohna, „Napoleon im Frühjahr 1807". G. Wigand, Leipzig. Geh. M. 4, geb. M. 5,50.

* A. Keller, „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors", J. Bielefeld, Freiburg. Geh. M. 8, geb. M. 10.

Max Treu, „Bis in das Elend". J. J. Weber, Leipzig. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Alfred Funke, „Afrikanischer Lorbeer". „Vita", deutsches Verlagshaus, Berlin. Geh. M. 4, geb. M. 5.

Jahresbericht der königlich preußischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden.

W. Bredow: Seines Glückes Schmied. Ulshöfer, Stuttgart. ℳ 2,25.

E. Biedermann: Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Teubner, Leipzig. ℳ 1,25.

G. Ilberg: Geisteskrankheiten. Teubner, Leipzig. ℳ 1,25.

Dr. Epstein: D. Grabbes Krankheit. Reinhart. München. ℳ 1,50.

Dr. Schmidt-Gibichenfels: Wen soll ich heiraten? Walther, Berlin. ℳ 2.

John Burns: Arbeit und Trunk. Brüder Suschitzky, Wien. ℳ —,10.

Dr. Fanny Imle: Kritisches und Positives zur Frage der Arbeitslosenfürsorge. Gust. Fischer, Jena. ℳ 1,20.

G. Oetelshofen: Das Schutzzoll- und Prämienproblem. Neubner, Köln. ℳ 2.—.

Katy Andreae: Das liebe Ich. Curtius, Berlin. ℳ 1,50.

Dr. Hugo Müller: Die Gefahren der Einheitsschule. Töpelmann, Gießen. M. 2,40.

Dr. Karl Eger: Evangelische Jugendlehre. Töpelmann, Gießen. ℳ 4,80 geh., ℳ 5,50 geb.

Ernst Untermann: Dialektisches. Volkstümliche Vorträge auf dem Gebiete des proletarischen Monismus. Dietz, Stuttgart. ℳ 1.—.

*) Die im Büchertisch aufgeführten Broschüren und Werke sind zu beziehen durch jede gut geleitete Buchhandlung, oder auch durch die Buchhandlung „Fortschritt", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Professor B. in München. Wir sind ganz Ihrer Meinung, daß gewisse Tageszeitungen die Reden und Ziele unserer Parteifreunde oft in merkwürdig veränderter Form wiedergeben. Deshalb ist die Verbreitung der „Hilfe" und unserer Parteitagsprotokolle um so wichtiger, damit möglichst wenige Anhänger durch gefärbte Berichte zu irrigen Schlüssen gelangen. Besten Gruß! Red

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 20 Berlin, 19. Mai 1907

Gotteslästerung

Lästern Sie Gott nie weder als Freigeist noch als Fanatiker. Voltaire.

Manche trauen es dem gefürchteten Spötter nicht zu, daß er so ernst reden konnte. Aber sie kennen nur einige seiner Fratzen, nicht das Gesicht, das sich dahinter versteckt. Es war Voltaire nicht um eine fein ausgedachte Redeform zu tun, als er dies Wort niederschrieb. Seine Lebensüberzeugung steckt darin. Er gibt sie weiter in dieser Unterweisung, die für den Kronprinzen bestimmt war. Es ist auch unsere Ueberzeugung.

Freigeist und Fanatiker tragen dasselbe Kleid. Sie leben von der gleichen Ansicht: sie wissen über Gott besser Bescheid als er selbst. Der eine hat es ganz genau gesehen, daß ihm nirgends Gott in der Gesellschaft begegnete; also ist es Narrheit, an einen Gott zu glauben. Der andere hat ebenso genau gesehen, wie Gott angezogen war; also ist es Verbrechen, an einen Gott zu glauben, der anders aussieht. Und beide gehen in die Welt und verhöhnen die Menschen, die noch alte Empfindung von einer wunderschönen Heimat im Herzen tragen, aus der sie ausgezogen sind, die sie aber nicht mehr genau beschreiben können. Es ist ein durchaus gerechtes Urteil, wenn Voltaire beide zusammenstellt, Freigeist und Fanatiker, obgleich sich beide auf dem Weg nicht kennen wollen, ja einander hart bekämpfen. Sie arbeiten sich doch in die Hände. Sie lästern Gott, weil sie ihn mit Menschenelle messen. Es fehlt ihnen das Einzige, was Gottes Spiegel halten kann: die Ehrfurcht. Sie bestimmen und entscheiden; sie sitzen im Regiment und haben alles ausgemacht, wie es sein muß. Es gibt für sie keine Stille. Laut und betäubend klingt ihre Weisheit; aber hohl. Da kamen solche, die Gott wohlwollten. Sie sorgten sich um seine Ehre und dachten Gesetze aus, nach welchen einer bestraft würde, der Gott lästerte. Ins Gefängnis steckten sie solche Leute. Dabei kamen sie sich schrecklich fromm und wichtig vor. Einstweilen schickte der Herrgott die Sonne, und ihre Strahlen fielen auch durch die Scheiben der Zelle und erzählten eine sonderbare Geschichte von einem Herrn, der frömmer denkt als die Frommen im Lande und größer ist, als Jahrtausende, die ihn veraaßen. Er grüßt in den Sonnenstrahlen und lächelt über kleine Menschen.

Laßt uns Gott suchen. Jetzt geht er im Garten umher und führt die Vogelschar zusammen zu luftigem Konvent; dem Gras lockert er die Erde und Blüten ihren Kelch. In seiner Rechten trägt er farbige Pinsel und malt so satt und zart, daß wir staunen; in der Linken hält er Strauß und Strauß und bindet ihn lose, wie seine Frauenhand es tut. Und wo er geht, da wächst es, schiebt, hebt, trägt, atmet, lebt es. Und du selbst stehst dabei und siehst zu, bist nur ein winziger Ausschnitt aus dieser Lebensflut: ein unausdenkbar kleines Teilchen, so etwas am Weg. Aber ehe Gott aus dem Garten geht, legt er auf einmal alles weg, nimmt seine beiden mächtigen Hände und legt sie still auf dich. Du zitterst. Aber die Hände sind wunder wie weich; so hättest du's gar nicht vermutet. Was war da geschehen? Gott hatte den Menschen gesegnet. Dann nahm er wieder Pinsel und Strauß und ging davon. **Traub.**

Karl von Linné

Die Lehre von den Pflanzen, die Botanik als Wissenschaft, zerfällt nach drei Richtungen hin, in die Wissenschaft, welche die Organe und größeren Teile der Pflanzen nach ihrem Aussehen und ihrem allgemeinen Habitus beschreibt, und darnach die Pflanzen einteilt in Familien, Klassen und Ordnungen. Diesen Zweig der Botanik bezeichnet man in der Kunstsprache der Botaniker mit den Ausdrücken Morphologie und Systematik. Auch von Liebhabern der Naturwissenschaft werden diese vielfach als „Steckenpferd" betrieben. Sie erfordern keine kostspieligen Bücher und Apparate; an ihnen hat ein Sammler seine Freude. Briefmarken, Münzen sammeln ist immerhin mit Kosten verbunden, aber die Jagd auf alles, was kreucht und fleucht, auf seltenere und gewöhnliche Pflanzen ist ein billiger und auch dadurch angenehmer Sammelsport, daß der ihn Betreibende dabei das Vaterländchen innerhalb engerer und weiterer Grenzen aus dem Grunde kennen lernt. Indessen steht gegenwärtig, was allerdings, wie wir später sehen werden, nicht immer der Fall war, dieser Zweig der Botanik den anderen an Bedeutung nach. Zunächst dem zweiten, der sich mit der Untersuchung der feineren Teile, aus denen die Organe der Pflanzen bestehen, befaßt, und daher in der Hauptsache nur mit Hilfe des zusammengesetzten Mikroskops betrieben werden kann. Wir meinen die Pflanzenanatomie, auch Phytotomie genannt. Diese untersucht die Zusammensetzung der Gewebe, aus denen wiederum die Organe der Pflanzen bestehen und sie führt bei dem heutigen Stande in letzter Linie immer auf die Zelle zurück, diesen Elementarorganismus, aus dem alle höheren Organismen sich zusammensetzen. Aber unbeschadet des Wertes aller Systematik, Morphologie und Anatomie der Pflanzen bildet die Krone des Gebäudes die Pflanzenphysiologie, die wahre „Philosophia botanica" welche z. B. lehrt, wie die Pflanze sich ernährt, wie sie anorganische Stoffe sich gleich macht und aus wenigen Nährsalzen, aus Luft (Kohlensäure und Sauerstoff) und Wasser alle die Wunderwerke hervorgehen läßt, die der Systematiker klassifiziert und der Anatom zergliedert. Die Pflanzenphysiologie setzt genaue Bekanntschaft mit den Lehren und Methoden der Chemie und Physik voraus und sie kann nur in eigens dazu hergerichteten Laboratorien betrieben werden.

So liegt es nicht an der wissenschaftlichen Bedeutung der beiden letzten Disziplinen, daß sie gemeinhin wenig bekannt sind, ebenso wie die Männer, die sie gefördert haben: Malpighi, Kurt Sprengel, Schleiden und Naegeli, die Anatomen, und Mariotte, Hales, Saussure, Ingenhous und Liebig, die Pflanzenphysiologen. Dahingegen die Systematik jedem von der Schule her noch geläufig ist, wo er lernte, daß das Veilchen mit seinem botanischen Namen Viola odorata L. heißt, und das L. hinter diesem Namen bedeutet Linné als Namengeber, wohl den populärsten aller Botaniker.

Linné wird häufig als derjenige gedacht, der die Systematik der Pflanzen (und auch der Tiere) sozusagen „erfunden" hat. Indessen, er hat seine bedeutenden und großen Vorgänger, namentlich den Italiener Andrea Caesalpino (1519–1603, De plantis libri XVI., Florenz 1583), den Lübecker Joachim Jungius (1587–1657, posthum erschien seine Isagoge phytoscopia 1678), den Engländer Rey und den Franzosen Tournefort. Er kannte deren Werke und war

besonders durch Caesalpino beeinflußt. Ehe indessen Linnés große Bedeutung im Zusammenhange mit diesen seinen Vorgängern gezeigt werden soll, muß, wie es sich für ein zweihundertjähriges Geburtstags-Jubiläum geziemt, das am 23. und 24 Mai zu Upsala festlich in Gegewart berühmter Botaniker aus aller Herren Länder begangen wird, einiges von den Lebensumständen Caroli Linnaei, wie er sich ursprünglich nannte, erzählt werden.

Am 13. Mai alten und 24. Mai neuen Stils des Jahres 1707 wurde Carolus Linnaeus als ältester Sohn des Predigers Nils Ingemarson zu Rashult in Smaland geboren. Auch er war einer der Prügelknaben der humanistischen Bildung, und fast hätte sein Vater im Zorn über seine minderen Leistungen im Lateinischen einen Schuster aus ihm gemacht. Indessen erkannte der Arzt Dr. Rothmann in Verjö die Fähigkeiten des Jünglings und dieser studierte ums Jahr 1727 in Lund und Upsala Medizin und Naturwissenschaften. 1723 wurde er beim botanischen Garten angestellt und hielt er bereits seine erste Vorlesung, nachdem er während seines Studiums schweren Mangel hatte leiden müssen. Er bereiste alsdann, z. Teil kärglich von der Regierung mit Mitteln versehen, aber fast immer in großer Armut, Lappland und Dalekarlien, hielt endlich in Fahlun Vorlesungen für die Grubenbeamten, und verlobte sich dort mit der Tochter des Stadtphysikus Moraeus. Von 1735 bis 1738 bereiste er Holland und Frankreich, promovierte 1735 in Harderwijk zum Doctor medicinae, unterstützt durch die Familie seiner zukünftigen Gattin, die er, zurückgekehrt, im Jahre 1739 heiratete, nachdem er wiederum eine Zeit bitterster Not in Stockholm hinter sich hatte. Aus dieser wurde er durch einen glücklichen Zufall errettet, da es ihm gelang, die Königin Ulrike von einem langwierigen Leiden zu heilen. Nun war sein Lebensschiff gerettet, er wurde Präsident der Akademie, Professor an der medizinischen Fakultät zu Stockholm und Direktor des Botanischen Gartens. 1755 in in den erblichen Adelstand erhoben. 1763 zog er sich von seinen Aemtern zurück, um seinen Sohn Karl an seine Stelle treten zu lassen, und im Jahre 1778 verschied er nach jahrelanger Krankheit am 10. Januar.

Sein Leben hat er an eine klare Klassifizierung des Pflanzenreichs gewendet, zusammenfassend mit vor ihm unbekannter Klarheit und glänzender Begabung für das Einordnen unter bestimmte Rubriken und das kurze Bezeichnen der charakteristischen Merkmale. Originale Gedanken und revolutionierende Entwickelungen, wie wir sie Lavoisier oder Robert Mayer verdanken, gingen indes von ihm nicht aus. Es kam aber zu Linnés Zeit in der Botanik auch auf etwas anderes an. Die Forscher sahen sich in der Natur einem verblüffenden Formenreichtum gegenüber, und wenn zwei Verschiedene an verschiedenen Orten dieselbe Pflanze beschrieben, so wußte man oft nicht, daß beide dieselbe meinten. Linné führte eine einfache Namengebung ein, daß jede Pflanze mit ihrem Familiennamen, z. B. Viola, und ihrem besonderen Namen, z. B. odorata, genannt wurde, hinter diesem Namen wurde dann später noch derjenige angeführt, der die Pflanze so benannt hatte. Durch diese lediglich technische Neuerung wurde ein außerordentlicher Fortschritt gemacht und eine Deutlichkeit erreicht, die besonders auch dem Laienpublikum die Botanik als eine sehr gefestete empirische Wissenschaft erscheinen ließ. Das zweite Problem, das Linné vorfand, war die Anordnung aller bekannten Pflanzen zu einem System, das bereits Caesalpino zu lösen versucht hatte. Linné sah zuerst klar, daß ein System, welches nach a priori bestimmten Regeln die Pflanzen klassifizierte, *künstlich* sein mußte und daß es keineswegs die Pflanzen aneinanderstellen konnte, die *natürlich*, d. h. ihrem ganzen Habitus nach, zueinander gehörten. Er ging aus, beeinflußt durch eine Schrift Vaillants, De sexu plantarum, von den Geschlechtsorganen der Pflanzen, von den Staubgefäßen und Stempeln. Nach deren morphologischen Eigenschaften (Zahl und Verwachsung) ordnete er a priori alle Pflanzen in Klassen ein und so wurde erreicht, daß jede bisher unbekannte Pflanze sofort an ihren ihr zukommenden Platz im System gestellt werden konnte. Damit wurde der Begriff der Art zu einer Art Heiligtum erhoben, und Linné lehrte, daß es soviel Arten auf der Welt gäbe, als von Anfang her, im Prinzip vom Schöpfer erschaffen waren. Freilich kamen die Varietäten dabei schlecht weg, sie wurden sozusagen als Unarten der Natur nicht berücksichtigt. Dieses künstliche System genügte nun für den bestimmenden Sammler vollkommen, nicht dagegen für den Theoretiker der Botanik. Der mußte ein natürliches System haben, in dem die „verwandten" Arten beieinander standen. Auch Linné erkannte dieses und versuchte sich selbst mit so einem „natürlichen" System, nicht ahnend, daß damit ein gefährlicher, zur Revolution führender Weg begangen wurde. Denn das natürlichste System beruht auf der *Verwandtschaft* der Arten. Und von der Verwandtschaft der Arten bis zur Ableitung einer aus der andern, bis zur Lehre des Entstehens der Arten aus einander ist nur ein Schritt. Freilich trotzdem namhafte Botaniker, wie namentlich Jussien, das natürliche System zu finden suchten, das von Linné als Endziel und Krone der botanischen Wissenschaft aufgefaßt wurde, diesen gefährlichen Schritt wagte lange Zeit niemand ernstlich, denn gerade durch Linné, als dem Zusammenfasser der Ansichten der noch halb scholastischen Botaniker, war die Art ja fast zu einem Gegenstande der Theologie geworden, als direkt vom Weltordner erschaffen. Und bis man den Schöpfer von der Erschaffung der Art zurückdrängte bis zur Erschlaffung aller Materie überhaupt, die dann dem Schöpfungsplane gemäß sich entwickelte, hatte der Darwinismus schwere Kämpfe auszufechten. Kämpfe, die mit der wahren Naturwissenschaft recht wenig zu tun hatten, denn nicht vom Glauben handelt diese, sondern vom Wissen.

Heute hat Linnés System hauptsächlich historischen Wert, denn unsere Botaniker huldigen dem natürlichen System, das die Arten unbekümmert um vorher gefaßte Meinungen und Einteilungsgründe nach ihrer inneren Verwandtschaft zu Familien zusammengeordnet, wobei dann natürlich Unsicherheiten und Differenzen zwischen einigen Forschern nicht zu vermeiden sind. Dagegen hat die ganze Botanik und auch die Zoologie bis auf den heutigen Tag an Linnés „binärer Nomenklatur", die wir oben kennen lernten, festgehalten. So steht Linnés Werk in diesem Teil noch ebensofest als vor 200 Jahren. Und seine großen Verdienste wird ihm auch der nicht absprechen dürfen, der erkennt, daß er, im wesentlichen die Ergebnisse seiner Vorgänger zusammenfassend, hinsichtlich der Konstanz der Arten in eine heut abgetane Lehre verfiel, ohne daß wahrhaft neue experimentelle Bereicherungen der Wissenschaft von ihm ausgingen.

Halle a. S. E. J. Lesser.

Schmitthenner

Auch wem es nicht vergönnt gewesen war, in das blaue milde Auge und in die reine Kinderseele des jüngst verstorbenen Stadtpfarrers Schmitthenner in Heidelberg zu schauen, der kann doch etwas von der eigenen Größe dieses schlichten Mannes ahnen, wenn er in seinen Dichtungen blättert. Schmitthenner war ein großer Mensch und ein großer Dichter. Groß in seiner Weise. Er war einer von den Menschen, wie sie so selten sind. Wie sie mitunter zwischen den andern dahingehen, unbekannt der großen Welt, aber reich in sich, einen Gott im Herzen. Und wie sie dann einzelnen von ihrem Reichtum schenken, mit vollen Händen, und tief tief beglücken.

Der eigenartige Zauber von Schmitthenners Novellen erschließt sich ganz nur dem andächtigen Leser, dem Menschenkind, welches ähnlich zu fühlen und zu schauen imstande ist wie er. — — —

Eine eigene Welt tut sich vor uns auf. Lebensbilder sind es und doch wieder keine. Märchen sind es und doch wieder keine. Von allen Seiten strömt es uns untgegen, die Kraft eines lebenswarmen und märchenschönen Dichterfrühlings. Lebenswahr, weil es lauter echte Menschen sind, mit ihren Sorgen und Nöten, mit ihren Kämpfen und Leidenschaften. Märchenschön, weil überhaucht von einem feinen, romantischen Duft und von einem leisen, ganz köstlichen Lebenshumor. Aber groß wird diese Kunst dadurch, weil darüber

der Abglanz eines sonnigen Gemüts, einer zarten Künstlerseele ausgegossen ist, weil uns überall das goldene Herz eines Menschen und eines Dichters entgegenschlägt. Und das Größte birgt seine künstlerische Keuschheit und reicht seine Kunst, Seelen zu sehen. Ein Meister ist er in der Schilderung der Menschenseele. Gleichsam körperhaft wächst vor unsern Augen das zarte seelische Gebilde empor. So wie Schmitthenner hat keiner das Hangen und Bangen einer werdenden Künstlerseele getroffen, so wie er keiner die keusche Schönheit der Frauenseele enthüllt. Dem weichen Frauengemüt fühlte sein Innerstes sich ja am meisten wesensverwandt, und da findet er Töne, wie sie nur ganz selten an unsere Seele schlagen. Die Schmitthennerschen Frauengestalten gehören mit zu dem Besten, was wir haben.

Wer so wie er ein Meister ist in den feinsten Dingen des seelischen Schauens, der ist im tiefsten Grund seines Wesens religiös. Und hier hat uns der Heimgegangene einen Schatz geschenkt, wie wir ihn uns köstlicher nicht denken können. Das sind seine Predigt-Dichtungen. Auch hier alles Gold; man braucht nur zuzugreifen, um es zu eigen zu haben für immer.

H. Schnellbach.

Smyrnateppiche.

Voll satter Farben und tiefen Zaubers wie seine Märchen sind die Teppiche des Orients. In reizvoller Stilisierung und Anordnung füllen meist ornamental verwertete geometrische Figuren oder Pflanzen und Blätterwerk das Mittelfeld, und die breite, blumenreiche Bordüre schließt harmonisch das Bild. Oft ist's ein Anblick, als breite sich ein Garten vor uns voll Farbenglut und Duft, mit Blumenbeeten, stillen leuchtenden Weihern und verschlungenen, heimlichen Pfaden.

Freilich die alten, die kostbarsten und feinsten Stücke sind ein eltener Luxusartikel. Aber die Erzeugnisse der heutigen orientalischen Industrie sind so billig geworden, daß sie ein vielbegehrter Artikel, ein fast unentbehrlicher Hauszierrat geworden sind. Und da haben die anatolischen Teppiche vor den persischen und indischen Geweben den Vorzug der Billigkeit, vor den europäischen Imitationen aus Siebenbürgen, Rumänien, Kroatien usw. Vorzüge der Echtheit und der Qualität. So sind sie heute ein Massenartikel auf dem Weltmarkt und Gegenstand eines schwunghaften Handels geworden.

Vor kurzem war das noch ganz anders. Da arbeitete man das Gewebe nach Mustern und mit natürlichen Farben, die durch Jahrzehnte und Jahrhunderte in der Familie fortlebten, und nicht mehr Teppiche wurden geflochten, als der eigene bescheidene Bedarf erheischte. Das war eine Beschäftigung für die lange Zeit, da die Feldarbeit ruhte; und wie bei uns die Bauerndirnen im Winter in der Stube am Spinnrocken saßen und schnurrige Geschichten sich vertrauten, so arbeiteten in den vorderasiatischen Provinzen die Frauen am hölzernen Gerüste und flochten und knüpften die feinen Woll- oder Seidenfäden einander zu blaß-melancholischen oder jauchzend-farbenbunten Teppichen.

In Zentralasien war vor vielen Jahrhunderten die Kunst entstanden; freigebig bot der Boden Farbstoffe und Material, und des Orientalen Handgeschicklichkeit und kindliche Freude an farbenprächtigem Schmuck und phantastisch-kunstvollen Ornamenten tat das Uebrige. Von hier aus verbreitete sich die Teppichweberei über die westlichen Gebiete; in Indien wurde sie heimisch, in Persien, in den Kaukasusländern und in Kleinasien. Und überall — beeinflußt von der Eigenart des Bodens und der Bewohner — bildeten sich besondere Muster, Formen, Herstellungsfeinheiten und Bezeichnungen aus. Und selbst innerhalb jeder Familie vererbte sich von den Vätern her die geheimnisvolle Kenntnis wundersamer Motive und seltener Farbennüancen weiter; spielt doch die Tradition beim Orientalen eine gewichtige Rolle. Als nun die Entwicklung des Verkehrs auch diese Lande sich erschloß, bemächtigte sich die Spekulation und der Handel dieses Produktionszweiges. Der gesteigerten Nachfrage entsprach ein Steigen des Preises, und an Stelle der naturalwirtschaftlichen Herstellung zu eigenem Bedarf trat das Gewerbe und die Produktion zum Massenabsatz. Großbetriebe sind trotzdem noch selten; wie die Publikationen des Reichsamts des Innern berichten, sind die einzigen Etablissements dieser Art die kaiserliche Fabrik zu Hereke, 10 Wollfärbereien und 2 mechanische Wollspinnereien mit fabrikmäßigem Betrieb. In Persien überwiegt heute bereits die Fabrikarbeit weitaus; in der Levante hat sich die Heimarbeit erhalten. Der Unternehmer auf eigene Rechnung und Gefahr ist der Exporteur; von ihm ist alles abhängig, er kreditiert, gibt Muster und Farben an, liefert sogar oft das Rohmaterial. Die bedeutendsten dieser Firmen haben in Smyrna ihren Sitz. In den verschiedenen Provinzen haben sie dann Kommissionäre, die zumeist gleichzeitig Färbereien besitzen. Diese verteilen wieder den Auftrag an die Webstuhlbesitzer weiter, die sie dann schließlich durch Arbeiter ausführen lassen.

Diese Entwicklung hat zwar dem Land eine lebhafte Industrie gebracht, aber auf das Erzeugnis selbst hat sie nicht eben günstig eingewirkt. Das Material wurde durch den stärkeren Konsum verteuert, und man greift daher zu billigem, minderwertigerem Rohmaterial. Auch Fälschungen kommen vor; so kommen z. B. Baumwollteppiche, denen man durch besondere Behandlung ein seidenschimmerndes Aussehen verlieh, als Seide in den Handel. Die tiefen, fein kontrastierenden Pflanzenfarben, die vornehmlich den alten Teppichen den Duft orientalischer Märchenpracht geben, werden durch verblaßte, künstliche chemische Produkte ersetzt, und das Geheimnis ihrer Gewinnung gerät mählich in Vergessenheit; es droht hier ein ähnlicher Verlust, wie wir ihn bezüglich der Malfarben unsrer alten Meister zu beklagen haben. Um Zeit und Material zu sparen, werden die Teppiche viel gröber und flüchtiger geknüpft; darunter leidet Feinheit und Haltbarkeit erheblich. Auf dem gleichen Raum fügt man heute nicht einmal halb so viel Knoten als in früheren Zeiten, mitunter gar nur $^1/_7$. Am bedauerlichsten aber ist, daß mit dem Manufakturbetrieb auch die Muster immer derber werden und daß die reizvollen individuellen Erfindungen im Dekor, die harmonisch gegliederten und gezeichneten Blumen, Ranken und geometrischen Ornamente durch fremde Einflüsse entstellt werden. Alle Bemühungen der Exporteure in Smyrna konnten bisher diesem Verwildern nicht voll Einhalt tun.

Man verfertigt in der Levante zwei Arten: geknüpfte und gewirkte Teppiche. Das Wirken geschieht mittels eines einfachen Webstuhls, dessen einziges Schiffchen mit der Hand bedient wird. Diese Technik ist hauptsächlich im mittleren und östlichen Kleinasien zuhause; man stellt damit in der Regel Portièren oder Wandbekleidungen her, nur selten Fußteppiche.

Die Methode des Knüpfens, die ja in neuester Zeit bei unsern Damen als Handarbeit Eingang findet, ist höchst einfach. Der primitive Apparat besteht in zwei parallel aufgestellten senkrechten Pfählen, oben und unten sind ihnen dicke Holzrollen eingefügt, und in der Mitte des rechteckigen Holzgerüstes läuft eine Querstange. Nun spannt man von der oberen Rolle zur unteren — abwechselnd vor und hinter der Querstange — Fäden. Je zwei dieser Vertikalgarne werden dann zusammengenommen und mit einem Faden von etwa 5 cm Länge derart umflochten, daß man dessen Mitte nach oben auflegt, die Enden rückwärts führt und zwischen den Längsfäden wieder nach vorne durchzieht. Die Reihen werden untereinander fest verbunden und schließlich das Gewebe gepreßt und geschoren. Wie leicht diese Arbeit ist, geht daraus hervor, daß sie oft von fünfjährigen Kindern besorgt wird. In der kaiserlichen Fabrik obliegt sogar dies Geschäft ausschließlich 800 Mädchen im Alter von 4—15 Jahren. Dadurch, daß jede Arbeiterin regelmäßig die gleiche Partie des Musters herstellt, eignet sie sich eine virtuose Geschicklichkeit an. Durchschnittlich stellt sie im Tage einen Streifen von 20—25 cm Länge und 68 cm Breite her.

Man kennt diese anatolischen Teppiche bei uns zumeist unter dem Kollektivnamen „Smyrnateppiche". Smyrna mit seiner großen Fremdenkolonie ist der eigentliche Stapelplatz: hier wurde die Industrie geschaffen, von hier gehen die Bestellungen ins Innere und der Export ins Ausland. Der Wert der jährlichen Ausfuhr beläuft sich auf $7^1/_2$ Millionen Francs; davon bezieht England als europäisches Zwischendepot ca. $^3/_4$. Aber die Herstellung geschieht nicht in Smyrna.

Der hauptsächlichste Produktionsort ist Uschak, wo in fast rein hausindustriellem Betrieb ungefähr die Hälfte der anatolischen Teppiche gefertigt wird. Man knüpft hier die geschätzten Tekilme's, äußerst fein geknüpfte Teppiche, die Tschifte-ilme's, eine sehr gangbare, aber gröbere Ware, und die gewöhnlichen Barhana's. Außerdem macht man noch zahlreiche Unterschiede je nach der Menge der verwendeten Farben, nach Motiven und Qualität. Weitere wichtige Fabrikationsorte sind Gördes und Kula, der Ursprungsort einer ganz besonders seltenen Art von Gebetteppichen aus Angoraziegenhaar; ein solches Gewebe — Filik nennen es die Eingeborenen — ist in diesen Gegenden ein wichtiger Bestandteil des Heiratsgutes der jungen Türkin. Die kostbaren alten Gewebe kamen zumeist aus der Gegend von Siwas, der Hauptstadt des gleichnamigen nordöstlichen Vilajet's. Doch damit haben die armenischen und europäischen Händler schon tüchtig aufgeräumt; man findet sie heute mehr in unsern Sammlungen als im Orient; erlesene Exemplare besitzt das Münchener Nationalmuseum. Die moderne Fabrikation ist nicht auf der Höhe; die Farben sind unrein und wenig haltbar, die Zeichnung meist geschmacklos nach europäischen Mustern gehalten. Es werden fast durchweg nur kleine Stücke hergestellt, wie Gebetsteppiche, Bettvorlagen und Vorhänge. Die Produktion ist auch nicht sehr rege; Absatzmarkt ist im wesentlichen Konstantinopel. Eine quantitativ und qualitativ viel bedeutendere Produktion hat Angora. Unsere sogenannten „kurdischen Teppiche" sind dort geflochten oder geknüpft. Da die Bergbewohner dieser Gegend am meisten noch die alten Muster und Farben und die traditionelle, solide Arbeit beibehielten, sind ihre Erzeugnisse meist ganz ausgezeichnet. Aehn-

lich ists in Konia (dem in der Geschichte viel genannten Ikonium). Dank der Güte der Ware ist an diesen Orten die Teppichknüpferei in raschem Aufblühen begriffen. Die Behörden bringen diesem Industriezweig reges Interesse entgegen. Das hat die Regierung auch namentlich in der Gründung einer eigenen kaiserlichen Fabrik in Hereke bewiesen. Neben allen anderen Arten von Geweben werden hier insbesondere auch Teppiche hergestellt. Die Einrichtungen sind staunenswert gut und modern. Die Fabrik hat eigene Musterzeichner, ein chemisches Laboratorium, eine eigene Wollfärberei und eine kleine Sammlung antiker Muster. An Wohlfahrtseinrichtungen weist das Etablissement eine Schule, ein Krankenhaus und zwei Unterkunftshäuser für die Arbeiterinnen auf, und schließlich sind die Lohnverhältnisse sehr befriedigend. Die Fabrik arbeitet denn auch mit gutem Erfolg; 800 Mädchen stellen mittels Handarbeit die Teppiche her; vor fünf Jahren waren es erst 350, und jetzt ist abermals eine Erhöhung ihrer Zahl auf 1150 geplant.

Das also sind die bedeutendsten Standorte der anatolischen Teppichindustrie. Es entbehrt nicht der Komik, daß die orientalischen Länder, seitdem ihre Gewebe nach Europa wandern, ihren eigenen Bedarf vielfach mit ganz billiger Ware decken, die ihnen aus Europa zugeführt wird; solche Nachahmungen werden auch in Deutschland in großem Stil fabriziert, z. B. in Schmiedeberg, Kottbus und Linden. Umgekehrt steigt aber der Import von Orientteppichen nach Deutschland von Jahr zu Jahr. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um die Stapelware aus Smyrna; das Publikum verwechselt sie meist mit den persischen Teppichen, obwohl sie diesem Vorbild weder an Haltbarkeit noch an Farbenwirkung gleichkommen. Die Preise sind trotz der beträchtlichen Spesen und des meist ansehnlichen Nutzens der verschiedenen Zwischenhändler für den Konsumenten nicht allzu hoch, da die türkischen Weberinnen nur ⅓ des bei uns üblichen Lohnes erhalten. Seitdem aber auch Amerika gewaltige Quantitäten orientalischer Teppiche zu Phantasiepreisen auftauft, verteuern sie sich zusehends.

Die Wertschätzung und Ausfuhr vorderasiatischer Teppiche ist übrigens nicht etwa erst jüngeren Datums. Man kannte sie schon seit den Kreuzzügen, und sie spielten sogar eine bescheidene, aber immerhin nicht unwichtige Rolle in unsrer Kulturgeschichte. In Venedig, das ja die Handelsbeziehungen mit dem Morgenland vermittelte, bürgerten sie sich zuerst ein. Sie schmückten den Thron des Dogen, die Baldachine der Gondeln und die Kanzeln der Kirchen, und die Tiefe, die Leuchtkraft und Harmonie der Farben wirkten nachhaltig auf die Meister der venezianischen Schule ein, bis Giorgione und Tizian ihnen ein ureigenes Vorbild gaben. Ebenso haben die reiche Ornamentik, das großartige, kraftvoll-lebhafte Kolorit der anatolischen wie der persischen Teppiche auch Hollands Stickerei und Malerei wesentlich beeinflußt und befruchtend angeregt. Auf Bildern aller Zeiten und Schulen — ich nenne nur Memmi, Memling, Holbein, Ter Borch — finden wir als dekoratives, ansprechendes Element und wichtigen Bestandteil für die Komposition und Farbenwirkung des Bildes solche Teppiche. Das zeigt deutlich, wie tief schon die alten Meister die Pracht und Glut ihrer Farben, die Harmonie und Feinheit der Muster und die durchdachte Raumfüllung empfanden und daß bereits unsere Altvordern es liebten, ihre Wohnungen mit den erlesenen Erzeugnissen morgenländischer Knüpfkunst zu schmücken.

Und auch hier der alte Entwicklungsgang: Was ihnen Luxus war, den Enkeln ward es schon fast zum Alltagsbedürfnis.

Paul Dreyer.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

Die Tage, an denen sie geschlagen wurde, waren Naïs noch immer lieber, denn ihr Ungestüm brachte sie doch in Wallung. Sonst führte sie ein so enges, so eingeschlossenes Leben, daß sie vor Ueberdruß sterben wollte. Ihr Vater verbot ihr, nach L'Estaque hinunter zu gehen und hielt sie stets im Hause beschäftigt; und selbst wenn sie nichts zu tun hatte, wollte er, daß sie da bleibe, unter seinen Augen. So wartete sie denn mit Ungeduld auf den September: sobald die Herrschaft in La Blancarde eingezogen war, mußte Micoulins Aufsicht gezwungenermaßen nachlassen. Naïs, die für Madame Rostand Gänge zu machen hatte, entschädigte sich für ihre Gefangenschaft.

Eines Morgens hatte Père Micoulin überlegt, seine große Tochter könnte ihm ganz wohl dreißig Sous täglich eintragen. Er gab sie also frei und schickte sie zur Arbeit in eine Ziegelei. Obwohl die Arbeit dort sehr hart war, war Naïs ungemein froh. Früh morgens ging sie fort, nach jenseits von L'Estaque, und verbrachte den ganzen Tag bis zum Abend in der brennenden Sonne, damit, Ziegelsteine zum Trocknen umzuwenden. Ihre Hände verbrauchten sich zwar ordentlich bei diesem Frondienst, aber sie spürte doch nicht mehr immer den Alten im Rücken und konnte mit den Burschen lachen, wie sie wollte. Und gerade bei dieser harten Arbeit entwickelte sie sich zu einem prächtigen Mädchen. Die glühende Sonne bräunte ihr die Haut und legte ihr ein breites Bernsteinkoller um den Hals, ihr schwarzes Haar wurde üppig und dicht, ihr Körper gewann durch das fortgesetzte Beugen und Wiegen bei der beweglichen Arbeit die geschmeidige Kraft einer jungen Kriegerin. Wenn sie sich so von der roten Tonerde abhob, so glich sie einer antiken Amazone, einer kräftigen Terrakotta, plötzlich belebt durch den Flammenregen, der vom Himmel fiel. Micoulin hütete sie denn auch mit scharfen Augen, als er sah, wie schön sie wurde. Sie lachte ihm zu viel; das schien ihm nicht natürlich, daß ein Mädchen so heiter sei. Und er schwor sich, die Liebhaber zu erdrosseln, die er je um ihre Röcke schleichen sähe.

Liebhaber, — Naïs hätte sie dutzendweise haben können, aber sie entmutigte alle. Sie machte sich über alle Burschen lustig. Ihr einziger guter Freund war ein Bucklliger, der mit ihr in der Ziegelei beschäftigt war, ein kleiner Mann namens Toine, den das Findelhaus von Aix nach L'Estaque geschickt hatte und welcher da als Gemeindekind geblieben war. Er hatte ein liebes Lachen, dieser Bucklige mit seinem Polichinelloprofil. Naïs litt ihn wegen seiner Freundlichkeit. Sie machte mit ihm, was sie wollte, behandelte ihn oft schlecht, wenn sie sich für eine Züchtigung ihres Vaters an irgend jemand zu rächen hatte. Im übrigen hatte es nichts zu bedeuten. Im Dorfe lachte man über Toine. Und Micoulin hatte gesagt: „Gegen den Buckel hab' ich nichts einzuwenden; ich kenne sie, sie ist zu stolz!"

Als Madame Rostand nun heuer in La Blancarde einzog, bat sie den Pächter um Naïs, weil eines ihrer Dienstmädchen krank geworden war. Mit der Ziegelei war es dann freilich aus. Aber Micoulin, so hart er den Seinen gegenüber war, zeigte sich seiner Herrschaft gegenüber als Politiker; er hätte ihr seine Tochter nicht verweigert, wenn es ihm auch noch so sehr gegen den Sinn gewesen wäre. Monsieur Rostand hatte in wichtigen Angelegenheiten nach Paris reisen müssen, so daß Frédéric allein mit seiner Mutter auf La Blancarde war. In den ersten Tagen hatte der junge Mann — wie gewöhnlich — durch die Luft angeregt, ein großes Bedürfnis nach Bewegung; er begleitete Micoulin, um Netze auszuwerfen oder einzuziehen, und unternahm weite Gänge in den Schluchten, die bei L'Estaque münden. Dann beruhigte sich dieses schöne Ungestüm, er streckte sich ganze Tage lang unter den Fichten am Rande der Terrasse aus, teils schlief er, teils betrachtete er das Meer, bis ihn das eintönige Blau zuletzt tödlich langweilte. Im allgemeinen dauerte es vierzehn Tage, bis ihm der Aufenthalt auf La Blancarde unerträglich wurde. Dann erfand er jeden Morgen einen Vorwand, um nach Marseille auszukneifen.

Am Tage nach der Ankunft der Herrschaft rief Micoulin in aller Frühe nach Frédéric. Er sollte ihn begleiten, er wollte die Fischfallen heben; das sind lange Körbe mit enger Oeffnung, in welchen sich die Grundfische fangen. Aber der junge Herr stellte sich taub. Der Fischfang schien ihn nicht zu reizen. Nachdem er aufgestanden war, legte er sich unter den Fichten auf den Rücken und verlor die Blicke im Blau des Himmels. Seine Mutter war ganz überrascht, da er keinerlei Anstalt machte zu einem seiner großen Märsche, die ihm einen so gesunden Hunger eintrugen.

„Du gehst nicht aus?" fragte sie.

„Nein, Mutter," antwortete er. „Da Papa nicht hier ist, bleibe ich bei Dir."

Der Pächter, der diese Antwort gehört hatte, brummte im Patois: „Na, Monsieur Frédéric wird doch nächstens nach Marseille ausbrechen."

Frédéric aber ging nicht nach Marseille. Die Woche verstrich; er lag immer ausgestreckt und wälzte sich einfach ein Stück weiter, wenn ihn die Sonne erreichte. Anstands halber hatte er ein Buch mitgenommen, nur las er nicht darin; vielmehr lag es meist in den dürren Fichtennadeln des harten Bodens. Nicht einmal das Meer sah der junge

Herr an; er hatte das Gesicht dem Hause zugewendet und schien sich für die Bedienung zu interessieren, schien auf die Dienstmädchen zu lauern, die kommend und gehend jeden Augenblick die Terrasse überschritten; und wenn es Naïs war, die vorbeiging, so flammte es kurz auf in seinen Augen eines sinnlichen jungen Gebieters. Naïs dann verlangsamte ihre Schritte und entfernte sich mit dem rhythmischen Wiegen ihrer Hüften, ohne je einen Blick auf ihn zu werfen.

Dieses Spiel dauerte mehrere Tage. Vor seiner Mutter behandelte Frédéric Naïs fast hart, so als tölpische Magd. Das gescholtene Mädchen schlug dann die Augen nieder mit einer wonnigen Duckmäuserei, als wollte sie diesen Unwillen recht genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Grünewaldmappe. Zur Zeit Dürers, vielleicht etwas älter als der Nürnberger Meister, arbeitete in der elsässischen Kulturecke des Reiches ein Maler von unerhörter Kraft und Heftigkeit des Ausdrucks. Die Kunstgeschichte weiß nicht sehr viel über sein Leben. Das tut hier weiter keinen Eintrag, denn das Werk des Mathias Grünewald ist nach seinem Umfang nicht sehr ausgedehnt und sperrt sich so gegen kunstphilologische Untersuchungen. Vielleicht ist es auch gut so, daß fast nur der Name blieb. Große Biographien isolieren einen Künstler leicht von seinem Volk und seiner Zeit. Grünewald, obwohl im Grunde ein einzelner, der weit über der Masse steht, darf vielleicht am wenigsten aus seiner Umgebung, aus der Geschichte seiner Jahre herausgenommen werden. Die seelische Spannung, die dumpfe Erregtheit der Jahrzehnte, die der Reformation vorausgehen, bahnen sich in seiner Kunst einen Ausweg. Die Mystik hatte Kunst und Leben befruchtet und ihr entgegen wuchs der Naturalismus, der Wirklichkeitssinn, der je und je die Selbstbesinnung eines Volkes begleitet. Bei Grünewald treffen sie sich in einer ungeheueren Conception. Die Werke scheinen wie in einer ununterbrochenen Erschütterung gemalt. Immer ist das letzte gesagt. Dabei kümmert sich Grünewald wenig, ob nun seine Verhältnisse immer richtig sind. Er steigert sie dort, wo die Schwere des Inhalts dazu fordert. Das Werk, an das seine Bedeutung sich knüpft, steht heute in Colmar i. E: der Isenheimer Altar. Der Kunstwart hat die Hauptbilder in guten Wiedergaben zu einer Mappe vereinigt (Callwey München, 2,50 Mk.); unser Freund Professor Schubring hat dazu einen schönen einführenden und erläuternden Text geschrieben. Die kunstgeschichtliche Bedeutung Grünewalds (dies Wort in engerer Fassung) liegt in der Farbe. Zu einer Zeit, da die Farbe meist noch nicht mehr als die Ergänzung der Zeichnung war, macht er sie in einer ganz freien, lebhaften Verfügung zum eigentlichen Bildwert. Die Abbildungen lassen davon freilich nicht allzuviel spüren, und die eigenen Eindrücke, vor dem Original, liegen bei mir zu weit in der Kindheit zurück, als daß ich sie hier entwickeln, und mehr als eine starke Wirkung aufzeichnen könnte. Aber man sieht, mit welcher Freiheit die Skala zwischen Hell und Dunkel abgewandelt wird (der „deutsche Correggio"), mit dem gedämpften Ton als Grund. Und an dem Bild der „Verkündigung", einer Kirchenarchitektur mit dunklem Vorraum und hellem Chor, wird man geradezu verblüfft durch die die leicht und selbstverständlich anmutende Beherrschung der Raumentfaltung zur Tiefe, mit Luft und Licht. Grünewald gehört zu denen, die wir unserer Zeit näher empfinden als die große Zahl der alten Meister. Aber freilich daran, daß sein Werk in unseren Tagen populär werden könne, wie etwa das Dürers oder des jüngeren Holbein, kann m. E. gar nicht gedacht werden. Grünewald bleibt schließlich für die, die um seinetwillen nach Colmar reisen wollen und können. Die schöne Mappe des Kunstwarts möge dazu recht vielen der Wegweiser sein.

H.

Allerlei

Dresdener Gartenbauausstellung. Auch der Garten soll eine Architektur besitzen, denn er ist kein zufälliger Naturausschnitt, kein bloß durch Kauf oder Pacht ausgeschiedenes Stück Erde, umgeben von einem Zaun, er ist ein Stück der Wohnung. Der Garten gehört zum Haus. Er bildet mit ihm ein Ganzes, ist ein gestalteter Raum. Man ist noch sozusagen zwischen seinen vier Wänden, auch wenn der Garten nach keiner Seite einen Mauerabschluß hat. Alle Gartenkunst ist letzten Endes Gartenarchitektur. Und alle Gartenarchitektur zielt letzten Sinnes auf diese Einheit von Haus und Garten. Dieses Grundprinzip gestattet die verschiedensten Ausgestaltungen von der streng beschnittenen Buxbaum- oder Tannenbaumhecke und der runden Lorbeerkugel, bis zur lockeren Anordnung von Buschwerk und Baumgruppen. Es muß aber als formbildendes Prinzip überall durchwirken: der Garten ist ein Gebilde von Menschenhand. Schlimm dagegen ist es um die Gartenbaukunst bestellt, wenn statt dieses im wahren Sinn architektonischen Grundsatzes ein anderer tritt: der einer Nachahmung der Natur. Solche Nachahmung ist hier wie auch sonst in der Kunst minderwertig. Allenthalben sieht man das Unheil. Gartenbänke aus Eisen, die Birkenholz mit Silberrinde imitieren. Aufgeschichtete Steine, die Felsblöcke vortäuschen, wild gekrümmte Holzbrücken, die über friedliche Bächlein in ungestümem Bogen hinwegsetzen, künstliche Tropfsteingrotten, womöglich mit roten und grünen elektrischen Glühbirnen und einem Transparent Genoveva oder Rübezahl oder Wotan darstellend. Felsenspringende Gewässer mit Hochgebirgseinsamkeiten, wilden Farrenkräutern und allerhand Moos. Aus alledem spricht eine puppenhafte Naturempfindung, eine Romantik des Kleinen, Niedlichen, da muß sogar das Hochgebirge einen Tribut zahlen. Am deutlichsten aber kommt sie zum Ausdruck in den schlimmen Zwergen, Pilzen und anderem Natur- oder Phantasiegewächs, das in Gips geformt und naturalistisch angestrichen im Rasen kauert und „witzig" aussieht. Die Dresdener Gartenbauausstellung steht noch durchweg auf diesem tiefen Niveau der Naturempfindung. Da gibt es eine kaukasische Landschaft! Herrliche Rhododendron, in Weiß, Rot, Gelb, werden mißbraucht, um auf einem ansteigenden Rasen ein Stück „Kaukasus" vorzutäuschen. Und was die guten, unschuldigen Pflanzen nicht fertig bringen, vollendet eine unmittelbar anschließende Leinwandfläche von ca. 10 Quadratmeter, ein Kaukasuspanorama darstellend, in welches sich die Rhododendron einfach fortsetzen — nur eben gemalt. So befindet sich die ganze Gartenkunst noch durchaus im Zeichen des Naturalismus. Sie ist um 20 Jahre zurückgeblieben. In gleichem Stil gibt es einen japanischen Garten und Kulisse und einen Urwald mit Kulisse und wildgekrümmter Holzbrücke. Es ist peinlich, alles dies zu sehen — peinlich vor allem, daß es so viel im übrigen ehrenwerte und tüchtige Menschen gibt, die derartige Maskeraden mit der Natur aufführen, und das Entwürdigende dieses Gebahrens nicht empfinden. In der ganzen Ausstellung liegt nicht ein formkräftiger Gedanke. Eine hochentwickelte Pflanzentechnik und keine Spur von Gartenbaukunst. Viel Botanik, viel Wissenschaft, wenig Architektur, wenig Formgefühl. Die Ausstellung soll von lauter Graubärten gemacht sein. Es ist immer die alte Erfahrung: wer über 40 Jahre ist, hat gemeinhin für die neue Kunst wenig Verständnis. Er lebt, wie mal ein geistreicher Mann sagte, aus der Konservenbüchse der Geschichte. Aber auch davon abgesehen: Gartenbaukunst scheint unter allen Künsten die letzte. Es setzt einerseits ein voll entwickeltes Formgefühl voraus, nur dieses kann den Garten gestalten ohne ihn zu verkünsteln. Anderseits kann sich nur der Reiche einen Garten anlegen, dieser aber gehört entweder zur alternden Aristokratie. Sie weiß nichts von den neuen, formenden Kräften. Oder er gehört zu den neu Reichgewordenen und dann will er nichts davon wissen, weil ihm dies aristokratischer und vornehmer dünkt. So muß in der Gartenbaukunst noch geleistet werden, was im Kunstgewerbe schon geleistet ist. Dresden, das im vergangenen Jahre dem Kunstgewerbe Deutschland eroberte, hat für die Gartenbaukunst nichts geleistet.

W. D.

Am Niederrhein. Es war einer der ersten warmen Frühlingsabende in einer großen niederrheinischen Industrie- und Hafenstadt, einer von den Abenden, die in uns Städtern die schlummernde Sehnsucht wecken nach Fluß, nach Wiese und Wald. Das Auge will dann fort aus dem beengenden Gewirr von Schornsteinen, Hochöfen und Maschinenhallen, das Ohr sucht Ruhe vor dem Stampfen, Hämmern, Knirschen in den Hütten und Eisenwerkstätten.

Ich bestieg die alte Ponte, die bei der Stadt Fußgänger und Fuhrwerke über den breiten Rücken des Rheinstroms trägt und ließ mich ans westliche Ufer übersetzen. Dort konnte noch das Auge unbegrenzt über den braunschwarzen Acker schweifen, über dem der herbe Geruch frisch aufgeworfener Erdschollen hing und über grüne Wiesenflächen, die mit Buhnen dem mächtigen Strome abgerungen worden waren. Die Sonne ging unter. Sie tauchte das leichte Gewölk am Westhimmel in lichtes, allmählich tiefer werdendes Violett, sie goß warmes Abendrot um ein paar vereinzelte Baumgruppen, auf die Häuser und das spitze Kirchtürmchen eines nahen Dorfes. Das ganze ein Bild tiefen Abendfriedens. Um diese Jahreszeit bricht die Nacht schnell herein, eine frische, sternenklare Frühlingsnacht. Da flammten drüben auf dem rechten Rheinufer, wo die Stadt lag, Lichter über Lichter auf, kleine, große, weiß und gelbe, dazwischen hin und wieder die rot und grünen an Bord der Rheinschiffe. Die Lichter schlossen sich zusammen zu Gruppen, und jede Gruppe bezeichnete mir eine Stätte, wo es keinen Abendfrieden und keine Nachtruhe mehr gibt, wo Tag und Nacht ohne Unterbrechung die „Hochöfen" ihre heiße Arbeit tun. Ihr Stampfen und Aechzen dringt durch die Stille der Nacht über den Rhein. In blaßroten Wolken schwebt der matt erhellte Dampf der Schornsteine um ihre schwarzen, plumpen Formen. Plötzlich schlagen helle Gichtflammen zum Himmel und schütten zischend Funkenregen aus; sie zeigen an, daß ein Hochofen abgestochen wird. Dann ein fernes Donnern, ein letztes Funkenprasseln, die Flamme erlischt und Stille tritt wieder ein; bis nach kurzer Zeit an anderer Stelle das prächtige Feuerspiel von Neuem beginnt.

H. F.

Büchertisch

Henry van de Velde: Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe. Br. Cassirer, Berlin. 148 S. 4 Mk.

Dieses Buch gehört bis zu einem gewissen Grade zu den klassischen Büchern unter der großen Literatur, die die Erneuerung der Gebrauchskunst eingeleitet und begleitet hat. Und zwar um seines Verfassers willen, der nicht bloß durch die eigenen Leistungen, sondern auch durch organisatorische Tätigkeit und unermüdliche Propaganda für Deutschland mit an führender Stelle steht. Daran ändern alle Streite darum, ob seine Kunst deutsch und gut und überhaupt Kunst sei, nichts. Das, was Velde geleistet hat, ist immerhin außerordentlich. Sein kleines, helles, graziöses Herrenzimmer mit den Gemälden von Maurice Denis, auf der Dresdener Ausstellung, war einfach vollendet, wenn wir uns auch mit Recht versichern, daß die Entwicklung auf Grund der sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen einen anderen Weg zu gehen habe. Weil er doktrinär ist und sicher mehr kritischer Intellekt als naiver Erfinder, verbaut er sich manchmal. So bei dem Versuche, das Ornament neu genetisch (seine Entstehung) und ästhetisch zu begründen. Aber er weiß viel und sieht Ziele. Auch versteht er es wohl, die Feder zu gebrauchen und die Schärfe, Eleganz seiner Linie findet sich im Stil wieder. Er sagt dem, der die Grundgedanken der kunstgewerblichen Bewegung schon durchgearbeitet, vielleicht nicht sehr viel neues, und durch die Anlage des Buches setzt er beim Neuling wohl schon ein wenig zu viel voraus. Aber deshalb, weil ein Mann schreibt, literarisch geschult und dabei mit dem Ausdruck dessen, der dabei war und von Wunden und Erfolgen weiß, hat Veldes Buch etwas erregendes und dabei im besten Sinne unterhaltendes. H.

Adele Schreiber: Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit. I. Band: Einleitung. Körper und Seele des Kindes, Häusliche und allgemeine Erziehung. 16 M. II. Band: Oeffentliches Erziehungs- und Fürsorgewesen. Das Kind in Gesellschaft und Recht. Berufe. Teubner, Leipzig. ca. 950 S., geb. 16 M.

Diese Inhaltsangabe allein zeigt, vom Namen der Herausgeberin abgesehen, daß es sich um eine tiefgreifende und ernsthafte Publikation handelt. Unsere Zeit steht ja am Anfang des „Jahrhunderts des Kindes"; wie keine frühere wendet sie ihr Interesse zur heranwachsenden Generation. Hier bietet sich nun das vorliegende, schön und solid ausgestattete Werk als eine Enzyklopädie, nicht allein für Väter und Mütter, sondern allen denen, die für Erziehungsfragen Herz und Sinn haben. Es fehlt der Raum, auf einzelne der Arbeiten hier besonders einzugehen — unter den Autoren finden sich hervorragende Namen. — Das Buch als Ganzes präsentiert sich aufs würdigste. T.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Unangenehm, wenn auch andererseits erfreulich, ist für die Expedition die Entdeckung, dass eine starke Nachfrage einzelne Nummern vollständig aufgebraucht hat. Wer Nr. 1, 16, 17 doppelt oder überflüssig besitzt, wird um sofortige Einsendung herzlich gebeten. **Buchverlag der „Hilfe"**
Berlin-Schöneberg.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Vor kurzem erschien

Arthur Bonus
Isländerbuch I.

Herausgegeben vom Kunstwart.
Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten.
1. Teil.
Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

In diesen Wochen erscheint der Sammlung 2. Teil zum gleichen Preise.

✻ Für die Leser der Hilfe. ✻

Die neue illustrierte Wochenschrift „Wissen" wurde ins Leben gerufen, weil es unter den unendlich vielen Zeitschriften unserer Literaturperiode bis jetzt keine gab, welche geeignet war, sowohl den ernsten Gelehrten, wie auch den Mann aus dem Volke zu befriedigen. Mit „Wissen" ist ein Blatt entstanden, das allen Kreisen ein willkommener Freund sein soll. Die Namen der Mitarbeiter sind jedem gebildeten Deutschen bekannt, und denjenigen Lesern, welche sich berufen glauben, durch „Wissen" sein Scherflein zur allgemeinen Bildung und Aufklärung beitragen zu können, sollen die Spalten dieser Zeitschrift geöffnet sein. Das Bestreben und die ganze Tendenz dieser Zeitschrift wird derartig sein, daß die vielen Tausende von Lesern, welche sich täglich auf die bloße Ankündigung des Erscheinens von „Wissen" aus allen Gauen unseres Vaterlandes als Abonnenten melden, einen Hausschatz erwerben, welcher ihnen bis jetzt noch nicht geboten wurde.

Eine neue illustrierte Wochenschrift für alle Kreise,

ein unentbehrlicher Hausschatz f. Unterhaltung u. Wissen a. allen Gebieten.

bringt
- Ansichten aus allen verschiedenen Länder", mit Text.
- hochinteressante statistische Karten, Zeichnungen u. Abbildungen aus allen Gebieten des modernen Wissens, mit erläuterndem Text.
- Abhandlungen über neue u. frühere Erfindungen, mit Illustrationen.
- juristische und ärztliche Ratschläge und Aufsätze.
- Mitteilungen über alle Fortschritte der Hygiene in Stadt und Land.
- Photographien u. Biograph. bedeut. Männer und Frauen der Vor- u. Jetztzeit.
- Mitteilungen u. Berichte aus d. Kunstwelt (Theater, Malerei, Musik).

bringt
- Romane u. Novellen a. erstenFedern.
- Interessantes üb. Sport u. Spiel der verschiedenen Völker, m. Illustrat.
- Ratschläge in landwirtschaftlichen Fragen, sowie Garten und Gemüsebau.
- in seiner humoristischen Ecke Bilder, Rebusse, Scherzrätsel
- eine Auswahl von Rezepten und Ratschlägen für Küche und Keller.
- einen ausführlichen Briefkasten, wo Fragen aus dem Abonnentenkreise Beantwortung finden.
- Plaudereien über Mode und Handarbeiten (reich illustriert).
- für die Kinderwelt eine Spiel- und Unterhaltungsecke.

Ferner erhalten

Alle Abonnenten auf „Wissen" 4154

im Laufe eines jeden Jahres

3 große illustrierte Prachtwerke

vollständig gratis

und zwar im ersten Jahr folgende drei Werke:

Das Leben der Naturvölker
von **Dr. S. Werner**
reich illustr., m. vielen Kunsttafeln.

Die Geschichte d. Deutschen Volkes
von **Dr. B. Schidlof**
reich illustriert, mit Kunsttafeln.

Feldhaus' Buch der Erfindungen
von Ing. **M. Feldhaus**, reich illustriert, mit vielen Kunsttafeln.

Die Werke sind derartig gedruckt, daß die einzelnen Fortsetzungen aus der Zeitschrift **herausgenommen, gesammelt** und als Werk **gebunden** werden können; auf diese Weise erhält jeder Abonnent auf „Wissen" im Laufe der Zeit eine **wertvolle Bibliothek vollständig gratis.**

Um unser Ziel zu erreichen, daß die illustrierte Wochenschrift „Wissen" von jeder deutschen Familie gelesen wird, haben wir den Preis inkl. Lieferungen der Prachtwerke auf

nur 20 Pfennig pro Nummer

festgesetzt. Nur durch die regste Teilnahme aller Interessenten können wir in den Stand gesetzt werden, das alles zu bieten; wir wissen aber, daß mit dem von uns Gebotenen dieses Interesse in kurzer Zeit allgemein sein wird.

Damit Sie gleich den Anfang der verschiedenen Werke komplett erhalten, empfehlen wir Ihnen, den untenstehenden Bestellschein umgehend auszuschneiden, auszufüllen und einzusenden.

Bestellschein f. d. Leser der „Hilfe".

An den **Verlag der Illustrierten Wochenschrift „Wissen"**, Peter J. Oestergaard G. m. b. H., Berlin W. 66 Mauerstraße 86/88.

Unterzeichneter bestellt hiermit ¼ Jahres-Abonnement (13 Nummern) auf „Wissen". Illustr. Wochenschrift zum Preis von 2,60 Mk. und 12 Pfg. Bestellgeld.

Ort: ..... Name

Opel 4 Sitzer Cabriolet 1928
Opel 4 Sitzer Limousine 1928

Bücher
Bilder
Kunstblätter
Kunstdrucke
Rahmen
Spezialität:
Bilder-Einrahmungen
Kunsthandlung
Ernst Ludwig
Mainz
Schusterstraße 19

Zigarren
Zigaretten
Tabake
Rauchutensilien
Kaufhaus Hans Lehrer
Mainz
Schusterstraße 19

Kaufhaus
Hans Lehrer
Mainz
Schusterstraße 19
Herren-Artikel
Damen-Artikel
Kinder-Artikel
Wäsche
Trikotagen
Strümpfe
Handschuhe
Krawatten
Schirme
Stöcke
Hüte
Mützen
Schuhe
Lederwaren
Reisekoffer
Taschen
Portemonnaies
Aktentaschen
Rucksäcke
Sportartikel
Spielwaren
Puppen
Puppenwagen
Puppenmöbel
Puppenstuben
Puppenküchen
Puppenkleider
Puppenperücken
Puppenschuhe
Puppenstrümpfe
Puppenwäsche
Puppenhüte
Puppenmäntel
Puppenkleider
Puppenschürzen
Puppenhandtaschen
Puppenschmuck
Puppenbrillen
Puppenuhren
Puppenspielzeug
Puppenbücher
Puppenbilder
Puppenkalender
Puppenpostkarten
Puppenbriefpapier
Puppenumschläge
Puppenstempel
Puppenstempelkissen
Puppenstempelfarben
Puppenstempelhalter
Puppenstempelkästen
Puppenstempelmappen
Puppenstempelalben
Puppenstempelbücher
Puppenstempelkarten
Puppenstempelmarken
Puppenstempelmarkenalben
Puppenstempelmarkenbücher
Puppenstempelmarkenkarten
Puppenstempelmarkenmappen
Puppenstempelmarkenkästen
Puppenstempelmarkenhalter
Puppenstempelmarkenkissen
Puppenstempelmarkenfarben
Puppenstempelmarkenstempel
Puppenstempelmarkenumschläge
Puppenstempelmarkenbriefpapier
Puppenstempelmarkenpostkarten
Puppenstempelmarkenkalender
Puppenstempelmarkenbilder
Puppenstempelmarkenbücher
Puppenstempelmarkenspielzeug
Puppenstempelmarkenuhren
Puppenstempelmarkenschmuck
Puppenstempelmarkenhandtaschen
Puppenstempelmarkenkleider
Puppenstempelmarkenschürzen
Puppenstempelmarkenmäntel
Puppenstempelmarkenhüte
Puppenstempelmarkenschuhe
Puppenstempelmarkenstrümpfe
Puppenstempelmarkenwäsche
Puppenstempelmarkenperücken
Puppenstempelmarkenbrillen
Puppenstempelmarkenuhren
Puppenstempelmarkenschmuck
Puppenstempelmarkenhandtaschen
Puppenstempelmarkenkleider
Puppenstempelmarkenschürzen
Puppenstempelmarkenmäntel
Puppenstempelmarkenhüte
Puppenstempelmarkenschuhe
Puppenstempelmarkenstrümpfe
Puppenstempelmarkenwäsche
Puppenstempelmarkenperücken
Puppenstempelmarkenbrillen

„Jesus von Nazaret

und die neue Zeit."

Der Verfasser dieses Buches ist Professor Dr. Joseph Klausner, der bekannte jüdische Gelehrte, der sich seit Jahren mit dem Leben Jesu beschäftigt hat. Sein Buch ist eine Sensation. Es ist das erste Buch, das ein Jude über Jesus geschrieben hat.

Urkunden seines Lebens

Preis 10 Mk.

Buchhandlung
Ernst Ludwig
Mainz
Schusterstraße 19

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

Politische Rundschau

Der Kriegsschauplatz. Die Kämpfe um Verdun haben sich in den letzten Wochen nicht wesentlich verändert. Die Franzosen haben ihre Angriffe fortgesetzt, aber ohne Erfolg. Sie haben sich auf die Höhen von Douaumont und Vaux festgesetzt, aber sie haben keinen Durchbruch erzielt. Die deutschen Truppen halten ihre Stellungen und haben sogar einige Gegenangriffe unternommen, die teilweise erfolgreich waren. Die Verluste auf beiden Seiten sind enorm. Man schätzt, daß bis jetzt über eine Million Soldaten in diesen Kämpfen gefallen oder verwundet sind.

An der Somme haben die Engländer und Franzosen eine große Offensive begonnen. Sie haben einige Fortschritte gemacht, aber noch keinen entscheidenden Durchbruch erzielt. Die deutschen Truppen leisten hartnäckigen Widerstand und haben bereits mehrere Gegenangriffe unternommen.

An der Ostfront haben die Russen eine Offensive gegen die österreichisch-ungarischen Truppen begonnen. Sie haben einige Erfolge erzielt, aber noch keinen entscheidenden Durchbruch. Die österreichisch-ungarischen Truppen leisten hartnäckigen Widerstand.

Die Lage in Griechenland. Die Lage in Griechenland ist unverändert. König Konstantin hat sich geweigert, die Forderungen der Entente zu erfüllen. Er hat sich auf seine Residenz in Athen zurückgezogen und wartet ab. Die Entente hat eine Blockade über Griechenland verhängt. Sie hat auch einige griechische Inseln besetzt. Die griechische Regierung hat sich in Saloniki niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Rumänien. Die Lage in Rumänien ist unverändert. Rumänien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Bulgarien. Die Lage in Bulgarien ist unverändert. Bulgarien hat sich auf die Seite der Mittelmächte gestellt und kämpft gegen Serbien und Griechenland. Es hat einige Erfolge erzielt und hat einen großen Teil von Serbien besetzt.

Die Lage in Serbien. Die Lage in Serbien ist unverändert. Serbien hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Bulgarien. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die serbische Regierung hat sich in Korfu niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Albanien. Die Lage in Albanien ist unverändert. Albanien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Italien. Die Lage in Italien ist unverändert. Italien hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Österreich-Ungarn. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die italienische Regierung hat sich in Rom niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Frankreich. Die Lage in Frankreich ist unverändert. Frankreich hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die französische Regierung hat sich in Paris niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in England. Die Lage in England ist unverändert. England hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die englische Regierung hat sich in London niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Belgien. Die Lage in Belgien ist unverändert. Belgien hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die belgische Regierung hat sich in Le Havre niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Portugal. Die Lage in Portugal ist unverändert. Portugal hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die portugiesische Regierung hat sich in Lissabon niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Spanien. Die Lage in Spanien ist unverändert. Spanien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in der Schweiz. Die Lage in der Schweiz ist unverändert. Die Schweiz hat sich noch nicht entschieden, ob sie auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Sie hat eine Mobilmachung angeordnet und ihre Truppen an der Grenze zusammengezogen. Sie wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Holland. Die Lage in Holland ist unverändert. Holland hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Dänemark. Die Lage in Dänemark ist unverändert. Dänemark hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Schweden. Die Lage in Schweden ist unverändert. Schweden hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Norwegen. Die Lage in Norwegen ist unverändert. Norwegen hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Finnland. Die Lage in Finnland ist unverändert. Finnland hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Russland. Die Lage in Russland ist unverändert. Russland hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die russische Regierung hat sich in Petrograd niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in der Türkei. Die Lage in der Türkei ist unverändert. Die Türkei hat sich auf die Seite der Mittelmächte gestellt und kämpft gegen Russland und England. Sie hat einige Erfolge erzielt, aber sie hat auch große Verluste erlitten. Die türkische Regierung hat sich in Konstantinopel niedergelassen und unterstützt die Mittelmächte.

Die Lage in Persien. Die Lage in Persien ist unverändert. Persien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Afghanistan. Die Lage in Afghanistan ist unverändert. Afghanistan hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Indien. Die Lage in Indien ist unverändert. Indien hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland und die Türkei. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die indische Regierung hat sich in Kalkutta niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in China. Die Lage in China ist unverändert. China hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Japan. Die Lage in Japan ist unverändert. Japan hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die japanische Regierung hat sich in Tokio niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Amerika. Die Lage in Amerika ist unverändert. Amerika hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Afrika. Die Lage in Afrika ist unverändert. Afrika hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Australien. Die Lage in Australien ist unverändert. Australien hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die australische Regierung hat sich in Canberra niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Neuseeland. Die Lage in Neuseeland ist unverändert. Neuseeland hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die neuseeländische Regierung hat sich in Wellington niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Kanada. Die Lage in Kanada ist unverändert. Kanada hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die kanadische Regierung hat sich in Ottawa niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Südafrika. Die Lage in Südafrika ist unverändert. Südafrika hat sich auf die Seite der Entente gestellt und kämpft gegen Deutschland. Es hat einige Erfolge erzielt, aber es hat auch große Verluste erlitten. Die südafrikanische Regierung hat sich in Pretoria niedergelassen und unterstützt die Entente.

Die Lage in Mexiko. Die Lage in Mexiko ist unverändert. Mexiko hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Brasilien. Die Lage in Brasilien ist unverändert. Brasilien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Argentinien. Die Lage in Argentinien ist unverändert. Argentinien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Chile. Die Lage in Chile ist unverändert. Chile hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Peru. Die Lage in Peru ist unverändert. Peru hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Bolivien. Die Lage in Bolivien ist unverändert. Bolivien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Ecuador. Die Lage in Ecuador ist unverändert. Ecuador hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Kolumbien. Die Lage in Kolumbien ist unverändert. Kolumbien hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Venezuela. Die Lage in Venezuela ist unverändert. Venezuela hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Uruguay. Die Lage in Uruguay ist unverändert. Uruguay hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

Die Lage in Paraguay. Die Lage in Paraguay ist unverändert. Paraguay hat sich noch nicht entschieden, ob es auf der Seite der Entente oder der Mittelmächte in den Krieg eintreten soll. Es hat eine Mobilmachung angeordnet und seine Truppen an der Grenze zusammengezogen. Es wartet ab, wie sich die Lage entwickelt.

österreichischen Staatsgedankens beigetragen haben. Ihre radikalen Phrasen — sie sind Geistesverwandte der reichsdeutschen Antisemiten — hatten ihnen bei den vorigen Wahlen unverhältnismäßig viel Siege eingetragen. Aber sie haben rapid abgewirtschaftet. An ihrer Unfruchtbarkeit sind sie zu Grunde gegangen. Namentlich in Böhmen, wo sie vorübergehend sogar den Sozialdemokraten gefährlich geworden waren, haben diesmal nicht die öden, nationalistischen Phrasen, sondern die wirtschaftlichen Interessen den Ausschlag gegeben. Darum der in seiner Größe überraschende Sieg der Sozialdemokratie, die schon beim ersten Wahlgange ihre Mandatszahl mehr als verfünffacht hat. Sie erntet damit die Früchte ihrer klugen „opportunistischen" Politik, deren weise Selbstbeschränkung sich namentlich bei der Wahlreform zeigte. Die österreichische Sozialdemokratie geizt nicht nach den Lorbeeren von Dresden. Darum kann sie sich jetzt den Lorbeer des Sieges um die Stirn flechten.

Getreidenot in Sicht. Die deutsche Getreidepolitik steht vor einer Belastungsprobe, die erheblich für den Freihandel zu sprechen scheint. Wir haben nämlich in diesem Jahre mit sehr schlechten internationalen Ernten zu rechnen. Der starke Winterfrost, die ungünstige Witterung der Bestellzeit, vielfach auch Zeiten der Dürre haben den Saatenstand sehr ungünstig beeinflußt. Dazu kommen die Nachwirkungen der Hungersnot in Rußland, kommen tolle Preismanöver der amerikanischen Spekulation. Alles zusammen hat bewirkt, daß wir im Mai Getreidepreise haben, wie sie seit dem Hungerjahre 1891, wo selbst ein Graf Kanitz für Oeffnung der Grenzen eintrat, nicht mehr erlebt wurden. Mehr als 205 Mark für die Tonne Weizen, mehr als 203 Mark für die Tonne Roggen, das sind in der Tat Phantasiepreise. Während nun die Fleischteuerung eine internationale Erscheinung ist, trifft dies beim Getreide nur sehr relativ zu. Es betrug im Monat März der Weizenpreis für die Tonne in Mark:

	1905	1907
Berlin	175 46	188 56
Königsberg	168 60	189 35
Wien	161 25	147 57
Budapest	142 71	128 87
London	144 31	136 68
Chicago	120 68	118 53
New York	134 77	129 69

Man sieht also, wie stark wir gegenüber anderen Ländern durch unser Zollsystem belastet werden. Die Schweinepreise konnten sich ausgleichen, weil das Schwein zu den sehr vermehrbaren Produkten gehört. Beim Getreide ist das natürlich nicht der Fall, weil wir die vorhandene Getreidefläche kaum vergrößern können. Der Regierung kommt es sehr gelegen, daß sie nach dem Schluß der Parlamente über die Schritte, die sie zur Beseitigung der Not zu tun gedenkt, nicht Rede zu stehen braucht. In dieser Lage ist es Sache der antiagrarischen Parteien, sich über die gebotene Politik klar zu werden. Wir führen die folgenden beachtenswerten Auslassungen der „Frankfurter Zeitung" an:

> Aus den angeführten Ziffern geht doch ganz deutlich hervor, daß in Deutschland wirtschaftliche Momente wirksam sein müssen, welche die Tendenz haben, in Deutschland auch relativ höhere Getreidepreise hervorzubringen als im Auslande, und es infofern schlechter zu stellen. Diese Momente sind die Getreide-Exporttarife und die Institution der Getreideeinfuhrscheine. Die Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide und die damit in Zusammenhang stehenden Einfuhrscheine sind eine, man möchte fast sagen: geniale agrarische Erfindung. So lange in Deutschland nur dann Getreidezoll zurückerstattet worden ist, wenn nachweislich eingeführtes Getreide wieder ausgeführt wurde, kam der Getreidezoll aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, in der Regel nicht in vollem Maße zur Geltung, d. h. der deutsche Getreidepreis war zumeist nicht um den vollen Betrag des Zolles höher als der Weltmarktspreis. Im Jahre 1893 bis 1894, beim russischen Handelsvertrag, wurde dieser Identitätsnachweis aufgehoben. Seither kann man nach Belieben auch deutsches Getreide ausführen, ohne einen Verlust zu erleiden, denn man erhält den entsprechenden Zollwert in Einfuhrscheinen, die zur zollfreien Einfuhr von Getreide und gewissen anderen Waren im Ausmaße des Nominalwertes der Scheine berechtigen. Nun mußte der Getreidezoll vollständig zur Geltung kommen, denn war der Inlandspreis geringer als der Weltmarktspreis plus Zoll, dann wurde eben Getreide exportiert, wobei man den Weltmarktpreis vom Ausland und den Zoll von der deutschen Zollverwaltung erhielt und erhält. Aber die Sache hatte noch weitere Wirkungen. Seit dem vorigen Herbst hat Deutschland lebhaft nach Rußland exportiert, während früher das Verhältnis umgekehrt war, und Deutschland hat auch Ländern Getreide geliefert, die sonst von Rußland versorgt wurden, wie Skandinavien. Der Grund dieser Umkehrung liegt in Rußlands Ernten und in seinen Wirren, aber möglich wurde sie nur durch unser System der Einfuhrscheine. Dieses System hat es möglich gemacht, daß dem deutschen Volke konsequent Getreide entzogen wurde, und damit ist in Deutschland durch künstliche Mittel eine Bewegung der Getreidepreise erzwungen worden, die mit der Bewegung auf dem Weltmarkte nicht mehr den Zusammenhang der Parallelität hat, und wenn auch der Konnex zeitweise wiederhergestellt wird, so besteht doch dauernd die Gefahr, daß er auch wieder unterbrochen wird und Deutschlands Konsumenten weiter in der Weise benachteiligt werden, wie sie es in den letzten Monaten erlebt haben. Angesichts der neuesten Entwickelung des internationalen Getreidemarktes wird die Wiedereinführung des Identitätsnachweises eine brennende Angelegenheit.

Liman und die Agrarier. In Leipzig war ein unterhaltsamer Beleidigungsprozeß zwischen dem Leiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", Dr. Liman, und den Redakteuren der „Leipziger Volkszeitung". Eine eigenartige Blütenlese journalistischer Verkehrsformen stand zur Diskussion. Zweifellos haben die Sozialdemokraten in der Sache, wenn auch als Verurteilte, besser abgeschnitten als der konservativ-antisemitische Herr. Gegen allen Brauch anständiger Journalistik hatte der zudem neben dem Verfasser des inkriminierten Artikels, auch dem verantwortlichen Redakteur verklagt. In der Verhandlung, die einen sehr bewegten Charakter hatte, spielte eine Hauptrolle, daß Liman am selben Tage in der Londoner „Finanzchronik" englandfreundlich, in den „Zeitfragen" der „Deutschen Tageszeitung" englandfeindlich geschrieben habe. Liman, ein Englandfresser, suchte dies abzustreiten. In seiner Ausrede passierte ihm der schöne Satz: „Nur im Tone ist ein Unterschied zwischen den Artikeln; dort wurde für Engländer, dort für Deutsche geschrieben, und hier noch für die geistig etwas schwerfälligen Leser der „Deutschen Tageszeitung", Bauern und Agrarier." Ob das stimmt, ist ja egal: Liman ist ein Brillantjournalist unangenehmer Sorte, und sein Stil und Ton haben mit einem deutschen Bauern gar nichts zu tun. Aber die Charakteristik: „Die geistig etwas schwerfälligen Leser der „Deutschen Tageszeitung", ist doch wundernett. Liman ist einer der hervorragendsten Mitarbeiter. Vielleicht ist diese Anschauung von ihrem Leserkreis Redaktionsprinzip.

Reichstagsruhe

Als Pfingsten herankam, da war kein Halten mehr. Erst hieß es: vielleicht gelingt es, kurz vor dem Fest fertig zu werden! Dann hieß es: Der Seniorenkonvent glaubt an Mittwoch, es ist aber nötig, daß alle Parteien sich aller unnötigen Reden enthalten! Schließlich hörte man: Dienstag! Und so wurde es. Der Reichstag wurde zur Abstimmungsfabrik, und wer noch reden wollte, galt als Feind des Hauses. Einige Tapfere wagten sich noch in den Kampf, aber — wozu? Die Aufmerksamkeit war vorbei, es ging in die Ferien.

Diese Eile der letzten Tage ist den alten Parlamentariern nichts neues, aber den, der sie zum erstenmale mit erlebt, berührt sie doch sonderbar. Nicht als ob durch Unterdrückung längerer Reden dem deutschen Reiche ein besonderer Schade geschehen sei! Es trat aber in diesen Tagen etwas in den Vordergrund des Bewußtseins, was auch sonst empfunden wird, aber sonst weniger deutlich ist, daß nämlich das Parlament zwei verschiedene Zwecke hat. Es ist einesteils Gesetzgebungsanstalt, und anderenteils Redehalle. Das zweite ist nicht notwendig mit dem ersten verbunden. Für die Gesetzgebung genügen kurze Erklärungen, Anträge und Anfragen. Alle vorbereitende Geistesarbeit liegt in den Fraktionen und Redaktionen. Wenn der Reichstag nur Gesetzgebungsanstalt sein wollte, würde er seine Plenarsitzungen sehr verkürzen können, und könnte von Punkt zu Punkt das beschließen, was sich aus der Vorarbeit der Parteien ergibt. Aber die Tribüne soll auch dem Volke den

Sinn der Abstimmungen erklären. Das ist es, was zur Ausdehnung der Sitzungen führt.

Man kann sich folgenden Zustand denken: Die Fraktionen beraten öffentlich, um den Wählern die Kontrolle ihrer Vertreter zu ermöglichen; in den Kommissionen werden dann die Meinungskämpfe der Parteien durch sachkundige Beauftragte ausgefochten, und im Plenum wird nach kurzen Erklärungen der Parteiführer abgestimmt. Das würde dem wirklichen Geschäftsgange mehr entsprechen, als der heutige Zustand, der den Schein aufrecht erhält, als sei die Abstimmung von den Reden im Plenum abhängig. Das ist sie in den allermeisten Fällen nicht. Die wirklichen Entscheidungen liegen in den Fraktionen und Kommissionen, und vollziehen sich dort mehr oder weniger im Verborgenen. Selbstverständlich hat diese Verborgenheit ihre Vorzüge, denn sie ermöglicht eine viel persönlichere und einfachere Art der Vorverhandlungen. Ganz ohne Privatbesprechungen kann kein Parlament arbeiten. Immerhin ist es zu überlegen, ob nicht die jetzige Methode mehr Nachteile hat, als die hier vorgeschlagene. Die jetzige Methode ist entstanden, als der Beratungsstoff der Parlamente viel geringer war als heute. Damals konnte das Plenum die Beratungsstoffe noch einigermaßen in sich verarbeiten. Inzwischen aber ist die Quantität der Stoffe gewachsen, und der Mechanismus des Arbeitens hat sich der neuen Quantität noch nicht angepaßt. Das Plenum tut noch immer so, als sei es eine beratende Versammlung, während es in Wirklichkeit teils Reden an das Volk und teils Beschlüsse enthält.

Kurz ehe ich die letzten abstimmungsreichen Tage des Reichstags miterlebte, hatte ich ein großes industrielles Unternehmen besichtigt. Es war mir dabei die Methode des Arbeitens in unsern großen Industrien wieder einmal recht deutlich geworden: Dezentralisation aller Hilfstätigkeiten! Jede Abteilung arbeitet ihren Anteil am Produkt fertig, bis er zur letzten Zusammenfügung und Verrechnung gelangt. Sobald die Quantität der Arbeiten wächst, vermehrt sich das Gruppensystem. Im Parlamentarismus aber fehlt der unmittelbare Antrieb zur beständigen Zergliederung des Arbeitsvorganges. Damit entsteht ein Zustand der Ueberhäufung des Montierungssaales mit Hilfsarbeiten. Es wird nötig sein, daß der Geist der technischen Disposition, den wir Deutsche in der Industrie gewonnen haben, sich auch der politischen Arbeiten bemächtigt, wenn der Parlamentarismus im Ganzen nicht den Eindruck einer veralteten Arbeitsweise machen soll. Das ist keine Parteifrage, denn im Grunde haben alle ernsthaften Arbeiter in allen Parteien ein Interesse daran, daß nicht Zeit und Kraft durch Mängel der Arbeitsmethode vergeudet werden, und daß das Parlament auch in den Augen modern geschulter Menschen ein mit Arbeitsersparnis wirkender Organismus ist.

Das zweite aber, was uns beim Eintritt in die Reichstagsruhe beschäftigt, ist das Verhältnis des Reichstages zur Reichsregierung. Die Reichsregierung ist in Deutschland ein Körper für sich, der nicht aus der Volksvertretung herauswächst, und der im Grunde stärker ist als der Reichstag. Dadurch unterscheiden sich die deutschen Verhältnisse von denen parlamentarisch regierter Länder. Auch in diesen gibt es natürlich eine Beamtenschaft, die ihren Gang für sich geht und von den einzelnen Bewegungen der Parteien und des Parlaments unabhängig ist. Ueberall arbeiten die Ministerien in einer gewissen Selbständigkeit, aber in England und Frankreich wird der Minister selbst von der Parlamentsmajorität gestellt, und in Nordamerika ist Gesetzgebung und Verwaltung völlig getrennt, und auch die letztere entsteht aus Volkswahlen. Bei uns ist der Kopf der Verwaltung gleichzeitig der erste Gesetzgeber und wird nicht von der Majorität der Volksvertretung gewählt. Unser Reichstag regiert nicht. Man kann kaum sagen, daß er mitregiert. Er ist eine Kontrolle für ein außer ihm bestehendes Regiment. Der Verfassung nach ist er zwar der Reichsregierung einigermaßen gleichgestellt, insofern als er ebensogut Gesetzesvorschläge einbringen kann wie der Bundesrat, aber in Wirklichkeit ist die Gleichheit keineswegs vorhanden. In Wirklichkeit gehen alle Vorlagen vom Bundesrat aus und werden vom Reichstag angenommen, verändert oder verworfen. Die politische Führung ist nicht beim Parlament. Damit aber ist dem deutschen Parlamentarismus von Haus aus das Merkmal der Hilflosigkeit aufgedrückt. Der Bundesrat kann uns zwingen, seine Vorlagen zu behandeln, wir aber können ihm gegenüber nicht das gleiche tun.

Wo liegen die Gründe, weshalb der Reichstag den Bundesrat nicht nötigen kann, seinem Majoritätswillen sich zu fügen? Im letzten Grunde liegen sie darin, daß es der Reichstag nicht auf einen offenen Konflikt mit der Reichsregierung ankommen lassen kann, weil Heer, Beamtenschaft und Bevölkerung im Zweifelsfalle die Regierung für den festeren und nötigeren Bestandteil des Staatslebens halten und den Reichstag im Stiche lassen werden. Das ist der letzte Kern aller politischen Machtfragen. Wenn die Bevölkerung im Ganzen von der Untauglichkeit der Regierung und von der Tüchtigkeit der Volksvertretung felsenfest überzeugt wäre, so würde sich das Machtverhältnis von selber umkehren, denn dann könnte es ja der Reichstag auf den Konflikt ankommen lassen, aber nicht die Reichsregierung. — Es liegt in der Schwäche des Reichstages gegenüber der Reichsregierung ein Urteil über das, was von beiden Körperschaften erwartet wird. So gewiß es ist, daß sich das deutsche Volk eine Beseitigung seines Parlamentarismus nicht wird gefallen lassen, weil es keine unkontrollierte Reichsregierung ertragen will, so sicher scheint leider bis jetzt auch das andere zu sein, daß der Wille, dem Parlament zur politischen Führung zu verhelfen, nicht vorhanden ist, nicht einmal in der Sozialdemokratie. Wäre er vorhanden, so würde die heutige Lage des Reichstages gegenüber der Regierung die Bevölkerung aufregen. Wo aber merkt man davon etwas? Nicht einmal gegen das preußische Schattenbild eines Volkswillens erhebt sich starke Leidenschaft. Die Leute sagen sich: wozu sollen wir uns für ein parlamentarisches Regiment totschießen lassen, da wir nicht wissen, was es leisten wird?

Das mag etwas scharf ausgesprochen erscheinen, aber ich kann mir nicht helfen: wenn ich jetzt am Schluß der ersten Periode parlamentarischer Arbeit, an der ich teilnehmen konnte, die Eindrücke sammle, so ist der erste Eindruck, wie unendlich weit wir noch von der Regierungsweise eines liberalen Volkes entfernt sind, und wie schwach der Parlamentswille ist. Es kann taktvoll erscheinen, das Bild zu verschleiern, aber für die Belebung des politischen Sinnes im deutschen Volke ist es besser, rückhaltlos zu sagen, was ist. Auch dieses Nachdenken aber führt zu der Frage zurück: wie kann der Reichstag seine Arbeitsweise verbessern, damit ihm die Bevölkerung eine größere Regierungsfähigkeit zutrauen kann? Die Herausarbeitung des Reichstagswillens aus der Redeflut und aus der Parteiwirrnis ist das erste Problem des deutschen Parlamentarismus.

Naumann.

Geistliche Polizeigewalt über die Volksschullehrer

Das rechtliche Abhängigkeitsverhältnis des Lehrerstandes als eines Laienstandes vom geistlichen Stande ist eine Quelle ständigen Unfriedens und ein Hemmnis für die Entfaltung des Segens, den beide Berufe im Volke entfalten sollen. In der geistlichen Schulaufsicht liegt von vornherein der Konflikt. Der Geistliche ist als Organ der staatlichen Gewalt zu Maßnahmen verpflichtet, die den Pflichten seines eigentlichen Berufes widerstreiten. Staatsanwalt und Seelsorger in einer Person, das ist unvereinbar. So schrieben wir vor sechs Jahren in der „Hilfe".

Heute zwingt uns ein Fall die Feder in die Hand, von dem man sagen könnte, er sei wie geschaffen, die Richtigkeit der damaligen Ausführungen zu beweisen, um so mehr als es sich nicht um persönliche Zerwürfnisse allein, sondern vor allem um die prinzipielle Stellungnahme der weltlichen und geistlichen Behörde eines deutschen Bundesstaates zu der Angelegenheit handelt, die dahin strebt, die Lehrerschaft dermaßen unter die Polizeiaufsicht des Klerus zu stellen, wie das bisher nur in wenigen ultramontanen Ländern

außerhalb Deutschlands zum Unsegen der Volksbildung der Fall war.

Es handelt sich um den Versuch der Mecklenburgischen Landesbehörden, die Existenz der Lehrer, die als Küster der Kirche zu dienen heute noch gezwungen werden, abhängig zu machen von der Führung im Kirchenamte. Seit dem 23. Oktober 1905 bis zum 27. Februar 1907 stritten sich die Regierung und die Stände um diese Sache, und sie ist noch nicht endgiltig erledigt. Dienstentlassung im Küsteramt soll Dienstentlassung im Lehramt zur Folge haben. Damit wäre der Lehrerstand der geistlichen Herrschaft mit gebundenen Händen ausgeliefert.

Man sollte eine solche erzreaktionäre Maßnahme gar nicht für möglich halten. Schuldienst und Küsterdienst waren bis zum 18. Jahrhundert verbunden. Seit 80 Jahren hat der Kulturfortschritt die Trennung angebahnt. In den meisten Bundesstaaten ist die Lösung vollzogen. Selbst unter dem bayrischen Zentrumsregiment wurde die Trennung prinzipiell zugestanden und die Scheidung eingeleitet. Schritt für Schritt wird auch der geistlichen Schulaufsicht in deutschen Landen der Boden abgerungen. Während so ein Stück Mittelalter um das andere fällt, und der geistliche Beruf dadurch nur an Verinnerlichung gewinnen kann dem Lehrerstand aber seine sittliche und berufliche Selbstständigkeit zuerkannt wird, wird der Versuch einer gesetzlichen Verankerung längst überlebter Zustände um so krasser, wenn man den Fall an sich erwägt, der mit seiner grundsätzlichen Haltung des Kirchenregimentes tief im Mittelalter wurzelt.

Der Lehrer und Küster Rehm in Pampow wurde von dem Pastor Hübner wegen Gehorsamsverweigerung angezeigt, weil er wider den Willen des die Sachlage gar nicht persönlich kennenden Ortsschulinspektors statt in einem ungenügend gereinigten Lehrsaal in einem andern freien Schulzimmer Unterricht gegeben hatte. Der Seelsorger hat also in einer rein weltlichen Sache, die harmlos genug war, den Staatsanwalt gespielt und den Lehrer der Obrigkeit zur Strafe ausgeliefert. Die Anzeige erfolgte aber nicht bei der weltlichen Behörde, der der Lehrer unterstellt ist, sondern beim geistlichen Gericht, und dieses verurteilte den Küster wegen „unwürdigen außeramtlichen Verhaltens", das er als Lehrer seinem Schulinspektor bewiesen habe. Da der Lehrer die Abbitte wegen seiner Untat gegenüber dem geistlichen Schulherrn verweigerte, ließ der Seelsorger den Lehrer nicht zum Abendmahl, obgleich nach der Kirchenordnung nur halsstarrige Sünder zurückgewiesen werden dürfen. Der Lehrer ging nach Schwerin zur Kommunion. Darauf zeigte der Seelsorger, dessen Aufgabe doch gewesen wäre, in Liebe und Frieden dem Mitarbeiter am Dienste der Jugenderziehung entgegenzukommen, den Lehrer wegen „Abendmahlserschleichung" an. Das geistliche Gericht suchte nun mit mittelalterlichem Eingriff in weltliche Verhältnisse den Lehrer aus dem Orte zu treiben, was aber an der Einsicht der zweiten Instanz scheiterte. Als aber der Rechtsbeistand des Lehrers einzelne Aktenstücke veröffentlichte, griff das Konsistorium wieder über den Zaun in das weltliche Gehege und verurteilte den Lehrer zur Dienstenthebung auf ein Jahr. Die zweite Instanz beschränkte die Strafe dann zum Verlust des Küstereinkommens auf ein Jahr. Eine Befreiung von dem Zwange, bei seinem als Staatsanwalt auftretenden Seelsorger zum Abendmahl gehen zu müssen, wurde vom Kirchenregiment verweigert. Dagegen brachte das Ministerium den Gesetzesparagraphen ein, daß, wer unwürdig zum Kirchenamt befunden werde, auch sein Brot als Lehrer verliere, was bei solchem Pastor wie Hübner, und bei einem solchen Kirchenregiment wie in Mecklenburg wenig Schwierigkeiten bereitet, und das um so leichter geht, wo der Staat in mittelalterlicher Dienstwilligkeit der Kirche sofort den weltlichen Arm leiht, wie das beim Fall Rehm geschah.

Das Oberkirchengericht als Berufungsinstanz hatte gegenüber der mittelalterlichen Auffassung des Konsistoriums, daß es Macht und Strafrecht habe über den Lehrer, am 11. Juni 1904 entschieden, daß zwar die kirchlichen Verordnungen von 1570 und 1651 das Schulamt als Bestandteil des Kirchenamtes betrachten, so daß der Lehrer mit dem Küster steht und fällt, daß aber die Zeitentwickelung den Fortschritt gebracht habe, es seien beide Stellen zwar heute noch in Mecklenburg verbunden, daß sie aber als zwei selbständige und trennbare Aemter von einer Person verwaltet würden. Man will also in Mecklenburg heute mit Bewußtsein zurück auf das Jahr 1570. Was sagt denn das deutsche Reich zu solchen Rückständigkeiten eines Bundesstaates? Die Rückkehr zu Flinten mit Feuersteinschloß, oder zur Armbrust aus romantischen Anwandlungen heraus ist undenkbar, aber der Rückschritt in Bildungssachen und die Zurückeroberung der vollen Polizeigewalt der Kirche über die Volksschullehrer wird als Reservatrecht geduldet.

Unsagbar traurig ist die Haltung der Kirchenbehörde in der Abendmahls-Angelegenheit. Hier hat man einen Schritt getan über die Praxis der gesamten evangelischen wie der heutigen katholischen Kirche hinaus tief in das Mittelalter hinein. Die evangelischen Kirchenordnungen, mit Einschluß der Mecklenburgischen, gestatten, daß ein Beichtkind, das mit seinem Ortspfarrer in Widerwärtigkeiten lebt, die Erlaubnis erhält, bei einem andern Geistlichen kommunizieren zu dürfen. Einen Beicht- und Abendmahlszwang gibt es aber natürlich nicht. In der katholischen Kirche ist die österliche Beichte und Kommunion strenges Kirchengebot. Das Laterankonzil von 1215, das die schärfste Strafe festsetzte, bestimmte auch den Parochialzwang. Im Laufe der Jahrhunderte hat das Bedürfnis den Beichtzwang aufgehoben. Die katholischen Volksschullehrer z. B., die zugleich den Kirchendienst noch haben, und ihre kirchliche Pflicht erfüllen wollen, gehen in der Regel niemals zu ihrem Ortspfarrer zur Beichte.

In Mecklenburg kann man niemand strafen, der bei einem andern Geistlichen das Abendmahl nimmt. Den Küster nur straft man, der zugleich Lehrer ist. Und allein den Küster zwingt man selbst wider seine berechtigte Abneigung zur Kommunion bei seinem Vorgesetzten! Das tut man einem Manne an, der der Jugend fühlen lassen soll, was evangelische Freiheit bedeutet!

Und ein evangelischer Prediger weist einen religiösen Lehrer wegen eines weltlichen Handels, der dienstlich geregelt war, und wegen persönlicher Mißstimmung infolge einer harten Fehde zwischen Pfarr- und Schulhaus vom Abendmahl zurück! Es war einmal eine Zeit, da wiesen auch Priester die Beichtkinder zurück, wenn sie bekannten gewisse Briefe gelesen zu haben. Da schrieb der Verfasser dieser verfehmten Schriften ein Trostwort an die beschwerten Gewissen. Er riet den Bekümmerten, sie sollten sich nicht grämen, wenn ein Beichtvater sie nicht absolviere, nachdem sie die Absolution begehrt hätten. „Wo der Mensch nicht absolviert, da absoviert Gott." Einem hart Zurückgewiesenen aber ruft er zu: „Laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirche; denn das göttliche Wort ist mehr denn alle Dinge, welches die Seele nicht mag entbehren, mag aber wohl des Sakramentes entbehren .... Und der Kirche Gebot soll dich nicht anfechten, dieweil sie dich damit treiben wider Gottes Wort und dein Gewissen, wider welches kein Gebot gemacht mag werden noch bestehen."

So schrieb Luther 1521.

Das gilt auch für Mecklenburg.

Jakob Bewhl.

Marokkanischer Brief aus Paris

Die weniger günstigen Nachrichten, welche es letzthin aus Marokko gegeben hat, der Notenaustausch zwischen Marrakesch und der französischen Vertretung in Tanger, lassen es nicht ohne Interesse erscheinen, auf die Stimmung näher einzugehen, welche in hiesigen militärischen Kreisen bezüglich der marokkanischen Frage herrscht. Einer oberflächlichen Beobachtung nach würde über aller Beweisführung fest stehen, daß diese Stimmung naturgemäß eine kriegerische sein müsse, daß die Führer der französischen Armee, vom furor gallicus ergriffen, nur von Lorbeeren auf afrikanischer Erde träumen dürften, und daß man hier einen Zusammenstoß zwischen den, um den Einfluß in Marokko kämpfenden europäischen Kulturstaaten als bloße Frage der Zeit ansehe.

In Wahrheit liegen die Dinge ganz anders. Und wenn s. Z. die Besetzung des makhzenitischen Territoriums auf Grund einer aus der Rue St. Dominique kommenden Ordre erfolgte, so können wir gewiß sein, daß dieser Befehl vom Quai d'Orsay ausgegangen, d. h. unter die Verantwortlichkeit nicht der militärischen, sondern der diplomatischen Leiter der Republik zu stellen ist. Denn die „alten Afrikaner", d. h. die im Dienst jenseits des Mittelmeers ergrauten Offiziere, welche den Wüstensand nicht nur als bureaukratischen Streusand kennen lernten, welche die marokkanische Frage an der Quelle studierten, sie nehmen zu derselben ihre ganz eigene Position ein. Was solche Leute aus dem Schatze ihrer afrikanischen Erfahrungen zu erzählen wissen, verdient schon eine kurze Beleuchtung, sind doch unsere Gewährsmänner s. Z. mit einer Mission ins Innere Marokkos betraut gewesen und zählen somit zu den berufenen hiesigen Marokkokennern.

Wenn man von Marokko, d. h. von Land und Leuten, sprechen will, so kommt es zuerst darauf an, festzustellen, was man gemeiniglich Marokko, den Sultan, den Makhzen nennt — Worte und Namen, denen keine absolute Realität entspricht. Geographisch und ethnographisch — darauf kommen die hiesigen „Marokkaner" immer wieder zurück — gibt es nicht ein Marokko, sondern mehrere Marokkos, so wie es dort im letzten Grunde keinen Sultan im Sinne des souveränen Herrschers, und keinen einzigen der Hauptorganismen eines wirklichen Staats gibt: nämlich weder eine Armee, noch Ministerien, noch regelrechte Beamte.

Die Natur selbst hat Marokko in zum mindesten fünf Regionen geteilt, welche sowohl in ethnographischer als in politischer Hinsicht durchaus voneinander zu unterscheiden sind. Jede dieser fünf Regionen ist von einer Anzahl seßhafter oder nomadisierender Stämme bevölkert, von denen ein jeder seine Sitten, sein Herkommen, seine Interessen, seine Häuptlinge hat, welch letztere untereinander und mit dem Sultan in Fehde leben. Es bilden also diese Gruppen die mehr oder weniger bedeutenden Fürstentümer, aus denen sich der marokkanische Staat wie ein bunt geflickter Harlekinsmantel zusammensetzt. Ein einziges Band, das religiöse, vereint diese Teile, welche man einen Staat überhaupt nicht nennen dürfte. Denn der Sultan ist und bedeutet nichts anderes als das bloße Symbol einer religiösen Einheit. Wird er nicht allenthalben als politisches Haupt anerkannt, so gilt er doch Berbern, Arabern, Mauren des Reiches als „gekrönter Scherif", d. h. als derjenige, welcher in gerader Nachkommenschaft vom Propheten stammt — dessen „Baraka", d. h. göttliche Macht, die wundertätigste des Landes ist.

Nun müssen wir aber nicht außer Auge lassen, daß eben selbst diese wundertätige Kraft des Sultans in den letzten Zeitläuften viel von ihrem Zauber eingebüßt hat. Wer nur einigermaßen mit den nordafrikanischen, ja überhaupt mit muslimischen Verhältnissen vertraut ist, der weiß, daß in Marokko so gut wie in der Türkei, in Algerien, in Tunesien und Tripolitanien, die Herrschaft über die Gemüter nicht in den Händen des Klerus, sondern in denjenigen der geistlichen Orden und Brüderschaften liegt. Die Entstehung dieser Orden und Verbrüderungen datiert aus den ersten Jahrhunderten des Islam, wo sich neben dem starren Theismus eine Mystik und ein Heiligenkult entwickelten, welche ein nur lockeres Band willkürlicher Auslegung der heiligen Schriften an die muslimische Orthodoxie anknüpft. Die muslimischen Mystiker, die sich in streng gegliederter Hierarchie zu geistlichen Brüderschaften zusammenschließen, bilden in denselben eine Art von religiöser Freimaurerei, welche die gesamte islamitische Welt wie ein Netz umspannt. Die Ordensmeister verfügen gleich jesuitischen Generalen über die politische Macht. Der Adept ist ihr willenloses Werkzeug, „per inde ac cadaver, wie der Leichnam in der Hand des Totenwäschers".

Diese Marabuts und die ihnen unterstellten Brüder bilden innerhalb des so vielfach gespaltenen marokkanischen Reichs ungezählte kleine Theokratien. Auf ihren Bannern steht allenthalben Feindseligkeit gegen Europa, christliche Zivilisation und moderner Fortschritt als Devise. Der Sultan als offizielles Symbol der religiösen Einheit, entbehrt also de facto, selbst als solches jeden wirklichen Einflusses. Zumal seit den Tagen, da in Fez eine wahre Tollhäuslerei sog. Reformen ins Werk gesetzt wurde, — d. h. der Sultan seine Favoritinnen mit den modernsten Apparaten photographierte, Tausende für Automobile und Kodaks vergeudete, sich gegen die „Schrift" verging und überdies durch Abänderung des Steuersystems sich gegen die koranischen Satzungen versündigte. Seither gilt Muley Abd el Aziz mehr als einem frommen Scheik als Renegat und ist vom Herrscher der Gläubigen zum Spielball ihrer Intrigen geworden.

Nicht besser steht es um des Scherifen militärische Autorität. Vor 150 Jahren ist die marokkanische, aus Söldnern gebildete Armee ein mächtiges Werkzeug in der Hand des großen Sultan Muley Ismail gewesen.

Das moderne „nationale" marokkanische Heer kann man nur ein inhaltloses Wort, eine Schimäre nennen. Heute sind vier Fünftel der maghabinischen kriegspflichtigen Stämme in offener Empörung gegen die Regierung. Zum Beweise sei nur die Reise angeführt, welche Muley Abd el Aziz im Jahre 1900 von Fez nach Marrakesch unternahm. Diese Reise konnte erst nach langen Unterhandlungen mit den umwohnenden Beduinenstämmen ausgeführt werden, und zwar nach dem Versprechen, gewisse Gebiete überhaupt nicht zu berühren!

Wenn irgend etwas wundernehmen muß, so ist es der Umstand, daß überhaupt eine Art von Scheinautorität des Sultans noch aufrecht erhalten werden kann. Denn zieht man die Rolle in Betracht, welche die Regierung, d. h. der sog. Makhzen, gegenüber dem Volke spielt, so kommt man zu dem Schluß, daß hier zu Lande Regierung mit Hierarchie des Diebstahls und offiziell anerkannter Bestechung gleichbedeutend ist. Zwischen Beamten und Räuberhauptmann läßt sich in Marokko nicht leichtlich unterscheiden. Anarchie und Elend sind am Regiment. Der große Irrtum, in welchem, nach unsern Gewährsleuten, die gesamte europäische Diplomatie befangen ist, liegt also darin, den Sultan und seine Souveränität, Marokko und seine Integrität, den Makhzen, die Armee und die Beamten für Realitäten zu nehmen. Was in Makedonien und Kreta allenfalls zu erreichen wäre, wo eine osmanische Armee und eine christliche Partei existieren, das wird in Marokko zur gefährlichen Illusion. Jedes kriegerische Vorgehen gleiche dem Marsche auf eine Fata morgana, welche bei der Annäherung in Nichts zerstieben würde. Nur zwei Mittel, heißt es bei den Eingeweihten, können versucht und mit Hoffnung auf Erfolg angewandt werden: ein geduldiges, friedliches, beharrliches, auf die geistlichen Orden und Brüderschaften gestütztes Vorgehen. und eine energische Inangriffnahme der polizeilichen Reorganisation.

Der französische Einfluß wird also — denn das hat den Franzosen ihre siebenundsiebzigjährige Erfahrung in Afrika gelehrt — ihren Stützpunkt in den Orden und Brüderschaften zu suchen haben. Diese allein walten unumschränkt über den Seelen der Gläubigen und waffnen ihre Arme. Sie allein — das weiß jeder französische Militär, vom Dolmetsch zum Major des „arabischen Bureau", vom Stabsarzt zum hohen Generalstabsoffizier, — sie allein sind imstande, die Masse des marokkanischen Volkes auf das allmähliche Vordringen des europäischen Elements vorzubereiten. Durch eine kluge „muslimische Politik" will der französische Militär die Marabuts und geistlichen Brüder gewinnen, durch gewissenhafte Schonung der islamitischen Glaubenssatzungen, Sitten und Herkommen die Bevölkerung auf die französische Seite ziehen. Und diese muslimische Politik, wie sie dereinst Bonaparte in Aegypten empfahl, und wie sie mit Erfolg in Tunesien angewandt wurde, sie ist die marokkanische „Realpolitik" der Franzosen „par excellence". Man lese nur einmal das Buch des Majors Rinn über die „Orden und Brüderschaften", und man hat den Ausdruck für die Haltung, wie sie der französische Militär seit zwanzig Jahren gegenüber der afrikanischen Frage einnimmt.

Daß nun für den französischen Militär unter allen europäischen Kulturstaaten Frankreich als der berufenste für die große zivilisatorische Aufgabe im afrikanischen Westen angesehen wird, kann uns nicht in Erstaunen versetzen. Das liegt einmal in der Natur der Sache. Seit den Tagen der

Revolution fühlt sich der Franzose als Träger und auserwählter Apostel der Freiheitsidee und des Menschheitsideals. Selbst der trockenste Nationalist glaubt an diese seine ideale Mission. Und so vindiziert er die Ehre des zivilisatorischen Werkes in Afrika mit einer Naivität, die entwaffnend wirkt. Ueberdies sind die Forderungen der französischen „Marokkaner" keine allzu hoch geschraubten. Sie begrenzen sich in praktischer Hinsicht so ungefähr auf den Wunsch, die polizeiliche Reorganisation des Reichs einer marokkanischen Söldnertruppe mit französischen Instrukteuren anvertraut zu sehen. Mit einem solchen einheimischen Kontingent meint man — wie weiland der große Muley Ismail — Sicherheit und Ruhe im Lande wiederherstellen, Handel und Wandel schützen zu können. Eine wirkliche Feuersbrunst möchte kein einziger Marokkaner drüben angezündet sehen. Davor warnt schon die elementarste Vorsicht. Denn die Marabuts von hüben der Grenze spinnen ihre Fäden auch nach drüben, weit bis nach Tunesien hinein. Ein marokkanischer Funke könnte zahlreiche Brände anstiften.

„Energische Pacifisten" sollen wir sein, keine blinden Hitzköpfe", so faßte letzthin ein bekannter hiesiger Militärschriftsteller seine Ausführungen zusammen. Die deutsche Zeitung, welche zur Zeit der Besetzung von Oudjda halb im Spotte, halb im Ernste, das von dem okkupierenden französischen General unternommene Reinigungswerk des marokkanischen Landstädtchens als „politische Klugheit" bezeichnete, hat damals also, ganz wie von ungefähr, ins Schwarze getroffen.

Paris. E. de Hoche.

Reise in Kamerun

I.

An Bord der „Lulu Bohlen".

21. Dezember 1906.

Vor einer Woche haben wir Swakopmund verlassen. Aus der Kühle der südwestafrikanischen Küstengewässer ist es langsam in den tropisch-warmen Golf von Guinea hineingegangen. Kap Lopez, die äußerste Westspitze der französischen Kongokolonie, und die Berge an der spanischen Corisco-Bai waren seit der Kunenemündung das erste Land, das wir wieder zu Gesicht bekamen. Sao Thomé, die berühmte portugiesische Kakaoinsel, deren Pik man bei klarem Wetter sehen soll, blieb zur Linken im Dunst verborgen. Am Vormittag erschien rechts die erste hohe Landmarke von Kamerun: „der schlafende Elephant", ein Berg, der von seiner eigentümlichen Gestalt diese Benennung erhalten hat. Bald danach fiel der Anker vor Kribi, dem Hauptorte des südlichen Kameruner Küstenbezirkes. Dieses Stück von Kamerun wird die Batangaküste genannt: Groß-Batanga, Kribi, Plantation, Longji, Klein-Batanga, folgen von Süden nach Norden in kurzem Abstande aufeinander als Anlegeplätze für die Wörmanndampfer. Diese Niederlassungen unmittelbar am Meeresstrande sind als sogenannte Faktoreien entstanden, d. h. als Stationen für den Eintausch von Produkten des Hinterlandes gegen europäische Handelswaren. Hamburger und Bremer Firmen, daneben auch noch ein großes, englisches Haus, beherrschen den Handel. Die Ausfuhr besteht neben etwas Elfenbein fast ausschließlich aus Kautschuk, oder, wie hier allgemein gesagt wird, Gummi. Schon lange haben die Urwaldbezirke an der Küste durch rücksichtslose Raubwirtschaft ihre früheren Bestände an gummiliefernden Bäumen und Schlingpflanzen (Gummilianen) verloren, und der Kautschuk, der jetzt durch die Batangafirmen zur Ausfuhr gelangt, stammt weit aus dem Innern, von wo ihn Trägerkarawanen in wochen-, ja monatelangen Märschen heranschleppen.

Vor Kribi hielt die „Lulu" nur kurze Zeit. Einige besonders unternehmende Passagiere riskierten trotz der Eröffnung unseres allgemein beliebten Kapitäns Schütt, er werde gleich weiter fahren und nicht eine Minute auf verspätete Nachzügler warten, eine Landung, in der Hauptsache zu dem Zwecke, um ein paar Ansichtspostkarten mit dem Kamerunstempel in die Heimat los zu werden. Aus der imposanten, grünen Urwaldmauer, die sich hier unmittelbar am Rande der langsam aufsteigenden Küste erhebt, bricht mit rauschenden Stromschnellen ein stattliches Wasser hervor und ergießt sich unmittelbar in den brandenden Ozean. Auf den Uferhöhen liegen zu beiden Seiten malerisch verstreut die Gebäude des Bezirksamtes, der katholischen Mission und Kirche, die Beamtenwohnungen, die Post, und eine große Anzahl von Faktoreigebäuden. Man hat den Wald teilweise niedergeschlagen, um der Seebrise freieren Zutritt zu den Wohnungen zu schaffen und dadurch die Fiebergefahr zu vermindern. Die Moskitos, durch deren Stich die Malaria übertragen wird, sind sehr empfindlich gegen Zug. Auf der Lichtung wächst manneshohes, breitblättriges Gras; dazwischen hat man vereinzelt oder in Gruppen eine Anzahl hoher Waldbäume stehen lassen, die mit ihrem Riesenwuchs und ihren in schwindelnder Höhe ansetzenden breiten Kronen sehr eindrucksvoll wirken. Von Kribi geht der große Karawanenweg ins Innere, nach Lolodorf, Ebolowa und Jaunde; von dort dann weiter in die eigentlichen Gummibezirke.

Als Handelsplatz ist Kribi in den letzten Jahren fast überholt von dem etwas nördlicher gelegenen Longji. Hier blieb der Dampfer von Nachmittag bis Mitternacht liegen, um einige hundert Fässer Gummi zu nehmen. Jedermann konnte daher mit Muße ans Land gehen. Der Zufall fügte es, daß wir gleich die Bekanntschaft des Leiters der größten Faktorei am Platze machten. In Kamerun ist man gastfrei. Herr P., der, als große Seltenheit unter diesem Himmelsstrich, seine junge und liebenswürdige Gattin mit hinausgenommen hat, bat sofort, ich möge doch auch die Frau an Land holen. So wurde es dann bald sehr hübsch. Zunächst unternahm man mit den Damen einen kleinen Spaziergang in den Urwald. Der fängt wenige Schritte hinter den Faktoreigebäuden an. Hinter den Wohn- und Verkaufsräumen liegen verschiedene Schuppen, unter denen die aus dem Innern kommenden Trägerkarawanen kampieren. Hunderte dieser kaum bekleideten braunen Gestalten mit ihren Traggestellen neben sich hockten und standen umher. Auch viele Weiber waren darunter, die auch Lasten tragen und außerdem unterwegs ihren Männern das Essen bereiten. Der Urwald an der Batangaküste gehört zu den schönsten Beständen in Kamerun, und der Anblick dieser ungeheuren, himmelhohen Masse von Stamm- und Laubwerk war für uns langjährige Steppenmenschen ganz überwältigend. Der Kameruner Wald baut sich gleichsam in drei Stockwerken von Unterholz, mittelwüchsigen Bäumen und den eigentlichen tropischen Riesen übereinander auf. Abseits von den großen Durchhauen für die Karawanenwege herrscht unter dem dichten Blätterdache ewige Dämmerung. Es ist auch falsch, wenn man sich die eigentliche Waldregion belebt von einer reichen Tierwelt vorstellt. Der Urwald schweigt. Nur selten knackt es in den Aesten, wenn eine Affenherde mit ihren unwahrscheinlich langen Greifschwänzen sich von Baum zu Baum schwingt. Nur selten tönt ein Vogelschrei oder das dumpfe Krachen, mit dem ein vermoderter Baumriese zusammenbricht, durch den Ozean von Vegetation, auf dessen Gründe der Mensch sich mühsam strauchelnd in steiem Klettern über das ungeheure Wurzelwerk, von Schlinggewächsen festgehalten, in modrigem Moor versinkend, seinen Weg bahnt. Noch vor einem Jahrzehnt war der Urwald, oder wie man in Kamerun sagt, „der Busch", von Kribi oder Longji aus drei Tagreisen weit ins Innere von keiner menschlichen Seele bewohnt. Für die Karawanen war das eine harte Strecke, denn wo es keine Menschen gibt, dort gibt es auch nichts zu essen. Danach wurden längs der großen Straße, die Jahr um Jahr verbessert und ausgebaut wird, von regierungswegen eine Anzahl Dörfer im Walde angesiedelt, so daß die Karawanen Unterkunft und Verpflegung bekommen konnten.

Der Gummihandel beherrscht hier alles. Man hat den Eindruck, als ob niemand von etwas anderem spricht, an etwas anderes denkt, als an Gummi. Die Kaufleute von der Batangaküste heißen die Gummilöwen — nach dem etwas übermenschlichen, löwenhaften Lebenswandel, der hier bis in die jüngste Zeit, und zum Teil wohl auch noch bis heute, Stil ist. Es heißt, daß hier auch in gewöhnlichen Zeiten das Getränk des Menschen, wenn er nicht „aus Gesundheitsrücksichten" Whisky-Soda trinkt, bei der Marke Henkell-Trocken anfängt. Man trinkt den Sekt hier aber warm, weil es weder Eis noch sonst eine Möglichkeit zu ausgiebiger Kühlung gibt. Die sich daran gewöhnt haben, meinen, er schmecke auch so sehr gut. Wenn ein Wörmanndampfer auf der Reede vor Anker geht, so kommt schleunigst der ganze Platz an Bord, um Pilsener vom Eis zu trinken. Das geht dann noch über Henkell-Trocken. Unser Gastfreund ließ ein ganzes Fäßchen nebst dem dazu gehörigen Eis von Bord holen und legte es in seinem Salon auf. In einer Viertelstunde war ganz Longji um das Fäßchen versammelt, und als es leer war, fuhr die Gesellschaft mit uns an Bord, um noch viel mehr Pilsener vom Eis zu trinken. Gesundheitlich gehandelt ist das nun gerade nicht, denn die üblichen Tropenkrankheiten: Malaria, Dysenterie, pflegen ihre Attacken meist am Tage nach solchen eisgekühlten Libationen mit besonderem Erfolge auszuführen.

Wir sprachen natürlich vom Gummi, d. h. genauer gesagt, die beiden Damen sprachen von Hauswirtschaft und Weihnachten, und die Herren vom Gummi. Der Kameruner Gummi ist in der Hauptsache ein Produkt des Kickxiabaumes und einer bestimmten Lianenart, Landolphia. Der Marktpreis in Europa beträgt je nach Reinheit und Güte zwischen fünf und sieben, im Durchschnitt etwa sechs Mark, und das System, daß alle am Gummieinkauf beteiligten kaufmännischen Angestellten eines Hauses Prozente von dem durch sie beschafften Gummi erhalten, spannt den Wetteifer der Firmen aufs schärfste an. Die Kautschukausfuhr von Kamerun betrug im letzten Jahre fast eine Million

Kilogramm. Das ist an sich ein ganz stattlicher Posten; im Vergleich zu den Produktionsländern ersten Ranges freilich noch sehr wenig. Brasilien exportiert vierzigmal so viel, für ca. 200 Millionen Mark.

Für den neuen Ankömmling in Kamerun spielt natürlich das Thema von der Gesundheit eine besonders große Rolle. Es scheint, daß sehr viel vom Krank- und Gesundsein gesprochen wird — begreiflich unter Verhältnissen, in denen es nicht allzu selten vorkommt, daß jemand heute munter und frisch und morgen um dieselbe Zeit schon begraben ist. Die westafrikanischen Tropenländer haben als die beiden „großen" Hauptübel Malaria und Dysenterie mit dem ganzen Heer ihrer Folgekrankheiten; die „kleinen" Uebel sind allerlei Hautkrankheiten, die teils durch die beständige feuchte Hitze, teils durch Infektion von den Eingeborenen entstehen. Manche von den alten Kamerunern sagen, daß die kleinen Uebel öfters schlimmer, wenigstens quälender werden können, als die großen. Die Malaria hat durch die jetzt immer mehr vordringende Chininprophylaxe den größten Teil ihrer Schrecken verloren, das heißt für Leute, die gewissenhaft im Chininnehmen sind. Für Kamerun wird meist die Vorschrift befolgt, alle vier Tage ein Gramm Chinin zu nehmen. Durch den Genuß des Chinins erhält das Blut die Eigenschaften einer verdünnten Chininlösung, in der die Parasiten der Malaria nicht lebens- und fortpflanzungsfähig bleiben. Die Beobachtungen sollen ergeben, daß vom fünften Tage ab das aufgenommene Chinin vom Körper wieder vollkommen ausgeschieden ist. Es muß daher neue Zufuhr ins Blut erfolgen. Ich habe schon vor dem Betreten der Küste mit der Prophylaxe begonnen. Malaria wird, wie jetzt als allgemein feststehend angenommen werden kann, durch den Stich einer Mückenart, Anopheles, übertragen, ebenso wie das gelbe Fieber durch den Stich einer anderen Mücke, Stegomyja. Die Anopheles saugt Blut an irgend einem malariakranken Menschen, in der Regel einem Eingeborenen, und überimpft den Erreger der Krankheit, indem sie danach einen gesunden Menschen sticht. Wenn es gelänge, wirklich alle malariakranken Menschen durch eine konsequente Chininkur einmal so weit zu heilen, daß sie überhaupt keine Parasiten mehr in ihrem Blute beherbergen, dann wäre die Krankheit damit ausgerottet, weil die Anopheles bei ihrem Stich nirgends mehr einen Ansteckungsstoff fände. Natürlich ist diese Idee auf absehbare Zeit in Ländern wie Kamerun undurchführbar. Man muß also den vorbeugenden Kampf mit Chinin führen, das ziemlich unangenehme Nebenwirkungen hat (Ohrensausen, Händezittern, manchmal direkt das Gefühl des sogenannten Katers), und von manchen Menschen überhaupt nicht vertragen wird. Außerdem muß man der Anopheles selbst mit allen Mitteln zu Leibe gehen. Ihre Larven leben in stehendem Wasser; Bewegung, Luftzug, Sonnenschein sind ihnen verderblich. Das Regenwasser, das sich in einer weggeworfenen Konservendose oder Topfscherbe sammelt, die Feuchtigkeit, die bei den großen Tropengewächsen zwischen Stamm- und Blattstiel sich ansammelt, genügt ihnen zur Entwicklung ebensogut, wie die großen Sumpfgebiete mit stagnierendem Wasser, die sich allerwärts finden, wo der Abfluß stockt. Man versucht, solche Wasseransammlungen zu verhindern, läßt alle leeren Büchsen auflesen, leitet stehende Tümpel ab oder übergießt sie mit Petroleum oder Saprol, um durch Absperrung der Atemluft die Larven zu töten, aber alle diese Mittel versagen natürlich gegenüber der kolossalen Feuchtigkeit des tropischen Urwaldes und der Ausdehnung tropischer Sümpfe. Von Nutzen ist es aber schon, wenn man den Wald rund um die Wohnungen fortschlägt, damit der Seewind durchstreichen kann, und wenn die Häuser und vor allen Dingen die Schlafräume mit Drahtgaze und Moskitonetzen vor dem Eindringen des Feindes gesichert werden. Der Anopheles-Moskito fliegt und sticht nur in der Abend- und Morgendämmerung, allenfalls auch noch nachts, aber nie bei hellem Tageslicht. Bis gegen Sonnenuntergang kann man daher unbesorgt auf der freien Veranda sitzen, aber dann müssen die Drahtfenster und Drahttüren im Hause geschlossen und der ungeschützte Aufenthalt im Freien möglichst vermieden werden. In Longji haben wir zum ersten Male richtige Tropenhäuser gesehen: hoch auf gemauerten Pfeilern gebaut, damit die Luft durchstreichen kann, und mit ringsum laufenden Veranden, die durch Drahtgaze vollständig geschlossen werden können. Den Möbeln sieht man die Wirkung der unendlichen Feuchtigkeit an, die hier jahraus, jahrein herrscht. Jede Politur wird verdorben. Korbsachen und lackiertes Eisen sind das Beste. Die Betten sind alle ungeheuer breit, bis zu 2 Metern, damit man in der drückenden Schwüle, die auch Nachts und selbst gegen Morgen immer noch einige 20 Grad R. beträgt, die Stelle zum Liegen öfter wechseln kann.

Die feuchte Hitze hier im Küstengebiete ist bei ruhender Körperlage oder bei einem langsamen Spaziergange erträglich. Die geringste Anstrengung aber veranlaßt sofort eine wahrhaft strömende Transpiration. Einige Herren von der Schiffsgesellschaft hatten den 7 bis 8 Kilometer langen Weg von dem vorhergehenden Liegeplatze des Dampfers, Plantation, nach Longji auf der sogenannten Küstenstraße zu Fuß gemacht. Sie kamen in einem Zustande an, als ob man sie von Kopf bis zu Fuß mit Stiefeln und Kleidung im Wasser geweicht hätte. Die gewöhnliche und gefürchtete Folge der steten Durchnässung der Haut ist der „Rote Hund", eine Entzündung der Schweißdrüsen, die ein dauerndes Jucken hervorruft und manche besonders veranlagte Personen bis zur Tropendienst-Untauglichkeit quält. Am Nachmittag ließ uns Herr P. noch von den Trägern, die eben aus dem Urwald gekommen waren, etwas vortanzen. Männer und Weiber stampften zum Takte eines uns unverständlichen, aber jedenfalls sehr eindrucksvollen Gebeuls erst in die Runde, dann unter crescendo anwachsendem Händeklatschen und Schreien wild durcheinander. Das wird im Neger-Englisch play genannt. Die Leute können so Stunden-, ja Nächtelang „playen", fortgesetzt stampfen, trommeln, schreien, klatschen, ohne zu ermüden, und ohne daß ihr Vergnügen an dieser sonderbaren Uebung geringer wird. Wenn sie dem Weißen etwas vortanzen, so singen sie dazu etwa: „Der Massa hat viel Rum in seiner Faktorei! Es sind viele, viele Rumfässer da! Er wird uns sicher etwas Rum zu trinken geben!" usw. mit Grazie. Wenn sie unter sich sind, so soll das Thema meist ihr kraftig realistisches Liebesleben bilden, und die Sache hört dann bald auf, ein Gegenstand zum Zusehen für weiße Damen zu sein. Auch die Düfte, die sich bei solch einem Neger-play entwickeln, werden leicht furchterregend. Ich mußte lebhaft an die Buschmannstänze denken, die ich in Südwestafrika bei meiner Nordreise in der Gegend an der Etoscha-Pfanne öfters gesehen habe: wenn die Leute abends, nachdem die Ochsen ausgespannt waren, zur Karre kamen, Tabak und Kaffee zu betteln. Es war ungefähr dasselbe, nur die Szenerie in der kühlen, klaren Nacht bei flackerndem Feuerschein unter dem Sternenhimmel in der trockenen Steppenlandschaft so verschieden wie nur möglich von diesem heißfeuchten, von einer unsagbaren Ueppigkeit des Pflanzenwuchses überquellenden Flek in den Tropen. In diesen großen Wald soll ich nun hinein! Wie der Marsch sich im einzelnen gestalten wird, vermag ich noch gar nicht abzusehen. Alle Menschen sagen mir, daß ich lange nicht so schnell vorwärts kommen werde, wie ich mir denke. Man soll in der Regel zu Fuß laufen müssen, und 20 Kilometer Tagesmarsch gelten hier schon als gute Leistung. Halb und halb habe ich doch gehofft, die Sache irgendwie auf südafrikanische Manier, beritten mit Packtieren, arrangieren zu können, aber das scheint wirklich unmöglich zu sein. Vorläufig geht's also weiter zu Schiff nach Viktoria, und dann auf den Berg nach Buea zum Volkenthron des Gouvernements, wo sich dann das Nähere und Weitere für meine Expedition finden soll.

Paul Rohrbach.

Unsere Bewegung

Heilbronn. Naumann hat jetzt seinem Wahlkreis den ersten Besuch abgestattet. In Heilbronn selber sprach er am 10. Mai in einer überfüllten Versammlung vor fast lauter Frauen über „Frauen- und Erziehungfragen". Es war dies der Dank für die rege und eifrige Teilnahme und Unterstützung, mit der die Heilbronner Frauen im Januar Naumanns Wahl gefördert hatten. Die Versammlung wurde von dem Vorsitzenden der Heilbronner Volkspartei, Gemeinderat Wulle, geleitet. Naumann sprach mit starkem Eindruck von den wirtschaftlichen und sozialen Ursachen und Folgen der Frauenbewegung und gestaltete namentlich deutlich heraus, welche Bedeutung dabei dem engeren Bezirk der Erziehungfragen zukommt. Den Dank der Versammlung, deren Zusammensetzung ein für Heilbronn noch ungewohntes Bild war, brachte Fräulein Groß zum Ausdruck. — Am 11. und 12. Mai referierte Naumann in den beiden Oberamtsstädten Neckarsulm und Besigheim über die politische Lage sowie über Arbeiten und Aufgaben des Reichstages. Trotz des prächtigen Maiwetters waren beide Versammlungen sehr gut besucht und verliefen in bester Stimmung. Beidemal spielte in der Diskussion die Weinfrage eine Rolle; in Neckarsulm gab der demokratische Landtagsabgeordnete für Heilbronn, C. Betz, einige wertvolle Mitteilungen über die neuen Beschlüsse der württembergischen Kammer. In Besigheim war der Führer des Bauernbundes, Herr Haag, zugegen, um in der Weinfrage zu interpellieren; er erklärte sich von Naumanns Ausführungen, die er als „interessant, lehrreich und erschöpfend" bezeichnete, befriedigt. Das ist das beste Zeichen, daß die künstlich gesteigerte Erregung, die in den gegnerischen Kreisen nach der Niederlage herrschte, einer ruhigen und billigen Beurteilung innerhalb der Wählerschaft gewichen ist; auch die Naumann nicht wählten, haben sich jetzt daran gewöhnt, ihn als den Abgeordneten des Bezirks anzuerkennen und zu schätzen. — Unsere Freunde in Stadt und Land sind ununterbrochen tätig, die Organisation des Wahlkreises auszubauen, das politische Wissen der Bevölkerung zu schulen und zu vertiefen und den Kontakt zwischen Naumanns Politik und der Wählerschaft zu befestigen. Sie werden darin von der Presse, „Neckarzeitung" (Dr. Haeckh) und „Heilbronner Zeitung" (Wulle) unterstützt; wer die politische Arbeit in Naumanns Wahlkreis verfolgen will, greife zu diesen Blättern. Es ist selbstverständlich, daß auch die Gegner nicht untätig sind. Auf der Landesversammlung des Bundes der Landwirte in Stuttgart

Digitized by Google

wurde neulich grimmige Rache geschworen und im württembergischen Landtag unterhalten sich vorderhand Naumanns Gegenkandidaten, die Abgeordneten Dr. Wolff und Feuerstein, darüber, wer eigentlich in Heilbronn unterlegen ist. Außerdem führt die konservative „Württembergische Landespost" einen fortlaufenden, bisweilen fast grotesk komischen Pressekampf gegen Naumann und unsere besten Heilbronner Freunde. Sehr aufregend ist der vorderhand nicht.

Stuttgart. Vor einigen Wochen sprach in unserer Mitte vor einer großen Versammlung Herr v. Gerlach über „Kapitalismus und Beamtenfrage". Seine treffenden Ausführungen fanden reichen Beifall; sie wurden durch eine angeregte Diskussion ergänzt. — Am Sonntag, den 12. war Naumann kurz aus seinem Wahlkreis herbeigekommen, um als Gast der ersten Tagung des „Liberalen Landesverbandes für Württemberg" beizuwohnen. Er ergriff dabei unter dem stürmischen Beifall der Versammlung das Wort, um in prägnanten Zügen die heutige Lage des Liberalismus zu zeichnen. Da ein paar Tage vorher in Tübingen eine in Württemberg viel beachtete Auseinandersetzung stattgefunden hatte zwischen unsern Freunden Professor Jacob und Goetz einerseits und andrerseits einem jungliberalen Amtsmann Bazille, der aus dem Kampf gegen Naumann sich eine Art von Nebengewerbe gemacht hat, bekamen seine Ausführungen eine besondere aktuelle Bedeutung. — Nach Naumann sprachen Professor O. Harnack, Korells Vorgänger als freisinniger Kandidat für Darmstadt über „Was ist liberal?" und unser Freund, Arbeitersekretär Fischer-Reutlingen über: „Was ist sozial". Der im November gegründete Verband zählt heute bereits 30 Vereine mit etwa 3000 Mitgliedern.

Züllichau-Schwiebus-Crossen-Sommerfeld. In diesem Wahlkreise herrscht nach der Wahl ein reges Leben. Nach dem Delegiertentage in Berlin fanden in den Städten Züllichau, Sommerfeld, Crossen 20 Vereinsversammlungen statt, in denen der Parteisekretär Waschinsky über den überaus eindrucksvollen Verlauf des Delegiertentages berichtete. Der liberale Verein Crossen nahm in letzter Zeit wieder außerordentlich stark zu. Die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang bei der nächsten Wahl läßt die geeinten Liberalen nicht rasten.

Soziale Bewegung

Der Liberalismus und die Gewerkschaften. In der Pfingstwoche tagen verschiedene Kongresse, an deren Verlauf der Liberalismus politisch und sozialpolitisch interessiert ist. In Wiesbaden beschäftigt sich der Protestantentag mit den christlichen Gewerkschaften. Unser Mitarbeiter Lic. Traub-Dortmund hält das eingehende Referat über das Verhältnis protestantischen Christentums zu den christlichen Gewerkschaften. Bis jetzt interessieren sich für die ständig wachsenden christlichen Gewerkschaften bekanntlich auf evangelischer Seite fast nur die Stöckerschen Christlich sozialen. Man darf deshalb gespannt sein, in welcher Weise der kirchliche Liberalismus, wie er im Protestantenverein vertreten ist, sich mit den Gewerkvereinen praktisch auseinandersetzt. — In Dortmund tagten um dieselbe Zeit die im deutschen Gesamtverband zusammengefaßten evangelischen Arbeitervereine unter Vorsitz des christlich-sozialen Pfarrers Lic. Weber-M.-Gladbach. Sie beschäftigen sich mit den Tarifverträgen und allgemeinen Betrachtungen über den Fortschritt der Sozialreform. Daneben wird es aber wohl wenigstens hinter den Kulissen auch zu Auseinandersetzungen zwischen den Stöckerschen und den liberal gesinnten Führern über die Behandlung der Gewerkschaftsfrage kommen. Das „Reich" brachte kürzlich einen fulminanten Artikel gegen den Generalsekretär der evangelischen Arbeitervereine, Barth, weil er nicht so einseitig wie Lic. Mumm und Behrens die christlichen (katholischen) Gewerkvereine protegieren will. Barth läßt gelegentlich im „Evangelischen Arbeiterboten" auch noch einmal eine Stimme aus den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zu Worte kommen. Auch andere Führer, wie der Dresdener Pfarrer Just, der kürzlich eine Broschüre über die evangelischen Arbeitervereine veröffentlicht hat, halten noch an den alten Traditionen fest, wonach die evangelischen Arbeitervereine freie Entscheidung zwischen den Hirsch-Dunckerschen und christlichen Gewerkvereinen behalten sollen, während die christlich-sozialen Parteiführer sich gebärden, als ob die evangelischen Arbeitervereine definitiv und restlos den christlichen Gewerkvereinen verschrieben wären. — In Berlin tagt der Verband Hirsch-Dunckerscher Gewerkvereine zum erstenmal im eigenen Hause. Die Frage, die diese Tagung eingehend beschäftigen und die Zukunft der Gewerkvereine bestimmen wird, lautet: „Wie können die deutschen Gewerkvereine die Gesetzgebung zugunsten der Arbeiterbewegung beeinflussen, ohne die bisherige Freiheit des politischen Denkens der Mitglieder zu beseitigen". — In Hamburg wird der Versuch, offenbar mit Unterstützung des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gemacht, einen Bund vaterländischer Arbeitervereine ins Leben zu rufen. Schon sollen 26 000 reichstreue, in Vereinen gesammelte Arbeiter, in einer Vorbesprechung unter Leitung des Generalsekretärs vom Reichsverband in Berlin vertreten gewesen sein. — Neben all diesen wichtigen Kongressen werden außerdem noch zahllose Generalversammlungen sozialdemokratischer Gewerkschaften in der Pfingstwoche tagen. Ueberreicher Stoff für die sozialpolitische Berichterstattung der nächsten Wochen.

Zur gesetzlichen Regelung der Heimarbeit äußern sich auch die Unternehmer. Erfreulicherweise scheint der Widerspruch in ihren Reihen nicht mehr so scharf wie früher zu sein. So hat der Zentralausschuß Berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine und der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller einstimmig eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, aus denen wir folgende mitteilen: 1. Die Verpflichtung der Arbeitgeber, für Zwecke der Aufsicht, Versicherung und Statistik über die von ihnen unmittelbar beschäftigten Zwischenmeister, Hausgewerbetreibende oder Heimarbeiter einen fortlaufenden Nachweis zu führen, wird ausdrücklich als Vorbedingungen und Grundlage aller Reformen anerkannt. 2. Einer Vorschrift, nach welcher die Lohnbedingungen vor Aushändigung der Arbeit schriftlich festzusetzen sind, stehen erhebliche Bedenken nicht im Wege. 3. Die Ausdehnung der Zwangsversicherung auf die Heimarbeiter, sowie die Errichtung von Auskunftsstellen und Arbeitsnachweisen ist wünschenswert. Die weiteren Beschlüsse warnen vor Verallgemeinerung der zu erwartenden Maßregeln und vor Reformversuchen, die die Existenzmöglichkeit für Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Frage stellen würden. Sie fordern Hinzuziehung der beteiligten Kreise zur Beratung etwaiger gesetzgeberischer Maßregeln.

Ueber die Lage der preußischen Gemeindebeamten hat der Zentralverband der Gemeindebeamten Preußens eine umfangreiche Denkschrift veröffentlicht. Nachdem sich nämlich herausgestellt hatte, daß das kommunale Beamtengesetz vom Jahre 1899 weder die Verhältnisse aller Kommunalbeamten, noch alle Verhältnisse der von dem Gesetz betroffenen Beamten geregelt hatte, ergab sich von selbst der Wunsch, eine Erhebung über die Wirkung des Gesetzes und seine offenbaren Mängel einzuleiten. Das Ergebnis dieser Erhebung ging mit einer Bittschrift an den Landtag und wurde dort auf Antrag Wolgast der Königlichen Staatsregierung als Material überwiesen. Die Mängel und Härten des Gesetzes bestehen seitdem unverändert weiter. Deshalb beschloß der Verband, eine zweite Erhebung auf breiterer Grundlage als die erste einzuleiten und das Material wissenschaftlich verarbeiten zu lassen. Die Ausführung dieses Beschlusses liegt in der umfangreichen, von Dr. A. Koppel bearbeiteten Denkschrift vor, die zahlreiche überraschende Nachweise liefert. Daß z. B. die Prozentzahl der lebenslänglich angestellten Kommunalbeamten in den letzten vier Jahren von 55 auf 42,8 Prozent zurückgegangen, während die Prozentzahl der kündbar angestellten in derselben Zeit von 26,1 auf 41,8 Prozent gestiegen ist, hätte man in unserer angeblich so sozial gerichteten Zeitperiode nicht für möglich gehalten. Auch andere Feststellungen der dankenswerten Arbeit Koppels interessieren nicht nur den 20 000 Mitglieder umfassenden Zentralverband der Gemeindebeamten Preußens, sondern die weitere Oeffentlichkeit. Je ernsthafter die Privatbeamtenbewegung in letzter Zeit von den verschiedenen Parteien in Angriff genommen wird, um so notwendiger sind Erhebungen wie die vorliegenden. Erfreulicherweise hat das auch die amtliche Statistik anerkannt, die im statistischen Jahrbuche für das Deutsche Reich diesmal auch eine zahlenmäßige Uebersicht über die Privatbeamtenverbände bringen will. Auch das „Reichsarbeitsblatt" soll sich dieser Bewegung annehmen und regelmäßig über sie berichten. Alles erfreuliche Zeichen für die steigende Achtung der Privatbeamten in der Oeffentlichkeit.

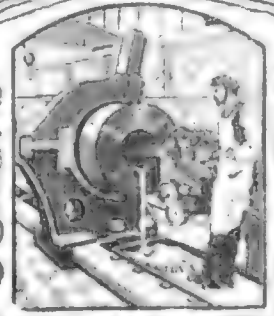
Briefkasten

W. in Mannheim. Sie wünschen festzustellen, daß die Gründung Mannheims 1606 nicht der „Laune" eines Fürsten entsprang, sondern daß die erste Ansiedelung als Kastell der evangelischen Liga gedacht war, und daß die Erhebung zur Stadt 1607 bereits so motiviert wurde: „Weil diese Stelle wegen der daselbst zusammenfließenden Flüsse des Rheins und des Neckars zum Tauschhandel sehr wohl geeignet ist."

P. S. i. L. Die Hilfepostkarten mit der Lokomotive werden von der Propaganda-Abteilung kostenlos abgegeben, ebenso wie die Plakate. Verlangen Sie für die dortigen Freunde eine entsprechende Anzahl zum Verteilen.

K. F. i. B. Wir wünschen es auch. Die Propaganda-Abteilung kann jedoch nur von Fall zu Fall vorstellig werden. Ob mit Erfolg? Zweckmäßiger wäre es schon, wenn Sie sich selber an den Besitzer des Restaurant wenden. Diese Herren müssen merken, daß die Hilfe gewünscht wird.

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang Nr. 21 Berlin, 26. Mai 1907

Der Wille

Der Wille, der nicht will, ist unbezwingbar.
Dante.

Ich weiß nicht, ob der Wille frei ist oder nicht; nur das eine ist mir klar, daß alle Erörterungen über die Willensfreiheit den Willen selbst nicht anders machten. Das ist ein wahres Glück. Mühsam schlagen die Touristen von den harten Wänden des Felsgesteins in der Alpenwelt einige Stücke ab und bringen sie triumphierend mit nach Haus; aber die Felsen selbst sind darum nicht kleiner geworden; ihre Majestät bleibt ungebrochen. So denke ich mir des Menschen Wille. Sie klopfen an ihm herum, sie hauen vielleicht einige Stücke von ihm ab, sie zerlegen diese Splitter in Teile und klatschen vergnügt in die Hand, weil sie meinen, nun hätten sie den Willen erkannt, oder gar gemeistert. Einstweilen ruht er still und mächtig und bleibt, was er ist: eine unbezwingbare Gewalt. Wer kann mich denn zwingen, wenn ich nicht will? Gewohnheit, Sitte, Strafe, Bande, Zurücksetzung: gewiß, die sind alle recht unangenehm; aber wenn ich nun einmal nicht will, so werde ich immer freier und stärker, je mehr sie mich durch äußere Rücksicht zwingen wollen. Ein einziger überwundener Widerstand zeigt erst die Leichtigkeit des Gewinnens, die Kraft, die im wirklichen Wollen steckt. Das ist ja das Süße, daß man seines Könnens erst inne wird im Kämpfen und Behaupten. Die Kraft wächst zu, je stärker wir sie spannen; der Wille breitet seine Flügel zu immer mächtigerem Schwung.

Warum suchen wir eigentlich überall nach unserer Abhängigkeit? Ist denn von unserem Willen nichts abhängig? Sind wir nicht Könige mit unserem Wollen, die wirklich regieren? Auch Könige werden geboren, auch Könige sterben; aber doch vergißt die Menschheit nie, wenn einmal ein wirklicher König durch sie hindurch geschritten war. Man hat sie gern; denn ein fester, großer Wille wirkt wie ein Antlitz mit roten Backen und gesunden frohen Augen. Es macht nichts aus sich und um sich; aber es ist da. Die unmittelbare Gegenwart wirkt, weil sie erfreut. Keine Macht ist dauernd, die viel Mittel und Mittelchen, viel Lakeien und Hofgesinde nötig hat. Selber muß sie wirken. Wie der Stein fällt, so wirkt der Wille durch sich selbst. Und laßt uns doch lieber in das Leben so hineinsehen, daß wir einmal beschreiben, was der Wille alles kann und zu leisten vermag. Zeige, was du bist, und laß dir nicht zeigen, wieviel du vielleicht nicht kannst. Wollen ist das beste Mittel, des Willens sicher und Herr zu werden. So kommen wir mit der Zeit zu der fröhlichen Erkenntnis, daß wir tatsächlich nicht überwunden werden können. Der Fehler ist nur dies, daß wir uns meist vor unserer eigenen Willenskraft ängstigen. Es ist uns unheimlich, mit ihr allein zu sein. Ganz deutlich empfinden wir die Macht, die sich zu recken und zu strecken sehnt. Aber wo will sie hinaus? Und so sind wirs oft recht zufrieden, wenn andere kommen, binden und lähmen uns mit leichten oder schweren Ketten; wir bilden uns ein, dann ein Recht zu haben, noch zu klagen. Nein; wir haben es nicht; denn wir waren selbst dabei, als man unsern Willen in Abhängigkeit schlug. Freuen wir uns lieber der Gewalt, die der Mensch hat. Sie üben und stärken, sie in ihrer Unüberwindlichkeit zu kennen und zu üben, das macht groß und frei. Wünsche werden so zum Segen; jede ungebrauchte Kraft zehrt im Stillen; alles, was wirkt und schafft, segnet groß und klein. So bitten wir zu Pfingsten um starken Willen, der unbezwingbar sei.

Traub.

Der Klavierspieler Bach

Die Elektrizität trägt unsere Stimme nunmehr über das Erdenrund dahin, weiter als das Auge zu sehen vermag, und klar und vernehmlich klingt es zu uns, auch wenn der Sprecher meilenweit von einem andern Orte zu uns spricht.

Und der Ton, der längst verklungen ist, der, solange er unser Ohr erregt, uns in Aeonen zu versetzen scheint, und uns im Genuß in eine Welt von Ewigkeiten bringt, derselbe Ton verklungen, ein Nichts, als wenn er nie gewesen, ihn hat das 20. Jahrhundert sich gebannt. Wir haben es erzwungen, daß derselbe schon erklungene und vernommene Ton uns wieder klingt, er ist nicht mehr erstorben, er erzeugt sich neu, so oft wir wollen.

Die Arbeit, die dieses Tönen leistet, auch sie trägt dazu bei, den Menschen im Innersten zu modeln und zu formen, auch sie trägt dazu bei, ganz wie die Töne selbst, bewegt zum Herzen sprechend, in der Größe menschlicher Kraft, die höchste Allmacht zu verehren, die Stimmung der tiefsten Andacht in uns zu erregen. Der Töne Andacht, die in ihrem Klange uns zu höheren Welten tragen, sie bleiben, die geschriebene Note zaubert sie uns immer neu ins Herz, dieselbe Andacht.

Doch nein, nicht ganz dieselbe!

So groß und unermeßlich es auch ist, daß nach Jahrhunderten dasselbe Klingen alter Meister aus ihren Noten neu erwacht, so groß es anderseits ist, daß der gleiche Ton in gleicher Schönheit unser Herz entzückt, beides vereint in stimmungsvoller Andacht zu genießen, die großen Meister der vergangenen Zeiten, welche in flüchtigen Augenblicken die Begeisterung der wenig Auserlesenen entfesselt haben, das ist uns leider noch versagt.

Nicht alle, die uns durch ihre Melodien zu den höchsten Genüssen und reinsten Freuden erheben, sind zu gleicher Zeit die Meister und Virtuosen gewesen, aber alle die großen Herrscher im Reiche der Töne, die wir aus der Zeit des Klassizismus verehren, alle haben sie ihre Meisterwerke in ausübender Kunst selbst der Mitwelt zu Gehör gebracht, Mozart und Beethoven, Händel und Bach.

Die Kompositionen Joh. Seb. Bachs können wir wieder erstehen lassen, den Instrumentisten, den Klavierspieler Bach aber nicht. Die Töne, die seinem musikalischen Genie in Stunden der Inspiration zuteil wurden, sind zum großen Teil verrauscht, verloren, was mit schlagenden Pulsen in der Erregung des Augenblicks, die musikalische Phantasie ersann, nur das Wenige ist geblieben, was der sorgende, bedachtsame Geist mit dem Stift festgehalten, was die Platte des Kupferstechers über die Jahrhunderte hinaus gerettet hat.

Verrauscht sind die Töne, die ihr Schöpfer selbst, klingend und singend dem Augenblicke schenkte, der gleichsam,

als ob er dem folgenden Augenblicke seinen hohen Genuß mißgönnte, alles wieder verschlungen hat.

Wir sind auf die Schilderungen seiner Zeitgenossen angewiesen, und was sie uns von dem Klavierspieler Bach zu sagen wissen, das erfüllt uns wahrlich mit tiefer Wehmut, daß wir dieses Musikgenie in der ganzen Fülle seiner glänzenden Kunst nicht mehr auf uns wirken lassen können. Von jedem, der das Glück hatte, ihn zu hören, ist er bewundert, von allen, die selbst Anspruch machen konnten, für hervorragende Virtuosen zu gelten, beneidet worden.

Wir haben nicht nötig, zu sagen, daß seine Fingergewandtheit und die Art seiner Tongebung alles neben ihm Gehörte übertraf, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die Wirkung seines Spieles die Hörer faszinierte und der Klaviervirtuos Bach in aller Munde war, alle Welt verlangte nur ihn zu hören.

Friedrich der Große, von dem wir längst wissen, daß er mehr als ein dilettantischer Gönner der Musik gelten wollte, hat sich wiederholt bei dem ältesten Sohne Seb. Bachs bemüht, den Vater zu einer Reise nach Potsdam zu bewegen. Er hat, als ihm endlich diese Freude zuteil wurde, kaum erwarten können, Bach im Schlosse zu haben.

Die Begegnung hat uns Forkel nach einer mündlichen Mitteilung des Sohnes Bachs, der in des Königs Kapelle spielte, anschaulich geschildert:

Eines Abends wurde während des Kammerkonzerts Friedrich die Ankunft des Klaviervirtuosen gemeldet. Der König unterbricht sein Flötenspiel, zu dem ihn die Kapelle begleitete, dreht sich um und sagt voll Unruhe: Meine Herren, der alte Bach ist gekommen, das Konzert ist abzubrechen, jetzt haben wir den Bach zu hören!" Und ohne demselben Zeit zum Umkleiden zu lassen, wurde er sofort aufs Schloß geholt, um nach liebenswürdigstem Empfange auf allen Klavieren, soviel ihrer nur im Schlosse sich befanden, zu spielen. Der König fand kein Genügen, und die Mitglieder der Kapelle folgten dem Spielenden bewundernd von Zimmer zu Zimmer.

Ein nicht minder sprechender Beweis für die feine eminente Kunst liegt in der sehr interessanten Begegnung Bachs mit dem bekannten Klaviertirtuosen Marchand.

Es sollten beide Künstler, Bach und Marchand, vor dem Könige von Sachsen spielen. Man glaubte nicht, daß Marchand in seiner Kunst seines Gleichen habe. Bach und Marchand, beide nahmen die Einladung zu dem Konzerte an, und Bach, der zu diesem Zweck direkt von Weimar nach Dresden reiste, nahm vor der Aufführung Gelegenheit, den französischen Künstler zu hören und zu bewundern, doch er blieb zuversichtlich und hoffte, nicht gar so schlecht vor jenem abzuschneiden. Er schrieb an Marchand und erbat sich unter der gegenseitigen Verpflichtung alles, was ihm auch vorgelegt würde, vom Blatte zu spielen.

Marchand nahm den Vorschlag an, und ein großes Auditorium wartete voll Spannung am Abend auf den Beginn des Konzertes. Bach saß bereits einige Zeit am Klavier, doch Marchand ließ immer noch auf sich warten. Als man nach ihm schickte, erfuhr man, daß er sich bereits am Morgen aus dem Staube gemacht hatte.

Bach erhielt den Siegeslorbeer, und wenn wir ihn selbst hören, wie er es denn zu seiner bewunderten und gefürchteten grandiosen Meisterschaft gebracht habe, so ist es auf die allereinfachste Weise gegangen. Es ist so leicht und selbstverständlich, daß man gar nicht begreift, wie ein so gewandter Künstler wie Marchand sich nur einen Moment bedenken konnte, so kinderleicht, daß wir selbst nicht im geringsten zweifeln, daß auch wir zu dem Virtuosentum eines Bach, notabene nur, was seine Technik betrifft, uns berufen scheinen; erklärt er doch: Einige Personen spielen „zu klebrig, als wenn sie Leim zwischen den Fingern hätten", ihr Anschlag ist zu lang, indem sie die Tasten über die Zeit liegen lassen, andere haben es verbessern wollen und spielen zu kurz, als wenn die Tasten glühend wären. Das tut aber auch schlecht. Die Mittelstraße ist die beste.

Wenn es sich allein darum handeln würde, mit leichtbewegten Fingern und schönem Anschlag das Spiel der Töne scharf und deutlich aufeinander folgen zu lassen, dann gäbe es viele gottbegnadete Künstler am Klavier, doch zu der meisterhaften Technik, die bei einigem Talent sich durch Uebung schon erzwingen ließe, gehört die Künstlerseele. Sie darf nicht an dem Alltagsleben kleben bleiben, sie darf nicht leicht und flüchtig über des Lebens tiefe Gründe huschen, sie darf nicht bleiern am Boden kriechen. Das Klavier ist ein mechanisches Instrument, aber es wird aus dem Mechanismus ein Kunstwerk, wenn ihm der Künstler von seinem eigenen Leben gibt.

Bach war dieser Künstler.

Wenn er am Klavier saß, dann formte sich sein Leben in ein Meer von Tönen, leise schäumend, rollend, laufend, steigend, brausend, Wogen kamen, Wogen gingen, hoch sich türmend, grau und düster sprühend, glitzernd. Warmes, selbstempfundenes Leben sprang ihm aus den Tasten, melodische Figuren häuften, überstürzten sich in neuer, ungewohnter Form und Art. Der Mechanismus mit den schwarzen und weißen Tasten bot ihm keinen Widerstand. Unter seinen gekrümmten und gespreizten Fingern war er der allgewaltige Beherrscher des Klaviers, vermochte Seb. Bach alles, was er wollte, mit ihm zum Ausdruck zu bringen.

Bewundernswürdig spielte er auch jedes fremde Werk vom Blatt, und er glaubte wirklich alles jeder Zeit ohne Anstoß oder Versehen sofort vom Blatt spielen zu können. Er hatte sich geirrt.

Forkel erzählt hiervon folgendes Stückchen:

Ein Freund lud Bach eines Morgens zum Frühstück zu sich ein und legte auf sein Klavier unter anderen Stücken auch eins, das nach dem ersten Ansehen sehr unbedeutend zu sein schien; Bach kam und ging sogleich seiner Gewohnheit nach zum Instrument. Während er die Noten durchblätterte und zu spielen begann, ging der Freund in ein Nebenzimmer, um das Frühstück zu bereiten. Bach war währenddessen an das betreffende Musikstück gekommen und fing an, es zu spielen. Aber plötzlich blieb er an einer Stelle stecken. Er betrachtete sie — fing nochmals an — und blieb wieder stecken. Nein, rief er seinem Freunde ins Nebenzimmer zu, indem er zugleich das Instrument verließ, man kann nicht Alles vom Blatte weg spielen, es ist nicht möglich! — —

Man hat vor ungefähr drei Jahren in Leipzig die Gebeine Bachs exhumiert, um seinen Schädel, sein Gehirn und vor allem die Bildung seines Ohres zu studieren. Diese Untersuchungen sollten durch die Kenntnis der besonderen Eigentümlichkeiten an dem Bach'schen Schädel und Gehirn einen Weg zu allgemeinen Schlüssen über den Sitz der musikalischen Fähigkeiten geben. Zwar hat man gewisse Eigentümlichkeiten zu finden geglaubt, doch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hat man an der Echtheit dieses fast 150-jährigen Skelettes Zweifel erhoben.

Warum hat man nicht die Finger und die Hand dieses Skelettes untersucht? Da sie von frühester Jugend an gewohnt waren, über die Tasten zu gleiten, können wir wohl sagen, daß man es diesen Fingern, welche sich in fünfzigjährigem Virtuosentum geformt und gebogen hatten, ansehen mußte, daß es die Finger des Virtuosen gewesen sind.

Sophie Rosenthal.

Professor und Kind

Es braucht Jahrhunderte, um etwas zu finden, und ist es da, so lernt ein Kind es in ein paar Minuten.

Es weiß von nichts, es nimmt alles, als müsse es so sein, und will nicht begreifen, wie viel Kopfzerbrechen, wie viel Arbeit es gekostet, um so weit zu kommen . .

es lacht nur, wenn man mühsame Errungenschaften nennt, was ihm so einfach scheint: all die kleinen Selbstverständlichkeiten, ohne die es sich den Tag kaum denken kan . .

es lacht nur und staunt, daß es Hunderte und Tausende von Jahren gedauert, bis die Welt so natürliche Dinge sich erfunden, wie: Streichholz, Kerze Lampe! oder wie: Briefmarke, Post, Eisenbahn Telegraph und Telephon . .

es staunt und wundert sich: was denn die Menschen früher eigentlich getan?!

Und der Herr Professor steht dabei . . ein wehmütiges Lächeln auf dem pergamentenen Gesicht . . und sucht ihm klar zu machen:

wie viel Gedanken notwendig waren und was alles vorausgehen mußte, nur um den ersten Anfang zu reifen, und wie jedes kleine unscheinbare Glied in der Entwickelung schon eine Tat an sich . . und wie viel Menschen verbraucht wurden, nur um einer einzigen Idee Gestalt und From zu geben . . bis dann ein letztes Wort das Werk vollendet . .

er hat sein Leben daran gesetzt, alle Wege zurückzusuchen, und nicht geruht, bis er Stein um Stein den ganzen Bau nachgebaut . . und sein eigenes Kind lacht darüber weg: es verstünde die Dinge auch so! und will von aller Arbeit nur den letzten Schluß!

Ich war früher auch wie der Professor . .

ich dachte auch, ich müsse, um etwas zu verstehen, jede Stufe der Entwickelung kennen! ja, ich meinte mitunter, ich müsse alles für mich selbst erfinden, um es zu besitzen . .

ich meinte, je schwerer etwas errungen, um so wertvoller sei es!

Aber nein: unsere Kinder wollen nichts von unserer Mühe wissen. Die Not, die Last, die Kämpfe, die wir kämpften . . sie verstehen sie gar nicht . . wie wi die Not von Zeiten vor uns nicht verstehen!

sie wollen nur, was wir an Freude für sie haben! was wir mit unserer Sorge für sie fanden zu leichterem und froherem Leben!

aber . . ist diese Dankloſigkeit nicht vielleicht der schönste Dank: . . von aller Arbeit immer nur den letzten Schluß ziehen zu wollen?!

Cäsar Flaischlen.

Ernst Lissauer.

Der Name, den ich über diese Zeilen schreibe, wird den meisten Lesern noch unbekannt sein, aber vielleicht werden sie gut tun, ihn sich zu merken. Vor kurzem ist sein erstes Buch erschienen, das Erstlingswerk eines jungen Lyrikers, aber ein Buch von erstaunlicher Reife und sicherer Eigenart. Es heißt „Der Acker", ist im Wiener Österreichhaus (Hugo Heller u. Co., Wien u. Leipzig) verlegt und enthält auf 77 Seiten kleinen Formats 50 Gedichte, die meisten nur wenige Zeilen umfassend. Zu der Kleinheit des äußeren Umfangs steht Gehalt und Gewicht des Gebotenen in direktem Gegensatz. Denn die Eigenschaften, die Lissauers Dichtung ihr besonderes Gepräge geben, sind wuchtige Kraft und strenge Selbstzucht. Er läßt sich nicht gehen, er strömt sein Gefühl nicht breit und lässig aus, sondern er faßt es energisch zusammen und ruht nicht, bis er es auf den präzisesten und intensivsten Ausdruck gebracht hat. Und so ist es eben dieses selbe angespannte Ringen, das einerseits den Gedichten die knappe Form gegeben und den Ertrag von sechs Jahren zu wenigen Seiten verdichtet, und das andrerseits eine innere Schwere, eine Größe des Stils und Monumentalwirkung zustande bringt, wie sie in der heutigen Lyrik überaus selten, ja fast ohne Beispiel sind.

Monumental — dies Wort kommt unwillkürlich in die Feder, wenn man Lissauers Stil zu charakterisieren versucht. Worauf beruht dieser Eindruck? Zunächst darauf, daß Lissauer überall Bilder gibt. Er läßt uns niemals im Uebel unklarer, wogender Stimmungen, sondern er zwingt die Wogen, sich in seiner Hand zu klarem Kristall zu ballen. Auch reiht er nicht ein Bild ans andre, sondern jedes Gedicht ist von einem Bilde beherrscht, und dies ist auf seine einfachsten und wesentlichen Züge beschränkt. Dabei gelingt es ihm gleich gut, Bilder von kraftvoller Plastik herauszumeißeln und solche von satter Farbenglut und feinstem Stimmungszauber zu malen. Aber überall ist er vollkommen anschaulich, und die Einheitlichkeit und Einfachheit der geschauten Bilder ist es in erster Linie, die seinem Stil die Größe gibt und ihm gestattet, ungleich klar und tief zu sein.

Der Anschauungsweise ist der sprachliche Ausdruck angemessen. Um mit wenig Worten Bilder von solcher Macht und Intensität hinzustellen, müssen diese Worte selbst mit höchstem poetischem Gehalt erfüllt werden. Zunächst: sie müssen frisch und unverbraucht sein. Alle Sprache war in ihre Anfängenn dichterisch, bildlich, aber das allgemein übliche Sprachgut ist durch den beständigen Gebrauch abgegriffen und läßt die ursprüngliche Prägung nicht mehr erkennen. Es ist eine entscheidende Probe auf die künstlerische Potenz eines Dichters, wie weit er es versteht, der Sprache ungemünztes Gold zu entnehmen, oder auch alten Münzen durch geschickte Aenderung neuen Glanz zu geben. Lissauer ist in seiner Sprache von geradezu unerhörter Selbständigkeit. Er vermeidet geflissentlich das Gemeingut der poetischen Sprache, und prägt sich seinen Wortschatz in ganz origineller Schaffenslust. Wie die Gedichte im ganzen, so sind sie bis ins einzelne Wort hinein bildhaft und anschaulich. Urhaft und zugleich belebt und beseelt, wie das bei dem ursprünglichen Dichter unzertrennlich zusammengehört:

Entlang die Straße kommt ein Ton gegangen,
Dem leis die Wasser zum Geleite singen.
Wind schwingt in hohlen Telegraphenstangen.
Die Birken beben wie in Miterklingen.

Von da ist nur ein Schritt bis zur ausgeführten Personifikation. — Auch akustische Wirkungen müssen den Gefühlswert der Wörter steigern helfen. In reichem Maße wird von Alliteration Gebrauch gemacht:

Saat der Seele fühl' ich neu erstehen.
Jedes Wort ist Wachstum und Gewinn.
Volle fraulich-freundlich weiter säen,
Du geliebte Säerin.

Oder:

Glück ist ein Feuer, rasend, roh und rot.

Ebenso erstaunlich wie die Meisterschaft in der Prägung und die Sicherheit in der Wahl der einzelnen Ausdrücke und Bilder ist die Kunst, mit der Lissauer sie miteinander verfugen und zusammenzustimmen weiß. Man beachte etwa die Verknüpfung der einzelnen Momente und das unterstützende Spiel der Reime (einschließlich der innerhalb der Verse zerstreuten Reimwörter) in dem Gedichte „Herbst in Schleißheim" (S. 30):

Als ob er tief in weller Sonne loht,
Erbrennt in Rot des Parkes letzte Pracht.
Spätwinde löschen sacht das Abendrot,
Sacht auf Geäst und Wipfel dunkelt Nacht.

Gern werden auch ganze Zeilen wiederholt zum Zweck größerer Eindringlichkeit und augenfälligerer Gliederung. Paralleler Bau unterstreicht einen Gegensatz. Ein gutes Beispiel solcher Kontrastwirkung ist „Schicksale" (S. 33):

Ein Sturmwind blies. Ein Feuer war entfacht.
Es losch. Und rings war Nacht.

Ein Sturmwind blies. Ein Feuer war entfacht.
Es wuchs und wuchs. Da wurde Tag aus Nacht.

Es zeigt zugleich, wie gerade die äußerste Kürze die Wucht steigert.

Soll ich nun noch vom Inhalt sprechen? Auch er ist eigenartig und auffallend reif. Die Gruppe der Liebesgedichte, die man bei einem jungen Manne zuerst erwartet, ist nur spärlich vertreten, aber durch einige in ihrer frischen Natürlichkeit köstliche Nummern. Auch die reinen Naturgedichte sind nicht allzu zahlreich und durch den eigentümlichen Stil des Dichters von dem heute Ueblichen sehr verschieden. In einigen Gedichten ist dies Schauen zu mythenbildender Phantasie gesteigert; so in den beiden Fragmenten der „Planetensage" und dem „Lied des Mittags" (S. 72 ff.); in diesen feiert auch Lissauers Wortkunst ihre größten Triumphe. In den meisten Gedichten ist das Leben selbst der Gegenstand, das Lebensgefühl des Dichters in seinem Schaffen und Lieben, der Mensch in seiner Verbundenheit mit Natur und Menschheit, das Menschenschicksal in seinen Grundzügen und allgemeinsten Typen. Die Bilder aber, um diesen Gehalt zu verkörpern, sind in weit überwiegender Zahl der Sphäre entnommen, die der Buchtitel bezeichnet: dem Acker. Selten paßt ein ungewöhnlicher Titel so gut auf ein Buch, wie hier; und auch das warme Schollenbraun des Umschlags ist fein dazu abgestimmt. (Ueberhaupt verdient die einfache und geschmackvolle Ausstattung alles Lob.) Saat und Ernte sind das bevorzugte Bild für Menschentum und Menschenleben. Und noch häufiger begegnet „der Weg", sei es als charakteristisches Glied der Landschaft, sei es in symbolischer Verwendung. Ich zähle nicht weniger als 14 Gedichte, in denen ein Weg der Held ist oder sich an ausgezeichneter Stelle findet. Sowohl die Natur wie der Mensch wird am liebsten in „Wanderschaft" dargestellt.

Dieses starke Gefühl für das Leben als ganzes erinnert am ehesten an Dehmel, der doch nur selten diese Klarheit und Knappheit der Aussprache erreicht. Jedenfalls finde ich keine Spur irgend welcher Abhängigkeit. — Der Inhalt kann nun auf verschiedene Weise in das Bild eingehen. Entweder will der Dichter etwas Bestimmtes sagen und setzte dies in Anschauung um. Ein Beispiel hierfür ist das schon angeführte Gedicht „Schicksale". Das Gedicht selbst gibt nur das Bild, aber in so eindringlicher Klarheit, daß die Idee ohne jede direkte Andeutung in die Augen springt. Ein anderes Gedicht ist merkwürdig, weil es als einziges der ganzen Sammlung auf eine einzelne konkrete Erscheinungsform des modernen Lebens geht:

Der Schlot. (S. 58.)

Ein Schlot ragt hoch ob eines Werkes Lärm und Brand.
Rauch steigt, des Werkes Atem, durch ihn auf zum Licht.
Gebogen flattert schwer und dunkelbreit ein Band,
Das Wind und Rauch lang in die Lüfte flicht.

Ein Schlot ragt hoch ob eines Werkes Lärm und Brand,
Ein Burgturm hält sein Banner schaltend übers Land.

Hier gibt der Vergleich den Gedanken: Die Fabrik als die heutige Herrschaftsform über eine Gegend, die Burg unsrer Zeit. Aber man beachte wohl, wie der ganze Vergleich hier allein durch die Analogie der sinnlichen Erscheinung ausgedrückt ist.

Oder aber, das Bild ist zuerst da, es wird eine Szene des täglichen Lebens ergriffen und in ihrer Bedeutsamkeit, ihrem seelischen und symbolischen Gehalt fühlbar gemacht. Die Gedichte dieser Art sind die schlichtesten und mir die allerliebsten. Eins von ihnen möge diesen Hinweis beschließen:

Das ferne Licht. (S. 35.)

Ich habe meine Kammer nicht erhellt,
Doch tief in meine Kammer scheint ein Licht,
Weit über Gartenland und Feld.

Ich weiß nicht, wem zu Lieb sein Leuchten lebt,
Es weiß von mir und meinem Dunkel nicht,
Doch fühle ich, daß eine Brücke schwebt.

Heinrich Meyer-Benfey.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

Eines Tages zerbrach Naïs beim Dejeuner eine Salatschüssel. Frédéric ließ sich hinreißen.

„Einfältiges Ding!" schalt er. „Wo hat sie ihren Kopf?"

Und wütend sprang er auf und behauptete, seine Hose sei verloren. Ein Tropfen Oel hatte sie am Knie befleckt. Aber er machte eine große Sache daraus.

„Wenn Du mich anstarrst! Gib doch eine Serviette und Wasser . . . hilf!"

Naïs benetzte den Zipfel einer Serviette in einer Tasse und kniete vor Frédéric nieder, um den Flecken zu verreiben.

„Laß das," wehrte Madame Rostand wiederholt. „Das hilft so gut wie nichts."

Aber das Mädchen ließ nicht los und rieb fortgesetzt mit aller Kraft ihrer schönen Arme. Er schalt noch immer.

„Eine solche Ungeschicklichkeit hat man doch nimmer gesehen . . . . Wenn sie uns in Air bediente, wäre unser Porzellan bald in Stücken!"

Diese Vorwürfe waren dem Verstoße so wenig entsprechend, daß Madame Rostand ihren Sohn beruhigen zu sollen meinte, nachdem Naïs sich entfernt hatte.

„Was hast Du denn gegen dieses arme Mädchen? Man möchte meinen, Du könntest sie nicht ausstehen . . . Ich bitte Dich, ein wenig milder gegen sie zu sein. Sie ist eine Jugendgespielin von Dir und hier hat sie durchaus nicht die Stellung einer gewöhnlichen Magd."

„Ach! sie ärgert mich!" entgegnete Frédéric mit brutaler Maske.

Am selben Abend, – die Nacht war schon gesunken – begegneten sich Naïs und Frédéric im Dunkel am Rande der Terrasse. Sie hatten sich inzwischen noch nicht allein gesprochen. Vom Hause aus konnte man sie hier nicht hören. Die Fichten verbreiteten einen warmen, würzigen Geruch in der ruhigen Luft. Da fragte sie, indem sie das Du ihrer Kindheit wiederfand, leise:

„Warum hast Du mich gescholten, Frédéric? . . . Du bist recht böse."

Ohne ein Wort faßte er sie bei den Händen, zog sie an seine Brust und küßte sie auf den Mund. Sie ließ ihn gewähren und entfernte sich sodann, während er sich auf die Brüstung setzte, um vor seiner Mutter nicht ganz erschüttert vor Bewegung zu erscheinen. Zehn Minuten später servierte sie bei Tisch mit ihrer großen, etwas stolzen Ruhe.

Frédéric und Naïs gaben sich kein Stelldichein. Es war in einer Nacht, da sie sich unter einem Olivenbaum am Rande der Klippe wiederfanden. Während der Mahlzeit hatten sich ihre Blicke mehrmals und mit einer glühenden Starrheit begegnet. Die Nacht war sehr warm; Frédéric rauchte bis ein Uhr am Fenster Cigaretten und schaute suchend ins Dunkel. Gegen ein Uhr bemerkte er, wie eine unbestimmte Form an der Terrasse hinglitt. Da zögerte er nicht mehr länger. Er stieg auf das Dach eines Schuppens herab, von wo er mit Hilfe langer Stangen, die dort in einem Winkel lehnten, zu Boden sprang; auf diese Weise brauchte er nicht zu fürchten, er könnte seine Mutter aufwecken. Nun schritt er gerade auf einen Oelbaum zu, sicher, daß Naïs ihn erwarte.

„Bist Du da?" fragte er mit halber Stimme.

„Ja," sagte sie einfach.

Und er setzte sich neben sie ins Gras; er legte den Arm um ihre Hüfte, sie stützte das Haupt auf seine Schulter. Eine Weile verharrten sie schweigend. Der alte Olivenbaum mit dem knorrigen Stamm deckte sie mit seinem grauen Blätterdach. Vor ihnen breitete sich unter einem Sternenhimmel schwarz und still das Meer. Marseille im Grunde der Bucht war in einen Nebel gehüllt; zur Linken kehrte nur das Blinkfeuer von Planier alle Minuten wieder, durchdrang die Finsternis mit einem gelben Strahl, der jäh wieder erlosch. Und nichts war sanfter und schmeichelnder als dieses Licht am Horizont, ohne Unterlaß verloren, ohn Unterlaß wieder gefunden.

„Dein Vater ist also nicht daheim?" fragte Frédéric wieder.

„Ich bin aus dem Fenster gesprungen," sagte sie mit ihrer tiefen Stimme.

Von ihrer Liebe sprachen sie nicht. Die kam von weit her, aus dem Land ihrer Kindheit. Jetzt erinnerten sie sich der kindlichen Spiele, in die schon ein Verlangen sich gemischt. Es schien ihnen natürlich, zu Liebkosungen überzugehen. Sie hätten nicht gewußt, was sie sich sagen sollten, sie hatten einzig das Bedürfnis, einander anzugehören. Er fand sie schön, ihn reizte ihr Atem und ihr Erdgeruch, und sie genoß den Stolz des geschlagenen Mädchens, die Geliebte des jungen Gebieters zu werden. Sie gab sich ihm. Der Tag graute, als beide auf dem Wege, den sie gekommen, in ihre Zimmer zurückkehrten.

III.

Welch ein wunderbarer Monat! Nicht ein einziges Mal Regen; den immer blauen Himmel trübte keine Wolke. Die Sonne ging auf in rosigem Glanz und sank in einer Wolke von Goldstaub. Dabei war es keineswegs besonders heiß, denn die Brise erhob sich mit der Sonne und verging mit ihr; dann waren die Nächte von köstlicher Frische und ganz erfüllt von dem Duft all der würzigen Pflanzen, die aushauchten, was sie des Tags von der Sonne empfangen hatten.

Es ist ein prachtvolles Land. Auf beiden Seiten der Bucht strecken sich Felsenarme herein, während die Inseln in hoher See den Horizont zu schließen scheinen; und das Meer ist nur noch ein ungeheures Becken, ein dunkelblauer See. Zu Füßen der Berge im Hintergrunde steigen auf niederen Hügeln die Häuser von Marseille an; bei klarer Luft sieht man von L'Estaque aus den grauen Molo von la Joliette, sogar das feine Mastwerk der Schiffe im Hafen; dahinter sodann zeigen sich inmitten von Baumgruppen einzelne Fassaden; auf einer Höhe freistehend leuchtet weiß die Kapelle von Notre-Dame-de-la-Garde. Und die Küste von Marseille an rundet sich und macht breite Buchten, ehe sie in L'Estaque anlangt, sie ist gesäumt von Fabriken, die von Zeit zu Zeit dichte Rauchwolken ausstoßen. Wenn die Sonne steil hinabsinkt, so liegt das Meer fast schwarz und wie schlafend zwischen den beiden felsigen Vorgebirgen, deren kaltes Weiß sich mit Gelb und Braun erwärmt. Die Fichten bringen dunkelgrüne Flecken auf die rötliche Erde. Es ist ein gewaltiges Bild, ein Stück Orient fast, das in der blendenden Schwingung des Lichtes sich erhebt.

Aber L'Estaque hat nicht nur diesen Blick auf das Meer. Das Dorf, welches dem Berge sich anlehnt, wird von Wegen durchkreuzt, die sich in einem Chaos von Felstrümmern verlieren. Die Eisenbahn von Marseille nach Lyon geht mitten durch die Riesenblöcke, auf Brücken über wilde

Schluchten, verschwindet jäh im Felsen selbst, um ihn anderthalb Meilen lang — im Tunnel von la Nerte, dem längsten Frankreichs — zu durchdringen. Nichts gleicht der wilden Majestät dieser Schluchten, die sich zwischen den Bergen auftun; schmale Pfade schlängeln sich in einen Abgrund; unfruchtbare Hänge mit spärlichen Tannen richten gewaltige Mauern auf in einer Färbung von Rost und von Blut. Mitunter erweitern sich die Engpässe und den Grund des Tales erfüllt eine dürftige Olivenpflanzung; dabei zeigt ein verlorenes Haus seine bemalte Fassade mit den geschlossenen Fensterläden. Dann wieder sind es Fußpfade voll Dornen, ist es undurchdringliches Dickicht, sind es Sturzhaufen von Kiesel, ausgetrocknete Wildbäche, alle Merkwürdigkeiten einer Wüstenwanderung. In der Höhe, über dem schwarzen Saume der Tannen, zieht der Himmel sein zartes blaues Seidenband dahin.

Und zwischen den Felsen und dem Meere liegt die schmale Küste, in deren rote Erde die Ziegeleien — die Hauptindustrie der Gegend — ungeheure Löcher gegraben haben, um die Tonerde zu gewinnen. Es ist ein rissiger, durchwühlter, kaum mit einigen kümmerlichen Bäumen bewachsener Boden, von dem ein Hauch glühender Leidenschaft auszugehen scheint, der die Quellen vertrocknet hat. Auf den Wegen glaubt man in einem Gipsbette zu gehen, denn man versinkt bis an die Knöchel; und beim leisesten Wind erheben sich große Staubwolken und bepudern die Hecken. An den Mauern, die Ofenglut strahlen, schlafen kleine graue Eidechsen, und aus dem versengten Grase schwirren wie mit Funkengeknister die Heuschreckenschwärme empor. In der unbeweglichen und schweren Luft, in der Schläfrigkeit des Mittags ist nichts lebendig, als das eintönige Lied der Grillen.

In dieser Flammenlandschaft war es, wo Naïs und Frédéric einen Monat lang der Liebe genossen. Es war, als habe sich all dies Feuer des Himmels in ihre Adern ergossen. In den acht ersten Tagen begnügten sie sich, unter jenem Olivenbaum am Rande der Klippe nächtlich sich zu finden. Da genossen sie köstliche Freuden. Die Kühle der Nacht beruhigte ihr Fieber, oft boten sie den vorbeistreifenden Lüften ihre brennenden Gesichter und Hände, um sie wie in einer kalten Quelle zu erfrischen. Das Meer, tief unter ihnen, am Fuße der Felsen, sang ein wollüstiges und langsames Klagelied. Ein starker Duft von Seepflanzen berauschte sie in Verlangen. Und dann betrachteten sie, in inniger Umarmung, seliger Müdigkeit hingegeben, das nächtliche Leuchten von Marseille drüben; die roten Feuer am Eingang des Hafens, die blutige Scheine ins Meer warfen; die Gasflammen, welche links und rechts die Krümmungen der Vorstädte bezeichneten; über der Mitte der Stadt lag ein sprühender, funkelnder Schein.

Alle diese Lichter über dem schlummernden Golfe schienen eine Traumstadt zu erhellen, die mit dem Morgenrot verblassen muß. Und der Himmel, der sich über dem schwarzen Chaos des Horizonts breitete, war ihnen ein besonderer Zauber, ein Zauber, der sie ängstigte und sie noch enger aneinander schmiegte. Ein Sternenregen ging hernieder. In diesen klaren Nächten der Provence hatten die Gestirne einen lebendigen Glanz. Schaudernd ob dieser ungeheuren Weite senkten sie das Haupt und betrachteten nur noch den einsamen Stern des Leuchtturmes von Planier, dessen tanzender Schein sie besänftigte, während ihre Lippen sich noch suchten.

In einer Nacht aber fanden sie einen großen gelben Mond am Himmel. Im Meere leuchtete eine Feuerschlange, wie wenn ein Riesenfisch der Untiefe seine unzähligen Goldschuppen abgestreift hätte; und ein Dämmerschein löschte den Glanz von Marseille und badete die Hügel und Buchten des Golfes. Je höher der Mond stieg, desto heller ward es und desto bestimmter zeichneten sich die Schatten. Da wurde ihnen dieser Zeuge lästig. Sie fürchteten, entdeckt zu werden, wenn sie so nahe bei La Blancarde blieben. Das nächste Mal verließen sie das Gehege durch eine Bresche der Mauer und führten ihre Liebe in alle Zufluchtsorte, die das Land ihnen bot. Zuerst flüchteten sie sich in eine verlassene Ziegelei: der zerfallene Schuppen überragte hier ein Gewölbe, in welches noch die beiden Oeffnungen des Ofens mündeten. Aber dieses Loch machte sie traurig, sie wollten lieber den freien Himmel über sich haben. So folgten sie den roten Tongängen und fanden köstliche Verstecke, verlassene Gruben von wenigen Quadratmetern Raum, wo sie nur das Bellen der Hofhunde hörten. Sie gingen weiter, verloren sich entlang der felsigen Küste, Riolon zu, folgten auch den engen Wegen der Schluchten und suchten die Grotten und fernen Klüfte. Das waren vierzehn Tage lang Nächte voller Spiel und Zärtlichkeit. Der Mond war verschwunden, der Himmel wieder dunkel geworden; aber nun schien ihnen La Blancarde zu klein, um sie zu fassen; sie mußten sich angehören in der ganzen Weite der Welt.

Als sie in einer Nacht einen Weg oberhalb von L'Estaque gingen, um die Schluchten von La Nerte zu erreichen, glaubten sie hinter einem Tannenwäldchen am Saume der Straße einen gedämpften Schritt zu hören, der ihnen folgte. Sie hielten an, von Unruhe ergriffen.

„Hörst Du?" fragte Frédéric.

„Ja. Ein verirrter Hund," flüsterte Naïs.

Und sie gingen weiter. Bei der ersten Biegung des Weges aber, als das kleine Gehölz endete, sahen sie deutlich eine schwarze Masse hinter die Felsen huschen. Es war sicherlich ein menschliches Wesen, von bizarrer Gestalt und wie bucklig. Naïs war ein leichter Schrei entfahren.

„Warte auf mich," sagte sie rasch.

Sie stürzte hinweg, um den Schatten zu verfolgen. Kurz darauf hörte Frédéric ein hastiges Geflüster. Dann kam sie zurück, ruhig, aber etwas blaß.

„Was ist denn?" fragte er.

„Nichts," sagte sie. Nach einer Weile nahm sie auf:

„Wenn Du Schritte hörst, hab keine Angst. Es ist Toine, Du weißt? Der Buckel. Er will über uns wachen."

Und wirklich spürte Frédéric durch das Dunkel hindurch manches mal, daß ihnen jemand folgte. Es umgab sie etwas wie ein Schutz. Zu wiederholten Malen hatte Naïs Toine fortjagen wollen; aber das arme Wesen wollte ja nur ihr Hund sein: man sollte ihn nicht sehen und nicht hören: warum sollte man ihn nicht gewähren lassen, wie er wollte? Wenn dann die Liebenden aufgehorcht hätten, da sie Mund an Mund an einander hingen, in den Trümmern der Ziegeleien, in den verlassenen Gruben, im Grunde verlorener Schluchten, so hätten sie hinter sich erstickes Schluchzen vernehmen können. Das war Toine, ihr Wachthund, der in seine gerungenen Hände weinte.

Und sie hatten nicht nur die Nächte. Jetzt wurden sie kühner und nahmen jede Gelegenheit wahr. Oft tauschten sie in einem Korridor von La Blancarde, in einem Zimmer, in dem sie sich begegneten, einen langen Kuß. Selbst bei Tisch, wenn sie bediente und er Brot oder einen Teller verlangte, fand er Gelegenheit, ihr die Hand zu drücken. Die strenge Madame Rostand sah nichts, sie fuhr gar fort, ihren Sohn zu tadeln, daß er zu hart sei gegen die einstige Gespielin. Einmal hätte sie die beiden beinahe überrascht; aber Naïs, die ihr Kleid hatte rauschen hören, bückte sich rasch und wischte mit ihrem Taschentuche die Stiefel des jungen Gebieters ab, die vom Staube ganz weiß waren.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Radierungen von H. Daur. Der badische Maler hat sich durch einige Lithographien, die bei Teubner verlegt wurden, einen guten Namen gemacht. Beidemal bot er, bei untadeliger technischer und formal künstlerischer Leistung, Proben von einem starken Bemühen, das Kunstblatt zum Träger bestimmter menschlicher Gefühlswerte zu machen. In dem vollkommenen Zusammentreffen der beiden Elemente lag die durchaus einheitliche, geschlossene, dauernde Wirkung der Blätter. Aus den Radierungen aus Daurs Hand, die vor mir liegen, zeigt sich das gleiche in sehr deutlichem Ausdruck in dem schönen Blatte „Am Meer". Auf einer Bank am Strand sitzen zu einander gelehnt Mann und Frau und schauen über die weite, einsame strömende, blinkende Fläche. Es ist schon spät, der Boden vorn dunkel und die Silhouetten stehen ganz schwarz gegen Meer und Himmel. Der Horizont ist tief genommen und die helle klare Luft des Abends erscheint weich und ruhig. Aber das Spiel des Wassers hält noch gleichsam den Glanz der Sonne des Tages; eine Bewegung des Lichtes läuft über seine Wellen, ein paar dunkle Striche zeichnen sich an den zusammenstürzenden Kämmen. So entsteht ein merk-

würdiger Gegensatz von schwerer, in den Konturen einfach gestalteter Masse zu einer langgestreckten, blinkenden, bewegten Helligkeit, eine Art dramatischer Spannung der Seele. Man kann diese Spannung, wenn man sachlich bleiben will, nicht zu einer Anekdote zergliedern, aber sie prägt sich ein mit einer außerordentlichen Kraft. Hier ist eines sehr interessant zu beobachten: Daur hat das Bild auch auf Stein gezeichnet, nur den Unterschied der Helligkeitsgrade gemildert und den großen Raum des Himmels mit Gewölke gefüllt. Es ist etwas anderes daraus geworden. Die zusammengehaltene dramatische Energie ist zu einer mehr weichen und milden Betrachtung auseinandergeflossen, in der etwas Stimmung und etwas Novelle stecken. So bestimmen Material und Technik in die feinsten Ergebnisse einer künstlerischen Konzeption hinein; allein um dieser immer neuen Erkenntnis willen ist ein Vergleich der beiden Blätter sehr lehrreich. — Ich kann die ganze Reihe der Radierungen, mit denen man mich bekannt machte, nicht einzeln besprechen; es sind einesteils Stücke aus Moor und Heideland, Aquatinta mit einer kräftigen Nadel unterstützt, andernteils Landschaften, wie sie vielleicht an den Höhen, die das badische Rheintal begrenzen, nicht selten sind. Namentlich unter diesen letzteren fand ich einige schöne Blätter; mit einer leichten, feinen Nadel wurden hinter kräftigem Vordergrund weite, duftige Fernen, Blicke ins ebene Tal hinaus, gezeichnet. Kampmann hat vor ein paar Jahren mit außerordentlichem Mut und vollem Erfolg diese Aufgabe mit Pinsel und Farbe angefaßt. Hier ergeben sich neben den zeichnerischen Schwierigkeiten der Perspektive und der glaubhaften Raumgestaltung jene merkwürdigen Probleme der vollkommen verschiedenen „Materialwirkung", die einem Landschaftsbild mit normaler Rückwärtsbewegung fremd sind. Hier, bei diesen Ausblicken zu weiter, fernen Tiefe, wirkt alles vordere stark gegenständlich materiell, während die hinteren Partien zu leicht bewegten Tonverbindungen sie wandeln. Ein Blatt sei noch besonders angemerkt: Bäume im Wind. Mir scheint es besonders gelungen. Der ruhige Baum ist nicht durchweg Daurs Stärke, (wenn auch eine Baumzeichnung von ihm populär ist). Aber hier hat er aus lebhaften Eindrücken ein paar vom Wind durchrüttelte magere Bäume hingeworfen, deren Bewegung ganz ausgezeichnet ist. Das mag banal klingen: der Wind selber, sein ungebärdiges Stoßen, ist gezeichnet, die Bäume mit ihrem Protest sehen nur aus wie die Illustration, die Anmerkung zum eigentlichen Wesen des Blattes. H.

Allerlei

Das Hotel als römisches Schloß. Bei der Saalburg wird ein Hotel ersten Ranges erbaut. Wie soll es aussehen? Die Saalburg war eine römische Festung. Dem muß — es lebe die Reinheit des Stiles — das Hotel um Anfang des 20. Jahrhunderts Rechnung tragen. In den Zeitungen steht, der Kaiser wünsche, es soll wie ein römisches Schloß aussehen. Wie ist das gemeint? Was ist der „Stil eines römischen Schlosses?" Ich kann es mir nicht recht vorstellen. Soll etwa der Charakter eines üppigen römischen Landhauses in den Chattenwald übertragen werden. Sehr historisch wäre das nicht. Aber am nettesten ist, daß dieses römische Schloß, die Herberge eines internationalen Publikums, einen 36 Meter hohen Aussichtsturm mit Personenaufzug und eine Automobilhalle für 30 Wagen bekommen soll. Die Sache hat zweifellos einen eigentümlichen Humor. Aber diese Sorte balanzierenden Humors, so oft aufgetischt wie gegenwärtig, kippt leicht zu der Region der schlechten Witze.

Dankbarkeit. Laut toben die Kinder bei ihrem Spiel auf der Straße. Da seh ich ein kleines Mädchen weinen, weil man ihm seinen Ball genommen. Sofort aber sind seine Tränen gestillt, als ein anderes, größeres Kind, vielleicht seine Schwester, ihm ein Stück Kuchen schenkt. — Wie schnell doch ein Kind sein erlittenes Kinderleid vergißt, wie seine Augen leuchten, wie dankbar sein Herz schlägt, wenn ihm eine Freude gemacht wird! Da mußte ich daran denken, wie es damit so bald anders wird. Wir Menschen haben ein gar feines Gedächtnis bekommen für alles Unangenehme und Böse, das der Tag uns bringt, und gelernt, Wohltaten schnell zu vergessen, statt dafür dankbar zu sein. Und ein altes Wort, das ich irgendwo gelesen, kommt mir in den Sinn: Selig sind, die dankbaren Herzens sind, denn ihrer ist das Himmelreich — schon auf Erden. H. S.

Die Fabrik.

Surr, surr! Sum, sum! Die dumpfe Stimme brummelt
Von früh bis spät in meinen Sommertag.
Wo Spatz und Fink und Amsel sich getummelt
Im Kirschbaum einst und im Springenhaag,
Da schwirrt und schwillt in weiten, lauten Sälen
Ein ander Lied aus eisenharten Kehlen.

Mir ist, als lauschten meine roten Rosen
Mit bangem Zittern diesem Geisterbaß.
Und meiner Tannen grüne Zweige stoßen
Mit Staunen sich am kühlen Fensterglas.
Es zuckt ein Schein von Riemen, Rädern, Hebeln
Durch matte Scheiben wie aus grauen Nebeln.

Blüht, blüht, ihr Rosen! Tannen, ihr sollt grünen!
Mein kleiner Garten, dufte, wie noch nie!
Es atmen Menschen zwischen den Maschinen,
Und Menschenseelen schmachten! grüße sie!
Den Balsam hauche ein verstaubten Lungen,
Und in den Alltag sprich mit Festtagszungen!

Heilbronn a. N. **Gertrud Stähle.**

Büchertisch

Richard Dehmels Gesammelte Werke. In zehn Bänden. S. Fischer Berlin. Je 3, bezw 4 Mk.

Bis jetzt liegen von dieser Neuausgabe die beiden Bände „Erlösungen" und „Aber die Liebe" vor; dem ersten Band hat Dehmel ein charakteristisches Vorwort vorangeschickt. Es handelt sich bei diesen Büchern weniger um ein literarisches als um ein bibliographisches Ereignis. Denn die meisten der Gedichte sind bereits in den früheren Auflagen enthalten. Allerdings ist ja für Dehmel und seine ernsthafte Kunstarbeit bezeichnend, daß er immer wieder verwarf und änderte. Man kann dies bisweilen bis zu einzelnen Worten verfolgen. Vorderhand gibt sich noch nicht der Anlaß, über Dehmels Kunst sich eingehender zu verbreiten; das soll bei einem späteren Punkt der Veröffentlichung geschehen. Einiges über ihn ist in der Hilfe ja schon gesagt worden. Wir sehen in ihm die stärkste lyrische Kraft in der heutigen deutschen Dichtung und haben jetzt erneut einen tiefen Eindruck von der Weite seiner Begabung gewonnen. — Die Neuausgabe ist durchaus schön und würdig. H.

Dann und Wann . . . Gedichte von Bruno Baumgarten. Stuttgart Greiner und Pfeiffer 1907.

Dem aufmerksamen Leser der „Hilfe", der auch der Rubrik mit der anspruchslosen Ueberschrift „Allerlei" die verdiente Beachtung schenkt, ist Bruno Baumgarten nicht mehr fremd. Diejenigen, die den Dichter schon durch seine Mitarbeit für die „Hilfe" schätzen gelernt haben, möchte ich hinweisen auf das Bändchen „Dann und Wann", in welchen Baumgarten eine Auswahl seiner Gedichte veröffentlicht hat. Baumgarten ist vorzugsweise Lyriker. Am Schlusse der Sammlung stehen freilich auch ein paar Balladen und einige von ihnen, z. B. „Die Hunnenschlacht", verraten entschiedenes Talent. Aber im allgemeinen sind sie nach meinem Urteil den lyrischen Gedichten nicht gleichwertig. In den lyrischen Gedichten überwiegt eine harmonische, freudige Weltanschauung, die das Schöne in der Welt zu finden und zu genießen weiß. So predigt das Gedicht „Glück"

— — — — — — — — — — — — — —

Und du jagst noch durch die Forsten,
Und du kletterst noch auf Klippen,
Und du klimmst mit Grubenlichtern
In die Schachten, und dein Sehnen
Schickst du jedem Adler, jeder
Schwalbe nach, die leicht sich aufschwingt.
Wenn du's wüßtest! Wenn du's wüßtest! . . .
Irgendwo in einem Tale
An dem Bache, unterm Busche
Sitzt das Glück und wartet dein.

Nicht durch überraschende, seltsame Gedanken sucht der Dichter zu bestechen — die Bekleidung der Birke im Frühling, der Morgengesang zweier Schulmädchen, der Morgenspaziergang eines Dorfpfarrers: das sind die Gegenstände für seine schönsten Gedichte — er sucht auch nicht durch neue, fremdartige Form zu blenden — seine Verse sind gefällig, leicht und schlicht. Aber vielleicht gerade in dieser Einfachheit kommt die dichterische Persönlichkeit am besten zur Geltung. Ob er uns seine Freude an der Schönheit der Natur mitempfinden läßt, ob er der Verehrung für einen Großen beredten Ausdruck giebt — wie in dem Gedicht „Tiefurt" — ob er das Glück der Liebe, die Freude des Mannes an Weib und Kind in Worte faßt — wie in dem wunderhübchen Zyklus „Vater und Kind", stets weiß er das, was der Leser selber schon erlebt hat und was viele Dichter vor ihm gesungen haben, aufs neue lebendig zu machen. Und wer das kann, dem hört man gerne zu. Georg Schümer.

G. Traub. Frohbotschaft. Bei E. Salzer, Heilbronn. —,50 Mark. Eine Großstadtgemeinde in unsern Tagen. Von der Kanzel klingt das alte Evangelium in moderner Sprache. Vom Gottesglauben, von der Jesusreligion, von persönlicher Erfahrung kündet es, und die Seelen der Zuhörer werden von der religiösen Fluthwelle bewegt. . . . . Heute offenbart sich Gott auch im Walzwerk, auf dem Acker, im Parlament. Die unzerstörbare Lebenskraft Jesu zeigt sich auch in der Gegenwartsforderung einer Persönlichkeitsreligiosität. Auch im Kulturfortschritt lebt christlicher Geist. Auch bei Bekämpfung von Krebs und Schwindsucht, bei Pflege der Künste, bei Armenunterstützungen, in einer zweckvollen Sozialpolitik betätigt sich praktisches Christentum. Mancher wird nicht glauben, daß dieser Betrachtung der 2. Korintherbrief zugrunde gelegt ist. Aber wenn er sein neues Testament nachliest, mag er sich überrascht sagen: Sind das hier nicht dieselben Gedanken in alter Form? Und wenn er sich überlegt, daß schon Paulus seiner Griechengemeinde das Evangelium modern predigte, so wird er staunen über die Anpassungsfähigkeit der Religion an Ort und Zeit und über ihren im Grund doch immer sich gleich bleibenden Wahrheitsgehalt. Der Gedanke von Traub, einen ganzen Paulusbrief seiner Gemeinde nahezubringen, erweist sich als überaus glücklich. Nicht nur bietet er religiöse Erbauung und reichliche Anregung, er trägt auch mit dazu bei, das Verständnis der biblischen Schriften und ihre Nutzbarkeit für Kirche und Leben zu fördern. H. S.

Dr. E. A. Nagel: Deutscher Literaturatlas. Fromme, Wien. 6 Mark.

Die graphische Darstellung, die in der Statistik längst unentbehrlich geworden, erobert sich neue Gebiete. Der vorliegende kleine Atlas, 46 Karten, gibt ein Bild von einzelnen Durchschnitten der geographischen, d. h. landsmannschaftlichen Gliederung des deutschen Schrifttums in den verschiedenen Perioden. Deren Wechsel zu verfolgen, ist ganz interessant, und die Methode kann einerseits als Lehrmittel gut brauchbar sein, andererseits führt sie mit Deutlichkeit vor, wie bisweilen das literarische Leben mit einer merkwürdigen Kraft zu einzelnen Gebieten kulminiert, um dann wieder abzuflauen. Die Arbeit, die bis 1848 reicht, wurde mit großem Fleiß betrieben. Allerdings handelt es sich nicht um ein gänzliches Novum, wie man vielleicht glauben möchte; Cäsar Flaischlen hat bereits vor 17 Jahren ein ähnliches versucht und zwar meines Erachtens mit größerer Mühe und größerem Erfolg. Bei Nagel zerfällt die Literatur in einzelne Stücke, Flaischlen zeigte ihren Strom und wies auf die Einflüsse, die gelegentlich Richtung und Charakter bestimmten. H.

Hanns von Gumppenberg: Das teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten. Georg D. W. Callwey in München. 114 S. 2,50 M.

Das lustige und zugleich literarisch wertvolle lyrische Parodienbuch des Münchner Kritikers ist uns ein alter Freund. Dadurch, daß es mehrfach in neuer Auflage kommen durfte (jetzt in der fünften), beweist es, daß es nicht bloß ein gelegentlicher Scherz war. Es besitzt Lebenskraft. Aus zwei Gründen: es ist formell ganz ausgezeichnet gelungen. Die spottenden Nachdichtungen werden selber zu kleinen Kunstwerken, die man mit ästhetischem Behagen liest. Und das zweite ist, daß diese Parodien durch den Charakter ihrer Kritik selber wieder als Kulturdokument erscheinen, ähnlich ihren Objekten. Man mag an das Bild eines leicht gekrümmten Spiegels denken, der in diesem Buch unserer Literatur entgegengehalten wird. Die Nachdichtungen sind weniger boshaft als humorvoll; man liest in ihnen mit außerordentlichem Behagen. H.

Eingegangene Bücher

Die mit einem Stern versehenen Bücher sind bereits zur Besprechung übergeben.

Violets, Berufswahlführer. „Der Jurist". W. Violet, Stuttgart. 94 S.

* Horace Traubel, „Weckrufe". R. Piper & Co., München. 188 S.

Dmitri Mereschkowski, „Der Antichrist des Pöbels". R. Piper & Co., München. 130 S.

Heinecke, „Jesus und seine Botschaft". Strecker & Schröder, Stuttgart. 129 S., geh. 1,40 Mk.

* Wilhelm Klatte, „Franz Schubert". Marquardt & Co., Berlin. 112 S., geb. 3 Mk.

E. von Mayer, „Fürsten und Künstler", Marquardt & Co., Berlin. 123 S., geb. 3 Mk.

* Ch. Knoeckel, „Die Schwester Gertrud.. S. Fischer, Berlin. 216 S., geb. 3,50 Mk.

* G. af Geijerstam, „Gefährliche Mächte". S. Fischer, Berlin. 343 S., geb. 5 Mk.

Dr. J. Boehmer, „Martin Luthers Werke". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 862 S., geb. 6 Mk.

* Heyck, „Moderne Kultur". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 501 S., geb. 15 Mk.

Fischer, Wilhelm, „Sonne und Wolke". Aphorismen. Georg Müller, München. 270 S., geh. 4 Mk.

Kilian, Eugen, „Goethes Faust auf der Bühne". Georg Müller, München. 149 S., geh. 2,50 Mk.

Pier Desiderio, Pasolini, „Die Säkularjahre, eine historische Vision". Georg Müller, München. 550 S., geh. 10 Mk.

Bleibtreu, Carl, „Der wahre Shakespeare", Georg Müller, München. 176 S., geh. 3 Mk.

* Karl Voll, „Vergleichende Gemäldestudien", Georg Müller, München. 202 und 50 S., geh. 7,50 Mk.

Th. von Frimmel, „Beethoven-Studien". Georg Müller, München. 278 S., kt. 5 Mk.

„Werde gesund", Zeitschrift von Dr. med. Liebe, 1904, 1905, 1906, geh. à 4 Mk. — 1907 I—IV., per Quartal 75 Pfg. Th. Krische, Erlangen.

Eggert-Windegg, „Geschichten und Bilder aus Frankreich. Strecker & Schröder. 161 S., br. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Gotha. ℳ 2,40.

Paul Ilg: Gedichte. Wiegandt & Grieben, Berlin. ℳ 3.— geh., ℳ 4.— geb.

Reimarus Secundus: Geschichte der Salome. Wigand, Leipzig. ℳ 1.—.

Adolf Stern: Gedichte. Grunow, Leipzig.

Rutari: Londoner Skizzenbuch. Degner, Leipzig. ℳ 3,20 geb., ℳ 4.— geb.

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Die
Einwohnerschaft der Stadt Durlach
im 18. Jahrhundert
in ihren wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln. Im Auftrage des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts bearbeitet und herausgegeben von
Dr. Otto Konrad Roller.
Preis 9 Mark. 4158
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.
Soeben erschien eine
Samberger-Mappe,
herausgegeben vom Kunstwart.
Sie enthält 14 Blatt prächtiger Bildnisse des bedeutenden Porträtisten Leo Samberger.
Preis 4 Mark.
4099

Unangenehm, wenn auch andererseits erfreulich, ist für die Expedition die Entdeckung, dass eine starke Nachfrage einzelne Nummern vollständig aufgebraucht hat. Wer Nr. 1, 16, 17 doppelt oder überflüssig besitzt, wird um sofortige Einsendung herzlich gebeten. **Buchverlag der „Hilfe"**
Berlin-Schöneberg.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung
„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Bestellung
Zigarren.
Ich bitte um Zusendung von
Mille Fiori
Mille Fiori Grande
Mille Fiori Extra
Mille Fiori Extra Grande
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra
Mille Fiori Extra Grande Extra

Nr. 44/1904. Berlin, 30. Oktober. XX. Jahrgang.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst.

Herausgeber: Friedrich Naumann.

Inhalt: Politische Rundschau. — Die Lehren des Krieges. — Die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig

Aber: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Diese Vorgänge innerhalb des Zentrums sind für seinen Bestand auf die Dauer doch nicht ganz unwesentlich. Es zeigt sich, was man auch anderswo kommen sieht, daß der alte Kitt „die Religion ist in Gefahr" die Partei allein nicht mehr zusammenhält, und daß vielfach an dessen Stelle der sogenannte Geschäftskatholizismus getreten ist. Dieses neue Bindemittel bleibt aber nur solange fest, als es ein Geschäft ist, Zentrumsmann zu sein.

* *

Pfarrer Korell. Man schreibt uns aus Darmstadt: Der Prozeß des Pfarrers Korell gegen den „Darmstädter Täglichen Anzeiger" wegen Beleidigung ist in der ersten Instanz nicht günstig für Korell ausgegangen. Klage und Wiederklage wurden abgewiesen. Bekanntlich wurde, um Korells „sozialdemokratische Gesinnung" zu erweisen, von seinen christlich-sozialen und orthodoxen Gegnern in den Verhandlungen der Landessynode vorgebracht, jener habe im Jahre 1898 durch Verteilung sozialdemokratischer Stimmzettel an seinem Mittagstische für den sozialdemokratischen Kandidaten agitiert. In der Agitation für die verflossenen Reichstagswahlen wurde diese einfältige Geschichte wieder aufgewärmt, mit neuen Zutaten versehen und in dem nationalliberalen Täglichen Anzeiger in endlosen Artikeln verarbeitet. Da Korell die geaneriſchen Behauptungen zurückwies, verstieg sich das Blatt schließlich zu dem Vorwurfe der Feigheit und der bewußten Unwahrheit gegen ihn. Weniger um das Blatt wegen seiner maßlosen und widerlichen Kampfesweise zur Verantwortung zu ziehen, als vielmehr um endlich Klarheit in die Sache zu bringen und festzustellen, was an dem Klatsch wahres sei, schritt Korell zur Klage. Die Zeugenaussagen ergaben, daß Korell im Jahre 1898 als junger Pfarrassistent an seinem Mittagstische den sozialdemokratischen Kandidaten Kramer gegenüber dem nationalliberalen Rodnagel in der Stichwahl empfohlen, daß er auch einmal zwei sozialdemokratische Stimmzettel bei Tische gezeigt und angeboten habe. Das Gericht nahm hiernach als erwiesen an, daß Korell im Jahre 1898 vor der Stichwahl für den sozialdemokratischen Kandidaten agitiert habe. Es stellte jedoch zugleich fest, daß das nicht etwa geschehen sei, weil Korell Sozialdemokrat war oder auch nur eine Hinneigung zur Sozialdemokratie gezeigt habe, sondern weil er aus sozialpolitischen Gründen den Sozialdemokraten für das kleinere Uebel gehalten habe. Mit bezug hierauf sagt dann das Urteil weiter: „Das Verhalten Korells als feige zu bezeichnen lag kein Grund vor und ebenso sei nicht bewiesen, daß Korell das Bemühen gezeigt hätte, die Tatsachen bewußt auf den Kopf zu stellen. Der Ausdruck „feige" und der Vorwurf der Unwahrheit, stellten sich darum objektiv als eine Beleidigung dar." Eine Bestrafung des „Täal. Anz." wegen dieser Beleidigungen erfolgte nur deshalb nicht, weil dem Blatte die Wohltat des § 193 des Strafgesetzbuchs zugestanden wurde, d. h. es wurde angenommen, das Blatt habe in „Wahrung berechtigter Interessen" (nämlich derjenigen der nationalliberalen Partei und ihres Kandidaten) gehandelt. Den Schutz des § 193 für persönliche Beleidigungen schwerster Art zuzugestehen, erscheint im Interesse der politischen Moral als höchst bedenklich und es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Berufung gegen das schöffengerichtliche Urteil gerade in diesem Punkte Erfolg haben würde. Wir würden es aber auch verstehen, wenn Pfarrer Korell, nachdem der mit der Klage verfolgte Zweck in der Hauptsache erreicht ist, keine Neigung mehr hätte, sich nach all den kleinlichen Anwürfen des letzten Jahres den Quisquilien eines neuen Prozeßverfahrens auszusetzen, auch wenn man die Schlußfolgerungen des Gerichts aus dessen eigenen Feststellungen nicht anerkennen kann. Irgend welche politische Folgen wird der Ausgang des Prozesses für Korell nicht haben. Schon die auf den gleichen Tatbestand gegründete Hetze gegen ihn im Verlauf des des letzten Jahres hat bei seinen Anhängern den schärfsten Unwillen gegen die Urheber jener Hetze hervorgerufen. Jeder Versuch der Gegner, Korell persönlich unmöglich zu machen, dient nur dazu, seine Freunde und Anhänger enger mit ihm zu verbinden. Wie sich die Leitung des freisinnigen Vereins zu der Sache stellt, geht aus einer Einladung desselben an alle Parteigenossen zu einem am 6. Juni in Königstädten, dem Wohnorte Korells, stattfindenden Parteifeste zur Genüge hervor: Wenn irgendwem ein politischer Nachteil aus der Sache wächst, dann kann er nur die Darmstädter Nationalliberalen treffen, die in schwer verständlicher Verblendung ihren antisemitisch-agrarischen Bundesgenossen zuliebe nichts unterlassen, was geeignet ist, die Entfremdung zwischen ihnen und den Linksliberalen zu einer dauernden zu machen. Das ist um so unverständlicher, als ihre Bundesgenossen mit Ungeduld darauf warten, sich von der Gefolgschaft der Nationalliberalen frei machen um ihre politischen Geschäfte auf eigene Rechnung besorgen zu können. Von der Notwendigkeit der Solidarität des Gesamtliberalismus scheinen die unter der Führung der Herren von Heyl, Haas und Osann stehenden Darmstädter und Wormser Nationalliberalen noch am wenigsten überzeugt zu sein.

A. Henrich.

Das österreichische Parlament und seine Parteien

Wir Oesterreicher sind doch seltsame Leute. Im gesellschaftlichen Leben können wir froh sein, wie nur einer, und nichts verdirbt unsere gute Laune. In der Politik aber machen wir stets verdrießliche Gesichter. Die schwarzen Brillen kommen nicht von den Augen, und wenn wir in den Kampf ziehen, nehmen wir von allem Anbeginn die Ueberzeugung mit, daß unser eine Niederlage harre. Das ist eine schlechte Taktik. Es müssen Zeichen und Wunder geschehen, wenn einmal ein Sieg errungen werden soll, denn es wird ja gar nicht um ihn gekämpft. Etwas Wunderbares hat sich auch bei den letzten österreichischen Reichsratswahlen, die zugleich die ersten des allgemeinen Stimmrechts waren, zugetragen. Man ging mit dem Bewußtsein zur Urne, es würde ein in allen Fasern kulturfeindliches Parlament zu stande kommen, und nun haben wir ein Abgeordnetenhaus, das gewiß unendlich weit von dem Ideale einer Volksvertretung entfernt ist, aber doch weit besser erscheint, als unsere Vorstellung erwarten ließ. Noch weist der Bau des Volkshauses einige Lücken auf — von den 106 Mandaten Galiziens sind bis zur Stunde erst einige fünfzig besetzt — allein die Struktur des neuen Parlaments kann bereits deutlich wahrgenommen werden. Wenn wir sie betrachten, so drängt sich uns die Erkenntnis auf, daß der kulturelle Charakter des neuen Parlaments den österreichischen Verhältnissen nicht ganz entspricht. Die Bevölkerung ist schwärzer als die Volksvertretung.

Die freundlichere Farbenwirkung wird durch einen beispiellosen Erfolg der Sozialdemokratie hervorgerufen. Dr. Adlers kluge Taktik hat einen Sieg errungen der alle Freunde des Fortschritts mit aufrichtiger Freude erfüllen muß; freilich auch mit einem Gefühl der Bangigkeit. „Mir grauet vor der Götter Neide, des Lebens ungemischte Freude wird keinem Irdischen zuteil", möchte man ausrufen. Von den Arbeitern Oesterreichs sind im Jahre 1905 rund 320 000 gewerkschaftlich organisiert gewesen; doch schon zu dieser Ziffer führte nur eine sprunghafte Entwickelung, denn ein Jahr vorher gab es bloß 198 000 Gewerkschaftler. Der österreichischen Sozialdemokratie steht also eine recht kleine, einexerzierte, verläßliche Armee zur Verfügung. Dennoch entfielen bei den Hauptwahlen am 14. Mai in allen Königreichen und Ländern, mit Ausnahme Dalmatiens und Galiziens, unter 3 236 000 abgegebenen gültigen Stimmen 960 000 auf die Sozialdemokratie. Die Partei Dr. Adlers repräsentiert demnach in den genannten Gebieten ein Drittel der Wählerschaft; sie hat heute schon 83 Mandate inne und kann daher den sechsten Teil der Sitzplätze im erweiterten Parlamente für sich in Anspruch nehmen. Nahezu neunzig Sozialdemokraten! das ist eine Erscheinung, die in Oesterreich fast wie ein Traumphantom wirkt. Allerdings sind zwei Tatsachen zu erwägen, die dieser Ziffer zugute kommen: In Deutschland vergeben rund 13 Millionen wahlberechtigte Bürger 397 Mandate, in Oesterreich werden von 5 Millionen 516 Abgeordnete gewählt. Das zweite Moment, das die Stärke der sozialdemokratischen Fraktion erklärt, ist der Umstand, daß die Wahlkreiseinteilung in Zisleithanien weit günstiger als im Hohenzollernstaate erscheint. Die wenigen österreichischen Städte sind gegenüber den Bevölkerungszentren im Deutschen Reiche wahrhaft königlich bedacht. Berlin hat im Reichstage sechs Sitze, das kleinere Wien ist im Reichsrate durch 33 Abgeordnete vertreten. Hamburg vergibt 3 Mandate, Prag mit seinen Vororten entsendet jedoch 13 Vertreter. Dennoch wird man finden, daß die Sozialdemokratie weit über das Maß hinausgewachsen ist, das der österreichischen Kultur und Wirtschaftsentwickelung entspricht. Bei einer Partei, die in acht Sprachen agitiert, wird es unmöglich, den Erfolgen auf den Grund zu gehen, weil man die Werbearbeit nicht verfolgen kann. So ist es ganz unverständlich, wie die Sozialdemokratie in den ländlichen Wahlkreisen Fuß zu fassen vermochte. Die Bodenstatistik an sich könnte allerdings vieles verständlich machen. In Böhmen zum Beispiel entfallen 12 Prozent der Besitzfälle auf einen Grundbesitz

bis zu einem halben Hektar und 38 Prozent auf Besitz zwischen einem halben und fünf Hektaren. Allein man darf nicht vergessen, was hinter diesen Zahlen steht: Ein zum Teile verjumpster, dem modernen Leben fremder Parzellenbesitzer, der außerhalb des sozialdemokratischen Gedankenkreises lebt. Nicht anders verhält es sich mit den ländlichen Arbeitern.

Solche Erwägungen tragen sehr zur Klärung des Urteils über die Triumphe der Partei Dr. Adlers bei. Es sind vielfach Zufallserfolge, die in zwei Erscheinungen wurzeln: Die österreichische Sozialdemokratie ist zweifellos die arbeitsamste, klügste, anständigste und zielbewußteste Partei Zisleithaniens. Sie war immer nüchtern genug, um die unverrückbaren Grenzen des Möglichen zu beachten und verfügte dennoch über einen schönen Idealismus, der erwärmte und zu den Höhen der Zukunftshoffnung trug; sie hatte allen Achtung eingeflößt und es niemanden schwer gemacht, sich ihr zu nähern. Wenn man das österreichische Problem tiefer auffaßt und den österreichischen Patriotismus als das Bestreben definiert, den Staat unter Berücksichtigung der gegebenen Machtverhältnisse zur kulturellen und ökonomischen Blüte zu bringen, so muß man sagen, daß die Sozialdemokratie die einzige große patriotische Partei Oesterreichs ist. *Ihr Sieg ist ein Sieg Oesterreichs und eine Niederlage des Pessimismus.* Für die Sozialdemokratie stimmten zweifellos sehr viele, die, ohne innerlich zu ihr zu gehören, gegen die geistige Verfinsterung des Staates, gegen den zum Maulheldentum herabgesunkenen Nationalismus und gegen das Zünftlertum und die Brot- und Fleischverteuerung protestieren wollten. Zum Teile wird wohl auch die Dankbarkeit den Erkämpfern Neu-Oesterreichs aus verschiedenen Kreisen Stimmen zugeführt haben. Vor allem ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Sozialdemokratie eine Wahlarbeit geleistet hat, die kein Opfer, keine Mühe, keine Schwierigkeit scheute. Die dem Milieu sehr anpassungsfähigen Agitatoren der Partei sind buchstäblich in das entlegenste Bauerngehöft gedrungen und haben dadurch Stimmen gewonnen, um die von den anderen gar nicht intensiv geworben wurde, weil man sie ohnehin für sicher hielt. Augenblickserfolge werden nun oft gefährlich, wenn sie die Sieger einschläfern oder übermütig machen. Daß die Sozialdemokratie ihren Besitzstand nicht dauernd erhalten kann, scheint wohl festzustehen. Aber es wird schon einer ungeheuren Arbeit bedürfen, um sich künftig in Ehren zu behaupten. Das Bürgertum darf keinesfalls müßig bleiben. Man ist in Oesterreich furchtbar bequem und freut sich immer, wenn einem die anderen eine Last abnehmen. Eine starke Sozialdemokratie ist für das Bürgertum — solange Dr. Adlers feines Talent und erfolgreiche Einsicht vorherrschen — ein Beruhigungsmittel. Bessere Kämpen gegen die Reaktion auf allen Gebieten, könnte auch ich nicht ins Feld stellen — meint mancher Bourgeois —, und das bischen Sozialpolitik mache ich gerne mit. Die Wurzeln dieses Denkfehlers können hier nicht aufgezeigt werden; nur so viel sei gesagt, daß für die neu-österreichische Politik die freiheitlich-bürgerliche Flagge geradezu eine Notwendigkeit ist. Doch ganz abgesehen von dieser Erwägung drängt das Bürgertum die Wahrscheinlichkeit des Rückganges der sozialdemokratischen Stimmenflut zur Wehr. Was soll die Lücke ausfüllen, die durch das Zusammenschrumpfen der roten Fraktion im Parlamente entstünde? Es gibt nur zweierlei: eine freiheitlich bürgerliche, moderne Partei oder die Reaktion!

Der starken Kräftigung der kulturellen Kampfesarmee durch das Wachstum der Sozialdemokratie steht keine gleiche Erstarkung der *reaktionären* Macht gegenüber. Es ist immer mißlich, die österreichischen Parteien durch Ziffern zu veranschaulichen, und das Kräftespiel der Tendenzen danach zu beurteilen. Nichts kann an Unverläßlichkeit mit den Fraktionen in Zisleithanien wetteifern. Daher wird es schwer, die Gruppen in kultureller Hinsicht zu sondern und die Abgeordneten in Dunkelmänner und Lichtbringer einzuteilen. Seit fast zwanzig Jahren hat das Parlament keine Gelegenheit gehabt, an einem großen Beispiele klar und deutlich zu zeigen, wie sich die Fraktionen zur interkonfessionellen Schule, zur Zivilehe usw. stellen. *Dennoch läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß ein direkter Vorstoß des Klerikalismus nicht zu befürchten ist.* Die Kerntruppen der Reaktion setzen sich aus folgenden Regimentern zusammen:

Aus den	Deutschklerikalen und Christlichsozialen mit	98 Mandaten
„ „	tschechischen Klerikalen	19 „
„ „	slovenischen Klerikalen	18 „
„ „	italienischen Klerikalen	9 „
„ „	Kroaten und Serben	12 „

Zu diesen Eliteregimentern werden noch etwa 50 Polen hinzu kommen. Außerdem dürften auch die 6 Alt-Tschechen für eine Schulverschlechterung zu haben sein, und für die Agrarier, die sich „freiheitlich" nennen, möchte ich nicht die Hand ins Feuer legen. Sie haben bei den Stichwahlen reiche Beute gemacht. Aus kleinen Ansätzen gelang es den freiheitlich deutschen Agrariern zu 19, den tschechischen zu 30 Mandaten zu kommen. Man wird somit erst abwarten müssen, wie sich die Herren betätigen. Sie befinden sich viel zu sehr im Banne der Feudalen, deren auf den Kampfboden des allgemeinen gleichen Wahlrechts vorgeschobene Landsknechte sie sind, als daß sie Vertrauen einflößen könnten. Von den Ruthenen ist schwer zu sagen, wie sie sich im Ernstfalle zu den Kulturfragen verhalten würden. Dem ruthenischen Volke fehlt es an Städten und an Intelligenzen. Um die galizischen Dorfkirchen sammelt sich wenig Kultur; die Ruthenen sind deshalb auf die Dorfgeistlichen und auf die Dorflehrer angewiesen. Sollte in Ostgalizien der Lehrer wirklich stärker sein als der Pope, und ist er überhaupt ein Mann des Fortschritts? . . . Wenn also auch die Gefahr wegfällt, daß der Klerikalismus in Oesterreich in den nächsten sechs Jahren weitere Eroberungen machen wird, so bleibt doch das traurige Bewußtsein, daß er genug eigene Kraft und Freundeshilfe besitzt, um seine Position erhalten zu können.

Die Hoffnungen auf eine gedeihliche *wirtschaftspolitische* Tätigkeit des ersten Volksparlaments kann man nicht tief genug herabsetzen. Der Agrarismus der Schlagworte, der die Bauernschaft nicht erziehen, sondern kurzerhand „retten" will, und das Zünftlertum, das nur danach lüstern ist, das Aufkommen der Warenhäuser zu verhindern, die Konsumvereine zu unterdrücken und den Handel an den Befähigungsnachweis zu knüpfen — für den Detailhandel mit „Gemischtwaren", Kolonial-, Spezerei- und Materialwaren wurde das schon Anfang dieses Jahres besorgt —, werden sich im Volksparlamente als Herren im Hause fühlen und ihre volksbeglückende Arbeit bald aufnehmen. Im Abgeordnetenhause wird es neben der Sozialdemokratie kaum zwei bis drei Dutzend entschiedene bürgerliche Vertreter einer modernen Industriepolitik geben. Wo immer aber man das österreichische Problem anfaßt, es ergibt sich sofort der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Politik. Oesterreichs Wirtschaft vor den Stößen zu bewahren, die der allgemache Verlust des ungarischen Marktes verursacht und die Zurückgebliebenheit versetzt, heißt eine moderne Industriepolitik einschlagen. Oesterreich kulturell zu heben, ist erst dann möglich, wenn die Industrie neue Gebiete besetzt, neue Kräfte gewinnt. Andererseits lehrt die Geschichte der bürgerlichen Parteien, daß die Liberalen und ihre Nachfolger nicht zuletzt an der unklaren, widerspruchsvollen Haltung in den wirtschaftlichen Fragen zu Grunde gegangen sind. Und daß die Vertreter des Bürgertums sich ihre eigenen Gruben graben, wenn sie von der Freiheit sprechen und an den Zunftgeist denken, hat erst wieder die erschreckende Niederlage der fortschrittlichen Kandidaten bei den Hauptwahlen am 14. Mai gezeigt. Von den in wirtschaftspolitischer Hinsicht schwankenden freiheitlich bürgerlichen Parteien haben beispielsweise

	bisher Mandate gehabt	bei den Hauptwahlen errungen	nach d. Stichwahlen Mandate erreicht
die Deutschfortschrittlichen	30	7	20
„ Deutschvölkischen	45	5	25
„ Freialldeutschen	10	3	11
„ Jungtschechen	45	4	20

Was lehrt diese Aufstellung? Das Bürgertum Oesterreichs ist des langen unfruchtbaren nationalen Gezänkes müde und wünscht eine fruchtbare Tätigkeit des „hohen Hauses". Nach Wirtschaftspolitik sehnt sich alles. Doch gibt es zwei Gruppen: der eine Teil will „gerettet" sein und wählt deshalb die entschiedensten „Retter", die seiner geisti-

gen Verfassung ohnehin sehr nahestehenden Klerikalen. Der andere Teil denkt zeitgemäß und will vorwärts: er schlägt sich deshalb zur Sozialdemokratie, die in Oesterreich zielbewußt Industriepolitik verfolgt. Die Parteien, die nach beiden Seiten liebäugeln, die zugleich tiefer in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft des Fortschritts hineinwachsen wollen, verdorren. Wenn sie dennoch in den Stichwahlen etwas gekräftigt worden sind, so geschah dies mit sozialdemokratischer und mit klerikaler Hilfe. Dabei sprechen wir nur von den Deutschen und Tschechen. Die anderen Volksstämme Oesterreichs sind noch nicht so weit, moderne Wirtschaftsprobleme zu erörtern.

In Oesterreichs Geschichte wird jetzt ein neues Kapitel begonnen. Alles rüstet sich. Die Christlichsozialen, die in den letzten Jahren bewußt ins klerikale Fahrwasser einlenkten, werden sich mit den Alt-Klerikalen offiziell verbinden; sie haben 67 Mandate erobert, während die Alt-Klerikalen bloß 31 Sitze erhielten und damit ihren Ehrgeiz befriedigt. Jetzt kann die leichte Scheidewand fallen, denn prinzipielle Gegensätze gab es schließlich nicht mehr. Ein „deutsch-klerikaler Block" entsteht. Was nun nun die deutsch-freiheitlichen Politiker? Du lieber Gott! Soll man so unhöflich sein, die Lessingsche Fabel vom Affen und vom Fuchs zu erzählen? . . Ja, man kann es kaum fassen: Die deutschen Freisinnsmänner wollen den Lehren einer vierzigjährigen Geschichte weiter trotzen! Sie finden, daß ihre Parteiorganisationen noch zu wenig an Prinzipienlosigkeit geleistet haben und gedenken jetzt ein Uebriges zu bewerkstelligen. Alle deutschfreiheitlichen Parteien sollen vereinigt werden: die reinen Agrarier mit den Zünftlern und Industriepolitikern, und das neue Fraktionsgebilde würde sich dann freiheitlich deutsche Partei nennen. Statt der Klärung gäbe es also eine Vermischung, statt der Stärkung eine Entkräftigung, statt der Aufrichtung eine sichere Vernichtung! Sehen denn die deutsch-freiheitlichen Abgeordneten nicht ein, daß sie verloren sind, wenn sie mit den Agrariern aus einem Teller essen? Diese ganze Aktion, die von den Klerikalen und Feudalen mit großer Genugtuung verfolgt wird, dient angeblich dem Schutze des Deutschtums! Wie?! Zum Schutze des Deutschtums muß man den politischen Freiheitsgedanken verunglimpfen und das besser empfindende Bürgertum, das ohnehin mit seinen Sympathien der maßvollen Sozialdemokratie sehr nahe kommt, vor den Kopf stoßen? Dazu muß man den Agrariern, Zünftlern und Klerikalen in die Falle gehen und die Prinzipienlosigkeit Orgien feiern lassen? Wahrlich, man hat in Oesterreich mit dem Nationalbewußtsein schon großes Unheil angerichtet, aber es scheint, daß man das edelste Gefühl, das im Menschenherzen lebt, noch mehr zu mißbrauchen sucht. Dabei wird dem armen Volke eingeredet, „es" wolle eine „große deutsche Partei", während es sich aktenmäßig nachweisen läßt, daß einige Führer der deutschen Volkspartei, die das Mißgeschick ihrer Gruppe ahnten, diese Losung vorbereiteten, um sich ein neues Gefolge zu sichern.

In ernster Stunde mögen die verantwortlichen Männer ernsten Rat halten. Die Dr. Lecher, Dr. Licht, Prof. Dr. Redlich, Freiherr von Hock und andere müssen nur wollen, in einer großen Zeit eine Weitherzigkeit des Entschlusses zeigen, und ein neuer Abschnitt in der Geschichte der österreichischen Freiheitsparteien beginnt. Wie man mit Prinzipien siegt, hat die Sozialdemokratie dargetan, wie man Prinzipien ehrt, hat ihre Stichwahlparole: Unter allen Umständen und ohne Anspruch auf Gegenleistung wider die Reaktion! gezeigt. Wenn die paar wirklich liberalen Männer gut beraten sind und zur Sammlung der Einsichtigen, der Tatkräftigen, der geistig Jugendfrischen blasen, dann entsteht eine Partei, die einmal im Vereine mit der Sozialdemokratie Oesterreich einer heiteren Zukunft entgegenführen könnte.

Wien. Richard Charmatz.

Der evangelisch-soziale Kongress in Strassburg.

Die diesjährige Tagung des evangelisch-sozialen Kongresses war von den Straßburger Freunden vorzüglich vorbereitet und bot eine Fülle wertvollen Stoffes und tief anregender prinzipieller Aussprachen. Man kann sagen, daß dieser Kongreß einen mehr philosophischen Charakter getragen hat als irgend ein früherer, denn sowohl das Referat von Prof. v. Schulze-Gävernitz als auch dasjenige von Frau Prof. Weber waren zwei Untersuchungsfahrten in das Land der tiefsten menschlichen Probleme hinein. Zwischen ihnen beiden besteht aber nicht nur diese allgemeine Verwandtschaft, die Dinge der Gegenwart mit dem durch Philosophie geschulten Auge zu betrachten, sondern eine noch viel größere Aehnlichkeit, da sie beide bei Kant den Ausgangspunkt der sittlichen und damit aller anderer Reformen suchen. Kein Kongreß bisher stand so sehr unter der Losung des kategorischen Imperatives: Mensch, du sollst, und weil du sollst, so kannst du auch, was du sollst!

Nicht immer haben wir im evangelisch-sozialen Kongreß den Finger so sehr auf das Wörtlein: „Du sollst" gelegt. Die Anfänge unserer gemeinsamen Tätigkeit waren viel zu voll von einem allgemeinen, alle menschlichen und sachlichen Dinge umfassenden Mitleid, als daß wir den inneren Mut gehabt hätten, die arme Menschenseele, sei es in der arbeitenden Bevölkerung oder sei es in der Nation im Ganzen, mit derjenigen grundsätzlichen Rücksichtslosigkeit anzufassen, ohne die von ihr Wiuensakte nicht zu erlangen sind Erst im Laufe der Jahre schob sich neben das Evangelium des Erbarmens das Evangelium der wollenden Persönlichkeit, und es ist der besondere Wert dieses Kongresses, daß der letztere dieser zwei Gedankenbestände in offenbarer Weise die Führung bekommen hat. Und was dabei das psychologisch Interessante war, ist der Umstand, daß es eine Frau gewesen ist, die in diesem geistigen Umwandlungsprozeß unsrer Gemeinschaft das klarste und rückhaltloseste Wort zu sprechen wußte. Hier handelte es sich einmal nicht mehr um die landläufige Frage, ob und inwieweit die Frau zur „Mitarbeit" bei der Schaffung geistiger Werte zugelassen werden dürfe, sondern wir sahen eine Frau, die einfach den Zügel erfaßte und das Pferd ihrerseits führte.

Selbstverständlich ist es ganz unmöglich, schwierige und geistig sehr hochstehende Debatten vieler Stunden hier auf kurzem Raum so wiederzugeben, daß der Leser sie durch diese Wiedergabe kennen und verstehen lernt. Der Zweck dieses unseres Berichtes kann nur der sein, daß wir unmittelbar unterm Eindruck des lebendigen Vorgangs einige allgemeine Gedanken aufzeichnen, die es dem Leser erleichtern sollen, den Bericht der größeren Tageszeitungen und später das Protokoll des Kongresses zu verstehen. Gerade in diesem Jahre wird das Protokoll des Kongresses besonders notwendig sein, denn viele Gedankengänge sind derart, daß sie erst bei langsamer Nachprüfung ihren Inhalt enthüllen. Das trifft zuerst also die Rede, welche Prof. v. Schulze-Gävernitz über das Thema: Kultur und Wirtschaft gehalten hat. Sie trug auch den Titel: Die neudeutsche Wirtschaftspolitik im Dienste der neudeutschen Kultur. Es handelte sich darum, dasjenige geistige System aufzuzeichnen, ohne welches die neudeutsche Wirtschaftspolitik weder durchgeführt werden noch segensreich wirken kann. Wer sich dessen erinnert, was die Hilfe seinerzeit (1906 Nr. 33,34) über das Buch Prof. v. Schulzes über den englischen Imperialismus gesagt hat, wird merken können, daß der Redner denselben Grundgedanken, den er dort von England ausgeführt hat, hier auf Deutschland anwendet. „Nicht die äußeren Umstände haben die Größe Englands herbeigeführt, sondern die gewaltige Anspannung der Seelenkräfte, die mit der religiösen Bewegung des siebzehnten Jahrhunderts zusammenhängt. Ebenso sind es in Deutschland nicht die äußeren Umstände gewesen, die uns aus Kleinkrämerei und Kleinstaaterei bis an die Schwelle der neudeutschen Wirtschaftspolitik geführt haben, sondern es war der Geist unserer großen Denker in der Periode von Kant bis Goethe. Die Schiller'sche Verkündigung der Ueberwindung der Welt durch den freien Willen ist das Höchste, was die deutsche Nation in ihrer eigenen Geschichte und in der Menschheitsgeschichte geleistet

hat und ist dasjenige, wodurch sie ein neuer Körper geworden ist. Dort liegen die Quellen unsrer Kraft, und es ist nötig, daß wir den Materialismus in allen seinen Formen, insbesondere aber in den von Haeckel und Darwin dargebotenen Systemen von uns werfen, wenn wir ein Volk der Schaffenden bleiben und werden wollen."

Die Debatte dieser „Kulturpredigt" zeigte, wie schwer es ist, den Geist einer kommenden Periode in feste Worte zu fassen, ehe die Periode selbst mit Macht eingesetzt hat. Soviel aber ist doch klar, daß sich eine Art von Neukantianismus bei uns vorbereitet, an den sich auch diejenigen von uns werden gewöhnen müssen, die aus anderen religiösen oder philosophischen Traditionen herauskommen. Auf irgendwelche Einzelfragen hier einzugehen, ist ganz unmöglich, denn schon allein die Rede von Prof. Troeltsch würde einen Aufsatz für sich beanspruchen.

Das Thema des zweiten Tages war die Bekämpfung der Unsittlichkeit. Als erster Referent hielt Pfarrer Hans Wegener einen sachkundigen und warmherzigen Vortrag, der alles das enthielt, was vom Standpunkt des wahrhaft anständigen Menschen in dieser Sache getan oder vom Staate gefordert werden kann. Die ganze Tonart Pfarrer Wegeners unterschied sich in wohltuender Weise von der allzugrellen und übertriebenen Manier, mit der gelegentlich andere Vertreter der Sittlichkeitsbewegung ihre eigene gute Sache schädigen. Pfarrer Wegener hat es nicht so hingestellt, als ob ganz Deutschland ein ungeheurer Sumpf wäre, über dem nur noch etliche letzte weiße Wasserrosen blühen, sondern er glaubt in fröhlichem Optimismus an die Kraft des Guten und Gesunden in der heranwachsenden Jugend, und hebt diesen freudigen Glauben absichtlich sehr stark hervor, um dadurch erziehend und aufmunternd zu wirken. Auch wenn dieser Vortrag für sich allein den betreffenden Teil der Kongreßverhandlungen hätte eröffnen sollen, würde er gut und hinreichend gewesen sein. Nun aber kam das Unerwartete, wovon wir vorhin schon sprachen, daß der zweite Referent, Frau Prof. Weber, auch den Kampf gegen die Unsittlichkeit hineinhob in das Gebiet der Begriffe und Geschichteprobleme. Der Kampf gegen die Unsittlichkeit besteht nicht darin, daß man das „Natürliche" einfach tut und das Unnatürliche von sich ablehnt; denn das Natürliche ist immer der Rohstoff, der durch die Macht des Willens umgeformt und neu wiederhergestellt werden muß. Das Natürliche an sich ist niemals sittlich, eine gute Ehe im Sinne unserer Ideale ist keineswegs etwas Natürliches, sondern das komplizierte und schwierige Ergebnis einer Willensentwicklung von Jahrtausenden. Sie kann nur aufrecht erhalten werden durch denjenigen Einzelwillen, der den Willen dieser Jahrtausende im Kleinen in sich trägt. Ein sittlicher Mensch ist also nicht ein harmloser Mensch. Es gab Stellen im Vortrag von Frau Weber, die uns an den schwerblütigen Dänen Sören Kierkegard erinnerten und an sein merkwürdiges Wort: Die Naivität ist die Sünde. Immer dann, wenn die Rednerin allzunah an diesen dänischen Satz herankam, hatten wir unsrerseits die Empfindung, daß sie vom Durchschnittsmenschen mehr Nervenkraft fordert, als er aufweisen kann. Das ist aber auch das Einzige, was wir als Fragezeichen an den Rand dieses Vortrags schreiben möchten.

Die Debatte zur Frage der Unsittlichkeit war entsprechend den beiden Referaten teils praktischer und teils philosophischer Natur. Eins aber zeigte sich dabei vor allem, daß nämlich erst in einer gemeinschaftlichen Besprechung gebildeter Männer und Frauen die Sittlichkeitsfrage nützlich erörtert werden kann. Gerade das, wovor sich die Schwachköpfe beider Geschlechter am meisten fürchten, nämlich gemeinsam über das zu reden, was das Gemeinsamste zwischen Mann und Frau ist, das hat sich als vorzüglich richtig erwiesen.

Und nun muß ich leider dem Leser gestehen, daß ich nicht imstande bin, über die dritte Hauptverhandlung ein persönliches Urteil abzugeben. Ich war durch äußere Umstände abgehalten, das Referat des Straßburger Beigeordneten Dr. Leoni über die Aufgaben der Städte als Arbeitgeber anzuhören. Alle Hörer aber versichern, daß dieses Referat neben aller Philosophie und Moral eine Erquickung für den Menschen praktischer Richtung gewesen ist und an Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit Hervorragendes geboten hat. Wenn das Protokoll erschienen ist, werden wir auf diese Rede noch einmal besonders aufmerksam machen. In der Debatte sprachen Prof. Deißmann und Prof. A. Wagner, der erste in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter von Heidelberg. Es scheint dies ein kleiner Umstand zu sein, aber auf dem Kongreß der Gebildeten ist es sehr nötig, den Tatbeweis zu erbringen, daß unsre ersten Bildungsvertreter die Aufgaben der Stadtverwaltung in ihrer immer mehr wachsenden Bedeutung erfassen. Für Prof. Wagner, an dessen Auftreten und Frische der ganze Kongreß sich gefreut hat, bedeutet es einen Erfolg seines arbeitsreichen Lebens, daß die Gedanken, die er vor mehr als 30 Jahren fast allein vertreten hat, heute anfangen, von den Stadtvertretungen durchgeführt zu werden.

Doch damit sei es genug! Der Kongreßbericht ist dieses Mal schwerer geworden als wohl sonst, das aber liegt im Verlauf eben dieses philosophischen Kongresses von Straßburg.

F. Naumann.

Die deutschen Gewerkvereine

haben eben ihren sechzehnten ordentlichen Verbandstag in Berlin abgehalten. Unter den zahlreichen sozialpolitischen Pfingsttagungen ist diese zweifellos die fleißigste gewesen. Vom zweiten Festtage an haben die 58 Verbandsvertreter tagtäglich von früh bis spät länger als eine Woche beraten, bis in die späten Nachtstunden Kommissionssitzungen abgehalten, auch den Sonntag nicht freigegeben und sich nur einmal einen Nachmittagsausflug gestattet. Wer die ermüdende Luft solcher Tagungen kennt, der wird mit uns vor dieser Leistung allen Respekt haben.

Freilich war auch die Arbeitslast eine ungeheuerliche. Dem Verbandstag lagen nicht weniger als 351 gedruckte Anträge zur Beratung vor, ungerechnet die mindestens ebensogroße Zahl von Vorschlägen, die erst während der Verhandlungen formuliert wurden. Man kann es begreiflich finden, daß in unserer sozialpolitisch so bewegten Zeit ein Verbandstag, der nur alle drei Jahre einmal zusammentritt, mit Anträgen überschwemmt wird. Aber wenn dann noch, wie hier, eine allzuweit getriebene Demokratisierung jedem einzelnen Ortsverein die Stellung von Anträgen gestattet, dann muß schließlich eine Hochflut entstehen, die mehr schadet als nützt. Auf den viel größeren sozialdemokratischen Gewerkschaftskongressen können bloß die einzelnen Berufe Anträge stellen; der Ortsverein, der besondere Wünsche an den Verbandstag hat, kann sie nur durch seine oberste Gewerkschaftsbehörde einreichen lassen. Dieses System sollten auch die deutschen Gewerkvereine statt ihres jetzigen einführen. Dann würden ihre Verbandstagungen zweifellos an Gründlichkeit und Tiefe gewinnen.

Zwei Beratungsgegenstände hatten allgemeineres Interesse: Die Neuorganisation des Verbandes und die Stellung der Gewerkvereine zur Politik.

Durch den Tod des Verbandsanwalts Dr. Max Hirsch, dessen Andenken der Verband durch ein Grabdenkmal, durch eine Bronzetafel am Verbandsgebäude und durch eine mit Lorbeer gekrönte Büste im Sitzungssaale auch äußerlich geehrt hat, ist eine Neuorganisation des Hirsch-Dunckerschen Verbandsorganismus notwendig geworden. Seither ruhte die Leitung der ganzen Bewegung in den Händen des Verbandsanwalts, dem der Zentralrat als Vertretung der einzelnen Berufe zur Seite stand. Zahlreiche Anträge forderten jetzt fast einstimmig die Beseitigung des Anwaltsinstituts. Nach den Fortschritten, die die allgemeine Bildung und die sozialpolitische Schulung unter den Arbeitern gemacht hat, hielt man es allgemein für unangebracht, einen Akademiker in die Leitung zu berufen, sondern wünschte einen erfahrenen Gewerkvereinler als Vorsitzenden. Aber die Personenfrage machte Schwierigkeiten. Nach längeren Kommissionsverhandlungen wurde in geheimer Sitzung der seitherige Redakteur des Verbandsorgans, der Abgeordnete Goldschmidt mit 31 gegen 27 Stimmen gewählt, die auf Gleichauf fielen. Nun ist Goldschmidt der Vorsitzende des Gesamtverbands, und er hat den Verbandskassierer Klein, den neuen Redakteur des Verbandsorgans

Lewin und den neu nach Berlin berufenen Verbandssekretär Erkelenz als Kollegen im Verbandsvorstand neben sich. Als Kontrollinstanz für diese neugeschaffene oberste Gewerkvereinsbehörde, den Verbandsvorstand, fungiert der alte Zentralrat, der sich aus den Vertretern der einzelnen Berufe zusammensetzt. Er hat ungefähr die Befugnisse, wie sie der Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft ausübt. Der so geschaffene Verwaltungskörper scheint zweckentsprechender und moderner zu sein als die frühere, historisch allerdings sehr verständliche Organisation. Möge er sich bewähren!

Lebhafter war noch das Interesse der Verbandsdelegierten und der wenigen Gäste, die bei den Beratungen ständig zugegen waren, an der Lösung des politischen Problems. Die eifrigen Neutralitätsversicherungen der Gewerkvereine vom Beginn ihres Bestehens ab sind bekannt. Die Gründe für diese peinliche, um nicht zu sagen ängstliche Hervorkehrung der politischen Neutralität, kann man in Gleichaufs Buch (Geschichte des Verbandes der deutschen Gewerkvereine, Buchverlag der „Hilfe") nachlesen. Dieses neueste Geschichtswerk ist ja selbst noch ein sprechender Beweis für die übertriebene Beteuerung politischer Unabhängigkeit und Neutralität. Leider gehört jedoch die Neutralitätsperiode in der deutschen Gewerkschaftsbewegung der Vergangenheit an. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften plagen sich längst nicht mehr mit dem Nachweis ihrer Neutralität, sondern erklären rund heraus und bei allen Gelegenheiten: „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins." Die christlichen Gewerkvereine haben ausgesprochen konservativ-klerikale Grundlage. Nur die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine erklären seither noch immer aus alter Tradition, sie seien die reinste Verkörperung der Neutralität.

Daß die Ueberspannung des an sich gesunden Neutralitätsgedankens die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine aller größeren zugkräftigen Ideale beraubt, ihre Mitglieder allmählich politisch indifferent gemacht, ihre Entwicklung gehemmt hat, das wird heute von allen Seiten zugegeben. Mit der Anpreisung vollkommensten Kassenwesens allein kann man die Massen der Arbeiter nicht mehr gewinnen, zumal die sozialpolitische Gesetzgebung und die Konkurrenz der andern Gewerkschaftsarten diesen Kassenruhm ständig verkleinern. Ein großes Ziel ist nötig, das die Massen anzieht, eine begeisternde Weltanschauung, wie sie die sozialdemokratischen und die christlichen Gewerkschaften vertreten! Das fehlte seither den überneutralen deutschen Gewerkvereinen. Darum haben sie auch bei den letzten Reichstagswahlen keine Siege erringen können und ihre Mitgliederziffer ist in den letzten drei Jahren nur um 8000 gewachsen, so daß sie insgesamt 118 000 Arbeiter und Arbeiterinnen umfassen.

Aber nun soll das anders werden! Der Verbandstag war sich ganz einig darüber, daß der politische Indifferentismus bekämpft werden müsse. Die Gewerkvereinler sollen sich außerhalb ihrer Organisationen als Staatsbürger betätigen. Der Ruf, den wir aus den andern Gewerkschaftslagern seit Jahr und Tag vernehmen, erklang endlich auch auf dem XVI. Verbandstag der deutschen Gewerkvereine einhellig und einmütig: „In den Gewerkvereinen Neutralität, aber außerhalb der Gewerkvereine energische Beschäftigung mit Politik und Anschluß an die politischen Parteien". Ueber die Wege, die zu diesem Ziele führen, herrschte freilich noch keine völlige Klarheit. Die Befürworter der Gründung eigener Arbeiterwahlvereine hatten sich freilich während der Tagung von der Aussichtslosigkeit ihres Ideals überzeugen lassen und plädierten bei der Schlußabstimmung nur noch für die Gründung politischer Arbeiterbildungsvereine. Aber die weitüberwiegende Mehrheit entschied sich gegen alle Arten eigener politischer Gebilde und empfahl den Gewerkvereinsmitgliedern, „ihre Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen durch Eintritt in die entsprechenden politischen Wahlvereine."

Zwischen „Alten" und „Jungen" waren freilich noch allerlei Kompromisse nötig, um zu dieser erfreulichen Uebereinstimmung zu kommen. In dem neuen Aktionsprogramm, das der Verbandstag ausgearbeitet und angenommen hat, steht der bezeichnende Satz: „Die Gewerkvereine geben grundsätzlich bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen dem Wege der Verständigung den Vorzug, scheuen aber nicht den Kampf, wenn ihren berechtigten Forderungen die Anerkennung versagt wird oder ihre Rechte und Interessen verletzt werden." Hier steht Vergangenheit und Gegenwart in einem einzigen Kompromißsatz nebeneinander. Ebenso bezeichnend ist die Korrektur des ursprünglichen Satzes: Die grundlegende Weltanschauung der Gewerkvereine soll eine demokratisch-liberale sein", in die jetzt angenommene Fassung: „Die grundlegende Richtung der Gewerkvereine soll eine volkstümlich freiheitliche sein." Der politisch nichtssagende Ausdruck „volkstümlich freiheitlich", der in den programmatischen Entschließungen mehrmals wiederkehrt und von nun ab die Gesamtrichtung, die Grundlage, den Geist der Gewerkvereine bezeichnen soll, ist nur ein Kompromiß zwischen den vorwärts drängenden Politikern und den ängstlichen Neutralitätsschwärmern. Wie alle Halbheiten bedeutet auch diese Formulierung zwar einen Fortschritt gegenüber der Vergangenheit, aber keine volle Befriedigung im Hinblick auf die Zukunft.

Das ist auch unser zusammenfassendes Urteil über diesen im ganzen Verlauf recht erfreulichen Berliner Verbandstag. Zweifellos sind zahlreiche organisatorische und tiefergehende sachliche Fortschritte erreicht. Aber der Widerstreit zwischen „Alten" und „Jungen", zwischen Tradition und Fortschritt hat es eigentlich nirgends zu befriedigenden Taten und vollbefriedigenden Beschlüssen kommen lassen. „Wir haben es 10 Jahre so gehalten", sagten die Hüter der Tradition „und müssen es darum auch weiter so halten"; und „müssen darum endlich einmal damit brechen", riefen die Neuerer dazwischen. Solche kleinen bezeichnenden Szenen konnte man mehrfach auf dem Verbandstag erleben. Aus der geschichtlichen Entwicklung der Gewerkvereine ist dieser Gegensatz durchaus verständlich und erklärlich. Trotzdem bleibt seine baldige, völlige Ueberwindung eine Notwendigkeit. Wir glauben an diese Ueberwindung. Wir sind als Optimisten vom XVI. Verbandstag der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine heimgekommen. Wir sahen und hörten die zahlreichen jugendlichen Delegierten, die jetzt Macht und Einfluß in der Gewerkvereinsbewegung haben. Sie bewiesen ein feines Verständnis für die gegenwärtigen Zeitaufgaben. Diese intelligenten Vertreter der Jugend werden die künftige Entwicklung der Gewerkvereinsbewegung modern gestalten.

Fr. Weinhausen.

Der 4. preussische Lehrertag

Die von dem Kultusminister v. Studt bei der zweiten Lesung des Kultusetats abgegebene Erklärung, daß die Staatsregierung in der nächsten Session ein neues Lehrerbesoldungsgesetz vorlegen werde, hatte den Vorstand des Preußischen Lehrervereins veranlaßt, den 4. Preußischen Lehrertag zum 18. Mai nach Magdeburg einzuberufen, um die Forderungen der preußischen Lehrerschaft zu formulieren. Dem Rufe waren nicht nur die satzungsgemäß gewählten Vertreter des ca. 61 000 Mitglieder umfassenden Vereins vollzählig gefolgt, sondern es hatten sich auch aus allen Teilen der Monarchie so viele Teilnehmer eingefunden, daß der große „Festsaal" sich als zu klein erwies. Weit über 2000 Lehrer waren erschienen. Der Vorsitzende des Preußischen Lehrervereins, Rektor Reißmann-Magdeburg, eröffnete namens des geschäftsführenden Ausschusses die Verhandlungen mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser. Nachdem sodann Lehrer Hofrichter-Magdeburg die Versammlung namens des Magdeburger Lehrervereins herzlichst begrüßt hatte, unterbreitete Lehrer Weber-Magdeburg im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses den Delegierten Vorschläge für die Neuregulierung der Lehrerbesoldung, die im wesentlichen die gehaltliche Gleichstellung aller Lehrer in Stadt und Land mit den Subalternbeamten 1. Klasse forderten. Der Redner wies auf die von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung der Volksschule für die sittliche und wirtschaftliche Entwickelung unseres Volkes, für seinen Wettbewerb auf dem Weltmarkte, für seine Weltmachtpolitik hin und verlangte, daß die höhere Bewertung der Volksschule sich auch in der höheren Bewertung des Lehrers zeigen müsse. Das Gehalt des Volksschullehrers sei bisher in weiten Teilen unseres Vaterlandes völlig ungenügend, in anderen Teilen nur notdürftig ge-

weisen; die Lehrer seien aber berechtigt, ein Gehalt zu beanspruchen, daß sie vor Nahrungssorgen schütze und ihnen gestatte, sich ganz ihrem Berufe, ihrer Erziehungs- und Bildungsarbeit in der Schule mit freudigem Herzen zu widmen. Der Lehrerstand dürfe nach seiner Vorbildung und nach der Bedeutung seiner Berufsarbeit ein Gehalt fordern, das dem der Sekretäre der Staatsverwaltung nicht nachstehe. Die Versammlung möge deshalb die Vorschläge des Ausschusses einmütig annehmen.

In der nun beginnenden, sehr angeregten Debatte, an der sich die Rektoren Lorenzen und Bades, die Lehrer Hoff, Brelefeldt, Schunke, Pretzel, Hermann, Friedrich, Schwenk, Harms, Grebe, Tilgner, Nitz, Thee, die beiden Abgeordneten Ernst und Hopich und Generalsekretär Tews beteiligten, zeigte es sich, daß der auf dem 3. Preußischen Lehrertage in die Erscheinung getretene und seitdem von den Gegnern des Preußischen Lehrervereins eifrig geschürte Gegensatz zwischen Stadt- und Landlehrern fast gänzlich geschwunden war und nur noch bei einigen Rednern wie ein abziehendes Gewitter nachgrollte. Die Tatsache, daß die Unterrichtsverwaltung nur für einen Teil der ihr vom Abgeordnetenhause offerierten 5 Millionen Verwendung gefunden, und mehr noch der famose „Bremserlaß" vom Mai 1906 hatten mit schwer zu überbietender Deutlichkeit auch dem Lehrer auf dem letzten Dorfe gezeigt, wohin der bureaukratische Kurs geht und wie hoch die Lehrerarbeit an der maßgebenden Stelle bewertet wird. Die Erkenntnis, daß nur durch ein treues Festhalten am Ganzen, durch ein einmütiges, energisches Vorgehen aller Mitglieder des großen Preußischen Lehrervereins das gesteckte Ziel erreichbar sei, daß dagegen jede Zersplitterung den Gegnern in die Hände arbeite, hatte dadurch den erfreulichsten Fortschritt gemacht. In der Debatte richtete sich die Kritik einzelner Redner deshalb auch nicht gegen den Grundgedanken der Vorlage des geschäftsführenden Ausschusses, sondern nur gegen einige Ausdrücke und Wendungen. Die Kritiker wünschten, daß auch der Schein vermieden werde, als ob noch ein Gegensatz in den Wünschen der Stadt- und Landlehrer bestehe.

Die Abstimmung über die vorgeschlagene Resolution geschah in der Weise, daß zunächst über die Teile, sodann über das Ganze abgestimmt wurde. Die Teile wurden nach unwesentlicher Abänderung mit großer Majorität, das Ganze einstimmig angenommen, ein Resultat, das mit langanhaltendem, brausendem Beifall von sämtlichen Anwesenden begrüßt wurde. Die angenommene Resolution hat folgenden Wortlaut:

„1. Wenn die preußische Volksschule ihrer Aufgabe im Dienste der Volksbildung und Volkserziehung vollauf gerecht werden soll, so ist in erster Linie eine Lehrerbesoldung erforderlich, die der Bildung der Lehrer und der Bedeutung ihrer Wirksamkeit, sowie den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit entspricht.

2. Demnach faßt der Preußische Lehrerverein angesichts der bevorstehenden Revision des Gesetzes vom 3. Mai 1897 seine Wünsche bezüglich der Neuregelung der Lehrerbesoldung dahin zusammen, daß:

a) eine gleiche Besoldung aller Lehrer ohne die bisherige Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse nach der Art der Besoldung der Lehrer an höheren Schulen geschaffen werde, daß

b) den Lehrern ein Einkommen gewährt werde, welches nach Höhe und Art des Anwachsens dem der Sekretäre der allgemeinen Staatsverwaltung gleich ist, eventuell mit den Abänderungen, welche durch eine etwaige frühere endgültige Anstellung der Lehrer und die Gewährung der vollen Mietsentschädigung an sie bedingt sind, und daß

c) bei den Lehrern mit einem kirchlichen Amte — wozu auch der Vorsingerdienst der israelitischen Lehrer zu rechnen ist — verbundenen Stellen das aus diesem fließende Einkommen nicht auf das Lehrergehalt angerechnet werde."

Die durch die einstimmige Annahme dieser Resolution freudig erregte Stimmung fand ihren harmonischen Ausdruck in einem auf den geschäftsführenden Ausschuß und dessen verdienstvollen Vorsitzenden ausgebrachten, urkräftigen Hoch, womit der Lehrertag geschlossen wurde.

Werden die berechtigten Wünsche des preußischen Lehrerstandes erfüllt werden? Werden Staatsregierung und Abgeordnetenhaus wirklich „ganze Arbeit" machen und die Volksschule und ihre Lehrer aus der bisherigen Aschenbrödelstellung herausheben? Wir hoffen es im Interesse der kulturellen Entwickelung unseres Vaterlandes!

A. Ernst, M. d. A.

Unsere Bewegung

An unsere Leser. Aus verschiedenen Anfragen und Reklamationen über gänzliches Ausbleiben oder unpünktliches Erscheinen einzelner Exemplare ersehen wir, daß viele Freunde über den Expeditionsweg der „Hilfe" noch nicht genügend unterrichtet sind. Man hat zwischen drei Bezugsarten zu unterscheiden, an denen die Post beteiligt ist: Die erste, bei der Sie am Zeitungs-Schalter des dortigen Postamts oder bei Ihrem Briefträger die Bestellung aufgeben und sofort an gleicher Stelle das Abonnementsgeld bezahlen. Das dortige Postamt bestellt dann für sich beim Postzeitungsamt Berlin ein Exemplar der „Hilfe", und das Postzeitungsamt Berlin meldet uns wöchentlich einmal die von ihm benötigte Gesamtzahl. Auf diese Art erfahren wir also gar nicht, von wem und wo auf die „Hilfe" abonniert ist. Reklamationen über unregelmäßige Zustellung der Zeitschrift können von diesen Bestellern deshalb nur an ihr Postamt gerichtet werden. Die zweite Art ist die, bei der wir nach hier eingelaufener Bestellung dem hiesigen Postzeitungsamt soundsoviele Exemplare für die und die Empfänger — der posttechnische Ausdruck heißt „gewonnene Bezieher" — überweisen und dem Postzeitungsamt dafür vierteljährlich die Ueberweisungsgebühr an ihr Postamt und ebenso das Bestellgeld für die Lieferung frei Haus zu zahlen haben. In diesem Falle ist das Abonnementsgeld am besten mit 10 Pfg.-Postanweisung an unseren Verlag Berlin-Schöneberg einzusenden und dorthin auch jede Beschwerde und jede Wohnungsveränderung zu berichten. Die dritte Art ist die des Streifband- oder Couvert-Bezugs, bei der die Bestellung, Bezahlung und Reklamation, wie im zweiten Falle an uns geschieht und bei der wir die „Hilfe" wie jede andere Drucksache versenden. Diese dritte Bezugsart muß z. B. bei allen Ausland-Abonnenten angewendet werden. Von ihr machen wir auch beim Versand der Probe-Abonnements Gebrauch. In allen anderen Fällen werden wir künftig die direkten Bestellungen nach der zweiten Art der Postüberweisung erledigen.

Buchverlag der „Hilfe"

Halle a. S. Die sehr stark besuchte Vertrauensmännerversammlung der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt, die am 12. Mai hier stattfand, beschloß einstimmig die Gründung eines Landesverbandes des Wahlvereins der Liberalen. Zum Vorsitzenden wurde Herr Verlagsbuchhändler Voussel in Halle a. S. gewählt. Man sprach sich prinzipiell für die Wiederanstellung eines Parteisekretärs aus. Die definitive Beschlußfassung soll im Herbst erfolgen. Alle Zuschriften gehen wie bisher weiter an den Schriftführer des Landesverbandes, Herrn Dr. Rathje, Halle a. S., Forsterstr. 10.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Aue in E., G. D. V. 5.—; Bensheim, J. L. W. I, 25.—; Charlottenburg, E. V. III, 5.—; Erfurt, St. III, 11.05; Hamburg S. I, 3.—; Hamburg W. I, 5.—; Heilbronn H. I, 5.—; Naumburg a. Qu., K. I, 10.—; Remscheid D. VI, 5.—; Rottweil a. N., T. V. I, 5. —

Außerordentliche Beiträge: Allstadt, St. 0,35; Chemnitz, W. 1,80; Darmstadt, H. 3.—; Dockenhaden, K. 1,20; Dresden, St. 11.05; Konstanz, W. H. 5. —; Marburg W. 1,35; Metz, L. 2,20; Nowawes, M. 1,30; Plesse, M. 3.—.

Zusammen M.:	168,80
Dazu lt. Ausweis in Nr. 17.	286,25
	M. 395,05

über die wir herzlich dankend quittieren

Berlin-Schöneberg — Die Geschäftsleitung

Soziale Bewegung

Die sozialpolitischen Kongresse und Generalversammlungen, die in der Pfingstwoche abgehalten wurden, waren in diesem Jahre womöglich noch zahlreicher als früher. Wir können bei unseren beschränkten Raumverhältnissen unmöglich auch nur in kurzen Uebersichten über alle Tagungen berichten. Deshalb beginnen wir in der vorliegenden Nummer mit der Würdigung einiger besonders bedeutsamer Pfingstkongresse und werden das nächste Mal noch auf andere zurückkommen. Keiner ist von uns ganz unbeachtet geblieben, und wenn trotzdem die Wünsche einzelner Teilnehmer unerfüllt und ihre zum Teil ausführlichen Berichte hier nicht wiedergegeben werden, so darf das nicht als Zeichen von Geringschätzung angesehen, sondern muß allein mit unseren Raumverhältnissen entschuldigt werden. Uebrigens wird sich mit der Zeit immer wieder Gelegenheit finden, auf die in der Pfingstwoche gepflogenen Verhandlungen, die jetzt nicht besonders berücksichtigt werden können, zurückzukommen.

Das Arbeitsprogramm der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine lautet in der Fassung des XVI. Verbandstages folgendermaßen:

Die Entwicklung der Weltwirtschaft und mit ihr die beherrschende Stellung der Großbetriebe und des Großkapitals schafft eine stark wachsende Bevölkerungsmasse, die keine weitere Sicherung ihrer Existenz und ihres Fortkommens hat als ihre Arbeitskraft. Die günstige Verwertung dieser Kraft, die Verhinderung ihrer ungebührlichen Ausnützung, sowie die Sicherung des kulturellen Fortschritts der breiten Bevölkerungsmasse und ihre ethische Hebung ist Aufgabe aller wahren Volksfreunde, in erster Linie aber der Arbeiterschaft selbst. Das wertvollste Mittel zur Lösung dieser Aufgabe ist

Digitized by Google

der Zusammenschluß der Arbeiter und Arbeiterinnen in Gewerkvereinen.

Die Gewerkvereine stehen auf nationalem Boden. Sie erwarten die Besserung der Arbeiterlage nicht von einer internationalen Verbrüderung, sie erstreben aber den Austausch der Erfahrungen mit ausländischen Gewerkvereinen und die gegenseitige Förderung der Arbeiterinteressen.

Die Gewerkvereine sollen, um die Durchführung ihrer Aufgabe wirksam zu fördern, alle Arbeiter ohne Unterschied des parteipolitischen und religiösen Bekenntnisses umfassen. Sie sind mithin religiös neutral und parteipolitisch unabhängig. Die grundlegende Richtung der Gewerkvereine ist eine volkstümlich freiheitliche.

Die Gewerkvereine fordern die soziale und wirtschaftliche Gleichberechtigung beider Geschlechter. Sie erstreben in wirtschaftlicher Hinsicht für den Arbeiter einen wachsenden Anteil an dem Ertrage der Arbeit. Die Festsetzung der Arbeitsbedingungen hat unter gleichberechtigter Mitwirkung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu erfolgen. Der geeignetste Weg hierzu ist der Abschluß von Tarifverträgen. Sie geben grundsätzlich hierbei dem Wege der Verständigung den Vorzug, scheuen aber auch den Kampf nicht, wo ihren berechtigten Forderungen die Anerkennung versagt wird, oder ihre Rechte und Interessen verletzt werden.

Die Gewerkvereine verlangen von der Gesetzgebung: Sicherung und Ausbau des allgemeinen Arbeiterschutzes in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung; Erweiterung der Fürsorge insbesondere für kranke, alte und invalide Arbeiter; Beseitigung aller Gesetze, die die Aufwärtsbewegung der Arbeiterschaft hemmen, sowie ausgedehnte Einwirkung auf bessere geistige und sittliche Erziehung des Volkes.

Die Durchführung dieser Forderungen verlangt eine entschiedene Beteiligung aller Gewerkvereinler am politischen und kommunalen sowie öffentlich-rechtlichen Leben im Sinne dieser Grundsätze.

Zur Durchführung ihrer Aufgaben auf dem Wege der Selbsthilfe bedienen sich die Gewerkvereine folgender Mittel:

1. des gemeinsamen Vorgehens bei Vertretung der Arbeiterinteressen gegenüber den Arbeitgebern und der Gesetzgebung;
2. der Arbeitsvermittlung durch eigene oder paritätische Nachweise;
3. der materiellen Unterstützung der Mitglieder in allen Notlagen des Lebens;
4. der Förderung der beruflichen und allgemeinen Bildung;
5. des genossenschaftlichen Zusammenschlusses zur gemeinsamen Beschaffung der Wohn- und Wirtschaftsbedürfnisse.

Die Konkurrenzklausel. Unsere neulichen Ausführungen über die Konkurrenzklausel haben in einigen Punkten Widerspruch gefunden. Namentlich findet die Zuschrift eines Freundes es unbillig, daß im Fall der Konkurrenzklausel einem Austretenden das Gehalt weitergezahlt werden soll. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Bestimmung stark mißbraucht werden könnte zu einer Art von Rentenbezieherei auf Grund von Bewahrung der Geschäftsgeheimnisse. Das ist, wie anerkannt werden muß, ein wunder Punkt. Darin stimmt jene Zuschrift mit ein, daß die Konkurrenzklausel nicht mit unerschwinglichen Konventionalstrafen ausgestattet und auf mehr als 1 bis 2 Jahre ausgedehnt werden darf. Ueber den Vertrag aus seiner Wormser Fabrik, den wir in jenem Artikel zitiert haben, hat der Abg. Heyl zu Herrnsheim eine Erklärung abgegeben. Es handelte sich um einen Degrasarbeiter, bei dem sich 21 Mark Wochenlohn und 5000 Mark Konventionalstrafe gegenüberstanden. Aus Heyls Erklärung ergibt sich, daß es sich um einen Ausnahmefall handelte. Er führte aus: „Mit Arbeitern schließe ich grundsätzlich Verträge nicht ab. Ich beschäftige mehrere tausend Arbeiter, Vertragsleute nur 39. Diese Vertragsleute sind Vertrauenspersonen, welche, was Lohnzahlung, volle Lohnzahlung in Krankheitsfällen, Bonifikationen und Pensionierung anbelangt, mit den Aufsehern rangieren. Diese Vertrauensmänner sind als Hilfsarbeiter bei Betriebschemikern an solchen Stellen beschäftigt, wo Fabrikationsgeheimnisse gewahrt werden müssen. Diese Geheimnisse müssen im Interesse des Betriebs gegen Verrat und Ausbeutung durch dritte geschützt werden. Eine unlautere ausländische Konkurrenz umlagerte vor mehreren Jahren meine Fabriken in der Absicht, solche Verträge loszukaufen. Die Konventionalstrafe richtet sich hauptsächlich gegen diese Konkurrenz. Eine Klage wegen Konventionalstrafe gegen Vertragsleute ist niemals in meinem Hause eingelegt worden. . . Die Löhne, die der Abg. Heine aus dem von ihm kritisierten Vertrage angab, sind Anfangslöhne, welche nach bestimmten Grundsätzen auch in der Vertragszeit, bei einzelnen bis zu 48 Prozent, gestiegen sind. Als der Abg. Heine seine Beschwerde vorbrachte, war nicht ein einziger der 39 Vertragsleute vorhanden, der nur einen Wochenlohn von 21 Mark bezogen hätte."

Der Riesenkampf im Berliner Baugewerbe hat mit jenen Feststellungen und Betreibungen begonnen, die nun einmal die unvermeidlichen Begleiterscheinungen moderner Wirtschaftskämpfe zu sein scheinen: die Arbeiter erklären, die Aussperrung sei gar nicht so umfangreich, weil zahlreiche Arbeitgeber nicht mittäten, und die Arbeitgeber erklären, daß alle ihre Kollegen restlos Disziplin gezeigt und ausgesperrt hätten. Immerhin waren am Ende der Pfingstwoche mit Familiengliedern mindestens 100 000 Angehörige des Arbeiterstandes vom Kampf im Baugewerbe betroffen. Diese Ziffer wird heute, da diese Zeilen in Druck gehen, noch bedeutend emporschnellen, weil die organisierten Arbeitnehmer einmütig beschlossen haben, die Aussperrung mit dem Generalstreik im Baugewerbe zu beantworten. Alle Bauten, auf denen nicht sofort die 8½stündige Arbeitszeit und 80 Pfennig Stundenlohn bewilligt wird, sollen stillgelegt werden. Man sieht aus dieser Forderung übrigens, daß es den Arbeitern mit dem ganzen Anlaß zum Kampf, mit der Forderung des Achtstundentages von vornherein gar nicht so ernst gewesen ist. Um so bedauerlicher ist es, daß es erst zu diesem Riesenkampf kommen mußte. Wenn dies Bedauern aber in bürgerlichen Blättern offen ausgesprochen und den Arbeitern und ihren Führern dringend zur Besonnenheit geraten wird, dann fährt der „Vorwärts" wütend dazwischen und behauptet, das sei Arbeiterverrat. Nachdem der Kampf einmal ausgebrochen sei, dürfe man den Arbeitern unter keinen Umständen „in den Rücken fallen", indem man sie auf schwere taktische Fehler aufmerksam mache. Uns scheint, daß diese „Vorwärts"-Taktik jene alte, längst überlebte gewerkschaftliche Kampfmethode darstellt, die hundertmal den Arbeitern viel mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Gewiß ist es während des Kampfes dankenswerter, ins Feuer hinein zu blasen als zur Besonnenheit zu mahnen. Aber hinterher zeigt sich doch nur zu oft, daß die besten Arbeiterfreunde die sind, die gleich beim ersten falschen Schritt gewarnt und die verhängnisvollen Konsequenzen immer wieder aufgezeigt haben.

Der Typus der gelben Gewerkschaft. Bei dem bedenklichen Umsichgreifen der gelben Gewerkschaftsgründungen, die zersetzend auf die ohnehin schon genügend zersplitterte deutsche Arbeiterbewegung wirken, verlohnt es, sich die Struktur derartiger künstlicher Bildungen innerhalb der Arbeiterschaft zu vergegenwärtigen. Ueber die neueste Schöpfung auf dem Berliner Eckert-Werk (Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen), die ein typisches Muster bietet, berichtet die „Soziale Praxis". Danach hat die Firma einen „Spar- und Prämienverein der Arbeiter der A.-G. H. F. Eckert-Lichtenberg" am 1. April 1907 ins Leben gerufen, dem jeder Arbeiter des Betriebes angehört, der Mitglied keiner gewerkschaftlichen Organisation ist oder solche unterstützt, die bei Streiks und Aussperrungen Unterstützung an ihre Mitglieder zahlen. „Der Verein bezweckt die Förderung des Sparsinns seiner Mitglieder." Die Vereinsmitglieder führen jede Woche 40 Pfg. an den Verein ab. Die Firma quittiert in der wöchentlichen Lohnabrechnung über den Eingang der Sparbeträge und gibt die jeweilige Gesamtsumme der Spargelder an. Beim etwaigen Austritt der Mitglieder werden die Spargelder zurückgezahlt, im Todesfall geschieht dies an die Hinterbliebenen. Die Aktien-Gesellschaft H. F. Eckert wird die Spareinlagen mit 6 Prozent verzinsen, unter der Annahme, als ob das ganze zur Verzinsung kommenden Spargeld am ersten Einzahlungstage eingezahlt worden wäre. Diejenigen Sparer, die am Schlusse eines Geschäftsjahres die Mitgliedschaft besitzen und bei Beginn desselben bereits ununterbrochen ein Jahr im Dienste der Gesellschaft gestanden haben, erhalten anstatt der Zinsen eine Prämie vom 50 Prozent der gesparten Einlagen, bei einer ununterbrochenen Dienstzeit von 3 Jahren anstatt der Zinsen eine Prämie von 100 Prozent der gesparten Einlagen, bei 6 Jahren eine Prämie von 150 Prozent, bei einer ununterbrochenen Dienstzeit von 10 Jahren eine Prämie von 200 Prozent der Spareinlagen. Die Prämien belaufen sich also in Nettobeträgen, nach Aufrechnung der 6 Prozent Zinsen für die Spareinlagen, für das erste Dienstjahr auf etwa 9 Mk., was eine Lohnzulage von etwa 18 Pfg. die Woche bedeutet, für die nächsten beiden Dienstjahre zusammen auf 53 Mk. (gleich einer Wochenzulage von etwa 50 Pfg. gegenüber dem Eintrittslohn), für das vierte bis sechste Dienstjahr auf 158 Mk. (Wochenzulage während dieser Periode, verglichen mit dem Eintrittslohn, etwa 1 Mk.), für das siebente bis zehnte Dienstjahr auf 352 Mk., was eine wöchentliche Lohnzulage in dieser Periode von 1,75 Mk. oder 75 Pfg. mehr als in den vorausgegangenen drei Jahren bedeutet. Dafür verzichten die Arbeiter auf ihr Koalitionsrecht.

Briefkasten

An Viele. Pfingsten, das liebliche Fest, bildet allmählich in Deutschland den Mittelpunkt zahlreicher Kongresse. Diese Nummer ist daher in ihrem Hauptteil beinahe eine Kongreßnummer geworden. Diejenigen, welchen heute zu viel Versammlungsberichte in der „Hilfe" sind, mögen sich daher mit denen trösten, die noch diesen oder jenen Bericht vermissen. D. Red.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 22 Berlin, 2. Juni 1907

Das Wort

Sobald man spricht,
beginnt man schon zu irren.

Wie viel ist in der letzten Woche in unserm Deutschland geredet worden! Eine kleine Bibliothek ließe sich damit wohl füllen. Wir gehören nicht zu denen, die griesgrämig den Wert solchen Redens von vornherein bespötteln. Wie sich das Wort nur in der Gemeinschaft gebildet hat, so wird auch alle Arbeit des Denkens und Handelns vom Wort getragen. Aber eine Frage ist des Nachdenkens wert: können geistige Werte überhaupt ausgedrückt werden? Wenn ich von einem Stück Eisen rede, so weiß man, was ich meine; wenn ich aber von Persönlichkeit, Gott, Geist spreche, weiß ich nie, ob nur auch zwei oder drei gerade das dabei empfinden, was ich damit sagen will. Es ist etwas richtiges daran, daß alles Streiten zuletzt nicht um Sachen, sondern nur um Worte geht; denn die Worte sind es, die hier so und dort ganz anders verstanden werden. Beinahe könnte man versucht sein, die Schweiger zu beneiden. Wenn sich ihr Mund nur dazu öffnet, etwas Wuchtiges zu sagen, dann haben sie das Recht, sonst stille zu sein. Wenn aber ihr Schweigen nur eigene Leere deckt, so tadeln sie ganz zu unrecht die andern, die in ernster Auseinandersetzung der Worte und Gedanken Herr werden wollen.

Kann man geistige Werte ins Wort kleiden? Sie stehen nicht zu hoch über dem, was auf der Erde liegt, um ausgedrückt zu werden. Die Gewohnheit täuscht. Auch wo ich vom Eisen rede, da kenne ich seine Art, seine Zusammensetzung, seine Geschichte noch lange nicht; es scheint mir nur näher zu liegen, als Gott und Geist und Uebersinnliches. Tatsächlich liegen gerade diese Gedanken dem Menschenherzen viel näher. Sie sind bei ihm zu Haus. Er fühlt sich da in seiner Heimat. Erde, Stein, Tier, Baum stehen und liegen draußen; sie leben weiter ohne uns; sie greifen uns nicht innerlich an, ob sie so oder anders gestaltet sind. Wo man aber von Seele oder Geist oder Gott spricht, da handelt es sich um innerste Fragen; die leben in uns; sie üben die größte Macht auf das Leben, je nachdem sie empfunden werden. Alle geistigen Werte tragen eigene Merkmale an sich, weil sie mit lauter eigenen Menschen verwandt sind. Nicht also weil sie so fern liegen, daß sie nicht erreichbar wären, sondern weil in ihnen ein Stück selbständigen Erlebnisses ruht, deshalb sind sie so spröde gegen Worte. Die Sprache muß verallgemeinern. Sie ist zwar gelenkig und nachgiebig; sie birgt ungeahnten Reichtum in sich, aber sie lebt vom Gemeinschaftlichen. Je geistiger ein Volk sich entwickelt hat, je reichere Persönlichkeiten es in sich erträgt, desto mannigfaltiger wird auch sein Sprachschatz werden.

Die Hauptsache ist, daß wir Freiheit beachten gegenüber dem Wort. Nicht um die Sprache zu verkünsteln; die hat ihre selbständige langsame Geschichte, wächst wie der Baum im Feld und legt Ring um Ring die Jahre der Geschichte hindurch an ihren Stamm. Aber innerhalb des Worts müssen wir freie Luft atmen können und nicht eingeschlossen bleiben. Worte sagen nichts; der Mensch sagt etwas. Ein Wort kann Offenbarung bringen und tausend Worte können so kalt wirken wie ein luftleerer Raum. Wer aber etwas Wirkliches zu sagen hat, dem trägt das Wort gern die Schleppen des Königsmantels.

Traub.

Ueber Hogarth

An neuen, kräftigen, selbständigen Werten hat die englische Kunst vielleicht nur die Landschaften von Bonington, Constable und etwa noch von Turner gegeben. So ziemlich alles übrige ist nur Verarbeitung. Holbein, der seine größten Werke in England schuf, blieb ohne Nachfolger. Die typische Kunstform für England war zwar von je das Porträt und ist es heute noch. Das geht parallel der Reichtumsentwickelung des Landes und dem Selbstbewußtsein seiner Bevölkerung deutet aber nicht darauf, daß die Kunst eine Sache des Volkstemperaments sei. England hat glänzende Porträtisten: Reynolds, Gainsborough, Lawrence. Auch heute noch scheinen mir die besten Engländer Porträtisten. Ich denke dabei aber nicht an Lavery. Und die Präraffaeliten, so Schönes sie auch gebracht haben mögen, bleiben in der müden Geste einer Vergangenheit befangen. Ihre Begeisterung und Wärme ist literarisch. Sie mögen das Publikum wieder mehr zur Kunst gezogen haben, die Kunst selber haben sie nicht stark befruchtet.

Außer den Landschaftern steht nur Hogarth, wie mir scheint, als Einzelwert und Eigenwert in der englischen Kunstgeschichte. Er wurde 1698 als Sproß einer bäuerischen Familie geboren, er begann als Goldschmied, um sich mühsam zum Maler emporzuschaffen. Dann kommen seine Sittenschilderungen, Zyklen, die allgemein menschliche oder zeitlich-englische Untugenden mit Schärfe und Umständlichkeit festhalten und — ohne Pathos — brandmarken. Die Malereien finden als Stiche große Verbreitung und machen den Künstler zum vermögenden, geachteten und gefürchteten Mann. Er war ein Mensch von bürgerlicher Gesinnung, derb und witzig, aber ohne die Grazie und Bildung, wie die Gesellschaft sie erwartete. So blieb er in einer gewissen Isolierung, die ihn verbitterte. Im Jahre 1764 ist er gestorben.

Sein Werk war einmal über Englands Grenzen hinaus äußerst populär, und sein Name ist heute noch in aller Munde, mögen sich mit ihm auch bisweilen merkwürdige Vorstellungen decken. Man weiß, daß er den Verderbtheiten und Verdrehtheiten seiner Zeit und seiner Gesellschaft schonungslos den Spiegel entgegenhielt. Die Kunst, die ein Luxus geworden, verwendet er zur moralischen Agitation. Und zwar nicht durch Karikatur im trivialen Sinn, noch durch das unangenehme Pathos, das mit dem Sieg der Tugend und der offenbaren Sündhaftigkeit des Lasters gewinnt oder erschreckt. Es heißt Hogarth gründlich mißverstehen, wollte man ihn in das Schema des Witzblattillustrators oder des alten Flugblattzeichners pressen.

Sein Moralistentum, so derb es sich mitunter äußert, hat doch feinere Voraussetzungen. Zum Teil ist es ein Stück Engländertum überhaupt und außerdem zeitlich bestimmt. Man denke an gewisse Provinzen der englischen Literatur, die erzieherischen und erbaulichen Romane, und an die Aufklärungszeit, die den Bürgergeist gegen Hof und Schranzentum, gegen Reifrock und Perücke mobil machte. Als ich jetzt wieder alle Hogarthsachen durchsah, ist der Eindruck von der bloß moralischen Absicht des Künstlers, die man gewöhnlich hat, sehr zweifelhaft geworden. Die Tradition hält sich an das Gegenständliche, das sich leicht formulieren läßt, und wird darin unterstützt durch die starke Wirkung.

die Hogarth bei seinen Zeitgenossen erzielte. Aber ich weiß nicht, ob diese Wirkung eine moralisch-erziehliche war, wie wir wohl glauben möchten, oder eben durch den revolutionären Kunstcharakter bedingt: das bürgerliche Genre, die bekannten Typen, die menschenreichen Kompositionen, all das waren neue, nie gesehene Dinge.

Es fehlt Hogarth die deutliche Gebärde des Moralisten. Seine wertvollsten Bilder sind sozusagen nicht gegen den Beschauer gewendet, sondern gegen innen. Der satirische Inhalt kommt aus einem inneren Gegensatze. Aber wenn die Befreiung in der bildnerischen Konzeption da ist, geht alles Temperament auf die Darstellung. Was kann Hogarth alles, und was hat er für Einfälle. Er überrascht zunächst durch seine Natürlichkeit. Man kann eigentlich selten sagen: er komponiere, sondern: er füllt die Fläche mit tausend Einfällen und Beziehungen. Das Auge wird von allen Seiten und meist von Rätseln gelockt. Aber doch haben die Blätter eine große Bewegung und Sicherheit. Man beobachte, wie Hogarth die Architektur verwendet, um ein Raumbild zu schaffen; primitiv bisweilen vielleicht, aber mit einem guten Instinkt für das Notwendige.

Eins ist für Hogarths Kunst am meisten charakteristisch, daß sie so viel Erklärer gefunden hat. Das möchte fast gegen sie sprechen, aber ist aus Hogarths Art wie aus dem Bedürfnis der Zeit durchaus verständlich. Die klassische Interpretation der hauptsächlichen Bildserien gab 1794 G. C. Lichtenberg. Er charakterisiert in dem Vorwort selber den „poetischen Weg", Hogarth zu erklären: „Auf diesem (Weg) müßte nicht allein alles das auch geleistet werden, was auf jenem (dem prosaischen Weg) geleistet wurde (einfache Beschreibung), sondern obendrein in einer Sprache, und überhaupt in einem Vortrage, den durchaus eine gewisse Laune belebte, die mit der des Künstlers so viel Aehnlichkeit hätte als möglich, und immer mit ihr gleichen Gang hielte. Was der Künstler da gezeichnet hat, müßte nun auch so gesagt werden, wie er es vielleicht würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat. Mitunter könnte auch den Hieben, die er dem Laster und den Torheiten seines Vaterlandes damals so reichlich mitteilte, durch eine kleine Wendung eine Richtung gegeben werden, daß etwas davon auch auf neuere Köpfe fiele, nur versteht sich: nicht auf Individuen, sondern immer auf Klassen. Gepredigt dürfte schlechterdings auf diesem Wege nicht werden . . ." Lichtenbergs Kommentar ist sachlich ebenso interessant und witzig als fesselnd in der Form; in seiner Sprache Hogarth zu lesen, bringt einen feinen Genuß.

Freilich, wir sind nicht mehr so anspruchsvoll, alle die kleinen, zeitlich bedingten Andeutungen zu erfahren, auch gar nicht mehr in der Lage, sie alle zu verstehen. Und doch bleiben wir von Hogarths Werk und seiner Frische gefesselt. Das zeigt, daß es immanente Werte hat, die formaler Natur sind.

Es war deshalb ganz natürlich, daß ein Buch geschrieben wurde, in dem die formalen Gestaltungsprinzipien, das bildnerisch Neue und Starke an Hogarths Werk in den Vordergrund kamen: von Julius Meier-Gräfe, als zweiter Band der „Klassischen Illustratoren", die R. Piper in München in vollendeter Ausstattung herausgibt (5 Mk.). Um den Verfasser des Buches hat man sich in den letzten Jahren genugsam gerauft, und die Geister trennten sich: sind Sie für oder gegen Meier-Gräfe? Ich gestehe, daß ich sehr viel Sympathie und Hochachtung habe für seine Art, Kunst zu sehen und ihr Wesen darzustellen. Sein Doktrinarismus ist zum Teil Notwehr. Die Bewunderung, die ich für ihn habe, auch bei sachlicher Gegnerschaft, wird nur gestört durch die unerträglichen Geschmacklosigkeiten, die er sich bisweilen gestattet. Diese Arbeit über Hogarth ist eine besonnenes Buch. Sie hat ein paar feine kunsthistorische Bemerkungen, so die Parallele zu dem Franzosen Chardin, und bemüht sich dann, Hogarths Charakter als Maler und Rhythmiker der Fläche aufzuweisen. Die Abbildungen gehen im Unterschied zu dem, was man sonst meist sieht, nicht auf Stiche, sondern auf die Malereien selber zurück. Das ist sehr lehrreich. Denn man bekommt ein deutliches Bild von Hogarths Art, zwischen Hell und Dunkel die Formen zu modellieren und das Licht zu gebrauchen. Vor allem aber zeigt Meier-Gräfe auch den Porträtisten Hogarth. Das Bildnis der Schwester und das „shrimp girl" sind geradezu fabelhaft in ihrer unmittelbaren Frische und freien Natürlichkeit. Freilich, die Abbildung ist ein dürftiger Ersatz, wenn man Meier-Gräfes Preis der Malerei liest. Aber man spürt auch so die Weichheit und den Glanz der Farbe.

Das schöne Buch ist aber doch nicht mehr als eine gute und wohltätige Ergänzung; es fehlt ihm die Fülle eines lebendigen Hintergrundes von Zeit und Persönlichkeit. Das Kommentar Lichtenbergs ist geistreich und amüsant, aber der Göttinger Philosoph steht Hogarth zeitlich zu nahe, um unsere Wünsche voll befriedigen zu können. Wir wünschen Hogarths Auseinandersetzung mit Zeit und Gesellschaft gründlich zu erleben. Meier-Gräfe sucht den Titel „Illustrator" für Hogarth an irgend einer Stelle zu rechtfertigen. Gewiß, aber die „Illustration" ergibt sich eben erst auf dem Boden eines sozusagen bürgerlichen oder rein-menschlichen Verhältnisses zur Gesellschaft, verneinend oder bejahend. Die Kunst und ihre Mittel sind nur dessen Ausdruckswerkzeuge. Man lernt bei Meier-Gräfe und ist ihm dankbar, daß er einen besonderen Weg wies; aber über eine gewisse kühle Leere kommt man dabei nicht hinweg.

Theodor Heuß.

Dalmatinische Armut

Jüngst fuhr ich dem Frühling entgegen. Ich suchte ihn in Bozen und Trient und fand ihn nicht. Der Himmel warf mir ein Fuder Schneeflocken ins Gesicht und Frau Sonne wagte es, dazu zu lachen. Ich suchte ihn in Mailand und in Triest und fand ihn wieder nicht. Ein frecher Wind pfiff mir um die Ohren, und schwere Wolkenmassen ballten sich am Himmel. Die Hoteliers der Winterkurorte, in denen sich ein internationales Genießerpublikum einen Vorschuß auf den Frühling geben läßt, hatten böse Tage. Die Abnormität des vergangenen Winters erstreckte sich auch auf den Süden Europas, und noch im Beginn des März konnte man im südlichen Dalmatien, einem auf gleicher Höhe wie Rom gelegenen Landstrich, einen Schneesturm erleben, wie ihn die Alpen nicht stärker zu erfahren pflegen und der von Dalmatinern und Montenegrinern als ein richtiges Naturwunder angestaunt und auf offener Straße tagelang diskutiert wurde.

Im allgemeinen braucht sich der Südländer gegen die Unbilden der Witterung nicht so ängstlich zu schützen, wie etwa der Deutsche, der nicht ohne Regenschirm auszugehen pflegt, sobald sich der Himmel umwölkt. Vor allem ist er ja nicht die Kältegrade gewöhnt, denen wir diesseits der Alpen ausgesetzt sind. Ein Teil des häuslichen Lebens und der Gewerktätigkeit spielt sich im Süden im Freien ab. Schon aus Witterungsgründen wäre das in Deutschland unmöglich, ganz abgesehen von dem Trieb des Deutschen, besonders des Norddeutschen, sich zu isolieren. Die Klage der Riviera-Kurgäste über schlechte Oefen ist bekannt. In Dalmatien ist es nicht anders. Man ist auf richtige Kälte durchweg nicht vorbereitet. Wer im Winter nach dem Süden reist, tut darum klug, seinen Pelz oder seinen Winterpaletot mitzunehmen.

Der Dalmatiner läßt alle Unbilden der Witterung über sich ergehen. Er hat nicht die Mittel, sich ihrer zu erwehren. Man braucht das dalmatinische oder montenegrinische Volk nur wenig studiert haben, um zu begreifen, was es heißt: arm sein. Die Begriffe von Armut, die wir uns an deutschen Beispielen zu bilden pflegen, reichen hier bei weitem nicht aus, und ein Mensch, den wir daheim als arm bezeichnen würden, könnte dort nach landläufigen Begriffen nicht ebenso eingeschätzt werden.

Schon in der Kleidung zeigt sich die Armut des Dalmatiners. Wer da meint, eine Hose oder ein Rock könne nur zehnmal geflickt, gestopft oder mit Verstatzstücken versehen werden, oder ein Hemd könne man nur sechs oder acht Jahre tragen, der irrt. Man kann eine Hose auch dreißig und vierzigmal flicken, man kann sie so flicken, daß vom ursprünglichen Stoff so gut wie nichts mehr übrig

bleibt. Ich habe mich in Dalmatien davon überzeugt, daß man es kann. Und es macht auch weiter nichts aus, ob auf eine ehemals braune oder blaue Hose ein gelbes Versatzstück und neben dieses ein rotes kommt. Man nimmt die Lappen her, wo man sie findet. Wenn man sie nur findet. Die Armut dieser Leute ist so grenzenlos, daß sie nicht immer in der Lage sind, sich ein Stück Tuch oder eine Rolle Garn zu kaufen. Man denke sich unsere Mehlsäcke mit einer Kapuze versehen, die man über den Kopf stülpen kann, und man hat den landesüblichen Mantel des Dalmatiners. Solch ein Mantel aus gröbstem Sackleinen hält ein Jahrzehnt und länger. Er trotzt jeder Witterung und dient zum täglichen Gebrauch im Winter. Karl Moors Räuberbande auf unseren Bühnen ist besser kanipiert als der Durchschnitt der Dalmatiner.

Daß die Kleidung dieser Gestalten, die mit ihren buschigen Augenbrauen und ihren herben und derben Zügen so finster ausschauen, sehr sauber wäre, kann man nicht gerade behaupten. Gleichwohl ist es nicht dieselbe Verwahrlosung wie beim Süditaliener. Der Unterschied ist ebenso groß in bezug auf das Aussehen des einzelnen und der Städte und Dörfer wie in bezug auf die Arbeitsamkeit. Auch der dalmatinische Boden gewährt einen traurigen Anblick, aber es ist nicht Mangel an Fleiß, daß in Dalmatien landwirtschaftlich so wenig zuwege gebracht wird, die Natur selbst zeigt sich trotzig und unbezwinglich. Der Italiener, wenigstens der Süditaliener, will nicht arbeiten, der Dalmatiner findet keine Möglichkeiten dazu. Wenn man beobachtet, wie in Dalmatien jedes Fleckchen irgend fruchtbaren Bodens ausgenutzt ist und sorgsam bestellt wird, dann nimmt man die Einwohner gern in Schutz gegen die törichte Behauptung, sie lungerten zu viel in der Sonne herum. Der Boden Dalmatiens ist so schlecht, daß er einfach nicht kultivierbar erscheint. Zu der kostspieligen Beschaffung moderner technischer Hilfsgeräte fehlt es an Geld. Aber selbst wenn man mit allem Raffinement der Ackerbautechnik zu Werke ginge, so bleibt die Tatsache bestehen, daß man auf Felsen kein Getreide ziehen kann. Wenn man mit der Eisenbahn durch Dalmatien fährt, so ruht der Blick immer auf Felsen und Steinen. Vom Küstenland oberhalb Triests bis tief hinab nach Cattaro bleibt dieser Charakter derselbe, so sehr sich auch die Höhenverhältnisse ändern.

Die Bewohner eines Landes, die daran verzweifeln, sich ernähren zu können, wandern aus. Der Menschenabfluß aus Dalmatien ist trotz aller Versuche der österreichischen Regierung, ihn einzudämmen, sehr stark. Fast auf jedem Eildampfer sieht man Auswanderer. Wenn der „Graf Wurmbrand" in Cattaro oder Ragusa ausläuft, so sind stets Hunderte von Menschen auf Deck zusammengepfercht, die ihr Glück in Amerika versuchen wollen. Die Stimmung und der Rapport vom Schiff zu den am Lande Winkenden hinüber ist ein gekünstelt fröhlicher. Da werden Orangen geworfen, die Männer küssen sich, sie weinen auch, und manche Lippen stammeln Gebete. Man sieht herzzerreißende Szenen. Jeder weiß ja, aus welchen Gründen der andere das Land verläßt, warum er diesen herben Schmerz der Trennung seinen Eltern oder seiner Verlobten nicht ersparen kann, und jeder weiß auch, einer wie entbehrungsreichen Zukunft all diese jungen und alten Leute entgegen gehen. Mancher von ihnen kehrt nie zurück.

Die Auswanderer sind mit einem Minimum von Reiseausrüstung versehen, nicht jeder hat einen Mantel, nicht jeder einen Koffer. Und wenn er einen hat, so ist er winzig klein, so daß er kaum den Bedarf für vier Wochen faßt. Aber eine große Flasche Dalmatinerwein und einen großen Beutel voll Zigarettentabak haben alle. Wie genügsam und bescheiden diese Menschen sind, konnte ich beobachten, als ich einem von ihnen auf Deck eine Zigarre anbot. Des Dankes war kein Ende, und als ich nach wenigen Minuten zurückkam, da rauchte bereits der Dritte in der Runde an dieser kostbaren Zigarre, die von Hand zu Hand ging und aus der jeder nur ein paar Züge tat. Aber so arm der Dalmatiner ist und sich fühlt, er bettelt n i e (im Gegensatz zum Italiener). Ich bin in ganz Dalmatien nicht ein einziges Mal angebettelt worden. Im Gegenteil: von dem Wenigen, das er hat, gibt er aus Herzensgüte und überkommener echter Höflichkeit gern ab. Auch der Dalmatiner, dem ich jene Zigarre gab, ließ sich nicht beschenken ohne sich zu revanchieren und bot mir sofort seinen Zigarettentabak an.

Da der Dalmatiner ungemein genügsam ist und es im Ausland zu bleiben pflegt, da er weder spielt noch trinkt, aber ans Sparen von Haus aus gewöhnt ist, so bringt er es in Amerika sehr oft zu etwas Rechtem. Fast alle Söhne, die hinausgehen, unterstützen ihre Familie durch kleine Geldsendungen von drüben. Ja, ich kenne Beispiele, daß dem heimischen Pfarrer wiederholt Beiträge zugingen für ein zu malendes Kirchenfenster oder dergleichen. Der echte, stille Patriotismus dieser Menschen ist ganz bedeutend entwickelt. Diejenigen, denen es drüben gut gegangen ist, kehren nach Jahr und Tag gern in die Heimat zurück. Sie siedeln sich dann wieder in der Nähe ihres Geburtsortes an. So findet man in der heutigen Bucht von Gravosa eine ganze Anzahl hübscher, einfacher Villen, die solchen „Amerikanern" gehören. Aber es ist kein Protzenbauerntum, das sich dort breit macht. Im Gegenteil. Es wurde mir gesagt und durchweg bestätigt, daß alle diese wohlhabend gewordenen Dalmatiner den Gemeinden und, was noch viel mehr sagen will, der Kirche beachtenswerte Zuwendungen machen.

Aber die wohlhabenden Dalmatiner machen eine Handvoll aus gegenüber der großen Zahl der Darbenden. Die österreichische Regierung tut wenig für das Land. Das heißt: sie tut schon etwas, aber nicht zugunsten der Dalmatiner selbst. Sie steckt Jahr für Jahr schweres Geld in den Ausbau der Landesverteidigung, sie verstärkt immer von neuem die militärischen Besatzungen, die dem Dalmatiner ein Dorn im Auge sind, aber sie kümmert sich herzlich wenig um diese halbe Million Menschen, von der Jahr für Jahr ein Teilchen abbröckelt. Und der Dalmatiner findet aus sich heraus nicht die Kraft, sein Lebensniveau zu heben. In der Technik ist er weit zurück, da ihn niemand angelernt hat und das Land nach wie vor abgeschlossen liegt von der großen Heeresstraße, und Ackerbau und Viehzucht verlohnen kaum die aufgewandte Arbeit. Einzig mit Wein ist Dalmatien reich gesegnet. Mit einem köstlichen, noch viel zu wenig geschätzten Wein. Das ist das einzige, was sich dem Steinboden des Landes abtrotzen läßt. In jeder andern Beziehung sind die Aussichten Dalmatiens trübe und hoffnungslos. Und wenn dem Kaiser von Oesterreich einmal einfallen sollte zu sagen: „Ich dulde keine Schwarzseher in meinem Reiche," so würde jeder Fremde aus jedem Steinfelde lesen können die stete, unbarmherzige Mahnung des starren Bodens: Ich dulde keinen Optimismus!

Paul Zschorlich.

Schmitthenners Predigtbuch

Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.
Herr, bist Du's?

Es wurde in der allgemeinen Charakterisierung der Schmitthennerschen Kunst neben den Novellen auf seine Predigten hingewiesen. Seine Predigten sind Dichtungen. Ich glaube, diese sieben Predigten wirken viel mehr, wenn sie gelesen werden, als wenn man sie von der Kanzel hört. Dichtungen sind diese Predigten. Das zeigt sich einmal in der künstlerischen Gestaltung des gegebenen Predigttextes, das zeigt sich in der durchaus originellen freien Art des Dichters, die Einkleidung für den Text zu erfinden. Die meisten Predigten sind kleine Geschichten aus dem Leben oder freie Phantasiestücke.

Es ist schwer zu entscheiden, wo der Dichter größer ist. Wenn wir so eine kleine Geschichte lesen, etwa die vom armen Weibe am Gotteskasten, wie ist da das Leben und der menschliche Charakter beobachtet. Oder wenn die mächtigen Klänge seiner Osterpredigt über unsere Seelen dahinfluten, wie werden wir da im Innersten ergriffen. Das alles macht seine Kunst! Sie ist so einfach, so gradios, so bescheiden, so mächtig. Nichts von Theologie, aber auch gar nichts. Der religiöse Gedanke tritt in zurückhaltender Feinheit hervor. Oft ist er mit der Geschichte aufs innigste verknüpft. Die Geschichte erbaut, weil sie an sich religiös ist. Und w i e erzählt Schmitthenner! Welche Unmittelbarkeit, Plastik, dramatische Belebtheit. Er erfindet und gestaltet, zunächst rein als Künstler, aber es wird unbewußt schon religiöses Empfinden ausgesprochen, bis dann die religiöse Grundstimmung mit ein paar Worten durchbricht, das ganze Bild überfließt. Hier wirkt das Religiöse so lebendig, weil es am Menschenleben selbst

gezeigt wird. Hier wird nicht über Religion gesprochen, hier offenbart sich tiefste religiöse Kraft in unmittelbarer Frische.

Wo findet sich das Gleichnis Jesu vom Weizen und Unkraut ähnlich ausgelegt wie bei Schmitthenner? Es waren einmal zwei Brautleute, so beginnt er, die hatten sich lieb und waren fromm und freuten sich auf ihren Hochzeitstag. Am letzten Sonntag, den sie ledigerweise erleben sollten, gehen sie zusammen in die Kirche. Der hier verlesene Text wird nun an dem Leben ihres Kindes, das ihnen Gott nach Jahr und Tag ihrer Hochzeit schenkt, ausgelegt. Wie lebendig wird jeder Gedanke des Textes an diesem Menschenleben erklärt, wie gewaltig wird ein Menschenschicksal von Gottes unerforschlicher Hand geleitet und wie tief müssen die gebeugten Eltern erkennen, daß es gut so war . . . Eines Abends, als die Eltern ihrem Liebling ein Bilderbuch kleben, holt die Mutter die Bibel und liest den Anfang des Textes. Als das Kind heran wächst, zeigt es einen bösen Charakter. Schwer wird es gezüchtigt: lieber einen toten Sohn als einen ungeratenen! Der Knabe wird ein Jüngling, zwar kein Taugenichts, aber auch kein Tugendspiegel. Da kommt ein schwarzer Tag, wo man ihn blutend ins Haus trägt. Unglücklich vom Wagen gestürzt, muß er lange schwer leiden, bis ihn der Tod erlöst. Und am Totenbett ihres einzigen Kindes lesen die Eltern den Schluß seines Lebenstextes . . .

Hier und in der Osterpredigt kam mir so recht zum Bewußtsein, was es heißt, wenn ein Dichter „schafft". Die ungeschriebenen Gesetze der Dichtkunst lassen sich hier aufzeigen. Der einfache Text läßt der Phantasie des Dichters weiten Raum. Man denkt an „Faust", wenn uns der Dichter seine majestätische Himmelsszene vor Augen führt. Gott der Herr versammelt seine Helden und segnet sie. Die den Menschen verderblichen Mächte, die kaltmachende Zeit, das schweigende Elend, die dumpfe Verzweiflung, den Allherrscher Tod segnet er zwiefach! . . . Und dann gedenkt Gott der Herr des allerersten Morgens, da er sprach: Es werde Licht! Und er greift mit seinem schaffenden Wort in den tiefsten Grund seines Lebens und er bildet eine Gestalt: so hoch, so schön, so strahlend, daß seine Brust sich freut und seine Heerscharen jauchzen. Und er drückt das neue Geschöpf an sein Herz und segnet es. Da sieht das lichte Gotteskind seinen Vater an und spricht: Herr, gib mir einen Namen! Der Ewige segnet abermals und antwortet: du sollst Osterglaube heißen. Und zum drittenmal segnet er und schickt das Gotteskind in die Welt, den Menschen zu helfen gegen die feindlichen Lebensgewalten . . . Und vom Himmel reißt uns der Dichter durch die Menschheitsgeschichte, das Menschenleben. In vier packenden Bildern schauen wir die segenbringende Tätigkeit des Osterglaubens, seiner Triumph über Zeit und Elend, Verzweiflung und Tod. Abschnitte aus der Geschichte sind mit sicherer Meisterhand herausgegriffen. Und der feine Gedanke, wie der Osterglaube zu den Menschen kommt, als Wind, als Tau, wie Adlersfittiche, wie Lerchenwirbel! . . . Der verlassenen Jüngerschar in Jerusalem nimmt er die Todesfurcht, wie ein Frühlingssturm kommt er über sie. Jahrhunderte später. Aus dem Gestern macht er das feurig-lebendige Heute, wie ein Tau fällt er vom Himmel über Nacht, als im Mittelalter das Osterfest nur noch der astronomischen Kunst dient. Jahrhunderte später. Ein hohes gotisches Zimmer, ein verzweifelnder Mensch, ja Du bist's, Faust! Und wie Adlersfittiche rauscht es, „das starre Herz wird weich, die Träne rinnt, die Erde hat mich wieder!" Jahrhunderte später. Der Mann dort in enger Zelle, in grauem, schreckliche[m] Gewand, was wird sein Aug' so licht! Sein Herz so froh! Der Osterglaube hat sich ihm wie Lerchenwirbel in die Seele gesungen . . . So war der Osterglaube der Held, der geholfen hat. Wenn dann am Schluß der Prediger ganz kurz auch für sich und seine Gemeinde um diesen Osterglauben bittet, so ist das, rein künstlerisch betrachtet, vielleicht nicht gut. Aber die Art und Weise der Anknüpfung, bei der der Dichter seine Gemeinde in den ganzen Zusammenhang hineinstellt, läßt es kaum als Fehler empfinden.

Schmitthenner zeigt uns, wie es ist, wenn ein Dichter predigt. Wie gut läßt sich hier beobachten, wie Poesie und Religion im Innersten verwandt sind. Und darin liegt der Wert dieser Predigten: das alte biblische Gold wird hier nicht umgeprägt, sondern durch dichterische Kunst neu lebendig gemacht.

An einer kleinen Geschichte aus dem Leben erklärt uns der Dichter die alte Bibel. Und diese tief künstlerische Auffassung ist in einer Zeit, wo so viele Hände sich mühen, das alte Evangelium in moderne Form umzugestalten, nicht hoch genug einzuschätzen. Im künstlerischen Gewande erwirbt sich religiöser Wille auch bei denen, ohne daß sie es selber wissen, Lebenskraft, die sich eines direkten Verhältnisses zur Religion entschlagen haben.

Hermann Schnellbach.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

Naïs und Frédéric genossen noch tausend kleine Freuden. Nach dem Diner, wenn der Abend frisch war, wollte Madame Rostand oft einen Spaziergang machen. Sie nahm dann den Arm ihres Sohnes und ging nach L'Estaque hinab, Naïs mußte ihr vorsichtshalber den Schal nachtragen. So erwarteten sie zu dreien die Heimkehr der Sardinenfischer. Auf dem Meere sah man die Laternen tanzen, und bald unterschied man auch die schwarzen Massen der Barken, die unter gedämpften Ruderschlägen ans Ufer kamen. An den großen Fangtagen hörte man auch fröhliche Stimmen, da die Frauen mit ihren Körben herbeieilten: und die drei Männer, die jede Barke besetzten, machten sich daran, ihr Netz zu entleeren, das sie unter den Bänken aufgehäuft hatten. Es war wie ein breites dunkles Band, über und über mit Silberflitter besetzt; die Sardinen hingen mit den Kiemen in den Fäden der Maschen, sie zappelten noch und warfen metallische Lichter; dann fielen sie bei dem bleichen Scheine der Laternen gleich wie ein Regen von Dukaten in die Körbe. Oft blieb Madame Rostand, von dem Schauspiele gefesselt, vor einer Barke stehen; sie hatte den Arm ihres Sohnes losgelassen und plauderte mit den Fischern, während Frédéric bei Naïs stand, außerhalb des Lichtkreises der Laterne, und ihr die Hände drückte, daß sie hätte aufschreien mögen.

Père Micoulin unterdessen bewahrte seine Ruhe eines erfahrenen und eigensinnigen Tieres. Er ging aufs Meer kam nach Hause, um ein paar Spatenstiche zu tun, alles in seiner gewohnten verschlossenen Art. Aber seine kleinen grauen Augen hatten seit einiger Zeit etwas Unruhiges. Er warf auf Naïs scheele Blicke, ohne etwas zu sagen. Sie schien ihm verändert, er witterte in ihr etwas, über das er sich nicht recht klar werden konnte. Eines Tages wagte sie, ihm die Stirne zu bieten. Micoulin gab ihr einen solchen Schlag ins Gesicht, daß er ihr die Lippe spaltete.

Als Frédéric abends unter einem Kusse spürte, daß Naïs Mund angeschwollen war, fragte er sie erregt darüber.

„Nichts weiter," sagte sie, „mein Vater hat mir eine Maulschelle gegeben."

Ihre Stimme hatte sich ganz verdüstert. Als der junge Mann sich entrüstete und erklärte, sich da ins Mittel legen zu wollen, wehrte sie ab:

„Nein, laß das; das ist meine Sache . . . Ha! das wird schon aufhören!"

Sie sprach ihm gegenüber nie von den Schlägen, die sie erhielt. Aber an den Tagen, an denen sie von ihrem Vater mißhandelt worden war, hing sie sich nur mit noch mehr Leidenschaft an den Hals des Geliebten, als wollte sie so an dem Alten sich rächen.

Seit drei Wochen schon ging Naïs fast jede Nacht aus. Anfänglich hatte sie große Vorsicht gebraucht, dann aber war sie kaltblütig verwegen geworden und wagte alles. Als sie merkte, daß ihr Vater etwas ahne, wurde sie wieder vorsichtiger. Sie versäumte zwei Zusammenkünfte. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, daß Micoulin des Nachts nicht mehr schlief, daß er oft aufstand und von Zimmer zu Zimmer ging. Aber vor Frédérics flehenden Blicken vergaß Naïs am dritten Tage alle Klugheit. Sie schlich gegen elf Uhr hinab, indem sie sich versprach, nicht länger als eine Stunde auszubleiben; und sie hoffte, ihr Vater würde sie in seinem ersten Schlafe nicht hören.

Frédéric erwartete sie unter den Oliven. Ohne von ihren Befürchtungen zu sprechen, weigerte sie sich, weiter zu gehen. Sie fühle sich zu müde, sagte sie; was ja auch Wahrheit war, da sie nicht, wie er, bei Tage schlafen konnte. Sie lagerten sich an ihrem gewohnten Platz über dem Meer, im Angesicht das leuchtende Marseille. Der Leuchtturm von Planier strahlte. Unter seiner Betrachtung schlief Naïs auf Frédérics Schulter ein. Da rührte er sich nicht mehr; und allmählich gab auch er sich der Müdigkeit hin, die Augen fielen ihm zu. In inniger Umarmung vermählte sich ihr Atem.

Kein Laut; man hörte nur das Zirpen der Heimchen. Das Meer lag schlafend wie die Liebenden. Da löste sich eine schwarze Gestalt aus dem Dunkel und kam näher. Es war Micoulin, der vom Knarren eines Fensters erwacht war und Naïs nicht in ihrem Zimmer gefunden hatte. Im Gehen hatte er ein Handbeil mitgenommen, für alle Fälle. Als er unter dem Olivenbaum eine dunkle Masse bemerkte, faßte er den Stil fester. Aber die Kinder bewegten sich nicht; er konnte bis an sie herantreten, sich niederbeugen und ihr Gesicht betrachten. Ein leiser Schrei entfuhr ihm da: er hatte den jungen Herrn erkannt. Nein, nein, so konnte er ihn nicht töten: das Blut, das verräterisch am Boden schwämme, käme ihm teuer zu stehen. Er raffte sich auf; zwei Falten wilder Entschlossenheit durchschnitten sein kupferbraunes, von verhaltener Wut verzerrtes Gesicht. Ein Bauer mordet seinen Herrn nicht offen, denn der Herr ist selbst unterm Boden noch immer der Stärkere. Und Père Micoulin schüttelte den Kopf und schlich davon, ließ die beiden Liebenden schlafen.

Als Naïs ein wenig vor Tag nach Hause kam, sehr in Unruhe wegen ihres langen Ausbleibens, fand sie ihr Fenster so, wie sie es gelassen hatte. Beim Essen sah ihr Micoulin in aller Ruhe zu, wie sie ihr Stück Brot aß. Sie beruhigte sich wieder; ihr Vater konnte nichts wissen.

IV.

„Monsieur Frédéric, gehen Sie denn nicht mehr mit aufs Meer?" fragte Père Micoulin eines Abends.

Madame Rostand saß auf der Veranda im Schatten der Tannen und stickte an einem Taschentuche, während ihr Sohn, neben ihr ausgestreckt, sich damit vergnügte, Kieselsteine zu werfen.

„Meiner Treue, nein!" antwortete der junge Mann. „Ich werde faul."

„Da haben Sie unrecht," erwiderte der Alte. „Gestern waren die Körbe ganz voll von Fischen. Man fängt augenblicklich, was man nur will . . . . Das würde Ihnen Spaß machen. Begleiten Sie mich morgen früh."

Er erschien so gutmütig, daß Frédéric, der an Naïs dachte und ihn nicht ärgern wollte, schließlich sagte:

„Mein Gott! ich möchte schon . . . . Nur müßte man mich wecken. Ich schlafe nämlich um fünf Uhr noch wie ein Klotz."

Madame Rostand hatte zu sticken aufgehört, sie war in leiser Unruhe.

„Vor allem, seid ja recht vorsichtig," sagte sie. „Ich zittere stets, wenn ihr auf dem Wasser seid."

Am andern Morgen konnte Micoulin lange „Monsieur Frédéric rufen: das Fenster des jungen Mannes blieb geschlossen. Da sagte er zu seiner Tochter mit einem Tone, dessen wilden Spott sie nicht bemerkte:

„Geh Du hinauf . . . Vielleicht hört er Dich."

So war es also Naïs, die Frédéric diesen Morgen weckte. Noch ganz schlaftrunken zog er sie an sein heißes Bett; aber sie erwiderte seinen Kuß nur flüchtig und enteilte. Zehn Minuten später erschien Frédéric in einem grauen Leinenanzuge. Père Micoulin saß geduldig wartend auf der Brüstung der Terrasse.

„Es ist schon frisch, Sie sollten ein Seidentuch mitnehmen", sagte er.

Naïs ging abermals hinauf, um das Tuch zu holen. Dann stiegen die beiden Männer die steile Treppe hinab, die zum Meere führte, während ihnen das Mädchen mit den Augen folgte. Drunten hob Père Micoulin den Kopf, er sah Naïs an, und zwei große Falten erschienen um seine Mundwinkel.

Seit fünf Tagen blies der schreckliche Nordwest, der Mistral. Am Tage zuvor hatte er sich gegen Abend gelegt. Aber mit Sonnenaufgang hatte er sich wieder erhoben, zunächst nur schwach. Das Meer ging in dieser Morgenstunde, von den jähen Windstößen gepeitscht, hohl und schillerte in dunkelm Blau; und, von den ersten Strahlen schräge beleuchtet, rollte es auf jedem Wellenkamme kleine Flammen. Der Himmel war beinahe weiß, von einer kristallinischen Klarheit. Marseille im Hintergrunde war so klar, daß man die Fenster der Häuser zählen konnte; die Felsen des Golfes leuchteten in rosigen Farben von äußerster Feinheit.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Eine Reise nach Rom. Als im Jahre 1901 die überaus bedeutsame, erste Darmstädter Ausstellung war, das „Dokument deutscher Kunst", erschien neben dem jungen, kräftigen Patriz Huber, dessen blühendes Leben im folgenden Jahre sich schloß, der zweiundzwanzigjährige Paul Bürck als eine neue Verheißung in der bewegten Arena kampffroher Kunstkräfte. Bürck, ein Straßburger, hatte die Münchener Kunstgewerbeschule hinter sich. Man sah von ihm große, schöne Zeichnungen mit der Feder, die sich an manchen englischen Mustern gebildet haben mochten, nun aber ganz frei geworden waren und ein lebhaftes und edles Streben nach kräftiger Linie und schöner Verteilung der Flächen ausdrückten. Die Blätter hafteten sich dem Gedächtnis fest durch eine Fülle verwandter, leicht unterschiedener Formen. Eine eigene, feste Handschrift war drin. Später ging Bürck m. W. nach Magdeburg, an die dortige Kunstgewerbeschule als Lehrer, und dann, im Herbst 1905, schnürte er sein Bündel und zog nach Rom. Vor 60 und 80 Jahren war dies das Ziel aller deutschen Maler gewesen. In Italien wurde die Landschaft früher entdeckt von den Deutschen als in ihrer Heimat. Erst mußten die Ruinen der Campagna, die Veduten vom Albanersee und von Tivoli gemalt, gezeichnet, gestochen sein, bevor man sah, daß deutsche Flüsse, Berge und Wälder auch Schönheiten zeigen. Wie dies bei einem einzelnen sich zutrug, soll man in den schönen und rührenden Aufschreibungen des alten Ludwig Richter nachlesen. Mit einer ähnlichen romantischen Empfindung, soweit das heute noch möglich ist, zog Bürck über Genua zu der ewigen Stadt. Dort suchte er mit treuem Fleiße berühmte Stätten, malerische Ruinen, reizvolle Durchblicke, schwermütige Landschaften auf, um daran seine Feder zu versuchen und zu üben. So entstanden eine ganze Reihe von Skizzen. Fünfzig davon hat er nun zu einem schönen Bande vereinigt, der bei G. Grote in Berlin mit guten Wiedergaben erschienen ist. Es ist schwer, aus dem leichten, spitzen Strich, der bald einzeln, bald verbunden gezogen wurde, die frühere Hand Bürcks wieder zu erkennen. Beidemal Federzeichnungen, aber damals mochte man an das kräftige und primitive Schwarz-weiß alter Holzschnitte denken, jetzt ist es bisweilen, als ob die Blätter nicht mit der Feder auf Papier, sondern mit der Nadel auf die Kupferplatte gezeichnet seien. Bei einigen größeren Landschaften, Fernsichten, wird dieser Eindruck der Radierung besonders lebhaft. Diese Entwicklung umschließt eine Selbstbefreiung von der gewissen kunstgewerblichen Enge bewußter Zweckformen, auch im Zierat, zum ganz persönlichen, malerischen Erfassen und Nachdichten der Natur. Das technische Können Bürcks wächst mit seiner Arbeit, und zugleich mäßigt es sich von Experimenten zu sicheren und geschlossenen Leistungen. Nicht, als ob man jede Seite gut finden müßte. In dem Streben, das Licht der Sonne und ihren Glanz und die Weichheit der Luft den Bildern einzufangen, kommt der Künstler bisweilen zu einer Weichheit, die das stoffliche Gefühl, der Sinn für die Art und Härte des Materials, nicht recht erträgt. Aber dem stehen sehr beträchtliche Gegenwerte als Ausgleich gegenüber. Besonders lobenswert erscheinen mir wieder gerade solche Blätter, in denen das Lichtproblem alles ist. Und zwar das Lichtproblem vor der weiten Landschaft mit bewegten Flächen. Hier muß die Feder fest bleiben, um nicht kleinlich zu werden. Ich denke dabei an die beiden schönen Stücke Tivoli und Albanersee. — Die Wiedergabe der Zeichnungen ist durchaus vortrefflich. O.

Architekturspaziergänge. Der Spaziergänger, der die schnell emporwachsenden westlichen Teile Berlins und der mehr und mehr mit ihm verschmelzenden Vororte durchwandert, um dort nach künstlerischen Erscheinungen moderner Architektur zu suchen, wird wenig Befriedigung finden. Die stuckbekleisterten Miethausfassaden, die sich gegenseitig an protzenhaftem Aufwand zu überbieten suchen, beleidigen das empfindsame Auge und die öffentlichen Gebäude fallen in dieser Hinsicht keineswegs aus der Rolle. Hier und da wird man durch den Anblick eines kleinen Privathauses angenehm überrascht, das durch seine Einfachheit scharf gegen die Umgebung absticht. Erstaunt fragt sich der selbständig denkende Betrachter, warum wohl diese Kunst, durch einfache Mittel Wirkungen zu erzielen, so selten geübt, ja so wenig allgemein gekannt wird. Um so mehr, wenn er bemerkt, wie sehr der Architekt, der sie geschickt zu nutzen versteht, des künstlerischen Eindruckes sicher ist. Bauwerke, deren Schöpfer sich beim Entwurfe von diesem Prinzip der ehrlichen, wahrhaften Konstruktion leiten lassen, erregen stets die Aufmerksamkeit der Passanten. Neuerdings kann man diese Beobachtung wieder bei einem Bau machen, den der Regierungsbaumeister Jessen in der Kyffhäuserstraße (nahe bei der Zwölf-Apostel-Kirche in Schöneberg) errichtet hat. Die dem „Pestalozzi-Fröbelhaus" angegliederte Koch- und Haushaltungsschule erwies sich nach kurzer Zeit zu eng und der Platzmangel machte einen Erweiterungsbau zur Notwendigkeit. Geldmittel waren nicht vorhanden und konnten durch private Schenkungen nur spärlich aufgebracht werden. Der Architekt verstand es geschickt, aus dieser Not eine Tugend zu machen: die alte, mit reichem Aufwand von gotischen Formsteinen und Glanzziegeln er-

richtete Fassade hat schweren Stand, gegen die schlichte glatte Backsteinwand des neuen Hauses aufzukommen. Sie ist sparsam gegliedert, ein paar vorspringende Erker geben das notwendige Relief zur Schattenwirkung. Im übrigen verließ sich der Architekt auf die Leuchtkraft der Farbe, die seinem Material zu eigen ist, ein angenehmes Warmrot, das mit den dekorativen weißen Fugenlinien und dem weißen Anstrich der Fensterrahmen gut zusammengeht. Die häßlichen Segmentbögen, die bisher bei Backsteinbauten die oberen Fensterabschlüsse bildeten, sind ersetzt durch eiserne Träger, die offen und nur leicht durch blaue Oelfarbe gedeckt, ehrlich als Mittel der Konstruktion gezeigt werden. Die unregelmäßige Verteilung der Fenster, die sich aus der Grundrißeinteilung ergab, hat etwas Freundliches, Wohnhausartiges, wodurch auch nach außen hin der kalte und nüchterne Eindruck des „Anstaltscharakters" vermieden wurde. So steht dieses Haus inmitten protzenhafter Nachbarn als gutes Beispiel moderner Bauideen, zu deren Verwirklichung schließlich auch derjenige beiträgt, der sie darin erkannt hat. Denn wenn diese Gedanken erst Gemeingut des konsumierenden Publikums sind, so wird auch der Produzent sich nach ihnen richten müssen. W. C. B.

Allerlei

Der Schuleſel.

Es zog ein Bursch die Straßen entlang und trieb einen Esel vor sich her, der war guter Dinge, und das hatte seinen Grund; denn er war jung und hatte nichts zu tragen.

Da harrte einer am Wege, das war ein federleichter Gesell, der sah den Esel und sprach: „Komm, Eselein, komm und trag' mich eine Weile, wenn's auch nur acht Jahre sind. Ich bin ein federleichter Gesell, ein Sänger bin ich, und mein Gepäck besteht aus lustigen Liedern und schönen Geschichten, und bunte Bilder hab' ich auch. Sag, willst du mich tragen?" Und weil der Esel eben ein Esel war, sagte er ja, und der Sänger hockte auf.

Da ging der Weg durch grüne Auen; Lerchen sangen in der Luft, silberne Bächlein tanzten den Weg entlang, und obgleich der Esel jetzt zu tragen hatte, schritt er dennoch leicht dahin; denn der Takt munterer Lieder beflügelte seinen Fuß. Das dauerte aber nicht lange; da stand abermals einer am Wege, das war ein sehr nützlicher Gesell, der sah auch den Esel und sprach: „Komm, Eselein, komm und trag mich eine Weile, und wenn's auch nur acht Jahre sind. Ich bin ein sehr nützlicher Gesell, ein Kaufmann bin ich. Ich habe gar kein schweres Gepäck, ein Schreibtäfelchen nur und ein paar Blätter, darauf stehen Buchstaben und Zahlen und was sonst noch gut zu wissen ist. Willst du mich tragen?" Und weil der Esel ein Esel war, sagte er Ja, und der Kaufmann hockte auf.

Nun ging der Weg durch eine große Stadt, da gab es vielerlei zu sehen, aber der Esel trug nicht mehr so leicht als vorher. Zuletzt kamen sie an ein Schloß; davor stand ein erhabener Gesell, der sagte: „Komm, Eselein, komm und trag mich eine Weile, und wenn's auch nur acht Jahre sind. Ich bin ein sehr erhabener Gesell, ich bin der König. Doch bin ich leicht zu tragen; was ich in der Tasche habe, das sind nur meine sämtlichen Ahnen und das Bild meines Landes und der anderen Länder, die ich noch erobern werde. Willst du mich tragen?"

Da trat der Bursch dazwischen, der da der Eseltreiber war, und er sprach: „Erlaubt, Herr König —", aber der Esel, weil er ein Esel war, tat seinen Mund auf und sagte Ja, und der König hockte auf. Da ging der Weg weiter durch das Reich des Königs und durch alle Länder der Welt; aber der Esel schleppte sich müde dahin, und hätte er etwas anderes sagen können als Ja, so würde er sicher geseufzt haben. Endlich kamen sie an einer Kirche vorbei, und davor stand ein frommer Gesell, der sagte ganz freundlich: „Komm, Eselein, komm und trage mich eine Weile, und wenn es auch nur acht Jährlein sind. Ich bin ein sehr frommer Gesell, ich bin der Herr Pfarrer, und Gepäck habe ich gar nicht, denn ich trage nur Katechismus und Spruchbuch bei mir, und das habe ich alles im Kopf."

„Halt!" sagte da der Bursch, der den Esel trieb, „das wird aber wirklich zuviel für mein Tier!"

„Du hast überhaupt nicht den Mund zu öffnen", antwortete jener ganz freundlich, und er streckte seine Hand aus und bannte den Burschen, daß er sich nicht regen und rühren konnte. Dann fragte er noch einmal: „Eselein, willst du mich tragen?", und weil der Esel wirklich ein ausgemachter Esel war, so sagte er Ja, und der Herr Pfarrer hockte auf, aber ganz vorn; den Treiber ließ er stehen, wo er stand, und nun leitete er das Grautier selber.

Und siehe, da ging der Weg durch eine Wüste, darin waren keine Oasen, sondern nichts als Sand und schroffe Felsen und höchstens stacheliges Dornengestrüpp. Das gute Eselein schlich nur noch so eben dahin; seine Beine zitterten, und die Zunge hing ihm zum Halse heraus. Da ward der federleichte Gesell voller Mitleid und sprach: „Ich glaube fast, wir werden dem armen Tierlein zu schwer."

Aber der fromme Gesell erwiderte gar freundlich: „Wenn du das meinst, dann steige nur ab, du nimmst überhaupt reichlich viel Platz weg."

Aber ehe der Sänger dazu kam, brach der Esel zusammen und verschied. Da standen nun die vier, die auf ihm gesessen hatten, und sie betrachteten ihn von allen Seiten, aber er jappte nicht einmal mehr und war mausetot. Da sagte der, der den Esel zuletzt bestiegen hatte: „Merkwürdig, das muß von den anderen gekommen sein, denn ich bin doch wirklich federleicht."

Georg Ruseler.

Gedichte.

Wieder neigt der Tag das schwere Haupt.
Scheidend faßt er meine Rechte,
schaut mir tief ins Auge,
nickt und geht. —
Vom Pfluge spanne ich die Pferde.
Dampfend gehn sie
müd vom Tagwerk
lässig übers Feld
mit mir nach Hause.
Lustig spielt der Nord im Busch,
und dürre Halme lispeln leis
zum Feste meiner Seele.
Nach der Heimat träumt sie
in dem fernen Land
und neigt das Ohr
und lauscht und hört:
— schnellsegelnd übers Meer
auf leichtem Boot — die Liebe.

Die Kühe sind getränkt.
Langsam gehn sie auf dem schmalen tiefgetret'nen Pfad
durch den hohen Schnee zum warmen Stall
in langem friedlich feierlichem Zug.
Sacht schließe ich den Gatter,
schwinge mich im Sprung
aufs sattellose glatte Pferd
und folge stumm in langsam müdem Takt.
Die Sonne scheidet!
Wo ihr Zauberhauch die Welt berührt,
atmet sie in seinem Purpurlichte.
Von der Farm her glüh'n die Scheiben rot;
in tausend Farben prangt das weiße Feld,
und auf den Tieren spielt das reine Gold.
Im Westen flammen Wolkenberge hoch
und ziehn ein strahlend Farbenband
ums weite wellenlose Meer des Himmels.
Tief zittert meine Seele.
„Vater!" fleht das wunschentwohnte Herz,
„laß nach des Lebens kaltem Tag
mich groß wie dein Gestirn
in Schönheit sterben!" —

Anders als ich's mir gedacht
hat sich still mein tiefster Wunsch erfüllt.
Not und Kummer gaben mir das Leben
und der Irrtum trug im Sturm mich fort
rasend wild durch lieblos kalte Nächte.
Doch mir ward ein glühend Herz!
Und es wuchs und rang nach Liebe,
und nach Licht und Freiheit sann die Seele.
In der großen Welt wollt' ich sie finden
und auf weitgespannten Schwingen
jubelnd fort von Herz zu Herzen tragen.
Nun liegt die Welt so weit!
Eng ist der Raum, in dem ich schaff' und wirke
und still, unscheinbar klein mein Glück.
Nur meinem Herzen strahlt es groß und reich,
wenn nach schwervollbrachtem Tagwerk
rings das Land erglüht in Licht und Liebe!

Karl Sax.

Büchertisch

Die Technik der Feder, der Weg der Schreiblehrkunst, sachlich begründet und methodisch erläutert von Georg Lang. Mit Abbildungen und 9 Schrifttafeln. Verlag von R. Oldenbourg in München. Preis 4,75 M., gebunden 5,25 M.

„Alle Dinge tragen ihre Gesetze in sich selbst, sie lassen sich also weder Gesetze aufzwingen, die ihrem Wesen fremd sind, noch darf man ihre eigene Gesetzmäßigkeit mißachten; beides ist, wo es

geschieht, Vergewaltigung." An diese Worte, welche, wenn ich nicht irre, von dem trefflichen Bustmann herrühren, wird man erinnert, wenn man den Beweisführungen folgt, die den Kern des vorliegenden Buches bilden. Für sein Fach, den Schreibunterricht, hat es der Verfasser unternommen, die aus dem Wesen der Sache für Betätigung und Lernweg fließenden Grundgesetze aufzufinden und uns klar vor Augen zu stellen. Er tut es mit Energie, mit Geschick und Glück. Der Leser wird inne, welche „Vergewaltigungen" seither den Unterricht in der Schrifterlernung beherrschten, sowie, daß gerade „aufgezwungene Gesetze" und Regeln es waren, welche die Lehrtätigkeit bisher so sehr in Frage gestellt haben. Auf Grund eingehender, völlig neuer Untersuchungen der Wirkungsweise des Schreibwerkzeugs deduziert der Autor in äußerst interessanten Abhandlungen einerseits die Verwerflichkeit seitheriger Lehrmeinungen, andererseits die wahren Grundlagen, auf denen sich Schreiben und Schreibmethodik aufzubauen haben. An Stelle traditioneller Unsicherheiten und Berufungen auf überkommene Formen und Schönheitsbestimmungen, welche jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren, tritt ein überzeugend entwickeltes Prinzip, nämlich das der Federgemäßheit und die Forderung einer aus diesem fließenden Methodisierung der Schriftformen. So haben wir eine durchaus originelle Leistung vor uns, die allem Anschein nach berufen ist, eine Wandlung in der Methodik herbeizuführen und echter Schreiblehrkunst den Weg zu bahnen. Wie die Befreiung von einem Alpdruck, der auf den Bemühungen des Schreiblehrers lastete, wirken die kritischen, nach allen Seiten sich wendenden Ausführungen und die klaren Kennzeichnungen der bisherigen technischen, historischen und methodischen Vorurteile. Dabei springt die Vereinfachung der Schreib- und Lehrregeln als Endergebnis des Obergrundsatzes und aller prüfenden Abwägungen überzeugend in die Augen. Sicher und bewußt tritt der Verfasser in der Vorrede wie in vielen Stellen des Buches dem Alten und Hergebrachten gegenüber auf. Er könnte dies nicht, wenn seine neue Theorie auf schwachen Füßen stünde. Es wird schwer sein, diese zu bemängeln, noch schwerer, sie zu widerlegen, denn er wendet sich bereits selbst mit aller Schärfe gegen mögliche Einwände oder bereits literarisch vertretene Irrlehren, die keine Sachlogik, sondern nur das Recht der Gewohnheit für sich haben. Bei dieser „umstürzenden" Lehre haben wir praktischen Lehrer jedoch keineswegs zu befürchten, daß wir zuviel von unseren seitherigen Kurrentschriften aufzugeben, daß wir sie umzulernen hätten, daß das deutsche Schriftsystem irgendwie in seinem Bestande in Frage käme. Es wird nur endlich einmal systematisch zusammengefaßt und sachlich begründet, was gute Handschriften auch bisher schon vielfach aufwiesen, oder was einsichtsvolle Methodiker gefühlsmäßig mit Erfolg versucht haben. Nur gewissen schädlichen Schulpedanterien wird an die Wurzel gegangen.

Zieht man im weiteren in Betracht, daß in bezug auf ferner liegende Fragen wie Abteilung der Schönheitsgesetze aus den errungenen Einsichten und andere Gesichtspunkte eine lichtvolle, Neues bietende Darstellung erfahren, daß ein Kapitel, eine kritische Revue, über die seitherigen wenigen Pfadfinder trefflich orientiert und das Ganze in einer durchaus klaren, allem hohlen Phrasentum abholden Sprache abgefaßt ist, so wird man es erklärlich finden, daß das Buch hiermit angelegentlich zum Studium und zur Nutzbarmachung in der Schulpraxis empfohlen wird. E. S.

Friedrich Schlegel: Lucinde. 300 S. 4 Mark. — **Schleiermacher:** Vertraute Briefe über Fr. Schlegels Lucinde. 163 S. 3 Mark. E. Diederichs, Jena.

Die Lucinde gehört zu den verfehmten Büchern der deutschen Dichtung und sie wird entsprechend heute noch von der zünftigen Literaturgeschichtsschreiberei behandelt. Als sie 1799 erschien, gab es einen gewissen Skandal; die wohlanständige Gesellschaft empörte sich gegen die Behandlung der Liebe, wie sie von dem etwas verwahrlost genialen Haupt der älteren Romantik porträtiert wurde. Dies rettete den Namen des Buches vor dem Untergang. Seine künstlerischen Qualitäten hätten es schwer vermocht. Friedrich Schlegel, der nicht nur witzig und gebildet war, sondern in seinen „Ideen" wirklich schöpferisch, fehlte die Gestaltungskraft. Er ist Theoretiker und formt Aphorismen. Aber er hat keine Anschauung, und sein „Roman" läuft deshalb auseinander, ohne bestimmte Eindrücke von Menschen zu hinterlassen. Jedoch ermangelt das Buch nicht mancher Schönheit und vieler ansprechender und überraschender Bemerkungen. Uns stofflich zu erregen, haben wir Gott sei dank verlernt. Der Grund wäre auch nicht zureichend. Denn manches in dem Buch gehört um seines Freimuts, seiner ungezwungenen Kraft willen, zum Schönsten, was von Liebe gesagt wurde. Deshalb glaube ich, daß das Büchlein, vom literarischen Interesse abgesehen, manchen eine Freude sein kann. Literarisch ist es wertvoll, da es Friedrichs Verhältnis zu Dorothea Veit als Grund hat, und so in die unmittelbarste Nähe der Lebens- und Gedankenwelt der älteren Romantik leitet. Aber Lucinde zu kennen, lohnt sich am meisten deshalb, weil man dann Schleiermachers „Vertraute Briefe" unbefangen lesen kann. In der großen Aufregung um Lucinde gab der damals noch junge Berliner Prediger, der Frauenliebe und Frauenfreundschaft kannte, ein kleines Büchlein an die Oeffentlichkeit, das in reizvollster Einkleidung die Ideen des Freundes verteidigt, einschränkt, erweitert, mit einer lebhaften und einnehmenden Natürlichkeit der Bewegung. Das, was bei dem schweren und faulen Friedrich Schlegel dunkel, halb, trüb blieb, erscheint hier wieder in der freundlichen Gewandtheit eines liebenswürdigen Kommentators. Freilich, das Buch ist mehr als Kommentar, der Bezug auf Lucinde ist bisweilen nur die literarische Form des selbständigen Vortrags. Zwischendrein findet sich ein kühner und dabei zarter „Versuch über die Schamhaftigkeit". — Die Ausstattung der beiden Bücher ist dem Charakter ihrer Erscheinungszeit angenähert, von einer wohltuenden Einfachheit und Güte des Geschmacks. Allein in ihnen zu lesen, gibt eine fast physische Freudigkeit. H.

Eingegangene Bücher

Die mit einem Stern versehenen Bücher sind bereits zur Besprechung übergeben.

J. v. Brun-Barnow: Selbsterziehung. Perthes, A.-G.,
D. Seeberg: Dänenfahrt. Walther, G. m. b. H., Berlin. M. 5,—
Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus: Der Alkoholismus. Teubner, Leipzig. ℳ 1,25.
Dr. Ida Axelrod: Hermann Sudermann. Cotta, Stuttgart und Berlin. ℳ 1,50.
Viktor Klemperer: Adolf Wilbrandt. Cotta, Stuttgart und Berlin. ℳ 2,50.
Dr. E. Mensch: Deutsche Geschichte. Wunder, Berlin. ℳ 2,— geh., ℳ 2,60 geb.
André Barre. La Menace Allemande. Michaud, Paris. Frcs. 3,50.
*Friedr. Hebbel: Durch Irren zum Glück. Behr, Berlin. ℳ 2,— geh., ℳ 3,— geb.
*Walther Eggert-Windegg: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Strecker & Schröder, Stuttgart. ℳ 4,—.
Küstner: Sozialpädagogik und Neuidealismus. Roßbergsche Buchhandlung, Leipzig. ℳ 3,60 geh., ℳ 4,50 geb.
Martynow: Die Ursachen der russischen Niederlagen. Siegismund, Berlin. ℳ 2,50.
Karl Rumpmann: Die Wertzuwachssteuer. Heft 24 der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft". Laupp, Tübingen. ℳ 3,—.
Dr. Fr. Müller: Ferdinand von Steinbeis. Laupp Tübingen.
Dr. Lasson, D. Lütgert, D. Schäder, D. Bornhäuser: Natur und Christentum. Zillessen, Berlin.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in ¼ oder ½ Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Unangenehm, wenn auch andererseits erfreulich, ist für die Expedition die Entdeckung, dass eine starke Nachfrage einzelne Nummern vollständig aufgebraucht hat. Wer Nr. 1, 16, 17 doppelt oder überflüssig besitzt, wird um sofortige Einsendung herzlich gebeten. **Buchverlag der „Hilfe"**
Berlin-Schöneberg.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Vor kurzem erschien die

Grünewald-Mappe,

herausgegeben vom Kunstwart.

6 Blatt, 2 davon in Doppelformat, zeigen die Gemälde vom Isenheimer Altar in Colmar nach den Originalen des grossen Renaissance-Künstlers. Mit einleitendem Text von Professor Paul Schubring.

Preis 2½ Mark.

4049

Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Lehmann Sohne
Wien
Hof-Parfumerie
Kärntnerstrasse 10

Neue Sorte
Lehmann Sohne
Hof-Parfumerie
Wien
Kärntnerstrasse 10

Neue Sorte
Lehmann Sohne
Hof-Parfumerie
Wien
Kärntnerstrasse 10

Neues Salon-Radium
Ungarisches
Schwefelbad-Salz
Bestes Mittel für Rheumatismus, Gicht, Ischias, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Hautausschläge, Blutarmut, Skrofulose, Drüsenleiden, Knochenfraß, Wunden, Geschwüre, Flechten, Ekzeme, Hämorrhoiden, Katarrhe, Asthma, Bronchialkatarrh, Lungenkatarrh, Kehlkopfkatarrh, Blasenkatarrh, Nierenkatarrh, Nierenleiden, Blasenleiden, Harnbeschwerden, Harnsteine, Gallensteine, Leberleiden, Magenleiden, Darmleiden, Verdauungsstörungen, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit, Bleichsucht, Nervosität, Hysterie, Neurasthenie, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Migräne, Epilepsie, Veitstanz, Lähmungen, Impotenz, Unterleibsleiden, Hämorrhoiden, Krampfadern, Geschwüre, Wunden, Knochenfraß, Drüsenleiden, Skrofulose, Blutarmut

Jahrg. XXXVIII. Berlin, 17. Mai 1922 Nummer 20

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Verantwortlich für Politik: Friedrich Naumann, für Literatur und Kunst: Max Freiherr von Gumppenberg, für Handel und Wirtschaft: Dr. Paul Rühlmann, für Anzeigen: Hermann Hellwig, sämtlich in Berlin-Schöneberg. Verlag: Hilfe-Verlag und Druckerei G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 30. Fernsprecher: Amt Bayerischer Platz 1574. Postscheckkonto: Berlin 7535. Bezugspreis: Vierteljährlich 30 Mark, Einzelnummer 1,50 Mark. Anzeigenpreis: Die 1-spaltige Millimeterzeile 1,50 Mark, Stellengesuche 1 Mark, Familienanzeigen 1 Mark, Stellenangebote 2 Mark, Geschäftsanzeigen 3 Mark. Anzeigenschluß: Montag 12 Uhr mittags.

Politische Woche

Der neue Reichskanzler. Dr. Wirth ist Reichskanzler geworden, weil er sich bereit erklärt hat, die Politik der Erfüllung fortzusetzen. Er hat sich bereit erklärt, weil er sich dazu stark genug fühlt. Er fühlt sich stark genug, weil er sich auf eine Mehrheit stützen kann, die ihm Vertrauen entgegenbringt. Diese Mehrheit ist nicht die Mehrheit, die Wirth bisher hatte, sondern sie ist eine neue Mehrheit, die sich aus den Parteien der Mitte und der Linken zusammensetzt. Wirth hat also nicht nur sich bereit erklärt, sondern auch diese Mehrheit hat sich bereit erklärt, die Politik der Erfüllung fortzusetzen. Sie hat sich bereit erklärt, weil sie sich dazu stark genug fühlt. Sie fühlt sich stark genug, weil sie sich auf eine Mehrheit stützen kann, die ihr

kampagnen noch sehr kräftig weiter, und die Etatdebatten sind reichlich ausgefüllt mit Parteipolemik und, was wichtiger ist, mit grundsätzlichen Erörterungen, in einem Maße, wie man es vielleicht im durchschnittlichen Parlamentsbetriebe der Bundesstaaten nicht mehr recht gewöhnt ist. Namentlich geht es zwischen den Sozialdemokraten, die ein paar neue, fleißige und kenntnisreiche Vertreter in das hohe Haus gesandt haben, und den Sekretären der agrarischen und kleingewerblichen Verbände, die durch den Proporz gewählt sind, mitunter sehr lebhaft zu, und die letzte Woche war voll von Auseinandersetzungen über Mittelstand, Industrieentwicklung, Warenhaus, Genossenschaften. Charakteristisch war, daß der Minister v. Pischek dabei mehrfach mit aller Entschiedenheit sich dagegen wehrte, die Warenhaussteuer zu erhöhen und den Konsumvereinen das Leben zu erschweren. Er hob dabei hervor, daß das Warenhaus durch eine Steuer durchaus nicht zu unterdrücken sei und daß es auch dem Publikum gewisse Vorteile biete. Für Württemberg sind die Warenhausverhältnisse stabil geblieben, dagegen hat sich die Zahl der kleinen Geschäfte in erheblich stärkerem Maße vermehrt als die Bevölkerung. Die schlimmste Gefahr für den Mittelstand ist nicht die fremde, sondern die eigene Konkurrenz. Solche Anschauungen, von einem Minister vertreten, sind für Deutschland fast etwas Ungewöhnliches, und möglicher Weise geht jetzt gegen den Mann wieder der Lärm los, wie vor ein paar Jahren, als er den bündlerischen Agitatoren ein paar derbe Worte und Wahrheiten sagte. Aber er würde ein schlechter Diener seines Staates sein, wollte er, nach einem Antrage der Konservativen, durch Umsatzsteuern die kapitalistische Entwicklung erschweren und unterbinden, die heute fast keinem Lande so not tut als eben Württemberg.

Der Zentrumssieg in Bayern

Man hat neuerdings gern die innerpolitische Entwicklung Bayerns mit der von Belgien verglichen. Hier wie dort der Klerikalismus im vollen Besitz der parlamentarischen Herrschaft, hier wie dort Liberalismus und Sozialdemokratie zu anscheinend aussichtsloser Minderheit verdammt: in der Tat ähnliche Bilder! In Belgien aber gehen die Gegner der Priesterherrschaft seit Jahren vereint vor und gewinnen so Schritt für Schritt an Terrain, während in Bayern, auch diesesmal, die Linke im inneren Kampfe ihre Waffen schartig machte. Insbesondere die Sozialdemokratie benutzte ihre Presse während dieses Wahlkampfes fast lediglich gegen den Liberalismus. So ist es nicht weiter wunderbar, daß trotz des freieren Wahlrechtes das Zentrum über eine überwältigende Mehrheit verfügt. Die Ziffern sind:

	Zentrum	Agrarier	Liberale u. Demokraten	Sozialdemokratie
Im alten Landtag:	102	20	23	12
Im neuen Landtag:	99	19	25	20

Das ist kein erfreulicher Ausgang. Zwar hat kein ruhiger Beurteiler damit rechnen können, daß schon diesesmal das Zentrum aus der Majorität verdrängt würde. Hatte doch diese Partei die Zweidrittelmehrheit, die sie durch des Bündnis mit der Sozialdemokratie erlangte, dazu benutzt, das Wahlrecht in ganz unloyaler Weise zuzustutzen. Der Kandidat, der am meisten Stimmen auf sich vereinigt, gilt hiernach als gewählt, sofern er nur ein Drittel aller abgegebenen Stimmen erlangt hat. Stichwahlen sind dadurch praktisch so gut wie ausgeschaltet. Die Abgeordneten sind also sehr häufig nicht Vertreter der Mehrheit, sondern einer Minderheit der Wähler, überall da, wo sich mehr als zwei starke Parteien gegenüberstehen. Riesige Minderheiten werden auf unerhörte Weise ausgeschaltet. Diese Maßregel hatte natürlich das bayrische Zentrum hauptsächlich deshalb ergriffen, weil es seine Wähler unter dem Druck der Kirchengewalt überall als eine geschlossene Masse fest in der Hand hat, weil es vor allem in zahlreichen Landkreisen an der Spitze aller Ziffern steht, obwohl es dort gegenüber seinen in verschiedenen Parteien zersplitterten Gegnern nur eine Minorität darstellt. Zu dieser Schönheit des Wahlsystems gesellte sich dann die Kunst klerikaler Wahlkreisgeometrie, so daß das Zentrum schon lange vor Beginn des Spiels das Glück zu seinen Gunsten korrigiert hatte.

Die Frage aber, ob alles so hätte kommen müssen, bleibt dennoch offen.

Der Wendepunkt der neueren politischen Geschichte Bayerns liegt Anfangs 1904. Damals brachte die Mehrheit der bayrischen Liberalen aus unzureichenden Gründen die Wahlrechtsreform zu Fall. Der Erfolg hat gezeigt, daß, wie wir damals gleich voraussagten, diese mangelnde Achtung vor dem Volkswillen den Liberalen furchtbar gefährlich wurde. Denn jetzt wurden v. Vollmar und seine engeren Freunde, die Führer der bayrischen Sozialdemokratie mit klerikalen Neigungen, endgültig an die Seite des Zentrums getrieben. Für die Sozialdemokratie freilich kam wenig dabei heraus. Hatte sie früher im Landtag das Zünglein an der Wage gebildet, so wurde sie nun ganz ausgeschaltet, da die 102 Schwarzen auf die Unterstützung der 12 Roten dankend verzichten konnten. In dieser Lage dekretierte auch das Zentrum das geschilderte Wahlsystem. Und diese Wahl hat wieder gezeigt, daß selbst unter gleichem Wahlrecht die sozialdemokratischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Sozialdemokratie ist in Bayern wesentlich eine großstädtische Erscheinung, ihre Fortschritte an kleineren Industrieorten sind schon sehr mager, und das Land bleibt ihr ganz und gar verschlossen. So fallen dieses Mal von den 20 sozialdemokratischen Abgeordneten 15 auf München und Nürnberg-Fürth. Ihr Sieg in Erlangen ist ein Zufallssieg, und zwei pfälzische Mandate verdankt sie — dem Zentrum, mit dem in letzter Stunde nach lieber Gewohnheit ein Pakt geschlossen worden war. Man mag nun das Wachstum der Sozialdemokratie etwas höher oder niedriger bewerten — ihren eigenen Führern kam der Aufstieg von 12 auf 20 ziemlich unerwartet: die Grenzen ihrer Ausdehnung hat damit die bayrische Sozialdemokratie für absehbare Zeit so ziemlich erreicht. Wer in dieser Partei noch den Willen haben sollte, auf eine Mehrheit der Linken im Landtag hinzuarbeiten, wird wohl selbst nicht hoffen, dies Ziel aus eigenen sozialdemokratischen Kräften zu erreichen.

Bei den Liberalen läßt sich seit einigen Jahren ein Gesundungsprozeß feststellen. Es war ein merkwürdiger „Liberalismus", der damals die Vereinigung von pfälzischen Notabeln und Bürgermeistern und Oekonomieräten von Bayern r. d. Rh. den verderblichen Schritt gegen das freiere Wahlrecht tun ließ. Es war ein Liberalismus, der selbst nicht recht wußte, wo er hinaus wollte. Der erste Schritt zur Besserung war das Nürnberger Programm, das Ende 1904 von den „vereinigten Liberalen und Demokraten" Bayerns, stark unter nationalsozialer Mitwirkung, beschlossen wurde. Dieses Programm gab gewissermaßen die Richtung an, in dem die Selbsterziehung des bayrischen Liberalismus fortschreiten mußte, und es diente selbst dem bekannten Frankfurter Mindestprogramm der Freisinnigen als Vorbild. In der Folgezeit nahm auch der Einfluß linksstehender Männer im bayrischen Liberalismus zu, und manch liberaler oder, besser gesagt, konservativer Petrefakt fiel der Vergessenheit anheim. So enthält die neue liberale Landtagsfraktion mehr radikale Liberale, als jemals früher, und Namen wie Günther, Hübsch, Quidde usw. sind kein schlechter Wechsel auf eine bessere Zukunft. Es wäre aber durchaus falsch, wollten die bayrischen Liberalen die Augen vor den Mißständen schließen, die noch in ihrem Lager vorhanden sind und zu zahlreichen Niederlagen geführt haben. So wird uns aus Franken geschrieben:

Die beschämendsten Verhältnisse weist wohl Mittelfranken auf: durch unwürdige Kriechereien vor Konservativen und Bündlern, mit denen man um jeden Preis Arm in Arm gehen wollte und dadurch, daß man liberalerseits bis zum letzten Augenblick auf „Verständigung" hoffte, hat man die kostbare Agitationszeit verstreichen lassen; so kam es, daß von den 21 mittelfränkischen Mandaten nur zwei (Nürnberg II und Schwabach) in liberalen Besitz kamen. Wir wollen die Möglichkeit der Verständigung mit der Sozialdemokratie, die von vielen liberalen Vertretern als äußerst wünschenswert betrachtet wurde, ganz außer Acht lassen; sie hätte

den Liberalen sicher 8 Mandate eingebracht und durch sie wären so ziemlich alle Konservativen und Bündler (so Beckh, Hufnagel, Merkenschlager und Scharrer) nicht in den Landtag eingezogen. Hätte sich der mittelfränkische Liberalismus von Anfang an auf eigene Kraft verlassen und auch den Kampf nach rechts energisch aufgenommen, so hätte er sich durch die Verwischung des Gegensatzes nach rechts nicht so stark kompromittiert, hätte auch andere seins statt zwei sicher vier Mandate in Händen.

Auf diese Weise unterlag in Erlangen, das einer der sichersten liberalen Wahlkreise ist, der liberale Kandidat Prof. Dr. Geiger (der Führer der bayr. Nationalliberalen) dem Sozialdemokraten von Haller mit nur 62 Stimmen. Bei zielbewußter Agitation gegen den bei dem größeren Teil der Landbevölkerung unbeliebten bündlerisch-konservativen Kandidaten Beckh und bei entschiedener Betonung des liberalen Standpunktes wäre der Wahlkreis spielend zu halten gewesen. Wird derjenige Teil des bayrischen Liberalismus, der am liebsten die konservativ-liberale Paarung auf die Spitze treiben möchte, daraus die entsprechenden Lehren für die Zukunft ziehen??

Diese Zuschrift ließe sich auch durch ein Bild aus Nürnberg ergänzen, wo der Block in fünf von sechs Kreisen gegen die Sozialdemokratie unterlag. Dort hat die freisinnige Volkspartei sich in eine schwer entschuldbare Bündnispolitik mit der Rechten eingelassen und die Ansprüche anderer liberaler Gruppen sehr von oben herab behandelt. Infolgedessen wurden zahlreiche Beamte und Arbeiter der Sozialdemokratie förmlich zugetrieben. Solche Fehler müssen jetzt öffentlich besprochen und gründlich kritisiert werden. Schon in den Reichstagswahlen zeigte es sich, daß der bayrische Liberalismus nur da Erfolge hatte, wo er volkstümlich auftrat, dort aber sehr gute. Die geringen Fortschritte bei den Landtagswahlen sind wesentlich mit bedingt durch die verfehlte Taktik der fränkischen Liberalen, durch die Aufstellung einzelner sozialpolitisch unmöglicher Kandidaten, durch die ungeschickte Politik einzelner Tageszeitungen, vor allem des großen Augsburger Blattes. Selbst Herr Pfarrer Grandinger, dessen Wahl wir begrüßen, bedeutet keinen Ersatz für den Mangel innerer Geschlossenheit im Liberalismus. Es wird viel weiterer Reformarbeit bedürfen, bevor die bayrischen Liberalen ihre Kräfte besser gebrauchen lernen und dadurch auch die Sozialdemokratie gegen das Zentrum an ihre Seite zwingen.

Zum Verzweifeln aber ist gar kein Grund, wenn man zurückdenkt, wieviel in den letzten Jahren besser geworden ist.

Eugen Katz.

Die neuesten Gegner der Tarifverträge

Außerhalb des Kreises der direkt Beteiligten kann es niemand in Deutschland geben, dem der Abschluß des Tarifvertrags im Buchdruckgewerbe am 2. Oktober 1906 und des anschließenden Garantievertrags größere Genugtuung gewähren konnte wie mir. Entspricht doch das, was hier verwirklicht ist, in jeder Beziehung dem, wofür ich ein ganzes Leben hindurch eingetreten bin, zuerst in meinen „Arbeitergilden der Gegenwart", 1872, dann in meinem dem Verein für Sozialpolitik 1874 erstatteten Gutachten über Kontraktbruch, in meinem Referate für die Frankfurter Generalversammlung desselben Vereins im Jahre 1890, in meiner Schrift gegen die Zuchthausvorlage vom Jahre 1899 und zuletzt wiederum 1905 in Mannheim. Das, wofür ich so bitter angefeindet worden war, hier war es erreicht, und zwar gerade in dem Gewerbe, an dessen Kämpfen um die neue Ordnung ich seiner Zeit persönlichen Anteil genommen hatte.*) Und in ganz Deutschland wurde es nun als großes Friedenswerk gepriesen, als eine Mustereinrichtung zur Nachahmung seitens anderer Gewerbe. Was man nicht alles erleben kann, wenn man nur alt wird!

Aber ich habe zuviel gesagt. In ganz Deutschland, ja, aber nicht von allen in Deutschland. Die alten Feinde, welche die Neuregelung der Industrie, die sich da anbahnt, von jeher bekämpft hatten, haben auch diesen ihren ersten großen Triumph durch Zornesäußerungen ausgezeichnet. Es sind dies die Extremen von links und von rechts, die Scharfmacher des „Vorwärts", der „Leipziger Volkszeitung" und der „Sächsischen Arbeiterzeitung", wie die Organe des Herrn Tille und des von ihm beeinflußten Bundes der Arbeitgeber. Zu ihnen aber kommen noch einige neue Gegner, von deren bisheriger Stellungnahme in der Arbeiterfrage solche Gegnerschaft überraschen mußte.

Worin besteht denn die Neuerung, welche die große Aufregung verursacht hat?

Nicht in dem Abschluß eines Tarifvertrags zwischen den organisierten Prinzipalen einerseits, den organisierten Gehilfen andererseits. Das war schon seit dem Sieg der Gehilfen im Jahre 1873 nichts Neues. Auch nicht in der 10prozentigen Lohnerhöhung und Feststellung einer 53½-stündigen Arbeitswoche; das waren angesichts der veränderten Lebensbedingungen sogar bescheidene Erfolge der Gehilfen. Bis dahin hatte der Prinzipalverein hartnäckig den Standpunkt vertreten, daß die Delegierten, mit denen der Tarif vereinbart werde, nicht durch den Gehilfenverband, sondern durch die Allgemeinheit zu wählen seien. Die Verbandsleitung war sehr kluger Weise darauf eingegangen; denn da sie es war, welche zu den allgemeinen Delegiertenwahlen aufforderte, war die theoretisch bestrittene Bedeutung des Verbands als Organisation der Gehilfen praktisch anerkannt, und außerdem war sie sicher, daß auch bei allgemeinen Wahlen nur Verbandsgehilfen zu Delegierten gewählt werden würden. Allein der doktrinäre Standpunkt des Prinzipalvereins hatte doch auch Nachteile zur Folge, und zwar für beide Parteien. Gewiß, wenn die Delegiertenwahlen in allgemeiner Versammlung vollzogen wurden, so hatte der von den Delegierten vereinbarte Tarif nicht blos für die organisierten Mitglieder, sondern für alle Gehilfen und Prinzipale Gültigkeit, allein es fehlte den beiderseitigen Organisationen an einem Machtmittel, um das Vereinbarte gegenüber Ungetreuen zur Geltung zu bringen. Für die Tariftreue der eigenen Mitglieder konnten Prinzipalverein und Gehilfenverband sorgen; gegenüber Nichtmitgliedern dagegen war man machtlos. Die Folge war, daß die Prinzipale unter der Schmutzkonkurrenz der Prinzipale, die sich nicht an den Tarif hielten, zu leiden hatten, und die Gehilfen in ihrem Streben, ihre Lage zu bessern, durch das Vorhandensein einer großen Zahl von Gehilfen, die zu schlechteren Bedingungen arbeiteten, gehemmt waren.

Gegen diese Schmutzkonkurrenz in beiden Lagern gab es angesichts unseres desorganisierten Arbeitsverhältnisses nur ein Mittel: die Prinzipale mußten sich dazu verstehen, dem Verlangen ihrer Arbeiter, das so alt ist als es überhaupt Gewerkvereinsorganisationen gibt, entgegenzukommen, nämlich sich zu verpflichten, nur organisierte Gehilfen einzustellen; andererseits mußten diese sich verpflichten, nur in organisierten Buchdruckereien tätig zu werden. Damit war aber ein doppeltes gegeben: einmal, daß fortan Tarifabmachungen auch formell zwischen den beiderseitigen Organisationen abgeschlossen wurden; sodann, daß an die Stelle der individuellen Haftung aus dem Arbeitsvertrag die kollektive der beiderseitigen Organisationen trete. Beides bringt der Vertrag vom 2. Oktober 1906. Die Haftung wird in der Weise gehandhabt, daß 1. keine der beiden Organisationen ein Mitglied in ihrer Mitte duldet, das den getroffenen Abmachungen entgegen handelt, und daß 2. jede der beiden Organisationen bei Kontraktbruch eines ihrer Mitglieder dem Geschädigten für Ersatz des ihm entstandenen Schadens haftet, insoweit als sein beteiligtes Mitglied nach § 124 b der R. G. O. gesetzlich dazu verpflichtet ist.

*) Vgl. darüber meinen Bericht in „Concordia, Zeitschrift für die Arbeiterfrage", Berlin, Nr. 16 vom 17. April 1873. Die Folge meiner Mitwirkung war insbesondere der Fortbestand des Gehilfenverbands in der Provinz Schlesien; eine weitere Folge waren die heftigsten Angriffe gegen mich in den Breslauer Zeitungen nach Wiederaufnahme der Arbeit, die ich vermittelt hatte, und zwei Adressen der Breslauer Setzer im Jahre 1873 und, bei meinem Weggang von Breslau 1882, worin sie mir ihren Dank aussprechen, und auf die ich mehr als auf sehr viele andere Anerkennungen stolz bin. Jene Angriffe veranlaßten das preußische Unterrichtsministerium, mich zur Aeußerung aufzufordern; ich sandte jenen Bericht in der „Concordia", worauf der damalige Minister Dr. Falck mir die Antwort zukommen ließ, daß ich nicht anders habe handeln können. Ob wohl das gegenwärtige Unterrichtsministerium in ähnlicher Lage die gleiche Antwort geben würde?

Schon am 16. Oktober 1906 sah sich das Gehilfenblatt, der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer" genötigt, den abgeschlossenen Vertrag gegen Angriffe seitens seiner sozialdemokratischen Kollegen zu verteidigen. Die enorme Mehrzahl der zum Gehilfenverband gehörigen Buchdrucker besteht freilich aus Sozialdemokraten; allein die Sozialdemokratie ist für sie eine Weltanschauung, an die sie glauben, für die sie an Wahltagen stimmen und sich gelegentlich einsperren lassen, die aber ebenso weit entfernt ist, sie in Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen zu bestimmen, als sie etwa die sozialdemokratischen Buchdruckereileiter bestimmt, wenn sie ihren Arbeitern als „Herren im Hause" gegenübertreten. Die sozialdemokratischen Buchdrucker sind in allen Geschäftssachen klug rechnende Realisten, und deshalb richtet sich gegen sie, als gegen die erfolgreichsten Gewerkschafter, ganz besonders der Zorn, der die sozialdemokratischen Päpste gegen alle Gewerkschaften erfüllt. Der Gegensatz zwischen beiden ist, wie der „Korrespondent" es treffend bezeichnet hat, der zwischen Kampf durch jakobinische Form der Agitation und positiver Verbesserung der Arbeiterverhältnisse. Den fanatischen Radikalen ist jeder Schritt verhaßt, der vom Wege des ohnmächtigen Schimpfens abirrt und sich in der Praxis des Lebens mit dem abfindet, was ist. Da nun die Mehrheit der Buchdrucker den Spatz in der Hand der Taube auf dem Dache vorzieht, herrscht eine stete Gegnerschaft der sozialdemokratischen Partei gegen den Gehilfenverband. Diese Gegnerschaft geht so weit, daß die Partei 1897 sogar eine Sonderorganisation ins Leben zu rufen dachte. Sie will Demonstrationsstreiks mit Niederlagen; der Gehilfenverband dagegen hat das Verhandeln von Verband zu Verband zur Anerkennung gebracht. Dagegen wagten die sozialdemokratischen Orthodoxen freilich direkt nichts einzuwenden; sie tun das indirekt, indem sie die logische Konsequenz davon denunzieren. Es ist nämlich ein oberster juristischer Grundsatz, daß, wer einen Vertrag abschließt, auch für die Erfüllung desselben haftet. Ohne dies hörte alle Vertragssicherheit auf. Ist der Kontrahent ein Einzelner, so haftet dieser; ist er eine Organisation, so muß die Organisation haften; die ganze Absurdität des § 152 Abs. 2 unserer R. G. O. zeigt sich darin, daß er diese Haftung bisher ausgeschlossen hat. Daß sie hier nun eingeführt wird, wird dem Gehilfenverband von den sozialdemokratischen Orthodoxen zum Verbrechen gemacht, und um den Vorwurf zu begründen, wird die berüchtigte Entscheidung englischer Gerichte im Taff-vale-Prozeß, gegen welche die gesamte Gewerkvereinswelt protestiert hat und deren Wiederholung durch den Trade Disputes Act von 1906 unmöglich gemacht ist, herangezogen. Eine Verdrehung des Sachverhalts, die darum, weil auch die rechtsstehenden Gegner der Arbeiterorganisationen sich ihrer schuldig machen, an Berechtigung nicht gewinnt. Die Taffvale-Entscheidung hat mit der Haftung der Arbeiterorganisationen aus einem Kollektivvertrag nichts zu tun. Sie macht die Gewerkvereine haftbar für Schäden, welche einer ihrer Beamten, gleichviel ob in ihrem Auftrag oder gegen denselben, einem Arbeitgeber durch Einmischung in den individuellen Arbeitsvertrag von Nichtmitgliedern oder durch eine unerlaubte Handlung zufügt; auf den Bruch eines abgeschlossenen Kollektivvertrags hat sie sich garnicht bezogen. Dagegen kennt die neuseeländische Arbeitsgesetzgebung vom 20. Oktober 1900, Art. 94 Abs. 6 die Haftung der Gewerkvereine aus dem Kollektivvertrag, desgleichen Art. 37 des Gesetzes von Neu-Südwales vom 10. Dezember 1901. Was den § 5 des zwischen dem Prinzipalverein und dem Gehilfenverband abgeschlossenen Garantievertrags angeht, so geht er aber lange nicht so weit wie diese fortgeschrittensten aller Gesetzgebungen. Sie trifft überhaupt keine Bestimmung, welche den Arbeiter zu mehr verpflichtet, als er bereits durch den § 124 b der R. G. O. verpflichtet ist; eher könnte man sagen, der einzelne Arbeiter wird durch die Neuerung gegen den ihm aus einem Kontraktbruch erwachsenden Schaden insofern versichert, als gegen die Prämie, die er in der Form seines Verbandsbeitrags bezahlt, der Verband die Zahlung des nach § 124 b der R. G. O. fälligen Strafe für ihn übernimmt. Seine eigentliche Strafe bei Tarifbruch besteht in seinem Ausschluß aus dem Verband nach § 5 Abs. 5 des Garantievertrags.

Ganz anders die Gegnerschaft der Scharfmacher auf der Unternehmerseite. Herr Dr. Tille und seine literarische Gefolgschaft und die Korrespondenz des Reichsverbands gegen die Sozialdemokratie wüteten mit nicht geringerer Heftigkeit wie die Gefolgschaft Kautskys und in komischem Gegensatz zu den Argumenten dieser, indem sie in dem Garantievertrag die Kapitulation vor der Sozialdemokratie erblickten. Allerdings wissen sie wohl oder könnten es wenigstens wissen, daß dies eitel Geflunker ist, denn die Fehde der sozialdemokratischen Parteipresse gegen den Gehilfenverband spricht laut und deutlich. Allein es ist ja das, was unsere ganze soziale Entwicklung seit 30 Jahren verpestet, daß auf Seite der Unternehmer von Auslieferung an die Sozialdemokratie und von Umsturzbestrebungen gefabelt wird, so oft von Organisationen der Arbeiter die Rede ist, die nichts anderes bezwecken, als die von der bestehenden Ordnung den Arbeitern zuerkannten Rechte zur Wahrheit zu machen. Dazu muß im vorliegenden Falle herhalten, daß die Mehrzahl des Gehilfenverbands Sozialdemokraten sind; deshalb wird der Verband schlechthin als sozialdemokratisch gekennzeichnet und wenn § 4 Abs. a sagt: „die Mitglieder des „Deutschen Buchdrucker-Vereins" sind verpflichtet, nur solche Gehilfen einzustellen, die dem „Verband der Deutschen Buchdrucker" angehören", so heiße das nichts anderes, als die Gesamtheit der deutschen Gehilfen der Sozialdemokratie zutreiben.

Von Dr. Tille und vom „Reichsverband" war allerdings anderes nicht zu erwarten. Schon befremdender wirkt, wenn wir auch den Kaplan Dasbach in diesem Lager finden. Als ich 1890 in Frankfurt das Verhandeln zwischen Arbeiterverband und Arbeitgeberverband zur Festsetzung der Arbeitsbedingungen gegen Herrn Bueck verteidigte, war Dasbach auf meiner Seite; aber freilich standen damals die Grubenarbeiter im Vordergrund; sollte es für Herrn Dasbach, den Inhaber der Paulinus-Druckerei in Trier, einen Unterschied machen, daß es sich jetzt um Buchdrucker handelt? Er hat in einer Schrift „Soll das deutsche Buchdruckgewerbe und die deutsche Presse und Literatur von der Sozialdemokratie abhängig werden?" es fertig gebracht, zu den abgestandensten Argumenten aller Gegner des kollektiven Arbeitsvertrags und der Arbeiterschutzgesetzgebung seine Zuflucht zu nehmen, wie z. B., daß die Bestimmung des § 4, wonach tariftreue Gehilfen nur bei tariftreuen Prinzipalen Arbeit nehmen dürfen, die arbeitslosen Gehilfen vergewaltige, die, um Arbeit zu finden, gern bei tarifuntreuen Prinzipalen arbeiten würden! Das Stärkste aber ist, daß er der Welt gruselig zu machen sucht, nach § 4 des Garantievertrags entstehe die Gefahr, daß in Zukunft nur mehr Zeitungen und Bücher gedruckt werden würden, welche von der Zensur der Sozialdemokratie genehmigt seien, und gleichzeitig dem Organ des Gehilfenverbandes zum Vorwurf macht, daß es die Zuschrift eines Prinzipals zum Abdruck gebracht habe, mit der es nicht einverstanden war; wenn die Ehrlichkeit seiner dagegen gerichteten Polemik glaubhaft sein solle, hätte die Redaktion die Zuschrift gar nicht zum Abdruck bringen dürfen! Das einzige, was aus dieser Art der Polemik hervorgeht, ist die bedenkliche Geistesverfassung eines an den Index librorum prohibitorum gewöhnten Gemüts. Damit aber noch nicht genug: Herr Dasbach hat sich mit Herrn Dr. Reismann-Grone von der Rheinisch-Westfälischen Zeitung und elf anderen Buchdruckereifirmen, worunter acht, die nicht einmal den alten Tarif anerkannt hatten, also zur sogenannten Schmutzkonkurrenz gehörten, zusammengetan, um nach Tilleschem Muster einen „Arbeitgeberverband für das Buchdruckgewerbe" zu gründen. Als Betreiber der Gründung wird der Dr. Strecker, der Redakteur der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz" bezeichnet, als Ziel Widerstand gegen den Tarif und Eintreten für die „Koalitionsfreiheit der Gehilfen". Dieser neue Prinzipalverein, dem das Interesse der Gehilfen in dieser sich selbst kennzeichnenden Weise am Herzen liegt, soll 143 Mitglieder zählen mit angeblich 2000 Gehilfen und Hilfsarbeitern; die Namen der 143 werden aber ängstlich geheim gehalten! Er hat eine „Denkschrift des Arbeitgeberverbandes für das Buchdruckgewerbe an die hohen Staatsregierungen,

die Mitglieder des Parlaments, die Komunalverwaltungen und alle vaterlandsliebenden Staatsbürger", Berlin 1907, Bureau des Arbeitgeberverbandes für das Buchdruckgewerbe, S 14, Alte Jakobstr. 69, herausgegeben, worin alle Denunziationen Dasbachs wiederholt und noch einige in seiner Manier hinzugefügt sind. Gleichviel wer der Verfasser ist — Herr Dasbach soll es nicht sein, sondern zur Abwechselung ein Geistlicher von der anderen Konfession — es lohnt sich wirklich nicht, darauf einzugehen. Außerdem gibt er eine Korrespondenz heraus, die „Mitteilungen des Arbeitgeberverbandes für das Buchdruckereigewerbe", die kostenlos an seine Mitglieder versandt wird.

Ernster ist es, daß wir auch Professor Dr. Jastrow unter den Gegnern des § 4 des Garantievertrags finden. In der Monatsschrift „Gewerbe- und Kaufmannsgerichte" hat er einen Aufsatz veröffentlicht, den die eben genannten „Mitteilungen" begreiflicherweise mit Begeisterung zitieren, denn er enthält die ältesten Argumente, mit denen von jeher die Freiheit der Arbeiter, sich zu weigern, mit Nichtvereinsmitgliedern zusammen zu arbeiten, im Namen der Freiheit bekämpft wurde.

Wären Kaplan Dasbach und Professor Jastrow Manchesterleute ältesten Stils, so könnte man daran denken, nochmals alles zu wiederholen, was zur Widerlegung ihrer angeblich freiheitlichen Argumentation schon tausendfältig gesagt worden ist. Das sind beide aber gar nicht. Angesichts ihrer bekannten Stellung in der Arbeiterfrage müssen ihre Argumente als Fechterstreiche erscheinen. Was ihnen am Herzen liegt, ist bloß, gewisse Sonderorganisationen von Arbeitern vor Auflösung und deren Mitglieder vor dem Zwang vom Beitritt zum Gehilfenverband zu retten. Daß die große Mehrheit der Mitglieder des Gehilfenverbandes aus Sozialdemokraten besteht, ist ebenso zutreffend, wie daß dasselbe für die meisten der gesetzlich organisierten Krankenkassen der Fall ist. Dies ist eben die Folge davon, daß weitaus die Mehrheit der deutschen Arbeiter der Sozialdemokratie zugehört. Der Prinzipalverein hat aber wiederholt aufs nachdrücklichste betont, daß der Gehilfenverband deshalb ebensowenig als sozialdemokratisch bezeichnet werden kann, als etwa unsere Krankenkassen als sozialdemokratisch bezeichnet werden können. Wer damit unzufrieden ist, daß die Mehrheit der Verbandsmitglieder aus Sozialdemokraten besteht, der möge dafür sorgen, daß dieser gewiß nicht erfreuliche Zustand aufhört; das Mittel, das zu erringen, ist aber nicht, daß man sozialdemokratischen Arbeitern das versagt, wofür man, wenn es sich um Arbeiter der eigenen politischen Partei handelt, eintritt. Die Verweigerung der Gerechtigkeit wegen politischer Gesinnung hat noch niemand, den zu gewinnen der Mühe wert war, zur entgegengesetzten Gesinnung bekehrt.

Dabei ist es gar nicht wahr, daß durch den § 4 des Garantievertrags die Mitglieder anderer Verbände zum Beitritt zum „Verband der deutschen Buchdrucker" gezwungen würden. Der § 4 sagt allerdings: „Der Tarifvertrag verpflichtet: a) die Mitglieder des „Deutschen Buchdrucker-Vereins", nur solche Gehilfen einzustellen, die dem „Verbande der deutschen Buchdrucker" angehören; b) die Mitglieder des „Verbandes der deutschen Buchdrucker", nur in solchen Buchdruckereien tätig zu werden, deren Inhaber dem „Deutschen Buchdrucker-Verein" angehören; allein der vorletzte Absatz des § 4 besagt auch weiter: „Der vereinbarte Vertrag läßt für die Zukunft offen, daß auch andere organisierte, für die Tarifgemeinschaft wichtig erscheinende Vereinigungen in die Vertragsgemeinschaft aufgenommen werden können, sofern sie den Tendenzen des gedachten Vertrags entsprechen. Ueber eine eventuelle Aufnahme derartiger Vereine entscheidet das Tarifamt". Daß diese Bestimmung nicht bloß Schein ist, wie böswillig behauptet worden ist, zeigt der Bericht in der „Sozialen Praxis" vom 9. Mai über die Sitzungen des Tarifausschusses der deutschen Buchdrucker am 29. und 30. April. Es heißt da: „Während der Tagung des Tarifausschusses ging ein Antrag des Gutenbergbundes an das Tarifamt ein, welcher Aufnahme in den Tarifvertrag bezweckt. Es wurde festgestellt, daß grundsätzliche Bedenken gegen die Aufnahme des Gutenbergbundes nicht vorliegen. Geäußerten Zweifeln gegenüber, ob der Gutenbergbund den Voraussetzungen des Organisationsvertrags bereits entspricht, beschloß der Tarifausschuß, dem Tarifamte zu empfehlen, dem Gutenbergbund bis zum Schluß des Jahres 1907 Frist zu geben, seine Tariftreue und seine Neutralität im Sinne des Organisationsvertrages auf der von ihm auf seiner letzten Generalversammlung selbst geschaffenen neuen Grundlage zu erweisen. Das Tarifamt möge nach Ablauf dieser Frist auf Grund der alsdann vorliegenden Tatsachen seine Entscheidung treffen." Ich hege keinen Zweifel, daß, falls Gehilfen, die Hirsch-Dunckerschen oder christlichen Gewerkschaften angehören, ihre Verbände so organisieren, daß sie für die Zwecke des Tarifvertrags in Betracht kommen können — einstweilen ist dies noch nicht der Fall —, ihre Verbände ebenso in die Vertragsgemeinschaft aufgenommen werden, wie dies für den Gutenbergbund der Fall sein dürfte.

Somit findet sich durch die §§ 4 und 5 des Garantievertrags, der zwischen den organisierten Prinzipalen und Gehilfen im Buchdruckergewerbe abgeschlossen ist, wenn auch in anderer Form, tatsächlich gerade das verwirklicht, wofür ich auf der Mannheimer Generalversamlung des Vereins für Sozialpolitik eingetreten bin: der Abschluß des kollektiven Arbeitsvertrags durch die Vertreter beider Parteien unter Fortbestand der verschiedenen bestehenden Berufsvereine, bei kollektiver Haftung für die Beobachtung des Vertrags seitens der Arbeitgeber und Arbeiter. Zugleich zeigt sich an dem Beispiel der Buchdrucker, daß die in Mannheim von befreundeter Seite gegen meinen Vorschlag vorgebrachten Bedenken praktisch bedeutungslos sind. Man fürchtete damals, die nichtorganisierten Arbeiter könnten die organisierten, wenn die Vertreter der Arbeiter im allgemeiner Versammlung gewählt würden, majorisieren. Von 1873 bis 1906 wurden die Gehilfenvertreter stets in allgemeiner Versammlung gewählt, und stets wurden nur Verbandsmitglieder dazu gewählt. Auch wenn Gutenbergbund und noch andere Gehilfenorganisationen in die Tarifgemeinschaft aufgenommen werden sollten: da der Gehilfenverband von 54 000 Buchdruckern 50 000 zu seinen Mitgliedern zählt, wird er stets den maßgebenden Einfluß üben. Und selbst wo die Organisierten die Minderheit bilden, haben sie auch in allgemeinen Arbeiterversammlungen stets das Uebergewicht über die Nichtorganisierten, ebenso wie die besser Organisierten über die schlechter Organisierten.

Gleichzeitig aber zeigen die kaum qualifizierbaren Anfechtungen, welche die nicht genug zu lobende Abmachung im deutschen Buchdruckgewerbe vom 2. Oktober 1906 erfahren hat, wie dringend es ist, daß die Gesetzgebung die Neuordnung des Arbeitsverhältnisses in die Hand nehme. Gewiß war es eine Freude, daß durch Naumann endlich einmal im Reichstag das gesagt worden ist, was von liberaler Seite längst hätte gesagt werden sollen. Das aber genügt nicht. Taten wollen wir sehen. Wo bleiben die in Aussicht gestellten Gesetzentwürfe zur Reform der §§ 152 und 153 der Reichs-Gewerbeordnung und des Gesetzes über gewerbliches Schieds- und Einigungswesen?

München, den 27. Mai 1907. **Lujo Brentano.**

Von der deutschen Fleischproduktion

I.

Im letzten Jahre, besonders auch noch zur Zeit der Reichstagswahl, haben die Agrarier den Bauern unzählige Male gesagt: Uns habt ihr die hohen Schweinepreise zu verdanken.

Wenn die Agrarier die Kunst verstehen, niedrige Schweinepreise in hohe zu verwandeln, so machen sie sich jetzt dem Landwirt gegenüber einer argen Pflichtvergessenheit schuldig. Die Schweine sind nämlich so sehr im Preise gesunken, daß der Landmann dabei nicht seine Rechnung findet, und doch hilft ihm der Agrarier nicht. Er kann es nicht, weil sein vielempfohlenes Allheilmittel, der Zoll, in diesem Falle versagt.

Der kleinere Landmann ist in einer bösen Lage. Alles hat man ihm in den letzten Jahren verteuert, und nun

versiegt plötzlich eine seiner Haupteinnahmequellen, die Schweinezucht. Jeder Freund der Landwirtschaft wird sich jetzt die Frage stellen müssen: wie ist dem Landmanne zurzeit zu helfen, und wie ist zu verhindern, daß eine solche Notlage wiederkehrt?

Der oldenburgische Bauer erhält jetzt für das Pfund Schweinefleisch etwa 40, höchstens 42 Pfennig. Die städtische Hausfrau vergleiche nun damit die Preise, die sie bezahlen muß, und sie wird sich dann ein Urteil darüber bilden können, in welcher unerhörten Weise das Fleisch vom Hofe des Landmannes bis in die städtische Küche verteuert wird. Wenn die Schlächter die hohen Preise damit rechtfertigen wollen, daß sie sagen, sie hätten zur Zeit der Fleischnot zusetzen müssen, so ist dies meist eine nicht stichhaltige Ausrede. Nach den Erhebungen der Oldenburger Landwirtschaftskammer erhielten hier die Bauern im Jahre 1905 durchschnittlich höchstens 60 Pfennig, im Jahre 1906 höchstens 64 Pfennig für das Pfund Schweinefleisch. Dabei betrugen nach den Angaben des Königl. Statist. Landesamtes zu Berlin die Kleinhandelspreise von 23 Städten durchschnittlich 75½ Pfennig im Jahre 1903, und 84½ Pfennig im Jahre 1906. Also auch damals eine bedeutende Verteuerung.

Produzent und Konsument müssen möglichst eng miteinander in Verbindung treten, dann erhält der Bauer mehr für seine Ware und der Städter mehr für sein Geld. Dafür haben wir in Oldenburg ein Beispiel erlebt.

Die Detailpreise für Schweinefleisch in der Stadt betrugen nach den Angaben der städtischen Statistik im Jahre 1905/06 für das Kilo 1,84 Mk. Sie waren höher als die Preise in vielen Großstädten. Alles Schimpfen der Hausfrauen half nichts. Da vereinigten sich in einer ländlichen Gemeinde die Bauern zu einer Schlachtviehverwertungsgenossenschaft, pachteten einen Stand in der städtischen Markthalle und brachten nun das von einigen angestellten Schlächtern zugerichtete Fleisch zum Verkauf. Die unmittelbare Folge war ein starker Rückgang der Fleischpreise, die Hausfrauen waren damit sehr zufrieden, und die Landleute erhielten immerhin bedeutend höhere Preise, als ihnen von Aufkäufern bezahlt wurden. Förderung der Viehverwertungsgenossenschaften, Errichtung von städtischen Fleischverkaufsstellen, Verbilligung der Frachten, sind zurzeit die besten Mittel, um der augenblicklichen „Fleischnot" abzuhelfen.

Viel schwerer ist die Frage zu beantworten: was muß geschehen, damit eine solche Fleischteuerung, worunter die Städter zu leiden hatten, und ein plötzlicher Preisfall, worunter jetzt die Landleute leiden, nicht wiederkehren? Soweit ich sehen kann, hat man kaum den Anfang mit der Beantwortung dieser Frage gemacht. Wagen wir einen bescheidenen Versuch!

Nicht jede Ware kann in Deutschland in beliebiger Menge produziert werden. Die Produktion von Getreide z. B. ist abhängig von der Größe der anbaufähigen Fläche; Industrieprodukte dagegen können in ungezählter Masse in kurzer Zeit hergestellt werden. Gleicht nun die Fleischerzeugung dem Getreidebau oder der Industrieproduktion? Ohne Zweifel mehr der letzteren. Vieh- und Schweineställe brauchen nur einen kleinen Platz, und die Futterstoffe (die Rohprodukte) können in beliebiger Masse von auswärts eingeführt werden. Deutsches Getreide verlangt deutschen Boden, das nationale Schwein frißt russischen Roggen, argentinischen Weizen und amerikanischen Mais. (Beim Rindvieh liegt die Sache etwas anders, da es als Nahrung Rauhfutter nötig hat, das sich nicht so leicht oder wohl gar nicht aus dem Auslande ergänzen läßt; aber da die Wiesen, Aecker und Weiden sich in den letzten Jahren sehr vergrößert und verbessert haben, so ist nicht zu bezweifeln, daß der deutsche Boden leicht das nötige Rauhfutter liefern kann, um so eher bei Einschränkung der Getreidefläche.) Dazu kommt, daß die Schweine sich sehr schnell vermehren lassen. Ein Schwein wirft wohl ein Dutzend Ferkel, und jedes junge Tier kann schon innerhalb eines Jahres wieder zur Fortpflanzung verwendet werden. Das gibt eine ungeheure Vermehrung des Schweinebestandes in kurzer Zeit.

Vor zwei Jahren hatten wir Mangel an Schweinen, jetzt sind alle Ställe voll, der Bauer weiß nicht, wohin damit, wir haben eine Ueberproduktion.

Im Zeitraum von 1900—1905 wuchs die Bevölkerung in Deutschland von 56 367 000 auf 60 605 000, in den fünf Jahren um 7,5 Proz., in einem Jahre also um 1,5 Proz.

In Preußen waren vorhanden:

1904 . .	11 156 133 Rinder,	12 563 899 Schweine,
1906 . .	11 630 672 „	15 334 762 „

Der Bestand nahm in den zwei Jahren zu: bei den Rindern um 4½ Prozent, bei den Schweinen um 22,05 Prozent, in einem Jahre also um 2¼, bezw. um 11,03 Prozent. Die Entwicklung der Viehhaltung ist in den beiden letzten Jahren also erheblich höher gewesen als die Bevölkerungsvermehrung.

Jetzt ist die Schweineproduktion, um mit Karl Marx zu reden, anarchisch. Jeder Bauer züchtet und mästet nach eigenem Gutdünken darauf los; die Folge ist, daß bald zu viel, bald zu wenig Fleisch vorhanden ist. Danach wechseln Hausse und Baisse auf dem Schweinemarkte fortwährend miteinander ab. Preisstürze von 60—70 Prozent sind bei den Schweinepreisen keine Seltenheit. Im September 1906 erhielt der Bauer vereinzelt bis 60 Mk. pro 100 Pfund Lebendgewicht, im März dieses Jahres zuweilen unter 30 Mk. Das sind *unheimliche Kursschwankungen*, wie sie auf dem Industriemarkte zu den größten Seltenheiten gehören. Von solchen Preisschwankungen wird der deutsche Schweineproduzent fortwährend betroffen. Er leidet sehr darunter, denn, wenn die Ställe voll sind, dann sind die Schweine billig, sind sie leer, dann sind die Schweine teuer. Das wiederholt sich alle zwei bis drei Jahre.

Vergegenwärtigen wir uns die Konjunktur auf dem Schweinemarkte während der letzten Jahre. Im 1. Halbjahre 1901 kosteten in unserem Lande 100 Pfund Lebendgewicht 35 Mk., im 2. Halbjahre 39,25 Mk. Das waren so niedrige Preise, daß die Schweinemast nicht mehr lohnend war. Viele Bauern schränkten infolgedessen die Schweinezucht ein. In dem genannten Jahre war besonders die Kartoffelernte schlecht, viele sog. kleine Leute, die sonst Schweine mästeten, mußten nun darauf verzichten. Die Ferkel waren in damaliger Zeit fast wertlos.

Im folgenden Jahre stiegen die Preise im 1. Halbjahr auf 44 Mk., im zweiten sogar auf 49 Mk. Mancher Bauer hätte zu solchen Preisen gern verkauft, aber nun waren die Ställe leer. Er dachte auch noch mit Schrecken an die Preise vom vorigen Jahre und überlegte es sich dreimal, ob er noch einmal mit der Schweinemast sein Glück versuchen sollte. Als aber die Schweine noch immer mehr stiegen, da vergaß man die Preise von 1903 und 1904, und alle Welt fing an, Schweine zu züchten und zu mästen. Kleine Bauern hatten 60—70 Tiere, einzelne Schweineindustrielle 600—700 Stück. Die Tiere wurden im Dezember und Januar schlachtreif, und als man nun zu den teuren Preisen verkaufen wollte, zeigte sich die Ueberproduktion. Die Preise fielen fast um die Hälfte. Die Städter haben das nicht gemerkt, merken es jetzt vielfach nicht, aber um so mehr fühlt der Bauer den Notstand. Er kann die Schweine nicht aufspeichern, wie ein Schuhfabrikant die Schuhe, er muß verkaufen, und zwar mit Verlust.

In den nächsten Jahren wird sich dieselbe Geschichte wieder abspielen. Der Getreidepreis ist hoch, die Futtermittel werden durch die Zölle verteuert, der Bauer schränkt die Schweinezucht ein, es entsteht Fleischmangel, wahrscheinlich noch schlimmer als 1905, die Preise stiegen, wahrscheinlich noch höher als 1906, und es folgt wieder Ueberproduktion. (Fortsetzung folgt.)

Oldenburg. **A. Janßen.**

Die evangelischen Arbeitervereine Württembergs

hielten Pfingsten ihre alljährliche Landesversammlung in Gmünd ab. Diese nahm einen in jeder Beziehung guten Verlauf und war getragen von hoffnungsfroher Arbeitsfreudigkeit, wie sie nur eine Bewegung besitzt, die sich über ihr Ziel klar ist und gangbare Wege gefunden hat. Unter den offiziellen Begrüßungen, die jedes Jahr der Versammlung zuteil werden, waren prinzipiell bedeutsam diejenigen der Zentralstelle für Handel und Gewerbe und der Gewerbeinspektion, welche auf Einladung größere Tagungen der Arbeiterschaft beschickt und ganz besonders die des Prälaten von Herrmann, der als Vertreter der Oberkirchenbehörde nun zum zweitenmal den Vertretertag begrüßte. Er gab seiner lebhaften Befriedigung Ausdruck, daß eine ganze Reihe von Dienern der Kirche sich um das Ringen des Arbeiterstandes kümmern und daß insbesondere die theologische Jugend sich immer mehr dem Studium dieser Fragen widme, das der späteren erspießlichen Arbeit notwendigerweise vorausgehen müsse. Aus den verschiedenen Jahresberichten sprach ein guter Fortgang der Arbeit. Zwölf neue Vereine waren zum erstenmal vertreten und mit einer Zunahme an über 700 Mitgliedern ist die Zahl 5000 erreicht. Mehr als je ist die öffentliche Aufmerksamkeit den Vereinen zugewendet worden in freundlicher und feindseliger Weise und besonders auch die Beteiligung des Verbandes an den Provorzwahlen, wie die Tätigkeit des Arbeitersekretärs trug die Gedanken in viele neuen Kreise. An sozialer und allgemein bildender Erziehungsarbeit wurde auch im Berichtsjahr wieder erhebliches geleistet mit rund 300 Vorträgen aus den verschiedensten Lebensgebieten. Die mit Baden gemeinsame „Süddeutsche Arbeiterzeitung" hatte an dem allgemeinen Aufschwung teil und ist ein wertvolles Hilfsmittel in der Agitation und zur eigenen Vertiefung und Orientierung der Mitglieder. Auch der Stand der verschiedenen Kassen ist ein günstiger, und doch wurde durch eine weitere Beitragserhöhung für den Sekretär der Wille zu noch intensiverer Agitation bekundet. Von den Anträgen, die vorlagen, sind einige von prinzipieller Bedeutung und manche streife außerhalb des Verbandes um die „Reichspost" herum und noch etwas weiter links, setzten darauf schon mancherlei Hoffnungen. Es wurde von Eßlingen aus Protest erhoben gegen die Tätigkeit des Arbeitersekretärs Fischer für den Kandidaten der Volkspartei im dritten Wahlkreis. Bei einer sich anschließenden Debatte wurde demgegenüber aufs nachdrücklichste zurückgewiesen, daß hier von Naumann einfach als dem Parteimann gesprochen werde. Naumann sei für uns der Mitbegründer und warmherzige Förderer der Evangel. Arbeitervereine, der aus unserer Bewegung herausgewachsene Politiker, für den einzutreten eine selbstverständliche Pflicht und Ehrensache gewesen sei. Eine Gegenerklärung, die von Ebingen und vom Oberen Schwarzwald abgegeben war, wurde in der Weise angenommen, daß der Verbandsleitung und dem Arbeitersekretär das volle Vertrauen der Delegierten-Versammlung mit erdrückender Mehrheit ausgesprochen wurde. Einstimmig wurde sodann aufs neue wieder der Kirchheimer Beschluß festgelegt, der besagt, daß die Vereine zwar keiner der bestehenden politischen Parteien angehören, aber zu Wahlzeiten ihren Mitgliedern nahelegen für den Kandidaten zu stimmen, der Arbeiterforderungen vertritt und uns verhältnismäßig nahe steht. Von Eßlingen ging noch ein weiterer Antrag dahin, sich baldmöglichst dem deutschen Gesamtverband wieder anzuschließen, wurde aber ebenfalls mit ganz andrückender Mehrheit abgelehnt. Neben diesen rein geschäftlichen Dingen standen noch zwei Vorträge auf der Tagesordnung: Warum und in welchem Sinn sind wir national? von Kaufmann Benzing-Schweningen, der eine erneute programmatische Erklärung nach dieser Seite hin sein sollte und ein weiterer von Stadtpfarrverweser Kappus-Urach über „Die Organisation der Arbeiterinnen." An diesen letzteren schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion an, aus der eines deutlich und einheitlich hervorging: wir müssen handeln. Ebenso deutlich aber auch die Frage: in welcher Weise muß es geschehen? So kam als praktisches Ergebnis zunächst nur die folgende Erklärung zustande: „der Vertretertag der evangelischen Arbeiterinnen erkennt die sittliche Pflicht und sozialpolitische Notwendigkeit an, an die Organisation der Arbeiterinnen heranzutreten. Vorläufig empfiehlt er Arbeiterinnen an die bestehenden Vereinen anzugliedern und setzt eine Kommission zu weiterer gründlicher Behandlung dieser Angelegenheit ein." Die Kommission wird gebildet aus 6 Personen und es soll auch eine Arbeiterin mitsprechen. Von den Neuwahlen interessiert hier lediglich die Veränderung im Vorsitz, indem an die Stelle von Prof. Dr. Schöll, der nach Friedberg berufen wurde, Stadtpfarrer Mayer-Stuttgart trat. Mit Schöll verliert der Verband allerdings eine außerordentlich tüchtige Kraft. Trotzdem steht die ganze Bewegung allmählich da, unabhängig von Personen, wenigstens im wesentlichen und auch die neue Leitung ist eine Garantie für gerades Weiterschreiten auf der eingeschlagenen Bahn. Seid einig und frei! hat man dem Verband für die diesjährige Tagung gewünscht und weil er beides ist, wird er auch die neue Aufgabe mutig in Angriff nehmen und in der alten weiter Treue halten, als eine wahrhaft evangelisch-soziale Gruppe unter den verschiedenen Spielarten christlicher und sozialer Gebilde.

Reutlingen. J. Fischer.

Unsere Bewegung

Zur Reisezeit. Wir machen unsere Leser höfl. darauf aufmerksam, daß wir gern bereit sind, ihnen für die Dauer ihrer Ferienreise oder für einen kürzeren Aufenthalts-Wechsel die „Hilfe" im Umschlag an die Interims-Adresse kostenfrei zuzustellen. Der Versand des ersten abonnierten Exemplars wird dadurch nicht aufgehalten. Nach den in Nr. 22 der „Hilfe" gemachten Angaben über die zweite Bezugsart, die wir bei den direkten Bestellern innerhalb des deutschen Reiches anwenden, ist es nur schwer möglich, die weitere Zustellung des einmal überwiesenen Exemplars innerhalb eines Vierteljahres zu sistieren. Ist der Wohnungswechsel in dieser Zeit von Dauer, d. h. länger als ein Vierteljahr, so bitten wir das in den Mitteilungen an uns ausdrücklich zu betonen, und die Angabe der neuen Wohnung schon jetzt, spätestens aber bis zum 15. Juni zu machen. Das Postzeitungsamt verlangt von uns die Eingabe der Leserlisten für das 3. Vierteljahr schon so frühzeitig, sodaß uns spätere Nachträge nur unnütze Arbeit und Kosten machen würden.

Wir bitten unsere Leser, uns die Expeditionsarbeiten durch etwas Aufmerksamkeit und pünktliche Benachrichtigung zu erleichtern; sie sichern sich ja damit auch selbst einen pünktlichen und ungestörten Bezug der „Hilfe". Verlag der „Hilfe".

Weimar. Im vollbesetzten großen Stadthaussaale fand unter Vorsitz von Dr. me. Wette unsere erste öffentliche Versammlung nach den Reichstag-wahlen statt. Abg. Dr. Potthoff sprach über „Mittelstand und Liberalismus". Nicht Versäumnis, sondern nur die hohe Auffassung des Liberalismus von den Aufgaben eines Reichstagsabgeordneten, wie sie auch die Verfassung festlege, könne dafür verantwortlich gemacht werden, daß die liberalen Abgeordneten sich als Träger des Gemeinwohls und nicht als einseitige Interessen-Vertreter eines Standes angesehen hätten. Redner schildert, wie man nach dem Ausbau der Sozialgesetzgebung geglaubt habe, daß mit der Fürsorge für die großen Massen der Industriearbeiter die sozialen Aufgaben des Reiches erschöpft sei, wie man später an dem Auftreten des von Schmoller so bezeichneten Kerns des neu sich bildenden Mittelstandes, der Privatangestellten, das Irrige dieser Ansicht sich gezeigt habe. Weg und Ziele der Angestelltenbewegung erörternd und die Parallelen mit der Stellung und den Interessen der staatlichen und kommunalen Beamten ziehend, ging der Redner dann näher auf die sozialpolitischen Pflichten eines modernen Liberalismus gegenüber den Privatangestellten ein und widmete dann auch dem sogenannten Mittelstand ausführliche Darlegungen. Er wies nach, daß der entschiedene Liberalismus der Träger einer wahrhaft mittelstandsfreundlichen Politik sei, während die Konservativen und Antisemiten, in deren Gefolge jetzt zahlreiche Angehörige des Mittelstandes ihre Interessen irrigerweise am besten gewahrt glaubten, einseitigste Interessenvertretung gepflegt hätten. Es gelte für den Liberalismus, sowohl den alten wie den neuen Mittelstand in seinem Vorwärtsstreben zu fördern, zum Wohle der Gesamtheit, für das Fortschreiten, das Vorwärtskommen unseres Vaterlandes. Langanhaltender Beifall. — In der Aussprache trat zunächst der bekannte Professor Dr. Lehmann-Hohenberg für die Germanisierung, wie Potthoff schon getan hatte, ein, bezweifelt dann aber, ob der Liberalismus in der Lage sei, für den Mittelstand einzutreten, da er doch politisch die schrankenlose Freiheit des Großkapitals vertrete. Der von Erfurt herbeigeholte Sekretär der Mittelstandsvereinigung, Lorenz, war in seinen Ausführungen nicht glücklich; er gab zu, daß in der Fürsorge für die Angestellten, auch in sanitärer Hinsicht manches Warenhaus eine Musteranstalt bilde; und bekämpfte dann eine Reihe angeblicher Behauptungen Potthoffs, die dieser gar nicht aufgestellt, zum Teil sogar ausdrücklich abgewiesen hatte. Werkmeister Müller, Erfurt (es waren Versammlungsteilnehmer aus Erfurt, Apolda, Blankenhain und anderen Orten in größerer Zahl erschienen) bezeichnete den politischen Zusammenschluß neben dem wirtschaftlichen als eine unabweisbare Notwendigkeit. — Im Schlußwort widerlegte Dr. Potthoff in seiner trefflichen Art die Einwände des Herrn Lorenz, namentlich hinsichtlich der doch nur sehr relativen Selbständigkeit des Kleinkaufmanns und Gewerbetreibenden, beleuchtete die Beziehungen zwischen Bund der Landwirte und Mittelstandsvereinigung, wies dann den Angriff Professor Lehmann-Hohenbergs mit Hinweis auf liberale Männer, wie Abbe, Rösicke usw. zurück und gab noch weitere Aufklärung über die Interessenpolitik der Konservativen und ihrer politischen Gesinnungsgenossen. Der Liberalismus habe längst erkannt, daß nicht die Ungebundenheit die freie Entwicklung der Persönlichkeit garantiere. Schließlich forderte der Redner zu energischer poli-

tischen Tätigkeit auf. (Lebhafter, langanhaltender Beifall.) Der Abend hat uns 41 neue Mitglieder gebracht: Ingenieure, Techniker, Werkmeister, Staats-, Kommunal- und Privatbeamte, Gewerbetreibende, Kaufleute. Die jüngeren politisch Interessierten hier gehören uns; das verspricht eine gute Zukunft.

Rostock. Ein liberaler Parteiführer schreibt uns: Bei der letzten Stichwahl haben viele — wohl die meisten — Linksliberalen sich nur schwer entschlossen, für den von den Nationalliberalen im Verein mit den Konservativen aufgestellten Ratssyndikus Linck zu stimmen, als nicht der freisinnige Kandidat Fischer, sondern ein Sozialdemokrat mit letzterem in die Stichwahl kam. Die Linksliberalen, welche Linck wählten, haben dies nur getan, nachdem dieser immer und immer wieder seine entschieden liberale Gesinnung beteuerte. Die Furcht, Linck werde es mit seiner liberalen Gesinnung und mit seinen liberalen Reden nach gut nationalliberalem Herkommen für vereinbar halten, bei reaktionären Taten mitzuwirken, ist recht bald gerechtfertigt worden. Linck hat als Ratssyndikus der Bürgervertretung gegenüber die Vorlage des Rates, durch welche das Wahlrecht der minderbemittelten Rostocker Bürger wesentlich geschmälert wird, warm empfohlen. Dies Verhalten des Herrn Linck wird es den Liberalen doch unmöglich machen, ihn bei einer abermaligen Reichstagskandidatur diesen in ihren städtischen Rechten gekränkten, sog. geringen Leuten, besonders den Arbeitern, zu empfehlen. Für Linck waren in der Stichwahl besonders der Verein reichstreuer Arbeiter und der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie tätig. Da die beschlossene Wahlrechtsverschlechterung die sichere Folge haben wird, daß von den geschädigten Minderbemittelten, besonders von den Arbeitern, noch mehr als bisher sich der Sozialdemokratie zuwenden, so hätte eigentlich der Reichsverband alle Ursache, die gedachte Maßregel zu bekämpfen. Man hat bis jetzt nichts davon gehört! In der Mehrheit der Bürgervertretung, welche die Vorlage des Rates angenommen hat, müssen manche „Liberale" sich befinden. Diese Liberalen sind gleich Linck und dem Rate so nervös und so vornehm, daß sie es nicht ertragen können, daß jetzt, genau gezählt, sich drei Sozialdemokraten unter den 60 Bürgervertretern befinden. Wenn die ganze dritte Wählerklasse nach dem bisherigen Wahlrecht Sozialdemokraten gewählt hätte, so hätten diese doch stets nur zwanzig, also nie die Mehrheit ausgemacht. Ja, liberal will man in Rostock sein; daß aber der Liberalismus darin besteht, auch sozial zu denken und zu handeln, so weit ist man noch nicht gekommen. Man verschmäht es, die Minderbemittelten, die Arbeiter, zu heben, sie zu sich heraufzuziehen, sie zu guten Stadt- und Staatsbürgern zu machen. Lieber wendet man äußere Gewaltmittel gegen die Sozialdemokratie .... und die Arbeiter an. Man entfremdet sich die Arbeiter und wundert sich dann, daß sie Sozialdemokraten werden. Wenn der „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" die Wahlrechtsverschlechterer und die Scharfmacher über die Verkehrtheit ihres Vorgehens belehren wollte und könnte, so würde dies die wirksamste Bekämpfung der Sozialdemokratie sein. Das beste bei der Sache ist, daß bei einer künftigen Reichstagswahl ein wirklich liberaler Kandidat — ein Linksliberaler, in der Stadt Rostock jetzt viel mehr Aussicht hat, als bisher, wenn nicht unser Wahlkreis wieder der Sozialdemokratie zufällt.

Soziale Bewegung

Die Rechtsforderungen der technischen Angestellten hat der Deutsche Werkmeister-Verband in seiner letzten Zentral-Vorstandssitzung auf Antrag seines Syndikus Dr. Potthoff in folgenden Leitsätzen zusammengefaßt: 1. Die Gleichstellung der technischen Angestellten mit den kaufmännischen im Rechte. 2. Die Ausdehnung der Rechtsregeln der Gewerbeordnung auf alle Betriebsbeamten in nicht „gewerblichen" Betrieben (Bergbau, Verkehrsgewerbe, landwirtschaftliche Nebenbetriebe). 3. Gerechte Berücksichtigung bei der Zusammenlegung der Arbeiterversicherung durch: a) Aufhebung der zu engen Gehaltsgrenzen für Kranken- und Unfallversicherung, b) Schaffung einer allgemeinen Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatangestellten. 4. Ausdehnung der Gewerbegerichte auf alle technischen Beamten und Schaffung einer gerechten Vertretung in Arbeitskammern.

Der Achtstundentag wird vielfach auch von solchen Politikern, die sich zu den sozialpolitisch interessierten und verständigen rechnen, für technisch undurchführbar gehalten. Demgegenüber ist es wichtig, immer wieder festzustellen, daß der Achtstundentag sich in bestimmten Industrien schon einzubürgern beginnt. Heute weisen wir auf die Erfolge der organisierten städtischen Gemeindearbeiter Berlins hin, die die achtstündige Arbeitszeit für alle Retortenarbeiter in den städtischen Gaswerken eingeführt haben. Vorausgegangen waren längere Versuche mit drei Schichtwechseln von je acht Stunden, die sich gut bewährten. In Kopenhagen ist der Achtstundentag bereits für alle in den städtischen Gas- und Elektrizitätswerken beschäftigten Arbeiter eingeführt, nachdem die Retortarbeiter ihn schon lange hatten. In Berlin haben die übrigen Arbeiterkategorien in den städtischen Gasanstalten neunstündige Arbeitszeit.

Die evangelischen Arbeitervereine haben am Schluß ihrer Dortmunder Pfingsttagung die Gewerkschaftsfrage neu erörtert. Von christlichsozialen Vereinen aus Rheinland-Westfalen war beantragt worden, den Anschluß an die deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) von Verbands wegen streng zu untersagen, während aus dem Osten der Antrag kam, mit den christlichen Gewerkschaften nicht weiter zusammen zu arbeiten, da deren Gewerkschaftsbeamte in Bromberg bei den Wahlen einseitig für die Zentrumspartei eingetreten seien. Es fanden lange und lebhafte Debatten statt, als deren Endergebnis der frühere Eisenacher Beschluß wiederholt wurde, nach dem den Mitgliedern und Vereinen freigestellt wird, sich entweder den deutschen oder den christlichen Gewerkschaften anzuschließen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen scheint uns das in der Tat der einzig richtige Beschluß zu sein. Die Befürchtung, daß über diesen Zwitterbeschluß die gewerkschaftliche Betätigung der evangelischen Arbeitervereine Schaden leide, erscheint zwar durch die Vergangenheit gerechtfertigt, braucht aber keineswegs für die Zukunft begründet zu sein. Wenn die maßgebenden Führer in den evangelischen Arbeitervereinen nur ernsthaft den gewerkschaftlichen Anschluß ihrer Vereine und Mitglieder zur Pflicht machten, würde es auch nach dem Dortmunder Beschluß schon sehr gut gehen.

Mit den christlichen Gewerkschaften hat sich auch der deutsche Protestantentag in Wiesbaden beschäftigt, ohne indessen ein bestimmtes praktisches Verhalten zu empfehlen. Dagegen scheint der evangelischsoziale Kongreß an einer praktischen Lösung dieser Frage zu arbeiten. Nach Zeitungsberichten hat Professor Harnack als Vorsitzender in bezug auf die christlichen Gewerkschaften ausgeführt.

> „Mir ist nicht zweifelhaft, daß eine abwartende Neutralität nicht ausreicht, daß wir vielmehr allen Grund haben, die christlichen Gewerkschaften in der Entwickelung, in welcher sie jetzt begriffen sind — nämlich sich streng auf ihre eigentliche soziale Aufgabe zu beschränken — lebhaft zu begrüßen und diese Entwickelung kräftig zu fördern, mögen wir politisch konservativ oder liberal, kirchlich frei oder gebunden sein. Einstweilen kann ich aber noch nicht im Namen des Kongresses so sprechen, verkenne auch nicht, daß sich die christlichen Gewerkschaften noch nicht von allen bedenklichen Verengungen einer früheren Zeit befreit haben. Ich hoffe aber, daß wir bald durch die eingeschlagene neutrale Entwicklung der christlichen Gewerkschaften, von der ich sprach, zu einer einheitlichen Stellungnahme geführt werden, und werde unterdes die Förderung der Sache stets im Auge behalten."

Die größere Gefahr für die evangelischen Arbeitervereine sind übrigens gegenwärtig gar nicht die verschiedenen, um ihre Gunst werbenden Gewerkschaftsrichtungen, sondern die aufkommenden gelben Gewerkschaften. Sie werden ganz naturgemäß ihr Rekrutierungsgebiet in jenen gewerkschaftlich seither noch uninteressierten Kreisen suchen, die bisher den Zustrom zu den konfessionellen Arbeitervereinen und christlichen Gewerkschaften lieferten. Eine Erklärung, die der bekannte Vorkämpfer der evangelischen Arbeitervereine Lic. Weber, M.-Gladbach eben losgelassen hat, verwirft zwar die Gründung des in Hamburg ins Leben gerufenen „Bundes vaterländischer Arbeitervereine", ist aber im übrigen so flüchtig formuliert, daß sie nichts bedeutet.

Die schlimmste Gefahr für die deutsche Arbeiterbewegung ist das Erstarken der gelben Gewerkschaften. Die Hamburger Pfingsttagung der Gelben, über die es nur sehr unvollkommene Berichte gibt, scheint wenig einheitlich und eindrucksvoll verlaufen zu sein. Wer aber glaubt, daß die geistigen Urheber dieser Bewegung darum den Mut verloren hätten, wird bald eines anderen belehrt werden, planen sie doch nichts mehr und nichts weniger, als die Herausgabe einer neuen großen gelben Tageszeitung. Vor uns liegt das Rundschreiben dieses neuen, seit dem 1. Juni erscheinenden Blattes, worin es heißt, es sei „eine Zeitung für die Interessen der nationalen Arbeiterschaft und Zentralorgan der gelben Gewerkschaften." Ob das Blatt auch vor breitester Öffentlichkeit ebenso klar und bestimmt seinen wahren Charakter entschleiern, oder als „sozialpolitische Tageszeitung auf nationalem Boden" firmieren wird, wissen wir noch nicht. Es ist auch noch nicht bekannt geworden, welche Kreise hinter dem Zentralorgan der gelben Gewerkschaften stehen. Aber die Tatsache, daß sich ein größeres Zeitungsunternehmen in der Landeshauptstadt Sachsens bereits bilden kann, um in den Dienst der gelben Gewerkschaften zu treten, redet allein schon eine eindringliche Sprache. Wir werden auf die ganze Angelegenheit noch eingehend zurückkommen.

Briefkasten

Pfarrer A. E—l. Elsaß. Geben Sie uns bitte Ihre genaue Adresse, damit wir Ihnen wegen Ihres Manuskriptes Bescheid sagen können.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 23. Berlin, 9. Juni 1907

Ahnen

Unsere Seeligkeit ist jetzt erschienen.
Dante.

Das war zu Florenz vor so viel hundert Jahren. Frühlingsfest wurde gefeiert. Durch die Reihen der Gäste schritt ein Mädchen, die neunjährige Tochter des reichen Hausherrn; sie schaute drein wie der leibhaftige Frühling. Ein blutrotes Gewand umschloß die feinen Glieder, Blumen und ein wenig Schmuck zierten das vornehme Kind. Weitab stand ein Knabe im selben Alter; er sah das „demütigehrbarliche" Jungfräulein und ihm war, als bräche der Himmel über der Erde ein. „Unsere Seligkeit ist jetzt erschienen", schreibt Dante von seiner Beatrice in seiner eigenen Jugendschrift. Zeitlebens wird er den Bann nicht los, den das „jugendliche Englein" auf ihn ausübt. Ein einziges Mal nach neun Jahren hört er sie sprechen. Dann war sie für immer weggegangen, ihrem verstorbenen Vater nach. Aber der Jüngling rechnet von da an sein neues Leben. Es war in feurige Glut getaucht. Sie blieb ihm stets Vernunft, Segen, Glück.

Nüchterne Menschen finden solches Erlebnis unnatürlich. Aber es ist nun einmal wirklich gewesen. Diese Wirklichkeit war sogar tausendmal reicher, als das Leben jener trockenen Seelen, die sich ärgern, wenn ein irdischer Mensch das Fliegen lernt. Mag man in dieser Geschichte alles abrechnen: südländische Art, einzige Begabung, ein wundersam empfindendes Gemüt, es bleibt zu unserer Freude noch genug, um die einfache Kraft reiner Ahnung in ihrer Tiefe zu ermessen. Das Ahnen reiner Seele spinnt feinere Netze, als die Spinne am Fenster. Man geht wie im Traume und hat doch weite, offene Augen. Man erschrickt vor dem eigenen Wort und hört doch tausend Töne, die wohltun. Die Zukunft liegt vor dem Auge wie goldene Felder, und doch freut man sich am Sehen und bricht die Aehre nicht ab. Scheinbar ein Dämmerzustand des Menschen: aber eine Zeit, in der viel Starkes und Ehrliches in uns wächst. Wo solche Ahnungen des Knaben und Mädchens Herz durchziehen, muß man feine Hände haben, daß sie uns nicht wegstoßen, sondern uns teilnehmen lassen an ihren Gesichten.

Wird solches fruchtbare Ahnen nicht geschädigt durch Wissen? Nehmen wir nicht manchen Blütenstaub von Blumenkelchen weg, wenn wir das Untersuchen, Fragen, Forschen verlangen? Ich meine nicht. Je wahrhaftiger das Wissen arbeitet, desto größer ist die Weisheit, die sich offenbart. Das Ahnen verlernt sich nicht, wo der Mann das Weib kennt oder wo die Naturwissenschaft uns der Liebe Geheimnisse lehrt. Es vertieft sich nur. Die Ordnung, die wir in allem entdecken, ist weit reizvoller für das ehrfürchtige Ahnen einer ewigen Kraft, als die unerfaßte Unordnung, welche auf die Dauer nur ermüdet. Man treibe darum das Wissen nicht in Gegnerschaft zur ehrfurchtsvollen Schau und pflege diese nicht als Vorwand eigener Trägheit.

Es ist doch fein, wenn ein Mensch bei der Rückschau auf sein Leben sagen kann: Unsere Seligkeit ist jetzt erschienen. Wer stand auf solchem Höhepunkt? Wer blieb oben?

Traub.

Italienische Eindrücke

I.

Der Orpheus in der Scala in Mailand.

Vielleicht ist es das größte Geschenk der Reisen, daß sie uns dem circulus vitiosus des Alltags eine Zeitlang entführen und uns Abstand nehmen lassen von dem Vielerlei, das uns nur zu oft als Notwendigkeit erscheint, während doch der Zufall das meiste dabei tut. Der Blick für das wirklich Unentbehrliche schärft sich, der Entschluß, abzustoßen und zu konzentrieren, wird wieder fester, und wir gewinnen die Elastizität, einen neuen Rhythmus des Lebens zu wagen. Kommt man nun gar in das Land der alten Kultur, wo es zwar mit den technischen Fortschritten hapert, dafür aber mit dem Echtmenschlichen trefflich bestellt ist, dann fühlt man mit arger Scham, mit welchem Wust von Talmiwerten man sich daheim beladen hat, und wie schwer es ist, daß zwischen diesem Getümmel das Edle und Echte ruhig und stark zum Blitzen komme. Ich war zum 19. Mal in Italien und bin über die Zeit, in der man das Fremdartige doppelt bewunderte, wohl hinaus. Aber immer stärker prägt sich mir die edle Auffassung des Menschlichen dort unten ein, immer demütiger verehre ich eine Geistesarbeit, die auch den letzten Bauer dieser Schollen erreicht hat, und immer klarer sehe ich den ungeheuren Abstand, in dem wir Deutschen noch zurück sind in allen Fragen natürlicher Vornehmheit und Einfachheit des Wesens. Man fühlt dort unten die mangelnde Erziehung der Deutschen, ihre herrisch-patzige Art, ihre plumpe Aufdringlichkeit — und zwar nicht so sehr bei den in Italien reisenden Deutschen, die natürlich meist hilflos und deshalb nervös sind, sondern wenn man sich den Durchschnitt der Leute vergegenwärtigt, mit dem man daheim in Deutschland auf der Straße, in den Bureaus, in der Tram und auf der Landpartie zu tun hat. Fragt man nun gar, was dies Volk und das andere unter Kunst versteht, so ist es erst recht peinlich. Ich kenne wahrhaftig die Schattenseiten Italiens, die Eisenbahnzustände und die sogenannte Bettelei, den Fremdensport und die Hotelpreise nicht nur vom Hörensagen; aber ich verstehe das alles aus der Natur des Italieners heraus, es reizt mich nicht, vieles amüsiert mich — besonders wenn ich dabei einige wütend werdende Landsleute beobachten kann —, dagegen sehe ich in all der Unexaktheit auch wieder die Kehrseite und weiß, daß Gelassenheit mit Strammheit sich nicht vereinigt, daß es höhere Tugenden gibt als Pünktlichkeit, und daß alles in allem genommen die echten Werte des Italieners uns noch immer so gründlich beschämen, daß keine Weltmachtstellung und Handelssiege, selbst keine Philosophie und Bücherweisheit den Deutschen vor der Kritik der älteren und gesitteteren Nation behüten kann. Ich würde diese Gedanken, die nicht sehr erfreulich sind, nicht aussprechen, wenn nicht in Deutschland so viel Hochmut umliefe und so viel Geringschätzung des modernen Italieners, der technisch zurückbleibt und der doch dafür Werte anzubieten hat, um die wir ihn wohl dauernd werden beneiden müssen.

Der erste starke Eindruck war diesmal eine Aufführung des Orpheus von Gluck auf der besten Opernbühne Italiens,

in der Scala in Mailand. Es fing wie immer spät an, es dauerte ewig; zwischen jedem Akt dreiviertel Stunden Pause. Auch ist es im Zuschauerraum nicht so ruhig wie in Bayreuth. Aber alles dies konnte mich nicht um die Freude bringen, einen echten, stilvollen Abend zu erleben.

Daß es der Orpheus von Gluck war, kam mir sehr gelegen. Die Leser wissen, daß es einst zwischen ihm und seinem Antipoden Piccinni zu erbitterten Kämpfen gekommen ist (um 1760), weil der letztere die alte, italienische Oper verteidigte, welche eine Folge sauberer, höchst graziöser Einzelstücke ist, während Gluck die musikalische Form dem dramatischen Ausdruck und der Einheit des Werkes untergeordnet wissen wollte. In S. Carlo in Neapel hätte ich lieber Piccinni gehört, der nach Süditalien paßt; in Mailand dagegen hat man auch heute noch mehr Sinn für Glucks ruhige Epik, den strömenden Fluß seines gehobenen Vortrages, der sich nur zögernd von der selbständigen Kunstform der Arien und Duette trennt. Höher als alle Gesetze des Ausdrucks ist doch das Gesetz der Schönheit gestellt, die alle Regungen trägt und entmaterialisiert. Ich dachte bei den ersten Tönen der Oper an Strauß' Salome und an die Bilder der Sezession und freute mich recht, fern von diesem Madrid zu sein. Nun spielte und sang man ganz vorzüglich. Auch der schlechteste italienische Violinist spielt noch gut; man spielt nämlich in Italien auf der Geige nicht Philosophie, nicht Rhythmik, nicht Charakter, sondern einfach innige, warme Musik, bei der jeder Ton lebendig und herzlich vibriert. Die Sänger Italiens sind berühmt, ihr Gesang ist Natur und zwar geschultes, aber einfaches Singen, dem nie das Kolorit der Fülle fehlte. Wie tönte es voll und rund durch das riesige Haus, wie verstanden sich diese echten Musikanten auf das Musizieren! Auch daß das Spiel ausdrucksreich und edel war, durfte man erwarten. Die konventionellen Posen fehlten völlig, geschrieen wurde nicht, alles gab sich in ruhiger Natürlichkeit. Kein Ton ging verloren, ein Takt kam ruhig nach dem andern, und in das Herz der Zuhörer strömte lanalam goldene Seligkeit und silberne Heiterkeit ein — so richtig und schön kam alles heraus.

Was mich aber am meisten wunderte, war die Szenerie. Ich habe manches Böse von Kulissenscherzen auf den italienischen Bühnen gesehen; hier war ein Stil edelster Art. Alles war im Charakter der melancholischen Romantik gehalten, und manches erinnerte an Piranesis römische Kupfer. Hohe Bäume, stille Zypressen am Grabe des Orpheus; monumentale Felsen und steile Hänge bei den Furien. Dann eine ganz lichtdurchtränkte, selige Au bei den seligen Geistern, in die lichte Mädchen mit Augen wie Blumen hineingingen. Ganz zwanglose Gruppen waren es, ohne preußische Symmetrie; hier kauerten zwei, dort drehten drei andere uns den Rücken und blickten entzückt ins Licht. Alles dies wäre nicht so eindrucksvoll gewesen, wenn nicht die Riesenbühne den weitesten Platz gelassen hätte. Die Massen konnten sich ganz frei bewegen und die Tiefe erschien stundenweit. Seufzend dachte ich an die Drehbühne, die zwar sehr prompten Szenenwechsel, aber nur enge Bühnenbilder gibt, deren Enge schon von vornherein jede Gelassenheit bedroht.

Auch die Kostüme waren vornehm. Der Amor sah am schönsten aus; er trug ein weinrotes Trecentohemd, das lang bis auf die Knöchel herunterfiel und als einzigen Dekor große goldene Flecken zeigte; seitlich war es geschlitzt und mitunter kam ein schlankes Bein neugierig hervor. Alle Witze, wie das Rosenkränzchen und die Puppenflügel, fehlten. Aehnlich stilvoll waren die Kostüme der bösen und seligen Geister. All das billige Zeug verschlissener Requisiten fehlte. Reinhardt und Walser und Corinth haben gewiß sehr gute Kostüme gewählt; aber sie geben zu viel auf kleinem Raum. Hier beschäftigte das Auge immer nur eine Gestalt, ebenso wie das Ohr nur eine Sache zu hören bekam. Das ruhige Nebeneinander der südlichen Kunst, die es verschmäht, die Dinge durcheinander zu treiben, sondern eines nach dem andern darbringt, kam hier wieder prächtig zum Ausdruck.

Lohnt es sich nun nicht, auf ein so schönes Bühnenbild dreiviertel Stunde zu warten und den Geist ruhen zu lassen? Und doch bot sich auch in den Pausen etwas Prächtiges: das waren die schönen Mailänder Frauen in den Logen. Ich habe sie mir gehörig angeschaut, diese blitzenden Gestalten mit echten Steinen im Haar, matten Perlen auf dem schönen Hals, dessen steile Säule die edelsten Köpfe so stolz trug. Die Mailänderin ist von sehr schlankem Typus, rassigem Knochenbau und durchaus nicht üppig. Ich sah viel schönes Gelichter und fragte nicht, ob diese Köpfe alle sehr tiefe Gedanken hätten, sondern freute mich an diesen strahlenden Frauen des Südens.

Von 9—1 Uhr dauerte das Fest; dann wurde noch ein Ballett gegeben, vor dem ich dann freilich Reißaus nahm. Aber nur, weil mir der Orpheus so Feierliches gegeben hatte, daß ich gänzlich davon erfüllt war. Ich bin oft in Bayreuth gewesen und oft bei Reinhardt. So tief ergriffen wie von Parsifal war ich nicht in Mailand, so durchgeschüttelt wie von Romeo und Giulia auch nicht — aber in meiner Seele lag goldenes Glück und eine Freiheit, wie sie nur das edelste Kunstwerk schenkt. Ich werde diesen Abend nie vergessen, und ich fühle eine tiefe Dankbarkeit gegen die Künstler, die ihn mir schenkten. Heiter ging ich in den Mondschein, in dem der Dom glänzte und fühlte, daß mein Herz ohne Zaudern in die Ewigkeit heraufging.

Paul Schubring.

München

Wenn dies nicht ein solch seriöses Blatt wäre, hätte ich wohl Lust, eine Rezension in Distichen zu schreiben, in Distichen von jener unsterblichen Art, wie sie die Arkaden des Münchener Hofgartens zieren. Diese Verse stammen von dem bayrischen König Ludwig I., einem in gewissem Sinne genialen Manne, dem München das Wesentliche seines Stadtbildes dankt. Er wollte aus der Hauptstadt der Oberbayern ein zweites Athen oder etwas ähnliches machen. In die Residenz, die noch nicht sehr lange zuvor der Sitz einer ziemlich verkommenen Beamtenwirtschaft gewesen, wo der niedere Klerus den Kleinbürger beherrschte, sollte mit der Kunst eine freie und edle Humanität und Bildung getragen werden. Dazu berief der König seine Architekten, Bildhauer, Maler. Es waren starke Begabungen darunter: Klenze, Gärtner. Aber ihren Werken fehlt alles und jedes organische Verhältnis zum Volk, zum Boden und seiner Geschichte. Deshalb empfinden wir sie mitunter so grotesk. Aber eines bleibt merkwürdig: auch das heutige München lebt noch von der vormärzlichen Zeit. Nirgendwo sonst, glaube ich, neigt sich eine nicht zu ferne Vergangenheit (die nicht als merkwürdig, fremd, alt wirkt) so zur Gegenwart herein. Es ist fast, als ob die Teile von München, die München tatsächlich bilden, auf Ewigkeit von dem Charakter jener Zeit bestimmt bleiben. Nicht nur äußerlich, wenn auch Ausdruck und Inhalt wechseln. Die Distichen des ersten Ludwigs scheinen mir fast immer als die beste Sprache, um über jenes Stück München zu reden, in dem sie aufgezeichnet sind. Man muß nur verstehen, sie zu lesen. Außerdem: der Pentameter nimmt immer einen Teil von dem zurück, was der Hexameter in seinem frohen Anlauf gerühmt.

Gestern abend kam mir das Buch in die Hände, das der Münchener Dichter Josef Ruederer in Groll und Liebe über seine Vaterstadt geschrieben hat. Es ist bei E. Krabbe in Stuttgart erschienen, hat eine anständige Ausstattung und kostet 2,50 Mk. Ich habe es mit Andacht gelesen und hinterher in Träumen ergänzt. Und heute, an einem schönen Sonntagmorgen, wünschte ich nichts mehr, als jetzt dort zu sein, bei der Feldherrnhalle, wo der Wagner trompetet wird, wo die Studenten, Offiziere, Soldaten, Hartschiere, Professoren, Stadtschreiber und Kommis, die Damen und die Mädchen herumstehen und an dem weiten Sommerhimmel blau-weiße Fahnen wehen. Am Mittag aber würde ich nach Dachau fahren, um von meinem Schloß aus die Welt zu beschauen, und dann zwei Stunden lang, am schnurgeraden Kanal, durchs Moos nach Schleißheim laufen. Den Abend würden wir in der Torggelstube roten Tirolerwein trinken und hernach im Stephanie — ordnungsgemäß — die literarischen Qualitäten des „Schrift-

stellers" und Dichters Josef Ruederer feststellen. In später Nacht würden wir durch den Englischen Garten wandeln und vom Monopteros über die große Wiese schauen, wo das Licht des Mondes in dem zarten, silbrigen Gewebe der Nebel versinkt.

Wir haben festgestellt, daß Josef Ruederer ein Dichter ist, der bloß nicht das rechte Talent hatte, sich ordentlich einzureihen. Von ihm stammt die vielleicht beste und sicher kräftigste Komödie, die von der jungen Literaturbewegung der neunziger Jahre geschaffen wurde, „Die Fahnenweihe", und in seinen Novellenbüchern hat er einige Figuren von einer gedrungenen und schweren Sicherheit hingestellt, ohne je plump zu werden. Ich möchte, um einen kurzen und klärenden Vergleich für seine Art zu finden, einen großen Schritt über die Jahrhunderte weg machen zu dem oberbayrischen Holzbildhauer Michel Pacher, der im 15. Jahrhundert lebte. Was die Kunstgeschichte von dem und seinen Verhältnissen sagt, weiß ich nicht; aber ich meine, es müsse eine Verwandtschaft zwischen den beiden Künstlern und Landsleuten geben.

Dieses neue Buch sollte eigentlich jeder lesen, der einmal ein paar Jahre seines schönen Lebens in München zubrachte, auf dem Bauernball war, Possart als Manfred erduldete, der eine Nase von Schwabing voll bekommen hat und einige Zeit Abonnent der Münchener Neuesten Nachrichten inkl. Generalanzeiger gewesen ist. Denn auf diesen Seiten lebt das München von heute, und das alte Jahrhundert schaut ihm dabei über die Schulter. Der aber hier getreulich seines Amtes waltet als Chronist, kennt das Volk und die Stadt, das Theater und die Dichter, die Gesellschaft und die Presse, und er ist ein Künstler. So verteilt er seinen Stoff, so ordnet er Rhythmus und Farbe, so gibt er Bewegung und Ziele. Er redet in einer kräftigen, gedrungenen und plastischen Sprache, die mitunter einen schweren Schritt hat. — Man kann sagen, das ganze Buch sei eine Satire. Wer will, kann den Vorwurf finden, daß es bisweilen arg indiskret sei. Es ist Satire, die aus grimmiger Liebe stammt. Es ist Indiskretion, die in München jeder teilt. Die schwarzen Lettern aber töten den Klatsch, und die unbekümmerte und manchmal herzhaft grobe Ehrlichkeit gibt dem Buche seine wundervolle Frische. Zorn, Ironie und Wehmut bilden den wechselnden Grundton. Viel Klage und Anklage, ohne Eifern, ohne Sentimentalität. Er heißt Schminke, was Schminke ist, und Dreck, was Dreck ist, und nimmt die Masken von ein paar ehrwürdigen Lügen.

Natürlich ist es nicht das ganze München, das er zeigt. Das müßte ein großes Buch sein, denn diese Stadt ist aus sehr vielerlei Elementen und Tränken zusammengesetzt, und es fehlt ihm die organische Bildung. Aber mit ein paar Stücken führt er in den Geist des Münchener Lebens. Da ist die prächtige farbige Geschichte vom Fasching, wie der war und was heute aus ihm geworden, da steht der Bürger und Rentier, ein wahrhafter Ehrenmann, der zur Gemeinde des Kunstvereins und des Salvatoranstichs am Nockherberg gehört, da ist die „Gesellschaft". Sie wohnt vorzüglich im Norden der Stadt, in Schwabing. Dies ist eine Gegend mit netten und ruhigen Straßen, bedeutet aber zugleich einen Kulturbegriff. Man kann ihn schwer definieren. Wollte man grob sein, so könnte man sagen, es sei eine Art Bischof in Frankfurt, die mannigfaltigen mit neuen oder wertlosen Kulturen schwanger geht. Alle möglichen Sorten von Sozialismus, alle möglichen Mißverständnisse von Philosophen sind im Umlauf durch die einzelnen Kreise, die sich jeweils ein oder zwei verkannte oder kommende Männer halten, der ganze differenzierte Apparat von theosophischer Welterlösung findet sich in Bewegung. Dazu gehören die Musik Wagners oder die Lyrik Stefan Georges oder die schönen Dinge der Ellen Key. Das Ganze sieht nach manchem aus und hat seinen Stil, aber es ist bedauerlich harmlos. Schwabing bildet Münchens Kopf. Sein Magen liegt etwa beim Hofbräuhaus und im Tal. Dort sitzen die kleinen Leute, die Bürger, und trinken Bier. Bei denen ist es umgekehrt wie bei den Schwabingern. Sie halten sich für harmlos und legen viel Wert auf ihre Gemütlichkeit, aber es ist nicht weit damit her. Wenn Gemütlichkeit mit Dreck, Ausspucken und Privatisieren identisch ist, dann ja. Aber sonst ist das eine sehr fromme Lüge. Die Gemütlichkeit des Münchner „Bürgers", des Städters, sieht einem groben und mißtrauischen Wesen verteufelt ähnlich. Das weiß jeder, der sich die Geschichte einmal angesehen hat, aber das „goldene Herz" des Müncheners bleibt weiter leben. Es ist meist das „Bierherz", an dem in München jeder vierzehnte Mann stirbt.

Was ist es für eine merkwürdige Stadt! Man möchte Ruederer bitten, die Feder wieder anzusetzen und noch von all dem zu erzählen, was er sich schenkte und was doch dazu gehört. Da gibt es helle und hohe Ateliers, in denen fleißig geschafft und viel gelacht und Wedekind zur Gitarre gesungen wird. Das Malweib läuft als eine Massenerscheinung durch die Straßen, in München hat es seine eigentliche Heimat. Da gibt es ungeheure Kindlkellerversammlungen mit dem Heim und dem Schädler, die man erlebt haben muß, um von dem bayrischen Zentrum nicht bloß einen literarischen Begriff, sondern einen politischen Eindruck zu gewinnen. Da gibt es einen in seinem Kulturprofil durchaus eigenartigen, mehrfach und kreuzweis geeinigten Liberalismus von da bis da, der ein bis zum äußersten begeisterungsfähiges Volkselement darstellt — und „überhaupts". Da gibt es Führer, Hoffnungen, Gründungen, eine Mittelstandsbewegung, ein Gemeindekollegium, ein Stadtbauamt, einen Verein zu einem Denkmal für Ludwig II., eine Ausstellungsabsicht und seit Jahren die ungestillte Sehnsucht nach einem zoologischen Garten.

Und doch — und doch —. Es läßt sich gegen München so viel sagen, weil so viel Faulheit und Verlogenheit dort festgesessen sind, oben und unten. Aber es hat den schönsten Himmel in Deutschland, dieses hohe dunkle Gewölbe mit den schweren weißen Wolken. Und es hat die Ludwigstraße, die so breit ist, daß am Abend die Schatten fast nicht über sie weg reichen, und die mit ihren langweiligen Kästen doch so groß und imposant und schön. Die Frauenkirche ist da und der Wittelsbach-Brunnen und die Plätze. In dem Haus an der Barerstraße, in der alten Pinakothek, hängen die besten Gemälde von Dürer, und in der Schackgalerie die Wanderbilder von Moriz Schwind. Dachau, Schleißheim, das Isartal, der Eibsee . . .

Und doch — und doch —. Ich kenne viele deutsche Städte. Aber ich glaube, München ist die liebste von allen.

Theodor Heuß.

Reise in Kamerun

II.

Viktoria, d. 29. Dezember 1906.

Am Weihnachtsabend in der Dunkelheit ankerte die „Lulu Bohlen" auf der Rhede von Viktoria. Die ganze deutsche Kamerunküste ist nur kurz: spät abends am 23. Dezember dampften wir von Longji fort und lagen am nächsten Vormittag schon auf dem Kamerunflusse vor Duala. Von Duala nach Viktoria sind, je nachdem ob man den Gezeitenstrom mit sich oder gegen sich hat, fünf bis sieben Stunden Fahrzeit. Auf der Barre vor Duala sind bei Flut nur 18 Fuß Wasser, so daß die großen Wörmanndampfer eine Viertelstunde unterhalb der Stadt ankern müssen. Sowie das Schiff da ist, pflegt Besuch von Land zu kommen; die Ankunft eines Wörmanndampfers mit Eis und dem darauf gekühlten Stoff an Bord, ist auch für die Dualaner immer eine interessante Unterbrechung ihres sonst ziemlich abwechselungsarmen Daseins. Wer nicht kommt, um Pilsener vom Eis zu trinken, der kommt, um sich beim Schiffsbarbier die Haare schneiden zu lassen, oder um einen Bekannten aufzusuchen — oder einfach, um einen Schwatz an Bord zu machen. Unter den Gästen war auch Hauptmann L., einer unserer ältesten Offiziere von Ostafrika und Kamerun. Wir baten ihn, uns doch etwas Weihnachtsbaum-Aehnliches von Land zu schicken, denn es wäre zu traurig gewesen, wenn die Kinder diesmal zum Heiligen Abend gar keinen Lichterbaum gehabt hätten. In Windhuk hat man künstliche Weihnachtsbäume, deren Nadeln ganz plausibel aus grün gefärbten und auseinander gezupften Federfahnen nachgemacht sind, oder man baut sich einen „natürlichen" Baum aus den großen stacheligen Stauden des wilden Spargels zusammen. Der Hauptmann schickte uns denn auch eine große abgehauene Agave an Bord. Das stachelige Ungetüm wog fast einen Zentner; es wurde mühsam mit seinem Fuß in einen großen Blecheimer gestellt, und in diesem improvisierten Ständer von drei Mann auf den Tisch

im Rauchsalon gehoben. An die Blattspitzen banden wir die Lichter, dann kamen noch eine Menge Süßigkeiten und allerlei Schmuck daran, teils von Windhuk mitgebracht, teils vom ersten Offizier spendiert. Als das Kunstwerk ungefähr fertig war und es anfing dunkel zu werden, kamen wir aus dem Kamerunbecken auf die offene See hinaus, und es war etwas Dünung, so daß die brave „Lulu" leise zu schaukeln begann. Die Weihnachtsgabe in ihrem Eimer kippte auch richtig um, und in der Familie stieg langsam aber bedrohlich das graue Gespenst der Seekrankheit auf. Das wäre ein schöner Weihnachtsabend geworden! Aber das Meer und die „Lulu" hatten doch ein Einsehen und beruhigten sich bei Nordwärtsdrehung des Kurses soweit, daß wir die Agave wieder aufbauen und die Lichter anzünden konnten. Dann wurden Weihnachtslieder gesungen, und die Kinder fingen gleich an, mit den wunderbaren Holztieren, halb Panther, halb Krokodil, zu spielen, die in Duala von den schwarzen Händlern an Bord in Menge bei uns abgesetzt worden waren. Bald danach, während die ganze Gesellschaft beim Essen saß, fiel der Anker vor Viktoria, und es hieß, in ein höchstens zwei Stunden geht es weiter. Kapitän Schütt hatte schon von Swakopmund allen Passagieren den Mund wässrig gemacht nach den Schönheiten der Landschaft von Viktoria; nun war es dunkel und von der ganzen Szenerie schimmerte nur die Spitze, mächtig hervorragende Silhouette des Kleinen Kamerunberges durch die vorübertreibenden, vom Monde hell beleuchteten Wolkenschleier. Von der Masse des großen Kamerunberges, der unmittelbar über Viktoria, eher einem Gebirge als einem Berge glich, zu 4000 Metern aufsteigt, war nichts zu sehen. Bald waren die Boote von Viktoria heran, eine Menge Besucher und neue Passagiere kamen aufs Schiff, und in dem allgemeinen Trubel verschwand unsere Familienabschiedsszene unbemerkt.

Für Unterkunft hatte freundlicherweise der Bezirkshauptmann gesorgt. Viktoria hat, wie auch Duala, kein Hotel, überhaupt keine Stätte, wo man für Geld sein Haupt hinlegen und Essen und Trinken bekommen kann. Das Bezirksamt hat einige Räume für Beamte zur Verfügung, die auf Dienstreisen durchkommen, und wer sonst landet, hat in der Regel seine kaufmännischen Geschäftsfreunde, bei denen er Quartier nimmt. Wer ohne irgendwelche amtliche oder persönliche Beziehungen ankommt, dem bleibt nichts übrig, als kurzerhand an irgend eine Tür zu klopfen und als armer Reisender die Gastfreundschaft fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Meiner erbarmte sich die Firma Wörmann.

Viktoria ist schon vor der deutschen Besitzergreifung in Kamerun als Station einer englischen Missionsgesellschaft gegründet. Die schwarzen Viktorianer sind meist Baptisten, die vor mehreren Jahrzehnten von der gegenüberliegenden spanischen Insel Fernando Po auswanderten, weil sie dort von den Mönchen kirchlich drangsaliert wurden. Sie haben eine ganz hübsche Kirche und nur eingeborene Prediger. Die englische Missionsgemeinde ist nach der deutschen Besitzerklärung von der Baseler Mission, die in Wirklichkeit fast ganz als eine Württembergische Gesellschaft zu betrachten ist, übernommen worden. In den neunziger Jahren gelang es dann dem Gouverneur v. Puttkamer, deutsche Kapitalisten, in erster Linie den seinerzeit viel genannten Dr. Esser, für die Anlage von Pflanzungen am Fluß und auf den Abhängen des großen Kamerunberges zu interessieren. Man ist damals mit der Sache wohl etwas zu schnell vorgegangen. Weder haben die Bodenanalysen für das ganze, hernach zu Kakaopflanzungen in Angriff genommene Gebiet voll das gehalten, was sie zuerst versprachen, noch hat sich die seinerzeit aufgestellte Meinung bestätigt, daß der Berg überall innerhalb der in Betracht kommenden Höhenlage genügend tiefe verwitterte Pflanzungsböden aufweise. Es war das bei der dichten Urwaldbedeckung auch etwas schwer, sofort sicher zu ergründen. Tatsächlich denkt man in den Pflanzungen an manchen Stellen jetzt bereits an Düngung und hat tausende von Pflanzlöchern tief im Fels einsprengen müssen, weil die natürliche Verwitterungskrume für die lange gerade Pfahlwurzel des Kakaobaumes stellenweise nicht dick genug war.

Das Massiv des großen Kamerunberges mißt an der Basis über 100 Kilometer im Umfang. Das Pflanzungsgebiet zieht sich hauptsächlich am südwestlichen Viertel des Berges unmittelbar vom Meeresufer mit wechselnder Tiefe aufwärts. Abgesehen von einer größeren Anzahl von Eingeborenendörfern, die für ihre Pflanzungen, sogenannte „Farmen", etwas Wald gerodet haben, ist alles Land bis hoch hinauf am Berge mit einem Urwald von wunderbarer Fülle und Ueppigkeit bedeckt. Die größte Plantagengesellschaft (früher Dr. Esser gehörig, jetzt Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria, abgekürzt W.A.P.V.) besitzt eine eigene Schmalspurbahn von zirka 50 Kilometern Gleisausdehnung, die gelegentlich von der Direktion auch für die Personenbeförderung nach dem Gouvernementsbesitz Buea, fast 1000 Meter hoch am Berge gelegen, zur Verfügung gestellt wird. Dank der Liebenswürdigkeit des Pflanzungsdirektors erhielten wir einen Personenwagen eingestellt und fuhren am zweiten Weihnachtsfeiertage frühmorgens vom Kakaohafen (so heißt die große Betriebsanlage der Gesellschaft unmittelbar am Meeresufer, anderthalb Stunden westlich von Viktoria) durch das Pflanzungsgebiet aufwärts los.

Die W.A.P.V. steht mit 15 000 Hektar direkten Besitzes und verschiedenen, unter anderen Namen aufgeführten, aber in Wirklichkeit mit ihr verbundenen Gesellschaften mit an der Spitze aller Kameruner Plantagenunternehmungen. Namentlich drückt sich das auch in dem Verhältnis der in Kultur genommenen Fläche und der Arbeiterzahl zu dem Gesamtareal gegenüber den übrigen Pflanzungen aus. Ueber 3000 Hektar sind bereits wirklich bepflanzt und mit ihren 3000 Arbeitern besitzt die W.A.P.V. etwa 40 Prozent aller Plantagenarbeiter im Bezirke Viktoria und 30 Prozent aller in ganz Kamerun in Plantagen überhaupt tätigen Arbeitskräfte.

Nachdem ein Versuch zur Tabakskultur auf der Pflanzung Bibundi bald wieder aufgegeben werden mußte, weil kein brauchbares Arbeiterpersonal aus den zur Verfügung stehenden Eingeborenenkräften zu gewinnen war, beherrschen Kakao und Kautschuk neben etwas Kola vollständig den Kameruner Plantagenbetrieb. Es sind am Kamerunberge im ganzen zirka 7500 Hektar mit Kakao bepflanzt (davon die Hälfte in ertragsfähigem Alter) und etwa 350 Hektar mit Kautschukbäumen, vorwiegend Kickxia. Von den Kickxiabäumen (beinahe 700 000 Stück) ist aber noch kein Jahrgang in das richtige Alter zur Ausbeutung gelangt.

Ueber die Zukunft der Plantagenkultur am Kamerunberge ist es nicht leicht, ein Urteil abzugeben. Ein kurzer Besuch befähigt vollends nur zur Wiedergabe der gehörten und nach Lage der Umstände beachtenswert erscheinenden Urteile. Immerhin bewegen sich diese in bemerkenswert übereinstimmender Richtung. Danach scheint man zugeben zu müssen, daß es übereilt war, mit der Anpflanzung von Kakao in großem Stil vorzugehen, bevor länger dauernde, mehrjährige Erfahrungen auf dem Wege der Versuchspflanzung gesammelt waren. Man gab wunderbare Prospekte aus und pflanzte darauf los, ohne gehörige Auswahl der Sorten, alles durcheinander, was Kakao hieß. Die Folge dieses Durcheinanderpflanzens ist die Entstehung eines Mischproduktes durch die wilde Kreuzung, das keine besonders gute Eigenschaften hat, und außerdem zeigte sich, daß das Klima doch teilweise zu regenreich für die Erzielung eines edlen Kakaos ist. Der Abhang des großen Kamerunberges nach der Seeseite zu gehört zu den regenreichsten Gegenden der Erde. Am Kap Debundscha fallen jährlich etwa 10 Meter Regen (nur wenige Punkte auf der Erde haben noch etwas mehr), und es gibt in diesem ganzen Küstengebiet keinen Platz, an dem man auch nur während eines Monats im Jahr vor starken Regengüssen sicher wäre. Der Kakao aber braucht eine gewisse, wenn auch nur beschränkte Trockenzeit für die letzte Reife und für die Trocknung der Früchte. Auf künstlichem Wege ist dafür nur unvollkommen Ersatz zu gewinnen. Auf die ungeheure Feuchtigkeit ist nach fachmännischem Urteil auch das Ueberhandnehmen einer verderblichen Krankheit der Früchte, der sogenannten Braunfäule (Phytophtora) zurückzuführen. Der Umfang der Verwüstungen, den diese Krankheit anrichtet, ist etwas schwierig zu schätzen, da die Pflanzungsleiter begreiflicherweise ein Interesse daran haben, sich über dieses Thema zurückhaltend auszudrücken. Es wird behauptet, daß manche Pflanzungen im letzten Jahre 30 oder 40 Prozent ihrer Ernte als verdorben ins Meer geschüttet haben. Außer der Braunfäule gibt es noch einen zweiten Schädling, der große Verluste anrichtet, eine sogenannte Rindenwanze. Ihr wird mit chemischen Lösungen und mit Absuchen zu Leibe gegangen, aber die Kosten hierfür sind vorläufig noch zu hoch, als daß eine Rentabilität der Pflanzungen dabei zustande kommen kann. Hier besteht allgemein die Meinung, daß noch keine einzige der großen Pflanzungsgesellschaften wirkliche Erfolge gehabt hat, und daß die günstigen und hoffnungsvollen Berichte teils durch eine optimistische Behandlung der Zukunft begründet werden, zu der die wirklichen Bilanzverhältnisse keinen Anlaß geben, teils dadurch, daß Gewinne mehr nebensächlicher Art, die nicht aus den Pflanzungsbetrieben stammen, mit in die Wirtschaft geworfen werden. So soll die W.A.P.V im letzten Berichtsjahre einen bedeutenden Profit aus dem Verkauf der von ihr geführten europäischen Bedarfsartikel an ihre eigenen Pflanzungsarbeiter erzielt haben.

Von dem Erfolge in der Bekämpfung der Braunfäule und der Rindenwanze, sowie von der Ausfindigmachung einer für die Kameruner Verhältnisse passenden Trocknungs- und Fermentiermethode wird es abhängen, ob der plantagenmäße Großbetrieb im Kakaobau sich am Kamerunberg wird halten können, oder ob man die hierfür gemachten Aufwendungen allmählich abschreiben muß. Im letzten Jahre wurden etwa 1½ Millionen Kilogramm Kakao im Werte von etwas über einer Million Mark verschifft. Das ist im Vergleich zu der Produktion wirklicher Kakaoländer erst ein verschwindender Betrag. Großartigen Kakaobau gibt es auf der Kamerun gegenüber liegenden portugiesischen Insel Sao Thomé. Dort, wie auf dem spanischen Fernando Po, das man von Viktoria aus direkt vor sich liegen sieht, besteht aber der wesentliche Unterschied von dem Klima am Kamerunberg, daß

mindestens zwei Monate im Jahre eine ausgesprochene Trockenzeit darstellen, mit der fest gerechnet werden kann.

Die Unsicherheit in der Zukunft des Kakaobaues hat denn auch fast alle Pflanzungsgesellschaften, in erster Linie wiederum die W.A.P.V., dazu bewogen, in steigendem Maße sich der Kultur des Kickxiabaumes zuzuwenden. Der Entdecker der Kickxia ist der frühere verdienstvolle Leiter des Botanischen Gartens in Viktoria, Dr. Preuß. Dieser entdeckte die Kickxia in den Urwäldern nördlich vom großen Kamerunberg. Sie bildet dort keine geschlossenen Bestände, sondern wächst bald mehr, bald minder häufig in einzelnen Exemplaren eingesprengt unter den übrigen Waldbäumen und gehört nicht zu den großen Waldbäumen, sondern zu dem mittleren Stockwerk im Kameruner Walde, dessen Bäume mit ihren Wipfeln unterhalb des oberen geschlossenen Laubdachs bleiben. Wie der Versuch ausfallen wird, diese von Natur verstreut wachsenden Waldbäume in geschlossenen Beständen anzupflanzen, vermag noch niemand zu sagen. Die Hauptgefahr liegt immer in dem Auftreten von Schädlingen, die sich im Urwald, wo die einzelnen Kickxiabäume weit von inander stehen, meist auf den einmal befallenen Baum beschränken, in der Pflanzung aber sofort sich über den ganzen Bestand verbreiten und dann sehr schwer zu bekämpfen sind. Ebensowenig ist jetzt schon ein zuverlässiges Urteil darüber möglich, wie alt die Bäume in der Pflanzung werden müssen, um die Anzapfung mit rationellen Ergebnissen zu erlauben und ob sie in kultiviertem Zustande überhaupt dieselben Erträge liefern werden, wie in wildem. Daß die Prospekte der Gesellschaften sich auch über die Kickxiapflanzung sehr optimistisch ausdrücken, ist nur natürlich, aber so war es auch mit dem Kakao und dem Tabak, und gerade als Freund unserer kolonialen Entwickelung darf man sich nicht für verpflichtet halten, jeden neuen Pflanzungsprospekt ohne weiteres mit Hurra zu begrüßen.

Die Pflanzungsbahn der W.A.P.V. führt bis kurz vor Sopo, wo in fast 800 Metern Seehöhe das Kommando der Kameruner Schutztruppe unter Oberst Müller, früher stellvertretender Truppenkommandeur in Südwestafrika, seinen Sitz hat. Von Sopo bis Buea, dem „Wolkenthron" des Gouvernements, wie die Kameruner sagen, steigt man noch etwa 200 Meter in einer Stunde empor. Das Gouvernement hatte uns liebenswürdigerweise Pferde nach dem Endpunkt der Bahn entgegengeschickt, und ein freundlicher Willkommentrunk beim Kommandeur, der als alter Südwestafrikaner sich freute, uns „Landsleute" begrüßen zu können, unterbrach angenehm die Durststrecke. Um Mittag ritten wir in Buea ein.

Paul Rohrbach.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

„Das wird uns schütteln bei der Heimfahrt", sagte Frédéric.

„Kann sein," antwortete Micoulin einfach.

Er ruderte schweigend, ohne umzuschauen. Der junge Mann hatte eine Weile den runden Rücken betrachtet, in Gedanken an Naïs; er sah von dem Alten nur den sonnenverbrannten Nacken und zwei rote Ohrläppchen, in denen goldene Ringe hingen. Dann hatte er sich hinausgebeugt, um die Seetiefen zu sehen, über welche die Barke hinglitt. Das Wasser ward trübe, nur lange unbestimmte Gräser trieben darin, wie Haare von Ertrunkenen. Das stimmte ihn traurig, erschreckte ihn sogar ein wenig.

„Hört, Père Micoulin", sagte er nach einer langen Pause wieder, „der Wind wird stärker. Seid vorsichtig . . . Ihr wißt, ich schwimme wie ein Bleiklotz."

„Ja, ja, ich weiß", sagte der Alte mit seiner trockenen Stimme.

Und er ruderte immer weiter mit mechanischer Bewegung. Die Barke begann zu tanzen, aus den Flämmchen auf den Wellenkämmen waren Schaumflocken geworden, die unter den Windstößen davonflogen. Frédéric wollte seine Angst nicht zeigen, aber er war nur wenig beruhigt und hätte viel gegeben, wenn er dem Lande näher gekommen wäre. Er ward ungeduldig und rief:

„Wo, zum Teufel, habt Ihr denn heute Eure Körbe gesetzt? . . . Gehen wir denn nach Algier?"

Aber der alte Micoulin antwortete wieder, ohne sich zu beeilen: „Wir sind gleich dort, gleich."

Plötzlich ließ er die Ruder los, stand auf und schaute suchend nach der Küste, nach den beiden Merkpunkten; und er mußte noch fünf Minuten rudern, bis er in die Mitte der Korkbojen kam, welche den Platz der Körbe bezeichneten. Da, als er die Körbe emporziehen wollte, blieb er einige Sekunden gegen La Blancarde gerichtet stehen. Frédéric folgte seinem Blicke und sah ganz deutlich unter den Fichten einen hellen Fleck. Das war Naïs, die noch immer auf die Terrasse gestützt lag und deren helles Kleid leuchtete.

„Wieviel Körbe habt Ihr?" fragte Frédéric.

„Fünfunddreißig . . . Wir dürfen nicht säumen."

Er erfaßte den zunächst schwimmenden Kork und zog den ersten Korb empor. Die Tiefe war ungeheuer, die Schnur nahm kein Ende mehr. Endlich erschien der Korb mit dem schweren Stein, der ihn auf dem Grunde hielt, und sobald er über Wasser war, sprangen in ihm, wie Vögel in einem Käfige, drei Fische empor. Man hätte meinen können, den Flügelschlag zu hören. Der zweite Korb war leer. Aber im dritten fand sich durch einen seltenen Zufall eine kleine Languste, die mit dem Schwanze heftig um sich schlug. Nun wurde Frédéric leidenschaftlich; er vergaß die Angst, beugte sich über den Rand des Bootes und erwartete die Körbe mit Herzklopfen. Wenn er den Flügelschlag hörte, empfand er eine Erregung gleich dem Jäger, der soeben ein Wild abgeschossen hat. So kamen die Körbe einer nach dem andern in die Barke; das Wasser rieselte und rieselte, und bald waren die fünfunddreißig da. Die Beute wog wenigstens fünfzehn Pfund, was für die Bai von Marseille einen prächtigen Fang bedeutet, da sie aus mehreren Gründen, besonders aber durch den Fang mit zu kleinen Maschen seit langen Jahren entvölkert wird.

„Nun sind wir fertig", sagte Micoulin. „Wir können jetzt nach Hause."

Er hatte seine Körbe sorgfältig vorne aufgestapelt. Aber als Frédéric ihn das Segel bereiten sah, ward er von neuem unruhig und meinte, es wäre klüger, bei solchem Winde sich der Ruder zu bedienen. Der Alte zuckte die Achseln. Er wußte, was er tat. Und ehe er das Segel hißte, warf er noch einen letzten Blick nach La Blancarde. Naïs in ihrem hellen Kleide stand noch immer dort.

Die Katastrophe nun war plötzlich wie ein Blitzstrahl. Als Frédéric später sich die Sache zurecht legen wollte, wußte er nur noch, daß jäh ein Sturm in das Segel gefahren und alles drunter und drüber gegangen war. Er erinnerte sich an nichts weiter mehr, als an eine große Kälte und eine tiefe Todesangst. Er verdankte seine Rettung einem Wunder: er war auf das Segel gefallen, dessen Weite ihn gehalten hatte. Fischer hatten das Unglück bemerkt, waren herbeigeeilt und hatten ihn aufgegriffen, ebenso Père Micoulin, der bereits der Küste zuschwamm.

Madame Rostand schlief noch. Man verheimlichte ihr die Gefahr, in der ihr Sohn gewesen war. Unten an der Terrasse trafen Frédéric und Micoulin, von Wasser triefend, Naïs, welche das Drama verfolgt hatte.

„Verfluchter Zufall!" schrie der Alte. „Wir hatten die Körbe und konnten heimfahren . . . Pech das!"

Naïs, ganz bleich, sah ihren Vater starr an.

„Ja, ja", murmelte sie, „freilich Pech . . . Aber wenn man gegen den Wind dreht, so weiß man schon, wie es geht."

Micoulin brauste auf.

„Nichtsnutz, was geht es Dich an? . . . Du siehst doch, daß Monsieur Frédéric schnattert . . . Vorwärts, hilf ihm ins Haus."

Der junge Mann verbrachte den Tag im Bett. Seiner Mutter gegenüber schützte er Migräne vor. Am andern Tage fand er Naïs sehr finster. Sie verweigerte weitere Zusammenkünfte; und da sie ihm eines Abends im Treppenflur begegnete, schlang sie von selbst ihre Arme um ihn und küßte ihn mit Leidenschaft. Niemals vertraute sie ihm den Verdacht an, den sie gefaßt. Nur wachte sie über ihn von jenem Tage an. Dann, nach Verlauf einer Woche, kamen ihr Zweifel. Ihr Vater kam und ging wie vorher, er schien sogar sanfter, und schlug sie weniger oft.

Alljährlich unternahmen Rostands einen Ausflug an die Küste bei Niolon, um in einer Felsenhöhle provencalische Fischsuppe (bouillabaisse genannt) zu essen. Da es dort auch Rebhühner gab, pflegten die Herren sodann noch einige

Schüsse zu verpuffen. Dieses Mal wollte Madame Rostand Nais zur Bedienung mitnehmen, und sie hörte nicht auf die Einwendungen des Pächters, auf dessen altem, wildem Gesichte heftiger Aerger stand.

Man brach frühzeitig auf. Der Morgen war von reizender Milde. Spiegelglatt breitete sich das blaue Meer unter der hellen Sonne; an den Strömungen war es gekräuselt, das Blau spielte dort ins Violette, während es an den stillen Stellen verblaßte und eine milchige Durchsichtigkeit annahm; es war bis an den leuchtenden Horizont wie ein ungeheures ausgespanntes Stück Satin in wechselnden Farben. Ueber diesen schimmernden See glitt die Barke leicht dahin.

Der Küstenstrich, an dem man landete, lag am Eingang einer Schlucht, in welcher man sich inmitten der Felsen an einem Rasenraine niederließ, der als Tisch dienen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei

Gartenfiguren. Ueber den ästhetischen Unfug, Zwerge und solches Zeug in den Gärten aufzustellen, braucht kein Wort verloren zu werden. Wir bringen im folgenden den Abschnitt eines Artikels zum Abdruck, der Gartenfiguren empfiehlt. Er illustriert mit unheimlicher Deutlichkeit, auf welchem Niveau ein Teil der Fachpresse noch steht, und deshalb soll er hier festgenagelt werden. Wir fanden ihn in den „Keramischen Monatsheften", die bei W. Knapp in Halle erscheinen. Unser Text erklärt die Illustrationen, die auf mehreren Tafeln beigegeben sind. Er ist außerdem eine Stilprobe, besser als alle Parodien, und es braucht kein Wort dazu gesagt zu werden. Man beachte nur, 1. daß alle diese Dinge in einem harmlosen Gärtchen passieren sollen und 2. daß die Sätze aus einer gut ausgestatteten Zeitschrift stammen, in denen ernsthaft von Kunst geredet wird. Also kein Witzblatt. Es heißt:

„Unsere Abbildung (Fig. 1) zeigt einige Tiere des Waldes, unten links steht der Hirsch, der König des Waldes, mit hohem Geweih, sich nach den Seiten umsehend, daneben ist ein Rehbock dargestellt, welcher scheu nach seinen Verfolgern Umschau hält, denen er noch durch seinen schnellen Lauf zu entgehen hofft. Vor diesen beiden größeren Tieren erblicken wir ein paar ruhende Hasen, die in der Art, wie ihre Ohren dargestellt sind, nicht als träumerisch blickende, sondern als aufmerksam lauschende Tiere zur Darstellung gebracht worden sind.

Oben in dieser Figur sind links vom Beschauer Hasen in verschiedener Stellung und rechts zwei sich stoßende Rehkälber vorgeführt.

In unserer Abbildung (Fig. 2) sehen wir einige Heinzelmännchen in der verschiedenen Tätigkeit, welche sie auszuüben pflegen, zur Darstellung gebracht, wobei der Humor zu seinem vollen Recht gekommen ist. Von links nach rechts ist ein schmunzelnder Landmann, daneben ein Gärtner mit einem Korb zur Aufnahme von Früchten oder dergl. zur Darstellung gekommen. Dann folgt ein Portier, der nicht nur durch das Schild an dem Hut, sondern noch mehr durch die beiden gewaltigen Schlüssel als solcher zu erkennen ist. Neben diesem steht ein Tourist, kenntlich an der Reisetasche auf dem Rücken und dem Feldstecher, den er vor sein rechtes Auge hält, um den Gegenstand, auf welchen ihn der Portier durch Zeigen mit der Hand aufmerksam macht, besser sehen zu können. Dann kommt ein Wasserträger und zuletzt ein musizierendes Heinzelmännchen, das auf einem Baumstumpf sitzt und zu der von ihm geschlagenen Laute seine Stimme ertönen läßt.

Unsere Abbildung (Fig. 3) bringt oben noch zwei Heinzelmännchen zu einer Gruppe vereinigt. Der eine erläutert mit wichtiger Miene seinem Genossen irgend ein Geheimnis, das dieser, lustig schauend entgegennimmt. Daneben sind zwei Hunde, sitzend, und weiter nach rechts ein Fuchs zur Abbildung gebracht.

Darunter ist noch ein Heinzelmännchen vorgeführt, ein über Kopfschmerz klagendes Männchen wird von einem Arzt besucht, der eine große Medizinflasche in seiner Rocktasche besitzt, während er eine Büchse mit Pillen in der linken Hand trägt und er selbst im Begriff steht, dem Kranken an den Puls zu fühlen. Daneben steht ein Jäger, der, die Büchse in der Hand, irgend ein Wild zu erlegen bereit ist.

Weiter nach links steht Rotkäppchen mit dem Körbchen, in das seine Mutter die Speisen und Getränke gelegt hat, die Rotkäppchen seiner Großmutter überbringen soll. Daneben steht aber auch schon der böse Wolf, der Großmutter und Enkelin verschluckt, aber dank dem schnell herbeieilenden Jäger werden allerdings Großmutter und Rotkäppchen wieder befreit und der böse Wolf fällt in den Brunnen, wo er ertrinkt. Diese letzten Vorgänge pflegen in der Kunst nun allerdings nicht dargestellt zu werden, desto mehr findet man Rotkäppchen und Wolf beim Eingang zum Walde, bevor der Wolf die Großmutter verschlungen hat. Die hier vorgeführte Gruppe, welche sich trefflich zur Aufstellung vor einem Gebüsch eignet zeigt das unschuldsvolle Rotkäppchen, wie es dem Wolf den Weg zur Großmutter zeigt, in guter Ausführung.

Auch die übrigen Tiere sind ihrem Charakter und ihrer jeweiligen Tätigkeit entsprechend wirkungsvoll zur Darstellung gebracht worden.

Außer Tierfiguren fertigt Chr. C. Heyer auch Sitzplätze aus Terrakotta an, es sind teils nachgeahmte Baumstümpfe der Eiche und Birke, teils Pilze, wobei auf die Frage, ob der Pilz nützlich oder schädlich ist, natürlich keine Rücksicht genommen wird. Neben dem wohlschmeckenden Steinpilz wird auch der zwar prächtig ausschauende, aber höchst giftige Fliegenpilz zur Darstellung gebracht, ebenso wie auch verschiedene Blumen, z. B. Gänseblümchen, deren Blumenkelche ebenfalls als Sitz ausgebildet und dann als solcher benutzt werden können."

Nachbarin, Euer Fläschchen!

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Demnächst erscheint

herausgegeben vom Kunstwart

Band 5

der **Kulturarbeiten** von **Paul Schultze-Naumburg:**

Kleinbürgerhäuser.

Preis geheftet **3.50 Mark**, gebunden **4.50 Mark.**

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Niccolò Machiavelli und die Allgemeine Staatslehre der Gegenwart. Von Dr. **Alfred Schmidt.** Freiburger Abhandlungen. (Heft 11). Preis M. 2,40.

Der Verfasser setzt sich das Ziel, aus den historisch-politischen Schriften des berühmten Florentiners diejenigen Gedanken herauszuheben und im Zusammenhang darzustellen, die in das Gebiet der modernen „Allgemeinen Staatslehre" einschlagen. Er kommt hierbei zu der bemerkenswerten Feststellung, dass Machiavellis Auffassung in vielen grundlegenden Fragen den Prinzipien und Ergebnissen der heutigen politischen Wissenschaft überaus nahesteht.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Hans Thoma ein Buch seiner Kunst
enthaltend 16 mehrfarbige Reproduktionen
von Werken des Meisters nebst einem Geleitwort von **Gerhard Krügel**, im Format 28×21 cm, auf starkem Kunstdruckpapier, in eleg. dreifarbigen Umschlag geheftet.
Preis M. 1,10 franko

Wilhelm Steinhausen Göttliches u. Menschliches
eine Kunstgabe
enthaltend 18 Reproduktionen, darunter 16 mehrfarbige Vollbilder, von Werken des Meisters und eine Einleitung von **Wilh. Kotzde**, im Format 28×21 cm, auf starkem Kunstdruckpapier, in elegantem dreifarbigen Umschlag geheftet.
Preis M. 1,10 franko
Briefmarken werden in Zahlung genommen.

Buchhandlung „Fortschritt" G. m. b. H.,
Berlin-Schöneberg

Ein Blick genügt!
Sie sehen sofort, ob Ihre Kleider, Mäntel, Anzüge, Wäsche, Teppiche, Gardinen, Decken, Federbetten, Daunendecken usw. gewaschen oder chemisch gereinigt werden müssen.
Diese Etiketten sind in 3 Farben erhältlich.
Verlangen Sie Muster.
Etikettenfabrik Hermann & Co. Zürich
Telephon Selnau 6.10

Elektrizitätswerke
Schalt- und Verteilanlagen
Transformatoren
Elektrische Bahnen
Elektrische Kraftübertragungen
Elektrische Beleuchtungen
Elektrische Wärme- und Kochapparate
Elektrische Motoren
Elektrische Pumpen
Elektrische Ventilatoren
Elektrische Waschmaschinen
Elektrische Bügeleisen
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizöfen
Elektrische Kochherde
Elektrische Backöfen
Elektrische Kochplatten
Elektrische Kochtöpfe
Elektrische Kaffeemaschinen
Elektrische Teekessel
Elektrische Toaster
Elektrische Grills
Elektrische Waffeleisen
Elektrische Heizsonnen
Elektrische Heizlampen
Elektrische Heizkörper
Elektrische Heizplatten
Elektrische Heizschlangen
Elektrische Heizspiralen
Elektrische Heizdrähte
Elektrische Heizbänder
Elektrische Heizkabel
Elektrische Heizmatten
Elektrische Heizdecken
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizsäcke
Elektrische Heizflaschen
Elektrische Heizbecher
Elektrische Heizgläser
Elektrische Heizlöffel
Elektrische Heizgabeln
Elektrische Heizmesser
Elektrische Heizscheren
Elektrische Heizzangen
Elektrische Heizpinzetten
Elektrische Heizlupen
Elektrische Heizspiegel
Elektrische Heizbürsten
Elektrische Heizkämme
Elektrische Heizbesen
Elektrische Heizschaufeln
Elektrische Heizgießkannen
Elektrische Heizspritzen
Elektrische Heizpumpen
Elektrische Heizventile
Elektrische Heizhähne
Elektrische Heizrohre
Elektrische Heizschläuche
Elektrische Heizanschlüsse
Elektrische Heizstecker
Elektrische Heizsteckdosen
Elektrische Heizschalter
Elektrische Heizsicherungen
Elektrische Heizmesser
Elektrische Heizinstrumente
Elektrische Heizmessgeräte
Elektrische Heizzähler
Elektrische Heizuhren
Elektrische Heizwecker
Elektrische Heizsignale
Elektrische Heizklingeln
Elektrische Heizsummer
Elektrische Heizlampen
Elektrische Heizleuchten
Elektrische Heizkronleuchter
Elektrische Heizwandleuchten
Elektrische Heizstehlampen
Elektrische Heizschreibtischlampen
Elektrische Heizlesepulte
Elektrische Heizbücherregale
Elektrische Heizmöbel
Elektrische Heizsessel
Elektrische Heizsofas
Elektrische Heizbetten
Elektrische Heizmatratzen
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizdecken
Elektrische Heizvorhänge
Elektrische Heizteppiche
Elektrische Heizläufer
Elektrische Heizmatten
Elektrische Heizfußmatten
Elektrische Heizschuhe
Elektrische Heizstiefel
Elektrische Heizhandschuhe
Elektrische Heizmützen
Elektrische Heizhüte
Elektrische Heizschirme
Elektrische Heizstöcke
Elektrische Heizuhren
Elektrische Heizwecker
Elektrische Heizsignale
Elektrische Heizklingeln
Elektrische Heizsummer
Elektrische Heizlampen
Elektrische Heizleuchten
Elektrische Heizkronleuchter
Elektrische Heizwandleuchten
Elektrische Heizstehlampen
Elektrische Heizschreibtischlampen
Elektrische Heizlesepulte
Elektrische Heizbücherregale
Elektrische Heizmöbel
Elektrische Heizsessel
Elektrische Heizsofas
Elektrische Heizbetten
Elektrische Heizmatratzen
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizdecken
Elektrische Heizvorhänge
Elektrische Heizteppiche
Elektrische Heizläufer
Elektrische Heizmatten
Elektrische Heizfußmatten
Elektrische Heizschuhe
Elektrische Heizstiefel
Elektrische Heizhandschuhe
Elektrische Heizmützen
Elektrische Heizhüte
Elektrische Heizschirme
Elektrische Heizstöcke

Elektrizitätswerke
Schalt- und Verteilanlagen
Transformatoren
Elektrische Bahnen
Elektrische Kraftübertragungen
Elektrische Beleuchtungen
Elektrische Wärme- und Kochapparate
Elektrische Motoren
Elektrische Pumpen
Elektrische Ventilatoren
Elektrische Waschmaschinen
Elektrische Bügeleisen
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizöfen
Elektrische Kochherde
Elektrische Backöfen
Elektrische Kochplatten
Elektrische Kochtöpfe
Elektrische Kaffeemaschinen
Elektrische Teekessel
Elektrische Toaster
Elektrische Grills
Elektrische Waffeleisen
Elektrische Heizsonnen
Elektrische Heizlampen
Elektrische Heizkörper
Elektrische Heizplatten
Elektrische Heizschlangen
Elektrische Heizspiralen
Elektrische Heizdrähte
Elektrische Heizbänder
Elektrische Heizkabel
Elektrische Heizmatten
Elektrische Heizdecken
Elektrische Heizkissen
Elektrische Heizsäcke
Elektrische Heizflaschen
Elektrische Heizbecher
Elektrische Heizgläser
Elektrische Heizlöffel
Elektrische Heizgabeln
Elektrische Heizmesser
Elektrische Heizscheren
Elektrische Heizzangen
Elektrische Heizpinzetten
Elektrische Heizlupen
Elektrische Heizspiegel
Elektrische Heizbürsten
Elektrische Heizkämme
Elektrische Heizbesen
Elektrische Heizschaufeln
Elektrische Heizgießkannen
Elektrische Heizspritzen
Elektrische Heizpumpen
Elektrische Heizventile
Elektrische Heizhähne
Elektrische Heizrohre
Elektrische Heizschläuche
Elektrische Heizanschlüsse
Elektrische Heizstecker
Elektrische Heizsteckdosen
Elektrische Heizschalter
Elektrische Heizsicherungen
Elektrische Heizmesser
Elektrische Heizinstrumente
Elektrische Heizmessgeräte
Elektrische Heizzähler

SPORT

LAWN-TENNIS
HOCKEY
GOLF
CRICKET
FUSSBALL
POLO
REIT-SPORT
AUTO-SPORT
ANGEL-SPORT
ALPINER-SPORT
WINTER-SPORT
GEWEHRE FÜR JAGD UND SPORT
SPORT-TRIKOTAGEN UND
SPEZIAL LAGER FÜR SPORT-
BEKLEIDUNG

Die reichillustrierte
mit vielen künstlerischen Abbildungen versehene
SPEZIAL-PREISLISTE
desgleichen über Einrichtungs-Gegenstände,
Damen-Artikel, Herren-Artikel und Lebensmittel
AUF WUNSCH POSTFREI

KAUFHAUS DES WESTENS
G.M.B.H. BERLIN

ALLEINIGE VERKAUFSSTELLE DES WARENHAUSES FÜR DEUTSCHE BEAMTE.

Bitte bevorzugen Sie diese Firmen und beziehen Sie sich im Bedarfsfalle auf ihre Anzeigen in der „Hilfe"!

XIII. Jahrgang

Die Hilfe

Nummer 24

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 16. Juni 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Payer — Wirrungen und Irrungen — Kaufleute in der Regierung — Wolgast† — Der Liberalismus im bairischen Landtage — Eine notwendige Abwehr) — **Dr. Heinz Potthoff**, M. d. R.: Falsche Vorbilder für die Privatbeamtenversorgung — **Fr. Weinhausen**: Die gelbe Gewerkschaftsgefahr — **A. Janssen**: Von der deutschen Fleischproduktion — Dr. **Paul Rohrbach**: Reise in Kamerun — Soziale Bewegung. — **Traub**: Der Leib. — **Professor Dr. Schubring**: Italienische Eindrücke. — **Erich Schlaikjer**: Das Weib im Theater. — **Walther Eggert-Windegg**: Nais Micoulin. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher. — Briefkasten

Politische Notizen

Payer. Am 12. Juni vollendet Friedrich Payer sein sechzigstes Lebensjahr. Seit 1877 ist er, mit zwei Unterbrechungen, Mitglied des deutschen Reichstages, seit 1894 des württembergischen Landtages, dessen Präsidium er nun zwölf Jahre innehat. Was seine Arbeit für Württemberg bedeutet, wird dort von allen Seiten anerkannt. Seit er die Leitung der Kammer in den Händen hat, hat die Gesetzgebung Zug bekommen; seiner geschickten und taktvollen Haltung gegenüber der Regierung ist es nicht zum letzten zu danken, daß in Württemberg in der letzten Landtagsperiode so bedeutende Fortschritte erreicht wurden in der freiheitlichen Ausgestaltung des Staatslebens. Die bedeutenden persönlichen Eigenschaften Payers, seine Klarheit und sein liebenswürdiger Takt in allen schwierigen Situationen, haben ihn auch bei den Verhandlungen über das Zusammengehen der liberalen Parteien mit an die leitende und entscheidende Stelle gebracht. Was er hier geleistet hat, wird ihm in der Geschichte des deutschen Liberalismus unvergessen bleiben. Die schwäbischen Parteifreunde Payers werden den 60. Geburtstag ihres Führers in festlicher Dankbarkeit begehen. Auch von uns herzlichen Glückwunsch!

Wirrungen und Irrungen. Unter eigenartigen Verhältnissen hat das preußische Abgeordnetenhaus seine Tagung geschlossen. Die freisinnigen Parteien hatten gefordert, daß in Anbetracht der Teuerung den mittleren Beamten eine außerordentliche Beihilfe von je 150 Mk. gewährt würde. Was den Reichsbeamten recht ist, muß den preußischen Beamten billig sein. Anders aber dachte die rechtsstehende Mehrheit, die nur den viel zu niedrigen Betrag von 8 Millionen Mark zu diesem Zweck auswerfen wollte, und dachte der Finanzminister Frhr. von Rheinbaben, der den Freisinnigen in schroffer, ja taktloser Weise entgegentrat. Tags darauf aber ergab sich eine Ueberraschung. Ob der Reichskanzler als preußischer Ministerpräsident einzugreifen für gut hielt, wissen wir nicht — jedenfalls vollzog die Rechte eine plötzliche Schwenkung und bewilligte für die „bedürftigen" mittleren Beamten plötzlich 5 weitere Mill. Mk. Charakteristisch ist, daß auf einen dahingehenden Antrag neben Zentrum und Konservativen auch die Freikonservativen sich vereinigt hatten, Nationalliberale und Freisinnige aber völlig ausgeschaltet wurden. Der Freiherr v. Zedlitz, der, als es sich um Studt handelte, noch die Führung der „Linken" gegen den ultramontan-konservativen Block übernommen hatte, betätigte sich bei dieser Gelegenheit wieder gegen die Linke. Selbst die „Freisinnige Zeitung" schreibt infolgedessen:

> Wir überschätzen die staatsmännischen Fähigkeiten des Freiherrn v. Zedlitz keineswegs, aber es muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß er ein außerordentlich feines Gefühl für Witterungsumschläge in den oberen Regionen hat, und daß er als politisches Barometer gute Dienste tut. Man weiß ja noch, wie er im Jahre 1892 bei dem Schulgesetz als erster die Wandlung der maßgebenden Stelle durchschaute und sein parlamentarisches Verhalten darnach einrichtete. Wenn er mit der Beweglichkeit, die ihm stets eigen, jetzt seine bisherige Haltung völlig ändert, so ist das ein Anzeichen dafür, daß auch in der Regierung eine Aenderung erfolgen wird, und daß zurzeit Freiherr v. Rheinbaben Oberwasser hat. Da es uns aber unwahrscheinlich vorkommt, daß der preußische Finanzminister im Landtage in Uebereinstimmung mit dem Reichskanzler arbeitet, so müssen die Chancen für den Fürsten Bülow augenblicklich recht schlecht stehen. Soll also der Vorstoß im Abgeordnetenhause vielleicht lehren, daß Rheinbaben als der kommende Mann und der Nachfolger Bülows zu betrachten ist? Die Zukunft wird es lehren. Auf jeden Fall wissen die Liberalen jetzt, woran sie sind, und daß sie sich auf nichts als auf i h r e e i g e n e K r a f t v e r l a s s e n können."

Der konservativ-klerikale Block reicht also im Abgeordnetenhause bis zu den sogenannten gemäßigten Konservativen, die über die Paarungspolitik des Fürsten Bülow scheinbar zur Tagesordnung übergehen wollen. Unter diesen Umstände ist es doppelt unverständlich, daß die freisinnigen Fraktionen im preußischen Abgeordnetenhaus auf die Beratung ihres Wahlrechtsantrags verzichteten. Man verstehe nicht falsch: es ist lächerlich, zu behaupten, den Freisinnigen sei es mit diesem Antrage nicht ernst, aber eben deswegen sollten sie den Klerikalen und Sozialdemokraten keinen billigen Anlaß zu solchen Gerede bieten. Gewiß war vor Toresschluß keine grundsätzliche Debatte mehr zu erwarten, aber es wäre von Wichtigkeit gewesen, bei dieser Gelegenheit die Haltung der einzelnen Parteien festzunageln. Die Tagung durfte nicht vorübergehen, ohne daß das Volk die Freisinnigen von neuem als Vorkämpfer eines freien und gleichen Wahlrechts kennen lernte. So aber haben die Konservativen, die, was man ihnen als Gegner nicht verdenken kann, die Freisinnigen möglichst schlecht behandeln, allen Grund, sich über die rücksichtsvolle Behandlung seitens der Freisinnigen in der Wahlrechtsfrage zu freuen, was den letzteren möglicherweise sehr verdacht werden wird. Es ist ein Erfolg der Freisinnigen, daß sie durch ihren Beamten-Antrag die mißmutigen Konservativen gezwungen haben, für die mittleren Staatsbeamten etwas zu tun. Ein ähnlich entschiedenes Vorgehen in der Wahlrechtsfrage würde im schlimmsten Fall den mangelnden sachlichen durch einen entsprechend agitatorischen Erfolg ersetzt haben. Mögen es die Freisinnigen durch Lauheit im preußischen Wahlrechtskampf nicht dahin bringen, daß ihnen das Volk zuruft: „Aus Pappe schmied' ich mir kein Schwert!" Wenn die Liberalen sich auf ihre eigene Kraft verlassen sollen, was durchaus richtig ist, dürfen sie mit den Aeußerungen ihrer Kraft nicht zu sparsam sein.

Kaufleute in der Regierung. In Sonneberg, Thüringens Spielwarenstadt, hat jüngst eine von Kaufleuten stark besuchte Versammlung dagegen protestiert, daß Herr Dernburg in der Besetzung des Kolonialamtes den Handelsstand vernachlässigt habe. Die recht vernünftige Resolution schließt mit den Worten: „Es wäre wünschenswert, wenn alle kaufmännischen Körperschaften zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen würden." Leider aber sind die wackeren Sonneberger in ihrer strammen Haltung noch ziemlich vereinzelt. Unser deutscher Kaufmann, der Deutschland in stiller Arbeit zur Weltmacht ersten Ranges gemacht hat, hat recht wenig politischen Ehrgeiz, ja es fehlt ihm nicht selten die erste Voraussetzung dazu, der rechte Bürgerstolz. Ein Beispiel dafür bietet wieder die „Frankfurter Zeitung" vom 8. Juni:

„Daß der Mangel an Wertschätzung, dessen sich im allgemeinen noch heute der Kaufmann, der Industrielle und Ingenieur in Deutschland erfreut, vor allem seinen Grund in dem Mangel an Selbstbewußtsein dieser Stände hat, wird mit Recht immer wieder hervorgehoben. Ein Beispiel für diese Sinnesweise bietet auch wieder die eben erschienene Einladung des „Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums" zu seinem diesjährigen Kongreß in Düsseldorf. Da hat man es für nötig gefunden, um den doch gewiß wichtigen Bestrebungen des Vereins eine Folie nach außenhin zu geben, einen Ehrenausschuß zu bilden, in dem u. a. drei hohe Verwaltungsbeamte und der Divisionskommandeur figurieren, dagegen nicht etwa hervorragende Industrielle oder Gelehrte, die sich um die vom Verein vertretenen Ideen verdient gemacht hätten. Bei aller Anerkennung der Liebenswürdigkeit der Herren, die Wahl in den Ehrenausschuß anzunehmen, kann man doch im Zweifel sein, ob die Verwaltung und das Militär bei einem Kongreß, dessen Tagesordnung sich in der Behandlung von Patentfragen erschöpft, absolut eine Rolle spielen müssen. Patentrechte werden einstweilen wenigstens mit Kanonen und Bajonetten weder angegriffen noch verteidigt. Wenn umgekehrt auch den captains of industry bei großen Paraden usw. ex officio ein Platz auf der Ehrentribüne eingeräumt würde, wäre gegen den selbstverständlichen Austausch von Höflichkeiten natürlich nichts zu sagen. Wie die Sachen in Deutschland aber tatsächlich liegen, ist der an sich äußerst harmlose Vorgang ein Symptom für eine Geistesrichtung, die alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durch die Brille der Rangvorurteile betrachtet."

Ein jeder wird eben so gewertet, wie er sich selbst einschätzt.

Wolgast †. Nicht unerwartet ist der Kieler freisinnige Abgeordnete, Lehrer Wolgast, einer langen, schweren Krankheit erlegen, die ihn seit anderthalb Jahren von seiner parlamentarischen Tätigkeit fernhielt. Nur kurze Zeit hat er so dem Landtage angehört, als einer der wohlunterrichtetsten Männer. Seine großen, parteipolitischen Verdienste hat sich Wolgast damit erworben, daß er auf seiten der freisinnigen Volkspartei einer der eifrigsten Förderer der Einigungsidee war. Unter seiner hervorragenden Mitarbeit vollzog sich die Verbindung der freisinnigen Parteien in Schleswig-Holstein. Dort wird man seinen Verlust schmerzlich vermissen.

Der Liberalismus im bayrischen Landtage. Unter den neugewählten liberalen Abgeordneten befindet sich auch der freisinnige Professor Günther aus München. Günther, der sich schon früher durch seine parlamentarische Tätigkeit Verdienste erworben hat, schreibt jetzt im „Fortschritt", der Münchener liberalen Wochenschrift:

Nur etwa ein Sechstel der zweiten Kammer wird also der Liberalismus für sich in Anspruch nehmen dürfen. Ob das sehr wenig oder ziemlich viel ist, das wird einzig und allein von der Haltung seiner Vertreter abhängen. Wir haben schon Zeiten erlebt, in denen seine Zahlenstärke ungleich bedeutender war, ohne daß doch seine Stoßkraft und Leistungsfähigkeit mit jener im Einklang gewesen wäre. Nur wenn er geschlossen, zielbewußt und ebenso entschieden in der Sache wie besonnen in der Form vorgeht, wird er sich als Machtfaktor durchzusetzen vermögen. Das Blockprogramm muß mit voller Strenge gewahrt, jedes Transigieren mit illiberalen Neigungen grundsätzlich vermieden werden. Das Leitmotiv der bürgerlich-freiheitlichen Partei „Gleiches Recht für Alle" hat die Richtschnur zu bilden für das Tun und Lassen der liberalen Abgeordneten. So versteht es sich von selbst, daß nach rechts und links unser Standpunkt mit vollster Schärfe und Bestimmtheit zur Geltung gebracht werden muß, ohne daß man in einen der beiden Grundirrtümer verfällt, die uns, weil eben der Liberalismus illiberal wurde, schon so viel Schaden gebracht haben. Es sind dies Kulturkämpferei und Scharfmacherei. Hätten Klerikale und Sozialdemokraten je einmal ernstlichen Grund, über eine auf jene Abwege führende Entgleisung liberaler Redner in Plenum, Kommissionssitzung, Volksversammlung Klage zu erheben, es würden uns, und das mit Fug, schwere Rückschläge nicht erspart bleiben. Und so bestimmt sich auch ganz von selbst unser Verhalten zur Regierung. Bedauerlicherweise gibt es noch immer gar Viele, die der falschen Anschuldigung huldigen, eine gegensätzliche Stellung zu den Herren am Ministertische müsse sich in hohen Tönen, kräftiger Ausdrucksweise, vielleicht sogar einer gewissen Rauhbeinigkeit äußern. So denken wir uns freilich die Opposition nicht, zu der sich der Liberalismus im Verkehr mit einzelnen Ministern von vornherein gedrängt sehen wird. Dieselbe soll sich stets in dem urbanen Umgangstone des gebildeten Menschen offenbaren, aber sie soll dafür entschiedener sein als sie dies oft in früheren Zeiten gewesen ist, da man noch ab und zu vor den Ministersesseln in Ehrfurcht erstarb. Und ebenso müßte es sich von selbst verstehen, daß denjenigen Beratern der Krone, die geneigt sind, ein gutes Stück mit uns zusammenzugehen und wahrhafte Verbesserungen im Staatsbetriebe anzubahnen, ihr Vorgehen nicht ohne Not wegen minder wichtiger Begleitumstände erschwert werde.

Günther, der wohl in der Fraktion eine hervorragende Rolle spielen wird, hätte sich nicht besser einführen können.

Eine notwendige Abwehr. Auffallend plumpe Angriffe gegen die Einigung der linksliberalen Parteien finden wir in der freisinnigen „Breslauer Zeitung". Dieses Blatt hat zunächst den „Hilfe"-Bericht vom evangelisch-sozialen Kongreß über Adolf Wagners Auftreten zum Anlaß eines heftigen Ausfalles gegen Naumann genommen, der sich „wieder einmal im Lager unserer Feinde befinden" soll, weil er Professor Wagners frischem Auftreten einige anerkennende Worte gezollt. „Vor 30 Jahren", ruft die Breslauer Kapitalswächterin emphatisch aus, „war Herr Naumann Mitglied der antisemitischen Vereine deutscher Studenten, deren Schutzheiliger im Bunde mit Stöcker allerdings schon damals Herr Adolf Wagner war. Alte Liebe rostet nicht!" Naumann ist so oft von kleinen Geistern verdächtigt worden, daß er auch diesesmal kühl und gelassen bleiben wird, wenn er an der französischen Küste, wo er seit Wochen weilt, Kenntnis von dem eigenartigen Zwischenfall erhält. Was uns heute die Feder in die Hand drückt, ist ein neuer und noch einfältigerer Vorstoß der „Breslauer Zeitung" gegen die liberale Einigung. Weil nämlich ein in Düsseldorf erscheinendes Organ der deutschen Gewerkvereine der Wagnerschen Kritik am Berliner Kommunalsozialismus zugestimmt und die Haltung der „Freisinnigen Zeitung" in dieser Angelegenheit getadelt hat, leistet sich der unentwegte Breslauer Fraktionsfanatiker folgende Polemik:

„Im Lager unserer Feinde befinden sich immer wieder die Elemente der früheren Nationalsozialen und ihnen verwandte Geister. Die Führer der drei linksliberalen Parteien haben gut beschließen, daß die Bekämpfung dieser Parteien untereinander in Wort und Schrift zu unterlassen sei. Jene Herren denken gar nicht daran, solcher Mahnung Folge zu leisten; bald direkt, bald mehr versteckt setzen sie ihre Treibereien fort. Blätter wie das „Berl. Tagebl.", die „Berliner Volkszeitung", die „Berl. Ztg." setzen ihren Kleinkrieg gegen die gemeinsame Fraktionspolitik der drei Parteien tagtäglich fort und die Spalten der gegnerischen Blätter sind angefüllt mit Zitaten aus solchen Polemiken, durch die dann klipp und klar bewiesen sei, daß „man im liberalen Lager selbst zugeben müsse, daß der Liberalismus rückständig, lebensschwach, charakterlos geworden sei". Erst jüngst haben wir auf diese Art, den Liberalismus durch Angriffe auf die angeblichen Freunde und die Verherrlichung der Gegner zu diskreditieren, aus Anlaß des Falles Professor Wagner-Berlin hinweisen müssen. Diese Angelegenheit scheint auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen zu sollen. In Düsseldorf erscheint als Organ der deutschen Gewerkvereine in Rheinland-Westfalen unter nationalsozialer Aegide die „Westdeutsche Arbeiterpost". Triumphierend wird darin auf die Aeußerung Professor Wagners über die Stadt Berlin als die „rückständigste Stadt" verwiesen, um daran eine heftige Polemik gegen die „Freisinnige Zeitung" zu knüpfen, die es gewagt habe, die Berliner Stadtverwaltung gegen die „berechtigten" Angriffe Wagners in Schutz zu nehmen. (Folgt Zitat der „edlen nationalsozialen Seele")... So dieser „wahrhaft liberale Mann!" Gott beschütze uns vor diesen Freunden, die uns die Frankfurter Stipulationen einbeschert haben, und für die wir nun — freilich sehr mit Unrecht — vor der öffentlichen Meinung mit verantwortlich gemacht werden. Ehrliche, wenn auch scharfe konservative Gegner sind uns lieber als diese falschen Freunde, die uns in der Politik, die wir vertreten, ein Bein stellen, wo immer sie nur können, indem sie den Feinden des Liberalismus immer wieder Eideshelferdienste leisten."

Wir verzichten im Interesse der in Frankfurt stipulierten Einigung der drei linksliberalen Parteien, auf die früheren Nationalsozialen in der Person D. Naumanns bekanntlich ganz hervorragenden Anteil gehabt haben, auf eine gebührende Antwort und beschränken uns lediglich auf Richtigstellung der schlimmsten Unwahrheiten der Breslauerin. 1. Weder das „Berliner Tageblatt" noch die „Berliner Volkszeitung" noch die „Berliner Zeitung" können auch nur entfernt als „Elemente der früheren Nationalsozialen und ihnen verwandte Geister" angesprochen werden. Es sind durchaus selbständige Zeitungsorgane, die keiner Partei irgendwie verpflichtet sind, sondern ganz auf eigene Verantwortung handelu. 2. Bei dem Kongreßbericht D. Naumanns, der der „Breslauer Zeitung" so schwer im Magen liegt, kann auch der schärfste Gegner keine „Angriffe auf die angeblichen Freunde" finden; nicht einmal eine Zustimmung zu der Wagnerschen Kritik Berlins hat Naumann erkennen lassen, sondern lediglich eine allgemeine Anerkennung des arbeitsreichen Lebens dieses Gelehrten, vor dem in der Tat auch wissenschaftliche und politische Gegner Achtung haben. 3. Das Düsseldorfer Gewerkvereinsorgan, die „Westdeutsche Arbeiterpost", hat weder einen früheren nationalsozialen Redakteur noch u. W. ehemalige Nationalsoziale als Mitarbeiter und kann daher wohl mit demselben Rechte „Breslauer Geistes" wie „nationalsozialer Aegide" verdächtigt werden. — Auf weitere Abwehr verzichten wir im Interesse der schwer und mühsam erzielten liberalen Einigung, von deren inneren Lebensbedingungen der im fernen Breslau wohnende Artikelschreiber, der schon auf dem Wiesbadener Parteitag der Volkspartei durch seinen Haß gegen die Nationalsozialen auffiel, offenbar keine Ahnung hat.

Falsche Vorbilder für die Privatbeamtenversorgung

Die Frage der staatlichen Pensionsversicherung ist gegenwärtig an einem Entscheidungspunkte angelangt. Sowohl die Vertreter der Regierung wie alle Fraktionen des Reichstages haben mit größter Entschiedenheit sich für eine allgemeine Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatbeamten mit staatlicher Beihilfe ausgesprochen. Ein, wenn auch lückenhaftes statistisches Material liegt vor, das zeigt, daß die Versicherung notwendig und wie sie möglich ist. Wenn jetzt eine Uebereinstimmung der annähernd 2 000 000 Privatbeamten in dieser Frage zu erzielen wäre, und ein gemeinsames Programm aufgestellt würde, dem Regierung und Reichstag unbedenklich zustimmen könnten, so wäre sichere Aussicht, das große, segensreiche Werk in Kürze zu vollenden.

Leider fehlt es an dieser Einmütigkeit der Interessenten. Zwei Meinungen stehen sich schroff gegenüber. Hinter beiden steht eine Reihe von Berufsvereinen mit mehreren 100 000 Mitgliedern. Die Streitfrage bezieht sich auf die Stellung der Privatbeamtenversicherung zur Arbeiterversicherung, d. h. auf die Frage, ob die Versorgung der Angestellten durch eine wesentliche Erweiterung und Verbesserung des bestehenden Invalidengesetzes oder durch die Begründung einer möglichst selbständigen, von der bisherigen Versicherung möglichst scharf geschiedenen Privatbeamtenanstalt erreicht werden soll. Der „Hauptausschuß für staatliche Pensionsversicherung", dem reichlich 30 Vereinigungen angeschlossen sind, und der 15 stimmberechtigte Vertreter aufweist, hat in der letzten Sitzung vom 5. Mai mit allen gegen eine Stimme beschlossen, an seiner Forderung einer selbständigen Kasseneinrichtung festzuhalten, obgleich ich mit Unterstützung des Abgeordneten Freiherrn Heyl zu Herrnsheim mir die größte Mühe gab, den Vertretern klar zu machen, daß der Ausbau des Invalidengesetzes für alle technischen Betriebsbeamten der einzig mögliche und für alle anderen der günstigste Weg sei, weil im Invalidengesetz das Verhältnis von Beitrag und Leistung außerordentlich günstig ist und gleich hohe Reichszuschüsse und gleich niedrige Verwaltungskosten für eine selbständige Kasseneinrichtung kaum zu erwarten sind; weil aus allgemeinen Rücksichten eine möglichste Vereinfachung der sozialen Versicherung und eine möglichst enge Verbindung aller Zweige wünschenswert ist, damit die unbedingt notwendigen Fortschritte der Beamtenversicherung über das jetzige Invalidengesetz hinaus auch den qualifizierten Arbeitern zugute kommen; weil deswegen nur für den Ausbau des Invalidengesetzes die einmütige Unterstützung des gesamten Reichstages zu erwarten ist, und weil schließlich für eine Verwirklichung des hohen Zieles auf diesem Wege sich in der bevorstehenden allgemeinen Reform der sozialen Versicherung eine Gelegenheit bietet, wie sie in Jahrzehnten nicht wieder vorkommt.

Wenn trotzdem der Hauptausschuß nahezu einstimmig die von dem Deutschen Werkmeister-Verbande vorgeschlagenen Leitsätze auf Erweiterung des bestehenden Invalidengesetzes ablehnte, wenn verschiedene Vertreter erklärten, lieber 10 Jahre länger warten, als sich mit dieser „ungenügenden" Versorgung begnügen zu wollen, so ist das nur dadurch zu erklären, daß zwei Vorbilder in einer nicht glücklichen Weise auf die Bewegung eingewirkt haben.

Zunächst ist die deutsche Pensionsbewegung sehr stark beeinflußt worden von der gleichen Bewegung im Nachbarstaate Oesterreich, wo die Privatbeamten nach einem fast 20jährigen Kampfe endlich ihre Pensionsversicherung erreicht haben. Hier ist eine selbständige Kasseneinrichtung geschaffen worden. Aber das ist eine selbstverständliche Notwendigkeit, weil es hier noch gar keine Einrichtung gibt, an die die Versorgung der Angestellten angeschlossen werden könnte. Oesterreich hat noch keine Invalidenversicherung der Arbeiter. Das Privatbeamtengesetz vom Jahre 1906 bildet den ersten Schritt auf dem Wege, den Deutschland mit seiner Arbeiterversicherung bereits vor 20 Jahren getan hat. In Oesterreich folgt die Arbeiterversicherung erst nach, und es ist durchaus noch nicht entschieden, daß nicht bei Schaffung einer Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter diese mit der Privatbeamtenversicherung zu einem einheitlichen Werke verschmolzen wird.

Sachlich bedeutsamer ist ein anderes Vorbild. Der Hauptausschuß hat in seinen früheren Leitsätzen den Wunsch ausgesprochen, daß die zu gewährende Invaliden-, Alters-, Witwen- und Waisen-Pension „annähernd die Höhe der Pension und Hinterbliebenenbezüge der Staatsbeamten der entsprechenden Gehaltsklasse" erreichen. Die Gleichstellung mit den öffentlichen Beamten ist das Ideal sehr vieler Privatangestellter, welche die Hoffnung auf spätere wirtschaftliche Selbständigkeit, auf das „eigene Geschäft" aufgegeben haben. Auf Grund des genannten Leitsatzes hat das Reichsamt des Innern seine Berechnung der Kosten für die Versorgung aufgemacht und ist dabei zu dem horrenden Satze von 19 Prozent des Einkommens als Versicherungsprämie gekommen. Die Kritik dieser Berechnung hat sich hauptsächlich gegen die Rechnungsgrundlage gewandt und dabei zu sehr übersehen, daß eine Gleichstellung der Privatangestellten mit den öffentlichen Beamten nicht nur zu teuer, sondern auch aus inneren Gründen unmöglich ist. Der entscheidende Unterschied zwischen öffentlichen und Privatbeamten ist der, daß beim Staatsbeamten der Arbeitgeber, der das Gehalt zahlt, der über die Pensionierung entscheidend mitspricht, auch selbst die Pension bezahlt, daß dagegen bei Privatbeamten der Träger des Gehalts eine ganz andere Person ist, als der Träger der Invalidenversorgung. Dadurch ist es von vornherein ausgeschlossen, die Versorgung eines Privatbeamten nach dem letzten Gehalte zu bemessen. Würde das geschehen, so wäre die notwendige Folge, daß jeder anständige Chef seinem Angestellten, der kurz vor der Pensionierung stände, im letzten Jahre das Gehalt verdoppelte, damit er auf allgemeine Kosten eine anständige Pension bekäme. Das österreichische Gesetz hat etwas Derartiges gewagt. Es ist ähnlich wie das deutsche Invalidengesetz auf „Grundbeträge" und „Steigerungen" aufgebaut und bemißt den Grundbetrag nach der Gehaltsklasse, „in der sich die versicherte Person im Zeitpunkte des Ablaufs der Wartezeit bezw. eines erlittenen Unfalls befand". Ich erwarte, daß künftig die Privatbeamten Oesterreichs im zehnten Dienstjahre, mit dem die Wartezeit endet, allgemein eine erhebliche Gehaltssteigerung erfahren werden, und wünsche ihnen nur, daß diese Steigerungen keine fingierten sein werden und daß nicht dadurch alle Gehaltssteigerungen im 9., 8 oder sogar 7. Dienstjahre verhindert werden. Wie dieser Paragraph auf die Leistungsfähigkeit der Versicherungskasse wirken wird, bleibt abzuwarten.

Ebenso entscheidend ist der genannte Unterschied zwischen öffentlichen und Privatbeamten für die Frage der Invalidität, die den Kern des Streites zwischen den beiden deutschen Angestelltengruppen bildet. Das deutsche Invalidengesetz kennt grundsätzlich nur den Begriff der allgemeinen Erwerbsunfähigkeit. Die Angestellten wünschen aber, und zwar mit Recht, die Einführung des Begriffs der Berufsinvalidität, denn ein Handlungsreisender oder ein Schauspieler kann nicht so lange auf die Pension warten, bis er auch als Portier oder Steinklopfer nicht mehr ein bescheidenes Einkommen zu verdienen vermag. Hier schwebt die Idee vor, daß der Privatbeamte pensioniert werden soll, wenn er seinen bisherigen Beruf nicht mehr auszuüben vermag. Dabei spielt nun eine ganz bedeutende Unklarheit mit, denn wenn jede Tätigkeit im gleichen Berufe die Pensionierung hindern soll, so wird der Privatbeamte schlechter gestellt als im heutigen Invalidengesetz. Denn ein invalider Bankbeamter könnte immer noch Briefe kopieren und Adressen schreiben, ein invalider Werkmeister Lohnlisten führen oder Invalidenmarken kleben. Soll aber pensioniert werden, wenn der Angestellte seine letzte Stellung nicht mehr ausfüllen kann, so muß das wiederum dazu führen, daß Halbinvaliden besonders schwierige und aufreibende Posten übertragen werden, um ihnen eine frühere oder bessere Pension zu verschaffen. Uebrigens pensioniert auch der Staat nicht ohne weiteres den Beamten, der seine bisherige Stellung nicht mehr versehen kann, son-

dern noch vor kurzem ist ein ministerieller Erlaß in Preußen ergangen, daß derartige Beamte, soweit als möglich, in anderen Stellen zu verwenden sind.

Ein Pensionsgesetz für Privatbeamte kann auf keinen Fall den Begriff der Invalidität wesentlich anders bestimmen, als es das heutige Invalidengesetz in § 5 schon tut. Danach ist nämlich Erwerbsunfähigkeit anzunehmen: „Wenn die Versicherten nicht mehr imstande sind, durch eine ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit, die ihnen unter billiger Berücksichtigung ihrer Ausbildung und ihres bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen." Dieser Paragraph, der durch die Novelle von 1899 seine heutige Fassung erhalten hat, spricht ja in Wirklichkeit schon eine Art Berufsinvalidität aus. Er ist auch von den Versicherungsanstalten vielfach so ausgelegt worden, bis das Reichsversicherungsamt infolge des Anschwellens der Rentenlast revidierte und ausdrückliche Anweisung erließ, daß diese Bestimmung nicht die Berufsinvalidität aussprechen sollte. Es bedarf also nur einer etwas anderen Auslegung dieses Paragraphen, um die berechtigten Wünsche der Privatbeamten zu erfüllen. Für die ungelernten Arbeiter würde dadurch kaum eine Aenderung bewirkt, für die gelernten Arbeiter wäre eine bessere Versorgung aber durchaus zu wünschen. Wenn die Rentenlast dadurch größer wird, so steht dem nichts entgegen, daß in den höheren Lohnklassen (vielleicht von 1150 M. an) die Prämienbeiträge verhältnismäßig höher werden, denn bei 1150 M. zahlt der Arbeitnehmer heute 2⅔ Prozent seines Einkommens als Beitrag. Auch der hochqualifizierte Arbeiter würde gern das Doppelte oder Dreifache zahlen, wenn seine Versorgung entsprechend besser würde.

Auch hier hat das österreichische Gesetz verwirrend gewirkt, denn es sieht als „erwerbsunfähig (invalide)" denjenigen an, welcher „infolge eines körperlichen oder geistigen Gebrechens seinen bisherigen Berufspflichten nicht weiter zu obliegen vermag". Das schwebt auch den deutschen Angestellten als Ideal vor, und sie übersehen dabei den Nachsatz: „Auf die Invalidenrente hat jedoch derjenige keinen Anspruch, welcher durch eine seinen Arbeitskräften entsprechende Beschäftigung einen die Invalidenrente übersteigenden Betrag, mindestens jedoch 600 Kronen verdient." Dieser Nachsatz führt den Vordersatz ungefähr auf den § 5 des deutschen Gesetzes zurück. Ja, er macht ihn bei kurzer Dienstzeit sogar ungünstiger.

Der „Hauptausschuß" in Deutschland will zum Oktober noch einmal alle Organisationen zur entscheidenden Beratung versammeln. Wenn alle Beteiligten in der Zwischenzeit sachlich und eingehend die Frage studieren, wenn sie sich aus dem Banne der zwei falschen Vorbilder zu lösen vermögen, dann ist zu hoffen, daß ein einmütiges Programm erzielt wird, dem Reichstag und Regierung ebenso einmütig beitreten. In diesem Falle wird das Jahr 1910 mit der Reform der bestehenden Versicherung und mit der Schaffung der Hinterbliebenen-Versorgung aus den Zollerträgnissen auch die notwendige Privatbeamten-Versicherung vollenden.

Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.
Syndikus des Deutschen Werkmeister-Verbandes.

Die gelbe Gewerkschaftsgefahr

Frankreich ist das Heimatland der gelben Gewerkschaften. Auch in den Vereinigten Staaten haben sie bereits erhebliche Bedeutung gewonnen. In Deutschland schien noch vor wenigen Jahren die Gründung gelber Gewerkschaften undenkbar zu sein. Heute sind aber so viel Anzeichen, nicht nur für Gründungspläne, sondern für üppiges Gedeihen dieser undeutschen Organisationsart vorhanden, daß man, ohne Pessimist zu sein, bereits von einer drohenden gelben Gewerkschaftsgefahr reden kann.

Zuerst hörte man von blühenden gelben Gewerkschaften in Augsburg. Einflußreiche Fabrikherren hatten sich mit ihren Beamten dort eine Organisation willfähriger Arbeiter geschaffen, die bei Lohnkämpfen alle Erfolge ihrer aufwärts strebenden Kollegen von vornherein unmöglich machten. Dann wurde die Gründung gelber Bergarbeitervereine im Saarrevier bekannt. Mit hübschen Uniformen, glänzenden Festlichkeiten, prunkenden Vereinshäusern, billigen Versorgungskassen suchten die Epigonen Stumms jenen blinden Gehorsam dauernd zu erhalten, den der König der Hammerschmiede zu seiner Zeit mit ganz anderen Mitteln erzwungen hatte. Vom Saarrevier sprang die Bewegung nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete über. In kurzen Zwischenräumen konnte man in der dortigen Werkspresse, besonders in der „Rheinisch-westfälischen Zeitung", Jubelhymnen über neugegründete „nationale" Bergarbeiterverbände lesen. Die geistigen Urheber blieben bei diesen Gründungen überall im Hintergrunde. Arbeiter und Werksbeamte schienen die Macher zu sein. In Berlin hat sich nach dem letzten großen Straßenbahnerstreik ein von den Direktoren approbierter lammfrommer Straßenbahnerverband gebildet, und in den großen Berliner Elektrizitätswerken soll ebenfalls eine starke gelbe Gewerkschaft nach den verlorenen großen Streiks der letzten Jahre eingerichtet worden sein. Aehnliche Nachrichten kommen aus Dresden, Hamburg, Gera, Crimmitschau und Lothringen. Ueberall sind im geheimen „gelbe Gewerkschaften" oder „nationale Arbeiterverbände" oder „Vereine reichstreuer Arbeiter" entstanden, und überall ist ihre Existenz und ihr eigentlicher Daseinszweck bis heute mehr oder minder im dunklen geblieben.

Neuerdings hat der bekannte Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durch allerlei verfehlte Maßnahmen diese Angelegenheit etwas mehr an die Oeffentlichkeit gebracht. Am 3. März hat er in Berlin in seinen Geschäftsräumen 72 Vertreter von 36 „reichstreuen Arbeitervereinen" versammelt, um „aus dem Munde der berufenen Vertreter der nichtsozialdemokratischen Arbeiterschaft einmal zu hören, in welcher Weise man sich dort den Kampf gegen die Sozialdemokratie aus der Arbeiterschaft selbst heraus denkt." Ausdrücklich wurde versichert, daß parteipolitische und gewerkschaftliche Fragen nicht berührt werden sollten, und insbesondere keine Konkurrenzvereine gegen bestehende nationale (christliche und Hirsch-Dunckersche) Gewerkschaften geplant seien. Das Ergebnis dieser Konferenz war die Einsetzung eines Ausschusses, der dann in der Pfingstwoche in Hamburg einen „Bund vaterländischer Arbeitervereine" ins Leben rief. Weder der eigentümliche Verlauf der Gründungsversammlungen, noch der unmittelbar vorher in die Welt gesandte großsprecherische Aufruf haben aber über die geplante reichstreue Arbeiterorganisation volle Aufklärung gegeben. Im Aufruf wird im Gegensatz zu der bereits übermächtigen und rücksichtslosen gewerkschaftlich organisierten Sozialdemokratie der Zusammenschluß aller nichtsozialdemokratischen Arbeiterorganisationen gefordert, um „Arbeiter ohne Rücksicht auf Konfession und Parteipolitik auf vaterländischem Boden zu sammeln, und mit ihnen nicht nur der Sozialdemokratie entgegenzutreten, sondern auch die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu bessern und die sittliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage des Arbeiters zu heben." Ausdrücklich verworfen werden Klassenhaß und Klassenkampf, und statt ihrer ein gutes Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern als „vorteilhaftes und natürliches Verhältnis" angestrebt. In den Hamburger Gründungsversammlungen leitete der Geschäftsführer eines Hamburg-Altonaer Unternehmerverbandes, Generalsekretär Schaper, die Verhandlungen, und die beiden Hauptreferate hielt ein sicherer Herr Ermert, vor vier Jahren aus der christlichen Gewerkschaftsbewegung ausgestoßen, dann Beamter des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie und augenblicklich Arbeitersekretär des „reichstreuen Bergarbeiterverbandes in Waldenburg". Seine wohl absichtlich unklaren Reden liefen auf Empfehlung einheitlicher Zusammenfassung aller staats- und gesellschaftstreuen Arbeiter zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie, und ins-

besondere gegen die roten Gewerkschaften hinaus. Der sozialdemokratische Gewerkschaftsterrorismus wurde in den grellsten Farben geschildert und dem Bund zur Pflicht gemacht, „die von anderen Berufsvereinen oft geübte Taktik, bei den von der Sozialdemokratie angezettelten Arbeitseinstellungen mitzustreiken, nicht mitzumachen, sondern im Gegenteil so auf die Verhältnisse einzuwirken, daß der grassierenden Streiklust Abbruch getan wird."

Ein bezeichnender Zwischenfall zwang die Drahtzieher wider ihren Willen, ein wenig mehr noch den Schleier zu lüften. Häfke, ein Hirsch-Dunckerscher Vertreter des nationalen Arbeitervereins in Kiel, protestierte gegen die Einmischung des neu zu gründenden Bundes in wirtschaftliche Kämpfe, weil ja bereits die antisozialdemokratischen deutschen Gewerkvereine beständen und kein neuer Keil in die nationale Gewerkschaftsbewegung getrieben werden dürfe. „Der neue Bund darf keine Streikbrecherorganisation werden. Kampf gegen die roten Gewerkschaften, aber freiheitliche Berufsvereine. Keine gelben Gewerkschaften von Streikbrechern!" Diese deutliche Warnung löste bei Herrn Schaper und seinen Gesinnungsgenossen einen Wutanfall aus, wobei man von einem „Einschleichen Hirsch-Dunckerscher Agenten unter falscher Flagge" und von einem Komplott gegen den Bund sprach und den kühnen Kieler Gewerkvereinler hinauswarf. Als nun gar noch ein Fabrikdirektor aus Gera die Gründungsgeschichte seines aus Arbeitswilligen gebildeten reichstreuen Textilarbeiterverbandes geschildert hatte und die Hilfe der Unternehmer bei der Werbung neuer Mitglieder ausführlich erörtert worden war, konnte Eberhard Graf Moltke, der als Beamter der Hamburg—Amerika-Linie zur Begrüßung herbeigeeilt war, mit Befriedigung konstatieren, daß eine Zurückweisung der Unterstützung zahlloser wohlwollender Unternehmer Selbstmord bedeute. Der Charakter des Bundes vaterländischer Arbeitervereine war damit trotz aller Vorsicht offenkundig geworden: eine Organisation Arbeitswilliger von Unternehmergnaden.

Wen wundert's noch, daß eine Resolution einstimmig angenommen wurde, die von der Gesetzgebung verlangt, daß sie „endlich aus dem bestehenden Koalitionszwange eine wahre Koalitionsfreiheit herstellt?" Also in verschämter, aber doch hinreichend deutlicher Form die Forderung eines neuen Zuchthausgesetzes! Der Vorsitzende Schaper drohte auch gleich den etwa nicht willfährigen Volksvertretern und Regierungsleuten, daß man im Notfalle an die höchste Stelle gehen werde! Die auffallend herzlichen Begrüßungs- und Glückwunschtelegramme des Kaisers und des Reichskanzlers an den neugegründeten Bund gaben dieser Drohung einen gewissen Nachdruck.

Wir glauben nicht, daß gerade diese Hamburger Pfingstgründung eine große Zukunft haben wird. Dazu sind offenbar ihre Arrangeure — auch der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie war durch Generalmajor v. Gersdorff vertreten — zu ungeschickt. Trotzdem halten wir eine Unterschätzung dieser Tagung für gefährlich. Nicht nur, daß der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie mit seinen reichen Mitteln und seinen sehr unklaren Zielen dahinter steht, sondern es ist auch sonst in Deutschland — leider! — gegenwärtig ein besonders fruchtbarer Boden für derartige antisozialdemokratische Gründungen. Die zahlreichen schon bestehenden „nationalen Vereine", die Begrüßungstelegramme des Kaisers und des Fürsten Bülow, die Ankündigung von neu zu gründenden Wochenschriften und Tageszeitungen, die sich als Zentralorgane der gelben Gewerkschaften offen anpreisen, die wachsende antisozialdemokratische Erbitterung unter den christlichen Gewerkschaftlern und deutschen Gewerkvereinlern: das alles beweist nur zu deutlich, wie günstig gegenwärtig die Stimmung der Gründung von gelben Gewerkschaften in Deutschland ist.

Wie konnte aber diese Stimmung entstehen? Ist wirklich, wie ein Bonmot auf der Pfingsttagung der deutschen Gewerkvereine behauptete, der Radikalismus der Vater und die Sozialdemokratie die Mutter der gelben Gewerkschaften? Man kann nicht leugnen, daß die Sprache der sozialdemokratischen Gewerkschaften in letzter Zeit nur allzuviel vom berüchtigten Sauherdenton der sozialdemokratischen Presse übernommen hat. Streikflugblätter der letzten Tage noch haben uns den krassen Unterschied zwischen früherer ruhiger Agitationsweise und gegenwärtigem Streikwortschatz überzeugend bewiesen. Allzu häufige und rücksichtslose Kraftproben sozialdemokratischer Gewerkschaftler gegen andersorganisierte Kollegen auf Bauten, in Werkstätten und Fabriken haben die Gegensätze gegen eben diese sozialdemokratischen Gewerkschaften bis ins Maßlose gesteigert. Zahlreiche unüberlegte und darum verlorene Wirtschaftskämpfe der letzten Jahre haben den roten Gewerkschaften viel Sympathien entzogen. Die häufige Gründung arbeitswilliger Verbände im Anschluß an verloren gegangene Streiks redet eine deutliche Sprache. Taktisches Ungeschick sozialdemokratischer Partei- und Gewerkschaftsführer trägt also zweifellos einen guten Teil Mitschuld am Entstehen der gelben Gewerkschaften.

Trotzdem wäre es falsch, die überall aufsprießende neue Sumpfpflanze lediglich der Aussaat sozialdemokratisch-radikaler Intransigenz zuzuschreiben. Das aus der zunehmenden Organisationskraft der Unternehmer entspringende Gefühl des Uebergewichts der Großindustriellen über die koalierten Arbeiter und die gegenwärtig durch alle Berufe gehende rücksichtslose Betonung des Privatinteresses, die zur Geringschätzung des Allgemeinwohls und schließlich auch der Berufssolidarität führt: das alles spricht wesentlich mit.

Aber welches immerhin die Gründe sein mögen, die das Emporschießen der gelben Gewerkschaften in Deutschland begünstigen: sicher sind und bleiben die arbeitswilligen Organisationen eine überaus bedrohliche gewerkschaftliche, ja eine vaterländische Gefahr. Sie garantieren keinen sozialen Frieden, sondern sie vergiften den seither in ruhigen und gesetzlichen Formen verlaufenen wirtschaftlichen Kampf. Wenn die gelben Gewerkschaften erst ein wirklicher Faktor im Wirtschaftsleben und in den Wirtschaftskämpfen sein werden, wie sie es heute in Frankreich und Amerika bereits sind, werden wir bei den Aussperrungen und Streiks dieselben rohen Ausbrüche des Bruderhasses erleben, die dort gang und gäbe, bei uns aber zum Glück noch so gut wie unbekannt sind. Die Streikbrecherverbände werden die Arbeiterklasse am weiteren Aufsteigen hindern und den Unternehmern nur Augenblicksvorteile verschaffen. Sie werden die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Ware auf dem Weltmarkte vermindern. Sie werden mit anderen Worten eine gewerkschaftliche und nationale Gefahr für unser deutsches Volk heraufbeschwören. Vor ihr rechtzeitig zu warnen, ist Pflicht aller wahren Patrioten.

Fr. Weinhausen.

Von der deutschen Fleischproduktion

II.

Wie ist nun dem Bauern zu helfen? Es muß verhindert werden, daß die Schweine wieder so teuer werden wie im Jahre 1906. Der Bauer will gar nicht die außergewöhnlich hohen Preise, denn er weiß, daß diese zur Ueberproduktion verführen, er will gern gute, beständige Durchschnittspreise, dann kann er den Betrieb in alter Weise fortführen, auch etwas vergrößern, und er braucht nicht die Konkurrenz der Schweinegroßindustriellen zu fürchten.

Nun sind die Preisschwankungen für landwirtschaftliche Produkte immer am größten in einem solchen Lande, das vom Weltverkehr abgeschlossen liegt, mögen es Wüsten, Gebirge, Zölle oder Grenzsperre sein, die es abschließen. Als das alte fruchtbare Aegypten allein auf seine eigene Getreideproduktion angewiesen war, hatte es in fruchtbaren Jahren an Getreide „über die Maßen viel wie Sand am Meer" und in anderen Jahren so wenig, daß man für Brotkorn sein Gut und seine Freiheit verkaufte. Solche Preisschwankungen sind jetzt unmöglich. Wenn in Aegypten eine Mißernte ist, ist vielleicht in Amerika eine reiche Ernte, mit Hilfe des Handels gleichen sich die Preise mehr und mehr

aus, es entsteht mehr und mehr ein beständiger Weltmarktpreis. Wäre Aegypten jetzt mit einer vollständigen Grenzsperre umgeben, wie Deutschland etwa in bezug auf die Fleischeinfuhr, so würde man dort noch ähnliche Schwankungen im Getreidepreise haben wie vor einigen Jahrtausenden. Grenzsperren und Zölle verschlimmern unter der bestehenden anarchischen Fleischproduktion die Schwankungen auf dem Fleischmarkte. Es fehlt das Ventil, das bei allzu hoher Spannung ausgleichend wirkt.

Mit Hilfe des Auslandes kann man nun versuchen, die Preise und auch die Produktion im Inlande zu regulieren. An das erste dachte man im Jahre 1906, als man in vielen Städten nach einer weiteren Oeffnung der Grenzen rief: die hohen Fleischpreise, die die Konsumenten bezahlen mußten, sollten durch die Einfuhr ausländischen Fleisches herabgedrückt werden. Angenommen, Dänemark, Holland, Oesterreich und Rußland hätten Fleisch in großer Menge auf den deutschen Markt werfen können, und man hätte die Viehzölle abgeschafft, so wären gewiß die Schweinepreise gefallen, wir hätten dann nicht die hohen Preise von 1906 gehabt, die alle Welt zur Schweinezucht verführten, wir hätten dann auch nicht die Ueberproduktion an Schweinen erlebt, unter der die Bauern jetzt seufzen. Ob der Konsument von einer Oeffnung der Grenzen und von einem Herabsetzen der Zölle Vorteil gehabt hätte, muß nach den Erfahrungen der letzten Monate recht fraglich erscheinen. In vielen Städten klagt man jetzt noch über die hohen Schweinefleischpreise, man hat dort angeblich kaum etwas von einer Herabsetzung der Preise gemerkt. Die Schweine sind pro 100 Klg. Lebendgewicht in den letzten Monaten um mindestens 40 Mark im Preise gefallen. Wenn eine solche Preisermäßigung den Konsumenten kaum fühlbar wird, wie sollten sie dann wohl etwas von einer Zollermäßigung von 9 Mark pro Doppelzentner merken? Mithin hätte eine Oeffnung der Grenzen und eine Herabsetzung der Vieh- und Fleischzölle im Jahre 1906 mehr im Interesse des Viehbauern als des Konsumenten gelegen.

In Wirklichkeit war das Ausland aber nicht in der Lage, größere Mengen von Vieh und Fleisch an Deutschland abzugeben. Ein weiteres Oeffnen der Grenze hätte vielleicht ein wenig die Hausse auf dem Schweinemarkt verhindert, die Konsumenten, die am lautesten darnach riefen, hätten keinen Vorteil davon gehabt.

So wird es auch in Zukunft sein. Deutschland produziert so viel Fleisch, daß die kleinen Mengen, die von auswärts hereinkommen, keinen nennenswerten Einfluß auf die Preisgestaltung bei uns ausüben. Ob wir hohe oder niedrige Fleischpreise haben, richtet sich fast ganz allein nach den Verhältnissen in Deutschland selbst. Fleischzölle und Grenzsperren brauchen den Städter nicht aufzuregen. Wenn er jetzt nach Aufhebung der Sperre und Beseitigung der Fleischzölle ruft, so entfremdet er sich dadurch den Bauern und veranlaßt auch noch, daß der Bauer den Viehzöllen eine viel größere Bedeutung beimißt, als sie in Wirklichkeit haben. Wenn Bürger und Arbeiter wollen, daß der Bauer mit ihnen eine entschieden liberale Politik vertritt, dann müssen sie still sein von der Oeffnung der Grenzen und von der Beseitigung der Viehzölle. Sie brauchen damit ihrer politischen Ueberzeugung kein Opfer zuzumuten, denn diese Einrichtungen beeinflussen, wie die Verhältnisse in Deutschland liegen, ganz unwesentlich die Preisbildung.

Es kommt in Deutschland auf die Regulierung der Fleisch*produktion* an; wenn die erreicht ist, werden die Preise für Konsumenten und Produzenten von selbst gleichmäßiger und beständiger werden. Welche Punkte kommen dabei in Betracht? Soll in einer Fabrik die Produktion sich gleichmäßig vollziehen, so ist vor allem erforderlich, daß die Zufuhr von Rohprodukten keine Unterbrechung erleidet; soll die Fleischproduktion in Deutschland gleichmäßig sein, so müssen die Rohprodukte, die Futtermittel, stets in genügender Menge vorhanden sein. Wenn das Inland in einem Jahre keine genügende Menge liefert, so muß rechtzeitig für eine billige Ergänzung aus dem Auslande gesorgt werden.

Wir haben gesehen, wie die Futternot im Jahre 1904 die spätere Fleischnot hervorrief, oder doch wenigstens verschlimmerte. Der Bauer mußte damals vielfach Vieh verkaufen, weil ihm das Futter fehlte, die sogenannten kleinen Leute konnten keine Schweine kaufen, weil die Kartoffelernte so schlecht ausgefallen war. Hätte man damals mit Hilfe des Auslandes die Produktion geregelt, hätte man damals die Getreidezölle ermäßigt, die Frachten verbilligt, auf solche Weise die Kosten der Produktion vermindert, dann wäre manches Schwein mehr gemästet worden. Eine Herabsetzung der Futtermittelzölle ist von Bürgern und Bauern zu erstreben, damit dem Fleischproduzenten stets billiges Rohmaterial zur Verfügung steht.

Vor allem ist aber erforderlich, daß die Fleischproduktion im Inlande selbst geregelt werde. Soweit ich sehen kann, hat man darauf sein Augenmerk fast noch gar nicht gerichtet. Bald haben wir zu wenig Fleisch in Deutschland, bald zu viel, wie zum Beispiel in unseren Tagen. So folgt Krisis auf Krisis.

Wie eine Ueberproduktion und damit eine Krisis vermieden werden kann, zeigt uns in Deutschland das Kohlensyndikat. Es stellt möglichst genau fest, wie viel Kohlen gebraucht werden und bestimmt danach die Produktion. Es wäre zu versuchen, ob man für die Schweineproduktion daraus nichts lernen kann.

Läßt sich in Deutschland der Fleischbedarf feststellen? Da man ziemlich genau weiß, wieviel Fleisch man bisher in Deutschland verzehrt hat, wieviel Rinder, Schweine und Schafe nötig waren, um bisher den Fleischbedarf zu decken, so ist es verhältnismäßig leicht, zu bestimmen, wieviel Rinder und Schweine in Deutschland gezüchtet werden müssen und dürfen, ohne die Gefahr einer Fleischnot oder einer Ueberproduktion heraufzubeschwören. Da eine Ueberproduktion von Rindern bei der langsamen Vermehrung der Tiere kaum möglich ist, handelt es sich nur um die Zahl der Schweine.

Aber gibt es ein Mittel, die Schweinezucht zu regeln? Antrag Kanitz auf die Schweine angewandt? Soll der Staat jedem Bauern vorschreiben, wie viel Schweine er züchten darf? Sollen sich die Bauern wie die Syndikatsherren zusammenschließen und für jeden Stall beschließen, wie viel „gefördert" werden soll? Dann müßte man den Schweine auch vorschreiben, wie viel Junge es werfen darf, aber Schweine sind manchmal recht boshaft.

In *einer* Weise, und zwar ohne staatliche Eingriffe in die Produktion, könnte der Staat dem Bauer helfen. Der einzelne Landmann kann unmöglich von seiner Stelle aus überblicken, wie sich die Konjunktur auf dem Schweinemarkte gestalten wird. Er hört nur von dem Händler oder aus der Zeitung, wie hoch die Preise sind, aber er erfährt nicht, wie viel Tiere in Deutschland vorhanden sind, und wie sich voraussichtlich der Markt über einige Monate gestalten wird. Wenn der deutsche Viehbauer am Anfange des Jahres 1906 erfahren hätte, wie viel junge Schweine vorhanden wären, wie viel aber normaler Weise nur vorhanden sein dürften, dann hätte er sich gesagt, daß bei Fortsetzung einer solchen Produktion ein riesiger Preissturz folgen würde, und er hätte rechtzeitig, um sich vor Schaden zu hüten, die Schweinezucht eingeschränkt. Es ist deshalb zu fordern, daß man den Bauern nicht weiterhin darüber im Unklaren läßt, wie groß jedesmal der Schweinevorrat in Deutschland ist. Schweinezählungen von 4 zu 4 Jahren genügen nicht, es muß wenigstens vierteljährlich gezählt werden. Es muß neben der Zahl auch das Alter angegeben werden, zum Beispiel 4 Millionen Schweine 1—10 Wochen alt, 3½ Millionen 10—20 Wochen, 3 Millionen 20—30 Wochen usw. Wenn dann bei einer Zählung gefunden würde (ich greife die Zahlen ganz willkürlich), daß statt der 3½ Millionen Schweine im Alter von 10—20 Wochen, die bei normaler Entwickelung da sein müßten, 4½ Millionen vorhanden wären, so würden Sachverständige aus diesen und den anderen vorliegenden Zahlen schließen können, ob nach 20 oder 30 Wochen eine Ueberproduktion zu befürchten sei.

Es ist schon längst eine segensreiche Einrichtung für unsere Schiffer, daß man Wetterprognosen aufstellt. Man läßt sich aus weiten Entfernungen Mitteilungen über die Stärke des Luftdrucks machen, Sachverständige finden, daß

ein Sturm im Anzuge ist, und man zieht an der Küste den Sturmball hoch, um die Schiffer vor dem Auslaufen zu warnen. Manches Unglück ist dadurch verhindert worden. So sollte man auch dem Viehbauern durch Mitteilungen vorher darüber aufklären, ob ein Sturm auf seinem Arbeitsgebiete im Anzuge ist.

Ueber den Saatenstand wird monatlich berichtet. Das geschieht mit in Rücksicht auf die Volksernährung. Weist der Saatenstand auf eine Mißernte hin, so sorgt der Handel rechtzeitig für Zufuhr. Wenn erst zur Zeit der Ernte Erhebungen über ihren Ausfall angestellt würden, so könnte das sehr verhängnisvoll für die Ernährung des Volkes werden; wir würden eventuell unter Teuerungspreisen zu leiden haben. Warum werden nur beim Feldbau, warum nicht auch bei der Viehzucht oftmalige Erhebungen veranlaßt?

Auch auf dem Arbeitsmarkt werden monatlich Erhebungen über den Beschäftigungsgrad der Arbeiter angestellt. Man nehme das Reichsarbeitsblatt einmal vor, da findet man Berichte über den Arbeitsmarkt im vergangenen Monat, über den Arbeitsmarkt in den einzelnen Industriezweigen, über den Beschäftigungsgrad der Arbeiter nach den Mitteilungen der Krankenkassen, der Arbeitsnachweise. Das ist ausgezeichnet für den Arbeiter und auch für die Gesamtheit des Volkes, die am Wohle des Arbeiters interessiert ist. Aber warum geschieht es ähnlich nicht auch für den Viehbauern?

Will man nicht gleich monatliche Erhebungen über den Viehbestand einführen, so sollte man doch wenigstens vierteljährliche vornehmen. Bauern werden gern kostenlos das Zählen übernehmen, wenn sie auf solche Weise helfen könnten, den Preisschwankungen auf dem Schweinemarkte vorzubeugen.

Man hat in den letzten Jahren bei allen Fragen der Landwirtschaft wohl reichlich viel an die Zölle gedacht, und man hat andere wichtige Punkte dabei aus dem Auge verloren. Jeder Freund der Landwirtschaft, jeder Freund einer gesunden, reichlichen und nicht zu teueren Versorgung unseres Volkes mit Fleisch prüfe vorurteilslos die Frage: Wie erreichen wir beständige Vieh- und Fleischpreise?

Oldenburg. A. Janssen.

Reise in Kamerun

III.

Duala, den 4. Januar 1907.

Ich bin jetzt allein und etwas melancholisch. Mein Freund und Reisegefährte hat sich heute früh nach Lagos eingeschifft. Er will noch die englische Kolonie sehen und dann über Togo zu neuen Würden und Aemtern nach Berlin zurückkehren, und ich habe jetzt allein einige Monate Kamerunes Busch- und Urwald vor. Das heißt, für den ersten Teil des Marsches hat sich Aussicht auf einen Reisegefährten oder vielmehr gleich mehrere eröffnet. Als wir nach Buea hinaufritten, erzählte uns beim Frühstück in Sopo Oberst Müller, daß demnächst ein neuangekommener Assistenzarzt von der Schutztruppe, Dr. E., nach Banjo in Adamaua hinaufginge, daß ein älterer Unteroffizier mitmarschiere und unterwegs auch der neue Stationschef von Banjo, Leutnant W., dazu stoßen solle. Die freundliche Aufforderung, mich anzuschließen, war mir natürlich sehr angenehm, aber es ist noch nicht recht sicher, wann diese Expedition von Duala abgehen soll. Es heißt, schon in den nächsten Tagen.

In Buea war es schön. Der stellvertretende Gouverneur, Geheimrat Gleim, bewohnt den vielgenannten Puttkamerschen „Palast", der sehr viel Geld gekostet hat. Die Frage, woher dies Geld beschafft worden ist, gehört in das Kapitel der verflossenen Kolonialsünden, und mag um der neuen Zeit willen auf sich beruhen bleiben. Im Innern ist der Palast sehr geschmackvoll und komfortabel eingerichtet, von außen aber sieht das große Gebäude allerdings herzlich nüchtern aus und paßt mit seiner schulhausmäßigen Architektur gar nicht in die Tropen, die ihren eigenen, dem Klima entsprechenden Baustil ausgebildet haben. Buea hat allerdings kein eigentlich tropisches Klima. Es liegt fast tausend Meter hoch auf der Südostseite des großen Kamerunberges und war ursprünglich als Erholungsstation für das äußerst ungesunde Duala gegründet. 1891 war hier noch vollkommene Wildnis, und die Urwaldstämme verhielten sich gegen die an der Küste erklärte deutsche Herrschaft direkt feindselig. In jenem Jahre fiel beim Sturm auf das Dorf Buea der bayrische Hauptmann v. Gravenreuth, dessen Denkmal, der bronzene Löwe von Buea, jetzt von der Joßplatte in Duala trotzig nach dem großen Kamerunberge jenseits des Stromes und der großen Mangrovensümpfe hinüberblickt. Der Gouverneur v. Puttkamer erklärte es dann für gesundheitlich unmöglich, daß die Zentralverwaltung des Schutzgebietes in Duala verbliebe, wo der erste Gouverneur, Freiherr v. Soden, seinen Sitz gehabt hatte, und setzte die Verlegung des Gouvernements nach Buea durch. Dementsprechend kam auch das Kommando der Truppe auf den Berg nach Sopo. Buea ist eine vollständige Beamtenkolonie, in der fast nur Junggesellen wohnen. Nur ein oder zwei Sekretäre sind verheiratet. Außerdem gibt es noch in ziemlicher Entfernung von den Gouvernementshäusern zwei kleine Faktoreien und eine evangelische Missionsstation. Man hat den Urwald in großer Ausdehnung niedergeschlagen und das danach aufschießende hohe, scharfe Elefantengras durch fortgesetztes Abbauen zum Verschwinden gebracht, so daß jetzt ein weiches, saftig grünes und volles Wiesengras den einstigen Urwaldboden weithin bedeckt. Einzelne Bäume und Baumgruppen sind stehen geblieben, und viele eingeführte Gewächse sind geschmackvoll angepflanzt, so daß die ganze Anlage einem großen und schönen, lichten Parke gleicht, in dem die weißen Beamtenwohnungen verstreut liegen. Den Gouverneurs-Palast, von dem sich eine große, weiße Terrassenanlage nach Osten zu absenkt, umgibt ein Rosengarten von wunderbarer Fülle und Mannigfaltigkeit — eine besondere Liebhaberei des Gouverneurs v. Puttkamer. Ueber den Beamtenhäusern liegt eine Gruppe von Wirtschaftsgebäuden, wo eine ausgedehnte und gut im Stande befindliche, freilich sehr kostspielige Sennereiwirtschaft betrieben wird. Die eingeführten Allgäuer Rinder werden mit einheimischem Vieh gekreuzt, und die Halbblutbullen aus der Nachzucht sollen dann an die eingeborenen Häuptlinge im Waldlande abgegeben werden, um das kümmerliche Buschvieh dortselbst zu verbessern. Die Idee erscheint plausibel; ob sie eine praktische Zukunft hat, wird die Erfahrung lehren. Bisher ist, so viel ich weiß, erst ein einziger Nachzuchtbulle ins Bakossigebiet gegeben worden, aber dort sehr bald eingegangen. Erst eine längere Reihe von Versuchen kann entscheiden.

Ueber Buea, das auf einem ganz flach geneigten Absatze des großen Kamerunmassivs liegt, erhebt sich die eigentliche Masse des Berges noch über 3000 Meter. Die nächsten 1000 Meter sind noch von dichtem Urwald bedeckt; dann kommt hohes, dichtes Gras, und ganz oben soll in der scharfen Kälte nur noch eine spärliche Vegetation zwischen schwarzem Basalt- und Lavagestein existieren. Es sind mehrere Schutzhütten für den Aufstieg da, und die Besteigung des Gipfels, auf dem neulich noch ein schwach tätiger Krater entdeckt worden ist, soll keine besondere Leistung sein. Sie erfordert von Buea aus hinauf und hinunter zwei Tage. Um diese Jahreszeit liegt der Berg meist in einem dichten Nebelschleier, und wir erhielten nur einmal Vormittags, nachdem es vorher einige Stunden geregnet und gewittert hatte, einen klaren Blick zu der gewaltigen Höhe empor. Auch die Landschaft gegen Osten, das von Wasserläufen und mächtigen Mangrovesümpfen erfüllte Gebiet zwischen dem Fuße des Berges und dem Kamerunbecken, lag halb verschleiert zu unseren Füßen. Nur wie undeutliche, weiße Bänder schimmerten die gewundenen „Creeks" durch den Nebel. Es war so kühl, trotzdem bereits die „heiße" Jahreszeit begonnen hat, daß die Herren aus Buea abends auf der Veranda beim Gouverneur europäische, dunkle Anzüge trugen und wir in unseren weißen Smokings und dito Beinkleidern die Kühle empfindlich verspürten. Die Hauptunannehmlichkeit von Buea bildet die unglaubliche Regenmenge. Während der programmäßigen Regenzeit soll es dort fünf Monate lang überhaupt nichts tun als regnen; aber auch die „Trockenzeiten" sind lange nicht regenfrei. Kleider, Stiefel, Lederzeug, Bücher, alles schimmelt in wenigen Tagen, wenn die Sachen nicht fortgesetzt beaufsichtigt werden. Wenn es nicht gerade regnet, ist der Nebel oft doch so dicht, daß man weder die Bäume vor dem Fenster, noch die nächsten Häuser sieht, und Morgens noch nach Sonnenaufgang Licht brennen muß. Jetzt, wo Duala durch eine Reihe sehr erfolgreicher, gesundheitlicher Maßnahmen des Oberstabsarztes Prof. Ziemann und durch die Einführung der Chininprophylaxe ein für tropische Verhältnisse gesunder Ort geworden ist, ist das längere Verbleiben des Gouvernements in Buea ganz unmöglich. Man kann eine Kolonie wie Kamerun nicht aus den Wolken herab mit Telegraph und Telephon regieren. Der Gouverneur und sein unmittelbarer Beamtenstab, die Referenten, der Oberrichter, der Finanzdirektor, der Gouvernementsbaumeister, das ganze Kassen- und Kalkulaturwesen, die Sekretariate und Registraturen dürfen, wenn die Verwaltung in dauernder und lebendiger Fühlung mit den Bedürfnissen des praktischen kolonialen Lebens bleiben soll, nicht irgendwo auf einem hohen Berge, fern von diesem Leben, einsam und unerreichbar, thronen, sondern sie gehören an den Brennpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung des ganzen Landes: nach Duala. Wenn jemand von Duala nach Buea zum Gouvernement will, so

muß er erst per Dampfer nach Viktoria. Verbindung gibt es nur einige Male im Monat, und wenn man dort ist, kann es unter Umständen eine Woche und länger dauern, bis man wieder Gelegenheit zurück hat. Von Viktoria führt die Pflanzungsbahn der W. A. P. V. bis anderthalb Stunden vor Buea hinauf, aber diese Bahn befördert Personen überhaupt nur aus Gefälligkeit und gegen Unterzeichnung eines Reverses, in dem der Passagier auf Geltendmachung von Ansprüchen für den Fall eines Unglückes verzichtet. Vom Endpunkte der Bahn muß man dann, wenn man nicht als Gast kommt und liebenswürdigerweise Pferde entgegengeschickt werden, zu Fuß nach Buea gehen. Wenn die Bahn, was öfters vorkommt, die Beförderung überhaupt ablehnt, so dauert der Fußmarsch von Viktoria bis Buea 7 bis 8 Stunden. Pferde sind in Viktoria für Privatleute schwer oder gar nicht zu bekommen; eine Hängematte erfordert acht Träger, über deren Beschaffung, abgesehen von den Kosten, auch im günstigen Falle ein Tag verloren gehen wird. Die Absperrung des Gouvernements hinter dieser chinesischen Mauer von Hindernissen muß in jedem Falle auf die Verwaltung und den Fortschritt der Kolonie ungünstig wirken. Wenn vollends ein Gouverneur, wie Herr v. Puttkamer, in den letzten Jahren seiner Tätigkeit, nach dem Urteil sehr ernsthafter und unterrichteter Leute, die Verwaltungsgeschäfte gar zu sehr nach seiner Bequemlichkeit behandelt, so werden solche Verhältnisse ganz unerträglich. Der jetzige stellvertretende Gouverneur ist ebenso eifrig und erfahren in den Geschäften, wie entgegenkommend gegenüber den Bedürfnissen der Bevölkerung, aber auch die beste Kraft kann in dieser Absperrung nicht das leisten, was sie im dauernden und unmittelbaren Verkehr mit dem wirtschaftlichen Leben unten in Duala leisten könnte. Für die übrigen Beamten ist das isolierte, von jedem anderen Verkehr als dem im engsten Kreise unter ihresgleichen abgeschnittenen Leben in den Nebeln von Buea erst recht eine förmliche Erziehung und Verlockung zu bureaukratisch weltfremder Beurteilung aller Verhältnisse in der Kolonie.

Das Gouvernement gehört nach Duala, denn hier liegt durch Natur und Entwicklung die Hauptstadt von Kamerun. Es ist beinahe wunderbar, daß wir, die wir bei der Aufteilung Afrikas zuletzt kamen, noch diesen Platz, der von Natur zum hervorragendsten Hafen an der ganzen Westküste bestimmt ist, bekommen haben. Allerdings sind wir bei dem Wettlauf nicht viel zu früh gekommen. Am 11. Juli 1884 traf der kleine Kreuzer „Möve" mit dem Generalkonsul für Westafrika, Dr. Nachtigal, vor dem heutigen Duala ein, und nach mehrtägigen Verhandlungen erklärten sich die Häuptlinge der Dualas, Deido, Bell und Akwa, mit dem Protektorat einverstanden und ließen die deutsche Flagge hissen. Am 19. Juli erschien der englische Konsul Hewett mit dem Auftrage, das Gebiet um das Kamerunbecken für England in Besitz zu nehmen. Nur wenige Tage Verspätung für die „Möve", und Kamerun, der Zugang durch das Becken von Duala, wie das Hinterland, wären heute englisch.

Nichts bei der Annäherung an die Küste deutet darauf hin, daß hier sich eine Pforte ersten Ranges für die Erschließung von Inner-Afrika bis zu den Ländern am Tschadsee hinauf öffnet. Mangrovewälder, dieses merkwürdige Zwischending zwischen Land und Wasser, fassen mit ihren eintönigen Flächen weithin zu beiden Seiten das gemeinsame Mündungsgebiet der Flüsse, die sich im Kamerunbecken sammeln, ein. Die Einfahrt in das Becken zwischen den beiden Spitzen Suelaba und Kap Kamerun ist 8 Kilometer breit. Dahinter weichen dann die Ufer der haffähnlichen Fläche nach allen Seiten weit zurück, so daß man nur in der Ferne den flachen, dunklen Saum der Mangrovewälder erblickt, die sie umgeben. Als Oeffnungen in diesem Saum erscheinen die Mündungen der zahlreichen „Creeks" und Flußarme. Das Becken ist ganz flach; nur eine schmale, mit Seezeichen besetzte Fahrrinne für die Dampfer führt binnenwärts hindurch und in den breiten Mündungstrichter des Wuri hinein. Eine Viertelstunde vor Duala sperrt eine Sandbarre im Wuri, über der auch bei Flut nur zwischen 16 und 18 Fuß Wasser stehen, den Zugang für große Schiffe. Hier ist der Wuri noch über einen Kilometer breit. Die kleinen Wörmanndampfer und die Schiffe der englischen Elder-Dempster-Linie gehen über die Barre und ankern unmittelbar an der Brücke. Bei Duala tritt eine feste und hohe Lateritmasse, die sogenannte Joßplatte, aus dem Sumpfgebiet bis unmittelbar an den Strom heran und bietet günstigen Untergrund für eine größere Niederlassung. Auf der Joßplatte selbst stehen die Regierungsgebäude und die Beamtenwohnungen; die lange Reihe der Faktoreien zieht sich unten am Strome mehrere Kilometer weit aufwärts. Jede Faktorei hat ihre in den Strom vorgebaute Landungsbrücke, an der die beladenen Leichter von und zum Seedampfer, der draußen vor der Barre liegt, anlegen. Dampfbarkassen schleppen sie zwischen Dampfer und Brücke hin und her. Die Joßplatte mit der Stadt Duala liegt auf dem linken Wuriufer. Früher stand hier auch hoher Urwald, jetzt ist alles bis auf einige große Bäume abgeholzt, damit die Seebrise durchstreichen und die Moskitos verjagen kann. Auch die berühmten Mango-Alleen, die noch aus der Zeit des ersten Gouverneurs stammten, mußten hier wie in Viktoria vor dem Votum des Oberstabsarztes Ziemann, des sanitären Vaters von Kamerun, fallen, weil Ziemann die dichten, dunklen Laubmassen der Mangobäume für eine Hauptzufluchtsstätte der Moskitos erklärt. Der europäische Stadtteil von Duala macht jetzt den Eindruck eines lichten großen Rasenparkes, in dem die Gebäude zu beiden Seiten fest beschotterter und sauber gehaltener Wege aufgeführt sind. Vom Strom in die Höhe führen teils Treppen, teils tief eingeschnittene Auffahrten. Das Bezirksamt ist ein ausgedehnter und recht kostspieliger Bau, eine umfassende Erweiterung des Hauses, in dem der erste Gouverneur von Kamerun, Herr v. Soden, während seiner Amtszeit gewohnt hat. Als Tropenwohnung ist es ganz vorzüglich angelegt; der englische Gouverneur von Lagos, der einmal hier zu Besuch war, soll es als das idealste Gebäude an der ganzen Westküste bezeichnet haben. **Paul Rohrbach.**

Soziale Bewegung

Eine Zentralisation der großen Wirtschaftskämpfe scheint sich auf Berliner Boden zu vollziehen. Der Riesenkampf im Baugewerbe befindet sich noch in den Anfängen, allmählich erst ist die Aussperrung und der daraufhin von den Arbeitern proklamierte Generalstreik auf allen Bauten wirksam geworden. Die Bestrebungen der Gewerkschaftsführer bei den Arbeitern, dem Kampf die Schärfen zu nehmen, finden bei den Arbeitern wenig Entgegenkommen. Die ermäßigten Forderungen sind wiederholt in stürmisch verlaufenen Versammlungen der Bauhilfsarbeiter verworfen worden. Die Einheitlichkeit im Kampfheer der Arbeiter wird dadurch empfindlich gestört. Im übrigen wird von beiden Seiten weiter versucht, die Geschlossenheit und Kampfesfreudigkeit der Gegenseite zu verdächtigen.

Wie im Baugewerbe wird auch im Dachdeckergewerbe seit längerer Zeit schon ein erbitterter Kampf geführt, der freilich das weitere Publikum viel weniger berührt, als der neuerdings ausgebrochene Kampf im Bäckergewerbe. Hier handelt es sich in der Hauptsache um ein Wiederaufflackern alter Kämpfe, die sich immer wieder um Abschaffung von Kost- und Logiszwang, Berechnung von Naturalbezügen, Bezahlung der gesetzlich zulässigen Überstundenarbeit, Bewilligung einer Freinacht an den drei hohen Kirchenfesten und geregelte Lohnzahlung drehen. Weil die Gesellen mit diesen Forderungen schon so oft unterlegen sind, führen sie den Kampf mit um so größerer Erbitterung. Flugblätter werden verbreitet, das Publikum wird zum Boykott aufgefordert, mit der Polizei werden Sträuße ausgefochten, Frauenversammlungen alarmieren die Hausfrauen, Streikposten an den Bahnhöfen verhindern den Zuzug usw. Die vereinigten Bäckerinnungen Berlins und der Vororte führen ihren Kampf mit Hilfe der Berliner Presse durch Eingesandts, Berichtigungen und große Annoncen. Versammlungen werden von beiden Kampfsparteien in größerer Zahl veranstaltet. Auch hier wieder das alte Spiel: die Meister behaupten einig und geschlossen vorzugehen, während die Gesellen täglich erklären, daß erhebliche Absplitterungen im Arbeitgeberlager erfolgten. Der Ausgang des Kampfes, dessen Wellen schon in der ersten Woche über Berlin hinausgeschlagen sind, läßt sich noch nicht voraussehen.

Eine verdiente Anerkennung ist unserm Abgeordneten Dr. Heckscher-Hamburg für seine energische und taktvolle Vermittlung im letzten Hamburger Hafenarbeiterstreik zuteil geworden. Gegenüber ruppigen und völlig aus der Luft gegriffenen antisemitischen Angriffen des Abgeordneten Raab hat der Verbandsvorsitzende Döring der Hafenarbeiter in einer Versammlung öffentlich Dr. Heckscher Anerkennung gezollt. Dieser sei vielfach von den Schauerleuten, sowie in der Presse beschuldigt worden, daß er im Auftrage der Reeder geholfen habe, die Schauerleute zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Das sei nicht war. Dr. Heckscher sei aus eigenem Antrieb gekommen, um in dem Interesse des Friedens zu wirken und zu vermitteln. Er halte sich verpflichtet, dies zu erklären, um den Verdächtigungen entgegenzutreten. Es müsse konstatiert werden, daß Dr. Heckscher ein ehrlicher Charakter sei, der unter keinen Umständen das Bestreben haben konnte, die Schauerleute, wie gesagt werde, zu verkaufen. Als die Nachricht in der Presse auftauchte, daß Schauerleute entlassen würden, weil sie den Kontrakt nicht unterschreiben wollten, da sei er von neuem zu Dr. Heckscher gegangen, um eine Zusammenkunft mit den Reedern zu ermöglichen. Der Herr sei sofort bereit gewesen, um bei der hohen Erregung unter den Schauerleuten den Frieden zu erhalten.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 24. Berlin, 16. Juni 1907

Der Leib

Es ist mehr Verstand in deinem Leib, als in deiner besten Weisheit.
Nietzsche.

Zwei Erfahrungen wirken beschämend. Die eine ist die, daß wir in Augenblicken der Gefahr unbewußt klüger handeln, als es bewußte Ueberlegung fertig gebracht hätte. Diese braucht Zeit, muß sich im Raum ergehen können, bedarf der Wahl zwischen vielen Möglichkeiten, um durch die Richtigkeit der Entscheidung ihre Kunst zu beweisen. Wo aber Not an Mann geht, da wachen Griffe, Bewegungen, Gedanken, Entschlüsse in uns auf, deren wir uns vorher kaum fähig gehalten haben. Rückschauend wundert man sich, daß man eigentlich das Beste traf. Aber wer hat's getan? All die guten Geister, die in unserem Leibe wachen, wenn wir schlafen, sammeln, wenn wir ausgehen, beobachten, wenn wir starr nach einem Punkte sehen. Wir treiben keinen Götzendienst mit dem Unbewußten in uns; aber wir erkennen dankbar an, daß die Millionen Geschlechter vor uns in unserem Hirn und unserm ganzen Leib einen Schatz von Erfahrungen aufgespeichert haben, von dem wir heut oft sehr gedankenlos zehren.

Und die andere Tatsache! Der Leib ist am gesündesten, je weniger man von ihm merkt. Wird eine Stelle empfindlich, so meldet sich eine Erkrankung an. Die Glieder schmerzen, die man immer fühlt. Lautlos arbeitet der gesunde Leib. Ohne Lärm spielt sich hier die gewaltigste und verwickeltste Krafterzeugung und Kraftverwertung ab. Alle Werkzeuge der Welt sind Nachbildungen des menschlichen Leibes; aber er selbst weiß nichts von seinem Werte. Er baut und reißt ein, er schleppt Frachten auf roten Kanälen, er speist Hirn und Bein, er rennt geschäftig von oben nach unten und stößt doch keinen um; er macht alles aufs feinste und peinlichste, und ist doch nicht in eine Staatsschule gegangen. Wahrhaftig! ich habe Ehrfurcht vor meiner Hand, die sich bewegt, und meinem Finger, der sich krümmt; vor all den hundert Boten des Gehirns, das in einigen Weichteilen von seltsamen Windungen eine Welt verbirgt. Ein paar Gramm feingeäderten Marks genügen, um Leidenschaften zu entfesseln, Völker zu verfeinden, Frieden zu empfinden, Glück zu genießen. Verstehen wir das?

Wir werden es nicht verstehen, weil der Denkende sich immer noch über das Gedachte, der Urteilende sich stets über das Sichtbare erhebt. Hier hebt nun erst das Wundern an. Wie werden jene Nerven, Adern, Zellen, Muskeln, Wirbel zum Sitz eines Lebens, das sich selber kennt? Wie kommt es, daß die Leibeseinheit sich spaltet in der Welt eines, der beobachtet, und eines, der beobachtet wird? Wie geschieht es, daß diese auseinanderfallenden Welten wiederum eins sind in dem wirklichen Leben jedes Menschen? Der Leib ist hohe Vernunft, gewiß! Und doch dünkt mich, daß der Reiter mehr wert ist, als das Roß. Nur durch die Vernunft spiegelt sich erst Leibes Schönheit, Weisheit, Größe und Verstand. Ohne sie würde er sich ja gar nicht sehen. Nicht der Leib erkennt, sondern die Vernunft. So stehen wir vor dem letzten Rätsel: ob die Vernunft, die sich selbst erkennen kann, wirklich nur an jenes Mark menschlichen Gehirns gebunden ist oder ob sie sich nur in der Menschlein Hütte zu Gast geladen hat, wie ein König, der in weiten, blauen Fernen seine großen, herrlichen Schlösser besitzt. Traub.

Italienische Eindrücke

II.

Florenz.

Wenn man Florenz eine Blumenstadt nennt, so stellt sich der, welcher sie nicht kennt, etwas Aehnliches wie Erfurt vor. Aber in Florenz ist nicht die Blume dasjenige, was man überall sieht, sondern der starke, feste Rustica-Stein der Paläste, vor dem die Blumen aufgestellt sind. Eine schöne, alte Sage meldet, aus Marias Sarkophag seien, als sie gen Himmel gefahren, Rosen und Lilien aufgesprossen, die Lieblingsblumen der himmlischen Jungfrau, von der ein Hymnus singt: „Rubicunda plus quam rosa, Lilio candidor" Wie schön stehen diese zarten Blüten gegen das schroffe Gestein, wie voll blüht ihr Leben neben dem schweigenden Fels. Der „Fleischfresser" Sarkophag ist um seine Beute gekommen; aber wie in Sehnsucht nach der nun entstiegenen Herrin sendet er ihr die schönsten Blüten aus dem sonst unfruchtbaren Schoß nach. Sieht man heute vor den Blöcken des Palazzo Strozzi die Osterblüten in Hülle und Fülle sich neigen, so fühlt man wieder, wie tief alle diese katholischen Legenden in der täglichen Erfahrung des Südländers wurzeln und eigentlich nur das aussprechen, was unbewußt jeder italienische Bube von Jugend auf sieht und erlebt. Eine besonders schöne, fromme Deutung der Naturgeschenke verklärt die Gebeine des in Bari begrabenen heiligen Nikolaus. Apulien lebt von zwei Gottesgaben: dem Oelbaum und der fischreichen Welle des Meeres. Nun strömen die Knochen des Heiligen von Bari ein heilkräftiges Manna aus, das aus Oel und Wasser gemischt ist; die Pilgerscharen holen es sich am 8. Mai, um alle Gebrechen damit zu heilen. Die katholische Legende nahm hier in Apulien wieder auf, was schon von Attica im Westgiebel des Parthenon-Tempels in Athen erzählt wurde; daß um Attica der Herr der Salzflut, Poseidon, und die Göttin des Oelbaumes Athene gestritten hätten. So kann man viele Sagen und Legenden aus den Wundern der Natur deuten, und wir halten es für ein besonderes Geschenk des katholischen Heiligenkataloges, daß er uns ein Stück südlicher Natur und Antike übermittelt. Es gibt nichts Sinnvolleres als die schöne alte legenda aurea. Ihre Wahrheiten sind noch lange nicht erschöpft, und ihre Irrtümer nicht wertlos. Jeder dieser katholischen Heiligen hütet und schützt eine bestimmte seelische Kultur. Meine Vergangenheit als evangelischer Theologe hindert mich nicht, in Florenz die lateinischen miracula der katholischen Santi nachzulesen und in dem Wust der faustdicken Wunderkataloge und Blutberichte die schöne menschliche Wirklichkeit wiederzufinden. — Zu Steinen und Blumen kommt in Florenz ein Drittes: das Wasser. Le fleuve est une route qui marche, der Fluß ist eine marschierende Straße, hat Renan einmal gesagt. Rastlos marschiert der Arno an den steilen Steinen vorüber. Sonst gibt es doch Ufer und Raine, kleine Buchten und ein Inselchen. Hier ist das Wasser in steinerne Mauern gefaßt, und muß stets weiter, ohne jede Rast. Je eiliger es nun das Wasser hat, desto schwerer ruhen die Paläste und blicken spöttisch auf das flinke Wassergeschwätz. Diese Rusticaburgen wurden in einer Zeit erbaut, wo man Leib und Leben noch selber schützen mußte, wo der Dolch sehr lose in der Scheide

saß, und auch kindliche Spiele oft mit Blut endeten. Jede Straßenecke war verdächtig, jede Dämmerung gefährlich. In dieser Gefahr lernten die Augen aber sehen und die Finger das blitzschnelle Zufassen. An Strickleitern ging es furchtlos die höchsten Mauern herauf, und den Rossen, denen man bei der Flucht die Hufe mit Tuch umwickelt hatte, brannte unter dem Schwanz der Schwammzunder. Das Hochamt im Gottesdienst und die Hochzeit im Rustica-Palast waren beliebte Anlässe zu Dolch und Ueberfall. Wir machen uns das nicht klar, um angenehme Schauer zu empfinden, sondern um die Plastik der früheren Tage zu verstehen. Die Florentiner Dolchleute sahen bei einer Statue nicht zuerst nach dem Gesicht, ob es edle Tiefe habe, sondern nach den Armen und Beinen; das war ihnen die Hauptsache. Standen sie vor einer Brunnenfigur, bei der Judith dem Holofernes das Haupt abhackte und das Blut nun scheinbar aus den Kissen quoll, so riefen sie: bene! Konnte einer seinen Feind nicht finden, so ließ er ihn wenigstens als Sebastian malen und sich daneben als Schütze, der dreiundzwanzig Pfeile in das verhaßte Fleisch schoß; dies Bild hing der Priester dann unter allgemeinem Beifall in der Familienkapelle auf. Hatte man aber den Uebeltäter, so hing man ihn ohne weiteres am Fensterkreuz auf, und dann kamen die Maler und zeichneten die Zuckungen des armen Teufels. Einmal hing man drei Feinde nebeneinander: einen Erzbischof im vollen Ornat und zwei Ritter, rechts und links davon splitternackt — eine artige Garnitur. Das Fabelhafte ist nun aber die stramme Gesundheit dieser Menschen gewesen, die die Messerstiche in ihrem Fleisch erst zu zählen anfingen, wenn es über 20 waren. Man versteht das Entzücken des Florentiners, als ihnen in dem David Michelangelos endlich einmal ein wirklich gesunder Kerl vorgesetzt wurde. Donatello und Castagno wurden vor allem deshalb geschätzt, weil sie ordentlich ins Zeug gingen und Männer bildeten, die es nicht merkten, wenn sie mal versehentlich einen zuviel totschossen. Der Jubel brausenden Blutes kommt natürlich auch in Liebesgeschichten vor; diese sind aber auch so schön, weil sie gar nicht das Häßliche suchen, sondern den Triumph oder das Komische oder die List. Wie denn überhaupt dem Südländer das Brünstige der Nordmenschen fehlt, weil naive Freude und trotzige Lust die Hauptsache sind. Wohl gibt es eine heiße Leidenschaft, die mit Gift und Kühnheit jede Schwierigkeit beseitigt; aber ist das nicht eine Stärke, die dann auch anderen Lebenslagen zugute kommt?

Dilthey sagt in dem schönen Aufsatz über Hölderlin, daß das Meer oder die weite Ebene im jungen Menschen die großen Maßstäbe wachsen lasse, während der im Tal und am Hügel Geborene das Lauschige und Intime im späteren Leben suchen werde. Der ganzen italienischen Landschaft fehlt diese Buschpoesie; Toscana, das Etruskerland, hat aber in der Arno-Ebene begrenzte Weiten. Aus dieser erkläre ich mir den Unterschied von Rom, wo man wohl großzügiger, aber auch schlaffer ist. Der Florentiner ist Krämer, mit festen Zielen, zäh in der Verfolgung der Pläne und sehr egoistisch in der Ausbeutung der Situation. Als die Fanfaren der Könige des Mittelalters verklungen waren, als die Pauken der Ritterheere schwiegen, da machten sich hier am Arno einige Apotheker daran, nicht nur Pillen zu drehen, sondern auch Schuldzettel zu schreiben. Die Münze der Florentiner, der „Florin", gilt noch heute in der ganzen Welt, ebenso wie der „Dukaten" des venezianischen Dogen. Die Pillendreher wurden reiche Leute, sie herrschten über das Großherzogtum Toskana und setzten ihre Töchter auf den französischen Thron. Aber zur Erinnerung an die alten Pillen behielten die Medici die sechs Kugeln im Wappen; andere Familien haben den geschnürten Warenballen, das geblähte Segel, die Goldschmiedfeile. Die Florine galten in Barcelona und Marseille, in Antwerpen und Danzig. Ueberall gab es hier Filialen der großen Florentiner Banken, die in der Zeit der sich ausbreitenden Geldwirtschaft das alte Wort „pecunia sterilis" zu Schanden machten. Diese faktische Machtfülle wurde aber nicht offen zur Schau getragen. Lorenzo Medici dichtete zu jedem Karneval sein derbes Tanzlied, das um den Maibaum gesungen wurde, und dem alten Cosimo sah es niemand an, wieviel Macht er besaß, wenn er in schlichtem Mantel in das Kloster San Marco ging, um hier in der ruhigen Zelle ein paar Seiten Plato zu lesen. Bei Einzügen fremder Herrscher wurden dann freilich goldene Schabracken über die Schimmel geworfen; aber nicht diese Pracht imponierte den Gästen, sondern wenn auf die griechische Ansprache des Michael Palaeologus die Tochter des Hauses mit einer griechischen Improvisation antwortete!

Es sind neuerdings Stimmen laut geworden, die den Zauber dieser goldenen Renaissancetage nicht anerkennen wollen, sondern von moralischem Morast sprechen, über den eine dünne glänzende Schicht gebreitet gewesen wäre. Daß das für Venedig oder Rom stimmt, glaube ich nicht, will ich aber hier nicht diskutieren. Florenz dagegen ist sicher von so urwüchsiger Kraft im 15. Jahrhundert, daß da an eine doppelte Rechnung nicht gedacht werden kann. Wem all die Tugenden dieser Gesundheit nicht gelten, wer Selbstlosigkeit, Duldung, Milde um jeden Preis fordert, der geht hier freilich leer aus. Aber zu dem „en-védette-Sein" gehört mindestens so viel Zucht, wie zu der ewigen Versagerei, zum Angriffe mehr Mut als zu dem Mausloch. Das frische Leben, das sich herzlich vertraut und andere wenig behelligt, das kecke Erobern, wo die Beute gänzlich ohne Reue freudig genossen wird, das zähe Ausharren in Dingen, die nicht angenehm, aber notwendig sind, alles dies hat den Rhythmus jener Florentiner Tage beschleunigt. Diese Stadt hat nicht geschlafen. Das scheint mir schon eine so große Seltenheit, daß man kleine Bedenken zurückstellen muß.

Paul Schubring.

Das Weib im Theater.

In den Artikeln, die sich mit den Briefen Kleists befaßten, erwähnten wir eine Stelle, ohne uns zunächst auf eine Diskussion einzulassen. Es war unsere Absicht, diese Stelle in einer besonderen Arbeit zu behandeln. Und die folgenden Zeilen sollen diesem Zweck nun dienen.

Kleist schreibt, daß zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall der Bühne schuld seien, daß sie entweder gar nicht ins Schauspiel gehen sollten, oder, daß man eigene Bühnen für sie errichten müßte. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral müßten das ganze Wesen des Dramas vernichten. Die merkwürdig radikalen Sätze wurden im Anschluß an die Penthesilea geschrieben, im Anschluß an ein Drama also, in dem ein sexuelles Problem mit großer Rücksichtslosigkeit behandelt wird. Es geht schon daraus hervor, daß Kleist hier „Moral und Sittlichkeit" in dem landläufigen Sinne faßt, im Sinne der sexuellen Moral und des Anstands. In diesem Sinne stellt in der Tat ja ein weibliches Publikum seine besonderen Ansprüche, während in jedem höheren Sinne eine Trennung der männlichen und weiblichen Sittlichkeit nicht verständlich wäre. Im Interesse einer klaren Erörterung werden wir darum die allgemeinen Ausdrücke meiden und von sexueller Moral und gesellschaftlicher Sittlichkeit reden.

Wir haben bereits zugegeben, daß vor einem männlichen Publikum gewisse Dinge mit einer größeren Freiheit behandelt werden können; aber dadurch wäre allenfalls etwas für die sogenannten „Herrenabende", nicht aber für den Ernst der Kunst gewonnen. Es ist sehr richtig, daß die Frau der sexuellen Konvention viel stärker unterliegt, als der Mann; aber sie bringt diese Konvention nicht hervor. Um ganz konkret zu reden: Die Frau ist von der Moral der Ehe viel abhängiger, als der Mann, ist an einer Wahrung dieser Moral viel stärker interessiert; aber die Ehe ist keine weibliche Erfindung, sondern wurzelt in der historischen Natur der Gesellschaft. Das Weib unterliegt also der Konvention, aber der eigentliche Interessent dieser Konvention ist nicht sie, sondern die Gesellschaft. Es geht schon daraus hervor, daß die Entfernung des Weibes aus dem Theater den hemmenden Faktor gar nicht berühren würde. Wenn einer Institution des sexuellen Lebens mit radikalem Ernst zu Leibe gegangen wird, verbietet der Staat das Drama, ganz gleichgültig, ob es vor Männern oder Frauen gespielt wird. In der „Macht der Finsternis" sind sexuelle Verbrechen enthalten und darum konnte sie zunächst nicht gespielt werden. Das Verbot der Dichtung

fällt aber nicht dem weiblichen Geschlecht, sondern der männlichen Polizei zur Last. Die gepfefferten französischen Schwänke haben unter Verboten nicht zu leiden, eben, weil sie mit ihrer Sache niemals Ernst machen. Dann aber vertragen auch die weiblichen Ansprüche an „Moral und Sittlichkeit" die stärksten Dinge, wie der weibliche Besuch dieser Bühnen an jedem Abend erweist. Die Freiheit in diesen Dingen hat einzig und allein ihre Grenzen in dem staatlichen Zweck. Die Bordelle beispielsweise, in denen immerhin einiges an unkeuschen Dingen geleistet wird, entsprechen dem staatlichen Zweck, und darum sind die offiziellen Herren auch immer außerordentlich zugeknöpft, wenn man ihnen in diesem Punkt mit moralischen Erörterungen kommt. Auch die weiblichen Forderungen an den sexuellen Anstand haben noch keinem Bordell das Leben schwer gemacht. Es ist ja im Gegenteil das weibliche Geschlecht, das diese Häuser überhaupt erst möglich macht. Wenn also die Grenzen überschritten werden, die im Interesse der Gesellschaft gezogen sind, wird das Drama unter allen Umständen verboten. Wenn sie aber nicht überschritten werden, kann das Stück vor jedem Publikum gespielt werden, auch vor einem weiblichen. Das Weib folgt zwar getreulich der Konvention, aber sie bringt keine hervor; sie hält sich einfach an das, was die jeweilige Gesellschaft ihr gibt. Kleist hat in den weiblichen Ansprüchen an die Moral mit einer stabilen und selbständigen Erscheinung gerechnet, während er es in der Tat mit einer historischen und sekundären zu tun hatte. Die primäre Erscheinung, das eigentlich Wesentliche, ist in jedem Fall das Interesse der Gesellschaft. Und damit ist der Vorschlag seines Briefes allerdings erledigt.

Eine praktische Bestätigung, an die ich nicht zum Beweis, aber doch zur Erläuterung erinnern will, haben meine Ausführungen durch die verschiedenen „freien" Bühnen erfahren. Alle diese Bühnen wollten sich den landläufigen Ansprüchen der Moral und der Sittlichkeit entziehen. Nicht eine aber ist auf den Gedanken gekommen, zu dem Zweck den weiblichen Teil des Publikums auszuschließen, wohl aber haben sie alle miteinander den Staat ausgeschaltet, indem sie sich als Vereine konstituierten, die dem Veto des Zensors nicht mehr unterlagen.

Nichtsdestoweniger ist der weibliche Theaterbesuch ein Problem, aber keineswegs im Sinne Kleistens, sondern genau in dem entgegengesetzten. Es ist in der Tat nicht zu fürchten, daß das Weib im Theater zu wenig Erotik verträgt, wohl aber, daß sie zuviel verlangt. Ich nehme den Moderadikalismus, der im Weib ein ausschließlich erotisches Wesen sieht, nicht sonderlich ernst; er gehört zu den Bocksprüngen der männlichen Sexualität, über die ich mich philosophisch freue. Wenn aber in diesem Fall der Positiv zu viel sagt, sagt doch der Komperativ das Richtige. Es ist allerdings wahr und keineswegs so aufregend neu, wie viele unserer Jüngsten wähnen, daß das Weib viel ausschließlicher erotisch veranlagt ist, als der Mann. Liebesgeschichten, welcher Art sie auch immer sein mögen, haben für das Weib ein ganz besonderes Interesse; das gilt für die Kunst wie für den Kaffee, und somit besteht allerdings die Gefahr, daß sie an ihrem Teil dazu beiträgt, die Bühne zu einem Tummelplatz erotischer Interessen zu machen. An ihrem Teil; denn auch für den untergeordneten Mann bildet die geschlechtliche Zote den Höhepunkt der Unterhaltung. Immerhin könnte hier eingewandt werden, daß ich von einem untergeordneten Mann rede, während das erotische Interesse des Weibes etwas Normales und Notwendiges ist. Die Anmerkung ist aber mehr aus männlicher Objektivität, als aus sachlichen Gründen entstanden. Der untergeordnete Mann kommt fürs Theater überhaupt nicht in Frage, während das erotische Interesse des gebildeten Weibes ein Faktor ist, den die Theaterdirektoren sehr stark in Rechnung setzen und mit dem auch eine prinzipielle Untersuchung rechnen muß. Die erotischen Konsequenzen, die sich aus dem Theaterbesuch des Weibes ergeben, sollen keineswegs geleugnet, sondern zunächst einfach angenommen werden. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß gerade das höchste Drama, nämlich das historische, im allgemeinen Themen behandelt, die, zum mindesten an sich, dem Weibe ferner liegen als dem Mann. Mit diesen beiden Einräumungen ist aber auch alles gesagt, was sich gegen den Theaterbesuch des Weibes einwenden läßt. Die weitere Frage ist, ob diesem Minus irgend ein Plus entspricht. Und das ist meines Erachtens allerdings der Fall.

Wenn Mann und Weib ästhetisch konfrontiert werden, sollte im Grunde immer nur vom künstlerischen Mann die Rede sein, der leider eine seltene Erscheinung ist, während es auf der ganzen Erde kaum ein Weib gibt, das nicht irgend ein künstlerisches Interesse hat, bestehe es auch nur darin, den eigenen Körper anmutig erscheinen zu lassen, oder das Haar mit einer Blume zu schmücken. Die Kunst ist der Sinnlichkeit eben nahe verwandt und dieser Verwandtschaft kommt die sinnliche Natur des Weibes entgegen. Das prinzipielle Denken, das dem Manne eigentümlich ist, macht ihn leider allzuhäufig zu einem abstrakten Ungeheuer, während die Sinnlichkeit des Weibes ebenso oft künstlerische Liebenswürdigkeit hervorbringt. Es sind viele Jahre her, daß ich bei Lichtwarck in Hamburg Vorlesungen hörte; ich entsinne mich aber noch deutlich des Entsetzens, mit dem er von dem Farbensinn der Männer sprach und auf die Frauen hinwies, die schon durch ihre Kleidung diesen Sinn nicht ganz ersterben lassen konnten. Die Kunst ist weder abstrakter Geist, noch ist sie lediglich konkrete Sinnlichkeit; es macht ihr Wesen aus, daß beide Elemente sich in ihr durchdringen und darum finden sich auch beide Hälften der Menschheit in ihr wieder. Jede einzelne Hälfte, für sich und theoretisch gedacht, bringt ein Manko mit; in den künstlerischen Exemplaren beider Hälften ist die Synthese vorhanden und alle Praxis spricht dafür, daß die künstlerischen Exemplare im weiblichen Geschlecht häufiger sind, als im männlichen. Aus welchem Grunde man auch nie die Lebensgeschichte eines Künstlers schreiben kann, ohne zugleich von einer — oder von mehreren — Frauen erzählen zu müssen.

Erich Schlaikjer.

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Fortsetzung.)

Es war eine ganze Geschichte um diese Fischsuppe im Freien. Zuerst kehrte Micoulin in die Barke zurück, um allein seine Fangkörbe einzuziehen, die er am Tage zuvor gesetzt hatte. Als er zurückkam, hatte Naïs bereits Thymian und Lavendel gepflückt und einen Haufen dürren Reisigs gesammelt, der für ein ordentliches Feuer ausreichte. Heute mußte der Alte die Suppe bereiten, die klassische Fischsuppe, deren Rezept unter den Fischern der Provence sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Es war eine schreckliche Suppe, stark gepfeffert und mit Knoblauch fürchterlich parfümiert. Die Rostands hatten ihren guten Spaß an der Mache.

„Père Micoulin", sagte Madame Rostand, die in diesen Umständen zu scherzen beliebte, „wird sie Euch wohl so fein gelingen, wie im vorigen Jahre?"

Micoulin schien ganz heiter. Er putzte den Fisch zuerst im Meerwasser, während Naïs aus der Barke eine große Pfanne holte. Die Sache war bald abgemacht: den Fisch in die Pfanne, einfach mit Wasser bedeckt, dazu Zwiebeln Knoblauch, eine Hand voll Pfeffer, eine Tomate, ein halbes Glas voll Oel, dann den Topf ins Feuer, ein mächtiges Feuer, groß genug, um einen Hammel zu rösten. Vom Kochen, sagen die Fischer, hänge die Güte dieser Fischsuppe ab: der Topf muß in den Flammen ganz verschwinden. Unterdessen schnitt der alte Micoulin sehr ernsthaft Brotschnitten in eine Schüssel. Nach einer halben Stunde goß er die Brühe über das Brot und servierte den Fisch besonders.

„Zu Tisch!" sagte er. „Sie ist nur gut, so lange sie kocht."

Und die Fischsuppe wurde unter den üblichen Scherzen verzehrt.

„Sagt, Micoulin, habt Ihr Pulver da hinein getan?"

„Gut ist sie, man muß nur eine eiserne Kehle haben."

Er aß ruhig weiter, verschlang je eine Schnitte zu einem Mund voll Suppe. Im übrigen bezeugte er, indem er sich

etwas abseits hielt, wie sehr es ihm schmeichelte, mit der Herrschaft zu essen.

Nach dem Essen blieb man noch dort und wartete, bis die größte Hitze vorbei wäre. Die Felsen, strahlend von Licht und mit roten Tinten übergossen, warfen schwarze Schatten. Immergrüne Eichengruppen setzten ihnen dunkle Flecken auf, während an den Hängen die Fichten anstiegen, regelmäßig wie eine Armee marschierender Soldaten. Eine drückende Stille lag in der heißen Luft.

Madame Rostand hatte ihre ewige Stickarbeit mitgenommen, die man immer in ihren Händen sah. Naïs saß bei ihr und schien sich für die Bewegungen der Nadel zu interessieren. Aber ihre Blicke spionierten nach ihrem Vater. Der lag einige Schritte weiter ausgestreckt und pflegte der Ruhe. Etwas weiter entfernt schlief auch Frédéric unter seinem Strohhute, dessen Krempe er zum Schutze des Gesichtes heruntergeschlagen hatte.

Gegen vier Uhr erhoben sie sich. Micoulin schwor hoch und teuer, er kenne eine Rebhuhnkette im Hintergrunde der Schlucht. Vor drei Tagen erst habe er sie noch gesehen. Da ließ Frédéric sich verleiten, und sie zogen mit den Flinten aus.

„Ich bitte Dich", rief Madame Rostand, „sei vorsichtig . . . der Fuß kann ausgleiten, und man trifft sich selbst."

„Ah! das kommt ab und zu vor", sagte Micoulin ruhig.

Sie gingen und verschwanden hinter den Felsen. Naïs erhob sich plötzlich und folgte ihnen in einiger Entfernung.

„Ich will doch sehen", murmelte sie.

Anstatt auf dem Pfade im Grunde der Schlucht zu bleiben, machte sie sich zur Linken in die Büsche und beeilte ihre Schritte, wobei sie vorsichtig vermied, daß Steine niedergingen. Endlich bei der Biegung des Weges bemerkte sie Frédéric. Zweifellos hatte er die Hühner bereits aufgescheucht, denn er lief rasch, etwas geduckt, das Gewehr bereit zum Anschlagen. Ihren Vater aber sah sie noch immer nicht. Dann entdeckte sie ihn auf einmal über dem Hohlweg drüben auf dem selben Hang, auf dem sie selbst sich befand; er kauerte am Boden und schien zu warten. Zwei Mal erhob er seine Büchse. Wenn die Hühner zwischen ihm und Frédéric aufstiegen, so könnten sich die Schützen treffen. Naïs, die von Busch zu Busch geschlichen war, hatte sich ängstlich hinter dem Alten versteckt.

Minuten vergingen. Frédéric vor ihnen war in einer Erdfalte verschwunden. Er tauchte wieder auf und blieb eine Weile unbeweglich stehen. Da richtete Micoulin, immer niedergekauert, von neuem die Waffe auf den jungen Mann, er zielte lange. Aber da hatte Naïs mit einem Fußtritt den Lauf schon in die Höhe gestoßen und die Ladung ging unter schrecklichem Krachen in die Luft, das Echo rollte durch die Schlucht.

Der Alte war aufgesprungen. Da er Naïs vor sich stehen sah, faßte er den rauchenden Gewehrlauf, als wolle er sie mit dem Kolben niederschmettern. Das Mädchen stand aufrecht vor ihm, totenbleich, mit flammenden Augen. Er wagte es nicht, zuzuschlagen, zitternd vor Wut lallte er im Patois:

„Wart, wart, ich bring ihn um."

Bei dem Schusse des Pächters waren die Hühner verstrichen, zwei hatte Frédéric abgeschossen. Gegen sechs Uhr kehrten die Rostands nach La Blancarde zurück. Père Micoulin ruderte, mit seiner Miene eines erfahrenen und ruhigen Tieres.

V.

Der September ging zu Ende. Ein heftiges Gewitter hatte die Luft stark abgekühlt. Die Tage wurden kürzer, und Naïs verweigerte Frédéric die nächtlichen Zusammenkünfte unter dem Vorwande, sie sei zu müde, und sie könnten sich bei den reichlichen Taufällen, welche den Boden durchweichten, eine Erkältung zuziehen. Aber da sie jeden Morgen gegen sechs Uhr ins Haus kam und Madame Rostand nicht vor neun Uhr aufstand, ging sie ins Zimmer des jungen Herren hinauf und verweilte bei ihm einige Augenblicke; mit allen Sinnen auf der Lauer, horchte sie durch die offen gelassene Türe.

Das war die Zeit ihrer Liebe, in welcher Naïs Frédéric die meiste Zärtlichkeit bewies. Sie faßte ihn um den Nacken, beugte sein Gesicht zu sich herab und sah ihm unmittelbar in die Augen, mit einer Leidenschaft, die ihr die Augen mit Tränen füllte. Es war immer, als sollte sie ihn nicht wieder sehen. Dann bedeckte sie sein Gesicht stürmisch mit Küssen, als wollte sie es wehren, als wollte sie schwören, daß sie ihn zu verteidigen wisse.

„Was hat Naïs nur?" sagte Madame Rostand oft. „Sie verändert sich von Tag zu Tag."

In der Tat magerte sie ab, ihre Wangen wurden hohl. Das Feuer ihrer Augen hatte sich verdüstert. Sie saß oft lang in Schweigen und Sinnen, aus dem sie jäh erschrocken auffuhr.

„Mein Kind, wenn Du krank bist, mußt Du Pflege haben," sagte die Herrin des öfteren. Aber Naïs lächelte dann nur.

„Oh nein, Madame, ich bin ganz wohl, ich bin glücklich . . . . glücklicher denn je."

Als sie ihr eines Morgens die Wäsche abzählen half, erkühnte sie sich und wagte zu fragen:

„Sie bleiben heuer wohl lange auf La Blancarde?"

„Bis Ende Oktober," antwortete Madame Rostand.

Und Naïs verblieb einen Augenblick starr, verlorenen Blickes; dann sagte sie laut, ohne es zu wissen:

„Noch zwanzig Tage."

Ein unaufhörlicher Kampf rieb sie auf. Sie hätte Frédéric bei sich behalten wollen, und zu gleicher Zeit war sie immer versucht, ihm zuzurufen: Flieh! Für sie war er verloren; dieser Frühling der Liebe würde nie wiederkehren, das hatte sie sich beim ersten Male gesagt. An einem Abend düsterer Schwermut fragte sie sich sogar, ob sie Frédéric nicht doch durch ihren Vater töten lassen sollte, damit er nicht andern gehöre; aber der Gedanke, daß er tot sei, er, so zart, so weiß, mädchenhafter wie sie, war ihr unerträglich; und sie schauderte vor ihren bösen Gedanken. Nein, sie wollte ihn retten, er sollte niemals davon erfahren, bald würde er sie ja nicht mehr lieben; sie aber wollte glücklich sein einzig im Gedanken, daß er lebte.

Oft sagte sie des Morgens zu ihm:

„Gehe nicht aus, geh nicht aufs Meer, die Luft ist gefährlich."

Zu andern Malen riet sie ihm im Gegenteil, fort zu gehen.

„Du mußt Dich langweilen, liebst mich wohl nimmer . . . . geh doch für ein paar Tage in die Stadt."

Er seinerseits wunderte sich über ihre wechselvolle Laune. Er fand das Bauernmädchen weniger schön, seitdem ihr Gesicht einfiel, und eine Uebersättigung an ihrer stürmischen Liebe kam ihn allmählich an. Er vermißte das Eau de Cologne und den Poudre de Riz der Dirnen von Aix und Marseille.

Naïs klang unaufhörlich das Wort ihres Vaters in den Ohren: „Ich bring ihn um . . . . Ich bring ihn um . . ." Nachts schreckte sie aus Träumen auf, in denen sie Flintenschüsse hörte. Sie wurde furchtsam, sie schrie auf eines Steines wegen, der unter ihrem Fuße sich gelöst hatte. Allzeit, wenn sie ihn nicht vor Augen hatte, war sie in Angst um „Monsieur Frédéric". Und das Entsetzlichste war ihr, daß sie aus dem hartnäckigen Schweigen Micoulins vom Morgen bis zum Abend das „Ich bring ihn um!" heraushörte. Er hatte weder eine Anspielung noch eine Bewegung mehr gemacht, noch ein Wort fallen lassen; ihr aber sagten die Blicke des Alten, jede seiner Bewegungen, sein ganzes Wesen, daß er den jungen Gebieter bei der ersten Gelegenheit töten würde, bei der er das Gericht nicht zu fürchten hätte. Und alsdann würde er auf Naïs zurückkommen. Inzwischen behandelte er sie mit Fußtritten wie ein Tier, das gefehlt hat.

„Und ist Dein Vater noch immer so brutal?" fragte Frédéric eines Morgens, da er in seinem Bette Zigaretten rauchte, während Naïs aus und einging, um einige Ordnung zu schaffen.

„Ja," antwortete sie, „er wird tobsüchtig."

Und sie zeigte ihre Beine, die vor Mißhandlungen schwarz waren. Dann murmelte sie wieder, wie so oft, mit einer dumpfen Stimme:

„Das wird ein Ende haben, ein Ende."

(Schluß folgt.)

Kunst

Architekturen von Menzel. Menzel war unheimlich fleißig. Ueberall führte er Skizzenbuch und Stift mit sich, um die Welt und ihre Dinge zu porträtieren. Es gibt eine unübersehbare Zahl von Zeichnungen seiner Hand, Studien zu den größeren Werken, aber ebenso Tausend andere, die um ihrer selbst willen gemacht sind. Darunter sind viele architektonische und kunstgewerbliche Sachen. Aus denen hat jetzt Artur Biberfeld eine schöne Auswahl in ganz vorzüglicher Wiedergabe veröffentlicht (E. Wasmuth, Berlin). Diese Mappen langsam durchzugehen, bietet einen außerordentlichen Genuß, um so wohltuender, wenn man dabei vielleicht vergleichend an den Typus der architektonischen Skizze denkt. Ich sagte oben, daß Menzel die Dinge „porträtiere". Es gibt mehrere Arten des Porträts, eine renommistische, arrangierte, temperamentvolle, sachliche. Die Menzels ist sachlich. Das heißt nicht langweilig und nüchtern. Seine Sachlichkeit hat die Hochachtung vor dem Objekt. Deshalb ist ihm das Kleine so viel wert wie das Große, denn es handelt sich für ihn, hier wie dort, den Gegenstand in seinem Wesentlichen, Charakteristischen zu sehen, und sein ganzes Temperament auf die Darstellung zu werfen. Seine Zeichnungen werden durch zweierlei noch wertvoll: erstens, sie zeigen Materialsinn. Das ist etwas, was erst der Architekt von heute wieder in höherem Grade gewinnt. Bei Menzel hier kann dies nur so viel heißen, daß er, von Bau, Fläche und Raum ganz abgesehen, der Eigenart und Schönheit des jeweiligen Materials zu starkem Ausdruck verhilft. Dadurch gewinnen diese Skizzen eine merkwürdige Wärme. Und das zweite ist dies, daß die Dinge nie „gestellt" sind, bezw. daß der Künstler nicht zu lange nach dem „vorteilhaften" Platz mit der hübschen, idyllischen oder pathetischen Bildwirkung gesucht hat. Diese hat bei der Architekturskizze nichts zu suchen. Aber mit dem Instinkt des Künstlers geht Menzel vor irgend einem Punkte aus daran, einen Raum, eine Tiefe, gewagte Verhältnisse mit seinem Bleistift festzuhalten und er zwingt dabei die schwierigsten Perspektiven. So kommt er, in aller Schlichtheit, immer unmittelbar an den Kern der Dinge heran und leiht seiner Arbeit eine unvergängliche Frische. Davon können und sollen unsere Baubeflissenen lernen; wir anderen begnügen uns mit der nie erschöpften und nie enttäuschten Freude an Menzels Reichtum.

H.

Allerlei

Aus Sonne und Wolken.

Aphorismen von W. Fischer-Graz.
Verlegt bei G. Müller, München.

Es ist merkwürdig, wie viele etwas vermissen, was sie nie besessen haben.

Die Dichtung ist eine mit Bewußtsein geträumte Wirklichkeit, der Traum eine unbewußte Dichtung.

Wer nicht weiß, was ihm fehlt, der weiß auch nicht, was er hat.

Wenn du nicht Herr oder Diener der Wirklichkeit bist, so bist du ihr Narr.

Wenn du den Menschen dein Leben nicht begreiflich machen kannst, so denken sie immer eher übles als gutes von dir.

„Erkenne dich selbst" ist zuweilen gleichbedeutend mit: Erfasse die Gegenwart.

Was man nicht nützt, bleibt nicht unbenützt, sondern nützt sich ab.

Man geht weder dem Glück noch dem Unglück sehend entgegen.

Schon oft wurde einer mit der Erfüllung seines Wunsches bestraft.

Du pochst an der Tür des Lebens an, und der Tod sagt: Herein!

Die höchste Bitte lautet nicht: Gib uns Glück! sondern: Erlöse uns von dem Uebel!

Das Wohltätigste, was die Natur dem Menschen gegeben hat, ist der Schlaf und die verdeckte Zukunft.

Das Recht ohne die Sache ist mehr Besitz, als die Sache ohne das Recht.

Gleichtakt

Wir schreiten. Neben mir mein Weib
Im gleichen Takt mit tapfern Schritten
Und stumm in unserer Mitten
Wandert das Leben mit.

Und auch in unsern Seelen singt
Im gleichen Takt das gleiche Lied
Und über unsern Häuptern zieht
Die gleiche Wolke mit.

Und warm pocht unsres Herzbluts Strom
Im gleichen Takt durch unsern Leib
So sind wir beide, Mann und Weib
Ein einzig Sein und Gemüt.

Träumerei von Schumann

Auf einer kühlweißen Marmorbank
Lieg ich ausgestreckt,
Im grüngoldenen Dämmerdunkel
Des Parkes versteckt.
Düstere hohe Ulmen
Breitblätt'rige Platanen
Schatten rings;
Der Eichen knorrig-krauses Laubgeäst
Wölbt über mir;
Und mit breit hindachender Krone
Ein alter, alter Holzapfelbaum
Schützt mich vor der Mittagssonne.
Just steht er in Blüte;
Und die verschwend'rische Fülle
Der zarten schneeweiß schimmernden Blüten
Schwebt wie eine Frühlingswolke über mir,
Licht, sanft und zärtlich. —
Meine Seele schwebt so hin
Aus Leben in Traum,
Aus Traum in Leben
In dieser lichtgrünen Dämmerung.
Und weiße Blüten sinken, leis und zagend
Auf mich, viele, viele . . .
Schon decken sie mich hoch und dicht.
Bald werd' ich ganz begraben sein
In meinem weißen Blütensarg.
O, so sterben dürfen . . . !

Hans Rothhardt.

Büchertisch

Vom Markte der Seelen von Olive Chr. Malvery, aus dem Englischen von Martha Sommer (R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1907, 240 S.).

Es wäre schade, wenn der etwas aufdringliche Titel, der vielleicht zu sehr mit Rücksicht auf den Markt der Bücher gewählt ist, ernsthafte Leute abstoßen würde. Denn es handelt sich um eine ausgezeichnete soziale Schilderung, von der starke sittliche Impulse ausgehen. Das Leben der unteren Volksmasse in London ist uns nie so anschaulich geschildert worden wie von dieser merkwürdigen Frau. Olive Chr. Malvery, aus einer indischen Fürstenfamilie stammend, kam als junges Mädchen nach London und lebte dort in jener Schönheit und gesättigten Kultur, in der die vornehme Gesellschaft Londons jede andere übertrifft. Umso krasser empfand sie das Elend der breiten Masse, das London ebenfalls vor allen Großstädten auszeichnet. Die erste Berührung mit dem unteren Volk erhielt sie, als sie ihre musikalische Vortragskunst armen Arbeiterinnen widmete: „Ich tat mein Bestes, die Leute einmal ein bischen glücklicher zu machen, und wie bin ich so reich belohnt worden. Sie bezahlten mit Liebe und Freundschaft". Nun empfindet Frau Malvery den Drang, jene unteren Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Wie Paul Göhre selbst Fabrikarbeiter war, so scheut auch sie vor keiner Mühe zurück, um möglichst überzeugend ihre sozialen Forderungen vertreten zu können. Sie arbeitet in verschiedenen Fabriken, wird Kellnerin, Gemüsehändlerin, Heimarbeiterin, sie dreht auf der Straße die Orgel und schläft in den schmutzigsten „Asylen" und Verbrechernestern. Die Schilderung von allem, was sie gesehen und erlebt hat, ist scharf und verbirgt nicht die dunkelsten Schatten, aber über dem ganzen Buch liegt der goldige Glanz einer aufopfernden allgemeinen Menschenliebe. Frau Malvery schreibt äußerst präzis, was man von den wenigsten weiblichen Sozialpolitikern sagen kann und dabei frisch und farbig. Jedenfalls hat die unskilled, die unorganisierte Masse, für welche die englische Gesetzgebung so wenig tut, in ihr einen tüchtigen Anwalt gefunden. Man sieht übrigens wieder aus diesem Buch, von welcher Bedeutung religiöse Fragen für das soziale Leben Englands sind.

E. L.

Bismarck: Setzen wir Deutschland in den Sattel! Reden aus großer Zeit. Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. 1. Bd. 1847—1873. Einhornverlag München. Deutsche Taschenbibliothek. 301 S. In biegsamem Band 2,75 M.

Neben den „Gedanken und Erinnerungen" und neben den Briefen sind Bismarcks Reden ein unverlierbares und unerschöpfliches menschliches, historisches und literarisches Dokument. Sie liegen in mehreren großen Ausgaben vor, als eine Quelle für politische Bildung und als eine Erfrischung auch dort, wo man sich gegen ihren Inhalt wehrt. Freilich: selten genug kommt man zu jenen Bänden und hier war die Auswahl wirklich ein Bedürfnis, mehr als in

einem Dutzend anderer Fälle, wo Stücke ihrem Zusammenhang genommen werden. Denn die Erkenntnis des ganzen Bismarcks, des Diplomaten und Staatsmannes, und nicht der nationalen oder doktrinären demokratischen Schablone, sollte jedem eine ernste Pflicht sein. Und Bismarck macht es in seinen Reden so leicht, deshalb weil er immer scharf und deutlich aus der Situation heraus spricht. Wenn man in diesen Reden liest, ergibt sich in ganz ungewöhnlichem Maße die Vorstellung der politischen oder parlamentarischen Lage. Häufig genug ist es ein Stück ernsthafter Zeitgeschichte, das sich in diesen Worten sammelt, und wo man von allgemeiner Bedeutung absehen kann, bleibt Material genug, den „Redner" zu erkennen und zu bewundern. Dem kleinen, sehr hübschen und gut gewählten Band, der sich selber dem Leser, gleichviel welcher Richtung, auf das beste empfiehlt, hat sein Herausgeber, Eugen Kalkschmidt, eine präzise Studie über Bismark als Redner vorausgeschickt. Bismarcks Ausbildung der rednerischen Technik, seine Verwendung von Bildern, die Art seiner Polemik u. s. f. sind dort in Kürze trefflich charakterisiert.

Eugène Fromentin: Die alten Meister (Holland-Belgien). Aus dem Französischen von Dr. Freiherr E. v. Bodenhausen. Br. Cassirer, Berlin 1907. 2. Aufl., 351 S.

Im Jahre 1872 unternahm der französische Maler Fromentin, von dessen immerhin achtenswertem Können das Louvre einige Proben zeigt, eine Studienreise nach Belgien und Holland. Ueber seine künstlerischen Eindrücke schrieb er das vorliegende Buch. Vorher hatte er sich schon durch Reiseberichte aus Nordafrika einen geachteten literarischen Namen gemacht. Seine Arbeit über die alten vlämischen und holländischen Meister nimmt in der französischen Kunstkritik den Rang eines klassischen Werkes ein. Den Deutschen dessen Kenntnis zu vermitteln, gehört zu den wohltätigsten Unternehmen der neuen Kunstliteratur. Bodenhausen hat uns auch vor anderthalb Jahren das meisterliche Buch des englischen Malers Stevenson über Velasquez nahe gebracht, beidemal in überaus ansprechenden Uebertragungen, denen vom Charakter des Fremdsprachlichen wenig oder nichts mehr anhaftet. Stevenson und Fromentin laufen in der gleichen Richtung: sie sind Maler, Männer vom Handwerk, und sie setzen sich die alten Bilder eben nur als Maler an. Das Rüstzeug der kunstgeschichtlichen Forschung in deren allgemeinen Sinn überlassen sie dem Fachhistoriker; sie benützen das Ergebnis seiner Arbeit dort, wo es ihren eigentlichen Zweck aufhellt. Aber sonst treten sie mit völliger Unbefangenheit vor die Werke und untersuchen die Güte der Malerei. Stevenson ist enger und strenger, wie ja auch Velasquez ein Künstler, der in fast ausschließlichem Grade durch seine formalen, koloristischen und zeichnerischen Qualitäten fesselt. Sein Leben und seine Persönlichkeit bieten wenig des Außerordentlichen. Anders Temperamente, Lebensläufe, Charaktere wie Rubens und Rembrandt. Sie zwingen den Literaten, nicht nur auf ihre Bilder, sondern auch auf sie selber zu blicken. Und Fromentin gibt sich in den Bann ihrer persönlichen Wirkung. Sein Buch ist merkwürdig und bedeutend. Wenn ein Maler über künstlerische Arbeit redet, hat der Laie immer allen Grund zuzuhören. Mag auch manchmal Falsches und Verschrobenes dabei herauskommen, man wird meist etwas lernen können. Und so auch besonders bei Fromentin. Ich denke vor allem an seine Kapitel über Rubens, Cuyp, Frans Hals und an jene berühmten, außerordentlich interessanten, wenn m. E. auch nicht ganz überzeugenden Ausführungen über Rembrandts „Nachtwache". Aber von dem abgesehen. Fromentin ist selber ein Künstler der Darstellung und etwas von einem Dichter steckt in ihm. In einer schönen und ausdrucksvoll bewegten Sprache redet er von dem, was er in alten Bildern sah; aber zwischendurch erhalten die Bilderkritiken einen anregenden persönlichen Bezug, wo Fromentin weiter greift auf den Charakter des Landes, der Städte, oder wo er sich zu interessanten prinzipiellen Darlegungen und Vergleichen fortlenken läßt. Alles in allem scheint mir dies Buch, der Wissenschaft benachbart, aber in seinem Rythmus durch die Werkzeuge der Wissenschaftlichkeit nicht gehemmt, eines der Werke, die man vor anderen im Besitz und auch im geistigen Besitz des Kunstfreundes wünschte. H.

Der große Baal. Drama in drei Aufzügen von Gustav Herrmann. Verlag von Gi·ecke und Devrient in Leipzig und Berlin. 60 S. Der in Leipzig seßhafte Autor hat vor zwei Jahren mit einem gar nicht üblen Lustspiel debütiert. Den „Triumph des Mannes". Nun hat er sich einem ernsten Stoff zugewandt. Das resignierende Bekenntnis des Hans Sachs „Wahn, überall Wahn!" könnte auch Herrmanns Drama als Motto dienen. Horst Dankwart, der tragische Held des Stückes, zerbricht. Es gelingt, ihm nicht, sein Leben ganz für sich, ohne jeden Bezug auf die andern, zu leben. Mit seiner fast fanatischen Energie eigenen Gesetzen zu folgen, erdrückt er seine Umgebung, die dem Leben, so wie es die andern führen, nicht entsagen kann. Ein wenig „Jugend"-Stimmung nach Halbe gewinnt Raum durch die Nebenhandlung, in welcher Hilde, ein lichter Wildfang, unter Tränen zum Weibe wird. Die Sprache Herrmanns ist schön, sogar gewählt, aber doch nicht frei von prosaischen Schlacken. In hohem Grade eigen ist dem Drama, das sich leicht dem Repertoir eines Natur- und Bergtheaters einfügen ließ·, rein poetische Landschaftsstimmung. Auch empfindet bereits der Leser, um wie vieles mehr also der Hörer, eine geheime Musik, die zwischen den Szenen webt. Wie denn die Aktschlüsse geradezu nach Musik verlangen, da das gesprochene Wort hier nicht mehr imstande scheint, die volle Stimmung zu vermitteln. Leider aber ist die dramatische Handlung so belanglos, daß starke Wirkungen von vornherein problematisch sind. Obwohl das Drama einen Weltanschauungskampf vorführt, zerfließt es in weichen, unsicheren Linien und birgt seine besten Eigenschaften zwischen den Zeilen, um an den äußeren Höhepunkten sprachlich und dramatisch zu erlahmen. P. S.

Fritz Mauthner: „Spinoza". Bd. 43 der „Dichtung". Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin (Pr. 1,50 M.).

Das Studium der Werke Spinozas bietet große Schwierigkeiten, da der Urtext ungemein schwer geschrieben ist und die Uebersetzungen, die bis jetzt existieren, sprachlich nicht genügen. Der Versuch ist daher in gewissem Sinn ein Wagnis, Spinoza und sein Werk in einem kurzen Essay darzustellen. Mauthner ist dies trotzdem gelungen und man sieht, wie er den Stoff vollständig beherrscht. Spinozas Methode ist uns fremd geworden, sein Geist seit und durch Goethe aber lebendig. Freilich, bisweilen scheint es, als ob Mauthner manches von unseren Anschauungen und Empfindungen zu enge mit Spinoza verknüpft hat; aber der feine und anregende Wert des Büchleins wird dadurch nicht gemindert. G. St.

Clara Viebig: Absolvo te. Roman. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin. Pr. 5 M.

Ein Ton greller Ironie ist in diesem verzeihenden: Absolvo te! Ich spreche Dich los! — Aus den lebensgierigen Augen der schönen Frau Tiralla, der polnischen Vollblutnatur, schaut unheimlich der — Fanatismus Roms. Um all ihr Beten und ihr Fluchen, ihren Himmel und ihre Hölle legt sich ein Netz, gewebt aus den niedrigsten Instinkten und menschenunwürdigen Geisterspuken: „Gott" will es! Jener „Gott" der Kreuzzugsmache, der „Gott", der den Mordstahl des Italieners nach der Messe segnet, der der Spanierin, der Italienerin ihre Madonna und ihre Heiligen gibt, die himmlischen Urbilder ihrer irdischen Buhlschaften — Trost in Ausschweifungen und Beruhigung in Sünden. — Von dem „Gott" überträgt sich das Spielen mit Heil und Verderben sehr leicht auf die Menschen. Roms gefährliche Seite: das Quälen und Töten der Menschenseelen. Erschreckend deutlich zeigt sich die Macht der Finsternis. Und zwar ist es hier der polnische Katholizismus, der dunstige Sumpfblüten treibt. Zeigt sich der religiöse und sittliche Fanatismus bei zarten Seelen wie der Rózias als verderbliche Ueberreizung der Gedanken und Gefühle, so ist er bei Naturen wie der sündigen Frau Tiralla, ihrem strunkigen Gatten, der derbsinnlichen Magd Marianna und den andern fanatisch durchglühten süßes abergläubisches Schauergerieſel, eine seltsame Wollust des Paradiesfreudenzaubers, doch unter der Decke zügellosester Sinnengier — Lüsternheit und Sklavensinn. Neben dem Schmutz steht das Heuchelgespenst des klösterlichen Ehelosigkeitsideals. Und über allem grinst schrecklich des Tiermenschen Larve: Fuselgeist und Blödsinn, Verdummung.

Das Buch trägt zuweilen etwas zu realistisch auf. Auch Seltsamkeiten und Unfeinheiten fehlen nicht. Doch was bedeutet das gegenüber der ernsten Wucht des Hauptgedankens, der allein schon das Buch nachdrücklich empfiehlt?! F. Sch.

Religionsgeschichtl. Volksbücher IV., 3.-4. Heft, Das Papsttum, seine Idee und ihre Träger. Prof. Dr. G. Krüger-Gießen. Tübingen 1907. 1 Mark.

Die Idee des Papsttums an ihrer Geschichte zu entwickeln und damit eins der gewaltigsten Gebiete christlicher Religionsgeschichte in seiner Eigenart darzustellen, wäre in dem Rahmen dieses Doppelheftes nicht möglich gewesen, wenn sich nicht mit dem sichtenden und wägenden Historiker etwas von einer künstlerischen Gestaltungskraft gepaart hätte. Damit ist gleichzeitig eine bloße Aufzählung geschichtlicher Einzelheiten wie eine rein spekulative Geschichtskonstruktion glücklich vermieden und die Gewähr gegeben, daß auch dieses neue religionsgeschichtliche Volksbuch gleich seinen Vorgängern seinen Weg findet. H. S.

Eingegangene Bücher

Ruschneid: 30 Klavierkompositionen v. Chopin. Vieweg, Gr.-Lichterfelde. ℳ 2.—.

Ruschneid: Tägliche Klavierübungen. Vieweg, Gr.-Lichterfelde. ℳ 2.—.

Dalitzsch: Pflanzenbuch, Schreiber, Eßlingen-München. ℳ 5,50 geh., ℳ 6.— geb.

Dr. Borgius: (Neue Folge von Kultur und Fortschritt): Das Weltsprache-Problem. Felix Dietrich, Leipzig. ℳ 0,25.

Joh. Schlatter: Das Evangelium von der Arbeit. ℳ 1.—.

Ernestol: Hertha, dramatisches Gedicht.

Ernestol: Im Mittelmeer. Nord-Süd, Berlin.

Dr. August Engel: Detaillisten-Fragen. Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. ℳ 1.—.

*Ad. Bartels: Deutsche Literatur. Einsichten und Aussichten. Avenarius, Leipzig.
*A. v. Broecker: Moderner Christusglaube. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. ℳ 0,50.
Julian Borol: Ketzereien. Schledt, Dorpat und Leipzig. ℳ 2,—.
Samson-Himmelstjerna: Ewigkeit. Schledt, Dorpat und Leipzig.
Samson-Himmelstjerna: Ueber Geistesfreiheit. Schledt, Dorpat und Leipzig.
Gleichen-Rußwurm: Bildungsfragen der Gegenwart. Curtius, Berlin. ℳ 1,—.
Michaeli: Maulbronner Liederbuch. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. ℳ 0,60.
Amandus Schubert: Ein Muster-Institut des sozialen Zukunftsstaates, oder: „Wie es in der gemeinsamen Ortskrankenkasse zu Chemnitz zugeht." Selbstverlag des Verfassers. ℳ 0,50.
Gansberg: Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Teubner, Leipzig und Berlin. ℳ 3,20.
Spemann: Landeskirche oder religiöse Freiheit. Walther, Berlin. ℳ 1,50.
v. Schlicht: Der falsche Adjutant. Janke, Berlin. geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Schott: Der Flug ins Romantische. Janke, Berlin. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Herzog: Zum weißen Schwan. Janke, Berlin. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
*Sienkiewicz: Auf dem Felde der Ehre. Janke, Berlin. Geh. ℳ 2,—, geb. ℳ 3,—.
*v. Hillern: Ein Arzt der Seele. Janke, Berlin. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Achleitner: Raubschützen. Janke, Berlin. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Junker: Im Schatten des Todes. Janke, Berlin. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Janke: Die Sarazenin. Janke, Berlin. Geh. ℳ 1,—, geb. ℳ 1,80.
v. Grolmann: Donata. Janke, Berlin. Geh. ℳ 2,—, geb. ℳ 3,—.
Holl: Was hat die Rechtfertigungslehre dem modernen Menschen zu sagen? Mohr, Tübingen. ℳ 0,50.
Bölsche: Ernst Haeckel. Seemann Nachf., Berlin und Leipzig. ℳ 1,—.
*Glaser: Wirtschaftspolitische Annalen 1906. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin. ℳ 8,—.
Raabe: Die Gänse von Bützow. Janke, Berlin. Geh. ℳ 1,—, geb. ℳ 1,80.
Paul Apel: Geist und Materie. Slovnik, Berlin. ℳ 2,—.
Kurt Breysig: Die Völker ewiger Urzeit. Georg Bondi, Berlin. Geh. ℳ 7,—, geb. ℳ 8,50.
Robert Faun: Jgitt-igitt. ℳ 1,50.
Victor Laverrenz: Der letzte Wendenfürst. Verlagsanstalt „Kosmos", Leipzig.
Robert L. Berendsohn: Krieg oder Frieden? Conrad H. A. Mohr, Hamburg. ℳ 0,25.
Dr. Speck: Der Entwicklungsgedanke bei Goethe. Claußen & Feddersen, Hauen. ℳ 0,60.
Rud. Burckhardt: Biologie und Humanismus. Diederichs Verlag, Jena. ℳ 2,—.
Albert Kalthoff: Das Zeitalter der Reformation. Diederichs Verlag, Jena. Geh. ℳ 4,—, geb. ℳ 5,—.
Wilh. v. Humboldt: Universalität. (Ausgew. und eingeleitet von Johannes Schubert.) Diederichs Verlag, Jena.
*Fr. Wilhelm Schelling: Schöpferisches Handeln. Diederichs Verlag, Jena. Geh. ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.
*R. W. Emerson: Natur und Geist. Diederichs Verlag, Jena. Geh. ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—.
*Novalis: Gedichte. Lehrlinge. Osterdingen. Tagebücher-Fragmente. Fragmente. Diederichs Verlag, Jena. Geh. ℳ 12,—, geb. ℳ 16,—.
Witting: Das Ostmarken-Problem. Buttkammer & Mühlbrecht. ℳ 1,20.
Tarifverhandlungen mit dem Verbande der Lagerhalter und Lagerhalterinnen Deutschlands und des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen Deutschlands. Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, Heinrich Kaufmann & Co., Hamburg.
Der weitere Ausbau der Organisation des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine und seiner Revisionsverbände. Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, Heinrich Kaufmann & Co., Hamburg.
Die Unterstützungskasse des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine im Jahre 1906. Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, Heinrich Kaufmann & Co., Hamburg.
P. Steiner, Basel, Herausgeber: Evang. Missions-Magazin. Neue Folge. 51. Jahrg. Verlag der Basler Missions-Buchhandlung. Pro Jahr ℳ 4,—.
Kurt Himer, Hamburg: Die Hamburg-Amerika Linie im 6. Jahrzehnt ihrer Entwicklung. Schleins Biographischer Verlag, Berlin.

Briefkasten

Juli-Umzug. Wir bitten alle direkten Bezieher, die zum Juli ihre Wohnung wechseln, dringend um sofortige Aufgabe ihrer neuen Adresse. Da wir die Leserlisten bis zum 16. Juni an das Postzeitungsamt Berlin aufliefern müssen, würde uns eine spätere Nachricht erhebliche Mehrarbeiten und Kosten verursachen, die wir besser im Interesse der Propaganda machen. Die Leser, die dies angeht, finden entsprechenden Coupon auf der vierletzten Anzeigenseite zur gefl. Benutzung.

H. S. in K. Besten Dank für die freundliche Anerkennung. Es freut uns, daß Sie den kleinen Einsatzbildern am Kopfe des zweiten Teils Ihre Beachtung schenken.

K. B. in Hamburg. Dank für Ihre verschiedenen Mitteilungen. Die Angelegenheit wird natürlich von uns genau verfolgt.

K. in Köln. Lesen Sie Bonns Buch über die Geschichte der englischen Kolonisation in Irland, erschienen bei Cotta.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe" etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in 1/4 oder 1/2 Jahresrechnung oder auch durch Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt"
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Im Herbste letzten Jahres erschien:

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1906

geheftet M. 14.—, geb. M. 16.—

Im Laufe des Juni erscheint nun

1. Halbband 1907

geheftet M. 10.— 4020

Siehe Briefkasten-Notiz dieser Nr.

Bitte sofort ausfüllen, ausschneiden, in offenen Umschlag stecken, das Convert mit 3 Pfennig frankieren und an den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, senden!

Ich beziehe **„Die Hilfe"** direkt vom Verlag, also nicht durch Bestellung beim Zeitungsschalter des Postamts, nicht durch Buchhandel und nicht durch Agentur.

Meine Wohnung war bisher:

(genau und deutlich!)

Ab 1. Juli 07 wird meine Adresse lauten:

Nehmen Sie davon Kenntnis!

(Vor- u. Zuname):

(bitte leserlich!)

(Beruf)

Kaufe
Gebrauchte Schreibmaschinen
Gebrauchte Rechenmaschinen
Gebrauchte Diktiergeräte
Gebrauchte Kopiergeräte
Gebrauchte Büromöbel
Gebrauchte Büroeinrichtungen
Gebrauchte Büromaschinen
Gebrauchte Büroartikel
Gebrauchte Büroausstattungen
Gebrauchte Büroorganisationen
Gebrauchte Büroberatungen
Gebrauchte Büroschulungen
Gebrauchte Büroservices
Gebrauchte Büroreparaturen
Gebrauchte Büroersatzteile
Gebrauchte Büroverbrauchsmaterialien
Gebrauchte Büroverbrauchsartikel
Gebrauchte Büroverbrauchsgüter
Gebrauchte Büroverbrauchsmittel
Gebrauchte Büroverbrauchsstoffe
Gebrauchte Büroverbrauchsprodukte
Gebrauchte Büroverbrauchswaren
Gebrauchte Büroverbrauchsgegenstände
Gebrauchte Büroverbrauchsobjekte
Gebrauchte Büroverbrauchsdinge
Gebrauchte Büroverbrauchssachen
Gebrauchte Büroverbrauchsartikel
Gebrauchte Büroverbrauchsgüter
Gebrauchte Büroverbrauchsmittel
Gebrauchte Büroverbrauchsstoffe
Gebrauchte Büroverbrauchsprodukte
Gebrauchte Büroverbrauchswaren
Gebrauchte Büroverbrauchsgegenstände
Gebrauchte Büroverbrauchsobjekte
Gebrauchte Büroverbrauchsdinge
Gebrauchte Büroverbrauchssachen

Nr. 1 Berlin, 1. Januar 1922 Jahrgang 32

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 65

Politischer Rückblick

Das Jahr 1921 ist ein Jahr der Enttäuschungen gewesen. Es hat uns nicht die Erfüllung gebracht, die wir erwarteten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten durften. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten mußten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten konnten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten sollten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten wollten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten durften. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten mußten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten konnten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten sollten. Es hat uns nicht einmal die Erfüllung gebracht, die wir erwarten wollten.

Die Wahlen in Bayern. Die endgültigen Ziffern der bei den neulichen Wahlen im ganzen Königreich abgegebenen Stimmen liegen nunmehr vor. Sie betragen insgesamt 949 895; davon erhielten: Zentrum 398 417, liberaler Block 237 632, Sozialdemokraten 169 549, Bund der Landwirte 56 943, altbayerischer Bauernbund 43 506, Konservative 24 178, Christlich-Soziale 4624, Mittelständler 3176, Zentrums-Gegenkandidaten 15 870. Auf das Zentrum sind somit einschließlich dieser Gegenkandidaten aus eigenem Lager 414 287, auf die übrigen Parteien 535 608 Stimmen gefallen. Das Zentrum, das heute mit 98 Sitzen die glatte Mehrheit inne hat, würde nach seiner Stimmenzahl nur auf etwa 70 Abgeordnete gekommen sein, der liberale Block hätte dagegen statt auf 26 auf etwa 40 Sitze Anspruch. Der lange Streit über den zentrumsfeindlichen oder zentrumsfreundlichen Charakter der Wahlkreisgeometrie scheint demnach durch den Ausgang der Wahl für die letzte Auffassung entschieden zu sein. Aber so ganz trostlos wie nach dem ersten Eindruck sieht die Lage für die Linke doch nicht mehr aus. Man wird sich zwar, wenn man ehrlich sein will, hüten müssen, alle Nicht-Zentrumsstimmen zusammenzuzählen. Denn die mittelfränkischen Konservativen sind in ihrer praktischen Politik keine sehr wünschenswerten Genossen. Aber Sozialdemokratie plus Block haben immerhin über 400 000 Wähler hinter sich, die hinter dem Zentrum wenig zurückbleiben. Die festen Sitze des Zentrums sind aber dort, wo das Wachsen der Bevölkerungsziffer einen langsamen Schritt hat.

Frauenstimmrecht. Die Norweger Volksvertretung hat zwar einen Antrag auf das allgemeine Wahlrecht der Frau gegenüber einer stattlichen Minorität abgelehnt, aber den Frauen das „staatsbürgerliche" Wahlrecht zugestanden. D. h. die Frauen, die selber oder deren Ehegatten Steuern zahlen, werden in Zukunft an den Wahlen zum Parlament teilnehmen. Der Stamm der Wählerschaft wird damit auf einen Schlag um 300 000 Wahlberechtigte vergrößert, das bedeutet für ein Land von der Ausdehnung und geringen Bevölkerungsdichte Norwegens, daß den Frauen ein sehr erhebliches Maß von politischem Einfluß anvertraut wird. In Finland und Norwegen hat das Frauenstimmrecht nun den europäischen Boden betreten, und was bisher nur als eine Art Experiment von utopischem Charakter an ein paar Stellen der Südsee bestanden hatte, ist dem alten Europa jetzt schon ganz nahe gerückt. Einen moralischen Sieg des Prinzips hat die Frauenbewegung auf dem Boden des Nordlandes errungen; von den tatsächlichen Wirkungen des Sieges wird es abhängen, daß Norwegens Vorgang den übrigen Staaten ein Vorbild bedeutet.

Das Ende des lachenden Erben

Immer klarer tritt zu Tage, daß die dringendste Aufgabe der nächsten Reichstags-Tagung eine wirkliche, d. h. wirksame Reichs-Finanzreform sein wird. Zwar die Regierung will das noch nicht recht wahr haben. Sie drückt sich so lange wie möglich um das Bekenntnis der Notwendigkeit einer Vorlage, deren Einbringung eine starke Anklage gegen die sogenannte Reichsfinanzreform von 1906 und eine schwere Belastungsprobe für die Bülowsche Block-Politik darstellt. Es muß den Reichskanzler bitter ankommen, einzugestehen, als wie kläglich klein das gepriesene große nationale Werk von 1906 sich herausgestellt hat. Und es wird ihm außerordentlich schwer fallen, 150 oder 200 Millionen Mark neue Steuern durchzusetzen, ohne daß sich Rechte und Linke gewaltig in die Haare fahren. Aber alle diese Bedenken, so groß sie, absolut genommen, auch sind, müssen zurücktreten gegenüber der nationalen Pflicht des leitenden Staatsmannes, für eine Gesundung der deutschen Finanzen zu sorgen. Ein Kanzler könnte viele Verdienste haben, sein Andenken wäre doch historisch böse belastet, wenn ihn der Vorwurf träfe, daß er die Finanzen seines Landes vom Schmutze in den Dreck gebracht hätte.

Natürlich muß die Finanzreform von 1908 anders aussehen als die von 1906. Es muß eine wirkliche Reform sein. D. h. sie muß einmal so umfassend sein, daß das Deutsche Reich endlich auf ein Jahrzehnt oder länger jede finanzielle Sorge los wird. Und sie muß andererseits von der Masse des Volkes auch insofern als eine Reform empfunden werden, als ihre Gerechtigkeit ohne weiteres ins Auge springt. Jede neue Steuer wird ihre Gegner haben. In der Hauptsache die Leute natürlich, die sie zu tragen haben. Aber wozu eine Steuer, wie die Fahrkartensteuer, die alle Leute ärgert, und noch dazu kläglich wenig einbringt? Die neue Finanzreform soll zugleich großzügig und volkstümlich sein. Beides läßt sich vereinigen. Man muß an Stelle der zahllosen schikanösen Steuerflickereien von 1906 sich auf wenige Steuerarten beschränken, die das Gros der Bevölkerung ungeschoren lassen. Ist die neue Reform so groß angelegt, daß sie die giftigsten Blüten der sogenannten Reform von 1906 mit hinwegschwemmen kann — um so besser! Um so eher wird sie Aussicht auf Volkstümlichkeit haben.

Welches die ertragreichen und gerechten neuen Reichssteuern sein sollen, darüber werden sich Regierung und Liberale leicht verständigen, sobald das eine feststeht, daß es direkte Steuern sind. Am nächsten liegt jedenfalls der Gedanke, an die Finanzreform von 1906 an dem einzigen Punkt anzuknüpfen, wo sie gut war, nämlich bei der Erbschaftssteuer. Daß die Reichserbschaftssteuer ausgebeutet werden muß, hat sogar ein so weit rechtsstehender Politiker, wie Herr Richard Nordhausen, der Freund des Bundes der Landwirte, eingesehen. Alle formalen Schwierigkeiten, die bei der Reichseinkommen- und Reichsvermögenssteuer im Bundesrat zu überwinden sind, fallen bei der Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer fort, denn Einkommen- und Vermögenssteuer gelten ja in ihrer Eigenschaft als direkte Steuern immer noch für das Reich als ein Kräutlein „Rührmichnichtan". Die Erbschaftssteuer dagegen ist vom Freiherrn v. Stengel im Namen des Bundesrats feierlich als „nicht direkte" Steuer proklamiert worden. Diese Fiktion ist seinerzeit von den Liberalen mit Recht lächerlich gemacht worden. Aber schließlich hat auch sie ihr Gutes. Sie macht es nämlich jetzt dem Bundesrat unmöglich, einen formalistischen Einwand der Forderung auf Verschärfung der Reichserbschaftssteuer entgegenzusetzen.

Die Reichserbschaftssteuer ist vorläufig für das System der Reichsfinanzen mehr als Prinzip wichtig, denn als wesentliche Einnahmequelle. Denn die 48 Millionen, die sie nach dem Voranschlag der Regierung bringen soll, fallen nicht sehr ins Gewicht, wenigstens nicht angesichts der Ertragsfähigkeit gerade dieser Steuerart. Stellt sie doch ein Gebiet fast unbegrenzter Möglichkeiten dar. Schon die Einführung der Deszendenten- und Ehegattensteuer würde die „lumpigen" 48 Millionen in ein paar respektable Hunderte von Millionen umwandeln. Freilich muß man bei den Steuern auf Erbfälle an Abkömmlinge und Ehegatten immer vorsichtig sein. Eine solche Steuer wird nur dann dem Volksempfinden entsprechen, wenn sie die kleinen Erbschaften ganz frei läßt, die mittleren sehr mäßig anfaßt und nur bei den großen gründlich zupackt. Ganz anders unbesorgt kann man zugreifen, wenn es sich um die Erbfälle an Seitenverwandte handelt.

Der Gedanke, daß die ungerechtfertigte, d. h. nicht durch Arbeit legitimierte Bereicherung das geeignetste Steuerobjekt sei, gewinnt immer weitere Kreise. Der Siegeszug der Wertzuwachssteuer spricht geradezu Bände. Auch die Popularität der Tantièmensteuer ist ja nur auf die weitverbreitete Vorstellung zurückzuführen, daß es sich bei den Tantièmen der Aufsichtsräte um völlig arbeitsloses Einkommen handele. Ohne jeden ernsthaften Kampf ist vor etlichen Jahren die Erhöhung der Steuern auf Lotterie-Gewinnste durchgegangen. Sie wird selbst von den Steuerpflichtigen als ein Akt der Gerechtigkeit empfunden.

Wenn es überhaupt einen unverdienten Gewinn gibt, so ist es der des Erbanfalls von Seitenverwandten. Die Grundstücksspekulation hat immerhin Kapital anzulegen gehabt, der Aufsichtsrat hat ein Risiko übernommen, der Lotteriespieler hat seinen Einsatz daran gewagt, aber der lachende Erbe kommt zu seinem Erwerb, wie das erbliche preußische Herrenhausmitglied zu seiner Eigenschaft als Gesetzgeber. Er hat nichts getan, er hat nichts riskiert, er hat nur das Glück gehabt, einen Erbonkel zu besitzen. Er empfängt eine Leistung ohne die Spur einer Gegenleistung. Darum ist in diesem Falle nicht bloß die Besteuerung, sou-

dern die Beseitigung des unverdienten Gewinnes ein durchaus zu rechtfertigender Akt der Staatsgewalt.

Ueber die Berechtigung des Erbrechtes überhaupt läßt sich natürlich streiten. Doch das ist eine bloße Doktorfrage, die den praktischen Politiker nicht angeht. So lange wir die bestehende Gesellschaftsordnung haben, wird an dem Erbrecht in direkter Linie nicht gerührt werden. Es mag rechtsphilosophisch anfechtbar sein. Ethisch und praktisch läßt es sich jedenfalls rechtfertigen. Neben dem Kampf ums Dasein gibt es kaum einen stärkeren Antrieb zur Arbeit, als der Wunsch, Frau und Kinder sicher zu stellen und ihnen möglichst günstige Zukunftsmöglichkeiten zu eröffnen. Auch für das Testierrecht im allgemeinen lassen sich gute Gründe anführen. Nichts stärkt Wirtschaftlichkeit und Erwerbssinn mehr, als das Gefühl, daß man über das, was man erübrigt, von Todeswegen zu gunsten von Personen, für die man sich interessiert, oder von Zwecken, denen man dienen will, frei verfügen kann. Nichts, aber auch rein gar nichts, spricht dagegen für das Intestaterbrecht der Seitenverwandten. Weder moralische noch wirtschaftliche Gründe lassen sich für seine Aufrechterhaltung ins Feld führen. Daß die Moral bei der Frage außer Spiel zu bleiben hat, dafür sorgt schon der vom Volksmund so treffend geprägte Ausdruck „Lachende Erben". Und daß der Gedanke jemanden zu erhöhten wirtschaftlichen Leistungen veranlassen könnte, daß nach seinem Tode ein ihm gänzlich gleichgültiger Verwandter in den Besitz seines Vermögens komme, das ist zu absurd, um einer Widerlegung zu bedürfen. Es handelt sich vielmehr bei dem Institut der lachenden Erben lediglich um einen alten Zopf, den abzuschneiden bisher nur die im Staatsleben so mächtige vis inertiae gehindert hat.

Justizrat Bamberger in Aschersleben, der sich den Kampf gegen die lachenden Erben zur Lebensaufgabe gesetzt hat, weist in Nr. 11 der „Deutschen Juristenzeitung" überzeugend nach, daß es sich bei dem unbegrenzten Intestat-Erbrecht nicht etwa um ein Ueberbleibsel alten deutschen Rechts, sondern um die besinnungslose Uebertragung eines spätrömischen Rechtssatzes auf Deutschland handelt. Auch in Rom hatte Kaiser Augustus durch die lex Papia Poppaea corpus juris zusammen wurde auch das schrankenlose Erst Justinian statuierte im Jahre 543 ohne jeden inneren Grund das unbegrenzte Erbrecht. Mit dem gesamten Corpus juris zusammen wurde auch das schrankenlose Erbrecht in Deutschland rezipiert. Es wurde aus abergläubischem Respekt vor der Weisheit der römischen Juristen, wie mancher andere unpassende Rechtssatz, dem deutschen Volke aufgepfropft, das durch das Recht der Salfranken, durch den Sachsenspiegel und sonst noch an die Begrenzung des Erbrechts zu gunsten der Allgemeinheit gewöhnt gewesen war.

Schafft man heute die willkürliche Bestimmung Justinians wieder aus der Welt, so schädigt man niemand. Denn wer keine direkten Erben — Kinder, Enkel, Ehegatten, Eltern — hat, und sich gegen den Anfall seines Vermögens an den Staat schützen will, der braucht ja nur ein Testament zu machen. Das ist heute, wo das handschriftliche Testament genügt, für jedermann eine Kleinigkeit. Nur wem der Verbleib seines Vermögens nach seinem Tode so gleichgültig ist, daß er sich nicht einmal der kleinen Mühe eines selbstgeschriebenen Testamentes unterziehen will, den soll der Reichsfiskus beerben.

Auf der einen Seite — für niemand eine Rechtsverminderung. Auf der anderen Seite — für das Reich eine wundervolle Einnahmequelle. Bamberger berechnet die Summe der jährlichen Intestat-Erbschaften an Seitenverwandte in Deutschland auf eine halbe Milliarde Mark. Selbst wenn man annimmt, daß die Zahl der Testamente unter dem neuen Recht erheblich zunehmen sollte, bleiben sicher etliche Hundert Millionen für das Reich übrig. Denn die Zahl der Menschen, denen der Verbleib ihres Vermögens gleichgültig ist, ist außerordentlich groß.

Ob eine Reform des Erbrechts im Sinne Bambergers im Reichstage durchzusetzen ist, läßt sich schwer mit ja oder nein beantworten. Jedenfalls haben sich im Reichstag und in der Reichsfinanzkommission nicht bloß Sozialdemokraten und Freisinnige, sondern auch Freikonservative, wie Freiherr v. Gamp und Pokelmann, Nationalliberale wie Büsing und Männer der Wirtschaftlichen Vereinigung wie v. Damm, dafür ausgesprochen. Aussichtslos ist die Sache also nicht. Wenn nur die Regierung den nötigen Eifer dahintersetzt. Freilich wird sich nicht mit einem Schlage alles erreichen lassen. So weit sind wir leider noch nicht, daß man hoffen könnte, schon jetzt zu einer Aufhebung des Intestat-Erbrechts aller Seitenverwandten zu kommen. Aber wenn man auch nur das Erbrecht der entfernten Verwandten beseitigt, so ist damit wenigstens ein Prinzip aufgestellt, das sich später in allen Konsequenzen durchsetzen wird. Für die nahen Seitenverwandten könnte man sich vorläufig mit einer starken Steigerung der Erbschaftssteuer begnügen.

H. v. Gerlach.

Sprechsaal

Die nachfolgenden Ausführungen knüpfen an eine Notiz in Nr. 18 der „Hilfe" an. Der große Andrang aktuellen Stoffes nötigte uns, ihren Abdruck bis jetzt zurückzustellen. D. Red.

Noch einmal: „Die Frau als Schuldirektor".

Eine Reform des Frauenbildungswesens geht in Preußen dem Abschlusse entgegen. Leider ist die Reformbewegung nicht frei von unangenehmen Begleiterscheinungen. Es unterrichten nämlich an den höheren Mädchenschulen die verschiedensten Lehrerkategorien: akademisch und seminarisch gebildete Lehrer und Lehrerinnen, und diese bilden ebenso viele Interessengruppen, die sich mitunter das Terrain streitig machen. Kürzlich versandten die akademisch gebildeten Lehrer ein Rundschreiben, in dem sie sich gegen die weibliche Leitung der Schule erklärten. Die „Hilfe" hat sich in einer redaktionellen Notiz auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt. Die Motive aber, die dabei den Urhebern des Rundschreibens untergelegt werden, sind geeignet, die zurzeit an höheren Mädchenschulen tätigen Lehrer in wenig günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Demgegenüber seien einige Worte gestattet, die versuchen, die Haltung der betreffenden Lehrer zu rechtfertigen.

Wenn man die Frage, in wessen Hände die Leitung einer höheren Mädchenschule zu legen ist, sachgemäß beantworten will, so muß man zunächst sich klar sein, was denn eigentlich diese Schule demnächst leisten soll. Aufschluß darüber gibt die Rede des Herrn Kultusministers im Abgeordnetenhause vom 15. April d. J. Danach wird beabsichtigt, bei der Schulerziehung des weiblichen Geschlechtes neben der Gemütsbildung der Verstandeskultur einen breiteren Raum zuzuweisen; speziell die „Studienanstalt", der Aufbau der höheren Mädchenschule, soll ihre Zöglinge bis zur Universitätsreife vorbereiten. Dementsprechend muß aber dann auch der Unterbau eingerichtet sein; denn Sekundaner, die nicht zweckentsprechend vorgebildet sind, kann auch der beste Gymnasialdirektor nicht in drei Jahren zum Abiturientenexamen bringen. Wenn nun aber die Schulen derartig wissenschaftliche Vorarbeit leisten sollen, so können sie nur eingerichtet und geleitet werden durch Personen, die selbst eine vollwertige wissenschaftliche Ausbildung sich erworben haben, d. h. die durch die Prüfung pro facultate docendi dargetan haben, daß sie die Universität mit Erfolg besucht haben und zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit befähigt sind. Bis zu diesem Punkte sind die Führerinnen der Frauenbewegung und die akademisch gebildeten Lehrer vollständig miteinander einig.

Wie liegen nun aber die tatsächlichen Verhältnisse? Männer, die den obengenannten Anforderungen entsprechen, amtieren zurzeit an den öffentlichen höheren Mädchenschulen gegen 450, und im Falle von Vakanzen sind Hunderte vorhanden, die an ihre Stelle treten können. Frauen mit gleicher Vorbildung gab es noch im vorigen Jahre nach Angabe von Helene Lange („Die Frau", Märzheft 1906) im ganzen — zwei. Wieviel im Laufe dieses Jahres hinzugekommen sind, ist mir leider nicht bekannt — für sachgemäße Auskunft wäre ich dankbar — viel werden es nicht gerade sein; denn ich habe stets verschiedene Frauenblätter durchgesehen, die gewissenhaft jede Dame notieren, die irgend ein wissenschaftliches Examen abgelegt hat, und habe keinen Zugang zu den Kandidatinnen des höheren Schulamtes gefunden. Daraus geht schon hervor, daß es nicht Furcht vor der weiblichen Konkurrenz sein kann, die die akademisch gebildeten Lehrer zu jener Erklärung veranlaßt hat; wenn es sich um weiter nichts handelte, so könnten sie den Dingen ruhig ihren Lauf lassen.

Aber die Sache hat eine prinzipielle Bedeutung. Wenn nämlich durch die Regierung jetzt der Grundsatz aufgestellt wird, daß die Leitung der höheren Mädchenschulen und Studienanstalten in erster Linie den Frauen gebührt, so wird damit den derzeitigen Direktoren folgendes Zeugnis ausgestellt: „Ihr mögt euch ja alle erdenkliche Mühe gegeben haben; aber da ihr Männer seid, konntet ihr eben nur Unzureichendes leisten. Die neue, große Zeit für die höheren Mädchenschulen wird erst kommen, wenn sie

von Frauen geleitet wird. Vorläufig haben wir ja geeignete Frauen noch nicht, aber das ist doch schon heute klar, daß sie ihre Sache besser machen werden." Nun sagt man freilich immer, daß die Frau dem heranwachsenden Mädchen mehr Verständnis entgegenbringe als der Mann, man hat das Schlagwort geprägt: „Frauen können nur von Frauen erzogen werden!" Dem ist aber von anderer Seite eben so oft widersprochen worden. Es ist auch tatsächlich gar nicht einzusehen, weshalb ein verheirateter Mann (um solche handelt es sich nur an der höheren Mädchenschule), der in den meisten Fällen auch Vater von Töchtern ist, dieser Aufgabe weniger gewachsen sein sollte als ein Mädchen in gesetzten Jahren, das bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch weniger Gelegenheit hatte, mit Kindern umzugehen als andere Mädchen. Und selbst angenommen — aber nicht zugegeben — daß die Frau in diesem Falle das Erziehungsgeschäft besser besorgen kann, so liegen doch gerade dem Schulleiter noch andere Pflichten ob: er muß den Unterricht in den einzelnen Klassen überwachen, er muß die Vermittlung zwischen Schule und Elternhaus übernehmen, er muß (besonders an der Mädchenschule) die oft einander widerstreitenden Interessen nach Möglichkeit auszugleichen suchen, und noch manches andere. Alles das haben unsere bisherigen Direktoren, wie man ihnen wohl gern zugestehen wird, mit Ruhe und Objektivität getan — und nun sollen sie zu ihrer Kränkung erfahren, daß es weit besser wäre, wenn Damen ihre Stellen einnähmen! Und die anderen akademisch gebildeten Lehrer werden natürlich die höheren Mädchenschulen meiden, wo sie grundsätzlich in die zweite Linie rücken und wo ihnen die Aussicht auf das Direktorat versagt ist. Die älteren werden freilich mürrisch und gezwungen bleiben. Was wird aber unter solchen Verhältnissen aus der höheren Mädchenschule mit ihren neuen wissenschaftlichen Zielen? Der Ausdruck, daß das den „Todesstoß bedeute für das kaum zum Leben Erwachte", erscheint da wohl nicht so sehr übertrieben.

Noch eine Frage — vielleicht die wichtigste — bleibt zu erörtern. Weshalb wollen die akademisch gebildeten Lehrer nicht unter der Leitung einer Dame arbeiten? Es wird bei dieser Gelegenheit öfters darauf hingewiesen, daß z. B. in kaufmännischen Geschäften, vielleicht auch in Zeitungs-Redaktionen, gebildete Leute unter weiblicher Oberleitung arbeiten, doch ist dieser Vergleich ebenso wie der mit amerikanischen Verhältnissen nicht zutreffend. Denn in allen diesen Fällen handelt es sich um einen freien Arbeitsvertrag, der von beiden Teilen jederzeit aufgehoben werden kann, nicht um ein festes Beamtenverhältnis. Der preußische Beamte muß eben für die Sicherheit seiner Stellung einen großen Teil seiner persönlichen Freiheit zum Opfer bringen. Doppelt gilt dies aber von dem Lehrer, der bei jeder kleinsten Amtshandlung, bei jeder Frage, die er stellt, bei jedem Fehler, den er anstreicht, bei jeder Schulstrafe, die er diktiert, von seinem Vorgesetzten rektifiziert werden kann. Wenn nun die Oberlehrer dergleichen nicht von einer Dame dulden wollen, so tun sie das nur in Uebereinstimmung mit den allerwärts herrschenden Volksanschauungen, und es macht da gar nichts aus, ob der einzelne sie für Vorurteile oder Ladenhüter erklärt. Daß die Oberlehrer mit diesen Ansichten nicht allein stehen, hat ja die vorjährige Lehrerversammlung gezeigt, wo die Elementarlehrer gegen die weibliche Bevormundung noch eine viel kräftigere Sprache geredet haben.

Nun wäre es ja möglich, daß die geschilderten Volksanschauungen mit der Zeit sich wandelten. M. E. könnte es nur dadurch geschehen, daß die Frauen auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in amtlicher Stellung sich betätigen könnten, und dabei im kollegialischen Zusammenwirken die Unterschiede der Geschlechter sich allmählich verwischten. Wenn dies erst der Fall wäre, würde niemand dabei etwas Anstößiges finden, wenn Frauen auch leitende Stellen einnehmen können. Aber die Frau von jeder öffentlichen Betätigung zurückzuhalten, ihr aber ausgesucht im höheren Mädchenschulwesen die erste Stelle vorzubehalten und den Mann in zweite Linie zu drängen, ist unlogisch und kann nur Verbitterung zur Folge haben.

Kiel. **Richard Mensel.**

Systematische Rechtswissenschaft

Von R. Stammler, M. Sohm, K. Gareis, v. Ehrenberg, L. v. Bar, L. v. Seuffert, F. v. Liszt, W. Kahl, P. Laband, G. Anschütz, E. Bernatzik, F. v. Martitz. Teil II. Abteilung 8 der „Kultur der Gegenwart". 1906. Verlag von B. G. Teubner, Berlin und Leipzig.

I.

Wie oft muß man leider das für den Fachjuristen betrübliche Urteil im Gespräch mit Laien vernehmen, „ach bleiben Sie uns doch mit Ihrer Juristerei vom Leibe, das ist eine trockene und langweilige Wissenschaft, die ihr einziges Heil in einer heillosen Paragraphenwirtschaft sucht und findet." Es ist nicht zu leugnen, daß gerade die zünftige Rechtswissenschaft unter den Wissenschaften sich einer weitverbreiteten Abneigung in der Laienwelt zu erfreuen hat. Aber diese geringe Geneigtheit selbst des sonst hochgebildeten Nichtfachmannes, sich mit den Problemen unserer Wissenschaft zu beschäftigen, liegt nicht an deren Sprödigkeit oder gar an deren vermeintlichen Weltabgewandtheit selber — gibt es doch, wie ich kühnlich hiermit behaupte — gar keine andere Wissenschaft, die so sehr als wie die des Rechts, die Lehre von der Form des sozialen Lebens der Menschheit, mit diesem sozialen Leben auf das innigste zusammenhängt. Den Hauptgrund dieses Sichverschließens der Laien und dieser Zurückweisung finden wir in dem bisherigen gänzlichen Fehlen eines für den gebildeten Laien geschriebenen Systems der Rechtswissenschaft, das in wissenschaftlicher und doch gemeinverständlicher, edler Sprache die großen Zusammenhänge des gesamten Rechts, des privaten wie des öffentlichen, mit dem kulturellen, religiösen, geistigen und wirtschaftlichen Leben der Gegenwart aufrollt. Diese Lücke füllt, um unser Endurteil vorweg zu nehmen, in trefflichster Weise das hier zu besprechende Sammelwerk aus; die führenden Geister auf den einzelnen Teilgebieten des Rechts bringen hier ihre Lehren auf knappstem Raume in künstlerisch geformter Sprache zu einer alles Wesentliche behandelnden, großzügigen Darstellung. Nirgends wird die Behandlung rein technisch-juristischer Probleme zum Selbstzweck, nirgends verliert sich hierin die Darstellung, stets bleibt der Sinn auf das Ganze, nämlich auf den Zusammenhang des Rechts mit der gesamten Kultur der Gegenwart gerichtet; am Schluß einer jeden der 13 Abhandlungen werden dann in großen Richtzügen die Entwicklungslinien der Zukunft gezeichnet. Es kann hier natürlich nicht die Aufgabe sein, im einzelnen kritisch abwägend zu den Ergebnissen, zu denen die Verfasser gelangen, Stellung zu nehmen, das verbietet schon der Raum. Nur das eine sei hier mit allem Nachdruck hervorgehoben: unausgesetzt klingt durch das ganze Werk ein ungemein erfreulicher warmer sozialfortschrittlicher Grundton, namentlich auf den Teilgebieten des öffentlichen Rechts; im Straf-, Staats- und Verwaltungsrecht zeigt sich ein zähes Festhalten an unseren freiheitlichen Staatsinstitutionen und das übereinstimmende Verlangen nach ihrer Befestigung und ihrem weiteren Aufbau; so werden diese Partien m. E. einen hohen Wert für die freiheitlich gesinnten Teile unseres Volkes im Tageskampf, als solide wissenschaftliche Grundlage ihrer Strebungen, beanspruchen dürfen. Es fällt sehr schwer, einzelne der Abhandlungen mit einem besonderen Lobe hervorzuheben und dem Laien in erster Linie zu empfehlen, und wenn dies hier mit Rudolf Sohms Leben und weit sprühender Darstellung des bürgerlichen Rechts Seite 1—91, mit Professor Franz v. Liszt gedankentiefer und die schwersten Probleme des Strafrechts wie des Verschuldens so erstaunlich klar aufhellender Abhandlung über das Strafrecht und den Strafprozeß, mit Wilhelm Kahls Beitrag „Das Kirchenrecht", mit dem Aufsatz unseres größten Staatsrechtslehrers Paul Laband „Staatsrecht" und mit der Darstellung des Verwaltungsrechts von Anschütz und Bernatzik doch geschieht, so nur deshalb, weil gerade auf diesen Gebieten der beständige Zusammenhang des Rechts mit der großen Kulturbewegung der Gegenwart besonders scharf zutage tritt. Ein Tadel gegen die anderen Abhandlungen „Völkerrecht" von Ferdinand v. Martitz, „Zivilprozeßrecht" von L. v. Seuffert, „Handels- und Wechselrecht" v. Gareis, „Versicherungsrecht" v. Ehrenberg, „Internationales Privatrecht" v. L. v. Bar oder gar gegen Stammlers gedankenschwere Abhandlungen „Das Wesen des Rechts und der Rechtswissenschaft" und „Die Zukunftsaufgaben des Rechts" soll damit in keiner Weise ausgesprochen sein. Die beiden letztgenannten Abhandlungen des genialen Hallenser Sozialphilosophen enthalten sogar das m. E. reifste und tiefste, was seit langem an Rechtsphilosophie geschrieben ist. In wunderbarer Zusammendrängung gibt hier Stammler die Resultate seiner beiden Werke „Wirtschaft und Recht" und „Die Lehre vom künftigen Rechte", wir vernehmen eine klare begriffliche Scheidung vom Recht, Konvention und Sitte, von Recht und Wirtschaft und lauschen mit Spannung seiner auf Grundlage der Kantischen Erkenntnistheorie erfolgenden Auseinandersetzung mit Marx und historischem Materialismus, und wir müssen gestehen, Stammlers sozialer Idealismus hat Marx siegreich überwunden. Und nun sei es statt jedes weiteren Lobes vergönnt, das Werk in etlichen kleinen Partien für sich selber sprechen zu lassen. In seiner Schlußbetrachtung des bürgerlichen Rechts erbringt Altmeister Sohm den zwingenden Nachweis, daß auch das bürgerliche Gesetzbuch mit einem Tropfen sozialen Oels reichlich gesalbt ist, er fährt dann fort: „Das Recht dient dem Volke, und darum an erster Stelle denen, welche die Kraft des nationalen Lebens verkörpern. Jedem das Seine. Das Emporsteigen des vierten Standes ist im Werke. Es wird in dem Augenblicke unwiderstehlich sein, in dem auch die arbeitende Menge sich ohne Vorbehalt in den Dienst des nationalen Gedankens stellt . . . ." Er

schließt mit den Worten: „In dem Inhalt des B. G.-B. spiegeln sich die der Hebung des ganzen Volkslebens, dem geldwirtschaftlichen Verkehr, der Freiheit, dem Schutz des Einzelnen zugewandten Leitgedanken der bürgerlichen Kultur der Gegenwart."

Auf knapp 7 Seiten entrollt Fr. v. Liszt ein klares Programm der von ihm geführten „modernen kriminalistischen Schule", sie ersetzen die Lektüre manches umfangreichen Werkes über Wesen und Zweck der Strafe und die sonstigen das Strafrecht heute in seinen Grundtiefen aufrührenden Probleme. Das Verbrechen ist nach v. Liszt in seinem Kern gesellschaftlicher und nicht individueller Natur und „Die wirksamste Art der Bekämpfung des Verbrechens" wird diejenige sein, durch die wir das Uebel an seiner Wurzel fassen. Darin liegt die Bedeutung, die der Sozialpolitik in den Augen des heutigen Kriminalisten zukommt. Er hat sich bescheiden gelernt. Er weiß nur zu gut, daß die Strafe nicht das Allheilmittel ist, durch das man, wie weite Kreise unseres Volkes auch heute noch meinen, jede Erkrankung des Volkslebens heilen könne. Er weiß, um ein Beispiel anzuführen, daß die Sittlichkeit der unteren Volksschichten viel besser durch eine Aenderung der Wohnungsverhältnisse als durch die legislativen Vorschläge der Sittlichkeitsvereine gehoben werden kann."

II.

In eine Apologie des geltenden Reichstagswahlrechts klingen die glänzenden Ausführungen Labands über das deutsche Staatsrecht aus „der von manchen Seiten ausgesprochene Gedanke, das allgemeine, gleiche Wahlrecht zu beschränken, wird von ernsthaften Politikern wohl niemals ernstlich in Betracht genommen werden. Politische Rechte kann man den breiten Massen des Volks nicht wieder nehmen, jeder Versuch einer Beschränkung des Wahlrechts würde das Reich in seinen Grundlagen erschüttern und seine Existenz bedrohen; er wäre undurchführbar und selbst wenn er unter besonderen nicht vorher zu sehenden Umständen durchgeführt werden sollte, würde er eine Verbitterung und Reichsfeindschaft der überwiegenden Mehrheit des Volkes zurücklassen, welche für das Reich eine dauernde Gefahr bilden würde. Auch würde es weder der Billigkeit noch der Wohlfahrt des Reiches entsprechen, den Agrariern und Großindustriellen den alleinigen oder überwiegenden Einfluß auf die Gesetzgebung und die Ausbeutung der arbeitenden Klassen einzuräumen." So schreibt die objektive Wissenschaft des Staatsrechts, verkörpert durch ihren hervorragendsten lebenden Lehrer. Von tiefer sozialpolitischer Erkenntnis kündet der auch an positiven Reformvorschlägen reiche, treffliche Aufsatz von Bernatzik über Polizei und Kulturpflege. Hier stößt der Leser auf alte nationalsoziale Gedankengänge. Bernatzik, ein sozialer Idealist durch und durch, schließt mit den schönen Worten: „Das 20. Jahrhundert wird ohne Zweifel Familie und Eigentum, diese Fundamente der Kultur aller Zeiten, nicht zerstören, wie die Sozialdemokratie es für unerläßlich erachtet, sondern reformieren und vor allem das Proletariat in höherem Maße, als es bisher geschehen, an ihren Gütern teilnehmen lassen. Es wird unzweifelhaft die Lebenshaltung des Arbeiters in erheblicher Weise erhöhen, die Kinderarbeit durch Kindererziehung ersetzen, die Mutter der Familie zurückgeben, es wird durch bessere Erziehung der weiblichen Jugend und energische Organisation der Arbeitsvermittlung die Prostitution sehr zurückdrängen. Bei diesen keineswegs utopistischen Zielen „möge der Gedanke ausruhen". Er darf es. Denn mit ihnen wird der Staat, im Vollbesitze jener Macht und jener wirtschaftlichen und geistigen Kräfte verbleibend und sie täglich vermehrend, die er der antiken Kultur verdankt, sich um ein kleines, freilich sehr kleines Stückchen angenähert haben jenem uns ebenso unerreichbaren als unverlierbaren christlichen Humanitätsideal, welches den Bereich der europäischen Kultur so sehr von der Kultur des Judentums, des Islams und der übrigen asiatischen Kulturkreise unterscheidet. Jenem Ideal, das uns in jedem Menschen ohne Ausnahme den gleichen Wert und die gleiche Würde erkennen und ehren heißt."

Diese Proben künden wohl zur Genüge, in welchem edlen Geiste einer wahren Humanität und eines steten Kulturfortschritts das Werk geschrieben ist, nun ist es Sache des Lesers ihn auf sich einströmen und einwirken zu lassen.

Löbau. **Rudolf Bovensiepen.**

Reise in Kamerun

IV.

Bomano, den 8. Januar 1907.

Gestern, 11 Uhr vormittags, war Abfahrt von Duala auf dem Motorboot „Libelle" mit einem schmalen eisernen Leichter im Schlepp, einem sogenannten Stahlkanu, das die sämtlichen Lasten der Expedition und meine 16 schwarzen Träger enthielt. Ich soll also bis Bamum mit dem Assistenzarzt der Schutztruppe Dr. Colin und einem Sanitätsunteroffizier Polke zusammen marschieren. Dr. Colin kommt eben frisch von Deutschland und tritt seine erste Kamerunер Dienstperiode an; Polke ist ein alter Kamerunер, der die Art des Marschierens im Busch kennt und uns Neulingen jedenfalls sehr nützlich sein wird.

Die Fahrt ging erst über den großen Strom von Duala, den Wuri, an Hickory oder Bonaberi vorbei, wo die Maninguba-Eisenbahn ihren Anfang nimmt; dann durch einen immer enger werdenden Seitenkreek des Wuri in etwa zweieinhalb Stunden bis zu dem Dualadorfe Bomano. Hier hört die Schiffbarkeit des Kreeks auf. Um bis hierher zu kommen, muß man überdies das Hochwasser, das durch die heraufdringende Gezeitenflut des Ozeans viele Meilen landeinwärts zurückgestaut wird, benutzen. Zu beiden Seiten der Wasserstraße wachsen Mangrovedickichte. Während der Flut ragen die Stämme direkt aus dem Wasser in die Höhe; bei Ebbe erhebt sich ein sperriges Gewirr von Luftwurzeln aus trübem und übel riechendem Schlamm. Die Rinde der Mangrovebäume enthält einen brauchbaren Gerbstoff, und es haben auch schon verschiedene Unternehmer um Konzessionen für die Ausbeutung der Mangroven von Kamerun nachgesucht. Bisher ist aber nichts Praktisches daraus geworden.

Von Bomano sollte nun der Landmarsch gleich weiter ins Innere beginnen. Die erste Frage nach der Ausschiffung war: „Sind die Träger für die Truppe (den Doktor und den Unteroffizier) da?" Sechzig Mann zur Beförderung der Truppenlasten waren schon lange vorher von Duala aus bei der Station Johann Albrechts-Höhe bestellt. „Nein — hier sind keine Träger!" Nach längerem Palaver ergibt sich, daß wir mit der Barkasse nach Bomano gebracht, die Träger aber durch ein Mißverständnis nach Dibombari bestellt sind, drei Stunden weit entfernt an einem anderen Kreek des Wuri. Dr. Colin schickte einen Soldaten nach Dibombari, der spät abends zurückkommt: Träger seien keine dort, er hätte aber gehört, es sei eine große Kolonne vom Innern her unterwegs. Das heißt also, es ist zunächst nicht abzusehen, wie lange der Aufenthalt hier an der Schwelle des Urwaldes für uns dauern soll. Allein möchte ich mich in diese unbekannte Welt lieber doch noch nicht aufmachen. Die Zelte werden aufgeschlagen, und das erste „Choppalaver" steigt. Chop ist das Wichtigste, was es in Kamerun gibt, wenigstens für den Neger. Es bedeutet im Neger-Englisch allgemein Essen und alles was damit zusammenhängt. Jeden Tag ruft man seinen Koch und berät mit ihm, was es zu essen geben soll, und woher der Chop zu nehmen ist. Das und die praktische Ausführung der Beschlüsse dieser Konferenz ist das Choppalaver. Der Weiße pflegt auf Reisen in Kamerun einen Koch und zwei Jungen für persönliche Bedienung und Besorgung der Wäsche mitzunehmen. Diese macht bei dem notwendigen täglichen Wechsel des Unterzeuges viel Arbeit. Einige Jungen, die in der Missionsschule gewesen sind, können jetzt auch schon etwas Deutsch, sonst ist das Verständigungsmittel mit den Eingeborenen, soweit sie überhaupt etwas anderes als ihre heimatliche Sprache kennen, das sogenannte Neger- oder Pidgen-Englisch — eine schnurrige Sprache. Ich habe für die zweimonatige Reise ins Innere einen Koch, einen Boy, einen Waschmann und sechs Lasten Proviant zu je 45 Pfund: Reis, Mehl, Zucker, Kaffee, Tee, Schmalz, Konserven, Zwieback usw. Dazu noch einige Lasten Tauschwaren zum Einkauf von Lebensmitteln, Zelt, Bett usw., im ganzen 16 Lasten.

Bomano ist noch sehr Kulturdorf; der Kanuverkehr mit Duala ist rege, und es gibt einen Eingeborenen-Kramladen, in dem man allerlei kaufen kann. Das erste, was uns dort angeboten wird, ist Bier — helles, zu einer Mark die Flasche. Die Dualas wissen dies Getränk auch schon zu schätzen. Es ist ganz lauwarm, aber im Busch gibt es kein Kühlmittel. Es scheint übrigens, daß man auch warmes Bier trinken kann, wenn kein anderes da ist. Unsere Methode von Südwest Getränke durch Verdunstung zu kühlen, indem man einen nassen Lappen um die Flasche wickelt und diese dann in den Zug stellt, ist hier unmöglich, weil die Luft so von Feuchtigkeit gesättigt ist, daß keine Verdunstung mehr stattfinden kann. Aber die Kultur von Bomano reicht noch weiter, als bis zum Bier. Es gibt hier auch schon einen schwarzen Photographen. Sein Haus ist etwas besser eingerichtet, aber in der Hauptsache auch eine gewöhnliche Dualahütte aus Pfählen und Palmblattrippen mit einem Dach aus Palmblättern. Die Bilderauslage drinnen macht sich sehr schnurrig: Ladies und Gentlemen à la Duala mit Hose und Hemd oder auch bloß im Lendentuch, die Damen im Dekolleté verschiedensten Stadiums, bis hinunter zu den Hüften.

Das Choppalaver ergibt, daß heute Konserven und weiche Eier gegessen werden, morgen aber soll der Koch ein Huhn „killen". Die Preise sind für Kamerun noch großstädtisch: pro Huhn 1 Mk., ein Dutzend Eier ebenso viel. Die Hühner im Busch sind aber eine sehr kleine Rasse — vom Huhn, wie vom Ei gehen zwei Stück auf ein normales.

Bomano liegt auf einer fetten, sandigen Zunge mitten im sumpfigen Urwald. Der Wald heißt hier immer Busch, auch wenn er aus lauter fünfzig Meter hohen Baumriesen besteht. Wegen die Creeks hin geht er in Mangroven über, und während

das Wasser mit der Ebbe ablief, tauchte das Gewirr von Ständerwurzeln immer höher empor, bis schließlich der unergründliche schwarze Modder zwischen ihnen zutage lag. Wir erwarteten daher, abends von Moskitos aufgefressen zu werden und waren erstaunt, daß sich trotz dieser Sümpfe kaum welche zeigten.

Heute früh war natürlich die erste Frage nach den Trägern. Antwort: „no live!" — es sind keine da! Darauf wird ein Soldat ins Hauptdorf Bomano hinaufgeschickt, das 20 Minuten von den Hütten bei der Anlegestelle entfernt liegt, um Chop für meine Träger und das übrige Eingeborenen-Personal zu holen. Das Hauptnahrungsmittel für die Eingeborenen ist hier die Plante oder Negerbanane, eine Art, die in rohem Zustande schlecht genießbar ist, geröstet, gekocht oder gebacken aber das tägliche Brot für hundert Millionen Menschen im tropischen Afrika. Nach einer Stunde kommt der Soldat zurück und meldet, er habe keinen Chop bekommen, niemand habe ihm etwas verkaufen wollen. Auf die Frage, ob denn genug da wäre, antwortet er in seinem Pidgen-Englisch: plenty to much! — massenhaft! Die Dualas an der Küste gelten, wie ich schon öfters gehört habe, als ein unverschämtes Korps, das sich viel herausnimmt — aber wir wollten doch nicht gleich ein Requisitionskommando mit Soldaten schicken, sondern gingen selbst hin, um nach dem Rechten zu sehen. Im Dorfe angekommen, ließ der Doktor den Häuptling holen, der hier natürlich überall „king" heißt, auch wenn er keine Hosen anhat und über ein halbes Dutzend Hütten im Busch gebietet. Nunmehr erschien die Majestät, die sich vorher von den Soldaten nicht hatte sprechen lassen, mit einigen „Großen" und wurde kurz und bündig gefragt, ob es Planten zu kaufen gäbe. Jawohl, soviel wir wollten. (Die Pflanzungen beim Dorf hätten zur Verpflegung von Tausenden ausgereicht). Warum der Soldat vorher nichts bekommen habe? Ja, man hätte nicht gewußt, daß wir es wären, jetzt würden die Planten gleich ins Lager geschickt werden usw. Der Preis für sieben Bund im Gesamtgewichte von 150—200 Pfund war 3 Mk., — noch sehr teuer im Verhältnis zu den Preisen im Innern, wie Polke sagt. Um Sonnenuntergang traf der Chop dann im Lager ein. Während wir nach dem Dorfe gingen, begegneten uns zwei Eingeborene mit langen Stäben. Sie gaben dem Doktor einen Brief ab und stellten sich dann als die beiden „Headleute" (Vormänner) seiner Träger vor, die in Dibombari angekommen seien und dort lagerten. Der Brief war das Anwerbungsattest von der Station Johann-Albrechtshöhe. Nun ist also auch diese Sorge gehoben. Morgen früh spätestens sind die Leute hier und der Marsch in den Busch kann angetreten werden. Morgen früh fängt also ein neues Stück Afrika für mich an.

Kaké, den 9. Januar 1907.

Aufbruch von Bomano 6,46 Uhr, Ankunft in Kaké ca. 11 Uhr. Unterwegs zwei Rasten von je 15 bis 20 Minuten. Die Marschentfernung wird etwa 15 Kilometer betragen haben. Von eigentlichem Urwalde war noch keine Rede, vielmehr ist der ganze Strich von Bomano bis hierher fast zusammenhängend mit Oelpalmen bestanden. Nur von der Landungsstelle bis zum eigentlichen Dorfe Bomano zeigte sich tropischer Hochwald von der Art, wie im Küstengebiete bei Kribi und Longji. Die Bevölkerung ist noch sehr dicht; ein großes Dorf folgte auf das andere. Ganz kolossale Pflanzungen von Planten ziehen sich zu beiden Seiten des Weges tief in den Oelpalmenwald hinein. Der Weg ist ein breiter Durchhau durch den Wald, auf dem durch die Neger, die nicht neben einander, sondern immer nur hinter einander laufen, verschiedene parallele Fußpfade ausgetreten sind. Der Boden ist durchweg rotgelber, sekundärer (d. h. nicht an Ort und Stelle aus dem untergelagerten Gestein entstandener, sondern angeschwemmter) Laterit; auch in den zahlreichen Bachschluchten, die den Wald durchziehen, zeigt sich keine Spur von erhalten gebliebenem Gestein. Der Name Laterit stammt von der Farbe, die von einem stumpfen Gelb bis zum leuchtenden Ziegelrot wechselt (later = lateinisch Ziegelstein). Auf- und Abstieg bei allen diesen tief eingeschnittenen Flußläufen sind außerordentlich steil; über das Wasser selbst muß man auf Baumstämmen balancieren, die als „Brücken" so umgehauen werden, daß sie vom Ufer über das Wasser weg auf die andere Seite reichen. Wenn der Fluß breit ist, so werden zwei Baumstämme, die sich auf beiden Ufern gegenüberstehen, gefällt, so daß sie mit ihren Kronen ineinander stürzen. Das gibt dann in der Mitte eine muntere Kletterei durch das Astwerk. Manchmal hat das Hochwasser der vorhergegangenen Regenzeit solch eine Brücke auch weggerissen. Dann watet man entweder kurzerhand in Stiefeln und Kleidern durch, oder man läßt sich von einem eingeborenen Soldaten hinübertragen. Der Wasserreichtum hier im Waldgebiete ist ganz enorm. Ueberall rauscht und sprudelt es, und die vielen, kleinen Kaskaden, in denen die Bäche talwärts fließen, zeigen, daß das Land sich von der Küste nach innen zu doch stärker hebt, als man nach der bloßen Schätzung mit dem Auge glauben würde.

Die Eingeborenen sind hier noch durchweg Dualas, zeigen sich aber wenig entgegenkommend. Ich gab meinem „Boy" Thomas Auftrag, ein Huhn zu kaufen, aber der Junge wurde überall abgewiesen. Abends wurde Verpflegung gekauft: Planten natürlich. Drei Bund kosteteten eine Mark, also bereits billiger als in Bomano, wo der Preis fast 50 Pfennig pro Bund betrug. Ein Bund reicht je nach der Größe zur Verpflegung für 2—3 Mann pro Tag, mit etwas Zukost an Reis, Cassada oder Malabo, zwei einjährigen Staudengewächsen, stattlichen Pflanzen mit mehlreicher Knollenwurzel, die im tropischen Westafrika massenhaft kultiviert werden. Verpflegung war leicht zu haben, dagegen machte es große Schwierigkeiten, fünf Träger für Dr. Colin zu bekommen, der noch im letzten Augenblick fünf Lasten Silbergeld für Banjo, in Adamaua, seinem Bestimmungsort, mitbekommen hatte. Für diese Lasten waren keine Träger von Johann-Albrechtshöhe mitgeschickt. Der „King" wurde ersucht, noch bis zum Nachmittag Träger zu stellen, kümmerte sich aber gar nicht darum. Gegen Sonnenuntergang nochmals erinnert, antwortete er: Die Soldaten sollten doch selber welche fangen. Darüber gab es großes Palaver; einige junge Leute wurden gegriffen, wollten aber nicht dran, und schließlich ließ Dr. Colin den Häuptling festhalten mit dem Bedeuten, er würde nicht eher entlassen werden, als bis die Träger da wären. In einer Viertelstunde standen fünf kräftige Kerle da. Die Autorität der Regierung scheint hier doch noch recht schwach zu sein!

Wer als Unbeteiligter die ganze Szene mit ihrem Geschrei und Gezerre ansah und nichts von den Verhältnissen in Kamerun wußte, hätte leicht auf den Gedanken kommen können, daß hier einer jener „Gewaltakte" vor sich ging, wie er den schlecht unterrichteten Kolonialkritikern zu Hause vorschwebt. Die armen Neger werden mit Gewalt zum Trägerdienst gepreßt! In Wirklichkeit ist es eine recht wunderbare Sache, daß hier, kaum einen Tagemarsch von der Landeshauptstadt Duala, die Leute überhaupt noch keinen Begriff davon zu haben scheinen, daß sie unter einer europäischen Verwaltung stehen. Außer der Reinhaltung der durch den Wald gehauenen Karawanenwege und gelegentlicher Stellung von Trägern für den Regierungsdienst haben sie überhaupt keine Steuern oder Arbeiten zu leisten. Die Männer hocken in ihren Dörfern oder ziehen als Händler im Lande umher und lassen derweil ihre Weiber das Land umhacken, Planten und Cassada bauen. Die Kerle sind kräftig und wohlgenährt, und wenn es einmal ein Kanuewettfahren auf dem Wuri gibt, dann bringen sie Kraftleistungen zustande, über die man nur staunen kann — aber im übrigen ist Arbeit für sie das größte Uebel, und Nichtstun oder leichter Handelsgewinn das Ideal für den Duala. Kaké ist übrigens kein reines Dualadorf mehr; hier leben auch schon eigentliche Waldneger oder „Buschleute". Was für Kulturarbeit könnte geleistet werden, wenn diese Muskeln einmal mit fester Hand zu nutzbringendem Zweck herangenommen würden!

Paul Rohrbach.

Unsere Bewegung

Der Liberalismus und die Beamten, dieser von Dr. Potthoff auf dem letzten Parteitage gehaltene inhaltreiche Vortrag, ist jetzt als Sonderausgabe des Parteitagsprotokolles in Broschürenform erschienen. Unser Parteibureau (Berlin SW. 11, Dessauerstr. 13) hat allen angeschlossenen Vereinen in der vorletzten Woche eine reichliche Probesendung zugehen lassen. Auch den Einzelmitgliedern steht auf Wunsch die Broschüre zu Werbezwecken gratis zur Verfügung. Ueberall in Beamten- und Privatbeamtenkreisen ist jetzt gesteigerte politische und liberale Stimmung vorhanden. Unsere Parteifreunde sollten daher die Gelegenheit benutzen und die Broschüre Dr. Potthoffs, wie auch der letzte Parteitag beschlossen hat, in Massen verbreiten. Zuschriften in dieser wie in jeder andern Agitations- und Organisationsangelegenheit nimmt Herr Generalsekretär Weinhausen (Berlin SW. 11, Dessauerstraße 13), jederzeit gern entgegen.

Eine neue Broschüre bereitet der Wahlverein der Liberalen gemäß dem Auftrag des Parteitags vor: Die Börsengesetzgebung. Die Schrift wird in handlichem Broschürenformat einige 20 Druckseiten umfassen und noch vor den Sommerferien erscheinen. Wir bitten alle an den Wahlverein der Liberalen angeschlossenen Vereine, schleunigst dem Parteibureau (Berlin SW., Dessauerstr. 13) mitzuteilen, wieviel Exemplare sie zu Werbezwecken gratis zugesandt haben wollen.

Sachsen-Altenburg. Die alten nationalsozialen Führer, welche vor nun bald zehn Jahren in unserm Herzogtume auftraten, erleben die Freude, daß die Saat, welche sie damals streuten, heute aufgegangen ist und gedeiht. Die Jungen, welche sich einst um ihre Fahnen scharten, haben mit am eifrigsten in der diesjährigen Wahlbewegung gestanden. Zum ersten Male kandidierte in unserm Lande in der Person des Rechtsanwalts Dr. Höfer einer unserer engeren Parteifreunde, ein rückhaltloser Verehrer Naumanns. Die liberalen Stimmen, deren 1903 noch nicht 3000 abgegeben wurden, stiegen auf 7225. Der Wahlkampf wurde ganz im Sinne Naumanns energisch nach rechts geführt und im Hinblick auf die erzielten Erfolge ist es töricht, wenn ein Meußelwitzer konservativer Nationalliberaler ausrief, „im Herzogtum Altenburg würde diese ganz extreme Naumannsche Richtung wenig Erfolg haben". — Seit der Reichstagswahl haben wir fleißig an der Schaffung einer Organisation gearbeitet. Die liberalen Vereine Altenburg und Meußelwitz mit je über 100 Mitgliedern haben sich dem „Wahlverein der Liberalen" angeschlossen. Ein eben so starker Verein wurde in Eisenberg, kleinere Vereine in Gößnitz und Hermsdorf gegründet. An die große Oeffentlichkeit traten die erstgenannten Vereine am 7. und 8. Juni, an welchen Tagen Dr. Breitscheid aus Berlin über „Liberalismus und Sozialdemokratie" sprach. In Altenburg war die Versammlung von über 300 bürgerlichen Wählern, in Meußelwitz nach der agrarischen Landeszeitung von über 450 Personen besucht. Hier waren auch gegen 100 Sozialdemokraten erschienen, trotzdem die „Volkszeitung" „jedem Arbeiter, der sich selbst achtet", den Besuch unserer Versammlung verboten hatte. Dr. Breitscheid zog zunächst scharf die Trennungslinien zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, sprach dann darüber, daß der Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht durch Ausnahmegesetze und im Sinne des Reichsverbandes geführt werden darf, sondern wir wollen sie bekämpfen auf Grund der bestehenden Verhältnisse, indem wir wahrhaft liberal und demokratisch sind und durch eine Politik der sozialen Reform. Wir bekämpfen weiter die Sozialdemokratie, indem wir gegen die wirtschaftliche und geistige Reaktion Front machen. Im Rahmen dieser Ausführungen, die einen starken Eindruck hinterließen und stürmischen Beifall auslösten, besprach der Redner unsere Stellung innerhalb des „nationalen Blocks", die er als nicht erfreulich für die Weiterentwicklung des Liberalismus ansah. — In beiden Versammlungen gab es interessante Aussprachen. In Altenburg hatte Dr. Breitscheid das Vergnügen, daß sich ihm ein Bevollmächtigter des Reichsverbandes stellte, der aber arg beschunden aus dem Redegefecht hervorging. In Meußelwitz kam nach einem revisionistisch angehauchten Sozialdemokraten der schon erwähnte konservative Nationalliberale zu Wort, der über die Blockpolitik sich verbreitete und sich dann weiter als Freund einer Konsumvereins- und Warenhausdrosselungs-Steuer offenbarte. — Dr. Breitscheid führte den Redner unter dem lebhaftesten Beifall der Versammlung gründlichst ab und setzte sich zum Schluß mit dem Sozialdemokraten auseinander. Wie tief Dr. Breitscheids Reden gewirkt haben, beweisen die fortgesetzten Angriffe unserer agrarischen Landeszeitung, die voller Entrüstung feststellt, „daß die Liberalen über die maßlosen Angriffe Dr. Breitscheids gegen die Rechte nicht mit Schmerz, sondern mit hoher Genugtuung erfüllt waren".

Königstädten bei Groß-Gerau, Hessen. Ein liberales Kreisfest, dem eine zahlreiche Menschenmenge aus Stadt und Land der engeren und weiteren Umgegend beiwohnte, belebte am Sonntag, den 9. Juni, den sonst stilleren Wohnsitz unsres Pfarrers Korell. Im großen Saal der „Krone" begrüßte Gemeinderat Lohr-Königstädten und Justizrat Gallus-Darmstadt die Erschienenen. In packenden, knappen Sätzen erläuterte Pfarrer Korell, von brausenden Beifall empfangen, die Ziele einer wahrhaft freiheitlichen Politik: materielle Wohlfahrt aller Staatsbürger, besonders auch für den vom Liberalismus früher vernachlässigten Bauernstand; eine Politik der Freiheit als der unentbehrlichen Lebensluft der deutschen Seele, und über den Parteien das gemeinsame deutsche Vaterland. Weitere Reden hielten Dr. Streder-Bad Nauheim auf die Frauen, Oberlehrer Nierhaus-Frankfurt auf die Freiheit, Landwirt Menges-Bechtolsheim für die Bauern, Gewerkschaftssekretär Erkelenz-Düsseldorf für die Arbeiter, Kaufmann Eloesser-Darmstadt u. a. Dazwischen erklangen gemeinsame Lieder- und Männerchöre, sowie Liedervorträge von Hofopernsänger Raven-Darmstadt. Den Schluß bildeten Spiel und Tanz. Alles in allem ein wohlgelungenes Fest um dessen Zustandekommen und Leitung sich Parteisekretär Kuhlmann-Darmstadt verdient machte. Nur ungern trennte man sich von Königstädten, dessen Pfarrer dieses Festes wegen als einer imposanten Vertrauenskundgebung für ihn wieder erneuten Angriffen ausgesetzt sein wird.

Königreich Bayern. Bei den Landtagswahlen ist von den beiden den Nationalsozialen zugestandenen Kandidaten keiner gewählt worden. Die Kandidatur des Gewerkvereinssekretärs Bleicher in Augsburg-Land war von vornherein als Zählkandidatur zu betrachten. Der Kreis gehört zum festen Zentrumsbestand. Allein in den Fabrikvororten Augsburgs wohnt ein Teil der Hirsch-Dunckerschen Arbeiter, wenn auch einige Orte mit Fabrikbevölkerung vom schlauen Zentrum abgetrennt und an reine Landbezirke angegliedert wurden. Es wurde für Bleicher von liberaler Seite von Herrn Rechtsanwalt Schlederer, von nationalsozialer von Graf Bothmer und Dr. Hohmann-München agitiert. Die erreichte Stimmenzahl beträgt 647, während der Sozialdemokrat 1154 und der Zentrumsmann 4029 hat. — In München 2 dagegen sind wir nun mit ganz knapper Ziffer unterlegen. Es fehlten Herrn Lehrer Weiß nur 267 Stimmen, um den Sozialdemokraten zu erreichen. Der Kreis bietet unter allen Münchner Kreisen für die nächste Wahl die günstigsten Chancen und hätte diesmal möglicherweise bei größerer Wahlbeteiligung schon geholt werden können. Die Ziffern sind Sozialdemokrat 2077, Weiß 1810, Zentrum 1100, Christlichsozial-antisemitisch 224.

Falkenstein i. V. Freisinniger Verein. V.: Dr. Gläsel. Am 7. Mai referierte Herr Förster über den Parteitag und sprach Herr Lehrer Herrmann über: Reformbestrebungen für die deutsche Volksschule. Am 4. Juni bot uns Herr Ehrich aus Leipzig einen Vortrag über: Das heutige Verhältnis des Liberalismus zur Sozialdemokratie und zur Mittelstandsbewegung. Wir Liberalen hätten ein Interesse an einer vernünftigen Entwicklung der Sozialdemokratie. Redner wies sodann nach, daß die von den Mittelständlern in einer besonderen Denkschrift vertretenen Heilmittel nichts helfen. Herr Dr. Gläsel meinte, der Hauptunterschied zwischen Sozialdemokratie und Liberalen sei der, daß sie einseitige Interessenpolitik treibe, wir aber die Allgemeinheit berücksichtigen. Herr Förster ging auf die Lage des Handwerks ein und schloß mit dem Ausspruch eines Handwerksmeisters: „Wir können nichts besseres tun, als unsern Lehrlingen die beste Ausbildung zu ermöglichen und uns zu organisieren, daß wir durch Tarifverträge einheitliche Preise erzielen." Herr Wehr erläuterte mancherlei aus seiner Praxis im Schneidergewerbe.

Cöln. Sozialliberaler Verein für Cöln. V. Dr. Pohlschröder, Marzellenstr. 12a. Vereinsabend jeden 1. Dienstag im Monat im Bayerischen Hof, a. d. Rechtschule 6. Am 4. Juni hielt Herr Redakteur Pörsch aus Düsseldorf in unserem Verein einen fesselnden Vortrag über die „konstitutionelle Fabrik", der sehr stark besucht war. In seiner Einleitung verglich der Redner den Kampf der Arbeiter um ihr Mitbestimmungsrecht bei der Feststellung der Arbeitsbedingung mit den Kämpfen des Bürgertums zur Erlangung politischer Rechte. Er wies sodann darauf hin, daß der sog. freie Arbeitsvertrag nur auf dem Papier stehe und daß er wo irgend möglich durch kollektive Verträge ersetzt werden müsse. Die Tatsache, daß heute in Deutschland mehr als 3000 Tarifverträge in Kraft sind, beweise, daß bei beiderseitigem guten Willen eine Verständigung möglich sei. Der Standpunkt des „Herrn im Hause" sei am schwersten zu erschüttern bei den Großunternehmern im Bergbau- und Hüttenbetrieb, weil diese Unternehmungen bei der heutigen Ringbildung und Zollpolitik einen Monopolcharakter haben und etwaige Verluste bei Streiks später wieder auszugleichen vermögen durch entsprechende Preiserhöhungen. Die klaren und eindringlichen Ausführungen Pörschs, die insbesondere auch die hohe kulturelle Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung beleuchteten, entfesselten eine lebhafte Aussprache, die erst gegen Mitternacht ihr Ende erreichte.

Sozialliberale Vereinigung für Rheinland und Westfalen. II. V.: Prof. Dr. Cauer, Elberfeld, Augustastraße 89. Vereinsabend: Am Sonntag, 23. Juni 1907, 4 Uhr nachmittags findet in Elberfeld, Hotel „Vier Jahreszeiten", Mäuerscheidstraße, eine Delegiertenversammlung statt. Tagesordnung: Neuwahl des Vorsitzenden; Stand der Sekretariatsangelegenheit; Agitation für die bevorstehende Landtagswahl. Wir bitten nicht nur unsere Mitglieder, sondern auch alle noch nicht angeschlossenen Freunde unserer politischen Bestrebungen um zahlreiche Beteiligung.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Aue i. V., A. L. II, 5.—; Auerbach i. V., W. B. V, 5.—; Bergenhusen, Sch. III., 5.—; Berlin, v. G. VI., 5.—; Berlin, St. IV., 5.—; Berlin, O. E. IV, 5.—; Braunschweig, A. S. IV, 5.—; Bielefeld, R. IV. 5.—; Bremen, J. B. IV, 5.—; Bremen, P. IV, 5.—; Bremen, W. S. IV, 5.—; Bremen, H. G. V, 5.—; Bremerhaven, F. R. IV, 5.—; Breslau, J. M. I, 5.—; Breslau, T. III, 5.—; Breslau, R. V, 5.—; Bruchsal, F. K. II, 5.—; Charlottenburg, A. V. 5.—; Chemnitz, M. S. V, 5.—; Crottdorf, G. E. II, 5,—; Danzig, Sch. V, 5.—; Danzig, E. P. III, 5.—; Darmstadt, W. P. I, 5.—; Dortmund, G. T. V, 5.—; Dresden, B. U. II, 5.—; Dresden, E. H. IV, 5.—; Dresden, R. H. IV, 5.—; Duisburg, W. B. IV, 5.—; Duisburg, Dresden, G. H. IV, 5.—; Duisburg, G. G. IV, 5.—; Durlach, J. L. H. I, 5.—; Durlach, K. IV, 15.—; Düsseldorf, P. II, 5.—; Düsseldorf, K. K. W. V, 5.—; Emden, B. II, 5.—; Erlangen, Unbekannt, 5.—; Essen-Ruhr, F. L. II, 5.—; Frankfurt a. M., E. C. III, 5.—; Frankfurt a. M., St. V, 5.—; Frankfurt a. M., H. S. II, 5.—; Frankfurt a. M., M. I, 5.—; Frankfurt a. M., K. W. III, 5.—; Freiburg i. B., E. B. V, 5.—; Gandersheim, B. II, 5.—; Glauchau, R. B. IV, 5.—; Göttingen, W. R. V, 5.—; Gr. Lichterfelde, K. S. II, 5.—; Grünwald, A. C. IV, 5.—; Günzburg, G. V. II, 5,—; Halle a. S., T. III, 5.—; Halle a. S., O. II, 5.—; Halle a. S., R. II, 5.—; Hamburg, B. IV, 5.—; Hamburg, W. H. II, 5.—; Hamburg, W. H. IV, 5.—; Hamburg, E. P. VI, 5.—; Hamburg, Unbekannt 5.—; Hameln, H. S. II, 5.—; Heidelberg, K. B. II, 5.—; Heilbronn,

W. M. V, 5.—; Heilbronn, H. D. IV, 10.—; Heppenheim, M. II, 5.—; Heringen, L. VI, 5.—; Jena, Liberal. Verein, IV, 5.—; Jena, Sch. III, 5.—; Karlsruhe i. B., E. S. II, 5.—; Köln a. R., K. IV, 5.—; Köln a. Rh., H. W. II, 5.—; Königstein, O. K. VI, 5.—; Leipzig, S. B. VII, 5.—; Leipzig, B. IV, 5.—; Leipzig, A. G. V, 5.—; Leipzig, G. L. IV, 5.—; Leipzig, S. V, 50.—; Leipzig, O. W., III, 5.—; Leipzig, F. B. IV, 5.—; Ludwigshafen a. R., H. B. IV, 5.—; Magdeburg, F. B. III, 5.—; Mainz, S. M. VI, 5.—; Mannheim, G. III, 5.—; Mannheim, H. VI, 5.—; Mannheim, L. IV, 5.—; Mannheim, A. B. II, 5.—; Marburg a. L., H. S. IV, 5.—; Marburg a. L. H. C. IV, 5.—; Marienburg, N. R. VI, 15.—; Markgröningen, A. J. VI, 5.—; München, F. W. V, 5.—; München, F. P. V, 5.—; München, O. v. P. V, 5.—; München-R., E. R. III, 100.—; Martzia, W. R. V, 5.—; Neumünster, St. II, 5.—; Nürnberg, R. B. III, 5.—; Nenmühlen, Liberaler Verein, III, 5.—; Oldenburg, G. R. II, 5.—; Opladen, R. III, 5.—; Plauen i. V., M. W. V, 5.—; Plauen i. V., H. K. II, 5.—; Plauen i. V., L. IV, 5.—; Potsdam, A. P. IV, 5.—; Potsdam, r. d. L. I, 5.—; Posen, K. G. IV, 5.—; Regensburg, W. E. V, 5.—; Sahlenburg, T. I, 5.05 M.; Schöneberg, O. IV, 5.—; Schöneberg, B. II, 5.—; Schorndorf, R. M. III, 5.—; Sommerfeld, B. G. I, 3.—; Steglitz, B. V. V, 5.— Stendal, M. R. W. II, 5.—; Straßburg i. E., P. M. V, 5.—; Straßburg i. E., C. VI, 5.—; Straßburg i. E. B. III, 5.—; Straßburg, i. E., E. C. H. VI, 5.—; Straßburg, i. E., E. IV, 5.—; Straßburg, i. E., G. W. VI, 5.—; Stuttgart, E. B. II, 5.—; Stuttgart, v. H. V, 50.—; Stuttgart, H. H. IV, 5.—; Stuttgart, K. St. IV, 5.—; Straßburg i. E., E. H. V, 5.—; Straßburg, i. E., G. H. V, 5.—; Unterbalzheim D. K. II, 5.—; Urnshausen, R. K. V, 5.—; Wittenberge, W. Z. V, 5.—; Würzburg, G. V, 5.—; Waldhausen, A. E. III, 5.—; Woltersdorf, B. W. V, 5.—; Wittlensweiler, F. S. II, 5.—; Zehlendorf, Z. V, 5.—; Zwickau, H. M. IV, 5.—.

Außerordentliche Beiträge:

Hamburg, G. E. 5.—; Karlshorst, K. 1.—. Leipzig, K. E. II, 5.—;

Zusammen M.	879 05
dazu lt. Ausweis in Nr. 22	395 05
M.	1274.10

Wir danken den Einsendern der obigen Beiträge herzlich und bitten nun auch die andern Mitglieder um recht baldige Zahlung ihrer Vereinssteuern. Unser letzter Bericht fand eine freudige und äußerst beifällige Aufnahme. Dem Werbeeifer unserer Getreuen verdanken wir schon wieder mehrere Neuanmeldungen. Wir hoffen aber, daß ihre Zahl in den nächsten Wochen noch erheblich steigt. Wer hilft mit? Mit Gruß und Handschlag

Der Vorstand:
F. Schneider. Chr. Tischendörfer.

Soziale Bewegung

Reges organisatorisches Leben herrscht gegenwärtig in den verschiedenen Gewerkschaftsverbänden. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften rühmen sich einer unerhörten Mitgliederzunahme im Jahre 1906. Sie haben in diesem Jahre einen Zuwachs gegenüber dem Vorjahr von 367 982 zu verzeichnen, d. h. 52 000 Mitglieder mehr als im bisher günstigsten Jahr 1905. Am Ende des Jahres 1906 umfaßten diese Gewerkschaften 1 797 285 Mitglieder, und da die Generalkommission, mitteilt, daß die Entwicklung des Jahrds 1907 ebenso günstig fortgeschritten sei, darf man das sozialdemokratische Gewerkschaftsheer heute schon auf rund 2 Millionen Kämpfer schätzen. Ein solcher Zuwachs kann die Zuversicht trotz mancher verlorener Streiks stärken, ist er doch größer als die gesamte Mitgliederzahl der christlichen Gewerkschaften. Uebrigens machen auch diese gute Fortschritte. Sie verdanken sie der ernsten Betonung gewerkschaftlicher Aufgaben und einer zielbewußten Organisations- und Agitationsarbeit. Wenn z. B. der Zentralverband der christlichen Bahnarbeiter eben eine Zusammenstellung seiner Erfolge im Jahre 1906 veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß eine Lohnaufbesserung von 209 758 Mark pro Jahr und für das einzelne Mitglied von 102,17 Mark erzielt wurde, so muß das werbend auf alle Berufsangehörigen wirken, zumal noch eine Arbeitszeitverkürzung von 18 320 Stunden für 1470 Mitglieder erreicht wurde. Auch in den deutschen Gewerkvereinen herrscht nach der letzten Verbandstagung reger Arbeitseifer. Eine große Berliner Gewerkvereinsversammlung im Verbandshaus und zahlreiche Mitgliederversammlungen in den Provinzstädten haben die Beschlüsse des 16. Verbandstages einmütig gutgeheißen. Das Ansehen dieser ganzen Gewerkschaftsrichtung scheint in letzter Zeit wieder zu steigen. Selbst ein so eifriger Gegner wie Lic. Mumm, der fanatische Vorkämpfer einer evangelisch christlichen Gewerkschaftsbewegung erklärt sich bereit, im Hinblick auf die gelbe Gewerkschaftsgefahr für seine Person das Kriegsbeil mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen zu begraben. Freilich wünscht er in demselben Atemzug möglichst weite Verbreitung einer gehässigen Kampfschrift gegen die Gewerkvereine aus christlichem Lager! Aber man weiß ja längst, wessen man sich von Seiten des Lic. Mumm und seiner Gesinnungsgenossen zu versehen hat, um über solche merkwürdigen Widersprüche noch besonders erstaunt zu sein.

Die deutschen Konsumvereine, soweit sie dem Zentralverband in Hamburg angeschlossen sind (800 Vereine mit 720 000 Mitglieder gegen 1300 nichtangeschlossene Vereine mit 600 000 Mitglieder) halten nächste Woche in Düsseldorf ihren vierten ordentlichen Genossenschaftstag ab. Auf der Tagesordnung stehen fast ausschließlich Beratungen über den inneren Ausbau der Organisation, insbesondere über die gewerkschaftliche Stellung der Beamten und Angestellten. Wie sehr die Konsumvereine noch unter böswilligen Angriffen zu leiden haben, erfuhr man erst in letzter Zeit wieder aus verschiedenen Denunziationen des Großen Stuttgarter Konsumvereins. In dem Stuttgarter Organ des Detailisten, der „Geschäftswehr", wird vor den Nationalsozialen gewarnt, von denen es bekannt sei, daß sie „genau so wie die Sozialdemokraten von Warenhäusern, Konsumvereinen und sonstigen Großbetrieben begeistert sind und von der Mittelstandsretterei nichts wissen wollen." Ebenso werden die Demokraten wegen ihres „parteipolitischen Eintretens für die Konsumvereine und ihrer dementsprechenden rückhaltlosen Gegnerschaft gegen die Bestrebungen des württembergischen Bundes für Handel und Gewerbe und des Verbandes der Handel- und Rabattvereine Württembergs" denunziert. Und schließlich wird auch noch das politische Glaubensbekenntnis der Führer des Stuttgarter Konsumvereins auf krummen Segen auszuhaldowern versucht, um sie als sozialdemokratisch zu kranmarken. Solchem nichtsnutzigem Vorgehen gegenüber helfen, wie Professor Staudinger-Darmstadt mit Recht betont, alle Beteuerungen und Versicherungen politischer Neutralität gar nichts. „Wo man nichts weiß, da vermutet man eben darauf los, was man gerne bewiesen haben möchte. Was in aller Welt geht uns die politische Gesinnung unserer Mitglieder an? Wir wollen die Konsumvereine nicht zum Werkzeug einer Partei machen, aber auch nicht zum Werkzeug gegen eine Partei, wie Herr Kaufmann (der Generalsekretär des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine) einmal sagte." — Wir wünschen der politisch und religiös neutralen deutschen Konsumvereinsbewegung für ihre Düsseldorfer Tagung besten Erfolg

Von der Begehrlichkeit der Massen im Zeitalter allgemeiner Organisation zu reden, wird nachgerade zum Zeichen mangelhafter Intelligenz. Wo gibt es noch einen Stand oder Beruf, der nicht organisiert ist und dessen Angehörige ausnahmslos zufriedene Menschen sind? Aus Hannover kommt die Kunde, daß dort gleich den Geistlichen auch die pensionierten Reichs- und Staatsbeamten eine Zentralorganisation über ganz Deutschland vorbereiten, um nach der Erhöhung der Beamtengehälter jetzt günstigere Pensionssätze zu erzielen und den so beliebten vorzeitigen Entlassungen ein Paroli zu bieten. Vorstand und Statut für die neue Organisation sind schon da. Wer will es den Arbeitern noch verdenken, wenn sie ihre Reihen ebenfalls schließen?

Kommunalsozialismus. Der Gemeinderat der Stadt Straßburg beschloß in einer seiner letzten Sitzungen, sich einer Petition zahlreicher Städte an den Reichstag anzuschließen, worin gebeten wird, die Oktroi-Einnahmen auf Fleisch, Hülsenfrüchte, — im allgemeinen die Nahrungsmittel, — den Städten nicht, wie festgesetzt, im Jahre 1910 schon zu entziehen, sondern die Frist zu verlängern, bis neue Einnahmequellen sich gefunden haben. Dies Festhalten an einer unsozialen Besteuerung, die nicht nach der Zahlungsfähigkeit der Träger fragt, scheint einigermaßen verwunderlich in einer Stadt, die sich sonst mit Recht rühmen kann, voran zu sein in modernen sozialen Bestrebungen und Maßnahmen; doppelt widersinnig im Hinblick auf eine Einrichtung, die Straßburg in der Löhnung städtischer Arbeiter eingeführt hat. Es wird da ein Unterschied gemacht in der Höhe der Löhne der unverheirateten und der verheirateten Arbeiter, und bei letzteren wieder die Kinderzahl berücksichtigt, derart, daß kinderreiche Familien einen steigenden Zuschuß zum Lohn erhalten. Den Vorzug, den die Gemeinde damit den Familienvätern mit großer Kinderzahl, — und dadurch sich selbst, — gewährt, macht sie durch das Festhalten am Oktroi wieder zunichte. Den verteuerten Lebensmitteln gegenüber ist der Kinderarme, — noch mehr der Ledige, — im entschiedenen Vorteil. Die Stadt hindert so einerseits die Volksvermehrung die sie andererseits fördern will, — und im eigenen Interesse fördern muß. Dieser Widersinn würde bei einer anderen Besteuerungsweise vermieden: Wertzuwachssteuer und Steuer nach dem gemeinen Wert ermöglichen und unterstützen gesunde Volksentwicklung und führen zugleich der Kommune reichliche Einnahmen zu.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 25. Berlin, 23. Juni 1907

Das Feld

Auf Erden gehest du und bist der Erde Geist,
Die Erd' erkennt dich nicht, die dich mit Früchten preist.
Rückert.

Ich liebe die Glut des Hochofens, die das Gesicht besprüht wie salzige Flut. Mit Entzücken sehe ich das flammende Meer flüssigen Eisens, durch dessen Tiefen die Luft hindurchgetrieben wird, daß Feuergarben hoch in den Nachthimmel hineinstürzen. Es klopft mir das Herz vor Freude, wenn ich das Gestampfe rasender Maschinen höre, die in Stoß und Druck tausende von Maschinenkräften zusammenhäufen. Das ganze Getöse der Maschinenräume mit ihrem Aechzen, Zischen, Stöhnen, Krachen, Sausen und die weite Tonleiter der Geräusche, für die es keine Namen gibt, die uns aber in einem großen Werk auf Schritt und Tritt begleiten, ist mir Genuß. Denn ich sehe und höre hier etwas von der Gewalt des schaffenden Menschengeistes. Die Herrschaft des Menschentums über Kraft und Stoff feiert hier ihre Siege. Auch der sprödeste Stoff wird geschmolzen; ein Fingerdruck spaltet Blöcke in kleinste Mengen. Ich wünschte, daß alle etwas von der Macht des arbeitenden Geistes empfinden würden, wie sie sich in unsern großen Anlagen offenbart.

Aber gestern führte mich mein Weg durchs Feld. Wie stille lag es da und wie stark! Halm an Halm, Acker an Acker, dazwischen ein kleiner Weg gerade für Menschenfuß: kaum sah man über die Köpfe weg; die Aehren wiegten sich leise im Wind. Hier eine Kornblume, dort ein Vogel. Aber die blaue Farbe und der frische Gesang lenkten den Blick nicht ab: Hier stand wachsendes Leben. Lebendige Mauern umgaben mich. Nichts spektakelte. Man hörte den leisesten Wind pfeifen. Nichts prunkte, nichts glitzerte. Schlicht standen die Halme da, ehrlich; jeder einzelne schaute fast ärmlich zart drein und doch erschien das Feld wie ein einziges mächtiges Reich voll selbständiger Schönheit. Wahrhaftig! schön war das und wie schön! Man hielt den Atem an, um den hängenden Blütenstaub nicht wegzublasen; man wollte irgendwo gern etwas ausstellen, aber sie kümmerten sich nichts drum, diese fröhlichen Schafte voll Frucht. Sie zeigten die Kunst des stillen Reifens. Sie machten nichts; aber sie wuchsen. Sie erzählten etwas vom Schaffen. Zeugendes Leben sprach hier, ohne ein Wort zu sagen.

Ich dankte dem Bauern, der mit mir ging. Der berechnete zwar Pacht und Brot; ihm wuchsen hier keine Bilder schöpferischer Kraft; er schätzte im Halm den Groschen. Und trotzdem neidete ich ihn um den Verkehr mit Scholle und Gras. Nicht weil ich ein Städter war; ich kenne die Werte, die wir genießen. Nicht weil ich auf dem Land alles schön fand; ich weiß von den Würmern und Schnecken, die durch des Bauern Hof und Herz kriechen. Aber ich empfand gewaltig die Nähe der Schöpfung. Der Mutterboden, der uns einst aufnimmt, und aus dem wir stammen, streckt seine Arme nach uns aus und raunt uns etwas von den Geheimnissen zu, wie Leben wird. Erdbrocken liegen herum, unser Fuß tritt darauf und stößt; aber wenn der Same ins Land fällt, machen sie ein weiches Bett und tragen das Gras langsam heraus an Sonne und Wind und freuen sich, wenn es gedeiht. Dies tun sie Jahr für Jahr in stummem Dienst. Ja was der Boden alles erzählt von Segen, der in ihm ruht! Es sind lange, lange Geschichten.

Traub.

Von Jersey nach St. Malo

I.

Ob es gut ist, seekrank zu sein, scheint eine recht überflüssige Frage, aber so ist es in der Welt eingerichtet, daß selbst die überflüssigsten Fragen irgendwann sich melden. Ich schlief nämlich auf der Fahrt von St. Hélier auf Jersey nach St. Malo unten im Schiff und befand mich dabei sehr wohl, denn oben war alles naß und windig, hier unten aber war es warm und behaglich, und man wurde vom Schiff gewiegt, wie in den schönsten Kinderjahren. Da aber begann mein Nachbar diese Behaglichkeit nicht mehr zu vertragen. Ob er ein Eingeborener von Jersey war oder ein richtiger Engländer oder ein Franzose, konnte ich im Halbdunkel der Tiefe nicht feststellen, zumal da er keine Zeit hatte, zu sprechen und nur ganz internationale Seufzer von sich gab. Weil er aber seekrank war, konnte er unten bleiben, ich aber hätte werden müssen, wie er, wenn ich bei ihm bleiben wollte. So trieb mich sein Ungemach in Wind und Wetter. Ich knöpfte den Mantel zu, so gut es ging und stellte mich oben an eine Wand, die einigermaßen trocken aussah. Da standen vier oder fünf Engländer, von denen einer ein Gesicht hatte, als sei er schon durch viele Stürme des Geistes und des Meeres hindurchgefahren. Wenn ich mit ihm hätte reden können, wäre es mir sicher wertvoll gewesen, aber erstens spreche ich nicht Englisch und zweitens hatte der alte Landsmann Carlyles sehr viel damit zu tun, sich auf seinen Füßen zu erhalten, war also sicher überhaupt nicht zu sprechen. Und was soll man auch sprechen, wenn alles rutscht und gleitet, und wenn da und dort Opfer an der Brüstung dargebracht werden? Der Mensch hat gar nichts zu sagen, wenn ihn die Natur in ihre Schule nimmt. Ist es nicht schön, so im Wetter zu stehen? Erst fürchtet man sich ein wenig davor, dann aber ist es ein Genuß wie Reiten oder Bergsteigen. Man ist gezwungen, jede Bewegung des Schiffskörpers mitzumachen. Das Auge sieht die nächste Welle kommen. Sie steigt uns entgegen und überschlägt sich in weißem Schaum. Damit sinkt sie zur Tiefe, ehe wir an sie herankommen, und es bleibt uns nichts übrig, als mit ihr uns zu beugen, bis alles links unten zu verschwinden scheint. Der Mast steht gefährlich schief über unseren Köpfen, als müßte er einen Augenblick überlegen, wie es ihm zumute sei, dann aber rafft er sich auf, wir heben uns, wir kommen wieder herauf, wir schwanken sogar ein Stück nach rechts. Dieses Wiederaufsteigen aus der Wellentiefe ist der schönste Augenblick einer bewegten Seefahrt. Um seinetwillen ist man einverstanden, wenn es bergab geht. Nur muß man sich gut festhalten, denn was ist ein Mensch bei einer solchen Bewegung? Alle Muskeln müssen helfen. Es ist eine Freude, die elastischen Bewegungen der jungen Engländer zu sehen. Mein alter Nachbar hat dieselbe Freude. Wir sehen die jungen Leute sich mitten im Schwanken frei bewegen, dann sehen wir uns gegenseitig an und verstehen uns ohne Kenntnis unserer Sprachen. Sein Auge erzählt, daß er auch einmal so gewesen ist. In welchen Stürmen aber müssen einst die alten Engländer hier gefahren sein, als sie Jahrhunderte lang um die Küste kämpften, der wir entgegentreiben. Für uns ist die Fahrt von

Jersey nach St. Malo selbst bei bewegter See nur eine Sache von drei Stunden, aber einst war jede Seefahrt lang, und unsicher war es, wohin die Stürme den Schiffsmann warfen. Was einst Lebensnot war, ist jetzt Plaisir geworden, allerdings ein Plaisir, bei dem man gut bei Kräften sein muß.

Je näher wir aber dem Lande kommen, desto ruhiger wird die See. Der nasse Nebel wird dünner und läßt graue Umrisse erkennen, teils Klippen, teils Festungsbauten, denn England und Frankreich sind zwischen Jersey und St. Malo tüchtig gerüstet. Drüben auf der englischen Insel sah ich gestern die starken Mauern, die seit den napoleonischen Zeiten in Frieden liegen, aber stets kriegsbereit gehalten werden, und heute tauchen die Gegenfestungen der Franzosen aus der grauen Nässe auf. Ob man sich später einmal diese Grenzwälle wird ersparen können? Jetzt sind sie offenbar noch nötig, so nötig wie einstmals die Stadtmauern von Granville oder Avranches oder sonst einer Stadt, die ich in voriger Woche gesehen habe. Alles hat hier früher in Waffen gestarrt, auch der Berg des heiligen Michael mitten im Meer. Wenn es heute hell wäre, würde man ihn sehen können, dann würde sich auch der oft beschriebene Zauber der Küste von Dinard bis St. Brieuc besser enthüllen. Immerhin kann man den breiten Hafen zwischen St. Malo und Dinard gut übersehen, hier eine burgartige Stadt und drüben ein Abhang voll Gärten und Villen.

Diese alte Stadt hat ihren Namen von einem streitbaren Bischof des 14. oder 15. Jahrhunderts. Die Bewohner scheinen eine Art frommer Seeräuber gewesen zu sein, aber vielleicht waren sie auch nur tapfere Kaufleute wie unsere Hanseaten. Die Engländer haben dieses steinerne Nest verschiedene Male belagert und beschossen, aber, soviel ich weiß, nach dem Jahre 1400 nicht wieder erobert. Die Stadt wollte französisch sein. Sie versuchte es zwar 1590, sich als selbständige Republik zu erklären, aber diese Freude war von kurzer Dauer. Frankreich hielt das schwer erkämpfte Gebiet fest, und daß es dabei den Kaufleuten von St. Malo nicht ganz schlecht ging, sieht man daraus, daß sie imstande waren, dem Sonnenkönig Ludwig XIV. 30 Millionen zu borgen. Der ganze Ort ist noch heute von hohen Mauern umgeben, deren einige vom Meister des Festungsbaues Vauban stammen.

An diesen Mauern hin fährt das Schiff, bis es seinen Landeplatz findet. Die Gepäckträger stürmen die Treppe hinab; ein Mensch hat meinen Koffer und meine Tasche, ich folge ihm und stehe vor dem Tische des französischen Zollbeamten. Als wir von Frankreich zur englischen Insel Jersey fuhren, hat uns niemand gezöllnert, denn England braucht das nicht. Es regelt seine Finanzen ohne solche Kleinbürgerlichkeiten. Die Franzosen aber sind die geborenen Zöllner, viel mehr noch als wir Deutschen. Alle Staatsgelder sollen möglichst indirekt aufgebracht werden. Eine direkte Steuer erscheint dem normalen Franzosen als ein Eingriff in die Naturgesetze des Wirtschaftslebens, aber Zoll, Auflage, Oktroi sind in diesem Lande von alters her gangbar. Und oft müssen die kleinsten Dinge den Staat erhalten helfen. Man muß seine ausländischen Streichhölzer verstecken, darf aber 25 Zigarren zeigen. Ich verteilte also meine Schachteln schwedische Zündhölzer, die ich mir im Elsaß hatte schenken lassen, auf die verschiedenen Taschen und gab offen an, daß ich 24 Zigarren besaß. Es waren gute Holländer-Zigarren, die man auf Jersey billig kauft. Der Beamte ließ die kleine Kiste aufbrechen und zählte die einzelnen Zigarren. So brav arbeitet die Pedanterie im Zöllnertum!

Aber wohin nun in allem Regen? Natürlich hatte ich mir die Liste der Gasthöfe im französischen Führer (Guide Conty) angesehen, aber was besagen diese Anzeigen? Das dunkle Gefühl im Innern des Menschen träumte von einem Orte, wo es hell und warm ist. Jetzt hätte ich nichts haben mögen als ein Zimmer, das nicht grau und düster wäre. Aber — mein Schicksal führte mich gerade in einen echt französischen Gasthof: alte, gute und schwere Möbel, ein Bett wie eine Festung aus Mahagoni, einen Spiegel, als ob ich mich für einen Ball anziehen sollte, aber dabei dunkle Fenstervorhänge, in enger Straße und keine andere Beleuchtung auf dem Zimmer als eine Kerze, oder, wenn ich sie wünschte, eine Lampe. Das letztere tat ich nicht, denn ich kenne diese Lampen. Es scheint mir darin die „alte Kultur" der Franzosen sich zu bekunden. Schon sonst und bei anderen Gelegenheiten fand ich dieselbe Zusammensetzung von älterer Vortrefflichkeit und neuerer Unentwickeltheit. Das trifft selbstverständlich nicht für alle Räume, die unter dem Einflusse der Engländer stehen, zu, denn diese zähe Nation erzwingt sich ihre eigenen Einrichtungen und Sitten in der Bretagne ebenso, wie überall sonst in der Welt, aber es trifft wohl fast überall dort, wo der Franzose sich selbst überlassen ist und seinem feinen und — konservativen Geiste folgen kann. Und wo ist er schließlich konservativer als gerade hier in diesen Gegenden, aus denen die Romantik des Mittelalters immer von neuem auferstanden ist?

Naumann.

Italienische Eindrücke

III.

Rom.

In Rom wohnen die Großen dicht beieinander. Man trifft da römische Kaiser und alle Päpste, man verkehrt mit Cicero und Vergil so gut wie mit Cola Rienzi und Tasso. Ja auch der fehlt nicht, nach dem wir unsere Zeiten rechnen, der auf der appischen Straße dem entfliehenden Petrus begegnete und auf die Frage: „domine quo vadis" das „vado iterum crucifigi" antwortete. In den alten Basiliken deutet man sich das Gebaren der jungchristlichen tapferen Streiter; in den Palästen an der Piazza Navona sieht man die stolzen Geschlechter der Barockzeit sich bewegen. Von den Tagen des Romulus bis zu Pio X. glänzt eine Kette ewiger Tage. Das Wort von den redenden Steinen gilt hier mehr als in irgend einer Stadt der Welt. Und so verschieden Ciceros und Rampollas Reden, Palatin und Vatikan auch sein mögen, eins verbindet alle diese Manifestationen des gehobenen Menschengeistes: eine gelassene Ruhe offenbart sich allerorten, der jedes Hasten, jede Ungelenkheit fehlt. Wie Naturnotwendigkeiten sprechen uns die Marmorkinder und die Säulenwälder an, und jener monumentale Schauer, den die vier Buchstaben S P Q R (Senatus populusque Romanus) wecken, spricht aus dem letzten römischen Brunnen. Ja, auch heute noch ist das Gebaren dieser Menschen gelassen und langsam; es fehlt namentlich bei den Frauen das Aufgeregte, und heftig sind nur die Kondukteure der Tram, welche die elektrischen Wagen durch unmögliche Gassen, über spielende, schreiende Kinder und hinter störrischen Eseln durchkriegen sollen — aber auch diese Leute murmeln nur etwas zwischen den Zähnen und sehen mich erstaunt an, wenn mir ein „incredibile" entfährt. Der Adel ruhigen Menschentums liegt den Römern im Blute. In den ersten Tagen sieht man gar nicht das einzelne, sondern immer nur diese gleiche stolze Art der Menschen, der Steine, der Wasser. Ich kam um Mitternacht an, die helle Stadt leuchtete schon eine halbe Stunde lang vor der Ankunft hinter den tiefschwarzen latinischen Hügeln mit milchigen Schleiern, wie eine Vestalin. Das erste, was ich dann bei der Fahrt ins Hotel hörte, war das starke Strömen der Wasser am Thermenbrunnen; bald schimmerte die Colonna im sanften Licht der Bogenlampen, wie verklärt von der Patina der Jahrhunderte. Dann setzte ich mich in das schöne Marmorcafé Aragno und dachte an Michelangelos ersten Brief, den er als Einundzwanzigjähriger aus Rom schrieb. Wie überwältigt von all den Eindrücken schreibt er nur: qui si trovano tante belle cose — hier gibt es viele schöne Dinge. Auch dies Café ist ein schönes Ding. Drei große Marmorsäle, nur Stein und Glas, keine Vorhangfetzen und keine Zinnkrüge und Teller an den Wänden. Große Säulen, mächtige Spiegel; das einzigste Schaustück zwischen zwei Säulen eine riesige Uhr. Saubere Marmortische, an denen auch nachts um 1 Uhr nichts Betrunkenes saß; alle Leute mobil vom Theater, gut angezogen, keine bösen Frauenzimmer. „O, wie fühl' ich in Rom mich so

wohl, gedenk' ich der Zeiten", sprach ich dem lieben Mann von 1787 nach. Alles ist Größe und Ruhe, stille Gelassenheit — monumental selbst die Gebärde des Zahlkellners. Am andern Morgen hieß es nun überlegen, wie man dem schönen Ungetüm zu Leibe gehen solle. Mein Thema hieß diesmal Barock, Antike und Michelangelo gab's nur als Dessert. Freilich will ich gestehen, daß ich mir nach einigen Tagen einredete, es gäbe auch ein römisches antikes Barock, es sei also Pflicht, möglichst oft ins Thermenmuseum zu gehen. Aber die Hauptsache blieb doch der Seicento. Das ist nämlich jetzt unsere Ueberzeugung, daß Barock nicht Abirrung und Manier, sondern Steigerung und Superlativ ist. Wer im einzelnen erfahren will, wie das gemeint ist, der nehme Wölfflins Buch: „Renaissance und Barock" zur Hand, das ihn nicht nur über diese Zeit, sondern überhaupt über Architektur belehren wird, was für Fragen man an eine Kirchenfassade oder einen Säulenhof zu stellen hat.

Das 17. Jahrhundert ist die Glanzzeit des Absolutismus; in Italien spricht sich dieser Zug als die Glanzzeit der großen alten Patrizierfamilien aus. Die Geschlechter der Farnese, Borghese, Odescalchi, Braschi, Massimi, Colonna, Sciarra haben damals ihre schweren Hauskästen in die engen Straßen des päpstlichen Rom hereingeschoben. Da stehen nun heut die ockergelben dicken Ungetüme und ruhen von der heißen Vergangenheit aus. Alles ist königliche Art an ihnen, die Portale, die schweren Fenster, der Säulenhof, die breite Treppe. Um die mit Fresken geschmückten, von Säulen getragenen Säle zu verstehen, muß man sie mit festlichen Menschen gefüllt, vom Schein des warmen gelben hundertängigen Kerzenlichts erleuchtet, vom Pathos des vollen schweren römischen Dialekts durchrauscht denken. Einmal habe ich solch ein Fest erlebt; da zählte ich auf der Treppe 74 galonierte Diener, die uns zum Wirt geleiteten. In dem Stil ging es weiter. Unsere Geselligkeit ist zahm und ausdruckslos geworden; wir hausieren nur mit Geist und denken nicht daran, daß jeder in einen Saal tretende Mensch zunächst eine Figur ist, die begucht wird. Wie unsere Kirchen veröden, weil da nur das Ohr — und auch das nicht immer — beglückt wird, so fehlt den Festen heute die natürliche Entfaltung des harmonischen Gepränges, weil der Einzelne meist versagt. In diesem römischen Barockpaläste erinnert man sich freudig an glanzvolle Tage und großzügige Gedanken und sagt sich, daß die Bewohner dieser Säle wenn nicht Charakter, so doch sicher Haltung haben mußten, um sich von ihren eigenen Steinen nicht beschämen zu lassen. Findet man nun in solchen Palästen wie in dem der Doria, der Colonna, der Corsini noch die alten Bilder und Marmorfiguren, die hier seit Jahrhunderten gesammelt sind, dann gewinnt man auch Einblick in das intime Leben der Großen dieser Zeit. Das waren nicht Männer, deren Geschmack auf Rosse, Frauen und Wein gerichtet war; denn derbe Neigungen stumpfen den Sinn für zarte Werte ab. Wie klug haben z. B. die Doria gesammelt! Ihre Galerie birgt Proben aller Zeiten, aller Länder, Frankreich und Spanien sind mit Poussin und Velasquez glänzend vertreten; nur Deutschland und England fehlen. Früher suchte ich mir überall die Primitiven heraus, bis ich begriff, daß man hier in Rom die Bilder des 17. Jahrhunderts suchen müsse. Diese darf man nicht von der Seite des Gefühls her betrachten; denn da würde man oft zu fragen haben, ob dieser Augenaufschlag und jene Segnungsgebärde wohl tief innerlich empfunden sei. Wer seelisch gerührt sein will, der halte sich an die Primitiven wie Fra Angelico oder van Eyck, wie Dürer oder die Meister von Cöln. Hier in Rom breitet die Malerei ihre letzten Schwingen aus und wagt den Höhenflug des äußersten Pathos. Großes Format, starker Lichteinfall; die Arme heben sich, als sollten sie Felsblöcke schleudern, die Füße lasten mit schwerstem Schritt. Die Häupter brennen in zornigem Licht, die Frauen glühen sibyllinische Art. Der Tod ist hier nicht ein stilles Verdämmern, sondern im letzten, stärksten Lebensschrei bricht die Natur um. Gespielt, getanzt, geplaudert wird nicht mehr; dagegen ein beredtes Schweigen mit verbissenen Lippen, Augenaufblicke mit stummster Klage, trauriges Lachen und rollende Tränen. Um diese Menschen religiös zu fassen, genügt nicht mehr die stimmungsvolle Santa conversazione der Bellinischen Altarbilder. Die Heiligen haben zu zeigen, daß sie auch etwas Besonderes leisten können. Und nun sieht man die unerhörtesten Marter, Leute, die ihre eigene Haut über dem Arm zu Markte tragen, Männer, die mit ihren aufgespulten Eingeweiden herumlaufen. Der heiligen Agathe werden die Brüste abgeschnitten, andere müssen noch ärger leiden. Das Grauenhafte wird bevorzugt, weil es pathetischer ist. Schon Dürer gibt in dem herrlichen Münchener Bild die Lucrezia, die sich den Dolch in die Brust stößt, völlig nackt; eine Heldin, steht sie am Bett und ruft die Welt zur Rache für ihre Schmach. Der Barock setzt solche Gedanken fort. Wer hier nicht die Größe, sondern das Abstoßende sieht, der kommt um große starke Eindrücke. Alles ist in die Sphäre des Außerordentlichen gehoben. Da genügt es nicht, daß einer sich schlankweg köpfen läßt; man will die Wolken der dumpfen Tragödie sehen.

Hat man sich so in diese Menschen etwas hineingedacht, so wird man auch ihre Kirchen verstehen. Der protestantische Puritaner muß hier ratlos bleiben; es gibt nichts Komischeres, als in den Hallen von St. Peter einen Kalvinisten dozieren zu hören. Niemand ist ja verpflichtet, in diesem Gold seinen Gott zu suchen. Wer ihn aber findet auch in diesem Gewicht der höchsten Räume und schmetternden Fanfaren, im Zauber des Lapislazuli und im Rausch der Edelsteine, dem erscheint diese Form der Andacht durchaus nicht äußerlich. Zu allen Zeiten hat der Grundsatz gegolten, daß das Haus Gottes höher und kostbarer sein müsse, als die Häuser der Menschen. Die Barockkirchen sind die Steigerung der Barockpaläste. Ihre Fassaden rufen laute Jubelhymnen über die Straßen herüber, ihre Giebel schwingen und lodern zum Preise des Herrn der Winde; ihr Inneres ist scheue Pracht, dumpfe Majestät im Zauber des klug gebundenen Lichts, das, abgesperrt und gefangen, sich weiten Räumen versagt, um aus der Kuppelsphäre dann mit jauchzendem Schwall sich herunter zu stürzen oder durch die gelbe Scheibe wie Pfingstzauber golden zu glühen. Wie die Straßen Roms von seinem Wasser leben, so die Kirchenhallen von seinem Licht. *Die Elemente in der Hand des Menschen* — das ist römischer Barockstil. Selbstverständlich sind alle diese Kirchenräume ohne festes Gestühl. Dies Gestühl ist eine traurige Notwendigkeit der Predigtkirchen; denn es zerreißt die schönen Räume und zwingt die Eingesperrten zur braven Geduld. Seltsam, daß gerade die protestantische Kirche, die den unmittelbaren Verkehr des Einzelnen mit der Gottheit betont, dies gräßliche Gestühl erfunden hat, das jede Privatandacht unmöglich macht.

Rom hat 365 Kirchen; man kann also ein Jahr lang täglich eine neue vornehmen. Auf den Wanderungen lernt man nun erst die heimliche Schönheit Roms kennen, die es seiner Hügellage und den klugen Plänen seiner Erbauer verdankt. Wie oft blieb ich stehen, um nach vorn und hinten, nach rechts und links zu blicken! Riesige Straßenzüge enden in einem Obelisken, andere laufen auf die breiten Tore zu, um sich von dem schwarzen Gemäuer verschlucken zu lassen. Hügel grüßt zu Hügel herüber; ein Villenkranz lächelt über einer großen Steintreppe. Von zwei Hügeln senkt es sich zu einer tiefgelegenen Piazza; auf der bläst der freche Triton ins bunte Muschel-Wasserhorn, und hoch spritzt der geile Strahl herauf. Ueberall rauscht es verschwenderisch und kühl. Häuser bekommen Mäuler und speien das Naß; aus einem Palast tritt der Meergott selbst mit dem Gefolge, hebt den Dreizack und donnert das Quos ego! Alles ist in Beziehung zueinander gesetzt, ähnlich wie in Paris. Wie dort der weiße Gralsdom des Sacre Coeur über alle schwarzen Straßen herüberglänzt, so grüßt in Rom die einzige Kuppel von St. Peter zu jedem der sieben Hügel. Oft ging ich abends um sechs Uhr, um mich von all dem Sturm zu beruhigen, noch auf den Zypressen-Friedhof neben der Cestius-Pyramide. Da ist es still, und liebe Tote reden. Jeder findet die Gräber, wo der Schritt anhält. Große Namen neben solchen, die persönliche Wehmut sucht. Eins der ältesten Gräber ist das von Carstens und von Goethes Sohn; unter den frischen Hügeln liegen Hans von Marées,

Karl von Pidoll, Frau Cornelius, die Gattin des Komponisten. Es ist eine Gemeinde, die zu dem großen Rom wohl paßt; und es ist ein Lebenswert, sich zu sagen: Versuche so zu leben, daß du einmal für würdig befunden wirst, auch hier auszuruhen. **Paul Schubring.**

Naïs Micoulin

Aus dem Französischen des Emile Zola übertragen von Walther Eggert-Windegg.

(Schluß.)

In den ersten Oktobertagen erschien sie noch mehr verdüstert. Sie war oft geistesabwesend, bewegte die Lippen, als spräche sie ganz leise mit sich selbst. Frédéric sah sie mehrmals auf der Klippe, wie sie die umstehenden Bäume zu betrachten schien und mit raschem Blicke die Tiefe des Abgrundes maß. Einige Tage später überraschte er sie mit Toine, dem Buckligen, wie sie in einem Winkel des Gutes Feigen pflückten. Toine kam zu Micoulin zur Aushilfe, wenn der Arbeit zu viel wurde. Er stand unter dem Feigenbaum, und Naïs, die auf einen starken Ast gestiegen war, scherzte mit ihm. Sie rief ihm zu, er solle den Mund aufmachen, und zielte mit Feigen danach, die auf seinem Gesichte zerplatzten. Das arme Geschöpf sperrte den Mund auf und schloß verzückt die Augen; und auf seinem breiten Gesichte lag eine Glückseligkeit ohnegleichen. Frédéric war gewiß nicht eifersüchtig, aber er konnte sich nicht enthalten, sie zu hänseln.

„Toine würde sich die Hand für uns abhacken," sagte sie in ihrem kurzen Tone. „Es ist nicht nötig, ihn zu mißhandeln, man kann ihn vielleicht noch brauchen."

Der Bucklige kam fortan alle Tage nach La Blancarde. Er war auf der Klippe damit beschäftigt, einen schmalen Kanal zu graben, der das Wasser an das Ende des Gartens in eine Gemüseanlage führen sollte, die man dort einzurichten suchte. Ab und zu ging Naïs zu ihm hin, und sie sprachen dann lebhaft miteinander. Er zögerte seine Arbeit dermaßen hin, daß Père Micoulin ihn schließlich als Faulpelz behandelte und ihm Fußtritte in die Beine gab, wie seiner Tochter.

Es kamen zwei Tage Regenwetter. Frédéric, der in der folgenden Woche nach Aix zurückkehren sollte, hatte bestimmt, vor seiner Abreise noch einen Fischzug mit Micoulin zu tun. Angesichts von Naïs Erbleichen hatte er nur gelacht und gesagt, er werde sich diesmal nicht wieder einen Mistraltag aussuchen. Das Mädchen wollte ihm dann, da er bald abreiste, noch eine nächtliche Zusammenkunft gewähren. Gegen ein Uhr trafen sie sich auf der Terrasse. Der Regen hatte den Boden durchwaschen, ein starker Geruch kam aus dem frischen Grün. Wenn diese so ausgetrocknete Landschaft recht getränkt wird, nimmt sie geradezu eine Heftigkeit der Farben und Düfte an: die rote Erde blutet, die Tannen leuchten wie Smaragde und die Felsen erstrahlen wie blendend frische Leinwand. In dieser Nacht aber genossen die Liebenden nur den starken Duft von Thymian und Lavendel.

Die Gewohnheit führte sie unter die Oliven. Frédéric ging auf jenen Baum am Rande des Abgrundes zu, der ihrer Liebe Zuflucht geboten hatte, als Naïs, wie zu sich kommend, ihn am Arme ergriff und weit von der Tiefe wegführte.

„Nein, nein, da nicht," sagte sie mit zitternder Stimme.

„Was hast Du denn?" fragte er.

Sie stockte und sagte endlich, nach einem Regen wie dem gestrigen sei die Klippe nicht sicher. Und fügte hinzu:

„Letzten Winter ist ganz in dieser Nähe ein Einsturz geschehen."

Sie setzten sich mehr im Hintergrund unter einen andern Oelbaum. Es war die letzte Nacht ihrer Liebe. Naïs umarmte den Geliebten angstvoll. Auf einmal weinte sie und wollte nicht gestehen, warum sie so erschüttert war. Dann verfiel sie wieder in ihr Schweigen voll Kälte. Und als Frédéric scherzte, daß sie sich nunmehr bei ihm langweile, umschlang sie ihn wieder leidenschaftlich und flüsterte:

„Nein, sag das nicht. Ich liebe Dich nur zu sehr . . . Aber, siehst Du, ich bin krank. Und dann, es ist ja aus, Du gehst ja fort . . . . Oh mein Gott! aus! . . . ."

Er suchte umsonst sie zu trösten, indem er ihr wieder und wieder sagte, er werde von Zeit zu Zeit wieder kommen, und im nächsten Herbste hätten sie auch zwei Monate vor sich: sie schüttelte den Kopf, sie fühlte wohl, daß es zu Ende war. Ihr Beisammensein endete in einem verlegenen Schweigen; sie betrachteten das Meer, das funkelnde Marseille, den einsamen, traurigen Leuchtturm von Planier; nach und nach kam von diesem weiten Horizont eine Schwermut zu ihnen. Gegen drei Uhr, als sie von ihm Abschied nahm und er sie auf den Mund küßte, fühlte er, wie ihre Zähne aufeinander schlugen, und sie in seinen Armen eisig erkaltete.

Frédéric konnte nicht schlafen. Er las bis zum Morgen; und übernächtig fiebernd setzte er sich ans Fenster, sobald das Morgenrot erschien. Micoulin ging just vorbei, um seine Fischkörbe einzuholen, und da er über die Terrasse kam, hob er den Kopf.

„Ah! Monsieur Frédéric, wollen Sie nicht heute früh mitgehen?" fragte er.

„Ach nein, Père Micoulin," erwiderte der junge Herr, „ich habe zu schlecht geschlafen. Aber morgen gewiß."

Der Alte entfernte sich langsamen Schrittes. Er mußte nun zum Fuße der Klippe hinabsteigen und seine Barke lösen, gerade unter dem Oelbaum, unter dem er seine Tochter überrascht hatte. Nachdem er verschwunden war, entdeckte Frédéric mit Staunen Toine, der bereits an der Arbeit war; der Bucklige stellte just bei jenem Olivenbaume den schmalen Kanal wieder her, den die Regengüsse ausgewaschen hatten. Die Luft war frisch, es war angenehm am Fenster. Frédéric trat ins Zimmer zurück, um eine Zigarette zu drehen. Aber als er gemächlich ans Fenster zurückkehrte, um sich bequem aufzustützen, erscholl ein furchtbares Getöse, ein rollender Donner; und er eilte ins Freie.

Es war ein Einsturz. Er konnte in einer roten Erdstaubwolke nur Toine unterscheiden, der, seine Schaufel schwingend, dem Hause zu floh. Am Rande des Abgrundes versank der alte Olivenbaum mit seinen gewundenen Aesten und stürzte tragisch ins Meer. Der Gischt spritzte hoch empor. Unterdessen hatte ein schrecklicher Schrei die Luft durchschnitten. Und dann gewahrte Frédéric Naïs, die auf ihre Arme gesteift, von einem Schwung ihres ganzen Körpers hingerissen, sich über die Brüstung der Terrasse neigte, um zu sehen, was am Fuße der Klippe geschah. So verharrte sie, unbeweglich gespannt, ihre Hände waren wie an den Stein geschmiedet. Aber sie hatte offenbar die Empfindung, daß jemandes Blick sie durchdringe, denn sie wandte sich um, und da sie Frédéric gewahrte, schrie sie auf:

„Mein Vater! Mein Vater!"

Eine Stunde darauf fand man unter den Trümmern den gräßlich verstümmelten Leichnam Micoulins. Toine erzählte fiebernd, wie er beinahe mitgerissen worden war; und das ganze Dorf war darüber einig, daß man hier oben mit Rücksicht auf die Einsickerungen kein Wasser hätte leiten dürfen. Mutter Micoulin weinte viel. Naïs geleitete ihren Vater zum Grabe mit trockenen und brennenden Augen, ohne eine Träne zu finden.

Am Tage nach der Katastrophe hatte Madame Rostand unbedingt nach Aix zurückkehren wollen. Frédéric war mit dieser raschen Abreise recht zufrieden gewesen, da er sah, daß seine Liebschaft durch das schreckliche Drama doch gestört war; im übrigen war es ihm nun auch ausgemacht, daß die Bauernmädchen nicht taugen, was die Dirnen der Stadt. Er nahm sein gewohntes Leben wieder auf. Seine Mutter war gerührt, daß er in La Blancarde so bei ihr ausgehalten hatte und ließ ihm dafür größere Freiheit. So verbrachte er einen ganz angenehmen Winter; er ließ Damen aus Marseille kommen, die er in einem möblierten Zimmer der Vorstadt beherbergte; er schlief außer dem Hause und kam in das große kalte Haus der Rue du Collège nur, wenn seine Anwesenheit unumgänglich notwendig war; und er hoffte gerne, daß sein Leben immer so weitergehe.

An Ostern mußte Monsieur Rostand nach La Blancarde gehen. Frédéric erfand einen Schwindel, um ihn nicht

begleiten zu müssen. Nach seiner Rückkehr erzählte der Advokat bei Tisch die Neuigkeiten:

„Nais heiratet."

„Bah!" rief Frédéric verblüfft.

„Und ihr werdet niemals erraten, wen", fuhr Monsieur Rostand fort. „Aber sie hat mir so gute Gründe dafür gegeben . . ."

Nais heiratete Toine, den Buckel. Damit sollte in La Blancarde aber weiter nichts geändert werden. Man wollte Toine, der seit Père Micoulins Tod das Gut versorgt hatte, als Pächter behalten.

Frédéric hörte mit verlegenem Lächeln zu. Dann fand er selbst, daß dies für alle Teile die bequemste Lösung sei.

„Nais ist ziemlich gealtert und recht häßlich geworden", nahm Monsieur Rostand das Gespräch wieder auf. „Ich erkannte sie kaum wieder. Es ist erstaunlich, wie rasch diese Mädchen von der Küste verblühen . . . Sie war sehr hübsch, diese Nais."

„Ja, ja, sie war wirklich ein Frühstück im Sonnenschein!", sagte Frédéric und verzehrte in Ruhe sein Kotelett.

Allerlei

Die Geschwister.

„So hast du es also doch gewagt, zu mir zu kommen, stolze Schwester," sprach das Gold, als die Poesie mit schlotternden Knieen in den reichen Saal trat.

„Die Not jagte mich zu dir," erwiderte die Arme und schlug die Augen nieder. „Lange habe ich gezögert — glaube mir — und — gehungert. Aber tagtäglich lag mir das Lied von deiner unwiderstehlichen Macht im Ohre. Da — endlich gewann ich den Mut zum Wege hierher. Er wurde mir nicht leicht. — Schau mich nicht so herzlos an, Schwester! Hilf mir — meinen Kindern! Ach, sie sind es wert! So gesund, so tugendsam! Einst werden sie ein Segen der Nation heißen."

Das Gold strich in den schillernden Falten seines Prachtgewandes und sagte nach einer Pause: „So viele Kinder haben, ist plebejisch. Aber ich bin nicht abgeneigt, deinen Wunsch zu erfüllen. Ich sehe, du bist heruntergekommen, tief herunter! Du tust mir leid! Doch kann ich nur unter gewissen Bedingungen Hilfe gewähren."

Die Poesie horchte auf: „Und die wären?"

„Fürs erste: Deine Kinder genießen zu viel Freiheit. Strenge Zucht tut ihnen gut. Laß mich für ihre Erziehung sorgen."

„Aber ich bitte dich, Schwester! Kinder sind doch eben Kinder und keine Soldaten. Da sind besondere Anlagen und Fähigkeiten —"

„Ach, was heißt besondere Anlagen! Die darf man nicht beachten. Das ist eben der Fehler. Ich liebe einen Geist. Wo Seitentriebe sich zeigen, braucht man das Messer."

Die Poesie wurde rot und zupfte an ihrem Mantel.

„Und dann," fuhr das Gold fort, „diesen Mantel mußt du ablegen. Diese griechischen Falten — ich kann sie nicht sehen! Modern kleide dich, modern! Versuche, etwas zu scheinen! Auch den Lorbeer laß aus deinen Locken, den lächerlichen Schmuck!"

Beinahe hätte sich die Poesie vergessen. Aber sie bezwang sich und sagte: „Du vergissest, Schwester, daß ich von Kind auf den Schein verachtet habe. Wie kannst du solches von mir fordern? Nur Wahrheit ist mein Wesen!"

Hell lachte das Gold auf: „Wahrheit — hahaha! Du die Wahrheit? Wenn Wahrheit ist, ist sie bei mir. In mir, der wertvollsten Wirklichkeit, liegt alle Wahrheit beschlossen. Was schwatzest du!"

„Erlaube, Schwester, es gibt noch eine andere, höhere Wahrheit —"

„Davon schweig! Ich kenne das! Höhere Wahrheit! Wenn du endlich davon zurückkämest! Was nützte es dir, in höheren Regionen zu schweben, da du den Boden unter deinen Füßen verloreſt?"

„Was mir das nützte? — Sehr viel. Indem ich aus dem Niedrigen mich erhob, lernte ich das verachten, davor du dich fürchtest!"

Da sprang das Gold auf: „Ich mich fürchten? Was fällt dir ein?"

Die Poesie wagte einen Schritt vorwärts: „Fürchtest du nicht den Tod?"

Das Gold sah sich ängstlich nach allen Fenstern und Türen um, als könne der böse Gast jeden Augenblick eindringen. Die Stolze aber gewann bald ihre Festigkeit wieder und sagte abweisend: „Ich sehe ein, dir ist nicht zu helfen. Verlasse mich!"

Die Poesie erhob den Kopf wie eine Königin: „Wer überwinden will, kann nicht dem Golde sich verbinden! Mein Weg führt ins Unendliche. Wohin deine Augen niemals dringen, da leuchten meine Sterne."

So ging sie.

Vor dem Portale fragte sie nach ihren Kindern. Da stand ein hagerer Jüngling, der sagte: „Sie sind allesamt in den Hütten und Häusern drunten zu Gaste gebeten. Hohe Frau, gönnt mir das Glück Eurer Gegenwart."

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blicke an, reichte ihm die Hand, und sie gingen zusammen hinunter in die Stadt.

Bertelmann.

Sommerabend. Ein heißer, lauter Tag ist in einen kühlen Abend ausgeklungen. Ich sitze bei der Lampe in meinem Gartenhäuschen; das steht gar fest auf der alten Stadtmauer, und man hat auch bei Nacht einen schönen Blick von hier oben in das Bachtal und auf die Berge. Grauer Dunst und Nebelschleier liegen über dem Wiesengrunde, die Häupter der gegenüberliegenden Berge werfen violette Schatten darüber hin. Da hebt sich's in dunklen Umrissen aus dem verschwimmenden Grau: die große Fabrik; eine Reihe Fenster ist hell erleuchtet, leichter Rauch steigt aus dem hochragenden Schlot. Hier in unregelmäßigem Viereck zieht sich's wie eine weiße, scharfe Kontur, die Mauer des Friedhofs. Weiterhin wie Glühwürmchen die roten und gelben Lichtpunkte des Bahnkörpers. Und gerade vor mir ragen zwei hohe Pappeln auf, klar zeichnen sie sich vom nächtlichen Himmel ab, und wie ein weißes Häuschen dämmert's an ihrer Seite aus dem dunkelnden Bild . . . Jetzt leuchten hie und da Sterne auf, der volle Mond tritt wie eine weißglühende Kugel aus leichtem Gewölk und ein frischer Luftzug bringt angenehme Erquickung. H. E.

Aphorismen von Paul M. Müller.

Bei trocknen Gläubigen ist Christentum dasselbe wie Geiz.

•

Hab keine Angst vor dem Feierlichen. Die Ironie, die ergleichen scheut, ist nicht für das kindliche Alter.

•

Bewunderung ist notwendig für alte Poeten, alte Huren und alte Tänzer.

•

Wenn ein Mensch darum weiß, daß er in seinen Gefühlen und Aeußerungen aufrichtig ist, so ist er es nicht völlig.

•

Die drei Perioden des Menschenlebens, Sentimentalität, Spott und gesundes Gefühl, sind ein Miniaturbild der Entwicklung des Menschengeschlechts vom Aberglauben zum Unglauben, und vom Unglauben zu dem vernünftigen Glauben.

•

Die Gunst der Frauen wird von listigen Leuten nicht dadurch errungen, daß sie jener Charakter annehmen, sondern dadurch, daß sie sich zum Schein in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen und sich anstellen, als ob sie nach und nach die Grundsätze der Angebeteten annähmen. Sie liebt dann solch einen wie ihr eigenes Werk. Hat sie einen starken Glauben, so muß der Freier ein erklärter Freidenker sein und sich durch ihre gewichtigen Gründe bekehren lassen.

•

Jedem Menschen wird im Leben soviel Kummer und Freude zuteil, als zur Weckung seiner Kräfte erforderlich ist. Heil dem, dem sein Anteil an Kummer in großen Massen beschert wird, daß sie gleich einer hohen Tragödie seinen Geist über das Kleinliche erheben können. Wem sein Anteil in kleinen Portionen zugemessen wird, ist dazu bestimmt, klein zu sein; denn nur im großen Kampf bildet sich der Held. Ein Leben, dessen größte Leiden in zerbrochenen Nadeln bestehen, paßt für Weiber und wird meist Weibern zuerteilt.

•

Große Männer und große Leiden stehen in einem Wechselverhältnis. Die Leiden machen den Mann groß, und seine Größe schafft ihm Leiden, die der Kleinere nicht zu fühlen vermag.

•

Für denkende Menschen ist die Autorität anderer nur in Erfahrungsgegenständen von Wichtigkeit.

•

Das Schönheitsempfinden erwacht erst mit dem Geschlechtstrieb. Frauen, mit denen man von Kindheit an zusammengewesen ist, bevor die Begierde wach wurde, oder unter Verhältnissen, darin sie nicht wach werden konnte, vermag man nicht durch den Instinkt als schön oder häßlich zu erkennen. Die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, die man bei ihrem Anblick empfindet, beruht allein auf ihren moralischen Eigenschaften. Ihre Schönheit muß man, stümperhaften Rezensenten gleich, in mittelbarer Weise erkennen, nämlich nach Regeln.

*

Die Franzosen sprechen, wie sie schreiben; doch die Engländer schreiben, wie sie sprechen.

*

Das Komische liegt im Gedanken, das Witzige in der Darstellung des Gedankens.

*

Die Göttin der Poesie ist eine große Kokette; wünscht man ihren Umgang, so kommt sie nicht; ist man aber am allerwenigsten vorbereitet auf ihren Besuch, so empfindet man oft ihrer Liebe ganze Wärme.

*

Manche Poeten, die ein Kunstwerk beginnen und nicht die Mittel dazu haben, ihm die nötige Fülle zu geben, ersetzen die Armut mit Lebensbetrachtungen. So ein Werk ist dem Vogel im Naturalienkabinett zu vergleichen, der mit Heu ausgestopft ist. Einige gehen offen zu Werke und lassen solche Lappen für das gelten, was sie sind, für philosophische Exkurse nämlich. Andere haben ein schlechtes Gewissen und suchen dieser mechanischen Zusammensetzung den Schein organischer Notwendigkeit zu verleihen, indem sie einem der Helden die Schuld für ihre Gedanken geben; aber der Betrug fällt doch leicht in die Augen.

*

Der Grund, warum manch tapferer Mann sich von kleinen Kümmernissen niederbeugen läßt, ist der, daß er sich schämt, sich gegen solche Bagatellen mit ernster Philosophie zu rüsten. Es geht ihm wie dem Löwen, der sich vor keinem Giganten in der Wüste fürchtet, aber verlegen wird, wenn er mit einer Maus zu tun bekommt.

*

Einer der vielen Gründe, warum junge Menschen gern Anhänger eines neuen Systems im Reiche der Wahrheit werden, ist sicherlich der, daß die Resultate des alten ihnen in einem Alter beigebracht werden, wo sie noch keinen geistigen Drang dazu fühlen. Sie lernen da Worte, die keine lebendigen Begriffe bei ihnen mit sich führen. Wenn aber ihre geistigen Triebe beginnen, ihre Forderungen zu stellen, so finden diese leichter Befriedigung in neuen Formen, die nicht schon einmal zu bedeutungslosen Lauten für sie geworden sind.

*

Oft ist es Armut im Geiste, die die Leute zum Fleiß veranlaßt. Sie werden genötigt, fremde Gedanken zu suchen, um die Leere in ihrem Kopfe auszufüllen.

*

Laß mich meinen Weg nur gehen . . .

Laß mich meinen Weg nur gehen!
Sieh, wie glänzt es auf den Höh'n!
Könntest du mich nur verstehen,
Würdest manches anders sehen,
Möchtest selber mit mir geh'n . . . .

Doch der Blick der Allzuklugen
Bleibt für meine Pfade trüb . . .
Der nur darf sie sicher schreiten,
Dem auch in des Mannes Zeiten,
Eines Kindes Auge blieb . . .

Blick beim Erwachen.

Durch letzten Schlummer fühlst du den Herbst . . .
Trüb . . . nebelschwer . . und immer eine Glocke,
Traumhaft gedämpft von einem fernen Turm . . .
Doch einmal wirst du wach, du blickst auf —
Da liegt ganz blau der Tag im offnen Fenster,
Und hoch im Fenster schwebt das Netz einer Spinne,
Beschwert mit blitzenden Tautropfen,
Und mitten in dem Netze zuckt und blutet
Ein kleines Herz . . irgendwo her geweht . . .
Ein Blütenblättchen einer Geranie . . .

Hans Carossa.

Im Schnellzug.

Der Schnellzug eilt durchs dunkle Land, —
Tief ist die Nacht und wolkenschwer,
Verwehte Düfte träumen her
Vom Felde und vom Bergesrand.

Am Fenster lausche ich, umspült
Von weicher Luft — der Scheibe fest
Die müde Stirne angepreßt,
Die atmend mir der Nachthauch kühlt.

Still wogt der Rauch; der Bahnzug fliegt —
Und Wald und Wiese, Hof und Haus
Eilt mir vorüber bunt und kraus,
In tiefen Schlummer eingewiegt.

Tagheller Lichter grelle Pracht
Streift mich mit kurzem Feuerschein,
Dann kehrt durchs Fenster wieder ein
Die reine, stumme Sommernacht.

So zieh'n in stetem Wechselreih'n
Die Bilder bunt am Fenster hin,
In stetem Werden und Verglüh'n
In zauberhaftem Schattensein.

Ans Fenster schlägt ein welkes Blatt,
Und mahnt zur Ruhe dringend leis,
Ob auch mein Auge müd' und heiß,
Noch bin ich nicht der Schönheit satt.

Der tiefen Schönheit dieser Nacht,
Noch unermüdet eilt der Zug,
Und immer weiter drängt der Flug
Zu neuer, ungeahnter Pracht.

Ulrach. August Köhler.

Kunst

Richard Strauß über den Fortschritt in der Musik. Im ersten Heft einer neuen, von Marquardt & Co. in Berlin herausgegebenen Wochenschrift, die übrigens verheißungsvoll beginnt, nimmt Richard Strauß das Wort zu der Frage: „Gibt es für die Musik eine Fortschrittspartei?" Es ist ihm ziemlich contre coeur, überhaupt etwas programmartiges sagen zu müssen, aber der Verleger hat ihm plausibel zu machen verstanden, daß ein Richard Strauß nicht ungestraft die musikalische Redaktion einer Zeitschrift übernimmt und daß man im Publikum eine Kundgebung von ihm erwarte. Kurzum: Richard Strauß setzte sich in Fontainebleau, noch dampfend von Pariser Erfolgen der „Salome", an einen Tisch und schrieb. Es kann nur sympathisch berühren, wenn er erklärt, sein Standpunkt sei stets der gewesen: Bilde Künstler, rede nicht! Aber es mutet doch eigentümlich an, wenn er von seiner „kaum überwindlichen Abneigung gegen schriftstellerische Betätigung" spricht, wenn er achselzuckend bemerkt, daß mit papierenen Kundgebungen nur Konfusion angerichtet werde. Wenn er diese Ueberzeugung hat, warum übernimmt er dann die Redaktion des Musikalischen einer Zeitschrift, die schon in ihrem Titel „Der Morgen" programmatisch zu werden verspricht, warum gibt er anderen Gelegenheit, warum fordert er andere auf zu „papiernen Kundgebungen"? Der Meister unterschätzt da vielleicht doch den Wert der Diskussion. Ob ein Künstler nur bilden oder auch einmal reden will, das ist letzten Endes persönliche Geschmackssache. Berlioz, Schumann, Wagner haben sehr viel geredet. Und sehr viel Programmatisches. Auch in unseren Tagen empfindet der Künstler noch das Bedürfnis, sich über seine Ziele auszusprechen. Ich erinnere nur an Weingartner, an Draeseke, an Max Reger, der im „Leipziger Tageblatt" sofort eine Antwort auf Straußens Aufsatz gab und für Brahms in die Schranken trat. Wenn es Richard Strauß also widerstrebt, zu schreiben, so ist das Gefühl, gegen das sich nichts einwenden läßt. Es ist aber keine Norm, die für jeden Künstler verbindlich sein könnte. Hüten wir uns auch in diesem Falle vor einem „Programm"!

Um so erfrischender allerdings sind die herzhaften, kernigen Worte, die Strauß über das Parteiwesen in der Musik sagt, und die nun, ohne daß er es wohl ahnte, nun doch wieder eine Art Programm geworden sind. Ein sehr schlichtes, aber gleichwohl zähes und strenges Programm: Hinweg mit aller Parteibildung! Macht euch frei von Einseitigkeit! Seid weder Wagnerianer noch Brahmsianer (noch Straußianer), sondern achtet die Persönlichkeit in jeder Stilform, in jeder künstlerischen Produktion. Dieses Programm ist gleichsam die Moral der Kunst. Man kann und soll an ihm ebensowenig vorübergehen wie an der Moral des persönlichen Lebens. Ihm nicht folgen hieße künstlerisch moralloo handeln. Denn ebenso, wie man nur sehr unvollkommene und minderwertige Moral übt, wenn man nur tapfer, nur mild, nur hilfsbereit ist, anstatt sich in der Summe aller Tugenden zu üben, so handelt der in der Kunst moralloo, der über die Verehrung eines Genius die Bedeutung anderer Meister vergißt und sich den Herrlichkeiten ihrer Werke geflissentlich verschließt. Der Kernpunkt der Straußschen Ausführungen scheint mir in den Worten enthalten zu sein: „wir wollen an der steten Entwicklung unserer Kunst tatkräftig fortarbeiten und über der Liebe und Bewunderung, die wir den verewigten und schon vollendeten Meistern zollen, nicht vergessen, daß auch die Kunst denselben Gesetzen

unterliegt wie das immer neu sich gestaltende Leben." In diesen Worten scheint mir mehr zu stecken als sie zu sagen scheinen, wenn man sie schnell im Zusammenhang liest. Sie enthalten die Forderung, das Gewesene nicht als das Vollendete zu betrachten, sie wollen ausdrücken, daß die Maßstäbe der Aesthetik im Laufe der Zeiten wechseln so gut wie die Maßstäbe der Moral, daß die Gesetze von vorgestern nicht die Programme von heute sein müssen, daß die Programme von vorgestern allenfalls die Gesetze von heute zur Folge hätten. „Fort mit der Anwendung einer schulmeisterlichen Aesthetik auf Werke, die mit eigenem Maßstabe zu messen sind; fort mit allen Gesetzestafeln, die längst schon von großen Meistern zerbrochen worden sind; fort mit allem Hohepriestertum, das sich einer kraftvollen Weiterentwicklung hindernd entgegenstellen will; fort mit allem, was keine andere Berechtigung für sich aufweisen kann als daß es gestern schon gewesen ist!"

Diese Worte von Richard Strauß sind deutlich. Aber sie sind immer noch nicht deutlich genug. Strauß überläßt den Hauptteil des Beweises seinem Schaffen; wenn er redet, übt er bei aller Frische doch ein wenig Vorsicht. Und er kann als einen plausibeln Grund dafür die Befürchtung anführen, daß er, wenn er noch deutlicher werden würde, allzuleicht und allzuschnell in den Verdacht geraten würde pro domo zu reden. Aber ich kenne einen, der mit voller Gründlichkeit das sagte, was heute zu sagen ist. Oskar Wilde schreibt in „Dorian Gray": In der Kunst lassen sich die Leute gefallen, was gewesen ist, weil sie es nicht ändern können, nicht weil sie Geschmack daran finden. Sie verschlucken ihre Klassiker mit Haut und Haar, und sie schmecken ihnen nie. Sie ertragen sie als das Unvermeidliche und, da sie die klassischen Werke nicht vernichten können, schwatzen sie darüber und ziehen wichtige Gesichter dazu. Diese Anschauung der Klassiker tut großen Schaden. Tatsächlich benutzt sie das Publikum als Mittel, den Fortschritt in der Kunst zu hindern. Man degradiert sie zu Autoritäten. Man fragt jeden Schriftsteller, warum er nicht wie der oder jener schreibe, jeden Maler, warum er nicht wie der oder jener male. So werden allzu oft die klassischen Werke zu Fesseln, um den freien Ausdruck der Schönheit in neuen Formen zu hindern." In diesen Worten liegt die Revolution der modernen Kritik begründet, in ihnen liegt die Kraft eingeschlossen, die eines Tages die Umwertung der ästhetischen Werte herbeiführen muß. Uns ist nicht bange vor dieser Selbstbefreiung, denn sie wird alle Anzeichen einer Katharsis an sich tragen. Richard Strauß hilft mit dieses gewaltige Feuer entzünden, in dem ein Haufen von Vorurteilen und veralteten Begriffen endgültig verbrannt werden wird. Es ist derselbe Ton, der durch Straußens Artikel wie durch Wildes Kunstanschauung hindurchklingt. Und es ist derselbe, den ich mit mäßigem Erfolg in meiner „Mozarthuechelei" zum Klingen zu bringen suchte. In dem Kapitel, das den Begriff des Klassischen als eine Schulweisheit, aber nicht als neue Lebenswahrheit darzustellen versucht, heißt es: „An die Klassiker glauben, heißt an die Vergangenheit glauben. Überall begegnen wir dem seltsamen Mißverhältnis, daß ein Klassiker um so höher gepriesen wird, je weniger er unser Kunstleben beeinflußt, und man könnte versucht sein, das markanteste Zeichen der Klassizität darin zu sehen, daß sie von solchen Werken und Meistern behauptet wird, deren Beziehungen zum Kunstleben der Gegenwart weder erkennbar noch vorhanden sind." Ich erinnere in diesem Zusammenhang auch an Heines Worte in der Abhandlung „Verschiedenartige Geschichtsauffassung": „Das Leben ist weder Zweck noch Mittel. Das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution." Nun ist ferner zu bedenken, daß von allen Künsten die Musik mit Werten zu tun hat, deren Auffassung durch Seele, Geist und Ohr im einzigen Bruchteil einer Sekunde erfolgt, daß der Ton in dem Moment erstickt, in dem er geboren wird. Der Gedanke liegt nahe, daß, wenn anders es überhaupt etwas wie Analogien im Kosmos gibt, gerade die Musik am wenigsten Dauerkraft in sich birgt, daß sie vielleicht mehr noch als die andern Künste prädestiniert erscheint, zeitlich in ihren ästhetischen Wirkungen beschränkt zu sein. Sie ist nicht nur, wie sich historisch erweisen läßt, die jüngste der Künste, sie ist vermutlich auch die am wenigsten widerstandsfähige. Kurzum: unsere Entwickelung liegt in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit. Daß Vergangenheit aber als Mittel zum Zweck für uns von höchstem Werte ist, das ist selbstverständlich. Nur soll und darf sie nicht immer wieder als Zweck, als (uns Epigonen) unerreichbares Ziel, als klassisch, als à tout prix überlegen hingestellt worden. An die allein selig machende Vergangenheit glauben, heißt den Fortschritt morden. Man soll nicht die Pflichten der Pietät mit denen des Strebens identifizieren. Und der bessere Teil der Pietät hat noch immer darin bestanden, das Erbe zu mehren.

Berlin. **Paul Zschorlich.**

Büchertisch

Henrik Ibsen: Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Paul Schlenther. S. Fischers Verlag, Berlin. Geb. 15 Mk.

Neben der großen, teuren Gesamtausgabe existierten bis jetzt nur die vier kleinen, nicht sehr schönen und unvollständigen Reclambändchen, die man sich als Notbehelf gefallen ließ. An sich war in den letzten Jahren das Bedürfnis nach einer gleichzeitig würdigen und billigen Ausgabe stark gewachsen, und der Tod Ibsens hatte vor einem Jahre deutlich genug gezeigt, was Ibsen auch in Deutschland bedeutet. Unsere Theater spielen seine Stücke, und ihn empfindet niemand als Fremdländer, unsere Aesthetik und Kritik setzt sich mit ihm auseinander, jeder junge Mensch stellt sich einmal im Innersten erschüttert unter die sittliche Wucht des „Brand" und trachtet, ein Verhältnis zu den Meisterwerken sich zu klären, eine deutsche Literaturgeschichte ohne Ibsen läßt sich heute nicht mehr denken, und ihn als den Erben Hebbels zu betrachten und zu bezeichnen, ist uns fast schon eine Art Gewohnheit geworden. So eng sind wir mit ihm verknüpft. Es handelt sich heute nicht darum, diesen Dingen nachzugehen, sondern nur um eine mehr bibliographische Notiz: daß diese gewünschte und notwendige Volksausgabe jetzt gekommen ist, von denselben Männern veranstaltet wie die große Ausgabe. Es fehlen ihr die Briefe und Reden, die Prosaschriften und frühen Dramen; sonst aber enthält sie das ganze Werk des nordischen Dichters. Eine ausführliche Einleitung gibt einen Lebensabriß und sucht das Verständnis der einzelnen Dramen vorzubereiten. Die Uebersetzung der meisten Gedichte und der Versdramen stammt von Christian Morgenstern, und der Name dieses feinsinnigen und geschmackvollen Mannes sichert die Güte der Arbeit. Der Text der gesamten Uebersetzung wurde revidiert und, wo nötig, gebessert. Die Ausstattung der fünf Bände, von etwa je 500 Seiten, verdient bei dem niederen Preise besonders gerühmt zu werden; sie entbehrt besonderer künstlerischer Zutaten, ist aber gut und würdig. H.

Houston Stewart Chamberlain: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. Verlag Bruckmann. München 1905. 786 S. 10 Mk.

Dieses neue Werk Chamberlains hat die verschiedenartigste Beurteilung gefunden. Während es von philosophischer Seite in schärfster Weise als stümperhaftes Machwerk gebrandmarkt wurde, hat es bei anderen begeisterte Bewunderung erregt. Diese gegensätzliche Beurteilung ist leicht erklärlich. Die vom „Dilettanten" Chamberlain, — so nennt er sich etwas selbstgefällig gern — mit Sticheleien, Belehrungen und Zurechtweisungen reichlich bedachten „Fachphilosophen" entdeckten ohne große Schwierigkeit, daß hier doch eine zu unsystematische, zu wenig in die Probleme eindringende Dankbarkeit vorliegt. Dagegen wird der Schwung der Darstellung und die Begeisterung für seinen Helden Kant starken Eindruck auf gleich gestimmte Leser machen. Als ein gewisses Verdienst um die Kultur unserer Zeit muß auch die kritische Opposition Chamberlains gegen weit verbreitete, gedankenlose monistische und metaphysische Oberflächlichkeiten anerkannt werden.

Kants intellektuelle Persönlichkeit zu erfassen, soll das Ziel des Werkes sein. Durch Vergleichung mit den Weltanschauungen anderer großer Denker soll diese große Aufgabe gelöst werden. So werden denn nacheinander Goethe, Leonardo, Descartes, Bruno, Plato und schließlich auch Kant behandelt. Hierbei wird manches Gute gesagt, wenn auch nicht alles Gute so neu ist, wie Ch. glaubt. Aber schwerlich wird die Kantische Philosophie durch diese Betrachtungen „allen Gebildeten zum kostbaren Eigentum werden". Dazu beitragen mag es aber wohl, Interesse an Kant zu erwecken, mit der Sehnsucht, Kant zu verstehen begaben, Kant, in dem die „größte revolutionäre Kraft der Weltgeschichte" steckt, mit dem eine „neue Epoche in der Geschichte der Menschheit beginnt." **Dr. Max Apel.**

Aloys Dreyer: Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Mit zahlreichen Illustrationen. Georg Müller München. 215 S. 5 Mk.

Pocci hat vor kurzem seinen 100. Geburtstag gefeiert. Dieser Tag hat wieder auf den bayrischen Grafen aufmerksam gemacht, der heute fast nur noch am Schmidtschen Marionettentheater in der Blumenstraße zu München lebt. Ueber Pocci selber kann ich hier nicht viel sagen, da ich das Lebenswerk dieses ungemein vielfertigen Mannes nicht genügend kenne und überschaue. Aber ich habe Dreyers Buch mit lebhaftem Interesse gelesen. Es ist nicht sehr anspruchsvoll in Bezug auf literarische und noch weniger bei bildnerischer Kritik, aber das wäre ja auch bei Pocci etwas überflüssige Mühe gewesen. Das Buch ist mit Liebe geschrieben und übermittelt so ein ziemlich deutliches Bild, wenn auch nicht vom Leben, so doch von dem geistigen Umkreis des Münchner Dichters, der zeichnete, komponierte und Volkserzieher war. Pocci ist ein grundgütige und liebenswürdige Seele, ganz

Verkaufe
Briefmarken-Sammlung, 1000 verschiedene, 1 Mk. Porto extra. Ernst Schmidt, Berlin, Kaiserstr. 12.

Briefmarken

Nr. 1 Berlin, 1. Januar 1911 Jahrgang XVII

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

Weltpolitische Wochen

Die Weltpolitik ist in diesen Wochen nicht stehengeblieben. Sie hat sich sogar in einer Weise bewegt, daß man sich fragen muß, ob sie nicht in Gefahr ist, zu rasch zu laufen. Wir haben in Deutschland eine Neigung, alles, was wir tun, zu übertreiben, und wir haben eine Neigung, alles, was wir tun, zu verdächtigen. Beides ist gefährlich. Wir müssen uns vor beidem hüten.

Wir müssen uns vor der Übertreibung hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen, und wir müssen uns vor der Verdächtigung hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen. Wir müssen uns vor beidem hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen.

Wir müssen uns vor der Übertreibung hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen, und wir müssen uns vor der Verdächtigung hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen. Wir müssen uns vor beidem hüten, weil wir sonst Mißtrauen erregen.

unfruchtbare Diskussionen nicht ungestraft durch Jahre hindurch mit großen Worten macht. Heute werden sich die Sozialdemokraten selber ferner als je von der „direkten Aktion" fühlen. Schulz spricht über die Partei-Schule, Bebel über die letzten Reichstagswahlen und die politische Lage. Die Alkohol-Abstinenten in der Arbeiterbewegung haben die Genugtuung, daß die Alkohol-Frage dieses Jahr zum ersten Mal auf die Tagesordnung eines sozialdemokratischen Parteitages gesetzt wurde.

Der Ministerwechsel

Die Kieler Reise des Fürsten Bülow hat uns drei neue Minister gebracht. Einen von ihnen sehen wir gern scheiden, den Kultusminister, einen ungern, den Staatssekretär des Innern.

Der Kultusminister war persönlich von keiner großen Bedeutung, es gab andere Leute in seinem Ministerium, die eigentlich die Geschäfte führten. Aber man hoffte, daß ein neuer Mann kommen würde, der selbständig sein und einen neuen Geist in die Verwaltung bringen würde. Ob dies der Fall sein wird, können wir nicht ahnen, denn seinen Nachfolger, Herrn Holle, kennt man nur als einen geschickten Beamten, wie er über Kultus und Unterricht denkt, weiß er vielleicht selbst noch nicht.

Daß der Abgang des Grafen Posadowsky für die Geschäfte und insbesondere für die Sozialpolitik einen ernsten Verlust bedeutet, wird niemand bestreiten. Herr von Bethmann-Hollweg wird in diesen Beziehungen schwerlich ein voller Ersatz sein. Der Wechsel ist, wie man sagt, politisch notwendig gewesen, weil Graf Posadowsky mit den politischen Anschauungen des Reichskanzlers, insbesondere in der Stellung zum Zentrum nicht übereinstimme. Das ist sehr möglich, denn für die Sozialpolitik hoffte er mit Grund auf dessen kräftige Unterstützung, die er bei den Konservativen und auch bei einem Teile der Nationalliberalen nicht finden wird. Der Reichskanzler will zwar die Sozialpolitik fortsetzen und Herr von Bethmann-Hollweg wird damit übereinstimmen: aber es kommt auch auf das Wie an. . . . und darüber wissen wir nichts; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ansichten seines Nachfolgers von denjenigen des Grafen Posadowsky stark abweichen.

Der neue preußische Minister des Innern ist politisch noch nicht hervorgetreten; für liberale Anschauungen wird er wahrscheinlich nicht mehr, sondern noch weniger übrig haben als sein Vorgänger.

Also, die politische Bedeutung des Ministerwechsels ist noch höchst unklar, nur eines dürfen wir wohl annehmen, daß die neuen Minister treu zu dem Fürsten Bülow halten, daß sie *seine* Politik ehrlich mitmachen werden.

Ja, wenn wir nur recht wüßten, welches die Politik des Fürsten Bülow ist. Einiges wissen wir freilich. Er hat erklärt, daß er im Reiche an der agrarischen Wirtschaftspolitik nicht rütteln werde und das Schulunterhaltungsgesetz in Preußen ist unter seiner Präsidentschaft und mit seiner aktiven Mitwirkung zustande gekommen. Daran wird er auch nichts ändern wollen. Zugesagt hat er einige Dinge: die Verbesserung des Börsengesetzes, ein Vereinsgesetz, Reform des Strafrechts und des Prozesses. Er hat auch zu verstehen gegeben, daß er nicht abgeneigt sei, dem Liberalismus mehr Einfluß zu gewähren. In der Hauptsache aber kommt es ihm darauf an, eine Mehrheit zu haben, die bereit ist, die Forderungen der Regierung für Heer, Flotte und Kolonien zu bewilligen. Dafür wird er wohl einige Gegenleistungen zu machen bereit sein — soweit er selbst es unter den obwaltenden Umständen vermag. Wie seine Reformen aussehen werden, wissen wir nicht. Zu den großen politischen Fragen — Einteilung der Reichstagswahlkreise, Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, Koalitionsrechtsfragen usw. hat der Reichskanzler überhaupt noch keine Stellung genommen.

Wir sind durch die Neuernennungen nicht viel klüger geworden als vorher. Aber durften wir das überhaupt erwarten? In Preußen-Deutschland treiben die Regierungen keine grundsätzliche Politik und am wenigsten ist dies die Absicht des Fürsten Bülow; er will die Geschäfte im Gange halten, namentlich die nationalen Forderungen, d. h. die Bewilligungen für Heer, Flotte und Kolonien mit möglichst geringen Schwierigkeiten durchsetzen. Das ist der eigentliche Zweck der sogenannten Blockpolitik des Fürsten Bülow: die in Aussicht gestellten Zugeständnisse sind mehr Mittel für diesen Zweck, als Selbstzweck.

Aber noch weniger ist die Blockpolitik der Parteien eine grundsätzliche. Jede von ihnen verfolgt nur ihre eigenen Ziele. Die freisinnige Fraktion hat es in der vorigen Session des Reichstages leicht gehabt, sie konnte ihre Politik und nur diese verfolgen, und doch mit der Regierung gehen und eine angenehme Position einnehmen — dank dem festen Zusammenhalt der drei Parteien. In diesem liegt ihre Stärke, im Parlament und dem Volke gegenüber. Ihn zu bewahren, ihn zu festigen, ist die wichtigste Aufgabe der Liberalen; dessen muß sich jeder bewußt sein und danach sein Verhalten einrichten.

Geschenkt wird dem Liberalismus nichts, auch von den besten neuen Ministern nicht. Selbst wenn sie wollen, werden sie liberale Zugeständnisse bei den bestehenden politischen und parlamentarischen Verhältnissen schwer und nur dann durchsetzen, wenn die Machtstellung des Liberalismus es rechtfertigt. Dieser hat nach wie vor für seine Ziele zu kämpfen und zwar sehr ernst. Schon in der nächsten Reichstagssession wird er vor recht schwere Aufgaben gestellt werden. Es ist sicher, daß die Ausgaben erheblich wachsen, und mindestens sehr wahrscheinlich, daß sie nicht gedeckt werden können, ohne daß neue Einnahmequellen erschlossen werden. Dieses Mal wird es noch schwerer sein als das vorige Mal, sie zu finden, weil die Last schon so groß ist und die Vermehrung derselben in eine Zeit trifft, in welcher die Lebenshaltung ganz außerordentlich erschwert ist. Die freisinnige Fraktion wird selbstverständlich an ihren steuerpolitischen Grundsätzen festhalten, sie wird auch die Ausgaben mit großem Ernste prüfen müssen. Wird dabei die Aufrechterhaltung der Blockpolitik möglich sein?

Die preußischen Landtagswahlen müssen durch die parlamentarischen Verhandlungen im Abgeordnetenhause und auch im Reichstage und durch eine kräftige einheitliche Agitation vorbereitet werden.

Der Liberalismus trägt gerade jetzt eine schwere Verantwortung. Will er ihr gerecht werden, so darf er sich nicht durch Hoffnungen weder auf ein Entgegenkommen der Regierung noch auf die sogenannte Blockpolitik einschläfern lassen; er muß auf dem Platze sein und einig und zielbewußt, nicht bloß mit kräftigen Worten, sondern auch mit Taten seine Grundsätze vertreten.

Karl Schrader.

Zur Haager Konferenz

Die Haager Konferenz hat jetzt ihr Werk begonnen. Die Kommissionen sind eingeteilt und die einzelnen Programmpunkte einzelnen Kommissionen überwiesen. Allerlei Nachrichten über die Stellungnahme einzelner Staaten, über besondere Anträge usw. kommen aus dem Haag. Für den Fernstehenden ist es nicht leicht, in dem Durcheinander von Nachrichten, in dem Wust der Details sich zurechtzufinden und das wesentliche im Auge zu behalten.

Man muß einmal von allen Details absehen und versuchen, das allgemeinste des Konferenzschauspiels zu verstehen. Im Haag handelt es sich um einen Kampf zwischen dem allgemeinen Humanitätsgefühl einerseits, repräsentiert in dem Empfinden öffentlicher Meinungen und idealistischer Vereine, und den Sonderinteressen der einzelnen Staaten, repräsentiert in ihren Delegierten. Jedes Wort, das gesprochen wird und jede Entscheidung, die fällt, liegt irgendwo zwischen diesen beiden. Die Frage ist nur, ob näher an dem von den Pazifisten geschaffenen Ideal oder näher an den von den rivalisierenden Staaten vertretenen Interessen. Wahrscheinlich, beinahe sicher ist das letztere. Strenge Realisten fassen die Konferenz sogar eher so auf, als spielte sich der Kampf nicht, wie hier gesagt, zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit ab, sondern zwischen den Staaten, die an der Fortbildung des Völkerrechts verschieden interessiert

sind, und das Ideal wäre nur teils die spanische Wand, hinter der dieser Kampf sich vollzieht, teils eins der Mittel, mit denen er geführt würde. Wie dem auch sei — jedenfalls wissen wir alle, daß nicht einzelne Staaten das Ideal vertreten und andere ihr Sonderinteresse und ein Kampf zwischen einer ideal und einer real gerichteten Gruppe aufgeführt würde. Es ist aber immerhin ein kulturhistorisches, höchst interessantes und eigenartiges Schauspiel, daß die Humanität und der Gedanke des ewigen Friedens bis zu diesem Grade spanische Wand, diplomatisches Aktionsmittel oder Siegespreis einer internationalen Konkurrenz werden konnten. Frühere Zeiten hätten sich darüber gewundert, und niemand kann wissen, ob nicht auch noch spätere sich einmal darüber wundern werden. Die Ostasiaten werden doch sicher im stillen lächelnd den Kopf schütteln und nicht recht begreifen, wieso z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche wohl eine Kriegs-, aber keine Handelsflotte haben, sich gegen ihr offenkundigstes und simples Interesse für die Ausdehnung des Seebeuterechts aussprechen und sich so einer der wenigen Mittel berauben, welches sie im Kampfe gegen Japan haben können.

Dies allgemeine Schauspiel des Kampfes zwischen Ideal und Interesse wiederholt sich bei all den einzelnen Fragen, soweit sie nicht ganz geringfügiger Natur sind.

Die Abrüstung, über die am meisten geredet worden ist, wird, wie man jetzt weiß, zu keinen Schwierigkeiten führen. Man wird die Wiederholung des im Jahre 1899 von der ersten Konferenz ausgesprochenen voeu beantragen; England wird keine Schwierigkeiten machen, der voeu wird wahrscheinlich glatt und ohne Diskussion angenommen werden, womit die Sache erledigt ist. Man kann darin einen Sieg der Ehrlichkeit und der Vernunft sehen und sich freuen, daß auf diese Weise eine Quelle von Differenzen aus dem Wege geräumt wird.

Von weit größerer Wichtigkeit sind die Seerechtsfragen. England wird gegen die Abschaffung des Seebeuterechts, Amerika und Deutschland werden dafür sein. Wahrscheinlich werden einige andere Staaten auf die Seite Englands treten, es besteht also kein Zweifel darüber, daß das Seebeuterecht nach der Konferenz genau so wie vorher bestehen wird. Die Kaperei ist aber nicht die einzige Seerechtsfrage; von fast gleicher Bedeutung sind Kontrebande- und Blockaderecht, die ja auch die Neutralen angehen. Ob und in welcher Richtung hier Aenderungen und Verbesserungen erzielt werden können, kann man jetzt nicht wissen. Allzu viel Hoffnung wird man aber wohl nicht hegen dürfen; denn die großen Verschiedenheiten, welche zwischen der Größe der Kriegsflotten einerseits und der Handelsflotten andererseits, zwischen dem Besitz oder dem Nichtbesitz von Flottenstützpunkten bestehen, bringen natürlich auch eine große Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Länder mit sich, welche ebenso natürlich jede Einigung ungeheuer erschweren muß. Es werden wohl alle Staaten diese Fragen aus jenem Gesichtspunkt betrachten, den in ungeschminkter Ehrlichkeit die englische Royal-Commission on Supply of Food in ihrem Report (London 1905) wie folgt formuliert hat: „Wir betrachten das internationale Recht als einen der Faktoren, der in hohem Grade zur Aufrechterhaltung unserer Sicherheit dadurch beitragen kann, daß er zur Einschränkung der Operationen unserer Feinde dient.“ Es ist aber doch wohl trotzdem nicht unmöglich, daß sich die aus Sonderinteresse einer Aenderung widerstrebenden Mächte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung bewogen sehen, zum Schutze der Neutralen Zugeständnisse zu machen. An diese großen Fragen des Seerechts gliedern sich dann noch einzelne an von geringerer Bedeutung. Aber auch bei ihnen erschweren die Verschiedenartigkeit der Interessen jede Aenderung. So müssen z. B. zur See schwache Staaten eine ganz andere Stellung zur Frage der Seeminen einnehmen als starke.

Eine eigene Kommission, in welcher der erste französische Delegierte Léon Bourgeois den Vorsitz führt, wird sich mit den Schiedsgerichtsfragen befassen. Hier wendet sich das Interesse der Forderung des obligatorischen Schiedsgerichtes zu. Es gibt gewiß Streitfragen, die, rein staatsrechtlicher Art, ihrer Natur nach weder die Ehre noch vitale Interessen der Staaten berühren. Solche Fälle können aber immerhin, da kein Tribunal besteht, vor dem die verschiedenen rechtlichen Gesichtspunkte ausgetragen und entschieden werden können, zu schweren Verstimmungen und Streitigkeiten führen. Die Geschichte der Diplomatie kennt eine Reihe solcher Beispiele. Nun ist klar, daß durch Schaffung einer schiedsgerichtlichen Organisation, noch mehr durch die Verpflichtung sich in solchen Fällen dieser vorhandenen Organisation zu bedienen, hier manches verhütet und manches erleichtert werden kann. Ebenso klar ist aber, daß kein Staat daran denken kann, für Fragen, welche seine Ehre und seine Interessen tangieren, ein obligatorisches Schiedsgericht anzuerkennen. Das obligatorische Schiedsgericht könnte also nur dann etwa angenommen werden, wenn eine Klausel beigefügt würde, welche besagt, daß ein Schiedsgericht nur für diejenigen Fälle obligatorisch ist, in denen weder die Ehre noch wichtiges Interesse der Staaten tangiert sind. Wer entscheidet aber darüber, wann diese Klausel zutrifft oder nicht? Doch wohl nur die Staaten selbst. Und dann ist der obligatorische Charakter nur ein Wort und weiter nichts.

Der erste deutsche Delegierte hat einen wichtigen und durchaus möglichen Antrag gestellt: nämlich den auf Schaffung eines internationalen Oberprisengerichts. England wird diesen Antrag unterstützen. Wenn ein solches Gericht, was wahrscheinlich ist, geschaffen wird, so ist damit etwas für den neutralen Handel in Kriegszeiten sehr wichtiges geschehen.

Sollten aber auch die praktischen Ergebnisse der Konferenz dürftiger Natur sein und hinter dem, was man wünschte, zurückbleiben, so darf man doch keineswegs den ideellen Wert dieser Tagungen als Manifestation für Frieden und Humanität unterschätzen. Auch durch solche platonische Manifestationen werden Ideen erzeugt oder gestärkt, welche zwar das Handeln der Menschen nicht primär bestimmen, wohl aber vielfach einschränken und begrenzen können. Je mächtiger und imposanter der allgemeine Wunsch nach Frieden zum Ausdruck gebracht wird, desto weniger leicht wird es die einzelne Persönlichkeit wagen, gegen diesen Strom des allgemeinen Willens zu schwimmen. Freilich halten auch die größten aus Worten, voeus, Resolutionen und Demonstrationen gebauten ideellen Wälle in den wirklichen Lebensfragen der Nationen nicht stand. Schließlich sind eben doch die Völker Organisationen, welche, wenn sie in ihren Wachstumbedingungen gehemmt werden, die Fesseln sprengen müssen oder verkümmern. **Johannes Meier.**

Aus den französischen Weinlanden

Als vor nunmehr zwei Monaten die Bewohner eines in den sonnenverbrannten Vorbergen der östlichen Pyrenäen verlorenen Dörfchens, von der Not getrieben, den Steuereinnehmer mit Pfeifen, den Gerichtsvollzieher mit Steinwürfen empfingen, da wurde der Zwischenfall in der Pariser Presse mit einem Federstrich abgetan. Wer wußte denn auch in dem großen Paris, wo tagtäglich ein Stück Weltgeschichte über die Bretter geht, etwas von Bairas und den katalonischen Weinbauern? Nur der ältere Weinreisende, der seinerzeit mit dem silbernen Schmeckbecher in der Tasche die staubige Landstraße von Perpignan nach Estarpel gefahren und den schattenlosen Weg an dem steinigen, ausgetrockneten Bette der Grave hinaufgeklommen, um droben in Bairas um irgend einen Feuerwein zu feilschen, — nur er hätte etwas von den seltsamen Geusen dort oben zu erzählen gewußt. Und, was er hätte zum Besten geben können, wäre schon des Anhörens wert gewesen. Denn wie viele Orte gibt es — selbst im Schlaraffenlande — wo das Wasser rarer denn der Wein ist, die Weinstöcke so saftschwere Trauben tragen, daß im Herbst der rote Landwein in der Gosse fließt, um der kommenden Ernte in den Fässern Platz zu machen? Und wo hat es denn in der Welt so unkluge Leute, wie die Bairaner, die, gleich unsern guten Schildbürgern, weiland einem Esel das Fressen fast abgewöhnt hätten, wäre ihnen das Tier nicht unter den Händen eingegangen?

Aber selbst der Pariser Weinreisenden aus den Kelle-

reien von Berey, mögen heute wenige sein, die das Geschäft in die katalonischen Berge geführt. Denn das Geschäft steht dort seit Jahren still. Man kauft seinen Verschnittwein nicht mehr beim Weinbauern droben, wo es kein Verschnittwasser gibt. Man kauft seinen Wein in den Städten, beim Händler, der ihn selber fabrizierte. Denn was schiert es den Großhändler, ob seine Ware hier oder dort gewachsen, ob die Vaixaner Wein oder Regenwasser in der Gosse haben, und ob die südfranzösischen Esel vor Hunger oder Torheit eingehen?

So lächelte man noch vor wenig Wochen über den Akt von Selbsthilfe, den ein paar Dutzend ausgehungerter Weinbauern da droben in den östlichen Pyrenäen der Regierung gegenüber in Szene gesetzt. Als kurz darauf ein zweites Dörfchen sich der Bewegung anschloß, da meinte man in den Zeitungen spöttisch: „nun rühre sich der Süden", jener heitere Süden der Diminutivitaliener und gascognischen Redehelden, der Tartarins und Roumestans. Und wie die großen Meetings in Narbonne, Carcassonne, Nimes, Perpignan sich zusammenfanden, da hieß es gar „jetzt sei man bei der Riesencharandole".

Heute hat sich Lachen in Traurigkeit verwandelt. Aus den südfranzösischen Schildbürgern sind mit einem Schlage tragische Genien geworden. Aus den vertrockneten Brunnen des pyrenäischen Abdera ist eine erschreckende Wahrheit gestiegen. Und Frankreich — das Land der behäbigen Philister, welche noch eben die Einkommensteuer als ein drohendes Gewitter am wirtschaftlichen Himmel aufziehen sahen — Frankreich steht heute unvermerkt vor einer ökonomischen Krise, wie sie schwerer, beunruhigender, seit bald hundert Jahren nicht dagewesen.

Der wirtschaftliche Niedergang dreier unter den einst reichsten und blühendsten französischen Departements — des Herault, der Aude und der östlichen Pyrenäen — hat sich langsam und stetig innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte vollzogen. Bei diesem Niedergang haben die verschiedensten Faktoren mitgewirkt, von denen Reblaus, Ueberproduktion, unlauterer Wettbewerb die wichtigsten sind. So ist denn auch die Aufgabe, vor welche der französische Staat sich heute gestellt sieht, eine so unendlich komplexe, daß es mit der Lösung derselben noch gute Weile haben wird. Mittel und Wege zur Abhilfe eines schreienden Notstandes wissen die Betroffenen selbst kaum anzugeben. Nicht zu reden von den Vertretern der französischen Volkswirtschaft, die, noch in vollkommener Anlehnung an veraltetes Manchestertum in der freien Produktion, im schrankenlosen Wettbewerb die Hauptbedingungen einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung sehen. Sind doch diese Letzteren mit einem Schlage vor die Ergebnisse einer Lehre gestellt, die sich in den Schichten der französischen bourgeoisen Gesellschaft, durch den immer noch wirkenden Einfluß der Bastiatschen Theorien, viel länger als bei uns lebendig erhalten hat, — Ergebnisse so trauriger Art, wie die Verelendung fruchtbarer Landstriche, die Auflehnung einer friedfertigen, von Not getriebenen Bevölkerung gegen die Staatsgewalt.

Noch um die siebziger, bis in die Anfänge der achtziger Jahre genossen die südfranzösischen Weinlande des Languedoc und Roussillon einen blühenden Wohlstand. Die Abhänge der östlichen Pyrenäen und Corbières waren mit Weinpflanzungen bedeckt, die, je weiter nach Süden zu, eine je schwerere, dunklere Traube und einen je reicheren, „großmütigeren" Wein zeitigten. In den Tälern gab es da neben Obst und Gemüsegärten auf den Halden Olivenhaine, in der Ebene Saatstand, goldenen Mais und Weizen. „Brot und Wein bei uns, wie in England Fleisch und Milch", so schrieb Taine auf einer Fahrt von Cette nach Montpellier in sein Tagebuch. „Der Wein ist ein Hauptfaktor unseres nationalen Temperaments und Charakters". Und er schildert in lebhaften Farben das schöne, fruchtbare, allenthalben bis hart ans Meer bebaute Land — die grüne Ebene, wo der Winzer Trauben schneidet, wo sich unter Mandel- und Pfirsichbäumen die weißen Wohnhäuser verstecken, viereckig, manche mit schweren Türmen, wo die offenen Scheunen, wie in italienischen Landschaften, auf Arkaden ruhen. Weiterhin, nach Toulouse zu, erfreuen ihn blühende Felder, zu Füßen von Hügeln, auf denen die altersgrauen, von der Sonne fast bronzefarben gebrannten, halb römischen, halb feudalen Städte Carcassone, Castelnaudary, Narbonne zur Verteidigung bereit liegen, — „gleich Dekorationen zu einer spanischen oder sizilianischen Oper". Und dann sieht er mit Entzücken die Berge im Grunde, die sich violett von den schneeigen Spitzen abheben, der dahinter, gleich weißen Jungfrauen, in den tiefblauen Himmel emporragenden Pyrenäen.

Der französische Weinbauer des Languedoc und Roussillon verkaufte noch vor fünfundzwanzig Jahren seine Ernte zu dem Preise von 25—35 Franken den Hektoliter, nach Bordeaux oder in die Bourgogne, wo die Händler mit dem bis zu 14 Grad Alkohol haltigen Getränk eifrig ihre feinen Tafelweine verschnitten. Die Zeiten waren günstig. Der Hektar bezahlte sich laufend mit 12000 Franken. Der Tagelöhner bekam 1,50 Franken Tagelohn und besaß zumeist sein eigenes Haus und seinen eigenen Weinberg. Ein kleiner Besitzer machte seine reichlichen 10 Prozent. Er ließ seinen Erstgeborenen in Paris auf der Universität oder in der Militärschule studieren, gab seinen Töchtern eine gute Mitgift. Der häusliche Tisch war täglich wohl besetzt mit den Erzeugnissen eines Landes, unter dessen strahlender Sonne alle Früchte üppig reifen, dem das nahe Meer, die benachbarten Berge Fische und Wild um ein billiges boten. In den Schränken lag blendendes, im Hause gesponnenes Leinen hoch getürmt. In der Kammer, unter der steinernen Stiege, hingen die guten Schinken vom mit Kastanien gemästeten Hausschwein über den Krügen klaren Oels aus dem Olivenhain. Am Spieß, in der Küche, bräunte des Abends das obligate Huhn des Königs Heinrichs des Vierten — im Keller, hinter den Eichenknorren, warteten die bauchigen Flaschen goldenen Malvasiers und rubinfarbenen Rancios auf den Gast. Unter dem Dache trockneten Feigen, Trauben und Mandeln neben dem Johannesbrot des Zugpferds. Und in der offenen Scheuer reihten sich stolz die stubenhohen Fässer roten Landweins aneinander. Das war die „case farte", das „gesegnete Haus" des südfranzösischen Winzers vor dreißig Jahren — aus der Zeit, da sich der Wein verkaufte und die Winzerin eine weiße Spitzenhaube aus echten Points auf ihren schwarzen Haaren trug.

Da kam, Anfang der achtziger Jahre, die Reblaus über die Pyrenäen und begann ihre Verheerungen. Es hieß, die hundertjährigen Weinstöcke ausreißen, an ihre Stelle amerikanische Rebe pflanzen und mit französischem Gewächs aufpfropfen. Aber, in dem regenarmen Lande wollte die fremde Rebe nicht in der trockenen Krume der Abhänge Wurzel schlagen. So ging man damit in die Ebene, legte die Obst- und Gemüsegärten, die altersgrauen Olivenhaine nieder, pflügte die Saatfelder um und pflanzte die Rebe ins Tal, wo ein künstliches, aus der Römerzeit stammendes Kanalsystem die Bewässerung gestattete. Nachdem man seit Menschengedenken mit natürlichem Dünger, unter schwerer Arbeit, den Boden für den Weinstock bereitet hatte, hieß es jetzt, den alten Betrieb durch einen neuen ersetzen, künstliche Präparate herbeiführen, um die Ertragfähigkeit der Anpflanzungen zu heben und zu beschleunigen. Die Weinproduktion wurde so — teils unter dem Druck der Verhältnisse, teils aus wachsender Gewinnsucht — ins zehn- und zwölffache vermehrt. Aber die Quantität mußte auch die Qualität ersetzen. Das minderwertige Gewächs aus der Ebene machte den edlen Produkten Konkurrenz.

Bis Anfang der neunziger Jahre hielten sich die Preise auf erträglicher Höhe. Die Weinbauern konnten leben, trotz der schweren Opfer, welche der Kampf gegen die Reblaus und andere Parasiten ihnen auferlegte. Dann kam der böse Regenherbst von 1899. Eine ganze Ernte verfaulte auf dem Felde. Das Defizit in der Weinproduktion wurde von den Kolonien gedeckt. Algerien, Tunesien überschwemmten alljährlich den Weinmarkt mit ihrer Ware. Von 35 und 25 Franken waren schon lange die Preise auf 20 und 15 Franken gefallen, mochten auch die Tagelöhne von 1,50 auf 4 Franken gestiegen sein. In den Jahren 1900 bis 1904 begann das Elend sich unter Arm und Reich fühlbar zu machen. Mit dem eben herabgesetzten Zuckerpreise war jetzt die Fabrikation gefälschter Weine ins Maßlose gestiegen. Während in Paris, und anderswo in den großen Städten, für den Liter schlechten roten Krätzers aus Treberaufguß noch 25 und 35 Cent. gezahlt wurden, lagen daneben im Süden die Traubenweine unverkauft in den Fässern oder

wurden gar, um die Erntezeit, in den Rinnstein gegossen. In manchen Dörfern ließ der Weinbauer, dem noch einige Mittel zur Verfügung standen, für seine unverkaufte Ware Zisternen mauern. Andere gaben, nur um die Fässer zu leeren, ihren Wein um einen Spottpreis — 5 bis 8 Franken den Hektoliter — in die Branntweinbrennerei. Man schränkte sich am häuslichen Tische ein. Reiche Kleinbesitzer, die ihren Töchtern weiland 100,000 Franken Mitgift gaben, schuldeten bei Bäcker und Metzger. Die Abende am Herdfeuer — letzte Erinnerung der alten Spinnstubensitte — wurden, um das Licht zu sparen, abgeschafft. In mehr als einem Dorfe mußte der Schlächter aus Mangel an Kunden seinen Laden schließen. Weiße Bohnen, mit Oel gekocht — die landesübliche Olla — stand Abend für Abend auf dem Familientische. Die ungezahlten Wechsel häuften sich bei den Huissiers. Schuldenleben war schon lang keine Schande mehr, weil alle Welt schuldete. Was sich diesen Frühling in Cairas ereignet, die Vergantung verschuldeter Liegenschaften, war nur ein Fall unter tausenden. In einem einzigen Dorfe von 3000 Einwohnern gab es letzthin 800 öffentliche Versteigerungen. Heute findet in den drei betroffenen Provinzen überhaupt kein Weingut mehr einen Käufer. Das Besitztum — die unbewegliche Habe trägt nicht einmal mehr die Steuerachse. Besitzende und Besitzlose sind gleich betroffen. Und es hat sich in diesem gottbegnadeten Lande das Unglaubliche ereignen können, daß der Jaurèssche Vorschlag, die Weinanpflanzungen zu verstaatlichen, von den bourgeoisesten unter den bourgeoisen Franzosen ohne Zorn, ja ohne Erstaunen aufgenommen worden ist. Der Grundbesitz in den südlichen Weinlanden ist „ein Kadaver, den es wegzuschaffen gilt, um die Hände frei zu haben für eine neue wirtschaftliche Ordnung," hat der sozialistische Leader gesagt. Mehr als einem südfranzösischen Weinbauern wäre die Sozialisation seines Erbes lieber, als der heutige Zustand.

Die Zeitungen haben ausführlich über die Ereignisse Bericht erstattet, die heute den Süden und den Norden Frankreichs im wirtschaftlichen Kampf einander gegenüber stellen. Was sie nicht gemeldet haben, ist das Maß von kaltblütiger Entschlossenheit, mit dem eine nach Millionen zählende Menge friedlicher Staatsbürger, besitzender wie besitzloser, sich zur Selbsthilfe rüstet. Worin diese Selbsthilfe zu bestehen hat, darüber ist man nur bezüglich eines Punktes einig, nämlich des erbarmungslosen Kampfes gegen die Weinfälschung, jene „Grundsuppe allen Uebels". Die soeben in der Kammer votierte Belastung des Zuckers mit 40 Franken wird den ersehnten Erfolg nicht haben können, da die Herstellung von Treberweinen damit nicht aus der Welt geschafft, eine Hebung des Preises für natürliches Produkt nicht davon erwartet werden darf. Auch darüber, daß alle Versuche, der Ueberproduktion abzuhelfen, nur mit den schwersten Opfern von den Betroffenen selbst unternommen werden können, kann kein Zweifel obwalten. Das wirtschaftliche Rad läßt sich nicht so ohne weiteres um 20 Jahre zurückdrehen — wie auf der andern Seite auch die, von rein ideellen Gesichtspunkten geleitete innere wie äußere Politik eines Landes sich nicht im Handumdrehen in eine Interessen- und Wirtschaftspolitik verwandeln läßt. So stehen wir hier vor einem großen Fragezeichen, oder besser an einem Kreuzwege der wirtschaftlichen Entwicklung. Niemand weiß heute, wohin wir gehen — am wenigsten die nach Millionen zählende Armee der hungernden Winzer. Nur eins steht fest: so fortgehen kann es nicht, denn wir laufen Gefahr, in eine Revolution hineinzutreiben.

Paris. J. T. von Eckardt.

Liberalismus und Sozialpolitik

Der Liberalismus muß sozial sein! Dieser Satz wurde während der Verhandlungen des Delegiertentages am 6. und 7. April wiederholt ausgesprochen und begründet, und nicht nur nach Potthoffs Vortrag, sondern schon am ersten Tage. Dann ist ja auch eine Resolution angenommen worden, mit welcher der Parteivorstand aufgefordert wird, dem nächsten Delegiertentage Leitsätze für eine liberale (und soziale) Beamtenpolitik vorzulegen, und eine zweckmäßig zusammenzusetzende Kommission soll diese Aufgabe vorbereiten.

Das ist gewiß schon sehr beachtenswert, trotzdem aber bin ich eine alte Sorge nicht ganz los geworden: die Sorge nämlich, daß man der Sozialpolitik vielleicht nur eben aus Freundlichkeit ein Plätzchen im liberalen Hause anweist, — so etwa wie eine arme Verwandte freundlich aufnimmt, weil man ein gutes Herz hat und es schließlich auch nicht anders geht —, daß man aber noch nicht so weit ist, ihr stillschweigend und selbstverständlich das Recht der eigenen Kinder im Hause einzuräumen. Vielleicht habe ich mich geirrt, und dann will ich gern den Vorhalt, daß zu ungeduldigem Drängen kein Anlaß mehr sei, einstecken. Einstweilen aber nehme ich mir als liberaler Mann die Freiheit, noch einmal zu unterstreichen: der Liberalismus muß sozial sein, wenn er die Zukunft haben will! Sozial nicht bloß in theoretischer Zustimmung zur Sozialpolitik, sondern er muß selbst praktisch Sozialpolitik machen.

Die Sozialpolitik ist heute nicht mehr die arme Verwandte, sie beansprucht ihr volles Recht, auch im liberalen Hause. Sie ist einer der ragenden und tragenden Gedanken der Zeit. Die großen Massen der Menschen, die am Wachsen des Volkswohlstandes, an all dem gepriesenen Aufschwung, an der wirtschaftlichen Weltstellung unseres Volkes mit geschafft haben, gegen die schlimmsten Störungen ihrer Existenz zu sichern, sie heraufzuheben zur Anteilnahme an den Kulturgütern und an der Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten, ist gewiß längst kein Wohltun, keine Sache des guten Herzens mehr, ja es ist längst nicht mehr bloß recht und billig, sondern es ist eine Staats- und Volks*notwendigkeit*, wenn anders wir im Wettbewerb der Völker unsere Stellung behaupten wollen. Doch was bedarf es hier langer Begründung? „Staatsgefährliche Menschen sind und bleiben immer nur die, die nichts zu hoffen haben", sagte D. Naumann kürzlich im Reichstage mit Recht, und ein liberaler Mann ist es doch auch gewesen, und kein ganz geringer, und ein großer Arbeitgeber dazu, Richard Roesicke in Dessau, der das schöne Wort sprach: *Die Sozialpolitik macht uns nicht arm, die Sozialpolitik macht uns reich!* Wahrlich, dieses Wort hat dem Liberalismus mehr Herzen gewonnen und erhalten, als die Hüter der „reinen Lehre", die wohl selten genug etwas vom Volke anhören, zuzugeben geneigt sein werden. Was wäre das für eine *Volks*partei, die dem Volke in dem, was es als sein wichtigstes Interesse ansieht, nichts zu bieten hätte! Erst muß die Sorge um dieses wichtigste, um die Sicherheit des Weges durchs Leben, einigermaßen gebannt sein, dann kommt auch dort unten die Freude an den hohen Gedanken des Liberalismus und an den gemeinsamen Angelegenheiten.

Der Kaiser und seine hauptsächlichsten Vertreter bekennen sich zur Sozialpolitik, und alle Parteien, die auf eine Zukunft rechnen, müssen sich mit ihr abfinden; alle *starken* Parteien im besonderen sind mit einem guten Teile ihrer Kraft sozialpolitisch tätig. Bei den Sozialdemokraten ist das ja selbstverständlich, aber auch die Konservativen lassen es sich heute nicht mehr absprechen, das Zentrum gilt schon immer mit Recht als sozialpolitisch zuverlässig, und die Nationalliberalen haben seit Jahren, besonders aber in letzter Zeit, einen sozialpolitischen Eifer vorgetragen, der staunen machen könnte, wenn er nicht begreiflich wäre. Es mag dabei ja hier und da noch manch heimlichen Vorbehalt geben, und die wirkende Kraft bei diesem sozialpolitischen Betrieb mag nicht überall freudige Ueberzeugung sein, aber das schadet nichts; so ist es immer, wenn neue Vorstellungen sich festsetzen, durch dieses Stadium muß jede große Sache hindurch.

Wenn man den Freisinnigen vorhält, daß in ihnen starke Unternehmergruppen ihre politische Vertretung sehen, so gilt das doch von den Nationalliberalen erst recht; trotzdem betreiben die Nationalliberalen die Aenderung des § 63 Handelsgesetzbuchs im Sinne der Handlungsgehilfen wie eine eigene Angelegenheit — man denke an den immer wiederkehrenden Antrag Bassermann. Bei den Kaufmannsgerichten war es ähnlich, und jetzt in der Frage der staatlichen Pensionsversicherung für die Privatangestellten konnte Freiherr von Heyl, selbst ein Arbeitgeber, *im Namen seiner Fraktion* (von der auch die zur Besprechung stehende Resolution ausging) am 14. März im Reichstage eine Erklärung abgeben, die an sozialpolitischer Entschiedenheit bisher geradezu unerreicht ist: „Sollten die verbündeten Regierungen uns heute durch den Herrn Staatssekretär die Erklärung abgeben lassen, daß sie etwa nicht geneigt seien, auf unsere Wünsche einzugehen, so habe ich namens meiner Fraktion anzukündigen, daß wir auch für diesen Fall nicht nachlassen werden, die Wünsche der Privatbeamten in der angedeuteten Richtung weiter zu verfolgen."

So etwas wirkt natürlich draußen im Lande! Wenn dagegen von der freisinnigen Vereinigung der Abgeordnete Dove im Reichstage (Sitzung vom 7. März 1906) die Gehaltsansprüche der Handlungsgehilfen bei unverschuldeter Krankheit (§ 63 H.G.B.) zwar witzig, aber nicht sehr freundlich als „Abwesenheitsgelder"

bezeichnet, so wirkt das zwar auch, aber — anders! Wenn Herr Dove als Vertreter der Berliner Handelskammer sich gegen Handlungsgehilfenforderungen ausspricht, so kann er vielleicht nicht anders; aber für eine Partei, zu der die sozialpolitisch interessierten Kreise des Volkes Vertrauen haben sollen, sollte er zu einer sozialpolitischen Sache im Reichstage lieber nicht sprechen. Mit solchen Anschauungen gewinnt die Partei sicherlich keinen breiteren Raum im Volke, weder links vom Zentrum noch sonstwo, und der Liberalismus bleibt dann eine Armee, die viele ausgezeichnete Offiziere, aber zu wenig Soldaten hat.

Man braucht die praktischen und taktischen Gründe für eine entschiedene Sozialpolitik hier nicht zu übersehen, wenn sie auch nicht an entscheidender Stelle gelten sollen. Eine politische Partei muß Macht anstreben. Macht ist im Zeitalter des allgemeinen Wahlrechts nicht möglich ohne Masse. Also muß Masse gewonnen werden. Vorläufig freilich ist die eigentliche, die große, breite Masse vergeben, sie ist auch mißtrauisch; noch auf lange hinaus ist auf die Gefolgschaft der breitesten Schichten nicht zu rechnen. Aber die Mittelschicht der geistigen Lohnarbeiter, die Beamtenschaft, im besonderen die Privatangestellten mit etwa 1½ Million Bürgern und 3 bis 4 Millionen Angehörigen, diese beständig an Zahl und Bedeutung zunehmende Schicht, die gehört doch nach Herkunft, Bildung, Tätigkeit, Gesinnung zum allgemeinen Bestande des Liberalismus; vielfach nicht politisch organisiert, nicht politisch tätig, daher oft nicht bewußt liberal in dem Sinne eines ausdrücklichen politischen Bekenntnisses, atmet sie doch in der geistigen Atmosphäre des Liberalismus, zurückgehalten oder zurückhaltend nur deshalb, weil der Liberalismus sich ihr zu wenig näherte, zu wenig sich dessen annahm, was sie leidet und was sie hofft. Und dieses zunächst sollte der Liberalismus mit aller Entschiedenheit nachholen! Nicht weil es praktisch ihm Nutzen verspricht und jenen Hilfe, sondern einfach deshalb, weil das eben liberal ist, weil es liberal ist im besten Sinne, denen die Hand zu reichen, die in diesem Ringen um mehr Anteil an den Kulturgütern vorwärts und aufwärts streben.

Bei solchem Appell an die Partei darf der Name Dr. Potthoffs nicht vergessen werden. Das soll auch nicht geschehen, es soll vielmehr auf die Arbeit dieses Sozialpolitikers ausdrücklich und anerkennend hingewiesen werden. Aber Dr. Potthoff ist noch nicht die Partei.

Nun, es ist auf dem letzten Delegiertentage von der Partei ein Anfang gemacht worden, und auch die Fraktion hat im Verein mit den anderen liberalen Gruppen im Reichstage eine Reihe beachtenswerter Anträge sozialpolitischen Inhalts eingebracht; sie ist damit anderen Parteien an die Seite getreten, das sei alles getreulich und dankbar registriert. Aber nun, bitte, auch festhalten und nicht bloß Beteiligung an dem „Wettlauf der Parteien"! Dann wird sicherlich in Erfüllung gehen, was unserem Freunde Tischendörfer vorschwebte, als er im Architektenhause ausrief, es würden die sozialpolitischen Beschlüsse des zweiten Delegiertentages geradezu eine neue Aera für den Liberalismus heraufführen.

Möchten alle zurückstehen, die da glauben, ihre Ansichten nicht mehr ändern zu können! Der soziale Gedanke wird sich durchsetzen trotz aller Bedenken. Man spricht so viel vom Verfall unseres Parteiwesens, von einer notwendigen Erneuerung: der soziale Gedanke ist der Probierstein, mit dem das Volk begonnen hat die bestehenden Parteien auf ihre Zukunftsberechtigung zu prüfen.

Die Welt wird immer demokratischer. Ich kann mir die Zukunft unseres Volkes und aller Völker nicht anders denken, denn als liberale Zukunft, aber den Liberalismus nicht anders denn als sozialen Liberalismus.

Leipzig. Josef Reif.

Reise in Kamerun

IV.

Mundame, d. 11. Januar 1907.

Hier sind wir nach dreitägigem Marsch zum ersten Male wieder auf eine größere Lichtung im Walde gekommen. Mundame liegt nahe der Stelle, wo der Mungo, dessen Seitenarm wir bei Bomano verließen, um den Landweg anzutreten, durch seine ersten Stromschnellen schon für die Schiffahrt brauchbar zu sein aufhört. Während der Regenzeit können Barkassenschleppzüge bis hierher, etwa 70 Kilometer Flußweg von Duala, gelangen; jetzt zur Trockenzeit ist der Verkehr auf dem Wasser auch auf dieser unteren Strecke wegen der vielen Sandbänke, die das Flußbett durchsetzen, nur in Kanus möglich. Der Wald auf dem linken Ufer des Flusses ist in größerer Ausdehnung niedergeschlagen, und hier liegt die mit einem weißen Unteroffizier besetzte Polizeistation sowie eine größere Faktorei der Handelsgesellschaft „Nordwest-Kamerun". Oberhalb wie unterhalb und ringsum um diese kleine Niederlassungsgruppe ist alles von hohem Urwald bedeckt. Die Gegend ist bergig, und der rasche Fluß zwischen den bewaldeten, abwechselungsreichen Höhen bietet ein schönes Landschaftsbild dar. Das Laub des Urwaldes ist um diese Jahreszeit noch verschiedenfarbig; zwischen den dunkelgrünen Blättermassen, die in der Hauptsache die Vegetationsmauer auf beiden Seiten des Wassers bilden, heben sich zahlreiche rötliche Flecke ab, die durch das junge Laub eines bestimmten Baumes, dessen Name hier niemand nennen kann, gebildet werden. Was solch ein Waldsaum in den Tropen von dem heimischen Bilde unterscheidet, ist vor allen Dingen die ungeheure Höhe der Bäume. Ein kräftiger siebzigjähriger Buchenwald würde sich davon ausnehmen wie zu Hause ein Unterholzstreifen vor einem normalen Hochwald.

Vorgestern beim Abmarsch von Nake kündigte uns der ältere Headman von Dr. Colins Trägern schon an, jetzt kämen wir in den „Big Bush". So war es denn auch. Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe umfing uns ein Urwald, der an Höhe und Dichte mit dem Kribibusch an der Südwestküste wetteifern konnte. Den Karawanenweg bildete ein 6 Meter breiter, schnurgerade über Berg und Tal geführter Durchhau, der aber schlecht gereinigt war. Meterhohes Gras, durch das sich der schmale Trägerfußpfad in beständigem Zickzack schlängelte, bedeckte den Boden der Schneise, der von rechtswegen durch die Dorfschaften reingehalten werden soll. Das Gras war in der Morgenfrühe vom Tau so naß, daß Dr. Colin, der an der Spitze der Karawane marschierte, in einer Viertelstunde aussah, wie aus dem Wasser gezogen. Die Marschordnung der Karawane ist, wenn mehrere Weiße dabei sind, immer die, daß ein Europäer mit seiner persönlichen Bedienung und einem Soldaten an der Spitze marschiert; dann kommt die Masse der Träger, und den Beschluß macht wieder ein Weißer mit mindestens einem eingeborenen Soldaten, dessen Aufgabe es ist, die Nachzügler, die aus natürlichen Bedürfnissen oder um ihre Last zurecht zu rücken, fortwährend seitwärts vom Pfade austreten oder zurückbleiben, wieder anzutreiben. Unmittelbar zu beiden Seiten des Pfades ist das Unterholz des Waldes so dicht, daß überhaupt kein Einblick möglich ist; man bewegt sich wie zwischen zwei undurchdringlichen Mauern. Wenn man einmal mit dem Buschmesser nach seitwärts ein Loch hat hauen lassen, so sieht man, daß weiter im Innern das Unterholz nicht mehr ganz so dicht ist, wie unmittelbar an den Seiten des Weges, wo der freie Zutritt von Licht und Luft es mit verdoppelter Kraft hat aufschießen lassen. Immerhin ist über wenige Schritte hinaus auch im Innern des Waldes keine Sicht vorhanden. Während unseres Marsches trafen wir fortgesetzt auf die Arbeiten der Tracierungskolonne für den Bau der Manenguba-Eisenbahn. An mehreren Stellen standen seitwärts auf kleinen Lichtungen im tiefen Waldesschatten Zelte der weißen Ingenieure und Vorarbeiter. Es ist ein unglaublich mühseliges Geschäft, solch eine Eisenbahntrace im Urwalde aufzusuchen. Durchblick und Ueberblick gibt es nicht; man müßte sich denn im Luftballon hoch über die Wipfel des Waldes erheben. Diese Methode für die Tracierung mit Fesselballons wäre in den tropischen Waldgebieten vielleicht nicht so übel, aber einstweilen wird sie wegen der damit verbundenen anderweitigen Schwierigkeiten noch nicht zur Anwendung gebracht. Für die Manenguba-Eisenbahn, die als vorläufigen Zielpunkt den 170 Kilometer von Duala entfernten Sattel zwischen dem eigentlichen Manenguba-Gebirge und dem südöstlich daranstoßenden Nlonako-Berg hat, liegt gleichfalls die hauptsächlichste Schwierigkeit bei der Tracierung darin, daß sie ganz überwiegend durch zusammenhängenden dichten Urwald gelegt werden muß. Man hat für sie zweckmäßigerweise von vornherein die Wasserscheide zwischen den Flüssen Mungo und Wuri in Aussicht genommen, weil man auf diese Weise voraussichtlich ohne die massenhaften Brückenbauten und fortwährenden Schleifen im auf- und niedersteigenden Gefälle für die Passierung der Wasserläufe auskommt. Die Bäche und Flüsse, die auf dem wasserscheidenden Rücken entspringen und nach beiden Seiten hinablaufen, haben schon wenige Kilometer von ihrem Ursprunge so tiefe und steilwandige Schluchten in den bröckeligen Lateritboden eingerissen, daß ihre Ueberschreitung mit einer Eisenbahnlinie die größten Schwierigkeiten machen würde. Die Anweisung für die tracierenden Ingenieure, sich auf der Wasserscheide zu halten, ist aber leichter gegeben, als ausgeführt. Die Unsichtigkeit im Urwalde verursacht es nur zu häufig, daß man nach tagelanger Durchhauarbeit, bei der man glaubt, auf der Höhe geblieben zu sein, doch seitwärts abgekommen ist und plötzlich vor einer 50 Meter tiefen und 300 Meter breiten Ravine steht. Dann gilt es also zurück, um sich von neuem in langsamem Tasten auf dem Grunde des Waldes von neuem weiter vorzufühlen. Wenn man solch einen tropischen Eisenbahnbau, namentlich in seinen Anfangsstadien, mit beobachtet hat, dann begreift man das langsame Vorwärtskommen. Für die 170 Kilometer der Manenguba-Eisenbahn sind vertraglich vier Jahre Bauzeit vorgesehen. Die Gesellschaft hofft allerdings, die Strecke in drei Jahren zu bewältigen. Man muß aber bedenken, daß während der Regenzeit, also während mehr als der Hälfte des Jahres, alle Erdarbeiten ruhen müssen, weil die un-

ausgesetzten Güsse jede Anschüttung doch wieder fortspülen würden, ehe sie sich setzen und befestigt werden kann. Während dieser Zeit können nur Vorarbeiten für die Weiterführung gemacht werden. Namentlich ist es wichtig, festzustellen, welch eine Breite und Wasserführung die in der Trockenzeit meist recht harmlos erscheinenden, für die Ueberbrückung nicht vermeidbaren Flüsse aufweisen. Ist das Arbeiten in der Tiefe der ewig feuchten, von Wasserdampf bis zum Uebermaß gesättigten Urwaldatmosphäre schon während der Trockenzeit für den Weißen nicht leicht, so wird es während der Regenperiode noch viel schwieriger. Der Ingenieur wie der Offizier und der Reisende muß, wo es gilt, unbedenklich bis an die Hüften, ja bis an die Brust in den Sumpf oder ins reißende Wasser. Dazu strömt es vom Morgen bis zum Abend wie mit Eimern vom Himmel. Erst nachmittags im Zelt oder bei einem schwelenden Feuer können die Sachen getrocknet, kann reines Zeug angelegt werden. Die fortwährende Reizung der Haut durch die Nässe und die Durchtränkung der Kleidung mit flüssigem Modder, dazu die unglaubliche Transpiration und die Insektenplage, führen unter solchen Umständen bei den meisten Europäern zum „Roten Hund" oder zum „Crocro", worunter man eine tiefgehende Zerfressung der Oberhaut durch ein ursprünglich trockenes Ekzem versteht, das aber bald, wenn es nicht dauernd gereinigt werden kann, zu nässen anfängt und tiefe Schrunden, offene Stellen und schließlich eiternde Wundflächen hervorruft. Das Crocro hinterläßt, wenn es geheilt ist, auf der Haut des Weißen eine tiefdunkle Verfärbung, so daß die Unterschenkel der alten Kameruner oft mehr aussehen, als ob sie mit Negerhaut bekleidet wären, als mit ursprünglich weißer.

Von Kaké bis zu dem großen Dorf Majoka, dem ersten, das man auf dieser Strecke am Karawanenwege trifft, haben die Eisenbahningenieure die Entfernung auf 32 Kilometer festgestellt. Unsere Karawane brauchte hierfür genau sechs Marschstunden; unter Einrechnung der Ruhepausen waren wir von 6 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags unterwegs. Es war ein recht hartes Stück. Bis gegen 10 Uhr ist die Temperatur erträglich; dann aber fängt die drückende feuchte Schwüle zwischen den riesenhaften Baummassen und dem undurchdringlichen Unterholz an, wie ein Dampfbad zu wirken. Der ganze Körper transpiriert; alles Unterzeug klebt am Leibe und von Stirne, Backen, Brust und Unterarm rinnt der Schweiß nicht mehr in Tropfen, sondern in ganzen Bächen. Zum Glück ging es einigermaßen eben fort, ohne viele Bachschluchten mit ihren steilen Auf- und Abstiegen. Das Terrain hebt sich langsam, aber ununterbrochen nach Norden in der Richtung des Marsches; Dörfer oder sonst menschliche Wohnungen gibt es auf der ganzen Strecke am Wege entlang gar keine, doch sollen seitwärts, im Urwalde versteckt, Pflanzungen und auch einige kleine Niederlassungen der Eingeborenen liegen. Jedesmal wenn das Geräusch der arbeitenden Aexte und Hackmesser der in verschiedenen Sektionen geteilten Kolonne der Eisenbahnarbeiter durch den Wald tönte und danach die lange Reihe schwarzer Gestalten mit einem weißen Aufseher dabei sichtbar wurde, regte sich ein wahres Hochgefühl bei uns, daß diejenigen, die über Jahr und Tag nach uns dieses Weges ziehen würden, vom Dampf gezogen in Minuten spielend überwinden würden, wozu wir, schweißgebadet daherwandernd, Stunden brauchten. Immer nach einer bis anderthalb Stunden wurde eine kurze Rast eingeschoben. Dann lagerte sich die lange Reihe der schwarzen Träger am Pfade entlang; wir Weiße fanden uns zusammen; kalter Tee aus den Feldflaschen, kaltes Huhn von Kaké, Brot und Pickles, die noch von Duala mitgenommen waren, stellten als rascher Imbiß die etwas erschöpften Kräfte wieder her. Endlich, kurz vor 2 Uhr, als wir schon recht müde nach dem Quartier ausschauten, kamen uns abermals zwei Weiße vom Bahnbau entgegen und gaben uns Bescheid, daß wir kurz vor Majoka seien.

Majoka ist ein schönes und reiches Dorf. Verpflegung für die Leute war gut und im Ueberfluß vorhanden, obgleich schon mehrere Hundert Eisenbahnarbeiter dort lagerten. Hier scheint mit Geld gar nichts mehr anzufangen zu sein. Schon in Kaké wollten die Leute lieber Tabak als Marktstücke für ihre Planten und Hühner haben, und nun, einen Tagemarsch weiter, erst recht. In Majoka lagen sieben Herren vom Bahnbau, dazu wir drei Europäer, und nachmittags kam noch ein ganz wachsbleich und krank aussehender Arbeiterwerber aus dem Innern an. Das machte zusammen elf Weiße — mehr, als vielleicht je auf jenem Fleck im Urwalde bisher auf einmal zusammen gewesen waren. Der Bahnbau bringt Leben in den Busch. Bis hinter Majoka liegt die Trace bereits fest; bis zum Manenguba-Gebirge sind die Vorarbeiten in lebhaftem Gange, und jenseits des Manenguba wird schon auf Bamum hin, abermals 200 Kilometer weiter, eine vorläufige Aufklärung unternommen.

Gleich nach unserer Ankunft in Majoka wurden wir zu den Ingenieuren, die schon tags zuvor angekommen waren, auf ein Glas kaltes Fruchtwasser, Bier und Kaffee geladen. Abends waren die Herren bei uns zu einer Flasche Rotwein. Bis 11 Uhr nachts saßen wir vor unserem Zelt unter der dichten, weit ausladenden Krone eines großen Mangobaumes auf der Dorfstraße. Auch hier im Waldlande von Kamerun sind die Häuser der Dörfer in zwei parallelen Reihen, mit einer breiten Straße dazwischen, auf der in Abständen Mangobäume gepflanzt sind, gebaut. Zwischen und hinter den Hütten dehnen sich wie ein niedriger Wald die breitblätterigen Bananenpflanzungen (Planten) aus. Ungern trennte man sich schließlich, um sein Lager im schwülen Zelt aufzusuchen — wer weiß, wann wir wieder soviel weiße Gesellschaft auf unserem Marsch ins Innere treffen. Da, kurz nach Mitternacht, erhebt sich plötzlich vor dem Zelt ein großer Lärm, man hört viele Negerfüße laufen, Polkes wetternde Stimme tönt durch die Nacht: Raus, raus aus dem Zelt, wir sind von Ameisen überfallen! Da ich noch nichts spürte, so wollte ich anfangs nicht recht an den Ernst der Situation glauben und steckte erst zweifelnd den Kopf unter dem Moskitonetz hervor, aber da sah ich im Scheine der hinten im Zelt brennenden Laterne auch schon die Scharen des Feindes anrücken. Also schnell in Strümpfe und Schuhe gefahren und hinaus. Wie schwarze wimmelnde Straßenzüge kamen die Ameisen aus der Bananenpflanzung seitwärts der Dorfstraße in getrennten Kolonnen hervor, stürzten sich auf unsere Kisten, die unter dem Ueberdach der Zelte verstaut waren, drangen in die Zelte selbst, überfielen die seitwärts in langen überdachten Schuppen nächtigenden Träger und brachten in wenigen Minuten das ganze Lager in wilde Aufregung. Weiß und Schwarz lief schimpfend und schreiend durcheinander; jedesmal wenn noch ein beißendes Untier sich zwischen Strumpf und Schlafhose eingeschlichen hatte und seine scharfen Kneifzangen in die Haut grub, sprang der Ueberfallene vor Schmerz in die Höhe und versuchte, den Feind mit festem Zupacken durch den Stoff hindurch totzudrücken. Die unbekleideten Schwarzen taten überhaupt nichts, als fortgesetzt von einem Bein aufs andere hüpfen und sich die Schenkel reiben, um die Plagegeister abzustreifen. Schließlich gingen wir den Ameisen mit großen, aus trockenen Bananenblättern hergestellten Feuerbränden zu Leibe, und mit vieler Mühe gelang es, die marschierenden Züge auf diese Weise teils zu zerstreuen, teils in ihrer Richtung von unserem Zeltlager abzulenken. Aber auch nach erfochtenem Siege war nicht daran zu denken, im Zelt weiter zu schlafen, dazu hatten sich zu viele von den freundlichen Tierchen an verborgenen Stellen, wo man sie nicht sofort absuchen konnte, eingenistet. Wir mußten also ausziehen, die Moskitonetze sorgfältig durchsuchen und uns dann in eine offene Hütte, die seitwärts vom Zuge der Ameisen lag, umquartieren. Von Zeit zu Zeit hörte man dann noch, wie jemand fluchend in die Höhe fuhr, wenn ihn doch noch eine Ameise, die der Durchsuchung entgangen war, ins Bein biß, um dann schleunigst der tödlichen Rache anheimzufallen. Allmählich verstummten die Nachtlänge des Kampfes, und es gab noch ein kurzes Restchen Schlaf bis zum Morgengrauen. Um fünf Uhr wird geweckt, um halb sechs ist der Kaffee fertig. Fünf Minuten vor 6 Uhr muß alles marschfertig sein: die Zelte zusammengepackt und jeder Träger bei der ihm zugewiesenen Last, des Pfeifens zum Aufbruch gewärtig.

Von Majoka bis hierher waren es dreieinhalb Stunden Marsch, und zwei halbe Raststunden. Dicht hinter Majoka fließt ein kleiner Bach mit einem Miniaturwasserfall. In diesem Wasserfall ist eine rundliche Ausbuchtung, wie ein Sessel; da setzt man sich hinein und läßt sich von dem kristallklaren Wasser kräftig überströmen: der schönste Badeplatz, den ich bisher im Urwalde gefunden habe. Die Erfrischung des täglichen Bades in solch einem strömenden Wasser trägt viel dazu bei, den Marsch zu erleichtern. Das Bad ist bei der Transpiration, die das ganze Oberhautgewebe förmlich durchweicht, eine absolute Notwendigkeit; nur öftere Abkühlung, peinliche Sauberkeit und fortgesetzter Wäschewechsel können den unangenehmen Hauterkrankungen vorbeugen.

Der Majokabach floß über hellgelben festen Sandstein: eine Ueberraschung im Laterit. Dann kam aber gleich eine noch viel größere Ueberraschung: der rotgelbe Lateritboden verschwand mit einem Male gänzlich und machte einer dichten braunen tonigen Erde Platz. Bald darauf kreuzte der Weg eine tiefe Bachschlucht, wo die Genesis dieses Bodens sich aufklärte: ein fester schwarzer Basalt lag darunter, und die tiefe tonige Erde ist offenbar sein Zersetzungs- und Verwitterungsprodukt. Wir haben also bereits hier, noch vier oder fünf Tagereisen diesseits des vulkanischen Manenguba-Gebirges, das Verbreitungsgebiet der von jenem Ursprungsherd ausgehenden mächtigen Basalt- und Lavadecke erreicht. Die Dicke der Verwitterungsschicht auf dem Basalt ist ganz kolossal; gleich an dem ersten Bacheinschnitt betrug sie, nach dem Aufschluß zu urteilen, zehn bis zwölf Meter. Von Majoka aus marschierten wir dann etwa zwei Stunden durch sogenanntes Farmgebiet, d. h. durch Pflanzungen der Eingeborenen, die auf „geklärtem" Urwaldland angelegt sind. Hier und da waren diese Farmen augenscheinlich auch schon wieder verlassen und verwildert. Die Dörfer, zu denen sie gehören, liegen nicht am Wege, sondern weit abseits; man bemerkt nur, wie die Fußsteige rechts und links vom Karawanenpfade abbiegen. Die

enorme, geradezu fabelhafte Größe der Planten- und Makaboblätter ließ auf die Fruchtbarkeit dieses vulkanischen Zersetzungsbodens schließen. Eine Stunde vor Mundame begann dann wieder hoher Urwald, durch den man marschiert, bis mit einem Male der sehr schlecht gebahnte, lange und steile Abstieg über umgestürzte Bäume, massenhaftes Wurzelwerk, schlüpfrigem Quellboden und sonstige Hindernisse zum Mungo hinab beginnt. Ein großes Kanu, das sogar Pferde aufnehmen kann, setzt die Reisenden auf das gegenüberliegende Ufer zur Station über. Hier wollen wir unsere Vorräte noch etwas ergänzen, namentlich einen reichlicheren Vorrat an dem hauptsächlichsten Tauschmittel, Tabak, einkaufen. Für heute Abend haben die Herren von der G. N. K. („Gesellschaft Nordwest-Kamerun") in der Faktorei uns zum Essen geladen. Das wird also jedenfalls auf längere Zeit der letzte Abschnitt von Kultur und weißer Gesellschaft an gedeckten Tischen werden.

Paul Rohrbach.

Unsere Bewegung

„Die Hilfe" im Bade. In vielen Bädern, Sanatorien, Erholungsheimen usw. liegt das Zeitschriftenwesen sehr im Argen. Die Auswahl der abonnierten Zeitungen ist meist mehr als dürftig, und die Ordnung unter ihnen unbeschreiblich. Es hat deshalb gar keinen Zweck, diesen Pensionen unsere Zeitschrift zuzustellen. Und doch gibt es kaum ein für guten Lesestoff dankbareres Publikum, als die Sommergäste dieser Erholungsstätten. In den Stunden der Muße, der langen Weile, findet jedes empfehlende Wort Widerhall. Unsere Freunde sollten deshalb die Gelegenheit ausnützen, von jeder Nummer der „Hilfe" einige Exemplare unter den Sommerfrischlern zu verteilen. Das werden viele dankbar empfinden. Bestellungen, denen die Ferienadresse und die Dauer des Sommeraufenthalts beigefügt werden muß, werden von uns schnell und kostenlos besorgt.

Verlag der „Hilfe".

Vereinsberichte. An die dem Verlage bekannten Adressen von Vorständen liberaler Ortsvereine wurden vor einigen Tagen Berichtformulare versandt. Sollten von den neugegründeten Vereinen einige nicht bedacht sein, so bitten wir, dem Verlage die Adresse der Schriftführer oder Vorsitzenden recht bald anzugeben.

Leipzig. Der Liberale Verein hat seit den Reichstagswahlen einen sehr starken Zuwachs an Mitgliedern zu verzeichnen. In der letzten Mitgliederversammlung sprach Herr Kaufmann Josef Reif-Leipzig über „die Versicherung der Privatangestellten auf staatlicher Grundlage". Um das politische Leben auch während des Sommers wach zu erhalten, wurde am 11. Juni im Zentraltheater eine öffentliche Versammlung abgehalten, mit der Tagesordnung: „Börsenreform und Schiffahrtsabgaben." Als Referent war Herr Dr. Rudolf Breitscheid-Berlin gewonnen worden. Zunächst ging der Redner eingehend auf die gegenwärtige politische Lage ein und auf die sich daraus für den Liberalismus ergebenden Aussichten. Bei der Frage der Börsenreform erörterte er besonders ausführlich das Wesen und die Bedeutung des Terminhandels. Die Behandlung der Schiffahrtsabgaben, die Sachsen so außerordentlich nahe berühren, erweckten das Interesse der Versammlung ganz vornehmlich. Die Versammlung stimmte dem Referenten zu und dankte für seine ebenso lehrreichen als fesselnden Ausführungen durch reichen Beifall.

Berlin. Der Sozialliberale Verein (Ortsgruppe Berlin des Wahlvereins der Liberalen) hielt am 19. d. Mts. in der Viktoria-Brauerei, Lützowstr. 111/112, seine letzte Versammlung vor den Ferien ab, die in Anbetracht der vorgeschrittenen Jahreszeit ausgezeichnet besucht war. In einem längeren Referate über „Die kommunale Organisation von Groß-Berlin" legte Stadtverordneter Dr. Voßberg, Schöneberg, zunächst dar, welche unerträglichen Mißstände sich auf den Gebieten der Schulpolitik, Wohlfahrtspflege, Wohnungs-, Verkehrs- und Finanzpolitik aus der kommunalpolitischen Zersplitterung Groß-Berlins ergeben, und erörterte im Anschluß daran die Wege, auf denen man durch umfassende Organisation des jetzigen Chaos zu besseren Zuständen gelangen könne; die Schaffung eines oder mehrerer Zweckverbände hält Dr. Voßberg nur für einen Notbehelf von vorübergehendem Werte, während er in einer umfassenden Eingemeindung sowohl wie in der Bildung einer „Provinz Berlin" mit ausgedehnten Selbstverwaltungsrechten geeignete Mittel zur Besserung erblickt. Ueber „Die Notwendigkeit einer Wertzuwachssteuer für Berlin und seine Vororte" sprach sodann Dr. Breitscheid. Er empfahl die Wertzuwachssteuer wesentlich aus finanzpolitischen Erwägungen heraus, da sie geeignet sei, die wachsenden Ausgaben der modernen Städte wenigstens teilweise zu decken, da sie eine äußerst gerechte Steuer sei, wenn der verdiente Wertzuwachs steuerfrei bleibe und nur der unverdiente, durch die Bevölkerungszunahme und die kommunale Entwickelung geschaffene Teil des Wertzuwachses getroffen werde. Die Befürchtungen, daß die Mieter die Steuer zu tragen hätten, oder daß die Spekulation und das Baugewerbe infolge einer solchen Maßnahme ihre Tätigkeit einschränken würden, hält Dr. Breitscheid für völlig unbegründet. In der Diskussion sprachen die Herren Reinhold, Kötzschke, Dr. Czelitzer und Tischendörfer, die in Uebereinstimmung mit den Referenten dem Wunsche Ausdruck gaben, auch von unserer Seite möge bei den zukünftigen Stadtverordnetenwahlen in Berlin und seinen Vororten recht rege gearbeitet werden. — Seine regelmäßigen Diskussionsabende hat der Verein gleichfalls bis in die Mitte dieses Monats fortgesetzt; an den letzten drei Abenden referierten Herr Dr. Voßberg über unseren Delegiertentag, Herr Hugo Leimer über Organisation und Agitation, Herr Dr. Breitscheid über den Verbandstag der deutschen Gewerkvereine. Im September gedenkt der Verein die politische Arbeit mit frischen Kräften wieder aufzunehmen. Alle Meldungen zum Beitritt und Mitarbeit sind an Herrn Felix Paul, Belle-Allianceстr. 107, zu richten.

Hamburg. Liberaler Verein. Das erfreuliche Wachstum der Mitgliederziffern der liberalen Vereine zwingt zur intensivsten Vereinsarbeit, wenn sich der Strom nicht binnen kurzem wieder verlaufen soll. Viele, die Mitglieder geworden sind, müssen erst zur liberalen Weltanschauung erzogen werden. Das hat den Hamburger Liberalen Verein veranlaßt, sich der Versammlungs- und Vortragsarbeit mit verdoppeltem Eifer zu widmen. Der Monatsbericht für Mai ergibt folgende Versammlungen: 3. Mai: Vereinsversammlung. Referent Haupt und die Delegierten: „Der Parteitag". — 6. Mai: Versammlung in St. Georg. Dr. Hinrichsen: „Majestätsbeleidigung." — 7. Mai: Jugendgruppe, Statutenberatung. — 10. Mai: In Winterhude: Dr. Braband: „Die Liberalen." — 13. Mai: In Rothenburgsort: Nach den Reichstags- und Bürgerschaftswahlen. R. Pusch: Zuwachssteuer. — 14. Mai: In Eppendorf: Haupt: „Was sollen wir tun für das Kleingewerbe?" — 16. Mai: In Borgfelde: Lehrer H. Junge: „Die vereinigten Liberalen in der Bürgerschaft." — 23. Mai: In Uhlenhorst: Oberlehrer E Berg: „Was ist Vaterlandsliebe?" — 27. Mai: In Neustadt: Dr. Petersen: „Die Bestrebungen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie." — 28. Mai: In Hammerbrook: Haupt: „Die sozialen Bestrebungen der Privatangestellten." — In der Versammlung der Neustadt kam es zu einem scharfen Redekampfe zwischen den Rednern des Verbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, Lehrer Karsten, Brand und Heins, Harburg, sowie Rat Dr. Naumann und unseren Rednern Dr. Petersen, Haupt, Dr. Braband und Dr. Daus, der nun, von den „Hamburger Nachrichten" aufgerollt, sich in der Presse fortsetzt. — Die Adresse des Sekretariats ist: H. Haupt, Rentzelstraße 17.

Demmin. Am 16. d. Mts. fand hier eine sehr gut besuchte Versammlung des liberalen Vereins des Kreises Demmin statt. Herr Dr. Wendorff-Toitz sprach über die politische Lage und die Tätigkeit des neuen Reichstages. In der folgenden Besprechung wurde eingehend auf die Gefahr hingewiesen, die den Arbeitern durch die gelben Gewerkschaften droht. Eine Sammlung für das Grabmonument des verstorbenen Arbeiters Karl Fischer in Halle ergab einen hübschen Betrag. Auf Anregungen aus unserem Verein wird in den nächsten Tagen in einer Nachbarstadt ein neuer liberaler Verein gegründet werden.

Essen. Liberaler Verein für Essen und Umgebung. Vors. Oberlehrer Vogeler, Kurfürstenstr. 49, II. L.: Hotel Union. A.: Jeder erste Dienstag im Monat. Am 9. April berichteten unsere Delegierten über den Berliner Parteitag. Im Anschluß daran hielt ein Vereinsmitglied einen interessanten Vortrag über „Ein Besuch auf dem Friedhof der Märzgefallenen." Im Mai sprach Herr v. Gerlach in gutbesuchter öffentlicher Versammlung über die „Konservativ-liberale Paarung". Es schloß sich eine lebhafte Debatte an, an der sich Angehörige verschiedener Parteien beteiligten. In unserer Juni-Versammlung sprach Frau Landgerichtsrat Markus-Essen über das „Frauenstimmrecht". Das Ergebnis des Vortrages und der Diskussion war die einstimmige Annahme einer Resolution, die sich sehr warm für das Frauenstimmrecht erklärt.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Altenburg S.-A., E. S. VII, 5.—; Auerbach i. V., Nat.-Soz. Verein VI, 5.—; Ganderkesee, A. H. V, 5.—; Groß-Umstadt, A. J. II, 5.—; Solln b. München, E. D. VI, 5.—; Straßburg i. E., L. J. V, 5.—; Stuttgart, M. C. V, 5.—; Unter-Regenbach, H. M. VI, 5.—; Wiesental, C. VI, 5.—; Weimar, R. B. V, 5.—; Wolfenbüttel, H. W. IV, 5.—;

Außerordentliche Beiträge: München, J. W. 5.—; Münster, Wfl., W. H. 1.75.

Zusammen M.	61.75
Dazu lt. Ausweis in Nr. 25	1274.10
M.	1335.85

über die wir herzlichst dankend quittieren.

Die Geschäftsleitung.

(Soziale Bewegung im zweiten Teile)

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang Nr. 26. Berlin, 30. Juni 1907

Selbsterkenntnis

Gott gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen.
Goethe.

Man lernt sich kennen, wenn man lebendige Zerrbilder eigenen Wesens sieht. Es waren tolle Streiche, die sich Goethe und der Herzog in den Thüringer Wäldern erlaubten. Mancher Waldwinkel birgt für den älteren Goethe unangenehme Erinnerungen; er konnte sie nicht mehr in voller Schönheit sehen. Doch blieb er Herr seiner selbst. Als die andern kamen, wie Lenz und Klinger, und Tag für Tag nur Albernes um des Albernen willen taten, erschrak er und merkte, wohin die Wege führen konnten. So griff er fest in die Zügel und wurde Fürst und Land ein Berater, der Schlimmeres verhütete.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß man im tätigen Leben oft die Wege nicht übersieht und ihr Ende nicht merkt. Plötzlich kommt jemand, nennt sich nach uns, begeistert sich für die eigenen Gedanken und biegt sie doch so vollkommen um, daß man über die Möglichkeit eines solchen Abbilds erstaunt. Das ist ja eine ganz andere Welt; gewiß sie ist uns fremd, aber doch nur die Frazze der eigenen. Je mehr man Menschen kennen lernt, welche die Sehnsucht nach neuen Zielen teilen, desto stärkerer Mut gehört dazu, sich durch eine Reihe von verzerrenden Gestalten nicht irre machen zu lassen. Ein schon im eigenen Empfinden erlebter aber überwundener Gedanke gewinnt mit einem mal neben uns leibhaftige Größe. Eine Gefahr, die wir ahnten, steht handgreiflich vor uns. Ein dritter nimmt uns keck Hammer und Meißel aus der Hand und haut den Block nach seiner Manier weiter zurecht, und wir hatten uns doch das geschaute Bild so anders gedacht. Das sind schlimme Stunden. Es wachsen große Versuchungen; denn jedes Zerrbild ist leichter zu machen und fordert weniger Geduld, als ein eigenes ehrliches Wort. Von da aus verstehen wir, warum es eine Spielerei ist, überall die Gedanken in die äußersten Folgerungen zu spinnen. Man ist ja nicht verantwortlich für ihre Last. Wer aber wirklich arbeitet, an sich und an der Welt, dem geht alles nicht so leicht von der Hand. Viele Ecken sind abzuschleifen; die Wahrheit offenbart sich erst in der Mannigfaltigkeit.

Ein wirkliches Stück Nächstenliebe besteht darin, dem andern unbewußt zum Spiegel zu werden. Wir kennen uns nur, wenn wir andere kennen. Das Licht erscheint in seiner Kraft erst dort, wo es sich bricht. Darum ist Menschenkenntnis die oberste Wissenschaft. Denn eins geht dabei zu Grund: persönliche Eitelkeit. Kein Zerrbild wäre möglich, wenn nicht doch Züge an uns vorhanden sind, welche ihm gleichen. Der eigene Aufstieg beginnt darum erst, wenn wir andere nicht verachten, sondern ihnen danken. Sie halfen uns. Und schließlich ist es nur ein Zeugnis von Kleinheit, wenn man es nicht erträgt, auch für falsche Linien verantwortlich zu sein, die ursprünglich von demselben Mittelpunkt ausgingen. Unser eigener Standort wird klar durch Abgrenzung gerade von den nächstliegenden. Aber gleichzeitig fällt derselbe Regen über die verschiedenen Aecker, die untereinander liegen und die Stoffe des Lebens wandern über die Eigentumgrenzen hin und her.

Traub.

Auf dem Berge St. Michel

II.

Schon öfter habe ich Bilder des Mont St. Michel gesehen, denn die französischen Maler lieben diesen Felsen im Meer mit seinen Zinnen und Spitzen und mit seinem ganzen vielgestaltigen Aufbau, aber diese Bilder haben keinen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, weil das Wort „Berg des heiligen Michael" für mich keinen besonderen Inhalt hatte. Inzwischen bin ich nun dort gewesen, und das änderte die Sache, denn nun sehe ich nicht bloß eine Menge Dächer und Türme sich von Meer und Himmel abheben, sondern kenne ein Stück Geschichte dieses tausendjährigen Wallfahrtsortes und bin durch seine Grüfte und Hallen gewandelt und habe von seiner Höhe aus das Meer kommen und gehen sehen. Der Berg nämlich liegt, wie wir sagen würden, mitten im Watt. Er konnte von altersher während der Ebbe zu Fuß und Pferd erreicht werden, während ihn die Flut zur Insel macht. Jetzt freilich hat man einen Damm mit Eisenbahn gebaut, eine Störung des Heiligtums, falls von einem solchen unter französischer Staatsverwaltung noch geredet werden kann.

Leider weiß ich nicht, wieviel man von dem glauben soll, was hier in kleinen und großen Beschreibungen zu lesen ist. Ich erzähle also ohne Kritik: Es war etwa um das Jahr 700, als der Erzengel Michael in Italien auf dem Monte Gargano erschien, jenem starken Bergblock bei Loretto. Er scheint Berge im Meere zu bevorzugen, denn bald darauf, im Jahre 708, sah ihn der Bischof von Avranches, der heilige Aubert, hier auf dem Felsen. Ein Priester, den ich deshalb befragte, machte mich aufmerksam, daß auch Hamburg, als Burg am Wasser, seine Michaeliskirche hat. Der Erzengel also verlangt sein Heiligtum. Nun aber kommt erst das Merkwürdige. Damals nämlich war die Fläche um den Berg herum noch Wald. Im Jahre 709 versank aber der Wald, und der Michaelsberg allein blieb übrig. Welcher Schriftsteller dieses Versinken berichtet, weiß ich nicht, denn der Priester, mit dem ich sprach, weiß es auch nicht. Er sagte, es sei durch ein Erdbeben geschehen. Möglich ist es, denn auch wir haben ja von der Nordseeküste ähnliche Geschichten. Als nun der granitene Stein allein in die Höhe ragte, wurde seine Spitze mit der Kapelle des heiligen Michael gekrönt. Diese Kapelle aber wurde der Ausgangspunkt von Bauten, deren Umfang zwar den der Gebäude von Assisi nicht erreicht, die aber doch an jenen Kranz von Mauern erinnern, mit denen im Laufe der Zeit das Grab des heiligen Franz umgeben wurde. Hier wie dort ist Gotik auf sehr massiven Unterbauten in die Luft hineingeschoben. Als Bauwerk ist die Abtei von St. Michel umfassender als die Wartburg, aber es fehlt ihr das, was in Assisi und auf der Wartburg erst das eigentliche Leben gibt, nämlich die Erinnerung an unvergängliche Persönlichkeiten. Wer ist der Erzengel Michael? Wer ist der Bischof Aubert? Und was kümmert sich das heutige Geschlecht um die Einzelheiten der Kämpfe der Normannen, Franzosen und Engländer? Alles, was vor 1203 liegt, ist bis auf wenige Reste durch eine Feuersbrunst zerstört, und von da an beginnt, gleichzeitig mit Assisi, der eigentliche Bau. Kirchenbau, Festungsbau und Luxusbau gehen ineinander über. Be

sonders im 15. Jahrhundert sollen große Scharen von Pilgern hierher gekommen sein. Damals wurde hier der Ritterorden vom heiligen Michael gegründet, ein Orden, dessen Glanz noch heute an den Pfeilern und Fenstern seines prächtigen Kapitelsaales ersehen wird. Der Glanz aber und die Frömmigkeit scheinen sich nur schlecht vertragen zu haben. Der heilige Berg galt als sehr verweltlicht, bis schließlich im Jahre 1622 eine große Säuberung nötig wurde. Die Benediktiner mußten gehen, und die strengeren Brüder von Saint Maur kamen an ihre Stelle. Damit erlischt der Kunstgeist auf dem Berge. Die Pracht zerfällt, und der Berg wird halb Kloster und halb Gefängnis. Von da an hat er sich nie wieder recht erholt, denn nun verlor er den Benediktinergeist, von dessen Resten er lebt. Die französische Revolution war nur die Vollenderin der Barbarei, indem sie alles zum Staatsgefängnis machte. Man muß die große Revolution von hier aus sehen, um auch ihre Kleinheiten richtig abzuschätzen. Oben im Kreuzgang des Klosters sind fast alle Steinbildwerke zerstoßen, die eine Mutter Maria oder ein Jesuskind darstellten. Und was für feine, zarte Steinarbeit war es, die man hier zerbrach! Die Entweihung war Prinzip geworden. Man kann hier sehen, wie geschichtslos der Fortschritt arbeitet, wenn er vorher mit Gewalt gehemmt wurde. Und (Ironie der Geschichte!) in dasselbe Gefängnis, das die Revolution herstellte, um die Priester zu ärgern, wurden zwei Menschenalter später die Revolutionäre geschickt. Hier saß Blanqui, der Vertreter des reinen Revolutionarismus. Von hier haben sich politische Gefangene aus Verzweiflung an den Wänden hinabgestürzt. Man zeigt die Stellen, wo sie stürzten. Und das alles liegt nun dahinten, alles von der Erscheinung des Erzengels bis zum Absturz des letzten Gefangenen, und heute ist der Berg eine Art Nationalmuseum geworden. Die Abtei gehört dem Staat und nicht der Kirche. Der Staat läßt sie vom Ministerium der schönen Künste verwalten und läßt die alten Formen wiederherstellen ohne den alten Geist. Die Priester besitzen eine kleine Kirche unten am Fuße des Berges, oben aber werden Kirchenhallen und Ordenssäle kostbar repariert, damit sie dem Publikum gezeigt werden können. Müßte nicht selbst ein ganz weltlicher Staat diesen Berg den Priestern ausliefern, weil schlechterdings die Wiederherstellung mittelalterlicher Gotik ohne Gesang und Messe eine Halbheit ist, die niemanden freut?

Die Erneuerungsbauten an sich, sobald man von ihrer Religionslosigkeit absieht, sind voll Verstand. Hier kann man Gotik studieren. Einzelne Stellen sind geradezu bewundernswert. Das Hinterland der gotischen Normandie und Bretagne ist sehr geeignet, den Sinn für Gotik zu verfeinern. Es scheint mir, daß wir in Deutschland nichts Aehnliches besitzen. Die Burg in Meißen kann verglichen werden, ist aber viel kleiner und einförmiger. Der Saal der Ritter ist 26 Meter lang, der Saal der Gäste 35 Meter, beide aber sind nur Teile eines großen, herrlichen Gebäudes, dessen hohe Steinfenster weit hinausschauen auf Meer, Sand und Land. Unter diesen Fenstern, auf der Steintreppe, muß man sitzen, wenn man das Meer will kommen sehen.

Das Meer kommt! Das entschwundene Meer kommt wieder! Die unübersehbare Fläche sandig-nassen Landes wird wieder Wasserspiegel. Seht ihr, wie es dahinten schießt und rauscht! Es frißt das Land. Erst schiebt es nasse Arme vor sich her und dann umschlingt es den Zwischenraum. Die Fischer, die mit Stangen im Sande waten, fliehen zum Berge. Hört ihr die Brandung? Jetzt sind die Klippen erreicht! Jetzt wirft es sich an die Mauern! Es spritzt zur Höhe. Wie die Wälle verschwinden. Das Meer kommt, die Sonne geht unter, der Mond geht auf, und silbernes Licht umgibt den Berg des heiligen Michel.

Naumann.

Italienische Eindrücke

IV.

Perugia.

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima.
Roseo martyrum sanguisse rubea,
Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia
Te benedicimus, salve per saecula.

So beginnt ein alter Hymnus an Petrus und Paulus aus dem 8. Jahrhundert. Ich fand ihn an einem der letzten Tage in Rom, schrieb ihn ab, lernte ihn auswendig und lief nun mit diesen vielsagenden, deutungsreichen Worten noch einmal zu den geliebten Steinen und Wassern. Salve per saecula, so klang immer wieder der dankbar demütige Gruß des Gastes; so klang es als letztes Wort, als die Kuppel von St. Peter dem Scheidenden im umbrischen Zuge entschwand. Ich konnte und konnte mich nicht trennen; denn die Zwiesprache dieser Wochen war ungestört und alles half zu inniger Versenkung. Nun hieß es wieder, an das Tausendteilige gehen, viele zerstreute Eindrücke sammeln, eifrig Notizen machen, knipsen und messen. Dies muß sein und ist gut so; denn eine italienische Reise ist doch nicht zum Bummeln da. Aber es ist eine andere Art der Belehrung als in Rom, wo in einer einzigen ewigen Lehrstunde ein einziges Ding gelehrt wird, das ist: R u h e. Nun ging's also in die umbrischen Berge; und froh gingen die Augen den ruhigen stillen Hängen der Hügel nach, die nah und höher allmählich den Zug begleiteten. Wir kamen nach Spoleto, um das die Päpste so heiß gerungen, wo noch heute das alte Kastell und ein Aquäduct von der Trutzzeit erzählen; wir fuhren durch Terni, wo die großen Eisenwerke und die großen Streiks zu Hause sind. In Foligno wird dann das Tal enger, und wir kommen in jenes breite, von sanften Höhenzügen umzogene Tal, das jeder aus den Madonnen Raffaels und Peruginos kennt. Und schon hält der Zug in Assisi, dessen Franziskanerkloster auf hohen Substruktionen am Monte Subasio schimmert. Hier habe ich vor 13 Jahren einmal unvergeßliche Wochen verbracht; mit Thodes schönem Buch über Franz von Assisi habe ich eine Sommerfrische in Gluthitze verlebt. Während Goethe in Assisi nur den kleinen antiken Minervatempel suchte und von der Barfüßerkirche nichts wissen wollte, gehört unsere ganze Teilnahme den Fresken Giottos in dieser Grabkirche des heiligen Franz. In dieser Mutterkirche des Ordens ist die neue Malerei entwickelt worden, die nicht mehr mit rot-goldenen Symbolen, sondern mit der Wirklichkeit spricht und die Erscheinungen der Natur zum Grunde hat. Dies erschien mir auch das Größte in Franz' Leben. Denn er hat gesagt: nicht das ist wichtig, wie Ihr Euch den Himmel vorstellt oder nachdenkt, welche Tasche für welche Sünde in der Hölle für Euch bereit ist, sondern daß Ihr den Schrei des Kranken hört und die flackernde Angst der Sterbenden stillet. Ein ruhiges Vertrauen auf die Wirklichkeit und das Pflichtbewußtsein, im kleinen Kreis ohne Zaudern zuzufassen, das war die Grundstimmung dieses rührenden Mannes, der vom goldenen Rom und Papst nichts wissen wollte, der mit der Seligkeit eines Kindes redete und tröstete, immer neu gestärkt auch von der Kraft der Berge und der Sonne, deren Strahlen er, als der erste italienische Naturdichter, in dem schönen Sang: „Bruder Sonne" gefeiert hat.

Doch wir wollen ja diesmal nicht nach Assisi, sondern zur Nachbarstadt Perugia. Hier war nämlich eine Ausstellung altumbrischer Kunst zu sehen, und da das Meiste sonst im fernen Berg- und Hinterland versteckt ist, so hat man hier eine schöne Gelegenheit, seine Monumentenkenntnisse zu erweitern.

Die alte Etruskerstadt liegt eigentlich auf fünf Hügeln; über mehrere Kämme laufen die einzelnen Stadtteile, dazwischen tiefe Einsenkungen, als gliche ihr Grundriß einer mächtigen Spinne. Noch steht ein altes Tor aus der Römerzeit, das mit seinen tiefschwarz patinierten Quadern eine Coriolan-Stimmung verbreitet. Wie überall in diesen Bergstädten, gibt es eine Hauptstraße, an deren einem

Ende der Dom liegt, am anderen die Musikkapelle steht. Nach rechts und links steigen winzige Gäßchen und Treppchen herab, steil und ausgetreten die hohen Stufen; aber nach fünf Minuten hält solch ein Pfad vor einer hohen Kirche, wir sind in einem zweiten Stadtteil, der wie das Parterre zu der ersten Etage wirkt. Keine „breite Straße" ist durchgeschlagen; jeder Stadtteil schließt sich wie eine Burg zusammen mit geschlossenen Straßenfluchten, mit umstelltem Platzsaal. Dieser Platz ist dann der Empfangssalon Perugias; hier kommt alles zusammen, genießt die Abendkühle, ständert herum; keine Tram bedroht das Behagen und die zwei Autos, welche das große Hotel hält, werden stolz als Mitbürger begrüßt. Der erste Gang führt mich in Perugia stets zu dem Domplatz, wo ein alter Bischofspalast, der Vercovile, der Dom selbst und ein Brunnen aus dem Ducento einen feierlichen Dreiklang aufführen. Der geflügelte Bronzegreif wacht an den Fenstern des Bischofs; schwere Eisenketten hängen an den Steinen zur Erinnerung an bezwungene Feinde. Der Brunnen ist von Niccolo und Giovanni Pisano um 1270 erbaut worden; zwei große Becken übereinander, mit vielen Steinreliefs, die von Adam und Herkules, von Januar und Weinernte, von Tugend und Sünde erzählen. Es ist die Steinchronik einer Zeit, die mit 50 Hauptwörtern auskam. An diesem Brunnen standen nun damals allabendlich die Mädchen und holten Wasser, die Pferde hielten hier auf der Höhe keuchend still und durften lange saufen. Bübchen sprangen ins Becken, umfaßten im Bade die Steinsäulen. Aus der Kirche kam eine bunte Prozession, die sich am Trauring Marias sattgesehen hatte, der hier aufbewahrt wird. Landleute aus dem nahen Deruta erschienen und zeigten ihre neuen schönen Brautteller aus Majolika. Unter die Scharen schob sich mal auch der junge Mann aus Urbino, von dem es hieß, er sei der beste in Peruginos Atelier — es ist Raffael, der 18jährig hier die seltenen Gaben ausbildete. Auch der Herzöge der Baglioni denkt man, die diesem Land Gesetz und Lasten gaben, mit dem Papst Fehde führten und oft das Steinpflaster dieses Platzes rot gefärbt haben. Wie rauscht es in den Erinnerungen, wenn man solch eine italienische alte Stadt betritt, deren Geschick sich in den Jahrhunderten durch viel Menschenmut und Menschentorheit geschoben hat, deren Gegenwart Echo und Melancholie ist, weil keine Industrie und kein Kapital neue Absatzgebiete erschließt.

Die Ausstellung war interessant für den, der sich in alten Bilderfetzen zurechtfindet; es ist Bauernkunst, die man kennen muß, um die Stadtkunst von Florenz zu würdigen. Denn Bilder, vor denen ein Bauernherz höher schlägt, sehen anders aus als die Altäre, vor denen vornehme Frauen das Morgengebet flüstern. Wie lang hat uns doch der Wahn erfüllt, daß die gleiche religiöse Speise für alle tauge! Die katholische Kirche hat, das nie gemeint und das suum cuique seit alter Zeit zugestanden. Für die Masse ist die Messe da und das Hochamt, die großen Funktionen mit geheimnisvollem Spruch und Licht; für den einzelnen, der in Ruhe sich mit der Ewigkeit besprechen will, gibt es eine kleine Kapelle, ein stilles Lichtchen und feierliches Schweigen der goldenen Wände. Die umbrischen Bilder haben viel seelisch-poetische Stimmung durch die schönen Landschaften, die hinter den Heiligenfiguren hindurchglänzen. Wieder ist es das Erbe des heiligen Franz, wenn die Umgegend von Assisi ihre Heiligen auf den Bildern, nicht in Tempel, sondern in die blühende und glänzende Natur stellt, daß sie wie Unkraut von der Scholle, die sie trägt, immer neue Kraft ziehen. Eine Besonderheit der Umbrer sind die vielen Prozessionsfahnen, gonfaloni, genannt; jede Stadt, jede Brüderschaft hat eine solche schön gemalte Schutzfahne mit ihrem Heiligen. Wenn die Prozession dann durch die Straßen zieht, schwebt dieses Heiligenbild hoch über allen Köpfen an der Spitze des Zuges, neuen Segen zu aller Behütung spendend, Regen verheißend und der Pest den Einbruch wehrend. Die schönste Gonfalone ist Raffaels Sixtinische Madonna. Heut steht das Bild im festen Rahmen im Dresdner Museum; einst sollte sie auf der Stange in Piacenza schweben, wenn der Zug der Nonnen aus dem Kloster hinter der Fahne heraus kam. Nur weil die Madonna so sehr schön ausgefallen war, hat man die „Fahne" auf den Hochaltar gestellt. Aber erst in der Prozession werden die Wolken dieses Bildes und der lichte Schein der Lüfte ganz verständlich. Wie vor der Vision schlagen die Vorhänge zurück und das gläubig erhitzte Auge sieht den Himmel offen und die Entrückteste vom höchsten Thron herabschweben.

Ein Kleinod der Kirchenfassaden liegt abseits von der Hauptstraße auf kleinem Hügelvorsprung; das Oratorium der Brüderschaft des heiligen Bernardino Albizaschi von Siena. Ein Florentiner, Agostino di Duccio, hat 1462 die Ziegelwand dieses Kapellchens mit bunten Tonreliefs über und über bedeckt, mit vielen Figuren, Statuen und Erzählungen. Ein köstlicher orbis pictus, alles enthaltend, was eine fromme Seele zu sehen wünscht, von dem farbigen Schein des Lebens erfüllt und von der verklärenden Sonne hell beschienen. 450 Jahre haben die Farben dem Regen und Schnee widerstanden; nur das Gold ist heruntergewaschen. Je höher die Mauern, je tiefer die Schatten der Straßen, je ernster der alte Stein der Türme dieser Stadt, desto lieblicher, blühender lächelte das Freibild dieses Brüderschaftkapellchens, ein Bild, das nur von dem Gottesbild der weit sich dehnenden Tallandschaft überboten wird.

Auf der Heimfahrt von Perugia traf ich, am blauen Auge des trasimenischen Sees vorüberfahrend, einen Philosophieprofessor an, der mir unaufgefordert sein System in zwei Stunden auseinandersetzte. Nun verstehe ich erstens überhaupt kein System; aber dieses, das ich anhören mußte, kam mir nach all der Anschauung des Leibhaftigen, Sinnlichen und Wirklichen doppelt sonderbar vor. Statt daß der verehrte Kollege sein Auge aufgemacht hätte, um die Ebene bei Arezzo und die herbe Schönheit Cortonas anzusehen, ereiferte er sich über Wundt und verteidigte die Metaphysik. Metaphysik heißt bei Aristoteles bekanntlich das Kapitel, das „nach der Physik" kommt. Ich blieb jedenfalls bei der italienischen Physik und stieg in Florenz schleunigst aus; denn sonst hätte ich noch 6 Stunden Philosophie gehabt. Diese hat gewiß ihr Recht; aber nicht im Abendsonnenschein in Italien, wenn der Apennin in violetten Schatten bleicht und die Wiesen sich mit schwarzer Schönheit decken. Jedenfalls hat man, wenn man herzlich dem lieben Gott für so viel Schönheit danket, die da ausgebreitet liegt, nicht nötig, erst noch den Nachweis zu führen, daß dieser Gott existiere.

Paul Schubring.

Fr. Th. Vischer als Dichter

Fuß über Grüften,
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten.

Ludwigsburg ist eine kleine Garnisonstadt, mehrere Stunden nördlich von Stuttgart, eine Art schwäbisches Potsdam. Die Straßen sind breit und mit dem Lineal gezogen, und heute gegen abend gelegentlich von einigen Soldaten bevölkert. Diese Stadt hat ein ungewöhnlich schönes Schloß, neben dem Würzburger vielleicht das schönste an Barock in Deutschland, von einfachen und edlen Maßen. Der Fremdenverkehr hat es noch nicht aufgesucht. Es birgt heute in dumpfen Räumen viele Schränke mit Steuerrechnungen. In der Stadt ist ein Marktplatz, um den Arkaden gehen; zwei Kirchen stehen dabei. Dort oder nicht weit davon wurden 1786 Justinus Kerner, 1804 Eduard Mörike, 1807 Friedrich Theodor Vischer, 1808 David Friedrich Strauß geboren. Wenn man Kerners entzückende Jugenderinnerungen gelesen hat, wird der Platz voll bunten Lebens. Und dann ist man wohl seltsam gerührt über die Fülle, die in jenen vier Namen ruht, was sie alle, jeder in seiner Art, für das deutsche Volk bedeuten, und wie in ihnen allen die wechselvolle Wesenheit schwäbischer Art sich spiegelt.

Vischer wurde jetzt vor hundert Jahren geboren, am 30. Juni 1807. Er ist von den vieren zweifellos die stärkste und umfassendste Persönlichkeit, und er ist zugleich am meisten und mit einer Betonung, die dem Norddeutschen

unangenehm wird, Schwabe. Bei den anderen hat sich das etwas verflüchtigt, und es ist fast nur die Neigung zum Spekulativen und der Sinn für Humor, der sie einigt. Richard M. Meyer macht in seiner Literaturgeschichte, in der sehr Gutes, Anempfundenes, weitgehende Ahnungslosigkeit reihum abwechseln, die treffende Anmerkung, Vischer sei geneigt, „den Schwaben für den Deutschen schlechtweg und sich für den Musterschwaben anzusehen". Aber leider fehlt diesem Professor, der bekanntlich mit dem Beruf ausgestattet ist, das literarische Urteil von Berlin W. festzulegen und für dessen Dichter anderwärts moralische Eroberungen zu versuchen, notorisch jeder Sinn für schwäbische Art; denn was er sonst, mit vorsichtigen Verbeugungen vor dem etwas größeren Stuttgarter Kollegen, produziert, ist derart, daß der alte Vischer das ganze dicke Buch zweifellos — mir an den Kopf geschmissen hätte. Wahrscheinlich ist Vischer der Musterschwabe. Ich habe ihn mit Absicht mit seinen drei engeren Landsleuten zusammengestellt. So tritt er als Verkündiger zwischen heraus. Jeder rechte Württemberger ist von vornherein von der selbstverständlichen und gottgewollten Ueberlegenheit seiner Heimat gegenüber dem Rest von Deutschland überzeugt und besitzt eine besondere Bewandertheit in der Statistik seiner berühmten Landsleute. Dieser Zug, der sich so ganz von selber, mit freundlicher Gelassenheit, gibt, scheint mir zum Verständnis von Vischers Persönlichkeit nicht unwesentlich.

Seine Entwickelung ist typisch genug: Landexamen, Stift in Tübingen, Theologie, Abfall von der Kirchenfrömmigkeit, langwieriger Kampf mit den schwäbischen Pietisten, Professur für Philosophie in Tübingen, Suspension vom Amt, im Jahr 1848 Abgeordneter im Frankfurter Parlament, 1855 wegen unleidlicher Verhältnisse aus der Heimat weg an die Züricher Universität, seit 1866 bis zum Tode 1887 als gefeierter und geliebter Lehrer für Kunst und Literatur an der Technischen Hochschule in Stuttgart.

Die ästhetischen Arbeiten haben seinen Ruf begründet. Er kommt von Hegel, verbindet aber mit der philosophischen Spekulation dieser Schule ein unmittelbares und sehr feines Kunstempfinden, so daß sich in ihm die Kräfte der Abstraktion und Synthese mit denen der Induktion und Analyse aufs glücklichste einen. In einem großen systematischen Werke hat er seine Aesthetik ziemlich früh begründet und festgelegt; mehrfach sammelte er einzelne Arbeiten. Aus seinem Nachlaß erscheinen jetzt noch die Vorlesungen über Shakespeare und über deutsche Literatur. Die ästhetischen Schriften sind auf die zeitgenössische Kunstkritik von starkem Einfluß gewesen; Vischer nahm eine Zeitlang eine Art Führerstelle ein.

Es gibt Kritiker, die bei der eigenen Produktion vollkommen versagen, und Dichter, bei denen man verblüfft erstaunt, wenn sie über Kunst reden. Nur bei den Großen sehen wir, wie der Dichter zum Kritiker und der Kritiker zum Dichter wird: Lessing, Goethe, Hebbel, Ludwig, Vischer. Alles, was Vischer schreibt, ist durchaus persönlich, immer eine Art unmittelbarer Lebensäußerung. Am stärksten natürlich in seiner Dichtung. Der ganze Vischer, ohne Abstriche, steckt in dem Roman „Auch Einer", den er 1879 herausgab. Er ist das Werk eines Mannes, der an Jahren die siebzig hinter sich hat, aber bei aller Geklärtheit seiner und schöner Gedanken sprudelt es von Leben, Temperament; eine herrliche Urwüchsigkeit, ein prächtiges Draufgängertum. Es gibt m. E. nur ganz wenige Bücher in der deutschen Dichtung, die sich diesem Roman an die Seite stellen können. Freilich, man darf ihn mit nichts vergleichen, denn er ist ein Einzelstück, das keine Verwandte hat, so ohne alle literarische Tradition, so vollkommen bloß Vischer. In „Auch Einer" gibt er sein eigenes Bild, bis in die kleinen Züge der persönlichen Eigenheiten, mit einem geradezu packenden und kolossalen Humor objektiviert er die Nöte und trivialen Beschwerden seines Lebens zu fast dämonischen Mächten. Die „Tücke des Objekts" entdeckt und so dargestellt zu haben, scheint mir — es mag ruhig übertrieben klingen — eine geradezu klassische Leistung; Vischers Humor erhält hier deutlich die Farbe Shakespearescher Genialität. „Auch Einer" ist wohl ein Sonderling, ein Eigenbrötler, der so für sich seine Wege geht und krause Philosophien über den Schnupfen findet, aber er ist auch ein ganz reicher, freier und gebildeter Geist und eine ehrliche, reine starke Seele. Gegen alles Häßliche, gegen alles Kleine, Grausame, Unreine empört sich seine ganze Leidenschaft. Diesem Aesthetiker ist nichts fremder als Aesthetentum: Fest auf dem Festen, so ist's am besten. Dort sagt er auch ein paarmal, wie man eine alte und schlichte Wahrheit ausspricht, das schöne, große Wort, daß „das Moralische sich immer von selber versteht". Dies ist mehr als eine Wendung: es ist ein Bekenntnis, und mehr als ein Bekenntnis: eine Erkenntnis und Einsicht. (Steht jedoch bei R. M. Meyer, daß Vischer ein „Sittlichkeitsfanatiker" gewesen, dazu mit einem „geheimen Behagen an Zynismen und Lüsternheiten". Das Buch fließt über von der Fülle seines Reichtums. Zum allerköstlichsten rechne ich die Pfahldorfgeschichte, eine ebenso feine als komische Dichtung und ergötzliche Satire auf allerlei schwäbische Dinge. Den Inhalt des Buches wiederzugeben, macht seine Art unmöglich; wollte ich es versuchen, dann nur, um meine Leser, die Vischers Buch noch nicht kennen und sich seiner würdig halten, noch mehr zu locken, sich das wunderliche und wundervolle Werk dieses Schwaben zu eigen zu machen.

„Auch Einer" genügte, Vischers Name in dem Kreis der besten Deutschen unsterblich zu machen. Populär ist er geworden durch die Bänkelgesänge des weiland Philipp Ulrich Schartenmaier vom Datpheus, vom Helfer Brehm, vom Krieg 1870/71. Es sind bei diesen Versen in ihrer Knappheit Perlen von volkstümlichem Witz und Ausdruck. Im zweiten der Gedichte steht der heimatlose Vers: „Doch dem Guten ist's zu gönnen, wenn am Abend sinkt die Sonnen, daß er in sich geht und denkt, wo man einen Guten schenkt", und jener unvergeßliche Schluß, den wir als Kinder mit Vorliebe hersagten: „Laut hört man es knarweln, schallen, und der Kopf ist 'rab gefallen; o verehrtes Publikum, bring doch keine Kinder um!" Gewiß, das sind Nebengleise der Kunst. Aber wer kein Philister ist, der freut sich doppelt, einem so erlauchten Geiste wie Vischer auf ihnen zu begegnen. Doch sie blieben, scheint mir, auch für die ernsthaften Sachen Vischers nicht unfruchtbar; denn er erhielt sich so die vollkommene Frische und den wortbildenden, kräftigen Reichtum seiner Sprache.

Vom Dichter bleiben neben ein paar kleinen Sachen, scharfen Epigrammen und einem harmlosen Lustspiel, das Gedichtbuch und die Faustparodie zu erwähnen. Die „Lyrischen Gesänge" haben viel Feines. Mit 75 Jahren zeigt sich Vischer als Lyriker — wohl ein einziger Fall von Selbstkritik und Bescheidung. Hier sind Reife und gesammelte Kraft, und was immer das Freie und Erhebende bleibt: nichts Kleines, Nörgelndes, sondern Humor, Lachen und eine ernste Ruhe in allem Tragischen. Die Faustparodie liegt früher. Ihr ganzer Titel lautet: „Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky". Ein kühnes Unterfangen, an das sich nur ein Goetheverehrer wie Vischer heranwagen konnte, d. h. ungestraft blieb er nicht, denn er wurde von kleineren Geistern nicht verstanden. Ein Teil der Goethe-Philologen ist heute noch erbost über diesen dritten Faust. Mögen sie tun, was sie nicht lassen können. Mir scheint, eine gute Parodie spricht für die Güte des parodierten Werkes; schlechte Sachen ertragen es nicht, von einem witzigen Künstler angepackt zu werden. In meinem Vaterhaus war der dritte Faust eines der meistgelesenen Bücher; ich habe es so als Bub Jahre vor dem zweiten Faust kennen gelernt und mich mit eifrigem Bemühen drin getummelt. Von dieser Zeit blieb mir die liebevolle Verehrung für den Dichter Mystifizinsky, als ich von Vischer nicht viel mehr als den Namen und die Distichen „Schulmanns Schauer" kannte.

Die dichterischen Werke Vischers sind nicht so, daß sie je unter irgend einer Formel populär würden. Selbst „Auch Einer" erhebt zu große Ansprüche an den Verstand und Sinn seiner Leser und wehrt sich gegen die, die vom Roman ein unterhaltsames Schema erwarten. Nicht als Dichter nach seinen Werken ist uns Vischer so viel wert und national bedeutungsvoll, sondern als „Kerle", als starke, lebhafte, grobe und feine Persönlichkeit, Erzieher durch und

durch, dabei frei und ohne Pedanterie, ein Mensch aus dem Vollen. Wir leiden, glaube ich, an solchen Männern heutzutage wahrhaftig nicht an Ueberfluß.

Theodor Heuß.

Der anspruchsvolle Verbrecher

(Frei nach L. Tolstoi.)

Von M. Pfitzner.

Zwischen Frankreich und Italien, hart am Mittelländischen Meer, liegt ein winziger Staat. Dieser Staat heißt Monaco. Er hat nur wenig Einwohner, nicht mehr als ein großes Dorf, und das Land selbst ist so klein, daß kaum ein Morgen auf den Kopf kommt, aber dennoch ist der Fürst dieses Landes ein echter regierender Fürst. Er besitzt ein Schloß, Minister, Hofschranzen, Bischöfe, Generäle und ein Heer.

Auch das Heer ist nicht groß: es besteht aus 60 Mann Soldaten, aber es ist doch immerhin ein Heer. — Was nun das Einkommen des Fürsten von Monaco anbetrifft, so ist es nicht der Rede wert! Es wird zwar, wie überall, Tabak, Wein, Schnaps und manches andere besteuert, und alles trinkt und raucht, wie auch anderswo, aber es ist zu wenig Volk im Lande, und der Fürst könnte weder seinen Hofstaat, noch seine Beamten, noch sich selbst ernähren, wenn er nicht noch ein besonderes Einkommen hätte. Dieses Einkommen aber ist die Spielbank — das sogenannte Roulette!

Die Menschen spielten, gewannen und verloren, und der Pächter, dem der Fürst das Roulette verpachtet hatte, zahlte diesem große Summen, da diese Spielbank fast die einzige in Europa war.

Früher existierten viele derartige Spielanstalten, auch bei kleinen deutschen Fürsten, aber vor einigen 20 Jahren wurden sie streng verboten und zwar, weil das Spiel viel Unheil mit sich brachte.

Da kommt z. B. einer, fängt an zu spielen, läßt sich hinreißen, setzt alles was er hat, oft sogar fremdes Eigentum, und wenn er alles verloren hat, geht er hin und erschießt oder erhängt sich.

Die Deutschen durften keine Hazardbank mehr halten, aber dem Fürsten von Monaco hatte keiner etwas zu verbieten. Er allein behielt die Spielbank. Seit der Zeit geht alles, was spielen will, nach Monaco, und das Geld, das dort verspielt wird, ist des Fürsten Gewinn.

Der Fürst weiß recht gut, daß alles dies nicht schön und nicht recht ist, aber was soll er machen? Er muß leben! Von Schnaps- und Tabaksteuern leben ist ja auch nicht viel besser! So lebt denn das Fürstlein von Monaco weiter, regiert, streicht seine Gelder ein und führt an seinem Hof genau alles so ein, wie es an den großen Höfen Europas Sitte ist. Es wird gekrönt, es werden Orden verliehen, Paraden abgehalten, Gesetze verfaßt, Urteile gefällt, kurz, es geschieht alles wie bei den anderen echten regierenden Fürsten, nur daß alles in kleinerem Maßstabe stattfindet.

Da geschah es einst vor etwa 10 Jahren, daß in diesem kleinen Reiche ein Mord verübt wurde. Noch nie vorher hatte das friedliche Völkchen von Monaco so etwas erlebt!

Die Jury versammelte sich, wie es sich gehört: Richter, Anwälte, Geschworene. Man beriet hin und her und beschloß, dem Verbrecher den Kopf abzuhauen, wie es das Gesetz verlangte. Die Frage war nach Recht und Gewissen erledigt, und das Urteil wurde dem Fürsten vorgelegt, der es aufmerksam durchlas und unterschrieb. „Soll geköpft werden, nun, so köpfen wir!" — Aber nun kam die Schwierigkeit! Wie soll man köpfen in einem Lande, wo weder Henker noch Guillotine vorhanden?

Der Rat wurde berufen; die Minister zerbrachen sich die Köpfe und beschlossen endlich, an die französische Regierung die Bitte zu richten, ihnen auf kurze Zeit ihren Henker und ihre Köpfmaschine zu leihen, um den Mörder enthaupten zu können. Zugleich baten sie, ihnen zu schreiben, wieviel diese Gefälligkeit kosten würde.

Das Bittschreiben wurde abgesandt, und nach 8 Tagen kam die Antwort: Guillotine und Henker wolle man gerne schicken, und es würde 16 000 Frcs. kosten. Man meldete dem Fürsten die Antwort. Dieser überlegte: 16 000 Frcs! Soviel ist der Taugenichts gar nicht wert! Es muß etwas anderes ausgedacht werden, was weniger kostet. Eine solche Summe für einen Verbrecher auszugeben! Da müßte man jeden Einwohner mit 2 Francs besteuern, und das könnte im Volk böses Blut geben! Nein, so ging das nicht! Aber wie? —

Der Rat trat abermals zusammen und beschloß, sich mit derselben Bitte an den italienischen König zu wenden. Die französische Regierung ist eine Republik und achtet keine Fürsten, aber der König von Italien ist auch einer von Gottes Gnaden und ein Gleichgesinnter, der wird gewiß billigere Bedingungen stellen.

Man schrieb also an die italienische Regierung und erhielt auch sofort Antwort: Guillotine und Henker ständen zur Verfügung, und alles in allem inklusive Transportspesen würde es 12 000 Lire kosten.

Das ist wohl billiger, aber immer noch zuviel Geld für den Schuft, sein Tod ist nicht so viel wert! — Nun versammelte sich der Rat von neuem und steckte die Köpfe zusammen und überlegte hin und her, was zu tun sei. Könnte denn nicht schließlich ein Soldat dem Kerl den Kopf abhauen? Das wäre doch das einfachste und obendrein billig!

Man berief den General in den Rat und fragte ihn, ob er denn nicht einen Soldaten dazu kommandieren könne, dem Mörder den Kopf einfach abzuhauen. Die Soldaten werden ja dazu dressiert und müssen im Kriege auch töten.

Der General sprach mit seinen Soldaten über die Sache und fragte, ob nicht einer von ihnen das Geschäft übernehmen wolle? „Nein", sagten sie einstimmig, „das Köpfen haben wir nicht gelernt!"

Was tun? Die Verlegenheit wurde immer größer. Wieder versammelte sich der hohe Rat. Es wurde eine Kommission gewählt, eine Subkommission, und schließlich kam man überein, das Todesurteil in eine lebenslängliche Kerkerstrafe abzuändern. Erstens wären damit geringere Kosten verbunden und zweitens würde die Begnadigung einen guten Eindruck auf die getreuen Untertanen machen.

Der Fürst willigte ein, und so wurde nach allen Seiten hin Gerechtigkeit und Milde gezeigt. Aber nun stellte sich eine neue Sorge ein: Wohin mit dem Verbrecher? Im ganzen Staate gab es kein solches Gefängnis, wo einer lebenslänglich sitzen konnte. Da war wohl ein Gelaß, wo auf kurze Zeit eingesperrt werden konnte, aber zu lebenslänglicher Haft war es nicht eingerichtet, es hatte nicht einmal ein ordentliches Schloß. Man brachte den Mörder schließlich dort unter und stellte einen Wächter an.

Nun war alles soweit in Ordnung, und man beruhigte sich.

Der Wächter hütete treulich seinen Gefangenen, brachte ihm das Essen aus der Hofküche, und der Bursche sitzt ein ganzes Jahr vergnügt in seinem Gelaß.

Am Ende des Jahres revidiert der Fürst von Monaco seine Bücher, vergleicht Ausgaben und Einnahmen und findet, daß die Unterhaltungskosten des Verbrechers kein geringer Ausfall in seinem Budget ist! Der Wächter, die Kost und was dazu gehört machen 600 Frcs. pro Jahr. Und der Bursche ist jung und gesund und kann möglicherweise noch 50 Jahre leben. Das geht so nicht weiter!

Der Fürst berief die Minister und sagt: „Denkt mal was aus! Es muß etwas anderes mit diesem Menschen vorgenommen werden! Auf diese Art kommt uns der Elende zu teuer zu stehen!

Die Minister und Räte versammelten sich und dachten nach.

„Das einzige, meine Herren," sagte der Justizminister, „wäre, den Wächter abschaffen! Wozu braucht der Bursche einen extra Wächter!"

„Ja, aber," meinten die andern aus dem Rate, „dann könnte der Bursche entwischen!"

„Das wäre das Beste, was er tun könnte! Dann wäre man ihn doch los! Hol ihn der Teufel!" —

Man schlug diesen Plan dem Fürsten vor. Dieser willigte ein und der Wächter wurde abgesetzt.

Man war jetzt begierig auf das, was nun kommen würde!

Die Mittagszeit naht heran; der Verbrecher tritt aus seinem Kerker, sieht sich überall nach seinem Wächter um, und als er ihn nirgends erspäht, macht er sich auf den Weg nach der Hofküche, um sich sein Essen selbst zu holen.

Er nimmt sein Schüsselchen entgegen, kehrt in sein Gefängnis zurück, schließt die Tür ordentlich hinter sich zu, setzt sich hin und verzehrt gemütlich sein Mittagsmahl.

Am andern und den folgenden Tagen macht er es ebenso, aber es fällt ihm gar nicht ein, zu entwischen. Das war wirklich zu arg! Was soll man denn mit solch einem Kerl anfangen! Man muß ihm geradezu sagen, daß man ihn nicht haben will! Er soll doch endlich gehen!

Der Justizminister ließ ihn vor sich kommen.

„Sage Er mal, warum geht Er nicht fort? Er wird nicht bewacht, ja, nicht einmal eingeschlossen! Weshalb benutzt Er nicht die Gelegenheit, um frei zu werden? Er mag ruhig fortlaufen. Der Fürst läßt ihn nicht verfolgen und wird sich nicht kränken, wenn er fort ist." —

„Das ist alles recht schön und gut und leicht gesagt," antwortete der Verbrecher, „ich weiß, daß der Fürst sich nicht kränken wird; ich weiß aber nicht, wohin ich gehen soll! Mit Eurer Verurteilung habt Ihr mich lebenslänglich geschändet! Wer wird mich denn jetzt aufnehmen? Ich bin ja auch überall fremd geworden! Ich bin von Euch ungerecht behandelt worden! So gehörte es sich nicht! Da Ihr mich zum Tode verurteilt habt, so hättet Ihr mich hinrichten sollen! Das habt Ihr nicht getan! Das war eins! Nun gut! — Ich war's zufrieden. Darauf verurteilt Ihr mich zu lebenslänglicher Gefangenschaft und gabt mir einen Wächter, der mir mein Essen holte. Dann nahmt Ihr mir den Wächter. Ich widersprach auch da nicht und holte mir mein Essen selbst. Jetzt kommt Ihr und sagt einfach: Geh fort! Das geht nicht so ohne weiteres, und es fällt mir gar nicht ein, fortzugehen!" —

Nun war man wieder so weit! Was tun? Er will nicht gehen! Man sprach wieder hin und her und zerbrach sich den Kopf, wie der Sache abzuhelfen sei.

Das einzige, was noch übrig bleibt, ist, ihm eine Pension zu bewilligen, sonst wird man ihn nicht los.

Man meldete es dem Fürsten. „Fatale Geschichte," sagte der Herrscher von Monaco! „Fatale Geschichte, aber es ist wohl nichts anderes zu machen. Ich muß schon in den sauren Apfel beißen und ihm eine Pension zahlen, sonst werden wir ihn nicht los."

Es wurde also dem Verbrecher eine Pension von 600 Francs bewilligt.

Als man ihm dies mitteilte und erklärte, daß er diese Summe nur unter der Bedingung erhalten werde, wenn er Monaco für immer verließe, meinte er:

„Meinetwegen, aber Ihr müßt mir versprechen, regelmäßig zu zahlen, dann gehe ich!"

So wurde es beschlossen. Er empfing ein Drittel der Pension vorausbezahlt, nahm von allen ordentlich Abschied und fuhr per Eisenbahn aus dem Reiche des Fürsten von Monaco.

Gleich an der Grenze kaufte er sich ein kleines Grundstück mit einem Hüttchen darauf, bebaute sein Gemüsegärtchen und kommt alle vier Monate nach Monaco, um sein Geld zu holen.

Manchmal geht er in den Spielsaal und setzt ein Goldstück auf Rot, um sein Glück zu versuchen. So lebt denn der Verbrecher friedlich an der Grenze des winzigen Staates Monaco, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Kunst

Radierungen von Ernst Jacob. Wer die außerordentliche Arbeit um das Höchste, wie sie in unseren Kunstausstellungen zum Ausdruck kommt, durch fleißige und eingehende Betrachtung des Einzelnen zu würdigen bemüht ist, der sah vielleicht im vorigen Jahre auf der Großen Berliner zwei Winterlandschaften unter den Zeichnungen. Sie zogen zwar nicht alle Blicke auf sich, fesselten aber den um so nachhaltiger, der sich auf feine Stimmungsreize versteht, wie die Natur sie ihren Vertrauten offenbart. Namentlich das eine der beiden Blätter, ein Schneetreiben, bot einen köstlichen Genuß. Die wehenden Schneewolken, die, bei trübem Himmel, jede Form auflösen und im stetigen Wechsel unaufhörlich verwischen, waren mit liebevollster Hingebung beobachtet; sie erregten jenes Lustgefühl, um dessentwillen rüstige Spaziergänger solchem Wetter trotzen. Beide Arbeiten vertreten einen Künstler von so entschiedener Persönlichkeit, daß man, die graphische Abteilung der gegenwärtigen Ausstellung durchwandernd, vor einigen Werken ohne weiteres seinen Namen nennt. Ernst Jacob aus Frankfurt a. d. Oder hat acht Radierungen ausgestellt. Es sind Motive aus der Mark, darunter einige Schneelandschaften aus dem Oderbruch. Heimatliebe und Heimatfreude hat den Griffel des Malers beseelt. Seine Technik ist frei von allem Schablonenhaften. Immer erfüllte ihn sein Gegenstand, so daß er ohne jede Berechnung schuf und ungesucht den rechten Ausdruck für seine Empfindung fand. Darauf, daß bei aller Aehnlichkeit des Dargestellten, jedes individuell zu seinem Rechte kommt, beruht der Wert der einzelnen Arbeit. Mit wie schlichten Mitteln vergegenwärtigt Jacob z. B. die Erhabenheit der Winterruhe. Ein einfacher Steg führt über einen Graben, der das flache, verschneite Gelände durchzieht. An seinen Ufern stehen schneeverbrämte Weiden und hohe Stauden, deren feste Stengel, so arg sie auch vom Sturm zerzaust wurden, dem Winter widerstehen. Ihre Unzerstörbarkeit leistet uns die Gewähr siegreichen Erwachens. Ein andermal begeistert den Künstler die übermütige Kraft des Winters, der, weil er den Bäumen nicht recht beikommen konnte, das hohe Schilf und Rohr um so schonungsloser niederbrach und wie aus Gnaden nur mäßigen Resten ein Wiedererheben gestattete. Weiden scheinen Jacobs Lieblinge zu sein. In ihrer Darstellung gibt er sich ordentlich aus in dem schönsten und bedeutensten seiner Blätter, einem Weidendickicht, durch das sich ein vereister und schneeverhüllter Bach windet. Eine zarte Schneedecke verbirgt begütigend die urwüchsige Wirrnis. Rauhreif verziert die etwas widerspenstigen Schilfbüschel und Riedmassen und eine frische Brise glitzernden Schneestaubes taucht das Ganze in reinen Duft. Es ist eine Arbeit, die einen sehr starken Sinn für das Radiereigene eines Motives verrät. Keine Maltechnik könnte das Reizvolle dieses Gegenstandes mit solcher Feinheit erschöpfen wie die Griffelkunst. Zwei Stücke noch, die aus Jacobs Wohnorte stammen. Das eine ist das vermutliche Geburtshaus Heinrichs von Kleist. Ein bescheidenes Häuschen im ehemaligen „Nonnenwinkel". Nur der Künstler wußte dem unscheinbaren Orte die offenbarende Seite abzugewinnen. Er zeigt einen Giebel des Hauses, wie er von dem poetischen Winkel des Nachbargartens aus dasteht. Nun fühlt man etwas wie von stärkerer Bedeutung. Das letzte Blatt endlich zeigt den gewaltigen Turm der Frankfurter Marienkirche in dem feierlichen Lichte einer mondhellen Nacht. Düsteres Gewölk hüllt die tieferen Teile der ehrwürdigen Kathedrale in dunkle Schatten, so daß der magisch beleuchtete Turm mit den gotischen Formen und den scharfen Umrissen seiner kraftvollen Flächen in malerischen Gegensatz tritt. Die monumentale Wirkung ist dem Künstler auf einem Blatte von kleinstem Umfange gelungen.

Paul Hoffmann.

Allerlei

Am Waldsee. Ich liege am Rande des Sees und trinke das sonnenglitzernde Bild. Weiße Segel stehen gleich ruhenden Möven über dem fließenden Silber. Das Schilf neigt sich in andächtigem Schweigen und ferner kommt ein leiser Vogellaut.

Auge und Sinne vermögen nicht, die ganze Schönheit in sich zu fassen .... Das kleine Ich scheint hinzuschwinden in die Unendlichkeit und die Seele spannt Taubenflügel aus und fliegt über fernste Firstenhöhe und weiter, bis in den Himmel hinein. H. S.

Sprüche.

Große Seelen sind wie Bäume in der Dämmerung; nur die äußersten Spitzen heben sich gegen den Hintergrund ab; der Stamm bleibt in den dichteren Laubmassen verborgen.

Warum meinen wir, seltener an andern vorübergegangen zu sein, als sie an uns?

Man sollte seine Gäste fragen: „Kommt ihr, weil ihr mich haben wollt, oder weil ihr euch los sein wollt?"

Es gibt Menschen, die zum Glück mehr Kraft nötig haben, als zum Unglück.

Unbewußtes Vertrauen ist der Freimaurergruß der wahrhaft Vornehmen.

Es gibt Atemzüge des Schicksals, die so zart sind, daß die Federzüge des Dichters sie entstellen.

Man kann sich durch den Umgang mit einem einzigen, feinfühligen Menschen schadlos halten, aber auch untüchtig machen für die übrigen Ansprüche des Lebens.

Das ist nicht die echte Intelligenz, die auf Minderbegabte erdrückend wirkt; das Genie befreit und wärmt.

Frauen, die keinen Trost geben können, sind blind durch die Schule des Lebens gegangen.

Verstandener Schmerz ist beinahe schon Glück.

Das Mitleid wohnt dicht über der Taktlosigkeit: darum kann es nicht leise genug auftreten.

Warum gibt es keine verschämten Reichen, wie es verschämte Arme giebt?

Mit dem Erwachen eines Gefühls sollte gleich die Verantwortlichkeit dafür mit erwachen.

Ohne Gott lebt keiner; mancher aber ohne Gott-Suchen.

Ein wirklich großer Mensch wird nie zurückhaltend sein. Zurückhaltung ist der letzte Rest kleinlichen Mißtrauens. Wahre Herzensgröße ist arglos, weil sie weiß, daß sie groß ist, und das Kleine ihr nichts anhaben kann.

Margarete Sachse.

Mein Weg.

Mein Weg führt keine stolzen Sondergleise,
Ich muß des Alltags breite Straße ziehn,
Und Tausend folgen meinem Lebenskreise
Mit gleicher Sorge und mit gleichen Müh'n.
Die gleiche Sehnsucht loht durch tausend Seelen,
Und meine Not macht tausend Stirnen blaß,
Aus tausend Herzen stöhnt das gleiche Quälen,
Flammt gleiche Liebe, glüht der gleiche Haß.

W.

In der Nacht

Nacht ist's und still, eintönig tickt die Uhr,
Und heimlich schleicht das Mondlicht durch das Fenster.
Mir ist so wunderbar, ich will nicht schlafen,
Ich will nur leise, leise dein gedenken,
Und stets nur dein, bis das Bewußtsein schwindet.
Dann leg' ich ruhig, wie ein müdes Kind,
Das Haupt aufs Kissen, und ich denke wohl,
Daß ich an deine Brust mich still gelehnt,
Und daß dein Arm mich innig hält umfaßt,
Und daß dein Herz den Schlafgesang mir pocht.
So schlummr' ich ein, und träume nur von dir.

Agnes Schnapper.

Büchertisch

Anders Hjarmsted von Jakob Knudsen. Deutsch von H. Kitz, mit einem Vorwort des Uebersetzers und einem Geleitwort von Sven Lange. — Verlag von Joh. v. Schalscha, Ehrenfeld-Leipzig. 1907. 298 Seiten.

Der dänische Dichter Knudsen ist bei uns noch unbekannt. Der vorliegende Roman ist die erste deutsche Veröffentlichung seiner Werke. Er verdient es, gelesen zu werden. Die Welt, die der Dichter schildert, ist nicht groß, aber er kennt sie genau; breiten Schrittes geht er vorwärts, mit derbigen Stiefeln, über seine Heimatscholle und schildert ein Bauernschicksal, das sich wuchtig und mit schrittweiser Notwendigkeit zur Tragödie auswächst. Das Problem des Romans ist einfach. Ein tüchtiger, junger Bauer mit starkem, ehrlichem Rechtssinn verschafft sich gegen die Falschheit und Ungerechtigkeit seiner Mitmenschen auf eigene Faust Recht; er tötet seinen Feind und wird bei der Festnahme selber erschossen. Nicht in dem Stoff, sondern in der Darstellung liegt das Besondere. Des Dänen Kunst ist schlicht und erschütternd, wie das Schicksal, das er schildert. Um das ganz zu begreifen, lese man ein solches Stück wie das, wo der Bauer nach der Tat in der Nacht sich mit seiner heimlichen Braut trauen läßt, wie er dem Pfarrer und seiner jungen Frau gegenüber offen den Totschlag eingesteht: es kann doch keine Sünde sein, solche Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen? .... Der Ton ist nüchtern, sachlich und redet doch von feinen seelischen Stimmungen. Keine Kunstmittel, wenig Worte, aber äußere Anschaulichkeit und inneres Leben. Man fühlt, hinter diesem energischen Ausschnitt eines jütischen Bauernschicksals steht das Leben — und eine Persönlichkeit, die sich über Gesellschaft, Menschenseele, Gott und Schicksal ernste Gedanken macht.

H. S.

Soziale Bewegung

Antisozialdemokratische Handwerkerpolitik. Verschiedene Innungen wollen einen energischen Kampf gegen die sozialdemokratische Infizierung der Lehrlinge aufnehmen. Da das Verbot des Besuches sozialdemokratischer Lehrlingsversammlungen und der Zugehörigkeit zu sozialdemokratischen Jugendvereinen in den Lehrlingsverträgen als ungesetzlich nicht aufrecht erhalten werden konnte, soll jetzt folgende Bestimmung überall vertraglich festgelegt werden: „Zur Teilnahme an Versammlungen jeder Art hat der Lehrling die Erlaubnis des Lehrherrn einzuholen. Ein Versammlungsbesuch ohne diese Erlaubnis ist unstatthaft." — Besser wird es mit dieser Vertragsbestimmung auch nicht werden. Wenn sich die Sozialdemokratie wegreglementieren ließe . . .!

Die Mittelstandsfrage in sozialdemokratischer Beleuchtung. Im Junihefte der „Sozialistischen Monatshefte" veröffentlicht der bekannte sozialdemokratische Führer Edmund Fischer einen Aufsatz über sozialdemokratische Mittelstandspolitik, der politisch und volkswirtschaftlich gleich interessant ist. Man liest da, daß die Mittelstandsbewegung gegenwärtig eine Bedeutung erlangt habe, die man unter keinen Umständen unterschätzen dürfe, hätten doch die letzten Reichstagswahlen gezeigt, daß der Mittelstand im allgemeinen noch den Ausschlag gebe. Die bisher in der Sozialdemokratie vorherrschende Anschauung über die Entwicklung des Proletariats und des Mittelstandes sei irrig und korrekturbedürftig. Die Verelendungstheorie widerspreche den wirklichen Verhältnissen. Die Erwartung, daß schließlich nur noch wenige Besitzer von Produktionsmitteln einer ungeheuren Menge von Lohnarbeitern gegenüberstehe, habe sich als falsch erwiesen. Vielmehr „sehen wir einen neuen, großen Mittelstand heranreifen und sich zwischen Proletariat und Kapital schieben". Diese bereits nach Millionen zählende Schicht umfasse Prokuristen und Direktoren, Buchhalter und Reisende, Werkführer und Zeichner, Agenten und Aerzte, Architekten und Künstler, Lehrer und Handwerksmeister, Wirte und Krämer, Bauern und Gärtner usw. „Die Gesamtheit dieser Elemente, die alle keine eigentlichen Lohnproletarier sind, betrachtet sich selbst als Mittelstand und es ändert nichts an der Sache, ob wir das zugeben oder nicht; sie ist eine Mittelschicht zwischen Proletariat und Kapital, die man als einen neuen Mittelstand bezeichnen kann." Aus der Statistik berechnet E. Fischer dann den Mittelstand als aus 5½ Millionen Selbständigen, aus 300 000 Staats- und Gemeindebeamten, aus 200 000 Lehrern, und aus 1,3 Millionen Rentnern und Pensionären bestehend und erkennt freimütig die wirtschaftliche, soziale und politische Macht dieser Schicht an, welche sich den wirtschaftlich gleichmachenden Tendenzen der Arbeiterbewegung entgegenstemme und sich immer mehr von ihr entferne. Fischer will den intelligenten Arbeitern das Aufsteigen in diese Schicht ermöglichen helfen. „Die Menschen kann man in dieser Hinsicht (wirtschaftliche Ansprüche qualifizierter Arbeiter) nicht ändern; man muß mit ihren Naturen rechnen, auch für die Zukunft. Der Sozialismus kann daher nicht die völlige, wirtschaftliche Gleichstellung aller Individuen erstreben wollen." So kommt Fischer schließlich zu einer Empfehlung, nicht einer Politik der Klasse, sondern des Individuums, und schließt mit der echt-liberalen Forderung „größtmöglichster persönlicher Freiheit und weitgehender Toleranz". Man begreift nach diesen Proben die wütende Kritik der „Leipziger Volkszeitung". Der Aufsatz Fischers ist eine einzige Anklagerede gegen die Taktik, ja gegen die Grundpfeiler der sozialdemokratischen Klassenkampftheorie und eine glänzende Rechtfertigung bürgerlicher demokratisch-sozialer Wirtschaftsauffassung.

Nochmals die Konkurrenzklausel. Man schreibt uns: Die Bestimmung, daß im Fall der Konkurrenzklausel einem Austretenden das Gehalt weitergezahlt werden soll, erscheint einem Freunde der Hilfe unbillig, und auch die Redaktion nennt die damit verbundene Versuchung zu Rentenbezieherei einen wunden Punkt. Zu dieser Frage liegt eine bedeutsame Aeußerung nächstbeteiligter Kreise vor. Der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie hat im Dezember 1906 einstimmig beschlossen, den Reichstag zu ersuchen, dem § 133 f der Gewerbeordnung, Abs. I, folgende Fassung zu geben: „Eine Vereinbarung zwischen dem Gewerbeunternehmer und einem der in § 133 a bezeichneten Angestellten, durch die der Angestellte für die Zeit nach der Beendigung des Dienstverhältnisses in seiner gewerblichen Tätigkeit beschränkt wird, ist für den Angestellten nur dann verbindlich, wenn ihm für die Dauer der Beschränkung das zuletzt von ihm bezogene feste Gehalt, mindestens aber eine Entschädigung zugesagt wird, die ihm eine seinem Stande entsprechende Lebensführung ermöglicht." — Prof. Duisberg, Direktor bei den Elberfelder Farbenfabriken, einer der hervorragendsten Vertreter des chemischen Unternehmertums, begleitet die Veröffentlichung dieses Beschlusses mit den Worten: „Wenn nun auch durch die Auflösung des Reichstages die gesetzliche Regelung dieser Frage um eine erhebliche Zeit verschoben ist, so haben wir doch keinen Zweifel daran, daß die meisten Firmen der chemischen Industrie, wenn nicht alle, schon jetzt ohne gesetzlichen Zwang und aus freier Entschließung eine Abänderung der betreffenden Bestimmungen ihrer Anstellungsverträge im Sinne jener Beschlüsse vornehmen werden." Prof. Duisberg hebt noch hervor, daß die Verständigung „lediglich und allein geleitet vom Geschäfts-, Berufs- und Standesinteresse erfolgt ist", und daß nicht nur die blühende Farbenindustrie, sondern auch die weniger rentablen Zweige der chemischen Industrie einstimmig zu dem genannten Ergebnis gekommen sind.

E. M.

Briefkasten

H. R. in B. Sie hatten recht, als Sie der Meldung der „Frankfurter Volksstimme“ mißtrauten, die unsern Freund Dr. Witte für die Rostocker Wahlrechtsverschlechterung mit verantwortlich machen wollte. An der Sitzung in der Bürgervertretung, in welcher die Aenderung ohne namhafte Diskussion durchgepeitscht wurde, konnte Dr. Witte nicht teilnehmen, da er verreist war; er hatte aber vorher in Wort und Schrift ganz energisch gegen die Verschlechterung Stellung genommen. Die Meldung der „Volksstimme“ gehört demnach zu jenen leichtfertigen Notizen, die dann in Wahlzeiten unumstößliche Beweiskraft beanspruchen.

Pastor F. Besten Dank für Ihre Zuschrift. Wir haben allerdings gewußt, daß der Protestantentag in der Gewerkschaftsfrage eine Resolution angenommen hat, worin er sich ausspricht „gegen jede Bestrebungen, die sozialen Standesvertretungen der arbeitenden Klassen kirchenpolitisch auszunutzen, zugleich aber für jede Bestrebung auf soziale Hebung der Massen durch rechtlich anerkannte Gewerkvereine, welche sich grundsätzlich auf Vertretung ihrer Standesinteressen beschränken.“ Aus dieser Resolution kann man freilich ein Eintreten für die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine gegen christliche und rote Gewerkschaften herauslesen, zumal, wenn man weiß, daß Traub in diesem Sinne sein Referat erstattet hat. Aber warum hat der Protestantentag nicht etwas deutlicher die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine empfohlen?

Dortmund. Wir bitten alle Dortmunder Leser, uns freundlichst ihre Adresse mitzuteilen und dabei anzugeben, auf welchem Wege sie bisher die „Hilfe“ bezogen haben. Dank im Voraus.

Der Verlag.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „Hilfe“ etc. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „Hilfe“ liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt“
Berlin-Schöneberg.

Seminar-Orte. Leser in Seminarorten, die bereit sind, uns in einigen Fragen Auskunft zu erteilen, werden höflichst um Aufgabe ihrer Adresse gebeten.
Schöneberg - Berlin, **„Hilfe“**

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Vor kurzem erschienen

Meisterbilder,
Neue Reihe Nr. 169—174.
Herausgegeben vom Kunstwart.
Das Einzelblatt kostet 25, das Doppelblatt 50 Pfg.

Nr. 169 **Rembrandt,** Landschaft von 1638; 170 **Holbein,** Bildnis eines Unbekannten; 171 **Dürer,** Engelskopf; 172/73 **Grünewald,** Verehrung Mariae; 174 **Millet,** Saemann.

Herrn **August Horst,** Cigarrenfabrik,
Hanau.
Die gesandten verschiedenen Marken haben meinen vollsten Beifall gefunden; sie sind durchweg wohlfeil. Ich werde meine Kollegen und Bekannten auf Ihre Firma hinweisen.
E. Rademacher, Schöneberg-Berlin.

Soeben erschienen (vergleiche Büchertisch der Hilfe Nr. 24)

Otto von Bismarck ❀ **Setzen wir Deutschland in den Sattel!**

Meisterreden aus großer Zeit, herausgegeben von **Eugen Kalkschmidt.**

300 Seiten Taschenformat, auf Hadern-Dünndruck-Papier.

Geheftet **Mk. 1.75**, in biegsamem Ganzleinen **Mk. 2.75**, in Ganzleder **Mk. 3.50**

Diese sorgfältig vorbereitete und ausgestattete Liebhaber-Ausgabe bringt Bismarcks beste Reden aus seiner heroischen Zeit (bis zum Ende des Kulturkampfes). Der Band wird auch auf viele, die Bismarck zu kennen glauben, wie eine neue Entdeckung wirken. Bestellungen umgehend erbeten.

Buchhandlung „Fortschritt“ G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 27

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 7. Juli 1907

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Lage in Frankreich — Die Friedenskonferenz — Kohlennot in der deutschen Industrie — Abg. Potthoff über die Pensionsversicherung der Privatangestellten — Ein neues Buch über österreichische Politik). **Naumann:** Posadowskys Entlassung. — **Dr. Paul Rohrbach:** Der Prozeß Peters. — **Dr. Fritz Bruch:** Die erste Tagung des Nationalvereins. — **Otto Karstädt:** Garibaldi und die Internationale. — Aus unsrer Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten. — **Traub:** Überzeugung. — **Naumann:** Am Strande der Bretagne. — **A. Grüttner:** Ausdruckskultur und Schule. — **Anna Pappritz:** Sprechsaal. — **Franziska Mann:** „Ete rasch." — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen.

Die Lage in Frankreich. Es ist keine beneidenswerte Lage, in der sich das Ministerium Clemenceau befindet, nachdem es von der Kammer ein Vertrauensvotum erhalten hat. Fast wäre es leichter gewesen, wenn das Ministerium jetzt gestürzt worden wäre. Dann hätten neue Männer, denen man nicht nachsagen kann, daß sie arretiert und geschossen haben, den Frieden mit den Südgebieten wiederherstellen können. Nicht als ob wir dem Ministerium Clemenceau damit Vorwürfe machen wollten! Jede Regierung, sie mochte heißen wie sie wollte, hätte ähnlich handeln müssen, aber wen es trifft, daß er so handeln muß, der kann sich schwer davon erholen, besonders in Frankreich. Es scheint, als ob die größten Schwierigkeiten vorüber seien, aber es scheint nur so, denn der Streik der Stadtverwaltung und insbesondere die Verweigerung der Steuerzahlungen dauern fort. Schon sind es Millionen von Franken, die nicht bezahlt sind und die ohne Gewalt nicht eingetrieben werden können. Was macht ein demokratischer Staat mit hunderttausend Staatsbürgern, die zwar behaupten, daß sie gute Patrioten seien, die aber grundsätzlich nichts für den Staat ausgeben? Es ist unseres Wissens das erste Mal in der politischen Geschichte, daß der alte Gedanke der Steuerverweigerung von so vielen Bürgern verwirklicht wird. Das aber rührt bis an Nerv und Mark des Staatsgedankens selber.

Die Friedenskonferenz. Was bis jetzt über die Sitzungen der Friedenskonferenz mitgeteilt wird, läßt noch nicht erkennen, welche Hoffnungen man sich wird machen können. Die ganze Sache ist für Deutschland nicht leicht und angenehm, da die Konferenz ein wenig den Eindruck macht, daß sie eine Friedenskonferenz gegen Deutschland werden kann. Unter dem Beteuern der allgemeinsten Friedensliebe wird man auf dieser großen Diplomatenbörse viel mehr im stillen verhandeln als in den Protokollen niederlegen. Ob daran viel geändert sein würde, wenn der deutsche Reichskanzler sich bereit erklärt hätte, in eine Besprechung des Abrüstungsantrages einzutreten, ist zweifelhaft. Dieser Antrag ist vorläufig offenbar nur ein taktischer Streich, um unsere Regierung öffentlich ins Unrecht zu setzen. Als solcher hätte er gewirkt, mochte nun Bülow sich beteiligen oder mit verhandeln. Das einzige Gute für uns bei der Sache ist, daß wir in Freiherrn von Marschall einen älteren und erfahrenen Vertreter bei der Konferenz haben, der sich der Verantwortlichkeit seiner Handlungen bewußt ist, und der es vermeiden wird, die anderen Nationen durch unbesonnenes Auftrumpfen mit unsrer Landmacht unnötig zu reizen. Wir sollen gut gerüstet sein, aber davon möglichst wenig Worte machen. Das gilt für Kaiser, Diplomaten und Zeitungen.

Kohlennot in der deutschen Industrie. Die Handelskammer Heilbronn hat eine Eingabe an die württembergische Zentralstelle für Gewerbe und Handel beschlossen, in der sehr wichtige Angaben über die gegenwärtige Kohlennot gemacht werden. Es besteht eine solche Knappheit an Kohlen für industrielle Zwecke wie wohl nie vorher. Sowohl das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat wie auch die staatlichen Zechen lassen ihre Abnehmer im Stich. Abhülfe ist nur möglich durch Beschränkung der Ausfuhr und Erhöhung der Einfuhr von Kohle. Es sind in 4 Monaten 6½ Millionen Tonnen an das Ausland abgegeben worden, obwohl dringendster Inlandsbedarf vorhanden war. Die gleichzeitige ausländische Einfuhr betrug nur 3,3 Millionen Tonnen. Der Bericht der Handelskammer sagt:

> Es ist sehr zu bedauern, daß ein solch großer Überschuß deutscher Kohlen in jetziger drangvoller Zeit in das Ausland geht und sowohl der Staat wie das Syndikat, obwohl sie die große Not kennen, damit die deutsche Industrie der Gefahr von Betriebsstillständen, die ungeheure Schäden im Gefolge haben können, aussetzen.

Es würde viel mehr fremde Kohle als Ersatz mangelnder rheinischer Kohle eingeführt werden können, wenn das Kohlenkontor (Kohlensyndikat) nicht den Bezug von fremder Seite seinen Abnehmern verbieten wollte. „Auf solche Weise wird die Sicherheit eines Betriebes ganz vom Kohlenkontor abhängig." Auch ist es unrecht, daß das Kohlenkontor die Mengen Kohlen, die es nicht liefert, einfach aus seinen Kontrakten zu streichen in der Lage ist. Die Handelskammer sagt:

> Angesichts der großen Gefahr, welche in den jetzigen Zuständen liegt, sollten die Regierungen Mittel und Wege finden, eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, in erster Linie, indem sie versuchen, die den Kohlenhandel monopolisierenden Vereinigungen zur Änderung der jetzigen, jedem Rechtsgefühl widersprechenden, Kontraktbedingungen zu bringen.

Das, was die Handelskammer vorschlägt, ist zweifellos ein richtiger und gangbarer Weg. Die Parole der allgemeinen Verstaatlichung des Kohlenbergbaues hat zurzeit, wie die Hibernia-Angelegenheit beweist, leider nur theoretischen Wert. Was aber heute geschehen kann, ist die Kontrolle der Kontrakte des Kohlenkontors im Interesse der Industrie. Es fehlt ein Industriegericht, das derartige Fragen fachmännisch im Großen behandelt, etwa so wie das Gewerbegericht die kleinen örtlichen Gewerbefragen entscheidet.

Abg. Potthoff über die Pensionsversicherung der Privatangestellten. Unsre Leser wissen, welche Verdienste Dr. Potthoff um die Versicherung der Privatangestellten hat. Er ist es vor allen anderen, der den einmütigen Beschluß des Reichstags vorbereitet hat. Deshalb wird seine Stimme bei allen Fragen dieses Gebiets zu allererst gehört werden müssen. Es gilt dies auch von seiner neuesten Veröffentlichung, einem längeren Flugblatt, das die Überschrift trägt „vor der Entscheidung" und vom deutschen Werkmeister-Verband versendet wird. Der Zweck dieses Flugblattes ist,

alle Werkmeister und Privatangestellte zu der Ansicht zu bringen, daß es falsch ist, eine besondere und völlig neue Versicherungsanstalt für Privatangestellte zu fordern, und daß es vielmehr das einzig richtige ist, den weiteren Ausbau der vorhandenen Alters- und Invaliditätsversicherung zu verlangen. Natürlich müßte in diesem Falle die vorhandene Versicherung einen Aufbau nach oben bekommen, da die Mehrzahl der Privatangestellten mehr einzahlen und infolgedessen mehr Rechte verlangen wollen, als es heute innerhalb der Reichsversicherung möglich ist. Dr. Potthoff sagt, daß es viel leichter sein würde, diesen Aufbau auf ein vorhandenes Gesetz zu bekommen, als ein völlig neues Gesetz, und fügt hinzu, daß der Staatszuschuß des Deutschen Reiches nur in diesem Falle gesichert ist, und daß die Verwaltungskosten billiger sein würden, als bei einer neuen Versicherung mit eigenen Beamten. Das Bedenken, welches als Gefühlsschwierigkeit bei vielen Privatangestellten auftritt, daß sie nicht an eine „Arbeiter"-versicherung angegliedert sein wollen, weist Potthof damit zurück, daß heute in der Wirklichkeit eine scharfe Grenze zwischen Arbeitern und Angestellten doch nicht vorhanden ist. Insbesondere zwischen Werkmeistern und Arbeitern sind die Grenzen sehr flüssig. Wir unsrerseits halten die Vorschläge und Begründungen von Dr. Potthoff für richtig und heben besonders noch einmal hervor, daß sowohl der Bundesrat wie der Reichstag viel leichter auf diese Vorschläge eingehen werden, als auf jene andern schwereren Pläne. Es scheint, daß die Privatangestellten bisher noch nicht überall diesen praktisch-politischen Gesichtspunkt hinreichend gewürdigt haben. Auf dem Potthoff'schen Wege ist etwas zu erreichen. Eins freilich wissen wir alle nicht, nämlich, mit welchem Maß von Fleiß und Eifer der Nachfolger des Grafen Posadowsky sich dieser Dinge annehmen wird. Posadowsky hatte die Absicht, die Versicherung der Privatbeamten bald herbeizuführen. Sein Nachfolger ist — ein unbeschriebenes Blatt. Desto nötiger ist einmütige Agitation aller Beteiligten.

Ein neues Buch über österreichische Politik. Von unserm Wiener Mitarbeiter Richard Charmatz ist ein ausführliches Buch (402 Seiten) über „deutsch-österreichische Politik" erschienen, das wir später genauer besprechen werden, aber schon jetzt an dieser Stelle anzeigen, weil es als ein politisches Vorkommnis gelten darf, daß direkt hinter der Niederlage des deutschen Liberalismus bei den österreichischen Wahlen ein ernsthaftes, rückhaltlos offenes Buch erscheint, das den Neu-Aufbau dieses Liberalismus verkündigt. Das Buch ist dem österreichischen Historiker H. Friedjung gewidmet. In gewisser Hinsicht ist es dem Naumannschen Buche „Demokratie und Kaisertum" verwandt.

Posadowskys Entlassung.

Graf Posadowsky wird nicht wieder am Regierungstische sitzen. Ja, wer wird denn dann dort sitzen? Gelegentlich an großen Tagen der Reichskanzler, aber sonst? Wer wird sonst den Geist und die Arbeit der Regierung darstellen? Ohne Zweifel wird immer Jemand dort sitzen, aber irgend ein Jemand, von dem die Menge des Volkes überhaupt nicht weiß, wer er ist. Graf Posadowsky war soweit gekommen, daß seine Person anfing, dem ganzen Volke verständlich zu werden, nach Miquels Abgang der charakteristischste Regierungsmann; und wenn auch nur wenige Menschen das ganze Programm Posadowskys zu verzehren geneigt waren, so wußten alle Volkskreise und Parteien, was man an der Person Posadowskys besaß. Er hatte sich vor den Augen des deutschen Volkes entwickelt und galt mit Recht als die Verkörperung des deutschen Beamten in seiner besten Durchbildung, Rechtlichkeit und absoluten Hingabe an die Arbeit. In ihm war etwas vom Geist des Kantschen Zeitalters: der Wille, den Staat zum sittlichen Organismus zu machen. Daß er dabei etwas steif, umständlich, bureaukratisch, vielleicht bisweilen eigensinnig erscheinen konnte, ist richtig. Aber wo ist der Mensch, der eine so ungeheure Arbeit leistet, der nicht seine Besonderheiten an sich trägt? Posadowsky war kein unterhaltsamer Mensch für den kaiserlichen Hof, war nicht Allerweltsmann, nicht geistreich im Sinne des glatten Salons. Er hatte und hat Geist genug für viele Andere, aber sein Geist ist diszipliniert und arbeitet systematisch. Das aber macht inhaltreiche Menschen stets etwas steif. Wozu aber sind denn die obersten Reichsbeamten da? Sind sie etwa dazu da, um den gesellschaftlichen Glanz des Schlosses zu vermehren? Das Kaisertum ist ein Amt, und zwar ein Arbeitsamt im Dienste der Nation. Es soll sich seine „Handlanger" nicht danach suchen, wie nett sie sind, sondern wie tüchtig. Und daß Posadowsky tüchtig war im vollsten Sinne dieses Wortes, ist weltbekannt.

Posadowsky geht, als ob irgend einer von den Ministern ginge, die man nicht kennt. Er räumt seine Sachen zusammen und reist ab. Er hat einen Brief und eine Marmorbüste als Dank des Kaisers empfangen, aber irgend ein persönliches Wort, irgend ein wärmerer Ton sind nicht dabei gewesen. Das war sein Dank vom Hause Hohenzollern. Es ist ja sachlich ganz gleichgültig, ob ein Mann von der Leistung Posadowskys ein Ordensband oder einen Titel mehr oder weniger hat, aber es ist bezeichnend für die Entlassung, daß sie formlos geschieht. Schon darin liegt, daß sie gegen den Wunsch Posadowskys vorgenommen worden ist. Fürst Bülow hat ihn entfernen wollen, und der Kaiser hatte keinen besonderen Grund, ihn zu halten. Schon öfter stand Bülow vor der Frage, ob er dem hinter ihm stehenden Manne den Abschied nahe legen wollte. Immer aber entschied die Erwägung, daß eine Arbeitskraft wie diese geradezu unersetzlich ist. Jetzt ist das letzte Wort gesprochen: das Deutsche Reich wird ohne die Arbeit Posadowskys verwaltet. Auch das wird gehen. Es geht ja schließlich alles, aber es geht schlechter. Die Regierung wird ärmer an geistiger Kraft und sittlichem, sozialem Wollen. Es bleibt eine starke Verantwortung für einen Reichskanzler, eine solche Kraft zu besitzen und gehen zu heißen.

Und was sagt das Volk und die Volksvertretung dazu? Nichts, garnichts! Graf Posadowsky besitzt zweifellos im Reichstag eine Majorität, die ihm ein Vertrauensvotum ausstellt, sobald er es wünscht. Nicht als ob er eine Partei hinter sich gehabt hätte! Am ehesten könnte man das noch von der Zentrumspartei sagen, denn sie ist schutzzöllnerisch und sozialpolitisch wie er. Wir Linksliberale haben eine andere Wirtschaftspolitik vertreten, sind auch sozialpolitisch nicht immer derselben Meinung gewesen; aber wenn die vereinigten Linksliberalen vor der Frage gestanden hätten, ob sie Posadowsky halten oder stürzen wollten, so würden sie für ihn gestimmt haben, weil er mehr wert ist als jeder Ersatzmann, den man zu erwarten berechtigt ist. Ähnlich steht zweifellos die nationalliberale Partei, und auch Sozialdemokraten und Konservative haben im Reichstag nie etwas getan, was als direkter Angriff gegen den Staatssekretär des Innern aufgefaßt werden müßte. Ein Reichstagswunsch, Posadowsky zu beseitigen, hat sicher nicht vorgelegen. Fürst Bülow kann nicht sagen, daß er den Wünschen der Bevölkerung nachgegeben habe. Das lag bei Studt anders. Mit ihm waren alle Liberalen endgültig fertig. Bei Posadowsky ist es eine Entstellung der Tatsachen, wenn man jetzt versucht, seine Entlassung als Gefälligkeit gegenüber dem Liberalismus darzustellen. Nirgends und niemals ist diese Entlassung gefordert worden. Es gibt hundert Dinge, die wir vorher fordern. Nein, es liegt hier wieder einmal eine Regierungshandlung des Kaisers und Reichskanzlers vor, die vor aller Welt zeigt, wie hilflos die deutsche Volksvertretung dem Gange der Staatsgeschäfte gegenübersteht.

Wenn im November der Reichstag zusammentritt, wird ein andrer Mann auf Posadowskys Stuhl sitzen, und es wird sein, als sei Posadowsky nicht gewesen. Selbst das ist zweifelhaft, ob der Reichskanzler gefragt werden wird, weshalb er ohne Posadowsky erscheint, denn rechtlich hat der Reichstag in die Besetzung der Staatsämter nicht hineinzureden. Der Reichstag darf Gesetze verwerfen und verbessern und darf über allerlei Dinge reden, aber die tatsächliche Leitung des Staates vollzieht sich ohne Volksvertretung. Für den Staat im ganzen bedeutet die Frage, ob Posadowsky bleibt oder geht, viel mehr als ein einzelnes Gesetz, aber — das Volk hat dabei nichts zu sagen. Wir haben ein Parlament, sind aber sehr weit entfernt, ein parlamentarisch regierter Staat zu sein. Es wird nötig sein,

daß das Parlament einmal einen Minister stürzt, um zu zeigen, daß es mitregieren will, daß es beachtet sein will, wenn die Staatsämter verteilt werden. Die Mittel, einen Minister zu stürzen, sind in der Hand des Reichstags, falls eine Majorität entschlossen ist, einem Minister keine Gelder zu bewilligen. Es wird irgendwann nötig sein, daß der Reichstag sich dieser seiner Kraft bewußt wird, wenn er in der deutschen Politik überhaupt ein ausschlaggebender Faktor sein oder werden will. Aber wer glaubt heute an eine solche Festigkeit?

Möglich ist es freilich, daß sich das Gewitter über Bülows Haupt zusammenzieht. Zentrum und Sozialdemokratie sind bereit, ihm den Abschied zu bereiten, und der Liberalismus wird bereit sein, sobald er sich von ihm endgültig getäuscht sieht. Noch ist es nicht soweit, aber der Ministerwechsel hat die Zuversicht in die liberalen Absichten Bülows nicht gestärkt. Der Reichskanzler hat keinen Mann eingestellt, der als liberal bekannt ist. Er verlangt von den Liberalen Heeresfolge, ohne ihnen in Personalfragen entgegenzukommen. Die Personalbesetzungen aber sind das Vorspiel der politischen Handlungen, die wir zu erwarten haben. Wer die Stimmung des deutschen Liberalismus kennt, der weiß, daß die Liberalen nicht ohne Gegenliebe ihre Sympathie für den gegenwärtigen Reichskanzler betätigen werden. Er selbst ist ein kalter Rechner, er wird von uns nichts anderes erwarten können, als daß wir es auch sind. Er läßt den Grafen Posadowsky rücksichtslos fallen, um selber seines Amtes sicher zu sein. Will er, daß der Liberalismus anders denkt und arbeitet, als er selbst es tut? Dadurch, daß die Linksliberalen treu zusammenhalten, sind sie stark genug, den Reichskanzler zu halten oder nicht. Das wissen sie, und deshalb können sie von ihm verlangen, daß er mit ihnen kein bloßes Spiel spielt, — wie er es bis heute zu tun scheint.

Naumann.

Der Prozeß Peters.

Der Mann, der jetzt in München den Kampf darum kämpft, ob man ihn in Deutschland öffentlich einen feigen Mörder nennen darf oder nicht, ist kein Jüngling mehr. Peters ist 1856 geboren als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Neuhaus an der Elbe. Er studierte in Göttingen, Tübingen und Berlin Rechts- und Staatswissenschaft, Geschichte und Geographie und legte in diesen beiden letzteren Fächern sein Staatsexamen ab. Nach Abschluß seiner Studienzeit lebte er einige Jahre bei einem Onkel in London. Während dieser Zeit trieb er hauptsächlich kolonialpolitische und philosophische Studien. 1883 nach dem Tode seines Onkels kehrte Peters nach Deutschland zurück und gründete zusammen mit dem jetzigen Herausgeber der Deutschen Zeitung, Dr. Friedrich Lange und dem Grafen Behr-Bandelin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, aus der gleich danach die „Deutsche Ostafrika-Gesellschaft" hervorging. Nachdem es geglückt war, einen ziemlich bescheidenen Betrag für die erste praktische Expedition nach Ostafrika zusammenzubringen, ging Peters im Herbst 1884 mit einigen Gefährten, dem Grafen Pfeil, Dr. Jühlke und Kaufmann Otto nach Ostafrika. Von Sansibar aus setzte die Expedition auf das Festland über, und in sehr kurzer Zeit gelang es, mit den einheimischen Häuptlingen landeinwärts von dem damaligen Handelsplatz Bagamoyo eine Anzahl von Verträgen abzuschließen, durch die ein bedeutendes Territorium im Küstengebiet unter dem Schutz des Reiches gestellt wurde. Im Februar 1885 erfolgte die Bestätigung dieser Erwerbung der Deutschen Ostafrika-Gesellschaft durch einen kaiserlichen Schutzbrief. In der Gesellschaft machten sich zwei einander entgegengesetzte Strömungen geltend: eine politisch umfassende und großzügige, die von vornherein die Gründung eines großen deutschen Kolonialreiches in Ostafrika vom Kap Guardafui bis ans abessinische Hochland, bis an die Quellen des Nils und des Kongos erstrebte, und eine zaghafte, mit näherliegenden geschäftlichen und Rentabilitäts-Interessen.

1887 ging Peters von neuem selbst nach Ostafrika, und es glückte ihm, mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag zustande zu bringen, wonach dieser gegen eine feste Pachtsumme und die formelle Belassung seiner Hoheitsrechte, den ganzen damals zum Sultanat Sansibar gehörigen Küstenstrich des späteren Deutsch-Ostafrika der Gesellschaft überließ. Hiernach reichte die durch Verträge für Deutschland erworbene Interessensphäre tatsächlich vom arabischen Meer bis zum Rovuma, der Grenze der portugiesischen Besitzung in Ostafrika. In Deutschland konnten sich aber weder die offiziell maßgebenden Kreise noch die Geldgeber der Ostafrikanischen Gesellschaft für eine große Politik auf diesem Boden erwärmen, und Peters wurde zurückgerufen. Nicht lange nach seinem Weggang brach der große Araberaufstand aus, zu dessen Niederschlagung der damalige Hauptmann Wißmann entsandt wurde. Während dessen aber hatte Peters bereits einen andren kühnen Plan gefaßt. Als letzter Vertreter der einstmals ägyptischen Macht im Gebiet des oberen Nils saß Emin Pascha in der Aquatorial-Provinz. Peters war entschlossen, durch eine Expedition nach Aquatoria mit Emin Pascha in Verbindung zu treten, um die deutsche Einflußsphäre durch diesen Vorstoß bis an das Gebiet der großen Seen und der Nilquellen zu erweitern. Die deutsche Regierung stand dem Unternehmen mehr als kühl gegenüber, die englische, die schon damals in Ostafrika und im Sudan ihre eigenen Ziele verfolgte, direkt feindlich. Wegen des Araberaufstandes war die ganze Küste in Blokadezustand erklärt, der im Norden von englischen Kriegsschiffen durchgeführt wurde. Um die Petersche Expedition zu hindern, wurde auch die Landung der für sie notwendigen Vorräte, Waffen und Munition als unter die Blokade fallend erklärt. Peters verlor durch diese Maßregel seine sämtlichen für den Marsch bestimmten Tauschwaren, die ihm ein englischer Kreuzer konfiszierte; aber ihm selbst mit seinem Gefährten Leutnannt v. Tiedemann und 17 eingeborenen Soldaten von der Somali-Küste gelang es, auf einem kleinen Dampfer die Blokade unentdeckt zu durchbrechen. Er landete an der Mündung des Tana, an der Küste des heutigen britischen Ostafrika, marschierte mit seiner Handvoll Leute unter unausgesetzten Gefechten gegen die kriegerischen und waffentüchtigen Stämme des Steppengebietes 1500 Kilometer weit bis nach der einstigen Aquatorialprovinz, die aber Emin Pascha während dessen mit Stanley zusammen verlassen hatte, durchzog die Länder auf der Nordseite des Viktoria-Sees, erreichte Uganda und stellte alle diese Gebiete durch Verträge mit den Häuptlingen unter deutschen Schutz. Im Juni 1890, als Peters auf dem Rückmarsch von Uganda auf der großen Karawanenstraße bereits bis nahe an die Küste gelangt war, traf er mit Emin Pascha zusammen, der mittlerweile in den Dienst des deutschen Reiches getreten war, und zum Tanganjyka-See hinauf ging, um dort selbst die deutsche Schutzherrschaft zu proklamieren.

Im sogenannten Sansibarvertrag vom 1. Juni 1891 verzichtete dann Deutschland auf Uganda und das gesamte Gebiet nördlich des Kilima-Ndscharo und des Viktoria-Sees. Ebenso wurde die ganze Küste nördlich von Tanga einschließlich des bereis offiziell unter deutsches Protektorat gestellten Witulandes den Engländern überlassen, die sich dann mit den Italienern über die Teilung auseinandersetzten. Peters wurde schon vorher zum kaiserlichen Kommissar für Deutsch-Ostafrika ernannt und zwar mit der Spezialaufgabe, erst die deutsche Autorität im Kilima-Ndscharo-Gebiet herzustellen und dann bei der Regulierung der deutschen und englischen Grenze dort selber tätig zu sein. Der Aufenthalt im Kilima-Ndscharo-Gebiet und bei der Grenzkommission dauerte von 1891—1893. Im Oktober 1891 und im Januar 1892 fanden die beiden Verurteilungen des Mabruk und der Jagodja, um die es sich bei den späteren Prozessen immer wieder handelt, statt. Die Vorgänge wurden damals hauptsächlich auf Betreiben des englischen Missionsbischoffs Smithy bekannt. Den Engländern, die wenigstens die ganze Nordseite des Kilima-Ndscharo-Gebiets für sich haben wollten, war die Peters'sche Tätigkeit natürlich ein Dorn im Auge, und nachgewiesenermaßen hat sich selbst die englische Mission am Kilima-Ndscharo dazu hergegeben, den Schwarzen den Bezug von Gewehren zu vermitteln, um der deutschen Okkupation Widerstand zu leisten. Die Anschuldigungen wurden im Sommer 1892 untersucht, und das Gouvernement von Ostafrika tadelte schon damals, daß Peters über die Vorgänge nicht korrekt

berichtete, d. h. die beiden Hinrichtungen verschwiegen habe. Peters verantwortete sich demgegenüber damit, daß er geglaubt hätte, besser zu tun, derartige immerhin peinliche Vorfälle in amtlichen Berichten, wo keine zwingende Notwendigkeit vorlag, mit Stillschweigen zu übergehen. Die Untersuchungsbehörde ließ damals diese Rechtfertigung gelten; zum mindesten wurde gegen Peters kein weiterer Vorwurf erhoben; er wurde gegen Ende 1893 in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts übernommen und im Mai 1894 definitiv zum Reichskommissar in Ostafrika ernannt, in dem Vertrauen: „. . . . . daß der nunmehrige Kommissar Dr. Karl Peters Uns und Unserem königlichen Hause in unverbrüchlicher Treue ergeben bleiben und die Pflichten des ihm übertragenen Amtes in ihrem ganzen Umfange mit stets regem Eifer zu erfüllen fortfahren werde, wogegen derselbe sich Unseres Schutzes, bei den mit seinem gegenwärtigen Amtscharakter verbundenen Rechten zu erfreuen haben solle. . . . . .“ Die näheren Umstände der Hinrichtung des Mabruk waren folgende: Bei der Expedition waren verschiedene Einbrüche und Diebstähle vorgekommen. Peters hat daraufhin verkünden lassen, wenn die Täter sich meldeten, würden sie milde bestraft werden; andernfalls würde beim nächsten Mal der Täter, sowie er gefaßt würde, aufgehängt werden. Einige Zeit danach gelang es, aus Anlaß eines von neuem wiederholten Einbruchs Mabruk der Täterschaft zu überführen, und darauf wurde er hingerichtet. Was den Vorfall mit dem Mädchen anbetrifft, so hatte der Sultan von Moschi am Kilima-Ndscharo, Mandara, den weißen Mitgliedern der Expedition nach Landessitte eine Anzahl Weiber geschickt. Diese entflohen eines Tages von der Station, und Peters brachte in Erfahrung, daß sie sich bei einem Häuptling in der Nachbarschaft, namens Malamia versteckt hielten. Peters schickte daraufhin einen Unteroffizier zu Malamia und verlangte die Rückgabe der Weiber in der sehr richtigen Erwägung, daß durch die ruhige Hinnahme dieses Streichs die Autorität der Expedition Schaden leiden würde. Malamia weigerte sich, sein Haus durchsuchen zu lassen, und ließ dem deutschen Führer sagen, wenn er etwas von ihm wolle, so müsse er selbst zu ihm kommen. Das sich gefallen zu lassen, wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Aufforderung zum Überfall bei nächster Gelegenheit. Peters ließ also das Dorf des Malamia mit Gewalt besetzen, worauf der Häuptling die Weiber auslieferte. Diese wurden wegen des Entlaufens mit Prügeln bestraft und die mutmaßliche Anstifterin Jagodja an die Kette gelegt. Auf der Station war verschiedentlich bekanntgemacht worden, daß auf Flucht aus der Kettenhaft wie auf Einbruch Todesstrafe stände. Auch diese Maßregel war durch die außerordentliche Lage der Expedition vollkommen gerechtfertigt. Trotzdem entfloh die Jagodja von neuem, wurde aber schon nach kurzer Zeit von dem Häuptling selbst, bei dem sie Zuflucht suchte, ausgeliefert und noch am selben Tage nach vorhergehender Verhandlung gehängt.

Dieser Tatbestand war, wie gesagt, den Behörden, welche die Untersuchung 1892 gegen Peters führten, bekannt gewesen. Der damalige Gouverneur Freiherr v. Soden äußerte sich zwar dienstlich dahin, daß Peters gewalttätig gehandelt und seine Befugnisse überschritten habe, aber die Kolonialverwaltung entnahm aus dem Vorfall keinen Anlaß, Peters zurückzurufen, und beließ ihn in seiner Stellung am Kilima-Ndscharo und bei der Grenzkommission. 1895 erfolgte eine Denunziation eines früheren Untergebenen von Peters, des Leutnants Bronsart v. Schellendorf und des Tiermalers Kuhnert, Dr. Peters habe falsche Berichte über die Hinrichtungen am Kilima-Ndscharo erstattet. Auf dieses und auf Angriffe des Abgeordneten v. Vollmar im Reichstage hin beantragte Peters eine erneute Disziplinaruntersuchung, die gleichfalls mit dem Ergebnis endete, daß kein Anlaß zum Einschreiten gegen ihn vorliege. Nach Abschluß der Ermittlungen bot der Reichskanzler Peters die Landeshauptmannschaft in dem Gebiet am Tanganjyka-See mit folgenden Worten an: „. . . . . Ich beabsichtige Euer Hochwohlgeboren als Landeshauptmann den Bezirk am Tanganjyka-See zu übertragen, wo wir ungeachtet seiner Wichtigkeit für die ostafrikanische Kolonie es bisher aus verschiedenen Gründen haben unterlassen müssen, unserer Herrschaft tatsächliche Geltung zu verschaffen. Der Bezirk ist in internationaler Beziehung wegen der Nachbarschaft des Kongostaates von Bedeutung, er ist wichtig wegen unserer durch die Brüsseler Akte in Beziehung auf die Unterdrückung von Sklavenraub und Sklavenhandel übernommenen Verpflichtung und außerdem von großem Interesse für die Entwicklung von Handel und Verkehr und für die Erschließung des Landes.

Euer Hochwohlgeboren würde in diesen Gebieten an einem geeigneten Orte ihre Residenz zu gründen und zu nehmen haben. Der zur Besetzung und zum Schutz erforderliche Teil der Schutztruppe würde Ihnen bezüglich der Verwendung unterstellt werden in derselben Weise wie die gesamte Schutztruppe dem Gouverneur unterstellt ist. Sie würden der oberste Beamte dieses Bezirkes sein, die Gerichtsbarkeit und die standesamtlichen Befugnisse haben und die gesamte Verwaltung leiten.

In Rücksicht auf die Wichtigkeit der Stellung würde ich Ihr Gehalt auf 25000 Mk. erhöhen, so daß sie in dieser Beziehung dem stellvertretenden Gouverneur gleichgestellt sein würden. . . . .“

Die Verhandlungen über diese Landeshauptmannschaft zerschlugen sich dann an dem von Peters erhobenen Anspruch, dem Gouverneur von Ostafrika gegenüber mit einer weitergehenden Selbständigkeit ausgestattet zu sein, als der Regierung zulässig erschien. Peters wurde darauf Ende 1895 mit dreiviertel seines bisherigen pensionsfähigen Gehalts als Reichskommissar in den einstweiligen Ruhestand versetzt.

Während dieser Zeit aber hatte sich bei dem Kolonialdirektor Kayser, der Peters vorher selbst die Zusage gegeben hatte, er würde nach Herrn v. Soden der zweitnächste Gouverneur von Deutsch-Ostafrika werden, eine starke persönliche Feindschaft gegen Peters entwickelt, so daß Kayser 1895, während mit Peters offiziell über die Landeshauptmannschaft am Tanganjyka-See verhandelt wurde, unter der Hand in Afrika Material gegen Peters sammeln ließ. Als sein Gehilfe arbeitete dabei der Geheimrat Hellwig, und als Werkzeug diente wahrscheinlich der Afrikareisende Eugen Wolf, der während der Sodenschen Amtszeit als Korrespondent für deutsche Zeitungen mehrere Reisen im Schutzgebiet ausgeführt hatte. Über die Gründe dieses persönlichen Feldzuges der höheren Beamten der Kolonialabteilung gegen Peters herrscht einstweilen noch Dunkel. Peters ist der Meinung, daß aus diesen Kreisen im März 1896 auch der falsche Brief des englischen Bischofs Tucker an Bebel lanciert worden ist.

Der Inhalt dieses sogenannten „Tuckerbriefes“ sollte im wesentlichen der sein, daß Peters selbst sich dazu bekannte, er habe den Mabruk in Wirklichkeit deshalb hinrichten lassen, weil er mit der Jagodja, die seine, Peters, Konkubine gewesen sei, verkehrt habe. Auf die Anklagerede Bebels hin erklärte dann Dr. Kayser im Reichstag, die Anschuldigungen gegen Peters seien untersucht worden und hätten bisher keinerlei Handhaben zu einem Vorgehen gegen ihn gegeben; da aber der Brief an den Bischof Tucker eine neue, der Regierung bisher unbekannte Tatsache bilde, so würde eine abermalige Disziplinaruntersuchung gegen Peters erfolgen. Das nächste Ergebnis der eingeleiteten Untersuchung war nun im Herbst 1896, daß Peters überhaupt nie einen Brief an den Bischof Tucker geschrieben, noch sonst sich in ähnlicher Weise geäußert hatte. Damit stand die Sache von rechtswegen so, wie sie nach den beiden Untersuchungen von 1892 und 1895 stand, d. h. so, daß Peters keine Vorwürfe zu machen gewesen wären, die ihn unwürdig zeigten, eine hohe und verantwortliche Stellung in der Kolonialverwaltung zu bekleiden. Trotzdem nahmen Dr. Kayser und Geheimrat Hellwig das bereits zweimal erledigte Verfahren auf Grund des untersuchten und abgetanen Materials wieder auf und setzten die Aufhebung des früheren Urteils und die Verurteilung von Peters durch einen besonders hierfür zusammengestellten Disziplinarhof durch, bei dessen Verhandlung keinerlei anderes Material zur Sprache kam als das bereits bekannte. In welcher Weise der staatliche Ankläger, Geheimrat Hellwig, nebenher noch gegen Peters wirkte, indem er den Schriftsteller Wagner zu Angriffen in der Presse gegen jenen ermunterte und mit Material versorgte, ist jetzt durch die Verhandlungen zum Staunen der Öffentlichkeit bekannt ge-

worden. Die Vernehmung der von Peters vorgeschlagenen Entlastungszeugen wurde von dem Disziplinarhof abgelehnt; dieser bestand überdies aus lauter Männern, von denen niemand eine Anschauung über afrikanische Verhältnisse besaß. Bezeichnend für das gegen Peters geübte Verfahren ist auch seine Überwachung durch die politische Polizei während seines Aufenthalts in Berlin schon vor dem letzten Prozeß. Hiernach konnte der Ausfall des vom Disziplinargericht zu fällenden Urteils nicht mehr zweifelhaft sein. Nach seiner Verurteilung siedelte Peters nach England über und ist seit einer Reihe von Jahren für die Aufschließung der Golddistrikte in Rhodesia geschäftlich tätig. Bekannt ist seine Hypothese, daß in den rhodesischen Golddistrikten das Ophyr der Bibel zu suchen sei.

Mit dieser Darstellung des Sachverhalts ist für jedes verständige Urteil die Petersche Angelegenheit eigentlich erledigt. Daß Peters, namentlich in seinen jüngeren Jahren, ein brennendes Bedürfnis hatte, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, seine Leistungen anerkannt zu sehen, daß er hochfliegende Hoffnungen für seine Laufbahn hegte und daß er eine rücksichtslose Natur ist, das weiß jedermann, der ihn persönlich oder aus seinen Schriften kennt, zur Genüge. Aber wer auf einer Nußschale mit 17 schwarzen Soldaten die Blokade des englischen Admirals Fremantle mit seinem Kreuzergeschwader durchbricht, um durch eine Welt von feindseligen Schwarzen vom Indischen Ozean bis zu den Nilquellen zu marschieren, — wer mit dieser Macht den Herrscher von Uganda, der über eine Million Untertanen verfügt, dazu bringt, sich durch Vertrag als Vasallen des deutschen Kaisers zu bekennen, — wer mit 28 Jahren die Grundlagen für Deutschlands Kolonialreich in Deutsch-Ostafrika legt und von sich sagen kann, daß ohne ihn Deutschland nie einen Fuß nach Ostafrika gesetzt hätte, sondern alles Land zwischen dem Ozean und den großen Seen heut englisch wäre, der wird immerhin, auch beim gewöhnlichen Philister, auf mildernde Umstände plädieren dürfen, wenn er einmal zur Wahrung der ihm anvertrauten dienstlichen Autorität ein paar Schwarze kurzerhand aufhängen läßt. Als die Beiden verurteilt wurden, saß Peters mit drei Dutzend Leuten unter einigen Hunderttausend aufsässigen Negern, die eben gehört hatten, daß im Süden, in Uhehe, eine große deutsche Expedition (Zelewski) von den Wahehes niedergemetzelt worden war und die von denselben Engländern, die sich über Peters Strafurteile moralisch entrüsteten, mit Gewehren versorgt wurden, um denselben Peters und seine ganze Expedition womöglich ins Jenseits zu befördern. Die Tatsache, daß es dem Kolonialdirektor Kayser und dem Geheimrat Hellwig von dieser Basis aus gelingen konnte, Peters durch einen Disziplinargerichtshof als Beamten schimpflich kassieren zu lassen und als Menschen in weiten Kreisen unmöglich zu machen, ist in der Tat ein vollgültiges Zeugnis dafür, mit welchem Verständnis wir bisher Kolonialpolitik getrieben haben und was für Leuten ihre Leitung anvertraut gewesen ist. Man kann gegen die innere Stellung, die Gemütsverfassung, mit der Peters sich öfters in seinen Werken über die Eingeborenen und das Eingeborenenproblem in Afrika äußert, sowohl aus Gründen des persönlichen Empfindens als auch aus praktischen Erwägungen ganz ausgesprochene Bedenken haben; aber es ist darum doch elend und kleinlich, zumal von Leuten, denen nie der Gedanke gekommen ist, ihr Leben in Afrika, sei es an eine nationale Aufgabe, sei es auch nur an die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes zu setzen, sich über Peters sittlich zu entrüsten, weil er zur Aufrechterhaltung seiner Autorität als Expeditionsführer gegen einen unverschämten Dorfhäuptling, einen diebischen Diener und ein schwarzes Freudenmädchen mit Pulver und Blei und mit dem Strick durchgegriffen hat. Man kann dazu nicht die Nerven haben und trotzdem ein sehr guter Staatsbürger sein, unmöglich aber ein Begründer deutschen Kolonialwesens in Afrika oder ein kompetentes Mitglied eines Disziplinargerichtshofs zur Aburteilung von Leuten wie Peters. Wer alle Tage unter den Schwarzen, zu denen er geschickt ist, um ihnen Respekt vor der deutschen Macht beizubringen, sein Leben aufs Spiel setzt, der hat auch das Recht, ein billiges und verständiges Urteil über alle Maßregeln zu verlangen, die ihm zur Sicherung der Expedition notwendig erscheinen. Der größte Fehler, den man in Afrika den Eingeborenen gegenüber begehen kann, ist unter allen Umständen eine Handlungsweise, die jenen als Schwäche erscheint. So wie diese Gefahr vorliegt, gilt in Wahrheit der Satz: lieber etwas Blut vergießen vorbeugender Art, als hinterher ein Gemetzel großen Stils unter den Eingeborenen oder der Untergang der ganzen Expedition, wenn der durch die gezeigte Schwäche heraufbeschworene Angriff der Wilden kommt. Wenn Peters nicht stets nach diesem Grundsatz gehandelt hätte, so wäre er und seine Leute weder vom Viktoriasee noch vom Kilima-Ndscharo je zurückgekommen, — aber er könnte sich ja dann im Jenseits damit trösten, daß ihn niemand einen „feigen Mörder" nennen darf. Und wir hätten höchstwahrscheinlich keine Kolonie Deutsch-Ostafrika.

Paul Rohrbach.

Die erste Tagung des Nationalvereins.

Ein Freund unsres Blattes schreibt uns:

Man konnte gespannt sein auf die erste Tagung des neuen Nationalvereins, welche vom 22.—24. Juni in Heidelberg stattfand; denn nachgerade wußte man nicht mehr, was man eigentlich mit dem neuen Nationalverein anfangen sollte. So ziemlich alle liberalen Parteien sprachen sich zurückhaltend ihm gegenüber aus. Am gelassensten sahen die linksliberalen Parteien der kommenden Tagung entgegen, während Nationalliberale und Jungliberale etwas nervös geworden waren und, wie eine Notiz in der Nationalliberalen Korrespondenz bewies, befürchteten, der neue Nationalverein sei nur dazu gegründet worden, die nationalsoziale Parteiflagge wieder zu hissen. Grund zu dieser Befürchtung hatten am allerwenigsten die Nationalsozialen gegeben, und man hätte sich die Aufregung sparen können.

Es gab ja verschiedene Wege, welche der Nationalverein gehen konnte. Hätte er über den liberalen Parteien stehen wollen, dann wäre er ein totgeborenes Kind gewesen, denn das hätte man sich mit Fug und Recht verbeten. Unter den liberalen Parteien zu arbeiten, ging auch nicht, so lange die Liberalen nicht zu einer neudeutschen Linken geeint sind. Er wäre bald zu stark nach rechts, bald zu stark nach links gependelt und hätte deshalb nach beiden Seiten hin „hinreichend verdächtig" geschienen. Noch rascher hätte er aber seine Rolle ausgespielt gehabt, wenn er neben den Parteien d. h. als neue liberale Partei hätte marschieren wollen. Dann hätte ihn jeder liberale Mann bekämpfen müssen. So war nur noch eine Möglichkeit für ihn gegeben, nämlich mit den liberalen Parteien zu marschieren.

Wer den öffentlichen Versammlungen des Nationalvereins in Heidelberg aufmerksam gefolgt ist, muß den Eindruck gewonnen haben, daß es den Führern des neuen Nationalvereins ernst darum zu tun ist, in deutsch-vaterländischem Geiste die ideale Seite des Liberalismus zu pflegen.

Professor Dr. Sigmund Günther-München hat in seiner Eröffnungsansprache der ersten Volksversammlung es klar ausgesprochen, daß der Nationalverein auch nicht einmal scheinen wolle, eine neue liberale Partei zu sein. Er wolle allen liberalen Parteien die Kampfesmittel gegen jegliche Art von Reaktion sammeln, er wolle in den Liberalen den Willen zur Macht wecken.

Den Höhepunkt der ersten Versammlung bildete die Rede des Heidelberger Nationalökonomen Gothein über: „Die allgemeinen Grundlagen des Liberalismus."

Gothein ging davon aus, daß der Paarungsgedanke, mit dem Bernhard Bülow zu arbeiten pflegt, auf die Dauer nicht verfangen könne. Die Liberalen müssen eine reinliche Scheidung mit den Konservativen vornehmen. Am wenigsten lassen sich die Abarten des Konservatismus, des extremen Agrariertums und des Antisemitismus, mit liberalem Geiste paaren. Die Liberalen treiben eine gesunde Mittelstandspolitik, d. h. sie sind für Staatshilfe dort, wo sie wirklich notwendig ist. Der alte liberale Gedanke: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott", muß zur Erhaltung des Verantwortlichkeitsgefühls bestehen bleiben.

Freie Schule, — ohne geistliche Schulaufsicht — freie Betätigung des religiösen Lebens, freie Entfaltung der wissenschaftlichen Kräfte, freie Presse, freies Wort in den Versammlungen, das müssen die Forderungen des Liberalismus bleiben. Die Selbstverwaltung muß bis in die untersten Schichten des Volkes dringen. Unser Heer muß ein Volksheer werden.

In sozialen Fragen kann der Liberalismus niemals absolut einig sein, denn die wirtschaftlichen Interessen sind zu verschiedenartige. Er steht auf dem Boden der individuellen Freiheit in wirtschaftlichen Fragen und verlangt eine Staatsregulierung nur da, wo sie nötig ist. Monopole, die auf Ausbeutung ausgehen, dürfen nicht geduldet werden, deshalb muß eine Erweiterung des Vereinsrechtes eintreten.

So ist die Kampfesroute für den Liberalismus nach rechts und links vorgezeichnet. Mit der Arbeiterbewegung an sich sympathisiert der Liberalismus, aber ihre Kampfesweise, die in ewiger

Schürung des Klassenhasses besteht, muß bekämpft werden. Solange die Sozialdemokratie in ihrem kindischen Protest gegen die Monarchie beharrt, solange sie mit der Revolution kokettiert, kann sie als politisch-arbeitend nicht ernst genommen werden. Erst dann, wenn sie sich innerlich umgewandelt hat, kann der Liberalismus sich mit ihr inniger verbinden.

Für die zweite öffentliche Versammlung war die „Arbeiterfrage" zur Diskussion gestellt worden.

Der erste Referent, Arbeitersekretär Erkelenz aus Düsseldorf, betonte gleich zu Beginn seines Referates, daß es natürlich unmöglich sei, die ganze Arbeiterfrage hier behandeln zu wollen, nur die gewerkschaftlichen Fragen sollten Gegenstand der Besprechung sein.

Man dürfe die Arbeiterfrage nicht als eine reine Magenfrage auffassen. Agitatorisch sei es ja sehr wirksam, mit dem Begriff der halbverhungerten Existenzen zu operieren, aber die besseren Arbeiter sähen allmählich ein, daß für einen großen Teil der Arbeiter das Existenzminimum vorhanden sei. Damit beginne eine Schichtung in der Arbeiterschaft. Es dürfe aber nicht dazu kommen, daß wir, wie in England, eine Arbeiteraristokratie erhalten, welche ihrerseits wieder die unteren Arbeiterschichten drückt. Während wir die Verpflichtung haben, den oberen Schichten der Arbeiter den Weg nach oben weiter zu weisen, dürfen wir die unteren Schichten nicht vergessen. Es muß die Gesamtheit der Arbeiter gehoben werden. Im Mittelpunkt steht der gelernte Arbeiter. Die Bestrebungen aller Arbeiterorganisationen nach der wirtschaftlichen Seite hin sind deshalb für die absehbare Zukunft darauf zu richten, daß 1. die qualifizierten Arbeiter sich durch Tarifverträge während guter Geschäftszeiten ihre Arbeiterverhältnisse sichern; 2. daß die Arbeiter in ungünstiger wirtschaftlicher Lage und die Arbeiterinnen möglichst nahe an die qualifizierten Arbeiter herangebracht werden; 3. daß die Arbeitsbedingungen aller Arbeiter in Einklang mit den sich steigernden Unternehmergewinnen und dem zunehmenden Kapitalreichtume Deutschlands eine fortschreitende Verbesserung erfahren; und 4. daß die Fürsorge für den kranken, invaliden und alten sowie für den arbeitslosen Arbeiter durch gesetzliche Maßnahmen und Selbsthilfe eine wesentliche Ausdehnung erhalten.

Die geistige Aufwärtsentwicklung der Arbeiter und ihre Einordnung in die Gesellschaft kann nur durch eine Demokratisierung der Wahlrechte, durch Freigabe der Selbstverwaltung und durch ein uneingeschränktes Konditionsrecht geschehen. Wenn der Liberalismus die Arbeiter wieder an seine Fahne fesseln will, muß er den rückständigen Standpunkt in sozialpolitischen Fragen, den er besonders in den 80er Jahren zeigte, aufgeben.

Einer bedeutend schwierigeren Aufgabe stand der 2. Referent, Schuhfabrikant Karl Hopp aus Pirmasens gegenüber, der als Unternehmer zu der gewerkschaftlichen Frage Stellung zu nehmen hatte.

Er führte folgendes aus: Die Emporentwicklung der Arbeiterklasse ist eine nationale Notwendigkeit. Die Absonderung der Arbeiterklasse ist eine nationale Gefahr. Die Brücke zu einem Ausgleich bildet die Gleichberechtigung der Arbeiter, das ungehinderte Koalitionsrecht. In dem Qualitätsarbeiter liegt die Zukunft unserer Industrie. Wenn intensiver geschafft wird, dann darf der Unternehmer nicht gegen die Verkürzung der Arbeitszeit sein.

Die Gewerkschaften leiden noch an Kinderkrankheiten, die man, weil sie verschwinden, ertragen muß. Eine dieser Kinderkrankheiten ist die Beschimpfungsmethode, die dem Standpunkt des Arbeitnehmers vielleicht verständlich ist, die aber zur Folge hat, daß mancher Unternehmer es sich hat abgewöhnen müssen, Gewerkschaftsblätter zu lesen, um nicht noch erbitterter gegen seine Arbeiter zu werden. Die schlimmste Kinderkrankheit der Gewerkschaften ist ihre systematische Vertiefung der Klassengegensätze. Wenn die Arbeiter mit den Unternehmern in engere Fühlung treten durch gemeinsame Beratungen, so verschwinden diese unangenehmen Erscheinungen. Feste Organisationen auf beiden Seiten garantieren den bewaffneten Frieden. Weil man auf beiden Seiten die Macht des Gegners kennt, bleibt man friedlich; es kommt zum Abschluß von Tarifverträgen. Es muß ein konstitutioneller Zug in das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter, eine Art Industrie-Verfassung, was Naumann treffend mit den Worten ausgedrückt hat: „Aus dem Industrie-Arbeiter muß ein Industrie-Bürger werden."

Stürmischer Beifall folgte auf das Hoppsche Referat, von dem Professor Hummel-Karlsruhe in der Debatte sagte: „Ich bedaure, daß die Rede des Herrn Hopp nicht zwanzig Jahre früher gehalten worden ist. Wäre das geschehen und würde die Ansicht des Herrn Hopp von den deutschen Unternehmern geteilt worden sein, dann wäre die Arbeiterbewegung wohl in andere Bahnen gekommen."

Der letzte Referent, Landgerichtsrat Rulemann-Bremen, konnte mit seinen Anschauungen über die Arbeiterfrage nicht wie der zweite Referent die Zustimmung der Zuhörer gewinnen. Seine Ausführungen waren viel zu abstrakt. Am wenigsten wollte uns seine Ansicht, wie die Sozialdemokratie zu bekämpfen sei, gefallen. Er denkt sich eine Arbeiterpartei, ähnlich dem Bunde der Landwirte; also eine reine Interessenvertretung müsse sich im ausgesprochenen Kampf gegen die Sozialdemokratie bilden und sei allein imstande, der Sozialdemokratie dauernd mit Erfolg Konkurrenz zu machen.

Ziehen wir das Fazit der Heidelberger Tagung des Nationalvereins für das liberale Deutschland — wie er in Zukunft heißen soll — so können wir Linksliberalen erfreut darüber sein, weil offenkundig zu Tage trat, daß der neue Nationalverein seine Hauptaufgabe darin sieht, in fortschrittlich-liberalem Geiste zu arbeiten, um die dem Liberalismus verloren gegangenen Massen für die neudeutsche Linke wieder zu gewinnen.

Seckenheim. **Fritz Bruch.**

Garibaldi und die Internationale.

Zum 100. Geburtstage des Generals am 4. Juli 1907.

In Garibaldi ist alles Widerspruch und kontradiktorischer Gegensatz. Er lebte, wie auch Ricarda Huch den Gründer der Giovine Italia, Mazzini, in ihrem Roman „Die Verteidigung Roms" sagen läßt, in einer Atmosphäre für sich, in einer selbstgeschaffenen, ganz unwirklichen, ihn ständig umnebelnden romantischen Phantasiewelt. Aus diesem Grunde zögerte Mazzini, als Triumviro, ihn 1848 nach der Flucht des Papstes Pio IX. zum Diktator der Republik Rom zu machen. Und doch liegt in Garibaldis Wirken aus einer gleichsam unwirklichen Welt heraus der Schlüssel zum historischen Rätsel, das sich hinter den Erfolgen dieses größten Condottiere der neueren Geschichte verbirgt.

In der wirklichen politischen Misere seines heißgeliebten Vaterlandes waren ihm die Ziele seiner Tätigkeit gegeben: aus seiner mehr von Gefühl als von Intellekt erbauten Welt entnahm er die Mittel, die ihm die Realität damals nicht bot — Mittel, die jeder wirkliche Staatsmann und denkende Stratege wegen ihrer allzulächerlichen Unzulänglichkeit verschmäht hätte. Und da es der Zufall fügte, daß er allein durch seinen Willen und den Glauben an Erfolg mit 1000 ungeschulten „Alpenjägern" sich als Sieger gebärden durfte — in Wirklichkeit war er es tatsächlich garnicht —, so nahm er seine eigne, fast anormale geistige Sphäre als ebenso solide an wie die Außenwelt und handelte stets, als wären beide Gegensätze eine objektive Einheit. So sah er nie, über welchen unüberbrückten Abgründen sein Wollen und Handeln schwebte, er erlebte niemals die langsame Tragödie, in der sonst jeder große Mann gezwungen wird, seine geistige Kraft nicht über die Dinge zu stellen, sondern sie an richtiger Stelle als Hebel in sie einzufügen. Garibaldis Widersprüche mußten daher ungelöst bleiben.

Er tritt in die Kgl. sardinische Marine unter Treueid ein — und stellt sofort sein Schiff II Des Geneys in den Dienst der republikanischen Revolutionäre; er will für Gerechtigkeit kämpfen, wird aber in den amerikanischen Gewässern zum Seeräuber; der Patriot Garibaldi tötet als Söldner in fremden Diensten mit wahrer Lust seine ihm unbekannten Gegner, bald für die Republik Rio Grande, bald für Montevideo; wegen der Verschwörung gegen Carlo Alberto zum Tode verurteilt, bietet er diesem Monarchen später untertänigst seine Dienste an; nach den Heldenkämpfen für die Republica una e indivisibile legt er es als Diktator des Königreiches beider Sizilien seine Eroberung der sardinischen Dynastie zu Füßen und ist begeisterter Monarchist, und endlich am Abend seines Lebens, das er oft für das Vaterland aufs Spiel gesetzt hatte, schwärmt er für die marxistische Internationale.

Die damaligen Internationalen, die Marx kaum verstanden, waren brave Leute und schlechte Musikanten, wohlwollende Träumer und verspätete Philanthropen, die bald alle Kapitalisten zu ihrer Theorie zu bekehren hofften. Owen hatte ja die feste Absicht, die europäischen Souveräne nach Aachen zu einem Kongreß zu berufen, um sie dort eines sozialistischen Bessern zu belehren!

Garibaldi ließ sich zu einem förmlichen Manifest für die Internationale hinreißen. Er hatte die Pariser Kommune angeschwärmt und sich dadurch heftige Polemiken von seiten seiner früheren Freunde zugezogen. So kam es, daß er die Internationale zu rechtfertigen suchte, als sie schon sanft entschlief. Wenigstens als Organisation ging sie seit dem Haager Septemberkongreß 1872 ein, als Marx mit Hilfe der Blanquisten die neue Bakounine besiegt hatte und sich nun vor den mächtigen Feuern durch Verlegung des conseil général nach New York zu retten suchte.

Garibaldi folgte Ugo Foscolos Definition einer „Partei“: „Parteien in einem Staate sind zwei oder seltener mehr Vereinigungen freier Menschen, die in bezug auf die Mittel, den Staat zu regieren, verschiedene Meinungen oder auseinandergehende Interessen haben, die sich aber zu Zwecken des Gesamtwohls oder zur Rettung der nationalen Ehre immer mit dem Gegner einigen.“ Andernfalls sind sie Sekten. Garibaldi hatte sich früh der demokratischen Linken zugewandt und mit Cavour und der Rechten heftige Rededuelle ausgefochten. Gerade die italienischen Demokraten und Republikaner aber bekämpften am schärfsten die Internationale und somit ihren eignen Parteigenossen Garibaldi. Mazzini hat niemals so fleißig geschrieben, als zur Zeit, wo er das Ansehen, das die Internationale nach seiner Meinung durch Garibaldis offene Anhängerschaft erhielt, vernichten wollte. Ja, es tat dem Führer „Jungitaliens“ leid, daß die Einigungskämpfe schon vorüber waren, und daß nun die Arbeiter Zeit und Ruhe hatten, politisch nachzudenken, anstatt weiter gegen Österreich sich zu verbluten. „Lieber mögen die Österreicher wiederkehren“, rief er aus, „ehe diese falsche und perverse Doktrin in Italien Boden faßt, die die Italiener in Unterdrücker (gemeint sind hier die Besitzlosen!) und Unterdrückte (d. i. Kapitalisten!) teilen würde!“ In Italien war damals wohl unbekannt, daß Mazzini selbst einst organisiertes Mitglied der Internationale gewesen war. Er hatte seinerzeit den Antrag gestellt, das leitende Komitee der Internationale stark, fast absolut zu machen. Marx, der fürchten mochte, daß Mazzini durch seine Fähigkeiten selbst diese dominierende Macht in die Hände bekommen könnte, brachte unter Berufung auf das Prinzip der individuellen Freiheit den Antrag zu Fall, und so wandte Mazzini der Internationale den Rücken. Ob bei seiner Polemik gegen Garibaldi ihm auch persönliche Rachegefühle gegen Marx leiteten, sei dahingestellt.

Garibaldis Wut kannte nunmehr keine Grenzen. Er überschüttete Freund und Feind gleichmäßig mit Hohn und Beleidigungen, selbst mit den verächtlichsten Schimpfworten; wetterte, daß alle Internationalen zusammen niemals soviel Unheil anrichten könnten wie z. B. die österreichische Monarchie in Italien, und glorifizierte die Communards. An seinen Freund Petroni schrieb Garibaldi (21. Oktober 1871) einen fünf Druckseiten langen Brief, aus dem ich hier nach Jessie W. Mario, Vita di Giuseppe Garibaldi II, p 264—69 einzelnes in eigner Übersetzung wiedergebe:

„Und was ist die Internationale? Warum will man eine Vereinigung angreifen, ohne sie auch nur zu kennen? Ist sie nicht eine notwendige Folge der verwirrten Zustände, in der sich jetzt die gesamte menschliche Gesellschaft befindet?“

Doch Garibaldi ist bereits ein Vorläufer der Revisionisten:

„Wenn die Internationale vielleicht von gewissen Doktrinen befreit würde (sic!) die jedenfalls die Böswilligkeit ihrer Feinde (!) ihr suggeriert hat, so wird sie nicht die Unterdrückung des Rechtes bedeuten, sondern die natürliche Entwicklung und Fortsetzung der Emanzipation der Menschenrechte ..... Ich habe den Wunsch, daß es der Internationale nicht gehen möge wie der Pariser Bevölkerung: daß sie sich nämlich nicht von Doktrinenhändlern übers Ohr hauen läßt (!) und zu Übertreibungen und damit endlich zur Lächerlichkeit verurteilt wird. Sie möge genau die Menschen studieren, die sie auf den Weg der moralischen und materiellen Besserung zu führen imstande sind, ehe sie sich ihnen anvertraut.

Sie muß sich vor allem vor den Übertreibungen hüten, die ihnen die Agenten der Monarchie und des Klerus in den Mund legen, um ihr in den Augen der Besitzenden zu schaden, die immer das Gespenst von Agrargesetzen fürchten.“

Vom eigentlichen Sozialismus, der als Ziel die Vergesellschaftung der Produktionsmittel hat, ist bei Garibaldi noch keine Rede. Auch die kapitalistische Produktionsweise und die zunehmende Industrialisierung, davon er in Italien noch keinen Hauch verspürte, sind ihm keine Motive für die Bewegung, sondern nur die ungerechte Verteilung der Güter:

„Eine Gesellschaft, in der die Mehrzahl für die Existenz arbeiten muß, und nur wenige durch Lüge und Gewalt sich des größten Teils der Produktion der Arbeit bemächtigt, sollte die nicht die Unzufriedenheit und den Rachedurst dessen erregen, der darunter leidet?“

Die Lösung der sozialen Frage war für den Helden von Marsala, Calatafimi und Milazzo sehr einfach:

„Die Internationale bescheide sich mit dem, was ihr von Rechts wegen gebührt, ohne das Erb- und Eigentum andrer anzutasten. Und dann mag sie's laut dem Mächtigen der Erde zurufen: Ich komme und setze mich zu einem Mahle, worauf ich Anrecht habe, ebensogut wie ihr. Euer Gut berühre ich nicht, obwohl es schwerer wiegt als das meinige; aber nehmt auch ihr mir nicht das Wenige, was von meiner Stirn tropft, auch die abscheulichen Mittel, die ihr bisher angewandt habt, durch Mahl- und Mehlsteuern, durch Abgabe auf Salz und soviel andre Ungerechtigkeiten, die auf meinem Elend lasten.

Kommt mir vor allem nicht mit euren gewohnten Lügen von der öffentlichen Sicherheit, deren ihr bedürft, und die ich bezahlen muß, von der Armee zur nationalen Verteidigung, die euch und eure Vorrechte schützt und mich der gesunden Arme beraubt, die das Schicksal meines Landes und meine eigne Lage bessern könnten.“

Und wenn die Internationale so gesprochen hat, ist alles ohne Konflikt erledigt.

So naiv Garibaldi diese Anschauung formulierte, so naiv waren die Antworten seiner Freunde. Daß sie sich gegen die Garibaldinische Auffassung der Armee wandten, war ihr gutes Recht. Hatten sie doch einst alle unter dem Löwen von Caprera gefochten und zum Teil die gesunden Arme für ein großes Ideal verloren — und nun diese Zensur!

Quadrio, Pallavicini, Alberto Mario und Mazzini waren unerschöpflich in ihren Entgegnungen. Mario sammelte sogar seine Aufsätze gegen Garibaldi in einer Broschüre l'Internazionale (1878). Es ist unmöglich, all die mit großer Emphase vorgeführten Gründe gegen die Internationale kurz wiederzugeben, und vor allem, es ist auch unnötig. Sie kehren noch jetzt alljährlich in gewissen Reichstagsreden gegen Bebel wieder, und da mag man sie in aller Ruhe nachlesen. Nicht etwa, daß Bebels Gegner Marios und Pallavicinis Artikel studiert hätten — da sei Gott vor! —, sondern die Gründe gegen „das Teilen“, gegen die Auffassung, daß die Menschen „Engel“ seien, und für den absoluten Individualismus sind noch jetzt so originell wie in den siebziger Jahren. Nur Pallavicini, der ehemalige Sträfling vom Spielberg, hatte wenigstens die richtige Idee, daß Garibaldi — wie seine Gegner! — die Internationale selbst nicht kannte und sich eine nach seinen Gemütsbedürfnissen, also als ethisches Postulat, nicht nach der reinen Vernunft konstruiert hätte. Aus Marios Polemik aber sei zur Widerlegung des Sozialismus noch ein Grund erwähnt, der in Deutschland noch nicht verbraucht sein dürfte: Er wendet gegen die These, die Arbeit sei international, ein, auch die Wissenschaft sei es. Galileis Lehre werde überall anerkannt, und doch blieben die Anhänger seiner Theorie national und würden darum noch lange nicht international. Wenn dieser geniale Gedanke noch in die Polemik gegen den Sozialismus aufgenommen wird, dürfte sie endlich das haben, was ihr nach Brunhuber so sehr im deutschen parlamentarischen Kampfe fehlt: das wissenschaftliche Rüstzeug.

Garibaldi revidierte jedoch seine Meinung weiter, und kurz vor seinem Tode (1882) bekannte er, daß ihm von seinem Fanatismus für die Internationale nur „l'immenso amore dell' umanità“ — eine unendliche Liebe zur Menschheit geblieben sei, daß er aber die internationale verlogene Phrase von der „kleinlichen Liebe zum Vaterlande“ verwerfe. So endigte sein vielbewegtes Leben in sozialer Gesinnung auf nationalem Gefühlsboden.

Magdeburg. **Otto Karstädt.**

Aus unsrer Bewegung.

In unserm Berliner Parteibureau sind Ferien eingetreten. Die Parteifreunde im Lande werden sich mit der Erörterung grundsätzlicher und weittragender Fragen gedulden müssen bis in den August. Es ist aber Vorsorge getroffen, daß die laufenden kleinen Geschäfte täglich erledigt werden. Insbesondere können auch Flugblätter und Broschüren wie seither vom Parteibureau (Dessauerstraße 13) bezogen werden.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Auerbach i. V., Dr. T. III. 5.—; Berlin, J. V. IV, 5.—; Berlin C. J. IV, 5.—; Berlin-Wilmersdorf, P. S. VI., 5.—; Bremerhaven, H. A. IV, 5.—; Bremerhaven, J. C. IV, 5.—; Charlottenburg G. W. III, 5.—; Crossen, C. R. M. III, 5.—; Dortmund, H. III, 5.—; Dortmund, A. K. III, 5.—; Dortmund, G. R. V, 5.—; Dresden, K. C. VIII, 5.—; Dresden-Altstadt, M. W. V, 5.—; Ebingen, L. R. III, 5.—; Ebingen, S. V, 5.—; Ebingen, S. I, 5.—; Frankfurt a. M., E. K. IV, 5.—; Frankfurt a. M., A. Z. VI. 5.—; Freiburg, Dr. P. M. IV, 5.—; Grüntal, J. II, 5.—; Halle a. S., F., 5.—; Hamburg, R. B. III, 5.—; Hamburg, H. H. G. IV, 5.—; Hamburg, R. E. M. II, 5.—; Hamburg, A. L. II, 5.—; Hamburg, W. V, 5.—; Hannover W. M. VI, 5.—; Harburg a. E., G. L. III, 5.—; Heidelberg, P. B. IV, 5.—; Heidelberg, Dr. A. D. IV, 5.—; Herford, G. D. IV, 5.—; Hornberg, Dr. E. L. V, 5.—; Kannstatt, E. v. S. V, 5.—; Karlsruhe S. L. III, 5.—; Kiel, W. St. V, 5.—; Leipzig, E. B. IV, 5.—; Leutzsch bei Leipzig, J. G. II, 5.—; Lübeck, Dr. H. V, 5.—; Maltsch, E. D. IV, 5.—; Marburg, O. de T. V, 5.—; Meiningen, Dr. T. S. IV, 5.—; Metz, D. K. II, 5.—; Metz, O. M. V, 5.—; München, Dr. E. S. IV, 5.—; München, E. T. V, 5.—; München, Dr. W. O. II, 5.—; Neuhaus, Dr. H. H. IV, 5.—; Nürnberg, H. E. II, 5.—; Nürnberg, Dr. S. III, 5.—; Oberstein, W. B. IV, 5.—; Oberstein, M. L. VII, 5.—; Peine, R. II, 5.—; Rebdorf, v. E. IV, 5.—; Sebnitz, Dr. A. G. III, 5.—; Siegen, F. IV, 5.—; Wenigenjena, O. M. IV, 5.—.

Außerordentliche Beiträge: Halle a. S., v. B. III, 10.—; Gießen, L. 3.—; Grimma, D. 2.—; Kiel, Nation.-soz. Verein 50.—.

Zusammen M.:	345.—
Dazu II. Ausweis in Nr. 26	„ 1335.85
M.	1680.85

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung.

Gewerkvereine und Politik. Im Zentralorgan der deutschen Gewerkvereine erscheint eine geharnischte Erklärung gegen den Wahlverein der Liberalen (freisinnige Vereinigung), weil er eine Flugschrift an die Mitglieder der deutschen Gewerkvereine mit der Aufforderung versandt hat, in die freisinnige Vereinigung einzutreten. Natürlich kann nach den bekannten Berliner Pfingstbeschlüssen weder den Mitgliedern der deutschen Gewerkvereine verboten werden, politische Propaganda zu betreiben, noch den politischen Parteien, diese Propaganda zu unterstützen. Das gibt das Zentralorgan der deutschen Gewerkvereine auch offen zu. Es wendet sich nur gegen die Form des Flugblattes, die so abgefaßt wäre, „als ob sie von den Gewerkvereinen selbst ausginge." In feierlichem Sperrdruck wird dann versichert, „weder die Verbandsleitung noch irgend eine Leitung eines einzelnen Gewerkvereins habe mit der Flugschrift der genannten Partei irgend etwas zu tun." Und dann wird mit derselben komischen Grandezza „mit aller Entschiedenheit" abgelehnt, „aus den Gewerkvereinen Rekrutenschulen für irgend eine politische Partei machen zu lassen." Man sieht schon aus dem zuletzt gewählten Ausdruck, daß es ein Vertreter der alten überlebten Neutralitätsidee gewesen ist, der hier dem Wahlverein der Liberalen mit Entrüstung einen Ordnungsruf zuteil werden läßt. Aber diese Neutralitätstheorie in althergebrachter Weise ist eben seit Pfingsten dieses Jahres für die Gewerkvereinler ebensowenig mehr maßgebend wie sie es seit langer Zeit für die andern Gewerkschaften ist. Deshalb wird sich der Artikelschreiber wohl oder übel damit abfinden müssen, daß diejenigen Parteien, die Gewicht auf Mitglieder aus den Reihen der deutschen Gewerkvereine legen, jetzt mit allem Nachdruck die politische Organisation unter ihnen in Fluß zu bringen suchen. Daß das kein Versuch ist, „unsern Gewerkvereinern irgend eine bestimmte Partei aufoktroyieren zu lassen", liegt auf der Hand und geht auch aus dem Flugblatt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor. Wenn der Ton des Flugblattes aber die Vermutung aufkommen läßt, als ob es von Gewerkvereinlern ausginge, so wird diese Vermutung von den Tatsachen allerdings bestätigt. Der Wahlverein der Liberalen leistet bei dieser Angelegenheit lediglich Hilfsdienste.

Ausnahmegesetze gegen Konsumvereine. Mit dem Wachstum der genossenschaftlichen Konsumentenorganisation nimmt zugleich die Zahl der Gegner zu, und der Kampf erhält teilweise schärfere Formen. So wird z. B. anläßlich des bevorstehenden Gemeindesteuergesetzes in Hessen sogar von amtlicher Stelle der Handelskammer Gießen die Heranziehung der Konsumvereine zur Gewerbesteuer gefordert unter der Begründung, daß sie, wie jedes andre Geschäft verkaufen. — Es ist dies eine völlige Verkennung des Charakters eines Konsumvereins, der ja nichts weiter darstellt, als eine Gruppe von Konsumenten, die gemeinsam Waren einkaufen, und unter sich verteilen. — Noch weiter geht der Einkaufsverein Mainzer Kolonialwarenhändler, der an die zweite hessische Kammer folgendes Gesuch bezüglich der Konsum- und Beamtenvereine richtete: 1. Heranziehung derselben zu den gleichen Steuern wie die des Kleinhandels unter gesetzlicher Einführung der Eintragspflicht; 2. Ausfall jeder behördlichen Begünstigung dieser Vereine gegenüber dem Kleinhandel (!); 3. Verbot für aktive Reichs-, Staats- und Gemeindebeamte einschließlich der Offiziere und deren Ehefrauen an der Beteiligung an solchen Vereinen. — Man möchte lachen, wenn es nicht gar so ernst wäre und so bezeichnend für die wachsende Strömung gegen das Recht des Einzelnen, sich zu seinem Schutz und Nutzen zu verbünden, — ganz abgesehen von dem geforderten Eingriff in das private Leben sogar der Hausfrau, die ihren Lebensmittelbedarf nicht mehr decken soll wie und wo sie will. Zu rechter Zeit und in rechter Weise antwortet darauf die „Denkschrift über Bedeutung und Besteuerung der Konsumgenossenschaften" von Prof. Dr. F. Staudinger und Dr. R. Riehn, im Auftrage der hessischen Konsumvereine verfaßt und der hessischen Staatsregierung und den Kammern überreicht. In kurzen Zügen wird die Konsumentenbewegung als Gegenwirkung gegen die Produzentenorganisationen, ihr Werdegang als bedingt durch die Entwicklung der Wirtschaftsordnung dargestellt, ihr wirtschaftlicher Wert als Bindeglied zwischen Produktion und Konsum, und als Förderer der Kaufkraft hervorgehoben. Die Anschuldigungen der Gegner, vor allem die ständige Verquickung von Konsumvereinen und Sozialdemokratie, werden einleuchtend zurückgewiesen und insbesondere die beiden erwähnten Eingaben als tendenziöse Angriffe charakterisiert. Der letzte Teil der Denkschrift, die Besteuerungsfrage in juristischer Beleuchtung, kennzeichnet dann als den einzigen Weg, um die Konsumgenossenschaften zur Besteuerung heranzuziehen, das Ausnahmegesetz.

Arbeitslöhne. Auf dem vierten Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Düsseldorf ist vorige Woche in dem lebhaften Streit zwischen Konsumvereinsleitung und Konsumvereinsangestellten über die Ansprüche der Beamten und Angestellten auch folgende Mitteilung vom Vertreter des Berliner Transportarbeiterverbandes gemacht worden: „Ein Berliner Bierfahrer erhält einen Mindestlohn von 3600 Mark im Jahr, ein Mehlkutscher einen solchen von 51 Mark und ein Müllkutscher 39,50 Mark wöchentlich." Diese Mitteilung hat offenbar auf dem Konsumvereinstag das Erstaunen auch der zahlreich dort versammelten Arbeiter hervorgerufen, denn der Bericht verzeichnet ein lebhaftes „Hört! Hört!" In der Tat, ein Bierkutscher mit 3600 Mark, das ist in Ansehung der schweren und gefahrvollen, aber immerhin doch „ungelernten" Arbeit eine glänzende Entlohnung. Wir glauben nicht, daß sie die Regel in Berlin und noch weniger, daß sie der Durchschnittslohn der übrigen ungelernten Berliner Arbeiter ist. Das ergeben ja auch schon die andern mitgeteilten Lohnziffern. Immerhin hat die Mitteilung, die natürlich gegen die Elendstheorie der Sozialdemokratie mit Recht jetzt überall ausgeschlachtet wird, das Gute, daß sie die Aufmerksamkeit überhaupt wieder einmal auf die Lohneinnahmen richtet. In der sozialistischen „Neuen Gesellschaft", die das Ehepaar Braun herausgibt, wird eine Zusammenstellung der tatsächlich gezahlten Löhne nach der Statistik der Berufsgenossenschaften aus den letzten Jahren veröffentlicht. Danach entfiel in der Berufsgenossenschaft an einen Arbeiter an Arbeitslohn:

	1902	1904	1905
Knappschafts-Berufsgenossenschaft .	1107,10	1165,20	1189,50
Steinbruchs-Berufsgenossenschaft . .	334,70	354,60	355,10
Berufsgenossenschaft der Feinmechanik	1081,30	1112,50	1149,—
Maschinen und Kleineisenindustrie-Berufsgenossenschaft	1090,30	1138,—	1179,—
Glas-Berufsgenossenschaft	807,10	842,30	884,—
Ziegelei-Berufsgenossenschaft . . .	553,10	615,90	625,—
Sächs. Textil-Berufsgenossenschaft .	655,—	669,20	683,—
Müllerei Berufsgenossenschaft . . .	798,80	820,90	861,—
Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft . .	708,10	804,40	832,—

Briefkasten.

Privatbeamtenversicherung. A. N. Mühlhausen. Über die von Ihnen aufgeworfenen Fragen besteht noch keine Einigung unter den Interessenten. Einzelne Organisationen wollen nur die Angestellten bis zu 5000 Mark Einkommen versichern. Die überwiegende Mehrheit tritt für Zwangsversicherung allein ein; dabei würde aber das versicherungsfähige Einkommen jedenfalls auch auf 5 oder 4000 Mark zu beschränken sein. Wann Pensionsanspruch ohne Rücksicht auf Invalidität gewährt wird, hängt von der Lösung der organisatorischen Frage ab. Diejenigen Kreise, die eine ganz selbständige Privatbeamtenkasse nach österreichischem Muster erstreben, wollen Pensionsanspruch nach 40 Dienstjahren. Wird (was sehr wahrscheinlich ist) die Angestelltenversicherung durch Ausbau des bestehenden Invalidengesetzes verwirklicht, so dürfte die Altersrente vom 66. Lebensjahre ab gewährt werden. Über alle Fragen der Privatbeamtenversicherung finden Sie die beste Auskunft in den „Schriften des Deutschen Werkmeister-Verbandes" (Düsseldorf) Heft I, III und V, die für wenige Groschen zu beziehen sind.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 27 Berlin, 7. Juli 1907

Überzeugung

Eines darfst du nicht verschenken,
Dein Selbst, dein Ich, den heiligen Dom.
Ibsen.

Auch dies tiefe Wort „Überzeugung" ist heute der Mode zum Opfer gefallen. Junge Leute, die gerade anfangen, von ferne her ein klein wenig vom Leben zu ahnen, haben bereits ihre „Überzeugung". Andre, die zu faul sind, über ihr Denken und Handeln Rechenschaft abzulegen, verkriechen sich hinter dasselbe Wort und bilden sich noch wunder wie Großes dabei ein, daß sie ihre „Überzeugung" verteidigen. Man kann sich ohne diese festesten Gewißheiten garnicht mehr sehen lassen. Man handelt damit wie mit Wechseln an der Börse, die meist — jemand anders gehören.

Um eine wirkliche Überzeugung ist es eine schwere Sache. Die gleichen Leute, die das Wort so leicht im Munde führen, erschrecken, wenn man zu ihnen von Wiedergeburt reden wollte. Beides ist doch dasselbe. Ob das eine Wort weltlicheren, das andre kirchlicheren Klang birgt, darauf kommt es nicht an: in der Sache fordern sie eins. Dieses Eine heißt: eine neue Zeugung. Das geht nicht von heute auf morgen. Neue Menschen brauchen noch länger als die, die aus dem Schoß der Natur hervorbrechen. Überzeugung bedarf langes Wachstum. Sie kann nicht *gemacht* werden; man kann sie nur stille und dankbar *wachsen* lassen. Was will das bißchen Begießen, Ausjäten, Erdemischen, Raupenvertilgen besagen gegenüber dem starken, selbsttätigen Wachsen des Baums in Gottes Sonnenschein? Was können wir mit unserm Reden, Widerlegen, Fernhalten, Erziehen ausrichten, wo eine feste eigne Überzeugung sich in die Höhe reckt? Das weite Leben allein schafft überzeugte Menschen. Der Leib kriecht aus dem Mutterleib und ist in seiner Art fertig; die Seele kriecht durch das Leben mit seinen tausend Windungen, und wer weiß, wann sie fertig wird? Hat sie irgendeine sichere Erfahrung gemacht, von der sie lebt, so ist das eben zum unabtrennbaren Keim neuen Lebens geworden. Das geht seltsam zu. Meist so still, daß man die Änderungen gar nicht einzeln merkt, von denen die Zeugung des neuen Menschen abhängt — oft so rasch, daß wir erstaunen. Gestern noch sahen wir auf den Backen unsrer Äpfel am Baum nichts von dem Rot, das uns heute grüßt.

Drum hasse ich die Menschen, die sich mit ihren Überzeugungen tummeln wie ein Liebhaber auf dem Roß vor seiner Liebsten Fenster. Heilige Augenblicke sind es, in denen man sich bewußt wird, daß man unter keinen Umständen anders sei. Solange man irgendwo einen Ausweg kennt, lebte man nicht selbst in seinen Gedanken und Vorsätzen. Man *hatte* sie, aber man *war* sie nicht. Wo wir selbst in Frage kommen, wo es nicht heißt: wollen wir ein Stück von uns töten, sondern: wollen wir uns töten oder wollen wir leben, da ist das Wort „Überzeugung" am Platz. Da wächst unser eigen Leben, das sind wir, das kann und soll uns dann niemand rauben.

Traub.

Am Strande der Bretagne.

Werde ich heute ein Bad nehmen oder nicht? Es ist so kalt! Ich hatte mir die Küste der Bretagne etwas sonniger vorgestellt. Aber weshalb komme ich auch im Juni, jetzt, wo noch alles geschlossen ist? Jetzt verlohnt es sich für die Sonne wahrhaftig nicht, ihren Glanz über St. Malo und Paramé auszugießen, denn von Paris ist noch niemand hier, und die wenigen Engländer und Engländerinnen, die es jetzt schon gibt, befinden sich auch ohne Sonne ganz wohl. Diejenigen Engländerinnen wenigstens, denen ich beim Mittagessen gegenüberzusitzen pflege, haben jeden Morgen ihr Bad genommen, mag der Himmel auch noch so verwolkt und verwogen ausschauen. Es sind zwei Schwestern, die offenbar in der Welt nicht mehr sehr viel zu tun haben, und die ihren Sonntag dem Dienste Gottes, ihre Wochentage aber der Abhärtung ihres Körpers widmen. Diese zwei tapferen Gestalten also haben heute schon ihr siebentes Bad in Paramé genommen, ich aber stehe erst beim vierten. Was bleibt mir übrig, als in mein Zimmer zu gehen und dort den Badeanzug anzuziehen? Denn hier geht man vom Zimmer aus ins Meer. Man wickelt sich in seinen Mantel und eilt vergnügt oder scheu an seiner Umgebung vorbei, steigt die steinernen Stufen hinab, wirft den Mantel auf den Sand und marschiert der Flut entgegen.

Vorn sind die kleinen Wellen. Diese haben nichts zu bedeuten. Das sind die Wellen für die Kinder, die im Juli kommen sollen. Aber hinter der ersten Wellenlage kommt die zweite. Diese ist bei bewegter See schon ernsthafter. In ihr läßt man sich umschäumen und hin- und herwerfen. Jede einzelne Welle wird mit Verstand erwartet. Erst kommt eine kleinere Woge, dann eine größere, dann kommt der Wellenberg selber und zuletzt kommt eine Welle, die schon in weißen Gischt zerfließt, ehe sie bis zu uns gelangt. Hinter ihr ist eine kleine Pause, und nachher beginnt das Spiel von neuem. Daß das Wasser kalt ist, weiß man, aber man fühlt es fast garnicht, weil der Trubel und die Bewegung alle Kräfte in Anspruch nehmen. Salzwasser in den Augen? Das schadet nichts! Salzwasser bis in den Mund? Auch daran wirst du nicht sterben. Es ist zwar sehr salzig und bitter hier, aber köstlich durchsichtig, grün schimmernd, ein nasser Wurf vom Ozean.

* * *

Was macht man eigentlich abends? Irgendwelche künstliche Unterhaltung gibt es um diese Jahreszeit noch nicht. Das Kasino ist verschlossen wie im tiefsten Winter. Eines Abends ließ ich mir im Salon unsrer Pension die Lampe anstecken, um zu schreiben,— ein merkwürdiges Vergnügen! Als Hängelampe war sie ganz schön aber zu dunkel, als Stehlampe genügte sie zur Not, aber doch nur so, wie wenn mein Vater erzählte, bei welcher Beleuchtung er in seiner Jugend hatte arbeiten müssen. Es blieb also nichts übrig, als durch die Gartenpforte ins Dorf zu gehen, dort einige Zigarren und eine Zeitung zu kaufen und ein Café zu suchen, in dem man lesen kann. Die feinen Wirtschaften sind noch nicht offen, also gilt es, die hellste der gewöhnlichen Trinkstuben ausfindig zu machen. Dort lese ich den „Matin", der hier überall sehr verbreitet ist, den

„Petit Parisien“ oder ein Lokalblatt katholischer Richtung. Es ist für den politischen Menschen sehr interessant, eine Zeitlang die Welt nur durch ausländische Zeitungen zu betrachten. Wie weit liegt hier alles das, was uns täglich beschäftigt! Von Berlin lese ich fast nur, was sich auf die Tafelrunde Wilhelms II. bezieht. Alles andere interessiert die Franzosen wenig. Aber Frankreich selbst ist voll von politischen Interessen: Streik der Hafenarbeiter, Besuch des Königs von Norwegen, Friedenskonferenz, Einführung der Kapitalrentensteuer und vor allem und über alles die Bewegung der Weinbauern im französischen Süden. Wenn die andern Gäste der Trinkstube sich politisch unterhalten, was nicht oft der Fall ist, so hört man immer wieder die Worte: Weinverfälschung, Zucker, Deklaration. Man ist hier nicht besonders regierungsfreundlich, aber von direkter Teilnahme an der Unruhe des Südens ist keine Spur. Überhaupt will mir scheinen, als überschätzten wir in Deutschland das politische Interesse der Franzosen, die in der Provinz leben. Sie sind den Pariser Rednern und Literaten gegenüber viel hilfloser als unsere Provinzbewohner gegenüber Berlin. Bei uns gibt es fast überall eine beachtenswerte und selbständige Provinzialpresse, hier aber beherrschen die billigen Pariser Blätter das ganze Land und machen es politisch müde. Nur starke Augenblicksbewegungen, wie etwa der Streit um den Besitz der Kirchen oder wie jetzt die Weinbauernbewegung können diese Müdigkeit überwinden. Was man liest, sind die Mordtaten, Ehebrüche, Unglücksfälle. Von ihnen wird hier noch viel mehr berichtet als bei uns.

* * *

Das Land ist fabelhaft fruchtbar. Schon auf der Insel Jersey sah ich die Fülle der Wagen, in denen neue Kartoffeln an die Schiffe gebracht wurden. Ein hoher Wagen nach dem anderen, teils von den Bauern gefahren und teils von ihren Frauen und Töchtern. Der weibliche Fuhrmann ist ja überhaupt in Frankreich nichts ungewohntes, auch wenn man von den weiblichen Droschkenkutschern absieht, die neuerdings den Pariser Witzblättern so viel Stoff zum Gelächter geben. Diese Frauen auf dem Bock des zweirädrigen Kartoffelwagens sind kein Stoff für fliegende Blätter. Man sieht ihnen die Ernsthaftigkeit der Arbeit an, wie denn überhaupt der Menschenschlag hier am Meere nichts leichtes und flatterhaftes an sich hat. Eher könnte man sagen, es sei etwas düsteres und verträumtes in den Gesichtern. Die Frauen vom Lande tragen meist noch ihre alte schwarze Tracht. Schwarz sind die Priester, die Frauen und die Pferde. So wenigstens ist es die alte Landessitte. Gern möchte ich wissen, ob im Mittelalter alle Frauen des einfachen Volkes schwarz gekleidet waren. Ich habe dieselben schwarzen Gestalten in Tirol und in Dalmatien gesehen. Sind sie etwa ein Rest einer früher gemeinsamen Tracht? Hier freilich wird das Schwarz meist durch eine nette weiße Haube gemildert, eine Haube, die so kleidsam ist, daß selbst die Töchter des Landes, die sich vom Schwarz losgesagt haben, sie nicht verachten.

Es ist aber nicht die Frau, von der ich reden will, sondern der Acker. Beide freilich gehören hier noch mehr zusammen als sonst, da der Ackerbau vielfach in Gartenbau übergeht, und da ein Teil der Männer als Seeleute abwesend sind. Die Islandsfahrer, von denen Pierre Loti erzählt, stammen nicht weit von hier, und auch sonst ergänzt sich die französische Seefahrt beständig aus der Normandie und Bretagne. Die Frauen also haben vielfach Hacke und Sense in der Hand, besonders aber auch den Spaten.

Ich ging vor einigen Tagen von Paramé nach Cancale, einen Landweg von etwa 12 Kilometern. Was habe ich da an blühender, kleiner Landwirtschaft gesehen! Überall, wo nur irgendetwas wachsen kann, sprosst es und treibt es. Meist stehen Apfelbäume im Felde, ohne daß der Schatten wesentlich zu schaden scheint. Unten auf dem Boden wächst das Essen und oben in den Zweigen das Trinken, denn diese Apfelbäume liefern den Cider. Die Wohnungen der Landleute sind von festem, hartem Gestein, oft mit gewissem Schmuck, aber meist klein und arm an Fenstern. Die Zeit, in der Frankreich eine Fenstersteuer gehabt hat, wirkt scheinbar immer noch nach. Meist hat man steinerne Mauern um die Gärten, ein Zeichen, daß von alters her das Holz knapp war im Lande, denn dort, wo man Holz hat, zimmert man Stakete. Eigentlichen Wald habe ich in diesen Gegenden kaum gesehen. Der Boden ist dafür zu gut.

* * *

Als ich aber nach der kleinen Fischerstadt Cancale gekommen war, lernte ich die zweite Seite dieser schönen Fruchtbarkeit kennen. Es war gerade Markttag, und die Landwirte saßen um den Tisch im Gasthofe am Platz der Republik. Wir aßen ein Frühstück zum Preise von zwei Franken. Dafür bekamen wir der Reihe nach: Krabben, Austern, gebratene Fische, Schweinsbraten mit neuen Kartoffeln, Schoten, Hühnerbeine mit Salat, Reispudding, Käse, Kirschen. Man sieht, daß die Bretagne ihre Leute zu ernähren versteht! Überhaupt kann man hier sehr billig existieren, sobald man der eigentlichen Fremdenstraße entrinnt. Nur die Reise selbst ist lang und teuer, der Aufenthalt aber ist mindestens so billig oder noch billiger als in Schleswig-Holstein oder Mecklenburg. Ich muß überhaupt immer an Schleswig-Holstein denken. Vieles Einzelne ist anders, aber der Grundcharakter von Land und Leuten ist ähnlich. Der behäbige Herr, der mir gegenübersitzt, hätte nur etwas größer wachsen müssen, um als Marschbauer gelten zu dürfen. Er läßt sich zweimal Austern geben, was hier im Lande der Austernbänke nichts Besonderes ist, und vollendet überhaupt seine Mahlzeit mit Ruhe und Sachverständnis. Gegen Ende des Essens fragt er seinen Nachbar, ob er mit nach oben ginge, Kaffee zu trinken. Als der Nachbar noch nicht will, sagt er: es wird oben gespielt. Der andre horcht auf und sagt: nicht zu teuer? Die Antwort: nicht zu teuer, zu einem Franken! So gingen also die beiden nach oben, ich aber besah die Kirche, den Hafen, die Austernbänke und was sonst noch dort zu sehen ist.

* * *

Das Meer hört doch nicht auf, das Auge zu beschäftigen! Bisweilen denkt man, es sei langweilig, immer das Meer sehen zu müssen; aber das ist nichts anderes als die notwendige Ermüdung des Interesses, die bei allen starken Eindrücken sich einstellt. Auch das Anschauen der Berge wird von einem gewissen Augenblick an peinlich, und niemand kann ein großes Menschenwerk in sich aufnehmen, der nicht gelegentlich darüber seufzt. Dazu kommt, daß das Meer mit seiner Unruhe stärkere Anforderungen an das Auge dessen stellt, der nicht mit ihm aufgewachsen ist. Man weiß es nicht, aber es ist ein dunkles Gefühl dafür vorhanden, daß das Spiel der Wellen den Apparat der Empfindungsnerven lebhaft in Arbeit hält. Möglicherweise beruht ein Teil der geistigen Erfrischung des Meeraufenthaltes auf dieser unbewußten Arbeit.

Es ist völlig zweierlei, über das Meer nachzudenken und sich seinem unmittelbaren Eindruck hinzugeben. Das Nachdenken ist endlos, aber die unmittelbare Wirkung ist ebenso endlos. Welche Menge von Gedanken weckt allein die Entstehung der Wellen! Man steht am Ufer und betrachtet, wann, wo und unter welchen Umständen Wellen entstehen. Das Wasser kommt heran und rollt wieder zurück. Bis wohin rollt es zurück? Wo wird es von der neuen Welle aufgegriffen? Ist die Welle der Zusammenstoß von vorwärtsdrängenden und rückwärtsgleitenden Fluten? Ich sehe die vorderste Reihe weißen Schaumes. Wann bricht sich der Kamm? In welchem Verhältnis steht dieses Brechen des Wellenkammes zur Höhe der vorhergehenden Welle? Und vor allem, woher kommt die Menge neuen Wassers, die in der Flut sich heranschiebt. War sie vorher irgendwo da draußen, wo grau und blau die Masse des Wassers im Winde zittert? Das Problem von Ebbe und Flut ist nirgends so dringlich, wie hier in der Bretagne. Weshalb hat das mittelländische Meer keinen Wechsel der Gezeiten? Aber das adriatische Meer hat einen Wechsel, wenn auch keinen sehr großen! Der Mond allein erklärt diese Verschiedenheiten nicht, denn der Mond ist überall. Man möchte Naturforscher sein, wenn man am Strande weilt.

Und dazu die Farben! Hier hört alles verständige Denken auf. Weshalb und wie sich blau, grau und grün mischen, ist Geheimnis des Augenblicks, der schon wieder

verrauscht ist, wenn man ihn fassen will. Man hat Wellen photographiert. Bald wird man sie in Farben photographieren können. Ob wir aber dann tiefer in die Farbenlehre des Ozeans eindringen werden, ist zweifelhaft. Es bleibt in aller Natur etwas Wunderbares, und es wird so bleiben. Die Tiefe der Dinge ist unenthüllbar trotz aller menschlichen Findigkeit. Das ist die Grenze der Aufklärung. Vor reichlich hundert Jahren hielt man es für leichter, alles zu verstehen, als wir es heute halten. Der schöne Traum, die ganze Welt entschleiern zu können, hat viel dazu beigetragen, die Studien zu beflügeln, aber eben diese Studien enden damit, daß wir vor hundert Rätseln stehen. Diese Ironie, die in den Dingen liegt, daß sie immer verworrener werden, je tiefer man sie durchschaut, ist für mich eine Art Beweis der Gottheit, die es liebt, sich zu offenbaren, indem sie sich entfernt. **Naumann.**

Ausdruckskultur und Schule.

Mit der Prägung des Wortes „Ausdruckskultur" im zweiten Aprilheft des Kunstwarts hat Avenarius sicher allen denen eine besondere Freude gemacht, die um künstlerische Erziehung in der Schule sich bemühen. Gerade hier erschwerten aus Worten erwachsende Mißverständnisse das Zusammenschließen von guten Kräften, tüchtigen Geistern. Wär's sonst möglich, daß Schulräume, die durch ihren Spezialberuf besondere Beziehung zur Kunst zu haben glauben, mit Genugtuung einen unerwartet schnellen, großen Rückschlag gegen die Bewegung der künstlerischen Erziehung konstatieren? Sie sahen von Anfang an nur, was in ihrem eignen Gehege neues vorgehen sollte und kümmerten sich ums Ganze nur wenig. Wie könnten sie sonst davon reden, daß man die Anbahnung des Kunstverständnisses von vornherein ausgeschaltet habe, daß man im weiteren Verlaufe auch vom Kunstgenießen nichts mehr habe wissen wollen, und daß man das letzte Ziel künstlerischer Erziehung, das künstlerische Schaffen, durch einen künstlerisch gestalteten Zeichenunterricht zu erweisen versucht habe? Mit Worten ließ sich eben trefflich streiten, um so trefflicher, je schulmeisterlicher man sie gegen einander abgrenzte. Und so kam zu derartig schiefen, verbogenen Ansichten überall da, wo der Blick so beengt ist, daß er nur das eigne kleine Beet des großen, blühenden Gartens zur Not übersieht. Den so Beschränkten wird auch das neue klärende Wort den Sinn nicht auftun. Man wird sie ruhig ihren fetten Kohl weiterbauen lassen müssen, ohne auf ihre Mitarbeit an der Kultur des ganzen, großen Gartens viel zu rechnen.

Den freiherzig und offenen Blickes Voranschreitenden aber wird's klingen wie ein grüßender Zuruf; die Zagen, Unsicheren wird's festen, wenn es sie erkennen läßt, daß es sich mit der künstlerischen Erziehung nicht um holden Höhenwahn einiger Verstiegenen handelt, sondern um ein Zusammengehen mit Tausenden der besten einem guten Ziele entgegen. Das neue Wort wird das Verständnis dafür eröffnen, daß die Schule in einer großen, gewaltigen, schönen Bewegung der Gegenwart mittreibt, daß die Forderungen der ästhetischen Kultur hier genau dieselben sind wie anderswo. Alles was dem Kinde dargeboten wird, soll derart sein, daß es in ihm wahrhaft und wirklich lebendig werden und Gestalt gewinnen kann. Und alles, was das Kind hervorbringt, soll echter Ausdruck seines Wesens sein.

Worauf's im einzelnen hinausläuft, ist durchaus nicht so lediglich Pädagogenangelegenheit, daß nicht auch der Nichtlehrer sich darüber Gedanken machen dürfte. Wir wollen im Religionsunterricht Stoffe, die dem kindlich religiösen Empfinden Ausdruck geben. Von einem großen Teil der heut in der Schule gebräuchlichen biblischen Geschichten wird man dies nicht behaupten können. Auch über allerlei Dogma und totes Gedächtniswerk ist damit der Stab gebrochen. Vor dem Kunstwerk im Gesangbuche verlangen wir Achtung. Was uns nach Sprache oder religiösen Anschauungen allzu fremd anmutet, lassen wir aus, was wir aber geben, geben wir, wie der Dichter es dachte, nicht wie es der Gesangbuchverwässerer zurechtmachte.

Wir möchten, daß im Deutschunterricht das Kind seine Muttersprache und ihre Kraftschöpfungen als Ausdruck deutschen Lebens kennen lernt und befähigt wird, sein eignes Leben darin klar und natürlich auszudrücken. Darum fordern wir, daß den kleinen an Stelle gewollt kindlichen Machwerks das oft im Mythischen wurzelnde, uralte Volksgut der Kinderreime, Märchen, Volkslieder, Rätsel u. dergl. erhalten bleibe, möchten, daß die Auswahl der zur Darbietung gelangenden Dichtwerke von künstlerischen Gesichtspunkten bestimmt werde. Die Bücher mit den bedeutend klingenden Aufsatzthemen und den künstlichen Dispositionen dazu, sähen wir mit Freuden auf einem großen Haufen brennend beisammen, weil wir meinen, der Schüler soll im Aufsatz nur das gestalten, zum selbständigen Ausdruck bringen, was zu gestalten er Lust und Fähigkeit hat und soll's so tun, wie es seinem Wesen entspricht.

Im Gesang sind uns allzu umfangreiche Schulungen theoretischer und rein technischer Art ebenso zuwider, wie leere Gelegenheitskompositionen und zurechtgestutzte Festgesänge, weil kindliche Sangesfreude sich in ihnen nicht offenbaren kann. Das Turnen muß frei werden von der Menge zusammengeklügelter Übungskombinationen, es muß Ausdruck des kindlichen Körpers, seiner Bieg- und Schmiegsamkeit und Bewegungsfreude werden.

Und so noch einiges. Und all dies geistige Leben und Regen muß sich in Räumen abspielen, die den Geist, der in ihnen wohnen soll, erkennen lassen. Die trostlosen Ziegelkästen mit den kahlen, öden Wänden logen ja die Kinder in unverantwortlicher Weise an. So grau und langweilig wie in einer Schulstube sah's doch auch in der allernüchternsten Schulmeisterseele niemals aus. Ein frohlebendiger Geist des Wachsens und Blühens soll sich aussprechen in freundlicher Gliederung des Baues, in ein wenig plastischem Schmuck, etwas farbiger Tünche und einiger guter Bilderzier.

Kurz: Harmonie zwischen Innerem und Äußerem, zwischen seelischem Gehalt und darstellender Form — das ist und kann allein das Ziel der künstlerischen Erziehung sein, ist's auch von Anfang an gewesen. Das Verständnis dafür ist merkwürdigerweise, vielleicht weil die allermeisten bei „Kunst" zunächst an bildende Kunst denken, noch nicht so allgemein, wie es einen die Klarheit und einfache Selbstverständlichkeit des Gedankens annehmen lassen möchten. So wenig wir gesonnen sind, ein Wort zu hoch zu schätzen — aber dies neue Wort Ausdruckskultur könnte uns ein Stück weiter bringen auf dem Wege der künstlerischen Erziehung. **A. Grüttner.**

Sprechsaal.

Offener Brief an Herrn Erich Schlaikjer.

Sehr geehrter Herr!

In Ihrem Artikel „Das Weib im Theater" (Nr. 24 der „Hilfe") stellen Sie die Behauptung auf: „Die weiblichen Forderungen an den sexuellen Anstand haben noch keinem Bordell das Leben schwer gemacht." Es dürfte Sie vielleicht interessieren, daß dieser Ausspruch auf einem Irrtum beruht. Seit einem Jahrzehnt kämpft der deutsche Zweig der Internationalen Abolitionistischen Föderation und der Bund Deutscher Frauenvereine gegen die Reglementierung und Kasernierung der Prostitution, und es ist dem Einfluß der Frauen bereits wiederholt gelungen, die Neu-Einrichtung derartiger Häuser in verschiedenen Städten zu hintertreiben.

Ihre zweite Behauptung: „Es ist ja im Gegenteil das weibliche Geschlecht, das diese Häuser überhaupt erst möglich macht" könnte mit mindestens ebenso großer Berechtigung umgekehrt auf das männliche Geschlecht angewendet werden — wenn das Thema nicht zu ernst wäre für derartige billige Witzeleien.

Tausende von deutschen Frauen betrachten die Bordelle als einen Schandfleck unserer Kultur, und wenn jetzt auch ein Teil der Männerwelt anfängt gegen diese Institutionen anzukämpfen, so ist das lediglich — wie alle Kenner der Angelegenheit freimütig zugeben — auf den Einfluß und die lebhafte Agitation der Frauen zurückzuführen. Sie mögen daraus entnehmen, daß die Frauenwelt, wenn die Allgemeinheit auch noch „getreulich der Konvention folgt") doch in ihren führenden und fortgeschrittensten Elementen anfängt, „eine neue Konvention hervorzubringen", oder, um es treffender auszudrücken: die Frauen versuchen mit ihrem verfeinerten, sittlichen Empfinden einen Einfluß auf die Kulturentwicklung zu gewinnen. Die Frau ist eben doch auch ein Mitglied der „Gesellschaft", die an der Aufrechterhaltung der Sitte

interessiert ist, und je freier und würdiger die Stellung der Frau innerhalb der Gesellschaft sich gestaltet, um so mehr wird ihre sittliche Anschauung in der gesellschaftlichen Konvention zum Ausdruck kommen. Dies geben Sie ja selbst zu, indem Sie in dem 2. Teil Ihres Artikels die Befürchtung aussprechen, „daß die Frau an ihrem Teil dazu beiträgt, die Bühne zu einem Tummelplatz erotischer Interessen zu machen." Und Sie fügen dieser Befürchtung den merkwürdigen Satz hinzu: „An ihrem Teil; denn auch für den untergeordneten Mann bildet die geschlechtliche Zote den Höhepunkt der Unterhaltung." Jede Frau müßte diese Gegenüberstellung als eine Kränkung empfinden, wenn man sich nicht zum Trost sagen könnte, daß ein Urteil, welches zwei so widersprechende Dinge wie „Erotik" und „geschlechtliche Zote" identifiziert, überhaupt niemals etwas Kränkendes haben kann: stellt doch die Erotik die höchste Empfindung des Menschen, die Zote die niedrigste dar — das eine schließt geradezu das andre aus, denn ein Mensch, der eine reine und wahre Leidenschaft im Herzen trägt, wird sich, angewidert von jeder Zote, die sein Höchstes mit Schmutz besudelt, abwenden.

Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß Liebesprobleme auf der Bühne wie im Leben für die Frau noch ein stärkeres Interesse haben, wie für den Mann; eine Gefahr für die Bühne darin zu sehen, halte ich aber für übertrieben, denn ich habe es noch nie bemerkt, daß beispielsweise die Shakespeare'schen Königsdramen von Frauen weniger besucht werden, als eine Aufführung von Romeo und Julia. Wenn es, wie Sie sagen, noch eine große Anzahl von Frauen gibt, die die „gepfefferten französischen Schwänke" vertragen, so ist das leider ein Beweis für die Richtigkeit Ihrer Behauptung, daß „das Weib getreulich der Konvention folgt". Daß nicht alle Frauen dies tun, sondern anfangen, ihrerseits „eine neue Konvention hervorzubringen", habe ich schon oben dargelegt. Mit der besseren Erziehung der Frau und ihrem gesteigerten Einfluß werden wir hoffentlich einst eine „Gesellschaft" haben, die in ihrem eigenen Interesse die „geschlechtliche Zote" von der Bühne und das „Bordell" aus den Städten verbannt.

In vorzüglicher Hochachtung
Anna Pappritz.

„Ete rasch."

Von **Franziska Mann.**

Aus: „Kinder." Verlag Axel Juncker Stuttgart. 92 Seiten. 2.00 Mark

Er war einer der beliebtesten Jungen im Städtchen, allerdings viel beliebter bei kleinen Leuten und wilden Buben, denn bei Korrekten und allzeit Gerechten.

Gutherzig nahm er eine beträchtliche Anzahl fremder Ungezogenheiten auf sein ohnehin stets überlastetes Schuldkonto. Schlimmeres als Prügel konnte es ja nicht gleich geben, viel Ärgeres als Nahrungsentziehung auch nicht — beide Verfahren wurden ohnehin reichlich oft an Ete erprobt. Er setzte mithin durch seine Gefälligkeiten keinen guten Ruf aufs Spiel.

Sein Spitzname lautete: „Ete rasch." Der Wildfang, der stets auf der Flucht vor Vater, Mutter, dem Direktor oder sonst „einer Größe" war, wurde nämlich beim Nahen des zu Fürchtenden von seinen Anhängern durch den Zuruf: „Ete rasch" gewarnt. Unzählige Male vernahm der Sünder täglich dies: Ete rasch. Auf alle Fälle rannte er davon — oft ohne Grund, oft genug wirklich einer unliebsamen Überraschung aus dem Wege gehend.

Die meisten sogenannten Ungezogenheiten entsprangen Etes weichem Gemüt. So benutzte der Zehnjährige jenes Geld, welches er aus dem Erlös seiner vollständigen Garderobe erzielte, lediglich zum „Traktieren". Ihm genügte ein „lumpiger" Windbeutel, wie er es ausdrückte.

Sämtliche dunklen Triebe begünstigte die Badesaison. Wozu z. B. sich in der Schule langweilen, wenn ein sehr beschäftigter Vater, der Badearzt ist, unmöglich schnell dahinter kommen wird, wohin sein Söhnchen allmorgendlich verschwindet? Den Briefträger mit der ersten Anfrage des Ordinarius paßt man ab. Solch kleines unfrankiertes Schul-Schuldbriefchen wird eben einfach zurückbehalten; ohnehin ist das Porto aus eigener Tasche zuzusetzen.

Zur Mittagszeit treibt der Magen heim. Wie herrlich hat es sich in all diesen erkämpften Freistunden im Boot, den Kopf mit allerlei kühnen Gedanken erfüllt, gelegen. Das bißchen Angst haben Meer, Strand, Sonne und Wolken schnell verjagt.

„Ete rasch" glaubte lange bereits zu wissen, da ja doch alles auf ihn „geschoben" werde, lohne es für ihn garnicht, sich zu bessern. Im geheimen fühlte er mit Bestimmtheit, Bravheit könne unmöglich etwas so Schweres, Belohnenswertes sein — höchstens etwas oft Unbequemes. Da aber Mutter und Vater, wie er meinte, „sich nichts aus ihm machten", legte er sich garnicht erst so viel Unbequemlichkeit auf. Ja, wenn sie ihn geliebt hätten! Das wäre etwas ganz anderes! Aber so? Den Kameraden log Ete tapfer vor: „Es sei ihm egal, ob ihm zu Hause einer gut wäre oder nicht, total schnuppe." So oft er jedoch diese mutige Behauptung aufstellte, zuckte etwas Unerklärliches in Etes Brust — jenes selbe zuckte in seinem Herzen, wenn er zufällig Zeuge einer Liebkosung wurde, die eines seiner Geschwister genoß. Natürlich fand er es nur verächtlich, sich von Mutter wie ein Baby küssen zu lassen.

Übrigens konnten Eltern auch gar nicht „Sechse" lieb haben; auf jeden kam „ein Pitzelchen" und auf den Sündenbock eben — garnichts.

Dieser von Ete festgesetzte Standpunkt leitete sein Tun. Zu verlieren hatte er nun mal nichts. Selbst in den seltenen Fällen, in denen sein Gewissen unbelastet war, scheute er keinen Umweg, sobald er den Vater von weitem sah. Der Mutter auszuweichen, glückte weniger leicht.

In Gesellschaft von Kutschern, Fischern, Handwerkern jeglicher Art fühlte „Ete rasch" sich glücklich. Sobald diese Kreise seine Hilfe nicht verschmähten, wurde sein Arbeitseifer ein unbegrenzbarer, nicht einzudämmender. Durchnäßt, voller Mehl-, Maurer- oder Straßenstaub trabte er gewöhnlich heim, ein wenig erfreulicher Anblick für die Seinen. Seitdem Ete bemerkte, daß die Schwestern flink den Kopf fortwandten, sobald sie ihn in der Ferne entdeckten, rächte er sich durch noch strolchartigeres Aussehen. Jegliche Kopfbedeckung haßte er. Am liebsten watete er barfuß einher. Kragen und Schlips stopfte er meist in die Hosentaschen. Liebloseres mochte es wahrlich nicht geben, als zu verlangen, man solle auf seine schönsten Vergnügen einer guten Hose halber oder blank geputzter Stiefel wegen verzichten.

Daß man gerade durch Ballspiel so leicht Unheil anrichtete, war Pech! Daß die Mutter davon nervös zu werden behauptete, tat Ete selbst leid genug. Daß sie Knallen nicht vertrug, blieb bedauerlich, denn Schießen war „Ete raschs" Lieblingsspiel. Eigentlich sah er nicht ein, weshalb immer die Kinder in allen Schlachten unterliegen mußten. Beim ehrlichen Kampf von beiden Seiten ging es doch ganz anders zu. Mutter hätte es vielleicht mit der Zeit nicht mehr nervös gemacht, wenn sie sich Mühe gegeben hätte. Aber, wirklich, zum Mühegeben wurden nur immer die Kinder gezwungen — niemals die Eltern.

Neuerdings übte Ete Steinwerfen. Stolz wie ein Sieger fühlte der Knabe sich, wenn der Bogen gelang und recht hoch und recht weit die Luft durchsauste. Es brauchte doch nicht immer etwas dabei zu passieren. Über Kunst-Steinwürfe, wie Ete es deutete, ging nichts.

Wäre das Nichtverstandensein nicht von jeher auf der Welt heimisch gewesen, „Ete rasch" hätte es entdeckt. „Warf man etwa Steine, um irgend jemandem eine blutende Wunde zu verursachen? Oder warf man, weil die Freude am Werfen etwas Berauschendes enthält? Das konnte natürlich keine alte Tante, keine der Schwestern oder gar eins der Dienstmädchen einsehen!"

. . . . . .

Eine leichte Auffassungsgabe sicherte Ete das Vorwärtskommen in der Schule; nur am Betragen scheiterten seine Klassenerfolge. „Betragen! Welch gräßliche Erfindung! Wozu mußte denn „Betragen" überhaupt sein? Betrugen die Lehrer sich etwa stets ganz so, wie es der Direx sich einbildete? Oder war Mutter stets „sehr gut" im Betragen?" (z. B. wenn sie sich ärgerte?) Die Vielen, die „Ete rasch" im Geiste aufs Betragen hin betrachtete, hätten — ginge es gerecht auf Erden zu — mit Nr. 1 kaum Staat gemacht.

Übrigens war ihm das Betragen der Leute ganz gewiß „schnuppe", ließen sie ihn bezüglich des seinen zufrieden. Ja, soweit hatten es Schule und Haus bei Ete gebracht, daß er sich bezüglich des Betragens gänzlich verwirrt fühlte. Ver-

stellte ein Junge sich gehörig, so war sein Betragen: gut. Derjenige aber, der lustig blieb, der nicht heuchelte — denn wahrhaftig, im stillen liebte fast keiner das eklige Stillsitzen in der Klasse — der, welcher lachte, wenn ihm lächerlich zu Mute war, der hatte ein „miserables" Betragen. Die meisten Jungen „taten bloß gehorsam". Ete wußte zwischen seinesgleichen Bescheid. — —

Wurde es ihm gar zu bunt, so verkroch „Ete rasch" sich in besonders schwierigen Situationen unter ein Bett. Dort träumte er mit Vorliebe, wie er einen Sohn dereinst behandeln werde. „Betragen brauchte der garnicht zu haben. Alles konnte der tun, was er wollte. Gehorsam würde er ihm direkt verbieten, weil dadurch bloß immer aller Ärger entsteht. Mütze, Stiefel, Kragen schaffte er erst gar nicht für seinen Sohn an. Taschengeld bekäme er so reichlich, daß er sich beim Schützenfest Rollkuchen kaufen konnte, ohne die Dreier dazu aus Mutters Schlüsselkorb stibitzen zu müssen. Zur Schule sollte er nur gehen, wenn er mal Lust hätte. Alle Kutscher durfte er soweit begleiten, bis sie ihn nach Hause jagten." — Ete kam dahin, niemanden auf Erden beneidenswerter zu finden als seinen Sohn.

„Gott, wenn er mit dem tauschen könnte!" Große Tränen erpreßte das Mitleid mit sich selbst dem Kinde. Es war wahrhaftig kein Vergnügen für Ete, daß die Erwachsenen ihn zwangen, ein böser Bube sein zu müssen. „Gott, wie brav würde „Ete raschs" Sohn sein, und wie würde er ihm gut bleiben, selbst wenn die Liebe in sechs Teile gehen müßte."

In diesen schönen Traum schrillten die sehr energischen Ete-Rufe der Köchin. Der Taugenichts hatte die Hühner hinausgelassen; da sollte man nicht wütend schelten? Was ging es den Jungen an, daß das Hühnervolk zu eng im Stall aufeinandergepreßt wurde? Die Befreiten krähten, Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassend, durchs ganze Haus.

Das Zusammenleben mit lauter vollkommenen Menschen erschwerte Ete das Leben derart, daß seine Sündenlast bedenklich zunahm. Man trieb ihn immer weiter von sich fort. Seine natürliche Munterkeit schwand. Wie sollte er sich heiter fühlen zwischen all diesen Musterhaften, er, der vielleicht gerade vor der Mahlzeit den ganzen Flammeri heimlich einem am Gartenzaun vorübergehenden alten Bettler ausgeliefert hatte? —

Das Zusammenziehen der Gewitter um ihn fing an, seine robuste Natur zu erschüttern. Vielleicht hätte eine leise Liebkosung der Mutter besser erzogen als alle heftigen Scheltworte. Jedoch auf psychologische Analysen läßt man sich im hastigen Getriebe der Stunden selten in kinderreichen Familien ein.

Oft nützte kein „Ete rasch" — den Taten folgte die Strafe. Was die Eltern sahen, galt — wenigstens halfen sie nicht durch Übersehen.

Gar zu gerne wäre auch Ete geliebt worden, aber das war vorbei — für immer vorbei. Er sah natürlich ein, daß einer, der „so" wie er war, unmöglich Anspruch auf einen kleinen Platz in Vaters oder Mutters Herzen haben konnte.

Um allen Vorwürfen aus dem Wege zu gehen, trug er sich eine Weile mit der Absicht, Zigeuner zu werden. Von der „Brandje" fühlte er sich gewaltig angezogen. Als Zigeuner werde er entweder in der Sonne liegen, Steine werfen oder singen. Eifrig bereitete er sich auf diesen Beruf vor. — Unzählige Male hatte er die Beteuerung gehört: „Mit Ete ist es nicht mehr zum Aushalten." Allmählig bedauerte er seine Eltern. Am meisten den Vater, der „eigentlich" sehr gut war. Ja, dem Vater hätte er überhaupt schrecklich gern geglichen, doch schlecht wie Ete nun mal war — er sah es ein — gab er das Unmögliche lieber gleich auf. Was für ein Betragen mochte Vater von seinem ersten Lebenstage an gehabt haben!! Musterhaft war gewiß ein nicht genügendes Wort. Ete dachte manchmal, wenn auf den Zeugnissen stünde: „Betragen innerlich und Betragen äußerlich, und wenn dazu die Augen der andern so beschaffen wären, daß sie viel tiefer sähen als bis auf die abgebundenen Kragen und auf die verkauften Winterjacken, so dürfte seine Nummer gar keine so arg schlechte sein." Doch wie es nun mal zwischen Kleinen und Großen ist, wie die Augen nun mal beschaffen sind, sank „Ete raschs" Hoffnung auf Anerkennung seines: „Betragen innerlich."

Wieder einmal war im Badeort Hochsaison, mithin jene Zeit im Jahr, in der Ete die beste Gelegenheit zur Ausübung aller möglichen Unternehmungen hatte. Er plante Torfstechen. Vaters Wiesen lagen weit vor dem Tore. Es bummelte sich dorthin ganz ungefährlich. Die „besseren" Bürger zog im Sommer das Badeleben an, und Etes Anhang unter den „kleinen" Leuten würde es sicher nicht auffallen, wenn sie ihn die leere Futterkarre — es war die aus seines Vaters Stall — schieben sehen würden. In diesem Jahr hatte Ete besonders hohe Beglückungspläne. Er wollte Vaters Torf karrenweise an Schuster und Schneider verschenken. Bis der Handel entdeckt würde, konnten Wochen dahingehen.

So trappte Ete eines Morgens von dannen. Er glaubte eine gute Ferienbeschäftigung ersonnen zu haben. Fritz, der Intimus, begleitete den jungen Torfstecher. Wunderschönes Grün bedeckte das Moor. — Etchen hatte oft zugesehen, wie Männer Torf gruben. Es schien ihm kinderleicht. Freund Fritz konnte sich auf der Karre. Ete begann zu graben, jedoch er begann nicht nur zu graben, er begann auch zu sinken. Langsam zuerst — dann rascher, immer rascher senkte sich das nasse Moor. Nur etliche Angstrufe vermochte er auszustoßen. Freund Fritz starrte auf den zitternden Grund, der Etchen zu verschlingen drohte. Kein: „Ete rasch" half. Kein Himmel, keine Sonne, kein Grün mehr um Ete — alles verschwunden.

. . . . . .

Langsam kehrte des Kindes Besinnung zurück, doch es rührte sich nicht. Etwas für ihn ganz Unglaubliches fand sich nämlich zugleich mit seinem Bewußtsein ein: die große, gewaltige, süße Liebe von Vater und Mutter. Zuerst glaubte Ete, er sei schon im Himmel, nur dort konnte er so viel Güte vermuten. Seine Mutter schluchzte: „Gott, lieber Gott, erhalte mir mein Liebstes." Der Vater beklopfte ihn und dabei tropften ganz, ganz große dicke Tränen auf Etes entblößte Brust. Zwar sah Ete diese Tränen nicht — aber er fühlte sie. — —

Mühevoll versuchte er die Lider zu heben. Er wollte sich überzeugen, daß er nicht träume — wollte sehen, daß das Leben so herrlich sein könne. Aber die Augen vermochten nicht geöffnet zu bleiben — bleiern schlossen sie sich immer von neuem. Wie aus weiter, weiter Ferne vernahm Ete Worte. Sie schwirrten durch seinen Kopf wie flatternde Vögelchen. Tante Olgas Stimme mußte es wohl sein, die zu Vater sagte: „All deine Streiche wiederholt der Goldjunge."

„Goldjunge" — „Goldjunge" summte es tausendfach durch Etchens Kopf.

Mutter schluchzte sogar etwas von: „bestem Herzen auf der Welt."

So furchtbar gern hätte Etchen seine Lebensgefahr verlängert. Vater aber hält seinen Puls. Leise, leise schleicht sich neue Kraft in den vom Tode Bedrohten. Jedoch bis zur Klarheit sind die Gedanken noch nicht gesammelt. Allerlei Bilder glaubt der Gerettete zu schauen: Ein Riese schlägt einen Jungen, schlägt beharrlich, bis der Knabe sich nicht mehr rührt, der Erschlagene heißt: „Ete rasch". Viele Hände strecken sich aus und werfen den bösen Buben ins Wasser; Ete selbst sieht sich aufatmend zwischen der Menge. —

Dann wieder ist's, als sei er in einer Kirche — die Orgel spielt und Stimmen tönen: „Betragen innerlich gut — Betragen innerlich gut." — Im Klange dieses Engelchors schläft der Knabe in sein neugewonnenes, glückverheißendes Dasein hinein.

Kunst.

Kalkreuths Selbstbildnis. In einer Zeit, die neben der wissenschaftlichen Arbeit des Historikers dem sozusagen Feuilletonistischen in der Kunstbetrachtung eine Bedeutung zuerkennt wie die unsere, möchte ein Versuch nicht unwillkommen sein, der sich ausschließlich mit den Selbstporträts der Künstler beschäftigt; es könnte ein fesselndes und lehrreiches Buch sein. Und wenn es seit einigen Jahren Mode geworden ist in den großen Ausstellungen, durch irgendwelche besondere Veranstaltungen, kunstgeschichtliches Material

übersichtlich zusammenzubringen, so mache ich einer Leitung, die in Verlegenheit um eine zugkräftige Idee sein sollte, den Vorschlag, das künstlerische Selbstporträt auf das Programm zu setzen. Wenn sie dann bei der Verwirklichung umsichtig vorgeht, wird sie eines vollen Erfolges sicher sein.

Von der überwiegenden Mehrzahl bedeutender Künstler gibt es irgendwelche Selbstbildnisse, und sie gehören immer zu ihren interessantesten Werken. Durch zweierlei sind sie merkwürdig: dem Maler ist ein ungewöhnliches formales Problem gestellt, da er zugleich ausübender Künstler und Modell ist, und in der Lösung von Raum- und Bewegungsfragen kann er dabei zeigen, wie sicher er sich in den Bedingungen seines Handwerks fühlt. Dann aber wird man einen psychologischen Aufschluß erwarten: der Künstler malt nicht nur seine äußeren Züge, sondern ganz notwendig zeichnet er hinein, was er von sich selber denkt, und wie er wünscht, daß die Nachwelt ihn betrachte. So wird das Porträt zu einem biographischen Material, das, biete es Pose oder möglichste Natürlichkeit, Aufschlüsse über die Seele und den Charakter des Malenden und Gemalten gibt. Und zwar sowohl durch die Gesichtszüge selber als in gleichem Maße durch die Auffassung und Absicht im Gestalten. Wer sich an die Selbstbildnisse Rembrandts erinnert, weiß, was sie mit als Kommentar dieser Kunst und Persönlichkeit bedeuten. Und offensichtlicher noch werden durch die paar so verschiedenen Porträts, die Dürer von sich gemacht hat, unsre Anmerkungen gestützt.

Auf der diesjährigen Berliner Sezession scheint mir eins der wenigen wirklich bedeutenden Leistungen das Selbstbildnis des Grafen Leopold Kalkreuth. Auch von Slevogt ist eins da, und es ist interessant, die beiden zu vergleichen. Beide im Atelier bei einem Bild, Palette und Pinsel in der Hand. Slevogt macht eine Pause, setzt sich und sieht dem Beschauer ins Gesicht. Das Bild ist lebhaft und frisch, mit einer harmlosen Selbstgefälligkeit; der Mann sagt: ihr wißt was ich kann; auch das, wie ich dasitze und euch anschaue, ist gute Malerei. Auf Leben kommt alles an. Und das weiß ich: meine Sachen haben Leben. Slevogt hat recht, wenn er so sagt, und so sind auch seine Bilder gemalt. Kühnheiten, mit einer kühlen Ruhe erledigt, sicher und geschickt. Das Leben der Bilder ruht nicht auf Empfindung, sondern auf erzogenem, glänzendem, malerischem Temperament.

Kalkreuths Gemälde ist eine hohe, sehr große Leinwand. Der Maler steht in Lebensgröße vor einer Arbeit. Staffelei und Bild sieht man selber nicht, sie sind an der rechten Leiste des Rahmens zu denken. In einer Haltung, die Körper und Gesicht halb zum Beschauer wendet, blickt der Künstler aus einigem Abstand auf die Arbeit. Er ist etwas zurückgetreten, zwei Schritte, um zu prüfen, wie ein paar Pinselstriche in das Ganze sich fügen. Die Auffassung ist ganz fabelhaft intim und die Zeichnung der Bewegung unerhört sicher. Unterkörper und Beine sozusagen locker, in einer nicht sehr schönen Linie, aber eben so, wie der Mensch im unbeobachteten Moment sich gibt, ein leichtes Zurückbeugen. Die beiden Arme, Palette und Pinsel in der Hand, ein wenig gehoben. Der ziemlich schwere Obertörper ruhig, in dem Gesicht aber eine außerordentlich gesammelte geistige Energie, die langsam und erschöpfend sich über ein Stück der Arbeit Klarheit schafft. Die Augen sind nicht ganz geöffnet, über Mund und der hohen Stirn liegt die Spannung einer ruhigen, dabei intensiven geistigen Tätigkeit. Das Bild ist auf einen gedämpften rotbraunen Ton gestimmt; an den Wänden des Zimmers lehnen Werke des Künstlers; der Raum ist, wie alle diese geschlossenen Räume, die Kalkreuth malt, mit einer weichen, aber doch klaren Luft gefüllt. Man kann mit Worten schwer sagen, was das so Außerordentliche dieses Bildes ist, und der Versuch einer Schilderung kann der Vorstellung des Einzelnen nur die Richtung weisen. Von der Malerei sei ganz abgesehen; die Zeichnung wird entscheidend. Die Zeichnung der Figur, in der — man möchte sagen — die Gehirntätigkeit durch die Art, wie die Füße aufstehen, die Kniee leicht vorgehen, die Arme sich heben, illustriert wird. Und das heißt, wenn wir zu unserm Ausgang zurückkehren, zunächst eine über die Maßen erstaunliche Bewältigung des Formalen, dann aber eine vornehme Schlichtheit und Sachlichkeit des Menschen, die man ergreifend nennen möchte. Es ist etwas Schweres und Unbeholfenes in diesem Menschen, dabei ein schmerzlicher Ernst und eine große Güte. Ich scheue die großen Worte; aber mir ist es wie eine Andacht, vor diesem Denkmal zu stehen, das ein feiner Künstler und wahrhaftiger Mensch sich und seiner Arbeit gegeben hat. **H.**

Allerlei.

Kritiker und Genie. Ein Junge war sehr gewandt auf seinen Füßen, und weil es ihm nicht mehr genügte, auf ebener Erde zu gehen, so spannte er ein Seil aus und lernte darauf tanzen. Zuletzt war er so sicher, daß er zwei Bäume, die hüben und drüben von einem tiefen Wasser standen, durch ein langes Tau verband und hinüberschritt. Das war seine Lust; er glitt niemals aus, und die Leute hatten ihr Staunen darüber und sagten: „Das ist ein Genie."

Da kam ein weiser Mann daher; als er solche Worte hörte, rief er laut: „Ein Genie soll das sein? Das ist nichts als ein unwissender Bub, der keine Ahnung hat von dem, was er tut," und er befahl dem Knaben zu sich hin. Der wußte nicht, was ihm geschehen sollte, ward ein wenig rot, kam aber doch.

„Mein Sohn", fragte der Mann mit Würde, „weißt du auch, auf welchem Grunde deine Kunst beruht und was für einen Zweck sie hat?"

„Ach was", sagte der Schlingel leichthin, „ich spaziere nur so auf dem Seile herum, und das macht mir Spaß."

„O, welche Verblendung!" rief der Alte entsetzt, „du überläßt es dem Zufall, daß er dich hinüberführt. Weißt du, welche Muskeln tätig sein müssen, um dich im Gleichgewicht zu halten? — Nein? — Wie man das Ziel ins Auge zu fassen hat? — Auch nicht? — Laß dich warnen, ehe es zu spät ist! Komm zu mir, und ich will dich lehren, was du tun mußt, um dich deiner selbst bewußt zu werden und die wahre Kunst zu üben."

Der Knabe war's zufrieden und dachte, an einen Meister gekommen zu sein, war jetzt auch mit Fleiß unterwiesen, bis er ganz genau wußte, woraus sein Fuß und woraus das Tau bestand, das er zu beschreiten pflegte, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Als so die Unterweisung zu Ende kam, sagte der weise Mann „So, nun geh' wieder aufs Seil, mein Sohn, und zeige, daß du ein Meister geworden bist."

Das ließ sich der Bursch nicht zweimal sagen, kletterte auf das Seil und schritt frisch bis in die Mitte. Da kamen ihm plötzlich all die guten Lehren in den Sinn, er stockte, und es war ihm, als dränge sich ein Nebel vor seine Augen. Er schwankte, fiel in das Wasser und ertrank. — —

„Merkwürdig," sprach da der Meister, und schüttelte den Kopf, „er kannte jetzt doch alle Regeln!"

Dann setzte er seinen Stab weiter und verschwand aus selbiger Gegend, und das war gut. **Georg Ruseler.**

Vor der fernen Stadt.

Eine fremde Stadt liegt fern im sinkenden Abend. Dunkel ruhen Mauern und Dächer; Schornsteine und Türme ragen bläulich. Sie liegt lautlos, ihre Glocken scheinen gestorben zu sein.

Über der fernen Stadt lagert breit und wuchtig eine violette Wolke, sie beschattet Land und Stadt. Reglos steht sie, ihre Blitze sind erloschen.

Von der fernen Stadt zu den Wolken hinauf ziehen Streifen bräunlichen Rauches. Sie trüben die Flut orangenen Lichtes, das der Wolke Ränder überströmt.

Wenn ich in dem Lande wäre, aus dem meine Seele stammt, so wüßte ich, daß ich bereit sein müsse, in die Stadt des Schmerzes einzuziehen. Ich würde mein Haupt entblößen und meine Schuhe abtun und würde eingehen durch ihre Tore. Dort wollte ich bleiben, Buße tun, bis meine Seele geläutert wäre.

Nun aber weiß ich nicht, was in der fernen, fremden Stadt meiner wartet. Ich ziehe tiefer in die Stirn den Pilgerhut und schnüre fester meine Schuhe, ob ich hindurchdringe durch die Stadt, deren Mauern bläulich unter der großen Wolke harren, deren Hauch das goldene Licht verfinstert.

Mittagsphantasie.

Wenn der heiße Mittag unsere Blicke blendete, — schlossen wir nicht gerne die Augen und verträumten uns in die kühle Dämmerung des Morgens und die feuchten Nebel des Abends? Sehnsucht und Wirklichkeit schmolzen leise ineinander, und wir mühten uns nicht, sie zu scheiden.

Sehet da: Eine Stadt erhebt sich aus dem Ungewissen, umhüllt mit Schleiern, wie sie das abenteuerliche Meer seinen Lieblingen webt. Dort wandelt der Fuß über Marmor; vorüber an Palästen, darinnen Macht und Adel wohnt; hin zu Tempeln, die in Erhabenheit das Heilige umschließen. In vornehmer Einfalt blickt die Schönheit aus köstlichem Rahmen; Düfte Weihrauchs umbreiten sie mit mildem Rausche.

Gewordenes verrann mit Ersonnenem, wir trachteten nicht, es zu sondern.

Hört: Ein Lied klingt durch den Morgen, wie die Sonne durch den frühen Brodem dringt. Es ist das rüstige Lied der Schaffenden; ein Schelmenliedchen, wie es schweres Werk erleichtert. Klein ist das Dörflein, aus dem es erschallt, und hohe Bäume umhegen, weite Wiesen entrücken es der Welt, die dieser Abgeschiedenheit vergaß. Ein Lachen gesellt sich dem Liede, weibliches, neckendes Lachen; den Werkenden verbanden sich Spielende, dem Ernste die Freude.

Das Erlebte verwob sich mit dem Erwünschten, der frühe Nebel mit der späten Dämmerung. Wir begehrten es nicht zu entwirren. —

Jetzt aber ist es Zeit, die Augen dem Mittag zu öffnen. Purpurn durchdringt er die Lider, seine heiße Kraft verzehrt die nebelnden Träume.

Kommt und schaut die belebten Straßen. Diese Menschen schreiten wuchtig und stumm, denn sie gehen an ihre Arbeit. Kommt und horcht auf das Brausen in den Lüften, das ist das Surren der Maschinen, das Geschmetter der Hämmer, die Stimme des Alltags. So kommt denn, legt Hand an! Jetzt ist die Zeit der Tat.

Der kühle Morgen und der traurige Abend — scheinen sie uns nicht ganz entschwunden? Laßt uns nicht bange sein! Wir wissen, daß um den Mittag sich das Rad des Tages dreht.

Kurt Blaß.

Der goldne Ball.

Als träger Knabe lag ich viele Male
Im Rasen vor der flachen Brunnenschale,

Sah die Fontäne unermüdlich steigen —
Sich silbern teilen und herniederneigen,

Und schaute, wie ein zierlich goldner Ball
In stetem Plätschertanz und stetem Fall

Im Wasserstrudel auf- und niederglitt,
Dann war mir's fast, als jauchzte ich mit.

Und manche Sommerstunde ging und kam
Und nimmer ward' ich diesem Spiele gram.

Und heute noch glaub' ich mich viele Male,
Verträumter Knabe, vor der Marmorschale.

Und sehe müßig drin mein eigen Leben
Sich glänzend heben, fallen, neu sich heben . .

Hoch oder tief? Mich dünkt, das gilt fast gleich.
Wie schön ist doch mein stilles Gartenreich,

Den klaren Quell nur hör' ich leise schäumen
Und mag beim Wellenspiel den Tag verträumen.

Hans Hagen.

Erinnerung an ein Bergtal.

Vielleicht, daß dort in jenem fernen Tale,
Wo Schwermut an den Berggeländen hängt,
Im grünen Maltendunkel, leis gestreichelt
Vom Abendwind, wo in des Tales Grund
Der Bach dahineilt, wie ein stolz Erinnern
An alte Liebe, an vergangnes Glück,
Vielleicht, daß dort, wo abendlich die Gipfel
Im roten Glanze kühner Einsamkeit
Des Himmels kühle Bläue um die Schläfen
So reglos — nur in sich erglühend träumen,
Vielleicht, daß dort mein Herz die ganze Freiheit,
Die freie, kettenlose finden könnte.
Wenn überm Paß wie zartes Flügelschlagen
Vom fernen Dorf der Glockenruf erbebt
Zum Nachtgruß — wie ein heilig Fröhlichsein —
Dann leis zerfließend stillem Jubel gleich.
Und wenn zuletzt so alles, alles schweigt,
Nur hie und da noch eine wilde Biene
Zum Neste summt, wie Märchenflüstern heimlich —
Vielleicht, daß dann mein Herz sein ganzes Hoffen
Ausschmettern könnte, wortlos frei — zerspringend.

Fritz Stieve.

Büchertisch.

Walter Eggert-Windegg: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843—1847. Strecker & Schröder, Stuttgart. 4 M.

Es gibt heute bereits etwas wie eine Mörikeforschung, und durch verschiedene Arbeiten nimmt Eggert-Windegg in ihr eine hervorragende Stellung ein. Jetzt bietet er Stücke aus Mörikes Haushaltungsbuch. Man könnte nicht ganz ohne Recht fragen: Wie, sollen wir nachrechnen, was der Dichter der Peregrinalieder und der schönen Lau ausgegeben hat an Gulden und Kreuzern für Stiefel und Lebkuchen, Himbeer und Zichorie? Hat das mit seiner Kunst noch was zu tun? Ist es nicht ein Unding und ein Zeichen der Sterilität, wenn einem Dichter in seine privatesten Dinge nachgestiegen wird? Sunt denique fines — irgendwo gibt es auch für die Wissenschaft ein Ende und sei es die Literaturforschung der deutschen Philologen. Der so spricht, hat recht und unrecht. Die Grenzen des Zweckvollen werden bisweilen überschritten. Aber auf der andern Seite illustrieren solche von der Kunst gelösten Mitteilungen mitunter aufs eindringendste die Kräfte, aus denen die Arbeit des Künstlers, des Dichters, des Staatsmanns herauskam. So vergleichen wir in Weimar Goethehaus und Schillers Wohnung. — Also: Eggert Windeggs Arbeit ist ein Beitrag zur Mörikeforschung sozusagen im rechnerischen Sinn. Man sieht, wie knapp das Jahresbudget des Pfarrers a. D. balanziert. Aber das ist das wenigste. Einer anregend geschriebenen literarischen Würdigung und biographischen Erläuterung folgen 34 Seiten des Büchleins selber in getreuer Wiedergabe. Und dies bildet ein Dokument, gleich reizvoll für die literarischen Verehrer des Dichters als sozusagen eine Novelle für sich. Das Haushaltungsbuch wird bisweilen von Eduard, von der Schwester Klara und dann in der Hauptsache von Gretchen v. Speth geführt, der Freundin und späteren Frau Mörikes. Für die treue und innige Gemeinschaft dieser drei Menschen am Beginn von des Dichters Mergentheimer Jahren ist das Büchlein der Platz, wo sie in aphoristischer Form die Ereignisse und Stimmungen notieren. Man läßt sich gerne rühren, wenn Mörike während einer Reise des geliebten Gretchens neben die nüchternen Eintragungen Weck 6 Kr., Milch 1 Kr. und so fort schreibt: „Mein Herzle ist weit fort in M." und dann während einiger Wochen in den Stunden der Einsamkeit auf die Seite kritzelt: „Gute Nacht! Beste." . . . „Ach wann? . . . „Wieder ein Tag!! Herzle, Herzle! Guts, Liebs!" Am 7. März 1847 muß Gretchen verreisen und schreibt ins Büchlein: „Bis hierher und nicht weiter darf ich dich führen!! alles drängt zusammen, daß ich fort muß!!!" Und Klärchens Hand setzt darunter: „O gutes Büchlein, deine reinliche, pünktliche Schreiberin hat dich verlassen müssen!! Ich will mein möglichstes tun, um deinen Fußtapfen, liebes Gretichlein, nachzufolgen. Lebe wohl! Ach, schreibst du wohl noch in dieses Buch, oder erst in ein neues?? — —" Solcher Art Notizen begleiten den Vermerk der Ausgaben. Aber das beste und liebenswürdigste des Buches sind Mörikes Zeichnungen. Häufiger als die schriftliche Notiz ist die des Zeichenstiftes, die einesteils manche Ausgabenposten illustriert, aber sonst unabhängig davon eine Art Tagebuch für sich darstellt. Mörike hat hübsch und reinlich zeichnen können; seine Linien haben Weichheit und Grazie. Die ganze Fülle von Einfällen, die in Mörikes Gelegenheitsgedichten sich zeigt, findet sich in anderen Maßen hier wieder. Überall hat er Beziehungen, überall findet er eine kleine Pointe, freut er sich daran; einer Trivialität eine ironische Pose zu geben, hat er für das kleine und Unscheinbare etwas Witz und etwas Liebe übrig. So führt dies Büchlein, das sich einer freundlichen und geschmackvollen Ausstattung erfreut, unmittelbar zu dem weichen, etwas launischen, aber grundgütigen Wesen des schwäbischen Dichters. **H.**

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Pietisten von Jüngst-Stettin IV, 1. Tübingen 06. Preis 0,50 Mk.

Nach kurzer Skizzierung der Voraussetzungen und religionsgeschichtlichen Parallelen wird ein Bild des älteren Pietismus gegeben, seine fortschrittliche Wirkung gegenüber der Orthodoxie und seine Bedeutung als zeitgeschichtlich bedingte Erscheinungsform des Christentums festgelegt. Das charakteristische des Büchleins liegt in der eigenartigen, frischen, realistischen und scharf kritischen Behandlung der klassischen Zeit des Pietismus, d. h. nicht in einer Verhimmlung, sondern gerechten Beurteilung der großen Männer, die er hervorgebracht. **H. S.**

Dr. Schönenberger und W. Siegert. Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Zwickau, Förster und Borries.

Daß dieses Buch in 23—30 Tausend aufgelegt wird, ist ein erfreulicher Beweis für die Tatsache, daß man allerorten eine gute Aufklärung in sexuellen Fragen für nötig hält. Eine gute Aufklärung muß wahr und warm sein. Ohne Sentimentalität, auch nicht mit zuviel Gefühlen arbeitend, soll man unmittelbar in die Sache selbst hineinführen, sie in ihrer großen Heiligkeit reden lassen. Die Natur selbst muß auf den natürlichen Menschen wie eine Offenbarung wirken. Wir können nur sagen, daß uns die ruhige und nüchterne Art der vorliegenden Schrift diesen Bedürfnissen vollständig gerecht zu werden scheint. Auch die beiden kleinen Hefte: Was unsere Söhne wissen müssen? und Was unsere Töchter wissen sollten? gehen in denselben Bahnen. Wieviel Unheil kann so vergebengt werden! Wieviel Menschenleben finden so gesunde Nahrung! Die Wirklichkeit macht nur blasiert; sie erhebt und kräftigt. So ist es mit der Wirklichkeit der Natur draußen, so mit der unsres Körpers. Und es ist den Verfassern sehr zu danken, daß sie ohne jeden reizenden Kitzel die Tatsachen der Krankheit und Gesundheit, des Verbrechens und der Anomatie auf geschlechtlichem Gebiete reden lassen. Solche Tatsachen helfen am besten zur Wiedergeburt des Volkes. Wir empfehlen die Schriften aufs beste. **Traub.**

Fr. Th. Vischers Dichterwerke. „Auch Einer" und „Lyrische Gänge" sind in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen; von dem Roman gibt es eine gute Volksausgabe zu 5 Mark. Vom „Faust, dritter Teil" veranstaltet eben die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen eine hübsche und billige Jubiläumsausgabe (brosch. 2 M., geb. 3 M.).

Franziska Mann: Kinder. Verlag Axel Juncker, Stuttgart. 92 S. 2 Mk.

Wollte man sagen, das Thema der acht Erzählungen dieses Büchleins bilde das „unverstandene" Kind oder die Schuld der Elternliebe, so würde man wohl der Wahrheit nahekommen, dieser Wahrheit aber zugleich eine falsche Farbe geben. Denn wiewohl ein Prolog sich ausspricht über jene Elternliebe, die für die Seele des Kindes blind ist und ihm eine eigne oder eine unpersönliche Seele aufdrücken will, und sich in Recht und Pflicht dabei fühlt, so bringt das Buch keine besonders „krassen" Fälle, sondern, wie uns scheint, ganz typische Proben. Wie das Kind mit der Welt der Erwachsenen sich auseinanderzusetzen bemüht ist, bis zu einem gewissen Grade pädagogische Erzählungen, in denen nicht erzogen und demonstriert wird; aber so, in der Anordnung des Stoffes und der Aufgeschlossenheit der Fabel, findet der Leser von selber jene entscheidenden Stellen, die nicht durch Ton und Ausdruck, sondern durch schlichte Tatsächlichkeit protestieren. Oder es sind Seelengeschichten halbreifer Kinder, ohne die läppische Geziertheit, mit der Ähnliches mitunter vorgetragen wird. Ein Buch, das zu lesen sich lohnt, eben deshalb auch, weil es still kommt, trotz seiner inneren Schwere. **H.**

Ein zweiter Strauß, Lieder und Gedichte von Jus Oberbeck (Dortmund 1906, Hornung).

Schlichte, fromme Lyrik in Scherz und Ernst, wobei ich das Wort „fromm" im besten Sinne verstanden wissen möchte: nicht als Spiel mit anempfundenen Weisen, sondern als Kampf mit den wirklichen Sachen. Es spricht ein freier, allen Eindrücken der Natur und des Lebens offenstehender Mensch aus diesen Gedichten, die in wohligen Reimen und mannigfachen Rythmen Ohr und Seele wohltun. Dichterische Anschauung quckt aus diesen Liedern fröhlich heraus, und wir sind überzeugt, daß das Buch manchem viel Freude bringen wird. Der Mann hat das Herz am rechten Fleck und kann sagen, wie er denkt. Er hat diesen Strauß seiner Mutter gewidmet in der Form: „Weil deine Güte so still war, spricht dieses Büchlein nicht davon." **Traub.**

Ferd. Stemler Hoflieferant
Friedrichsdorfer Zwiebackfabrik
Gegr. 1788. Friedrichsdorf (Taunus)
Stemler-Zwieback
Probekiste Mk. 3.-
feines Kaffee- u. Thee Gebäck
ärztlich empfohlen
für Magenleidende Kranke u. Kinder.

Städtisches Friedrichs-Polytechnikum Cöthen-Anhalt
Programm durch das Sekretariat.

Emmer-Pianos und Harmoniums.
20jähr. Garantie, franko zur Probe; bequeme Zahlweise, b. Barzahl. höchster Rabatt. Katalog gratis. Firma gegründet 1870.
Berlin C., 57 Seydelstr. 20.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten Werke oder Broschüren beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung
„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Verlag von Georg D. W. Callwey, München
In unserem Verlage erschien in 2. Auflage:
Über den Luxus
von Dr. Wilhelm Bode
Preis 1.60 Mark, gebunden 2.50 Mark.
Aus den vielen günstigen Besprechungen, die das Buch fand, heben wir einige Worte aus der Würdigung der „Täglichen Rundschau" hervor:
Liest man nun die in dem Büchlein „Über den Luxus" niedergelegte Bodesche Überzeugung, so geht einem das Herz auf.

Eine alte Erfahrung
lehrt, daß Erworbenes mehr geachtet und beachtet wird als Geschenktes. Möchten hieraus unsere Freunde die rechte Anwendung auch beim Empfehlen der Hilfe ziehen. Veranlassen Sie diejenigen von Ihren Bekannten, die dafür in Betracht kommen, probeweise die Hilfe auf ¼ Jahr zu bestellen. In den meisten Fällen werden diese dann auch Leser bleiben. — Für jede Mitarbeit sind wir unseren Freunden aufrichtig dankbar.
Hochachtend
Verlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg.

B. Becker in Soesen i. H. liefert allein seit 1881 den staatlich garantiert reinen Holländischen Tabak
10 Pfd.-Ballen franko 8 Mk.
Zigarren billigst!

Anerkannt
EM pfehle meine bekannten feinen milden Qualitäts-Zigarren, unsort a. f. Sumatra-Brasil-Tabak, große Fac. 16jähr. Spezialität.
1. Marke „Grebe" M. 4,-
2. „Mylady" M. 5.-
3. „La Calidad" M. 6.-
per ¼ K. (100 St.) 3.10 frko. Viele freiw. Zeugn. v. H. Pfarrern, Lehrern, Ärzten etc. Preislisten fr.
Heinr. Grebe
Bremen 27, Zigarrenfabr.
Vorzüglich

Seminar-Orte. Leser in Seminarorten, die bereit sind, uns in einigen Fragen Auskunft zu erteilen, werden höflichst um Aufgabe ihrer Adresse gebeten.
Schöneberg-Berlin, „Hilfe"

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.
Erziehung im Hause
von Charlotte M. Mason. Deutsch von E. Kirchner.
[4183
„Wir können nur wiederholen: Nichts ist vergessen, zu erwähnen und zu erwägen, was für die Erziehung des Kindes bis zum neunten Jahr notwendig ist, und alles ist gesagt mit einer Wärme und Klugheit, die die Lektüre des Buches zum Genuß macht und die sicher jeder auch nur einigermaßen strebsamen und nachdenkenden Frau zur dringlichen Aufforderung werden wird, den Versuch zu machen, ihre Kinder nach diesen Erziehungsprinzipien und Anweisungen zu erziehen." *Die Lehrerin in Schule und Haus.* 22. Dez. 1906.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

In meinem Verlag erschien:
Geschichte des deutschen { Arbeiterstandes M. 1.— / Bauern- „ „ 1.— / Adel- „ „ 1.50
von Dr Christian Meyer.
Gemeinverständliche, knappe Entwicklungsgeschichten der deutschen Stände waren bisher noch nicht vorhanden. Diese Lücke wird durch diese drei Schriften des als Kulturhistorikers und glänzenden Essayisten rühmlichst bekannten Verfassers in dankenswerter Weise ausgefüllt. Bei ihrem für jedermann interessanten Thema, ihrer ansprechenden Darstellungsweise und ihrer geschickten Verbindung wissenschaftlicher Forschung mit populärer Form werden die Werke bald in den weiten Kreisen der Gebildeten heimisch werden.
Max Steinebach, Buch- & Kunstverlag
München, Baaderstrasse 1 u. 1a.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 28

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 14. Juli 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Nachklänge zum Petersprozeß — Deutschland und Frankreich — Sächsische Reform — Podbielski als Steuerpolitiker — Eine Reichstagsnachwahl — Politische Paarung und Sozialpolitik — Reichstagsabgeordneter Dr. Dove). — **Naumann:** Das preußische Wahlrecht. — **H. von Gerlach:** Die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung. — **H. N.:** Noblesse oblige. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun. — **Chr. Tischendörfer:** Die Pensionsbewegung in den Organisationen der Privatbeamten. — Aus unsrer Bewegung. — **Traub:** Menschen. — **Naumann:** Französische Gothik. — **Dr. Theodor Heuß:** Max Liebermann. — **Otto Ubbelohde:** Sprechsaal. — **Paul Haag:** Eine wandernde Volksbühne. — **Erich Schlaikjer:** In der Sommerfrische. — Allerlei — Büchertisch.

Politische Notizen

Nachklänge zum Petersprozeß. Der Prozeß in München ist zu Ende, aber die Debatte geht weiter. Auch der von Dr. Rohrbach in der letzten Nummer der „Hilfe" geschriebene Aufsatz wird vielfach besprochen und teilweise leidenschaftlich angegriffen. Wir überlassen es selbstverständlich unserm verehrten Mitarbeiter, auf die gegen ihn gerichteten Angriffe persönlich zu antworten und bemerken nur, daß Rohrbach ein größeres Recht hat, in dieser Sache gehört zu werden, als die allermeisten von denen, die jetzt mit fertigen Urteilen hervortreten, da er aus Erfahrung weiß, wie es ist, wenn die Kugeln der Schwarzen um die Köpfe der Weißen herumpfeifen. Wer sich berechtigt glaubt, den moralischen Charakter Dr. Rohrbachs deshalb herabzusetzen, weil er in das allgemeine Verdammungsurteil gegenüber Dr. Peters nicht einstimmt, der mag so handeln! Wer ihm die Christlichkeit absprechen will, der tue auch das! Dr. Rohrbach wird das tragen und antworten können. So einfach liegen diese Dinge nicht, daß man sie glattweg nach einem fertigen Schema beurteilen kann. Keinesfalls aber ist die Beurteilung der Person und der Grausamkeiten von Dr. Peters eine Parteisache. Zur Parteifrage kann es werden, ob Peters wieder in Reichsdienste eingestellt werden soll oder nicht; da aber Dr. Rohrbach davon nicht geredet hat, und da dieses offenbar auch nicht in der Absicht der Reichsregierung liegt und gar nicht liegen kann, so bietet die Verhandlung gegenwärtig und wahrscheinlich auch in Zukunft keinen Anlaß zu parteipolitischer Stellungnahme. Wir bekämpfen grundsätzlich die herausfordernde und unverantwortliche Haltung des Hauptes aller Scharfmacher, Generalleutnant v. Liebert, und alle Bestrebungen, die darauf hinausgehen, einen Ton menschenverachtender Roheit in die deutsche Kolonialpolitik einzuführen; aber es wird niemand einfallen, Dr. Rohrbach mit Leuten dieses Schlages in einem Atem zu nennen. Die Frage, die Dr. Rohrbach behandelt hat, ist unpolitischen Charakters, denn sie besteht darin, wie weit es möglich ist, an einzelne Handlungen, die in Afrika unter ganz besonderen Verhältnissen entstanden sind, den Maßstab europäischer Kultur und Gesittung anzulegen. Das aber ist ein sehr peinliches und verwickeltes Problem, das jeder Einzelne nach bestem Wissen und Gewissen für sich zu lösen hat. Die nächste Nummer unsres Blattes wird eine Fortsetzung der Aussprache bringen.

Deutschland und Frankreich. Die Rede des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, über das Verhältnis von Frankreich und Deutschland ist sehr bemerkenswert und erfreulich. So wohlwollend hat seit 1870 noch kein französischer Minister über diesen Punkt reden können. Es herrschen „die denkbar besten Beziehungen", es sind „gute Beziehungen, zu denen ich mich freudig beglückwünsche." Das klingt tatsächlich wie ein Temperaturwechsel. Überall in Deutschland wird man diese Nachrichten mit Freude begrüßen; denn bei uns ist in allen Lagern nur eine Stimme: wir wollen Frieden mit Frankreich! Natürlich wird sich diese Freude mit Vorsicht äußern müssen, denn eine Schwalbe macht noch keinen Sommer; aber es ist doch immerhin gut, wenn die Schwalbe am Himmel auftaucht.

Sächsische Reform. Die sächsische Regierung entwickelt einen gewissen Eifer, das Wahlunrecht von 1896 wieder gutzumachen. Aber sie zeigt keine glückliche Hand. So ziemlich von allen Seiten wurde 1904 ihr Vorschlag eines Kurienwahlrechts abgelehnt. Es scheint, als blühe der neuen Wahlreform des Grafen Hohenthal, die kurz vor Abschluß dieser Nummer bekannt wird, kein besseres Schicksal. Wir würden nicht darüber trauern. Zwar wird der Klassencharakter des sächsischen Wahlrechts gemildert, aber er wird doch beibehalten. Das größere Einkommen wird durch ein Pluralwahlrecht begünstigt. Dazu kommt ein verzwicktes System von Verhältniswahl. Das Schlimmste aber ist, daß beinahe die Hälfte aller Abgeordneten gar nicht aus allgemeinen Wahlen hervorgehen soll. 40 Abgeordnete sollen durch die Kommunalverbände, man kann wohl sagen: ernannt werden. Von diesen 40 aber kämen nur 10 auf die größeren Städte, etwa 30 wären Kreaturen der Amtshauptleute. Die Absicht der sächsischen Regierung ist offenbar, der Sozialdemokratie eine beschränkte Zahl von Mandaten zu überlassen, um ihre Agitation abzuschwächen, im übrigen aber, die ausgesprochenen Agrarier mehr durch Gouvernementale zu ersetzen. Ob damit die ausschlaggebenden sächsischen Konservativen einverstanden sein werden, erscheint uns ebenso fraglich, wie es uns sicher erscheint, daß das sächsische Volk für das neue Geschenk nicht sehr dankbar sein dürfte.

Podbielski als Steuerpolitiker. Der verflossene Landwirtschaftsminister machte kürzlich in der Zeitschrift „Morgen", deren volkswirtschaftlicher Herausgeber Prof. Werner Sombart ist, einen höchst kuriosen Steuervorschlag. „Jede Zahlung über fünf Mark, mag sie in welcher Form immer geleistet werden, unterliegt einer Abgabepflicht." Das ist also die Quittungssteuer im Großen. Mit ihr will Herr Podbielski, wie er ausdrücklich betont, die Reichsfinanznot beheben. Man könnte sich vorstellen, daß der wackere Schweinezüchter von Dallmin mit diesem Vorschlag die Finanzpolitik seiner dauerhafteren Ministerkollegen verulken wolle. Immerhin läßt der Ton des Artikels darauf schließen, daß der Verfasser ihn ernst meint. Das Wesentliche an der Sache ist, daß dieser Verfasser lange preußischer Minister war. Vielleicht ist es nur ein glücklicher Zufall, daß er nicht auch Finanzminister wurde.

Eine Reichstagsnachwahl hat in dem mittelfränkischen Kreis Dinkelsbühl stattgefunden. Das Ergebnis ist recht

bemerkenswert. Die Stimmen verschoben sich nämlich wesentlich zugunsten der Liberalen:

	Konserv.	Liberal.	Zentr.
Januar 1907	8387	3419	2510
Juli 1907	6697	4039	—

Wenn nicht das Zentrum den Konservativen den Gefallen getan hätte, auf einen eigenen Kandidaten zu verzichten, würde seit langer Zeit zum ersten Male wieder der Reaktionär in diesem Kreis in Stichwahl gedrängt worden sein. Allein der Lässigkeit der fränkischen Liberalen verdankten dort bisher die Konservativen ihre Erfolge. Das wird bald anders werden, wenn nur, was ja zu erwarten steht, die rührige jungliberale Organisation dieser Gegenden fortschreitet. Dann wird das Stündlein der konservativen Herrschaft geschlagen haben, mag auch, wie in allen Bezirken des süddeutschen Konservatismus, das Zentrum mit noch so großer Mühe diese preußische Pflanze warten und pflegen.

Politische Paarung und Sozialpolitik. Die „Kreuzzeitung" bringt einen Leitartikel gegen den Achtstundentag, dessen Zweck nur sein kann, von weiterem Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung abzuschrecken. Bekanntlich handelt es sich vorläufig in Deutschland nicht um den Achtstundentag, sondern erst um den Zehnstundentag. Gegen diesen aber soll Stimmung gemacht werden, indem man gegen den Achtstundentag zu Felde zieht. Wir haben den Achtstundentag nur in ganz vereinzelten Industrien und bewegen uns im allgemeinen erst zwischen 12 und 10 Stunden, während die Heimarbeit meist viel höhere Arbeitszeiten bietet. Das nächste Ziel der deutschen Sozialpolitik ist erst der 10stündige Arbeitstag für Arbeiterinnen. Bei dieser Sachlage berührt es sehr eigentümlich, wenn jetzt nach dem Weggange des Grafen Posadowsky sofort wieder die Verkürzung der Arbeitszeit in dieser Weise behandelt wird. Das Material der „Kreuzzeitung" stammt dieses Mal aus Frankreich; es ist aber nichts als eine Wiederholung alter Einwände, die wir in Deutschland in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zum Überdruß gehört haben: Die kurze Arbeitszeit nützt nur den Gastwirten usw. Weshalb berichtet die „Kreuzzeitung" nicht von dem Gutachten der englischen Regierungskommission, die sich unter dem Vorsitz von Lord Russel für den Achtstundentag im Bergbau ausgesprochen hat? Im Bericht dieser Kommission sind fast alle landläufigen Einwendungen erfolgreich zurückgewiesen. Gerade jetzt, wo man von uns Liberalen fordert, daß wir die deutsche Reichsregierung unterstützen sollen, ist zu verlangen, daß nicht von konservativer Seite gegen den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung Stimmung gemacht wird, weil dies das sicherste Mittel ist, die sowieso sehr unsichere Grundlage der Regierungsmajorität zu zerstören.

Reichstagsabgeordneter Dr. Dove schreibt uns zu dem Aufsatz des Herrn Reif über „Liberalismus und Sozialpolitik": „Die in Nr. 26 dieser Wochenschrift vom 30. Juni d. J. enthaltene Behauptung, ich hätte im Reichstage die Gehaltsansprüche der Handlungsgehilfen bei unverschuldeter Krankheit (§ 63 H. G. B.) als „Abwesenheitsgelder" bezeichnet und mich gegen diese Handlungsgehilfenforderung ausgesprochen, ist unrichtig. Ich habe im Gegenteil mich dafür ausgesprochen, den Anspruch der durch unverschuldetes Unglück an der Leistung der Dienste verhinderten Handlungsgehilfen auf Gehalt und Unterhalt während 6 Wochen zum zwingenden Recht zu machen. Ich habe nur darauf aufmerksam gemacht, daß man sich in Konsequenz dieser Gesetzesänderung die Frage vorlegen müsse, ob es gerechtfertigt sei, die Möglichkeit einer Anrechnung der Krankengelder noch weiterhin, neben dem durch Vertrag nicht auszuschließenden Anspruch auf Gehalt usw., auszuschließen. Den Mehrbetrag, welchen ohne eine solche Ergänzung des Antrags der wegen Krankheit nicht Dienste Leistende gegenüber dem arbeitenden Handlungsgehilfen erhalten würde, habe ich als „Abwesenheitsgelder" bezeichnet. Ergebenst H. Dove, Mitgl. d. Reichstags." Soweit die Zuschrift unseres verehrten Parteigenossen Abg. Dr. Dove. Wir unsererseits bedauern, daß eine irrige Auffassung der Stellung des Herrn Dr. Dove zu den Forderungen der Handlungsgehilfen ihren Weg in die „Hilfe" gefunden hat und sind ihm dankbar für die Richtigstellung. Gleichzeitig bedauern wir, daß in dem betreffenden Aufsatz eine Bemerkung stehen geblieben ist, die geeignet erscheint, die politische Unabhängigkeit und Überzeugungsfreiheit des Herrn Dr. Dove in Zweifel zu ziehen. Nichts liegt uns selbstverständlich ferner als dieses zu tun, und es würde dazu auch nicht die allergeringste Veranlassung vorliegen.

Das preußische Wahlrecht

Die „Frankfurter Zeitung" bringt eine sehr wichtige Nachricht. Die preußische Regierung werde nach Wiederzusammentreten des preußischen Landtages sich für die Notwendigkeit einer Reform des Landtagswahlrechts aussprechen und damit eine Debatte eröffnen, die sich in den Landtagswahlen von 1908 praktisch weiterspinnen werde. Ähnliche Mitteilungen macht auch die „Post", und da die Regierungsblätter dem nicht widersprechen, so hat man allen Grund zu der Annahme, daß wir am Vorabend einer preußischen Wahlrechtsbewegung stehen. Das aber ist der wichtigste Vorgang, den wir in der inneren Politik Deutschlands überhaupt jetzt erleben können. Das Bedeutsame daran ist, daß der Stein überhaupt ins Rollen kommt. Seit fast 60 Jahren lastet die aufgezwungene Verfassung mit ihrem ungerechtesten aller Wahlsysteme auf Preußen. Jetzt soll vom Regierungstisch grundsätzlich erklärt werden, daß dieses System sich überlebt hat. Mag man dann zunächst auch sehr ungenügende neue Wahlrechte vorschlagen und beschließen, so ist doch das Eis gebrochen. Es wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein Reformgesetz das andere vor sich hertreiben, bis endlich Vernunft und Gerechtigkeit siegen werden in einem einheitlichen deutschen Reichs- und Landeswahlrecht, das allen Staatsbürgern gleiche Rechte gegenüber den Volksvertretungen in Reich, Staat und Gemeinde gewährt. Sicher ist's ein weiter Weg vom heutigen Zustand bis zu diesem politischen Endziel, aber schon das ist für uns ein Gewinn, wenn der Marsch überhaupt beginnt. Sobald Bülow oder sein preußischer Vertreter vor den Landtag hintritt und ihm mitteilt, daß Seine Majestät der König von Preußen die bisherige Vertretungsweise der preußischen Staatsbürger nicht mehr ungeändert lassen wolle, fängt der preußische Liberalismus wieder an, sich zu beleben, denn von da an bekommt er Zukunftsmöglichkeiten. Jetzt steht er vor verschlossenen Toren; auf einmal aber hört er, daß der Schlüssel im Tor sich zu drehen anfängt. Das heißt noch nicht, daß er sofort freie Bahn vor sich haben wird, aber doch, daß er nicht vergeblich so viele Jahre an das Tor geschlagen hat.

Es ist der Liberalismus, um dessentwillen die Frage der preußischen Wahlrechtsreform aufgerollt werden soll, der Liberalismus und nicht die Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hat gegenüber dem preußischen Landtagswahlrecht nichts auszurichten vermocht, obwohl sie am meisten unter ihm leidet, da sie im Landtag überhaupt nicht vertreten ist. Es gelingt ihr kein Sturm des Volkes gegen das schlechteste aller Wahlsysteme, weil das Volksinteresse für den Landtag eben infolge dieses Wahlsystems fast völlig erloschen ist. Zwischen dem jetzigen Landtag und der Mehrheit der preußischen Staatsbürger besteht überhaupt kein inneres Verhältnis, nicht einmal das des Zornes. Diese Gleichgültigkeit ist der Grund, weshalb die sozialdemokratische Methode hier völlig versagt. Erst muß der Landtag etwas Lebendiges werden, ein Körper von Fleisch und Blut, eine Gesellschaft, die nicht bloß Geldsacks- und Wahlkreisvorteile vertritt, ehe überhaupt die preußische Verfassung irgendeine Art von politischer Teilnahme für sich gewinnen kann. Das aber heißt mit andern Worten: da ein großer Sturm gar nicht zu machen ist, muß jeder Schritt breit Landes einzeln erkämpft werden. Das ist die Methode des Liberalismus, um deretwillen er von der Sozialdemokratie fast täglich geschmäht wird, mit der er aber immer noch mehr für die Bevölkerung tut als der reine Marxismus, der alles haben will oder nichts und deshalb sich selbst für die Gegenwartspolitik ausschaltet.

Natürlich kann kein Mensch vorher sagen, ob die vereinigten Linksliberalen die Vorlage annehmen werden oder nicht, solange die Regierungsvorlage nicht existiert. Es ist viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die erste Vorlage so weit entfernt sein wird vom Mindestmaß dessen, was der Liberalismus fordern muß, daß er die Verantwortung für ihre Verwirklichung andern Parteien überlassen muß, um selber für die weitere Verbesserung des Wahlrechts kämpfen zu können. Aber selbst wenn die Sache so läuft, so bleibt es dennoch ein Verdienst des Liberalismus, die Wahlrechtsfrage überhaupt in Fluß gebracht zu haben, und bleibt doch wahr, daß jede prinzipielle Änderung, und sei sie auch un-

genügend, die Zukunftsaussichten bessert. Wir denken dabei an die Kämpfe um das Wahlrecht in England, wie sie Dr. Katz in der „Hilfe“ seinerzeit dargestellt hat. Auch in England hat sich die Demokratisierung des staatlichen Lebens schrittweis im Laufe mehrerer Jahrzehnte vollzogen.

In Preußen werden voraussichtlich im nächsten Jahre alle Volkskreise von der Landtagswahl ganz anders durchschüttelt werden, als es ohne das Auftauchen der Wahlrechtsfrage innerhalb des Staatsministeriums der Fall gewesen sein würde. Da gleichzeitig auch Sachsen eine Neuregelung seines Landtagswahlrechtes vornimmt, und da in Mecklenburg die Verfassungsbewegung immer größere Fortschritte macht, so wird 1908 fast der ganze Norden von Landtagslärm widertönen, so wie der deutsche Süden seine Landtagsfragen in den letztvergangenen Jahren verhandelt und in Bayern, Württemberg und Baden erledigt hat. Wir können unsern politischen Freunden deshalb nur raten, schon jetzt die kommenden preußischen Landtagswahlen so ernst als möglich ins Auge zu fassen. Es ist nötig, daß in Versammlungen und in der Presse vom Landtagswahlrecht, von seiner jetzigen Verderblichkeit und von seiner künftigen Wichtigkeit fleißig geredet wird. Das Ohr der Bevölkerung wird jetzt dafür offener sein als in den vergangenen Jahren, da die Reform von ferne sichtbar wird. Jetzt kann man überall sagen: selbst die Regierung hält das preußische Wahlrecht für nicht mehr zeitgemäß, selbst das preußische Ministerium muß der Neuzeit sich nähern! Ist es da nicht an der Zeit, daß alle Staatsbürger vom Schlummer erwachen und ihrer Rechte sich bewußt werden? Das neue Deutschland aber muß in Preußen erobert werden.

Naumann.

Die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung

Das ist der Titel eines umfangreichen Werkes, das Eduard Bernstein im Auftrage der sozialdemokratischen Vertrauensmänner Berlins für den Verlag des „Vorwärts“ zu schreiben übernommen hat. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen, der die Zeit von 1848—1878, d. h. bis zum Erlaß des Sozialistengesetzes, umfaßt. Er ist für jeden Politiker von großem, für jeden Spezialisten der Arbeiterfrage von geradezu brennendem Interesse. Bernstein hat, dank der Mitarbeit eines großen Teils der Berliner Arbeiterschaft, ein ausgezeichnetes, teilweise bisher unbekanntes oder doch verschollenes Material zusammentragen können. Das Material ist in einer für eine Parteischrift bemerkenswert objektiven und kritischen Weise bearbeitet worden. Bernstein versucht es immer, den Motiven seiner Gegner in der eigenen Partei wie im bürgerlichen Lager gerecht zu werden, er schlägt also eine der Mehringschen gerade entgegengesetzte Methode ein. Daß der Stil seines Geschichtswerkes viel klarer und flüssiger ist, als der seiner theoretischen Schriften, erhöht den Reiz der Lektüre.

Welch einen Weg hat doch die deutsche Arbeiterbewegung — denn die Berliner ist ja nur ein Ausschnitt daraus — seit 1848 zurückgelegt! In einer Riesenarbeiterversammlung, die am 26. März 1848 unter freiem Himmel im Nordosten Berlins stattfand, wurden u. a. nachstehende Forderungen aufgestellt: Verbot der Frauenarbeit, Verbot der Beschäftigung von Handwerkern für ungelernte Arbeit, Verbot von Maschinen, Verbot der Annahme ausländischer Arbeiter, Beschränkung der Arbeiterzahl für den einzelnen Betrieb, Verbot für die Droschken, Pakete unter einem Mindestgewicht in die Bahnhöfe zu befördern (damit nämlich den Dienstmännern die Arbeitsgelegenheit nicht entzogen werde!). Atmen nicht manche dieser Arbeiterforderungen genau denselben Geist wie heute die sogenannte Mittelstandsbewegung? Noch beherrschte eben die Arbeiter, ihnen selbst nicht bewußt, zünftlerischer Geist, noch fehlte ihnen jeder Einblick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge, noch dominierten Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit.

Aber gerade damals hub doch die Wendung zum Besseren an. Mitten aus dem Wust von Unklarheiten springen plötzlich Programme hervor, die jeder modernen Arbeiterbewegung Ehre machen würden. Um die von dem Schriftsetzer Stephan Born herausgegebene Zeitung „Das Volk“ gruppieren sich Arbeiter, deren tiefer Einsicht man nur Bewunderung zollen kann. Am 10. Juni 1848 druckt „Das Volk“ ein Programm für das Frankfurter Parlament und die Preußische Nationalversammlung ab. Da wird für die Fabrikanten gefordert: Freie Einfuhr aller Rohprodukte, Förderung der Ausfuhr, keine künstliche Züchtung von Industrien; für die Handwerker: Freie Innungen, Vergebung der öffentlichen Arbeiten an diese freien Korporationen, Staatshilfe für die Kollektiv-Beschaffung von Maschinen. Die Forderungen für die Arbeiter sind so interessant, daß ich die wichtigsten wörtlich folgen lasse:

Bestimmung des Minimums des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit durch Kommissionen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber.

Verbindung der Arbeiter zur Aufrechterhaltung des festgesetzten Lohnes.

Aufhebung der indirekten Steuern, Einführung progressiver Einkommensteuern mit Steuerfreiheit derjenigen, die nur das nötigste zum Leben haben.

Der Staat übernimmt den unentgeltlichen Unterricht und, wo es nötig ist, die unentgeltliche Erziehung der Jugend mit Berücksichtigung ihrer Fähigkeiten.

Errichtung von Musterwerkstätten durch den Staat und Erweiterung der schon bestehenden öffentlichen Anstalten zur Heranbildung tüchtiger Arbeiter.

Der Staat versorgt alle Hilflosen und also auch alle Invaliden der Arbeit.

Allgemeine Heimatsberechtigung und Freizügigkeit.

Das, was vor 60 Jahren einzelne erleuchtete Arbeiter wollten, ist inzwischen teils von der Gesetzgebung realisiert, teils wenigstens Gemeingut aller sozial und freiheitlich Gerichteten geworden. Die Befreiung der Arbeiterklasse selbst von allen Rückständigkeiten der vormärzlichen Zeit, die bis weit in die neue Zeit hineinragten, ist im wesentlichen das Verdienst der Sozialdemokratie. Das belegt das Bernsteinsche Werk mit zahllosen Dokumenten. Erfreulicherweise verschweigt es auch die vielen Fehler der Sozialdemokratie nicht. Formell und taktisch ist viel gesündigt worden. Auch die Entwicklung der Arbeiterschaft vollzieht sich eben nur in Kurven, wenn auch die Gesamttendenz glücklicherweise steigend ist. Im Ganzen ist jedenfalls ein ungeheures Erziehungs- und Bildungswerk geleistet worden. Das haben die Organisationen der Arbeiter zu Wege gebracht. Das Wort „Organisation“ ist ihnen in die Gehirne gehämmert worden, bis es ihr ganzes Wesen erfüllte. Jahrzehnte hindurch, ja bis in die heutigen Tage hinein, sind die Organisationsfragen die wichtigsten für die Arbeiterklasse überhaupt. Tausend Ansätze sind gescheitert, teils durch den Indifferentismus der Arbeiterschichten, teils durch Unklarheiten und Streitereien innerhalb der Arbeiterschaft, teils durch eine rückständige Gesetzgebung, teils, und zwar vor allem, durch brutale Akte der Behörden und des Unternehmertums. Aber schließlich gehört der Erfolg doch den Arbeitern, trotz alledem und alledem.

Kein Leser Bernsteins wird sich dem Eindruck entziehen können, daß die Sozialdemokratie kaum überwindlich ist. Sie kann und wird anders werden, wie sie sich ja schon gewaltig gewandelt hat, aber sie wird bleiben. Sie ist zu innig verbunden mit der Arbeiterbewegung überhaupt in ihrem Werden und Wachsen, als daß eine Trennung möglich schiene. Gerade in den schwersten Zeiten war sie die einzige, oder wenigstens fast die einzige zuverlässige Stütze der Arbeiter. Das vergißt sich nicht. Blut und Eisen haben das Deutsche Reich zusammengeschweißt. Not und Verfolgung haben die Sozialdemokratie zur Arbeitervertretung gestempelt.

Bernsteins Buch ist ein Schlachtenbuch. Kampf, nichts als Kampf erfüllt es. Die herrschenden Klassen wehren sich mit all ihrer Kraft gegen die neuen Schichten, die sich mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung anmelden. Riesig sind die Machtmittel der alten Herrenschicht. Und von diesen Machtmitteln wird rücksichtslos Gebrauch gemacht. Kaum sind die Märztage von 1848 vorüber, wo die Arbeiter als Barrikadenkämpfer dem Bürgertum lieb und wert waren, da wendet sich nicht nur die Staatsgewalt, sondern auch die Bourgeoisie gegen sie. Noch in den Revolutionsjahren galten sie als der eigentliche Feind. In den Jahren der Reaktion sind sie am meisten gedrückt. Die „neue Ära“ läßt sie kaum ein paar Monate aufatmen. Nur zu den Zeiten, wo Bismarck die Lassalleaner als Sturmbock gegen den Fortschritt glaubte ausspielen zu können, wurde ihnen

so etwas wie staatsbürgerliche Gleichberechtigung zuteil. Aber sowie Bismarck merkte, daß die Arbeiter sich nicht als Werkzeuge gebrauchen ließen, da war es mit dem Waffenstillstand vorbei. Die „Ära Tessendorf" begann. Selbst beim bloßen Lesen dessen, was sich in den 70er Jahren in Berlin abgespielt hat, wallt einem das Blut auf. Wie muß denen zumute gewesen sein, die das Objekt dieser Verfolgung waren! An die Schilderung der Zustände im heutigen Rußland wird man gemahnt. Und immer wieder drängt sich einem die Überzeugung auf: Es ist eine verbrecherische Kinderei, den deutschen Arbeiter wie einen Revolutionär zu behandeln. Wer das geduldet hat, was damals den deutschen Arbeitern auferlegt wurde, ohne zur russischen Taktik seine Zuflucht zu nehmen, der ist ein für allemal über den Verdacht erhaben, daß er an die Gewalt appellieren wolle. Er mag sich törichterweise noch soviel mit revolutionären Redensarten „schmücken", er ist und bleibt ein Evolutionist, ein Mensch, der ausschließlich auf die Macht der wirtschaftlichen Entwicklung und die Wirksamkeit des gesetzlichen Kampfes vertraut.

Tessendorf, Erster Staatsanwalt in Berlin, und nächst Bismarck der einflußreichste Mann in Preußen, formulierte einst folgende Maxime:

„Wenn einmal ein Verein behördlich geschlossen ist, so haben die Mitglieder desselben für immer das Vereinsrecht verwirkt, und jeder Versuch, der seitens solcher Persönlichkeiten gemacht wird, einen andern Verein zu gründen, muß als Fortsetzung des geschlossenen Vereins angesehen werden."

So zertrümmerte man alle Organisationen der Arbeiter. Herr Tessendorf diktierte und alle Behörden parierten. Nicht bloß die Polizei erwies sich als brutaler Vollstrecker des brutalsten Willens. Auch die Gerichte hatten jegliche Unabhängigkeit eingebüßt. Heute beschweren wir uns über Klassenjustiz. Aber geradezu paradiesisch müssen uns doch unsre Rechtszustände anmuten, gegenüber denen vor 30 Jahren. Vom 2. Juni bis 2. August 1878 wurden in Deutschland 521 (!) Personen wegen Majestätsbeleidigung zu insgesamt 812 Jahren Gefängnis verurteilt. Für die harmloseste kritische Äußerung flog der Arbeiter auf Jahre ins Gefängnis. Es gab kein Recht mehr für die Arbeiterklasse.

Das, was unsereinen als Liberalen bei der Lektüre des Bernsteinschen Buches immer wieder mit besonderem Bedauern erfüllen muß, d. i., daß er fast ununterbrochen auf Sünden des Liberalismus den Arbeitern gegenüber hinweisen kann. Kein ehrlicher Liberaler wird heute, wo der Liberalismus glücklicherweise großenteils sozial geworden ist, leugnen können, daß die Sozialdemokratie nie hätte so groß, der Liberalismus nie hätte so klein werden müssen, wenn er es verstanden hätte, zu den Arbeitern das richtige Verhältnis zu gewinnen. Bis Mitte der 60er Jahre gehörten sie ihm in Berlin fast noch sämtlich. Bei der Wahl zum konstituierenden Reichstage im Jahre 1867 fielen in Berlin auf die Sozialdemokratie ganze 69 Stimmen und das nach der ganzen Agitation Lassalles! Alle Berliner Arbeiter hatten fortschrittlich gewählt. Nach wenigen Jahren sehen wir es anders. Der Fortschritt hat die Arbeiter nicht zu halten gewußt. Die öde Manchesterlehre stieß sie ab. Ein Wort, wie das von einer liberalen volkswirtschaftlichen Größe geprägte, vom „Entbehrungslohn" des Kapitalisten genügte, um die Arbeiter die Kluft erkennen zu lassen, die zwischen ihnen und jener liberalen Denkweise klaffte. Wie blutigen Hohn mußten es die Arbeiter empfinden, wenn ihnen zu Zeiten der schwersten Wohnungsnot, die Berlin durchgemacht hat, das führende fortschrittliche Blatt, die „Vossische Zeitung", dozierte: „Jede ernsthafte politische Partei wird zu allen Zeiten und am meisten zu Zeiten wirtschaftlicher Notstände auf das Verderbliche und die Gefahren der Staatshilfe hinweisen und sie bekämpfen!" Grollend sahen die Arbeiter, daß so viele Liberale bei dem Kampf ums gleiche Wahlrecht sich passiv verhielten, weil ja zur Konfliktszeit das Bürgertum mit dem Klassenwahlrecht gute Geschäfte gemacht hatte. Man kann sich vorstellen, wie es wirken mußte, wenn z. B. ein Fortschrittler erklärte, das gleiche Wahlrecht sei „um drei Legislaturperioden zu früh gekommen". Mit Konsequenz weigerten sich die Fortschrittler, auch nur einen liberalen Arbeiter als Kandidaten aufzustellen. Selbst liberale Führer, wie Max Hirsch, die im Geruch zu großer Arbeiterfreundlichkeit standen, wurden aus den Kandidaturen herausgebissen. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie wurde in der Regel viel gehässiger geführt, als der gegen die Reaktion. Ja, man ging in der Abneigung gegen die Sozialdemokratie so weit, daß man selbst bedenkliche Mittel der Behörde im Interesse der „Ordnung" guthieß.

So wurde die liberale Arbeiterschaft sozialdemokratisch und Berlin die Hochburg der Sozialdemokratie.

Bernsteins Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung ist zugleich eine Geschichte des Niedergangs des Liberalismus. Viel muß wieder gutgemacht werden. Aber viel kann auch noch gutgemacht werden. Wenn nur der Wille da ist und die Konsequenz.

H. von Gerlach.

Noblesse oblige

Aus Pommern wird uns geschrieben: Zurzeit geht ein gewaltiges Rauschen durch den agrar-konservativen Pressewald. Hat jemand gewagt — es war Herr Kopsch — im hohen Hause der Abgeordneten die Maßregelung liberaler Lehrer einer Kritik zu unterziehen. Wie durfte das auch geschehen?! „Deutsche Tageszeitung" und „Fürstentumer Zeitung" (Cöslin) haben mobil gemacht und, obgleich es „eigentlich nicht der Mühe lohnt, darauf einzugehen", sie tun die „persönlichen Klatschgeschichten" mit der allbekannten Rouchalance ab.

Die freisinnige Presse hat natürlich die Vorstellungen von A—Z erfunden. Bleiben einzelne kleine Nebensächlichkeiten und — sprechen wir nicht darüber.

Mir sind persönlich sowohl der in Frage kommende Lehrer Stark als auch der liberale Reichstagskandidat Rektor Juds bekannt. Die folgenden Tatsachen sind mir außer von beiden vorgenannten Herren auch noch von andrer ebenso einwandsfreier Seite übermittelt worden.

Fangen wir einmal bei der nackten Wirklichkeit an. Es war zur Zeit der Wahlkampagne im Kreise Schlawe—Bütow—Rummelsburg, den der liberale Kandidat — Rektor Juds-Kolberg — dem konservativen von Michaelis streitig machte. Für Rektor Juds trat besonders der Lehrer Stark ein und dieser hatte gar bald seinen Lohn dahin; er wurde versetzt, im Interesse des Dienstes, weil er sich „auf andrem Gebiete betätigt habe." Der Lehrer wandte sich beschwerdeführend an den Minister. — Resultatlos.

„Auf andrem Gebiete betätigt" — sonderbar insofern, als Stark kurze Zeit vorher ob der Pflege des Deutschtums eine schriftliche Anerkennung von der Königlichen Regierung erhalten hatte, ihm außerdem inbezug auf seine Amtstätigkeit als Lehrer das beste Lob vom Lokalschulinspektor ausgesprochen und der unentgeltliche Unterricht der konfirmierenden Jugend auch nicht als verbotene Tätigkeit auf dem „andern Gebiete" angesehen wurde.

Aber noch ein andres Geschichtchen. Lehrer Wiese im Nachbardorfe wurde von seinem Patron — Leutnant von Zitzewitz — aufgefordert, ihn nach Rummelsburg zu begleiten, um durch Zwischenruf, Trampeln und andre Rowdietätigkeiten die liberale Versammlung zu stören, damit sie der polizeilichen Auflösung verfalle. Der Lehrer tat letzteres nun nicht, dafür aber 8—12 Wähler der Umgegend, die außer freier Bahnfahrt Schnaps, Bier und je 3 M. erhielten.

Lehrer Stark wurde durch den Kreisschulinspektor revidiert und bald darauf im „Interesse des Dienstes" versetzt. Die liberale Tagespresse gab's wieder. Ich würde nun, da sich die Provinzpresse immer noch mit dem Fall Stark beschäftigt, nicht mehr das Wort in der Affäre ergreifen, aber, nachdem nun die „Fürstentumer Zeitung" (tonangebendes agrar-konservatives Organ Hinterpommerns in der Regierungsstadt Cöslin) gesprochen — und wie gesprochen — kann ich doch der Versuchung nicht widerstehen, dem Fall Stark einige Bemerkungen zuzufügen.

Die „Fürstentumer Zeitung"! Kennen Sie dieselbe? Nein? O, ich bedaure; aber ich beeile mich, Sie zu informieren. Als vor einigen Monaten die liberale „Cösliner Zeitung" die Ära Studt in einem Leitartikel einer Kritik unterzog, da konnte die „F. Ztg." nicht anders, sie mußte einen gesinnungsgetreuen Leiter abschießen und diesen nebst dem inkriminierten Artikel der „Cösliner Zeitung" an den Kultusminister absenden. Dazu ein Handschreiben, in welchem ehrerbietigst auf den „Abwehrartikel" der gesinnungstreuen und den ††† der liberalen Zeitung man sich hinzuweisen erlaubt.

Ich bin, als ich Artikel und Brief seinerzeit las, weder in Erstaunen geraten, noch habe ich mich sittlich entrüstet. Und als ich das jüngste Machwerk, das den Fall des gemaßregelten Lehrers Stark zum Vorwurf hat, zu Gesichte bekommen habe, da ist mir Heine eingefallen: „jedoch das Allerschlimmste, das haben sie nicht gewußt, das Schlimmste und das Dümmste, das trug ich geheim in der Brust!"

Lehrer Stark ist nimmer der liberalen Sache halber versetzt, er wurde in der Wahlkampagne von seinem Kreisschulinspektor revidiert,

die Klasse war schlecht — ergo wurde der Lehrer bestraft. Und die Strafe war die Versetzung, sagt die „Fürstentumer Zeitung".

Störung der liberalen Versammlung in Rummelsburg? Ach so.

„Der Bruder des Herrn von Zitzewitz hat, so erzählten Rektor Kopsch und seine Zeitungen, den Lehrer Wiese in Klein-Schwirsen aufgefordert, ihm zu helfen, eine in Rummelsburg stattfindende liberale Versammlung zu stören.

Gewiß, das war schlimm! Wenn auch die Sache dadurch gemildert wird, daß die Versammlung nicht in der Wahlkampagne, sondern vor Auflösung des Reichstages, als noch niemand an Neuwahlen dachte, stattfand; wenn auch Herr von Zitzewitz-Klein-Schwirsen in der festen Überzeugung handelte, es mit einem konservativ denkenden Gesinnungsgenossen zu tun zu haben, der seine Vertrauensseligkeit und natürliche Offenheit nicht mißbrauchen werde. Aber der Mangel an Takt, den Lehrer Wiese damit bewies, daß er diese Aufforderung der Öffentlichkeit preisgab, ist viel schlimmer.

Also auch diesen Teil seines Falles hätte Rektor Kopsch besser für den Stammtisch seines Bierlokals aufgehoben, als daß er die Tribüne des Abgeordnetenhauses dazu mißbrauchte.

Bei ruhiger Überlegung wird er selbst zugeben, daß er dem Lehrerstande nicht nützt, wenn er diesen Vertrauensbruch und diese Taktlosigkeit eines Lehrers in der Öffentlichkeit breittritt. Die Versuchung, so etwas zu verallgemeinern, ist dazu zu groß."

Also schreibt die „F. Ztg.".

Ich knüpfe zunächst an die Revision des Kreisschulinspektors an und folge den Ausführungen des konservativen Blattes. Also die Klasse wies derart schlechte Leistungen auf, daß der Lehrer zur Strafe versetzt werden mußte. Dann verstehe ich eins nicht. Vor kurzer Zeit — allerdings vor der Reichstagswahl — spricht der Lokalschulinspektor (ein Geistlicher) dem Lehrer das beste Lob aus, und der bald darauf revidierende Kreisschulinspektor (auch Geistlicher) findet die Klasse in derart schlechtem Zustande, daß der Lehrer zur Strafe versetzt werden muß! Lokalschulinspektor lobt — Kreisschulinspektor strafversetzt — wer baut auf diesen Prämissen weiter?! Ich mag's nicht, ziehe aber die Konsequenz daraus: fort und nochmals fort mit der geistlichen Schulaufsicht!

Und nun vom „Mangel an Takt" bei Lehrer Wiese. Es gehört eine gute Portion Unverfrorenheit dazu, dem Lehrer „Vertrauensbruch" und „Taktlosigkeit" vorzuwerfen, wenn er sich nicht erniedrigen wollte, mit für Geld gedungenen und mit Schnaps und Bier traktierten Dorfbewohnern wüste Radauszenen in einem Saale herbeizuführen zu helfen.

Typisch. „Mein Lehrer" muß alles, von „meinem Lehrer" erwarte ich alles. Und wenn er's als anständiger Mann nicht tun kann, dann ist er eben taktlos.

H. R.

Reise in Kamerun

VI.

Nguschi, den 14. Januar 1907.

Vorgestern früh Aufbruch von Mundame; gestern Rasttag in dem kleinen Dorfe Etam; heute Zusammentreffen mit Leutnant Werner, dessen Gesellschaft uns heute schon in Sopo von Oberst Müller in Aussicht gestellt war. Die Vermutung, daß wir in Mundame für eine Weile die letzte europäische Gastfreundschaft genossen haben würden, erwies sich schon eine halbe Stunde nach dem Abmarsch als irrig. Kurz hinter Mundame liegt am Wege die Pflanzung Mukonje der Kamerun-Kautschukkompanie, bis vor kurzem der Hamburger Firma Jantzen & Thormälen gehörig. Direktor L. lud uns beide Europäer freundlichst zum Frühstück ein, indem er uns versicherte, wir würden unsre Karawane später unschwer einholen; Polte übernahm bis dahin den Befehl über die Leute. In Mukonje trafen wir auch Dr. Sosnin, den Sachverständigen des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, der Studien über Kautschukpflanzungen machte. Mukonje ist auf dem verwitterten Basaltboden angelegt, der gleich hinter Majoka begann. Unter den älteren Pflanzungsbeständen ist etwas Kakao, mit dessen Fermentation Direktor L. jetzt eine ausnehmend gute Qualität erzielt hat. Die neue Gesellschaft will nur Kickxia pflanzen. Ein mächtiger Strich Urwald ist, wie wir beim Weitermarsch sahen, bereits gelärt. Dabei hat sich herausgestellt, daß die früher bei den Eingeborenen im Raubbau vernichteten großen Kickxiabäume sich stark besamt haben und daß eine Menge jungen natürlichen Kickxianachwuchses im Pflanzungsgebiet vorhanden ist. Direktor L. hat langjährige Erfahrung als Pflanzer in Neuguinea; er ist guten Muts und hofft auf sichere Erfolge mit dem Kautschukbau. Die große Gefahr bei allen diesen Pflanzungen ist immer nur die, daß Schädlinge, die im Urwald, wo die Kautschukbäume weit zerstreut stehen, keine Gefahr bilden, sich in den geschlossenen Kautschukbeständen, sobald sie einmal da sind, ohne Widerstand von Baum zu Baum verbreiten und die Pflanzung entweder vernichten oder unerschwingliche Kosten für die Vertilgung erfordern. Aber, wer nichts wagt, gewinnt nichts; und wenn auch mit der Kickxiapflanzung im großen alle die Zufälle eines noch wenig erprobten neuen Zweiges der Plantagenwirtschaft verbunden sind, so ist das Unternehmen schon unter dem Gesichtspunkt, daß es der Erfahrung im größeren Stil dient, mit Genugtuung zu begrüßen.

Der Weg von Mundame über die Mukonjepflanzung ist die große Straße nach den Baliländern, die seinerzeit durch den zu früh verstorbenen Dr. Zintgraff erschlossen wurde. Noch heute ist die Balistraße eine der wichtigsten Handelsrouten in Kamerun. Zwei Stunden hinter der Pflanzung erreichten wir die Gabelung der Bali- und der Bakossistraße. Die große Balistraße geht nördlich weiter, der Bakossiweg, den wir einschlagen müssen, zweigt östlich ab. Sofort merkte man, daß die Hauptkarawanenroute verlassen war. Der Weg war nicht mehr in breitem Durchhau durch den Wald freigeschlagen, sondern ein Negerpfad in ziemlich ursprünglichem Zustande. Er schlängelt sich durch den Busch, läuft quer über das schlangenartig verzweigte Wurzelwerk der Riesenbäume, ohne Brücken, ja sogar ohne das gewöhnliche Hilfsmittel der quer über die zu passierenden Wasserläufe geworfenen Baumstämme. Nur der stark ausgetretene Zustand des Pfades zeigt, daß auch er eine lebhaft begangene „Straße" bildet. Bis zur Abzweigung des Bakossiweges ging der Marsch durch Kulturland. Dörfer und Pflanzungen der Eingeborenen folgten aufeinander; Planten, Kassada (Manioh) und Makabo (eine Knollenfrucht, deren stattliche Blätter Ähnlichkeit mit der bei uns im Zimmer gezogenen Kalla haben) waren in Menge eingepflanzt. Von der Wegegabel ab ging es aber wieder durch dichten Hochwald. Kurz nach Mittag erreichten wir das nur wenige Hütten zählende, auf einer ganz kleinen Waldlichtung gelegene Dorf Etam. Dort hatte Leutnant Werner eigentlich auf uns warten wollen; statt seiner war aber ein Brief da: wegen Verpflegungsschwierigkeiten sei er weiter nach dem nächsten Dorfe Nguschi gezogen und erwarte uns dort. Trotzdem mußten wir beide uns zu einem Rasttag in Etam entschließen. Viele Lasten sind reichlich schwer, namentlich die fünf Kisten Silbergeld, die Dr. Tolin nach Banjo bringen soll. Diese wiegen je gute 60 Pfund. Mehrere Träger sind fußkrank und die meisten stark ruhebedürftig. Zum Glück hatte ich von Mundame für Notfälle etwas Reis mitgenommen und konnte damit meine Träger fürs erste verpflegen. Der Häuptling in Etam war willig, aber die Pflanzungen des Dorfes weit entlegen und klein, die wenigen Planten dazu noch zum Teil unreif. Früher war Etam ein großes Dorf; aber vor einigen Jahren kam eine Epidemie und viele Leute starben. Die andern zogen dann fort, weil sie glaubten, der Platz sei verzaubert. Hier trat übrigens schon bei den Wohnungen die Bauart der Bakossis auf: Rundhütten aus starken, dicht nebeneinander in die Erde gerammten Pfählen mit einem hohen, kegelförmigen Spitzdach aus Palmblättern. Die Türen sind so niedrig, daß man beinahe kriechend hinein muß. Innen sind Wände und Dach glänzend schwarzbraun von Ruß.

Solch ein Rasttag mit Verpflegungsschwierigkeiten im Urwald ist keine reine Freude. Die Leute kommen an, das Zelt wird aufgeschlagen, die Lasten aufgestapelt und nun Chop-Palaver. Der Häuptling wird zitiert: „Du mußt Chop für hundert Mann heranschaffen, du siehst, unsre Träger sind hungrig." Den Chop bilden hier immer die Planten; alles andre ist Zukost. Der Mann versichert, für so viele Menschen nicht genug zu haben; es wohnten fast gar keine Leute mehr am Platz, die Farmen seien verwildert und lägen weit ab im Walde; erst vor wenigen Tagen sei eine große Karawane durchgezogen und habe auch Chop verlangt usw. Der Expeditionsführer ist dann in keiner leichten Lage. Für ihn und die übrigen Weißen ist natürlich aus dem mitgeführten europäischen Proviant Verpflegung vorhanden; aber seine hundert Schwarzen, die einen langen Vormittag die Lasten geschleppt haben, warten mit hungrigem Magen und möchten nichts lieber, als daß einfach Befehl zum Konfiszieren gegeben wird. Das soll aber, soweit irgend möglich, vermieden werden. Man verspricht also dem Häuptling ein gutes Geschenk, gibt ihm einen Vorschuß an Tabak und ermuntert ihn, er solle seine Leute nur schicken und holen lassen, was da ist, es würde gut bezahlt werden. Zur Sicherheit wird ein Soldat mit einem Führer nach einem andern Dorf geschickt, das irgendwo drei oder vier Stunden weit im Walde liegen soll, um dem dortigen Häuptling zu bestellen, er solle für den morgigen Rasttag zwanzig oder dreißig Lasten Planten schicken. Natürlich finden die Leute das Dorf nicht oder die Leute von dort schicken keinen Chop. Nun fängt das Warten an. Wir bekommen unsre Mahlzeit, trinken Kaffee, rauchen im Langstuhl im Schatten unsre Zigarre. Die Träger hocken hungrig umher und warten. Schließlich sind es nur noch zwei Stunden bis zum Sonnenuntergang, und wenn der Chop bis dahin nicht kommt, dann gibt es für den Tag überhaupt keine Verpflegung mehr. Der Häuptling wird also von neuem gerufen: „Deine Leute sind jetzt drei Stunden fort; sie müßten lange wieder hier sein. Ich kann jetzt nicht mehr länger warten und muß meine Träger selbst mit Soldaten schicken, damit sie sich etwas in den Farmen suchen; du bekommst alles bezahlt." Es wird also Befehl zur Choppatrouille gegeben. Zwanzig Träger und zwei Soldaten brechen auf. Die Eingeborenen im Dorfe sind immer sehr unglücklich, wenn die Choppatrouille ausgeschickt wird, weil sie wissen, daß dann immer das Beste aus den Pflanzungen geholt wird. Man würde die Maßregel auch unterlassen, wenn irgend eine Sicherheit dafür vorhanden wäre, daß der Häuptling tatsächlich Leute geschickt hat,

um Chop zu holen; aber vielleicht sagt er sich: ich will überhaupt nichts holen lassen, es ist zu wenig da; neulich bin ich von einer Karawane zu schlecht bezahlt worden — und schickt seine Leute nur ein paar Schritte seitwärts in den Busch, damit es so aussehen soll, als ob sie Verpflegung holen. Mit diesen kleinen Häuptlingen im Urwald, die kaum Autorität über ihr Dorf haben, ist es viel schwieriger, etwas aufzustellen, als mit den mächtigeren „Kings" weiter im Innern. Als es dunkel wird, kommt die Choppatrouille zurück. Planten hat es nicht viel gegeben, aber reichlich Makabo. Am nächsten Tage wartet man auf die Verpflegung aus dem andern Dorfe, die bestellt ist, aber es wird Vormittag und Nachmittag und die Sonne sinkt und kein Chop kommt. Da unser Freund am Tage vorher in Etam gesehen hat, daß er gut behandelt und reichlich bezahlt wurde, so tat er das Seinige, um abermals etwas heranzuschaffen; aber es blieb knapp.

Heute früh, wie gewöhnlich, um sechs Uhr Abmarsch von Etam. Es ging noch eine Weile durch hohen Urwald, dann begann ein stark bevölkertes und bebautes Gebiet: das eigentliche Bakossital. Zur Linken erschien ein Gebirgszug, der sich als lange Kette mit scharf markierten Gipfeln nach Norden zu erstreckte; zur Rechten zeigte sich, ganz im Dunst verschwommen, die hohe, mächtige Masse des Kupé. Das Talsystem zwischen dem Kupémassiv im Osten, der vielgipfeligen Gebirgskette im Westen und dem Manenguba im Norden ist das Bakossiland. Es scheint zu den dichtbevölkertsten Teilen von Kamerun zu gehören. Sehr schade, daß während dieser Jahreszeit die Fernsicht so schlecht ist. Alles ist in einen blauen, verschwimmenden Dunst gehüllt, der nur die nahen Geländeformen mit einiger Schärfe erkennen läßt. Diese Dunstatmosphäre herrscht während der ganzen Trockenzeit, von Dezember bis Februar. Ende Februar beginnt die sogenannte Übergangs- oder Tornadozeit, während der häufige Gewitterstürme mit Regengüssen die Luft abkühlen und oft so durchsichtig machen, daß sich überraschend weite Sichten eröffnen. Im Mai beginnt dann die Periode der längeren Regen, die sich dann im Juni zur richtigen Regenzeit ausbildet und im Oktober wieder allmählich zur zweiten Übergangs- oder Tornadozeit abflaut.

Nach dreistündigem schwülen Marsch hinter Etam hört der Urwald auf, einen zusammenhängenden Bestand zu bilden. Die Baummassen lösen sich erst in parkartige Gruppen auf und machen dann vollständig den Pflanzungen der Bakossis Platz. Ungeheure Bestände von Planten dehnen sich stundenweit nach allen Richtungen; Dorf folgt auf Dorf, und dieselbe dichte Bevölkerung soll sich auf beiden Seiten bis hoch in die Berge hinaufziehen, wie unsere Headleute, die aus Bakossiland stammen, erzählen. Hier bekommt man einen Begriff davon, wie intensiv sich der Kamerunneger mit dem Anbau von Nahrungspflanzen beschäftigen kann. Das ganze große Areal, auf dem hier die Planten, die Makabostauden und die Cassadasträucher wachsen, ist früher Urwald gewesen, der von den Eingeborenen für ihre Pflanzungen gerodet ist. Der Boden im Bakossital besteht immer noch aus demselben verwitterten Basalt, unter dem sich in der Tiefe der Bachschluchten das feste Muttergestein zeigt.

Das merkwürdigste Erlebnis auf dem Marsche hinter Etam war die große Lianenhängebrücke über den Mungo, mitten im Urwald. Das Passieren darüber hielt unsre Karawane eine volle Stunde auf. Drei armdicke, aus Lianen geflochtene Seile sind an beiden Ufern an starken Bäumen befestigt und so über den Fluß gespannt, daß der Querschnitt der Brücke ein V bildet, dessen untere Spitze und beide oberen Enden durch die Taue bezeichnet werden. Beim Übergang setzt man die Füße auf dem unteren Seil einen vor den andern und hält sich links und rechts mit beiden Händen an den oberen Seilen und den dünnen Lianen, die wie ein dichtes Gitter von oben nach unten gezogen sind, fest. Mehr als sechs bis sieben beladene Träger sollen nicht gleichzeitig auf die Brücke, die in elegant geschwungener Senkung in der Mitte noch etwa zwanzig Meter über dem Wasserspiegel hängt. Die beiden Flußufer sind hoch, und man muß außerdem noch ein ganzes Stück über ein Leiterwerk hinaufklettern, bis man den Ansatz der Brücke an den tragenden Baumpfeilern am Ufer erreicht. Während des Passierens pendelt der ganze Apparat in etwas beängstigender Weise hin und her und ich muß gestehen, daß ich recht froh war, als ich die etwa hundert Meter Spannung hinter mir hatte. Solcher Hängebrücken gibt es viel in Kamerun, und es ist Sache der am Wege liegenden Dörfer, sie in Ordnung zu halten. Bald danach kamen wir an eine zweite, kleinere, aus Balken gebaute Brücke, über eine schmale, aber abgrundtiefe Schlucht im Basalt, auf deren Grund mit donnerndem Toben, weißschäumend in fortgesetzten Kataraften, ein Fluß zum Mungo hinabbrauste. Dies war eins der großartigsten Bilder unter all denen, die ich bisher auf meinen Wanderungen zu Gesicht bekommen habe. Bald darauf öffnete sich das Dunkel des Urwaldes und das angebaute Bakossital begann. Im Einrücken in Nguschi erblickten wir schon von weitem das grüne Zelt des Leutnants, der uns liebenswürdigerweise mit einem guten Mittagessen erwartete. Bald erhoben sich auch unsre Zelte auf dem Lagerplatz; Verpflegung für die Leute konnte hier reichlich beschafft werden, und die allgemeine Stimmung in der Kolonne, die in Etam wegen des knappen Chops etwas flau gewesen war, hob sich zusehends. Zusammen zählen wir jetzt an Trägerpersonal, Soldaten und persönlicher Dienerschaft nahe an zweihundert Köpfe.

Gegen Abend klärte die Luft etwas auf, und man hatte im Osten einen Ausblick auf die mächtige vulkanische Masse des Kupé. Es ist noch nicht sehr lange her, daß unsre Kenntnis dieses Teils von Kamerun am Kupé aufhörte, und man von dem unmittelbar nördlich gelegenen, gewaltigen Manenguba nur unbestimmte, halb sagenhafte Vorstellungen hatte. Bakossiland ist ein Hauptanwerbegebiet für Träger und Plantagenarbeiter in den Pflanzungen am großen Kamerunberg. Es heißt, daß es achttausend Arbeiter nach auswärts stellen kann. Der Menschenschlag hier ist willig und arbeitsam; wir bekommen ohne Schwierigkeiten hier soviel Verpflegung aus den unermeßlichen Farmen, wie wir brauchen. Nur einen Tagemarsch weiter nach Nordosten beginnt aber bereits ein Gebiet, in dem der Weiße noch so wenig Boden gefaßt hat, daß einzelne Reisende von den Eingeborenen angeschossen werden. So ist es noch vor einigen Monaten einem jungen deutschen Maler gegangen, der eine Studienreise in den Urwald am Manenguba und ins Gebirge machen wollte. Die Sache fing damit an, daß er für seine Leute keine Verpflegung bekam. Zum Glück merkte er noch rechtzeitig, wie plötzlich alle Weiber aus dem Dorfe verschwunden waren. Das ist das sicherste Kennzeichen dafür, daß die Eingeborenen feindliche Absichten haben. Während die zwei oder drei Weißen noch erwogen, wie sie am besten sich verziehen sollten, kamen auch schon die Schwarzen in Massen mit ihren Buschgewehren an. Diese Buschgewehre, deren es auch im Bakossital eine große Menge geben soll, sind Steinschloßflinten von der Konstruktion, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auch bei den europäischen Heeren in Gebrauch waren, aber von sehr schlechter Arbeit. Ich weiß nicht, ob die Behauptung wörtlich zu nehmen ist; aber man sagt, daß zur Herstellung der Läufe einfach alte Gasröhren genommen werden. Die Eingeborenen stopfen dann diese Donnerbüchse mit einer doppelten Ladung Pulver und einem, den halben Lauf füllenden Gemengsel von eisernen Topfscherben, scharfkantigen Steinbrocken, verrosteten Nägeln, Glasstücken und dergleichen voll und schießen dann los, indem sie das Gewehr mit beiden Händen in der Höhe des Magens weit von sich gestreckt halten. Ein regelrechtes Anlegen ist unmöglich, weil die Wucht des Rückstoßes dem Schützen Schulterblatt und Backenknochen zerbrechen würde. Im Busch, wo man keine drei Schritte weit sieht, ist solch ein Gewehr aber ebenso schlimm, oder noch schlimmer, als ein moderner Hinterlader, denn die Ladung richtet, selbst wenn sie nicht unmittelbar edlere Teile trifft, solche Zerreißungen an, daß Verblutung oder tödliche Infektion der Wunde die regelmäßige Folge sind. In der Regel brauchen die Eingeborenen diese Schießeisen dazu, um bei Totenfeiern zu Ehren der Verstorbenen und zur Vertreibung der bösen Geister ihr Pulver zu verknallen.

Als der Maler und sein Gefährte die Haltung der Dorfleute wahrnahmen, warteten sie verständigerweise nicht, bis sie die Ladung im Leib hatten, sondern eröffneten das Feuer zuerst. So entkamen sie dann in der Verwirrung, die darüber bei den Wilden entstand. Solche, wie man hier in Kamerun sagt, „unaufgeschlossenen" Gebiete, gibt es aber noch eine Menge, und wenn es richtig ist, was mir von vielen Leuten in Duala erzählt wurde, so kann einem ähnliches in Gegenden passieren, die nur ein oder zwei Tagemärsche von Duala entfernt im Busch liegen. Dort soll es Dörfer geben, die überhaupt noch keinen Weißen kennen. Wir haben also in Kamerun noch genug zu „erschließen", und es ist eigentlich unbegreiflich, daß man mit dem Hauptmittel für alle Erschließung, mit dem Eisenbahnbau, so lange gewartet hat, wo doch der erste Eindruck beim Marschieren durchs Land zeigt, daß alle Bedingungen für die wirtschaftliche Rentabilität an der Bahnlinie mit der Fruchtbarkeit des Bodens, der Dichte und Arbeitswilligkeit der Bevölkerung und dem Produktenreichtum vorhanden sind. Des Doktors Headmann, dessen Heimat hier ist, sagt, daß wir in den nächsten Tagen in ein noch besser bevölkertes Gebiet kommen werden, wo es noch viel mehr Chop gäbe — aber es würde jetzt von Tag zu Tag kälter werden. Das heißt also, der Anstieg zu dem eigentlichen vulkanischen Aufschüttungsgebiet des Manenguba steht uns jetzt bevor.

Paul Rohrbach.

Die Pensionsbewegung in den Organisationen der Privatbeamten

Die Verbände der Privatangestellten sind sehr verschiedener Art. Es hängt dies zu einem guten Teil mit ihrem Alter und den Persönlichkeiten zusammen, welche sie begründeten oder lange Jahre hindurch leiteten. So gibt es zwischen den alten und neuen Organisationen gegensätzliche Auffassungen über die richtige Form der Interessenvertretung. Dort wird der Mitarbeiterstandpunkt mit großer Zähigkeit festgehalten und eine Harmonie der Interessen mit den Prinzipalen so stark vertreten, daß man über deren Mitgliedschaft hocherfreut ist. Hier wird dagegen der Arbeitnehmercharakter herausgearbeitet, und eine Gleichartigkeit

der Interessen schon dadurch abgelehnt, daß Mitglieder, welche Prinzipale werden, entweder aus dem Verband austreten oder außerordentliche Mitglieder — ohne Stimmrecht — werden müssen.

Es ist eine Entwicklung von großer sozialer Bedeutung, die sich in der Privatbeamtenbewegung vollzieht. Sie geht offenbar nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe, was natürlich mancherlei Kämpfe mit sich bringt. Man hat es dabei gleichzeitig in der Hauptsache mit einer sog. bürgerlichen Bewegung zu tun, was leider oft sogar in einem ausgesprochenen Gegensatz zur Arbeiterschaft betont wird. Daß sich die verschiedenen bürgerlichen Parteien unter diesen Umständen um diese Bewegung mit besonderer Vorliebe kümmern, liegt auf der Hand.

Es trat dies besonders in den Reichstagsverhandlungen vom 14. März d. Js. hervor. Alle Parteien begrüßten die lange erwartete Denkschrift über eine Pensionsversicherung der Privatbeamten und die Erklärung des Staatssekretärs Graf von Posadowsky, daß für die Privatbeamten etwas Durchgreifendes geschehen müsse. Dagegen fehlte es an der Einmütigkeit der gesetzgebenden Faktoren über den Weg zur Erreichung der Pensionsversicherung schon deshalb, weil diese Frage jetzt recht in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden ist.

Hierbei handelt es sich um zwei Wege: um den Ausbau der Alters- und Invaliditätsversicherung oder um eine besondere Pensionsversicherung. Darum drehen sich auch im wesentlichen die Auseinandersetzungen in den Organisationen der Privatangestellten. Ein dritter Vorschlag vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverband auf Schaffung von zwei Versicherungseinrichtungen für die Angestellten kommt jedenfalls ernsthaft nicht in Betracht.

Nun besteht seit einer Reihe von Jahren ein Hauptausschuß für Pensionsversicherung, der zweifellos nicht unerhebliche Verdienste um die öffentliche Anerkennung des Gedankens einer staatlichen Versicherung für Privatangestellte hat. Jetzt, wo es sich aber darum handelt, das Werk aufzurichten und den Angestellten zu einer baldigen Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche zu verhelfen, scheint er zu versagen. Es hängt dies einerseits mit den angedeuteten Verschiedenheiten der Verbände zusammen, anderseits aber mit dem Umstand, daß sich der Hauptausschuß vor Jahren einmal auf eine besondere Versicherungseinrichtung festgelegt hat. Wie es denn in solchen Fällen häufig geht, fehlt dann der Mut, sich zu rektifizieren.

Der Hauptausschuß selbst ist eine seinerzeit ad hoc entstandene Kommission, welche die Verbände in ihrer Größe nur ungenügend berücksichtigt, es aber anderseits ermöglicht, daß über 50000 Angestellte doppelt vertreten werden. Der Beitritt neuer Privatbeamtenorganisationen wurde eher gehemmt als gefördert, so daß der Eindruck entstehen mußte, als wolle man unter sich bleiben. Erst in der allerneusten Zeit hat es Dr. Potthoff vermocht, weiteren Verbänden den Zutritt zu ermöglichen bezw. zu erleichtern, was ihm aber allem Anschein nach eine starke Animosität der „Alten" eingebracht hat. Die geschäftliche Leitung im Hauptausschuß hat der deutschnationale Handlungsgehilfenverband.

Wer die Organe der einzelnen Verbände verfolgt, merkt jetzt etwas von einer Bewegung, allerdings vorläufig erst im Blätterwald, noch nicht in der Masse der Angestellten. Die bisherige Stellung des Hauptausschusses wird von zwei Seiten modifiziert, vom D.H.V., der unter der Führung vom Abg. Schack der Reichsregierung seine eignen Vorschläge überreichen will, und von etwa 15 Verbänden mit ca. 200000 Mitgliedern, welche unter der Führung von Abg. Dr. Potthoff für den Ausbau der Alters- und Invaliditätsversicherung eintreten. Interessant ist es hierbei, daß man in einer großen Reihe von Verbandsblättern mit besonderer Schärfe gegen Dr. Potthoff kämpft, weil er von seinem Recht Gebrauch macht, bezw. seiner Pflicht als Syndikus eines Verbandes von 45 000 Mitgliedern nachkommt, seine Anschauungen in dieser Frage publizistisch zu vertreten. Dabei tut er im Prinzip nichts andres, als der deutschnationale Handlungsgehilfenverband selbst.

Ohne Zweifel ist der Ausbau der bestehenden Alters- und Invaliditätsversicherung — durch Aufsetzung höherer Klassen — der in Deutschland gegebene Weg zur Herbeiführung einer Pensionsversicherung für Privatbeamte. Auf ihm kommen die Angestellten am schnellsten zum Ziele, jedenfalls schon mit dem Aufnehmen der Witwen- und Waisenversicherung im Jahre 1910. Dieser Weg ist aber auch der billigste, und muß schließlich schon deshalb beschritten werden, weil sich bereits über 60% der Angestellten in der Alters- und Invaliditätsversicherung befinden. Die Anerkennung der Berufsinvalidität, welche für Privatbeamte zum Bezug der Pension gefordert wird, ist bei der Rechtsprechung im Reichsversicherungsamt immer mehr zum Durchbruch gekommen. Eine gesetzliche Festlegung der Berufsinvalidität dürfte aber Konsequenzen mit sich bringen, die von den Angestellten selbst kaum getragen werden könnten, weil dann die Beiträge eine unerschwingliche Höhe erreichen müßten.

Die gegnerische Ansicht verweist auf Österreich und sagt, was dort gegangen ist, müsse auch in Deutschland möglich sein. Das ist ein Trugschluß. In Österreich gibt es keine Arbeiterversicherung wie in Deutschland, die man zur Arbeitnehmerversicherung ausbauen konnte, auch besteht dort die Angestelltenversicherung erst so kurze Zeit, daß man schon deshalb kein endgültiges Urteil darüber abgeben kann. Jedenfalls — wenigstens nach dem Gutachten hervorragender Sachverständiger — wird sie sehr bald einer durchgreifenden Revision unterzogen werden müssen. Und wenn, was zu erwarten ist, der Gedanke einer Arbeiterversicherung nach deutschem Muster immer mehr an Boden gewinnt, wird sie ohne Zweifel der bestehenden Versicherung angegliedert werden. Dann vollzieht sich in Österreich auf umgekehrtem Wege dasselbe, was in Deutschland von Dr. Potthoff und Genossen angestrebt wird.

Eine Hauptsache ist aber noch: die Versicherung der Arbeitnehmer muß einheitlich geregelt werden, da Angestellte und Arbeiter bei der Staatsfürsorge zusammengehören. Die „besondere Wurst" spielt freilich bei der Gesetzgebung in Deutschland seit langer Zeit eine große Rolle. Auf diese Neigung mancher Parteien und auf die Konservierung veralteter Standesforderungen baut sich nicht selten das Verlangen nach einer neuen, abgeschlossenen Versicherungseinrichtung auf. Man wagt es nicht, den Angestellten zu sagen, daß sie Arbeitnehmer sind. Auch hält man die bestehende Alters- und Invaliditätsversicherung für sehr gut für die Arbeiter, aber sehr schlecht für die Angestellten.

Sogar aus „nationalen Gründen" wird eine neue Versicherungseinrichtung gefordert und dabei das „höhere Niveau" der Angestellten in die Wagschale geworfen. Man sei, heißt es, „Mitarbeiter" in Gewerbe, Handel und Industrie und könne sich deshalb unmöglich in derselben Kasse befinden, aus der die Arbeiterschaft ihre Renten erhalte.

Es spielen also auch — vorläufig noch nicht sehr laut ausgesprochene — soziale Fragen in die Pensionsbewegung für die Privatangestellten hinein. Um so mehr muß jedoch betont werden, daß wir ein Volk von Brüdern sind, das nicht durch Liebhabereien gewisser Kreise zerrissen werden darf. Als Charakteristikum würde übrigens im andern Falle zu verzeichnen sein, daß z. B. die Angestellten der Arbeiterorganisationen in einer andern Versicherung wären, als die Arbeiter. Wenn die Angestellten auf mehreren Wegen ihr Recht in gleicher Weise erlangen können, muß der Weg vorgezogen werden, der dem großen sozialen Gesichtspunkt der Volkseinheit Rechnung trägt. Das ist für die Pensionsversicherung der Angestellten der Ausbau der Alters- und Invaliditätsversicherung. Dieser Weg ist aber in sachlich und technischer Beziehung nicht etwa gleichwertig, sondern viel vorteilhafter, als eine besondere Versicherungseinrichtung — was gelegentlich eingehend nachgewiesen werden soll — und ist auch deshalb vorzuziehen.

Es kann daher den Privatbeamtenorganisationen nur geraten werden, sich auf diesem Weg zu einigen und den gesetzgebenden Faktoren dementsprechende Vorschläge zu unterbreiten. Er ist leicht zu beschreiten, und die Regierung muß dann ihr Versprechen einlösen. **Chr. Tischendörfer.**

Aus unsrer Bewegung

Bütow (Bz. Köslin). Die letzte Vereinsversammlung vor den Hundstagen und der Heuernte fand am 8. Juni im Vereinslokal statt. Der Delegierte des Liberalen Vereins für Rummelsburg

und Umgegend zum Parteitage des Wahlvereins der Liberalen in Berlin erstattete Bericht über den Verlauf des Delegiertentages und behandelte dann das Thema: „Was lehrt die letzte Reichstagswahl?“ Die beiden liberalen Vereine in Rummelsburg und Bütow werden auf ihren weit ins Feindesland vorgeschobenen Vorposten tatkräftig zusammenwirken, um das infolge schlechter Pflege im letzten Jahrzehnt verlorene Terrain — 1898 war der Wahlkreis in den Händen der Liberalen — wieder zu erobern. Wenn auch die sichtbare Arbeit in den Sommermonaten ruht, so wird doch im stillen zur Winterkampagne weiter gerüstet. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird im Herbst ein frischer liberaler Luftzug durchs Pommerland und auch durch seine dunkelsten Teile fegen.

Anklam. Die Hochburg der Konservativen in Vorpommern — das sonst freisinnig vertreten wird — bildet der Wahlkreis Anklam-Demmin. Die letzten Reichstagswahlen ergaben die dringende Notwendigkeit des festen Zusammenschlusses der Liberalen. Es wird zwar noch manche Mühe machen, den Kreis zu erobern; aber wir werden zur Zeit der nächsten Wahlen bereits bedeutend besser organisiert sein. In den meisten Städten bestehen liberale Vereine. Am 29. Juni ist auch hier eine Ortsgruppe von 50 Mitgliedern gegründet worden. Leider scheuen sich viele Handwerker und Kaufleute, dem Verein beizutreten, weil sie geschäftlichen Nachteil befürchten.

Malchin-Waren (Mecklenburg). Der 25. Januar hat seinerzeit den liberalen Optimisten in unserm konservativen Wahlkreis recht gegeben, denn ein Aufstieg der liberalen Stimmen von 2734 vom Jahre 1903 (9211 Kons., 6288 Soz.) auf 4357 im Jahre 1907 (8957 Kons., 5307 Soz.) ist ein schöner Erfolg, und hätte doch mit einem andern Kandidaten ein voller sein können. Denn mit Leichtigkeit hätten wir mit Versammlungen auf dem Lande von rechts und links Stimmen genug zur Stichwahl gewonnen. Doch auf dem Lande wurde keine einzige Versammlung abgehalten. In 8 Städten und 1 Flecken nur je eine. Infolgedessen herrschte trotz des Erfolges vielfach Mißstimmung. Aber der Vorsatz beherrschte alle: Nun nicht locker lassen! Organisieren! Es entstanden in zeitlicher Reihenfolge denn auch bald die Vereine Waren (350 Mitgl.), Röbel (80), Malchow (40), Teterow (80), Stavenhagen (140), Malchin (40). Alle schlossen sich, um ohne weiteres genehmigt zu sein, dem liberalen Landeswahlverein beider Mecklenburg an. — Kürzlich haben sich die genannten Vereine nun auch unter sich zu einem Kreiswahlverein zusammengeschlossen, dessen Leitung dem immer auf 3 Jahre zu wählenden Vororte obliegt. Als erstmaliger Vorort ist Malchin gewählt, wo Herr Professor Hamdorff Vereinsvorsitzender ist. — Damit ist unsre Organisationstätigkeit für die stille Sommerzeit vorläufig abgeschlossen. Sie wird mit dem Winterhalbjahr wieder besonders lebhaft einsetzen und sich dann von den bestehenden Zentralpunkten aus besonders aufs Land erstrecken. Bei aller Organisationstätigkeit brauchen wir überall nur einen Bundesgenossen, den Mut, den so viele einzelne Liberale — Handwerksmeister und andre abhängige Leute — für gewöhnlich im tiefsten Busen hegen. In unserm Kreise kommt er mit Hilfe der Organisation zum Durchbruch. Wenn es — man munkelt so etwas — zu einer Nachwahl kommen sollte, sind wir besser gerüstet und hoffnungsfreudiger denn je!

Auerbach i. Vogtl. u. Umg. In den Monatsversammlungen vom 30. Mai und 1. Juli sprach Herr Handelsschullehrer Bauer über die Carl Zeiß-Stiftung in Jena, insbesondere über die Probleme der Gewinnbeteiligung der Arbeiter, der Verkürzung des industriellen Arbeitstages und ihre Lösung daselbst. — Hier hat sich eine Baugenossenschaft für Kleinwohnungen gebildet, mit der die Stadt einen „Erbbauvertrag“ abgeschlossen hat. Über diese Angelegenheit und deren Verhandlungen im Stadtverordnetenkollegium berichtete Herr Prof. Dr. Thränhorf. Herr Sup. Dr. Kober regte die Errichtung von Schrebergärten an.

Essen u. Umg. In der Versammlung vom 2. Juli (Stadt Elberfeld) sprach Oberlehrer Vogeler über ein historisches Thema. Dem 1½stündigen Vortrage folgte eine Debatte. Dann berichtete Herr Kaufman Schulze über den Delegierten-Tag der Liberalen in Elberfeld und Herr Rechtsanwalt Dr. Levy über die Tagung des Nationalvereins. Beiden Berichten folgten Debatten.

Unterweserorte u. Umg. Am 25. Juni hielt der V. d. Fr. in Geestemünde eine mittelstark besuchte Mitgliederversammlung ab. 4 Mitglieder wurden neu gewonnen. Herr Müller berichtetete über „den neuen österreichischen Reichsrat“ und Herr Cordes sprach über „die konservativ-liberale Paarung“. An die Vorträge schloß sich eine lebhafte Aussprache, an der sich 6 Herren besonders stark beteiligten. Alle Hilfeleser und Freunde der Provinz Hannover werden dringend gebeten, zwecks Entgegennahme einer wichtigen Erklärung ihre Adresse möglichst umgehend an unsre Geschäftsstelle gelangen zu lassen: Sanders, Lehe, Autenbergstr. 3, pt.

Schwenningen (Wtbg.). Der liberale Verein, in welchem die frühere nationalsoziale Vereinigung aufgegangen ist, sucht, wie die andern liberalen Vereine Württembergs, mit welchen es dem württembergischen Landesverband angehört, durch regelmäßige Versammlungen mit Vorträgen und Diskussion entschieden liberale Gesinnung auf nationaler und sozialer Grundlage zu pflegen und zu verbreiten. In der letzten Versammlung hielt, nach einem Bericht des Vorsitzenden über die Landesversammlung der Liberalen, unser Freund Eberle ein Referat über das Thema: „die soziale Frage und der Friede“, das dankbar aufgenommen wurde und zu einer lebhaften Besprechung Anlaß gab.

Karlsruhe i. B. Der politische Sommerschlaf scheint bei uns diesmal gänzlich auszubleiben. Ein äußerst reger Pressestreit über das bekannte Stichwahlabkommen mit der Sozialdemokratie hat mit einem offenen Bekenntnis aller liberalen Parteien und der Sozialdemokratie zu der erfolgreichen „Großblockpolitik“ geendet. — Außerdem beansprucht die Frage einer Reform des Gemeindewahlrechts und der Gemeindeverfassung, ehe sie im nächsten Landtag auf die Tagesordnung kommt, das allgemeine Interesse. Die Regierung erkennt die Notwendigkeit einer „Reform“ an, scheint jedoch sich nicht zu erheblichen Konzessionen, insbesondere zum allgemeinen, geheimen, direkten und gleichen Wahlrecht, verstehen zu wollen. Die Nationalliberalen treffen sich mit der Regierung auf diesem Boden. Die drei linksliberalen Parteien haben zu der Frage Stellung genommen: Zuerst unsre Freunde; der Landesausschuß beschloß auf einer Tagung in Heidelberg, an der von dem letzten Parteitag aufgestellten Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts festzuhalten und in eine energische Propaganda einzutreten. Die Freisinnige Volkspartei beschloß auf ihrem am 16. d. M. in Baden-Baden abgehaltenen Parteitag, aus Mangel an Zeit zu gründlicher Behandlung der Frage, diese nochmals einem besonderen Parteitag zu unterbreiten. An dem Parteitag nahm unser Sekretär Dr. Walz als unser Vertreter teil. Die demokratische Partei hielt am selben Tage einen sehr erfreulich verlaufenen Parteitag in Freiburg ab, dem als unser Vertreter Herr Dr. Knittel beiwohnte. Die Demokraten beschlossen, an der Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts festzuhalten und erwarten, daß ihre Abgeordneten, eine Reform anstreben, die diesem Ziel möglichst nahe kommt.

Der „Hilfe“-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Antwerpen, v. F. IV, 120.—; Aschersleben, H. III, 5.—; Bad Nauheim, Dr. Str. V, 5.—; Berlin, Dr. S. VI, 5.—; Birkenfeld, G. III, 5.—; Bitz, B. III, 5.—; Bockenau, T. IV, 5.—; Bösenrode, F. II, 5.—; Brandenburg a. H., H. S. II, 5.—; Breslau, B. G. II, 5.—; Breslau, Dr. H. B. III, 5.—; Charlottenburg, F. E. III, 5.—; Darmstadt, K. H. 7.30; Dortmund, E. M. IV, 5.—; Dresden, C. G. IV, 5.—; Dresden, L. S. II, 5.—; Duisburg, P. O. IV, 5.—; Feuchtwangen, W. IV, 5.20; Frankfurt a. Main, Dr. B. IV, 5.—; Frankfurt a. Main, A. S. III, 5.—; Frankfurt a. Main, A. N. II, 5.—; Frankfurt a. Main, H. W. IV, 5.—; Frankfurt a. Main, M. P. IV, 5.—; Friedenau, E. S. IV, 5.—; Friedrichsdorf, E. M. IV, 5.—; Fürfeld, J. B. I, 5.—; Fürth, Dr. L. W. II, 5.—; Gerstetten, Dr. R. IV, 5.—; Gießen, L. B. IV, 5.—; Gießen, Dr. E. B. IV, 5.—; Göttingen, H. M. II, 5.—; Griesheim, E. F. II, 5.—; Griesheim, E. F. III, 5.—; Hamburg, F. O. II, 5.—; Hamburg, B. K. II, 5.—; Hatten, E. L. VI, 5.—; Hausen, K. V, 5.—; Heidelberg, O. B. N. IV, 5.—; Hermsdorf, G. IV, 5.—; Hildesheim, K. IV, 5.—; Horb, R. G. II, 5.—; Jena, M. M.-W. V, 5.—; Ingenheim, H. C. II, 5.—; Karlsruhe, Dr. A. H. IV, 5.—; Karlsruhe, E. O. III, 5.—; Karlsruhe, Dr. W. W. III, 3.—; Kassel, H. J. II, 5.—; Kiel, K. L. III, 5.—; Klettbach, E. A. III, 5.—; Lankwitz, Dr. C. H. II, 10.—; Lanbau, M. III, 5.—; Leipzig, K. Th. J. II, 5.—; Leipzig, J. R. II, 5.—; Lünen, Dr. F. III, 5.—; Lippstadt, G. M. III, 5.—; Mannheim, L. F. IV, 5.—; Marburg a. L., Nat.-soz. Verein IV, 20.—; Markbröningen, E. V, 5.—; Möns, K. VI, 5.—; Münchberg, A. K. IV, 5.—; München, E. K. II, 5.—; München, W. R. IV, 5.—; München, Dr. H. S. IV, 5.—; Neudorf, A. K. V, 5.—; Nieskh, Dr. W. G. II, 5.—; Nordhausen, G. T. V, 5.—; Nürnberg, J. G. III, 5.—; Nürnberg, Nat.-soz. Verein II, 5.—; Nürnberg, Dr. W. U. II, 5.—; Oberhofen, J. L. V, 5.—; Oberstein, W. M. III, 5.—; Oldenburg, A. J. IV, 5.—; Ottenhausen, R. IV, 5.—; Passau, Dr. E. M. II, 5.—; Plauen, G. B. IV, 5.—; Plauen, M. & S. II, 5.—; Plön, Ch. II, 5.—; Reutlingen, H. K. V, 5.—; Rheingönheim, K. M. III, 5.—; Rhens, M. L.-H. V, 5.—; Rostock, Dr. W. IV, 5.—; Schopfloch, H. W. IV, 5.—; Sebnitz, R. H. III, 5.—; Solingen, Dr. K. II, 5.05; Solingen, Dr. R. K. IV, 5.—; Steglitz, S. III, 5.—; Steinhagen, B. III/IV, 10.—; Stettin, Dr. M. M. II, 5.—; St. Privat, Dr. K. III, 5.—; Straßburg i. E., G. F. IV, 5.—; Straßburg i. E., M. F. IV, 5.—; Straßburg i. E., R. III, 5.—; Straßburg i. E., H. S. II, 5.—; Straßburg i. E., Dr. K. IV, 5.—; Straßburg i. E., Dr. K. S. V, 5.—; Strasburg (Westpr.), St. V, 5.—; Stuttgart, R. A. L. IV, 5.—; Stuttgart, B. R. II, 5.—; Tübingen, W. G. VII, 5.—; Weingarten, F.-G. IV, 5.—; Wellingsdorf, H. S. II, 5.—; Wunderoleben, W. S. II, 5.—; Zabrze, P. IV, 5.—.

Außerordentliche Beiträge: Frankfurt a. M., Dr. B. 5.—; Hamburg, B. K. 5.—; Nürnberg, Nat.-soz. Verein 10.—; Stuttgart, v. H. 12.—.

	Zusammen M.:	612.55
Dazu II. Ausweis in Nr. 27.	„	1680.85
	M.	2293.40

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 28 Berlin, 14. Juli 1907

Menschen

Werde selbst ein Mensch,
um Menschen zu erziehen.
Sailer 1807.

Es sind seltene Augenblicke, in welchen uns ein Mensch begegnet. Tausende kommen, die tragen Kleider, Hunderte mit Orden, Dutzende mit Namen; du mußt aber lange suchen, bis einer unter ihnen sich findet, der etwas ist. Was man gilt, ist noch lange nicht Wahrheit, wieviel man ausgeben kann, bei weitem kein Maßstab. Das sind alles Dinge um uns herum. Was sind wir selbst? Was sind wir vor uns, wenn uns keiner belauscht, niemand beschämen und niemand loben kann?

Ein Mensch sein, heißt doch nicht bloß, einen Beruf haben, oder Geld besitzen, oder Geschäfte betreiben, oder verheiratet sein oder im Stadtrat sitzen. Wenn der Herr Soundso aufhört, dann sollte der Mensch erst anfangen. Aber wie oft ist mit der Visitenkarte, die man abgibt, alles gesagt, darauf steht der ganze Inhalt mit und ohne „von" und der Träger der Karte interessiert nur insofern, als er dem Bilde entspricht, das man sich von dieser Art Menschen gemacht hat. Wenn man einen stillen Augenblick lang sich selbst in allem Menschengewimmel beobachtet, erstaunt man über diese öde Wüste, die manche schöne Bilder vorzaubert; aber Bilder, die verschwinden, sobald man ihrer habhaft werden möchte. Alles schreit nach Menschen. Alles lechzt nach einem ganzen, wirklichen Menschenkind. Der große, einfache Jesus, der einst über die staubigen Straßen der jüdischen Dörfer harmlos ging und Menschen fangen wollte, wußte für sich keinen schöneren Namen als: Mensch. Seither ist die Sehnsucht immer neu erwacht, Menschen zu sehen und aus ihnen etwas vom Urgrund unsres eignen Wesens, von den letzten Quellen unsres Seins und Empfindens zu erhorchen. Aber sie gehören zu den größten Seltenheiten, diese wirklichen Menschen.

Zur Erziehung kann man nichts andres brauchen. Leben allein weckt Leben, sagt ein altes Naturgesetz. Menschen nur schaffen Menschen. Bücher haben wir genug: Pläne, Muster, Rezepte, Vorlagen, Anleitungen, Abhandlungen, Lehrgebäude — sie sind alle da. Ich fürchte, sie haben uns eingeschläfert, statt zu wecken. Die eine große Aufgabe verdunkelten sie: Mensch zu sein, Mensch zu werden. Warum lassen wir ihn nicht los, diesen Menschen? Warum stecken wir hundert Pfähle um den Baum, daß er verkümmert, und lassen die Sonne nicht frei auf ihn scheinen? Gebt uns alles! sagt den Kindern so viel ihr wißt! Aber denkt an das Heilige im Menschen, daß jeder ein Einzelner bleibt! Wer vor diesem innersten Keim keine Ehrfurcht hat, der züchte Pflanzen und Tiere, aber er lasse die Hand vom Menschen. Sonst verdirbt er das Größte, was es gibt, lebendige Seelen.

Freut euch, wenn euch ein Mensch begegnet. Genießt solche Stunde. Sie macht frei, weil man etwas erlebt. **Traub.**

Französische Gothik

Hier in der Bretagne und in der Normandie ist die gothische Bauweise zu Hause. Ich kenne die Einzelheiten der mittelalterlichen Kunstgeschichte nicht genau genug, um sagen zu können, ob hier die allerersten gothischen Bauwerke entstanden sind, oder ob sie in Paris und Rheims zu suchen sind oder in Flandern; auch habe ich die von den Kunsthistorikern nicht gebilligte Vermutung, daß die erste Gothik von Abendländern in Syrien und Palästina während der Kreuzzüge gefunden wurde, noch nicht ganz aufgegeben. Aber mag dieses so sein oder anders, jedenfalls ist hier die Stelle, wo die Gothik kein fremdes Element ist wie bei uns in Deutschland. Als wir jung waren und zuerst die Augen öffneten für die Schönheit architektonischer Gestaltungen, hat man uns gesagt, Gothik sei die eigentlich germanische Bauform. Das ist sicher falsch, denn überall dort, wo das Deutschtum sich als Heimatkunst entwickelt hat, ist es fern von Gothik. Die Gothik kam zu uns als verfeinerte Kultur des Westens. Der Kölner Dom entstand als Luxusbau nach nordfranzösischen Mustern. Richtig ist, daß dann die Deutschen sich in diesen fremden Stil gut hineingefunden und ihm vielfach eine deutsche Besonderheit zu geben verstanden haben, besonders dort, wo es sich um gothischen Ziegelbau handelte wie in den Seestädten Norddeutschlands, auch dort, wo die Holzarchitektur in den Vordergrund trat wie bei den Häusern der Patrizier von Hildesheim, Frankfurt oder von süddeutschen Kleinstädten. Die Gothik des harten Steines aber (und diese ist die erste Gothik) gehört den Gebieten, in denen die Germanen zeitig romanisiert worden sind. Gothik ist die letzte Welle des römischen Baues, dort wo das Römertum am Ozean zerfließt.

Es gehört zur Gothik etwas anderes als die Natur der Deutschen, eine größere Freude an der Zierlichkeit, an der Miniatur in Stein. Der Franzose ist klein, hat feine Hände und liebt die feinen Dinge. Man sehe irgend ein Zimmer! Es hat eine Menge von Nippsachen. Es ist überladen mit nettem Kleinkram; es ist der Tendenz nach gothisch, auch wenn die einzelnen Gegenstände keinen Stil haben oder späterer Renaissance angehören. Gothik ist die Zergliederung des romanischen Baues. Man hat keinen Sinn für ungebrochene Flächen und bringt das Kunststück fertig, große Kirchen fast nur auf Pfeiler zu stellen. Auch diese Pfeiler aber zerlegt man, damit sie nicht zu massiv erscheinen, in Gruppen von tragenden Säulen. Die Decke wird zerteilt, gevierteilt, gebrochen. Nirgends als auf dem Fußboden darf ein ruhiger Raum bleiben. Gerade diesen Grundcharakter der Gothik haben die Deutschen vielfach verändert, als sie die neue Kunst bei sich einführten. In Deutschland gibt es Gothik mit Wandflächen. Hier kann sie auch vorkommen, ist aber etwas, was zu überwinden versucht wird.

* * *

Als die Franzosen die Bauweise der italienischen Renaissance angenommen hatten, schien es, als sei die Gothik in ihnen erloschen. Und in der Tat war ein neues Prinzip vorhanden. Jetzt gab es lange gerade Linien, steife Pilaster; es gab viereckige Normalfenster und breite, prunkende

Treppen. Aber wie bald sehen wir auch in dieser Periode wieder die Neigung zur Verkleinerung und Verfeinerung der Formen! Die Schlösser werden im 18. Jahrhundert fast so flächenlos wie in der Gothik, und ihre Türmchen, Nischen, Winkel sind eine Wiederholung jenes Vorganges, den wir vorhin so bezeichnet haben: die römische Welle zerfließt schäumend und spielend an der Küste von Frankreich. Das eigentliche Franzosentum liegt nicht in seinen offiziellen Justizgebäuden, Stadthäusern und Revolutionsdenkmälern. Diese sind mathematisch-napoleonisch. Sie gleichen den großen Generalideen, die zum Franzosen gehören, um die er aber im Tagesleben sich blutwenig kümmert. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Das sind französische Generalideen; aber wo ist das Leben so nett und klein und individuell wie hier? Wo ist die Politik so persönlich? Wo gibt es soviel Gesetze und soviel Ausnahmen von der Gesetzlichkeit? Und jeder einzelne und jede einzelne will etwas für sich sein, nichts Großes, aber etwas Apartes. Trotz aller schönen und langen Reden von Jaurès ist hier kein Massen- und Klassengeist wie bei den deutschen Arbeitern. Selbst der Sozialismus kräuselt sich und bildet beständig eigene Extraformen. Dieses Volk kann zeitweise römisch gemacht werden, im Grunde aber ist es gothisch, ein Volk der Vereinzelung und Zergliederung, dessen Gabe es ist, in der Zergliederung harmonisch und heiter zu bleiben.

* * *

Wenn man auf dem Mont St. Michel gewesen ist, erscheint einem die Gothik der vielen Kirchen in der Bretagne etwas einförmig und gleichgültig, weil man das Beste zuerst gesehen hat. Ich weiß ja auch nicht, welche Schätze an Architektur es da und dort in diesem gothischen Lande noch gibt; denn ich habe meine Reise nicht nach kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten eingerichtet, sondern habe mir das betrachtet, was zufällig an meinem Wege lag. Immerhin war der Gottesdienst in der Kathedrale von St. Brieuc ein schöner Eindruck. An dieser Kirche haben viele Jahrhunderte gebaut, und rein schulmäßig betrachtet, ist sie nicht einheitlich, aber in ihr waltet der Geist, von dem wir eben sprachen. Und nun war sie voll von Menschen, die sich auf Stühlen frei gruppierten wie in Italien. Die Menschen selbst aber sind anders als die Italiener, besser und knapper angezogen, erzogener. Die Toilette gehört zur Person. Es hat alles Form, vielleicht etwas zuviel Form. Der Naturmensch ist verarbeitet wie in der Gothik der Granit.

Und wenn man dann aus der Kathedrale herauskommt, geht man an der klassisch-normalen Präfektur vorbei in die alten Gassen mit ihren altfranzösischen Häusern. Von einem besonderen Stil kann man da nicht reden; aber es ist Gestaltungskraft darin. Welche Dachfenster, Dachformen, Vorbauten, Eisengitter und Treppen! Mehr noch als hier sah ich davon in Vineau. Und was das Wesentliche ist: diese alte Kunst, individuell zu bauen, ist nicht erloschen. Zwar die neuen Geschäftsstraßen sind langweilig und nichtssagend, aber überall dort, wo in der Stadt und auf dem Lande das Einzelhaus auftritt, sucht es sich nett zu machen. Natürlich gelingt das nicht immer; aber der Franzose ist geschickt, sowohl wenn er Kleider herstellt, als auch wenn er Häuser entwirft. Er macht kleine Zimmer und ordnet sie künstlich.

* * *

Vielleicht hilft gerade diese Anlage den Franzosen dazu, daß sie bei der Stilbildung der kommenden Eisenzeit etwas Wesentliches leisten. Die Frage der Gegenwart ist noch nicht die des neuen Wohnhauses. Alles, was zur Besserung der Architektur des Wohnhauses geschehen kann (und es ist das nicht wenig) bewegt sich noch innerhalb des alten Rahmens. Man bessert das Einzelhaus und sucht ihm künstlerische Form und innere Behaglichkeit zu geben; aber gerade beim Einzelhaus tritt der Eisenbau wenig hervor. Hier bleibt das Eisen eine stille Hilfskraft. Anders ist es bei der Anlage von Mietshäusern großen Stils. Aber diese wird noch nirgends bei uns versucht. Unsere Stilprobleme für die Architektur liegen im Bau der Fabriken, Waarenhäuser, Wasseranlagen, Bahnhöfe, Brücken. Hier entsteht das Neue. In diesem modernen Stilproblem arbeiten alle modernen Nationen, und wir Deutsche nicht am wenigsten, da wir so stark sind in der Eisenproduktion und größere Neubauten vor uns haben als die Franzosen. Immerhin ist anzuerkennen, daß die Franzosen das neue Problem schnell und richtig erfaßt haben. Die älteren Leser der „Hilfe“ erinnern sich meiner Briefe aus Paris vom Jahre 1900 und wissen, was ich über die Innenräume der Ausstellungsbauten und über den Eiffelturm gesagt habe. Als ich bei meiner Fahrt nach der Bretagne den Eiffelturm wiedergesehen habe, kam er mir auf dem leer gewordenen Platze sehr vereinsamt vor, aber sein Bauwerk selbst übte noch immer denselben Zauber auf mich aus wie vor 7 Jahren. Man muß freilich den Aufbau des Eisens in der Nähe betrachten, um das zu verstehen. Ein bloßes Bild des Turmes im ganzen hilft dazu sehr wenig. Jetzt nun habe ich hier, fern vom Glanze der Hauptstadt, ein Bauwerk gefunden, das zwar bescheidener ist als der eiserne Turm von Paris, aber in seiner Art ebenso wertvoll für die weitere Ausbildung des Eisenbaues. Ich meine die kleine neue Eisenbahn von St. Brieuc an der Küste hin nach Guingamp, und zwar deren Bauten in St. Brieuc, die eben erst fertig geworden sind und also das Neueste darstellen, was die Franzosen im Bahnhofs- und Brückenbau leisten. Hier ist die Verbindung von Stein und Eisen vollkommener fertig gebracht als in allen derartigen Anlagen, die ich sonst kenne. Die Schwierigkeit, die hier mit Eleganz überwunden wurde, ist folgende: die neuen Bahnhöfe und Brücken bestehen meist aus zwei Bestandteilen, die sich gegenseitig fremd bleiben. Der Eisenbau des Frankfurter Bahnhofs ist an einen Steinbau gebunden, der direkt einen andern Geist hat als das Eisen. Ähnlich ist es bei allen unsern Brücken, bei denen schwere, dicke Steinpfeiler einen Eisenbau tragen, der für sie als zu leicht erscheint. Hier nun hat man bei einem kleinen Bahnhof aber auch bei sehr großen und hohen Brücken etwas erreicht, was geradezu als Einheit von Stein und Eisen erscheint. Wie aber soll ich beschreiben, auf welche Weise dieses erreicht wurde? Es gehört dazu eben jene Gewandtheit, die den Untergrund der französischen Gothik ausmacht: alle Wände werden in Pfeiler aufgelöst, selbst steinerne Böschungen werden in Pfeiler gegliedert und durch kurze Steinbogen verbunden. Da der Stein hier sehr hart ist, und da es sich um eine zweigleisige Kleinbahn handelt, die keinen Riesenverkehr auszuhalten hat, so konnte man elegant sein, ohne die Sicherheit zu gefährden. Bei einer großen Brücke, die ein Tal überspannt, beginnen die Pfeiler direkt vom Boden aus in dreifacher Teilung. Diese Teilung wird bis oben hin festgehalten, und die Eisenpfeiler stellen sich als Gitterwerk direkt auf die steinernen Unterlagen, so daß eine ungebrochene Linie vom Stein zum Eisen führt, und der Eisenoberbau als natürliche und fast selbstverständliche Fortsetzung des steinernen Unterbaues erscheint. In etwas anderer Art findet sich eine zweite große Brücke mit der Schwierigkeit ab, indem sie zwischen Stein und Eisen in sehr geschickter Weise eine Partie von roten Ziegeln einschiebt, die sich bis in den Eisenbau hinein fortsetzt. An dieser Brücke ist alles lebendig und gleichsam elastisch. Sie heißt le viaduc de Souzin. In einem dritten Falle, wo es sich nur um eine hohe Straßenüberführung handelt, hat man den ganzen Unterbau der eisernen Brücke in Stein gearbeitet und trotzdem den Eindruck der absoluten Harmonie erreicht. Es kann sein, daß es auch sonst noch in Frankreich ähnliche Brücken und Bahnhöfe gibt. Sicher ist, daß unsre Architekten hier noch gelegentlich etwas lernen können.

Naumann.

Max Liebermann

1.

Max Liebermann wird am 20. Juli sechzig Jahre alt. Dieser Tag bietet zu Festartikeln in dem Sinne, wie sie etwa bei Liliencron und Wilhelm Steinhausen noch notwendig waren, ihren Weg zu ebnen, wenig Anlaß. Jeder, den es irgendwie angeht, kennt Bilder und weiß von ihm. Denn um wenige lebende Künstler haben sich die Öffentlichkeit und die Kunstliteraten so gekümmert wie um ihn. Wenn man vor seine Werke tritt, erscheint dies erstaunlich genug. Bei Klinger versteht man es. Hier sucht eine ungebärdige Phantasie Ausdruck, ein gebildeter Geist will interessieren

und mitteilen, ein verhaltenes Temperament durchbricht Konventionen und bahnt sich einen eigenen, neuen und neuartigen Weg. Bei Liebermann von alledem nichts. Wer die Emanationen eines „Künstlerlebens“ erwartet, wird enttäuscht. Es scheint an dem Menschen und seiner Kunst nichts von dem Außerordentlichen, was die Masse anregt und bewegt, und was den Biographen sich als Stoff für dankbare psychologische Kommentare darstellt.

Und doch gibt es heute, soviel ich weiß, bereits mindestens vier Bücher über Liebermann. Die Übelwollenden sagen einfach: in Berlin versteht man das Geschäft. Mit einer solchen Bosheit ist aber über den Kern der Sache nichts gesagt. In diesen Büchern ist meist weniger von der Entwicklung des Künstlers die Rede, sondern von Grundfragen der Kunst überhaupt. Das besagt soviel: diese Kunst ist nicht durch eine besonders geartete Persönlichkeit merkwürdig und bedeutend, sondern in ihrer durchschnittlichen Güte groß, schön, klar. Daß um Liebermann in schroffer Parteinahme gestritten wird, ist durch seine Kunst am wenigsten begründet. Denn diese hat eine selbstverständliche Ruhe, absolut unagitatorisch. An dem Wort durchschnittlich haftet leicht eine Herabsetzung. Das soll hier durchaus nicht sein. Ich brauche es, nicht um zu werten, sondern um zu charakterisieren: die Kraft und Gesundheit eben des „gesunden Menschenverstandes“. Liebermann ist ebenso frei von einer phantastischen oder gedankentiefen Romantik wie (in seinen Bildern wenigstens) von einem experimentierenden doktrinären Naturalismus. In der Selbstbescheidung, in der instinktmäßig sicheren Kenntnis seiner Grenzen hat er ein Lebenswerk geschaffen, das den Ästhetikern von heute trefflich dienen kann, den Stand unserer Kunstanschauungen abzuziehen. Die Versuchung, dabei aus den Grenzen der Relativität alles Zeitlichen herauszutreten und unsre eigne Bedingtheit zu vergessen, ist nicht gering. Aber eben dies, daß wir Liebermann so unmittelbar nahe stehen und er uns, unserer Zeit, unserer Kunstdoktrin, (die er mitgeschaffen und gestützt), macht auch irre, wie wir den Künstler im größeren Rahmen bewerten sollen. Es scheint mir für die Frage jede Beantwortung zu fehlen: wie werden die späteren Geschlechter Liebermanns Namen nennen, so sehr nahe steht uns seine Kunst. Die Art Geschichtsschreibung, zumal wo es sich um Zeitgenossen handelt, widerstrebt mir, Künstler und Dichter wie auf der Schulbank zu locieren. Das mag denen genug sein, die einer solchen Formel bedürfen, um sich bisweilen ihrer „Bildung“ versichern zu können. Deshalb gelingt es mir nicht, Liebermann den ersten lebenden deutschen Künstler zu nennen, wenn ich auch keinen sehe, dem man vor ihm den Platz geben möchte. Man kann Klinger oder Hofmann oder Steinhausen nicht in einen Vergleich setzen. Trübner arbeitet mit einer vollkommen andern Methode. Und wenn ich an Uhde denke: ihm fehlt die imponierende Gleichwertigkeit der Arbeit. Nur Kalkreuth. Er läuft ursprünglich in der gleichen Richtung wie Liebermann und ist von diesem vielleicht beeinflußt. Aber er gibt seinen Bildern, die gut gemalt sind, etwas, was dem Berliner fehlt: Wärme. Seine Palette wird reicher, bekommt mehr Farben als die Liebermanns. Und zu gleicher Zeit wird die Zeichnung, die Linie, die nun einmal, mit oder trotz Paris für die deutsche Kunst charakteristisch ist, bedeutungsvoller. Holbein ist der größte deutsche Maler. Sein Erbe war Leibl. Mir scheint, daß in Kalkreuth ein Stück von diesem neuerdings wieder aufwacht.

Man muß sich vor Liebermann hüten, seine Kunsttheorie ohne weiteres mit seinen Kunstleistungen zusammenzumengen. Er gehört zu den Künstlern, die über Kunst reden, wobei ganz selbstverständlich die eigene Arbeit den Maßstab gibt. Über den französischen Maler Degas hat er eine kleine ausgezeichnete Schrift veröffentlicht. Was er sagt, ist sehr geschickt, scharf, einseitig pointiert auf den modernen Impressionismus. Auf den Inhalt kommt es nicht an, sondern auf die Form; die Welt des Sichtbaren Material und Ziel der Malerei. Über diesen Geschichten kam es bekanntlich vor zwei Jahren zu einer scharfen, etwas unangenehmen und etwas komischen Auseinandersetzung zwischen dem Künstler und dem Heidelberger Professor Henry Thode. Liebermann, in seiner Malerei kühl und sachlich, in der Polemik spitz und leicht persönlich, wird so auf einmal Kampfobjekt.

Wenn man heute in die Berliner Sezession geht, wo Bilder aus allen Zeiten des Malers hängen, kann man nur schwer begreifen, wie sie vor zwanzig Jahren fast revolutionär wirken konnten, so zart, vorsichtig, altmeisterlich erscheinen sie neben den Versuchen der jungen Generation. Und man kann auch kontrolieren, wie weit der Naturalismus Liebermanns tatsächlich und aus erster Hand, von der Natur selber stammt, oder wie weit er durch Schule, Auffassung, Geschmack umgebildet wurde. Es ist nicht so, als ob Liebermann, unbekümmert um den Gegenstand sich einfach vor die Natur gesetzt hätte und begonnen, sie abzumalen. Diese primitive Auffassung würde einem Künstler, dessen ausgeprägteste Seite eine starke intellektuelle Kultur ist, nicht gerecht werden. Auch Liebermann hat Lehrer, und was wichtiger ist, er hat den Instinkt für die Künstler, deren Art für ihn am fruchtbarsten wird. Da sieht er die Natur mit den Augen von Muncaczy oder Menzel oder Israels oder Millet. Zum Teil beeinflussen diese Maler auch seine Art, zu arbeiten. Millet gewinnt eine Macht über ihn, die in den großen holländischen Dünenbildern ganz deutlich wird. Liebermann kannte sich gut genug, um nicht die sittliche Wucht Millets kopieren zu wollen (wie etwa Segantini), aber ein Stück von ethischem Willen steckt in jenen Arbeiten des decidierten Naturalisten. In Deutschland hieß man das damals „Armeleutmalerei“ und entrüstete sich darüber. Man sah nur das Stoffliche, das aus einer sozialen Sphäre genommen war, die bisher von der künstlerischen Darstellung ausgeschlossen geblieben. Wäre man nur etwas gebildeter im Sehen gewesen, so hätte man bemerkt, daß die bisherigen Genremaler mehr Naturalisten gewesen waren als diese jungen Männer, die in Linie und Farbe vereinfachten oder wenn man will: stilisierten. Sofern man unter Naturalismus künstlerische Methode, die der möglichst naturgetreuen Darstellung, versteht und nicht ein Stoffgebiet. Man kann Naturalist sein vor einem Schweinehirten und einem König, vor einem Straßenräuber und einem Erzbischof.

Es handelt sich nicht darum, Liebermann mit Böcklin zu vergleichen und zu fragen: wer recht hat. Das ist im Grund eine törichte Frage. Jeder hat recht. Liebermann ist vorzugsweise Genremaler, und man muß darnach sehen, was er hier bedeutet, als der Maler sichtbarer Wirklichkeiten aus dem bürgerlichen Leben, gemessen an seinen Vorgängern. Daß die Menschen dieser Wirklichkeiten Tuch zu einem billigeren Preis anhatten, als man es bisher gemalt, und gröbere Schuhe, dafür darf man die Maler allein nicht verantwortlich machen. Das kam aus der seelischen Bewegung der ganzen Zeit heraus, in der das Proletariat von der Bildung entdeckt wurde. Bei dieser Parallele ist das Was des Bildes wirklich gleichgiltig, denn ein Tiroler Bauer in natura hat so wenig und so viel Kunstwert wie ein holländischer Landbote. Allein auf das Wie kommts an, auf die Darstellung, auf die Malerei.

Und hier ist das Neue und Große: die innere Sachlichkeit. Es mag verwegen klingen: Liebermann malt den „inneren Gehalt“ der Dinge, eines Ausschnittes, einer Szene. Alles Unwesentliche bleibt weg. Alles trivial Unterhaltsame wird gestrichen (in den meisten Bildern); denn ein Bild ist keine Novelle, bei der man Einzelheiten erzählt, sondern ein Eindruck, ein gleichzeitiges Nebeneinander, das man auf einmal umfassen muß. Deshalb wird auch das Individuelle der früheren Malerei durch das Typische ersetzt, an das sich keine Reflexionen hängen. Dinge, die nicht datiert werden können, die sich hundertmal und an hundert Orten gleich sind, werden nun gemalt. Das mag man trivial finden. Aber das Triviale im Leben sind weniger die Dinge selber als ihre Zufälligkeiten. Um den einfachen Stoff brauchten sich Phantasie und Vorstellung nicht zu mühen. Dem Auge, und nicht dem Auge allein: der Empfindung ist der Weg geebnet, die formale Lösung der Aufgabe, das künstlerisch letztlich Entscheidende, zu erfassen und zu genießen.

Theodor Heuß.

Sprechsaal.

In Nr. 14, Band 97, von „Über Land und Meer“ erzählt Luise Schulze-Brück in einem Aufsatz „Vom Sahnentopf zum Speisezimmer“ wie sie dazu gekommen ist, Altertümer zu sammeln. Der Dame

„die an nichts Böses dachte", wurde ein kleiner Meißener Sahnentopf geschenkt. Seit dieser Zeit denkt die Dame immer an wirklich recht Böses, nämlich wie sie die deutsche Heimat nach altem Hausrat durchstöbert, mit dem sie dann das eigne Heim schmückt. Nach den dem Artikel beigegebenen Abbildungen zu schließen, tut sie das nicht einmal geschmackvoll; sie läßt z. B. eine Truhe zur Kredenz umarbeiten, setzt rechts von diesem Monstrum ein Spinnrad, links einen alten Stuhl hin, und das Paradestück ist fertig. Fehlt nur das gut abgelagerte Gretchen. Luise Schulze schreibt wörtlich: „Und gewiß, ein Raum, der geschmackvoll mit alten Möbeln ausstaffiert ist (man beachte „ausstaffiert"), umgibt den Eintretenden gleich mit einer ganz besondern Atmosphäre. Er vermeidet sehr glücklich das Triviale unsrer modernen Einrichtungen — auch der sogenannte moderne Stil wirkt schon recht trivial — er redet von Neigungen und dem Geschmack des Besitzers, er wirkt in den allermeisten Fällen nicht nur persönlich, sondern auch poetisch." So schreibt Luise Schulze-Brück. Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Dann folgt ein längerer Bericht, wo in deutschen Landen sie ihre Eßzimmereinrichtung zusammengesucht hat, im Westerwald, in Friesland, in der Hohen Venn usw. Der Artikel schließt mit einem Appell an die Leserinnen, der Luise Schulze doch auch einen alten Teetisch zu besorgen.

Daß es viele gebildete und ungebildete Leute gibt, die nichts Schöneres kennen, als in den Dörfern von Haus zu Haus zu gehen, um den Bauern ihren alten Hausrat abzuschwätzen, ist eine alte und sehr bedauerliche Sache. Ebenso bedauerlich ist es, daß eine angesehene Zeitschrift sich dazu hergibt, einen Artikel zu veröffentlichen, der mit dieser Ausraubung der deutschen Heimat renommiert und sie sogar noch eine poetische Tätigkeit nennt. Ein trauriger „Sport" ist es, nicht wertvoller als das Sammeln von Ansichtskarten und Liebigbildern. Losgelöst aus der Umgebung, für die sie geschaffen wurden, bleiben solche Altertümer, in die städtischen Wohnungen verpflanzt, nur Kuriosa, auf die der Besitzer stolz ist, weil sie alt sind und weil nicht ein jeder sie besitzt. Es ist noch kein Zeichen von künstlerischem Verständnis, sich mit altem Hausrat aus allen Gegenden des Reiches die Zimmer vollzustopfen oder die Ecken im Paradestil aufzubauen. Und man begreift nicht, daß unsre modernen Bedürfnisse ganz andre Forderungen stellen an die Einrichtungen unsrer Häuser. Lernen sollen wir an der geschlossenen Wirkung einer früheren Wohnungskultur; aber wir sollen nicht glauben, das Höchste sei alte Möbel zu besitzen. Zu unsren Beleuchtungs- und Heizkörpern gehört auch ein Hausrat unsrer Zeit, nicht der einer früheren.

Auch die Kehrseite der Medaille erläutert Luise Schulze an einem guten Beispiel. Der Bauer, der sich für Geld fast immer bereden läßt, kauft sich an Stelle des weggegebenen guten Stückes fast immer ganz minderwertigen Schund. So kommt dann unsre grauenhafte Unkultur gründlich in alle Winkel des Vaterlandes. Luise Schulze schreibt: „Und es gibt Touren und Radfahrten noch einen ganz besonderen Reiz, wenn man bei der Annäherung an ein einsames, weltabgeschiedenes Dorf hofft, daß man hier vielleicht irgend etwas finden, etwas erhaschen kann." Welche Heimatliebe spricht aus diesen Worten! Möchten Sie mit Luise Schulze die Heimat durchstreifen?

Gewiß ist es leichter, alte Sachen zu kaufen als neue. Die alten Sachen sind eben alt und stehen deshalb für die meisten jenseits von Gut und Böse. Wer sich mit neuen Sachen einrichten will, muß schon etwas intensiver über seine Bedürfnisse und Absichten nachdenken, er braucht eine gewisse Sicherheit, die nicht so ganz einfach zu erwerben ist. Man kann sich so leicht blamieren. Bei einiger Beschäftigung mit dieser Frage wäre Luise Schulze wohl nicht zu dem Ausspruch gekommen „auch der sogenannte moderne Stil wirkt schon recht trivial". Sie meint vermutlich den „Jugendstil".

Werde dir klar über das, was du brauchst und laß es dir in der einfachsten Form vom Schreiner machen. Du hast je länger desto mehr Freude an solchem Tun und du lernst dabei und — du unterstützest das Handwerk. Das ist eine sehr notwendige Sache heutzutage. Es gibt überall noch gute Handwerker, denen die Herstellung neuer Stücke mehr Freude macht als das Ausbessern und Umarbeiten alter Sachen. Nur dann ist es verdienstvoll oder zu rechtfertigen, alten Hausrat aufzukaufen, wenn man ihn so vor dem Verfall schützt, oder wenn ihn der Besitzer unter allen Umständen veräußern will. Ihn aber dazu beschwätzen, ist ein wenig achtenswertes Unternehmen, von dem sich ein fein empfindender Mensch fernhalten soll.

Ist es nicht ein trostloses Armutszeugnis unsrer Zeit, die so gern mit ihren Fortschritten prunkt, wenn gebildete Leute einsame Dörfer abgrasen und mit den mühsam errungenen Resten einer vergangenen Kultur ihr Milieu ausstaffieren? Hat nicht vielmehr jeder die moralische Verpflichtung, mitzuarbeiten, daß unsre tägliche Umgebung auch der Ausdruck unsrer Zeit, unsres Lebens sei? Und sollen wir nicht Sorge tragen, daß wir uns nicht schämen müssen mit unsrer Kultur vor dem Urteil späterer Generationen?

Otto Ubbelohde.

Eine wandernde Volksbühne

Die Aufführung guter Stücke zu einem auch für Unbemittelte annehmbaren Eintrittspreis nimmt unter den jetzigen ausgedehnten Veranstaltungen für Volksbildung nicht den letzten Platz ein. Leider mußte aber gerade dieses Bildungsmittel bis jetzt an kleineren Orten versagen. Die Meisterwerke unserer Dichter und Komponisten, die jetzt durch Volksvorstellungen und -konzerte in den Bildungszentren auch dem kleinen Manne geboten werden, finden ihren Weg aufs Land und in die Kleinstadt höchstens in verzerrtem Abbild durch die Schmieren. Und doch ist dort gerade hierfür ein empfängliches, weil unverbildetes Publikum vorhanden. Daß diesem Nachteil abgeholfen werden kann, hat ein in diesem Frühjahr zum erstenmal begonnenes Unternehmen bewiesen. Der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung, der auch sonst in der Art seiner Organisation durch Heranziehung aller Volkskreise zur Mitarbeit und in der Ausdehnung seiner Bildungstätigkeit auf bisher noch nicht betretene Gebiete bahnbrechend wirkt, hat in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten an über 30 meist kleineren Orten des Verbandsgebiets Aufführungen klassischer Stücke veranstaltet. Der Erfolg war nach der finanziellen und künstlerischen Seite ein solcher, daß jetzt schon das Verbandstheater als dauernde Einrichtung sich in die sonstigen Veranstaltungen des rührigen Verbandes einreiht.

Die Hauptdarsteller in den zur Aufführung gelangten vier Stücken waren Schauspieler des Hanauer Stadttheaters, das wie die meisten Provinzbühnen nach Ostern seine Pforten schließt und die Mimen bis zum Herbst beschäftigungslos läßt, wenn sie nicht in irgendeinem Sommertheater unterkommen. Die Werke selbst mußten so ausgewählt werden, daß sie ohne großen Anspruch auf Szenerie auf dem Podium eines Wirtssaales dargestellt werden konnten. Es waren für diesmal abwechselnd in je einem Ort: „Kabale und Liebe", „Maria Magdalena", „Minna von Barnhelm", „der eingebildete Kranke". Ihre Aufführung erfordert keinen besonderen Aufwand, meist genügt ein einziger, einfach ausgestatteter Innenraum. Und daß dies kein Nachteil war, bewies das Interesse der Zuschauer, das sich umsomehr auf Handlung und Dichtung konzentrierte. Es werden deshalb in Zukunft auch Aufführungen von in bezug auf Verwandlung anspruchsvolleren Stücken möglich sein, sofern nur der Inhalt ein guter ist. Der Szenenwechsel kann in irgendeiner Weise angedeutet werden wie in früheren Zeiten, als noch keine Meininger beim verwöhnten Großstadtpublikum die sonst der Jugend überlassenen Klassiker wieder eine Zeit lang in Mode brachten. Überhaupt war es eine helle Freude, dies Publikum, meist Arbeiter und Kleinbürger, von denen viele noch nie in einem richtigen Theater gewesen, zu beobachten. Das musterhafte, andächtige Schweigen während der Entwicklung, besonders wenn diese ihren Höhepunkt erreichte und der begeisterte Beifall nach den Aktschlüssen.

Wenn ein solches Verbandstheater auch anderwärts Nachahmung findet — und das ist nach den Erfahrungen am Main nicht ausgeschlossen — stehen wir vielleicht am Anfang einer Reform der deutschen Theaterverhältnisse von unten her. Das wirkliche Bildung durch die Schaubühne suchende Publikum wird vor allem dadurch unabhängiger von Theaterleitungen, bei denen der geschäftliche Gesichtspunkt im Vordergrund steht. Durch seine dem Volksbildungsverband angeschlossenen Organisationen (Gewerkschaften, Lesevereine usw.) trifft es unter sachkundiger Leitung selbst die Auswahl der Stücke und hat auch sonst mehr Einfluß auf den Theaterbetrieb. Konsumenten und Produzenten treten denn auch auf diesem Gebiet in direkte Verbindung durch Ausschaltung schädlicher Zwischenunternehmer. Für die Schauspieler erwachsen ebenfalls Vorteile nach jeder Richtung. Der Verband, der das finanzielle Risiko sehr gut tragen kann, da bei ihm der Vertrieb der billigen Eintrittskarten durch seine Organisationen vorzüglich funktioniert, bietet den Mimen in beschäftigungsloser Zeit sicheren Verdienst. Außerdem gibt er ihnen aber durch Beschränkung auf einige ausgewählte Werke die Möglichkeit und den Antrieb, sich in die betreffenden Rollen wirklich zu vertiefen und an Stelle der notgedrungenen, oft geübten Souffleurkastenroutine reife Leistungen zu bieten. Durch die wandernde Volksbühne können die unsterblichen Werke der großen Dichter aller Zeiten endlich in guter Darstellung überall hingelangen, wo dafür empfängliche Menschen wohnen. Aber auch die heutigen Theaterdichter kann ein solches Unternehmen, überall eingeführt, beeinflussen. Sie werden dann vielleicht mehr als bisher neben seichten Possen oder Gesellschaftsstücken mit Problemen, für die dem Menschen in einfacheren Verhältnissen jedes Verständnis fehlt, rechte, jedermann ergreifende Dichtungen herausbringen. Die wandernde Volksbühne wird ihnen vorwärtshelfen. Sie kann das werden, was Schiller vom Theater gefordert, eine moralische Anstalt, ein Bildungsmittel allerersten Ranges, jedermann in Stadt und Land leicht zugänglich.

Frankfurt a. M. **Paul Haag.**

In der Sommerfrische

I.

Personen:
Ein Herr. Eine Dame.

(Beide sitzen im Vorgarten eines ländlichen Wirtshauses. Es ist 3 Uhr nachmittags. Obwohl die Bäume einigen Schatten spenden, ist es sehr heiß. Der Tisch ist für den Nachmittagskaffee gedeckt. Man blickt vorn auf eine sommerblaue Bergkette des Harzes hinaus. Im offnen Fenster des Wirtshauses sonnt sich eine Katze.)

Der Herr (gähnt hinter der vorgehaltenen Hand lange und aufrichtig).

Die Dame (stickt an einer kleinen Handarbeit).

(Pause.)

Er: Wie lange sind wir nun schon hier?

Sie: Es sind vier Tage.

Er: Weißt du das bestimmt?

Sie: Man kann es ja ausrechnen.

Er: Das kann man. Aber man wird an den gemeinsten Dingen der Rechnerei irre. Mir ist, als wären es 4 Wochen.

Sie (mit einem leichten Seufzer): Ach ja!

Er: Und wenn mir nun so ist — was nützt mir dann die theoretische Überzeugung, daß es sich im Grunde anders verhält?

Sie: Könnte sie nicht dein Gefühl korrigieren?

Er: Nein. Damit solltest du mir am allerwenigsten kommen. Bei euch Frauen geschieht das nie.

Sie: Wenn nun aber der Wirt den Pensionspreis von vier Wochen von dir verlangen würde?

Er: Das ist ein ausgezeichneter Gedanke. Dann würden in mir sofort die vier Tage lebendig werden. Ich will heute Abend meine Rechnung zahlen.

(Pause.) (Beide sitzen schweigend nebeneinander.)

Sie (nach einer Weile): Willst du dir nicht die Berge ansehen?

Er (verstimmt): Warum sagst du mir das?

Sie: Ich meinte ja nur —.

Er: Aber du weißt doch gut, daß ich sie fortwährend ansehe.

Sie: Wenn du aber nun in die Tür träteest —

Er: Dann würde ich einen Gipfel mehr sehen, und der sieht genau so aus wie die beiden andern. Nur daß er einige Meter niedriger ist. Er ist also von vornherein minderwertig.

Sie: Du kennst dich aus.

Er: Selbstverständlich. Von meinen Zerstreuungen lasse ich mir nichts abhandeln.

(Pause.) (Er fängt an, die Speisekarte zu lesen.)

Sie (nach einer Weile, etwas pikiert): Ist die Speisekarte wirklich so interessant?

Er: Jawohl!

Sie: Und wodurch — wenn man fragen darf?

Er: Durch die Forellen.

Sie (mit einem besorgten Blick): Aber, Freund! Durch die —

Er: Ich verstehe deinen Blick. Er ist aber vorläufig ganz überflüssig. Ich habe meine Gedanken völlig beieinander. Es liegt im Preis.

Sie: Wieso?

Er: Hast du bemerkt, daß ein Gericht Forellen, von dem man halbsatt wird, drei Mark kostet?

Sie: Ja.

Er: Die Forellen sind also sehr teuer. Und weil sie teuer sind, schreibt der Wirt dahinter „Weinzwang" und macht sie durch den Wein noch teurer. Ist das nicht sonderbar?

Sie: Allerdings —

Er: Ich dachte mir's. Das Merkwürdige aber ist, daß es gar nicht sonderbar, sondern ganz natürlich ist. Wer sich freiwillig einer Kränkung seines Beutels unterzieht, den wird man noch weiter kränken können, ohne daß er viel Aufhebens macht. Es ist sogar ein ganz jovialer und humorvoller Gedankengang. Wenn er nur die unangenehme Kehrseite nicht hätte —

Sie: Und die ist?

Er: Man behandelt die Armut nach demselben Gesetz.

Sie: Den Armen kann man doch nichts nehmen.

Er: Gerade ihnen am meisten.

Sie: Wieso?

Er: Wenn sich ein armer Teufel um eine Stellung bewirbt, ist die allerbeste Gelegenheit, das Gehalt herabzudrücken. Ein solcher Mensch ist ja die Kränkungen der Not gewöhnt und wird nicht gleich aufschreien, wenn er mit der Zange noch etwas mehr gezwickt wird. Er tut das auch garnicht. Er schweigt und gibt.

Sie: Das sind aber keine Gedanken für eine Sommerfrische.

Er: Dafür sind sie aber richtig. Und wenn man sich vier Tage erholt hat, ist es eine ganz ehrbare Sache, etwas Richtiges denken zu können. Ich werde mir jetzt lange Ruhe gönnen.

Sie: Willst du nicht in den Schatten des Zimmers hineingehen?

Er: Nein. Ich bin hier zu meiner Erholung und muß die Luft bezahlen. Ich kann sie dem Wirt nicht so ohne weiteres schenken.

(Kleine Pause.)

Sie: Soll ich dir den „Anzeiger" holen?

Er (sieht sie mit einem wehen Blick des Vorwurfs an).

Sie: Ja, ich meinte ja nur —.

Er (nach einem stummen Schütteln des Kopfes): Als ob du nicht wüßtest, daß ich den „Anzeiger" schon beim ersten Frühstück gelesen habe.

Sie: Du könntest ihn aber doch zum zweiten Mal lesen.

Er: Als ob du nicht wüßtest, daß ich ihn beim zweiten Frühstück zum zweiten Male las.

Sie: Ja, du mein Gott! Unter solchen Umständen kann man ein Blatt auch dreimal lesen.

Er (gequält): Und dabei weißt du ganz gut, daß ich nach dem Diner denselben Gedanken hatte und ihn auch sofort ausführte.

Sie: Ja, dann sehe ich keinen Ausweg mehr.

Er: Ich auch nicht. Man muß sich nur immer vor Augen halten, daß man sich erholt. Wie nannte übrigens der Arzt mein Leben hier?

Sie: Vernünftig.

Er: Wie lange glaubst du, kann ein Mensch vernünftig leben, ohne verrückt zu werden?

Sie: Ich weiß es nicht.

Er: Ich auch nicht. Aber wir können es ja in aller Ruhe abwarten.

(Lange Pause.) (Sie stickt, und er raucht schweigend. Im Fenster gähnt die Katze. Ein Kellner, der in der Tür steht, gähnt mit.)

Er: Entsinnst du dich der Tropfsteinhöhle, die wir damals sahen?

Sie: Jawohl — vorgestern.

Er: Vor—? Na, meinetwegen. Obwohl das nur arithmethisch stimmt. In Wirklichkeit ist es viel länger her.

Sie: Was ist damit?

Er: Da waren viele von diesen Tropfsteinbildungen.

Sie: Gewiß.

Er: Und die sahen sich meistens sehr ähnlich.

Sie: Auch das.

Er: Und dein Pariser Hut erhielt einen schlimmen Knacks.

Sie: Leider.

Er: Und feucht war es und moderig — zum Gotterbarmen.

Sie: Es war aber doch sehr schön.

Er: Selbstverständlich. Sonst hätten wir das Entree ja nicht bezahlt.

(Rauchen, Sticken.)

Er (nach einer Weile): Da war ja übrigens auch die elegante Schwedin, die mit uns die Höhle besuchte.

Sie (bestimmt): Sie hatte einen abscheulichen Mund.

Er: Das hatte sie.

Sie: Und eine ganz niedrige Stirn.

Er: Auch!

Sie: Und die Stirnlocken waren gebrannt.

Er: Ja. Aber man kann doch die Sache auch anders auffassen.

Sie: Wieso?

Er: Man kann eine Schwedin doch von zwei Seiten betrachten.

Sie: Das verstehe ich nicht.
Er (hartnäckig): Doch! Ich kann zum Beispiel beschwören, daß ich sie von hinten gesehen habe.

(Nervöses Stocken. — Spannung.)

Sie (nach einer Weile): Darf man übrigens wissen, wo du — diese Betrachtungen angestellt hast?
Er: In der Höhle.
Sie (aus den Wolken fallend): In der —
Er (naiv): Jawohl. In der Höhle.
Sie: Aber das ist doch die bodenloseste Unverschämtheit. —
Er: Wieso?
Sie: Kannst du leugnen, daß du in der Höhle die Tropfsteinbildungen sehen solltest.
Er (stolz): Ich habe sie gesehen.
Sie (verächtlich): Hm .!
Er: Wenn ich es nun aber beweisen kann.
Sie: Ich bin begierig.
Er: Das kann ich aber. Ich weiß sie noch alle auswendig. Willst du sie hören?
Sie (spitz): Bitte!
Er: Da waren erst solche, die von oben kamen, und die hatten einen Namen. Und dann waren da solche, die von unten kamen, und die hatten auch einen Namen. Und dann waren da ganz verschmitzte, die kamen von oben und von unten und trafen sich in der Mitte. Das waren die vornehmsten, und die hatten auch einen Namen.
Sie: Stimmt!
Er: Ich habe mich sogar auf diesem Gebiet betätigt. Während du vorhin böse warst, habe ich gefunden, daß die Wissenschaft hier ein Loch hat.
Sie: Wieso?
Er: Hast du bemerkt, daß einige von oben kamen und daß ihnen von unten etwas entgegenkam, aber sie vermochten nicht in der Mitte zusammenzukommen?
Sie: Ja.
Er: Daraus mach' ich eine neue Kategorie. Ich unterscheide solche, die von oben kommen und denen von unten was entgegenkommt. Denen stehen dann die andern schroff gegenüber, die zwar von oben kommen, denen aber nichts entgegenkommt. Hast du das verstanden?
Sie: Ich glaube.
Er: Gut, dann wirst du auch begreifen, daß man dasselbe Prinzip auf die Bildungen anwenden kann, die von unten kommen. Es gibt auch hier zwei streng geschiedene Klassen, nämlich solche, denen von oben etwas entgegenkommt und solche, die darauf verzichten müssen.
Sie (streift ihn mit einem unsichern Blick).
Er: Und schließlich könnte man noch solche unterscheiden, die weder von oben noch von unten kommen, und denen auch weder von oben noch von unten etwas entgegenkommt.
Sie (springt entsetzt auf): Aber nun mußt du wirklich ins Zimmer, mein Freund!

(Sie winkt dem Kellner, der aufgeregt herbeieilt. Beide führen den willenlosen Mann ins Haus ab und setzen ihn in einen kühlen Winkel. Er stöhnt leise.)

II.

(Drei Wochen später. Die Szene spielt auf dem freien Platz vor einem Hotel, das oben auf einem Berg liegt. Die Dame sitzt unter einem Baum und liest in einem Buch. Dann und wann blickt sie in die herrliche Ebene hinaus. Hinter dem Hotel liegen Wirtschaftsgebäude und ein Küchengarten. Dann folgen meilenweite Laubwälder. Es ist 10½ Uhr an einem warmen, sonnigen Vormittag.)

Er (kommt in schnellem Gang um das Hotel herum und ruft schon von weitem): Sie frißt!
Sie (wie er vor ihr steht): Wen meinst du?
Er (erstaunt): Wen ich meine?
Sie: Ja. Wo warst du denn!
Er: Im Küchengarten doch. Hast du von der Sache denn nichts gehört?
Sie: Ich weiß ja gar nicht, was du meinst.
Er: Hast du wirklich nicht gehört, daß die Ente gestern den ganzen Tag nicht fressen wollte?
Sie: Unsre Ente?
Er: Jawohl, unsre Ente. Sie nahm nichts an. Der Förster wußte auch keinen Rat mehr. Die alte Frau aus der Küche hat es nun geschafft.
Sie: Das ist ja sehr gut.
Er: Es ist ein Glück zu nennen. Ein so interessantes Tier! Wenn es gegessen hat, nimmt es im Sand ein Bad, als wenn es im Wasser wäre. Zupft sich mit dem Schnabel, richtet sich hoch auf und schlägt mit den Flügeln — genau wie im Wasser.
Sie: Ach ja. Ich möchte das übrigens auch mal sehen.
Er: Du möchtest —? Ja, ist es denn denkbar —? Aber dann lauf' doch hin. Es ist ja gute Zeit. Sie frißt ja gerade.
Sie: Das will ich auch. (Sie steht eilfertig auf. Er setzt sich an den Tisch und holt umständlich, aber mit großem Behagen eine Zigarre hervor. Das tut er immer um diese Zeit. Dann raucht er und stellt fest, ob er die Türme von Magdeburg sehen kann. Auch das ist er so gewohnt. Sie kommt nach einer Weile zurück.)
Er: Nun?
Sie: Es war sehr interessant.
Er: Nicht wahr? Es gibt überhaupt so allerlei auf dem Lande, wenn man nur hinsehen will. (Er raucht befriedigt.)
Sie: Ganz gewiß. Möchtest du übrigens nicht jetzt den Brief schreiben, der seit einigen Tagen besorgt werden soll?
Er (unangenehm berührt): Jetzt?
Sie: Ich dachte, du fändest vielleicht gerade jetzt die Zeit?
Er (verächtlich): Hm! (Dann holt er schweigend die Uhr heraus und hält sie ihr hin.)
Sie: Ach so!
Er: Na also! In vier Minuten kommt der Briefträger. Und dann redest du von Schreiben.
Sie: Ich dachte nicht daran.
Er (murrig): Das ist es ja eben. Du rechnest nicht mit meinen Dispositionen. Ich kann aber doch nur ein Ding zurzeit tun.
Sie: Gewiß.

(Pause.)

Er (nachdem er auf die Uhr gesehen hat):
Was sagst du dazu? Es ist 11 Uhr, und der Briefträger ist noch nicht da.
Sie: Er kommt dort unten — zwischen den Bäumen.
Er: Das ist er nicht.
Sie: Aber Bester!
Er: Er ist es nicht, sag' ich dir. Der Briefträger hat weiße Hosen an.
Sie: Ich hab' ihn auch schon in schwarzen gesehen.
Er (höhnisch): Das ist nun ausgezeichnet. Du hast ihn auch schon in schwarzen gesehen? Das muß ich dem Wirt erzählen. Er hat im Sommer nämlich nur weiße.
Sie: Wirklich? Dann sieh dir ihn doch genauer an. Jetzt kann man ja sogar das Gesicht erkennen.
Er: Dann hat er sie eben zum erstenmal an und verstößt wahrscheinlich gegen das Reglement.
Sie (ironisch): Ach!
Er: Jawohl. Er kommt ja auch vier Minuten zu spät.
Sie: Aber das ist doch nicht schlimm.
Er: Es ist ungehörig. Aber nun stör' mich nicht.

(Der Kellner bringt die Postsachen. Er beginnt, sie durchzusehen.)

Der Kellner: Unten im Dorf sind Zigeuner angelangt.
Er (interessiert): Zigeuner!? (zur Frau) Hast du gehört? Da gehe ich heute nachmittag hin.
Sie: Gewiß. Das trifft sich ja gut.
Der Kellner: Und in der Waldschenke steht ein Automobil, sagt der Briefträger.
Er (zur Frau): Was sagst du, ein Automobil ist auch da? Da geh ich hin. Ich bekomme schon einige Kenntnis von den verschiedenen Systemen. Das muß ich sehen. (zum Kellner) Wie weit ist es nach der Waldschenke?
Der Kellner: Anderthalb Stunden vom Dorf aus.
Er: Gut. Das wird also eine Extratour von drei Stunden. Das lohnt sich schon. Nun lassen Sie mich allein.

(Der Kellner entfernt sich; die Frau geht ins Haus. Er beginnt, die Zeitung und die Postsachen durchzulesen. Dazu braucht er eine Stunde.)

Sie (nach einer Stunde zurückkommend):
Hast du etwas gefunden?

Er: O ja. Ganz nette Sachen. Auch eine Karte von den Kindern ist dabei.
Sie (nimmt die Karte).
Er: Die Karte kannst du mir übrigens zurücklegen, die will ich heute abend nochmal lesen.
Sie: Gern. Und sonst bist du mit der Post fertig?
Er: Ja.
Sie: Dann könntest du jetzt vielleicht den Brief —
Er (schnell herum): Was könnte ich —
Sie: Ich meinte —
Er: Weißt du denn nicht, daß ich jetzt meinen Spaziergang vor dem Diner machen muß? Das Essen schmeckt mir nun einmal nicht, wenn ich nicht vorher in den Wald gehe. Du scheinst die einfachsten Dinge zu vergessen.
Sie: Dann muß er eben bis nach dem Diner warten.
Er: Nach dem Diner muß ich ruhen.
Sie: Aber nach der Ruhe.
Er: Besuch ich die Zigeuner und das Automobil.
Sie: Dann muß er eben bis zum Abend warten.
Er: Abends arbeite ich nicht.
Sie: Aber ausnahmsweise.
Er: Nein. Außerdem ist der Abend schon besetzt. Ich soll die Karte von den Kindern lesen.
Sie: Ja, dann weiß ich nicht.
(Sie gibt resigniert die Hoffnung auf. Er raucht unwirsch.)
Sie (nach einer Weile): Hast du morgen viel zu tun?
Er: Ja.
Sie: Darf man wissen?
Er: Gern. Wenn ich aufstehe, muß ich zunächst frühstücken. Nennst du das ein?
Sie: Ja.
Er: Dann mach ich einen kleinen Spaziergang. Meine Verdauung ist daran gewöhnt. Außerdem muß ich dann die erste Zigarre rauchen.
Sie: Ja.
Er: Dann muß ich zur Ente. Dann kommt der Briefträger. Dann der Spaziergang vor dem Diner. Dann das Diner. Dann die Ruhe nach dem Diner. Am Nachmittag soll ich des Försters neuen Hühnerhund besehen. Und abends muß ich selbstverständlich ruhen.
Sie: Dann müssen wir uns wohl mit übermorgen trösten.
Er: Übermorgen ist Mittwoch. Da kommt der Forstmeister zum Skat.
Sie: Ja, wann glaubst du denn, daß du Zeit finden wirst?
Er: Mein liebes Kind, ich habe hier überhaupt keine Zeit. Und nun muß ich dich dringend bitten, mich nicht länger aufzuhalten. Von meinem Spaziergang vor dem Diner sind schon 5 Minuten verstrichen. Adieu!

(Er läuft zielbewußt in den Wald. Sie setzt sich an den Tisch und schreibt selbst den Brief. Ein Badegast, der in der Nähe sitzt, gerät beim Anblick dieser ungewohnten Tätigkeit in eine heftige innere Erregung. Er beruhigt sich aber allmählich und fällt in einen sanften Vormittagsschlummer.)

Erich Schlaikjer.

Allerlei

Mantica †. Der Professor Giuseppe Mantica gehörte zu den besten zeitgenössischen Schriftstellern Italiens, er war durch sein Klugheit und sein gerades Wesen eine der angenehmsten Erscheinungen im Parlament zu Rom. Mehrmals bekleidete er im Ministerium Baccelli den Posten eines Kabinettchefs und der Staatssekretär erschien ihm nicht verschlossen. Seine Kenntnisse in alten und neuen Sprachen sind unübertroffen und seine Bedeutung als Dichter und Erzähler gilt als sehr beträchtlich.

Mantica wurde in der calabrischen Stadt Reggio geboren, die er seit einer Reihe von Jahren in der Kammer vertritt. Neben ernsthaften, wissenschaftlichen Untersuchungen hat er in der Kunst Lorbeeren geerntet und schon früh sich in ganz Italien einen guten und bekannten Namen gemacht durch die epische Dichtung Scanderberg.

Georg Castriota Scanderberg, der albanesische Volksheld des 15. Jahrhunderts, verließ, wie man sagt, den türkischen Dienst, um mit bloß 300 seiner Genossen das Land von Epirus wieder zu erobern, das sein Vater an den Sultan Murad verloren hatte. Die Taten dieses Albanesen sind so ruhmvoll, daß man im Befreiungskampf der christlichen Völker ihnen wenig an die Seite stellen kann. Mit 15000 Leuten schlug er die 40000 des Sultans aufs Haupt, der sich später sogar mit 100000 vor der Tapferkeit dieses Heerführers zurückziehen mußte. Bei seinem Tode im Jahre 1465 war Scanderberg, nach mancher blutigen Schlacht, absoluter Herrscher über Albanien, das er von der politischen und religiösen Gewalt des Islams befreit hatte.

Mantica hat dies zum Stoff seiner prächtigen Dichtung genommen, weil der berühmte Name in Calabrien sehr verehrt wird. Dort, im äußersten Süden der Halbinsel, hat die albanesische Rasse dem Stolze jenes Volkes Kraft und Kühnheit zugefügt. Mehrere Ortschaften nämlich in jenem gebirgigen und waldigen Landstrich sind von Menschen albanischen Ursprungs bewohnt, die sogar einen Dialekt sprechen, der sich dem heimischen Idiom Albaniens sehr nähert. Der Menschentypus und bis zu einem gewissen Grad auch die Tracht jener Bewohner Calabriens erinnert stark an das eigentliche Heimatland.

Ich kann versichern: Manticas Werk ist in seiner Art mit die schönste Dichtung, deren Italien in seinen letzten Literaturperioden sich erfreuen durfte. Die edle Schönheit der Form, der ebenmäßige Bau der Verse, die überraschende Lebendigkeit in den Schilderungen: all dies erinnert in Scanderberg an Ariosts „rasenden Roland", d. h. an den im Ausdruck gewandtesten Dichter Italiens aus dessen bester Zeit. Der Verfasser bediente sich gleichfalls der prosaischen Form, der achtzeiligen Strophe, in der auch Tassos Werk, sowie alle die komischen Epen der andern italienischen Dichter geschrieben sind. Scanderberg verdient gewiß die Ehre einer deutschen Übersetzung.

Bei seinem Erscheinen begrüßte das ganze literarische Italien den jungen Dichter mit Bewunderung, der mit seiner Kunst eine Lücke in der zeitgenössischen nationalen Dichtung füllte. Er dankte der Achtung seiner Landsleute durch sein ferneres Werk, aus dem Gedichte und Erzählungen von großer Schönheit zu nennen sind.

Barbaro di San Giorgio.

Die Arkaden

Der Regen weint, und die Laternen glühn,
Verschleiert von der Nebel zartem Flore;
Noch lebt die Stadt, es braust ihr Leben hin
Durch ihre neuen, ihre alten Tore.

Im Lichterglanz, da lischt ihr Leben aus,
Das ihr ureigen ist in Dämmerungen,
Wenn Schatten gleiten über Dach und Haus,
Wenn alte Blüten seltsam aufgesprungen.

Wenn lebensvoll versteinte Schönheit ward
Im weichen Schattenspiel verschleppter Lichter,
Wenn alte Giebel wieder aufgewacht
Und alter Sphynxe Rätselangesichter.

Nun aber klatet laut im lauten Licht
Das Leben wie die Flut an Felsgestaden.
Kaum, daß ein Turm aus Dämmerwinkeln spricht —
Still träumend schlendern wir durch die Arkaden.

Das weiche Bogenspiel des Laubengangs
Empfängt uns wie das Spiel gleichmäß'ger Wellen.
Durch runde Rahmen sanftgedämpften Klangs
Der Straßen Laute, lichter heller quellen.

Ich aber möcht' am Bogen einsam stehn
Und löschen all das lautlebend'ge Scheinen
Und lauschen, wie die Geister auferstehn,
Wenn durch die Nacht die alten Brunnen weinen.

Marguerite Woll.

Büchertisch

Lehmentick. Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. (Dresden-Blasewitz, Pfeyl 1907.)

Ein anregender Versuch mit vielen hübschen und gut durchgeführten Einzelstimmungen; für unsern Geschmack doch immer noch etwas zu breit und zu sehr ins einzelne gehend. Aber das Buch, in dem viel Fleiß, Beobachtung und Wärme steckt, wird Vielen guten Dienst leisten, die das Lied der Kirche mit ihrer Geschichte verweben und vertiefen wollen.

Traub.

Schmitthenner. Ein Michel Angelo. Novelle. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 294 S. Preis 4 M.

Ausschreibung einer Stelle

Die Stelle eines Leiters der Abteilung für Kunst und Literatur ist zu besetzen. Bewerber müssen eine abgeschlossene Hochschulbildung und mehrjährige Erfahrung in der Kulturarbeit nachweisen. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind bis zum 15. Februar 1952 an die Personalabteilung zu richten.

Stadtverwaltung Lichtenberg

Suche Mitarbeiter für Buchhaltung und Lohnabrechnung. Kenntnisse der doppelten Buchführung erforderlich. Angebote unter Nr. 4471 an die Geschäftsstelle.

Wir suchen zum 1. April einen Lehrling für unsere Buchhandlung. Gute Schulbildung und Interesse an Büchern sind Voraussetzung. Bewerbungen an Buchhandlung Lesezeichen, Marktstraße 12.

Gesucht wird ein Lehrling für unsere Druckerei. Bewerber müssen gesund und kräftig sein. Lehrzeit drei Jahre. Bewerbungen an Druckerei Morgenrot, Industriestraße 3.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 29

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 21. Juli 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Barth über den amerikanischen Sozialismus — Japan und Nordamerika — Regierungsrat Martin — Preußen und Sachsen — Der Bauplan von Groß-Berlin). **Naumann:** Die Theorie der Bescheidenheit. — **Liedtke:** Zum Prozeß Peters I. — **Dr. Paul Rohrbach:** Zum Prozeß Peters II. — Soziale Bewegung. — Aus unsrer Bewegung.

Traub: Leiden. — **Dr. Theodor Heuß:** Max Liebermann. — **Prof. Paul Hensel:** Kuno Fischer. — **Viktor Klemperer:** Béranger. — **Wilhelm Bolin:** Die Jubelausgabe von Goethes Werken. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Barth über den amerikanischen Sozialismus. Unser Freund Theodor Barth, den bekanntlich eine amerikanische Universität zum Ehrendoktor ernannt hat, veröffentlicht in der „Frankfurter Zeitung" eine Reihe fesselnder Reiseschilderungen. Wir geben im folgenden seine Ausführungen über die amerikanische Arbeiterbewegung wieder:

Ich hatte in Washington Herrn Strauß, dem Handels- und Arbeitsminister, gegenüber den Wunsch geäußert, mit einigen der hervorragenden Gewerkschaftsführer bekannt zu werden. Mit dem liebenswürdigen Entgegenkommen, das die meisten amerikanischen Würdenträger in so hohem Maße auszeichnet, hatte darauf der Minister eine Anzahl der Führer der Federation of Labour zum Diner geladen. An diesem Diner nahmen außerdem noch verschiedene notable Persönlichkeiten, u. a. das Kabinettsmitglied Garfield und der französische Botschafter in Washington teil. Man vergegenwärtige sich eine solche Tafelrunde im Hause eines preußischen Handelsministers mit den Herren Singer, Bebel und Ledebour als Hauptgästen.

Dabei darf man nicht etwa glauben, daß die Gewerkschaftsbewegung von den herrschenden Kreisen hier mit größerem Wohlwollen betrachtet würde, als bei uns zu Lande. Der Kampf zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern vollzieht sich hier durchweg viel rücksichtsloser als in Deutschland. Wo die Gewerkschaften, wie gegenwärtig in San Francisco, vorübergehend einmal in den Besitz der politischen Macht gelangen, da benutzen sie auch diesen Umstand, um ganz im Stil der erprobtesten Beutepolitiker sich zu betätigen. An andern Plätzen wird an Stelle einer terroristischen Gegnerschaft gegen die Unternehmer von den Gewerkschaften auch wohl die Methode befolgt, sich mit den Kapitalisten zur gemeinsamen Ausbeutung des konsumierenden Publikums zu verbinden. Selbst das trägt in seiner Art dazu bei, so schmerzhaft es für die betroffenen Konsumenten ist, die Klassengegensätze abzustumpfen.

So ist es auch zu begreifen, weshalb die amerikanischen Arbeiter ein so geringes Verständnis dafür haben, wie schädlich die Schutzzöllnerei gerade für die spezifischen Arbeiterinteressen ist. Theoretischen volkswirtschaftlichen Betrachtungen überhaupt abgeneigt, begreift der amerikanische Arbeiter viel schwerer als der deutsche, daß jeder Protektionismus in letzter Linie immer auf eine Begünstigung der Produktionsfaktoren Kapital und Grundrente auf Kosten des Produktionsfaktors Arbeit hinauslaufen muß. Er hatte auch bei den großen Währungskämpfen vor elf Jahren kein klares Verständnis dafür, daß die Bryansche Silberpolitik in erster Linie auf eine Schädigung der Arbeiterinteressen hinauslief. Als ich im Jahre 1896 in dem Präsidentschaftswahlkampfe zwischen Bryan und Mc Kinley, dem damaligen Generalstabschef der republikanischen Partei, dem späteren Senator Mark Hanna, mitteilte, daß unsre deutsche Sozialdemokratie eine überzeugte Anhängerin der Goldwährung sei, obgleich sie in der Abneigung against Wallstreet gewiß nicht hinter der amerikanischen Arbeiterschaft zurückbleibe, war er ob dieser Tatsache sehr verwundert. Ich hatte zufällig eine kleine Broschüre von Schippel bei mir, in der das Interesse der Arbeiter an der Goldwährung sehr beredt dargestellt war. Mark Hanna war vorurteilsfrei genug, einen Auszug aus dieser Broschüre anfertigen zu lassen. So geschah es, daß unter den Kampagnedokumenten der republikanischen Partei auch eins erschien, dessen Waffen einem deutschen sozialistischen Arsenal entnommen waren.

Japan und Nordamerika. Nachdem der Große oder Stille Ozean einige Wochen von politischen Wolken umzogen war, glänzt er seit gestern wieder in strahlender Friedlichkeit, seit der Präsident und der Botschafter sich die Hände geschüttelt haben. Aber es kann bald wieder schlechtes Wetter werden, denn die Amerikaner des Westens fahren fort, den gelben Mann nur als halben Menschen zu behandeln, und die Japaner möchten gern die wertvollen Inseln der Philippinen sich etwas näher betrachten. Dazu kommt, daß im Oktober ein amerikanisches Geschwader die lange Reise nach den umstrittenen Wasserflächen antreten wird. Auch wenn man an jedes Schiff eine Friedensfahne hängt, so sind es doch eben Kriegsschiffe. Und der Japaner berechnet in seiner stillen Schlauheit seine Tonnenziffer und die amerikanische Tonnenziffer und bedenkt, daß der Panamakanal in einigen Jahren fertig sein wird. Bis dahin ist es leichter, den Krieg zu führen als später. England aber hat eine stille Freude an der Verwirrung, denn was kann es für die erste Kriegsflotte der Welt Besseres geben als eine Zerstörung entweder der amerikanischen oder der japanischen Schiffe? Es braucht nicht angenommen zu werden, daß England den Krieg fördert. Das ist gar nicht nötig, denn die Weltgeschichte arbeitet ohne besondere Nachhilfe für das Inselreich. Nachdem die russische Flotte ohne einen englischen Schuß zerstört worden ist, kann es nicht als undenkbar gelten, daß auch noch weitere englische Siege ohne eigene Opfer gewonnen werden.

Regierungsrat Martin, der bekannte Bekämpfer der russischen Anleihen, hat eine Schrift erscheinen lassen: „Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII.", die eine Menge von Übertreibungen und phantastischen Prophezeiungen enthält. Sie gleicht einem Bilde des Simplizissimus, bei dem alle einzelnen Striche verzerrt und verzogen sind, und das doch in seiner Ungeheuerlichkeit und gerade durch sie zum Nachdenken Anlaß gibt. Es handelt sich um die Bemühungen König Eduard VII., Deutschland einzukreisen, und um die Weckung der deutschen Energie gegenüber diesem Werk des ersten genialen Imperators, den die Engländer haben. Es wird ein scharfer Unterschied gemacht zwischen der Friedensliebe des englischen liberalen Ministeriums und der Kriegspolitik des Königs, der viel stärker ist, als der Wortlaut der englischen Verfassung vermuten läßt. Ihm gegenüber erscheint Kaiser Wilhelm II. als der militärische und politische Realist, der dem großen Kampfe mit friderizianischer Klugheit entgegengeht. Hoffentlich erspart uns die Geschichte die Probe, ob diese Charakterisierung beider Herrscher richtig ist. So gut es sein kann, dem deutschen Volke ernste Zukunftsbilder vorzuhalten, so gefährlich ist es, dem Ausland gegenüber, mit der deutschen Macht so zu prahlen, wie es Martin gelegentlich tut. Seine Phantasien können leicht dazu benutzt werden, den Bund

unsrer Gegner noch enger zu machen. Man wird sagen: seht, dieser deutsche Regierungsrat verrät die Absicht, Frankreich mit Krieg zu überziehen, Belgien und Holland zu annektieren usw.! Martin spielt zu sehr den starken Mann und verdirbt damit voraussichtlich mehr als er nützt. Es hat seine schweren Bedenken, außerpolitische Fragen im Stile von Wahlflugsblättern zu behandeln. Interessant ist die Ausführung verschiedener Stellen aus den Hohenloheschen Denkwürdigkeiten, aus denen bewiesen werden soll, daß Kaiser Wilhelm schon zeitig mit der russischen Revolution gerechnet hat, und die Ausführungen Martins über die Luftschiffe werden gerade in diesen Tagen eifrig gelesen werden, nachdem in Paris das lenkbare Luftschiff in unerwartet großer Vollendung aufgetreten ist.

Preußen und Sachsen. In beiden Staaten spielt sich derselbe Kampf um das Wahlrecht ab, in beiden Staaten beginnt auch derselbe Gegensatz zwischen Junkertum und Bureaukratie an die Öffentlichkeit zu treten. In Sachsen zunächst noch deutlicher. Wir schrieben in der letzten Woche, das von der sächsischen Regierung vorgeschlagene Landtagswahlrecht sei ein Schachzug der Regierung gegen den mächtigen Agrarkonservatismus. Mit aller Deutlichkeit wurde diese Auffassung durch eine konservative Versammlung zu Dresden bestätigt. Dort sprach ein hoher Regierungsbeamter, Herr von Nostiz-Wallwitz, in den schärfsten Tönen gegen die „lähmende" Einwirkung der ultrakonservativen „Nebenregierung" auf den „Gang der ganzen Staatsmaschine", und der konservative Landtagsabgeordnete Behrens, der einer gemäßigten Richtung angehört, gab dem liberalen Gedanken Ausdruck:

> „Es könne unmöglich förderlich sein für das politische Leben, wenn zahlreiche Elemente, die auch über gute und gesunde Gedanken verfügten, das Gefühl bekämen, einfach mundtot und ausgeschlossen zu sein an der Mitbestimmung der politischen Geschicke. Jede einigermaßen großzügige Politik im modernen Staat bedürfe des Resonanzbodens, der Freude am Staat, und diese Freude müsse geweckt werden bei allen, die überhaupt fähig und gewillt seien, positive politische Arbeit zu leisten."

Bisher hat Fürst Bülow, der preußische Ministerpräsident, noch nicht in ähnlicher Weise über die Reformbedürftigkeit des noch schlechteren preußischen Wahlrechts gesprochen. Man ist vorläufig darüber, was in Preußen geschehen wird, überhaupt auf Vermutungen angewiesen. Man weiß nur, Bülow habe sich nun endlich überzeugt, daß seine Politik an dem Widerspruch der Liberalen scheitern wird, wenn er ihnen nicht in Preußen entgegenkommt. Man sieht also nicht ein, warum der Reichskanzler den ganzen Ministerwechsel in Preußen vollzogen haben sollte, wenn ihm derartige Pläne fernliegen. Jedenfalls: Die Spuren Hardenbergs sind nur mit Mühe zu verfolgen, und ein preußischer Minister, der in ihnen ungestraft bis zum Ziel wandelte, würde aus dem Gedächtnis der Geschichte nicht auszulöschen sein. Vorausgesetzt, Fürst Bülow habe sich zu ernsthaften preußischen Reformen aufgerafft, so ist es sicher nicht weniger die Notwendigkeit der Dinge, als liberaler Wille, der ihn leitet. Die Verwaltung eines modernen Staates muß eben in andrem Geist geführt werden als in dem der Heydebrand und Oertel. Jeder tüchtige Beamte, sei es in der Justiz, der Wirtschaftspolitik oder der Finanzen, muß sich durch Junkerpolitik „gelähmt" fühlen. Das ist überall in der Welt so, zeigt sich aber eben jetzt in den schwarz-weißen und grün-weißen Grenzpfählen besonders deutlich.

Der Bauplan von Groß-Berlin. In der von Dr. H. Braun herausgegebenen „Neuen Gesellschaft" schreibt Baumeister Ludwig Fauth über die Bemühungen des Berliner Architektenvereins, einen einheitlichen und groß gedachten Bauplan für die weitere Umgebung von Berlin herzustellen, und spricht dabei besonders über die Herstellung der Wohnungen für die Masse der ärmeren Bevölkerung. Diese Frage ist keineswegs bloß eine bautechnische, sondern eine politische, da die Wälder in 25 Kilometer Entfernung von Berlin meist in den Händen des preußischen Staates oder des königlichen Besitzes sind, und alles darauf ankommt, ob und inwieweit Staat und Krone für eine volksfreundliche Bodenpolitik zu haben sind. Es muß eine Zentralverwaltung des Bodens von Groß-Berlin geschaffen werden, die nicht fiskalisch, nicht egoistisch ist. Die schlechten Ziffern der Militärtauglichkeit in Berlin sprechen dringend zugunsten eines politischen Vorgehens zur Ermöglichung freieren Wohnens. Dazu kommt die ungeheuerliche Tatsache, daß die Sterblichkeitsziffer der Insassen der Berliner Einzimmerwohnungen die normale Zahl um das Achtfache übertrifft. Diese eine Tatsache genügt zur Agitation für die Bodenreform. Der Verfasser sagt:

> Läßt man den Dingen ihren Lauf, so werden wir am Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin das Gegenstück der Ereignisse am Teltowkanal erleben, wo der Boden durch die Spekulation von ursprünglich etwa 800 Mk. für den Morgen innerhalb weniger Jahre bis auf 25 000 Mk. hinaufgetrieben wurde. Ist man aber erst so weit, so ist es zu spät; diese letzte Gelegenheit der Arbeiterschaft, ihr Stück Groß-Berlin in menschenwürdigem Sinne zu schaffen, wird zerrinnen, wenn nicht baldigst tatkräftig eingegriffen wird.

Der Großschiffahrtsweg wird der Platz für das zuwachsende Berliner Volk werden, wenn er bodenreformerisch behandelt wird. Wer aber wird, wer aber will das machen?

Die Theorie der Bescheidenheit

Der „Vorwärts" beschäftigt sich mit meinem Aufsatz über das preußische Wahlrecht und nennt mich dabei einen „Theoretiker der Bescheidenheit". Obwohl mir dieser neue Titel ungewohnt ist, will ich nicht ganz ablehnen, daß in ihm etwas von dem Unterschiede sich ausspricht, der zwischen der sozialdemokratischen und unsrer Auffassung vorhanden ist. Man soll nur statt Bescheidenheit sagen: Sachlichkeit und Überlegung. Es handelt sich nämlich weniger darum, ob die persönliche Tugend der Bescheidenheit, als darum, ob die politische Fähigkeit, das Erreichbare vom Unerreichbaren zu sondern und das Erreichbare zu ergreifen vorhanden ist oder nicht. Das, was die Sozialdemokratie bis jetzt als politische Partei zu wenig versteht, ist die Benutzung ihrer Kräfte zur Besserung der gegenwärtigen Verhältnisse. Sie hängt noch immer an dem großen Traume, eines Tages alle Macht zu erstürmen und dann alles auf einmal zu ändern. Dieser Traum macht sie ungeschickt, ihre gegenwärtige politische Kraft auszunutzen. Sie gleicht deshalb einer Maschine mit großer Heizfläche und starkem Kohlenverbrauch, bei der aber durch falsche Konstruktion ein großer Teil der Heizkraft verschleudert wird. Immer wird neue Glut entfacht, aber das Ergebnis entspricht doch nicht der Fülle von Heizmaterial und von Flamme.

Zwar innerhalb der gewerkschaftlichen Bewegung ist die „Theorie der Bescheidenheit" längst verstanden worden und wird insbesondere von den gewerkschaftlichen Führern erfolgreich verwendet. Man unterscheidet hier genau zwischen Endziel und Gegenwartsarbeit. Das Endziel ist die Demokratisierung der industriellen Betriebe; aber die Tagesarbeit der Gewerkschaften ist ein fleißiges Feilschen und Rechten um Tarifsätze, Arbeitsstunden, Rechtsentscheidungen, Lohnbestimmungen und ähnliches. Auf diesem Gebiet sagt kein Mensch: alles oder nichts! Ich befinde mich also mit der Theorie der Bescheidenheit in guter Gesellschaft und kann dem „Vorwärts" antworten: alles, was mir vorgeworfen wird, paßt ohne weiteres auf die Gewerkschaftler! Auch die Gewerkschaften wollen nicht bloß „die Aufrüttlung und Kampfesformierung", sondern sie verstehen auch die Methode der Kampfesführung. Vielleicht ist aber das in den Augen des „Vorwärts" bereits „Quietismus", d. h. Ruhebedürfnis. Während aber die Sozialdemokratie als Partei trotz ihrer gewaltigen Massenaufrüttlung politisch nur wenig praktische Erfolge aufweisen kann, schreiten die Gewerkschaften mit ihrer besseren Methode von Fortschritt zu Fortschritt.

Gerade an der Frage der preußischen Landtagswahl scheiden sich die beiden Wege. Zu dieser Frage haben die unentwegten Sozialdemokraten lange Zeit hindurch „Entsagung" gepredigt, weil ja doch nichts zu erreichen sei. Erst langsam bequemte sich die Sozialdemokratie dazu, überhaupt den preußischen Landtag als vorhanden anzusehen. Diese Haltung ist eine der Ursachen, weshalb das Interesse der

sozialdemokratischen Massen für die Landtagsfrage so gering ist. Der „Vorwärts“ will zwar bestreiten, daß kein Sturm des Volkes auf das Landtagswahlrecht gelingen könne. Aber *das kann nicht bestritten werden, daß die sozialdemokratische Frühjahrsdemonstration im vorigen Jahre ins Wasser gefallen ist.* Erst große Worte und dann großes Schweigen! Das wissen die Sozialdemokraten selber. Wenn in jenem Versuch nur irgendwelche Kraft gewesen wäre, so würde er fortgesetzt worden sein. Lächerlich aber ist es, wenn der „Vorwärts“ behauptet, daß der Freisinn an diesem Mißlingen mitschuldig sein soll. Selbst wenn es wahr wäre (was keineswegs der Fall ist), daß der ganze Freisinn sich fern gehalten und gegen die Wahlrechtsdemonstration geredet und geschrieben hätte, selbst dann ist es eine Lächerlichkeit, die Freisinnigen für diesen sozialdemokratischen Mißerfolg verantwortlich zu machen, denn was in aller Welt *kann* dabei der Freisinn tun, selbst wenn er wollte? Wenn die Berliner Arbeiterschaft ihren Zorn gegen das jetzt geltende Landtagswahlrecht öffentlich ausdrücken will, wie es die Wiener Arbeiter getan haben, als sie die ganze Stadt mit dem Rufe nach neuem Wahlrecht erfüllten, dann wird wenig darauf ankommen, ob einige bürgerlich-liberale Blätter darüber die Nase rümpfen, aber — die Berliner Arbeiter selbst haben nicht genug Interesse für den Landtag gehabt, um es auf den Kampf und die Probe ankommen zu lassen. Wir sagen nicht, daß sie es hätten tun sollen, denn die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Polizei und Militär ist selbstverständlich dabei vorhanden; was wir unsrerseits feststellen, ist nur die Tatsache: *es gelang kein Sturm des Volkes gegenüber dem preußischen Landtagswahlrecht!* Weil man vorher die Kleinarbeit verachtet hatte, gelang nun auch der größere Versuch nicht. Statt auf uns Freisinnige zu schelten, soll deshalb der „Vorwärts“ lieber mit seinen eignen Überradikalen ins Gericht gehen, die durch Übertreibungen und Phrasen die Hauptschuld an dem Versagen der Volksstimmung tragen.

Es ist ganz klar, daß der Liberalismus keine Straßendemonstration machen kann. Die Leute, die das etwa können würden, sind eben die Sozialdemokraten. Da sie es aber nun in Wirklichkeit nicht können, so steht die Sache so, daß die Sozialdemokratie infolge ihrer vergangenen Fehler jetzt für die Reform des preußischen Wahlrechts gar nichts Entscheidendes tun kann, und daß *der viel verlästerte Liberalismus es ist, der diese Frage in Bewegung bringt.* Das aber ist der Kern dessen, was ich vor 8 Tagen auseinandergesetzt habe.

Wie aber wird die Sache weiter gehen? Der „Vorwärts“ sagt: „Herr Naumann glaubt augenscheinlich selbst nicht an die Preisgabe des Klassenwahlrechts und der öffentlichen Stimmabgabe.“ Das ist nicht ganz richtig. Ich glaube nicht an eine Reform, die dem Reichstagswahlrecht entspricht, sondern nur an ein künstliches Kompromißwahlrecht, wie es etwa jetzt in Sachsen vorgeschlagen wird. Deshalb habe ich geschrieben, daß der Liberalismus wahrscheinlich nicht für das erste preußische Wahlreformgesetz werde stimmen können. Wenn ich aber der Meinung wäre, daß Fürst Bülow weder das Dreiklassenwahlrecht noch die öffentliche Stimmabgabe beseitigen wolle, dann würde ich überhaupt das Wort Wahlreform nicht in den Mund genommen und meinen vorigen Aufsatz überhaupt nicht geschrieben haben. Wenn nämlich gar nichts verbessert werden soll, dann ist einfach die „Paarung“ zu Ende. Wozu dann darüber weitere Worte machen? Es verlohnt sich aber, jetzt die konservative „Kreuzzeitung“ zu lesen und in ihr zu sehen, wie sich eine neue Aufstellung vorbereitet: Preußisch-Konservative gegen Reichsregierung! Das würde nicht der Fall sein, wenn die Kreuzzeitung wüßte oder glaubte, daß der Reichskanzler das Dreiklassenwahlrecht und die öffentliche Stimmabgabe unverändert belassen will. Jeder Stoßseufzer auf dieser Seite klingt in unsern Ohren wie Brechen des Eises, wenn im Vorfrühling der Stromgang beginnt. *Die öffentliche Temperatur in Deutschland fängt an wärmer zu werden, das heißt liberaler.* Dabei kann man schelten, daß es noch immer sehr kalt ist, aber die schlechteste Zeit ist doch im Verschwinden. Dieses auszusprechen werde ich mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich dadurch zeitweilig in den Verdacht geraten sollte, die Anzeichen der Besserung zu überschätzen, denn was den Liberalen not tut, ist, daß sie überhaupt erst wieder Zukunft vor sich sehen. Unser größter Feind ist der Pessimismus derer, die immer sagen: es kann nichts besser werden. Demgegenüber zu sagen: „es wird besser“, ist zwar „Theorie der Bescheidenheit“, aber hilft wenigstens vorwärts, denn jetzt wie stets gilt der Satz, daß ohne Optimismus auch die Möglichkeiten der Verbesserung aus der Hand gleiten.

Naumann.

Zum Prozeß Peters

I.

Mit Erstaunen, wenn nicht mit Entrüstung, werden wohl die meisten Leser die Beurteilung gelesen haben, die der Prozeß Peters in diesem Blatt vonseiten des Dr. Rohrbach gefunden hat. Selbstverständlich ist es nötig, daß sie nicht ohne Widerspruch aus dem Leserkreis heraus bleibt. Denn vom einseitigen, nicht unbeteiligten Standpunkt eines Afrikaners aus geschrieben, berücksichtigt diese in keiner Weise die Feststellung des Urteils des Schöffengerichts wie der Disziplinargerichte. Durch diese Vorenthaltung dieses allein maßgebenden und in Betracht kommenden Materials ist sie geeignet, die öffentliche Meinung irrezuführen, mag auch eine solche Irreführung von diesem Verfasser nicht beabsichtigt sein. Letzteres wird ja schon wegen der unglaublichen Naivität, mit der der Standpunkt des Peters von den meisten seiner Anhänger und der sich freundlich zu ihm stellenden Zeitungen vertreten wird, oft anzunehmen sein, und zwar auch deshalb, weil bei manchem dieser Organe die genügenden Fähigkeiten fehlen, um den Feststellungen und der juristischen Beurteilung eines Urteils in ausreichender Weise Verständnis entgegenbringen zu können. Schwer wird es allerdings, an den Mangel der Böswilligkeit zu glauben, wenn man sieht, in welcher Weise auch die jetzigen Feststellungen des Münchener Urteils von der Peterspresse entstellt worden sind. In der linksliberalen Presse ist das allerdings nicht geschehen. Nur in der „Hilfe“ ist allein derartigen Anschauungen Ausdruck gegeben. Nichtsdestoweniger muß jenen jede sittliche Würdigung außer acht lassenden Anschauungen entgegengetreten werden. Selbst für Peters eintretende Blätter, wie die „Tägliche Rundschau“, haben wenigstens erklärt, daß, wenn Peters schuldig sei, dann gegenüber der öffentlichen Sittlichkeit alle andern Rücksichten zu schweigen hätten. Sogar die „Kreuzzeitung“ hat sich gegen das Treiben der „Petersfreunde“ gewandt, vor allem gegen die Art und Weise der Behandlung der Disziplinarurteile. Um so mehr tut eine weitere Betrachtung des Falls Peters vom Standpunkt eines Blattes und einer Bewegung aus nötig, die für die Geltendmachung sittlicher Grundsätze im öffentlichen Leben eingetreten ist, wenn nicht alle Anschauungen von Recht und Sitte ins Wanken geraten sollen.

Wie sieht nun die Rechtfertigung des Peters nach der neuen Verhandlung aus? Es ist lediglich eine Verurteilung des Redakteurs Gruber wegen *formaler* Beleidigung erfolgt. Rohrbach wird doch wohl kaum geglaubt haben, daß wegen nicht zu beweisender Ausdrücke, wie „sadistische Perversität“, eine völlige Freisprechung erfolgen würde. Es ist ferner eine Bestrafung wegen Verleumdung abgelehnt und der Schutz der Vertretung berechtigter Interessen, eine Seltenheit, zugebilligt, alles nicht schmeichelhaft für Peters. Als Ergebnis des neuen Verfahrens läßt sich hinsichtlich Peters folgendes feststellen:

1. Das Schöffengericht hat allerdings angenommen, Peters habe *geglaubt*, bei der Hinrichtung der Jagodja und des Mabruk rechtmäßig zu handeln. Damit ist für Peters aber durchaus nicht viel gewonnen, denn ein solcher Glaube, ein solcher Irrtum über die Rechtmäßigkeit seines Tuns, schützt einen Angeklagten nicht vor Strafe. Peters wäre also doch straffällig. Ferner hat das Gericht betont, daß es sich durchaus kein Urteil darüber anmaßen wolle, ob in *Wirklichkeit* jene Hinrichtungen auch *berechtigt* oder auch nur *angemessen* gewesen seien. Außerdem hat es hervorgehoben, daß das seiner Beurteilung zugrunde liegende Material nur lückenhaft gewesen sei, daß vor allem Zeugen gefehlt hätten, die im Verfahren vor den Disziplinarbehörden vorhanden gewesen seien. Jene Annahme des Schöffengerichts verliert also völlig den Wert.

2. Im Fall Mabruk hat das Gericht die Möglichkeit des Vorliegens geschlechtlicher Motive bejaht. Die andern Behauptungen der Peterspresse sind völlig unrichtig. Das Schöffengericht ist in diesem Punkt zum selben Ergebnis gekommen wie der Disziplinarhof. Auch er hat nur von einem „Verdacht“ gesprochen und zwar auch nur im Fall „Mabruk“, nicht im Fall „Jagodja.“

3. Es bleibt weiter nach den eignen Angaben von Peters und den Zeugenaussagen für seine Beurteilung folgendes bestehen: Peters hat sich eine Anzahl schwarzer Frauen als Konkubinen gehalten. Eine von ihnen, die er im Verdacht der Geschlechtskrankheit hatte, schenkte er seinem Freunde (!) v. Pechmann! Dieser kleine Zug soll hier auch nicht verschwiegen werden. Er hat wegen des Verdachts von Diebstählen, noch dazu eines solchen von Zigaretten, einem Diener Brechpulver eingegeben, hat ihn auspeitschen lassen, und schließlich hat er die Todesstrafe verhängt. Er hat weiter, als die Frauen geflohen waren, die Station des Malamia mit Gewalt besetzt, die Frauen zurückgeholt, sie auspeitschen und, trotzdem noch die Wunden nicht geheilt waren, wiederum auspeitschen lassen und die Jagodja dann in Haft gelegt. Weiter hat er sie, als sie wieder entlief, hängen lassen. Schließlich hat Peters bei andern Gelegenheiten, wie er selbst in seinem Buch über die „Emin Pascha-Expedition“ sich brüstend erzählt, friedliche und erstaunte Eingeborene wie Spatzen von den Bäumen geknallt, hat 6 Dörfer ausgeräuchert und schließlich einen Hirten, der ihm mit seiner Herde nicht rechtzeitig aus dem Wege ging, einfach niederschießen lassen. Die im Disziplinarverfahren zur Verhandlung gebrachten Heldentaten erfüllen die Tatbestände der verschiedensten strafbaren Handlungen. Zunächst durfte Peters sich überhaupt keine Frauen halten. Schon deshalb machte er sich unwürdig, ein höherer Reichsbeamter zu sein, weil vor allen Dingen nur sittlich tüchtige Persönlichkeiten die deutsche Kulturaufgaben erfüllen können. Er machte sich dann einer Freiheitsberaubung schuldig, weil er die Frauen nicht laufen ließ. Außerdem behandelte er sie gewissermaßen als Sklaven. Ferner verhängt man weder wegen Diebstähle noch wegen des Entlaufens die Todesstrafe, noch nimmt man in dieser Weise Auspeitschungen vor. Selbst wenn die letzteren zulässig wären, so überschritt Peters doch durch die Maßlosigkeit seine Amtsbefugnisse. Diese verschiedenen Straftaten dürften doch eigentlich jedem genügen, der noch eine Spur von Rechtsgefühl und sittlichem Empfinden hat. Dabei kommt in Betracht, daß die Diebstähle noch gar nicht einmal rechtlich einwandsfrei festgestellt waren, dabei wagt man noch zu behaupten, Peters sei unschuldig verurteilt worden!

Peters kann vielmehr von Glück sagen, daß seine Taten eine so milde Bestrafung gefunden haben, daß die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs nicht zur Anwendung kamen, denn sonst würde er vielleicht die Welt bisher ebenso wie jener „Afrikaner“ Schröder durch Folterstäbe betrachtet haben können, anstatt für seine Wiedereinsetzung tätig zu sein. Seine Bestrafung ist auch milde im Vergleich zu der von Leist und Wehlan, die schon wegen bedeutend leichterer Straftaten, nämlich einfacher Auspeitschungen, ihre Stellungen verlassen mußten. Will man bei Peters eine mildere Beurteilung eintreten lassen, so ist es nur ein Gebot der Gerechtigkeit, dasselbe bei diesen eintreten zu lassen.

Schließlich müssen noch einige falsche Behauptungen der Petersfreunde zurückgewiesen werden. Auch Rohrbach behauptet, in den Disziplinargerichten hätten keine Kenner der Verhältnisse gesessen. Das ist jetzt ebensowenig der Fall gewesen. Es ist aber auch völlig gleichgültig. Mit Recht hat das Schöffengericht betont, was in der Öffentlichkeit nicht beachtet ist, daß für die Beurteilung des Verhaltens von Peters es allein maßgebend ist, nicht aber, was die sog. Sachverständigen über das denken, was man in Afrika zu tun glauben darf. Nur dies ist maßgebend, nicht aber, was Peters oder Rohrbach über ihr Verhalten denken. Der Disziplinarhof sagte in ähnlicher Weise, man könne nicht zugeben, daß Recht und Anstand in Afrika nicht gelten solle. Sachverständige können nur in Frage kommen dafür, in welchem Zustand sich damals die Gebiete befanden, nicht aber für die Grundsätze der Behandlung der Eingeborenen. Ob das Schöffengericht mindestens den Sachverständigen von Pechmann als Beteiligten nicht hätte vereidigen sollen, soll hier nicht weiter erörtert werden. Daß kein Wert auf die Meinungen der „Afrikaner“ selbst zu legen ist, erscheint auch das Beste, wenn man sieht, wie genau entgegengesetzt ihre Meinungen sind und wie sie sich selbst zu behandeln pflegen, was ja der Prozeß zur Genüge gezeigt hat.

Außerdem sind auch in dem Disziplinarprozesse Afrikaner gehört worden. Sind etwa der Gouverneur v. Soden, v. Jahnke und andre keine Kenner gewesen? Ist dies nur Liebert? Wie wenig Wert dessen Urteil, der übrigens erst jahrelang später dort tätig war, über die Zustände hat, bewiesen ja die Veröffentlichungen der „Köln.“ und „Vossischen Zeitung“. Eine Entstellung der Tatsachen sind auch die Behauptungen, der Tuckerbrief sei als Beweismittel gegen Peters verwandt worden, und der Zeuge von Bronsart habe eine Rolle gespielt. Jener Brief ist ausdrücklich ausgeschieden worden, weil seine Echtheit bezweifelt wurde, dem Zeugen von Bronsart ist keine ausschlaggebende Bedeutung beigelegt worden. Schließlich ist vollständig für die Beurteilung des Spruchs der Disziplinargerichte gleichgültig, welches Verhältnis zwischen Peters und Hellwig bestand, und wie die Regierung früher die Taten des Peters beurteilte. Denn maßgebend ist nur das Gericht, nicht der Ankläger, der meist einseitig urteilt. Für die willkürliche Zusammensetzung des Disziplinarhofs ist noch nicht der geringste Beweis gebracht. Das wäre aber bei einem so schweren Vorwurf doch nötig.

Selbst wenn die in jenem Tuckerbrief erwähnten Hinrichtungen gerechtfertigt wären, so genügen die eignen Angaben des Peters über seine übrigen „Heldentaten“ für seine Beurteilung völlig. Die Sachlage ist nach dem neuen Prozeß dieselbe wie früher. Die Unmöglichkeit der Verwendung von Peters steht fest, ebenso wie dies bei Leist und Wehlan der Fall ist. Erledigt wird ja die Sache noch lange nicht sein. Denn wahrscheinlich wird der neue Prozeß aus den eignen Reihen der Petersfreunde zwei Opfer fordern, nämlich v. Liebert und Arendt. Es erscheint ausgeschlossen, daß sich die Staatsanwaltschaft nicht mit Liebert beschäftigen wird, wenn überhaupt jemals wieder eine Anklage wegen Beleidigung gegen einen Sozialdemokraten erhoben werden können soll, wenn nicht dem Wort Klassenjustiz absichtlich seine Berechtigung zugestanden werden soll. Die Wirkung des Prozesses würde für die eignen Freunde des Peters also dann eine verhängnisvolle sein. Unerfindlich ist übrigens, daß in jenem Artikel der „Hilfe“ zugunsten des Peters die Floskeln der Anstellungsurkunde unter genauer Anführung ins Feld geführt werden, die sich ähnlich in der Anstellungsurkunde eines jeden Unterbeamten befinden. Der Vergessenheit soll schließlich nicht überlassen werden, daß in München Peters, der Besitzer so und so vieler Konkubinen, von deutschen Frauen ohne Erröten bejubelt ist. Das ist auch ein Zeichen für die moralische Wirkung des Prozesses Peters.

Auch noch eine andere unerfreuliche Tatsache hat sich beim Prozeß Peters wieder gezeigt, die oft auch von der verschiedensten Seite bedauerte Unzulässigkeit des Wiederaufnahmeverfahrens bei Disziplinarsachen. Es wird Aufgabe der Linken sein, an deren Beseitigung im nächsten Winter im Reich und in Preußen energisch zu erinnern. Der sog. Beamtenausschuß kann hierbei auch manches tun. **Liebtke.**

II.

Die Leser der „Hilfe“ mögen es mir verzeihen, wenn ich in Erwiderung auf die vorstehenden Ausführungen von neuem das Wort zur Petersfrage nehme. Nach meinem Artikel in Nr. 27 der „Hilfe“, wandte ich mich wieder ausschließlich der Arbeit an meinem im Druck befindlichen Buch über Südwestafrika zu und kümmerte mich die ganze Woche über um keine Zeitungen. Ich war daher aufs äußerste erstaunt, als ich die politische Notiz in Nr. 28 „Nachklänge zum Peters-Prozeß“ las und daraus sowie bald danach aus den Zeitungsausschnitten erfuhr, daß sich nicht nur sozialdemokratische Blätter die Mühe gegeben hatten, einige Sätze aus dem Artikel mit Abscheu zu zitieren, sondern daß eine Befremdung auch in befreundeten liberalen Blättern zum Ausdruck kam. Ich kann diese ganze Aufregung über den Fall Peters nicht recht verstehen, oder, da sie nun einmal da ist und verstanden werden muß, kann ich sie nur als ein Symptom dafür begreifen, daß wir noch sehr in den kolonialen Kinderschuhen umherlaufen. Am unbegreiflichsten

und schädlichsten erscheint es jedenfalls, daß man aus der Stellungnahme für oder wider Peters auch nur im entferntesten eine Parteisache machen kann. Wenigstens scheint es mir auf diesen Weg zu deuten, wenn der „Hilfe“ ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie allein in der linksliberalen Presse ein Wort für Peters gebracht habe. Ich bitte um Entschuldigung, aber ich kann mir nicht helfen: wenn jemand sagt, als Liberaler dürfe man kein Wort für Peters oder als Konservativer, Kolonialfreund usw. kein Wort gegen ihn äußern, dann muß man das stärkste Mißtrauen hegen und dem, der so spricht, den Befähigungsnachweis für Kolonialpolitik absprechen. In der Petersfrage kann es sich doch nur darum handeln, ob die Taten, die Peters begangen hat, ihn der Achtung urteilsfähiger und genügend unterrichteter Menschen unwürdig machen oder nicht. Wenn die sozialdemokratische Parteipresse zum größern Teil nicht nach dem Sachverhalt, sondern nach der politischen Abstempelung einer Persönlichkeit fragt und ihr Lob wie ihren Tadel, ihre Entrüstung wie ihre Begeisterung hiernach bemißt, so hat man sich ja daran gewöhnen müssen, diese Art als fürs erste unabänderlich hinzunehmen. Einen Grund, den Sozialdemokraten auf diesem Wege zu folgen, vermag ich aber im Falle Peters daraus nicht zu entnehmen, und zwar um so weniger, je deutlicher in der reinen Scharfmacherpresse das Feldgeschrei „durch dick und dünn nur für Peters“ mit einem ähnlichen nur umgekehrten Fanatismus ertönt. Beiläufig wäre es vielleicht auch am Platz, daß alle diejenigen, die jetzt Peters wegen der „Tatbestände der verschiedensten strafbaren Handlungen“ mit ebenso aufrichtigem wie furchtbarem Gruseln in den größten Schmortopf der Hölle werfen möchten, einmal gefragt werden, was sie denn zu den verschiedenen „Tatbeständen strafbarer Handlungen“ bei den russischen Revolutionären sagen? Wenn man geneigt ist, den Veranstaltern dieses Meeres von Mord, Blut und Brand, in dem nicht nur Schuldige, sondern auch viele Unschuldige umgekommen sind, mildernde Umstände zuzubilligen, oder, wenn man, wie die Sozialdemokraten es tun, sie sogar verherrlicht, — warum denn nicht mildernde Umstände auch für Peters? Oder ist es für unser Interesse eine schlechtere Sache, uns eine Kolonie, doppelt so groß wie Deutschland, zu erobern, als den Russen eine liberale Verfassung geben zu wollen?

Es ist begreiflich, wenn, ganz abgesehen von der Frage des Tatbestandes und den besonderen Voraussetzungen für seine Beurteilung, der Grad allgemein-kolonialer Temperatur in der Stellungnahme der Leute zu Peters eine gewisse Rolle spielt. Auch unter denen, die Afrika und die afrikanischen Kolonien nicht aus eigner Anschauung kennen, macht es einen großen Unterschied, ob sie nach Überzeugung und Empfinden an unsern Kolonien ein wertvolles Gut, einen gleichgültigen Besitz oder eine Last zu haben glauben. Ich bin vor vier Jahren mit ziemlich viel Skepsis im einzelnen, wenn auch mit der grundsätzlichen Überzeugung, daß sich im ganzen aus den Kolonien schon etwas werde machen lassen, nach Afrika gegangen. Peters oder irgendeinen seiner Freunde habe ich weder vorher noch nachher kennen gelernt, bin auch sonst niemals zu jenem ganzen Kreise von Kolonialpolitikern, die von ihren Gegnern als „Afrikaner“ in tadelndem Sinne bezeichnet werden, in Beziehung getreten. Von Rücksichten persönlicher Art kann also nicht die Rede sein. Ich habe aber drei deutsche und einige englische Kolonien in Afrika kennen gelernt, und das nicht nur vom Dampfer und vom Salonwagen aus, sondern indem ich viele tausend Kilometer zu Pferde, mit dem Ochsenwagen, mit der Maultierkarre und zu Fuß in Südwestafrika, im Kapland, in den Burenländern, in Kamerun und Togo zurückgelegt habe. Während dieser Zeit ist aus der Anschauung der natürlichen Verhältnisse in unsern westafrikanischen Kolonien und aus dem Vergleich zwischen ihnen und dem Besitz der Fremden mit vollkommener Sicherheit in mir die Überzeugung emporgewachsen, daß wir in den afrikanischen Schutzgebieten nichts Gleichgültiges oder Minderwertiges besitzen, sondern einen großen und sicheren Wert, für den die Zukunft, und zwar eine nicht mehr ferne Zukunft, den ersten Erwerbern jener Landstriche nicht nur in Worten, sondern auch in Erz und Stein Denkmäler setzen wird, und auf die Gefahr hin, neuer Entrüstung zu begegnen, wage ich die Prophezeiung, daß von diesen Denkmälern auch dem Dr. Peters unwidersprochen eins zuteil werden wird. Es ist kein Wunder, wenn angesichts der vielen kläglichen und unerfreulichen Dinge, die zum großen Teil durch Schuld der Regierung mit den ersten zwanzig Jahren deutscher Kolonialpolitik verknüpft sind, auch patriotische und einsichtige Männer diese Zeit hindurch mit großer Zurückhaltung, ja sogar mit direkter Abneigung allem, was sich kolonial nannte, gegenübergestanden haben. Vielleicht würde es auch den damaligen Kolonialschwärmern schwer gefallen sein, für ihre vorweg genommenen Behauptungen über die kolonialen Werte schlüssige Beweise beizubringen. Auch daran wird man zweifeln können, ob unter den heutigen „Kolonialfreunden“ mit Haut und Haar wirklich nur die lautere Erkenntnis ihre Überzeugung und den Wärmegrad, mit dem diese sich äußert, bestimmt. Man kann in einem Artikel, wie dieser es ist, kein Kompendium der deutschen Kolonialwirtschaft bringen. Darum kann ich hier auch nichts weiter tun, als nur noch einmal wiederholen: mein Aufenthalt in den Kolonien, der mich nach seinem äußeren Verlauf wie nach der Art seines Abschlusses wohl sicher über den Verdacht erheben wird, als redete ich für die Kolonien, weil ich Vorteil vom Kolonialdienst gehabt hätte, hat mich zu dem aufrichtigen Urteil gebracht, daß die Kolonien in absehbarer Zeit durch ihre Einwirkung auf unsre industriellen Produktionsverhältnisse einen sehr großen und dauernden Wert für unser wirtschaftliches und nationales Vorankommen unter den führenden Völkern der Erde offenbaren werden. Daß man von einem solchen Standpunkt aus zu einer etwas anderen Anschauungsweise im Falle Peters gelangen kann, als wenn man unserm ganzen Kolonialwesen bisher mit einem heiteren und einem nassen Auge gegenübergestanden hat oder es noch tut, das gebe ich wohl zu. In dem einen Falle wird allein schon die Dankbarkeit gegen den, der uns Ostafrika erworben hat, dazu geneigt machen, Schwächen des Mannes in milderem Lichte erscheinen zu lassen, und ebenso wird auf der andern Seite der grundsätzliche Zweifel an der kolonialen Herrlichkeit ein Stück von dem allgemeinen Mißbehagen über unsre Festlegung in Afrika auch auf das Urteil über den „Gewaltmenschen“ übertragen, der uns das Hauptstück daran eingebrockt hat. Aber wenn Peters Amerika entdeckt hätte, anstatt daß er uns Ostafrika erworben, so würden ihm auch seine Feinde nach hundert Jahren alle seine Taten vergessen, so gut, wie man sie dem Kolumbus vergessen hat, der, auch mit dem Maßstab jener Zeit gemessen, keine humaneren und liebenswürdigeren Züge an sich trug als Dr. Peters.

Wenn man von der sozialdemokratischen Manier absieht, das Urteil über den Charakter von Persönlichkeiten zu einem Punkt des dogmatischen Gehorsams gegenüber der Parteidisziplin und ihren Gnadenmitteln zu machen, so läßt sich die Abneigung der Petersgegner gegen den Mann in der Regel auf folgende Formel zurückführen: Peters ist ein Hauptvertreter jener brutalen Herrenmenschenmoral, die nur sich selbst achtet und sich selbst durchsetzen will, den Nebenmenschen aber tritt, wo sie ihn treten kann, d. h. nach ihrer Auffassung, wo jener es verdient. In Deutschland hat die praktische Durchsetzung dieser Moral vorläufig noch ihre Schwierigkeiten, in den Kolonien kann man es schon eher versuchen, ihr nachzuleben. Wenn aber dieser Standpunkt erst in Afrika ungescheut verwirklicht werden kann, dann liegt schließlich die Gefahr vor, daß diese Art Moral von den Kolonien eines Tages auf uns zurückschlägt. — Vielleicht ist es billig, wenn wir demgegenüber auch einmal ein Wort von Peters selbst aus einem veröffentlichten Privatbrief vom August 1889 hören, also aus einer Zeit, die noch vor den kritischen Ereignissen am Kilima-Ndscharo und vor aller Beschäftigung der öffentlichen Meinung in Deutschland mit Peters liegt. Peters saß damals, nachdem er die Blockade der Engländer durchbrochen hatte, die ganz Ostafrika für sich nehmen und ihn darum an der Landung hindern wollten, am Ufer des Tana und hatte Schwierigkeiten, weiterzukommen. In dieser Lage schreibt er: „Leute, wie ich werden wohl meistens über eine gewisse Grenze auch des Lebens nicht hinüberkommen. Und zwar scheitern sie daran: einerseits sollen sie Eigenschaften entfalten, welche in der Tat über die Normen der gegebenen Schranken hinüberreichen müssen, wenn sie ihre Aufgabe draußen lösen wollen; anderseits sollen ihre Eigen-

Digitized by Google

schaften innerhalb der privaten Schranken bleiben." Schon in der Geschichte der abendländischen Völker ist uns der Konflikt des sittlichen Urteils bekannt, der daraus entsteht, daß die Menschen, die Bedeutendes geleistet haben, persönlich oft keine Vertreter der Idealmoral waren, und daß sie, wenn sie es gewesen wären, mitunter die Taten nicht hätten vollbringen können, deren Früchte wir jetzt bewußt oder unbewußt genießen. Um wieviel schwieriger aber erscheint es, inmitten einer schlechthin barbarischen Welt, in der nichts imstande ist, sich durchzusetzen, außer der brutalen Überlegenheit an Kraft, die Forderung zu vertreten, daß unsere Idealmoral das Tun und Lassen der Eroberer zu bestimmen habe, und daß der, der gegen diese Moral verstößt, auch wenn er den Erfolg erringt, von dem wir alle zehren, forthin aller menschlichen Achtung unwürdig sein soll. Ich will die Frage nicht aufwerfen, wie weit diejenigen, die so denken und reden, ihren Standpunkt praktisch aufrechterhalten würden, wenn man ihnen ihre Aufgabe draußen in Afrika, unter den Kugeln, Speeren und Giftpfeilen der Schwarzen zwanzig Tagereisen weit von der nächsten Niederlassung Weißer stellt. Es genügt, die Tatsache zu konstatieren, daß jene These von dem idealmoralistischen Imperativ in Afrika die grundsätzliche Vorfrage ignoriert, ob sie in bezug auf die allgemeine Unkultur der Verhältnisse und auf die Minderwertigkeit der afrikanischen Rasse mit allem, was daraus folgt, überhaupt möglich ist.

Nehmen wir vor dem großen Thema vom allgemeinen Sittlichkeitsideal das kleinere von der speziellen Sittlichkeit in der Weiberfrage vorweg. „Zunächst durfte Peters sich überhaupt keine Frauen halten. Schon deshalb machte er sich unwürdig, ein höherer Reichsbeamter zu sein, weil vor allen Dingen nur sittlich tüchtige Persönlichkeiten die deutschen Kulturaufgaben erfüllen können." Ich weiß mich mit dem Verfasser dieses Ausspruchs einig in der persönlichen Überzeugung, daß das 6. Gebot nach der Auslegung des Lutherschen Katechismus die ideale und im höchsten Sinne gesunde Auffassung der sexuellen Sittlichkeit zum Ausdruck bringt. Auf der andern Seite wird der unbefangene Beurteiler zugeben müssen, daß diejenigen, die sich praktisch oder prinzipiell von dieser Auffassung des Katechismus wenig belastet fühlen, ungefähr gleichmäßig unter den Freunden wie unter den Feinden des Dr. Peters zu finden sein werden. Aber sollte denn den weißen Frauen und Mädchen, den deutschen Töchtern und Jungfrauen nicht mindestens auch das recht sein, was den schwarzen Weibern am Kilima-Ndscharo billig ist? Wenn einer sich unwürdig macht, ein höherer Reichsbeamter zu sein, und wenn er sich als sittlich untüchtige Persönlichkeit qualifiziert, weil er Negerweiber gebraucht — sollte er dann nicht mindestens ebenso unwürdig und untüchtig für öffentliche Ämter und für die Erfüllung deutscher Kulturaufgaben sein, wenn er sich weiße Weiber hält? Ich fürchte, daß, wenn ich mit den Petersrigoristen die notwendigen Konsequenzen dieses Standpunkts ziehe und wir alle Leute, die alsdann sittlich untüchtig zur Erfüllung deutscher Kulturaufgaben erscheinen, aus unserm Kulturleben ausmerzen wollten, nicht viel Kultur und nicht viel Kulturträger übrig bleiben würden. In den Münchener Prozeßverhandlungen fiel einmal das Wort, daß Peters mit seiner Handlungsweise gegen die Negerweiber die „Würde des weiblichen Geschlechts" verletzt habe. Wer einmal die von Hereroweibern geschändeten Leichen weißer Soldaten und Ansiedler gesehen hat — das Zutodequälen der Gefangenen und Verwundeten war stets ein Vorrecht der Weiber — und wer es gesehen hat, wie sich die schwarzen Frauen ungerufen an den Weißen herandrängten und es für ebenso ehrenvoll wie gewinnbringend ansahen, wenn er sie nahm, der wird sich über diese Vertreterinnen weiblicher Würde seine besonderen Gedanken machen. Mit Recht sollte man sich darüber entrüsten, daß es für unsre Töchter selbstverständlich sein soll, jeden Mann ohne Rücksicht darauf zu heiraten, wieviel weiße Weiber er vorher gehabt hat. Mit dem flammenden Aufruf, nicht zu vergessen, daß Peters, der gewesene Besitzer so und so vieler schwarzer Konkubinen in München von deutschen Frauen bejubelt worden ist, weiß ich wirklich nichts anzufangen. Aber ich finde, hierauf zu antworten, wäre eigentlich Sache der Frauen.

Zweifellos ist es eine peinliche und von keinem sittlich ernsten Menschen leicht zu nehmende Tatsache, daß es nicht möglich ist, auf unser Verhältnis zu den Eingeborenen in Afrika die Kategorien unsrer heimischen Idealmoral ohne weiteres anzuwenden. Wer für seine Person trotz allem dazu entschlossen ist, der mag es tun; aber er darf dann nicht daran denken, draußen irgend ein Amt oder eine Aufgabe zu übernehmen, zu deren Durchführung er darauf angewiesen ist, den Schwarzen gegenüber Autorität anzuwenden, und bei der er mit der Verantwortung nicht nur für sein eignes, sondern auch noch für das Leben andrer betraut ist. Wo einige Dutzend oder hundert Weiße Millionen von Schwarzen gegenüberstehen, da kann nicht der Katechismus regieren oder die Erziehung zum freien, sittlichen Gehorsam, die ja auch bei uns allein für sich noch kein ganz tragfähiges Fundament für den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus abgeben würden. Hier gehört einzig das absolute Autoritätsprinzip hin. Für den Neger aber fällt das Autoritätsgefühl ohne weiteres zusammen mit dem der Furcht, und nachhaltige Furcht wird er schwer anders empfinden, als durch die praktische Erfahrung belehrt. Natürlich ist die Erregung der Furcht zur Befestigung der Autorität nicht Selbstzweck, sondern der Schwarze soll nur darum den Glauben an die bedingungslose Überlegenheit des Weißen bekommen, damit auf diesem Grund die eigentliche materielle und erzieherische Kulturarbeit beginnen kann. Es ist unmöglich, dem Neger weich und milde gegenüberzutreten, wenn man für andere verantwortlich ist. Der Missionar kann es tun, weil er weiß, daß er die Konsequenz seines Berufs zu tragen hat, und auch der einzelne Forscher, der aus Idealismus im Dienst der Wissenschaft die Barbarenländer durchzog, mußte es versuchen, unbewaffnet den Kampf mit der Roheit, dem Fanatismus und dem wilden Aberglauben der Schwarzen aufzunehmen, um nach Jahr und Tag die Frucht seiner Forschungsarbeit heim zu bringen. Aber wie viele unserer Besten haben auch auf diese Weise in früheren Zeiten, als Afrika noch nicht den Weißen gehörte, den Mut ihres Vordringens mit dem Leben bezahlen müssen! Wer zu den Negern geschickt ist, um ihr Land einzunehmen oder um sie zu regieren, bei dem ist Milde gegen den Schwarzen Härte gegen den Weißen, Schwäche auf der einen Seite Grausamkeit gegen die andere. Gewiß kommt es vor, daß auch die perverse oder tierische Roheit eines Arenberg Deckung hinter dem Vorwand der notwendigen Strenge sucht, und daß haltlose Lüsternheit oder kopflose Unfähigkeit zur Brutalität gelangen, nicht weil Strenge notwendig ist, sondern weil es an Selbstzucht und Einsicht fehlt. Dagegen hilft denn nur ein Mittel: öffentlich an den Pranger und dann fort in die Versenkung. Das hat dann aber nichts mehr mit der Minderwertigkeit der schwarzen Rasse, sondern mit der Minderwertigkeit gewisser Vertreter der weißen Rasse zu tun.

Zu dieser Art Menschen gehört aber Peters nicht. Er schreibt einmal: „Solche afrikanischen Massen lassen sich nur beherrschen, wenn man entschlossen ist, dem bösen Willen gegenüber rücksichtslos seinen eigenen Willen durchzusetzen. Die sogenannten „guten Herren" werden in kritischen Augenblicken nicht die Herrschaft ausüben, um eine Expedition durch die schwankenden und kriegerischen Gefahren hindurch zu bringen. Das Urteil der Leute muß sein „sehr strenge, aber sehr tüchtig". Durch diese Empfindung wird mit der Zeit ein fast dämonisches Band zwischen Führer und Kolonne geschlungen . . . Da ist von keinem Zurück die Rede, ob aber das Ziel unsrer Sehnsucht erreicht werden kann, muß doch mehr als unwahrscheinlich gelten. Dann aber gibt es für uns alle nur eins: den Untergang! So liegt ein etwas wehmutsvoller und bewegter Zug über diesen ersten Tagen auf dem Festlande von Afrika. (Nach der Landung zum Marsche auf Uganda.) Es gibt nur einen Trost: die Seele vollständig unter die unerforschlichen Ratschlüsse der Vorsehung zu beugen."

Das ist die Stimmung des Menschen, der auszieht, um ein Reich zu gewinnen oder zugrunde zu gehen, nicht die eines gewöhnlichen brutalen Patrons, wofür die Fanatiker der Gegenseite nicht nur Peters selbst, sondern womöglich auch jeden, der ein Wort zu seinen Gunsten sagt, halten. Keine afrikanische Kolonie ist ohne Gewalt gegründet worden, und kein afrikanischer Führer, auch Wißmann und Emin Pascha nicht, sind ohne Maßregeln ausgekommen, die, nach europäischem Maßstabe gemessen, grausam und brutal

erscheinen. Je geregelter die Zustände werden, desto weniger braucht man natürlich zur Gewalt zu greifen; wo aber die Lage einmal kritisch ist, da muß jedes andre Bedenken vor der absoluten und dringenden Notwendigkeit schweigen, den Neger die überlegene Macht fühlen zu lassen; sonst ist die Katastrophe da. Die schonende Eingeborenenpolitik in Südwestafrika hat uns weit über tausend Soldaten und Ansiedler und beinahe eine halbe Milliarde Mark gekostet — und außerdem den Hereros ihr Land, ihr Vieh, ihre Freiheit und die Hälfte ihrer Volkszahl. Wer also Kolonialpolitik überhaupt mitmachen will, der muß auch, so schwer es ihm werden mag, mit durch die Erkenntnis hindurch, daß in Afrika unsre Moralgesetze von dem Punkte an nicht mehr gelten, wo ihre Anwendung zur selbstmörderischen Unvernunft wird. Ein bestimmtes Moralgesetz kann für die menschlichen Handlungen nur soweit gelten, wie die Voraussetzungen seines gemeinsamen Verständnisses reichen. Es ist aber unmöglich, zwei Rassen, von denen die eine höher-, die andre minderwertig ist, unter dasselbe Gesetz zusammenzukoppeln, und wer an die Minderwertigkeit der Neger nicht glaubt, der soll nach Afrika gehen und sich selbst überzeugen. Wenn dann die Grundlage zur gegenseitigen Verständigung geschaffen ist, dann wird es auch nicht schwer fallen, daß wir uns über die Methode und den Zielpunkt einer Erziehung des Negers zu höherer Kultur einigen.

Ich glaube, daß auf dem Hintergrund dieser prinzipiellen Erörterung die Frage nach der Einzelpersönlichkeit von Peters und nach seinen einzelnen Handlungen nur noch eine relativ geringe Bedeutung hat. Es ist zuzugeben, daß Peters einen wenig sympathischen Zug zur Selbstverherrlichung hat, und daß aus seinen Äußerungen zur Eingeborenenfrage neben der richtigen, grundsätzlichen Erkenntnis des Problems auch noch ein wenig human anmutender Zug des Empfindens spricht. Ich weiß nicht, ob Peters viel von den höheren Zielen der Eingeborenenerziehung halten wird. Nach seinen Ausführungen z. B. über den Arbeitszwang bei den Negern könnte es scheinen, als ob er den Daseinszweck jener Rasse mit der dauernden physischen Arbeitsleistung im Dienst der Weißen erschöpft sieht. Wenn das sein Standpunkt sein sollte, so würden sich hier unsre Wege sehr bestimmt scheiden. In dem früheren Disziplinarverfahren und dem jetzigen Prozeß handelt es sich vor allen Dingen um die Vorgänge in den Jahren 1891 und 1892 am Kilima-Ndscharo. Was geschehen ist, die Hinrichtung der beiden Schwarzen, liegt klar vor Augen. Peters sagt: die Hinrichtung sei notwendig gewesen um der Sicherheit der Expedition willen. Einzig und allein um diese Frage handelt es sich. Wenn die Notwendigkeit vorlag, so ist es herzlich gleichgültig, ob der Disziplinarhof und das Schöffengericht Peters das Bewußtsein der Rechtmäßigkeit seines Handelns absprechen oder bestätigen. Ein Expeditionsführer in Afrika ist zu jeder Maßregel berechtigt, die für die Existenz und für die Erhaltung des Ganzen erforderlich erscheint. Ob sein Verfahren notwendig ist oder nicht, das hat er mit sich selbst auszumachen; die Zustimmung oder die Bedenken seiner Untergebenen können ihm als Anhaltspunkte für die Entscheidung dienen, aber ihn niemals positiv oder negativ von der letzten Verantwortlichkeit entbinden. Wenn also Peters auf Pflicht und Gewissen erklärt, er habe gehandelt, wie es ihm um der Sicherheit der Expedition willen notwendig erschien, so hat er den Anspruch, daß ihm das so lange geglaubt wird, als nicht der Gegenbeweis geliefert ist. Das ist nicht geschehen, weder in den Verhandlungen des Disziplinarhofs, noch in denen des Schöffengerichts. Mit der „Bejahung von Möglichkeiten" kann man hier gar nichts anfangen. Der Disziplinarhof urteilte unter dem Vorsitz des verstorbenen Kammergerichtspräsidenten Denckmann, eines Mannes, der ebenso sehr als scharfsinniger Jurist wie als „politischer" Richter bekannt war. Denckmann wurde zum Vorsitzenden bestimmt, weil Peters verurteilt werden sollte. Das ist so notorisch, daß es jeder wissen muß, der sich mit der Petersfrage etwas beschäftigt hat. Ebenso notorisch ist es, daß der Disziplinarhof das Entlastungszeugnis, das von seiten Wißmanns und andrer Sachverständiger für Peters angeboten wurde, kurzerhand ablehnte. Damit ist die Frage der Unparteilichkeit dieses Verfahrens erledigt. Das Schöffengericht in München hat sachlich vollkommen unparteiisch geurteilt; formell konnte es, da ihm nicht die Revision des disziplinargerichtlichen Verfahrens oblag, gar nicht zu einem andern Urteil, als dem von ihm gefällten, gelangen. Die Einzelheiten, die entweder durch Peters eignes Eingeständnis oder durch die Zeugenaussagen erwiesen sein sollen, sind in dem Artikel meines Kritikers auch nicht genau wiedergegeben. Die Strafe des Brechmittels wurde nicht wegen Zigarrettendiebstahls, sondern wegen eines entwendeten Perlhuhns verhängt. Es ist wirklich lächerlich, daß über diese Sache ernsthaft debattiert wird. Der Sinn des Vorgehens sollte natürlich der sein: Du, Schwarzer, sollst dir nicht einbilden, daß du deinen Herrn zum besten haben und das gestohlene Huhn jetzt bei dir behalten kannst; darum gib es wieder her! Das ist ebenso drastisch wie wirksam geurteilt. Wenn noch jemand von Peters schwarzen Begleitern aus jener Zeit lebt, so wird er die Geschichte sicher noch heutigen Tages am Wachtfeuer seinen Kameraden erzählen. Maschallah! Bei Gott, das war ein Spaß, das war ein Herr! Dem konnte man nichts vormachen! Daß Peters ein Weib seinem Freunde schenkte, weil er sie für geschlechtskrank hielt, ist ein so dummer Klatsch, daß ich nicht verstehen kann, wie man solches Zeug als durch eine Aussage erwiesen ansehen kann. Es werden wahrscheinlich auch so genug Weiber dagewesen sein. Wenn ein afrikanischer Häuptling damals einer Expedition keine Weiber schickte, so hieß das soviel wie: um euch schäbige Kerle brauche ich mich nicht zu kümmern. Und was den Gebrauch dieser Überweisung angeht, so erinnere ich mich an eine sehr bezeichnende Geschichte, die mir einmal ein alter Afrikaner aus seiner Erfahrung erzählte. Der Expedition waren auch Frauen geschickt worden, aber er machte keinen Gebrauch davon. Erst Stammen, dann Kopfschütteln und Flüstern — dann aufgehendes Verständnis: es würde wohl nicht am Wollen liegen, sondern . . . . . !

So wenig begreift der Naturmensch Enthaltsamkeit. Das Auskunftsmittel der schwarzen Weiber ist bei den unverheirateten Weißen in Afrika, die nicht Missionare sind, so gang und gäbe, daß es wohl nur ganz verschwindende Ausnahmen von diesem Gebrauch geben wird, auch bei den besten Namen, die auf der afrikanischen Ehrentafel aller Völker verzeichnet stehen. Wem es im Busen geschrieben steht, daß derartiges unter keinem Himmel an ihn rühren kann, der hebe den ersten Stein auf! In dem Katalog der Petersschen Schandtaten steht weiter, Peters habe sechs Negerdörfer ausgeräuchert. Ja, sollte er denn diese Felsenhöhlen, die er anders nicht nehmen konnte, als indem er Feuer in den Eingängen anzünden ließ, ungezüchtigt und voll frohlockender Feinde, hinter sich lassen? Das hat ihm nicht einmal sein späterer Feind, Dr. Kayser, zugemutet, vielmehr gerade wegen dieses entschlossenen Vorgehens ihm dienstlich ein besonderes Lob erteilt. Über das Entlaufen der Gefangenen ist auch für keinen Menschen, der die Verhältnisse kennt, ein Wort weiter zu verlieren. Mit solchen Vorfällen fängt in Afrika die Lage immer an, einen kritisch zugespitzten Charakter zu bekommen. Die Leute waren Strafgefangene; wenn sie weglaufen, und der Expeditionsführer und seine Leute wissen, wer sie verborgen hält und die Sache geht ohne weitere Maßnahmen durch, dann ist das für den Neger, und zwar für die eigne Mannschaft so gut wie für die Gegenpartei, ein so eklatantes Zeichen von Schwäche, daß das Schlimmste erwartet werden kann. Sehr möglich, daß es für Peters keine Sache war, um sich darüber aufzuregen, wenn die Jagodja einmal mehr Hiebe bekam als nötig und gut war, und sicher steht der Mann höher, dem es selbst weh tut gegen andre Menschen, auch wenn es schwarze Menschen sind, hart zu sein, als derjenige, dem die Härte weiter keine Überwindung kostet. Mit einem weichen Menschen aber, der überhaupt nicht hart zupacken kann, würde ich wenigstens nie eine Expedition in bisher unerschlossene Gebiete Afrikas machen, weil wir dann alle beide schwerlich wieder zurückkämen. Schließlich wird Peters noch als festgestellt vorgeworfen, er habe einen friedlichen Hirten erschossen, weil er ihm nicht aus dem Wege ging und Eingeborene wie Spatzen von den Bäumen geknallt, weil die Bäume gerade am Wege standen. Peters sagt aber, diese Vorfälle seien in Feindesland geschehen, und mit demselben Stamm sei er tags vorher im Gefecht gewesen. Es ist möglich, daß er seine Gewehre ohne Schaden hätte in Ruhe lassen können. Ein kompetenter Beurteiler auch für solche Fälle ist man aber nur dann, wenn man

selbst vorher ein Buschgefecht gehabt hat und dann in einen Wald kommt, in dem Schwarze mit Pfeil und Bogen auf den Bäumen sitzen. Ich habe es mehr als einmal erlebt, daß Leute, die von Humanität und Wohlwollen für die Eingeborenen überflossen, solange es ums Theoretisieren ging, alle Selbstbeherrschung verloren und wie Rowdies tobten, wenn ihr eingeborener Boy einen Peitschenriemen zu lose angeknotet hatte oder eine Rotweinflasche mit den Zähnen aufzog, weil kein Korkzieher zur Hand war. Ich habe es auch erlebt, daß Leute, die sehr tapfer redeten, so lange sie an der Tafel saßen, nervös wurden und gleich schießen wollten, wenn beim Ritt durch den Busch irgendwo ein paar holzsammelnde alte Weiber sichtbar wurden. Wer nicht in Afrika gewesen ist, muß sehr vorsichtig in seinem Urteil darüber sein, ob etwas notwendig, berechtigt, entschuldbar oder verdammenswert ist. Dazu allerdings, um beim Wein hingeworfene Renommagen nicht nach dem Wort zu würdigen, sondern nach der Stunde, in der das Wort gesprochen wurde, braucht man seine Studien nicht über Deutschland ausgedehnt zu haben.

Alles in allem also: ich denke nicht daran, mich unbesehen mit allem zu identifizieren, was Peters gesagt und getan hat. Ich lehne es ausdrücklich ab, nach dem Material, das bis jetzt in der Öffentlichkeit vorliegt, ein Urteil speziell über die Vorgänge am Kilima-Ndscharo zu fällen. Ich halte es aber für eine Pflicht der Ehrenhaftigkeit, einem Angeschuldigten, wie Peters es ist, für seine Darstellung des Sachverhalts so lange ein billiges Gehör zu schenken, bis absolut zwingende Gründe für seine mala fides beigebracht werden. Das ist bisher nicht geschehen und wird schwerlich geschehen können, weil die gravierenden Tatsachen, wenn sie wirklich existierten, wahrscheinlich längst an die Öffentlichkeit gezerrt wären. Einstweilen aber hat auch Peters einen Anspruch auf den alten deutschen Rechtsgrundsatz, daß der Mann von seinesgleichen gerichtet werden soll und nur von solchem Urteil Erhebung oder Verdammnis hinzunehmen braucht. In diesem Falle heißt das, daß ein Disziplinarhof von jener Zusammensetzung Peters weder zu verurteilen noch zu rechtfertigen in der Lage war. Und über alledem wird es immer dabei bleiben, daß wir ohne Peters keine Kolonie Ostafrika hätten. Wo sind die Leute, die, indem sie ihn einen feigen Mörder schelten, zum zweiten Male ein solches Reich in den Falten ihrer Toga tragen?

Paul Rohrbach.

Soziale Bewegung

Gewerkschaft oder Genossenschaft? Ein bemerkenswerter neuer Streitfall bewegt die Sozialdemokratie. Herr v. Elm, der langjährige Gewerkschaftsführer und jetzige Genossenschaftler, hat auf dem Düsseldorfer Genossenschaftstag eine viel angegriffene Rede gehalten. „Wir warnen die Genossenschaftsführer", so sagte er, „in ihrem eigenen Interesse, den Genossenschaften durch die Bewilligung der Forderungen der Lagerhalter und Handlungsgehilfen die weitre Entwicklung unmöglich zu machen." Damit meint Herr v. Elm, es sei den Konsumvereinen, besonders in ihrer Anfangsentwicklung, unmöglich, mit dem Kleinhandel zu konkurrieren, wenn sie alle Forderungen ihrer Angestellten bewilligen. Diese Forderungen sind: „völlige Sonntagsruhe, ein freier Ausgehtag in der Woche, Gleichstellung der männlichen und weiblichen Angestellten, Mindestferien und Mindestlöhne." Es handelt sich, wie man sieht, um dieselben Dinge, die Herr v. Elm als Gewerkschaftsführer und Abgeordneter vertreten hat, und die er nun als Genossenschaftsverwalter nicht erfüllen zu können erklärt. Der „Proletarier" als Arbeitgeber liegt im Streit mit dem „Proletarier" als Arbeitnehmer. Die Genossenschaft ist gezwungen, sich den Produktionsbedingungen der „kapitalistischen Gesellschaftsordnung" anzupassen. — Daran wäre nun weiter nichts besonders interessant, denn solche Kämpfe sind schon oft dagewesen. Es erscheint uns auch gewiß, daß z. B. in Berlin der gut organisierte Kleinhandel das Wachstum der Konsumvereine um so müheloser verhindern wird, mit je teureren Bedingungen diese arbeiten und je weniger diese auf die Bequemlichkeit der Käufer, die noch nicht so sozial wie in England erzogen sind, Rücksicht nehmen. Wichtiger ist schon, daß Herr v. Elm so weit geht, die radikale englische Sonntagsruhe überhaupt zu verwerfen. Und wichtiger ist, wie geschlossen die sozialdemokratische Presse für die Gewerkschaften und gegen die Genossenschaften Partei nimmt, das heißt, die Sozialdemokratie stellt sich rückhaltlos auf die Seite der Arbeitnehmer. Solche Haltung beschleunigt ihre Entwicklung zur Gewerkschaftspartei, wird sie aber in ähnlichen Fällen immer hindern, einen leitenden Einfluß zu gewinnen, sei es nun in der Wirtschaft oder in der Politik. Es ist nämlich das Eingeständnis, daß sie die Verantwortung, die in der Verwaltung eines Körpers liegt, nicht zu übernehmen gewillt ist, sobald sie dadurch in Schwierigkeiten mit ihrem Programm kommt.

Aus unsrer Bewegung

Rheinland und Westfalen. Am 23. Juni hat in Elberfeld eine Delegierten-Versammlung der sozialliberalen Vereinigung der beiden Provinzen stattgefunden, die von allen angeschlossenen Ortsgruppen sehr gut beschickt worden war — nur Bochum war nicht vertreten. Leider haben Gesundheitsrücksichten unsern bisherigen bewährten Vorsitzenden Hofrat Aldenhoven genötigt, sein Amt niederzulegen. Infolgedessen war eine Neuwahl nicht nur für unsern engeren Parteiverband, sondern auch für den Bund nötig, den wir bereits vor den letzten Reichstagswahlen mit der Deutschen Volkspartei geschlossen hatten. Als Vorsitzender dieses Bundes wurde Herr Rechtsanwalt Friedr. Kohn, Dortmund, Arndtstraße 2, gewählt. 1. Vorsitzender der Soziallib. Vereinigung wurde Professor Dr. Cauer, 2. Vorsitzender Dr. Kronenberg, Solingen. — Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß unsre politische Arbeit recht bald wieder Unterstützung durch ein Sekretariat erhält. — Eine lebhafte Debatte entfesselte der letzte Punkt der Tagesordnung: Agitation für die Wahlen zum preußischen Landtag. Es herrschte Übereinstimmung darüber, daß unsere nächsten Aufgaben auf dem Gebiete der preußischen Politik liegen. Reform des Landtagswahlrechts, Fortschritt auf dem Gebiete der Kirchen- und Schulpolitik sowie Änderung der Einkommensteuergesetzgebung wurden besonders hervorgehoben. Bezüglich des letzten Punktes waren es nicht nur Arbeiter — die für unsere politische Bewegung eine erfreulich wachsende Teilnahme bekunden — die auf die begründete Unzufriedenheit hinweisen, welche der § 23 des Einkommensteuergesetzes in den weiten Schichten der Unbemittelten hervorgerufen hat. Eine Agitation gegen ungerechte, durch hohe Kommunalzuschläge unverhältnismäßig verschärfte Steuerbelastung ist berechtigt und nötig. Eine Resolution, welche die Forderungen des Liberalismus gegenüber der preußischen Politik zusammenfaßt, fand einstimmige Annahme.

Hörde und Umgegend. In gut besuchter Versammlung referierte am 27. Juni Herr Gewerkvereinssekretär Braun über: „Stellung der deutschen Gewerkvereine zur Politik." Er schilderte den Werdegang der Gewerkvereine, insbesondere der Hirsch-Dunckerschen, und führte aus, daß die Gewerkvereine in den Gründungszeiten der Politik nicht so teilnahmslos gegenüber gestanden hätten, wie in den letzten Jahren. In ehrlicher Weise sprach er davon, daß sich Gewerkschaftsbewegung und Liberalismus lange Zeit nicht verstanden hätten, und daß es gerade die Fortschrittspartei gewesen sei, die ehedem den Arbeiterfragen oft verständnislos gegenüber gestanden. Aber auch die Gewerkvereine hätten dies Verhältnis zwischen beiden mitverschuldet, indem sie es nicht verstanden hätten, aus sich herauszugehen. Erst in neuerer Zeit hat man in den Gewerkschaften einsehen gelernt, daß man die Neutralität in der Politik aufgeben müsse, wenn man wie andre Organisationen vorankommen wolle. Da auch im entschiedenen Liberalismus heute Kräfte tätig wären, die für Arbeiterfragen ein wirkliches Verständnis hätten, so sei zu hoffen, daß das Vertrauen zu dem Liberalismus langsam in den Gewerkvereinen wiederkehren würde.

Halle a. S. Am 1. Juli sind auch wir bis zum September in die Sommerferien gegangen. Auf unsrer letzten Versammlung sprach Herr Verlagsbuchhändler Bousset über Mittelstandspolitik. Am 17. Juni hatten wir ein sehr interessantes Referat von Herrn Privatdozenten Dr. Levy über die liberale Agrarreform in England. An beiden Abenden folgte den Referaten eine lebhafte Debatte. Zu unsrer Freude ist jetzt auch die Verbindung mit der akademischen Jugend wieder fester geknüpft. Im nächsten Winter soll's mit neuen Kräften vorwärts gehen.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Bergedorf, F. E. IV, 5.—; Berlin, Dr. G. M. IV, 5.—; Brandenburg a. H., ? 5.—; Devant-les-Ponts IV, 5.—; Edinburg, R. II, 5.10; Eutin, B. IV, 2.50; Eutin, H. II, 2.50; Frankfurt a. M., Dr. R. V, 5.—, Frankfurt a. M., M. R. II, 5.—; Fürdenheim, II, 5.—; Hamburg, K. A. IV, 5.—; Hamburg, L. O. IV, 5.—; Hubertusburg, J. R. IV, 5.—; Kassel, Dr. H. M. III, 5.—; Köln, E. G. II, 5.—; Löbau (Westpr.) Dr. B. VI, 5.—; Massow, S. IV, 5.50; München, A. L. III, 5.—; München, S. M. II, 5.—; Nürnberg, Ad. R. I, 5.—; Nürnberg, B. J. III, 5.—; Oberstein, M. W. IV, 5.—; Straßburg i. E., K. M. III, 5.—; Straßburg i. E., T. K. IV, 5.—; Stuttgart, R. H. IV, 5.—; Stuttgart, O. S. II, 5.—; Tübingen, R. H. III, 5.—; Ulm, F. K. IV, 5.—; Weimar, E. R. III, 4.50; Wenigenjena, A. R. II, 5.—.

Außerordentliche Beiträge: Davos, Dr. v. R., 4.25.

	Zusammen M.:	149.35
Dazu lt. Ausweis in Nr. 28	„	2293.40
	M.	2442.75

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 29 Berlin, 21. Juli 1907

Leiden

Nicht auf Glück kommt es in der moralischen Welt an, sondern auf selbständige Kraft. W. von Humboldt.

Es geht ein wehleidiger Zug durch unsre Zeit. Man will Glück haben, und sucht es nur in dem, was man berechnen kann. Als ob es überhaupt Glück oder Unglück gebe, wie selbständige Herrscher, die unser Schicksal bestimmen. Der Mensch ist es, der aus allem Glück, aus allem Unglück machen kann. Darum heißt er Mensch. Wenn ihm nichts gegeben ist, daran sich seine Kraft erproben kann, ist er unglücklich, mag alles um ihn herum glänzend aussehen. Wenn es ihm gelingt, innerlich Herr zu bleiben und unabhängiger Gesinnung zu leben, so ist er glücklich, mag er mitten im traurigen Leid stehen. Kraft allein ist es, die uns glücklich macht. Man vergißt freilich oft, daß auch in der sittlichen Welt Kräfte den Ausschlag geben und nicht Gedanken. Lernen wir von der Natur, sie weiß gar nichts von Glück oder Unglück; sie übt sich im Spiel ihrer gewaltigen Kraft. Die sittliche Welt ist nur ein Ausschnitt der allumspannenden Natur, und auch in ihr lerne man, daß die selbständigen Kräfte entscheiden. Ein schwacher Mensch wird durch Leiden nicht besser und ein starker Mensch durch die gleichen Leiden nicht ärmer. Auch die sittliche Haltung wirkt nach den Gesetzen der Schwerkraft. Der fühlt sich wohl, der sittliche Kraft entfalten kann, darin liegt sein Glück. Er ist gesund, weil er tätig ist. Ob er dabei kämpfen und ringen muß, oder ob ihm der Weg eben dahinliefe, darauf kommt es gar nicht an. Sein Glück ruht in dem Bewußtsein seiner unabhängigen Kraft.

Scheinbar sprechen freilich alle Untersuchungen dagegen, entdecken wir eine Unzahl Bindungen. Wir sind gewöhnt, nicht zu ruhen, ehe wir die Abhängigkeit von Geist und Natur, Körper und Seele klar und im einzelnen erfaßt haben. Es bleibt auch unbestrittene Tatsache, daß der Geist in all seinem Denken und Handeln abhängig ist. Wer aber eine Abhängigkeit *erkennt*, *beherrscht* sie. Er richtet sich danach ein, er trifft Vorbereitungen für die Wirkung, die er erwartet. Stoß und Gegenstoß wird vorweggenommen und so drückt zwar die Abhängigkeit den Menschen zuerst, aber sie erdrückt ihn nicht. Kraft wächst mit dem Widerstand. Alle Abhandlung über die Notwendigkeit, mit welcher sich die Geschicke des Menschen und seiner Umwelt unabwendbar entwickeln, haben die Gewißheit der inneren Kraft nie zu zerstören vermocht. Sie tragen nur dazu bei, den Wert der sittlichen Selbständigkeit des Menschen gewaltig zu erhöhen. Keine Kraft wird dadurch kleiner, daß sie sich ihrer Quellen und ihrer Fähigkeit bewußt wird. Sie freut sich ihrer Wirkung, sie lebt ihrer Tat, sie wächst mit ihrem Erfolg. Hier findest du das Glück des Menschen. Er verfügt nicht über unberechenbare Mächte und unmögliche Kräfte; aber wer um dieser Gewißheit willen vor einer Probe seiner eignen Kraft überhaupt zurückscheut, gleicht dem Techniker, der keine Maschine bauen wollte, weil er die Marsbewohner und ihre Technik noch nicht kennen gelernt hat.

So freue ich mich des Glücks, das in mir liegt. Es ist wachsende Kraft. Sie geht nicht ins Grenzenlose. Aber welche Tat sind schon kleine Kinderschrittchen, welches Glück unsre Männerarbeit und Frauenwerke! Nicht die Taten machen den Menschen, sondern der Mensch macht seine Werke. In ihnen wird er glücklich; ob Sonne scheint oder der Wind pfeift, er freut sich, daß er *lebt*.

Traub.

Max Liebermann

II.

Das letzte Jahr hat zwei Bücher über Liebermann gebracht: von Rudolf Klein in der Mutherschen Sammlung „Kunst" (Bard u. Marquardt, Berlin) und von Karl Scheffler (Piper, München). Beide sind gut und ausreichend mit Bildern versehen und beide nehmen für die Darstellung von Liebermanns Kunst einen weiten Rahmen. Klein versucht durch eine Analyse der ganzen Zeit und des letzten Jahrhunderts Liebermanns Kunst sozusagen sozialpsychologisch einzuleiten, wird aber dann bei seinem eigentlichen Thema nüchtern und präzis und macht eine Reihe wertvoller Anmerkungen. Leider ist das Buch — ich kann mir nicht helfen — in einem unerträglich geschraubten Gemisch von Zeitungs- und Gymnasiastendeutsch geschrieben. Schefflers Stil ist einer ästhetischen Abhandlung würdiger. Er sucht weniger allgemeine Zusammenhänge als — nach seiner ganzen doktrinären Veranlagung — grundsätzliche Auseinandersetzung. Das macht das Buch für das geschichtliche Begreifen etwas matt und leer. Aber dieser Mangel wird aufgehoben, und wir lassen es uns gefallen, daß Liebermann bisweilen nur der Vorwand heißt, hinter dem Scheffler mit Temperament und Wissen seine Meinung von der Kunst unsrer Tage vorträgt. Scheffler ist stark und deutlich von Meier-Gräfe beeinflußt (die meisten von uns jüngeren sind es); der Abschnitt „Entwicklungen" mit der Skizze der französischen Kunst zeigt ohne weiteres die Erinnerung an jene Melodie, die der große Rattenfänger in etwa vier oder fünf Büchern mit unverlierbarem Rythmus gepfiffen hat. Das Buch ist gut, aber nicht leicht. Mir scheint, als ob Scheffler das Bedürfnis gehabt habe, eine Überzeugung, die er sich erst selber mühsam erworben und befestigt, nun im ganzen Umfang und ohne Abstriche hinzustellen. Dazu mußte sich, wie wir oben schon andeuteten, Liebermanns Kunst in besonderem Grade eignen. Alles, was Scheffler schreibt, bringt Anregung, weil es gründlich ist, und reizt, wenn man auch die längste Strecke Weges zusammengeht, zum Widerspruch, weil mit lebhafter Einseitigkeit formuliert wird. Nicht als ob ich damit einem Kompromißlertum das Wort reden möchte. Keineswegs. Aber ich wehre mich dagegen, daß allzusehr von der persönlichen Ansicht aus Geschichtsphilosophie getrieben wird, die sich mit einer künstlichen Mystik behelfen muß. Es fehlt der Raum, mich mit Scheffler über Einzelheiten auseinanderzusetzen. Als Ganzes ist das Buch recht wertvoll.

Vielleicht wäre es, um nun zu Liebermann zurückzukehren, nützlich, einiges allgemeine über Impressionismus zu sagen. Aber ich möchte davon absehen. In dem Begriff, der an sich allzu vag und zufällig war, scheint mir eine vollkommene Erweichung eingetreten. Schließlich wird fast jeder darunter, von einem gewissen Alter abwärts, eingereiht, gleichgiltig, ob er die Linie steigert oder die Farbe, ob er Lokalfarben sucht oder das Verhältnis der Valeurs, ob er das helle Tageslicht malt oder mit Lampenschimmer experimentiert. Und seit Meier-Gräfe für das Experiment der Seuratschule, das Mosaik der ungemischten Farbe, den schönen Namen „Neoimpressionismus" verbreitete, scheint es mir vollends ratsam, das Wort ein bischen in Ruhe zu

lassen und abzuwarten, an wem es denn schließlich von selber hängen bleibt. Wir suchten Liebermanns Entwicklung aus der Genremalerei heraus zu verstehen und zunächst sein Verhältnis zum Stoff kurz festzustellen.

Nun bleibt die Aufgabe, zu zeigen, was die Bilder neuartig und als Kunstwerke bedeutend machte. Wenn Scheffler wiederholt und mit Nachdruck von Liebermanns Raumgefühl spricht, so nennt er m. E. damit die Eigenschaft, der in dieser Kunst die führende Bedeutung zukommt. Nicht in der persönlichen Art und Kraft der künstlerischen Idee, nicht in dem Schmuck einer reichen Palette, nicht in dem Witz einer bewegten Zeichnung glänzen diese Bilder: sie erfreuen und beruhigen durch die Entfaltung des Raumes und der Tiefe. Vielleicht ist es unbewußt, daß Liebermann sich häufig an Landschaften oder Architekturen hielt, die ihm dazu alle Voraussetzungen boten: Alleen, Terrassen, Höfe oder weite Räume. Dort, wo der Raum nicht begrenzt ist, hilft er sich durch einen gewissen Parallelismus menschlicher Figuren; Scheffler macht darauf bei den „Badenden Knaben" aufmerksam. Dies Räumliche seiner Kunst, das soviel heißt, daß der Raum nicht Nebensache, sozusagen Aufenthaltsort ist, sondern die Seele des Bildes entscheidet, stellt Liebermann zu Degas, dessen Raumexperimente allerdings anderer, verwegener Natur sind, trennt ihn aber von den übrigen Franzosen, zumal Manet und Cézanne. Neben dem Raumgestalten ist Liebermann der Maler, der das Licht, nicht die Sonne, in die deutsche Kunst gebracht hat. Er ist neben Uhde für die Hellmalerei entscheidend geworden, ging aber nur so weit, als er sich sicher fühlte. Weil er, der anerkannte Vorkämpfer, den Schritt nicht vollends tat, das flutende heiße Sonnenlicht Monets zu malen, wurde er lange nicht in Deutschland gewagt. Als junger Mann hat er auch in Atelierbeleuchtung und mit brauner Sauce gemalt. Davon wird er durch Paris befreit. Dann wendet er sich nach Holland. Die graue, feuchte, silbrige Luft des flachen Küstenlandes ist seiner Palette am meisten angemessen. Denn lange verfügte diese nur über wenige und matte Farben. So wie nach Liebermanns Meinung die Tugend des Zeichners im „Weglassen" besteht, so wird seine Koloristik durch einen relativ geringen Umfang bezeichnet. Wenn er Landschaften malt, übernimmt er nicht das direkte Grün des Laubes oder Grases, sondern blos seinen Tonwert im Verhältnis zu den übrigen Farben des Ausschnitts. Seine Farben sind Übersetzungen, aber in einem guten und einheitlichen Stil. Er läuft nicht hinter dem möglichst genauen Natureindruck her, sondern hinter dem überzeugenden Bildeindruck. Weil er sich in seinem bildmäßigen Vorstellen einer äußeren Wirklichkeit nicht täuscht, wird deren Aussehen und Charakter nicht verwischt und verdorben.

Liebermann hat mehrere Phasen der Entwicklung hinter sich, die weniger durch eine im Innern treibende Kraft bedingt sind als durch Einflüsse von außen, die alle mit Vernunft, ohne Drangabe des eigenen Wertes und Wesens verarbeitet wurden. Auch heute noch ist der Jugendliche ein Lernender. Ein neues Stück aus dem Amsterdamer Ghetto auf der Sezession, hat ganz neue, nie erlebte Farben und eine ungewöhnlich lockere Frische im Pinselvortrag. Und dafür sprechen namentlich die Porträts der letzten Jahre. Das Hamburger Professorenbild allerdings halte ich, trotz einiger glänzender Sachen, für mißlungen, im Kompositionellen wie in der Tiefenbewegung. Für große Gruppenbildnisse fehlt uns die Überlieferung, und ohne die schüttelt man eine fertige Leistung nicht aus dem Ärmel. Aber die letztjährigen Porträts des Geheimrats Bode und des Herrn von Berger waren in der Malerei wie als Porträt fabelhaft kräftig, packend, geistreich. Hier konnte man an Franz Hals denken (die Hände sind auch etwas vernachlässigt). Aber Leben sitzt in den Menschen. In einer Bewegung oder Haltung von sprechender Fülle sind sie gemalt. Holbeins Bildnisse sind anders, aber sie kann heute niemand malen. So bleiben Liebermanns Porträts nach einer Seite wahrhaft überragend. In der unbekümmerten Selbstverständlichkeit, mit der das Animalische (im weitesten Sinn) zur Darstellung kam. Wie so ein Mensch sitzt und wahrscheinlich geht, wenn er nachher aufsteht, wie er den Arm bewegt, wie er lacht, wie er ein Ding ins Auge faßt — das ist alles so prächtig und gesund, daß jeder Mensch mit offenem Sinn einfach sich daran freuen muß, auch wer etwa gegen die Kunstpolitik Liebermanns — wovon manche verschieden denken — oder gegen das Temperament seiner Kunstdoktrin sich wehrt.

Theodor Heuß.

Kuno Fischer

Die Nachricht vom Hinscheiden des großen Historikers der Philosophie konnte schmerzlich nur für den sein, der nicht wußte, wie traurig sich die letzten Jahre dieses reichen Lebens gestaltet hatten. Aber sie nötigt uns die Überzeugung auf, daß wieder ein ganz Großer aus dem Leben geschieden ist und veranlaßt uns, uns über die Eigenart seiner Leistung klar zu werden. Man hat Kuno Fischer mit Recht den Vater der modernen Geschichte der Philosophie genannt, aber wenn wir auf die Leistungen eines Hegel, Tennemann, Ritter und Erdmann, von andern zu schweigen, blicken, müssen wir Gründe für diese Auszeichnung Kuno Fischers angeben können. Wenn die Geschichte der Philosophie vor Hegel meist in einer anekdotischen Sammlung merkwürdiger Meinungen und Lebensschicksale der Philosophen bestand, so wurde durch Hegel eine ganz andre Art der Betrachtung durchgeführt. Es kam gar nicht mehr auf den individuellen Philosophen und seine individuellen Meinungen an; die Idee entwickelte sich in ihrem notwendigen Fortschreiten in den einzelnen Systemen, und es war verhältnismäßig gleichgültig, welcher einzelne Mann die bis zu einem bestimmten Punkt gelangte Entwicklung weiter fortleitete. Nicht er dachte eigentlich, sondern die Idee dachte in ihm.

Mit der Zersetzung des Hegelschen Systems beginnen die Versuche, in dies abstrakte Schema, das vielfach nicht ohne Willkürlichkeiten durchgeführt werden konnte, wieder mehr Beziehungen zur Wirklichkeit hineinzubringen. Doch selbst der wundervollen Geschichte Erdmanns geht die prinzipielle Klarheit über die Art dieser Verbindung der Idee eines Ganzen mit dem Sonderinteresse an der Individualität der einzelnen Philosophen fast gänzlich ab. Hier trat Kuno Fischer ein, und in der genialen Art, wie er diese Synthese vollzog, liegt, wenn uns nicht alles täuscht, das Eigenartige seiner Leistung. Er wußte wohl, daß die Systeme eines Descartes, Spinoza und Kant von niemand anderem gedacht werden konnten, als gerade von diesen Männern, und daher war es für ihn unerläßlich, ein Verständnis gerade für die individuellen Züge der großen Philosophen zu erwecken. Und wie hat er dies verstanden! Mit einer Kongenialität ohnegleichen, die man bei der starren Eigenart seines Charakters am wenigsten hätte vermuten sollen, wußte er sich in die persönlichsten Denkmotive des von ihm behandelten Denkers einzufühlen und sie seine Leser miterleben zu lassen. Ganz selbstverständlich wuchsen aus diesem Grunde die einzelnen systembildenden Gedanken hervor und verschränkten ihre Auszweigungen zum stolzen Kuppelbau des Systems. Aber ebenso wußte er die Überzeugung zu erwecken, daß diese Systeme mit all ihrer individuellen Eigenart keine Zufallsbildungen waren. Sie sind notwendige Bestandteile in dem großen Entwicklungsprozeß des philosophischen Denkens, der von Thales an bis auf unsre Tage immer neue Bildungen hervortreibt. An Stelle des Bildes eines Kreises mit dem Mittelpunkt der philosophischen Idee, welche die Hegelsche Konstruktion zeigt, bietet die Auffassung Kuno Fischers das Bild einer Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Individualität des einzelnen Denkers, in deren andern die große Entwicklung steht, in welche dieser Denker mit seiner Lebensarbeit einsetzt. Der Umkreis aber gibt die Gestalt des philosophischen Systems.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß für diese Fassung der Aufgabe einer Geschichte der Philosophie von maßgebendem Einfluß bei dem Goethekenner Kuno Fischer das Beispiel von Dichtung und Wahrheit gewesen ist. So wie in diesem Muster einer Biographie Goethe den Anteil erwogen hat, den die verschiedenen Strömungen der Zeit auf diese seine bestimmte Veranlagung ausüben mußten, ebenso war es Kuno Fischers Ideal, zu zeigen, wie nur von diesen bestimmten Menschen, aber auch nur unter dieser bestimmten Gesamtkonstellation des philosophischen Denkens dies bestimmte System möglich wurde. Unvergessen wird es bleiben, welchen Anteil Kuno Fischers Werk, welchen fast

noch größeren seine begeisternden Worte vom Katheder herab an dem guten Kampf gehabt haben, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um die Wiedererneuerung des deutschen Idealismus geführt wurde. Er stand vornan unter den Vorkämpfern, als ihrer nur wenige waren, als bornierte Theologen auf der einen und reichlich ebenso bornierte Naturforscher auf der andern Seite glauben durften, das Ende der Philosophie sei gekommen. Nicht zum wenigsten durch seine kernhafte und rücksichtslose Art lernte die deutsche Jugend, was philosophisches Denken eigentlich bedeute. Die, welche zuerst diese Anregungen von Kuno Fischers Lippen und aus seinen Büchern empfingen, stehen heute selber als Lehrer da; wo sie glauben, über den Lehrer hinausgehen zu können, tun sie es mit dem vollen Bewußtsein, daß sie dies nur durch die Arbeit des Meisters vermögen, und daß ihr bestes Lob einst darin bestehen wird, daß sie die Fackel, die sie von dem Meister empfingen, unverlöscht weiter getragen haben durch die Laufbahn der Wissenschaft und des Lebens.

Erlangen. **Paul Hensel.**

Béranger

zu seinem fünfzigsten Todestage

In den Jahren 1832 und 33 schrieb Sainte-Beuve im Ton der höchsten und schwärmerischsten Begeisterung über Béranger und schmückte seine kritische Würdigung des Dichters mit einem großen Huldigungsgedicht. Damals fand der bedeutende Kritiker in Béranger den reinsten Vertreter französischen Geistes und rühmte ihn überschwänglich als Sänger der Liebe, der Jugend, der Freiheit und des sozialen Mitleids. Mit besonderem Entzücken betrachtete er die zierliche Form der Bérangerschen Lieder. Der genial verwertete Refrain mache sie sangbar, verankere sie im Gedächtnis des Volkes. Béranger sei ein wahrhafter Volksdichter, dessen Dichtungen auch ohne die Arbeit des Druckers Verbreitung finden und fortleben würden, erklärte er. Etwa zwanzig Jahre später widmete Sainte-Beuve dem gleichen Dichter eine neue Studie — in wie gänzlich veränderter Tonart! Damals, meinte er, habe man für Béranger mehr als Bewunderung gehegt, ihn abgöttisch verehrt. Nun heiße es kritisch beleuchten. Und das geschieht denn auch erbarmungslos — wie mir scheint, allzu erbarmungslos. Was ehedem anbetungswürdig erschien, wird jetzt benörgelt. Die Form ist oft akademisch und veraltet, bisweilen unklar und gezwungen, der Refrain tut dem Gedankengang häufig Gewalt an, dem Inhalt ist bald Frivolität, bald Einseitigkeit, bald Kleinlichkeit vorzuwerfen. Aber immerhin: Monsieur de Béranger ist ein Dichter.

Sainte-Beuves gegensätzliche Äußerungen sind durchaus charakteristisch für die Beurteilung überhaupt, die Béranger bei seinen Landsleuten fand. In den zwanziger und dreißiger Jahren jubelte man ihm zu und feierte und vergötterte ihn wie keinen zweiten. Später flaute die Begeisterung immer mehr ab und schlug endlich in ihr Gegenteil um. Wer heute für Béranger schwärmt, ist so rückständig wie ein Kotzebue-Verehrer. In der als Lehrbuch weitverbreiteten französischen Literaturgeschichte von Lanson werden eine ganze Reihe der bösartigsten Vorwürfe gegen Béranger erhoben; in der geschickt orientierenden Chrestomathie française von Henri Sensine heißt es sehr bezeichnenderweise, es „gehöre fast Mut dazu", auch Béranger in solcher Auswahl ein Plätzchen zu gewähren. Und diese Verfasser von Lehrbüchern schreiben natürlich nur nach, was von den tonangebenden Größen ihrer Wissenschaft verkündet worden.

Es bedarf keines großen Scharfblicks, um die Wahrheit in der Mitte zwischen diesen beiden extremen Urteilen zu suchen. So will ich gleich vorwegnehmen, daß ich Bérangers Werke, rein literarisch betrachtet, zwar nicht für leuchtende Offenbarungen, doch gewiß für achtbares Mittelgut halte. Er hat eine Anzahl Trink- und Liebeslieder geschrieben, die mindestens so anmutig sind wie etwa Bierbaums Brettlieder (und sie waren früher da!); er hat politische Satiren verfaßt, die unsern Simplizissimusdichtungen mindestens ebenbürtig sind (und sie waren früher da!); er hat als Erster im Liede Töne des sozialen Mitleids gefunden, als Erster den zum Heros, zur legendären Lichtgestalt verklärten Napoléon besungen. Freilich, indem ich betone, worin er durch seine Poesien der Literatur neue Wege gewiesen, würdige ich ihn mehr literarhistorisch, als daß ich seine Lieder an sich rühme.

Was ich von ihnen halte, sobald sie Höheres bieten als Brettlthemen, mag ein Beispiel erläutern. „Les deux Grenadiers", eines seiner bekanntesten Napoléon-Gedichte, bringt das Gespräch zweier Gardisten, die vor Schloß Fontainebleau Wache halten, während ihr Kaiser eben die Abdankungsurkunde unterzeichnet. Sie unterhalten sich ziemlich trocken über den Lauf der Geschichte. Die Glanztage „Moskau, Wilna, Berlin" sind vorüber, jetzt heißt es immer wieder: „Er dankt ab". Sie entrüsten sich moralisch über all die Treulosen, die ihren Kaiser in der Not verlassen, sie philosophieren ziemlich prosaisch über die kommende Staatsform: „Wird man die Republik wieder herstellen? Nein, sie bringen uns ja einen König mit". Der ganze, ziemlich dürftige Schwung des Gedichtes liegt in dem allzuoft wiederholten Refrain: „Vieux Grenadiers, suivons un vieux soldat!" (Wir alten Grenadiere wollen dem alten Krieger folgen). Nur am Schluß wird die Debatte ein wenig leidenschaftlicher und poetischer: „Weib, Kinder, Heimat, lebt wohl!" Der Stoff dieses Gedichtes ist sicher poetisch erfaßt und knapp und geschickt ausgeführt. Aber wie viele Geschichtskenntnisse muß ich zu Hilfe nehmen, um der Tragik der Sache auf die Spur zu kommen. Und wie völlig wird das persönliche Empfinden der Grenadiere, als das rein lyrische Moment, vom Historischen und Politischen überwuchert! Und nun halte man Heinrich Heines „Grenadiere" daneben, die ihr Entstehen sicherlich dem Bérangerschen Gedicht verdanken. Das historische Moment wird kürzer abgetan, das Leiden der Grenadiere sofort in den Vordergrund gerückt. Sie kommen gebrochen, mit hängenden Köpfen, aus der russischen Gefangenschaft, sie hören die traurige Mär vom Sturz ihres Kaisers und brechen in Tränen aus. Nun entspinnt sich kein politischer Dialog zwischen ihnen, einfache Gedankengänge einfacher Menschen, rein menschliche Leidenschaften brechen in schlicht eindringlichen Worten hervor. Das etwas dramarbasierende „Vieux grenadiers, suivons un vieux soldat!" wird zum leidenschaftlichen Schmerzensschrei: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!", das kühle „adieu femme, enfant!" zur verzweifelt harten und wilden Absage an alles menschliche Empfinden um der einen Pflicht, um der Krieger Treue willen („Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!"); nicht Namen wie Moskau, Wilna, Berlin drängen sich auf die Lippen der Unglücklichen; was dem schlichten Krieger allezeit am nächsten liegt, beschäftigt sie: Die Waffen, das Ehrenkreuz. Und schließlich stirbt der bedeutendere der einfachen Helden mit einer Phantasie, die seiner Tätigkeit im Leben entspricht: Wie eine Schildwache wird er im Grabe liegen und stille warten, bis er seinem Kaiser zu Hilfe eilen kann. — Bérangers und Heines „Grenadiere": ich denke, der Vergleich weist dem Franzosen seine dichterische Stelle an. Die gleiche, wahrhaft poetische Absicht bei beiden Dichtern (und zuerst bei dem französischen), die Vasallentreue napoléonischer Krieger zu malen, die gleiche, dramatisch belebte Ausführung bei beiden. Aber während Heine für das Schlichte, rein Menschliche des seelischen Vorgangs, das eigentliche Lyrische also, den herzergreifendsten Ausdruck findet, bietet Béranger nur eine brave etwas philisteriöse Skizze, in der das Seelische hinter dem Stofflichen zurückbleibt. Dies philisteriöse Moment macht sich bei Béranger naturgemäß um so stärker fühlbar, je höher er ins rein Poetische emporzusteigen sucht. So finde ich etwa die viel deklamierten „Adieux de Marie Stuart" recht banal.

Nun ist aber nicht ohne weiteres anzunehmen, daß sich der französische Geschmack in den letzten Jahrzehnten so bedeutend gebessert haben sollte. Ich denke, was man heute als platt empfindet, würde man auch damals nicht als überaus tief und hinreißend empfunden haben, hätte nicht ein andrer Grund das literarische Urteil bestochen. Denn den anmutigen Sänger des Weines und der Liebe allein mochte man wohl freudig und dankbar in sein Herz schließen, konnte ihn aber keineswegs als Nationalpoeten verehren. Der Grund, dem Béranger diese höchste Verehrung dankte, ist ein äußerst schwerwiegender: seine Lieder boten den vollkommenen Ausdruck alles dessen, was Frankreich in den

Jahren der Restauration bewegte. Der Kaiser, den man in den letzten Jahren seiner Herrschaft als Bedrücker, Despoten und Verderber gehaßt hatte, war gestürzt; auf feindliche Heere gestützt, hatten die Bourbonen ihren Thron aufs neue besteigen dürfen. Ludwig XVIII. verstand es vorzüglich, sich unbeliebt zu machen. Die Herrschaft des Adels und Klerus begann wieder, die große Revolution sollte einfach aus dem Gedächtnis des Volkes gelöscht werden, die Männer, die unter Napoléon für ihr Vaterland gearbeitet und gefochten hatten, sahen sich mißachtet und bedrängt. Da erschien das Bild des Kaisers in ganz neuem Lichte. Gewiß, er war ein Bedrücker und blutiger Kriegsfürst gewesen — aber doch auch ein wahrhafter Heros, der Frankreich über alle Länder erhoben hatte. Und er war auch ein Sohn der Revolution, ein Kind des Volkes, ein Mann, der sich den Thron durch eigene Kraft, eigene Genialität erworben hatte, statt ihn „legitim“ zu erben. So wurde der Kaiser, halb zu Recht, halb zu Unrecht, der Heros all derer, die nach ruhmvollen Taten, nach Freiheit, nach Raum für das Wirken des Volkes verlangten. Den bourbonischen Hof bespöttelte man, die Entmündigung des Volkes häufte bitteren Groll. Zum politischen Freiheitsdurst trat der soziale; die ganze sozialistische Saat Saint Simons und Fourinos begann aufzugehen. Und all diese Gedanken und Empfindungen fanden ihren einfachen und volkstümlichen Ausdruck in Bérangers Liedern. Wer prüfte da gewissenhaft und rein literarisch, wie weit diese Lieder wahrhafte Dichtungen waren, wie schwer ihr ethischer und psychologischer Gehalt wog, wie originell und durchgearbeitet ihre Form war? Man konnte singen, wirklich und zwanglos herausssingen, was man im Kopf und Herzen trug. Und dafür war man Béranger dankbar, und deshalb feierte man ihn so überschwänglich. Eine spätere Generation dachte teils anders wie die damalige, teils war ihr das damals Neue derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie den ersten Sänger jener Dinge aus ihrer Weisheitsfülle heraus sehr trivial finden konnte. Und jedenfalls wurde Béranger nun rein literarisch beurteilt. Sein eigentlicher, dauernder Wert liegt aber bestimmt in der kulturhistorischen Bedeutung seiner Verse. Sie zeigen klar und deutlich die Verfassung des französischen Volksgeistes in jener Epoche. Darin berührt sich Béranger aufs engste mit Herwegh, der ja auch mit größter Verehrung zu ihm emporblickte. War Herwegh der weitaus leidenschaftlichere und poetischere, so war er auch der enger (auf rein Politisches) begrenzte Charakter. —

Bérangers Leben war recht dazu angetan, ihn zu dem Volksdichter zu machen, der er allmählich, nicht etwa auf einen Schlag, wurde. „Ce qui se passe dans la rue est souvent le point de départ pour le chansonnier“, betont er in seiner Selbstbiographie, und was auf der Straße vor sich ging, hat der Sohn armer „kleiner“ Leute aufs genaueste beobachten können. Sonst hat er nicht allzuviel gelernt, und das war vielleicht gut für ihn. Da konnte er zeitlebens mit völliger Unbefangenheit die Tagesmeinung des Volkes der Straße wiedergeben, brauchte keine Zweifel hineinzutragen, sah sich auch nicht zu tiefsinnigen philosophischen Spekulationen veranlaßt. Was an „Philosophischem“ in seinen Liedern liegt, reicht wirklich nicht über das Verständnis des einfachsten Menschen hinaus. Der liebe Gott ist ein gutmütiges, gemütliches Wesen, das seinen Geschöpfen alles Freundliche gönnt, ihnen den Wein und die Liebe geschenkt hat. Von der Kirche und allerhand andern irdischen Bedrückungsanstalten, die sich fälschlich seine Einrichtung nennen, will dieser Gott nichts wissen. Das ist Bérangers „Philosophie“. Desto besser beschlagen ist er in allen Dingen, die auf der Straße, in Dachkammern, die in den Köpfen des Volkes vor sich gehen. Das hält er fest, das macht er fangbar.

Pierre Jean de Béranger wurde am 19. August 1780 in Paris geboren. Mit dem „de“ in seinem Namen war es nicht weit her, er verspottete es später selbst. Das Kind wuchs bei seinem Großvater mütterlicherseits, einem Schneider, auf. Dorthin war seine Mutter zurückgekehrt, da ihr Mann, ein unruhiger, unbedeutender, stets abenteuernder Mensch, sie verlassen. Später nahm der Vater in Bérangers Leben noch eine peinliche Rolle ein. Er verwickelte den jungen Menschen in allerhand fragwürdige und gefährliche Geldgeschäfte mit den Anhängern der royalistischen Partei. Der Knabe erhielt vorerst gar keine Erziehung. Zu seinen ersten großen Eindrücken zählte der Sturm auf die Bastille, den er aus der Nähe mitansah, und der Anblick eines Pöbelhaufens, der blutige Feindeshäupter im Triumph einhertrug. Der Abscheu vor allem wilden Blutvergießen erwachte bald in Béranger, ebenso früh aber auch eine begeisterte Vaterlands- und Freiheitsliebe. Irgendwelchen kirchlich frommen Gefühlen war er schon als Kind unzugänglich. Als die Schreckensherrschaft in Paris begann, wurde der Knabe nach Péronne zu einer Verwandten geschickt. Die Tante, eine Gastwirtin, nahm ihn freundlich auf und erzog ihn, so gut sie es vermochte. Viel gelernt hat Béranger natürlich auch hier nicht. Mit 14 Jahren wurde er Buchdruckerlehrling und lernte bei dieser Gelegenheit richtig schreiben. Auch besuchte er in Péronne eine merkwürdige, republikanische Schule, die die kleinen Franzosen zu Staatsbürgern machen wollte. Da wurden Reden gehalten, da parlamentierte man und hielt auch militärische Übungen ab. Vom Latein oder gar vom Griechischen war nicht die Rede. Mit 17 Jahren kam Béranger nach Paris zurück und wurde hier in jene väterlichen Geldgeschäfte hineingezogen. Damals begann er schon zu dichten, beguügte sich aber durchaus nicht mit Liedern, sondern wälzte große dramatische und epische Pläne, die jedoch nie zur völligen Ausführung gelangt sind. (Dazu hätte sein ganz auf Lied und Genrebild beschränktes Talent auch gewiß nicht ausgereicht.) Der junge Mensch führte in diesen Jahren ein rechtes Bohèmeleben. Sehr wenig Bildung, noch weniger Geld, viel Frohsinn, viel Liebe, allmählich auch viele Verse und viele Erfahrungen. Seine hübschesten Lieder sind, wenn nicht in dieser Zeit entstanden, so doch stofflich daraus geschöpft. Ich erinnere an sein entzückendes Lied von der Dachkammer, in der er mit 20 Jahren glücklich war. Wie die Freunde da oben im 6. Stockwerk tranken und sangen und Hoffnungen schmiedeten und den Sieg von Marengo feierten, wie Lisette mit ihrem Schal statt eines Vorhanges das Fenster verhängte. Mit der Sittlichkeit nahm man es nicht allzu genau. „Jetzt weiß ich, wer für ihre Kleider sorgte,“ heißt es ohne allen Groll von Lisette. Auch hielt es Béranger bei allem Patriotismus für durchaus richtig, daß er sich auf ungesetzliche Art dem Militärdienst entzog. Vater und Sohn hatten sich, nachdem ihre Bankierrolle ausgespielt war, ein Lesekabinett eingerichtet, das sie vor dem Verhungern schützte. 1804 wandte sich Béranger mit seinen Versen an Napoléons Bruder Lucien Bonaparte und wurde von diesem unterstützt; 1809 fand er einen kleinen Subalternposten in der Universitätsverwaltung. Hier war er geborgen, bis er nach der Veröffentlichung seines zweiten Versbuches gehen mußte; da war er aber schon ein gefeierter und gesicherter Mann. Aus seinem späteren Leben sind nur zwei längere Freiheitsstrafen hervorzuheben, die er ohne viele Beschwer ertrug, und die ihm den Ruhm eines Märtyrers einbrachten. Die Rolle eines Mannes aus dem Volke spielte er auch dann weiter, als dies wirklich nur noch eine Rolle war. Er mochte nicht in der Akademie sitzen, nicht zu Hofe gehen, nicht zum Parlament gehören, in das er 1848 gewählt wurde. Er wollte nur Frankreichs bedeutendster Chansonnier sein, als Chansonnier zur Entwicklung der Dinge beigetragen haben. Als er am 16. Juli 1857 starb, 24 Jahre nach der Veröffentlichung seines letzten Gedichtbandes, hatte er die Höhe seines Ruhmes schon überschritten. —

Die Stücke, die Béranger 1815 als erste Sammlung veröffentlichte, hatten längst vor dem Druck ihre Verehrer und ihren Ruhm gefunden. Sie hatten sich als wahrhafte Volkslieder bewährt; ein paar Abschriften genügten zu ihrer weitesten Verbreitung, einer sang sie dem andern, und die harmlosen, leichtgefügten Verse prägten sich rasch ein. Von Politik war in dieser ersten Sammlung noch herzlich wenig zu spüren; sie enthielt vor allem das, was man heute Brettlied nennt. Aber, um den Wert solch eines Bérangerschen Liedes zu erkennen, vergleiche man einmal etwa Bierbaums „Maikaterlied“ mit Bérangers „Katze“. Der Deutsche begnügt sich damit, einige bloß scherzhafte Bemerkungen und Zusammenstellungen zum besten zu geben, der Franzose gibt eine vollkommene, dramatisch bewegte Handlung. Durch die Sehnsucht ihrer Katze nach dem draußen singenden Kater wird ein junges Mädchen verführt, den Liebhaber zum Fenster hereinzulassen. Sehr reizvoll hebt der Refrain:

„Miau! — Was willst du, Mieze? — Miau! — Ein Kater lockt“ den scherzhaften Mittelpunkt der kleinen Ballade hervor. Gerade bei so einfachen, durchaus liedartigen Stoffen tut ja der Refrain volle Wirkung; da belebt er, ruft den Stern der Sache ins Gedächtnis zurück, schmeichelt sich saugbar ein. Im übrigen ist der Refrain ein gefährliches Mittel, das Béranger bei größeren Themen nicht immer ungestraft verwandte, das sich da einfach nicht verwerten läßt, ohne Schaden zu tun. Zwingt doch der Refrain den Gedanken nach wenigen Sätzen immer wieder zum gleichen Punkt zurück. Hat nun der Gedanke im Lauf der Strophe einmal einen weiteren Raum durchmessen, so sind allerhand Verrenkungen nötig, um ihn zum Refrain zurückkehren zu lassen. Hierauf hat Sainte-Beuve mit völligem Recht hingewiesen.

Bérangers zweite Liedersammlung von 1821 enthielt schon einen großen Teil von dem, was ihn zum Nationaldichter machte. Die Regierung stellte ihm die Quittung aus, indem sie ihn zum erstenmal zu 3 Monaten Gefängnis verurteilte. Eine weitere Entwicklung ist späterhin bei Béranger nicht eigentlich zu spüren; höchstens daß er das soziale Moment in seinen Versen stärker betonte. Ich müßte die einzelnen Lieder etwas gewaltsam klassifizieren, wollte ich sie in napoléonische, politische und soziale gliedern. Denn sehr oft fließen diese Momente ineinander. Ich nehme etwa sein bestes Napoléongedicht: „Die Erinnerungen des Volkes.“ Die Großmutter erzählt den Kindern von „ihm“. „Er trug einen kleinen Hut und einen grauen Mantel.“ Sie erzählt, wie sie ihn in Paris gesehen, als sein Sohn getauft wurde, wie er 1814 auf der Flucht an ihre Hütte geklopft. Das ist scheinbar nichts als Napoléon-Verehrung (richtiger schon Götzendienst vor dem „petit chapeau“ und der „redingote grise“). Aber daß ihm das Volk in der strohgedeckten Hütte die Treue hält, wird doch recht geflissentlich betont, und die Schmach, auf der die neue Herrschaft basiert, ist grollend angedeutet. Ein andermal schildert Béranger den alten Korporal, der zum Tode verurteilt worden ist. Der Veteran aus den kaiserlichen Feldzügen ist von seinem bourbonischen Leutnant beleidigt worden und hat gegen ihn blankgezogen. Dafür muß er sterben. Die jungen Soldaten, die ihn zur Richtstatt führen, haben oft seinen Erzählungen aus der Zeit der Gloire gelauscht; nun weinen sie. Auch hier die straffste Handlung, auch hier die Verehrung des Kaisers und die dumpfe Anklage gegen das neue Regime ineinandergeschmolzen. Bisweilen bildet die Not der entlassenen Veteranen das Thema; dann dringt das soziale Element hinein.

Es fehlt aber auch nicht an etlichen Gedichten rein sozialen Inhalts. Bei uns dürfte „Die rote Hanne“ oder „Das Weib des Wilddiebes“ durch Chamissos freie Übertragung am bekanntesten sein. Ich vermag mich gerade für diese Stücke nicht zu erwärmen, obwohl ich weiß, wie stark sie auf die Literatur eingewirkt haben. Für sich betrachtet, sind sie doch in Rührung wie Anklage ziemlich philisterhaft.

Besser findet sich Béranger mit der rein politischen Satire ab. Das ist auch ohne weiteres begreiflich, weil er hier mehr im Element des Liedes ist. Er entwickelt da oft einen köstlichen Übermut, eine wundervolle Treffsicherheit. Ich nenne als einziges Beispiel den Rechenschaftsbericht, den der „Ventôse“, das Mitglied der Regierungspartei, 1848 seinen Wählern ablegt.

Chamisso übersetzt:

Liebe Wähler meines Kreises
Hört geneigten Ohres an,
Was für Euch, was für den König,
Was ich für das Land getan.
Volk und Staat verderben nicht,
Seht mein blühend Angesicht!
Auch ein Tisch!
Fleisch und Fisch!
Die Minister in Paris.
Ja, ja, ihr Tisch, ein Paradies!

Ich komme zum Schluß: Ein paar anmutige Liebeslieder und Genrebilder sichern Béranger einen bescheidenen Platz in der französischen Literaturgeschichte; einen weitaus bedeutenderen Raum aber wird er immer in der französischen Kulturgeschichte einnehmen als Repräsentant der Geistesströmungen in der Restaurationszeit.

Wir Deutschen endlich stehen in einem besonderen Verhältnis zu Béranger; denn unsre Dichter der dreißiger und vierziger Jahre haben an Stoff und Form viel von Béranger gelernt und bisweilen geborgt. So Heine und Herwegh, so auch mancher geringere Poet, wie etwa Karl Beck und Robert Prutz.

Viktor Klemperer.

Die Jubelausgabe von Goethes Werken

In den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts übernahm die Cottasche Firma den Verlag von Goethes Werken, die seitdem in vielen Auflagen von dort aus verbreitet wurden. Die Erinnerung an dieses Säkularwirken hat die Firma in einer schönen, wohlfeilen Ausgabe der Werke ehren wollen. Beim Erscheinen der ersten Bände haben wir in einer mittlerweile leider eingegangenen hochbedeutenden Wochenschrift das Unternehmen bewillkommnet und dessen Beachtung warm empfohlen. Es hat seinen Abschluß erreicht und liegt in vierzig Bänden, wie die Mehrzal der früheren Ausgaben, nunmehr vollendet vor. Vor den älteren Ausgaben zeichnet sich die neuere durch vorwiegend belangvolle — es sind auch einige schwächere — Einleitungen und zahllose Begleitnoten, namentlich aber durch eine übersichtliche Anordnung des Inhalts aus. Alles Zusammengehörende findet sich beieinander, worum es die früheren Ausgaben mehrfach zu wünschen ließen; manches dort Vermißte kam hinzu, manches Entbehrliche wird füglich ausgeschlossen.

Dem begabtesten unsrer Lyriker gehört die erste Gruppe: seine Gedichte in fünf Bänden, denen die größeren erzählenden Dichtungen als sechster sich anreihen. Der Vollständigkeit wegen bringt derselbe auch die Achilleis, deren Fragment die ausgebliebene Vollendung vernehmen läßt, so sehr auch da das hervorragende Können des Urhebers zu bewundern ist. Ganze neun Bände umfaßt die Gruppe der dramatischen Schriften, bedeutend als Leistung wie als Denkmäler einer ungewöhnlichen Dichterkraft, wiewohl auch, wie es bei derartigen Schöpfungen unvermeidlich, vielfach der Zeit eng angehörend und mit ihr vergehend: Jugenddramen, Singspiele, Zeitdramen, wovon kaum eines für die heutige Bühne Belang hat. Auch von den größeren und in sich abgeschlossenen Schöpfungen gilt solches teilweise: von den Dramen in Prosa gelangen nur einzelne noch zur Darstellung; verfehlte Versuche mit einigen warnen vor Wiederholungen, bei allem Aufwand vieltuvoller Bearbeitungen. Freudig sei anerkannt, daß die neue Ausgabe ein fatales Gelegenheitsstück, dem Dichter von seinen Sturgenossen in Karlsbad abgenötigt, nicht mehr aufgenommen: die Beite. Für eine einzige Szene, den eigentlichen Kern des Ganzen, verlangt es umständliche technische Zurüstungen, ist mit einer Menge Monologe, alles die Aufklärung der Zuschauer bezweckend, einem großen Aufwand unnötiger Personen und erzwungener Situationen belastet.

Um so freudiger begrüßt man die folgende Gruppe, die eigentlichen Erzählungen und sonstigen Berichte in fünfzehn Bände zusammenfassend. Die Reihe eröffnet der Werther, alles beigefügte weit überragend. Weitere vier Bände gehören dem Wilhelm Meister, gefolgt von den Wahlverwandtschaften; vier Bände alsdann Dichtung und Wahrheit, durch die zweibändige Reise in Italien und andere Reiseerinnerungen, einheimische und ausländische, ebenfalls zwei Bände, ergänzt. Den Schluß bilden die „Annalen“, mehr inhaltlich als hinsichtlich des Stilistischen zu beachten, bei dem nur unbedingte Verehrung für den Autor vorbehaltlose Befriedigung finden wird. Die noch übrigen zehn Bände führen den unsterblichen Schriftsteller als Lenker der deutschen Geschmacksbildung und als eigentlichen Gelehrten vor. Zuvörderst lernt man ihn in der trefflichen Cellini-Biographie als Übersetzer kennen; sie bietet viel Entzückendes und in der Wiedergabe Wohlgelungenes, so daß über einzelne Schwächen, die sich durch Ungunst der Umstände eingeschlichen, leicht hinwegzusehen ist. Den drei Bänden seiner Schriften über Kunst reihen sich ebenso viele über Literatur an; wenn auch etliches längst Vergessene und Überholte berührend, immerhin einer nicht unbelohnt bleibenden Beachtung würdig. Sie dürfte diesen sechs Bänden reichlicher und ausgedehnteren Kreisen zuströmen, als den beiden Schlußbänden, die der Naturforschung gehören, vielfache und nur bemessenen Lesertreuen verfügbare Vorkenntnisse voraussetzen, jedenfalls jedoch für Goethes gehaltvolle Vielseitigkeit zeugen.

Allen vierzig Bänden die gleiche Teilnahme und Bewunderung entgegenzubringen, wird schon daher schwer halten, weil neben Vollendetem, das hinfort über alle Zeit- und Lebensgestaltungen hinweg sich behaupten wird, auch vieles der eigenen Kulturepoche und den zunächst bestimmenden Bildungsverhältnissen eng angehört. Sie umfassen ein ganzes, rastlos strebendes und arbeitsvolles Leben, von Anfängen ausgehend, die nur für uns auf die später erreichte Vollendung hinweisen; sie mußte durch eine gewisse Ungelenkigkeit des im Greisenalter Geleisteten entgolten werden. Typisch dafür ist die einem unbefangenen Sinne unverlennbare Verschiedenheit der späteren Teile des Wilhelm Meister und des Faust, deren frühere allein voller Befriedigung gewiß sind. Zu deren Höhe werden keinerlei belehrende und beratende Noten die späteren Erzeugnisse bringen: die einem Kunstwerk erforderliche Unmittelbarkeit der Wirkung bleibt aus, und wo sie fehlt, geht es

Digitized by Google

ohne eine Selbstüberredung nicht ab. Auch Goethe hat eine Entwicklung durchmachen müssen, unvermeidlich an manche Begrenzung, an manche Unzulänglichkeit geknüpft. Dabei hat er nicht allein, nicht ohne Opfer an herrschende Zustände und ihre Forderungen ausschlaggebend sein dürfen. Viel Kraftvergeudung haben diese ihm abverlangt, viel Rückständigkeiten hatte er im Zeitgenössischen zu berücksichtigen. Was in dieser Hinsicht fehlte, hat er zu zeigen gewußt und vieles Treffliche selber dazu geschaffen. Hervorragende Begabung zeichnete ihn aus, aber der Höhe, die wir an ihm dankbar bewundern, hat er mit Fleiß und Mühe beharrlich nachgestrebt. Dieses gediegenen Selbstwertes hat man bei ihm stets eingedenk zu sein, auch wo der Bildungsgewinn nur mittelbar zu erweisen ist. In einem weit tieferen und reichhaltigeren Sinne, als es von Melanchton gilt, haben wir in Goethe den Praeceptor Germaniae zu verehren.

Bei der Neuauflage kam auch die neuere Schreibart des Deutschen zur Anwendung. Es dürfte vielerseits willkommen sein. Ob die Pietät gegen Goethe, der noch dem 19. Jahrhundert angehört, durch dieses Gewand aus dem 20. gebührend eingehalten worden, möge dahingestellt bleiben.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Kunst

Graf Leopold von Kalkreuth. Eine Kollektivausstellung des Malers Leopold von Kalkreuth, die man bei Cassirer in Berlin zu sehen Gelegenheit hatte, hinterläßt nachhaltige Eindrücke. Dem Kunstliebhaber sind diese Arbeiten eine Quelle tiefen und reinen Genusses aus mehrfachen Gründen. In einer Zeit, die wie die unsrige nachdrücklich und mit Recht die „Qualität" in der Malerei verlangt, weil sie das Handwerkliche verlernt hatte und ihr die Technik verloren gegangen war, gelangt man leicht zu einer Überschätzung der Form gegenüber Gegenstand und Inhalt. Eine solche Einseitigkeit veranlaßt den talentvollen, aber nicht genügend disziplinierten Künstler, das Mittel zum Zweck zu machen. Er legt dem geschmackvollen „Arrangement" zu viel Bedeutung bei; da es ihm versagt ist, durch den Stoff, der kraft einer allgemeingültigen Konvention interessieren müßte, den Beschauer zu fesseln, so sucht er durch virtuose Wache, durch kecke Pinselführung und geschickte, technische Behandlung der Farbe aufzufallen. Von alledem sind Kalkreuths Bilder frei, ja sie fallen neben andern Gemälden dadurch auf, daß sie nicht auffallen; ohne deren Fehler aufzuweisen, besitzen sie doch alle ihre Vorzüge. Hier ist eine Malerei für den Bürger, eine intime Kunst, still und freundlich, oft spröde, aber immer voll innerer Reize, die sie dem offenbart, der liebevoll um sie wirbt. Köstliche Landschaftsstudien, in denen eine Raumillusion von erstaunlicher Tiefe erreicht ist, bemalte Leinwandflächen von kleinster Dimension, die in ihrem farbigen Glanz jenes geheimnisvolle Leuchten haben, das uns unwiderstehlich immer und immer wieder vor sie hinzieht. Bilder, vor denen das Wort Goethes als Wahrheit empfunden wird, daß in den Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüt zur Anwendung geneigt sind, das Kleinod zu besitzen. Man möchte diese Bilder an den Wänden seines Zimmers haben, um sie Tag für Tag ansehen zu können. Man sucht sich vorzustellen, wie dieser Künstler arbeitet, von seiner Art zu schaffen Näheres zu erfahren. Man hat vor seinen Bildern das Gefühl, als seien sie Erinnerungsblätter, gemalte Memoiren, entstanden aus einer tiefen Freude an den Schönheiten der Natur, Dokumente ganz persönlicher Art, besonders bei den graphischen Blättern, die wie Tagebuchaufzeichnungen wirken und oft mehr über den Menschen als über den Maler Kalkreuth verraten. Eine große Leinwand, „Waldenburg", ist eine empfindsame, von der Liebe zu diesem Fleck Erde diktierte Schilderung, die sein verborgenes Wesen meisterlich trifft und ahnungsvoll begreifen läßt. Und diese Kunst, das verborgene Wesen der Dinge zu treffen, die ja recht eigentlich erst den Künstler ausmacht, verspürt man noch eindringlicher vor den Porträten. Das Bildnis der Frau Gräfin in der Tür ist bekannt. Es ist ohne Zweifel eins der schönsten Bildnisse der modernen Malerei überhaupt. Wie hier das Flächenhafte zum Dreidimensionalen gestaltet wurde durch die Behandlung des Lichts, das vom Garten her durch einen schmalen Gang auf die mit grüner Gaze bespannte Ateliertür fällt, nicht darin liegt der Reiz des Bildes; er scheint vielmehr von der Figur auszugehen, in der so überaus lebenswahr die drehende Bewegung, das Momentane ins Zeitliche übersetzt ist, noch mehr von dem wundervoll durchgezeichneten Kopf, aus dem ein Paar gleichsam durch Schmerz verklärte Augen den Beschauer treffen. Ähnliches gilt von dem Bildnis einer jungen Dame in schwarzem Kleid und Strohhut. Man würde es nicht erwähnen, wäre hier nicht Gelegenheit, von der malerischen Begabung Kalkreuths zu sprechen. Die junge Dame ist im Freien dargestellt bei bewölktem Himmel in einem gleichmäßigen, weichen Lichte. Sie sitzt und hält ein Skizzenbuch in der Hand. Die farbige Behandlung des Kleides, besonders in den Partien der tiefsten Schatten, in denen immer noch die klare Farbe leuchtet, und an den Stellen, wo der Kontur gegen die Luft absetzt, ist entzückend. Das eben macht den Wert dieses Künstlers aus, daß er in einer Zeit, der man in ihrer notwendigen, aber doch gefahrvoll einseitigen Mißachtung des Gegenständlichen nachgerade zurufen möchte: „mehr Inhalt", eine gute und hochachtbare Malerei zu bieten vermag, die auch den befriedigen muß, der von der Kunst verlangt, daß sie zum Gemüt spreche. **B.**

Allerlei

Blumenphilosophie

Im Garten wachsen hochragende Stengel mit grünen Blättern und kleinen rötlichen Blüten. Sie haben keine Form, keine Farbe, keine Schönheit, keinen Duft. Unbeachtet stehen sie im Schatten, neben dem roten und weißen Meer der Tulpen und Rosen. — Es kommt der Herbst und heißt all die schönen Blumenkinder des Sommers sterben. Und sie welken dahin, nacheinander, die vorher so rot waren und morgenschön, und die bescheidenen und unscheinbaren. Es ist das Los der Blumen, daß sie sterben müssen. Aber eine Blume kenne ich von denen im Schatten; das ist der hochragende Stengel mit den rötlichen Blüten, der läßt aus welkender Blätterhülle ein neues, feines, durchsichtiges Silberblatt hervorbrechen, das den Tod der schönen Schwestern überdauert. Und sinkt im Spätherbst der ersterbende Stengel als letzter zu Boden und breitet sich bald das weiße Linnen über die verschwundene und vergessene Sommerpracht, so erfreuen die gebrochenen Silberblätter, zu einem Strauß gebunden, noch lange des Menschen Auge.

Der Mensch gleicht der Blume, der farbenprächtigen und der unscheinbaren. Und das Menschenleben einem Blumensommer. Wie bald kommt des Lebens Herbst und rüttelt am blühenden wie am kümmerlichen Lebensstock. Unter den Herbststürmen haucht so manche Lebensblume, die äußerlich gar prächtig geschaut, mit der Blüte ihre Seele aus; unter den Herbststürmen enthüllt so manche Lebensblume, der man es nicht angesehen, ihren verborgenen innern Schatz, und der trotzt den Stürmen noch lange, wie das Silberblatt dem tötlichen Rauhreif. Und naht der Lebenswinter und die lange Ruhe, da hat ja wohl der liebe Gott da droben irgendwo eine Stube, wo er seine Menschenkinder beisammen hat, die farbenprächtigen und die unscheinbaren Menschenblumen, und wo er an den zarten, tapfern Silberblättern ganz besonders sein Herz labt. . . . . **H. Schnellbach.**

Gerichtet. Vor Apollon, den Gott der Dichter, trat mit hämischem Gesicht ein Denunziant.

„Göttlicher," sprach er und kroch beinahe auf dem Boden, „ich melde dir, daß der Poet Kleon dir keine Opfer mehr bringt. Er lästert deinen hohen Namen und sagt, er glaube nicht mehr an dich."

„Laß ihn zufrieden," erwiderte der Gott, „wir brauchen ihn nicht mehr zu strafen: er glaubt auch nicht mehr an sich selbst."

Georg Ruseler.

Die Harmonie des Seins

Ein letzter Schein erblichnen Leides singt,
wie es so schön gewesen und vergangen,
wie es die Welt mit Licht und Glanz umfangen,
sich ihrem Arm nun zögernd leis entringt.

Und da es langsam sich ins Dunkel schwingt,
durchrinnt die Welt ein abendliches Bangen.
Ob Lenz und Lust auch über sie gegangen,
ihr Lied der Sehnsucht immer weiter klingt.

Und morgen wieder wird ein Tag erstehn,
zu flücht'ger Freude Farbenfülle wecken,
und abends wieder wird ein Seufzen weh'n.

Ich werde wieder meine Hände strecken,
mit Sucherblicken durch die Weite späh'n
und doch ein Unfindbares nie entdecken. Curt Blaß.

Wiegenlied für ein großes Kind

Gelallen! mein zitterndes Herz, gelallen!
Schlage dich satt an Windes atmender Braut,
stille die Hast zu des Tritles gleichtönigem Takte.
Nur ruhig, mein Herz, nun — Gelallen!

Frommt es doch nicht, ins Endlose dich zu verträumen . . .
Hilft es doch nicht, im Wehe dich trotzend zu bäumen. . . .

Siehe, die Ruhe harret schon dein,
dich sanft zu umlächeln.
Warte, das Dunkel wieget dich ein
mit freundlichem Lächeln.

Schlafe nun, Herz, schlafe ein;
will dich freulich bedecken.
Morgen: sonniger Schein
möchte dich jubelnd erwecken.

Curt Blaß.

Via Appia

Ich hab' so manchesmal den Tod gesehn,
An Kirchenpforten sah ich oft ihn stehn,
An stillen Gräbern, wo Zypressen ragen
An rosenüberblühten Sarkophagen.
In Schatten stand er, Schatten blau und tief,
Der Träumer Tod, den gern ich Bruder rief.

Doch einmal sah ich ihn, da wuchs er groß,
Weit über alles Leben, grenzenlos.
Grabmäler hoben sich und Riesengrüfte
In graue tote lichterlorbne Lüfte;
Der Aquädukte trauervoll Gestein
Schloß trostlos einen großen Friedhof ein.

Und die Campagna dünete sich weit,
So riesentraurig, müd' von großer Zeit.
Die dumpfen Wolken hingen schwarz geschichtet
Auf all den Mälern, die der Tod errichtet.
Das war der Tod, der nicht mehr träumt und weint —
Dem vor der eignen Macht das Herz versteint.

Marguerite Woll.

Büchertisch

R. Schaukal: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten. München, bei Georg Müller, 1907.

Der Referent gerät in einige Verlegenheit, sobald er die Feder ergreift, um seine Meinungen über dieses Buch in einer „Besprechung" zu fixieren. Er hat mit aufrichtigem Vergnügen die köstlich gedruckten Kapitel gelesen, kennt viele Leute, von denen er weiß, daß es ihnen ebenso ergehen würde, hat auch mit jungen Freunden und Freundinnen angeregte Unterhaltung gepflogen über den geistreichen Stil und die witzigen Anmerkungen des Herrn von Balthesser, der zwar behauptet, nichts sei langweiliger als Bücher zu schreiben und doch jenes Zitat aus Henry Beyle als Motto auf die erste Seite gesetzt hat: Je trouve quelque fois beaucoup de plaisir à écrire, voilà tout. Und doch erlaubt ihm sein kritisches Gewissen nicht, dieses Buch in der üblichen Weise „freundlichst zu empfehlen". Er weiß, daß manche es indigniert aus der Hand legen werden, daß sie den Reiz, der in dem Improvisierten und Widerspruchsvollen liegt, nicht begreifen können und so gerade das, was den andern den Genuß bei dieser Lektüre ausmacht, als Anlaß zu ihrem Tadel nehmen werden. Und er fühlt auch das Nutzlose und Unzweckmäßige einer Rechtfertigung, die gar nicht im Sinne des Herrn von Balthesser wäre, unter dessen leider nicht gesammelten Sinnsprüchen und Glossen sich die Stelle findet: „Zu den Aufdringlichsten gehört ein Mensch, der sich rechtfertigt". Sicher ist, daß nur derjenige den Verfasser wird vollkommen verstehen können, der in einem ähnlichen Milieu erzogen und aufgewachsen ist. Es wird darinnen sehr viel von der Kultur gehandelt, deren Besitz vielen eine angeborene Selbstverständlichkeit und darum nicht der ausführlichen Glossierung wert erscheint. Von der Kultur der Gepflogenheit geht die Rede, jener konventionellen äußeren Ästhetik, die bei uns in Deutschland leider (!) nicht so allgemein verbreitet ist, wo vielmehr das Recht des „freien Künstlers" sich darin zu dokumentieren scheint, daß er im Gefühl geistiger Überlegenheit schmutzige Manschetten und eine unfrisierte Löwenmähne stolz und selbstbewußt zur Schau trägt. An die Lektüre, die jedermann immerhin riskieren sollte, wird man mehrfach im Leben erinnert werden; denn wie oft begegnet man Menschen, von denen man leise und ganz im Stillen wünschen wird, sie möchten jenes Buch mit Vorteil gelesen haben, das man nicht anstehen würde, eine Art „guten Tones" zu nennen, wüßte man nicht genau, daß niemand mehr darüber ägerlich sein würde, denn Andreas von Balthesser selber, als welcher gesagt hat, derlei Wegweiser und Handbüchlein, enthaltend „Normalien für Anstand", seien von niederschmetternder Lächerlichkeit, womit er denn auch nicht so ganz unrecht haben mag. **W. C. B.**

Charlotte Knoeckel. Kinder der Gasse. Preis 4 M. 340 S. — Die Schwester Gertrud. Preis 2,50 M. 260 S. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Der erste dieser beiden Romane ist im vergangenen Jahr erschienen und hat einen ziemlich starken Eindruck hinterlassen, deshalb, weil er für ein Erstlingswerk eine ungewöhnliche Sicherheit in der Sprache und in der künstlerischen Absicht zeigt. Wenn man Klara Viebig als Vorbild nennt, so scheint mir doch zu weit gegangen, von einem Lehrer- und Schülerverhältnis zu reden. Es liegt einfach so, daß die Viebig als erster Dichter und zumal als Frau in Deutschland dem Naturalismus im modernen Roman Anerkennung und Heimatrecht erkämpft hat. Ich weiß augenblicklich kein Buch unserer neuen Literatur zu nennen, das mit gleicher Frische und unbekümmerter Derbheit das kleinstädtische Fabrikproletariat schildert. Dieser Roman spielt in der pfälzischen Metropole Neustadt a. d. Hardt; es ist die Jugendgeschichte von einem Haufen Hinterhauskinder, Spiel und Leid und Leiden, Not und Verderbnis, frühe Arbeit und Tod, der jähe Sturm geschlechtlicher Reife, der Druck langer Krankheit, Alkohol — — man sieht, kein anmutiger Stoff. Wer von der Kunst Erbauung und freundliche Eindrücke erwartet, braucht sich über das Buch nicht erst zu ärgern. Wer sich aber lediglich dafür interessiert, wie einem gegebenen Stoff die künstlerische oder sagen wir zunächst: die literarische Form gegeben wurde, der soll es ruhig mit dem Buch versuchen. Wir sagen nicht, daß das Buch, absolut gemessen, sehr hohe Werte darstellt; dazu ist es zu stark mit einer Reihe romanhafter Dinge belastet, und die einzelnen Figuren sind eigentlich durch die Bank über eine äußerliche Genauigkeit nicht hinausgekommen. Aber wie mir scheint: der Milieu-Eindruck ist gut, vielleicht oberflächlich, aber so, daß das Wesentliche haftet. Man bekommt sozusagen den Geruch der Umgebung. Als soziales Dokument erscheint das Buch von einigem Wert: das kleinstädtische Proletariat mit kleinbürgerlichem Ideal, der tüchtige, ruhige Arbeiter, der sich mit zwei Kindern begnügt, wird schließlich kleiner Weinbergbesitzer; die Sozialdemokratie existiert noch nicht, oder höchstens als Ausrede eines arbeitsscheuen Burschen. — Das zweite Buch der Knoeckel bildet zum ersten einen absoluten Gegensatz; kein lautes Buch um triviale Geschehnisse, sondern ein stilles, angespanntes Mühen um die These: darf man einem Menschen, der verdammt ist, blöde und gelähmt weiterzuleben, den Tod geben? Die These wird bejaht, nachdem die Handlung, arg romanhaft, so kompliziert ist, daß die Schwester Gertrud der Frau ihres einstigen Geliebten die Befreiung vom Elend gibt, um zugleich ihn, den frohgemuten Künstler, von der kranken Frau zu befreien. Das Buch hat, wie mir scheint, einige glänzende Schilderungen aus dem Krankenhausbetrieb. Aber es ist unfrei, der Stil häufig in seiner Erregtheit langweilig und manieriert; die Deutlichkeit des Problems und ein paar klitschige Partieen verstimmen. — Das erste der beiden Bücher hat immerhin Schmiß und Lebhaftigkeit; man muß es in der modernen Frauenliteratur sich mit einem Strich anmerken. **H.**

Schrempf. Über Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie. Stuttgart 1907, Frommann, 60 Pf.

In seiner Rede zum Antritt des akademischen Lehramts setzt sich der scharfsinnige Verfasser mit der Wundtschen Auffassung von der Aufgabe der Philosophie auseinander und zeigt dann, besonders an dem Beispiel des Verhältnisses von Religionsphilosophie zu religiöser Erfahrung, wie tatsächlich die gemein-menschliche Erfahrung bereits alle Probleme enthält, die sich dem Philosophen aufdrängen. So begründet er mit Recht die Forderung, daß die Philosophie jedem Menschen zugänglich sein muß, der Lust und Mut hat, sein eigenes Leben zu ergründen. Der in diesem Sinn gemeinverständliche Philosoph wird zuerst aus der rohen Erfahrung die reine Erfahrung, d. h. das wirkliche Erlebnis (ohne Deutung, ohne Theorie von außen oder von innen her) aussondern. Diese reine Erfahrung ist mit anschaulichem, lebendigem Wort zu erfassen, nicht im Kunstbegriff zu ersticken. Zur Erprobung des Wahrheitsgehalts der eigenen Erfahrung kann die Geschichte und ihre Kenntnis nur ein Hilfsmittel der Veranschaulichung, niemals eine unmittelbar erzeugende Kraftquelle sein. — Wir wünschten, daß in diesem Sinne philosophiert würde. Dann würde das odium der Philosophie fallen und die Lust zu selbständiger Weltanschauung wachsen. Die Wissenschaft würde aus ihrer unerträglich werdenden Überhebung durch Menschen, die nur Resultate genießen, aber nie forschen wollen, erlöst und ihre Rolle richtig eingeschätzt. Wir begrüßen diese feine Abhandlung des Stuttgarter Gelehrten warm. **Traub.**

A. Bock. Hessenluft, Novellen. E. Fleischel u. Co. Berlin 1907. Preis 2 M. 192 Seiten.

An realistischen Spezialschilderungen von Land und Leuten ist unsre Literatur nicht arm, und immer kommen neue hinzu. Besonders scheint mir das volkstümliche Element bevorzugt; sogenannte Bauernromane als Ausschnitte aus einem Stück Volkstum sind eine häufige Erscheinung der modernen Novellistik. Die vorliegenden sechs Novellen von Bock atmen süddeutsche Luft. Aus dem Lokalkolorit des Hessenlandes wächst das derbe Bauernleben in seiner gedrungenen Eigenart. Die Menschen sind alle lebenswahre Bauernnaturen, die mit ihren Ecken und Kanten fest in ihrer Heimatscholle wurzeln. Inhaltlich dreht es sich meist um das Liebesleben; da erfreuen wir uns an seinem Humor, an einem gut Teil Bauernpfiffigkeit, und erleben Schicksale, wo die Leidenschaft und das wilde Blut die Menschen fortreißt zu Mord und Ehebruch; wo der Strauchelnde aber auch freiwillig seine Tat büßt. Noch im Falle bewahren diese Bauern ihre naturwüchsige frische Größe. Dem Leben findet man manchen intimen Zug abgelauscht, die Schilderung dringt in die

Tiefe der Bauernseele. Die Darstellung entbehrt jeder Gemachtheit, und die Sprache und der mäßige Gebrauch des Dialekts wirken schlicht und natürlich. **H. S.**

Walter Frühauf. Praktische Theologie. Kritiken und Anregungen. E. Pierson, Dresden. Preis 2,50 M. 167 Seiten.

Das Büchlein geht von der Tatsache aus, daß die drei praktischen Disziplinen der Theologie: Dogmatik, Ethik und Praktische Theologie zu wenig Beziehung und darum auch zu wenig Einfluß auf das praktische Leben haben. Er weist das an den Lehrbüchern von Kaftan, Herrmann, Häring, Achelis u. a. nach, die in Bücherweisheit und Historizismus stecken bleiben und die Erörterung moderner Probleme der Literatur überlassen. Was für Aufgaben hätte eine zeitgemäße Apologetik! Er bringt die Vorwürfe gegen die kirchliche und theologische Arbeit auf die Formel: die Kirche besitzt keinen Zeitgeist. (S. 74). Auch der ev.-soz. Kongreß sei nicht volkstümlich genug, zu akademisch, was der letzte wieder bewiesen hat; ebenso seien die religionsgeschichtlichen Volksbücher auch nur für die Gebildeten. Dem Verfasser liegt alle Einseitigkeit und aller Dogmatismus fern. Mit weitoffenem und weltfreudigem Sinn steht er mitten im Leben und stellt immer wieder die Frage: Wie fängt man es an, den Menschen durch Religion zu bessern und zu erheben?

Er beklagt, daß das Bewußtsein von der umschaffenden Kraft der Religion verloren gegangen zu sein scheint (S. 149). Er berührt sich manchmal mit Naumann, z. B. S. 92. Es gibt mancherlei in der Welt, das mit dem Christentum nichts zu tun hat. Wie haben sich hier die Menschen zu verhalten? Überall tritt er für Voluntarismus und gegen Intellektualismus ein. Es gibt wenige Bücher, die soviel Menschenkenntnis bezeugen und predigen: alle Menschenklassen und -Typen sollen berücksichtigt werden. An solchen Stellen ist die Sprache von hinreißender und erbaulicher Kraft und ein mächtiger Antrieb zu praktischer Arbeit an den Menschen, wie sie sind. **Kfr.**

Heinrich Freese. Das Pfandrecht der Bauhandwerker. Preis 3,60 M. 342 Seiten. Geheftet. Verlag von Emil Perthes. Gotha 1901.

In diesem erschöpfenden Werke hat der seit Jahren unermüdlich für die gute Sache der Bauhandwerker tätige bekannte Bodenreformer und Sozialpolitiker die Summe seiner früheren zahlreichen Studien und praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Bauhandwerkerelends und Bauhandwerkerschutzes in einer überaus klaren und durchsichtigen Weise zusammengetragen. Wir werden auf das anschaulichste von der großen Notlage und den ungeheuren Verlusten des Bauhandwerkerstandes (in den Jahren 1891—93 in Berlin allein 75 Millionen Mark) unterrichtet; wir erfahren, daß der Schutz des § 648 B. G. B., der dem Bauhandwerker einen Anspruch auf Eintragung einer Sicherheitshypothek im Grundbuch wegen seiner Bauforderung einräumt, ganz ungenügend ist. Auf Grund einer äußerst instruktiven und höchst interessanten Darlegung der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihrer ungemein praktischen Bewährung, gelangt Freese zur Empfehlung fast uneingeschränkter Übertragung der amerikanischen, gesetzlichen Vorschriften auf Deutschland. Überzeugend weist der Verfasser nach, daß es nur eine Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit sei, im Zwangsvollstreckungsverfahren eine getrennte Abschätzung der Baustelle und des Gebäudes vorzunehmen. Der bei der Zwangsversteigerung erzielte Gesamtverlös ist dann verhältnismäßig zu verteilen; der Verkäufer des Grundstücks (die spekulative Terraingesellschaft) hat wegen ihrer „Restkaufgeldhypothek" nur Anspruch auf den dem Wert der nackten Baustelle entsprechenden Teil des Erlöses; der auf das Gebäude entfallende Teil des Erlöses soll ausschließlich dem Baugeldgeber und den Bauhandwerkern zufallen. Als Maßregel gegen eine mißbräuchliche Verwendung der Baugelder schlägt Freese unter eingehender Begründung vor: der sogenannte Baugeldervertrag muß zur Einsichtnahme der Interessenten dem Grundbuchamt eingereicht werden — so könne der Bauhandwerker leicht ersehen, wieviel Kapital dem Bauunternehmer von dem Kapitalgeber zur Verfügung gestellt wird, wann die einzelnen Baugelddaten fällig werden usw., danach können sie dann die Höhe ihres Kredits einrichten. Und weiter verlangt Freese, daß sämtlichen Baugläubigern das Recht eingeräumt werde, ihre Bauforderungen durch eine vorläufige Pfändungsmitteilung an den Baugeldgeber zu sichern; dieser darf dann nicht mehr an den Unternehmer zahlen, sondern muß hinterlegen. Rezensent kann das vorliegende Werk als die beste Einführung in dieses schwierige Gebiet nur auf das wärmste empfehlen. Die reifen und wohldurchdachten Vorschläge des Verfassers sind von entschiedenem Einfluß auf den unlängst dem Reichstage vorgelegten Regierungsentwurf eines Gesetzes über die Sicherung der Bauforderungen gewesen; namentlich räumt jetzt endlich § 2 des Entwurfs der Gesamtheit der Baugläubiger ein gesetzliches Pfandrecht an der Forderung auf Auszahlung des Baugelddarlehns ein. Im einzelnen diese weitgehende Beeinflussung des Entwurfs durch das ganz treffliche Werk Freeses darzulegen, ist hier nicht der Ort. Nur kurz sei seine Lektüre nochmals auf das dringendste nahegelegt; es ist noch heute das klassische Standard-Werk über alle einschlägigen Fragen. **Dr. Bovenstepen.**

Kunstwartverlag Georg D. W. CALLWEY, München.

Liebermann - Mappe

mit Begleitwort von Ferdinand Avenarius · herausgegeben vom Kunstwart

In der Ausstattung der Vorzugsausgabe unsrer Mappen, jedoch in steifer Kartonhülle. — Preis 10 Mark.

Es ist nur durch das ausserordentliche Entgegenkommen und die tätige Hilfe des Künstlers möglich geworden, diese grösste Bilderpublikation seiner Werke überhaupt herauszugeben. Die Mappe umfasst 20 Vollbilder, 27 Text-Illustrationen und ein Selbstbildnis des Künstlers.

O. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Erziehung im Hause

von Charlotte M. Mason. Deutsch von E. Kirchner

[4153

„Wir finden hier kraftvollen Extrakt. In kurze Kapitel zusammengefasste Resultate heiläugiger Beobachtung und tiefen Nachdenkens. Es gibt kaum eine Erziehungsfrage, auf die wir nicht Antwort finden. Ein trefflich zusammengestelltes Register erleichtert das Auffinden des Gesuchten."

Dezember 1906. Baltische Frauen-Zeitschrift.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Pension Beitter-Ebret

Jägerhausstr., Heilbronn (Württemberg).

Kindererholungsheim mit Schulunterricht für geistig normale, aber körperlich zarte Kinder im schulpflichtigen Alter. Erfolgreicher Ferienaufenthalt. Heim f. Waisen. Näheres durch Prospekte.

Anerkannt

EM pflege meine bekannten feinen milden Qualitäts-Zigarren, assort. a. f. Sumatra-Brasil-Tabak, große Fac. 16jähr. Spezialität.

1. Marke „Grebe" M. 4½
2. „Mylady" M. 5.–
3. „La Calidad" M. 6.–

per Kasse K. (100 St.) 3.10 franko. Viele freiw. Zeugn. v. H. Pfarrern, Lehrern, Ärzten etc. Preislisten fr.

Heinr. Grebe

Bremen 27, Zigarrenfabr.

Vorzüglich

Billige Briefmarken

Preisliste gratis. Schöne Auswahl bereitwilligst.

Rich. Wrede, Köln-Rh., Schalistr. 13.

Fordern Sie gratis Katalog über Nutzgeflügel, Brutei., mod. Geflügelhäuser, Brutmasch., Zuchtgeräte etc. Geflügelpark in Auerbach, Hessen.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroffenen Holländischen Tabak 10 Pfd.-Beutel franko 8 Mk. [1960

Zigarren billigst!

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 30

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 28. Juli 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Bülows Strandgespräch — Der neue Syllabus — Der Fall Schellenberg — Dänen und Polen — Wie wird der Verlauf der preußischen Wahlrechtsbewegung sein? — Sozialdemokratie und Landtagswahlrecht — Drenckmann). — **Naumann:** Moral und Kolonialpolitik. — **Dr. Eugen Katz:** England und Deutschland. — **Dr. Franz Oppenheimer:** Die preußische Polen-Politik. — **Ein alter Diplomat:** Andre Zeiten! andre Diplomaten! — Soziale Bewegung. — Aus unsrer Bewegung.

Traub: Krankheit. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun. **H. Georges:** Richard Strauß. — **Eduard Saenger:** Der nickende Bonze. — Allerlei. — Büchertisch. — Briefkasten.

Politische Notizen

Bülows Strandgespräch. Der Deutsche Reichskanzler hat dem französischen Journalisten Huret eine lange nette Unterredung gewährt, die in freundlicher Form alte Wahrheiten verkündigt. Es ist aber immerhin gut, daß in Frankreich diese Plauderei gelesen wird. Für uns kommen nur einige Sätze in Betracht, die Bülow über Liberalismus und Sozialismus sagt. Er unterschätzt die Unterschiede zwischen Liberalen und Konservativen, wenn er sagt: „Die beiden sind nicht gar so verschieden." Der Reichskanzler selbst wird es im nächsten Winter merken, daß zwischen beiden nicht bloß die große Verschiedenheit der Handelspolitik liegt, sondern auch Verschiedenheit in der Auffassung des preußischen Wahlrechtes und der Reichsfinanzen. Diese beiden Punkte werden der Diplomatie des Kanzlers noch viel zu tun geben, und wir sind neugierig, ob er übers Jahr noch immer sagt: sie sind gar nicht so verschieden! Was die Sozialdemokratie anlangt, so ist mit Befriedigung festzustellen, daß Bülow den „Mut der Kaltblütigkeit" hat und nicht daran denkt, irgendwelche Zwangsmaßregeln zu ergreifen. Er spottet über Herrn Bebel, der „tausendmal mehr Autokrat ist als ein indischer Maharadja", sagt von den Führern des deutschen Sozialismus, daß sie „dogmatischer sind als irgend ein Priester des Mittelalters", aber er glaubt nicht an eine Staatsgefahr, die von unten her kommt. Die Möglichkeit, daß die Sozialdemokraten eine Majorität im Reichstag besitzen, nennt er eine „ungeheuerliche Hypothese". Sein Programm liegt in den Worten, daß „es eine sozialistische Gefahr nicht gibt, wenn die Konservativen und die Liberalen sich zu einer Aktion der sozialen Verteidigung vereinen". Worin aber diese friedliche Aktion der sozialen Verteidigung bestehen soll, wird nicht weiter ausgeführt, es ergibt sich nur aus dem Zusammenhange, daß von einer Aufwärmung alter Umsturzgesetze nicht die Rede sein kann. Die beste Aktion ist ein liberales Vereinsrecht im Reich und ein liberales Wahlrecht in Preußen.

Der neue Syllabus. Der neue Papst fängt an, ein erkennbarer geschichtlicher Charakter zu werden. Ob er es selber ist, der diesen Charakter schafft oder ob er ein Werkzeug in den Händen einer „Nebenregierung" ist, kann für die Außenwelt gleich sein. Soviel ist sicher, daß mit seiner Thronbesteigung die Periode der politischen Diplomatie Leos XIII. abgeschlossen ist, und daß die Kirchenherrschaft als Glaubensbeherrschung in den Vordergrund tritt. Pius IX. steigt wieder empor. Immerhin ist ein Unterschied zwischen dem Syllabus von 1864 und von 1907. Damals wurden nicht nur theologische, sondern auch soziale und politische Theorien verurteilt, diesmal aber sind es nur theologische Sätze, die verdammt werden. Auch ist die Form der Verdammung eine mildere. Was aber den Inhalt der jetzt verurteilten Theologie anlangt, so ist es zu einem guten Teile der moderne Protestantismus, der bekämpft wird. Die Herausgabe des Syllabus beweist, in wie starker Weise sich die Geistesströmung des modernen Protestantismus auch innerhalb der katholischen Kirche fühlbar macht. Wenn man die Sache etwas übertrieben ausdrücken will, so kann man sagen, der Syllabus sei gegen die Ausstrahlungen der Harnackschen Richtung auf den Katholizismus gerichtet. Wie sich die gebildeten deutschen Katholiken zu diesen römischen Entscheidungen verhalten werden, ist abzuwarten. Wir glauben, daß sie sich formell unterwerfen werden und sachlich ungefähr weiter arbeiten werden wie bisher, das heißt: es wird auch in Zukunft ein gewisser Geistesaustausch vorhanden sein. Der Katholizismus kann nicht ohne Fühlung mit dem allgemeinen Gang der Wissenschaften bleiben, selbst wenn es von seiner obersten Autorität verlangt wird.

Der Fall Schellenberg. Das Schicksal unsres Wiesbadener Parteifreundes, welcher der freisinnigen Vereinigung seit ihrer Gründung angehört, empört mit Recht alle liberal Gesinnten. Dr. Schellenberg wurde als Vertrauensarzt der Postverwaltung kurzerhand gekündigt, weil er in der Stichwahl zwischen dem „Nationalliberalen" Bartling und dem Sozialdemokraten für den letzteren gestimmt habe. Wir fügen hinzu, daß Bartling eigentlich konservativ ist, und daß er deshalb durch die Gegnerschaft fast aller Freisinnigen zu Falle gebracht wurde. Diese Maßregelung, die wegen der in ihr enthaltenen Verletzung der Wahlfreiheit und des geheimen Stimmrechts geradezu ein Skandal ist, geht selbst der „Kreuzzeitung" über die Hutschnur. Das stockkonservative Blatt schreibt:

„In der offiziösen Presse wurde es so dargestellt, als ob Dr. Schellenberg Sozialdemokrat sei und man sich an ihm eines politischen Einflusses auf die Postbeamten zu versehen habe. Das ist offenbar unrichtig, denn Dr. Schellenberg erklärt in der N. A. Z., er sei Mitglied der freisinnigen Vereinigung seit ihrer Gründung und habe nur in der Stichwahl dem Sozialdemokraten gegen den Rechtsnationalliberalen seine Stimme gegeben. So bedauerlich es ist, daß ein Angestellter des Staates aktiv zur Wahl eines Sozialdemokraten beiträgt, so gefällt es uns doch nicht, daß man eine geheime Stimmabgabe zum Gegenstand einer Untersuchung macht." — — —

Hatte also schon das Verhalten des Staatssekretärs Krätke gezeigt, daß sein konservativer — Geist sich noch recht wenig mit liberalem gepaart hat, so war die Haltung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in der Angelegenheit ebenfalls geeignet, das Mißtrauen der Liberalen gegenüber der Regierung wachzuhalten. Das offiziöse Blatt schämte sich nicht, den Namen des Herrn Dr. Schellenberg mit der Bezeichnung „nicht stubenrein" zu verbinden, ein Wort, das bekanntlich sonst auf junge Hunde Anwendung findet. Will man mit solchem Verfahren die Liberalen gewinnen? Selbst wenn man die Tonart der Redaktion der „N. A. Z." zugute hält, in der man anscheinend mit dem Dreschflegel besser als mit der Feder umzugehen weiß, so bleibt doch ein schwerer sachlicher Verstoß

der Reichspostverwaltung übrig, über den sie wohl noch an andrer Stelle Rede zu stehen hat.

Dänen und Polen. Es ist wohl kein Zufall, daß ziemlich gleichzeitig gemeldet wird, die Regierung wolle in ihren Plänen gegenüber den „Protestlern" beider Richtungen gewisse Modifikationen eintreten lassen. Herr v. Bülow, der Oberpräsident der Provinz Schleswig-Holstein, hat auf dem Festmahl der Landwirtschaftskammer eine höchst vernünftige Rede gehalten, aus der herausklang, daß die Regierung den „Köllerkurs" verlassen und persönlichere Saiten aufziehen will. Wie nötig das ist, zeigte sich aus der Art, wie Graf Rantzau dem Oberpräsidenten entgegentrat. Dieser feudale Herr stellt so recht den Typ dar, der die preußische Politik in zahllosen Fällen unnötig unbeliebt gemacht hat. Manchem Beamten, der bei dem Mangel anderweitiger Befähigung durch „Schneidigkeit Karrière" zu machen hoffte, mag Graf Rantzau aus der Seele gesprochen haben, den Interessen des Reiches hat er nicht genützt, denn die erfordern, wie die „Nordd. Allg. Zeitung" richtig erklärt, die Pflege der besser gewordenen Beziehungen zu dem dänischen Nachbarstaat. — Wesentlich anders geartet ist die Behandlungsfrage der Deutschen polnischer Sprachangehörigkeit. Hier ist die Politik des Kürassierstiefels noch nicht verlassen, aber es scheint doch, als sollte eine verhängnisvolle Überspannung in letzter Stunde vermieden werden. Wie nämlich verlautbart, denkt die preußische Regierung nicht mehr an die Form des Enteignungsgesetzes, gegen die auch wir uns energisch gewandt haben. Jede wirksame Bekämpfung des Polentums durch innere Kleinkolonisation wird der entschiedene Liberalismus gern und freudig unterstützen. Ausnahmegesetze aber, die bisher dem Deutschtum nur geschadet und gar nichts genützt haben, wird er nach wie vor bekämpfen.

Wie wird der Verlauf der preußischen Wahlrechtsbewegung sein? Eine Mitteilung der „Neuen pol. Korrespondenz" weist darauf hin, daß eine Wahlreform erfahrungsgemäß eine Sache von mehreren Jahren ist, wie man das in Bayern, Württemberg und Hessen sehen kann. Deshalb sei es unmöglich, den preußischen Landtag in seiner letzten Session mit dieser langwierigen Angelegenheit zu befassen. „Mehr als eine generelle Stellungnahme zur Wahlrechtsfrage wird man von der Regierung für die nächste Tagung nicht erwarten dürfen." Uns ist das zu unbestimmt. Das richtige Vorgehen würde sein, daß die Regierung ihren Reformplan in der Thronrede ankündigt und dem Landtag sofort eine Vorlage macht. Diese Vorlage würde dann den Inhalt des Wahlkampfes ergeben. Mit bloß genereller Stellungnahme ist für die Regierung kein erfolgreicher Wahlkampf zu führen. Sie wird dann das Mißtrauen der Rechtskonservativen geweckt haben, ohne das Vertrauen der übrigen Volksteile in den Ernst ihrer Reformabsichten genügend zu stärken. Wenn die Regierung einmal vorhat, das schwere Werk der preußischen Wahlreform anzufassen, muß sie vom ersten Tage an dabei eine feste Hand zeigen. Sonst denkt man zu sehr an die verflossene Kanalvorlage.

Sozialdemokratie und Landtagswahlrecht. Der „Vorwärts" will immer noch nicht zugeben, daß die sozialdemokratische Demonstration gegen das preußische Wahlrecht im Januar 1906 ins Wasser gefallen ist. Das mag er nun halten, wie er will, er kennt ja die Vorgänge jenes Sonntags so gut wie wir! Wichtiger für uns ist die Frage, ob der Freisinn seine Schuldigkeit getan hat oder nicht. Wenn man den „Vorwärts" liest, so erscheinen die Freisinnigen als „Wahlrechtsheuchler, denen man die Maske vom Gesicht reißen muß". Das gehört leider zur politischen Methode des „Vorwärts", daß er diejenigen beschimpft, deren Mithilfe er verlangt. Durch diese Methode macht er uns die Arbeit unsäglich schwer, denn es ist in der Tat eine fast übermenschliche Geduld, die der Freisinn beweisen soll, wenn er den Sozialdemokraten behilflich sein soll, in den Landtag einzutreten. Ohne diese fast tägliche Beschimpferei würde es sicher viel leichter sein, gemeinsame Aktionen zur Erlangung von Volksrechten herzustellen. Der Freisinn ist in allen seinen Teilen grundsätzlich für Demokratisierung des preußischen Landtagswahlrechtes, und wenn er in Zeitungen und Versammlungen sich nicht immer mit ganzer Wucht dafür eingesetzt hat (was wir nicht in Abrede stellen), so hat sich das die Sozialdemokratie selbst zuzuschreiben. Kein bürgerlicher Liberalismus in der ganzen Welt würde die Angriffsmethode der Sozialdemokratie aushalten, ohne dadurch abgekühlt zu werden. Bei dieser Sachlage ist das, was der Freisinn in Wirklichkeit getan hat, nicht gering einzuschätzen. Wir erinnern an Brömels Reden im Landtag und Dr. Barths und Dr. Breitscheids Versammlungen in vielen Städten. Eine Straßendemonstration ist vom Liberalismus nicht zu verlangen, was aber im Landtag getan werden konnte, das hat er getan. Der „Vorwärts" verschiebt die Sachlage, wenn er Zentrum und Freisinn als eine einheitliche Größe behandelt. Wir haben in Wahlrechtsfragen gar nichts mit dem Zentrum zu tun.

Drenckmann. Herr Dr. Rohrbach schreibt uns: „Zu meinem zweiten Artikel über den Fall Peters in der vorigen Nummer möchte ich nachträglich noch bemerken, daß ich von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht werde, daß der Kammergerichtspräsident Drenckmann nicht besonders zum Vorsitzenden in dem Disziplinarverfahren gegen Peters ausgesucht wurde, sondern dieser Vorsitz mit der dienstlichen Stellung Drenckmanns an sich gegeben war. Die bekannte, grundsätzliche Haltung Drenckmanns in derartigen „Disziplinarfragen" und in der Anwendung enger, rein formalistischer Gesichtspunkte auch in solchen Fragen, die eine Rücksichtnahme auf andersgeartete Verhältnisse verlangten, traf also auch ohne spezielle Auswahl mit den Wünschen der damals in der Kolonialverwaltung maßgebenden Persönlichkeiten zusammen."

Moral und Kolonialpolitik.

Schon oft ist früher vor 10 und 12 Jahren in der „Hilfe" über Moral und Politik geredet worden, damals als wir von der evangelisch-sozialen Gesinnung her den Weg zur politischen Tätigkeit gesucht haben. Die meisten von uns, die wir von Anfang an zur „Hilfe" gehören, sind aus moralischen Gründen in die Politik hineingegangen. Uns bewegte der schreiende Unterschied zwischen den Gegenwartsverhältnissen der meisten Mitmenschen und den Forderungen einer sozialen Moral, die kein Glied des Volkes unnötig will leiden sehen. Wir kamen zum Staat und verlangten von ihm, daß er der Verwirklicher der Moral werden solle. Das war der Gedanke von der „Durchdringung des Staats- und Wirtschaftslebens mit wahrhaftem Christentum" oder, wenn man es lieber so ausdrücken will, mit Humanität, ein Gedanke, den Wichern, der Vater der Innern Mission, zuerst für uns in dieser Weise ausgesprochen hatte, und der in allen religiös-politischen Bewegungen irgendwie wiederkehrt. Wie es der Staat machen sollte, um moralischer zu werden, wußten wir zunächst selbst nicht genügend, hielten aber die Forderung für so sicher und nötig, daß wir sie in die Welt hineinriefen, ohne uns selber verpflichtet zu fühlen, den Weg ihrer Durchführung im einzelnen zu beschreiben: Das mögen die Politiker ausmachen! Wir als Moralisten haben nur zu fordern, daß die Moral die Welt und also auch den Staat zu beherrschen habe!

An diese Jugendstimmung unsrer Bewegung sind wir in diesen Tagen oft erinnert worden. Ich habe mancherlei Zuschriften im Anschluß an Dr. Rohrbachs Peters-Artikel bekommen, die auf diese Zeit zurückgreifen. Würdet ihr, so heißt es, damals diesen Artikel aufgenommen haben? Ob wir es getan haben würden, läßt sich aber in Wirklichkeit nur nach dem entscheiden, was wir damals getan haben. Ich blättere also in den alten Jahrgängen, ob nicht dort schon der Name Peters vorkommt und finde ihn zuerst in Nr. 13 vom Jahre 1896. Damals war der Tuckerbrief noch nicht als Fälschung anerkannt. In dieser Lage habe ich geschrieben:

> Solange es sich nur um Herrn Peters handelt, so scheint auch uns, daß er es ganz gut brauchen kann, wenn ihm persönlich einmal vor allem Volk der Standpunkt gründlich klargemacht wird. Er war teilweis zügellos und teilweis renommistisch und muß, wenn er überhaupt etwas nützen soll, sich sehr merkbar ändern. Erweist er sich in der Sache des Briefes an den englischen Bischof als Lügner, so ist seine Uhr abgelaufen. Peters aber ist nur einer, auch Leist und Behlau sind einzelne; ihre Verfehlungen mögen noch so groß sein, sie sind nicht die Kolonialpolitik, und das ist das Verhängnisvolle, daß man mit persönlicher Verurteilung dieser Männer die Kolonialpolitik in Mißkredit bringen will.

aber haben weitere Versuche stattgefunden, vor allem auf der letzten Kolonialkonferenz zu London, den „größerbritischen" Zollverband zu schaffen; dieser ist nur dann möglich, wenn das Mutterland den Kolonien Vorzugszölle gewährt, also selbst vom Freihandel abläßt. Gefördert wurde jedoch der Gedanke keineswegs. Bei aller Geneigtheit der maßgebenden Kreise, imperialistische Politik zu treiben, denken Volk und Regierung nicht daran, das Opfer von Einfuhrzöllen zu bringen. Ist das „Rückständigkeit" oder Mangel an Einsicht? Die neueren Ziffern des Außenhandels beweisen das Gegenteil. Aus ihnen geht hervor, daß alle Behauptungen über den Rückgang der Industrie Englands oder über die Schäden seines Handelssystems nichts sind als — Worte. Sie bilden ein statistisches Vertrauensvotum für die liberalen Wähler.

Es ist richtig, daß der Ausfuhrhandel, welcher der Hauptträger der britischen Volkswirtschaft ist, in den Jahren des Burenkrieges keine sonderlichen Fortschritte machte. Aber es war eine akute, keine chronische Krankheit. Schon das Jahr 1905 zeigte ein starkes Wachstum der Ausfuhrziffer. Im Jahre 1906 stieg die Ausfuhr um mehr als eine Milliarde Mark an Wert; das war eine Ziffer, die, absolut wie relativ betrachtet, einen in der ganzen englischen Wirtschaftsgeschichte unerhörten Erfolg bedeutet. Und das blieb kein Ausnahmefall. Nach den neusten Ziffern für das erste Halbjahr 1907, wird in diesem Jahr die britische Gesamtausfuhr um eine weitere Milliarde Mark über den vorjährigen Stand hinaussteigen. Betrachtet man die Dinge im einzelnen, so erkennt man, daß es sich um eine kolossale Vermehrung der Industrietätigkeit handelt. Denn die Wiederausfuhr von Waren aus fremden oder kolonialen Gebieten bildet nur einen verschwindenden Bruchteil der Gesamtziffer. Und von der gewaltigen Steigerung der Einfuhr fällt viermal mehr auf den Bedarf der Industrie an Rohstoffen, als auf das vermehrte Bedürfnis der Bevölkerung nach Nahrungsmitteln. Vor allem nehmen Textilindustrie, Maschinenbau und Schiffsbau an dem Aufschwung teil. Nebenbei gesagt: dies sind dieselben Berufszeige, in denen die englischen Arbeiter am straffsten organisiert sind. Also mögen uns die Scharfmacher endlich mit dem Märchen verschonen, daß die Tätigkeit der Gewerkschaften den Niedergang der englischen Industrie sichtlich herbeiführe! Es ist weder von einem Niedergang noch von einer die Produktivität herabdrückenden Wirkung der Gewerkschaften etwas zu merken.

Leider blieb die Zunahme der deutschen Ausfuhr hinter der englischen erheblich zurück. Schon im Jahre 1906 betrug die Steigerung für Großbritannien 13,9 Prozent, für Deutschland nicht ganz 7 Prozent, und in diesem Jahre scheint sich die Wagschale noch mehr zu unsern Ungunsten zu senken. Dabei sollte man annehmen, daß dieselbe günstige Weltkonjunktur, die England hochgetragen hat, auch Deutschland in dem gleichen Maße zugute kommen müßte. Daß es anders geschah, ist in der veränderten Handelspolitik Deutschlands begründet.

Vor uns liegt eine neue Veröffentlichung des Handelsvertragvereins: „Der deutsche Außenhandel 1906" (Berlin, Liebheit u. Thiesen). Dr. W. Borgius, der Verfasser der Schrift, der vermöge seiner Stellung als Generalsekretär dieses Vereins zu unsrer Exportindustrie ausgezeichnete Beziehungen hat, gibt hier eine Enquête über die Wirkung der neuen Handelsverträge auf den deutschen Außenhandel. Es wäre nützlich gewesen, die Enquête wäre mehr zusammenhängend verarbeitet worden. Aber gerade aus den Berichten über die einzelnen Branchen der Ausfuhr ergibt sich, wie schwer wir uns mit den neuen Handelsverträgen belastet haben. Durch die Erhöhung der Rohstoffzölle hat sich Deutschland gegenüber der auswärtigen Konkurrenz, vor allem England gegenüber, die Lage erschwert, weil derjenige, der mit billigeren Produktionskosten arbeitet, auch billiger verkaufen kann. Weiter aber stehen wir schlechter da als früher, weil Rußland, Österreich-Ungarn, die Schweiz usw. unsre Zollerhöhungen mit Erschwerungen unsrer Ausfuhr beantwortet haben. Fast jeder wichtigere Zweig der deutschen Ausfuhrindustrie hat, wie aus der Borgiusschen Arbeit hervorgeht, unter solchen Hemmungen empfindlich zu leiden. Unser Export versuchte freilich, dank der Rührigkeit des deutschen Kaufmanns und Fabrikanten, andre und neue Wege zu finden, und vermag daher trotz alledem auf eine absolute Steigerung hinzuweisen. Die Handelsverträge konnten somit, um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, bisher kein „damnum emergens", keine offensichtliche Abnahme bewirken, aber das „lucrum cessans", der entgangene Gewinn, läßt sich schon jetzt von jedem unbefangenen Beobachter feststellen. Andernfalls hätte die riesenhafte Entwicklung der britischen Volkswirtschaft, die zu unsern besten Abnehmern gehört, auch unsre eigene Ausfuhrtätigkeit mehr befruchten müssen, andernfalls würde überhaupt — im Gegensatz zu früheren Jahren — der britische Export den deutschen nicht so weit haben überflügeln können. Dabei befinden wir uns erst im Anfangsstadium der Wirkungen, welche durch die Neuordnung der europäischen Handelspolitik bedingt sind. Die Aussichten werden dadurch nicht verlockender, daß wir auch wieder einmal mit einer niedergehenden Weltkonjunktur werden rechnen müssen.

Nun hat sich ja unser innerer Markt ohne Zweifel so günstig entwickelt, daß wir trotz der verhältnismäßigen Abnahme des Exports eine Zeit gewaltigen wirtschaftlichen Gesamtaufschwungs hinter uns haben. Die Frage aber ist: bleiben die Geschehnisse, die den innern Markt so außerordentlich gekräftigt haben, von dauernder günstiger Wirksamkeit? Es handelt sich hierbei vor allem um eine Steigerung der Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft für industrielle Produkte. Kann aber die Landwirtschaft immerwährend mit fetten Jahren rechnen? Dürfen wir etwa jedes Jahr eine vorzügliche Ernte wie 1906 erwarten? Setzt sich der Zollverdienst der Landwirte nicht in eine Preissteigerung der Grundstücke um, die für den Neuerwerber die Zollerhöhungen nutzlos macht? Senkt sich nicht das Damoklesschwert der Arbeiternot immer drohender über die größeren Landwirte?

Nach alledem vermögen wir nicht zu glauben, daß der gegenwärtige Erschlaffungszustand das Ende der handelspolitischen Kämpfe bilden wird. **Eugen Katz.**

Die preußische Polen-Politik

Hugo Ganz, dem wir die Studie „Vor der Katastrophe, ein Blick ins Zarenreich" verdanken, hat dieselbe Methode persönlicher Autopsie und persönlicher Information durch Personen aller Parteirichtungen und aller Konfessionen, die sich ihm in Rußland so sehr bewährt hat, auch auf die preußische Polenfrage angewendet. Das Büchlein ist soeben, sechs Bogen stark, im Verlage der literarischen Anstalt Rütten und Löhning in Frankfurt a. M. erschienen, und ist der gespannten Aufmerksamkeit aller derer wert, die an der preußischen Innenpolitik im allgemeinen und an der Polenpolitik im speziellen Interesse nehmen, das heißt theoretisch aller deutschen Staatsbürger.

Ganz hat die führenden Persönlichkeiten aller Lager nicht als neugieriger Reporter interviewt, sondern als geschulter Politiker bis auf den Grund ausgeforscht, Regierungsbeamte, große und kleine Kaufleute, katholische und evangelische Polen, Geistliche und Laien, und hat sich durch Besichtigung einiger der neu angelegten Kolonieen auch ein Bild von der praktischen Tätigkeit der Germanisierungspolitik der preußischen Regierung zu machen versucht. Natürlich spiegelt sich der Kampf in den Gehirnen der Parteiläufer beider Richtungen in sehr verschiedener Form, und namentlich über die berühmte Frage, wer das Karnickel sei, das angefangen hat, ist keine Einigung zu erzielen. Die deutschen Hakatisten behaupten, daß die Mehrzahl der Polen, namentlich geführt von der Geistlichkeit, eine organisierte Verschwörung gegen die Integrität des preußischen Staates gebildet haben, daß die Träume auf Wiederherstellung des polnischen Reiches stärker auf praktische Verwirklichung drängen als seit vielen Jahren, und daß die polnischen Vereine Angriffsvereine seien. Die Polen anderseits bestreiten diese Behauptungen mit Entschiedenheit. Sie erklären ihre gesamte Tätigkeit lediglich für eine Aktion der Abwehr. Sie würden als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt und wollten sich das nicht gefallen lassen, wollten auch nicht dulden, daß ihren Kindern der Religionsunterricht in einer Sprache erteilt werde, von der sie noch nichts verständen. Denn die Kinder trieben infolgedessen in den Religionsstunden Allotria und büßten dadurch jenes innige Verhältnis zu ihrem Gott und ihrer katholischen Religion ein, das die Eltern erhalten wissen wollten, würden zu Respekt- und Pietätlosigkeit geradezu

erzogen. Aber an eine Loslösung von Preußen auf gewaltsamem Wege denke niemand, als vielleicht einige halbverrückte Fanatiker im Auslande, für deren Ausschreitungen man das ganze Volk unmöglich verantwortlich machen dürfe, ja die Mehrzahl denke überhaupt nicht mehr an eine Wiederherstellung Polens als eines selbständigen Reiches, und nur eine Minderheit hoffe, daß eine künftige friedliche, historische Entwicklung die politischen Ansprüche der zersplitterten Nation vielleicht wieder einmal erfüllen werde. Solche Träume aber hielte nicht einmal diese Minderheit ab, ausgezeichnete Staatsbürger zu sein, wenn man ihnen nur das gleiche Recht auch wirklich geben wolle, das ihnen die Verfassung gewährleiste.

Sehr merkwürdig und für unsre westliche Auffassung neu ist die Stellung, die auch nach unparteiischen Informationen, z. B. von einem protestantischen polnischen Edelmann, die große Masse der polnischen Geistlichkeit einnehmen soll. Danach wäre sie nicht der Führer und Schürer des Kampfes, sondern mache ihn nur gezwungen mit, um die Leitung der Massen nicht aus der Hand zu verlieren. Sie, die Geistlichkeit, und die von ihr beeinflußten Strasch-Vereine täten alles mögliche, um die Aufregung der Massen zu bremsen; der eigentliche Führer der ganzen Bewegung sei der neugeschaffene polnische Mittelstand. Man wird hier ein Fragezeichen machen dürfen. Soviel man von hier aus sehen kann, mag wohl ein Teil der Geistlichkeit, namentlich die älteren und in festen Stellungen befindlichen Pfarrer, den hier geschilderten Standpunkt einnehmen; aber daß die jüngeren, noch nicht saturierten Elemente zu den heftigsten Hetzern gehören, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, zumal Ganz selbst die charakteristische Tatsache berichtet, daß in den Priesterseminaren deutsche und polnische Zöglinge zwei völlig getrennte Lager bilden, eine Spaltung, die sich sogar in der schärfsten Weise noch zwischen den auf der Posener Dominsel angesessenen polnischen und deutschen Domherren des Erzbischöflichen Kapitels zeigt.

Als die eigentliche Ursache der gegenseitigen Verbitterung und Verhetzung erkennt Ganz das spezifische „Borussentum" mit seinen unliebenswürdigen Regierungsformen, deren sich namentlich das Unterbeamtentum, der ehemalige Unteroffizier, schuldig mache, mit seiner Kulturrückständigkeit und seinem lächerlichen Zopf- und Kastengeist. „Glauben Sie nicht", sagte ihm einer der Polenführer, „daß wir uns zu irgend einem Verband mehr hingezogen fühlen, als zu dem Deutschen Reiche. Das Reich sollte uns nur statt der borussischen Wolfsfratze die liebenswürdigeren Teile seiner Physiognomie zeigen, und wir wären die zufriedensten, gehorsamsten Staatsbürger, unbeschadet unsrer Ideale."

Dementsprechend fordert Ganz, anstatt der, wie sich herausstellt, völlig erfolglosen Politik der gewaltsamen Repression durch den „grobfäustigen Militär- und Polizeistaat", eine echte Kulturpolitik. Der preußische Staat muß mit dem Vorhandensein einer fremdnationalen Minderheit rechnen, der das Verbleiben in dem Staatsverband so lieb als möglich zu machen war. Dazu hat es ein sehr einfaches Mittel gegeben. Der Staat mußte den Polen nicht nur gestatten, ihre nationale Kultur unbehindert zu pflegen, er mußte überhaupt das zweisprachige Gebiet durchaus als zweisprachig behandeln, ohne Bevorzugung der relativen Majorität oder Minorität. Jedes andre Verhalten war unzweckmäßig und fruchtlos. Die Polen wollen nur unbeschadet ihrer Nationalität gleichberechtigte Staatsbürger sein. Das ist ihnen auch unbedingt zu bewilligen, denn es gibt schlechterdings kein Recht, nach welchem der Staat eine Minorität anders behandeln dürfte als die Majorität. Hat der preußische Staat andre Traditionen, so hat er eben schlechte Traditionen, deren Früchte er an den Zuständen im Osten erkennen mag. Eine menschliche, sittliche und liberale Politik hätte in den 135 Jahren seit der ersten Teilung Polens die polnische Bevölkerung gewiß nicht entnationalisiert — worauf diese Politik ja auch gar nicht ausgegangen wäre, — wohl aber hätte sie die Polen zu zufriedenen und dankbaren Staatsbürgern gemacht, die auch eines preußischen Patriotismus sehr wohl hätten fähig sein können.

Der preußische Staat war einer solchen weitherzigen, sittlichen Politik nicht fähig und vermochte sich von den militärischen Uniformitätsbegriffen nicht loszumachen.

Der Effekt ist ein tatsächlich nur durch eiserne Gewalt unterdrückter Kriegszustand in weiten Landesteilen mit dem ganzen, verrohenden und entsittlichenden Einfluß des Krieges auf beide kriegführende Teile. Unendlich viel Kraft, guter Wille und sonstige preußischen Beamtentugenden gehen auf dem falschen Wege immerfort verloren, ja wirken nur verderblich. Der Staatsbegriff, aus dem diese ganze falsche Politik fließt, muß geändert und seiner komplizierten Aufgabe angepaßt werden.

Die hakatistischen Fanatiker werden diese Vorschläge für Humanitätsdusel eines verjudeten Liberalen erklären. Wenn man die Fragen der Weltanschauung ausschalten will und kann, so hätte man vor 20 Jahren noch darüber streiten können, wer recht hat, der liberale Ethiker oder der konservative Blut- und Eisenpolitiker. Heute kann man nicht mehr darüber streiten. Die Praxis hat bewiesen, daß die Politik der „Wolfsfratze" vollkommen bankrott gemacht hat.

Der Kriegszustand der beiden Sprachgruppen untereinander ist bis zu einem solchen Grade der Erbitterung gediehen, daß, wie Ganz anführt, kürzlich ein polnisches Dorf mit Knütteln und Steinen die Feuerwehr eines benachbarten deutschen Dorfes verjagte, die ihr zu Hilfe kommen wollte. Und die ungeheure Staatsaktion, die mit Aufwand von mehr als einer halben Milliarde Mark versucht hat, den polnischen Grundbesitz in deutsche Hände zu bringen, hat ihre Mittel erschöpft, hat so wenig erreicht, daß man ruhig von dem Tropfen auf den heißen Stein sprechen darf, und hat das Polentum dort, wo es nicht ausgekauft wurde, unermeßlich gestärkt, so gestärkt, daß jetzt einer der leitenden Beamten der Ansiedlungskommission Herrn Ganz erklären mußte: Wir stehen so gut wie am Ende, wir können nicht hoffen, auf dem bisher beschrittenen Wege noch irgend wie erheblich weiterzukommen; der polnische Grundbesitz ist wie zu einem einzigen Block zusammengeschmolzen, an dem wir keine Fuge finden.

So sind die Polen, an sich schon die bedeutende Majorität, durch die unverständige Aktion der Regierung reich und mächtig gemacht und mauerfest zusammengeschlossen worden, während gleichzeitig die deutsche Bevölkerung teils durch die antipolnische Aktion unmittelbar, teils durch die allgemeine Borussenpolitik zersplittert und demoralisiert worden ist. Um gar nicht davon zu sprechen, daß in den ersten Ansiedelungsdörfern vorwiegend Großbauernstellen geschaffen worden sind, deren Inhaber notgedrungen polnische Arbeiter annehmen mußten, so daß diese „Germanisierungsdörfer" heute vielfach von einer polnischen Mehrheit bewohnt werden, hat die Aktion der Regierung gerade das verhätschelste Element des ganzen Ostens, die Großgrundbesitzer, gegen sich mobil gemacht. Sie sind wütend über eine Politik, die ihnen die Arbeiter noch mehr entzieht, als es durch die allgemeine Landflucht ohnehin geschehen wäre; denn die Ansiedlungskommission setzt sehr verständiger Weise neuerdings auch Landarbeiter und solche Kleinwirte an, die vorher auf Lohnarbeit auf den Gütern angewiesen waren. Sie standen in der brennenden Frage des Schulstreiks eher gegen, als für die Regierung; denn es paßt ihnen nicht im geringsten, wenn die widerborstigen kleinen Streikrebellen nachsitzen müssen, anstatt bei ihnen die Rüben zu ziehen, und sie erheben ein Zetergeschrei über die Absicht der Regierung, die älteren Streikkinder noch ein Jahr länger in der Schule zurückzuhalten, so daß sie ihnen erst ein Jahr später zur Arbeit kommen können. Ganz erinnert mit Recht daran, daß der unglückliche Landrat von Willich dieser agrarischen „Nebenregierung" gegen die germanisierende Regierung zum Opfer fiel, und daß sein siegreicher Gegner, Herr von Endell, noch immer den Sitzungen der Landwirtschaftskammer präsidiert, deren Tagungen der Oberpräsident der Provinz, von Waldow, beizuwohnen nicht verfehlt." Vielleicht lassen sich die überaus traurigen Erscheinungen, die in dem letzten Sensationsprozeß gegen den polnischen Antigermanisator Biedermann zutage traten, jene an Volksverrat grenzenden Handlungen gerade adliger Deutscher im Interesse des Polentums, psychologisch ein wenig aus der Abneigung ihrer Klasse gegen die ganze Politik begreifen.

Zu dieser Zersplitterung durch die Germanisierungsaktion selbst tritt nun die vielfache Spaltung der Deutschen in den zweisprachlichen Provinzen, die nun einmal das üble Kennzeichen altpreußischer Chineserei ist. Das stärkste und durch Wohlstand und Bildung bedeutendste Element der deutschen Sprachgruppe war hier in früheren Jahren das jüdische Bürgertum. Der Antisemitismus des Borussentums hat es zum großen Teil aus dem Lande gedrängt. „Vor 60 Jahren waren in der Stadt Posen unter 50 000 Einwohnern noch 25%, heute sind unter 140 000 Einwohnern kaum mehr 6000 Juden, eine Verstärkung dieses deutschsprachlichen Elements, das in Jahrhunderten des Exils unter fremdsprachigen Stämmen ausnahmslos die deutsche Sprache bewahrte, durch Zulassung russischer oder galizischer Juden wird nicht nur ängstlich verhindert, sondern wird auch durch die brutalste Ausweisungspolitik noch geschwächt. „So wurde ein Geschäftsmann ausgewiesen, der seit 12 Jahren hier wohnte, eine Posenerin geheiratet und vier Kinder hatte, nur weil er, wie sich in der obersten Instanz nach zahllosen Rekursen feststellen ließ, der Konkurrenz unbequem geworden."

(Schluß folgt.) **Franz Oppenheimer.**

Andre Zeiten! andre Diplomaten!

Dem sorgsamen Beobachter politischer Zustände wird es schwerlich entgangen sein, daß in den diplomatischen Verhältnissen der Völker mit der Zeit eine schwerwiegende Veränderung eingetreten ist, die bedauerlicherweise gerade die leitenden Kreise in Deutschland am wenigsten zu würdigen scheinen. Dem Diplomaten vom heutigen Tage werden ganz andre Aufgaben gestellt, als sie noch vor 100 oder 50 Jahren gebräuchlich waren. Das haben auch Länder wie Frankreich längst begriffen, während Deutschland in merkwürdiger Trägheit dem alten Trödel nach wie vor anhängt. Ja, in den „Hamburger Nachrichten" war kürzlich zu lesen, wie wertvoll es doch sei, daß ein Botschafter einen großen Namen führe und viel Geld hinter sich habe, davor hätten alle und ganz insbesondere der kleine Mann einen heilsamen Respekt, und die „Kreuzzeitung" wußte dem noch mit wirklicher Ergriffenheit beizufügen, daß auch die geschmackvolle Anlegung und Wahl von Ordensbändern und die höfische Eleganz der Referenzen dabei von außerordentlichem Werte und wohl geeignet seien, dem Diplomaten die schönsten politischen Erfolge einzutragen. Sogar Bismarck soll solches einmal gesagt haben. Aber hat dieser sich wirklich einmal so geäußert, so muß das jedenfalls vor 1870 gewesen sein; im übrigen wissen wir, daß er daneben noch gesagt hat: gewandte Kellner mit guten Sprachkenntnissen würden ihm als Diplomaten lieber sein als die Fürsten X und Y. Jedenfalls hat der große Friedrich — und das war noch beträchtlich früher, den Nagel auf den Kopf getroffen, als er einem um Erhöhung des Gehalts einkommenden Gesandten die klassische Antwort erteilte: nicht das Geld mache seine Bedeutung aus, sondern die Regimenter, die hinter ihm ständen. Damit ist nicht gesagt, daß die deutschen Gesandten an fremden Höfen betteln gehen sollen. Aber jene Ansprüche, die man mit einem Schein von Berechtigung vielleicht noch bis zum Jahre 1870 stellen durfte, hatten im Laufe der letzten Jahrzehnte einen nahezu vorsintflutlichen Charakter angenommen, und die Menschen, die auch noch heute immer den Diplomaten vor 1870 anpreisen wollen, müssen volle 37 Jahre verschlafen haben, denn sonst ist eine solche Torheit kaum zu verstehen. Man hat ja nur nötig, mit seinen Gedanken um ein paar Jahrzehnte zurückzuschweifen, um sofort den fundamentalen Unterschied von einst und jetzt wahrzunehmen. Vor 1870 hatte Europa eine Unmenge Regenten mit nahezu unbeschränkter Gewalt: in solchen Ländern hatte das Ordensband und der pas gracieux eines Diplomaten zweifellos noch eine gewisse Bedeutung; aber der größte Teil all dieser Regenten ist seitdem verschwunden und hat Republiken oder doch demokratischen Regierungen Platz gemacht, und der höfisch geschulte Diplomat findet eigentlich nur noch an den Höfen von Berlin und Petersburg eine beschränkte Verwendung; selbst Wien und Konstantinopel haben keinen rechten Blick mehr für den Tänzerschritt des alten Diplomaten, seitdem man sich in beiden Städten daran gewöhnt hat, auf einem Vulkan zu tanzen: und dazu gehören die Beine eines Akrobaten. Der Diplomat von heute ist also — der Form nach allerdings bei einem Fürsten oder Präsidenten — tatsächlich aber zum allergrößten Teil bei einem Parlamente beglaubigt, das sich vornehmlich in Advokaten verkörpert. Und dieser Advokat fragt nichts mehr nach Ordensband und pas gracieux und ebensowenig nach einem alten Namen und der damit verbundenen vergoldeten Karosse, ja, er pfeift sogar darauf, schon aus dem einfachen Grunde, weil er selbst von all diesen Herrlichkeiten für gewöhnlich auch nicht eine besitzt. Man kann aber all solche Dinge nur von Grund aus verstehen, wenn man sie sich an einem Beispiele vergegenwärtigt, und das beste, ein wahrhaft klassisches Beispiel hierzu bietet uns der treue Bundesgenosse **Italien.** Die Zustände in Frankreich sind ähnliche.

Bis zum Sturze des weltlichen Papsttums gaben die Monsignori in Italien der Familie Einfluß und Ansehen; je mehr Monsignori in der Familie, um so einflußreicher und angesehener war sie. Die Schöpfung des neuen Königreichs Italien stürzte diese und brachte an ihrer Stelle die Advokaten in die Höhe und zwar die Advokaten des einfachen Bürgertums. Zwar waren in Piemont, ähnlich wie in Preußen, neben dem Priester noch Adel und Militär in allen politischen Dingen von ausschlaggebendem Einfluß, und der erste König von Italien versuchte dann auch zunächst mit diesen noch zu regieren, aber Piemont war viel zu klein, um dem großen Lande seine Gesetze für lange Zeit aufzwingen zu können; so sah sich denn auch der Einfluß des piemontesischen Adels immer mehr in den Hintergrund gedrängt; und heute herrscht einzig und uneingeschränkt der Advokat. Ja, seitdem die Beredsamkeit des Advokaten Zanardelli den jungen König dahin gebracht hat, auf den größten Teil seiner damals noch vorhandenen Privilegien — auch bezüglich des Militärs — zu verzichten, ist der jedesmalige Ministerpräsident tatsächlich der nahezu allmächtige Regent des Landes: also Advokaten, wie Zanardelli, Fortis, Giolitti, die aus den bescheidensten bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen sind.

An dem Hof eines solchen Advokaten nun wird seitens des Deutschen Reichs ein Botschafter beglaubigt. Dieser gehört oft dem höchsten Adel an, ist Graf, womöglich Fürst, General der Kavallerie, Generaladjutant Sr. Majestät des Deutschen Kaisers usw. und dazu noch im Alter von 60 Jahren. Und diese hohe, sehr vornehme und alte Persönlichkeit, die Schlösser und Paläste bewohnt, ist beauftragt, engste Fühlung zu einem Milieu zu gewinnen, das ihm kaum viel näher liegen dürfte als ein koreanisches Milieu, und innerhalb desselben zuweilen ein Ministerpräsident, wofür es auch ein Beispiel gibt, sich mit einer Mietswohnung von zwei möblierten Zimmern begnügt. Man braucht sich diese Dinge nur einander gegenüberzustellen, um sofort die Ungereimtheit solcher Verhältnisse zu begreifen. Soviel Geschick auch sonst immer monsieur le prince in der Wahl und Anlegung von Ordensbändern haben mag, die Sache ist überhaupt hier out of place, für den pas gracieux sind die Zimmer zu klein, für den hohen Namen die Decke zu niedrig, und die vergoldete Karosse geht sowieso nicht hinein.

Monsieur le prince ou monsieur le comte installieren sich also in ihrem kostbaren Palast. Sie geben natürlich Festessen über Festessen, zu denen sich der Herr Botschafter, falls er daneben noch General ist, mit Vorliebe Generäle einlädt. Auch glänzende Bälle gibt es, auf denen insbesondere der Kotillon die reizendsten Überraschungen bringt; sieht man sich aber die Gesellschaft, die sich dann zusammengefunden hat, etwas näher an, so bemerkt man, daß diese vorwiegend die internationale Gesellschaft Roms ist. Natürlich ist auch der Kriegsminister zugegen, und desgleichen unfehlbar der Minister des Äußern, aber von den eigentlichen Herrn Italiens, dem überaus wichtigen und maßgebenden Advokatenheer ist kaum ein einziger erschienen. Denn der Italiener aus diesem Milieu geht nicht gern in eine solche Gesellschaft. Dieser so eigenartige und vorurteilsfreie Menschenschlag bringt nur einer Menschenart eine unbegrenzte Achtung und Verehrung entgegen, nämlich dem Genie, daneben auch noch ein erhöhtes Interesse dem Milliardär, aber Fürsten und Grafen — auch hat er

deren so viele — sind ihm die gleichgültigsten und langweiligsten Geschöpfe von der Welt, sie mögen seinem Lande oder anderen angehören. Die Herrschaften kommen sich also überhaupt nicht nahe. Zwar hat sich der Herr Botschafter gleich nach seinem Eintreffen pflichtgemäß um einen Lehrer bemüht, der ihm mit dem melodischen Tonfalle der Sprache Dantes bekanntmachen soll, aber die 60 Jahre alte Zunge vermag sich nur recht mühsam mit einem so musikalischen Idiom wie dem italienischen abzufinden, sie bringt es höchstens zu ein paar knappen, zerhackten Phrasen, die sie obendrein noch in einem abscheulichen Akzent von sich zu geben versteht, und vor dem der gerade hier so empfindliche Italiener schleunigst Reißaus zu nehmen pflegt. Sie kommen sich darum auch niemals nahe — sie, die aus den allernatürlichsten Gründen von der Welt sich doch so nahe wie möglich kommen sollten. Zwar hin und wieder, insbesondere wenn sich ein parlamentarischer Skandal vorbereitet, bequemt sich vielleicht monsieur le prince ou monsieur le comte zu einem Spaziergange nach Monte Citorio, um hier in seiner Diplomatenloge thronend, auf die Vorgänge, falls er überhaupt etwas davon versteht, wie auf ein ihm höchst fremdartiges Schauspiel, für das er nur ein tiefes Gefühl des Unbehagens übrig hat, angeekelt herniederzuschauen, aber er hat doch die Herrschaften, bei denen er beglaubigt ist, zum mindesten einmal — gesehen. Darüber hinaus kann eine Annäherung nicht gedeihen: seine Stellung, sein Alter, seine Lebensgewohnheiten, sein Geschmack, seine Vornehmheit — alles lehnt sich dagegen auf, jene zu suchen: selbst beim besten Willen brächte er's zu keinem Erfolg!

Auf welche Art bringt er es aber zum wenigsten zu einer Art Verständnis dieses merkwürdigen Volkes? Denn zu diesem Zwecke thront er ja im Palazzo Caffarelli. Zu einem Verständnis bringt er's natürlich nie; aber er macht wenigstens ein paar interessante Gehversuche dahin; und an der Art dieses Versuches erkennt man zugleich, daß die Deutschen praktische Leute sind.

Die österreichische Botschaft — und wohl auch die andern — haben einen eignen Beamten angestellt, der mit der gründlichsten Kenntnis der Landessprache die des Volkscharakters verbindet, und der nun die Aufgabe hat, aus den hervorragendsten Zeitungen des Landes vornehmlich die Stimmung des Volkes zu ermitteln und das so erhaltene Stimmungsbild seinem Botschafter vorzuführen. Man kann diese häufig im Pressklub antreffen, wo sie stundenlang Zeitungen durchblättern und sich Notizen machen. Wie verhält sich nun zu alledem die deutsche Botschaft? Oh! die deutschen Herren sind sparsame, gewissenhafte und selbstbewußte Leute, die von ihrem Urteil hoch zu denken gelernt haben und darum auch für sich allein urteilen wollen. Man liest im Palazzo Caffarelli die italienische Presse gewissermaßen mit verteilten Rollen. Monsieur le comte liest den „Popolo Romano" und daneben noch die „Italie", schon weil diese französisch geschrieben ist, der Herr Botschaftsrat die „Tribuna", der zweite Sekretär die „Patria" und der Herr Hofrat den „Asino" usw. Man braucht sich nicht sonderlich zu beschweren, denn mehr als ein halbes Dutzend hauptstädtischer Blätter gibt es nicht, und die Provinzblätter läßt man ungeschoren, obschon sich gerade unter diesen die wertvollsten des ganzen Landes befinden, so u. a. der „Corriere della Sera di Milano", die „Gazzetta del Popolo di Torino". Man ist aber genügsam, man liest, so gut man kann — und gewöhnlich kann man schlecht — ein jeder sein Blättchen, und Deutschland ist wohl aufgehoben. Dabei kann es dann allerdings vorkommen, daß monsieur le comte gerade in den letzten Tagen des gestürzten Ministeriums — und die Ministerien stürzen so häufig hierzulande — dem der „Popolo Romano" als Regierungsorgan dient, eingetroffen ist; das Blatt ist mit dem Ministerium gestürzt, und ein anderes ist in die Höhe gekommen, aber der Herr Botschafter, der an die unsterbliche „Norddeutsche Allgemeine" denkt, liest vielleicht im dritten Jahre noch immer den „Popolo Romano" als Regierungsorgan, und keiner auf der Botschaft kann ihn eines Besseren belehren. Man vermag sich auf zwei die Komik der Situation vorzustellen, wenn derart vorbereitete Leser alsdann sich zu einem Consilium über das umbegriffene Italien zusammentun.

Nur unter solchen Bedingungen konnte es geschehen, daß vor fünf Jahren Italien darauf und daran war, den Dreibund gegen das Bündnis mit Frankreich einzutauschen, ohne daß die deutsche Botschaft in Rom und das Reichskanzleramt in Berlin dabei von bösen Träumen geplagt wurden; erst die lauten Warnungsrufe einiger deutscher Berichterstatter rüttelten endlich die Berliner Schläfer aus ihrem Todesschlafe auf. Freilich war damals Frankreich — wie auch jetzt noch — durch einen Botschafter beim Quirinal vertreten, der sich auf etwas mehr verstand, als bloß im Palazzo Farnese in würdiger Art zu posieren. Der Botschafter Barrère kannte das italienische Milieu von Grund aus. Er war ehedem als junger Mensch und als Berichterstatter französischer Zeitungen nach Rom gekommen und war bald heimisch geworden in der Welt der Journalisten wie der regierenden Advokaten — was in Italien so ziemlich dasselbe bedeutet, denn ein jeder römische Journalist hat zum mindesten ein halbes Dutzend Duzbrüder in jedem Ministerium sitzen und steht sich mit den Ministern selbst häufig auf Du und Du. Gerade die führenden Abgeordneten Italiens sind nicht bloß Advokaten, sondern auch Journalisten und Herausgeber von Zeitungen, in denen sie meistens selbst die politischen Leitartikel schreiben. Als nun Prinetti das Ministerium des Äußern übernahm, mit der offenkundigen Absicht, die Politik Italiens nach einer andern, dreibundsfeindlichen Seite hin zu orientieren, konnte Herr Delcassé auf keinen geeigneteren Mann verfallen als auf Barrère, der mittlerweile nach Frankreich zurückgekehrt war. Der ehemalige Journalist erschien also von neuem wieder in Rom, und zwar diesmal als Botschafter, die Taschen zudem voll Geld, und innerhalb sechs Monaten war ganz Italien im Lager Frankreichs. Das Geld spielt eine außerordentliche Rolle in der Journalistenwelt Italiens, und zwar viel Geld, denn viel Geld zu bekommen ist eine Ehre, wenig zu bekommen eine Schande. Ein so brillantes Spiel wie das von Barrère hätte jedoch nie ein deutscher Botschafter zustande gebracht, und noch viel weniger dessen junge, vornehme, reiche und dabei ach! so unwissende Botschaftssekretäre, denn auch diese wissen für gewöhnlich nichts Besseres, als sich so schnell wie möglich in einem pompösen Palast zu installieren und sich bald bei der internationalen Gesellschaft Roms, bald bei dem legitimistischen Adel Frankreichs für beglaubigt zu erachten. Ganz besonders schlimm gestalten sich aber solche Verhältnisse, wenn die Herren den Sprung in die Diplomatie vom Pferde aus unternehmen. In diesem Falle fragt man überhaupt nicht nach ihrer politischen Befähigung, es genügt, daß ihr Pferd den landesüblichen Verstand gehabt hat, ja man betrachtet es sogar als eine Gunst, wenn solche Herren diesen Pferdeverstand dem Wohle Deutschlands widmen. So war beispielsweise noch vor kurzem der Baron von L. in Rom tätig, der früher ein kleiner Leutnant war, dann die reiche E. heiratete, mit ihren Millionen sich die Standesherrschaft des verstorbenen Herzogs von P. nebst dem dazu gehörigen Silbergeschirr kaufte und nun von den silbernen, mit dem herzoglichen Wappen geschmückten Tellern mit einem Anstand, einer Würde speist, daß selbst die Hofhaltung eines Roi Soleil sich seiner nicht zu schämen brauchte. In Paris bereitete sich andrerseits einst für den Posten des fünften Reichskanzlers der Baron von P. vor. Mit einer geknickten Quartanerbildung hatte dieser ehedem die Schule verlassen, und mehr als eine Fähnrichspresse hatte alsdann mit allen nur möglichen Hilfsmitteln eingreifen müssen, bevor der jüngste Sprößling eines sehr reichen Mannes und der Schwiegersohn eines der reichsten Männer Deutschlands das Husarenpferd besteigen konnte. Kaum aber war das geschehen, als auch schon der kleine und so unbedeutende Husar von höheren Ehren zu träumen begann. Der Botschafter winkte und vielleicht gar noch das Reichskanzleramt. Hoch zu Roß hält sich der Analphabet, wie leicht begreiflich, allen Situationen für gewachsen. Das ist aber eine Wirtschaft, die schon an Landesverrat streift. Denn setzt man das geistig Harmloseste an eine Stelle, die unter Umständen die geistig bedeutendste Kraft beansprucht, so kann einem ganzen großen Volke leicht ein unermeßlicher Schaden daraus erwachsen. Der erste dieser beiden Herrenreiter ist jetzt erster Sekretär bei der Botschaft eines großen Mittelmeerstaates und hat vermutlich die Zusammenkunft der beiden Könige in Cartagena vor-

bereiten helfen; der zweite hat sogar schon nach ein paar kurzen Dienstjahren als Geschäftsträger in Lissabon fungiert; gutem Vernehmen nach soll sein Pferd daselbst das Problem der portugiesischen Kolonien studieren. Von dem einen dieser erzählte man sich, daß er sich erstaunliche Mühe gebe; er wäre der früheste auf der Botschaft und auch der letzte, noch die späte Abendstunde sehe ihn bei der Arbeit, er büffele, büffele, büffele, daß ihm der Kopf rauche. Nun, das alles ist ja gewiß recht schön. Aber anstatt zu büffeln, daß ihm der Kopf raucht, wäre es viel zweckdienlicher für ihn, daß er sich auf der Straße herumtriebe, um zu erfahren, wie das Volk denkt und fühlt, und was es im Grunde seines Herzens eigentlich will. Doch das tun diese Herrschaften nicht, sie können das auch nicht. Hoch zu Roß steigen, den Viererzug kutschieren, den berühmten pas gracieux bald nach vorn bald nach hinten machen, ja! das können sie, und das mögen sie auch. Aber sich unter den Pöbel mischen, und der Advokat wohnt nächste Tür zum Pöbel — quel horreur! Und doch muß das sein. Darum weg mit dem alten Trödel! Andre Zeiten, andre Diplomaten!

Ein alter Diplomat.

Soziale Bewegung

Berechtigte Unzufriedenheit. Die Kanzleiordnung für Gerichte und Staatsanwaltschaften vom 27. März 1907 ist, obgleich sie noch ganz neu, den heutigen Verhältnissen wenig angepaßt. Der § 1 Absatz 2 dieser Ordnung besagt: Die Kanzleibeamten und die Kanzleigehilfen sind Staatsbeamte und werden als solche beeidigt. — Unter Kanzleibeamten sind diejenigen Stelleninhaber in der Gerichtskanzlei zu verstehen, welche als Militäranwärter „versorgungsberechtigt" sind, aber nur solche; die Kanzleigehilfen sind, alle zivilen Stelleninhaber, die zum großen Teil zwar auch Kommißbrot und Militärdienst gekostet, aber nicht versorgungsberechtigt geworden sind. Der wirklich einzig dastehende Unterschied in einer Beamtenklasse zwischen Zivil und Militär tritt nirgends so deutlich zutage, wie bei den in Rede stehenden Gerichtskanzleibeamten. Der folgende Absatz des Einleitungsparagraphen der Kanzleiordnung schließt nämlich eine Gleichstellung beider Gattungen dieser Staatsbeamten vollständig aus, indem er scheinbar grundlos bestimmt: „Die Stellen der Kanzleibeamten und der Kanzleigehilfen sind ausschließlich den Militäranwärtern vorbehalten. Mit nichtversorgungsberechtigten Personen dürfen solche Stellen nur besetzt werden, wenn innerhalb 6 Wochen nach der Ausschreibung in der Vakanzenliste Bewerbungen von Militäranwärtern bei der Anstellungsbehörde nicht eingegangen sind. Nichtversorgungsberechtigte, die infolge vorschriftsmäßig festgestellten Mangels an Militäranwärtern als Kanzleigehilfen angenommen sind, dürfen aus ihren Stellen durch Militäranwärter nicht verdrängt werden, erlangen aber hierdurch einen Anspruch auf Verleihung einer Kanzleibeamtenstelle nicht."

Während sich nun die besagte Dienstordnung über das Einkommen der Militäranwärter sehr unbestimmt ausspricht (sie werden gegen „ein festes Gehalt" und den gesetzlichen Wohnungsgeldzuschuß auf Lebenszeit angestellt und sollen auch keineswegs auf Rosen gebettet sein) entwickelt sie in den folgenden Paragraphen einen geregelten Akkordlohntarif für die Zivilanwärter, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. § 2 behandelt die Schreiblöhne, die mit 6 Pfennig die Seite beginnen und mit 15 Pfennig endigen. In Orten der Servisklassen I und II werden auch 16 Pfennig und der Servisklasse A sogar 17 Pfennig pro Seite in 3- bezw. 4jährigen Zwischenräumen bewilligt, so daß das Einkommen der Kanzleigehilfen nach 5jähriger Dienstzeit 75 Mark und nach 35jähriger Dienstzeit 165 Mark monatlich betragen würde (vorausgesetzt allerdings, daß die Mindesttagesaufgabe von 36 Seiten geliefert wird) und wenn nicht für Formulararbeiten 20 Prozent abgezogen oder deutlicher gesagt, jede fünfte Seite Formulararbeit genullt würde. — Da es den Kanzleigehilfen freigestellt ist, auf Kosten ihrer Gesundheit über die Tagesaufgabe hinaus zu arbeiten, so machen dieselben, von der Not ihrer Lage gedrängt, hiervon den ausgiebigsten Gebrauch. Die Sonntags- und Nachtarbeit spielt eine große Rolle, und ein großer Teil dieser staatsbeamteten Akkordarbeiter läßt Gesundheit und Leben in diesem Berufe. Das Organ des Zentralverbandes Pr. J. K. G. vom 1. Mai d. J. meldet allein 3 Todesfälle von im 37., 39. und 44. Lebensjahre verstorbenen Kollegen. —

Die jahrelangen, mühevollen Kämpfe um Gleichstellung mit den Kollegen vom Militär hat nur zur Folge gehabt, daß die Kanzleigehilfen nach 15jähriger, ununterbrochener Dienstzeit die unwiderrufliche Anstellung erhalten. Dieses hochklingende Ereignis hat für die Betroffenen lediglich die Wirkung, daß sie pensionsberechtigt werden. Dienstlich hat die unwiderrufliche Anstellung keinerlei Wirkung, denn schon vorher durfte er aus seiner Stellung durch später sich meldende Militäranwärter nicht verdrängt werden, und selbstverständlich wird auch der also unwiderruflich Angestellte ebenso, ja vielleicht noch schneller, aus dem Dienst entlassen wie jeder vollwertige Staatsbeamte, der sich schwere Verfehlungen zuschulden kommen läßt. Den Wohnungsgeldzuschuß erhalten die Unwiderruflichen nicht. Diese Verbesserung ist von den Kanzleigehilfen als ein schwacher Trost empfunden worden, und sie beabsichtigen nach wie vor an die Türen des Staates zu klopfen und vollständige Gleichstellung beider Beamtenklassen zu fordern. Gerade der Umstand, daß sich nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz von Militäranwärtern um Kanzleistellen bewirbt, weil jeder etwas Höheres werden will, und dann die wenigen Bewerber nicht den besten Teil ihrer Gattung ausmachen, berechtigt die Kanzleigehilfen, die weit über den Durchschnitt leistungsfähiger sind als die ersteren, zu der Forderung, für gleiche Arbeit gleichen Lohn zu verlangen. Die Kanzleigehilfen sind im Abgeordnetenhause wiederholt als die „Stiefkinder der Justiz" in Schutz genommen worden; diese Bezeichnung trifft in der Tat nirgends besser zu als hier, und es ist zu verlangen, daß der „Vater Staat" sich endlich einmal seiner „Stiefkinder" annimmt. (x)

Aus unsrer Bewegung

Lutter a. Bbg. Wahlkreis Holzminden-Gandersheim. Liberaler Verein. In der zahlreich besuchten Vereinsversammlung vom 9. Juli sprach Herr Pastor Keck-Herrhausen über das braunschweigische Landtagswahlrecht. Die mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Referenten gipfelten in einer einstimmig angenommenen Resolution des Inhalts: Da das bestehende Wahlrecht keine wirkliche Volksvertretung ist, indem es große Volkskreise (Arbeiter, Unter- und Mittelbeamte, städt. Mittelstand) nicht berücksichtigt, dagegen einzelne Stände (Großgrundbesitzer, Höchstbesteuerte, Akademiker) privilegiert, erklärt sich der l. V. L. a. Bbg. grundsätzlich für Einführung des Reichstagswahlrechts in Braunschweig und beschließt bei den Landtagswahlen in diesem Herbst auf die Wahl nur solcher Wahlmänner hinzuwirken, die sich verpflichten, nur solche Kandidaten zu wählen, die sich verbindlich machen, in diesem Sinne zu wirken. zahlreiche neue Vereinsmitglieder und „Hilfe"-Abonnenten wurden gewonnen.

Erlangen. Sonntag, 14. Juli hielt der Vorsitzende Dr. Notter einen Vortrag bei dem hiesigen Ortsverband der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. In Anlehnung an das Buch Gleichaufs behandelte der Vortragende die Geschichte der Gewerkvereine und ihre Stellung zur Politik. Der Vortrag fand reichen Beifall. In der sehr angeregten Diskussion forderte der Vorsitzende des Ortsverbandes die Mitglieder der Gewerkvereine auf, sich neben ihrer Berufsorganisation auch politisch zu betätigen. Am 17. sprach Dr. Notter über Bodenreform. Ausgehend von der Wohnungsnot und dem Wohnungselend in unsern Großstädten kam der Referent auf den Kernpunkt der Bodenreform zu sprechen: den Monopolcharakter des Grund und Bodens und die Folgen des Privatbesitzes daran. In Kürze würde auch die Agrarfrage und die Frage des Bergbaus in Hinsicht auf die Bodenreform behandelt sowie schließlich die Ziele der Bodenreformbewegung umfassend charakterisiert. In einer lebhaften Debatte wurde ausgesprochen, es möchten einmal in einer größeren öffentlichen Versammlung die bodenreformatorischen Aufgaben der Gemeinden besprochen werden. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde denn auch vom nat.-soz. Verein für den Herbst in Aussicht gestellt. Außerdem wurde auf Anregung des nat.-soz. Vereins von diesem Vereine in Gemeinschaft mit dem demokratischen und jungliberalen Verein an die städtischen Kollegen ein Antrag eingebracht betreffs Änderung des jetzigen Wahlmodus bei den Gemeindewahlen (es besteht hier die Listenwahl) und auf Aufhebung der Bürgerrechtsgebühren. In dem nationalliberalen „Erlanger Tageblatt" gab es darob böses Blut, da es anscheinend einem Teile der liberalen Stadtvertretung unangenehm ist, an ihre liberalen Grundsätze erinnert zu werden.

Groitzsch i. S. Der neugegründete Liberale Verein, der die Liberalen aller Richtungen sammeln will, hielt am 11. d. M. seinen ersten größeren Vortragsabend ab. Herr Baumeister Schubert aus Leipzig gab einen „Rückblick auf ein Jahrhundert deutscher Wirtschaft". In der Aussprache ging Herr Pastor Pollak näher auf liberale Forderungen ein. Der Vortragsabend brachte wieder 10 neue Mitglieder, so daß der junge Verein jetzt über 60 Mitglieder zählt.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Danzig, Dr. Sch. VI, 5.—; Frankfurt a. M., — L. C.-A. IV, 5.—; Werne, G. D. IV, 5.—.

Zusammen:	M. 15.—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 29	„ 2442,75
	M. 2457,75

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 30 — Berlin, 28. Juli 1907

Krankheit

Meine Freunde liebten mich nur noch hoffnungslos. Pestalozzi.

Der erste Wurf war mißlungen. Viel eigne Schuld war dabei. Aber dazu kommen widerliche Umstände. Pestalozzi mußte die Anstalt, die er gegründet hatte, an der sein Herz hing, auflösen. Er hungerte. Kälte kroch an den Wänden entlang. Seine Frau wurde krank, sie litt — lange schwer, was hatte er ihr zu geben? Er konnte nichts tun, so gern er's wollte, sie hatte ihr ganzes Vermögen für ihn verpfändet. Nun stand er vor ihrem Bett, und sein Herz brannte heiß. Schulden und Schuld — beide trug er bis zum Sinken. Wer ihn kannte und noch liebte, hatte ihn aufgegeben. Er erzählte es später selbst, wie hoffnungslos seine Lage war.

In der Krankheit! Sie ist der schlimmste Posten in der Haushaltungsrechnung. Alles geht, geht vielleicht gut, oder geht wenigstens so eben. Da muß sich der Vater legen, und der Verdienst bleibt aus; da wird die Mutter krank, und das ganze Haus verliert den Halt. Wer mit Armensachen zu tun hat, der weiß, wie viele Familien allein durch Krankheitswochen aus dem Gleichgewicht geworfen wurden und nie mehr ruhige Zeiten sahen. Man hat keine Zeit mehr, gesund zu werden; sobald es halbwegs geht, wartet die Arbeit, fordern die Rechnungen, bitten die Kinder. Fast möchte man manchmal sagen, die beste Zeit ist noch die, in der die Krankheit den Menschen nicht vom Bette gehen läßt; der Jammer geht erst an, wenn er wieder so weit ist, daß er aufstehen kann. Halbe Kräfte kennt die Not nicht. Sie ist grausam. Sie rechnet nur mit Kranken oder Gesunden; für die Zeit, da der Körper wieder Versuche macht, hat sie wenig Sinn. Sie trägt die Peitsche.

Wer die Krankheit in einem Volke bannt, ist auch ein Erlöser. Es würde ein erschreckendes Bild geben, wenn einer in Wahrheit zeichnen wollte, wieviel Kranke von einem einzigen Gesunden durchs Leben gezogen werden. Krankheit bedeutet einen gewaltigen Ausgabeposten in der Wirtschaft eines Volks, und Millionen von Wirkungen, die sie unvermerkt verschuldet, können gar nicht in Anschlag gebracht werden. Darum erprobt sich jede Kultur an der Stellung zur Krankheit und jede Frömmigkeit an dem Wort, das sie für Kranke hat. Laßt uns nicht von der Krankheit leben! Sie wirkt gar lähmend auf den einzelnen und das Ganze. Sie ist Unnatur und Fremdkörper. Man versöhne sich mit ihr. Ihr gilt jeder ehrliche Kampf mit Hand und Herz. Gottes Schöpfung ist gesund. Frömmigkeit und Wahrheit wachsen auf unverdorbenem Boden. Gerade in Kirchen und Religionsgemeinschaften wird mit Armut und Krankheit oft etwas wie Götzendienst getrieben: man betrachtet sie als notwendige Einrichtungen zur Erprobung frommen Eifers und Dienstes. Gewiß, der einzelne kann für sich selbst in einigen kranken Stunden oft innerlich reifer werden, als in vielen Wochen strotzenden Lebens. Gewiß, es wird von manchem Krankenbett Frieden und Geduld in die Stube hineinfließen wie warmer Strom. Trotzdem ist Krankenluft für sittliches und geistiges Leben auf die Dauer ungesund. Nur wer für Gesundung arbeitet, nur wer die Krankheit überwinden hilft, ist Freund des Körpers, Freund der Seele, nur der hat den Menschen lieb.

Kämpft gegen die Krankheit! Sie ist die Schwester des Elends. Beugt ihr vor!

Traub.

Reise in Kamerun

VII.

Moambo, den 15. Januar 1907.

Der ganze Weg heute Vormittag führte durch dichtbevölkertes Land bis zur Ankunft in diesem Quartier, dessen Name nicht recht festzustellen ist. Es scheint, daß nicht eigentlich der Ort, sondern die ganze Landschaft Moambo heißt. Das Dorf wird Bambaka genannt, aber das soll auch wieder nicht der eigentliche Orts- sondern der Häuptlingsname sein. Es ist erstaunlich, welch eine Menschenmenge die Bakossis aufweisen. Von Nguschi bis hierher sind, die Rasten abgerechnet, vier Marschstunden. Diese ganze Strecke sind wir fast ununterbrochen durch angebautes Land marschiert und haben zehn bis zwölf größere und kleine Ortschaften passiert. Urwald steht nirgends mehr — nur vereinzelte parkartige Baumbestände zwischen dem Kulturland. Bald hinter Nguschi begann eine ununterbrochene Steigung. Je höher hinauf, desto mehr prägte sich der Charakter der Berglandschaft aus. Hier und da zeigt sich schon der kolossale Graswuchs des Kameruner Binnenlandes. Das Grasdickicht zu beiden Seiten des Weges ist über vier Meter hoch und mit seinen breiten, schneidenden, miteinander verbundenen und verfilzten Halmen fast ebenso undurchdringlich und womöglich noch undurchsichtiger, als der Urwald. Die Grasstrecken sind übrigens nur kurz; überwiegend geht der Weg zwischen den frischgerodeten Dorfädern, auf denen das umgehauene Busch- und Wurzelwerk verbrannt ist, oder zwischen kilometerlangen Einzäunungen, die das bepflanzte Land umschließen. Die Zäune bestehen ursprünglich aus nebeneinander eingeschlagenen Pfählen oder Staketen, aber die Triebkraft dieser Natur hat sie alle grün ausschlagen lassen, sodaß es jetzt hohe lebende Hecken sind. Der Boden ist rein vulkanisch, aber nicht mehr Basalt sondern Lava. Jetzt sieht man hin und wieder auch schon anstehendes, unzersetztes Gestein. Von Zeit zu Zeit setzt eine deutlich markierte, mehrere Meter hohe Felsstufe über den Weg. Diese Stufen sehen aus, als ob sie die Stirnseiten alter, an dieser Stelle zum Stehen gekommener Lavaströme wären. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich, wie die üppigen Felder der Bakossis zeigen. Übrigens hat sich die Temperatur hier schon merklich abgekühlt. Man soll hier nachts eine Wolldecke brauchen, und nach dem deutlich ausgeprägten Wechsel des Vegetationsbildes könnte man meinen, daß wir bereits in etwa 1000 Meter Höhe sind. Zweifellos können hier Pflanzungen großen Stils angelegt werden, denn noch ist neben den Negerkulturen eine Menge Land frei. Die flach ansteigenden Seiten des Tales, die rundlichen Hügelgruppen am Fuß des Gebirges und die hohen Berghänge selbst sind mit lichtem Wald bestanden. Das harrt alles noch auf Rodung und Pflanzung.

Als wir einmarschierten, war das Dorf wie ausgestorben. Schließlich fanden sich einige Leute in offenbar sehr verschüchterter Gemütsverfassung ein und erzählten, daß tags vorher ein Weißer dagewesen sei, um Arbeiter für eine Pflanzung im Küstengebiet anzuwerben. Als er keine Leute bekam, weil keine mehr verfügbar waren, habe er den Häuptling mißhandelt, einen jungen Burschen als Geisel dafür mitgenommen, daß er auf dem Rückwege hier Arbeiter gestellt bekäme und sei dann weitergezogen. Dies Anwerbewesen hat seine starken Schattenseiten. Die Anwerber bekommen von den Pflanzungen ein Kopfgeld für jeden Mann, den sie mitbringen — meist sechs Mark auf den Arbeiter. Wer hundert oder zweihundert Mann anwirbt, hat also schon eine gute Provision verdient. Das Geschäft vollzieht sich überall unter Vermittlung der Dorfhäuptlinge, die hier im Bakossiland schon eine bedeutendere Machtstellung besitzen, als unten im Urwald. Die Anwerber geben dem Häuptling Geschenke, greifen aber auch, wenn sie meinen, es würde mehr helfen, zu Drohungen und Gewalttätigkeiten, um Leute zu bekommen. Es kommt nicht selten vor, daß die Stationsleiter und die kommandierenden Offiziere in den Militärbezirken Anwerber, die es zu arg treiben, ausweisen müssen, damit die Zustände im

Bezirk nicht gefährdet werden. Dann gibt es von seiten der Pflanzungen große Beschwerden, und die Zeitungen zu Hause bekommen von interessierter Seite Berichte, deren Zuverlässigkeit die Redaktion unmöglich prüfen kann. Wenn es aber in solch einem Bericht heißt, die bureaukratischen Maßnahmen in dem und dem Bezirk schädigten die Entwicklung der Plantagen, des Handels usw., dann gilt das in der Regel zu Hause von vornherein als glaubwürdig. Die Pflanzungsdirektoren an der Küste haben natürlich die Anwerber am liebsten und treten am energischsten für die ein, welche ihnen die meisten Leute bringen; mit welchen Mitteln die „Anwerbung" geschieht, ist ihnen ziemlich gleichgültig. Kommt es aber einmal bei solch einem Anwerbegeschäft zu Tätlichkeiten auf seiten der Eingeborenen, büßt vielleicht sogar ein Weißer durch die erbitterten Dorfleute sein Leben ein, dann ist der „Aufstand", samt Strafexpedition und was sonst noch dahinter kommt, fertig. Der Stamm weiß, daß nun die Truppe anrückt; er flieht in den Busch, versteckt sich oder macht sich zum Widerstand fertig; die Straße ist für den Verkehr gesperrt, und das Ende ist dann Verwüstung der Kulturen, Verbrennung der Dörfer, Blutvergießen und Expeditionskosten. Wenn so etwas mit einem kleinen Stamm irgendwo im Hinterlande geschieht, so hat die Sache im Einzelfall materiell nicht viel auf sich. Sollte es aber einmal auf solche Weise zu einem Zusammenstoß mit einem der menschenreichen und kriegsstarken Stämme im Innern kommen, so könnten die Folgen unabsehbar sein. Es ist also dringend notwendig, sowohl von seiten der Pflanzungen, als auch von seiten des Gouvernements, das Anwerbegeschäft streng zu kontrollieren und die Anwerbeerlaubnis nur ganz zuverlässigen Leuten zu geben. Eigentlich darf niemand ohne behördliche Erlaubnis als Anwerber ins Innere gehen, aber es geschieht doch.

Weil so gut wie gar keine Leute im Dorfe waren, mußten unsere Träger sich selbst ihren Chop aus den Pflanzungen holen. Das war nicht schwer, denn weit und breit stand alles voll Planten und einer etwas kleineren, weniger geschätzten Malabaart, die in der höheren Region wächst und Koko genannt wird. Ein junger Mensch, der behauptete, der Sohn des Häuptlings zu sein, bekam dann die Bezahlung für die entnommene Verpflegung in Gestalt von Tabak eingehändigt. Für jeden anständigen Expeditionsführer, vor allem natürlich für den Beamten und Offizier, ist es strenger Grundsatz, daß überall bezahlt wird, auch in dem Falle, daß infolge mangelnden Entgegenkommens in einem Dorf Requisition der Verpflegung angeordnet werden muß. Als Verpflegungssatz gilt der Wert von zehn Pfennigen täglich für den Träger; für den Soldaten etwas mehr, bis zu fünfzehn Pfennigen. Gezahlt soll nach Möglichkeit in Geld werden; aber meistens sträuben sich die Eingeborenen und bitten statt dessen um Tabak oder Stoffe. Wenn man sie schließlich dazu bewogen hat, Geld anzunehmen (das Gouvernement hält darauf und will den Geldverkehr nach Möglichkeit einführen), so kommen sie oft im selben Augenblick wieder und wollen für das eben erhaltene Geld beim Expeditionsführer Tabak kaufen. Nur dort, wo Handelsniederlassungen, Faktoreien, in der Nähe sind, beginnt der Geldverkehr sich durchzusetzen. Was unser junger Freund, der sich schließlich doch überzeugt hat, daß ihm von uns nichts geschieht, mit dem großen Haufen Tabak anfangen wird, den er als Bezahlung für die zweihundert Rationen bekommen hat, dafür möchte ich allerdings keine Garantie übernehmen. Ich habe einige Zweifel, ob die eigentlichen Besitzer des requirierten Chops etwas davon zu sehen bekommen.

Mueba, den 16. Januar 1907.

Heute sind wir nur von 6—9 Uhr vormittags marschiert und hatten unterwegs sogar noch eine Stunde Rast. Die Steigung hielt ununterbrochen an. Der Boden zeigt immerfort dieselbe dunkelbraune lehmige Erde, unter der man an allen tieferen Einschnitten grauschwarze poröse Lava als Unterlage gewahr wird. Bald hinter Mombo begann ein gewaltiges, über eine Stunde langes Grasdickicht. Die Halme haben hier im Durchschnitt gut fünf Meter Höhe; zwischenein wächst noch eine Art von „Grasunterholz", das nur etwas über einen Meter hoch wird und die ganze Masse von Halmen bis zur Brusthöhe dermaßen verfilzt, daß man nur mit dem Haumesser Schritt vor Schritt bahnbrechend hineindringen kann. Der Weg ist drei Meter breit ausgeschlagen, aber da die Neger doch immer einer hinter dem andern laufen, so wird nur ein schmaler Pfad festgetreten und zu beiden Seiten fängt das grünaufschießende junge Gras schon wieder an, von dem freigelegten Streifen Besitz zu ergreifen. Allmählich hörte das Gras auf und der freier werdende Blick zeigte zur Rechten wie zur Linken wiederum große, wie vom Dunst halb verschleierte Bergmassen, deren imposante Formen mehr geahnt, als geschaut werden konnten. Überall an den Abhängen dehnten sich große Pflanzungen von Koko aus. Dann kam ein stark welliges Terrain; in den Senkungen parkartige Gehölze, auf den Höhen niedriges Gras und dazwischen überall Bananenhaine. Immer in kurzen Absätzen ging der Pfad scharf bergauf; die Luft wurde zusehends frischer. Mit einem Male ein großes Dorf: Mueba. Wir sind hier in der Landschaft Rinong, dem nördlichsten Teile des Balossilandes, unmittelbar am Südwestfuß des Manenugubagebirges. Sofort beim Einmarsch erschien der Häuptling, ein würdiger alter Herr mit langem bis auf die Fersen reichendem Lendentuch und einem ausrangierten grauen Gehrock bekleidet. Er überreichte seinen schwarz-weiß-rot umränderten Schutzbrief, der ihm laut Unterschrift im Jahre 1898 durch den Gouverneur von Puttkamer verliehen war, und wies, freundlich lächelnd, auf die vor seiner Hütte aufgezogene deutsche Flagge hin.

Mit Rinong beginnt die schöne Karte des Militärbezirks Fontem, die mir Oberst Müller in Sopo freundlichst geliehen hat. Ich holte sie aus dem Koffer und sah mit Erstaunen, daß sie für Mueba bereits 1550 m Höhe anzeigte. Nach der Karte war es von hier nicht mehr weit bis auf den Kraterwall des Manenguba. Nachdem die Träger untergebracht, das Zelt aufgeschlagen und die Verpflegung bestellt war, fing ich also sachte mit dem Bergpalaver an und ließ dem Häuptling sagen, er solle mir ein paar junge Leute schicken, die schon oben gewesen seien. Es kamen dann welche, aber sie behaupteten, wenn man jetzt auf den Berg ginge, könne man erst morgen zurückkommen. Nach der Karte schien das unglaublich; um selbst einen Überblick zu bekommen, kletterte ich also auf eine hohe, mit Gras bewachsene Kuppe über dem Dorf, von wo ich Aussicht auf den Manenguba vermutete. Oben angelangt, sah ich sofort, daß der vielgipfelige, zackige Kraterwall tatsächlich in der Luftlinie kaum eine Stunde entfernt vor mir lag. Nach Osten zu steckte das Gebirge in dichtem Nebel, aber das Westende mit dem Krater über Mueba war vollkommen frei. Also zurück in's Dorf. Als die Leute sahen, daß ich ernst machte und auch Unteroffizier Volke sich zum Mitgehen anschloß, waren alsbald drei Führer da. Der Doktor und der Leutnant trauten dem Frieden nicht und blieben lieber unten; Dr. Colin stiftete uns aber eine Flasche Mosel zum Mitnehmen mit dem Hinzufügen, sie solle aber nur getrunken werden, wenn wir wirklich auf den Krater hinaufkämen. Gegen zwölf Uhr fingen wir an zu steigen. Bald zeigte sich die Struktur des Berges sehr deutlich. Der Manenguba ist ein ungeheurer, flach aufgeschütteter Lavavulkan mit mächtigem Gipfelkrater. Vom Krater kommen strahlenförmig nach allen Seiten Rippen oder Grate herab, die durch die Erosion entstanden sind. Zwischenein sind tiefe Täler und Schluchten ausgenagt. Die Verwitterung arbeitet hier auf der Wetterseite des Berges unter dem Einfluß der starken Niederschläge so schnell, daß sich nur in einzelnen, tief eingenagten Rinnen oder an freigewaschenen Vorsprüngen anstehendes Gestein zeigt; im übrigen ist das Skelett des Berges überall mit einer dicken Decke von ähnlich lehmiger, rotbrauner oder rötlich-gelber Dammerde eingehüllt, wie in dem ganzen Gebiet, durch das wir schon seit Majoka marschieren. Wir stiegen auf dem Rücken eines solchen langen Grates an; rechts und links fiel der Blick jäh in ein tiefes grünes Tal. Alle Hänge sind vom Grund der Täler an bis auf die Höhe der zwischenliegenden Rücken beinahe zusammenhängend mit Kokofeldern in allen Stadien der Bebauung bedeckt. Überall arbeiteten Leute, vornehmlich Weiber, in den Feldern. Sehr zahlreich war eine kleine buschartige Palmenart, Gattung Phönix, von der hier ein vortrefflicher Palmwein gewonnen wird. Unterwegs sprang einer unsrer Führer einmal mit einem kurzen Wort seitwärts in den Grund, holte ein paar Kalebassen, die an den angezapften Palmen hingen (er behauptete, es wären seine), trank und gab uns zu trinken. Der Berg ist noch hoch, wir brauchen Kraft, meinte er. Es ist erstaunlich, welch einen Fleiß die Leute hier anwenden und was für eine zahlreiche Bevölkerung hier leben muß. Man kann sich keine Ackerkultur vorstellen, die sorgfältiger und reinlicher betrieben würde, als diese immensen Kokofelder am Manenguba. Nach fünfviertelstündiger, teils mäßiger, teils stärkerer Steigung, hatten wir die Höhe des mit hohem Gras bedeckten Kraterwalls erreicht. Der Krater des Manenguba ist gewaltig, fast kreisrund, etwa vier Kilometer im Durchmesser, am Boden ziemlich eben, teils mit Gras, teils noch mit schwarzen Schlacken- und Lavaflächen bedeckt. Die höchsten Zacken des Ringwalles erheben sich noch mehrere hundert Meter über die Kammlinie, die 2100 Meter hoch liegt, und vom Kamm bis auf den Grund beträgt der außerordentlich steil geböschte Absturz gut 100 Meter. Wir waren von Osten her aufgestiegen; gegen Nordwesten öffnete sich eine bis auf den Grund hinabreichende Bresche in dem sonst lückenlos geschlossenen Ringwall — das alte Ausflußtor für die Lava. Das Schauspiel war großartig. Rückwärts gewendet, erblickte man mehrere der strahlenförmig vom Kraterrand ausgehenden, allmählich abfinkenden und unten fern im Nebel in ein Gewirr von Hügeln, Bergrücken und kleinen Nebenkratern sich auflösenden Grate; dazwischen die grün bebauten, saftig frischen Talschluchten mit den Palmdickichten im Grunde. Nach vorn lag in einsamer schweigender Ruhe das kolossale gipfelumkränzte Rund des Kraters. Wir stiegen nun nach unten hinab und marschierten auf dem Grunde nach Norden zu den beiden vor einiger Zeit entdeckten, bisher noch namenlosen Seen in der Tiefe, von denen die Eingeborenen viel erzählten. Kurz davor erhebt sich vom Kraterboden noch ein massiger Turm aus rötlich hellem Gestein; dann kommt eine quer über den Grund ziehende, niedrige Schwelle und von ihr aus öffnet sich plötzlich ein wunderbarer Blick nach unten auf die beiden Gewässer, die nur durch einen schmalen, dachförmigen Grat von einander getrennt sind. Es sind zwei sekundäre, in dem Boden des Hauptkraters eingesenkte Kraterkessel. Der Spiegel des größeren Sees liegt vielleicht hundert Meter, der des kleineren noch etwas tiefer unterhalb des Standpunktes, von wo man die beiden

zuerst erblickt. In den kleineren See ergießt sich von Osten her eine starke Quelle als Wasserfall, dessen lautes Rauschen vernehmlich heraufdringt. Beide Becken sind an mehreren Stellen zugänglich; überwiegend aber umgibt sie ein Steilrand von hellem, weißlich schimmerndem Gestein. Der Absturz zur Tiefe ist mit Wald und Busch oder Gras bedeckt, soweit die Hänge nicht vollkommen senkrecht erscheinen. Das Farbenspiel des Wassers in der Tiefe ist von wunderbarer Pracht. Der kleine See leuchtet wie ein reiner Smaragd; der große ist stahlblau mit violetten Tinten im Schatten der Felswände. Das Ganze sieht aus wie ein Märchen aus einer andern Welt. So plötzlich wirkt der Eindruck des aus der Tiefe aufleuchtenden Doppelspiegels inmitten der schweigenden Größe des weiten, gipfelumkränzten Kraterringes, daß wir förmlich gebannt auf der Höhe stehen blieben und erst nach einer Weile Worte der Bewunderung fanden. Mutter und Tochter! Das war mein erster Gedanke beim Hinabschauen. Nach der Mutter und der Tochter, die mir am nächsten stehen, habe ich dann die bis dahin namenlosen auch getauft.

Der Abstieg zum großen See ist bequem. Unten am Wasser wurde Dr. Colins Mosel auf sein Wohl getrunken, eine kurze Notiz über unsern Besuch in die Flasche gesteckt und diese dann gut verkorkt in den See geworfen. Am jenseitigen Ufer entdeckten Polles scharfe Augen einige Gestalten, die aber auf Anruf schleunigst in den Busch flüchteten. Um einen Anhalt für die Größe des Wasserspiegels zu gewinnen, schoß ich mit dem Visier für 800 Meter hinüber; die Kugel schlug erheblich vor dem jenseitigen Ufer ein. Gestärkt traten wir dann mit unsren Führern den Rückmarsch an. Gerade als wir von innen zum Kraterwall wieder emporstiegen, zog ein Gewitter herauf, und graue Wolkenmassen fingen an, von außen über den Rand in den Krater herabzuwallen. In wenigen Minuten war das ganze große innere Rund ein wogendes, undurchsichtiges Nebelmeer. Mehr Glück konnte der Mensch tatsächlich nicht haben! Der Abstieg ging rasch. Je weiter nach unten, desto mehr verwandelte sich der Nebel in Regen, und als wir im Dorfe ankamen, plätscherte es tüchtig. Gegen Abend konnte man aber wieder im Freien sitzen und essen. Meinen Trägern habe ich heute eine große Kalebasse Palmwein spendiert, und auch die drei Führer haben ihren guten Lohn bekommen. Wie sie sagen, haben sie übrigens schon einmal weiße Reisende hinaufgeführt, und einer davon soll sogar von einer Klippe aus mit einem Kopfsprung sich in den See geworfen und dort gebadet haben. Dieser Ausflug zum Gipfel des Manenguba ist bisher der Höhepunkt meiner Wanderung in Kamerun gewesen — der Höhepunkt in jeder Beziehung, denn auf den großen Kamerunberg, wohin ich von Buea aus eigentlich wollte, bin ich leider nicht gekommen.

Paul Rohrbach.

Richard Strauß

Musikkritische Skizze

„Nur mit der Melodei seid Ihr ein wenig frei, doch sag' ich nicht, daß dies ein Fehler sei; nur ist's nicht leicht zu behalten, und das ärgert unsere Alten." Eine bittere Wahrheit liegt in diesen Worten des Hans Sachs, und gar mancher Künstler, der mit genialer Selbständigkeit schuf, hat erfahren müssen, daß nur das „klassische Ideal" das A und O aller Kunst sei: „was darüber ist, das ist vom Übel." Auch Richard Strauß hat seine Erfahrungen gemacht. Freilich leben wir nicht mehr in der Zeit Mozarts, da das glänzendste Talent um wenige Gulden Gehalt oft bitter ringen mußte oder auf die mäcenatische Kunstliebe oder Eitelkeit begüterter Fürsten angewiesen war. Aber die Kritik führt heute keine minder spitze Feder als damals, und das Ansehen der Presse ist so gestiegen, daß die Kritik dem Künstler heute gefährlicher werden kann als je.

Richard Strauß ist Nachwagnerianer, aber kein Nachahmer, sondern er ist auf der Bahn, die Wagner vorgezeichnet hatte, selbständig weitergeschritten; er hat bewiesen, daß Wagner nicht am Schlusse einer Entwicklung lebte, sondern daß er ein Glied dieser Entwicklung bildete, die ihren Abschluß offenbar noch lange nicht erreicht hat. In diesem Sinne ist Strauß ein Enkel von Berlioz und ein Urenkel Glucks, so paradox das im ersten Augenblicke auch klingen mag. Eine Entwicklungskette, wie die oben skizzierte, weiterzuführen, ist immer ein riskantes Unternehmen. Das große Publikum ist im allgemeinen viel zu schwerfällig und besitzt ein viel zu langsames Auffassungsvermögen, als daß es einen derartigen Fortschritt von vornherein verstehen und richtig beurteilen oder womöglich überhaupt nur merken könnte. Als Wagner schrieb, begann die große Menge Beethoven zu begreifen, jetzt, wo weitere Kreise allmählich die ganze, geniale Größe des Bayreuther Meisters zu erfassen anfangen, ist die Entwicklung schon wieder um eine Stufe weiter, und die Folgen sind abfällige Kritiken und verständnislose Kopfschütteln.

Richard Strauß ist ein Kind unsres nervösen, überhasteten Zeitalters; von diesem Gesichtspunkte aus muß man seine Werke beurteilen. Hätte er, wie Mozart, in der Zeit der Galanteriedegen und des Menuettschrittes gelebt, so würde auch sein Genie wohl nie auf die Komposition einer „Domestica" oder einer „Salome" gekommen sein.

Die Hauptstärke des Berliner Komponisten bildet zweifellos die Orchestermusik; infolgedessen sind seine symphonischen Tondichtungen auch am höchsten zu bewerten. Schon hier zeigt sich bei ihm eine Neigung zum Absonderlichen, zur Darstellung eigenartiger, ungewöhnlicher Charaktere und Situationen: Don Quixote, Heldenleben, Zarathustra, Till Eulenspiegel. Tod und Verklärung steht etwas abseits; doch liegt der Grund dafür nur in der Besonderheit des Themas, während das musikalische Prinzip genau das gleiche ist. Die „Domestica" mit ihrer wechselvollen Schilderung der Freuden und Leiden des Familienlebens ist wieder ganz „Strauß." — An dem Straußschen Orchester wird meistens getadelt, daß in ihm die bei Wagner schon zahlreich vertretenen Schlaginstrumente noch beträchtlich vermehrt worden sind. Das ist meines Erachtens nichts Tadelnswertes oder Merkwürdiges: Mozart begnügte sich mit 2 Pauken und der Triangel. Bei Beethoven finden schon die große und die kleine Trommel und das Becken Anwendung (vgl. Schlußsatz der IX. Symphonie). Berlioz, der sich übrigens in einer Besprechung von Rossinis „Tell" über das Überhandnehmen der Schlaginstrumente in dem Orchesterapparat beklagt, verlangt in „Fausts Verdammnis" nicht weniger als 8 Pauken. Nach Wagner ist diese Instrumentengattung besonders von Mascagni und nicht zuletzt auch von Gustav Mahler erweitert worden, welch letzterer im IV. Satz seiner VI. Symphonie meines Wissens vierzehn oder fünfzehn verschiedene Schlaginstrumente fordert. Eine ähnlich hohe Anzahl enthält die Partitur der „Salome." Eine Entwicklung ist auch hier deutlich erkennbar. Eine Vermehrung und Vervielfältigung der Holzbläser- und Blechinstrumente hat ebenfalls stattgefunden, wenn auch nicht eine so starke. — Das alles hat seinen Hauptgrund darin, daß die Aufgaben, die die Komponisten sich stellen, stets komplizierter werden, wie allein schon die Titel der oben erwähnten Straußschen Orchesterwerke zur Genüge beweisen. Mit der steigenden Kompliziertheit der Aufgaben steigt infolge der Forderung größerer orchestraler Ausdrucksmöglichkeit die Kompliziertheit des Orchesterapparates; mit der steigenden Kompliziertheit der Orchesterausgestaltung und der damit gegebenen größeren orchestralen Ausdrucksmöglichkeit wachsen wiederum andrerseits die Aufgaben, an deren Lösung die Komponisten sich heranwagen. Ich erwähne hier einen Ausspruch von Richard Strauß selbst, der die angedeuteten wechselseitigen Beziehungen zwischen Orchester und Kompositionsthema illustrieren möge. Er sagt nämlich, er sei zum Bewußtsein gelangt, „wieviel ungehobene Schätze das Orchester noch in sich birgt für den Dramatiker, für den Tonpoeten, der es verstände, sie zum sinnvollen Ausdruck neuer Farbensymbole und zur Charakteristik neuer und feinerer Seelenregungen und Nervenschwingungen zu deuten." —

Aus dieser Auffassung heraus muß man auch Richard Strauß als Kammermusiker und Liederkomponisten beurteilen. Da erklärt es sich von selbst, warum unter seinen Liedern denen der Vorrang gebührt, zu denen er eine Orchesterbegleitung geschrieben hat. Ich erinnere an seine Komposition des Schillerschen Hymnus „daß du mein Herz weckest zu diesem goldenen Lichte usw." — Lieder —? Ja, Lieder kann man diese Vertonungen im Grunde genommen nicht mehr nennen: es sind Dichtungen in Musik gesetzt. Abgesehen davon, daß die äußere Form dieser meist modernen Dichtungen absolut nicht den Forderungen entspricht, die man auf Grund des „klassischen Ideals" an einen „Liedertext" stellen darf, bildet in diesen Kompositionen der Gesang nicht mehr die ausschließliche Hauptsache. Die Begleitung ist aus ihrer Rolle als Stimmungsfolie herausgetreten, hat sich emanzipiert und beginnt neben dem Gesang, natürlich dem Inhalte entsprechend, selbständig ihrerseits Gefühle und Stimmungen zu entwickeln und wiederzugeben. Diese Erscheinung ist begründet in der bereits erwähnten Stellung, die der Komponist zu dem die Begleitung ausführenden Orchester einnimmt. Die Straußsche Kammermusik leidet daher an demselben Fehler

wie seine Lieder mit Klavierbegleitung: die Mittel, die ihm hier zu Gebote stehen, versagen gegenüber den an sie gestellten Forderungen. Ich fühle bei derartigen Darbietungen meistens eine gewisse Nichtbefriedigung in mir, die ihren Grund nicht in der Aufführung oder der technischen Ausgestaltung des Werkes hat. Man empfindet, der Schöpfer will einen Gedanken, eine Stimmung musikalisch zum Ausdruck bringen, aber er will mehr als es für ihn bei Beschränkung auf die verfügbaren Kräfte (z. B. Streichquartett oder Singstimme und Klavier) möglich ist. Ich sage mit Vorbedacht „für ihn." Schubert oder Hugo Wolf wäre es vielleicht gelungen, sogar gut gelungen. Er aber ist gewohnt, mit Massen zu arbeiten; wie er in seinen Werken außergewöhnliche Probleme löst, so schafft er auch mit außergewöhnlichen Mitteln, der Stil „Papa Haydns" ist hier nicht anwendbar.

Zu bemerken ist noch, daß Strauß bei seinen Sonaten usw. meist dem klassischen Vorbild der Teilung in 3 oder 4 Sätze treu geblieben ist, während er in seinen Symphonien bisher darauf verzichtet hat. Dabei möchte ich seine Sonate für Violine und Klavier in Es-dur, op. 18, erwähnen. Während der erste und letzte Satz (Allegro ma non troppo. — Finale. Andante. Allegro.) voll genialer Frische und Lebhaftigkeit sind, so daß die bedeutenden technischen Schwierigkeiten des 3. Satzes den Gedanken an virtuosenhaftes Ohrengeklingel nicht aufkommen lassen, bewegt sich der 2. Satz (Improvisation. Andante cantabile.) so ziemlich in den Grenzen dessen, was man als „klassisch" zu bezeichnen pflegt; hier verzichtet Strauß auf Selbständigkeit in der Erfindung und bietet uns Musik, wie wir sie in den Werken Mozarts und Beethovens bewundern und mit Recht bewundern. Aber Strauß ist halt nicht Beethoven und auch nicht Mozart. Das „klassische Ideal" ist eben klassisch, d. h. vergangen; es bieten uns die Aufführungen von Schöpfungen jener Zeit noch immer eine Fülle reinsten Genusses. Die Neuschaffung ähnlicher Werke dürfte einem Menschen der Jetztzeit wohl nicht gelingen. Wer weiß, ob Beethoven nicht ein Richard Strauß geworden wäre, wenn er, statt am Anfang des vorigen Jahrhunderts, in unsrer Epoche der Schnellbahnen und Automobile geschrieben hätte. So fällt denn dieser 2. „klassische" Satz der Es-dur-Sonate gegen die beiden andern Sätze vollständig ab; bis auf wenige Stellen wirkt er flau; dort, wo die Straußsche Originalität ganz fehlt, sogar banal.

Seine neuerliche Weltberühmtheit verdankt Richard Strauß seinem jüngsten Opus, der „Salome." Damit kommen wir zu dem Opernkomponisten. Der „Salome" ging voraus ein von Wolzogen gedichtetes Singspiel „Feuersnot," das seinem Charakter nach etwa in die Kategorie zu stellen ist, in die von den symphonischen Tondichtungen „Till Eulenspiegel" einzureihen wäre. Das Werk erhebt sich im ganzen noch nicht bedeutend über das seit Wagner gewohnte Niveau moderner Opern, wenngleich es in einer Menge modulatorischer und harmonischer Freiheiten bereits etwas von dem ahnen läßt, was die „Salome" zur Wahrheit machte. „Eine Verirrung," wenngleich eine „geniale," nennt ein Kritiker dieses modernste aller Musikdramen. Ich bin noch im Zweifel, ob das stimmt. Wenn wir die Entwicklung und den augenblicklichen Stand der Schauspielliteratur betrachten, so scheint mir der oben angegebene Standpunkt nicht haltbar. Doch ich will hier keine Literaturpolemik beginnen. Ich sage nur das: Wenn jemand dazu imstande war, das von Plastik und Malerei bereits genügsam ausgebeutete Salomethema musikalisch zu verwerten, so mußte dieser Jemand Richard Strauß sein. Trotz des Satzes „mir liegt das Perverse," der dem Komponisten zugeschrieben wird, glaube ich nicht, daß das Problem des Sinnlich-Lüsternen, das sich in seiner Nichtbefriedigung zur Perversität versteigt, das war, was den Tondichter reizte. Ich möchte vielmehr, ähnlich wie der Kommentator der „Salome", Otto Roese, das Problem des Straußschen Musikdramas mit dem des „Zarathustra" von demselben Komponisten vergleichen: das Streben nach innerlicher Befreiung. Roese schreibt: „Unsre eigene Zeit mit ihren Seelenängsten und mystischen Trieben, hysterischen Gefühlen und neurasthenischen Narrheiten, mit ihrem wild ins Kraut schießenden Übermenschentum und ihrer tiefen Sehnsucht nach einem verlorenen inneren Gleichgewicht schaut aus dem Schreckensbild des Straußschen Salomedramas heraus." — In diesem Sinne ist auch die Musik aufzufassen. Der beste Ausdruck, den ich zur Charakterisierung der Salomemusik gefunden habe, heißt „nervenzerrüttend." Der musikalische Gesamteindruck ähnelt sehr dem, den die VI. Symphonie von Mahler auf mich ausgeübt hat: Etwas Furchtbares wird geschildert, so furchtbar, daß das Entsetzen kein Mitgefühl in uns aufkommen läßt; infolgedessen stößt das Werk den Zuhörer im ersten Momente direkt ab. „Ein Gorgonenblick" schaut heraus, bei dem es uns „heiß und kalt überläuft."

Operntechnisch ist zunächst gegen Wagner ein Fortschritt in der Auswahl des Textes zu konstatieren: Strauß verzichtet auf die gebundene Rede; der Dialog eines Stückes, das als Schauspiel sich alle besseren Theater erobert hat, ist mit unerheblichen Kürzungen zum Libretto eines Musikdramas gemacht worden. Diese Steigerung ist jedoch unbedeutend gegen eine zweite, nämlich die, daß das Orchester die Herrschaft über die Bühne gewann. Das ist ein radikaler Umsturz des bisher Dagewesenen, den man von „Feuersnot" her freilich nicht ahnen konnte. Und doch finde ich das nicht so schrecklich und verwunderlich, wie es manchen Kritikern vorkommt. Betrachten wir die Entwicklung nur in den 3 Stufen Mozart, Wagner und Strauß. Auf der ersten Stufe bildet der Gesang absolut die Hauptsache; er enthält fast nur Lyrik mit eingesprengten epischen und dramatischen Abschweifungen. Das Orchester ist Begleitung und nur Begleitung. Wagner setzt an die Stelle der Rezitative, Arien und gesprochenen Dialoge den sogenannten „Sprechgesang," der jeder Vergewaltigung der natürlichen Redeweise abhold ist, also vor allem der Wortwiederholung und vollends der Koloratur, die oft ganz merkwürdige und nicht gerade künstlerisch bedeutende Früchte gezeitigt hat. Ich erinnere nur an die Cavatine (Nr. 4) im ersten Akt von Verdis „Troubadour." Das Orchester ist von der bei Mozart und seinen Nachfolgern geübten strengen Diskretion gegen die Bühne insoweit abgegangen, als es nicht mehr nur begleitet, sondern als selbständiger Faktor des Werkes an dem Gang der Handlung, an der Entwicklung der Charaktere teilnimmt. Bühne und Orchester stehen gleichberechtigt nebeneinander. — Strauß zieht die Konsequenz aus diesem Entwicklungsgang: Mozart — Gesang über dem Orchester; Wagner — Gesang neben dem Orchester; da war das Schlußglied der Kette von selbst gegeben: Gesang außer dem Orchester. — Das ist — operntechnisch natürlich — die „Salome." Es ist das Resultat der Entwicklung, deren Anfänge ich bereits oben gelegentlich der Würdigung der Straußschen Liederkompositionen erwähnt habe. Daher auch die unglaublichen Anforderungen an die Solisten, die, um sich nur hin und wieder behaupten zu können, andauernd mit dem möglichsten Stimmaufwand „singen" müssen. Daß dabei der Hörer nur einen Begriff davon bekommt, eine wie laute Stimme der betreffende Sänger oder die Sängerin hat, daß ihm die Feinheiten in der Ausarbeitung der Rolle, also der wahre künstlerische Wert im Sinne des Darstellers, fast vollständig entgehen, weil sie bei einem derartigen Fortissimo nicht zum Ausdruck gebracht werden können oder durch das tosende Orchester absorbiert werden, daran scheint der Komponist nicht gedacht zu haben. — Es ist noch die Frage, ob er daran denken konnte. Meines Erachtens ist das auf Grund der bereits des öftern dargelegten Straußschen Auffassung von der Orchestermusik und der Stellung, die er in seinen übrigen Werken dazu eingenommen hat, zu verneinen. Er schrieb so, wie er schreiben mußte, Richard Strauß würde sich selbst widersprechen, sich selbst verleugnet haben, wenn er nach einem „Zarathustra," nach einem „Heldenleben" eine andre Vertonung der „Salome" geliefert hätte.

Zum Schluß möchte ich ganz kurz eine Frage berühren: Wie wird es mit unsrer „Zukunftsmusik" ausschauen, wenn der Schritt von Wagner zu Strauß in Wahrheit eine naturgemäße Entwicklung bedeutet? — Darauf antworte ich zunächst: Viele Dinge und nicht zuletzt die Kunst sind nach den verschiedensten Richtungen hin entwicklungsfähig, und ich will mit meiner obigen These keineswegs ausgedrückt haben, daß Richard Strauß, seine Musik und sein musikalisches Drama die, d. h. die einzig mögliche oder aussichtsreiche Konsequenz der Bayreuther Aera darstelle. Im Gegenteil. — Zweitens: tempora mutantur, et nos mutamur in illis. Im Gegensatz zu der musikalischen Gleichgültigkeit, die vor Zeiten die breite Masse des Volkes beherrschte, leben wir jetzt in einer

Zeit musikalischer Hochspannung, die auf jeden Fall ihren guten Anteil an der nervösen Weiterentwicklung der Menschheit hat. Das Volk hat sich an die Musik Beethovens gewöhnt, die Richard Wagners ist ihm zum Teil schon vertraut geworden; die anfänglich ziemlich rare species der „Wagnersänger und -Dirigenten" ist an Zahl bedeutend gestiegen. Vielleicht akklimatisieren sich Künstler und Publikum auch noch einmal an die Atmosphäre eines Richard Strauß. Die Epoche der „Salome-Sänger und -Dirigenten" ist ja bereits heraufgedämmert. —

H. Georges.

Der nickende Bonze

von **Eduard Saenger.**

Ernst Hauser war ein junger Osteuropäer, der für einen sonderbaren Heiligen galt. Er wohnte in einem unansehnlichen Dorfe in der Nähe der Großstadt. Dorthin hatte er sich zurückgezogen, um vor allzuhäufigen Besuchen seiner Bekannten sicher zu sein; dort hatte er mit seiner kleinen Frau ein zierliches Heim gegründet; da wohnte er und trieb alle Künste und dachte alle Weltgedanken.

Die Zimmer waren japanisch ausgestattet. Auf Kommoden und Schränkchen standen buntbemalte Tassen, Teller und Vasen; kleines Getier und wunderliches Spielzeug blickte überall hervor, und auf Wandläufern und Fächern waren mit wenigen Linien die anmutigsten japanischen Mädchen gezeichnet, deren Gesicht und Gestalt an die junge Hausfrau erinnerten.

Auf einem Wandbrett über dem Diwan endlich stand ein Zierkästchen aus schwarzbraunem Holze, ähnlich einer Pagode, und darauf eine kleine Porzellanbüste, deren Kopf beim leisesten Anstoß stundenlang auf einer Feder auf- und nieder wippte. Die Figur sollte vielleicht einen Buddha vorstellen, sah aber aus wie ein Bonze, ein verschmitzter Bonze, der zu allem „Ja" nickte und dabei das skeptischste Gesicht schnitt.

Es läßt sich wohl sagen, daß niemand ungestraft — in japanischen Zimmern wandelt. Aus der morgenländischen Umgebung heraus werden seltsame Gedanken geboren, die bei einem Europäer Unheil anrichten können, wenn sie in ihm Wurzel fassen. Und in Ernst Hauser war ein geeigneter Boden für sie; er hatte etwas vom Wesen des Orientalen: Einfache Urformen des Denkens, mit denen er sich ohne die Schliche und Besorgnisse des Europäers ein einheitliches Weltbild schuf, aus dem so manches sich als selbstverständlich ergab, was uns abenteuerlich und verwegen erscheint.

Ernst Hauser hatte zwei Freunde, beide Junggesellen, mit denen er seine Gedanken austauschte; das waren auch die einzigen Menschen, die in seine Einsiedelei häufig einkehrten. Der eine war ein Naturforscher auf eigene Faust, der die ganze Physik umkehren wollte, einige Dutzend Broschüren dreiviertel vollendet und ein Lebenswerk in der Anlage fertig im Schreibpult liegen hatte, nur einmal in der Woche schlief, Tag und Nacht über neuen Gedanken und Unternehmungen brütete, tausenderlei Gutes anregte und in Angriff nahm, aber voll Überdruß von allem die Hand zurückzog, wenn aller Erwartungen aufs höchste gespannt waren.

Der andere Freund war ein Dichter, dem man nachsagte, daß er um zehn Uhr schon zu Bette ging und nur in Gedichten sprach, d. h. jeden Monat einmal. Ohne Zweifel beruhte diese Nachrede auf Übertreibung; aber aus dem Zerrbilde spricht die Wahrheit am deutlichsten.

Alle drei Freunde hatten das Eine gemeinsam, daß sie kluge Leute waren und vor der Welt nichts anzufangen wußten.

Das weltlichste Wesen in diesem Kreise war Ernst Hausers Gattin. Frau Alma war vielseitig.

Sie verstand es ebensowohl, philosophische Streitigkeiten der Freunde mit ihrem gesunden Menschenverstand zu schlichten, als endlose Balladen aus einem früheren Jahrhundert zu singen, ihre guten Bekannten der Reihe nach zu kopieren und ihrem Manne die unglaublichsten Dinge weiszumachen. Gleichwohl war sie ihm die treueste Seele; sie hätte ihren letzten Fetzen für ihn hingegeben, wäre ohne Hemd auf dem Leibe mit ihm durch Sturm und Wetter gegangen und hätte seinen Tod nicht überlebt.

Eines Abends saßen die Freunde in Ernst Hauser's Wohnung beisammen und sprachen über Leben und Liebe. Nachdem die Umtriebe eines jeden zur Sprache gekommen und man demütig die alte Wahrheit zugestanden hatte, daß das Weib die Lenkerin aller Schicksale, die Parze sei, in deren Fäden ein jeder vom Mutterleibe bis zur Gruft eingesponnen sei, da erklärte Ernst Hauser fest und mit neuerwachtem Selbstgefühl:

„Aber jeder Mann ist seiner Frau würdig . . ." Ein rasch unterdrücktes Lächeln auf den Gesichtern seiner Freunde entging ihm nicht; desto bestimmter fuhr er fort: „Ich habe mein Weib gewählt und bin mit meinem Geschick zufrieden. Gleichwohl bin ich nicht der Knecht meines Schicksals; ich sehe klar, wie meine Fäden gesponnen sind. Ich weiß bis ins kleinste genau, was ich an meinem Weibe besitze und brauche ihren Wert keinem auseinanderzusetzen, der sie kennt. Weil ich mir nun dermaßen über mein Schicksal klar bin, so kann ich frei und unbefangen erklären, daß ich es gegebenen Falles vertauschen würde. Angenommen, ich stünde vor der Wahl, entweder arm wie ich bin, in stetem Verzichten auf Schönheit, Natur und Freiheit, an der Seite meines Weibes weiterzuleben, oder mit einem Schlage — durch Gewinn einer halben Million — aus den kleinlichen Verhältnissen befreit zu sein und die Mittel zu besitzen, um mir die erlesensten Kunstgenüsse, die weitesten Forschungsreisen gönnen und in völliger Unabhängigkeit von den Menschen nur meinem Werke leben zu können: so würde ich mich von meinem lieben Weibe, das mir in acht Jahren noch keine trübe Stunde bereitet hat, trennen und die halbe Million nehmen; und wie ich jetzt meiner Frau würdig bin, so würde ich mich wohl auch meines neuen Schicksals würdig zeigen."

Das war ein Ausspruch, wie er dem Dichter behagte; er gab ihm viel zu denken und noch mehr zu träumen; er war grundvernünftig und doch in seiner Verwegenheit unhaltbar; er entsprach den philosophischen Spekulationen des Freundes, ja, er schien aus den vier Wänden des japanischen Zimmers hervorzugehen, wo alles sich in verblüffend einfachen, unwirklichen, und doch wahren Linien bewegte.

Der Naturforscher strich sich nur den roten Spitzbart und murmelte zwischen den Zähnen: „Kein übler Gedanke!" Und als Ernst Hauser den sinnenden Dichter fragend ansah, da verzog dieser bloß den Mund, unterdrückte dann eine Bemerkung und gab dann ein halb ironisches, halb tragisches „Hm!" von sich. Als man darauf verlegen um sich blickte, da gewahrte man den Bonzen auf dem japanischen Kästchen und beobachtete jenes geheimnisvolle, grinsende Nicken seines Kopfes, das zugleich alles billigte und alles bedenklich fand.

Frau Alma, von einem Gange zurückgekehrt, trat ins Zimmer, und der Naturforscher eröffnete mit Ernst Hauser ein physikalisches Gespräch über die Dichtigkeit der Atome im allgemeinen und den leeren Raum insbesondere. Der Dichter verhielt sich dabei mehr als Zuhörer und Beobachter; heute, unter dem Eindruck des Vernommenen, war er besonders schweigsam und wechselte nur hin und wieder ein paar Worte mit der Hausfrau, wobei er sie zeitweise so starr ansah, als ob er durch sie hindurchblickte wie durch einen leeren Raum. In diesen Augenblicken dachte er sie sich hinweg, verschwunden, und empfand jedesmal, daß ein Zusammenhang zerstört war — ein unbegreiflicher Zusammenhang zwischen Ernst Hauser, seiner Frau und den Freunden, zwischen den Zimmern und ihren Insassen und allem, was sie taten, dachten und sprachen; er fühlte, wie ein Traum sich löste, und wie ein Chaos hereinbrach. Wie gut, daß er sich bewußt war, nur ein Dichter zu sein!

Jene merkwürdige Szene war bei keinem der Freunde haften geblieben, außer dem Dichter, den sie nach Monaten noch beschäftigte. Seinen Andeutungen verdanke ich die folgende Geschichte, die sich bald darauf mit Ernst Hauser zugetragen haben soll.

Eines Nachmittags saß er allein in seinem japanischen Heim in einem Lehnstuhl. Es begann schon zu dämmern, und wie die Gegenstände im Zimmer ineinander verschwammen, so schien auch das gleichmäßige Ticken der Uhr mit dem Kopfnicken des Bonzen auf dem Kästchen eine Bewegung, ein Vorgang zu sein. Ernst Hauser, durch den Naturforscher zu ernstester Beobachtung kosmischer Dinge

angeregt, dachte über die Bewegung der Materie nach und geriet dabei bald auf das alte Problem, die Dichtigkeit der Atome im allgemeinen und den leeren Raum im besondern. Ganz schattenhaft winkte ihm das Abbild seiner lieben Frau von den japanischen Fächern und Wandläufern zu. Das verwirrte plötzlich seine Gedanken. Er konnte den Faden nicht wiederfinden, hatte gar keine Macht mehr, sich zu besinnen, noch überhaupt zu denken, und mußte willenlos die Eindrücke der Gegenstände über sich ergehen lassen. Und da war es ihm mit einem Male, als ob das Ticken der Uhr ganz aufgehört hätte und ein neues, eigenartiges Geräusch von dem Bonzen ausginge. Zugleich bemerkte er an der Fensterwand, an der er saß, eine seltsame Schattenbewegung, deren Anblick seinen Leib vor Schrecken lähmte. Und schon fühlt, hört und sieht er eine Gestalt auf sich zuschreiten. Kopf und Hals sind glänzend-weiß wie aus Porzellan, der übrige Leib steckt in einem gelben, talarartigen Gewande; die rechte Hand hält ein Päckchen grauer Papiere. Es ist der Bonze. (Schluß folgt.)

Allerlei

Der Markt in Brüssel. Das gotische Rathaus der belgischen Hauptstadt ist durch Abbildungen vielen geläufig. Es ist ein schönes Bauwerk in guten, mächtigen Verhältnissen, an manchen Teilen seiner Fassade vielleicht zu sehr mit schmückender Plastik überladen, der ein logisches Verhältnis zur Baumasse fehlt. Aus der Mitte steigt ein Turm empor, baugeschichtlich ein Problem, schlank und fast zierlich, mit vielen leeren Nischen und Durchbrechungen, die ihm eine eigenartige Bewegung geben. Die Gotik hat in Kirchenbauten viele Türme hervorgebracht und solche von denkbar verschiedenem Charakter; mir ist in profaner Architektur augenblicklich nichts gegenwärtig, das so wie der Brüsseler Rathausturm aus den eigentümlichen Elementen der Gotik hinausgewachsen scheint. Der ganze Bau beschäftigt das kunsthistorische Interesse und auch sein Gegenüber, die sehr reiche und aufgelöste gotische Fassade des „Brothauses" betrachtet man mit baugeschichtlichen Überlegungen. Vielleicht denkt man auch daran, daß hier das Gefängnis von Egmont und Hoorn war, ehe sie im Juni 1568 auf diesem Platze hingerichtet wurden. Der Markt selber aber ist von einer merkwürdigen, fesselnden und zugleich verwirrenden Schönheit. Man kann ihm nichts an die Seite stellen. Er mag als ein Schulbeispiel gelten, wie man früher Plätze sich dachte und sie anlegte, und wie man es heute leider nicht mehr tut. So ganz ist er als Saal der Stadt geschlossen. Man sieht die Straßen kaum, die auf ihn hinführen; nirgends versucht eine die Umrisse durch eigene Anmaßlichkeit zu sprengen. Wenn man sich an den durchschnittlichen modernen Platz erinnert, sieht man, daß er meist nichts anderes ist als eine im Grunde unlogische und zwecklose Erweiterung und Ausbuchtung von Straßen. Hier findet sich der Platz, auf dem früher die Bürger zusammentreten konnten, der den Rahmen zu großen und prunkhaften Festen bot. An die beiden großen, breiten gotischen Fassaden schließen sich in der Hauptsache Zunfthäuser, die zumeist um 1700 erbaut sind. Es sind schmale Fronten, die mit zum Teil wundervoll erfundenen und freien Giebeln auf den Markt schauen. Den Leuten, die noch an das populäre Märchen von der künstlerischen Notwendigkeit der architektonischen „Stileinheit" glauben, müßte die einheitliche Wirkung des Platzes so lehrreich sein, wenn sie nicht für natürliche Empfindungen zu verbildet wären. Strenge Gotik, eine breite gelassene sowie eine pittoreske späte Renaissance stehen nebeneinander und stören sich nicht im geringsten.

Solche Überlegungen kommen sehr unerbeten, aber man kann sich ihrer schwer erwehren, wenn man brave Absichten hat, zu lernen und vergleichend zu verstehen. Vielleicht ist es am gescheitesten, man stellt sich so auf den Platz, denkt an nichts und freut sich blos seiner Schönheit. Ein buntes Leben spielt sich ab. Heut haben sie mitten auf dem Platz allerhand alte Möbel und Geräte versteigert, ein großer Blumenmarkt gibt ein frisches und unterhaltsames Bild. Die Ornamente der dunkeln, schmalen, steilen Häuser sind vergoldet und aus den Fenstern hängen große, bunte, gelbe und rote Zunftfahnen. Am Mittag wars grau, aber gegen Abend kam aus den ewiggrauen Wolken dieser Wochen eine helle Sonne und warf ihr ganzes Licht in die noch feuchte Luft. Da wurde der große Markt, über den die Menschen eines sehr trivialen Samstagabends gingen, zu einem vornehmen, festlichen Raum, dessen Strenge ein genießendes Auge schmückt. H.

Die Macht der Ideen. Rings um einen ragenden Felsen flossen die Wasser eines kräftigen Bergbachs; sie wuschen ihm die Füße und tanzten hoch an ihm hinauf.

„Was wollt ihr leichten silbernen Wellen?" fragte der Fels.

„Dich bezwingen, du alter, harter, wunderlicher Stein," antworteten die Wellen; „wir wollen dich umwerfen, daß du fällst und zerschellst."

Da lachte der Fels; er lachte so recht ruppig, daß das Wasser an ihm zerstäubte: „Mich wollt ihr umwerfen? Mich, der ich die härteste Macht der Welt bin? Und ihr seid weich wie die Luft im Lenz. So sagt mir doch, worin liegt denn eigentlich eure Macht?"

„In der Zeit," war die Antwort der Wellen. Sie wurden nimmer müde und ließen sich nicht irre machen in ihrem unablässigen Tun, und endlich kam der Tag, wo der Felsen wirklich stürzte, und das Tal hallte wider von seinem donnernden Fall.

* * *

Die neue Wahrheit. Eine neue Wahrheit hatte das Licht der Welt erblickt, und weil sie noch jung und schwach war und das Wetter draußen nicht vertragen konnte, suchte sie unterzukommen.

Da kam sie zuerst an ein Haus, das war größer als alle andern in der Stadt und wies dazu noch mit seinem Finger deutlich in den lichten Himmel hinein. Flugs trat sie ein und sagte zu dem Herrn des Hauses: „Ich bin eine neue Wahrheit; nimm mich auf, daß ich bei dir wachse und erstarke."

Aber der Mann antwortete: „Ich kann dich leider nicht gebrauchen. Ich habe noch alte Wahrheiten auf Lager und damit komme ich ganz gut aus. Adel"

Da ging die Abgewiesene weiter und erblickte ein Haus, das war nicht so hoch wie eine Kirche; aber groß genug war es doch, und es gingen viele Kinder hinein, die trugen einen Ranzen auf dem Rücken oder Bücher unter dem Arm. Da dachte die Wahrheit, wenn die dort eine Stätte fänden, würde man auch sie nicht abweisen, und sie fragte den Herrn des Hauses: „Willst du mich aufnehmen? Ich bin eine neue Wahrheit."

Da leuchteten die Augen des Mannes, aber nur kurze Zeit, und dann erwiderte er: „Du gefällst mir sehr, und eine neue Wahrheit könnten wir schon gebrauchen; aber über mir ist eine dunkle Gewalt, und wenn ich dich aufnehme, komme ich um Brot und Amt. Es tut mir wirklich leid."

Da ging die Wahrheit abermals weiter, und bald erreichte sie ein stattliches Gebäude, aus dessen Tiefe erklang das Sausen und Summen der Maschinen, und über dem Eingang standen in Goldschrift die Worte: Für Recht und Freiheit! In dem Hause ward nämlich eine große Zeitung gedruckt. Da freute sie sich, öffnete die Tür und suchte den Herrn des Hauses.

„Nimm mich auf," sagte sie, „ich bin eine neue Wahrheit. Du bist der Mann, mich groß zu machen, so daß ich herrschen kann."

Jener aber lächelte ganz leise und sprach: „Du verkennst uns. Wir haben eine Auflage von mehreren Hunderttausenden. Wenn wir dich aufnehmen, laufen uns alle unsre Abonnenten weg. Mahlzeit!"

Da ward es der armen Wahrheit ganz weh ums Herz — sie verließ die Stadt und wanderte die staubige Landstraße entlang; aber weil ihr niemand zu essen und zu trinken gegeben hatte, ward sie ganz müde und blieb seufzend am Wege liegen. Als sie nun nahe am Verdursten war, kam ein Wanderer daher. Als er die Ärmste so daliegen sah, beugte er sich mitleidig hinab zu ihr und fragte, wer sie sei.

„Ach," war die Antwort, „ich bin eine neue Wahrheit. Aber ich muß hier verrecken; denn alle Menschen treiben mich von sich."

Da sann der Wanderer eine Weile nach, und dann sagte er: „Du gefällst mir. Ich will mit dir vor den Reichstag treten, dann wirst du aller Welt bekannt werden. Aber erst müssen wir zusammen durch den Wahlkampf gehen."

Das taten sie auch — aber der Mann fiel durch, und das war ganz natürlich, weil er für eine neue Wahrheit focht. Er ward zu Boden geworfen, und die Menge ging unter Spott und Hohn mit plumpen Füßen über ihn hinweg. Als er zertreten in seinem Blute lag, flüsterte er nur: „Du arme Wahrheit!"

Aber siehe, diese stand neben ihm; ihr Antlitz leuchtete, und sie rief stark und groß: „Hab' Dank, ich habe einen Märtyrer gefunden! Jetzt fürcht' ich nicht die ganze Welt!"

Und darauf trat sie ihren Siegeszug an.

* * *

Alte Taler. In einer kleinen, strafferfüllten Börse steckten mehrere alte Taler und unter ihnen eine einzige Doppelkrone.

„Uff!" sagten die Silbernen, „hier ist's enge. He, du Gelber, geh hinaus von uns! Wir gebrauchen Platz."

„Ach," bat der Goldene, „bescheide ich mich doch mit ganz geringem Raum! Ich denke, ihr gebraucht mehr davon als ich selber."

„Seh' einer den Hochmut!" sagten die andern, „er bildet sich ein, er sei etwas Besseres als wir."

Die ruhige Antwort lautete: „Ich maße mir nicht an, mehr wert zu sein, als meine Aufschrift besagt. Wie steht es aber mit euch?" — — —

Die Taler schwiegen, und das war gut. Es ist aber in der Welt noch mancherlei anderes im Umlauf, einiges sogar seit Jahrtausenden, das ist längst nicht mehr soviel wert, als sein Gepräge besagt — aber schweigen tut es dennoch nicht. **Georg Ruseler.**

hierin noch nicht viel ändern können. Nun ist kürzlich in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ein Werkchen von einem Praktiker veröffentlicht worden, dem es hoffentlich gelingen wird, wenigstens auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens diesen Zustand in etwas zu bessern; der Titel ist oben angegeben.

Das Büchlein bietet auf knappstem Raume zunächst eine kurze, aber doch in den Hauptzügen vollständige Übersicht über die Entwicklung des Eisenbahnwesens und weiterhin einen Überblick über den jetzigen Stand der Entwicklung und des ganzen Betriebes. Der Stoff bietet in seiner Eigenart einer kurzen Darstellung besondere Schwierigkeiten. Der Leserkreis, an den sich die Schrift wendet, verfügt nicht über eingehende technische Kenntnisse, noch weniger über Anschauung auf diesem Gebiete, und ohne Anschauung kann das Verständnis technischer Einrichtungen überhaupt nicht erreicht werden. Deshalb ist es besonders dankenswert, daß der Verfasser eine große Anzahl von Abbildungen beigegeben hat, deren Anschaulichkeit allein es ermöglicht hat, auf so knappem Raume ein Gebiet von solchem Umfange vorzuführen. Die Abbildungen sind so schematisch gehalten, daß für ein Verständnis derselben wenige Worte im Texte genügen; das meiste liest man ohne weiteres aus den Figuren heraus. Um eine Vorstellung von der Fülle des Gebotenen zu geben, sollen hier die Überschriften der Hauptkapitel wiedergegeben werden: „Übersicht über den Gesamtgegenstand", „Die Entwicklung des Eisenbahn-Oberbaues bis zur Gegenwart", „Übersicht über die Entwicklung und die Verteilung des Eisenbahnnetzes der Welt", „Entwicklung des Lokomotivbetriebes", Eisenbahnbau und Eisenbahnbetrieb". Aus dem letzten Kapitel seien die einzelnen Abschnitte über die Eisenbahnanlagen, über den Eisenbahnbetrieb und über die Blockeinrichtungen besonders genannt, weil sie dem Leser einen Einblick gewähren in den komplizierten Mechanismus unserer Bahnhofs- und Bahnanlagen, denen man ja meist ziemlich verständnislos gegenübersteht. Besonderem Interesse in volkswirtschaftlicher und geographischer Beziehung wird der Abschnitt über die Verteilung des Eisenbahnnetzes der Welt begegnen, der nach einer Darstellung des europäischen Eisenbahnwesens einen Überblick gibt über die Verhältnisse auf den fremden Erdteilen; dieser Abschnitt ist, namentlich in bezug auf Afrika und Asien von kolonialpolitischem Interesse. Schließlich will ich noch auf das vom Verfasser mehrfach erwähnte Verkehrs- und Baumuseum in Berlin hinweisen. Die dort durch Modelle gebotene Anschauung gestattet leicht eine Vertiefung der gewonnenen Kenntnisse. Umgekehrt wird der Besucher des Museums Biedermanns Schrift als willkommene Anleitung zum Verständnis der Sammlung benutzen können. **R. V.**

Briefkasten

E. B. Wir können Ihnen nur zur Anschaffung des eben erschienenen zweiten Teils der Volkswirtschaftslehre von Philligowich raten.

R. in W. Das Zitat heißt: „Jegliche Frucht muß Reif' und Zeit erlangen. So kommt für Euch zu spät das Lernen nach; Ihr wollt zur Haustür klettern übers Dach."

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Erziehung im Hause

von Charlotte M. Mason

Deutsch von E. Kirchner

[4163

„Es ist ohne systematische Pedanterie, aber aus einer klaren, durchdachten, pädagogischen Gesamtanschauung und aus festbegründeten psychologischen Erkenntnissen herausgeschrieben und enthält eine Reihe feiner Beobachtungen und praktischer Hinweise."

3. März 1906. *Mode und Haus.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Georg D. W. CALLWEY, Verlagsbuchhandlung, München.

Eben ist in unserem Verlag erschienen:

Die deutsche Malerei

von Edmund Steppes, Maler.

Den Freunden der deutschen Kunst gewidmet

4 Bogen Oktav zum Preis von 1.20 Mark. Es ist eine Kampfesschrift um die Malerei, um die Malweise, die für Dürer, van Eyck, Böcklin, Thoma und Heider das Deutschtum in Anspruch nimmt, im Gegensatz zu den Impressionisten, die Steppes hart mitnimmt. Es ist äußerst lehrreich, einen gründlichen Kenner der malerischen Techniken in dem Streite „hie Böcklin, hie Liebermann" zu hören.

BESTE MUSIK-

Instrumente jeder Art für Schüler, Lehrer, Vereine, Orchester usw. direkt vom Herstellungsorte

Illustr. Preisl. liefert frei Wilhelm Herwig Garantie f. Güte

Versandh. in Markneukirchen i. S. — Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeb.

B. Becker in Soest i. W. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroffenen Holländischen Tabak 10 Pfd.-Beutel franko 8 Mk. [3960

Zigarren billigst!

16 Meter Damenstoff

in 68—90 cm Breite oder 8 Meter Herrenstoffe in 130—140 cm Breite, erhält jeder angefertigt, wer 4 Kilo reinwollene Strickstrümpfe, Wollreste, Lumpen etc. an die Wollweberei von C. Schütz (Oberhessen) sendet. In Lardenbach 64

Verlang. Sie Muster u. Preise franko!

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Jeder Deutsche

der es ernst meint mit seinem Vaterlande, lese die soeben erschienene Schrift:

„Quo vadis Germania?"

Ein Jubiläumsblatt zum 100. Jahrestage deutscher Schande. (Tilsit 1807!)

Preis 1,20 Mk. [4246

Wolstein & Teilhaber G. m. b. H., Strassberg i. E.

Die Kolonialpolitik

und der Zusammenbruch

Von **Parvus**

I. Teil: Vor den Reichstagswahlen 1907 — II. Teil: Der Wahlkampf und das Wahlergebnis — III. Teil: Die Kolonien und der Kapitalismus im XX. Jahrhundert — IV. Teil: Die Schwindeläre der Reichspolitik

Früher erschienene Werke unseres Verlages:

Die Internationale. Festschrift zur 40jährigen Gründungsfeier der internationalen Arbeiter-Association am 28. September 1904 von Gustav Jaeckh. Preis brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Jena und Tilsit. Ein Kapitel deutscher Autorgeschichte. Von Franz Mehring. Preis 1 Mk.

Patriotismus und Sozialdemokratie. Von Karl Kautsky. Preis 20 Pfg.

Sozialistische Literatur. Zwei Vorträge von Paul Lensch. Preis 15 Pfg.

Der Kampf der Arbeiter. Von Anton Pannekoek. Preis 20 Pfg.

Leipziger Buchdruckerei A.-G., Abteilung Buchhandlung, Leipzig

100 Zimmer-Einrichtungen enthalten meine Kataloge. F. Scherer. i. Freiburg B.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 31

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 4. August 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Ein Fortschritt im Haag — Kostgänger des Zentrums — Luftschiffahrtsfragen — Flottenstatistik). — **Georg Gothein:** Wilhelm von Kardorff. — **Dr. Eugen Katz:** Politische Richter. — Sprechsaal (Schluß der Aussprache über den Fall Peters) I: **Dr. E. Lehmann;** II: **Dr. Erich Eyck;** III: **Dr. Eugen Katz.** — **Dr. Franz Oppenheimer:** Die preußische Polen-Politik (Schluß). — **Lothar Engelbert Schücking:** Preuß: Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. — Aus unsrer Bewegung. — Soziale Bewegung. — Eingegangene Bücher. — Briefkasten.

Traub: Was die Sonne vermag. — **Victor Klemperer:** Georg Herwegh. — **Maria Raich:** Die Achtung und das Weib. — **Carl Meißner:** Deutsche Arbeitertracht. — **Eduard Saenger:** Der nickende Bonze (Schluß). — Allerlei.

Politische Notizen

Ein Fortschritt im Haag. Von allen Ansätzen zu nützlichen und bindenden Vereinbarungen scheint bei der Haager Friedenskonferenz die Schiedsgerichtsfrage noch die relativ beste Zukunft zu haben. Der springende Punkt ist natürlich der, ob die Anrufung des Schiedsgerichts für die Staaten, zwischen denen eine Meinungsverschiedenheit besteht, fobligatorisch sein soll oder nicht. Der deutsche diplomatische Delegierte, Freiherr v. Marschall, hat auf der Konferenz neulich eine Rede gehalten, in der er den Standpunkt Deutschlands dahin kundgab, daß die Anrufung und damit natürlich auch die Unterwerfung unter den Spruch des Schiedsgerichts obligatorisch sein sollten in Fällen, in denen es sich nicht um die Ehre oder um lebenswichtige Interessen eines Staates handele, sondern um Meinungsverschiedenheiten, die durch die korrekte Anwendung feststehender Rechtsprinzipien zu entscheiden sind unter der Voraussetzung, daß es einen internationalen Gerichtshof gibt. Natürlich werden die schwächeren Staaten die Tendenz haben, den Kreis der Fälle, in denen die Anrufung des Schiedsgerichts gegeben ist, weiter zu fassen als die mächtigen, und wenn eine der beiden streitenden Parteien die Anrufung des Schiedsgerichts verweigert, so gibt es einen Weg, der andern Partei das Schiedsgericht zwangsweise aufzuerlegen.

Immerhin ist es ein Vorteil, daß Deutschland auf dieser Konferenz, auf der es eigentlich in die Enge getrieben und als Friedensstörer offenbart werden sollte, an einem bestimmten Punkt in sehr friedensfreundlicher Weise hat hervortreten können. Wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung, so proklamierte Marschall doch deutlich genug als Ziel einen internationalen Weltvertrag über das Prinzip obligatorischer Schiedssprechung in nichtpolitischen Streitfragen. Er bezeichnet es dabei als notwendig, für die Zukunft in die Verträge, aus denen Anlässe zur Schiedssprechung entstehen können, die Verpflichtung gleich mitaufzunehmen, daß Meinungsverschiedenheiten auf diesem Wege auszutragen seien. Es soll also im internationalen Verkehr etwas Ähnliches geschaffen werden, wie die bekannte Klausel in privaten Geschäftsverträgen: bei Streitigkeiten unterwerfen sich die Parteien von vornherein der Entscheidung der und der bestimmten schiedsgerichtlichen Instanz. Herr v. Marschall wies z. B. auf das Gebiet der internationalen Verkehrsverträge, des Schutzes des gewerblichen und geistigen Eigentums und des internationalen Privatrechts hin.

Zweifellos würde auf diese Weise, nachdem im Laufe der Zeit das Schiedsgericht eine feste Spruchpraxis ausgebildet hat, der internationale Rechtsschutz, namentlich für die Angehörigen der gebildeten Nationen gegenüber den halbzivilisierten, aber noch zum Haager Konzert gehörigen, ein besserer werden. Es bleibt nur zu hoffen, daß Venezuela oder ähnliche politische Größen, wenn sie verurteilt sind, sich auch fügen.

Kostgänger des Zentrums. Ein Parteifreund schreibt uns: Wer im verflossenen Wahlkampfe in Kreisen gearbeitet hat, in denen ein Kandidat der sogenannten Wirtschaftlichen Vereinigung (Christlichsoziale, Deutschsoziale, Mittelständler und Agrarier) vorhanden war, der wird empfunden haben, wie gerade die Anhänger dieses politischen Sammelsuriums mit dem Vorwurfe „nicht national" gegen Andersdenkende am leichtfertigsten operierten. Dabei ließen sich die Kandidaten dieser Fraktion in nicht weniger als 15 Fällen gegen „nationale" (meistens nationalliberale) Kandidaten vom Zentrum als Vorspann benutzen. Die nachfolgende Tabelle dürfte für viele unsrer Freunde interessant sein:

Wahlkreis	1907 auf die Wrt.-Vgg. entfallene Stimmen	1903 für das Zentrum abgeg.	1907 gewählt
1. Liegnitz	8 936	940	Fischbeck (Fr. Vp.)
2. Erfurt	8 602	1 163	Hagemann (Nl.)
3. Goslar	7 175	468	Hölle (W. Vgg.)
4. Herford-Halle	5 796	208	Contze (Nl.)
5. Herborn-Dillenburg	11 168	4 097	Burckhardt (W. Vgg.)
6. Wetzlar-Altenkirchen	7 730	6 192	Behrens (W. Vgg.)
7. Kreuznach-Simmern	9 798	7 484	Baasche (Nl.)
8. Heilbronn	11 529	3 809	Naumann (Frs. Vgg.)
9. Heidelberg	8 485	6 477	Beck (Nl.)
10. Bretten-Sinsheim	13 533	8 316	Rupp (W. Vgg.)
11. Gießen	9 017	105	Köhler (W. Vgg.)
12. Friedberg	3 299	1 926	Oriola (Nl.)
13. Bensheim-Erbach	6 755	3 258	Haas (Nl.)
14. Eisenach	6 985	1 313	Schack (W. Vgg.)
15. Waldeck	4 057	176	Potthoff (Frs. Vgg.)
		45 932	

In allen diesen Kreisen hat das Zentrum bei den letzten Wahlen den Kandidaten der Wirtschaftlichen Vereinigung bereits im ersten Wahlgang unterstützt, d. h. dieser Fraktion insgesamt über 45 000 Stimmen ohne weiteres zugewendet. Gegen unsre Kandidaten unterlagen ja die Herren von der Wirtschaftlichen Vereinigung zumeist. Aber bei den Nationalliberalen dürfte die obige Tabelle keine ungetrübten Empfindungen für die Blockbrüder von der Wirtschaftlichen Vereinigung auslösen.

Luftschiffahrtsfragen. Die Berliner „Neuesten Nachrichten" bringen Vorschläge von Oberstleutnant a. D. Wagner, in welcher Weise sich die Gesetzgebung mit der Luftschiffahrt beschäftigen soll. Der Hauptinhalt ist: Die Luftschiffahrt mit lenkbaren Luftschiffen soll verstaatlicht, ausländische lenkbare Luftschiffe sollen in deutscher Reichsluft verboten werden. Falls sie dennoch auftauchen, sind sie nach Spionagegesetz zu behandeln und nach Möglichkeit abzuschießen. Nicht lenk-

bare Ballons unterliegen strengen Paß- und Meldevorschriften. — Diese Vorschläge würden jetzt vermutlich der reine Totschlag gegenüber der Luftschiffahrt sein. Das lenkbare Luftschiff muß ein freier Privatsport bleiben, bis seine endgültige Form gefunden ist. Ob man später zur Verstaatlichung übergehen soll, kann heute noch in keiner Weise beurteilt werden. Wahrscheinlich ist es nicht, denn die Luftschiffahrt wird voraussichtlich immer ein sehr riskantes Geschäft bleiben, soweit sie überhaupt ein Geschäft zu werden vermag. Natürlich wird niemand verkennen, daß das Luftschiff eine militärische Gefahr ist, aber wir Deutschen sind dabei doch wahrhaftig nicht die am meisten Gefährdeten! Wir können und müssen uns die besten Luftschiffe halten, die es gibt. Dann mögen die andern Nationen sehen, wie sie uns nachkommen. Weshalb sollen wir es den Russen vormachen, wie sie ihr Land vor den Augen des Luftschiffers verbergen? Die Gefahr, daß unsre Festungen ausgekundschaftet werden, mag teilweise vorhanden sein, aber wir können dann Toul und Verdun ebenso gut photographieren lassen wie die Franzosen Metz oder Coblenz. Das technisch fortgeschrittenere Volk hat niemals Ursache, sich gegen Anwendung neuer Hilfsmittel zu wehren. Und selbst was den Krieg anbelangt, so ist es gar nicht unmöglich, daß das Luftschiff, indem es Land- und Seemacht von oben bedroht, eine Friedensmacht wird, wie es sie in der Weltgeschichte noch nicht gegeben hat. Es ist denkbar, daß das große Kriegsschiff durch das Luftschiff erledigt wird. Aber das sind vorläufig nur Phantasien. Zur Gesetzgebung ist noch kein Anlaß.

Flottenstatistik. Aus einem Flugblatt von Dr. Rassow-Burg, „Deutschlands Seemacht" betitelt, ist folgende Tabelle von allgemeinem Interesse:

	Linienschiffe	Panzerkreuz.	Sa.	Sa. in Tausend To.
1. England . .	58	38	96	1350
2. Nord-Amerika	30	15	45	612
3. Frankreich. .	28	24	52	593
4. Deutschland .	**28**	**10**	**38**	**467**
5. Japan . . .	15	15	30	415
6. Rußland . .	13	6	19	253
7. Italien. . .	11	10	21	220
8. Österreich . .	12	3	15	135

Rechnet man die Tonnenzahl aller größeren Schiffe, einschließlich der noch im Bau befindlichen, zusammen, so ergibt sich, daß Frankreich von Nordamerika endgültig überholt ist, zwar nicht an Zahl der Schiffe, aber an Tonnenzahl, also an Größe der Schiffe, auf die heute das Hauptgewicht zu legen ist. Deutschland (467 000 t) behauptet mit Mühe, unter Zuhilfenahme der z. T. überholten Kaiserklasse und der stark veralteten Brandenburgklasse, noch den vierten Platz. Japan (415 000 t) folgt ihm auf dem Fuße. Rußland (253 000 t) ist zu den Mächten dritten Ranges herabgesunken. — Wesentlich ungünstiger steht es leider für Deutschland, wenn man nur die ganz modernen Schiffe in Rechnung zieht; denn dann steht Japan (371 000 t) sogar ein wenig besser als Deutschland (361 000 t)!

Wilhelm von Kardorff

Aus den Reihen derer, die noch dem konstituierenden deutschen Reichstag angehört haben, hat der Tod in der letzten Woche einen Mann abgerufen, der auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes in fast 40jähriger ununterbrochener parlamentarischer Tätigkeit einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, vielleicht einen größeren als irgend ein lebender Parlamentarier. Ja auch unter den dahingeschiedenen ist wohl nur Windthorst eine ähnlich erfolgreiche Tätigkeit beschieden gewesen wie Kardorff. An seinen Namen knüpft sich der Umschwung in der deutschen Zollpolitik, der schließlich auch zu dem in der ganzen inneren Politik geführt und eigentlich nur in der Ära Caprivi eine kurze Unterbrechung gefunden hat.

Mit dem Wort Kampfnatur ist das Wesen Kardorffs nicht ausreichend charakterisiert; es lebte in ihm eine leidenschaftliche, raufluftige Junkernatur, einerseits mit zäher Treue an alten Freunden und Kampfgenossen hängend, andrerseits gewalttätig, rücksichtslos auch in der Wahl seiner Mittel. Ihn kümmerte das Gesetz nicht, durch das der Reichstag seine Tätigkeit geregelt hatte; durch den Antrag, der seinen Namen trug, wurde die Geschäftsordnung gebrochen, um den Bülowschen Zolltarif durchzudrücken; ihn kümmerten nicht die sentimentalen Bedenken der Zollfreunde, daß man den Gegnern in der Kommission zugesagt hatte, in zweiter Lesung im Plenum eine eingehende Spezialdebatte zuzulassen; er kannte nur das Ziel, und um das zu erreichen, genierte ihn das Mittel nicht.

Man ist heute wohl geneigt, den Einfluß, den Kardorff auf die Umkehr in der Zollpolitik gehabt hat, zu unterschätzen, und doch ist er es gewesen, der sie mit seiner Broschüre „Wider den Strom" eingeleitet, der durch eine umfangreiche organisatorische und agitatorische Tätigkeit sie propagiert, und der im Gespräch mit Bismarck auf diesen eine große Einwirkung ausgeübt hat. Gewiß bei letzterem wirkte viel zusammen, um ihn zu seiner Schwenkung zu veranlassen; für ihn war wohl das fiskalische Motiv das stärkste, das für Kardorff ein durchaus nebensächliches war, aber fast alle menschlichen Handlungen sind von verschiedenen Beweggründen diktiert, und man wird die, welche Kardorff Bismarck suggerierte, nicht unterschätzen dürfen.

Für den jetzt Dahingeschiedenen war die Schutzzollpolitik Glaubenssache, nicht das Ergebnis eingehender Studien; mir haben Mitkämpfer von ihm erzählt, daß die Stenogramme seiner Reichstagsreden über Eisenzölle jedesmal einer sorgfältigen Korrektur durch ein sachverständiges Mitglied des Reichstags unterworfen werden mußten, damit wenigstens im Druck nicht zu arge Irrtümer stehen blieben. Und wer unbefangen seine späteren Zollreden liest, wird zugeben müssen, daß sie von eingehender Kenntnis der Materie nicht viel erraten lassen; allgemeine Gesichtspunkte, an die er glaubte, deren Richtigkeit zu beweisen er für unnötig hielt, weil sie für ihn Axiome waren, bildeten den Inhalt seiner Reden, daneben eine scharfe, vielfach persönliche Polemik.

Er war kein glänzender Redner; seine Sätze wurden — ähnlich wie von Bismarck — ruckweis hervorgestoßen, aber er machte doch Eindruck; so gern er über seine Gegner spottete, eigentlicher Witz war ihm versagt, und sein hitziges Temperament führte ihn Gegnern gegenüber, die auf ihn die Waffe des Witzes anwendeten, bisweilen zu recht unangemessenen Ausfällen. Als ihn einst Alexander Meyer mit seinem Witz sehr gut abgeführt hatte, wurde er heftig und grob und erklärte schließlich, daß, wenn der Abg. Meyer deshalb Genugtuung verlange, er ihm auch außerhalb des Hauses zur Verfügung stehe. Alexander Meyer entgegnete ihm, der auf der Mensur als Student die Nase verloren hatte, unter stürmischer Heiterkeit des Hauses, daß er ihm darauf nur mit den Worten Bräsigs aus „Ut mine Stromtid" antworten könne: „Daß du die Näs ins Gesicht behältst, Karl!"

Seine Heftigkeit machte es ihm auch unmöglich, den Vorsitz in der Zolltarifkommission beizubehalten. Zu den beiden stürmischen Szenen, die sein Verhalten als Vorsitzender provozierte, war ich die unschuldige Ursache; in beiden Fällen hatte er Anträgen von mir einen Sinn untergelegt, den er bei ruhiger Überlegung nie in ihnen hätte finden können, und verweigerte ihre Beratung noch dazu in verletzender Form. Aber als ich ihm nach Schluß der Sitzung deshalb Vorhaltungen machte, sah er sein Unrecht ein und bat in nobelster Form um Entschuldigung.

Das war überhaupt eine seiner liebenswürdigsten Eigenschaften, daß, wenn seine Hitze verflogen war, er stets bereit war, das, was er in ihr gefehlt hatte, in ritterlicher Weise gutzumachen. Freilich, das nächste Mal riß ihn seine Heftigkeit wieder fort.

Kardorff unterschied sich auch darin vorteilhaft von vielen seiner junkerlichen Standesgenossen, daß er in jedem Parlamentarier seinen Kollegen sah und in persönlichem Umgang nichts von jener lächerlichen Überhebung zeigte, durch die gerade die Minderbegabten ihre Stellung wahren zu müssen glauben. Von dem hochfahrenden Wesen seines verstorbenen Fraktionsgenossen und Hauptmitkämpfers in der Zollpolitik, des Frhrn. von Stumm, der in Bebel keinen

Kollegen sehen wollte, hatte er nichts; auch mit ihm und Singer plauderte er gelegentlich ganz gemütlich.

Daß eine Natur wie Kardorff zu den Gegnern des Reichstagswahlrechts gehören mußte, ist klar, aber ein begeisterter Anhänger des preußischen Dreiklassensystems war er auch nicht; er wünschte eine Annäherung beider Wahlsysteme, denn er erkannte mit Recht, daß ein so verschiedenartiges Wahlrecht für die beiden größten parlamentarischen Körperschaften Deutschlands schwere Nachteile für den Gang der politischen Maschine mit sich bringen mußte. Freilich dazu, das Wahlrecht in Preußen auf dem System des Reichstagswahlrechts zu basieren, konnte er sich nicht entschließen.

Von seinen zwei wirtschaftspolitischen Idealen ist ihm nur die Durchsetzung der Schutzzollpolitik gelungen, glücklicherweise nicht aber auch noch das andere: die Doppelwährung. Hier versagte ihm der größte Teil der Großindustrie, vor allem der zur Durchführung der Schutzzollpolitik gegründete Verband deutscher Industrieller, die Gefolgschaft, und selbst in der eigenen Fraktion fand er die Gegnerschaft ausgesprochener Goldwährungsmänner. Am 1. Oktober d. J., also wenige Wochen nach seinem Tode, wird der letzte Schönheitsfehler an der deutschen Goldwährung beseitigt, gegen die er bis zuletzt gekämpft hat.

Nicht in allem und jedem war Kardorff reaktionär, und er hat wohl manches nur mitgemacht, um in Wirtschaftsfragen eine kompakte Mehrheit zu haben, denn wie wenige hat er erkannt, was die Macht für die Politik bedeutet; er brauchte Mehrheiten. Das Volksschulgesetz und die geistliche Schulaufsicht waren gewiß nicht nach seinem Geschmack, aber er machte sie schließlich doch mit, um seine Zolltarifmehrheit zu erhalten. In Fragen der Kunst huldigte er — wohl unter dem Einfluß seines Sohnes, des bekannten Malers — der neuen Richtung und konnte da auch recht energisch gegen die Krone werden; wie er denn überhaupt kein Höfling war; das erlaubte ihm schon seine trotzige Junkernatur nicht.

Dem neuen Reichstag hat er nicht mehr angehört; er, der die agrarische Politik eingeleitet hatte, der ihr gewandtester Kämpfer, ihr verschlagenster Taktiker gewesen war, hatte es schließlich mit dem Bunde der Landwirte verdorben, der in seiner Unersättlichkeit die schlaue Taktik des alten Veteranen nicht mitmachen wollte, und in seiner Heftigkeit hat er ihm deutlich seine Meinung gesagt und seinen Austritt erklärt. Da aber der Bund inzwischen die Organisation seines Wahlkreises in die Hand bekommen hatte, so setzten die Agrarier ihrem verdientesten Mann den Stuhl vor die Tür.

So war seine Rolle im Reichstag ausgespielt, als den bald Achtzigjährigen der Tod abrief.

Bei aller Anerkennung, die man dem Eifer und der Energie des Entschlafenen zollen kann, von dem man annehmen darf, daß er ehrlich an die Güte seiner Ideen glaubte, kann man doch nur wünschen, daß das deutsche Volk von der Wirtschaftspolitik, die er heraufbeschworen hat, so rasch wie möglich befreit werde, daß das Requiescat in pace, das wir ihm heute nachrufen, recht bald hinter der heutigen deutschen Zoll- und Agrarpolitik erschallen möge.

Breslau, den 26. Juli 1907. **Georg Gothein.**

Politische Richter

Als Fürst Bülow die Schwenkung seiner Politik in einem Brief an den Generalleutnant Liebert ankündigte, wurde an dieser Stelle gleich betont, daß der Reichskanzler über seinen Waffengenossen kaum näher unterrichtet sein dürfte. Weder der Generalleutnant noch sein „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" sind das, was man im Geschäftsleben als „erstklassige Firmen" bezeichnet. Schneller als wir geahnt, begann Herr Liebert, dem Fürsten Bülow fürchterlich zu werden. Das erste Mal, als Liebert im Reichstage das Volk zur Lynchjustiz gegen die Sozialdemokratie aufrief. Das zweite Mal, als er in einem sächsischen Preßprozeß arg bloßgestellt wurde. Der dritte Streich aber ertönte so laut, daß ein starkes Echo nicht ausbleiben konnte. Es war bekanntlich in dem Münchener Petersprozeß, als Herr Liebert das Urteil des Disziplinargerichts gegen Peters coram publico als „Justizmord" und als „Schandfleck des deutschen Volkes und der Justiz" bezeichnete.

Man mag zu diesem Urteil stehen wie man will: jeder mußte ein Eingreifen der Anklagebehörde und der so gekennzeichneten Richter erwarten. Unsre staatlichen Behörden pflegen von ganz besondrer Hellhörigkeit zu sein, wenn sie irgendwie ihre Standesehre bedroht sehen. Die deutsche Justizverwaltung läßt jedes Jahr im Reichstag mit Entrüstung die Behauptung zurückweisen, daß es irgendwo einen deutschen Richter gäbe, der selbst bona fide die Unparteilichkeit verletzt. Um so eher hätte man annehmen müssen, daß nun die zuständigen Behörden sich gegen die Beleidigung wehrten, die ihnen vor den Schranken eines öffentlichen Gerichts zugefügt war. Dazu noch von einem Manne, den der Reichskanzler vor allem Volk ausgezeichnet hatte.

Statt dessen bringt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Notiz, die für unsre Justizverhältnisse leider so charakteristisch ist, daß wir sie vollinhaltlich wiedergeben:

„In dem vor dem Münchener Schöffengericht verhandelten Petersprozeß hatte Generalleutnant v. Liebert geäußert, die Urteilsfindung der Disziplinargerichte, von denen Peters abgeurteilt wurde, erscheine ihm nicht nur ein Justizmord, sondern ein Schandfleck des deutschen Volkes und der Justiz zu sein. Deswegen wurde auf Veranlassung des Reichskanzlers v. Liebert um eine Äußerung ersucht. In einem Antwortschreiben erklärt v. Liebert, daß er den Vorwurf, der in jener Äußerung gegen die Disziplinargerichte und die beteiligten Richter gefunden werden könne, zurücknehme. Das Schreiben schließt: „Ich bedaure lebhaft die von mir im Eifer der Rede gebrauchten scharfen Worte und versichere, daß mir eine Zurücksetzung der erkennenden Gerichte und eine Verletzung der Amtsehre der beteiligten Richter ferngelegen hat." Die Antwort ist sämtlichen lebenden Mitgliedern der beiden damaligen erkennenden Gerichte mitgeteilt worden."

Es ist ja sicher verständlich, daß Fürst Bülow den Empfänger des Sylvesterbriefs nicht als Angeklagten in einer politisch so peinlichen Angelegenheit sehen will. Aber die Art des Verfahrens fordert doch die Kritik aller derjenigen heraus, welche die wirkliche Integrität unsrer Justizverwaltung — wenigstens als erstrebenswertes Ziel nicht aus dem Auge verloren haben.

Es können nur zwei Möglichkeiten vorliegen:

1. Entweder keiner der beteiligten Richter hat Strafantrag gestellt, und der öffentliche Ankläger hat ebenfalls keinen Schritt derart unternommen.

2. Oder es ist von oben in ein bereits schwebendes Verfahren eingegriffen worden.

Der zweite Fall ist praktisch wohl ausgeschlossen, da die in Betracht kommenden Stellen von Roeren-Manieren frei sein dürften. Bleibt die erste Möglichkeit. Die aber ist peinlich genug, denn sie bedeutet, daß die betroffenen Richter und der zuständige Staatsanwalt von einem Verfahren abweichen, das in allen ähnlich liegenden Fällen im Interesse des reinen Schildes unsrer Justizverwaltung als selbstverständlich galt. Wie man über den Fall urteilen wird, ergibt sich aus einer Anzahl von Preßäußerungen, von denen abgedruckt seien, was die „Freisinnige Zeitung" bemerkt.

„Was wäre wohl geschehen, wenn ein andrer, sagen wir beispielsweise ein sozialdemokratischer oder freisinniger Redakteur sich eine ähnliche Kritik eines Gerichtsurteils erlaubt hätte, wie der Herr Generalleutnant?"

Und der „Vorwärts":

„Dies Vorgehen kann nicht ohne Konsequenzen bleiben. Bevor künftig ein sich beleidigt fühlender Landrat Strafantrag gegen einen Sozialdemokraten stellen wird, wird der Oberpräsident der betreffenden Provinz bei dem Beleidiger höflichst anfragen, ob die Beleidigung auch wirklich beabsichtigt gewesen sei. Fühlt sich ein Richter oder Staatsanwalt gekränkt, so wird der Justizminister den Schriftwechsel besorgen."

Man wird sich gleichzeitig erinnern, wie streikende Arbeiter wegen der harmlosesten Äußerungen zu langen Freiheitsstrafen verurteilt wurden, und man hat wieder einen ganz klaren Beweis für die so oft vom Regierungstisch geleugnete Tatsache, daß es politische Richter gibt. Wir fühlen uns von jeder persönlichen Animosität gegen Herrn Liebert frei und empfänden keinerlei persönliche Befriedigung, wenn es ihm so ginge wie seinen Mitbürgern in weniger bevorzugter Stellung. Aber der Liberalismus darf nicht zu-

sehen, wie zweierlei Recht geübt und im Regierungsorgan, gleichsam als selbstverständlich, verkündigt wird.

Der Reichskanzler erwartet die Hilfe der Liberalen für seine Politik. Wir haben, seitdem es sich zeigte, daß Bülow die Unterstützung der Liberalen braucht, stets betont, daß er diese Unterstützung haben muß, sobald es sich um liberale Forderungen handelt, daß aber der Liberalismus nie darauf verzichten kann, das, was faul im Staate ist, gründlich zu kritisieren. Wir sehen immer noch die politische Lage weniger pessimistisch, wie manche unsrer Freunde, weil der Reichskanzler sich einfach nicht halten kann, wenn er nicht den Liberalen weitgehende Zugeständnisse macht. Man sollte es eigentlich kaum für möglich halten, daß die gleiche Behandlung von Staatsbürgern vor der Rechtsprechung als „Zugeständnis an den Liberalismus" aufgefaßt werden kann. Sachlich ist es aber so, daß die Liberalen keine Mitverantwortung für ein Regierungssystem übernehmen, wenn die Gefahr droht, daß Fälle à la Schellenberg und Liebert zum Prinzip erhoben werden. Die Freisinnigen werden dies in der Winterkampagne hoffentlich mit aller Deutlichkeit bekunden.

Eugen Katz.

Sprechsaal.

(Schluß der Aussprache über den Fall Peters)

I.

Im Petersprozeß tritt ein altes, tiefgehendes, ethisches Problem wieder an die Oberfläche unsres Volkslebens. Wollen wir in unserm Urteil weiterkommen, so wird es nötig sein, dieses Problem selbst erst einmal festzustellen. Das ist in der bisherigen Hilfedebatte noch nicht geschehen. Es ist das aber um so notwendiger, als schon in dem ersten Aufsatz von Dr. Rohrbach, namentlich aber in seinen letzten Ausführungen, zwei ganz verschiedene Fragen immer wieder durch- und ineinander laufen. Die eine Frage ist die, ob der Handlungsweise von Dr. Peters dem Mabruk und der Jagodja gegenüber wirklich nur Erwägungen nationaler Notwendigkeit und nicht auch individuelle Grausamkeit und sexuelle Motive zugrunde lagen.

Ich gestehe, daß es mir nach dem Bild, das ich von der Persönlichkeit von Peters bisher gewonnen habe, schwer wird, nur an das erstere zu glauben; daß aber, wenn es sich nur um die Feststellung dieses Tatbestandes handeln würde, der Prozeß ein allgemeines ethisches Interesse in meinen Augen nicht mehr besitzen würde. Aber Dr. Rohrbach entscheidet diese Frage gar nicht, und so sehr er sich nach der Seite der rein nationalen Notwendigkeiten bei der Petersschen Handlungsweise entscheiden möchte, er traut sich doch augenscheinlich nicht, das unbedingt zu tun, und so läßt er ebenso, wie es jüngst Leuwein auf eine Anfrage hin getan hat, die Frage nach eventuellen nichtnationalen Nebenmotiven offen.

Hier beginnt aber erst das eigentliche Problem. Es beginnt erst da, wo derartige Nebenmotive zugestanden werden. Und da lautet das Problem: wird der Wert nationaler Verdienste durch unlautere Nebenmotive beeinträchtigt oder nicht? Mit andern Worten: deckt der nationale Erfolg oder besser das nationale Wollen und Streben die Menge der Sünden zu? Und ist es philisterhaft, angesichts der großen nationalen Erfolge eines Mannes noch an seinen persönlichen Qualitäten und Versündigungen Anstoß zu nehmen? Auch das scheint die Ansicht von Dr. Rohrbach zu sein, und ihm darin zu folgen, ist meiner Auffassung nach einem vorurteilslosen, sittlichen Empfinden allerdings nicht mehr möglich.

Auch hier verstehe und würdige ich das Moment nationaler Dankbarkeit vollständig. Nationale Dankbarkeit ist ebenso eine Tugend, wie nationale Undankbarkeit eine Untugend ist. Und ich würdige die nationale Dankbarkeit doppelt bei einem Manne, der, wie Rohrbach, den nationalen Erfolg der Petersschen Unternehmungen durch den Augenschein kennt. Aber Dankbarkeit ist nicht das höchste, sittliche Erfordernis; sie entbindet vor allem nicht von der Prüfung der sittlichen Qualitäten und Motive dessen, dem unser Dank gelten soll. Solch' blinde, unreflektierte Dankbarkeit sieht dann auch meist nur den augenblicklichen und äußern Erfolg, nicht die von ihm oft ganz verschiedene fernere Tragweite. Sie hat vor der Weltgeschichte denn auch noch immer ihre spätere Berichtigung gefunden. Ich kenne dafür kein besseres Schulbeispiel als Konstantin den Großen. Ihm gegenüber war die Dankbarkeit der durch ihn von den Verfolgungen erlösten Christenheit bekanntlich so grenzenlos, daß für Eusebius, ihren schriftstellerischen Interpreten, die Kleinigkeit kaiserlicher Grausamkeit und Blutgier gar nicht in Betracht kam. Erst die Geschichte hat es enthüllt, von wie verhängnisvoller Bedeutung der äußere Macht- und Besitzzuwachs gewesen ist, den gerade ein Konstantin der christlichen Kirche zu schenken hatte.

Und an dem Urteil der Geschichte dürfte ja auch wohl ein Petersdenkmal in Afrika nicht viel ändern. Selbst über Denkmäler pflegt die Geschichte, die das Weltgericht ist, zur Tagesordnung überzugehen. Im übrigen möchte ich fast prophezeien, daß die Kreise, welche in der Errichtung eines Petersdenkmals eine nationale Pflicht sehen werden, ganz dieselben Kreise sein werden, die es ebenso für eine nationale Pflicht gehalten haben, den Gedanken eines Heinedenkmals als ein sittliches Ärgernis mit Entrüstung von sich abzuweisen. Heine hat ja Deutschland auch nur einen Liederschatz, und Peters hat ihm viele Quadratmeilen Landes geschenkt. Und da hätten wir dann gleich auch eine prächtige Illustration für die verschiedene nationale Wertung geistiger und materieller Güter in Deutschland.

Hornberg. **Dr. E. Lehmann.**

II.

Liebknes Protest zum Fall Peters war ein rechtes Wort zur rechten Zeit. Sicherlich ist die Stellungnahme zu Peters keine Parteisache. Im Gegenteil, es wäre traurig, wenn das Urteil in ethischen Fragen bei uns von der politischen Zugehörigkeit abhinge. Aber Äußerungen eines so hervorragenden Parteigenossen wie Dr. Rohrbachs an einer für die Partei so wichtigen Stelle könnten zum mindesten bei den Minderurteilsfähigen die irrtümliche Ansicht erwecken, als ob sie die Anschauungen jedenfalls eines beträchtlichen Teiles unsrer Parteifreunde ausdrückten. Das ist aber, wie mit Sicherheit gesagt werden kann, nicht der Fall. Und das ist gut so.

Denn sachlich ist gegenüber der erneuten Peters-Verteidigung durch Dr. Rohrbach in aller Kürze zweierlei hervorzuheben.

1. Die Frage, ob Peters Verhalten zu rechtfertigen ist, darf nicht durch allgemeine Betrachtungen über sexuelle Moral verwirrt werden. Zweifellos ist ein Mann, der nicht unbedingt nach den Regeln des weißen Kreuzes lebt, für die übergroße Mehrheit der Zeitgenossen deshalb nicht moralisch minderwertig, und ob jemand mit schwarzen statt mit weißen Weibern umgeht, ist Sache der persönlichen Ästhetik. Wer aber wird es nicht als eine Gemeinheit empfinden, wenn ein Mann ein Frauenzimmer, das er seines intimen Verkehrs „gewürdigt" hat — und steht es auch auf einer noch so tiefen Stufe — erst auspeitschen und dann umbringen läßt?

2. Kolonialpolitische Verdienste, wie groß sie immer seien, befreien auch Herrn Peters nicht von der Unterwerfung unter die Moralgesetze. Diese aber gebieten, daß zwischen der Strafe, welche der Richter verhängt, und der zu sühnenden Tat irgend eine erkennbare Proportion besteht. Aber zwischen einem Einbruchsversuch, bei dem es sich vielleicht um eine Handvoll Zigaretten, vielleicht um eine Umarmung einer Negerdirne handelt, und der Todesstrafe klafft für europäische Begriffe ein unüberwindlicher Abgrund. Mag sein, daß die Negermoral da anders empfindet, dann darf sich ein Hererohäuptling darauf berufen, aber wahrlich nicht ein deutscher „Kulturträger". Das Argument der Petersfreunde, sein Verhalten sei ihm durch eine — gelinde gesagt: nicht erwiesene — Notlage vorgeschrieben, beweist nichts, weil es zu viel beweist. So könnte man ihn auch verteidigen, wenn er die Schwarzen zu Hunderten hätte hinschlachten lassen, wie vor vierzig Jahren der Gouverneur Eyre von Jamaica, den der Fluch des gesitteten Englands getroffen hat, und der der letzte geblieben ist, der englische Kolonien nach Übermenschenprinzipien zu regieren versuchte. Daß die kontreten, festgestellten Handlungen Peters' durch seine Situation mit Notwendigkeit gefordert waren, dafür hat noch niemand den Beweis auch nur angetreten.

Deshalb liegt kein Anlaß vor, das Verdammungsurteil über Peters irgendwie zu revidieren. Daß nach anderthalb Jahrzehnten der Nachweis seiner Heldentaten schwerer zu führen ist, als zur Zeit der Disziplinarurteile, liegt so auf der Hand, daß man nur staunen kann, wie sonst ernsthafte Männer die jetzigen Lücken in der Beweisführung gegen Peters zu seinen Gunsten deuten und der Schöffengerichtsverhandlung mehr Wert beimessen können als denen vor den Disziplinarhöfen.

Die kolonialen Verdienste von Peters sollen hier unerörtert bleiben. Nur die Frage sei gestattet: Hat Peters durch seine Brutalitäten die kolonialfeindliche Stimmung im deutschen Volke nicht in einem Maße gefördert, daß dagegen seine Erfolge im schwarzen Erdteil gerade in den Augen von Kolonialfreunden überhaupt nicht ins Gewicht fallen?

Eine „Idealmoral" soll von Peters nicht verlangt werden! Nur die ganz gewöhnliche Wald- und Wiesenmoral, die für Könige ebenso gilt, wie für die Achiver.

Charlottenburg. **Dr. Erich Eyck,** Rechtsanwalt.

III.

Obwohl ich zu den „Minderurteilsfähigen" gehöre, von denen unser Freund Eyck spricht, will ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten. Die Diskussion ist über die Person von Peters weit hinausgegangen. Wer für bewiesen hält, daß Peters rein aus sexuellen Motiven die beiden Hinrichtungen vollziehen ließ, muß ihn für einen Schurken erklären, der selbstverständlich für die Öffentlichkeit ein für allemal erledigt wäre. Ich halte aber diese Voraussetzungen nicht für erfüllt und meine daher, daß man sich damit mit Peters wohl ethisch oder ästhetisch, nicht aber juristisch auseinandersetzen kann.

Der alte Streit um „Ethik und Politik" läßt sich ja in den Kolonien am schwierigsten zu einer befriedigenden Lösung bringen. Auch die Engländer haben keine endgültige Formel gefunden. Gewiß haben sie ein paar Gouverneure und Offiziere, die öffentlich besonders

stark bloßgestellt waren, abgeurteilt. Aber das beweist für ihre nationale Moralität noch sehr wenig. Die Engländer sind nämlich immer groß darin gewesen, einzelne Sündenböcke in die Wüste zu schicken, damit der Schein gewahrt würde. Sie haben jedoch niemals Bedenken getragen, die Früchte, welche die Verdammten geerntet hatten, in ihre Scheuern zu fahren. Wer nicht abgeurteilt war, galt aber dort stets als einwandsfreier Charakter. Der Lord Kitchener hat in Ägypten hundertmal schlimmere Gewalttaten begangen als Peters. Ganze Stämme und Völker, schwarze, rote und gelbe, haben die Engländer vertilgt, soweit sie ihrem kolonialen Wohlbefinden im Wege standen. Demgegenüber fallen die paar Verurteilungen wirklich nicht ins Gewicht. Wenige mußten Buße tun, damit die Mehrzahl sich absolviert fühlte. Ist das ethisch? Eines der besten deutschen Sprichwörter sagt, daß der Hehler nicht besser als der Stehler ist. Verallgemeinert heißt das: „falls du die Mittel, mit denen dir ein Gut gewährt wird, nicht für moralisch hältst, dann glaube nicht, du seist von der Verantwortung befreit, wenn du sie auf andre abschieben kannst!" Wer die Gewalttaten von Peters am Kilima-Ndscharo für unbedingt verwerflich hält, der müßte als strenger Ethiker sich auch dagegen wenden, daß wir Herren der mit solchen Mitteln erworbenen Kolonie bleiben. So treibt der Sozialdemokrat ohne Zweifel „moralische Kolonialpolitik". „Das ist politisch unmöglich" werden wahrscheinlich unsre Freunde sagen. Gut. Soweit sie diese politische Notwendigkeit für wichtiger erklären, als das ethische Unbehagen, daß sie dabei empfinden, geben sie zu, daß der zwingenden Anwendung unsrer Ethik auf das kolonialpolitische Gebiet mancherlei im Wege stehen muß.

Wer sich mit Geschichte beschäftigt, sieht ja so bald die Ursachen des Zwiespalts. Es ist leicht, eine „Wald- und Wiesenmoral" für alle Zeiten und Völker zu fordern. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß unsre westeuropäischen Anschauungen und Gesetze doch zum guten Teil der Niederschlag unsrer fortgeschrittenen Kulturentwicklung sind. Als diese Kulturentwicklung noch fehlte, befand sich die biblische Moral in noch viel stärkerem Gegensatz zum wirtschaftlichen und politischen Leben. Ich erinnere nur an den öfters unternommenen Kampf der Kirche gegen den Sklavenhandel der südlichen Romanen im Mittelalter (allerdings gab es auch päpstliche Sklavenmärkte) bis zu ihrer gelegentlichen Gegnerschaft gegen die Leibeigenschaft der Bauern. Und wenn nun mit einem Male zwei so grundverschiedene Kulturen, wie die der Deutschen und der afrikanischen Neger, miteinander in Berührung kommen, dann ist es weiter nicht wunderbar, wenn hier und da auch Rückschläge bei Deutschen vorkommen. Im ganzen dürften wir in der internationalen Moralstatistik der Kolonien noch recht gut abschneiden. Gerade bei den Eigenschaften aber, die von dem Eroberer einer Kolonie gefordert werden, von einem Manne, der zwischen Leben und Tod kämpfend handeln muß, wird es schwer sein, auch die Eigenschaften besonders ausgeprägt zu finden, die man unter dem Begriff einer allgemeinen Menschenliebe zusammenfassen kann.

In der Tat ist der Gedanke schwer zu ertragen, daß man das Herrenmenschentum unter Volksgenossen bekämpfen muß, daß man aber solche Naturen zeitweilig nicht entbehren kann, wenn die Herrschaft über ein kulturell tieferstehendes Volk erkämpft werden soll. Man kann den Widerstreit dieser Empfindungen in seiner ganzen Last fühlen, aber man muß dem Problem offen ins Auge sehen. Es ist sicher nicht unmoralisch, einzugestehen, daß hier eine menschliche Unzulänglichkeit vorliegt, daß man über diesen Konflikt nicht hinauskommt, ohne auf der einen oder der andern Seite Opfer zu bringen. Der Holländer Multatuli ertrug menschlich die Kolonialpolitik nicht, er gab sie daher ganz auf und wurde reiner Ethiker. Mir scheint, daß derjenige, der diesen Konflikt fühlt und zugibt und doch die andre Seite wählt, praktisch oft humaner handeln kann, als wer durch die Wirklichkeit aus allen seinen Himmeln gerissen wird.

Je älter und fester eine Kolonialentwicklung ist, je mehr der Kampf um Leben und Tod geordneten Verhältnissen Platz gemacht hat, desto sicherer werden unsre Moralbegriffe auch drüben bodenständig werden. Das ist die Entwicklung, die wir von unsern Kolonien und ihren Beamten und Kolonisten erwarten. Wo eine geordnete Verwaltung möglich ist, können wir, das muß festgestellt werden, noch viel von den Engländern lernen. Aber auch dann bleibt es noch lange die Waffengewalt, auf deren Spitzen unsre Humanität gestellt werden muß. **Dr. Eugen Kaß.**

Die preußische Polen-Politik

(Schluß)

Spaltet schon dieser angebliche Rassengegensatz die Deutsche Minderheit in zwei miteinander kaum noch in irgend einem Zusammenhang stehende Gruppen, so spaltete die Chineserei den arischen Rest wieder in unzählige Unterabteilungen, die die polnische geschlossene Aktion einzeln ohne Schwierigkeit zerbrechen kann. „Das Oberlandesgericht verkehrt nicht mit dem Landgericht und dieses nicht mit dem Amtsgericht . . . Im Jahre 1901 sollte in Posen ein deutsches Vereinshaus gebaut werden. Der Bau unterblieb aber, weil die Beamten für sich einen separaten Eingang forderten und die Bürger einen solchen Affront sich doch nicht antun lassen wollten. Das ist der Geist des Ostmarken-Deutschtums . . . Gespalten unter sich durch Kastengeist und Konfessionalismus, in seiner Initiative geschwächt durch einseitige nationale Protektionswirtschaft; wurzellos und karrieresüchtig, ist das durch die Ostmarkenpolitik importierte Deutschtum gänzlich ungeeignet, mehr als scheinbare und äußerliche Erfolge zu erringen."

So steht der Kampf heute für das Deutschtum so ungünstig wie möglich. Nur ein vollständiger Wechsel in der Regierungspolitik kann die Provinzen dem Deutschtum oder mindestens dem deutschen Staatsgedanken wiedergewinnen. Wenn die Posener Freisinnigen, die streng deutsch und national gesinnt sind, auf die Vermehrung und bessere Besoldung der Lehrer das Hauptgewicht legen, so ist das nur ein Teil der nötigen Maßnahmen. Die seit Jahrzehnten betriebene ausschließliche Rückwärtspolitik des preußischen Staates ist dicht daran, uns in der Innenpolitik wie in der Außenpolitik, an den Rand sehr gefährlicher Abgründe zu drängen: es muß umgekehrt werden.

Und hier ist es, wo ich Ganz, der Historiker und Politiker, aber im eigentlichen Sinne nicht Soziologe ist, ergänzen muß. Er betrachtet das spezifische Borussentum, das er mit Recht als die letzte Ursache der Verwicklung anklagt, sozusagen als eine Rassenanlage, mit der man dauernd rechnen müsse, und die nur durch bessere Erziehung allmählich gemildert werden könne. Man solle den von der Natur aus liebenswürdigeren West- und Süddeutschen mit der Aufgabe der Versöhnung beider Nationalitäten betrauen; dann würde man schon Erfolg haben.

Diese Auffassung ist soziologisch naiv. Jeder Staat hat die Psychologie seiner herrschenden Klasse; die herrschende Klasse Preußens ist das Junkertum, und so hat Preußen die Junkerpsychologie, die aber nichts spezifisches Preußisches hat, sondern in jeder Junkerrepublik der Geschichte ebenso scharf oder noch schärfer in die Erscheinung trat, wo kein starkes Königtum sie zurückhielt. Des Junkers ganze Existenz beruht auf der Gewalt. Seine Wirtschaft kann nur durch den Zwang aufrecht erhalten werden; und so kann unmöglich der Junker sich damit einverstanden erklären, die Wirkungen der Gewalt zu beseitigen und den Zwang auszuschalten. Er würde den Ast absägen, auf dem er sitzt. Wenn er die Kunst verliert, widerstrebende Majoritäten durch die eiserne Faust in Gehorsam zu halten, ist er geliefert.

Preußens ganze Innen- und Außenpolitik ist nur verständlich aus der Tatsache, daß die Junkerrepublik Ostelbiens das reiche Bürger- und Bauerland Westelbiens unterworfen hat, und daß, je länger je mehr, die „grobfäustige" Junkerpolitik in Konflikt gerät mit den Erfordernissen einer völlig veränderten Zeit, die der Arbeit einen immer breiteren Raum gegenüber dem Eroberungsrecht gewinnt. Dieser Konflikt ist seit dem Jahre 1890 akut geworden, (Bismarck, der immer Glück hatte, fiel in dem Augenblick, wo die west- und ostdeutschen Interessen, nach einer kurzen Periode der Übereinstimmung, auseinanderklafften, und wo es fortan unmöglich war, einen festen Kurs zu halten) und hat sich seit dieser Zeit immer mehr verschärft, bis die überaus drohenden Erscheinungen reif waren, die durch unsre Einkreisung in der äußeren Politik und durch den wütenden Krisenzustand in den polnischen Provinzen am stärksten charakterisiert sind.

Wo wir in der Polenfrage niederstoßen zu den Wurzeln des Übels, treffen wir auf den Junkerstand und das junkerliche Grundeigentum. Der Junkerstand trägt allein die Schuld an der konfessionellen Verhetzung und der gesellschaftlichen Zersplitterung des deutschen Elementes; er trägt die Schuld an der zum großen Teil gerechtfertigten Empörung des Polentums, und sein „Verdienst" ist es, wenn diese sozial so reich gegliederte Masse dennoch zu einem einzigen Block zusammengeschweißt worden ist. Der Junker behandelt eben alles als Bürger zweiter Klasse, was nicht selbst Junker ist; den Bürger als Roture, den Arbeiter als Kanaille, den Juden und Polen als Fremden. Und es ist charakteristisch für die Konfusion der sogenannten wissenschaftlichen Rassentheoretik, daß man früher den staatlichen Druck auf die polnische Bevölkerung damit rechtfertigte, sie sei ein-

Digitized by Google

für allemal kulturunfähig und könne immer nur Objekt, nie Subjekt der Gesetzgebung sein, während man jetzt gerade umgekehrt den erstaunlichen kulturellen Aufschwung des Polentums, das sich einen wurzelfesten, im höchsten Maße gesunden Mittelstand geschaffen hat, zur Rechtfertigung derselben Pression mit denselben Mitteln heranzieht.

Damit aber ist die Beteiligung des Junkertums an der Ostmarkenwirrnis noch lange nicht erschöpft. Ganz vergißt zu erwähnen, was doch seit drei Jahrzehnten fester Besitz der Wissenschaft ist, daß der Großgrundbesitz in Posen und Westpreußen die wesentlichste Schuld an dem Rückgang des Deutschtums trägt. Wo Großgrundbesitz besteht, besteht die Landflucht. Der deutsche Großgrundbesitz hat durch die Heranziehung der billigeren polnischen Arbeiter von diesseits und jenseits der Grenze den deutschen Landarbeiter aus dem Lande getrieben nach demselben Gesetz, nach dem das schlechte Silbergeld das gute Goldgeld aus jedem Lande treibt. Daraus soll den einzelnen Besitzern kein Vorwurf gemacht werden, sie haben zum großen Teil unter dem Zwange wirtschaftlicher Not gehandelt; denn steigende Löhne bedeuten sinkende Rente, und das können die kleinen, meistens überverschuldeteten Junker nicht vertragen. Aber es bezeichnet deutlich die furchtbare soziale und nationale Gefahr, die in der Institution selbst liegt. Und schließlich finden wir, wie schon dargestellt, die Junker jetzt wieder in entschlossenem Kampfe gegen die Germanisierungspolitik der Regierung, die sie überdies schon von Anfang an dadurch verpfuscht haben, daß sie sie als ein großartiges Mittel zur Sanierung verkrachter adliger Vermögen mißbrauchten. Die Grund- und Bodenpreise in den beiden Provinzen, in denen die Ansiedlungskommission das Danaidenfaß zu füllen sich bemüht, sind ins Sinnlose gesteigert worden; der Durchschnittspreis pro Hektar hat sich mehr als verdoppelt. Schon daran muß auf die Dauer jede Aktion scheitern. Die Junker haben es außerdem lange durchgesetzt, die einzige Kolonisation zu verhindern, die wirklich auf die Dauer germanisatorisch wirken könnte: nämlich die Ansiedlung kleiner Wirte. Nur der Kleinwirt braucht kein Gesinde; der größere muß in Ermangelung deutscher Arbeiter Polen anstellen. Die Ansiedlung kleiner Leute aber hätte die Leutenot der Großgrundbesitzer noch vermehrt, deshalb wurde sie verhindert, und jetzt legen sich wieder die Junker, wie wir von Ganz erfuhren, überall da in die Quere, wo die Regierung wirksame Maßnahmen ergreifen möchte, und sie handeln von dem privatwirtschaftlichen Standpunkt aus, den jeder Mensch einzunehmen voll berechtigt ist, durchaus logisch, wenn sie so handeln. Denn ein Gesetz steht unerschütterlich fest und wird sich, je weiter unsre soziale Entwicklung sich zuspitzt, in immer weiteren Kreisen des Volkes Glauben schaffen: Junkertum, d. h. Großgrundeigentum und Kultur, sind zwei unvereinbare Gegensätze; schon mit dem ersten Grundrecht des freien Menschen, der Freizügigkeit, ist das Großgrundeigentum unvereinbar, und jeder weitere Fortschritt der Kultur muß ihm die tiefsten Wunden schlagen. Darum bleibt nur eine Wahl: Kultur oder Junkertum? Die Entscheidung wird wenigen schwerfallen.

Wir müssen, aus nationalen und sozialen Gründen von gleich schwerwiegender Bedeutung, endlich einmal diesen Pfahl in unserm Fleische entfernen. Die größten Opfer für diesen Zweck sind winzig im Verhältnis zu dem unermeßlichen Gewinn, den sie uns bringen müssen. Preußen-Deutschland der wahren Kultur, dem wahren Fortschritt zu erschließen, die sozialen Gegensätze zu mildern, die nationalen Feindseligkeiten auszulöschen in einem einheitlichen Kulturbürgertum, wie es z. B. die vier Sprachstämme der demokratischen Schweiz so vorbildlich aufgenommen haben — dazu müssen wir diese höchstens 11 bis 12 000 Familien auskaufen, meinethalben zu verrückten Preisen auskaufen. Aber loswerden müssen wir sie, so oder so. Sonst verlieren wir mehr als nur die beiden polnischen Provinzen.

Dr. Franz Oppenheimer.

Preuß: Die Entwicklung des deutschen Städtewesens

Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, das deutsche Städtewesen im entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhange seiner Organisation und seiner Funktionen zu betrachten, zumal, wenn diese Betrachtungen von einem liberalen, fortschrittsfreundlichen Gelehrten angestellt werden. Die Untersuchungen von Hugo Preuß (Verlag von Georg Reimer) mußten natürlich zunächst die alte deutsche Stadt der mittelalterlichen Zeit und die über ihren Ursprung und ihr Wesen angestellten Forschungen eingehend berücksichtigen.

Was Preuß hier an Verfassungsgeschichte gibt, dürfte berechtigten Anforderungen entsprechen, auch soweit die Folgezeit in Betracht kommt. Dies alles könnte aber schließlich auch von befähigten Historikern geschrieben sein, während das 4. und 5. Kapitel über die Wiedergeburt städtischer Selbstverwaltung und die Entwicklung der Städteverfassung bis zur Gegenwart nur ein Publizist und Politiker wie Preuß geben konnte.

An den Namen Stein knüpft sich hier die ganze Gesetzgebung, die den preußischen Staat wieder aufbaut. Preuß wird diesem Heros gerecht, ohne aber den französischen Einfluß und die Wirkung der großen Ideen der französischen Revolution zu verkennen.

Wertvoll ist in den Ausführungen des Verfassers vor allem die Idee der „Urbanisierung" des Staates. Dieser demokratische Gedanke dürfte vorher selten so klar und ausführlich behandelt sein. An den einzelnen Bestimmungen der preußischen Städteordnung wird gezeigt, wie sie modernen Ideen entsprach, und warum sie doch in dem reaktionären Preußen ein Torso blieb und bleiben mußte. Diese Bedeutung der Städteordnung, als von Stein gewollter Anfang der Umwandlung des Polizeistaats in den modernen Rechtsstaat, ist gerade jetzt, nachdem in 100 Jahren Kreisordnungen und Polizeibestimmungen zur Bahnlegung der Selbstverwaltung das Ihrige getan, von erhöhter Bedeutung. Und doch verschweigt der Verfasser nicht, wie von vornherein der Selbstverwaltung, außer in den Kreisen des um seine ererbten Privilegien besorgten Adels, in der Bürgerschaft selbst gefährliche Feinde entstanden, da es dem Bürgertum so überaus schwer fiel, den Gedanken zu fassen, daß jemand seinesgleichen Obrigkeit sein könne. Das lange bevormundete Bürgertum des absolutistischen Staates nahm vielfach der freien Selbstverwaltung gegenüber eine ablehnende Haltung ein. Die Zeit der Reaktion, die auf die Freiheitskriege folgte, war der preußischen Städteordnung und ihrer Fortbildung selbstverständlich ungünstig.

Interessant ist, daß Preuß hier die alte Feststellung Knapps bestätigt, die Bureaukratie sei oft der einzige Schutzwall gegen den Feudalismus in der Reaktionsperiode gewesen. Aus den folgenden interessanten Erörterungen sind neben der Würdigung der andern deutschen Städteordnungen vor allem die Ausführungen des Verfassers wichtig über den vergessenen Entwurf der preußischen Städteordnung von 1876. Dieser Entwurf sieht schon geheimes Wahlrecht vor, beseitigt das Hausbesitzerprivileg und einen Teil des Aufsichtsrechts. Wie dieser Entwurf im Herrenhause zu Fall kam, vor allem auch durch die Bemühungen des Oberbürgermeisters Hasselbach von Magdeburg, wird mancher mit Recht für eine Introduktion der großen reaktionären Bewegung ansehen, unter der das preußische Städtewesen jetzt von Jahr zu Jahr schwerer leidet.

Lothar Engelbert Schücking.
Husum. Bürgermeister.

Aus unsrer Bewegung

Die heutige Nummer der „Hilfe" ist die letzte, welche von dem bisherigen verantwortlichen Redakteur Herrn Dr. Katz hergestellt wird, da er von Anfang des Monats August an in eine verwaltende Tätigkeit übergeht. Wir danken unserm treuen Freunde Dr. Katz für die vortreffliche Leitung unsres Blattes vom Herbst 1903 bis jetzt. Alle Leser der „Hilfe" werden darin mit dem Herausgeber und dem Verlag übereinstimmen, daß Dr. Katz unsrer politischen Bewegung mit Kenntnis, Geist und Hingebung gedient und sich in ernster Zeit um sie ein großes Verdienst erworben hat. Wir bleiben auch in Zukunft eng mit ihm verbunden und hoffen auf seine Mitarbeit an der „Hilfe". Beste Wünsche für seinen neuen Wirkungskreis! Die Leitung der Redaktion übernimmt Dr. Heuß.

Fr. Naumann.

Wir haben kürzlich (s. Nr. 27 und 28 der „Hilfe") von der Notwendigkeit der Werbearbeit für den Herbst gesprochen. Wir bitten unsre Freunde, uns schon jetzt in dieser Aufgabe zu unterstützen. Jetzt ist die geeignetste Zeit, Probeabonnements für sich oder andre zu bestellen. Daher sei auch an dieser Stelle auf die Kartenbeilage dieser Nummer verwiesen.

Kalk. (Rheinland) Trotz der politischen Sommerruhe hatte es der sozialliberale Verein für Cöln und Umgegend gewagt, einen Propagandaausflug in den Wahlkreis Cöln-Land zu unternehmen und hier einen Vortrag über das Thema: „Der entschiedene Liberalismus und seine nächsten Aufgaben" zu veranstalten. Der Redner des Abends, Herr Prof. Dr. Cauer, gab in einem gediegenen Vortrage einen Überblick über die Lage des Liberalismus und seiner Bedeutung im gegenwärtigen politischen Leben. Seine Ausführungen fanden volle Zustimmung. Als wichtigste, praktische Forderungen des entschiedenen Liberalismus bezeichnete er: Sicherung des Koalitionsrechts, Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ohne polizeiliche Fußangeln, vernünftige Steuerpolitik (Abschaffung der Branntweinliebesgabe, Erbschaftssteuer und Reichsvermögenssteuer) und Einführung des Reichstagswahlrechts für den preußischen Landtag. In der Debatte konnten die Herren Orlowski, Thomas und Conrads, Mitglieder des H.-D. Gewerkvereins, ihre Zustimmung zu den Ausführungen des Vortragenden erklären. Zahlreiche Anwesende traten dem Verein als Mitglieder bei.

Hamburg. Liberaler Verein. Aus dem Munde eines Arbeiters, des Herrn M. Reinde, nahm die Bezirksversammlung Eppendorf-Hoheluft ein Referat über „Liberalismus und Arbeiter" entgegen, während der Parteisekretär Haupt seine Stellung zur Sozialdemokratie präzisierte und Herr H. Hansen über den diesjährigen Parteitag in interessanter Weise berichtete. Die letzte Bezirksversammlung fand am 11. Juni für den Osten der Stadt in Hohenfelde statt. Dort referierte Haupt über die deutschen Berufsstatistiken und Herr Brüggemann sprach über den Zusammenprall mit dem Verein zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Mit einem Ausflug nach der Fischerinsel Finkenwärder schloß unsre diesjährige, schwere Arbeitsperiode ab. Trotz strömenden Regens brachten die Schiffe zahlreiche Mitglieder der liberalen Vereine von Hamburg, Harburg, Wilhelmsburg und Burtehude nach der Insel, die sich dort mit den wetterharten Nordseefischern, die zur Teilnahme am Johannismarkt nach der Heimat gekommen waren, vereinten. In eindrucksvoller Rede sprach Dr. Petersen über die Zukunft des Liberalismus. Ihm schloß sich Dr. Herz-Harburg als Vertreter des preußischen Teils der Insel an. Rob. Pusch, selbst ein alter Seemann, sprach zu seinen Wählern von der Insel, und Haupt faßte die verschiedenen Berufsstände der Insel, Fischer, Bauern, Handwerker und Arbeiter, zusammen. Erst in später Stunde verließen wir, noch einmal von den Mitgliedern dieser eigenartigen Bezirksgruppe begrüßt, die gastliche Insel.

Straßburg i. E. Die Straßburger „Freunde der Hilfe" haben sich im Jahre 1907 sehr eifrig an der politischen und sozialen Tätigkeit beteiligt, in den ersten zwei Monaten zunächst am Wahlkampf; zwar sind wir durch das schwarz-rote Kartell, dem auch Blumenthal zum Opfer fiel, um den Lohn unsrer Arbeit gebracht worden. Immerhin haben wir mit dem uns in politischer und sozialer Gesinnung besonders nahestehenden Kandidaten Karl Burger es erreicht, daß die sozialistischen Stimmen einen Stillstand, wir aber eine Zunahme um mehrere tausend Stimmen erfuhren, so daß die Liberalen wieder als stärkste Partei aus dem Kampfe hervorgingen. Während bei den übrigen nichtsozialistischen Parteien nach dem Wahlkampf Ermüdung eintrat, haben wir die Arbeit alsbald wieder aufgenommen; es wurden Vorträge abgehalten von den Herren: S. Spiro über gewerbliche Einigungsbestrebungen, Dr. W. Waltz-Karlsruhe über den Parteitag des Wahlvereins der Liberalen und der National-Vereine, Abgeordneter G. Wolf über Ziele und Leistungen der evangelisch-sozialen Kongresse, Prof. Weidenreich über Politik und Anthropologie und A. Kirrmann über Arbeiterausschüsse. Die Abende erfreuten sich stets eines außerordentlich regen Besuches und die lebhaften Diskussionen zeigten uns das warme Interesse, das man unsern Bestrebungen entgegenbringt, so daß wir hoffen, nach den Ferien auf dem gewonnenen Boden in gleich fruchtbringender Weise weiterarbeiten zu können.

Marburg. Trotz der stillen Sommerzeit sind unsre Freunde sehr rege. Am 1. Juli sprach Pfarrer Korell hier in gut besuchter Versammlung. In glänzender Rede beleuchtete er die politische Situation nach den Kieler Ereignissen und ließ seine mit stürmischem Beifall aufgenommenen Ausführungen in der Aufforderung zu liberaler Erweckung und Persönlichkeitserziehung gipfeln. In der Diskussion sprach von der Sozialdemokratie der Kandidat der Theologie Köster, ein Vertreter des reinen Marxismus, der sich aber nicht zu einer Prinzipiendebatte herbeiließ, sondern mit einer Unmasse von Zeitungsausschnitten und Aufzählung lokaler Sünden der Liberalen von Bassermann bis Payer die Schlechtheit der Liberalen zu beweisen suchte. In einem musterhaften Schlußwort hielt Pfarrer Korell Herrn Köster einen Spiegel seiner Partei vor, dessen Bild Herrn Köster dermaßen auf die Nerven fiel, daß er eine Woche später seinen Freund Dr. Quarck-Frankfurt nach Marburg rief, der die Kösterschen Niederlage wieder auswetzen sollte. Das dürfte ihm jedoch gründlich danebengelungen sein. Unsre Freunde Mussel und Nuschke nahmen mit ihm den Kampf auf, der bis in die Morgenstunden hinein währte. — Unser Nationalsozialer Verein hält jetzt monatlich zwei Leseabende ab, in denen Naumanns „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" gelesen wird. Für Sonntag, den 11. August plant der Verein in Hausenhaus rechts bei Marburg ein Sommerfest abzuhalten.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Dresden-P. H. III, 5.—; Hillersden, E. H. IV, 100.—; Königsberg i. Pr., Dr. W. W. IV, 5.—; Laboe, J. B. II, 5.—; Schenefeld (Bez. Kiel), R. S. II, 5.—; Schledehausen, Dr. B. III, 5.—;

Außerordentliche Beiträge: Köpenick, R. 2.60; Meißen, A. H. 1.25.

	Zusammen:	M. 128.85
Dazu II. Ausweis in Nr. 30		„ 2457.75
		M. 2586.60

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der Entscheidungskampf im Berliner Baugewerbe wird noch immer von beiden Seiten mit zäher Erbitterung gekämpft. Die üblichen Versicherungen der Arbeitnehmer, daß die Zahl der Bewilligungen wachse, die Einheitlichkeit der Unternehmer wanke, ist in der letzten Woche mit seitengroßen Inseraten und riesigen Säulenanschlägen der Baufirmen beantwortet worden, wonach die Geschlossenheit und Entschiedenheit ihrer Kampfesfront nichts zu wünschen übrig läßt. Bedeutsamer als diese beiderseitigen Erklärungen ist ein Versammlungsbericht der mitstreikenden Putzer, wonach es gerade in Arbeiterkreisen an Einigkeit und Solidaritätsgefühl mangelt. Jedenfalls werden nun die nächsten Wochen die Entscheidung in diesem schon allzulange dauernden, Wohlstand vernichtenden Kampfe bringen.

Gewerkschaftsstatistik. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften haben nach der „Sozialen Praxis", die ein Gesamtbild der deutschen Gewerkschaftsbewegung für den Schluß des Jahres 1906 zusammenstellt, mit 1 Million 797 285 Mitgliedern abgeschlossen. Ihr Mitgliedergewinn betrug im Jahre 1906 367 982, der größte bisher erreichte Jahreszuwachs. Sechs der Generalkommission angeschlossene Zentralverbände verfügten Ende 1906 über mehr als 100 000 Mitglieder. In den verschiedenen Baugewerkschaften waren 382 567 organisiert, im deutschen Metallarbeiterverband 378 555, in den Gewerkschaften der Holzindustrie 170 232, im Handels- und Transportarbeiterverband 122 511, im Textilarbeiterverband 111 532 und im Bergarbeiterverband 110 247. Der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften umfaßte Ende 1906 260 040 Mitglieder, und sechs ihm nahestehende Verbände von Post- und Eisenbahnangestellten etwa 75 000 Mitglieder, die sich indes der gewerkschaftlichen Zentralorganisation nicht angeschlossen haben. Unter den angeschlossenen christlichen Gewerkschaften stehen die Gewerkvereine christlicher Bergarbeiter mit 75 153 Mitgliedern, die Baugewerkschaft mit 38 076, der Gewerkverein der Textilarbeiter mit 36 984 und der der Metallarbeiter mit 26 282 Mitgliedern obenan. Unter den Mitgliedern der christlichen Gewerkschaften befanden sich 9655 weibliche. Die deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) zählten etwa 118 500 Mitglieder. Im ganzen bedeuten also diese Arbeiter-Organisationen ein Heer von 2½ Millionen Köpfen und übertreffen damit die nordamerikanischen Gewerkschaften und die britischen Gewerkvereine sowohl an Zahl wie an Straffheit und Gliederung der Organisation.

Ein Einigungsamt für Mietstreitigkeiten in Solingen haben der dortige Hausbesitzerverein und der Mieterverein, die sympathisch zusammen arbeiten, der „Soz. Prax." zufolge begründet. Nachdem beide Vereine schon im Vorjahr gemeinsam einen Mietvertrag aufgestellt haben, der sofort in 4000 Fällen praktische Anwendung fand, ist das im Vertrage vorgesehene Einigungsamt für Mietstreitigkeiten nunmehr ins Leben getreten. Nach § 21 des Vertrages können weder Vermieter noch Mieter, die den Vertrag unterschrieben haben, eine Klage wegen Mietstreitigkeiten am Gericht geltend machen, wenn sie nicht zuvor das Einigungsamt angerufen haben. Durch die Einrichtung hofft man eine Verminderung der häßlichen Mietprozesse herbeizuführen.

Die deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) veröffentlichen im „Gewerkverein" (Nr. 51) eine Statistik, der wir folgendes entnehmen: Die Zahl der Mitglieder betrug Ende 1906 118 508 Köpfe (gegenüber 117 697 im Vorjahr). Der Gewerkverein der Maschinenbauer ging von 49 516 auf 48 199 Mitglieder zurück, der der Fabrik- und Handarbeiter von 19 598 auf 17 133, der der Tischler von 8078 auf 6994, während der Verein Deutscher Kaufleute von 14 614 auf 18 623, der der Stuhl- (Textil-)arbeiter von 5365 auf 6299, der der

Bergarbeiter von 2189 auf 2509 und der der Zigarrenarbeiter von 1399 auf 1900 Köpfe stieg. Die übrigen Gewerkvereine gewannen oder verloren nicht nennenswert in ihrem Mitgliederbestande. Die Gesamteinnahmen der Vereine stiegen von 1 336 650 im Jahre 1905 auf 1 404 072 M im Jahre 1906, die Gesamtausgaben von 1 220 178 auf 1 400 132 M, das Gesamtvermögen von 3 497 069 auf 3 626 082 M. Die wichtigsten Ausgabebeträge entfielen auf Unterstützungen bei Arbeitskämpfen 442 261 M (1905: 286 643 M) und bei Arbeitslosigkeit 136 143 M (1905: 193 746 M), auf Agitation und Reisen 171 704 M (102 898 M), auf die Presse 134 521 M (133 581 M), auf Reiseunterstützung 70 481 M (67 801 M) und auf Verwaltungskosten 250 014 M (231 951 M). Bei diesen Ausgaben sind nicht eingerechnet die beträchtlichen Summen, die von den Kassen der einzelnen Ortsvereine an die nicht bezugsberechtigten Mitglieder geleistet wurden.

Die Einheit der sozialdemokratischen Gewerkschaften wird noch immer durch die Existenz der „lokalorganisierten" Arbeiterverbände empfindlich gestört. Diese Verbände waren einst unter dem Druck des Verbindungsverbotes politischer Vereine — wozu vielfach auch die Gewerkschaften gerechnet wurden — entstanden und hatten unter der Führung des verstorbenen Baumeisters Steßler und einiger anarchistischer Arbeiter eine scharfe Frontstellung gegen die großen gewerkschaftlichen Zentralverbände eingenommen. Persönliche Gehässigkeiten, anarchistische Umtriebe und kleine lokale Eifersüchteleien erweiterten den Riß im roten Gewerkschaftslager, die „Anarchosozialisten" machten die Lokalorganisationen zum Tummelplatz ihrer Agitation. Da beschloß der letzte Mannheimer sozialdemokratische Parteitag, daß sich der Parteivorstand zum Mittler zwischen Zentralverbänden und Lokalorganisationen hergeben und Einigungsverhandlungen einleiten sollte. Wie jetzt bekannt wird, sind diese Verhandlungen infolge der ablehnenden Haltung der Geschäftsleitung der Lokalorganisierten gescheitert. Aber die sozialdemokratische Parteileitung gibt die Hoffnung noch nicht auf: sie will über die Köpfe der Geschäftsleiter mit den einzelnen Gewerkschaften direkt verhandeln. Und die lokalorganisierten Zimmerer haben auch bereits ihr Einverständnis mit diesem Vorgehen und mit der Einigung überhaupt ausgesprochen. Es ist deshalb sehr leicht möglich, daß demnächst auch die anderen lokalorganisierten Berufe ihren Frieden mit den Zentralverbändlern schließen. Angesichts der erbitterten sozialen Kämpfe und der scharfen christlichen und gewerkvereinlichen Konkurrenz wird ja tatsächlich die lähmende Uneinigkeit im sozialdemokratischen Gewerkschaftslager immer unbegreiflicher.

Die christlichen Gewerkschaften haben im **Jahre 1906** nach dem eben veröffentlichten Bericht abermals erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Die Mitgliederzahl der dem christlichen Gesamtverband angeschlossenen Mitglieder betrug am Jahresschluß insgesamt **260 000** und ist bis 1. April 1907 bereits wieder auf 277 000 angewachsen. Auch „eine Klärung in der prinzipiellen Grundlage" soll im letzten Jahre erfolgt sein. Die christlichen Gewerkschaften sind eine Gruppe von Lohnarbeitern, die die Grundlage der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung als zweckmäßig und notwendig anerkennen, aber auf Grund der Ziffern der Berufsstatistik Mitbestimmung der Arbeiter bei der Gestaltung des Arbeitsvertrages, ein konstitutionelles Betriebssystem fordern. Eine extreme Scheidung der Lohnarbeiterklasse von den andern Volksschichten halten die „Christlichen" sowohl im vaterländischen Interesse wie im Interesse der Weiterentwicklung der deutschen Wirtschaft für verfehlt. Diese angebliche Klärung der prinzipiellen Grundlage ist so wenig eigenartig und klar, daß beispielsweise die deutschen Gewerkvereine genau dieselben Grundsätze verfechten. Der Jahresbericht polemisiert in hergebrachter Weise gegen die sozialdemokratischen Gewerkschaften, gegen den Vorwurf ultramontaner Parteigängerei und gegen die Gründung besonderer „vaterländischer Arbeitervereine". Bezeichnend für das Selbstbewußtsein der wachsenden christlichen Organisationsbewegung ist die Behauptung, daß neben den roten eigentlich nur die christlichen Gewerkschaften ernsthaft in Frage kämen. Dabei haben sie eben erst die deutschen Gewerkvereine an Mitgliederzahl überholt und an innerer Kraft und Geschlossenheit noch lange nicht erreicht. Den sozialdemokratischen Gewerkschaften gegenüber können die christlichen aber nicht einmal mit ihrem äußerlichen Mitgliederzuwachs renommieren, das ergibt folgender Vergleich:

Mitglieder	1905	1906	Zunahme
Sozialdem. Gewerksch.	1 429 303	1 797 285	367 982
Christl. Gewerksch.	191 690	260 040	68 350

Bedenkt man, daß den christlichen Gewerkschaften in jedem katholischen und in vielen evangelischen Geistlichen sehr einflußreiche Gönner und Förderer zur Verfügung stehen, so haben sie zur Überhebung wahrlich keine Ursache.

Die Gelben marschieren. Außer dem Dresdener Organ der gelben Gewerkschaften, das seit 1. Juni unter dem stolzen Titel „Freie Deutsche Presse" erscheint, ist nun auch in Augsburg mit Fabrikantengeld ein gelbes Blatt ins Leben gerufen, „Die Wehr!" Wenn die Unternehmer große Geduld und reichlichen Opfersinn haben, können die beiden Blätter noch eine längere Zeit hindurch die Gewerkschaftsbewegung herunterreißen. Ein teures, aber nutzloses Vergnügen. — Übrigens treten die Väter der gelben Gewerkschaftsbewegung auch offen in Versammlungen für ihre Schutzbefohlenen ein. So hat kürzlich in Berlin in einer Betriebsversammlung der Fabrik Ludwig Löwe ein Herr Lebius das hohe Lied der Gelben gesungen und die gelbe Fabriksorganisation „Sparverein" empfohlen. Herr Lebius ist früher Sozialdemokrat, dann Herausgeber eines sozialradikalen bürgerlichen Montagsblattes in Dresden gewesen und verantwortet jetzt den „Bund", ein gelbes Blatt.

Eingegangene Bücher

Maximilian Gebhardt: Lebenskraft. Hermann Walther, Berlin. 2,50 M.

Eduard Bernstein: Geschichte der Berliner Arbeitgeber-Bewegung. „Vorwärts" (Hans Weber), Berlin. 5 M. brosch., 6,50 M. geb.

Pastor Plaß: Fürsorge für die schulentlassene, männliche Jugend. Fischer, Zehlendorf. 7,50 M. geb.

Richter: Landarbeiter-Ansiedlung. (Heft 4 der Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation.) Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. 0,25 M.

Pickel: Die Haustafel des lutherischen Katechismus. Ackermann, München. 2 M.

Alfred Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt. Roth, Gießen. 1 M.

Mystifizinsky: Faust. III. Teil. Laupp, Tübingen.

Emil Schirbel: Wie könnte sich die Sozialversicherungsreform gestalten? Selbstverlag, Charlottenburg, Rosinenstr. 3, I. 0,75 M.

Bäßler: 12stufen-Tonschrift — 12stufen-Tonnamen.

Frhr. v. Holzhausen: Die Weltgeschichte in mnemotechnischen Reimen. Schwarz & Co., Berlin. 0,50 M.

Herausgeber: Vereinigung österr. Hochschuldozenten: Das Wissen für Alle. Groak, Wien; Fischer, Leipzig. 52 Hefte jährl., 3 Kr.

Martin Spahn: Der Kampf um die Schule. Kroselsche Buchhandlung, München-Kempten. 0,70 M.

V. Reinhardstöttner: Vom Bayerwalde, 4. Folge. Dr. Datterer & Cie., Freising. 4 M. geh., 5 M. geb.

Sanitätsrat Dr. Wachenfeld: Über den Mechanismus der Zirkulationsorgane. Verlag der Ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin), München.

Dr. Vorberg: Freiheit oder gesundheitliche Überwachung der Gewerbsunzucht? Verlag der Ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin), München. 1,50 M.

Arnold Meyer: Lebensfragen. Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? Mohr, Tübingen. 1,20 M. geh., 2 M. geb.

D. Engel: Klima und Gesundheit. (Heft 27, Der Arzt als Erzieher.) Verlag der Ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin), München. 2 M.

Dr. Hüsgen: Ludwig Windthorst. Bachem, Köln. 8 M. geh. 10 M. geb.

— Rechtsgutachten betreffend die Successionsrechte des Grafen v. Merenberg auf dem Großherzogtum Luxemburg.

Dr. Steinmetz: Die Philosophie des Krieges. (Natur- und kulturphilos. Bibliothek, Band 6). J. A. Barth, Leipzig. 7 M. geh., 7,80 M. geb.

Holz: Der Sagenkreis der Nibelungen. (Wissenschaft und Bildung, Band 6.) Quelle & Meyer, Leipzig. 1 M. geh., 1,25 M. geb.

Pohlig: Eiszeit und Urgeschichte. (Wissenschaft und Bildung, Band 8.) Quelle & Meyer, Leipzig. 1 M. geh., 1,25 M. geb.

L. v. Graff: Das Schmarotzertum im Tierreich. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 5.) Quelle & Meyer, Leipzig. 1 M. geh., 1,25 M. geb.

Giesenhagen: Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. (Wissenschaft und Bildung, Band 9.) Quelle & Meyer, Leipzig. 1 M. geh., 1,25 M. geb.

Löhr: Volksleben im Lande der Bibel. (Wissenschaft und Bildung, Band 7.) Quelle & Meyer, Leipzig. 1 M. geh., 1,25 M. geb.

Ziehen: Aus der Werkstatt der Schule. Quelle & Meyer, Leipzig. 4 M. geh., 4,60 M. geb.

Max Bruch: Wie reist man billig? Fiedler, Leipzig. 2 M.

Dr. Kuhlenbeck: Das Recht der Selbsthilfe. Belz, Langensalza.

J. J. Rousseau: Bekenntnisse (aus dem Französischen von Ernst Haardt). Wiegandt & Grieben, Berlin.

Angewandte Geographie (Dr. Oppel): Wirtschaftsgeographie der V. St. v. Nord-Amerika. Gebauer-Schwetschke, Halle. 3,50 M.

O. Chr. Malvery (Deutsch von M. Sommer): Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer soz. Frau im Lande Armut. Voigtländer, Leipzig. 2 M.

Pocci: Ein lustiges Komödienbüchlein. Insel-Verlag, Leipzig. 7 M.

Bojan: Les Bulgares et les Patriarches öcumeniques. Breitkopf & Härtel, Leipzig. 10 M.

Aus Natur und Geisteswelt (F. Kuppers): Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten. Teubner, Leipzig. 1,25 M.

Dr. Widmer (Herausgeber), Zürich: Polis. ½ jährl. 3 Frs.

Briefkasten

E. S. Wir nehmen gerne davon Notiz, daß Sie die Diskussion mit Frl. Pappritz fortsetzen wollen, sobald Ihre Zeit es erlauben wird.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 31 Berlin, 4. August 1907

Was die Sonne vermag

Manche Leute möchten den blauen Himmel mit roter Farbe gemalt haben.

Am Boden lag ein Haufen Bretter. Es war nichts Besonderes an ihnen. Sie waren frisch gehobelt und warteten, bis sie verladen würden. Dann würden sie wohl in ein Haus gesteckt, hoch oben unter dem Dach und sähen und hörten nichts mehr von den Liedern der Vögel im Wald und dem geheimnisvollen Flüstern der Bäume. Aber sie sollten noch etwas erleben, diese einfachen Bretter. Die Sonne kam. Behaglich legte sie sich auf die blanken Flächen. Bisher hatte ich kaum hingesehen. Wozu auch? Aber nun erglänzte alles wie ein Meer voll weißen Lichts. In Silber getaucht erschienen die Ränder wie Ketten, mit denen man sich schmückt. Alles flimmerte und glitzerte. Es war eine Helle, daß das Auge nur blinzelnd drauf sehen konnte. Und das alles ein paar gehobelte Bretter für einen Neubau. Wenn man mich gefragt hätte, wie ich das malen wollte, ich hätte es nicht gewußt. So blendend war der Schein, der hier auf dem Holz schwamm in lichter Flut. Es war, wie wenn alle Klarheit hier auf diesen Ort zusammengehäuft wäre. Und doch sah es vielleicht keiner außer mir und die Sonne wußte von nichts und die Bretter lagen, wie sie lagen. Ich aber dachte, was die Sonne vermag! Sie offenbart. Es sind dieselben Dinge, die sie mit ihrem Schein begießt und die nachher im Schatten liegen. Aber was kann sie aus einem Ding machen! So etwas, daß wir's gar nicht wieder erkennen. Ob es überhaupt noch dasselbe ist?

Ich verstehe so gut, daß die Menschen die Sonne angebetet haben. Sie bleibt unsre sichtbare Königin alles Lebens. Wer sich vor ihr zu Boden wirft, der braucht sich nicht zu schämen. Stille Majestät zwingt nieder. Ich verstehe deshalb ebenso gut, warum heute die Menschen die Sonne nicht mehr anbeten. Das mag bei frommen Menschen ein Fortschritt ihres Empfindens sein, weil sie hinter allem Sichtbaren nach dem Unsichtbaren greifen und dort erst ihre Sehnsucht gestillt finden. Für die Masse der Menschen bedeutet es einen Rückschritt. Sie kennen die Sonne als „Naturerscheinung". Dann sind sie fertig mit ihr. Weil sie wissen, wann sie aufgeht und niedersinkt, weil alles fein im Kalender steht und die Wettervorhersagen an jeder Ecke zu lesen sind! Deshalb braucht man sich nicht mehr über die Sonne aufzuregen. Gewiß, sie ist ja schön! Aber das mögen die Dichter beschreiben. Die brauchen doch ihren Stoff, um zu besingen und davon zu leben. Aber im gewöhnlichen Leben hat man doch keine Zeit an die Sonne zu denken. Solch jämmerliche Armseligkeit macht sich in den Menschenherzen unsrer Zeit breit. Darum sehe ich einen Rückschritt in dieser Gleichgiltigkeit gegen alles, was vom Himmel an silbernen Fäden über die Welt hin gewoben wird. Ein wandelndes, nein, ein jagendes, nein, ein tosendes Feuermeer, das Tausende von Sternen auf seinem Fluge mit sich reißt, und nichts geht in Stücke und kein Band der Welten reißt. Aber die Menschen tun, als ob das alles so geschehen müßte. Sie haben wohl sogar die Polizeiverordnung geschrieben, nach welcher sich die Weltensonne dreht. Weil aber hier oben so regelmäßige Schönheit lebt, so langweilt sie noch die Menschen. Sie wollen es gerne einmal anders haben, als blauen Himmel oder als hellstrahlende Sonne. Es soll so sein, wie sie es eben möchten. Gott sei Dank, daß ihnen die Sonne diesen Gefallen nicht tut. Sie hat nicht einmal Zeit über solche Dummheiten der Menschenkinder zu lachen.

Sie scheint und baut aus gehobelten Brettern eine Kammer goldenen Lichts, ohne sie zu heben oder von der Stelle zu rücken. Ich wünschte, sie käme auch zu mir. Jeder Augenblick macht stark, wo man ihre starke, stille Macht inne wird.

Traub.

Georg Herwegh

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut (Herausgeber Marcel Herwegh) bei Robert Lutz in Stuttgart.

Die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Georg Herwegh und seiner Braut lenkt die Aufmerksamkeit des Publikums für einige Augenblicke auf einen Dichter, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit so überströmendem Enthusiasmus begrüßt wurde, und der nun längst nur wenigen noch bekannt ist und auch von diesen wenigen nicht übermäßig gefeiert wird. Ich glaube auch nicht, daß dieses neue Buch, so viel Eigenartiges und Wertvolles es bietet, das Schicksal des Dichters ändern wird. Georg Herwegh hat sein Publikum verloren. Die Menge derer, die weder von Berufs wegen noch aus übermäßigem Kunstinteresse an die Literatur herantreten, die diese sozusagen erst an sich herankommen lassen, kann gar nicht mehr verstehen, was an den Herweghschen Gedichten einstmals begeisternd wirkte. Der Poet flucht und betet und weint und jubelt um lauter gar so fremde Dinge. Und ist dabei so unklar in seinen Wünschen und Zielen — das könnte ihm heute jeder Bierbankpolitiker nachweisen. Und jene kleine Schar, die sich noch eingehender mit Herwegh befaßt, betet das Urteil nach, das schon Fr. Th. Vischer sehr bald nach dem Erscheinen der „Gedichte eines Lebendigen" in seinen „Kritischen Gängen" fällte.

Aber selbst wer politischer Poesie überhaupt abgeneigt ist, findet noch mancherlei Schönes in Herweghs Versen. Gewöhnlich zitiert man bloß das einzige Gedicht „Ich möchte hingehn wie das Abendrot". Die wunderbare Elegie „Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von Dantons Tod" findet viel weniger Beachtung. Und ist doch wohl die reinste Poesie, die dem Dichter jemals gelungen. Oder ist eine Apostrophe an das Schicksal wie diese:

So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlangen zwischen Deinen Füßen
Und trittst den jungen Adler auf das Haupt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken
Und Flittergold an Deinem Mantel blinken! —

ist auch dieser Aufschrei nur Rhetorik? Und welch tiefes, reiches Gottgefühl gibt sich kund, wenn er von dem Toten sagt:

Du flammst nun wieder nach durchbrochner Schranke,
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke,

wenn er den stürmisch-revolutionären Büchner einen „Beter" nennt mit der Begründung:

Die Flamme bebt, wenn sie nach oben will ...
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm.

Wie tief muß er selbst den Zwang zum Dichten empfunden haben, da er sich in die Seele des sterbenden Freundes versetzt und seine Qualen nachfühlt um „die ungeborene Welt, den Keim, der mit der reifen Garbe fällt". Die gleiche Elegie enthält eine schwärmerisch schöne, religiöse Naturbetrachtung in edler Form. Das alles ist doch gewiß „reine" Poesie, und mancher analog „reine" poetische Zug ist auch in andern Gedichten des „Rhetorikers" Herwegh aufzuweisen.

Aber freilich, auch die Elegie auf Büchner schließt politisch. Der Dichter wird im Frühling Blumen pflücken auf dem Grabe des Freundes und den Deutschen zurufen:

Kein Held noch, noch kein Ziska oder Tell?
Und Eure Trommel noch das alte Fell?

Damit ist das ganze Wesen des jungen Herwegh gekennzeichnet. Von welchen Empfindungen er auch immer ausgeht, sie mögen ganz persönlich oder durchaus allgemein sein — immer landet er bei der Politik. Von andern Dingen zu sprechen dünkt ihn unwürdige Zeitvergeudung. Nur dies Eine ist die Aufgabe, die sein Jahrhundert auf ihn gelegt hat. Politik aber ist ihm nichts Reales, ist ihm (noch) nicht das Eintreten für das Interesse irgend einer Gruppe. Nicht einmal die Armen hat er vorerst besonders ins Herz geschlossen. Im „Schlußlied", das gegen die „Freudvollen", die „Fürsten", „Pfaffen" und „Reichen" wettert, heißt es schließlich auch):

Weh' Euch, Ihr Armen,
Was heischt Ihr Erbarmen?
Es liegen viel Edelsteine
Vor Euch im Sand,
Auch meine Tränen, auch meine,
Ums Vaterland.

Politik ist ihm Hingabe, überaus begeisterte und ganz vage Hingabe an sein deutsches Vaterland. Über den Begriff des Vaterlandes ist er sich auch nicht sehr klar. Es soll wohl ganz Deutschland und Österreich umfassen, aber irgendwie genau zu bestimmen vermag er es nicht. Über den Zustand dieses Vaterlandes ist er in Verzweiflung. Es ist in viele Fetzen zerrissen, es ermangelt der Freiheit, der Achtung des Auslandes, es ist schlaff und untätig. Und Herweghs einzige dichterische „Propheten"-Aufgabe besteht darin, das arme Vaterland aufzurütteln, Freiheit, Einheit, Ehre zu predigen und vor allem Handeln. Was für Wege aber zu jenen drei Gütern führen, und in welchem Handeln sein Volk erstarken soll, das präzisiert er niemals. Er weiß es nicht, es erscheint ihm vielleicht kleinlich, darüber nachzudenken. Vorderhand ist es seine einzige Aufgabe, mit höchstem Enthusiasmus all jenes Fehlende schlechthin herbeizurufen. Wie wenig er sich um die praktischen Wege kümmert, die zum ersehnten verschwommenen Ziel führen, das zeigt am deutlichsten die rührend naive Strophe „an den König von Preußen":

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und Tat begehrt —
O drück in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen wie der Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, Deinem Schwager!

Das ist gewiß ein seltsames, politisches Gebahren. Aber der Dichter begehrt eben nur um jeden Preis „nach Kampf und Tat". Diese Sehnsucht findet oftmals noch viel allgemeineren Ausdruck. Er hat das Dichten satt, er „möchte Klingen schärfen und tatlos nicht verglüh'n", er ruft es den andern zu: „Laßt, o laßt das Verseschweißen"! Aus diesem Handeln in irgendwelcher Richtung soll die deutsche Freiheit und Würde hervorgehen, das neue Reich. Aber was für eins? Herwegh weiß es nicht anzugeben. Daß er sich so vertrauensvoll an den König von Preußen wendet, ist nur die Wallung eines Augenblicks. Für gewöhnlich hat er republikanische Ideale. Er sitzt „als Geist auf Baukos Stuhle bei jedem frechen Königsmahl", er „donnert sein Schuldig" gegen alle weltliche und geistliche Tyrannei, er findet glühende Worte für die Polen, er verherrlicht die schwarz-rot-goldne Fahne, er preist Ulrich Hutten als den deutschen Heros . . . Eine wilde fanatische Unklarheit herrscht in diesen Liedern, man könnte aber fast meinen, eine gewollte Unklarheit. Es liegt eine absolute Verachtung alles Realen in diesem ersten Bande der „Gedichte eines Lebendigen". Nur aus der gegenwärtigen Schlaffheit und Würdelosigkeit heraus, ganz gleich auf welchem Wege, ganz gleich zu welchem praktischen Ziel, nur irgendwie zur Freiheit und Einheit! Darf nicht ein Vierundzwanzigjähriger so empfinden, zumal wenn tausende von älteren und reiferen Menschen um ihn her noch zu keiner größeren Klarheit gelangt sind? Und ist nicht solche stürmische Unklarheit, solche vage Tatenlust zu gewissen Zeiten äußerst berechtigt, ja völlig notwendig? Sicherlich jedenfalls aber ist sie für den Lyriker eine bessere Gabe als feinsinniges Sachverständnis in Dingen der Politik. Herweghs erster Band hat durch diese vielgerügte Unklarheit doppelte Bedeutung gewonnen. Einmal wäre der Aufschwung des Pathos dieser Verse niemals so hinreißend stürmisch gewesen, wären sie nicht aus jugendlich gärender (also notwendig unklarer) Seele emporgestiegen; dann aber sind diese Lieder schon heute für uns von hohem kulturgeschichtlichen Wert, weil sie uns alle Stimmungen, Wünsche und Schwankungen, alle „Unklarheiten" einer fernen Epoche vermitteln.

Die „Gedichte eines Lebendigen" wurden 1841 bei ihrem Erscheinen mit sehr begreiflicher Begeisterung aufgenommen. Was alle wünschten und fühlten, war in mächtige Worte, in hinreißend leidenschaftliche Verse gepreßt worden. Der junge Mensch, der bisher ein recht verborgenes Leben geführt hatte, war plötzlich eine europäische Berühmtheit. Georg Herwegh, der Sohn eines Stuttgarter Gastwirts, hatte das Maulbronner Seminar absolviert, und war dann als Studiosus der Theologie in das Tübinger Stift aufgenommen worden. Aber schon nach einem Jahr fühlte er sich zum Theologen verdorben und wandte sich der Jurisprudenz zu. Auch sie fesselte ihn nicht lange. Schon damals mögen manche seiner später berühmt gewordenen Gedichte entstanden sein. Auch übersetzte er Lamartines Werke. 1839, als er seinen württembergischen Militärdienst ableisten sollte, entfloh er nach der Schweiz.

Deserteur? Mit Stolz! Ich habe des Königs Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volkes soldlosem Banner vertauscht.

Dieses Kenion aus seinem zweiten Gedichtband kennzeichnet Herweghs Auffassung seines Schrittes. Die nächsten Jahre war er in Zürich dichterisch und publizistisch tätig. Von hier aus ging dann auch sein erstes und bestes Buch nach Deutschland.

Als er Ende 1842 langsam nach Ostpreußen reiste, um dort vor allem, aber auch sonst in Deutschland, Mitarbeiter für seinen „Deutschen Boten aus der Schweiz" zu suchen, wurde er überall von den Freisinnigen mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. In Berlin fand er im Hause des Großkaufmanns Siegmund seine Braut. Emma Siegmund, ein hochgebildetes, schwärmerisch demokratisches Mädchen, hatte sich für Georg Herwegh begeistert, als sie seine Gedichte kennen lernte. Da die beiden gleichaltrigen und gleichgerichteten Menschen nun persönlich zusammentrafen, fanden sich ihre Herzen in romantisch kurzer Zeit. Ein wenig märchenhaft ist es auch, daß Emmas reiche, gut bürgerliche Eltern so gar nichts gegen den mittellosen revolutionären Bewerber einzuwenden hatten.

Zwar im Augenblick war Herwegh ein hochberühmter und allseitig geachteter Mann. Er wurde sogar vom König in Audienz empfangen, und Friedrich Wilhelm IV. sagte ihm: „ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition". Aber als dann Herwegh aus Königsberg einen leidenschaftlichen Brief an den König richtete (der „Deutsche Bote" war von vornherein in Preußen verboten worden), als dieser Brief durch einen bösen Zufall in die Zeitungen gelangte, woraufhin dann der allzu „gesinnungsvolle" Gegner aus Preußen verbannt wurde, als auch Zürich den unbequemen Fremden auswies — da hielten die Siegmunds dennoch mit braver Hingabe an dem Heimatlosen fest. Emma Siegmund wurde im März 1843, als Herwegh das Baseler Bürgerrecht erlangt hatte, die Frau des Dichters.

Was aus dem halbjährigen Briefwechsel des Brautpaares, der sich merkwürdig genug ausnimmt durch das stete Ineinanderlodern verliebter Leidenschaft und politischer Gluten, in den Rahmen dieser Sizze gehört, sind die Andeutungen über Herweghs weitere Produktion. Seit dem Abschluß seines ersten Bandes war er reifer geworden. Die vage Schwärmerei für politische Ideale konnte ihm nun nicht

mehr genügen. Er mußte sich konkreter fassen. Dazu gab es für ihn, dem wahrhaft politischer Scharfblick versagt war, — wie völlig versagt, sollte sich später zeigen — zwei Wege. Der eine war die Satire, der Angriff auf das Bestehende ohne irgendwelche Angabe über das Kommende. Die Satiren bilden denn auch den besten neuen Bestand des Anfang 1844 erschienenen Bandes „Gedichte eines Lebendigen" (II).

Deutschland — auf weichem Pfühle
Mach dir den Kopf nicht schwer!
Im irdischen Gewühle
Schlafe, was willst du mehr?

Laß jede Freiheit dir rauben,
Setze dich nicht zur Wehr,
Du behältst ja den christlichen Glauben:
Schlafe, was willst du mehr?

Und ob man dir alles verböte,
Doch gräme dich nicht zu sehr,
Du hast ja Schiller und Goethe:
Schlafe, was willst du mehr? usw. usw.

Der „kritische Gänger" Fr. Th. Vischer, der sonst nicht Herweghs bester Freund ist, lobt diese Satiren außerordentlich und führt auch sehr eindringlich aus, warum Herwegh auf satirischem Gebiete Gutes leisten könne (wie er meint, Besseres als auf lyrischem Felde). Die satirische Negation des Bestehenden, sagt er, gebe dem Dichter eben in diesem Bestehenden einen festen Körper in die Hand, wenn auch nur zur Vernichtung. Da sei ihm plastischeres Gestalten vergönnt, als wenn er seinen politischen Idealen zusinge. Und Plastik ist eine Hauptforderung Vischers.

Einen zweiten Ansatz zu plastischer Poesie, zu positiver sogar, würdigte aber der große Kritiker nicht in seiner Bedeutung. Und gerade von diesem zweiten Wege ist in den Briefen des Brautpaares mehrfach die Rede, von ihm erwarten sie sehr viel, während die Satiren nur nebenbei gestreift werden. „Noch schlummert mancher Klang in mir, der an die kranke Lise und den armen Jakob erinnert. Das ist's, was not tut, und ergreifen wird" schreibt Herwegh an Emma unterm 24. Januar 1843, und ähnliche Stellen finden sich mehrfach in den Briefen. Der „arme Jakob" und die „kranke Lise" sind zwei kleine Proletarierbilder. Vom toten Bettler („Er war der Welt, sie seiner satt — zu zwölfen in der engen Stube!") und von dem jungen Weib, das sich mühsam zum Spital schleppt („Dort kommt das Volk zur Welt"). Herwegh hat nun schärfer und klarer Partei genommen. Er singt nicht mehr vom „Vaterland" und der Freiheit schlechthin, er kämpft für das „Volk", für die Ärmsten, Beladensten. Und er knüpft seine lyrische Betrachtung, die das Mitleid des Lesers herbeizwingen will, an eine knapp episch dargestellte Episode aus dem proletarischen Kreis. So betritt er, ich glaube als einer der ersten, einen Weg, der heute so viel begangen wird. Er weiß wohl, wie viele Früchte sich auf dem neuen Felde ernten lassen; er schreibt von allerhand Plänen, hat dann Muße die Hülle und Fülle, gibt sich immer mehr und ausschließlicher an den Sozialismus hin — und veröffentlicht kein Gedicht mehr in der Art des Jakobs und der Lise. Das ist überaus merkwürdig. Die Einen sagen, der Reichtum, den ihm seine Heirat eingetragen, habe ihn doch wohl der Sache des Volkes entfremdet. (Etwa wie Ada Negri, die als arme Volksschullehrerin so erschütternde Töne für das Elend der Armen fand, als Gattin eines wohlhabenden Fabrikbesitzers nichts gleichartig Ergreifendes mehr geschaffen hat.) Aber dagegen spricht doch Herweghs tapferes Verhalten im Gefecht bei Dossenbach, wo die Republikaner den Württembergern unterlagen. (Marcell Herwegh hebt die mutige Haltung des Dichters „entstellenden Nachrichten gegenüber" hervor.) Und dagegen sprechen vor allem Herweghs wenig beachtete „Neue Gedichte" die 1877, zwei Jahre nach seinem Tode, erschienen. Diese Verse sind durchweg scharf sozialistisch. Aber wie gesagt: jeder positiv plastische Zug fehlt, und die beißende Satire dominiert. Ich glaube, daß es dem Dichter nun einmal nicht gegeben war, konkrete Dinge anders als knapp satirisch zu gestalten. Und auch hierzu mußte ihn erst ein besonders auffallendes Ereignis anregen; besondere Fruchtbarkeit entwickelte er nicht. Der Ausdruck seiner politischen Jünglingsideale in all ihrer schwärmerischen Verschwommenheit und verschleierten Schönheit — das war sein eigentliches und einziges Feld, und sobald er von diesem geerntet hatte, war seine dichterische Tätigkeit in der Hauptsache beendet.

Ein schmaler Band enthält alles Wesentliche, was Herwegh in dem langen Zeitraum von 1844—1875 noch gedichtet hat. Sein Leben war kein stumpfes; vielerlei wissenschaftliche Studien, ein großer Verkehr füllten es aus. Auch verdanken wir ihm noch einige Shakespeareübersetzungen. Nur von der Kunstübung seiner Jugend war er völlig abgekehrt.

Wenn aber die „Neuen Gedichte" auch keinen Vergleich aushalten mit denen des „Lebendigen", so sollte man sie doch schon um ihres kulturhistorischen Wertes willen nicht zu gering einschätzen. Gewiß, sie sind einseitig, verbittert und von einer mit den Jahren stets schlimmer werdenden Verständnislosigkeit für die politische Lage. Dieses neue Deutsche Reich, daß sich allmählich vor seinen Augen entwickelt, ist ihm die scheußlichste Ausgeburt der Hölle, „Herr Wilhelm" und seine Helfershelfer sind ihm die verhaßtesten Menschen, und der Siebziger Krieg erscheint ihm als ein Verbrechen auch deutscherseits. Aber den Standpunkt einmal zugegeben — Herwegh hatte ihn nicht allein inne*) — so ist jedes dieser Gedichte in seiner Art ein blankes, kleines Kunstwerk, das sogar dann noch erfreut, wenn man die zugrunde liegenden Tagesereignisse nicht genau kennt.

Und dann enthält das Buch auch ein nichtsatirisches Lied, das zwar gewiß in jeder Zeile anfechtbar ist, aber mit so ungeheurer Wucht seine Tendenz zum Ausdruck bringt und dabei so klassisch einfach gehalten ist, daß es auf den Leser im ersten Augenblick einen überwältigenden Eindruck macht. Das „Bundeslied für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, April 1864", auf Lassalles Bitte gedichtet.

. . . Und du ackerst und du säst,
Und du nietest und du nähst.
Und du hämmerst und du spinnst —
Sag, o Volk, was du gewinnst?

Eine Strophe aus zwölfen herausgegriffen, alle gleich einfach in der Diktion, gleich anschaulich und faßlich in jeder Zeile, gleich aufreizend in jedem Satz, gleich hallend und wuchtend im rythmischen Einherschreiten. Ein tyrtäisches Lied der Sozialdemokratie. Dem Dichter ist sein Lohn geworden für diese Leistung. Einige Zeilen des Bundesliedes wurden — wenn der Ausdruck gestattet ist — zum Volksspruch, zum immer wieder bald höhnend, bald drohend gebrauchten, geflügelten Wort:

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Wer weiß heute noch, daß er mit diesen beiden letzten Versen Georg Herweghs imposantes „Bundeslied" zitiert? Und ist solche weiteste Wirkung nicht der schönste Lohn, den ein Dichter sich wünschen kann? **Victor Klemperer.**

*) Die Tragödie des alten Achtundvierzigers, der die neue Zeit nicht begreift, ist uns in den letzten Jahren geschrieben worden. Ich meine Sudermanns „Sturmgeselle Sokrates", ein nicht fehlerfreies, aber tüchtiges und eigenartiges Stück. Ich habe nie begriffen, warum dieses Drama so grausam hingerichtet wurde.

Die Achtung und das Weib

Ist die Liebe die Überwindung der Distanz und des Individuums, so ist die Achtung die Wahrung der Distanz und das Geltenlassen der Individualität.

Sie finden sich zuweilen zu einer Personalunion zusammen, sachlich gehören sie nicht zueinander — sie fließen aus verschiedenen Quellen.

So beim Manne. Der Mann liebt das Weib und achtet den Mann. Achtet er das Weib, so ist es, er betont es gern, eine distanzfrohe Achtung.

Das neue Weib sei unweiblich, es besitze die männlichen Verstandes- und Charaktereigenschaften, die man achtet, aber es entbehre jener psychophysischen Reize, um derentwillen man zu lieben pflegt.

Die Behauptung, das Weib bezahle sein Menschtum mit dem Fortfall aller weiblichen Eindrucksfähigkeit, ist zäh:

immer von neuem wächst sie aus der Gefühlsgewöhnung empor.

Durch die Verteilung der Liebe und der Achtung auf beide Geschlechter haben sie in der Psyche des Mannes eine antagonistische Tendenz angenommen — die Achtung hemmt die Liebe.

* * *

Die Achtung ist weder mit der Ehrfurcht noch mit den Pietätsgefühlen zu verwechseln. Ihr Gefühlston ist, man möchte sagen, intellektualistisch. Sie knüpft an die Eigenschaften und Normen, die die Blüte der Kultur sind, an. Sie ist selbst eine Kulturblüte. Das Naturleben kennt Furcht und Liebe, aber keine Achtung. —

Wie es zwischen der sinnlichen Vorstellung und dem abstrakten Begriff einen kontinuierlichen Übergang gibt, charakterisiert durch die Abnahme an sinnlichen und die Zunahme an intellektuellen Momenten, so auch zwischen den Gefühlen der Liebe und der Achtung, die Polargefühle genannt werden können.

Die geschlechtliche Liebe steht der Physis des Menschen, seiner organisch-affektiven Grundlage am nächsten, am weitesten die Achtung.

Um an der Parallele zwischen dem Vorstellungs- und dem Gefühlsleben festzuhalten: dem reinsten Licht der Intelligenz entspricht das reinste Licht der Achtung.

Freilich ist der abstrakteste intellektuelle Prozeß affektiver Substrate und Begleittöne ebensowenig völlig bar wie die Achtung.

* * *

Es ist ein Zufall, daß einer der abstraktesten Denker, der große Rationalist Kant seine Ethik auf der Grundlage der Achtung aufbaut. Auf der Achtung vor dem moralischen Gesetz ruht sein kategorischer Imperativ.

Und falsch ist meines Erachtens die nicht selten auftretende Behauptung, daß der letztere — gebrauche nie einen Menschen bloß als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck — nur eine andere Formulierung des christlichen Gebots der Nächstenliebe sei. Zwischen beiden liegt eine Welt wie zwischen der Liebe und der Achtung.

Die Liebe ist personal; für die Achtung ist dagegen das normative Moment charakteristisch.

„Alle Achtung für eine Person ist eigentlich nur Achtung fürs Gesetz (für Rechtschaffenheit usw.), wovon jene uns das Beispiel gibt." (Kant.)

Das Weib war bis jetzt kein „Beispiel fürs Gesetz". In seiner warmen Unmittelbarkeit stand es da und wurde vom Manne als ein Stück Natur geliebt. Die ritterliche Liebe brachte dem Weibe die Ehrfurcht dar; das Weib als Mutter ward mit Pietätsgefühlen umgeben.

In einer anderen Ebene liegen die Gefühle der Achtung.

Das Weib als etwas Weiches, Liebenswürdiges, Reiz- und Anmutvolles erhöht das Selbstgefühl des Mannes — er liebt es in seiner Unterordnung. Die Achtung tut dagegen der Selbstliebe Abbruch — sie ist das Gefühl eigener Unterordnung, ihre Bedingung ist gewissermaßen ein moralischer Widerstand.

„Wo meine moralische Welt Widerstand findet, kann nicht Natur sein. Schaudernd stehe ich stille. Hier ist Menschheit! ruft es mir entgegen: ich darf nicht weiter." (Schelling.)

Und wenn des Mannes moralische Welt da, wo er bis jetzt Natur und Hingebung fand, auf Widerstand stößt — es ist nicht der Mensch als Weib, es ist das Weib als Mensch.

* * *

Wenn der Mann das Weib nicht achtete, so spielt doch die Achtung in seinem geistigen Leben eine wichtige Rolle.

Anders beim Weibe. Die eigentliche Achtung beansprucht keinen großen Energieaufwand seiner Psyche. Aber dem Manne versagt das Weib die Achtung nicht: es achtet, indem es liebt, und liebt, indem es achtet. In seiner weniger differenzierten Seele lebt alles enger beieinander.

Das Weib achtet selten einen Charakterzug, eine Eigenschaft, es überträgt sofort die Achtung auf die ganze Person.

Eine Achtung erweckende Persönlichkeit bedeutet eine eigene Betätigungssphäre, gleichsam einen um die Person gezogenen Kreis. Bei der Wahrnehmung eines solchen empfindet das Weib den Reiz und den Wunsch, in ihn hineinzukommen, von ihm mitumschlossen zu sein.

Was den Mann zurückschreckt, das zieht das Weib an. Die Achtung des Weibes für den Mann rückt ihr diesen näher, während die Achtung des Mannes für das Weib es ihm ferner rückt.

Nun ist jedenfalls die Achtung des Weibes von besonderer Art und von der des Mannes verschieden: sie ist farbenreicher und elementarer. Ihre sinnlichen Substrate sind viel zahlreicher — das Weib achtet meistens um dessen willen, was ihr am Manne imponiert, was ihre Einbildungskraft gefangen nimmt. Das Aggressive, Kraftvolle, Führende empfindet es zugleich als männlich und achtungswürdig.

Das Weib ist, wenn nicht sensibler, so doch irritabler und für Suggestionen empfänglicher. Eine ausgesprochene Persönlichkeit, von der starke Suggestionen ausgehen, repräsentiert für sie den höchsten Wert der Männlichkeit.

Und weil es das Imponierende ist, worauf das Weib so oft mit Liebe und Achtung antwortet — daher das etwas Elementare seiner Achtung, der die höhere geistige Potenz fehlt.

* * *

Die Richtung der Entwicklung ist, um es mit einem Schlagwort zu kennzeichnen, Gefühlsdifferenzierung beim Weibe und Gefühlsintegrierung beim Manne.

Die Liebe und die Achtung werden sich im Weibe verselbständigen, und die Achtung wird statt der Einbildungskraft die Vernunft zur Basis bekommen.

Unter Gefühlsintegrierung beim Manne verstehe ich das Verschwinden der antagonistischen Tendenz zwischen der Achtung und der Liebe zum Weibe. Die Achtung muß in der Vorstellung und im Gefühl ihre bisherige, fast ausschließlich negative, isolierende Seite verlieren und ihre positive, zusammenschließende offenbaren, damit die Gemeinschaft der Liebe in der Selbständigkeit der Achtung zu allgemeinerer Verwirklichung gelangt.

An diesem Punkte mündet die Frauenfrage in den allgemeinen Kulturstrom der Gegenwart; hier wird klar, daß sie im Zeichen derselben Aufgabe steht, die der Ruf unsrer Zeit ist:

„Die Solidarität in der Freiheit."

* * *

Lassalle hebt hervor, daß die alte Welt und das Mittelalter die menschliche Gemeinsamkeit in der Gebundenheit oder Unterwerfung suchten.

Die neue Zeit läßt er mit der französischen Revolution von 1789 beginnen. Diese, wie die ganze folgende von ihr beherrschte Geschichtsperiode suchten in ihrem stürmischen Verlangen nach Freiheit dieselbe in der Auflösung aller Bande, aller Gemeinsamkeit; sie fanden — die Willkür: „Denn Freiheit ohne Gemeinsamkeit ist Willkür."

Unsre Zeit ist sich dessen bewußt geworden und sucht in der Freiheit die Solidarität. —

Lassalle hat mit diesen vor mehr als vierzig Jahren niedergeschriebenen Worten Recht behalten — er traf damit den synthetisch-positiven Grundzug, oder, sagen wir besser, die synthetisch-positive Tendenz, in deren Zeichen unser geistiges Leben steht.

Man findet sie auf allen Gebieten angedeutet, sei es dem theoretisch-wissenschaftlichen, wo die einzelnen Wissenschaften, nachdem sie für ihre Freiheit und Selbständigkeit siegreich gekämpft haben, zur Gemeinschaft und dem Weltwissen streben, oder auf dem sozialen Gebiet, wo auch, soweit es ethische Gesichtspunkte als Regulative anerkennt, das Streben hervortritt, die Individualität, den Einzelnen in der Gemeinschaft „aufzuheben".

„Die Solidarität in der Freiheit" ist unsere ideologische Parole.

Realisiert ist sie noch am wenigsten in den Verhältnissen, die von den intimen, tiefwurzelnden Affekten beherrscht sind, so in der Familie; hier fällt es am schwersten, die Einheit der Gebundenheit aufzugeben, hier soll man noch weiter die Solidarität auf die Unselbständigkeit und Unterordnung des Weibes basieren.

Da die Achtung gebietenden Eigenschaften Ausdruck innerer Selbständigkeit und Freiheit sind, so fürchtet der

Durchschnittsmann die Achtung gebietende Frau; als eine Emanzipierte, Befreite scheint sie ihm keine Einheit, sondern die Auflösung der Familie zu verheißen.

Was darin sich ausspricht, ist vielleicht weniger ein Mangel an Einsicht, als ein Konservativismus des Gefühls.

Es muß sich in den Gefühlslagen eine Revolution vollziehen, die den „alten" Mann zum „neuen" machen wird.

Das neue Menschenpaar kann sich aber nicht mehr im Paradies des ruhenden Seins finden — seine neue, gemeinsame Welt ist die des geistig-schöpferischen Tuns und Gestaltens, seine neuen gemeinsamen Aufgaben sind: der Freiheit und der Achtung in den mannigfaltigsten Betätigungssphären ihre positive Seite abzugewinnen.

Weder das Emanzipierende der Freiheit noch das Distanzbringende der Achtung wie des Individualitätsbewußtseins darf aufgegeben, sondern alles soll in einer höheren Gemeinschaft aufgehoben werden, nenne sich diese Liebe, Familie, Volk, Nation, Menschheit. **Maria Raich.**

Deutsche Arbeitertracht

Ein praktisch-ästhetischer Vorschlag

Die deutsche Arbeiterschaft hat für die wohlfeilen farbigen und schwarzen Nachbildungen Rembrandtscher Kunst bei Gelegenheit der vergangenen Feier ein sehr lebhaftes Interesse gezeigt. Das gilt mir als ein Zeichen der Zeit. Ähnlich laut wie in den Anfangszeiten der Partei, während inzwischen wirtschaftliche und politische Kämpfe fast alles Interesse an sich zogen, klingt jetzt das Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!" Gewiß, erst muß man's haben! Aber dann: wozu ist dann dies ganze Arbeiten und Ruhen, Essen, Trinken und Kinderzeugen da? Was ist es wert, wenn wir nichts draus machen? Wenn wir das Leben nicht nehmen und es gestalten und gestalten helfen zu neuen Kulturformen, die eine dauernde Spur unsres Daseins hinterlassen.

Die Kultur des Kopfes, des Gehirns, an der arbeitet heute schon die Arbeiterschaft mit einem Ernst, der ihr Kulturniveau hierin, namentlich in den großen Städten, weit über das des kleinbürgerlichen Mittelstandes hinaushebt. Die Früchte wissenschaftlichen Forschens und weltanschauenden Denkens werden eifrig genossen und im großen und ganzen, wenn keine Nahrungsmittelverfälschung stattfand, auch gesund verdaut. Sie geben einen starken Zuwachs geistiger Kulturkraft.

Aber um die andere, die zweite Hälfte der Kultur, die sichtbare Formen schafft, die das eigene Leben gestaltet und aus ihm dann als edelste Blüte Kunst hervorwachsen läßt, kümmert sich die Arbeiterschaft nur wenig und auch da nur noch platonisch und nur aufnehmend. Selbstschöpferische Kräfte sind da noch kaum erwacht. Ja, die Gedanken darüber, was denn etwa geschehen könnte, sind noch ziemlich in ungeklärtem Dunkel. Zunächst geht der natürliche Instinkt auch hier aufs Aneignen des Vorhandenen. Wohlfeile Theatervorstellungen sind sicher etwas Gutes und z. B. die vielen Tausende von Bildern nach Rembrandt, der in manchem Betracht der erste moderne Mensch gewesen ist, werden in den Stuben ihre stille Wirkung tun. Aber fängt man die Sache nicht doch etwas am falschen Ende, das heißt beim Letzten, Höchsten statt beim Anfang an? Ich könnte mir denken, daß ein Arbeiter, der vor der Bühne und edlen Bildern mit fühlendem Auge schauen gelernt hat, sich sagt: „Was nützt es mir, daß ich in ausgesparten Stunden Schönheit habe, wenn sie mir nur die Sinne schärft für die Häßlichkeit, die mich alltäglich umgibt", und der sich abkehrt, weil die dauernden Unlustempfindungen stärker sind als die kurze Lust. Hätte er nicht im Grunde recht? Und ist es drum nicht viel nötiger, beim „Gewöhnlichen" anzufangen, das zwar, einzeln genommen, lange nicht so „bedeutend" scheint wie ein freies, großes Kunstwerk, das aber, eben weil es immer um und an uns ist, doch viel stärker bei der Erziehung unsrer Sinne, im besonderen des Auges, auf uns wirkt.

Das „Gewöhnlichste" ist Kleidung und Wohnung. Was die „Dritte Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung" an Arbeiterheimen zeigt, bringt diese Sache auf einen Weg, wenn das Ziel auch noch fern ist: das Ziel, an dem sich vor allem der Preis, der dem Arbeiter zu zahlen möglich ist, mit Stücken vereinigt, die tüchtig und solid sind, und in ihren schlichten Formen dem Auge wohltun. — Kann irgendwo aber regt sich's auf dem Gebiete der Kleidung! Lange empfinde ich's und muß es endlich einmal sagen: die deutsche Arbeiterkleidung — von Tracht kann man gar nicht reden — ist nicht nur häßlich, sie ist würdelos. — Es ist ja fast unbegreiflich: ein Stand löst sich von der bürgerlichen Gesellschaft und empfindet in deutlichem Gegensatz zu ihrem Wollen und Tun; er bildet sich eine eigene politische und soziale Weltanschauung, aber seine Tracht bleibt, bis auf ein paar delegentlich genutzte Symbole, wie Ballonmütze und roter Schlips, die — bildlich zu verstehen — „von Herrschaften abgelegte!" Beim Sonntagsstaat mag's noch gehen; da ist diese Kleidung wenigstens vollständig. Aber die Arbeitskleidung des deutschen Arbeiters ist — bis auf einen kleinen Prozentsatz Ausnahmen — nur als „halb an- oder halb ausgezogen" zu bezeichnen. Da sehen wir die Woche über das Hemd mit dem Knopfloch vorn und hinten für den Kragen, das ohne Kragen schmutzig getragen wird. Wir sehen Tragebänder und die häßliche Reihe der Hosenknöpfe rund um den Leib. Oder, wenn noch eine Weste darüber getragen wird, so ist auch sie ein Teil der Bürgerkleidung: vorn Tuch, hinten Futter und Schnalle, also nicht bestimmt, frei getragen zu werden, sondern auf den deckenden Rock berechnet. In jedem Fall: die Geschichte wirkt hemdärmlich und unvollständig! Ist das mit der Würde des deutschen Arbeiters auf die Dauer vereinbar? Nein! Um so mehr, da sich's ohne Mehrkosten würdig einrichten läßt.

Ich habe jetzt ein paar Wochen in Rußland manches beobachtet. Der russische Arbeiter, so zerlumpt er manchmal herumlaufen mag: eine Tracht hat er. Darin ist er voran. Es ist die russische Rubaschka. Eine Bluse mit rockartigen Ärmeln, die den Hals mit einem gut 2½ Zentimeter hohen, festangenähten weichen Kragenstreifen aus gleichem Stoff wie die Bluse umzieht. Vorn an der linken Seite schließen sie ein paar Knöpfe, deren Linie etwa bis zur linken Brustwarze herunterführt. Halsstreifen und die kurze Linie sind manchmal mit Stickerei verziert. Um die Hüften faßt ein Ledergurt oder eine Schnur die Rubaschka zusammen. Wer's dazu hat, trägt, wenn's nicht zu heiß ist, noch ein Hemd, das länger ist und in die Hosen gesteckt ist, darunter. Hose und Unterzeug wird nicht vom Gurt gehalten, sondern reicht weniger hoch herauf als bei uns und hält sich dicht über den Beckenknochen durch einfaches Engerwerden oder eine eingezogene Schnur. — Auch in der einfachsten Form: als Tracht, wirkt das stets!

Was können wir davon nützen, was von Eigenem daneben ausbilden? Das Tragebund durch Hüftenbefestigung zu ersetzen, wird nach deutschen Gewohnheiten nicht angehen, aber der Kranz der Hosenknöpfe muß unter allen Umständen fürs Auge verschwinden. Ein breiter Stoffstreifen, der an der Hose festsitzt, vorn mit der üblichen Schnalle schließt und die Knöpfe hinter sich hat und verdeckt, wäre schon ein Schritt zum Anständigerausschauen und hinderte durchaus nicht, die Kleidung mit Weste und Rock feierabendlich oder sonntäglich zu ergänzen. Der gürtelartige Stoffstreifen könnte auch andre Farbe als die Hose haben, zu den Tragebändern stimmen und vielleicht geschmückt sein. Er würde dann im Sommer auch Sonntags die Weste überflüssig machen. Weiter verschwinden müssen dann aber auch die ungenützten Kragenknopflöcher an der Halslinie. Hier ist die Rubaschka vorbildlich. Ein 2½ Zentimeter hoher weicher Stoffkragen vom Hemdstoff, und fest angenäht, sieht anständig aus. — Wer so wenig bemittelt ist, daß er das Kragen vorsehende Sonntagsextrahemd sich nicht leisten kann, mag sich zum Notbehelf die zwei Knopflöcher innen einnähen lassen und Sonntags die Linie halb umklappen. Dem nicht ganz Unbemittelten, der auch alltags statt der „ausgezogen wirkenden" Weste zwei Hemden übereinander tragen kann, ist über dem Hemd, das den Sonntagskragen vorsieht und in die Hose hineinkommt, die Rubaschka in ziemlich genau russischen Formen anzuraten. Der weiche Stoffkragen schützt so angenehm-leicht den Hals. Ein leichter Gurt, der nicht zu schnüren, weil er nichts zu tragen braucht, macht gute Figur. Der offene Ärmel wirkt rockartig. Wird es heiß, so fällt der Gurt, und die Hals- und linksseitige Brustlinie klappt auf und gibt genug Luft. Die Sache sieht aber immer noch anständig aus. Keine bis zum Nabel sichtbare, schweißbedeckte deutsche Männerbrust wirkt mehr unappetitlich!

Bald wird dem Arbeiter solche Tracht so gefallen, daß er auch Sonntags die veränderte Bluse nicht ablegt und den bürgerlichen Kragen verabschiedet. Ein durch besonders guten Stoff oder mit Stickerei verziertes Extraexemplar kann den Kragen samt dem steifen „Plätthemd" oder gar dem greulichen „Vorhemdchen" nebst den Manschetten, diesen eleihaften Fetzen eines natürlichen Ganzen, erquicklich ersetzen. Die lange, schönfarbige, ganz gestrickte Ärmelweste, die am Halse schließt — hie und da ist sie ja noch mit doppelten Reihen blanker Knöpfe in Gebrauch — könnte in kalten Wintertagen die Bluse ersetzen. Und der Weg zu einer Tracht wäre gefunden. Was sich dann weiter entwickelt, namentlich wie das Sporthemd, das schon eine gewisse Bewegungsfreiheit geschaffen hat, etwa weiter mitwirkt, müßte die Zeit ausweisen. Der jetzige Zustand ist jedenfalls unwürdig.

Was wäre das für eine schöne Aufgabe für die Gewerkschaften, die ja so viel schon durch Gemeinschaftsarbeit erreicht und die ihre Konsumvereine als Betriebsstellen haben. Freilich, nach billigen und schönfarbigen Stoffen, die in Rußland auch der gewöhnlichste Mann trägt, wird es zunächst in Deutschland einiges Suchen geben. Aber gerade für diese Seite der Sache steht den Gewerkschaften ja der Dürer-Bund (Arbeitsausschuß, Dresden-Blasewitz) zur Verfügung.

Hier einsetzen, hieße mit dem natürlichen Anfang beginnen. Wollen wir neue Lebensformen selbständig gestalten, so müssen wir anfangen bei der „engeren Wohnung", der Tracht.

Wer geht voran? **Carl Meißner.**

Der nickende Bonze

von **Eduard Saenger.**

(Schluß.)

„Was willst du hier?“ fragt es in Ernst Hausers entsetzter Seele. Ehe jedoch die Frage laut wurde, antwortete schon die Gestalt in einem feierlichen Tone, aus dem ein leises Meckern mitklang:

„Du weißt, wer ich bin. Hier bringe ich dir eine halbe Million; überlasse mir dein Weib dafür.“

Mit diesen Worten zeigte er ihm die grauen Papiere. Ernst Hauser hat auf einmal jene merkwürdige Abendunterhaltung deutlich vor Augen und ist im Augenblick von der ganzen Kraft seines damaligen Ausspruchs durchdrungen. Und wieder fragte es in seiner Seele, ohne daß die Frage laut wurde:

„Bringst du mir mein neues Schicksal, du Zwittergeist, aus Ja und Nein, aus Gott und Spott gemischt?“ Halb würdevoll-überredend, halb zynisch-abstoßend antwortete der Bonze:

„Ich bringe dir eine halbe Million“ und hielt ihm die grauen Scheine unter die Nase.

Ein wenig zaghaft fragte es zum dritten Male in Ernst Hausers Seele, ohne daß ein Ton über seine Lippen kam: „Werde ich dann glücklich sein? Was wird mein Weib . . .?“ Bevor der Gedanke zu Ende gedacht war, fiel der Bonze ein:

„Ich frage dich zum letzten Male: Willst du dein Glück? — Du mußt es wollen!“

In Ernst Hausers Seele malte sich in diesem Augenblick ein Bild des blendendsten Glanzes: ein blauer Himmel tat sich vor ihm auf; das Weltmeer brauste und wogte um ihn — in der Ferne grüßten ihn Indiens himmelhohe Gebirgskämme und wildüppige Wälder. Er schwebte in einem prächtigen Schiff mit silberweißen Segeln und goldnem Mast, das er durch sein Wort lenkte, all der fremden und ihm doch vertrauten Herrlichkeit entgegen. Selig fühlte er in seinem Innern eine Quelle unerschöpflicher Macht, einen Schatz gewaltigen Wissens und die Kraft zu immer neuem Forschen und Schaffen, zu grenzenlosem Erkennen und höchstem Weltbeglücken.

„Ich *will* mein Glück, wie es auch komme!“ rief es in ihm mit jeder Faser. — Und er ergriff den Schatz des Geistes.

Sofort war der Bonze verschwunden, und Dunkelheit verbreitete sich über das Zimmer. Sich selbst überlassen, war Ernst Hauser keiner deutlichen Vorstellung des Geschehenen fähig. Wohl zwanzigmal überzählte er mechanisch die Geldscheine und murmelte dabei wirre Verse aus einer Mystik vor sich hin:

„Nacht ist Morgen, Morgen — Nacht.
„Der Wache träumt, der Träumer wacht —“

und „Scheint ein Rätsel und ist klar,
„Hell, wie niemals etwas war.“

Als er aber ein Geräusch an der Tür zu vernehmen glaubte, fuhr er am ganzen Leibe zusammen und stammelte: „M—ei—n Weib!“ Dann verfiel er in einen fieberähnlichen Zustand. Da war es ihm, als ob der Naturforscher hereintrat, ohne große Verwunderung das Geld bemerkte und seine Erklärung mit der ruhigsten Miene von der Welt anhörte, als wäre dergleichen ihm selbst schon hundertmal passiert. Darauf berieten sie, wie das Geld anzulegen sei. Der Naturforscher drang in Ernst Hauser, einen Teil davon für ein neues Mikroskop zu opfern, das er selbst konstruieren wolle. „Ich habe ein neues Verfahren entdeckt“, so führte er eifrig aus, „um einen bereits vergrößerten Gegenstand noch um das Zehnfache größer zu machen. So können wir nicht nur hinter das Atom kommen, sondern — hier flüsterte er geheimnisvoll — auch den Weltäther werden wir aufspüren, das unbekannte Fluidum, das zwischen den kleinsten Teilchen der Materie wogt und den sogenannten *leeren Raum* ausfüllt.“

„Den Weltäther, den Astralstoff willst du finden?“ fiel Ernst Hauser verzückt ein; „dann sind wir Herren der Geister . . . dann haben wir den Stoff überwunden . . . und werden in das Nirwana des Geistes eingehen.“ —

Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, so wurde ihm seltsam zu Mute, als ob alles, was er soeben erlebt hatte, wie ein Traum vorüberzöge. Und wirklich war es plötzlich anders um ihn geworden. Der Freund war verschwunden. Das Zimmer, das zuvor dunkel war, schien abendlich erleuchtet zu sein. Nur die Uhr stand noch immer stille, und der Bonze . . . nach dem wagte Ernst Hauser gar nicht hinzusehen. Eine unerklärliche Scheu hielt seinen Blick auch von dem Winkel fern, in dem er seiner Erinnerung nach das Geld aus der Hand gelegt hatte. Es war ihm, als starrte er in eine Leere, die ihm von Sekunde zu Sekunde unerträglicher wurde. Es mußte etwas Neues geschehen. Es mußte jäh über ihn hereinbrechen. Kam denn niemand, um nach ihm zu fragen? Um von ihm Rechenschaft zu fordern? Wofür wohl? — Was war es gleich? Was hatte er getan? — Wie durch eine fremde Eingebung kam ihm die Antwort: *Du hast dein Weib verkauft!* „Mein Weib verkauft — mein Weib verkauft —“ murmelte er vor sich hin. Und wie, wenn er mit einem Male begriffe, was das bedeutete, seufzte er laut auf: „Mein Weib verkauft! . . . Fort ist es . . . Verloren . . . Und ich bin allein im leeren Raum!“ Und als ob er unter einer Glasglocke säße, während ihm von draußen durch eine Pumpe die Luft entzogen würde, so stürzte er halb taumelnd auf den Ausgang zu, riß die Tür auf — und stürmte wie im Fluge die Treppe hinunter. Unten vor der Haustür saß ein altes Bettelweib, zusammengeschrumpft, mit verhülltem Kopf. Wie zu einer alten Bekannten sprach er zu ihr: „Großmütterchen, hast du nicht mein Weib gesehen?“ Die Alte streifte ihr Tuch vom Gesicht, sah ihn mit halb blöden, halb vorwurfsvollen Augen an und antwortete in wimmerndem Singsang:

„Hier ist Glück und dort ist Harm;
„Geh vorbei, vorbei!
„Gestern schlug ein Herz dir warm,
„Heute bricht's entzwei.“

Dann fuhr sie fort: „Sie werden dein Weib verschleppt haben. Vielleicht auch schon begraben.“

Erschüttert eilte Ernst Hauser die nächtliche Dorfstraße entlang und wanderte ohne Besinnung und ohne Ziel über mehrere Feldwege hin. Und immer summte ihm das Lied der Alten in den Ohren; und immer stand ihm das Bild seiner Frau vor Augen, die, auf wer weiß welchen Wegen, von dem unheimlichen Gesellen mit dem nickenden Schädel und dem gelben Gewande entführt war und ihm nachjammerte, oder gar, durch Zaubermittel betört, seiner vergaß. Wenn jetzt nur der Naturforscher zur Stelle wäre und mit ihm Pläne schmiedete! — Vor ihm würde er sich stark zeigen und beim Anhören seiner immer neuen verlockenden Ideen die armselige Herzenspein vergessen können. Gern hätte er sich der ersten besten Menschenseele anvertraut; aber niemand begegnete ihm auf seinem einsamen Wege, und wenn er in der Nähe Stimmen zu hören und Gestalten auftauchen zu sehen glaubte, so war es ihm sofort auch wieder, als ob alles vor ihm schwand und in weitem Bogen um ihn herumging. Er schritt und schritt und horchte und spähte ins Leere. Am Rande des Feldes sah ihn ein Schnitter, schwenkte ihm die Sichel drohend entgegen und schien in die Erde zu versinken . . . Plötzlich stand Ernst Hauser vor dem Gleise der Eisenbahn. Kurz entschlossen lief er zwischen den Schienen dahin, obgleich sich hinter ihm schon ein Zug von fern ankündigte. Er rannte schneller und schneller, aber ohne Furcht, in dem Gefühl, daß jetzt auch der Tod an ihm vorbeigehen müsse.

Nach wenigen Augenblicken langte er auf einem Bahnhof an; es war der Bahnhof seines Dorfes. Dicht hinter seinem Rücken hielt der Zug, der ihn verfolgt hatte. Ernst Hauser sprang aus dem Gleise heraus. Er atmete auf: hier waren doch Menschen — und es mußte ein Zug nach der Stadt gehen. Dort würde er sich im dichtesten Gewühl verlieren — und von dem wahnsinnigen Gefühl der Einsamkeit befreit werden. Dann würde er, wie es so mancher andere täte, Nachforschungen nach seiner Frau anstellen lassen. Sie müsse ja zu finden sein. Die Polizei der Großstadt würde sich von keinem *Geist* anführen lassen. Für sie gäbe es keinen Geist. Und wäre es nicht recht wahrscheinlich, daß seine Frau mit ihrem Entführer zunächst nach der Stadt gefahren sei?

Subscription Rates
Single Copy, 10 Cents
Yearly Subscription, $5.00
Foreign Subscription, $6.00
Entered as second class matter at the Post Office at Chicago, Ill., under the Act of March 3, 1879.

Subscribe for
The Western Electrician
The Only Electrical Paper Published West of Chicago
Subscription Price $5.00 per Year
Sample Copy Sent Free on Application
Address
The Western Electrician
Chicago, Ill.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 32

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 11. August 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Kaiserbegegnung — Die württembergische Sozialdemokratie — Agrarische Unverfrorenheit). — **Naumann:** Der Liberalismus in Österreich. — *****:** Reichsländische Beamtenfragen. — **Dr. L. Martin:** Koloniale Selbstverwaltung und Eingeborenenrecht. — **Naumann:** Der preußische Wahlrechtskampf. — Aus unsrer Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten. — Eingegangene Bücher.

Traub: Vertrauen. — **Paul Zschorlich:** Das Harzer Bergtheater. — **Herbert von Berger:** Arbeit und Poesie (Fragment). — **Hermann Schnellbach:** Eine Lösung des Hilligenlei-Problems. — **Franz Freiherr Gaudy:** Die Brenta-Blume. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Kaiserbegegnung. Gleichzeitig mit dem Zusammentreffen des Deutschen und des Russischen Kaisers auf der Ostsee vor Swinemünde wurde von Petersburg aus bekanntgegeben, daß der russisch-englische Vertrag über Asien abgeschlossen sei. Da bisher nicht mitgeteilt worden ist, welchen Inhalt dieser Vertrag hat, ob es sich um eine wirkliche Abgrenzung des russischen und des englischen Interessengebiets, vor allen Dingen in Persien handelt, oder um irgend welche Abmachungen von geringerer Bedeutung, so läßt sich über dies Abkommen vorläufig nichts sagen. Nur das erscheint bedeutsam, daß man offenbar von russischer Seite hat mitteilen wollen, die Kaiserbegegnung von Swinemünde habe den Vollzug einer Verständigung zwischen England und Rußland zur Voraussetzung. Vermutlich wird die russische Regierung der deutschen auch den Inhalt dieser Verständigung mitgeteilt haben. Da der Kaiser von der Verabschiedung des russisches Besuches zur Zusammenkunft mit dem König von England fährt, so kann sich ja eine notwendige weitere Aussprache gleich daranknüpfen. Russische politische Besuche in Deutschland und russische politische Verständigungen mit andern Mächten müssen im Augenblick unter verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden. Einer von diesen heißt: Was wird Rußland tun, wenn Japan den Amerikanern Krieg macht? Was *wird* Rußland tun heißt aber: was *kann* Rußland tun? Rußland kann das tun, wozu es Geld hat, oder, da es eben keins hat, das, wozu es Geld bekommt — und was ihm außerdem seine inneren Verhältnisse ermöglichen. Sicher ist, daß eine Erneuerung des Krieges gegen Japan, selbst im Bunde mit Amerika und selbst mit der freundschaftlichsten Rückendeckung durch Deutschland, bei allen Klassen der Bevölkerung in Rußland gleichmäßig unpopulär wäre und dem äußersten Widerstreben begegnen würde. Aber die Japaner sind hinterhaltige Leute. Niemals hat eine ganze Nation es so verstanden, das, was sie politisch wirklich zu tun entschlossen ist, bis auf den letzten entscheidenden Augenblick zu verbergen. Es ist gut möglich, daß die Japaner bei sich bereits fest sind, loszuschlagen, sobald derjenige Teil der Flotte, den die Amerikaner in den Stillen Ozean entsandt haben, in ihrem Bereich ist. Vielleicht aber auch nicht. Mehr werden die gekrönten Häupter, einschließlich des Verbündeten der Japaner, Eduard VII., zurzeit über diese japanische Sphinx einander wohl auch nicht zu sagen haben. Im übrigen wird es Zeit sein, über die russisch-deutsche und russisch-englische Politik wieder etwas zu reden, sobald die russische Milliardenanleihe, die in der Luft schwebt, deutlichere Anstalten macht, sich irgendwo niederzulassen. Leute, von denen es heißt, daß sie die Politik des Reichskanzlers vertreten, sprechen einstweilen über die russische Finanzlage und über den Gedanken einer neuen russischen Anleihe in Deutschland recht abfällig. Im übrigen wird die Parole von den freundlichen Beziehungen zu dem großen Nachbarvolke, von der traditionellen Freundschaft der Dynastien und von der Unfähigkeit der russischen Radikalen ausgegeben. Der letztere Satz stimmt leider.

Die württembergische Sozialdemokratie. Nach einer sehr ausgedehnten Sitzungsperiode ist jetzt der württembergische Landtag geschlossen worden und bei der Generalabstimmung über den Etat hat die fünfzehn Köpfe starke sozialdemokratische Fraktion mit „Ja" votiert, „entgegen den bisherigen Anschauungen der Partei", wie der Vorwärts sich ausdrückt. Diese Abstimmung hat natürlich eine Reihe von Anmerkungen und Kritiken hervorgerufen, und die schwäbische Sozialdemokratie wehrt sich jetzt dagegen, daß sie mit diesem Schritt eine prinzipielle Schwenkung vorgenommen habe. Gewiß: Geldbewilligung oder Geldverweigerung sind im parlamentarischen Betriebe nicht notwendige Angelegenheiten prinzipieller Politik, sondern Fragen der Zweckmäßigkeit und Taktik. Bloß macht die durchschnittliche Sozialdemokratie aus der Verweigerung ein Prinzip, da eine Verbindung des sozialdemokratischen Proletariats mit den Interessen des monarchischen, modern-kapitalistischen Staates die Arbeiterbewegung nicht nur diskreditiere, sondern sie auch für alle „Ausschreitungen" und Mängel des Staates mitverantwortlich mache. Man kann nun ruhig der württembergischen Sozialdemokratie das Vergnügen lassen, auf das sie Wert legt: daß man an ihrer brav marxistischen Gesinnungstüchtigkeit keinen Zweifel hegt, und doch ihre Politik als eine gesunde Entwicklung begrüßen. Wenn nun innerhalb der Sozialdemokratie die Aussprache über diese Schwenkung beginnt, so darf man das Ergebnis ruhig abwarten; die sozialdemokratische Landtagsfraktion Württembergs ist relativ die stärkste unter denen der größeren Bundesstaaten. Aber es zeigt sich hier aufs deutlichste, daß ein Staat *die* Sozialdemokratie besitzt, die er verdient, d. h. daß die Sozialdemokratie sich so benimmt, wie sie behandelt wird. Wer eine Vorstellung von den politischen Verhältnissen Württembergs hat und wer die Verhandlungen dieses vielredenden, aber auch fleißigen Landtags verfolgt, der weiß, daß die Regierung der Sozialdemokratie und ihren Anträgen vollkommen vorurteilslos gegenübertritt: für sie ist die Sozialdemokratie eine Partei wie jede andre, manchmal vielleicht eine bessere, da sie zweifellos einige fleißige, maßvolle und sachkundige Abgeordnete hat. Auf der andern Seite verzichtet die Sozialdemokratie, von gelegentlichen Ausnahmen vielleicht abgesehen, vollständig darauf, die kritisierende Opposition zu spielen; im Gegenteil, sie stellte der Regierung bisweilen ihre besten Vertreter zur Verfügung und wußte durch eine geschickte Taktik ihre parlamentarische Situation fruchtbar auszunutzen. So führte die einfache Logik der bisherigen Politik der Landtagsfraktion dahin, daß sie in dem Stil, in dem sie ihre parlamentarische Arbeit betrieb, sie auch schloß, wobei wir von dem sehr überlegten agitatorischen Einfluß dieses Schrittes gar nicht reden. Das moralische

Ansehen und der Bestand des „Klassenstaates“ und der Monarchie Württemberg haben durch die sozialdemokratische Billigung keinen Abbruch erlitten.

Agrarische Unverfrorenheit. Der Wahlrechtsentwurf des Grafen Hohenthal in Sachsen hat wenig Aussicht, vom Landtag angenommen zu werden. Daß Freisinnige und Sozialdemokraten für diese Art Wahlreform nicht zu haben sind, war von vornherein klar. Aber auf sie kommt es ja bei ihrer völligen Machtlosigkeit im Landtag auch nicht an. Indessen, auch die ausschlaggebenden Parteien wollen von Hohenthals Entwurf wenig wissen. Interessant ist es dabei, zu sehen, wodurch ihre Stellungnahme bedingt wird. Sie lassen sich nämlich nicht von politischen Grundsätzen leiten, sondern von dem Wunsch, möglichst viele Mandate zu erlangen. Mögen die einzelnen Bestimmungen des Wahlrechts vernünftig und gerecht sein oder nicht, das ist gleichgiltig, wenn sie nur so beschaffen sind, daß die ausschlaggebende Stellung der bisherigen Machthaber gewahrt bleibt. Stellte man doch in den Zeitungen an die Liberalen die Frage, warum sie denn für die allgemeine und gleiche Wahl sich ereiferten, da sie selbst nicht allzuviel dabei gewinnen würden. Eine sachlich-programmatische Stellungnahme können sich jene Herren eben nicht vorstellen. Daher ist dieser Vorgang auch nicht weiter aufgefallen, ist man doch an die Interessenpolitik der Konservativen zu sehr gewöhnt. Inzwischen hat nun auch der Bund der Landwirte in Sachsen sich zur Reformbewegung ausgesprochen. Mit schöner Dreistigkeit hat er sich zu dem unmöglichen Grundsatz bekannt, daß der Einteilung der Wahlkreise nicht so sehr die Einwohnerzahl als die Bodenfläche zu Grunde zu legen ist. So geschehen im 20. Jahrhundert in einem der industriellsten Länder der Welt. Ob auf einer Quadratmeile Land ein paar Dutzend Menschen oder hunderttausend wohnen, ob der Boden mit Wald und Heide oder mit einer blühenden Industrie bedeckt ist, das ist ja egal! Daß die landwirtschaftliche Bevölkerung vom Absatz ihrer Produkte an die Industriebevölkerung lebt, daß diese die überwiegende Zahl der Soldaten stellt und die Steuern zur Erhaltung des Staates bezahlt, was hat das alles zu bedeuten! Man sollte doch endlich einsehen, daß der moderne Staat nur einen Zweck hat: die Erhaltung und Befestigung der politischen und wirtschaftlichen Sonderstellung des Großgrundbesitzes.

Der Liberalismus in Österreich

Durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts sind alle österreichische Dinge anders geworden. Für den Staat im ganzen und für die politischen Parteien im besonderen ergeben sich neue Aufgaben. Der Umschwung, welcher sich in unserm Nachbarstaate vollzogen hat, ist ungefähr so groß, wie wenn wir in Preußen das allgemeine Wahlrecht erhalten würden. Bei dieser Lage der Dinge ist es von größtem Interesse, eine Darstellung der inneren und teilweise auch der äußeren Politik Österreichs zu lesen, die vom Boden der neuen Verhältnisse aus die Zukunft zu beeinflussen sucht. Schon vor einigen Wochen hat die „Hilfe“ mit kurzen Worten auf das Buch von Richard Charmatz hingewiesen: „Deutsch-österreichische Politik. Studien über den Liberalismus und über die auswärtige Politik Österreichs (Leipzig bei Duncker & Humblot, 402 Seiten)“. Es ist eine ernste und erfreuliche Arbeit, dieses Buch durchzulesen. Nachdem wir vor zwei Jahren aus der Feder von Rudolf Springer eine geistvolle Geschichtsdarstellung über die Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie bekommen haben, stellt sich nun Charmatz neben Springer wie der Parteipolitiker neben den politischen Philosophen. Es gibt zwischen diesen beiden Schriftstellern gewisse Unterschiede in der Auffassung. Springer ist heute sozialdemokratischer Abgeordneter, Charmatz aber hat über das Verhältnis von Ungarn zu Österreich etwas andere Ansichten, aber von unsrer reichsdeutschen Entfernung aus betrachtet, erscheinen doch Springer und Charmatz als verwandte Größen. Verwandt sind sie vor allem in dem starken Optimismus, mit dem sie beide nicht nur an den Fortbestand, sondern an die innere Erneuerung und Wiederaufrichtung des Donaureichs glauben. Beide halten für möglich, daß in Wien auf altem Boden ein neuer moderner Staat entsteht. Dieser Optimismus sollte gerade denjenigen Reichsdeutschen zu denken geben, die immer bereit sind, über den notwendigen Zerfall Österreich-Ungarns zu philosophieren. Österreich hat heute wieder Köpfe, die an seinen Bestand glauben, und schon diese eine Tatsache, so klein sie sein mag, ist ein Zeichen, daß wir es nicht einfach mit einem sinkenden Organismus zu tun haben.

Das neue Buch von Charmatz hat drei Teile: Alt-Österreich, Neu-Österreich und auswärtige Politik. Der dritte dieser Teile ist nicht in gleicher Weise ausgearbeitet wie die beiden vorhergehenden. Der Verfasser beabsichtigt gar nicht, die auswärtige Politik Österreichs in ihrem ganzen Umfange darzustellen, sondern will nur dartun, welches Programm der österreichische Liberalismus gegenüber den auswärtigen Fragen haben muß. Dieses auswärtige Programm ist sehr einfach und lautet: Fortsetzung des guten Verhältnisses zu Deutschland und Aufgeben aller Wünsche auf neue Gebietserwerbungen in den Balkan-Ländern. Darüber, ob der letzte Programmpunkt vom Standpunkt des österreichischen Liberalismus aus richtig ist, läßt sich von Berlin aus schwer urteilen. Uns interessiert auch an diesem Buche weit mehr sein eigentlicher Hauptinhalt, nämlich die Frage, ob es möglich ist, daß in den österreichischen Kronländern und insbesondere in den deutschen und tschechischen Gebietsteilen ein lebendiger Liberalismus und Industrialismus in die Höhe kommt.

Das alte Österreich, von dem Charmatz in diesem ersten Teile redet, ist in seinem Kern und Wesen weder liberal noch industrialistisch. Zwar haben die liberalen Parteien häufig genug das Ministerium besetzt oder beeinflußt, aber der bisherige deutsche Liberalismus in Österreich hat es nicht verstanden, die Staatsleitung im ganzen zu liberalisieren und die Kräfte des wirtschaftlichen Fortschrittes zu entfesseln. Es gehört zu den interessantesten Partien des Buches von Charmatz, wie er die Mängel und Schäden des vergangenen Liberalismus mit freundschaftlicher Offenheit klarlegt. Er schont die Personen und hebt ihre intellektuellen und rednerischen Vorzüge hervor, weil er ja mit ihnen oder ihren Nachkommen politisch zu arbeiten gedenkt. Trotzdem aber entwirft er ein sehr klares Bild von der doktrinären Leerheit der bisherigen liberalen Parteien. Sie haben für die zwei größten Probleme des gegenwärtigen österreichischen Staates kein inneres Gefühl und Verständnis gezeigt. Das erste dieser Probleme ist die Nationalitätenfrage. Daß die Nationalitätenfrage überhaupt brennend werden konnte und zwar so brennend, daß sie den ganzen Staatsbestand in Frage stellte, ist eine Folge des demokratischen Prinzips. Solange ein Staat nach Metternichschen Grundsätzen behandelt werden kann, wird in ihm die Nationalitätenbewegung schlafen. Sobald aber die Bevölkerung zur politischen Mitarbeit erwacht und zugelassen wird, beschäftigt sie sich naturgemäß mit den ältesten und einfachsten politischen Kämpfen, nämlich mit den Gegensätzen der Stämme und Konfessionen untereinander. Es ist also der Nationalitätenhader ein Kind der liberalen Geschichtsepoche. Der Liberalismus aber begreift ihn nicht und geht deshalb ablehnend an den Selbständigkeitsbestrebungen der bis dahin untertänigen Völker vorüber. Erst mit der grundsätzlichen Anerkennung der Selbständigkeitsrechte aller einzelnen Nationalitäten im Staatshaushalt wird der Liberalismus den Nationalitäten wieder als Vertreter der Freiheit und der Volksrechte erscheinen. Der neue Liberalismus, dem Charmatz die Wege zu ebnen sucht, muß also die Selbstverwaltung der Nationalitäten in allen Fragen, die nur nationales Sonderinteresse haben, fordern, um eine reinliche Scheidung zwischen Nationalitätenfragen und allgemeinen Staatsfragen herbeizuführen. In dieser Hinsicht deckt sich das, was Charmatz vorträgt, vielfach mit dem, was wir bei Springer gefunden haben und auch mit dem, was die österreichische Sozialdemokratie in ihrer eigenen Organisation durchzuführen für nötig hält.

Das zweite Problem, an welches der bisherige Liberalismus nicht mit dem nötigen Verständnis herangegangen ist, ist die Frage der Industrialisierung und damit die Menge aller jener Einzelaufgaben, die als soziale Frage bezeichnet werden. Solange Österreich ein Agrarstaat alter Art gewesen ist, hatte er natürlich auch seine sozialen Kämpfe in sich selber; aber es waren dieses mehr die lokalen Kämpfe zwischen

der Herrenschicht, der Bauernschicht und der Arbeiterschicht des landwirtschaftlichen Volkes. Im großen und ganzen war die Politik von Wirtschaftsfragen ziemlich frei. Insbesondere hat außer der Sozialdemokratie keine der vorhandenen Parteien die Notwendigkeit einer absichtlichen starken Förderung des Verkehrswesens und der Industrie eingesehen und in systematischer Weise betätigt. Alle bürgerlichen Parteien haben unter dem Bann des klerikalen Mittelstandsgedankens gestanden. Demgegenüber verlangt Charmatz, daß der Liberalismus mit rückhaltsloser Entschiedenheit sich für das Kommen des Industriestaates einsetzt. Erst durch die Industrie wird Österreich denjenigen Reichtum gewinnen, den es braucht, um politisch den Rang eines Großstaates festzuhalten. Nur durch die Industrie werden in der Bevölkerung und zwar auch in der ländlichen Bevölkerung diejenigen Kräfte geweckt werden, durch die der Wert der Arbeit sich erhöht. Mit der Industrie ist es möglich, die wachsende Bevölkerungsziffer zu ernähren und die Auswanderung zu hindern. Nur durch die Industrie kann die geistige und politische Macht des katholischen Klerus vermindert werden. Keiner von uns, die wir zum reichsdeutschen Liberalismus gehören, kann *industrialistischer* sein, als Charmatz es in seinem Buche ist.

Ist es nun aber wahrscheinlich, daß eine Partei, wie sie Charmatz sich denkt, in Österreich entsteht? Ich habe beim Lesen dieses Buches an verschiedenen Stellen an unsern nationalsozialen Verein und sein politisches Schicksal denken müssen. Das was Charmatz vorträgt, ist zunächst eine Idee, für welche im Kreise der Gebildeten Propaganda gemacht werden muß, ehe sie parteipolitisch wirksam werden kann. Charmatz aber wünscht nicht eine besondere neue Partei oder Agitationsgruppe zu gründen, sondern wünscht, die neuen Gedanken ohne weiteres im vorhandenen Liberalismus auszubreiten. Das ist zweifellos an sich das Richtigere, wenn es durchführbar ist. Darüber aber kann ein Nicht-Österreicher nicht leicht eine bestimmte Meinung haben.

Was für die Pläne von Charmatz spricht, ist die große allgemeine Bewegung der österreichischen Bevölkerung um die Einführung des neuen Wahlrechts und der tiefe Eindruck, den die fast vollständige Niederlage bei der ersten allgemeinen und direkten Reichstagswahl auf die denkenden Kreise des österreichischen Liberalismus gemacht hat. Dazu kommt, daß die österreichische Sozialdemokratie unter Führung von Dr. Victor Adler sich bis jetzt vorteilhaft von der deutschen Sozialdemokratie unterscheidet, indem sie die praktische Richtung, die wir Revisionismus nennen, vertritt. Selbstverständlich wird es sehr viel leichter sein, einen sozialen und industrialistischen Liberalismus aufzubauen, wenn die Sozialdemokratie diese verständige Haltung auch fernerhin einnimmt. Charmatz scheint darauf mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen. Wir wünschen, daß er nicht enttäuscht wird, halten es aber trotzdem für möglich, daß unter dem Einfluß des neuen Wahlrechtes und angesichts der starken Vertretung der Sozialdemokraten im österreichischen Reichstag (87) auch dort zunächst eine Periode des reinen Radikalismus einsetzen wird, die es dem Liberalismus sehr erschweren würde, sich in der von Charmatz gewünschten Weise auf die Beine zu stellen. Immerhin muß der große Versuch der *Erneuerung* des österreichischen Liberalismus gewagt werden und die Trompete, mit der Charmatz zum Sammeln bläst, hat einen kräftigen Klang.

Wenn es schon bei uns in Deutschland keine leichte Sache ist, Zentrum und Konservative zu überwinden, so erscheint der Sturz der österreichischen klerikal-konservativen Macht noch schwieriger, und zwar um so schwieriger, weil unter der Führung des Wiener Oberbürgermeisters Lueger die Klerikalen in ihrer christlich-sozialen Form viele Elemente der sozialen Reform in sich aufgenommen haben, die eigentlich schon längst in das Waffenlager der Liberalen gehört hätten. Es gehört zur Überwindung dieser Gegenkräfte eine ungeheure Summe von *Einzelarbeit* in den einzelnen Wahlkreisen. Wir wissen bei uns in Deutschland, wie schwierig es ist, die Liberalen für die Mühe dieser Einzelarbeiten lebendig zu machen. Ob das in Österreich leichter möglich sein wird? Eine besondere Schwierigkeit ist außerdem die Stellung des neuen Liberalismus zum österreichischen Kaiserhause. Was Charmatz in dieser Hinsicht sagt, ist sehr interessant. Er hält die Habsburger für die „anpassungsfähigste Dynastie in Europa" und warnt davor, daß man von vornherein den österreichischen Thronfolger als einen Gegner des Liberalismus betrachtet. Mit dieser Warnung hat er vermutlich recht, denn die Geschichte fürstlicher Regierungen bietet sehr viele Beispiele dafür, daß Kronprinzen ihre Gesinnungen wandeln, wenn sie einige Jahre die Verantwortung des Regiments getragen haben. Da Charmatz fest daran glaubt, daß Österreich seine staatliche Macht und Größe nur durch Liberalisierung und Industrialisierung gewinnen kann, so hat er ein gewisses Recht, darauf zu vertrauen, daß die Logik dieser Gedanken sich nicht nur im Parteibetrieb, sondern auch im *Regierungsbetrieb* irgendwann durchsetzen wird. Wir schließen mit einigen Worten des Verfassers: „Hält die Demokratie im Herzen Europas ihren Einzug, erhebt der Industrialismus stolz sein Haupt zwischen der Elbe und Adria, dann hat Europas kulturelles Antlitz einen neuen Ausdruck erhalten."

Naumann.

Reichsländische Beamtenfragen

Man schreibt uns: Die wiederholten Petitionen der mittleren elsaß-lothringischen Landesbeamten um Gleichstellung ihrer Besoldungen mit denen der in den Reichslanden lebenden mittleren Reichsbeamten waren bisher erfolglos. Der Staatssekretär v. Köller erklärte zwar in seiner Rede zum Etat für 1907, daß die Regierung bestrebt sei, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel für die pekuniäre Besserstellung der Beamten zu sorgen und suchte dies dadurch zu beweisen, daß in den Etat für 1907 außer dem Betrage von 70350 M. für die Erhöhung der Bezüge einzelner Unterbeamtenklassen weitere 500000 M. für die einmalige Gewährung von Beihilfen an untere und mittlere Beamte eingestellt worden seien. Für weitergehende Bewilligungen sei kein Geld vorhanden und er könne dem Landesausschusse nicht zumuten, Geld auszugeben, wenn keins vorhanden sei. Bei der Verhandlung über die Gewährung dieser einmaligen Beihilfen erklärte die Regierung dann ferner, daß beabsichtigt sei, in den nächstjährigen Etat die erforderlichen Kredite einzustellen, um die Gehälter der mittleren Beamten derart zu erhöhen, daß sie den pensionsfähigen Bezügen der preußischen mittleren Beamten gleichgestellt würden. Infolgedessen wurde die von über 1300 mittleren Beamten an den Landesausschuß gerichtete Petition (um Gleichstellung ihrer Besoldungen mit denen der im Reichslande lebenden Reichsbeamten) für erledigt erklärt. Eine gleiche Petition an den Bundesrat hat nach Zeitungsmeldungen dasselbe Schicksal erlitten. Demgegenüber muß wiederholt nachdrücklichst darauf hingewiesen werden, daß schon im Jahre 1899, nach den Ausführungen des damaligen Finanzministers, Mittel bereit waren zu einer seitens der Regierung und des Bundesrats vorgeschlagenen allgemeinen Erhöhung der Beamtengehälter, die, wenn sie vom Landesausschuß ungeschmälert angenommen worden wäre, bedeutend mehr Kosten verursacht hätte, als die für das nächste Jahr in Aussicht genommene Erhöhung der Gehälter der mittleren und unteren Beamten. Laut dem bezüglichen Kommissionsberichte von 1899 — Seite 1453 der Landesausschußverhandlungen — war die damals von der Regierung und dem Bundesrate vorgeschlagene Verbesserung der Beamtenbesoldungen innerhalb des Rahmens der Finanzlage des Landes erfolgt, welche die dazu erforderlichen Mittel ohne Zuhilfenahme weiterer Steuern bot. Es heißt in dem Bericht wörtlich: „Für den 1899 entstehenden Mehrbetrag an Ausgaben böten die Einnahmen die erforderlichen Mittel; für die in den späteren Jahren weiter entstehenden Mehrausgaben werde der normale Zuwachs an Steuerfundamenten ausreichende Deckung bieten." Ferner wurde laut dem Kommissionsberichte seitens der Regierung betont, daß die aus der Mitte der Kommission geäußerte pessimistische Anschauung schon seit 12 Jahren bei den Etatsberatungen geltend gemacht worden sei, daß sie sich aber durch die Überschüsse, mit welchen die betreffenden Etatsjahre abgeschlossen hätten, als nicht begründet erwiesen habe. Wenn die Überschüsse in den letzten Jahren auch geringer geworden seien, so habe dies seinen Grund in den in den letzten Jahren geleisteten hohen Zuschüssen für Eisenbahnbauten. Trotzdem ließ die Regierung es zu, daß der Landesausschuß an dem innerhalb des Rahmens der Finanzlage ihrerseits und seitens

des Bundesrats geforderten Kredit zur Aufbesserung der Beamtengehälter ganz bedeutende Abstriche machte. Leider zeigten Regierung und Bundesrat nicht den nötigen Widerstand, um ihre Vorlage vollständig durchzubringen. Da die im Jahre 1899 von dem damaligen reichsländischen Finanzminister in Aussicht gestellte Erhöhung der Steuerfundamente tatsächlich eingetreten ist und die Einnahmen infolge der seitdem durchgeführten Neuregelung der Steuergesetzgebung (wodurch den Beamten nicht unerhebliche Opfer auferlegt wurden, während der Grundbesitz entlastet wurde) eine weitere Steigerung erfahren haben, ist es nicht zu verwundern, daß der Staatssekretär in seiner Etatsrede für 1907 erklären konnte, daß der Etat für 1906 für die Finanzen hervorragend günstig abschließen werde (Seite 8 der Landesausschußverhandlungen). Daß dieses Resultat aber auf Kosten der notleidenden Beamten erzielt worden ist, verschwieg der Herr Staatssekretär, denn das wäre nicht gut in Einklang zu bringen mit seiner Erklärung, daß die Regierung bestrebt sei, für die pekuniäre Besserstellung der Beamten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel zu sorgen. Er hat aber durch seine Erklärung den Beweis erbracht, daß tatsächlich die Mittel zu der notwendigen Aufbesserung der Beamtengehälter vorhanden sind. Die Reden der Landesausschuß-Abgeordneten bei der ersten Lesung des Etats für 1907 bestätigen dies vollauf. Statt aber endlich die von den Beamten seit 10 Jahren erbetene Gehaltsaufbesserung vorzuschlagen, ließ die Regierung eine Herabsetzung der Gebäudesteuer beschließen! Es drängt sich nun aber weiter die Frage auf, was mit dem Gelde, das schon seit 1899 verfügbar war, aber nicht zur Erhöhung der Beamtenbesoldungen verwendet wurde, geschehen ist. Antwort darauf geben die alljährlichen außerordentlichen Etats, deren Ausgaben bisher fast sämtlich aus den ordentlichen Einnahmen bestritten worden sind. Mit Stolz hat der Staatssekretär (Seite 13 der Landesausschußverhandlungen) auf die Arbeiten hingewiesen, die zum Besten des Landes im Laufe der Jahre ausgeführt worden sind, wie Eisenbahnen, Straßenbauten, Wasserleitungen, Kirchen, Schul- und Gerichtsgebäude, Universitätsbauten und dergleichen. Dieser Aufführung wäre der Vollständigkeit halber noch hinzuzufügen das Landesausschußgebäude, das Ministerialgebäude und die Herstellung einer prunkvollen Dienstwohnung für den Staatssekretär. Auch die bedeutenden Zuschüsse für den Wiederaufbau der Hohkönigsburg seien hierbei erwähnt. Zu Eisenbahnbauten sind im Laufe der Jahre ungefähr 34 Millionen Mark verausgabt worden. Für das laufende Rechnungsjahr betragen die außerordentlichen Ausgaben nach der Etatsrede des Staatssekretärs (Seite 11 der Landesausschußverhandlungen) 3 209 300 Mark und zwar für Eisenbahnzuschüsse (fast 1 Million), für Errichtung von Gerichtsgebäuden, Brückenbauten, Wasserbauten, Meliorationsbauten usw. Während im Reich und in den andern Bundesstaaten die Mittel für derartige außerordentliche Ausgaben auch durch außerordentliche Einnahmen, d. h. durch Anleihen aufgebracht werden, werden sie in Elsaß-Lothringen fast sämtlich den ordentlichen Einnahmen entnommen. So konnte denn auch der Staatssekretär (Seite 12 der Landesausschußverhandlungen) die allgemeine Finanzlage Elsaß-Lothringens — 29½ Millionen Schulden gegenüber bei vorsichtigster Berechnung 80 bis 100 Millionen Domanialbesitz — als recht gut bezeichnen und hinzufügen, daß dieselbe, wie er glaube, den Neid mancher andrer deutscher Staaten hervorrufe. Bedenkt man, daß unter den Schulden sich allein 20 Millionen für die Ablösung der Notariate befinden, so ist leicht auszurechnen, welch geringfügiger Betrag für die vorerwähnten, außerordentlichen Ausgaben im Wege der Anleihe aufgebracht worden ist. Ganz unverständlich ist es daher, wie der Herr Staatssekretär als Schreckgespenst eine Ausgabe von 1 600 000 Mark für Beamtengehälter vorführen und erklären konnte, daß kein Geld für eine den jetzigen Teuerungsverhältnissen entsprechende Aufbesserung (um 10 Prozent) vorhanden sei.

Bei der Frage der Gehaltsregulierung für die elsaß-lothringischen Beamten ist nun seitens der Regierung wiederholt auf Preußen und das Reich Bezug genommen worden. Da erscheint es gegenüber den Ausführungen des Staatssekretärs doch angezeigt, darauf hinzuweisen, welches Wohlwollen gerade seitens der Regierungen Preußens und des Reichs ihren Beamten entgegengebracht wird. Als im Jahre 1897 der preußische Finanzminister Dr. Miquel im Abgeordnetenhause die Vorlage über die Erhöhung der Beamtengehälter vertrat, erklärte er von vornherein, daß diese Erhöhungen vorgenommen werden müßten, selbst wenn dadurch eine Mehrbelastung durch Steuern erforderlich würde. So in Preußen! Da der jetzige reichsländische Staatssekretär und Finanzminister damals preußischer Minister des Innern war, dürfte ihm dies nicht unbekannt sein. In der Reichstagssitzung vom 18. März ds. Js. gab der Schatzsekretär v. Stengel auftragsgemäß die Erklärung ab, daß der Reichskanzler fest entschlossen sei, die Frage der organischen Gehaltsaufbesserung der Beamten im Zusammenhang mit der Frage der Regelung des Wohnungsgeldzuschusses für das Etatsjahr 1908 in Angriff zu nehmen, den Regierungen die erforderlichen Vorlagen seinerzeit zugehen zu lassen und diese Vorlagen bei den Regierungen mit allem Nachdruck zu vertreten. So im Reiche! Und in Elsaß-Lothringen? Der elsaß-lothringische Regierungsvertreter erklärte zwar auch nach dem mehrerwähnten Kommissionsberichte von 1899, daß die Organe der Gesetzgebung nicht nur dafür zu sorgen hätten, daß die Steuerzahler nicht übermäßig herangezogen würden, sondern auch dafür, daß den Beamten ihre Tätigkeit entsprechend vergütet würde. Dieser Pflicht genügt die elsaß-lothringische Regierung jetzt aber nur, soweit die Steuerzahler in Frage kommen. Es dürfte deshalb Aufgabe des Reichskanzlers und des Bundesrats sein, die reichsländische Regierung auch nachdrücklich an ihre Fürsorgepflicht für ihre Beamten zu erinnern. Letztere haben das Recht, zu verlangen, daß ihnen seitens des Reichskanzlers und des Bundesrats dieselbe wohlwollende Behandlung zuteil wird, deren sich die Reichsbeamten erfreuen, und zwar umsomehr, als die Finanzlage Elsaß-Lothringens dies unbedenklich gestattet.

* * *

Kolonlale Selbstverwaltung und Eingeborenenrecht

„Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch ein Wort vom Tod der Völker." Also spricht Zarathustra—Nietzsche, wie es seine Art, vermittels einer falschen Verallgemeinerung eine akzidentielle Wahrheit aus. Seit die neuen Welten der westlichen Kultur sich erschlossen haben, sehen wir sog. wilde Völker unter dem Einfluß der nach europäischem System sich bildenden Staaten reihenweise ins Grab sinken. Man spricht von der Gerechtigkeit der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist. Wo blieb die Gerechtigkeit hier? Hat sich an den Enkeln der Weißen gerächt, was die Ahnen gegen die Gelbhäute gesündigt? Wenn heute die Politik menschlichere Wege eingeschlagen hat, wenn sie auf Erhaltung statt auf Vernichtung der farbigen Rassen zielt, so ist die Wandlung sicherlich weit weniger erfolgt aus moralischen Gründen der Reue über begangene Menschenfrevel, als aus der Einsicht, daß in den tropischen Gebieten, auf die sich nunmehr die Hand Europas legte, die Weißen ohne die Arbeit der Farbigen nicht existieren können. Wie so oft, war nicht die Moral die Mutter der edleren Politik, sondern die wirtschaftliche Notwendigkeit die Mutter der moralischen Einsicht. Es war — in diesen Tagen, wo wir so viel wunderbare, unvergeßliche Phrasen über unsre beiderseitige Vortrefflichkeit mit Albion ausgetauscht haben, wollen wir auch das nicht vergessen — zuerst England, welches das neue Prinzip prägte, daß bei der Kolonisation die Interessen der Eingeborenen stets an erster Stelle zu wahren seien, den Interessen der fremden Eindringlinge voranzugehen hätten. Die Blaubücher des großen Lord Cromer, die Berichte Lord Roberts und des von uns vielfach verkannten Lord Kitchener sind voll von Anweisungen, welche diese Weisheit in die Praxis umsetzen. Im Gegensatz zu der früheren brutalen Eroberungspolitik könnte man diese moderne Kolonialpolitik eine friedliche Protektoratspolitik nennen. Auch wir, sogar die offiziösen Verordnungen, sprechen abwechselnd von Kolonien und Schutzgebieten. Sieht man von juristischen Spitzfindigkeiten ab, so wird man, jener modernen Auffassung zufolge, logischerweise dem letzteren Ausdruck den Vorzug geben. Denn gerade in unsern überseeischen Besitzungen wird schon aus klimatischen Gründen die eigentliche Kolonisierungsarbeit

immer den Eingeborenen zufallen; die Weißen sind nur die Leiter und Schutzherren, denen der Unternehmergewinn zufällt. Ist die Protektoratspolitik die Kolonialpolitik der Zukunft, so ist die nächstliegende Konsequenz, die wiederum Englands Freiheitsgeist zuerst gezogen hat, eine administrative Ordnung in den Schutzgebieten, die auf Selbstverwaltung unter möglichst ausgedehnter Beteiligung der Eingeborenen zielt. Denn für die Wahrnehmung der Interessen der Eingeborenen gibt es offenbar keine bessere Garantie, als eine Verfassung, die ihnen in allen ihr eignes Wohl und Wehe betreffenden Dingen eine maßgebende Stimme einräumt.

Zu eben dieser Forderung, nämlich erhöhter Selbstverwaltung der Schutzgebiete, gelangt, von wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten aus, die dem Reichstag übergebene Denkschrift „Die Eisenbahnen Afrikas, Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika“. Es wird dargelegt, daß die in Afrika tätigen Pioniere der Kultur allein das sachverständige Urteil haben, welche Mittel zur wirtschaftlichen Aufschließung der Schutzgebiete nötig sind; es wird darauf hingewiesen, daß eine gesunde koloniale Finanzpolitik nur möglich ist, wenn die Schutzgebiete ihren Haushalt in eigner Verwaltung führen; es wird beleuchtet, welche wirtschaftlichen Kräfte das durch vermehrte Rechte erhöhte Verantwortlichkeitsgefühl und Selbstbewußtsein auslöse. Werden die hier entwickelten Prinzipien mit Ernst und Energie durchgeführt, so bedeuten sie einen gänzlichen Umschwung in unsrer Kolonialpolitik und zwar eine Wendung, die jeden Freund unsrer kolonialen Sache mit größter Freude erfüllen muß. Als wir die afrikanischen Schutzgebiete erwarben, waren Gründe rein wirtschaftlicher Natur maßgebend, und demgemäß sollte die Verantwortlichkeit für die materielle Entwicklung der überseeischen Schutzgebiete „dem Unternehmungsgeist unsrer seefahrenden und handeltreibenden Mitbürger überlassen werden“ — so äußerte sich Bismarck in der Reichstagssitzung vom 24. Juni 1884. Damit war also das Prinzip der Selbstverwaltung von vornherein unsrer Kolonialpolitik zugrunde gelegt, allerdings mit einem Entwicklungsziel, das sich als ein verfehltes erwiesen hat. Die wirtschaftliche Autonomie wurde den Händen von Chartergesellschaften überantwortet, die politische Autorität einem bureaukratischen Beamtentum überwiesen; so entstand ein unglückseliger Dualismus, bei dem alles andre, nur nicht die eigentlichen Interessen der Schutzgebiete, am wenigsten die der Eingeborenen, zu ihrem Rechte kamen. Schlimme Erfahrungen erst haben uns das nobile officium des Schutzherrn zum vollen Bewußtsein gebracht, daß nämlich ein sittlicher Rechtsgrund für die Annektierung kulturroher Landes nur dadurch geschaffen werden kann, daß mit Unterdrückung jeglicher Herrengelüste, unter Aufwendung aller Energien daran gearbeitet wird, die Eingeborenen aus der Barbarei zu wirtschaftlicher und sittlicher Wohlfahrt emporzuheben.

Der Kaiser ist nach der heutigen Rechtsordnung fast unbeschränkter Souverän in den Schutzgebieten. Aber die politische Entwicklung hat dahin geführt, daß die Souveränität, wenigstens was die innere Verwaltung anbelangt, weit mehr auf dem Papier steht, als in der Wirklichkeit ausgeübt wird. Die Gouverneure haben in ihren Schutzgebieten eine fast autokratische Macht; bestimmen sie doch sogar, auf Grund von § 15 des Schutzgebietsgesetzes, Steuern und, soweit dies die internationalen Verbindlichkeiten erlauben, Zölle. Dieser Rechtszustand ist sicherlich weit vernünftiger, als wenn die Verwaltung gänzlich vom grünen Tisch aus in Berlin geführt würde. Sie hat auch nichts Ungewöhnliches, sondern ihre Analogien in fast allen kolonisierenden Staaten. Was ihr fehlt, ist die Restriktion der Autorität nicht durch die Gewalt von oben, sondern durch die Beteiligung der eingeborenen und angesiedelten Bevölkerung an der Verwaltung. Inwieweit die Volksstimme gehört wird, ist heute fast ganz der Willkür der Gouverneure anheimgegeben; die tüchtigsten unter ihnen haben aus eignem Antrieb sich Beiräte wenigstens aus angesehenen Personen unter den weißen Ansiedlern gebildet, bei den unfähigen ist die Selbstherrlichkeit in die berüchtigte, unfruchtbare Reglementiersucht ausgeartet. Jedenfalls ist bisher von einer planmäßigen Anlage unsrer kolonialen Gesetzgebung und Verwaltung auf die allmähliche Befähigung zur Selbstverwaltung hin, was die britische Kolonialpolitik auszeichnet, keine Rede. Es ist klar, daß ein solcher Plan auf die Rechtsordnung unter den Eingeborenen sich aufbauen muß. Denn ohne eine Organisation selbsttätiger Verwaltung von den untersten Stellen auf, ohne feste Rechtsdisziplin in allen Teilen des bürgerlichen Lebens bliebe natürlich die gesetzliche Autonomie ein blutloser Schemen. Es sei zunächst an der Hand der bisher erlassenen Gesetze und Verordnungen verfolgt, welche Keime zu einer Selbstverwaltung, an der auch die Eingeborenen teilnehmen, gelegt sind.

Die Grundlage zur kommunalen Selbstverwaltung ist gegeben durch die Kaiserliche Verordnung vom 3. Juli 1899, betreffend die Vereinigungen von Wohnplätzen in den Schutzgebieten zu kommunalen Verbänden, die, nach § 2, die Fähigkeit haben, unter ihrem Namen Rechte, insbesondere Eigentum und andre dingliche Rechte an Grundstücken zu erwerben, Verbindlichkeiten einzugehen, vor Gericht zu klagen und verklagt zu werden.“ Die Organisationen der kommunalen Verbände bestimmt (§ 3) der Reichskanzler, in Wirklichkeit also, da dieser nach § 15, Abs. 2 des Schutzgebietsgesetzes (Redaktion von 1900) sich gewohnheitsmäßig durch die Gouverneure vertreten läßt, diese letzteren. Durch spätere Verordnungen sind die kommunalen Verbände noch mit einzelnen besonderen Autoritätsrechten bekleidet worden, von denen das wichtigste die Kaiserliche Verordnung vom 14. Juli 1905 betreffend Zwangs- und Strafbefugnisse der Verwaltungsbehörden in den Schutzgebieten Afrikas und der Südsee enthält. § 8 unter Abteilung B „Handlungen und Unterlassungen“ lautet nämlich:

> Der Reichskanzler und mit seiner Zustimmung der Gouverneur können die ihnen dazu geeignet erscheinenden Verwaltungsbehörden mit Einschluß der Kommunalbehörden ermächtigen, nach Maßgabe der §§ 9 bis 22 Zwang zur Durchführung von Anordnungen anzuwenden, die die Behörden selbst oder die ihnen vorgesetzten Instanzen in rechtmäßiger Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt getroffen haben.

Da die Verbände zur Verwirklichung des Zwangs geeigneter Organe bedürfen, so ist mit der Verordnung zugleich die Voraussetzung für die Schaffung einer kommunalen Polizeibehörde gegeben. Vorbedingung für die Schaffung der Verbände sind aber offenbar geregelte Grundeigentumsverhältnisse, auf die denn auch in der Verordnung vom 3. 7. 99 besonders hingewiesen wird. Die englische Kolonialpolitik unterscheidet bekanntlich zwischen kriegerisch okkupierten überseeischen Besitzungen und auf friedlichem Weg der Oberhoheit unterstellten Protektoraten. Bei ersteren verfällt im allgemeinen alles Land, soweit es Staatseigentum, unter Umständen aber auch jeglicher Grundbesitz aufständischer Personen oder Gemeinden dem Eroberer, bei letzterem muß der Schutzherr ausnahmslos den Grundbesitz den er begehrt, rechtmäßig erwerben, wie es dem natürlichen Rechtsempfinden entspricht. Auch die deutsche Regierung hat sich die letztere Auffassung zu eigen gemacht, die theoretische Anerkennung der Eingeborenenrechte aber durch materielle Verfügungen unwirksam werden lassen. Einmal wurde in allzu weitherziger Weise mit dem Begriff des herrenlosen Landes umgegangen, wodurch man namentlich mit nomadisierenden Stämmen in Konflikt kommen mußte. Sodann wurden in ausgedehnter Weise Freibriefe teils für die Besitzergreifung dieses herrenlosen Landes, teils für den Erwerb von Eingeborenenland an Gesellschaften vergeben, die alsbald das Vorrecht sich zunutze machten, um in schikanöser Weise die Eingeborenen von Haus und Hof zu treiben. Durch böse Erfahrungen klug gemacht, atmet die neuere Gesetzgebung einen ganz andern Geist, der auf strengsten Schutz der Besitztitel der Eingeborenen bedacht ist, und der am schärfsten in der Verordnung vom 20. Januar 1900 zum Ausdruck kommt, welche verbietet, von den Eingeborenen der Karolinen, Palauinseln und Marianen Grundeigentum auf irgendwelche Weise zu erwerben. Im allgemeinen sind heute bezüglich des Grundeigentums der Eingeborenen die Vorschriften der Kaiserlichen Verordnung vom 21. November 1902 giltig, betreffend die Rechte an Grundstücken in den deutschen Schutzgebieten, wo es in § 6 heißt:

> In Ansehung der den Eingeborenen oder anderen Farbigen gehörigen Grundstücke gelten folgende Vorschriften:
>
> 1. Wenn und insoweit es im öffentlichen Interesse notwendig erscheint, sind der Reichskanzler und mit seiner Genehmigung der Gouverneur ermächtigt, den Erwerb des Eigen-

tums oder dinglicher Rechte an solchen Grundstücken sowie ihre Benutzung durch Dritte an besondere Bedingungen oder an eine obrigkeitliche Genehmigung zu knüpfen oder zu untersagen. Das Gleiche gilt von dem Erwerb und der Belastung dieser Grundstücke im Wege der Zwangsvollstreckung.

In Teil II dieser Verordnung sind ausführliche Bestimmungen über die Anlage von Grundbuchblättern enthalten. Die rührige Tätigkeit, die sich auf Grund dieser Verordnungen in den einzelnen Schutzgebieten entfaltet hat, die Besitztitel der Eingeborenen durch Spezialverordnungen und durch grundbuchmäßige Eintragungen zu sichern, ist umsomehr anzuerkennen, als diesem Streben ungemeine Schwierigkeiten entgegenstehen. Denn die z. B. in Preußen geltenden Gesetze über den Erwerb und die dingliche Belastung von Grundstücken setzen wirtschaftliche Verhältnisse voraus, die in unsern überseeischen Besitzungen nicht vorhanden sind. Andrerseits kann aber nicht verkannt werden, daß eben deshalb die Anwendung europäischer Rechtsformen auf die Besitzverhältnisse der Eingeborenen große Bedenken hat und eine rationelle nur sein kann, wenn auf deren natürliches Familien- und Erbrecht gehörige Rücksicht genommen wird. Die allgemeine materielle Rechtssicherung der Eingeborenen ist jedenfalls ein Gebiet, auf dem noch ungeheuer viel zu tun ist.

Gießen. **Lindsay Martin.**

(Schluß folgt.)

Der preußische Wahlrechtskampf

Im „Berliner Tageblatt" vom 31. Juli hat Naumann den nachstehenden Artikel veröffentlicht:

Nachdem der Herr Reichskanzler der Öffentlichkeit hat mitteilen lassen, daß er an eine Änderung des preußischen Wahlrechts denkt, ist es nötig, daß die Bevölkerung sich mehr als bisher mit preußischen Verfassungsfragen beschäftigt. Insbesondere dürfen wir Liberalen es nicht den Sozialdemokraten überlassen, sich als die eigentlichen Träger der Wahlrechtsbewegung hinzustellen. So natürlich und selbstverständlich es ist, daß die Sozialdemokratie, die heute im preußischen Landtag nicht vertreten ist, dort einen angemessenen und ihrer Kraft entsprechenden Platz zu gewinnen sucht, so klar ist es doch andrerseits, daß es sich hier um gar nichts Sozialistisches handelt, sondern um etwas Liberales. Es handelt sich darum, ungefähr das Wahlrecht vom 2. April 1848 wiederzuerlangen. Damals erhielt jeder Staatsbürger ein grundsätzlich gleiches Wahlrecht, das sich nur dadurch vom jetzigen Reichstagswahlrecht unterschied, daß es indirekt, das heißt durch Wahlmänner, ausgeübt wurde. Dieses letztere ist eine veraltete Umständlichkeit. Heute muß einfach gefordert werden: Das Reichstagswahlrecht für Preußen! Damit wird sehr spät wieder gutgemacht, was durch das Wahlgesetz von 1849 und durch die Verfassung von 1850 der Bevölkerung weggenommen wurde.

Es versteht sich von selbst, daß alle Freisinnigen in dieser Auffassung einig sind. Die „Freisinnige Zeitung" erklärt:

„Die Regierung hat eingesehen, daß es wie bisher nicht mehr weitergehen kann. Aber es scheint, als wollte man den Termin dieser dringenden Reform möglichst weit hinausschieben. Die freisinnige Volkspartei wird demgegenüber nicht locker lassen in ihren Bemühungen um Einführung des Reichstagswahlrechts für Preußen ..... Wir erwarten alsbald eine Aufklärung, wie es mit den Plänen des Fürsten Bülow in bezug auf die preußische Wahlreform steht, und zwar können wir uns nicht mit einer bloßen „generellen Erklärung" zufrieden geben, sondern verlangen klipp und klar Auskunft darüber, wie sich die Regierung im Zeichen des Blocks die Durchführung der preußischen Wahlreform denkt."

Genau so stehen auch alle Mitglieder der freisinnigen Vereinigung. Die preußische Wahlrechtsfrage kann schon heute als die Lebensfrage des Blocks und damit als die Lebensfrage der Reichskanzlerschaft Bülows bezeichnet werden.

Wie aber ist es denkbar, daß ohne Gesetzesverletzung das preußische Wahlrecht grundsätzlich geändert wird? Es gibt zwei Wege. Der eine Weg geht von der Reichsverfassung aus. Da nach § 2 der Reichsverfassung Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen, und da der Reichstag im Zusammenhange mit dem Bundesrat den verfassungsmäßigen Umkreis seines Einflusses festzusetzen und über § 4 hinaus auszudehnen in der Lage ist, so ist es möglich, daß mit Hilfe einer neuen Reichsverfassungsbestimmung ein Mindestmaß politischer Rechte für die Bundesstaaten vorgeschrieben wird. Diese Methode des Vorgehens ist wiederholt bei Besprechung der mecklenburgischen Verfassungsfrage erwähnt, aber bisher von der Reichsregierung stets abgelehnt worden. Daß sie aber an sich möglich ist, kann schwerlich bestritten werden. Wenn Preußen im Bundesrate diese Art des Vorgehens wünscht, wird mit Hilfe der Süddeutschen sofort eine hinreichende Majorität hierfür vorliegen. Es gibt also für den Notfall stets ein letztes Mittel, um die innerpreußischen Schwierigkeiten zu überwinden, aber es liegt auf der Hand, daß der Reichskanzler dieses letzte Mittel erst dann anwenden wird, wenn der andre und näherliegende Weg sich als ungangbar erwiesen hat. Dieser Weg aber heißt: Herstellung eines andern Wahlrechts mit Hilfe der preußischen Gesetzgebung.

Nachdem die Wahlrechtsänderungen in Bayern, Württemberg und Baden auf dem Wege der Landesgesetzgebung durchgeführt worden sind, und nachdem auch für das Großherzogtum Hessen ein schon ziemlich weit vorgeschrittener Versuch vorliegt, kann man sich ein ungefähres Bild vom Gange derartiger Verhandlungen in Preußen machen, nur daß hier die Gegenkräfte unvergleichlich viel stärker sind. Es versteht sich von selbst, daß ein Sieg von heute auf morgen ausgeschlossen ist. Während nämlich in Bayern die herrschende Partei (das Zentrum) beim neuen Wahlrecht zu gewinnen hoffte und mit Hilfe der Wahlkreiseinteilung auch wirklich gewonnen hat, und während in den andern süddeutschen Staaten die Parteiverschiebungen zwar nicht unbeträchtlich, aber auch nicht unbedingt sicher waren, so steht in Preußen von vornherein das eine fest, daß jede liberale Wahlrechtsänderung, auch wenn sie sehr „gemäßigt" sein sollte, eine Minderung konservativer Macht bedeutet. Für eine Wahlrechtsänderung haben sich mit allerlei Vorbehalten und Einschränkungen Freikonservative, Nationalliberale und Zentrum ausgesprochen; die Deutschkonservativen, oder in diesem Falle die Preußischkonservativen, aber sind vom ersten Tage an entschlossene Gegner. Schon heute wird heimlich und öffentlich alles getan, um die Bülowschen Gedanken noch vor der ersten amtlichen Ankündigung zu ersticken. Es gibt Konservative in der Regierung, im Herrenhause und im Abgeordnetenhause in Fülle, und sie wissen, wie man Politik macht. Gegen diese heimliche und offene Front kann der Reichskanzler nur dann etwas erreichen, wenn er von vornherein offen an das Volk appelliert. Er muß die nächste Landtagswahl mit einer klaren Wahlrechtsparole führen. Will er das nicht, dann ist sein Spiel verloren. Wenn er die Landtagswahlen in bisheriger Art sich vollziehen läßt, so fehlt ihm der Hintergrund eines Volksvotums, ohne das er die zahllosen Hemmnisse nicht überwinden wird. Er muß schon jetzt auf eine Auflösung des Landtags mit neuer Wahlparole hinarbeiten. Man kann das ganz offen sagen, weil es so sehr auf der Hand liegt, daß alle politisch Denkenden es längst wissen. Die Auflösung, die in der Kanalfrage versäumt wurde, muß jetzt nachgeholt werden. Geschieht das nicht, so helfen alle „generellen Erklärungen" gar nichts.

Eine preußische Landtagsauflösung kann, wenn sie richtig gemacht wird, sehr gut glücken. Dazu gehört freilich, daß mit dem Beamtenerlaß vom 4. Januar 1882 Ernst gemacht wird. Dort heißt es:

„Es liegt mir fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen, aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetz enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf die Vertretung meiner Regierung auch bei den Wahlen."

Diese wuchtige Waffe, die sich Bismarck seinerzeit im Kampfe gegen links geschmiedet hat, liegt im Zeughaus der preußischen Regierung und kann ein gewaltiges Mittel in Bülows Händen werden. Sie kann es! Mehr läßt sich nicht sagen, denn die psychologische Frage, ob der Wille des Nachfolgers Bismarcks stark genug ist, eine solche Waffe zu gebrauchen, ist eine offene Frage.

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß heute der Beamtenapparat vielfach der konservativen Partei behilflich ist. Solange dieser Zustand dauert, wird es schwer sein, einen Landtag der Reformen herbeizuführen. Dieser aber ist die erste Vorbedingung der Bülowschen Wahlrechtspläne. Und wenn der Landtag erneuert ist, und wenn in ihm eine Majorität für einen Regierungsentwurf zustande gebracht wird, so bleibt noch immer das Herrenhaus, diese Zitadelle des Rückschritts. Ursprünglich hat in der Verfassung gestanden (§ 51), daß auch das Herrenhaus aufgelöst werden kann. Dieser Satz ist formell nicht aufgehoben, es ist aber nach der Verordnung über Bildung der ersten Kammer von 1854 sehr zweifelhaft, ob er noch zu recht besteht. Diese Verordnung ist die letzte, stärkste Verankerung der konservativen Herrschaft selbst dem Könige gegenüber. An ihr muß irgendwann in ihrem Verlaufe die Wahlrechtsbewegung zum Stehen kommen, und dann erweitert sich der Wahlrechtskampf zum Kampf um das Oberhaus, wie es auch in Hessen geschehen ist! Die Regierung muß die Fesseln abstreifen, die sie sich selbst vor fünfzig Jahren in übergroßer Angst über ihre Hände gelegt hat.

Für uns Liberale ist das, was wir tun sollen, ganz klar. Wir haben in der Richtung vorzugehen, die in den oben wiedergegebenen Sätzen der „Freisinnigen Zeitung" zum Ausdruck kommt. Dazu aber brauchen wir die Unterstützung der Presse, der Vereine, der Volksstimmung. Jetzt im Hochsommer kann natürlich eine lebhaftere

politische Bewegung nicht erwartet werden, aber wenn der Herbst kommt, dann muß Fanfare geblasen werden für die Erlangung des Reichstagswahlrechts in Preußen. **Naumann.**

* * *

Dieser Artikel hat in der Presse aller Parteien lebhaften Widerhall gefunden. Die Konservativen besonders können nicht genug über Naumanns „Staatsstreichgelüste" lärmen. Auf jeden Fall hat der Artikel eine gründliche Aussprache über Block, Parteien und preußisches Wahlrecht in Fluß gebracht, die nicht so bald zu Ende kommen wird. Naumann selber, der zurzeit fern von Berlin weilt, wird voraussichtlich in der nächsten Nummer der „Hilfe" die Diskussion weiterführen.

Heute begnügen wir uns, die selbstverständliche Einigkeit der liberalen Parteien in dieser Frage festzustellen. Die „Freisinnige Zeitung" konstatiert, daß sich die Tendenz des Naumannschen Artikels genau mit ihren Anschauungen decke.

In einer Zuschrift an das „Berliner Tageblatt" erklärt der Reichstagsabgeordnete Fr. Payer:

„Auch nach meiner Auffassung ist die wichtigste Entscheidung im Reich die über das preußische Wahlrecht, und allem Voraussehen nach wird von ihrer nächsten Entwicklung die Dauer des Blocks abhängen. Ich teile die Ansicht Naumanns, daß dabei kein Liberaler eine andre Forderung stellen kann, als die der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen. Diese Forderung wird auch, wenn sie einmal ernstlich aufgestellt ist, schließlich durchdringen, weil dem preußischen Volke auf die Dauer nicht versagt werden kann, was die Bevölkerung in allen süddeutschen Staaten, jetzt sogar in Österreich, hat.

Inwieweit der Reichskanzler geeignet ist, in diesem Kampfe die Führung zu übernehmen, wird sich bald zeigen. Warum sollte er nicht können, was die Regierungen in den genannten Staaten gekonnt haben? Das Wichtigste scheint mir im übrigen zu sein, daß der Kampf überhaupt einmal begonnen wird, mit oder ohne Bülow, mit den politischen Beamten oder gegen sie. Solche Fragen müssen doch in der Regel von unten her gelöst werden.

Über das preußische Herrenhaus kann auch die preußische Regierung nur Herr werden, wenn sie von einer gewaltigen Strömung getragen wird. Ist eine solche wirklich vorhanden, so kann sich auch die Regierung derselben auf die Dauer nicht entziehen, ob es ihr paßt oder nicht. Der ausschlaggebende Faktor sind am Ende das politische Verständnis und die politische Energie des preußischen Volkes. Auf dieses mit aller Macht einzuwirken, scheint nach mir deshalb die nächste Aufgabe. Gelingt es, das Volk auf die Schanzen zu bringen, so erleichtert das auch dem Reichskanzler die Stellungnahme. Denn ohne eine starke und nachhaltige Unterstützung von unten den Kampf gegen die Konservativen allein aufzunehmen, kann ihm eigentlich niemand zumuten."

An derselben Stelle bekunden zwei hervorragende Mitglieder der freisinnigen Volkspartei ihre Zustimmung zu Naumann.

Der Abg. Dr. Mugdan:

„Meine Anschauungen über die Reform des Wahlrechts zum preußischen Abgeordnetenhause decken sich genau mit der Tendenz des vom Herrn Abgeordneten D Naumann im „Berliner Tageblatt" veröffentlichten Artikels."

Der Abg. Dr. Hormann (Bremen):

„Es ist ganz zweifellos eine Lebensfrage des Liberalismus, das Reichstagswahlrecht für Preußen mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln zur Durchführung bringen zu helfen. Ich stehe in der Wahlrechtsfrage durchaus auf dem Standpunkt Naumanns."

Aus unsrer Bewegung

Hamburg. Zum 18. Februar hatten die Herren Dr. Leistikow und Maas vom liberalen Verein die durch die letzte Wahlarbeit bekannt gewordenen Anhänger des Liberalismus im Hamburgischen Landgebiet zu einer Besprechung über eine eigne Organisation der Liberalen im Hamburger Geestgebiet geladen. Herr Maas führte u. a. aus: Der hiesige Wahlkampf hat die Notwendigkeit einer Organisation der liberalen Wähler gezeigt. Überall tun sich die liberalen Kreise zusammen. Für uns erscheint das Gegebene der Anschluß an den liberalen Verein in Hamburg. Anfragen beim Vorstande haben dessen Zustimmung ergeben. Es handelt sich dabei in letzter Linie um den Anschluß an die Organisation des Wahlvereins der Liberalen (Freisinnige Vereinigung). Zur Werbung von Mitgliedern und Bereitstellung von Kräften z. B. der Wahlen wird vorgeschlagen die Bildung von Bezirken, Propaganda durch öffentliche Zusammenkünfte und Flugschriften (Abonnement der „Hilfe") usw. Es bildet sich ein Ausschuß von 15 Personen. In manchen Bezirken herrscht reges Leben. Es sind Sparklubs und Geselligkeitsvereine gegründet. Die Mitgliederzahl ist seit dem Gründungstage von 12 auf 106 gestiegen. In zwei öffentlichen Versammlungen in Ohlsdorf und Langenhorn sprachen Petersen und Braband über „Die Aufgaben des Liberalismus" und „Die letzten Reichstags- und Bürgerschaftswahlen". Im kommenden Winter findet allmonatlich eine öffentliche Versammlung statt, abwechselnd in den verschiedenen Orten. Als Referenten sind u. a. gewonnen die Mitglieder der Bürgerschaft Herren Petersen, Braband, Röldeke, Basedow, Leistikow und der Parteisekretär Herr Haupt. Themen werden sein u. a.: Neudeutsche Wirtschaftspolitik, die Hamburgische Landgemeindeordnung, die Liberalen und die Gehaltspolitik. — Nähere Auskunft erteilt der Schriftführer F. Maas, Langenhorn bei Hamburg, Tannenweg 23.

Plön-Oldenburg. In einer am 28. Juli abgehaltenen Vertrauensmännerversammlung wurde, nachdem der Vorsitzende des verstorbenen Landtagsabgeordneten Wolgast gedacht hatte, der Antrag, einen Kreisverein zu gründen, einstimmig angenommen. In der sich anschließenden öffentlichen Versammlung sprach Reichstagsabgeordneter Dr. Struve-Kiel über die gegenwärtige Lage. Er führte u. a. aus: Wie im Kreise Plön-Oldenburg sei es mit dem Liberalismus in ganz Deutschland vorangegangen. Die konservativ-liberale Paarung sei, wie man gerade in Ostholstein wisse, ein Unding. Andrerseits mußte eine neue Verbindung der Junker und der Pfaffen verhindert werden, um eine abermalige Zentrumsherrschaft unmöglich zu machen. Die Verabschiedung der Minister sei abermals von der Sommerresidenz Kiel aus geschehen, indessen sei doch am 24. Juni eine andre Politik festgelegt, indem Bethmann-Hollweg Stellvertreter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten geworden sei. Nachdem Redner noch die Notwendigkeit der liberalen Einigung und der Einführung eines andern Landtagswahlrechts betont hatte, wurde einstimmig eine Resolution angenommen, in der die Zustimmung der Versammlung zu der Rede des Oberpräsidenten v. Bülow in Hadersleben zum Ausdruck kam.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Flensburg, E. R. III, 5.—; Göppingen, P. S. IV, 5.—; Göppingen L. V, 5.—; Großenhain, G. V, 5.—; Heilbronn, J. W. III, 5.—; Leipzig W. R. V, 5.—; München, Dr. L. C. IV, 10.—; München, v. K. I, 5.—; Plauen i. V., O. S. III, 5.—; Schramberg, J. B. V, 5.—; Waiblingen, G. H. III, 5.—; Wolfenbüttel, P. B. III, 5.—;

Außerordentliche Beiträge: Frankfurt a. M., S., 2.10.

	Zusammen:	M. 67.10
Dazu lt. Ausweis in Nr. 31		„ 2586.60
		M. 2653.70

über die wir herzlich dankend quittieren. **Die Geschäftsleitung.**

Soziale Bewegung

Soziale Ausbildungskurse. Der Landesverein der evangelischen Arbeitervereine in Württemberg veranstaltet vom 15.—21. September dieses Jahres erstmals einen sozialen Ausbildungskursus, um die bei seinem Aufstreben notwendigen Kräfte aus dem Arbeiterstand heranzubilden zu vernünftiger und sachgemäßer Beteiligung am öffentlichen Leben. Es haben sich bereits 20 Arbeiter angemeldet, und voraussichtlich nimmt auch eine Arbeiterin daran Teil. Das Programm ist wie folgt zusammengestellt: An sechs Abenden Doppelvorträge von Prof. Dr. Kindermann-Hohenheim über Hauptprobleme des Volks- und Wirtschaftslebens. Sodann je nachmittags 1—1½ Stunden Diskussion bezw. selbständige Wiedergabe des Gehörten. Es folgen dann je vormittags vier Vorträge von Stadtpfarrer Meyer-Stuttgart über die soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts und weitere vier Vorträge je nachmittags über den gewerblichen Arbeitsvertrag (Rechtliches, Arbeiter- und Arbeitgeberorganisationen, Tarifverträge) von Dr. jur. Schall. Die Kindermannschen Vorträge sind gegen ein Eintrittsgeld von M. 2 jedermann zugänglich. An den Tagesveranstaltungen können Freunde der Sache als Gäste teilnehmen. Der Kurs findet in Stuttgart statt.

Die deutschen Gewerkvereine, die hauptsächlich in der rheinisch-westfälischen Industriegegend im schärfsten Konkurrenzkampf mit den christlichen Gewerkschaften stehen, haben auf die Tendenzschrift des evangelischen Arbeitersekretärs Hartwig in Hagen jetzt eine Revanchebroschüre herausgegeben unter dem Titel „Christliche Gewerkschaften und evangelische Arbeitervereine". Der Verfasser, Arbeitersekretär Appel in Düsseldorf, zeichnet darin ein Bild der christlich-ultramontanen Arbeiterbewegung, das den evangelischen Arbeitervereinen den Anschluß an diese Richtung unmöglich machen soll. Natürlich ist hier ebenso grau in grau gemalt, wie in der christlichen Streitschrift Hartwigs. Die katholische Arbeiterpresse aber

leitartikelt mit Entrüstung über „Arbeiterverhetzung". Und ging doch mit so gutem Beispiel voran!

Taten sehen möchten die Führer der christlichen Gewerkschaften von den Stöckerschen Christlich-Sozialen. Es ist ja bekannt, daß die Lic. Mumm, Behrens und Genossen sich seit Jahr und Tag im „Reich" und in der ihnen zugänglichen Presse für die christlichen Gewerkschaften mit einem Feuereifer ins Zeug werfen, der erfreulich wäre, wenn er nicht stets mit aufdringlichster Parteireklame Hand in Hand ginge. Für die christlichen Gewerkschaften wird geworben und geschrieben und agitiert, und die christlich-soziale Partei soll davon vor allem und zuerst den Vorteil haben. Dieser parteipolitische Übereifer hat, wie uns längst schon bekannt war, allmählich jene ernsthaften christlichen Gewerkschaftsführer erbittert, die parteipolitische Neutralität oder doch wenigstens Gewerkschaftsarbeit an die erste Stelle gesetzt haben wollen. Jetzt kommt diese Erbitterung in sehr deutlicher Weise im „Deutschen Holzarbeiter" zum Ausdruck, einem Blatt, das engere Fühlung mit dem Generalsekretär Stegerwald von den christlichen Gewerkvereinen hat. Dort wird dem „Reich" und seinen Hintermännern vorgehalten, daß weder im Königreich Sachsen, noch im Osten, noch in Mecklenburg, noch in Anhalt erhebliche christliche Organisationen ins Leben gerufen seien: „Worte, Worte, nichts als Worte möchte man all dem christlich-sozialen Übereifer gegenüber ausrufen; wo aber bleibt die Tat?" Als Ursache des christlich-sozialen Mißerfolgs wird die falsche Forderung bezeichnet, daß der evangelisch-christliche Gewerkschaftler auf eine bestimmte politische Partei eingeschworen sein müsse. „Es darf nicht verhehlt werden, daß es ziemlich starke Strömungen gibt, die da glauben, daß ein christlicher Gewerkschaftler auch unbedingt auf ihr parteipolitisches Programm schwören müsse." In dieser Tonart sagt der „Deutsche Holzarbeiter" den Christlich-Sozialen noch manche zarte aber sehr deutliche Wahrheit und mahnt zum Schluß die christlich organisierte Arbeiterschaft „selbst und in erhöhtem Maße" in evangelischen Kreisen Anhänger zu gewinnen. „Auf unsre Freunde sind nicht zu große Hoffnungen zu setzen." Ob nun in Zukunft die christlich-sozialen und deutsch-sozialen Protektoren der christlichen Gewerkschaften ihre Parteitöpfe etwas weiter von diesem Feuer abrücken werden?

Nach Posadowskys Verabschiedung wurden in den Arbeiterblättern eifriger und — mißtrauischer als je die sozialpolitischen Aussichten der nächsten Zukunft erörtert. Besondere Aufmerksamkeit wird einer Zusammenstellung der gesetzgeberischen Absichten und Vorarbeiten gewidmet, die kürzlich in einem großen süddeutschen Blatte, den „Münch. Neust. Nachr." veröffentlicht wurde, weil man in ihr eine offiziöse Kundgebung des Ministeriums für Sozialpolitik vermutet. Ob sie das nun ist oder nicht: jedenfalls ist ein Überblick über die seitherigen sozialpolitischen Vorbereitungen erwünscht. Hier wird nun in erster Linie die durch die Berner Konvention geforderte Regelung der Vorschriften über die Nachtruhe der Arbeiterinnen in Gewerbebetrieben erwähnt. Da bei uns das Verbot der Frauen-Nachtarbeit schon besteht, kann es sich dabei nur um eine Formfrage handeln. Schon bedeutsamer ist die ebenfalls angekündigte gesetzliche Einführung des Zehnstundentages für erwachsene Arbeiterinnen. Gegenüber der Praxis aller größeren Fabrikbetriebe bedeutet die gesetzliche Festlegung des Zehnstundentages eigentlich nur noch die formelle Festlegung einer Tatsache, durch die lediglich die rückständigen Betriebe einem Zwange unterstellt werden. Betreffs der Reform der großen sozialen Versicherungen, die ebenfalls für den kommenden Winter angekündigt worden ist, heißt es, daß sich die Ansichten und Pläne mehrfach geändert hätten. Man sei von tiefgreifenden Projekten immer mehr abgekommen und bescheidener geworden. Von einer Verschmelzung der drei Versicherungszweige — für Krankheit, Unfall, Invalidität nebst Alter — sei nicht mehr die Rede. In Betracht kommt nur noch eine Vereinfachung der Verwaltung, eine Vereinheitlichung des Kreises der Versicherten und die Ausfüllung gewisser, jetzt noch bestehender Lücken. Die Ausdehnung der Krankenversicherung auf ländliche Arbeiter, Heimarbeiter und Dienstboten, die Annäherung des Verwaltungsaufbaues in den Krankenkassen an den der Invalidenversicherung, die Bildung großer und leistungsfähiger Kassen unter Ausschaltung der zahlreichen Zweigkassen, die Ausdehnung der Unfallversicherung auch auf Kleinbetriebe, die Pensionsversicherung der Privatangestellten, die Errichtung einer Witwen- und Waisenversorgung, das alles sind Probleme, die einer sehr gründlichen Durcharbeitung bedürfen. Es wird viel Mühe kosten, wenn diese Reformen bis zum Jahre 1910 durchgeführt sein sollen. Dagegen wird die Heimarbeiterfrage sicher in der nächsten Session den Reichstag beschäftigen. Ein Gesetzentwurf über die Regelung der Zigarren-Hausarbeit liegt ja bereits vor und eine Vorlage über die Ausdehnung der staatlichen Gewerbeaufsicht auf die Hausindustrie wird gegenwärtig von allen Regierungen beraten. Zu den sozialpolitischen Maßnahmen gehört im weiteren Sinne auch die Schaffung eines Reichs-Vereins- und Versammlungsgesetzes. Der erste Entwurf desselben beschäftigt jetzt die Kommissarien der verschiedenen Ministerien. Was über den Inhalt bis jetzt bekannt geworden ist, klingt nicht gerade sehr verheißungsvoll. Jedenfalls darf man sich weder bei diesem wichtigen Gesetz noch bei den übrigen sozialpolitischen Absichten der Regierung übertriebenen optimistischen Erwartungen hingeben.

Lungenheilstätten in Deutschland. Auf der 11. Generalversammlung des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose wurde mitgeteilt, daß in Deutschland 87 Volksheilstätten für Lungenkranke mit 8422 Betten, 35 Privatheilstätten mit 2118 Betten, 17 Heilstätten für Kinder mit 650 Betten, 67 Anstalten für skrophulöse Kinder mit 6092 Betten zur Verfügung stehen. Außerdem sind noch 2 ländliche Kolonien, 67 Walderholungsstätten, 117 Auskunfts- und Fürsorgestellen, 90 Tuberkulosefürsorgeausschüsse in Baden, 3 Waldschulen und ein Wander-Tuberkulosemuseum zurzeit in Darmstadt vorhanden. Im Bau sind zudem noch begriffen 11 Volksheilstätten mit rund 800 Betten.

Jugendelend — Jugendfürsorge. Jedes Jahr werden in Deutschland etwa 580 bis 600 000 männliche Kinder 14 Jahre alt, sodaß es etwa 3½ Millionen schulentlassene männliche minderjährige Personen gibt. Darunter befinden sich etwa 40 000 verwahrloste oder verdorbene Jugendliche in Zwangs- oder Fürsorgeerziehung, in Preußen allein 25 000. Über 50 000 jugendliche Rechtsverbrecher werden jährlich ermittelt. Die Ziffer ist leider nicht bloß absolut, sondern auch relativ, im Vergleich zur Bevölkerungszunahme und zu den andern Verbrecherkategorien im Wachsen. Während 1882 auf 1000 Rückfällige nur 150 jugendliche kamen, zählt man heute bereits 2000. Unter den Verbrechen der jugendlichen spielen Körperverletzung, Brandstiftung, Mordversuch, schwerer Diebstahl und Zuhälterei eine Hauptrolle. Nach den statistischen Untersuchungen des Ministeriums des Innern über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger sind Erwerbsnot, Wohnungselend und zerrüttetes Elternhaus die häufigsten Ursachen der festgestellten Jugendnot. Die Organisierung und Beschäftigung der schulentlassenen männlichen Jugend, die christliche Liebestätigkeit und neuerdings auch politische Parteien in die Hand genommen haben, steckt noch in den ersten Versuchen. Etwa 300 000 jugendliche Schulentlassene sind organisiert, ein verschwindender Bruchteil der Gesamtheit. Hier warten noch große und wichtige Aufgaben der Erfüllung.

Der Allgemeine Verband Deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (Schulze-Delitzsch) wird in diesem Jahre vom 12.—15. August in Leipzig seinen 48. Genossenschaftstag abhalten. Neben dem Bericht des Anwalts wird der allgemeine Genossenschaftstag, einem Antrage des engeren Ausschusses entsprechend, Verwahrung einlegen gegen die immer wiederkehrende Behauptung, die Schulze-Delitzschen Genossenschaften ständen im Dienste politischer Parteien. Weiter wird in einem Antrage von neuem betont, daß die Schulze-Delitzschen Genossenschaften keine finanzielle Förderung verlangen, jedoch großen Wert auf wohlwollendes Verhalten der Behörden ihren Bestrebungen gegenüber legen; es wird vor allem der Anspruch geltend gemacht, in geschäftlicher Beziehung zu Kommunen und andern öffentlich rechtlichen Körperschaften nicht zurückgesetzt zu werden hinter andern Kreditinstituten. Ein Vortrag wird den Einfluß des Wirtschaftsjahrs 1906 auf die Genossenschaften behandeln. Auch die zahlreichen und mannigfaltigen Anträge, die den einzelnen Genossenschaftsarten unterbreitet sind, lassen erkennen, daß auch die diesjährige Tagung interessantes und reiches Verhandlungsmaterial enthält. Wir wünschen den Beratungen des uns so nahe verwandten Verbandes einen guten Verlauf.

Briefkasten

K. in H. Wünsche wegen Agitationsvorträgen sind an das Parteisekretariat zu richten, nicht an die Redaktion der „Hilfe".

* * *

Die zahlreichen Grüße und Wünsche, die ich bei der Rückkehr von meiner Reise hier vorfand, kann ich nicht im einzelnen beantworten. Ich sage den Freunden von dieser Stelle herzlichen Dank. **Th. H.**

Eingegangene Bücher

Bücher der Weisheit und Schönheit (Herausgeb. Grotthuß): E. T. A. Hoffmanns musik. Schriften (Herausgeber Dr. Edgar Istel), Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 2,50 M.

Dr. Heil: Ernst Mach's Philosophie. Frommanns Verlag. Stuttgart. 2,50 M.

Die neuen Militär-Pensionsgesetze für das Reichsheer. Schwarz & Co., Berlin. 0,80 M.

Georg Kerschensteiner: Grundfragen der Schulorganisation. 3,20 M. geh.

Schiele: Briefe über Landflucht und Polenfrage. Hüpeden & Merzyn, Berlin.

Lews: Moderne Erziehung in Schule und Haus. (Aus Natur und Geisteswelt.) Teubner, Leipzig. 1,25 M.

Dr. Morgenroth: Die Exportpolitik der Kartelle. Duncker & Humboldt, Leipzig. 2,80 M.

Dr. Meyer: Statistik der Streiks und Aussperrungen im In- und Auslande. Duncker & Humboldt, Leipzig. 5,60 M.

Dr. Clausnitzer (Herausgeber): Pädagogische Jahresschau. 1. Band 1906. Teubner, Leipzig und Berlin. 6 M. geh., 7 M. geb.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 32 Berlin, 11. August 1907

Vertrauen

Ein Mensch, dem man alle seine Geheimnisse sagen kann — seltenste der Seltenheiten. Hebbel.

Es gab Zeiten am Anfang des letzten Jahrhunderts, in welchen die Freundschaften auf deutschen Gauen blühten; man schwelgte im Freundeskreis. Lieder verherrlichten die Freude, ein Herz zu besitzen, dem man alles anvertrauen kann. Mir wird es schwer, mich in jene Stimmungen hineinzuversetzen. Ich muß mich hüten, über den großen schönen Worten die Wirklichkeit zu vergessen, daß es damals tatsächlich Bündnisse zwischen Männerherzen gab, die Sturm durchhielten und ein Leben dauerten. Im ganzen empfinde ich in jenem hohen Preis der Freundschaft einen Überschwang der Gefühle, an den ich nicht glauben kann.

Gibt es einen Menschen, dem man alle seine Geheimnisse sagen kann? Ich meine nicht. Das eigne Leben trägt stets bestimmten Ton. Er kann durch andre Töne voller, reiner werden. Er wird geradezu der Ergänzung, ja der Vervollkommnung bedürfen. Trotzdem wird ein andrer Mensch auf die Dauer nie ganz so empfinden können, wie ich. Würde man vor dem andern gar keine geheime Ecke des Herzens mehr haben, so stünde man immer in der Gefahr, nackt zu bleiben. Schon die körperliche Nacktheit allein erfreut nicht; sie muß sich das Kleid der Schönheit umwerfen lassen oder durch ihre besondere Eigenart, die sogar häßlich sein kann, einen bestimmten Reiz ausüben. Aber stets muß Auge und Empfindung etwas in den nackten Körper hineintragen können, um ihn zu genießen. Der Körper gefällt nicht um der Nacktheit willen, sondern diese Nacktheit fordert Anerkennung um der Geheimnisse der Formen willen, welche sich in ihr spiegeln. All das gilt in tieferem Sinn von der Seele. Gewiß kann und soll sie sich offenbaren. Es sind die Lichtblicke des Lebens, in welchen man vollen Blick in ein andres Herz tun darf. Aber jede Offenbarung rechter Art ist kein Schluß. Sie reizt nur zu neuer Ehrfurcht. Sie verkündet von größeren Geheimnissen, nachdem sie sich selbst enthüllt. Wo sich eine Seele der andern anvertraut, da geht sie von einer Offenbarung zur andern. Sie würde aber in dem Augenblick hungern, wo nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu finden ist.

Man verwechsle nur nicht Geheimnisse mit persönlicher Schuld. Wo man etwas ängstlich zu verbergen hat, zeigt sich immer Unnatur. Menschen, die einander kennen, werden es auch kaum fertigbringen, solche faulen Ecken voreinander zuzudecken. Man ahnt deutlich, wo man vielleicht nie genau sieht. Hat aber die Unschuld nicht auch ihre Geheimnisse? Wahrheit, Größe, Kraft werden stets in einer Art empfunden und erlebt. Darin ruht dann ihre Stärke. Sie kann und darf nie gleichartig nachempfunden werden. Sonst geht es, wie mit den Locken Simsons in der Sage. Der Mensch verliert sein inneres Heiligtum, weil er sich gewöhnte, vor andern alles auszuziehen.

Traub.

Das Harzer Bergtheater

Es ist noch nicht abzusehen, ob es sich bei den immer zahlreicher werdenden Naturtheatern um eine Mode oder um ein wirklich künstlerisches Bedürfnis handelt. Dr. Ernst Wachler, der Begründer des Harzer Bergtheaters, steht schon lange nicht mehr allein, seine Ideen sind wiederholt an verschiedenen Orten Deutschlands mit wenig zureichenden oder völlig ungenügenden Mitteln, teils in künstlerischem Ernst, teils aus Reklamesucht, teils aus Lokalpatriotismus in die Tat umgesetzt worden. Erst kürzlich hat sich wieder ein neues Komitee gebildet, das Naturtheateraufführungen in Eisenach plant. Und die Tageszeitungen berichteten mehrmals von ähnlichen Unternehmungen, zum Teil großen Maßstabes, in Frankreich. Auch Catulle Mendès, der doch ein ausgemachter Dekadent ist, will im nächsten Sommer ein Naturtheater in Saint-Germain eröffnen. Eine Rückkehr zum Primitiven, die offenbar nur aus der ästhetischen Hypertrophie entspringt und die im Grunde dieselbe Übersättigung zur Voraussetzung hat, die einem Huysmans den Geschmack an Satansmessen und Unzuchtsorgien verdarb und ihn in die Verschwiegenheit eines Klosters untertauchen ließ.

In Deutschland ist, soviel ich sehe, Dr. Ernst Wachler immer noch der einzige, der seine Ideen systematisch pflegt, der durch sein persönliches Verhalten wie durch die Eigenart der Verhältnisse, unter denen er arbeitet, auch von vornherein vor dem Verdacht geschützt ist, Fremdenverkehrsvereinspolitik zu treiben. Lokale Interessen fallen in Thale am Harz ganz und gar weg, denn die dortige Kurdirektion steht keineswegs im Bunde mit Dr. Wachler, im Gegenteil: ihr ist das Bergtheater Hekuba und die Kunst betrachtet sie allenfalls unter dem Gesichtspunkt der milchenden Kuh. Die Leute, die dort das Regiment haben, ahnen nicht, daß Komödiespielen unter Umständen eine sehr ernste und würdige Sache sein kann. Man hat jetzt eine Kurkapelle etabliert, weil sich das so gehört. Aber anstatt sie zugunsten des Bergtheaters zu verwenden, dessen Leiter aus finanziellen Gründen auf ein eignes Orchester Verzicht leisten mußte, hat man sie ausgerechnet so postiert, daß ihre nichts weniger als anmutige Musik gerade in die Sitzreihen des Bergtheaters hinaufschallt. Daß diese Ablenkung der Vertieften einen Stimmungsmord grausamster Art bedeutet, darüber zerbricht sich die Kurverwaltung ebensowenig den Kopf wie über die Beleuchtung der Waldpfade, die vom Bergtheater hinab nach Thale führen und die nach Schluß der Vorstellung von Hunderten von Personen benutzt werden. Anstatt Hand in Hand mit Dr. Wachler zu arbeiten und in einer nachdrücklichen Förderung der Bergtheateridee ein ideales Ziel zu sehen, hat die Bürgerschaft von Thale von Anfang an auf dem Standpunkt des laisser faire, laisser aller gestanden und Dr. Wachlers Unternehmen eher mit Mißtrauen als mit Wohlwollen betrachtet. Dieses Verhältnis ist aber vor allem deshalb so bedauerlich, weil bei entsprechendem Entgegenkommen Dr. Wachler heute vielleicht schon in die Lage gesetzt wäre seine Pläne ohne finanzielle Ängstlichkeit zu verwirklichen. Zunächst kann das letzte Wort in der Bergtheaterfrage schon deshalb nicht gesprochen werden, weil die Beschränktheit der Mittel in Thale die Beschränkung der Aufgaben zur Folge hat.

Um so ehrenvoller ist es für Dr. Wachler, wenn er sich und sein Unternehmen durchzusetzen weiß. Man mag noch so ernste theoretische Bedenken gegen die künstlerische Tendenz der Naturtheaterbewegung zu äußern haben, sie hat, wie Thale zeigt, wenigstens das eine Gute für sich, daß sie einem vorwiegend kleinstädtischen und ländlichen Publikum gute Werke in anständigen Aufführungen und in einem imposanten Rahmen vermittelt. Man darf nicht vergessen, daß der deutsche Kleinstädter über Zweck und Wesen der Bühne vielfach noch ganz anders denkt und denken muß als der Großstädter, der ein gutes Ensemble täglich an der Arbeit sieht. Der Begriff der Stimmung, um nur eins herauszugreifen, geht dem naiven Zuschauer erst in Thale auf. Die Weihe der ruhigen Natur teilt sich ihm dort sofort mit und stärkt sein ganzes Kunstempfinden.

Andrerseits wird jeder, der den geschlossenen Theaterraum gewöhnt ist, die Beobachtung machen, daß die Freiluftstimmung ganz besonders empfindlich ist, daß die Natur selbst die Andacht nicht immer wahrt, daß ein vorüberstreichender Vogel, ein ferner Ruf in den Bergen, ein rasselnder Wagen und selbst ein fallendes Laubblatt imstande sind, die Aufmerksamkeit vom Bühnenbild auf die Umwelt abzulenken.

Die Devise „Zurück zur Natur!" hat einen guten Klang. Sie hat etwas Gesundes, Robustes, Ehrliches an sich und manche stimmen ihr ohne weiteres Besinnen zu, um nicht den Verdacht auf sich zu laden, in un- oder widernatürlichen Kunstanschauungen verstrickt zu sein. Und sie ist dennoch eine unnatürliche Forderung. Sie widerspricht gerade unserm natürlichen Empfinden in der Kunst. Was wir heute sind, das sind wir ja nicht auf Grund eines Programms, sondern auf Grund einer Entwicklung. Die Literatur läßt sich ihren Weg nicht diktieren, sondern sie befindet sich stets in einem Verhältnis, in einem strengen Zusammenhang mit den Kulturverhältnissen. Solange wir auf Eisenbahnen durch die Lande rollen, solange wir uns meilenweit durch einen Draht verständigen, solange wir mit einem Fingerdruck ein Zimmer erhellen, einen Boten heranklingeln, einen Fahrstuhl in Bewegung setzen, solange wir Fabriken haben und Maschinen bauen, kurzum: solange wir an der Kultur, die wir kennen (und lieben) festhalten, so lange ist und bleibt der Ruf „Zurück zur Natur!" eine Selbsttäuschung. Alle Bestrebungen in der Bühnenkunst unsrer Tage in Bezug auf Darstellung, Stil und Ausstattung verlaufen in genau entgegengesetzter Richtung. Man kann nicht sagen: von morgen ab habe ich blondes Haar, wenn man schwarzes trägt. Die Forderung ist in sich unmöglich. Man kann ebensowenig sagen: von morgen ab bin ich Naturmensch, wenn man mit jeder Lebensfaser in der Kultur drinsteckt. Die Wandlung ist innerlich unmöglich, sie ist — unnatürlich. Schließlich ist es in diesem Punkte in der Kunst nicht anders als in der Politik: nicht die guten Wünsche regieren, sondern die Machtfaktoren, nicht die Programme entscheiden, sondern die Entwicklung vollzieht sich nach inneren Gesetzen. Und nur eine Majorität kann Einfluß gewinnen auf diese Entwicklung. Die um Dr. Wachler aber sind heute nicht mehr als eine literarische Sekte.

Nein. Wir wollen aber nicht zurück zur Natur. Wir erstreben im Gegenteil eine stete Verfeinerung und Bereicherung unsrer Kultur. Der begeisterte Beifall, den das Moskauer „Künstlerische Ensemble" fand, als es in Deutschland vor Jahresfrist gastierte, die allgemeine Freude und der Eifer, mit dem man Reinhardts Pläne in Berlin verfolgt, beweisen, daß unsre wahren Empfindungen und Wünsche nach der Seite verfeinerter und vermehrter Kunstmittel gravitieren. Und wie könnte es anders sein? Wer im Kunstgenuß erfahren ist, der wird sein Empfinden nie mit Gewalt zu einer Einfachheit zurückschrauben können, die für die Anfänge künstlerischer Entwicklung charakteristisch ist.

Immerhin, das letzte Wort in diesen Dingen ist noch nicht gesprochen. Ist noch nicht zu sprechen, solange nicht die letzten Gedanken der Freiluftheater-Theoretiker Wirklichkeit geworden sind. An unserm prinzipiellen Standpunkt freilich wird sich schwerlich etwas ändern können: aber es ist nicht unmöglich, daß auch die Naturtheaterbewegung, wenn sie erst aus dem Rohen heraus ist, ihre Anregungen und Einflüsse geltend macht. Es ist heute noch nicht abzusehen, in welcher Richtung ein solcher Einfluß wirken wird, aber es hat selten künstlerische Bestrebungen gegeben, die nicht in irgendeiner Weise sich hätten nutzbar machen lassen. Zunächst erfüllt das Harzer Bergtheater, das einzige Naturtheater Deutschlands, das ein geschultes Darstellerpersonal aufweist, seine künstlerische Aufgabe gegenüber all denen, die selten oder gar keine Gelegenheit haben Bühnenkunst zu genießen. Auch diese Schicht, deren Kunstempfinden auf die feineren Reize der modernen Darstellung und Regie vielleicht nur schwer reagieren würde, künstlerisch zu befriedigen, ist verdienstlich. Nur scheint mir eine arge Verdrehung der Dinge darin zu liegen, wenn einige Puritaner der Bühne uns glauben machen wollen, daß der Weg der Entwicklung über Berlin nach Thale als End- und Zielpunkt ginge. So ist es nicht. Das Harzer Bergtheater stellt eine Vorstufe dar. Und es ist kein Zufall, sondern trägt seine Begründung in sich selbst, daß alle die nur sehr bedingte Sympathien für die Freiluftheater hegen, die gute Theateraufführungen zu sehen gewöhnt sind.

Um der Schaffenslust und der ehrlichen Energie willen, die Dr. Wachler seit fünf Jahren entwickelt, ist es andrerseits dringend zu wünschen, daß er in die Lage gesetzt würde über reichere Mittel disponieren zu können. In Frankreich soll Beethovens Neunte in diesem Sommer im Freien gespielt werden. In Thale spricht man davon, Wagners „Siegfried" mit großem Orchester unter freiem Himmel aufzuführen. Derlei Experimente erfordern große Mittel und Dr. Wachler wird sie schwerlich ausführen können, wenn er nicht einen Mäcenas im Rücken hat. Auch als Gegner der Naturtheaterbewegung kann man den aufrichtigen Wunsch haben, daß die Versuche im Harzer Bergtheater auf eine möglichst breite und sichere Basis gestellt werden mögen. Erst wenn alle Kräfte im Spiel sind und wenn der Verwirklichung der Ideen kein Halt mehr von außen her geboten wird, läßt sich das endgiltige Urteil fällen.

Für heute ist jedenfalls das zu sagen: Das Harzer Bergtheater gibt jedem Besucher Anregungen mit auf den Weg. Es bleibt jedem einzelnen überlassen, ob er sie pro oder contra Dr. Wachler und seine Ideen nutzen will.

Paul Zschorlich.

Arbeit und Poesie

(Fragment)

Es ist dem arbeitenden Manne gut, wenn er in einer Stunde der Muße die Arbeit andrer kennen zu lernen versucht. — Das Schaffen jedes Menschen, des Tagelöhners wie des Souveräns, ist zuletzt nur ein stärkerer oder schwächerer Griff in die Radspeichen des Wagens auf der Fahrt der Menschheit ungewisser Bestimmung entgegen. Millionen Hände greifen zu. Der einzelne für sich vermag nichts. Und doch bewegt sich der Wagen unter dem Griff der Hände von einzelnen. Die gigantischste Arbeit ist mit der geringsten verknüpft in dem gemeinsamen Zweck. — Es ist gut, wenn der Einsame aus der Werkstatt in die Welt geht und prüft, was sein Wirken am großen Heil bedeutet. Der Tätige muß sich zum Philosophen seiner Tätigkeit machen. Das heißt, er muß sich zusehen bei seiner Arbeit und fragen: „Was ist sie wert in all dem Wirken neben dir?" „Hast du ein Recht zu schaffen, wie du schaffst?"

Wir alle betreten den Weg, auf dem wir vorwärts schreiten, viel zu jung, um uns bei den ersten Schritten die schweren Fragen beantworten zu können. — Aber wenn ihr reif geworden seid, verschließt die Seele nicht feige! Es gibt viele Wege, auf denen der starke Mann schreiten kann. Es gibt auf jedem Wege etwas zu erringen, was Menschheitswert ist. Es ist auf keinem Wege etwas zu erraffen. — —

Wer ein Poet ist, werfe sich nicht in die Brust mit einem stolzen: Poeta sum. — Ich bin ein Dichter. Wer weiß denn, ob das etwas ist, — was das heißt: ein Dichter sein?

In keiner Zeit hat es an nüchternen, praktischen Arbeitern gefehlt, die den Dichtersmann an ihrer Seite als Tagedieb verachteten. Überweise sind gekommen und haben der Poesie einen bescheidenen Platz in der Sonne der Religion oder Philosophie angewiesen — und mancher Poet ist es zufrieden gewesen. Aber die Ganzen haben ihren Weg vollendet mit sichern Schritt und lächelndem Mund.

Das bitterste Wort, das je über Poeten gesagt ist, hat Schopenhauer gesprochen: „Ein Mann, der von der Gunst

der Musen, ich meine von seinen poetischen Gaben, zu leben unternimmt, kommt mir einigermaßen vor wie ein Mädchen, die von ihren Reizen lebt." Das Wort ist nicht wahr wie manches dieses tiefen aber unglaublich engen Geistes, dem die Taten eines Cäsar nichts galten neben Philosophenarbeit. Den arbeitenden Mann soll seine Arbeit ernähren. Freilich, mit Lorbeer und Denkstein soll man auch Poetenarbeit nur lohnen, wenn sie das Maß menschlicher Leistungen so übertrifft, wie das Werk Bismarcks die Bureauarbeit eines Staatsmanns von gestern und heute. Schopenhauer hätte wohl das harte Wort nicht gesprochen, wenn ihn die billigen Poetenkränze nicht angewidert hätten.

Die Poesie braucht ihren Platz nicht von der Wissenschaft zu erbetteln, sie ist ein Wert für sich. Die großen geistigen Werte der Menschheit liegen keimhaft in den Geistern der einzelnen. Es gäbe keine Religionen, wäre der Mensch nicht im Innersten religiös. Es gäbe keine Wissenschaft, wären nicht ihre ersten Fragen in jedem Geist lebendig. Es gibt eine Poesie, weil jeder Mensch ein Stück Dichter ist. Wenn in einem einzelnen die eine Seite des Geistes zu überragender Stärke ausgebildet ist, dann ersteht in ihm einer jener Seltenen, in dem sich jeder mit einem Teil seines Ich wiederfindet und doch mehr sieht als sich selbst. —

Was ist Poesie? — Man darf nicht in Büchern graben, nicht den Ästhetiker fragen, wenn man eine Antwort haben will. Man muß im Menschlichsten suchen. Ein jeder Mensch ist viel öfter Dichter als er glaubt, wenn er auch niemals ein Gedicht vollendet. Ich denke hier nicht an die plumpen Reimversuche der Schulzeit, nicht an Festgedichte oder vorzeitige Schauerdramen. Das alles sind nur Rückwirkungen aus den Erregungen durch fremde, durch gelesene Poesie. Der echtpoetische Drang kommt selten zum Bewußtsein, geht mit dem Augenblick vorüber und im Strom der täglichen Arbeit unter. — —

Ein junger Bursche steht im Felde auf Posten. Es ist still um ihn, und seine sehnsüchtigen Gedanken suchen die Heimat. Er denkt daran, wie er heimkommt ins Dorf mit dem Kreuz auf der Brust, wie die Braut, die Eltern ihn empfangen. Er malt sich das erste Beisammensein aus und weiter — Hochzeit, Hochzeitsschmaus und Liebesnacht — Seine ganze kleine Welt in Sonne wird in seiner Phantasie lebendig — Es ist eine Poesie der Sehnsucht, die der erste Schuß, der nächste Kommandoruf auslöscht. —

Der Bursche wandert heim, sein Bündel am Reservistenstock. Seine Gedanken eilen voraus. Es geht ein schwarzer Zweifel durch seine Seele. Wenn der andre das Mädchen zum Weib genommen haben sollte! Er ballt die Faust, sieht die Ungetreue vor sich in fremden Armen, stürzt auf den andern und schlägt ihn zu Boden. — Das wäre Mord. — Die Nachbarschaft kommt zusammen. — Der Vater, die Mutter. — Er muß fliehen, ist heimatlos, wird verfolgt. — Das erste „Guten Tag" im Dorf verwischt die finstre Welt. — Es war eine Poesie der Eifersucht.

Gewiß ist es ein weiter Weg von diesen einfachen Gestalten der erregten Phantasie zur Welt einer Shakespeareschen Tragödie, aber der Weg ist gerade. Der große Dichter verweilt in dem Bilde, das ihm seine Phantasie geschaffen, er schmückt es aus, baut es weiter und fügt hinein, was die Welt ihm an Erkenntnis gelehrt, an Schönheit gewiesen hat. — Die Wurzel der Poesie ist fest in der Menschenseele verwachsen, hier zeigt sie seltene zarte Triebe, da wird sie zum mächtigen Stamm mit belaubten Ästen und prachtvollen Früchten. Ob das Leben, das die erregte Phantasie gebildet hat, im Augenblick wieder versinkt oder zum Faust gestaltet wird, es ist immer der eine menschliche Vorgang, den wir erkennen. Die höchsten Werke der Poesie sind nur die stärksten Entwicklungen einer allgemein menschlichen, poetischen Anlage. Darum die allgemeine Empfänglichkeit für dichterische Gestaltungen. Darum wird die Masse der Menschen verschlossen vor einer Kunst stehen, die sich zu entwurzeln sucht, die ihren innigen Zusammenhang mit den naivsten Phantasieerregungen zu verwischen bemüht ist.

Alles geistige Streben ist ein Fortbilden dessen, was keimhaft in jedem Einzelnen liegt. Die Wege, die von den ersten Fragen und unbeholfenen Antworten über: „Mein und Dein", „Recht und Unrecht" zur modernsten Rechtsprechung, — über: „Herr und Knecht", „Arbeit und Lohn" zur abgeklärtesten Sozialpolitik, — über das „Woher" und „Wohin" unsrer Existenz zu Religionen und Philosophien führen, sind nicht anders als der Weg von den Phantasiebildern des Bauernburschen zur poetischen Gestaltung des Dichters. Die größten geistigen Leistungen sind Entwicklungen aus menschlichen Keimen. Die Weite dieser Entwicklungen mißt die Arbeiten nach ihrem Wert, gleichviel, ob erste Fragen zur wissenschaftlichen Erschöpfung oder erste Phantasievorstellungen zur künstlerischen Gestaltung geführt sind. — Alle Menschenarbeit ist im Grunde Arbeit am Menschen und in diesem Sinne Menschheitsarbeit, da der Fortschritt der Menschheit ein Schreiten und Bilden und Wirken der einzelnen ist.

Wernigerode a. Harz. **Herbert von Berger.**

Eine Lösung des Hilligenlei-Problems?

Die Flut der von Frenssens Hilligenlei angeregten Debatte ist längst verebbt. Mir scheint, man ist dem Dichter Frenssen nicht gerecht geworden. Man hat die Art und Weise, wie er das religiöse Problem behandelte, von allen Seiten angegriffen — und man konnte mit Recht daran Ausstellungen machen — aber man ist sich über den Absonderlichkeiten und einzelnen Schwächen dieser eigenartigen Dichterkraft, die sich gab wie sie war, und die in kein Schema passen wollte, nicht recht bewußt geworden. Frenssens Hilligenlei ist trotz aller Mängel literarisch ein großer Wurf und religiös-ethisch der individuelle Ausdruck einer Dichterseele für das Suchen unsrer Zeit.

Nun ist im Verlag von Biermann (Barmen) ein Roman erschienen, dessen Titel schon auf die Wiederaufnahme und „Lösung" des Hilligenleiproblems hinweist. In seinem Hilligenlei-Finder schildert Papke „durch die Berührung der tiefinnersten Punkte des Seelenlebens in Hilligenlei angeregt, dem Gedankengang Frenssens folgend", ein Menschenleben, das nach harten Kämpfen und bittern Seelennöten das heilige Land findet.

Man sieht, der neue Roman ist ein „zweiter" Frenssen mit einer „wirklichen" Lösung des Problems.

Stofflich berührt er sich in vielem und im innerlichsten mit dem Original. Eine Grüblernatur über die tiefsten Dinge der Menschheit ist hier wie dort der Held der Geschichte. Weder in Beruf noch Wissenschaft, weder in Freundschaft noch Liebe findet er das Glück und die Ruhe seiner Seele. Er reibt seine Kräfte auf und stirbt. Am Ende seines Lebens aber findet er im Gegensatz zu Frenssen das heilige Land. Das ist das Neue.

Man kann den Hilligenlei-Finder nicht mit Hilligenlei vergleichen wollen. Papkes Roman ist ein Stück süddeutschen Lebens. Da ist naturgemäß ein ganz anderes Milieu und Lokalkolorit. Und da ist ein Leben, eingeengt von einer kleinbürgerlichen Denkatmosphäre, bedrückt von einer sozial und religiös beschränkten Welt. Selbst die Anläufe und Gedankenflüge des Hans August bleiben schließlich in dem Rahmen einer bescheidenen, veralteten Weltanschauung haften. Man spürt in dem Buch trotz vieler Worte darüber nichts von der tiefen Sehnsucht unsrer Zeit.

Das liegt mit an der mäßigen künstlerischen Gestaltungskraft des Verfassers. Er kommt oft nicht über den redlichen Willen hinaus; sein Können versagt.

Mag die Einfachheit des inneren Aufbaus, die natürliche Sprache angenehm berühren, ich wurde trotzalledem manchmal den Eindruck nicht los, als blieben seine Menschen in der Schablone stecken. Eine Unfertigkeit der Gestaltungskraft läßt gerade den großen Abstand zu Frenssen erkennen. Von einer literarischen Leistung kann bei Papkes Roman nicht gesprochen werden; er erhebt sich nicht über den Durchschnitt unsrer sozialen Romane.

Nur daß das religiöse Moment noch dazu kommt. Darauf scheint es auch der Verfasser mehr als auf das Literarische abgesehen zu haben. Der Ausgangspunkt seiner Problemstellung ist ihm die Überzeugung, daß ein Christus, wie er bei Frenssen geboten wird, „nicht imstande ist, eine Menschenseele zu befriedigen, ihr den Weg zum heiligen Lande zu weisen, ihr die Schatten des Todes mit himmlischem Licht hinwegzuleuchten." Mit großer Sicherheit stellt er dem gegenüber seine Auffassung, die er für eine Lösung hält: Fort mit der kritischen Bibelforschung, zurück zum orthodoxen Bibelglauben! Seine Formulierung dokumentiert eine Unkenntnis mit der Pionierarbeit, welche die moderne Theologie dem Suchen unsrer Zeit leistet, und andrerseits dringt er nicht in die Tiefe des religiösen Problems.

Es muß gesagt werden, daß dem Manne die nötige Vertrautheit mit dem Lager der Gegenpartei fehlt und das innerliche Verständnis für das heutige Kulturproblem, wenn er entstellende Aussagen über die kritische Bibelforschung losläßt und wenn er in seinem Optimismus seine Parole für alleinseligmachend hält. Wir bewundern nur seinen glaubensstarken Bekennermut, wenn er ausführt:

„Man gebe dem Volk den reinen unverfälschten Bibelglauben zurück, und es wird wieder Glück und Friede einkehren in Kirche und Haus. Daß sich unser Volk nach seinen Heiligtümern sehnt, beweist das Aufblühen der Sekten um uns herum, und unsre Volksführer sollten es nur einmal mit dem Heiland der Bibel versuchen — die ganze soziale Not hätte sicherlich gar bald ein Ende und alle Kleinlichkeit und Verlogenheit des Menschengeschlechts würde aufhören."

Seine Lösung des Hilligenlei-Problems ist in Wirklichkeit keine. Im Ernst kann sein Lösungsversuch für unsre fortschreitende Zeit nicht in Betracht kommen. Mögen einzelne in dem alten Glauben Genüge und Seligkeit finden; den vielen suchenden Seelen, den um eine neue aus der alten aufgebauten Weltanschauung ringenden Menschen wird er nichts zu sagen und zu geben haben.

Das einzige Gute, was man an seiner Problembehandlung rühmen könnte, wäre der starke sittliche Impuls, der in seinem engen Kreise lebendig wirkt. Wollte das Buch keine Lösung unsres religiösen Zeitproblems sein, könnte man es in seiner Art anerkennen, warum nicht? Aber so —, seine flache Lebensauffassung auch nur angemerkt, seine auf Unkenntnis ruhenden Entstellungen verstimmen bös, müssen es. „Der großen Menschheit kommen sie gemeint sind die modernen Theologen) mit tönenden Worten von Aufklärung durch die Wissenschaft, nach jahrelanger, fleißiger Arbeit. Sie sagen, sie haben das Bild des Heilands von dem Kalk und Schmutz, den im Laufe der Jahrhunderte die Dummheit unwissender Menschen darüber gelegt hat, befreit, und dabei haben sie nichts weiter getan, als den ewigen Gottessohn seiner Herrlichkeit entkleidet, ihn zum sterblichen Menschen degradiert, und präsentieren uns nun einen Schwindler und diesen Schwindel als neuen Glauben, goldnes Zeitalter der Aufklärung und des Glücks —". Bei solchen Worten möchte man am liebsten über Papke zur Tagesordnung übergehen!

Das Buch enttäuscht, das ist unser Schlußurteil. Kann man es literarisch auch noch als mäßig gute Leistung werten, religiös läßt es unbefriedigt. Und wer zu Frenssens Hilligenlei nicht schwören kann, der muß sich damit bescheiden, daß der „süddeutsche" Frenssen noch nicht geschrieben ist. **Hermann Schnellbach.**

Die Brenta-Blume

Von **Franz Freiherr Gaudy**

In keinem Jahre waren seit Menschengedenken die jungen Paduaner und namentlich die Herren Studenten der weltberühmten Universität so gottesfürchtig gewesen, als gerade im Jahre 1808.

Ich will damit beileibe nicht gesagt haben, daß die männliche Jugend des alten, ehrwürdigen Patavium vor und nach jener Epoche just was man so nennt gottlos gewesen sei, sondern nur, daß ihre Frömmigkeit nicht die der andern Menschenkinder, sondern etwas aparter und wohl mehr unscheinbarer Natur zu sein pflegt. Den Grund dieser Abweichung aber glaube ich allein darin zu finden, daß für Doktoren der Rechtsgelehrsamkeit oder Weltweisheit ein Tag von 24 Stunden viel zu kurz ist; denn wie soll ein junger Mann nur zum Beten des Rosenkranzes kommen, wenn er die Hälfte des Tages über Folianten brüten muß und wie in die Kirche, wenn er die andern zwölf Stunden im Weinhause liegt? Das Jahr 1808 brachte aber, wie bereits gemeldet, eine segensvolle Umwandlung bei allen denjenigen zuwege, welche der Tortur des einmaligen wöchentlichen Rasierens unterworfen waren.

In der elften Morgenstunde stand das alte Colleggio del Bo verlassen, und der Bienenschwarm seiner Zöglinge umsummte die Reiterstatue des Generals Gatamelata, auf der Piazza di Sant' Antonio, stopfte die Kirchentüren, das Haupt- und die Seitenschiffe, und drängte sich dermaßen in der Kapelle des Santo, wie bekanntlich die Paduaner ihren Heiligen schlechtweg zu nennen pflegen, daß dort keine Stecknadel zur Erde konnte. Der Grund dieses außerordentlich frequenten Besuches war aber weder in einem allgemeinen Ablaß oder in einem Jubeljahre zu suchen, nicht einmal in der Furcht vor der Cholera (welche sonst die Gewissen junger Wüstlinge wunderbar zu schärfen pflegt), indem die Empfindung dieser Eisenbahnkrankheit zwanzig Jahre später fällt, sondern nur in der Hoffnung, die schöne neunzehnjährige Eufemia Pappagalli um jene Stunde in der Messe zu sehen.

Nun sind zwar, dank dem wundertätigen Schutzpatron, in Padua schöne Mädchen eben keine Seltenheit, wohl aber Mädchen von so seltener Schönheit. Wenn ein Fremder in der Stella d'oro oder im Imperatore romano abstieg und sich beim Lohnbedienten nach den Merkwürdigkeiten der Stadt erkundigte, so war es der Name der reizenden Eufemia Pappagalli, welcher regelmäßig den ersten Platz einnahm; dann erst folgte der Santo, der Prato della Valle, der Palazo della giusfizia und die andern Kuriositäten bis auf Petrarchs ausgestopfte Katze in Arqua herab. Und bei der Seele des heiligen Filippo Neri! Diese Ehrenstelle verdiente sie mit vollem Fug und Recht. Es war die reizendste Blondine, die man sich denken konnte. Das Goldgitter der Wimpern fiel von tiefblauen Augen herab; ihr Mund — — ihr Wuchs — — doch was schwatze ich! Eine Opera des famosen Maestro Rossini will gehört, ein Mädchen wie Eufemia gesehen werden. Ich könnte euch erzählen wie ihre Stirn die der Kapitolinischen Venus, ihr Arm den der Hebe von Canova im Palazzo Albrizzi bei weitem an Schönheit übertroffen habe. Das sind aber nur Worte, frostige, hohle Worte. Jeder meiner verehrten Zuhörer denke sich die erste Geliebte seiner Jugend, wenn er eines Gleichnisses bedarf; jede meiner schönen Zuhörerinnen wolle sich ihr eignes Spiegelbild vergegenwärtigen — so und nicht anders kann es mir gelingen, ihnen ein treues Bild von der holden Brenta-Blume, wie Eufemia von allen genannt wurde, zu entwerfen.

Eufemias Vater, Herr Pantaleone Pappagalli, war Barbier — aber kein gewöhnlicher. Nicht nur als Vater einer so ausgezeichneten Schönheit, sondern auch, weil er alle Tugenden und Laster seines Standes zu einem ungewöhnlichen Grade ausgebildet hatte. Sein Barbiersalon, oder wie er ihn am liebsten nennen hörte, sein Studio, welcher hart an der Casa Tronto-Pappa-Fava grenzte, war jederzeit von Kunden und Neugierigen überfüllt. Ich weiß wirklich nicht, wer von beiden größere Ursache hatte, mit der Bedienung des Signore Pantaleone zufrieden zu sein. Daß die Hand des Meisters mit dem schärfsten Birminghamer Messer über die Wange der Kunden leicht wie eine Schwalbe über den Teich fliege und Flaum wie Stoppeln so gründlich vertilge, daß man sich im haarbefreiten Kinn spiegeln konnte — darüber herrscht nur eine Stimme. Zwanzig venetianische Dukaten hatte der Meister in öffentlichen Blättern demjenigen verheißen, welcher eidlich erhärten könnte, von ihm geschnitten worden zu sein — das Geld lag aber fester als ein verzauberter Schatz. Adern an Arm und Bein schlug er niemals anders als mit verbundenen Augen, wie dies auch das herrliche Gemälde des Aushängeschildes den Vorübergehenden verkündete. Doch nicht allein am Bart, sondern auch am Haupthaar bekundete er seine Meisterschaft. Niemand außer ihm und seinem Sohn Toma, der schönen Eufemia Zwillingsbruder — in Parantheſe gesagt, ein langer, schlaffer Bengel — besaß eine gleiche Kunstfertigkeit, der sprödesten Borste jede nur ersinnliche Schwingung zu verleihen, das spießartige Flachshaar himmelan zu spornen, es mittels Lucceser und Florentiner Essenzen zu einem ambulanten Orangenhain umzuwandeln.

Für Müßiggänger, welche sich zu halben Tagen in Pantaleones Studio herumtrieben, war nicht minder gesorgt. Sie hatten die Auswahl zwischen der Mailänder und Venetianer Zeitung, dem Padovaner Courier, der Brescianer Plaudertasche und weiß der Himmel was für Zeitschriften noch. Die Reime und Karikaturen auf den Pappfächchen, mit denen die Gäste sich Kühlung zufächelten, waren stets die neuesten und witzigsten. An den Wänden hingen einige Gitarren, mit welchen Meister Pappagalli in den spärlichen Freimomenten seine jederzeit improvisierten Ritornelle oder Kanzonetten begleitete. Doch nur in seltenen Fällen füllten die Anwesenden ihre müßigen Augenblicke mit Ausübung der edlen Tonkunst, indem sie es fast durchgängig vorzogen, der anziehenden Konversation des Bartkünstlers ein andächtiges Ohr zu leihen. Und wahrhaftig, die genaue Kenntnis des alten Pantaleone von allem, was sich in der Stadt und in der Umgebung zutrug, grenzte an Allwissenheit. Auch diejenigen, welche es weder mit der Cronique scandaleuse, noch mit Journal-Lektüre hielten, fanden dort ihre Rechnung. Das Nebenstübchen barg nämlich ein vollständiges Assortiment zierlich geschliffener Flaschen, welche allerhand Lüsternheit erweckende Etiketten zur Schau trugen, als da ist Rosoglio, Aqua doppia d'amandorle, Coniac, Marsala usw.

Und da die Preise der bicchierini auf das mäßigste gestellt waren, so füllte sich auch das Seitenkabinett mit Verschmachtenden zu jeder Tageszeit.

Daß der Wohlstand des Meisters Pappagalli unter so bewandten Umständen täglich zunehmen mußte, ist leicht begreiflich. Das Haus, welches er bewohnte, war schon seit längerer Zeit sein Eigentum. Nach und nach hatte er noch zwei Vignen und eine allerliebste Villeta vor dem Vicentiner Tor dazu gekauft, und außerdem wollten sonst ganz gut unterrichtete Leute wissen, wie nicht nur auf dem Palast Zabarello eine hübsche runde Summe von ihm stehe, sondern, daß er auch in der letzten Zeit nicht unbeträchtliche Fonds in der Kasse des Monte di pietà niedergelegt haben solle. Kurzum, Pantaleone war, was man so nennt, ein gemachter Mann.

Wenngleich nun auch der Meister den größten Teil seines Vermögens dem erfreulichen Fortgang seines Gewerbes zu verdanken hatte, so kann man doch nicht verschweigen, daß er schon vor der Zeit, als er seine Barbierstube eröffnete, einen ganz anständigen Grund dazu legte. Meister Pappagalli war nämlich einige zwanzig Jahre hindurch das Faktotum der Herren Studenten gewesen. Kleider bürstend und Stiefel putzend fing er an, wußte aber in kurzer Zeit durch die Gewandtheit, mit der er sich der intrikatesten Kommissionen entledigte, seinen Kunden sich unentbehrlich zu machen. War der Wechsel ausgeblieben, so schaffte Pantaleone jederzeit Rat, hatte stets eine mitleidige, geldvorschießende Seele in petto, oder war selber der Helfer — eine Gefälligkeit, der er sich mit klassischer Uneigennützigkeit unterzog, wofür unter anderm schon das spricht, daß er nur ein einziges Mal mehr als 75 Prozent für seine Mühe verlangt haben soll. Galt es einer verliebten Intrigue, so war es wiederum Pantaleone, welcher alle Hindernisse zu beseitigen verstand. Er wußte genau von jedem Vater einer hübschen Tochter, wenn er in das Kaffeehaus und sie in die Messe gingen, konnte die Namenstage der schönen Paduanerinnen an den Fingern hersagen, sorgte für Konfitüren und Blumensträuße, sekundierte auf der Mandolina, hielt waghalsigen Fensterkletterern die Leiter, drückte Schlüssel in Wachs ab, steckte die Prügel der Rivalen ein — mit einem Wort, er war der Leporello der halben Universität.

In späteren Jahren wollte freilich Meister Pappagalli von jener abenteuerlichen Periode seines Lebens nicht viel mehr wissen. Saß er des Abends mit einigen Altersgenossen im Nebenzimmer allein, wo der Vino di Braganza die Nasen zu röten und die Zungen zu lösen begann, dann mochte es sich wohl treffen, daß er mit heimlichem Lächeln dieses oder jenes Abenteuer zum besten gab. Diese vertraulichen Mitteilungen wurden jedoch um so seltener, je mehr seine Kinder heranwuchsen. Dagegen konnte er stundenlang wie ein Buch gegen die Sittenverderbnis der jetzigen Jugend losziehen und die gute alte Zeit in den Himmel erheben. Mit spezieller Bitterkeit glossierte er das Treiben der Herren Studenten und die Torturen, welche jeder Vater einer nur halbwegs hübschen Tochter von ihnen zu erdulden habe. Und ganz unrecht hatte er nicht. An jedem Morgen fand der Meister, sowie er die Bude aufschloß, sein Haus von oben bis unten mit Sonetten beklebt, alle zu Ehren der Brenta-Blume: wohin er sah, nichts als Reime wie fiore, amore; sospiri, martiri. Cremona konnte für die nächtlicherweise vor dem Hause gesprengten Mandolinensaiten kaum hinreichenden Ersatz schaffen, Siena ebensowenig für die von den Rivalen zersplitterten Klingen. Daß vor lauter Musizieren und Rapieren keine Seele von der ganzen Nachbarschaft zum Schlafen kommen konnte, versteht sich von selber. Der Podesta erteilte dem vergeblich protestierenden Papa, jenes Unfugs halber, einen Wischer nach dem andern und hieß ihn die Tochter verheiraten oder ins Kloster stecken. Der Gescholtene zankte dann seine Frau aus und diese wiederum die Tochter. Ward aber jemals ein Verweis ungerechterweise erteilt, so war es der letztere. Schuldloser war niemand an allem Lärmen als die schöne Eufemia selber. Wenn sie nach der Frühmesse ging, so war ihr holdseliges Antlitz mit dem weißen Schleier verhängt; trat sie in die Kirche, so trippelte sie, ohne die schönen blauen Augen weder rechts noch links zu wenden, nach dem Grabe des Antonio, preßte ihre blühenden Lippen andächtig an die Porphyrplatten, kniete zum Gebet oder zur Beichte nieder und kehrte dann fromm und heilig wieder ins Haus zurück. Sonst aber setzte sie den Fuß nicht über die Schwelle und ließ sich ebensowenig am Fenster blicken. Noch konnte sich nicht einer der jungen Männer eines freundlichen Blickes von ihr rühmen.

So standen die Sachen bis zum Juli 1808, dem Monat, in welchem bekanntlich der große Markt mit dem Pferderennen auf dem Prato della Valle abgehalten wird. Es ist dies das Hauptvolksfest der Paduaner, und die Fremden strömen meilenweit zu dessen Feier herbei. Ich darf wohl voraussetzen, daß auch die Mehrzahl von euch, meine hochverehrten Zuhörer, wenigstens einmal während jener Zeit mit dem Postschiff auf dem Kanal der Brenta nach Padua geschwommen sei, und brauch' euch demnach weder den prächtigen Platz, noch dessen achtzig Marmorstatuen großer Paduaner, welche dort im Schatten der Ulmen stehen, ebensowenig als die angrenzende Kirche Santa Giustina weitläufig zu schildern. Solltet ihr aber das Fest bisher versäumt haben, so kann ich euch nur raten, das nächste Mal die sechs Lire, welche die Hin- und Herfahrt kostet, nicht zu scheuen — es lohnt der Mühe, sage ich euch.

In dem erwähnten Jahre 1808 wurde das Fest feierlicher als jemals begangen. Der Zudrang der Menschen war ungeheuer. Von den Balkonen und Fenstern aller Häuser und Paläste, welche im weiten Kreise den Platz umstehen, hingen die reichen, kunstvoll gewebten Teppiche, deren buntschimmernde Farben bald die Wappen der Eigentümer, bald Gegenstände aus der heiligen wie aus der profanen Geschichte darstellten. Längs der Häuser und rings um den Kanal zogen sich in dreifachen Reihen die hölzernen Gerüste für Städter und Landvolk, während der Adel und die Reichen ihre Schaulust von den Söllern und Fenstern ihrer Schlösser aus befriedigten. Die festlich geschmückte Menge gewährte einen zauberischen Anblick. Alle die pittoresken Trachten der Landleute aus den venetianischen und lombardischen Distrikten fanden sich auf dem Prato della valle vereinigt. Hunderte von Karossen rollten in zwei Reihen langsam auf und nieder. Händchen und Fächer blieben in einem Winken und Grüßen nach den Fenstern hinauf, nach den Wagen hinab. Alles drängte sich lustig lärmend durcheinander und freudige Erwartung spiegelte sich auf jedem Gesicht. Endlich rückte eine Abteilung Kavallerie gravitätisch über die mit Sand bestreute Straße, um die Menge zu zerteilen und Raum für das Rennen zu schaffen, und jeder beeilte sich, auf dieses Zeichen hin einen der noch unbesetzten Plätze auf den Tribünen, welche die Vermieter mit kreischender Stimme austrompeteten, zu erreichen. Die Wagen verloren sich, und die Barberi wurde unterm Geleit der Polizei vorübergeführt. Dreizehn Pferde waren es, welche um den Preis laufen sollten. Große, auf ihre Hüften gemalte, Nummern bezeichneten sie; Flitter und Rauschgold raschelten glitzernd in den mit Band durchflochtenen Mähnen. Es waren herrliche Tiere, und nur mit Mühe gelang es den Stallknechten, sie zu führen und die mit Stacheln versehenen Riemen, welche die Rennenden spornen sollten, über ihrem Rücken schwebend zu erhalten. Mit lautem Jubel begrüßte das Volk die edlen Rosse, welche unter der Tribüne des Podesta aufgestellt wurden. Endlich gab dieser das Zeichen, der hemmende Strick fiel und mit Pfeilesschnelle flogen die gestachelten Renner die Bahn entlang — ein Blitz und sie waren vorüber. Das Volk stürzte von den Tribünen und flutete dem Ziele zu, um den Ausgang des Wettkampfes zu vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Liebermann-Mappe. Der Kunstwart widmet dem Berliner Maler zu seinem 60. Geburtstag eine besondere Mappe, die zum Preise von 10 Mark bei Callwey in München erschien. Fraglos ist sie in Ausstattung, Wiedergabe und Reichhaltigkeit die schönste der bisherigen entsprechenden Unternehmungen. Sie umfaßt 27 Abbildungen in dem ausführlichen und besonnenen Text, den Avenarius geschrieben hat, und außerdem 20 Einzelblätter. Die Bilder sind aus allen Entwicklungsstadien des Künstlers gewählt; neben den Gemälden finden sich auch einige bezeichnende Proben seiner Griffelkunst. Anschauung ist die beste Lehrmeisterin: wer sich nach den vielen Artikeln, die in den letzten Wochen über Liebermann erschienen sind, von seiner Art eine Vorstellung machen

Digitized by Google

oder manchmal an Vertrautem erfreuen will, der hat in dieser Mappe einen schönen Stoff. Wir haben in der „Hilfe“ zu Liebermann verschiedentlich Stellung genommen, und indem wir auf Naumanns Ausführungen und die neulichen Geburtstagsartikel verweisen, können wir es uns heute versagen, diese Anzeige mit einer sachlichen Würdigung zu verbinden. H.

Allerlei

Dorfbegräbnis. Schultens Karl hatte sechzehn Wochen im Krankenhause gelegen. Nun war er tot. „He is erlöst, Herr Paster.“ Die Mutter weinte nicht. Sie wollte ihn aber auf dem Dorffriedhofe beigesetzt haben.

Und als der Tag gekommen war, bahrten sie den Sohn der Witwe auf in einer zufällig leeren Stube eines Kathnerhauses. Und von Zeit zu Zeit kam ein Junge barfüßig oder ein Mädchen mit flachsenem Haar, sah durchs Fenster und sah den Toten und ging davon.

Als dann der Totengräber die Gruft gegraben unter Akazien und Essigstrauch, läutete es drei „Pulse“ über das offene Grab.

Es ist Erntezeit, aber Tag um Tag Regen. Da sind die Leute daheim. Der Bauer stöhnt.

Schultens Karl war keines Bauern Sohn gewesen. Es rüsteten sich wenige, ihm am Nachmittage die letzte Ehre zu erweisen. Aber sie standen hinter der Gartenmauer, am Küchenfenster, vor der Tür, unter der Linde. Da und dort sah man auch einen Mädchenkopf. Kinder kommen und gehen wieder. Schultens Karl wird mit Musik begraben. Schultens Karl ist Turner gewesen. „Schultens Karl is mi dot.“

Drüben aus dem niedrigen Hause mit dem Strohdach tritt ein Mann mit Zylinder.

„Herra, Bahzel kümmt!“ flüstern die Kinder sich zu. Sie treten zur Seite. Was Mützen hat, zieht sie. Die andern sagen: „Dag.“ Die Mädchen knixen. Der Herr Lehrer dankt.

„De Preester!“ sagt Schulten Karls Mutter zu ihrer Tochter ... „Du hest emm doch bestellt.“

„To Klocken twei,“ sagt das Mädchen still. Und weint. Und geht an den Toten heran.

Nun kommen andere herzu. Einfach, schwarz, schlicht. Sie treten zu Schultens Karl und geben ihm die Hand. Der Stieglitz im Bauer auf dem Hausflur flattert scheu. Man nimmt ihn fort. Nun weint auch Schulten Karls Mutter. Sie weiß, wie gern der Tote den Stieglitz hatte. Sie weint laut. Volte Miele und Hansens Emma geben ihr die Hand. Krügers Paul und Henzens Franz geben ihr die Hand. Und sie gehen hinaus. Die kommen wollten, sind nun alle da und stehen auf dem Hofe vor dem Kathnerhaus. Auch die zwölf oder vierzehn Turner sind da. Mit grünen Mützen, schwarz-weiß-rot gebändert. Das Banner ist verhängt.

Die acht Musikanten kommen. Gleichgiltig. Ihnen ist ein Begräbnis nichts Neues. Zwei lachen noch.

Jetzt erscheint der Geistliche. Er grüßt ernst und freundlich zugleich. Er kennt alle, die da stehen. Mancher blickt scheu. Und wie er spricht, verstehen ihn alle. Da und dort ein Schluchzen. Er spricht vom Jüngling zu Nain.

Dann singen die Schulkinder zwei, drei Verse. Ein Gebet noch. Amen.

Sie haben dir viel Ehre angetan, Schultens Karl. Sie haben schöne Kränze gebracht. Die hat der Gärtner in der Sadt gewickelt. Man sieht es gleich. Aber die es am besten gemeint, brachten, was gerade der kleine Garten am Stall oder der Garten des Nachbars boten: Nachtviolen, buntes Schnittgras um Strauchzentifolien gewunden in Buchsbaum oder Blätter vom wilden Wein.

Und dann spielten die Dorfmusikanten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“

Nun mußt du hinaus aus dem Dörflein, aus dem stillen Dörflein auf seinen noch stilleren Friedhof. Kennst ihn ja, Schultens Karl! Hast ja oft dabei deine Güssel gehütet.

Wieder läuten die Glocken und die Musik ertönt. Voraus gehen die Turner. Und Mädchen. Dann kommt der Sarg mit Schultens Karl. Dahinter gehen der Pfarrer und der Lehrer. Die Angehörigen weinen. Klein das Gefolge. Kinder ohne Trauergewand schließen sich an. Die Dorfstraße hinab trug man einen Toten. Der war der einzige Sohn seiner Mutter. Und sie war eine Witwe. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun haben sie ihn begraben. Und ich dachte der Jugendzeit, wo ich so manchen zu Grabe gesungen vor dreißig und mehr Jahren. Und die tausendjährige Linde am Kirchlein rauscht und rauscht.

Konrad Agahd.

Das Vermögen der Kirche. R. Charmatz schreibt in seinem Buche über die deutsch-österreichische Politik, daß das Aktivvermögen der römisch-katholischen Kirche in den österreichischen Kronländern 813 600 000 Kronen beträgt. Das ist eine schöne Summe. Wieviel Frömmigkeit war nötig, um diese Summe zusammenzubringen!

Bergesquelle

Wer sagt, um welchen Engels willen
Ich hier die schöne Quelle fand?
Am heißen Tag den Durst zu stillen,
Ich schöpfe mit der hohlen Hand.

Wohlan, wo solche Quellen blinken,
Ich acht mich sie zu finden wert,
Ich habe ja, daraus zu trinken,
Des goldnen Bechers nie begehrt.

Peter Schnellbach.

Büchertisch

Franz Staudinger. Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. Darmstadt 1907. Eduard Röther. III. 160 S.

Wer dies Buch gelesen und auch verstanden hat — es ist nicht schwer zu verstehen; ich möchte aber empfehlen, jeden Abschnitt gleich zweimal zu lesen — der wird eine gediegene Masse von Gedankenarbeit geleistet haben. Staudinger ist einer der wenigen Philosophen, die von logischen und ethischen Problemen aus immer tiefer in die sozialen einzudringen als notwendig erkannt haben. Er ist dabei, wie vorliegende Schrift, verglichen mit früheren, zeigt, den von Marx vorgetragenen Lehren in wesentlichen Stücken immer näher gekommen, legt aber doch den ethischen Gesichtspunkten viel größere Bedeutung bei als dieser, und schätzt — zum Teil eben aus diesem Grunde — die Bedeutung des Genossenschaftswesens als einer Übergangsform aus dem gegenwärtigen in ein zukünftiges soziales Leben weit höher; und es möge bemerkt werden, daß er nach dieser Richtung hin auch eine einflußreiche praktische Tätigkeit entfaltet. In der sozialphilosophischen Grundlegung, die die ersten der 3 Abschnitte des Buches erfüllt, schließt sich Staudinger an Tönnies „Gemeinschaft und Gesellschaft“ an, will aber die Begriffe dieser Verhältnisse und Verbindungsarten durch einen dritten: „das Sach- oder Objektsverhältnis“ ergänzen, der dem Einwande bloß liegen dürfte, daß er nach des Verfassers eigener Bemerkung (S. 16) ein „an sich assoziiertes Verhältnis“ bedeutet. Ein Verhältnis, das „nur durch List und Gewalt bezeichnet wird“, ist offenbar ein feindseliges Verhältnis, und das sind ihrem Wesen nach bekanntlich solche gar oft, die scheinbar friedlich oder sogar freundlich sind — zwischen Individuen, wie zwischen Parteien, Nationen usw. Indessen hat die Unterscheidung nur theoretischen Wert, die Folgerungen sind davon unabhängig. Übrigens rät Staudinger dem „nicht in philosophischer Analyse geübten, insbesondere den an historische und entwickelungsgeschichtliche Denkweise gewöhnten“ Lesern nach dem ersten Kapitel sogleich im zweiten Abschnitt (Kap. 9), fortzufahren und die dazwischenliegenden Kapitel erst als Zusammenfassung am Schluß zu lesen. Der zweite Abschnitt behandelt die bisherigen historischen Mischungen der drei Grundverhältnisse, der dritte die Unterordnung der „Gemeinschaft“. Der ganze Gedankengang zielt auf ein starkes und mit Energie vertretenes Argument zu Gunsten des Sozialismus ab. Es ist ihm schließlich darum zu tun, die grundlegenden Unterschiede der Moral des „uns heute vor allem praktisch interessierenden“ Arbeitersozialismus von der Moral des Herrentums und der Verkehrsgesellschaft wenigstens in einigen ihrer Hauptgrundzüge zum Verständnis zu bringen. Die Charakteristik der „proletarischen Gemeinschaftsmoral“ schließt sich an Dietzgen an. Scharf wird die „Verkehrsmoral“ kritisiert, und überall betont, daß deren Voraussetzung, die freie Verkehrsgesellschaft, tatsächlich schon nicht mehr vorhanden oder doch im deutlichen Übergange zu einem neuen Herrentum der Monopolisten ist, deren Ziel die Wiederherstellung eines Zustandes sei, worin Gesetz und Recht ihr freiverfügbares Werkzeug wäre. — Unvermeidlich ist der Klassenkampf. Er ist zugleich — und gerade in Deutschland — Kampf um die Entwicklungsrichtung selbst. Den Herren liegt nicht Gesetzlichkeit des Gesetzes am Herzen; das beweist die Raubtat des Zolltarifs, beweisen die Bestrebungen zur Wahlrechtsverschlechterung usw. Zwei Wege gibt es: entweder der Despotismus des Besitzes wird etabliert, oder eine normale d. h. kontinuierliche Entwicklung zum Sozialismus wird eingeleitet. In jedem Falle werden die Gegenmächte gegen die Kapitalmacht der Monopolisten „in einem bestimmten Zeitpunkte überwiegen; dann tritt statt der Herrenmacht die soziale Macht an erste Stelle und damit erst wird die Moral unmittelbar bestimmend für das Leben auch in Politik und Wirtschaft.“ — Von dem großen Gehalt des Büchleins konnte hier nur eine Andeutung gegeben werden. Es spricht nicht nur eine starke Persönlichkeit daraus, sondern eine bedeutende Kraft klaren und folgerichtigen Denkens. Manches dürfte sich noch von einer anderen Seite betrachten lassen; und wer sich dazu herausgefordert fühlt, sollte eine Disputation mit diesem wackern Kämpen wagen. Er wird aber einen harten Strauß zu bestehen haben. - r -

Deutsche Schulerziehung. In Verbindung mit Dr. Andreae-Kaiserslautern, Dr. Gertrud Bäumer-Berlin, Dr. Förster-Zürich, Dr. Gaudig-Leipzig, K. Götze-Hamburg, M. Griebsch-Milwaukee,

Ordinary Meeting of the Council held on Tuesday, 3rd December, 1929.

Present:—Councillor Mrs. Hilda Hall (Chairman), Councillors Mrs. Ethel Bowman, Mrs. Ethel Bowman, Mrs. Ethel Bowman,

hervor und weist darauf hin, daß um 1870, mit Ausnahme der protestantischen Teile des Unterelsaß, das geistige und ästhetische Leben des Landes infolge der politischen Schranke gegenüber der deutschen Welt und der Sprachverschiedenheit mit Frankreich, unterentwickelt war.

Nicht ganz beistimmen kann ich dem Verfasser nur in zwei Punkten, nämlich in der milden Beurteilung elsässischer Vorliebe für das französische Militär, die wir wohl verstehen, aber doch nicht begünstigen können, und dann in der Kritik der deutschen Verwaltung. Ich stehe nicht hintan, anzuerkennen, daß der Verfasser das größte Bestreben hat, objektiv zu bleiben; er übersieht jedoch, daß gerade von elsässischer Seite den deutschen Beamten in der ersten Zeit, auch bewußt, enorme Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden sind. Trotzdem halte ich es für sehr wertvoll, daß das deutsche Publikum auch die elsässische Anschauung hierüber erfährt.

Interessant ist es, wie der Verfasser darlegt, daß der im Gegensatz zur verdeutschenden Tendenz der Verwaltung stehende Partikularismus durch die Förderung der Dialekt-Literatur und durch die hierüber hinaus einsetzende Entwicklung der geistigen Kultur den Anschluß an das Deutsche Reich, wenn auch unwillentlich, gefördert hat. — Aus dem reichen, mit Ausnahme der politischen Tagesfragen, das ganze Leben des Elsaß umfassenden Inhalte der Broschüre konnten nur einige Punkte herausgegriffen werden. Jeder, der sich mit den Reichslanden beschäftigt, müßte diese Schrift gelesen haben.

Wir hoffen, daß der Verfasser, der durch die genaue Kenntnis der Verhältnisse, deren tiefes Durchdringen, und nicht zuletzt durch seine Darstellungskunst hierzu berufen ist, das mit dieser Schrift gegebene Versprechen einlösen und uns später das große Werk über das Elsaß der Gegenwart, wenn auch in epischer Form schenken wird. **Dr. Förster.**

J. Müller, Hemmungen des Lebens. Beckesche Verlagsbuchhandlung. München 1907. Preis 3 M.

Der Verfasser dieses Buches ist kein zünftiger Gelehrter oder Priester; er vertritt in Schrift und Leben den Standpunkt eines modernen, praktischen Christentums in dem Sinne einer „Pflege des persönlichen Lebens"; das dokumentieren die zu diesem Zweck begründete „Freistatt", die von ihm herausgegebene Zeitschrift und seine verschiedenen Broschüren. Man darf an seine literarischen Arbeiten nicht den Maßstab strenger Wissenschaftlichkeit legen, sondern muß sie als freie Aussprache über religiös-ethische Probleme, als „praktische" Erbauungsschriften beurteilen. Sein Programm: „Pflege der Persönlichkeit" ist nicht eng gezogen; seine Auseinandersetzungen tragen die Gestalt Jesu an der Spitze und verschließen sich nicht ganz den sozialen Forderungen unsrer Zeit. In seinen „Hemmungen des Lebens", wo von den geheimen Mächten die Rede ist, die einer Entfaltung der Persönlichkeit hindernd im Wege stehen, wie Furcht, Trauer, Sorge, Zweifel, teilt sich dem Leser etwas von dem sittlichen Ernst eines Mannes mit, der mit seiner Persönlichkeit für seine Überzeugung eintritt. **H. S.**

Noch ist es Zeit!

Haben Sie die Absicht, im kommenden Herbst tatkräftig für unsre Sache zu werben? Schicken Sie uns 1 Mark in Briefmarken, und wenn möglich Ihre Abonnements-Quittung. Wir werden Ihnen dann sofort ein Wahlagitationshandbuch für liberale Redner senden. Der kleine Vorrat ist bald erschöpft. Das Buch hat Format und Stärke von „Demokratie und Kaisertum". Es leistet anerkannt gute Dienste.

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

„Billige Briefmarken" Preisliste gratis. **Rudolf Keil, Gablonz a. N. Austria.** [4044

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroffenen **Holländischen Tabak** 10 Pfd.-Beutel franko 8 Mk. [3960 **Zigarren billigst!**

Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey, München

Von dem bekannten Literarhistoriker Bartels haben wir im Verlag

Adolf Bartels gesammelte Dichtungen

Bis jetzt erschienen:

Band 1. **Lyrische Gedichte** 3 Mark, gebunden 4 Mark
Band 5. **Römische Tragödien** 5 Mark, gebunden 6 Mark
Inhalt: Die Päpstin Johanna — Catilina — Der Sacco
Band 6. **Martin Luther.** Eine dramatische Trilogie 4 Mark, gebunden 5 Mark.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 33

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 18. August 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Regierung und Wahlrecht — Sozialdemokratie und Wahlbewegung — Der Abg. Schrader — Der strenge Herr — Marokko). — **Naumann:** Zur Wahlrechtsfrage in Preußen. — **Dr. H. G. Heymann:** Der Getreidehandel und die Börsenreform. — **Dr. Ernst Lehmann:** Die Schwenkung in der badischen Regierung. — **Dr. L. Martin:** Koloniale Selbstverwaltung und Eingeborenenrecht (Schluß). — Aus unsrer Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Traub: Seelendienst. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun. VIII. — **Erich Schlaikjer:** Literarische Propaganda. — **Dr. Theodor Heuß:** Eine Streitschrift über „die deutsche Malerei". — **M. Samter:** Die letzte Berliner Hexe. — **Franz Freiherr Gaudy:** Die Brenta-Blume (Fortsetzung). — Kunst. — Allerlei. — Briefkasten.

Politische Notizen

Regierung und Wahlrecht. Der Wochenschauer der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hat vor der lebhaften Erörterung, die die Wahlrechtsfrage in der gesamten Presse der letzten Wochen gefunden, nicht länger die Augen verschließen können. Er nimmt dazu in längeren Ausführungen das Wort, und man wird sie als den Spiegel der Regierungsmeinung betrachten können. Wer eine feste Antwort auf die Frage erwartete, die die Öffentlichkeit an den preußischen Ministerpräsidenten richtete, ist nach dem Lesen nicht viel gescheiter geworden. Aber er findet den wichtigen Satz:

Die jüngsten Änderungen der preußischen Wahl- und Wahlkreisordnung sollten keine sachliche Lösung der Wahlrechtsfrage darstellen. Ein Gewährsmann der „Post" nimmt sogar an, daß Herr v. Bethmann-Hollweg sich nicht mit der Gangbarmachung der jetzigen Wahlordnung begnügt, sondern auch die Frage einer Modernisierung des preußischen Wahlrechts einer gründlichen Prüfung unterzogen hat.

Aus dem Zugeständnis, daß die vorjährige Wahlrechts-„Reform" keine Lösung darstelle, spricht sich die Geneigtheit der Regierung aus, das Dreiklassen-Unrecht nicht mehr als einen unantastbaren Grundpfeiler des preußischen Staatswesens zu betrachten. Darüber, welcher Art die „Lösung" sein könne, schweigt sie sich noch aus. Die Regierung hat begreiflich kein Interesse daran, die Schwierigkeiten mit rechts oder links zu beschleunigen. Aber bei dem Lärm der rechtsstehenden Parteien zeigt sich wenigstens eine verhältnismäßig unabhängige Gelassenheit, die man, wenn man Optimist ist, als ein Entgegenkommen verzeichnen kann. Bisher hatte eine offiziöse Erklärung gefehlt. Demgegenüber ist es ein harmloses Vergnügen, aus Naumann eine Art von Sündenbock zu machen und ihn von den übrigen Freisinnigen trennen zu wollen. Denn die Tatsachen bleiben, daß erst sein Vorstoß die Frage zur allgemeinen Diskussion führte, und daß die Freisinnigen sich geschlossen hinter seine Forderung des Reichstagswahlrechts stellten. Daß diese Forderung die Lebensfrage des Blocks werden und zwar recht bald werden kann, ist dem Offiziosus natürlich unangenehm genug. Er hat dafür die verwarnenden Worte, in denen seiner Weisheit Schluß zusammengefaßt ist:

„Gewiß, die Liberalen mögen auf ihrer Forderung bestehen; wie die Dinge liegen, ist es aber nicht bloß ein aussichtsloser, sondern ein für die vertretenen Forderungen direkt schädliches Unterfangen, von ihrer sofortigen Erfüllung den Bestand der Blockpolitik abhängig zu machen. Sollte sie einmal verwirklicht werden, so bedürfte es dazu langer heftiger Kämpfe, eines politischen Umschwunges im Gefolge großer Ereignisse. Wir hoffen deshalb, daß die linksliberalen Parteien wie 1906 sich nicht von der Sozialdemokratie abseits drängen lassen, sondern wie damals, wenn sie eine gleiche Agitation zugunsten einer Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen inszenieren sollten, die Form entschieden ablehnen."

Wir meinen, die Erklärungen der Linksliberalen haben es an Deutlichkeit nicht fehlen lassen, wie viel oder wie wenig sie geneigt sind, in dieser Frage auf den Bestand des Blocks Rücksicht zu nehmen.

Sozialdemokratie und Wahlbewegung. Das Verhalten der Sozialdemokratie zur preußischen Wahlbewegung ist bis jetzt höchst ungeschickt, denn es besteht bis heute nur in einer Verdächtigung aller derjenigen, die bereit sind, für eine Wahlreform einzutreten! Mag doch die Sozialdemokratie selber etwas tun! Mag sie gegen das Wahlunrecht mit Massenversammlungen auftreten. Uns Freisinnigen kann eine lebhafte sozialdemokratische Wahlrechtsagitation nur angenehm sein. Aber wo ist sie? Statt dessen werden wir „Roßtäuscher" genannt und jeder Schritt wird verspottet. Als ob die Sozialdemokratie für sich allein den preußischen Staat reformieren könnte! Es ist immer wieder die alte Methode: wir werden verächtlich gemacht und vor der Bevölkerung als ganz nichtswürdige Volkstäuscher hingestellt, und dann, wenn es zum Klappen kommt, verlangt dieselbe Sozialdemokratie vom Freisinn, daß er im Zweifelsfalle für sie arbeitet. Das aber ist das Unmögliche. Es wird unmöglich sein, die Menge der liberalen Bürger zur gemeinsamen Arbeit mit der Sozialdemokratie zu bringen, so lange dieses Doppelspiel von der Sozialdemokratie gespielt wird. Nichts hindert heute den Fortschritt der Wahlreform in Preußen so sehr als die falsche Taktik der Sozialdemokratie, die uns immer wieder nötigt, uns nach links hin zu wehren, wo wir alle Kräfte brauchen, um gegen rechts etwas zu erreichen.

Der Abg. Schrader veröffentlichte im „Berliner Tageblatt" einen längeren Artikel zur preußischen Wahlrechtsfrage, der sich selbstverständlich ganz im Sinne der Naumannschen Ausführungen hält. Er kommt in den Schlußsätzen zu dem nachstehenden Ergebnis:

Will man ernstlich das Reichswahlrecht für Preußen, so darf man eine energische Agitation nicht scheuen, welche unsre ganzen verfassungsmäßen Zustände im Reich und in Preußen beleuchtet. Man darf sich auch nicht davor scheuen, daß dabei die Sozialdemokratie eine große Rolle spielen wird. Die arbeitenden Klassen sind doch die am meisten Interessierten; sie können und werden nicht Gewehr bei Fuß stehen bleiben, wenn es sich darum handelt, die Entrechtung der unteren Steuerstufen zu beseitigen. Aber ihnen allein kann der Liberalismus die Agitation nicht überlassen. Will er wieder zu einer angesehenen politischen Stellung kommen, so muß er die Initiative ergreifen und die Führung übernehmen. Nur dann ist auf einen Erfolg zu hoffen, weil nur unter dieser Voraussetzung die bürgerlichen Kreise sich genügend beteiligen werden. Und das ist doch notwendig für das Gelingen, da von ihnen die Zusammensetzung des nächsten preußischen Abgeordnetenhauses abhängt.

Es mag sein, daß die nächste Wahl noch nicht die Entscheidung bringt, daß das Haus noch nicht eine Mehrheit für das Reichswahlrecht erhält. Aber der Erfolg einer kräftigen Agitation wird doch groß sein. Ein ernster Kampf hat um Volksfreiheiten stattgefunden, in welchem die große Menge der Bevölkerung zusammengestanden hat; freiheitliche Forderungen haben die Gemüter wieder begeistert, es ist wieder ein frischer Zug in die Volksbewegung gekommen.

Eine starke Wirkung auf Regierung und Parlamente wird nicht ausbleiben; es ist der Anfang einer neuen Politik gemacht.

Freilich nicht einer sogenannten Blockpolitik, die doch nichts als ein Mittel ist, einzelne politische Zwecke zu erreichen, aber nicht die Grundlage einer dauernden Politik, die nur durch gemeinsame politische Anschauungen gebildet werden kann. Kein verständiger Liberaler wird Maßregeln, die von der Blockpolitik ausgehen, bloß deshalb ablehnen, sofern er sie mit seinen Grundsätzen vereinigen und für zweckmäßig halten kann. Aber ebensowenig wird er sich davon abbringen lassen, seine eigenen Ziele zu verfolgen, nur um Blockpolitik zu machen. Und das Erstwichtige der Ziele ist die Einführung des Reichswahlrechtes in Preußen.

Dafür gilt es jetzt alle Kraft einsetzen!

Der strenge Herr. Die schwäbischen Nationalliberalen haben bei der letzten Landtagswahl bekanntlich das Bündnis mit der Demokratie ausgeschlagen, um in der Gefolgschaft des Bundes der Landwirte zu marschieren, und durch dessen Gnade eine Reihe von Mandaten zu erhalten. Diese Politik, mit der man im eignen Lager durchaus nicht überall einverstanden war, hatte namentlich der „Schwäbische Merkur" befürwortet, und man konnte in der Wahlzeit keinen betriebsameren Anwalt bündlerischer Kandidaturen finden als ihn. Aber nun er in der Folgezeit manchmal sich die Freiheit nahm, die Politik der bündlerischen Fraktion, die auch danach ist, zu kritisieren, erfährt er jetzt von der „Deutschen Reichspost" eine Zurechtweisung von einer naiven Selbstverständlichkeit, wie man sie sich nicht schöner denken kann:

Den fortgesetzten hinterlistigen Denunziationen des „Schwäbischen Merkur" gegen unsre Vertreter im Landtage wird es die Deutsche Partei zu danken haben, wenn unsre Parteigenossen jedes Interesse daran verlieren, den immer näher rückenden Zusammenbruch der Deutschen Partei aufzuhalten. Wir sind es satt, die Scharfmacher hinter der Kulisse auf offner Bühne als Regierungs- und Beamtenfreunde sans phrase agieren zu sehen und uns von der schwäbischen Wetterfahne, genannt „Merkur", als Verbündete des Zentrums und der Sozialdemokratie verdächtigen zu lassen.

Der gute Merkur kann einem aufrichtig leid tun. Das sind nun die Früchte seiner selbstlosen Tätigkeit. Aber man kann ihm gegen solchen Undank nicht einmal Trost zusprechen.

Marokko. Die marokkanische Angelegenheit ist in ein Stadium getreten, wo sich schlechterdings nicht mehr übersehen läßt, welche Entwicklung sie nehmen wird. Es kommt darauf an, wie die Franzosen entschlossen sind, den Zwischenfall in Casablanca auszunutzen. Frankreich macht natürlich für die Ermordung seiner Angehörigen den Sultan von Marokko verantwortlich. Formell liegt der Fall ähnlich wie damals, als wir die Ermordung einiger deutscher Missionare in China zum Anlaß nahmen, die Bucht von Kiautschou als „Pachtung" für uns zu verlangen. Während man aber die chinesische Regierung und ihre Provinzialgouverneure damals bis zu einem gewissen Grade wirklich für die Sicherheit der Fremden verantwortlich machen konnte, ist davon in Casablanca vielleicht gar nicht die Rede. Der Sultan übt keine hinreichende Autorität über die Stämme aus, die den Angriff auf die Europäer in der Stadt gemacht haben, und auch daraus, daß sich angeblich Sultanstruppen an dem bewaffneten Widerstand und an dem vorhergehenden Überfall beteiligt haben, braucht für die Absichten der marokkanischen Regierung, des sogenannten Maghzen, gegenüber den Europäern noch sehr wenig zu folgen. Es kann sein, daß die Stämme ganz auf eigene Faust gehandelt haben. Es kann freilich auch sein, daß der Sultan oder seine maßgebenden Beamten sich sagen: die Franzosen wollen uns offenbar doch verschlucken; wenn wir es aber mit einem wirklichen bewaffneten Widerstand versuchen, so wird der deutsche Kaiser, der Freund und Beschützer der Muhammedaner, schließlich eingreifen müssen und uns vor dem Äußersten bewahren!

Die Franzosen haben zwei Möglichkeiten vor sich. Sie können einen wirklichen Krieg mit Marokko anfangen. Da sowohl Frankreich als auch Marokko souveräne Staaten sind, so hätte formell niemand weiter ein Recht, sich in eine solche Entwicklung der Sache einzumischen. Bei einem französischen Feldzug großen Stils nach Marokko würde natürlich das ganze Land wie ein Mann gegen die Franzosen aufstehen. Dazu käme, daß auch Algier, dessen muhammedanische Bewohner in ihrem Herzen mit den Marokkanern sympathisieren, scharf bewacht werden müßte. Die Eroberung Marokkos würde auf jeden Fall für die Franzosen eine harte Nuß werden. Dr. Roloff, ein spezieller Kenner der französischen Kolonialgeschichte, schätzt die hierfür erforderliche Macht bei der Kriegstüchtigkeit der fanatischen Muhammedaner, bei der Unwegsamkeit und der Größe des Landes auf mehrere hunderttausend Mann. Frankreich würde also wahrscheinlich auf ein bis zwei Jahre einen großen überseeischen Krieg zu führen haben, der jedenfalls noch sehr viel mehr kosten würde, als unser Aufstand in Südwestafrika. Vom marokkanischen Standpunkte aus wäre es wahrscheinlich das klügste, diese Möglichkeit ruhig an sich herankommen zu lassen.

Der andre Weg, den Frankreich in seinem Interesse gehen kann, ist der, daß es versucht, von den Marokkanern als Genugtuung für die Vorfälle in Casablanca möglichst große politische Kompensationen zu erpressen. Hierbei müßte es sich aber notgedrungen an das Abkommen von Algeciras halten, d. h. jeder besondre Vorteil, den Frankreich für sich beanspruchte, bedürfte der Genehmigung aller an der Algeciraskonferenz beteiligt gewesenen Mächte.

Rein unter dem Gesichtspunkt unsres augenblicklichen Vorteils betrachtet, wäre es für Deutschland gar kein ungünstiger Fall, wenn die Franzosen sich jetzt in Marokko festbissen und dort in einen großen Kolonialkrieg gerieten. Mit der Festlegung Frankreichs in einem solchen Unternehmen, voraussichtlich auf mehrere Jahre, wäre gegeben, daß es für diese Zeit aus jeder antideutschen Kombination ausgeschaltet ist. Das würde für uns vielleicht eine größere Erleichterung der politischen Gesamtlage bedeuten, als der Schaden ausmachte, den wir durch die Unterbrechung und spätere Einschränkung unsres Handels mit Marokko erleiden könnten.

Zur Wahlrechtsfrage in Preußen

Die Zeitungen aller Parteien haben sich lebhaft mit dem Artikel beschäftigt, den ich im „Berliner Tageblatt" über die preußische Wahlrechtsfrage geschrieben habe. Schon das ist ein sachlicher Gewinn, daß die preußische Wahlrechtsfrage auf diese Weise stärker in den Vordergrund der öffentlichen Aussprache gerückt ist, und es muß nach Kräften dafür gesorgt werden, daß sich die preußische Bevölkerung im ganzen mehr als bisher mit ihren Staatsbürgerrechten beschäftigt. Das erfreulichste aber ist die volle Harmonie aller Linksliberalen in dieser Frage. Die „Freisinnige Zeitung" geht denselben Weg wie wir und die süddeutschen Demokraten helfen uns von jenseits der preußischen Grenzen. Es steht nicht so, als ob etwa nur ein Flügel der Freisinnigen für sich allein die Forderung aufstellte: „Das Reichstagswahlrecht für Preußen", nein, von allen Seiten wird einmütig versichert, daß die Freisinnigen ihren alten Programmstandpunkt in der Praxis lebendig machen wollen. Die liberale Einigung schreitet sichtbar vorwärts. Als wir im November vorigen Jahres in Frankfurt a. M. die Vorbesprechung der Fraktionseinigung hatten, empfanden alle Beteiligten, daß mit bloßen Einigungsbeschlüssen das schwere Werk der Durchführung nicht vollführt werden könne, sondern daß erst in gemeinsamer Arbeit die Möglichkeit der liberalen Einigung erprobt werden müsse. Diese Probe beginnt jetzt. Unsre Freunde werden zweifellos alles tun, damit sie gelinge, wir sind aber auch davon überzeugt, daß alle übrigen Teilnehmer der Fraktionsgemeinschaft genau ebenso handeln werden. Soviel ist ja ohne weiteres klar, daß der Freisinn bei Aufrollung der preußischen Wahlrechtsfrage einen inneren Zwist durchaus nicht brauchen kann. Jetzt müssen wir alle Nebenfragen ausscheiden und uns an die Hauptsache halten: Die Liberalisierung des preußischen Staates.

Welchen Widerständen jede Art von preußischer Wahlrechtsreform begegnen wird, hat sich in den Preßerörterungen der letzten zwei Wochen zur Genüge gezeigt. Die Konservativen behandeln es einfach als eine Art von Tempelschändung, wenn man an ihre Vorrechte rührt. Sie sind so sicher im Gefühl ihrer Macht, daß sie nichts sehen und hören, was sonst in der Welt vorgeht. Sie sehen nicht, daß jetzt fast der ganze Süden Deutschlands sein liberales Wahlrecht gefunden hat, hören nicht, daß Österreich heute viel moderner ist als Preußen und daß in ganz Europa

der Liberalismus der Völker sich wieder hebt, und glauben vielmehr, Preußen liege so fern von aller übrigen Kultur, daß Preußen allein (oder mit Rußland im Bunde!) sich im Zustande der politischen Entrechtung seiner meisten Bürger halten könne. Den Hohn und Spott, den die Konservativen unserm Versuche, ihr Herrenrecht im Staate zu mindern, entgegenwerfen, und ihr Hochmut gegenüber allen Volksrechten spricht mehr als alles andre für die Notwendigkeit einer nachhaltigen und zähen Wahlrechtsbewegung. Hört ihr es, wie sie die Masse verachten und verlachen, die nur in dritter Klasse wählen darf?! Es ist ganz recht so! Das sind ja Menschen dritter Klasse! Wozu soll der gemeine Mann politische Rechte haben? Politische Macht ist eine Sache für die Vornehmen, und „vornehm" ist, wer für die erste Klasse reif ist.

Ein politisches System, wie es jetzt in Preußen herrscht, muß die Menge des Volkes dem Staat entfremden. Es ist unpatriotisch, ein solches System erhalten zu wollen, nachdem es sich überlebt hat. Das ist es, was die Regierung eingesehen hat. Der Reichskanzler will etwas, was sich so sehr überlebt hat, daß es keinen Zusammenhang mehr hat mit dem Empfinden des Volkes, lieber von sich aus reformieren, ehe es einmal in Tagen schwerer äußerer oder innerer Gefahren in unberechenbarer Weise zusammenbricht. So wenigstens fassen wir seine Ankündigung auf, daß er das preußische Wahlrecht ändern wolle. Mehr als die Ankündigung dieser Absicht liegt nicht vor, und alles, was einige kleinere sozialdemokratische Blätter über Vereinbarungen zwischen dem Reichskanzler und uns geschrieben haben, ist blanker Unsinn. Es ist meines Wissens überhaupt nicht verhandelt worden. Die Tatsache aber, daß der Reichskanzler seine Reformabsichten hat ankündigen lassen, ist für uns Anlaß genug, uns die Wege zu überlegen, auf denen er vorgehen kann, um sie durchzuführen. Das allein ist es, was ich im „Berliner Tageblatt" versucht habe, und es hat sich gezeigt, daß dieser Versuch nicht vergeblich war, denn er nötigte Freund und Feind, seine Haltung genauer festzustellen.

Daß die Konservativen sich der Wahlrechtsbewegung von vornherein feindlich entgegenstemmen, ist, wie schon gesagt, in diesen Wochen wieder recht deutlich geworden. Sie reden von „Staatsstreich" und Ähnlichem. Je gröber sie es machen, desto besser! Ihre Leidenschaft für das Unrecht hilft uns. Viel schwerer aber fällt für uns ins Gewicht, daß die Nationalliberalen sich sehr lauwarm verhalten, dieselben Nationalliberalen, die in Bayern sich eine so schreckliche Niederlage geholt haben, weil sie der dortigen Wahlrechtsbewegung ohne liberale Entschlossenheit entgegengegangen sind. Heute wird es wenige bayerische Nationalliberale geben, die nicht froh wären, wenn sie im richtigen Zeitpunkt entschieden liberal gewesen wären. Und wie steht es mit den Nationalliberalen in Sachsen? Auch sie sind zu einem guten Teil überzeugt, daß sie vor zehn Jahren auf einem falschen Wege waren, als sie den Konservativen halfen. Die Nationalliberalen sollen sich nicht darüber täuschen, daß bei Einsetzen einer stärkeren Wahlbewegung Farbe bekannt werden muß. Eine Wahlbewegung in Preußen ist kein kleiner Vorgang. Sie entsteht langsam und schwierig. Es braucht Zeit, bis sich die Öffentlichkeit daran gewöhnt, den preußischen Landtag überhaupt für reformierbar zu halten; aber wenn sie einmal aufsteigt, dann wird sie stark, denn dann wirkt das vorhandene fünfzigjährige Unrecht und rüttelt die Geister auf. Ob die nationalliberale Partei imstande sein wird, das Aufsteigen der Wahlrechtsbewegung zu hemmen, nachdem einmal die Regierung ihren Willen einer Reform kundgetan hat? Wir glauben es nicht. Unser Wunsch ist natürlich, daß die liberale Einheit gegenüber den Wahlrechtsfragen, die in Bayern nach dem Irrtum sich eingestellt hat, in Preußen ohne diese böse Erfahrung von vornherein in Wirkung trete.

Wer aber den Willen der Regierung, überhaupt an eine Wahlrechtsreform heranzutreten, nicht ernst nehmen will, weil er sich zu fest in den Gedanken hineingewöhnt hat, daß Bülow nur Worte besitze, den möchten wir auf einige Zeilen in der „Kreuzzeitung" aufmerksam machen. Dort heißt es:

> „Der Reichskanzler weiß auch ohne konservative Zeitungsartikel, wo die Grenze ist, bis zu der die preußischen Konservativen eine Wahlrechtsreform mitmachen würden. Will er weiter gehen, so werden ihn unsre Warnungen sicher nicht abschrecken."

So würde die „Kreuzzeitung" nicht schreiben, wenn sie nicht der Meinung wäre, daß Bülow weiter gehen will. Wie weit er gehen will, wissen wir natürlich nicht, aber für uns ist auch die Hauptsache, daß überhaupt ein Schritt von der Regierung aus geschieht. Das Weitere ist dann Sache des politischen Kampfes. Der Freisinn fordert das Reichstagswahlrecht für Preußen. Das ist seine volksverständliche Parole. Man kann abwarten, was die Regierung jetzt hinter der Reichstagswahl von 1907 gegen das Prinzip des Reichstagswahlrechts wird sagen können. **Naumann.**

Der Getreidehandel und die Börsenreform

Die agrarische Gesetzgebung seit dem Jahre 1878 hat viele wirtschaftlich schädliche und politisch unglückliche Maßnahmen gezeitigt, die bestimmt waren, den „alten und befestigten Grundbesitz" in seiner Rentabilität zu schützen. Aber ein Gesetz, das seine eigenen Väter schlägt, einen ganzen volkswirtschaftlich notwendigen Berufsstand fast vernichtet und die deutsche Volkswirtschaft zugunsten des Auslandes aufs schwerste schädigt, dieses Gesetz, das Börsengesetz von 1896 muß als die fine fleure unverständiger Gesetzesmacherei und neidischer Interessenpolitik gelten. Dies hat Syndikus Oskar Meyer in einer im Hilfeverlag erschienenen Broschüre: „Die Börse, Giftbaum oder nationales Wirtschaftsinstrument?" von neuem nachgewiesen, und es ist allen, die über diese schwierige, durch tendenziöse Schriften so vielfach verdunkelte Materie, die im kommenden Winter in der Politik einen größeren Raum einnehmen wird, Aufklärung suchen, Gelegenheit gegeben, sich aus den leicht, klar und sachlich geschriebenen Darstellungen zu unterrichten.

Daß die Gesetzgebung, soweit sie die Fondsbörse betrifft, verfehlt ist, das Börsenregister ein Schlag ins Wasser, das Terminhandelsverbot für Bergwerks- und Industrieaktien eine Belastung des Geldmarkts und Ermunterung der viel gefährlicheren Kassaspekulation, der Differenzeinwand ein Untergraben von Treu und Glauben, das ist heute schon von der Regierung und einzelnen Politikern, auch der Rechten, wie dem alten Kardorff, zugegeben worden. Aber am Verbote des Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten wollen Agrarier und Regierung festhalten. Dies Verbot hat für sie die Bedeutung eines Dogmas, wie Freiherr von Zedlitz-Neukirch sagt, und man könne die Geneigtheit der Agrarier zu der Wiederzulassung des Terminhandels in Montan- und Industriewerten nur dadurch erkaufen, daß man „sorgfältig jede Rückwirkung auf den Getreidehandel ausschließe".

Bei dieser politischen Konstellation ist es besonders notwendig, zu betonen, daß die Börsenreform ein unverkennbares Ganzes ist. „Da aus sachlichen Gründen," so führte Franz von Mendelssohn auf der letzten Tagung des deutschen Handelstages aus, „ebenso zwingende Deduktionen für die Aufhebung des Verbots des Terminhandels in Getreide wie in Effekten sprechen, so ist es ganz unmöglich, den vorerwähnten taktischen Erwägungen, so gut sie auch gemeint sein mögen, zu folgen und, um die Reformen für die Fondsbörse zu sichern, die Produktenbörse gewissermaßen preiszugeben." Es ist das Verdienst Meyers, gerade für die Produktenbörse die Wiedereinführung des Terminhandels als unaufschiebbar nachgewiesen zu haben.

Die Zunahme der Bevölkerung und die Entwicklung des Welthandels haben die Versorgung der Konsumenten mit den Rohprodukten, vor allem mit Getreide, zu einer immer komplizierteren Aufgabe gemacht. Statt mit dem Ausfall einer lokalen Ernte zu rechnen, hat der Händler den ganzen weiten Weltmarkt zu beachten, muß die Eisenbahntarifpolitik der nordamerikanischen Bahnmagnaten mit gleichem Scharfsinn verfolgen, wie die ungarischen Landarbeiterstreiks und die Monsunwinde Indiens. Das aus all diesen mannigfaltigen Einflüssen erwachsende Risiko konnte nur der Zeithandel dem Kaufmann erleichtern, der es ihm ermöglichte, auch überschwimmende oder noch zu erntende Ware Kauf- und Verkaufsgeschäfte abzuschließen. Wegen der Mannigfaltigkeit der geernteten Sorten führten die Produktenbörsen Lieferungsqualitäten mit einem gewissen handelsüblichen

Durchschnittscharakter ein und setzten bestimmte zu handelnde Mindestmengen und bestimmte Monatstermine fest, zu denen die Abschlüsse zu erfolgen hatten. Hiermit waren die Bedingungen des Getreideterminhandels gegeben. Jetzt war es dem Importeur ermöglicht, am gleichen Tage in Australien oder Westkanada große Posten Getreide zu kaufen und sich in Berlin durch Verkauf der gleichen Quantitäten zu den Terminen des voraussichtlichen Eintreffens der Ladung wieder glatt zu stellen. Ebenso konnte die exportierende Großmühle auf Monate hinaus Abschlüsse in Mehl machen, während sie sich gleichzeitig am Terminmarkte in Getreide eindeckte. In beiden angeführten Fällen war es nicht erforderlich, daß gerade die gekaufte Ware auch zur Erfüllung des Verkaufsengagements diente, sondern der Kaufmann konnte, wenn sich ihm günstige Gelegenheit bot, das Gekaufte anderweitig verkaufen, das Verkaufte an drittem Orte decken. In jedem Falle aber bot ihm der Terminmarkt Gelegenheit, sich gegen das aus monatelangen Engagements resultierende Risiko zu versichern und die Waren des Massenverbrauchs zeitlich und örtlich zu verteilen. Ortlich verteilt der Terminhandel die Ware, indem er sie so lange in Schwebe hält, bis sie am Orte des größten Bedarfs abgeliefert wird, zeitlich, indem er sie allmählich während des ganzen jährlichen Erntezyklus in den Bedarf überführt. So vermeidet er gleichzeitig übermäßig große Preisschwankungen und unwirtschaftliches Hin- und Herverfrachten der Ware.

Natürlich sind spekulative Mißbräuche auch beim Terminhandel nicht ausgeschlossen. Ein kapitalkräftiges Konsortium kann jeden Markt durch gewaltsame Käufe zu ungerechtfertigten Preissteigerungen, durch Überführung mit Ware zu Preisstürzen zwingen. Aber je kleiner ein Markt ist, je unvollkommener seine Organisation, desto leichter sind diese Mannöver, die auf den lokalen Märkten aller Zeiten und Länder z. B. als Einsperren von Getreide in Hungerszeiten gefürchtet und streng geahndet worden sind. Der Terminmarkt ist vielmehr für diese Manöver das schwierigste Feld, weil sich sofort eine Gegenpartei bildet, die auf spekulative Käufe mit Blankoabgaben, auf spekulative Verkäufe mit Käufen einsetzt. Der Markt ist so groß geworden, daß er nur mit allergrößten Schwierigkeiten künstlich manipuliert werden kann, um so mehr, da das Geschäft aller Weltbörsen durch die Arbitrage in Produkten ineinander greift. Und so hat noch fast jeder Versuch gewaltsamer Manöver in Produkten und Waren mit dem Ruin ihrer Urheber geendet.

Die Agrarier, von blinder Feindschaft gegen den Importhandel erfüllt, glaubten im Terminhandel die Ursachen des Preisfalls des Getreides zu erblicken, während er doch nur den durch die Aufschließung ungeheurer Strecken jungfräulichen Landes gegebenen Tatsachen in seinen Marktnotierungen Ausdruck verlieh. Dabei übersahen sie, daß sie durch Vernichtung des Getreideterminhandels sich selbst schwer schädigten. Sie beraubten sich der Möglichkeit, ihre Ernten zu konvenierenden Preisen auf Monate vorher an den Terminmärkten zu verkaufen und zerstörten die zuverlässigen Berliner Marktnotierungen, die durch die unter sich differierenden Landmarktpreise nicht ersetzt werden konnten.

So mußte zum Nachteil der Landwirtschaft die ausgleichende Tätigkeit des Terminhandels versagen. Meyer zeigt, daß seit Erlaß des Börsengesetzes die Schwankungen der deutschen Getreidepreise wesentlich zugenommen haben, ja, daß Deutschland zeitweise im Verhältnis zum Weltmarkt die niedrigsten Getreidepreise aufwies. Waren doch die deutschen Produktenbörsen wie der deutsche Getreidehandel außerordentlich geschwächt. Große Kapitalien zogen sich von dem Getreidehandel in andre Erwerbszweige. Der Handel wurde zu klein, um große Vorräte zu halten. Deutscher Roggen der letzten Ernte wurde zu 170 M. ins Ausland verkauft, um jetzt 40 M. teurer zurückgekauft zu werden. Was eine derartige Entblößung von Vorräten im Kriegsfall bedeutet, ist klar.

Und das ärgste ist, daß selbst Lieferungsgeschäften, die den Terminhandel in etwas ersetzen könnten, die Gerichte den Rechtsschutz versagen. Ist es doch erst vor einigen Monaten vorgekommen, daß ein Händler, der Hafer auf Oktober nach Berlin verkauft und abgeladen hatte, die Ware, welche während der Transportzeit erheblich stieg, anderweit mit großem Nutzen verkaufte, und dem Berliner Käufer gegenüber den Differenzeinwand erhob. So sind die Zustände im Getreidehandel gerade im letzten Jahre besonders unerträglich geworden und es ist unbedingt erforderlich, daß zugleich mit den Fondsbörsen auch die Produktenbörsen wieder in integrum restituiert werden.

Nach den Worten des alten Montecuculi gehört zum Kriegführen: „Geld, Geld, Geld!“ und dies hat das Reich übersehen, während es auf dem Gebiete des Heeres, der Flotte und der Kolonien die größten Anstrengungen machte. Die finanzielle Wehrkraft Deutschlands wurde systematisch ruiniert, die des Auslands, vor allem Englands, künstlich gefördert. Die „nationale Wirtschaftspolitik“ schlug auf einem ihrer wichtigsten Gebiete in ihr Gegenteil um. Nach 10 langen Jahren ist diese Erkenntnis endlich durchgedrungen, aber noch sträuben sich Vorurteil und Borniertheit dagegen, diese Wahrheit auch für die Getreideversorgung anzuerkennen. Desto mehr ist es Pflicht aller wirtschaftlich unterrichteten Kreise, sich nicht mit Teilreformen zu begnügen und nicht abzuwarten, bis Hungersnot und Debäcle im Ernstfalle die Notwendigkeit eines wohlorganisierten Terminhandels auch dem blödesten Auge nachgewiesen haben.

H. G. Heymann.

Die Schwenkung in der badischen Regierung

Als vor wenigen Monaten der badische Minister des Innern, Dr. Schenkel, seine Entlassung nahm, da fühlte jeder politisch Eingeweihte die politische Bedeutung dieser Entlassung. Man empfand sie mit Recht als die Frucht zäher ultramontaner Minierarbeit. Das Zentrum hat es dem Minister nie verziehen, daß es durch das Stichwahlabkommen der Liberalen mit den Sozialdemokraten bei der letzten Landtagswahl, der ersten Wahl unter dem direkten Wahlrecht, um die bereits sicher geglaubte und seit Jahren geschickt und ausdauernd vorbereitete Parlamentsmajorität gebracht worden war. Zwar hatte der Minister das Stichwahlabkommen weder gemacht noch veranlaßt; aber er hat es allerdings auch nicht zu verhindern gesucht, und hat sich die politischen Folgerungen aus demselben, wie z. B. den sozialdemokratischen Vizepräsidenten, widerspruchslos gefallen lassen. Er hat auch keinem seiner Beamten ein Eintreten für die Sozialdemokratie bei der Stichwahl verwehrt. Mit einem Wort: er hat auf die Tatsache der liberal-sozialdemokratischen Stichwahlkombination seine Politik aufgebaut. Das war seine Sünde in den Augen des Zentrums. Und so wenig das Zentrum je vor einem Bündnis mit der Sozialdemokratie selbst zurückgeschreckt ist, wenn es zu seinem Vorteil war, so sehr hat es dieses zu seinem Nachteil geschlossene Bündnis mit der Sozialdemokratie benutzt, um die an höchster Stelle gegen das Bündnis bereits vorhandene Stimmung gegen Schenkel und die Regierung auszubeuten. Da brauchten dann nur noch die letzten Reichstagswahlen zu kommen, die allein in Baden der Sozialdemokratie keine Verluste an Mandaten und Stimmen gebracht haben, um den längst schwankendgemachten Ministersessel völlig umzuwerfen. Die ultramontane Presse hat denn auch den Sturz Schenkels überall als ihren Sieg angesehen und begrüßt.

Aber dieser Zentrumssieg hätte doch von nur sehr geringer praktischer Tragweite bleiben können! Aus dem Personenwechsel im Ministerium hätte kein Systemwechsel zu werden brauchen. Gerade im politischen Leben muß ja oft die Person nur deshalb in den Abgrund springen, damit das System gerettet werden kann. Daß es sich auch bei dem Wechsel im badischen Ministerium nicht anders verhalten werde, glaubten die meisten schon deshalb annehmen zu dürfen, weil zu einem politischen Systemwechsel in Baden nicht der geringste sachliche Anlaß vorlag.

Schenkels Politik der Sozialdemokratie gegenüber war nicht die Attacke, sondern die überlegene Defensive gewesen. Schenkel hat die Sozialdemokratie nicht an ihrer Firma und an ihrem Zukunftsprogramm, sondern an ihren Gegenwartsforderungen und Taten gemessen. Demgemäß hat er ihre Mitarbeit, soweit er sie brauchen konnte, sich gern gefallen lassen. Daß das keine Kapitulation vor der Sozialdemokratie zu sein braucht, sondern auch unter Umständen recht scharfe und wirksame Zurückweisungen sozialdemokratischer Angriffe und Ansprüche zuläßt, hat gerade Schenkel mehr als einmal bewiesen. Diese Behandlung der Sozialdemokratie auf dem Boden der Gleichberechtigung war zudem in Baden gar kein Novum. Sie ist vielleicht früher nicht so grundsätzlich in die Erscheinung getreten; aber sie entsprach doch nur alter badischer Tradition, wie sie besonders auch in der badischen Fabrikinspektion unter Wörishoffer, damals schon durch Schenkel als Ministerialdirektor gedeckt, sich betätigt hatte. Und diese Politik, mit dem Ziel einer allmählichen inneren Überwindung der Sozialdemokratie, hatte sich bisher in Baden durchaus bewährt. Zwar die Wähler- und Mandatsziffer der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen hat sie nicht be-

einträchtigt. Aber hing dieser partielle Erfolg der badischen Sozialdemokratie nicht gerade auch wieder damit zusammen, daß die badische Sozialdemokratie seit langem, zum Schmerze aller Marxisten in der Partei, am stärksten revisionistisch gestimmt gewesen ist, und daß die revisionistische Fortentwicklung der badischen Sozialdemokratie durch die gekennzeichnete Regierungspraxis gefördert, jedenfalls aber nicht gehemmt worden ist? Gerade auch im letzten Landtag hat die sozialdemokratische Fraktion positiv an der Legislative mitgearbeitet! So schien Baden das zum Versuch einer innerlichen Überwindung der Sozialdemokratie in Deutschland prädestinierte Land geworden zu sein, und es wäre unangebrachtes Mißtrauen gewesen, wenn man von vornherein hätte argwöhnen sollen, daß die neuen Männer ihre Aufgabe darin sehen würden, diesen Versuch, der in Deutschland hätte vorbildlich werden können, unmotiviert und plötzlich abzubrechen.

Immerhin war die Befürchtung, daß ein solcher Systemwechsel kommen könnte, schon seit vorigem Herbst nicht von der Hand zu weisen. Im letzten Landtag war bei der Verhandlung über den Gehaltstarif der niederen Beamten auch die Forderung einer Revision des Beamtenrechts im Sinne einer verschärften Disziplin gefordert worden, allerdings unter lebhaftem Widerspruch, dem in der ersten Kammer namentlich die beiden Oberbürgermeister von Mannheim und Freiburg Ausdruck gegeben hatten. Da mußte es schon auffallen, daß der Hauptbefürworter einer Einschränkung des Beamtenrechts in der ersten Kammer, Geheimrat Honsell, nicht lange danach in ganz überraschender Weise zum Finanzminister ernannt wurde, obgleich sein bisheriger Posten an der Spitze der Wasser- und Straßeninspektion nur sehr wenige Berührungspunkte mit seinem neuen Posten bot. Im Eisenbahnministerium aber wurde in diesem Frühjahr in bezug auf die Feststellung der Arbeits- und Lohnbedingungen plötzlich die Staatsraison hervorgekehrt und den Eisenbahnbediensteten durch besonderen Erlaß eine Verwaltungsvorschrift eingeschärft, wonach Maßnahmen der Verwaltung nicht zum Gegenstand einer öffentlichen Besprechung und Kundgebung gemacht werden dürfen! Bis dahin hatte die Regierung in weitherzigerer Weise den Eisenbahnangestellten gegenüber mehr nur den Arbeitgeberstandpunkt betont. So hatte sie sich noch, allerdings nach anfänglichem Sträuben, auf dem letzten Landtag zur Unterhandlung mit den Arbeiterausschüssen über die neuen Arbeits- und Lohnbedingungen bereit erklärt.

Heute aber handelt es sich nicht mehr um Vermutungen oder Befürchtungen, sondern um die Tatsache selbst. Durch den Fall Schäufele hat die Regierung ihren Systemwechsel öffentlich proklamiert.

Wenn irgend etwas, so ist dieser Fall von der Regierung geradezu an den Haaren herbeigezogen worden, um ihre neue grundsätzliche Stellung zur Sozialdemokratie unzweideutig zu dokumentieren. Schäufele ist Arbeiter; er arbeitet seit langen Jahren als Former in der staatlichen Eisenbahnbetriebswerkstätte in Karlsruhe. Er wohnte früher in Rintheim, einem Vorort von Karlsruhe; er war in jener Zeit auch sozialdemokratisches Mitglied des dortigen Bürgerausschusses. Nach seiner Übersiedlung nach Karlsruhe wurde er bei einer Nachwahl auf Vorschlag der sozialdemokratischen Fraktion in den dortigen Bürgerausschuß kooptiert. Daraufhin drohte die Betriebsdirektion dem Schäufele die Entlassung an, falls er nicht aus der sozialdemokratischen Partei austräte. Schäufele wählte das letztere und verzichtete gleichzeitig auf die Ausübung seines Stadtverordnetenmandats. Das Gesamtministerium aber erklärte sich mit dem Vorgehen der Betriebsdirektion nicht nur einverstanden, sondern betonte obendrein, daß die Betriebsdirektion nur in Ausführung der Intentionen des Ministeriums vorgegangen sei. Ganz ebenso, wie in dem preußischen Pendant, dem Fall Schellenberg, die Frankfurter Postdirektion nur nach den Intentionen des Reichspostsekretärs gehandelt hat.

Das ist die Provokation der Sozialdemokratie durch die Regierung, die Herausforderung in der allerausgesprochensten Form zu tun. Es ist zu beachten, daß es sich bei Schäufele gar nicht etwa um einen fest angestellten Betriebsbeamten handelt. Der Mann ist lediglich ein auf Kündigung angestellter Arbeiter. Ferner ist nicht nur Schäufele selbst, sondern es sind noch eine ganze Anzahl andrer Eisenbahnangestellten bisher unbeanstandet sozialdemokratische Mitglieder ihrer Bürgerausschüsse gewesen und sind es zum großen Teil jetzt noch. Auch hat Schäufele nicht etwa durch sein früheres Verhalten im Rintheimer Bürgerausschuß oder sonstwie agitatorisch der Regierung irgendwelchen Anstoß gegeben. Es ist das auch von seiten der Regierung gar nicht behauptet worden. Das einzige, was die Regierung zur sachlichen Rechtfertigung ihres Verhaltens vorgebracht hat: eine Äußerung Legiens auf dem Mannheimer Parteitag über die Hineinbeziehung der Transportarbeiter in einen Generalstreik, hat einmal mit der Kommunalpolitik nichts zu tun und war zweitens unrichtig zitiert. Legien hat tatsächlich ungefähr das gerade Gegenteil gesagt: er hat nicht von der Notwendigkeit, sondern von der Unmöglichkeit der Hereinbeziehung der Transportarbeiter in einen Generalstreik gesprochen.

Die Provokation aber ist in der Politik immer ein zweischneidiges Schwert, und doppelt zweischneidig in der Hand der Regierung. Denn die Regierung ist weit mehr auf die Kontinuität ihrer Tradition angewiesen, als irgend eine Partei. Der Fall Schäufele mußte daher in Baden, wo ihm alle traditionellen Anknüpfungspunkte fehlen, eine viel verhängnisvollere Bedeutung erhalten, als in einem Lande, bei dem ein derartiges Vorgehen, mag man es nun billigen oder nicht, nur in der Konsequenz der seitherigen und übrigen Politik liegt. Die Zweischneidigkeit ihrer Provokation hat sich denn auch auf der Stelle der Regierung selbst gegenüber gezeigt. Es ist wenigstens nicht anzunehmen, daß die Regierung die Parteikonstellation, die sich auf den Fall Schäufele hin vollzogen hat, irgendwie gewollt oder auch nur vorausgesehen hat. Denn daß die Regierung eine Schwenkung vom Liberalismus zum Ultramontanismus oder nur zu einer ultramontan-konservativen Koalition beabsichtigt haben sollte, wäre gerade in Baden doch gar zu absurd und ein gar zu tragikomischer Kontrast zu der liberal-konservativen Paarung im Reich. Was die Regierung einzig hat wollen können, das konnte nur sein eine Isolierung der Sozialdemokratie und eine Abdrängung des Hauptbestandteils des badischen Liberalismus nach rechts, so daß auch in Baden etwas wie eine liberal-konservative Paarung herausgekommen wäre. Dazu sollte den Liberalen zu allererst ein künftiges Stichwahlabkommen mit der Sozialdemokratie ein für allemal und gründlich verleidet werden. Wenigstens entspricht das der Taktik des badischen nationalliberalen Outsiders und Scharfmachers Otto Ammon, dem übrigens zu seinen unermüdlichen Unkenrufen nur der außerbadische „Schwäbische Merkur" in Stuttgart zur Verfügung steht.

Man kann heut schon sagen, daß diese Absicht der Regierung gründlich mißlungen ist. Ein rechtsstehender Nationalliberalismus, wie der hessische, der der Regierung für die Bestätigung eines sozialdemokratischen Beamten seine Mißbilligung ausspricht, ist einmal in Baden schlechterdings nicht vorhanden. So hat denn der ganze Erfolg des Vorgehens der Regierung darin bestanden, daß die Wiederholung des Stichwahlabkommens bei den nächsten Wahlen noch nie so sicher gewesen ist, wie gerade jetzt. Wie die Regierung an die Seite der Generaldirektion, so hat sich der gesamte Liberalismus im Fall Schäufele an die Seite der Sozialdemokratie gestellt. Nicht einmal der Bassermann nahestehende, als besonders antisozialdemokratisch geltende Mannheimer „Generalanzeiger" macht davon eine Ausnahme. Nur eines der beiden Heidelberger nationalliberalen Blätter, hinter dem allerdings der nationalliberale Landtagspräsident stehen soll, hat einen schüchternen Versuch zur Verteidigung der Regierungsmaßregeln unternommen. Eine ganz besonders scharfe Resolution, welche der Regierung „Mißbrauch ihrer Macht als Arbeitgeber zu politischen Zwecken" vorwirft, hat der Karlsruher jungliberale Verein gefaßt. Das führende nationalliberale Parteiblatt aber, die „Badische Landeszeitung", nennt den oben erwähnten Otto Ammon einen „gräßlichen Nörgler", den man in seinem Treiben nicht allzu ernst nehmen sollte. Am beachtenswertesten aber ist, daß kürzlich auch der gesamte Karlsruher Bürgerausschuß mit dem nationalliberalen Oberbürgermeister Siegrist an der Spitze gegen das Vorgehen der Regierung energisch Stellung genommen hat. Der Oberbürgermeister bestätigte der Sozialdemokratie, daß sie im Karlsruher Rathaus noch nicht mit umstürzlerischen Ansichten hervorgetreten sei. Die Praxis der Regierung, wodurch ein Sozialdemokrat verhindert werde, im Karlsruher Rathaus tätig zu sein, müsse daher auch von seiner Seite verurteilt werden. Gleichzeitig erklärte Oberschulrat Nebmann als Führer der Nationalliberalen, daß die Stellung, welche seine Partei von Anfang an zu der Angelegenheit eingenommen habe, in keiner Weise geändert sei. Und er, wie die anderen linksstehenden Parteiführer kündigten Interpellationen über das Vorgehen der Regierung im kommenden Landtag an. Jedenfalls wird der Bürgerausschuß auch an Stelle des zurückgetretenen Schäufele einen andern Sozialdemokraten kooptieren.

Natürlich triumphiert das Zentrum. Es hat auch allen Grund dazu. Bedeutet doch nicht nur die neue Regierungspraxis für das Zentrum einen unbestreitbaren und ganz offenkundigen Erfolg: es wäre die Erfüllung seines längst und heiß ersehnten Zieles, wenn infolge des Systemwechsels sich die Trennung der Regierung vom Liberalismus anbahnen sollte. Und abgesehen davon, daß einzelne ultramontane Führer die Zeit nicht erwarten können und daher etwas zu vorschnell die Karten aufdecken, operiert das Zentrum in der Sache gar nicht ungeschickt. Wohl hütet es sich, um seines volkstümlichen Prestiges willen, der Regierung im Fall Schäufele direkt zuzustimmen. So begnügt es sich ohne Stellungnahme damit, das jetzige Vorgehen der Regierung als im Widerspruch gegen die bisherige Taktik festzunageln und es als Bagatellsache, mit der keinem gedient sei, im Vergleich mit der ungleich größeren Sünde des Stichwahlabkommens, hinzustellen. Für das letztere wird jetzt, nachdem Schenkel abgetreten ist, der von jener Zeit noch übriggebliebene Ministerpräsident von Dusch verantwortlich gemacht. Mit seiner Person soll die letzte Erinnerung an das ancien régime und die letzte Möglichkeit eines Rückfalls in alte Sünden innerhalb der badischen Regierung beseitigt werden. Wie weit das Zentrum nach dieser Seite hin weiter siegreich sein wird, bleibt abzuwarten. Es wird das jedenfalls mit davon abhängen, ob es dem Zentrum gelingt, sich auf protestantischer Seite eine einigermaßen in Betracht kommende konservative Bundesgenossenschaft heranzuzüchten. Bisher ist das unermüdlich dahin gehende Streben des Zentrums allerdings sehr wenig erfolgreich gewesen.

Jedenfalls sitzt im Augenblick das badische Ministerium noch zwischen den zwei Stühlen des Liberalismus und des Ultramontanismus. Aber bereits das ist für Baden und die politische Stellung Badens im Gesamtleben der Nation eine außerordentlich schwerwiegende Tatsache. Denn es handelt sich in der badischen Geschichte nicht um einzelne längere oder kürzere liberale Episoden, sondern die ganze politische Eigenart Badens ist seit fünf Dezennien auf den Liberalismus aufgebaut. So war die Einheitlichkeit liberalen Volksempfindens und liberaler Regierungsmaxime fast zu einem Stück badischen Volksbewußtseins geworden, das nicht einmal von ultramontaner Seite wirksam getrübt werden konnte. Gerade auch für das in Baden und Württemberg, dem Lande Uhlands, besonders starke und jetzt, im Fall Schäufele, allgemein durchbrechende politische Rechtsempfinden war man sich bisher bewußt, in der Regierung einen fast selbstverständlichen Resonanzboden zu besitzen. Und in dieser liberalen Kongruenz zwischen Regierung und Regierten, in deren Linie auch der Glaube an eine Einrangierung der Sozialdemokratie ins nationale Leben gelegen war, erblickte der liberale Badener bisher seine besondere süddeutsche nationale Aufgabe in Deutschland. So ist ihm der diese Aufgabe verleugnende und vereitelnde Kurswechsel in der badischen Regierung, in dem er ebenso einen Erfolg des Ultramontanismus wie eine Kapitulation vor preußischer Regierungspraxis sieht, besonders schmerzlich. Das sind nur Stimmungen. Aber in der inneren Politik sind Stimmungen ganz anders einzuschätzen als in der auswärtigen Politik. Möglich, daß die Regierung vorhat, eine Zeit lang zwischen Liberalismus und Ultramontanismus zu lavieren. Ein politischer Gewinn wird das für sie keinenfalls mehr werden. Eine Klärung im Verhältnis zu den Parteien wird auch die neue Regierung auf die Dauer nicht entbehren können. Ausgeschlossen ist es ja nicht, daß der im Fall Schäufele proklamierte Systemwechsel bei den großen Schwierigkeiten, die sich ihm nicht nur von sozialdemokratischer, sondern noch weit mehr von liberaler Seite entgegenstellen, wieder rückgängig gemacht und der Faden traditioneller badischer Politik von neuem angeknüpft wird. Daß unsre Hoffnung dahin geht, brauchen wir nicht besonders zu versichern.

Hornberg. **Ernst Lehmann.**

Koloniale Selbstverwaltung und Eingeborenenrecht

(Schluß)

An Versuchen, die Fähigkeiten der Eingeborenen der höheren Verwaltung nutzbar zu machen, fehlt es noch ganz. Der Einwand, daß hierzu die geistigen Fähigkeiten der Rassen, mit denen wir es in unsren Schutzgebieten zu tun haben, nicht hinreichen, ist in solcher Verallgemeinerung nicht stichhaltig. Ganz abgesehen davon, daß es, z. B. in Deutsch-Südwest-Afrika an intelligenten Häuptlingen der Eingeborenen nicht fehlt, kommt es ganz darauf an, wie die Mitwirkung der Eingeborenen an der Verwaltung gedacht wird. Hier wenn irgendwo, kann uns England, dessen Organisation der höheren Kolonialverwaltung von Anfang an auf allmähliche Entwicklung zur Selbstverwaltung hin gerichtet ist, als Vorbild einer klugen Eingeborenenpolitik dienen. Abgesehen von den Kolonien mit Responsible-Gouvernement, die hier nicht in Vergleich gestellt werden können, sowie von Gibraltar und St. Helena, die schon wegen ihres Umfanges eine Ausnahmestellung einnehmen, sind alle andern Kolonien, d. h. grundsätzlich die Kronkolonien überhaupt, mit einem Legislativ- und einem Exekutiv-Konzil ausgestattet. Die Mitglieder des Legislativ-Konzils werden meist zunächst von der Krone ernannt, später, wenn das Schutzgebiet kulturell vorgeschritten ist, wird die Zusammensetzung des Rats durch Reichs- oder Koloniegesetz bestimmt. Bei den ernannten Mitgliedern wird zwischen offiziellen und inoffiziellen Räten unterschieden; letztere haben nur beratende Stimme. Als inoffizielle Mitglieder werden angesehene Männer jeden Berufs aus den Schutzgebieten herangezogen, vor allem auch Eingeborene, meist Häuptlinge und Fürsten der Stämme. Das grundlegende Prinzip für dies ganze System ist die Theorie von der power on the purse, des unveräußerlichen Rechts, daß jeder, der dem Staat Steuern oder Abgaben irgendwelcher Art entrichtet, mittelbar oder unmittelbar Einfluß auf die Verwendung der Staatseinkünfte haben muß. Dies natürliche Recht darf auch den Eingeborenen nicht verweigert werden. Zweifellos gibt es auf dem Gebiet der Realpolitik kein besseres Mittel, die Eingeborenen für die Funktionen der Selbstverwaltung zu befähigen, als die direkte Besteuerung. Der Farbige wird dadurch zur Erkenntnis vom Wert der Arbeit, dessen Verkennung die eigentliche Ursache seines kulturellen Tiefstandes ist, angeleitet; zugleich erhält erst durch die Steuerleistung das Bewußtsein materielle Gestalt, einem Staatswesen anzugehören, das eine wirtschaftliche Einheit bildet, das dem einzelnen Lasten auferlegt, um die Gesamtheit zu fördern. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Besteuerung der Eingeborenen, wenn in passender, ihrer Wirtschaftsform sich anschmiegender Weise angelegt, sich weit leichter durchführt, als angesichts der wirtschaftlichen Schwäche der Besteuerten und der Neuheit des Belastungsmodus eigentlich zu erwarten wäre. Wir selbst haben die Erfahrung in deutlichster Weise bei der Einführung der Kopf- und Hüttensteuer in Ost-Afrika gemacht. Aber der neuen Belastung muß durch neue Rechte ein politisches Äquivalent gegeben werden. Zunächst käme die Frage in Betracht, inwieweit den kommunalen Verbänden ein Anteil an den Steuerquoten zugeteilt werden könnte. Denn ohne Einkommen werden die Gemeinden natürlich niemals leistungsfähig werden. Sodann aber sollte ihnen nach dem englischen Muster grundsätzlich, als natürliches, aus der Steuerleistung fließendes Recht, ein Anteil an der höheren Verwaltung und dem Verordnungsrecht gewährt werden. Dies gebietet nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die Klugheit. Ist es doch ein oft beklagtes Übel, daß unsre Gouverneure vielfach über die politischen Vorgänge unter den Eingeborenen nicht genügend unterrichtet gewesen sind, ein Mißstand, dem am besten durch Zuwahl der leitenden Männer solcher Bewegungen, namentlich also der Häuptlinge, zum Bei- oder Gouvernementsrat, zunächst nur mit beratender Stimme, begegnet werden kann. Ihrer jetzigen Beschaffenheit nach haben die Gouvernementsräte überhaupt keinen autoritativen, sondern nur instruierenden Einfluß; sie verdanken ihre Entstehung dem spontanen Beschluß der Gouverneure, unter denen von Soden das Verdienst zukommt, zuerst, im Jahre 1885, eine derartige Korporation, bestehend aus angesehenen Vertretern der weißen Ansiedler in Kamerun, gebildet zu haben. Ministeriell wurde die allgemeine Errichtung von Gouvernementsräten bestimmt, der Umfang ihrer Funktionen geregelt durch Verfügung vom 31. Dez. 1903, gültig für alle Schutzgebiete mit Ausnahme von Kiautschou, den Marschallinseln und der Karolinengruppe. Nach wie vor bleibt aber die Mitgliedschaft dieser Korporationen auf Beamte als ordentliche Mitglieder und wenige Weiße als außerordentliche Mitglieder, die Tätigkeit auf Mitberatung des Haushalts und der Entwürfe zu Verordnungen nicht lokaler Bedeutung beschränkt. Auch der britische „Governor in Council“ ist in den Kronkolonien an die Beschlüsse des Rats nicht gebunden. Aber es besteht doch der theoretische, für das Selbstbestimmungsrecht fundamentale Unterschied, daß der Governor, wichtige und dringliche Angelegenheiten ausgenommen, gegen die Beschlüsse des Council nur das Vetorecht hat.

In Hinsicht des Strafrechts und Strafverfahrens hat der Deutsche das natürliche Recht, in den Schutzgebieten nach den Gesetzen des Vaterlandes behandelt zu werden. In analoger Weise hätte, lediglich vom Standpunkt der Gleichheit aus bemessen, der Eingeborene das Recht, seiner heimatlichen Gerichtsbarkeit unterstellt zu bleiben. Demgegenüber ist es aber gerade das Wesen der Konsulargerichtsbarkeit, auf welche staatsrechtlich die Souveränität des Deutschen Reichs überhaupt und die Strafbefugnis insbesondere in den Schutzgebieten aufgebaut ist, daß sie auf den Rechtsschutz aller Personen ihres Wirkungskreises ausgeht. Die Anmaßung solcher Kompetenz erhält eine sittliche Grundlage dadurch, daß das Konsularrecht sich als besseres denn das Landesrecht qualifiziert. Der Grundsatz „actor sequitur forum rei“ kann also hier keine Anwendung finden und ist in der Tat nur für ein einheitliches Rechtsgebiet gedacht. Alles, worauf es ankommt, um dem Eingeborenen ein wirklich billiges Recht zu sichern, ist vielmehr, daß die Richter bei Anwendung der europäischen Rechtsnormen nicht die europäischen Rechtssitten, sondern die der Eingeborenen als Maßstab für die Strafzumessung zu Grunde legen. Hierzu ist eine genaue Kenntnis der Rechtsbräuche der Eingeborenen Vorbedingung, eine Materie, die aber im allgemeinen den Konsularrichtern unbekanntes Land ist. Mit Recht ist daher von allen kolonialen Rechtspraktikern eine schleunige Sammlung dieser Rechtsbräuche gefordert worden, ein Begehren, dem wir leider in allzu müßigem Tempo Folge geben. Auch hier sind uns

andre Staaten weit voraus. Als Muster kann der India Native Territories Penal Code dienen; auf genauer Erforschung des indischen Strafrechts beruhend, ist er durch Interpolation britischer Rechtsnormen modernisiert und wird Europäern wie Eingeborenen gegenüber in gleicher Weise angewandt. Das Ziel wäre also eine Kodifikation des Eingeborenenrechts. Der Einwand, daß die Eingeborenen für deren Verständnis noch nicht reif seien, ist hinfällig; haben sich doch viele, z. B. die Vendelzwarts, die Ovahereros, überhaupt Bantustämme, um die Lösung des Problems selbst eifrig bemüht.

Stellt man auf strafrechtlichem Boden das Prinzip der Selbstbestimmung mit dem Eingeborenenrecht in Parallele, so ist zuvörderst klar, daß der Eingeborene niemals über den Europäer zu Gericht sitzen kann. Dies verbietet sich schon um der Aufrechterhaltung der Autorität willen; außerdem fehlte dem farbigen Richter, selbst wenn er die nötige Rechtsbildung sich aneignete, die sittliche Reife, um unbefangen zu entscheiden. Wenn also die Verfügung des Reichskanzlers vom 22. April 1896 wegen Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und Disziplinargewalt gegenüber den Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten von Ost-Afrika, Togo und Kamerun unter § 13 bestimmt, daß zu den Strafverhandlungen der Wali (Jumbe, Dorfälteste), bei schwereren Verbrechen mehrere angesehene Eingeborene als Sachverständige hinzuzuziehen seien, ohne daß damit die ausschließliche Verantwortlichkeit des Bezirksamtmanns aufgehoben werde, so ist damit der Billigkeit gegenüber den Eingeborenen wenigstens bei Einzelgerichten genügt. Bei allen Kollegialgerichten sollte aber eine Minorität aus angesehenen farbigen Richtern gebildet werden. Die wechselseitige Aussprache unter den Kollegialrichtern wird am besten ungerechte Urteile auf Grund falscher Auffassung von Rechtsanschauungen der Farbigen verhindern. Bürgerliche Zwistigkeiten der Eingeborenen unter sich wird man natürlich soweit wie irgend möglich diese selbst nach ihren Rechtssitten austragen lassen. Das Streben, unter den Eingeborenen allmählich eine unabhängige Gerichtsbarkeit nach europäischem Zuschnitt auszubilden, hätte also bei den kommunalen Behörden anzusetzen, wie es in der Tat, gemäß dem über diese Verbände oben Vermerkten, in bescheidener Weise bereits geschehen ist. Eine Materie, die noch sehr der genaueren und gerechteren Durchbildung bedarf, ist die Rechtsprechung in gemischten Angelegenheiten. Ist der Beklagte oder Angeschuldigte ein Weißer, so mag die soeben angedeutete Mitwirkung der Eingeborenen genügen, ist er aber ein Farbiger, so empfiehlt sich nicht nur eine Verstärkung der farbigen Beisitzer, um jeden Anschein von Parteilichkeit zu vermeiden, sondern es sollte auch auf die Ausbildung von Eingeborenenanwälten Bedacht genommen werden, um dem Farbigen in solchen Prozessen als Rechtsschutz zur Seite zu treten.

* * *

Ist die Kolonisierungsarbeit auf die Erziehung kulturroher Völker gerichtet, so ist sie nicht minder eine Erzieherin des kolonisierenden Volkes selbst. Keine andre Betätigung des Staats als Kulturmacht fordert so viel ernste, rauhe, unverdrossene Arbeit, so viel unbeugsame Langmut, so viel Anschmiegung an fremdartige Verhältnisse, so viel weitblickende Konjunkturalpolitik, so viel finanziellen Wagemut, gepaart mit kaufmännischer Vorsicht, so viel mit völkerpsychologischen Kenntnissen ausgerüstete Diplomatie, als die Schutzherrschaft über jenseits des Äquators gelegene Gebiete. Und wenn Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit eine der ersten und schwierigsten Tugenden sind, so werden wiederum grade in dieser Beziehung an den Staat als Kolonien ungewöhnliche Anforderungen gestellt. Nirgendswo hat die Herrenmoral so vollständig Bankrott gemacht als hier. Nicht den großen Gebieter zu spielen, sondern zu dienen, aufzuhelfen den wirtschaftlich notleidenden Völkern ist die eigentliche Aufgabe des kolonisierenden Staates. Darum sollte auf dem ersten Blatt des Kodex kolonialer Verfassung und Gesetzgebung das Wort als Überschrift stehen: Eingeborenenrecht. Und auf dem andern Blatt, weil nur so die Rechte der Eingeborenen politisch sich durchsetzen können, das Wort: Selbstverwaltung.

Gießen. **Lindsay Martin.**

Aus unsrer Bewegung

Die Sommerferien sind in den meisten Teilen Deutschlands zu Ende. Mit neuer Arbeitskraft und Arbeitslust kehren auch die politischen Menschen zurück. In den Vereinen werden in den nächsten Wochen die Vorstände zusammentreten und das Winterprogramm beraten. Wünsche wegen Redner, Broschüren, Flugblätter müssen möglichst bald dem Parteibureau, Berlin SW., Dessauerstr. 13, unterbreitet werden.

Jetzt ist es auch die höchste Zeit zur Einsendung der Beiträge für das abgelaufene Geschäftsjahr. Vereine, die noch rückständig sind, und Einzelmitglieder, die seither nicht bezahlt haben, bitten wir um umgehende Erfüllung ihrer finanziellen Verpflichtungen. Die Adresse für diese Geldsendungen lautet: Bankdirektor Karl Mommsen, M. d. R., Berlin W. 64, Behrenstr. 2.

Essen und Umgegend, Liberaler Verein. Am 6. August sprach in Elberfeld Dr. Cremenberg über „Neuzeitliche Strömungen im Liberalismus". Der Redner betonte das neue Aufleben des Liberalismus. Nachdem die Fusion von 1908 gezeigt habe, daß der Liberalismus die manchesterlichen Eierschalen abgeworfen, erfasse der Hunger nach Liberalismus immer weitere Kreise. Damit im Zusammenhang ständen die Einigungsbestrebungen. Wir seien heute auf dem besten Wege zu einer großen liberalen Partei. Wieviel die Jungliberalen werben mögen können, lasse sich heute noch nicht sagen. In Süddeutschland gebühre ihnen in erster Linie der Dank für die Einigung. Auch in Norddeutschland seien sie oft wirklich liberal, die Frage sei nur, ob sie die nationalliberale Partei zu ihren Ansichten würden bekehren können. Jedenfalls leisteten sie schon jetzt dankenswerte Arbeit. — Uns wird hier im Ruhrgebiet das Zusammenarbeiten mit den Jungliberalen dadurch erschwert, daß sie gerade hier unter dem Einflusse der echten Nationalliberalen stehen. Wir hoffen indessen auch im Wahlkreis Essen zu gemeinsamer Arbeit kommen zu können. Die Stadtverordnetenwahlen 1908 würden für einen Versuch geeignet sein.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Görnitz R. W. III, 5.—; Hamburg, L. W. IV, 5.—; Nordhausen, W. S. V, 5.—; Nürnberg, G. R., 5.—.

	Zusammen M.:	20.—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 32	„	2653.70
	M.	2673.70

über die wir herzlich dankend quittieren. **Die Geschäftsleitung.**

Soziale Bewegung

Gothein und der oberschlesische Bergarbeiterstreik. Im oberschlesischen Kohlenrevier hat auf der fiskalischen Königsgrube und auf einigen benachbarten Privatwerken ein kurzer Streikversuch einige Tage gedauert. Da im August für die Kohlenbeförderung und Versendung Hochsaison ist und nach früheren Erfahrungen zu fürchten war, daß der Streik weiter um sich greifen würde, so hat der Streikversuch mangelhaft organisierter Bergarbeiter größere Erregung verursacht, als unter andern Umständen denkbar wäre. Unser Parteifreund, der Abgeordnete Gothein, hat in der „Frankf. Ztg." eine ausführliche Darstellung der Sachlage gegeben, aus der wir heute, da der Kampfversuch bereits gescheitert ist, nur folgende Sätze zitieren: Es zeugte von Unreife und mangelnder Organisation der Arbeiter, daß sie in den Streik eingetreten seien, ohne vorher irgendwelche Forderungen zu stellen. Bei dem Streik handelte es sich eigentlich lediglich um einen Lohnkampf, der eine Folge der Teuerung aller Lebensbedürfnisse sei, die sich nicht nur auf Brot oder Fleisch beziehe. Die künstliche Verteuerung der Lebensmittel habe eine solche aller Lebensbedürfnisse und in deren Verlauf erbitterte Lohnkämpfe zur Folge gehabt. Man werde natürlich auch hier die ganze Bewegung auf Agitation zurückzuführen suchen. Daß ohne eine solche ein umfangreicher Streik nicht ausbreche, könne ohne weiteres zugegeben werden; aber die Agitation müsse einen Nährboden finden, um zu gedeihen, und den habe sie eben in der allgemeinen Teuerung. Die Löhne der Bergarbeiter stehen in Oberschlesien wesentlich niedriger als in den westlichen Bergrevieren; das sei zum Teil in der etwas geringeren Arbeitsleistung, vor allem aber darin begründet, daß früher die Lebensbedingungen in Oberschlesien unverhältnismäßig billiger waren als im Westen. Das rechtfertigte den niedrigeren Stand der Löhne. Mit der deutschen Zoll- und Absperrungspolitik habe sich das aber mehr und mehr geändert; heute seien die Preise in Oberschlesien nur unwesentlich niedriger als im Ruhrrevier. Deshalb sei auch das Streben der dortigen Bergarbeiter auf Lohnerhöhung ein durchaus verständliches. Erst in den nächsten Jahren dürfte es dem deutschen Volk einiger-

Digitized by Google

maßen zum Bewußtsein kommen, was es sich mit seiner Agrarpolitik eingebrockt habe.

Eine Niederlage der Arbeiter bedeutet der Abbruch des großen Berliner Bauarbeiterstreiks. Zwar haben die Arbeiter das Aufgeben des Kampfes damit begründet, daß die Forderungen größtenteils durchgesetzt seien und darum weiteres Streiken unnötig wäre; wer aber die Kampfestaktik im Wirtschaftsleben genauer kennt, weiß, daß das nur Verschleierung einer völligen Niederlage bedeutet. Die Maurer, Zimmerer und Bauhilfsarbeiter wollen nun die einzelnen Bauten, wo ihre aufgestellten Forderungen nicht bewilligt sind, boykottieren. Es ist aber sehr fraglich, ob sie damit Erfolg haben werden, da die gegenwärtige Lage im Baugewerbe den Unternehmern gestattet, auf gesperrte Bauten genügend Arbeitswillige abzukommandieren. — Dieser Ausgang des Kampfes ist für die organisierten Arbeiter um so schmerzlicher, weil damit auch die Forderung des Achtstundentages nicht nur gefallen, sondern voraussichtlich für längere Zeit undurchführbar geworden ist. Wie immer nach solchen Kämpfen wollen auch diesmal die Sieger, also die Arbeitgeber, ihren Erfolg ausnützen; sie fordern daher ihre Kollegen, die schon bewilligt hatten, auf, sich ihnen anzuschließen und frühere Zugeständnisse zu widerrufen! Wenn man sich daran erinnert, daß der ganze Kampf gegen den Willen der berufenen Gewerkschaftsführer von der vorurteilslosen Masse radikaler Elemente erzwungen wurde, so kann man angesichts des jetzigen Ausganges nur den Wunsch hegen, daß die Niederlage den Besiegten zur guten Lehre dient.

Der Reichsverband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften hat in Münster in Westfalen seine 23. Generalversammlung abgehalten, an der nahezu 600 Delegierte ländlicher Genossenschaften aus allen Gegenden Deutschlands teilnahmen, und die vom Oberpräsidenten namens des Landwirtschaftsministers sowie vom Finanzminister, der westfälischen Kammer und dem Oberbürgermeister von Münster begrüßt wurde. Die Verhandlungen leitete der zum Ehrenpräsidenten gewählte Oberpräsident Staatsminister v. d. Recke v. d. Horst-Münster; die Regierungspräsidenten von Münster und Arnsberg waren gleichfalls anwesend. Im Jahresbericht des Generalanwalts Haas-Darmstadt, M. d. R., wurde festgestellt, daß 20793 ländliche Genossenschaften ermittelt sind. Sie setzen sich zusammen aus 94 Zentralgenossenschaften, 14054 Spar- und Darlehnskassen, 2026 Bezugs- und Absatzgenossenschaften, 3146 Molkerei- und Milchverwertungsgenossenschaften sowie 1753 sonstigen Genossenschaften. Alle diese zusammen umfassen 1850000 Mitglieder. Die neuere Entwicklung sei erfreulich und trotz aller Schwierigkeiten auf dem Geld- und Warenmarkt günstig. Der Generalanwalt berichtete ferner über die Arbeiten des Reichsverbands im letzten Jahre. Man habe sich beschäftigt mit der Entschuldungsfrage der ländlichen Grundbesitzer und mit der Herausgabe eines umfangreichen statistischen Fragebogens. Die bedeutsame Frage einer Versorgung des Heeres mit landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln durch die Genossenschaften sei einer glücklichen Lösung nähergekommen; desgleichen habe die Entwicklung des Genossenschaftswesens in den deutschen Kolonien durch die erfolgreiche Entsendung eines sachverständigen Delegierten des Reichsverbands nach Deutsch-Südwestafrika einen Schritt vorwärts getan. Die alte Frage der genossenschaftlichen Viehverwertung bez. der Errichtung von ländlichen Schlachthausgenossenschaften sei durch Veranstaltung einer Studienreise in die dänischen Schlächtereigenossenschaften gefördert worden. Die gesteigerte Betätigung der ländlichen Genossenschaften auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege sei erfreulich. Die Verleihung der Mündelsicherheit an ländliche Spar- und Darlehnskassen sei ein zweischneidiges Schwert, weil sie die Gefahr der Staatsaufsicht nach sich ziehen dürfte. Schließlich gedachte der Generalanwalt der Errichtung eines Internationalen Bundes der landwirtschaftlichen Genossenschaften, der im Mai d. J. in Wien zu seiner ersten Tagung zusammengetreten sei. Als neue Aufgaben bezeichnete er die stärkere Pflege des Scheckverkehrs, die durch zunehmende Kartell- und Syndikatbildung der Industrie und des Handels geboten sei. Er wies auf die Notwendigkeit hin, die Bestrebungen der Milchproduzenten auf Erhöhung der Milchpreise in Einklang zu bringen mit der Organisation der Molkereigenossenschaften, damit diese nicht durch Entziehung der Milcheinlieferung brach gelegt würden. Ferner gedachte er des durch die vorjährige Mißernte schwer geschädigten Weinbaus und der Notwendigkeit eines Ausbaues des Winzergenossenschaftswesens. — Verhandelt wurde über Getreideverwertung und Kornhausgenossenschaften, Minderwertigkeit und Verfälschung von landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln, Entschuldung der Landwirtschaft unter Mitwirkung genossenschaftlicher Kreditorganisation, Wohlfahrtspflege der ländlichen Genossenschaften, über die Einführung des Postscheckverkehrs und der Postsparkasse, die Förderung der Spartätigkeit auf dem Lande und die Ausdehnung der Unfallversicherung auf die kleinen gewerblichen Betriebe. Alle diese Verhandlungen hier in einer kurzen Übersicht zu würdigen, ist natürlich unmöglich. Vielfach hatten agrarische Führer das große Wort. Der nächste Verbandstag soll in Mainz, der übernächste in Stettin abgehalten werden.

Der Verband städtischer Haus- und Grundbesitzer-Vereine Deutschlands hat in Hamburg seine diesjährige Tagung abgehalten und dabei vielfach die öffentliche Kritik herausgefordert. Der Berliner Stadtverordnete Fühndrich, der in Verhinderung des 1. und 2. Vorsitzenden die Verhandlungen leitete und später auch an Stelle des bekannten Dresdener Verbandsdirektors Hartwig zum 1. Vorsitzenden gewählt wurde, brachte lebhafte Klagen über die Steuerüberbürdung des städtisches Grundbesitzes vor. Unter dem Beifall der Versammlung wetterte er besonders gegen die Wertzuwachssteuer und zeigte sich auch in seinen übrigen Ausführungen als einseitigen Hausbesitzerinteressenten. Aus der vorgetragenen Statistik sind folgende Ziffern bemerkenswert: 238 Vereine umfaßt der Verband, und wenn die in den letzten Tagen neu angemeldeten großen Vereine noch hinzugetreten sind, wird er rund 140000 Mitglieder haben. Wer die soziale Macht der städtischen Hausbesitzer kennt, weiß, welch weittragender Einfluß hinter diesen Ziffern steht. Trotzdem der Verband, wie ausdrücklich betont wurde, keinen Wert auf Kapitalansammlung legt, beträgt seine Jahreseinnahme 22592 M. und das Vermögen 40268 M. Im großen ganzen schien die Hamburger Tagung trotz des gewohnten Raisonnements über Baugenossenschaften und Wohnungsreformer doch mehr als frühere Verbandstage zur Nüchternheit und Besonnenheit hinzuneigen.

Büchertisch

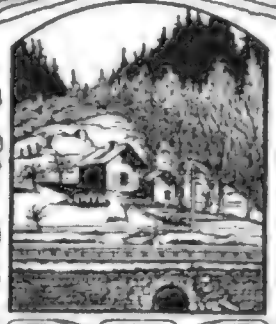
Dr. jur. H. Popert, Amtsrichter in Hamburg und Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft: Ein Schritt auf dem Wege zur Macht. Ein Wort an die deutschen Abstinenten und die deutschen Anhängerinnen und Anhänger des Frauenstimmrechts. Verlag von Gustav Fischer in Jena, 1905. Preis 50 Pf.

Amtsrichter Dr. Popert, der bekannte Vorkämpfer der Enthaltsamkeitsbewegung, ist seit kurzem Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft. Da er sich zur Fraktion der vereinigten Liberalen rechnet, ist er somit auch unser politischer Freund. Seine neuste Schrift ist übrigens gleichfalls ein Beweis dafür. Sie enthält einen Vortrag, den Dr. Popert kürzlich in Flensburg auf dem 5. deutschen Abstinententage gehalten hat. Dieser Vortrag zeigt die Notwendigkeit eines taktischen Bündnisses zwischen zwei großen deutschen Kulturbewegungen, zwischen der Abstinenzbewegung und dem Frauenstimmrecht. Das Ziel aber ist dies: Im deutschen Reiche das Gemeindeverbotsrecht gegen den Alkohol einzuführen. Dieses Recht ist z. B. in 38 Staaten der Nordam. Union, in Canada, in Neuseeland, Australien, Schweden, Norwegen und Finnland eingeführt und hat eine ungeheure Hebung des Volkswohlstands zur Folge gehabt. Die stimmberechtigten Frauen erhalten durch die Einführung des Gemeindeverbotsrechtes als solche in der Gemeinde einen gewaltigen Einfluß, da Abstinenten- und Alkoholkapital gleichmäßig bestrebt sein werden, sie zu ihren Bundesgenossen zu machen. In den angelsächsischen und skandinavischen Ländern ist der Weg der Frau zur politischen Macht überall über das Gemeindeverbotsrecht gegangen. **Temme.**

Thomsen, Pastor in Hennstedt: Unsoziale Einrichtungen in der evangelischen Kirche. Lunden 1907, 20 Pf.

Daß die evangelische Kirche in der Masse und in der Schicht der Gebildeten viel Boden verloren hat, ist eine Tatsache. Den Grund hierfür sehen wir persönlich nicht etwa in einer Abnahme des religiösen Sinnes. Im Gegenteil. Das religiöse Bedürfnis steigt, und ich glaube, daß die Buchhandlungen selten eine so starke Nachfrage nach der Literatur, die religiöse Probleme behandelt, erlebt haben, als gerade jetzt. Es ist vielmehr die verkehrte Art, von der die evangelische Kirche im ganzen nicht lassen will, Religion im Gewand der Ideenwelt einer längst vergangenen Zeit, womöglich noch in der Sprache der Vergangenheit vorzutragen, was eine große Zahl denkender Menschen eigene Wege gehen läßt. Zu diesem u. E. ausschlaggebenden Faktor kommen freilich noch viele andre Dinge, so z. B. das was Thomsen in seiner sehr lebhaft gehaltenen Broschüre bespricht. Es handelt sich bei diesen „Unsozialen Einrichtungen" der evangelischen Kirche zwar keineswegs um sehr bedeutende Dinge. Ein vernünftiger Mensch wird sich kaum daran stoßen. Aber für die große Zahl aller derer, die nun gerade so auf der Wende stehen, ob sie noch mittun oder nicht, können diese Dinge eben ausschlaggebend werden. Und zweifellos ist es kein erhebender Anblick, wenn in einer voll besetzten Kirche die Gänge gedrängt vollstehen, die besten Plätze vorn aber gesperrt sind, weil sie „gekauft" sind, im Besitze von jemand, der es dazu hat. Ähnlich ist es bei Taufen, Beerdigungen mit ihrem Klassensystem usw. Thomsen hat sehr recht, wenn er, in Baumgartens Bahnen, scharf dagegen ins Zeug geht. Es ist höchste Zeit, daß da Wandel geschaffen wird. Wer das einzelne, hauptsächlich auch Thomsens praktische Vorschläge zur Abhilfe wissen will, lese selbst. Unwillkürlich fallen einem die Worte aus dem Jakobusbrief ein: „Wenn in eine Versammlung ein Mann tritt mit goldenem Ringe, in prächtigem Gewand, es tritt aber auch ein Armer ein, in schmutzigem Kleid, und ihr sagt zu dem Reichen, setz' dich bequem hierher und zu dem Armen, du kannst dort in der Ecke stehen, so habt ihr jedes Steuer verloren." Man sieht, die Mißstände, die Thomsen geißelt, sind nicht neu; aber die Mahnung dagegen ist immer aufs neue nötig. **Weinheimer.**

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang * Nr. 33 — Berlin, 18. August 1907

Seelendienst

Die Seele ist eine Welt für sich und hat mit ihrem eignen Haus genug zu tun. Keats.

Wer seine Seele nicht pflegt, ist ein bejammernswerter Mensch. Sie allein lebt, und in ihr erlebt man nur. Aber sie ist nicht eine bloße Wand, die den Schall im Echo zurückwirft. Sie ist eine Welt für sich mit Berg und Tal, Sonnenschein und Sturm. Alles, was Wert für uns haben will, muß in ihr Wohnung machen. Was dort nicht daheim ist, geht uns im Grunde nichts an. Wir kennen sie so wenig, diese eigne verborgne Heimat. Gewiß gräbt man nicht gern nach den Wurzeln; wer sie bloßlegt, gefährdet immer den Baum. Aber viele wissen überhaupt nicht, wo ihre Wurzeln liegen und welche Kraft sie haben. Sie meine ich, wenn ich von der Notwendigkeit spreche, seine eigne Seele kennen zu lernen. Es soll uns wohl darin sein. Dazu gehört, daß wir alles in Ordnung wissen. Man hat wahrhaftig genug zu tun, wenn man sein eignes Herz behütet. Nichts ist so empfindlich gegen Staub. Nichts wirkt so unmittelbar auf jeden Reiz, wie jene Kraft, die durch den ganzen Körper zieht und doch so wesenlos ist, und die die Menschen mit einem langsamen, fast träumenden Wort „Seele" nennen. Sie hat keinen Preis, aber sie gibt allem seinen Wert. Sie kennt kein Gewicht und mißt doch alle Dinge. Jeder weiß es und gesteht sich's selbst in unbewachtem Augenblick, daß eigentlich doch die eigne Seele, ihre Macht und ihr Frieden, das einzige Besitztum ist, das man nie verlieren möchte. Drum liegt der Wert jedes Volks und jeder Zeit in der Art, wie die Seele geschätzt wird. Freilich genügt es nicht, sich an dem Wort zu berauschen. Ich sehe um mich einen Seelendienst aufkommen, vor dem mir graut. Man redet von Geheimnissen und hat doch keine. Man wirft mit Kräften und Mächten um sich, und hat noch nie das kleinste Ding selbst geschaffen. Die Seele wird zum Gott und dabei hat man keine Ahnung, was es heißt, ein starkes Knie vor einer ungeahnten Macht zu beugen. Die Seelenschwärmerei, die für manche Kreise Modesache wird, ist genau so verwerflich, wie die Vergöttlichung des Stoffes. Da ziehen sie sich in sich selbst zurück und meinen damit, eine eigne Welt gewonnen zu haben. Sie schwärmen nur für sich selbst, und wollen in dieser Anbetung nicht gestört werden. Nein! Die Seele lebt nur durch Aufnehmen und Geben. Ein armes Herz, das nur sich dient. Alles Leben wird zum eigentümlichen erst dann, wenn alles, was da lebt, durch jene innere Kammer des Menschen hindurchgeht, dort im eignen Licht bestrahlt wird und durch seine Erscheinung wieder neue Bilder und frischen Anstoß schafft. Es ist nicht so, daß die Seele etwas wert wäre ohne Berührung mit der Welt. Sie wächst allein mit dem, woran sie arbeitet. Dreht sie sich nur um ihr eignes Selbst, so wird sie leer. Vollen Reichtum bringt ihr nur der Glanz durch die wirkliche Welt mit Hoffnung und Enttäuschung, Niederlage und Sieg. Keiner bleibt gesund, der sich nur in Tücher packt. Im rauhen Wind und warmen Sonnenschein wachsen allein wirkliche Menschen. Nicht wer von seiner Seele dichtet, nur wer mit ihr arbeitet, als mit dem feinsten und stärksten Werkzeug das es gibt, wird seine Seele reich machen und in ihr heimisch werden. Die Seele ist eine Welt für sich; wer nie nach Hause gehen kann, der verdorrt. Aber die innere Welt erbaut sich allein aus den Erfahrungen der äußeren. Wer immer zu Hause bleiben wollte, würde ein Narr.

Traub.

Reise in Kamerun

VIII.

Mankwe, 18. Januar 1907.

Gestern haben wir den schwierigsten bisher gemachten Marsch hinter uns gebracht. 6 Uhr früh, wie gewöhnlich, ging es vom Quartier fort. Wir mußten hintereinander fünf oder sechs der großen, vom Kratergipfel des Manenguba herabkommenden Grate samt den dazwischenliegenden Talschluchten kreuzen. Vom Gipfel herab konnten wir vorgestern beobachten, wie diese radienförmig ausstrahlenden, steil zerfurchten Rücken sich stundenweit rund um den Berg in die dunstige Ferne hinabsenkten. Sie werden von immer neu ansetzenden Furchensystemen zweiten und dritten Grades in Unterabschnitte zerlegt, die das Relief der Hauptmasse des Berges in kleinerem Maßstabe wiederholen — aber auch diese Schluchten zweiter und dritter Ordnung im unteren Teil des Massivs, wo der Pfad aus dem Bakossiland in die nördlich dem Manengubagebirge vorgelagerte große Ebene hinüberführt, sind noch tief und breit genug, um das Passieren einer zweihundert Köpfe starken Karawane reichlich mühsam zu machen. Der ganze Tagemarsch bestand überhaupt nur aus Aufstieg und Abstieg, Abstieg und Aufstieg. Trotz dieser Beschaffenheit des Geländes ist das Land immer noch stark angebaut. Die Hänge zeigen Kokosfelder; auf allen etwas ebeneren Fleckchen wachsen Planten. Im Grunde der Schluchten wuchert regelmäßig die niedrige, buschförmige Phönixpalme, von der die Eingeborenen ihren Mimbo, den Palmwein, gewinnen. Die Bevölkerung ist dicht. Gras, Busch, einzelne Baumgruppen, kleine Gehölze, Ackerfelder wechseln miteinander. Der ganze Manenguba ist an der Oberfläche so verwittert, daß man nur selten im Grunde der Schluchten etwas Gestein zu sehen bekommt; sonst ist alles mit fruchtbarer, tiefgründiger, toniger Erde bedeckt. Am Fuße des großen Berges liegen verschiedene kleine Kraterwälle, und weit und breit deuten die Formen der Landschaft auf vulkanische Entstehung hin; aber die Verwitterungsdecke und die Vegetation hüllen alles wie ein großes, weiches Tuch ein, das jede scharfe Kontur verwischt und ausgleicht. Alles Land ist fruchtbar und es kann noch viel mehr angebaut werden, als jetzt in Kultur ist.

Heute vormittag sind wir in Mankwe angekommen. Gleich hinter Nocho kam noch eine sehr üble Schlucht, dann noch eine, und seitdem scheint es, daß wir den Nordwestfuß des Manenguba und damit das Gebiet dieser unglaublichen Zerfurchung des Bodens passiert haben. Schon in Nocho gab es viele Maiskolben unter der gelieferten Verpflegung. Eine Stunde weiter begannen dann Maisfelder von ganz erstaunlicher Ausdehnung. So weit das Auge reichte, waren auf dem heutigen Marsch die Flächen, Hänge und breiten offenen Rücken zwischen den Tälern mit Mais bestellt: Mais, nichts als Mais zur Rechten und zur Linken in stundenweiten Märschen. Der Weg ist von Nocho fortgesetzt gefallen. Nach der Karte haben wir hier nur noch etwas über 900 Meter Meereshöhe, also einen Höhenunterschied von zirka 600 Metern seit dem vorgestrigen Quartier. Hier tritt wieder eine neue Bauart der Häuser auf: neben der runden Hütte mit hohem, spitzem Kegeldach nach Art der Bakossis, gibt es viereckige Langhäuser mit niedrigem, flach geneigtem und weit überstehendem Satteldach. Die Eisenbahn wird hier wahrscheinlich die stärksten wirtschaftlichen Folgen hervorrufen. Zehntausende von Hektaren können ohne weiteres unter Mais gebracht werden und Verpflegung für die Küstenbezirke liefern.

Zur Linken schimmert immer noch die Fortsetzung der hohen zackigen Gebirgskette, die uns im ganzen Bakossital und am Manenguba vorbei begleitet hat, durch den Dunst. Die Aufschüttung des Manenguba reicht mit ihrem Fuß offenbar bis an jene Berge heran. Mit dem Übergang über die Wasserscheide zwischen Mueba und Nocho betritt man den berühmten „weißen Fleck", der bis in die neueste Zeit auf den Karten von Kamerun den Raum nördlich und nordöstlich vom Manengubagebirge in einer Ausdehnung von

beinahe 2000 Quadratkilometern einnahm. Er ist durch die Manenguba- und Mbo-Expedition der Kameruner Schutztruppe 1904/05 aufgeklärt worden, und man weiß jetzt, daß teilweise die große Mbo-Ebene, teilweise die zur Ebene herabsinkenden Abdachungen des Manengubagebirges und des großen Randgebirges von Inner-Kamerun, das nördlich aus der Mbo-Ebene aufsteigt, diesen Raum erfüllen.

Hier hat es wieder Verpflegungsschwierigkeiten gegeben. Unsre Träger sind alle an Planten als Kost gewöhnt, aber in diesem Lande herrschen Koko und Mais vor, dazu als Zukost Bataten. Mit Mühe wurde wenigstens die halbe Verpflegungsportion an Planten aufgetrieben. Heute konnte ich zum ersten Male nicht im Freien baden. Auf die Frage, wo das Wasser sei, führte man mich nach einer kleinen Quelle im Ölpalmendickicht. Davor hatte sich ein flacher, trüber Tümpel gebildet. Hier schöpft das ganze Dorf Wasser, gleichzeitig baden darin die Dorfleute, die durchpassierenden Träger und Soldaten und die massenhaften, kleinen, schwarzen Schweine. . . . . Mais ist massenhaft vorhanden — alle Hütten stecken voll Vorrat. Viel Land ist noch ohne Kultur — hier können geradezu Exportpflanzungen angelegt werden!

Isseku, den 19. Januar 1907.

Sehr interessanter Marsch. Aufbruch von Mankwe 6 Uhr, Ankunft in Isseku gegen 10 Uhr. Die letzten Tagemärsche sind alle sehr kurz gewesen. Die Ebene ist ganz mit hohem Grase bedeckt, aus dem einzelne Bäume und Baumgruppen, die den jährlichen Grasbränden Widerstand geleistet haben, und eine Menge halbverkohlter, struppiger Ölpalmen emporragen. Der Boden ist schwärzlich, trocken, hart, stellenweise staubig und besteht offenbar zum großen Teil aus der Asche der Grasbrände. Die ganze Fläche ist ein früheres Seebecken. Die Auswurfs- und Ausflußmassen des Manengubakraters haben in der Vorzeit diese Randlandschaft am Fuße des gewaltigen Hochlandsabbruches im Norden abgedämmt, und die von den Bergen herabkommenden Gewässer stauten sich zu einem mächtigen See auf. Schließlich überflutete das Wasser den vulkanischen Sperrdamm an seiner niedrigsten Stelle, dort wo jetzt der Fluß Nam in großen Wasserfällen auf der östlichen Seite des Manenguba zu Tal stürzt. Wahrscheinlich ist der Boden der Ebene hoch aufgefüllt mit den Niederschlägen von Flüssen, die vordem von allen Seiten her in das Becken gemündet haben. Wenn die Eisenbahn über den Monakosattel in diese Ebene herabsteigt, so werden hier wahrscheinlich Wunder geschehen. Man kann die ganze, fast hunderttausend Hektar große Fläche von einem Ende bis zum andern einfach mit dem Dampfpflug umackern und ein riesenhaftes Baumwollenfeld daraus machen. Wärme, Feuchtigkeit, fruchtbarer Boden, sichere und geschlossene Regenzeit — alle Bedingungen sind vorhanden!

Isseku ist von seinen Bewohnern verlassen. Nach Beendigung der Mbo-Expedition 1905 wurde hier ein Karawanenweg nach dem Norden durchgelegt, aber die Eingeborenen waren noch so scheu, daß sie meistens fortzogen und ihre Häuser und Pflanzungen stehen ließen. In den halbverfallenen Hütten liegen jetzt einige Soldaten vom Mbo-Posten und mehrere eingeborene Zimmerleute aus Duala, die weiter vorwärts eine Ballenbrücke über den Hauptfluß der Ebene, den Nam, bauen. Während des Marsches durch die Ebene waren zahllose Elefanten- und Büffelspuren in dem weichen Grunde zu sehen. Dr. Colin versuchte nachmittags einen Pirschgang, kommt aber abends sehr erschöpft vom Umherstampfen in dem übermannshohen, halbverbrannten Grase zurück, ohne zum Schuß gekommen zu sein. An Verpflegung gibt es zum Kummer unsrer Leute immer nur Koko, das die Träger und Soldaten selbst von den halb verwilderten Feldern holen müssen. Von den Dorfleuten haben sich einige scheue Weiber eingefunden, denen die Bezahlung eingehändigt wird. Offenbar ist die Mbo-Ebene sehr fruchtbar, sie soll aber auch sehr ungesund sein und ist berüchtigt wegen ihrer Moskitoplage. Leutnant Werner empfahl uns gleich bei der Ankunft im Dorf, die Netze ganz besonders sorgfältig über dem Bett zu schließen. Jetzt bei der Lampe fangen die Tierchen schon an zu schwirren und zu summen.

Posten im Mbo-Gebiet, den 20./21. Januar 1907.

Aufbruch von Isseku 6 Uhr, Ankunft auf dem Posten 1 Uhr mittags. Von Isseku ging es zunächst über eine Stunde durch die mit Ölpalmen und Gras bedeckte Ebene bis an den Fluß Nam. Der Weg ist noch im Bau begriffen und nicht geebnet. Gestern und heute mußten wir fortgesetzt über halbmeterhohe, dicht aneinanderliegende Erdhöcker stolpern. Das sind aber keine Termitenbaue, sondern diese Höcker beweisen, daß die jetzige Grassteppe früher, vor nicht allzulanger Zeit, Kulturland war. Die Eingeborenen legen ihre Pflanzungen in der Weise an, daß sie um die angebauten Gewächse die Erde rundum hoch anhäufen. In diesem künstlichen Hügel entwickeln sich dann die Wurzelknollen reichlicher und größer. Wenn ein Feld verlassen wird und mit Gras oder Busch überwuchert, so bleiben die Pflanzhügel noch Jahrzehnte lang erhalten und sind ein mühseliges Hindernis für den Marsch. Alle Flußläufe in der großen Ebene sind sumpfig. Zur Regenzeit ist die Fläche zum größten Teil Morast und daher ein Tummelplatz für Büffel und Elefanten. Über den Nam war eine große, starke Ballenbrücke im Bau, aber noch nicht passierbar. Jetzt zur Trockenzeit war der Fluß bequem zu durchwaten. In der Regenzeit soll er 5 Meter tief und ein reißender Strom sein. Bald nach dem Übergang gelangte unsre Karawane an den Fuß der mächtigen Gebirgsmauer, in der das innere Hochland von der vorgelagerten, niedrigen Terrassenstufe aufsteigt. Der Weg, den die Truppe kürzlich hinaufgebaut hat, ist in der Tat vortrefflich. Langsam steigend windet er sich immer tiefer in ein wunderbar verzweigtes Talsystem hinein, an dessen oberem Ende er eine letzte Schlucht zu einem immer noch leidlich bequemen, wenn auch auf die Dauer etwas Lungenkraft erforderlichen Aufstieg benutzt. Das ganze Vorgelände des Gebirges, die Täler, die aus ihm in die Ebene hinausführen und alle Hänge bis nahezu auf die höchsten Höhen, sind mit Ölpalmen bestanden. Von diesen Hunderttausenden von Bäumen wird jetzt so gut wie nichts ausgenutzt, weil das Gebiet schon zu entlegen ist, als daß der Trägertransport für Palmöl und Palmkerne an die Küste noch möglich wäre. Hier wird die Eisenbahn durchgreifenden Wandel schaffen.

Landschaftlich ist der ganze Aufstieg hervorragend schön. Die Üppigkeit der tropischen Palmenvegetation hält beinahe bis oben an; nur die letzten Höhen sind mit Gras bedeckt. Die Station liegt etwas über 1500 Meter hoch auf einem nach drei Seiten steil abfallenden schmalen Rücken, der nur an einer Stelle mit dem übrigen Gebirge zusammenhängt. Sie ist nach der Mbo-Expedition 1905 zur militärischen Sicherung des damals unterworfenen Gebietes errichtet worden. Merkwürdig, wie wenig man in Deutschland von den kriegerischen Unternehmungen in Kamerun seit dem Ausbruch des Aufstandes gehört hat! Die Zeitungen, die ja auch nach Windhuk kamen, brachten hin und her eine abgerissene Notiz, aber im ganzen hatte man den Eindruck, daß alles in Ordnung sei. In den letzten zwei Jahren hat es aber in Kamerun folgende Expeditionen und Aufstände gegeben:

1. Kongoa-Expedition im nordwestlichen Gebirgsland. Dezember 1903 bis Januar 1904. Gefallen ein weißer Feldwebel, verschiedene farbige Soldaten.
2. Gefechte gegen die Njems in Süd-Kamerun. Anfang 1904.
3. Anjang-Expedition von März bis August 1904. Die Eingeborenen am Croß in S.-W.-Kamerun hatten einen Stationsleiter und eine Anzahl weißer Kaufleute erschlagen. An der Bestrafung nahmen die 2. Kompagnie und Verstärkungsabteilungen von Duala teil. Verschiedene Verluste an Weißen, dazu mehrere Verwundete. Zahlreiche eingeborene Soldaten tot und verwundet.
4. Expedition gegen Galim in Adamaua, zweite Hälfte 1904. Ein Offizier verwundet.
5. Gefecht bei Duhn in Adamaua, 1904.
6. Mehrere Gefechte gegen die Heidenstämme in Nord-Adamaua, 1904/05.
7. Manenguba-Expedition 1904/05. Verluste an eingeborenen Soldaten, wie auch bei den vorigen Unternehmungen.
8. Expedition gegen Belom, N.-W.-Kamerun, Bezirk Bamenda.
9. Expedition gegen den Häuptling Foto, N.-W.-Kamerun, Bezirk Fontem, 1905.
10. Expedition gegen Bamela, Bezirk Bamenda, 1905.
11. Mbo-Expedition 1905. Zwei Kompagnien wurden verwendet. Ein weißer Offizier tot, drei Weiße verwundet.
12. Expedition gegen Banso, Bezirk Bamenda, 1906. Zwei Kompagnien gelangten zur Verwendung.
13. Expedition gegen Ngute, Mittel-Kamerun, 1906. Ein Offizier gefallen.
14. Verschiedene Expeditionen im nördlichen Teil von Jabassi, im Küstengebiet nördlich von Duala.
15. Südaufstand. Drei Kompagnien aufgeboten, mehrere Kaufleute ermordet, ein Offizier gefallen, verschiedene weiße Truppenangehörige verwundet, größere Verluste an eingeborenen Soldaten. Ein Offizier an den Folgen der Strapazen gestorben.
16. Abermalige Gefechte gegen die Galims, 1906.
17. Expedition gegen Bafut, Bezirk Bamenda, 1906/07, noch im Gange.

Diese Liste zeigt, wie unruhig es noch fortgesetzt in Kamerun ist, und nur die gleichzeitigen Aufstände in Süd-West- und in Ost-Afrika können es verursacht haben, daß nicht doch etwas mehr von den Ereignissen in die deutsche Presse durchgesickert ist. Wir dürfen uns aber darüber nicht täuschen, daß es zunächst noch eine ganze Weile auf dieselbe Art in Kamerun weitergehen wird. Was sich jetzt hier vollzieht, ist die allmähliche Aufschließung der bisher noch nicht erforschten und unterworfenen Gebiete im Innern, und gleichzeitig beginnt die feindselige Reaktion der Eingeborenen auf das intensivere Eindringen der Wirtschaftsinteressen der Weißen. Beide Ursachen zu „Expeditionen", wie sie die Liste aufweist, verflechten sich mit einander. Die Aufstände im Croßgebiet und der große Südaufstand waren durch das Vordringen des Händlertums und der Faktoreien in den bisher unberührten wilden Busch bedingt. Der Feldzug gegen den Stamm der Mbos z. B. war dagegen eine reine Erschließungsexpedition und durch die offne Widersetzlichkeit der Eingeborenen gegen den Versuch, einen Weg durch ihr Gebiet zu öffnen, bedingt. Was gibt aber allein die Tatsache zu denken,

Sir Joseph Prestwich, F.R.S.

Sir Joseph Prestwich, who died on June 23, was born in London on April 12, 1812. He was the son of Joseph Prestwich, a merchant of Clapham Common, and was educated at Merchant Taylors' School and at University College, London. He was intended for the mercantile profession, and entered his father's business, but he was also attracted to the study of science, and in 1833 he began to attend the lectures of Phillips, Daubeny, and Buckland at Oxford. In 1835 he published a paper on the Geology of Coalbrookdale, and in 1837 he began to study the Tertiary deposits of the Paris basin. In 1839 he published a paper on the Geology of Shropshire, and in 1840 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1841 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1843 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1844 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1845 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1846 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1847 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1848 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1849 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1850 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1851 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1852 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1853 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1854 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1855 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1856 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1857 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1858 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1859 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1860 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1861 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1862 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1863 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1864 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1865 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1866 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1867 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1868 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1869 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1870 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1871 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1872 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1873 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1874 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1875 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1876 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1877 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1878 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1879 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1880 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1881 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1882 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1883 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1884 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1885 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1886 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1887 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1888 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1889 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1890 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1891 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1892 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1893 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1894 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1895 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1896 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1897 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1898 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1899 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1900 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1901 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1902 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1903 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1904 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1905 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1906 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1907 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1908 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1909 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1910 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1911 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1912 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1913 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1914 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1915 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1916 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1917 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1918 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1919 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1920 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1921 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1922 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1923 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1924 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1925 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1926 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1927 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1928 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1929 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1930 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1931 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1932 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1933 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1934 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1935 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1936 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1937 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1938 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1939 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1940 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1941 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1942 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1943 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1944 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1945 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1946 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1947 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1948 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1949 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1950 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1951 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1952 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1953 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1954 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1955 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1956 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1957 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1958 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1959 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1960 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1961 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1962 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1963 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1964 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1965 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1966 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1967 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1968 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1969 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1970 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1971 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1972 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1973 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1974 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1975 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1976 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1977 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1978 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1979 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1980 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1981 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1982 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1983 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1984 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1985 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1986 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1987 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1988 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1989 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 1990 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 1991 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 1992 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 1993 he published a paper on the Geology of the London basin. In 1994 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 1995 he published a paper on the Geology of the Weald. In 1996 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 1997 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 1998 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 1999 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2000 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2001 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2002 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2003 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2004 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2005 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2006 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2007 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2008 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2009 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2010 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2011 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2012 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2013 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2014 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2015 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2016 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2017 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2018 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2019 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2020 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2021 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2022 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2023 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2024 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2025 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2026 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2027 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2028 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2029 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2030 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2031 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2032 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2033 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2034 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2035 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2036 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2037 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2038 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2039 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2040 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2041 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2042 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2043 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2044 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2045 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2046 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2047 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2048 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2049 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2050 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2051 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2052 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2053 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2054 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2055 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2056 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2057 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2058 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2059 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2060 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2061 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2062 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2063 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2064 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2065 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2066 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2067 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2068 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2069 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2070 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2071 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2072 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2073 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2074 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2075 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2076 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2077 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2078 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2079 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2080 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2081 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2082 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2083 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2084 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2085 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2086 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2087 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2088 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2089 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2090 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2091 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2092 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2093 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2094 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2095 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2096 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2097 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2098 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2099 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2100 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2101 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2102 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2103 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2104 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2105 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2106 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2107 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2108 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2109 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2110 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2111 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2112 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2113 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2114 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2115 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2116 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2117 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2118 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2119 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2120 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2121 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2122 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2123 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2124 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2125 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2126 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2127 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2128 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2129 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2130 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2131 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2132 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2133 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2134 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2135 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2136 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2137 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2138 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2139 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2140 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2141 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2142 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2143 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2144 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2145 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2146 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2147 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2148 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2149 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2150 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2151 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2152 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2153 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2154 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2155 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2156 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2157 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2158 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2159 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2160 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2161 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2162 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2163 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2164 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2165 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2166 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2167 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2168 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2169 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2170 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2171 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2172 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2173 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2174 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2175 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2176 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2177 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2178 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2179 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2180 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2181 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2182 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2183 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2184 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2185 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2186 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2187 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2188 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2189 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2190 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2191 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2192 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2193 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2194 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2195 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2196 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2197 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2198 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2199 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2200 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2201 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2202 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2203 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2204 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2205 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2206 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2207 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2208 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2209 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2210 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2211 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2212 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2213 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2214 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2215 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2216 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2217 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2218 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2219 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2220 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2221 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2222 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2223 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2224 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2225 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2226 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2227 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2228 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2229 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2230 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2231 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2232 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2233 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2234 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2235 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2236 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2237 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2238 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2239 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2240 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2241 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2242 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2243 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2244 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2245 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2246 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2247 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2248 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2249 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2250 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2251 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2252 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2253 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2254 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2255 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2256 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2257 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2258 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2259 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2260 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2261 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2262 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2263 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2264 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2265 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2266 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2267 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2268 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2269 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2270 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2271 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2272 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2273 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2274 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2275 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2276 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2277 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2278 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2279 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2280 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2281 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2282 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2283 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2284 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2285 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2286 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2287 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2288 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2289 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2290 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2291 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2292 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2293 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2294 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2295 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2296 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2297 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2298 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2299 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2300 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2301 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2302 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2303 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2304 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2305 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2306 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2307 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2308 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2309 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2310 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2311 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2312 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2313 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2314 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2315 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2316 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2317 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2318 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2319 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2320 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2321 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2322 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2323 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2324 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2325 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2326 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2327 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2328 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2329 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2330 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2331 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2332 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2333 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2334 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2335 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2336 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2337 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2338 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2339 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2340 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2341 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2342 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2343 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2344 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2345 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2346 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2347 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2348 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2349 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2350 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2351 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2352 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2353 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2354 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2355 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2356 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2357 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2358 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2359 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2360 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2361 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2362 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2363 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2364 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2365 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2366 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2367 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2368 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2369 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2370 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2371 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2372 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2373 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2374 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2375 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2376 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2377 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2378 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2379 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2380 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2381 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2382 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2383 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2384 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2385 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2386 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2387 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2388 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2389 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2390 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2391 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2392 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2393 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2394 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2395 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2396 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2397 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2398 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2399 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2400 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2401 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2402 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2403 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2404 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2405 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2406 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2407 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2408 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2409 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2410 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2411 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2412 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2413 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2414 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2415 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2416 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2417 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2418 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2419 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2420 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2421 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2422 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2423 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2424 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2425 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2426 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2427 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2428 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2429 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2430 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2431 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2432 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2433 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2434 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2435 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2436 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2437 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2438 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2439 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2440 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2441 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2442 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2443 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2444 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2445 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2446 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2447 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2448 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2449 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2450 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2451 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2452 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2453 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2454 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2455 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2456 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2457 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2458 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2459 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2460 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2461 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2462 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2463 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2464 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2465 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2466 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2467 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2468 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2469 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2470 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2471 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2472 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2473 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2474 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2475 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2476 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2477 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2478 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2479 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2480 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2481 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2482 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2483 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2484 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2485 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2486 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2487 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2488 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2489 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2490 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2491 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2492 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2493 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2494 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2495 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2496 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2497 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2498 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2499 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin. In 2500 he published a paper on the Geology of the Weald, and in 2501 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight. In 2502 he published a paper on the Geology of the Paris basin, and in 2503 he published a paper on the Geology of the London basin. In 2504 he published a paper on the Geology of the Hampshire basin, and in 2505 he published a paper on the Geology of the Weald. In 2506 he published a paper on the Geology of the Isle of Wight, and in 2507 he published a paper on the Geology of the Paris basin. In 2508 he published a paper on the Geology of the London basin, and in 2509 he published

oder ihn gar hervorrufen. Auch wirkliche, aber kleine Talente können verwirrt und mit Illusionen erfüllt werden, die sich später in schlimmer Weise rächen. Wenn also hier etwas abzustellen wäre, müßten es im Grunde die unverbindlichen liebenswürdigen Briefe sein. Nun weiß ich selbstverständlich wohl, daß in der Praxis gelegentlich auch der sündigt, der sich sonst seiner Verantwortung bewußt ist, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Es braucht sich ja gar nicht einmal um das eigentliche Urteil zu handeln, es kann um Nüancen, um Nebenumstände und um manches andre gehen. Dann ist es aber wirklich auch die einfachste Sache von der Welt, in verbindlicher Form zu erklären, daß man sich für den öffentlichen Gebrauch in diesen Punkten so und so fassen müsse. Es liegt ja keine Spur von irgend einem Zurückweisen oder irgend einer Doppelzüngigkeit darin, da man ja den ersten Brief unter ganz andern Umständen schrieb. Es wird um so leichter sein, als in den meisten Fällen der Absender des Briefes dem andern gegenüber in irgend einer Beziehung eine Autorität ist — sonst hätte es ja gar keinen Sinn gehabt, sich an ihn zu wenden. Ich vermag also die Berechtigung des ganzen Einwandes nicht einzusehen. —

Nun werden mitunter nicht nur Briefe von bekannten, sondern auch von ganz unbekannten Personen zu Propagandazwecken abgedruckt. Für Bücher hätte es gar keinen Sinn, da das Urteil unbekannter Personen hier nicht in die Wage fallen würde; es wird darum auch für Bücher nicht geübt, wenigstens meines Wissens nicht. Wohl aber kann ein solches Verfahren für Zeitungen und Zeitschriften einen besonderen und einen guten Sinn haben. Zeitungen und Zeitschriften wenden sich an die Menge und das Urteil der Menge, hat also für sie eine berechtigte Bedeutung. Es kann ihnen beispielsweise an dem Nachweis liegen, daß sie unter Geistlichen und Lehrern nicht nur viele Leser haben, sondern daß sie auch in diesen Kreisen geschätzt sind. Warum sollten sie das nicht durch einwandfreie Dokumente beweisen dürfen? Natürlich müssen die Dokumente eben auch einwandfrei sein. Es gibt Zeitschriften, auch bessere, die Briefe abdrucken, ohne den Namen oder die Adresse des Absenders zu nennen. Das ist selbstverständlich gänzlich unzulässig. Ich will die Zeitschrift, die ich augenblicklich im Sinn habe, gar nicht nennen, da es mir auf eine rein akademische Erörterung ankommt. Ich bezweifle auch gar nicht, daß es in diesem Fall mit den Briefen seine volle Richtigkeit hat, aber das Verfahren ist an sich unzulässig, weil es dem verwegensten Schwindel Tür und Tor öffnet. Die Briefe müssen unterzeichnet sein und es muß, wenn es irgend geht, so viel aus ihnen abgedruckt werden, daß man sich von ihrem Inhalt einen Begriff machen kann. —

Ein Propagandamittel, das auch einmal von den Schriftstellern ernstlich erörtert werden sollte, sind die Kolporteure. Die Kolporteure gelten dem offiziellen Buchhandel im allgemeinen als nicht „vornehm“. Warum in aller Welt? Es ist ja wahr, daß sie häufig im Dienst der Hintertreppenromane stehen, aber das trifft doch nur den besonderen Fall, nicht die Einrichtung an sich. Es gibt Zeitungen, die im Dienst der schlechtsten Instinkte stehen, aber darum bleiben die guten Zeitungen doch, was sie sind. Das gilt in derselben Weise von Büchern, warum sollte es nicht auch von Kolporteuren gelten? Nun könnten aber gerade Kolporteure sehr viel in gutem Sinne wirken und würden in manchem verschlafenen Landstädtchen bald sympathische Persönlichkeiten sein. Der allgemeine Gedanke, den ich hier wie überall festgehalten wissen möchte, ist der: man soll der Literatur keine legitimen Propagandamittel nehmen, sondern ihr neue geben.

Erich Schlaikjer.

„Deutsche Malerei“ und Technik.

Die bildende Kunst kann sich über Mangel an literarischer Teilnahme zurzeit wahrlich nicht beklagen; ein Buch folgt dem andern. Es ist nur gut, daß die Kunst selber dort, wo sie in guten Händen ruht, von dem Reden und Schreiben verschont bleibt, sie möchte sonst selber noch mehr als sie schon ist in die Wirrnis und Parteiung hineingezogen werden. Und ist doch im Grunde eine Sache, die über alle Begriffe und Leidenschaften hinausführen sollte. Die Kritik aber, statt mit Verstehen, Deuten und Erklären sich zu bescheiden, scheint bisweilen wieder auf dem besten Wege, Vorschriften zu machen, Grenzen zu ziehen, Entwicklungen zu diktieren. Von diesem Drang sind selbstverständlich die Künstler, wenn sie Meißel oder Pinsel mit der Feder vertauschen, am wenigsten frei. Sofern sie kräftige Künstler und Menschen sind, gibt ihnen ihr eignes Werk Grundlage und Maßstab zur Kunstbetrachtung überhaupt.

Der Münchener Maler Edmund Steppes hat bei Callwey eine Broschüre „die deutsche Malerei“ erscheinen lassen, in der er sich mit viel Temperament und großer Schärfe gegen den modernen Impressionismus wendet. Steppes selber steht in seiner Kunst Karl Haider wohl am nächsten, er malt in einem hellen Grün schöne Wiesen und Hügelland. Das ist wenigstens die Erinnerung an eine Sammlung, die ich vor mehreren Jahren sah; eine sehr „solide“ Malerei mit fest und sauber vertriebenen Farben und einer kräftigen Zeichnung in der Bewegung des Bodens. Diese Broschüre ist nach meiner Ansicht in ihren grundsätzlichen Auseinandersetzungen vielfach flüchtig, falsch und nicht frei von Widersprüchen. Sie enthält eingehende und ebenso interessante wie lehrreiche Darlegungen über sehr spezielle maltechnische Dinge, über die der Nichtfachmann zu seinem eignen Vorteil von einer Kritik absieht. Aber mir scheint, daß das Büchlein unter der Flut der Neuerscheinungen doch der Beachtung aller der wert ist, die sich um ein möglichstes Erkennen der Vorbedingungen der Kunst mühen.

Man merkt, daß das Wort „deutsch“ auf dem Titel der Broschüre im Sinne eines Programms gemeint ist. Für viele mag das ein Anlaß sein, die Diskussion überhaupt gar nicht aufzunehmen. Sie sagen, es gibt keine deutsche und nichtdeutsche, keine alte und neue, sondern nur eine gute und eine schlechte Kunst. Der Fehler ist, daß diese Weisheit der Übereifrigen keine sehr langen Beine hat; sie läuft sich auf dem Wege durch die Kunstgeschichte recht bald müde. Denn für die Vergangenheit gestehen wir den Zusammenhang zwischen Volkstum und Kunst ohne Sträuben zu. Aber wir scheuen uns mit einer richtigen Empfindung, ihn auf die Gegenwart anzuwenden, mit der Geltung einer Parole. Was heißt deutsch? Man kann sich von innen heraus als Deutscher fühlen, nach Volkszusammenhang und Kultur, nicht bloß staatspolitisch (denn das besagt noch nicht viel), und man wird zugeben: das meiste, was so über das deutsche Wesen gesagt wird, ist Gewäsch. Wem das zu hart klingt: es sind schöne, auch ernsthafte Worte und Wünsche, und neben den antisemitischen Schwätzern werden sie auch von Männern gebraucht, die mit einem warmen und feinen Glauben ihnen anhangen. Sie pflegen die Tugenden der großen Epochen und Männer in der deutschen Geschichte zu tragen.

Steppes sieht in den großen flandrischen Malern des ausgehenden Mittelalters, in den Brüdern van Eyck, in Rogier van der Weyden und Hans Memling die schönste Entfaltung der deutschen Kunst, und was er über sie sagt, kommt aus einer herzlichen Freude und einem tiefen Erkennen ihrer Kunst. Wenn man noch vor wenigen Wochen vor den Wundern stand, die das Johannesspital und die Akademie zu Brügge beherbergen, dann ist man wohl geneigt, dem Maler zu folgen, und mit ihm in den Preis dieser Meister, der Kraft ihres Ausdrucks, der schönen Klarheit ihrer Farbe, der Anmut und Sicherheit ihrer Zeichnung einzustimmen. Aber der Fehler ist, daß Steppes nur dorthin sieht, und mit den Augen unsrer Zeit hinsieht, und der heutigen Kunst den Vorwurf macht, direkt einen anklagenden Vorwurf, daß sie nicht mehr die Malerei jener Tage übt. Er verzichtet darauf, den Entwicklungslinien nachzugehen, er wendet sich unmittelbar an die Leute, die heute in Deutschland „impressionistisch“ malen, und sagt ihnen mit groben Worten, daß sie sozusagen Verrat an den heiligsten Überlieferungen unsres Volkes üben. Diese unhistorische Einseitigkeit ist der große Mangel der Schrift, während sich in der Kritik der heutigen künstlerischen Ausbildung, in der Methode des „Sehen“-lernens statt des Malenlernens meines Erachtens recht gute und richtige Bemerkungen finden.

Aber ich glaube, der Versuch wurde noch nie mit der gleichen Energie gemacht, deutsche Malerei mit einer bestimmten, ausgebildeten, malerischen Technik ganz eng zu vereinen, und

Ausgabe 1 Jahrgang 1

Ausgabe 2 Jahrgang 1

Ausgabe 3 Jahrgang 1

Ausgabe 4 Jahrgang 1

Ausgabe 5 Jahrgang 1

Ausgabe 6 Jahrgang 1

Ausgabe 7 Jahrgang 1

Ausgabe 8 Jahrgang 1

Ausgabe 9 Jahrgang 1

Ausgabe 10 Jahrgang 1

Ausgabe

Beklagten zu Tausenden, daß ihnen ihr Liebhaber zunächst gar nicht bekannt gewesen sei.

Diese Frauen wären also sämtlich getäuscht worden und hätten in Selbsttäuschung ihre Bekenntnisse abgelegt. Wären diese Fälle jedoch immerhin noch zweifelhaft, so entsprechen jene Bekenntnisse, nach denen die Betreffenden in ihrer Kindheit zum Teil von Angehörigen an Teufel verkuppelt seien, aller Wahrscheinlichkeit nach der eigenen Überzeugung.

Aber selbst wenn die Opfer mit ihrem Teufelsglauben geködert sind, und wenn diese Beklagten daher wirklich von der Wahrheit ihrer Geständnisse überzeugt sein konnten, was an sich immer noch mit Vorbehalt anzunehmen ist, so sind doch zahllose Beispiele bekannt, in denen Ehebruch und unerlaubter Verkehr trotz der Kenntnis des wahren Sachverhaltes von den Beklagten als Teufelsverkehr zu Protokoll gegeben wurde, denn vielmals waren die angeblichen Teufel alte Bekannte, mit denen man aufgewachsen war, mit denen man täglich verkehrte und mit denen man Jahre lang selbst unter einem Dache lebte.

Wenn nun außerdem noch in allen diesen Fällen immer wieder davon die Rede ist, daß der Liebste plötzlich Bocksfüße und Hörner bekommen, ja sogar sich in eine Katze oder einen Hund verwandelt habe, derselbe Liebhaber, der einige Stunden später wieder in gewohnter Weise bei der Arbeit getroffen wurde, so sind diese Bekenntnisse entweder wider besseres Wissen abgelegt oder die Phantasien Geisteskranker.

Pathologische Erscheinungen aber können diese Bekenntnisse nicht sein, denn wären sie es, dann hätten sie sich auch vor den Prozessen ohne Richter zeigen müssen, dann müßten auch heute ähnliche Wahnvorstellungen bekannt sein, denn auch heute noch hat der Aberglaube ein allzu großes Feld.

Sie können daher nur gegen besseres Wissen abgelegt sein, und da sie mit dem Feuertode bestraft wurden, können sie auch nicht freiwillig erfolgt sein.

Wenn wir auf der Suche nach den letzten Ursachen bis hierher gekommen sind, dann gewinnen wir auch für die andern Bekenntnisse ein näheres Verständnis, dann ist auch die Teufelssalbe, welche Besenstiele in lenkbare Luftballons verwandelte, mit denen man durch das Fenster zum Hexentanzplatz fuhr, keine eigne Erfindung, ebensowenig wie die nächtlichen Rendezvous der guten Freunde und Bekannten, von denen man selbst noch nach Jahren genau angeben konnte, welche Kleidung sie damals getragen hatten.

Nur noch die Art der Prozeßführung kann die Erklärung für diese Art von Bekenntnissen geben, denn noch ganz andre Dinge hätten die Beklagten gebeichtet, wurden sie doch, wenn sie nichts zu bekennen hatten, auf der Folter in Krüppel verwandelt. In dieser Folter bezichtigten sich unglückliche Mädchen der wiederholten Mutterschaft von Eidechsen wie jene Unglückliche, die 1687 deshalb in Arendsee enthauptet wurde.

Die Richter haben diese Bekenntnisse erzwungen und dahin gewirkt, daß der Aberglaube des Volkes und die umfangreichen Bücher der Gelehrten und Schriftsteller eine Grundlage erhielten, eine Grundlage von großer Bedeutung, umsomehr, wenn die Beklagten, aus Furcht vor der gräßlichen Qual der Folter, freiwillig bekannten. Die Richter haben sie erzwungen, weil der Papst und die Kirchenlehrer die Realität des Teufels verkündet hatten, und weil die Autorität in jenen dunklen Jahrhunderten über alles galt, sie haben sie erzwungen um ihres eignen Vorteils wegen. Auf ihren eignen Nutzen bedacht, nahmen sie es mit der Wahrheit und dem Recht nicht sehr genau und schreckten nicht zurück, auch wenn der Justizmord offenkundig wurde. Auch hierfür gibt es hundertfache Belege. Denken wir nur an die Untersuchungsresultate der Teufelsmale, für die man die Muttermale ansah. Man untersuchte dieselben durch Nadelstiche, um festzustellen, ob Blut hervorquellen würde. Nun findet sich in den Protokollen die Bemerkung, daß gelegentlich kleine schwarze Steine bei dieser Probe aus dem Teufelsmal herausgefallen seien. Ja, man scheute sich nicht, eine selbstbegangene Schändung der Eingekerkerten auf das Konto des Teufels zu setzen und in das Protokoll zu schreiben, er hätte die Liebste noch im Gefängnis mit seiner Gunst verfolgt.

Des Weiteren bedurfte es nicht immer besonderer Indizien, sondern man nahm sogar die in der Folter erpreßten Geständnisse als Beweise, leistete Denunziationen, auch anonymen, Folge, zog von Ort zu Ort, um gegen den Teufel zu predigen und die verängstigte Bevölkerung zu Denunziationen zu veranlassen.

So bietet das Verfahren viele Anhaltspunkte, aus denen hervorgeht, daß das Hexenbrennen als Geschäft betrachtet werden muß. Daß es nichts andres war, dafür haben wir aus den verschiedenen Jahrhunderten von menschenfreundlichen, wahrheitsliebenden Zeitgenossen, deren Namen einen guten Klang besaßen, mehrere Zeugnisse, die in empörenden Worten die beleidigte Menschenwürde zu rächen suchen und mutig dem Zorne der übermächtigen Kirche entgegentraten.

Lassen wir den Kanonikus Loos sprechen: Die Hexenprozesse bilden eine neu erfundene Alchemie, durch welche man aus Menschenblut Gold und Silber mache. Der bekannte Jesuitenpater Friedrich Spee aber sagte, daß viele nach den Verurteilungen hungerten, als nach den Brocken, von denen sie fette Suppen essen wollten.

Daß bei dieser Handhabung vielfach Betrug im Spiele war, um mißliebige Personen zu beseitigen, auch hierfür liefert die Geschichte der Hexenprozesse nur allzu viele Belege, und es packt uns noch heute wilde Empörung, wenn wir das Mönch- und Pfaffentum aus maßlosem Eigennutz jedes menschliche Empfinden in den Kot treten sehen.

Auch in Brandenburg hat der Fanatismus und der Aberglaube Hexen verbrannt. Aber wenn wir die alten vergilbten Akten dieser Prozesse in die Hand bekommen, dann fehlen die entsetzlichen Grausamkeiten, die man in andern Ländern sinnlos an den Unglücklichen verübte; es fehlen vor allem die Spuren offenkundigen Betruges, und wenn wir die Begutachtungen lesen, die man von den juristischen Fakultäten einforderte, dann sehen wir, wie diese zur größten Vorsicht mahnten, wie es in jenen Prozessen vor allem darauf ankam, nach einem reellen Verbrechen zu forschen, und wie man bestrebt war, das rein Religiöse in den Beschuldigungen möglichst in den Hintergrund zu stellen.

So rieten Berliner Räte im Jahre 1616 der Stadt Prenzlau in einer Begutachtung, „sich zu Gott zu bekehren und die Abwendung des vermeintlichen Teufelstreiben anzuflehen, denn Gott habe dem Teufel nicht gewehrt, daß er Hiob unangetastet lassen mußte, und ohne Gottes Zulassung wäre die Legion Teufel auch nicht in die Prenzlauer Säue gefahren, und wäre es wohl gut, daß die Geistlichen die Zeit, die sie auf unerbauliche Sachen und unschuldiger Christen Pressuren und Unterdrückung verwenden, zu solcher Abmahnung an das Volk verbrauchten. Wenn der Prozeß aber zu lange dauere, würde sich weit mehr Ungeziefer an Hexen im Lande einfinden."

Während in rein katholischen Ländern die Unschuldigen noch hundertfach dem Aberglauben geopfert wurden, waltete zur selben Zeit in der Mark bereits eine scharfe Kritik, und wo jene brannten, da übergaben brandenburgische Richter die vermeintlichen Hexen dem Physikus und Schulmeister oder steckten die Beschuldigten in die Spinnstuben und Arbeitshäuser.

So wurde auch jenes Bekenntnis des Berliner Mädchens als „Effekt der Schwermütigkeit gedeutet, zumal die von ihr erzählten Umstände unwahrscheinlich seien, so daß man auf Verstandesverrückung schließen müsse. Inquisitin könne daher als eine, die sich wirklich dem Teufel ergeben, nicht bestraft werden. Damit sie aber durch ein liederliches Leben nicht wieder verstrickt werde, sei sie lebenslänglich in das Spandauer Spinnhaus zu bringen und zu weiblicher Arbeit anzuhalten. Außerdem sei ihr dort leibliche Arznei und geistlicher Zuspruch zu gewähren." So wurde von Rechts wegen erkannt und dies Erkenntnis vom Könige bestätigt. —

M. Samter.

Die Brenta-Blume

Von **Franz Freiherr Gaudy**

(Fortsetzung)

Auch Eufemia, welche zur Seite ihrer Mutter Santa dem Schauspiel beigewohnt hatte, stieg von ihrem Sitz, aber das Gewühl riß sie mit fort und drängte sie aus dem mütterlichen Arm. Zu spät bedauerte sie, ihren sicheren Standpunkt aufgegeben zu haben und schaute sich ängstlich nach dem Bekannten um, unter dessen Schutz sie sich begeben könne. Da erscholl aus tausend Kehlen der Angstruf: „Ein Pferd! Ein Pferd!"

Es war einer der Renner, welcher am Ziele nicht aufgefangen worden war und nun wie rasend auf der durchmessenen Bahn zurückstürmte. Mit Schaum und Blut überdeckt, brach er durch die dichten Haufen; das tausendstimmige Geschrei machte ihn nur noch wilder. Rechts und links stoben die Massen mit eigentümlicher Behendigkeit vor dem schnaubenden Rosse auseinander. Eufemia, welche verwirrt und zitternd unter der Menge stand, sah sich plötzlich frei auf der Straße stehen und das Pferd auf sie losjagen. Halb bewußtlos deckte sie die Augen mit der Hand — da sprang ein junger Mann aus dem Gedränge, riß das Mädchen zurück und führte einen gewaltigen Schlag mit dem Rohrstock gegen die Stirn des Rosses. Betäubt prallte dieses zurück und ließ sich von den nachkeuchenden Knechten geduldig einfangen; der junge Mann aber bot der halb Ohnmächtigen den Arm, um sie nach Hause zu geleiten. Währenddessen hatte sich auch Signora Pappagalli wieder eingefunden, erschöpfte sich in Danksagungen gegen den rettenden Engel und forderte ihn im ersten Enthusiasmus der Erkenntlichkeit auf, ihr geringes Haus mit seinem Besuche beehren zu wollen — eine Einladung, welche sich der schnurrbärtige Genius nicht zweimal sagen ließ.

Sein Name war Emidio di Castell-Viscardo aus Vicenza, wo sein Vater als einer der reichsten Kaufleute lebte. Er selber hielt sich der Studien halber in Padua auf und war unter den Serenadenbringern, Blumenstreuern, Sonetten-

drechslern, welche der Brenta-Blume huldigten, einer der eifrigsten. Es war ein schöner, blasser Mann mit dem schwärzesten Auge und Bart von der Welt, in Hinsicht auf Eleganz des Anzugs ein wandelndes Modejournal, saß mit Anstand zu Pferde, tanzte wie ein Gott, wußte angenehm und witzig zu plaudern, hatte Geld, viel Geld, war freigebig — kurzum, ein Amante, wie er im Buche steht.

Nach jahrelangem, vergeblichem Schmachten vor der Schwelle seiner Schönen wähnte Emidio sich in den siebenten Himmel versetzt, als er zum erstenmal zur Seite der lieblich erröteten Eufemia saß und aus ihrem Munde die verwirrt gestammelten Danksagungen vernahm. Edlen weiblichen Seelen ist es aber die süßeste Pflicht, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, namentlich wenn der Verpflichtete ein hübscher junger Mann ist, und fast schien es, als übertreibe die Schöne selber um ein weniges sowohl die Gefahr als die bewiesene Geistesgegenwart, nur um ihre Erkenntlichkeit in gleichem Maße steigern zu dürfen. Er war leidenschaftlich verliebt, sie blieb nicht gleichgültig, die Eltern waren die Freundlichkeit und Schmiegsamkeit selber — was Wunder, wenn das junge Paar schon nach Wochenfrist das Geständnis zärtlicher Zuneigung, die Schwüre ewiger Treue austauschte. Ob die alten Pappagalli jene bisher unerhörte Nachsicht und Willfährigkeit nur als gerechte Vergeltung des geleisteten Dienstes betrachteten, ob ihnen ein Vicentiner Vöglein ein herzgewinnendes Lied von den Geldsäcken des alten Castell-Viscardo vorgesungen, bleibe dahingestellt. Den jungen Leuten blieb das Motiv gleichgültig.

Liebende sind blind, um so blinder, weil sie wähnen, daß die Mitwelt es ebenfalls sei. Diesen allgemeinen Irrtum teilte denn auch unser seliges Paar und war über die Maßen verwundert, als es vernahm, daß die Kunde von ihrer Liebe und Verlobung schon seit Wochenfrist der Gegenstand des Stadtgespräches sei; als ob es nicht vielmehr mit einem Wunder hätte zugehen müssen, wenn es dem Scharfblick der Tausende von jugendlichen, verliebten Müßiggängern entgangen wäre, wie Eufemia ausschließlich von dem jungen Castell-Viscardo das Weihwasser annahm, wie sie genau die Minute, wo er vorüberreite, kannte und seine Gitarre unter Hunderten zu unterscheiden wußte.

So kam denn auch die Nachricht von der ihm bevorstehenden Schwiegertochter zu den Ohren des Papa Vicente Viscardo um vieles früher, als das verliebte Söhnlein es gerade gewünscht haben mochte. Da nun dergleichen Botschaften häufiger von Raben als von Tauben überbracht werden, oder doch durch viele Hände laufen, ehe sie an die Adresse gelangen, daß sie nie anders als gehörig angeschwärzt einpassieren, so war es auch eben nicht befremdend, daß der Bankier auf's entschiedenste den Heiratsplänen seines einzigen Erben opponierte. Die väterliche Epistel war eine Bouillontafel von Gift und Galle. Er begreife nicht, schrieb der Alte, wie ein Vicentiner Nobile (dort ist nämlich jedermann Graf oder wenigstens von Adel), wie ein Glied eines so erlauchten Stammes als der seinige so niedrig denken könne, daß er sich um die Tochter eines Barkrayers bewerbe — eine Schmach, über welche die drei tanzenden Meerkatzen seines Wappens vor Scham erblaßten. Hierauf folgten noch diverse Androhungen von Fluch und Enterbung nebst homogenen Floskeln, mit denen unholde Väter höchst spendabel zu sein pflegen, und zum Schluß der gemessene Befehl, angesichts dieses nach Vicenza zurückzukehren.

Begreiflich wäre es gewesen, wenn der leidenschaftliche Liebhaber in Padua den Baumstrahlen seines ungnädigen Papstes Trotz geboten und es vorgezogen hätte, in den Fesseln seiner Armida zu schmachten, anstatt im Vaterlande sich von dem Feuer und Flamme speienden Drachen anschnauben zu lassen. Es bleibt aber nur verdrießlich, daß letztere einen unwiderstehlichen Zauber besitzen, mittels dessen sie widersetzliche, in der Fremde herumvagierende Söhne an sich zu ziehen und die Sehnsucht nach der Heimat so mächtig anzuregen wissen, daß auch die dezidiertesten Opponenten über Hals und Kopf zurücktrennen müssen — jener wundersame Bann besteht im festen Zuschnüren des Geldbeutels, im Vorenthalten der benötigten Subsidien. Emidio vermochte ihm so wenig als ein andrer Sterblicher zu widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

E. R. Weiß. Der Name E. R. Weiß ist den Liebhabern gut gedruckter und schön ausgestatteter Bücher bekannt. Sie schätzen den Künstler als Zeichner wuchtiger Initialen und kraftvoller Kopfleisten in der derben Holzschnittmanier alter Meister. Seine Vignetten geben der Buchseite durch die bedachtsame Verteilung heller und dunkler Flächen ein dem Leser wohltuendes Gleichgewicht. Die Harmonie des Verhältnisses zwischen schwarzen und weißen Massen vermittelt dem Auge einen angenehm beruhigenden Eindruck. Der von Kontur umschriebene Gegenstand, Vase, Blume oder Blatt, wird nicht als solcher aufgefaßt, sondern als ein Spiel rhythmisch belebter Flächen empfunden, die den Zweck haben, als Hintergrund, als neutrale Folie zu dienen. Es ist die Begabung des Künstlers, die Natur in einer gewissen Stilisierung aufzufassen, alles Gegenständliche auf den Effekt der Flecken- und Flächenwirkung zu sehen. Auch in seinen Gemälden, von denen einige in der Sezession ausgestellt sind, verfolgt er diese Ziele. In der Wahl der Motive bevorzugt er, seiner Begabung entsprechend, symmetrische Anordnungen: gefüllte Fruchtschalen, Blumen, Sträuße. Die Farbe ist ihm dabei nur flächenfüllendes Element; der Kontur, die Linie ist das primäre. Im Gegensatz dazu ist z. B. in der Landschaftsmalerei die Farbe in ihren verschiedenen Abstufungen und Valeurs der Träger der Stimmung. Die dekorative Malerei aber arbeitet mit der Linie als Wirkungsfaktor. In der Linie ist aktives Leben, Tätigkeit. Darum kommt das dekorative Bild auch erst recht eigentlich zur Geltung, wenn es in Zusammenhang tritt mit anderm Leben, insbesondere mit architektonischem Leben. In der Architektur, in der Wand ist Tätigkeit, Spiel lebendiger Kräfte. In Beziehung zu diesen erfüllt das dekorative Bild erst seine Bestimmung: es trägt dazu bei, durch Symbole die architektonischen Funktionen, etwa Stütze und Last, zu erläutern. Es gliedert die Wand, es gibt ihr einen bestimmten harmonischen Rhythmus.

Man betrachte daraufhin die Gemälde von Weiß. Sie haben größere Bedeutung als die, schöne Stilleben zu sein. Die starke Begabung des Künstlers läßt ihn für ernstere Aufgaben befähigt erscheinen. Das höchste Ziel der dekorativen Malerei ist die Monumentalmalerei großen Stils. Wir haben die heute nicht, unsre Zeit begnügt sich mit der mehr passiven „Stimmungsmalerei." Künstler, die den klassischen Stil in die Malerei tragen, besitzen wir wenige. Darum sollte man denjenigen, die kraft ihres Talentes die Wege dazu ebenen könnten, Aufträge zuweisen. Daß Weiß sie mit Geschick erledigen würde, hat er durch seine Arbeiten im Folkwang-Museum in Hagen zu zeigen Gelegenheit gehabt.

W. C. B.

Allerlei

Im Neckartal. Vor Wochen war's, im heimatlichen Neckartal. — Rüstig bin ich ausgeschritten. An Garten, Feld und Weinberg vorbei führt mich der steile Fußpfad rasch in die Höhe. Wie über weichen Sammtteppich schreite ich auf dem glatten Tannenwaldweg.

Hell schimmert's bisweilen zwischen den dunklen Stämmen, und über den kosend sich neigenden Wipfeln liegen blaue Himmelsflecken. Stille ringsum; die feinen Geräusche des webenden Waldes werden nicht als solche empfunden; nur Vogelzwitschern dringt ans Ohr oder das leise Knacken der Zweige, wenn ein roter Schatten am Baume hinaufhuscht oder ein gelbbrauner Körper, wie der Blitz den Weg kreuzend, im dichten Unterholz verschwindet.

Mit einem Male lichten sich die Bäume — und vor mir liegt eine sonnenbeschienene Landschaft. Leuchtende, satte Farben bis ins fernste, tiefste Tal! Eilig windet sich der Fluß zwischen den Bergen dahin, belebt von steingeladenen Holzschiffen und dem dröhnenden Schleppboot. Ein weißer Streifen läuft baumbesetzt zu beiden Seiten des Flusses die schmale Landstraße dahin, und über die eiserne Brücke rasselt der Zug. Gleich bunten Lappen ziehen sich längliche Felder zum Wald; verstreut lugen freundliche Dörfer mit spitzem Kirchturm aus dem grünen Kranz, und über rötlichen Brüchen hängen die alten Burgen.

Versteckt liegt im nahen Seitental eine Wassermühle zwischen einzelnen Tannen, Birken und Obstbäumen; man sieht die grünen Fensterladen am weißgestrichenen Wohnhaus und das bemooste Rad langsam seine Schaufeln drehen unter dem herabschäumenden Wasser.

Weiter geht's auf altbekannten Wegen. Neue kleine Züge mischen sich in das Bild; die weiße Straße, der glänzende Fluß, die braunen Felder unter mir bleiben mir treu, aber der mit mir wandernde Wald zeigt sich in immer wechselnder Gestalt. Und was nahe war, rückt fern, und das Ferne kommt zu mir. Ganz plötzlich tauchen zwischen den mächtigen Eichen und schlanken Buchen die hellroten Quadern einer Ruine empor. Nicht lange, und ich ruhe auf steinernem Sitz im viereckigen Burghof. Von der Aussicht in das sonnenflimmernde Land wendet sich der Blick auf die Burgmauern; schwer und süß duften die Dolden des Kastanienbaums, wonnige, sonnige Ruhe umspinnt mich mit ihrem Zauber. . . .

Digitized by Google

Schlank und hoch ragen weiße, spitze Türme aus dunklem Blättergegitter, blaue Scheiben glitzern an der zierlichen Fassade des stolzen Schlosses, von strahlender Zinne flattert die Fahne. Durch die geschnörkelte spitzbogige Tür schreitet eine weiße Mädchengestalt die breiten Stufen herab und verschwindet im lauschigen Parkgang hinter springendem Wasserspiel. Das schöne Burgfräulein tut es mir an, ich will ihren heimlichen Gruß erwidern und — — —

Ruhig stehen die alten Mauern, von Efeu umrankt, durch die hohlen Fensterkreuze blaut der Himmel, auf zerfallenem Turm wiegt sich ein junggrüner Baum. Heiß brütet die Sonne über dem zerbröckelten Gestein, und durch den Torbogen humpelt ein altes Mütterchen, ein Reisigbündel auf dem gebeugten Rücken.

H. Schnellbach.

Briefkasten

Berichtigung. In der Besprechung des Staudingerschen Buches in der vorigen Nummer ist ein störender Druckfehler enthalten. In der 21. Zeile muß es statt „assoziiertes Verhältnis" heißen: asoziales Verhältnis.

Moderne Bildung. Der ungeheure Einfluß, den die Ergebnisse der Naturforschung auf das gesamte Kulturleben gewonnen haben, und namentlich die staunenswerten Fortschritte der Technik legen es jedermann gebieterisch nahe, sich mit dem Wesen der Naturerscheinungen und den Lehren der angewandten Naturwissenschaften bekannt zu machen. Das ist jedoch leichter gesagt als getan; wie soll sich der Unkundige auf diesem ausgedehnten Gebiet zurechtfinden? In richtiger Erkenntnis dessen ist vor etwa 3 Jahren die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos" gegründet worden, die ihren Mitgliedern gediegene, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu vermitteln strebt, und mit Rat und Tat dem Neuling den richtigen Weg zu weisen bemüht ist. Für den geringen Jahresbeitrag von nur 4,80 M. erhalten die Mitglieder die reichhaltigen, illustrierten Monatshefte des „Kosmos", Handweiser für Naturfreunde" und 5 für sich abgeschlossene, reich illustrierte Bände aus der Feder erster Autoren völlig kostenlos. Außerdem werden den Mitgliedern weitere gediegene Werke zu ermäßigten Preisen zur Verfügung gestellt, der Austausch und Ankauf naturwissenschaftlicher Objekte und Apparate vermittelt, Rat und Auskunft auf Anfragen erteilt usw., kurz in jeder Beziehung, bei den denkbar geringsten Auslagen, weitgehendste Unterstützung geboten. Wir können unsern Lesern daher den Beitritt zu dieser, nun schon 36 000 Mitglieder zählenden Vereinigung wärmstens empfehlen und verweisen auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt.

Haben Sie von Nr. 27 und 28

die erste Umschlagseite gelesen? Benutzen Sie dann recht bald die der Nummer 31 beiliegenden Karten, um uns für die Herbstwerbearbeit Interessenten aufzugeben. Spezielle Fingerzeige sind uns willkommen. Hochachtend

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Erziehung im Hause

von Charlotte M. Mason. Deutsch von E. Kirchner

„Das Buch vertritt eine klar durchdachte, pädagogische Gesamtanschauung. Es will den Frauen, die den Beruf ausüben, zu dem man sich heute überall noch am wenigsten vorbereitet, es will den Müttern zu einer besseren Erfüllung ihrer Pflichten dienen. — Theoretische Erkenntnisse sind in praktische Anweisungen und Winke umgesetzt, so daß das Buch weiten Kreisen von Müttern nützlich sein kann"

4153] *National-Zeitung. Beilage: Das Reich der Frau 1906 Nr. 49.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey, München

Ein wertvolles Buch für Stunden der Muße ist

MATHILDE

Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau

Roman von **Carl Hauptmann**

5 Mark, gebunden 6,50 Mark

„Carl Hauptmann hat in diesem Roman ein lebenstiefes Kunstwerk geschaffen, zugleich ein Werk ergreifender Menschenliebe und herrlichster Reinheit." (Deutsche Heimat)

Eine gute Gelegenheit

für unsre Werbefreunde zur Empfehlung der Hilfe bei der Korrespondenz mit Gesinnungsfreunden sind die

Lokomotiv-Hilfe-Postkarten

die gern und kostenlos abgegeben werden

Hochachtungsvoll

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

(4224)

Glück und Freude über endliche Genesung!

Herr T. N. in F. stattet seinen „innigsten Dank" mit folgenden Zeilen ab: Meine Tochter, jetzt 17 Jahre, litt schon seit ihrer frühesten Jugend an Blutarmut, Appetitlosigkeit, Müdigkeit und Entkräftung. Alle Mittel und Kuren, die ich angewandt, blieben erfolglos. Da griff ich zu dem mir empfohlenen Lamscheider Stahlbrunnen, und schon nach Gebrauch von 15 Flaschen hatte meine Tochter ihre völlige Gesundheit wiedererlangt. — W. K. in D. schreibt: Die bestellte Sendung Lamscheider Stahlbrunnen habe ich im Frühjahr erhalten und kann Ihnen nur mitteilen, daß dasselbe wie ein Wunder auf meine langjährigen Magenschmerzen, welche mich oftmals fast bis zur Verzweiflung trieben, eingewirkt hat. — A. M. in K. schreibt: Mein Sohn Ferdinand litt seit Monaten an Schwäche, allgemeiner Körperabnahme und Blutarmut. Kein Mittel wollte helfen, und wir befürchteten das Schlimmste. Wir lasen in einer Zeitung von dem alten berühmten Heilquell, und schon nach vierwöchiger Kur fühlt mein Sohn sich wieder ganz wohl und gesund. — Solche Dankschreiben infolge glänzender Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, verschiedenen Arten von Frauenkrankheiten, Magen- und Darmleiden, nach erschöpfenden Krankheiten, Operationen, Blutverlusten sind der beste Beweis für die vortrefflichen Eigenschaften dieser Heilquelle. — Trinkkuren im Hause ohne Berufsstörung. — Auskunft kostenlos durch: Lamscheider Stahlbrunnen in Düsseldorf SW. 3.

Soeben erschien:

— W. Appens-Borbeck —

Die Ferienkurse i. Grenoble

Jährlich vom 1. Juli bis 31. Okt.

Preis 0,50 Mk.

Lieferung durch jede Buchhandlung oder durch den

Verlag C. Marowsky, Minden i. W. [Nr. 1165

Christliches

Erholungsheim „Immanuel"

Hutschdorf, P. Thurnau, Oberfranken, herrlich gelegen, aufs beste eingerichtet, bietet Erfrischung für Leib und Seele. — Zugleich Sanatorium für Alkoholkranke. Tüchtiger Hausarzt. Mäßige Pensionspreise. Gefällige Anfragen an E. Kreyy, evang. Pfarrer. [4237

Gesund! Praktisch! Dauerhaft Billig!

Mahr's Leibwäsche, Lichtlufthalemäntel, Korsetts, Röckenhalter, Anzugstoffe

(moderne Farben)

Porösen Leibwäsche-Stoff gebe meterweise zur Selbstanfertigung von Wäsche und Bettzeugen ab. Muster u. Originalpreisliste gratis und franko. Frankolieferung bei Aufträgen von 15 Mark an.

Fabrikant Otto Mahr

Pinneberg (Holstein). 4002

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 34

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, den 25. August 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (König Eduard — Südwestafrika — Zentrum oder Freisinn? — Der internationale Sozialismus). — **Naumann:** Die dritte Klasse. — **Walter Boßberg:** Der Liberalismus und die Beamten. — **Ritter-Damerow:** Zur Organisation der Liberalen in Mecklenburg. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, IX. — **Rudolf Bovensiepen:** Anarchismus und Recht. — Aus unsrer Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Traub: Abends. — **Paul Schubring:** Zum 25. Jahrestag des Parsifal. — **Dr. Theodor Heuß:** Das Kernerhaus. — **Max Romanowski:** Über Fortbildung. — **Franz Freiherr Gaudy:** Die Brenta-Blume (Schluß). — Kunst. — Allerlei.

Politische Notizen

König Eduard ist eine politische Größe geworden, wie es früher niemand für möglich gehalten hätte. Man braucht nur zu sehen, wie sein Aufenthalt auf dem europäischen Festlande die Politiker aller Staaten beschäftigt. Dieser Mann, dessen lange Jugend so unpolitisch verbracht wurde und dessen Lebensführung so weit von allem schweren Ernste entfernt schien, dessen Krankheit noch vor 5 Jahren seine Thronbesteigung in Frage stellte, dieser Mann ist der stille Oberregent der europäischen Nationen geworden, denn er knüpft die Bündnisse, von denen Krieg und Frieden abhängt. Staatsrechtlich hat er dabei keine andere Stellung als die seiner Mutter. Es zeigt sich aber, daß ein Monarch, auch wenn er in der Verfassung nur die festliche und feierliche Vertretung des Staates zugebilligt bekommt, durch seine bloße Existenz sich ein viel höheres Maß von Einfluß sichern kann, sobald er es will, und es zeigt sich, wie sehr die auswärtige Politik noch für Personaleinflüsse frei ist. König Eduard steht über den Parteien. Er ist weder konservativ noch liberal und hält keine Reden gegen die Sozialisten; aber gerade diese seine Unberührtheit mit den innerpolitischen Parteifragen ist ein starkes Hilfsmittel seiner Macht. Auch bei uns würde es dem nationalen Gesamteinfluß des Kaisers vermutlich nur nützen, wenn er sich nach englischer Weise von der Förderung oder Bekämpfung innerpolitischer Richtungen und Parteien fernhalten wollte. In England gibt es „Demokratie und Kaisertum" und beide Teile haben dabei gewonnen, sowohl die Staatsbürger wie auch der Herrscher.

Südwestafrika. Also es gibt noch einmal Kriegssorgen! Endlich glaubten wir, fertig zu sein. Die Sachlage ist bis heute noch sehr unklar. Der in englischen Händen zeitweilig verschollene Morenga überschreitet mit 440 Mann und 150 guten Gewehren die Grenze. Wie hat er diese Macht sammeln können? Die Engländer sprechen uns ihr Bedauern aus und versichern, ihn in Zukunft nicht wieder in ihr Land hineinlassen zu wollen. Wir unserseits aber sprechen unser Bedauern aus, daß Morenga überhaupt wieder losgelassen wurde. Nun aber ist er da, und alle deutschen Stationen, besonders im Süden, müssen auf irgendeinen plötzlichen Angriff gefaßt sein. Bei dieser Sachlage ist es ein Glück, daß ein großes Stück der Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop fertig gestellt ist. Es gibt nichts, was Kolonien so sehr sichert als Eisenbahnen. Durch Morenga werden nachträglich die Ausgaben für die südliche Bahn als dringlich erwiesen. Wir hoffen, daß Oberstleutnant von Estorff ihn beseitigen wird. Er hat sich im bisherigen Kriege als klug und unerschrocken gezeigt und versteht mehr von Land und Leuten als Führer, die direkt von Berlin in die Wüste geschickt werden.

Zentrum oder Freisinn? Herr Peter Spahn glaubt, seine Stunde sei wieder gekommen. Noch bürstet er zwar nicht seinen Zylinderhut. Wohl aber grüßt er den Fürsten Bülow aus der Ferne und verbirgt das schreckliche Gebiß des Zentrums, mit dem er ihm nach Weihnachten gedroht hat. Also Herr Peter Spahn hielt in seinem Bonner Wahlkreis eine sehr vernünftige Flottenrede. Besonders energisch sprach er sich aus für die Vergrößerung des Tonnengehaltes unsrer Kriegsschiffe, die Herabsetzung ihres Lebensalters und die Erweiterung unsrer Anlagen in Nordsee und Elbe. In der Frage der Vergrößerung der Deplacements wird man ihm ohne weiteres zustimmen; wir haben selbst erst kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß sogar Japan an Tonnengehalt seiner Kriegsflotte bei dem jetzigen Bautempo uns bald überlegen sein wird. Aber, so wird man fragen, wie kommen die Rüben in *diesen* Sack? Wie kommt gerade Herr Spahn dazu, dem Flottenverein beizuspringen? Ist doch das Zentrum selbst in seiner bewilligungsfreudigsten Zeit nie soweit gegangen, für größere Bewilligungen Propaganda zu machen, sondern hat selbst den zahmsten Regierungsforderungen gegenüber Widerspenstigkeit markiert, bis es dann in letzter Stunde umfiel. Die Zeitungen schreiben nun, das Zentrum sei der Opposition müde: es benutze die Bedrohung des „Blocks" durch die preußische Wahlreform, um sich dem Reichskanzler wieder als Regierungspartei anzubieten. Die guten Freunde und getreuen Nachbarn der Freisinnigen benutzen die Gelegenheit wieder, uns zuzuraunen, um Gottes willen nicht zu unbescheiden in den Wahlrechtsforderungen zu sein, sonst triumphiere „Schwarz", und die schöne Zeit unsrer Regierungsherrlichkeit sei vorbei. Auch wir wissen, daß das Zentrum, der Opposion längst müde, am liebsten morgen wieder in Gnaden aufgenommen werden wollte. Wir wissen sogar noch mehr. Wir wissen, daß das Zentrum alle Minen springen läßt, damit die Regierung eine neue *Bier- und Tabaksteuervorlage*, für welche die Freisinnigen nicht stimmen können, einbringe, um dann der Regierung als Retter aus der Not beizuspringen. Natürlich tut also Herr Spahn alles, um das Mißverhältnis zwischen Reichsausgaben und -Einnahmen zu vergrößern, daher auch die Flottenfreundschaft. Soll nun der Freisinn sich an der — übrigens immer noch leeren — Regierungskrippe festklammern, indem er das Zentrum im Verrat von Grundsätzen noch überbietet? Soll er in die Rolle der Nationalliberalen von 1879 verfallen, die auch damals, um die Versöhnung zwischen Bismarck und *Windthorst* aufzuhalten, so ziemlich alles preisgaben, was sie an Liberalismus besaßen? Nun — schon damals konnten sie mit Windthorst nicht konkurrieren, und noch weniger kann es unser Liberalismus mit der Protenskunst des Zentrums von heute. Wenn Fürst Bülow *reaktionär* regieren *will*, dann ist ihm das Zentrum immer ein bequemerer Genuß als der Freisinn. Dann hilft es nichts, nach nationalliberaler Art die Reaktion zu bekämpfen, indem man ihr den Wind aus den Segeln nimmt. Die Freisinnigen können ruhig abwarten, ob Fürst Bülow sich durch eine Wiederversöhnung mit dem Zentrum unmöglich

macht. Da wir keinen Grund haben, dies anzunehmen, lassen wir uns nicht nervös machen. Im übrigen halten wir es für verfehlt, auf Grund der Klapperbeinigkeit vereinzelter freisinnigen Zeitungen auf eine Schwäche in der allgemeinen Haltung der Freisinnigen zur Wahlrechtsfrage zu schließen. Wenn die politische Saison wieder beginnt, wird sich zeigen, daß die Freisinnigen in der Forderung des Reichstagswahlrechts für Preußen so einig sind wie nie zuvor.

Der internationale Sozialismus. In Stuttgart tagen die Vertreter des internationalen Sozialismus. Über Verlauf und Ergebnis dieser Tagung werden wir erst in unsrer nächsten Nummer reden können. Schon heute aber ist soviel klar, daß es sich um die größte und bestgelungene derartige Tagung handelt, die bis jetzt vorhanden war. Die „Proletarier aller Länder" versichern sich ihrer Einmütigkeit in gewissen allgemeinen Sätzen. Mehr kann nicht geleistet werden, da die Politik jedes Staates eine andere ist; immerhin aber würde es falsch sein, diesen Stimmungsaustausch zu unterschätzen. Auch der ältere Liberalismus besaß auf seine Weise eine internationale Stimmung, und es ist bedauerlich, daß sie sich so sehr verflüchtigt hat. Was wissen wir deutschen Liberalen heute eigentlich vom österreichischen, belgischen, dänischen, englischen oder französischen Liberalismus? Wann trifft man sich? Die Agrarier sind international, die Sozialdemokraten, die Klerikalen; aber die Liberalen haben die Form noch nicht gefunden, in der sie dem Geiste des Zeitalters des Verkehrs sich erfolgreich anpassen.

Die dritte Klasse

Als im Jahre 1903 die letzte preußische Landtagswahl stattfand, ergaben sich folgende Ziffern der Wahlberechtigten:

1.	Klasse:	239 000
2.	„	857 000
3.	„	6 006 000

Diese 6 Millionen Stimmen der dritten Klasse haben bis jetzt kein größeres Recht im preußischen Staate als die Stimmen jeder der beiden andern Klassen. Nein, laßt uns die Wahrheit sagen: sie haben in Wirklichkeit ein geringeres Recht, denn es liegt viel näher, daß sich die erste mit der zweiten Klasse gegen die dritte Klasse verbindet, als daß etwa die dritte und zweite zusammen gegen die erste vorgehen. Die dritte Klasse ist die politische Unterwelt. Da sammelt sich alles, was in Preußen nichts zu sagen hat. Diese Unterwelt hat ein boshaft ausgeklügeltes Recht bekommen: sie darf wählen, aber es hilft nichts! In fast ironischer Weise sagt man zur dritten Klasse: so oft ihr mit den ersten Klassen harmoniert, bedeutet ihr etwas, aber sobald ihr für euch etwas Eigenes fordern wollt, dann ist dafür gesorgt, daß ihr zwar schreien dürft, aber von niemand gehört werdet! Die Masse ist unter dem Schein des Rechtes zur Statistenrolle verurteilt. Das ist das „Recht", das jetzt zerbrochen werden soll.

Ja, wenn die dritte Klasse ihre eigenen Abgeordneten wählen könnte, so wie einst in den alten Ständen des französischen Reiches! Das wäre doch wenigstens eine Vertretung, wenn auch eine ungenügende. Aber sie haben keine eigenen Vertreter und ihr Recht ist höchstens das, zu bestimmen, ob sie von der ersten oder der zweiten Klasse beherrscht sein wollen. Diese Unterwelt wirft jetzt die Frage auf: wie lange sollen wir uns mit dem bloßen Schein eines politischen Rechtes begnügen müssen? Ist es wirklich möglich, für alle Zeiten diese Dreiklassenteilung zu erhalten? Auf welche Weise wird sie zu Ende gehen? Man sage nicht, daß es nur die Sozialdemokraten sind, die so fragen. Die Mehrzahl der Wähler aller Parteien sind Angehörige der dritten Klasse. Überall, selbst in den konservativen Parteien wird es empfunden, daß die Dreiklassenteilung eine Herabwürdigung der Mehrheit der Staatsbürger ist. Es sind ja keineswegs nur Lohnarbeiter oder ganz kleine Leute, die sich im Sammelbecken der dritten Klasse zusammenfinden. Es gibt zahllose Bauern dritter Klasse, Handwerker dritter Klasse, Kaufleute dritter Klasse, Gelehrte dritter Klasse. Alle, die innerhalb ihres Bezirkes nicht zu den reichen Leuten gerechnet werden können, kommen zu dem, was unten übrig bleibt, — zur Masse. Nichts würde falscher sein, als wenn wir die politische Interessenvertretung aller dieser Benachteiligten den Sozialdemokraten allein überlassen wollten. Damit würde man der Sozialdemokratie neue Kraft geben.

Es ist natürlich nicht zu leugnen, daß eine Verbesserung des politischen Rechtes der dritten Klasse auch der Sozialdemokratie als Partei zugute kommt. Darin liegt für den Liberalismus eine nicht zu verkennende Schwierigkeit. Es gibt Wahlkreise, die bei jeder auch nur teilweisen Verbesserung des Wahlrechtes sozialdemokratisch werden, und zwar auf Kosten der Freisinnigen. Vom Standpunkt der Wahlkreispolitik aus kann man deshalb wohl die Frage aufwerfen, ob die Gewinne des Liberalismus sicher genug sind, um diese fast sicheren Verluste mit Gelassenheit zu ertragen. Wir glauben es, aber beweisen kann es niemand. Wer Einzelheiten lesen will, der bestelle sich das Schriftchen „Freisinn und Sozialdemokratie vor den preußischen Landtagswahlen 1903" von Statisticus (Berlin, bei H. S. Hermann) oder er greife zu dem sozialdemokratischen Schriftchen „Unter dem elendesten aller Wahlsysteme" von Paul Hirsch (Verlag des „Vorwärts"). Mit bloßer Statistik aber ist hierbei wenig gemacht, denn im Kampf um das preußische Wahlrecht werden sich überhaupt die politischen Schicksale der Parteien entscheiden. Dabei handelt es sich nicht bloß um einige Wahlkreise, so wichtig diese sein mögen, sondern es handelt sich darum, ob der Liberalismus als Ganzes eine politische Macht in Preußen wird oder nicht. Gelingt ihm eine ernstliche Wahlreform, dann braucht er keine allzuängstliche Wahlkreissorgen zu haben, denn dann wird er durch das Gelingen von selbst magnetisch, gelingt ihm aber die Reform nicht, so helfen auch die bisherigen Wahlkreise nicht viel. Wir sehen ja, wer in Preußen herrscht, solange das jetzige Wahlrecht gilt! Der Liberalismus darf nicht in die Lage kommen wollen, in die sich der österreichische Liberalismus gebracht hat, als er der dortigen Wahlreform zu zögernd und zu unmutig entgegenging. Jetzt hat er seine Quittung dafür und sitzt in Sack und Asche. Das ist es, was wir bei uns vermeiden müssen.

Naumann.

Der Liberalismus und die Beamten

Unser zweiter Delegiertentag hat auch in weitere Kreise unserer Parteifreunde den Gedanken getragen, daß der Liberalismus und die Angestellten der privaten Betriebe und öffentlichen Körperschaften in stärkerem Maße zusammengehören, als man bislang auf beiden Seiten sich bewußt geworden ist. Der Gedanke ist bei dieser Gelegenheit keineswegs zum ersten Male ausgesprochen worden, aber er ist wohl vorher niemals in so präziser Form zum Ausdruck gelangt, wie in dem Referat Dr. Potthoffs über „Liberalismus und Beamte", und wohl selten einem größeren Kreise unsrer Gesinnungsgenossen so ins Bewußtsein getreten, wie im Verlauf der Diskussion, die sich an dieses Referat anschloß. Das erste praktische Ergebnis war die Konstituierung des Beamtenausschusses, dem die wichtige Aufgabe zufällt, als Vermittlungsorgan zwischen der Beamtenbewegung, dem Wahlverein und den Fraktionen im Reichstag und Landtag tätig zu sein. Er soll vor allem das gesamte Material über die Beamtenbewegung und ihre Forderungen sammeln und dem nächsten Delegiertentage ein liberales Beamtenprogramm vorlegen. Es ist aufs dringendste zu wünschen, daß dies geschieht; unser Wahlverein wird damit die erste politische Organisation sein, die dieser an Zahl und sozialer Bedeutung so gewaltig gewachsenen und ständig weiter wachsenden Berufsgruppe ein ehrliches und geschlossenes Programm vorlegt.

Da aber die Frage, ob sich Liberalismus und Beamte auf die Dauer und von innen heraus zueinander finden, für beide Teile einfach eine Lebensfrage bedeutet, darf die Arbeit beider Teile füreinander nicht auf die lange Bank geschoben werden, bis der Beamtenausschuß seinen Auftrag erledigt hat und uns das Ergebnis seiner Bemühungen vorlegt. Unerhört Neues zu bringen, wird er sowieso nicht in der Lage sein, und wer mit offenem Blick die Dinge sieht, der nimmt schon heute die vielen Fäden wahr, die unsre politische Ideenrichtung und die Anschauungen und Bedürfnisse der Beamten miteinander verbinden.

ebenso entwürdigt wie ihn die angemessene veredelt; wir wissen, daß das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung seine physiologische und ethische Berechtigung hat und daß zu beruflicher Weiterbildung und standespolitischer Betätigung Zeit gehört. Wir verstehen den Protest der Techniker gegen das bestehende Erfinderrecht, welches das geistige Eigentum des Angestellten vorbehaltlos dem Arbeitgeber ausliefert, und den vereinten Protest der Techniker und Handlungsgehilfen gegen die Konkurrenzklauseln in ihrer jetzigen Form, die für den Unternehmer vielfach nur ein Mittel darstellen, der unliebsamen „Konkurrenz" das Personal zu sperren, in ihren Wirkungen aber, soweit diese nicht schon durch eine humane Rechtsprechung abgeschwächt werden, für die Angestellten erschreckende Härten bringen. Wir verstehen die Wünsche nach einer der Gewerbeinspektion analogen Überwachung der bestehenden Schutzgesetze und nach einer gesetzmäßigen Vertretung in Körperschaften, die, wie die bestehenden Unternehmerkammern, den Forderungen und Anschauungen der Angestellten Ausdruck verleihen, zur Klarstellung ihrer Lage und zur Förderung ihrer Interessen beitragen sollen. Wir werden das Bestreben billigen, durch eine Verlängerung der Kündigungsfristen sowie besonders durch die Schaffung einer staatlichen Pensions- und Hinterbliebenenversicherung mehr Ruhe und Sicherheit in Lebenshaltung und Lebensführung aller Angestellten und ihrer Familien zu bringen.

Diese und die sonstigen Forderungen des Privatbeamtenstandes gehören innerlich zusammen und müssen von uns Liberalen aus ihrem einheitlichen Prinzip verstanden und vertreten werden, nicht allein, *damit* die Privatbeamten zu uns herüberkommen und uns bei der Erfüllung unsrer anderweitigen politischen Aufgaben behilflich sind, sondern *weil* der Schutz aller geistigen Arbeiter Wesenssache unsrer politischen Anschauung ist. Wenn es einigen unter uns vielleicht noch etwas schwer wird, die Konsequenz aus dieser Wahrheit gerade gegenüber der heutigen Privatangestelltenbewegung zu ziehen, so zeigt sich darin ein erklärlicher aber schädlicher Rückstand aus jener Periode, da der Liberalismus in erster Linie die Interessen des selbständigen Unternehmertums in Handel und Gewerbe gegenüber veralteten agrarisch-zünftlerischen Hemmungsversuchen durchzusetzen hatte, ein Rückstand manchesterlich-liberaler Gefühle, die heute, will der Liberalismus eine Volkspartei sein und bleiben, um jeden Preis *sozialliberalen Anschauungen* Platz machen müssen. Erst wenn dies in noch größerem Umfange als heute schon geschehen ist, wird auch alle Privatangestellten ihr natürliches Empfinden in die Reihen der liberalen Organisationen treiben, denen große Gruppen von ihnen heute noch mit Recht mißtrauisch und skeptisch gegenüberstehen. **Walter Bohberg.**

Zur Organisation der Liberalen in Mecklenburg

Der Liberalismus hat oft rasche Erfolge erlebt, aber eben so oft ist nach kürzerer oder längerer Zeit ein Rückgang eingetreten. Besonders in Mecklenburg ist dieses in solchem Maße der Fall, daß wir in unsern inneren Verhältnissen eigentlich nur insoweit vorwärts gekommen sind, als es unsre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich bedingt.

Im Jahre 1848 wie 1866 war alle Welt mit geringen Ausnahmen davon überzeugt, daß die weitere Entwicklung unsrer öffentlichen Angelegenheiten nur in liberaler Richtung geschehen könne. Wie war es möglich, daß 1848 nach kurzer, 1866 nach längerer Zeit die rückläufigen Bewegungen doch wieder Oberhand bekamen. Ein Hauptgrund war der Optimismus der Liberalen. Sie waren von der Selbstverständlichkeit ihrer Grundsätze und Forderungen felsenfest überzeugt. In der Annahme, daß jeder, der sie kennen lernen wollte, ihnen sofort zustimmen mußte, wähnten sie, es genüge die bloße Bekanntmachung der liberalen Ideen, um die Wählermassen zu gewinnen. Daß auch in der Ausgestaltung der Grundsätze des Liberalismus im einzelnen z. B. in der Frage, inwieweit die individuelle Freiheit im Interesse der Gesamtheit durch den Staat zu beschränken ist, Mißgriffe vorgekommen sind, muß zugestanden werden. Aber diese Gesichtspunkte kommen für Mecklenburg kaum in Betracht.

Die erste Ursache und die Möglichkeit der weitläufigen Bewegung nach dem im ersten Anlauf und im Rausche der Begeisterung errungenen Erfolge liegt wie gesagt darin, daß der Liberalismus seine Forderungen für so selbstverständlich hielt, daß er es kaum für nötig erachtete, planmäßig für sich zu agitieren. Deshalb unterblieb auch eine auf die Ausbreitung der liberalen Gedanken gerichtete *Organisation* der Partei fast vollständig. Man gründete im Anfang allerdings Orts- und Kreiswahlvereine, faßte solche auch in einen Landeswahlverein zusammen. Aber eine allgemeine Wirksamkeit haben diese kaum ausgeübt. Überall, außer in der Stadt Rostock, haben die Wahlvereine besonders in den letzten Jahren ein recht beschauliches Leben geführt und der Landeswahlverein, wie die meisten Kreiswahlvereine bestehen eigentlich nur dem Namen nach. Erst in allerneuester Zeit sind durch das Vorgehen jüngerer Kräfte einige neue Ortswahlvereine entstanden.

Die konservativ-feudale Partei war allerdings auch nicht viel anders und viel besser organisiert. Aber es war hier auch weniger nötig. Beamte und Angestellte wirkten für die konservative Sache und jeder konservative Gutsbesitzer und Pächter zählte beim Wählen nicht bloß als einzelne Person, sondern jeder hatte bis zum Beginn der sozialdemokratischen Bewegung so ziemlich auch über die Stimmen seiner Hinterposten zu verfügen. Auch auf die Wähler der kleinen Städte übten und üben noch jetzt die Landherren insofern einen nicht unbedeutenden Einfluß aus, als Handwerker und Kaufleute ihre Kundschaft zu verlieren fürchten, wenn sie liberal wählen. Solche Einflüsse standen und stehen den Liberalen auch jetzt nicht zu Gebote und wo es der Fall ist, verschmähen sie mit Recht deren Geltendmachung.

Die Liberalen rufen nur an und wollen nur anrufen die freie Überzeugung jedes einzelnen. Aber — und das ist der große von ihnen begangene Fehler — sie tun viel zu wenig, um im Volke die liberale Überzeugung zu wecken. Und doch herrscht im Volke, wenn man auf den Grund geht, eine liberale Grundstimmung. Bei den meisten konservativ oder sozialdemokratisch Wählenden sind so viele liberale Anklänge und Gedanken vorhanden, daß es nur nötig ist, an diese anzuknüpfen um sie zu überzeugen, daß weder das konservative noch das sozialdemokratische Programm ihrer Grundstimmung entspricht. Die *Volksseele ist liberal*, das darf man dreist behaupten. *Es geschieht nur von liberaler Seite zu wenig, um in jedem einzelnen diese liberale Grundstimmung zum Bewußtsein zu bringen.*

Den Sozialdemokraten und den Bündlern ist es gelungen, durch das Betonen der materiellen Interessen einen großen Teil der Arbeiter und der Landwirte für sich zu gewinnen. Aber es wird möglich sein auch diese zu überzeugen, daß der Liberalismus ihren berechtigten Wünschen auch in dieser Hinsicht in einer Weise entgegenkommt, die ihrem *dauernden* und *wahren* Interesse mehr entspricht, als die teils auf morschen, teils auf sehr lustigen Grundlagen errichteten Gebilde des Bundes und der Sozialdemokratie.

In den meisten deutschen Staaten und preußischen Provinzen hat man eingesehen, daß es nicht genügt, nur zu den Zeiten wo gewählt wird, auf die Wähler einzuwirken, daß es vielmehr einer unausgesetzten Arbeit, einer dauernden Aufklärung der Wähler bedarf, um sie bei den Wahlen auf unsrer Seite zu haben. Man wirbt in der Zeit zwischen den Wahlen die Anhänger, man organisiert liberale Vereine, man hält in wiederholten Versammlungen Heerschau ab; beim Militär nennt man so etwas Kontrollversammlungen. Nur so ist man sicher, daß man zur Zeit des Wahlkampfes zur Hülfe und zur Arbeit bereite Mannschaften zur Seite hat. Solche vorbereitende Arbeit ist aber nur möglich und erfolgreich, wenn sie von geeigneten, fest angestellten Männern *berufsmäßig* betrieben wird. In jedem Beruf des Erwerbslebens hat heute jeder mit seinen eigenen Angelegenheiten so vollauf zu tun, daß niemand eine *dauernde* politische Arbeit nebenher mit Erfolg betreiben kann und sei er auch noch so eifrig, fähig und hochbegabt. Dies hat man eingesehen, und deshalb haben zuerst die Sozialdemokraten und dann die Bündler eine Organisation mit fest angestellten Parteibeamten ins Leben gerufen; dem haben sie ihre großartigen Erfolge zum guten Teil zu verdanken. Im übrigen Deutschland hat man — wie gesagt — nach diesem Vorbilde schon die liberalen Parteien organisiert und meistens mit deutlichem Erfolg.

Nur in Mecklenburg scheint man darauf verzichten zu wollen. Hier meint man, daß die kurze Zeit vor den Wahlen genügt, um die Wähler für die liberalen Kandidaten zu interessieren. Man kämpft dann ungefähr so und mit ähnlichem Erfolg, wie es in plötzlicher Aufwallung erregte Freischaren gegenüber gedrillten Truppen tun. So liberal im Grunde die meisten Wähler sind, so überwinden doch die meisten von ihnen ihre Gleichgiltigkeit gegen politische Fragen nur, wenn die Persönlichkeit und die Beliebtheit der betreffenden Kandidaten sie veranlaßt, an die Wahlurne zu gehen.

Die leider seit Bismarcks Zeiten bei vielen, im Grunde liberal denkenden Wählern, eingewurzelte Überzeugung, „es kommt doch alles, wie es soll" ist nicht während der kurzen Zeit des Wahlkampfes und nicht durch die persönlichen Vorzüge der Reichstagskandidaten zu überwinden. Dazu gehört dauernde und planmäßige Arbeit und diese ist nicht im Nebenberufe möglich, sondern nur durch berufsmäßig tätige Angestellte.

Sollte für Mecklenburg eine Parteiorganisation, wie sie sich im übrigen Deutschland bewährt hat, nicht nötig oder vielmehr nicht möglich sein?

Nötig ist sie unzweifelhaft. Wenn sie nicht möglich ist, so wird die liberale Partei beim nächsten Wahlkampfe voraussichtlich schlecht abschneiden. Freischaren kommen auf die Dauer gegen disziplinierte Truppen nicht auf! Wenn wir uns nicht organisieren, unterliegen wir!

Aemil Ritter-Damerow.

Nachschrift. Nachdem vorstehendes geschrieben, ist ein erfreulicher Anfang mit der Bildung von Wahlvereinen im 10. Wahlkreise gemacht worden. Möge dies Nachahmung finden.

Reise in Kamerun.

IX.

Forke Dschang, 23. Januar 1907.

Gestern früh um 7 Uhr entriß ich mich mit Volke der behaglichen Ruhe und den Fleischtöpfen auf dem Mbo-Posten. Es ist wirklich zu hübsch, so als Gast auf einer Station im Innern zu sein, wo freundliche Aufnahme, reiche Belehrung und das Gefühl des behaglichen Geborgenseins bei Landsleuten in dieser fernen, fremden Welt sich vereinen, um einem den Abschied schwer zu machen. Welch ein Feld der Arbeit und des Erfolges hat doch selbst ein junger Offizier auf derartigen Positionen in der Kolonie! In einem Alter, wo der Gesichtskreis seiner Kameraden zu Hause kaum über den täglichen kleinen Dienst, über Exerzierunterricht und alle die kleinen dienstlichen und gesellschaftlichen Garnisoninteressen hinausreicht, hat er hier draußen ein Fürstentum unter sich, soll er die Arbeit und den Gehorsam vieler Tausende zu unserm Nutzen und zu ihrem Fortschritt lenken, muß er seine ganze Persönlichkeit für ein Ziel einsetzen, mit dessen Erreichen er auf Generationen hinaus dauernde Wirtschafts- und Kulturwerte schafft. Wie leicht aber ist es auch auf der andern Seite, etwas zu verfehlen, die Eingeborenen falsch zu behandeln, allein auf sich und die Gewehre von ein paar Dutzend schwarzer Soldaten gestellt, den Fordernissen bedingungsloser Autorität oder den Geboten der Humanität unter dem Zwang des Augenblicks etwas zu vergeben! Nur wer die Arbeit selbst gesehen hat, die unsre Kolonialoffiziere auf solchen vorgeschobenen Posten, an denen erst seit kurzer Zeit die deutsche Fahne aufgepflanzt ist, geleistet haben, ist imstande, über die Verdienste oder Ausschreitungen unter solchen Verhältnissen ein Urteil zu haben. Von den Verdiensten freilich spricht hinterher niemand, die Aufwallung eines unbedachten Augenblicks aber wird nachher zu Hause von den Leuten hinterm Tintenfaß durch die Öffentlichkeit gezerrt.

Auf dem Stationshof formierten sich unsre Träger und Soldaten. Ich habe mit Boys und Soldaten einige zwanzig, Volk etwas über dreißig Mann. Noch ein letzter Händedruck zum Abschied von den zurückbleibenden Offizieren, und dann gings nach Osten in die Berge hinein. Die erste Hälfte des Marsches bis zur Wegegabel Baumm Fontem führte einen Weg entlang, der von der Station Mbo ebenso vortrefflich ausgebaut war, wie der von Effetu auf die Höhe des Gebirges hinauf. Bei der Wegegabel mußten wir von der ausgebauten Strecke, die nach Fontem weiterging, rechts ab auf einen gewöhnlichen, aber stark betretenen Negerpfad. Bis dahin ging der Marsch durch prachtvollen Hochwald mit großem Baumfarrn. Es war ein Übergangsgebiet zwischen Wald- und Grasland. Die hohen freiliegenden Rücken der Berge sind auch in diesem Hochwaldgebiet des Randgebirges mit Gras bedeckt, die Abhänge und Talsenkungen mit mächtig entwickeltem Baumwuchs; Berg und Tal wechseln unausgesetzt; es gibt keine hundert Schritte ebenen Weg. Im Wald herrscht wunderbare Kühle. Der ganze Charakter der Vegetation ist urkräftig, aber kaum noch tropisch. An den strotzenden Baumriesen hängen gewaltige Massen von Flechten, wie wehende graue Bärte. Das Gestein des Gebirges ist Gneis. In den Bachschluchten steht noch der dunkel angewitterte nackte Fels an; sonst ist seine Oberfläche in rotgelben, tiefgründigen Laterit verwandelt. Mit einem Male mitten im Wald führt der Weg über eine Stelle, wo ein schwarzes, dichtes, basaltähnliches, jedenfalls vulkanisches Gestein durch den Gneis durchgebrochen war. In den Nivauverhältnissen der Umgebung war kein auffallender Unterschied zu sehen.

Plötzlich hört der Wald auf. Noch ein kräftiger Aufstieg auf eine breit und mächtig hingelagerte Rundkuppe, und wie wir oben sind, erblicken wir zum ersten Male das wirkliche Grasland: weit hin nach allen Seiten ist der Wald verschwunden und alle Höhen sind mit mannhohem Grase bedeckt. Nur an den Talhängen stehen noch einzelne Bäume und kleine Gehölze; in den Niederungen ziehen sich wie breite, graugrüne Bänder dichte Bestände von Raphiapalmen hin. Die Raphiadickichte deuten jedesmal einen Wasserlauf an. Alles Land ringsum ist dicht bevölkert: wir haben das Bamilekegebiet betreten. In allen Tälern, auf allen Berghängen ist starker Ackerbau, aber kaum ein Hektar ebenen Bodens ist zu sehen. Vor und hinter den Dörfern ziehen die Wege viertelstundenlang zwischen dichten Zäunen und Hecken, oft tief ausgetreten, wahre Kletterpfade. Oft sind es wirklich ausgegrabene und durch das Wasser schluchtförmig ausgewaschene Hohlwege. Es geht ununterbrochen bergauf und bergab. Die Aussichten sind schön und überraschend. Fortwährend wechseln Berg und Tal, Niederungen mit Raphia, Plantenund Kolofelder; zwischen den Pflanzungen sind überall die grauen, pilzförmigen Grasdächer der Dörfer sichtbar. Das Land sieht abwechselnd aus wie ein weiter, grüner, über Berg und Tal sich dehnender, englischer Park, und dann wieder wie ein Hügelgebiet mit intensivster Ackerwirtschaft, in dem Hunderte von Bauernparzellen mit verschiedenen Kulturbeständen nebeneinander liegen.

Anderthalb Stunden nach der ersten Rast kamen wir auf einen freien, von hohen Bäumen umstandenen Platz, offenbar ein Markt, wie er hier vor den großen Hauptdörfern zu liegen pflegt. Alsbald erschien auch der Häuptling mit einer Menge Begleiter und Volk zur Begrüßung, sehr dienstfertig. Jomby stellte sich stramm hin, faßt sein Gewehr an und meldet uns: place for night. Also das Dorf Fongdonera. Vor dem Eingang standen um einen kleinen freien Platz eine Menge Karawanenhäuser; hier wurden Träger und Soldaten sehr gut einquartiert. Den Eingang selbst bildete eine sehr hübsche aus den kolossalen glatten Blattstielen der Raphiapalme gebaute und mit hohem Grasdach bedeckte Halle. Merkwürdig, daß man dieser besonderen Art Eingangshäuser, den Sauris, die weiter oben in Adamaua vor den Dörfern und größeren Gehöften stehen, hier so weit gegen die Küste zu auch schon begegnet. Eine sehr kunstvoll aus Raphiarippen gefügte Decke sprang im Halbrund wie ein Thronhimmel gegen den freien Platz mit den Trägerhäusern vor. In der Rückwand öffnete sich eine kleine Tür mit hoher Schwelle. Dahinter erstreckt sich ganz ineinandergewirrt die eigentliche Dorfanlage, ein Labyrinth von Höhlen, Häusern und Mattenzäunen. Wege oder Pfade führten überhaupt nicht durch das Gewirr von Hütten, sondern man stieg durch die kleinen, fensterähnlichen Türen mit ihren hohen Schwellen, immer wieder von einem Haus oder von einem Hof in den andern. Weiber und Kinder waren nicht zu sehen, dagegen blieben der Häuptling und einige Dutzend seiner Begleiter stundenlang in unsrer Nähe sitzen. Als Chop erschienen auf Bestellung Planten, Bananen, ein kleines schwarzes Schwein, ein Huhn. Preis: zwei halbe Stücke Zeug, drei Hand Tabak, zwei Schachteln Streichhölzer, zusammen 4 Mk. Wert. Außerdem gab es trefflichen Palmwein. Unsre Leute waren sehr zufrieden, zumal als sie ihren Anteil an Palmwein bekamen. Nach der Verteilung der Trägerration großes Schweineschlacht-Palaver.

Heute vormittag gab es einen sehr strammen Marsch, von sechs Uhr früh bis nahezu ein Uhr mittags. Dazwischen 1½ Stunden gerastet. Der Weg war interessant aber sehr anstrengend: von Anfang bis zu Ende eine ununterbrochene Folge von Auf- und Abstiegen, viele davon so steil, daß direkt geklettert werden mußte. Wo es nicht in die Höhe oder hinunter ging, lief der Weg an steilen Berglehnen oder über Kuppen und schmale Rücken weg. Die Bevölkerungsdichte nimmt immer noch zu. Seit Fongdonera sind die Dörfer durchweg vom selben Typus. Ein viereckiger Unterbau aus Raphiarippen mit rotem Lehmbewurf, darauf ein hohes, pilzförmig überstehendes Grasdach auf einen sehr kunstvollen Ring aus Raphiarippen gesetzt, bildet das Haus. Alle Dörfer liegen mitten in großen Pflanzungen, durch die eingefriedigte galerieartige Passagen zwischen Raphiazäunen und lebenden Hecken hindurchführen. Fortwährend kommen Hohlwege; einige steile Aufstiege in den Dörfern selbst sind als Knüppeltreppen ausgebaut. Die Orientierung und Übersicht ist sehr schwer, da alle Siedlungen als solche Labyrinthe gebaut sind. Wundervoll sind die Umblicke von den Höhen. Kolofelder, fertig bepflanzt, in Bearbeitung oder eben erst gereinigt, steigen an allen Berghängen empor. Das Terrain ist unglaublich koupiert. Alles Land besteht aus Kuppen, Hängen, hohen Bergzügen, Tälern und Schluchten; nirgends ist auch nur ein Hektar horizontaler Boden zu sehen. Wir sind offenbar noch ganz und gar im Gebiete der Tieferosion der vom Plateau herabkommenden und diese Randlandschaft bis ins Innerste hinein mit ihrem reißenden Gefälle zerfurchenden Flüsse und Bäche. Alle Gewässer gehen zum Memuafluß, der uns während der ersten Hälfte des Marsches rechts in der Tiefe durch ein mächtiges Raphiadickicht entgegenfloß. Nach 3½stündigem Marsch erreichten wir die Stelle, wo der Memua, von Norden aus einem hohen Gebirge herkommend, nach Westen, d. h. unsrer bisherigen Wegrichtung entgegen, umbiegt. Vorher ging es eine saure Stunde lang auf und ab durch unglaublich dichte Grasmassen, in denen die Luft zum Ersticken schwül war. Jedesmal, wenn der Pfad eine Höhe erklomm, fiel der Blick auf Dörfer, Pflanzungen, Felder, Einzäunungen, arbeitende Menschen. Ich werde immer erstaunter über diese Volksdichte und Arbeitsintensität. Der Memua ist ein brausender Gebirgsfluß. Weiter oberhalb in den Bergen soll er imposante Wasserfälle haben. Wir passierten ihn, auf einer festen Lianen-Hängebrücke, zirka 25 m lang mit poliert glatten Raphiarippen der Länge nach belegt. Jenseits der Brücke wurde Rast gemacht: Bad im Memua, und an einer unterhalb belegenen Stelle großes Wachpalaver für Träger, Boys und Soldaten. Darnach Marschfrühstück: kalten Schweinebraten, eingemachte Kirschen, Schokolade.

Nach einer behaglichen Rast wird der Aufbruch immer schwer. Von neuem ging die Kletterei auf und ab los, und dazu wurde es immer heißer. Die Gegend ist wunderhübsch. Reizend erscheint der Wechsel des verschiedenen Grüns: die Raphiapalme ist graugrün, die Planten sind hell und frisch, der Koko dunkel und saftig, dazu,

Digitized by Google

bunte Blumen, mächtiges, gelbes Gras, hohe Bäume mit violetten und roten Blüten, kleine Waldflecken am oberen Ende der Täler und Schluchten, wo die Quellen entspringen und braune Flächen frisch bearbeiteten Ackers ringsum. Immer höher ging der Weg. Mit einmal kam ein Wechsel des Gesteins. Statt der grauen zerstreuten Gneisblöcke und des roten Laterits erschien ein dichter, dunkler, vulkanischer Fels, und als Verwitterungsprodukt eine braune, pulverig trockene Erde. Dann nach einer Viertelstunde wieder Gneis und Laterit. Zwischen dem Gras, das die Kuppen bedeckt, zeigten sich mächtige Blöcke und Höcker von unverwittertem grauen Fels. Hier und da wurden auch die Talhänge so steil, daß in ihnen der nackte Gneisfelsen offen anstand. Wir mußten jetzt sehr hoch sein, schätzungsweise über 2000 m. Die graue Felslandschaft, die hier aus der sonst alles einhüllenden weichen Verwitterungsdecke hervorsteht, macht sich ganz merkwürdig.

Endlich war Forele Dschang erreicht. Das Dorf liegt anmutig in einem etwas weiteren Talkessel. Vorher passierten wir schon mehrere Außendörfer: das Hauptdorf scheint mehrere Hundert Häuser zu haben. Gleich nach der Ankunft erschien der Häuptling mit Gefolge, und sofort hinterher reichliche Lasten an Planten, Bananen und Palmwein. Ich kaufe für meine Träger nach dem schweren Marsch ein Schaf. Hier gibt es zum ersten Male seit dem Manengubagebiet Bataten. Zum Mittagessen kommt Gehacktes vom Schwein mit in Schmalz gebratenen Bananen, danach Krankenpalaver. Zwei Träger von mir haben Kopfschmerzen, beschleunigten Puls, Fieber, anscheinend infolge des Höhen- und Klimawechsels. Am Memia kam schon ähnliches vor, ging aber bald vorüber.

Paul Rohrbach.

Anarchismus und Recht

Eine sozialphilosophische Betrachtung

Zwei ganz verschiedene Gruppen von Regeln bestimmen das soziale Leben der Menschen, einmal solche, die es dem Menschen ihrem Sinn nach freistellen, ob er sich ihnen unterwerfen will oder nicht, ferner aber solche, die ihrem Sinn nach gelten wollen, einerlei, ob die von ihnen Angesprochenen ihre Zustimmung erteilen oder nicht. Die erste Gruppe fassen wir unter dem Namen „Konventionalregeln" zusammen. Man denke bei diesen gesellschaftlichen Regeln etwa an das Versprechen, jemand zu besuchen, die Abrede mit jemandem, eine Reise zu machen, die Sitte (Unsitte) des Zweikampfes in vornehmen Kreisen usw. Die zweite Gruppe von Regeln bildet das Recht; seitdem und solange es in der Geschichte aufgetreten ist, erhebt es den selbstherrlichen Anspruch auf Geltung und läßt insonderheit nicht zu, daß jemand nach eigner Entschließung sich gegenüber der Herrschaft seiner Rechtsordnung für frei erkläre. So wurde vor kurzem ein Rekrut zu den Fahnen eingezogen, der sich entschieden weigerte, den Dienst mit der Waffe zu tun. Er erklärte, die Gebote der engeren religiösen Gemeinschaft, der er angehöre, verbieten ihm Führung und Übung der Waffen. Die Verhängung einer Freiheitsstrafe konnte ihn nicht von seiner Weigerung abbringen. Mit ähnlicher Begründung haben es auch wiederholt Mitglieder verschiedener Sekten abgelehnt, vor Gericht den Zeugeneid zu leisten. Und ganz allgemein verwirft bekanntlich jeden Rechtzwang der individuelle Anarchismus, wie er von Stirner in seinem scharfsinnigen und geistreichen Werke „Der Einzige und sein Eigentum" 1844 (auch in Reklams Universalbibliothek erschienen) begründet ist. Der Anarchist fragt, „mit welchem Rechte unterwerft Ihr mich Eurem Rechte, auch wenn ich gar nichts mit Euch zu schaffen haben will? Laßt mich gefälligst in Ruhe und laßt mich mit den mir Gleichgesinnten zu Vereinen von ‚Egoisten' vereinigen, ich werde Euch keinen Schaden zufügen". „Nein", antworten darauf Recht und Staat, „wer zu mir gehört und mir untertan ist, das bestimme allein ich und wer sich zu Vereinen zusammenfinden darf und in welcher Art dies erlaubt ist, das ist nicht an sich frei, darüber entscheidet mein Befinden. Ob Du ein Störenfried bist oder nicht, ob Du uns ganz verlassen willst, das ist mir einerlei, nach meiner Regel bist Du mir unterworfen. Du bleibst und fügst Dich und hast abzuwarten, ob ich Dir das Auswandern erlaube — oder ich brauche Gewalt." — Wie läßt sich dieser Anspruch des Rechts auf absolute zwangsweise Geltung, unabhängig von der Zustimmung der Betroffenen, rechtfertigen und läßt er sich überhaupt rechtfertigen, hat das Recht recht?

Verschieden waren die Erklärungsversuche, die zum Schutze des Rechts gegenüber dem Anarchismus unternommen wurden, aber sie alle litten, bis zu der Lehre des genialen Hallenser Sozialphilosophen Rudolf Stammler („Wirtschaft und Recht") daran, daß man die Erörterung der zweckmäßigen Form des sozialen Lebens von dessen möglichen konkreten Inhalt nicht reinlich schied, sondern bei dem versuchten Nachweis der Notwendigkeit des Rechts als regelnder Form, vielfach unkritisch sich auf deren Inhalt, die konkreten einzelnen Rechtssätze stützte. Das muß sorgfältig vermieden werden. Form und Inhalt haben nichts miteinander gemein. Es handelt sich hier lediglich um den Versuch, die Notwendigkeit des Rechts und Rechtszwanges ganz abstrakt als regelnde Form nachzuweisen. Wir werden in unsern Darlegungen der Führung von Stammler folgen und versuchen, die leitenden Gedanken aus seinen sehr eingehenden kritischen Erörterungen im angeführten Werke herauszuschälen.

Das Raisonnement des Anarchismus ist bei der ersten Betrachtung durchaus einleuchtend, ja berückend. Ist es nicht in der Tat hart, ja willkürlich, vom Recht, von der Zustimmung der ihm Unterworfenen gänzlich abzusehen? Sind nicht die Stirner'schen „Vereine von Egoisten", die jeden Zwang auf Beitritt vermeiden, und alles dem freien Willen der Menschen überlassen, dem Recht bei weitem vorzuziehen? In der Tat, nur wenn das Recht bei und für die Regelung des sozialen Lebens ganz unentbehrlich ist, kann es innerlich gerechtfertigt werden, sonst wäre es als Willkür und Verirrung abzuweisen und abzuschaffen, und zwar besser heute als morgen.

Die bisherigen Rechtfertigungsversuche lassen sich in zwei Gruppen zerlegen. Die eine Richtung meint, der Rechtszwang habe sich geschichtlich in notwendiger kausaler Bedingtheit stets eingestellt und werde immer als notwendiges Produkt wirtschaftlicher Verhältnisse auftreten. Diese Ansicht ruht auf dem Boden des sogenannten „wissenschaftlichen Materialismus" des Karl Marx, der bekanntlich alles geistige, kulturelle und soziale Leben der Menschheit als Oberbau aus den wirtschaftlichen Verhältnissen als einen bloßen Reflex ansieht. Namentlich geht dann diese materialistische Theorie dahin: die Menschen werden aus einem gewissen psychologischen Druck heraus stets gewissen sozialen Befehlen gehorchen, welche die Eigenschaft rechtlicher Regeln besitzen. Demgegenüber ist ohne weiteres zuzugeben, daß die bloße Existenz eines Gesetzes, und sei es inhaltlich noch so schlecht, gewiß eine große Macht ausübt, und noch vielmehr gilt dies von dem rechtlichen Zustande und dem Rechtszwang überhaupt. Seine bloße Existenz ist eine ungeheure, kaum zu überwindende Macht. Aber was nützt dieser Umstand zur Erklärung des Anspruchs des Rechts zu gelten ohne Zustimmung des Unterworfenen? „Wie kann man diesen Anspruch dadurch rechtfertigen, daß man zeigt wie der Unterworfene im allgemeinen der tatsächlichen Anerkennung nicht ausweichen kann"?

Jeder rechtliche Befehl will das menschliche Zusammenleben regeln, er hat einen Erfolg im Gedanken, und er ist ein Hilfsmittel zur Verfolgung und Erreichung menschlicher Zwecke. Damit ist der Zweckgedanke eingeführt, und wir gelangen zu den sogenannten „teleologischen" Begründungen des Rechtszwanges. Die bisherigen liefen auf 2 verschiedene Gedankengänge hinaus. Die eine Theorie erklärte das Recht als ein notwendiges Mittel zur physischen Erhaltung der Menschen, die andern als Mittel und Voraussetzung einer möglichen Sittlichkeit der Menschen. Wir betrachten zunächst die erste Theorie. Sie vertritt vor allen Hobbes, er erklärt das Recht und seinen Zwang für nötig, um den Krieg aller gegen alle zu vermeiden. Ohne das Recht würden sich alle gegenseitig zerfleischen. Von ähnlichen Erwägungen wird auch Kant beherrscht. „Demgegenüber ist zu betonen, daß der ungeregelte Kriegszustand der Menschen doch nur den Gegensatz zu einem sozial geregelten Leben überhaupt bedeutet, daß aber die eine Art des sozialen Daseins, die Regelung des menschlichen Zusammenlebens ohne die Eigentümlichkeiten der rechtlichen Zwangsnormen, daß das geordnete Zusammenleben in freien Konventionalgesellschaften (Egoistenvereinen) notwendigerweise zu einem beständigen Kriegszustande führen müßte, ist ebensowenig einzusehen, als die Behauptung richtig ist, daß der rechtliche Zwang den Krieg der Menschen auch wirklich beseitigt hat."

Das Recht als solches bewirkt eine äußere Sicherheit des ihm Unterworfenen noch gar nicht. Es entscheidet der jemalige Inhalt und die Beschaffenheit des Rechts. Bestehendes Recht kann die Sicherheit der ihm Unterworfenen auf das Äußerste beschränken ja selbst ganz ausschließen. Man denke nur an die Sklaverei; auch sie bestand von „Rechts wegen", und ebensowenig hat das Recht den Krieg unter den Menschen beseitigt. Das zeigt jedes Blatt der Weltgeschichte.

Die zweite Ansicht, das Recht sei ein unerläßliches Mittel zur Ermöglichung der Sittlichkeit des Menschen, verwechselt vollständig Aufgaben und Zweck von Recht und Sittlichkeit. Diese zielt darauf ab, den Menschen zu einem inhaltlich guten und freien Wollen zu erziehen. Ihr Ziel ist die Vervollkommnung und Läuterung der inneren Gesinnung des Menschen, auf die Reinheit der Gedanken kommt es ihr an, dies ist ihr Ziel und Maßstab. Dem Recht kommt es auf die innere Gesinnung des Menschen nicht an, es regelt lediglich das äußere Verhalten des Menschen zueinander. Und wollte man hierauf erwidern, es sei immer noch besser, zu einem richtigen Verhalten gezwungen zu werden, als auch dieses noch neben dem guten Innern einzubüßen, so hätte man bereits einen bestimmten Inhalt des Rechts, nämlich einen (sittlich) guten vorausgesetzt. Es liegt also wieder das ganz unkritische Zusammenwerfen von Form und Inhalt, vor dem wir schon am Eingang warnten, vor. Es handelt sich darum, den Rechtszwang als *solchen* zu rechtfertigen, ohne auf den besonderen *empirisch* bedingten Inhalt des Rechts einzugehen. Es kann auch sehr wohl inhaltlich schlechtes Recht geben, hat es auch häufig gegeben (Sklaverei, Leibeigenschaft) und doch fordert es Gehorsam. Das Recht scheint also gegen den Anarchismus den Prozeß vor dem Richterstuhle der Sozialphilosophie zu verlieren. Allein es scheint nur so.

Allgemein berechtigt kann nur eine solche Regelung des sozialen Lebens sein, welche *formal* (*methodisch*) die bedingungslose Möglichkeit bietet, *alles* und jedes menschliche Zusammenleben aufzunehmen und zu ordnen. Das kann die Konventionalregel, die freie Vereinbarung, durch die sich die Anarchisten à la Stirner zu Egoistenvereinen zusammenzuschließen gedenken, *nicht*. Sie setzt bestimmte *empirisch* besonders befähigte Menschen hierfür voraus und schließt alle andern Menschen aus, denen diese Eigenschaften fehlen. Man denke nur an die Kinder, Unmündigen und Geisteskranken. Wie steht es denn mit deren Einfügung in die konventionelle Gemeinschaft, in die Stirnerschen Egoistenvereine? Der Anarchismus macht sich diese Frage sehr leicht. Sein Vorläufer Rousseau erklärt es in seinem „Contrat social" für das „droit naturel" der Eltern, und bei ihrem Wegfall der Verwandten, die Kinder in die konventionelle Gemeinschaft aufzunehmen. Ebenso nimmt der moderne Anarchismus ganz ohne Skrupel es als etwas Selbstverständliches an, daß Kinder, Kranke und sonstwie Vertragsunfähige in die konventionale Gemeinschaft aufzunehmen. Das ist, wie Stammler mit Recht ausführte „eine klägliche Inkonsequenz". Der Rechtszwang wird für einen Teil der Genossen beseitigt, für den andern Teil aber aufrecht erhalten, denn es liegt auf der Hand, daß, sobald man nur beispielsweise den Säugling in die Gemeinschaft ohne weiteres aufnähme und deren Regeln unterwürfe, man ja sofort den Rechtszwang wieder eingeführt hätte, „ohne daß diese regelnden Normen auf dessen „Zustimmung" in ihrem Geltungsanspruche begründet wären". Was für eine *formale* Grenze kann und soll hier für die freie oder zwangsweise Zugehörigkeit eines Menschen zur konventionalen Gemeinschaft a priori gezogen werden? Es gibt keine.

Während also die freie Vereinbarung nur für gewisse empirisch bedingte Menschengruppen anwendbar ist, so ist die Rechtsordnung auf alle immer nur möglichen und denkbaren Menschengruppen anwendbar. In dieser allgemeinen Anwendbarkeit des Rechts zur sozialen Verbindung *aller* Menschen und zur Regelung aller nur irgend denkbaren Gesellschaften liegt theoretisch seine Begründung und die des Rechtszwangs, sowie sein unbedingter und allgemein gültiger Vorzug gegenüber den konventionalen Gemeinschaften, Egoistenvereinen des Anarchismus. „Das Recht ist das notwendige Mittel zu einer allgemein gültigen Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens der Menschen!" **Rudolf Bovensiepen.**

Aus unsrer Bewegung

Bad Harzburg. Die Liberale Vereinigung für den Amtsbezirk Harzburg (Vorsitzender: Oberlehrer Salomon, Harzburg) veranstaltet am 7. September im Hotel Prinz Heinrich eine zwanglose Zusammenkunft. An demselben Tage soll eine Vorstandssitzung stattfinden, die über unsern Beitritt zum Wahlverein der Liberalen in Berlin beschließen wird.

Wittau (Sa.). Hier wurde ein liberaler Verein begründet. Die Mitgliederzahl beträgt zurzeit 35. In den beiden ersten Versammlungen referierte der Vorsitzende, Lehrer Schiefer, über die Themen: „Konservatismus oder Liberalismus?" — „Der sächsische Wahlrechtsentwurf." Es wäre recht zu wünschen, wenn sich die benachbarten sächsischen Vereine zusammenschlössen, um gemeinsam für den Herbst und Winter namhafte Redner zu gewinnen. — Im Anschlusse an die Versammlung, in welcher der sächsische Wahlrechtsentwurf einer Besprechung unterzogen wurde, referierte am 16. August 1907 Herr Lehrer Lange über das allgemeine Wahlrecht. Der Referent widerlegte zunächst die Einwände, die gegen dieses Wahlrecht erhoben werden und beleuchtete sodann den hohen volkserzieherischen Wert, der dem allgemeinen Wahlrechte sowohl im Reiche wie in den Einzellandtagen zugesprochen werden muß.

In der Aussprache wurde besonders betont, daß neben der utopistischen Haltung der Sozialdemokratie die politische Gleichgültigkeit des Bürgertums die Hauptschuld trügen, wenn in Sachsen das allgemeine Wahlrecht nicht zur Einführung gelange.

Soziale Bewegung

Die Dienstboten sollen nun auch von den christlichen Gewerkschaften und den konfessionellen Frauenvereinen organisiert werden. In Köln hat eine Konferenz beteiligter Delegierten und Delegierinnen stattgefunden, auf der die Gründung konfessioneller resp. gewerkschaftlicher Dienstbotenvereine ausführlich empfohlen, dann aber nach lebhafter Aussprache nur eine Erweiterung der bestehenden und neu zu gründenden konfessionellen Landesvereine weiblicher Dienstboten zu wirtschaftlichen Berufsorganisationen beschlossen. Die christlichen Gewerkschaften sind mit dieser Lösung der Frage zwar nicht aus grundsätzlichen, wohl aber aus praktischen Gründen einverstanden und wünschen nur die Protektoren der konfessionellen Dienstbotenvereine zu bleiben. Große praktische Erfolge wird eine solche Dienstbotenbewegung kaum zeitigen.

Der amerikanische Telegraphistenstreik hat auch in Deutschland allgemeine Beachtung gefunden. Nicht wegen seiner Größe und Ausdehnung — Amerika hat schon viel umfangreichere Streikbewegungen erlebt — sondern vielmehr wegen der weitgehenden Störung des gesamten Geschäftslebens, die er hervorrief. Die wirtschaftlichen Kämpfe im Verkehrsleben sind, wie es sich auch hier wieder gezeigt hat, weitaus die allergefährlichsten.

Die deutsche Mittelstandsvereinigung wird von ihrem bekannten antisemitischen Vorkämpfer Rahart-Berlin auf den 7., 8. und 9. September nach Straßburg i. E. zur 4. Generalversammlung eingeladen. Die angekündigten Vorträge „Wie ist die Preußenkasse für den Mittelstand nutzbar zu machen" vom Landtagsabgeordneten Hammer und „die Parteiprogramme und die praktische politische Arbeit" vom mittelständischen Schriftsteller Dr. F. Wegener, werden auch bei den Gegnern dieser Art von Mittelstandsbewegung gebührende Beachtung finden.

Die Neuregelung des Wohnungsgeldzuschusses bei Beamten ist noch keineswegs, wie optimistische Zeitungen meldeten, endgültig geregelt. Offiziöse Mitteilungen besagen darüber:

Es sind Entschließungen darüber noch nicht gefaßt, ob den Beamten mit Familie ein höherer Wohnungsgeldzuschuß zu gewähren ist als denen ohne Familie. Um wieviel der Wohnungsgeldzuschuß zu erhöhen ist, hängt von dem Ausfall der Ermittlungen über den tatsächlichen Wohnungsaufwand in den einzelnen Orten ab. Die hierüber erfolgten statistischen Erhebungen sind weder in Preußen, noch im Reiche bisher zum Abschluß gelangt. Infolgedessen konnte noch nicht einmal irgend ein Vorschlag über die Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses von maßgebender Seite gemacht werden. So viel steht aber jedenfalls schon heute fest, daß eine durchgängig gleichmäßige Erhöhung *nicht* in Frage kommen kann. Die Neuregelung wird vielmehr mit einer neuen *Ortsklasseneinteilung* verbunden werden müssen, und die Folge hiervon muß sein, daß die Erhöhung in den einzelnen Orten sich ganz verschieden gestaltet. Die weitere Mitteilung, daß Erziehungsbeihilfen für jedes Kind im Alter von 6 bis 21 Jahren je nach $^1/_{10}$ des Gehalts in Aussicht genommen seien, stellt sich lediglich als ein Fühler dar. — Also wie immer: sein geduldig sein, ihr Beamten! Der *Beamtenausschuß des Wahlvereins der Liberalen* (Berlin, Teltauerstraße 13) wird im Herbst und Winter noch genügend Arbeit bekommen!

Zu früh jubeln die Arbeitgeber im *Berliner Baugewerbe* über die Niederlage der Arbeiter. Sie ist gewiß mit dem Abbruch

Digitized by Google

des Streiks besiegelt, wenn auch nicht zugestanden worden, aber der Kampf ist deshalb noch nicht beendet. Die Arbeiter versuchen jetzt durch Bausperren noch hier und da Revanche für ihre Niederlage zu nehmen, sie werden zweifellos keinen großen Erfolg damit erzielen, aber doch manchem Bauunternehmer noch recht unangenehme, sorgenvolle Tage bereiten. Es ist deshalb eigentlich recht überflüssig, daß sich der Verband der Baugeschäfte von Berlin aufs hohe Pferd setzt und den Streikenden einen letzten Termin zum Wiedereintritt bis zum 24. August stellt, dann aber für den Rest des Jahres keine Arbeiter mehr annehmen will. Dieses rigorose Vorgehen ist um so überflüssiger, als offenbar die Arbeiter untereinander noch keineswegs über ihr weiteres Vorgehen einig sind, so daß lärmende Versammlungen der Akkordmaurer und Lohnmaurer polizeiliche Auflösung finden.

48. Deutscher Genossenschaftstag in Leipzig. In Gegenwart mehrerer Hundert Teilnehmer und unter offizieller Begrüßung durch die sächsische Behörde und das preußische Handelsministerium tagte im großen Saale des Krystallpalastes zu Leipzig die 48. Generalversammlung des allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (Schulze-Delitzsch). Nach den Berichten des Verbandsanwalts Dr. Krüger beträgt die Mitgliederzahl gegenwärtig 826533, das Kapital, mit dem sie arbeiten, rund 265 Millionen, der Umsatz im letzten Jahre 10½ Milliarden. Der Verbandsanwalt protestierte gegen Regierungsmaßnahmen, die den freien Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften die Lebensmöglichkeit unterbänden, verlangt freie Weiterentwicklung und betont die Wichtigkeit eines guten Einvernehmens unter den vorangeschickten Bedingungen mit den Behörden. In den Verhandlungen wurden meist geschäftliche Angelegenheiten, wie sie in der Praxis des Genossenschaftswesens alltäglich sind, beraten. Scharf wurde gegen die Hamburger Konsumgenossenschaftsbewegung polemisiert, die zur Borgwirtschaft und zum Schuldenmachen führe und durch Einrichtung von Streiksparkassen vom eigentlichen Genossenschaftszweck ablenke. Auch das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen wurde wegen allerlei gefährlicher Experimente (Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes) kritisiert. Aber schließlich war doch der Wille zur Verständigung unter den verschiedenen Genossenschaftsarten allgemein. Die Art, wie die unberechtigten (politischen) Vorwürfe gegen die angeblich sozialdemokratische Hamburger Konsumgenossenschaftsbewegung wiederholt und energisch zurückgewiesen wurden, bewies guten Willen zu schiedlich-friedlichem Zusammenarbeiten, um die seit Schulze-Delitzsch Zeiten erhobenen Verleumdungen: Genossenschaften seien nicht eine freisinnige Schöpfung, neuerdings zu bekämpfen. Nach lebhafter und einmütiger Aussprache wurde eine Resolution des Gesamtausschusses gutgeheißen und ernste Verwahrung dagegen eingelegt, daß die „Schulze-Delitzschen Genossenschaften im Dienste politischer Parteien ständen, zur politischen Agitation benutzt oder von politischen Parteien beeinflußt würden". Für die Herausgabe der Schriften von Schulze-Delitzsch wurden 20000 M. bewilligt. Der nächste allgemeine Genossenschaftstag soll in Frankfurt a. M. abgehalten werden.

Die christlich-nationale Arbeiterschaft wird für den 20., 21. und 22. Oktober d. J. zu einem II. deutschen Arbeiterkongreß nach Berlin eingeladen. In den Germaniafestsälen soll über Sonntagsruhe, Arbeiterschutz in der schweren Industrie, gesetzliche Regelung der Arbeitszeit und Arbeiterinnenfrage referiert werden. Als Vertreter werden zum Kongreß nur den Ständen der Arbeiter, Arbeiterinnen, Gehilfen, Bediensteten und Angestellten angehörende Personen und aus diesem Stand hervorgegangene Organisationsbeamte zugelassen werden. Die Protektoren des Kongresses auf evangelischer Seite bitten im „Reich" schon heute um Entschuldigung für die zu erwartende Tonart der Arbeiter: „Wenn auf dem Berliner Kongreß hier und da ein ungewähltes drängendes Wort fallen wird, so suche man die Schuld bei der Sozialpolitik des Reichs, die seit Jahren keine Taten brachte." Gewiß hat es selten eine grausamere Enttäuschung gegeben als die der sogenannten christlichen nationalen Arbeiterschaft, die auf ihrem ersten Kongreß durch ein herzlich gehaltenes Kaisertelegramm erfreut wurde, gleich nachher durch eine Audienz bei Bülow zu ausschweifenden Hoffnungen angeregt war, aber heute noch nicht auch nur einige ihrer bescheidenen Forderungen erfüllt sieht.

Kaufmännische Verbandstagungen. Der Zentralverband deutscher Kaufleute und Gewerbetreibender, eine mittelständische Organisation zur Förderung und Vertretung von Fachkenntnissen und zur Abwehr großkapitalistischer Gefahren hielt in Cassel seine 20. Generalversammlung ab, die ganz von dem konservativen Abgeordneten Stroßer beeinflußt war. Man protestierte gegen das Ausverkaufswesen, die Spartage und die Restertage, verlangte schärfere Gesetze gegen unlauteren Wettbewerb und Filialwesen, gegen die Wanderlager, den Hausierhandel usw. Drückendere Besteuerungen und straffere Polizeimaßnahmen sollen den hier zu Worte gekommenen Gewerbetreibenden wieder mehr Lebensluft verschaffen. — In Danzig tagte der 30. Kongreß der katholischen Kaufleute Deutschlands, ein Kulturkampfprodukt aus den siebziger Jahren, das heute 20000 Mitglieder zählt und ständig wachsen soll. Der Verband gibt ein eigenes Organ heraus „Merkur", hat eine besondere Stellenvermittlung, einen Hilfsfonds für bedürftige Mitglieder, eine Witwen- und Waisenkasse, Kranken- und Sterbekasse und einen Vermögensbestand von rund 300000 M. Er umfaßt selbständige Kaufleute und Angestellte und erinnert sich mit Stolz des Gründungswahlspruches: „Erwerbet durch Gott, besitzet mit Gott, und gebet für Gott". Die Hirsch-Dunckersche Hilfsorganisation der deutschen Kaufleute nahm auf ihrem 6. Delegiertentag in Breslau ein großzügiges soziales Programm an, das sich eingehend mit dem Arbeitsverhältnis, der Regelung der Arbeitszeit, der wirtschaftlichen Sicherung der Handelsangestellten, der fachwissenschaftlichen Ausbildung, den Maßnahmen und Verfahren bei gesetzlichen Bestimmungen und der Standesvertretung befaßte. Besondere Debatten rief die Frage der fachwissenschaftlichen Ausbildung hervor, in der man sich schließlich dahin einigte, eine gleichmäßige Ausbildung für beide Geschlechter, reichsgesetzliche Einführung der Zwangsfortbildungsschulen für alle Angestellte bis zu 18 Jahren bei Erteilung des Unterrichts in den Tagesstunden an Wochentagen, eine schärfere Ueberwachung des Privathandelschulwesens durch die Schulaufsichtsbehörde und die Förderung des handelswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Unterrichts anzustreben.

Büchertisch

F. Niebergall, Was ist uns heute die Bibel? Sammlung der Lebensfragen, 17, herausgegeben von Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1907. 85 Seiten.

Die verdienstvolle Sammlung der Lebensfragen bringt mit dieser Broschüre Niebergalls die Behandlung eines kulturell wie religiös wichtigen Problems. Die Frage, wie sich der moderne Mensch zur Bibel stellt, ist im tiefsten Sinn eine „Lebensfrage"; sie ist der eine Brennpunkt der Ellipse, deren andrer Jesus ist. Es geht hier nicht an, N.'s Ausführungen ihrer inneren Auffassung nach mit den vielen ähnlichen Schriften zu vergleichen; sie tragen alle ihre eigne Note. Der eine mag sich an eine Einzeldarstellung der religionsgeschichtlichen Volksbücher erinnern oder sonst an ein Buch der theologischen Aufklärungsarbeit an den Suchenden unsrer Zeit, oder er lese in diesem Sinn die Naumannschen Briefe über Religion. Niebergalls Büchlein scheint mir in Fragestellung und Auseinandersetzung ein gutes Resumée der modernen kritischen Theologie, ohne daß man freilich seine individuelle Auffassung übersehen darf. Es ist so, wie Verfasser bemerkt, daß es über die Bibel mehr Gefühle und Stimmungen als Urteile und Kenntnisse gibt. Man redet über sie, ohne sie zu kennen. N. führt nun in das Verständnis derselben ein, indem er nach Ablehnung der dogmatischen Betrachtungsweise auf Grund der historischen die biblischen Schriften nach Art und Inhalt kennzeichnet, um dann von dem Zentrum Jesus aus den Maßstab für unsre Beurteilung der Bibel zu gewinnen. Diese Problembehandlung, die von Jesus aus, dessen Leben und Wirken unter eignen Gesichtspunkten originell beleuchtet wird, an die Bibel herangeht, ist prinzipiell und modern. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise das richtige Verhältnis zwischen dem modernen Menschen und der Bibel gewonnen wird. So stellt sich uns das Neue Testament in seiner ungleich größeren Bedeutung gegenüber dem Alten vor Augen, enthält es doch die klassischen Urkunden unsres Glaubens, während für das Alte Testament in erster Linie sein literarischer Charakter zur Kritik steht. Das ist aber das Besondere; es bleibt bei der Bibel als ganzem nicht bei der literarischen Wertung, die ja nur ästhetische Gefühle auslösen könnte, sondern es handelt sich bei dem bald mosaikartig, bald großzügig zusammengesetzten Kompendium einer uralten, unsrer Religionsgeschichte, vor allem um den mächtigen religiösen Einschlag. Religiöse Kraft strömt nirgends in der ganzen Weltliteratur so wuchtig auf den Leser ein wie hier. Die paar vergilbten Blätter des neuen Testaments vollends, diese individuellen Seelenbekenntnisse antiker Männer, die unter dem allgewaltigen Eindruck der Persönlichkeit Jesu aufs Pergament gekommen sind, werden zu allen Zeiten ihre Wirkung ausüben und eine Stellungname heischen, weil sie Kunde bringen von dem „Stifter unsrer Religion".

H. Schnellbach.

Hepner, Schutz der Deutschen in Frankreich 1870/71. Briefwechsel des Gesandten der Vereinigten Staaten in Paris. Stuttgart 1907. Kommissionsverlag J. H. W. Dietz, Nachf.

Es sind im wesentlichen Gesandtschaftsberichte, die Hepner, der in St. Louis lebt, uns bietet. Sie geben eine authentische Darstellung der Leiden, welche die von der Kriegserklärung in Paris überraschten Deutschen durchmachen mußten, und fesseln durch Inhalt und durch die warme Teilnahme des amerikanischen Gesandten an unsern Volksgenossen. Sie erinnern uns gleichzeitig daran, daß die Vereinigten Staaten 1870 auf Ansuchen der Norddeutschen Bundesregierung den Schutz ihrer Angehörigen in Frankreich übernahmen, und daß wir ihnen für die aufopfernde Tätigkeit ihres Gesandten Dank schulden. Es verdiente dieser Umstand in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Daß dieses Buch dem Laien zugleich einen Einblick in die Behandlung völkerrechtlicher Fragen in Kriegszeiten gibt, dürfte heute in den Tagen der Friedenskonferenz besonders interessieren. Die Wissenschaft wird sich statt dieses Buches lieber der englischen Originalberichte bedienen, die Hepner vor 3 Jahren mit deutscher Übersetzung für Amerika herausgegeben hat.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 34 Berlin, 25. August 1907

Abends

Die nichts wollen, haben alles. Flaischlen.

Wir saßen am Strand, mein Weib und ich. Immer schwerer legte sich die Nacht auf das Meer. Allmählich schwamm das Schwarz der Wellen mit dem dunkeln Himmel in eins. Es wehte ein scharfer Wind. Vor uns auf dem Meer sah man das Licht eines Schiffes. Es war wie ein kleines Fensterchen an einer langen, hohen Mauer. Langsam bewegte sich der Schein in die Ferne, und endlich verlor er sich im Dunkel. Wir beobachteten das und wurden ganz stille.

Es ist eigentlich nicht richtig, zu sagen: wir beobachteten. Der rote Punkt zog unsre Gedanken nicht an sich. Vielmehr gingen sie weit über Meer und Land. Wir sahen nicht dem Schiff nach. Unsre Gedanken waren ganz wo anders. Wo waren sie denn? Keiner wußte es genau. Jeder war seine eigenen Wege gegangen. Vergangenheit und Zukunft, Eigenes und Fremdes, Bewußtes und Empfundenes glitten langsam an uns vorbei. Keiner dachte dasselbe wie der andere. Und doch waren wir beieinander. Jedes Wort hätte gestört. Hätten wir uns gesagt, daß wir dasselbe empfinden, so hätten wir es als unrichtig abgewiesen, eben weil ein Laut der Sprache sich zwischen unser Sinnen gedrängt hätte. Wir waren einander fremd und doch näher wie sonst. Wir schweiften in unsagbare Weiten, und unser Auge klammerte sich doch an ein paar Striche roten Scheins, die über dem Wasser schwebten. Eine wirklich seltsame Sache, wenn man sie recht bedenkt.

Wir ruhten. Aber das merkte man erst, als der Schein verblichen war und wir aufstanden. Jetzt ging der Alltag wieder an. Vorher waren wir wo anders. Zugleich empfanden wir die Ruhe gar nicht als solche. Es war ein Jagen der Gedanken, ein Fliegen der Wünsche, ein Regen unbewußter, starker Mächte, ein Wirrwarr, in dem man sich nicht zurechtfand, ein Hin und Her, und doch war alles unsagbare Stille. Eine Zeit des Empfangens! Man stellt sie sich anders vor. Es sei eine Leere, ein Nichts, das von andern erfüllt zu werden begehrt. Nein! Nein! Es ist ein Augenblick unzahnten Reichtums. Wie wenn alles geöffnet wäre, was verschlossen war! Man hat ein doppeltes Herz und hundert Gedanken, man hört zwiefach und weiß nicht, wo man zuerst hinhorchen darf. Aber nichts zwingt; nichts beherrscht. Alles kommt und geht und ladet nur fröhliche Fracht ab. Ein Grüßen und Winken, ein Raunen und Flüstern. Diesen Reichtum erlebt man in solch „ruhigen" Augenblicken. Es ist eine wirklich seltsame Sache, wenn man sie recht bedenkt.

Ich glaube, wir sind deshalb Menschen, weil wir träumen können. Wir verstehen den Unterschied zwischen Wachen, Handeln und träumendem Hingeben, wir machen ihn bewußt. Wir leben in zwei Welten: in der einen gehen wir, schaffen und sorgen, in der andern empfangen wir, versinken und gehen doch nicht unter. Dazu kommt, daß wir Menschen miteinander träumen können. Zu zweit träumt es sich schöner als allein. Dabei braucht man gar kein Zeichen der Gemeinschaft. Es ist, als ob sich unsichtbare Hände um uns schlingen, die halten weit fester als die andern. Ein paar rote Punkte über schwarzer Tiefe genügen, um Seelen Herrlichkeit kosten zu lassen, daß sie stark werden können. **Traub.**

Zum 25. Jahrestag des Parsifal

In diesen Tagen jährte sich der 25. Jahrestag der ersten Parsifal-Aufführung in Bayreuth. Auch diejenigen, welche in diesem Weihfestspiel nicht ihre eignen Lebensgedanken wiederfinden, müssen anerkennen, daß dies Drama einen Höhepunkt der Bühnenkunst bedeutet, der den alten Zusammenhang von Götterkult und Szene in neuer symbolstarker Form wieder belebt. Die Kunst der Anschauung im Dienste des Unschaubaren, die lebendige Darstellung des Symbols als Ausdrucks ewiger Gesetze und Bindungen — das hat schon die alten Kureten bei den ersten Dionysos-Festen befeuert, das erfüllte die Dichter des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels. In demselben Sinn, wie Mythus und Legende der direkten Debatte entrückt sind, weil sie gar nicht auf Einzelsätze des Glaubens eingehen, so sollte man die Symbole dieses Dramas, dessen Stoff uns auch die alte Sage vermittelt hat, ruhig als ausdrucksreiche Formen einer höheren Anschauung hinnehmen und nicht verlangen, hier eine Bestätigung persönlicher Formulierungen zu erwarten. Das tat z. B. ein Aufsatz Thiötters in den Beyschlagschen blauen Blättern, das forderte eine Menge von Urteilen aus allen Lagern des Protestantismus. Die falsche Voraussetzung bei solchen Ablehnungen war immer wieder die Meinung, daß das Kunstwerk jene ethische Spannung, deren wir zur Durchführung eines tüchtigen Lebens bedürfen, als das Ziel eines Helden ansehen könne, der uns doch mehr als Lebensregeln geben will. Lesen wir z. B. eine Nummer der Christlichen Welt, so freuen wir uns dieser herzhaft gesunden Kost, die uns stärkt, um unsre Pflichten peinlicher zu fassen, und uns ermutigt, auch im aussichtslosen Widerstand zu verharren. Wir fühlen uns da im Bereich des ethisch Anspannbaren, wo wir selbst zuzupacken und zu bessern haben. Ganz falsch wäre es aber, wollten wir im Kunstwerk der Bühne eine ähnliche Bestätigung und Betätigung der praktischen Vernunft erwarten. Die Aufgaben des echten Kunstwerks entziehen sich nicht nur den Pflichten des Tages, sondern der ethischen Sphäre überhaupt. Denn seine Grundvoraussetzung ist, daß sich nicht alles ethisch fassen und werten läßt, daß neben der Anspannung des Willens die Klärung und Belebung des Gefühls gleichberechtigt steht, daß auch die ethisch nicht einstellbare Handlung hohen Wert haben kann, wenn sie aus dem starken Impuls und dem glühenden Reich der Empfindung hervorgeht. Es gibt ein bekanntes Wort von den Naturen, die mit dem zahlen, was sie tun und den andern, die mit dem zahlen, was sie sind. Im Parsifal ist, soweit ich ihn verstehe, aller Nachdruck auf das Sein gelegt, auf das Reifen und Wachstum der Seele, die in natürlicher Triebhaftigkeit noch nicht fähig ist, an dem höheren Organismus teilzunehmen, aber durch die Jahre der Klärung des Bewußtseins in ruhigster Entfaltung des inneren Wesens zu der höheren Erkenntnis aufsteigt.

Wir unterscheiden drei Stufen der seelischen Erfahrung. Die erste ist die naive, unverbildete Natur, mit starkem Trieb, wahllos greifend, was sich ihr bietet, aber von gutem Drang nach dem Lichten und Reinen erfüllt. Diese Natur hat Wagner im Siegfried dargestellt, in all ihrer schimmernden Naturreinheit, auch aber in ihrer Wehrlosigkeit dem Bösen gegenüber. Rousseausche Naturen sind lieb, aber nicht ge-

wappnet. In den Orangehainen Hans von Marées glänzen still und froh ihre Leiber, ihre Augen; in dem Organismus der Kämpfe von Gut und Böse sind sie wehrlos.

Die zweite Stufe ist die sittliche oder die der Anspannung. Sie ruht auf dem Verdacht gegen die natürlichen Triebe, die sich zu oft als gefährlich erwiesen haben, als daß man ihnen trauen dürfe. Das Christentum hat sich auf dies Mißtrauen gegründet und dadurch den Menschen zu einer strafferen Kontrolle der in ihm wirksamen Kräfte angetrieben. Aber der Zustand ist ein dauerndes Sichzusammennehmen, in dem das ruhige Entströmen unsres Wesens aufgehalten wird. Da alles Gewicht auf die Straffheit des Willens gelegt wird, so verkümmern notwendig die andern Organe. Dante spricht einmal von der „edlen Seele, die so leicht von der Liebe ergriffen wird". In der Sphäre des sittlichen Menschen gilt es für edler, sich nicht von einem Gefühl rasch überwältigen zu lassen, da ja dadurch die Selbstbehauptung des ethischen Bewußtseins gefährdet wird. Alle jungen Völker, zu denen auch das deutsche zu rechnen ist, beharren in dieser sittlichen Stufe, weil sie dadurch den großen Vorteil gewinnen, stets schlagfertig und gerüstet zu sein. Ihre Menschen parieren dem Ideal; keine undisziplinierte Natur leidet an ihrem eignen Schwergewicht. Alle diese sittlich angespannten Menschen leisten viel, sind den entspannten Völkern überlegen im Sinne der Aktionsfähigkeit, der Energie und in allen politischen Anlagen. Vielleicht hat die Welt nie eine drastischere Ausbildung dieses Typus erlebt als im preußischen Heere; aber im Grunde lebt der ganze Protestantismus von diesem Ideal. Das deutsche Volk, den Kinderschuhen entwachsen, hat ihn sich geschaffen und besteht nun seit 400 Jahren seine sittliche Probe in jenem Zustand der Anspannung, in dem es die großen Erfolge des Geisteslebens und der politischen und nationalen Siege erfochten hat. Die religiös interessierten Kreise legen ihren Schwerpunkt immer mehr von der Region des Gefühls weg auf den Willen. Es fiel das Wort von dem Unfug der Mystik.

Wer wollte diese Einseitigkeit tadeln? Sie ist nicht nur notwendig, sondern erfreulich, nicht nur wegen des tatsächlichen Erfolges. Aber wir müssen uns darüber klar werden, daß es eine Einseitigkeit ist. Woher kommt es denn, daß die älteren Nationen uns immer noch nicht als gesittet anerkennen können, daß sie an Geist und Takt so viel reicher sind und auf uns immer noch wie auf Halbbarbaren herabsehen? Ist es wirklich das Gefühl der Ohnmacht, aus dem die älteren Völker die jung aufstrebenden neidisch verurteilen? Ist ihr Spott unberechtigt, wenn sie hören müssen, wir Deutsche seien das Salz der Erde? Vielleicht sind sie weniger kraftvoll, vielleicht ist ihre nationale Rolle weniger zukunftsreich als die der Germanen. Aber entscheidet das über die innere Qualität? In den romanischen Völkern hat sich ein Ideal ausgebildet, das nicht die Entwicklung des sittlichen Menschen als höchstes anerkennt, sondern des frei-natürlichen Menschen. Nicht der Zustand der Anspannung ist entscheidend, dauere er auch noch so lange, sondern der des veredelten Seins. Der Mensch dieser dritten Stufe hat sowohl die erste wie die zweite durchlaufen, die des Naiven und die des Sittlichen, er hat sie beide überwunden und stellt nun einen Typus dar, der das Triebleben beherrscht, aber ohne dauernde Spannung, der sich ruhig vertraut und darauf bedacht ist, neben den Kräften des Willens auch die der Empfindung, der Verehrung, der Hingabe, der Teilnahme auszubilden. Das Mißtrauen gegen die natürlichen Triebe ist geschwunden, auf ihrer Rehabilitierung ruht der größere Reichtum und die gehobene Freiheit des dritten Typus. Wichtiger als die sittliche Spannung ist die innere Wiedergeburt des veredelten Menschen, der in sich selbst das Maß der Dinge findet und auch da sich nicht verliert, wo er von dem Ideal der zweiten Reihe abzuweichen scheint.

Dieser dritte Typus kann sehr mißgedeutet werden; es hat denn auch nicht an Angriffen gefehlt, die einfach von Entspannung im Sinne der Lxrheit redeten und namentlich bei den romanischen Völkern nur das Negative sahen, was aber nicht von dem andern Ideal, sondern von der Alterslast dieser Völker verschuldet wird. Alle zarteren Bildungen sind der Mißdeutung ausgesetzt, und sie sind selten imstande, sich gegen derbe Angriffe zu verteidigen, da sie gar nicht den Ehrgeiz haben, diesen andern Idealen zu entsprechen.

Soweit ich es verstehe hat Wagner nun im Parsifal die[illegible]ten Typus dargestellt; Nietzsche hat bekanntlich angenom[illegible]s sei der zweite, der sittliche Typus gemeint, und daran ist das ganze Mißverständnis gekommen.

Der junge Parsifal stellt den Siegfriedtypus dar; beim Tod des Schwans und beim Leiden des siechen Königs erfährt seine kindliche Seele von Welten, die ihm noch verschlossen sind. Erst die Versuchung führt ihn in die Welt der sittlichen Bewährung. Aber mit der Tat der gespannten Energie ist es nicht getan. Erst als er lange Zeit sich bewährt hat, wird er in den Kreis der Gralsritter, nun als ihr König, aufgenommen — der Typus dieses Kreises ist der oben als dritter Typus geschilderte.

Vincentius von Beauvais hat in der Vorrede zu seinem speculum doctrinale gesagt: Ipse restitutio sine restauratio per doctrinam efficitur. Diese Doctrina ist nicht etwa Belehrung, sondern Arbeit, Tätigkeit. Dies ist der zweite Zustand. Es ist gleichgiltig, an welchem Ding wir die Probe der Bewährung bestehen. Es wäre falsch in Parsifals Widerstand gegen Kundrys Schmeichelei eine Verherrlichung der Wingolf-Ideale zu sehen. Das Entscheidende ist nicht die schöne Versucherin, sondern ihr Wucher mit dem Andenken der Mutter. In Wolframs Parsifal rät Herzeleide dem Sohn direkt: „Küsse froh das schöne Weib"; Wagner vertieft den Kampf, indem er nicht dem naiven Jüngling das naive Weib gesellt, die sich in Frühlingswonne finden, sondern eine Schlimme, deren Schmeicheln Gift ist, das vor dem Naiven heimlich verborgen wird. In dieser Stunde der Versuchung wird der Knabe seiner Naivität entrissen; er begreift, was Leben heißt und welche Feinde es gibt. Wir alle machen solche Stunden durch, in denen sich unsern erschreckten Augen das wahre Weltbild enthüllt, wenn wir jene vernichtenden Enttäuschungen erleben, die uns die entlarvten Menschen beibringen. An Stelle der Heiterkeit meldet sich eine wilde Entschlossenheit; Mißtrauen und Verdacht erobern die lächelnde Seele. Und nun gilt es langsam die Heiterkeit wiederzugewinnen, über dem Bösen das Gute nicht zu übersehen und in den Schlechten mehr die Irrenden als die Boshaften zu sehen. Jeder von uns kennt die Jahre, die wir deshalb nicht zu beschreiben brauchen. Das Ziel ist aber nicht Selbstbeherrschung, sondern Güte. Diese ist das Zeichen der innerlich gänzlich Gefriedeten, welche die dritte Stufe erreicht haben. Parsifals Güte blüht am Charfreitagsmorgen auf, wo der unbeschreibliche Friede der Natur sein lang verschlossenes Herz löst, wo die heilige Quelle ihn zum König salbt und Sünderinnen selig verklärt im Gralslicht sterben.

Man sieht, das Ziel ist nicht dasjenige, was Faust sich gestellt hat. Hier heißt es: „sicher nicht, doch tätig frei zu wohnen." Es ist die zweite Stufe. Parsifals Charakter ist in dem Wort ausgedrückt: „Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht mehr schaun, so blickt sie zum erlösten Menschen auf." Erlöst ist dieser Mensch von dem Gefühl, ewig ringen zu müssen, im Kampf die Heiterkeit zu verlieren, über der wilden Anspannung höchster Willensenergien (Klingsors) den Frieden der Seele zu ersticken. Nun „freut sich alle Kreatur auf des Erlösers holde Spur."

Ist das nun der Parsifal, dem Nietzsche Schlappheit, Askese und Sentimentalität vorwarf? Nietzsche hat den Parsifal mißverstanden und in der Erregung übersehen, daß das Heldenhafte hier ebenso wie beim Siegfried in der Entfaltung der furchtlosen Seele liegt.

Noch eins gibt es, was uns den Parsifal besonders teuer macht: das ist die stille Schönheit der Musik. Kommt man von der Glut der Tristan-Partitur her, so erscheint zuerst manches leer, und man ist geneigt, vom Altersstil der Erfindungsarmut zu sprechen. Bald aber verdeutlicht sich diese „Armut" als Absicht und Weisheit. Wie der Parsifal nur 1700 Worte hat, so ist seine Musik in eine typische Palette gebannt. Aber die Klänge sind von unaussprechlicher Reinheit. Nie ist mit einfacheren Mitteln das letzte ausgedrückt worden. Souverain in der Beherrschung jeden Ausdrucks hat Wagner hier mit größter Weisheit gearbeitet. Er gleicht wohl jenen Malern darin, die je älter sie werden, desto sparsamer die Mittel verwenden. Goethe gab ähnliches in der Novelle des Kindes mit dem Löwen. Alle diese reifsten Gaben der alternden Künstler glänzen in ausdrucksreicher Sparsamkeit. Die Meister der Fülle erreichen den stillen Glanz der höheren Weisheit. **Paul Schubring.**

Das Kernerhaus

Nahe bei dem Fuße der Weibertreu, in dem schwäbischen Städtchen Weinsberg, steht der Geisterturm. Er gehörte zu dem Besitz des Geisterfreundes und Seelenarztes Justinus Kerner. In ihm hat Lenau häufig gewohnt und in dem breiten Gelaß sind die Hauptstücke seiner Faustdichtung entstanden. Von der Plattform des Turmes weht die schwarz-rot-goldene Fahne über dem Gau.

Das ist vielleicht eine merkwürdige Verbindung. Aber sie gibt ein Bild von dem Geist, der in dieser Stätte Heimat gefunden. Der Vater Justinus war sicher kein politischer Mensch, umsomehr der Sohn Theobald. Aber auch er lebt noch seine Jugend umfangen von der Zaubermacht der Romantik. Und zwischen den Kämpfen des politischen Getriebes bleibt das väterliche Erbe, auch das poetische, nicht schlecht verwaltet. Dieser alte Turm in dem Garten von Justinus Kerner, der fast alle der Romantiker gesehen hat, mit dem gotischen Fenster und den Farben der Freiheitsmänner, wird fast ein Sinnbild für jene Eigenart schwäbischer Dichtung, bei der Naturversenkung, romantische Gefühle, idealistisches Streben sich mit leidenschaftlicher Politik und Parteiteilnahme vertrugen: Uhland und Kurz, dann auch Karl Mayer und Ludwig Pfau. In gewissem Sinn gehörte zu ihnen auch Justinus' Sohn Theobald, der jetzt gestorben ist.

Die Zeitungen haben von dem Leben des 91 jährigen Greises allenthalben erzählt. Es gibt darin einige stürmische Stellen, dort, wo das Jahr 48 heranflutete und Kerner sich mit zu einem der Führer der Bewegung in jener Gegend machte. Er mußte fliehen, entging aber nicht einer Festungshaft von 10 Monaten auf dem Hohenasperg. Am Anfang der 60er Jahre, nach dem Tode des Vaters, zog er nach Weinsberg, das äußere und innere Erbe des Vaters zu übernehmen. Er hat einige Sachen geschrieben, mehrere Sammlungen Gedichte, die nicht besser und nicht schlechter sind als die große Zahl derer, die sich damals um Uhlands „schwäbische Schule" sammelten. Man wird aus Theobald Kerner um seiner liebenswerten Eigenschaften willen keinen großen Dichter machen wollen. Das war er nicht, und darauf erhob er auch keinen Anspruch. Doch hat er ein ganz köstliches Buch verfaßt. „Das Kernerhaus und seine Gäste" und dies allein muß ihm den literarischen Nachruhm sichern.

Im Jahre 1822 hatte Justinus Kerner sein Haus erbaut, in einer freundlichen Lage zwischen lauter Gärten. Es ist ein einfacher Bau mit leichtem Schmuck. Dies Dach wurde die Einkehr des ganzen literarischen Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, soweit es mit der Romantik irgend zusammenhängt, manchem ein Wallfahrtsort, manchem ein Asyl. Auch Fürsten kamen dorthin und politische Flüchtlinge, Handwerksburschen und Gelehrte. Es herrschte eine unbegrenzte Gastlichkeit; Kranke suchten Linderung, ein merkwürdiges Leben von Geistern und Besessenen gab dem Haus für viele einen fremdartig anziehenden Reiz. Justinus aber mit der Mischung von weichherziger Innigkeit, von Humor und tüchtiger Werktätigkeit konnte allen Freund sein und ihm waren alle Freund. Es gibt kaum wieder etwas Ähnliches.

Sein Haus steckt voller Merkwürdigkeiten, und man ist in ihm umgeben von der Erinnerung an die vielen Dichter, Künstler und Gelehrten, die in diesen Räumen Gast und Freund waren. Doch wird von jedem die Größe seines Werkes genommen: hier ist er nur Mensch. Es mag sein, daß man aus dem Haus einmal ein Museum macht, — indem man es so kraus und bunt und einfach läßt in seinem Innern, wie es heute ist. Aber sein Bestes hat es dann nicht mehr. Das war die feine und liebe Art, mit der der alte halberblindete Theobald die Anekdoten der Dinge erzählte. Auch er hat die Tugend des Vaters weiter gepflegt, als Arzt und Menschenfreund, wie in der pietätvollen Bewahrung des Überlieferten und der offenen herzlichen Art, mit der er jedem entgegenkam. Ich habe ihn nicht näher gekannt. Aber ein paarmal saß ich bei ihm, und wir plauderten von seinem Vater und dessen Freunden. Nie vergesse ich die rührende Schlichtheit, mit der er in behaglichem Dialekt erzählte. Ein eigentümliches Leben ging dabei durch die Räume mit den teueren Zeichen der Erinnerung. Was sind einer jungen Seele die Namen von Uhland und Lenau! In der Nähe dieses Namens gewannen ihre Schatten warmes Leben. Man wird an ihn, den Sohn des Dichters und den unermüdeten und rücksichtslosen Verfechter freiheitlicher Ideen, nur in einer dankbaren Gesinnung sich erinnern können.

Sein Buch über das „Kernerhaus" sollte nicht verloren gehen. Alle diese Menschen sind aus einer freundschaftlichen Nähe gesehen, und von einem Künstler ist ihr Wesen in der Anekdote gestaltet. Das bringt sie uns häufig genug näher als lange Biographien. Eine feste, aber liebreiche Hand hat die Feder geführt, und wir geben uns ihrer Frische, ihrer fröhlichen und wehmütigen Erinnerung gerne hin. Bisweilen liest man darin wie durch eine liebenswürdige Novelle.

Theodor Heuß.

Über Fortbildung

Es ist anzuerkennen, daß gegenwärtig in den meisten Kulturländern Anstrengungen gemacht werden, das Streben der arbeitenden Klassen nach intellektueller Ausbildung zu unterstützen. Daß dies Streben besteht, kann nicht mehr ernstlich geleugnet werden. Der obligatorische Volksunterricht entwickelt die Geisteskräfte der breiten Schicht des Volkes bis zu einem gewissen Grade und macht das Verlangen nach weiteren Kenntnissen rege. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Ungebildeten ihr Bildungsbedürfnis durch unvollkommene und unsystematische Mittel zu befriedigen suchen werden, wenn es sich die Träger der Bildung und möglicherweise der Staat nicht in ausreichendem Maße angelegen sein lassen, dem Wunsche des Volkes Rechnung zu tragen.

Um eine Darstellung von der Art des Unterrichts zu geben, der jungen Arbeitern und Arbeiterinnen von nicht vorgebildeten Lehrern erteilt wird, sei es mir gestattet, meine Erfahrungen in einer sozialdemokratischen Arbeiter-Abendschule in Berlin, die ich vor etwa vier Jahren besuchte, zu erwähnen. Der Vortrag handelte von der Logik. Auf einer Schreibtafel an der Wand standen etwa 25 Worte, deren Sinn oder Begriff definiert oder erörtert werden sollte. Unter anderm sollten auch die Begriffe der Ethik, der Philosophie und der Nationalökonomie definiert werden. Die Ethik bezeichnete der Vortragende als die Lehre des Rechtes der Wiedervergeltung für erlittenes Unrecht. Die Philosophie erklärte er, sei ein Teil der Religion und verdiene als solcher keine weitere Erwähnung, während die Nationalökonomie die Wissenschaft sei, die den Beweis liefere, daß „der Arbeiter ein Sklave ist und ein Sklave sein muß". An diese jämmerliche Erklärung der Begriffe knüpfte sich eine lebhafte Diskussion. Die Richtigkeit der vom Vortragenden gegebenen Definitionen wurde von den Zuhörern, die, wie ich später am Abend erfuhr, aus jungen Unterricht suchenden Arbeitern aus der Provinz zusammengesetzt waren, nicht in Frage gestellt. Mein Gewährsmann versicherte mir, daß die Berliner sich kaum die Mühe geben, eine eingehende Untersuchung solcher Fragen anzustellen, da ihre Zeit durch den Besuch politischer Versammlungen zu sehr in Anspruch genommen sei.

Dieses Beispiel zeigt, wie in den meisten Fällen der Unterricht beschaffen ist, den dieser Teil der Bevölkerung in dem Streben nach Bereicherung seiner Kenntnisse erhält, wenn die gebildeten Mitglieder der Gesellschaft untätig verharren. Daran mag schuld sein Mangel an Verständnis für die Bestrebungen ihrer an Kenntnissen und Bildung ärmeren Mitmenschen, oder sogar das Mißtrauen gegen die möglichen „Folgen" einer bereicherten Volksbildung, gegen die „Unzufriedenheit". Es gibt hier für jeden ruhig und klar denkenden Menschen nur eine Richtung. Der Irrtum kann nur durch die Wahrheit bekämpft werden. Es ist jedenfalls weit besser, wenn soziale Reformen aus Einsichten und Erkenntnissen hervorgehen als aus Wünschen bestimmt werden, denen die Grundlagen fehlen. Die Heranbildung einer intelligenten Arbeiterklasse bedeutet die Stärkung des entscheidenden Faktors in der sozialen Frage unsrer Tage. Dieser Tatsache kann sich niemand verschließen.

Mit der Zunahme der Intelligenz unter den arbeitenden Klassen wachsen ihre Bedürfnisse. Diese Bedürfnisse müssen befriedigt werden, wenn anders harmonische Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft bestehen sollen. Hier beginnt die Wichtigkeit der technischen Entwicklung. Man erkennt heute allgemein die Bedeutung der technischen Erziehung an und es wendet sich ihr das öffentliche Interesse in allen Kulturländern immer mehr zu. Als Beispiel kann sogar Rußland dienen, wo ich im vergangenen Sommer Gelegenheit hatte, darüber einige wichtige Erfahrungen zu sammeln.

Obwohl die absolutistische Regierung Rußlands infolge des Selbsterhaltungstriebes bemüht ist, soweit es überhaupt geht, alle allgemeine Aufklärung zu verhindern, ist sie gezwungen, um überhaupt der Industrie die Entwicklung zu ermöglichen, die technische Bildung in ganz hervorragendem Maße zu fördern, um den industriellen und landwirtschaftlichen Ansprüchen der Zeit zu genügen, und um die Leistungsfähigkeit der Produktionskräfte Rußlands zu steigern.

Alle technisch qualifizierten Arbeiter und Meister waren dort vor etwa fünfzehn Jahren noch Ausländer, und um sich hier vom Auslande unabhängig zu machen, war die russische Regierung genötigt, selber mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die technische

Bildung zu fördern. Zur Hebung des technischen Bildungswesens der russischen Hausindustrie sind in Kasan, Wjatka, Perm, Krasnoufimsk, Wologda und Lochwitz Komitees gegründet worden; außerdem gründete die Kaiserlich Russische Technische Gesellschaft zwei Filialen in Nischni-Nowgorod und Moskau. Speziell um die technische Bildung der hausindustriellen Weber zu heben, schickte das Ministerium gelehrte Techniker und erfahrene Meister in die Gouvernements Kursk, Wjatka, Pskof, Pensa, Kaluga, Sambor, Tschernizoff, Podolsk, Cherson und Perm. An bestimmten Punkten dieser Gouvernements wurden Musterwerkstätten vom Ministerium eröffnet. Dieselben Einrichtungen traf das Ministerium zur Hebung der technischen Bildung der Töpfer, Färber, Metallarbeiter usw.

Es ist also klar, daß wenn eine Regierung wie die russische, die sich systematisch gegen die Volksbildung sträubt, in solchem Umfange die technische Bildung begünstigt, dies nur deshalb geschieht, weil sogar sie diese Bildung als die Voraussetzung der gesteigerten industriellen Leistungsfähigkeit des Volkes erkennen muß.

Während der letzten 50 Jahre hat in der Industrie ein gewaltiger Wandel stattgefunden. Infolge der großartigen Fortschritte der Wissenschaft, der Ersetzung der menschlichen Arbeit durch die tote Naturkraft, ist der Preis aller maschinenmäßig hergestellten Gebrauchsgegenstände im Preis enorm gesunken. Gleichzeitig hat die Güterbeförderung staunenswerte Fortschritte gemacht. Die Verbesserungen, welche an der Dampfmaschine, vornehmlich auf dem Gebiete der Dampfschiffahrt, durch die Erfindung dreifacher Maschinen usw. vorgenommen worden sind, haben eine beinahe fabelhafte Wirkung erzielt. So entstand der Weltmarkt. Und es ist die Konkurrenz in der Güte der Waren, die die Staaten veranlassen muß, ihren Arbeitern die Mittel zu guter Arbeit zu geben, in denen die höhere Bildung sich ausdrückt. Es wird nicht gesagt, daß die technische Erziehung ein allgemeines Heilmittel gegen alle Übel und Schäden unsrer Zeit bilde. Ohne Zweifel aber ist der Arbeiter, der eine gute technische Erziehung genossen hat, als Produktivfaktor wertvoller als sein Genosse, dem eine solche Ausbildung nicht zuteil geworden. Die technische Erziehung erhöht die wirtschaftliche Erwerbsfähigkeit, ermöglicht daher höhere Löhne und eine kürzere Arbeitszeit. Dies ist der Punkt, an dem auch ihre Bedeutung für die kulturelle Entwicklung im allgemeinen klar wird. Dem Arbeiter bieten sich die Gelegenheiten zum künstlerischen Genuß und zugleich mag er seine Einsichten in hygienische Grundlagen der Lebenshaltung vertiefen.

Aber die technische Bildung allein tuts nicht. Sie muß auf der andern Seite ergänzt werden durch eine möglichst harmonische Ausbildung der sittlichen Kräfte des Menschen. Wir denken dabei an die staatsbürgerlichen Pflichten, wie sie nicht nur in der praktischen Arbeit, sondern bei der theoretischen Beschäftigung mit Geschichte und Rechtswissenschaft deutlich werden; wenn seine Arbeitszeit gekürzt ist, können dem Arbeiter in diesen Dingen die öffentlichen Büchersammlungen, Theatervorstellungen usw. sittlich und künstlerisch weiter helfen. Erste Notwendigkeit ist, daß die Einsicht von dem wahren und eigentlichen Sinn und Zweck menschlicher Erziehung selber im Volke wächst. Erziehung ist nicht die Entfaltung und Uebung einer besonderen Fähigkeit; sondern die harmonische Entwicklung aller menschlichen Fähigkeiten heißt: sachliche Ausbildung des Berufsmenschen kann nicht bestehen ohne Menschenbildung. **Max Romanowski.**

Die Brenta-Blume

Von **Franz Freiherr Gaudy**

(Schluß)

Über all die weiteren Folgen jenes fulminanten Briefes schlüpfe ich leise hinweg, schweige von der Bosheit des Meisters Pantaleone gegen den Kaufmann, der ihm den Scherbeutel aufmutzte, über die Galle der Mama Santa wegen Vereitlung ihres Lieblingplanes und will weder den Tränentau im Auge der Brenta-Blume, noch die Liebesschwüre des verzweifelnden Emidio herzählen, und statt den ganzen gewöhnlichen Romanenjammer auseinander zu zerren, nur kurz und bündig berichten, wie an einem schönen Morgen der trostlose Emidio mit der Vettura nach Vicenza zurückkutschierte und sehr weit entfernt war, die Herzensfreudigkeit seines mit lustigem Gebell vorantanzenden Schafpudels zu teilen.

Ein freudloses Jahr war den unglücklich Liebenden seit ihrer Trennung verstrichen. Emidio saß den Tag über in dem Bureau eines Advokaten und langweilte sich nach besten Kräften bei Institutionen und Pandekten. Seine Briefe an Eufemia waren unbeantwortet geblieben, vielleicht auch durch seinen argwöhnischen Vater aufgefangen worden. Außer dem Gerücht, daß seine Geliebte seit Monaten kränkle, war ihm keine Kunde von ihr zu Ohren gekommen.

In den tirolischen Nachbarlanden ging es zu jener Zeit gar blutig her. Andreas Hofer war aus der Höhle im Passeyr-Tal wieder hervorgetreten und hatte die Fahne für seinen alten Herrscher und die Befreiung seines Vaterlandes geschwungen. Das Volk hatte zu ihm gestanden und die fremden Eindringlinge verjagt. Die Rüstungen zur Fortsetzung des Kampfes wurden von beiden Teilen mit unermüdlichem Eifer betrieben. Allein in dem Königreich Italien wurden 15000 neue Streiter ausgehoben. Das Los traf, den Wehklagen des alten Castell-Biscardo und den drei Meerkatzen seines Wappens zum Trotz, auch unsern Emidio. Überglücklich, der dumpfigen Schreibstube und ihren vermoderten Akten entschlüpfen zu können, warf er das Tintenfaß an die Wand und die Büchse über die Schulter, und zog jubelnd mit dem ersten Rekruten-Transport zu seinem Voltigeur-Regimente.

Es fehlte viel, daß die Kunde von der bevorstehenden Aushebung in dem Studio des Meisters Papagalli mit demselben freudigen Enthusiasmus aufgenommen worden wäre, als in dem des Vincentiner Juristen. Auch Toma, den Zwillingsbruder Eufemias, traf, dem Alter gemäß, die Reihe, sich zur Konskription zu stellen, und es bleibt unerörtert, wessen Herzblut bei dem Gedanken, daß er die fatale schwarze Kugel ziehen könnte, mehr gerann, das eigene oder das der Mama Santa, deren Augapfel der fromme Jüngling war. Toma hatte sich mit lobenswertem Eifer in das Geschäft seines Vaters hineingearbeitet, wußte Schere und Seifpinsel mit gleicher Fertigkeit zu handhaben, war fast ebenso reich an Klatschereien und Lügen als jener, und bestimmt, nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre die ganze Wirtschaft für eigne Rechnung zu führen. Der alte Pantaleone gedachte sich dann auf seine Villetta zurückzuziehen, um als Rentier seine Tage zu beschließen.

Man begriff demnach leicht, welch entsetzliches Loch die Wahlkugel in die gemütlichen Familienpläne reißen mußte. Mutter Santa hatte ihrem blassen Liebling, ehe er zum Rathaus zur Ziehung abging, ein Stück von den wahren Unterbeinkleidern des heiligen Rochus in den rechten Ärmel genäht, drei Messen für seine Erlösung lesen und ihn von dem Pater Eusebio reichlich mit Weihwasser besprengen lassen.

Ich habe bereits zu Anfang Toma einen langen schlaffen Bengel genannt und kann es nicht zurücknehmen, obwohl seine Ähnlichkeit mit der holden Zwillingsschwester unverkennbar war. Was aber bei Frauen schön ist, kann oft bei Männern höchst widerwärtig erscheinen, und so fand sich denn die zarte Weiblichkeit des Mädchens in fade Weibischkeit bei dem Bruder verkehrt — der ganze Junge sah aus wie eine schlechte Parodie seiner Schwester. Übrigens war er einer von denjenigen, welche das Küchenfeuer dem Kartätschenfeuer bei weitem vorziehen und jede Verwendung des Stahls, außer zu Rasiermessern und Brenneisen, für sündlichen Mißbrauch erklärten.

Mit leichenfahlem Gesicht stand Toma in dem großen Saale des Justizpalastes, wo die Losung vorgenommen wurde, und vernahm in der Todesangst weder die Seufzer der Gepreßten, noch den Jubel der Glücklichen, welche die weiße Kugel gezogen hatten und an ihm vorüberstürmten. Als sein Name aufgerufen wurde, glaubte er in den Boden versinken zu müssen, griff mit der zitternden Linken in die Urne und zog sie mit der schönsten pechschwarzen Kugel wieder heraus. Entsetzt spreizte er die Finger auf, nicht anders, als ob er eine giftige Spinne gepackt habe, und wollte in Ohnmacht sinken — da fiel ihm ein, daß er ja mit der linken Hand statt mit der rechten, an welcher die schützende Reliquie hing, gezogen habe. „Noch einmal! Noch einmal!“ schrie er verzweiflungsvoll. „Ich habe mich vergriffen, Padroni! Bei den Wundern der Heiligen flehe ich euch an, laßt mich noch einmal ziehen. Es gilt nicht!“ — Der Kommissario und die Gendarmen lachten ihm ins Gesicht und hießen ihn einen Pinsel. Wie er nach Hause gekommen, wußte er nicht.

Schade, daß der Kaiser Napoleon nicht Augenzeuge von dem Elend war, in welches die Familie Pappagalli durch jenen unseligen Fehlgriff gestürzt wurde. Hätte er die Wehklagen der Mutter Santa, die Verwünschungen des Vaters Pantaleone, das Ächzen des angehenden Kriegsgottes vernommen — so zweifle ich keinen Augenblick, daß er nicht die ganze Konskription aufgehoben, wenn nicht gar auf ewige Zeiten Frieden geschlossen haben würde. So aber saß er in Paris oder Fontainebleau, oder Gott weiß wo und ließ sich

Kameraden, jenes böse Verschmähen der Flasche auf. Die Offiziere waren ihr alle gewogen und zeichneten sie bei jeder Gelegenheit aus. Die Voltigeurs hatten ihr wegen ihres scheuen, zurückhaltenden Wesens den Spitznamen „Prinzessin Pappagalli“ gegeben. Vier Wochen waren im Depot zu Bassano unter steten Übungen in den Waffen verstrichen. Daß Eufemia anfänglich beim Abdrücken ihres Karabiners die Äuglein zugekniffen, läßt sich nicht in Abrede stellen; bald jedoch wurde sie beherzter und schoß ihre Kugel so gut wie ein andrer ins Schwarze. So viel wenigstens stand fest, daß sie sich beim Abdrücken des Gewehrs den Schnurrbart nicht versengen konnte; behaupten doch die aus ihrer Heimat gebürtigen Soldaten geradezu: der Vater Pappagalli hätte seinem Söhnlein vor dem Ausmarsch den Bart gleich auf die ganze Kapitulationszeit im voraus abgenommen.

Eufemia war es nicht unbekannt geblieben, daß Emidio Castell-Biscardo in dem nämlichen Regiment diene. Wie sie aber zu dieser Kunde gelangt und ob sie nicht vielleicht ein Hauptmotiv zum Stellentausch gewesen sein möge — dies sind zwei Fragen, die ich unbeantwortet lassen muß. Ihr Freund war ihr bisher unsichtbar geblieben. Die Voltigeurs marschierten und fochten in einzelnen Kompagnien, wurden bald dieser, bald jener Abteilung beigegeben und stießen selten anders als nach Beendigung des Feldzuges wieder zusammen. Keine wußte eben viel von der andern. In Napoleons Armee war das Korrespondieren nicht an der Tagesordnung. Es ging ein dumpfes Gerücht, daß die Vicentiner Kompagnie schon längst in Tirol eingerückt und schon ein paarmal tüchtig im Feuer gewesen sei. Die Blume der Brenta ließ das Köpfchen tief hängen. Endlich bekam denn auch ihr Detachement den Befehl zum Aufbruch.

Es verstummte aber doch so mancher von den fröhlich trällernden Voltigeurs, als sie die Höhe mit der Schanze Cavallo erklommen hatten und nun den Scheideblick auf das schöne Italien warfen. Jeder mochte sich wohl fragen, ob er nicht auf immer von seinem Heimatlande Abschied nahm, von den Olivenhainen, von den mit Weinranken umflochtenen Ulmen, von dem ewig blauen Himmel; denn der Krieg, in welchen sie zogen, war der verderblichste, der seit Menschengedenken geführt worden war. Es galt nicht Heer gegen Heer, wohl aber Volk gegen Volk, Vertilgung der Fremden oder der Eingeborenen, morden oder gemordet werden. Wenn die Kolonnen sich schweigend durch die engen Felsenpässe, durch die düstern Tannenwälder wanden, dann knallten die Büchsen aus den Schluchten und die Felsen schüttelten ihre grauen Häupter, und Blöcke und Baumstämme donnerten von der Höhe und zermalmten diejenigen, welche die Kugel verschont hatte. Die Glocken, deren Klänge über die Wiese zogen, geleiteten nicht den stilldemütigen Zug der Kirchengänger; ihr ängstliches Gewimmer mahnte den Landmann, den Stutzen von der Wand zu reißen, mit Weib und Kind in die Wildnis zu flüchten und den Brand in die eigene Hütte zu werfen.

Die Schlacht am Berg Isel war am 13. August geschlagen worden. Das Gebirgsvolk hatte gesiegt, aber die Lücken in den Gliedern der Franken wurden durch die von allen Seiten hinzuströmenden Kämpfer schnell ergänzt. Die Kampfeswut der Eindringlinge wuchs mit der Verzweiflung der Landesbewohner.

Eine französische Heeresabteilung schickte sich mit Sonnenaufgang an, das Biwak zu verlassen und auf die Straße nach Innsbruck vorzurücken. Der Befehlshaber hatte die in der Umgegend vereinzelten Detachements und die Reserve herangezogen — über Nacht waren sie eingetroffen. Die Feuer erloschen allmählich. Noch war das Zeichen zum Aufbruch nicht gegeben; die Soldaten irrten in wildem Gewirr von Fahne zu Fahne, um ihre Landsleute aufzusuchen, zu begrüßen, oder reinigten beim trüben Schein der Brände ihre Waffen vom Nachttau.

Unter den Ankömmlingen befand sich auch Emidio. Eufemia hatte es vernommen. Mit hochklopfendem Herzen weilte sie bei ihrer Abteilung; es war ihr unmöglich, den geliebten Freund auch nur einen Schritt entgegenzugehen. Jetzt, wo ihr heimliches, so lang genährtes Sehnen in Erfüllung gehen sollte, jetzt wünschte sie sich wieder meilenweit hinweg. Wie sollte sie ihm, der keine Ahnung von ihrer Wagnis hatte, unter die Augen treten? Was sollte er von ihr denken? Frei atmete sie erst wieder auf, als die Wirbel der Trommel, der Ruf der Hörner die verstreuten Soldaten zu ihren Fahnen rief und die Kolonne sich schwerfällig in Marsch setzte.

Es war ein trüber Septembermorgen. Aus den Schluchten und Tannenwäldern wälzten sich dichte Nebelsäulen himmelwärts; dann und wann riß der Wolkenschleier, und einer der Schneegipfel steckte sein glänzendes Silberhaupt aus den Nebelfalten. Der Sturm sauste durch die Föhrenwälder, und über die Felsblöcke rauschte zur Seite des Weges in wilder Flucht ein hochgeschwollener Gießbach. Die Truppen rückten lautlos vor, machten Halt, bis die vorangesandten Plänker die Wälder und Hohlwege durchstreift hatten und zogen dann wieder vorsichtig weiter. So betraten sie ein von schroffen Felsen umstelltes Tal. Einzelne Häuser lagen am Bache verstreut. Aus ihrem hölzernen Giebel schlug die Lohe himmelan. Sie konnten nur eben erst von den Bewohnern verlassen worden sein. Da prasselte das kleine Gewehrfeuer von den Höhen. Von allen Seiten schlugen die Kugeln in die dicht gedrängte Heerschar. Aus den Schluchten tauchten einzelne Gestalten auf, kecke Jäger mit grünen, federgeschmückten Hüten, zielend, treffend, spurlos verschwindend. Das Blei der Franzosen prallte von den steinernen Schilden ab, welche die Tiroler schirmten; sie sahen sich geopfert, ohne Rache nehmen zu können, wehrlos hingeschlachtet — ihre Reihen begannen zu schwanken.

Da heißt der französische General sämtliche Voltigeur-Kompagnien die Anhöhe erstürmen, die schroffen Zacken erklimmen, den Feind aus seinem Versteck zu verjagen. Der Befehl ist gewisser Tod. Eufemia befindet sich unter den vorrückenden Tirailleurs. Mit schallendem „Vive l'Empereur!“ werfen die Tapferen sich gegen die steinernen Wälle, klettern von Zacke zu Zacke, von Vorsprung zu Vorsprung, stürzen durchbohrt von Kugeln, zermalmt von Steinen in die Abgründe zurück. Neue Stürmer drängen sich jauchzend in den Tod, allen voran ein jugendlich-schöner Offizier — es ist Emidio. Eufemia erkennt ihn, sieht ihn in demselben Augenblick mit der geballten Faust wider die Brust schlagen, getroffen hinstürzen, schleudert das Gewehr von sich, fliegt laut aufschreiend durch den Kugelregen auf ihren Freund zu, hebt ihn vom Boden auf und trägt die teure Last aus dem Feuer. Eine Kugel ereilt die Rettende und streift ihr den Arm, sie aber läßt nicht von dem Geliebten, bis sie ihn im Schutze der befreundeten Scharen weiß, bis sie ihn zu Füßen des steinernen Muttergottesbildes mit den sieben Schwertern im Herzen niederlegt — dann erst schwinden ihre Kräfte, und der lähmende Hauch der Ohnmacht löst ihre Glieder.

Etwa drei Monate später war an einem Sonntagmorgen ganz Padua auf den Beinen und scharte sich Kopf an Kopf gedrängt auf den Platz vor der Kirche des heiligen Antonius. Die Neugierde der Paduaner war in diesem Falle eine sehr verzeihliche, denn daß ein Leutnant einen gemeinen Voltigeur heiratet, ist zweifelohne ein Fall, der in den Annalen der Kriegsgeschichte zu den seltensten gehört. Der Leutnant aber war der seiner Wunde halber entlassene Emidio, und der bräutliche Soldat die schöne Blume der Brenta. Jene Ohnmacht war an ihr zur Verräterin geworden, und hatte ihr den ehrenvollsten Abschied ausgewirkt. Jetzt zog sie zur Seite ihres glücklichen Bräutigams mit der Myrtenkrone im Haar durch die „Evviva!“ rufende Menge. Die Väter Vicente und Pantaleone folgten Arm in Arm; das Blut des Heldenmädchens hatte die drei tanzenden Meerkatzen mit dem Scherbeutel ausgesöhnt.

Eufemia verließ bald darauf ihre Vaterstadt, um dem Gatten in die seinige zu folgen. Ihr Gedächtnis wird aber dem Herzen eines jeden Paduaners unvergeßlich bleiben, und meines Erachtens verdient sie nach dem Tode eine Statue auf dem Prato della Valle so gut als Antenor, Titus Livius und sonst einer der achtzig Berühmten. Vor der Hand aber ist sie auf jene Ehre nicht im mindesten begierig und wünscht nichts weiter, als die möglichst lange Dauer ihrer gesegneten Ehe.

Kunst

Joseph Joachim †. Nun ist auch Joseph Joachim, der Nestor unter den Geigern, dahingegangen. Er ist 76 Jahre alt geworden. Und er, der bei Gelegenheit seines 60jährigen Künstlerjubiläums im Jahre 1899 außerordentliche Ehrungen empfing, wird nun mit Überschwang und Wärme gepriesen. Das ist einigermaßen auffallend.

Entered according to Act of Congress, in the year 1876, by Anthony Comstock, in the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Entered at the Post Office at New York, N. Y., as Second Class Matter.

Terms of Subscription.

Single Copy, One Year, $1.00
Single Copy, Six Months, 50 Cents
Single Copy, Three Months, 25 Cents
Ten Copies, One Year, $8.00
Twenty Copies, One Year, $15.00
Fifty Copies, One Year, $35.00
One Hundred Copies, One Year, $65.00

Subscriptions may commence with any number.

Remittances should be made by Post Office Money Order, Registered Letter, or Bank Draft, payable to the order of the Society.

Address all communications to the Society, Box 2666, New York City.

NOTICE

Any person who shall receive a copy of this publication, and who shall not have ordered it, is requested to notify the Society, and the same will be discontinued.

Die wandelnde Mauer. Es war ein König, dem fiel ein, er wolle das Herz seines Volkes suchen. Da sagte er zu sich selbst: „Bleibst du zu Haus wie deine Brüder, der Kaiser von China und der Sultan der Türken, so findest du es nimmermehr. Du mußt hinaus aus deinen Mauern."

So machte er sich denn auf die Wanderschaft, hatte aber immer die Krone auf dem Kopfe und den Purpurmantel um die Schultern. Er zog überall hin, und es machte ihm nichts aus, ob es Sommer oder Winter war; trotzdem fand er das nicht, wonach seine Seele sich sehnte.

Zuletzt gab er es auf, und er war sehr betrübt und kehrte heim. Da begann er zu klagen: „Ich bin müde und will schlafen. Es ist alles vergeblich gewesen, ich habe das Herz meines Volkes nicht gefunden."

Da lächelten die, die bei ihm waren, und es war ein leises, feines Lächeln, und sie sagten: „Majestät, das Volk hat gar kein Herz."

Als der König zu Bett gegangen war, konnte er doch nicht schlafen; denn schwere Gedanken belasteten sein Gemüt. Da tat er seine Gewänder an und schritt an seinen Leibwachen vorbei in den mondhellen Park. Und wunderbar! Sie ließen ihn ruhig ziehen; denn sie waren auf so etwas nicht vorbereitet und schliefen.

Der König war viel gereist in seinem Leben; aber zum ersten Male schritt er dahin, ohne von einem Menschen begleitet zu sein. Auf verschlungenen Pfaden atmete er die reine Luft einer stillen, warmen Sommernacht und ward ruhiger. Da kam er zu einer Bank; darauf saß ein Mensch und schlief, bis ihn die nahenden Schritte aufstörten und in die Höhe trieben.

„Wer bist du?" fragte die Majestät.

„Ein armer Gärtner in Euern Diensten, Herr," war die Antwort. „Verzeiht mir, ich muß hier in Schlaf gekommen sein."

„Tritt her zu mir!"

„Das geht nicht, Herr König, und wenn Ihr es auch selber wünschen solltet."

„Warum denn nicht?"

„Weil Ihr von einer undruchdringlichen Mauer umgeben seid. Das ist ein absonderliches Ding, hat Füße und wandelt mit Eurer geheiligten Person, wohin Ihr auch immer gehen mögt."

„Das sind Flausen, Bursch! Von einer solchen Mauer hab ich selber nie etwas verspürt."

„Das glaub ich. Es sieht sie auch nicht ein jeder, und Ihr am wenigsten, Herr König; denn sie ist ganz von Weihrauch verhüllt."

„Sonderbar! Und wer hat diese Mauer denn erbaut?"

„Das haben die Leute getan, die um Euch sind. Alle Steine wurden mit Schmeichelzungen beleckt und mit Lügen verkittet. Eine Tür hat man freilich in der Mauer gelassen, aber sie ist sehr klein und nahe am Boden, und wer zu Euch möchte, der muß kriechen. Wollt Ihr aber selber einmal heraus aus dem Bann, so gibt es nur ein Mittel: Gebt mir Krone und Purpurmantel in Verwahrung und zieht meine Jacke an. Dann lauft weg, möglichst weit weg von diesem Hofe, und Ihr werdet tiefe Blicke tun."

Einen Augenblick zauderte der König, aber dann wandte er sich um und ging zurück in sein Schloß; denn Krone und Purpur waren ihm an die Seele gewachsen. Freilich wußte er nun ganz genau, warum er seines Volkes Herz nicht finden konnte. **Georg Ruseler.**

Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey, München

Von dem bekannten Literarhistoriker Bartels haben wir im Verlag

Adolf Bartels gesammelte Dichtungen

Bis jetzt erschienen:

Band 1. **Lyrische Gedichte** 3 Mark, gebunden 4 Mark
Band 5. **Römische Tragödien** 5 Mark, gebunden 6 Mark
Inhalt: Die Päpstin Johanna — Catilina — Der Sacco
Band 6. **Martin Luther.** Eine dramatische Trilogie 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Segen **Langfinger**
hilft nur ein Kassenschrank von
Ostertag.
Er gewährt den besten Schutz gegen Einbruch u. Feuersgefahr.
Preisliste Nr. 6 versenden auf Wunsch gratis u. franco die
Ostertag-Werke A.-G. Berlin, Zimmerstr. 13.

Alle unter „Büchertisch" oder sonst in der „Hilfe" angezeigten

Bücher und Broschüren

beziehen Sie durch Ihren Buchhändler am Platze oder durch uns. Wir liefern auch in Rechnung gegen monatliche Ratenzahlungen von 5 Mk. Bei vorheriger Einsendung des Rechnungsbetrags oder bei sofortiger Barzahlung tragen wir die Kosten für Einsendung des Geldes und für Übersendung der bestellten Bücher

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Eine gute Gelegenheit

für unsre Werbefreunde zur Empfehlung der Hilfe bei der Korrespondenz mit Gesinnungsfreunden sind die

Lokomotiv-Hilfe-Postkarten

die gern und kostenlos abgegeben werden

Hochachtungsvoll

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

(4224)

Ein Trost für Kranke und Schwache!

J. H. in Blombacherbach schreibt: „Ich litt schon einige Jahre an furchtbar quälenden Magen- und Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, großer Schwäche des ganzen Körpers und Abmagerung, so daß es mit meinen Kräften immer mehr zu Ende ging. Durch den nur kurzen Gebrauch des Lamscheider Stahlbrunnens bin ich von allen Beschwerden befreit worden."

W. M. in E. schreibt: „Hierdurch sage ich der Verwaltung des Lamscheider Stahlbrunnens herzlichen Dank für den ausgezeichneten Heilbrunnen. Infolge einer schweren Krankheit mit großem Blutverlust war meine Frau so heruntergekommen, daß ich glaubte, sie zu verlieren. Sie konnte nicht mehr schlafen, nicht essen, vor Schwäche nicht mehr auf den Füßen stehen und wurde oft ohnmächtig. Da die ärztlichen Mittel nicht halfen, reiste ich zum Professor, aber auch hier fand ich keine Hilfe. Fünfzehn Flaschen des genannten Brunnens brachten gründliche Heilung. Meine Frau ist nur durch diesen Brunnen mir und meinem Kinde erhalten."

Solche Dankschreiben infolge glänzender Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, verschiedenen Arten von Frauenkrankheiten, Magen- und Darmleiden, nach erschöpfenden Krankheiten, Operationen, Blutverlusten usw. sind der beste Beweis für die vortrefflichen Eigenschaften dieser Heilquelle. Trinkkuren im Hause ohne Berufsstörung. — Ausführliche Auskunft kostenlos durch:
Lamscheider Stahlbrunnen in Düsseldorf 83.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 35

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
den 1. September 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Casablanca — Die Parteien im preußischen Abgeordnetenhause — Angriffe auf Süddeutschland — Zentrumshoffnungen — Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei — Die „Deutsche Tageszeitung"). — **Naumann:** Internationale Aufgaben. — **Fr. Weinhausen:** Bei den Sozialdemokraten in Stuttgart. — **Erich Schlaikjer:** Nordschleswigsche Wetterbriefe, I. — **Fr. Weinhausen:** Der Deutsche Handwerkertag in Eisenach. — **W. Bauer:** Die Wirkungen der Handelsverträge. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, X. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Sehen. — **Paul Zschorlich:** Richard Wagner. — **Robert Breuer:** Der Kaiser und die Kunst. — **F. W.:** Giacomo Leopardi über das Vorlesen selbstverfaßter Schriften. **Fjodor Sologub:** Vier politische Märchen. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Casablanca. Was ist alle Diplomatenweisheit, wenn es einigen hundert marokkanischen Reitern einfällt, den Tod für nichts zu achten? Die Konferenz von Algeciras war der Versuch, kunstvoll die Grenzen dessen festzusetzen, was jede Macht tun darf. Das klappt auch alles sehr schön, solange sich die eingeborene Bevölkerung richtig benimmt, d. h. solange sie die üblichen kleinen Räubereien vollzieht und nichts weiter. Es paßt alles, solange die Macht des Sultans fest genug steht, um als verhandlungsfähig gelten zu können. Wenn aber beides ins Wanken kommt, wenn die Bevölkerung von religiöser Kampfesgier gegen die Ungläubigen erfaßt wird, und wenn der Sultan noch unsicherer wird als er schon immer war, dann stehen die Europäer in Marokko am Anfange des Unberechenbaren, dann ist es eine fast unerträgliche Beschränkung der französischen Aufsichtstruppe, daß sie nur an der Küste auf Ruhe und Ordnung halten soll, aber keinen militärischen Angriff ins Inland unternehmen darf. Aus dem Inland kommt der Angriff und ins Inland zieht er sich zurück. Die französischen Zeitungen haben recht, wenn sie jetzt fordern, daß Frankreich und Spanien auch ins Inland vorgehen dürfen. Frankreich und Spanien! Spanien scheint aber wenig dabei tun zu wollen. Die Last der Verantwortung liegt auf den Schultern des französischen Generals Drude. Es scheint, daß er die Deutschen in Casablanca nicht mit besonderem Wohlwollen behandelt hat. Trotzdem ist er im gegenwärtigen Zeitpunkt der Mann, dem auch wir baldigen Erfolg wünschen müssen; denn wenn sich aus den jetzigen Unruhen ein richtiger Krieg der Marokkaner gegen alle Fremden entwickelt, ist gar nicht abzusehen, ob nicht dann erstens alle Fragen von Algeciras wieder ganz von vorn anfangen, weil es sich dann um Eroberung handelt, und ob nicht der irgendwann in der Zukunft liegende allgemeine muhammedanische Aufstand gegen alle abendländisch-christliche Beherrschung sehr dadurch befördert wird. Man darf den schlummernden Haß aller Muhammedaner nie außer acht lassen. Wir Deutschen werden zwar in den Augen der Muhammedaner nicht gewinnen, wenn wir jetzt, soviel Deutschland dabei beteiligt ist, die Franzosen mit der Vollmacht des Eindringens in das Inland betrauen; aber wir werden auch bei größerem Anwachsen der Schwierigkeiten die Wünsche unsrer muhammedanischen Freunde nicht erfüllen können, ja dann noch viel weniger. Also ist es besser, jetzt die Franzosen möglichst frei sich bewegen zu lassen und damit den Algecirasvertrag zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Sinne nach zu erhalten.

Die Parteien im preußischen Abgeordnetenhause verteilen sich folgendermaßen:

Konservative	143	
Freikonservative	59	170
Nationalliberale	79	
Freisinnige	32	
Zentrum	97	110
Polen	13	
Fraktionslos	10	
Sa.:	433	

Die Majorität beträgt 217 Stimmen. Es fragt sich also, ob man sich im gegenwärtigen preußischen Abgeordnetenhause eine Mehrheit für eine Wahlreform denken kann. Dafür gibt es zwei verschiedene Möglichkeiten, je nachdem man annimmt, daß die Regierung mit dem Zentrum gemeinsam arbeiten will oder nicht. Vorauszusetzen aber ist von vornherein, daß die gegenwärtige Regierung das nicht will. Solange Regierung und Zentrum im Reichstage ihren Frieden nicht gemacht haben, und das heißt: solange der gegenwärtige Reichskanzler die Geschäfte führt, ist nicht anzunehmen, daß eine bedeutende preußische Staatsaktion auf Grund von Zentrumshilfe projektiert wird. Wir lassen demnach die Zentrumsstimmen zunächst beiseite, indem wir annehmen, daß sie kein absolutes Hindernis der Reform sein werden, aber auch nicht in die Bülowsche Konstruktion hineingehören. Es fragt sich dann, ob die Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen als eine Einheit gegenüber den Preußisch-Konservativen gefaßt werden können. So etwa muß nämlich die Wahlreformmajorität der Regierung aussehen. Der betreffende Geheimrat, der das Projekt der preußischen Regierung auszuarbeiten hat, wird sich vermutlich jene Zahl 170 vor Augen stellen, die sich aus Zusammenzählung der drei genannten Parteien ergibt. Hat er einen Vorschlag für diese 170, dann läuft das andre von selbst.

Wir unsrerseits behaupten, daß es diesen Vorschlag nicht gibt. Ein Vorschlag für Freikonservative und Nationalliberale ist viel eher zu formulieren, aber für ihn sind dann nur 138 Stimmen in Ansatz zu bringen, also etwas weniger als die konservative Ziffer. Natürlich wird die Regierung versuchen, sich die wenigen fehlenden Stimmen von Konservativen oder Fraktionslosen noch zu gewinnen und man kann nicht sagen, daß das mißlingen müßte. Es kann demnach eine „Reform" zustande kommen, aber sie steht auf sehr schachen Füßen und hängt vom Wohlwollen des Zentrums ab. Daß diese Reform von allen Freisinnigen als ungenügend bekämpft werden müßte, versteht sich von selbst, denn sie muß ihrer Entstehung nach freikonservativ sein, sich also sehr weit von den Forderungen aller Liberalen entfernen. Vorläufig ist aber für uns die Hauptsache, daß die Freisinnigen unter sich einig sind in der von der „Freisinnigen Zeitung" und uns gemeinsam vertretenen Programmforderung.

Angriffe auf Süddeutschland. Seit Beginn der preußischen Landtagswahldebatte hören gewisse norddeutsche Zeitungen nicht auf, dem deutschen Süden vorzuhalten, daß ihn die preußischen Verhältnisse nichts angingen. Man verübelt es Männern wie Payer und Konrad Haußmann, daß sie ihre Stimme erhoben haben. Kreuzzeitung, Deutsche Zeitung und

Rheinisch-westphälische Zeitung sind jede auf ihre Weise bemüht, den Süddeutschen zuzurufen: Hände weg! Aber wenn einmal ein süddeutscher Großherzog einen sozialdemokratischen Stadtvater empfängt, wenn einmal ein badischer Nationalliberaler sich mit einem Sozialdemokraten verbrüdert, wenn in Mannheim oder sonstwo ein Ausländer reden darf, wenn überhaupt irgend etwas in Süddeutschland passiert, was nicht in die Polizeiordnung von Hinterpommern paßt: dann springen alle preußischen Heldenseelen in die Höhe und vermöbeln die Süddeutschen nach Noten. Selbst im Reichstag hielt es Herr von Oldenburg für richtig, sich in bayrische Verfassungsfragen zu mischen, so daß ihn der bayrische Bevollmächtigte zurückweisen mußte. Ein Herr von Oldenburg darf natürlich alles, aber — wer sind Payer und Haußmann? Das sind Leute irgendwo von da unten. Denen winkt man, daß sie stille sein sollen, wenn es sich um Preußen handelt.

Zentrumshoffnungen. In der „Germania" steht zu lesen: „Man darf heute schon sagen, daß Naumann als schwerer Ballast vom Blockschiff über Bord geworfen werden wird; die Vorbereitungen sind getroffen." Ja, sagen darf man so etwas, aber Unsinn ist es! Ferner schreibt die „Germania": „Wie würde es denn dem Freisinn, wenn nun im Herbst das Zentrum die Agitation für das Reichstagswahlrecht aufnähme?" Aber, bitte, verehrtes Zentrum, etwas Besseres wünschen wir ja gar nicht, wir finden es im Gegenteil sehr merkwürdig, daß uns das Zentrum bisher allein kämpfen läßt. Das Zentrum will wieder einmal alle Türen offen behalten: für das Wahlrecht, gegen das Wahlrecht — nichts als elender Parteischacher! Wir sind neugierig, was der Katholikentag zum preußischen Wahlrecht sagen wird.

Der Parteitag der freisinnigen Volkspartei, der in der Mitte des September in Berlin stattfinden wird, soll dadurch eine besondere Anziehungskraft bekommen, daß am 15. September im Zirkus Busch eine freisinnige Versammlung angesetzt ist. Wir halten diesen Plan für sehr gut und wünschen, daß er bestens gelingen möge. Natürlich tun die Konservativen Blätter so, als sei es eine Art von unlauterer Konkurrenz, wenn auch der Freisinn in den Zirkus Busch einziehen will. Aber weshalb soll denn nicht auch im größten Versammlungsraum Berlins die Stimme des Protestes gegen den Druck agrarischer Herrschaft im Reich und in Preußen laut werden? Herr Oertel kann ja als Gast erscheinen, wenn er Lust hat.

Die „Deutsche Tageszeitung", das Hauptorgan des Bundes der Landwirte, geniert sich nicht, folgenden Vorschlag eines ihr nahestehenden Großgrundbesitzers abzudrucken:

„Kontraktbruch sollte durch mindestens vierwöchentliche Unterbringung der Arbeiter in einem Arbeitshause bestraft werden. Die Geldstrafe, die nie eintreibbar ist, wird fast immer durch Haftstrafe von 2—3 Tagen ausgelöst, die den Entlaufenen nur eine angenehme Abwechslung zum Ausschlafen und Faullenzen bietet."

Die menschenfreundliche Gesinnung des Blattes, das auf seinen christlichen Charakter besonderen Wert legt, verdient doch festgenagelt zu werden. Übrigens beschwert sich der betreffende Einsender über Mangel an Arbeitskräften in seinem Betrieb. Das nimmt nicht weiter wunder, da er ja selbst der Meinung ist, daß Gefängnishaft eine Art Sommerfrische im Verhältnis zu den Arbeitsbedingungen seines Gutes darstellt. Das sind dann die Leute, die nach Ausnahmegesetzen rufen!

Internationale Aufgaben

Der internationale sozialdemokratische Kongreß in Stuttgart hat für alle Parteien die Frage neu belebt, was es eigentlich mit der Internationalität auf sich habe. Es genügt nicht, daß wir uns im Vollbewußtsein unsres deutschen Patriotismus hinstellen und auf die rote Internationale schelten. Sicher ist ja, daß bei der Sozialdemokratie ein Mangel an Nationalsinn vorhanden ist, der jedesmal zutage tritt, wenn vaterländische Militärforderungen zur Entscheidung stehen. Die Sozialdemokratie hat zu wenig Verständnis für den Wert der Erhaltung der deutschen Macht. Sie pflegt an der nationalen Macht nur die Schattenseiten zu sehen und treibt deshalb eine Politik, die wir vom nationalen Standpunkt aus bekämpfen müssen. Wir wollen, daß das deutsche Volk als solches mit seiner Art und Sprache und Kultur auch in der Weltgeschichte der Zukunft etwas Wesentliches bedeutet, und wissen, daß dieses nur möglich, wenn der deutsche Staat fest und waffenkräftig genug ist, uns als Deutsche im Inland und Ausland zu schützen. Gerade wir Deutschen haben es in der Vergangenheit genugsam erlebt, welches Elend es ist, wenn ein großes Volk keine hinreichende politische Macht besitzt. Wir wollen niemals wieder der Spielball fremder Völker werden. Das deutsche Volk soll ein souveränes Volk sein, das heißt, eins der wenigen Völker, die im Zeitalter des Weltverkehrs noch etwas in der Weltgeschichte zu sagen haben. Deshalb tragen wir die Doppellast eines großen Heeres und einer teuren Flotte. Wenn also das Wort „international" bedeuten soll, daß man uns matt und lau machen will gegenüber unserm Volkstum, dann weisen wir es weit von uns. Aber es liegt in dem Begriffe international noch vieles andre, was nicht ohne weiteres über Bord geworfen werden kann. Von dem wollen wir reden. —

Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß es in neuerer Zeit eine sehr große Zahl internationaler Veranstaltungen gibt: wissenschaftliche Tagungen, Religionskongresse, Münzkonferenzen, Post- und Eisenbahnverbände, humane Vereine für alle Länder, Freihandelskonferenzen, Agrariertagungen, Sportvereine u. s. w. Das ganze Leben der Menschheit wird immer mehr ein Gesamtleben aller derer, die an Eisenbahn und Telegraphen Anteil haben. Man betrachte den Kurszettel der Zeitungen! Man sehe, welcher Austausch internationaler Erzeugnisse bis in jeden kleinen Haushalt hinein vorhanden ist! Kein Volk lebt mehr für sich allein. Wir arbeiten für andre und andre arbeiten für uns. Und je lebhafter der tägliche Austausch von geistigen und materiellen Gütern wird, desto mehr fangen wir an, uns in unsern Einrichtungen aneinander anzupassen. Das ältere Handwerk war oft in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden, trotz aller Wanderungen der Gesellen, aber die neuere Industrie hat einen ungeheuer starken Trieb, sich auf der ganzen Erdoberfläche möglichst ähnlich zu werden. Wenn in Amerika neue Maschinen erfunden, wenn in Deutschland neue Chemikalien hergestellt, wenn in Paris neue Stoffmuster entworfen werden, wenn in England ein neuer Luxus eingeführt, wenn in Italien ein billiger Massenartikel erzeugt wird, immer ist dieses ein Erlebnis für alle Völker. Wir haben jetzt schon im Grunde gemeinsame Ernten, gemeinsame Märkte, gemeinsame Preise, und jedes Jahr vermindert die Entfernung aller Erzeugungsorte untereinander.

Bei dieser Sachlage ist es ganz natürlich, daß sich auch die Menge der gesetzgeberischen Aufgaben häuft, die nicht mehr von einem Staat allein bewältigt werden können. Die deutsche Reichsregierung hat im Jahre 1890 durch die Einberufung der internationalen Konferenz für Arbeiterschutz ihrerseits diesen Tatbestand öffentlich anerkannt und alle Versuche, die Urheberrechte international zu regeln oder das Patentrecht international zu gestalten, gehören in dieses selbe Gebiet. Schon heute haben wir neben oder über den Landesgesetzgebungen etwas, was man Zivilisationsgesetzgebung nennen kann, ein sehr verwickeltes Netz von Staatsverträgen über Handel, Seerecht, Markenschutz, Kriminalistik, Eherecht, Erbrecht u. s. w., und es ist offenbar, daß es einige Fragen gibt, die der internationalen Regelung entgegenreifen. Der sozialdemokratische Kongreß in Stuttgart hat besonders die Fragen des Kolonialwesens und der Aus- und Einwanderung hervorgehoben. Beim Kolonialwesen hat nun zwar eine völlig ablehnende Formel den Sieg erhalten; aber die Sätze über das Wanderungswesen sind voll von praktischen Gesichtspunkten für Gesetzgebung und Verwaltung. Uns kommt es aber hier in diesem Zusammenhange nicht darauf an, die Einzelergebnisse der Stuttgarter Tage zu besprechen, sondern nur darauf, zu zeigen, daß die Hauptverhandlungsgegenstände keineswegs rein proletarische oder sozialistische Fragen sind. Ebensosehr wie die Sozialisten sich mit der internationalen Gesetzgebung befassen, müssen es alle andern Parteien und müssen es insbesondere auch die Liberalen tun.

Nicht als ob sich irgend eine Gruppe des deutschen Liberalismus bisher theoretisch dieser Einsicht verschlossen hätte! Das ist keineswegs der Fall; auch haben in den Parlamenten die Liberalen stets fleißig an allen von der Regierung vorgelegten internationalen Vorschlägen mitgearbeitet und auch ihrerseits derartige Initiativanträge gestellt.

Die bisherige Praxis des gesetzlichen Internationalismus ist durchaus ein Kind der vergangenen großen Zeit des Liberalismus und ist bis heute von liberaler Mithilfe begleitet. Was aber unsres Erachtens zu kurz gekommen ist, das ist die praktische Annäherung der deutschen Liberalen an die Liberalen der andern Länder. Eine solche Annäherung ist auf dem Gebiet der Handelspolitik wiederholt und nicht ganz ohne Erfolg versucht worden, aber es fehlt bisher alles deutliche Bewußtsein dafür, daß eine führende Rolle in internationalen Fragen nur solche Parteien haben können, die über starke ausländische Beziehungen und Freundschaften verfügen. Das ist es, was wir unsrerseits von Stuttgart lernen können. Mögen auch internationale Kongresse etwas schwerfällig sein und mag ihr sofortiger Ertrag gering erscheinen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie eine Angelegenheit der Zukunft sind, vor der wir die Augen nicht schließen dürfen.

Das politische Ziel des Liberalismus ist eine Stärkung der Macht des Parlamentes. Dazu gehört aber, daß nicht die Regierung allein im Besitz der Auslandskenntnisse und Auslandsbeziehungen sein darf. Die politischen Parteien müssen ihrer Mitverantwortung für die Anforderungen des Weltverkehrs und seiner Folgen sich voll bewußt werden, vor allem solche Parteien, deren Wirtschaftsprogramm der Freihandel ist. Natürlich ist es schwer, solche Wünsche in die Praxis zu übersetzen. Voraussetzung für diese wie für jede andre größere Aktion des Liberalismus ist dessen Einigkeit. Ein einiger Liberalismus wird imstande sein, sich ein Sekretariat für internationalen Parteiverkehr zu halten, da ohne eine solche Zentralstelle alle rein persönlichen Anknüpfungen nur lockere Einzelerlebnisse bleiben. Es bestehen ja schon heute allerlei persönliche Beziehungen zum österreichischen, englischen, russischen, wohl auch zum italienischen, französischen und belgischen Liberalismus, aber nichts davon ist gesammelt und organisiert. Hier klafft eine Lücke, die hoffentlich noch ausgefüllt werden wird.

Es versteht sich von selbst, daß alle Festigung der internationalen Beziehungen der politischen Parteien dem Weltfrieden dienen. Auch wenn wir die Erhaltung der deutschen Macht von keinerlei internationalem Einspruch können abhängig machen wollen, so wissen doch alle Deutschen, daß wir nur im Frieden wachsen und weiter erstarken können. Wir freuen uns, wenn durch Friedenskonferenzen die allgemeine politische Temperatur gebessert wird, und halten dafür, daß mindestens so wichtig für die Friedenserhaltung der Bund aller derer ist, die für Freiheit und Fortschritt in den verschiedenen Ländern eintreten; denn eine Hauptgefahr im Völkerleben bleiben immer jene dunklen Stimmungen der Eifersucht, die aus Unkenntnis hervorgehen.

Die Fürsten besuchen sich und küssen sich auf beide Wangen. Die Aristokratien wandern von Land zu Land und verheiraten sich international. Die Klerikalen haben einen Weltmonarchen in Rom. Die Sozialisten haben einen Bund, der bis nach Japan und Australien reicht. Was aber haben wir, die wir den Verkehr und Fortschritt auf unsre Fahne geschrieben haben?

Naumann.

Bei den Sozialdemokraten in Stuttgart

Ich habe den Verhandlungen des Internationalen Sozialistenkongresses in Stuttgart nur zwei Tage beiwohnen können, den beiden ersten Verhandlungstagen des Plenums. Die Zeit war zu kurz, um alle Berühmtheiten dieser internationalen Tagung reden zu hören, geschweige denn kennen lernen zu können. Sie war indessen lang genug, um einen nicht ganz ungeübten Kongreßbesucher Stimmung und Geist der Versammelten erfassen zu lassen.

Die Stimmung der Stuttgarter internationalen Woche war natürlich sehr rosig. Die strahlenden Gesichter der zahlreichen mit roten Rosetten geschmückten Genossen, die einem in den Straßen Stuttgarts begegneten, die fröhliche Unterhaltung in den Pausen der Kongreßverhandlungen und nicht zuletzt die Reden der Kongreßteilnehmer: das alles atmete soviel stolze Hoffnungsfreudigkeit und sichtliches Behagen, daß man schon ein ganz hartgesottenes Mitglied des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie sein müßte, um nicht ein wenig angesteckt zu werden. Indessen, ich habe schon soviel Kongresse besucht, daß ich ungefähr Schein und Wirklichkeit, Äußerlichkeiten und wahres Wesen zu unterscheiden vermag und dem Stimmungszauber derartiger Tagungen nicht leicht unterliege. Trotzdem hat auch mir die Fülle der den Kongreß bevölkernden Teilnehmer und der Elan der Verhandlungen imponiert.

Der große Liederhallensaal, vor kurzem noch der größte Saal Deutschlands, war dicht gefüllt mit den 884 Delegierten aus aller Herren Länder, die, nach Nationen geordnet, die langen Tafeln besetzt hielten. Die 289 deutschen Partei- und Gewerkschaftsführer waren bescheiden unter den Seitengalerien untergebracht, während die übrigen Delegationen nach dem Alphabet ihrer französisch benannten Länder saßen. Die französische Benennung hatte übrigens zur Folge, daß Deutschland (Allemagne) bei allen Abstimmungen zuerst an die Reihe kam. Freilich haben sich die andern Nationen wohl im ganzen wenig durch das deutsche Vorbild beeinflussen lassen.

Die Technik aller internationalen Kongresse ist äußerst schwerfällig, da sämtliche Mitteilungen, Referate und Diskussionen immer sofort übersetzt werden müssen. Die deutsche, französische und englische Sprache waren die Kongreßsprachen für die Proletarier aller Länder. So gehörte es denn auch in Stuttgart nicht zu den Annehmlichkeiten der Beteiligten, hinter jeder Äußerung erst die Übersetzung in die beiden andern Sprachen abwarten zu müssen, ehe die Antworten und Fortsetzungen kamen. Auf die Dauer ermüdet dieses System außerordentlich, und man beginnt Mitleid mit den Diplomaten im Haag zu empfinden, die nicht eine Woche, sondern viele Monate lang diese Verhandlungstechnik üben müssen. Übrigens war eine erhebliche Anzahl von Delegierten in der Lage, ihre Äußerungen selbst gleich in zwei oder gar in drei Sprachen vorzutragen. Der Kongreß fuhr dabei freilich schlechter als bei den Übersetzern, denn diese kürzten doch wenigstens bei der Übertragung, während die polyglotten Redner den Hörern kein Wort schenkten. Am ersten Tag der Plenarverhandlungen, bei den Kolonialdebatten, stellten hauptsächlich Bernstein und Ledebour durch ihre langen, dreisprachigen Reden die Geduld des Präsidenten Singer stark auf die Probe.

Vom Morgen des zweiten Verhandlungstages an griff eine drakonische Geschäftsordnung Platz, die dem Kongreß vom „Bureau" kurzerhand oktroyiert wurde. Kein Referent durfte länger als eine halbe Stunde, kein Diskussionsredner länger als zehn Minuten sprechen, und, was die Hauptsache ist, kein Gegenstand durfte den Kongreß länger als einen halben Tag, d. h. ca. 3½ Verhandlungsstunden beschäftigen. Bedenkt man, daß unter dieser Geschäftsordnung immer noch jeder Referent mit den nachfolgenden Übersetzungen 1½ Stunden, jeder Diskussionsredner eine halbe Stunde wegnahm und daß 27 Nationen vertreten waren, so wird man zugeben, daß von internationaler Aussprache gar nicht die Rede sein konnte. Das war aber gewiß auch ganz gut so, denn da von einer internationalen Übereinstimmung der Meinungen noch viel weniger die Rede war, so hätte eine ergiebige Aussprache vermutlich nur noch viel schlimmer als die jetzt abgehackte Schnelldiskussion die Meinungsverschiedenheiten offenbart. Der erste Verhandlungstag mit den ausführlichen, lebhaften und aufregenden Debatten über die Kolonialfrage gab ja hiervon einen guten Vorgeschmack. Wenn schon der Engländer Quelch in der Hitze des Gefechtes sich zu Ausdrücken hinreißen ließ, die mindestens geschmacklos waren, und ihm bedauerlicherweise die Ausweisung aus Württemberg eingetragen haben, so kann man sich vorstellen, was erst die Vertreter der halbasiatischen Raubstaaten Bulgarien, Rumänien, Serbien etc. sich geleistet hätten, wenn sie zu Worte gekommen wären. Diese meist sehr jugendlichen, langmähnigen Vertreter ihrer halbzivilisierten Heimatländer legten bei den Verhandlungen und der Abstimmung über die Kolonialfrage ein schönes Beispiel ihrer Leistungsfähigkeit ab. Bei jedem Redner der (radikalen) Minorität klatschten sie wie besessen und nach der Abstimmung, die übrigens nur durch sie so radikal ausfiel, wußten sie überhaupt nicht mehr, wie sie ihrem freudigen Triumph Ausdruck geben sollten, und tobten geradezu vor Wonne.

Bei der Entgleisung von Quelch, die noch später so üble Folgen hatte, war die Beobachtung der Wirkung auf die verschiedenen Nationen recht interessant. Quelch sprach lebhaft gestikulierend und mit großer Beredsamkeit.

Er wurde fortgesetzt vom tobenden Beifall der englisch-redenden Minorität unterbrochen, besonders auch an der berüchtigten Stelle, wo er die Haager Konferenz „a thiefs supper" nannte. Auch der französisch-sprechende Teil des Kongresses jubelte bei der Übertragung dieser Kraftstelle dem Übersetzer zu. Dagegen blieb es bei der deutschen Wiedergabe, als der Haager Kongreß „diese Gesellschaft von Räubern und Dieben" genannt wurde, peinlich stille im Kongreßsaale. Der Eindruck, daß diese übertriebene Ausdrucksweise ungehörig sei, war allgemein. Auch der Präsident Singer hatte ihn zweifellos, denn er begab sich sofort, als er dem nächsten Redner das Wort erteilt hatte, in den Saal hinunter zu Quelch und erklärte dann alsbald, der Genosse Quelch habe ihm mitgeteilt, daß sich der Ausdruck Diebe und Mörder nicht auf die im Haag versammelten Diplomaten, sondern auf die von ihnen dort vertretenen Interessen (!) bezöge. Ein verständnisvolles Lächeln der meisten Delegierten quittierte diese improvisierte Ehrenerklärung für die Haager Friedenskonferenz. Ob sie erst die Aufmerksamkeit der Stuttgarter Behörden auf diese anstößige Stelle gelenkt hat? Zweifellos war Singer zu seiner spaßigen Interpretation durch keinerlei behördliche Beanstandung genötigt worden. Erst später setzte das hochnotpeinliche Verfahren gegen Quelch ein, das am nächsten Morgen eine meines Dafürhaltens durchaus korrekte und loyale, aber bekanntlich erfolglose Revokation des temperamentvollen Engländers zur Folge hatte.

Besonders eindrucksvolle Szenen der Stuttgarter Tagung waren noch das Auftreten der Indierin (Genossin Chamar) in ihrem eleganten seidenen Nationalkostüm, die eine flammende Rede über das Motto „Indien den Indern" hielt und dabei effektvoll eine seidene Fahne entfaltete und über dem Haupte schwang; und dann die Lärmszenen der Engländer, Franzosen etc. bei den Abstimmungen. Was sind ähnliche Zwischenfälle auf deutschen sozialdemokratischen Parteitagen gegen diese wütende und hartnäckige Revolte gegen die Autorität des Präsidenten? Nur ein so geübter Verhandlungsleiter wie Singer konnte die wilden Wogen höchster Aufregung langsam glätten.

Doch bleibender als der Eindruck solcher Einzelvorgänge war der Gesamteindruck des Kongresses: ein imponierendes, arbeitsfreudiges, hoffnungsseliges, internationales Arbeiterparlament, das die Welt aus den Angeln heben könnte, wenn es eine internationale Einheit und Gleichheit der sozialistischen Anschauungen und Willensakte gäbe!

Fr. Weinhausen.

Nordschleswigsche Wetterbriefe

I.

Wer sich augenblicklich in Nord-Schleswig aufhält, kann Studien machen. Er kann zum Pessimismus neigen, er kann der menschlichen Natur mit der bittersten Verachtung gegenüberstehen: er wird doch bekennen müssen, daß er immer noch zu rosig sah, sein Pessimismus wird sich dunkler färben, und seine Verachtung wird ätzend werden wie eine böse Säure. Ich wage die Behauptung, daß die Niederträchtigkeit der Gesinnung sich niemals so aller Scham entkleidet hat wie in der Hetze, die augenblicklich von der kleinen Clique der Köllerpolitiker gegen den neuen Dänenkurs des Fürsten Bülow betrieben wird. Ich wage die Behauptung, denn ich werde den Beweis zu führen wissen. Eine kleine skrupellose Gruppe, deren Gesinnung so giftig ist, daß man Ratten damit vertilgen könnte; diese Gruppe also hat die deutsche Öffentlichkeit in einer Weise angelogen und angeschwindelt, die in den Annalen selbst der ruchlosesten Politik ihresgleichen sucht. Während sie in der Tat das deutsche Leben hier oben vergiftet, während ihre Gesinnung wie ein Pesthauch durchs Land geht, während sie über die stammverwandten germanischen Dänen deutscher Reichszugehörigkeit wie auch über die Deutschen des Landes die Fuchtel schwingt und jeden freien Atemzug verhindert, während sie wie ein bankerotter Kaufmann jeden Betrug durch einen noch schlimmeren Betrug zu vertuschen sucht, während sie ein nationales Verbrechen auf das andere häuft, hat sie es verstanden, den Eindruck zu erwecken, als ob das Deutschtum in Gefahr wäre, weil ihr lichtscheues System durch den neuen Kurs zu wanken begann. Als ich das letzte Mal an dieser Stelle über Nord-Schleswig schrieb, behauptete ich, daß das ganze infame Bedrückungssystem nur möglich sei, weil die große deutsche Presse von dem abseits liegenden Nord-Schleswig keine bestimmten Anschauungen hätte. Jetzt, wo es dem System einen Augenblick ans Leben ging, hat dieser Satz die Probe bestanden. Die Köllerpolitiker haben ihre Sache nur durch einen Haufen von Lügen retten können, der Telegraph hat vor Verlogenheit gefiebert und möglich wurden diese Lügen nur, weil man eben in Deutschland Nord-Schleswig nicht kennt. Nun kann es uns aber nicht gleichgültig sein, ob eine in nationaler Beziehung völlig gewissenlose Sippe durch ihre Plackereien Elend und Unglück über harmlose Menschen bringt und den deutschen Namen schändet; es kann uns ebensowenig gleichgültig sein, ob die Beziehungen unsres isolierten Volkes zu den skandinavischen Germanen gerade an der empfindlichsten Stelle vergiftet werden, zu keinem andern Zweck, als einen Haufen bankerotter Politiker vor dem allzulange verdienten Zusammenbruch zu bewahren. Und *weil* uns das nicht gleichgültig sein kann, müssen die deutschen Parteien und Zeitungen unterrichtet werden. Sehen wir also zu!

Jene Behauptungen verfolgen alle denselben Zweck: sie sollen in Nord-Schleswig eine landesverräterische dänische Partei vortäuschen, die über drohende Mittel verfügt und eine Gefahr für Deutschland bildet — diese Gefahr soll dann sowohl die Brutalität wie die giftige Infamie ihres Systems legitimieren. Es ist, um es summarisch zu sagen, der dümmste Schwindel, mit dem man je einem erwachsenen Volk zu kommen wagte. Es gibt in Nord-Schleswig, was ganz selbstverständlich ist, alte Leute, die nicht vergessen können; diese alten Leute sind aber keine gefahrbringenden Verschwörer, sondern sentimentale Romantiker, die in gehobenen Momenten vom alten Dänemark, vom schönen Dannebrog usw. zu schwärmen pflegen. Es gibt in Nord-Schleswig auch eine Gruppe von jungen Leuten, die durch die Faustschläge der Köllerpolitik aus der Bahn des sachlichen Denkens hinausgeprügelt worden ist und sich nun jenen Alten verwandt fühlt. Sie sind auf der dänischen Seite die legitimen Söhne des Köllerkurses, der hier eine Erscheinung zu bekämpfen vorgibt, die er selbst erst hervorgerufen hat. Selbst aber dieser kleinen und machtlosen Gruppe gegenüber ist das Genunkel von „Losreißungsbestrebungen" der reine Humbug. Daß die paar Leute persönlich nicht gut einen Krieg gegen Deutschland unternehmen können, wird auch von den Köllerpolitikern zugegeben; es gibt eine Grenze der Lächerlichkeit, die auch die hartgesottenen Vertreter dieses Systems nicht zu überschreiten wagen. Wenn sie es aber nicht selber tun können, wer soll dann im Grunde die Liebenswürdigkeit haben, für sie einen europäischen Krieg zu entfesseln? Etwa Dänemark? Dasselbe Dänemark, das durch den Zusammenbruch der russischen Macht, durch die Vernichtung des verwandten Finnlands und durch den demokratischen Systemwechsel im Innern mit Vehemenz an die Seite der Deutschen getrieben ist? Wenn wirklich Deutschland vernichtet werden könnte — eine Annahme, die einen Unsinn bedeutet, da Deutschland nur besiegt, nicht vernichtet werden kann —, wenn aber wirklich das Entsetzliche Wahrheit werden könnte, wenn Romanen und Slaven den Kontinent beherrschten: — nun, dann würde Dänemark zu dem Rang einer sonderbaren Spezialität herabsinken; es würde so etwas wie ein unbekannter und unverstandener Balkanstaat werden, mit dem die fremden Rassen umspringen würden, wie es ihnen gerade in den Kram paßt. Das Land müßte von Idioten und Verbrechern beherrscht werden, wenn es sich dazu herbeiließe, die antideutschen Feuer zu schüren. Es würde sich dabei auf ein Spiel einlassen, bei dem es um Kopf und Kragen ginge und an dessen Ende es doch nichts, rein gar nichts mitzureden hätte, ganz abgesehen davon, daß ihm dieses Ende niemand garantieren könnte. Verlumpte Hasardspieler und bankerotte Köllerpolitiker würden zu diesem wie zu jedem andern Beginnen am Ende fähig sein. Dänemark aber wird von tüchtigen demokratischen Bauern regiert, von Bauern, die schon deutschfreundlich waren, als sie noch in der Opposition standen, und die jeden Minister ohne weiteres an die Luft spedieren würden, der sich unterfinge, in internationalen Abenteuern mit dem Schicksal des Landes zu spielen.

Auch ein besiegtes Deutschland wäre für Dänemark eine ewige Lebensgefahr, wenn es sich hätte beikommen lassen, die kleinen Finger in das große Spiel zu stecken. Dänemark ist durch die Gewalt der Tatsachen an die Seite Deutschlands gedrängt und darum haben selbst die Ruchlosigkeiten des Köllerkurses die dänische Regierung nicht von ihrer besonnenen, deutschfreundlichen Haltung abbringen können — und man muß einräumen, daß diese Ruchlosigkeiten eine in ihrer Art vortreffliche Probe gewesen sind. —

So sehen also die Chancen der kleinen Gruppe aus, die sich zwar von „Losreißungsbestrebungen" aus denselben Gründen fernhält, aus dem wir andern nicht auf das Fliegen verfallen, die aber allerdings in ihrer Politik die Sehnsucht nach der dänischen Flagge als einen sentimentalen Stimmungsfaktor verwenden. So sind ihre internationalen Chancen, und ihre lokalen Chancen in Nord-Schleswig sind um kein Haar besser. Die dänische Bevölkerung in Nord-Schleswig ist von ruhiger Bauernart, sie steht in ihrer überwältigenden Majorität hinter dem Abgeordneten Hanssen, der den sentimentalen Stimmungsromantikern zu realistisch und deutschfreundlich ist. Als er am 13. Dezember des verflossenen Jahres für die Kolonialforderungen der Reichsregierung mit den Blockparteien stimmte, regnete es dänische Angriffe gegen ihn. Die Bevölkerung aber ließ sich nicht beirren. Der Vorstand der dänischen politischen Organisation stellte ihn wieder einstimmig zum Kandidaten auf und auf der letzten Jahresversammlung der Partei in Apenrade siegte seine Versöhnungspolitik, obwohl die äußeren Umstände für die kleine protestlerische Gruppe nicht besonders günstig lagen. Überdies ist soeben von der politischen Zentrale der Dänen eine Erklärung in die Welt gegangen, die klipp und klar von allen „Losreißungsbestrebungen" Abstand nimmt; sie ist von sämtlichen Mitgliedern des Vorstandes mit Namen unterzeichnet und ist so offiziell und verbindlich, wie ein politisches Dokument nur immer sein kann. Ein dänisches Reich, das mit Notwendigkeit auf Deutschland angewiesen ist, und zudem von deutschfreundlichen Demokraten regiert wird, eine blutsverwandte dänische Bevölkerung in Nord-Schleswig, die jedem ehrlichen Ausgleich mit ehrlicher Freude entgegenkommen muß, eine machtlose Gruppe, die in der Vergangenheit lebt und politisch nur ein Raritätsinteresse besitzt: das ist in der Tat und in der Wahrheit die Situation, die unsre Politik in Nord-Schleswig vorfindet. Es begreift sich außerordentlich leicht, daß das giftige System des Herrn von Köller mit dieser Situation nichts anzufangen wußte. Es begreift sich, daß sie mit allen Mitteln aus der Welt gelogen werden mußte, damit die alten Formen der Plackerei bestehen bleiben konnten. Mit welcher unerhörten Skrupellosigkeit dabei verfahren worden ist, wird der nächste Artikel in bündiger Form zu zeigen haben.

Apenrade. **Erich Schlaikjer.**

Der deutsche Handwerkertag in Eisenach

Mit reichem Flaggenschmuck und Ehrenpforten begrüßt, haben im größten Saale Eisenachs nahezu 400 Vertreter von Innungen und Handwerkskammern getagt, die dem Zentralausschuß der vereinigten Innungsverbände Deutschlands angeschlossen sind. Zahlreiche Reichstags- und Landtagsabgeordnete der konservativen und antisemitischen Parteien und die Abgesandten des Reichsamts für Sozialpolitik, des preußischen Handelsministers und der sachsen-weimarschen Staatsregierung wohnten den Verhandlungen bei.

Die zweitägigen Beratungen zeichneten sich mehr durch Reichhaltigkeit als durch Gründlichkeit aus, dabei war das allgemeine Interesse ganz auffällig den sozialpolitischen Gegenständen in viel höherem Maße zugewandt, als den Fachfragen.

Die in Eisenach versammelten Handwerker halten heute noch streng auf politische Neutralität; ihre Führer jedoch, die Herren des Zentralausschusses, suchen bei jeder Gelegenheit diese größte deutsche Handwerkervertretung in reaktionäres Fahrwasser zu leiten. Im Jahresbericht wurde von dem Syndikus des Zentralausschusses, Dr. Westphal, mitgeteilt, daß sich der Ausschuß an den Reichstagswahlen mit einem antisozialdemokratischen Flugblatt beteiligt und nach den Wahlen dem Fürsten Bülow ein Gratulationsschreiben mit allerlei guten Wünschen für den Mittelstand gesandt habe; leider sei aber das Schreiben unbeantwortet geblieben. Im Referat über die Lohnkämpfe im Handwerk schlug dasselbe einflußreiche Zentralausschußmitglied so scharfmacherische Töne an, wie man sie sonst nur im Zentralverband deutscher Industrieller gelegentlich hört. Sogar die gelben Gewerkschaften wurden, freilich unter der Voraussetzung, daß sie nicht künstlich geschaffen, sondern aus der Gehilfenschaft heraus gegründet würden, gelobt. Die Tarifverträge wurden als einseitige Bindungen der Arbeitgeber verworfen! Dagegen forderte man die Handwerker auf, sich in Arbeitgeberschutzverbänden nach dem Beispiel der Bäcker und Tischler zusammenzutun.

In einem Vortrag über die sozialen Versicherungsgesetze wurde hauptsächlich von dem bekannten konservativen Abgeordneten Baumeister Felisch gegen die Arbeitslosenversicherung und überhaupt gegen jede weitere Fortführung der sozialen Reform Sturm gelaufen. Die Arbeitslosenversicherung würde ein ganz unmoralisches Gesetz sein, eine Prämie auf die Faulheit; sie dürfe daher niemals kommen. Die Handwerker seien bereits am Ende ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt und könnten höchstens noch die kommende Witwen- und Waisenversicherung, „die edelste unter allen Versicherungsarten", mittragen. (Herr Felisch gehört zur Zollmehrheit!)

Gegen solche und ähnliche antisoziale Scharfmacherreden erhob sich nur ganz vereinzelter Widerspruch aus den Reihen der Handwerksmeister. Und dieser Widerspruch war auch oft noch sehr merkwürdig begründet. So widersetzte man sich der Gründung von Arbeitgeberverbänden, weil jedes Zusammengehen mit Arbeitgebern nichts andres als Anerkennung der Gewerbefreiheit bedeute! Der Ausdruck „Arbeitgeber" stieß überhaupt wiederholt auf Widerspruch, weil die Herren Innungsmeister mit den gewerblichen Arbeitgebern nicht in einen Topf geworfen werden wollten. Am auffallendsten war die Zurückhaltung der Handwerkskammersekretäre bei diesen Fragen; soweit man sehen konnte, stimmten sie überall mit den Innungsmeistern.

Erklärlich wird diese antisoziale Handwerkerstimmung freilich durch den Druck, unter dem gerade die in Eisenach vertretenen Kleinhandwerker, die nur 2 bis 5 Gesellen halten, häufig leiden. Sie werden von jedem Streik, von jeder Lohnbewegung empfindlicher getroffen, als ihre wohlhabenderen Kollegen. Darum sind sie geschworene Feinde der Arbeiterbewegung, und weil sie diese lediglich für sozialdemokratische Mache ansehen, sind sie unversöhnliche Gegner der Sozialdemokratie.

Die geistigen Führer der Bewegung, die konservativ-antisemitischen Mittelstandspolitiker Felisch, Hammer, Pauli, Rahardt, Dr. Westphal, Bernard, Raab usw. suchen diese Stimmung in parteipolitischem Sinne auszunutzen und die deutschen Handwerker restlos ins reaktionäre Lager zu ziehen. Ein Vortrag des konservativen Schriftstellers Dr. Wegener über die deutsche Mittelstandsvereinigung suchte die offizielle Anerkennung des deutschen Handwerkertages für diese antisemitisch-agrarische Mittelstandspolitik und ihre parteipolitische Zusammenfassung zu gewinnen. Es mißlang aber: statt der vorgeschlagenen Empfehlung des Anschlusses an die deutsche Mittelstandsvereinigung, „die nach ihren Satzungen die politische Vertretung des Mittelstandes übernommen hat", wurde die Unterstützung aller bürgerlichen Parteien empfohlen, die sich die parlamentarische Vertretung des Handwerks angelegen sein lassen.

Alles in allem genommen verdient der deutsche Handwerkertag zwar nicht die ihm von seinem konservativen Führer Pauli schon im voraus prophezeite Note „reaktionär", denn er hat ja etliche gefährliche reaktionäre Klippen glücklich umschifft; aber noch weniger kann er das Lob für sich in Anspruch nehmen, ein fortschrittlich gesinnter Tag gewesen zu sein. Die deutschen Handwerksmeister sollten sich etwas mehr mit politischen und sozialpolitischen Grundfragen beschäftigen, damit sie aus dem engen Interessenkreis, in dem sie sich jetzt bewegen, herauskommen. Es liegt so viel gute deutsche Kraft in ihnen, daß man überzeugt sein kann, sie werden dann auch die reaktionäre Führung abschütteln, der sie heute noch allzuwillig folgen. **Fr. Weinhausen.**

Die Wirkungen der Handelsverträge

Aus einem Industriebezirk Sachsens erhalten wir eine längere Zuschrift, von der wir das Wesentliche im folgenden abdrucken:

Seit dem 1. März vorigen Jahres sind die neuen vielverteidigten und scharfbekämpften Handelsverträge in Kraft. Welchen tatsächlichen Einfluß sie auf die Industrie ausgeübt haben, läßt sich nunmehr nach den Urteilen der Industriellen selbst, die in dem soeben erschienenen „Jahresbericht der Handelskammer Plauen über das Jahr 1906" zu finden sind, feststellen, wenigstens für diesen Bezirk.

Das Ministerium des Innern hatte über die Wirkungen der neuen Handelsverträge Erörterungen anstellen lassen. Für den Handelskammerbezirk Plauen ergab sich folgendes: Zwei Cigognespinnereien haben ihre österreichischen Betriebe nach Inkrafttreten der Handelsverträge ganz wesentlich vergrößert; sie spinnen dort billiger, haben keinen Arbeitermangel und können die ermäßigten deutschen Grenzzölle bei Absatz ihrer Waren nach Deutschland leicht bezahlen. Eine Treibriemenweberei und Seilfabrik soll beabsichtigen, eine Filiale nach Böhmen zu verlegen. Von Plauener Stickerei- und Spitzenfirmen haben drei in Böhmen Filialen errichtet, eine hat ihre schon bestehende böhmische Filiale durch Aufstellen neuer Maschinen vergrößert. Zwei Plauener Spitzenfirmen betonten, daß sie bei Nichterrichtung ihrer Filialen infolge der erhöhten öster-

Digitized by Google

reichischen Zölle ihr bisheriges Geschäft in den von ihnen nach Österreich ausgeführten Artikeln nicht aufrecht erhalten können.

Wenn sich auch — nach einer Äußerung des Fabrikantenvereins der sächsischen Stickerei- und Spitzenindustrie in Plauen — die Wirkungen der neuen Zölle noch nicht vollständig übersehen lassen, weil einmal die Zeit seit dem Inkrafttreten noch viel zu kurz ist, und weil andrerseits noch vor dem Inkrafttreten große Warenmengen nach Österreich eingeführt worden sind, so daß der Bedarf der österreichischen Kundschaft noch gedeckt ist, so ist doch die Befürchtung leider nur zu begründet, daß das Beispiel der obengenannten Firma eine sehr starke Nachahmung finden wird. Was aber wird die Folge sein? Die, daß der gesamten vogtländischen Spitzenindustrie durch all diese Firmen, denen ja auch die niedrigeren Löhne in Böhmen zugute kommen, nicht nur in Österreich, sondern auf dem Weltmarkte überhaupt eine äußerst fühlbare und schädigende Konkurrenz erwachsen wird. Wenn bis jetzt eine Verlegung industrieller Betriebe nach dem Ausland, soweit die sächsische Stickerei- und Spitzenindustrie in Frage kommt, erst in geringem Umfange stattgefunden hat, so hat nach dem Urteil des Fabrikantenvereins diese Industrie deshalb noch nicht die geringste Ursache, ihre Meinung, daß sie beim Abschluß der neuen Handelsverträge ihre Haut für die Landwirtschaft habe zu Markte tragen müssen, einer Berichtigung zu unterziehen.

Wie die Handelsverträge auf die einzelnen im Kammerbezirk Plauen vertretenen Industriezweige eingewirkt haben, mag eine Auswahl von Beurteilungen von den Firmen zeigen. In der Eisengießerei war die Ausfuhr nur gering, da sie durch die hohen Zölle fast unmöglich gemacht wird. Beträgt doch der Zoll bei der Ausfuhr nach Österreich-Ungarn, der wichtigsten des Kammerbezirks, für gewöhnliche gußeiserne Werkstattöfen fast 100 % des Wertes! Dazu wurde die Einfuhr von englischem Eisen — syndikatfreies inländisches Eisen war nicht zu beschaffen — durch den von einer Firma als verwerflich bezeichneten Schutzzoll auf Roheisen verhindert. Auch die Ausfuhr der Erzeugnisse der Zwickauer Roste- und Feuerungsanlagen nach Österreich-Ungarn und Rußland wurde durch die bestehenden Zollschwierigkeiten erschwert. Für Textilmaschinen aus Aue ist für die Zukunft eine Minderausfuhr zu erwarten, da das Ausland unter dem Schutze der neuen Zolltarife den Versuch macht, sich unabhängig von den deutschen Lieferanten zu machen. Die Ausfuhr von Eisfühlmaschinen und Drehbänken nach Rußland war infolge des aufs Doppelte erhöhten Zolles nur gering. Die Entwicklung der Ausfuhrbeziehungen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hängt davon ab, ob es gelingen wird, einen günstigen Handelsvertrag abzuschließen. Auf die Ausfuhr von emaillierten Spielwaren (Grünhain) nach Österreich-Ungarn hat der Handelsvertrag höchst ungünstig eingewirkt. Sogar die Preislisten sind einem Zolle unterworfen. Die Ausfuhr nach Spanien und Dänemark wird durch den hohen Zoll auf Spielwaren ebenfalls gehemmt. Durch die aus der deutschen Zollpolitik folgende Erhöhung der Lebensmittelpreise ist die indirekte Besteuerung der Industrie zugunsten der Landwirtschaft noch gesteigert worden.

Auf dem Gebiete der chemischen Fabrikate ist durch den österreichischen Zoll auf Brauerpech der gesamte Pechversand nach Österreich vollständig lahmgelegt, so daß die Gefahr des Verlustes des österreichischen Absatzgebietes immer näher kommt. Ebenso ist die Ausfuhr von Farben nach Österreich und Schweden vollständig unterbunden.

Für die Kammgarnweberei ist der Export durch die neuen Handelsverträge noch weiter erschwert worden; nach der Schweiz, Österreich und Rußland aber so gut wie verschlossen. Absatzgebiete für Kleiderstoffe gingen durch ungünstige Zollverhältnisse verloren. Die Ausfuhr Treuener Tücher nahm um mehr als die Hälfte ab. Das Auslandsgeschäft der Lengenfelder und Rebewischer Filztuche hat infolge der unberechtigten Verzollung als Wollwaren statt als Preßtücher aus Wolle schon gelitten, und ist so gut wie unmöglich gemacht.

Die Baumwollindustrie stand im vergangenen Jahre unter dem Zeichen der Hochkonjunktur. Infolgedessen machte sich der wenig günstige Ausfall des Zolltarifs und der Handelsverträge nicht fühlbar. In der Vigognespinnerei aber merkte man bei der Ausfuhr nach der Schweiz den von 12 Franken auf 20 Franken für 100 kg erhöhten Eingangszoll in voller Wirkung, und in weniger guten Jahren wird man besonders mit Österreich schlimme Erfahrungen machen. Die erhöhten Eingangszölle machten eine Lieferung von Tapisseriestoffen (Plauen, Schöneck) nach Österreich-Ungarn unmöglich. Bei Waren, die 72 Pf. das Meter kosten, sind jetzt 12—15 Heller auf das Meter mehr Zoll zu zahlen. An ein Geschäft ist da nicht mehr zu denken. Dafür wird sich eben die so geschützte österreichische Konkurrenz über kurz oder lang in andern Ländern, insbesondere auch in Deutschland, fühlbar machen. Schutz der nationalen Arbeit! Das Geschäft mit Gardinen ist jetzt namentlich nach Osteuropa unterbunden, und die Ausfuhr ordinärer Tüllspitzen verbot sich bei den Zöllen von selbst. Auch mit Spachtelartikeln geht das Exportgeschäft zurück; nach Rußland hat es nach den Zollerhöhungen bereits vollständig aufgehört. In gestickten Schals und Tüchern für Spanien hörte das Geschäft im Juli vollständig auf. Denn von da ab stieg der Zoll um mehr als das Doppelte und wurden somit die Zollkosten höher als der Wert der Ware. Die Auerbacher Stickerei aber hatte auch nach dem Ausland, besonders Nordamerika, sehr reichliche Beschäftigung; doch dürften später die nach den Vereinigten Staaten gelieferten Maschinen eine ungünstige Rückwirkung auf die hiesige Stickerei äußern. Auch die Auerbacher Weißwarenkonfektion war sehr reich beschäftigt, doch erstreckte sich der Absatz infolge der hohen Konfektionszölle des Auslandes nur auf den inländischen Markt.

In der Papierindustrie trat, nachdem infolge des geringeren Zollschutzes auch ausländische, besonders österreichische Pappen auf den Markt gebracht wurden, ein Wettbewerb ein, der in Zukunft noch fühlbarer werden dürfte. Bunt- und Chromopapier konnte nur sehr schwer ausgeführt werden. Papierhülsen konnten trotz zahlreicher Anfragen nach dem Ausland nicht geliefert werden, da sie in den ausländischen Zolltarifen zu den Luxuspapierwaren gerechnet werden und daher einem hohen Zoll unterworfen sind. Das Exportgeschäft in Farbendrucken (Zwickau) nach Österreich-Ungarn wurde durch den Zoll von 75 Kronen für Massenerzeugnisse der Bildermanufaktur lahmgelegt. Die deutschen Buchhandlungen und Verleger, die Reklamedrucksachen (Bücherverzeichnisse) nach Österreich versenden wollen, müssen sie infolge des hohen Zolles jetzt in Österreich herstellen lassen! Dasselbe gilt auch von vielen andern Reklame-Drucksachen, so daß das deutsche Druckergewerbe durch den Handelsvertrag mit Österreich auf das empfindlichste geschädigt wurde.

Der Export von Wachs- und Lebkuchen (Treuen i. Tannenbergsthal bei Auerbach) ging nach dem Inkrafttreten der Handelsverträge weiter zurück, und die Adorfer Perlmutter- und Muschelindustrie wurde durch die hohen Zölle des Auslandes so erschwert, daß eine Adorfer Fabrik ihren Betrieb in Sachsen eingestellt und nach Tachau in Böhmen verlegte.

Wie man sieht, sind die befürchteten Folgen der neuen Handelsverträge, für unsern so industrialisierten Bezirk zum großen Teil bereits eingetreten. Und die Folgen würden sich wahrscheinlich noch deutlicher zeigen, bestände nicht jetzt in der Industrie allgemeine Hochkonjunktur. Die deutsche Industrie wird also alle Kräfte anspannen müssen, um neue Absatzgebiete zu gewinnen; denn die Abhängigkeit ausschließlich vom inländischen Markt birgt mancherlei Gefahren.

Immerhin wird jeder wünschen, daß alle Ungunst der Gesetze durch die Tüchtigkeit unsrer Kaufleute und Techniker überwunden werde.

Auerbach i. V. **W. Bauer.**

Reise in Kamerun

X.

Fotsâ, den 19. Januar 1907.

Endlich aus dem Gebiet der Schluchten, Täler und des ewigen Kletterns heraus! Von Forke aus gab es noch einen scharfen Abstieg zu einem Bach, über den eine Brücke aus Palmstämmen und Raphia führte. Die Ufer des langsam fließenden Gewässers waren ganz sumpfig; ein breiter, braunschwarz gefärbter Streifen Moor mit üppigem Raphiabestand zog sich auf beiden Seiten hin. Beim Anstieg am jenseitigen Ufer wird plötzlich vulkanisches Gestein sichtbar, anscheinend ein ähnlicher Basalt, wie hinter Majoka und Etam. Nach einer Weile wieder große Gneisblöcke und nackte, graue Felspartien auf den Bergrücken zu beiden Seiten des Weges. Das nächste Dorf ist Bafu Fondong; aber wir haben beschlossen, dort nicht zu bleiben, sondern noch 1½ Stunden weiter zu marschieren bis Fotsâ, das auf der Karte als Marktdorf angegeben ist. Von dort wollen wir morgen bis Batscham, statt nur bis Bangang, wie das Routenverzeichnis, das man uns auf dem Mbo-Posten mitgab, angibt. Die Märsche der Regierungskarawanen sind immer sehr klein; wenn wir jetzt aus dreien zwei machen, so kommen wir Sonnabend nach Bagam, wo die Wege nach Bamenda und Banum auseinandergehen, und machen in Bagam aus dem ersparten Marschtag einen Ruhetag. Das ist dann zugleich Sonntag und Kaisers Geburtstag.

Hier im Nordbamilekeland wird die Besiedelung und Bebauung noch stärker, als ich es bisher irgendwo in Afrika gesehen habe. Gneis und Laterit sind hier vollständig verschwunden. Wiederum breitet sich dieselbe vulkanische Decke mit dem fetten, braunen Verwitterungston aus wie südlich vom Manenguba. Stellenweise ist die Verwitterung noch nicht in die Tiefe gegangen und kleine Steinbröckchen liegen auf den Äckern. Die größeren Steine sind alle zusammengelesen und in zahllose Haufen zwischen den Feldern geschichtet. Von der Stelle an, wo der vulkanische Boden begann, war kaum mehr ein Stück unkultivierten Landes zu sehen. Von einem Bergrücken mit hohem Grasbestand gab es nach beiden Seiten und nach vorn Ausblick in eine weite Hügel- und Muldenlandschaft mit unabsehbaren Feldern und Pflanzungen und zahlreichen Dörfern. Auf einem Felde arbeiteten Weiber, flohen aber, als sie uns erblickten. Die Weiber sind hier im Bamilekeland vollkommen unbekleidet und sehr scheu. Wenn Fremde ins Dorf kommen, laufen sie mit den Kindern jedesmal in den Busch. Zwischen den Feldern gehen die Wege wiederum durch kilometerlange Galerien lebender Zäune. Bei der Ankunft in Fotsâ war alles wie ausgestorben. Da das Dorf

Digitized by Google

keine Karawanenstation ist, auch etwas abseits vom Wege liegt und die ganze Landschaft erst seit kurzer Zeit erschlossen ist, so haben hier selbst die Männer noch große Scheu vor den Weißen. Jonny rekognosziert und meldet: all people run! Alles ist ausgestorben! Das Sauri ist klein und dürftig, aber der übliche Vorplatz mit einigen Fremdenhäusern ist vorhanden. Dahinter das gewöhnliche Labyrinth von Hütten, Höfen, Mattzäunen und Durchgängen. Zwei Träger von mir haben Fieber, der eine sehr stark, schon seit gestern. Chinin und Kamillentee bricht er aus; auch mein Boy Thomas hat Fieber, der Waschjunge gleichfalls. Während Jonny im Gelände nach den ausgerückten Dorfleuten sucht, gehe ich mit meinem Fieberthermometer von einem zum andern. Endlich kommt Jonny und bringt einen Mann an, den er draußen hinter einem Busch gefunden hat. Der Kerl lag dort und lauerte, was wir wohl mit dem Dorf machen würden. Nun bekam er einige Blätter Tabak und die eindringliche Versicherung, wir wollten niemand etwas Böses tun, sondern gegen gute Bezahlung Chop kaufen; er solle laufen und den Häuptling holen. Nach einer halben Stunde stellt der „King" mit einigen Leuten sich ein, wird gut behandelt und faßt allmählich Zutrauen. Der Mann macht einen recht wilden Eindruck: mit Rotholz über und über eingerieben, mit spitzgefeilten Zähnen, kleinem Lendenschurz, im übrigen eine geradezu prachtvolle Muskulatur. Er scheint noch wenig Weiße gesehen zu haben. Der Chop kommt; reichlich Planten, grüne Bananen, fünf Eier in Bananenbast gebunden, ein junges Schaf, ein Huhn. Das Krankenpalaver war heute etwas besorglich. Nach dem Essen machte ich mit Polle abends noch einen Rundgang, maß Temperaturen, gab Chinin und Kamillentee, tröstete und ermunterte nach Möglichkeit, aber die Leute sind gedrückt. Jetzt, wo wir ernsthaft auf dem Hochland sind, scheint ihnen das ungewohnte Klima doch nicht zu bekommen. Als der Häuptling uns bei den Kranken sah, wurde er so zutraulich, daß er seinen kleinen Sohn mit einer übrigens nicht schlimmen Fußwunde angeschleppt brachte.

Batschaam, den 25. Januar 1907.

Gestern nacht in Fotjä war es für tropische Verhältnisse bitter kalt geworden. Frühmorgens um 5 Uhr zeigte das Thermometer 13° C. Abends fing ich schon bei 17 und 18° so an zu frieren, daß ich meine Südwester Cordjacke aus dem Koffer holte. Die Karte zeigt hier Höhen um 1500 Meter. Nach anderthalb Marschstunden passierten wir Bangang, ein sehr großes und reiches Dorf. Der Häuptling erschien am Wege und war sehr gut gekleidet, in Haussatracht! Das ist das erste Mal, daß mir die Tobe, das Gewand der Fulah- und der Haussaländer, begegnet. Von Bangang an bis hierher ist das ganze Land ein Gemisch von Parklandschaft und Ackerfeld. Der eigentümliche Eindruck, den diese wellige Tal- und Hügellandschaft macht, rührt daher, daß alle Felder eingezäunt werden. Die Zaunpfähle schlagen Wurzeln, werden grün und wachsen sich zu Bäumen aus. So entstehen lange Baumreihen, die das ganze Land in schachbrettförmige Felder teilen. Dazwischen siedelt sich dann etwas Busch an; junge Zäune bilden niedrige Baumstreifen im Gelände; von ganz alten, lange verschwundenen Einfriedungen sind einzelne mächtige hundertjährige Riesen, teils alleinstehend, teils noch in Reihen erkennbar, übriggeblieben. Der Weg ist prächtig gehalten, führt zwischen hohen, parkartig wirkenden Baumstreifen und weiten Feldern hin. Es war eine herrliche Morgenwanderung durch das sonnige, grünbebaute, baumbewachsene Hügelland; Dörfer über Dörfer; die Temperatur wie in Deutschland an einem schönen Junitage. Frischer Wind, gute Stimmung, auch allen Kranken ging es wieder besser. Von den Höhen, über die der Weg führt, öffnen sich nach allen Seiten weite Aussichten. Überall Feldanlagen: Täler und Hänge sind oben frisch beackert; weiter nach unten zeigt sich eine wunderbare Mannigfaltigkeit von grünen Schattierungen: Planienhaine, alte und junge Baumreihen, einzelne gewaltige Laubkronen fließen in bläulichem Duft zu einem schimmernden Bilde dieser ganz eigenartigen Ackerbau-Kulturlandschaft zusammen.

Während wir in einem der prächtigen Baumkorridore mit einzelnen hohen, ganz alten Laubkronen im Schatten Halt gemacht hatten und zufrieden in gehobener Stimmung über den prächtigen Marsch dasaßen, trug mit einem Male der Wind aus einem Dorf in der Ferne das Geschrei einer Totenklage herüber. Die Leute aber kümmerten sich wenig darum. Die Träger saßen und kauten an den gekochten Maiskolben, die sie von gestern als Wegzehrung mitgenommen hatten; die Boys neckten und jagten sich umher, und wir beiden Europäer philosophierten bei Zigaretten, Schokolade und kaltem Tee, dem üblichen Marschgetränk, über dies merkwürdige Beieinander solcher Bevölkerungsdichte, so hoch entwickelten Ackerbaus, solcher Geschicklichkeit in Hausbau und Gerätanfertigung auf der einen Seite, so unkultivierter Wildheit und Scheu auf der andern. Seit wir das Grasland bei Fongdoueră betreten haben, ist kein Weib und kein Kind zu sehen gewesen. Sowie unsre friedliche Karawane sich nahert, reißen die Weiber mit ihren Kindern aus und verstecken sich im Busch. Nachts, wenn alles schläft, sollen sie sich wieder ins Dorf schleichen. Hier in Batschaam sind die Karawanenhäuser ziemlich weit vom Dorf entfernt. Wir waren noch ziemlich entfernt, als wir schon die Trommelsignale uns anmelden hörten. Zur Begrüßung erschienen ein paar junge Leute mit altem, saurem, ziemlich ungenießbarem Mimbo. Sie wurden bedeutet, schleunigst den Häuptling zu holen. Nach einer Weile erschien ein älterer Herr mit Lendentuch, Jacke und schäbigem Filzhut, linkisch und stumpfsinnig. Die Proviantlieferung ging so langsam, daß nach einiger Zeit der Wunsch nach Verpflegung in etwas nachdrücklicherer Tonart wiederholt werden mußte. Hier sind die Leute noch im geheimen Menschenfresser. Im vorigen Jahre fand ein Zahlmeister bei der Expedition, durch die diese ganze Gegend zum ersten Male aufgeschlossen wurde, in einer Fetischhütte im Dorf einen sauber abgeschälten Schädel. Er stammte, wie sich ergab, von einem Baligefangenen, der geopfert und verzehrt worden war. Das ganze Bamilleland ist erst seit ganz kurzer Zeit geöffnet. Mir scheint sehr glaublich, was man gelegentlich hört: daß auch die andern guten Freunde, in deren Dörfern wir während der letzten Tage gelagert haben, noch heute ganz bereit sind, ihrem Appetit nach Menschenfleisch zu fröhnen, wenn sie es unentdeckt und ungestraft können.

Unterwegs in Bangang hat uns der Häuptling europäische Kartoffeln geschenkt, die in den Baliländern schon seit lange gedeihen und von dem intelligenten „King" von Bangang auch gepflanzt werden. Sie scheinen gut zu gedeihen und sind schmackhaft, bleiben aber klein. Dazu natürlich gebratenes Huhn. Ein Versuch zu Krebssuppe aus Knorrschen Suppentafeln mißlang, ebensowenig glückte Grießsuppe. Ein schlechtes Ei verdarb den Genuß. Jetzt, abends acht Uhr, beim Schreiben sind 17° C. Man friert jämmerlich. Ich ziehe wieder meine südwestafrikanische dicke Jacke an, und habe es immer noch nichts weniger als mollig. Ein Rundgang mit Polle bei allen Trägerhäusern verlief befriedigend: keine Kranken; alle Leute sind satt. Nur einer oder der andre zeigt mit etwas kläglichem Gesicht auf seine Füße und meint, wir marschierten zu schnell. Ich bin gespannt, wie lange es jetzt mit dem Anbau des Landes und mit der Bevölkerungsdichte so weitergehen wird. Soviel ist sicher: jeder Kilometer, den die Eisenbahn über den Manenguba hinaus und ins Bamilleland hinein vordringt, eröffnet hier wirtschaftliche Aussichten und Möglichkeiten, die vorläufig noch gar nicht abzusehen sind.

Paul Rohrbach.

Unsre Bewegung

Naumann-Vorträge. Aus dem Bureau des Wahlvereins der Liberalen wird uns geschrieben: Die Aufforderung zur Anmeldung von Rednerwünschen in der vorletzten „Hilfe"-Nummer hat eine solche Fülle von Bitten um Naumann als Versammlungsredner zur Folge gehabt, daß nicht ein Drittel derselben auf Erfüllung rechnen kann. Unsre Parteifreunde vergessen offenbar die große Arbeitslast, die auf Naumann als Herausgeber der „Hilfe" und als Reichstagsabgeordneten liegt, sonst könnten sie nicht ihn als Redner bemühen wollen, wenn es sich im letzten Grunde um Verbesserung ihrer Organisation und Gewinnung einiger weiterer Mitglieder handelt. Naumann wird nur bei ganz besonderen Anlässen im kommenden Herbst und Winter noch als Redner zur Verfügung stehen können. Das Parteibureau weist aber sehr gerne andre Redner nach, die erfolgreich an der Wiederbelebung und Ausdehnung der Organisation mitarbeiten können.

Adressen von neugegründeten liberalen Ortsvereinen sollten stets sofort dem Verlag der „Hilfe" mitgeteilt werden. Es ist oft genug Gelegenheit, Gesinnungsgenossen den Anschluß zu empfehlen. Alle Vereinsvorsitzenden, die das letzte Rundschreiben des Verlages nicht erhalten haben, werden um baldige Aufgabe ihrer Adresse gebeten.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. Vors. Oberlehrer Nierhaus, Tannenstraße 7. Die sommerliche Stille wurde hier durch allmonatlich zweimal stattfindende Stammtische ausgefüllt, die sich sehr gut bewährt haben, außerdem durch einen sehr besuchten Familienausflug zum liberalen Kreisfest in Königstätte. An einem gut besuchten Stammtischabend berichteten auch die Herren Dr. Hohenemser und Dr. E. Cahn von der Heidelberger Tagung des Nationalvereins. Die Mehrzahl der Erschienenen entschied sich für freundlich abwartende Stellung gegenüber der neuen Gründung, wie dies auch in einer Zusammenkunft von entschieden liberalen Politikern aller Richtungen, bei der Dr. Ohr, der Generalsekretär des Nationalvereins referierte, ausgesprochen wurde. — Die Veranstaltungen des Vereins werden künftig auch durch Inserat in der „Hilfe" (letzte Umschlagseite) angezeigt.

Heidelberg. (Nationalsozialer Verein. Vorsitzender: Universitätsprofessor Deißmann.) Der Verein hat im abgelaufenen Halbjahr zwei öffentliche Versammlungen veranstaltet. Zunächst sprach bald nach den Reichstagswahlen Prof. Deißmann über „Der neue Reichstag

Digitized by Google

und die Sozialpolitik" und stellte dar, was namentlich in sozialpolitischer Hinsicht von der neugewählten Volksvertretung zu fordern sei. Ein Stillstand der Sozialpolitik dürfe nicht eintreten. Im Juli sodann fand eine Besprechung über „Die Heidelberger Tagung des Nationalvereins" statt. Zu unsrer großen Freude hatte Herr Pfarrer Korell-Königstädten die Berichterstattung übernommen. Er führte, wie schon auf der Tagung selbst aus, daß man von dem Nationalverein nicht zu viel erhoffen dürfe, daß er vielleicht aber dazu beitragen könne, die verschiedenen Gruppen des Liberalismus einander zu nähern und liberale Gedanken und Ziele populärer zu machen. Beide Versammlungen waren stark besucht, namentlich die letztere auch von Anhängern andrer Parteien, und führten uns eine Anzahl neuer Mitglieder zu.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Auerbach i. V., Dr. T. IV, 5.—; Bergedorf, H. I, 5.—; Berlin, H. IV, 5.—; Berlin, K. S. V, 5.—; Berlin, C. T. VI, 5.—; Bernburg, L. G. II, 5.—; Brandenburg a. H. V, 5.—; Friedenau, Dr. R. III, 5,—; Grunewald, J. St. V, 100; Liegnitz, M. IV, 5.—; München, K. P. V, 5.—; Oldenburg, H. B. II, 5.—; Schwerin, G. C. E. H. I, 5.—.

Zusammen M.:	160.—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 33 „	2673.70
M.	2833.70

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Zur Versicherung der Privatbeamtan. Die Siebenerkommission des Hauptausschusses für die staaatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten hielt am 18. August in Koblenz ihre zweite Sitzung ab. Es wurde eine Reihe von Beschlüssen über den Inhalt des erstrebten Gesetzes gefaßt. Die Beratungen betrafen den Umfang der Versicherungspflicht, den Invaliditätsbegriff, die Altersgrenze und die durch die Versicherung erstrebten Leistungen der Kasse. Im einzelnen einigte sich die Kommission teils einstimmig, teils gegen geringe Minderheit, die in ihrer Zusammensetzung schwankte, jedoch in keinem Falle mehr als zwei Stimmen betrug, auf folgende Beschlüsse:

1. Der Versicherungspflicht unterstehen alle Privatangestellten ohne Unterschied des Geschlechts und Gehalts. Die Versicherungspflicht beginnt mit der Vollendung des 16. Lebensjahres.

2. Die freiwillige Weiterversicherung und Selbstversicherung in höheren Klassen soll gewährt werden.

3. Die Beiträge sollen je zur Hälfte von den Arbeitgebern und Angestellten getragen werden.

4. Bei der Gewährung des Reichszuschusses sind die Privatangestellten ebenso wie die übrigen Versicherten zu behandeln.

5. Als oberste Gehaltsklasse wird die Stufe „5000 M. und darüber" festgesetzt.

6. Die Invalidenrente soll nach 40 Beitragsjahren zwei Drittel des versicherten Einkommens betragen. Die Altersrente, die frühestens im 65. Lebensjahre ohne Rücksicht auf die Erwerbsfähigkeit eintritt, soll gleich der Invalidenrente sein. Die Witwenrente beträgt 40% der Invalidenrente, die Waisenrente beträgt für einfache Waisen ein Fünftel, und für doppelte Waisen ein Drittel der Witwenrente. Anspruch auf Waisenrente hat bis zur Vollendung des 16. Lebensjahres jedes Kind eines verstorbenen Versicherten, jedoch dürfen die Witwen- und Waisenrenten zusammen die Invalidenrente nicht übersteigen.

Über den Invaliditätsbegriff schwankten die Meinungen lange hin und her. Nach sehr umfangreichen Beratungen beschloß die Kommission folgende Fassung vorzuschlagen:

7. Als erwerbsunfähig (invalid) ist derjenige anzusehen, der infolge eines körperlichen oder geistigen Gebrechens nicht mehr imstande ist, in seinem bisherigen oder in einem verwandten Berufe eine Erwerbstätigkeit auszuüben, mit der er noch mindestens sein versichertes Durchschnittsarbeitseinkommen verdient, und die ihm unter voller Berücksichtigung seiner in den letzten fünf Jahren vor Eintritt der Invalidität von ihm bekleideten sozialen und wirtschaftlichen Stellung zugemutet werden kann. Der Invalidenrentenempfänger muß sich, wenn er eine seinen Arbeitskräften und seiner Berufstätigkeit entsprechende Beschäftigung findet, den Betrag von seinem Verdienst auf die Rente anrechnen lassen, der zusammen mit der Rente sein versichertes Durchschnittsarbeitseinkommen übersteigt.

Zurückgestellt wurde die Beschlußfassung über die Einteilung der Versicherten, über die Wartezeit und über die Inanspruchnahme der für die Witwen- und Waisenversicherung bereitgestellten Reichsmittel. Die nächste Sitzung der Kommission findet am 15. September in Kassel statt. Man hofft, dann mit den Beratungen zu Ende zu kommen.

Die fortschrittliche Frauenbewegung hält vom 27. bis 30. September in Frankfurt a. M. ein großes Meeting ab. Der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht und der Verband fortschrittlicher Frauenvereine werden ihre Generalversammlung dort haben. Es ist zum ersten Male, daß die fortschrittlichen Frauen, die den linken Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung darstellen, nach dem Süden gehen; bis jetzt waren sie in Berlin und Hamburg. Der Süden Deutschlands zeigt besonders lebhaftes Interesse für das Frauenstimmrecht dank seinen freieren Vereinsgesetzen. Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine nimmt zwei wichtige Themen in Angriff, die allgemeines Interesse beanspruchen: Wohnungsfrage und Bevölkerungsproblem. Jedem Gegenstand wird ein ganzer Tag gewidmet. Zur Wohnungsfrage werden sprechen: Dr. Ernst Cahn-Frankfurt über „Kommunale Wohnungsreform", Maria Lischnewska über „Hausgenossenschaft und Erziehungsheim", Else Lüders über „Wohnungsinspektion durch Frauen". Das Bevölkerungsproblem wird vom Reichstagsabgeordneten Dr. Potthoff behandelt, der ein Referat über den „Wirtschaftlichen Wert des Menschenlebens" halten wird. Dr. Ottmar Spann hat das Thema „Bevölkerungsvermehrung und Kulturfortschritt" übernommen. Außer diesen Fragen stehen noch wichtige Organisationsfragen auf der Tagesordnung, da die Entwicklung beider Verbände, sowie der Frauenbewegung im allgemeinen eine notwendige Änderung des Programms und der Satzungen erfordert.

Ein reichhaltiges Diskussionsprogramm veröffentlicht „der Gewerkvereinsklub für Volkswirtschaftslehre", welcher sich zur Aufgabe gemacht hat, Wissen und Bildung unter den Gewerkvereinlern (Hirsch-Duncker) zu verbreiten und Gelegenheit zu rednerischer Ausbildung zu bieten. Es sind folgende Vorträge vorgesehen: Die Stellung der Gewerkvereine zu den andern Organisationen (Verbandssekretär Erkelenz), die politischen Parteien Deutschlands (Redakteur Lewin), über Tarifverträge (Marohn), Genossenschaften und Konsumvereine (Generalsekretär Winter), die internationale Arbeiterfrage (Gewerkvereinssekretär Trabert), Lohnformen (Generalsekretär Hartmann), Entstehung der Gewerkvereine (Redakteur Gleichauf), Partei und Gewerkschaften (Gewerkvereinssekretär Dornblüth), Baugenossenschaften und Bauvereine (Verbandssekretär Neustedt), Gewerkschaftliche Zeit- und Streitfragen (Redakteur Lewin), Klassenkampf (Generalsekretär Hartmann), Agitation in Werkstatt und Fabrik (Schwartz). Die Sitzungen finden jeden Mittwoch abends von 8½—10½ Uhr im Verbandshause in Berlin statt und beginnen Ende August.

Der Bildungshunger der modernen Arbeiterschaft tritt in zahllosen und oft rührenden Einzelbeispielen häufig genug zutage. Eine beachtenswerte Gesamtaktion dieser Art bedeutet aber die Unterstützung der Treptow-Sternwarte, die in ungünstiger Vermögenslage einen umfangreichen Neubau aufführen muß, mit 80000 M. aus den Gewerkschaftskassen. Diese Summe sollen die Gewerkschaften auf Empfehlung der Generalkommission an die Treptow-Sternwarte zahlen und dafür 100000 Doppelbillets für Vorträge und Fernrohrdemonstrationen erhalten, außerdem verpflichtet sich die Leitung der Sternwarte zu unentgeltlichen Vorträgen mit Lichtbildern über verschiedene Naturwissenschaftsthemata. Der Vorschlag der Generalkommission liegt jetzt eben den einzelnen Gewerkschaften zur Beschlußfassung vor; es ist aber kaum anzunehmen, daß dieses weitherzige Rettungswerk an der Wissenschaft von den Arbeitern abgelehnt wird.

Briefkasten

An Viele. Es werden uns immer wieder Zeitungsartikel zugeschickt, die wir in der „Hilfe" beantworten sollen. Gelegentlich tun wir es auch, aber im allgemeinen können wir gar nicht auf alles eingehen, was irgendwo über uns gesagt wird. Es schadet ja auch nichts, wenn Bosheiten verbreitet werden. Das verliert sich schon von selber. Und wozu haben denn unsre Freunde im Lande ihre Lokalblätter? R.

Dr. M. Das offizielle Material über das preußische Abgeordnetenhaus findet sich in dem von Geh. Rat Plate herausgegebenen „Handbuch für das preuß. Abgeordnetenhaus" Berlin 1904. W. Mösers Buchdruckerei.

Kl. Berlin. Lassen Sie sich das „Jahrbuch für die soziale Bewegung der Industriebeamten" kommen. Es kostet 3 M. im Jahr durch die Post.

Lehrer P. in D. Das Material findet sich in der Broschüre von Jacob Beyhl: „Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Schulaufsicht". Buchverlag der „Hilfe".

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 35 Berlin, 1. Septbr. 1907

Sehen

Der allereddelste Sinn der Menschen ist Sehen. Dürer.

Tausend Augen hatten in den letzten Wochen wieder Gelegenheit, sich zu üben, in der Kunst des Sehens. In Wald und Gebirge, in Feld und Tal, an See und Meer haben sich die Städter vor allem erholt. Sie ließen ihre Augen spazieren gehen. Wie wohl das tat! Man sah Neues, man sah Großes. Beides erfreute und das Auge genoß. Es badete mit und erstarkte.

Wenn sich der Mensch vor die Aufgabe gestellt fände, ein Werkzeug zu ersinnen, das alle Herrlichkeit der Welt empfindlich und „getreu" nachbilden und zum Bewußtsein bringen sollte, das man in Sturm und Regen gerade so benützen kann, wie bei grellem Sonnenschein, das möglichst wenig Platz am Körper einnehmen dürfte, das zugleich noch durch anspruchslose Schönheit sich auszeichnen soll — ich fürchte, der Mensch hätte gar nicht angefangen, solche Aufgabe zu versuchen, geschweige denn, daß er sich die Lösung zugetraut. Wir alle tragen es bei uns. Unsre Augen. Durch sie zieht alles ein in unser Herz, was uns erfreut und erschreckt. Kein Sinn gibt uns ein Bild, kein Ding schenkt uns eine Vorstellung ohne den Gang durch jene kleinen dunklen Höhlen, die uns alles widerspiegeln. Hier steht das Tor, das mit kleinem Ruck die gesamte Welt vor uns verschließt und mit leisem Auftun uns Tausende von Schätzen zeigt. Hier liegt die Brücke, über welche Wagen mit goldenen und silbernen Farben fahren, und seltene Maler mit Pinsel und Palette schreiten. Denk' eine einzige halbe Stunde aus, was alles dein Auge in sich aufnahm. Es arbeitet bald weit geöffnet, bald halb die Türen schließend. Es weiß genau, ob der Vogel hoch in der Ferne fliegt, oder vor der Nase vorbeihuscht; es hat sich auf alles eingerichtet wie der geschickteste Photograph und stellt die Linse richtig und die Platte passend. Und hat es Bild und Gestalt erhalten, so trägt es schnell die fröhliche Fracht weiter und verkündet dem Gehirn, was es geschaut und legt alles sorgfältig in den Kammern nieder, daß ja nichts zerbreche. Schließt dann der Mensch müde sein Auge zu und macht einen stillen Rundgang im eigenen Haus, so findet er Tier und Welle, Wolke und Turm, Haar und Kleid, alles fein säuberlich geordnet, wie im Museum; ja er sieht die Bilder lieber Menschen, er geht an alte Orte, wohin ihn der Fuß gar nicht tragen kann; er hört beim Anschauen verklungene Laute, die er vor Jahrzehnten erhorcht. Und das alles tat das Auge. Ein Diener und ein Herr zugleich! Dabei gibt es noch wenig Menschen, die wirklich sehen können. Sie wissen schon alles vorher. Es fehlt ihnen die Geduld, eine Viertelstunde eine Feder zu prüfen, oder eine Schale zu betrachten, oder ein Gras zu bewundern. Sie sind arm. Wo das Auge sehen kann und sehen darf, da öffnet es ein Schloß ums andre und führt in einen Palast nach dem andern. Überall sitzt wieder etwas, das winkt, überall ruft und lockt es, und unermüdlich eilt unser Auge und betastet es und begreift's und hat es lieb.

Wenn ich daran denke, dann falte ich still die Hand und danke dem, der das Auge wachsen ließ. Ich weiß nicht, wie er heißt; ich weiß nur, daß es der größte Künstler und der liebste Herr zugleich sein muß. Denn es liegt nicht nur Sinn im Auge und Weltverstand, sondern tiefe, klare Freude. Wer dafür dankt, wird belohnt. Er sieht noch hinter die Dinge. Er schaut verborgenen köstlichen Glanz; es leuchtet um ihn und in ihm. Ich denke manchmal, ob die Welt wohl Augen hat? Ich glaube, daß Gottes Auge klar und ruhig, freundlich und voll über allem leuchtet, als wollt' es zu uns sagen: Menschenkinder! macht die Augen auf! Freuet euch, daß ihr sehen könnt!

Traub.

Richard Wagner und Angelo Neumann

I.

Nun hat auch Angelo Neumann gesprochen. In seinen „Erinnerungen an Richard Wagner", die bei L. Staackmann in Leipzig erschienen sind, berichtet er von dem, was im Grunde sein Lebenszweck und seine Mission war: der Herold Wagners zu sein. Und sein Buch, das wiederum einen gewaltigen Baustein zu jenem Denkmal darstellt, vor dem sich unsre Enkel ehrfurchtsvoll beugen werden, dieses an Tatsachenmaterial überreiche, ungemein belehrende und dabei so herzliche Buch ist, wie das nicht anders sein kann, zu einem Ehrendenkmal auch für seinen Verfasser geworden. Neumann ist keiner von den eitlen Komödianten, die sich nicht genug tun können, ausdrücklich hervorzuheben, wie wichtig ihre eigenen Verdienste um eine gute Sache waren, er gibt sich im Gegenteil so bescheiden und ungezwungen, daß man ihn um Wagners willen liebgewinnen muß, wenn man ihn nicht schon zuvor lieben und verehren gelernt hat. Welch ein außergewöhnlicher, wagemutiger und dabei selbstloser Mann! Wo findet sich seinesgleichen unter den lebenden Theaterdirektoren? Welch ein großer, erhabener Zug liegt in seiner Art, eine Bühne zu leiten, ein Ensemble zu beherrschen!

Noch steht er am Steuer: mit sichrer Hand lenkt er das Prager Theaterschiff, das er seinerzeit an gefährlichen Klippen vorbeigesteuert. Aber auch ihn wird eines Tages das mausweichliche „Halt!" treffen, das seinem reichen Leben und Wirken ein Ziel setzt. Und so tat er wohl daran, beizeiten sein künstlerisches Testament zu machen. Er wird einer der letzten sein, die Wichtiges aus den Wagnertagen Deutschlands zu melden haben, denn auch von denen, welche mit ihm und unter ihm am großen Wagnerwerk gearbeitet haben, deckt schon manchen und manche der grüne Rasen. Nickisch, Mottl, Muck und viele andre sind ja schon wieder um ein Jahrzehnt und um zwanzig Jahre jünger, wurzeln also nicht mehr in demselben Maße in jenem Boden, den Angelo Neumann so prächtig bestellt hat. Ihnen haftet schon etwas Epigonenhaftes an im Vergleich mit Neumann oder Hermann Levi († 1900) oder Anton Seidl († 1898), die Wagner persönlich so nahe gestanden haben.

So bilden Angelo Neumanns Wagner-Erinnerungen neben den Wesendonck-Briefen eine der wichtigsten musikgeschichtlichen Publikationen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Und ihr authentischer Wert dürfte schwerlich von einer andern Publikation übertroffen werden, ausgenommen von den Aufzeichnungen, die — hoffentlich! — Cosima Wagner dereinst der Nachwelt überlassen wird.

Daß alle Verehrer Wagners nach Neumanns Buch sofort mit höchstem Interesse griffen, liegt auf der Hand. Der wäre ein schlechter Wagnerfreund, der nicht auch Angelo

Neumann sein volles Interesse schenkte. Und es hat etwas Beruhigendes — wenigstens empfinde ich es so —, daß Neumanns „Erinnerungen an Richard Wagner", obwohl sie stilistisch weder glänzend noch eigenkräftig erscheinen, doch auf jeder Seite die historische Bedeutsamkeit erkennen lassen. Wie deprimierend müßte es wirken, wenn diese Aufzeichnungen als die kokette Selbstbespiegelung eines eitlen Künstlers aufgefaßt werden könnten, wenn dieses historische Dokument die Schlacken kleiner Menschlichkeit an sich trüge. Wie schön und befreiend klingt in diesem Buche Angelo Neumanns Wirken und Wesen aus! Wie harmonisch fügt sich dieser Teil zum gesamten Wagnerwerk! Darin liegt wirklich etwas wie eine künstlerische Reinigung. Und man darf nie vergessen, daß es sich hier nicht etwa nur um interessante und anregende Einzelheiten handelt, sondern daß hier ein Stück Kunstgeschichte ein für allemal festgelegt wird. Die Denkwürdigkeiten Angelo Neumanns sind authentisch in materieller, würdig in formeller Beziehung. Dadurch werden sie literarhistorisch so wichtig.

* * *

Man muß sich erinnern, daß es zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als erstaunlich und bewundernswert empfunden wurde, wenn jemand sich den ganzen „Tannhäuser" oder „Lohengrin" anhörte, daß man bei der ersten Aufführung der „Meistersinger" in Wien nach dem zweiten Akt einen zehn Minuten langen Höllenspektakel machte, so daß der Akt beinahe nicht zu Ende gebracht werden konnte, daß viele allen Ernstes behaupteten, der Tenorbuffo der Wiener Hofoper, Julius Campe, der dort den Beckmesser gespielt hatte, sei infolge der Anstrengungen dieser Rolle gestorben! Man darf auch nicht übersehen, daß die Direktion des Leipziger Stadttheaters am Tage vor der „Lohengrin"-Aufführung am 4. Juli 1876 anonym und nicht anonym davon benachrichtigt wurde, daß zweihundert Pfeiffer in Aktion treten würden, um einen Erfolg dieses „schandbaren" Werkes zu hindern.

Und nicht etwa nur bei den Laien herrschte diese Unsicherheit und Unfähigkeit des musikalischen Verständnisses, auch den Fachleuten erging es nicht anders. Als im August 1876 der „Ring der Nibelungen" in Bayreuth zum ersten Male gegeben wurde, faßte der damalige Direktor des Leipziger Stadttheaters, Dr. August Förster, mit dem sich Angelo Neumann in die Leitung der Bühne teilte, seine Bayreuther Eindrücke in die Worte zusammen: „Das Ding ist unaufführbar." Und er riet seinem Amtskollegen Neumann ab, nach Bayreuth zu fahren, da diese Reise völlig zwecklos sei. Aber Neumann war nicht der Mann, der sich abschrecken ließ. Er vertraute seinen Ohren mehr als dem Urteil seines Kollegen, und er fuhr dennoch nach Bayreuth.

Ein Angelo Neumann kennt nicht die Bedenklichkeiten, von denen sich der Durchschnitts-Theaterdirektor unterkriegen läßt. Er arbeitet immer im großen Stil, kalkuliert mit Zehntausenden, wo andre mit Tausenden rechnen, und setzt — wozu sich heute nur ganz selten ein Theaterdirektor aufschwingt — den Faktor Begeisterung als unbekanntes X mit in Rechnung. Und er hat sich selten dabei verrechnet, im Gegenteil: je gewagter und umfangreicher seine künstlerischen Spekulationen waren, um so besser sind sie ihm geglückt. Und Glück gehörte ohne Frage auch dazu. Auch Pollini in Hamburg war von ähnlichem Schlage wie Neumann, aber ihm war das Glück für seine Wagner-Unternehmungen nicht hold. Wenn aber auch äußere Zufälle mit hereinspielen, die Verdienste Angelo Neumanns sind darum nicht geringer und seine Energie bleibt staunenswert.

Kurzum: Neumann setzte sich, von Bayreuth nach Leipzig zurückgekehrt, mit allem Nachdruck für die Aufführung des „Ringes der Nibelungen" ein. Er ließ seinem Amtskollegen Förster nicht eher Ruhe, bis dieser an Wagner einen langen Brief schrieb, in dem er ihn um die Überlassung des Aufführungsrechtes für Leipzig bat.

Aber Wagner antwortete ausweichend. Er dankt für die Huldigung, die ihm Dr. Förster dargebracht, meint aber im übrigen, sein Werk „sei noch nicht fertig". Der Meister glaubte damals noch fest an die Möglichkeit, daß Bayreuth die Mission werde erfüllen können, die er ihm zugedacht.

So mußte man in Leipzig also den Gedanken an eine Aufführung des „Ringes" zunächst fallen lassen. Ein halbes Jahr später aber, als Wagner an den Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters, Josef Sucher, mit der Bitte herantritt, den Tenoristen Georg Unger zu engagieren, da kommt er auf Försters Brief zurück und stellt sein Entgegenkommen in Aussicht für den Fall, daß Unger engagiert werde. Man sieht, wie geschickt Wagner zu manövrieren verstand. Der Grundsatz manus manum lavat zieht sich wie ein roter Faden durch all seine geschäftlichen Verbindungen. Die Direktion ging auf die Bitte ein und Förster bemühte sich in einem Schreiben an Wagner abermals um die Erlangung des „Ringes" für Leipzig. Aber Wagner antwortete am 28. Februar 77 wiederum ausweichend und erbittet sich noch eine kurze Bedenkzeit, da er offenbar doch noch im Stillen hoffte, im Sommer dieses Jahres den „Ring" wiederum in Bayreuth geben zu können. Ende März fuhr Dr. Förster zu persönlicher Besprechung nach Bayreuth und erreichte auch glücklich die Vereinbarung eines Vertrages, demzufolge das Leipziger Stadttheater für zwei Jahre das Vorauffführungsrecht für ganz Deutschland, mit alleiniger Ausnahme des Münchener und Wiener Hoftheaters, zugesichert erhielt.

Danach schien nun die Sache in schönster Ordnung. Sie war es aber keineswegs. Es stellten sich Trübungen und Mißverständnisse ein, wie so oft bei Wagner, der dann, wenn ein Vertrag bereits endgültig abgeschlossen war, mit irgendeinem unvorhergesehenen Punkte herausrückte, der schnell zum Streitpunkt wurde. Wohl in keinem Falle liegt eine böse Absicht oder auch nur ein nörgelerisches Bedürfnis Wagners vor, aber Tatsache ist, daß er seine Verträge gern bis aufs Tüpfelchen auszunutzen bestrebt war. Ebenso hat er mit dem immerfort betonten Engagement Ungers geradezu eine Pression auf die Leipziger Theaterdirektion ausgeübt (bald darauf übrigens auch mit dem Engagement des Kapellmeisters Anton Seidl).

Es kann nur Juristen interessieren, die näheren Einzelheiten jener Abmachungen nachzuprüfen, die zwischen Wagner und der Leipziger Direktion getroffen wurden. Der Hauptstreitpunkt bestand, um es kurz zu machen, darin, daß Dr. Förster Wagner einen „Ehrensold" von 10 000 Mark zugesichert, diese Summe aber gleichzeitig „als Anzahlung auf die aus den Aufführungen für Wagner resultierenden Tantiemen" in Anrechnung gebracht hatte. Mit andern Worten: Wagner dachte sich diese 10000 Mark als Honorar, Dr. Förster als Vorschuß. Und man kann Wagner nicht ganz unrecht geben, wenn er für die Dr. Förster erteilte Vergünstigung, das Leipzig allein von allen Städten (außer München und Wien) das Vorauffführungsrecht des „Ringes" haben sollte, ein Extra-Honorar beanspruchte. Andrerseits ist aber auch Dr. Förster Wagner durchaus entgegengekommen, wie sich aus den mitgeteilten Briefen ergibt.

Wir müssen es indessen Angelo Neumann schon glauben, wenn er sagt, daß Dr. Förster den Mut verloren und verderblichen Einflüsterungen allzu willig sein Ohr geliehen hatte. Er wollte gerne von Wagner loskommen, wollte aber auch den äußeren Schein wahren. Das ging eine Zeitlang, aber schließlich hieß es doch Farbe bekennen. Und da gereicht auch heute noch der Brief vom 15. Mai 1877 dem ehemaligen Leipziger Theaterdirektor Förster wenig zur Ehre, in dem er Wagner in unverblümter Form des Treubruchs beschuldigt; Wagner antwortete ruhig und würdig. Er bekennt offen: „Ich denke an die Folgen und finde, trotz meiner gegenwärtigen Übermüdung, Geistesruhe genug, um diese Folgen mir so widerwärtig vorzustellen, daß ich sie vermeiden möchte." Er stellt auch Förster anheim, ihm einen Vertrag zur Unterzeichnung zu senden, der die Frage des Ehrensolds nach der Auffassung des Leipziger Direktors regelt.

Wagner war also bereit, einzulenken. Aber nun wird Dr. Förster sentimental, erinnert an „Clavigo" („Brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag nachher treiben und treiben, unzählige Überschößlinge; es gibt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin!"), klammert sich an eine einzelne, allerdings unvorsichtige Äußerung Wagners (derzufolge er Zweifel in die Leistungsfähigkeit des Leipziger Stadttheaters setzt) und lehnt weitere Unterhandlungen in der Sache ab. Den Schaden hatte natürlich Leipzig. Die Hetzer und Wühler

hatten einen Scheinsieg errungen, und Dr. Förster, mittelmäßig als Mensch wie als Künstler, war den Einflüsterungen unterlegen.

Als aber bei einem Essen zu Ehren einer Kammersängerin im Hause Dr. Försters einer jener einflußreichen persönlichen Freunde, dessen Namen Angelo Neumann rücksichtsvoll verschweigt, sich soweit hinreißen ließ, sein Glas auf die glückliche Auflösung des Nibelungenvertrages zu erheben und so taktlos war, auch mit Neumann anstoßen zu wollen, da warf dieser voll Empörung das Glas zu Boden, so daß es klirrend in Scherben ging. So war durch die Unbeständigkeit und Energielosigkeit Dr. August Försters Leipzig vorerst um die Ehre gekommen, den „Ring des Nibelungen" zuerst nach Bayreuth aufführen zu dürfen. Die musikalischen Rückwärtser Leipzigs frohlockten, spotteten ihrer selbst und wußten nicht wie. Es blieb Angelo Neumann vorbehalten, die böse Scharte auszuwetzen. **Paul Zschorlich.**

Der Kaiser und die Kunst

Der Direktor des Hohenzollern-Museums, Herr Paul Seidel, hat ein Buch herausgegeben, das heißt: Der Kaiser und die Kunst. Dies Buch ist von Wilhelm II. inspiriert und durchgesehen worden, es will eine offizielle Kundgebung sein. Darum haben wir die Berechtigung, uns damit zu befassen. Besonders wir Berliner, denn die Kunst des Kaisers haben wir am meisten zu spüren bekommen. Es wäre töricht, beweisen zu wollen, daß der Dom, die Siegesallee, die Anlage vor dem Brandenburger Tor, die Jagdgruppen, die Oranier, kurz: alles das, was uns an Bausachen und Denkmälern während der Regierung Wilhelms II. geschenkt wurde, mit der Kunst, wie sie der neudeutschen Art entspricht, nichts zu tun hat. Das Urteil über diese Gegenstände steht fest. Gut — wir mußten dulden und hatten uns dabei beruhigt. Wir sahen ein, daß dem eigenartigen Selbstvertrauen des Kaisers in künstlerischen Dingen freier Lauf gelassen werden mußte; wir hatten längst begriffen, daß es nur ein Mittel gibt, den unsrer Meinung nach angerichteten Schaden wieder gut zu machen: die Kunst des Bürgertums stärken! Wir müssen arbeiten, unermüdlich arbeiten, damit der bronzierte Glanz der höfischen Kunst, einer künstlerischen Kunst, von der natürlich gewachsenen des modernen Deutschlands abgeschminkt werde. Das war unsre Überzeugung; wir lebten danach; wir gewannen die Schlacht. Wir kamen so weit, daß wir getrosten Mutes vergessen durften, daß es überhaupt etwas gäbe, was sich königlich sanktionierte preußische Kunst zu nennen beliebt. An diesem Zustand kann kein Kaiser und kein Gott etwas ändern. Die Zeit verlangt nach der Kunst, die ihrem Wesen Form und Ausdruck gibt; lächelnd schreitet sie dahin über Romantiker und historische Schwärmer. So brauchte es uns nichts zu kümmern, daß die geschlagene Partei Siegesfeste feiert. Paul Seidel mag sein Danklied singen, so laut er kann, er mag ein noch so grelles Feuerwerk abbrennen, es bleibt dabei: die höfische Kunst ist überwunden — strahlend ist Deutschlands Kunst aufgegangen. So hätten wir keinerlei Ursache, uns über Seidels Buch zu erregen. Gewiß nicht, im Prinzip nicht; dennoch — wir dürfen nicht schweigen. Beweis: ich gebe sofort einige Stichproben. Zuvor noch dieses: wir dürfen nicht schweigen — Berlin schwieg, die ganze Berliner Presse schwieg! Ich zitiere: „Kein Vorgang von Bedeutung im öffentlichen Kunstleben entgeht dem scharfen Auge des Herrschers, bei ihm laufen alle Adern der Kunsttätigkeit in den verschiedenen Ressorts der Staatsverwaltung zusammen, um, mit frischem Blute erfüllt, bis in die fernsten Teile des Reiches dem Kunstschaffen neues Leben einzuflößen. Welche Anregung und Weckung des Ehrgeizes liegt allein für alle Beteiligten in dem Bewußtsein, daß jeder Entwurf . . . erst dem Herrscher vorgelegt werden muß, um hier einer scharfen Prüfung unterzogen zu werden. . . . Und auch das muß gesagt sein, so wohlwollend der Kaiser jedes ehrliche Kunststreben anzuerkennen weiß und mit dem Lobe nicht zurückhält . . . ebenso unerbittlich waltet der Rotstift seines Amtes." . . . Ich frage: worauf stützt sich des Kaisers Kritik? Wie kann ein Baumeister — ohne zu erröten — sich von einem Laien Korrektur geben lassen? Ist der Kaiser unfehlbar? In dem Buche ist eine Zeichnung abgedruckt, darunter steht: „Wilhelm I. R. Architekt." Was bedeutet das? — In dem Buche sind zahlreiche vom Kaiser kritisierte Entwürfe veröffentlicht; ganze Bauteile sind durchgestrichen und zahlreiche Änderungen sind befohlen. Alle diese kategorischen Anordnungen beziehen sich auf die Fassade, übersehen das Wesentliche, den Grundriß. Sie sind Geschmacksurteile, ebenso falsch wie richtig, aber unbegreiflich, wenn man ein Bauwerk organisch entstanden denkt. Worauf fußt das Recht des Kaisers, Kunstkritik mit absoluter Machtvollkommenheit zu üben? Alle diese Fragen wollen beantwortet sein; der Reichstag wird zu überlegen haben, ob hier nicht ihm, einer Kommission von Sachverständigen (die nicht notwendig dem Hause anzugehören brauchen) die Entscheidung zusteht. Es muß erörtert werden, ob der Kaiser zuständig war, den Bahnhof der „freien Stadt" Hamburg zu korrigieren. — Weiter: „Wilhelm II. verkennt nicht die reichen Talente und die hohe Begabung, die manchen Anhängern der sog. „modernen" Richtungen zuteil geworden sind, aber er wendet sich gegen die Verwaltung dieses von Gott gegebenen Pfundes und gegen die verkehrten Wege, welche diese Männer eingeschlagen haben." Wiederum: ist der Kaiser unfehlbar? Wann wurde je eine ähnliche Sprache gegen Künstler gesprochen? Das darf nicht so ohne weiteres hingehen; die Kunst ist keinem Selbstherrscher untertan, braucht keinen Beschützer. — Weiter: „Die sachliche und innerlich berechtigte Kritik ebenso wie der gute Witz finden beim Kaiser stets ein rasches Verständnis und eingehende Beachtung; aber die der Parteileidenschaft und dem von ihr abhängenden Geschäftsjournalismus entstammende persönliche Bosheit verweht bei ihm wie der Staub vor dem Winde . . ." So ist's recht! Das heißt, den Gegner totschlagen: man macht ihn zum Lumpen. Wann hat sich der Kaiser je unsern Einwänden zugänglich gezeigt? Hält er uns alle für „Geschäftsjournalisten?" So darf nicht gekämpft werden! Von diesen untertänigsten Dienern muß der Kaiser geschützt werden! Denn, daß man es wisse: wir glauben, der Kaiser ist nicht getreulich unterrichtet über die wahre Kunstbewegung, sonst müßte seine unleugbare Begeisterung sich uns zuwenden. Man könnte von einem Drama sprechen; man denke an Friedrich II. Von dem sagte Dohme im Jahre 1874: „Friedrich, der sein Land neu organisiert, der die Grundlage zu unserm heutigen Deutschland gelegt, der durch seine ruhmvollen Taten den Künstlern eine Fülle von Aufgaben gestellt, hat doch für die Entwicklung der Kunst seines Landes so wenig ein Verständnis gehabt als für die Literatur desselben." — So sprach Dohme 1874; heute ist die Sprache des Herrn Paul Seidel beliebt. Es wird dafür zu sorgen sein, daß diese Byzantiner verschwinden. Darum: der Kampf ist angesagt! **Robert Breuer.**

Giacomo Leopardi über das Vorlesen selbstverfaßter Schriften

Wie einst Cervantes die spanischen Lande von den Nachäffern des fahrenden Rittertums befreite, so möchte ich, wäre sein Genie mir zu eigen, ein Buch schreiben, um mein Italien, oder besser gleich die ganze zivilisierte Welt, von einer Seuche zu reinigen, die im Lichte der sonst so milden Sitten unsrer Zeit, vielleicht aber auch absolut betrachtet, mindestens ebenso roh und ebenso barbarisch erscheinen muß wie alle jene von Cervantes gegeißelten Reste mittelalterlicher Wildheit und Grausamkeit. Ich meine die infame Sitte, selbstverfaßte Schriften andern vorzulesen oder vorzutragen. Freilich ist dies Laster uralt, war jedoch in früheren Zeiten immerhin noch ein Übel, das man ertragen konnte, weil es selten war. Aber heute, wo ein jeder sich mit Schriftstellerei befaßt und es äußerst schwierig geworden ist, jemanden zu finden, der sich nicht als Schriftsteller rühmte, ist es zu einer Volksplage geworden, zu einem öffentlichen Unheil, zu einer neuen Drangsal unsres Lebens. Und es ist nicht Scherz, sondern bittere Wahrheit, wenn ich behaupte, daß seitdem alle Bekanntschaften verdächtig und alle Freundschaftsbündnisse gefährlich sind; und daß auch der Harmloseste keine Stätte und keine Stunde mehr weiß, wo er nicht befürchten müßte, plötzlich überfallen und entweder ohne Verzug aufs Korn genommen, oder aber fortgeschleift zu werden an einen andern Marterort, wo er dann Prosaschriften ohne Ende und Verse zu Tausenden anhören muß und zwar

nicht mehr unter der Begründung, man wolle sein Urteil darüber vernehmen, — ein Vorwand, den man lange Zeit hindurch als Anlaß und Entschuldigung für derartige Vorlesungen zu benutzen pflegte — sondern allein und ausdrücklich zu dem Zweck, dem Verfasser durch sein Zuhören ein Vergnügen zu bereiten und am Schluß natürlich mit den unvermeidlichen Lobsprüchen nicht zu sparen. — Es ist meine aufrichtige Meinung, daß die Sucht, selbstverfaßte Schriften vorzulesen, zwei schwache Seiten des menschlichen Seelenlebens ganz besonders deutlich hervortreten läßt. Nämlich erstens das Kindische in unsrer Natur, wenn wir sehen, bis zu welch äußerstem Grade von Blindheit und Borniertheit uns die Eigenliebe treibt. Zweitens die hochgradige Fähigkeit unsres Geistes, sich selber zu täuschen. Denn obgleich ein jeder sich der unaussprechlichen Qual bewußt ist, die ihm das Aufmerken auf das Vorlesen andrer immer bereitet hat, obgleich er die Angst und das bleiche Entsetzen in den Mienen der Unglücklichen wahrnimmt, die er zum Anhören seiner Werke auffordert, obgleich er sieht, wie sie mit allen möglichen Entschuldigungsgründen von ihm abzukommen suchen, oft sogar einfach die Flucht ergreifen und sich verstecken, so gut sie's können — bewahrt er trotzalledem eine eherne Stirn, und mit erstaunlicher Zähigkeit sucht und verfolgt er wie ein hungriger Bär sein Opfer durch die ganze Stadt, und hat er es eingeholt, so schleppt er es erbarmungslos an den Marterplatz. Und bemerkt er dann während des Vorlesens zuerst am Gähnen, darauf am Strecken und Winden des Körpers und an hundert andern Zeichen die Todespein des unglückseligen Zuhörers, so läßt er deswegen nicht von ihm ab oder gönnt ihm eine Pause; sondern unaufhaltsam geht es vorwärts, und immer wilder, immer ingrimmiger donnert und kreischt der Vorlesende stundenlang, ja ganze Tage und Nächte hindurch, bis er sich zuletzt heiser geschrien hat und neben dem längst in Ohnmacht gesunkenen Zuhörer endlich selber zusammenbricht, erschöpft, aber nicht gesättigt. — Es ist sicher, daß der Mensch während solcher Stunden, wo er seinen Nächsten langsam hinmordet, ein überirdisches und paradiesisches Glückempfinden hat; denn wir beobachten, wie die Leute alle andern Freuden dafür opfern, nicht an Speise noch an Schlaf denken und ihrem irdischen Dasein völlig entrückt sich wähnen. Und dieses Glücksgefühl beruht darauf, daß der Mensch in dem festen Glauben befangen ist, er wecke in seinen Hörern Bewunderung und Gefallen; sonst könnte er ja ebensogut in öder Wüste vorlesen wie vor Menschen. Welcher Art aber das Vergnügen des Hörers ist (ich sage absichtlich, „des Hörers", nicht des „Zuhörenden"), das weiß, wie ich schon erklärte, jeder aus eigener Erfahrung, und der Vorleser sieht es; überdies kenne ich viele, die eine schwere körperliche Züchtigung einem derartigen Vergnügen mit Freuden vorziehen würden. Sogar die schönsten und wertvollsten Schriften atmen nichts als tödliche Langeweile, sobald der Verfasser selber sie vorträgt; hierzu pflegte ein mir befreundeter Philologe zu bemerken: wenn es wahr sei, daß Octavia, als Virgil ihr den sechsten Gesang der Aneide vorlas, in Ohnmacht fiel, so sei anzunehmen, daß diese Unpäßlichkeit weniger durch die Erinnerung an ihren Sohn Marcellus hervorgerufen sei, wie man es meist auslege, als vielmehr durch die Langeweile des Zuhörens.

So ist der Mensch. Und dies Laster, von dem ich spreche, so barbarisch, so lächerlich, und so entgegen aller gesunden Vernunft, ist ohne Frage eine Krankheit des ganzen Menschengeschlechts; denn es gibt kein noch so sympathisches Volk, keine Kulturepoche, kein Jahrhundert, wo diese Pest nicht allgemein verbreitet gewesen wäre. Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche, scharfsinnige Männer, in jeder andern Hinsicht von hoher Geisteskraft und tiefster Weisheit, Männer voll reicher Erfahrung im Gesellschaftsleben, von vollendeten Formen, immer bereit Torheiten aufzugreifen und zu verspotten: sie alle werden zu mitleidlosen Kindern, wenn sie ihre eignen Geistesprodukte vortragen wollen. Und genau wie in unsern Tagen stand es um dieses Laster zu den Zeiten des Horaz, der es bereits unerträglich fand. Und zu den Zeiten des Martial, der jemandem auf die Frage, weshalb er nie seine Verse vorlese, antwortete: „Damit ich die deinen nicht zu hören brauche!" Ebenso lagen die Dinge in der griechischen Glanzperiode, wo von dem Zyniker Diogenes berichtet wird, er habe einst mit mehreren andern zusammen, alle halbtot vor Langeweile, einem solcher Vorträge beigewohnt und habe, als er das weiße Papier am Schluß des Buches aus den Händen des Autors hervorschimmern sah, ausgerufen: „Faßt neuen Mut, Freunde, ich sehe Land!"

Heute aber ist es soweit gekommen, daß die Hörer, und wenn man sie mit Peitschen triebe, den Anforderungen der Schriftsteller nicht mehr genügen könnten. Deswegen haben einige strebsame Geschäftsleute meiner Bekanntschaft auf diesen wunden Punkt ihr Augenmerk gerichtet; sie haben sich überzeugt, daß das Vortragen selbstverfaßter Dichtwerke ein der menschlichen Natur eingeborenes Bedürfnis ist, und gehen nun damit um, für dessen Befriedigung zu sorgen, zugleich aber, wie man es mit allen andern öffentlichen Bedürfnissen gemacht hat, einen persönlichen Vorteil dabei herauszuschlagen. In dieser Absicht wollen sie binnen kurzem eine Hör-Anstalt oder Hör-Akademie eröffnen, wo sie selbst oder ihre Angestellten zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit sein werden, gegen eine bestimmte Geldentschädigung jeden anzuhören, der seine Werke vorzulesen wünscht. Für Prosaschriften soll die Taxe betragen: einen Scudo für die erste Stunde, zwei Scudi für die zweite, vier für die dritte, acht für die vierte, und so fort in aufsteigender geometrischer Reihe. Für Verse immer das Doppelte. Will jemand einen schon gelesenen Abschnitt wiederholen, was häufig vorkommt, dann eine Lira pro Vers! Schläft der Zuhörer ein, so soll dem Leser ein Drittel der Gebühren erlassen werden. Gegen Krämpfe, Herzbeklemmungen und andre leichtere oder schwerere Erkrankungen, von denen Leser oder Hörende während der Vorträge befallen werden könnten, soll die Anstalt mit Essenzen und Heilmitteln versorgt sein, deren Abgabe umsonst erfolgt. Auf diese Weise wird ein so unfruchtbares Glied, als welches die Ohren bislang angesehen wurden, zu einer Quelle reichen Gewinnes gemacht, dem Gewerbefleiß eine neue Bahn eröffnet und eine entsprechende Hebung des Nationalreichtums erzielt. (Pensiero XX). **F. W.**

Vier politische Märchen

von Fjodor Sologub

(Deutsch von Dr. Alexander Eliasberg)

1. Der versicherte Pilz

Ein Pilz ließ sich einmal in eine Lebensversicherung aufnehmen. Er reiste in die Hauptstadt, erlegte die Gebühren für den ganzen Sommer und kehrte dann in seinen Wald heim. Man hatte ihm ein kleines Blechschild auf den Hut genagelt und darauf war deutlich zu lesen: „Versichert bei der Aktiengesellschaft Rossija." So stand nun der Pilz stolz da und die andern Pilze erwiesen ihm großen Respekt.

Eines Tages kamen Kühe in den Wald. Sie fraßen Gras, naschten auch von den Pilzen, läuteten mit ihren Kuhglocken und schlugen mit den Schwänzen nach den Fliegen. Sie waren so gut gelaunt, wie Exzellenzen auf der Sommerfrische. So oft sie sich aber dem versicherten Pilz näherten, wurden sie unruhig und machten schleunigst kehrt.

„Diesen da," sagten sie, „dürfen wir nicht fressen, er ist ja versichert. Wenn man so einen unversehens zertritt, so hat man genug mit den Gerichten zu schaffen und kann dabei furchtbar eingehen." —

Eine Kuh kam aber auf diesen Pilz zu und wollte ihn durchaus verspeisen. Sie stand nun da und überlegte sich die Sache:

„Was kann mir eigentlich geschehen, wenn ich ihr fresse?"

Sie wandte sich nun zu den andern Kühen und fragte: „Welcher Pilz ist denn hier eigentlich versichert?"

Sie tat so, als ob sie ihn gar nicht sähe. Da zeigte man ihr den Pilz.

„Wie ist es denn mit dieser Versicherung?" fragte sie weiter.

„Siehst du," antwortete man ihr, „dieses kleine Blechschild da hat eine große Macht und Bedeutung." —

Die Kuh überlegte sich die Sache noch einmal, strich dann mit der Zunge über den Pilz, half noch mit einem

Horn nach und da fiel das Versicherungsschild vom Pilz auf einen faulen Baumstumpf herunter. Und da sprach die Kuh:

„Jetzt ist die Versicherung auf den Baumstumpf übertragen, dieser ist nun versichert und man darf ihn nicht anrühren."

Die andern Kühe waren sehr ungehalten und sagten:

„Ja, was fangen wir jetzt mit diesem faulen Baumstumpf an? Den brauchen wir gar nicht. Den Pilz wollen wir haben." —

Während die andern Kühe auf diese Weise ihre Ansichten über den faulen Baumstumpf äußerten, fraß die erste Kuh den Pilz ruhig auf und bemerkte noch:

„Mit dieser Versicherung scheint es nicht viel los zu sein."

Sprach's und ging. Es ist ihr auch nichts weiter geschehen.

2. Die überzähligen Stricke

Es war einmal ein sehr braver Knabe; seine Eltern waren aber mit ihm furchtbar streng. Jedesmal, wenn der Knabe ihnen in den Weg kam, schrien sie ihn an:

„Warum bist du wieder unartig? Du ungezogener Bengel! Du tust nichts, als immer die öffentliche Ruhe und Ordnung stören."

Der Knabe gab sich immer die größte Mühe, brav zu sein und seinen Eltern zu folgen, da er aber noch ein Kind war, so kam es zuweilen vor, daß er irgend einen Streich verübte.

Da sagten ihm einmal seine Eltern folgendes:

„Worte scheinen bei dir nicht viel zu nützen, wir müssen daher wirksamere Maßregeln ergreifen und dich an Händen und Füßen binden; wir werden dir schon deine Unart austreiben!"

Gesagt — getan. Sie fesselten also den Knaben an den Händen, doch so, daß er mit ihnen noch gute Worte schreiben konnte, aber zum Schreiben von frechen Worten nicht den nötigen Schwung nehmen konnte; er war zwar noch imstande, Pakete für seine Eltern zu schleppen, konnte aber nicht mehr die Trommel rühren. Sie banden ihn auch an den Füßen, doch so, daß er sich noch langsam fortbewegen konnte; vom Laufen war aber nicht die Rede. Dann schnallten sie ihm einen Maulkorb an, so daß er zwar Grießbrei essen konnte, aber das Beißen aufgeben mußte. Schließlich befestigten sie ihm noch einen Stock an den Rücken, damit seine Haltung stets militärisch stramm sei. Der Knabe war also auf diese Weise gefesselt und benahm sich nun so, wie es seine Eltern haben wollten. Er war traurig und weinte oft, die Eltern sagten aber:

„Weine nur soviel du magst. Siehst du: Das kommt, weil du unartig warst. Wir haben dir früher unser Vertrauen geschenkt, jetzt hast du aber jedes Recht darauf verloren. Schreibe es nur dir selbst zu!"

Die Nachbarkinder lachten den gefesselten Knaben aus; seine Eltern aber waren zwar streng, doch dumm und sie hatten ihre Freude daran, daß die Nachbarkinder ihren Knaben auslachten.

Einmal wurde aber nachts ein Fenster von außen eingeschlagen. Ins Zimmer flog ein Stein, an dem ein Zettel befestigt war und auf dem Zettel stand: „Das habt ihr dafür, daß ihr euren Knaben quält."

Als die Eltern diesen Zettel gelesen hatten, gerieten sie in Zorn und beschwerten sich beim Schutzmann; der Schutzmann konnte ihnen aber nicht helfen. Sie rächten sich daher an dem armen Knaben und banden ihn mit neuen Stricken, selbst an jenen Stellen, wo er bereits gebunden war. Als sie damit fertig waren, aßen sie ihr Nachtmahl und gingen zu Bett. Der Knabe bekam aber kein Nachtmahl und wurde vorsichtshalber für die Nacht an sein Bett gefesselt.

In der folgenden Nacht wurde nun ein zweites Fenster eingeschlagen und der Stein trug wieder einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Wir werden euch alle Fenster auf diese Weise einschlagen, wenn ihr nicht aufhört, euren Knaben zu quälen."

Da bekamen die Eltern Angst. Sie gingen nun zu allen Nachbarn und erklärten:

„Wir werden die überzähligen Stricke entfernen."

Sie lösten auch wirklich die Hälfte der Fesseln, gerade diejenigen, die sie zuletzt angebracht hatten und die wirklich überflüssig waren. Darauf legten sie sich schlafen und glauben noch heute fest daran, daß sie ruhig schlafen können und daß keine weiteren Fensterscheiben eingeschlagen werden.

3. Die Puppen des Brüderleins

Ein kleines Mädchen saß auf dem Boden und spielte mit ihren Puppen. Sie sagte ihrem Brüderlein:

„Siehst du, diese Puppe heißt Kathi und diese Marie. Ich werde jetzt beiden weiße Kleidchen anziehen, dann kriegen sie Brei aus Sand zu essen und dann werde ich sie in den Winkel stellen."

Das Brüderlein wurde neidisch und sagte:

„Ich will mir auch Puppen anschaffen, die sollen aber besser als die deinigen sein, lauter Jungens."

Er lief also schnell in den Spielzeugladen und kaufte sich zwei billige Puppen männlichen Geschlechts. Er brachte sie nach Hause und sprach zu seinem Schwesterlein:

„Siehst du, diese Puppe da heißt Prügelowskij und diese — Willkürinskij. Den Prügelowskij mache ich zum Minister, der Willkürinskij wird aber Botschafter. Ich werde beide an einem Schnürchen herumschleppen und dann in eine Pfütze setzen."

Das Brüderlein hat es auch so gemacht: es band beide Puppen an ein Schnürchen, schleifte sie dann durchs ganze Haus, dann auch durch den Hof und durch die Straße und ließ sie schließlich in eine tiefe, schmutzige Gosse fallen. Da liegen sie noch heute.

Knaben verstehen ja nicht mit Puppen umzugehen!

4. Der Krebs

Man sagt, der Krebs gehe rückwärts. Dies ist aber eine Verleumdung: der Krebs bewegt sich stets, wie alle vernünftigen Leute, in jener Richtung, in die seine Augen schauen.

Ein Krebs verließ einmal seinen Fluß, um sich die Gegend etwas anzuschauen, und begegnete da zwei kleinen Kindern.

„Sieh doch," sagte das Brüderlein, „der Krebs geht rückwärts."

„Wollen wir ihn doch fangen!" sagte das Schwesterlein.

Dem Brüderlein gefiel dieser Vorschlag und es sagte:

„Es ist ja sehr leicht: der Krebs ist doch dumm und kann nicht rückwärts schauen. Wenn wir ihm meine Mütze auf den Weg legen, da kriecht er in sie hinein. Wir werden ihn dann nach Hause bringen und kochen."

„Nicht so laut," sagte das Schwesterlein „sonst erschreckst du ihn." —

Sie setzten sich also auf den Boden und hielten mit den vier Händchen die Mütze dem Krebs entgegen. Dieser war aber nicht so dumm, er bemerkte die Mütze und schlug eine andre Richtung ein. Die Kinder hielten ihm wieder ihre Mütze entgegen, er wich ihr aber wieder aus. Sie plagten sich so lange ab und konnten den Krebs nicht fangen. Da fingen sie sich die Sache zu überlegen an.

„Wie kann er denn rückwärts sehen?" fragte das Schwesterlein.

„Er muß also hinten Augen haben," sagte der Bruder.

„Die Augen müssen doch auf dem Kopfe stecken!"

„Dann hat er wohl auch seinen Kopf hinten," schloß das Brüderlein.

Die beiden liefen schnell nach Hause und erzählten allen: „Wißt ihr, was wir eben gesehen haben? Einen Krebs haben wir gesehen, er ging rückwärts und es war so sonderbar: sein Schwanz ist vorne und sein Kopf ist hinten. Auch die Augen sind hinten. Wenn er nun rückwärts geht, so ist der hintere Teil mit dem Kopf und den Augen vorn, der vordere Teil aber mit dem Schwanz ist hinten!"

Kunst

Leo Samberger. Vor einigen Jahren waren auf der Münchener Sezession eine große Zahl von gleichartigen Bildnissen, Kohlen- und schwarzen Pinselzeichnungen, ausgestellt. Leo Samberger hatte die besten und bekanntesten der Münchener Maler porträtiert: Uhde, Stuck, Harburger, Zauk und so fort. An diesen Bildnissen konnte man der Kunst des Mannes am meisten froh werden. Nicht allein staunte man über die Lebendigkeit des Vortrags, über die fast un-

vermittelte Gegensatzwirkung von ganz dunkelschwarzen Flächen zu den Helligkeitswerten, mit denen das Gesicht modelliert war. Man spürte auch, daß diese vielleicht etwas stürmische Art, zu zeichnen und zu malen, den unmittelbaren Ausdruck der seelischen Erfassung des Porträts bedeutete. Samberger sieht im Kopf vielleicht weniger das Charakteristische als den Charakter. Er kennt das Wesen und die Kunst dieser Männer und macht, soweit dies möglich ist, aus ihrem Porträt einen Kommentar ihrer Werke. Ihn interessieren die plastischen Formschönheiten eines Kopfes vielleicht so wenig wie die Reize der Hautfarbe oder die räumliche Gesamtwirkung eines Menschen. Er malt nur Köpfe und verzichtet auf das Bedeutsame von Gestalt und Bewegung. Auch ist seine Malerei nicht schön. Ich muß wenigstens gestehen, daß ich mich an den schwarzen und sepiabraunen Tönen und an der breiten, wilden, mitunter genialen Pinselführung nicht recht freuen kann. Er sieht in den Dingen keine Farben, vielmehr er will keine zeigen. Er sieht in den Dingen keine Stoffe, kein Material, das sonst den Künstler vielleicht reizt, dem eignen Charakter und dem Verhältnis der Lokalfarben nachzugehen. Mit einem etwas gleichmäßigen Pinselstrich deckt er das zu. Seine Palette hat großen Umfang zwischen Hell und Dunkel, aber einen geringen Reichtum an Farben.

Doch er sieht das Seelische der Menschen mit einem eignen festpackenden Temperament. Das ist dasjenige, wodurch er trotz des Mißbehagens über seine Malerei doch immer wieder fesselt. Würde er bloß Geist und ein paar scharfe Augen besitzen, so möchte er wohl das Charakteristische sehen, das an die Karikatur grenzt. Mitunter streift er daran. Aber während alle Karikatur das Lebensgefühl erdrückt und eben dadurch lächerlich oder auch peinlich wirkt, vertieft Sambergers Werk die Empfindung des Lebendigen. Er sieht nicht bloß mit den Augen.

Das Porträtmalen ist, von allem Äußeren wie den Wünschen des Auftraggebers und so fort abgesehen, die engste Zucht des Künstlers. Denn hier wird ihm unbedingte Konzentration auf das Objekt befohlen. Für die gestaltende Phantasie bleibt meist sehr wenig zu tun. Umsomehr für die Vorstellungskraft, die sich einen fremden Menschen aneignen kann. Jede ernsthafte „Bildnismalerei ist ein Begegnen, eine Auseinandersetzung zweier Seelen. Es kommt auf das Temperament und auf die Begabung des Malenden an, wie stark oder wie schwach seine eigene Art in dem Bildnis des andern sich durchsetzt. Man kann jedoch hier keinerlei entscheidenden Maßstab anlegen, als ob der Grad eines solchen Verhältnisses zwischen Maler und Modell die künstlerische Güte der schließlichen Leistung ausmache. Er charakterisiert nur. Sambergers Bildnismalerei ist stark durch die Kraft der unmittelbaren Erfassung. Er fühlt sofort den Menschen. Es ist nicht das zähe Abmühen um alle Winkel und Schatten einer Seele, auch nicht der Versuch, die geistige oder sonstige Bedeutung des Gemalten mit dem Pinsel sozusagen zu monumentalisieren. Sondern diese Bildnisse sind in all ihrer sprühenden Lebendigkeit einfaches Bekenntnis. Ich denke z. B. an die prächtigen Köpfe des Bildhauers Floßmann, der einen festen, harten Schädel hat, oder an Oberländers Porträt. Da hat man ohne weiteres den Wert und den Charakter des Menschen vor sich. Samberger nimmt häufig den dunklen Grund und fährt mit einem aufwühlenden Strahl von Licht hinein. So erfaßt und begreift er die Menschen ohne viel Umwege. Gewiß sagt er nicht immer alles. Die Bildnisse sind anders als die des Jan van Eyck, der sorgsam und genau und stark einen Menschen ausschöpfte. Aber er sagt das menschlich Wichtige.

Eine Kunstwartmappe (4 M. bei Callwey) gibt jetzt dem weiteren Publikum eine Vorstellung von Sambergers Kunst. Avenarius geht in einem guten Vorwort für den Maler sehr ins Zeug. Wenn ich mich bemühe, den Charakter von Sambergers Kunst ganz zu verstehen und in den immer dürftigen Worten von ihr ein Bild zu entwerfen, so kann ich mich zu der gleichen Schätzung doch nicht entschließen. Es decken sich wohl die Zugigkeit und Breite der Pinseltechnik mit der lebendigen Art der Auffassung, aber die Technik selber ist bisweilen recht unsympathisch und, so verschieden die Männer im Grunde sind, von Lenbach übernommen. Die Mappe enthält noch ein paar Blätter mit freien Gestaltungen des Künstlers. Er gibt den Schmerz und die Trauer in dem bewegten oder erstarrten Antlitz einer Frau. Aber mir scheint, daß er hier bisweilen die Leidenschaft, den seelischen Affekt abwandelt von seiner Größe zum bloßen malerischen Effekt. Seinem drängenden Wesen ist es versagt, hier in einer ruhigen Abklärung das letzte zu geben. Daher kommt manchmal die Deutlichkeit der Absicht. Und diese verstimmt.

H.

Allerlei

Sonntagnachmittag auf dem Lande. Und noch dazu Sonntagnachmittag im August mit heiß herniederbrennender Sonne. Wieviel Mal bist du schon beschrieben worden als Urbild der gesunden Langeweile und wie schön bist du doch! Ist sie nicht schön, diese tiefe Stille ringsumher? Im Garten unter den Tannen hörst du, weit drüben über der Landstraße im Nachbarhaus, eine Tür aufgehen, ein Kind holt ein Stück Brot, dann ist's wieder ganz still. Das junge Volk ist trotz der glühenden Hitze in den Wald gezogen, die Alten halten einen langen Nachmittagsschlaf nach der Wochenarbeit, denn gestern und vorgestern wehte der warme Augustwind schon über die ersten Stoppeln und die nächste Woche soll die volle Erntearbeit bringen. Und nun soll es langweilig sein, dazusitzen und hinauszuhorchen in die große große Stille, in der das Korn reif und todesschön dasteht und die Sonnenlichter auf den Blättern spielen und hie und da ein Jakobiapfel aufleuchtet im ersten Gelb und Rot. Leise, leise bewegt der Sommerwind die Zweige, daß neue Lichter und neue Schatten entstehen, der Kohlweißling fliegt von einem roten Kohlblatt zum andern, die Kirchhofsmauer und die Landstraße schimmern grell und gelb in der Ferne. Kaum ein Vogel schwirrt, kaum eine Fliege summt und über der feiernden Stille steht der hellblaue deutsche Himmel so ruhig, so bescheiden und andächtig.

Wehe dir, deutsches Volk, wenn deine Seele so klein wird, daß du in dieser feierlichen Stille nimmer selbst feiern kannst.

E. Goes.

An einen Hund. Dir soll mein Wort der Dankbarkeit gewidmet sein, denn du gehörtest zur Sommerfreude! Lord, mein Lord, wie bist du würdig, sozusagen ein Wirklicher Geheimer Haus- und Hofhund mit dem Titel Exzellenz! Du gibst zwar Pfote, wenn man es ernstlich von dir verlangt, doch machst du dabei Augen, als wolltest du sagen: behandle mich, bitte, doch etwas feiner! Wenn du oben auf der Treppe vor der Tür liegst und dein Haupt auf die Vorderhände gesunken ist, dann müssen Menschen wartend bitten, ob es dir gefällt, ihnen Platz zu machen. In solchen Augenblicken begreift man, daß einige indische Völker Hunden göttliche Verehrung zollten. Was kann es auch für einen Naturmenschen Eindrucksvolleres geben als solch ein Tier in seiner angeborenen Sicherheit des Benehmens? Und doch, Lord, es tut mir leid, aber ich muß es sagen, auch du warst bisweilen schlau und hattest das, was Menschen ein böses Gewissen nennen. Trotz deines Alters bist du in dunkler Nacht spazieren gegangen — ja! Was hast du denn da bekommen? Alter, du hältst den Kopf so schief! O Lord . . . ? Aber am schönsten bist du doch, wenn abends die großen Schweine auf den Hof gelassen werden, um zu trinken. Diese Tiere verletzen deine Weltanschauung. Laß dir nicht gefallen, daß solche Wesen existieren! Wie anders ist es mit den Kühen! Die sind auch von deinem Standpunkt aus ertragbar, und Pferde sind für dich eine seelische Erquickung. Dein Himmel besteht aus einer Wohnstube, einer sonnigen Hoftreppe und einem Pferdestall. Aber in diesen Himmel gehört Fox hinein, dein kleiner weißer Trabant mit den schwarzen Flecken. Du weißt sicher nicht mehr, daß du lange Jahre ohne Fox gelebt hast, denn heute kannst du ohne ihn nicht sein. Wenn du in der Ecke liegst, so liegt er in dem letzten Winkel zwischen dir und der Ecke. Wenn du deine Beine von dir streckst, so plaziert er sich auf deine Beine. Er kennt deine ganze Dummheit und Gütigkeit und liebt dich, weil er an deiner Wärme gesund geworden ist von schwerer Krankheit. Er wird dich einmal zu Grabe geleiten, wenn du des irdischen Daseins genug haben wirst. Bis dahin aber mög dein rötlich schimmerndes Haar noch manchen Tag in frohem Lichte glänzen!

Vom letzten Schultage. Die Kinder waren froh, denn am Nachmittag sollten die Ferien beginnen. Ich suchte nach einem Aufsatzthema, was all die zerstreuten Gedanken noch einmal auf einen Punkt richten könnte. Ich fragte die Kinder, wovon sie schreiben wollten, und schnell meldet sich ein kleiner Junge: „Was ich in den Ferien tun will." Allgemeine freudige Zustimmung! Nun war das Zaubermittel gefunden; die Gedanken sind mit einem Male energisch auf ein Ziel gerichtet. Und sie flogen mir nur so entgegen, als ich zur Unterstützung schwächer begabter Kinder frage, was denn wohl getan werden kann: „Räuber und Gendarm spielen", „zur Großmutter nach Stöln", oder „zur Tante nach Wilhelmshafen reisen", sind die Antworten. Einer will in Begeisterung für das väterliche Handwerk „jeden Tag eine Molle Fleisch austragen". Bald sind alle mit Eifer am Schreiben. Eine Anzahl hat nach einer Viertelstunde beide Seiten der Tafel bereits vollgeschrieben. Einige drängen sich im Bewußtsein ihrer geistigen Überlegenheit zum Vorlesen ihres Aufsatzes. Andre, die von besonders intimen Freuden zu berichten haben, wie „jeden Tag ausschlafen" (die Schule beginnt hier schon um 7 Uhr) oder „jeden Tag Futter für die Kaninchen holen", wollen mit ihrer schriftstellerischen Leistung nicht gern an die Öffentlichkeit treten; aber sie lächeln vergnügt vor sich hin, denn die bevorstehenden Freuden treten ihnen, als sie davon geschrieben sehen, recht deutlich vor die Sinne. Nur ein kleines Mädchen hat nichts geschrieben und weint. Es sagt: „Ich weiß nichts zu schreiben." Und ein andres Kind meldet sich und sagt: „Sie hat mir gestern gesagt, sie hätte nichts von den Ferien, sie müßte so viel schaffen, denn sie hätte eine Stiefmutter." — Arme Kleine! Auch der verkommenste Junge, das ärmste Mädchen, die zu Hause nicht satt zu essen bekommen, hatten in dieser Stunde ihre stillen Freuden. Dir aber erscheint die Schule mit ihrer strengen Zucht schöner als die Ferien zu Hause! Welch' ein Meer von Leid für ein Kindergemüt liegt hinter solchem.

G. Modersohn.

Über das Problematische der Buchbesprechung. Man möchte die lebenden Autoren nach dem herkömmlichen Verfahren im Reich

LAW NOTICES.

Advertisements will be inserted under this heading at the following rates:

Not exceeding 4 lines, 3s. 6d.
Every additional line, 6d.

Terms, Cash with Order.

NOTICES.

Solicitors and others are invited to send for publication in this column Notices of Changes in Partnerships, Dissolutions, Bankruptcies, Deaths, Appointments, and other matters of interest to the Profession.

Nationalsozialer Wahlverein Frankfurt a. M. Freitag, den 6. September Stammtisch im Stadtgarten, Eschenheimertor

Fordern Sie gratis Katalog über Nutzgeflügel, Brutei er, Kraft-Geflügelhäuser, Brutmaschinen, Zuchtgeräte etc. Geflügelpark in Auerbach, Hessen.

Bitte kostenfrei Katalog zu verlangen über zerlegbare Geflügelhäuser. Tausende in Betrieb, besser wie Steinbau. Rasse- und Leggeflügel, Brutmaschinen, über die ganze Erde geliefert. Brut-eier aller Rassen. 20jährige Fabrikate, sämtliche bewährte Zuchtgeräte, Geflügelzuchtwerke etc. **Geflügelpark i. Auerbach, Hessen.**

Eine alte Erfahrung lehrt, daß Erworbenes mehr geachtet und beachtet wird als Geschenktes. Möchten hieraus unsere Freunde die rechte Nutzanwendung auch beim Empfehlen der Hilfe ziehen. Veranlassen Sie diejenigen von Ihren Bekannten, die dafür in Betracht kommen, probeweise die Hilfe auf ¼ Jahr zu bestellen. In den meisten Fällen werden diese dann auch Leser bleiben. — Für jede Mitarbeit sind wir unseren Freunden aufrichtig dankbar.
Hochachtend
Verlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg.

Anerkannt
EM pfehle meine bekannten feinen milden Qualitäts-Zigarren, unsort a. f. Sumatra-Brasil-Tabak, große Fac. 16jähr. Spezialität.
1. Marke „Grebe" M. 4½
2. „Mylady" M. 5.–
3. „La Calidad" M. 6.–
per ⅒ K. (100 St.) 3.10 frko. Viele freiw. Zeugn. v. H. Pfarrern, Lehrern, Ärzten etc. Preislisten fr.
Heinr. Grebe
Bremen 27, Zigarrenfabr.
Vorzüglich

Wichtige Mitteilung für Ortsvereine

Der Wunsch, sich politisch zu betätigen, mitzuarbeiten an der Stärkung der liberalen Bewegung, wird häufig von Gesinnungsgenossen geäußert.

Um Anfragen gerecht werden zu können, bitten wir, uns von allen Neugründungen und Änderungen zu verständigen.

Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin.

Kunstwartverlag Georg D. W. CALLWEY, München.

Liebermann - Mappe

mit Begleitwort von Ferdinand Avenarius herausgegeben vom Kunstwart

In der Ausstattung der Vorzugsausgabe unsrer Mappen, jedoch in steifer Kartonhülle. — Preis 10 Mark.

Es ist nur durch das außerordentliche Entgegenkommen und die tätige Hilfe des Künstlers möglich geworden, diese größte Bilderpublikation seiner Werke überhaupt herauszugeben. Die Mappe umfasst 20 Vollbilder, 27 Text-Illustrationen und ein Selbstbildnis des Künstlers.

Alle unter „Büchertisch" oder sonst in der „Hilfe" angezeigten

Bücher und Broschüren

beziehen Sie durch Ihren Buchhändler am Platze oder durch uns. Wir liefern auch in Rechnung gegen monatliche Ratenzahlungen von 5 Mk. Bei vorheriger Einsendung des Rechnungsbetrags oder bei sofortiger Barzahlung tragen wir die Kosten für Einsendung des Geldes und für Übersendung der bestellten Bücher

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Wir warten noch immer

auf einen großen Teil der Beiträge zur Adressensammlung für die Herbstwerbearbeit. Da die Zeit drängt und die umfangreichen Vorarbeiten sofort getroffen werden müssen, bitten wir dringend die Karte, die Sie mit Nr. 31 empfangen, sofort ausgefüllt abzusenden. Beachten Sie auch die 1. Umschlagseite von Nr. 27 u. 28. Hochachtend

Buchverlag d. „Hilfe", Berlin-Schöneberg

O. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Erziehung im Hause

von Charlotte M. Mason
Deutsch von E. Kirchner

„Es bringt eine Fülle von Beobachtungen auf psychologischer und physiologischer Grundlage in mehr aphoristischer Form und weist mit ernster Mahnung hin auf die Bedeutung des mütterlichen Berufs und den Wert der Kindespersönlichkeit." [632
21. November 1908. *Schwäbischer Merkur*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Ein kranker Mensch Ein halber Mensch! Darum sind das Glücksgefühl und die Dankbarkeit verständlich, die aus folgenden Zeilen sprechen: Es drängt mich, der Verwaltung des Lamscheider Stahlbrunnens auf diesem Wege meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich litt schon einige Jahre an furchtbar quälenden Magen- und Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, großer Schwäche des ganzen Körpers und Abmagerung, so daß es mit meinen Kräften immer mehr zu Ende ging. Durch den nur kurzen Gebrauch des Lamscheider Stahlbrunnens bin ich von allen Beschwerden befreit worden. J. J. in B. — Aus Dankbarkeit für meine wiedererlangte Gesundheit bestätige ich hierdurch der Verwaltung des Lamscheider Stahlbrunnens, daß ich von meinem Leiden so weit befreit bin, daß ich meiner Arbeit wieder nachgehen kann. Ich litt mehrere Jahre an Magenschmerzen, Blutarmut, Appetitlosigkeit und Nervenschwäche. Ich war dem Tode nahe. Alle Mittel waren erfolglos. Ich verdanke mein Leben nur dem Lamscheider Stahlbrunnen. M. H. in B. — Ich las die vielen Heilerfolge des Wassers und ließ mir 30 Flaschen senden, die ich mit meiner Freundin teilte. Meine Übel verschwinden immer mehr, und mit unendlicher Freude sehe ich meine Gesundheit wiederkehren. B. B. in R. — Trinkkuren im Hause ohne Berufsstörung Ausführ. Mitteilungen über Heilerfolge, Kurgebrauch kostenl. durch: Lamscheider Stahlbrunnen, Düsseldorf 803.

[4224

Verlagshandlung der Anstalt Bethel, Bethel bei Bielefeld

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Im Dienst der Liebe

Erlebnisse aus der Arbeit der innern Mission

Bearbeitet und herausgegeben von P. Carl Goebel,
Inspektor an der westfäl. Diakonenanstalt „Nazareth" in Bethel bei Bielefeld

mit Vorwort von P. D. F. von Bodelschwingh.

8°, IX u. 372 Seiten

Preis elegant kart. M. 2,40, in elegant. Leinenband M. 3,—

Es gibt Bücher, die Lust zum Reisen machen. Dies Buch macht Lust zum Reisen ins heilige Land der dienenden Liebe. Dazu führt es uns über Höhen und Tiefen des Lebens, durch die vielfach gewundenen Pfade des Elends, führt uns durch die Heimat und bis nach Afrika und China. Über allen Wegen aber leuchtet das Licht der Barmherzigkeit Gottes. — Der stattliche Band von 372 Seiten enthält nichts Erfundenes und nichts Gemachtes, sondern nur Selbsterlebtes der Diakonen vom Brüderhause Nazareth. Darum machen die Geschichten dieses Buches einem mehr als alle erdachten Geschichten das Herz warm und weit. Wer das Buch recht gelesen hat, bekommt mehr Lust und Hoffnung für das Reich des Herrn und seinen Sieg, dessen Augen werden geöffnet für das Feld der dienenden Liebe in seiner eignen Umgebung.

Was ist das Evangelium?

Beantwortet nach

Paulus, Lukas, Markus, Matthäus und Johannes

von Samuel Jaeger

Dozent an der Theol. Schule zu Bethel bei Bielefeld.

118 Seiten. — Elegant kart. — M. 1,20.

Die Person Jesu beschäftigt gegenwärtig aufs tiefe alle wahrhaft Gebildeten. Es gilt, in dem Widerstreit der Meinungen sich ein selbständiges Urteil zu bilden, ob die modern-liberale Religionswissenschaft recht hat, wenn sie Jesus nur als ihre, höchstens als Religionslehrer von Gottes Gnaden gelten lassen will. Diesen von der liberalen Theologie vertretenen vielfachen Ansichten gegenüber sucht die vorliegende Schrift festzustellen, was denn eigentlich Evangelium sei nach Paulus, nach den Urapostel und Evangelisten, nach Jesu Meinung und Wollen. Sie sucht das ganze neutestamentliche Quellenmaterial vollständig reden zu lassen, und damit das einhellige Zeugnis der gesamten Urchristenheit in seiner undurchbrechlichen Geschlossenheit zur Geltung zu bringen.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 36

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 8. September 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Anträge zum Parteitag der Freisinnigen Volkspartei — Ministerialdirektor Dr. Althoff — Die Sozialdemokratie in Essen — Die Vertretung des Volkes im preußischen Abgeordnetenhause — Die Kreuzzeitung — Sozialpolitik und Regierung — Nationalliberale und „Gelbe" Gewerkschaften). — **Naumann:** Die Aussprache im Liberalismus über das preußische Wahlrecht. — **Paul Rohrbach:** Frankreich in Nordafrika. — **Jakob Beyhl:** Hermann Schell und der Katholikentag. — **Erich Schlaikjer:** Nordschleswigsche Wetterbriefe, II. — Sprechsaal. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Einwirkung. — **Paul Zschorlich:** Richard Wagner und Angelo Neumann, II. — **Theodor Heuß:** Delft. — **Gustav Bremer:** Volks- und Fortbildungsschule. — Sprechsaal. — **Karl Ettlinger:** Das Kaiserhoch. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Anträge zum Parteitag der Freisinnigen Volkspartei. Die „Freisinnige Zeitung" veröffentlicht eine größere Anzahl von Anträgen für den bevorstehenden Parteitag, von denen wir folgende abdrucken:

1. Antrag der Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen, Fischbeck, Kopsch und Genossen über **die liberalen Einigungsbestrebungen.** Der Parteitag erklärt seine Zustimmung zu den Vereinbarungen der Frankfurter Konferenz vom 10. und 11. November 1906 und zu den Beschlüssen der drei linksliberalen Fraktionen des Reichstags, durch welche unter voller Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der Partei ein gemeinsames Zusammenarbeiten im Interesse der liberalen Sache ermöglicht ist. Der Parteitag empfiehlt den Parteigenossen im Lande, freundnachbarliche Beziehungen zu andern linksliberalen Organisationen zu pflegen und auch in Zukunft auf eine Verständigung mit andern liberalen Parteien zu bestimmten politischen Zwecken, insbesondere bei den Wahlen hinzuwirken, erachtet aber als unabweisbare Voraussetzung die Wahrung der politischen Selbständigkeit der Freisinnigen Volkspartei sowohl in ihren parlamentarischen Vertretungen wie in ihren Organisationen im Lande. Der Parteitag betont die Notwendigkeit der Festigung und des Ausbaues der Parteiorganisation und verweist auf die Verfügung des Organisationsstatuts, wonach nur solche Vereine und Vereinigungen als zur Partei gehörig angesehen werden, welche ihren Anschluß an die Partei erklären oder in ihren Statuten auf das Parteiprogramm ausdrücklich Bezug nehmen.

2. Antrag der Abgeordneten Wiemer und Genossen über **die Blockpolitik.** Der Parteitag erklärt: Die Freisinnige Volkspartei erstrebt, getreu dem Eisenacher Programm von 1894, die Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands, den Ausbau der politischen Freiheit und die Hebung der Wohlfahrt des gesamten Volkes. Die Partei ist bereit wie bisher, gesetzgeberische Maßnahmen zu unterstützen, die in der Richtung ihrer Forderungen liegen, und mit andern politischen Parteien zur Bekämpfung gemeinsamer Gegner zusammen zu wirken. Für ein solches Zusammenwirken ist Voraussetzung, daß die grundsätzlichen Anschauungen der Partei gewahrt und die Forderungen ihres Programms zur Geltung gebracht werden.

3. Antrag des Abg. Träger über **das Vereins- und Versammlungsrecht.** Der Parteitag fordert die reichsgesetzliche Regelung des Vereins- und Versammlungsrechts auf freiheitlicher Grundlage durch ein Gesetz, das, entsprechend dem in der Sitzung des Reichstags vom 16. April 1907 angenommenen Antrag Ablaß und Genossen, allen Deutschen ohne Unterschied des Geschlechts das Recht gewährt, friedlich und unbewaffnet Versammlungen abzuhalten und zu Zwecken, die den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine zu bilden. Der Parteitag fordert weiter die reichsgesetzliche Regelung der Rechtsverhältnisse der Berufsvereine und die Beseitigung der dem Koalitionsrecht noch entgegenstehenden Beschränkungen.

4. Antrag der Abgeordneten Dr. Müller-Sagan, Müller-Iserlohn und Genossen über **das preußische Landtagswahlrecht.** Der Parteitag hält es für unvereinbar mit der notwendigen Einheitlichkeit der Reichspolitik, daß in Preußen, dem Bundesstaat, der den wesentlichsten Einfluß ausübt auf die Reichsverwaltung, ein andres Wahlsystem herrscht als im Reiche und erachtet schon aus diesem Grunde, auch abgesehen von allgemeinen Gründen der politischen Gerechtigkeit, die Einführung des im Programm der Freisinnigen Volkspartei geforderten gleichen, allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen für geboten. Der Parteitag erwartet, daß die Fraktion der Freisinnigen Volkspartei im preußischen Abgeordnetenhaus, wie bisher, mit allem Nachdruck für die Beseitigung des bestehenden, durchaus ungerechten und widersinnigen Dreiklassenwahlsystems eintreten wird.

Mit diesen Anträgen, die von den anerkannten Führern der Partei gestellt worden sind, ist die allgemeine Richtung der Freisinnigen Volkspartei klar ausgesprochen. Es ergibt sich von selbst, daß auch die andern linksliberalen Parteien mit der Tendenz dieser Anträge völlig einverstanden sind. Andre Anträge liegen bis jetzt vor über Verkehrs- und Handelspolitik, Schulpolitik, staatsbürgerliche Gleichberechtigung, Mittelstandspolitik und Privatbeamtenversicherung.

Ministerialdirektor Dr. Althoff hat sein Abschiedsgesuch eingereicht. Es ist falsch, wenn man von einem Sturze Althoffs redet, denn Althoff war es, der den Minister Studt so lange gehalten hat, nicht umgekehrt. Die Leistungskraft Althoffs ist eine so große gewesen, daß er, ganz abgesehen von politischen Strömungen, allein deshalb so lange im Amte erhalten wird, als irgend möglich. Schließlich ist aber auch er ein Mensch wie jeder andre, der einmal alt und schwach wird, und deshalb das Regiment über die preußische höhere Bildung aus der Hand legen muß. Ob sein fast diktatorisches Regiment über die preußische Gelehrsamkeit mehr Vorteile oder Nachteile gebracht hat, wird erst eine viel spätere Zeit beurteilen können. Heute sehen wir beides vor uns: Eine Vermehrung der staatlichen Leistungen für fast alle Zweige des Wissens, viele und mustergültige Neubauten von Universitätsbestandteilen, neue Professuren, neue Gymnasien und polytechnische Anstalten, zugleich aber eine Abhängigkeit der Lehrkräfte von der Zentralstelle, wie sie früher nicht vorhanden war. Althoff bedeutet die Erweiterung der Staatsallmacht gegenüber der älteren, mehr republikanischen Verfassung der Universitäten. Auch das kann Vorzüge haben, falls der Charakter der Selbstverwaltung in kleinlicher Begünstigung von Schwiegersöhnen und Lieblingsschülern versandet, es hat aber sicher große Nachteile, wo die alte Freiheit in gutem Sinne gebraucht wurde. Jetzt entscheidet die Zentralstelle viel mehr als früher über die wissenschaftliche Richtung. Althoff hat sein Regiment über die preußischen Professoren mit einer gewissen gütigen Brutalität geführt, die ihm nicht leicht jemand nachmachen wird. Selbst seine Rücksichtslosigkeiten entbehrten nicht des Humors. Das ist es, was ihn menschlich interessant machte selbst bei denen, die unter seiner Diktatur zu leiden hatten.

Die Sozialdemokratie in Essen. Abg. Heuß schreibt in den Sozialistischen Monatsheften einen Aufsatz über den bevorstehenden sozialdemokratischen Parteitag, der viel allgemein Interessierendes bietet. Es ist das erste Mal, daß die

Sozialdemokratie im Hauptquartier des Industrialismus tagt, am Sitze des Kohlensyndikats, des Bergbaulichen Vereins und der Kruppschen Werke, in Mitte von 300 000 Bergleuten, von denen 220 000 unter Tage arbeiten. Von diesen Bergarbeitern stammen 34 pCt. aus Ostelbien und über 7 pCt. aus dem Auslande. Die Bevölkerung des Handelskammerbezirks Essen betrug im Jahre 1880 erst 174 000 Menschen, jetzt aber fast 500 000. In dieses vielsprachige Proletariergebiet hinein wünscht Hué die Theoretiker seiner Partei versetzen zu können, damit sie auf den Boden der modernsten Wirklichkeit kommen. Insbesondere soll hier studiert werden, ob es richtig ist, alle bürgerlich-liberalen Elemente in Gegensatz zur Sozialdemokratie zu bringen, wie es durch sozialdemokratische Unterstützung des Zentrums geschieht. Hué bekämpft die Parteiparole, welche die Sozialdemokraten des Industriegebiets gezwungen hat, „einer durch und durch konservativen Partei vor Kandidaten von Parteien mit immerhin fortschrittlicher Färbung den Vorzug zu geben". Von diesem Standpunkt aus verlangt er, daß die sozialdemokratische Presse „den entschiedenen Liberalismus nicht abstößt, sondern ihm das Brückenschlagen ermöglicht". Ebenso muß die Partei aufhören, antireligiöse Propaganda zu treiben. Der Schluß der Ausführungen Hués lautet:

Wie glücklich wären wir, wenn in der Proletarierstadt Essen eine Parole ausgegeben würde, die unzweideutig die Schlachtlinie aller Freiheitsfreunde formierte gegen Konservatismus und Klerikalismus!

Das ist alles sehr gut und richtig, nur ist es bis jetzt von der offiziellen Sozialdemokratie verworfen. Diese kennt keinen bitteren Kampf als gerade gegen den bürgerlichen Liberalismus. Wieviel besser wird das Zentrum im „Vorwärts" behandelt als der Freisinn!

Die Vertretung des Volkes im preußischen Abgordnetenhause. Im preußischen Landtag sind vorhanden:

Verwaltungsbeamte	32	114
Höhere Justizbeamte	45	
Sonstige Beamte	27	
Offiziere a. D. (ohne andern Beruf)	10	
Lehrer, Professoren	19	81
Geistliche	17	
Rechtsanwälte	21	
Ärzte	5	
Privatbeamte	7	
Schriftsteller	12	
Großgrundbesitzer	111	161
Bäuerliche Landwirtschaft	50	
Kaufleute	12	44
Industrielle	25	
Handwerker	7	
Rentner	32	33
Sonstige Berufe	1	
Arbeiter	—	
	Sa. 433	

Diese Zusammensetzung ist die schärfste Verurteilung des jetzt geltenden Wahlrechts. Großgrundbesitzer und Oberbeamte haben den ganzen Landtag in der Tasche. Arbeiter gibt's nicht.

Die Kreuzzeitung ist mehr als komisch. Während sie sich höchlichst entrüstet, daß süddeutsche liberale Politiker das Reichstagswahlrecht in Preußen fordern, auch im Interesse des Reiches, fährt sie fortgesetzt mit plumper Hand in süddeutschen Dingen herum. Diesmal bekommt der württembergische Minister v. Pischek eins weg, weil er überhaupt „die gastlichen Tore einer deutschen Stadt und noch dazu einer königlichen Residenzstadt" dem Sozialistentag öffnen ließ. Zu dieser „befremdlichen und tief bedauerlichen" Tatsache kommt noch, daß die betreffende Kongreßstraße dekoriert war. „Muß bei solchem Anblick nicht jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen? Ob man solche Handlungsweise noch liberal aufgeklärt nennen kann, mag dahingestellt bleiben. Natürlich zu des Vaterlandes Nutzen ist dies keineswegs." Der Mund ist vollgenommen. Herr v. Pischek, der ein sehr vernünftiger Mann sein kann, hat sicher gelacht, als er diese Worte las. Denn ein paar Wochen vorher hatte ihm seine K. württ. sozialdemokratische Landtagsfraktion, die er liberal und aufgeklärt behandelt, seinen Etat bewilligt.

Sozialpolitik und Regierung. Beim Bundesrat ist eine Novelle zur Gewerbeordnung eingegangen. Neben einer Regelung der Heimarbeit sieht sie die Verkürzung der Nachtarbeit und Festsetzung des zehnstündigen Maximalarbeitstages für Fabrikarbeiterinnen vor. Das sind wohl die letzten Früchte von Posadowskys Arbeit, die sein Nachfolger jetzt dem Bundesrat und Reichstag überreichen kann. Befremdlich ist bloß das Kommentar, das von der amtlichen Berliner politischen Korrespondenz der nichtssagenden Ankündigung des Gesetzes gewidmet wird. Nach ihr war es ein grober Fehler der bisherigen Sozialpolitik, daß „die Arbeitgeber, insbesondere die industriellen Arbeitgeber, aus der Mitwirkung bei der Vorberatung der geplanten Maßnahmen mehr und mehr ausgeschaltet worden waren." Während wohl bisher „die Interessen der Arbeitnehmer einseitig ohne Rücksicht auch auf die berechtigten Forderungen der Arbeitgeber" gewahrt wurden, soll das jetzt anders werden. Den „ernsten Verstimmungen" weicht man aus. Und das ist der Weisheit Schluß und der neue Zweck der sozialen Gesetzgebung:

„Vor allem aber wird wieder ein volles Vertrauensverhältnis zwischen der Reichsregierung und den Industrien unsres Landes hergestellt werden, wie es im Interesse der Fortführung einer kräftigen deutschnationalen Politik so dringend wünschenswert ist."

Spüren die Scharfmacher nach Posadowskys Sturz Morgenluft?

Nationalliberale und „Gelbe" Gewerkschaften. Im Saarrevier gibt es nationalliberale Arbeiter, die sich in christlichen Gewerkschaften organisiert haben. Sie haben den Nationalliberalen, die sich für volle Koalitionsfreiheit ausgesprochen hatten, bei der Reichstagswahl Heerfolge geleistet und ihnen den Sieg gebracht. Die Maßregelungen wegen Zugehörigkeit zu den Gewerkschaften hörten jedoch in dieser klassischen Scharfmachergegend nicht auf. Nun haben die nationalliberalen Arbeiterwähler aus Notwehr zu dem diesjährigen Vertretertag der nationalliberalen Partei folgenden Antrag gestellt:

„Der Delegiertentag wolle beschließen:

1. grundsätzliche Stellung gegen die „Gelben" Gewerkschaften zu nehmen;
2. den Ausschluß derjenigen Herren aus der nationalliberalen Partei anzubahnen, welche den christlich organisierten Arbeitern ihre Koalitionsrechte vorenthalten und die „Gelben" Gewerkschaften protegieren, da ein solches Verhalten weder „nationalen" noch „liberalen" Grundsätzen entspricht."

Das kann recht interessant werden — wenn es dran kommt. Drei Delegierte sollen den Antrag vertreten, darunter ein Arbeitersekretär und ein gemaßregelter nationalliberaler Arbeiter. Die Zentrale wird davon wenig erbaut sein.

Die Aussprache im Liberalismus über das preußische Wahlrecht

In den Zeitungen unsrer Gegner wird viel Redens davon gemacht, daß der Freisinn gegenüber der Frage des preußischen Landtagswahlrechts uneinig sei, und die „Hilfe" wird verspottet, weil wir geschrieben haben, die Einigkeit sei vorhanden. Trotz dieses schönen und billigen Spottes halten wir unsre Behauptung aufrecht, daß alle Linksliberalen in der Forderung des Reichstagswahlrechtes für den preußischen Landtag einig sind. Für die freisinnige Volkspartei ist diese Forderung im Programm festgelegt; sie ist wiederholt im Landtag zum Ausdruck gebracht worden und wird auch jetzt, soviel wir sehen, von allen Parteiblättern vertreten. Dasselbe gilt von der freisinnigen Vereinigung und von den preußischen Bestandteilen der deutschen Volkspartei. Irgend eine Veranlassung, an der grundsätzlichen Gemeinschaft aller Linksliberalen in dieser Frage zu zweifeln, liegt nicht vor und es ist nur wohlberechnete Bosheit der politischen Gegner, wenn sie bald diesen, bald jenen Teil des Freisinns als unzuverlässig hinstellen wollen. Die Meinungsverschiedenheiten, über die man so viel Wesens macht, sind lediglich taktischer Natur. Es werden folgende Fragen aufgeworfen:

Ob es gerade jetzt richtig und angebracht ist, die Frage des preußischen Landtagswahlrechtes agitatorisch zu behandeln oder ob es nicht richtiger ist, sie vorläufig mehr zurückzustellen, bis andre Dinge erledigt sind, beispielsweise die für den Reichstag angekündigten Vorlagen über ein Reichsvereinsgesetz, Börsenreform und vielleicht auch die Reichsfinanzfragen.

Ob nicht durch eine öffentliche Behandlung der Wahlrechtsfrage die Politik der Paarung gestört und dadurch das Zentrum wieder in seine frühere Macht eingesetzt werde. Man solle, so heißt es, auf die Konservativen mehr Rücksicht nehmen.

Daß derartige taktische Fragen erörtert werden, ist ganz in der Ordnung und es würde ein Zeichen von politischer Interesselosigkeit sein, wenn sie nicht erörtert würden. Überall, wo jetzt Liberale zusammenkommen, wird naturgemäß die Lage des Liberalismus im ganzen besprochen und es kann nicht ausbleiben, daß dabei verschiedene Meinungen zutage treten. In keiner Partei vollziehen sich folgenschwere Entschlüsse ohne Meinungsverschiedenheiten. Daraus auf innere Zwistigkeiten schließen zu wollen, ist völlig falsch. Wenn beispielsweise der „Vorwärts" nicht aufhört, Liberale gegen Liberale auszuspielen, so soll er doch dabei nicht vergessen, daß es bei jeder größeren Aktion in der Sozialdemokratie genau ebenso zugeht. Auch dort gibt es auf Grund eines gemeinsamen Programmes stets Unterschiede des Temperamentes und der taktischen Auffassung. Wenn daraus den Sozialdemokraten Vorwürfe gemacht wurden, so pflegten sie zu antworten, daß es für sie eine Ehre sei, ihre Meinungsverschiedenheiten rückhaltlos auszusprechen. Nichts andres ist es, was der Liberalismus für sich in Anspruch nimmt. Wir müssen die Freiheit haben, offen vor den Ohren der liberalen Wähler die politischen Aufgaben zu erörtern; denn nur so kann die Wählerschaft an dem teilnehmen, was in ihrem Namen und für sie geschehen soll. In diesem Sinne ist es unsres Erachtens auch keine Durchbrechung der Frankfurter Einigungsbeschlüsse, wenn etwa in der „Vossischen Zeitung" oder im „Hamburger Fremdenblatt" andre Auffassungen hervortreten als im „Berliner Tageblatt" oder der „Hilfe". Alle diese Organe und viele andre mit ihnen arbeiten an demselben Problem: was kann und muß der Liberalismus tun, um in der gegenwärtigen Lage einen Vorteil im Sinne seiner feststehenden Programmforderungen zu gewinnen?

Welches in dieser Aussprache unsre Meinung ist, bedarf kaum der erneuten Darlegung. Wir verweisen auf das, was auf dem letzten Parteitag der freisinnigen Vereinigung verhandelt wurde. Dort wurde beschlossen:

> Der Delegiertentag betrachtet es als die wesentlichste Aufgabe der Liberalen, im preußischen Abgeordnetenhause mit allen Kräften immer aufs neue auf die Ersetzung des preußischen Dreiklassenwahlrechts durch das Reichstagswahlrecht hinzuwirken.

Das ist die Richtschnur, die uns von einem Parteitag gegeben wurde, der schon unter dem Zeichen der Blockpolitik gestanden hat. Daran haben wir uns gehalten. Wir sehen den Block nicht als eine Demütigungsanstalt für den Liberalismus an und verlangen in ihm dasselbe Recht, das die Konservativen jeden Tag für sich in Anspruch nehmen, nämlich innerhalb des Rahmens einer nationalen Politik ihren eigenen Grundsätzen zu folgen. Kein Mensch wird sagen können, daß unsre Landtagswahlrechtsforderung irgendwie dem Grundgedanken des Blockes widerspricht, für militärische und koloniale Forderungen eine Majorität außerhalb des Zentrums zu bilden und dadurch die Reichsregierung von der Nebenregierung des Zentrums frei zu machen. Diesem Blockgedanken haben die Freisinnigen in vollkommener Weise entsprochen. Was will man nun noch mehr? Sollen wir jetzt als Dank dafür aufhören dürfen, Liberale zu sein? Das wäre zuviel verlangt. Das verlangt keine Regierung, denn sie hat von vornherein durch den Mund des Reichskanzlers erklärt, daß er die freie Entschließung der Parteien selbstverständlich nicht einschränken wolle. Wir würden keine politische Verbindung aufrecht erhalten dürfen, die einem geistigen Selbstmord gleicht. Der Freisinn hat in den Block hinein sein Programm mitgebracht und läßt sich nicht hindern, es zu entfalten, sobald er die Zeit für gekommen erachtet. Die Zeit für eine Wahlrechtsagitation ist aber vorhanden, nachdem der Reichskanzler der Öffentlichkeit hat mitteilen lassen, daß er an eine Reform des preußischen Wahlrechts denkt. Damit ist die Wahlrechtsfrage in den Mittelpunkt des politischen Kampfes gestellt. Wir haben nichts andres getan als in dieser Lage unser Programm und unsre Parteitagsbeschlüsse zu befolgen.

In demselben Sinne äußert sich die „Liberale Correspondenz", indem sie schreibt:

> Die öffentliche Diskussion über die preußische Wahlrechtsreform schwillt immer stärker an, der beste Beweis dafür, wie sehr diese z. B. wichtigste Frage der preußischen inneren Politik die Gemüter in allen Parteien erregt. Wenn innerhalb der liberalen Parteien hierbei einige Differenzen, insbesondere über das taktische Vorgehen, zutage treten, so liegt keinerlei Anlaß vor, diese Meinungsverschiedenheiten tragisch zu nehmen, da über das Endziel, das in den Programmen der beiden freisinnigen Parteien festgelegt ist, vollste Einmütigkeit besteht. Es ist daher ein ganz vergebliches Bemühen der agrarischen Presse, aus einzelnen, von einander abweichenden Auffassungen über die Taktik parteipolitisches Kapital gegen den Liberalismus als linken Flügel der Blockparteien schlagen zu wollen. Eine möglichst umfassende öffentliche Aussprache über diese Frage kann den liberalen Parteien, die schon auf Grund ihres Programms jederzeit auch in ihren Parteien für das Recht der freien Meinungsäußerung eingetreten sind, nur erwünscht sein. Insbesondere dürfte es sich empfehlen, daß, nachdem die Parlamentarier in großer Anzahl mit gutem Beispiel vorangegangen sind, nunmehr auch überall die liberalen Organisationen im Lande sich regen und ihre politische Stellung zur Wahlrechtsfrage durch Resolutionen den Parteivorständen und Fraktionen zur Kenntnis bringen. Wir haben das Vertrauen zu den beiden freisinnigen Fraktionen des Abgeordnetenhauses, daß sie bei der taktischen Behandlung der Wahlrechtsfrage der in diesen Resolutionen zum Ausdruck kommenden Gesamtstimmung der entschieden liberalen Wählerschaft durchaus Rechnung tragen werden.

Das ist gut und verständig gesprochen! Die liberalen Vereine in Preußen werden jetzt das Wort ergreifen. Einzelne von ihnen haben es schon getan. Alle Vereine haben aus der bisherigen Zeitungsaussprache heraus Kenntnis der Sachlage. Sie kennen sowohl die Aufgabe wie die vorhandenen taktischen Bedenken. Mögen sie ihrerseits sagen, was sie für richtig halten! **Naumann.**

Frankreich in Nordafrika

Vor etwa 80 Jahren erhielt die französische Ausdehnungspolitik in Nordafrika ihren ersten Anstoß durch jenen berühmten Schlag mit dem Fliegenwedel, den der Dey Hussein von Algier dem französischen Gesandten bei einem Empfang ins Gesicht versetzte. Der Ursprung des Streites ging darauf zurück, daß zwei algerische Juden eine Schuldforderung an die französische Regierung hatten, diese aber ihrerseits Ansprüche an den Dey wegen Beraubung und Festhaltung französischer Bürger als Sklaven geltend machte. Schon vorher hatte einmal eine große Aktion zweier europäischer Mächte gegen Algier zur Züchtigung der beständigen Piraterien dieses Raubstaats stattgefunden: 1816 zerstörte eine vereinigte englisch-holländische Flotte die ganze Stadt durch ein Strafbombardement, das aber keinen nachhaltigen Nutzen hatte. Auch Frankreich dachte ursprünglich gar nicht an eine Eroberung des Landes, sondern versuchte eine Genugtuung für die seinem Gesandten angetane Beleidigung durch eine Blockade der Küste zu erzwingen. Erst als diese Maßregel sich als vergeblich herausstellte, wurde im Sommer 1830, unmittelbar vor dem Ausbruch der Julirevolution in Paris, ein Landungskorps von über 30 000 Mann hinübergeschickt, das Algier eroberte. Unter der Beute im Schloß des Deys befanden sich allein 50 Millionen Franken in barem Gelde. Bekanntlich wird der Schatz des Sultans von Marokko von manchen Kennern der Verhältnisse noch auf ein Mehrfaches dieser Summe geschätzt. Ludwig Philipp hatte keine Lust, Algier zu behalten und hätte die Truppen am liebsten wieder zurückgezogen, nachdem die Genugtuung beschafft und die Kosten der Expedition durch die Beute reichlich gedeckt waren. Die öffentliche Meinung in Frankreich forderte aber mit aller Bestimmtheit trotz der unfreundlichen Haltung Englands, dem Frankreichs Festsetzung in Nordafrika sehr unangenehm

war, die Beibehaltung Algiers als Kolonie. Die Eroberung des Landes dauerte von 1830 bis Ende 1847, während welcher Zeit die französische Armee allmählich bis auf nahezu 100 000 Mann gebracht werden mußte. Während der ersten Jahre war die Zahl der Niederlagen, welche die Franzosen erlitten, größer als die ihrer Erfolge. Schon damals kam es zu Gewaltmaßregeln gegen Marokko, von wo aus die algerischen Aufständischen Hilfe erhielten: 1844 bombardierte eine französische Flotte die beiden marokkanischen Häfen Tanger und Mogador, um den Sultan von Marokko von der Begünstigung, die er seinen gegen die Franzosen kämpfenden Glaubensgenossen zuteil werden ließ, abzubringen. Die Ausgaben, die Algier den Franzosen verursacht hat, sind ungeheuer und betragen zusammen weit mehr als die ganze Kriegsentschädigung von 1871. Die Einnahmen, die ihnen gegenüberstehen, sind bis in neuere Zeit nur gering gewesen. Auf die beinahe 2 Jahrzehnte umfassende Periode der Eroberung folgte ein mehr als 30jähriger Zeitraum, während dessen fortwährend Aufstände der Eingeborenen zu bekämpfen waren. 1871, als die Besatzungstruppen zum größten Teil nach Frankreich abberufen wurden, waren die Franzosen noch einmal vom flachen Lande vollständig vertrieben und auf den Besitz der befestigten Städte und Plätze beschränkt. Erst seit dem Anfang der achtziger Jahre hat in Algier verhältnismäßige Ruhe geherrscht, aber bis heute kann nicht im entferntesten davon die Rede sein, daß die französische Herrschaft innerlich gefestigt ist, wenigstens nicht über die großen Küstenstädte und über die ziemlich beschränkten Gebiete unmittelbarer Kolonisation hinaus. Ein Nachlassen des militärischen Drucks, der auf dem Lande liegt, würde, zumal wenn aufregende Einflüsse von außen hinzukommen, zweifellos neue Unruhen zur Folge haben.

Viel einfacher und weniger verlustreich an Menschen- und Geldopfern vollzog sich die Okkupation von Tunis. Im März 1881 rückte das Expeditionskorps über die algerische Grenze ein, und Ende Oktober war das Land vollständig in den Händen der Franzosen. Seitdem hat in Tunis im großen und ganzen Ruhe geherrscht, die wirtschaftlichen Zustände haben sich unter französischer Herrschaft, wenn auch zum Teil durch nichtfranzösischen Unternehmungsgeist, gut entwickelt, und neben der großen politischen Bedeutung dieses Besitzes ist Tunis gegenwärtig auch in ökonomischer Beziehung ein sehr wertvolles Stück des französischen Kolonialreiches. Abgesehen von der einmaligen militärischen Expedition zur Besetzung des Landes, die 45 000 Mann und einen Feldzug von nur 6 Monaten erforderte, hat sich hier das System der von den Franzosen so genannten Pénétration pacifique in der Tat bewährt, und der Erfolg, den sie in Tunis gehabt haben, ist naturgemäß zu einem besonders starken Anreiz geworden, es mit der „Tunisifikation" auch in Marokko zu versuchen. Man hat über Tunis die Erfahrungen mit Algier aus der Zeit von 1830—1880 vergessen, und wie bei Tunis, so dachte man auch bei Marokko das Ziel der Angliederung des Landes an den übrigen nordafrikanischen Kolonialbesitz auf dem Wege der allmählichen „friedlichen Durchdringung" zu erreichen. Voraussetzung dafür war natürlich, daß man vorher zu irgend einem Abkommen mit dem Sultan von Marokko selbst gelangte, durch das die besondere Stellung der Franzosen im Lande den wirklichen und nominellen Untertanen des Sultans gegenüber wenigstens äußerlich legitimiert erschien. So hatten die Franzosen auch den Dey von Tunis gleich zu Anfang der Besetzung des Landes zu einem „Vertrage" genötigt, durch den ein großer Teil der Autorität des einheimischen Herrschers ausdrücklich auf den französischen Bevollmächtigten übertragen wurde. Als sich daher die Stämme im Süden von Tunesien der französischen Okkupation mit Waffengewalt widersetzten, mußte der Dey in Erfüllung des Vertrages sogar seine eigne reguläre Soldateska mit den Franzosen zusammen gegen die „Aufständischen" marschieren lassen. Natürlich konnte man dem marokkanischen Sultan, der nicht wie der Dey von Tunis in einer von der See her leicht zugänglichen Stadt sitzt, sondern im Innern seines Landes, und der auch sonst eine viel bedeutendere Stellung einnimmt, nicht von vornherein einen ebensolchen Vertrag auf der Spitze der Bajonette präsentieren. Das Abkommen, durch das Frankreich vor der Konferenz von Algeciras im Einverständnis mit England und Spanien sein Protektorat über Marokko anbahnen wollte, sollte nach den Forderungen, die der Gesandte Taillandier Anfang 1905 dem Sultan überreichte, folgenden Inhalt haben: Anstellung einer größeren Anzahl von Franzosen und französisch-mohammedanischen Algeriern als Offizieren und Instruktoren in der Armee und in den städtischen Polizeidetachements; teilweise Abtretung der Zolleinnahmen an Frankreich für Verbesserungen, die von französischer Seite in den Häfen vorgenommen werden sollten; Privilegierung einer französischen Bankgruppe in einer Weise, daß den übrigen wirtschaftlich in Marokko mit interessierten Nationen der Wettbewerb aufs äußerste erschwert worden wäre.

Wenn es gelang, dem Sultan einen solchen Vertrag plausibel zu machen und den Einspruch andrer Mächte auszuschalten, so konnte allerdings mit der Tunisifikation begonnen werden. Der Einspruch Deutschlands modifizierte als Ergebnis der Konferenz von Algeciras diese französischen Prätensionen dahin, daß die Anstellung von französischen Offizieren in der eigentlichen Armee überhaupt nicht mehr in Frage kamen; daß die Polizeitruppen zwar unter französisch-spanischen Instruktoren stehen, aber im Gegensatz zu der ursprünglichen französischen Forderung unter dem formellen Oberbefehl des Sultans verbleiben und unter einer internationalen Kontrolle stehen sollten und die Bankfrage sich schließlich dahin erledigte, daß an die Stelle der ausschließlich französischen Bank mit faktischer Monopolstellung eine marokkanische Bank unter der Oberaufsicht von vier Zensoren in Aussicht genommen wurde, von denen je einer durch die Deutsche Reichsbank, die Bank von Spanien, die Bank von England und die Bank von Frankreich zu ernennen war. Als einziges Vorrecht Frankreichs in dieser Angelegenheit verblieb nur die Bestimmung, daß von 15 Anteilen des Bankkapitals drei französisch sein sollten, den übrigen interessierten Nationen aber nur je ein Anteil zufiel. Ebenso mußte Frankreich auf die alleinige Ausführung der Hafenarbeiten und die damit verbundene teilweise Beschlagnahme der Zölle verzichten, und es blieb der marokkanischen Regierung unbenommen, die notwendigen Arbeiten zu vergeben wie sie wollte. Am wenigsten Zugeständnisse hat Frankreich während der Verhandlungen von Algeciras in der Polizeifrage gemacht. Hier hat es seinen Anspruch in der Hauptsache durchgesetzt, denn die formelle Beteiligung Spaniens an der Organisation der Polizei in den Hafenstädten (und um diese handelt es sich) wird mit Recht allgemein als eine bloße Kulisse für die französische Alleinherrschaft verstanden. Auch der neutrale schweizerische Oberbefehl über die Polizei und die Autorität des Sultans und die stipulierte Kontrolle durch das diplomatische Korps in Tanger werden, wenn sie überhaupt je in Funktion treten, keine großen Belastungsproben aushalten.

Bevor nun mit der Durchführung des Programms von Algeciras begonnen werden konnte, hat sich die Lage durch den Zwischenfall von Casablanca geändert, und zwar vorläufig, durch das übereilte Vorgehen der Franzosen, sehr zu ihren Ungunsten. Vom Standpunkt der französischen Politik aus mußte es das Ziel sein, auch nachdem man in Algeciras in verschiedenen Punkten hatte nachgeben müssen, auf friedlichem Wege und in formellem Einverständnis mit der marokkanischen Regierung möglichst viel Macht in die Hand zu bekommen und dazu vor allen Dingen die Organisation der Polizeitruppen und die bevorzugte Stellung an der marokkanischen Bank zu benutzen. Man mußte sich sagen, daß die Hoffnung, in Marokko ohne unverhältnismäßige Opfer und ohne die Gefahr internationaler Konflikte Fortschritte zu machen, im wesentlichen davon abhängig war, daß man die Masse der Bevölkerung nicht von vornherein mit unüberwindlicher Feindschaft gegen den französischen Namen bewaffnete. Gerade das aber ist infolge des Bombardements von Casablanca geschehen. Die Marokkaner, zunächst die Stämme des Küstengebiets in der Nachbarschaft des Platzes, sind durch die französischen Schiffsgeschütze keineswegs sofort zu Paaren getrieben oder eingeschüchtert worden. Sie gingen vielmehr ihrerseits angriffsweise vor. Nun kam die Truppenlandung und die Besetzung der Stadt; es folgten neue Truppennachschübe und neue Kämpfe, die aber, was den Widerstand der Eingeborenen anbetrifft, so lange ergebnislos sein werden, als den Franzosen nicht ein größerer Schlag gelingt. Ein solcher aber ist wieder schwer denkbar ohne einen Vormarsch über die engere Umgebung

von Casablanca hinaus gegen das Innere. An ein derartiges Unternehmen mit den wenigen Tausend Mann bisher ausgeschiffter Truppen zu denken, wäre bare Torheit. So etwas würde vielmehr eine militärische Expedition großen Stils bedingen. Ein wirklicher Krieg mit Marokko bedeutet für Frankreich nicht mehr und nicht weniger als eine Festlegung seiner Politik voraussichtlich auf mehrere Jahre. Wenn Frankreich in Marokko einen Feldzug mit 200 000 Mann führen muß, so scheidet es für die Zeit aus allen großen Aktionen in der übrigen Politik aus, und es müßte zu allem andern noch befürchten, daß nicht nur Algier und Tunis, sondern auch die ohnehin kaum in Schach gehaltenen Wüstenstämme und die Mohammedaner in dem west- und zentralafrikanischen Kolonialreich unruhig werden. Man sieht also, daß die Regierung in Paris zurzeit allen Grund hat, auch bei Deutschland in den marokkanischen Dingen um gut Wetter zu bitten. **Paul Rohrbach.**

Hermann Schell und der Katholikentag.

Wir reden hier von Hermann Schell nicht als Theologen, von dem die Kirche einzelne Sätze als irrig zurückwies, ohne seine Persönlichkeit anzutasten, sondern wir haben lediglich den Geist dieser großen edlen Persönlichkeit, die fortschrittliche Tendenz seiner Reformgedanken als eines Kulturfaktors im Auge. Wenn heute furchtsame Geisterlein, die ehedem mit Stolz auf Schell deuteten, mit der Indizierung sehr weniger theologischer Ideen auch dessen Charakter und kulturelle Bedeutung gering werten, so ist das eine Erscheinung, die sich in der Geschichte der Großen und Kleinen schon oft wiederholte.

Schell hat in die Kulturbewegung im Jahre 1897 praktisch eingegriffen mit seiner Schrift: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts." Ein Jahr zuvor hatte Freiherr von Hertling die geistige und wissenschaftliche Rückständigkeit des katholischen Volksteils im Deutschen Reich auf Grund statistischen Materials festgestellt. Dieser schmerzlichen Tatsache gegenüber versuchten sich die schroff ultramontanen Kreise mit allen möglichen Deutungsversuchen, die aber nur die Peripherie des Problems streiften. Da griff Schell herzhaft in die Mitte mit dem Gedanken, daß wohl von dem gegenwärtig in der Kirche herrschenden jesuitischen System die „Inanspruchnahme der eigenen Vernunft und Persönlichkeit allzusehr zurückgedrängt und auf einfach bereitwillige Hinnahme und gehorsame Ausführung herabgesetzt" werde. Mit immer deutlicherer Fassung verlangte er gegenüber der Herrschaft eines falschen Autoritätsprinzips mit ihrer Veräußerlichung kirchlichen Lebens und der Herabdrückung geistigen Strebens die dem germanischen Geist würdige Selbstverantwortlichkeit und Innerlichkeit. Das war die schärfste Kritik an der Theorie und Praxis mittelalterlich-jesuitischer Bevormundung. Es war deutsch und modern gedacht. Neben dieser prinzipiellen Kritik schlug Schell warme nationale Töne an und betonte gegenüber dem verarmenden Abschluß gegen Andersgläubige die weitherzige Gemeinsamkeitsidee und die frische Mitarbeit auf allen Kulturgebieten behufs Zurückeroberung der geistigen Ebenbürtigkeit. Selbst in streng kirchlichen Kreisen zollte man Schell Beifall. Die akademische Jugend jubelte ihm zu. So wurden Schells Ideen ein Hebel im deutschen Kulturfortschritt.

Wie stellte sich der Katholikentag zu Schells Fortschrittsforderungen? Die Zentrumspolitik ward aus Politik unter doppeltem Verschluß gehalten. Man spielte weder die Rolle des Gekränkten noch rief man nach den Jesuiten. Man gab sich in allen Stücken regierungsfromm und präsentierte sich damit als regierungswillig. Man wartet mit Geduld auf die wiederaufgehende Bülowsche Gnadensonne. Auf politischem Gebiete hat man eben, kongenial dem römischen Geiste, noch immer seine diplomatische Superiorität bewahrt. Und die fortschrittliche Haltung in der Sozialpolitik hat sich auch diesmal, namentlich bei Heims Eingreifen in die Dienstbotenfrage, bewährt. Ein Gebiet noch war es, das zur aufrichtigen Anerkennung zwang, das war die männlich offene und männlich ernste Kundgebung echter, tiefer und kraftvoller Religiosität bei den der religiösen Andacht gewidmeten Teilen der Tagung.

Den Schellschen Gedanken des „Kommunionismus" mit andersdenkenden Volksgenossen vertrat in liebenswürdiger Feinfühligkeit der Professor Meyenberg. Wenn wir auch neben der Respektierung der grundsätzlich andren kirchlichen Auffassung hinter manchen seiner Sätze ein Fragezeichen setzen möchten, so ist es doch als ein Fortschritt zu begrüßen, daß hier im Gegensatz zu dem Absperrungsgedanken einer jesuitischen Theologie ganz im Geiste Schells echtes Christentum auch im Protestantismus anerkannt wird, und man auch gegenüber der modernen protestantischen Theologie nicht alle Brücken abbrechen will.

Zur lebendigen Mitarbeit auf allen Lebensgebieten der Kultur eiferten besonders die Redner der Generalversammlung des Volksvereins an, aber nur Pieper war es, der im Geiste Schells der traditionellen Bevormundungsstrategie der klerikalen Kreise die Schuld zuschrieb an dem Mangel von Wagemut und Fortschrittskraft im katholischen Volk. Schells Geist aber war vor allem lebendig in Spahns Universitätsrede. Man hat irrtümlicherweise geschlossen, Spahn wolle eine Verkirchlichung der Universität. Spahn hatte die pädagogische Aufgabe, mit dem Gedanken einer kirchlich-katholischen Universität aufzuräumen, der gerade vor 43 Jahren in Würzburg nach einem Vortrag des Mainzer Domkapitulars Moufang Wurzel geschlagen hatte und heute noch von „Zentrumsgrößen" vertreten wird. Schell war es nun, der in seinem unerschütterlichen Vertrauen zur Siegeskraft der Wahrheit und seinem idealen Hang zu freier Betätigung sich rückhaltlos auf den Boden der modernen Universitäten stellte. Er fand in allen Fakultäten das gemeinsame Wahrheitsstreben und sah das Bürgerrecht des kirchlichen Geistes in der modernen Welt nur gesichert durch die von den theologischen Fakultäten in freier Konkurrenz bewährte wissenschaftliche Kraft. Daß dieser fortschrittliche Gedanke noch um seine Existenz in kirchlichen Kreisen zu kämpfen hat, beweisen die Broschüren Merkles wider die kirchliche Seminarbildung und für die theologischen Fakultäten und Schells Äußerungen in jüngst veröffentlichten Privatbriefen. Spahn war es nun, der mit aller Wucht den Gedanken seinem Publikum ins Gehirn hämmern wollte, daß der kommende Weltanschauungskampf allein auf den Hochschulen entschieden werden könne, daß die moderne Wissenschaft, wie der Kampf wider Häckel beweise, in ihrem objektiven Wahrheitsstreben volles Vertrauen verdiene, und daß jede Abkehr von dem Wettbewerb um die geistigen Kultur durch die Universitäten eine schwere Gefahr für den Katholizismus bedeute.

Der Beifall, den die Meyenberg, Pieper und Spahn aber reichlich ernteten, beweist gar nicht viel für die Überzeugung der Mehrheit der Besucher und für die Praxis, die sich nach den Tagungen im Lande draußen auslebt. Der Beifall gilt nicht selten mehr der rhetorischen Schwungkraft als einzelnen Gedanken des Redners. Die Reden selbst wie der Beifall sind unverbindlich. Es gibt weder Abstimmungen noch Beschlüsse. Es gab neben den obengenannten Rednern mehrere vom allerreaktionärsten Kaliber. Wir wollen sie nicht näher charakterisieren. Nur eins sei erwähnt, das zeigt, welcher Anti-Schell-Geist die Versammlung zum Teil beherrschte. Neben die Feststellung der wissenschaftlichen Rückständigkeit des Katholizismus ist inzwischen die Klarlegung der wirtschaftlichen Inferiorität getreten. Die Zentrumspresse gibt das zu. Man gestand es auch auf dem Katholikentag unumwunden ein. Was wäre richtiger, als offen nach den Gründen zu spüren, entsprechend dem Motto: „Wenn wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet", das Schell über seine Flugschrift von 1897 schrieb. Das geschah nicht. Gröber streifte die Sache nur mit eitlen Späßen und weckte damit die unbändige Heiterkeit der Versammlung. „Für die inferiore Mediocrité ist allerdings nichts so gefährlich, wie das ernstliche Nachdenken" schrieb einmal Schell.

Es gibt überhaupt nichts, was dem kritischen Fortschrittsgeiste Schells mehr entgegen wäre, als die Verfassung und geistige Versorgungstechnik der heutigen Katholikentage. Die Zeiten der idealistischen Freiheitsbegeisterung, die 1848 zur Gründung führte, die 1864 noch die Bildung eines Zentralkomitees als Gefahr für die Bewegungsfreiheit ablehnen konnte, die früher noch die Geister auseinanderplatzen ließ, wie 1865 in der Schul-

frage die Debatten und Kritik auch später nicht scheute, sind vorüber. Die Tagungen haben an äußeren Glanz gewonnen und an innerer Kraft und geistiger Bedeutung verloren. Das hochentwickelte Machtbewußtsein der wenigen Versammlungsleiter schließt seit 1904 von vornherein jede Richtung innerhalb der katholischen Kirche grundsätzlich aus, die „anders denkt", als die weniger von Wahrheitsinteressen als von politischen Rücksichten geleiteten Stimmführer, und deren Hauptzweck ist, die Massen zusammenzuhalten und dadurch als Machtfaktor begehrenswert oder gefürchtet zu erscheinen. Und darum werden die Rechte der Versammlung fortwährend beschnitten. Vorstand und Ausschüsse allein leisten die geistige Arbeit. Und alles unterliegt einer zentralisierten Direktion. Vorstandswahl und Abstimmung sind leere Papierbestimmungen. Ernsten, zeitgemäßen Problemen geht man vorsichtig aus dem Wege. Weder wagt sich ein Widerspruch vor, noch kann überhaupt Kritik geltend gemacht werden. Die Leitung der Tage hebt das Sanktissimum ihrer absoluten Herrschergewalt empor, und die ganze Versammlung liegt auf den Knien.

Das ist der Geist der mittelalterlichen Bevormundung und jesuitischen Geistesdressur, der die Inferiorität der deutschen Katholiken auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete erzeugt hat. Das ist der Geist, den zu besiegen, Hermann Schell sein Herzblut dahingegeben hat.

Der Name Schells durfte nach einer ausdrücklichen Weisung der Leitung nicht ausgesprochen werden. Mit dieser Aussperrung hatte man nicht jenen Mann im Auge, der über die Seligkeit ungetaufter Kinder oder die Ewigkeit der Höllenstrafe von der Kirche abwich, weil er sich einen höheren Gottesbegriff erkämpft hatte, sondern den Mann, dessen Geist ein Kulturprinzip darstellt. Der Reformkatholizismus denkt nicht im leisesten daran, auf Katholikentagungen dogmatische Kirchenlehren zu verhandeln; aber er will den Geist deutschen Selbstverantwortlichkeitsgefühls gegenüber der jesuitischen Herrschaftsgewalt kräftigen und den Geist der Volksgemeinsamkeit auch auf geistigen Gebieten stärker zum Ausdruck bringen, als es die Abschließungspolitik der Jesuiten zuläßt, und er will den Geist deutscher Innerlichkeit in der Religion gegenüber politischen, formalistischen und abergläubischen Tendenzen romanischer Herkunft wieder zur Geltung bringen. Dieser Erneuerungsgedanke lebt tiefer im gebildeten Katholizismus als dem Ultramontanismus lieb ist. Und der Name Schell wäre dann zur Losung und der Anlaß zur Scheidung der Geister geworden in der Versammlung. Die klugen Machthaber haben das verhindert, die Versammlungspolizei hat gesiegt.

Und darum rufen wir diesen hochmögenden Polizeigewaltigen mit Hermann Schell zu: „Das Allerstärkste auf Erden ist doch der Gedanke: Professoren können von den Oberen abgesetzt werden, — aber die Gedanken nicht!" Ihr habt wohl den Namen des edelsten Theologen, dem der letzte Katholikentag in Würzburg noch rauschenden Beifall zujubelte, totschweigen lassen, aber Ihr habt es getan aus Furcht und Sorge. Und damit habt Ihr bewiesen, daß der Name Schell eine größere Macht in sich birgt, als Euer Herrschaftsbewußtsein ertragen kann. Seinen Namen konntet Ihr absetzen, aber seine Gedanken nicht. Vor dem Toten habt Ihr Euch gefürchtet, das ist: vor der lebendigen Idee. Und diese Furcht ist das Zeichen Eurer Schwäche und das Zeichen der Kraft des Reform heischenden deutschen Geistes. Das ist Eure Niederlage und Hermann Schells Triumph.

Würzburg. **Jakob Beyhl.**

Nordschleswigsche Wetterbriefe

II

Es gibt eine Methode der Verleumdung, die jeder Schriftsteller und jeder Politiker kennt und die bei allen anständigen Leuten der Verachtung anheimgefallen ist. Um sie erfolgreich ausüben zu können, bedarf es einer Schere, eines unredlichen Willens und schließlich auch einer Feder. Man schneidet aus allerhand Zeitungen allerhand Zitate heraus, unterschlägt die näheren Umstände, die sie allein verständlich machen und operiert dann mit ihnen in lügenhafter Weise. Man nimmt als gegenwärtig, was fünfzehn Jahre alt ist; man unterstellt einer ganzen Bevölkerung, was einem einzelnen zur Last zu legen ist; man zitiert etwa das „Bayrische Vaterland" des verstorbenen Dr. Sigl wie man nur „die Norddeutsche Allgemeine" zitieren dürfte, und kann dann selbstverständlich beweisen, wozu man nur immer gedungen ist. Die Methode erfreut sich bei der Zunft einer großen Beliebtheit; sie reicht auch außerordentlich weit, aber den Köllerpolitikern reichte sie noch immer nicht weit genug. Selbstverständlich haben sie sie geübt, aber ausgekommen sind sie mit ihr nicht. Die realen politischen Tatsachen waren zu schwer, als daß sie auf diese Weise aus der Welt hätten geschafft werden können. Selbst mit den raffiniertesten Verdrehungen war hier nichts auszurichten, und so ging man zu den bewußt und kalt ersonnenen Unwahrheiten über. Es bedurfte der Lüge, um die wilde Hetze zu entfesseln, bei der sich einzig und allein im Trüben fischen ließ. Denn die Lüge haftet an diesem System, das selber eine Lüge ist.

Als im preußischen Landtag ein Antrag der beiden dänischen Abgeordneten verhandelt werden sollte, ging telegraphisch durch alle Zeitungen die Nachricht, daß nunmehr die Dänen „nach dem Muster der polnischen Wacht" einen Kampfverein gegründet hätten. Es war an der ganzen Meldung kein wahres Wort. Da sie aber von der deutschen Presse gutgläubig übernommen wurde, erreichte sie ihren vergiftenden Zweck trotzdem. Als der Oberpräsident in Hadersleben seine entgegenkommende Rede gehalten hatte, wurde die Nachricht durch die Presse gejagt, daß nicht nur die nordschleswigschen Landeskinder, daß vielmehr auch die geborenen Dänen in den preußischen Untertanenverband sollten aufgenommen werden. Jedes Wort war eine bewußte Unwahrheit; die verleumderische Wirkung aber blieb selbstverständlich nicht aus. In derselben Zeit wurde telegraphisch die Nachricht verbreitet, daß 180 Dänen, die unter dem Köllerkurs vertrieben worden waren, nun wieder zurückgerufen werden sollten. Es war nicht wahr. Da man aber in Deutschland die Verhältnisse nicht kennt, nahm man als ein Symptom der Unruhe, was nur ein Symptom der Verlogenheit war. Ein Prinz des dänischen Hauses sollte bei einem Fest in Dänemark den anwesenden dänischen Nord-Schleswigern Grüße an ihre Landsleute aufgetragen haben. Die Räubergeschichte stammte aus einem erzkonservativen Blatt in Dänemark und sollte der deutschfreundlichen Regierung Schwierigkeiten bereiten. Die Regierung erließ sofort ein Dementi; an der ganzen Sache war kein richtiges Wort, aber sie lief durch die deutsche Presse, wirkte verhetzend, und niemand erfuhr, daß es sich um eine erlogene Räubergeschichte handelte. Ein Gut Röbenhoved sollte von den Dänen um 115000 Mk. gekauft worden sein, obwohl der reelle Wert nur 50000 Mk. betrug. Es gibt gar kein Gut dieses Namens in meiner Heimat, und ein Handel hatte überhaupt nicht stattgefunden. Der Zweck der Lüge war, unermeßliche dänische Fonds vorzutäuschen, die zu politischen Zwecken ohne ökonomische Berechnung gebraucht würden, und niemand in der großen deutschen Presse erfuhr, daß es sich um eine gewöhnliche Lüge der Köllerpolitik handelte. Weiter! Das Gut „Troiborg" sollte für ½ Million in dänische Hände gebracht worden sein, woraus selbstverständlich ein Schlag für das Deutschtum gefolgert werden sollte, um die neue Politik in Verruf zu bringen. Die Geschichte war glatt erlogen. Das Gut war in dänischen Händen. Es gehörte einem Herrn, der im Vorstand der dänischen politischen Organisation saß und bei den Wahlen kandidierte. Die Regierung bot ihm ½ Million, ein größerer dänischer Hofbesitzer bot ihm dasselbe, und so zog er natürlich vor, an einen Standesgenossen zu verkaufen. Die Situation blieb durchaus, wie sie war. Ein altes deutsches Rittergut „Farrisgaard" sollte von den Dänen aufgekauft worden sein. In Wirklichkeit wurde ein kleiner dänischer Bauernhof von dem dänischen Besitzer an einen andern dänischen Bauern verkauft. Viel ärger noch als diese erfundenen Landankäufe ist indessen die schmähliche Lüge, auf der sie alle beruhen: die Lüge nämlich, als ob der Eigentumswechsel in Nord-Schleswig von politischer Bedeutung wäre. Seit Olims Zeiten wechseln in Nord-Schleswig die Höfe bald so und bald so, ohne daß es irgend einem beigekommen wäre, darin etwas Politisches zu erblicken. Die großen Augustenburger Güter auf Alsen und Sundewitt wurden von den

dänischen Gutsbesitzern an Deutsche verkauft. Der vormalige dänische Abgeordnete Ahlmann verkaufte seinen Besitz „Werthemine“ an einen Baron von Romberg aus Westfalen, ohne daß es einem Menschen eingefallen wäre, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Der bekannte dänische Agitator Philipsen, der so radikal ist, daß er den Abgeordneten Haussen wegen seiner Versöhnungspolitik bekämpft, hat seinen Hof an einen Deutschen verkauft. In der nationalliberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses sitzt der deutsche Abgeordnete Jürgensen, der aus dem Dorf Stübbek in der Nähe meiner Vaterstadt Apenrade stammt. Der väterliche Hof dieses deutschen Mannes wurde Anfang der 80er an einen Dänen verkauft, und der Däne verkaufte in Gottes Namen 1906 an einen Deutschen weiter. Das ist die Sprache der Tatsachen. Das ist das natürliche und traditionelle Empfinden der Bevölkerung, der Deutschen wie der Dänen, und dieses Empfinden entspricht durchaus der politischen Situation. Wenn es das nicht täte, hätte es ja gar nicht entstehen können, da derartige Empfindungen im Boden wachsen wie der Roggen auf dem Acker. Erst gegen Mitte der 90er Jahre begann in Nord-Schleswig eine Art von Ansiedlungspolitik, deren innere Unsolidität am besten daraus erhellt, daß sie ökonomisch mit dem Bankerott und moralisch mit Gerichtsverhandlungen und Gefängnisstrafen endete. Dieser bereits aufgegebene Versuch, eine künstliche deutsche Ansiedlung in einem Land hervorzurufen, das bereits aufgeteiltes Bauernland ist, dazu die Bemühungen der preußischen Regierung um größere Güter, haben dann auf der dänischen Seite eine gewisse Abwehrstimmung erzeugt, und so mag es bei größeren Gütern hier und da zu einer Art von Wettrennen gekommen sein. Politisch ist die Sache völlig ohne Belang, und wird darum auch durch die Lügen der Köllerpolitik nicht am Leben erhalten werden können. Wenn zwei Rassen einander gegenüberstehen, von denen die eine sich drohend vermehrt, wenn die wachsende Rasse mit ökonomischen Mitteln und Landhunger ausgestattet ist, dann kann für den schwächeren Teil, wie etwa für die Deutschen in Posen, eine ernsthafte Gefahr entstehen. Existiert in einem solchen Land dann eine große Anzahl von Gütern, von denen man jedes einzelne mit einem halben oder ganzen Dutzend deutscher Bauern besetzen kann, dann hat eine Ansiedlungspolitik Hand und Fuß oder kann es wenigstens haben, wenn sie verständig betrieben wird. Von all diesen Dingen aber trifft in Nord-Schleswig gar nichts, auch nicht das geringste zu. Die Deutschen und Dänen sind eine Rasse, die stark durcheinander geheiratet haben und es noch ständig tun; in manchen Familien ist der eine Bruder deutsch und der andre dänisch. Die Vermehrung ist in beiden Lagern dieselbe; die Verhältnisse sind in diesem Punkte stabil, und aufzuteilen gibt es nichts, da das Land ja bereits solides Bauernland ist. Die paar Güter, die es überhaupt gibt, kommen für die Menge der Bevölkerung gar nicht in Frage. Aus diesen Verhältnissen ist die im ganzen Land herrschende Stimmung erwachsen, die dänische Parteiführer ruhig an Deutsche verkaufen ließ und an diesen Verhältnissen werden alle künstlichen Maßnahmen scheitern. Die Köllerpolitiker allerdings haben ein dringendes Interesse daran, auch diese Verhältnisse aus der Welt zu lügen, sei es durch unredliche Statistik oder durch glatt erfundene oder entstellte Landankäufe. Ihr Gewerbe gedeiht nur durch Verhetzung, und da ihnen die Wahrheit zu einer Hetze kein Material liefert, muß es eben die Lüge tun. Sie haben so ziemlich die ganze deutsche Presse angelogen, um ihr die blitzdumme Meinung beizubringen, daß die nationale Gefahr des Ostens auch hier oben im Norden bestünde. Sie werden mit dem Mut der Verzweiflung weiterlügen: die Lüge hat in Nord-Schleswig augenblicklich ein eigenes Telegraphenbureau, aber das alles wird nicht hindern können, daß ihr widerwärtiges Treiben allmählich in Deutschland bekannt wird. Ich werde das Meine dazu beizutragen wissen. Im nächsten Artikel unterhalten wir uns weiter.

Apenrade. **Erich Schlaikjer.**

Sprechsaal

Zur Ausweisung des Genossen Quelch

darf vielleicht noch kurz ein Württemberger sich äußern. Und zwar in etwas andrem Sinne als Weinhausen. Allerdings hätte die Württ. Regierung auch nach meinem Dafürhalten am besten daran getan, den dummen Schnack des herzlich unbedeutenden englischen Genossen zu ignorieren. Andrerseits können wir uns doch nicht verhehlen, daß eine derartige in die ganze Welt gedruckt hinausgehende Beschimpfung der Haager Konferenz die Regierung eines kleinen deutschen Bundesstaates in eine fatale Lage versetzen mußte. Sie hat dem Genossen Quelch laut amtlicher Erklärung die Wege geebnet, indem sie ihn zur Zurücknahme seines beleidigenden Ausdrucks aufforderte. Quelch hat nun diese Revokation nicht geleistet, wie Weinhausen irrtümlicherweise annimmt, er hat vielmehr nur die Singersche Interpretation wiederholt und in seinem letzten Satze eine Zurücknahme der beschimpfenden Redefloskel ausdrücklich verweigert. Warum hat Herr Singer den Genossen Quelch nicht zur Revokation angehalten? Wäre damit der sozialistischen Überzeugung irgendwie Abbruch getan worden? Oder wollte man gegenüber allzugünstigen sozialistischen Urteilen über das Verhalten der Württ. Regierung mit Absicht einen Märtyrer schaffen? Man muß fast auf diese Vermutung kommen, da Quelchs letzter Satz seiner Erklärung keine Revokation, sondern eine Provokation bedeutete. **Eisenwein.**

Unsre Bewegung

Der erste Oktober, so schreibt man uns aus dem Parteibureau, ist nicht nur für die Zeitungen, sondern auch für die politischen Parteien ein wichtiger Termin. Um diese Zeit entscheiden sich sehr viele Menschen, die während des Sommers keine oder wenig Zeitungen hielten, für das eine oder andre neue Blatt. Auch pflegt ein Wechsel in der Lektüre gerade zum 1. Oktober vorgenommen zu werden. Nun liegt es aber zweifellos im Parteiinteresse, wenn möglichst viele Leser für entschieden liberale Zeitungen und Wochenschriften gewonnen werden. Deshalb müssen in den nächsten Wochen liberale Zeitungsverleger und liberale Politiker Hand in Hand gehen, um möglichst viele Leser für die liberale Presse zu gewinnen. Werbt Leser für die „Hilfe“! Das sollen sich vor allem die Vereinsvorstände im Lande gesagt sein lassen; aber auch manche Parteifreunde in der politischen Diaspora können mithelfen. Sie tun sich selbst den besten Dienst, wenn sie Gesinnungsgenossen und Freunde in ihrer Nähe sammeln. Jetzt ist die günstigste Zeit. An die Werbearbeit! — Das Bureau des Wahlvereins der Liberalen befindet sich Berlin SW., Dessauerstr. 13.

Auerbach i. Vogtl. u. Umg. Nationalsozialer Verein. Vorsitzender: E. Strauß, Kaiserstr. 27. In der am 29. Aug. abgehaltenen Monatsversammlung berichtete zunächst der Vorsitzende über die bevorstehenden Landtagswahlen in Sachsen. Dann sprach Herr Nigrini-Rodewisch über Liberalismus und Sozialistenbekämpfung. Er wandte sich gegen die Art der Sozialistenbekämpfung, wie sie der Reichsverband betreibt, wies auf ihre Erfolglosigkeit und die Gefahren, die sie mit sich bringt, hin. Und forderte vom Liberalismus, den Kampf gegen die Sozialdemokratie in der Weise zu führen, daß man den Grund ihrer Klagen zu beseitigen suche. Für die nächste Zeit ist eine Zusammenkunft der Vorsitzenden aller liberalen Vereine im Vogtlande geplant.

Duisburg. Liberaler Wahlverein für den Wahlkreis Duisburg, Ruhrort, Mühlheim, Oberhausen. Vorsitzender: Rechtsanwalt Saul, Duisburg, Feldstr. 5. Regelmäßiger Vereinsabend: Jeder zweite Montag im Monat. Vereinslokal: „Zum Prinzen Eitel Friedrich“. Trotz der Sommerzeit entfaltet unser junger Verein rege Tätigkeit. In jedem Monat fand eine Sitzung statt, in denen — teilweise nach vorausgegangenen Referaten — lebhafte Diskussionen stattfanden. Die letzten Sitzungen standen unter dem Zeichen der im November hier stattfindenden Stadtverordnetenwahlen. Wir wollen durch geeignete Kandidaten versuchen, in die hiesige Stadtverwaltung ein frischeres, liberales Element hineinzubringen. Bei reger Agitation hoffen wir auf guten Erfolg. In der letzten Sitzung wurde außerdem eine von unserm Vorsitzenden verfaßte und glänzend begründete Resolution einstimmig angenommen, in der der Verein D. Naumann für sein mannhaftes Eintreten für die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts in Preußen Dank und rückhaltloses Einverständnis aussprach. Für den Winter sind mehrere größere Werbeversammlungen geplant.

Kiel. Man schreibt uns: Für die durch den Tod des Abgeordneten Wolgast im Kreise Kiel notwendig gewordene Landtagswahl ist von der Regierung der Termin für die Wahlmännerwahlen auf den 24. Oktober festgesetzt worden. Für die Freisinnigen handelt es sich bei dieser Wahl um die Verteidigung des einzigen Landtagsmandats, über welches sie in unsrer Provinz verfügten. Es war daher selbstverständlich, daß man das Kieler Mandat einer Persönlichkeit zu übertragen wünschte, die das allgemeine Vertrauen genießt und im politischen Leben eine gewisse Erfahrung hinter sich hat. Einen solchen Mann hat man jetzt gefunden in der Person des Lehrers und Stadtverordneten Ferdinand Hoff in Kiel. Seine Kandidatur wurde in einer Versammlung des Liberalen Kreisvereins, an der auch die freisinnigen Wahlmänner teilnahmen, einstimmig beschlossen. Herr Hoff hielt an die Versammlung eine kurze An-

sprache, in der er hinwies auf den Hunger des Volkes nach Liberalismus, der unter allen Umständen beachtet und befriedigt werden muß, vor allen Dingen in Preußen durch die Gewährung des gleichen politischen Rechtes an alle Staatsbürger. Es ist unpatriotisch, dem Volke das gleiche Wahlrecht vorzuenthalten. Von 7 Wahlberechtigten wählen nach der Statistik jetzt 6 in der dritten Klasse, sie sind zur Ohnmacht verdammt. Es hieße unsre liberalen Grundsätze aufgeben, wenn wir auch nur eine Minute die Regierung über das Endziel unsrer Bestrebungen, die Einführung des Reichstagswahlrechtes in Preußen, im Unklaren lassen wollten. — Warm empfohlen wurde die Kandidatur Hoff besonders von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Struve-Kiel. Die Versammlung erklärte sich mit der Kandidatur einstimmig einverstanden und beschloß die Bildung eines Zentral-Wahlkomitees.

Stuttgart. Der hiesige liberale Verein veranstaltet Sonntag, den 15. September einen Familienausflug nach Urach, in den Wahlkreis seines 1. Vorsitzenden. Die übrigen liberalen Vereine sind zur Beteiligung herzlich eingeladen. Von 11 bis 1 Uhr findet auf der Terrasse über dem Wasserfall gesellige Vereinigung statt, wobei Landtagsabgeordneter Dr. Bauer und der Vorsitzende des Liberalen Landesvereins, Generalsekretär Dr. Ohr, Ansprachen halten werden. Nach dem gemeinsamen Mittagessen in Urach treffen sich die liberalen Vereine in einem noch zu bestimmenden Lokale in Urach zum gemütlichen Beisammensein. Zahlreiche Beteiligung ist dringend erwünscht.

Der Preßverein erhielt folgende Beiträge; Alzey, H. V. II. 5.—; Berlin, S. S. III. 5,—; Buxtehude, J. W. IV. 5,—; Charlottenburg, Dr. W. E. V. 5,—; Cranz a. Elbe, H. T. I. 5,—; Dortmund, E. R. I. 5,—; Dortmund, G. R. VI. 5,—; Dresden, A. S. III. 5,—; Eutin, T. IV. 5,—; Giengen, E. IV. 5,—; Göttingen, R. O. V. 5,—; Hamburg, A. B. II. 5,—; Hamburg, A. S. II. 5,—; Hamburg, Dr. W. J. W. IV. 5,—; Hannover, Dr. P. B. IV. 5,—; Kiel, T. II. 5,—; Kölln (Westpr.) O. K. III. 5,—; Metz, Dr. E. H. II. 5,—;

Zusammen M. 90.—
Dazu laut Ausweis in Nr. 35 „ 2833.70
M. 2923.70

über die wir bestens dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Ein Handlungsgehilfentag

Unter den zahlreichen, leider allzu zahlreichen Organisationen der Kaufleute unterscheidet man herkömmlicherweise eine alte und eine neue Richtung. Zur alten Richtung zählt man all die Verbände und Vereine, deren Bestrebungen hauptsächlich auf die Bildungs- und Geselligkeitspflege, sowie Unterstützung der Mitglieder in Notfällen hinausläuft. Diese Organisationen haben in der Regel ein blühendes Kassenwesen und verdanken dies meist ebensosehr der Munifizenz wohlhabender selbständiger Kaufleute, wie der Opferwilligkeit der Angestellten. In der Regel sind in diesen Vereinen auch Prinzipale und Handlungsgehilfen als gleichberechtigte Mitglieder. — Die neuere Richtung legt das Hauptgewicht auf die sozialen Probleme, die ja außer dem Arbeiterstand keinen andern Beruf so erfüllen, wie den Kaufmannsberuf. Im Zusammenhang mit diesen sozialen Hauptinteressen steht naturgemäß die entschiedenere Vertretung des Gehilfenstandpunktes. Das geht so weit, daß der radikalste Verein dieser modernen Richtung auf sozialdemokratischem Boden steht und den Klassenkampf wie irgendein Arbeiterverein propagiert.

Ein Vertreter der alten Richtung, der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig, hielt am Sonnabend und Sonntag in Berlin seinen ersten Verbandstag ab. Es war eine äußerlich wohlgelungene, zahlreich besuchte und stimmungsvoll verlaufene Tagung. Das Reichsamt des Innern, das preußische Handelsministerium, die sächsische Staatsregierung, das Berliner Polizeipräsidium, die Kaufmannsgerichte in Berlin und nächster Umgebung, die liberalen Fraktionen des Reichstags und zahlreiche befreundete Korporationen hatten sich offiziell vertreten lassen; der Verbandsbericht konnte auf sein stattliches Vermögen, sein eigenes Verwaltungsgebäude in Leipzig, seine blühenden Kassen (Kranken- und Begräbniskasse, Witwen- und Waisenkasse, Altersversicherungs- und Invaliditätskasse, Stellungslosenkasse, allgemeine Unterstützungskasse), auf sein Genesungsheim im Erzgebirge, auf seine Rechtsschutzeinrichtung und vor allem auf ein sehr erfreuliches Wachstum des Verbandes hinweisen, der jetzt 81000 Mitglieder umfaßt. Allein im letzten Jahre hat der „Leipziger Verband" 15000 neue Mitglieder bekommen. Wem sollte da die gehobene Stimmung, auch der ernsten Arbeitsversammlungen nicht erklärlich sein, die freilich noch mehr in den vorzüglich gelungenen geselligen Veranstaltungen dieses ersten Verbandstages zum Ausdruck kam.

Auch an den zahlreichen Vorträgen dieses ersten Verbandstages, die meist sozialpolitische Gegenstände und Standesfragen im engeren Sinne behandelten, konnten die Mitglieder und Gäste ihre Freude haben. Was über das Lehrlingswesen, über die Frauenarbeit im Handel, die Pensionsversicherung, die Handlungsgehilfenkammern, die Rechtsverhältnisse der kaufmännischen Angestellten u. s. w. von Mitgliedern der Organisationen vorgetragen wurde, das war aus Praxis und Wissenschaft zugleich geschöpft und daher wohl geeignet, Klarheit und Bestimmtheit in die umstrittenen Probleme der kaufmännischen Sozialpolitik zu bringen. Freilich konnten die Redner meist nicht sehr viel Neues zu ihren Themen vorbringen, weil sie alle schon in der Fachpresse und teilweise auch in den Parlamenten erschöpfend behandelt waren. Dennoch war die Art, wie die einzelnen Fragen beleuchtet, diskutiert und in Beschlußanträgen festgelegt wurden, für den Kenner der kaufmännischen Organisationen hoch interessant.

Es ergab sich nämlich aus allen Verhandlungen, daß der Verband deutscher Handlungsgehilfen in Leipzig, gar nicht mehr in die ältere Richtung der kaufmännischen Organisationen hineinpaßt. So stolz man auf die vorzügliche Kassenleistung seiner Organisation war, so großes Gewicht man der Fortbildung der Mitglieder auflegte, so überwog doch weitaus das sozialpolitische Interesse. Schon die Wahl der Themata, mehr aber noch die Auswahl der Redner und die Behandlung der schwierigen Probleme, ließ das erkennen. Zwar herrschte nicht ein wortreicher Radikalismus, aber auch kein ängstliches Ausweichen und Bremsen war zu spüren. Mit ruhiger Bestimmtheit stellte ein Redner unter dem Beifall der zahlreichen Verbandsbesucher fest, daß man zwar auf das gedeihliche Zusammenarbeiten von Prinzipalen und Gehilfen ein Hauptgewicht legt, und die Angestellten nach wie vor in der Rolle interessierter Mitarbeiter in den kaufmännischen Geschäften zu erhalten gedenke, daß man aber die selbständige und energische Vertretung der Gehilfeninteressen unter allen Umständen wahrnehmen wolle. Mit wünschenswerter Deutlichkeit protestierte ein andrer Redner gegen jede Form von Konkurrenzklauseln, und insbesondere gegen die unmoralische Sperrklausel der sogenannten D-Banken und Seidenwarengeschäfte. Als Vertretung der kaufmännischen Angestellten wurden klipp und klar Handlungsgehilfenkammern gefordert, zwecks Abgabe von Gutachten, Einrichtung in Initiativanträgen, Überwachung der Ausführung der sozialen Gesetze, Ernennung von Sachverständigen u. s. w. Auch die Forderung von Handelsinspektoren, der reichsgesetzlichen Einführung des Achtuhrladenschlusses, Einschränkung der Gewährung von Ausnahmen, vollständiger Sonn- und Feiertagsruhe und reichsgesetzlicher Gewährleistung eines Erholungsurlaubs nach einjähriger Dienstzeit für alle Handlungsgehilfen: das sind alles Ausflüsse modern-sozialpolitischen Empfindens. Die ehedem auch im Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig herrschende ältere Richtung hat rechtzeitig die Anforderungen der Neuzeit erkannt und ihnen Rechnung getragen. Und die Stürmer und Dränger im Verband haben sich von den „Alten" an die Hand nehmen und zu vorsichtigem Vorwärtsschreiten bestimmen lassen. So ist der neue Verbandsgeist entstanden, der eine Mischung von neuzeitlichem sozialen Vorwärtsstürmen und vorsichtigem Prüfen und Wägen darstellt.

Der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig gehört heute nicht mehr zur sogenannten älteren Richtung unter den kaufmännischen Organisationen. Der erste Verbandstag, den er nach sechsundzwanzigjährigem Bestehen abhielt, hat das bewiesen. Künftig werden alle zwei Jahre neue Verbandstage folgen, und alle werden hoffentlich bestätigen, daß der gute, jetzt herrschende Verbandsgeist weiter erstarkt.

Fr. Weinhausen.

Soziale Bewegung

Gegen das Mittelpreisverfahren bei Submissionen wandte sich unter allgemeinem Beifall des deutschen Handwerkertages der Landtagsabgeordnete Hammer kürzlich in Eisenach. Er wies auf die Erfahrung hin, die die Stadt Mannheim mit der Einführung dieses Systems bei Submissionen gemacht habe. Es hat sich dort nämlich herausgestellt, daß die Stadt im Laufe eines Jahres viele Zehntausende von Mark für ihre Ausschreibungen mehr brauchte, obwohl die Ausschreibungsbedingungen die gleichen waren wie früher, und die Mehrausgaben für gestiegene Löhne und Materialpreise extra berücksichtigt wurden. Mit Berufung auf den alten Satz, daß man die Henne nicht schlachten dürfe, die die goldenen Eier lege, erklärte sich der Abgeordnete Hammer und mit ihm der deutsche Handwerkertag gegen das Mittelpreisverfahren. Übrigens einer von den zahllosen Fällen, in denen die Theorie so richtig wie nur möglich ist, die Praxis dagegen eine ganz andre Sprache redet.

Briefkasten

B. Sch. i. D. Einverstanden. Es ist für Sie und den Verlag eine Ersparnis an Zeit und Porto, wenn Sie Abonnementsbeträge das ganze Jahr im voraus zahlen. Adressen von Interessenten für Probeabonnements sind stets willkommen.

Frl. Emma L. Gut gemeint, aber —! Besten Gruß!

Dr. Br. Die preußische Verfassung ist bei Reklam erschienen, Nummer 3870 für 20 Pfg. Die geschichtliche Einleitung ist gut und zuverlässig. Dort finden Sie auch das Wahlgesetz und die Bestimmungen über das Herrenhaus.

An mehrere. Zum 60. Geburtstag von Prof. Rein in Jena ist eine Denkschrift erschienen mit einem guten Bilde des verehrten Geburtstagskindes, Lebensgeschichte und Lehrdarstellung. Verlag von Gerdes und Hödel in Berlin. Eine schöne Geburtstagsgabe.

K. Y. Dank für zugesandte Witzblätter! Kannten es schon.

Krefeld. Dank für die Rede von Prof. Meinhold in den Alad. Bl.! Wir halten es für richtiger, unsrerseits die Vorgänge in den V. D. St. jetzt nicht zu besprechen.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 36 Berlin, 8. Septbr. 1907

Einwirkung

Indirekte Lehren machen oft mehr Eindruck auf uns, als diejenigen, die uns ins Gesicht gegeben werden.

Was ist doch das Erziehen für eine schwere Sache! Es tut dem Vater so weh, wenn er merkt, daß die Kinder zwar gehorchen, ihn aber nicht verstehen. Und die Mutter sucht nach hundert Mitteln in der Kinderstube, um ihre lebhafte Schar wirklich im Zaum zu halten, ohne ihnen die Freude zu nehmen. Aber wie macht das müde, und oft wie verdrießlich! Der größte Schmerz, den Kinder bereiten, liegt nicht in einer Unart, vielmehr in jenem langsamen Begreifen, daß man nicht so auf Herz und Verstand wirken kann, wie man so gerne möchte. Möchte — wahrhaftig nicht um unsertwillen, sondern um der Zukunft derer willen, die man heiß liebt. Kindererziehung fordert starken Glauben. Sie ist eine Schule der Zuversicht, daß gute Absichten doch nicht fehlschlagen. Oft treibt in der Ecke des Gartens ein verwehter Samen starke schöne Frucht, wo man es nie gedacht hatte.

Man soll nicht unmittelbar wirken wollen. Das hilft beim Kind wenig und beim Erwachsenen nicht viel. Wenn starke geistige Wirkungen unmittelbar ausgeübt werden, sind sie leicht in der Gefahr, bald zu vergehen. Die Natur übt ihre fröhliche List und der rechte Erzieher arbeitet ebenso viel mehr auf unbewußte Weise. Manchmal freilich muß man den Menschen beim Ohr nehmen. Doch auf die Dauer hilft es weit mehr, wenn man ein Gemüt gefangen nimmt, ohne daß es etwas davon merkt. Die stillen Einflüsse wirken am tiefsten. Unbeobachtete Fäden spinnen sich zwischen den Menschen hin und her, und sie halten oft stärker als Fesseln, die man anlegen wollte. Es gibt einen Wahrheitseifer, der mehr zerstört, als gewinnt. Man braucht nicht jedem alle seine Schwächen vor den Kopf zu sagen. Dadurch wird er meist nicht besser, und wir verlieren nur die Schlüssel zu seinem Haustor. Man zieht den Menschen nicht dadurch heran, daß man ihm bloß zeigt, was uns nicht gefällt. Leicht macht er es sonst wie die Schnecke, die bei fremder Berührung in ihr Haus hineinkriecht und wartet, bis der Angreifer fortgegangen ist.

Ist das alles, was wir tagtäglich so beobachten können, nur ein Zeichen der bösen Natur, die wir an uns tragen? Ist es nur Unehrlichkeit, wenn der Mensch auf starkes unmittelbares Anfassen ausweicht? Ich meine nicht. Der Mensch kann seine Selbständigkeit gar nicht anders wahren, als dadurch, daß er nur verborgen und heimlich, aber mit fröhlicher Entschlossenheit Gutes von außen annimmt. Es liegt ein Stück Keuschheit darin, daß man sich lieber unvermerkt eine gute Lehre irgendwo abnimmt, als daß man die gleiche Mahnung sich an den Kopf werfen läßt. Der Widerspruch setzt immer ein, wo der Mensch anders geführt werden soll, als er bis dahin ging. Es wird ihm aber leichter, wenn er selbst umschwenken darf, ohne daß er gewaltsam in den neuen Weg gestoßen wird. Gerade Linien sind nicht immer die kürzesten. Sie verlangen oft zu viel Atem, weil sie zu steil sind. Geht man aber um den Berg herum, so erreicht man doch die Spitze.

Immer wieder sagt man sich solche Gedankengänge vor, und — immer wieder schelten wir und mahnen und wirken mit Zwang, der doch aus nichts andrem strömt, als aus liebender Sorge. Wie ungelehrig man doch sein kann! Menschenherz läßt sich nur unbewußt zwingen. **Traub.**

Richard Wagner und Angelo Neumann

II.

Ein halbes Jahr nachdem die Beziehungen zu Bayreuth infolge der Launheit Försters abgebrochen worden waren, versuchte Angelo Neumann auf eigne Faust die Anknüpfung. Es war höchste Zeit, denn Hamburg hatte den ganzen „Ring des Nibelungen“ in der Zwischenzeit bereits erworben. Neumann hatte mit seiner Anfrage bei Wagner Glück. Der Meister schrieb ihm zurück, daß der „Ehrensold“, der den Zankapfel zwischen ihm und Förster gebildet hatte, nunmehr in Wegfall komme und daß er 10 pCt. Tantième von den Aufführungen des „Ringes“ beanspruche. Außerdem erbat er — wie gewöhnlich — einen Vorschuß von 10 000 M. Damit schien nun die Lage geklärt und der definitive Vertragsabschluß sicher. Und doch hat es noch zwei volle Monate gedauert, bis Neumann, der seines Amtskollegen Förster Widerstand auch jetzt noch zu überwinden hatte, mit Wagner ins Reine kam. Erst als Neumann auf das Defizit von 121 000 M. hinwies, das die Direktion im Jahre 1877 erlitten hatte, und den finanziellen Erfolg der Tetralogie plausibel machte, erteilte ihm Dr. Förster plein pouvoir.

Nun fuhr Neumann zu Wagner nach Bayreuth, wurde freundlich aufgenommen und schloß den Vertrag mit ihm ab.

Die kostspielige Dekoration wurde in Berlin bestellt, die Kostüme wurden unter Leitung der Vorsteherin des Bayreuther Schneiderateliers angefertigt, Waffen, Schilde und sonstige Requisiten wurden gekauft. Neumann unternahm eine Entdeckungsreise durch Deutschland und Österreich, um gute Kräfte zu gewinnen und sich zu sichern. Auf dieser Fahrt entdeckte er neben Julius Lieban und Paula Schöller auch Arthur Nikisch, der damals 23 Jahre alt war. Otto Dessoff, der damalige ausgezeichnete Kapellmeister der Frankfurter Oper, hatte Neumann auf den jungen Musiker aufmerksam gemacht: „der Streben hat und vor allen Dingen, trotz seiner großen Jugend, ein Können, das mich oft staunen machte.“ Nikisch wurde von Neumann engagiert und wirkte zunächst als Chordirektor. Er bewährte sich glänzend, und Neumann versäumt nicht, ihm herzliche Worte des Lobes und der Dankbarkeit in seinen „Erinnerungen“ zu widmen. Einmal ans Dirigentenpult vor die Öffentlichkeit gestellt, gewann sich Nikisch sofort Verehrer. Er leitete zuerst die Operette „Jeanne, Jeanette und Jeanneton“ und bald darauf Halevys „Blitz“. Sein Glück aber verdankte Nikisch, wie fast jeder große Künstler, einem Zufall, den ihm die Vorsehung gab und den er sich zum Zweck zu gestalten verstand. Und das kam so: Neumann war im Sommerurlaub, drunten bei Salzburg. Da erreicht ihn ein Telegramm Försters, das ihm meldet, das Gewandhausorchester (das, genau wie heute, zugleich Opernorchester in Leipzig ist) weigere sich, den „Tannhäuser“ unter Nikisch, dem „jungen Menschen“ zu spielen. In solchen Dingen kannte Neumann keinen Spaß. Er setzte den „Tannhäuser“ nicht ab, sondern telegraphierte zurück: Die Orchesterprobe unter Nikisch habe stattzufinden, den Herren sei klar zu machen, daß sie zu ihrer Weigerung in keiner Weise berechtigt seien und daß sie sich im Falle des Beharrens die weitgehendsten Konsequenzen selbst zuzuschreiben hätten; gleichwohl solle es dem Orchester anheimgestellt bleiben, nach der von Nikisch dirigierten Ouvertüre

eine abermalige Erklärung abzugeben. Was Neumann erhoffte, geschah. Nach der Ouvertüre schlug die Stimmung der Musiker derart um, daß sie Nikisch herzhaft beglückwünschten. Dieser „Tannhäuser"-Aufführung aber verdankt Nikisch seine glänzende Dirigentenlaufbahn.

Der Erfolg der Leipziger „Ring"-Aufführungen, die unter Josef Suchers Leitung stattfanden, war außergewöhnlich. Die Begeisterung nahm ungewohnte Formen an. Obwohl nun Josef Sucher sich als Dirigent vortrefflich bewährt hatte, versuchte Wagner doch unmittelbar hinterher ihn aus seine Stellung zu bringen. Zeitlebens hat Wagner auf seinen Anton Seidl geschworen und ihn wollte er mit aller Gewalt in Leipzig unterbringen. In der Tat war ja Seidl, wie alle die berichten, die ihn noch persönlich gekannt, ein großes Talent und so eine Art Nachschlagebuch für Wagner. Er hatte sich mit einem Fleiß, der sonst nicht seine starke Seite gewesen sein soll, in Wagners Werke hineingelebt und kannte die Tempi wie kaum ein andrer. Er war ein Spezialist, der keinesfalls übersehen werden durfte, der aber erfahrungsgemäß in allem, was nicht mit Wagner zusammenhing, nicht sich selber treu war. Ihn engagieren war ein Gewinn und eine Sorge zugleich. Ihm den verdienten Sucher opfern, wäre rücksichtslos gewesen. Neumann ging denn auch nicht auf Wagners dringenden Vorschlag ein, obwohl dieser ihm sogar die Pistole auf die Brust setzen wollte und ihm Seidl wiederholt energisch anempfahl. Erst als Sucher Leipzig verließ, wurde Seidl engagiert.

Kurz vor der Aufführung der zweiten Hälfte der Tetralogie im September machte das Orchester, obwohl Neumann drei Wochen hindurch die Oper völlig schweigen ließ und nur Wagner-Proben abgehalten wurden, von neuem Schwierigkeiten. Man hatte den Unsinn ausgestreut, das Gewandhausorchester leide unter der ihr aufgebürdeten Last, die Tetralogie zu spielen; nicht nur seine Leistungsfähigkeit werde durch die Anforderungen Wagners beeinträchtigt, sondern auch sein künstlerisches Niveau! Gottlob hat dieser Wahn die Köpfe nicht lange verwirrt, sondern der Einsicht Platz gemacht, daß ein Orchester, das Wagner probt, künstlerisch und technisch nur gewinnen, nimmermehr aber verlieren kann.

Das kühne Unternehmen Angelo Neumanns in Leipzig hatte künstlerisch und finanziell den größten Erfolg. Es konnte für den wagemutigen Operndirektor keine größere Genugtuung geben als die Worte, die ihm Wagner am Tage nach der Aufführung der „Götterdämmerung" schrieb: „Es stünde mir schlecht, Ihrem Mute, Eifer und großen Geschicke nicht die offenste und vollste Anerkennung zu zollen, weshalb ich Ihnen sowie Herrn Direktor Dr. Förster hiermit auf das Unumwundenste meinen Dank ausspreche. Wollen Sie aber auch dem ganzen künstlerischen Personal, welches der Bewältigung der ungemeinen Schwierigkeiten der Darstellung meines Werkes sich so eifrig widmete, außer meinem Dank hierfür noch das Eine von mir mitteilen, nämlich, daß der schöne Eifer unsrer Künstler mich weniger verwundert, als die Tüchtigkeit und der Mut ihres Direktors; dieser letzteren Eigenschaft unsrer Theaterführer bin ich in der Tat äußerst selten begegnet, wogegen die Sänger und Musiker (wenn auch nicht ihre Lehrer) von je meine Stütze im Kampfe gegen die öffentliche Theatermeinung waren."

Für die Folgezeit rät Wagner Angelo Neumann („bitte! bitte!"), darauf bedacht zu sein, daß die Aufführungen immer auf einem „bedeutenden Fuße" erhalten blieben, daß sie mehr und mehr „veredelt" würden. „Dann", schreibt der Meister, „ist Leipzig etwas und wird fortfahren mich zu interessieren." Und immer von neuem kommt er auf seinen Seidl zurück. „Wenn ich in ganz Deutschland einen Dirigenten habe, auf dessen richtiges Tempo ich mich ganz sicher verlassen kann, so lege ich mich ruhig zum Sterben nieder. Ich hoffe gewiß, daß es mit Seidl dazu kommt; aber nur — um Gotteswillen! — nicht noch einen zweiten da hineintaktieren lassen; dies wäre der Grund zu einem gänzlichen Verfall der Aufführungen."

Wagner hat sich in Angelo Neumann nicht getäuscht. er war in der Tat der Mann, der ihm am meisten wert sein mußte. Das gegenseitige Vertrauen wuchs. Und so konnte es Neumann auch ruhig wagen, im August 1879 bei Wagner anzufragen, ob er ihm den „Parsifal" für Leipzig überlassen wolle. Der Meister antwortete sanft ablehnend und ausweichend. Ebenso ist eine Aufführung von „Tristan und Isolde" in Leipzig zunächst nicht möglich geworden. Erst im Jahre 1882 kam sie zustande. Ja, es gab sogar eine allerdings schnell vorübergehende Verstimmung wegen dieses Werkes zwischen Wagner und Neumann. Ein Brief Wagners, der seine Wünsche in betreff einer Leipziger Aufführung des „Tristan" enthielt, scheint verloren gegangen zu sein. Von Bayreuth aus wurde sogar mit gerichtlichem Einspruch gedroht. Neumann mußte, obwohl der größte Teil der Dekorationen schon fertig war, das Werk vom Repertoir absetzen. Leider erfahren wir über diese Konfliktsperiode bei Neumann nicht sehr viel. Es sind offenbar nicht alle Briefe mitgeteilt, die gewechselt worden sind.

Von wesentlicher Bedeutung waren diese Unstimmigkeiten nicht. Im April 1881 brachte Neumann den „Ring des Nibelungen" in Berlin heraus. Und Wagner mußte sich ihm von neuem zu Dank verpflichtet fühlen. Er mußte es umsomehr, als die Dinge dort anfänglich gar nicht glatt gingen; man hatte die Rechnung ohne die Verständnislosigkeit von Hülsens gemacht, der damals die Leitung der Königlichen Oper innehatte. Dieser Mann war zunächst himmelweit entfernt davon, Wagners Bedeutung zu erkennen und brachte es sogar in einem Briefe einmal fertig, von ihm als von einem „Schlingel" zu reden. Die Briefe, die er an Neumann richtete, lassen noch heute das hohle Selbstbewußtsein erkennen, in dem sich Hülsen gefiel. Wagner seinerseits hat das kühle und verständnislose Verhalten der Königlichen Hofoper nicht vergessen; als der Kronprinz die „Götterdämmerung" im Viktoria-Theater besuchte und nach der Vorstellung anfragen ließ, ob der Meister einer Einladung, in die kaiserliche Loge zu kommen, Folge leisten werde, da lehnte Wagner dankend ab.

Der Versuch Angelo Neumanns, den „Ring des Nibelungen" auch in Paris zur Aufführung zu bringen, scheiterte einmal an den eigentümlichen Pariser Musik- und Theaterverhältnissen, andrerseits aber auch an dem unfairen Verhalten des deutschen Botschafters in Paris. Fürst Hohenlohe, an den Neumann ausgezeichnete Empfehlungen hatte, empfing den wagemutigen Theaterdirektor zwar mit großer Höflichkeit, ermunterte ihn, seine Verträge abzuschließen und versprach ihm, in jeder Weise behilflich zu sein — als aber die Pariser Presse gegen Neumanns Unternehmen in chauvinistischer Engherzigkeit mobil zu machen begann, da war Fürst Hohenlohe einer der ersten, die umfielen. Mehr noch: mit einer Depesche an den König von Bayern, in welcher dieser gebeten wurde, dem Ehepaar Vogl möge der Urlaub nach Paris verweigert werden, fiel er Angelo Neumann geradezu in den Rücken.

In Berlin hatte Neumann außerordentliche Triumphe gefeiert. Das wandernde Richard Wagner-Theater ist dann auch nach Italien und Rußland gezogen und hat dort der deutschen Kunst die Pfade geebnet. Überall wirkte Neumann als Pionier und überall hatte er reichen künstlerischen und finanziellen Erfolg. Wenn man seine Berichte aus jener denkwürdigen Zeit durchliest, so fühlt man, welche eine wichtige und große Periode deutschen Kunstschaffens da vor unserm Auge lebendig wird. Das Große und Wichtige an jenen Tagen war eben, daß sie nicht von rauschenden Augenblickserfolgen erfüllt waren, sondern daß sie eine Zukunft in sich bargen. Es waren die Geburtsstunden des neuen musikalischen Dramas. Weniger der immense Außenerfolg als vielmehr die innere Kraft, die in Neumanns Tat arbeitete, gab die Entscheidung. Es waren mit einem Wort geschichtliche Tage, die uns um so denkwürdiger erscheinen, je weiter wir zeitlich von ihnen abrücken. **Paul Zschorlich.**

Delft

An einem hellen Julinachmittag fuhr ich vom Haag nach Delft. Der kleine Zug lief ziemlich gemächlich neben der Straße und einem breiten schnurgeraden Kanal her. Er brauchte eine halbe Stunde. Die holländische Landschaft ist nicht aufregend interessant. Aber man wird nicht müde, sie in sich aufzunehmen. Freilich läßt sie sich nicht „erleben", auch fehlt ihr alles Poetische oder durch Linie

und Farbe Bezwingende. Die Behandlung des Landes, Bewässerung und Entwässerung des Bodens sind von höchstem Nationalismus. An diese praktischen Zwecke wird man fortwährend erinnert. In dieser Gegend die Worte Empfindung und Naturgefühl zu nennen, würde einen falschen Klang geben. Aber man sieht in kühler Betrachtung die schönsten Bilder. Denn über dem Boden steht eine weiche Luft, und in seinem kräftigen Grün spielen die Flecken der unabsehbar weidenden schwarzen und braunen Rinder, Pferde, Ziegen.

Auf diesem Land ist die sachliche Landschaftsmalerei gewachsen: Hobbema, Cuyp, vor allem Potter und van der Velde, manche Stücke des Jakob van Ruisdael. Man erinnert sich wohl jener Stelle aus „Dichtung und Wahrheit", wo Goethe von den Eindrücken der damaligen Frankfurter Maler auf seine Jugend spricht. Er erzählt, wie er sich daran gewöhnte, die Natur und alle Gegenstände mit den Augen der Künstler als „Bild" zu sehen. Zu ähnlichem wird man auf einer Reise durch Holland verführt, draußen zwischen den Wiesen und Weiden und Dünen, wie auch in den Dörfern und den Gassen der Städte. Man sieht Bilder, Gemälde, und teilt sie diesem oder jenem Meister zu.

Denn diese Landschaft und dieses Volk in seinem gesellschaftlichen, bürgerlichen Leben wurden durch die alte Kunst, wie auch jetzt wieder durch die neue, ausgeschöpft wie keine andre. Überall begegnet man Erinnerungen. —

Delft ist eine ziemlich ruhige und nicht sehr große Stadt, so um 30000 Einwohner. Auch hat es wenig Sehenswürdigkeiten und keine Galerie. Aber es ist die kürzeste Formulierung der Eigenart des holländischen Städtebaus, und die Sprache dieser Formel blieb von Verflachung und Verwischtwerden ziemlich frei. Man fährt nach Delft, bloß um an den vielen, vielen Kanälen hinzugehen, unter den Lindenbäumen, und sich bisweilen an der zierlichen Linie, an dem sparsamen Schmuck eines Giebels zu erfreuen.

Allerdings birgt die Stadt ein Kunstwerk von großer Schönheit. Es ist das Grabmal, das die Generalstaaten dem Retter ihrer Freiheit, dem holländischen Nationalhelden, Wilhelm dem Schweigsamen, in der gotischen Neuen Kirche am Marktplatz errichten ließen. Sein Schöpfer ist Hendrik de Keyser, der das Werk 1616 begann. Im Prinsenhof zu Delft ist am 10. Juli 1584 Wilhelm durch einen gedungenen Mörder erschossen worden. Die Kugelspuren in der Wand werden als grausame Erinnerung an das Ende des großen Prinzen sorgsam bewahrt. Das Denkmal, das ihm dreißig Jahre später erstand, ist seiner und der Dankbarkeit seines Volkes würdig. Die holländische Kunst ist auffallend arm an plastischen Werken. Mit um so größerem Interesse sucht man die wenigen Beispiele. Ihr Wesen ist freilich nicht auf dem Boden der Heimat erstanden. Hier zeigt sich reiche späte Renaissance. Schwarzer und weißer Marmor vereinigen sich mit Bronze, eine große Architektur trägt Ornamente und Allegorien. Die Plastik hat eine große Lebendigkeit, und es gefällt dem Künstler, seine Sicherheit in einer lebhaften, bewegten Darstellung zu zeigen. Die Art der Zeit verlangte, daß die Einzeldinge voll von Beziehungen und Bedeutungen seien. Uns schiert das wenig. Aber wir bewundern die Klugheit des Aufbaus und den Geschmack, womit Keyser die Schönheit des einen Materials durch die Verbindung zum andern hervortreten läßt.

Die Straßen der Stadt haben ein ungemein freundliches Aussehen. Fast alle sind von einem Kanal, einer Gracht durchzogen. Darauf spielt sich der Frachtverkehr ab. Schwarzgestrichene Kähne gleiten lautlos durch das dunkle Wasser. Die silbernen Streifen, die vom Steuerruder weggehen, zerstreuen und zerspielen das Spiegelbild der grünen Bäume und der roten Häuser. Der Spiegel des Wassers liegt etwa ein oder anderthalb Meter unter der Straße. Deshalb müssen die festen Brücken einen starken Anlauf nehmen, um in gehöriger Höhe darüber wegzukommen. Das gibt bisweilen im Bogen eine muntere Bewegung. Oder es sind Zug- und Drehbrücken, die sich beim Passieren des Schiffes vom Verkehr ausschalten lassen. An dem Tag, da ich dort war, war großer Markt; Kähne voll Gemüse, Obst und Blumen, die sich widerspiegelten, boten in der breiten Singelgracht ein treffliches Bild.

An den beiden Ufern sind Bäume gepflanzt, große Linden, deren Äste über dem Wasser sich nähern, und dahinter stehen die blanken holländischen Backsteinhäuser, mit schmalen roten Ziegeln, den blanken Scheiben der großen Fallfenster, den hellen Rahmen um Fenster und Tür. Die Häuser stehen dicht zusammen; bisweilen schleicht sich ein kleines Gäßlein zwischendurch. Das ist dann, wie die meisten der Straßen, mit Ziegeln gepflastert. Aber gepflastert klingt schon zu derb. Man möchte sagen: belegt. Alles zeigt sich dem, der nicht dort wohnt, sondern bloß einmal langsam und mit offenen Augen an den Kanälen entlangschlendert, von einer idyllischen, liebenswürdigen, fast festtäglichen Ruhe und Freundlichkeit.

Das Wasser der Kanäle ist dunkel. Wenn die Strahlen der Sonne durch das Laub fallen und ein Wind an die Blätter regt und auf der Fläche zittert, gehen rasche Lichter und merkwürdige weiche Farben über das Wasser. Die Luft ist feucht, fast sage man: hellgrau. Ein merkwürdiger Wechsel der Töne lockt das Auge, nur Farben zu sehen, lichte, durchsichtige Farben, die alle von gleicher reiner klarer und ungemein zarter Art sind.

Es wäre recht kühn, zu sagen, die Palette des großen Malers Jan Vermeer van Delft habe ihr Leuchten und ihren Schmelz aus der Farbigkeit der heimatlichen Grachten. Denn der Kunsthistoriker klärt uns darüber auf, daß Vermeer auf dem Umweg von Carel Fabritius eine Erbe und Erfüller Rembrandtscher Tradition ist, daß sein Kolorismus in manchen frühen Malereien des großen Meisters vorgedeutet wurde. Das mag richtig sein. Aber doch denkt man, da die Seele und das Auge in die Töne dieser Stadt und dieser Luft sich hineingeschmiegt haben, an Vermeer, und glaubt, ihn und seine Kunst hier mehr zu besitzen als in den Galerien.

Er war 1632 in dieser Stadt geboren und starb bereits 1675. Die Zahl seiner Werke ist nicht sehr groß; das macht die ungemein sorgsame und reinliche Art seiner Malerei, die mitunter an alte Vlamen denken läßt. Er ist der größte Meister des holländischen Sittenbildes. Aber Sittenbild sagt fast zu viel. Denn seine Anekdoten sind meist ganz belanglos, kleine harmlose Ausschnitte, junge Mädchen, die eine Handarbeit machen, die einen Brief erhalten, die mit der Halskette spielen. Das seelische Gewicht ist recht gering. Aber die Malerei hat fast nicht ihresgleichen. Alles ist von Licht umflossen. Das Stoffliche scheint von den Dingen genommen (es gibt allerdings sehr gegenteilige Ausnahmen), und alles Feste aus den gleichen feinen farbigen Zellen gebildet. Diese Farben sind hell und kühl und von erlesener Schönheit.

Das Neue ist: er malt „in freiem Licht". Bei Rembrandt und seinen Schülern fällt das Licht ein, formt und gestaltet, und holt mit einem warmen Ton Flächen und Bewegungen aus dem Dunkel. Vermeer malt das „natürliche" Licht. Es fällt nicht in seine Räume, sondern es ist in ihnen, reflektiert von allen Wänden und hellt die Schatten auf. Das, was der Künstler bei seinen kleinen Innenräumen gelernt, wagt er auch im Freien. So wird er einer der Väter der modernen Landschaftskunst. Zweimal hat er seine Heimat gemalt: das Straßenbild der Sammlung Six in Amsterdam und die große Delfter Stadtansicht des Mauritshuis im Haag. Mit der Schönheit dieser Tafel kann sich weniges vergleichen.

Das ist Delft, an einem hellen Abend, dessen Luft ganz klar geworden. Rote Backsteinhäuser mit fast schwarzen Schieferdächern stehen an dem breiten Kanal; zwischen den Bauten ragen grünblaue Baumkronen heraus. Die Ufer und der Abendhimmel spiegeln sich in der leisbewegten Fläche. Ein paar dunkle Kähne ruhen auf dem Wasser. Vorn am diesseitigen Ufer gehen wenige Menschen. Eine kräftige Klarheit und Ruhe bestimmen das Werk, das mit festerem Pinsel gemalt scheint als die leichten zarten Innenbildchen. Es ist schöner als alle Wirklichkeit. **Theodor Heuß.**

Volks- und Fortbildungsschule

Das Bildungsziel der Volksschule liegt in der geistig vermittelnden Einfügung des Individuums in die Gesamtheit. Die Persönlichkeit des einzelnen soll erschlossen und entwickelt

Digitized by Google

werden, der Einzelmensch befähigt, das Bewußtseinsleben seines Volkes mitzuleben und sich mit Selbstbestimmung daran zu beteiligen. In der Volksschulbildung sollen die Bedingungen zur Erfüllung des Berufes liegen, der einem jeden einzelnen unsres Volkes eignet. Wird die Volksschule der Gegenwart dieser Aufgabe gerecht? Bietet sie die notwendige Vorbildung für die breite Basis des Staates, den Arbeiter-, Bauern- und Handwerkerstand? Kann aus der Stufe der Volksschule eine höhere Bildungsstufe in folgerichtiger Entwicklung herauswachsen?

Es gibt immer noch Leute, die mit einer besonderen Selbstgefälligkeit die Volksschule gerne für alles Schadhafte im Volksleben verantwortlich machen. Die Volksschule trage schuld an der schwindenden Religiosität, an der geringen Achtung vor dem Staatsgesetz, der fortschreitenden Verrohung der Jugend und nicht in letzter Linie an dem Wachsen der Kirche und Staat bedrohenden Sozialdemokratie. Mit vollem Recht kann jedoch die Volksschule solche Anschuldigungen, wonach die erzieherische Seite der Schularbeit in Frage gestellt wird, zurückweisen. Beim besten Willen vermag sie bei der ihr zur Verfügung stehenden Zeit doch nur einen verhältnismäßig geringen Einfluß auf das sittliche Leben des Volkes auszuüben, und zu ihrer Rechtfertigung kann sie auf die Faktoren verweisen, welche von Rechts und Gottes wegen mit zur Erziehung bestellt sind. Tun diese ihre Schuldigkeit oder sind auch sie ohnmächtig, weil im System nicht alles in Ordnung ist?

Auf sicherem Boden meint man mit der Behauptung zu stehen, daß die Volksschule als „Lernschule" ihr Ziel nicht erreiche. Typisch ist die nicht selten gehörte Meinung, die alte Volksschule hätte in mancher Hinsicht weit besseres geleistet als die heutige. Besonders im Deutschen und Rechnen seien die Leistungen gegen früher bedeutend zurückgegangen. Den Beweis erbringt man in Prüfungsergebnissen von Schülern der Fortbildungsschulen, nach denen 35 pCt. im Deutschen ungenügend vorbereitet, 25 pCt. im Rechnen nicht genügend gefördert waren. Leider lassen sich die Unterrichtsresultate der alten Volksschule nicht mehr zahlenmäßig feststellen. Vielleicht wird die Rechnung dann nicht stimmen. Wenn aber, so kann man sich doch unmöglich der Tatsache verschließen, daß mit dem Fortschritt unsrer Kultur das Maß dessen, was jeder Staatsbürger an Wissen nötig hat, ungemein gestiegen ist. Damit ist gegeben, daß der Lehrplan der Volksschule eine gewaltige Bereicherung gegen früher erfahren mußte und somit die Erreichung des Zieles schon in Frage gestellt ist. Jedenfalls ist die Volksschule nicht imstande, das früher Erreichte und das hinzugekommene Mehr in derselben Zeit, in 8 Schuljahren, zu bewältigen. Entweder muß man den Lehrplan wieder entlasten, oder was doch wohl richtiger ist, die Schulzeit verlängern. Wenn man einsieht, daß in der Öffentlichkeit jeder einzelne die gleichen Rechte haben muß, dann ist es auch erforderlich, ihn von Öffentlichkeits wegen auszurüsten, damit er wirklich fähig ist, an unserm Kulturleben teilzunehmen.

Ein Mittel für den Volksschüler, das an einer abgeschlossenen Bildung noch Fehlende zu erwerben, erblickt man im Fortbildungsschulunterricht. Wo es im engeren und weiteren Vaterlande Fortbildungsschulen gibt, dienen sie dem ausgesprochenen Zwecke, eine mangelhafte Schulbildung zu vervollständigen. Gegen diese Zweckbestimmung läßt sich wenig einwenden, wenn die Volksschularbeit als eine nicht genügende bezeichnet wird. Im Interesse der halbfertigen Volksschüler sollten dann überall, in Stadt und Land, Fortbildungsschulen eingerichtet werden; es sollte gesorgt werden für die große Masse des Volkes, welcher durch Mittellosigkeit höhere Schulen für die Ausbildung und Ausreifung der Persönlichkeit verschlossen bleiben. Auch der Arbeiter, der nicht im Gewerbe steht, hat eine Fortbildung nötig, nach der erzieherischen wie nach der unterrichtlichen Seite hin. Geschieht Genügendes vom Staate aus für seine Fortbildung? Diese Frage ist aufzuwerfen, weil die jungen Leute nach dem Verlassen der Volksschule durchaus noch der Selbständigkeit ermangeln, und die Klagen nicht aufhören, die Sittenlosigkeit unter der heranwachsenden Jugend greife immer mehr um sich. Muß der Staat nicht auch die Tatsache in Erwägung ziehen, daß in vielen ein reger Wunsch nach Weiterbildung vorhanden ist? Durch unser ganzes Volk geht dieser Zug nach vermehrter Bildung. Erfreuliche Zeichen dafür sind die Arbeiterbildungsvereine und Volksbibliotheken, Institute, die aus den Kreisen der Arbeiter selbst hervorgegangen sind.

Sehr bedauerlich ist es, daß ein allgemeiner, d. h. nicht beruflicher Fortbildungsschulunterricht so oft abgelehnt wird. Umsomehr erklärt man sich für den Fachunterricht und die Berufsbildung, welche den Bedürfnissen der einzelnen Berufszweige genau angepaßt sind. Handwerkerschulen mit Lehrwerkstätten werden immer mehr ins Leben gerufen, um so Wissen und Können in innige Verbindung zu bringen. Die Argumente für den Fachunterricht liegen auf der Hand. Sie präzisieren sich dahin: allgemeine Bildung ist an sich unbrauchbar, sie muß erst auf die Besonderheiten des Berufes angewendet werden. Das können aber die eben der Volksschule Entwachsenen noch nicht, darum darf man sie auch nicht sich selber überlassen. — Ohne Frage hat der Handwerker und Gewerbetreibende eine gediegene Ausbildung nötig, um den durch die Zeit an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden, um überhaupt existieren zu können. Ohne Frage haben die der Notwendigkeit entsprungenen Gewerbeschulen in mancher Hinsicht segensreich gewirkt. Eins gibt aber doch zu denken. Gewerbeschulen sind dazu da, für ganz bestimmte Berufe vorzubereiten und tüchtig zu machen. Ihre Schüler sind nach dem Handwerk eingeteilt; der Unterricht muß sich demnach auf Abteilungen erstrecken. Nicht selten geht dabei aber der ideale Zug, der in jedem Unterricht liegen soll, verloren. Kraß ausgedrückt, der Egoismus des Handwerks tritt zuweilen recht deutlich in Erscheinung. Der Mensch als Mensch findet zu wenig Berücksichtigung im Fachunterricht. Eine Schule, die sich bei noch nicht erzogenen Menschen lediglich auf praktische Stoffe gründet, ist einseitig. Einseitig sind ihre Erfolge. Eine nur ausschließlich im Dienste des beruflichen Lebens stehende Schule kann der Gemeinschaft wenig frommen. Der Staat gebraucht in erster Linie guterzogene, tüchtige Bürger. Diese heranzubilden, muß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bestrebt sein. „Allgemeine Emporbildung der innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit, ist allgemeiner Zweck der Bildung, auch der niedrigsten Menschen. Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besonderen Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein. (Pestalozzi.)

Erreicht die Volksschule das Ziel, das Menschliche im Menschen zu bilden, nicht, so liegt dem Staate die Pflicht ob, das an der abgeschlossenen Erziehung noch Fehlende in ausgiebiger Weise darzubieten. Es kann nur durch die allgemeine Fortbildungsschule, die von allen bisherigen Volksschülern besucht wird, geschehen. Über die Notwendigkeitsfrage muß der Staat jetzt bereits hinaus sein. Wichtiger sind die Fragen, was muß den Schülern der allgemeinen Fortbildungsschule im Unterricht geboten werden, wie lassen sie sich am besten allgemein gestalten, durch Anregung und Unterstützung der Freiwilligkeit der Gemeinden, oder einfach durch gesetzlichen Zwang? Diese letzte Frage bildet den Kernpunkt in der heutigen Fortbildungsschulangelegenheit. Ministerialerlasse, Denkschriften, Landtagsverhandlungen haben bereits kräftige Anregung zum mutigen Vorgehen behufs Errichtung von Fortbildungsschulen gegeben. Einsichtige Schulmänner haben sich längst für die Fortbildungsschulpflicht der jungen Leute in Stadt und Dorf, sofern sie nicht eine höhere, umfassendere Bildung von einer andern Anstalt her besitzen, ausgesprochen. Bis jetzt steht Deutschland jedoch noch auf halbem Wege, weil meistens, wo es überhaupt schon allgemeine Fortbildungsschulen in unserm Sinne gibt, gesetzliche Bestimmungen über die Schulpflicht fehlen — für die Gewerbeschulen liegen sie vor. Manche Staaten empfehlen freilich den obligatorischen Unterricht in der Fortbildungsschule; damit ist aber wenig erreicht, weil Empfehlungen mit Geldkosten verbunden selten Anklang finden.

Wohin ein zwangloser Besuch führt, lehrt uns das schnelle Eingehen oft eben erst gegründeter Fortbildungsschulen. Vergessen darf man bei der Forderung des gesetzlichen Zwanges auch nicht den größeren erzieherischen Einfluß, welchen die obligatorische Schule der freiwilligen gegenüber ausübt. Eine etwas strenger gehandhabte Schulzucht ist für die halberwachsene, oft recht unbändige Jugend meistens ganz gut. Darum, nicht Gemeindesache, sondern zur Staatssache muß die

obligatorische Fortbildungsschule gemacht werden. Der Staat kann mit besserem Nachdruck wirken und auch, was von Wichtigkeit ist, die Unterhaltung besser bewerkstelligen. — In den Volks- und Fortbildungsschulen liegt das wichtigste Kulturwerk vor. Das hat der Staat zu bedenken. In seinem Interesse liegt es, das Werk mit allen Kräften zu fördern. „Wenn die politische Wiedergeburt unsres Vaterlandes wahrhaft durchgeführt, wenn sie von Dauer sein, wenn das deutsche Volk allen und jeden Stürmen, woher sie auch kommen mögen, gewachsen sein soll: so ist dies ohne eine wahre, bis in das kleinste Dörflein und in dem kleinsten Dörflein in die kleinste Hütte sich erstreckende Volksbildung unmöglich." (W. Wander.)

Parchim. **Gustav Bremer.**

Sprechsaal

Literarische Propaganda

In Nr. 33 hat Erich Schlaikjer den Finger auf eine Wunde im Buchwesen gelegt. Mit Recht macht er dort Front gegen die Verwertung brieflicher Mitteilungen zu Reklamezwecken und läßt seine Ausführungen in dem sehr zeitgemäßen Rat an namhafte Persönlichkeiten gipfeln, in kritischen Äußerungen vorsichtiger zu sein. Er appelliert an das Verantwortlichkeitsgefühl, dessen der Träger eines Namens nicht entraten sollte. Hier ist in der Tat die trübe Quelle, von der aus sich der Reklamesumpf speist. So lange es noch Autoritäten gibt, die ein kritisches Urteil so schnell hinwerfen wie ein „Guten Tag", so lange wird es auch Verleger geben, die sich diese an Leichtsinn grenzende Höflichkeit zunutze machen. Geschäft ist Geschäft. Und der Verlag von Bong, dessen plumpe „Götz krafft"-Reklame in schärfster Weise getadelt worden ist, hat dem neusten Buch Edward Stilgebauers, dem „Börsenkönig", ein Heftchen beigelegt mit 240 Urteilen, von denen eins glänzender als das andre ist. Meins (aus dem „Leipziger Tageblatt") fehlt allerdings und das noch vernichtendere von Kurt Aram (in der „Frankfurter Zeitung") fehlt ebenfalls. Und mit welchen Namen kann Bong dienen! Man fühlt sich geradezu auf den Mund geschlagen, wenn man die Lobpreisungen all dieser illustren Leute liest. Und braucht doch nur den „Börsenkönig" mit gesunden Sinnen durchzulesen, um die ganze Charlatanerie des künstlich großgepäppelten Romanschreibers Stilgebauer zu erkennen. Wenn aber schon der Kritiker sich durch dieses Massenaufgebot diktatorischer Urteile beengt fühlt, wie mag es erst auf den Laien wirken, der all diese völlig subjektiv zusammengestellten „Kritiken" für bare Münze nimmt! Wie mancher Autor mag erstaunt gewesen sein, ein höfliches briefliches Kompliment, das er ahnungslos dem Autor des „Götz-Krafft" machte, hinterdrein an die große Glocke der Reklame gehängt zu sehen! Und wie leicht verständlich ist's andrerseits, daß einer, der sich solcherweise überrumpelt fühlte, gute Miene zum bösen Spiel machte und schwieg, da er befürchten mußte, durch einen Protest das Odium eines leichtfertigen Beurteilers geradezu auf sich heraufzubeschwören! Es gibt eben leider nur allzuviele Autoren, die auch für den eindeutigsten Schund noch ein verbindliches Wort haben, anstatt aufrichtig und ohne falsche Rücksicht abzulehnen. In eingeweihten Kreisen weiß man, wie leicht es z. B. ist, sich ein anerkennendes Wort über lyrische Versuche zu verschaffen; ein namhafter deutscher Lyriker zeigt Anfängern gegenüber eine Gefälligkeit, die geradezu verderblich werden kann. Angeborene Liebenswürdigkeit ist aber da sicher nicht am Platze, wo ein dilettantischer Streber robust genug ist, eine Autorität lediglich als Sprungbrett für seinen Pegasus zu benutzen. Auch Otto Julius Bierbaum muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden (er ist übrigens nicht der namhafte Lyriker, den ich meine). Im Verlag von Georg Müller in München ist da eine „verliebte Geschichte" erschienen: „Prinzessin Schnucki." Du lieber Himmel: ein Buch wie andre mehr. Etwas süßlich, etwas humoristisch angehaucht, etwas konventionell und etwas langweilig. Der Verfasser heißt Richard Elchinger. Niemand kennt ihn. Aber die Leute sollen ihn kennen lernen. Und Bierbaum leistet Vorspanndienste. Er mag ehrlich davon überzeugt sein, daß „Prinzessin Schnucki" ein gutes Buch ist. Ja, ich bin sicher, daß es Bierbaums Art recht verwandt ist. Heißt es aber nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen, wenn er dieser Geschichte eine 16 Seiten lange Einleitung mit auf den Weg gibt? Und was für eine Einleitung! Bevor der Leser noch eine Zeile gelesen hat, wird ihm das Urteil über Richard Elchinger aufoktroyiert. Herr Elchinger ist ein „Dichter", ein „Künstler", er hat „Geist und Laune", seine Art ist „eigen graziös", seine Leistung „allerliebst frech, frisch, sympathisch ausgelassen". Otto Julius Bierbaum versichert es. Und welcher Laie wird dem widersprechen wollen? Denn Bierbaum ist doch „vom Fach", der muß es doch wissen. Und doch, ich wette, von zehn Lesern werden sieben das Buch mit dem Gefühl zuklappen: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus (es kreißen die Berge und geboren wird eine lächerlich kleine Maus). Wo soll es hinführen, wenn jeder Anfänger, der mit seinem eignen Pegasus nicht fertig wird, sich zu einem erprobten Reiter einfach in den Sattel schwingen darf? In Fällen, da ein hervorragend starkes Talent unter widrigen Verhältnissen zu leiden hat und eines Wegbahners bedarf, weil es seitab der breiten Heeresstraße geht, in solchen Fällen mag eine objektive Einführung am Platze sein. Aber was einem Ibsen oder einem Gerhart Hauptmann zukommen mag, das kann doch nicht jedes Duodeztalentchen für sich in Anspruch nehmen wollen! Liegt in einem solchen Bedürfnis, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen, nicht das Eingeständnis der eignen Ohnmacht? Wenn das Beispiel von Bierbaum Nachahmer findet, dann dauert's nicht lange und wir sind auch in der Literatur völlig auf dem Standpunkt industrieller Spekulation angelangt und es steht dann nichts mehr im Wege, daß Herr Bong erklärt „Stilgebauers Romane allen voran" oder Herr Bierbaum „Richard Elchinger, der Rekordbrecher im Humor", so wie man heute sagt „Maggis Suppenwürze ist die beste." **P. Z.**

Das Kaiserhoch

von **Karl Ettlinger.**

Der Tischlermeister Graef ließ sich bei seiner Hochzeit nicht lumpen. Im „Blaue Aff'," der größten Wirtschaft Heddernheims, ging es hoch her, unheimliche Portionen von Gänsebraten wurden vertilgt, Bier und Apfelwein flossen in Strömen, und der aus Frankfurt gemietete Klavierspieler paukte das gleichfalls gemietete Klavier mit furchtbarem Eifer. Die Heddernheimer wissen, was sich gehört, und so wurden Toaste ausgebracht auf den Neuvermählten und die Seinigte, auf die „Damen", auf den Herrn Pfarrer und sogar auf den Klavierspieler. Je leerer die Fässer wurden, desto feuriger wurden die Reden, die Hochs erklangen immer wilder, und der Tastenschlager schmetterte seine Tuschs immer begeisterter. Es war „wunnerschee".

Unter den Gästen befand sich auch der Flurschütz Meier, ein Mann, der sehr patriotisch war, besonders wenn er zu viel getrunken hatte. Als ausgedienter Unteroffizier verkörperte er in Heddernheim das monarchische Prinzip, erzählte an Kaisers Geburtstag die seltsamsten Anekdoten aus dem Krieg, den er gar nicht mitgemacht hatte, vergaß nie, am 2. September eins über den Durst zu trinken und hatte sogar anläßlich der Taufe des jüngsten Hohenzollern ein Gedicht gemacht, obwohl ihm die Amnestie gar nicht paßte. Wenn nun auch die Vermählung des Tischlermeisters Graef nicht eigentlich eine patriotische Feier war, hatte doch der Flurschütz vom Bier und Apfelwein je einige Liter mehr geschlürft, als dem monarchischen Prinzip gut war. Seine Vaterlandsliebe wuchs daher in's Ungemessene, und schließlich konnte er's nicht mehr aushalten: er mußte ein Hoch auf den Kaiser ausbringen. Er zog seinen Säbel, klopfte damit an's Bierglas — er war gerade wieder beim Bier angelangt — erhob sich und sprach: „Meine Damen un Herrn! Indem wir heinte so fröhlich beisamme sin un unser Freund Hannes in den heilige Ehestand hineintritt, frage ich mich, wem verdanken mir, daß Alles so schee is, Leben, Gesundheit un so weiter. Das is awwer niemand anneschi, als unser durchlauchtes Herrscherhaus, wo für alle Zeiten der Fels is, den mir Allmitenanner, wie mer do sin, dankbar umrauschee. Der ahle Goethe odder erjend en annerer Frankforter hat emol gesagt: „Mir Deutsche, mir dhun uns vor nix uff dere Welt ferchte!" Meine Damen un Herrn! Des dhun mer aach net! Un warum dhun mir des net? Das kimmt daher, weil mir Heddernheimer Deutsche sin, un weil mir Männer sin, meine Damen un Herrn!! Un so erhewe mir unsere Pokale — Hannes, bring mer en frische Schoppe! — un stimmen ein in den Gesang: Unser verehrter Kaiser un die ganz Familje Hohenzollern soll lewe — hoch — hoch — hoch!!"

Brausend stimmte die ganze Gesellschaft ein. Aber dem Hoch fehlte doch die rechte Würze, denn der Klavierspieler paukte keinen Tusch.

— „Er is emol enausgegange!" meinte der Flurschütz. „Der Kerl kann jo nix verdrage!"

Als aber der Klavierspieler gar nicht wieder kam, stand der Flurschütz auf und machte sich auf die Suche. An der Gartentür traf er den Vermißten.

— „Ei, wo steckst de dann?" fuhr er ihn an. „Mach, daß de ereikimmst!"

— „Ich will net!" gab der Klavierspieler trotzig zur Antwort. „Spielt Euch selwer, wann 'r wollt!"

Der Flurschütz war baff. Was sollte denn das heißen?

— „Wer hat derr dann ebbes gedhaa? Gelle, Du bist iwwergeschnappt?"

Aber nun wurde der andere wild. „O nein, ich bin net iwwergeschnappt! Awwer ich bin net dadazu angaschiert, Höcher uff de Kaiser ze begleite! Ich bin Sozialdemokrat, un des baßt mer net, un ich mach net mehr mit, un damit basta!"

— „Das ist eine Majestätsbeleidigung!" fuhr nun der Flurschütz auf hochdeutsch auf. „Du werst verhaft', Du kimmst in's Loch, drei Jahr Zuchthaus mußt de kriehe, Du Franzos! Uff der Stell gehstde mit bein' Verchermääster!"

Da kam er schön an! „Was, Du Heddernheimer Olwel willst 'n Frankforder verhafte? Soll ich der emol dei grie Röckche ausklopfe? — Un wannstde Dich uff den Kopp stellst, ich spiel kään Ton mehr! Jetz erst recht net! Un grad net! Wege Dir schon gornet!"

Dem Flurschütz wurde der Ernst der Situation klar. Blieb der Klavierspieler störrig, so war der ganze Abend gestört. Die jungen Leute wollten doch nachher tanzen, und nach dem Musikautomaten ging das nicht. Wurde aber nichts aus dem Tanz, dann war er, das monarchische Prinzip, daran schuld — —

Der Klavierspieler weidete sich an der Verlegenheit des Flurschützen. Er war ein Mann, dem es Spaß machte, allem, was eine Uniform trug, einen Schabernack zu spielen. Seitdem er einmal Sonntags beim Verteilen von Flugblättern von einem Schutzmann aufgeschrieben worden war, kam er sich als eine höchst wichtige proletarische Persönlichkeit vor, die sich allen Uniformierten weit überlegen fühlte. „Wart nor", dachte er, „Dich leg' ich emol erei! Du werst blamiert, Freundche! Blamore werst de vor ganz Heddernheim!" Und er beschloß, noch hartherziger zu sein und den Flurschützen winseln und zappeln zu lassen, so lange er konnte.

Der arme Grünrock fühlte denn auch, wie schwierig seine Lage war. Am liebsten hätte er den „Roten" verhauen, aber das hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht. Es half nichts, er, der Heddernheimer Flurschütz, bei dessen Nahen sich alle Apfelbäume entvölkerten, mußte den Sozi bitten.

— „Mach kää Sache, Du! Komm widder erei! Ich zahl der ääch en Dhaler extra!"

— „Pah, 'n lumpige Dhaler!"

— „Ich zahl der zwää Dhaler, wannst de nor kimmst! Sechs bare Mark!"

— „Soo!! Määnst Du vielleicht, ich verkääf mei Iwwerzeigung, Du schlechter Kerl Du! — Nix werd draus! Nix!"

Dem Patrioten brach der Angstschweiß aus: „So, sag mer doch nor, was ich dhun soll! Ich dhu jo alles, was de willst!"

Da ging ein Leuchten der Schadenfreude über des Klavierspielers Antlitz. Stolz richtete er sich auf und sprach diktatorisch:

— „Zurück nemme mußt de 's, des Kaiserhoch!"

Der Flürschütz erblaßte: „Unmöglich! das geht net!"

— „Das geht net? — Gut! Dann geht's halt net!"

Eine Viertelstunde lang verhandelten die beiden. Dann kehrten sie in den Saal zurück, der Flurschütz auf seinen Platz, der Klavierspieler an sein Instrument. Fünf Minuten verharrte der Flurschütz in finsterem Schweigen, dann klopfte er abermals an das Glas. — „Meine Damen un Herrn! — Ich habb vorhin e Hoch auf den Kaiser ausgebrungen. — Es war e Ertum — ich nemm's zurück! — Ich habb's net so gemäänt — sein se net bees! — ich war e bissi aus'm Konzept gekommen — in der Uffregung —

Und indem er alle seine Kraft zusammennahm, brüllte er ganz unvermittelt: „hoch — hoch — hoch!!"

— „hooch!!" brüllten die Heddernheimer, die bereits in der Stimmung waren, in der einem jeder Vorwand zum Hochbrüllen recht ist. Und der Klavierspieler paukte seinen akkordreichsten Tusch, den er genial in einen Walzer überleitete.

Als der Flurschütz ein halbes Jahr später seine eigene Hochzeit im „Blauen Aff'n" feierte, ließ er sich einen Militärmusiker kommen. Er wollte „dene Frankforter Klavierbrieder" nichts zu verdienen geben.

Kunst

Karl Stauffer-Bern. Am diesjährigen Sedantage wäre Karl Stauffer-Bern 50 Jahre alt geworden. Mit 33 Jahren schon wurde er dem Leben entrissen, das er damals ebenso tief verachtete, wie er es einst leidenschaftlich geliebt hatte. Man sagt, nur durch einen Zufall wäre die Chloraldosis zu stark gewesen; nun, dann wäre das Unglück eben bei nächster Gelegenheit passiert. Man sagt, eine Frau habe ihn zur Verzweiflung gebracht; die Monate im römischen Kerker hätte er dagegen nicht überstanden. War dieser Kraftmensch wirklich so schwach, daß eine Frau ihn überwältigen konnte? Selbst nachdem sie ihm unendliches Glück geschenkt? Wer will die Widersprüche lösen? Ich erinnere nur an sie, um immer wieder auf Brahms Buch über Stauffer hinzuweisen, wo man Stauffers Briefe findet. Wir halten uns an das, was nicht gestorben ist, weil es nicht sterben kann, an seine Arbeiten. Das Abgeschlossenste sind seine Radierungen. Welch starke Natur muß er gewesen sein, daß er neben dem ihm nahbefreundeten Max Klinger, der damals seine ersten japanisierenden Blätter herausbrachte, ganz selbständig blieb! Er arbeitete, radierte Porträts von seiner Mutter, Peter Halm, von Gottfried Keller, Conrad Ferd. Meyer und sich selbst, deren Bedeutung keine Kunstströmung je verkennen wird. Kraft und Geist tun sich hier zu einem ganz schlichten Bunde zusammen; fast kindlich einfach ist manches, und jedenfalls ist die Radierung zu keiner Art Geistreichelei benutzt. Stauffer hat die beiden Antipoden Keller und Meyer, die man noch immer so gern nebeneinander stellt, so schön charakterisiert, daß der Gegensatz typisch geworden ist. Ich zeige diese zwei Radierungen gern im Lichtbild hintereinander; dann wird es jedesmal im Saal totenstill und die Hörer fühlen: da hat sich ein Mächtiger an zwei Mächtige gemacht. — Vielleicht erreicht einen Leser diese „Hilfe"-Nummer auf der Schweizer Reise. Dann soll er doch versuchen, in das Museum in Bern zu kommen, wo ein Getreuzigter von Stauffer hängt. Ich halte es nicht für richtig, daß man überall die Struzifixe aufstellt; denn dadurch gewöhnt man sich an den Anblick und erlebt die entsetzliche Stunde nicht mehr nach. Ich habe wohl über 500 Struzifixe in der Welt schon gesehen; 450 davon habe ich wieder vergessen. Aber Stauffers Bild vergißt man nicht. Ein gesunder einfacher Naturbursche hängt da am Holz; in der Sonne ist er krebsrot geworden. Er spricht nicht, er stöhnt kaum noch. Die Augen sind schon verschleiert, stumm hängt der Leib da, eine wilde Anklage der Natur. Gewiß ist damit das Thema der Evangelien nicht ganz erschöpft; aber es ist eine Seite wahrhaft und ergreifend dargestellt, und man wünscht sich nichts andres. Stauffer hat einmal von der Kunst das herrliche Wort gesagt: „malen, was man nicht photographieren, meißeln, was man nicht abgießen kann." Sein Leben war nicht einwandfrei, und man kann da gut mäkeln. Aber wie man an dem verstümmelten Torso die Herrlichkeit des Griechentums besser begreift wie an ergänzten Kopien, so sieht man an Stauffer nur das Feste, Gesunde und Kräftige, das ihn hoch heraushebt aus der Schar der Korrekten und Ausgeglichenen. Hätte ihn nicht die Leidenschaft, der Stunde einen tieferen Sinn und Inhalt abzutrotzen, erfüllt, so würde ihn die Katastrophe nicht gesucht haben; denn das Leben verfolgt nur die, welche es begreifen. Regeln lassen sich dabei nicht aufstellen. Aber unsre Ehrfurcht hält vor diesem schmerzlichen Rätsel länger still als vor vielen Katastrophen, weil die Fülle der Widersprüche so groß und die Hauptsache so liebenswert ist. **P. S.**

Allerlei

Preußen oder Rußland?

A.: Wollen wir wetten?

B.: Ja, wir wetten, ob Preußen oder Rußland eher liberal regiert wird.

A.: Ich bin für Rußland!

B.: Ich bin für Preußen!

A.: Gut, die Wette ist klar, aber ihre Erledigung werden erst unsre Erben erleben.

B.: Warum soll es so lange dauern?

A.: Weil es in Preußen keine Revolution mehr gibt, und weil in Rußland die Revolution nichts hilft.

B.: Preußen aber kann sich auch ohne Revolution reformieren wie England.

A.: Das ist es, was wir sehen wollen.

B.: Das ist es, wofür wir arbeiten wollen!

Hebbel und Reinhardt. Vor reichlich anderthalb Jahren, im Januar 1906, schrieb ich an dieser Stelle einige Worte über Reinhardts Shakespeareaufführungen und schloß damals: „Hebbel ist der Prüfstein der weiteren Zukunft. Wird Reinhardt den Mut haben, an ihn heranzugehen? Man denke ein Stück wie „Gyges und sein Ring". Welche Möglichkeiten der Farbe, einer zeidmerischen Darstellung, des Vortrages ruhen hier beieinander. Brahm'sche Schauspieler unter Reinhardts Regie!"

Seit einiger Zeit wird auf einer Reinhardtschen Bühne jetzt Gyges gespielt. Ich habe ihn neulich besucht. Der Abend gehört

zu den starken Theatereindrücken. Das liegt vielleicht weniger an dem Spiel als daran, daß wir Hebbels Sprache noch so selten von der Bühne herab gesprochen hörten. Worte und Bilder kommen in bisweilen verwirrender Pracht und Fülle. Man staunt, ist ergriffen und steht wie vor neuen Wundern. Dann blickt man gar nicht auf den großen Dramatiker, auf die psychologischen Versuche, auf die großen poetischen Ansichten und Absichten, sondern nur auf den Glanz, auf die Fülle und Schwere der Sprache. Welche Anschauung, Lebendigkeit, Illusion kommt vom gesprochenen Wort. Beim Lesen sucht man, hier läßt man sich von der Schönheit überraschen.

Gyges ist eine Schöpfung von hinreißender Größe. Aber in dem Baume seiner großen Aussprachen bleibt man doch gewahr, daß es kein Werk aus einem Guß. An den entscheidenden Stellen weicht der Eindruck der lebendigen Teilnahme zurück, und man sieht den Dichter bei der mühsamen Arbeit. Man bewundert sein Genie, aber in jenen Partien, da Rhodope Gewißheit erhält über den Verrat ihres Mannes und über die Tat des Gyges, da empfindet man das schwere gedankliche Weiterschreiten. Die Lösung ist groß, aber in ihrem Letzten unbegreiflich.

Die Fabel des Dramas, Herodots Erzählung, war einfach genug. Der Lydierkönig Kandaules, der letzte Heraklide, besitzt das schönste Weib, Rhodope. Aber in seiner Eitelkeit wird er dieses Reichtums nicht froh, ehe er einen Mitwisser hat. Er läßt seinen Günstling, den Griechen Gyges, die Königin unbekleidet im Schlafgemach sehen. Rhodope bemerkt den Freunden. Sie stellt am andern Tag Gyges vor die Frage: selber zu sterben oder den König zu töten und ihr Gemahl zu werden. Gyges wählt diesen Weg.

Für manche, mit einer leichten Verzerrung, ein Operettenstoff. Bei Hebbel wird's ein Zusammenprall von Welten. Der eitle Kandaules der Fabel ersteht in dem Drama als der eigentliche „tragische Held". Freilich ohne viel Heldenhaftes. Kandaules und Gyges sind Menschen, ins Menschliche herabgeholt aus den ehrnen Tatsachen der antiken Novelle. Rhodope ist ins Mythische entrückt. Hebbel umgab sie mit der Fremdartigkeit orientalischer, indischer Sitte. Keines Mannes Auge darf sie sehen, als das des Gatten. Wer sonst sie sieht, ist des Todes. So will es das Gesetz. Sie lebt nur in und unter diesem Gesetz. Sie ist ein Stück des Gesetzes, Formel. Was ist noch an ihr von Menschlichem, von Weiblichem? Liebt sie Kandaules, kennt sie ihren Gemahl? Sie hat nicht Willen und Empfindung, sondern nur Verbote und Pflichten. Um sie glaubhaft zu machen in ihren Entschlüssen, rückt Hebbel sie in die Luft einer fremden, starren Umgebung. Schließlich: künstlerisch, nicht sittlich betrachtet, ist ihre beleidigte Keuschheit nur ein Mittel, an dem die Freundestragödie Kandaules-Gyges seine Abwandlung beginnt.

Hier, in dem Verhältnis der beiden, in ihren Taten und Entschließungen mehr als in ihrer Gesinnung, ist viel spitzfindige Edelmütigkeit. Auch sie reden und handeln am Höhepunkt des Dramas weniger aus dem Sturm der Empfindungen heraus, als aus sittlicher Dialektik. Aber es sind Menschen und vom Dichter mit einer menschlichen Seele begabt. Gyges, der heldenhafte Jüngling, ein Stück vom „reinen Tor", wird in der Schuld geläutert. Er geht als Sieger durch das Stück, aber er büßt die Erkenntnis mit dem Zusammenbruch von Freundschaft und Liebe. Da er den Freund im Zweikampf töten muß und die kaum gewonnene Gattin durch deren eigenen Stahl verliert, ist auch ihm das Leben nimmer mehr als ein Haufen von Aufgaben und Pflichten. Von Kandaules aber sagen wir wohl, er sei ein Mensch unsrer Tage, so sehr hat Hebbel ihn aus den Kreis der antiken Umgebung genommen. Sein Schicksal ist, daß er ein Enkel. Er erträgt es nicht, bloß ein Heraklide zu sein. So will er sich frei ringen von den Lasten der Überlieferung und aus dem Kreis von Sittlichkeit und Herkommen heraustreten. Das ist seine Schuld, daß er die Notwendigkeit überwinden will, mit der Schwäche des Enkels. Er zweifelt an den sittlichen Werten und Maßstäben, er hat sie nicht mehr. Und da er fühlt: daß nicht das Wirkliche, sondern die Geltung entscheidet, wird er unsicher im Besitze seines köstlichsten, seines Weibes. Der eitle König des Herodot wird zu einem gepeinigten Menschen, der keinen eigenen Glauben mehr hat an den Wert der Dinge und des Menschen. So wird sein Schritt nicht mehr Verfehlung, sondern Verhängnis.

Das soll kein „Ausdeuten" des Stückes sein. Es ist ein Eindruck. Man kann sehr anders und sehr verschieden über das Drama denken.

Sie haben es bei Reinhardt in einem wundervoll einfachen Rahmen gespielt. Auch Kayßler und Wegener als Gyges und Kandaules boten schöne, kräftige Leistungen; die Rhodope der Fehdmer hat mich weiter nicht berührt. Aber die Szene war von großer Schönheit. Ganz ohne Theaterrequisiten, einfache, groß wirkende Fläche und Säulen in gleichmäßigen Tönen.

Das Theater, die „Kammerspiele", ist eine der ersten Sehenswürdigkeiten Berlins. Ein kleiner, ungemein schöner und ruhiger Raum. Bloß Parterre, keine Logen und angenehme Sessel. Die Wände sind mit einem edlen braunen Holz verschalt. Kein „Schmuck" stört die Sammlung von Seele und Auge. Das „ideale" Theater für eine feine und durchgebildete Bühnenkunst.

Außerdem: man klatscht nicht bei diesen Vorstellungen. Das ist wichtig und erfreulich genug, daß man es als vorbildliches Beispiel mit niederschreibt. H.

Aus Schriften des Freiherrn v. Stein. Ich halte es für richtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jener Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut.

* * *

Alle Kräfte der Nation werden in Anspruch genommen, und sinken die höheren Klassen derselben durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, erringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freien selbständigen, unabhängigen Verfassung.

* * *

Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung bildet Liebe zur Verfassung, eine öffentliche richtige Meinung über Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit bei vielen Bürgern, die Geschäfte zu verwalten. Die Geschichte lehrt, daß es viel mehr große Feldherren und Staatsmänner in freien als in despotischen Verfassungen gibt.

Büchertisch

E. W. Bredt: München. 61. und 62. Band der Mutherschen Sammlung „Die Kunst". Marquard u. Co. Berlin. 150 Seiten mit 33 Vollbildern. 3 Mk.

Dieses kleine Buch will ein Führer sein durch das Städtebild und die wesentlichen Architekturen der bayrischen Residenzstadt. Es lehnt sich dabei ziemlich praktischen Zwecken an und betrachtet geschlossen die einzelnen Baukomplexe. Wenn man sich dieser Führung vertraut, wird man alles Wesentliche an Münchener Baukunst gründlich sehen und baugeschichtlich verstehen lernen. Besonders gut gelungen sind diejenigen Partien, in denen der Charakter der Baukunst Ludwigs I. abgehandelt wird; treffend sind die Bemerkungen über die bodenständige Eigenart oberbayrischer Monumentalität. So praktisch als Führer durch die Kunst, so wenig ist das Büchlein allerdings selber Kunst in der Anordnung, im Ton und in der Sprache. Ich habe gar nichts gegen die Wittelsbacher und noch weniger gegen den alten Luitpold. Aber dieser treuliche Brauch des Landessohns, sich einmal an diesen Höhen der Menschheit fast zu berauschen, um dann wieder sozusagen auf dem Du-Fuß mit ihnen zu verkehren, wirkt bald langweilig und ermüdet gegenüber dem sachlich Guten. Die Sprache verwechselt, daß eine künstlerische Abhandlung wohl Rhythmus, aber kein arges Pathos haben soll. Und dahinter lauern böse, schmerzende Entgleisungen im Stil: „Aber die trüben politischen Erinnerungen seien gebannt, wer Bayern liebhat." Man tut besser daran, derartige Sätze nicht zu schreiben. Kleinigkeiten, gewiß. Vielleicht auch nicht. Aber sie sind der unangenehmste Feind alles sachlich Guten. H.

Jahrbuch für die Soziale Bewegung der Industrie-Beamten. Herausgegeben vom Vorstand des Bundes der Technisch-industriellen Beamten. Verlag Sohlich-Berlin. Jährlich 4 Hefte 3 M. Einzel-Hefte 1 M.

Die Eröffnungsnummer dieser neuen Zeitschrift der Beamtenbewegung bringt an ihrer Spitze kein besonderes Programm. Es wäre ja auch überflüssig gewesen. Welche Interessen die Zeitschrift vertreten will, sagt schon ihr Name. Und über den Wert ihres Inhalts konnte sie das Urteil getrost dem Leser überlassen. Die Aufsätze der vorliegenden Nummer sowie die für die Folgezeit angekündigten Beiträge und deren Verfasser sichern dem neuen Blatt das Interesse nicht nur der technisch-industriellen Beamten, sondern aller Freunde einer gesunden Sozialpolitik. Zwei größere Arbeiten leiten die vorliegende Nummer ein. Professor von Wiese behandelt in einem „Wirtschaftlicher und Sozialer Fortschritt" überschriebenen Artikel in großen klaren Zügen die Entwicklung Technik und Wirtschaft von ihren Anfängen bis zum modernen Kapitalismus und ihren Einfluß auf die soziale Gliederung der Menschheit. Georg Hahn schreibt über „Das Angestelltenrecht der Karl Zeiß-Stiftung in Jena". Meist hören wir, wenn von diesem Muster-Institut die Rede ist, nur von den Lohn- und Arbeitsverhältnissen der Arbeiter. Weitere Kreise wird daher die hier gegebene kritische Beleuchtung der Stellung der Beamten dieses Unternehmens interessieren. Der weitere Text des Heftes bringt die Stenogramme der Reichstagsverhandlungen dieses Jahres, die sich mit der Versicherung der kaufmännischen und technischen Angestellten beschäftigen; ferner Statistiken der Beamtenorganisationen, einen Abschnitt „Sozialpolitik für Privatangestellte" und ein Verzeichnis der Januar—März 1907 erschienenen Literatur über Privatbeamtenfragen. Auch die für die nächsten Nummern angekündigten Aufsätze dürfen

wie die der vorliegenden Nummer ein allgemeines Interesse beanspruchen. Es befinden sich darunter auch Artikel von Naumann über „Kultur und Technik". Wir empfehlen unsern Lesern die neue Zeitschrift, der wir ein gutes Gedeihen und einen vollen Erfolg ihrer Bestrebungen wünschen. E.

Eingegangene Bücher

Oskar Muser: Der Ultramontanismus und das Zentrum. Schauenburg, Lahr i. B. 1,80 M.

Bonaventura: Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. (Enth. im Märk. Kirchenblatt). Bernhard Poetschkis Verlag, Berlin W. 30. 0,60 M.

Quo vadis Germania? Ein Jubiläumsblatt zum 100. Jahrestage deutscher Schande. Wolfstein & Teilhaber, Straßburg i. E. 1,20 M.

Pfarrer Paul Pflüger: Grundriß eines modernen Moral- und Religions-Unterrichtes. Th. Schröters Nachf., Zürich und Leipzig. 0,30 M.

Dr. Langerhans: Übung macht den Meister. Heller, Leipzig. 0,50 M.

Verlag GEORG D. W. CALLWEY in München.

Soeben erschien, herausgegeben vom Dürerbunde

Martin Braess

Tiere unsrer Heimat

Mit zahlreichen Bildern nach der Natur in Zeichnungen und Photographien

mit Geleitwort von Ferdinand Avenarius

Preis 3 Mark, in Leinwand gebunden 4 Mark

In harmlosem Erzählerton bietet Braess Lehrreiches für die 12 und 13jährigen, wie für Erwachsene.

Segen **Langfinger** hilft nur ein Kassenschrank von **Ostertag.**

Er gewährt den besten Schutz gegen Einbruch u. Feuersgefahr. Preisliste Nr. 6 versenden auf Wunsch gratis u. franco die Ostertag-Werke A.-G. Berlin, Zimmerstr. 13.

Oberwaid b. St. Gallen (Schweiz)

Sanatorium I. Ranges

nach Dr. Lahmann

Immer offen und besucht! Günstige Lage; auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet. Aller Komfort. o Schöne Ausflüge. Herrliche Lage üb. dem Bodensee. 2 Ärzte, 1 Ärztin. o Illustrierte Prospekte frei.

Trauben-, Herbst- & Winterkuren

Alle unter „Büchertisch" oder sonst in der „Hilfe" angezeigten

Bücher und Broschüren

beziehen Sie durch Ihren Buchhändler am Platze oder durch uns. Wir liefern auch in Rechnung gegen monatliche Ratenzahlungen von 5 Mk. Bei vorheriger Einsendung des Rechnungsbetrags oder bei sofortiger Barzahlung tragen wir die Kosten für Einsendung des Geldes und für Übersendung der bestellten Bücher

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Wichtige Mitteilung für Ortsvereine

Der Wunsch, sich politisch zu betätigen, mitzuarbeiten an der Stärkung der liberalen Bewegung, wird häufig von Gesinnungsgenossen geäußert.

Um Anfragen gerecht werden zu können, bitten wir, uns von allen Neugründungen und Änderungen zu verständigen.

Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin.

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:		
Nikotinarme Fabrikate	von M. 60,—	bis M. 120,—
Sumatra Havana Fehlfarben	200 St. M.	15,—
Sumatra Havana Sortiment	200 St. M.	15,—
„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M.	15,75
San Andres Mexico Schuß	250 St. M.	17,25
Mexico Havana Unsortiert	250 St. M.	18,75
„Unser Schlager" Sumatra ff. Felix	300 St. M.	20,— franko.

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Vielen Kranken ein großer Segen!

F. K., not. cand., in Stuttgart schreibt: Solange ich denken kann, war ich nur ein halber Mensch. Ich bin stets müde und abgespannt gewesen, hatte, obgleich ich blutarm war, immer Nasenbluten und sah aus wie der Tod. Das ganze Jahr war ich in ärztlicher Behandlung, nahm alle möglichen, blutbildenden Mittel ein, aber von einer Besserung war keine Spur. Mit der Zeit wurde ich melancholisch. Ein Freund von mir bestellte für mich 30 Flaschen Lamscheider Stahlbrunnen; schon nach der 5. Flasche bemerkte ich eine wesentliche Besserung. Ich wurde frischer, lebhafter. Nachdem ich alle Flaschen verbraucht hatte, war ich ein anderer Mensch. Wenn ich mich abends um 10 Uhr zu Bette legte, war ich nicht so müde als früher, wenn ich morgens aufwachte. Und das danke ich nächst Gott Ihrem wunderbaren Wasser.

Fr. D. in Klausthal: Mit großer Freude teile ich Ihnen mit, daß mich Ihre berühmte Kur Lamscheider Stahlbrunnen von meinem mich seit langen Jahren quälenden Nervenleiden befreit hat. Alles ging ohne Berufsstörung; meine Gesundheit hat sich nicht nur gebessert, sondern ich bin jetzt vollständig hergestellt.

Solche Dankschreiben infolge glänzender Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, verschiedener Arten von Frauenkrankheiten, Magen- und Darmleiden, nach erschöpfenden Krankheiten, Operationen, Blutverlusten usw. sind der beste Beweis für die vortrefflichen Eigenschaften dieser Heilquelle. Trinkkuren im Hause ohne Berufsstörung. —

Ausführliche Auskunft kostenlos durch: Lamscheider Stahlbrunnen in Düsseldorf W 3. (1224)

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 37

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 15. September 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Wahlrechtsfrage — Besuche beim Reichskanzler — Der Adel im Preußischen Abgeordnetenhause — Die Teilung des Preußischen Kultusministeriums). — **Naumann:** Die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals. — **J. Tews:** Die preußische Volksschule und der neue Kultusminister. — **Erich Schlaikjer:** Nordschleswigsche Wetterbriefe. III. — Sprechsaal. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun. XI. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Taktik. — **Paul Zschorlich:** Edvard Grieg †. — **Naumann:** Von der Kunst der Schriftstellerei. — **Clara Viebig:** Der Fuhrmann. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Wahlrechtsfrage beschäftigt die Öffentlichkeit noch immer und wird es voraussichtlich weiter tun. Daß dabei Naumann teilweise schlecht wegkommt, liegt in der Natur der Sache und schadet weiter nichts. Er soll jetzt schuld sein, daß die Regierung nicht noch viel mehr leisten wird, daß die schöne Harmonie des Blocks gestört ist, daß Mißverständnisse unter den Linksliberalen aufgetaucht sind usw. Gleichzeitig soll er sich des Vergehens der Prinzipienverleugnung schuldig gemacht haben, soll umgefallen sein und was derartige Liebenswürdigkeiten mehr sind. Das alles aber hat keinen andern Zweck als den, selbst nichts tun zu müssen. Sachlich ist an keiner dieser Behauptungen ein wahres Wort. Wer will denn sagen, was der Reichskanzler vor dieser Debatte dem Preußischen Landtag zu sagen gedachte und was er jetzt zu sagen vorhat? Er „denkt über die Wahlreform nach!" Ob das Nachdenken besser oder schlechter wird, wenn andre Leute gleichzeitig mit nachdenken, das weiß man nicht. Welchen Zweck hat es da, immer zu warnen: stört ihn nur ja nicht beim Nachdenken!? Dieselben Leute, die jetzt so eifrig sind, uns zum stillen Abwarten zu vermahnen, haben doch sonst den Grundsatz, recht laut von den Dingen zu reden, die gerade sie haben wollen! Und daß der Block „gestört" sei, finden wir auch nicht. Er besteht nach wie vor, und wir erwarten, daß er am Leben bleibt, nur verlangen wir, daß dabei etwas für den Liberalismus herauskommt. Das ist den Konservativen unbequem, aber sicher nicht unbequemer als uns die Art ist, wie die konservativen Zeitungen jeden liberalen Gedanken gleich einem Baumfrevel behandeln. Was aber die Mißverständnisse innerhalb des Linksliberalismus anlangt, so sind sie von den Gegnern künstlich großgemacht worden. Abgesehen von der „Weserzeitung", die ungefähr so liberal ist wie ein Hauptmann a. D. noch aktiver Soldat ist, sind alle freisinnigen und demokratischen Blätter in der Forderung des Reichstagswahlrechts für den preußischen Landtag einig. Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei wird das sicher von neuem beweisen. Von dieser Einigkeit hat Naumann in seinem letzten Aufsatz geschrieben und das war den Feinden der liberalen Einigung so wenig angenehm, daß sie nun schreien, er habe verleugnet und sei umgefallen. Was hat er denn verleugnet? Er hat kein Wort seines bekannten Artikels im „Berliner Tageblatt" zurückgenommen, selbst nicht das Wort: es soll Fanfare geblasen werden! Soviel an ihm liegt, wird sicher weiter geblasen und alles das, was Schrader, Payer, Träger, Aldenhoven, v. Gerlach in dieser Frage bis jetzt geschrieben haben, ist doch immerhin schon ein Anfang. Und auch die vorsichtigeren Elemente unsrer Parteien haben nichts gegen eine immer stärkere Bewegung zugunsten einer preußischen Wahlrechtsreform. Sie werden an ihr teilnehmen, und je stärker eine Wahlrechtsbewegung wird, desto mehr wird sie alle mit sich fortreißen wie in Österreich. Naumann als einzelner kann gar nichts andres tun, als zur Wahlrechtsbewegung auffordern wie er es getan hat. Wie weit nun andre dabei helfen wollen, wird sich zeigen, aber selbst wenn er „allein auf weiter Flur" bleiben sollte, was keineswegs der Fall ist, so hat er eben seine Schuldigkeit getan. Zu einem Streit innerhalb des Freisinns, wie ihn der „Vorwärts" gern herbeiführen möchte, liegt nicht die geringste Veranlassung vor. Über was sollen wir uns streiten? Über den Satz „alles oder nichts!"? Diesen Satz hat Naumann von vornherein in der „Hilfe" abgelehnt und hält ihn für politisch falsch. Keine Partei, auch nicht die Sozialdemokratie würde es ablehnen, wenn ein Vorteil, wie etwa die Verwandlung der öffentlichen Stimmabgabe in geheimes Stimmrecht, zu erreichen wäre. Das wird selbst von sozialdemokratischer Seite in der „Neuen Gesellschaft" ausgesprochen. Das aber sind in der Tat spätere Sorgen. Erst wenn einmal eine Regierungsvorlage vorhanden sein wird, kann über Annahme oder Ablehnung verhandelt werden. Vorläufig haben wir unsre Forderung zu vertreten und die kann nur heißen: das Reichstagswahlrecht für den Preußischen Landtag! Je kräftiger wir sie vertreten, desto mehr Aussicht werden wir haben, etwas zu erreichen. Das ist es, was Naumann von Anfang an vertreten hat und jede Nachprüfung seiner verschiedenen Aufsätze wird dieses bestätigen.

Besuche beim Reichskanzler. Man kann in den verschiedensten Blättern lesen, daß bald dieser, bald jener liberale Parteiführer in Norderney gespeist hat. Das mag ja sachlich ganz erfreulich sein, aber es ist eine Ungeschicklichkeit, solche Privatbesuche wie Staatsaktionen zu behandeln. Wann reden denn die konservativen Blätter darüber, wenn einmal einer der Ihrigen einen Minister besucht hat?

Der Adel im Preußischen Abgeordnetenhause. Unter den 143 Konservativen im Preußischen Abgeordnetenhause finden sich 9 Grafen und außerdem 76 andre Adlige. Auch wer den preußischen Adel schätzt, wird diese Vertretung für ganz unverhältnismäßig ansehen. Unter den 59 Freikonservativen finden sich 2 Grafen und 8 Adlige. Unter den Nationalliberalen sind 3, unter den Freisinnigen ist kein Adliger. Das Zentrum hat 6 Grafen und 6 andre Adlige, die Polen haben 6. Unter den Fraktionslosen sind 2 Adlige. Im ganzen sind also unter 433 Abgeordneten 118 Adlige. Nimmt man nun hinzu, daß das Preußische Herrenhaus fast ganz adlig ist, so ermißt man einigermaßen, in wie hohem Grade Preußen vom Adel regiert wird.

Die Teilung des Preußischen Kultusministeriums. Professor Rein bekämpft im „Tag" die von der Kreuzzeitung vertretene Absicht das Preußische Kultusministerium so zu teilen, daß der höhere Unterricht auf die eine Seite, aber der Volksschulunterricht auf die andre Seite kommt, statt daß ein einheitliches Unterrichtsministerium geschaffen wird.

Daß diese Art der Teilung kommen würde, haben wir bei Gelegenheit des Kampfes um das preußische Schulgesetz vorausgesagt, damals aber wollte man es uns im Eifer für dieses Gesetz nicht glauben. Der jetzige Vorschlag ist nur die natürliche Folge dieses Gesetzes, das einen Unterschied zwischen konfessionellen und nichtkonfessionellen Unterrichtsanstalten und damit Unterrichtsverwaltungen herstellt. Konfessionelle Schulen gehören zum Kirchenwesen, während weltliche Schulen zum übrigen Bestande des bisherigen Kultusministeriums gehören! Das preußische Volksschulgesetz beginnt Früchte zu tragen. Weil wir dieses Gesetz bekämpft haben, bekämpfen wir nun auch alle Folgerungen, die aus ihm gezogen werden. Deshalb sind wir völlig einverstanden mit dem scharfen Protest von Professor Rein, der die Einheit aller Unterrichtsveranstaltungen als Mittel zur Bildungseinheit des ganzen Volkes verlangt. Professor Rein schreibt:

Daß der gesamte Lehrerstand, wie er im Deutschen Lehrerverein organisiert ist und eine Armee von 110 000 zielbewußten Männern darstellt, wozu sich noch Tausende deutscher Lehrerinnen gesellen, sich gegen die Lostrennung vom Unterrichtsministerium und gegen die Unterstellung unter den Kirchenminister erheben und in die schärfste Opposition gegen die Regierung getrieben würde, glaubt man dies für nichts erachten zu dürfen? Daß das Volksschulwesen einer traurigen Verkümmerung verfallen müßte, soll das ruhig hingenommen werden? —

Man täusche sich nicht: die Reform, welche der „Kreuzzeitungs"-Artikel vorschlägt, ist nur zu sehr geeignet, revolutionären Strömungen in die Hand zu arbeiten. Wer das Mittelalter festhalten will, sehe zu, daß ihm die Zukunft nicht unter den Füßen fortrolle! . . .

Ich sage es nochmals: Die dort vorgeschlagene Teilung ist unlogisch, unpraktisch, unsachlich — und wirkt zudem revolutionär. Man unterschätze in den regierenden Kreisen nicht die Macht der im Lehrerstand, im evangelischen wie im katholischen mit wenig Ausnahmen, herrschenden Strömungen! Sie sind auf ein hohes, ideales Ziel hin gerichtet: auf die innere und äußere Einheit des gesamten Volksbildungswesens einschließlich der höheren Schulen.

Die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals

Alle Einrichtungen einer Volkswirtschaft müssen von uns daraufhin angesehen werden, wie sie im Kriegsfalle wirken werden. Das ist eine Probe ihrer nationalen Richtigkeit. Beispielsweise ist ein Steuersystem falsch, das sofort bei Ausbruch eines Krieges seinen Dienst versagt, wie es das System der Verkehrsbesteuerung voraussichtlich tun wird. Eine auf Zolleinnahmen aufgebaute Reichsgeldwirtschaft sinkt in sich selber zusammen, wenn der Krieg an der Ost- und Westgrenze die Zollstationen wegbläst, und wenn unsre Kaufkraft für Auslandsstoffe durch den Krieg stark herabgesetzt wird. Es ist auch ein Wirtschaftssystem falsch, welches durch Verteuerung der Futterstoffe die Menge des im Inlande vorhandenen Viehes zurückhält, und welches die Ansammlung großer verkäuflicher Getreidebestände zu hindern sucht. Überall, wo wirtschaftliche Privatinteressen sich mit Hilfe ihres politischen Einflusses eine besondere Bevorzugung erzwingen, pflegen sie indirekt die Wehrhaftigkeit des Volkes im ganzen zu schädigen. Eine Verteuerung der Nahrungsmittel kann zur Herabsetzung der Kriegstauglichkeit führen und eine Bodenpolitik, die zahlreiche Familien in kleinste Wohnungen zusammenpreßt, wirkt schädigend für die Heeresgesundheit. Das, was schon früher General von Blume über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Militärkraft ausgeführt hat, gehört in dasselbe Gebiet. Ein Krieg ist ja keineswegs bloß eine Sache des Militärs, sondern ist bei heutigen Verhältnissen eine äußerste Leistung des gesamten Volkes.

Von diesem Hintergrund aus hat auf dem Bankiertag in Hamburg Herr Max Warburg gesprochen. Sein Thema hieß: „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Börsengesetz." Die Einzelheiten seines Vortrages lassen sich nicht in der Kürze wiedergeben, und manches davon ist auch für Hörer und Leser, die nicht im Bankwesen stehen, schwer nachzuprüfen; aber der Vortrag als Ganzes sollte von jedem national denkenden Deutschen mit der größten Aufmerksamkeit beachtet werden, denn er stellt die ganze oft erörterte Börsenfrage auf einen Boden, auf den sie bisher selten gestellt worden ist. Gewöhnlich wurde die Börsenfrage als wirtschaftliche Machtfrage zwischen agrarischer und finanzieller Aristokratie, als Frage des Schutzes der unerfahrenen Kleinkapitalisten vor allzu gewissenloser Hereinziehung in schädliche Spekulationen, und vielleicht auch als ein Kampf der Enterbten gegen die Goldkönige behandelt, ganz selten aber wurde die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals in das Bewußtsein der Bevölkerung gebracht. Das ist es, was M. Warburg getan hat, und es ist nur zu wünschen, daß seine Ausführungen innerhalb und außerhalb seiner Fachgenossen gehört werden. Innerhalb seiner Fachgenossen ist es deshalb nötig, weil die Erinnerung an die erste Kriegsanleihe von 1870 auf jeder Erörterung dieses Themas lastet. Damals wollte die Regierung 100 Millionen Taler aufnehmen, bekam aber nur 68 Millionen gezeichnet, ein Vorgang, der sich durch den angesetzten Zeichnungspreis, durch eben erfolgte Konversion preußischer Werte und andres erklären läßt, der aber dennoch von allen Gegnern der Börse so lange hervorgehoben werden wird, bis bei einer neuen Mobilmachung ein neuer Vorgang den alten auslöscht. Der Wille des Bankierstandes, im Kriegsfall mit allen Kräften und bis an die Grenze persönlicher Opfer nationale Politik zu treiben, muß als vorhanden betrachtet werden können, wenn die übrigen Ausführungen Warburgs ihren Eindruck nicht verfehlen sollen. Es wäre darum vielleicht besser gewesen, wenn er auf die damaligen Vorkommnisse eingegangen wäre, damit sie ihren Schatten nicht auf seine Zukunftsgedanken werfen können. Auf jeden Fall aber bedeutete die Aufnahme des Warburgschen Referats auf dem Hamburger Bankiertage, daß die Vertreter des deutschen Geldhandels von heute bereit sind, sich als Glieder des deutschen Staates zu erkennen und in den Dienst der Nation einzustellen. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem unentwickelten Geldwesen von 1870 und dem von heute.

Der Ausgangspunkt der Warburgschen Aufstellungen ist die Annahme, daß bei einem Heer von 3 Millionen Mann die Kriegskosten auf das Jahr berechnet etwa 7 Milliarden Mark betragen. Wie kann diese Summe aufgebracht werden, ohne daß man durch Gewaltmittel, wie Zwangskurs, Zwangsanleihe oder Ausgabe ungedeckter Noten den sowieso sehr erschwerten Gang des Wirtschaftslebens völlig stört? Die Antwort liegt in den bisherigen Erfahrungen andrer Länder, nur müssen diese Erfahrungen den deutschen Verhältnissen angepaßt werden. Ein Krieg, den Deutschland zu führen hat, ist finanziell etwas andres, als etwa der russisch-japanische Krieg, weil dieses ein Krieg von zwei Staaten war, bei denen die Geldkraft des Auslandes in Anspruch genommen werden konnte. Japans Kriegsbedarf wurde gedeckt durch:

Kriegssteuern	212	Mill. Yen
Ersparnisse in der Staatsverwaltung	125	„ „
Innere Anleihen	440	„ „
Äußere Anleihen	695	„ „

Bei uns würde die äußere Kriegsanleihe ganz oder fast ganz wegfallen. Schon im Kriege von 1870/71 konnte nur ganz zu Ende eine englische Anleihe aufgenommen werden. Wir müssen damit rechnen, daß wir geldkräftige Nachbarvölker als Gegner haben, wenn es jemals zu einem Kriege kommen sollte, und müssen unter Umständen einen Teil der Kriegskosten unsrer Bundesgenossen auch noch aufbringen. Man würde also daran denken müssen 5 oder 6 Milliarden wesentlich aus dem deutschen Vermögen aufzubringen, wenn man nicht die Heerestätigkeit durch Geldmangel will lähmen lassen. Warburg hält diese Aufbringung an sich für möglich, sobald wir dafür sorgen, daß ein genügender Teil des deutschen Kapitals mobil bleibt, das heißt: verwandelbar in Kriegsanleihe.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das deutsche Kapital in erfreulicher Weise wächst, das meiste Kapital wird aber in Werten angelegt, die im Kriegsfall unverkäuflich sind: Industriewerte, Hypotheken, einheimische Staats- und Gemeindeanleihen und solche Auslandswerte, die nur an deutschen Börsen gehandelt werden. Alle diese Kapitalien sind im entscheidenden Falle nicht sofort in Zahlungsmittel umzusetzen. Brauchbar für die erste Aufnahme von Kriegs-

anleihen sind nur die flüssigen Bestände, das heißt Kapital von leichter Kündbarkeit und Verkäuflichkeit. Dabei kommen in erster Linie die eigenen Mittel der Banken in Betracht, die grundsätzlich nicht auf lange Fristen festgelegt werden, und die im deutschen Besitz vorhandenen guten Auslandswerte. Diese letzteren sind geradezu das beste Mittel der Mobilmachung. Deshalb ist es vom nationalen Gesichtspunkt verhängnisvoll, den Erwerb von Auslandswerten zu erschweren. Es ist nationale Politik, die Frankreich treibt, wenn es der Gläubiger fremder Staaten wird, und oft kann schon die Abstoßung von fremden Werten allein den drohenden Krieg verhindern. **Mobiles Kapital ist nicht nur die Voraussetzung der Mobilmachung, sondern oft geradezu ihr Ersatz**, wie es sich bei einer englisch-nordamerikanischen Verstimmung hinsichtlich Venezuelas gezeigt hat. Frankreichs Sieg auf der Konferenz von Algeciras war ein Finanzsieg, da sowohl Rußland wie Italien anleihebedürftig sind.

So einleuchtend die Logik dieser Ausführungen Warburgs ist, so gestehen wir, daß uns Zweifel übrigbleiben, die noch nicht behoben sind. Unsre Leser wissen, von dem Kampfe den Dr. Rohrbach, Regierungsrat Martin und andre gegen die Unterbringung russischer Anleihen in Deutschland geführt haben. Es würde gut gewesen sein, wenn der Hamburger Redner nach dieser Seite hin sich ausgesprochen hätte. Vielleicht ist dieses für einen Vertreter des Bankfaches schwerer, als wir andern es uns vorstellen, weil er nicht mit der prophetischen Sicherheit Martins den Sturz der russischen Werte ankündigen kann; aber die Frage liegt doch für alle Nichtfachleute sehr nahe, ob die Auslandswerte nicht unter Umständen gerade am Mobilmachungstage ihren Goldwert verlieren können.

Selbst dann aber, wenn man von der Empfehlung der Auslandswerte einige Abzüge würde machen müssen, bleibt das Problem selbst in seiner ganzen Größe bestehen, ja es wird dadurch nur noch dringender. Herr Warburg warnt im vaterländischen Interesse davor, allzuviel neu erworbenen Kapitals sofort wieder zu industrialisieren. Diese Warnung ist hochinteressant, weil in ihr liegt, **daß die agrarische Börsenpolitik zwar die Börse hindert, aber eben dadurch die Industrialisierung beschleunigt.** Das wachsende Kapital will unter allen Umständen arbeiten. Verschließt man ihm die Anlage in fremden Werten, so werden Industrien überfüttert. Es ist wohl möglich, von hier aus die agrarische Börsengesetzgebung als Hilfsmittel der Großindustrie und als eine der Ursachen der drohenden Krise zu betrachten. Wir begnügen uns aber damit, nur anzudeuten, an der Pforte welcher volkswirtschaftlichen Tiefen sich das Referat bewegt. Die weitere Durchdenkung dieser letztgenannten Anregungen geht über den Umfang eines einzelnen Artikels hinaus und übersteigt auch meine persönlichen Kräfte, weil die Frage des richtigen Gleichgewichtes zwischen den verschiedenen Arten der Kapitalverwendung keine theoretische sondern eine praktische Angelegenheit ist, zu der ein Überblick über den Geldmarkt im ganzen gehört, wie ihn nur ganz wenige Menschen haben können. Das nächste Ergebnis der Warburgschen Darlegungen ist aber ganz offenbar: ein Staat, der mit künstlichem Druck zuviel mobiles Kapital in festliegendes Kapital verwandelt, setzt sich der Gefahr aus, am Tage der Mobilmachung nicht genug Geld für die Truppen zu haben.

Naumann.

Die preußische Volksschule und der neue Kultusminister

Der gegenwärtige Kultusminister ist ein vielbesuchter Mann. Tag für Tag erzählen die Zeitungen, daß diese oder jene Abordnung ihm die Anliegen ihrer Auftraggeber vorgetragen und daß der Herr Kultusminister alle diese frommen und dringenden Wünsche mit Interesse entgegengenommen und sich eingehend informiert habe. Das ist natürlich, ja selbstverständlich. Der Vertreter eines so großen Ressorts, wie es das preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ist, muß eine große Registratur für Schmerzen, Leiden, Mißstände und Mißhelligkeiten anlegen, wenn er, zu helfen bereit und in der Lage, nicht doch noch viele übersehen, zurücksetzen und kränken will.

Das gegenwärtige Stadium der kultusministeriellen Arbeit mag aber noch nicht gar zu schwer sein. Freundliche Worte kann man jedem sagen. Leicht beieinander wohnen die Worte, doch hart im Raume stoßen sich die Taten. Erst wenn es an die Ausführung gehen soll, beginnen die Schwierigkeiten. Da kommt es nicht nur auf die verfügbaren Millionen, sondern auch auf tausend andre Dinge an, vor allem auch auf die ausführenden Organe, die im preußischen Unterrichtsressort zeitweise so eigenartige Anschauungen über die Bedürfnisse gehabt haben, daß sie die zur Abstellung von Mißständen vorhandenen Mittel absolut nicht verwenden konnten.

Aber das ist nicht die größte Schwierigkeit. Der preußische Kultusminister soll oft auch das zuwege bringen, was nach Matthäus 6,24 „niemand kann". Er soll die Schule frei machen, soll dem Volksschullehrer seine volle Berufsehre zuerkennen und die technische Verwaltung in seine Hände legen. Das und vieles andre verlangt man links vom Ministersessel, wo eine große Zahl von „kleinen Leuten" stehen, die mit Leib und Leben auf sein Wohlwollen angewiesen sind. Aber rechts steht eine zwar weniger große, aber um so gewichtigere Zahl von Angehörigen desselben Ressorts, die „für Staat und Gesellschaft" das gerade Gegenteil für notwendig halten. Und so reitet der Herr Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten noch oft zwischen den zwei „Rittern links und rechts", wie der wilde Jäger in der Sage, und weiß sich vielleicht oft schwer genug zu helfen. Und doch ist eine Entscheidung notwendig. Eine Politik von Fall zu Fall, ein Zickzackkurs ist nirgends besonders zweckmäßig, im Kultusministerium aber unmöglich. Der Minister muß dem einen folgen und dem andern den Absagebrief schreiben. Wenn Worte für diese Entscheidung etwas vermögen, so wollen auch wir unsre Wünsche nicht gewaltsam im Busen verschließen.

Was wünschen wir für die Volksschule von dem neuen Kultusminister? Mit einem Worte: daß er die Volksschulfrage vom **Standpunkte des modernen Staates** ansehen möge. Ist das der Fall, so wird er aus unsern Schulen alles entfernen, was die Gegenwart entbehren kann, und dafür aufnehmen, was unsere Zeit braucht, und die Schule so einrichten, daß sie ihre große Aufgabe in der Gegenwart und Zukunft erfüllen kann.

Unsere Volksschulen sollen ein starkes, gesundes, arbeitsames, wissendes, vaterländisch denkendes und warm empfindendes Volk erziehen. Das können sie mit den bisherigen Mitteln nicht. Dazu ist der Apparat zu armselig, zu rückständig, zu klein. **Wir brauchen mehr Schulen, in jeder Schule mehr Räume für die Kinder, mehr Lehrmittel und vor allem mehr Lehrer**, die ihrem Beruf innerlich und äußerlich ganz gehören. Wir müssen geistige Kräfte im Schulhause frei machen, um im Volke geistige Saaten auszustreuen, und wir müssen Geld ausgeben, um es im Volke in geistige Güter umzusetzen.

Wir **haben** nach der Statistik von 1901 — die Zahlen für 1906 sind noch nicht bekannt, lauten aber wahrscheinlich auch nicht günstiger — für 5 670 870 Schulkinder 104 082 Schulklassen und 89 163 Lehrerstellen, von denen aber eine erhebliche Zahl nicht besetzt ist, und wir **brauchten** zum mindesten 130 000 Klassen und ebensoviele Lehrer. Es **fehlen uns also mindestens 40 000 Köpfe in der Volksbildungsarmee.** Was würde der Kriegsminister dem Lande sagen, wenn er ein ebenso großes Manko an Unteroffizieren hätte?

Ferner: Das Besoldungsgesetz garantiert dem Lehrer ein Grundgehalt von 900 M., das in 31 Dienstjahren auf 1800 M. ansteigt. Dieses Gehaltsminimum ist allerdings durch ministerielle Verfügung, der aber die Schulunterhaltungspflichtigen nicht nachzukommen brauchen, auf 1000 M. Grundgehalt und 2080 Höchstgehalt erhöht, d. h. der 34jährige Lehrer soll 1360 M. statt der gesetzlich verlangten 1200 M. und der 52jährige statt 1800 M. 2080 M. beziehen. Für diese Gehälter sind tüchtige Lehrkräfte erfahrungsgemäß nicht zu bekommen. Darum ein **Lehrermangel**, von dessen Ausdehnung die amtlichen Ziffern ein ganz unzutreffendes Bild geben. Wenn z. B. 7873 Halbtagsschulen mit 15 838 Klassen und 669 033 Schulkindern —

angenommen, daß alle Stellen besetzt sind — nur 7873 Lehrer haben, so fehlen hier allein 7965 Lehrer. Aber in der amtlichen Statistik des Lehrermangels ist dieses Manko und alle ähnlichen Fälle nicht berücksichtigt. Sie gibt nur an, wie viele regelrecht eingerichtete Lehrerstellen zurzeit nicht besetzt sind. Der Herr Minister wird sich mit einigen Dutzend von Millionen ausrüsten müssen, um diesen „Fleck auf der Ehr" seines Ressorts abzuwaschen. Dann wird der oft verheißene, aber immer noch ausgebliebene „Zustrom" zu den Seminaren schon kommen.

Aber die bloße Zahl tuts auch nicht. Lehren soll und kann nur, wer aus dem Born des Wissens geschöpft hat. Unsre Lehrerbildungsanstalten mit den abgetrennten Präparandenschulen und verhältnismäßig dürftigen Seminaren genügen nicht in einer Zeit, in der alle größeren Universitäten volkstümliche Hochschulkurse veranstalten. In einer Zeit, in der dem Arbeiter sozusagen die Universität erschlossen ist, darf sie nicht nur diesem oder jenem Volksschullehrer geöffnet werden, was der bisherige Kultusminister auch zugestand, es muß vielmehr die Mehrzahl in der einen oder andern Form ihre Ausbildung auf der Universität abschließen oder ergänzen können. Die Ferienkurse und Hochschulvorträge der Lehrervereine in allen Landesteilen beweisen das zur Genüge.

Das alles kostet allerdings Geld, aber vieles wurde bisher versäumt, was ebenso wichtig ist und kein Geld kostet. Die Korporalstellen in der Schularmee sind in der großen Mehrzahl nicht mit Leuten aus den eigenen Reihen besetzt, ein Zustand, der in primitiven und provisorischen Verhältnissen angehen mag, in einem alten Schulorganismus aber so unerträglich ist, daß er ganze Berge von Unzufriedenheit mit sich bringt, vor allen aber das Schulamt in der Bevölkerung so diskreditiert, daß selbstbewußte Elemente sich darin schwer wohl fühlen können. Solange freilich der Kultusminister eigentlich auch oberster Schulbeamter im Nebenamte ist, solange er zwei Dienstzweige zu vertreten hat, die gewissermaßen im Auseinandersetzungsverfahren stehen, wird es nicht leicht sein, diese Frage ganz zu lösen. Aber wenn der Herr Minister auch nur etwas mehr, als es bisher geschehen ist, auf die Stimmen aus den Schulhäusern und diejenigen aus dem geistlichen Lager hören wollte, die zum Frieden raten und den veralteten Schulwachtdienst nicht mehr wollen, so würde das schon viel bessern und eine endgültige Regelung sich vorbereiten lassen.

Für den Richter, den Pfarrer, den Oberlehrer berechtigt das Anstellungspatent zu den höchsten Stellungen in dem betreffenden Ressort. Der Volksschullehrer dagegen wird amtlich als pädagogischer Unterbeamter charakterisiert. Will er auch nur die nächste Staffel in seinem Beruf ersteigen, also eine Rektorstelle bekleiden, so muß er die Qualifikation dazu durch zwei Prüfungen erwerben, und diese Berechtigung eröffnet ihm auch nur selten den Zugang zu den mittleren Aufsichtsstellen. Könnte der Herr Minister sich entschließen, diese Schranken zu entfernen und jedem tüchtigen Volksschullehrer, wie Ministerialdirektor Kuegler sich seinerzeit ausdrückte, „die Bahn freimachen," so würde damit gegen den Lehrermangel mehr geschehen sein, als durch noch so viele Stipendien und Versprechungen, mit denen man heute die Präparandenanstalten zu füllen sucht.

Mit einem zeitgemäß vorgebildeten, ausreichend besoldeten und in seiner Berufsehre sichergestellten Lehrerstande kann der preußische Kultusminister einen herzhaften Vormarsch der ganzen Truppe wagen. Preußen ist heute zwar nicht mehr das „Land der Schulen", aber es kann es in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder werden. Ich habe oft mit ausländischen Pädagogen, die unsre Schulen durch eingehende Besichtigung kennen gelernt hatten, gesprochen. Immer wieder lautete das Urteil: Die preußischen Volksschulen sind in ihren Einrichtungen vielfach recht rückständig und dürftig, aber es ist erstaunlich, was der preußische Lehrer mit den geringen Mitteln leistet. Wir sind dem Auslande durch eine längere pädagogische Tradition voraus. Auf dem Schulacker kommt jede Saat langsam zur Reife. Ein preußischer Unterrichtsminister, der die vorhandenen Kräfte freimacht und neue hinzuwirbt, kann bald wieder eine zeitgemäße Schule schaffen.

Das große Gebiet der inneren Schulreform mag hier unerörtert bleiben. Solange nicht in den äußeren Verhältnissen eine radikale Besserung vorgenommen wird, können alle Bemühungen in der letzteren Hinsicht nur mäßigen Erfolg erzielen. Um große Aufgaben zu lösen, muß man Menschen haben, die ganz in dieser Aufgabe aufgehen. Das ist aber nur zu erwarten, wenn man ihnen die ideale Berufsauffassung erleichtert.

Herr v. Studt hat es nicht verstanden, die Lehrerbataillone für sich zu gewinnen. Keine der im Lehrerstande vorhandenen Gruppen hat sich auf seine Seite gestellt. Alle ohne Ausnahme fühlten sich verlassen und zurückgesetzt. Es ist leicht, das Vertrauen zur Unterrichtsverwaltung wiederherzustellen. Die Volksschullehrer mußten sich oft als Stiefkinder des Staates fühlen, des Staates, für den sie nicht nur Steuerzahler und polizeigehorsame Untertanen, sondern opferwillige Bürger und Verteidiger in den Stunden der Gefahr erziehen sollen. Um so dankbarer werden sie sein, wenn es wieder anders wird.

Alles Große und Gute in der Welt wächst auf dem Boden der Gerechtigkeit und Güte. Wenn der neue Minister mit vollständiger Unbefangenheit die Verhältnisse prüft und nach diesen Grundsätzen unbeirrt ändert und verbessert, dann wird in das preußische Volksschulhaus bald wieder ein andrer Geist einziehen, der Geist der Hoffnung und des Vertrauens. Es wird wieder Frühlingsluft wehen, in der auch das wächst, was die Volksschule unserm Volke geben soll. Ein niedergedrückter, hoffnungsloser Volksschullehrerstand kann kein hoffendes und vorwärtsstrebendes Volk erziehen. Man muß in dem Volksschullehrer die Geister mobil machen, die man im Volke erwecken will. Das hat man in großen Zeiten in Preußen verstanden. Hoffentlich versteht man es auch heute noch. **J. Tews.**

Nordschleswigsche Wetterbriefe

III

Wir haben die glatt erfundenen Meldungen, die blanken Unwahrheiten, mit denen die Möllerpolitik die Stimmung in Deutschland zu vergiften trachtet, bereits kennen gelernt. Ihr Arsenal der Verhetzung aber hat noch andre Mittel — Mittel, die weniger plump, aber darum nicht weniger gefährlich sind. Wenn ich den puren Erfindungen den Vortritt ließ, handelte ich nach dem Grundsatz, daß auch im Kreise der Unmoral eine gewisse Rangordnung herrschen muß und daß die ganze Lüge vor der halben den Vorzug verdient. Wenn mir dabei jemand einwenden sollte, daß die halben Lügen oftmals die infameren seien, werde ich mich jedes Widerspruchs begeben. Meine Leser werden die schönen Künste ja kennen lernen und mögen dann selbst ihren unmoralischen Rang bestimmen. Im übrigen mögen die Etikettefragen denen überlassen werden, die von der Lüge ihren Atem haben und mithin Interessenten sind.

Wie die Möllerpolitiker bemüht sind, die wirklichen Verhältnisse in Nordschleswig aus der Welt zu leugnen, so bemühen sie sich natürlich auch, die deutsch-freundliche Haltung der dänischen Regierung und die Stimmung des dänischen Volkes zu verdächtigen. Beides gehört ja zusammen. Das noble Handwerk ist nicht ganz, wenn der eine Zweig des Betriebes vernachlässigt wird. Kürzlich nun wurde in der deutschen Presse geschäftig die Mitteilung verbreitet, daß in Kopenhagen ein früherer Minister eine chauvinistische Rede gehalten habe. Man denke: Die dänische Regierung will deutsch-freundlich sein, aber wenn ein Minister sein Amt niederlegt, läuft er sofort in die Versammlungen und hält chauvinistische Reden. So spricht das Herz, während die Freundlichkeit nur offizieller Anstrich ist. Einem Möllerpolitiker geht bei so feinen Dingen die Seele weit auf, etwa wie uns andern im Frühling oder am Meer. Nun hat es zwar mit der chauvinistischen Rede seine Richtigkeit und auch mit dem früheren Minister. Wer die Vertreter unsres feinen Systems nicht kennt, könnte beinah zu der Annahme verführt werden, daß es sich einmal ausnahmsweise um eine Wahrheit handele, nicht aber um eine niederträchtige Fälschung. Der Redner war der ehrliche Jakob Scavenius und die Götter wissen, daß er auch einmal Minister gewesen ist, aber fragt mich nur nicht wann. Er war Mitglied des Ministeriums Estrup, jenes Ministeriums also, das im offenen Verfassungsbruch lebte und von dem

Subscription Rates.
Single Copy, 10 Cents.
Yearly Subscription, $5.00.
Foreign Subscription, $6.00.
Postage Free.

Published Weekly by
Munn & Co.
361 Broadway, New York.

Entered at the Post Office of New York, N. Y., as Second Class Matter.

Notice.
The Publishers of the SCIENTIFIC AMERICAN SUPPLEMENT are not responsible for the opinions of correspondents.

Notice.
Subscribers who do not receive their paper regularly will please notify the publishers.

Notice.
Remittances should be made by Postal Order, Express Money Order, Draft or Registered Letter.

Notice.
Subscribers who change their address will please give the old as well as the new address.

Notice.
Subscribers who wish to discontinue their subscription before it expires will please notify the publishers.

Notice.
Subscribers who wish to have their subscription renewed will please notify the publishers.

Notice.
Subscribers who wish to have their subscription changed will please notify the publishers.

Notice.
Subscribers who wish to have their subscription discontinued

Mitte des Weges war alles unbesiedeltes welliges Gelände. Östlich in einiger Entfernung waren aber große und gut angebaute Dorfgebiete zu sehen. Das Gras ist zum Teil verbrannt, hohe, dicke, halbverkohlte Halme von doppelter Mannshöhe sind stehen geblieben, dazwischen kommt eben das frische Grün des jung aufsprossenden Nachwuchses auf. Die Gegend gestern sah aus, als ob ein flach gewölbter Riesenschild neben den andern gelegt wäre. Der Boden war immer noch Lava, die meist mit einer dicken Verwitterungsschicht bedeckt war und nur in den Schluchten Gesteinsaufschlüsse zeigte. Der Weg ist gut gebaut, ebenso die Brücken. Hier fließen die Bäche in schmalen, tief einschneidenden Schluchten. Das Brückenmaterial bilden Baumstämme, Palmrippen, Lianen und Palmbast; kein Nagel ist verwendet.

Gestern mittag rekognoszierte ich etwas die Umgegend von Bagam. Der Häuptling erschien gleich anfangs, ein würdiger alter Herr in Haussatobe. Hier habe ich zum ersten Male ein Pferd im Besitz des Dorfoberhauptes gesehen. Wieder also ein Zeichen, daß wir uns den politisch vorgeschritteneren Gebieten von Zentral-Kamerun nähern. Der Häuptling pflegt auf diesem Gaule nach Bamenda zur Station zu reiten. Übrigens soll er dort neulich zweimal je eine Woche im Arrest gesessen haben, wegen schlechter Instandhaltung der Wege und Brücken. Bagam ist ein sehr großes und gut gebautes Dorf; mit den umliegenden Nebendörfern wird es auf mehrere tausend Seelen zu schätzen sein. Während das Zelt aufgeschlagen wurde, sammelten sich viele junge Leute bei uns an, stattliche Figuren mit Speeren und Schwertern in mächtig breiten Lederscheiden. Es scheinen schon Sudanneger oder doch Mischblut von Bantus und solchen zu sein, ähnlich den Balileuten. Unser Balisoldat, Jonny, spricht die hiesige Sprache und sagt, sie sei dem Bali ähnlich. Eine Wanderung, eine halbe Stunde nach Norden auf der großen Straße nach Bamenda, eröffnete plötzlich vom Gipfel eines Hügels aus, den der Weg überquerte, den Blick auf eine typische Vulkanlandschaft. Der starke Dunst der Grasbrände hindert leider um diese Jahreszeit den Ausblick sehr, aber das Bild des Vulkangebietes war unverkennbar. Es hat mich lebhaft an die Landschaft in Hocharmenien um den großen alten Vulkan Alagös bei Eriwan erinnert. Im Westen ragte ein hoher schroffer Bergzacken empor. Ich schätzte die Entfernung auf 8 bis 10 Kilometer und beschloß, gleich heute früh einen Versuch auf ihn zu machen. Morgens 6 Uhr also Abmarsch mit Jonny und zwei jungen Leuten von Bagam, darunter ein Sohn des Häuptlings als Führer; sie trugen zugleich meinen Karabiner und etwas Proviant: Brot, Fleisch, Bananen, Feldflasche mit Kaffee. Nach dreiviertel Stunden kam ein großes Häuptlingsdorf, das nicht mehr zum Gebiet von Bagam gehört. Bald dahinter teilte sich die Straße; rechts ging es nach Bamenda, links nach Bali; road for Bali far to much, sagt Jonny, das heißt also: bis nach Bali sind es mehrere Tagemärsche. Wir schwenkten rechts ab, aber allmählich merkte ich, daß es bis zum Berge bedeutend weiter war, als ich zuerst annahm. Die Gegend wurde indes immer interessanter, also auf jeden Fall weiter. Nach einer halben Stunde zur Linken ein Kraterringwall von klassischer Formenreinheit: einige hundert Meter im Durchmesser, der Wall 70 bis 80 Meter hoch und mit vollkommener Schärfe erhalten. Das kann nur ein jungvulkanisches Gebilde sein. Von hier an traten am Wege tausende von merkwürdigen vollkommen pilzförmig gestalteten Termitenbauten auf, einige mit mehreren Hüten übereinander. Zur Rechten wie zur Linken zeigten sich sehr interessante Geländeformen, anscheinend nachträglich zerstörte und veränderte vulkanische Aufschüttungen, aber durch den Dunst in den Einzelheiten sehr schwer erkennbar. Nach zwei Stunden sehr scharfen Marsches ging der Weg wieder über eine Höhe, und der große Berg, der eine Weile hinter einigen Vorhöhen verschwunden war, erschien halblinks. Die Entfernung bis zum Fuße war jetzt immer noch auf eine Stunde zu schätzen; also jetzt links querfeldein ohne Weg. Die Sache wurde recht anstrengend. Durch tief unten versumpfte, von halb wuchernder, halb modernder Vegetation erfüllte Ravinen, durch vier Meter hohes, halb verbranntes Gras, durch breite Sümpfe, über schwankenden und schwappenden Boden ging es in steigender Sonnenglut vorwärts; der brave Jonny mit seinem Seitengewehr immer voran. Er haut den Weg frei, tritt den Schlamm womöglich fest, während die beiden Bagam-Jünglinge ziemlich verschnupft und zögernd hinterhertrotteln. Endlich waren wir am Fuße eines hohen Vorberges, der durch einen Sattel mit dem großen Berg, auf den wir hinaufwollten, zusammenhing. Die Kletterei wurde immer steiler; auf halber Höhe, nach dreistündigem, scharfem Marsch ohne Pause, nahmen wir den ersten kleinen Imbiß. Schließlich sind wir oben: der Rundblick ist sehr interessant, die Luft wird aber leider immer dunstiger. Es ist eine typische Vulkanlandschaft großen Stils. Aber was war das? Der Blick von der Höhe auf den großen Gipfel jenseits des Sattels läßt es so scheinen, als ob sich nach Westen und Südwesten an jenen Hauptberg ein deutlicher Ringwall anlegt und mit jenem zusammen ein mächtiges Kraterrund schließt. Also herunter bis zum Sattel und auf den Kamm des anscheinenden Walles hinauf... Da lag es vor mir, das mächtige Rund, einsam und schweigend, im Nordosten hoch überragt von jenem mächtigen Zacken, den ich von fern für einen selbständigen Hauptgipfel in der ganzen Landschaft gehalten hatte! Nun sah ich, daß dieser Gipfel nur ein Stück eines einstigen Kraterwalls von kolossaler Höhe war, vielleicht ein Drittel des ganzen Kreises noch umfassend. Das übrige war nach außen hin zusammengebrochen, aber die stehengebliebene Basis bildete mit dem erhaltenen Teil des einstigen Walles immer noch eine imposante Rundmauer. Der Durchmesser des Kraters war auf gut 1500 Meter zu schätzen; eine gewaltige tiefe Schlucht verließ ihn nach Südwesten zu.

Der Wunsch, den großen Gipfel noch zu ersteigen, war erstens mit der wachsenden Verschleierung der Atmosphäre erledigt, zweitens damit, daß ich mir bei der Kletterei einen Fuß verknarrt hatte und den Schmerz im Eifer des Gefechtes erst jetzt gewahr wurde, drittens damit, daß der entscheidende Aufschluß, die Entdeckung des großen Kraters, auch ohne die letzte mühselige Kletterpartie auf den Gipfel, gewonnen war. Noch nie hatte ein Weißer dieses Seitenstück zu dem gewaltigen Manenguba, über hundert Kilometer weiter ins Innere von Kamerun hinein, gesehen. Die große Spitze scheint identisch zu sein mit dem Berg namen Muti auf der Karte von Nordwest-kamerun, die ich bei mir habe. Die Eingeborenen nennen verschiedene andre Namen. Für den Krater haben sie keine Bezeichnung. Ich habe auf dem Abposten in den Zeitungsberichten über den Kolonialwahlkampf auch eine Rede des Berliner Historikers Hans Delbrück über die kommende Wahl gelesen, an der die Entscheidung über unser Kolonialwesen hängt. Diese Rede war vorzüglich; ich habe darum den bisher namenlosen Krater den Delbrückkrater getauft.

Der Rückmarsch war erst sehr reizvoll. Zwei Bäche verlassen den Krater, dessen Boden mit gelbem, wogendem Gras erfüllt war, in rauschenden Wasserfällen. Noch einmal gewann ich vom Kamm der jenseitigen Hälfte des Ringwalles einen Blick auf die immensen, zerrissen übereinander geworfenen Massen, in denen gegen Westen der Hauptteil des großen Ringwalles zusammengebrochen war. Dann wurde der Marsch eintönig und ermüdend. Mit schmerzendem Fuß langte ich schließlich auf einem ganz andern Weg, als den ich vormittags marschiert war, gegen drei Uhr nachmittags wieder beim Zelt an. Es ist wirklich eine lohnende Exkursion gewesen, wenn auch gerade kein Ruhetag für mich. Polle hielt ein schönes Essen bereit: Gebratenen Ziegenrücken mit Kompott und sauren Gurken, in Butter geschmorte reife Bananen, Schokolade und eine Flasche Rotwein. Mit Alkohol sind wir sehr sparsam ausgerüstet; aber heute ist Kaisers Geburtstag! Übrigens ist während meiner Abwesenheit noch ein Weißer in Bagam angekommen, ein Kaufmann aus Bamum, der hier Träger anwerben will, um Kautschuk von seiner Niederlage in Bamum nach der Küste zu schaffen und dafür Waren wieder heraufzubringen. Wir luden ihn auf den Abend zum Kaiser-Geburtstagspunsch ein. Es war recht hübsch: bei Vollmondschein zu dreien unter einem großen Feigenbaum. Bei Sonnenuntergang ließen wir unsre Soldaten antreten, zitierten den Häuptling mit seinen jungen Leuten vors Zelt und ließen drei Salven zu Ehren des Kaisers geben. Der „King" begriff, worum es sich handelte; über dem Eingang zu seinem Gehöft hatte er auch unter Glas und Rahmen ein dreigeteiltes Bild des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen in bunter Lithographie hängen. Er hatte es von der Station Bamenda gestiftet bekommen.

Morgen gilt es für mich nun die Trennung von meinem braven Reisekameraden Polle. Es sollen noch drei gute Marschtage bis Bamum sein, wo ich wieder Weiße treffe. Ich fürchte, die Sache wird etwas langweilig und ermüdend werden, denn mein Fuß, an dem offenbar eine Sehne überanstrengt ist, schmerzt ganz tüchtig. Polle meint, ich solle mir auf jeden Fall eine große Raphiarippe als Tragstange mitnehmen, um eventuell mit Hilfe eines Zeltplanes eine Hängematte zum Tragen zu konstruieren.

Galimposten, den 28. Januar 1907.

Heute früh beim Kaffee noch ein ganz kleiner Kognak als Trennungsschluck — dann formierten sich unsre beiden Karawanen, die drei Wochen lang zusammengezogen waren, zum ersten Male jede für sich. Jonny nahm die Spitze der meinigen, dann noch ein letzter Händedruck mit Polle — „auf Wiedersehen in 1½ Jahren in Berlin!" und raschen Schrittes ging es nach Norden und Osten auseinander: nach Bamenda und Bamum. Polle hat zwei Marschtage vor, ich drei. Der Kaufmann aus Bamum hat mich davor gewarnt, am Übergang über den Nun, sechs Marschstunden vor Bagam, zu schlafen, da es dort massenhaft Moskitos von einer besonders großen und schlimmen Art gäbe. In Bagam hat der Häuptling, ob ich nicht für das Dorf am Nun ein Flußpferd schießen könne. Ich selbst will mich mit meinem maroden Fuß auf diese mühselige Wasserpantscherei nicht einlassen, schicke aber Jonny, der auf das Vergnügen brennt, mit drei Leuten von Bagam, die mitgekommen sind, von hier die zwei Stunden bis zum Nun voraus und will morgen sehen, ob er ein Tier erlegt haben wird.

Der Marsch von Bagam bis hierher ist sehr eintönig: unbewohntes Grasland soweit man sieht. Vielfach ist das Gras abgebrannt und die schwarze Fläche sieht öde und trübselig aus. Die Landschaft bleibt vulkanisch, eine Menge kleiner Aufschüttungskegel ist ringsum in der Nähe und Ferne sichtbar. Der sogenannte Galimposten ist erst vor kurzem angelegt. Die Galims sind ein Heidenstamm in Adamaua, der im vorigen Jahr einen Aufstand machte; daraufhin hat man eine Anzahl gefangener Familien aus ihrer Heimat fortgebracht und sie vorläufig hier auf der unbewohnten Strecke zwischen Bagam und dem Nun angesiedelt. Die Aufsicht

führen zwei schwarze Soldaten. Das Dorf liegt auf einer flachen Höhe ohne Schatten, ohne Baum und ohne Strauch, staubig wie ein Aschenfeld. Als wir ankamen, wimmelte eine unendliche Menge von Ziegen, Schweinen und Hühnern auf der Straße durcheinander; dazu noch mehr Kinder und Kindergeschrei. Ich ließ mein kleines Zelt aufstellen und auch noch, um mehr Schutz vor der prallen Sonne zu haben, aus kurzen, frisch abgehauenen Gabelstangen, Palmrippen und Gras ein Buschhaus für mich bauen. Es war sehr schnell fertig, kühl und angenehm. Ein Soldat vom Posten brachte ein kleines Schwein zum Geschenk, der Häuptling vier Hühner. Für meine Leute ist kein Essen da — es gibt noch keine Felder hier und die ganze Kolonie wird von Bagam verpflegt, was ich leider nicht vorher wußte. Den Trägern habe ich in Bagam zur Feier des Tages von Kaisers Geburtstag ein Schaf gegeben. Sie sind also vorläufig noch gut gefüttert. Außerdem gibt es aus der kleinen mitgeführten Notreserve pro Mann zwei Tassenköpfe Reis. Ein Soldat vom Posten hat vorgestern im Nun ein Flußpferd geschossen; Schädel und Kieferknochen sind noch da, ich lasse mir die Zähne zum Andenken ausbrechen.

Bis zum Nun sollen noch zwei Stunden sein. Kurz nach uns kam eine große Bammumkarawane von dorther an, ca. 70 Träger, die Proviant vom Häuptling Joja von Bamum für die Station Banenda bringen sollen. Es ist recht ungemütlich hier: furchtbare Hitze, Staub, Geschrei, allerlei Spektakel der vielen Träger auf dem engen Dorfplatz, unglaubliches Kindergeschrei. Viele Kranke kommen mit Eiterwunden an Fingern und Zehen, die vom Sandfloh herstammen. Leider kann ich nicht anfangen zu verbinden, sonst würde mein Apothekenkasten hier leer werden. Mein Koch ist seit gestern krank, hat Fieber, kann aber noch allein vorwärts kommen. Da ich jetzt allmählich genug Ziegenfleisch und geschmorte Bananen gegessen habe, so muß Thomas zur Abwechslung Wiener Würste heiß machen und eine Dose Birnen „killen".

Bandeng, den 29. Januar 1907.

Sehr langer, ermüdender Marsch. Ich brach schon um 5 Uhr früh nach mangelhafter Nachtruhe von Galim auf und marschierte zwei gute Stunden bis zur Übergangsstelle über den Nun. Die ganze Landschaft besteht aus massenhaften Kraterkegeln, vulkanischen Kuppen und dazwischen ergossener Lava. Trotzdem die Verwitterung stellenweise vorgeschritten ist, sind das offenbar noch ganz jungvulkanische Gebilde. Sehr hübsch war der Ausblick auf den Nun vor der Überfahrtstelle; die Landschaft neblig, reich an Bäumen, der Strom 200 Meter breit, rasch und tief. Zur Überfahrt wurden spitze Flöße aus Rippen der Raphiapalme, aus der man hier schlechthin alles macht, benutzt. Um 8 Uhr war die ganze Karawane übergesetzt, und es wurde große Frühstücksrast angesagt. Während alles futterte, traf ein europäischer Kaufmann aus Bamum ein; er sagte, bis zur Übernachtungsstelle am Fuß des Gebirgsüberganges vor Bamum seien es nur noch 4 bis 4½ Stunden. Von Jonny und seinen Flußpferden war nichts zu sehen. Um 10 Uhr, als ich packen lasse, kommt der Brave an; er hat gestern zwei Flußpferde angeschossen und heute früh nach ihnen gesucht, aber vergeblich. Sie sind beide auf den Grund gegangen und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dafür bringt er einen kolossalen Fisch mit, den er gestern mit seinem Gewehr geschossen und um ihn frisch zu erhalten, bis heute früh ins Wasser gelegt hat. Hier auf dem linken Ufer des Nun beginnt das Gebiet von Bamum, und der „King" Joja hat für die Karawanen ein großes Rasthaus bauen lassen, im Stile der orientalischen Chans: ein großer Hof und ringsum lauter kleine Zimmer zum Übernachten für die Karawanenleute. Nach dieser Art sind alle Karawanenserails im Orient gebaut. Dies also ist das erste Vorzeichen der islamitischen Kultur auf dem Marsch nach Innerafrika.

Nach dem Abmarsch vom Nun wurde die Landschaft wieder sehr monoton; alles vulkanisch, nichts als große und kleine Kraterberge und Lava. Man steigt allmählich zu dem Bandenggebirge empor, das sich in einer ziemlich einen Tagemarsch breiten Masse in die Landschaft zwischen Bamum und dem Nun hineinlagert. Übrigens dauerte es bis an das Karawanenrasthaus Jojas am Bandeng nicht 4 sondern 6 Marschstunden. Wir sind erst um 5 Uhr nachmittags angekommen; die ganze Karawane ist übermüdet, die Leute hatten nicht einmal Schneid aufs Essen. Joja scheint gute Ordnung in seinem Lande zu halten. Das Rasthaus war leer, aber kaum waren wir zehn Minuten da, so erschienen aus dem Dorf in der Nähe zwei Leute und fragten, was wir befehlen. „Habt ihr Planten?" „Ja." „Hühner?" „Ja." „Eier?" „Ja." Palmwein?" „Soviel ihr nur wollt." Also vor allen Dingen her mit dem Mimbo. Drei, vier große Kalebassen wurden angeschleppt; die größte für die Soldaten und Boys, der Rest für die Träger. Alles trinkt, trinkt und schnauft. Dann noch etwas Gestöhn, Recken und Magenreiben, und die Lebensgeister kehren wieder. Es hat auf dem Marsch etwas geregnet, und ich will lieber in einem Zimmer als unter meinem Zelt schlafen. Schon sind die Leute drin, und Thomas schließt „Box Nr. 4" auf, wo die eingemachten Früchte drin sind, da kommt Jonny herangelaufen, wirft sich auf den Boden, blickt und kratzt etwas umher und versichert dann sehr energisch „place bad to much." Sandflöhe! Noch zwei, drei Klammern werden visitiert, dann erklärt Jonny eine für gut. Zur Sicherheit wird noch eine Kalebasse Wasser hineingeschüttet. Während die Leute ihre Planten zum Rösten schälen, erscheint noch neuer Chop: Fufu d. h. Mehl von Mais oder Hirse. Die Leute rühren es mit Wasser zu einem Teig, formen riesige Klöße daraus und kochen sie dann. Meinen Trägern ist es eine ganz neue Speise, aber sie finden Gefallen daran. Auch der Fufu ist ein Zeichen, daß wir den Landschaften, die von der Sudankultur beeinflußt sind, immer näher kommen. **Paul Rohrbach.**

Unsre Bewegung

Die Versammlungstätigkeit unsrer Wahlvereine beginnt wieder. Überall in Nord und Süd werden Vorbereitungen für möglichst eindrucksvolle Eröffnungsversammlungen der Winterkampagne getroffen. Vielfach steht das Thema „Blockpolitik" oder auch „Wahlrechtsreform in Preußen" auf der Tagesordnung. Unsre Freunde müssen Sorge tragen, daß die Versammlungen gut besucht werden und erfolgreich verlaufen. Dazu gehört auch vor allem, daß man für gute und schnelle Berichterstattung in der Presse sorgt. Was helfen die besten Versammlungserfolge, wenn sie nicht genügend bekanntgegeben werden?

Magdeburg. Der Sozialliberale Verein (Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen, V.: Oberlehrer Schümer, Königgrätzerstr. 2) eröffnete die Winterarbeit mit einer gut besuchten Vereinsversammlung am 6. Sept. Der Vorsitzende referierte über „das Proportionalwahlrecht". Er ging in der Einleitung auf das preußische Wahlrecht ein und stellte sich mit Entschiedenheit auf den Standpunkt, den u. a. Naumann und Träger eingenommen haben. In seinen Ausführungen über das Proportionalwahlrecht beleuchtete er zunächst die Bedenken, die auch von liberaler Seite gegen dieses Wahlrecht erhoben werden, als da sind: Bevormundung der Provinz durch die Hauptstadt, der Parteien durch die Parteiführer; Verhinderung des Zweiparteiensystems; Emporkommen unpolitischer Gruppen, etwa der Impfgegner; Einengung der persönlichen Freiheit bei gebundenen, Gefahr der Beseitigung der Parteiführer durch Manöver der Gegenpartei bei offenen Listen. Der Redner suchte nachzuweisen, daß bei einer zweckmäßigen Ausgestaltung des Proportionalsystems nach den Vorschlägen von Hagenbach-Bischoff und Siegfried diese Bedenken hinfällig sein würden. Nach einer Übersicht über die Veränderungen, die die Einführung der Proporz für den Deutschen Reichstag zur Folge haben würde, erklärte der Redner für die wichtigsten Vorzüge dieses Systems vor dem jetzt geltenden: die Erzielung der größtmöglichen Gerechtigkeit; die Beseitigung von Stichwahlen und Wahlkompromissen, mit ihren demoralisierenden Wirkungen; die Ausschaltung persönlicher Gehässigkeit aus dem Wahlkampfe und die Erleichterung der Wahl bedeutender Männer. — Während der lebhaften Diskussion wurden zwei Resolutionen eingebracht, die in folgender Form einstimmig angenommen wurden.

1. Der Sozialliberale Verein zu Magdeburg, Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen, erklärt sich vollständig einverstanden mit der Forderung des Reichstagsabgeordneten Naumann und Träger auf sofortige Eröffnung einer kräftigen Agitation für Einführung des gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen.

2. Der Sozialliberale Verein zu Magdeburg hält es für erforderlich, daß die Frage des Proportionalwahlrechts auf dem nächsten Parteitage des Wahlvereins der Liberalen erörtert wird.

Der **Hilfe-Preßverein** erhielt folgende **Beiträge**: Bautzen, M. S. III. 5.—; Berlin, S. St. III. 5.—; Dortmund, F. W. III. 5.—; Eßlingen, G. S. IV. 5.—; Großenhain, B. A. III. 5,—; Kassel, Wahlverein der Liberalen, I. 5.—; München, Dr. H. V. 5.—; Pleibelsheim, J. H. IV. 5.—; Posen, F. R. V. 5.—; Spandau, A. F. II. 5.—; Straßburg, G. R. IV. 5.—; Ulm, Fr. B. I. 10.—. Außerordentliche Beiträge: Königsberg i. Pr., A. G. 4.—.

Zusammen M.	69.—
Dazu laut Ausweis in Nr. 36 „	2923.70
M.	2992.70

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Partei und Gewerkschaften. Zum sozialdemokratischen Parteitag in Essen legt der Parteivorstand den üblichen Jahresbericht vor, in dem es in bezug auf das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den sogenannten freien Gewerkschaften heißt: „Der Gegensatz zwischen Partei und Gewerkschaften kann nur in der Theorie bestehen. Der Kern der Partei ist gleichzeitig in den Gewerkschaften, und es gibt keine freie Gewerkschaft, deren Mitglieder nicht größtenteils Sozialdemokraten sind. Eine gewisse Scheidung besteht nur solange und insoweit, als verschiedene Tätigkeitsgebiete für die politische und gewerkschaftliche Organisation bestehen." Diese Feststellung bestätigt nur die Erklärung Bömelburgs auf den letzten Gewerkschaftskongressen:

„Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins.“ Das hat auch der Parteisekretär Pfannkuch neuerdings in seinem Berichte an das Internationale Bureau mit den Worten ausgesprochen: „Fast ausnahmslos sind alle Gewerkschaftsführer patente Genossen. Die Gewerkschaften befassen sich nicht offiziell mit sozialistischer Propaganda unter ihren Mitgliedern, aber in öffentlichen Versammlungen und in der Gewerkschaftspresse!“ — Die freien Gewerkschaften werden nach allen diesen Feststellungen nicht mehr zürnen dürfen, wenn man sie kurzerhand „sozialdemokratisch“ nennt.

Privatbeamte, organisiert euch! Der mit Korporationsrechten ausgestattete Deutsche Privat-Beamten-Verein entfaltet eine rührige Agitation für den Zusammenschluß der Privatbeamten, soweit sie keine besondern Berufsorganisationen besitzen. Der Deutsche Privat-Beamten-Verein bezweckt die Vertretung der wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Privatbeamten Deutschlands, insbesondre die Förderung der Sicherstellung der wirtschaftlichen Zukunft derselben und ihrer Familienangehörigen durch angemessene Alters- und Invaliditätspensionen, Witwenrenten und Reliktenversorgung und Unterstützungen in den verschiedensten Formen. Zur Verwirklichung dieser Idee hat der Verein eine unter staatlicher Oberaufsicht stehende Pensionskasse, Witwenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse errichtet und auch sonst noch eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben gerufen. Der Verein gewährt unverschuldet in Notlagen gekommenen Mitgliedern und deren in Bedrängnis zurückgelassenen Witwen pekuniäre Unterstützungen, er zahlt bei Notlagen vorschußweise die Prämien auf Versicherungen der verschiedensten Art, er unterhält eine weitverzweigte Stellenvermittlung und steht seinen Mitgliedern mit Rechtsrat und Rechtsschutz zur Seite. Aus seiner Kaiser Wilhelm-Privatbeamten-Waisenstiftung werden Erziehungsbeihilfen an die von Vereinsmitgliedern hinterlassenen Waisen gezahlt. Hierzu tritt eine auf versicherungstechnischer Grundlage errichtete Waisenkasse, die binnen kurzem ihren Betrieb aufnehmen wird. Durch vertragliche Vereinbarungen mit angesehenen Lebens-, Feuer-, Unfall-, Haftpflicht- usw. Versicherungs-Gesellschaften sind den Mitgliedern erhebliche Prämienermäßigungen bei Abschluß von Versicherungen der verschiedensten Art eingeräumt. Eine Reihe von Bädern hat den Mitgliedern Vergünstigungen und Preisermäßigungen zugebilligt. Mitglied des Deutschen Privat-Beamten-Vereins kann jeder unbescholtene Privatbeamte ohne Unterschied der Berufsstellung und Berufsart werden; es können aber auch öffentliche Beamte, selbständige Geschäftstreibende und Privatleute als vollberechtigte Mitglieder Aufnahme finden. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Eintrittsgeldes (3 M.) und eines halbjährlichen Beitrages von 3 M.

Der sogenannte nationale Arbeiterausschuß, die Vertretung der christlichen Gewerkschaftsbewegung, will nach den guten Erfahrungen bei der letzten Reichstagswahl nun auch bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen den Versuch machen, eigene Kandidaten durchzubringen. Er fordert daher in einem Flugblatt die national-gesinnten Arbeiter auf, „die politischen Parteien bei den bevorstehenden Landtagswahlen vor die prinzipielle Frage zu stellen, ob sie bereit sind, den Arbeiterstand praktisch als gleichberechtigt zu betrachten und als Ausdruck dessen, bei den bevorstehenden Landtagswahlen Arbeiter — und zwar organisierte und keine „gelben“ — als Abgeordnete wählen zu lassen.“ Da nach der Ansicht des nationalen Arbeiterausschusses die bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme über eine erhebliche Anzahl sogenannter bombensicherer Wahlkreise verfügen, könnten sie wohl geeignete Arbeiter als Abgeordnete aufstellen. Wir finden diese Forderung auch unsrerseits durchaus berechtigt und würden uns freuen, wenn sie von den Parteien mit bombensicheren Wahlkreisen recht zahlreich erfüllt würde. Hauptsächlich kämen ja wohl die Konservativen und das Zentrum in Betracht, die beiden Protektionsparteien der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Aber es scheint nicht so, als ob gerade diese sehr entgegenkommend sein würden. Die „Kreuzzeitung“ verweist den „nationalen“ Arbeiterausschuß bereits freundlichst an die nationalliberale Partei und rät ihm, im übrigen in Wahlangelegenheiten „nüchtern zu rechnen“. Trotzdem sollen die christlichen Gewerkschaften auf ihrer Forderung bestehen. Gerade im preußischen Dreiklassenhaus könnten einige halbwegs zuverlässige Arbeitervertreter Wunderdinge wirken.

Die neue Statistik der sozialdemokratischen Gewerkschaften, die eben im „Korrespondenzblatt“ der Generalkommission in üblicher Weise veröffentlicht wird, bringt zu den schon früher mitgeteilten Hauptziffern noch allerlei lehrreiche Einzelheiten. Es war schon bekanntgegeben, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften am Schlusse des Jahres 1906 1,8 Millionen Mitglieder zählten, und daß der Zuwachs gegen das Vorjahr höher war, als die Mitgliederziffer der christlichen Gewerkschaften, nämlich 350 000. Man sieht, daß bei halbwegs günstiger Weiterentwicklung die Gewerkschaften demnächst 2 Millionen zählen werden. Die Finanzen haben sich überaus günstig entwickelt. Die Gesamteinnahmen der Zentralverbände betrugen 1904 20,2 Millionen Mark, im Jahre 1905 27,8 Millionen Mark, im Jahre 1906 dagegen 41,6 Millionen Mark. Die Besteuerung der Mitglieder ist aber auch gewachsen von 6,68 M. pro Kopf im Jahre 1891 auf 24,62 M. im Jahre 1906. Die Lithographen bezahlen jährlich 84,11 M., die Buchdrucker 56,64 M., die Bildhauer 44,57 M. usw., bis herab zu den Wäschearbeitern, die nur 5,44 M. im Jahr steuern. Die Jahresausgabe der Gewerkschaften ist entsprechend gewachsen, von 9,62 M. pro Kopf im Jahre 1891 auf 21,88 M. im Jahre 1906. Allein für Streikunkosten wurden ausgegeben 13,7 Millionen M., für Krankenunterstützung 3,2 Millionen M., für Arbeitslosenversicherung 2,6 Millionen M. Lohnkämpfe haben im letzten Jahre fast doppelt soviel Geld verschlungen, als die Unterstützung pflichtete. Die wachsende Rüstung der Arbeitgeber wird die Streikausgaben mit den Jahren noch höher steigern.

Der Verband deutscher Mietervereine hält am 28. und 29. September seinen diesjährigen Verbandstag in Steglitz-Berlin ab. Auf der Tagesordnung steht für den Sonnabend Abend ein programmatischer Vortrag des Steglitzer Gemeindeverordneten Oberst Gädke über städtische Kommunalpolitik. Sonntag vormittag werden Spezialfragen in öffentlicher Sitzung beraten: Aufgaben der Mietervereine, Wohnungshygiene, Wertzuwachssteuer. Die Lebensfragen des Verbandes (Organisation, Presse, Agitation usw.) werden in geschlossener Sitzung der Verbandsmitglieder besprochen. Da die Wahl des Tagungsortes auf einstimmigen Wunsch der vorjährigen Verbandstagung geschah und Steglitz unmittelbar vor den Toren Berlins liegt, darf man diesmal auf zahlreicheren Delegiertenbesuch als bei früheren Verbandstagungen rechnen. Das ist auch lebhaft und dringlich zu wünschen. Die deutsche Mieterbewegung kann nur dann zu Einfluß und Macht gelangen, wenn sie innerlich geeinigt ist und äußerlich imponierend auftritt. Der Festausschuß teilt uns mit, daß er alle Vorbereitungen trifft, um einen großen und erfolgreichen Mieterverbandstag in Steglitz zu ermöglichen.

Petitionsrecht der Beamten. Man schreibt uns: Folgender Erlaß des württembergischen Verkehrsministeriums gegen das Petitionsrecht der Beamten wurde im „Staatsanzeiger“ veröffentlicht: „Das Verhältnis des Beamten zu seinem Vorgesetzten ist eine die Person des einzelnen Beamten betreffende dienstliche Angelegenheit. Glaubt ein Beamter Grund zur Beschwerde über einen Vorgesetzten zu haben, so steht ihm frei, sie auf dem vorgeschriebenen Dienstweg anzubringen. Die Anbringung eines solchen Beschwerdefalles durch einen Beamtenverein oder durch eine Abteilung eines solchen ist durchaus unzulässig und verboten. Falls sich in Zukunft ein Beamter dieses verbotenen Weges bedient, ist gegen ihn disziplinär einzuschreiten, auch sind gegen einen Beamtenverein, der künftighin gegen diesen Grundsatz verstößt, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen.“

Dieser Erlaß stellt eine schwere Beeinträchtigung des Petitionsrechts der Beamten und eine Nichtachtung der durch den Landtag angenommenen Resolution dar, worin die Regierung ersucht wird, den Staatsbeamten eine geordnete Geltendmachung gemeinsamer Wünsche in der Weise sicherzustellen, daß ganzen Beamtenkategorien die Einreichung von Gesuchen um Verbesserung ihrer dienstlichen Verhältnisse bei dem zuständigen Ministerium gestattet wird. Dann ist der Erlaß als ein Ausnahmegesetz anzusehen, als Niederschlag einer Einzelerscheinung, und er ist um so bedauerlicher, als er fast unmittelbar nach der Veröffentlichung des fortschrittlichen neuen Beamtengesetzes erfolgte. Die demokratische und sozialdemokratische Presse bekämpfen den Erlaß und stellen dessen Besprechung im Landtag in Aussicht, während ihn die rechtsstehende Presse, allen voran der „Schwäbische Merkur“ billigt.

Nach der Aufsehen erregenden Rede des früheren Geheimrats, jetzigen badischen Ministers Honsell in der ersten Kammer über das Petitionsrechts der Beamten der obige Erlaß des württembergischen Verkehrsministeriums: Es scheint, daß die liberale Politik der süddeutschen Regierungen leider vor der Beamtenfrage Halt macht.

Briefkasten

Edvard Griegs Werke sind fast sämtlich im Verlag von C. F. Peters in Leipzig erschienen. Zur Einführung seien besonders empfohlen: Heft 1 und 4 der „Lyrischen Stücke“; ferner an Gesanglichem: Band 1 und 2 des Grieg-Albums. Besondere Beachtung verdient die (ziemlich leichte) Sonate Op. 7 und die Liederhefte Op. 69 und 70. Violinspieler seien immer wieder auf die beiden (allerdings nicht ganz leichten) Violinsonaten hingewiesen. Fast ganz unbekannt ist auch die entzückende Vertonung von Heines „Leise zieht durch mein Gemüt“ aus Op. 48 und Bodenstedts musikalisch grandios gesteigerter „Traum“. Die Griegschen Werke sind durchweg wohlfeil. Man kann sich also viel bequemer eine Grieg-Sammlung anschaffen als etwa eine von Brahmsschen Werken.

An Mehrere: Dank für freundliche Grüße aus allerlei Anlaß! Es ist unmöglich, jedem zu antworten, besonders wenn die Namen kaum erkennbar sind. Zum demokratischen Parteitag in Konstanz kann ich leider nicht kommen, da ich zu derselben Zeit auf dem Sonntagskongreß in Frankfurt sein werde. **R.**

R. L. Das statistische Jahrbuch für den preußischen Staat ist im Verlag des Kgl. statistischen Landesamtes erschienen und kostet 1 Mk. Dort finden sich die Ziffern über die Landtagswahl von 1903 auf Seite 253 bis 260.

An Mehrere. Wir wiederholen die Bitte, redaktionelle Zuschriften nicht an die Privatadressen der Redakteure zu senden.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 37 Berlin, 15. Septbr. 1907

Taktik

Eine Ahnung ist oft furchtbarer, als eine unzweifelhafte Versicherung. Emerson.

Es gibt einschläfernde Worte, welche mit der Zeit unehrlich werden. Zu ihnen rechne ich das jetzt so viel gebrauchte obenstehende Wort. In allen Kämpfen muß man es hören, mögen sie sich um Kirche oder Kunst, Politik oder Standesfragen drehen. Man belehrt jeden, der es wissen will oder nicht, daß es auf Grundsätze nicht ankommt. Solche könne man sich innerhalb seiner vier Wände zu Haus zur Not leisten. Aber im öffentlichen Leben komme es allein auf die „Taktik“ an. Wer sie nicht beherrsche, der komme zu nichts. Mit großem Wortschwall wird dann das Wesen dieser geheimen Kunst klargelegt. Wenn man sich von allem Staunen darüber erholt hat, merkt man beschämt, daß man uns im Grunde nur eins anpreisen wollte: die Grundsatzlosigkeit. Sie ist das Ziel.

Gewiß. Wer ein Ziel erreichen will, muß sich redliche Mühe um den Weg geben. Aber das erste ist doch, daß ich weiß, wohin ich gehen, wohin ich führen will. Wer unterwegs ist und das sich nicht überlegt, der kann sich selbst dies seltsame Vergnügen vielleicht gönnen, aber für andre darf er nie die Verantwortung übernehmen, sonst handelt er gewissenlos. Heutzutage kommt es mir aber vor, als wollten die Leute von Zielen überhaupt nichts mehr wissen. Sie freuen sich möglichst verschlungener, oft verschlagener Wege. Fragt man, wo sie hinführen sollen, so wird man vorwitzig gescholten und zur Ruhe gewiesen. Es ist wirklich an der Zeit, daß wir uns dieser Zerfahrenheit klar werden. Wenn man sich in allen ernsten Fragen der Lebenseinrichtung abgewöhnt, zuerst danach zu fragen, welche Ziele man erreichen will, so erzieht man ein Geschlecht, das einige Augenblicksvorteile höher einschätzt, als die Mühe der Annäherung an das Erstrebte.

Freilich gibt es so hohe Ziele, daß man nie aufhören wird, bloß unterwegs zu bleiben. Die Vollkommenheit in Schönheit, Wahrheit, Recht, Frömmigkeit wird uns stets locken, nie aber in den Schoß gelegt. Hier wird man sich immer über die Wege selbst streiten. Trotzdem muß die Richtung gegeben sein, die heißt: aufwärts! Aber die Menschen wollen auch dann bloß über die Wege zanken, wenn ganz bestimmt einzelne naheliegende Ziele als kleine Stationen auf dem großen, weiten Weg bezeichnet werden. Es fehlt ihnen jeder Ernst, zu wollen. „Man kann doch auch ein bißchen ausruhen.“ „Man darf doch diese oder jene Blume pflücken.“ „Warum hetzt ihr denn immer so!“ Hundert Entschuldigungen hemmen den Schritt; denn im Grunde seines Herzens will man gar nicht an das Ziel kommen. Man mag es nur nicht offen sagen. Die Unehrlichkeit liegt gerade darin, daß man große, geheime Klugheit vorschützt, um über seine eigenen letzten Absichten hinwegzutäuschen. Man entwöhnt das Volk und sich selbst, einen aufrechten Willen zu haben, der nicht im Nebel herumfährt, sondern der etwas Wirkliches will. Niemand ist so töricht, zu meinen, daß man das gelobte Land erreichen würde. Immer kommen neue Schwierigkeiten. Aber eben deshalb scheut sich die Mehrzahl überhaupt vor jeder Anstrengung. Man läßt sich tragen und treiben, wer weiß wohin?

Den Schlüssel zur Erklärung dieser unheimlichen Gefahr in unserm öffentlichen Leben gibt die Tatsache, daß wir heutzutage nicht mehr die Ziele um ihrer selbst willen wollen, sondern um unsertwillen: man möchte selbst für sich, für seinen Verein, seine Partei die erste Stelle neben, nein über dem Ziel. Solche Belastung rächt sich; man wird zu müde zum Gehen. Sie trübt den Blick nach den Bergen. Sie stört mit tausend Rücksichten und macht uns klein. Wo ein Volk Großes erlebte in seinem öffentlichen, tüchtigen oder staatlichen Leben, da führten Männer, die große Ziele im Herzen trugen und ganz dafür lebten und ganz dafür wirkten, einerlei, ob ihnen oder ihrer Partei beim Laufen der Atem ausging. So ging es vorwärts, die „Taktik“ hat der Faule ersonnen.

Traub.

Edvard Grieg †

Der Tod hält Umschau in Norwegen: den stärksten fällte er zuerst, Henrik Ibsen. Nun hat er mit seinen Knochenfingern in die Leier Edvard Griegs gegriffen und hat auch diesen hervorragenden Repräsentanten norwegischen Wesens mit der Hippe geschlagen. Zwei Große sind noch übrig: Björnstjerne Björnson und Georg Brandes. Dieser ist 65, jener 75 Jahre alt. Wer weiß, wie viele Tage des Wirkens ihnen noch beschieden sind. Der erste Band der Memoiren von Brandes ist bereits erschienen, und Memoiren schreibt nur, wer innerlich abgeschlossen hat.

Ibsen, Björnson, Brandes und Grieg. Sie standen alle in Wechselbeziehungen, sie waren, jeder in seiner Art und nach Maßgabe seines Temperaments, Vorkämpfer für ein neues, frisches Skandinavien. Und ihr Vaterland dankt ihnen viel. Selbst dem Dänen Brandes hat Norwegen zu danken. Sowohl Ibsen als Björnson ist die Muse Griegs dienstbar gewesen. Zu „Sigurd Jorsalfar“, „Peer Gynt“ und vielen Gedichten fand er die Töne. In seiner Heimat, in ganz Skandinavien war er verehrt. Wo er ging und stand, zeigten ihn sich die Leute: das dort ist Grieg. Und während Ibsen mehr als 40 Jahre seines Lebens außerhalb Skandinaviens zugebracht hat, blieb Grieg unter seinen Landsleuten. Im Winter lebte er gern in Kopenhagen, auch Christiania war ihm sympathisch, im Sommer bewohnte er seine Villa Troldhangen bei Bergen. Die letzten Jahre gab er Bergen, seinem Geburtsort, den Vorzug.

Er war Norweger durch und durch. Man könnte ihn die musikalische Allegorie seines Landes nennen. So wie Verdi durch und durch Italiener, Bizet durch und durch Franzose ist. Mehr noch vielleicht, denn er stand zeitlebens in enger Fühlung mit der reich entwickelten Volksmusik seiner Heimat. An Griegs Eigensinn prallte jeder Erziehungs- und Schablonisierungsversuch ab. Selbst das Leipziger Konservatorium konnte ihm nichts anhaben. Grieg trat dort im Alter von 15 Jahren ein. Moscheles, Richter, Hauptmann und Reinecke waren seine Lehrer. Lauter Leute von Ruf, denen ein andrer Fünfzehnjähriger dankbar die Hand küßt. Grieg seufzte unter ihnen. Er war zeitlebens aufs Leipziger Konservatorium schlecht zu sprechen, und hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er dort seine Zeit totgeschlagen und gar nichts gelernt habe. „Aus dem berühmten Leipziger Konservatorium schied ich, was Kenntnis der Komposition betrifft, gerade so dumm, als wie ich hineinkam,“ schrieb er einmal in einer kleinen Selbst-

biographie. So viel wenigstens steht fest und soll an dieser Stelle betont werden: diesem Institut verdankte Grieg nichts. Erst bei Niels W. Gade in Kopenhagen entwickelte er sich. Und zwar über seinen Lehrer hinaus. Und auch jetzt wieder in gewissem Sinne gegen ihn.

Gade galt früher als musikalischer Repräsentant des Nordens. Er war eigentlich der einzige Komponist dort oben, dessen Ruhm nach Deutschland gedrungen war. Denn Rikard Nordraak, den die Norweger sehr hoch schätzen, ist bei uns sonderbarerweise auch heute noch unbekannt. Gade, dessen Glanz rasch verblichen ist, und dessen Opus 1 (Nachklänge an Ossian) sein bestes bleiben sollte, repräsentierte Skandinavien genau so wie Rubinstein Rußland. Damals, in den sechsziger und siebziger Jahren, begnügte man sich noch mit einer Andeutung, und man fand Rubinstein schon „russisch", wenn er einmal ein paar leere Quinten schrieb. Rubinstein wurde durch Tschaikowski an die Wand gedrückt, Gade durch Grieg. Hin und wieder taucht die verwunderte Frage auf, warum man gar nichts mehr von Rubinstein höre. Die korrekteste Antwort müßte lauten: weil man zu viel von Tschaikowski hört. Ganz dasselbe läßt sich sagen in bezug auf Gade und Grieg. Gade war erledigt, sowie der Über-Gade kam. Jetzt erkannte man, daß der Nationalcharakter in der Musik weit mehr als angedeutet werden, man erlebte es, daß er vorherrschend und bestimmend sein kann. Sowie man um dieselbe Zeit durch Wagner erlebte, daß der musikalische Ausdruck sich zur musikalischen Charakteristik erheben kann.

Man kann so sagen: Gade war zu 25 pCt. national. Grieg war es zu 85 pCt. Schon darum mußte er bemerkt werden. Und er mußte triumphieren, wenn er auch ein musikalischer Finder und Erfinder war. Und das war er in weit höherem Grade, scheint mir, als man zurzeit zugeben will. Grieg hat unter einer ähnlichen Verkennung zu leiden wie Moszkowski: weil beiden die kleine Form so vorzüglich lag, weil beide darum vieles derart (insbesondere für Klavier) schrieben, entgingen sie nicht dem Vorurteil, Salonkomponisten zu sein. Gewiß, das sind sie auch. Aber wer Grieg lediglich als einen Salonkomponisten einschätzt, der hat nur sein Äußerliches erfaßt. Ebenso gut könnte man Gerhart Hauptmann einen Lustspieldichter nennen, weil er auch den „Biberpelz" geschrieben.

Grieg war kein Tontitan. Gegen Richard Strauß gehalten ist er ein bescheidenes Männchen. Aber mehr als einen Strauß verträgt auch wohl keine Zeit. Grieg war groß in Kleinem. Was er in seinen „Lyrischen Stücken" gab, ist weit mehr als die Empfindungswelt eines Salons. Es sind echte, menschliche, herzliche Töne. Sein Klavierkonzert ist schön im besten Sinne, das Andante aus seiner Klaviersonate ist tief, die „Peer Gynt"-Musik ist voll von Stimmung, der erste Satz der „Peer Gynt"-Suite, die „Morgendämmerung", gehört zu den musikalischen Offenbarungen, an denen man sich nicht satt hören kann. Man beachte, was hier Grieg aus einem Motiv macht, wie er es färbt und beleuchtet. Und man überlege sich, ob und wo eine Musik existiert, die mit so knappen Mitteln eine solche Fülle von Stimmung hervorzurufen vermag. Die großen Chorballaden „Landerkennung", „Vor der Klosterpforte" und „Der Bergentrückte" verdienen einen Ehrenplatz in jedem Chorrepertoire. Die Violinsonaten in F- und G-Dur sind trotz aller Bizarrerien glänzend in der Erfindung.

Die ganze Ohnmacht des Wortes empfindet man, wenn man versuchen will, Griegs Eigenart zu erklären, wenn man dem Uneingeweihten einen Begriff geben möchte von seiner Art, zu komponieren. Es ist schlechterdings unmöglich. Denn wenn ich sage: Griegs Melodik und Harmonik sind spezifisch norwegisch, so weiß der Laie ja nicht, worin dieses spezifisch Norwegische besteht. Und wenn ich es noch so ausführlich erklären wollte, es wäre nutzlos, denn er hört es ja damit noch nicht. Wenn jetzt, beim Tode Griegs, betont wird, daß seine Musik viel aus nordischen Volksweisen aufgenommen habe, so ist dadurch sein Wesen noch lange nicht definiert. Jeder, der Grieg kennt, wird mir zugeben, daß es kaum noch einen so raffinierten, vertrackten und tollen Harmoniker gibt wie ihn. Und in diesem Punkt entfernt er sich doch wieder ganz gewaltig von allem Volkstümlichen. Die Harmonik Griegs (vor allem in den beiden Violinsonaten) ist so originell, so reich und so vieler Nuancen fähig wie kaum die eines andern Tonkünstlers. Grieg war der geborene Harmoniker. Denn — und das ist das Entscheidende — auch in ihren tollsten Einfällen klingt diese Harmonik. Sie gleicht nie dem Tonchaos, in das sich Strauß verstrickt. Ich für mein Teil habe nie aufgehört und werde nie aufhören, den Harmoniker Grieg zu bewundern.

Darum, weil er so eminent harmonisch begabt war, darf man aber nicht glauben, Grieg sei kein Melodiker gewesen. Er war — ich sagte es schon und berufe mich in diesem Zusammenhang darauf — ein Erfinder. Und der Begriff des Erfinders in der Musik haftet an dem der Melodie. Man kennt einige Griegsche Lieder in Deutschland. Einige. Warum kennt man so wenige? Wer kennt die „Lichte Nacht", den „Eros", „Sieh dich vor", „Am Grabe der Mutter" (Das Tiefste und Schmerzlichste vielleicht, was Grieg geschrieben hat), die „Träume", „Liebe", „Gruß", „Zur Rosenzeit"? Das sind alles Perlen, Perlen, Perlen. Es stimmt wehmütig, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Töne nur so wenigen klingen. In unsern Konzertsälen wird „Ich liebe dich" und der „Schwan" bis zum Erbrechen heruntergeleiert, aber nur selten besitzt ein Sänger so viel Energie, auf eigne Entdeckungen auszugehen und dem Publikum unbekannte Lieder von Grieg vorzusingen.

Wer ein wenig tiefer in Grieg eingedrungen ist, der wird sich gewundert haben über ein merkwürdiges, allenthalben verbreitetes Vorurteil. Es wird behauptet, Grieg sei weichlich. Das ist ungefähr in dem Sinne richtig, wie wenn der Kaiser sagt, Wagner sei geräuschvoll. Grieg hat viel Weiches, Melancholisches, Sehnendes geschrieben. Aber er kann auch kräftig sein. Urkräftig sogar. Man sehe sich das Lied „Eros" (Op. 70) mit seiner grandiosen Steigerung an. Kann man sich etwas Kräftigeres denken? Grieg selbst hat ja dem „weichlichen Skandinavismus" Gades den Krieg erklärt. Es soll gleichwohl nicht geleugnet werden, daß er eine melancholische Ader hatte. Etwa wie Chopin.

Grieg hatte in den letzten Tagen seines Lebens mit Atemnot zu kämpfen. Einem asthmatischen Anfall ist er denn auch erlegen. Wie eine Besiegelung seines künstlerischen Schaffens könnte dieser Tod erscheinen. Der Tondichter Grieg zeigt die Symptome der thematischen Kurzatmigkeit. Ja, man staunt, wie Grieg mit quantitativ abnormen kleinen Themen überhaupt arbeiten konnte. Man nehme die „Peer Gynt"-Suite. Der ganze erste Satz: ein viertaktiges Thema und ein Übergangsthema, das ist alles. Der zweite Satz (Asas Tod): ein viertaktiges Thema und weiter nichts. Ja, selbst in diesen vier Takten ist ein Takt doppelt (die zweite Hälfte des Satzes ist nichts als eine Umkehrung des Themas). Der vierte (In der Halle des Bergkönigs): ein viertaktiges Motiv, das 15 Mal ohne Unterlaß (!) wiederholt wird. Was für eine absonderliche Art zu komponieren! (Ich kenne nur einen, der ähnlich verfuhr: Smetana.) Und doch: wie wirksam und eindrucksvoll ist Grieg! Er ist es, weil das Wenige, das er findet, stets prägnant und gehaltvoll ist und weil er ein Meister in der Kunst ist, aus dem Wenigen wirklich etwas zu machen. Es ist wie bei einem Maler, der immer nur das Meer malt und der doch schließlich hundert verschiedene Bilder gemalt hat, während er immer dasselbe Meer malte. Griegs ganzes Kunstschaffen ist künstlerische Mosaikarbeit ersten Ranges. Es wäre verdienstlich, Griegs Kompositionstechnik einmal an Beispielen zu analysieren. Man würde dann unschwer nachweisen können, daß er nie anders komponierte, offenbar gar nicht anders komponieren konnte, daß die thematische Kurzatmigkeit ein Teil seines Wesens war. Und man muß sich eigentlich darüber wundern, daß eine so beschaffene Kunst Weltruhm erlangt hat. Wie es auch ein eigentümlicher Widerspruch in sich ist, daß diese streng nationale Kunst internationale Wirkungen haben konnte. Ein Widerspruch in sich und doch ein Faktum!

Der deutsche Kaiser hat an die Witwe Griegs die Worte telegraphiert: „Er und seine Kunst werden nie vergessen werden." — Ich glaube, daß er geschichtlich recht behalten wird, obwohl manche meinen, Grieg sei nicht bedeutend genug, um lange nachwirken zu können. Grieg wird nachwirken. Er wird es aus denselben geheimen Gründen, aus denen es ihm, dem nationalen Musiker, der ganz seine eignen Wege ging, möglich wurde, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu wirken und deutsche, französische, englische und russische Herzen zu ergreifen. Er wird es aus dem offenbaren Grund, weil er eben wirklich und wahrhaft eine Musik geschrieben hat, die zum Herzen drang, weil sie

aus übervollem Herzen kam. Da fallen die Schranken der Nationalität, selbst wenn der Spender selber sie aufrichtete. Das internationale Herz triumphiert über die nationale Tendenz.

Ja, unserm Herzen steht dieser Norweger nahe. Denn ihm „ward ein Herz, in seiner Brust zu fühlen all des Lebens Qual, all des Lebens Lust", wie es in der von ihm vertonten „Dichterweise" Otto Benzons heißt. Und er wird uns unvergeßlich bleiben, solange wir überhaupt Musik treiben. Er ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Und während sein Körper in Staub zerfällt, klingt sein Werk durch alle Lande.

Paul Zschorlich.

Von der Kunst der Schriftstellerei

I.

Allgemeine Regeln kann es nicht geben, da jeder Schriftsteller eine andre Aufgabe hat, und sich an andre Leser wendet. Trotzdem wird von jungen Leuten oft gefragt, was sie tun sollen, um sich schriftstellerisch zu vervollkommnen. Die erste Antwort lautet natürlich, daß sie etwas Ordentliches lernen sollen, denn wer nichts weiß, hat nichts zu sagen! Mit bloßem Darstellungstalent ohne Inhalt kann niemand einen dauernden Eindruck machen. Es wird von Fernerstehenden meist unterschätzt, wieviel einfaches Wissen zur regelmäßigen Schriftstellerei gehört. Wenn jemand einmal ausnahmsweise einen einzelnen Artikel verfaßt, der als gut gelobt wird, so ist damit noch längst nicht gesagt, daß er inneren Reichtum genug hat, um auch nur zwanzigmal sich an dieselben Leser zu wenden.

II.

Ein Schriftsteller muß eine natürliche Begabung zu seiner Kunst haben. Das Vorhandensein dieser Begabung ist oft noch schwerer zu erkennen, als etwa die Begabung für Musik oder Malerei. Es gibt zwar Fälle, wo schon Kinder eine merkwürdige Kraft des Ausdrucks besitzen, aber nicht immer bleibt diese Kraft erhalten, wenn die gleichmachende Wirkung des schulmäßigen Lernens hinzutritt. Durch die Schule wird oft das eigentlich Persönliche am Ausdruck den Kindern so sehr abgewöhnt, daß es sich später nicht wieder einfindet. Das gilt besonders vom Unterricht in fremden Sprachen. Vielleicht läßt sich die Sache so ausdrücken: wer am Schlusse seines Schullebens noch eigene Kraft im Gebrauch der Muttersprache besitzt, der kann es versuchen, ein Schriftsteller zu werden.

III.

Die Kraft im Gebrauch der Muttersprache wird gestärkt, wenn man in der Jugend gute deutsche Schriftsteller für sich allein liest. Gut in diesem Sinne sind alle Schriftsteller, die eigene Form oder Farbe besitzen, das heißt solche, die man aus einer Seite ihrer Werke erkennen kann, auch wenn der Name nicht dabeisteht. Der Wert der lutherischen Bibelübersetzung ist dafür unübertroffen, besonders in den erzählenden Teilen. Sehr gut ist es, sich in Lessings Prosa tief einzulesen, bis man eine Zeitlang im Rhythmus und in der Knappheit Lessings zu denken versucht. Das Studium Lessings ist für den Schriftsteller dasselbe, wie das Studium Rembrandts für den Maler. Es verlohnt sich für junge Leute der Versuch, eine Arbeit möglichst genau nach Lessing herzustellen. Das entspricht dem Kopieren in Bildergalerien. Man kann auch Schiller als Ausgangspunkt benutzen, er ist aber noch schwerer zu treffen.

IV.

Der Schriftsteller muß Sinn haben für das einzelne Wort. Das ist seine Materialkunde. Es ist dazu nicht nötig, Germanistik als Fach zu studieren, aber etwas Wortgeschichte muß doch getrieben werden. Nibelungenlied lesen! Volksdialekte hören und lieben! Fritz Reuter als Sprachquelle! Man übersetze einmal einige Seiten Reuter schriftlich ins Hochdeutsche, um den ganzen Unterschied zu merken! Das Merken der kleinen Unterschiede ist hier wie sonst der Anfang der Kunst.

V.

Schreiben und Sprechen müssen möglichst gleichmäßig ausgebildet werden, wenn die Schriftstellerei lebendig bleiben soll. Es ist zweifellos ein Unterschied zwischen Schrift und Rede; aber die Schrift darf nie vergessen, daß sie gegossene Rede ist. Man muß jeden Aufsatz, der auf schriftstellerische Kunst Anspruch erhebt, vorlesen können. Sobald dabei das Gefühl eintritt, daß das laute Lesen unmöglich ist, fehlt etwas am Sprachton.

VI.

Der Kampf gegen die Fremdworte ist keineswegs bloß eine Spielerei, sondern ein beständiges Hinabsteigen in die Tiefen der Sprachentstehung. Man kann fast alles verdeutschen, ohne in Narreteien zu verfallen. Insbesondre für die schriftstellerischen Entwicklungsjahre gibt es gar nichts besseres als den selbsterwählten Zwang, kein Fremdwort ohne Nachprüfung durchzulassen. Später, wenn man des Deutschen sicher geworden ist, kann man wieder freier werden im Gebrauch ausländischen Materials. Dann hilft es zur Knappheit, Wissenschaftlichkeit und auch zur Mannigfaltigkeit, ohne doch den sprachschaffenden Trieb selbst zu lähmen.

VII.

Gelegentlich muß eine schriftstellerische Arbeit bis in ihre einzelnsten Teile zerlegt werden, um in ihrem Aufbau begriffen zu werden. Das muß zuerst an fremden Arbeiten gelernt werden, ehe es an eigenen geübt werden kann. Zum Zerlegen eignen sich Schriftsteller mit langem Satzbau wie Schiller, Treitschke, Lassalle, Ranke. Es ist auch nützlich, eine Rede von Bismarck Stück für Stück in die Hand zu nehmen. Man kann dasselbe bei Storm, Riehl oder sonst einem Erzähler versuchen. Das Auseinandernehmen stärkt das architektonische Gefühl für den einzelnen Satz und für die Satzgruppe.

VIII.

Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit eine Arbeit daraufhin durchzugehen, welche Worte oder Sätze verkürzt oder gestrichen werden können, ohne daß der Eindruck leidet. Fast alle Schriftsteller arbeiten mit Materialvergeudung. Auch dieses kann zuerst an fremden Leistungen geübt werden. Dadurch gewinnt man das, was in der bildenden Kunst die große Linie genannt wird. Wenn man gelernt hat, ohne alle Überflüssigkeiten zu schreiben, kann man anfangen, den Schmuck der Worte zu gebrauchen, es ist aber sehr gefährlich, seine Schriftstellerei mit Schnörkeln und Blumen zu beginnen. Das Bewußtsein dafür, was Konstruktion und was Dekoration ist, darf nicht verloren gehen.

IX.

Kein Schriftsteller kann immer gut schreiben, besonders nicht, wenn er davon leben soll, und deshalb mehr hervorbringen muß, als er eigentlich leisten kann. Auch gibt es viele Teile der Schriftstellerei, bei denen sich eine Ausfeilung bis auf das einzelne Wort nicht verlohnt. Was man aber verlangen kann, ist, daß jeder Schriftsteller von Zeit zu Zeit eine Arbeit so fein und tadellos macht, als er es überhaupt kann. Erst durch diese besonderen Leistungen wird er sich seines besonderen Könnens bewußt, und gewinnt auch für die übrigen Arbeiten eine heilsame Scheu vor Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit.

X.

Jede einzelne Arbeit hat ihren eigenen Ton, wie jedes Musikstück seine eigenen Vorzeichen hat. Es gibt Schriftsteller, die immer mit denselben Vorzeichen arbeiten, immer süß und weich, oder immer pathetisch, oder immer lehrhaft, oder immer sprunghaft. Das kann darin begründet sein, daß ihre ganze Seele überhaupt nur diesen einen Ton besitzt, aber es kann auch schlechte Gewohnheit sein. Im letzteren Falle sollen sie sich gelegentlich zwingen, eine ihnen ferner liegende Tonart zu verwenden, um wenigstens die Probe zu machen, ob sie sich ausweiten können. Hierbei sind Übersetzungen aus fremden Sprachen ein gutes Erziehungsmittel. Es ist nicht zufällig, daß fast alle großen Schriftsteller gelegentlich als Übersetzer gearbeitet haben.

Naumann.

Der Fuhrmann

Von Clara Viebig

Aus: Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Verlag E. Fleischel & Co., Berlin

„Jesses, wuh hän nor bleiwt!?" sagte Frau Lena Trittscheid und näherte sich dem Fensterchen, dem einzigen in dem Raum, der zugleich Hausflur, Stube und Küche vorstellte.

„Wuh hän eweil widder sticht, dän Erumdreiwer!?"

Sie drückte die lange, sehr spitze Nase an der Scheibe des Fensterchens platt; aber das blasige Glas, dem Regen und Schmutz und Herddampf eine Haut, dick wie ein Panzer, überzogen hatten, ließ keinen Blick durch, hinaus auf die mondhelle Gasse.

„Mer sieht neist," seufzte sie ungeduldig und wandte sich ab. Das Fensterchen aufzutun fiel ihr gar nicht ein; das wurde nie geöffnet, das wäre wohl gar bei dem ersten schüchternen Versuch aus seinem verquollenen Rahmen herausgefallen.

Dunkel blieb's in der Hütte, schwarze Nacht. Die Frau stand lauschend: auch nichts zu hören! Kein Pferdehuf klapperte auf dem harten Felsboden der Dorfstraße.

Alles war still. Nur in der Kammer nebenan schnarchten die Kinder: das Kettche fein, das Josefche grob; die drei Kleinsten schnieften nur erst im Traum. Die Stille der Nacht und der Einsamkeit verdoppelte alle Geräusche.

Jetzt tönten vom Kirchturm, hell und hart, viele Schläge der Uhr. Zusammenzuckend hob die Wartende die Hände: „Jesses, als zwölfe! Wuh sticht hän eweil?! Gewiß als widder im Wirtshaus, lao versäuft hän, wat hän verdient haot. Awer maach!"

Ihre bloßen Füße patschten eilig über den nackten Estrich; die Hüttentür aufreißend, stand sie entschlossen auf der Schwelle und lugte mit drohendem Blick die Gasse hinauf, von wo er kommen mußte.

Zu Mittag schon hätte er daheim sein können, war er doch in aller Herrgottsfrühe mit der Flora und dem Chaischen nach Kyllburg gefahren, um die feine Herrschaft, die zur Sommerfrische hier im Gasthaus gewohnt hatte, auf die Bahn zu bringen. Um vier Uhr schon war er losgefahren, hatte sich nicht einmal Zeit genommen den Kaffee zu trinken. Die Herrschaft würde schon unterwegs was spendieren, hatte er gesagt.

Jawohl, drüben erst mal ein Gläschen Schnaps! Frau Lena seufzte: Ach, das leidige Fuhrwesen! Hätten sie doch nie von dem, was ihnen der alte Ohm hinterlassen hatte, das Pferd und das Chaischen gekauft! Freilich, dann würde der Nikla sein Stückchen Acker noch ohne Pferd pflügen und auch wie früher in Taglohn gehen; aber seine Nase wäre dann nicht so rot, seine Augen nicht so verschwollen.

Wo hierzuland fünf Häuser stehen, ist eben auch gleich ein Wirthshaus dabei. Und die Sonne prallt aufs Hochland, und der Wind pfeift über die Heide, und dem Fuhrmann, der sein müdes Gäulchen die buckelige Gegend auf und ab treibt, trocknet die Kehle aus.

Frau Lena wurde weicher, wenn sie daran dachte, wie oft ihr Mann durch und durch naß wurde. Faßte ihn ein Gewitter in der menschen- und häuserleeren, ganz und gar schutzlosen Einsamkeit, dann Gnade Gott! Den großkarierten Kutschermantel mußte er zum Schutz über den Chaisensitz breiten, und so ward er selber wie aus dem Bach gezogen, seine Kleider mußte man auswinden, das Hemd ihm mit Gewalt vom Leibe zerren. Der Frost schüttelte ihn mitten im Sommer.

Und wenn es nicht regnet, wenn die Sonne prallt? Dann ist es noch ebenso schlimm. Dann sprüht der felsige Boden Funken, der Staub steigt in Säulen auf und fällt wie graues Mehl auf Rock und Hut und Gesicht, auf Pferd und Wagen. Die Stechfliegen bohren sich dem armen Gaul ins braune Fell, vergeblich, daß der mit Schweif und Huf die weißschaumigen Flanken schlägt. Die Luft steht still über den Bergen und hockt dick in den Mulden; schattenlos zieht sich die gewundene Straße im unbarmherzigen Glanz des Tages.

Ein Glück, daß der Nikla überall so gern gesehen war! Wenn er immer alles hätte selber bezahlen sollen — o Jesus! Es regte sich wie Stolz in Frau Lena; sie zog den Mund, der schon bedenkliche Zahnlücken wies, in einem geschmeichelten Lächeln breit: ihren Mann ließ keiner vorbeifahren, den riefen sie alle an.

„Hä, Nikla, haalt! Seid doch net esu pressiert! Steigt e bische ahf!" Und wenn er sich weigerte, Eile vorschützte, dann zogen sie ihn ja förmlich mit Gewalt vom Wagen.

„Ä wat, Eier Peerdche moß aach sein Ruh kriehn. Steigt nor als ahf! Mer haon e frisch Fäßche angestoch, kommt ehs prowiere!"

Und neugierig waren sie alle. Der Nikla war aber auch besser wie die beste Zeitung, noch besser wie das Paulinusblättchen. Er wußte immer etwas ganz neues.

„Wie stieht et dann eweil bei Eich, sein im Ort vill Fremden?"

„Es 't dann waohr, dat dän Laufelds Hanni de Mühl zu Meerfeld gekaaft haot? Wat haot hän dann dervor gezaohlt?!"

„Wanne hmaacht dann dat Kemperfch Agenieß Hochzeid?! Et pressiert, gäl?"

„Saot, waor de Kirmes zu Eisenschmitt schien? Ech sein sicher, Ihr hatt net gefehlt?!"

Über alles wußte der Nikla Bescheid, war er doch heute hier, morgen da; jetzt in Kyllburg, dann in Wittlich, gleich darauf in Gillenfeld und kam dann bis gen Gerolstein. Bald fuhr er Fremde, bald einen Reisenden mit Musterkoffern, und, wenn's so feine Fuhren nicht gab, holte er Fracht von der Bahn. Letzthin hatte er gar ein Faß Wein von der Mosel heraufgeschafft für den Herrn Oberförster. Ein paar Tage war er ausgeblieben, und als er wiederkam, wußte er zu erzählen von den Rebstöcken, die so dick voll mit Weintrauben hängen, wie hier oben die dornigen Ranken mit den Eifeltrauben, den Brombeeren.

Alle hörten ihm gar zu gern zu, vergaßen alles dabei, nur das Trinken nicht.

Das verfl . . . . . Saufen! Und im Winter erst gar! Da gießt unendlicher Regen, oder weicher Schnee füllt die Mulden; die Wege sind unkenntlich, die Räder versinken im Kot, es nebelt um die Berge. Da hat der Fuhrmann erst recht faule Zeit. Er sitzt beim Ofen und gähnt und raucht und döst vor sich hin, zehrt wie ein Dachs vom eignen Fett, und sein einziger Gang ist ins Wirtshaus. Und die Flora wird steif vom Stehen im Stall. Die Welt ist wie mit Brettern vernagelt; es bleibt dem Fuhrmann nichts übrig, als Rauchen und Trinken und Schafskopfspielen und Schlafen.

Ach, wär' der Nikla nur kein Fuhrmann! Das Weib seufzte. Er war doch sonst ein ganz umgänglicher Mensch!

Wenn ihm nur nichts passiert war?! Horch, die Turmuhr schlug schon wieder!

War nicht erst kürzlich ein Radfahrer, da wo die Chaussee bei Bleckhausen die jähe Biegung macht, die Böschung hinuntergestürzt und tot liegen geblieben? An der nämlichen Stelle hatte der Nikla auch schon einmal umgeworfen; aber da war Schnee gewesen, und der Herr Dechant, den er die Ehre hatte, zu fahren, war weich gefallen. Heil waren sie aufgestanden. Doch wenn er heut die gefährliche Stelle passierte ohne den Herrn Dechant — ob er da auch so behütet ward?!

„Heilge Maria, Moddergotts, laoß hän sech net dän Hals brechen, paß uf hän uf!" betete die Frau.

Wenn er nur erst wieder heil da war? Das Herz klopfte ihr. Kein böses Wörtchen sollte er zu hören kriegen! „Lieber Nikla," wollte sie sagen und den Mund spitzen wie damals, als sie noch sein Mädchen war, — „lieber Nikla!"

Horch, war das nicht ein Wagen?

Hastig sprang sie die ausgetretenen Steinstufen hinunter — nein, angeführt! Der Wagen blieb oben auf der Dorfstraße, bog nicht zu ihr ins Seitengäßchen ab.

Und da fiel es ihr plötzlich ein: der Nikla kam ja auch gar nicht von der Bleckhauser Seite.

„O dau Kerl, dau Erzmdreiwer, dau Nixnotz, dau miserabel Mannsbild!" Die Enttäuschte schimpfte laut. Konnte er sich nicht endlich heimscheren? Aber wart, wenn er ihr wieder heimkam wie das letzte Mal, als er in seinem Dusel die Peitsche unterwegs verloren hatte! Eine Peitsche, so gut wie neu. Zum Herrn Bürgermeister würde sie dann laufen und sich beschweren. Zum Herrn Dechant und sich beklagen. War das eine Manier, im Wirtshaus zu sitzen, während sie hier vergeblich auf ihn lauerte?!

„Esu en Sauffack, esu en Lidderjahn, esu en —"

Die Worte versagten ihr vor Empörung. Todmüde war sie auch; den ganzen Nachmittag hatte sie sich abgerackert, Reisig gesammelt drüben jenseits der Schlucht, wo die Lohschäler im Frühjahr gearbeitet hatten. Eine Riesenwelle, die auf ihrem Rücken festgebunden, hoch ihren Kopf überragte, hatte sie ganz allein nach Hause geschleppt.

„Laoß hän bleiwen, wuh dän Pfeffer wächst! Maanswäjen!"

Gähnend riß sie den Mund auf und reckte die knochigen Arme über den Kopf. Die neugierigen Mondstrahlen überhuschten ihre ganze Magerkeit und fuhren zitternd zurück.

Humpelnd vor Müdigkeit patschte Frau Rettchen auf ihren bloßen Füßen nun wieder in die Hütte zurück. Die Tür fiel unsanft ins Schloß.

* * *

Nikla Trittscheid war gemächlich durch den Wald gezockelt. Er hatte keine Eile; Glock elf würde er schon daheim sein.

Der Mond fing an zu scheinen ganz wunderschön. An jedem Gras, an jedem duftenden Heidekräutchen hing ein Tautropfen und blinkte; beperlte Netze spannten sich über die Büsche und zwischen die unteren Äste der Tannen. Der ganze große Forst war wie mit Silber beschüttet. Rückwärts im Wiesengrund der Saum lagen die Ruinen von Kloster Himmerod, heute nicht altersdunkel, sondern freundlich beglänzt wie das weißgestrichene Wirtshaus daneben.

Nikla blickte noch einmal um und leckte sich dabei über die Lippen: Donnerwetter, das war ein Tropfen gewesen! Ein Glück, daß er den Wirt von Himmerod zu Eisenschmitt getroffen! Er hatte den kleinen Umweg nicht gescheut und den guten Mann nach Hause gefahren; zum Dank für die Gefälligkeit hatte der ihm Wein vorgesetzt — jungen Wein, sauer, daß er einem die Gedärme zusammenzog, aber kräftig, feurig, hei! — besseren Wein hatten einst die Klosterherren zum Himmerod gewiß auch nicht getrunken.

„Es sollt ein Fuhrmann fahrn,
Sechs Rößcher spannt er an" —

fing er an zu singen. A was, das paßte ja gar nicht! Ein ander Lied!

„Ein' Linde stund an jenem Grund,
War oben breit, war unten ru—u—und" —

Der Schlucken kam ihm, er konnte nicht weiter singen; nun begann er zu pfeifen. Komisch, wie spitz man dabei 's Maul machen mußte!

„Haha, hahahaha!"

Er lachte ohn' Unterlaß und wackelte hin und her. Die Flora wackelte auch, bald auf die eine Seite des Wegs, bald auf die andere; jetzt sank die Chaise in's ausgefahrene Geleise, jetzt schwankte sie oben auf dem Rain. Als ob sie alle beide betrunken wären, Pferd und Wagen!

„Ho, Flora, alde Schatehk!"

Nikla lachte in sich hinein und stieg dann mit steifen Beinen vom Bock rückwärts ins Chaischen. Mit einem Plumps fiel er auf den gepolsterten Sitz: „Ah!" So war's kommod!

Immer langsamer zockelte die Flora.

„Ho, hott, Flora, voran gemaach!"

Sie guckte einmal flüchtig nach hinten, aber als ihr Herr nichts mehr sagte, sondern das Haupt auf die Brust sinken ließ, ließ auch sie den Kopf hängen und setzte die Beine, als müßte sie nach jedem Schritt erst einmal ordentlich ausruhn.

Der Weg war weich, eine beraste Waldstraße, auf der die Rehe spazieren und hinter tannenbedunkelten Büschen hervoräugen. Die Räder machten kein Geräusch. In unendlicher Lautlosigkeit schlummerte der Kunowald, und die Heide schlummerte auch, und weithin die duftigen, im Mondglanz verschwimmenden Höhen schlummerten auch.

„Ho—ho Flo—lo—lora!"

Niklas' milder Hand entsanken die Zügel; sie hingen lose über den Bock. Die biedre Flora brauchte auch keine Lenkung, die war über die Jahre hinaus, in denen man Seitensprünge macht. Ganz richtig bog sie ein, wo der Wegweiser steht und die beraste Waldstraße auf die direkte Chaussee mündet, wendete sich hier sicher nach rechts statt nach links, zockelte noch ein bißchen, stand noch ein bißchen, zockelte wieder und blieb dann engültig stehen. Hier war ein lauschiges Plätzchen. Seitab ein glucksendes, murmelndes Bächlein, weiches Gras mit würzigem Heuduft im feuchten Grund, und ein dunkles Tannendach, das kein Wind lüftet — hier stand sich's besser wie daheim im Stall!

Noch einen Blick warf sie rückwärts: der Herr saß still im Chaischen, den einen Arm bequem über die Lehne gehängt, den andern im Schoß ruhen lassend. Der Kopf war ihm hintenüber gesunken, ein seliges Lächeln spielte um seinen halboffenen Mund mit dem blonden Schnauzbart. Förmlich schön war das schlau-ehrliche Gesicht in all seiner Zufriedenheit.

Flora spitzte noch einmal die Ohren: er schnarchte.

Da schlief auch Flora ein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Fuhrmann träumte.

Er fuhr in einem goldnen Wagen und ein herrlicher Schecke war vorgespannt, dessen Hufe berührten kaum den Boden. Husch, waren sie schon eine Meile weit, und husch, wieder eine!

Er selber kutschierte nicht, er ruhte bequem auf seidenem Polster; auf dem Bock saß der Wirt von Himmerod, der lenkte. Und bei jedem Peitschenknall sprach der: „Euer Wohl, Euer Wohl, Euer Wohl!"

Und ein goldenes Fäßchen stand neben dem Nikla; er brauchte nur zu kommandieren, so lief ihm in den Mund, was er wünschte: Bier, Schnaps, Wein. Er drückte die Augen zu und schmatzte und stöhnte vor Behagen.

Und der herrliche Schecke lief, als flöge er. Die silbernen Glöckchen an seiner Mähne, die er mit blauen Schleifen geflochten trug, klingelten, mutig blähte er die Nüstern und stieß ein Wiehern aus, hell wie ein Trompetenstoß. Das machte, er hatte goldenen Hafer im Bauch.

„Hü, hü!" mußte der auf dem Bock immer zügeln. Dann rief er: „Brrr," und der herrliche Schecke stand.

„Euer Wohl!" sprach der Wirt von Himmerod, und Nikla kniff die Augen zu und trank und schmatzte und dehnte sich vor Behagen.

Und der Wirt sprach wieder: „Obergäriges von Kyllburger Hopfen bei der Cousine zu Spang-Dahlem! Doppelkorn bei der blonden Nichte zu Oberkail! Bei der Tante zu Schwarzenborn Heidelbeerwein! Des Bittburger Bier zu Eisenschmitt! Und neuen Apfelwein zu Himmerod — wohl bekomm's Euch! Grüßt Euere Frau!"

Und damit verschwand er.

Und ehe Nikla schreien konnte: „Zum Donnerknippchen noch ehs, haalt!" wieherte der herrliche Schecke noch einmal auf und — — —

„Ah su, Flora, hm, du bis et," sagte Nikla etwas enttäuscht und rieb sich die Augen. War das aber mal rasch gegangen! Da war ja der Stall — kotztausend, wahrhaftig schon der Stall!

„Brrr, Flora, alde Schatehk!"

Mühsam stieg er aus dem Wagen, hakte die Stränge los, gab der Flora eins mit der flachen Hand auf's Hinterteil, packte sie dann — wie immer — am Halfter, und zog sie — wie immer — hinter sich drein in den Stall.

— — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

„Porträtmalerei." Landschaftsmalerei, Genremalerei, Porträtmalerei — als wie unbefriedigend äußerlich erweisen sich alle solche Bezeichnungen, wenn wir wirklich einmal versuchen wollen, aus ihnen auch irgend etwas über das Wesen eines Künstlers zu erfahren! Nehmen wir als Beispiel: was alles kann einen Maler veranlassen, ein Bild zu malen, und was alles kann eines Bildnisses eigentlicher Gehalt sein! Zunächst malt er unter Umständen aus dem äußerlichsten Anlaß von der Welt: wegen eines Auftrages oder sonst in der Hoffnung, mit diesem Porträt da Geld zu verdienen. Dann kommen als Anreger in Frage: persönliche Beziehung, Verwandtschaft oder Freundschaft, die ihn mit Liebe Züge sehen lassen, welche ihm sonst gleichgültig wären. Ferner menschliche Teilnahme an einem besonderen Geschick, oder Interesse an besonderen Eigenschaften, die sich aus Vererbung oder Erwerbung an diesem besonderen Erdenkind zeigen. Oder der Reiz bestimmter Formen rein als Formen an sich oder bestimmter Farben rein als Farben, wie er zu den Eigentümlichkeiten dieses Einzelwesens gehört. Oder auch: dieses Zusammenspiel unter dem Wechsel der Lebensalter, unter dem Wandel von Gesundheit und Krankheit, unter dem Beschatten und Erhellen durch Stimmungen, durch Erlebnisse, durch Leidenschaften. Nun wären wir erst vom Langsamen zum Schnellen gekommen, zum Wechsel der „Beleuchtungen". Sowohl der Beleuchtungen von innen heraus, wie ganz einfach der optischen bei Tages- oder nächtlichem Licht oder bei künstlichem in seinen unzähligen Möglichkeiten. Auch hiermit sind all die verschiedenen Reize, die den Bildnismaler als Maler locken können, noch nicht einmal völlig angedeutet. Und doch haben wir von den Reizen noch gar nicht gesprochen, die aus der besonderen artistischen und technischen Richtung des Malers als solche hervorgehen, denn den Realisten wird andres anregen als den Stilisierer, den Pointilisten andres als den Linienklassiker, den Aquarellisten

andres als den Ölmaler, den malerisch behandelnden Kohlenzeichner andres als den Umrißzeichner im Kartonstil oder den Federzeichner für Buchillustration. Was kann da ein Wort wie „Porträtmaler" über den Wert eines Künstlers aussagen! Ein Porträtmaler kann einem „Genremaler" oder aber einem Landschaftsmaler, er kann sogar einem Bildhauer und selbst einem Architekten, ja er kann einem scheinbar ganz wesensfremden Schriftsteller oder Forscher den innersten Trieben und auch den letzten Wirkungen seiner Arbeit nach im Wesen viel näher verwandt sein, als sein Ateliernachbar auf der Flur, der vielleicht gleichfalls zu Bildnissen ebendieselben Modelle mitunter zu denselben Sitzungen benutzt. (Aus Avenarius' Einleitung zu der Samberger-Mappe des Kunstwart.)

Allerlei

Kein Politiker!

A: Hast Du es schon gelesen?
B: Was?
A: Daß Naumann kein Politiker ist?
B: Das ist ja traurig.
A: Ja, sehr traurig!
B: Alle andern Parteiführer und Redner sind Politiker?
A: Sicher, denn sonst würde man doch nicht hervorheben, daß er allein keiner ist.
B: Was wird er nun tun?
A: Das möchte ich auch wissen.
B: Ich denke, er wird die Politiker weiter beschäftigen.
A: Wie kann er aber das, wenn er kein Politiker ist?
B: Das weiß ich auch nicht.

Der Delegierte. Im Eisenbahnzug irgendwo in Süddeutschland. Auf einmal werde ich in meiner Lektüre durch ein lautes Geräusch neben mir gestört, wie ein wohliges tiefzufriedenes Grunzen. Mein Nachbar stellt gerade eine große Flasche wieder unter die Bank. Ich lese weiter. An einer schönen Stelle höre ich wieder das satte Grunzen. Ich werfe dem Nachbar einen strafenden Blick zu. Doch nach fünf Minuten grunzt er wieder, und ich gebe es auf zu lesen und — ihn zu erziehen. Er wendet sich zu seinem Gegenüber und sagt: „I bün nämlich Delegärter." — Er sieht aus wie ein besserer Arbeiter, hat weißblonde, kurze Haare und ein furchtbar rotes Gesicht. Auch seine Augenwimpern sind weiß. Er zählt höchstens 30 Jahre.

„Wo fahren's nachher hin als Delegierter?" fragt sein Gegenüber, anscheinend auch ein Arbeiter.

„Nach Ludwigshafen. I bün nämlich Anarchüst." —

Mein Interesse wächst. Auch das des Gegenübers, der jetzt fragt, wer denn der Führer der Anarchisten sei.

„Unser Führer?" meinte der Delegierte stockend, „unser Führer — — — —," er suchte erfolglos in seiner Erinnerung nach dem Namen.

Ich versuchte zu helfen und sagte: „Ihr Führer ist, soviel ich weiß, der Doktor Friedeberg." — Das orientierte den Delegierten und er wehrte ab: „Na, der Früdeberg ist's nicht. Unser Führer ist der Kater."

„Der Kater?," wandte ich schüchtern ein, „aber der ist doch schon lange tot."

Der Delegierte sah mich mit offenem Mund an . . .

Sein Gegenüber befreite ihn aus seiner Verlegenheit durch die Frage, was denn die Anarchisten wollten?

„Was mir woll'n? — Was mir woll'n?" und nun begann er seine anarcho-sozialistischen Ideen vorzutragen, in Inhalt und Form durch sein altbayrisches Temperament gebändigt. „Was ham d' Sozi erreicht? Nichts ham's erreicht. Hing'halten ham's ins. Und's Göld abg'nommen. Dös is alles. Die Kassen, die Gewerkschaften" — er sagte dies verächtlich-gedehnt — „zohlt's nur nei, alle Wochen ein Markl, daß d' groß'n Herr'n, die „Arbeiterführer" gut leb'n kinna. Enk führen's grad a so wie der Hirt die Schafe. Is etwa anders als bei der Kirche? Da darf auch keiner nichts drein red'n. Organisation nennt mer dann dös. Mir kenna's guet. Alle Wochen g'Markl. Un d'Energü tun's einlullen, ganz sachte einlullen, daß d' ihr's gar nit merkt. Was habt ihr z'sagen! Nichts, allerat nichts. Wann't ihr streiken wollt, nachher müeßt ihr ersicht um Erlaubnis fragen un die großen Herren „Führer" besinnen sich lang un wenn's Schiß ham von wegen ihrer Stellung, nachher is ersicht nichts mit dem Streiken. Ja, wann's dürfet. Zohl'n dürft ihr. Un wos habt ihr dafür? San etwa Steiern weniger? Ja, alle Tag' mehrer. Un d' Lebensmittel? Jetzt wullen's sogar d' Maaß Bier um zwei Pfenning erhöh'n. Dös einzige Volksnahrungsmittel, das mir ham. Tun's etwa im Landtag was? — Ha. San große Herren, die Abgeordneten, die in Pasing in Villas wohnen und mir im vierten Stock. Der Vollmar, das Paradepferd, un der Adolf Müller. Wemmer die red'n hört, wird mer nit warm un nit kalt, da is der Bebel August doch noch ein andrer Kerl."

Der Delegierte mußte sich stärken. Das Gegenüber hatte aufmerksam zugehört und meinte, daß manches Richtige dabei sei. Ich erhob mich zum Verteidiger der Gewerkschaften und Kassen, kam aber schon an. „Einlullen die Energü, weiter nichts," höhnte der Zielbewußte. — Da änderte ich meinen Ton und begann zu schimpfen: „Sie reden an Dreck un ham ka Ahnung von der Arbeiterbewegung." — Das wirkte, indem er mich jetzt für einen waschechten Sozi ansah. Doch als ich aus meiner Kenntnis der Schneiderorganisation die Notwendigkeit der angestellten Arbeiterführer betonte, platzte der Zielbewußte, der jetzt den psychologischen Schlüssel für meine laue Haltung zu haben meinte, überlegen los:

„Ha, a Schneider is, ja a Schneider. Da ham's erscht ka Idee vom Klassenkampf. Die vornehmen Herren Schneider, die ham erscht ka Schneid. Aber mir Maurer." —

Gegen das Argument der schwieligen Faust konnte ich nicht viel einwenden und fragte daher: „Was habt ihr Anarchisten denn nun für bessere Mittel?"

„Mir? Mir ham den Generalstreik. Sonst kann's ka andere Zuständ' mit geb'n."

„Zum Lachen," sagte ich, „ihr seid allemal zu schwach dazu."

„Zu schwach? Ham Sie a Ahnung? Dös steht so fest wie d' Frauntürm, wenn mir alle mitanand z'samm halt'n, müessen Kapitalisten verhungeren. Versteh'ns mich?"

Ich verstand und wagte nur noch auf das Militär hinzuweisen, das mit einem Schlag dem Generalstreik und vielleicht der ganzen Arbeiterbewegung ein Ende machen würde.

Überlegen höhnte der Delegierte: „Ha, die Angst vor'm Müliär. Immer hübsch brav un nit aufgemuckt. Ja, ja. Dös predigen enk die Beamten, die enk einlullen und sich zohl'n lassen für ihre Arbeit. Ehrenamt sollt dös sein."

Ich fragte, wie lange der Kongreß daure. — „Drei Tag'. Ja, mir leist'n ins was. Da steckt noch a Idealismus. Wo mir so weng san, kriegt a jeder Delegürter seine Reis' un Tagegeld zohlt." — Jetzt bekam ich Oberwasser und schalt: „Na, was tun Sie nachher anders als von sauer verdienten Arbeitergroschen leben, Herr Nachbar. Ich dacht, dös wär Ehrenamt, Herr Delegürter. Reißen's Maul noch mal auf über die bezahlten Arbeiterbeamten." — Die Wirkung war unerwartet. Verständnislos stierte er mich eine Zeitlang an, und als die Zuhörer lachten, streckte er glatt die Waffen und lamentierte:

„Jetzt woaß i nimmer, was dös Richtige is. Ersicht war i a Sozi, nachher kamen d' Anarchüsten un sagten, dös is a Unsinn mit der Sozialdemokratie, un jetzt sagen Sie wieder 's Gegenteil. I woaß gar nimmer, wo mir der Kopf steht vor lauter Ideen. Mine Alte hätt schon mal zu mir gesagt: „Karl, ich sag dir's, wenn du so weiterscht machst, sag ich dir, wirscht de noch mal verrückt." (Dabei führte er mit dem Finger eine drehende Bewegung an der Stirn aus.) „Wenn jetzt auf dem Kongreß die Sach' nit vorwärts geht, weiß Gott, sag ich, dös is mei letzter Kongreß gewesen." — Damit versank er in vollständige Teilnahmlosigkeit und trank nur von Zeit zu Zeit aus seiner Münchener Literflasche.

Als ich in Stuttgart ausstieg, wünschte ich ihm gedeihliche Beratung in Ludwigshafen und Beruhigung der Gedanken, die sich in seinem armen Kopfe solche heftigen, aber harmlosen Schlachten lieferten.

Dr. Georg Hohmann.

Im Garten. Warum schläfst du eigentlich? Siehst du nicht, wie die Grashupfer springen? Die können alle besser springen als du! Sie haben ihre Gabe in den Hinterbeinen. Hörst du, wie die Tauben gurren? Verstehst du, was sie sagen? Mir scheint, sie verhandeln über irgend etwas, was in den Zeitungen steht, und was ich vergessen habe. Es ist alles so undeutlich, als läge es irgendwo dahinten in der Welt. Schläfst du noch immer? Warum schlafen die Tiere eigentlich? Sie sind — paß einmal auf, da kommt eine große Ameise! Jetzt geht sie über deine blaue Bluse. Jetzt kommt sie an das schön gerundete Kinn. Sieh, wie du aufwachst! Die Ameise hat eine Gabe des Weckens. Das Gesicht das du machst! Hast du sie denn? Man muß die armen guten Tiere leben lassen. Sieh dir lieber den Himmel an. Er ist heute wunderbar tief, so ganz von Sonnenstrahlen in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst. Himmel ist Auflösung durch strahlende Wärme. Oder ist er etwas anderes? Siehst du, wie sich das gelbe Laub der Pflaumenbäume vom Himmel abhebt? Jedes Blatt eine kleine Glücksfläche. Wie wunderlich gespreizt aber die Zweige sind, an denen die Blätter sitzen! Man sieht sich Zweige viel zu selten an. Zweige sind das Charaktervollste in der ganzen Natur. Aber du schläfst ja schon wieder! Warum schläfst du eigentlich? Du verschläfst ja die goldenste Waldbeleuchtung! Ein Laubwald in Sonne über einer grünen Wiese und unter einem hellen Himmel, das ist besser als viele philosophische Wahrheiten. Diesen Wald werde ich ansehen, bis ich auch schlafe.

Fontane über sich selbst. Das Dröhnen ist unter allen Umständen eine Tortur für den Hörer und sans phrase ein Fehler, eine Ungehörigkeit; die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt

doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen. Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse; treff' ich aber wirklich mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken. Im Gegenteil, je weniger Apparat und Inszenierung, um so besser. Ich kann also unter Einräumung des Tatsächlichen den Fehler, der in dem „Auspulen" stecken soll, nur sehr bedingungsweise zugeben. „Wäre ich nicht Puler, wäre ich nicht der Tell." Daß diese Pul-Arbeit vielen langweilig ist und immer war, davon habe ich mich in meinem Leben genugsam überzeugen können; ich habe aber nicht finden können, daß all diese Dutzendmenschen, die durch die Nase gähnten, interessanter waren als ich. Dann und wann find' ich einen, freilich selten, der Geschmack an mir findet, und da dies in der Regel keine schlechten Nummern sind, so muß ich mich trösten. Herwegh schließt eins seiner Sonetten mit der Wendung:

„Und wenn einmal ein Löwe vor Euch steht
Sollt Ihr nicht das Insekt auf ihm besingen."

Gut! Ich bin danach Lausedichter, zum Teil sogar aus Passion; aber doch auch wegen Abwesenheit des Löwen. (Briefe.)

Ich bin fast zu dem Satze gedieh'n: „Bildung ist ein Weltunglück". Der Mensch muß klug sein, aber nicht gebildet. Da sich nun aber Bildung, wie Katarrh beim Ostwind kaum vermeiden läßt, so muß man beständig auf der Hut sein, daß aus der kleinen Affektion nicht die galoppierende Schwindsucht wird. (Briefe.)

Ich bekämpfe den Satz und werde ihn bis zum letzten Lebenshauche bekämpfen, daß der Normalabiturient oder der durch sieben Examen gegangene Normalpreuße die Blüte der Menschheit repräsentiert. Das Beste was wir haben, ist ohne diese vorgängigen Proben geleistet worden. Und so seid mir denn willkommen, ihr Schlupflöcher, wo der Nicht-Musternensch noch Chancen hat, sich glücklich durchwinden zu können. (Wanderungen.)

Ich stehe zu den ästhetischen Gesetzlichkeiten wie zu den Gesetzlichkeiten überhaupt. Ich freue mich wenn's stimmt, und wenn wir d'accord sind. Es ist das immer das Bequemste; ach, und Bequemlichkeit ist eine so süße Sache. Wenn's aber nicht stimmt, und wenn wir nicht d'accord sind, so verlaß ich mich auf mich und nicht auf das Gesetz. (Causerien.)

Büchertisch

H. Lietzmann, Wie wurden die Bücher des Neuen Testaments heilige Schrift? Nr. 21 der Lebensfragen. Tübingen. J. C. B. Mohr. Verlag 07. 119 Seiten, geheftet 1,80 M.

Verschiedentlich schon wurde die Frage der Entstehung des Neuen Testaments gemeinverständlich behandelt. Die meisten Hilfeleser kennen die eine oder andre solcher Broschüren. Wir erinnern an Nr. 18 der Lebensfragen, I, 11 der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, 2 der Sammlung: Vorträge und Schriften aus Theologie und Religionsgeschichte. Wir notieren uns das neue Büchlein und freuen uns über diesen Fleiß der Aufklärungsarbeit. Lietzmanns Auseinandersetzungen sind wissenschaftlich und sehr gründlich. Aus Vorträgen eines Lehrer-Ferienkurses entstanden, geben sie in fünf Abschnitten einen Abriß der Kanonsgeschichte. Im ganzen habe ich das Gefühl, als seien sie für den Laien etwas zu wissenschaftlich und gelehrt. Das liegt aber nicht an der Darstellung, sondern in der Sache. **H. S.**

F. Rese, Jesus der Christus. Bericht und Botschaft in erster Gestalt. B. G. Teubners Verlag. Leipzig-Berlin 1907. 111 Seiten, geheftet 0,80 M.

Man kann das Büchlein dem Laien warm empfehlen; auch für Schule und Jugend ist es recht geeignet. Es ist der Versuch eines Lebens Jesu und seiner Lehre in der Form eines wissenschaftlichen Bibelauszugs. Auf Grund der historischen Forschung werden in einem ersten Teil die Umrisse einer Geschichte Jesu skizziert und im zweiten die von ihm überlieferten Worte und Gleichnisse gegeben. Diese Art, ein Verständnis der Bibellektüre und damit eine Kenntnis des geschichtlichen Jesus anzubahnen, ist nicht neu. Sie wird freilich immer etwas Unvollkommenes an sich tragen. Aber der sich für solche Fragen interessierende Nicht-Fachmann bekommt ein gutes Bild und einen geschulten Sinn. Ein Vorzug dieser Broschüre scheint mir in der übersichtlichen Anordnung des Stoffes zu liegen. Alles Wissenschaftliche ist in einem Anhang zusammengestellt und stört die Lektüre nicht. Es empfiehlt sich aber, diese Anmerkungen beim zweiten Lesen recht zu benützen. Sie ersetzen einen Kommentar und führen in Einzelheiten der theologischen Wissenschaft gut ein. Die Übersetzung schließt sich an Luther an, ohne die neueren wissenschaftlichen Übersetzungen zu ignorieren. Der „Bericht" beginnt mit dem Auftreten des Johannes, an das sich die erste Wirksamkeit Jesu anschließt. Er endigt mit der Kreuzigung und dem Tod des Herrn. Die Geburtsmythe und der Auferstehungsbericht fehlen. Die Wundererzählungen werden soweit herangezogen, als sie auf einen geschichtlichen Kern zu beruhen scheinen. Der Leser kann nach den Anmerkungen das Ursprüngliche aus der legendarischen Verschalung herauslösen. Die Worte und Gleichnisse Jesu sind gruppenweise zusammengestellt. Überall ist einer möglichst ursprünglichen Fassung nachgegangen. **H. S.**

Wilhelm von Humboldt: Universalität. Ausgewählt und eingeleitet von Johannes Schubert. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 1907. Bd. 8 der Sammlung „Erzieher zu deutscher Bildung. Auswahlbände aus den Schriften der deutschen Denker des 18. Jahrhunderts und der Zeit der Romantik." 8°, mit Portrait, brosch. 2 Mk., gebd. 3 Mk., in Ganzleder 3,50 Mk., Luxusausg. 6 Mk.

Für die Berechtigung und den Charakter dieses gut ausgestatteten, durch eine dem Stoff und dem Zweck angemessene (33 Seiten lange) „Einführung" und einen genauen Fundstellen-Nachweis ergänzten Bandes möge der Herausgeber mit seinen eigenen Worten (aus dem Schluß der Einführung) sprechen: „Die Gedanken, die gegen eine derartige Auswahl einzelner Gedankenzusammenhänge erhoben werden können, sind gerade bei Humboldt deshalb von geringerer Kraft, als die Lektüre seiner wissenschaftlichen Werke keine Aussicht hat, in weitere Kreise zu dringen, und es andrerseits in hohem Grade wünschenswert erscheint, daß das Bild dieses Mannes im deutschen Bewußtsein festere Konturen annimmt, als es bisher der Fall gewesen. . Erbauliche Lichtstrahlenweisheit wird . . niemand suchen. . Dagegen habe ich unternommen, dasjenige wiederzugeben, was sich mir in den in zwiefacher Beziehung unzugänglicheren Schriften, auf einer nicht immer bequemen Höhenwanderung, an bedeutenden Gipfel- und Aussichtspunkten dargeboten hat."

Die Gruppenüberschriften lauten: Charakterologie — Wesensbildung — Politik — Die Griechen — Zur Ästhetik — Geschichtsphilosophie — Volkspsychologie — Sprachphilosophie — Aus Humboldts Briefen. **Dr. A. Rich.**

J. J. Rousseau: Bekenntnisse. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Wiegandt und Grieben, Berlin. 870 S. In weichem Halbleder gebunden 10 Mk.

Es ist eine mitunter mühsame, dabei aber zäh fesselnde und nie undankbare Arbeit, sich durch Rousseaus Bekenntnisbuch ganz durchzulesen. Aber an irgendeiner Stelle wird es eine Bereicherung, seine Gedanken und Empfindungen durch dies merkwürdige Leben und merkwürdige Buch hindurchzuführen. Wahrscheinlich nur dann mit vollem Ertrag, wenn man sich zugleich mit Philosophie und Pädagogik dieses Mannes unmittelbar und aus erster Hand auseinandersetzt. Dazu aber braucht man Zeit. Diese Besprechung soll sich weniger bei der allgemeinen und festen Bedeutung von Rousseau und seinem persönlichsten Buche aufhalten als den Leser mit einer neuen deutschen Ausgabe bekanntmachen, die neulich erschienen ist. Ein hübscher biegsamer Band mit dem dünnen Papier, das wir den Engländern abgesehen haben, und einem schönen geschlossenen lateinischen Druck. Die Übersetzung ist ganz ausgezeichnet; sie stammt von Ernst Hardt, der auch Hippolyte Taine übertrug und sich vor andern jungen deutschen Dichtern durch die klare saubere Schönheit seiner Sprache vortut. Aus Kraft der Sprache empfindet man ein Stück der starken und stolzen Leidenschaft, mit der Rousseau sein Leben ausspricht. **H.**

Arnold Meyer. Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? Lebensfragen, herausgeg. von Heinrich Weinel, 19. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1907. Preis 1,20 M., geb. 2 M.

An und für sich könnte die Fragestellung befremden. Denn daß Christus als der Begründer des Christentums anzusehen sei, wird vielen zweifellos dünken. Wer aber die religiöse Diskussion unsrer Tage genauer verfolgt, wird merken, wie sich mehr und mehr das Bestreben geltend macht, zwischen Jesus und Paulus einen tiefgreifenden Gegensatz herauszufinden und der einfachen, schlichten Frömmigkeit Jesu in Paulus den Mann gegenüberstellen, der das Christentum entstellt und seinen Verfall verschuldet habe. Christus oder Paulus! lautet die Alternative. Demgegenüber geht Professor Meyer in Zürich mit der ihm eignen Ruhe und Klarheit dem Problem nach, ob nicht doch trotz aller Verschiedenheiten zwischen diesen beiden markanten Persönlichkeiten eine höhere Einheit sich aufzeigen lasse. Das Ergebnis seiner eingehenden geschichtlichen Ausführungen faßt er selbst so: „Fragen wir also, wer unsre Religion begründet habe, so führt das zu der bestimmteren Frage: wer hat uns zur unmittelbaren Gottesgemeinschaft geführt? Kann da die Antwort nur lauten: Jesus? — so wird sich doch zeigen lassen, welche große Bedeutung die Wirksamkeit des Apostels Paulus für die Sache Jesu gehabt hat, im besondern, wie wir ihm es zu verdanken haben, daß die Sache Jesu auch unsre Sache werden konnte." **Sp.**

Kirchhoff, Vizeadmiral z. D. Seemacht in der Ostsee. Ihre Einwirkung auf die Geschichte der Ostseeländer im 17. und 18. Jahrhundert. Mit 4 Karten und 18 Plänen. 481 S. 14,— Mk. Leinwandband. Kiel, Cordes.

Dies Werk des Lehrers der Seekriegsgeschichte an der Marineakademie, Kirchhoff, darf auch Laien zum Studium empfohlen werden. Denn wenn das Gebiet, auf dem sich die geschilderten Seekämpfe bewegen, auch kaum mehr Aussicht hat, ein entscheidendes Seekriegstheater zu werden, wenn auch die Taktik unsrer modernen Dampfschiffe und schwimmenden Festungen eine total andre ist als die der

Segelschiffe, so ist doch der tiefe Einblick, den das Werk uns gewährt in die Zusammenhänge der Seegeltung mit der allgemeinen politischen Lage, und die Schärfung des Urteils, die es durch seine, die geschichtliche Darstellung durchweg begleitende Beurteilung der strategischen und taktischen Maßnahmen bewirkt, für jeden Flottenfreund von größter Bedeutung. Es läßt sich zwar kaum behaupten, daß die Darstellung je sich zu der dramatischen Höhe steigert, die des berühmten Begründers der Seekriegsgeschichte, des amerikanischen Kapitain Mahen, der Entwicklung der Seemacht im Atlantischen Ozean und Mittelmeer gewidmetes Werk: „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" auszeichnet — dazu fehlt es den dänischen, schwedischen, russischen Flottenbestrebungen an energischer Konzentration und durchschlagenden, zwingenden Erfolgen; auch soll nicht verschwiegen werden, daß die Zerreißung des Zusammenhangs der Darstellung durch in den Text gerückte Überschriften die Lektüre nicht anmutiger macht, so angenehm diese weitgehende Gliederung für das Nachschlagen ist; endlich soll auch der Wunsch ausgesprochen werden, daß noch mehr als geschehen bei der Anwendung schiffsbautechnischer Ausdrücke auf das Laienverständnis Rücksicht genommen werden möchte. Trotzalledem bleibt die Lektüre dieser auf eindringendsten Studien und erprobtestem, seemännischem Urteil beruhenden Geschichte außerordentlich instruktiv. Den Höhepunkt der Darstellung scheint mir der nordische Krieg zu bilden, in dem nicht bloß die bedeutendsten Charaktere wie Karl XII von Schweden und Peter der Große, sondern auch die dänischen Seehelden Schestedt und Tordenskjold plastisch hervortreten; daneben zeichnet sich die Behandlung der Kriege gegen Karl X von Schweden und des schwedisch-russischen Krieges unter Gustav III durch ungemeines Eingehen in alle Details aus. Daß den freilich ergebnislosen Seegeltungsbestrebungen des Großen Kurfürsten und der durchaus nicht auf seiner sonstigen Höhe sich bewegenden Marinepolitik Friedrichs des Großen besondere Beachtung geschenkt wird, erhöht den Wert des Buches für uns Deutsche nicht wenig. Doch liegt der Hauptwert des Werkes in der Verwertung dänischer, schwedischer und russischer Quellen, die bisher noch wenig benutzt sind, und in der Konzentration des weitschichtigen Materials in der Perspektive auf den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, wovon uns zu überzeugen von größter aktueller Bedeutung ist. Man kann wohl urteilen, daß, wenn Schwedens bedeutende Könige es verstanden hätten, ihre Flotten nach dem Clausewitzschen Grundsatz einzusetzen als Mittel, um die feindliche Seemacht in irgend einer Form lahm zu legen, oder, besser noch, ganz zu vernichten, die ganze Geschichte der Ostseeländer eine andre geworden wäre. **Otto Baumgarten.**

Kunstwartverlag Georg D. W. CALLWEY in München.

Als Band 5 der Kulturarbeiten
von
Paul Schultze-Naumburg
erschien eben

Kleinbürgerhäuser

Preis geheftet 3½ Mark, gebunden 4½ Mark

Der neuste Band dieses verdienstvollen Werkes enthält außer wenigen einleitenden Seiten 130 Abbildungen von mustergültigen Kleinbürgerhäusern. Das Buch schließt sich seinen Vorgängern würdig an.

O. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

Erziehung im Hause

von Charlotte M. Mason
Deutsch von E. Kirchner

[4153

„Es ist ohne systematische Pedanterie, aber aus einer klaren, durchdachten, pädagogischen Gesamtanschauung und aus festbegründeten psychologischen Erkenntnissen heraus geschrieben und enthält eine Reihe feiner Beobachtungen und praktischer Hinweise."
8. März 1903. *Mode und Haus.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Feinste, täglich frische **Tafel-Butter** reines Naturprod., in Post- u. Bahn-Sendung, liefert **Heinrich Bort, Wangen im Allgäu.** [4298

Nennen Sie uns
Firmen, bei denen Sie Ihren Bedarf an Gebrauchsgegenständen decken.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. Abt. f. Inserate

Zwei Bitten
haben wir unsrn heutige Beilage überschrieben. Hoffentlich finden wir damit allseitiges Gehör
Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Famoses Kraut sagt der Kenner beim Rauchen unserer nachstehenden Spezialitäten:

Nikotinarme Fabrikate	von Mk. 60,—	bis Mk. 120,—
Sumatra Havana Fehlfarben	200 Stück Mk.	15,—
Sumatra Havana Sortiment	200 Stück Mk.	15,—
„Matador" Qualitätszigarre	200 Stück Mk.	15,75
San Andres Mexico Schuß	250 Stück Mk.	17,25
Mexica Havana Unsortiert	250 Stück Mk.	16,75
„Unser Schlager" Sumatra ff. Felix	300 Stück Mk.	20,—

Fordern Sie sofort gratis u. franko unsere neueste Preisliste.
Zigarrenfabrik Hermann Wendt & Co., Bremen, Martinistraße

Ich frage Sie
ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula	M. 3,00
„ 2. Solena	„ 3,50
„ 3. Für alle Welt	4,00
„ 4. Gratus	„ 5,50
„ 5. Emuno II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.
EMIL WIESSE
Zigarrenfabrikläger [4283
Mannheim - Neckarau.

Nutz- geflügel, Bruteier aller Rassen; tragbare Geflügelhäuser; Brutmaschinen; alle Zuchtgeräte usw. Kataloge kostenfrei. Geflügelpark in Auerbach, Hessen.

Anerkannt
EM pfehle meine bekannten feinen milden Qualitäts-Zigarren, unsort. a. Sumatra-Brasil-Tabak, große Fac. 16jähr. Spezialität.
1. Marke „Grebe" M. 4½
2. „Mylady" M. 5.—
3. „La Calidad" M. 6.—
per ½ K. (100 St.) 3.10
frko. Viele freiw. Zeugn. v. H. Pfarrern, Lehrern, Ärzten etc. Preislisten fr.
Heinr. Grebe
Bremen 27, Zigarrenfabr.
Vorzüglich

Alle unter „Büchertisch" oder sonst in der „Hilfe" angezeigten

Bücher und Broschüren

beziehen Sie durch Ihren Buchhändler am Platze oder durch uns. Wir liefern auch in Rechnung gegen monatliche Ratenzahlungen von 5 Mk. Bei vorheriger Einsendung des Rechnungsbetrags oder bei sofortiger Barzahlung tragen wir die Kosten für Einsendung des Geldes und für Übersendung der bestellten Bücher

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

Oberwaid b. St. Gallen (Schweiz)
Sanatorium I. Ranges
nach Dr. Lahmann
Immer offen und besucht!
Trauben-, Herbst- & Winterkuren
Günstige Lage; auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.
Aller Komfort. o Schöne Ausflüge.
Herrliche Lage üb. dem Bodensee.
2 Ärzte, 1 Ärztin. o Illustrierte Prospekte frei.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 38

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 22. September 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die deutsche Marokko-Note — Die sächsischen Landtagswahlen — Macht und Recht — Nationale Sozialisten — Ministerialdirektor Althoff — Zur Lage in Südwestafrika — Der Floh im Pelz). — **Naumann:** Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei. — **Erich Schlaikjer:** Nordschleswigsche Wetterbriefe, IV. — Sprechsaal. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, XII. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Verantwortlich. — **Dr. Heinz Potthoff:** Das Ende der Musik!? — **Naumann:** Über das Ansehen von Bildern. **Dr. Theodor Heuß:** Ricarda Huch und der „historische" Roman. **Clara Viebig:** Der Fuhrmann (Schluß). — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die deutsche Marokko-Note ist ein geschickt stilisiertes Aktenstück. Sie läßt für die spätere Stellungnahme, je nachdem, wie die Verhältnisse es ratsam erscheinen lassen, den Übergang sowohl zur schärferen als auch milderen Tonart mit gleicher Ungezwungenheit offen. Dem Wortlaut nach ersucht Deutschland Frankreich bloß, bei seinen weiteren Maßnahmen gegen Marokko die Zerstörung von europäischem, insbesondere deutschem Eigentum, wie sie beim Bombardement von Casablanca stattfand, möglichst zu vermeiden; indem aber die Idee, wegen deren Ausführung die Franzosen bei uns angefragt haben: die Bildung der marokkanischen Polizeitruppen statt aus Eingeborenen unter spanisch-französischem Befehl direkt aus französischen und spanischen Landungsdetachements in allen Häfen — als geeignet bezeichnet wird, um in der Folge zu derartigen Schädigungen neuen Anlaß zu geben läßt die deutsche Politik indirekt doch eine starke Reserve gegenüber den französischen Wünschen erkennen. Diesem augenscheinlichen Doppelgesicht der Antwort entspricht auch ihre Aufnahme in der französischen Presse. Die Pariser Blätter schwanken in ihrer Auffassung der Note von vollkommener Befriedigung darüber, daß wir ihnen freie Hand nach ihrem Belieben ließen, bis zum verbissenen Ärger, daß es von unsrer Seite wiederum nichts als Hindernisse für die französische Politik gebe. Für die politische Praxis heißt das also, daß unser Ziel einstweilen sein soll, Zeit zu gewinnen, weil man noch nicht wissen kann, ob wir zuletzt nicht doch ein halbes oder ein ganzes Ja werden sagen müssen, wo viele bei uns lieber ein ganzes Nein sagen würden. Jenes würde bedeuten, daß wir tatsächlich dem Druck einer politischen Isolierung bei einem Objekt, das den Weltkrieg noch nicht wert ist, nachgegeben, oder aber, daß wir für die Durchlöcherung unserer politischen Position in der Welt des Islams eine schwerwiegende Kompensation erhalten; dieses, das unsere Regierung die politische Gesamtlage an einem kritischen Wendepunkt angekommen erscheint, oder daß wir eine Sicherheit dafür haben, daß die Franzosen verzichten. Für Frankreich ist es unter allen Umständen vom Übel, daß es sich das Gesetz seines Handelns von den Marokkanern vorschreiben lassen muß, und weil man weder weiß, was die Marokkaner tun, noch wie Politik und Leidenschaft bei den Franzosen darauf reagieren werden, so ist es schwer, eine Diagnose für die marokkanische Krankheit zu stellen. Die Zerstörung der Ortschaft Taddert, die noch unmittelbar im Küstengebiet liegt, und wo die Marokkaner starke Verluste gehabt haben sollen, wird wohl mehr zur Wiederherstellung der sehr flau gewordenen Stimmung bei den französischen Truppen in Casablanca durch einen „Erfolg" unternommen worden sein, als in der Absicht, damit etwas Entscheidendes zu erreichen. Die Franzosen können sich nach wie vor überlegen, ob sie sich weiter in Casablanca blockieren lassen und im Schußbereich ihrer Kanonen und Gewehre spazieren gehen, oder ob sie Marokko den Krieg erklären wollen. Diese Wahl wird ihnen um so bitterer werden, je tiefer unterdessen die Aufregung und der Fremdenhaß die Masse der Bevölkerung im Innern ergreifen und je elementarer der politische und religiöse Unabhängigkeitsfanatismus die Eingeborenen zu weiteren Angriffen gegen die Küstenplätze treibt.

Die sächsischen Landtagswahlen. Das sächsische Dreiklassenhaus hat 82 Sitze. Davon werden zurzeit dreißig erneuert, die durch 22 konservative und 8 nationalliberale Abgeordnete vertreten waren. Das Ergebnis der Wahlmännerwahlen läßt darauf schließen, daß die Nationalliberalen der bisherigen Bruderpartei zur Rechten 6 Sitze abnehmen. Das stellt dann innerhalb des sächsischen Bürgertums einen Ruck nach links dar, und der nächste Landtag wird dann so aussehen: 48 Konservative, 29 Nationalliberale, 3 Freisinnige, 1 Antisemit und 1 Sozialdemokrat. Das ist dann das Parlament des gewerbereichsten Bundesstaates in Deutschland. Die Anstrengungen von Sozialdemokratie und Freisinn waren wieder einmal vergeblich; gegen die Brutalität des Klassenunrechts vermögen sie nicht aufzukommen. Ein freisinniger Nachwahlsieg erscheint nicht ganz ausgeschlossen. Unter dem Gesichtspunkt der Wahlreform betrachtet, bedeutet der Ausfall zweifellos eine Stütze der Absichten des Ministerpräsidenten Grafen Hohenthal, die ja, soweit sie Pluralstimmrecht vorsehen, durchaus nationalliberales Gepräge tragen. Die Konservativen haben Zeit, sich zu überlegen, was sie machen wollen, ob sie der Regierung folgen oder widerstreben. In diesem Falle ist es sicher gut, daß die Siege der Nationalliberalen die Kluft zwischen den beiden Parteien der letzten „Wahlreform" vom Jahre 96 größer und tiefer machen.

Macht und Recht. Herr Liebert, das politische enfant terrible des Fürsten Bülow, hat mit seiner Äußerung auf der alldeutschen Tagung eine hübsche Diskussion über „Macht und Recht" in der Politik hervorgerufen. Wie es sich für einen so starken Mann ziemt, ist er der Meinung, daß Macht allemal das Recht brechen muß. Und ein alldeutscher Professor Kuhlenbeck hat diesen Grundsatz dann erklärt: „es gebe kein Rechtsprinzip, daß nicht durch ein höheres Prinzip durchbrochen werden könnte." Diese Redensarten sind natürlich denjenigen, welche die Enteignung polnisch sprechender Staatsbürger durch ein Ausnahmegesetz erstreben, sehr peinlich, denn man pflegt es, in solchen Fällen doch der Welt nicht öffentlich zu verkünden, wenn man Macht vor Recht angehen läßt. Die „Nationalliberale Korrespondenz" ist denn auch wütend, und die „Kreuzzeitung" protestiert:

„Bekannt ist, daß sich Bismarck, der doch wahrlich von sentimentaler Schwäche frei war, einmal energisch gegen den Vorwurf verwahrt hat, solche Grundsätze in der Politik zu vertreten."

Die gute, sanfte Kreuzzeitung! Ist sie so skrupulös geworden, seit sie während der Zollkämpfe zum Rechtsbruch rief mit den Worten: „Man muß der Bestie den Zaum anlegen!?" Vielleicht dürfen wir daran erinnern, daß Lieberts Genosse, Herr Kuhlenbeck, nur mit schwachen Worten das wiedergab, was Stahl, der Gründer der konservativen Partei, 1849 im preußischen Landtag ausrief:

„Wir geben zu, unser Standpunkt bei der Beurteilung ist der einer höheren Gerechtigkeit, als der gewöhnliche Rechtsboden, der sich bloß an das Äußerliche des geschriebenen Gesetzes hält."

Damals verteidigte nämlich Stahl das heutige Dreiklassenwahlrecht, das durch Rechtsbruch auf Betreiben der Junkerpartei an die Stelle eines besseren Wahlgesetzes getreten war. Ohne den Grundsatz „Macht geht vor Recht" hätte es die Kreuzzeitung nie zu der Rolle gebracht, die sie heute noch im politischen Leben spielt.

Nationale Sozialisten. Der „Vorwärts" regt sich gewaltig auf, weil die sozialdemokratischen Blätter in Solingen und Frankfurt a. M. über die Marokkofrage sich ungefähr so geäußert haben, wie es „ein Nationalsozialer, ein Freisinniger, ja ein Nationalliberaler auch nicht anders schreiben könnte." Die Sozialdemokratie ist in diesen zwei Blättern „bei der imperialistischen Weltpolitik gelandet." Der Schluß des Schmerzensschreies lautet:

Die Auslassungen zweier Parteiblätter beweisen, wie herrlich weit es bereits einzelne Sozialdemokraten in der praktischen Kolonialpolitik gebracht haben! Und das trotz der Dresdener Resolution, trotz des Beschlusses von Stuttgart! Soll diese Auflösung aller prinzipiellen Begriffe, dies katastrophenartige „Hineinwachsen" in die imperialistische Gegenwartspolitik noch länger geduldet werden?! Wahrhaftig, es ist höchste Zeit, der Partei das „Videant Consules"! zuzurufen.

Die „Konsuln" sollen zusehen, wie sie diese demokratischen Stimmen durch ihre Autorität ersticken. Es ist Zeit, daß der Donnergott Bebel wieder erscheint und ein Strafgericht mit wallender Stirnlocke hält, denn wenn er nicht auftritt, wenn man die Gedanken frei sich entfalten läßt, dann siegt eines Tages das Nationalgefühl über die Parteiphrase. Das aber muß vermieden werden, daher der Ruf nach den Konsuln. Schön ist übrigens der Ausdruck vom katastrophenartigen Hineinwachsen in die Gegenwartspolitik!

Ministerialdirektor Althoff geht nicht aus seiner Stellung, sondern ist eines Tages höchst vergnügt wieder angekommen und hat sich gesund gemeldet. Die Fächer seines Amtszimmers werden wieder eingeräumt, und alles atmet neue Jugend. Möge die neugewonnene Frische lange dauern! Es gibt Leute, die etwas vom Unterrichtsminister Althoff murmeln. Ob sie das sich aus ihren Fingern gesogen haben, oder ob etwas Wahres daran ist, wissen wir nicht, und Herrn Althoff zu fragen, hat keinen Zweck, da man nicht unterscheiden könnte, ob er die Wahrheit sagt, damit sie nicht geglaubt wird, oder die Unwahrheit, damit sie geglaubt wird.

Zur Lage in Südwestafrika ist immer noch nichts weiter zu bemerken, als daß abgewartet werden muß, wie weit sich die Nachrichten über Morengas Friedensbedürfnis bestätigen. Auch für den Kampf mit unserm zähesten aller Gegner gilt das Wort: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Morenga hatte während des ersten Bondelzwartaufstandes Ende 1903 in heimtückischer Weise einen Neffen des alten Hendrik Witbooi erschossen, der damals auf unsrer Seite gegen seine rebellischen Stammesgenossen stand. Um Witbooi hierfür eine Genugtuung zu geben, wurde auf seinen Wunsch Morenga aus der Amnestie im Frieden von Kalkfontein, den Leutwein im Januar 1904 mit den Bondels vereinbarte, ausgeschlossen und flüchtete daher über die Grenze ins Englische. Als während des Hereroaufstandes die Verhältnisse im Namalande allmählich immer unruhiger wurden, erschien er wieder auf deutschem Gebiet und fing noch vor der Erhebung Witboois einen Bandenkrieg auf eigne Faust an. Mit dem Aufflammen des Namaaufstandes im Süden wurde er einer der anerkannten Führer und hat unsren Truppen bis zu seiner Internierung in der Kapkolonie in Gefechten und Überfällen allein einen Verlust von etwa 300 Toten beigebracht, wobei die Gewehre und Patronen der Gefallenen fast regelmäßig seine Beute wurden. Bevor er sich nicht wirklich gestellt hat, müssen alle Friedensgerüchte mit Vorsicht aufgenommen werden.

* * *

Der Floh im Pelz. So charakterisiert ein Jungliberaler im „Berliner Tageblatt" seine Richtung. Die alten Nationalliberalen Norddeutschlands wollen den Störenfried los werden, der sie im Vorjahr in Hannover vor allen Leuten so ärgerte und heuer in Kaiserslautern ohne viele laute Worte sich ihnen noch fester in den Pelz gesetzt hat. Das geschah 1. durch den Beitritt der zahlreichen bayrischen und badischen jungliberalen Vereine (11 000 Mitglieder!) zum Reichsverband und 2. dadurch, daß das Hauptprinzip, auf dem nach Meinung der Alten der Jungliberalismus allein aufgebaut sein sollte, die Altersgrenze von 40 Jahren, durchlöchert wurde. Man hob sie nicht für den Reichsverband auf, mußte es aber den Süddeutschen zugestehen, daß sie ohne diese Eintrittskarte hereinkamen. Darin liegt die Hauptbedeutung der Tagung. Bis jetzt hatte man in den Kreisen der Alten die Jungliberalen nicht ungern als Rekrutenschulen zur Ergänzung ihrer alten Mannschaft angesehen, in die der jungliberale Rekrut nach Vollendung des Schwabenalters einrücken durfte. Von einem andern Daseinszweck der Jungliberalen hatten die alten Herren eigentlich nicht geträumt, und nun hören sie auf einmal von überall her, daß Jungliberal eine neue Richtung bedeuten soll. Ja, was ist das? rufen sie. Ihr seid doch nichts wie nationalliberale Füchse; lediglich die Altersgrenze, etwas ganz Formales, unterscheidet euch von uns. Was fällt euch ein? Und die Süddeutschen sind so frei, auch nach ihrem 40. Geburtstag noch jungliberal zu bleiben, und das nicht bloß in einer formalen Unterscheidung zu den Nationalliberalen. Diese Gesellschaft ist jetzt eingebrochen in die Hürden in Norddeutschland, innerhalb deren die Altersgrenze noch eingehalten wird wie der Sabbath. Muß das nicht Neid erwecken und böses Beispiel geben? Die „Nationalliberale Korrespondenz" kündigt auch bereits Polizeiuntersuchung an, und die „Kölnische Zeitung" setzt ein Staatsanwaltsgesicht auf und schnarrt: „Der Floh muß raus" oder, wie sie sich ausdrückt: „Sind es aber programmatische Meinungsverschiedenheiten, welche die Süddeutschen hindern, sich frank und frei zum nationalliberalen Programm zu bekennen, so ist für sie kein Platz in der nationalliberalen Partei . . ."

Die Jungliberalen lachen, denn sie wissen, daß die nationalliberale Partei faktisch gar nicht in der Lage ist, eine Exekution gegen die Jungen durchzuführen, so gern es manche auch sähen. Aber es sind nicht wenige Wahlkreise, in denen der Erfolg allein an der Arbeitsfreudigkeit der Jungen hängt. Sie sind zu groß geworden, als daß sie sich noch prügeln ließen. Darum wird man die geschickt fabrizierte bittere Pille von Kaiserslautern schlucken müssen und kann höchstens auf dem Wiesbadener Parteitag ein saures Gesicht machen, durch das sich aber niemand weiter beirren lassen wird. **Dr. Hohmann-München.**

Der Parteitag der freisinnigen Volkspartei

Der Parteitag der freisinnigen Volkspartei ist sehr gut verlaufen. Es hat zwar einige Stellen gegeben, an denen unnötige und sachlich falsche Angriffe auf uns erfolgt sind, aber diese schlechten Stellen sollen uns die Freude am Ganzen nicht trüben. Wir wollen die besonders von Herrn Fischbeck vorgebrachten Angriffe später besprechen und zunächst das hervorheben, was der Parteitag in seinem Gesamtverlauf geboten hat.

Es versteht sich von selbst, daß auf Grund der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft auch wir ein starkes Interesse am Gange der Freisinnigen Volkspartei haben, da diese ja, um bei einem Vergleiche Müller-Meiningens zu bleiben, in

Es handelt sich also nicht um einige mehr zufällige Einzelangriffe, wie sie außerdem auch auf dem Parteitag vorgekommen sind, und wie sie bei Meinungsverschiedenheiten nie ganz zu vermeiden sind, sondern um eine beabsichtigte Abweisung meines Vorgehens von seiten zweier angesehener Vorstandsmitglieder. Dem gegenüber erkläre ich:

1. Die Frage des Beamtenerlasses kann sehr strittig sein. Die französische Praxis spricht für meine Auffassung, aber ich gebe zu, daß die Auffassung im deutschen Liberalismus bisher meist eine andre war, und denke nicht daran, meine Auffassung für die einzig mögliche zu halten. Unrichtig ist nur, daß es sich um alle Beamten handeln soll. Es handelt sich im Erlaß nur um die politischen Beamten.

2. Der Satz „alles oder nichts" ist von mir nicht geschrieben, im Gegenteil ist er von mir schon vor dem Aufsatz im „Berliner Tageblatt" abgelehnt worden. Das konnten die Herren Redner wissen! Ich bin für möglichst kräftige Agitation für das Reichstagswahlrecht in Preußen genau in dem Sinne, wie es Abg. Fischbeck im Zirkus Busch ausgeführt hat. Er sagt dort, daß wir alles, was in unsern Kräften steht, aufbieten sollen, die Zwingburg niederzuzwingen. Daß dieses vom Liberalismus nicht mit Straßendemonstrationen geschehen kann, habe ich meinesteils schon früher ausgeführt.

3. Als ich meinen Aufsatz im „Berliner Tageblatt" schrieb, hatte vorher in der „Freisinnigen Zeitung" gestanden:

„Die Regierung hat eingesehen, daß es wie bisher nicht mehr weitergehen kann. Aber es scheint, als wollte man den Termin dieser dringenden Reform möglichst weit hinausschieben. Die freisinnige Volkspartei wird demgegenüber nicht locker lassen in ihren Bemühungen um Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ..... Wir erwarten alsbald eine Aufklärung, wie es mit den Plänen des Fürsten Bülow inbezug auf die preußische Wahlreform steht, und zwar können wir uns nicht mit einer bloßen „generellen Erklärung" zufrieden geben, sondern verlangen klipp und klar Auskunft darüber, wie sich die Regierung im Zeichen des Blocks die Durchführung der preußischen Wahlreform denkt."

Auf Grund dieser Worte mußte ich annehmen, daß mein Vorgehen mit dem der „Freisinnigen Zeitung" harmonisch sei.

4. Ungefähr dasselbe wie ich hat in dieser Sache der Abg. Traeger mehrfach ausgesprochen, fast noch schärfer als ich. Weshalb werde ich allein angegriffen? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig!

Auf Grund dieser Sachlage protestiere ich gegen die Angriffe der Herren Abg. Fischbeck und Abg. Müller-Sagan.

Naumann.

Nordschleswigsche Wetterbriefe.

IV.

Die unselige Zwangspolitik, deren verderbliche Wirkungen für das Deutschtum sich ziffernmäßig nachweisen lassen, setzte in Nordschleswig mit dem Jahre 1888 ein, also nachdem Bismarck 24 Jahre hindurch eine ebenso ruhige wie kluge Politik getrieben hatte. Sie begann mit der Sprachverfügung, die auch in den rein dänischen Distrikten die dänische Sprache aus der Volksschule hinauswarf — mit Ausnahme von zwei bis vier Stunden dänischen Religionsunterrichts, die durch die dänische Kirchensprache notwendig bedingt wurden. Das System der Plackereien und Bedrückungen aber, gegen das wir uns in diesen Artikeln wenden, zog erst mit Herrn Mathias von Köller ins schleswig-holsteinische Land. Herr von Köller, der ehemalige preußische Staatsminister, ist der geistige und auch der materielle Nährvater des Systems geworden und darum führt es seinen Namen mit Recht. Was ihn auf den Weg dieser Politik getrieben hat, ist schwer zu sagen. Er hatte mit der sogenannten „Umsturzvorlage" nicht nur die Arbeiterschaft, nicht nur die liberalen Kreise des Volkes, sondern überhaupt die gesamte Intelligenz in starke Bewegung gebracht. Die Vorlage wurde von einem Sturm der Entrüstung hinweggefegt und mit ihr verschwand der Minister Herr von Köller, um sich zunächst in Schleswig als Oberpräsident von den überstandenen Strapazen zu erholen. Es ist vielleicht keine unebene Annahme, daß er die Faustschläge gegen die dänische Bevölkerung zu führen begann, weil er den Kaiser schließlich doch von dem Segen der sogenannten „starken Faust" zu überzeugen hoffte. Als verkrachter Minister der „starken Faust" hatte er ja ein dringendes Interesse an der Rehabilitierung dieses schönen Gegenstandes. Indes: mir ist die etwaige Seele des Herrn von Köller nicht bekannt genug, um sichere Hypothesen aufzustellen. Es ist auch möglich, daß er ohne allgemeinen politischen Plan handelte und nur seiner eingeborenen Neigung zu Zwangsmaßregeln folgte. Wie dem nun auch sei: er brachte lokale Beamte mit, die er kreiert hatte (darf man sie vielleicht seine Kreaturen nennen?), und dang auch gegen baares Geld aus dem Dispositionsfonds einen Journalisten, dem man soeben in einer Berliner Zeitung sein Ressort wegen allgemeiner Unfähigkeit abgenommen hatte. Ein unanständiges deutsches Blatt, das von einem Geschäftemacher in Apenrade herausgegeben wurde, erhielt gleichfalls Zuwendungen. Die lokalen Behörden Nord-Schleswigs wurden unter die starke Hand des Junkers gebracht. Wohlgemerkt: daß er die lokalen Behörden parieren ließ, setzt ihn in meinen Augen nicht herab. Wenn er seine Politik überhaupt durchführen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, und daß er nach dem ersten auch den zweiten Schritt tat, zeigt ihn immerhin als einen Mann von Konsequenz. In den lokalen Behörden, die sich nun einmal auf die Köllerpolitik festgelegt haben, und die zum Teil durch recht dunkle Affären dieser Politik hindurchgegangen sind, haben wir die eigentlichen Interessenten und Vertreter des Systems. Sie haben allen Grund eine Diskussion zu fürchten; eine Diskussion aber kann nur von Nordschleswig ausgehen, wo allein die Tatsachen bekannt sind, und darum bemühen sie sich, den bleiernen Druck der Gewalt zu erhalten. Sie haben mit dem Mut der Verzweiflung ihre durch und durch unwahre Hetze veranstaltet, aber es ging dabei freilich um ihr bißchen Leben. Sobald die Wahrheit über Nord-Schleswig ans Licht kommt, ist es politisch mit ihnen zu Ende, und auch moralisch werden sie sich keineswegs immer intakt erweisen. Personen und Kreise, die gesellschaftlich oder offiziell mit ihnen liiert sind, kommen dann hinzu. Die eigentliche deutsche Bevölkerung hat an der ganzen Politik nicht das geringste Interesse. Es ist für sie durchaus nicht immer angenehm, ihren dänischen Landsleuten in die Augen zu sehen, wenn die Köllerpolitiker ihre Künste haben spielen lassen. Aus nationalen Gründen muß es ihnen unangenehm sein, da das Deutschtum nur in einem Zustand der Ruhe Fortschritte machen kann. Schließlich aber haben sie auch für Heim und Herd zu sorgen, und es versteht sich von selbst, daß der häßliche Geist der Zwietracht, den die Köllerpolitik zu entfachen sich bemüht, auch wirtschaftlich manches hindert, was sonst entstehen und Segen bringen könnte. Daß sie unter der brutalen Gewaltherrschaft zum Teil verstummen, ist ihnen so sehr nicht übelzunehmen. Denn die Köllerpolitiker üben den Boykott, den sie der Bevölkerung anlügen möchten, in der denkbar schroffsten Form. Ist ein Mensch Gastwirt, muß er sich ja nach der vorschriftsmäßigen Gesinnung umsehen, denn sonst erhält er die Konzession nicht. Überall wo sie in das wirtschaftliche Leben eingreifen können, machen sie ihren vergiftenden Einfluß geltend, und die Fäden der lokalen Gewalt breiten sich ja wie ein Netz über das ganze Land. Es nützt den Deutschen auch nichts, daß Bülow in Berlin oder der Bülow in Schleswig eine andere Politik wollen. Selbst der Bülow in Schleswig ist weit, um von dem Berliner gar nicht zu reden, aber den Landrat des Köllersystems haben sie im Nacken. So lange die lokale Gewalt in den Händen dieser Leute bleibt, so lange man die Presse gewähren läßt, die durch Herrn von Köller geschaffen und ausgehalten wurde, so lange werden wir die verderbliche Agitation behalten, die das Land verwüstet; so lange werden wir den erhabenen Zustand genießen, daß ein Winkeljournalist, der aus dem preußischen Dispositionsfonds bezahlt wird, die Politik des Fürsten Bülow durch fortgesetzte falsche Behauptungen zu hindern sucht. Immerhin: so hart auch die Faust Geßlers auf dem Lande lastet, sobald nur irgend eine Hoffnung winkt, bricht auch die wahre Stimme der wirklichen Bevölkerung durch. Als der Oberpräsident in Hadersleben seine entgegenkommende Rede gehalten hatte, machten sofort deutsche Geistliche Nordschleswigs ihren alten Wunsch nach 2 Stunden dänischen Sprachunterrichts geltend; sie hatten ihn bereits früher mit Nachdruck zu Gehör gebracht, hatten ihn dann aber in verflossenen hoffnungslosen Jahren zurück-

gestellt. Wir haben in Nordschleswig ja den Widersinn, daß der Religionsunterricht in dänischer Sprache erteilt wird — an Kinder, die nie eine Stunde dänischen Sprachunterricht erhalten haben und pädagogisch mithin notwendig verkrüppeln müssen. Die deutschen Geistlichen, die mitten in der Bevölkerung leben, und die man nicht ganz so schroff hat kuschen können, wie man die Lehrer und andere Beamte allerdings gekuscht hat — die deutschen Geistlichen also empfinden diesen überflüssigen Unsinn natürlich doppelt stark, weil er dem kirchlichen Leben Schaden zufügt. Der Generalsuperintendent Kaftan in Schleswig, der in der Nähe von Apenrade geboren ist und dort Jahre lang als Geistlicher gewirkt hat, ein Mann also, der aus der nordschleswigschen Bevölkerung hervorgegangen ist und diese Bevölkerung kennt, steht in diesem Punkt auf der Seite seiner früheren Amtsbrüder in Nord-Schleswig. In Sonderburg haben Deutsche und Dänen sich für die kommunalen Wahlen auf einen dänischen Kaufmann als gemeinsamen Kandidaten geeinigt und haben ausdrücklich abgelehnt, sich diese zweckdienliche Kandidatur durch die Köllerleute politisch vergiften zu lassen. Den Vorsitz in der Versammlung führte ein von Süden eingewanderter Deutscher, der aber freilich schon 43 Jahre im Lande ist und sich keinen blauen Dunst braucht vormachen zu lassen. In Flensburg haben die Freisinnigen eine Resolution gefaßt, in der sie sich jedes gewaltsame Vorgehen gegen die „intelligente und tüchtige" Bevölkerung Nord-Schleswigs verbitten. Ihr Kandidat bei den letzten Wahlen war Dr. Dunk, ein Herr, der jahrelang in dem umstrittenen Gebiet praktiziert hat und die Verhältnisse kennt. Der Theologieprofessor Kaftan in Berlin, ein Bruder des obengenannten Generalsuperintendenten — mithin auch ein Nord-Schleswiger — hat gegen die Köllerpolitik in einem warmherzigen Artikel protestiert. Der Philosoph Friedrich Paulsen, ebenfalls ein Schleswiger, hat die sehr begründete Aufforderung erlassen, das Deutschtum dem ruhigen historischen Vordringen zu überlassen. Der alte Prior, ein Mann der Praxis, der als Hofbesitzer mitten in der dänischen Bevölkerung gelebt hat, hat in den „Preußischen Jahrbüchern" gegen die zwecklosen Plackereien gekämpft. Wo immer nur die Stimme eines unabhängigen Mannes ertönt, der die Verhältnisse kennt, vernehmen wir auch dieselbe Grundauffassung. Aber was tut's? Die tollen Hunde der Köllerpolitik kläffen durch die weite deutsche Presse und drohen jedem nicht nur die Kleider, sondern auch die Ehre vom Leibe zu reißen, der ihre Hetze auf Menschenwild zu stören sucht. Nun, sei's darum! Die Aufklärungsarbeit, die ich in diesen Artikeln begonnen habe, wird fortgesetzt. Die Herren kommen so leichten Kaufes nicht davon.

Erich Schlaikjer.

Sprechsaal

Nochmals „Schell und der Katholikentag".

In unserm Artikel „Hermann Schell und der Katholikentag" (Nr. 36 der Hilfe) schrieben wir: „Der Name Schells durfte nach einer ausdrücklichen Weisung der Leitung nicht ausgesprochen werden." Dieser Satz gründete sich auf die persönliche Erfahrung, daß weder Schells Sache noch Name in den Versammlungen erwähnt wurde, daß in den gedruckten Manuskripten zweier Hauptredner Schell mehrmals genannt war, was aber in den mündlichen Reden nicht zum Vorschein kam, auf die Meldung der „M. N. N." vom 30. August Nr. 404, daß 14 Tage zuvor ein Rundschreiben von einer Kommission zur andern gegangen sei mit dem Ersuchen, der Name Schell möge, „um keine neuen Wunden aufzureißen", vermieden werden, und der bis zur Abfassung unsres Artikels nicht widerrufen war, sowie auf eine ähnliche Nachricht des „Würzburger Journals".

Nun übersendet uns Professor Spahn den Artikel, den er im „Tag" schrieb, und bestreitet, daß ihm zugemutet worden war, Schells Namen nicht zu nennen, und legt uns eine Berichtigung nahe. Im „Tag"-Artikel vom 1. September legt Spahn dar, wie nach seiner Empfindung die Versammlung gut daran tat, den Grabesfrieden in Würzburg zu achten und zu sorgen, daß „weder durch Beifallsstürme der Dankbarkeit noch Ausbrüche der Gegnerschaft der müde gewordene Freund aus der Stille des Todes aufgestört" werde. Professor Spahn erklärt, er habe lediglich aus diesem rein empfindungsmäßigen Grund heraus in seiner Rede von Schell geschwiegen, ein ausdrücklicher Wunsch sei von keiner Seite an ihn herangetreten. Professor Spahn hat also vorgehabt, Schell zu nennen, und zwar stand die Sache nach dem Manuskripte, das er, wie er schreibt, „unmittelbar vor Beginn der Versammlung der Zentrums-Korrespondenz überlassen" hatte, „um ihr ihre journalistischen Pflichten zu erleichtern". Gerade Schell wäre zum kräftigen Eideshelfer geworden für die These Spahns, daß nur die in freier Konkurrenz entfesselte geistige Kraft der theologischen Fakultäten allein berufen sei, im Weltanschauungskampf wegführend aufzutreten, und so der Religion Bahnbrecherdienste in der modernen Welt zu erweisen. Es fiel auf, daß Spahn hier nur Protestanten als Widersacher Häckels nannte, so Loofs, Paulsen und Reinke. Es hätte dem Sicherheitsgefühl und Genugtuungsbedürfnis der Versammlung ganz besonders entsprochen, hätte Spahn gerade in diesem Zusammenhang Schells Verdienst hervorgehoben. Er hätte mit dieser Beweisführung seine These am nachdrücklichsten gestützt. Freilich hätte das einen Beifallssturm bei den zahlreich erschienenen Anhängern Hertlings gerufen. So wurden selbst rechtlich bedeutsame Erörterungen durch eine versammlungspolitische Erwägung unterdrückt. Wir bedauern dies. Jener Beifallssturm hätte sicher keine Gegenkundgebung hervorgerufen, und sie wäre ein wünschenswertes Gegengewicht zu Ehren Schells gewesen wider den direkten Angriff des Präsidenten am Schlusse der Tagung.

Daß Professor Spahn erst in Würzburg selbst die Empfindung bekam, es sei besser, wenn Schells Name nicht genannt werde, mag sich aus der geistigen Atmosphäre erklären, die auf den geistigen Führern der Versammlung lag, hat doch auch Professor Meyenberg, Stammheim in Luzern, in seinem Manuskript, das in Nr. 5 des verpönten „Fortschritts", Seite 3, Spalte 1, Zeile 12 von oben, abgedruckt ist, Schell mit einem Zitat erwähnt, in der öffentlichen Rede aber verschwiegen. Es muß ferner die offiziellen, verantwortlichen Leiter der Tagung eine Art Gespensterfurcht beherrscht haben. Man fürchtete, der Geist des toten Schell könnte zitiert werden und tatsächlich in der Versammlung erscheinen! Sprach doch Präsident Fehrenbach, wie von einem Alpdruck befreit, in den letzten Minuten der Versammlung: „Die Verhältnisse lagen bis wenige Tage vor der Versammlung so, daß manche mit bangem Herzen und stiller Sorge dem Verlauf der Tagung entgegengesehen haben." Aus dieser Sorge heraus hat wohl auch der Vorsitzende des Lokalkomitees, Justizrat Dr. Thaler, seine Briefe an die studentischen Vereinigungen geschrieben mit der Bitte, die Schell-Angelegenheit nicht zu erwähnen. Bisher wurde diese Behauptung des „Würzburger Journal" nicht widerrufen, und es wird wohl auch unmöglich sein. Diese Sorge ist eben so charakteristisch, als begreiflich für jeden, der beobachten konnte, wie gerade bei jüngeren Geistlichen und Laien der Beifall aufflammte, als Professor Meyenberg, ohne Schell zu nennen, seine Bedeutung und Verdienste streifte. Es gibt genug Leute, welche die katholischen Studentenvereine schief ansehen. Aber gerade in diesen Korporationen finden sich freiheitlich fühlende Elemente genug, von denen wir nur wünschen, daß sie einmal die Führer in der katholischen Bewegung werden.

Die Klugheit war es also, die Kundgebungen für Schell unterdrückt wissen wollte. Wir haben darum von unsrer Auffassung über die Versammlungspolizei nichts zurückzunehmen. Der Ausschluß der Schellsache vom Katholikentag ist und bleibt die Polizeitat der Führer. Sie wird als solche besonders dadurch ins helle Licht gerückt, daß Präsident Fehrenbach im Schlußwort, nachdem die Bangigkeit von seinem Herzen gewichen war, und nachdem den Freunden Schells jede Möglichkeit zu einer Kundgebung abgeschnitten war, nun zum erstenmal auf der Tagung die Angelegenheit Schells offiziell behandelte und sich mit aller Wucht auf den Standpunkt Roms stellte. Nun erfolgte freilich ein Ausbruch langverhaltener Gemütsbewegung bei den mehreren, wie sie die an stürmische Kundgebungen sehr gewöhnte Tagung selten erleben wird. Es war das einzige Mal, wo unter dem Zuspruch des Präsidiums das Holzwerk der Tribüne donnernd erzitterte. Wenn die Zentrumspresse Bayerns in diesem Schlußeffekt eine offene Absage „von dem Reformertum, von dem offen zur Schau getragenen, wie von dem scheidenden" durch „das katholische Volk in seinen Vertretern" erblickt, so ist das ein Scheinerfolg, wie ihn nur die strategische Klugheit der Polizeigrafen erzielen konnte. Wie anders wäre die Versammlung verlaufen, hätte man die Geister aufeinanderplatzen lassen, würde man die reformfreudigen Elemente überhaupt nur zur Mitteilung, zur Stellung von Anträgen zugelassen, würde man brennende Gegenwartsfragen zur gemeinsamen, öffentlichen Besprechung stellen. All das wird gewaltsam unterdrückt. Und darum wirkt die ganze Tagung eher wie eine glatt funktionierende Bühne, bei der nur Figuren auftreten dürfen, die die Leitung selbst vorschiebt, und die ihrer „Beifallsstürme" von vornherein gewiß sein darf, und nicht wie eine, der geistigen Höhenlage des deutschen Katholizismus entsprechende, in freiem geistigen Ringen sich aufrichtig gebende, alle geistigen Richtungen des Katholizismus umschließende Volksversammlung. Und das ist ein Zeichen der innern Schwäche der herrschenden Strömung und deren „banges Herz und stille Sorge" deutet auf die Kraft der ihr entgegenstehenden Bewegung.

Würzburg. **Jacob Bephl.**

Digitized by Google

Reise in Kamerun

XII

Fumban, den 29. Januar 1907.

Heute früh beim Aufstehen in Bandeng war Thomas total fußkrank; auch der Waschboy Fuda hatte über 40 Grad Fieber. Erst wurde Thomas verbunden, dann bekam Fuda auf seinen dringenden Wunsch Chinin, obgleich das Medikament während der Fieberhöhe selbst kaum Zweck hat. Die Hälfte der Träger bat um Fußsalbe, wozu ich Vaseline verwende. Hilft es nicht, so schadet es nicht, und die Leute sind wenigstens überzeugt, daß ihnen geholfen ist. Dies Krankenpalaver verzögerte den Abmarsch bis gegen 7 Uhr. Jede halbe Stunde Verspätung am frühen Morgen bedeutet ein Stück Marsch mehr bei voller Tageshitze. Der Übergang über das Bandenggebirge, dessen oberste Spitzen und Stämme als Gneisinseln aus einer weiten Basaltlandschaft hervorragen, dauerte zwei Stunden; der Abstieg war sehr anstrengend. Vom Rasthaus Bandeng bis zum Stadttor von Fumban waren es 6 Marschstunden; mit meinen müden Leuten mußte ich außerdem noch über zwei Stunden auf verschiedene Rasten verwenden. Auch beim Abstieg vom Gebirge bestand die ganze Landschaft wieder aus Basalt. Soweit das Auge reichte, schob sich ein flacher schildförmiger Hügel neben den andern. Durch lauter verbranntes Gras ging es in brennender Sonnenglut immer über einen dieser flachen Hügel nach dem andern in monotonem Auf und Ab hinüber. In den Tälern fließt stets ein Wasserlauf mit breiten Sumpfstreifen und einem undurchdringlichen Dickicht aus Raphia und einem massenhaft auftretenden, violett blühenden Klettersträuch auf beiden Seiten. Als wir das Gebirge passiert hatten, mußten Thomas und Fuda in einem Karawanenhaus am Wege zurückbleiben. Ich ließ den Koch bei ihnen mit etwas Verpflegung und sagte, sie sollten, sobald sie könnten, langsam nachkommen. Endlich war Fumban erreicht: Eine hohe Lehmmauer mit hübschem Torbau, davor ein tiefer und breiter Graben — also die erste Stadt mit mohammedanischer Befestigungsweise. An der Mauer entlang und auf dem Wall selbst wachsen die merkwürdigen Dracänen. An ihren hohen dünnen Stämmen und kugeligen Kronen ist der Lauf der Ringmauer weithin erkennbar. Schon stundenweit vorher beginnen die großen Befestigungsanlagen aus der Zeit der Bedrängung der Bamums durch die Fulahs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die eigentliche Stadtmauer wird auf 12 bis 15 Kilometer im Umkreis geschätzt. Um sie zieht sich in einem noch viel größeren Kreise, der mindestens auf 30 Kilometer bemessen wird, der äußere Wallgraben, der jetzt stellenweise schon ziemlich verfallen ist. Der Raum zwischen den beiden Befestigungslinien ist mit zahllosen Fallgruben erfüllt. Die Stadt Fumban hat etwa 17 000 Einwohner, ohne die kleinen Kinder, und ist sehr weitläufig gebaut. Viele sogenannte Farmgärten und unbebaute Flächen liegen innerhalb der Mauer. Das Ganze sieht eigentlich weniger wie eine Stadt aus, als wie eine mit Häusern, Hütten und Pflanzungen erfüllte, umwallte Hügellandschaft. Der Weg quer durch die Stadt von einem Tor zum andern ist fast eine Stunde lang. In Bamum ist ein landwirtschaftlicher Beamter vom Gouvernement stationiert, Herr Stößel, der für den Baumwollenbau im Lande sorgen soll. Er wohnt in einem großen, schönen Gehöft, wo auch ein Fremdenhaus für durchreisende Regierungsbeamte und ein großer Rasthof für Regierungskarawanen ist. Während ich durch die Stadt marschierte, kam der „King" Joja, dem natürlich schon lange gemeldet war, daß ein Europäer ankommt, zur Begrüßung und lud mich ein, bei ihm zu wohnen. »Me be Joja, King for Bamum,« stellte er sich in tadelloser Haltung vor. Er trug eine bunte schneidige Uniform mit hohen gelben Lederstiefeln und runder Tuchmütze. Tadellos sauber und von stattlicher strammer Figur, machte er einen ganz ausgezeichneten Eindruck. Ich dankte und sagte, Herr Stößel erwarte mich, bat aber Joja um Träger, um meine Kranken zu holen. Sie sind übrigens alle kurz vor Sonnenuntergang angekommen. hatten sich schon selbst aufgemacht und waren ziemlich nahe an der Stadt, als Jojas Leute sie trafen. Fuda hat starkes Fieber, Seitenstechen und Husten — soviel ich als Nichtarzt sehen kann, ist oder wird es Lungenentzündung. Die Leute aus dem heißen und tiefen Waldland holen sich auf dem Hochlande nur zu leicht etwas. Es täte mir leid, wenn ich den Jungen hier zurücklassen müßte. Er ist ein Jaundeboy. Herr Stößel sagt übrigens, sein Koch wäre auch ein Jaunde, und der würde sich schlimmsten Falles seines Landmannes schon annehmen.

30. Januar.

Gestern und heute sind also wirkliche Ruhetage. Bamum ist sehr interessant, zumal unter der Führung von zwei so unterrichteten Leuten, wie Herr Stößel und der vortreffliche Baseler Missionar Göhring mit seiner Gattin. Gestern waren wir beim „King". Er ist ein sehr begabter und in seiner Weise tüchtiger Negerfürst, der für alles Europäische empfänglich ist; für seine Verhältnisse höchst aufgeklärt und für alle guten Ratschläge zugänglich. Die Bauten in der Stadt, der königliche Palast, die Frauenhäuser, die Kasernen und die sogenannte Sommerresidenz sind zwar aus dem landesüblichen Material, aus Stangen, Palmrippen und Lehmverputz mit Grasdächern und groben Holzträgern errichtet, aber sie imponieren durch Höhe, Umfang und Ausdehnung. Jojas Palast nimmt über einen Hektar ein. Seine Mutter, die sogenannte Na, ist ein dickes Untier, aber klug und einflußreich. Sie soll drei Zentner wiegen, und wer sie sieht, glaubt ihr auch noch etwas mehr. Bevor Missionar Göhring und seine Familie nach Bamum kamen, ging sie, wie alle übrigen Weiber von Bamum, in der landesüblichen Frauentracht, d. i. mit einer Schnur um die Hüften. In diesem Kostüm ist sie öfters von Faktoristen in Fumban photographiert worden. Als Frau Göhring dorthin kam, war das erste, daß sie der Na einige Kittel von Hemdform schenkte. Jetzt zeigte sie sich vor Fremden nur noch in diesem Kostüm. Übrigens kann sie kaum zu Fuß gehen, und wenn sie ihr Gehöft verläßt, so wird sie auf einer Art Bahre von 4 oder 6 kräftigen Leuten getragen Sie hat den besten Mimbo im ganzen Lande. Die richtigen Palmweintrinker wissen sehr wohl einen Unterschied zwischen Mimbo und Mimbo zu machen, je nachdem, was für eine Art Palme es ist, auf was für Grund sie wächst, wie sie angezapft wird, wie der Saft behandelt wird usw. Auch Jojas Mimbo ist nicht schlecht. Wir besahen uns erst seinen Palast, an dem aber augenblicklich gebaut wird, und gingen dann in das Sommerschloß, wo er jetzt residiert. Joja erzählt, er wäre der dreizehnte Herrscher von Bamum, und seine Vorfahren seien von Norden gekommen. Es scheint, daß es sich hier um eine ähnliche Mischung zwischen der Banturasse und den Sudannegern handelt, wie Zintgraff das für die Balistämme weiter gegen Westen vermutet hat. Jedenfalls haben die Leute von Bamum eine sehr interessante und selbständige, bemerkenswerte Kultur erreicht. Ein Beweis dafür ist allein schon das großartige Befestigungssystem der Hauptstadt, die übrigens nicht, wie gewöhnlich gesagt wird, den Namen des Landes „Bamum" führt, sondern Fumban heißt. Der Wallgraben und die unzähligen Wolfsgruben zwischen den beiden Befestigungslinien scheinen nach der Erzählung Jojas vor 50 oder 60 Jahren zum Schutz gegen die Fulahs von Adamaua angelegt worden zu sein. Die Fulahs pflegten in der Weise zu kämpfen, daß der Kern des Heeres berittен war, die Masse, das Aufgebot aus den unterworfenen Stämmen, zu Fuß. Durch die Fallgruben war die Verwendung von Reiterei im Weichbild der Stadt vollkommen ausgeschlossen. Aber einmal, wird erzählt, rückte ein großes Fulahheer zu Fuß heran, und Tausende von Kriegern und Sklaven schleppten gewaltige Grasbüschel auf den Köpfen, um die Gruben damit zuzuwerfen und Raum zum Anlaufen zu gewinnen. Die Bamums aber, als sie die Gefahr aufs höchste gestiegen sahen, stellten sich unter den Mauern ihrer Stadt zum Kampfe auf und brachten den Fulahs eine gewaltige Niederlage bei. Seitdem soll kein Fulahheer gegen Fumban mehr ausgezogen sein. Der Zweck bei diesen Kriegszügen der Fulahherrscher in die nicht unterworfenen Heidenländer war immer derselbe: Sklaven zu erbeuten. Ähnlich wie Bamum hat noch zu einer Zeit, als Kamerun auf der Karte schon zu Deutschland gehörte, die benachbarte Stadt des Tikarstammes, Ngambe, durch eine ähnliche Befestigung den jahrelangen Versuchen des Fulahherrschers von Tibati, sie zu erobern, Widerstand geleistet. An diesen beiden Stämmen, den Bamums und den Tikars, ist ebenso wie weiter gegen Westen an den Balis die große Fulahwelle zum Stehen gekommen. Weiter nach Osten rollte sie, ohne nachhaltigen Widerstand zu finden, bis unmittelbar an die Grenze des Südkamerunер Waldlandes, bis Bertua und bis an den Sanagastrom, wo das heutige Ngila den Fulahs tributpflichtig war.

Es ist schwer zu sagen, wie viele Untertanen Joja hat. Was man mir in Duala immer wiederholt hat, die Bedeutung Bamums würde sehr überschätzt, scheint doch kaum richtig zu sein. Das Gebiet dehnt sich von Norden nach Süden mindestens zehn, von Osten nach Westen gute sechs Tagereisen aus und ist, wie sowohl Herr Stößel und der Missionar Göhring als auch Joja selbst versichern, dort zum größten Teil viel besser bevölkert und bebaut, als auf der ziemlich menschenleeren Strecke vom Nun bis an die Hauptstadt. Wirtschaftlich ist das Land heute namentlich aus dem Grunde wichtig, weil es das letzte große Ölpalmengebiet gegen Norden ist, und Fumban daher ein Haupthandelsplatz für Palmöl, das die nördlichen und östlichen Stämme von weither hier einkaufen kommen. Joja selbst hat mit großer Schnelligkeit den Wechsel in der gesamten Wirtschaftslage seines Landes begriffen, der durch die Ankunft der Europäer entstanden ist. Noch vor sechs Jahren wußte überhaupt niemand in ganz Kamerun etwas Näheres von der Existenz der Stadt und des Landes. Der erste Europäer, der hierher gelangte, war Hauptmann Ramsay, damals nicht aktiver Offizier, sondern im Dienst der Gesellschaft Nordwestkamerun, im Jahre 1901.

Paul Rohrbach.

(Fortsetzung folgt.)

Unsre Bewegung

In wenigen Tagen tritt die „Hilfe" in ein neues Quartal. Wir bitten unsre Leser, nach ihrer Kraft dazu beizutragen, daß der 1. Oktober uns eine große Zahl neuer, ständiger Leser bringt. Tausende von Probenummern gehen in diesen Wochen in alle Gegenden unsres Vaterlandes. Wir können

wenig mehr tun, als sie hinaussenden. An denen, die die Adressen für Probeabonnements aufgegeben haben, ist es jetzt, die Empfänger zu veranlassen, vom Probeabonnement zum ständigen überzugehen. Mancher der neuen Leser wird dann nach weiterer politischer Durchbildung verlangen, ihn lade man zu den Versammlungen, besonders aber zu den Vereins- und Diskussionsabenden. Der Liberalismus steht vor seiner Schicksalsstunde. Was der kommende Winter bringen wird, weiß heute noch niemand. Aber das wissen wir alle, daß von unsrer Arbeit sehr viel abhängen wird. Daher laßt uns Freunde zu neuer Arbeit werben und sie ausrüsten mit den Waffen des Geistes für den kommenden Kampf.

Das Bureau des Wahlvereins der Liberalen befindet sich Berlin SW., Dessauerstraße 13.

Berlin-Schöneberg. Der Liberale Verein Schöneberg, der sich in einem ununterbrochenen kräftigen Aufstieg befindet und sich namentlich auch in der Kommunalpolitik eine anerkannte Bedeutung erkämpft hat, wird mit einer Naumannversammlung in die Winterarbeit treten. Am Dienstag, den 24. September, 8 Uhr, wird Naumann in der Schloßbrauerei Schöneberg, Hauptstraße 106 über „Liberalismus und Kommunalpolitik" referieren.

Königreich Sachsen. Dritter städtischer Landtags-Wahlkreis (Gossenhain, Radeberg, Bischofswerda). Dank des Dreiklassenwahlunrechts hat in diesem Kreise bei den diesjährigen Landtagswahlen noch einmal der Konservative gesiegt, obwohl wir in der II. und III. Klasse an Stimmenzahl die Konservativen z. T. überholt, bezw. sie bald eingeholt haben. Der Kreis ist jahrzehntelang in konservativem Besitz gewesen; auf einen Sieg unsres Kandidaten, des Herrn Dr. Barge-Leipzig, der, wenn er gewählt worden wäre, durch seine Beredsamkeit und sein Wissen sicherlich zur Erhöhung des geistigen Niveaus des agrarischen Dreiklassenlandtages beigetragen hätte, war bei diesem ersten liberalen Ansturm schwerlich zu hoffen, zumal der konservative Kandidat in seinen Reden ganz liberale Töne anschlug und geflissentlich recht weit von den in Sachsen herrschenden Agrarkonservativen abrückte. „Von denen um Mehnert trennt mich eine dicke Mauer." Dazu kam, daß die bestehende liberale Doppelkandidatur des volksparteilichen Herrn Gnauck-Bischofswerda unsre Stoßkraft vermindert hat. Herr Gnauck ist allerdings noch am letzten Tage vor der Wahl zurückgetreten. Beiden Seiten war der Bruderzwist ernstlich zuwider, und wir begrüßen es lebhaft, daß der Streit als beigelegt zu betrachten ist. Unsre letzte öffentliche Versammlung leitete Herr Buchdruckereibesitzer Haubold, der während des Wahlkampfes in den volksparteilichen Versammlungen den Vorsitz geführt hatte. Bei den noch ausstehenden acht Nachwahlen sind Volksparteiler z. T. unsre Wahlmänner geworden.

Auerbach i. Vogtl. (V. des lib. Vereins: Lehrer Strauß.) Die liberalen Vereine zu Auerbach, Falkenstein, Treuen und Willau nahmen am 7. September in einer gemeinsamen Besprechung zum sächsischen Wahlrechtsentwurf und zu den Einigungsbestrebungen der Linksliberalen Stellung. Es wurde folgende Resolution angenommen: Die Vereine der entschiedenen Liberalen im 22. sächsischen Reichstagswahlkreis stehen nach wie vor auf dem Standpunkt, daß auch für die sächsischen Landtagswahlen das Reichstagswahlrecht einzuführen sei, und gleichzeitig eine gerechte Einteilung der Wahlkreise ohne Unterschied zwischen Stadt und Land zu erfolgen habe. Sie bedauern, daß trotz der Frankfurter Beschlüsse die beiden freisinnigen Parteien auch in Sachsen sich noch nicht allenthalben freundlich gegenüberstehen und wünschen lebhaft, daß mehr als bisher das Trennende vermieden werde, und das Gemeinsame, das sie verbindet, zu stets geschlossenem Vorgehen führe.

Falkenstein i. V. Der Freisinnige Verein hielt am 6. September eine gut besuchte Versammlung ab. Herr Lehrer Herold sprach über „Liberalismus und Volksschule". Die Stellung des Liberalismus zur Volksschule ergibt sich aus seinen beiden Hauptprinzipien, dem Fortschritts- und dem Persönlichkeitsprinzip. Wir müssen unser Schulwesen so gestalten, daß für den einzelnen die denkbar beste Ausbildung seiner physischen, geistigen und moralischen Kräfte ermöglicht wird. Daher die Forderungen: 1. Allgemeine Volksschule, 2. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, 3. Beseitigung der kirchlichen Herrschaft, 4. Unterstützung der Lehrerforderung, Zulassung zur Universität betr. Redner verbreitete sich hauptsächlich über die 1. Forderung und erläuterte als Beispiel die Mannheimer Schulorganisation.

In der anregenden Debatte trat völlige Übereinstimmung mit dem Referenten zutage. Herr stud. Ulbricht, Leipzig, konstatierte, daß unser Schulwesen von andern Staaten überholt worden sei. Wir hätten zu wenig Fortschritte gemacht. Dies sei um so mehr zu bedauern, als der Volkswohlstand gestiegen sei. Herr Lange (nationalliberal) hob ganz besonders als eine Forderung des Liberalismus die Sicherung der Glaubensfreiheit hervor.

Sodann wurde der Wahlrechtsentwurf der sächsischen Regierung vom liberalen Standpunkte eingehend, nach einem Referate des 1. Vorsitzenden, Herrn Dr. Gläsel, besprochen.

Willau. Liberaler Verein. Vors. Lehrer Schiefer. Am 6. Sept. sprach Herr Lehrer Fischer-Niederplanitz in einer Vereinsversammlung über die wahren Zielpunkte einer liberalen Politik. An der Hand der Parteigeschichte der Nat.-Liberalen beleuchtete der Vortragende in überzeugender Weise, wie mit der Preisgabe des Liberalismus zugleich auch die nationale Sache unsres deutschen Volkes gefährdet wird. Im andern Falle dient eine politische Partei, die für den entschiedenen Liberalismus kämpft, damit zugleich auch dem Vaterlande.

In der nächsten Versammlung am 12. Okt. spricht Herr Handelsschullehrer Bauer-Auerbach über das Thema: „Der Liberalismus und die Arbeiter."

Der Hilfe-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Buenos-Aires, Dr. F. K. 20.—; Frankfurt a./M., Dr. W. E. IV. 10.—; Leipzig, G. W. III. 5.—; Straßburg i./Els., E. L. III. 5.—. Außerordentliche Beiträge: Erfurt, B. G. 3,—.

Zusammen M.	48.—
Dazu laut Ausweis in Nr. 37 „	2992.70
M.	3035.70

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Boykottierung durch Invalidenkarten wird bei den Scharfmacherelementen unter den Arbeitgebern nachgerade beliebt. Man hörte schon wiederholt von der Anwendung dieses verwerflichen Mittels. Gegenwärtig wird ein Rundschreiben des Arbeitgeberverbandes für das Baugewerbe zu Aachen veröffentlicht, worin mitgeteilt wird, daß 512 Bauarbeiter ausständig seien und dann ersucht wird, Arbeiter aus den Krefelder Bezirken bis auf weiteres nicht einzustellen. Es heißt dann weiter: „Wir machen darauf aufmerksam, daß der Entwertungsstempel der Invalidenkarten der in Krefeld streikenden Arbeiter mit der Nummer 41 versehen ist; es wird höflichst gebeten, auf diese Nummer genau zu achten, und die Arbeiter mit solchen Karten nicht einzustellen." Diese Boykottierung ist verwerflich. Durch die Gesetzbungen sind Invalidenkarten mit abgestempelten Marken vorgeschrieben. Nun hat das Invalidenversicherungsgesetz ausdrücklich jede Kennzeichnung des Arbeiters den Arbeitgebern gegenüber auf den Invalidenkarten verboten. Entsprechende Eintragungen, Vermerke oder Veränderungen werden mit Geldstrafe bis zu 2000 Mk. oder Gefängnis bis zu 6 Monaten bedroht. Zweifellos fällt die vom Arbeitgeberverband Aachen beliebte Kennzeichnung der Arbeiter nicht unter diese Strafbestimmung, ebenso zweifellos wird sie jedoch vom Geist derselben gerichtet. Hier ist eine Lücke, die bald ausgefüllt werden muß.

Die Witwen- und Waisenversicherung des Deutschen Reichs, die auf Beschluß der Zollmehrheit aus dem erhöhten Zoll vom Jahre 1910 ab eingerichtet werden soll, scheint noch keineswegs gesichert zu sein. In seiner Übersicht über die Finanzergebnisse des verflossenen Jahres schreibt der „Reichsanzeiger": „Bei den Fonds des Reichsschatzamtes beziffert die Minderausgabe sich auf 22180000 M. Nach der Berechnung des auf den Kopf der Bevölkerung des deutschen Reiches entfallenden Reinertrage der im § 15 des Zolltarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 bezeichneten Waren ist für das abgelaufene Rechnungsjahr an den Hinterbliebenenversicherungsfonds nichts abzuführen gewesen. Der unter Kapitel 68b der fortdauernden Ausgaben eingestellte Betrag von 22000000 M. war daher in Abgang zu bringen." — Wenn die Einnahmen aus Lebensmittelzöllen weiterhin so schwankend sind, bilden sie eine höchstbedenkliche Grundlage für ein so weitschauendes Unternehmen wie die Reichsversicherung der Arbeiter-Witwen und -Waisen. Das ist übrigens seinerzeit den zollwütigen Lebensmittelveteuerern vielfach vorausgesagt worden: aber sie waren ja bekanntlich gegen alle Verstandesgründe taub, also auch gegen diese jetzt schon mit Tatsachen belegten.

Die sozialdemokratischen Dienstbotenvereine in Deutschland umfassen nach dem Jahresbericht zum Essener Parteitag insgesamt 5000 Mitglieder. Bedenkt man, daß die ganze Macht der sozialdemokratischen Genossen und Genossinnen seit Jahr und Tag in Nürnberg, Hamburg, Mannheim, Berlin, München, Leipzig, Bremen, Königsberg, Bant, Frankfurt a. M., Jena, Köln usw. am Werke war, so sind die Erfolge keineswegs überwältigend. Einige dieser Dienstbotenvereine haben eigene Stellennachweise. Warum nicht alle? Bessere Behandlung ist doch die erste Forderung aller Dienstboten, und am radikalsten kann sie vertreten werden durch eigene Stellennachweise. Bei der allgemeinen Dienstbotennot müßten, sollte man denken, auch sozialdemokratische Stellennachweise für Dienstboten florieren. Ganz abgesehen von dem Dienstbotenbedürfnis gehobener Genossen, die selbstverständlich nur klassenbewußte Genossinnen in ihren Haushalt nehmen. Der einzige Vorteil, den die sozialdemokratische Organisation den Dienstboten seither allgemein gebracht hat, ist ein obligatorisches Abonnement auf die von Frau Klara Zetkin herausgegebene „Gleichheit".

Handwerker und Tarifverträge. Man schreibt uns: Der Hauptgegenstand der Tagesordnung des Verbandstags der württembergischen Gewerbevereine in Backnang war das Thema: „Tarifgemeinschaften." Ist es an sich gut, wenn sich die Vereine der Handwerker eingehend mit sozialpolitischen Fragen so weitgehender Bedeutung beschäftigen, so ist es um so erfreulicher, wenn sie sich so warm für Tarifgemeinschaften aussprechen, wie auf diesem Verbandstag.

Speziell für die Verhältnisse des Handwerks und Kleingewerbes wurden die Tarifverträge als günstig und segensreich empfohlen, als Friedensverträge. Auf beiderseitigem Entgegenkommen und Vereinbarung beruhend, bieten sie mehr Bürgschaft einer dauernden Regelung der Lohnverhältnisse, als dies bei Lohnfestsetzungen sein kann, die ein Teil dem andern durch einseitige Ausnutzung von Konjunkturen aufgezwungen hat. Ungeteiltes und rückhaltloses Lob wurde immer wieder in den Erörterungen dem Vertrag der Buchdrucker, als einem Mustervertrag für Regelung der Lohnverhältnisse, gezollt. Ebenso energisch wurde für die Unternehmer unter sich der Abschluß von Tarifgemeinschaften zur einheitlichen Regelung des Verhältnisses zum Konsumenten empfohlen.

Nicht durch gesetzliche Regelungen könne den Klagen über Niedergang des Handwerks, über Schäden des Submissionswesens, des unlauteren Wettbewerbs abgeholfen werden, dagegen helfen keine kleinen und kleinlichen Gesetzesmittelchen, sondern die Selbsthilfe durch Zusammenschluß in Tarifgemeinschaften mit gemeinschaftlichen, festen Preislisten. Mit solchen Anschauungen hebt sich diese Tagung württembergischer Gewerbetreibender vorteilhaft ab von dem ewigen Rufen nach Staats-Hilfe und Polizei-Gesetzen, von welchen die Rettung des Mittelstandes kommen soll. Die schwäbischen Handwerker scheinen sich doch noch einen unbefangeneren und freieren Blick für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung unsers Wirtschaftslebens gewahrt zu haben als die mehr nördlichen Brüder, die kürzlich in Eisenach tagten und unter Führung der Herren Dr. Westphal, Pauli und Genossen Tarifverträge weit von sich wiesen.

Vollzieht sich ein Rückgang des kleingewerblichen Betriebes? Die „Statistische Korrespondenz" hatte gelegentlich einer Betrachtung über die Ergebnisse der preußischen Warenhaussteuer im Jahre 1906 behauptet, daß mit dem Aufschwunge im Warenhausgewerbe ein beträchtlicher Rückgang des gewerblichen Kleinbetriebes Hand in Hand gehe. Die „Statistische Korrespondenz" glaubt ihre diesbezügliche Behauptung auf die Tatsache stützen zu können, daß in Preußen im Jahre 1901 auf zehntausend der städtischen Bevölkerung 206, im Jahre 1905 dagegen nur 205 und im Jahre 1906 nur 202 Gewerbesteuerpflichtige der Klasse IV kamen. Eine Betrachtung dieser Verhältniszahlen braucht aber durchaus nicht den Schluß zuzulassen, daß der gewerbliche Kleinbetrieb im Rückgang begriffen sei. Die Gewerbesteuerpflichtigen der vierten Klasse können nicht nur verschwunden, sondern auch in höhere Steuerklassen hinaufgerückt sein. Die „Deutsche Mittelstands-Korrespondenz" weist denn auch darauf hin, daß die Zahl der gewerbesteuerpflichtigen Gewerbetreibenden zwar in den Städten wie angegeben zurückgegangen sei, dagegen sich auf dem Lande in dieser Zeit von 71,8 auf 87,4, also weit stärker vermehrt hat, als der Rückgang in den Städten beträgt. Ferner muß beachtet werden, daß die Zahl der gewerbesteuerpflichtigen Betriebe nur etwa $^1/_3$ der Gewerbetreibenden umfaßt. Die große Mehrzahl der Kleingewerbetreibenden zahlt überhaupt keine Gewerbesteuer, und gerade diese sind es, die sich so stark vermehren, gegenseitig scharfe Konkurrenz machen, und mit am lautesten gegen die Konsumgenossenschaften zetern. Die „Deutsche Mittelstands-Korrespondenz" erinnert daran, daß Präsident Strutz in der Sitzung der Handels- und Gewerbekommission des preußischen Abgeordnetenhauses vom 1. Mai d. J. ausgeführt hat, daß die kleineren und mittleren Betriebe in den letzten Jahren sich keineswegs weniger als früher vermehrt hätten. Von 1897 bis 1906 habe die Vermehrung im Jahresdurchschnitt betragen: in der Gewerbesteuerklasse III etwa 2600, in Klasse IV 11 000, dagegen im Durchschnitt der Jahre 1904 bis 1906 dort 3200, hier 12 200 Betriebe. Sicher wird die Gewerbezählung von 1907 bestätigen, daß die Zahl der Kleingewerbetreibenden noch immer im Wachstum begriffen ist.

Der Kongreß der englischen Gewerkvereine hat sich auch in diesem Jahre wieder mit zwei wichtigen Fragen beschäftigt, die schon oft auf seiner Tagesordnung gestanden haben: mit der parlamentarischen Arbeitervertretung und mit der Frage obligatorischer gewerblicher Schiedsgerichte. Die parlamentarische Vertretung der englischen Arbeiter ist heute noch gespalten in eine eigne Arbeiterfraktion und eine in der bürgerlichen liberalen Fraktion eingeschlossene größere Zahl von Arbeiterabgeordneten. Die im parlamentarischen Komitee des Kongresses zusammengeschlossene Arbeiterpartei verlangt von den liberalen Arbeiterabgeordneten die Verpflichtung, bei Wahlen etwaigen Arbeiterkandidaten nicht entgegenzutreten, auch wenn diese gegen bürgerliche Liberale stehen. Bis jetzt ist aber noch keine Einigung zustande gekommen, vielmehr hat der letzte Kongreß beschlossen, die Unterhandlung zwischen beiden Parteien fortzusetzen. Dagegen ist die Frage der Einführung obligatorisch gewerblicher Schiedsgerichte diesmal noch energischer als je früher abgelehnt worden. Alle schwachorganisierten Gewerkvereine und die sozialdemokratischen Arbeiterführer sind Freunde, dagegen die reichen und gutorganisierten Gewerkschaften Gegner obligatorischer Schiedsgerichte. Es ist nicht ohne Pikanterie, daß den sozialistischen Klassenkämpfern gegenüber ausgeführt wurde, über das Recht zu leben, könne man nicht durch Schiedsgerichte entscheiden, und die rauhe Methode der Streiks sei bisweilen nötig. Mit 660 000 Stimmen mehrheit wurde die Einführung obligatorischer Schiedsgerichte verworfen. Auch eine Resolution zugunsten der obligatorischen Anrufung eines Versöhnungsausschusses vor jedem Streikversuch wurde mit 100 000 Stimmen abgelehnt. Dagegen wurde einstimmig eine Resolution des Abgeordneten Bares angenommen, welche von 1909 ab Altersversicherung in Höhe von 5 Schilling pro Woche vom sechzigsten Lebensjahre ab verlangt.

Ein Mieterbund für Groß-Berlin ist noch rechtzeitig vor dem in Berlin-Steglitz tagenden Verbandstag deutscher Mietervereine ins Leben gerufen worden. Der Steglitzer Mieterverein hatte die in Berlin und Vororten bestehenden, größtenteils dem Verbande noch nicht angeschlossenen Vereine wiederholt zu gemeinsamen Sitzungen eingeladen, um die gemeinsamen Interessen zu besprechen. Das Ergebnis war die Gründung des Mieterbundes, dem die Mietervereine von Berlin, Charlottenburg, Steglitz, Pankow, Weißensee und Waidmannslust sofort beitraten. Der Bund bezweckt eine engere Fühlungnahme zwischen den einzelnen Vereinen, Verschmelzung der verschiedenen Mieterzeitungen, energische gemeinsame Förderung der Wohnungsreform und Begründung neuer Mietervereine. Wahrscheinlich könnten auch andre Großstädte mit ihren Vororten ähnlich vorgehen. Die Mieterbewegung hat nur dann Erfolg, wenn sie einig und geschlossen auftritt und eifrig arbeitet.

Neue Genossenschaftsziffern. Das treffliche „Jahr- und Adreßbuch" der „Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften im Deutschen Reiche" ist für das Jahr 1908 im Verlag von J. Guttentag, Berlin, erschienen und bringt wie immer übersichtliche und zuverlässige Ziffern über das deutsche Genossenschaftswesen. Es weist nach, daß die Zahl der eingetragenen Genossenschaften im Deutschen Reiche von 24 652 im Berichtsjahr auf 25 714 gewachsen ist. Den ersten Platz nehmen die Kreditgenossenschaften ein, die in 15 602 Vereinen insgesamt 2 113 653 Mitglieder zählen. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften umfassen 3420 Vereine mit 2 376 353 Mitgliedern. Im ganzen zeigt das dargebotene Bild frische, lebensvolle Züge.

Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hält in den Tagen vom 9.—11. Oktober in Posen seine diesmalige Jahresversammlung ab. Die Tagesordnung ist überaus reichhaltig. Neben der Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten enthält sie eine Reihe von Vorträgen, die von allgemeinem Interesse sind und größte Beachtung verdienen. Dr. med. Kapff spricht über die Frage: „Bedürfen Alkoholkranke einer besonderen Behandlung?" Prof. Tümpel referiert über: „Die Tätigkeit der Frau in der Trinkerfürsorge." „Über die Stellung der Landesversicherungsanstalten zu den Trinkerheilstätten" wird Pastor Köhler reden. Außerdem wird Stadtrat Rath die Aufgaben der Gemeindeverwaltungen im Kampfe gegen den Alkoholismus erörtern.

Briefkasten

A. W. i. L. An den Verlag sind schon häufiger derartige Ersuchen gelangt. Kostenfrei kann die „Hilfe" natürlich nicht an Restaurants, Cafés usw. geliefert werden, schon wegen der beträchtlichen Ausgaben nicht. Der Verlag verkennt die dringende Notwendigkeit nicht, kann aber selber wenig in dieser Angelegenheit tun. — Es bleibt nichts andres als Selbsthilfe. Die Freunde unsrer Wochenschrift müssen selber die Besitzer derartiger Betriebe für die Anschaffung der „Hilfe" zu interessieren suchen.

Stud. L. in A. Die Bücher, die für Ihre Zwecke in Betracht kommen, sind: Dr. A. Riehn „Das Konsumvereinswesen in Deutschland" und Mrs. Sidney Webb „Die britische Genossenschaftsbewegung". Nähere Auskünfte werden Ihnen sicher gerne vom Hamburger Sekretariat des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine (H. Kaufmann) erteilt.

An mehrere: Dr. Barth kommt Ende dieses Monats von Amerika zurück. Es geht ihm gut.

Frl. Anna Bl. Über die bevorstehende Tagung in Kassel wird in der „Hilfe" geschrieben werden. Zweck der Tagung ist Aussprache über weibliche Bildung. Alle Richtungen sind vertreten.

* * *

Ich bitte freundlichst, mir keine Sendungen mehr zu schicken, die für die Redaktion der „Hilfe" bestimmt sind. Da ich nicht mehr Redakteur bin, kann ich gar nichts damit anfangen. Für alle Zuschriften gelegentlich meines Ausscheidens vielen Dank!

Hannover. Dr. E. K.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 38 Berlin, 22. Septbr. 1907

Verantwortlich.

Es gibt Dinge, die man wie im Schlaf tun muß. Hebbel.

Der Mensch, vor dem man den Hut ziehen soll, muß die Verantwortung für seine Taten tragen. Lehnt er die ab, so ist er unsrer Achtung nicht wert. Unter all dem, was im Leben getan werden muß, ist manchmal viel Hartes, vielleicht scheinbar Rohes. Es sieht aus wie Gewalt, und schwächliche Seelen schlagen dann die Hände über den Kopf zusammen. Sobald sich aber das Gewissen mit seiner ganzen Kraft und vollen Empfindlichkeit hinter die Tat stellt und sie auf sich nimmt, mag sie grausig sein, so hat keiner das Recht, darüber zu schelten. — An kleinen Dingen kann man merken, ob der volle Mannesernst solche Taten trägt, die man lieber nicht getan haben möchte, die aber geschehen mußten. Er redet davon nicht in der Öffentlichkeit. Gegen vertraute Seelen, die wichtige Entscheidungen selbst schon durchgemacht, öffnet sich vielleicht in stiller Stunde die Seele. Aber sie brüstet sich nicht vor der Welt damit. Wo einer mit solchen Taten prahlt, fehlt ihm jedes sittliche Verständnis, mag er Verdienste haben, so viel er will. Es gibt Dinge, die man wie im Schlaf tun muß: schwere, herzergreifende. Sie gehen lange wie dunkle Schatten neben einem her. Es braucht eine feste Faust, sie zu vollbringen, und man übernimmt dafür volle Verantwortung. Aber man keucht innerlich unter der Last jenes Augenblicks, da es geschah. Man erschrickt vor dem Gedanken, der es deutlich von uns forderte. Man begreift nicht, daß es wirklich nötig werden mußte. Kaltblütiger Mut und keusches Gewissen widersprechen einander gar nicht. Es ist nicht so, daß nur Mut und Grausamkeit zusammengehörten. Im Gegenteil: die mutigsten Menschen sind die, welche der Not gehorchen und vielleicht mit blutiger Hand etwas tun, weil sie's müssen, zugleich aber innerlich davor erzittern. So bleiben sie Menschen, die fühlen; eben deshalb ist ihr Schmerz so groß, der durch das äußere Muß an sie herantritt.

Halten wir uns die Prahlhänse vom Leib! Wo jemand einen Menschen tötet, weil er nicht anders kann, da soll er doch erschrecken vor dem Blut, daß er fließen sieht. Es ist eine häßliche Art, sich hinter Notwendigkeiten verstecken und doch den ganzen Ernst solcher schweren Stunden nicht in Anschlag bringen. Wir müssen uns mit allem Eifer dagegen wehren, daß man uns Gewalt predigt als etwas, das man üben könnte ohne größte Gefährdung des besten Ich. Eine starke Seele gehört dazu, Macht auszuüben und Urteil zu vollstrecken. Will sie nicht Schaden nehmen an sich selbst, so muß sie den Schauder vor der Härte des Schicksals nie vergessen. Wer aber empfindungslos bleibt, ja gar darüber spotten und lachen kann, wird verächtlich. Wem es aufgetragen würde, schwere Werke zu tun, der wird in der Zwiesprache zwischen Herz und Gewissen versuchen, innerlich fertig zu werden mit der äußerlichen Tat, zu der er genötigt worden. Darum werfe niemand einen Stein auf ihn! Dann wisse man, daß er an der gemeinsamen Schuld des Menschengeschlechts mittrug, stärker sogar, als wir andern, die wir nicht den Mut hatten, zu handeln.

Aber eine Bitte ist nicht feig: daß wir nicht in solche Stunden geführt werden möchten, wo man etwas tun muß, wie im Schlaf.

Traub.

Das Ende der Musik!?

Mir kommt ein entsetzlicher Gedanke: Die Steigerung unsrer „Geisteskultur" könnte uns einmal unempfindlich machen für die Welt der Töne, wie sie uns schon unempfindlich gemacht hat für die „Musik des Wortes". Vor längerer Zeit las ich in einer Berliner Tageszeitung ein Liebesgedicht, das mit den Worten begann: „Du wurd'st zum Baldur mir." Dieser Vers zeigt die ganze Verheerung unsres Klangempfindens durch die Gewohnheit des Lesens. Der unselige „Dichter", der jene Worte als Ausdruck eines Empfindens niederschrieb (sollte man meinen!), kann sie niemals laut hergesagt haben. Dann hätte er sich die Zunge abgebrochen oder niesen müssen. (Auch das wunderbar „poetische" Wort „Duftgestiebe", das ich vor Jahren in einem Erstlingswerke fand, wird ein hörender, aufmerksamer Dichter vermeiden wegen der Gefahr des Gleichsklangs mit „Duftge Stiebel.")

Es ist eine schon manchmal beklagte Tatsache, daß wir uns das Hören von Gedichten abgewöhnen. Wer liest sie noch laut oder läßt sie sich vorlesen? (Die neuerwachenden Dichter-Matinees sind der beste Beweis, wie weit das Übel um sich gegriffen hat.) Die allgemeine „Bildung", das Lesen hat das Vorlesen oder Deklamieren überflüssig gemacht. Es ist noch für feierliche Gelegenheiten da, aber nicht zum Genießen. Vielleicht hat der Durchschnittsmensch zunächst auch mit den Ohren gelesen, d. h. er hat in seinem Innern die Verse klingen hören, die seine Augen ihm ins Bewußtsein brachten. Aber wenn jemals dieser glückselige Zustand vorhanden war, so liegt er weit hinter uns. Die große Mehrzahl der Lesenden hört das Gelesene nicht mehr. Und die wenigen, die noch mit den Ohren lesen, sind tief zu bedauern — weil auch die Masse der Schreibenden nicht mehr hört, was sie schreibt. Deswegen ist es mir z. B. äußerst selten mehr gegönnt, an einem schriftstellerischen Erzeugnisse in Poesie oder Prosa reine Freude zu haben, weil ich beim Lesen über stilistische Verstöße stolpere, die dem Verfasser nicht passieren könnten, wenn er beim Schreiben so feine Ohren hätte, wie ich beim Lesen — leider? — habe.

Das Lesen der meisten Menschen besteht nur noch in der Übermittlung des Inhalts, des Sinnes des Geschriebenen, aber nicht mehr in der Übermittlung der Form, des Sinnlichen, des Wohlklangs, der Musik, die im Worte liegt. Natürlich wirkt die mangelhafte Empfindung des Lesers zurück auf den Schreiber. Darum schreiben so viele Menschen, als ob sie taub oder farbenblind wären. Es gibte „gute" Bücher, berühmte Schriften, die klingen wie ein Hottentottenkonzert.

Nun stelle man sich vor, das Lesen von Musikstücken würde zum Gemeingut der Gesamtheit, wie es dank unsrer Zwangsschule das Lesen der Sprache ist. (Natürlich nicht das „Lesen", wie es jeder Klavierschüler nach sechs Wochen kann, das Buchstabieren der Noten und ihr Finden auf dem Instrumente, sondern das Verstehen des „Sinnes", das Ablesen der Melodie.) Diese Kenntnis würde zunächst eine außerordentliche Bereicherung des musikalischen Sinnes und des musikalischen Genießens mit sich bringen. Beethoven hat seine schönsten Werke geschaffen, als er taub war. Es gibt Leute, die sich wundern, wie jemand so schöne und so „schwere" Musikstücke komponieren konnte, ohne sie zu „hören". Als ob Beethoven nicht mehr gehört hätte, als die Spießer mit den längsten

Digitized by Google

Ohren. Wenn meine Augen so hellhörig wären, wie die des großen Komponisten, welche Wonne wäre es, völlig unabhängig zu sein von den Launen der Konzertleiter, die niemals gerade das aufs Programm setzen, was ich gern hören möchte. Unabhängig von den Launen des Kapellmeisters, der aus Originalität jedes Tempo umwirft. Unabhängig von der Sparsamkeit meiner Mitbürger, die nicht erlaubt, daß unser städtisches Orchester ausreichend tüchtige Kräfte bezahlt. Unabhängig von den Flegeleien der lieben Mitmenschen, die immer beim Beginn der Lohengrin-Ouverture sich noch etwas Wichtiges zu erzählen haben, oder die immer drei Minuten nach dem Einsetzen der Musik kommen und während des letzten Konzertstückes gehen müssen. . . . In meinem Notenschranke läge alles, was es für mich an Schönheiten der Musik gibt. Für wenige Groschen könnte ich mir die Möglichkeit schaffen, ein gewünschtes Tonstück zu besitzen, es nach Belieben zu genießen. Mein Nachbar würde ebenso diskret seiner Musikleidenschaft frönen. Er würde lautlos Musik treiben wie ich, und mich nicht mehr zwingen, seiner Troubadour-Arie zu lauschen, wenn ich gern einen Satz aus der Neunten „hören" möchte. Auch der Ärmste könnte stets gute Musik hören, wenn man für 10 Pfennig eine Volksausgabe der besten Tondichtungen veranstaltete. Er brauchte nicht den Gassenhauern der Drehorgel nicht dem Gequake des Phonographen zu horchen. Die Klaviersteuer würde überflüssig wie das Marterinstrument, das man vergeblich damit zu töten versucht hat. . . .

Kann man sich einen idealeren Zustand denken, als diesen Ersatz des Ohres durch das Auge im musikalischen Genießen? Sollte man nicht fordern, daß das Musiklesen (also nicht das Notenbuchstabieren) ebenso Gegenstand der allgemeinen Zwangsbildung wird wie das Gedankenlesen durch gedruckte Worte?

Oder würde man damit die Entwicklung einleiten, die beim Wortelesen nicht nur das Ohr, sondern auch das „Gehör" allmählich ausgeschaltet und dadurch die Klangwelt der Sprache für die meisten „gebildeten" Menschen vollkommen ertötet hat? Würden auch hier die Leser verlernen, auf die Musik zu lauschen und sich damit begnügen, den Sinn des Komponierten auf dem Wege des Notensehens ihrem Gehirne zu vermitteln? Und würden dann vielleicht die Komponisten auch anfangen nur für das Auge zu schreiben, wie es jetzt schon so viele strafwürdige „Dichter" gibt, die nur mit der Feder schreiben? — Vielleicht wird man einwenden, daß Musik ohne Gehörempfindung nicht möglich sei, weil ihr Wesen ja im Klange besteht. Aber war es mit der Sprache nicht vor 10000 Jahren ebenso? Bestand sie nicht ursprünglich auch nur aus akustischen Zeichen, neben die allmählich optische Zeichen traten? Waren nicht diese optischen Zeichen (Schrift) bloße Symbole des Akustischen (Sprache), die im Leser nicht unmittelbar den Sinn, sondern das Wortbild wachriefen? Auch heute noch lesen die Ungeübten (z. B. die Kinder) laut; sie müssen das Geschriebene hören, um es zu verstehen. Trotzdem gibt es heute Millionen von Menschen, die Lesen und den geistigen Inhalt von Gedrucktem in mehr oder minder hohem Grade verstehen, ohne das Klangbild oder auch nur den Inhalt und Sinn des einzelnen Wortes irgendwie gegenwärtig zu haben, ja auch nur zu kennen. Ist es wirklich ausgeschlossen, daß die Tonsprache den gleichen Weg geht? Daß wir auch hier lernen, die akustischen Empfindungszeichen (Töne) durch optische (Noten) ganz zu ersetzen und den Sinn eines musikalischen Stückes flüchtig zu verstehen, ohne Melodie und Harmonie im Ohr zu haben?

Dann würde die fortschreitende Bildung zwar auf bequemste Weise unser Wissen, unsre Erfahrung bereichern, aber unser Genießen schmälern. Dann müßte man fast wünschen, daß das Notenlesen verboten und nur durch das Ohr Musik vermittelt würde. Denn es ist keine Frage, wem die Kunst mehr bietet, dem, der hundert gute Gedichte hört oder dem, der tausend „liest"; dem, der zehn gute Dramen hört oder dem, der hundert „liest"; dem, der von Zeit zu Zeit ein gutes Musikstück hört oder dem, der zehnmal so viel „liest", etwa so, wie man heute seine Zeitung oder ein neues Gedicht liest.

Heinz Potthoff.

Über das Ansehen von Bildern

I.

Ehe man den Kunstwert von Gemälden oder Zeichnungen ermessen kann, muß man verstehen Bilder anzusehen. Zum Ansehen gehört noch keine besondere ästhetische Begabung sondern nur Geduld und guter Wille. Selbstverständlich muß jedes Bild auf seine eigene Weise angesehen werden. Bei manchem genügt ein Blick, während bei andern mehrmalige ernstliche Vertiefung nötig ist. Das Ansehen wird sehr unterstützt, wenn man imstande ist, sich dadurch von einzelnen Teilen des Bildes genauere Rechenschaft zu geben, daß man sie abzeichnet, und sei es auch nur mit wenigen Strichen. Aber auch, wer gar nicht zeichnen kann, wird es lernen, den tatsächlichen Inhalt von Bildern zu erfassen, sobald er einige gute ältere und neuere Malereien genau und eindringlich anzusehen sich die Mühe nimmt.

II.

Alles menschliche Verständnis ruht auf Erinnerung. Wer also Verständnis für Bilder gewinnen will, muß sein Erinnerungsvermögen für sichtbare Dinge pflegen. Es ist kaum glaublich, wie schlecht das Gedächtnis vieler Menschen gegenüber aller Sichtbarkeit arbeitet. Dieselben Leute, die genau wissen, wie der Engländer dieses oder jenes Wort ausspricht oder wie hoch die Zahl der preußischen Truppen bei Prag war, wissen nicht, ob ihr Haus ein Ziegeldach oder Schieferdach besitzt, und ob bei der Kirche ein Ahornbaum oder eine Linde steht. Begreiflicherweise können Menschen ohne alles Gedächtnis für das, was sie sehen, auch ein Bild nur gedächtnislos, das heißt oberflächlich ansehen.

III.

Man veranstalte kleine Gedächtnisübungen indem man sich im Kopfe ein Gebäude oder einen Berg vorzustellen sucht, den man oft gesehen hat! Der erste Versuch wird vielleicht sehr schlecht ausfallen: Du bringst es einfach nicht fertig, die Haustür dir zu vergegenwärtigen, durch die du täglich hindurchgehst! Morgen wirst du sie dir ansehen, und morgen abend wird sie dann besser im Gedächtnis stehen. Hast du auf diese Weise eine gewisse Fertigkeit erlangt, dann versuche, ob du weißt, welche Gestalten sich auf dem Rafaelschen Gemälde der Sixtinischen Madonna befinden, oder wie die Wolken auf dem bunten Steindrucke aussehen, der bei euch im Schlafzimmer hängt!

IV.

Die Frage ob ein Bild „natürlich" sei, das heißt, ob es als richtige Wiedergabe der Wirklichkeit gelten darf, kann nur von Leuten beurteilt werden, die die Wirklichkeit in ihrem Gedächtnis tragen. Sie nur können vergleichen. Zwei Mädchen stehen vor einem Bild und sprechen zueinander: solchen rötlichen Himmel gibt es nicht! O doch, es gibt ihn, ich habe ihn schon einmal irgendwo gesehen! Wo war denn das? Wie soll ich noch wissen, wo ich einen roten Himmel gesehen habe?! — Diese Mädchen empfinden richtig, daß man vor den Werken der Maler hilflos ist, wenn man nicht einen gewissen Schatz von Vergleichsmaterial in sich trägt. Von jetzt ab werden sie aufpassen, ob der Himmel rötlich ist oder violett oder sonstwie anders, und im nächsten Jahr werden sie mit größerer Sicherheit sich ein Urteil erlauben dürfen, wenn ihnen ein Maler einen sonderbaren Himmel hinhängt.

V.

Jedes Bild, wenn es nicht ganz schlecht ist, erzählt dem Beschauer seine Entstehungsgeschichte, es gehört aber etwas Übung dazu, sie sich erzählen zu lassen. Am besten gewöhnt man sich an das Aufsuchen der Entstehungsgeschichte, wenn man mit der Frage anfängt: was mag an diesem Bilde den Maler wohl zuerst interessiert haben? Dabei darf man sich nicht durch das beeinflussen lassen, was als Inhalt des Bildes angegeben wird, denn viele Unterschriften entstehen erst, wenn die Bilder fast fertig sind. Oft ist es eine einzige Linie, um derentwillen ein Bild gemacht wurde, oft ein Farbengegensatz, oft eine Bewegung. Es gibt Bilder, welche zwei oder drei Ausgangspunkte zu haben scheinen, oder bei denen das Interesse des Künstlers während der Ausführung gewechselt hat. Nur selten wird man durch bloßes Anschauen die ganze Entstehungsgeschichte enträtseln, aber es ist sehr lehrreich, an ihr herumzugrübeln, denn indem man nach der Geschichte des Bildes sucht, lernt man es kennen.

VI.

Der Beschauer fragt sich, ob es ein Beleuchtungseindruck war, der den Maler veranlaßte, gerade dieses Bild zu malen. Dadurch kommt er darauf, den Lichtverhältnissen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Von wo kommt das Licht? Sind Schatten vorhanden? Wo steht die Sonne? Ist die Luft trocken? Wie würde das Bild aussehen, wenn der Ausgangspunkt des Lichtes etwas weiter nach links oder rechts gerückt würde? Hat überhaupt der Maler eine klare Lichtvorstellung gehabt oder war ihm das Licht gleichgültig? In welcher Weise verändert der Lichtstrahl die Farbe?

VII.

Oft beruht ein Bild auf einen Gegensatz zweier Farben, etwa auf dem Eindruck eines beleuchteten Fensters gegenüber einer in Dämmerung versunkenen Umgebung. Als Böcklin die „Heimkehr" malte, war vermutlich das erste, was er sah, das helle Fenster. Zu dem Fenster kam das Haus, zum Haus das Laubwerk. Dieses schuf sich nun seinen Gegensatz im Abendhimmel. Der Abendhimmel forderte einen hellen Vordergrund. So entstand das Wasser zwischen den steinernen Mauern, und erst als die Mauern vorhanden waren, wurde der Mann auf ihren Rand gesetzt, der zu jenem Fenster heimkehrt, das zuerst da war. So etwa kann man sich mit einem Bilde vertraut machen. Man muß es als etwas Gewordenes begreifen.

VIII.

Es kann ein Augenblick im Leben eines Menschen sein, in dem er vom Maler gesehen wird und ihm, ohne daß er es weiß, Anstoß zu einer bildlichen Darstellung gibt. Wie viele solcher Augenblicke hat beispielsweise v. Gebhardt in seinen religiösen Bildern zusammengesammelt! Man sehe einige dieser Gestalten so lange an, bis man ihre Bewegung versteht, das will sagen, bis man dem Augenblicke nahekommt, den der Maler erfaßt hat. Dann bekommt man eine Ahnung, daß auch seelische Vorgänge wiedergegeben werden können. Oft ist ein ganzes Bild nur um einer Hand willen gemacht worden, die Hand aber brachte alles übrige mit sich. Viele Bilder sind nur Umrahmungen von zwei Augen oder von einem sprechenden Mund. Als Dürer den Hieronymus Holzschuher malte, war es die Wendung der Augen, die das Bild beherrschte.

IX.

Bei allen Bildern, die einen tiefen oder weiten Hintergrund haben, soll man sich fragen, wodurch es der Maler fertig gebracht hat, daß uns der Vordergrund nahe, der Hintergrund aber ferner erscheint. Meist enthüllt sich bei dieser Frage die Eigenart des Künstlers. Der eine hilft mehr durch die Zeichnung und der andre mehr durch die Farbe, daß wir die Weite des Raumes mitfühlen. Man beachte das Kleinerwerden der Gestalten nach dem Maße der Entfernung und das Mattwerden der gelben und roten Farben! Jene Bäume stehen auf dem Felde, damit man an ihrer abnehmenden Größe merken kann, wie lang das Feld ist. Viele Gegenstände kommen nur deshalb auf Bilder, damit sie als Entfernungsmesser wirken. Ein Bild welches räumliche Tiefe hat, muß so lange angesehen werden, bis man sich alle Raumverhältnisse vergegenwärtigt hat: wo stehen die vier Beine des Lehnstuhls? Wie verhalten sich ihre vier Plätze zu den Eckpunkten der Stubendiele? Warum sehe ich oben in das Wasserglas hinein? Wie hoch steht überhaupt mein Auge an der Zimmerwand? Diese Fragen sind nichts als die allerersten Ahnungen der sogenannten Perspektive, es ist aber keine Unmöglichkeit, mit ihrer Hilfe sich räumlich in das Bild hineinzuleben.

X.

Erst wenn man ein Bild genau angesehen hat, kann man anfangen, es in Gedanken mit andern Bildern zu vergleichen. Aus diesen Vergleichen aber erst entsteht der Anfang eines Kunsturteils. Nichts ist unfeiner als die Schnelligkeit, mit der viele Beschauer über die Arbeit und das Träumen der Künstler herziehen, als würden sie selbst es in einer halben Stunde besser machen, — wenn sie nur eben gerade Maler wären. Alles Ansehen braucht Zeit, aber diese Zeit verlohnt sich, denn sie vergrößert die Welt, in der wir leben.

Naumann.

Ricarda Huch und der »historische« Roman

Die Literaturgeschichte kennt einen merkwürdigen Wechsel in der Wertung des Stofflichen, auf der Seite des Publikums wie der maßgeblichen d. h. durchschnittlichen Autoren. Das trifft besonders die Erzählung. Einmal ist es der „historische Roman", dann wieder der „Zeitroman", auf dem sozusagen die Spannung einer Gegenwart sich sammelt. Natürlich läßt sich über derartiges keine feste Ordnung machen, zumal die besten und bleibenden Dichter sich darein nicht fügen. Aber es gibt doch ein Auf und Ab vom Geschichtlichen der Romantiker mit den Scottschülern Alexis und Hauff zum Zeitroman des jungen Deutschland mit den Ausläufern Heyse und Spielhagen, die wieder durch Scheffel, Dahn, Ebers abgelöst werden, bis der neue deutsche Naturalismus sich mit verdoppelter Kraft und Ausschließlichkeit auf das Gegenwärtige, das Soziale wirft. Das sind Reaktionen, die ebenso aus dem Literarischen stammen wie aus der allgemeinen kulturellen und politischen Situation. Die konservativ-nationale Welle trägt die historische Erzählung, die demokratisch-soziale den „Zeitroman".

Das sind freilich keine Notwendigkeiten der Kunst, sondern mehr anekdotische Zufälligkeiten, die am Durchschnittlichen hängen bleiben. Die großen Schöpfer, die die Gesetze ihrer Taten in der eigenen Seele tragen, werden nicht davon berührt. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die zur gleichen Zeit und im selben kleinen Land lebten und durch eine Welt voneinander getrennt arbeiteten, wird niemand einer der Kategorien einordnen wollen. Sie mögen den andern im Stofflichen verwandt sein, so oder so, aber sie haben nichts weiter mit ihnen gemein. Das heißt so viel, daß es auch in der Dichtkunst auf den „Inhalt" fast gar nicht, um so mehr aber auf die Darstellung und auf den Darsteller ankommt.

Eine Binsenwahrheit. Aber man tut gut, sie sich immer von neuem einzuprägen. Weil Ebers mit seiner Buchfabrikation ein mangelhafter Dichter war, meinten die Überdrüssigen, das einzige Ziel der Kunst sei, die Gegenwart, ihre Seele, ihre sozialen Triebkräfte im Spiegel zu halten. Und auf der andern Seite standen und stehen die Leute, die sagen: daß die Kunst die Nähe und die Kleinheit und arge Not der heutigen Dinge nicht vertrage, aber die Größe der Vergangenheit verklären müsse. Das sind Redensarten, über die man nicht streiten kann.

Die Lehre des Naturalismus hatte die Butzenscheiben und die Greueltaten der Völkerwanderung und das alte Pharaonenreich um ihren Kredit gebracht. Alles Geschichtliche war verpönt; so stark wirkte die Kraft und der Rhythmus des Gegenwärtigen. Die Reaktion auf solche Einseitigkeit brachte jene Richtung, die man mit dem Namen „Neuromantik" taufte. Es erblühte eine Dichtart, die sich von der Wirklichkeit abschloß, die aus Träumen und Phantasien eine Welt mit bunteren Blumen, schöneren Gesängen, tieferen Sinnen erstehen ließ und der Sprache unerhörte und vergessene Schönheiten und Farben zu leihen wußte. Die Körper und Seelen ihrer Menschen tragen keine Kleider oder Trachten, sondern Kostüme.

Das Historische schien fast vergessen. Bis man empfand, daß kein Grund vorhanden, sich die Möglichkeiten der Darstellungen einzuengen. Und so wenden sich Dichter aus beiden Lagern wieder zur Geschichte. Ein paar Frauen stehen dabei an der Spitze. Das Buch „Jesse und Maria", das die Baronin Handl-Mazzetti geschrieben hat, soll ausgezeichnet sein. Die Novelle der Lulu von Strauß und Torney, „Der Hof am Brink", ist, mit den Mitteln des Naturalismus, das Kabinettstück einer historischen Erzählung. Und seit geraumer Zeit läßt Ricarda Huch einen umfangreichen Roman „Die Geschichten von Garibaldi" erscheinen. Dessen erster Band „Die Verteidigung Roms" hat jetzt die „Deutsche Verlagsanstalt" in Stuttgart als Buch (6 M.) herausgegeben.

Das schöne Werk ist lehrreich und interessant, innerhalb der übrigen Arbeit dieser außerordentlichen Künstlerin wie gegenüber dem historischen Roman überhaupt. Das meiste dessen, was sie bisher gab, entfernt sich von dem gemeinen Körperlichen der Wirklichkeit oder macht daraus Mittel und Vorwand. Von nichts ist sie ferner als von dem, was man in der Malerei „Lokalfarbe" nennt, von der natürlichen Art der Menschen und Dinge. Sie flieht zwar nicht aus der

Welt heraus zu märchenhaften Erfindungen der Phantasie, aber ich möchte sagen, daß sie alle Welt durch ein buntes, durch rotes oder gelbes Glas betrachtet. Im bunten Glas werden die Dinge starr und leblos, fast unheimlich, die Bewegungen sehen mechanischer aus, die Schatten weichen zurück, ohne den Reiz der Linie zu entkräften, alles scheint sich näher verbunden, eine fremdartige Glut leiht eine entrückte, aber fesselnde Schönheit. Das bunte Zauberglas der Ricarda Huch ist ihre Sprache die Farbe der Worte, der Atem, der Sätze, die prunkende Pracht und der stille Glanz der seltenen Bilder. Wohl heißen wir ihre Kunst „romantisch", und wir werden dazu immer von neuem verführt durch das schöne ästhetische Denkmal, das die Huch in ihrer „Blütezeit der Romantik" gesetzt hat. Aber ihre Romantik ist keine Angelegenheit des überschwenglichen Gefühls, sondern das Ergebnis eines bewußten und überlegenden Kunstverstandes, keine innere Bewegung, sondern eine Art des Ausdrucks. Nicht die Geschehnisse, nicht die Anlage eines Buches, auch nicht immer die Menschen sind das Entscheidende, sondern die Sprache. Man denke sich einen Augenblick das Kleine-Leutbuch „Aus der Triumphgasse" in die Sprache der Klara Viebig übertragen. Mir scheint, es geht ohne viel Zwang. Aber was für eine ganz andre Geschichte ist dann daraus geworden!

In der Führung der Fabel, im Knüpfen und Lösen der Konflikte hat sich die Huch bei aller Kunst immer viel Freiheit gelassen und sich deshalb auch in einem der letzten Bücher ins Weg- und Wesenlose verloren. Nun geht sie an einen Stoff, der festliegt, und der sozusagen unter der öffentlichen Kontrolle steht. Was macht sie daraus? Ein Kunstwerk, ein Heldenlied.

„Wir wollen alte Lieder singen, um den Toten der Insel zu beschwören. Eine Aolsharfe wollen wir zwischen die Klippen spannen: wenn der Wind darüberfährt, wird sie von heiligen Erinnerungen tönen: von wehenden Fahnen und rasenden Schwertern, von Opfern und Triumphen. Wenn wir von Italiens Begrabensein und Auferstehen singen, wird Garibaldi hören: er steigt aus dem flutenden Schoße des Weltengottes und träumt in die weiten Akkorde der meerdurchhallenden Harfe. Seht, über den Felsen türmt sich sein Leib, sein Haupt umkreisen Wolken, des Ozeans blauer Ring fließt um seine Füße.

Wir wollen alte Lieder singen, um den Löwen der Insel zu beschwören."

Das sind die Worte, die vor das Buch gesetzt wurden. Ein Mann wie Garibaldi und ein Leben wie seines mußten die Dichterin reizen. Sie kennt den Süden und die Leidenschaft und die Herzlichkeit seiner Menschen. Sie hat auch seine Glut und seine Nächte erlebt. Das Buch entstand wohl so, daß sie sich in fleißiger und nüchterner Bucharbeit alles Tatsächliche bis in die erreichbaren Einzelheiten hinein aneignete, dann aber Buch- und Aktenstaub von sich schüttelte und nur den Menschen sah, den Helden.

Die vier Silben des Wortes Garibaldi sind wie eine abenteuerliche Kriegsmelodie. Wir kennen den Mann häufig nur von der gutgemeinten und tapferen Groteske des Jahres siebzig. Erst wenn man dies Leben etwas mehr von der Nähe betrachtet, bekommt es seine fabelhaften und großen Züge. Es handelt sich hier nicht darum, die persönliche und geschichtliche Bedeutung des letzten italischen Condottiere zu umgrenzen, auch nicht um die Philologenpflicht, die Darstellung des Romanes auf seine historische Treue zu prüfen. Ich kann nicht sagen, ob die Entschlüsse des Generals immer richtig gewürdigt sind, und ob Mazzinis Präsidentenschaft genau geschildert, wie wohl mir dies alles sehr glaubhaft scheint. Sondern ich will nur deutlich machen, was an dem Werk der Künstlerin schön und groß ist.

Die Abenteurerkämpfe der Garibaldischen Truppe zwischen den südamerikanischen Republiken liegen vor dem Roman. Er empfängt Garibaldi bei seinem Eintritt in den Kampf um die Republik Rom des Jahres 48 und begleitet ihn durch Sieg und Niederlage bis zu dem wunderbaren Entkommen, als alles zusammengebrochen. Ehe er kommt, läuft der Faden des Buches durcheinander wie die Geschichte jener merkwürdigen Zeit vor der Erhebung, aber wie er da ist, wendet sich alles zu ihm. Überall ist Garibaldi, wenn nicht sein Körper, dann sein Geist. Hundert Gestalten tauchen neben ihm auf, stehen und kämpfen an seiner Seite, bunte Schicksale, Abenteurer und Idealisten, viele Männer von besonderen Wesen und tausenderlei Lebensweg und Lebensziel, aber sie erhalten alle ihr Leben, ihr Licht, ihre Farbe durch ihn. Der General ist in allen, in den Frohen und den Traurigen, in den Tollkühnen und den Besonnenen, in den einfachen Soldaten und den feinen Offizieren aus den alten Geschlechtern. Das gibt diesen Seiten einen hinreißenden und fast berauschenden Rhythmus. Die Erzählung läuft in zahllose Menschen und Episoden auseinander, ja sie ist nur eine Kette, ein langes Mosaik von Menschen und Episoden, kein Bild und keine Gestalt, die man mit einem Blick umfaßt, keine Geschichte, aus deren Beginn man das Ende ahnt: aber Garibaldi, der Garibaldi von Ricarda Huch, geht durch alles. Man sieht ein paar leuchtende Augen, man spürt den leisen, ruhlosen Takt eines Kriegsmarsches, man hört das Lachen und das Lied der zechenden Freunde, die den Tod erwarten. Dies Werk hat eine tiefe Farbe: es wurde in rotes Blut und in roten Wein getaucht.

Für Ricarda Huch bedeutet das Garibaldibuch ein Begrenzen ihrer Erfindung und eine desto ruhigere Entfaltung der Schönheit ihrer Sprache.

In der literarischen Gattung des „historischen" Romans ist es ein neuer Wert. Man muß sich hüten, zu sagen, ein zukunftsreicher, da sein Charakter zu sehr bedingt ist durch das scheinbare Aufgehen von Garibaldis Wesen und Ricarda Huchs Kunst. Der Kritiker, der vorgefaßte Meinungen mit Forderungen an die Kunst verwechselt, mag manches tadeln: den Mangel der Sammlung, die erdrückende Fülle der auf- und abtretenden Statisten, die Schwäche in der Gestaltung eines großen Schlachtenbildes, dem die Huch ausweicht. Aber vielleicht schließen die Fehler des Buches seine Tugenden ein.

Nicht die Sachlichkeit macht den Roman groß, sondern die Stimmung und der Stil. Er ist mehr als eine Geschichtsbeschreibung mit der Technik des Romanverfassers: eine Dichtung über die Geschichte. Das steigert die Gestalt Garibaldis fast ins Mythische, mit dem das italienische Volk ihn ja wohl schon umkleidet hat. Nicht der Stoff bestimmt, sondern das Verhältnis, das der Dichter zu ihm gewonnen. Alfred Rethel ist deshalb der größte Historienmaler der Deutschen, weil er sich nicht mit der nüchternen Wahrscheinlichkeit der geschichtlichen Situation begnügte, sondern aus seinem Gefühl und seiner Ergriffenheit vor den Taten der großen Kaiser heraus die mutigen packenden Zeichnungen erfand. Hier scheint mir Ähnliches. Aus ihrem künstlerischen Verhältnis zu Garibaldi, aus der Bewunderung seiner Seele, seiner Sinnlichkeit, seiner Leidenschaft und Hingabe macht sie ein Dichtwerk. Bei einer Frau, die vollkommen Verstand und durchaus nicht Gefühl ist, wiederholt sich, was wohl am Anfang der epischen Kunst stand: nicht das Erzählen, sondern das „Besingen". Ihr Garibaldibuch ist ein Heldenlied.

Theodor Heuß.

Der Fuhrmann

Von Clara Viebig

Aus: Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Verlag E. Fleischel & Co., Berlin

(Schluß.)

„Jesses, Mahn, wuh hafte dann dat Chaische?!"

Es war ein heller Schrei, mit dem Frau Lena ihren Mann am Morgen weckte; ein unsanfter Puff in die Seite fehlte auch nicht.

Nikla fuhr auf und sah verwirrt um sich. Vor ihm stand sein Weib, und am Fußende der zerwühlten Bettstatt standen die fünf Kinder und glotzten den Vater an.

„Wuh es dat Chaische?!"

„Dat — Chaische?" Er faßte sich an den Kopf, au, brummte der Schädel!

„Dat Chaische!" schrie Frau Lena wieder und stemmte die Arme in die Seiten. „Wuh hafte 't gelaoß?"

Er starrte sie verdutzt an: „No, wuh 't immer es!"

„Olau, lauf für ze kucken! Hol et eweg, wann 't lao es!" Sie rüttelte ihn: „Dat Chaische!"

„Laoß mech zufrieden," murrte er und wollte sich verschlafen auf die andre Seite drehen.

Aber sie ließ ihm keine Ruhe.

Da wurde er grob: „Haal dei Maul!"

Sie hielt es aber nicht, sie schrie in einem fort: „Dat Chaische! Dat Chaische es weg! Wuh haste uns Chaische gelaoß?!“

Nun wurde es ihm doch zu bunt; mit beiden Beinen zugleich fuhr er zum Bett heraus, daß die Kinder aufkreischend zur Tür stoben. Er ihnen nach.

„Heilig Kreizgewieder noch ehs!“ Da stand kein Chaischen unter dem Schuppendächelchen, leer war der Platz, ganz leer! Nur die Plane lag noch da, wie er sie gestern in aller Frühe zur Seite geworfen hatte, und der Strick, mit dem er die Deichsel hoch zu binden pflegte.

Kein Chaischen — wo war es!?

Mann und Frau starrten sich an.

„Dat Chaische?!“ sagte sie vorwurfsvoll.

Und er, ganz ratlos: „Dat Chaische!“ Und schüttelte den Kopf und wischte sich über die Augen — war er denn blind? Er lief in den Stall: da stand die Flora vor der Raufe und drehte den Kopf beim Tritt ihres Herrn. Da hing auch das Geschirr überm Haken an der Wand, wie er's immer hinhängte; da stand auch der Wassereimer — hatte er ihn heut nacht der Flora nicht noch frisch gefüllt? Ja, ja, er erinnerte sich ganz genau — doch das Chaischen —?!

Er wußte nichts davon. Aber natürlich, das hatte er unter das Schuppendächelchen geschoben — wie immer — ehe er ins Haus gegangen war und sich neben dem fest schlafenden Weibe niedergelegt hatte.

Wo war es denn nun hin?!

Die Frau war außer sich, ihr Geschrei rief die Nachbarn herbei, Männer, Frauen und Kinder; das ganze Dorf lief zusammen vorm Häuschen des Fuhrmanns. Jeder war andrer Meinung über das verschwundene Chaischen.

„Hatt Ihr et aach am End irjenswuh unnerwegs stiehn gelaoß?“ fragte einer und blinzelte den Nikla, dem der Kater auf der Stirn geschrieben stand, pfiffig an.

Dieser verschwor sich hoch und teuer: „Gewiß on enklich, ech haon et heihin gefaohr! Hei haot et gestanden noch dies Naacht, Uhrer zwölfef, su waohr ech läwen!“

„Dann es et gestohl,“ sagte irgend jemand, und alle sahen sich betroffen an: wer stahl denn hier?! Wie ein unheimlicher Druck legte es sich auf aller Gemüter — gestohlen?! Nein, das war nicht möglich. Eher ging es nicht mit rechten Dingen zu.

Am Mittag gab es einen bösen Zank zwischen dem Ehepaar Trittscheid, Frau Lena hatte im Dorf dies und das zu Ohren bekommen. Es leuchtete ihr sehr ein: der Nikla hatte die Chaise in seinem Dusel gewiß unterwegs vergessen! Sie setzte ihm hart zu, haarklein mußte er den Verlauf seiner Tour berichten. Die Cousine in Spang-Dahlem unterschlug er wohlweislich, seine Frau hätte ihm diesen Umweg nie verziehen, selbst bei der Oberkailer Nichte machte sie ja noch ein böses Gesicht. Sie ließ ihn überhaupt gar nicht zu Ende kommen, sie fuhr ihm gleich über den Mund und schlug wütend auf den Tisch): „Du fahrlossene Kerl, besoff warste!“

Dagegen konnte er nichts sagen. Kleinlaut schlich er fort. Von weitem noch hörte er ihr Schluchzen: „O dän schandluse Mahn! O ech deierlich Frauuensch!“ Er konnte das Jammern gar nicht vertragen, so machte er, daß er hinaus auf seinen Acker beim Engsloch kam; da saß er nun auf einer umgestürzten Pflugschar und starrte trübselig auf die erbärmliche Stoppel.

Ihm war ganz „blümerant“ vor den Augen, recht weh und elendig ums Herz. Es war, um toll zu werden! Ein Chaischen kann doch nicht durch die Luft fliegen?! Er zermarterte sein armes Hirn: hatte sie am Ende auch recht, hatte er 's Chaischen irgendwo stehn lassen?! Aber wie war er denn nach Hause gekommen?!

Nachdenklich stierte er auf seine Stiefel. In die war er heute, ungeputzt wie sie unterm Bett standen, gleich wieder hineingefahren. No, die sahen gut aus! Rote Erdklumpen hingen noch an den Sohlen, bis an die Schäfte hinauf war rote Erde geschmiert, jetzt zu einer Kruste getrocknet — Donnerwetter, wo war er denn da hereingetreten? Solch roten, lehmigen, anklebigen Grund gab's doch nur unten am Bach im Kunowald — aber wie war er denn dahin geraten — — —?

Sich den Kopf mit beiden Händen haltend, saß er lange. Plötzlich sprang er auf, so eilig in die Höhe, als wenn sich einer in die Krischelen gesetzt hat. Ihm war eine Erleuchtung gekommen.

* * *

In dieser Nacht verhüllten Wolken den Mond, nur ab und zu stahl sich ein Strählchen hervor und leuchtete scheu wie der Schein einer Diebslaterne.

Im Dorf heulten die Hunde also nicht gen Himmel, sondern sie lagen in ihren Hütten, den Kopf auf die Vorderpfoten geduckt, und schliefen. Das ganze Dorf schlummerte; kein neugierig spähendes Auge wachte mehr.

Vom Kirchturm schlug's zwölf.

Langsam, langsam schob sich ein dunkler, unkenntlicher Klumpen an der still ruhenden Mühle im Grund beim Ausgang des Kunowaldes vorüber, und weiter die steile Straße den Berg zum Dorf hinan, und immer weiter und weiter. Und ein tiefes Seufzen begleitete das langsame Vorrücken, ein unterdrücktes Fluchen, ein heimliches Stöhnen und hastiges Stoßgebet.

Das war eine Pferdearbeit! Aber ach, die Flora stand im Stall! Deren klapperuder Hufschlag taugte nicht zu dem heimlich nächtlichen Werk.

Ströme von Schweiß rannen Nikla Trittscheid über den Leib, keinen trockenen Faden hatte er mehr an sich, obgleich er in Hemdärmeln lief und vom Mosenkopf her ein Lüftchen wehte, so herbkühl, so taufrisch und himmelsrein, wie es eben nur an der Eifel wehen kann.

All seine Pulse klopften, sein Atem pfiff, das hämmernde Herz wollte die Brust sprengen.

Vom Bach im Kunowald an hatte er das Chaischen gezogen.

Da war's erst bergab gegangen — aber nun hier wieder bergauf, o weh! Würde er je sein Dorf erreichen? Ein Schwindel der Überanstrengung machte ihn taumeln, aber er überwand das Unwohlsein. Wie würden sie ihn auslachen, wie ihn verhöhnen, wenn sie erfuhren, was er „periert“ hatte! „Nikla mit'm Chaische,“ so würde er heißen für ewige Zeiten!

Mit letzter Kraft ruckte er wieder an. Die Muskeln an seinen Armen schwollen; den Kehlkopf zum Platzen herausgedrückt, die Zähne zusammengebissen, keuchte er weiter. Die Knie drohten unter ihm zu brechen, der Rücken schmerzte ihn, er bereute all seine Sünden.

Lob sei allen Heiligen, da war endlich das Fußfällchen beim Anfang des Dorfes! Vereinzelte Häuser standen. Nur leise, leise jetzt, vorsichtig, daß kein Rad quietschte, kein Stein holperte, kein Tritt hallte!

Beim Schenkwirt Lenz schimmerte noch Licht; durch die ausgeschnittenen Herzen der Läden fiel der Strahl auf die Straße.

Leise — ganz leise — leiser — noch immer leiser!

Er lauschte: Stimmen! Drinnen saßen noch welche! Was sollte er nun machen?! Da kam er nicht unbehelligt vorbei, die hörten ihn, das war so sicher wie Amen in der Kirche!

Den Atem anhaltend, blieb er stehen. Jesus, der Durst! Er leckte sich über die aufgesprungenen Lippen. Wenn er jetzt keinen Schluck kriegte, wahrhaftig, so fiel er um. Er fühlte schon, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Kühlung mußte er haben, sonst rührte ihn der Schlag, auf der Stelle!

Aber wohin mit dem Chaischen?! Kurz entschlossen schob er es hinter die Lindenhecke, die das Heiligenbildchen zum Schutz umgab. Da sah es kein Mensch, noch dazu im Stockdunkeln! Die andern drinnen würde er schon überdauern, und dann als letzter, ganz unbemerkt, das Chaischen vorholen und heimbringen.

Noch ein Zögern, dann trat er ein bei Lenz; der Durst war zu groß.

Aber wenn er gehofft hatte die andern zu überdauern, so hatte er sich gewaltig geirrt. Die hielten bei ihm aus. Er war der Leidtragende — die Lena mochte ihm höllisch zugesetzt haben, dem armen Kerl! So trösteten sie ihn denn und traktierten ihn um die Wette.

Der Osten ließ schon bleichrötlichen Schimmer ahnen, und die Hähne krähten triumphierend auf den Misthaufen, als sie alle miteinander die Schenke verließen.

Einsam blieb das Chaischen hinter der Hecke zurück.

Was half es dem Nikla, daß er sich sträubte?! Die Teilnahmsvollen brachten den innerlich Verzweifelnden bis vor sein Haus und warteten getreulich, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Trotz seiner Verzweiflung war er eingeschlafen. Ein Klopfen an der Haustür weckte das Ehepaar auf.

„Frau Trittscheid, Frau Trittscheid, Eier Chaische es hei! Es sticht hinnerm Fußfällche owen an Lenzen!"

Der barfüßige Ziegenjunge war's, der seine Herde, die er früh austrieb, im Stich gelassen hatte, um die frohe Botschaft zu bringen.

Frau Lena stürzte davon, halb angekleidet, mit fliegenden Zöpfen.

Langsamer stand Nikla auf; er wußte nicht recht, sollte er sich freuen oder sich wappnen gegen das, was da kommen würde.

Noch stand er im Stall und betrachtete zögernd seine Flora, da kam Frau Lena auch schon wieder zurück, heiß, rot, vor Freuden fieberhaft aufgeregt; Kinder und Nachbarn stürzten hinter ihr drein.

„Uns Chaische, uns Chaische! Och, ech haon hän äwer aach gebitt die ganze Naacht! Eweil haot hän mich erhört — uns Chaische is hei! En Wunner, en Wunner! Uns Chaische, uns Chaische!" Sie weinte und lachte vor Glück.

Als Nikla, um weniges später, mit der tänzelnden Flora, stolz erhobenen Hauptes und strahlend wie ein Sieger, sein Chaischen durchs Dorf heimfuhr, begegnete ihm sein Weib. Frau Lena war im Sonntagsstaat und lief geschwind. Er lächelte ihr, hoch vom Bock, triumphierend zu: Was sagte sie nun, he?! Würde sie noch so schelten?!

Rot werdend, schlug sie die Augen nieder, dann stürzte sie weiter.

Sie eilte zur Frühmesse, dem heiligen Antonius, der alles Verlorene wiederschafft, demütigen Dank zu sagen.

Allerlei

Politische Bildung.

A: Worin besteht die politische Bildung?

B: Darin, daß man alles besser weiß als die Regierung.

A: Das ist selbstverständlich, aber es reicht nicht.

B: Man muß auch alles besser wissen als die Parteien.

A: Ja, der Höchstgebildete weiß sogar alles besser als seine Zeitung.

B: Und was tut er dann mit seinem vielen Wissen?

A: Gar nichts!

Der gepumpte Dampf. Die „Erinnerungen an Richard Wagner" (Verlag von L. Staackmann in Leipzig), von Angelo Neumann, die in den beiden vorigen Nummern ausführlicher behandelt wurden sind reich an Anekdoten und der Schilderung humoristischer Bühnenerlebnisse. Ein besonders artiges Stücklein, daß im Zusammenhange mit den Berliner Aufführungen des wandernden Richard Wagnertheaters steht, sei hier mitgeteilt. Angelo Neumann berichtet über das Ereignis, das Ende April 1881 beinahe die peinlichsten Folgen gezeitigt hätte folgendermaßen: „Am Abend sollte die Generalprobe der „Walküre" stattfinden. Der Beginn war für sechs Uhr festgesetzt. Um alles vor der Ankunft des Meisters in Ordnung zu bringen, war ich gegen fünf Uhr ins Viktoriatheater gefahren. Dort fand ich eine Kommission Feuerwehr mit dem Oberbranddirektor Major von Witte, der mir die Mitteilung machte, daß das von uns im Hofe des Viktoriatheaters zur Erzeugung der notwendigen Dämpfe aufgestellte Lokomobil vom feuerpolizeilichen Standpunkte uns nicht gestattet werden könne und unbedingt entfernt werden müsse. Die Wirkung dieser Mitteilung auf mich läßt sich schwer ausdrücken. In etwa einer Stunde sollte die Generalprobe unter Anwesenheit des Meisters beginnen, und wir hatten für den Feuerzauber keine Dämpfe. Alle meine Vorstellungen dem Major von Witte gegenüber blieben erfolglos, da sich dieser überaus liebenswürdige, entgegenkommende und kunstbegeisterte Mann darauf berief: „Herr Direktor, ich bin preußischer Beamter und kann von meinen Vorschriften nicht abgehen." Mittlerweile waren einzelne der beschäftigten Künstler vor dem Theater erschienen, unter ihnen Heinrich Vogl, der den Siegmund zu singen hatte. Als ich mit dem Major von Witte in den Vorraum des Viktoriatheaters trat, kam Vogl mit den Worten an uns heran: „Gelt ja, Direktor, seid's in Verlegenheit! Habt's keine Dämpf'!" Und indem er auf das an das Viktoriatheater anstoßende Gebäude zeigte, fuhr er fort: Da schaut's, wenn der will, ist unsre Verlegenheit in wenigen Stunden vorbei." — „Der! Woher denn?" — „Das ist eine Spritfabrik," belehrte uns Vogl, der auf seinem Landgute selbst eine solche Fabrik besaß, „der hat Dämpfe genug, der braucht nur zu erlauben, daß ein Rohr auf unsre Bühne herübergeleitet wird." — Darauf erklärte Major von Witte, falls der Eigentümer dies tun wolle, sei vom feuerpolizeilichen Standpunkte kein Einwand gegen diese Maßnahmen zu erheben. Ich ging nicht, nein, ich stürzte in die Fabrik und traf dort den Sohn des Besitzers an. Nach dem ich ihm mein Anliegen rasch vorgetragen, sagte er die damals für mich erlösenden Worte: „Ich bin ein Wagner-Enthusiast — was von unsrer Seite geschehen kann, bitte ich überzeugt zu sein, wird geschehen. Ich muß nur die Ankunft meines Vaters abwarten und zweifle nicht, daß er auf meine Bitte seine Zustimmung geben wird." Nun wurde die ganze Nacht hindurch gearbeitet, die Mauer durchbrochen, das Rohrwerk gelegt und am nächsten Morgen waren wir aus allen Nöten. Ja, ich habe nie wieder über so illusionsfördernde Dämpfe beim Nibelungenring verfügt."

Heimatschutz. An Herrn Referendar Benda in Marburg. Sie haben einen „Marburger Brief" an Herrn Tobias Knopp geschrieben. Gut, daß Herr Ehrhardt-Marburg ihn hat drucken lassen. Wenn er nun in vielen, ich hoffe in sehr vielen, Exemplaren in die Welt flattert, so bleibt zwar noch immer die Gefahr, daß die Post trotz all ihrer Findigkeit dem braven alten Herrn Knopp keins zustellt. Aber statt des einen Lesers bringt der Druck Ihnen viele. Unter den vielen wohl manchen alten Marburger Kommilitonen wie mich. Wie mir, so wird's den andern auch gehen. Mit Empörung werden sie lesen, was Sie zu berichten haben. Und danken werden sie Ihnen für Ihre offenen energischen Worte. — Also auch in Marburg macht man's jetzt wie anderswo! Dem lächerlichen Streben, angeblich moderne Bedürfnisse zu befriedigen, muß das gute Alte weichen. Aber wenn die schöne Gotteswelt durch Reklamen für Leibniz-Kakes oder Kapp-Pianinos oder sonstige Kulturerzeugnisse verhunzt wird, so hat die Sache doch einen gewissen Zweck: nämlich den, den Verfertigern genannter Sachen Geld in ihren Beutel zu bringen. Was soll man jedoch dazu sagen, wenn beschäftigungslose Philister sich zu „Verschönerungsvereinen" zusammenrotten, um in heimlicher Feme tausendjährige Eichen ohne Grund zum Tod durchs Beil zu verurteilen. Oder wenn dies Urteil gar, wie in Marburg, von einer Stadtverordnetenversammlung ausgeht, der berufenen Vertreterschaft der Bürger und ihrer Interessen. Haben denn die Bürger am Wald, der ihre Stadt umgibt, kein „Interesse", nur weil sich dieses „Interesse" nicht in Mark und Pfennig berechnen läßt? In Berlin hier haben wir die Grunewaldfrage. Uns will der preußische Fiskus den Wald vor unsern Toren abhacken, um Bauplätze, d. h. Geld zu gewinnen. Auch hier wieder die Geldfrage, also doch ein Grund zum Zerstören der Natur, wenn auch ein sehr schnöder. Aber hat Ihr Marburg auch nur ein pekuniäres Interesse daran, den Dammelsberg von seinen Eichen zu befreien, oder die andern von Ihnen genannten Geschmacklosigkeiten zu verüben? Das Geld für's Holz kann doch unmöglich das Ausschlaggebende sein! Und zu Bauplätzen soll der Dammelsberg nicht dienen. Die Absicht ist, wie Sie schreiben, vielmehr dort „Anlagen" herzurichten. Damit sind wir bei dem springenden Punkt der ganzen Sache. Man will absolut nichts Schlechtes, im Gegenteil, man will fürs Allgemeinwohl handeln und glaubt ein gutes Werk zu tun, wenn man Wald in „Promenade" verwandelt. Dies Wort aber sagt alles. Das Betätigungsfeld des Willens und das Können sind unzulänglich. Hierin ist der Marburger Fall geradezu vorbildlich. Überall im deutschen Vaterland herrscht die lächerliche Sucht, die Natur zu verbessern. Man spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Im „Verkehrsinteresse" und zur „Bequemlichkeit der Fußgänger" müssen alte Baumrieseu weichen, weil sie ihre Wurzeln vorlaut über den Weg ranken lassen oder weil sie irgend einer Durchsicht, die man durchaus herstellen muß, im Wege stehen. Das Unterholz geht bei der Gelegenheit natürlich gleich mit zum Teufel. Steinblöcke, die Jahrtausende an ihrer Stelle liegen, sind jetzt plötzlich ein Hindernis. Also weg damit! Ebenso mit Moos und Farren, sie geben den „Anlagen" nur ein verwildertes Ansehen. Wie schön nehmen sie sich jedoch auf künstlichen Steinhaufen aus. Überhaupt, wie herrlich kann man nicht die Natur künstlich „veredeln". Was ist schöner als eine „Grotte"? Und wenn man gar einen steinernen Zwerg mit einer Warze an der Nase hineinstellt, „so viel Schönheit gibt's ja gar nicht" wie der Berliner sagen würde. Dazu eine Brücke aus Knüppelholz, mit Borkenrinde verziert und in schwindelnder Höhe über ein ausgetrocknetes Bächlein gespannt. Endlich noch eine Bank, aus knorrigem Naturholz malerisch gefügt, die nur den unerheblichen Fehler hat, daß man auf ihr nicht sitzen kann. Dafür trägt sie aber die schöne Aufschrift „Amalienruhe." Warum freilich die Hecken und mit ihnen die Brutplätze der Vögel verschwinden müssen, ist mir immer unklar gewesen. Wahrscheinlich geht's denen, die sie abhacken, ebenso. Das ist es eben: irgend etwas wollen die Verschönerungsvereine tun, nur fassen sie die Sache häufig genug beim falschen Ende an. Sie müssen einsehen, daß sie die Natur nicht „verschönern" sollen, weil das ein Unding ist. Genau darüber zu wachen, daß nicht „verschönert" wird, sondern das möglichst das bestehende Schöne erhalten bleibt, das muß die Aufgabe dieser Vereine sein. Wo sie

freilich von der geschilderten Art und Weise nicht lassen wollen, da wäre es am besten, daß die Mitglieder recht bald zu der Einsicht kämen, sie hätten die Natur nun so verschönert, daß sie gar nicht mehr schöner werden könne, und daher beschließen, nach erreichtem Zweck den Verein aufzulösen. Meistens wird es aber wohl gelingen, einen andern Geist in die Vereine zu bringen. Sie scheinen es ja auch zu hoffen. Dann müssen aber auch Leute wie Sie, Verehrtester, Menschen mit Vernunft und unverbildeten Sinnen, in diese Vereine eintreten und sie von innen heraus zu reformieren suchen. Ich glaube, es würde gehen. Es handelt sich doch nicht um die Bekämpfung von Böswilligkeit — die ist freilich unbesiegbar — sondern von Mangel an Kenntnis. Das natürliche Schönheitsgefühl würde sich bei den Mitgliedern schon wecken lassen! Ein Versuch sollte jedenfalls gemacht werden! Wie in Marburg die Sache liegt, weiß ich nicht genau. Dort scheint die Stadt der Sündenbock zu sein. Aber bestände da ein Verein, wie Sie und ich ihn wünschten, hätte der nicht manches hindern können von dem, was Sie tadeln? Einstweilen sind Sie mutig in die Bresche getreten, möge Ihr offner Brief weiteres Unheil verhindern! Und zwar nicht nur in Marburg! Auch in andern Gegenden unsres Vaterlandes wünsche ich ihm Verbreitung und Erfolg! Sie behandeln zwar nur Marburger Fragen, die ich hier ja nicht im einzelnen aufführen kann. Aber gerade, daß Sie an einem einzelnen Beispiel zeigen, wieviel auf wenigen Geviertkilometern gesündigt und — wieder gut gemacht werden kann, macht Ihren Brief für jeden lehrreich, ob er Marburg kennt oder nicht. Darum soll er weiter heißen: Marburger Brief, möge er aber wirken als das, was er ist: Ein Sendschreiben an die Bürgerschaften deutscher Städte, daß sie die Naturschönheiten ihrer Umgegend nicht verhunzen lassen.

Ihr **Franz Crull.**

Das Kernerhaus. Wir haben neulich ausführlich von dem Hause des schwäbischen Dichters Justinus Kerner erzählt, das jetzt nach dem Tode des Dichtersohnes Theobald verwaist ist. Wer einmal dies Haus besucht hat, ist berührt worden von dem eigentümlichen und intimen Reiz, der in diesen Räumen wohnt. Er weiß, daß ein Stück deutscher Literaturgeschichte und schwäbischen Kulturlebens durch die Zimmer gegangen ist, und daß die Dinge und Bilder die Erinnerung an große Dichter und Künstler halten. Es ist begreiflich, daß bei denen, die der Dichterfamilie am nächsten standen, der Wunsch wach wurde, dieses Haus mit all seinen Schätzen zu bewahren. Die dichterische Bedeutung von Justinus würde es kaum rechtfertigen, wollte man ein Museum seiner Lebensart aufbauen und sammeln. Aber darum handelt es sich nicht. Es steht kein Dichtermuseum für Philologen in Frage, und es ist auch nicht notwendig, erst künstlich alte Räume und alte Zeichen der Erinnerung wieder zu beleben. Denn alles ist durch die Jahrzehnte geblieben. — Vor 2 Jahren hat sich ein Justinus Kerner-Verein gegründet, mit der ausgesprochenen Absicht, die Kapitalien zu sammeln, die eine Zerstörung des alten Kernerschen Hausbesitzes verhindern sollen. Durch den Tod des alten Theobald wurde dem rührigen Verein, der bereits über 1100 Mitglieder in ganz Deutschland zählt, sein Ziel näher gerückt, als ihm wohl selber lieb war; er wendet sich deshalb in einem warmen Aufruf an die Freunde deutscher Dichtung, ihn in seinem Streben durch Beiträge zu unterstützen. (Adresse: Prof. Dr. Meißner in Weinsberg.) Hoffentlich findet dieser Aufruf den Widerhall, den er verdient. Denn es wäre ewig schade, würde die reiche Sammlung merkwürdiger Dinge zersprengt und würden die Stätten der liebenswürdigsten Dichterfreundschaft gleichgültigen Zwecken ausgeliefert.

Ein Ahasver. Es klingt wie ein Lustspiel und ist doch eine Tragödie. — —

Er war kein Verbrecher, nein, obgleich ihn die Welt dafür zu halten schien, und seine Frau war sogar ein sehr braves Weib. Er hatte weder Bomben geworfen noch Depositen unterschlagen, oder eine Kasse ausgeraubt, und dennoch fand er auf Erden keine bleibende Statt. Alle halben Jahre mußte er seinen Stab weitersetzen, und überall, wo er geweilt hatte, hieß es: „Ein guter Mann, eine tüchtige Frau — aber — aber!“

Man konnte ihm sonst wirklich nichts vorwerfen. Er war ein vortrefflicher Bürger. Er bezahlte seine Steuern wie ein reicher Mann, obgleich es ihm schwer fiel; ja, er gab dem Staat sogar noch mehr als der Reiche, denn auf seinen Gaben beruhte des Staates beste Kraft.

Er war ein friedlicher Mensch, ein sehr friedlicher sogar. Er ging nicht in die Volksversammlungen, schrieb nicht für die Zeitungen, er streikte nicht, und trotzdem kehrte der Schutzmann häufiger bei ihm ein — und merkwürdig! er hatte immer etwas zu mäkeln. Es war wie ein Verhängnis.

Heute geht der Mann wieder von Haus zu Haus. Da haben wir's! Ein Bettler scheint er zu sein! — Vielleicht! — Bescheiden pocht er an die Türen. Jede Tür wird aufgetan. Man hört, auch seine Bitte, sieht sein scheues, gedrücktes Wesen; aber man zuckt die Achseln, macht die Tür wieder zu, und er bleibt draußen.

Da wandert er mit schwerem Herzen weiter. Er sucht ohne Unterlaß und kann doch nichts finden; er sucht eine bleibende Stätte, und niemand will ihn haben. Verzweifelnd setzt er sich am Wege auf einen Stein, und Tränen fließen auf seine harte Hand. — —

Aber die Welt hat vielleicht trotz alledem recht: er ist dennoch ein Verbrecher — der Mensch hat mehr als ein halbes Dutzend Kinder.

Georg Fuseler.

Gedankensplitter. Der Rauch deiner Zigarre ist in die Luft geblasene Menschenarbeit. — Je besser die Beleuchtung wird, desto anspruchsvoller werden die Augen. — In der Großstadt kommen fast nur noch die Toten mit der Erdscholle in Berührung; die Lebendigen sind überirdisch. — Glaubst du, daß mehr Menschen an zu großem Fleiße oder an zu großer Faulheit zugrunde gehen? — Das Luftschiff wird die Hochgebirgstouren antreten, da es noch freiere Aussichten bietet.

Büchertisch

Cornelius Gurlitt: Dresden. 23. und 24. Band der Sammlung „Die Kultur“. Marquardt & Co. Berlin. 115 S. mit 29 Vollbildern. 3,— Mk.

Wer Gurlitts Buch über die „Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert“ kennt, weiß, daß dieser Professor der Kunstgeschichte den Rahmen der Betrachtung gerne weiter nimmt, als es wohl in den Gewohnheiten seiner Fachwissenschaft liegt. Nicht allein setzt er sich gern mit der Ästhetik als einer sehr wechselvollen Wissenschaft oder mit religiösen Bewegungen und Forderungen auseinander, er gibt dem, was er schreibt, häufig genug die Farbe des persönlichen Urteils. Weniger Mitteilung als Erklärung und Bewertung. Er hat jetzt ein Büchlein über Dresden geschrieben. Da seine Spezialität die Erforschung des Barocks, erwartet man in erster Linie baugeschichtliche und ästhetische Analyse des Dresdener Stadtbildes. Aber nachher findet man mehr. Auf ganz knappem Raum eine das Wesentliche fast erschöpfende Kulturgeschichte Dresdens überhaupt, seiner Kunst, seines Hofes, seiner sozialen Bestände. Feuilleton, keine „Wissenschaft“. Aber gutes Feuilleton; Kenntnisse, die sich mit der Überschau über die Ergebnisse begnügen, kluge und sparsame Anordnung des Stoffes, ein gepflegter und runder Stil. Natürlich ist es gut, von dem „Material“ bereits vor der Lektüre einiges bereit zu haben. Dann freut man sich mehr über seine Verwendung. Mann sieht auch Lücken: Graff fehlt und die Episode Kanaletto und die französischen Porträtisten. Aber sehr schön ist die Bedeutung Bährs, des Erbauers der Dresdener Frauenkirche herausgearbeitet. **H.**

Werner. Die politischen Bewegungen in Mecklenburg und der außerordentliche Landtag im Frühjahr 1848. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte herausgegeben von den Professoren v. Below, Finke und Meinecke. Heft 2. Leipzig und Berlin. Verlag Dr. Walter Rothschild. 3,60 M.

Werner. Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Berlin und Leipzig. Verlag Dr. Walter Rothschild. 1 M.

Im Frühling dieses Jahres kündeten die Großherzoge beider Mecklenburg eine Änderung der ihren Ländern gemeinsamen Verfassung an. Fast zur selben Zeit erschien das Buch Werners über die politischen Bewegungen Mecklenburgs in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damit erhielten wir die erste wissenschaftliche Schilderung der Zeit, da Mecklenburg sich, freilich nur ein Jahr lang, einer modernen Verfassung erfreute. Das Buch ist schon dadurch von bleibender Bedeutung, daß Werner sich hauptsächlich auf gleichzeitige Quellen stützt. Mit großem Fleiß sind die Nachrichten aus Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren usw. zusammengetragen und auch um archivalisches Material hat sich der Verfasser bemüht. Die Darstellung ist ansprechend und die Kritik richtet unabhängig von politischen Vorurteilen gerecht über die kämpfenden Parteien. Wenn es Werner noch nicht gelungen ist, über alle Einzelfragen völlige Klarheit zu schaffen, so fällt das nicht ihm zur Last, ein Teil der Quellen ruht eben noch unerreichbar in ängstlich gehüteten Archiven. Sein Buch bleibt auch so wertvoll für den Historiker und den Politiker. Gerade dieser wird heute gern dazu greifen, um aus dem Kampf der Vergangenheit zu lernen für Gegenwart und Zukunft.

Leider läßt sich das von der zweiten Schrift des Verfassers nicht sagen. Als Geschichtschreiber der früheren Verfassungskämpfe kennt er die ungemeinen Schwierigkeiten, die einer Änderung im Wege stehen. Das Verständnis des Historikers für das Gewordene hemmt die Tatkraft des Politikers in ihm. Er wagt nicht zu energischen Reformen zu raten, alles soll sich vollziehen im weisen Anknüpfen an das Bestehende. Vor allem hat er einen wütenden Haß auf die Sozialdemokratie und einen unüberwindlichen Abscheu gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Er scheint in jedem, der für die Einführung des Reichstagswahlrechtes in den Einzelstaaten eintritt einen Anhänger oder doch Schrittmacher der Sozialdemokratie zu sehen. Auf der andern Seite bekommt auch die Ritterschaft ihr Teil. Sie muß hören, daß sie nur der Gnade ihrer Fürsten ihr

Bestehen verdanke. Aber gleich darauf wird ihr bezeugt, sie jage nicht eigensüchtig ihrem eigenen Interesse nach. Nur aus dieser Ansicht, von der Uneigennützigkeit der Ritter, kann man es verstehen, daß der Verfasser vorschlägt, daß eine von dem bestehenden Landtag zu wählende Kommission mit der Regierung eine Änderung der Verfassung vereinbaren soll. Es ist möglich, daß dieser Vorschlag Werners Anklang finden wird. Aber unmöglich ist, daß dabei eine wesentliche Verfassungsverbesserung herauskommt. E.

Verlag GEORG D. W. CALLWEY in München.

Soeben erschien, herausgegeben vom Dürerbunde

Martin Braess

Tiere unsrer Heimat

Mit zahlreichen Bildern nach der Natur in Zeichnungen und Photographien

mit Geleitwort von Ferdinand Avenarius

Preis 3 Mark, in Leinwand gebunden 4 Mark

In harmlosem Erzählerton bietet Braess Lehrreiches für die 12- und 13jährigen, wie für Erwachsene.

100000

de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.

Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:		
Nikotinarme Fabrikate	von M. 60,—	bis M. 120,—
Sumatra Havana Fehlfarben	200 St. M.	15,—
Sumatra Havana Sortiment	200 St. M.	15,—
„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M.	15,75
San Andres Mexico Schuß	250 St. M.	17,25
Mexico Havana Unsortiert	250 St. M.	18,75
„UnserSchlager" Sumatra ff. Felix	300 St. M.	20,— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula . . M. 3,00
„ 2. Selena . . „ 3,50
„ 3. Für alle Welt 4,00
„ 4. Gratus . . „ 5,50
„ 5. Emuno II „ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabriklager [4283
Mannheim - Neckarau.

In Ihrer Tasche

müssen Sie jetzt stets eine Bestellliste für Hilfe-Abonnements haben. Veranlassen Sie Freunde und Bekannte, die „Hilfe", die ja in ihrem unterhaltenden Teil auch für die Familie genügend Interessantes bietet, für ein Vierteljahr zu bestellen. Man wird Ihnen dafür nachträglich dankbar sein. Listen und Hilfe-Postkart. liefern wir kostenfr.

Buchverlag der Hilfe
Berlin - Schöneberg

National-sozialer Wahlverein Frankfurt a. Main

Freitag, den 20. September, Stammtisch in „Stadt Ulm", Schäfergasse 9.

AUSSTELLUNG FÜR WOHNUNGSWESEN
HAUSWIRTSCHAFT UND VOLKSERNÄHRUNG
VOM 19. SEPTEMBER BIS 2. OKTOBER 1907
IN SAGEBIELS ETABLISSEMENT
HAMBURG [4277
— Bedingungen durch die Geschäftsstelle: Hohe Bleichen 15. —

Preußischer Beamten-Verein zu Hannover.

Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit.

Lebens-, Kapitals (Aussteuer- und Militärdienst-), Leibrenten- und Begräbnisgeld-Versicherungs-Anstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunal- rc. Beamten, Geistlichen, Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte, Tierärzte, Apotheker, Redakteure, Ingenieure und geprüften Bauwerker sowie für Privatbeamte in gesicherten Stellungen. Keine bezahlten Agenten und infolgedessen niedrige Verwaltungskosten. Versicherungsbest. Ende Juli 1907: 79993 Versicherungen über 307 662 700 M. Kapital und 1 068 037 M. 50 Pf. jährl. Rente. Reiner Zugang vom 1. Januar bis Ende Juli 1907: 2097 Versicherungen über 11 871 350 M. Kapital u. 56 060 M. jährl. Rente. Vermögensbest. 107 000 000 M.

Segen
Langfinger
hilft nur ein Kassenschrank von
Ostertag.
Er gewährt den besten Schutz gegen Einbruch u. Feuersgefahr
Preisliste Nr. 6 versenden auf Wunsch gratis u. franco die
Ostertag-Werke A.-G. Berlin, Zimmerstr. 13.

Oberwaid b. St. Gallen (Schweiz)
Sanatorium I. Ranges
nach Dr. Lahmann
Immer offen und besucht!
Günstige Erfolge; auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet.
Aller Komfort. o Schöne Ausflüge.
Herrliche Lage üb. dem Bodensee.
2 Ärzte, 1 Ärztin. o Illustrierte Prospekte frei.
Trauben-, Herbst- & Winterkuren

Alle unter „Büchertisch" oder sonst in der „Hilfe" angezeigten

Bücher und Broschüren

beziehen Sie durch Ihren Buchhändler am Platze oder durch uns. Wir liefern auch in Rechnung gegen monatliche Ratenzahlungen von 5 Mk. Bei vorheriger Einsendung des Rechnungsbetrags oder bei sofortiger Barzahlung tragen wir die Kosten für Einsendung des Geldes und für Übersendung der bestellten Bücher

„Fortschritt", Berlin - Schöneberg

Tadellos glatte Wäsche erhält man bei Benutzung der patentamtlich geschützten
Kronen-Tisch-Wäschemangel
Drehrolle m. Wollstoff u. 60 cm langen fl. Walzen.
Preis 20 Mark.
auf Probe!
Vier Wochen
Für jeden Haushalt zureichend. Gestellmangel ebenfalls erstaunlich billig.
Hertzberg & Braun
Paul Herzog Nachf., Osterode a. H. 98 Harzer Maschinen-Industr.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 39

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
29. September 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Morengas Ende — Die geheime Wahl — Die Verminderung der Eisenbahneinnahmen — Die Behandlung des Publikums vor Gericht — Das Automobil im Polizeistaat). — **Naumann:** Der sozialdemokratische Parteitag. — **Marianne Weber:** Zum Frauenbildungskongreß. — **Franz Crull:** Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. — **Georg Hohmann:** Die bayrische Antwort auf Kaiserslautern. — Sprechsaal. — **Rudolf Apel:** Wie Landarbeiter mitunter noch wohnen müssen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, XII (Fortsetzung). — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Unsre Zeit. — **Paul Schubring:** Eine neue Geschichte des Kunstgewerbes. — **Naumann:** Die Gabe des Zuhörens. — **Hermann Schnellbach:** Albert Geiger, ein badischer Dichter. — **Hermann Heijermans jun.:** Die Augen der Katze. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Morengas Ende. Den letzten der drei bedeutenden Führer aus dem Freiheitskampf der Namastämme hat nun das Ende ereilt. Hendrik Witboi fiel durch eine deutsche Kugel, sein Schwiegersohn, der Bethanier Cornelius, starb als Gefangener auf der Haifischinsel bei Lüderitzbucht; nun ist auch Morenga im Gefecht mit Kappolizei auf britischem Gebiet gefallen. Auch den Engländern hat er sich also nicht ergeben wollen, sondern hat Kampf und Tod vorgezogen. Für uns bedeutet dieses Ende des tapferen und höchst gefährlichen Feindes in mehr als einer Beziehung eine Befreiung. Am wichtigsten wird der moralische Eindruck auf die Hottentotten sein, die sich zwar unterworfen hatten, aber sicher nur abwarteten, ob das Glück dem alten Führer sich wieder zuwenden würde. Daß nun auch die Engländer in der Kapkolonie, die sie bisher immer für ihre stillen Bundesgenossen gehalten hatten, mit uns zusammen gegangen sind, wird die Eingeborenen in ganz Südwestafrika noch nachdenklicher machen als der Tod Morengas selbst. Jetzt also sieht man, was das Einverständnis mit den Engländern in diesem ganzen Kriege für uns bedeutet hätte — wenn es schon früher dagewesen wäre!

Die geheime Wahl! Zu den drückendsten Bestimmungen des preußischen Drei-Klassenwahlrechts gehört die Öffentlichkeit der Wahl. Nach § 15 des Wahlreglements vom 14. März 1903 besteht folgende Vorschrift:

Der Protokollführer ruft die Namen der Urwähler abteilungsweise in derselben Folge auf, wie sie in der Abteilungsliste verzeichnet sind, wobei mit dem Höchstbesteuerten angefangen wird. Jeder Aufgerufene tritt an den zwischen der Versammlung und dem Wahlvorsteher aufgestellten Tisch und nennt mit genauer Bezeichnung den Namen des Wahlmannes, welchem er seine Stimme geben will.

In dieser Vorschrift liegen zwei Angriffe auf das Recht der Staatsbürger, erstens die Ordnung der Reihenfolge nach Steuerkraft und zweitens die öffentliche Nennung des Namens des zu wählenden Wahlmannes. Das ganze Geheimnis der Steuereinschätzung ist durch dieses Wahlverfahren preisgegeben! Wer aufpaßt, kann von einer Wahl zur andern feststellen, wer heraufgekommen und wer heruntergekommen ist. Diese öffentliche Feststellung der privatesten Verhältnisse ist eine Roheit und unter Umständen eine Schädigung der Beteiligten. Noch schlimmer aber ist der Zwang, sich öffentlich zu der einen oder der andern Partei zu bekennen. Er würde einigermaßen erträglich sein in einem Lande, wo kein Mensch daran denkt, jemanden wegen seiner Parteizugehörigkeit zu verfolgen, aber bei uns, wo die konservative Partei einen Terrorismus ausübt, wie er von keiner andern Partei, selbst nicht vom Zentrum ausgeübt wird, ist die Öffentlichkeit der Tod des staatsbürgerlichen Rechts. Wer es bezweifelt, daß die Konservativen einen solchen Zwang ausüben, der sehe sich nur die Abstimmungsergebnisse in konservativen Gebieten an! Alle Geschäftsleute, Handwerker, Beamte, Lehrer, und vor allem alle ländlichen Arbeiter sind dem Zorn der gnädigen Herren preisgegeben, wenn sie anders stimmen als sie sollen. Eine einzige Abstimmung, und ein Menschenschicksal ist gefährdet! Ist es da ein Wunder, wenn die meisten wegbleiben und wenn ein Teil gesinnungslos wird? Dieses Wahlgesetz verdirbt die Moral des preußischen Volkes. Es ist ein Kampf für die Freiheit des Charakters, der im preußischen Wahlrechtskampf durchgefochten werden soll. Ganz besonders sind alle kleineren Beamten unter einem abscheulichen Druck. Sie müssen heucheln, als ob sie konservativ wären! Das sie es nicht sein können, ist ja klar. Wie kann ein abhängiger Mensch konservativ sein, da ja eben die politische Niederhaltung des abhängigen Volkes das konservative Prinzip ist? Er muß aber so tun, als wäre er konservativ, weil er — ein abhängiger Mensch ist! Diesem Greuel der Ungerechtigkeit muß ein Ende gemacht werden. Die Zwingburg muß, wie Fischbeck sagt, niedergezwungen werden.

Die Verminderung der Eisenbahneinnahmen fängt an, den deutschen Eisenbahnverwaltungen auf die Nerven zu fallen. Die Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen nennt die Fahrkartensteuer „eine der unglücklichsten Maßregeln, die man sich denken könne". Durch die Steigerung der Steuer nach oben hin, werden die Eisenbahnfahrer veranlaßt, die niedere Klasse zu wählen. So klug hätte Herr von Stengel von vornherein sein können.

Die Behandlung des Publikums vor Gericht wurde auf dem Tage der Jungliberalen in Kaiserslautern besprochen. Besonders wurde hervorgehoben, wie unglaublich manche Richter mit der Zeit der Zeugen umgehen, und wie wenig die Zeugen in großen vielbeachteten Prozessen vor ehrverletzenden Fragen der Rechtsanwälte oder Staatsanwälte gesichert seien. Dazu bemerkt das Göttinger Tageblatt mit Recht:

Es ist bei uns so weit gekommen, daß Zeugen in vielen Fällen nur schwer zu haben sind, weil niemand mit dem Gerichte zu tun haben will aus Angst vor Scherereien und Bloßstellung. Wie oft kommt es vor, daß vor Gericht Lappalien und Jugendtorheiten an das Tageslicht gezerrt werden, die 20 oder 30 Jahre zurückliegen, an die kein Mensch mehr denkt, die aber durch die öffentliche Hervorkehrung die Betreffenden, oft in angesehener gesellschaftlicher Stellung befindliche Leute, in der schonungslosesten Weise bloßstellen und sie in ihrer Ehre, in ihrem Kredit und Vermögen schädigen können. Wir wollen hier als Beispiel nur einen Fall anführen. Zu Anfang der siebziger Jahre wurde ein kleiner Geschäftsmann vom Gericht zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er eine unsittliche Neujahrskarte verkauft haben sollte. Trotzdem er versicherte, daß die Karte gegen sein Wissen und seinen Willen in das Sortiment gekommen war und tatsächlich auch keine weiteren, den Anstand verletzenden Karten in seinem Vorrat vorhanden gewesen waren, erfolgte die Verurteilung. Vor einigen Jahren stand der Mann, der sich inzwischen zu einer sehr angesehenen Stellung emporgeschwungen hatte und städtische Ehrenämter bekleidete, in einer geringfügigen Beleidigungssache wieder vor den Schranken

des Gerichts. Und richtig wurde bei Verlesung seiner Personalien auch jene vor einem Menschenalter erfolgte Vorstrafe öffentlich verlesen, zum großen Gaudium seiner Gegner — es handelte sich um einen politischen Prozeß — die natürlich aus dem „sittlichen Makel", der ihm hiernach anhaftete, weidlich Kapital zu schlagen versuchten. Warum müssen denn solche längst vergessenen und verbüßten Fälle immer und immer wieder vor Gericht ausgegraben werden?

Das Automobil im Polizeistaat. Im „Tag" veröffentlicht Dr. Oechelhäuser einen Aufsatz „Wie es der deutschen Automobil-Industrie ergeht?" Das Wesentlichste davon ist folgende Tabelle über Automobilausfuhr (in Millionen Mark):

	1904	1905	1906
Frankreich	57	80	110
Deutschland	14	17	20
England	7	11	17
Italien	1	3	5
Amerika	—	11	18

Frankreich verkauft in einem Jahre um 90 Millionen Mark mehr Automobile als Deutschland an das Ausland. Wir gönnen den Franzosen gern jeden Erfolg, aber weshalb wir Deutschen in einer Fabrikation der Metalltechnik uns überwinden lassen sollen, und zwar so vollständig überwinden, das ist schwer begreiflich. Selbst England macht größere Fortschritte. Der Grund liegt darin, daß man die deutsche Automobilindustrie nicht ruhig arbeiten läßt. Immer droht irgend eine neue Bestimmung oder Belastung. Zuletzt ist die Automobilsteuer gekommen. Wie diese wirken wird, können erst die Ziffern der nächsten Jahre ergeben.

Der sozialdemokratische Parteitag

Als es hieß, daß der sozialdemokratische Parteitag nach Essen gehen werde, war sofort ein Bild von eigener Schärfe gegeben: Bebel und die Seinigen auf dem Hintergrund der Kruppschen Großindustrie! Die Sozialdemokratie tagt dort, wo der Industrialismus am allerhöchsten steht, dort, wo die neue Gesellschaft am ersten aus der Gegenwart herauskommen müßte! Welchen Anlaß mußte das bieten, das Problem der Demokratisierung der Großindustrie durchzuarbeiten!

Und nun hat der Parteitag in Essen seine Arbeit vollendet, und es ist sehr wenig neues vom Weltenkampfe zwischen Kapital und Arbeit dabei laut geworden. Natürlich hat man von kapitalistischem Überfluß und proletarischem Mangel geredet, vom Glanz in Villa Hügel und vom Elend in den Häusern, wo 4 bis 6 Menschen auf ein Bett kommen, man hat davon geredet, daß dem Sozialismus die Zukunft gehöre, aber der Weg, wie denn nun die Großindustrie demokratisiert oder sozialisiert werden soll, ist nicht klarer beleuchtet worden. Das Kernproblem der proletarischen Bewegung wird überhaupt in den letzten Jahren nur recht oberflächlich behandelt. Die Gewerkschaftler kennen es, sind aber mit Organisationsaufgaben überlastet und vermeiden gern die Auseinandersetzung mit den hartgesottenen Theoretikern, die übrige Partei aber ist sehr fern davon, sich als großindustrielle Partei zu fühlen und *die Fragen der Machtgewinnung im Großbetriebe* in den Vordergrund zu stellen. Das meiste, was in Presse und Versammlungen geredet wird, ist der Streit im mittleren und kleineren Gewerbe. Dieser ist natürlich an seinem Platze durchaus nötig und unentbehrlich, aber wenn überhaupt das Wort Sozialismus einen Sinn hat, dann ist es ein großindustrielles Wort, dann bedeutet es den Kampf des Syndikates der Lohnarbeit gegen das Syndikat von Kohle und Eisen. Wie dieser Kampf geführt werden soll, läßt sich aber unter dem Druck der Dresdner Beschlüsse schwer erörtern, weil er nur mit Hilfe des gegenwärtigen Staates und des bürgerlichen Liberalismus geführt werden kann. Die Sozialdemokratie für sich allein ist der Macht der unter sich verbundenen großen Syndikate gegenüber so schwach, wie es sich schon rein äußerlich in der Thatsache zeigte, daß in der großindustriellen Stadt Essen weder die Stadthalle, noch sonst ein ausreichender Saal dem Parteitag zur Verfügung stand. In Stuttgart war die Liederhalle offen, aber dort, wo das eigentliche Arbeiterland ist, dort, wo das Musterland der Großindustrie ist, gerade da versagt die Kraft.

Die Sozialdemokratie ist eine Partei mit großindustriellen Zielen (erster Teil des Programms) und mit kleinbürgerlichen Empfindungen (Militärdebatte, Kolonialdebatte). Die großindustriellen Ziele aber treten in den Hintergrund, weil man Angst hat, man könnte bei ihrer Behandlung den spießbürgerlichen Oppositionsgeist gegen den Staat als solchen verlieren. Eine großindustriell gerichtete Proletarierbewegung muß auch über die Fragen der Auslandsmacht vom Standpunkt ihrer großen Industrien aus denken. Das heißt natürlich nicht, daß sie so denken muß, wie die Industrieherren. In vielen Fällen wird sie anders denken, da sie nicht die Rente, sondern den Lohn zu vertreten hat (gegen Zollpolitik), aber *die Ausdehnung des kapitalistischen Systems über die ganze Erde ist ihr eigenstes Lebensinteresse* — der Sozialismus im marxistischen Sinne soll ja gerade durch die Einbeziehung aller Nationen in den Kapitalismus herankommen. Die Anerkennung der Stuttgarter Beschlüsse gegen die Kolonien ist aber ein direkter Beweis für den Sieg des kleinbürgerlichen über den großindustriellen Gedanken. Diese Anerkennung des Stuttgarter Beschlusses ist nun außerdem eigentlich das einzige, was dieser geistig dürftigste der bisherigen Parteitage fertig gebracht hat, denn die ganze Debatte darüber, ob Genosse Noske sich im Reichstage etwas zu militärfreundlich ausgedrückt hat oder nicht, hat gar kein Ergebnis gehabt, da Noske durch Bebel gedeckt war. Noch weniger Neues konnte nach Lage der Sache die Aussprache über die Maifeier zutage fördern, und die Einrichtung des Preßbureaus ist vielleicht nicht unwichtig, aber keine programmatische Handlung.

Ein gewisser Erfolg ist die *Ablehnung des Antrages, daß künftighin in Stichwahlen für keine Freisinnigen mehr gestimmt werden soll*, aber auch, wenn er angenommen worden wäre, würde damit noch nichts für das wirkliche Verhalten gesagt sein, denn im Ernstfalle sehen diese Dinge doch anders aus, als in einer Parteitagsrede. Sicher hat die Sozialdemokratie die Macht, eine Anzahl von uns nicht wieder ins Parlament kommen zu lassen, aber sie selbst gewinnt dabei gar nichts und verschlechtert nur die Gesamtlage. Man kann ja vielleicht denken, daß dadurch die Freisinnigen erzogen werden sollen, auch ihrerseits künftig für den Sozialdemokraten zu stimmen, aber gerade wir, die wir den Standpunkt der Gegenseitigkeit immer vertreten haben und vertreten werden, müssen doch bei heutiger Sachlage für Norddeutschland es als Illusion bezeichnen, wenn man glaubt, diesen Erfolg durch Drohungen zu erreichen. Die Sozialdemokratie hat hier alle bürgerlichen Kreise in den letzten Jahren so hundertfach verletzt und beschimpft, daß kein Mensch imstande ist, eine Temperatur herzustellen, wie sie in Süddeutschland möglich ist und vielfach vorhanden war, ehe die Sozialdemokratie für das Zentrum eintrat. Die Sozialdemokratie mag nur beschließen, daß sie für das Zentrum, aber gegen den Freisinn ist! Das schädigt uns, aber noch viel mehr schädigt es die Sozialdemokratie selber, denn dann ist das Bündnis schwarz-rot endgültig und — wer vom Papste ißt, stirbt daran!

Im wesentlichen unpolitisch, aber von großer praktischer Bedeutung war die *Verhandlung über die Alkoholfrage*. Seit Jahren hatte Katzenstein, der Führer der enthaltsamen Sozialdemokraten, Anträge gestellt, die die Partei nötigen sollten, in dieser Sache Farbe zu bekennen. Anfangs wurde ihm mit gewissem Recht erwidert, daß seine Bestrebungen zwar sehr ehrenwert seien, aber die Partei nichts angingen, denn Trinken oder Nichttrinken sei Privatsache. Es gibt in allen Parteien Leute, die sich am Trinken freuen und solche, die in ihm die Quelle vielen Leides und Elendes sehen. Das, was politisch an der Alkoholfrage ist, sind Steuerangelegenheiten und dergleichen, und über diese Dinge besteht innerhalb der Sozialdemokratie bisher kein Streit. Man protestiert gegen die Besteuerung des Gläschens des kleinen Mannes und hat dabei, solange wir unsere Heeresmacht von Brotzöllen bezahlen, völlig recht. Aber gerade der politische Teil der Alkoholfrage stand nicht auf der Tagesordnung. Trotzdem war es gut, daß die Verhandlung stattfand, denn viele Arbeiter sehen in der Sozialdemokratie ja keineswegs bloß ihre politische Vertretung, sondern ihre Lebensgemeinschaft überhaupt. Wenn die Sozialdemokratie als solche vor allzu viel Alkohol warnt, so wird das sicher nicht ohne Einfluß sein. Die Rede, die

Wurm zu diesem Zwecke gehalten hat, ist reich an interessanten Einzelbemerkungen über den Zusammenhang des Arbeitens, Wohnens und Trinkens. Sie verdient, genau nachgelesen zu werden, wenn das Protokoll erschienen sein wird. Wir unsrerseits sind mit ihrem theoretischen Aufbau nicht einverstanden und stehen mehr auf Seite von Katzenstein, müssen aber ebenso wie dieser anerkennen, daß eine ernsthafte Leistung vorliegt. Theoretisch handelt es sich darum, ob der Satz, daß der Alkoholismus eine Folge des Kapitalismus ist, wahr ist, und ob es richtig ist, die Trunksucht ganz allgemein aus sozialer Not zu erklären. Beides können wir nicht in dem Umfange für richtig halten, wie Wurm es tut. Das Richtige an seinen Behauptungen scheint dabei folgendes:

1. Die kapitalistische Herstellung von Bier, Spirituosen und Kunstweinen hat die Trinkerei ungeheuer gesteigert. Es ist dringend nötig, daß das Gesetz über Verfälschung der Nahrungsmittel auf die Getränke ausgedehnt wird, damit wir nicht an schlechtem, verlogenem Gesöff zugrunde gehen. In dieser Hinsicht haben die Weinbauern recht.

2. Es gibt Arbeitszweige, die zum Trinken verleiten, ja fast zwingen, und die Zahl dieser Arbeitszweige hat sich mit der kapitalistischen Industrie stark vermehrt.

3. Die Steigerung der Bodenpreise und die durch sie bewirkte Verkleinerung der Familienwohnungen treibt die Männer in die Gastwirtschaften. Eine Ersparnis ist das nicht, aber der Alkoholtribut wird weniger ungern gezahlt, als die höhere Miete.

Als unrichtig aber sehen wir an, die Neigung zum Trunk an sich mit einer kapitalistischen oder proletarischen Verzweiflungsstimmung in Beziehung zu setzen. Weder der Reiche noch der Arme trinkt in seiner Jugend aus sozialem Weltschmerz, und in der Jugend beginnen die meisten Trinkerschicksale. Es kommt natürlich oft vor, daß jemand trinkt, um sein Elend zu betäuben, es fragt sich aber dabei immer, in wie vielen Fällen er deshalb so elend wurde, weil er eben ein Trinker war. Es gibt hier keine Generalformel, und es ist eine überflüssige Anspannung des marxistischen Prinzips, wenn man die Gesellschaftsordnung für das Saufen verantwortlich machen will. Viel wichtiger sind die sogenannten Trinksitten, und diese sind älter als der Kapitalismus, wie denn überhaupt die Deutschen schon lange, ehe es Industrieproletarier gab, viele Trunkfällige besaßen.

Falsch ist es auch, wenn Wurm Trunk und Not so zusammenstellt, als sei mit steigender Verelendung steigende Trunkfälligkeit festzusetzen. Dem widerspricht die Statistik, denn diese besagt, daß in den Jahren des besten Geschäftsganges und der besten Löhne am meisten getrunken wird. Nie ist so viel getrunken worden als zwischen 1897 und 1901. Es mag deshalb der englische Arbeiterminister John Burns doch nicht so ganz unrecht haben, wenn er die Fortschritte der Arbeiterbewegung und die Vermehrung der Trinkmenge in Zusammenhang gebracht hat. Die Gefahr, daß sich Lohnerhöhungen in Alkohol verwandeln, ist tatsächlich vorhanden und sollte nicht abgeleugnet werden, aber gerade um dieser Gefahr willen, ist es ein Verdienst Katzensteins, daß er den Parteitag genötigt hat, eine weithin vernehmbare Warnung vor Trunkschäden ergehen zu lassen. Das ist das Greifbarste und Reellste, was in Essen geleistet wurde.

Naumann.

Zum Frauenbildungskongreß

Am 11. und 12. Oktober wird in Kassel ein vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium unter Zuziehung sachverständiger Frauen aller Richtungen veranstalteter Kongreß tagen, der alle Fragen der höheren Mädchenbildung erörtern will. Wir hoffen dabei auf das Interesse nicht nur der Fach-, sondern auch der Laienkreise, als da sind: Mütter, Väter, Politiker und amtliche Stellen, in deren Händen die Entscheidung für die Zukunftsentwicklung liegt.

Bekanntlich arbeitet die ganze Frauenbewegung seit Jahren mit heißem Bemühen für die Hebung der Mädchenbildung auf das Niveau der Knabenbildung. Dabei wird zwar nicht absolute stoffliche und methodische Übereinstimmung der Knaben- und Mädchenbildung, wohl aber absoluter Gleichwert der möglichen Bildungsziele verlangt. — Was uns Frauen innerhalb der „bürgerlichen" Frauenbewegung in weitgehender Einmütigkeit zunächst als formales Schema der höheren Mädchenschul-Organisation vorschwebt, ist erstens und vor allem ihr Ausbau zu 12—13jährigen Kursen; zweitens als Ideal ihre „Gabelung" nach dem sechsten oder siebenten Schuljahr in einen zum Abiturientenexamen führenden Zweig und einen Zweig, der den Mädchen, die nicht auf akademisches Studium ausgehen, sowohl eine systematische Allgemeinbildung garantiert als auch den Zugang zu andern Berufsarten eröffnet. Außerdem erstrebt jedenfalls die Mehrheit unter uns die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen, u. a. auch deshalb, weil anzunehmen ist, daß sich die höhere Mädchenschule für absehbare Zeit lediglich in größeren Städten zur Vollschule auswächst. — In einigen Bundesstaaten sind hoffnungsvolle Ansätze zur Entwicklung des Mädchenschulwesens in jener von uns gewünschten Richtung festzustellen. So z. B. in Württemberg, Hessen, Elsaß-Lothringen, Oldenburg, wo — wenn auch zunächst nur versuchsweise — die höheren Knabenschulen den Mädchen eröffnet sind und in Baden, wo außerdem das seinerzeit vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium gegründete Mädchengymnasium in Karlsruhe als städtische Anstalt der dortigen Mädchenschule angegliedert ist. Aber wir sind natürlich überall noch weit vom Ziel und erwarten deshalb mit Spannung, ob Preußen, in dem nun seit Jahren über einer Mädchenschulreform gebrütet wird, sich als „führend" in der Richtung unsrer Ziele erweisen wird. Es war erfreulich und hoffnungsvoll, daß das Kultusministerium zu der Konferenz über die geplante Reform im Januar 1906 sachverständigen Frauen in gleicher Zahl wie Männern Gelegenheit gab ihre Ansichten zu vertreten.

Den Frauenforderungen widerstrebten aber hartnäckig die Gesamtheit der Mädchenschuldirektoren und ihre Vertreter. Sie traten unbedingt für Erhaltung der 10-jährigen Mädchenschule ein und wollten lediglich die lockere Anfügung eines „Oberbaues" zugestehen, der die bis dahin von Latein gänzlich unberührten Mädchen in drei Jahren (!) zur Maturität führen sollte. Die damalige Regierungsvorlage enthielt einen Vermittlungsvorschlag zwischen den Frauen- und den Direktorenforderungen derart, daß Erhaltung der 10jährigen Mädchenschule, Errichtung eines 4jährigen Oberbaues und Einführung von lateinischem Nebenunterricht in den beiden letzten Mädchenschulklassen geplant war. Sechsjähriger Lateinunterricht war damit versprochen, aber wir Frauen müßten uns vor allem gegen die Nötigung der die Maturität erstrebenden Mädchen zu 14jährigem Schulbesuch stemmen. Wir plädierten immer erneut dafür, ihnen schon nach Vollendung des neunten Schuljahrs den Eintritt in den „Oberbau" zu gestatten, aber ebenso zäh widersprachen die Direktoren: Sie glauben, gerade im zehnten Schuljahr auch nicht eine einzige Mädchenseele missen zu können.

Über die endgültige Gestaltung der Regierungsvorlage unter diesen auseinandergehenden Einflüssen ist nun bisher nichts weiter bekannt als die sehr „allgemein" gehaltenen Erklärungen der Herren v. Studt und Schwartzkopff im Abgeordnetenhause am 12. April d. J. Danach soll der vierjährige gymnasiale Oberbau („Studienanstalt") schon dem neunten Schuljahr und der lateinische Nebenunterricht der achten und neunten Klasse angegliedert werden. Es sollen ferner mehrjährige Fortbildungsklassen für Mädchen, die nicht aufs akademische Studium ausgehen, errichtet werden. Diese wenigen Grundlinien berechtigten immerhin zu der Annahme, daß die Frauenforderungen stärker als die der Direktoren, und wenn auch nicht voll, so doch weitgehend berücksichtigt sind. — Als im Mai d. J. der Plan zur Veranstaltung eines Kongresses erörtert wurde, sah man die Veröffentlichung der Lehrpläne als unmittelbar bevorstehend an. Es wurde deshalb zunächst beschlossen, ihr Erscheinen abzuwarten, sie auf dem Kongreß zur Diskussion zu stellen, um dergestalt Einfluß auf ihre Handhabung zu gewinnen. Allein wider Erwarten verabschiedete sich Herr v. Studt, ohne dem unter ihm begonnenen Werk das Leben zu geben, und wie man hört, hat der Ministerwechsel — oder wer weiß was sonst — seine Vollendung wieder ins Weite gerückt. Jedenfalls wollen wir den Kongreß nicht länger verschieben, denn einerseits dürfen wir hoffen, daß die veränderte politische Lage uns nun noch einmal Gelegenheit bietet, die Gestaltung der preußischen Reform zu beeinflussen, andrerseits

wird die Beziehung auf Preußen immerhin nur eine Note unsrer Verhandlungen bilden. Darüber hinaus will der Kongreß allen interessierten Kreisen Gelegenheit geben, die Gesamtmasse der Einzelfragen der Organisation und des Inhalts höherer Mädchenbildung zu erörtern und durch eingehende Diskussion die Meinungen über umstrittene Fragen zu klären. —

Folgende Verhandlungsgegenstände sind verteilt auf zwei Tage vorgesehen: 1. die höhere Mädchenschule (Ref. Frl. H. Lange); 2. die Vorbereitung zur Universität (Ref. Frl. P. Schlodtmann); 3. die allgemeine Fortbildungsschule (Frl. Hilger, Frl. v. Kästner, Frl. L. Stöcker); 4. der gemeinsame Unterricht von Knaben und Mädchen (Ref. Frau M. Weber); 5. der Lehrkörper der Mädchenschule (Ref. Frl. Dr. Bäumer); 6. die Eingliederung der höheren Mädchenschule in das gesamte Unterrichtswesen (Ref. Frl. M. Martin). Das Ergebnis der Erörterungen soll in Resolutionen zusammengefaßt den Unterrichtsbehörden und der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden. Auch etwaige Minderheitsresolutionen, die eine gewisse Stimmenzahl auf sich vereinigen, werden mitveröffentlicht; doch ist anzunehmen, daß über die meisten Fragen einheitliche Kundgebungen des Frauenwillens erzielt werden.

Der Gegenstand der Kasseler Tagung gehört zweifellos zu den wichtigsten Fragen, die uns Frauen als solche überhaupt bewegen können. Handelt es sich doch darum, vermittelst einer erweiterten, vertieften, systematischeren Frauenbildung, einer strafferen Schulung des Intellekts einen neuen, zu selbständigem Denken und Handeln befähigten Frauentypus zu schaffen, der sowohl den Anforderungen einer verfeinerten Familienkultur und verfeinerter menschlicher Beziehungen, als auch dem Daseinskampf, in den die modernen Verhältnisse auch die Frauen der Oberschichten drängen, besser gewachsen ist, als der bisherige, nach einem überlieferten Weiblichkeitsideal erzogene und gebildete. Nicht so sehr das Maß der Beteiligung der Frauen am Wirtschafts- und Erwerbsleben als das Maß ihrer Beteiligung am Geistesleben ihrer Zeit wird schließlich dem Wirken der Frau Kulturbedeutung und Einfluß auf die Gestaltung unsrer Kultur verleihen. Es ist aber nur dann zu erwarten, daß der neue Rechtsrahmen und die neuen Lebensformen, welche ein Teil der Frauen für ihr Geschlecht erkämpft, auch von der zuschauenden Masse mit wertvollem Inhalt erfüllt wird, wenn das Durchschnittsniveau weiblicher Bildung ein merkbares Stück über den gegenwärtigen Stand emporgehoben wird. Gewährt euren Töchtern eine umfassendere Bildung, erst dann gewinnen wir eine feste Verankerung für unsre Zukunftshoffnungen!

Heidelberg. **Marianne Weber.**

Die Verfassungsfrage in Mecklenburg

Am 4. März dieses Jahres lud der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin seine Landräte zu sich aufs Schloß. In Gegenwart des Staatsministeriums teilte er ihnen in feierlicher Rede mit, daß er eine Umgestaltung der bestehenden Verfassung plane, da sie den berechtigten Anforderungen der neueren Zeit nicht mehr genüge. Im selben Sinne sprach am selben Tage der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz zu seinem Landrat. Im nächsten Jahre soll ein außerordentlicher Landtag einberufen werden, dem eine Vorlage der beiden Regierungen über die Verfassungsänderung zugehen wird.

Auf 1908 wird die Sache deshalb verschoben, weil dann der Staatshaushalt neu geordnet werden muß. Denn Finanzschwierigkeiten drängen in erster Linie die Regierung zu einer Änderung der Verfassung. Eine allgemeine Landeshauptkasse gibt es nicht. Die Landesregierung wird aus den Domäneneinkünften bestritten. Diese reichen aber dazu nicht aus, und die Stände pflegen aus ihren Kassen Zuschüsse zu geben, sind darin aber sehr geizig. Eine Erörterung des ganzen mecklenburgischen Finanzwesens würde hier zu weit führen, wenn sie überhaupt möglich wäre. Hat doch ein sachverständiger Beurteiler, der frühere mecklenburgische Minister von Bülow, der Vater des Reichskanzlers, den bezeichnenden Ausspruch getan, in den mecklenburgischen Finanzen habe sich noch kein Sterblicher zurecht gefunden.

Wie die Regierungsvorlage aussehen wird, hat der Großherzog nicht gesagt. Und auch sonst ist nichts Genaueres darüber in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Regierungen fürchten sich wohl, die Vorlage ein ganzes Jahr der öffentlichen Kritik preiszugeben. Denn welche Pläne sie auch haben, auf scharfe Kritik müssen sie in jedem Fall gefaßt sein. Die entschieden Liberalen und die Sozialdemokraten wünschen natürlich die Einführung des Reichstagswahlrechts und werden jede Vorlage von diesem Standpunkt aus beurteilen. Auf der andern Seite stehen die Gegner jeder gründlichen Reform. Und sie sind im Vorteil, weil sie die Mehrzahl im Landtag haben und ihnen diese nicht entrissen werden kann.

Das wird verständlich durch ein paar Worte über die staatsrechtlichen Verhältnisse Mecklenburgs. Sie sind außerhalb der Mecklenburger Grenzpfähle wenig bekannt. Aber ohne eine Kenntnis, wenigstens ihrer Grundzüge, kann man nicht verstehen, um was es sich hier handelt. Während es bei den Wahlrechtskämpfen in Preußen, Sachsen u. s. w. darauf ankommt, ein bestehendes Wahlrecht in liberalem Sinne auszubauen, muß in Mecklenburg überhaupt erst einmal gesetzlich festgelegt werden, daß der Landtag aus Wahlen hervorgehen soll. In Mecklenburg hat sich das Ständewesen, das die andern Staaten lange überwunden haben, bis heute erhalten. Die Stände haben zwar die Teilung des Landes in zwei Fürstentümer nicht hindern können, aber einer Teilung des Landtags haben sie sich mit Erfolg widersetzt. Der Landtag ist noch heute für beide Großherzogtümer gemeinsam. Er setzt sich zusammen aus Ritterschaft und Landschaft. Die Landschaft besteht aus den Bürgermeistern der Städte. Zur Ritterschaft gehören alle Rittergutsbesitzer. Wenn auch vielfach mehrere Güter in einer Hand vereinigt sind, so stehen doch immer noch gut ein halbes tausend Ritter noch nicht fünfzig Bürgermeistern gegenüber. Abgestimmt wird nach Köpfen. Doch sind die Bürgermeister gegen die an Zahl überlegenen Ritter durch die sog. itio in partes geschützt. Das heißt: jeder „Stand" kann mit Stimmenmehrheit seiner Mitglieder beschließen, daß die beiden Stände zur Abstimmung auseinandergehen sollen. Dann stimmt jeder Stand für sich über das Gesetz ab, um das es sich gerade handelt. Und zur Annahme ist dann die Zustimmung der Mehrheiten beider Stände nötig. Bedeutet dies im allgemeinen einen gewissen Schutz der wenigen Bürgermeister gegen die vielen Ritter, so ist die itio in partes für eine Verfassungsänderung ohne Bedeutung. Denn es ist aussichtslos, auf die Zustimmung der Mehrheit der Ritter zu einer Verfassungsverbesserung zu hoffen, die diesen Namen verdient. Die itio in partes aber abzuschaffen, um eine Mehrheit für die Verfassungsänderung im außerordentlichen Landtag zustande zu bringen, wie es Werner in seinem an andern Ort (s. Büchertisch in Nr. 38 der Hilfe) besprochenen Buch vorschlägt, ist verhängnisvoll. Denn kommt auch dann keine Verfassungsverbesserung zustande, was nicht unmöglich ist, so sind die Bürgermeister in Zukunft der einzigen Schutzwehr beraubt, die sie jetzt gegen die Überzahl der Ritter deckt. Wird aber nach Abschaffung der itio in partes wirklich die Verfassung geändert, so werden bei der Beratung die 50 Stimmen der Bürgermeister gegenüber den 600 Stimmen der Ritter von gar keiner Bedeutung sein. Und was aus einer solchen Beratung herauskommt, das wird höchstwahrscheinlich noch schlechter sein, als was heute besteht.

Mit der ständischen Einteilung Mecklenburgs hängt es zusammen, daß eine ganze Menschenklasse auf dem Landtag überhaupt nicht vertreten ist: die große Schar der Domänenbauern. Das Domanium nimmt zwei Fünftel der ganzen Bodenfläche ein und umfaßt durchgehends für den Ackerbau bestimmtes Land. Dem entsprechend ist in dem überwiegend landwirtschaftlichen Lande die Bewohnerzahl. Es ist nun der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß der Verfassungsentwurf der Regierungen weiter nichts bringen wird, als den Vorschlag, neben den beiden bestehenden einen dritten Stand zu schaffen, der sich aus Vertretern der Domänenbauern zusammensetzt.

Da diese Befürchtung besteht, muß immer und immer wieder auf die Schäden und die Widersinnigkeit des ganzen Ständewesens hingewiesen werden. Was im 15. und 16. Jahrhundert segensreich gewirkt hat, ist darum noch nicht für die Gegenwart passend. Daß Städte mit 40000—60000 Einwohnern nicht viel mehr Einfluß haben als

solche mit 2000—3000, ist Unsinn. Und der wird nicht geringer dadurch, daß die große Mehrzahl der Städter auf die Wahl der Bürgermeister und vollends auf ihre Abstimmungen im Landtag so gut wie keinen Einfluß hat. Und nun erst die schöne Bestimmung, daß jeder einzelne Ritter dasselbe Stimmrecht besitzt, wie eine ganze Stadt! Wegen der Zahl der Ritter wollen die Herren allerdings jetzt mit sich handeln lassen. Aber das ist gar nicht der Kernpunkt. Auf dem Lande wohnen noch andere Leute wie Gutsbesitzer; diese sind doch nur eine verschwindend kleine Minderheit. Großgrundbesitzer können unmöglich als Vertreter des ganzen platten Landes und seiner Bewohner gelten, sondern nur als Vertreter ihrer Standesgenossen und -Interessen. Es heißt nicht einzelne beleidigen, wenn man diese Tatsache feststellt. Kein Stand hat jemals seine Macht im Interesse anderer benutzt. Bei einer solchen Zusammensetzung kann der Landtag nicht für das Allgemeinwohl Segensreiches leisten. Das erkennt die Regierung selbst an, indem sie die bestehende Verfassung für überlebt erklärt.

Eine Beseitigung all dieser Übel ist nur durch die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts möglich. Und wenn es nicht gleich am Anfang gelingt, das Reichstagswahlrecht für Mecklenburg zu erringen, dann soll man nehmen, soviel man bekommen kann, aber mit dem offenen Bekenntnis, man werde nicht eher ruhen, als bis man das Reichstagswahlrecht erreicht hat. Leider können die Liberalen nicht einmal bestimmen, wie groß die erste Abschlagszahlung sein muß. Dazu fehlt ihnen der Einfluß im Landtag.

Alles, was sie tun können, besteht darin, durch eine rege Agitation die Regierung fest zu machen. Denn von ihr allein hängt die Verbesserung des Wahlrechts ab. Will sie wirklich energisch vorgehen, so muß sie einsehen, daß von dem bestehenden Landtag nichts zu erlangen ist. Aber es gibt ja noch eine andere Lösung. In früheren Jahrhunderten haben die Stände oft bei den Behörden des alten Deutschen Reiches Recht gesucht gegen ihre Landesherren. Denselben Weg kann die Regierung im neuen Reich beschreiten. Ihre Vertreter brauchen nur den Bundesrat zu bestimmen, einem alten liberalen Antrag zuzustimmen, der gerade auf Mecklenburg gemünzt ist. Nach diesem Antrag, der seit 1871 mehr als einmal im Reichstag angenommen worden ist und auch jetzt wieder zur Beratung steht, soll in die Reichsverfassung eine Bestimmung aufgenommen werden des Sinnes: In jedem Bundesstaat muß eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgegangene Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei der Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist.

Wird dieser Antrag Reichsgesetz, dann mag der mecklenburgische Landtag sich drehen und winden, wie er will, er wird verschwinden, auf gesetzlichem Wege. **Franz Crull.**

Die bayrische Antwort auf Kaiserslautern

Der bayrische jungliberale Landesverband hat den Antrag seines Vorstandes, unter den bekannten Bedingungen in den Reichsverband der nationalliberalen Jugend einzutreten, nach sehr langer und sehr eingehender Beratung abgelehnt. Alles, was der Vorstand, der darauf abdankte, erreichen konnte, war eine nicht sehr temperamentvolle Sympathieerklärung für den Reichsverband, nach der der alte Vorstand wieder annahm.

Die bayrischen Vereine haben also den Optimismus ihres Vorstandes, sich in absehbarer Zeit innerhalb der nationalliberalen Organisation durchsetzen zu können, nicht geteilt und sehen den Weg als zurzeit zu gefährlich an, weil ihnen die nationalliberale Partei, so wie sie heute in Worten und Taten sich darstellt, keine Gewähr dafür bietet, daß die fortschrittlichen Gedanken der Jungen in Kürze zur Anerkennung gelangen. Ob sie damit Recht haben, kann nur der endgültig beurteilen, der die internen norddeutschen nationalliberalen Parteiverhältnisse kennt. Denn bei der Abwägung der voraussichtlich entgegenstehenden Widerstände spielt natürlich die Personalkenntnis eine große Rolle. Der bayrische jungliberale Vorstand glaubte den Schritt riskieren zu können, aber die Gefolgschaft verweigerte die Zustimmung. Um die Entschließung dieser meist fränkischen Vereine zu verstehen, muß man ihre Entstehungsgeschichte kennen. Und da ist es tatsächlich so, daß die meisten im Gegensatz zur alten nationalliberalen Partei gegründet wurden, deren vergangene Verdienste man zwar anerkennt, deren gegenwärtige Haltung aber der heftigsten und populärsten Abneigung der jungen Generation in Süddeutschland begegnet. Stürmisch verlangt diese Generation eine echt freiheitliche und vor allem soziale Politik. Ihre Gedanken sind stark von Friedrich Naumann beeinflußt. Kein Wunder, daß fast jede nationalliberale Abstimmung hier Mißbilligung erfährt. Diese Kreise wollen bewußt keine nationalliberale Politik treiben. Darum in keine engere Gemeinschaft sich begeben! So ist der Beschluß zu verstehen. — Anders der nationalliberale Zentralvorstand in Berlin. Er betrachtet schon längst mißtrauisch den größer und radikaler werdenden jungliberalen Körper, der den Nationalliberalen in Süddeutschland wegen des Fehlens der Altersgrenze die erfolgreichste Konkurrenz macht und sich zu einem selbständigen Parteikörper auszuwachsen droht. Hier werden zwei Meinungen deutlich vertreten. Die eine geht dahin: Süddeutsche Jungliberale drei Schritt vom Leib! Nichten nur Unheil an! Abschütteln! In dieser Absicht geschah der Angriff Professor Leidigs vom Industriellenverband. Die andere Auffassung im nationalliberalen Vorstand wird mit großer Wahrscheinlichkeit auch von solchen Jungliberalen in Süddeutschland unterstützt, die im Hauptamt Nationalliberale und erst im Nebenamt Jungliberale sind (es gibt einige wenige dieser Richtung). Diese Auffassung heißt: Jungliberale hereinnehmen, um sie unschädlich zu machen! Nationalliberalen Maulkorb anlegen! Es scheint, als ob diese letztere Meinung dem von Hübsch sicher ehrlich gemeinten Plan der Heranfahrung größerer Truppenbestände ins nationalliberale Lager zwecks Erlangung größeren Einflusses begegnet wäre, so daß die Kaiserslauterer Beschlüsse zustande kamen.

Die verbrämte bayrische Absage an den Reichsverband ist für die bayrische jungliberale Bewegung vielleicht im Augenblick und für die nächste Zeit von Nutzen, indem die prinzipielle Agitation und Schulung der jungliberalen Kreise ungestört weitergehen kann. Das ist auch sehr nötig. Für die liberale Reichspolitik aber hat sich der bayrische Jungliberalismus zunächst die Möglichkeit stärkeren Einflusses mit Bedacht abgeschnitten, vielleicht, weil er sich noch nicht stark genug fühlt. Die bestehenden Brücken sind nicht abgebrochen worden, aber neue will man noch nicht schlagen. Das ist die Situation. Jetzt hat Baden zu entscheiden, und es ist zu wünschen, daß es nach dem bayrischen Beschluß nicht allein in die Höhle des Löwen sich begibt, sondern nun wartet. Was wird Wiesbaden sagen?

München. **Georg Hohmann.**

Sprechsaal

Nordschleswigsches

Ich will mich nicht in den Streit der Nordschleswiger mit Herrn Schlaikjer mengen. Nur einige Bemerkungen.

Bei der dänisch gesinnten nordschleswigschen Bevölkerung gewinnt man meines Erachtens durch Entgegenkommen nichts, durch festes, aber gerechtes und ruhiges, nicht allzu empfindliches Auftreten dagegen vieles. Es kommt da in der bewegten Frage viel, in manchen Dingen alles auf eine kluge Handhabung der Polizei, insonderheit der Gendarmen, an. Mir wurde dort oben vor Jahren von einem dieser Grenzwächter erzählt, der bei Dänen und Deutschen in gleicher Achtung stand, beliebt und doch gefürchtet, wegen seiner vorhin angedeuteten Eigenschaften. Es regte ihn nicht auf, wenn ein Bäuerlein, das die Steinmauer seines Hauses mit einem blenden Weiß übertüncht hatte, fröhlich die sich bietende Gelegenheit ergriff, das die Mauerteile verbindende Holzgeäder knallrot anzustreichen. Es fiel ihm nicht ein, dem Bäuerlein zu der bereits genossenen Freude des Anstreichens auch noch die erwartete des Ärgerns zu bereiten. Dafür griff er aber, wenn die südjütischen Hedgejähle sich gelegentlich über das Maß des Zulässigen hinauswagten, fest zu, und umso wirkungsvoller, je mehr er auf beiden Seiten geachtet war. Übrigens, was politische Farbenfreude betrifft, haben wir Schleswigholsteiner es in den nach 48er Jahren ja gerad so gemacht. Da waren auf einem ländlichen Fest, wo die Anwesenheit des damals dänischen Gendarms erwartet wurde, drei liebe schleswigholsteinische Mägdelein erschienen, verabredetermaßen trug das eine ein blaues, das zweite ein weißes, das dritte ein knallrotes Kleid. Natürlich sah man, wo gerade der Gendarm sich blicken ließ, diese drei in allen möglichen Gruppierungen stets beieinander . . . Das sind politische Neckereien, über die sich niemand aufregen soll. Die Hauptsache ist — was in unserm Falle Nordschleswig betrifft — auf deutscher Seite festes, kraftbewußtes, aber gerechtes Auftreten.

Noch eine kleine „Köllergeschichte". Ich sprach mit einem dänisch gesinnten Nordschleswiger über den derzeit in Nordschleswig festgehaltenen deutschen Mann. Plötzlich platzt mein Gegenüber mit der unerwarteten Gottseibeiuns-Frage heraus:

„Wie sieht „er" aus? Hat er „Hörner"?"

Ich hatte Köller nie von Angesicht gesehen, konnte also die gewünschte Auskunft nicht geben. Der Vorfall prägte sich mir aber tief ein als Beweis, wie in der nordschleswigschen Frage die Macht und Bedeutung der Persönlichkeiten eine überaus große Rolle spielen, sei's im Guten, sei's im Argen.

Und nun zum Schluß noch ein nordschleswigsches Unikum, das fast unglaublich scheint, und für dessen Wahrheit ich allerdings nicht

Digitized by Google

einstehe. Ein deutscher Handlungsreisender, der jene nördlichen Distrikte bereist, erzählte mir gelegentlich, es sei in den dortigen freireligiösen Versammlungen ein Gesangbuch in Gebrauch mit einer Strophe, deren Schlußsatz laute:

„Thi vor Herre han er Dansk
Og besthtter Dansken."

Zu deutsch: „Denn unser Herrgott ist (seiner politischen Gesinnung nach) dänisch und beschützt den Dänen.

Ob diese Geschichte auch dem Schlaikjerschen „Lügensystem" angehört, kann ich, wie gesagt, nicht wissen. Immerhin, wenns so wäre, daß Gott selbst sich im Nationalitätenhader auf die dänische Seite stellt — was soll da der arme deutsche Kaiser, der zwar auch ein mächtiger Herr ist, nun noch anfangen? . . .

Hier schließe ich.

Miebüll. **F. A. Feddersen.**

Wie Landarbeiter mitunter noch wohnen müssen

Kürzlich hat auf dem Gutshofe des Gutsbesitzers Hunke in Bruckdorf bei Halle eine gerichtliche Inspizierung von Arbeiterwohnräumen stattgefunden, die recht eigentümliche Zustände aufgedeckt hat. Veranlaßt war die Besichtigung durch die Berufungen von fünf deutsch-polnischen Arbeitern und Arbeiterinnen, die vom Amtsvorsteher Strafmandate über je 15 M. erhalten hatten, weil sie Anfang Juli ihren Dienst bei dem Bruckdorfer Gutsbesitzer unbefugt verlassen haben sollten. Arbeitseinstellungen seitens Hunkescher Landarbeiter haben das Hallesche Schöffengericht schon wiederholt beschäftigt; in den Berufungsverhandlungen erhoben die wegen Kontraktbruchs mit Strafmandaten Bedachten teilweise recht lebhafte Beschwerden über den Gutsherrn. Auch die fünf Deutsch-Polen begründeten ihren Einspruch gegen die Strafbefehle mit schweren Vorwürfen. Sie seien durch unerträgliche Wohnungsverhältnisse genötigt worden, ihren Dienst auf dem Gutshofe noch vor Ablauf der kontraktlich bis zum September festgesetzten Dienstzeit aufzugeben. In einem sehr beengten Wohn- und Schlafraum, in dem zwei Betten standen, habe ein Ehepaar mit zwei jungen Arbeiterinnen zusammen zubringen müssen. Der Raum sei überall schadhaft gewesen und das zertrümmerte einzige Fenster mit Bindfaden zusammengebunden. Von der starkbeschädigten Zimmerdecke sei einmal ein großes Stück heruntergefallen und habe die eine Arbeiterin beinahe verletzt. Der unverheiratete Arbeiter habe in einem Dachraum kampieren müssen, der jeder Beschreibung spotte. Das Hallesche Schöffengericht beschloß auf diese Angaben hin Vertagung der ersten Verhandlung, um eine Inspizierung der so ungünstig geschilderten Wohn- und Schlafräume vornehmen zu lassen. Denn, wenn sich die Behauptungen der fünf Angeklagten als wahr erweisen sollten, so würden sie in der Tat berechtigt gewesen sein, ihren Dienst vor der Zeit zu verlassen. Ohnehin befänden sich die fünf, weil aus der Ferne nur auf gewisse Zeit zugezogen und des Deutschen zum Teil nur mangelhaft mächtig, in einer Zwangslage und müßten daher gegen das etwaige Vorurteil, als ob fremden Arbeitern mehr zugemutet werden dürfe als einheimischen, geschützt werden. — Der Gutsbesitzer versicherte allerdings, es sei bei ihm alles „im Lote". Aber die inzwischen vorgenommene Inspizierung der Räume hat nach dem vom vorsitzenden Amtsrichter aufgenommenen Protokoll folgendes höchst unerquickliche Bild ergeben: der Raum, in dem das Ehepaar mit zwei jungen Mädchen zusammen hausen mußte, war tatsächlich sehr beengt. Die Luft in dem nur mit einem Fenster versehenen Gelaß war recht schlecht. Ein Fensterflügel war ausgehoben, die Fensterscheiben durchlöchert und mit Pappstücken verklebt. Von der Decke waren mehr oder minder große Kalkstücke heruntergefallen. Der Dachraum, in dem der unverheiratete Arbeiter wohnen mußte, war ohne Tür und wies faustgroße Öffnungen in Dach und Wand auf. Der darin untergebrachte Arbeiter war dem Wind und Wetter ausgesetzt. Der Raum war sehr schmutzig, gesundheitswidrig und obendrein feuergefährlich. — In der Fortsetzung der Berufungsverhandlung wies der Vorsitzende darauf hin, daß nach Gesetzesbestimmungen vom 11. Mai 1850 aus sittlichen Gründen gesonderte Schlafräume für Ehepaare, für männliche und weibliche Einzelpersonen sowie für Jugendliche erforderlich sind. Leider habe der Bruckdorfer Amtsvorsteher nach dieser Richtung hin keine Verordnungen erlassen. Aus Anlaß der gerichtlichen Inspizierung sei aber eine derartige Verordnung in Vorbereitung. Die Verhandlung endete mit Freisprechung der fünf Angeklagten. Sämtliche Kosten des Verfahrens aber wurden dem Gutsbesitzer zur Last gelegt, und zwar auch diejenigen, die den fünf nach Thüringen Weitergewanderten durch ihre zweimalige Reise nach Halle entstanden sind. In der Urteilsbegründung wurde gesagt, nicht die fünf Arbeiter, sondern der Gutsherr habe sich strafbar gemacht, weil er ihnen polizei- und gesetzwidrige Wohn- und Schlafräume angewiesen habe. Sei jemals eine Anzeige unbegründet gewesen, so sei es die des Gutsherrn gegen die angeblich kontraktbrüchigen Arbeiter. Das Schlafen in jenem Dachraum sei gesetzlich keineswegs zulässig, geradezu unsittlich aber sei es, Ehepaare und junge Mädchen gemeinschaftlich in einem und demselben Raume schlafen zu lassen. **Rudolf Apel.**

Reise in Kamerun

XII

(Fortsetzung)

Bis dahin hatten die Leute von Bamum, obwohl Kamerun nominell schon 15 Jahre deutsch war und die Entfernung auf dem direkten Wege von Duala nur 12 Tagemärsche beträgt, noch nie einen deutschen Mann gesehen. Joja, der damals noch ein ganz junger Mensch war, und seine Mutter nahmen die Deutschen sofort sehr freundlich auf. Bald kamen die ersten Faktoristen und fingen den Gummi- und Elfenbeinhandel mit großem Gewinn an. Die Zustände änderten sich aber sehr bald, als die Konkurrenz erschien. Jetzt sind schon 6 oder 7 Firmen und selbständige Kaufleute in Bamum vorhanden, die sich gegenseitig die Produkte abjagen und auf Joja höchst erbittert sind, weil er neuerdings auf den Gedanken gekommen ist, seine Waren, Elfenbein und Kautschuk, selbst zur Küste nach Victoria zu schicken. Er sendet einige Hunderte von seinen Leuten in den Wald und läßt Kautschuk sammeln, was ihn nichts kostet, und ebensowenig braucht er Trägerlohn zur Küste zu zahlen. Seine letzte Gummikarawane nach Victoria, deren Ladung er an die Baseler Missionshandlung dort verkaufte, hat ihm über 25000 M. bar eingebracht, da er an der Küste für seinen Gummi natürlich viel mehr bekommt, als ihm die Faktoristen in Fumban zahlen. Das bare Geld braucht er vor allen Dingen zur Löhnung für seine Soldaten. Er hat 200 Mann, die auf europäische Weise eingekleidet sind, aber nicht mit Gewehren, sondern mit Speeren bewaffnet. Vor einigen Jahren schickte er eine große Karawane mit unerhört großen Elfenbeinzähnen als Geschenk für den deutschen Kaiser nach Buea zum Gouvernement. Die Zähne wurden nach Berlin expediert und als Gegengeschenk kamen einige hundert Gardes du Corps-Uniformen für Jojas Soldaten, die der damalige Oberrichter von Kamerun bei einem Besuch in Fumban persönlich an Joja überbracht haben soll. Seitdem träumt Joja von nichts mehr, als von einer Reise nach Deutschland und von einem Besuch bei Kaiser Wilhelm. Seine Frage ist, ob der Kaiser, wenn er ihn besucht, wohl auch mit ihm Mimbo trinken würde? Seine 200 Mann-Truppe hat er durch ein paar frühere schwarze Unteroffiziere der Schutztruppe auf deutsche Art etwas einexerzieren lassen. Die Leute sind alle vorzüglich in gute und geschmackvolle Uniformen aus europäischen Stoffen gekleidet, die von Jojas eigenen Schneidern hergestellt sind. Auch sein tadelloser Kakianzug und seine großen grün und rot geflochtenen Achselstücke sind einheimische Arbeit. Neulich hat er vom Gouvernement eine Verdienstmedaille geschickt bekommen. Tags darauf war er mit einem ganzen Koffer voll Röcken bei Frau Missionar Göhring, mit der Bitte, sie möchte ihm doch solche Ösen annähen, wie die Offiziere der Truppe sie tragen, um ihre Dekorationen zu befestigen. Jeder von Jojas Soldaten, der einem besser gestellten Weißen begegnet, ist angewiesen, Front zu machen, und steht stramm, bis ihm abgewinkt wird.

Der Zugang zu Jojas Sommerresidenz führt über einen weiten Hof, der zu beiden Seiten von den Häusern seiner Soldaten eingefaßt ist. Jeder Soldat hat mit seinem Weib und seiner Familie ein Haus für sich. Alle Häuser sind vollkommen nach gleichem Muster, mit einem Grundriß von etwa 4 Metern im Geviert und hohem viereckigen Grasdach, aufgeführt. Auf dem freien Platz wurde eifrig exerziert, wobei die Soldaten ihre in Bündel zusammengebundenen Wurfspeere wie Gewehre anfaßten und schulterten. Es sind alles ausgesucht stattliche und kräftige Kerle, die freie Verpflegung für sich und ihre Familie und einen Sold von 5 M. monatlich in bar bekommen. Weil die Faktoristen in Fumban sie übervorteilten, hat Joja für seine Leute einen eigenen Kaufladen eingerichtet, für den er die Waren durch seine Träger mitbringen läßt, die leer von der Küste heraufkommen. Es ist bezeichnend genug, daß ich in Jojas Faktorei eine viel größere Auswahl fand, als in den Geschäften der weißen Kaufleute, die eigentlich nur Stoffe zum Austausch gegen Gummi führen. Ich konnte ein großes Waschbecken, Kerzen, Seife, Zigaretten, 20 Pfund Weizenmehl, einen Eimer und verschiedene Kleinigkeiten kaufen. Ein Soldat war als Verkäufer angestellt und gab die Preise nach den auf jedem Gegenstand aufgezeichneten Merkmalen prompt an. Joja, der uns tags zuvor bei Herrn Stößel besucht hatte, erwartete uns, und es machte ihm offenbar Spaß, uns etwas vorzuregieren. Er saß auf einem europäischen Stuhl vor dem Tor seiner Residenz mit einem Schreiber und verschiedenen Großleuten. Ich wurde lebhaft an die türkischen Paschahs im Innern von Kleinasien erinnert, denen auch jedesmal, wenn der Europäer ihnen einen Besuch macht, Depeschen und Schriftstücke mit wichtiger Amtsmiene vorgelegt werden. Jojas schriftliche Regierungshandlungen sind besonders dadurch interessant, daß er die Schrift, in der seine Befehle versendet werden, selbst erfunden oder doch wenigstens ausgebildet hat. Missionar Göhring erzählte mir über diese merkwürdige Sache folgendes. Die Bamums hätten schon früher eine unentwickelte und rohe Art von Zeichenschrift gehabt, die aber fast ganz in Vergessenheit geraten war. Joja, der sah, wie die mohammedanischen Haussas (arabische) Schrift besaßen und gebrauchten, wollte für seine Regierung gleichfalls etwas Ähnliches haben und gab seinen Großleuten auf, für alle Laute bestimmte Zeichen ausfindig zu machen. Diese Zeichen wurden

dann zusammengestellt, die Schreiber wurden darin ausgebildet, und tatsächlich wird in Bamum jetzt auf diese Weise geschrieben. Die Schrift ist eine Silbenschrift; jede Silbe hat ein besonderes bildähnliches Zeichen; Anfang und Ende des Schriftstückes sowie das Vorkommen eines Namens werden jedesmal durch besondere Zeichen hervorgehoben. Ich kann mir nicht denken, daß diese künstliche Schaffung einer Schrift möglich gewesen wäre, ohne daß von früher her bestimmte Anhaltspunkte vorhanden waren. Jedenfalls funktioniert die Schrift vollkommen. Ich ließ mir selbst von Joja und seinem Schreiber längere Sätze in ihr vorschreiben und vorlesen, habe mir auch ein Blatt Papier mit einigen Sätzen und Jojas eigenhändiger Unterschrift zum Andenken mitgenommen. Gerade diese Dinge weisen darauf hin, daß wir es in Joja mit einem außergewöhnlich begabten Negerfürsten zu tun haben. Nach der Schriftprobe kam die Mimboprobe. Joja hat zwei Leibdiener, von denen ihm einer ständig seine große messingne Tabakspfeife nachträgt, ein schönes Produkt der einheimischen Schmiedekunst von Bamum; der andre eine reichverzierte Kalebasse voll Palmwein und einen großen bunten Glasbecher. Für uns wurden auf einem Tablett noch zwei solcher Gefäße gebracht. Ich dedizierte Joja eine Zigarre, die er ebenso wie ein Glas Kognak sehr wohl zu schätzen weiß und mit Anstand rauchte. Wir unterhielten uns eine Weile über die Einrichtung seiner Wohnung — er spricht das sogenannte Negerenglisch fließend. Der Sommerpalast besteht aus einem großen Raum, mit einem merkwürdig gebrochenen, dekorativ wirkenden Grasdach und einer Anzahl kleiner Pavillons mit Lichthöfen, in denen es bei der herrschenden Hitze immer angenehm kühl ist. Verschiedene junge Weiber mit hübschen Tüchern um den Leib und meist hellsamtbrauner Hautfarbe, aber mit ziemlich stupiden Zügen, hielten sich in den Räumen auf und gemerten sich nicht sonderlich. Es waren die Bevorzugten aus Jojas Harem, der weit über 100 Frauen zählt. Diese hat er mit sich in das Sommerschloß genommen. Die übrigen wohnen neben dem alten Palast in vier parallelen Reihen von stattlichen Häusern, die nach demselben Muster wie die Soldatenhäuser gebaut sind, nur größer. Auf dem Wege aus dem alten Palast sahen wir auch eine Schar von 10 oder 12 kleinen Jungen und Mädchen bis zum Alter von 8 oder 9 Jahren, jedes mit einem Diener. Das waren Jojas Kinder. Mit großem Stolz zeigte er uns sein Bett: eine eiserne Bettstelle mit einer Vorrichtung zum Aufhängen eines Moskitonetzes, Matratze, Decke usw. — alles vollkommen europäisch. Seitwärts in einer Ecke des Gemaches stand ein Eingeborenenbett aus gespaltenen Raphiarippen, die hier allgemein Bambu genannt werden, sauber gearbeitet, aber so kurz und schmal, daß ein normaler Mensch sich ziemlich zusammenkrümmen müßte, um darauf zu liegen, ohne Decken oder Kissen. Auf die Frage, wer da schliefe, antwortete er: „bed for women." Diese Lagerstätte der Favoritin hatte wirklich nicht viel Verführerisches an sich. Im übrigen sind alle diese inneren Räume fast ganz dunkel, da sie keine Fenster haben und alle Türen ganz klein sind, mit so hohen Schwellen, daß man geradezu hinüberklettern muß. Außerdem hängen die Dächer stark über. Im Innern der Zimmer sind geschmackvolle, aus schwarzem Ton hergestellte und glänzend polierte Feuerstellen. Aber auch im Königspalast hat der Rauch keine andre Abzugsöffnung als die Tür. Die Decken und die Innenwände sind mit wunderschönem Getäfel von gespaltenem Bambu bekleidet, der durch den Rauch das Ansehen einer leuchtend schwarzbraunen Politur erlangt hat.

Nach der Palmweinprobe und der Besichtigung des Schlafgemaches führte uns Joja in seinen Garten, wo er Ananas, die im Innern sonst ganz unbekannt ist, Tomaten, verschiedene Sorten Baumwolle und andre Kulturgewächse hat anpflanzen lassen. Für die Baumwollkultur scheint er ganz begeistert zu sein. Herr Stößel hat ihm klar gemacht, daß er auf diese Weise, nachdem die Kautschukbestände spärlicher und spärlicher geworden sind und auch sein Elfenbeinschatz sich stark gelichtet hat, in Zukunft viel Geld verdienen könne. Er weiß auch, daß der Eisenbahnbau nach Bamum unterwegs ist und daß die Baumwolle mit der Eisenbahn späterhin nach der Küste gebracht werden soll. An der Ostgrenze seines Landes am Mbam, wo es noch große Waldbestände gibt, läßt er, wie mir Herr Stößel erzählte, schon seit längerer Zeit durch mehrere hundert Mann unter Aufsicht von Soldaten eine große Fläche Waldboden klären, um Baumwolle darauf zu pflanzen. Die ersten Versuche mit systematischem Baumwollanbau im vorigen Jahr sind, wie von vornherein anzunehmen war, nicht geglückt, weil die Aussaat erst viel zu spät im Jahre geschehen konnte. Infolgedessen bekam die Baumwolle nicht genug Regen und verdorrte, bevor sie reif wurde. Die Hauptregenzeit setzt hier im März mit vereinzelten Tornados ein, doch dauern die starken Regen nur wenige Monate. Die Baumwolle muß also schon längere Zeit vor Beginn der ersten Regen ausgepflanzt werden. Übrigens sieht man eine halbwilde Baumwollstaude mit großen gelben Blüten überall in der Stadt Fumban bei den Häusern wachsen. Die Leute ernten die Wolle auch ab und machen Garn daraus, das sie aber weniger zu Zeugen als zu allerlei Schnüren, Troddeln und dergleichen verarbeiten. Namentlich die bunten Wehrgehänge für die großen Schwerter werden daraus hergestellt. Diese Art von Industrie stammt von Adamaua.

Morgen will uns Joja abermals besuchen. Ich habe ihm gesagt, daß ich einige Waffen, eine Messingpfeife und noch allerlei Kleinigkeiten zu kaufen wünschte. Er will die Sachen früh selbst bringen. Sonst steht das morgige Programm einen Besuch auf dem Hauptmarkt, einen Stadtbummel und ein Abendbrot bei der Missionarsfamilie vor. **Paul Rohrbach.**

Unsre Bewegung

Berlin. Sozialliberaler Verein für Berlin und Umgegend. Vorsitzender Dr. Preißscheid-Wilmersdorf, Fasanenstr. 38. Die wöchentlichen Diskussionsabende beginnen am 27. September. Sie finden an jedem Freitag (mit Ausnahme des letzten Freitags jeden Monats) abends um ½9 Uhr im Restaurant „Großer Kurfürst", an der Potsdamer Brücke, statt. Es sollen in erster Linie alle für die kommende preußische Landtagswahl wichtigen Fragen besprochen werden, zwischendurch werden aber auch je nach Bedarf andere Themata behandelt werden. Außerdem bleibt der letzte Freitag jeden Monats für Vereinsversammlungen frei, die allgemeinen Besprechungen über jeweils aktuelle Fragen gewidmet sein sollen. Gäste, auch Gegner, sind stets willkommen.

Bremerhaven. Am 18. September begann der Verein mit einer gut besuchten Mitglieder-Versammlung in Lehe seine Winterarbeit. Herr Riesmann-Lehe referierte über „Was geht im Liberalismus vor?" Zwei Erklärungen nahmen Stellung zur Wahlrechtsfrage in Preußen. In der ersten billigte die Versammlung die Erklärung des Ausschusses zur Landtagsersatzwahl in Geestemünde-Lehe (Wahlenthaltung für diesmal; eifrige Agitation für das Reichstagswahlrecht in Preußen) und sprach dem Ausschuß sein volles Vertrauen aus. In der zweiten heißt es: „Der V. d. Fr., Mitgl. d. Wahlv. d. Lib., spricht den Reichstagsabgeordneten D. Naumann, Träger und Hormann Dank und Einverständnis aus für ihr kräftiges Eintreten zugunsten der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen und erklärt die Erkämpfung desselben für die gegenwärtig wichtigste Aufgabe des Liberalismus". Von anderer Seite wurde eine Verstärkung der Flotte und der Küstenbefestigungen gefordert, freilich auch eine gerechtere Verteilung der Lasten.

Stuttgart. Unter zahlreicher Beteiligung der Liberalen Vereine veranstaltete unsere hiesige Organisation am 15. September eine Zusammenkunft in Urach, dem Wahlkreis unseres 1. Vorsitzenden, Landtagsabg. Dr. Bauer. Das geplante Waldfest mußte der Witterung halber ausfallen, dafür erfreuten sich die Versammlungen eines sehr guten Besuches. Dr. Krohmer-Kirchheim hatte das erste Referat übernommen: Liberalismus und Bauerntum. Seine sehr gut basierten sachlichen Ausführungen erregten das lebhafte Interesse der Anwesenden. Die politische Lage in Land und Reich wurde von Dr. Bauer in gründlichen und fesselnden Reden behandelt, besonders ging Dr. Bauer auf die Frage der Ministerverantwortlichkeit und die des preußischen Wahlrechts ein. An beide Vorträge schloß sich eine fruchtbare Diskussion. Eine Resolution zum preußischen Wahlrechtskampf in Naumanns Sinn fand einstimmige Annahme. — Am 18. sprachen in gutbesuchter Versammlung in Gaisburg Oberreallehrer Dr. Krohmer über die Frage: Was ist liberal? und Arbeitersekretär Fischer-Reutlingen über das Thema: Was wollen die liberalen Vereine? Beide Redner ernteten für ihre trefflichen Ausführungen lebhaften Beifall. Erfreulicherweise kam es zur Gründung eines neuen, starken Vereins Gaisburg, der als Ortsgruppe dem Stuttgarter Verein beitritt.

Weimar. Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung (Wahlverein der Liberalen) hat bekanntlich die Einsetzung eines Ausschusses für Beamtenangelegenheiten beschlossen. Der Ausschuß hat sich mit dem Sitz in Berlin konstituiert. Als ein Unterorgan dieses Ausschusses hat nun auch der Liberale Verein zu Weimar einen Beamtenausschuß gegründet, dessen Mitglieder den verschiedenen Kreisen der öffentlichen Beamten und der Privatangestellten entstammen: Reichs- und Staatsbeamte, Gemeindebeamte, Lehrer, Eisenbahnbeamte, Bankbeamte, Werkmeister, kaufmännische-, Rechtsanwalts- und technische Angestellte. — Der Ausschuß, dessen Aufgaben bekannt sind, erörterte in seiner ersten Sitzung die Frage der Pensionsversicherung der Privatangestellten. Im Interesse einer richtigen Vertretung der Beamtenangelegenheiten folgen hoffentlich alle Liberalen Vereine im Lande mit der Gründung von Beamtenausschüssen.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Daressalam, Dr. E. II.—IV. 21,—; Elberfeld, Dr. E. II. 5,—; Hamburg, E. IV. 5,—; Woltersdorf, B. VI. 10,—.

Zusammen	M.	43,—
Dazu laut Ausweises in Nr. 38	„	3033,70
	M.	3076,70

über die wir herzlich dankend quittieren. **Die Geschäftsleitung.**

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die deutschen Gewerkvereine und die Politik. Seit der Berliner Generalversammlung der deutschen Gewerkvereine ist es von der Notwendigkeit politischer Betätigung in diesen Kreisen wieder auffallend still geworden. Ist die stille Sommerzeit schuld daran? Sie stört doch gewerbliche Arbeiter weniger als etwa die landwirtschaftliche Bevölkerung. Oder geht man zu zaghaft und allzu vorsichtig an die neue, wichtige Aufgabe heran? Auf jeden Fall war doch dieser Sommer gar nicht so arm an Gelegenheiten zu politischer Betätigung der Gewerkvereine. Man braucht nur auf die lebhaften Debatten über die preußische Wahlrechtsreform oder an die sächsischen Landtagswahlen zu erinnern. Warum hat man noch nichts von großen Kundgebungen der Gewerkvereine in diesen Fragen gehört? Genug berühren sie doch ihre Interessen? Vielleicht haben die leitenden Instanzen der Gewerkvereine ebenfalls jetzt erkannt, daß es höchste Zeit ist, ans Werk zu gehen. So verstehen wir folgenden Aufruf des „Gewerkvereins", dem wir weiteste Beachtung wünschen: „Zwei Arme hat die Arbeiterbewegung, um für die „Hebung der Arbeiterklasse zur Selbständigkeit und Gleichberechtigung" einzutreten: Den Arm der wirtschaftlichen Organisation im Gewerkverein und den der politischen Arbeit, zur Beeinflussung der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung der nächsten Periode bringt viele für die Arbeiterschaft wichtige Fragen zur Entscheidung: In Preußen und Sachsen das Wahlrecht, im Reiche das Versammlungsrecht, den zehnstündigen Maximalarbeitstag für Frauen, die Witwen- und Waisenversicherung, die Reform der Arbeiterversicherung und die Arbeiterkammern. Der Verbandstag hat klar seinen Willen ausgesprochen, daß er von den Mitgliedern verlangt, sie sollen außerhalb der Gewerkvereine sich in den ihnen zusagenden bürgerlich-freiheitlichen Parteien politisch betätigen und dort ihren Einfluß zugunsten der Arbeiter ausüben. Unter Anerkennung der Grenzlinien zwischen Gewerkverein und Partei sind die Mitglieder regelmäßig auch auf die Verpflichtung zu politischer Arbeit hinzuweisen."

Erziehliche Aufgaben der Tarifverträge. In einer großen Berliner Zeitungsdruckerei streikte neulich gegen den Willen der Organisationsleiter eine Abteilung der Druckereihilfsarbeiter. Das Blatt veröffentlichte darauf den Tatbestand und druckte gleichzeitig den Wortlaut einer an die betreffenden Arbeiter gerichteten dringenden Verwarnung ihrer Organisationsleitung und ihrer Druckereivertrauensmänner ab. Im sozialdemokratischen „Vorwärts" wurde mechanisch für die Streikenden Partei ergriffen; es hätten schon seit einigen Tagen Verhandlungen stattgefunden, die aber zu keinem Ziel führten. Davon steht aber in der von dem Vorsitzenden und einem Vorstandsmitgliede der Organisationsleitung der Hilfsarbeiter sowie von den drei Druckereivertrauensmännern der Hilfsarbeiter mit ihren Namen versehenen Erklärung kein Wort. Korrekt schreibt daher das Buchdruckerfachblatt, der „Korrespondent": „Man hat es also im vorliegenden Falle mit einem wilden Streik zu tun, der um so schwerer wiegt, als ein Tarifvertrag besteht und weiter die Unzufriedenen in schärfster Weise auf das Disziplinwidrige ihres Vorgehens von den Verbandsfunktionären aufmerksam gemacht wurden. Das ist ein tiefbedauerlicher Vorgang, der aber auch zeigt, daß die Hilfsarbeiter noch viel zu tun haben, wenn sie ihren eignen Abmachungen Respekt verschaffen und nicht allen Tarifgegnern Wasser auf die Mühlen liefern wollen. Uns Buchdrucker können solche Fälle nur zu der größten Reserve veranlassen, wenn Hilfsarbeiterpersonale auf eine Art und Weise Forderungen stellen und durchzudrücken versuchen, die ein Gewerkschaftler mit richtiger Disziplin nur verurteilen kann. Nach der neuesten Meldung haben die betreffenden Hilfsarbeiter auf Anordnung ihrer Organisation die Arbeit wieder zu den alten Bedingungen aufgenommen." Diese offene, rückhaltlose Kritik des Gehilfenorgans ist erfreulich und dient der Weiterentwicklung einer selbstbewußten Gewerkschaftsbewegung in hohem Maße, während die unbesehene Parteinahme des „Vorwärts" nur schädigend wirken kann.

Staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten. Der Hauptausschuß für die staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten schreibt: Die Siebenerkommission des Hauptausschusses tagte in Kassel und setzte ihre Beratungen fort. Diese waren sehr umfangreich und eingehend und führten teilweise zu äußerst lebhaften Auseinandersetzungen über die herrschenden Meinungsverschiedenheiten. Der allgemein vorhandene Wunsch, durch eine sachliche Aussprache zur Einigung zu gelangen, gestaltete die Verhandlungen sehr fruchtbar und führte wiederum zu einer Reihe von Beschlüssen, die teils einstimmig, teils gegen eine Minderheit von höchstens zwei Stimmen gefaßt wurden. Sie betrafen im einzelnen folgende Punkte:

1. Als Privatangestellte im Sinne des Gesetzes gelten Personen, welche gegen Gehalt im Privatdienste oder bei staatlichen, kommunalen oder kirchlichen Behörden in noch nicht mit Pensionsberechtigung ausgestatteten Stellen beschäftigt sind, soweit sie nicht als gewerbliche Arbeiter (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter u. s. f.) als Tagelöhner und Handarbeiter oder als Gesinde Dienste verrichten.

2. Vom Zwange in der allgemeinen Staatsversicherung befreit nur die Zugehörigkeit zu privaten Versicherungseinrichtungen, wenn es sich um Kassen handelt, die von öffentlichen Körperschaften (Staat, Gemeinde und dergl.) eingerichtet und geleitet sind, und die den Versicherten mindestens die gleichen Rechte und Ansprüche gewähren wie die staatliche Einrichtung. (Gemäß § 8 des J. V. G.)

3. Personen, die erst nach Vollendung des 50. Lebensjahres eine die Versicherungspflicht begründende Anstellung erhalten, unterliegen nicht der Versicherungspflicht.

4. Die Wartezeit für den Bezug der Invalidenrente beträgt vier, diejenige für den Bezug der Altersrente beträgt 24 Beitragsjahre.

5. Die Gehaltsklassen wurden wie folgt festgesetzt:

Klasse	1	für Einkommen			bis	550	Mk.
„	2	„	„	über 550	„	850	„
„	3	„	„	„ 850	„	1150	„
„	4	„	„	„ 1150	„	1500	„
„	5	„	„	„ 1500	„	1800	„
„	6	„	„	„ 1800	„	2400	„
„	7	„	„	„ 2400	„	3000	„
„	8	„	„	„ 3000	„	4000	„
„	9	„	„	„ 4000	„	5000	„
„	10	„	„	„ 5000	und mehr		Mk.

6. Der Beitrag soll auf der Basis von durchschnittlich 10 Prozent des jeweiligen Gehalts bemessen werden. Entsprechend der Leistungsfähigkeit der verschiedenen Einkommensschichten der Versicherten wird in den verschiedenen Beitragsklassen ausgleichend für die höheren und niederen Klassen eine Abstufung der Beiträge nach oben und unten gewünscht.

7. Es sind Übergangsvorschriften vorzusehen, die

a) allen Angestellten den Eintritt in die Versicherung ermöglichen,

b) die Interessen derjenigen wahren, die durch eine private Versicherung den Zweck des Gesetzes bereits erfüllt haben. (Gemäß den Übergangsvorschriften, die in den Gesetzen vom 22. Juni 1889 und vom 13. Juli 1899 getroffen worden sind.)

Außerdem wurde beschlossen, um eine heute bestehende Lücke der Versicherungsgesetze auszufüllen, zu fordern:

8. Es ist durch Reichsgesetz der Unfall- und Krankenversicherungszwang auf alle Privatangestellten bis zu den im Invaliden-Versicherungs-Gesetz festzulegenden Gehaltsgrenzen auszudehnen.

Ein weiterer Antrag,

9. die für eine Witwen- und Waisenversicherung bereitgestellten Reichsmittel sind den Angestellten in demselben Maße wie den Arbeitern nutzbar zu machen,

wurde mit 5 gegen 2 Stimmen abgelehnt. Dagegen wurde beschlossen, als Beispiel eine Tabelle über die erhofften Rentenleistungen und ihre Steigerung den Leitsätzen beizugeben.

Gehalt und Krankengeld. Die Frage, welche Bezüge der Handlungsgehilfe im Falle seiner Erkrankung für die ersten sechs Wochen genießen soll, ist bekanntlich eine strittige und auch im Reichstage in den letzten Sessionen wiederholt behandelt worden. Im Reichstag war, wie die „Dtsch. Nachr." schreiben, unter den Fraktionen eine gewisse Stimmung vorhanden, dem Handlungsgehilfen außer dem vollen Gehalt auch noch das volle Krankengeld zuzubilligen, so daß der erkrankte Gehilfe in den ersten sechs Wochen, gleichgültig, ob es sich um eine leichte oder schwere Erkrankung handelt, ungefähr das Eineinhalbfache derjenigen Bezüge erhalten würde, welche er im gesunden und arbeitsfähigen Zustande nach dem Vertrag erhält. Die Äußerungen der Regierung standen hiermit nicht im Einklang. Die Regierung hält es nicht für billig und erachtet es für eine zu große Belastung der kleineren und namentlich auch der verheirateten und mit Kindern gesegneten Prinzipale, wenn diese den erkrankten Gehilfen neben dem Krankengeld, das sie aus der Krankenkasse beziehen, auch noch das volle Gehalt weiterzahlen sollen und daneben noch auf eigne Kosten für eine Vertretung der Erkrankten zu sorgen haben. Regierung und Reichstag stimmten aber darin überein, daß eine klare gesetzliche Regelung dieser Frage geboten sei. Jetzt ist, wie offiziös versichert wird, dem Bundesrat eine Vorlage zugegangen, die den obigen Regierungsstandpunkt zum Ausdruck bringt: Fortsetzung der Gehaltszahlung, aber gleichzeitig die Erlaubnis, das Krankengeld dabei in Anrechnung zu bringen. — Die Handlungsgehilfen, die bei Krankheiten besonders kostspielige Zeiten durchzumachen haben, werden mit dieser „vermittelnden" Regelung der Frage wenig zufrieden sein.

Briefkasten

An Viele! Dank für Grüße! Leider kann ich nicht nach Frankf. kommen, aber Herr v. G. wird dort sein. —n.

Dr. Rbrt. Die Auseinandersetzung zwischen Sombart und Naumann hat im „Morgen" stattgefunden.

A. M. in Hamburg. Der von uns besprochene Roman Ricarda Huchs war zuerst in den „Süddeutschen Monatsheften" abgedruckt. Dort erscheinen auch zurzeit die noch ausstehenden zwei weiteren Bände der Garibaldigeschichten. Wann das ganze Werk in Buchform vorliegen wird, können wir nicht sagen. Vermutlich erst, wenn es ganz in den „Süddeutschen Monatsheften" abgedruckt wurde.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 39 Berlin, 29. Septbr. 1907

Unsre Zeit

Ich schäme mich nicht des Evangeliums meines Volkes. Arndt.

Kürzlich blätterte ich in einem Lehrbuch der Geschichte, das ich einst als Schüler benutzt hatte. Meine Gedanken eilen in die Ferne. Ich sah die Enkel in der Geschichtsstunde sitzen, auch wieder ein Lehrbuch vor sich auf der Bank. Wieviel wird da über unsre Zeit drinstehen. Viele großgedruckte Buchstaben berichten von Ereignissen größter Tragweite; zwischen diesen hervorgehobenen Stellen viel kleiner Schriftsatz, der von einer Anzahl von Bewegungen, Arbeiten, Schicksalen erzählt. Und das alles erleben wir heute. Zu dieser Geschichte gehören wir. Wir stehen mitten in ihr. Haben wir dafür das rechte Bewußtsein?

Völker tragen ewige Gedanken in sich. Immer quillt es wieder aus dem Schoß der Menschheit, ein Volk ums andere, ein Geschlecht und Stamm nach dem andern. In jedem lebt ein Teil des Ganzen. Jedes bringt ein Bruchstück der Botschaft von einem wirklichen Sinn, der doch hinter allem steht. Die Geschichte ist Offenbarung. Glücklich, wer sie erlebt. Man gewöhnte uns, sie nur an alten Stätten oder in heiligen Büchern zu suchen. Man fand sie meist nur bei Fremden im fernen Land. Man schämte sich der eignen Volksgeschichte und des Evangeliums, das in ihr liegt. Seltsam! Mutet uns denn die eigne Volkssprache fremder an? Stehen wir dem heimischen Leben nicht so harmlos gegenüber? Halten wir die Erfahrungen der selbsterlebten Geschichte für schlechteren Stoff als die Sorgen und Sagen der alten Völker, die über die Erde gingen? Es ist nicht recht, daß wir so handeln. Wir verschließen uns den Blick für die Gegenwart, die mächtig um uns braust. Als ob darin nicht ebenso ein Stück ewigen Lebens sich zeigte!

Freuen wir uns doch unsrer Zeit. Sie ist wie eine andre auch; gewiß. Aber diese andre hatte auch ihren Reiz und ihre Schatten. Suche sie doch heute ebenso. Schließlich geht jeden Tag die Sonne auf und unter; aber es ist doch nicht einerlei, ob sie auf Golgatha leuchtete oder in einem Waldwinkel scheint. Eine unmännliche und unvernünftige Stimmung will manche bezwingen: sie sind zu müde, um die Augen aufzumachen. Sie blinzeln ein bißchen, sie schnarren ein wenig, sie schlafen sehr viel. Daß solchen Leuten ihre Zeit nichts sagt, ist doch kein Beweis dafür, daß sie nichts ist. Es ist eine große Zeit, in der wir leben. Ihre Sorgen sind groß, ihre Bewegungen sind stark. Was an Leben durch alle Gebiete strömt, was an Gedanken über den Erdball fliegt, was an Kräften gefunden, verbraucht, erzeugt wird, was von Erlebnissen an jeder Tür heute Einlaß begehrt, das hält mit den alten Zeiten den Vergleich spielend aus. Viele werden uns neiden um die Stunden, die wir durchgemacht. Sie sehen vielleicht manche Frucht, um die wir heute noch bangen. Aber sie genossen die Zeit des Wachsens nicht. Und es wächst allüberall der Ernte entgegen. Vor Unkraut und Blumen am Wege darf man nur das reifende Korn nicht übersehen. Wer nicht an das Evangelium seiner Zeit glaubt, hat ihr auch nichts zu sagen. Mag sie sich unsrer schämen, wir vergelten nicht. Wir sehen Wege, die doch in eine Zukunft führen. Wir wissen, daß wir Großes erleben und sind dankbar für das, was uns umgibt. Es gehört auch Mut dazu, um von Ferne das gelobte Land zu sehen und mit Kraft dann den Stab wegzulegen und zu scheiden. Andere kommen doch einmal dahin. Es war ein schön Stück Wegs, unsre Zeit, unsre liebe Zeit, unsre große Zeit. Laßt uns wandern, daß wir das Evangelium hören, das von Türmen und Schloten, Landen und Meeren, Männern und Frauen, in tausendfachem Schall an Ohr und Herz ertönt. **Traub.**

Eine neue Geschichte des Kunstgewerbes

Als Professor von Schultze-Gaevernitz auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß in Straßburg seinen Vortrag über „Kultur und Wirtschaft“ mit dem Ausblick auf eine künstlerische Kultur schloß, mit dem Wunsche: „Die Maschine trage die Bedingungen schöner Lebensgestaltung mit hinein in die breiten Mittelklassen und in die Arbeiterwelt, der kunstgewerbliche Großbetrieb der Neuzeit werde damit der Träger eines volkstümlichen Schönheitsbedürfnisses“, da fand er nicht die erhoffte Zustimmung. Die Majorität hatte ein präziseres und ethisches Ziel sehen wollen und hielt das „nur ästhetische“ für minderwertig. Damit bewiesen die Redner dieser Debatte, daß sie für die von Naumann in diesem Blatt so oft und dringend vorgetragenen Gedanken von der sittlichen Bedeutung unsres neu entwickelten Kunstgewerbes wenig übrig haben. Und doch handelt es sich bei den neuen Möbeln und Einrichtungen keineswegs um müde, blasierte Stubenhocker und raffinierte Boudoirdamen, die durchaus anders wohnen wollen als andre Menschen, sondern um die Masse, die anständig wohnen möchte, und der zur anständigen Wohnung zu verhelfen, ein ebenso wichtiger Wunsch ist, als ihr anständige Bücher in die Hand zu geben und anständige Predigten zu sichern. Das einseitige Interesse an der Beflügelung des Geistes und Stählung des Willens rechnet nicht mit dem Schwergewicht des Zuständlichen, an das jeder von uns gefesselt ist, dessen Last nur dann uns nicht bedroht oder bedrückt, wenn sie uns hilft, elastisch und munter auch in den Zeiten des Ausruhens und Behagens zu sein. Im Mittelalter waren die Häuser der Pfarrer meist die besten des Dorfes oder der Stadt; geduldige Mönchskunst schnitzte ihnen die schönsten Stühle. Kam ein Beichtkind da herein, so fühlte es sofort das Höhere, und eine Viertelstunde auf einem geschnitzten Stuhl hat ihm manchmal weiter geholfen als die handfesteste Bußpredigt. Kommt heutzutage ein künstlerisch empfindender Mensch in ein Pfarrhaus, so zuckt er oft schmerzlich zusammen. Wie ist es möglich, daß das Heim der Geisteskultur so wenig Sinn für die Harmonie der Anordnung verrät! Wohlgemerkt, es ist nicht eine Geldfrage, wie so oft zur Entschuldigung gesagt wird; es ist nur deshalb so schlimm geworden, weil man auf diese Nebensachen kein Gewicht legte, sondern nur den Geist fütterte. Oft hat man dort die schönsten alten Schränke, aber sie stehen im Flur, im schlechtesten Licht. Auf den Wandbrettern der guten Stube stehen die nichtssagendsten Puppen und Gläser herum; auf dem Tisch im Salon liegen übel, aber kostbar eingebundene Bücher, und die Schlafzimmer sind allen Schmuckes bar. Was kostet es, außer den Entschluß, alles Minderwertige wegzustellen für alle Zeit, die Zimmer beim nächsten Mal statt mit geblümtem mit einfarbigem Papier zu tapezieren, wenig hinhängen, den

Tisch nicht vor das Sofa setzen und von den Familienbildern die nicht ganz dringenden wegzunehmen? Selbst Plüschsessel können allmählich durchgesessen werden, damit bei der Renovierung das gute Holz mit einfacher Flechte statt des allzu üppigen Samts gewählt wird — namentlich auf dem Land ist gute einfache Holzarbeit mit dem edlen Spiel der Maserung noch so leicht zu haben. Es gibt — wir sagen es mit Stolz — viele musikalische Pfarrer und Pfarrfrauen; ich habe die schönsten Hausquartette in Pfarrhäusern gehört und mitgesungen; mit mir danken viele, viele unserm lieben deutschen Pfarrhaus solche Erquickung und Gewinn. Wenn doch unsre trefflichen deutschen Pfarrer helfen wollten, neben dem Ohr auch das Auge zu erziehen und zunächst bei sich anfangen möchten, nur das Echte, Gute und Einfache um sich herum zu dulden. Sie würden bald merken, welch suggestive Kraft von einfachen und ruhigen Wänden ausgehen kann, und wieviel man gewinnt, wenn man auch in dem Punkt „Wohnungskultur" die Gleichgültigkeit bekämpft.

Doch die Leser der „Hilfe" gehören zum Teil schon zu denen, die Naumanns Worte begriffen haben und in dem neuen Kunstgewerbe nicht nur ein wirtschaftliches und soziales, sondern auch sittliches Problem erkennen. Je lebendiger nun dessen Entwicklung heute fortschreitet, um so wichtiger ist, daß der Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht aufgehoben wird, und dafür ist die Stimmung leider sehr groß.

Denn der neue Stil hat bekanntlich das Ornament als selbständige Bucherung verpönt; er will die zieren Arabesken und Muster nur da dulden, wo sie innere Kräfte des Materials oder der Konstruktion zum Ausdruck bringen. Damit stellt er sich in Gegensatz zu aller Vergangenheit, der die lebendigste Betätigung des freizügigen Spieltriebs selbstverständlich schien. Wie die von ihrer eignen Schönheit lebende Arabeske Mozarts in dem auf den Ausdruck dringenden Stil des Wagnerschen Musikdramas nicht geduldet wird, so kennt der neue technische Stil nicht mehr die „Zier an sich", sondern nur noch die „Zier im Dienste des Ausdrucks". Ob dies richtig oder zu beklagen ist, soll uns hier nicht beschäftigen; wir haben mit dieser Tatsache zu rechnen, und sie ist notwendig mit dem Abscheu gegen die Zeiten des reinen Spiel- und Ziertriebes verbunden.

Aber nicht nur bei den schaffenden Künstlern hat nur die Gegenwart recht; es besteht in dem ganzen Kreise der neuen Bewegung eine starke Abneigung gegen alles Geschichtliche. „Wollt ihr uns ewig die alten Musterbeispiele vorlegen, die unsre eigne Erfindung töten? Wollt ihr uns mit großen Meistern höhnen, statt unserm ehrlichsten Selbstprobieren Raum zu schaffen? Was sollen die Schönheiten der Handarbeit Männern sagen, die mit dem Maschinenbetrieb rechnen, die nicht mehr im alten Zünfteverband stehen, deren Gesellen freizügig und deshalb lohnsteigernd sind! Wir sind nicht mehr Mönche, die 10 Jahre lang an einem Goldkästchen sitzen, ihr ganzes Leben an einem Chorgestühl zu schnitzeln — macht sich nicht bezahlt." So und ähnlich lauten die antigeschichtlichen Proteste dieses Kreises, der von Nietzsches Nachteil und Nutzen der Historie für das Leben nur den ersten Teil gelesen hat.

Dem gegenüber sagen die Freunde der Geschichte: Wir stören euch Schaffende nicht, aber wir bieten auch immer wieder den Maßstab an, an dem eure Kunst so gut wie die aller Zeiten gemessen wird — den Maßstab des Vergleichs. Wer nur vom und für den Tag lebt, hinkt. Wer nicht in der Vergangenheit — nicht das Gleiche, aber — das Gleichartige sucht, der wird unsicher. Auch fehlt ihm der große schöne Trost, den die Geschichte allen Verzweifelnden und Irrenden bietet, die Lehre von der Selbstkorrektur aller Fehler. Nicht Vorbilder wollen wir ihr entlehnen, sondern Genossen des Geistes und der Zucht, des Ringens und der Ausdauer. Wenn wir heute die unendlich entwickeltere Technik haben und durch den Dampf Kräfte zur Verfügung, die nicht wie früher oft zu gering, sondern zu viel leisten, so hat der Künstler früherer Zeit dafür eine andre Rechensphäre für sein Schaffen besessen. Die Einheit von Angebot und Nachfrage, die Unmittelbarkeit im Verkehr von Besteller und Schaffendem, die Weichheit einer Phantasie, die von keiner allzu energischen Beobachtungsgabe bedrängt wurde, der Rückhalt und die Kontrolle der Zünfte, der Mangel eines großen Zeitbegriffs — dies und vieles andre haben die Alten vor den Jungen voraus. Renan hat einmal gesagt: „Wer zwei Sprachen spricht, hat zwei Seelen." Wer die Vergangenheit unsres Kunstgewerbes kennt und dazu in der neuen Bewegung steht, hat zwei Kunstgewerbe.

Der Kenntnis des alten Kunstgewerbes dient ein bei Martin Oldenbourg in Berlin soeben erscheinendes Werk, für das ich in unserm Kreis Freunde gewinnen möchte. Die „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes" erscheint in 8 Abteilungen à 4,25 M.; sie führt von den Zeiten der Urgeschichte zur assyrischen, griechischen und römischen Kunst; dann folgt die altchristliche und byzantinische Zeit, die der Völkerwanderung, der karolingischen und ottonischen Epoche, die romanische Kunst, die Gotik; endlich die Zeiten der Renaissance bis zur Gegenwart und die ostasiatischen Kulturen (Japan und China). Für jede Abteilung ist ein vertrauter Kenner gewonnen; denn der Stoff ist so umfangreich, daß einer ihn nicht mehr übersieht. Wer genau mit dem mittelalterlichen Email Bescheid weiß, der wird von japanischer Art nicht allzuviel zu melden haben. Bis jetzt sind Abschnitte über die Zeiten vom frühesten Anfang bis zur Gotik fertig; E. Pernice, G. Swarzenski und O. v. Falke haben sie geschrieben. Es handelt sich um einen Zeitraum von 3000 Jahren, von dem wir freilich die erste Hälfte (2000—500 vor Chr.) nur in oft recht zufälligen Stichproben kennen. Dann setzt griechische Kultur breit und wohlvertraut ein; das geschwätzigste Material dieser Epoche sind die Vasen, die ja überhaupt die treuesten Begleiter menschlichen Tuns bis ins dritte Jahrtausend vor Chr. hinauf sind. Hat man sich einmal die Gunst klar gemacht, die uns von der durch Jahrtausende geübten Sitte gewährt wird, dem Toten einen kleinen Hausrat mit ins Grab zu geben? Die Gräber hüteten treu die kleinen bescheidenen Schätze, und was doch zufällig ans Licht kam, es reizte keines Fellachen Geldgier. Ich erinnere mich der Zärtlichkeit sehr wohl, mit der auf den Ruinen Trojas unser archäologischer Führer Professor Dörpfeld eine Vasenscherbe in die Hand nahm, die ihm das Alter der eben besprochenen Erdschicht verriet. Die Töpferkunst ist ein treuer Pegel menschlicher Arbeit; wo die und die bestimmte Form gefunden wird, da kann die Umgebung nicht älter resp. jünger als soundso viele Jahre sein. Zudem ersetzen uns die bemalten Vasen die verlorene griechische Malerei; die Schönheit dieser Schalen und Krüge weist auf eine noch höhere Kunst an der Mauer, die wir zwar nicht mehr haben, aber noch ahnen können.

Die Abfolge griechisch-römischer Kunstübung scheint ungestört in ruhigem Abströmen, wenn man damit das starke Anrennen vergleicht, das gegen die antike Überlieferung von der asiatischen und germanisch-nordischen Kunst inszeniert wurde. Und doch ist die ganze altchristliche Kunst im Grunde antik, nur die Gegenstände hießen anders und die Personen. Etwas „Unrömisches" kam erst auf dem ägyptischen Sand zur Welt; es ist die kurzlebige Kultur der Kopten. Der trockene Sand hat uns diese Zeugnisse ebenso wie die des alten Ägypterreiches in erstaunlicher Fülle bewahrt, bis auf die Alltagskittel in den Hausschränken und Särgen. Hier und in Kleinasien und Syrien bildet sich das Neue aus, was wir christliche Kunst nennen. Und diese Südostecke des Mittelmeeres sollte noch einmal sehr wichtig werden, als der Islam mit seinem neuen Kulturideal von dort gegen Persien heraufschoß. Der geniale Mohammed fand zwei Verbote, durch die er seinen Kultus von vornherein in Gegensatz zu dem christlichen brachte. Er verbot erstens die Menschenfigur; diese gerade hatte die griechisch-römische und auch noch altchristliche Kunst als das liebste Symbol entwickelt. Zweitens verbot er alles Goldene auf dem Altar; nur Silber und Bronze war gestattet. Während der christliche Kelch und Leuchter gelb schimmert, glänzen die arabischen Becken schwarzweiß! Man kann sich denken, welche Entwicklung für die Metallkunst damit verknüpft war.

Der Palast Assurbanipals, das Schatzhaus des Atriden, der Parthenon und Neros goldenes Haus waren längst zerfallen, als die Germanen anfingen, aus dem Dunkel ihrer Wälder vorsichtig hervorzutreten. Was ihnen auf den Wanderungen der Völker gelang, die sie bis ans Mittelmeer brachten, kann noch keine selbständige Kunst genannt werden; erst seit Karl d. Gr., also seit 800, haben wir eine deutsche Kultur, ein deutsches Kunstgewerbe. Und auch dieses hatte zu ringen, bis es, der mütterlichen Erziehung durch die Antike entwachsen, ein spezifisch nordisches Gewirk darstellte.

Der deutsche Beitrag zur Geschichte der Kunst und der Stile ist die Gotik.

In der hohen Kunst sind es die künstlerischen Individuen und ihre heimlich stolzen Gedanken, die wir dem Marmor und der Mauer ablauschen; das Kunstgewerbe führt tiefer in den Alltag und die Masse. Freilich trinken nur Könige aus goldenen Pokalen, nur Äbte kämmen sich mit dem Elfenbeinkamm. Aber wir schließen von den stolzen Geräten auf die einfachen, und auch diese fehlen nicht, weder in Ägypten noch in den Gräbern der Chatten und Markomannen. Kirche und Kloster sind es vor allem gewesen, die diese nicht geschützten, dann als wertlos verachteten Alltagsgeräte verehrt und bewahrt haben. Noch mehr aber verdanken wir der hütenden Erde und den Gefühlen der Pietät, die auch wilde Völker dem Grabe ihrer Feinde erwiesen. Es ist genug erhalten, um die Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes von diesen monumentalen Urkunden abzulesen. **Paul Schubring.**

Die Gabe des Zuhörens

1.
Aber du hörst ja gar nicht zu!
Du redest zu laut, als daß ich zuhören könnte!
Gerade deshalb spreche ich ein wenig laut, damit du nicht einschläfst.
Ich pflege einzuschlafen, wenn ich mit Tönen betäubt werde.

2.
Ach, ich möchte so gern recht genau zuhören!
Nun, so tue es doch!
Es geht nicht, denn ich kann nicht so langsam denken.
Andre Leute können nicht so schnell denken!
Ja, das verschiedene Tempo!

3.
Ich höre ihm nun eine halbe Stunde zu, und es hat gar keinen Zweck.
Ist es nicht gut, was er sagt?
O ja, es ist ganz interessant.
Aber weshalb packt es dich dann nicht?
Ich glaube, weil er es so sagt, als wisse er gar nicht, was er sagt.

4.
Unterbrich mich nicht immer! Ich kann das nicht leiden!
Ich aber kann es nicht lassen, dazu bin ich viel zu lebendig.
Du nennst das lebendig?
Aber wie denn sonst?

5.
Mutter, ich muß in der Schule immer an etwas anderes denken!
An was denn, mein Kind?
Ob ich bald dran komme, oder ob wir heute schaukeln dürfen.
Also immer mußt du an dich denken.
Es geht aber beim besten Willen nicht anders.
Zuhören kann nur der, der sich selbst vergessen kann.

6.
Wie kannst du nur den Menschen so lange anhören?
Ich lerne so viel, wenn ich ihn reden lasse!
Was kannst du denn von dem lernen?
Ich studiere eine arme Seele, die im Kreis herumläuft.
Was aber hast du davon?
Ich habe einem Menschen wohlgetan.

7.
Du hast während der ganzen Unterhaltung nichts gesagt!
Zuhören ist besser als Reden; ich genieße.
Und wenn nun alle es ebenso machen wollten?
Dann würde ich vielleicht anfangen zu reden.
Warum erst dann?
Weil ich erst dann zu sprechen anfangen möchte, wenn andre mir nichts mehr mitzuteilen haben.

8.
Merkst du nicht, daß er lügt? Er phantasiert, er träumt!
Gerade deshalb höre ich ihn so gern; ich liebe diese Musik.
Aber sie ist gefährlich, denn sie verdirbt die Klarheit deiner Seele.
Deshalb nehme ich auch so oft ein Gegengift.
Und worin besteht das?
Ich unterhalte mich mit dir!

9.
Du erzählst gar nicht, du fragst immer nur!
Jede Frage ist so viel wert, wie eine Erzählung, denn sie weckt eine Erzählung, die ans Licht möchte.
Aber das ewige Fragen ist langweilig.
Nicht für den, der gern und gut spricht. Ein solcher läßt sich gern fragen.

10.
Wie war denn die Predigt?
Das ist schwer zu sagen, aber ein Wort darin war mir sehr lieb.
Und dieses Wort hast du gerade gehört?
Ja, so lange paßte ich ordentlich auf.
Dann hast du gut zugehört. Mehr als ein gutes Wort bleibt selten haften.
Aber es werden doch so viele Worte gemacht?
Damit jeder das seinige finden kann. **Naumann.**

Albert Geiger, ein badischer Dichter

Es ist schon einige Zeit her, da bekam ich eine kleine Skizze Geigers in die Hände, eine Kindheitsgeschichte, die eine Fülle heimatlicher Klänge in mir hervorrief. Dann fand ich seinen Namen öfters als den des Herausgebers der „Badischen Kunst", einer zwanglosen literarischen Sammlung heimatlicher Poesie. Nun habe ich auch seine übrigen Sachen gelesen. Wenn man von ihm als einem badischen Dichter spricht, so wird seine Charakterisierung gleichzeitig die badische Dichtung beleuchten. Nicht als ob er deren bedeutendster Vertreter sei, sondern in dem Sinne, daß in seinen Werken ein gut Stück der intimen Art der in Südwest-Deutschland schaffenden Poesie mit ihrer in der Heimatscholle wurzelnden Kraft, ihrem Humor und vor allem ihrem tiefen und gesunden Verstehen für alles Menschliche, zu gutem Ausdruck kommt. Darin liegt etwas von dem alten tüchtigen Kern, der in den Dichtungen Hebels oder Scheffels so volle Früchte gezeitigt hat. Nach einer doppelten Richtung scheint sich dieser alte Geist weiter entwickelt zu haben. In der Art einer vorwärtsstrebenden, persönlichkeitskündenden und in einer mehr stillen und beschaulichen Poesie. Im ganzen dünkt mir das Volkstümliche in der Auffassung, das Lyrische in der Empfindung das gemeinsame Band dieser nicht übermäßig starken, aber ehrlichen Heimatkunst.

Geiger ist kein großer Künstler oder Schöpfer, aber ein feinsinniger Dichter. Er ist ja auch kein Fertiger, sondern ein Suchender. Soviel ich sehe, ein Epigone, der das Erbe der künstlerischen Überlieferung in seiner Weise gestaltet. Es liegt in seinem Wesen, das nicht stürmisch produktiv, sondern empfangend und genießend ist, daß seinem Können engere Grenzen gezogen sind. Aber was ihm an Weite abgeht, besitzt er an Tiefe. Er ist ein durchaus lyrisches Talent, wenn er auch ein „Minnedrama" und eine „Legende" geschrieben hat. Was er überkommen von der Vergangenheit, ist das Erbe der Romantik. Es bleibt ihm aber nicht bloß Vermächtnis, er macht es zu einem Programm. Sein „Tristan" und seine „Legende von der Frau Welt" sind volle Blüten des alten Baumes der Romantik. Aber es ist eine besondere Romantik. An der Hand eines mittelalterlichen Sagenstoffes wird die leidenschaftliche Liebe in ihrem höchsten Glück und tiefsten Leid und die kindlich reine Liebe mit ihrer alles überwindenden Macht „versinnbildlicht". Das ist der richtige Ausdruck. Diese Romantik ist symbolisch.

Welche Feinheiten in seinem „Tristan" in Anordnung und Aufbau des Stofflichen, in Form und Sprache! Man nehme nur das eine. Ein ganzer erster Teil des Minnedramas bringt die Geschichte der Mutter Tristans, während im Vorspiel des zweiten sich dessen Jugend vor unseren Augen abspielt. Eine Fürstentochter gewinnt den Gastfreund ihres Bruders lieb, und als er aus feindlichem Kampf schwer verwundet zurückkehrt, überwältigt sie beide die Liebesleidenschaft. Sterbend zeugt der todwunde Held einen Sohn, den dann die unglückliche Mutter in der Fremde zur Welt bringt. Einsam aufwachsend, verrät er den gleichen Charakter wie der Vater, heiß im Zorn und in der Liebe. Durch seine Leidenschaft schafft er der Mutter vorzeitigen Tod. Man sieht, wie das künstlerische Moment im Dramatischen

erst ganz ausgelöst wird. Liegt aber in dem Schicksal der Mutter nicht auch ein symbolischer Hinweis auf das des Sohnes?

Das gleiche dichterische Gestalten des Stoffes zeigt sich in der „Legende von der Frau Welt" — und dieselbe Symbolik. In der einheitlichen Zusammenschweißung der Sage vom armen Heinrich und der Mär von der Frau Welt, die ihre Opfer enttäuscht und tötet, liegt der nicht besser zu findende oder von sich aus zu gebende Vorwurf zur Verherrlichung der keuschen Mädchenliebe, die in ihrer Unschuld alle Krankheit der Welt zu heilen imstande ist. Zugleich war hier einer symbolischen Darstellung des Menschenlebens in seinen Folgen, sonnige Kindheit, überschäumender Genuß und Tatendrang, Ekel, Reue und Tod, ein schöner Rahmen gegeben. Feiner noch scheinen die Fäden des Symbolischen, wenn man sich des feinen Gedankens recht bewußt wird, daß die Weisheit des Narren schließlich die beste ist und daß seine Mission als Hüter der beiden jungen Menschenkinder in dem Augenblick zu Ende ist, wo sie den Frieden und das Glück in der Liebe gefunden haben.

Allein das Symbolische hat das Romantische nicht überwuchert. Da lebt in köstlicher Frische die ganze mittelalterliche Stimmung auf, das ritterliche Burgleben, die gleißende Pracht der Welt. Da glänzt der derbe Humor der Volksbücher mit seinem trockenen Witz und seiner gutgemeinten Lebensweisheit. Da ist Brautfahrt, Tournier, Mord, Krieg und Pest. Und dabei bleibt es nicht. Es rauschen die alten Weisen und neue Töne klingen mit. Der Liebestraum der Mutter Tristans, das Liebesglück von Tristan und Isolde, die Kindheit der Gudula und des Junker Hans, das ist alles von Licht und Sonne übergoldet. Die Enttäuschung der Liebenden, ihr bitterstes Weh, die Verzweiflung, die selbsterzwungene Trennung, das ist in dunklen Tönen gemalt, wo Stürme heulen und Wetter toben. Mehr aber als bloße symbolische Naturmalerei ist es, wenn Isolde allein mit ihrem Hund in Schnee und Winternacht durch die pestschwangere Welt zieht, Tristan zu suchen. Wer selber Süddeutscher ist, spürt auch die Heimatluft und den Heimatzauber, der in der Schilderung solcher Frühlingstage und Sommernächte webt.

Und doch. Das überkommene Erbe scheint mir nicht alles in Geigers Kunst. Der Mensch im Künstler war stark genug, der tragende Ton seiner dichterischen Eigenart zu werden. Auch steht diese symbolische Romantik dem letztlichen Verstehen alles Menschlichen nicht fremd gegenüber. Das kann man schon im „Tristan" und in der „Frau Welt" sehen, das offenbart sich ganz in seinen „Gedichten". Man hat nicht nötig, viel über sie zu sagen. Gute Gedichte soll man lesen und nicht kommentieren und kritisieren. Es blieben doch bloße Worte, wollte man von dem volksliedartigen Empfinden und modernen Gestalten sprechen; oder vom Inhalt, der Jugend, Liebe, Leben, Leid umschließt; oder von dem heimatlichen Duft, der von den Versen strömt; oder von der einfachen schönen Form, die bisweilen wie Musik ist. Es sind ja auch, soviel ich weiß, einige seiner Gedichte komponiert. Worauf es ankommt, ist, daß sie von menschlichem Verstehen und Erleben künden, daß sie aussprechen, was der Mensch denkt, fühlt und leidet. Nach dieser Seite hin rechnen wir Geiger zu unsern liebenswürdigen lyrischen Talenten. Und hier sehen wir auch die Linie, die von den großen Lyrikern herkommt und weiterläuft, wohin sie will, unbekümmert, ob sie Freude oder Ablehnung begegnet.

Hermann Schnellbach.

Die Augen der Katze

von **Hermann Heijermans jun.**

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung von R. Ruben-Hamburg.

„Dein letztes Feuilleton," sagte Tom, „meine ich besser als jeder andere verstanden zu haben. Und wenn du nicht fürchtest, die Leser zu langweilen, die mehr von einem unbedeutenden Witz als von einer kleinen geistreichen Abhandlung halten, dann kannst du, wenn es dir sonst Vergnügen macht, die Erregungen nacherzählen, die mir einen Abschnitt meines Lebens derartig verbitterten, daß ich eines Nachts im Begriff stand, allem ein Ende zu machen. Ich glaube, teurer Freund, daß die ganze Analyse unsres Innenlebens, so wie man sie im allgemeinen zu preisen pflegt, auf einer wurmstichigen Überlieferung beruht, daß kaum irgendein Autor den Mut besitzt, sein eigenstes Innenleben, seine wechselnden wirklichen Empfindungen irgend einem Publikum darzubieten; daß sogar kein nach dem Tode publiziertes Tagebuch auf vollste Wahrhaftigkeit Anspruch erheben kann. Von Neigung, Liebe, Schmerz, Einsamkeit, Verbitterung, Freude, Hoffnung und von vielem anderen mehr ist wohl ein schwacher Reflex zu geben, und auch von dem Äußerlichen vieler Dinge ist wohl ein zart umrissenes Bild in der wunderbar schönen Kamera, worin wir kaum hineinzublicken wagen, zu geben, aber die Beichte einer Seele, die alles äußert, nichts für sich behält, besonders nicht die Lügen, die Verstellung, sowie das innerliche Zagen und die wirklichen Schlechtigkeiten, die wir alle in uns verbergen, alle ohne Ausnahme, solch ein zynisches, widerliches Bekenntnis schafft eben niemand. Was an psychologischer Statistik in der Literatur vorhanden, ist ein possierliches Material, ein ganz unbarmherzig beschriebenes Innenleben würde, glaube ich, von den Lesern als die Ausführungen eines krankhaft veranlagten Menschen verworfen werden. Geistig Gesunde lügen, enthüllen höchstens vor sich selbst, wenn sie in Verzweiflung sind und sicher vor jedem Lauscher, ihr eigenes Geistesleben. Entschuldige, bitte, die Länge und Unliebenswürdigkeit dieser Einleitung, ich komme jetzt zu meiner Erzählung. . . .

Als junger Bursche von kaum zwanzig Jahren hatte ich mich mit einem Mädchen, die gut sechs Jahre älter war als ich, verlobt. Ihre ganze Familie, Vater, Mutter und Großmutter lehnten sich dagegen auf, weil ich als junger Buchhalter auf einem Kontor noch nicht mal genug verdiente, um mich selbst anständig kleiden zu können. Wir Verliebten kehrten uns aber nicht an diese materiellen Beschwerden, und die jüngere Schwester meiner Verlobten, die mit den Tränen und dem Kummer meines Mädchens vertraut war, verhalf uns tapfer zu heimlichen Zusammenkünften, bis wir endlich öffentlich vor der Familie Arm in Arm spazieren gehen durften. Fünf Monate nach unsrer öffentlichen Verlobung — so grausam plötzlich, wie man es sich nur vorstellen kann — starb meine Verlobte. Von einem Sonntagsausflug kam sie krank heim, legte sich zu Bett, und in der dritten Nacht ereignete sich das Schreckliche. Während sie in ihrem Fieber die verworrensten Reden führte, und ich einen Augenblick mit ihr allein war, küßte sie erregt meine Hand, blickte mich starren Auges an und verlangte keuchend, daß ich den Tabakstopf, den sie in der Woche vorher für mich gekauft hätte, immer als Andenken an sie bewahren sollte, sollte, sollte — — und, fuhr sie fort, mich nicht aus dem Bann ihrer Augen lassend: „wenn ich tot bin, Tom, dann darfst du dich niemals, hörst du, niemals mit Dina verheiraten" . . . . Ich schluchzte, weinte — wohl wissend, was der Doktor gesagt hatte — und nickte ihren Fieberaugen zu. Ich würde ihr in diesem Augenblick alles versprochen haben. Und ihr zu geloben, Dina nicht zu heiraten — ihre Schwester Dina — wie kam sie nur auf den Einfall? — Das konnte ich wirklich ohne jegliches Zaudern.

Nach dem Begräbnis war ich monatelang wie zerschmettert, ohne Arbeitslust, ohne jeden Ehrgeiz. Tagsüber saß ich auf dem Kontor hinter meinem Pult, schrieb mechanisch, sprach mechanisch, rechnete mechanisch. Abends verbrachte ich lange Stunden in der Familie der Verstorbenen, und wir sprachen über unsere Erinnerungen. Und wenn ich dann in mein armseliges Zimmer zurückgekehrt war, beschlich mich oft in der Stille des Hauses die jämmerlichste Verzweiflung. Auf dem Kaminsimse zwischen Büchern und Nippes stand der Tabakstopf, ihr letztes und einziges Geschenk. Wenn ich mir eine Pfeife stopfte, so tat ich das immer mit einer ganz besonderen Vorsicht, kindisch-furchtsam, daß ich den Topf beschädigen könnte. Hatte ich nicht zwei sterbenden Augen das Versprechen gegeben? In meinem Stuhl zurückgelehnt, dampfte ich dann starr darauf los und blickte nach dem Tabakstopf — und er blickte nach mir. Nein, ich verspreche mich nicht — der Tabakstopf blickte, spähte, stierte, starrte, fixierte mich geradezu. Der Tabakstopf stellte eine Katze in Lebensgröße dar, sogar ihr sammetschwarzes Fell hatten sie in dem Ton nachzuahmen verstanden — und ihre Augen — willst du wohl glauben, Freund, daß es mir jetzt noch schwer fällt, beim Erzählen dieser einfachen Geschichte meine Ruhe zu bewahren nach Jahren noch bei der Suggestion dieser gläsernen, grünlichen Katzenaugen, die sich in mein Gehirn

bohrten, wenn ich todmüde war oder in so verzweifelter Stimmung wie in jenen Tagen. Jeden Abend nach den wehmütigen Erinnerungen im Familienkreise versuchte ich, angstvoll vor der herannahenden Nacht, die bedrückten Menschen keine Ruhe spendet, die Stunden zu verbringen, indem ich schweigend vor dem Bild der Verstorbenen grübelte — und die Augen der Katze, die beim Licht der Lampe phosphoreszierend leuchteten, spähten stechend nach der Photographie der nicht mehr Seienden und nach dem bleichen, energielosen Gesicht des Grüblers. Manchmal, wenn ich meine eigenen Augen nicht von dem Kaminsims abzuwenden vermochte, wenn die tönerne Figur eine mich erregende Feindseligkeit zur Schau trug, wenn die Augen der Katze sich in mich zu bohren schienen, daß die Pfeife in meiner Hand bebte und der Angstschweiß mir ausbrach, wenn sich in meiner Einbildung die Wände des Zimmers bewegten und der Plafond schwankte, konnte ich wohl in einem geradezu übermenschlichen Wutanfall plötzlich den Topf umdrehen, um mich aus dem Bann der gläsernen Augen zu befreien. Aber wenn dann der kühle Nachtwind wieder durch das schnell offen gerissene Fenster einzog und die Überreiztheit schwand, bekam ich jedesmal das Gefühl, als ob ich damit etwas Häßliches getan hätte. Schnell wandte ich den Topf wieder um, und lange noch befielen meine heißen Fingerspitzen das Gefühl des kalten Tons. Manchmal auch schob ich wohl einen Stapel Bücher davor, um das grüne Starren nicht zu sehen, wobei ich mir selbst weiszumachen suchte, daß dies unbewußt geschehen. Manchmal auch wohl in schmerzlich-leidenschaftlicher Aufwallung, in Augenblicken, wo ich alles von mir zu stoßen suchte, was mich mit dem Leben verknüpfte, küßte ich die Katze zwischen ihre gläsernen Augenkugeln. Und wiederum auch wohl stieß ich in ruhig-maßvoller Stimmung dickqualmige Tabakwolken hervor und versuchte mit meinen kräftig-lebendigen Augen die Macht der toten Katzenpupillen zu brechen.

Du begreifst wohl, Freund, daß meine einsame Existenz mit diesem tiefen Leid, das keinen Ausweg fand, mich derartig heruntergebracht, daß ich wie ein Geist aussah. Beim Abendbrot in ihrem Elternhause war ich der einzige, der nichts aß. Gütig-mitleidig in der Erinnerung an die Verstorbene versuchten der Vater und die Mutter öfter mich aufzurichten.

„Du mußt etwas widerstandsfähiger sein, Junge," sagte der Vater, mich besorgt über seine Brillengläser weg anblickend: „sie war ja unsere Tochter — wir werden dir sicherlich keinen schlechten Rat geben — wir verstehen das auch sehr wohl, und wir ehren auch deine Empfindungen — aber wenn du dich so ganz in deinen Kummer vergräbst — handelst du nicht im Sinne der Toten — und an dir selbst begehst du damit geradezu ein Verbrechen. Verstehst du, mein Junge?"

Ich nickte. Doch in der Einsamkeit meines Zimmers rannte ich wie ein Gefangener auf und ab, und wenn ich dann in meinem Stuhle hockte, faszinierte mich wieder das trostlose Stieren der Katzenaugen.

Dina, die jüngere Schwester, deren Namen ich schon einige Male erwähnte, ließ ihrem Vater und ihrer Mutter, wenn sie so auf mich einsprachen, allein das Wort. Sie tröstete nicht auf diese Weise. Und gerade weil sie so taktvoll sich benahm und durch ihr göttlich-frauliches Zartgefühl mir das Liebste aus der Vergangenheit wieder in Erinnerung zurückrief und mich mit ihren Gazellenaugen in eine Sphäre zarter Freundschaft gefesselt hielt, gelang es ihr dann und wann, zu erreichen, was anderen nicht geglückt sein würde.

Wenn wir Sonntags einen kleinen Ausflug machten mit Vater und Mutter hinter uns, dann sprach sie wohl mal mit zart vibrierender Herzlichkeit: „Weißt du wohl noch, Tom, wie aufgeregt ich an dem Abend war, als ihr ohne Vaters und Mutters Wissen zusammen spazieren gegangen waret, und wie ängstlich ich euch entgegenrannte, um euch zu sagen, was ich ihnen vorgelogen hatte? Weißt du das noch? Und wenn Riek dann ins Zimmer kam, saß ich wie auf heißen Kohlen, wenn Vater sie ausfragte und sie sich in ihren Antworten versprach."

„Ja," nickte ich, „wenn wir weite verbotene Spaziergänge machten und sie kaum nach Hause zu kommen wagte, weil es so spät geworden war, dann bekam sie plötzlich ihren Mut wieder zurück und sagte wohl zu mir: „Ach, Dina wird schon für uns gesorgt haben."

„Und dann hättest du uns mal im Schlafzimmer plaudern hören sollen, Tom. Sie erzählte mir alles, sagte mir, wo ihr gewesen waret, daß Ihr im Park zusammen auf einer Bank gesessen hättet, und wie sie da vor einem Menschen, der plötzlich im Dunkeln vor euch gestanden, erschrocken sei — wie du ihm da gedroht hättest, daß du ihn totschießen würdest — wie er dann Hals über Kopf davongerannt sei, weil er dein Schlüsselbund für einen Revolver gehalten. Wenn sie dann kichernd in ihrem Bette lag, klopfte Vater wohl manchmal an die Wand und brummte, weil wir ihn nicht schlafen ließen. Ist es nicht herrlich, daß jemand so in unsrer Erinnerung fortlebt. Ich kann es mir immer noch nicht denken, daß Riek tot ist. Ich wähne sie überall und immer noch bei mir, im Haus und auch draußen. Du natürlich auch, Tom, nicht wahr?

„Ich auch," sprach ich leise — und wieder schweigend schritten wir nebeneinander her und hatten beim Säuseln der Blätter, beim Knirschen des Kieses die Empfindung, als ob hinter den beiden Schatten, die die Sonne uns vorauswarf, noch eine dritte wandle.

Eines Sonnabends abends, als Dina wie gewöhnlich die Einkäufe für den Haushalt besorgte, und ich ihr die kleinen Pakete trug, überkam mich, als wir zusammen die nach dem Elternhause führende Buchenallee entlang gingen, beim Flimmern der Sterne und dem blutroten Licht des Mondes eine tief schwermütige Stimmung. Es war mir, als ob ich die Fieberaugen der Sterbenden wiedersähe, und in einer traurigen Neuaufwallung, zu der eigentlich gar kein Grund vorlag, erzählte ich Dina zum ersten Male von meinem Gelöbnis. Warum ich gerade in jenem Augenblicke darüber sprach, weiß ich mir heute noch nicht zu erklären.

„Haben wir beide wohl, du und ich, Dina, — haben wir beide wohl je etwas getan, das Riek irgendwie beunruhigen konnte? Vielleicht durch eine Gebärde, eine Lappalie, einen unschuldigen Witz . . . . .?"

Sie verstand mich nicht. Zögernd, vielleicht noch zu sehr unter dem Eindruck meines Gefühls, wiederholte ich ihr die letzten Worte der Sterbenden, die Worte über den Tabakstopf und über sie selbst. Dina blieb stehen, blickte mich mit tödlich erschrockenen Augen an und wurde so bleich, daß ich ihre Lippen nicht mehr unterscheiden konnte.

„Wie scheußlich," sprach sie zitternd.

„Warum?" fragte ich angstvoll, unnatürlich erregt durch das purpurne Blinken des Mondes hinter den schwarzen Zweigen, „warum findest du das gerade so scheußlich?"

„Ich weiß nicht," sagte sie, schwerfällig vorwärtsschreitend. Dann wieder fuhr sie erschrocken zusammen und bezwang nur mühsam ihr Schluchzen.

„Weinst du deshalb?" fragte ich beunruhigt, tief ergriffen durch ihre Fassungslosigkeit. Sie bezwang sich krampfhaft und wiederholte leise mit einer Stimme, die kaum noch die ihrige zu sein schien: „O, wie scheußlich . . . ."

„Ich habe es niemanden weiter erzählt," sprach ich bedrückt, „weil es sonst vor Vater oder Mutter — oder vor dir — leicht den Anschein hätte erwecken können, als ob ein Grund dafür vorgelegen. Begreifst du das? Vater und Mutter sind so abergläubisch, die würden hinter jedem leeren Wort etwas gesucht haben. Du aber hattest ein Recht darauf, das zu wissen — das fiel mir heut abend so ein . . ."

„Wie scheußlich," sagte sie zum drittenmal, „wie freut es mich, daß ich nicht dabei gewesen bin."

Schweigsam kamen wir zu Hause an, und wie immer blickte Vater beim Licht der Lampe über seine Brille weg und fragte, ob Dina sich nicht gut befände? Sie sähe so weiß aus. Sie müsse sich in acht nehmen — nach dem Schrecklichen, was mit Riek passiert wäre.

* * *

Die Wochen und Monate schlichen dahin. Eine Veränderung schien nur insofern eingetreten zu sein, als sich durch mein hartnäckiges, hoffnungsloses, nur der Arbeit gewidmetes Leben meine Position derartig verbessert hatte, daß ich nicht nur weit freundlicher wohnen konnte, sondern mir auch schon einen artigen Spargroschen weggelegt hatte. Es schien nichts verändert und doch . . . . . in dem kleinen Familienkreise hatte sich, ohne daß die beiden Alten das

wahrgenommen oder gefühlt hatten, ein schmerzlicher Riß herausgebildet. Dina und ich verkehrten wie sonst miteinander. Aber es bestand doch etwas zwischen uns etwas, worüber wir kein Wort redeten, etwas, weshalb sie meinen Augen auswich. Ich hätte ja wohl fragen können: „Dina, was ist denn eigentlich mit dir? Dina, warum bist du nicht mehr so zutraulich? — Dina, woran denkst du eigentlich?" — Aber ich fragte nichts. Und als ob nach diesem Abendgespräch in mir selbst etwas Unbegreifliches vorgegangen, etwas, das durch das Erzählen des scheinbar unschuldigen Geheimnisses mir offenbar geworden, ließ mich während des ganzen Tages bei meiner Arbeit niedergeschlagen und mißgestimmt sein, um allabendlich in dem traulich bekannten Zimmer nie zuvor gefühlte Frohmütigkeit zu empfinden. Zwei Wochen weilte Dina bei einem Onkel auf dem Lande, zwei endlose Wochen, und als wir sie gemeinschaftlich vom Bahnhof abholten, und ich ihr die Hand drückte, schlug mein Herz so heftig, bebte ich so sehr, daß ich meine tiefinnerste, jubelnde Verzückung am liebsten laut ausgeschrien hätte. Ich liebte sie, liebte sie so töricht, so närrisch, daß ich manchmal von meiner Arbeit fortlief, nur um ihre Gazellenaugen einen Moment zu sehen, wenn ich wußte, daß sie diese oder jene Straße zu einer bestimmten Zeit passieren würde. Begegnete ich ihr dort, dann errötete sie, und während ich sie ein Stückchen Weges begleitete, sprachen wir über die gleichgültigsten Tagesereignisse, über das Allernebensächlichste, nur im Klang unserer Stimen die sonnigsten, zartesten Laute zu hören. Stießen wir zufällig mal einander mit den Ellenbogen an, dann wichen wir beide scheu zur Seite. Jeder solcher Spaziergänge in den belebten Straßen zwischen den fremden Menschen war uns eine Freude. Doch abends bei der Lampe bei Vater und Mutter bewegten wir uns in ängstlicher Beklemmung.

In meiner neuen Wohnung hatte ich den Tabakstopf so placiert, daß ich die grünlichen Augen kaum noch sehen konnte. Beim Stopfen der Pfeife ging ich fast roh damit um. Ich haßte jetzt das Geschenk. Eines Nachts besonders — in der Nacht, als ich bis vier oder fünf Uhr aufblieb, um mit mir selbst über die Sache ins reine zu kommen, als ich in leidenschaftlicher Aufregung hin und her sann und mir als ein gänzlich verlorener Mensch vorkam, wenn ich mich nicht zur Heirat mit Dina entschlösse, auch des Grübelns über die Vergangenheit leid, woran doch niemand schuld hatte, und die Fiebervorte verwünschend, die doch gar nicht so gemeint sein konnten, weil doch tatsächlich damals noch gar nichts, gar nichts vorgelegen, gar nichts bestanden hatte, als die Sterbende uns trennte — da ergriff ich, in wiedererwachtem Verlangen nach ein wenig Menschenglück, und gepeinigt, belauert, beglotzt in jeder freien Bewegung, gequält durch das marternde Starren der beiden Katzenaugen und durch die Anspannung meines ganzen Körpers zum äußersten gebracht, die unduldbare Tyrannei verfluchend, ergriff ich jählings wie ein Trunkener den Tabakstopf und schlenderte ihn zu Boden. Der Kopf blieb heil. Rasend vor Wut bückte ich mich, sah noch einmal in die grellgrünen Augen und warf ihn dann mit wüster Gewalt in Stücke.

Am folgenden Tage hielt ich halb siech, halb gebrochen um Dina an. Sie gab mir einen Korb. Sie hatte nicht den Mut. Zwei Jahre später verheiratete sie sich mit einem anderen — vor einem Monat ist sie gestorben.

Findest du nicht, Freund, daß ich ein ganz unmoralischer Mensch bin? Mein Versprechen, das ich einer Sterbenden gegeben, habe ich nicht gehalten — nicht in betreff des Tabaktopfes — nicht der Schwester gegenüber, die ich geheiratet haben würde, wenn sie mich nur gewollt hätte.

Nur die Augen der Katze, die meine Wirtin unter den Scherben gefunden hatte — das eine lag unter dem Bett, das andere auf dem Tisch — besitze ich noch. Ich habe mir daraus einen mich nicht mehr fixierenden Briefbeschwerer machen lassen.

Kunst

Ein ästhetisches Gesunddoten veranstaltet Henry Thode, der Heidelberger Kunstgelehrte, in seinem Vortrag „Kunst und Sittlichkeit", der (durch Carl Winter in Heidelberg) gedruckt vorliegt. Es war bei Gelegenheit der vorjährigen Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar, als ich Henry Thode zum ersten Male als Redner kennen lernte. Er sprach damals über Goethes Lebens- und Weltanschauung, sprach herrlich. Die ganze Rede war ein stilistisch glanzvoller Hymnus auf die gesunde Lebensweisheit des Dichters. Hier hielt sich Thode im rein Wissenschaftlichen. Dieser Tage kam mir desselben Gelehrten Schrift über Kunst und Sittlichkeit in die Hände, und das war, wie wenn ein Regenschauer über ein schönes Porträt hinweggeht, das man vergessen hat zu firnissen. Nun sehe ich es nur noch entstellt.

Und das kam so. Man verlangt — allgemein und ohne Bedenken — von einem Universitätsprofessor, daß er die Thesen, die er aufstellt, beweist. Daß er wenigstens versuche, es zu tun. Eine Wissenschaft, die Behauptung an Behauptung reiht, ist wertlos. Nun läßt sich in der Kunst nicht nach wissenschaftlichen Methoden verfahren. Kunst läßt sich oft nur erfühlen, selten beweisen. Und auch die Begriffe von Sittlichkeit sind nicht so unwandelbar wie das Einmaleins oder die Lehre vom menschlichen Körper. Darum wird ein Versuch, Kunst zu **beweisen**, immer ausgehen wie das Hornberger Schießen. Die Beckmesser-Ästhetik, die von einigen Gelehrten vorgetragen wird, ist in der Regel gerade gut genug dafür, um als Paukstoff fürs Examen zu dienen und einem ergrauten, ästhetischen Grillenfänger die Freude einer schülerhaften Gefolgschaft vorzutäuschen. In einer Zeit, die neue ästhetische Werte geprägt hat und noch dabei ist, sie zu prägen (man denke an die sich vollziehende Überwindung des Naturalismus im Drama, an die beginnende Erschließung neuer Harmonien in der Musik), muß notwendigerweise die Beurteilung derjenigen Ästhetik, die man bisher für die allein seligmachende hielt, kritischer werden, da sie ja von bisher nicht oder wenig bekannten, keinesfalls beobachteten Gesichtspunkten aus geschieht. Die Ästhetik, die Lehre vom Schönen, ist erweiterungsfähig. Sie hat wiederholt gezeigt, daß sie sich nicht scheut, hinzuzulernen. Jedesmal, wenn sie ein Postulat aufstellt, beruft sie sich auf ein klassisches Zeugnis aus der Vergangenheit. Sie beruft sich nie auf die Zukunft, wie sich andrerseits diese Zukunft nicht an die Ästhetik der Vergangenheit hält. Der wahre Künstler schafft nicht nach Dogmen und bildet die vorhandenen Formen, sobald ihn eine geniale Eingebung dazu zwingt (Beethoven in der 9. Symphonie und in den letzten Streichquartetten). Es ist Sache der **Ästhetik**, sich damit abzufinden, und sie würde schon oft bankerott gemacht haben, wenn sie nicht immer wieder verstünde, der Gewalt der künstlerischen Taten und Tatsachen Rechnung zu tragen. Ja, man kann sagen: **Keine** neue Form entsteht in Übereinstimmung mit den herrschenden Grundsätzen der Ästhetik. Denn wäre sie in Übereinstimmung mit ihnen, dann würde sie schwerlich als neu empfunden werden.

Professor Henry Thode sagt: Das Unsittliche ist nicht künstlerisch aufzufassen und zu gestalten. Dabei vergißt er, daß es hundertmal bereits künstlerisch gestaltet ist. Er sagt ferner: Sittlichkeit ist jene unser Verhalten bestimmende Gesinnung, welche der **Würde** des Menschen entspricht. Und er sagt uns nicht, **was** der Würde des Menschen entspricht. Nun sind das schließlich zwei Sätze wie andre mehr. Es bestünde keine Veranlassung, sich mit ihnen zu beschäftigen, wenn sie ihm nicht als angeblich sichere Basis für ein ganzes Kartengebäude von Thesen dienten. Es würde viel zu weit führen, hier jede einzelne vorzunehmen und zu zerpflücken. Es genügte schließlich, die Basis zu erschüttern, um das ganze Gebäude ins Wackeln zu bringen. Aber auch **das** schenken wir uns hier. Nur dem Hinweis sei Raum gegeben, daß Thode eine Art Vogel Strauß-Ästhetik treibt, wenn er die Erscheinungen des Naturalismus und Realismus in Bausch und Bogen als **unkünstlerisch** negiert. Es geht nicht an, 20 Jahre Literaturgeschichte, und zwar Jahre ernsten Ringens, einfach zu löschen. Die ästhetische Gesinnung Thodes gleicht der politischen eines Kämpfers von 1848, der die Ereignisse von 1870/71 und ihre Folgen noch nicht ahnt. Seine Lehre macht vor der Gegenwart Halt: Was sich ihr von neuartigen Erscheinungen nicht einfügen will, wird bekämpft. Thode erscheint hier also als der überzeugte Vertreter jener Ästhetik, von der ich oben sagte, sie stünde in Konflikt mit den neuen künstlerischen Tatsachen. Auf seinem Standpunkt stehen viele. Die Kunst geht über sie zur Tagesordnung hinweg und läßt sich die Marschroute nicht vorschreiben.

Das ist's auch nicht, worauf es mir hier ankommt. Sondern die „wissenschaftliche" Methode, die Henry Thode anwendet, um seinen Sätzen Geltung zu verschaffen. Ich lasse ihn also selber sprechen. Er sagt: „Ein sehr großer, ja der größte Teil der Hervorbringungen, die wir betrachten, beruht auf **unsittlicher** Absicht." „Nicht allein die perverse Tendenz, sondern auch die naturalistische Auffassung in der Kunst hat die Entwürdigung vor allem der Frau, aber auch des Mannes, hat das Schamlose mit sich gebracht." „An die Künstler richtet sich der Ruf: Seid eurer hohen Aufgabe treu und verlaßt das trostlose Bereich, in das ihr euch verirrtet! Erst dann wird euch selbst wieder wohl zumute werden, wird euch die verlorene Freudigkeit und Heiterkeit wieder beglücken." So viele Sätze, so viele Behauptungen. Die ganze Schrift Thodes besteht aus solchen ganz **subjektiven** Meinungsäußerungen. Und er sucht sich vergeblich gegen diese Einwendung, die er selbst empfunden hat, zu schützen mit den Worten: „Nein, es ist nicht bloß meine subjektive Ansicht, sondern ich weiß mich in meiner Auffassung der Kunst eins mit allen großen Künstlern großer, schöpferischer Epochen, ich weiß

mich eins mit den größten Ästhetikern aller Zeiten, ich weiß mich aber auch eins mit der großen Mehrheit aller Gebildeten in unserm Lande." Und er bekräftigt seinen Standpunkt durch die Erklärung, wer über ästhetische Dinge urteilen wolle, dürfe keiner Partei angehören. Bei Thode reiht sich Behauptung an Behauptung, und an einer entscheidenden Stelle lautet der angebotene Beweis kurz und bündig: „Es verhält sich gerade umgekehrt, als es neuerdings gelehrt wird." Bums!

Aber Thode ist ein Meister des Wortes, des gesprochenen wie des geschriebenen. Und wenn man seine Schrift nicht mit voller Aufmerksamkeit liest, schmeichelt sie sich durch ihre schöne Diktion ein. Sie betont immer wieder ihre würdige Aufgabe, die Moral zu retten, und wer ihr widerspricht, setzt sich dem Verdacht aus, als ob er gegen die Moral rede. Ein schöner Satz löst den andern ab, und der Leser wird, wenn er nicht scharf aufpaßt, gleichsam hypnotisiert. Er wird ganz eingelullt in wohlklingenden Worten über Kunst und Moral. Dem Wesen und dem Werte nach aber ist's nichts weiter als ein ästhetisches Gesundbeten. In der Hypnotisierung des Intellekts liegt die eigentliche Lösung der kleinen Abhandlung.

Und nun einige bescheidene Fragen an Herrn Professor Thode: mit welchem Recht insinuiert er unseren modernen Künstlern (also z. B. Hauptmann in bezug auf „Rose Bernd", Oskar Wilde und R. Strauß in bezug auf die „Salome"), daß sie sich beim Schaffen von einer unsittlichen Absicht leiten ließen? Inwiefern hat der Naturalismus den Mann und die Frau entwürdigt? Inwiefern insbesondere den Mann? Woher weiß Herr Thode, daß den Künstlern von heute nicht wohl zumute ist, und daß sie Freudigkeit und Heiterkeit verloren haben? Und wenn dem so sein sollte, waren Kleist, Grillparzer, Hebbel „glücklicher" als Zola, Ibsen, Hauptmann? Wenn sich Herr Thode mit der großen Mehrheit der Gebildeten eins weiß, warum predigt er dann gegen diese Mehrheit? Wie kann er sagen, sie ginge in der Irre, wenn er sich mit ihr solidarisch fühlt? Und schließlich: gehört Herr Professor Henry Thode in Heidelberg, der Schwiegersohn Richard Wagners, keiner Partei an? Wirklich gar keiner Partei?

Berlin. **Paul Zschorlich.**

Allerlei

Das Bad in Norderney.

A: Jetzt sind nun alle guten Parteien in Norderney gewesen.
B: Ja, auch Herr Werner und Herr Oertel.
A: Das wird dem Fürsten große Freude gemacht haben.
B: Er soll trotz Kälte noch ein Bad genommen haben.
A: Eine Waschung zur Beseitigung von Eindrücken?
B: Ein Wellenbad, um im Schaume zu schwimmen?
A: Eine Abkühlung innerer Erregungen?
B: Eine Stärkung angegriffener Nerven!

Auf der Elbe. Wir kommen aus einem Meer von Licht. Die alte Liebe grüßt zum Abschied, und die lustigen Klänge der Matrosenkapelle am grünen Strand verklingen im Abendwind. Am Horizont steht die Sonne, zauberisch, golden, — auf blendendem Thron, und über ihr schwebt ein leuchtender Baldachin. Das Wasser liegt in schimmernder Helle. Ein paar braune Segel stehen unbeweglich in flüssigem Silber. Sanft gleitet unser Schiff in die Dämmerung hinein. Zu beiden Seiten dehnen sich die Ufer; Mühlenflügel, spitze Kirchtürme, bunte Häuserreihen ziehen vorüber. Zwei kleine Dampfer liegen im Fluß. Schwärme von zierlichen, weißen Möven flirren um die Masten, tauchen und kreisen! Manche folgen unserm Schiff eine Weile und ruhen dann mit müden Schwingen auf den glitzernden Wellen. — Die Sonne ist gesunken. In feuriger Glut schwimmen zarte Wölkchen am Himmel, wie hingeblasen. Ein schwarzer Vogel fliegt gerade in die Helle hinein, und langsam steigt die Nacht herauf. Schon haben die Boote ihre kleinen Lichter angezündet. Grün und Rot blinkt die Einfahrt in den Nordostsee-Kanal. Wie goldne Schnüre funkeln am Ufer die Lichterreihen. Der Wasserweg liegt schweigsam und bleiern. Am dunklen Gewölbe entflammt Stern um Stern. Da taucht aus dem fallenden Dunkel ein Helles, Glänzendes auf. Flimmernde Funken, zitternde Reflexe im Fluß. Immer näher kommen wir, immer leuchtender strahlt das Wundergebilde, ein Märchenschloß in Nacht und Stille, die „Ozeana". Morgen wird sie den ruhigen Fluß verlassen, und Hunderte von Menschenherzen — freudvoll und leidvoll — in neue Welten tragen über brausende, schäumende Gewässer. Heute liegt sie noch friedlich am Ufer und strahlt wie ein Zauberpalast ins schweigende Dunkel. Und weiter gleiten wir, weiter, in die Nacht hinein. Feenhaft winkt Blankenese mit den erleuchteten Häuschen vom Süllberg herüber. Aus den Häusern der blühenden Elbufer kommt weiches, verhängtes Licht. Und schon taucht Hamburg auf, mit Tausenden von Funken und Strahlen, die im dunklen Wasser feurige Kreise und Schlangen ziehen. Schiffe, rechts und links, rote und grüne Lichter, blasse, elektrische Kugeln, Stimmengewirr und Wagenrasseln, — ein hoher Lichtschein über dem Ganzen. Dann treten wir in das laute Gewoge und Gerassel der Straßen. E. Grüttel.

Was ist ein Buch? Ein Buch ist entweder ein Machwerk, mit dem Geld verdient werden soll, — dann ist es das Geld nicht wert, oder es ist eine Stück Seele, — dann ist es mehr wert als das Geld, oder es ist das ganze Leben eines Menschen oder einer Zeit, — dann ist es unbezahlbar.

Aus Berlin. In der Friedrichstraße zu Berlin befindet sich ein großes Blumengeschäft. Es ist für die Augen eine Freude, auf der frischen bunten Pracht der Blüten zu ruhen. Auf schlanken Stengeln stehen dunkle Rosen. Dort hängt ein Plakat: „Beschriebene Rosen. Auf Wunsch werden beliebige Texte in allen Sprachen angefertigt." Ah, eine neue sinnige Methode der Blumensprache! Und wenn man sich vorbeugt, liest man auf den Blütenblättern einer schönen vollen roten Rose mit dünnen weißen Zeichen:

„Wie der Sonnenstrahl die Blüten
„Möge Gott auch dich behüten!"

Mehr kann man nicht verlangen. Ja, Berlin! Es hat ingeniöse Köpfe.

Die **„Freie Hochschule für Berlin"** hat ihr Programm für das Herbst-Quartal (Oktober bis Dezember) 1907 soeben herausgegeben. Wie ein Blick auf die angekündigten Vorträge zeigt, sind auch in diesem Jahre wieder zeitgemäße Fragen in erster Linie berücksichtigt. 44 Vorträge bringen ausgewählte Kapitel aus dem Gebiet der Philosophie, Natur- und Sexualwissenschaft, Medizin, Musikgeschichte, Nationalökonomie, Kunst, Literatur, Heimatkunst, Kultur Japans und Rußlands usw. Daneben laufen Übungen in fremden Sprachen und der Vortragskunst. Neu ist eine Reihe von Vorträgen, die im Bürgersaal des Berliner Rathauses gehalten werden sollen. An 6 Abenden werden dort in ausgewählten Einzeldarstellungen „die geistigen Strömungen um die Wende des 20. Jahrhunderts" behandelt werden von den Herren Bölsche, Hirschfeld, Kappstein, Koerppen, Penzig und Wille. — Außerdem veranstaltet die Freie Hochschule am 27. Oktober im Berliner Rathaus eine Gedächtnisfeier aus Anlaß der 150. Wiederkehr des Geburtstags des Freiherrn vom Stein.

Büchertisch

C. Schaarschmidt: Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Leipzig bei Dürr., 1907. 254 S. 4,40 M.

Dieses Buch ist eine gute Übersicht der religionsgeschichtlichen Wissenschaft, so wie sie von jedem Gebildeten verstanden werden kann. Es ist klar und einfach geschrieben, aber in aller seiner geschichtlichen Nüchternheit bietet es außerordentlich viel Stoff zum Nachdenken und hebt sich bisweilen bis zu prophetischer Art. Wer die heutigen Fragen der Theologie in Kürze kennen lernen will, hat hier Gelegenheit. Das ist ja gerade in der Theologie der Unterschied des letzten Menschenalters vom vorhergehenden, daß die Bibel in die Mitte aller Religionen hineingesetzt wird, als zu ihnen gehörig und aus ihnen als letzte und beste Frucht hervorgehend. Der alte Gegensatz: hier ist absolute Offenbarung und dort ist absolute Nacht, hat sich sehr gemildert. Gott wird heute mehr als je auch im religiösen Stammeln des Negers, ja auch im ethischen Atheismus des Kirchengegners gefunden. Der „unbekannte Gott" wird in allen heiligen Grotten und auf jedem Wallfahrtsberge der Welt gesucht. Die Stimmung, die vor 30 Jahren Max Müller als einzelner vertrat, hat sich verallgemeinert, und an die Stelle dichterischer Eingebungen ist genauere Forschung der Religionen aller Nationen getreten. Daß noch vieles dabei fehlt und unklar ist, wissen die am meisten, die in diesen Dingen arbeiten, und Schaarschmidt ist offen genug, die noch vorhandenen und vielleicht immer bleibenden Unsicherheiten zuzugeben. Man kann die Sache auch so ausdrücken: die Hegelsche Geschichtsphilosophie tritt bereichert mit geschichtlichen Studien ihren zweiten Gang an, denn das, was uns Schaarschmidt darstellt, ist im Grunde die Geschichte der Idee der Gottesgemeinschaft von der Unbewußtheit zur Bewußtheit. Die Reihenfolge der Religionsformen ist:

1. Naturalismus (Totemismus, Fetischismus, Polydämonismus).
2. Spiritualismus (anthropomorpher Polytheismus, national und gesetzlich beschränkter Monotheismus, universalistischer ethischer Monotheismus).

Das sieht sehr formelhaft aus, aber der Verfasser gibt viel Anschauungsstoff. Besonders gut erscheinen uns folgende Partien: der religiöse Tierdienst, Zarathustra, Mohammed und die alttestamentlichen Propheten. Über die Auffassung des neuen Testaments würden wir mit ihm streiten müssen, da er verneint, daß Jesus an seine baldige Wiederkunft geglaubt habe. Es wird das „wahre Wesen des Christentums", so wie es dem modernen Auge erscheint, etwas zu stark in Jesus zurückgedeutet. — Aber wer wird an einem solchen Buch nicht etliche Stellen finden, die er anders haben möchte? Das Ganze ist sehr zu empfehlen. **Naumann.**

Dr. med. Vorberg. Freiheit oder gesundheitliche Überwachung der Gewerbsunzucht? Eine zeitgemäße Betrachtung. München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau". Preis 1,50 M.

Der Verfasser tritt vom gesundheitlichen Standpunkte aus für eine möglichst scharfe Überwachung der Dirnen ein und bringt zur Unterstützung seiner Ausführungen recht beachtenswertes statistisches Material bei. Zu einem allgemeinen Überblick über die Behandlung der Prostitution in den verschiedenen Staaten ist das Schriftchen recht geeignet. **Sp.**

Kunstwartverlag Georg D. W. CALLWEY in München.

Als Band 5 der Kulturarbeiten
von
Paul Schultze-Naumburg
erschien eben

Kleinbürgerhäuser

Preis geheftet 3½ Mark, gebunden 4½ Mark

Der neueste Band dieses verdienstvollen Werkes enthält außer wenigen einleitenden Seiten 130 Abbildungen von mustergültigen Kleinbürgerhäusern. Das Buch schließt sich seinen Vorgängern würdig an.

12000 Stück im Gebrauch

Tadellos glatte Wäsche
erhält man bei Benutzung der patentamtl. geschützten
Kronen-Tisch-Wäschemangel.
Drehrolle m. Rad 80 cm lang 1a. Walz. Für jed. Haushalt unentbehrl. Gestellmangel ebenfalls erstaunl. billig. **Preis 20 Mark.** 4 Wochen zur Probe. — Hertzberg & Braun, Paul Hartung Nchf., Osterode a. H. 38 Herr-Maschinenfbk.

Frankfurt a. Main

Montag, den 30. September im Börsensaal
Große linksliberale Versammlung:
Die Reform d. Preuss. Wahlrechts
Referenten: **H. von Gerlach** u. a.

WER WILL

garant. reinen Blenenhonig kaufen, 10 Pfd.-Dose (9 Pfd. netto) 9 M. Verp. u. Porto frei. Nachn. Nichtgefl. zurück. Beziehe nur direkt von den Imkern des Wehratales Imkerverein. 1. Vorstand **Ackermann**, Pfarrer, **Dossenbach**, Post Niederschwörstadt Hlad.

Unbekannt

ist es Ihnen vielleicht, daß Sie den Abonnementsbetrag für mehrere Quartale im voraus entrichten können. Sie ersparen Porto, Arbeit und Laufereien und erleichtern dem Verlag die Buchführungsarbeiten wesentlich
Buchverl. der „Hilfe" Berlin-Schöneberg

Unserer heutigen Auflage liegt ein Prospekt der Firma **Gibon & Steinmetz**, Zigarrenfabrik in **Bremen** bei, auf den wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung
„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

100000

de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von
Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten: Nikotinarme Fabrikate	von M. 60,—	bis M. 120,—
Sumatra Havana Fehlfarben	200 St. M.	15,—
Sumatra Havana Sortiment	200 St. M.	15,—
„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M.	15,75
San Andres Mexico Schuß	250 St. M.	17,25
Mexico Havana Unsortiert	250 St. M.	18,75
„UnserSchlager" Sumatra ff. Felix	200 St. M.	20,— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Sie dienen
unserer Sache, wenn Sie uns alle diejenigen Versandfirmen nennen, bei denen
Sie kaufen
Verlag der „Hilfe"
Abteilung für Inserate,
Berlin-Schöneberg.

Emmer-Pianos
und Harmoniums.
20jähr. Garantie, franko zur Probe; bequeme Zahlweise, b. Barzahl. höchster Rabatt. Katalog gratis. Firma gegründet 1870.
Berlin C., 57 Seydelstr. 20.

Wichtige Mitteilung für Ortsvereine

Der Wunsch, sich politisch zu betätigen, mitzuarbeiten an der Stärkung der liberalen Bewegung, wird häufig von Gesinnungsgenossen geäußert.

Um Anfragen gerecht werden zu können, bitten wir, uns von allen Neugründungen und Änderungen zu verständigen.

Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin.

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula	M. 2,50
„ 2. Selena	„ 3,50
„ 3. Für alle Welt	4,50
„ 4. Gratus	„ 5,50
„ 5. Emuno II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voraussendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabrikniger
Mannheim - Neckarau.

Reisebriefe aus Ungarn

Stud. zur Erforschung der Lage des dortigen Deutschtums von Pastor a. D. Kötschke.
Berlin SW, Lindenstraße 8.
Selbstverlag. 68 S. Portofrei 60 Pf.

Anerkannt

EM pfehle meine bekannten feinen milden Qualitäts-Zigarren, unsort a. f. Sumatra-Brasil-Tabak, große Fac. 16jähr. Spezialität.

1. Marke „Orebo"	M. 4,5
2. „Mylady"	M. 5.-
3. „La Calidad"	M. 6.-

per ¼ K. (100 St.) 240 Ia. Ia. Vielefreiw. Zeugn. v. H. Pfarrern, Lehrern, Ärzten etc. Preisliste gratis.
Heinr. Grebe
Bremen 27, Zigarrenfabr.
Vorzüglich

Verlagshandlung der Anstalt Bethel, Bethel bei Bielefeld

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Im Dienst der Liebe

Erlebnisse aus der Arbeit der innern Mission

Bearbeitet und herausgegeben von P. Carl Goebel, Inspektor an der westfäl. Diakonenanstalt „Nazareth" in Bethel bei Bielefeld

mit Vorwort von P. D. F. von Bodelschwingh.

8°, IX u. 372 Seiten

Preis elegant kart. M. 2,40, in elegant. Leinenband M. 3,—

Es gibt Bücher, die Lust zum Reisen machen. Dies Buch macht Lust zum Reisen ins heilige Land der dienenden Liebe. Dazu führt es uns über Höhen und Tiefen des Lebens, durch die vielfach gewundenen Pfade des Elends, führt uns durch die Heimat und bis nach Afrika und China. Über allen Wegen aber leuchtet das Licht der Barmherzigkeit Gottes. — Der stattliche Band von 372 Seiten enthält nichts Erfundenes und nichts Gemachtes, sondern nur Selbsterlebtes der Diakonen vom Brüderhause Nazareth. Darum machen die Geschichten dieses Buches einem mehr als alle erdachten Geschichten das Herz warm und weit. Wer das Buch recht gelesen hat, bekommt mehr Lust und Hoffnung für das Reich des Herrn und seinen Sieg, dessen Augen werden geöffnet für das Feld der dienenden Liebe in seiner eignen Umgebung.

Was ist das Evangelium?

Beantwortet nach
Paulus, Lukas, Markus, Matthäus und Johannes
von Samuel Jaeger
Dozent an der Theol. Schule zu Bethel bei Bielefeld.

118 Seiten. — Elegant kart. — M. 1,20.

Die Person Jesu beschäftigt gegenwärtig aufs tiefe alle wahrhaft Gebildeten. Es gilt, in dem Widerstreit der Meinungen sich ein selbständiges Urteil zu bilden, ob die modern-liberale Religionswissenschaft recht hat, wenn sie Jesus nur als Lehr-, höchstens als Religionslehrer von Gottes Gnaden gelten lassen will. Diesen von der liberalen Theologie vertretenen verflachenden Ansichten gegenüber sucht die vorliegende Schrift festzustellen, was denn eigentlich Evangelium sei nach Paulus, nach den Urapostoln und Evangelisten, nach Jesu Meinung und Wollen. Sie sucht das ganze neutestamentliche Quellenmaterial vollständig reden zu lassen, und damit das einhellige Zeugnis der gesamten Urchristenheit in seiner unverbrüchlichen Geschlossenheit zur Geltung zu bringen.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 40

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 6. Oktober 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Der englisch-russische Vertrag über Persien — Die russischen Wahlen — Herr von Hohenthal hat Glück — Althoffs Rücktritt — Preußische Kulturpolitik — Der deutsche Werkmeisterverband — Warum sie nicht wollten — Paris und Berlin). — **D. E. Lehmann:** Großherzog Friedrich von Baden †. — **Dr. Theodor Heuß:** Die Demokraten in Konstanz. — **Paul Jaffé:** „Die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals". — **Fr. Weinhausen:** Der VIII. deutsche Mietertag. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Gewissen. — **Robert Breuer:** Konfirmationseinkäufe. — **Dr. H. L. Rieder:** Bach und das Leitmotiv. — **Dr. Theodor Heuß:** Kleist und Reinhardt. — **Helene Christaller:** Wie er das sechste Gebot überhupfte. — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Der englisch-russische Vertrag über Persien ist nunmehr offiziell mitgeteilt — wobei allerdings die Frage übrigbleibt, ob es wirklich keine Geheimparagraphen gibt. Bei flüchtigem Zusehen scheint England mehr zu geben, als es empfängt; in Wirklichkeit aber hat Rußland den entscheidenden Verzicht geleistet. Rußland und England sind übereingekommen, Persien in drei Sphären zu teilen: eine der anerkannt russischen, eine der anerkannt englischen Interessen und eine dritte, sozusagen neutrale, die in der Mitte zwischen beiden liegt. Die russische Interessensphäre ist bedeutend größer als die englische, und sie umfaßt überdies, mit Ausnahme der Landschaft Fars, die in die neutrale Zone fällt, die meisten leidlich bevölkerten und bebauten Teile des Reichs — aber zur englischen gehört Bender Abbos! Die Seeküste von der Grenze des britischen Beludschistan bis zum Eingang in den Persischen Golf, den Bender Abbos beherrscht, ist England von Rußland jetzt offiziell zugestanden. Das heißt, daß Rußland ausgesprochenermaßen darauf Verzicht leistet, seinem mittelasiatischen Eisenbahnnetz einen Ausgang nach dem südlichen Meere zu schaffen, denn nur Bender Abbos selbst oder besser noch ein Platz zwischen dem Eingang in den Golf und der Grenze von Beludschistan wäre für diesen Zweck in Frage gekommen. Um zu ermessen, was dieser Verzicht bedeutet, muß man wissen, daß gerade die Bahn zum „warmen" südlichen Meere bis zu der Katastrophe in Ostasien das eigentliche Ziel der russischen Politik in Südpersien bildete. Der Verzicht ist die gezwungene Konsequenz von Tsuschima und Mukden, und er ist bitter für Rußland, tief bitter. Daneben haben die Abmachungen über Afghanistan und Tibet nichts zu bedeuten — hier ist nur formell sanktioniert, was auch ohne die Niederlage Rußlands in der Natur der Verhältnisse lag. Die Nichtanerkennung Afghanistans als britischer Interessensphäre kam gar nicht in Frage, und Tibet ist als Weg nach Indien für Rußland wenigstens militärisch vollkommen bedeutungslos.

Es fragt sich, was England für den Verzicht auf den persischen Golf an Rußland gezahlt hat. Ist es Handlungsfreiheit im türkischen Orient? Ist es die Zusage einer großen Anleihe? Ist es die Okkupation der Mongolei oder des chinesischen Turkestan oder beider Gebiete, die gleich nach dem Frieden mit Japan von der imperialistischen Richtung in Rußland als Kompensation für den erlittenen Verlust gefordert wurde? In diesem letzteren Falle müßte jedenfalls auch Japan im Einverständnis sein, und das wäre wenigstens, was die Mongolei angeht, schwer zu glauben. Und welches ist unsre Rolle bei diesem Pakt? Sind wir bloß mit der freundlichen Versicherung abgefunden, daß es im übrigen „selbstverständlich" bei der offenen Tür für jedermann in Persien bleibe? Es heißt jetzt, daß noch ein Nachtrag zu dem Abkommen zwischen Rußland und England in Vorbereitung sei, in dem es sich speziell um die Anerkennung der politischen Vorherrschaft Englands im persischen Golf handle. Gleichzeitig wird offiziös versichert, daß wir unsrerseits nicht den geringsten Grund hätten, die Basis einer solchen Vorherrschaft zu bezweifeln oder zu bestreiten. Wir sind doch wirklich gute Leute! Nicht nur, daß wir selbst an unsre Uninteressiertheit glauben — nein, wir verkündigen sie auch noch öffentlich, damit man uns billig kaufen kann. Jedenfalls hat England mit dem Lot Blei für Morenga kein schlechtes Geschäft gemacht. Und die Bagdadbahn, die ja wohl auch am persischen Golf enden soll?

Die russischen Wahlen. In Rußland vollzieht sich jetzt in den Wahlen zur dritten Duma eine neue Episode im Kampf um das Problem „Das Land der Masse". Es wäre aber falsch, auf die russischen Verhältnisse in dieser Frage dieselben Gesichtspunkte anzuwenden, wie in Deutschland, wo wenigstens für die östlichen preußischen Provinzen die wirtschaftspolitische Hauptaufgabe auf dem flachen Lande tatsächlich großenteils in diese Formel zusammengefaßt werden kann. In Rußland herrscht in der volkswirtschaftlichen Theorie wie in dem Allgemeingefühl der Gebildeten und der Bauern selbst die Idee, daß die Begriffe Bauerntum und Landbesitz unzertrennlich zueinander gehören, oder mit anderen Worten, daß landbesitzendes Bauerntum und bäuerliche Landbevölkerung ein und dasselbe sind. Eine Landbevölkerung ohne Landbesitz kennt man in der Theorie und großenteils auch in der Praxis in Rußland überhaupt nicht. Dagegen ist das Bauernland nicht Privatbesitz des einzelnen, sondern zum größten Teil Gemeindebesitz. Als Kaiser Alexander II. die Leibeigenschaft der Bauern aufhob (1863), wurde, soweit es sich nicht um bisherige Leibeigene der Krone handelte, die Kronland zuerteilt erhielten, den Gutsbesitzern ein Teil ihres Landes von der Regierung abgekauft. Die Gutsbesitzer erhielten hierfür zinstragende Staatspapiere, und die Bauern sollten dem Staat diesen für sie verauslagten Betrag im Lauf einer längeren Reihe von Jahren durch die sogenannten Loskaufzahlungen, die einen Zuschlag zu den übrigen bäuerlichen Steuern bildeten, wiedererstatten. Um die Bauern, die bisher als Leibeigene das Gutsland mit hatten bebauen müssen, auch zur weiteren Arbeitsleistung gegen Tagelohn auf den Gütern anzuhalten, erhielten sie ihre Landquote knapp zugemessen. In den mehr als dreißig Jahren, die seitdem vergangen sind, hat die bäuerliche Bevölkerung in Rußland sich mehr als verdoppelt; die Menge des verfügbaren Landes ist dieselbe geblieben, und die Qualität des Bodens ist durch die unausgesetzte Mißwirtschaft gerade bei den Gemeindeländereien aufs äußerste erschöpft. Es liegt also auf der Hand, daß für die Bauern nach dem bisherigen System tatsächlich ein drückender Landmangel besteht. Diesen Sachverhalt machten sich die linksliberalen und sozialistischen Parteien bei Wahlbewegung zur ersten und zweiten Duma zunutze, und indem sie den Bauern die radi-

kalsten Versprechungen in der Landfrage machten, erreichten sie es, daß die Mehrzahl der bäuerlichen Stimmen auf die linke Seite fiel. Wenn sich also die Regierung gegenüber der Haltung der zweiten Duma zur Auflösung und zur Oktroyierung eines neuen Wahlgesetzes entschloß, so mußte dasselbe, wenn die radikale Linke geschwächt werden sollte, die Masse des Bauerntums nach Möglichkeit aus der Zahl der Wahlberechtigten ausschalten, denn es liegt auf der Hand, daß die Bauern ihre Stimmen immer denjenigen geben werden, die auf das rücksichtsloseste für ihre Forderung nach mehr Land eintreten werden. Nach diesem Gesichtspunkt wurde dann auch die neue Wahlordnung, die den Grundbesitz auf dem Lande, den städtischen Immobilienbesitz und im ganzen die höheren sozialen Schichten ausgesprochen bevorzugt, ausgearbeitet. In Wirklichkeit ist weder innerhalb der Grenzen des europäischen Rußland, noch unter Hinzunahme der zunächst besiedelbaren Landstriche in Sibirien, Kaukasien usw. annähernd so viel Land vorhanden, um die Bauerngemeinden selbst nur ebenso reich auszustatten, wie sie 1863 ausgestattet wurden — es sei denn, daß nicht nur alles noch im Besitz der Krone vorhandene Land aufgeteilt, sondern auch so ziemlich der gesamte private nichtbäuerliche Grundbesitz in ganz Rußland expropriiert wird. Auf jeden Fall ist mit der neuen Wahlordnung und selbst mit der Erzielung einer mittelparteilich-konservativ gerichteten Duma die Landfrage in keiner Weise gelöst, sondern nur für den Augenblick beiseite geschoben.

Herr von Hohenthal hat Glück. Die sächsischen Abgeordnetenwahlen haben den Konservativen einen Verlust von 8 Mandaten gebracht, die sämtlich auf die Nationalliberalen übergegangen sind. Unter den neugewählten Nationalliberalen befindet sich ein Führer der sächsischen Jungliberalen: Dr. Zöphel. Von 54 Mandaten 8 verloren — das ist ein starker Verlust für die Konservativen, wenn man berücksichtigt, daß nur der dritte Teil des Landtags neu gewählt wurde. Vor den Ersatzwahlen von 1905 verfügte die konservative Fraktion noch über eine Zweidrittelmajorität. Schon 1905 verlor sie 3 Sitze und damit die Zweidrittelmehrheit. Heute stellt sich das Parteienverhältnis im sächsischen Landtag so dar: 46 Konservative, 31 Nationalliberale, 3 Freisinnige, 1 Sozialdemokrat und 1 Antisemit. Die Konservativen haben also noch immer die Mehrheit, aber sie sind sich selbst darüber klar, daß dem nicht mehr so wäre, wenn in diesem Jahr eine Neuwahl des ganzen Landtags stattgefunden hätte. Das also ist das Ergebnis der diesjährigen Neuwahl: Die Macht der Konservativen in Sachsen ist innerlich erschüttert. Vor wenigen Monaten noch konnten sie im Bewußtsein ihrer Macht den Wahlrechtsentwurf des Herrn von Hohenthal mit hochmütiger Ablehnung begrüßen. Heute sitzt Herr von Hohenthal am längeren Arm des Hebels. Er weiß heute, daß er jederzeit den konservativen Widerstand durch eine Auflösung der zweiten Kammer brechen kann. Und die Konservativen wissen, daß sie das um ihre Kammermehrheit bringen wird. Also lenken sie ein. Die konservative Landespartei hat dementsprechend den Abgeordneten freundliches Zusammenarbeiten mit der Regierung empfohlen. Damit eröffnen sich den Plänen Hohenthals angenehme Aussichten.

Althoffs Rücktritt. Es war wie bei seinem Chef, dem Herrn von Studt; die öffentliche Meinung zupfte Blätter aus der Blüte: geht er, bleibt er, ist er krank, ist er gesund, geht er, bleibt er? Nun ist er gegangen in vielen Ehren. Fürst Bülow nannte ihn im Abschiedsbrief einen „Kulturpolitiker", und der Kaiser hat ihn als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen. Sein Erbe wurde zwischen drei Geheimräte verteilt, und die Presse unterhält sich jetzt darüber, ob die wohl das „System Althoff" weiterführen. Die Frage ist vielmehr, ob sie es können. Das, was Althoff zustande gebracht hat, im Guten und im Schlimmen, ist so persönliche Leistung, daß man es nicht beliebig an den Amtsnachfolger zur Weitererledigung abtreten kann. Aber sicher wird's jetzt in dem Kampf um die „akademische Freiheit", den die Professoren wie die Studenten in gewissem Sinn mit dem früheren Ministerialdirektor führen mußten, erheblich friedfertiger hergehen. Denn inzwischen haben sich — auch eine bleibende Nebenwirkung Althoffs — Professoren und Studenten Organisationen geschaffen. Die werden vermutlich bei den neuen Männern wenig Lust erregen, aus Althoff ein System zu machen.

Preußische Kulturpolitik. Die deutsche Sozialdemokratie hatte an ihrer neuen Parteischule den Wiener Arzt Dr. Hilferding und den holländischen Astronomen Pannekoek zu Lehrern für sozialökonomische Fragen bestellt. Beide Männer gehören weniger zu den Politikern als zu den wissenschaftlichen Doktrinären der Partei. Pannekoek schreibt gelegentlich radikale, aber erheblich nüchterne Artikel für die „Leipziger Volkszeitung", von denen sicher keiner einen deutschen Arbeiter zum Kampf gegen die höchsten Güter der Nation fanatisiert hat. Die preußische Polizei aber weiß nichts Gescheiteres, als diese beiden Genossen als „lästige Ausländer" ausweisen zu lassen, was die Sozialdemokratie mit dem halben Scherz beantwortet, nun die Rosa Luxemburg als Ersatz zu berufen. Die württembergische Geschichte mit dem Genossen Quelch war schon recht überflüssig, wenn auch verständlich, diese preußische ist aber schon mehr blamabel. Sind die geistigen Waffen, mit denen allein die Regierung die Sozialdemokratie bekämpfen soll, allmählich abgestumpft, und hält man wieder den Schutzmann für die würdigste Einrichtung, den Willen und die Weisheit der Herrschenden zu symbolisieren? Ein ärgeres Armutszeugnis kann sich ein Staat von der Größe Preußens gar nicht ausstellen, als wenn er seine Macht gegen ein paar sozialistische Doktrinäre spielen läßt, weil die zufällig Ausländer sind.

Der deutsche Werkmeisterverband veröffentlicht 27 Gutachten über die Pensionsversicherung der Privatangestellten, deren Gesamtrichtung ist, den Ausbau der Alters- und Invalidenversicherung nach oben hin zu empfehlen. Da die Frage, ob es besser ist, diesen Weg zu beschreiten oder eine besondere Versicherung für Handels- und Industrieangestellte zu gründen, auch in unserm Freundeskreise noch immer umstritten ist, so empfehlen wir diese 27 Gutachten, die von der Werkmeister-Buchhandlung in Düsseldorf zu beziehen sind, der Beachtung aller derer, die mit irgendeiner Gruppe der Privatangestellten in Zusammenhang stehen.

Warum sie nicht wollten. Man schreibt uns aus Bayern: Charakteristisch für die Stimmung, die in weiten Kreisen des bayrischen Jungliberalismus über die Würzburger Absage an den Reichsverband der nationalliberalen Jugend herrscht, ist ein Artikel des 1. Vorsitzenden des großen liberalen Kreisverbands für Ober- und Niederbayern, Rechtsanwalts Kohl-München, in der Münchener liberalen Wochenschrift „Fortschritt". Herr Kohl schreibt u. a.:

„In Würzburg sollten die bayrischen Jungliberalen in die nationalliberale Garnitur schlüpfen.... Wir fühlen uns als Jungsaat der großen werdenden liberalen Partei, die auf die verschiedenen Spezies des Liberalismus verzichtet.... Die Mehrheit hat sich mannhaft geweigert, sich mit Haut und Haar einer besonderen Gruppe des Liberalismus zu verschreiben. Liberale wollen wir sein, Jungliberale, nicht Nationalliberale. Nicht einen Riß in unsre Vereine hineintragen, sondern eng uns zusammenschließen im Verbande, unter Verzicht auf die freisinnige oder demokratische, auf die nationalliberale oder nationalsoziale Kokarde. So wie die Kreisverbände wollen wir eine Zusammenfassung aller liberalen Elemente sein und wollen mitvorbereiten die Gründung einer einigen, großen Partei.... Der Jungliberalismus Bayerns sehnt sich nach einem weiteren Gewande und weigert sich, in den engen, nationalliberalen Rock zu schlüpfen. In Würzburg saßen wackere Weber und woben dem Liberalismus ein neues Kleid."

Zwar ist der letzte Satz noch Hoffnung, aber eine Hoffnung, die auch wir hegen. Kohl spricht mit seinen Ausführungen der großen Mehrheit der bayrischen Jungliberalen aus der Seele. Mit dieser Stimmung muß also gerechnet werden. Wenn wir auch als Außenstehende die jungliberale Kraft als Gärungsferment im alten norddeutschen Nationalliberalismus nicht ungern gesehen hätten, um der Reichspolitik einen lebhaften Einschlag zu geben und die linksliberalen Bestrebungen im Norden zu stärken, so ändert sich doch unsre Beurteilung der Dinge durch die Würzburger Haltung. Hier zeigte es sich, daß die bayrischen Jungliberalen selber kein rechtes Vertrauen zu der Regenerationsfähigkeit der Nationalliberalen haben und ihre gute fortschrittliche Haltung und die gesamte Einheitsbewegung im Liberalismus nicht gefährden wollen. So können wir nichts tun, als den auf Schaffung einer großen, einheitlichen, liberalen Partei gerichteten Bestrebungen der süddeutschen Liberalen den besten Erfolg zu wünschen. G. H.

Paris und Berlin. Aus dem neuesten statistischen Jahrbuch entnehmen wir folgende Ziffern, bei denen nur zu beachten ist, daß die Vororte von Berlin fehlen =

	Paris	Berlin
Einwohner:	2 714 000	2 007 000
Todesfälle an Krankheiten:		
Lungentuberkulose	10 300 (= 3,8‰)	4 400 (= 2,2‰)
Atmungsorgane überhaupt	17 900 (= 6,6‰)	9 100 (= 4,6‰)
Lebendgeborene	51 100 (=18,8‰)	49 400 (=24,4‰)
Gestorben unter 1 Jahr	5 700 (=11,1%)	10 200 (=20,6%)

Paris ist also offenbar besser in der Säuglingserhaltung, aber ebenso offenbar schlechter in der Schwindsuchtsfrage. Hängt vielleicht beides so zusammen, daß die am Leben erhaltenen Säuglinge später am leichtesten den Lungenkrankheiten anheimfallen? Der Vorsprung der Berliner Geburten, der überhaupt nur prozentual vorhanden ist, gibt keine Veranlassung zu besonderen Lobpreisungen unsrer Hauptstadt. Berlin steht im Bevölkerungszuwachs fast auf französischem Standpunkt, sobald man die Säuglingssterblichkeit in Rechnung zieht.

Großherzog Friedrich von Baden †

In der Morgenstunde des 28. September hat der Tod den Großherzog Friedrich von Baden in dem hohen Alter von 81 Jahren und nach einer Regierungszeit von nicht weniger als fünfeinhalb Jahrzehnten abgerufen. Und mit ihm ist aus der Reihe der deutschen Fürsten einer der allerbesten und der allerbedeutsamsten dahingegangen. Er war in der Tat weit mehr, als nur einer der letzten Überlebenden von denen, welche ein gütiges Geschick die große Zeit der deutschen Einigung an hervorragender Stelle hatte miterleben lassen. Außer seinem Schwager, dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, hatte vielmehr kein andrer Fürst die deutsche Einigung so politisch vorbereitet und mitgeschaffen, wie gerade er. Aber während der kleine thüringische Fürst seine Politik gewissermaßen außer Landes treiben mußte, hat der Großherzog das politische Schwergewicht seines größeren badischen Großherzogtums selbst für seine Politik einzusetzen verstanden. So war es nur der zutreffende symbolische Ausdruck für diese nationale Bedeutung des Großherzogs Friedrich von Baden, wenn er am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal zu Versailles das erste Hoch auf Kaiser und Reich hat ausbringen dürfen. Es war darum gewiß nicht zu viel gesagt, wenn der alte Kaiser Wilhelm seinen badischen Schwiegersohn einmal „die Verkörperung des Reichsgedankens" genannt hat.

Der von Großherzog Friedrich vertretene Reichsgedanke war der Gedanke des Reichs, wie es durch Bismarck später geworden ist: die Vereinigung der deutschen Stämme unter Preußens politischer und militärischer Führung. Dieser Gedanke hat nicht von vornherein fertig vor der Seele des Großherzogs gestanden. Wie in den andern süddeutschen Fürstenhäusern, so war auch bei den Zähringern der Gedanke an die Vormacht Österreichs traditionell gewesen. Und diese Tradition wurde getragen von der Sympathie der süddeutschen Bevölkerung. Unter dieser Tradition ist auch Großherzog Friedrich aufgewachsen, wie er dann auch mit seinem älteren Bruder, dem wegen schwerer Krankheit nicht zur Regierung gelangten Großherzog Ludwig II., seine militärische Ausbildung in Wien empfangen hat. Erst in seinen ersten Regentenjahren hat sich ihm die Einsicht in die nationale und politische Überlegenheit Preußens über Österreich und damit in die nationale Mission Preußens in Deutschland aufgedrängt. In der Loslösung von Österreich und der Erkenntnis von Preußens nationaler Mission in Deutschland hat sich seine innere politische Entwicklung vollzogen. Sein Verdienst aber besteht darin, daß er aus dieser Erkenntnis auch die politischen Folgerungen zu ziehen gewußt hat. Er hat von jetzt an vom Süden her Preußen beständig und unbeirrt in die Hände gearbeitet, wenn er auch dabei noch längere Zeit die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Österreich und Preußen im Auge hatte. In der Politik ist niemals die bloße Erkenntnis, sondern immer nur der auf der gewonnenen Erkenntnis aufbauende feste Wille ein Verdienst. Und ein hohes Verdienst ist dieses Festhalten des Großherzogs an dem preußischen Reichsgedanken gewesen in einer Zeit, wo die unklare und genial sprunghafte Politik Friedrich Wilhelms IV. den Glauben an eine deutsche Mission Preußens mehr zu schädigen als zu fördern geeignet war. In dieser wenig hoffnungsvollen Zeit hatten sich die Augen des jungen Großherzogs auf den Prinzen Wilhelm gerichtet, der ihm schon damals als die einzige Gewähr für die Erfüllung seiner preußisch-deutschen Wünsche erschien. Die so zu dem späteren deutschen Kaiser gewonnene persönliche Beziehung hat dann später bekanntlich zu der überaus glücklichen ehelichen Verbindung mit dessen Tochter, der jetzigen Großherzogin Luise, geführt.

Für Preußen selbst ist es in der Folge von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen, im Großherzogtum Baden ein für allemal einen Vorposten in Süddeutschland zu haben. Mit seinem Minister, Freiherrn von Roggenbach, hat Großherzog Friedrich in jenen Jahren vor 1866 auf dem Frankfurter Bundestag eine Politik geführt, die darauf gerichtet war, sämtliche Vorstöße Österreichs gegen Preußen von vornherein zu vereiteln. (So hat Roggenbach das gegen Preußen gerichtete Dresdener Projekt des Jahres 1862 und Großherzog Friedrich selbst auf dem Frankfurter Fürstentag 1863 die österreichischen Reformakte zu Fall gebracht.) Und von dieser Politik ließ sich der damals in der exponierten Stellung stehende Großherzog weder durch österreichische Schmeicheleien, noch durch die vielen Anfeindungen aus den süddeutschen Nachbarstaaten Bayern und Württemberg, noch durch die warnenden Stimmen aus dem eigenem Lande abdrängen. Und ebenso unbeirrt hat er nach den preußischen Erfolgen von 1866 und 1870/71 namentlich in der Militär-Konvention im Anschluß an die Reichspost die Opfer an landesherrlicher Selbständigkeit gebracht, die zu bringen die andern süddeutschen Staaten sich nicht entschließen konnten, und die zu bringen ihm selbst damals und später oft genug verdacht worden ist. Das Beispiel, das Friedrich damit den andern Staaten hatte geben wollen, hatte nun zwar bisher nur sehr spärliche Nachahmung gefunden. Aber gerade dieser wohlerwogene und im nationalen Interesse bewußt dargebrachte Verzicht war wohl die großzügigste Tat des verstorbenen Großherzogs.

Weiter in die Augen springend, wenigstens für das außerbadische Deutschland, ist es, daß Großherzog Friedrich einen besonderen Typus des deutschen Fürstentums, wenn nicht geschaffen, so doch bewußt vertreten hat. Für die meisten der älteren deutschen Fürsten ist die Verfassung nie mehr als eine mehr oder minder freiwillig gewährte Konzession an das Volk gewesen; auch die Hohenzollern sind über den „aufgeklärten Despotismus" Friedrichs des Großen innerlich bisher noch kaum herangewachsen. Dem gegenüber war Großherzog Friedrich der aus innerster und freudiger Überzeugung konstitutionelle Fürst, dem die Zusammenarbeit von Regierung und Volksvertretung nicht nur Pflicht, sondern Bedürfnis war. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" bezeichnet Bismarck den konstitutionellen Gedankenkreis als das eigentlich Durchschlagende in der Persönlichkeit Friedrichs. Die Harmonie zwischen Fürsten- und Volksrecht aber betrachtete Großherzog Friedrich als das traditionelle Erbgut seiner Vorfahren aus der Zähringer Fürstenfamilie. Nicht mit Unrecht. Denn schon sein Vater, Großherzog Leopold, war nach dem Zeugnis des Herzogs Ernst von Koburg der erste und damals einzige deutsche Fürst gewesen, welcher die ständisch-konstitutionelle Regierungsweise ohne „Hintergedanken", ohne Umschweife und vor allem mit wirklicher innerer Befriedigung angenommen und zur Durchführung gebracht hat. Und ebensowenig, wie von seinem Glauben an die Notwendigkeit der preußischen Vormachtsstellung, hat er sich von diesem Fürstenideal je etwas abdrängen lassen. In der deutschen Reaktionszeit, wo selbst badische Minister bedauerten, daß sogar Preußen eine Verfassung erhalten habe, und die Verfassungstheorien als etwas Undeutsches und Unhaltbares erklärten, läßt sich beim Großherzog selbst nirgends auch nur die Spur einer Neigung zur Einschränkung erworbener Volksrechte nachweisen. Und doch wäre sie bei keinem andern deutschen Fürsten so menschlich erklärlich gewesen, wie bei ihm. Denn schmerzlichere persönliche Erfahrungen, wie er sie als junger Prinz mit seinem Vater Leopold erlebte, hat wohl kaum noch ein deutscher Fürst in der Revolutionszeit gemacht. Bis an sein Lebensende ist Großherzog Friedrich sich hier treu geblieben, ist er nicht müde geworden, immer wieder zu betonen, daß er keinen Gegensatz kenne zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Die Gemeinsamkeit des politischen Handelns und innere

Harmonie von Fürst und Volk als Grundlage von Volkswohlstand und Fortschritt war ihm ein politischer Glaubensartikel geworden, bei dem er sich, wie die Hohenzollern auf Friedrich den Großen, besonders gern auf seinen Großvater Karl Friedrich, den bedeutenden Schöpfer des badischen Staatswesens berufen hat. Die reifste Frucht aber dieses „konstitutionellen Gedankenkreises" des Großherzogs war die erste Proklamation an sein Volk nach dem vom badischen Landtag verworfenen Konkordat vom 7. April 1860. Dove nennt sie ein Meisterstück volkstümlich-fürstlicher Staatsberedsamkeit. Tatsächlich hat sie die Unterlage für die ganze seitherige gemeinsam von Regierung und Volksvertretung gegen den Ultramontanismus geführte badische Politik abgegeben.

Als politischer Charakter aber tritt uns Großherzog Friedrich vor allen Dingen entgegen in der Art, wie er sein Fürstenideal mit preußischer Staatsordnung, wie er persönliche Freiheit und Unterordnung zu einer höheren Einheit zu verschmelzen gewußt hat. Derselbe Fürst, der sein konstitutionelles Fürstenideal sich treu bewahrt hat, hat doch ebenso unausgesetzt den Wert staatlicher Ordnung und Zucht seinem Volke einzuprägen gesucht. Denn in dem Ausgleich von individueller Freiheit und staatlicher Unterordnung hat er die Volkskultur deutscher Zukunft gesehen. Er hat Schiller und Bismarck für das Volksbewußtsein zu vereinigen gewußt. Dem hat er bei vielen Anlässen beredten Ausdruck gegeben; denn der Großherzog war ein Meister ebenso schlichter wie eindringlicher Redeweise. Es war und wollte Großherzog Friedrich nichts weniger sein als der politische Lehrer seines Volkes. Und wenn der badische Liberalismus sich besonders berufen zeigen sollte, den Ausgleich persönlicher Freiheit und staatlicher Unterordnung, auf der nach unserer Ansicht Deutschlands Zukunft beruht, in hervorragender Weise mitzuschaffen, so würde er damit nur das Programm ausführen, das der jetzt verstorbene Großherzog ihm aufgestellt hat.

Wenn aber der Großherzog wirklich tief greifenden Einfluß ausgeübt hat auf das politische Denken seines Volkes, so ist ihm das gelungen durch etwas, das auszusprechen fast trivial erscheint und das doch das Beste ist, was man auch von einem Fürsten sagen kann. Friedrich von Baden war ein „guter Mensch". Wohl mag der „gute Mensch" dem Fürsten nur wenig oder keine Erfolge verbürgen, wenn nicht hinter dem guten Menschen auch der politische Charakter steht. Aber umgekehrt besteht doch das Geheimnis der persönlichen Einwirkung auch des charaktervollsten Politikers auf seine Volksgenossen in der Güte, dem Wohlwollen und der Lauterkeit seines Herzens. Die reinste Herzensgüte aber hat noch jedermann empfunden, der mit dem Großherzog irgendwie in Berührung gekommen ist, und wer ihn gekannt hat, für den wäre es auch in einer Abhandlung über die politische Bedeutung des Großherzogs unnatürlich, diesen hervorstechenden Zug seines Wesens zu übergehen. Denn gerade auch er hat politische Erfolge gezeitigt. Er ist die Ursache der beispiellosen Liebe jenes Volkes, die gerade dieser Fürst auf sich vereinigt hat, und von der das Regierungsjubiläum des verflossenen Jahres noch ein so geradezu überwältigendes Zeugnis abgegeben hat. Zu einem gleichen Zeugnis wird sich auch die Trauerfeier gestalten. Und diese Liebe seines Volkes wird vielleicht auch die beste Bewahrerin sein für das politische Vermächtnis, das seinem Volk und dem ganzen deutschen Vaterland zu übermitteln, Großherzog Friedrich während seiner langen Regierungszeit nicht müde geworden ist.

Homburg i. V. **Ernst Lehmann.**

Die Demokraten in Konstanz

Die an Stimmenzahl schwächste unter den drei linksliberalen Parteien hat den beiden andern gegenüber einen gewissen Vorzug in ihrer geographischen Umgrenzung. Von einigen losen Gruppen im Rheinland abgesehen, ist sie eine rein südwestdeutsche Bildung, die knapp bis zu einigen Städten des bayrischen Franken und nach München reicht. Diese Beschränkung hat ihre geschichtlichen Gründe, und der Wille zur Expansion, zur parteipolitischen Eroberung über dies Gebiet hinaus, fehlte der deutschen Volkspartei von je. Aber sie hat es dafür verstanden, hier ihren Besitz zu wahren und ihn aus kleinen Anfängen am Ausgang des alten Jahrhunderts stark zu mehren. Die Beschränkung gab ihr ein eigenartiges Profil, in dem der kleinstaatliche Partikularismus ziemlich stark mitbestimmte. Dieser süddeutsche Partikularismus ist nicht so schlimm, wie er leicht gemacht wurde und wird, politisch sicher sehr beträchtlich harmloser als der enge preußische und ostelbische Partikularismus, für den man dies Wort nur nicht aufkommen ließ. Er stammte nie aus politischer Bosheit oder Feindschaft gegen das „Reich", sondern besitzt einen sehr einfachen psychologischen Hintergrund. Im Volkscharakter des Schwaben hat das Mißtrauen ein sehr großes Gewicht. Daneben herrschte, früher stärker als heute, das Gefühl, daß man Preußen gegenüber zwar an Macht, Geld und politischer Bedeutung recht schwach, ihm aber an den Werten einer alten Volkskultur erheblich überlegen sei. Für diese Unterschiede hat man auch jetzt noch im Süden eine recht feine Empfindung.

Dazu kommt noch die temperamentvolle und im allgemeinen intelligente Art der Bevölkerung, die ebensosehr zur Kritik neigt als sie auch für freiheitliche Dinge mit ganzer Selbstverständlichkeit, ohne politische Spekulation kampf- und opferbereit eintritt.

In der „Demokratie" sammeln sich diese Stimmungen und Talente zum politischen Körper. Man ist dort sozusagen eines Blutes und einer Abstammung und gehört zusammen nicht auf Grund von irgendwelchen Formeln des Parteiprogramms oder der magnetischen Kraft einer irgendwie gearteten politischen Doktrin, sondern aus Temperament, aus der Einheit der Kulturgesinnung. Zudem sind die politischen Zeitprobleme in den verschiedenen süddeutschen Bundesstaaten im Grunde dieselben, mögen sie auch da etwas mehr klerikal und dort etwas mehr nationalliberal angefärbt sein.

Alles dies wirkt zusammen, den Tagungen der deutschen Volkspartei von vornherein den Geist vollkommener Einheitlichkeit zu geben. Man spricht dieselbe Sprache, und man versteht sich ohne sehr viele Worte. Und doch, wenn auch diese Tage weniger dazu dienen, Unterschiede auszugleichen und Meinungsverschiedenheiten auszutragen als vielmehr die politische Übereinstimmung zu bekunden, so haben sie sich doch immer vor dem Pathos der bloßen Demonstration zu bewahren gewußt. Im Gegenteil: gerade die letzten Tagungen sind angefüllt von ernsthafter und gründlicher Arbeit, und wenn man jetzt das Referat liest, das der Karlsruher Rechtsanwalt Dr. Haas über die Arbeiterfrage erstattet hat, sieht man, daß hier ein so abgeschafftes Thema nicht in irgendeiner Schablone erledigt, sondern mit Geist, Ernst und Eifer neu und frisch durchgedacht wurde. Diese Rede wird auf Payers Befürwortung nach dem einstimmigen Beschluß des Parteitags als Broschüre gedruckt werden, und auch unsere Freunde mögen sie dann mit Freude und Gewinn lesen. Der bayerische Abg. Dr. Quidde sprach über das Vereinsgesetz; so dringend man dessen Reform erwartet, so wenig denkt man in Süddeutschland daran, seine besseren Rechte preiszugeben.

Der Führer der Partei, der Abgeordnete Payer, hat in einer großen Rede die Richtung ihrer Politik gekennzeichnet, die sich in ihren Motiven und in ihrem Temperament vollkommen mit dem deckt, was in der „Hilfe" zur politischen Lage geschrieben wird. Er hat, die Bedeutung seines Besuchs bei Bülow nicht zu überschätzen; es handle sich um einen Akt der Loyalität des Reichskanzlers, die man anerkennen müsse. Natürlich sagte von den Rednern, die ihm folgten, der eine mehr freundliche, der andere mehr kühle oder boshafte Worte über den Block. Das ist je und je eine Sache der persönlichen Veranlagung. Aber man war sich darüber einer Meinung: daß es gut sei, aus Bülows merkwürdiger Situation im Zeichen des Blocks an demokratischen Fortschritten herauszuholen, was irgend erreichbar, Reform des Vereinsgesetzes und Abschaffung des Klassenwahlrechts in Preußen als programmatische Ziele. Daß aber Konzessionen, wenn welche gemacht werden sollen, auf seiten derer sein müssen, denen bisher ausschließlich die Regierung das lächelnde Gesicht und die gebende Hand zugewandt.

Von der Freisinnigen Vereinigung wohnte der Abg. Dr. Dove der Tagung der Bruderpartei bei. Es ist nicht

nötig, zu betonen, wie stark bei der süddeutschen Demokratie der Gedanke des linksliberalen Zusammenschlusses Wurzeln geschlagen hat. Von ihr ging jene Heilbronner Einigungsresolution des Jahres 1902 aus, und daß sie von den Beschlüssen zur Tat zu schreiten weiß, hat sie deutlich genug gezeigt, als sie im Januar Naumann das Mandat eines ihrer früheren Kreise anbot und ihm den Reichstagssitz mit erkämpfte. Dies nicht am wenigsten hat ihr im Kreise unsrer alten engeren Freunde die lebhafteste Sympathie und Freundschaft gesichert.

Theodor Heuß.

„Die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals"

(Ein Brief.)

Hochverehrter Herr Doktor!

Ihre interessanten Ausführungen über „die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals" in Nr. 37 erheischen meines Erachtens in zwei Punkten Ergänzung von mehr günstiger Seite.

I.

Sie schreiben:

„Innerhalb seiner (Warburgs) Fachgenossen ist es (nämlich: „die nationale Aufgabe des mobilen Kapitals der Bevölkerung zum „Bewußtsein zu bringen) deshalb nötig, weil die Erinnerung an „die erste Kriegsanleihe von 1870 auf jeder Erörterung „dieses Themas lastet"

und

„. . . . daß die Vertreter des deutschen Geldhandels von heute „bereit sind, sich als Glieder des deutschen Staates zu erkennen und „in den Dienst der Nation einzustellen." — —

Sie scheinen danach anzunehmen, daß die Regierung des Norddeutschen Bundes bei Ausbruch des Krieges an die einheimischen Banken und Bankiers Anforderungen stellte, die jene hätten erfüllen können, aber aus Mangel an Patriotismus nicht erfüllt haben. Demgegenüber glaubt Schreiber dieses, der damals bereits im Bankfach tätig war und es noch heute ist, nach seinen persönlichen Erinnerungen feststellen zu können, daß erstens die Regierung nicht an eine Gruppe von Banken und Bankiers herangetreten ist, um durch sie oder unter ihrer wesentlichen Mithilfe den beabsichtigten Zweck zu erreichen, sondern vielmehr die Unterbringung der Anleihe durch direkten Appell an die Nation versucht hat. Wenn der Erfolg nur ein unzureichender war, ist mithin die Nation im ganzen dafür verantwortlich zu machen. Allerdings waren die Bankgeschäfte, war die Börse unter allen Umständen berufen, die Regierung in ihrem Vorhaben zu unterstützen, nota bene soweit sie es vermochten. Nun waren aber gerade die Vertreter dieses Geschäftszweiges in überaus schwieriger Lage. Der Krieg war, wiewohl er von vielen seit Jahren als wahrscheinlich bezeichnet wurde, wie ein Blitz aus heiterem Himmel über die ahnungslosen Gemüter hereingebrochen. Vorbereitet war wohl der preußische Generalstab, nicht aber die Berliner Börse. Jedermann suchte möglichst viel Baargeld an sich zu ziehen, um seinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können. An der Börse beschränkte sich die Tätigkeit in der ersten Zeit zumeist auf Ausgleichungen von bestehenden Engagements. Dem „Ultimo Juli" sah man mit banger Sorge entgegen. Wer wie ich in jener Zeit diesen Dingen schon näher gestanden hat und heute daran zurückdenkt, wird es hart finden, wenn der deutschen Bankwelt von damals ob ihres Verhaltens Vorwürfe gemacht werden. Anders hätte die Sache natürlich gelegen, wenn man nach Art der Regierungen anderer Länder mit deutschen Banken und Bankiers verhandelt und diese versagt hätten! — Hierfür lagen aber meines Erinnerns noch gar nicht die Voraussetzungen vor. Wie Sie sehr richtig bemerken, hatten wir damals noch kein „organisiertes Geldwesen", das heißt zunächst: die einheitliche Organisation des Münz- und Bankwesens, — schon vorbereitet durch wissenschaftliche Arbeit und durch Agitation des politischen Liberalismus — ward erst eine Schöpfung des Deutschen Reichs. Es heißt aber auch, daß wir damals zwar schon angesehene Banken und Bankhäuser, aber noch nicht wie heute innerhalb des nationalen Rahmens machtvolle Gruppierungen hatten von homogenen Finanzkräften, die der Staatsregierung für große Anleihegeschäfte zur Verfügung gestanden hätten. Über vereinzelte Geschäfte geringeren Umfanges, z. B. mit Bleichröder, ist man nicht hinausgekommen. Im europäischen Finanzkonzert spielte die erste Geige die „Rothschild-Gruppe", die, in Berlin durch Bleichröder und die Diskonto-Gesellschaft vertreten, in Wien, London und namentlich in Paris zu Haus war. Hier Anlehnung zu suchen für große Geschäfte, lag damals so nahe, daß z. B. bei Begründung der Preußischen Zentralbodenkredit-Aktien-Gesellschaft noch kurze Zeit vor dem Kriege das Pariser Haus Rothschild hinzugezogen wurde. — Dazu kam, daß es altpreußischer Tradition entsprach, bei Staatsgeschäften den Bankier nichts verdienen zu lassen. Es versteht sich aber von selbst, daß einem so großen Risiko, wie es mit der Übernahme einer großen Anleihe verknüpft ist, nach verständigen kaufmännischen Grundsätzen die Zusicherung eines bestimmten eventuellen Nutzens hätte gegenüber stehen müssen.

Daraus also, daß in jener Übergangszeit, in jener Zeit werdender Gestaltungen auch bei Zeichnung der Kriegsanleihe noch nichts Ganzes herausgekommen ist, daraus fällt kein Schatten auf die damaligen Bank- und Börsenkreise. Es ist vielmehr anzunehmen, daß, wenn immerhin 68 Millionen Taler dargebracht wurden, ein beträchtlicher Teil davon eben durch jene Schichten, soweit sie damals leistungsfähig waren und nicht um die Aufrechterhaltung der eigenen Existenz schwer zu ringen hatten, bestritten worden ist.

Unhaltbar wäre daher auch der Vorwurf, daß die Vertreter des deutschen Geldhandels kein Staatsgefühl gehabt hätten. Nur muß man sich die politische Lage unserer damaligen zahlreichen „Vaterländer" vor Augen führen, um das Lose und Lockere im damaligen Staatsbewußtsein zu begreifen. Am kräftigsten ausgeprägt war natürlich dieses Bewußtsein gerade in Preußen, am Sitz der Berliner Börse, im größten Gegensatz zu Frankfurt am Main, das in kultureller Hinsicht gern eine Vorstadt von Paris genannt wurde, während wiederum die Hansestädte um das große Gestirn London als Trabanten kreisten. Aber auch Berlin, die Hauptstadt des Norddeutschen Bundes und des Zollvereinsgebiets, hatte wirtschaftlich noch lange nicht seine heutige zentrale Stellung. Finanztechnisch war ihm Wien noch bedeutend über. Charakteristisch für die Richtung der Interessen war der Umstand, daß noch im ersten Jahrzehnt des neuen Reichs die unbestritten tonangebenden Papiere der Berliner Börse drei österreichische Werte waren: die Aktien der Österreichischen Kreditanstalt, der Österreich-Ungarischen Staatsbahn und der Österreichischen Südbahn (Lombarden). Heute haben seit geraumer Zeit die Aktien einiger großen Unternehmungen der deutschen Montan-Industrie sowie diejenigen der Berliner Großbanken die Führung. Es war ja damals auch nicht lange her, daß auch politisch Wien der Vorrang zukam. —

Das Zentrifugale und Widerspruchsvolle in diesen Verhältnissen mußte verwirrend einwirken auf die Bildung des politischen Urteils, aber das politische Interesse zog stets neue Nahrung aus dem, was in seiner Rückständigkeit gleichsam schrie nach vernunftgemäßer Gestaltung. Unter uns jungen Leuten im Bankgeschäft war die Begeisterung groß. Allmittäglich nach Geschäftsschluß erscholl im Kontor meines Lehrherrn mit großem Aufwand von Stimmitteln die „Wacht am Rhein". Und ich erinnere mich noch, wie meine älteren Kollegen auf einen zaghaften alten Rentner einstürmten, er solle doch ja nicht versäumen, auf die Kriegsanleihe zu zeichnen. Bei den älteren Berufsgenossen war natürlich die Stimmung gedämpfter. Dies entsprach aber nur dem Ernst der Lage und der vom Könige selbst ausgegebenen Parole. Daß man in solchen Tagen seinen Nutzen wahrnehmen und dabei seinem Vaterlande Dienste leisten konnte, sollte ich in nächster Nähe erfahren. Wurde ich doch selbst mit nach Holland geschickt, um außer anderen Dingen Edelmetall nach der preußischen Bankkommandite in Münster zu bringen. Mein Chef hatte schon im Jahre 1866 ähnlich operiert. Die Hauptbank in Berlin zahlte natürlich gern Banknoten dagegen aus. Anno 1870 ließ man mich und meinen älteren Begleiter nicht bis Münster durch. Alle Eisenbahnverbindungen dienten zuvörderst dem Militär. Nach etwa 36stündiger Fahrt kamen wir aus Amsterdam mit unseren Schätzen in Berlin an, wo sie in den Kellern der Preußischen Bank ihr Unterkommen fanden.

Von diesen noch heute erfreulichen Reminiszenzen hebt sich für mich eine andere Erinnerung recht unerfreulich

ab: diejenige an die Telegramme, mit welchen ein Berliner und ein Frankfurter Bankier im späteren Verlauf des Kriegsjahres durch Vermittlung ihrer Geschäftsfreunde neue französische Anleihe in Paris erwerben wollten. Die Absender dieser Telegramme wurden als Landesverräter gefänglich eingezogen. Natürlich lag hier nicht viel mehr als eine große Unbedachtsamkeit, als eine grobe Taktlosigkeit vor. Der Sieg der deutschen Waffen galt längst als unbedingt entschieden, und die betreffende Anleihe war von einem englischen oder amerikanischen, sehr mächtigen Konsortium fest übernommen. Die deutschen Zeichnungen hätten also dem Feinde keinen unmittelbaren Nutzen gebracht. Und die Bankherren an der Spree und am Main haben gewiß große Augen gemacht, als sie erfuhren, daß sie gegen das Strafgesetz verstoßen hätten. Dergleichen wäre nun freilich heute nicht mehr denkbar. Man vergesse aber nicht, welche großen geistigen Strömungen alle Kreise der Nation seitdem durchflutet haben. Die nationale Einigung hatte wieder etwas Logik in die deutsche Geschichte hineingebracht, und es dient sich anders einem Staatswesen, das uns nach definitiver Beseitigung des Frankfurter Bundestages nicht mehr anmutete wie ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand. Dazu kam an Stelle manchesterlicher Atomisierung die sozialpolitische Gedankenrichtung, die nicht nur ganz neue Vorstellungen von Verantwortung und von sittlicher Interessengemeinschaft vermittelte, sondern auch eine höhere Auffassung vom Wesen des Staates in das allgemeine Empfinden hineintrug. Und schließlich sekundiert von einer vortrefflich gebliebenen Bank- und Münzverfassung ein in seiner Großartigkeit ungeahnter wirtschaftlicher Aufschwung, eine Erhöhung des nationalen Reichtums, der die Geschicke des einzelnen mit denen des Staates auch materiell eng verknüpfte und verkettete! — — Da ist es auch für die Vertreter des deutschen Geldhandels noch viel selbstverständlicher geworden, daß sie „sich als Glieder des deutschen Staates erkennen und sich einstellen in den Dienst der Nation".

II.

Sie schreiben:

„Die Frage liegt doch für alle Nichtfachleute sehr nahe, ob die „Auslandswerte nicht unter Umständen gerade am Mobilmachungs-„tage ihren Goldwert verlieren können."

Die Frage ist gewiß mit „ja" zu beantworten, wenn die „Auslandswerte" nur bei uns, also sonst weder in ihrer Heimat noch irgendwo anders in der Welt einen ordentlichen Markt haben. Diese Voraussetzung trifft aber glücklicherweise nur in seltenen Fällen zu. Sie denken aber vielleicht eher an die heute mehr als je gesteigerte Solidarität der verschiedenen Zentren des Weltverkehrs. Nun, das physikalische Gesetz von den kommunizierenden Röhren ist gewiß zum guten Teil übertragbar auf die Welt der wirtschaftlichen Erscheinungen. Ein Platz zieht den andern in Mitleidenschaft. Dieser ausgleichenden Tendenz stemmt sich aber entgegen mit mehr oder weniger abschwächender Wirkung die Fülle lokal bedingter Kräfte! — Es ist die volkswirtschaftliche Aufgabe der Arbitrage, diese lokalen Differenzierungen gegeneinander auszugleichen und dadurch eine mehr rationelle Preisbildung zu fördern. Ein Beispiel! In der zweiten Julihälfte 1870 fielen an der Berliner Börse unter dem Eindruck der Zeitereignisse und als Folgewirkung eines großen Fallissements die 6 proz. Schuldverschreibungen der Vereinigten Staaten von Amerika bis auf 75%, d. h. viel tiefer, als die Neuyorker Börse gleichzeitig Veranlassung hatte, ihre besten Bonds zu bewerten. Ich erinnere mich, daß in jenen Tagen mein Chef, dessen ich in vorstehendem bereits rühmend gedachte — er erfreute sich bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode großen Ansehens unter seinen Berufsgenossen — große Beträge solcher Bonds in Berlin aufnahm und in Neuyork zum Verkauf brachte. Durch dieses für ihn sehr einträgliche Geschäft nützte er seinem Lande auf zwiefache Weise: seine Käufe stützten den Preisstand für ein Papier, in dem viele Ersparnisse seiner Landsleute angelegt waren, und der Erlös der Neuyorker Verkäufe kam der heimischen Zahlungsbilanz zustatten.

Der auch von Herrn Warburg zitierte, frühere französische Finanzminister Leon Say hatte ganz recht, wenn er in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Goschen's „Theory of foreign exchanges" (Theorie der auswärtigen Wechselkurse) darauf hinwies, daß in Zeiten wirtschaftlicher und finanzieller Spannung die internationalen Börsenwerte ein Sicherheitsventil darstellen, das viel leichter und sicherer funktioniert als irgendwelche andern „Waren". Nur ist das Schlimme, daß dieses Ventil heute bei uns sehr schlecht funktioniert, aus äußeren wie aus inneren Gründen. Die inneren Gründe, mit denen man sich abzufinden hat, bestehen erstens darin, daß, wie oben dargelegt, in Anlehnung an die historische Entwicklung deutsche Spekulationspapiere einen breiteren Raum einnehmen in der Interessensphäre der Börse, zweitens darin, daß die allmähliche wirtschaftliche Erstarkung andrer Länder diese dazu geführt hat, ihre Staatsfonds an sich zu ziehen und mit eigener Sparkraft zu absorbieren, endlich drittens darin, daß die universelle Verstaatlichungstendenz auch im Auslande so manche Eisenbahngesellschaft aufgelöst hat, deren Aktien auf unserm Effektenmarkt eine Rolle gespielt haben.

Diese verschiedenen Gründe haben eine Verengung des für die Arbitrage verfügbaren Materials zur Folge gehabt, und Staatssekretär Dernburg durfte in seinem vor dem deutschen Handelstag gehaltenen Vortrage mit gutem Fug hierauf hinweisen als auf ein ungünstiges Moment für unsere Zahlungsbilanz. Je berechtigter dieser Hinweis aber ist, um so logischer sollte man es finden, die äußeren, rein willkürlichen Hindernisse hinwegzuräumen, die man in Form von hohen Stempel- und Umsatzsteuern gegen die Thätigkeit der Arbitrage aufgetürmt hat, von Steuern, die so hoch sind, daß die Preisunterschiede zwischen den verschiedenen Plätzen sehr häufig dadurch aufgewogen werden, und daher der geschäftliche Anreiz fortfällt, diese Preisunterschiede durch Kauf und Verkauf zur Ausgleichung zu bringen. Wenn die Entrüstung über diese törichten Bestimmungen auf dem letzten Bankiertage nur wenig zu Worte kam, so lag dies nur daran, daß noch viel dringendere Sorgen auf den Gemütern lasteten. Hoffen wir, nicht im Interesse eines einzelnen Standes, sondern in dem der gesamten deutschen Volkswirtschaft im Frieden wie im Kriege, daß jene mittelalterliche Zwingburg wirtschaftlicher Freiheit, genannt Börsengesetz, endlich einmal dem Boden gleich gemacht werde! —

Vielleicht gestatten Sie mir, verehrter Herr Doktor, wenn der Raum es gestattet noch wenige Worte zum Warburgschen Vortrage selbst, der auch mir seinem Inhalt wie seinem Zwecke nach als der Glanzpunkt der samt und sonders sehr bemerkenswerten Verhandlungen des Dritten Deutschen Bankiertags erscheint.

Wenn die Zeitungsreferate nicht etwas sehr Wesentliches zu bringen vergessen haben, hat Herr Warburg unterlassen, eine unsrer besten materiellen Reserven — wenn es auch nur eine sogenannte stille Reserve ist — namhaft zu machen. Ich meine die Reichs-Kriegs-Prämienanleihe! — Als man im Jahre 1871 alle Einfuhr fremder Losanleihen, alle Schaffung neuer einheimischer Losanleihen verbot, sagte man sich: nur in einem Falle, nämlich, wenn wir wieder angegriffen werden und wieder Geld brauchen sollten für die Abwehr des Feindes, nur dann, aber auch nur dann soll eine neue Prämien-Anleihe geschaffen werden dürfen, aber dann von Reichs wegen! —

Im übrigen sollte man meines Erachtens bei Erörterung unserer finanziellen Kriegsbereitschaft nie vergessen, daß auf allen hier einschlägigen Gebieten die Verhältnisse gegen früher so sehr verändert sind, daß sie jedes Vergleichs mit früheren Erfahrungen, jedes Hinweises auf theoretische Berechnungen schlechthin spotten dürften. Dann aber gilt auch für die finanzielle Strategie, was Bismarck für die militärische in solchem Falle in Anspruch nahm, als er, der klassische Realpolitiker, in der herrlichsten Rede, die er uns hinterlassen, die Macht der sittlichen Imponderabilien pries, als er aussprach, daß wir nur einen solchen Krieg noch führen dürften, in dem der Volkszorn ob des erlittenen Unrechts von Memel bis Saarlouis „aufflammt wie eine Pulvertonne!" — Es ist wohl keine ganz überflüssige Sentimentalität, wenn man eine solche Betrachtung mit dem Wunsche schließt, daß unser von Grund aus friedliches, deutsches Volk, daß mit ihm die Kulturmenschheit vor solchen Schrecken noch lange, lange bewahrt bleiben möge! — —

Berlin. In herzlicher Verehrung

Ihr

Paul Jaffé.

Bern, 1. Januar 1911

Nr. 1

Bern, 1. Januar 1911

Nr. 1

hielt ein Referat über „Unsre Stellung zur preußischen Wahlrechtsfrage", an das sich eine lebhafte Aussprache knüpfte, die in der einstimmigen Annahme einer entschiedenen Resolution zugunsten des Reichstagswahlrechts in Preußen gipfelte.

Magdeburg. Sozialliberaler Verein. V.: G. Schümer. Auf dem Parteitag der Freisinnigen Volkspartei hat Gewerkvereinssekretär Betzler starke Vorwürfe gegen unsre hiesigen Freunde und gegen Naumann erhoben, daß sie in den Gewerkvereinskreisen Magdeburgs eine unlautere Konkurrenz getrieben haben. Dagegen wendet sich nun eine entschiedene Erklärung des Sozialliberalen Vereins, die jene Behauptungen scharf zurückweist und ihre Unhaltbarkeit dartut. Herr Betzler benutzte immer das Wort „nationalsozial", wiewohl er wüßte, daß nur ein kleiner Teil der Mitglieder des Magdeburger Sozialliberalen Vereins sich aus alten Nationalsozialen rekrutiert. Direkt unrichtig aber ist jene Behauptung, Naumann sei nach Magdeburg gefahren, um die Gewerkvereinler gegen die Volkspartei zu beeinflussen. Das ist ihm nicht eingefallen, und Herr Betzler wird, wenn er die genaue Darlegung der Magdeburger Freunde gelesen hat, sich vielleicht selbst vergewissern, daß er mit seinen etwas leichtfertigen Behauptungen auf dem Freisinnigen Volksparteitag sich entschieden geirrt hat.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: München, E. H. IV. 5.—; Wolfsgefärth, M. K. V. 5.—.

Zusammen	M.	10.—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 39	„	3076.70
	M.	3086.70

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Ablehnung der Wertzuwachssteuer in Berlin mit 119 gegen 2 Stimmen wird in der Hausbesitzerpresse natürlich mit Jubel aufgenommen. In Wirklichkeit zeigt gerade das Abstimmungsergebnis, daß die Freunde der Wertzuwachssteuer zuversichtlich glauben die völlig ungenügende Ausschußvorlage ablehnen zu können, weil sie der Wertzuwachssteuer die Kraft zutrauen, in absehbarer Zeit wiederzukommen. Unsre Parteifreunde Mommsen und Dr. Preuß haben noch zuletzt in eindrucksvollen Reden für die Wertzuwachssteuer Partei genommen. Mommsen griff die Kompromißler heftig an, die in Wirklichkeit nichts als Gegner der Wertzuwachssteuer wären. Er prophezeite die Wiederkehr einer neuen Vorlage binnen wenigen Jahren, die aber dann die Wertzuwachssteuer in ihrer Reinheit darstellen und sicher zur Annahme gelangen werde. Der Stadtverordnete Dr. Preuß wandte sich heftig gegen diejenigen freisinnigen Kollegen, die die Wertzuwachssteuer für illiberal erklärten, und erinnerte sie daran, daß schon Alexander Meyer im Jahre 1866 für diese Steuer in überzeugendster Weise eingetreten sei. Im übrigen brachten er und Mommsen noch einmal all die Vorzüge der Steuer und die leicht widerlegbaren Einwände der Gegner zur Sprache. Das hinderte aber nicht, daß die Gegner der Steuer mit dem Abgeordneten Cassel an der Spitze die verhunzte und völlig unbrauchbare Ausschußvorlage durchdrückten, so daß dann auch den Freunden der Wertzuwachssteuer nichts übrigblieb, als geschlossen gegen diese Vorlage zu stimmen. Die Wertzuwachssteuer ist in Berlin abgelehnt, es lebe die Wertzuwachssteuer!

Die Steiger im Ruhrrevier bemühen sich, einen starken Berufsverein zustande zu bringen. Der neu gegründete Steigerverband hatte sich wegen wiederholter Maßregelungen auf Zollern bei Dortmund an den allmächtigen „bergbaulichen Verein" mit der Bitte um Aufhebung der Maßregelung gewandt, da die Steiger nicht länger „willen- und wehrlose Werkzeuge in den Händen roher Vorgesetzter" sein wollten. Es war für den Notfall in Aussicht gestellt, daß sich der Steigerverband an alle Parteien wenden und die Öffentlichkeit für sich interessieren werde. Darauf hat nun der bergbauliche Verein in einer Weise geantwortet, die stark aufreizend auf die Steiger wirken muß und der Öffentlichkeit deutlich zeigt, auf welcher Seite Recht und Gerechtigkeit stehen. Nach der üblichen Ausrede, daß der bergbauliche Verein nicht das Recht und die Macht habe, auf die Verwaltungen einzuwirken, heißt es weiter, daß die „berechtigten" Interessen der Steiger schon vom Verband der Vereine technischer Grubenbeamter vertreten würden, (in dem ein protziger Scharfmachergeist herrscht). Der Ton der Eingabe gab sogar dem bergbaulichen Verein Veranlassung, zu erklären, daß Mitglieder dieses neu gegründeten Steigerverbandes ungeeignet erscheinen, Beamtenposten zu bekleiden. Es scheint nach diesen Worten, daß der angeblich so ohnmächtige bergbauliche Verein doch stark genug ist, die Mitglieder des Steigerverbandes zu maßregeln. Diese Antwort hat natürlich Öl ins Feuer gegossen. Die Steigerorganisation hat sich an die Öffentlichkeit und an die einzelnen politischen Parteien mit der Bitte um Sympathie und Unterstützung gewandt. Der Kampf geht weiter.

Gegen die „Gelben" wenden sich nachgerade alle Arten von Arbeitervereinigungen. Selbst die zahmen evangelischen und katholischen Arbeitervereine machen gegen die „Gelben" mobil. In einer Resolution katholischer Arbeitervereine der Erzdiözese Köln heißt es: „Eine ersprießliche Tätigkeit im Interesse der Fortführung unsrer Sozialreform und der materiellen wie kulturellen Hebung der Arbeiterlage wird von diesen „Gelben Gewerkschaften" nie erwartet werden können." Inzwischen wächst die gelbe Gefahr fortgesetzt. Unter harmlosen Namen werden hier und dort Wohnungs- und Wohlfahrtsvereine gegründet, die ihren Mitgliedern allerlei wirtschaftliche Vorteile versprechen, aber Mitglieder von Gewerkschaften, Krankenkassen, Konsumvereinen usw. nicht aufnehmen. Bei der Übermacht der Unternehmer, die sich für die „Gelben" natürlich besonders interessieren, ist eine weitere Ausbreitung dieser bedauerlichen Vereine leider wahrscheinlich.

Zentrumsgewerkschaften wollen die christlichen Gewerkschaften nicht genannt werden. In ihrem Zentralblatt protestieren sie gegen diese unter den heutigen politischen Verhältnissen allerdings recht anstößige Bezeichnung; sie sei unwahr und verleumderisch. Die christlichen Gewerkschaften hätten mit der Zentrumspartei nicht mehr zu tun als mit jeder andern politischen Partei. Allerdings seien die Anhänger der Zentrumspartei besonders stark in den christlichen Gewerkschaften vertreten; das hänge aber mit der Entstehungsgeschichte der christlichen Gewerkschaften zusammen. Man sei stets tolerant gewesen und wolle nur nicht an dem Worte „christlich" rütteln lassen. Die Gewerkschaftsaufgaben müßten im Einklang mit der christlichen Weltanschauung gelöst werden, darin gebe es keine Konzessionen. — Dieses ganze Räsonnement und die ängstlichen krampfhaften Versuche, die christlichen Gewerkschaften als politisch neutral darzustellen, scheitern an der einen Frage: Wie konnte sich die christliche Gewerkschaftsbewegung 1902 in den Dienst der Lebensmittelverteuerer stellen?

Die Einschränkung der Sonntagsarbeit in der Industrie bildet der „Sozialen Praxis" zufolge zurzeit den Gegenstand von Beratungen im Reichsamt des Innern und den sonstigen zuständigen Stellen. So stellen z. B. auch die Gewerbeaufsichtsbeamten bereits in verschiedenen Betrieben Erhebungen über die Möglichkeit weiterer Einengung der Sonntagsarbeit an. Veranlaßt sind diese Erhebungen durch wiederholte Anregungen und Anträge des Reichstags. Dieser hat noch zuletzt am 14. April d. J. einen Zentrumsantrag angenommen, den Reichskanzler zu ersuchen, die in Aussicht gestellte Revision der Bekanntmachung betreffend Ausnahmen von dem Verbot der Sonntagsarbeit in Gewerbebetrieben (§ 105d der Gewerbeordnung) zu beschleunigen und tunlichst im Sinne einer schärferen Durchführung der Sonntagsruhe und insbesondere des vollen Schutzes der Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertage auszugestalten. Ähnlich wie durch diese Bundesratsverordnung vom 23. Mai 1906 eine Einschränkung der Ausnahmebestimmungen für Glashütten verfügt wurden, sollen künftig auch in anderen Gewerbezweigen die Durchlöcherungen der Sonntagsruhe mehr und mehr wegfallen.

Staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten. II. Außer den in voriger Nummer schon mitgeteilten Beschlüssen des Hauptausschusses in Kassel wurden nachfolgende gefaßt: „Es ist durch Reichsgesetz eine besondere Alters- und Invaliden-Zwangsversicherung mit Witwen- und Waisenversorgung für die Privatangestellten zu schaffen. Den Privatangestellten sind die Ladenangestellten zuzurechnen." Damit wurde eine der brennendsten Streitfragen innerhalb der Kommission entschieden. Ferner wurde beschlossen:

1. Den Versicherten ist ein größerer Einfluß auf die Verwaltung und Rechtsprechung als im jetzigen Invalidengesetze zu gewähren.
2. Die Versicherung wird in Angliederung an die Arbeiterversicherung geschaffen.
3. Eine Rückvergütung von Beiträgen bei Verheiratung weiblicher Angestellter findet nicht statt. Die Beiträge der weiblichen Versicherten sind für deren Witwenversorgung mit nutzbar zu machen.
4. Stirbt ein lediger Versicherter, ohne in den Genuß einer Rente getreten zu sein, so finden für die Hinterbliebenen die Bestimmungen der §§ 16 bis 21 des Gesetzes vom 13. Juli 1899 (Gewerbe-Unfall-Versicherungsgesetz) sinngemäße Anwendung.

Das Ergebnis der Kasseler Tagung, die diese Beschlüsse zeitigte, soll nunmehr in einem Mehrheits- und Minderheitsberichte dem Hauptausschuß und den ihm angeschlossenen Verbänden unterbreitet werden. Zur Festsetzung der Berichte tritt die Kommission am 27. Oktober 1907 zum letzten Male in Hamburg zusammen. Die Beschlußfassung des Hauptausschusses wird dann in der am 15. November in Frankfurt a. M. stattfindenden Sitzung erfolgen. Mit dieser soll am 17. November die Abhaltung eines Allgemeinen Privatbeamten-Tages verbunden werden.

Briefkasten

Dr. F. L. in H. Danke für Ihr Angebot. Aber jetzt, bitte, keine größeren theoretischen Manuskripte. Wir sind auf lange hinaus mit Stoff überlastet.

M. in Gr. Wir werden über den Kongreß, wenn es uns möglich ist, noch berichten. Es ist an Tagungen jetzt so viel los, daß der Raum der „Hilfe" allen verschiedenen Wünschen der Freunde unmöglich gerecht werden kann.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 40 Berlin, 6. Oktober 1907

Gewissen

Es wäre gut, wenn wir uns über die Rechte unsrer Instinkte ein für allemal klar würden. Maeterlinck.

Die Rechte unsrer sinnlichen Triebe werden uns heute überall gepredigt. Darin liegt ein Fortschritt des sittlichen Empfindens. Man bekennt sich gern und offen zu dem, was als Macht in unsern Leib gelegt ist. Das Leben selbst hat seine Majestät wiedergewonnen. Dankbar ehren wir sie. Mit demselben Recht sollen wir nun auch die sittlichen Triebe der Menschennatur umkleiden. Sie verlangen doppelte Pflege, weil sie die Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens ausmachen. Wer nur das berücksichtigen wollte, worin er mit der Gattung der Tierwelt zusammenhängt, das andre aber auf die Seite rückte, wodurch er sich von dieser Welt unterscheidet, wäre ein sonderbarer Geselle. Wer dem Auge sein Recht gibt, soll dem inneren Auge, seinem Verstand, das gleiche Vorrecht einräumen. Der Mensch lebt zwar von Leidenschaft und Trieb, die an dem Boden hinkriechen; er lebt aber gleichzeitig kraft seines Willens und Gemüts, kraft all der feinen Empfindungen, die ihm das Herz erregen, kraft seiner Seele. Wer diese Kräfte nicht ebenso für Wirklichkeiten einschätzt, vergeht sich an der Menschennatur. Das Schwergewicht der Körperhaltung bestimmt sich nach den Gesetzen, die in Wald und Feld, Luft und Meer gelten. Die innere Haltung eines Menschen kennt genau dieselben Gesetze, die mit der gleichen Regelmäßigkeit sich durchsetzen. Sie fassen sich zusammen im Gewissen. Das Gewissen ist der Naturtrieb der sittlichen Menschheit. In ihm erlebt die Menschenwelt erst ihr eignes Dasein, abgegrenzt von dem andern, was da lebt. Hier steigt sie hoch und höher. Wie will man das Recht dieses Gewissens antasten? Wer seinem Volke wohltun will, stärkt seine geistigen Triebe. Es muß dahin kommen, daß das Volksgewissen mit derselben Schwerkraft wirkt, wie die Masse der Erde, die uns alle trägt. Die Gewissenhaftigkeit des einzelnen soll nicht nur starres Pflichtgebot bleiben, das mit erhobenem Finger sich vor den Menschen stelle; sie gleiche der gesunden Luft, die man einatmet, und von der man eigentlich erst Kenntnis nimmt, wenn sie verderbt und faul wird. Das Gewissen werde zur Natur der Menschen, dann macht es seine Rechte geltend und beschenkt uns mit seinen Gaben. Es enthalte seine Macht. Es befehle nicht mit Wort, es befehle dadurch, daß es da ist. Vor einer reinen Seele wagt man keine häßliche Rede; vor einem Großen schämt man sich unwillkürlich seiner Kleinheit. So wirkt das Gewissen als mächtiger Trieb. Es duldet nichts Gemeines um sich; es zeigt dem einzelnen von selbst seinen Abstand. Königliche Gewalt ruht in seiner Erscheinung. Verleumdung befleckt es nicht, Verachtung stört nicht. Aber glücklich, wer sie kennt und liebt, diese hoheitliche Kraft. Es tut not, daß man die Natürlichkeit des sittlichen Lebens klar betone. Man mag heutzutage nichts mehr, was nicht natürlich ist. Das ist recht. Aber wer unter solchem Vorwand die natürlichen Grundlagen der Menschen würde preisgeben und das Gewissen als veraltetes Ammenmärchen verspotten will, hat die einzigartige Macht nicht erkannt, die in ihm ruht. Es gibt keine Menschwerdung ohne Gewissen. Wer es schützt, erzieht, verfeinert, der arbeitet an der höchsten Naturkraft, die es gibt. Sie umschließt wunderbarere Wirkungen als Dampf und Elektrizität. Es liegt noch viel unentdecktes Land, das hier reizt und lockt. Alle Guten kommen und lernen von der Herrlichkeit dieses Lichts. **Traub.**

Konfirmationseinkäufe

Wenn man erst einmal gelernt hat, daß der Einkauf von Waren mehr bedeutet als die Zufriedenstellung privater Bedürfnisse — wenn man erst einmal zu der Erkenntnis kam, daß die Qualität der von einem Volke produzierten und verlangten Ware ein Maßstab ist für dessen sittliche und kulturelle Höhe, dann wird man nicht länger ruhigen Gemütes zusehen können, wie die meisten Deutschen nicht einzukaufen verstehen. Die Anklage scheint ein wenig heftig, bleibt aber bei ehrlicher Prüfung unwiderlegbar: bis auf die weitgefahrenen Kreise, die durch Reisen und ständigen Komfort den Einkauf erlernt haben, weiß der Bürger nur selten, was er eigentlich braucht, noch versteht er (abgesehen von den alltäglichen Nahrungsmitteln, von Zwirn und Nähnadeln) die Qualität zu beurteilen. Diese Unfähigkeit wird selbstverständlich von den Fabrikanten und Kaufleuten genutzt, und darum ist sie eine Gefahr für den merkantilen Ruf des Landes. Die große kunstgewerbliche Bewegung, die Reform auf allen Gebieten der Raumgestaltung und des Gerätes, wird nicht eher einen breiten Erfolg haben, nicht eher wird Reuleaux's „billig aber schlecht" völlig außer Geltung gekommen sein, als bis der Deutsche gelernt hat, den Einkauf wie eine kulturelle Betätigung zu achten und mit jedem Möbel, jedem Wirtschaftsgegenstand, jedem Kleid, das er erwirbt, seiner innersten Art ein Symbol zu setzen. Diese Hilflosigkeit beim Einkauf wächst mit abnehmender Bildung und gewinnt erschreckliche Form zu allen Zeiten des gesteigerten Bedarfes; um Weihnachten herum und während der Konfirmationswochen steht sie in Blüte. Es wird leider übersehen, welchen argen Schaden solche Masseneinkäufe an verschiedenerlei Schund, an Blendern und Geschenkartikeln dem Nationalvermögen und darüber hinaus dem wirtschaftlichen Selbstbewußtsein und dem Reinlichkeitssinn bereiten.

* * *

Wir wollen jetzt von törichten Konfirmationseinkäufen reden. — Leider entsprechen die von der ortsüblichen Gewöhnung verlangten Waren nur selten der sittlichen Würde, die allem eignen sollte, was dieser wichtigen Lebensfeier Ausdruck zu geben beansprucht. Prinzipiell wird solch ein intimer Zusammenhang von Gesinnung und Gebrauchsgegenstand dadurch anerkannt, daß eine bestimmte Kleidung und bestimmte Symbole für die Konfirmation als selbstverständliche Forderung gelten. Nur sollte nicht übersehen werden, daß die Erfüllung dieser Forderung meist auf Schein und Täuschung beruht. — Gewiß, man wettert gegen die offenbare Putzsucht und die Repräsentationsgier, doch damit ist es nicht getan. Damit ist überhaupt nichts geholfen. Von puritanischer Strenge und Gleichgültigkeit gegen das Äußerliche versprechen wir uns keinen Nutzen. Vielmehr: die Ansprüche sollen höhere werden; aber sie sollen sich nicht auf öde Faxereien richten, sondern auf die innere Qualität. Gerade darin steht es schlimm. Man muß die Straßen von Berlin N. durchwandern, um zu sehen, wie schändlich minderwertig das Zeug ist, was als Konfirmationsgut feilgehalten wird.

Besonders die Mädchenkonfektion weist einen überaus niederen Stand. Diese Kleider tragen offensichtlich das

Zeichen frühen Verfalles. Es ist aber eine Verhöhnung alles wirtschaftlichen Denkens: daß Kleider nur für einige Stunden angelegt werden können. Ein verlogenes Konfirmationsgewand ist abscheulich. Das Einsegnungskleid soll ehrlich, zweckmäßig, preiswert und vor allem würdig sein. Gerade die Leute, die kein Geld zu verschwenden haben, sollten begreifen, daß ihr mühsam verdientes zu gut ist, wertlose Einkäufe zu machen, profitgierigen Ramschern die Kassen zu füllen. Besonders die Arbeiter sollten viel zu selbstbewußt sein, um ihre Kinder in Kleider zu stecken und mit Dingen zu behängen, die nichts weiter sind als schäbige Imitationen der Mode vom vorigen Jahre. — Die Seide, die man mit 1,45 Mk. das Meter bezahlt, ist nur ein mit Salzen übermäßig beschwertes, sozusagen: gemästetes Spinngewebe. Der Faden bricht, und das seltsame Zeug, das weit mehr ein Produkt der Chemie als der Textilk ist, zerfällt nach kurzer Zeit wie Zunder. Wie lächerlich wirkt es, wenn „ganze Roben" aus Merveilleux, Alpakka, Satintuch, Mohair, Crêpe für 12 Mk., für 17,50, für 20 und 23,50 Mk. angeboten werden. Die Qualität dieser Stoffe ist so erbärmlich, daß es bereits unwürdig sein müßte, sie auf den Leib zu nehmen, selbst wenn sie nicht noch schändlicherweise mit minderwertigen Spitzen, Schleifen und Bändern behangen wären. — Unverhältnismäßig große Summen werden auf die Unterkleider verwendet, aber wiederum: nicht für die Qualität, sondern für die Aufmachung. Es muß unbedingt ein Spitzenrock sein für 13,75 Mk.; ja, wenn er mit einer breiten Durchbruchskante oder mit fünffachem Volant verziert ist, so zahlt man 20 bis 25 Mk. dafür. Dazu kauft man Leibwäsche gar feine und mondäne, aber alles mieht und schlecht. — Nun ist es richtig, daß ein sauberes Gewand, daß eine gefällige Bluse suggestiv wirkt und zu einem achtsameren Benehmen anleitet. Wie unsereins durch den Frack, so bekommt ein Fabrikmädchen durch adrette Unterkleidung eine sorgfältigere Haltung. Der Charakter der Mode trägt einiges bei zur Versöhnung der Klassenunterschiede. Daß die Proletarier jetzt Kleidungsfragen reiflicher überlegen, daß sie besonders ihre Kinder nach dem Beispiele des Vorderhauses zu kleiden sich mühen, ist trotz mannigfacher Bedenken ein Zeichen für ansteigende Selbsteinschätzung. Aber eben darum muß vor allem gewarnt werden, was dazu beitragen könnte, diese junge Gewöhnung an die Hochhaltung des äußeren Menschen in die Irre zu führen, in lügenhafte Nebensächlichkeiten aufzulösen. Das Ziel der Arbeiter (wie das aller gesinnungstüchtigen Menschen) muß dahin gehen: in ihrer Kleidung sich selbst und der eignen Art einen Ausdruck zu finden. Stiefel mit Lackkappen und abgesteppten Nähten, auf Rand genäht, für 6,90 Mk. oder 8,80 Mk., gehören aber gewiß nicht zu den Ausdrucksmitteln, durch die ein Arbeitersohn der Gesellschaft als brauchbares Mitglied überwiesen wird. Und ein großes Rosenbukett in papierner Manschette mit papiernen Spitzen und Atlasbändern hat durchaus nichts mit einem jungen Mädchen zu tun, das in die Werkstatt, an den Küchenherd oder hinter den Ladentisch zu treten sich anschickt. Fort mit diesen Lügen! Sie sind erbärmlich, frivol wie die Rosen, die auf Draht gezogen, schon in der Kirche welken. Fort mit dem imitierten Myrtensträußchen, dem kahlen Armband, dem Renommiertaschentuch, dem „kostbaren" Gesangbuch! — Das ist geradezu eine Tollheit. Die Leute sparen sich das Brot vom Munde, um mit Gesangbüchern Sport zu treiben, mit Büchern, die sie nur des Einbandes wegen kaufen. Es ist skandalös, daß eine ganze Industrie sich auf solch barbarischer Großmannssucht aufzubauen vermag. Dieser Buchbinderunfug mit seiner protzigen Vergoldung, seiner unehrlichen Nachahmung der Handarbeit, seiner mangelhaften Zurichtung, diese aus Blech gestanzten Ränder und Ecken, dieser schäbige Samt, diese abfallenden Perlmutterkreuze, das alles ist so brutal, daß man an eine Gesundung nicht zu glauben vermag. Auch hier müssen die Gebildeten eingreifen, haben damit schon begonnen. Ficker in Straßburg müht sich um den Typ eines Gesangbuches; was er bisher durch Otto Hupp erreichte, darf gelobt werden. Das vernünftigste wäre die Einführung eines guten Normaldruckes in solidem Normaldeckel. — Den Buchbinderphantastereien gesellen sich ebenbürtig die mancherlei kirchlichen Drucksachen, von den Konfirmandenscheinen an bis zu den Gratulationskarten und Wandsprüchen, den Lesezeichen und Gedenkblättern. Noch ist nichts zu spüren von den technischen und formalen Fortschritten, die Deutschland zu seiner Führerschaft im Gewerke der Typographie und der Reproduktion verholfen haben. Hierher gehören auch die Prachtwerke, die „christlichen Vergißmeinnichte" und die „Berufe der Jungfrau", die man zum Geschenk erkürt: scheußliche Massenartikel. Der Goldschnitt ist der Gipfel des Eleganten. — Zum Schluß kommt der Photograph, die fürsorglich gesammelten Herrlichkeiten in ein süß geleckes Bild zu bannen. Die herausgeputzten Mädchen, bewaffnet mit dem ganzen offiziellen Krimskram, werden neben einen Rokokotisch gestellt oder auf ein Fauteuil gesetzt oder hochschick unter eine künstliche Palme placiert und dann nach allen Regeln der argen Atelierphotographie und der nivellierenden Retusche geknipst. . . . Lügenhaft und charakterlos ist der ganze komplizierte Apparat, den man für notwendig hält, um die ernste Feier, die den Eintritt in das Berufsleben bedeutet, repräsentativ zu verbrämen.

* * *

Es kommt noch etwas hinzu: Bereits für 9 Mk. kann man einen kompletten, fertig gemachten Konfirmandenanzug kaufen; für 90 Pfg. gibt es Hemden mit roter Maschinenkante besetzt. Wir wollen jetzt nicht von der Qualität, sondern vom Lohne sprechen. Er ist nicht niedriger als der bei solcher Konfektion übliche, da sonst die unglückseligen Heimarbeiter verhungern und nicht nur hungern müßten. Er ist so gering, daß, wenn man ihn den einzelnen Stücken anheften würde, der Festgemeinde die Schamröte ins Gesicht stiege, und der Prediger der Liebe nur Worte des Zornes und der Entrüstung fände. Wie viele Flüche mögen da hineingewebt und wie viele Tränen da hineingenäht sein! Es gibt keine gemeinere Blasphemie als die tausendfache Tatsache, daß die formalen Mittel zur würdigen Begehung einer heiligen Lebensfeier von siechen, verzweifelnden Menschen geschaffen werden. — Ist Abhilfe möglich? Eine sozial reifere und national weiter blickende Generation wird derartige heuchlerische Barbarismen zu verhindern wissen. Unsere Pflicht ist es, die Öffentlichkeit immer wieder auf diese fressenden Schäden zu weisen, und jede Gelegenheit zu nutzen, das Gewissen der Gesetzgebung in Sachen der Heimarbeit und der Massenkonfektion zu schärfen.

Einen Vorschlag will ich zur Diskussion stellen: Einzelne, noch besser, mehrere Gemeinden müßten sich zusammentun, um gemeinsam die nötigen Stoffe — je einen guten, festen Normalstoff für Knaben und Mädchen — zu kaufen und auf eigne Rechnung zu verarbeiten. Ebenso müßten alle übrigen Dinge gemeinsam eingekauft werden. Das schüfe manches Gute. Die Arbeitslöhne, soweit sie durch die Gemeinden gezahlt würden, könnten auskömmliche sein; auch sonst ließe sich in gewissen Grenzen darauf dringen, daß der Geruch des Hungers wenigstens aus diesen Gegenständen wiche. Was aber noch mehr einleuchtet: ein derartiger genossenschaftlicher Einkauf sicherte eine gediegene Qualität der Waren bei keineswegs höherer Aufwendung. Was aber das wichtigste ist: der irrlichterierenden Großmannssucht wäre der Garaus gemacht. Eine anständige Uniform ist tausendmal wertvoller als der Individualismus der Konfektionsjünglinge. Und übrigens müssen bei genossenschaftlicher Schneiderei nicht notwendig Uniformen zustande kommen; und schließlich: alle gesunde volkstümliche Schönheit liegt im Typus.

Wilmersdorf. **Robert Breuer.**

Bach und das Leitmotiv

Ich sage, daß dem Künstler alles erlaubt ist, der das Wirkliche in der Natur zu erfassen weiß.
Grétry.

Gluck sagt in der Vorrede zur „Alceste" die bemerkenswerten Worte: „Ich habe mich bestrebt, die Musik ihrer wahren Aufgabe wiederzugeben. Diese ist: die Poesie zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle und die Bedeutung der Situation zu verstärken." Der französische Meister verlangte, daß die „wütende Armida anders singe, als die liebende" und läßt sich das Recht nicht rauben, die Ohren der Menge, der Halbverständigen, der Gelehrten des Geschmacks zu beleidigen.

Anders dachte Mozart vom Wesen der Musik: Ihm ist die Poesie stets die gehorsame Magd der Musik. Auch in den schaudererregendsten Situationen darf die Musik das Ohr nicht verletzen.

Gelegentlich der oben erwähnten Worte Glucks erinnert Alfred Bruneau in seiner Geschichte der französischen Musik an Richard Wagners Theorien, an die „unendliche Melodie", die man als eine völlig unerhörte Sache so sehr verspottete, und die doch schon die Basis des dramatischen Systems des französischen Komponisten war. Wagner war sich übrigens dieses Zusammenhanges wohl bewußt.

Derselbe Schriftsteller nennt später in seinem Büchlein auch Grétry einen der echtesten Vorläufer Richard Wagners. Dieser Schüler Glucks habe Leidenschaften und Charaktere studiert und habe versucht, sie in Musik darzustellen. Er habe das Leitmotiv erfunden, nicht durch Zufall, sondern aus Überlegung und „um seiner leidenschaftlichen Wahrheitsliebe zu gehorchen". Von der Arie des Blondel aus „Richard Löwenherz", die im Verlauf des Stückes so oft in verschiedenen Tonarten wiederkehrt, sagt er, sie sei der Punkt, um den sich das ganze Stück drehe.

Doch die Ehre der „Erfindung des Leitmotives" — sit venia verbo! — dürfen wir getrost unserm Bach lassen.

Gefühlt hat dies wohl schon mancher, der die wunderbaren kleinen Tongebilde sich auf der Orgel gespielt hat, die der Thomaskantor vereint hat im sogenannten „Orgelbüchlein", überzeugend nachgewiesen hat das aber neuerdings Albert Schweitzer in seinem epochemachenden Werke: »J. S. Bach, le musicien poète«, das bei Breitkopf und Härtel in Leipzig in deutscher Ausgabe erscheinen wird.

* * *

Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Bach und Händel. Bach schrieb für die Kirche, Händel komponierte für den Konzertsaal. Bachs Werk fußt auf dem Choral, dem einzigen Quell der protestantischen Kirchenmusik; Händel macht von ihm keinen Gebrauch. Bei ihm ist die freie Erfindung alles; bei dem Komponisten der Kantate und Passionen sprudelt sie aus dem Choral hervor. So sind die schönsten und tiefsten Werke Bachs diejenigen, in denen sich in musikalischer Form seine innigsten philosophischen Gedanken finden, Orgelphantasien über Choralmelodien. „Bachs Kunst zeigt das Aufblühen des Chorals unter dem Hauche eines großen Genius. Nicht eine Generation, Jahrhunderte haben dies riesige Werk geschaffen."

Was Michel-Angelo für die plastische Kunst, das ist nach Schweitzers Ausführungen Bach für die Musik.

Bach war ein Poet. Aber es fehlte ihm die Gabe, sich auszudrücken; sein dichterischer Geschmack war nicht entwickelter als der seiner Zeitgenossen. Sonst hätte er nicht so willig Picanders Libretti angenommen.

Und doch lebte ein Dichter im Grund seiner Seele; denn er suchte bei den Texten vor allem die Poesie, die sie enthielten. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Mozart! Mozart ist reiner Musiker. Er nimmt einen gegebenen Text und bekleidet ihn mit einer schönen Melodie. Bach hingegen erforscht und ergründet ihn, bis er den Gedanken gefunden hat, der seinen Augen das Wesentliche darbietet, das, was die Musik illustrieren soll. Er verabscheut die unbestimmte Musik, die zu einem Texte kommt, ohne etwas mit ihm gemein zu haben, außer dem Rhythmus und einem ganz allgemeinen Gefühl. Überall sucht er einen musikalischen Keim im Texte selber.

Bei Händel findet sich oft ein latenter Widerspruch zwischen dem Satz des Textes und dem dazugehörigen musikalischen Satze. Bach lockt aus den holprigsten Sätzen die schönsten musikalischen Passagen. Den Gedanken, der sich dem musikalischen Ausdruck darbietet, hat er immer in den Vordergrund gerückt. Es kümmert ihn nicht, die Gefühle zu erweitern, die durch die Worte ausgedrückt sind. Oft gibt er auch einem Worte eine Bedeutung, die es in Wirklichkeit nicht hat. Überall aber — und das ist das Wesentliche — sucht er ein Bild.

Mag der Text noch so schlecht sein, Bach ist zufrieden, wenn er ihm ein Bild bietet. Die Naturpoesie in seinen Werken ist aber nicht lyrisch wie bei Wagner, sie ist eher gesehen, als gefühlt: Es sind Wirbelwinde, Wolken, die am Horizont vorüberziehen, Blätter, die fallen, sturmgepeitschte Wogen.

Sobald ein neues Motiv im Text auftaucht, ändert sich die Musik sofort; denn für Bach verlangt ein neues Bild notwendig ein neues Thema. So treten nicht selten in großen Chören zwei und selbst drei Leitmotive nacheinander auf, weil sie durch die Textesworte geboten sind.

Schweitzer findet sogar Serien von Leitmotiven, die wiederkehren, so oft dasselbe Bild im Text auftaucht. Diese Regelmäßigkeit findet man weder bei Beethoven, noch bei Berlioz, noch bei Wagner. Nur Schubert wird von Schweitzer herangezogen; dessen Liederbegleitung ruht nämlich auch auf malenden Elementen, erreicht aber nicht den Grad der Genauigkeit wie Bach. Schubert kannte die Werke des Leipziger Thomaskantors kaum; doch da er die Poesie der Lieder in Musik übersetzen wollte, so mußte er mit dem zusammentreffen, der die Poesie der Choräle in Musik übersetzt hat.

Bachs musikalische Sprache ist die entwickelste und genaueste, die es gibt. Sie hat ihre Wurzeln und Ableitungen wie irgendeine Sprache. Oft findet man zu einer Wurzel 20 bis 25 Varianten in den verschiedenen Werken; denn Bach kehrt, um denselben Gedanken auszudrücken, immer zur gleichen Grundformel zurück. Wir stoßen auf Motive, die Entschlossenheit und Zaudern malen, auf Motive des Friedens, auf „Satansmotive", „Jubelmotive", „Schmerzensmotive" usw.

Bach kennt etwa 15—20 Arten von Leitmotiven. Der Reichtum seiner Sprache besteht nicht in der Fülle der verschiedenen Themen, sondern in den verschiedenen Umwandlungen, die dasselbe Thema annimmt, je nach der Gelegenheit. Ohne diese verschiedenen Schattierungen könnte man Bachs Sprache eine gewisse Eintönigkeit vorwerfen.

Es ist in der Tat, sagt Schweitzer, die Eintönigkeit der großen Denker, die nur immer einen einzigen Ausdruck finden, um denselben Gedanken auszudrücken, weil es der einzig wahre ist.

Daß Bachs wahre Größe darin besteht, „ein Dichter in Tönen" zu sein, haben sowohl seine Söhne, als auch seine Schüler übersehen. Übersehen haben das auch seine früheren Biographen Forkel, Mosseivus, v. Winterfeld, Bitter und Spitta. Letzterer nennt diese malerischen Züge „flüchtigen Anregungen entsprungene Witze" und weist den Gedanken der beschreibenden Musik weit von Bach: Bachs Musik ist erhaben über solche „Kindereien", sie ist reine Musik, sie ist die einzige, die klassisch ist! Diese Besorgnis führt ihn irre. „Die Furcht, daß man eines Tages bei Bach deskriptive Musik entdecken könne, und daß diese Entdeckung seinen Ruf als einen klassischen Komponisten schädigen könnte, bewirken, daß er die Rolle nicht bemerkt, die sie in seinen Werken spielt."

Ch. M. Widor, der bekannte Pariser Orgelmeister, schreibt in der Einleitung zu Schweitzers Buch: Was wir bisher nur bewunderten als Muster des reinen Kontrapunktes, erscheint nach den feinsinnigen, gründlichen Untersuchungen des elsässischen Forschers als eine Folge von Gedichten von einer Beredsamkeit ohnegleichen.

Bisher stand man staunend vor der Schreibweise, vor der Polyphonie und Technik des Leipziger Meisters.

Schweitzer hat uns gezeigt, daß Bach auch ein Denker, ein Dichter, ein genialer Übersetzer von Ideen, der wahre Vater der Moderne ist.

Was H. Grimm für Homer, was H. Wölfflin für die klassische Kunst, was Th. Carlyle für den alten Fritz, das hat Albert Schweitzer für Bach getan: Er hat ihm eine Seele eingehaucht. Wir vernehmen jetzt den Pulsschlag seines Herzens, wir hören das freudige Jubeln und die Stimmen der Angst und Not.

Diedenhofen. **H. L. Rieber.**

Kleist und Reinhardt

Am Deutschen Theater zu Berlin spielt man gegenwärtig Kleistens „Prinz Friedrich von Homburg". Vor zwei Jahren hatte Max Reinhardt das „Käthchen von Heilbronn" herausgebracht; ein wundersamer süßer Duft lag auf den seltsamen Farben und Dunkelheiten der Aufführung. An Shakespeares Märchenkunst hatte sich Reinhardts außerordentliche und phantasievolle Regiebegabung herangebildet, die Spiele und Träume der Romantik auf die Bühne zu führen, ohne daß ihre zarte und fremde Schönheit im Rampenlicht zu erlöschen brauchen. Vom „Käthchen" nahm man die Erinnerung fort, daß die Poesie Bild geworden. Freilich war im Bild, deutlicher: im Bühnenbild, eine Kunstleistung von ganz andrer Wirkung erstanden, als die gelesenen Worte sie erzeugen, und mancher, der das „Käthchen" liebt, könnte sagen, es sei ihm dessen rührende Schlichtheit von zu viel „Theater" umgeben worden. Aber wenn wir ehrlich einräumen, daß Reinhardts Stil uns den Shakespeare der Bühne reicher gemacht und näher gebracht, so wehren wir uns auch nicht, daß seine „Ausstattungs"-Künste die Sprache und die innere Lebhaftigkeit des deutschen Dichters tragen, der Shakespeare am meisten verwandt.

Der „Prinz von Homburg" ist nicht frei von romantischen Elementen, zumal in den nächtlichen Gartenszenen am Anfang und am Schluß. Der Prinz hat manchen Zug mit dem Käthchen gemein: ein verschwärmter Träumer, eine arglose fast naive Heldenseele. Es liegt in der Hand des Bühnenleiters, welche Bedeutung er diesem „romantischen" Wesen des Prinzen in der Aufführung einräumen will. Er braucht nur fleißig alle jene Stellen in der Dichtung zu notieren und ihren Sinnes durch sorgfältige Bühnenbilder zu bleibender Kraft herauszuarbeiten, in denen der Prinz „schwärmt". Dann kann er über die ganze Dichtung den Schleier eines halben Märchens breiten. Reinhardt tut dies nicht. Das Romantische geht mehr so nebenher. Er erfaßt dies Stück als das historische Preußendrama, und er tut damit keinen schlechten Griff.

Der „Prinz von Homburg" ist trotz Tell das nationale Drama der Deutschen, zum mindesten der Preußen. Im Tell wird die Idee der Freiheit diskutiert, nicht einer spezifisch schweizerischen, sondern der Freiheit, die alle frei macht. Das Schweizertum selber ist nicht viel mehr als schöne Kulisse; man weiß, daß es einen geschichtlichen Tell nicht gegeben hat. Im Homburg handelt es sich recht begrenzt um die märkisch-preußische nationale Selbständigkeit; das ist weniger eine Idee als eine Gefühlssache. Auch für ihn sind die historischen Grundlagen recht dürftig. Der Prinz selber sieht ganz anders aus als der Reiterführer der Geschichte: der war ein nicht mehr junger, rauher, zweimal verheirateter Soldat und nicht der halbe Knabe, der die Liebe eines schönen und tapferen Mädchens findet. Kleist, indem er Geschichte darstellt, bleibt Dichter; es ist für ihn weder Ziel noch Aufgabe, eine Anekdote aus der preußischen Vergangenheit, aus der Überlieferung der Hohenzollern zu dramatisieren, sondern er schafft ein Dichtwerk mit Menschen, die er geformt, mit Gedanken, die er gedacht, mit Empfindungen, die er gelebt. So ist das Drama nach seiner Fabel fast vollkommen persönliche Schöpfung.

Und doch greift es weit hinaus über den Rahmen einer Dichtung, die beliebig wo in dem Lebenswerk eines schaffenden Künstlers steht. Die Bedeutung als nationales Drama hat es nicht zufällig bekommen, sondern Kleist hat es mit dem vollen Bewußtsein niedergeschrieben, daß er ein Werk schaffe, daß die Grenzen des Kunstspieles sprengt. Das Stück wurde im Jahre 1810 geschrieben. Wollte man sagen, es sei ein Tendenzwerk, dann verkennt man seine vollkommen künstlerische Durchführung. Kleist hätte es sich leichter machen können, wäre es ihm nur um die national-politische Wirkung zu tun gewesen. Dann hätte er schablonierte Personen genommen, und diese mit dem Aussprechen allgemeiner Dinge beauftragt. Aber eben dies vermeidet er, indem er seine Menschen mit sehr viel Menschlichem belastet. Er zwingt den Hörer durch den wirren und durchaus nicht offen hingelegten Weg von Leidenschaften und Menschenseelen. Und das macht die fabelhafte Größe des Stückes aus, daß es in allem Heldenhaften immer so menschlich ist, menschlich bis zum äußersten. Wer das Werk kennt — und jeder müßte es kennen, — vergißt nie jene Stelle, in der der hochgemute Prinz alles, Ehre, Ruhm, Liebe, Achtung wegwirft und bloß um das kleine, nackte, friedliche, gleichgültige Leben bettelt.

Freilich wurde das Stück um die Idee des Preußentums geschrieben: Gehorsam, strenger Dienst am Vaterland. Der große Kurfürst wird zum Gegenspieler. Er ist das kluge, kräftige, staatsmännische Prinzip, das keine Rücksichten weiß gegenüber dem einen, der Macht und Wohlfahrt des Staates. Kleist ist reich genug, ihn mit einer Fülle persönlicher Züge auszustatten. Aber diese werden erst in der Entwicklung des Stückes frei. Und dann kommt die merkwürdige Verschiebung: Der Prinz von Homburg überwindet innerlich Leidenschaft und Freiheit warmer aufopfernder Entschlüsse und stellt sich ganz frei unter die harten Gesetze der Staatsnotwendigkeit, der Kurfürst tritt aus deren Enge heraus und krönt den Mut und die Tapferkeit eben dessen, der der inneren Stimme gehorchend, die Schranken des Gesetzes bricht und dem Vaterland den Sieg erkämpft.

In der Reinhardtschen Wiedergabe hat das Stück ungemein starke, unvergeßliche Stellen, so in dem Schlachtenbild, so in der Auseinandersetzung zwischen dem Kurfürsten und den widerstrebenden Offizieren. Deren Sprecher ist der Oberst Kottwitz (der von Paul Wegener vollendet gespielt wird), und in dessen Mund legt Kleist alle die Worte, die der märkische Patriot und Hasser Napoleons seiner Zeit seinem Volk und seinem König sagt. Nicht sagen durfte. Kleist hoffte 1810 auf eine Aufführung im Berliner Nationaltheater; erst 16 Jahre später wurde sie ermöglicht. Dieser Mißerfolg warf ihn vollends aus seiner Bahn und führte ihn rascher zum selbstgewählten Ende.

Wir spüren heute, hingerissen von der dichterischen und sprachlichen Schönheit, die glühende nationale Energie jenes Mannes und die stürmische Bewegung seiner Seele. Sie gibt dem Werke einen Rhythmus, der über 100 Jahre nichts von seiner lebhaften Kraft verliert. Während unsre Sinne und unser Verstand genießend den künstlerischen Feinheiten und Größen in Aufbau, Sprache, Menschenzeichnung folgt, lassen wir unsre Gefühle verführen, sich ganz der Stimmung jener auftrotzenden vaterlandshungrigen Jahre und Männer hinzugeben. **Th. H.**

Wie er das sechste Gebot überhupfte

Skizze von Helene Christaller

Der das tat, war der Vikar Schwarzmeyer, und er war einer der jungen Männer, wie sie nur in Schwaben und speziell im theologischen Stift zu Tübingen gedeihen: grundgelehrt und ohne Welterfahrung, mit einem kleinen harmlosen Hochmut auf das Wissen, der durch Schüchternheit wohltätig in Schranken gehalten wurde, unverdorben von Gemüt und sehr scheu und unerfahren bei Frauen, aber voll Idealismus, der sich nach irgendeiner Seite hin betätigen will und sehr viel Glauben an diese Tätigkeit mitbringt.

Einer von diesen war der Vikar Schwarzmeyer, der nun auf seinem ersten Vikariat saß, bei einem alten rationalistischen Pfarrer, der in Glaubenssachen sich nicht gern äußerte, dafür aber kräftig Moral predigte und seinen Bauern mit homöopathischen Tropfen und Pillen in ihren irdischen Leiden beisprang.

Schwarzmeyer war ein hübscher, gutgewachsener Jüngling mit einem keimenden Schnurrbärtchen in dem frischen Jungengesicht und ein paar tiefliegenden, treuherzigen Augen. Er warf sich mit Eifer und Hingebung auf sein Amt, unterhielt die alten Weiblein und Männlein auf ihren Krankenbetten, studierte auf Predigt und Kinderlehre, dichtete sich moralische Geschichtchen zusammen, bei denen das Laster erbricht und die Tugend sich zu Tische setzt, um den Kindern den Religionsunterricht schmackhaft zu machen, half bei den Nachbarsleuten in der Heuernte mit und schrieb die Bettelbriefe für den lahmen Jörg und 's Linze Kathrin — kurz er tat alles, was man von einem fünfundzwanzigjährigen Vikar billig erwarten konnte.

Eines Samstags abends, als er über der Kinderlehre brütete, wurde er von seinem alten Pfarrer heruntergerufen und gebeten, daß er einen Gast des Hauses zur eine halbe Stunde entfernten Bahn begleite, denn der alte Mann hatte einen gefälligen Rheumatismus, den er immer bekam, wenn eine unangenehme Pflicht an ihn herantrat. Vikar Schwarzmeyer machte sich mit einiger Scheu auf den Weg, denn der Gast war so was wie ein großes Tier unter den Theologen. Er hatte schon etliche sehr freisinnige Bücher geschrieben und war seines scharfen Verstandes und seiner rücksichtslosen Offenheit wegen etwas gefürchtet. Sein Aussehen war aber sehr harmlos, es war das eines biederen Handwerksmeisters, mit ungepflegtem Haar und Bart, untersetztem, wuchtigem Körper und salopper Kleidung. Nur hinter der scharfen Brille funkelten ein paar lebhafte Augen, die den gebildeten Mann verrieten.

Das ungleiche Paar nahm den Weg durch die langgestreckte Dorfgasse. Hinter mächtigen Ulmen, die über die Friedhofsmauer ragten, ging die rote Sonne zur Neige. Mägdlein kehrten mit langen grünen Ginsterbesen die Straße, daß der Staub hochwirbelte, denn es war der Rüsttag auf den Sonntag, und halbnackte Kinder putteten am Brunnentrog. Vor dem ländlichen Gasthaus waren die Männer des Dorfs zu einer Feuerwehrübung versammelt; die goldenen Blechhelme schossen funkelnde Blitze, und die beiden Männer wanden sich grüßend durch die große Zuschauermenge. Der junge Vikar war schweigsam, denn die geistige Überlegenheit seines Begleiters schüchterte ihn ein; so beschränkte er sich darauf, ihm die Sehenswürdigkeiten des Orts zu deuten.

das alte Rathaus und den Feuersee, die hundertjährige Dorflinde und das Doktorhaus. Als sie das Dorf hinter sich hatten, versagten auch diese harmlosen Gesprächsgegenstände und sie verstummten.

„Gelt, Sie denken an Ihre Predigt morgen?“ fragte endlich der Ältere.

„Ich hab nur die Kinderlehr', aber die macht mir diesmal sehr zu schaffen.“

„Dann sind Sie wohl am sechsten Gebot?“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte erstaunt der Junge.

„Nun, wenn einem jungen Mann die Kinderlehre recht zu schaffen macht, so ist er immer am sechsten Gebot,“ antwortete der Pfarrer lächelnd.

Der Vikar errötete und sah ihn hilflos an.

„Wenns nur wenigstens keine so klotzigen Ausdrücke wären im Katechismus,“ murmelte er, „und Kinder — —“

„So überhupfen Sie's doch!“

„Überhupfen?“

„Das tu ich immer, wenn mir etwas nicht paßt.“

„Das ist wahr, das könnte ich. Mein Chef geht nicht in die Kirche, der hält seinen Mittagsschlaf um diese Zeit.“

„Der wäre wohl gegen's Überhupfen?“

„Aber sehr, der predigt nur Gebote. Wenn Sie mir es aber selbst anraten . . . .“

„Anraten tu ich gar nichts. Ich sag Ihnen nur, wie ich's mache.“

Und Vikar Schwarzmeyer überhupfte andern Tags um ein Uhr das sechste Gebot, ohne Gewissensbisse, und wenn seine Zuhörer sich darüber Gedanken machten, so bekam er sie nicht zu hören. Böse wären es nicht gewesen, denn der Vikar sah über allen Zweifel erhaben unschuldig aus. Dafür aber kam das siebente Gebot zu seinem Recht und wurde nochmals durch eine sehr moralische Geschichte eindrücklich gemacht; leider hinderte aber das die Buben nicht, nachher ausgiebig Kirschen auf dem Pfarracker zu stehlen.

Nun lag ein herrlicher Sonntagnachmittag vor dem Vikar, denn, um den Jungfrauenverein zu halten, dafür war er zu jung und zu hübsch, das besorgte knurrend der Alte, und um den Jünglingsverein zu befriedigen, war er lange nicht bekehrt genug, den hielt ein Stundenbruder aus dem Filialort. Also konnte der Vikar, weil er zu solch heiligen Verrichtungen untauglich war, sich einen freien Mittag machen und spazieren gehen.

Das tat er denn auch. Er wandelte wie ein schwarzes Ausrufungszeichen durch blühende Kornfelder, auf schmalen Pfaden, so daß die Ähren ihm das Gesicht streiften, er holte sich ein paar blaue Blumen und schmückte damit seinen schwarzen Sonntagsrock und war mit sich, mit Gott, und mit der übrigen Menschheit zufrieden. Jenseits des Kornfelds hörte er schäkernde Mädchen und Burschen, und dazwischen wieder ein paar übermütige Liedverse, die von einer hellen Tenorstimme gesungen wurden. Das paßte alles so in den heiteren, lebenglühenden Sommertag hinein, daß dem jungen Mann auch durchaus keine seelsorgerlichen Befürchtungen aufstiegen, wie etwa erfahrenen Hirten, eher ein leises Neidgefühl, daß sie dort fröhlich paarweis zogen, während er, einsam philosophierend durch den Sonnenschein trabte.

Da hörte er plötzlich eine plaudernde Mädchenstimme vor sich. Er beschleunigte seinen Schritt etwas und sah nun vor sich her ein halbwüchsiges Ding gehen, das vor zwei Stunden noch zu seinen Füßen in der Kinderlehr' gesessen hatte. Das Kätterle vom Brunnenhof war es. An der Hand führte es ein kleines Bübchen, das mit seinen schiefen Beinen nur langsam vorwärts kam, und das unaufhörlich zu der großen Schwester hinaufwälschte; der Vikar verstand immer nur sein bestätigungheischendes „delle?“ Worauf die Schwester mit dem Kopf nickte und mit mütterlicher Stimme erwiderte: „Jo, freile, Friederle, freile.“

Das halblange rote Röckchen der Fünfzehnjährigen wippte beim Gehen, und die Sonne legte einen goldenen Strahlenkranz um das blonde Köpfchen, von dem der Vikar nur eine weiche, runde Wange und ein gebräuntes Hälschen sah.

Die Kleine hatte den jungen Mann wohl bemerkt, aber sie tat ganz unbefangen. Sie streifte über das blühende Korn mit den sonnverbrannten Händen und streute die Blüten über das lachende Bübchen, sie riß einen Grashalm ab und kitzelte das Brüderchen im Nacken, das darauf jauchzend nach dem Halm haschte und mit seinen nackten Füßen den Boden stampfte, bis er ihn erwischt hatte.

Der Vikar beobachtete wohlgefällig die neckische Grazie des Bauernkindes, wie der junge Körper sich bewegte, das schlanke Hälschen sich drehte und der dicke blonde Zopf tanzend alle Bewegungen des lebhaften Köpfchens mitmachte.

„Grüß Gott, Kätterle,“ sagte er endlich, als er nahe herangekommen war, „tust du's Brüderle hüten?“

Die Kleine fuhr herum, als ob sie höchlichst überrascht sei und gab den Gruß zurück.

„Ist denn das Friederle auch brav?“ fragte er weiter, hinter dem Mädchen herschlendernd, denn der Weg war sehr schmal.

„Net so arg, no e bisle,“ meinte Kätterle lächelnd und verstummte wieder.

Es ist nicht so leicht, Konversation mit kleinen Mädchen zu machen, die im Sonnenschein barfuß durch blühende Kornfelder gehen, das fand der Vikar auch. Da aber ein Pfarrer manchmal reden muß, auch wenn er nichts weiß, so übte sich der Jüngling auch darin, und fand es gar nicht unvergnüglich, das kleine niedliche Ding zum Reden zu bringen, wobei allemal das Köpfchen herumfuhr, so daß der schwere Zopf ihn an die Hand traf. Endlich packte er ihn neckend fest und meinte: „So Mädle, jetzt kommst du mir nimmer aus, ich halt dich fest.“

Das Kätterle lachte über den Spaß: „Reißet Se'n no net aus.“

„G'rad' so einen Zopf hat meine Schwester auch, aber ihrer ist braun . . . O weh,“ rief er plötzlich, „jetzt ist das Band losgegangen.“

„Dees macht nix, i kann mi schon selber zöpfe, i mach's wieder,“ tröstete das Mädchen.

Droben am Wald sangen die Burschen und die Mädchen, daß die langgezogenen Töne im Sommerwind über das wogende Korn herschwebten:

Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.
Drum sag ich's noch einmal:
Schön sind die Jugendjahr,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Die beiden lauschten dem Gesang, das Bübchen begann wieder zu plaudern, spielend löste der junge Mann im langsamen Weiterschreiten den von der Sonne warmen Zopf, bis die gelösten Haarmassen weich und voll über seine Hand fielen. Das Mädchen blieb stehen:

„Ui je, meine Hoor!“ Aber sie hielt still wie ein Lämmchen, als sie merkte, welch eine Freude der junge Mann an ihrem Haar hatte.

„Wie schön das ist, Mädle,“ sagte er endlich, denn das Schweigen wurde ihm plötzlich bänglich, „rupft dich die Mutter recht, wenn sie dich kämmt?“

„Wann se Eil hat, oder en Zorn.“

„Soll ich dir den Zopf wieder flechten?“ Seine Stimme klang nicht so klar wie in der Kirche.

Das Mädchen kicherte, und das Bübchen, das aufmerksam zusah, stammelte: „Sonst Mamme zankt, delle?“

Aber der junge Herr Vikar konnte wohl Kinderlehr' halten, besonders wenn man das sechste Gebot dabei überhupfte, einen Mädchenzopf jedoch konnte er nicht flechten. Die Verwirrung wurde immer größer, seine Hände waren so heiß, die Haarsträhnen wickelten sich wie goldene Schlangen um seine Finger, ein leiser Duft stieg aus dem trockenen, durchsonnten Haar auf, und er bekam schier Herzklopfen über die ungewohnte, süße, schwierige Arbeit.

Ein neckischer Zauber stieg aus diesem hellen, glänzenden Mädchenhaar auf, er vergaß, wer er war, und wo er war, und hätte am liebsten die blonde Masse geküßt oder sein Gesicht hineingesteckt.

Das Bübchen war wieder verstummt, der Gesang verhallt, weiße Wolken zogen langsam am blauen Himmel hin, im Korn zirpten Grillen. Plötzlich wendete das Kätterle den Kopf und sah den jungen Mann mit einem spitzbübisch unschuldigen Evasblick an.

„Geltet Se, Herr Vikar, dees isch e Gschäft!“

Da erschrak der Vikar, aus dem Kind blickte ihn etwas Geheimes, Unfaßbares an. Rasch schüttelte er den Sommerzauber ab und sagte verlegen: „Ja, Kätterle, mach du's

lieber selbst. Mannsleut sind zu so was ungeschickt. Da, hier ist's Zopfband. Ja, und jetzt muß ich weiter, Kinder, kommet gut heim."

Er nickte hastig dem Mädchen zu, das wie eine kleine Sommerfee mit dem gelösten gelben Haar im Kornfeld stand und ihm verdutzt nachsah, und dann rannte er mit großen Schritten das Pfädchen hinauf.

Als er auf der Höhe angekommen war, nahm er den Hut von der heißen Stirn und blickte ins weite fruchtbare Land; unten im Korn hörte er noch das Plaudern des Bübchens und sein „delle" und von der Schwester eine ungeduldige Antwort. Vom Wald her aber kam der Stundenbruder aus W., der zum Jünglingsverein eilte.

„Der tät sagen: Das kommt davon, wenn man's sechste Gebot überhupft," dachte der junge Vikar und hatte ein verlegenes, schuldbewußtes Lächeln auf dem guten Jungengesicht.

Allerlei

Das Aktenfaszikel. „Der Herr Referendar möchte die Sache erledigen." Ein schweres Aktenbündel sank auf den Tisch. Der junge Mann zog den Koloß herbei. Doch statt mit raschen Griffen die Seite aufzuschlagen, auf die es ankam, streiften die Finger lässig durch die Blätter.

Sonderbar das Gebilde solcher Faszikel! Sonderbar; trotz aller Alltäglichkeit. Viele Tausende von ihnen treiben sich auf den Schreibstuben umher, Hunderttausende ruhen auf den Friedhöfen der Archive — immer gleich sonderbar.

Sie beginnen ihr Dasein höchst unscheinbar; ein, zwei beschriebene Blätter, das ist alles. Aber allmählich schwellen sie an, immer gewichtiger, immer dickleibiger, und manch eines gebiert ein Junges aus seiner Fülle, das ihm nacheifert. Und sonderbar, woraus es besteht: Papiere aller Dicke, jeder Güte, jedweden Formates, bedeckt mit den verschiedensten Zeichen: Hier Schrift. — — Flinke Schreiberlinge schrieben sie, herrschgewaltige Beamte, kniffige Advokaten; selten einmal erscheint — fremdartig genug — die ungelenke Faust derer, die diese ganze Tintenflut entfesselten. — Dort Druck oder Stempel und Maschinentype, — schwarz, blau, rot, grün. Starke Striche ziehen den Blick auf sich. In langen Kolonnen marschieren die Worte über die Folioseiten hin, dann doch wieder stehen sie, abgekürzt zu Signeln, hingestreut wie eine versprengte Patrouille. Aber alles gehört zueinander! Kein Punkt ist unwichtig auf diesem Blachfeld. Kein Trupp ohne Bedeutung in dieser Schlachtordnung. Und doch ist niemand, der sie entworfen hätte.

Sie wurde. Unzählige Hände schufen das Bündel, während es durch unzählige Räumlichkeiten wanderte: Stahle, tönende Gelasse der Gerichte an endlosen Korridoren aufgereiht, trauliche Wohnräume, enge Schreibstuben, geschäftige Kontore, bald hier, bald dort in der Stadt, im Land, im Reich, in der Welt. Weiterum schlendern's die emsigen Hände, und viele helfen's mitschaffen. Eine greift zu nach der andern, im Banne der vorgehenden, nach einem ehern-einzigen Gesetz, das doch unendlich viele Möglichkeiten bietet. Sonderbar, ein solches Aktenfaszikel — ein unerschöpflich mannigfaltiges Bilderbuch, mehr noch ein verwickelter Organismus, würdig des Nachforschens derer, die über die Naturgeschichte der Kultur sinnen.

Halt! Halt! Erledigung!

Der junge Mann begann die Zeichen zu enträtseln. Er mußte das Gesetz dieses Wesens finden, daß auch er sich ihm unterwerfen könne. Und wie er las, tat sich ihm ein großartiges Spiel der Kräfte kund. Ein Zustand war irgendwo gewesen — vorgebildet durch eine unendliche, allverzweigte Entwicklung — und in ihm prallten zwei Willen aufeinander, so hart, daß die große Macht des Staats und viele andre untergeordnete Mächte in Bewegung gesetzt wurden. Da hub ein langsam sich abwandelnder Vorgang an, als dessen Spuren und Reste diese Blätter blieben. Aber immer noch wälzt er sich weiter; seine Überbleibsel haben nachzeugende Kraft, die neue Kräfte in Bewegung setzen, um wiederum ihre Wirkung weiterwalten zu lassen. Ordnung aber und Ziel geben dem vermeintlichen Chaos jenen gegensätzlichen Willen; sie waren die geheimen Mächte, die Dinge und Menschen in ihre Richtung rissen. Aber die Gewalt des Staates bändigt sie zu einem absonderlichen Kampfspiel, dessen Verlauf in diesen Blättern verzeichnet steht. Sonderbar die Regeln des Spiels und sonderbar die mannigfach sich knüpfenden, verschlingenden und lösenden Figuren, die es hervorbringt.

Halt! Halt! Erledigung!

Der junge Mann griff nach einem grünen Stück Papier und setzte zwischen die gedruckten Zeilen seine eignen Schriftzeichen. Solch ein Ding, mit geheimen Kräften begabt, war geschaffen, und die Kräfte wirkten. Nach einigen Tagen erschien ein Mann, und der kühle Inhalt des Aktenbands stand plötzlich unter dem warmen Anhauch von Blut und Leben. Das war kein Spiel mehr, das war ein Stück Schicksal, was in ihm beschlossen lag. Brennende Gefühle, bohrende Gedanken und ein gestraffter Wille traten plötzlich daraus hervor. Jede Figur jenes Spiels übte Wirkung auf den Anfangszustand; Ziel und Ende war einschneidend, ihn neuzugestalten. In dem unendlichen Weltgeschehen sollte ein Rädchen genauer eingestellt werden. — — Als der Mann gegangen, umgab die graue Luft der Amtsstuben wieder das Aktenfaszikel, aber es war um einen Bogen Papier, den Überrest der letzen Stunde, vermehrt. Ehe es jedoch von neuem seine Wege ging, setzte der junge Mann nach den Regeln des Spiels an die gehörige Stelle den Vermerk: „Erledigt, den 21. Juni 1907. Ref. Blaß."

Friedrich der Große über den Beruf der Fürsten. Die Fürsten sind Sklaven ihrer Mittel, das Wohl des Staates ist ihr Gesetz, und dies ist unveränderlich.

Das Wort eines Privatmanns zieht nur das Unglück eines einzelnen nach sich, das der Fürsten allgemeines Unheil ganzer Nationen.

Nichts kann die Kraft einer Monarchie besser fördern als feste und untrennbare Einigkeit unter allen Gliedern, und die muß ein weiser Fürst herzustellen trachten.

Wenn man zur Quelle der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeht, so ist es ganz deutlich zu erweisen, daß der Fürst über die Denkweise seiner Bürger nichts zu sagen hat.

Ein kluger Fürst darf nicht bloß an seine Regierung denken, er muß auch die traurigen Folgen seiner gegenwärtigen Fehler für die nachfolgenden Regierungen voraussehen.

Alle aufgeklärten Fürsten haben diejenigen beschützt, deren gelehrte Arbeiten dem menschlichen Geist Ehre gemacht haben.

Ein Fürst, der einen Rat anhört, ist auch imstande, ihn zu befolgen.

Die Könige, Fürsten, Minister sind Menschen wie jeder andere, der Unterschied, den das Schicksal zwischen ihnen und den Leuten von niederem Rang macht, besteht nur in der Wichtigkeit ihrer Handlungen.

Die Großen sagen zwar von sich „Wir", aber darum sind sie doch nicht vielfach da.

Die Könige haben kein besonderes Vorrecht, vollkommen zu sein in einer Welt, wo nichts vollkommen ist.

Die Titel sind nur Zierden für Alberne; große Männer brauchen nur ihre Namen.

Wir Fürsten dürfen uns nur in unsrer Herrlichkeit zeigen, wie der Herrgott bei der Messe.

Bei mangelhaften Fürsten ist die Schmeichelei ein tödliches Gift, das die verderblichen Saaten vermehrt; bei verdienstvollen ein Rost, der sich an ihren Ruhm setzt und dessen Glanz vermindert.

Du und ich . .

Du und ich, wir beide wandern durch die Nacht —
Während uns zur Seite hell das Leben lacht —

Du und ich, wir beide fielen in die Welt,
Wie der Sonnenregen auf die Wiesen fällt.

Wissen nicht, von wannen — wissen nicht, wohin —
Ziehen durch das Leben mit verträumtem Sinn.

Du und ich, wir beide sind schon wandermüd' —
Während uns durchs Herze heiß ein Hoffen zieht:

Daß an einem Kreuzweg wir uns wiederseh'n,
Und still miteinander gegen Abend geh'n . . . .

Triest. **B. Hayn-Aichner.**

Büchertisch

Hermann Bahr: Wien. Aus der Sammlung: Städte und Landschaften. Verlag C. Krabbe, Stuttgart. 136 Seiten, broschiert 2 Mark.

Wenn ein Buch den Namen einer Stadt trägt, die man selber noch nicht kennt, sollte man vielleicht dies Buch nicht anzeigen. Denn es fehlen dann die Möglichkeiten, den Schriftsteller zu kontrollieren. Würde Bahrs Buch von Wien handeln, von seinem Aussehen, Leben, Theater, Sitten usf., dann würde ich die Feder zu dieser Anzeige nicht ansetzen. Aber Wien ist schließlich ja auch noch etwas anderes als Geographie und Volksleben. Man kann sagen, ein Kulturbegriff oder eine literarische Spezialität. Und davon handeln die wesentlichen Teile der Bahrschen Betrachtung. Auch die Anmerkungen über die alte Geschichte und die typischen habsburgischen Charaktereigenarten sind interessant, wie die zwar nicht originelle Betrachtung über Grillparzer. Aber dort wird das Büchlein am interessantesten, ernsthaft und fesselnd, wo die eigentliche Wiener Art dran kommt, die Art des gebildeten Wiens vornehmlich, wie mir scheint. Gesellschafts-psychologische Auflösungen. Man kann sie an bekannten Werken der Wiener Literatur messen, die ja ihr eigenes Gepränge hat. Bahr kennt Wien. Freilich gibt er bloß Ausschnitte. Aber er gibt sie in an-

regender Weise, ohne daß dabei sein „geistreiches" Wesen auf die Nerven geht. Lebhaft geschrieben, wie alles von diesem Mann. Wenn ich mich nicht sehr täusche, hat man das Buch in Wien oder ganz Österreich verboten. Warum, ist vollkommen unerfindlich. H.

Gräfin Fanny v. Moltke, Zusammengestellte Bibelsprüche. Im Selbstverlage der Herausgeberin, Frankfurt a. M. 1907. 120 Seiten. Preis, in grauem Leinen: einzeln 2,50 M., 6 Bücher 14 M., 12 Bücher 27 M.

Eine schlichte biblische Spruchsammlung. Gut über tausend Sprüche aus dem Alten und Neuen Testament und etliche aus den Apokryphen sind wie Perlenschnüre lose aneinander gereiht. Wir denken uns das in einem bequemen Taschenformat kommende Büchlein in der Hand des Erbauung und Trost suchenden Menschen in dem Sonntagsrock des Arbeiters, auf dem Tisch in der Krankenstube, in der Schublade oder auf dem Bücherbord des einfachen Mannes, und in der Bibliothek des Gebildeten. Wo es im Hause ist und die Decken nicht verstauben, wird es Friede bringen. H. S.

Otto Imhellen, Die Wiederentdeckung der persönlichen Religion durch Luther. Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen 1907, broschiert 0,60 Mark.

Der Verfasser entwickelt in großen Zügen den Gedanken von der Bedeutung unseres Reformators. Wie Luther aus eignem persönlichen Erleben heraus den innersten Kern der alten Jesusreligion wieder entdeckt und aus der dreifachen Verhüllung durch Kirche, Kultus und Dogma herauslöst. Das Schriftchen, das zuerst im Monatsblatt der Religionsgeschichtlichen Volksbücher erschienen ist, sei dem Leser warm empfohlen. H. S.

Henning von Sydow. Die Sünde aber der Eltern . . . . Roman. Verlag von Hermann Ehbock (Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt) in Berlin. 451 S. Preis: 4 M.

Die „Konkordia"-Verlagsanstalt in Berlin gehört zu den Verlagsinstituten in Deutschland, die Ehrgeiz entwickeln. Neuerdings ist dort wieder ein Roman eines bisher noch unbekannten Verfassers erschienen, der viele Leser verdient. Henning von Sydow behandelt in seinem Roman „Die Sünde aber der Eltern . . .", das Problem des leichtfertig in die Ehe gegebenen Mädchens. Damit die Tochter möglichst bald unter die Haube kommt und dem beschränkten Haushalt der Eltern nicht länger zur Last fällt, wird sie dem ersten besten in die Ehe geliefert, der sie begehrt. Sie selbst ist kaum imstande, die Konsequenzen ihres Schrittes zu übersehen, wird außerdem nicht weiter gefragt. Sehr bald nach der Hochzeit entpuppt sich der wahre Charakter des Mannes, und es beginnt ein Martyrium für die unglückliche junge Frau. Sie flüchtet — es ist vorauszusehen — in die Nähe eines guten, hochherzigen Mannes und findet bei ihm Trost für die schweren Stunden, die sie zu Hause durchgemacht, und die sie um des Kindes willen mit Geduld erträgt. Als ihre Tochter heranreift, entzündet sich das Herz des Freundes zu dieser. Aber die Mutter leistet um der Tochter willen Verzicht. Der schwere seelische Konflikt ist ebenso lebenswahr und ergreifend geschildert wie das fürchterliche Verhältnis zu dem rohen, lasterhaften und von eller Krankheit heimgesuchten Mann. Der naheliegenden Versuchung, die sonnigen Partien dieses Romans zu übertreiben oder sie mit den wohlfeilen Reizen einer effekthascherischen Erotik auszustatten, ist der Autor ganz aus dem Wege gegangen. Die Darstellung ist fließend, belebt, durchaus lebenswahr und könnte, zur rechten Zeit in die richtigen Hände gelegt, wohl Gutes wirken. Man kann sie auch einem jungen Mädchen, das zu lesen versteht, unbedenklich empfehlen. Ja, vielleicht soll man es sogar. P. J.

Alfred Bock. Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder. Zweite veränderte Auflage. Gießen. Verlag von Emil Roth. Preis 1 M.

Große geistige Bewegungen der Vergangenheit, kulturelle Zustände treten uns in ihren Triebkräften und Unterströmungen am klarsten entgegen, wenn wir beobachten, wie sie sich in einem kleinen Kreise von Menschen widerspiegeln. Hierin liegt der intime Reiz der Skizzen, die obiges Bändchen in sich vereinigt. Der Schauplatz ist Gießen. Die Beziehungen Goethes zu Gießen, die Dichter Klinger, Börne als Gießener Studenten, Büchner in Gießen, Vogt im Jahre 1848 — das alles keine weltbewegenden Begebenheiten, sondern nur von lokalhistorischer Bedeutung, und doch erkennen wir deutlich das Getriebe von Kräften, die einst die ganze Nation in Bewegung setzten. Sp.

Die Stimme der Großen. 1. Bändchen: Friedrich der Große. Herausgegeben von Dr. O. Krack. Concordia-Verlag, Berlin. 104 S.

In einem hübschen Gewande sind in dem Bändchen Sätze und kurze Abschnitte aus den Schriften des großen Preußenkönigs vereinigt. Daß der Laie an dessen französisch verfaßte Werke herankommt, erscheint für die große Mehrzahl ganz ausgeschlossen, allenfalls an die Briefe. Diese Sammlung nun zeigt, daß es sich wohl lohnt, den Literaten Friedrich kennen zu lernen; namentlich in den Briefen versteht er es mitunter sehr gut, scharf und kurz zu pointieren. H.

Eingegangene Bücher

Dr. Ernst Foerster. Die Frauenfrage in den Romanen engl. Schriftstellerinnen der Gegenwart. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg. 1 M.

Félix Alcan: Revue germanique. Félix Alcan. 108. Bd. St. Germain, Paris 6. Jährl. 16 Fr., einz. 4 Fr.

Dr. Karl Keller: Die Besteuerung der Gebäude und Baustellen. Puttkamer & Mühlbrecht, Berlin. 300 S. 3 M. geh., 7,50 M. geb.

Ad. Teutenberg: Über Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Art. Institut Orell Füßli, Zürich. 171 S. 2 M.

Dr. Berthold Thorsch: Der Einzelne und die Gesellschaft. Karl Reißner, Dresden. 120 S.

Prof. Weinel: (Religionsgesch. Volksbücher 4. Reihe, 5. Heft.) Die urchristliche und die heutige Mission. J. C. B. Mohr, Tübingen. 63 S.—0,50 M., 0,75 M. kart.

Heinr. Kerp: Die Erziehung zur Tat zum nationalen Lebenswerk. Ferdinand Hirt, Breslau und Leipzig. 192 S. 2,50 M.

Prof. Dr. Marian Zdziechowski. Die Grundprobleme Rußlands. Akademischer Verlag, Wien und Leipzig. 431 S. 4 M. geh., 5 M. geb.

Marianne Weber: Ehefrau und Mutter. J. C. B. Mohr, Tübingen. 573 S. 10 M. geh., 12 M. geb.

Naturwissenschaftliche Elementarbücher 3, R. Lochner: Astronomie. Karl J. Trübner, Straßburg und Berlin. 143 S.

Dr. Lenschau: England in deutscher Beleuchtung. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 8 M.

Emil Ritter: Unsre nächsten Aufgaben. Zur Diskussion über katholische Presse und Verwandtes. Wuppertaler Aktien-Druckerei, Elberfeld. 36 S. 0,50 M.

F. W. Hartmann: Die Bewertung städtischer Grundstücke in Preußen. Puttkamer & Mühlbrecht, Berlin. 95 S. 2,40 M. geh., 3,20 M. geb.

Ludw. Ullmann: Der internationale Zusammenschluß der reisenden Kaufleute. Gutenberg, Druckerei und Verlag A.-G., Berlin. 22 S.

Dr. Felix Meyer: Wirtschaft und Recht der Herero. Julius Springer, Berlin. 105 S. 2 M.

Hans W. Fischer: Christus in der Laterna magica. Friedrich Rothbarth, Leipzig. 1,50 M.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft: Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. Dr. Lud. Keller, Berlin. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Revue für Internationalismus, herausgeg. vom Bureau der Stiftung für Internationalismus im Haag. Maas & van Suchtelen, Leipzig—Amsterdam. Jährl. 10 M., einz. 2,50 M.

Dr. Bosse: Die Förderung des Arbeiterwohnungswesens. Fischer, Jena. 2,50 M.

Ernst und Gertrud Scupin: Bubis erste Kindheit. Griebens Verlag (A. Fernau) Leipzig.

Kurt Müller: Zwei Märchendramen. Böller, Leipzig.

Kurt Müller: Sancta Justitia. Böller, Leipzig.

Kurt Müller: Für Salon und für Mansarde. Böller, Leipzig.

P. Richarz: Amphitryon (Molière). Richarz, Düsseldorf. 1,50 M.

Erkelenz & Kopp: Die Arbeiterfrage. Nationalverein, München. 0,10 M. (bei Massenbezug).

Bibliothek für soziale Medizin (Dr. E. J. Neißer, Berlin): Internationale Übersicht über Gewerbehygiene. Gutenberg, Druckerei und Verlag, A.-G., Berlin W. 35. 10,50 M.

Willst du gesund werden? (Demmes Haus- und Volksbibliothek, hygien. Schriften. Nr. 56. Was und wie soll ich rauchen? Dr. Walser. Edmund Demme, Leipzig. 11 S. 0,30 M.

dto. Nr. 11. Die Hämorrhoiden und ihre Heilung. Dr. Paczkowski. Edmund Demme, Leipzig. 30 S. 0,80 M.

A. Fraser: Rußland und seine Roten. Otto Brandner, Frankfurt a. M. 293 S. 4 M.

Determann: Allgemeine volkswirtschaftliche Einteilungs- und Entwicklungstendenz oder: Die Selbsthilfe der unteren Klassen in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht. Hylers Druckerei, Schötmar. 48 S. 0,25 M.

Beiträge zur Statistik der Stadt Halle a. S. Herausg. vom städt. statistischen Amt. Heft 1: Die Arbeitsvermittlung in der Stadt Halle a. S. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 63 S. 1,20 M.

Wladimir Solowieff: Die religiösen Grundlagen des Lebens. Oswald Mutze, Leipzig. 167 S. 3 M.

Dr. Konrad Guenther: Rückkehr zur Natur. Johann Ambrosius Barth, Leipzig. 72 S. 1,20 M.

Dr. Bruno Weiß: Monismus, Monistenbund, Radikalismus, Christentum. Gustav Winter, Bremen. 34 S. 0,80 M.

Fregattenkapitän z. D. P. Walter: Land und See. Unser Klima und Wetter. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 75 S. 2,40 M.

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

Make $10 000 per year
Be a Commercial Traveler
Write for free booklet
National Salesmen's Training Association
Chicago New York Kansas City Minneapolis Seattle Toronto

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 41

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
13. Oktober 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Das kommende Reichsvereinsgesetz — Wahlrecht und Steuerleistung — Zeppelin — Dr. Heim abgesägt — Sozialisten als Richter — Das Jubiläum am 9. Oktober). — **Dr. Theodor Heuß:** Wiesbaden. — **Dr. Walter Borgius:** Ein neuer Berufsstand. — **Lehrer Bruno Stark:** Was der preußischen Volksschule not tut. — **Dr. Rudolf Breitscheid:** Frankfurter Frauentage. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Eine Million. — **Naumann:** Politik und Religion. — **Joseph August Lux:** Richard Riemerschmid. — **Dr. Richard Schaukal:** Sinnsprüche und Glossen. — **Selma Lagerlöf:** Karlskrona. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Das kommende Reichsvereinsgesetz. Daß dem Reichstag noch in diesem Winter ein Reichsvereinsgesetz vorgelegt wird, steht fest. Was aber noch keineswegs feststeht, das ist, ob diese „Konzession an den Liberalismus" auch einen freiheitlichen Geist enthält, so daß die entschieden Liberalen sie akzeptieren können. Ein liberales Vereins- und Versammlungsrecht wäre außerordentlich rasch entworfen, da die Freiheit wenig Worte braucht. Nur der Zwang ist kompliziert. Und wenn der Regierungsentwurf noch immer nicht fertiggestellt ist, so spricht das nur dafür, daß er mehr mit der Polizei als mit der Freiheit zu tun haben soll. Es scheint keineswegs, als wenn man einfach das beste einzelstaatliche Vereinsrecht zur Grundlage des Reichsvereinsrechts machen wolle. Vielmehr wünscht die Regierung vor allem, Ausnahmebestimmungen gegen Reden in fremden Sprachen einzuführen. Das wäre nicht bloß für Süddeutschland, sondern selbst für Preußen ein Rückschritt. Es ist selbstverständlich, daß kein Freisinniger einem Gesetzentwurf zustimmen könnte, der ein solches Ausnahmerecht statuierte. Daß die vom Fürsten Bülow in Norderney empfangenen freisinnigen Parlamentarier aus ihrem ablehnenden Standpunkt kein Hehl gemacht haben, war so klar, daß die „Liberale Korrespondenz" kaum nötig gehabt hätte, es besonders hervorzuheben. Kein entschieden Liberaler kann eben, ohne seinen Grundsätzen ins Gesicht zu schlagen, irgendwelche Ausnahmebestimmungen gutheißen, ganz einerlei, ob sie ihm parteimäßig nützen oder schaden. Übrigens gibt es auch vom Standpunkt der Reichspolitik aus nichts Verkehrteres, als die Polen, Dänen usw. vereinsgesetzlich zu benachteiligen. Man zwingt dadurch die fremdsprachlichen Nationalitäten, bis auf den letzten Mann „Reichsfeinde" zu werden. Und man stellt Deutschland in der unerhörtesten Weise vor dem gesamten Ausland bloß. Deutschlands Weltstellung leidet wahrhaftig schon genug unter den zahllosen Till-Eulenspiegeleien der preußischen Polizei. Jetzt noch von Gesetzes wegen Deutschland in nationaler Engherzigkeit selbst hinter die Magyaren zurückschrauben wollen, das wäre denn doch wirklich eine sonderbare Einleitung für die Ära der „Konzessionen an den Liberalismus."

Wahlrecht und Steuerleistung. Der Widersinn der plutokratischen Grundlage, auf der das preußische Landtagswahlrecht sich aufbaut, zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Klassenscheidung nach der Steuerleistung nur in den häufig zufälligen oder willkürlichen Urwählerbezirken verwandt wird, während sie in der tatsächlichen finanzpolitischen Bedeutung der Wahlkreise ganz und gar nicht zum Ausdruck gelangt. Der Oberregierungsrat Evert hat herausgerechnet, daß die Steuerleistung der Urwähler 1903 abzüglich der fingierten Steuern rund 459 Millionen Mark betrug, also auf jeden der 433 Abgeordneten etwas mehr als 1 Million Mk. Steuerleistung. Die Wochenschrift „Der Bergische Türmer" (Lindlar) hat auf diesem Ergebnis eine sehr interessante Tabelle aufgemacht darüber, wieviel Abgeordnete die einzelnen Regierungsbezirke haben und wieviel sie nach ihrer Steuerleistung haben müßten:

Regierungsbezirk:	Steuer in Millionen Mk.	Jetzige Zahl der Abgeordneten	Nach der Steuerverteilten sich die Abgeordneten wiefolgt:
Königsberg	11,5	19	11
Gumbinnen	6	13	6
Danzig	8	9	8
Marienwerder	7	13	7
Berlin	**54,5**	**9**	**51**
Potsdam	**35,5**	**18**	**34**
Frankfurt	11	18	10
Stettin	10	12	10
Köslin	4	10	4
Stralsund	2,5	4	2
Posen	7,5	19	7
Bromberg	4,5	10	4
Breslau	20,5	25	19
Liegnitz	10	19	10
Oppeln	15,5	21	15
Magdeburg	18,5	15	17
Merseburg	13,5	16	13
Erfurt	5,5	7	5
Schleswig	20	19	19
Hannover	8,5	8	8
Hildesheim	6	7	6
Lüneburg	5,5	7	5
Stade	3,5	6	3
Osnabrück	2,5	5	2
Aurich	2	3	2
Münster	9	9	9
Minden	7,5	9	7
Arnsberg	**26**	**13**	**24**
Kassel	8,5	14	8
Wiesbaden	**21,5**	**12**	**20**
Koblenz	7	10	7
Düsseldorf	**50,5**	**21**	**47**
Cöln	**19,5**	**11**	**18**
Trier	7,5	11	7
Aachen	8	9	8
Sigmaringen	0,5	2	—
	459	433	433

Man betrachte auf der einen Seite die Ziffern für Berlin, Potsdam, Düsseldorf, auf der andern die für Königsberg, Posen, Bromberg. Dann hat man ein so einfaches

wie überzeugendes Bild, wie die Zeit selber sich angelegen sein läßt, die wachsende Unsinnigkeit und Ungerechtigkeit der Steuergrundlage des heutigen Wahlrechts darzutun.

Zeppelin. In den letzten Wochen gehörte ein großer Teil unsrer Aufmerksamkeit den Luftfahrten des Grafen Zeppelin. Dieses Jahr ist ja allerorts voll von Versuchen und Erfolgen mit dem Luftschiff, und seit das Problem der Lenkbarkeit mehrfache Lösung gefunden, erscheint die Befahrung des Luftmeeres immer weniger als eine bloße technische Spielerei oder eine wissenschaftliche Entdeckungsreise. Bisher war der Ballon der Richtung und Kraft des Windes anheimgegeben, und die einzige Lenkbarkeit, das Auf und Ab, war nur durch umständlichen Ballast ermöglicht, dessen man sich beim Aufstieg nach Bedarf entledigen konnte. Jetzt arbeitet man mit Motor und Steuer, und dem Grafen Zeppelin gelingt es, 50 Kilometer in der Stunde zurückzulegen, und auch ohne große Schwierigkeit Gegenstrom zu überwinden. Das Eigenartige des Zeppelinschen Luftschiffs ist die Starrheit des etwa patronenförmigen Ballons, die durch ein Aluminiumgerüst bewirkt wird. Sie hat zur Folge, daß — im Gegensatz zu den andern Ballons — die Form durch das natürliche Entweichen des Gases nicht beeinträchtigt wird. Deshalb bleibt bei Zeppelin die Lenkbarkeit nach längeren Fahrten in gleicher Weise erhalten. Natürlich sah sich auch die Reichsregierung die Sache an und sie hat ihr Verständnis dadurch bekundet, daß sie den Ballon kaufte und einen zweiten in Auftrag gab. Zu der Bewunderung der Tat tritt hier noch besonders die des Mannes, des alten Grafen, der seit Jahren, unter Lächeln, Spott und vielen Mißerfolgen, mit ganzer Hingabe seiner Existenz an seinem Werke arbeitete und den Mut und den Glauben an sich selbst nicht verlor.

Dr. Heim abgesägt. Im bayrischen Zentrum gibt's seit geraumer Zeit Kämpfe, die mit wechselnder Schärfe zwischen einer aristokratischen und einer demokratischen Gruppe geführt werden. Genauer: zwischen Dr. Franz Seraph Pichler, Domkapitular zu Passau und Dr. Georg Heim, Reallehrer a. D. zu Regensburg. Dr. Heim ist der radikalste und zugleich offenste unter den Zentrumsführern, der sogar fürs Frauenstimmrecht eintritt; er hat zwar durchaus keine Salonmanieren, aber Kenntnisse, und vor allem sehr beträchtliche Verdienste um das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in Bayern. Bisher gehörte Dr. Heim seit Jahren zum Finanzausschuß des bayrischen Landtags. Jetzt ist von der Fraktion an seiner Stelle der Freiherr von Franckenstein vorgeschlagen worden. Dr. Heim, der ja wohl weiß, was er wert ist, hat sich diese Behandlung nicht gefallen lassen und ist aus dem Vorstand der bayrischen Zentrumspartei ausgetreten. Ob's da nun, bei dem starken Anhang, über den der Bauerndoktor verfügt, aus der Krise zu einem Krach kommen wird, das hängt von der Klugheit des Franz Seraph Pichler ab.

Sozialisten als Richter! Auf dem nationalliberalen Parteitag hat der Bonner Oberlandesgerichtspräsident Exzellenz Hamm eine sehr bemerkenswerte Rede gehalten. Um das Vertrauen zur Rechtspflege zu beleben, forderte er Arbeiter als Schöffen und Geschworene, ja sogar die Zulassung der Laien zur Strafkammer als Richter. Man kann sich über dieses offene Bekenntnis eines hervorragenden Juristen nur freuen, wie auch über die Worte, die wohl sonst in nationalliberalen Kreisen unerhört sind: „Ich möchte ganz gern auch Sozialisten am Richtertische sehen." Bravo!

* * *

Das Jubiläum am 9. Oktober. Vor hundert Jahren wurde die Leibeigenschaft der Bauern im alten Preußen aufgehoben. Man nennt das berühmte Edikt, das die Bauern aus privaten Untertanen ihrer Gutsherrn zu Staatsbürgern machte, kurzweg das Steinsche, obwohl der Freiherr von Stein, als er 1807 leitender Minister wurde, die fertige Fassung vorfand und sie nur noch zu veröffentlichen brauchte. Dennoch ist Stein die wirksamste unter den Persönlichkeiten, die an der preußischen Bauernbefreiung beteiligt sind. Ohne ihn wäre, bei der ewigen Ängstlichkeit des Königs, das Befreiungsedikt nur auf Ost- und Westpreußen ausgedehnt worden. Wer weiß, wie lange ohne Steins Eingreifen die Leibeigenschaft überhaupt noch gedauert haben würde. Zwar hat Friedrich Wilhelm III. gelegentlich erklärt, seit seinen Regierungsanfängen habe er „unverrückbar" nach ihrer Beseitigung gestrebt. Aber zunächst weiß man, daß es mit der „Unverrückbarkeit" dieses Monarchen nicht weit her war, und dann ging der Reformeifer des Königs überhaupt merklich zurück, als mit der langsamen Überwindung der Niederlage das Junkertum wieder kühner sein Haupt erhob. Es bleibt Steins unsterbliches Verdienst, daß er im richtigen Augenblick, über die Köpfe der vom Adel beherrschten „Stände" hinweg, das Edikt in Kraft setzte. Bleibend sind auch Steins Verdienste in der Landfrage. Kaum weniger wichtig als die Tatsache der Befreiung war ja die Art, in der sie durchgeführt wurde. Es waren mächtige Strömungen in der Regierung vorhanden, welche die gutsherrlichen Bauern zwar persönlich befreit wissen, ihr Land aber, an dem der Adel meist ein Obereigentum besaß, dem Adel dafür ganz ausliefern wollten. Das wäre natürlich durchaus im Sinne des Junkertums gewesen. Stein aber wollte nicht freie Tagelöhner, sondern freie Bauern. Steins ganze Staatsideen beruhten ja auf dem Vorhandensein möglichst zahlreicher freier bäuerlicher Eigentümer. Er drang nicht durch; bekanntlich fiel er schon 1808 einer gemeinsamen Intrigue Napoleons I. und seiner preußischen Junkergegner zum Opfer. Immerhin wirkten seine Gedanken auch nach seinem Sturz in der Regierung noch kräftig nach. Wenigstens ein Teil der ostelbischen Bauern wurde erhalten, etwa 1½ Millionen Hektar Land schluckten freilich später die Rittergüter, für die überhaupt die Art, in der unter Hardenberg die Gesetzgebung vollzogen wurde, sich zum glänzenden Geschäft gestaltete. Zahllose Bauern verloren ihr Land, sie und ihre Nachkommen wurden Tagelöhner. Die verderblichen Folgen dieses Junkereinflusses zeigen sich in unsern Tagen. Hätte man damals mehr Sinn für den wirtschaftlichen und politischen Wert des ländlichen Kleinbesitzes gehabt, so würde das ostelbische Land heute nicht derart von Menschen entblößt werden. „Es kommt nicht darauf an, wieviel Kinder produziert werden, sondern wie viele von ihnen dem Lande erhalten bleiben" — ist eine von Steins wesentlichen Aussprüchen. Der Osten hat viele Millionen „Kinder produziert", die dem Lande nicht erhalten blieben, sondern abwanderten. Es waren eben arme Tagelöhner, Leute ohne eignen Herd, eigne Scholle, ohne Interesse an der Heimat. Alle Bestrebungen, die heute auf innere Kolonisation gerichtet sind, müssen sich im Steinschen Sinne bewegen. Mehr Eigentum und Freiheit für die Masse! — Diese Parole, deren Befolgung vor 100 Jahren den preußischen Staat hat aufrichten helfen, ist immer noch merkwürdig zeitgemäß, weil infolge der erstarkenden Reaktion nur teilweise vollendet. Es ist Steinscher Geist allein, der in neue Schläuche gegossen, Ostelbien von den Polen oder der Verödung retten kann. **R.**

Wiesbaden

Auf dem Parteitag der Nationalliberalen lag etwas von der milden und versöhnlichen Schönheit einer frühen Herbstsonne, bei deren Schein man die Sommergewitter vergißt und an den Winter nicht denkt und ganz seines Daseins und seiner Vortrefflichkeit froh wird. Den Nationalliberalen ist es seit lange nicht so gut gegangen und so leicht geworden, ihre Politik zu machen. Diese Politik hat, wie man weiß, die kurze und anerkannte Programmformel: immer dabei zu sein. Dazu bedarf es jetzt keiner umständlichen Stilisierung mehr von Resolutionen, bei denen schließlich alle unterkriechen können, dazu bedarf es keines schlechten Gewissens mehr gegenüber den Geistern der Vergangenheit, Bennigsen und Marquardsen: im Block, der als politischer Gedanke sub specie aeterni eine durchaus nationalliberale Farbe besitzt, ist man immer dabei. Deshalb scheint die Herbstsonne so schön, denn sie scheint auf den Anfang einer mühelosen Erntezeit. Diese politischen nationalliberalen Ernten sind dadurch ausgezeichnet, daß man weniger auf ihre liberale Qualität achtet denn auf die Quantität, daß man aber auch Mißernten mit großer, wartender Geduld zu tragen weiß.

Der Goslarer Parteitag sah unangenehme Auseinandersetzungen zwischen den Alten und den Jungen und

auch in diesem Jahre wurde das Herannahen des Oktobers mit beiderseitigen Unfreundlichkeiten begleitet. Die „Nationalliberale Korrespondenz“ und der Sekretär des Scharfmacherverbandes Dr. Leidig hatten angekündigt, daß jetzt einmal ein ernstes Wort mit dem jungen Volk gesprochen werden müsse, und die bayrischen Jungliberalen hatten in Würzburg recht unzweideutig ausgedrückt, daß sie keinen übergroßen Wert darauf legen, mit dem Gros der Nationalliberalen und deren Politik in einen Topf geworfen zu werden. Nun hat man aber vertagt, und während man mit den Süddeutschen weiterverhandeln will, fand man inzwischen im Zentralvorstand eine klassische Lösung der Frage der Altersgrenze. Die Nationalliberale Partei macht sich die Kaiserslautener Beschlüsse zu eigen, wonach die jungliberalen Vereine mit den mehr als vierzigjährigen Mitgliedern sich dem Reichsverband anschließen können. Aber während so der Zentralvorstand seine bisherige Vorstellung von jungliberal aufgibt, die sich an das Alter und an das Wort jung knüpfte, modifiziert er sich selber dahin, daß zur offiziellen Vertretung dieser Vereine, bei denen die Heiligkeit des Schwabenalters keine Verehrung genießt, nur die Mitglieder unter 40 Jahren stimmberechtigt sind. Sehr geistvoll ist dieser Ausweg sicher nicht, und in einer Periode, in der sich die Nationalliberalen für ein Pluralstimmrecht für ältere Leute zu erwärmen beginnen, nicht gerade zeitgemäß. Aber immerhin ein Ausweg.

Die Freude über diese friedliche Lösung war groß. Sie schuf der Rede des Abgeordneten Bassermann, die den Parteitag beherrschte, eine einheitliche Resonanz. Diese Rede war in ihrer Art, in Form und Farbe, in Ton und Bewegung, eine sehr starke Leistung. Bassermann hat Erfahrung, und er hat das außerordentliche Talent großer Programmreden, bei denen er, im Grund eine kühler, berechnender und durchaus nicht sentimentaler Taktiker, sich selber warm werden läßt. Es ist nur schade, daß man nach dem Parteitagsredner nicht den Politiker Bassermann einschätzen darf und noch weniger die nationalliberale Politik im allgemeinen. Die letzte Vergangenheit ist allzu stark belastet. In Eisenach hörte man vom „Ruck nach links“ und vom Hunger nach Liberalismus, der durch das deutsche Volk geht, und in den Jahren darauf erlebte man den Rechtsbruch im Reichstag, das preußische Schulkompromiß, die ganze Steuermisere, überall mit den Nationalliberalen vorne dran. Am Eingang seiner Rede widmete Bassermann dem heimgegangenen nationalliberalen Großherzog von Baden einen Nachruf. „Als vorbildliche Merksteine der Regierungstätigkeit des verstorbenen Großherzogs rückte der Redner mit glücklichem Griff die gemischte Schule und die badische Wahlreform ins hellste Tageslicht“ schreibt die Nationalzeitung in einem Stimmungsbericht. „Gemischte Schule“ heißt auf deutsch Simultanschule, dasselbe Ding, das im vergangenen Jahr die Nationalliberalen an Zentrum und Konservative verkauft haben, und „Badische Wahlreform“ heißt auf deutsch Reichstagswahlrecht, dasselbe Ding, für das das nationalliberale Gros heute, wo es sich um Preußen handelt, nur Hohn und Spott hat.

Daß auch Bassermann das Bedürfnis hatte, sich ein bischen an Naumann zu reiben, und ihn den einzigen Blockfeind im Block zu nennen, gehört ja wohl zum ganzen und ist weiter nicht tragisch. Ausführlicher mußte Naumann in den Volksversammlungen den Witz der Redner bestreiten, und da dachte der Herr Schiffer, er müsse den Knoten zeigen, und warf Naumann „Revolverpolitik“ und „Erpressung“ vor. Wer wie wir die letzten Monate fleißig Zeitungsausschnitte gelesen hat, ist wahrhaftig in der Frage Tonart durchaus nicht sentimental gestimmt. Denn viele Journalisten erkannten darin ihren Geist, Naumann mit den dümmsten und lächerlichsten Beschimpfungen und Verdrehungen zu bewerfen. Aber es bleibt auch für uns eine überraschende Leistung, einen Politiker in solch ungehöriger Weise anzugreifen, lediglich deshalb, weil er sich den Moment, in dem er das Programm seiner Partei ausspricht, nicht von seinen Gegnern diktieren läßt. Bei Bassermann — er ist wichtiger wie Herr Schiffer — war alles nur gegen Zentrum und Sozialdemokratie gerichtet. Kein Wort wurde gegen rechts gesagt. Aber das ist man jetzt ja wohl leider bei diesem Parlamentarier gewöhnt, zumal er die beiden letzten Mandate der Gnade der Konservativen verdankt. Hat ja doch sogar der jungliberale Rechtsanwalt Marwitz in Berlin die Entdeckung gemacht, daß der Liberalismus bezw. die Nationalliberalen denselben Staatsbegriff hätten wie die Konservativen.

Bassermann ist die staatsmännische Parlamentsausgabe von Bülow. Er wird keine Losung ausgeben, die nachher mit dem Stichwort der Regierung nicht stimmt. Und so unzart wird Bülow nicht sein, daß er auch Bassermann übers Ohr haut. Das heißt für die kommende politische Ära soviel: Rheinbaben wird sich an den Gedanken einer Reichseinkommensteuer gewöhnen müssen, nicht sofort, aber immerhin auch die Nationalliberalen bekennen, daß es so nicht weiter geht. Es wird ein Vereinsgesetz kommen, das gegen die Frauen liberal, gegen Polen und Dänen aber eine Waffe sein soll. Es wird ein Wahlrecht kommen — ja was für eins? Bassermann sagt darüber: „Die indirekte Wahl wird wohl verschwinden. Und ich glaube auch, daß das öffentliche Wählen nicht gehalten werden kann (teilweiser Widerspruch). Schon wegen des Terrorismus der sozialdemokratischen Partei (lebhafte Zustimmung).“ Die Begründung des letzten Satzes ist ja mehr komisch, aber man könnte sie sich gefallen lassen, wenn hinter dem Vordersatz eine Wirklichkeit stünde. Vielleicht steht die Wirklichkeit in dem, was nicht gesagt ist. Denn das Verschwinden der indirekten Wahl würde einen Abbruch des ganzen heutigen Bauwerks bedeuten. Von dem Grundriß des Neubaus spricht man ebenso undeutlich wie von den Gedanken, die die nationalen Mauerpoliere sich über ihn machen. Inzwischen ornamentiert Bassermann die noch nicht gebaute Fassade mit seinem persönlichen Bekenntnis zum geheimen Stimmrecht in Preußen. Das ist an sich wertvoll genug, daß man's den Nationalliberalen recht häufig wiederholen soll. Aber kein Wort, ob man aus der Kritik bald zur Arbeit gehen will. Wenn die Preußen unter sich sind, wollen sie das Wahlrecht noch auf einem geplanten besonderen Tag behandeln. — —

Nimmt man die Wünsche der Nationalliberalen, die aus Prinzip und Anlage bescheiden sind, als Grundlage dessen, was durch den Bülowschen Block praktisch erreicht werden kann, wenn Bülow der Konservativen sicher ist, dann handelt es sich für den Freisinn um die Frage, ob er die nationalliberale Regierungssuppe mitessen will, ob er sie mit einiger Würze schmackhafter machen kann, oder ob er sie versalzen soll und muß, daß der Koch und Gastgeber selber wenig Freude mehr daran hat und die Gäste auseinandergehn. Oder kürzer: sind Gesetze aus der nationalliberalen Münze erheblich besser als die aus der konservativen und eines Opfers wert? Das aber kommt auf die Prägung an.

Theodor Heuß.

Ein neuer Berufsstand

Verein für Sozialpolitik I

Auf der Tagesordnung des Vereins für Sozialpolitik, der am 29. September in Magdeburg zu seiner diesjährigen Tagung zusammentrat, stand als erstes Thema ein Gegenstand, welcher aus dem Rahmen seiner bisherigen Arbeiten anscheinend etwas herausfällt: „Die berufsmäßige Vorbildung der volkswirtschaftlichen Beamten“. Dieses Thema hat seine Vorgeschichte. Es war nämlich vorbehandelt worden, nicht, wie sonst, durch eine Enquêtearbeit des Vereins für Sozialpolitik, sondern des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes, d. h. der (etwa 750 Mitglieder umfassenden) Berufsorganisation der sog. „praktischen Volkswirte“.

Der Geschäftsführer des D. V. V., Herr H. E. Krüger, hat berechnet, daß dieser neue Stand zurzeit insgesamt etwa 1300—1400 Personen umfaßt, wovon ungefähr 250 auf die Handelskammern, 500 auf die freien Interessenvereine von Handel und Industrie, 100 auf die Kartelle, 120 auf die Landwirtschaftskammern, 75 auf die Handwerks- und Gewerbekammern, 70 auf die Berufsgenossenschaften, 40 auf statistische Ämter entfallen. Der Rest verteilt sich auf freie landwirtschaftliche Vereine, sozialpolitische Organisationen, Arbeitgebervereine, Archive von Banken, industrielle Großbetriebe und Verkehrsunternehmungen, Handelsredaktionen, Versicherungsgesellschaften usw.

Es liegt auf der Hand, daß vorhandene Mängel der Vorbildung diesen Kreisen zuerst zum Bewußtsein gelangen,

mußten, und so hat der Deutsche Volkswirtschaftliche Verband dem bereits seit zwei Jahren durch eine besondere Kommission, unter Leitung des Berliner Universitätsprofessors von Halle, diese Frage beantwortet. Sie ist aber keineswegs nur für die Nächstbeteiligten von Wichtigkeit, sondern — trotz deren bescheidener Zahl — auch in hohem Maße für die Allgemeinheit. Bilden doch jene Personen, um die es sich hier handelt, gewissermaßen die Träger der deutschen Wirtschaftspolitik, das Offizierkorps im Kampf der wirtschaftlichen Interessen, sofern sie es sind, durch deren Mund und Feder die Forderungen und Interessen der verschiedenen Machtfaktoren des Wirtschaftslebens hauptsächlich zum Ausdruck gebracht und den Behörden und der Öffentlichkeit gegenüber vertreten werden. Es ist daher auch für die Allgemeinheit von Wichtigkeit, daß diesem Personenkreis eine allgemeine sowie fachliche Vorbildung zuteil wird, die ihn zu einer wirklich gedeihlichen Ausübung der ihm anvertrauten Funktionen befähigt. Nur unter diesem Gesichtspunkt hatte der Verein für Sozialpolitik die Berechtigung dafür, auch dieses Thema in den Kreis seiner Arbeiten einzubeziehen, das in Wirklichkeit doch von nicht geringerer Bedeutung für die deutsche Wirtschaftspolitik ist, als irgend ein einzelnes praktisches, d. h. gesetzgeberisches Problem.

Mit dieser Vorbildung der volkswirtschaftlichen Beamten ist es nun heute ein eigen Ding: Die Enquête des D. V. V. hat, wenngleich nur 321 Fragebogen beantwortet wurden, doch sehr interessante Ergebnisse gezeitigt. Insonderheit bietet sie ein instruktives Bild von der gegenwärtigen bunten Zusammensetzung dieses Berufes, der ja erst jetzt sich als besonderer Beruf zu konsolidieren begonnen hat. Finden wir doch, wenn schon weitaus das Gros seiner Angehörigen heute bereits aus akademisch geschulten Volkswirtschaftlern besteht, noch in ihm zahlreiche Männer, die aus den verschiedensten andern Berufen herübergekommen sind: Landwirte und Kaufleute, Rechtsanwälte und Verwaltungsbeamte, Techniker und verabschiedete Offiziere, Journalisten u. a., und das sind keineswegs etwa die schlechtesten ihres Faches. Zutreffend sagt der Herausgeber: „So war einer der hervorragendsten Handelskammersekretäre aller Zeiten, Ad. Soetbeer, ursprünglich Philologe, die Seele des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, Bueck, ursprünglich Landwirt, und einer der hervorragendsten Leiter eines statistischen Bureaus, Ernst Engel, Bergmann."

Wie ein roter Faden zieht sich denn auch durch die Gutachten der Praktiker selbst die Erkenntnis hindurch, daß gerade im Berufe des Volkswirts die Persönlichkeit, die individuelle Befähigung und Charakteranlage alles ist. Und einer der Gutachter, Herr Regierungsrat Stegemann-Braunschweig spricht geradezu aus, „daß man Volkswirt durch kein Studium und durch keine Praxis werden kann, man ist es", d. h. „ein Künstler, der mit Menschen umzugehen weiß, oder — man ist es nicht. Immerhin verkennt aber auch er nicht, daß von der Vorbildung zu diesem Beruf eben dasselbe gilt wie von der kaufmännischen Vorbereitung, nämlich daß sie „zwar keinen Kaufmann, aber den, der es seiner Natur nach ist, zu einem desto tüchtigeren macht". Das ordnungsmäßige akademische Studium der Nationalökonomie ist denn auch neuerdings immer mehr die Regel für den späteren Handelskammersekretär usw. geworden.

In der gegenwärtigen Form bringt dieses nun aber entschieden gewisse Mängel mit sich; darüber herrschte auch in Magdeburg eigentlich nur eine Stimme. Der Volkswirt schließt heute sein akademisches Studium in der Regel mit der Doktorpromotion ab. Diese jedoch ist bekanntlich eine Prüfung rein wissenschaftlichen Charakters, bildet sie doch ursprünglich die Vorstufe für den späteren Dozenten und Gelehrten. Darum ist in allen andern Disziplinen längst neben die Doktorpromotion ein (meist staatliches) Fachexamen getreten, dessen Charakter in weit höherem Grade auf die Erfordernisse des späteren praktischen Berufes Rücksicht nimmt. Ein solches wird von manchen Seiten nun auch für die Volkswirtschaft gefordert.

Dabei ist allerdings ein Punkt wohl zu beachten, das Staatsexamen eines Juristen, Mediziners, Theologen, Philologen usw. ist formale Vorbedingung für den Eintritt des Prüflings in den praktischen Beruf, gibt diesem aber andrerseits auch eine Anwartschaft auf Anstellung bezw. Beschäftigung und weitere Ausbildung in diesem Berufe. Diese beiden Momente werden einmütig von allen Volkswirten, auch den Befürwortern des Fachexamens verworfen, und mit Recht. Wenn sich unter dem Beruf der volkswirtschaftlichen Beamten heute so verhältnismäßig viele namhafte Persönlichkeiten befinden, so ist dies nicht zuletzt die Folge des freien Zuzugs von allen Seiten und der scharfen Luft der dauernden Konkurrenz. Die durchschnittliche Leistungshöhe gerade dieses Berufs müßte zweifellos darunter leiden, wenn er formal eingeschnürt würde.

Und noch ein andrer Wunsch sei im Zusammenhang hiermit ausgesprochen: in den andern Fakultäten ist mit dem Bestehen eines Examens gewöhnlich der Anspruch auf einen bestimmten Titel — Referendar, Lehramtskandidat usw. — verbunden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß derartige Gedanken auch bei manchen Volkswirten auftauchen. Erörterte doch der zweite Referent, Dr. Behrend, tatsächlich die eventuelle Einführung eines „Kameral-Assessors". Der Wunsch ist psychologisch mit dadurch erklärlich, daß leider bis jetzt keine vernünftige und allgemein anerkannte Berufsbezeichnung für diesen Stand existiert. (Denn „volkswirtschaftlicher Beamter" oder „praktischer Volkswirt" sind doch nicht gebräuchliche und präzise Bezeichnungen in dem Sinne wie Arzt, Offizier, Redakteur usw.) Die Schaffung einer solchen einheitlichen und klaren Berufsbezeichnung, ließe sich eventuell diskutieren. Aber der Himmel bewahre unsern Stand vor Würden und Titeln à la „Doktor-Ingenieur" oder „Kameral-Assessor".

Die Wünsche nach Reform der Vorbildung beschränken sich durchaus nicht auf das eigentlich akademische Studium. Von vielen Seiten wird mit Recht eingehende Kenntnis der Sprachen, längerer Aufenthalt im Ausland, gewisse Kenntnisse der industriellen und landwirtschaftlichen Technik usw., vor allem aber auch Reform des Gymnasialunterrichts gefordert. Der Beruf des volkswirtschaftlichen Beamten ist ja aus dem Wesen der modernsten Kultur entsprungen, er ist „ein Kind des Kapitalismus." Daher kollidiert er besonders stark mit jener Art der Schulbildung, die heute bei uns Vorbedingung für das Universitätsstudium ist; denn diese ist ja zugeschnitten auf die einer früheren Kulturperiode erwachsenen Berufe des Theologen, Philosophen, Juristen. Für den Nationalökonomen bedeutet daher der Gymnasialunterricht einerseits einen Ballast überflüssigen Wissens, andrerseits eine Lücken- und mangelhafte Allgemeinbildung. Selbstverständlich kann nicht von einer Einführung volkswirtschaftlichen Unterrichts in den Schulen die Rede sein; wohl aber kann verlangt werden, daß in den vorhandenen Disziplinen, namentlich in Geschichte und Geographie, bei der Lektüre, im naturwissenschaftlichen Unterricht usw. volkswirtschaftliche Gesichtspunkte prinzipiell stärker in den Vordergrund gerückt werden.

In ziemlich auffallendem Gegensatz zu den Ansichten, wie sie in der Enquête des D. V. V. im ganzen zu Tage getreten sind, wurde von den Referenten und Diskussionsrednern auf der Magdeburger Tagung fast nur durchweg „die außerordentliche Wichtigkeit des juristischen Studiums für den praktischen Volkswirt" betont. Daß die Kenntnis gewisser juristischer Materien, wie Handelsrecht, öffentliches Recht usw. und ein gewisses Maß von juristischem Denken überhaupt für den praktischen Volkswirt fast immer von Wert und in manchen Stellungen sogar schwer entbehrlich ist, darüber herrscht wohl kein Zweifel. Die Mehrzahl der Redner in Magdeburg sah aber in der Rechtswissenschaft das A und O, die eigentliche Grundlage der Bildung des volkswirtschaftlichen Beamten; hatte doch der Korreferent, Herr Dr. Behrend, in seinem Studienentwurf sogar kirchliches Recht, Strafprozeß, gerichtliche Medizin usw. stehen, was um so pikanter wirkte, als er, obwohl einer unsrer tüchtigsten Handelskammersekretäre, selbst überhaupt nicht juristische Vorbildung besitzt. — Ich halte diese Auffassung für weit übertrieben und sehr einseitig. Wenn wirklich juristische Kenntnisse in manchen Stellungen erforderlich sind, so sind sie dafür in zahlreichen andern Ballast. Und wenn von den Professoren Knapp und Gierke u. a. der hohe formale Wert des juristischen Studiums als Erziehung zu klarem, logischem Denken gepriesen wurde, so dürfte nicht nur dieses in zureichendem Maße auch auf andern Wege

erlangbar sein, sondern es wird auch übersehen, daß gerade für den volkswirtschaftlichen Beamten in noch höherem Grade das „kaufmännische Denken", das Denken unterm Gesichtspunkt der geschäftlichen Rentabilität notwendig ist, das heute den meisten noch stark abgeht. Prof. Knapp sprach tatsächlich so, daß man annehmen muß, er hält scharf und logisch denkende Mediziner, Philologen, Kaufleute für einen Widerspruch in sich.

Nach Ansicht einiger Redner sollte das juristische Studium als Grundlage besonders deshalb nötig sein, weil nur so der spätere Praktiker die erforderliche Objektivität erlangen könnte, die ihn befähigt, den einseitigen Interessenbestrebungen seiner etwaigen späteren Auftraggeber die Gesichtspunkte des Allgemeinwohls nachdrücklich entgegenzustellen. Ich glaube, daß dies in weit höherem Grade gewährleistet würde, wenn durch eine Umgestaltung der Doktorpromotion oder ein besonderes Fachexamen auch jene Gebiete volkswirtschaftlichen Wissens, welche man heute erst in der Praxis sich aneignen muß, schon in die Vorbildung einbezogen würden. Denn bei dem heutigen Zustand wird die wirtschaftspolitische Auffassung des volkswirtschaftlichen Beamten dadurch fast unvermeidlich einseitig beeinflußt, daß er nicht nur die Einarbeitung in die Praxis des Berufs, sondern auch einen sehr wesentlichen Teil seiner für diese notwendigen Kenntnisse erst empfängt, wenn er bereits im Dienste von Interessenvertretungen steht. Es liegt doch auf der Hand, daß seine ganze Beurteilung der Wirtschafts- und Sozialpolitik, sehr stark davon beeinflußt wird, ob er seine Assistentenzeit etwa bei der Handelskammer zu Hamburg oder bei der zu Essen, beim Zentralverband Deutscher Industrieller oder beim Handelsvertragsverein oder bei der Gesellschaft für soziale Reform durchgemacht hat. Mindestens ein großer Teil dieses seines Handwerkszeugs für den späteren praktischen Gebrauch könnte aber gewiß bereits in der Vorbildungszeit theoretisch, d. h. in diesem Falle erschöpfender, planmäßiger, systematischer erworben und damit Objektivität des späteren Beamten besser gewährleisten als der Formalismus des „juristischen Denkens".

Ob die Universitäten hierauf eingehen werden, erscheint freilich noch zweifelhaft. Während Bücher sogar ein Gebiet wie Buchführung evtl. bei der Universität sehen wollte, erklärt z. B. Knapp, den akademischen Lehrer ginge der spätere praktische Beruf seines Schülers überhaupt nichts an, er habe nur die Pflicht, in dem Fach, das er zufällig lehre, den Schülern eine „wissenschaftliche Ausbildung" zuteil werden zu lassen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma bietet im Notfalle das neue Institut der Handelshochschule. Es ließe sich sehr wohl denken, daß der künftige volkswirtschaftliche Beamte nach etwa zweijährigem grundlegenden Studium der wissenschaftlichen Nationalökonomie und Jurisprudenz auf der Universität die beiden letzten Semester auf einer Handelshochschule studierte und hier dann auch ein Examen ablegte, welches inhaltlich wie formal — mehr als der staatswissenschaftliche Doktor der Universitäten — auf den späteren Beruf des Praktikers zugeschnitten wäre.

Jedenfalls ist die Frage eine brennende geworden, die sobald nicht wieder zur Ruhe kommen wird. Vermutlich dürfte — gemäß einer Anregung von Bücher — der Deutsche Volkswirtschaftliche Verband für die Weiterberatung des Gegenstandes und die Ausarbeitung eventueller genauerer Vorschläge das Zusammentreten einer neuen aus Praktikern und Theoretikern gemischten Sachverständigen-Kommission in die Wege leiten.

Walter Borgius.

Was der preußischen Volksschule not tut

Keiner Verwaltung sind bei den Etatsberatungen der letzten Jahre so schwere Vorwürfe gemacht worden als der Unterrichtsverwaltung. Die heftigen Zusammenstöße auch freikonservativer und nationalliberaler Abgeordneter mit dem früheren Minister beweisen, daß die Schäden im Volksschulwesen von allen denen mit wachsender Besorgnis empfunden werden, die nicht auf dem Standpunkt des Zentrumsführers stehen, der auf einer Versammlung in Simbach wörtlich sagte: „Je unterrichteter einer von der Schule kommt, desto größer wird nachher der Lump."

Wenn man den Ursachen der schreienden Mißstände im Volksschulwesen im einzelnen nachgeht, so kommt man zu der unumstößlichen Gewißheit, daß die Organisation der Verwaltung im letzten Grunde ganz allein die Schuld trägt. Der Lehrermangel, die Überfüllung der Klassen, die sprichwörtlich gewordenen Schulpaläste Ostelbiens sind keine Erscheinungen von gestern und ehegestern; daran krankt vielmehr unser Schulwesen seit Jahrzehnten. Dazu wurde der rasch fortschreitenden Volksvermehrung, den gänzlich veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen in gänzlich unzureichender Weise, wenn überhaupt Rechnung getragen. Mit Palliativmittelchen suchte man tief eingewurzelte Schäden zu heilen, und in der Beschränkung den Meister zu spielen. Man ist versucht, zu fragen, ob denn die Zustände im Volksschulwesen das amtliche Gewissen weniger beschweren als andre Fragen im Staatsleben, ob die nachgeordneten Instanzen kein offenes Auge gehabt und nicht nachdrücklich genug auf die sich ungünstig entwickelnden Verhältnisse hingewiesen haben, oder ob die Zentralinstanz den Gang der Dinge nur durch gefärbte Brillen beobachtet hat. Sicher ist ja, daß es dem heiligen Bureaukratius oft recht sauer wird, von außerhalb seiner Verwaltung stehenden Personen einen guten Rat anzunehmen. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls darf, ohne zu übertreiben, behauptet werden: Die Verwaltung kann die ganze Last der unhaltbar gewordenen Zustände nicht in dem Maße empfinden, wie es zur Beseitigung derselben unumgänglich nötig ist. Der gute Wille soll dadurch keinem abgesprochen werden. Aber die Erfahrungen an den Stellen, wo die Mißstände wirken und empfunden werden, fehlen als die in der Verwaltung treibenden Kräfte zur Anbahnung besserer Verhältnisse. Weil keiner der Männer, vom Regierungsrat bis zum Minister, sagen kann: Als ich noch bei 660 M. Gehalt auf einem einsamen Dorfe 100 und mehr Kinder in einem elenden Schulhause Jahr um Jahr unterrichten und erziehen mußte . . . ., darum fehlt die schneidende Wirkung einer solchen Lebenslage auf die Nerven. Es fehlt das Mitempfinden, wenn Tausende von Lehrern unter der Last einer solchen Arbeit seufzen. Aber nicht bloß das. Auch die eingehende Kenntnis des Nerven und Hirn zerreibenden Kampfes mit all den Widerwärtigkeiten in außeramtlichen Dingen, wie sie Trakehnen und der Pötterprozeß uns enthüllt haben, kann man in den oberen Instanzen nicht in ausreichendem Maße haben; es ist eben zweierlei, solche Fälle durchleben und durchkämpfen, oder sie auf Grund der Akten behandeln und erledigen. Wie ganz anders liegen beispielsweise die Verhältnisse für den Geistlichen. Er kann bei den ihm übergeordneten Stellen sicher sein, daß seine und seines Amtes Interessen, gleichgültig auf welchem Gebiet, mit jener Wärme und Energie vertreten werden, die sich immer wieder erneuert im Gedenken an jene Zeit, wo man auch einmal in ähnlichen Verhältnissen stand. Der große Segen der Berufsorganisation wird jedem einzelnen zuteil. Alle Arbeit wendet sich beobachtend und vorbeugend, aushelfend und fördernd allem zu, was auf das Amt Einfluß hat oder gewinnen will.

In der Schulverwaltung ist aber die Forderung eines Harnisch (1839), der doch sonst von unsern Schulbehörden als Sach- und Fachkenner auch heute noch hochgeschätzt wird, bisher nicht beachtet worden, die Forderung nämlich, daß die Aufseher der Volksschulen wirklich gebildete Schulleute, also Täter, nicht bloß Seher im Volksschulwesen sein sollen. In allen Zweigen der Staatsverwaltung hat doch sonst der Mann von Beruf das entscheidende Wort. Wenn ein General einmal als Generalpostmeister die Postverwaltung zu leiten berufen wird, so ist das eben eine Ausnahme, die aber auch als solche berechtigtes Aufsehen und Kopfschütteln erregt. In der Unterrichtsverwaltung ist aber die Ausnahme zur Regel geworden, und einflußreiche Kreise haben bis in die jüngste Zeit nicht sonderlich dagegen etwas einzuwenden gehabt, daß Juristen und Theologen in allen Instanzen das Feld beherrschen. Während man in den Fragen des Handwerks, des Handels, der Landwirtschaft usw. die betreffenden Berufsorganisationen fragt, war es bis vor kurzem Brauch in der Schulverwaltung, mit allen möglichen Interessengruppen zu verhandeln, nur mit den Fachleuten nicht. Kultusminister v. Puttkammer meinte ja auch einmal, „daß der Volksschullehrer besser täte, die Sorge für die großen Gesichtspunkte seinen Vorgesetzten zu überlassen und sich auf die Sphäre zu beschränken, die sein Beruf ihm anweist."

Und trotzdem scheint etwas Neues im Werke zu sein.

Digitized by Google

Denn jetzt, wo die Schäden im Volksbildungswesen immer offenkundiger werden, wo Schweigegebote die Öffentlichkeit erst recht hellhörig gemacht haben, wo die Schulstatistik vom vorigen Jahre sich immer noch nicht ans Licht wagen will, schlagen die Stimmen aus allen Kreisen so vernehmlich und empfindlich an das harte Ohr der Verwaltung, daß man sogar schon auf den Gedanken gekommen sein soll, das Kultusministerium neu zu organisieren. Freilich — sollte man nichts andres als nur eine Abzweigung der Medizinalabteilung beabsichtigen, so würde damit für die Schule recht wenig erreicht werden. Was not tut, ist ein selbständiges Unterrichtsministerium mit einer vollständig durchgeführten, fachmännischen Organisation. **Bruno Stark.**

(Schluß folgt.)

Frankfurter Frauentage

Frankfurt, das seiner geographischen Lage wegen auf Kongresse und Generalversammlungen aller Art eine große Anziehungskraft ausübt, wird doppelt gern aufgesucht von denen, die eine freiheitliche und fortschrittliche Sache in der Politik und im öffentlichen Leben vertreten; denn es gibt kaum einen zweiten Platz im Deutschen Reich, wo ihnen der genius loci so günstig wäre, und wo die Bürgerschaft ihren Bestrebungen einen so lebhaften Anteil entgegenbrächte wie in der freien Reichsstadt von ehedem, die Preußen nicht zu verpreußen imstande war.

Von diesem erfreulichen Klima profitierten auch die beiden Frauentage, die unmittelbar hintereinander vom 25. bis 30. September stattfanden: die zweite Generalversammlung des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht und die vierte Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine, jene von Dr. Anita Augspurg, diese von Frau Minna Cauer geleitet. Ihre Veranstaltungen waren nicht nur glänzend besucht, man merkte auch das innere Interesse, das weit über die bloße Neugierde hinausging, die sonst, gerade wenn es sich um Frauendinge handelt, skeptisch und spottbereit die Säle füllt.

Aber nicht nur den äußern Erfolg dürfen die beiden Organisationen mit Genugtuung konstatieren, sie haben auch allen Grund, mit Stolz auf das zurückzublicken, was zu Tage gefördert wurde. Die Kongresse standen auf einem Niveau, an dem sich manche Männerzusammenkünfte ein Beispiel nehmen könnten, und es wäre nur wünschenswert gewesen, daß recht viele Gegner der Frauenbewegung die Versammlungen mit ihrem Besuch beehrt hätten. Ich glaube sicher, sie würden sich zu einer Revision ihres Urteils entschlossen haben. Die „Kritik der Weiblichkeit", wie man sie an den Stammtischen und in den Kaffeekränzchen übt, kann vor Leistungen, wie sie in Frankfurt aufgewiesen wurden, schlechterdings nicht bestehen.

Selbst wenn diese Kritik sich darüber hinwegsetzen kann, daß Frauen sich überhaupt versammeln, um zu Fragen, die ihre Interessen berühren, Stellung zu nehmen, so hat doch zum mindesten des Weibes Anspruch auf politische Gleichstellung mit dem Manne keine Aussicht, Gnade vor ihren Augen zu finden, und auch wohlwollende Gönner der Emanzipationsbestrebungen — um dies so viel mißgedeutete Wort zu gebrauchen — scheuen vor der Gewährung der politischen Rechte, insonderheit des Stimmrechts, entsetzt zurück. Die Berner Privatdozentin Dr. Gertrud Woker hat in außerordentlich feiner Weise auf der großen Volksversammlung am 26. September die politischen Forderungen der Frauen verteidigt, und es dürfte schwer fallen, ihre Argumente zu widerlegen. Mit Phrasen, daß die Frau ins Haus gehöre, daß man sie von dem politischen Schmutz fernhalten müsse, ist hier nichts getan, und zumal alle linksstehenden Politiker sollten nicht zögern, etwa noch vorhandene Vorurteile abzulegen und in den Kampf gegen ein Unrecht, das von Jahr zu Jahr mehr Unrecht wird, einzutreten. Nicht um der Frauen allein willen, sondern auch zur Förderung ihrer eignen Sache, denn hier steht vor den Toren eine täglich anschwellende Armee von Mitkämpfern, die nur darauf warten, daß sich die Flügel in den rostigen Angeln drehen, um dann mit den Männern gemeinsam an großen Zielen zu arbeiten. Zögern die auf der Linken, die Öffnung der Pforte zu betreiben, so besteht die Gefahr, daß ihnen andre zuvorkommen, und das würde unser Vorteil nicht sein. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo wieder einmal der Versuch gemacht werden soll — hoffentlich wird er auch gemacht — die Schande des Dreiklassenwahlrechts vom preußischen Staat zu nehmen, müssen uns Hilfstruppen willkommen sein, wie die in dem Stimmrechtsverband vereinigten Frauen, die sich in Frankfurt wieder nach einem Referat von Fräul. L. G. Heymann unbedingt auf den Boden des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts gestellt und einstimmig eine von dem Schreiber dieser Zeilen eingebrachte Resolution angenommen haben, wonach der Verband „mit allem Nachdruck diejenigen Parteien unterstützen will, die jetzt in den Kampf für die Erringung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen eintreten". Daß die Frauen und die männlichen Unterstützer ihrer Forderungen dabei betonen werden, daß das Wahlrecht erst dann wirklich allgemein ist, wenn die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts beseitigt sein wird, versteht sich von selbst. Aber sie wissen auch, daß die allgemeine Durchführung auch nur des Wahlrechts, wie wir es heute zum Reichstag besitzen, wenigstens einen Schritt auf dem Wege zur Erreichung des Zieles bedeutet, das sie in ihren revidierten Statuten aufstellen: allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht, aktiv und passiv für beide Geschlechter.

Es ist ganz selbstverständlich, daß sich der Stimmrechtsverband nicht mit einer bestimmten politischen Partei identifizieren kann. Wer seine Bestrebungen fördert, muß ihm willkommen sein; daß er diese Hilfe in erster Reihe von den Parteien der Linken erwartet, liegt in der Natur der Sache. Für nicht minder selbstverständlich hielt ich und halte ich trotz dem Widerspruch einer Anzahl von Frauen auch heute noch den Beschluß für richtig, daß die Leitung des Verbandes vorläufig unbedingt in Frauenhänden bleibt. Das kämpfende Geschlecht muß gerade den Spöttern und auch den ernster zu nehmenden Gegnern den Nachweis erbringen, daß es, auf sich selbst gestellt, in eine politische Kampagne einzutreten und sie erfolgreich durchzuführen vermag. Die Männer, die seine Ansprüche als berechtigt anerkennen, können ihnen als Soldaten in Reih und Glied des Verbandes dienen und haben im übrigen ja Gelegenheit genug, ihnen in politischen Kreisen Geltung zu verschaffen.

Auch in die Verhandlungen des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine klang noch oft genug der Ruf nach der politischen Gleichberechtigung der Frauen hinein. Ganz natürlich, denn auch diese Organisation, die sich allgemeinere Aufgaben setzt, begegnet fast auf Schritt und Tritt den Hindernissen, die die Einreihung der Frau neben Minderjährige und Idioten mit sich bringt. Will sie für eine Verbesserung unsrer Wohnungsverhältnisse arbeiten, über die unser Freund Dr. Ernst Cahn-Frankfurt, Fräul. Lischnewska und Fräul. Else Lüders-Berlin ebenso sachkundige wie anregende Referate erstatteten, will sie die als „Neue Ethik" ängstlichen und feigen Gemütern verdächtige tiefere Auffassung der Sittlichkeit propagieren, und die allen Teilen und nicht zum mindesten den Kindern verhängnisvolle Lüge aus der Beurteilung dessen, was man Liebe und Ehe heißt, entfernen, so stößt sie sich immer wieder an den Schranken, die der politischen Betätigung der Frauen gesetzt sind. Dr. Helene Stöcker und Adele Schreiber könnten ja die prachtvollen Reden, die sie in der öffentlichen Volksversammlung vor 6000 Zuhörern hielten, gemäß dem preußischen Vereinsgesetz nicht in einer Vereinssitzung eines politischen Männervereins halten, in der sich doch in kleinem Kreise über diese und jene Einzelfrage, die zu Zweifeln und Bedenken Anlaß geben mag, eine ruhige Aussprache besser herbeiführen ließe, als in einem Monstremeeting.

Bevölkerungsfragen wurden in Frankfurt von zwei Männern behandelt. Über Bevölkerungsvermehrung und Kulturfortschritt sprach Dr. Othmar Spann, ein Neumalthusianer und Neuromantiker, der aus des Lebens Drang in des Herzens stille Räume flüchten will, und in der Entwicklung der Technik den Tod der Kultur erblickt. Es war gut, daß unser Freund Abg. Dr. Potthoff in seinem Referat über den wirtschaftlichen Wert des Menschen andre Töne anschlug, und dem Individualismus der „Höhenmenschen" die Notwendigkeit der sozialen Durchdringung unsrer Kultur entgegensetzte.

Die letzten Tage brachten dann noch Beratungen über Statuten usw., die sachliches Interesse dadurch gewannen, daß der Verband den Anschluß an den im Geruch der Mäßigkeit stehenden Bund deutscher Frauenvereine beschloß. In Organen der Rechten ist das so ausgelegt worden, als sei damit dem „Radikalismus" eine Absage erteilt. Wer die Verhandlungen in Frankfurt a. M. verfolgte, weiß, daß diese Vermutung so falsch ist wie die andre, daß man Frau Cauer „kaltgestellt" habe. Wenn sie den Vorsitz niederlegte, tat sie es aus mehr persönlichen Gründen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen, und ihre Nachfolgerin, Frau Dr. Hammerschlag, wird in ihren Bahnen wandeln. Erfreulicherweise ist ihr ebenso wie Dr. Augspurg und L. G. Heymann durch die Schaffung eines besonderen Agitationsausschusses Gelegenheit gegeben, ihren Einfluß auf die Arbeit des Verbandes auszuüben, und die unermüdliche Kämpferin, der die Sache der deutschen Frauen, wie es sich auch in Frankfurt wieder zeigte, so viel verdankt, wird sorgen, daß der Bewegung der „Radikalismus" erhalten bleibt. **Rudolf Breitscheid.**

Unsre Bewegung

Für die Werbetätigkeit kommt eine neue Broschüre sehr gelegen, die der Wahlverein der Liberalen eben herausgegeben hat: **Die Freisinnige Vereinigung im Reichstag 1903/1906.** Die drei Bogen starke Broschüre gibt in knappen schlagwortartigen Auszügen die Stellung unsrer Reichstagsabgeordneten zu den verschiedenen wichtigen Fragen der Reichspolitik an. Ein alphabetisches Sachregister erleichtert die Übersicht. Mit dieser Broschüre in der Hand kann man sehr schnell für Freund und Feind den Einzelnachweis über die Stellung zu einzelnen wichtigen Vorkommnissen und

Entscheidungen führen. Da ähnliche Übersichten aus den Jahren 1900 bis 1902 vorliegen, ist die Politik der Freisinnigen Vereinigung in den letzten sechs Jahren leicht kontrollierbar. Die Broschüre wird vom Bureau des Wahlvereins der Liberalen, Berlin, Dessauerstraße 13 an Parteifreunde einzeln gratis abgegeben. Vereine erhalten sie bei Partiebestellungen zum Preis von 10 Pfennig das Stück.

Gute Dienste in der Agitation dieses Winters kann auch eine andre neue Broschüre leisten, die ebenfalls vom Parteibureau eben herausgegeben ist und zum Partiepreise von 6 Pfennig zur Verfügung steht: **Falsche Mittelstandsfreunde.** Sie beleuchtet das Wesen und die Mitglieder der Wirtschaftlichen Vereinigung, diese agrarisch-antisemitisch-welfischen Sammelgruppen, die in allen Farben der Reaktion schillern.

Gandersheim. (3. Braunschw. Wahlkreis, Vorsitz. Dr. Bormann) Unser am 13. Juni d. J. gegründete Verein hielt bereits am 23. Juni hier seine erste öffentliche Versammlung ab. Unser Kandidat aus dem letzten Wahlkampfe, Pastor Keck-Herrhausen, sprach über das Thema „Warum sind wir liberal?" K. verwarf die hier tags zuvor in Szene gesetzte Gründung eines „vaterländischen Reichswahlvereins." Dieser sei programmlos und stärke durch sein einseitiges Vorgehen gegen die Sozialdemokratie nur die Reaktion. Nach einer trefflichen Charakteristik der Parteien des Reichstags wurden die Forderungen des entschiedenen Liberalismus entwickelt. — Seit dieser öffentlichen Versammlung veranstaltet der Verein regelmäßige Verkehrsabende an jedem ersten und dritten Freitag im Monat. Sie brachten Anregung und festeren Zusammenschluß. Für die „Hilfe" und das „Deutsche Reichsblatt" wurde nach Kräften geworben. Mitte August erfolgte der Anschluß unsres Vereins an den Wahlverein der Liberalen (Berlin). — Am 6. Sept. waren als Gäste einige Mitglieder des liberalen Nachbarvereins Seesen bei uns. Unser Mitglied Oberlehrer Bauer referierte über „Handwerk und Befähigungsnachweis", den die antisemitisch-agrarische Mittelstandsretter erstreben, um Handwerker und Kleinkaufleute einzufangen. Redner sprach sich für den sogenannten kleinen Befähigungsnachweis aus. — In der Generalversammlung am 20. d. M. sprach der Vorsitzende über „Die Stellung des Liberalismus zur Blockpolitik". Er zeichnete die verantwortungsvolle Stellung der Linken im Blockkurse und erörterte im Anschluß daran die Möglichkeit und Notwendigkeit der Wahlrechtsreform für Preußen. Eine entschiedene Resolution zum Wahlrecht fand einstimmige Annahme. Trotz vielfacher Anfeindung und trotz des emsig betriebenen Gimpelfangs des Reichswahlvereins gewinnt unser Arbeitsfeld an Ausdehnung. — Im Verein mit Seesener Gesinnungsfreunden gründeten wir kürzlich in Greene eine liberale Ortsgruppe, und brachten am selben Abend in Kreiensen eine von rund 100 Herren besuchte öffentliche Versammlung zustande. Annähernd die Hälfte der Anwesenden trat einem neugegründeten „Liberalen Verein Kreiensen" bei. Zunächst skizzierte ein Vertreter des „Lib. Vereins Gandersheim" die Hauptgesichtspunkte des liberalen Wollens. Einzig und allein der Linksliberalismus, nicht aber eine der reaktionären Parteien könne die Umsturzpartei Abbruch tun. Dann referierte Pastor Keck-Herrhausen über „Die politischen Fragen unsrer Zeit". Redner sprach über den Verfall der deutschen Börse, dieses wichtigen Barometers einer gesunden Wirtschaftsorganisation, unter dem Gesetz von 1896. Dieses sei den verkehrs- und kapitalsfeindlichen Agrariern zu verdanken. Dieser Verfall lasse für den Kriegsfall das Schlimmste befürchten. Weiter wurden die rückständigen Vereinsgesetze und Dreiklassenwahlsystems ironisiert und zuletzt die Zusammensetzung unsres famosen Braunschweigischen Landtages nach dem Wahlgesetze von — 1832 geschildert. Abhilfe sei dringend bei den im Herbst bevorstehenden Landtagswahlen ins Auge zu fassen. Reicher Beifall lohnte den temperamentvollen Redner. Der Zusammenschluß aller liberalen Vereine, wie deren nach den Wahlen auch in Harzburg, Langelsheim, Lutter a. B., Seesen, Gittelde in rascher Folge entstanden sind, zu einem Kreisverbande mit dem Sitz in Gandersheim, wird für den Herbst geplant.

Landesversammlung des bayrischen Verbandes nationalsozialer Vereine. Die Landsversammlung fand am 29. September in München statt. Es waren die Vereine von München, Nürnberg, Erlangen vertreten, andre Vereine hatten brieflich ihre Stellung mitgeteilt. Dr. Rehm, Dr. Rotter und Herr Glück berichteten über die Tätigkeit der Vereine, besonders bei den Landtagswahlen. Eine längere Debatte wurde durch das unkorrekte Verhalten Nürnberger Freisinniger gegenüber der vom Block uns zugestandenen Kandidatur unsres Freundes Dr. Uhlefelder-Nürnberg veranlaßt. Unsre Nürnberger Freunde haben zu Gunsten der Einigung damals verzichtet und den Quertreibern ein Beispiel wirklich guten Willens zur Einigung gegeben. — Die weitere Debatte behandelte die Stellung zum Nationalverein. Die Versammlung stimmte dem Beitritt prinzipiell zu, läßt aber zunächst noch darüber in den einzelnen Vereinen abstimmen. — Lebhaft debattiert wurde die Stellung zu den Jungliberalen, besonders nach Würzburg. Die Versammlung nahm einstimmig folgende Entschließung an: „Die Landesversammlung hält an dem Gedanken der liberalen Einigung fest und wird immer für einen engeren Zusammenschluß der einzelnen liberalen Gruppen zu haben sein. Sie sieht die liberalen Kreisverbände und alle jene Organisationen, welche in sich schon die Vereinigung aller liberalen Gruppen auf neutralem Boden verwirklicht haben, als die geeignete Grundlage an, auf der eine einheitliche liberale Parteibildung aufgebaut werden kann." Mit dieser Resolution haben wir einen wirklichen Schritt vorwärts auf dem Gebiet der Einigung getan. Was nützt alles Einigungsgerede? Die Blockform genügt nicht für die Dauer, das sehen die allerverschiedensten Gruppen des Liberalismus ein. In Bayern sehnt man sich nach der einheitlichen liberalen Partei. Diese darf aber nicht unter Unterdrückung der kleinen linksliberalen Organisationen erfolgen, sondern soll sich am zweckmäßigsten auf dem Boden der großen gemeinsam von allen Gruppen einträchtig gebildeten Kreisverbände aufbauen, die in gemeinsamer, politischer Arbeit die einzelnen Richtungen sich näher gebracht haben. — Wichtige Beschlüsse über Agitation, Organisation und Preßfragen (Fortschritt) machten den Schluß der ernsten Beratungen. Die Grundgedanken, von denen sie getragen waren, gingen dahin: wir bleiben zunächst selbständige Parteiorganisation, aber wir sehen darin nicht das Ende der politischen Wirksamkeit, sondern sind bereit, uns in das große Ganze einzufügen, sobald die Bedingungen für ein gemeinsames politisches Handeln ohne Quertreibereien zurückgebliebener Eigenbrödler gewährleistet sind.

Siegen, 29. Sept. Trotz des erfreulichen Reichstagswahlresultats, das uns im Kreise Siegen rund 3000 Stimmen auf Anhieb brachte, war es bisher nicht gelungen, hier eine Organisation zu schaffen. Gestern sprachen hier Dr. Breitscheid und Ruschke in öffentlicher Versammlung, an die sich die Gründung einer Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen anschloß. Der neue Verein führt den Namen „Liberaler Volksverein Siegen" und trat sofort mit einer größeren Mitgliederzahl ins Leben. Alle Hilfeleser der Stadt und des Kreises Siegen bitten wir, sich dem Verein anzuschließen.

Wiesbaden. Hier sprach am Vorabend des nationalliberalen Parteitags im „Verein der liberalen Jugend", der unter seinen Mitgliedern nicht wenige Anhänger Naumanns zählt, Pfarrer Korell über die „Zukunft des Liberalismus". Nach einem Hinweis auf die mangelhafte Organisation der Liberalen betonte der Redner, daß uns die Blockpolitik die ersehnte, starke liberale Partei nicht geben könne. Der Block, in den der Liberalismus unter dem Zwang einer überraschend gekommenen politischen Konstellation eintrat, wird eines Tags zerspringen, denn ganz entgegengesetzte politische Anschauungen, herrenhafte Niederhaltung des Volkes und die Forderung politischer Freiheit, sollen in ihm vereinigt werden. Der Liberalismus muß gerüstet bleiben, um, wenn es nötig wird, einschwenken zu können zur Fortsetzung des alten Kampfes. Die Gefahren des gegenwärtigen Zustandes sind groß, namentlich ist gegenüber den Bestrebungen einer gewissen Presse, den entschiedenen Liberalismus ins nationalliberale Lager zu ziehen, die größte Vorsicht geboten. Vor allem darf der Liberalismus nicht seinen Grundsätzen untreu werden. Deren Bedeutung für die preußische Wahlreform, die Leitung der Reichspolitik, das Wirtschaftsleben, die Kultur- und Nationalitätenfragen legte Korell ausführlich dar. Entscheidend für die Verwirklichung der liberalen Grundsätze sei die Einigkeit der liberalen Parteien. Der Vortrag wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Sehr erfreulich für den Freund der liberalen Einigung war es zu hören, wie Justizrat Dr. Alberti, der langjährige einflußreiche Führer der hiesigen Freisinnigen Volkspartei, sich ohne Einschränkung mit Korells Rede einverstanden erklärte.

Essen. (V. Oberlehrer Vogeler, Kurfürstenstr. 41, II. Regelmäßiger Vereinsabend 1. Dienstag jeden Monats im Hotel Stadt Elberfeld, Steelerstr.). Am letzten Dienstag sprach Rechtsanwalt Kohn-Dortmund über „Wahlrecht und Wahlsystem". Redner wieß die Unstimmigkeiten im preußischen Dreiklassenwahlrecht nach und trat der Auffassung entgegen, daß höhere Steuerzahlung einen größeren Einfluß bei der Wahl bedingen müßten. Schon daß die Wehrpflicht allgemein sei, und die großen indirekten Steuern von allen getragen würden, widerspreche dem. Auch die Bevorzugung der Bildung würde ungerecht sein angesichts des mangelnden politischen Interesses weiter akademischer Kreise. Gerade durch die Möglichkeit, zu wählen und somit auf den Staat einzuwirken, müssen alle Staatsbürger zum Interesse am Staat herangezogen werden.

Magdeburg. (Vorsitzender: Oberlehrer G. Schümer, Ludolfstraße 8; L. Richardts Festsäle, Apfelstraße 9.) Am 2. Oktober sprach in öffentlicher Versammlung Herr Dr. Boßberg aus Schöneberg, der gelegentlich der Tagung des Vereins für Sozialpolitik hier war, über Liberalismus und Sozialpolitik. Der vorzüglich durchdachte und packende Vortrag, der in entschiedener, kräftiger Weise die Pflichten des Liberalismus in der Gemeindepolitik darlegte, hätte einen weit größeren Zuhörerkreis verdient. Besonders die Beteiligung seitens unsrer Vereinsmitglieder hätte stärker sein müssen. In der

Diskussion stellt sich ein sozialdemokratischer Stadtverordneter, Herr Haupt, in allen wesentlichen Punkten auf den Standpunkt des Referenten, während der „liberale" Stadtverordnete Brüggemann einer Verschlechterung des Dreiklassenwahlrechts das Wort redete, um die Wahl sozialdemokratischer Stadtverordneten auszuschließen. Der Abend wird trotz des mäßigen Besuchs nicht ohne Erfolg für unsre Sache bleiben.

Hinterpommern. Die weitere Organisations- und Agitationsarbeit soll in einer am Sonntag, 13. Oktober nachm. 3 Uhr im Restaurant Henke in Köslin stattfindenden Konferenz besprochen werden, zu der die körperschaftlichen und persönlichen Mitglieder des Wahlvereins d. L. in Hinterpommern eingeladen sind. Auch die hinterpommerschen „Hilfe"-Leser sind herzlich willkommen und werden gebeten, sich bei Herrn Dr. Rubow in Köslin anzumelden.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. V. Oberlehrer Rierhaus. Die Winterarbeit begann mit einer großen, von Demokraten, Fortschrittlern und Nationalsozialen einberufenen liberalen Versammlung, in der als Hauptredner Herr v. Gerlach die Reform des preußischen Wahlrechts behandelte. Seine klaren und scharfen Ausführungen gipfelten in der Forderung des Reichstagswahlrechts für den preußischen Landtag. Ein Fehler sei, sich von vornherein mit jeder Abschlagszahlung zufriedenzugeben. Wenn die Regierung ernstlich wolle, ließen sich viele Gegner einer Reform umstimmen und gegenüber einem Reichskanzler, der die Dinge an sich herantreten lasse, müsse die Agitation mit doppelter Kraft einsetzen. Stadtverordneter Dr. Bruck erklärte seitens der Demokratie seine Zustimmung zu den Ausführungen, ebenso Stadtverordneter Dr. Heiff namens der Freisinnigen Volkspartei. Für den zur selben Zeit in Frankfurt tagenden Verband fortschrittlicher Frauenvereine und den Verein für Frauenstimmrecht stellte Frau Schulrat Cauer-Berlin die weitgehende Hilfe der Frauen in dem schweren Kampf in Aussicht. Von den zahlreich erschienenen Sozialdemokraten nahm Stadtverordneter Dr. Quarck das Wort, um in überraschend sachlicher Weise die Bereitwilligkeit seiner Parteigenossen darzutun, in dem Wahlrechtskampf mit der Linken zusammenzugehen. Seine Anfrage, wie sich ein Zusammengehen der entschiedenen Liberalen und der Sozialdemokratie mit der Blockpolitik der ersteren im Reichstag vereinigen lasse, beantwortete Herr v. Gerlach im Schlußwort dahin, daß die Linke im Reichstag sofort in die Opposition einschwenken müsse, sobald die Regierung, von der in dieser Beziehung noch gar nichts vorliegt, der Wahlreform ablehnend gegenüberstehe. Eine Resolution mit der Forderung des Reichstagswahlrechts für Preußen und Aufforderung zu energischer Agitation in diesem Sinne fand einstimmige Annahme.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge: Schöneberg b. Berlin, K. K. III. 5.—. Außerordentliche Beiträge: Bergen, G. 1.90; Frankfurt a. M., Dr. C. 2.15.

Zusammen M.	9.05
Dazu lt. Ausweis in Nr. 41 „	3086.70
M.	3095.75

Aber die wir bestens dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Gründet Handwerkergenossenschaften! Auf dem deutschen Handwerkertag in Eisenach hielt diesen Sommer der Genossenschaftsdirektor Korthaus einen Vortrag zur Empfehlung der Handwerkergenossenschaften. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit machte er den versammelten Handwerksmeistern klar, daß Genossenschaften nicht zur Rettung verkrachter Handwerkerexistenzen da seien, sondern zur Festigung und Erhaltung gesunder, wenn auch armer Meisterexistenzen. Durch genossenschaftlichen Zusammenschluß würden diese in die Lage gebracht, mit allen Vorteilen des Großkapitals zu arbeiten. Herr Korthaus stellte sich erfreulicherweise ganz auf den Boden der Schulze-Delitzschen Grundsätze und empfahl in der Hauptsache das Prinzip reiner Selbsthilfe bei der Gründung der Genossenschaften. Natürlich kann heutigen Tages, da die Manchesterlehre glücklich überwunden ist, niemand mehr abraten, Handwerkergenossenschaften mit kleinen einmaligen Staatsbeihilfen ins Leben zu rufen. Aber das soll Ausnahme bleiben. Anders freilich denkt die Dresdener Gewerbekammer, die kürzlich der sächsischen Staatsregierung abgeraten hat, einer Schuhmachergenossenschaft mit einer einmaligen Beihilfe von 3000 Mk. die Gründung zu ermöglichen. Schlankweg hatte die Dresdener Gewerbekammer erklärt, durch die Tätigkeit der neuen Schuhmachergenossenschaft werde „der Untergang der selbständigen Handwerker noch beschleunigt werden!" Die unsinnige Angst der zünftlerisch-mittelständlerischen Kleinhandwerker vor jeder neuen Genossenschaft ist ja leider nur allzu bekannt. Daß aber eine autoritative Behörde, wie es doch die Dresdener Gewerbekammer ist, den widersinnigen Grund ins Feld führen kann, daß sich die Dresdener selbständigen Schuhmacher zu einer Genossenschaft zusammentun wollten, um den Untergang des Schuhmacherhandwerks noch zu beschleunigen, das ist unfaßbar. Das Erfreulichste bei dem Dresdener Vorgang ist die Haltung der Regierung, die, trotz des merkwürdigen Gutachtens der Gewerbekammer, die erbetene Beihilfe gewährt hat. Hoffentlich lernen andre Gewerbekammern im deutschen Vaterlande hieraus, daß ihre Gutachten nur dann Anspruch auf Beachtung haben, wenn sie von sozialem Verständnis diktiert sind.

Die Ablehnung der Wertzuwachssteuer in Berlin hat erfreulicherweise in der gesamten deutschen Parteipresse einmütige und entschiedene Verurteilung gefunden. Wenn ganz vereinzelt ein oder das andre Berliner Blatt, das den Führern der Steuergegner politisch nahesteht, in das allgemeine Urteil nicht einstimmte, so bestätigt diese Ausnahme nur die erfreuliche Tatsache, daß Wert und Wirkung der Wertzuwachssteuer heute in allen Parteilagern erkannt sind. Das ist um so erfreulicher, als bei den seither eingeführten Steuerordnungen eigentlich nirgends die Grundsätze der Wertzuwachssteuer rein und folgerichtig zur Anwendung kommen. Überall haben wir vielmehr bis jetzt mehr oder minder starke Kompromisse mit den übermächtigen Grundbesitzern oder Spekulanten. Wenn jetzt eine größere Stadt nach der andern die Wertzuwachssteuer einzuführen beginnt, wird sich ja auch bald die Reformbedürftigkeit der seither eingeführten Steuerordnungen herausstellen. Und wenn dann die segensreichen Folgen dieser Kommunalsteuer deutlicher als heute jedermann vor Augen treten, dann darf auch Berlin hoffen, mit einer besseren Vorlage, als die jetzt abgelehnte war, aufs neue beschäftigt zu werden. Freilich kann man dann gewiß nicht sagen: „Berlin kommunalpolitisch in Deutschland voran!"

Politisch neutral wollen die deutschen Gewerkvereine nach wie vor bleiben, nur sollen sich ihre Mitglieder tätig außerhalb der gewerkschaftlichen Organisationen mit Politik beschäftigen. Das stellt neuerdings wieder das Zentralorgan des Verbandes der deutschen Gewerkvereine fest mit folgenden Worten: „Die deutschen Gewerkvereine stehen vollkommen neutral, von jeder religiösen und politischen Richtung unabhängig da. Jeder Versuch, der hier und vielleicht auch nur aus Unkenntnis unsrer Grundsätze unternommen wird, uns an die Rockschöße einer bestimmten politischen Partei zu hängen, muß ebenso höflich wie entschieden zurückgewiesen werden. Es ist allerdings Pflicht jedes Gewerkvereinsmitglieds, im Sinne unsrer wirtschaftlichen Bestrebungen sich in der ihm nahestehenden politischen Partei zu betätigen, und wir hoffen, daß die Verbandsgenossen allenthalben im Lande sich dieser staatsbürgerlichen Verpflichtung bewußt sind." Wie die Dinge gegenwärtig liegen, muß man den deutschen Gewerkvereinlern den zweiten Teil der Mahnung eindringlicher als den ersten predigen.

Agrarische Sozialpolitik. Wenn die „Deutsche Tageszeitung" ihr sozialpolitisches Gewissen entdeckt, haben die Sozialpolitiker immer Anlaß zu lebhafter Heiterkeit. So auch neulich, als das Organ der Großgrundbesitzer eine Ergänzung und Erweiterung der Reichsgewerbeordnung forderte, wonach die Beschäftigung von jungen Leuten beiderlei Geschlechts im Alter von 14 bis 16 Jahren in Fabriken gesetzlich verboten werden soll. Vom sozialen Gesichtspunkt aus wäre der Gedanke gar nicht so übel. In agrarischer Sprache bedeutet aber diese Schwächung des Fabrikennachwuchses nur Verstärkung jugendlicher Arbeitskräfte in der Landwirtschaft. Wir wären die letzten, die gegen das von der „Deutschen Tageszeitung" geforderte Verbot wären, wenn wir wüßten, daß es wirklich die erhofften Folgen hätte. Das glauben wir aber einfach nicht. Und vor allem glauben wir nicht, daß die brave „Deutsche Tageszeitung" nur um ihres sozialpolitischen Gewissens willen, wie sie sich den Anschein gibt, das Verbot der Beschäftigung Jugendlicher in den Fabriken fordert.

Briefkasten

Frau M. in Frbg. Die Werke von Albert Geiger, über den Hermann Schnellbach der „Hilfe" neulich einen Artikel geschrieben hat, sind in sehr hübscher Ausstattung in J. Bielefelds Verlag in Karlsruhe i. B. erschienen.

Sch. in B. Ihr Bericht ist zu groß. So sehr wir uns über alle Berichte freuen, die wir über die Tätigkeit der Parteigenossen und Hilfefreunde erhalten, so müssen wir bei den gegenwärtigen Raumverhältnissen unsres Blattes dringender als je bitten: kurz, nur das Notwendigste mitteilen. Manche Freunde schicken uns große Berichte der Lokalblätter und überlassen es dann uns, darnach die Notizen für unsre Bewegung zu schreiben. Das ist sicher sehr rationell für die Betreffenden, für die Redaktion, bei der sonstigen Arbeit am Montag, weniger. Sie freilich sind fast zu fleißig. Besten Gruß.

Anfrage. Kann uns jemand besorgen oder Bezugsquelle nachweisen von Edmund Richer, Obstetrix animorum, Ausgabe Rechenberg 1693 oder auch eine ältere Ausgabe. Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 41 Berlin, 13. Oktbr. 1907

Eine Million

Gebt uns Reichtum, dann können wir ein Heim haben, ist eine ruhmlose Lösung des Problems. Emerson.

Alles hatte ich mir ausgedacht und sorgfältig überlegt. Wie wollte ich mit einer Million wirtschaften! Dieser Bewegung sollten Tausende zugute kommen und jenem Verein Hunderte. Elenden wollte ich unter die Arme greifen; begabten Kindern zu besserer Bildung verhelfen; große Räume und weite Hallen bauen, damit alle ein gemütliches Heim finden könnten, die nur zur Miete in der Kochstube wohnen. Schöne Bilder würde ich dort aufhängen, und Tausende von Büchern den Menschen aufstellen und bequeme, luftige Räume schaffen, zum lesen, zum schreiben, für einen Augenblick Ruhe. Ja, ich wüßte schon genau Grundriß und Stil. Und dann wollte ich mich besinnen, wie das viele Geld am besten zu verwerten sei. Den Reichtum wollte ich als Arbeit betrachten. Nicht einfach wegschenken und andern die Last der Verwendung aufladen; nicht Stiftungen machen, oder Kapitalien auswerfen. Selbst möchte ich die Mühe kosten, Hunderttausende zur Wohlfahrt zu verbrauchen. In den Sinn solcher reichen Verwaltung möchte ich eindringen, um das Maß von Selbstgefühl und Verantwortlichkeit kennen zu lernen, das großer Reichtum voraussetzt, will man darüber Herr sein. Denn Herr möchte ich darüber bleiben. Das stelle ich mir schwer, sehr schwer vor. Aber eben darum dünkt es mich begehrenswert. Warum soll man sich nicht einmal an solcher Arbeit erproben dürfen? Wenn dann viele rufen: „Du würdest eben auch unterliegen", so wacht immer in der Ecke meines Herzens der Widerspruch auf. Es scheint mir so, als würde man sich selbst dies nur zum Trost sagen, weil man die bare Unmöglichkeit des Wunsches einsieht; aber überzeugt von der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit solchen Trostes ist man doch nicht. Ja, was wollte ich alles anfangen mit einer einzigen Million!

Gar nicht bloß an andre denken würde ich. Warum darf ich kein Bild von alter Meisterhand besitzen, um mich daran zu erfreuen und meinen Kindern die Schönheit für ihr ganzes Leben zu zeigen? Warum sollte ich mein Haus nicht schmücken mit dem, was Kunst in Holz und Stein geschaffen und mich und andre solche Schöpfungen genießen lassen? Bücherschränke würde ich füllen mit Meisterwerken, Wände würde ich malen lassen von Künstlern, die warten auf Auftrag, mit Pferden würde ich fahren, und dadurch einer Familie Beruf und Brot geben. Ja, allen Genuß, den ich mir machen wollte, würde er nicht wieder andre bereichern? Habe ich nicht ein Recht auf geistige neue Anregung durch Reisen über weite Meere, um dann wieder andern zu spenden aus geistiger Fülle? Sagten mir fremde Länder nicht ebensoviel wie jedem andern, und ich wollte es doch da gern nur verarbeiten und geben, was ich vermöchte. Geben, weggeben, nicht aufhäufen; schenken, gründen, aber ohne Gönnermiene — so denke ich mir das alles. Es muß doch eine Freude geben, die bei alledem nicht an sich denkt in dem Sinne, daß sie sich bestrahlen lassen will. Warum soll ich den Meinen nicht eine frohe Zukunft schaffen dürfen, daß ihre Kräfte stark bleiben und sich nicht in der mühsamen Kleinarbeit des Tages zerreiben. Einen großen Teil würde ich mit gutem Gewissen behalten.

So dachte ich lange, oft. Der Wunsch kam heiß und groß trotz all seiner kindischen Form. Aber da stand mit einem Male jemand am Weg, still, einfach, arm. Der Größte unter den Menschen war arm. Warum wohl? Weil er zahlte mit seiner Seele, weil er zehrte von seinem Glauben. Mit ihm schuf er die Welt um. Leise verflogen die Träume. Es muß doch richtig sein, daß der Mensch dem Menschen nur sich selber geben kann, wenn er ihm etwas Wirkliches geben will.

Traub.

Politik und Religion

1.
Jede Religionsart hat ihr besonderes Verhältnis zur Politik. Es hat deshalb wenig Zweck, etwas zu allen Zeiten und an allen Orten Gültiges über dieses Verhältnis sagen zu wollen. Die alten Stammesreligionen waren gleichzeitig Stammespolitik. Die Anbetung des römischen Kaisers war Großstaatpolitik. Der Muhammedanismus will eine Herrschaft auf Erden aufrichten. Wenn also bei uns gesagt wird, daß Religion und Politik getrennt werden müssen, so bezieht sich dieser Satz auf unsre gegenwärtige Lage und ist von ihr aus zu verstehen.

2.
Wenn man unter Religion den Glauben an einen Fortschritt der Menschheit unter einer höheren Leitung versteht, so wird die Politik schwerlich ohne solchen Glauben auskommen können, sobald sie mehr sein soll als ein Zank um ein paar vergängliche Knochen. Der Glaube an den Fortschritt der Menschheit im ganzen setzt irgendeine Art von Gottesglauben voraus.

3.
Betrachtet man die Religion als die Befreiung des einzelnen Menschen von allen irdischen Gewalten und Autoritäten, so ist sie eine der stärksten Mächte im politischen Leben, wie sich besonders an der englischen Revolution im 17. Jahrhundert gezeigt hat. Betrachtet man sie aber als Unterordnung der einzelnen unter ein priesterliches System des Denkens und Handelns, so ist sie ebenfalls eine der stärksten Mächte im politischen Leben, wie sich an der gegenwärtigen Macht der katholischen Kirche zeigt.

4.
Betrachtet man die Religion als eine Vereins- oder Gemeinschaftsbildung innigster Art, so wird sie fast immer in einem gewissen Gegensatze zum Staat stehen, der von denselben Menschen fordert, daß sie ihm mit Leib und Seele angehören sollen. Man überlege, wieviel politische Interessen übrig bleiben, wenn jemand etwa mit ganzem Herzen zur Heilsarmee gehört oder zu einem Mönchsorden!

5.
Die Lenker des Staates werden immer geneigt sein, die Religion von sich abhängig zu machen, um die Kraft des Glaubens ihren Zwecken dienstbar zu machen, um sich vor den revolutionären Kräften des Glaubens zu schützen, um die Priester beaufsichtigen zu können und um die religiösen Gemeinschaften zu hindern, alles innere Leben der Staatsbürger für sich in Anspruch zu nehmen. Auf diese Weise entsteht das Staatskirchentum.

6.
Die Priester aber werden immer geneigt sein, möglichst große Gebiete des menschlichen Seelenlebens ihrem Einfluß vorzubehalten, beispielsweise die Erziehung der Jugend, die Regelung des Eheweſens, die Begriffe von Recht und Sitt-

Digitized by Google

Bundesrat Hans Hürlimann, Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern, hat sich in einem Brief an die Kantonsregierungen gegen die Einführung des Frauenstimmrechts ausgesprochen. Er begründet seine Haltung damit, dass die Frauen in der Schweiz bereits über zahlreiche Möglichkeiten verfügten, ihre Interessen zu vertreten, und dass eine Ausweitung der politischen Rechte die Familie belasten würde. Die Antwort der Kantone steht noch aus.

Der Nationalrat hat in seiner Sitzung vom Dienstag mit 112 gegen 58 Stimmen bei 3 Enthaltungen beschlossen, die Vorlage an die Kommission zurückzuweisen. Die Minderheit hatte verlangt, dass die Vorlage noch in dieser Session beraten werde. Die Mehrheit befürchtete, dass eine Beratung ohne vorherige Anhörung der Kantone zu Schwierigkeiten führen könnte.

Die Kommission für Rechtsfragen des Ständerates hat sich mit 9 gegen 4 Stimmen für Eintreten ausgesprochen. Berichterstatter ist Ständerat Dr. Max Wyss. Er empfiehlt, die Vorlage in der Fassung des Bundesrates anzunehmen. Die Kommission hat lediglich eine redaktionelle Änderung vorgenommen.

Die Abstimmung soll voraussichtlich am 7. Februar stattfinden. Für die Annahme ist das Volksmehr und das Ständemehr erforderlich. Bisher haben 14 Kantone ihre Zustimmung signalisiert, 6 sind dagegen, 2 haben sich noch nicht geäussert.

Neue Feuerwache

Am Sonntag wurde in Oberwil die neue Feuerwache eingeweiht. Sie kostete 1,2 Millionen Franken und bietet Platz für zwei Fahrzeuge und 20 Mann. Gemeindepräsident Hans Rudolf Meier übergab den Schlüssel an Kommandant Walter Bühler.

Bestimmungen über die Beförderung von Postsendungen durch Luftfahrzeuge.

Vom 1. Juli 1911 ab werden Postsendungen durch Luftfahrzeuge befördert.

Die Beförderung erfolgt nach Maßgabe der Bestimmungen über die Beförderung von Postsendungen durch Luftfahrzeuge, die vom 1. Juli 1911 ab in den Postanstalten ausliegen.

Berlin, den 30. Juni 1911.

Der Staatssekretär des Reichspostamts.
Kraetke.

Bestimmungen über die Beförderung von Postsendungen durch Luftfahrzeuge.

Vom 1. Juli 1911.

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes, betreffend die Beförderung von Postsendungen durch Luftfahrzeuge, vom 17. Mai 1911 (Reichsgesetzbl. S. 291) wird folgendes bestimmt:

§ 1.

Postsendungen werden durch Luftfahrzeuge befördert:

1. zwischen Berlin und Leipzig,
2. zwischen Berlin und Hannover,
3. zwischen Berlin und Magdeburg,
4. zwischen Berlin und Halberstadt,
5. zwischen Berlin und Braunschweig,
6. zwischen Berlin und Frankfurt a. M.,
7. zwischen Frankfurt a. M. und Mannheim,
8. zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt,
9. zwischen Frankfurt a. M. und Mainz,
10. zwischen Frankfurt a. M. und Wiesbaden,
11. zwischen Frankfurt a. M. und Homburg v. d. H.,
12. zwischen Frankfurt a. M. und Hanau,
13. zwischen Frankfurt a. M. und Aschaffenburg,
14. zwischen Frankfurt a. M. und Gießen,
15. zwischen Frankfurt a. M. und Bingen,
16. zwischen Frankfurt a. M. und Koblenz,
17. zwischen Frankfurt a. M. und Bonn,
18. zwischen Frankfurt a. M. und Köln,
19. zwischen Frankfurt a. M. und Metz,
20. zwischen Frankfurt a. M. und Saarbrücken,
21. zwischen Frankfurt a. M. und Trier,
22. zwischen Frankfurt a. M. und Straßburg i. E.,
23. zwischen Straßburg i. E. und Metz,
24. zwischen Straßburg i. E. und Mülhausen i. E.,
25. zwischen Straßburg i. E. und Colmar i. E.,
26. zwischen Straßburg i. E. und Freiburg i. B.,
27. zwischen Straßburg i. E. und Karlsruhe i. B.,
28. zwischen Straßburg i. E. und Baden-Baden,
29. zwischen Straßburg i. E. und Kehl,
30. zwischen Straßburg i. E. und Landau i. P.,
31. zwischen Straßburg i. E. und Zweibrücken,
32. zwischen Straßburg i. E. und Saarbrücken,
33. zwischen Straßburg i. E. und Metz,
34. zwischen Straßburg i. E. und Frankfurt a. M.,
35. zwischen Straßburg i. E. und Mannheim,
36. zwischen Straßburg i. E. und Darmstadt,
37. zwischen Straßburg i. E. und Mainz,
38. zwischen Straßburg i. E. und Wiesbaden,
39. zwischen Straßburg i. E. und Homburg v. d. H.,
40. zwischen Straßburg i. E. und Hanau,
41. zwischen Straßburg i. E. und Aschaffenburg,
42. zwischen Straßburg i. E. und Gießen,
43. zwischen Straßburg i. E. und Bingen,
44. zwischen Straßburg i. E. und Koblenz,
45. zwischen Straßburg i. E. und Bonn,
46. zwischen Straßburg i. E. und Köln,
47. zwischen Straßburg i. E. und Trier,
48. zwischen Straßburg i. E. und Bonn,
49. zwischen Straßburg i. E. und Köln,
50. zwischen Straßburg i. E. und Trier,
51. zwischen Straßburg i. E. und Bonn,
52. zwischen Straßburg i. E. und Köln,
53. zwischen Straßburg i. E. und Trier,

Notice of Application for Authorisation

Notice is hereby given that the following application has been made.

Application No. 1

Applicant: Ms. Sarah Jane Whitfield

Address: 14 Orchard Lane, Bellmere, Co. Tyrone

Date of application: 3 January 2026

Nature of application: Application for authorisation to operate a small-scale waste transfer station for the collection and temporary storage of non-hazardous waste prior to onward transport to a licensed facility.

Location of premises: Unit 4, Riverside Industrial Estate, Bellmere, Co. Tyrone

Any person who wishes to make representations in relation to this application may do so in writing to the Secretary, Environmental Protection Authority, Block C, Government Offices, Bellmere, Co. Tyrone, within 28 days of the date of this notice.

Dated this 3rd day of January 2026.

Mr. Patrick O'Donnell
Secretary
Environmental Protection Authority

Notice of Application for Authorisation

Notice is hereby given that the following application has been made.

Application No. 2

Applicant: Mr. Declan Murphy

Address: 7 Mill Road, Bellmere, Co. Tyrone

Date of application: 3 January 2026

Nature of application: Application for authorisation to operate a small-scale waste transfer station for the collection and temporary storage of non-hazardous waste prior to onward transport to a licensed facility.

Location of premises: Unit 9, Riverside Industrial Estate, Bellmere, Co. Tyrone

Any person who wishes to make representations in relation to this application may do so in writing to the Secretary, Environmental Protection Authority, Block C, Government Offices, Bellmere, Co. Tyrone, within 28 days of the date of this notice.

Dated this 3rd day of January 2026.

Mr. Patrick O'Donnell
Secretary
Environmental Protection Authority

Notice of Application for Authorisation

Notice is hereby given that the following application has been made.

Application No. 3

Applicant: Ms. Aoife Kelly

Address: 22 Church Street, Bellmere, Co. Tyrone

Date of application: 3 January 2026

Nature of application: Application for authorisation to operate a small-scale waste transfer station for the collection and temporary storage of non-hazardous waste prior to onward transport to a licensed facility.

Location of premises: Unit 12, Riverside Industrial Estate, Bellmere, Co. Tyrone

Any person who wishes to make representations in relation to this application may do so in writing to the Secretary, Environmental Protection Authority, Block C, Government Offices, Bellmere, Co. Tyrone, within 28 days of the date of this notice.

Dated this 3rd day of January 2026.

Mr. Patrick O'Donnell
Secretary
Environmental Protection Authority

Bald stand er auf einem großen Marktplatz, der sich vor der Kirche ausbreitet; er war mit rundlichen, oben zugespitzten Steinen gepflastert, und das Gehen darauf war ebenso beschwerlich für ihn, wie für große Leute das Gehen auf einer Wiese voll Erdschollen. Leute, die in einer unbebauten Gegend und weit draußen auf dem Lande wohnen, fühlen sich immer ängstlich, wenn sie in eine Stadt kommen, wo die Häuser steif und aufrecht dastehen und die Straßen und Plätze offen daliegen, so daß jeder, der vorübergeht, sie betrachten kann. Und wenn große Leute so denken, so kann man sich leicht vorstellen, wieviel mehr es dem Däumling so gehen mußte. Als er auf dem großen Markt von Karlskrona stand und die deutsche Kirche und das Rathaus und den Dom, von dem er gerade heruntergekommen war, sah, wünschte er sich unwillkürlich zu den Gänsen droben auf dem Kirchturm zurück. Zum Glück war der Marktplatz ganz leer. Kein Mensch war zu sehen, wenn man nicht etwa ein Standbild, das auf einem hohen Sockel stand, für einen solchen rechnen wollte. Der Junge betrachtete das Standbild lange und hätte gerne gewußt, wer dieser große Mann in Dreispitz, langem Rock, Kniehosen und groben Schuhen sei. Er hielt einen langen Stock in der Hand und sah aus, als mache er auch Gebrauch davon, denn er hatte ein furchtbar strenges Gesicht mit einer großen Habichtsnase und einem häßlichen Mund.

„Was hat denn dieser Lippenfritze hier zu tun?“ sagte der Junge schließlich. Noch nie hatte er sich so klein und ärmlich gefühlt wie an diesem Abend. Er versuchte sich aufzuraffen, indem er etwas Keckes sagte. Dann dachte er nicht mehr an das Standbild, sondern bog in eine breite Straße ein, die zum Meer hinunterführte. Aber er war noch nicht lange gegangen, als er hörte, daß jemand hinter ihm herkam. Vom Markt her kam jemand, der mit schweren Füßen auf das Pflaster stampfte und seinen Stock auf den Boden aufstieß. Es klang fast, als hätte der große Mann aus Bronze, der drüben auf dem Markte stand, sich auf den Weg gemacht.

Der Junge horchte auf die Schritte, während er die Straße hinunterlief, und immer deutlicher erkannte er, daß es der Mann aus Bronze sein mußte. Die Erde bebte und die Häuser zitterten, sicherlich konnte niemand anders so gehen; und der Junge erschrak, als ihm einfiel, was er vorhin über ihn gesagt hatte. Er wagte nicht einmal den Kopf zu drehen, um nachzusehen, ob er es wirklich sei.

„Er geht vielleicht nur zu seinem eignen Vergnügen spazieren,“ dachte der Junge weiter. „Wegen der paar Worte, die ich über ihn gesagt habe, kann er doch unmöglich böse auf mich sein. Es war ja gar nicht schlimm gemeint.“

Anstatt nun geradeaus zu gehen, um womöglich an die Werft zu gelangen, bog der Junge in eine nach Osten führende Straße ein. Er wollte dem, der hinter ihm herkam, um jeden Preis ausweichen.

Aber gleich darauf hörte er den Bronzenen auch in diese Straße einbiegen. Da erschrak der Junge so sehr, daß er einfach nicht wußte, was er tun solle. Und wie schwer ist es, einen Schlupfwinkel zu finden in einer Stadt, wo alle Türen fest verschlossen sind! Da sah er zu seiner Rechten eine alte aus Holz gebaute Kirche, die etwas zurück von der Straße in einer großen Anlage stand. Er bedachte sich nicht einen Augenblick, sondern stürzte auf die Kirche zu. „Wenn ich nur hineinkomme, werde ich wohl vor allem Übel beschützt sein,“ meinte er.

Während er dahinstürmte, sah er plötzlich einen Mann auf einem Sandweg stehen, der ihm winkte. „Das ist gewiß jemand, der mir helfen will,“ dachte der Junge; es wurde ihm ganz leicht ums Herz, und er eilte auf den Mann zu. Er hatte wirklich Herzklopfen vor lauter Angst.

Aber als er bei dem Mann angekommen war, der am Rande des Weges auf einem kleinen Schemel stand, stutzte er sehr. „Der kann mir doch nicht gewinkt haben,“ dachte er, denn jetzt sah er, daß der ganze Mann aus Holz war.

Er blieb vor dem Mann stehen und betrachtete ihn. Es war ein grobgeschnittener Kerl mit kurzen Beinen, breitem, rotem Gesicht, glänzendem, schwarzem Haar und einem schwarzen Vollbart. Er hatte einen schwarzen hölzernen Hut auf dem Kopf, auf dem Leib einen braunen hölzernen Rock, um die Mitte eine schwarze hölzerne Schärpe, an den Beinen weite, graue hölzerne Hosen und Strümpfe und an den Füßen schwarze Holzschuhe. Er war überdies frisch gestrichen und gefirnißt, so daß er im Mondschein glänzte und gleißte; und der Frühling tat auch noch das Seinige dazu und gab ihm ein so gutmütiges Aussehen, daß der Junge sogleich Vertrauen zu ihm faßte.

Neben dem Mann auf dem Wege stand eine Holztafel, und auf dieser las der Junge:

„Ich bitt euch ganz demütig sehr,
Kann sprechen zwar nicht gut,
Kommt, gebt ein Scherflein für mich her
Und legt's in meinen Hut!“

Ach freilich, der Mann war eine Armenbüchse! Der Junge war ganz verdutzt. Er hatte geglaubt, etwas ganz besonders Merkwürdiges vor sich zu haben. Und jetzt erinnerte er sich auch, daß der Großvater von diesem hölzernen Mann gesprochen hatte, alle Kinder von Karlskrona hätten ihn sehr gern. Und das mußte wohl wahr sein, denn auch dem Jungen fiel es schwer, sich von dem hölzernen Mann zu trennen. Er hatte etwas so Altmodisches, man konnte ihn für viele hundert Jahre alt halten, und zugleich sah er doch stark und stolz und lebenslustig aus, gerade wie die Leute in alten Zeiten gewesen sein mußten.

Es machte dem Jungen so viel Vergnügen, den hölzernen Mann anzusehen, daß er den andern, vor dem er geflohen war, ganz vergaß. Aber jetzt hörte er ihn wieder. O weh! auch er verließ die Straße und kam in den Kirchhof herein. Er ging ihm auch hierher nach! Wohin sollte der Junge nun flüchten?

Gerade in diesem Augenblick sah er, daß der Hölzerne sich vorbeugte und seine breite hölzerne Hand ausstreckte. Man konnte ihm unmöglich etwas andres als Gutes zutrauen, und mit einem Satz stand ihm der Junge auf der Hand. Und der Hölzerne hob ihn zu seinem Hut empor und steckte ihn darunter.

Kaum war der Junge versteckt, kaum hatte der Hölzerne den Arm wieder an seinen richtigen Platz getan, als der Bronzene auch schon vor ihm stand und mit seinem Stock so gewaltig auf den Boden stieß, daß der Hölzerne auf seinem Schemel zitterte. Hierauf sagte der Bronzene mit lauter metallener Stimme: „Wer ist Er?“

Der Arm des Hölzernen fuhr hinauf, daß es in dem alten Holzwerk knackte, er legte die Hand an den Hutrand und antwortete: „Rosenbom, mit Verlaub, Eure Majestät, früher Oberbootsmann auf dem Linienschiff „Dristigheten“, nach beendigtem Kriegsdienst Kirchenwächter bei der Admiralskirche, schließlich in Holz geschnitten und als Armenbüchse auf dem Kirchhof aufgestellt.“

Däumling fuhr zusammen, als er den Hölzernen „Eure Majestät“ sagen hörte. Denn wenn er jetzt darüber nachdachte, so fiel ihm allerdings ein, daß das Standbild auf dem Markt den vorstellen mußte, der die Stadt gegründet hatte. Es war also niemand geringeres als Karl XI. selbst, mit dem er zusammen getroffen war.

„Er versteht es, Auskunft über sich zu geben. Kann Er mir nun auch sagen, ob Er nicht einen kleinen Jungen gesehen hat, der heute Nacht in der Stadt herumstrolcht? Es ist eine naseweise Kanaille, und wenn ich ihn fasse, werde ich ihn Mores lehren.“ Damit stieß er seinen Stock noch einmal auf den Boden und sah schrecklich grimmig drein.

„Mit Verlaub, Eure Majestät, ich hab ihn gesehen,“ sagte der Hölzerne; und der Junge, der unter dem Hut zusammengekauert saß und durch eine Ritze im Holz den Bronzenen sehen konnte, begann vor Angst heftig zu zittern. Aber er beruhigte sich wieder, als der Hölzerne fortfuhr: „Eure Majestät ist auf falscher Fährte. Der Junge wollte gewiß auf die Werft, um sich dort zu verstecken.“

„Meint Er das, Rosenbom? Nun dann bleib Er nicht länger auf seinem Schemel stehen, sondern komm Er mit mir und helf Er mir, den kleinen Kerl zu suchen. Vier Augen sehen besser, als zwei, Rosenbom.“

Aber der Hölzerne antwortete mit jammervoller Stimme: „Ich möchte untertänigst bitten, dableiben zu dürfen, wo ich bin. Ich sehe gesund und glänzend aus, weil man mich eben frisch angestrichen hat, aber innerlich bin ich alt und gichtbrüchig und kann keine Motion vertragen.“

Der Bronzene gehörte sicherlich zu denen, die keinen Widerspruch vertragen können. „Was sind das für Flausen! Komm er nur, Rosenbom!“ Und er streckte seinen langen Stock aus und versetzte dem andern einen dröhnenden Schlag auf die Schulter. „Da sieht Er, daß Er hält, Rosenbom.“

Damit brachen sie auf und wanderten stattlich und gewaltig durch die Straßen von Karlskrona, bis sie an ein großes Tor kamen, das zur Werft führte. Davor stand ein Marinesoldat Schildwache, aber der Bronzene ging wie selbstverständlich an ihm vorbei und stieß die Tür auf, ohne daß es der Matrose zu bemerken schien.

Sobald sie durch das Tor hindurchgeschritten waren, sahen sie einen weiten, durch hölzerne Brücken abgeteilten Hafen vor sich. In den verschiedenen Hafenbassins lagen Kriegsschiffe, sie erschienen in der Nähe noch größer und schreckenerregender als vorher, wo der Junge sie von oben herab gesehen hatte. „Es war doch nicht so ganz verkehrt, wenn ich sie für Meeresungeheuer hielt,“ dachte er.

„Wo meint Er, daß wir zuerst suchen sollen, Rosenbom?“ fragte der Bronzene.

„So einer könnte sich am allerleichtesten im Modellsaal verstecken,“ antwortete der Hölzerne.

Auf einem schmalen Streifen Land, der rechts dem ganzen Hafen entlang lief, lagen altertümliche Gebäude. Der Bronzene ging auf ein Haus mit niederen Mauern, viereckigen Fenstern und einem ansehnlichen Dach zu. Er stieß mit seinem Stock gegen die Tür, so daß sie aufsprang, und stampfte eine Treppe mit ausgetretenen Stufen hinauf. Sie kamen in einen großen Saal, der mit einer Menge bemasteter und aufgetakelter Schiffe angefüllt war. Ohne daß es ihm jemand gesagt hätte, wußte der Junge, daß er hier die Modelle zu den Schiffen sah, die für die schwedische Flotte gebaut worden waren.

Es gab viele verschiedene Arten von Schiffen. Alte Linienschiffe, deren Seiten mit Kanonen gespickt waren, die vorne und hinten große Aufbauten hatten, und deren Masten einen großen Wirrwarr von Segel und Tauen zeigten. Ferner kleine Küstenschiffe mit Ruderbänken an den Seiten, unbedeckte Kanonenschaluppen und reich vergoldete Fregatten, das waren die Modelle von den Schiffen, deren sich die Könige auf ihren Reisen bedient hatten. Und endlich waren da auch die schweren, breiten Panzerschiffe mit Türmen und Kanonen auf dem Verdeck, die heutigentags gebraucht werden, sowie schlanke, schwarzglänzende Torpedoboote, die wie lange schmale Fische aussahen.

Während der Junge zwischen all diesem herumgetragen wurde, wurde er ganz verdutzt. „Nein, daß so große und stolze Schiffe hier in Schweden gebaut worden sind!“ dachte er.

Er hatte gute Zeit, sich umzusehen, denn als der Bronzene die Modelle sah, vergaß er alles andre. Er betrachtete sie der Reihe nach, vom ersten bis zum letzten, und ließ sie sich erklären. Und Rosenbom, der Oberbootsmann von Dristigheten, erzählte alles, was er wußte, wer die Bauneister gewesen wären, wer sie geführt hätte, und welches Schicksal sie gehabt hätten. Von Chapmann und Puke und Trolle, von Hogland bis Svenskjund erzählte er, bis zum Jahre 1809, denn von da an war er nicht mehr dabei gewesen.

Ihm und dem Bronzenen gefielen die alten Holzschiffe am besten. Auf die neuen Panzerschiffe schienen sie sich nicht so recht zu verstehen.

„Ich sehe, daß Er von den neuen da nichts weiß, Rosenbom,“ sagte der Bronzene. „Wir wollen deshalb jetzt gehen und etwas andres ansehen, denn das macht mir Spaß, Rosenbom.“

Jetzt dachte er gewiß nicht mehr daran, den Jungen zu suchen, und dieser fühlte sich unter dem hölzernen Hut ganz sicher und behaglich.

Die beiden Männer gingen durch die großen Werkstätten, durch die Segelnähereien und die Ankerschmieden, durch die Maschinen- und Schreinerwerkstätten. Sie besahen die hohen Kranen und die Docks, die großen Vorratshäuser, den Artilleriehof, das Zeughaus, die lange Seilerbahn und das große verlassene Dock, das aus den Felsen herausgesprengt worden war. Sie gingen auf die Bohlenbrücken hinaus, wo die Kriegsschiffe verankert lagen, begaben sich an Bord der Schiffe und betrachteten sie wie zwei alte Seebären, fragten und verwarfen und billigten und ärgerten sich.

Der Junge saß sicher unter dem hölzernen Hut und hörte sie erzählen, wie auf diesem Platz gearbeitet und gestritten worden wäre, um die hier ausgerüsteten Schiffe fertigzustellen. Er hörte, wie man Leib und Leben aufs Spiel gesetzt hätte, wie das letzte Scherflein für diese Schiffe geopfert worden wäre, wie talentvolle Männer ihre ganze Kraft eingesetzt hätten, um diese Fahrzeuge, die das Vaterland verteidigten und beschützten, zu verbessern und zu vervollkommnen. Dem Jungen traten ein paarmal unwillkürlich die Tränen in die Augen, als er von diesem allem erzählen hörte. Und er freute sich, daß er so genaue Auskunft darüber erhielt.

Ganz zuletzt kamen sie auf einen offnen Hof, wo die Gallionsfiguren von alten Linienschiffen aufgestellt waren. Und etwas Merkwürdigeres hatte der Junge noch nie gesehen, denn die Figuren, die da hingen, hatten unglaublich große, schreckenerregende Gesichter. Groß, kühn und wild sahen sie aus, von demselben stolzen Geist erfüllt, der die großen Schiffe ausgerüstet hatte. Sie waren von einer andern Zeit und von andern Händen hervorgebracht worden. Dem Jungen war es, als schrumpfe er vor ihnen ganz zusammen.

Aber als sie hierhergelangt waren, sagte der bronzene Mann zu dem Hölzernen: „Nehm Er vor denen, die hier stehen, den Hut ab, Rosenbom! Sie alle sind für das Vaterland im Kampf gewesen.“

Aber ebenso wie der Bronzene hatte auch Rosenbom vergessen, warum sie die Wanderung begonnen hatten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, lüftete er seinen Hut und rief:

„Ich nehme meinen Hut ab vor dem, der den Hafen auswählte, der den Grund zur Werft legte und eine neue Flotte schuf, vor dem König, der dies alles hier ins Leben rief!“

„Danke, Rosenbom, das war gut gesagt. Er ist ein prächtiger Mann, Rosenbom. Aber was hat Er denn da, Rosenbom?“

Denn Nils Holgersson stand mitten auf Rosenboms kahlem Schädel. Aber er hatte jetzt keine Angst mehr, sondern schwang seine weiße Mütze und rief: „Ein Hurra für dich, Lippenfritze!“

Er schrie so laut, daß er erwachte. Und da merkte er zu seiner großen Verwunderung, daß er alles miteinander geträumt hatte, und daß er noch immer bei den Gänsen auf dem Kirchendach war.

Kunst

Ernst von Wolzogen als Lyriker. Es gibt wohl kaum einen Künstler, der mehr Grund zur Verbitterung hätte, als Ernst von Wolzogen. Mit seinem „Kraftmeier“ und den „Kindern der Exzellenz“ hatte er sich so recht in die Gunst des Publikums hineingeschrieben, sein „Lumpengesindel“, eine glänzende Schilderung des Bohèmelebens, hatte auf den Bühnen einen richtigen Erfolg zu verzeichnen, und als Begründer des Überbrettls errang er in Berlin geradezu Popularität. Aber andre verpfuschten seine Sache. Er, der die feine Komik zu Gast gebeten hatte, sah sich sehr bald umringt und umjohlt von einem intelligenten Pöbel. Man zerrte seine Ideen hin und her, schleifte die neue Kunst durch alle Gassen und verschandelte sie zur Tingeltangelei. Wolzogen selbst, das Opfer übler Spekulanten und falscher Freunde, rettete aus dem Zusammenbruch nur seine persönliche Vornehmheit und seinen Humor, verbannte sich nach Darmstadt und verhielt sich still, nachdem auch sein letzter Plan, die Begründung eines deutschen Singspiels, am Geldpunkt gescheitert war. Daß Wolzogen auch lyrisch begabt war, ließ sich aus gelegentlichen Beiträgen in Anthologieen und Zeitschriften erkennen. Gedichte und Balladen wie „A fescher Domino“, „Madame Adèle“ und das „Laufmädel“ erfreuten durch ihren originellen Ton. Das „Eheliche Andichtbüchlein“ hat nicht die Verbreitung gefunden, die es verdient. Erst in diesem Jahre hat Wolzogen seine Verse gesammelt herausgegeben. „Verse zu meinem Leben“ nennt er sie bezeichnenderweise. Das schmucke Bändchen, das im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin erschienen ist, nimmt schon durch seine allerliebste, graziöse Einkleidung für sich ein. Wolzogensche Verse wechseln in ihm mit launig geschriebenen autobiographischen Skizzen ab, deren Humor aber nicht einer tiefen Resignation entbehrt. Von dem Recht des Lyrikers,

Die Post hat ihre Tarife für Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere im Verkehr mit Deutschland, Österreich-Ungarn, Luxemburg, Belgien, Frankreich, Italien, Rumänien, Serbien, Bulgarien, Türkei, Griechenland, Schweiz, Spanien, Portugal, Dänemark, Schweden, Norwegen, Niederlande, Großbritannien, Irland, Russland, Finnland, Island, Kanada, Vereinigte Staaten von Amerika, Mexiko, Japan, China, Siam, Persien, Ägypten, Tunis, Algerien, Marokko, Kamerun, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Kiautschou, Deutsch-Neuguinea, Marianen, Karolinen, Palau, Marshallinseln, Samoa, Neuseeland, Australien, Britisch-Indien, Ceylon, Straits Settlements, Britisch-Nordborneo, Hongkong, Transvaal, Natal, Kapkolonie, Britisch-Westindien, Trinidad, Jamaika, Barbados, Britisch-Guayana, Französisch-Guayana, Französisch-Westindien, Martinique, Guadeloupe, Haiti, Niederländisch-Westindien, Curaçao, Surinam, Dänisch-Westindien, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru, Brasilien, Bolivien, Chile, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Liberia, Kongostaat, Britisch-Ostafrika, Britisch-Westafrika, Französisch-Westafrika, Französisch-Kongo, Französisch-Ostafrika, Madagaskar, Portugiesisch-Ostafrika, Portugiesisch-Westafrika, Portugiesisch-Indien, Französisch-Indien, Niederländisch-Indien, Philippinen, Hawaii, Britisch-Südafrika, Britisch-Zentralafrika, Britisch-Südostafrika

Selma Lagerlöf: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. Verlag A. Langen in München. Erster Teil 322 Seiten.

Was die Lagerlöf anfaßt, wird durch ihren Stil, durch ihre Bildlichkeit, durch ihre unbekümmerte Belebung und Vermenschlichung der Natur zum Märchen oder zur Sage. Sie hat dafür eine pathetische Geste, ein verträumtes Sinnen, einen ironischen Übermut. Der Reichtum dieser Frau ist sehr groß, größer als ihre Kraft, ihn zu meistern. Er quillt ihr manchmal aus den übervollen Händen ohne daß sie ihm Richtung, Maße und letzte Form geben könnte. Aber ihre Schätze sind echt. Es wird notwendig sein, einmal ausführlich in der „Hilfe" über die Kunst und das Werk der Schwedin zu schreiben, deren Werke bei A. Langen vorliegen. Ihr neues Buch enthält die seltsame Märchengeschichte des kleinen Nils, der wegen seiner Unart zu einem Däumling verwandelt wird und nun mit einer Wildgänseschar Skandinavien unter allerhand Fährnis und Abenteuer bereist. Das launige Werk hat ganz köstliche, humoristische Stellen. Aber neben der Unterhaltung bietet es uns Anlaß genug, die Kunst und die Phantasie der Dichterin zu bewundern, mit der sie die Selbstverständlichkeit der Vernunft der Tiere aufmacht. Diese Vermenschlichung der Tierwelt, zwischen der das Buch sich abspielt, ist so glänzend durchgeführt, daß man sie als etwas Natürliches und ganz Ungekünsteltes hinnimmt. Die Sprache ist schön und lebhaft, und der Stoff kommt der Neigung der Dichterin entgegen, alte Sagen, breite Schilderungen in die Fabel einzuflechten. Ich gestehe gern, daß ich lange nicht ein Buch mit der gleichen, bloß genießenden und gar nicht reflektierenden Freude gelesen habe. **H.**

Prof. J. Kohler: „Moderne Rechtsprobleme" (Aus Natur- und Geisteswelt). Preis 1 Mk. Verlag Teubner-Leipzig. Der Versuch Kohler's, auf etwa 100 Seiten die schwierigsten Fragen der Rechtswissenschaft zu beantworten, ist kühn und macht es gerade da, wo es am nötigsten wäre, dem Verfasser unmöglich, die Theorien seiner Gegner klar und folgerichtig zu widerlegen: So in dem ersten der aufgerollten Probleme „Philosophie und Rechtswissenschaft", in dem Kohler die monistische Weltanschauung kurzerhand einfach ablehnt ohne wie und warum. Andrerseits behandelt er rein philosophische Fragen, welche ein unmittelbares Verhältnis zur Rechtswissenschaft nicht haben, in für den beschränkten Raum allzubreiter Weise. Daß jedoch die leitenden Grundsätze eines ganzen Rechtssystems auf einer Weltanschauung, letztlich also auf Philosophie beruhen müssen, schafft Kohler in überzeugendster Weise heraus. — Weitaus am interessantesten ist die Behandlung des zweiten Problems: „Schuld und Determinismus oder Indeterminismus"; aber auch hier gelingt es Kohler nicht, den Unbefangenen zum Indeterminismus zu bekehren und zwar deshalb, weil er nur den sogenannten mechanischen Determinismus bekämpft und nicht den psychischen, der erklärt, daß alles menschliche Handeln von psychologischen Vorgängen motiviert wird. Die sonstigen strafrechtlichen Probleme: „Strafrecht und sittliche Hilfe" — „Strafe und Sicherung" — „Verbrechertypen" — „Kriminalität und Vorbeugungsmittel" — sind mit tiefer Kenntnis der Verbrecherpsychologie und gründlichem Verständnis der sittlichen und sozialen Verhältnisse erörtert. Daß Kohler auch den Militarismus für eine mögliche Ursache der steigenden Zahl an Roheitsverbrechen in Deutschland erklärt, muß jedem, der nicht Mitglied eines Kriegervereins ist, eine Ermahnung sein, alle Übelstände unsres Heerwesens daraufhin zu betrachten. — In den Fragen des Strafprozesses fordert Kohler (wie ich glaube, nicht mit Unrecht) nicht so sehr eine Reform des Gesetzes, als eine Erziehung unsres Richterstandes in freiheitlich-vorurteilsloser Weise und Beseitigung des Formalismus im Schwurgerichtsverfahren. Übereilt erscheint mir die Forderung auf Beseitigung der Voruntersuchung im Strafverfahren. Wenn auch nicht immer leicht zu lesen, namentlich für den, der mit dem juristischen Stoff und seinen Begriffen nicht vertraut ist, bietet das Buch doch für jeden, der sich mit den Fragen unsres modernen Rechtslebens beschäftigt, eine sehr beachtenswerte Lektüre, umsomehr, als Kohler zu unsren bedeutendsten und einflußreichsten Rechtslehrern gehört. **H. R.**

Paul Ernst: Der Harz. Aus der Sammlung: Städte und Landschaften. Verlag E. Strabbe, Stuttgart. 110 S., brosch. 2 Mk.

Das Büchlein von Paul Ernst hat den Vorzug, bei aller Mitteilsamkeit sehr lesbar zu sein. Erst wenn man fertig ist, überlegt man sich, daß man doch eine ganze Reihe von kulturgeschichtlichen, volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen Dingen gehört hat. Dessen wird man sich gar nicht gleich bewußt. Das liegt an der kunstvollen und dabei so einfachen und fast bescheidenen Art, mit der P. Ernst aus Heimatliebe und Jugenderinnern ein schönes Kultur- und Landschaftsbild gestaltet. Er führt nicht am Harz herum oder durch die alten schönen Städte an dessen Fuß, sondern er beschränkt sich darauf, einige Ausschnitte aus der Berggegend, aus dem Leben und Beruf von Bergmännern und Waldleuten mit starkem Stimmungsgehalt hinzustellen. Sehr interessant ist das Stück, das von der Besiedlung und vom Ethnologischen der Vergangenheit erzählt, die schönen Bemerkungen über die Harzer Märchen und Volksbräuche. **H.**

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München

Soeben beginnt der

KUNSTWART

Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten herausgegeben von **Ferdinand Avenarius** seinen **einundzwanzigsten** Jahrgang.

Der Kunstwart kostet mit zahlreichen Bilderbeilagen und Noten im Vierteljahr 4,— Mark.

Probehefte versendet der Verlag kostenfrei.

Ein Urteil über den Kunstwart:

„Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens."
(Tägl. Rundschau.)

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula . . M. 3,00
„ 2. Solena . . „ 3,50
„ 3. Für alle Welt 4,00
„ 4. Gratus . . „ 5,50
„ 5. Emuno II „ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabriklager. [4283
Mannheim - Neckarau.

Gebild. junger Mann, interessiert für Politik, wird von linksliberaler Partei als [4309

Parteisekretär

für Süddeutschland gesucht. Offerten unter Nr. B. 333 an die Exped.

Unsre Schuld

ist es nicht, wenn bei der letzten Versendung einzelne liberale Vereine keine Formulare zur Berichterstattung erhalten haben. Wir bitten, uns in solchem Falle die Adresse d. Schriftführers aufzugeben.

Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin.

Alle im Büchertisch oder sonstwie in der „HILFE" usw. usw. angezeigten **Werke** oder **Broschüren** beziehen Sie durch den Buchhändler, der Ihnen die „HILFE" liefert, andernfalls ohne Berechnung von Porto — in monatlichen Ratenzahlungen von der Versandbuchhandlung

„Fortschritt", Berlin-Schöneberg

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten: Nikotinarme Fabrikate von M. 60,— bis M. 120,—
Sumatra Havana Fehlfarben 200 St. M. 15,—
Sumatra Havana Sortiment 200 St. M. 15,—
„Matador" Qualitätszigarre 200 St. M. 15,75
San Andres Mexico Schuß 250 St. M. 17,25
Mexico Havana Unsortiert 250 St. M. 18,75
„UnserSchlager" Sumatra ff. Fella 300 St. M. 20,— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Tadellos glatte Wäsche erhält man bei Benutzung der patentamtlich geschützten **Kronen-Tisch-Wäschemangel** Drehrolle m. Rolltuch u. 50 cm langen Ia. Walzen. Preis 20 Mark.

auf Probe!

Für jeden Haushalt ausreichend. Gestellmangel ebenfalls erstaunlich billig.

Vier Wochen

Hertzberg & Braun

Paul Herzog, Nachf., Osterode a. H. 38 Harzer Maschinen-Industr.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 42

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 20. Oktober 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Deutschland im Haag — Die Verhältnisse in Marokko — Diplomatenwechsel — Karl Liebknecht — Dr. Barth — Regierung und Lehrerschaft — Frauenstimmrecht — Die „Nationalliberale Korrespondenz"). — **Naumann:** Kein Pluralwahlrecht! — **Fr. Weinhausen:** Die Vorbereitung der preußischen Landtagswahlen. — Stadtverordneter **Dr. Walter Voßberg:** Reform der Gemeindeverfassung? — Lehrer **Bruno Stark:** Was der preußischen Volksschule not tut (Schluß). — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, XIII. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Steine. — **Naumann:** Patria! — Pfarrer **Hermann Weinheimer:** Moderne Religion. — **Dr. Theodor Heuß:** Die Deutschen und die französische Karikatur. — **Dr. Alexander Eliasberg:** Von der russischen Moderne, I. — **Anton Tschechoff:** Der Tod des Exekutors. — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Deutschland im Haag. Es gibt zwei verschiedene Anschauungen über das Verhältnis von Krieg und Frieden. Nach der einen ist der Friede der durch Waffenrüstung aufgehaltene Krieg, die Feindseligkeit also eigentlich der Normalzustand in den gegenseitigen Beziehungen der Völker, der durchweg eintreten würde, wenn nicht die Besorgnis vor der überlegenen Wehrkraft des andern den Friedenszustand aufrecht erhielte; nach der andern Meinung ist der gegenseitige Völkerfriede der Normalzustand, und der Krieg jedesmal eine mehr zufällige, rohe und barbarische Unterbrechung des Friedens. Je nachdem, welche Auffassung jemand über das historisch-politische Verhältnis von Krieg und Frieden hat, wird er den Bestrebungen der Friedensfreunde und der Arbeit der sogenannten Friedenskonferenzen mit einem verschiedenen Urteil gegenüberstehen. Der bedeutendste Denker über den Krieg, der sich vor nun bald hundert Jahren über das Wesen des Krieges und der Kriegsführung ausgesprochen hat, der preußische General von Clausewitz, definiert bekanntlich den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, das heißt, daß von Zeit zu Zeit im Leben der Völker die Verhältnisse aus inneren Gründen eine solche Wendung nehmen, daß der Appell an die Waffen nicht mehr vermeidlich ist, wenn ein Volk sich in seiner Politik weiterhin von seinen Lebensinteressen und seiner Ehre leiten lassen will. Dieses Verständnis, daß der Krieg an sich nicht irgendein plötzlich hereinbrechendes Übel ist, das bei Verstand und gutem Willen der Beteiligten ebensogut vermieden wie heraufbeschworen werden könnte, sondern daß der Entschluß zum Kriege häufig als ein organisches Stück der nationalen Gesamtpolitik zu werten ist, müssen wir von allen denjenigen fordern, die über die Kriegs- und Friedensfrage oder den sogenannten „Pacifismus" ein Urteil abgeben wollen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, scheint die Haager Konferenz einen unschädlichen und für Deutschland sogar nicht unbefriedigenden Ausgang zu nehmen. Die Hauptgefahr bei dieser Veranstaltung bestand bekanntlich darin, daß die von England ins Werk gesetzte Gruppierung der Mächte und die vielerlei Bündnisse und Einverständnisse, die es mit andern Staaten abgeschlossen hatte, dazu benutzt werden sollten, um Deutschland entweder politisch an die Wand zu drücken oder uns für die urteilslose Öffentlichkeit mit einem Schein des Rechten als Friedensstörer hinzustellen. Daß es nicht dazu gekommen ist, erklärt sich einerseits dadurch, daß in der Abrüstungsfrage der von Deutschland vertretene Standpunkt kraft des natürlichen Schwergewichts der augenblicklichen Weltlage auch einigen andern großen Nationen als der schlechthin vernünftige und gebotene erscheinen mußte; andrerseits aber hat dieses Mal der Vertreter Deutschlands im Haag, Freiherr von Marschall, taktisch in ausgezeichneter Weise operiert. Es ist seit den Tagen Bismarcks das erste Mal, daß auf einer solchen großen internationalen Konferenz über hochpolitische Fragen die deutsche Diplomatie, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich an die führende Stelle gelangt ist.

Die Verhältnisse in Marokko ermöglichen nach wie vor kein abschließendes Urteil. Frankreich hat sich jetzt in aller Form darauf festgelegt, den bisherigen Sultan von Marokko, Abdul Asis, als legitimen Regenten anzuerkennen und offiziell mit ihm allein zu verhandeln. Das schließt natürlich nicht aus, daß unter der Hand auch mit den beiden andern Thronprätendenten, Muley Hafid und Bu Amara, gewisse Beziehungen aufrecht erhalten werden. Der äußere Pomp und die bemerkenswerte Courtoisie, die dabei von französischer Seite in den Verhandlungen mit Abdul Asis entwickelt worden sind, können darauf hindeuten, daß Frankreich dem Sultan entgegenkommen will, um sich dann über die jenem gebaute Brücke selbst mit aus der ebenso schwierigen wie gefährlichen Lage, in der es jetzt steckt, zurückzuziehen. Abdul Asis wird das Geld in Paris geborgt bekommen, mit dem er die Entschädigung für Casablanca bezahlen kann. Wenn er die nötigen Millionen, wie es heißt, auf seine Kronjuwelen als Pfand geliehen erhält, so ist das politisch für die in Marokko außer Frankreich interessierten Nationen jedenfalls vorteilhafter, als wenn statt der Juwelen den Franzosen irgendwelche Rechte im Lande verpfändet würden. Es ist auch möglich, daß deutscherseits diese Bedingung dafür gestellt worden ist, daß die Franzosen in ihrer Polizeiorganisation relativ freie Hand bekommen haben. Daß Spanien sich herauszuziehen sucht, erklärt sich aus der Beobachtung, die die Spanier machen, daß die Franzosen durch ihr gewaltsames Vorgehen den äußersten Haß der muhammedanischen Bevölkerung in Marokko gegen sich entfesselt haben. In den islamitischen Ländern Nordafrikas ist jede politische Bilanz schlecht, in der als Passivposten Feindseligkeit der Eingeborenen aus religiösem Fanatismus steht.

Diplomatenwechsel. Unter großer Beteiligung der Presse, die viele Lebensläufe registrierte, sind auf dem Brett der Diplomatie einige Steine verschoben worden. Am Schluß stellte man fest: kein Systemwechsel! Der Staatssekretär des Auswärtigen wollte nicht mehr vor dem Parlament nicht reden können, und der alte Statthalter der Reichslande soll durch zweierlei verärgert sein: daß die Abschiebung von Curtius mißlungen und daß man seinem Sohn, dem Erbprinzen Ernst, der allenthalben Anwärter ist, weder das Auswärtige Amt gegeben noch die Statthalterschaft versprochen hat. Die Nachfolger sollen in beiden Fällen etwas mehr Temperament und Initiative haben als ihre Vorgänger. Das wird hoffentlich besonders der latenten Verfassungsfrage von Elsaß-Lothringen zugute kommen.

Dazu wird uns aus dem Elsaß noch geschrieben:

Die Notwendigkeit, den Staatssekretär v. Tschirschky ehrenvoll unterzubringen, hat zu einem Wechsel in der Besetzung des Statthalterpostens in Elsaß-Lothringen geführt.

Der alte Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, der um unbekannter Verdienste willen der Nachfolger des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst geworden ist, hat 13 Jahre lang schlecht und recht seines Amtes gewaltet, ohne irgendwie als charaktervolle Persönlichkeit leitend hervorzutreten. Er beschränkte sich auf seine Repräsentationspflichten und auch darin auf das notwendigste, so daß wiederholt die Frage nach Sein und Zweck der Statthalterschaft in den letzten Jahren diskutiert worden ist. Man schätzt den Menschen von gutem Willen und wohlwollender Gesinnung. Doch wird der Fürst rasch vergessen sein. Ihn löst ein militärischer Diplomat ab, der geistig bedeutend, politisch fähig und Grandseigneur zugleich sein soll. So wird die Repräsentation und der Hofhalt glänzender, aber auch der politische Einfluß der Institution stärker werden, was die Frage nahelegt, wie sich der neue Herr, Graf Wedel, und der alte Herr, der Staatssekretär von Köller, zueinander stellen werden. Darin liegt die politische Bedeutung des Wechsels, wenn auch Herr von Köller ruhig weiter erklärt, daß er vor dem 1. Oktober 1909 nicht zurückzutreten gedenkt. Das wird abzuwarten sein.

Karl Liebknecht. In der letzten Woche hat sich vor dem Reichsgericht in Leipzig der Hochverratsprozeß gegen den Berliner Rechtsanwalt Dr. Liebknecht, einen Sohn des alten Liebknecht, abgespielt. Er endete wie bekannt damit, daß das Reichsgericht zwar nicht dem Antrag des Oberreichsanwalts Folge gab, der Liebknecht auf zwei Jahre ins Zuchthaus schicken wollte, aber immerhin den Angeklagten des Hochverrats für schuldig erklärte und über ihn eine Festungsstrafe von anderthalb Jahren verhängte. Wir halten uns nicht für befugt, den Spruch des Reichsgerichts einer kritischen Würdigung zu unterwerfen. Der durchaus würdige und vornehme Ton, in dem die Verhandlungen im allgemeinen geführt wurden, und die Bedenkzeit von zwei Tagen, die sich die Richter vor der Urteilsfällung nahmen, zeigen, daß man bemüht war, nach bestem Wissen und Gewissen den Spruch zu fällen, und daß von politischer Voreingenommenheit der Richter nicht wohl gesprochen werden darf. Auf einem andern Blatt freilich steht es, ob es zweckmäßig war, den Prozeß überhaupt einzuleiten. Aus einigen während der Verhandlungen gefallenen Äußerungen darf man schließen, daß die Anklage auf Wunsch oder wenigstens unter Billigung der Regierung erhoben worden ist. Nun ist es selbstverständlich, daß es Pflicht der Regierung ist, ein wachsames Auge auf die Antimilitaristen zu haben und das Eindringen antimilitaristischer Gedanken in das Heer zu verhindern. Mit diesem Prozeß wird sie aber genau das Gegenteil von dem erreichen, was sie will. Die Broschüre Liebknechts, derentwegen das Urteil gefällt worden ist, bringt im wesentlichen eine historische Darstellung der antimilitaristischen Bewegung in den verschiedenen Ländern; es sind kaum Gedanken oder Vorschläge darin enthalten, die nicht schon hier und dort in der sozialdemokratischen Presse aufgetaucht und unbeanstandet geblieben sind. Außerdem standen die ganze Art der Darstellung, Umfang und Preis des Buches einer Massenverbreitung direkt im Wege. Kurz, eine Förderung des Antimilitarismus hätte kaum stattgefunden — wenn nicht die Regierung dadurch, daß sie die Anklage erheben ließ, alle Welt auf die ziemlich unbeachtet gebliebene Agitation Liebknechts hingewiesen und ihm eine Bedeutung beigemessen hätte, die er nicht hat. Dadurch, daß man gegen eine Bewegung, der man im Bewußtsein seiner Kraft mit den gewöhnlichen Mitteln der Heeresdisziplin hätte entgegentreten sollen, eine Haupt- und Staatsaktion aufführt, macht man sich nicht nur lächerlich: man stärkt das Kraftbewußtsein des Gegners und macht für ihn Reklame. Dazu kommt noch eins. Bisher hatte Liebknecht keinen Rückhalt in seiner Partei. Wo er immer mit seinen Plänen hervortrat, wurde er von den Führern, vor allem von Bebel selbst, zurückgewiesen. Für den verurteilten Liebknecht muß jetzt die Partei eintreten. Es werden ja auch jetzt die leitenden Köpfe ihre Besonnenheit kaum verlieren, aber bezeichnend ist doch, daß noch am Tage der Urteilsfällung der Vorstand der sozialdemokratischen Partei zusammengetreten ist und beschlossen hat, die Verhandlungen des Prozesses drucken und als Massenbroschüre vertreiben zu lassen. Wohlgemerkt, das Buch Liebknechts ist verboten und eingezogen; da es aber im Prozeß von Anfang bis zu Ende verlesen wurde, haben die Genossen es jetzt in der Hand, es ganz oder im Auszug in ihrer Massenbroschüre zu verbreiten. So hat die Regierung einen Märtyrer geschaffen, was eine kluge Regierung möglichst vermeidet; sie hat einem bisher alleinstehenden unklaren Schwärmer zu einer Stellung in seiner Partei verholfen, die er ohne die Hilfe der Regierung schwerlich bekommen hätte; und sie hat dafür gesorgt, daß gefährliche Ideen in die breiten Massen geworfen werden, die vor diesen Ideen zu bewahren ihre Pflicht gewesen wäre. Mußte das sein?

Dr. Barth ist von seiner Reise durch Amerika zurückgekehrt und wird wieder mit der alten Frische und Kraft in die politischen Auseinandersetzungen und Kämpfe eintreten. Wir heißen ihn willkommen! Es war notwendig, daß er sich zunächst zur Frage der preußischen Wahlreform, die von je seine Herzenssache, äußerte. Er hat dies in einem eindrucksvollen Artikel des „Berliner Tageblatt" getan, indem er schon jetzt die Einführung der geheimen Stimmabgabe fordert und darauf das Entgegenkommen der Regierung an die Liberalen zuspitzt. Die entscheidenden Stellen sind:

„Ein erneuter Hinweis, daß man die Forderung der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen seit einem Menschenalter im Programm führe und unentwegt an dieser Forderung festhalte, ist eindruckslos. Auch mit Anträgen im jetzigen Preußischen Abgeordnetenhause, die in der Richtung einer Erfüllung dieser Forderung liegen, werden die Freisinnigen keinen Erfolg erzielen; sind doch nicht einmal sämtliche Nationalliberale für die Unterstützung des freisinnigen Verlangens nach der geheimen Stimmabgabe zu haben. Anders läge die Sache, wenn die preußische Regierung bewogen werden kann, ihrerseits mit einer Wahlreformvorlage zu kommen. Man kann sich kaum ein bescheideneres liberales Ansinnen denken, als die Belohnung ihrer treuen Dienste im Block durch eine Abschlagszahlung seitens des Fürsten Bülow auf die ja auch von ihm im Prinzip als nötig anerkannte Wahlreform. Man würde den guten Willen, die Freisinnigen nicht nur mit leeren Redensarten abspeisen zu wollen, schon erkennen können, wenn er in dieser letzten Session des Preußischen Landtages vor den Neuwahlen eine Art Notgesetz zwecks Einführung der geheimen Stimmabgabe vorlegen würde. Gesetzgeberische Schwierigkeiten, die in der Sache selbst lägen, gibt es nicht. Die Formulierung eines Gesetzentwurfs, der für Urwähler und Wahlmänner das Abstimmungsgeheimnis sichert, ist leicht und einfach. Legt die Regierung einen solchen Entwurf vor, so müßte auch die Nationalliberale Partei dafür stimmen, denn sie kann nicht weniger liberal sein als die Regierung. Das Zentrum ist bereits durch seine frühere Haltung genötigt, zuzustimmen. Damit wäre selbst im gegenwärtigen Preußischen Abgeordnetenhause eine Majorität gesichert."

Regierung und Lehrerschaft. Die Kasseler Regierung hat sich gegen alles Herkommen auf dem hessischen Lehrertag nicht vertreten lassen. Und zwar deshalb, weil der Führer der hessischen Lehrer, unser Freund Kimpel, ein Liberaler ist. In einem offiziösen Waschzettel sucht sie sich zu rechtfertigen, aber indem sie dies sucht, bestätigt sie die Kleinlichkeit ihres Vorgehens. Sie läßt schreiben:

Wir sind in der Lage, mitteilen zu können, daß die Regierung tatsächlich geglaubt hat, die Versammlung nicht beschicken zu sollen, in der sich sehr viele radikale Elemente um den radikalen Führer scharen, der sich mitsamt seinen Freunden in steter Opposition zu der Regierung befindet. Die Regierung verkennt Kimpels hervorragende Befähigung nicht, bedauert aber dessen blinden und jeder Belehrung unzugänglichen Fanatismus. Die Regierung ist sich voller Pflichterfüllung bewußt und hat sich namentlich nicht gescheut, zur Erreichung einer finanziellen Besserstellung der Lehrerschaft mit vielen Gemeinden sich in Widerspruch zu stellen. Wenn trotzdem der radikale Teil der hess. Lehrerschaft unter Kimpels Führung sich konsequent feindlich stellt, so lag für diese kein Grund vor, die Herrfelder Tagung zu beschicken."

Der Zweck der Übung ist sehr durchsichtig: Kimpel und die Leute um ihn der Öffentlichkeit und den übrigen Lehrern mit einigen kräftigen Behauptungen als „konsequent regierungsfeindlich" zu denunzieren und ihm damit seine Arbeit unmöglich zu machen. Das wird ihr nicht gelingen. Denn der Ton, in dem die Regierung einem alten Pädagogen, dem Historiker des hessischen Schulwesens, gegenüber von „Belehrungen" spricht, ist nicht gerade angetan, versöhnlich zu wirken. Kimpel selber ist ein ebenso ruhiger und erfahrener Schulmann als liberaler und entschiedener Politiker. Die Regierung aber ist konservativ, und deshalb läßt sie ihre Macht spielen. Das geht um so leichter, wenn sie es auf dem Umweg über den Versuch einer beruflichen Kaltstellung tun kann.

Die Post, Nr. 19, 1927, S. 2

Vom Postgeheimnis

Der Reichsminister der Justiz hat auf eine Anfrage des Reichsgerichtsrats Dr. Ebermayer, ob Briefe, die ein Gefangener an seinen Verteidiger schreibt, der Briefzensur unterliegen, folgendes geantwortet:

Briefe, die ein Gefangener an seinen Verteidiger schreibt, unterliegen der Briefzensur nicht. Sie sind ebenso wie Briefe, die der Verteidiger an den Gefangenen richtet, vom Postgeheimnis geschützt. Dies ergibt sich aus § 148 Abs. 2 der Strafprozeßordnung, wonach der Verkehr des Gefangenen mit seinem Verteidiger nicht überwacht werden darf. Dieser Grundsatz ist auch in § 4 Abs. 2 der Dienstordnung für Gefangenenanstalten ausdrücklich anerkannt.

Die Verfassung der deutschen Landgemeinden

Von Dr. Hans Peters, Professor an der Universität Berlin.

einzelnen zu legen. Natürlich müssen in diesen Versammlungen die hauptsächlichsten Aufgaben der kommenden Landtagsperiode gekennzeichnet und die Vorgänge der letzten Sessionen des Preußischen Abgeordnetenhauses gründlich kritisiert werden. Die freiheitlichen, fortschrittlichen Forderungen, die wir Liberalen dem Preußischen Landtag zu präsentieren haben, sind genügend bedeutsam und volksfreundlich, um aus lauen Versammlungsbesuchern warme, interessierte liberale Wähler zu machen.

Ist die Kleinarbeit so weit fortgeschritten, daß die notwendige Zahl der Wahlmänner vorhanden und eine größere Stimmenziffer für sie gesichert ist, so soll **der liberale Kandidat persönlich** herangezogen werden, um in den größeren Orten des Wahlkreises durch Versammlungen, in den kleineren durch Besuche bei den liberalen Wahlmännern sich bekannt zu machen. Wiederholte Zusammenkünfte aller Wahlmänner eines Kreises mit dem Kandidaten sind sehr zweckmäßig, zumal viele Einzelfragen der praktischen Wahlvorbereitung zu besprechen sein werden.

Aus diesen Darlegungen geht schon hervor, daß nur da ernsthaft der Kampf aufgenommen werden kann, wo sich in den Wahlkreisen arbeitsfähige und arbeitsfreudige **Organisationen** befinden. Einzelne Parteifreunde können, auch wenn sie noch so arbeitsfroh und opferbereit sind, die zahllosen Besuche, Besprechungen, kleinen Versammlungen usw. nicht auf sich allein nehmen; Vereine sind dazu unbedingt notwendig. Deshalb heißt es für uns Liberale in Preußen jetzt mehr denn je früher: **an den Ausbau der Organisationen denken.** Die Beschaffung von neuen Mitgliedern muß für größere Vereine dauernd eine wichtige Aufgabe bleiben; **dringlicher ist aber im Augenblick die Gründung neuer, wenn auch anfangs kleiner Vereine** vor den Toren der großen Städte, in Kleinstädten und auf dem Lande. Jeder Wahlkreis, den wir ernsthaft bearbeiten wollen, muß bis zum Schluß dieses Jahres in **allen** Hauptorten liberale Vereine haben. Wenn die dann im Januar und Februar nächsten Jahres ausschwärmen und die oben skizzierte agitatorische und organisatorische Kleinarbeit für die Wahlen leisten, wird in der zweiten Hälfte des Winters noch viel zur Sicherung liberaler Landtagswahlsiege geschehen können.

Aber **keine Zeit darf versäumt werden!** Wer Erfahrung in der praktischen Agitation hat, weiß, daß die Gründung neuer Vereine zeitraubend ist, wenn man gewissenhaft und Erfolg verheißend vorgehen will.

Diese ganze Vorbereitungsarbeit muß in der Hauptsache von den Parteivereinen im Lande geleistet werden. **Die Berliner Zentrale kann dabei nur recht wenig nützen.** Bekanntere Redner mögen erst verlangt und verwandt werden, wenn die Kleinarbeit vollendet und dann noch eine Entflammung der Urwähler, eine Interessierung größerer Wählermassen notwendig ist. Dann mögen die immer mit Vorliebe geforderten „zugkräftigen Berliner Redner" hinausgehen und in den großen Provinzialstädten Versammlungen abhalten, deren Berichte die Urwähler in den Zeitungen ihres Kreises lesen können. Vorher bedeutet es aber Zeitverlust und Kraftvergeudung, wenn unsre Vereine in Preußen allzuviel Gewicht auf Vermehrung ihres Mitgliederbestandes in den größeren Städten legen und darüber die dringliche Kleinagitation auf dem Lande versäumen.

Die Zeit drängt! Jeder kennt in seinem Bezirke die Wege, die gegangen, die wirksamsten Reden, die gehalten, die besten Mittel, die angewandt werden müssen. Auf zur Arbeit! Wir Liberale dürfen nicht, wie bei früheren Landtagswahlen, in Wahlkreisen, in denen wir zu den Reichstagswahlen stark vertreten sind, tatenlos den Konservativen oder den Agrarier zum Siege gelangen lassen. Auch wo uns kein sofortiger voller Erfolg winkt, müssen wir doch Wahlmänner gewinnen und liberale Kandidaten aufstellen. Nicht nur ehren- und schandenhalber, sondern weil die ganze dadurch notwendige Kleinarbeit und Personengewinnung uns für kommende Reichstagswahlen wieder außerordentlich zugute kommt. Also sei unser Grundsatz: **Kein Wahlkreis mit liberalen Organisationen bleibe ohne liberalen Landtagskandidaten.**

Fr. Weinhausen.

Reform der Gemeindeverfassung?

Verein für Sozialpolitik II

Den zweiten Verhandlungsgegenstand auf der diesjährigen Tagung des Vereins für Sozialpolitik bildete „**Die Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte.**" Im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Themas war der Besuch der Tagung leider ein recht schwacher. Vor allem hatten die Stadtverwaltungen selbst, die in diesem Falle doch die Hauptinteressenten waren, bedauerlicherweise nur in ganz geringer Zahl beauftragte Vertreter entsandt. Wenn die Städte heutigen Tags fast jeden Kongreß beschicken, der mit irgend einem städtischen Verwaltungszweige auch nur halbwegs in Beziehung steht, so war es ihre Pflicht, sich auch hier durch Männer vertreten zu lassen, die vom Standpunkte kommunaler Praxis sich zu der großen Frage äußern konnten: genügt die bestehende Verfassungs- und Verwaltungsorganisation unsrer Städte den Anforderungen, die wir **als Sozialpolitiker** an sie stellen müssen? Offenbar aber war die Mehrheit der Städte der Ansicht, daß ihre Vertreter oder sie selbst zur Klärung dieser Frage nichts beizutragen hätten, oder daß sie aus ihrer Erörterung mindestens nichts lernen könnten.

Daß eine solche Auffassung irrig sei, mußte schon demjenigen klar werden, der die sechs zur Vorbereitung der Verhandlungen herausgegebenen **Schriftenbände** auch nur flüchtig durchsah. Hier waren von sachkundiger Seite die rechtlichen Grundlagen der deutschen, österreichischen und schweizerischen Städteverwaltungen dargestellt. Das Bild, das allein die deutschen Städteordnungen bieten, ist annähernd so buntscheckig wie das des deutschen Vereinsrechts. Und wie das Vereinsrecht, so legt auch das deutsche Städterecht dem Politiker die doppelte Frage nahe: findet diese Vielgestaltigkeit heute noch in **sachlichen**, nicht mehr bloß in geschichtlichen Erwägungen ihre Begründung, und kann vielleicht **eine** der einzelstaatlichen Städteordnungen in ähnlicher Weise für eine städterechtliche Neuschöpfung als Vorbild dienen, wie etwa das württembergische Vereinsrecht zum Vorbilde für ein Reichsvereinsgesetz benutzt werden könnte? Vielleicht wäre der praktische Ertrag der Magdeburger Debatten noch größer gewesen, wenn diese **vergleichenden Gesichtspunkte** mehr als es geschah hervorgekehrt worden wären.

Nicht weniger als drei Referenten waren bestellt, um in großen Zügen den Inhalt der vorbereitenden Schriften den Teilnehmern vorzuführen. Das Hauptreferat hielt **Professor Löning-Halle.** Er zeichnete mit großen Strichen ein Bild jener Zeit grundlegender Reformen, aus deren freiheitlichem Geist die erste preußische Städteordnung geboren ward. Er mußte aber natürlich auch der zahlreichen Verschlechterungen gedenken, die dieses große Werk großer Männer in den Zeiten reaktionären Epigonentums erfuhr. Als die beiden Kernpunkte der für die preußischen Städte zu erstrebenden Verfassungsreformen bezeichnete er unter allseitiger Beistimmung eine Beschränkung und genaue Umgrenzung der staatlichen **Aufsichtsbefugnis**, sowie die Abschaffung des **Dreiklassenwahlrechts.** Das städtische Bürgertum habe im Laufe der vergangenen hundert Jahre den Befähigungsnachweis dafür erbracht, daß es seine Angelegenheiten selbständig erledigen könne. Zwar habe die preußische Regierung im allgemeinen von ihrem Bestätigungs- und Aufsichtsrechte einen verständigen Gebrauch gemacht, trotzdem aber müsse man besonders auf dem Gebiete des Schulwesens und der Finanzpolitik den Gemeinden größere Bewegungsfreiheit geben. Für ihre Schulen brächten die Städte gewaltige Lasten auf, viel größere, als gesetzlich von ihnen gefordert würden; deshalb müsse man ihnen auch die Schulverwaltung anvertrauen. Zu beseitigen sei die Bestimmung des Kommunalabgaben-Gesetzes, nach der bei einer Erhöhung der Einkommensteuer über 100 pCt. der gesamte städtische Etat den Aufsichtsbehörden alljährlich zur Prüfung vorgelegt werden müsse. Vor allem aber müsse jede Versagung einer Bestätigung auf verwaltungsgerichtlichem Wege nachgeprüft werden können. Das Dreiklassenwahlrecht, wie es für die preußischen Städte in Geltung sei, sei heute ebenso entschieden zu verwerfen wie das veraltete Hausbesitzerprivileg. Die öffentliche Stimmabgabe

müsse fallen; dagegen sei es allerdings ausgeschlossen, das Reichswahlrecht auf die Gemeinden zu übertragen, wenn man die Städte nicht einseitigen Arbeitermehrheiten ausliefern wolle. Das berechtigte Streben, die Arbeiterschaft in stärkerem Maße als bisher an der Städteverwaltung teilnehmen zu lassen, dürfe nicht zu einer Verdrängung aller übrigen Bevölkerungsklassen führen.

Der zweite Referent, Bürgermeister Walz-Heidelberg, beleuchtete die Städteverfassung der süddeutschen Staaten. Nach seinen Darlegungen ist in Süddeutschland der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde weniger scharf abgegrenzt, was auch in dem Fehlen der norddeutschen „Magistratsverfassung" zum Ausdruck kommt. Den süddeutschen Städten sind wichtige Aufgaben der Staatsverwaltung übertragen, deren Erfüllung einen erheblichen Teil ihrer Kräfte in Anspruch nimmt. Das Wahlrecht ist demokratischer, der Erwerb des Bürgerrechts aber schwerer. Das sozialpolitische Gewissen der Städte ist in Süddeutschland wach, die sozialen Gegensätze sind geringer. Das Reichswahlrecht könnten die Städte nicht brauchen, schon deshalb nicht, weil seine Einführung sicher eine Verschärfung der Staatsaufsicht im Gefolge haben wird, die in Süddeutschland bisher nur in geringem Umfange besteht.

Den lebhaftesten Beifall fand der dritte Referent, Stadtrat Flesch-Frankfurt. Ein wohltuender, aus einer reichen praktischen Erfahrung geborener Optimismus durchzog seine temperamentvollen Ausführungen, zu deren Motto er das bekannte „Es geht auch so!" gewählt hatte. Auch unter der bestehenden Gemeindeverfassung haben die Städte sozialpolitisch Beträchtliches geleistet; man braucht also nicht auf eine neue Städteordnung zu warten, um kommunale Sozialpolitik treiben zu können. „Es geht auch so!" Man soll aber auch nicht ängstlich abwägen, ob die oder jene Klasse und Partei von einer Änderung des Wahlrechts zunächst die praktischen Erfolge haben werde. Das gleiche Wahlrecht wirkt ausgleichend; seine etwaigen Nachteile lassen sich durch gewisse, auch vom demokratischen Standpunkte zu rechtfertigende Kautelen beseitigen. Es wird also „auch so" gehen. Die Staatsaufsicht in ihrer jetzigen Form wirkt hemmend auf die Selbstverwaltung. Nicht ihre Aufhebung, aber ihre Einschränkung und gesetzliche Begrenzung fordern wir. Die Staatsbehörden müssen der Selbstverwaltung wohlwollender und vorurteilsfreier gegenübertreten. Zur Verwirklichung der großen sozialpolitischen Aufgaben fehle es den Gemeinden nicht selten an Geld, Zeit und Leuten. Eine zu scharfe Steuerpolitik kann zur „Steuerflucht" führen; es sind also nicht ausschließlich plutokratische Rücksichten maßgebend, wenn die Städte die reichen Leute nicht stark genug zur Steuerleistung heranholen. An Stelle einer unbeschränkten Vermehrung des Beamtenpersonals und einer Überlastung der ehrenamtlichen Organe muß teilweise besser eine Einschränkung der unmittelbaren städtischen Tätigkeit treten. Die freien Organisationen, Vereine, Aktiengesellschaften, Genossenschaften, müssen ergänzende Arbeit leisten, gerade damit die Städte ihre dringendsten sozialen Pflichten wirksam erfüllen können.

In der ausgiebigen, zum Teil recht lebhaften Debatte, die den Referaten folgte, forderte zunächst Professor Rosin-Freiburg die grundsätzliche Übertragung der Ortspolizei auf die Gemeinde, die er im Gegensatze zu Löning nicht lediglich als Organ des Staates, sondern als selbständige Rechtspersönlichkeit angesehen wissen wollte. Wolle man schon die Sicherheitspolizei dem Staate vorbehalten, so gehöre die Gesundheits- und Wohnungs-, die Verkehrs- und Marktpolizei sicher in die Hand der Gemeinde, die auf all diesen Gebieten die Zwangsbefugnisse korrekter und wirksamer anzuwenden imstande sei.

Im übrigen bildeten die Kristallisationspunkte der ganzen Diskussion die beiden schon von Löning herausgehobenen Fragen der Staatsaufsicht und des Wahlrechts. Besonders in der Wahlrechtsfrage platzten die Geister scharf aufeinander. Während Löning, Walz, Professor Wagner-Berlin und Oberbürgermeister Lentze-Magdeburg sich gegen eine Übertragung des Reichswahlrechts auf die Gemeinden aussprachen, wurde diese von Professor Max Weber-Heidelberg, Stadtverordneten Dr. Voßberg-Schöneberg, Dr. Sinzheimer-München, Stadtsyndikus Dr. Landmann-Mannheim, Professor Bücher-Leipzig, sowie von mehreren Arbeitervertretern aufs entschiedenste gefordert. Glaubten die Gegner des gleichen Kommunalwahlrechts hierbei hauptsächlich auf die Gefahr einer sozialdemokratischen Klassenherrschaft verweisen zu müssen, so hielten dem die Freunde einer völlig demokratischen Stadtverfassung die Gesichtspunkte der sozialen Gerechtigkeit und politischen Zweckmäßigkeit entgegen. Sie waren hierbei in der angenehmen Lage, auf die durchaus günstigen Erfahrungen zu verweisen, die man in süddeutschen wie norddeutschen Städten mit den sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktionen gemacht hat. Sie gaben einmütig der Hoffnung Ausdruck, daß gerade die Erlangung der vollen Gleichberechtigung auf die Arbeiterschaft einen assimilierenden Einfluß üben und schließlich am besten jene „Sicherheit des Reiches" garantieren werde, für deren Erhaltung Professor Wagner den starken Arm des Polizeistaates nötig zu haben glaubte. Ihm gegenüber wies mit besonderem Nachdruck Max Weber darauf hin, daß es wohl weniger staatspolitische Erwägungen, als vielmehr „dynastische Ängste" wären, aus denen man heute besonders in Preußen der Demokratisierung und Liberalisierung des Staatswesens widerstrebe, und daß gerade dieser Widerstand Preußens gegen jede großzügige Reform im Innern unser Ansehen nach außen schwäche und unsre Stellung in der Welt verschlechtere.

Leider blieb der Verfasser dieses Berichts der einzige, der auch für die Frauen das volle kommunale Wahlrecht mit der Begründung forderte, daß im Bereiche der städtischen Verwaltung so viele Aufgaben lägen, an deren Lösung gerade die Frauen mitzuarbeiten berufen seien, und daß es andrerseits keinen besseren Weg für die Frauen gäbe, sich in die Einzelgebiete des sozialen und politischen Lebens praktisch einzuarbeiten. Professor Löning wollte zwar die Mitarbeit der Frauen in einzelnen Verwaltungszweigen nicht missen, glaubte aber die Frage des Frauenstimmrechts mit der Bemerkung abtun zu können, daß diese Forderung zurzeit in Preußen keine Aussicht auf Erfolg habe. Demgegenüber glaubte der Unterzeichnete darauf hinweisen zu müssen, daß der Verein für Sozialpolitik seine Forderungen nicht nach der Gunst oder Ungunst der politischen Konjunktur, sondern aus dem Gesichtspunkte sozialer Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit zu stellen habe, und daß man andrerseits auf die Dauer die Frauen nicht nur als gelegentliche Mitarbeiterinnen dulden dürfe, sondern sie zu vollberechtigten Stadtbürgerinnen machen müsse.

Überblickt man den Verlauf der zweitägigen Verhandlungen über unser Thema, so läßt sich das eine Ergebnis zweifellos aus allem Widerstreit der Meinungen herausschälen: das bestehende Kommunalwahlrecht in Preußen hat eine einstimmige Verurteilung erfahren. Wie Stadtrat Flesch in seinem Schlußwort hervorhob, sind die zum Ausdruck gekommenen Differenzen geringer, als es zunächst schien: einstimmig verurteilt wurde das Hausbesitzerprivileg, wurde die öffentliche Stimmabgabe, wurde der plutokratische Charakter der Drei-Klassenwahl. Konnte sich der eine Teil der Versammelten nicht für das gleiche Wahlrecht erwärmen, so wurde andrerseits auch von den Anhängern dieses Wahlrechts teilweise zugegeben, daß Forderungen, wie die nach einjähriger Wartezeit und Einführung der Verhältniswahl für die städtischen Wahlen, sehr wohl diskutabel sind. Die Hauptsache bleibt aber, daß eine freiere Verfassungsform und größere Bewegungsfreiheit für die Städte von allen Seiten als unumgängliche Vorbedingungen einer zeitgemäßen und sozialen Kommunalpolitik bezeichnet worden sind. Die Stimme eines solchen Kongresses, auf dem hervorragende Wissenschaftler sich mit erfahrenen Praktikern zu gemeinsamer Gedankenarbeit und Aussprache vereinten, kann ja nicht ungehört bleiben. Wird uns auch das nächste Jahr, in dem wir die Hundertjahrfeier der Preußischen Städteordnung begehen, noch keine durchgreifende kommunale Verfassungsreform bringen, so ist ihr Kommen durch die Magdeburger Verhandlungen doch in etwas greifbarere Nähe gerückt.

Walter Voßberg.

Was der preußischen Volksschule not tut

(Schluß.)

Herr v. Zedlitz hat vollkommen recht, wenn er verlangt, „daß, wie wir zum Landwirtschaftsminister, zum Kriegsminister und zum Justizminister einen Fachmann haben, so auch naturgemäß für die Unterrichtsverwaltung einen Mann haben müssen, der nach allen Richtungen hin praktisch und theoretisch mit dem Unterrichtswesen, mit der Bildung unsres Volkes in engem Zusammenhang steht." Diese Forderung hat zur Voraussetzung, daß auch in den unteren Instanzen das fachmännische Prinzip zur Herrschaft kommen muß. Denn gerade hier muß man mit dem sichern Blick eines erfahrenen Fachmannes die auftretenden Hemmnisse erkennen und die sich in der Praxis entwickelnden Kräfte zur Förderung einzelner Zweige oder des Bildungswesens im ganzen verstehen und leiten können, von hier aus müssen die Anregungen für eine Weiter- und Höherentwicklung nach oben weitergegeben, die Wirkungen aller Maßnahmen der Zentralinstanz prüfend beobachtet werden. Die ganze Verwaltung muß von dem alles von oben herab reglementierenden Bureaukratismus befreit und von dem Gedanken gänzlich losgemacht werden, daß alles Heil immer nur von oben kommen könne. Eine hundertfache Erfahrung beweist, daß einzelne Schulen und große Schulsysteme da blühen und sich entwickeln, wo an den Stätten der täglichen, oft recht aufreibenden Arbeit die Kräfte schaffensfreudig erhalten werden, wo jeder einzelne für die Interessen der Schule und der Volksbildung sich mitverantwortlich fühlt und das auch mit Freimut bekennen darf. Die weitreichende, segensreiche Wirksamkeit eines Dörpfeld und seiner Freunde im Wuppertal wird in dieser Hinsicht stets vorbildlich bleiben.

Eine solche Arbeit vermag aber die Lokalinspektion unserm Schulwesen nicht zu leisten. Ein Freund des Herrn v. Kardorff, ein Schulmann vom Gymnasium, drückte das einmal mit folgenden drastischen Worten aus: „Würden Sie glauben, daß es richtig wäre, wenn man die Marineoffiziere dazu anwiese, sechs Wochen Reitunterricht zu nehmen und dann die Kavallerieschwadron zu inspizieren?" Ja es ist so: durch einen sechswöchigen Hospitierkursus am Seminar kann kein Geistlicher zum Fachmann werden, auch nicht durch die Übungen in der Katechese während der Studienzeit. Die Schulwissenschaft kann heute erfolgreich nicht mehr so nebenbei betrieben werden; sie verlangt eine Lebensarbeit für sich in theoretischer und praktischer Beziehung. Daß die Lokalinstanz versagen muß, liegt zum andern auch in ihrer Doppelstellung begründet. Ganz naturgemäß muß sich das Interesse des Geistlichen seinem eigentlichen Berufe zuwenden, der heute mehr als je seine ganze Kraft verlangt. Die Initiative, die den herrschenden Mißständen und den Widerständen, die von andern Verwaltungsinstanzen ausgehen, energisch zu Leibe geht, ist überhaupt nicht oder doch nicht in ausreichendem Maße vorhanden. Und wo dennoch ein einzelner Auge und Herz für die Schwere solcher Zustände hat, da stehen Patron und Gemeinde hinter ihm, um ihm in den Arm zu fallen, wenn er einen energischen Schritt wagen sollte. Das bedeutet aber nichts anderes als Konservierung der bestehenden Zustände. Die heutige Lokalinspektion ist ein Hemmnis unsres Volksschulwesens. Wir können uns deshalb nicht wundern, wenn im Volke der Wert einer guten Schulbildung vielfach nicht recht empfunden und deshalb nicht hoch genug eingeschätzt wird. Der Geistliche wird zu seinen Gemeindegliedern stets als Geistlicher, nicht als Schulmann gehen. Die Pflege der Verbindung von Schule und Haus zur Förderung von Bildungsfragen muß leiden, wo eine Verknüpfung von Elternhaus und kirchlichen oder seelsorgerischen Interessen in den Vordergrund tritt. In der nächsthöheren Instanz, wo die Widerstände andrer Verwaltungen fühlbar werden und sich hemmend in den Weg stellen, ist der Fachmann eine ebenso seltene Erscheinung. Die wenig intime Kenntnis der Zustände im kleinen wie im großen, der ursächlichen Zusammenhänge hat sich aber als nicht stark genug erwiesen, jene Widerstände zu überwinden, die oft ausgehen von Personen, die nicht einmal die alleroberflächlichste Kenntnis des Volksschulwesens, von den Vätern aber vielfach die innere Abneigung gegen dasselbe überkommen haben, neuerdings auch noch bestrebt sind, den rein wirtschaftlichen Fragen unter allen Umständen den Vortritt zu verschaffen. Und so ist es denn gekommen, daß sich aus kleinen Übelständen fast unausrottbare Schäden entwickeln konnten, die bald zu den normalen Schuleinrichtungen gezählt werden können. Eine auf dem Prinzip der fachmännischen Organisation sich aufbauende Verwaltung hätte es unmöglich dahin kommen lassen; treffen wir doch in andern Zweigen der Staatsverwaltung nirgend etwas Ähnliches.

Es ist nur zu natürlich, daß die Schule, nicht von sicheren Händen gehalten und geführt, oft zum Opferlamm sich streitender Gewalten werden mußte. Jeder fragt: Was kann die Schule tun? wenige: Was müssen wir für die Schule tun? Bald will man durch sie die destruktiven Mächte im Staat mit Stumpf und Stiel ausrotten, bald macht man allen Ernstes den Vorschlag, ihren Etat um 100 Millionen zu kürzen, weil sie die erwarteten Hoffnungen nicht erfüllt hat. Konfessionelle Interessen stellt man über die allgemeinen Bildungsinteressen. Durch die vielen einflußreichen Mitregierer, die keine Schulleute sind, wird eine Menge von Dingen mit der Schule in Verbindung gebracht, die sie belasten und beunruhigen und den Gang ruhiger Entwicklung stören und aufhalten. Darum: Soll unser Schulwesen wieder gesunden, dann kann es nur dadurch geschehen, daß der Fachmann in alle Instanzen der Verwaltung einzieht und zu entscheidender Geltung kommt. „Groß sind die Sorgen, die uns das höhere Schulwesen, die Mädchenschulreform, die Mittel- und die Fortbildungsschulen machen; groß noch immer die Sorgen um die Universitäten und zumal um den Fortbestand einer freien Theologie. Aber was ist das alles gegen die Not der Volksschule? (Professor Schiele). Der kommende Winter wird zeigen, ob der „neue Herr" von neuzeitlichem Geiste erfüllt ist und das Maß von Energie, welches zur Überwindung der Widerstände im eignen Ressort und der andrer Verwaltungen unbedingt notwendig ist, wenn es im preußischen Schulwesen wieder vorwärts und aufwärts gehen soll.

Bruno Stark.

Reise in Kamerun

XIII

Fumban, 2. Februar 1907.

Eigentlich sollte ich seit heute früh wieder auf dem Marsch sein. Es war auch schon gestern abend alles fertig gepackt und auf früh 5 Uhr Wecken angesagt, aber nun weiß ich überhaupt nicht mehr, wie bald ich von hier fortkomme. Heute Nacht sind meine Träger bis auf einen einzigen, der hier geblieben ist, sämtlich ausgerissen! Ich kam mit Herrn Stössel gestern abend vom Missionarshause zurück, sah etwa noch um 11 Uhr nach den Leuten und fand sie anscheinend ganz harmlos teils schwatzend, teils schlafend. Nachts zwischen 1 und 2 Uhr kamen Thomas und Jonny mit der Meldung: „all leplar? (soll heißen labourer) run!" „Unsinn", sagte ich, „warum denn?" Aber sie waren doch weg. Ich hatte noch nicht einschlafen können und wohl einiges Gehen und Laufen auf dem Hofe gehört, aber mir nichts dabei gedacht. Die Schwarzen sind nachts immer unruhig, namentlich wenn sie nicht sehr ermüdet sind und reichlich zu essen haben. Manche schmoren, kochen, braten und schwatzen dabei bis zum frühen Morgen. Im ersten Augenblick war ich recht erschrocken und schickte sofort Jonny und Jakob aus, um jemand von Jojas Leuten zu wecken und die Verfolgung aufzunehmen. Nach zwei Stunden kamen die beiden zurück und meldeten, es seien wegekundige Leute fortgeschickt, um die Flüchtlinge einzuholen. Das wird wohl nicht viel helfen, auch wenn es wahr sein sollte und die angeblichen Verfolger nicht wieder schlafen gegangen sind, sobald meine beiden Soldaten fort waren. Ich sandte früh morgens zu Joja, und ließ ihn um neue Träger bis Joko bitten, die angeblich morgen früh eine Stunde vor Sonnenaufgang da sein sollen. So ganz sicher überzeugt von der Sache bin ich freilich nicht. Wenigstens weiß ich jetzt, weshalb meine Leute ausgerückt sind. Es waren Jabassis, die als eine Art Strafgefangene oder Geißeln für das Wohlverhalten ihres Stammes, der unruhig gewesen war, von ihren Häuptlingen nach Duala gestellt waren, um dort eine Zeit lang für das Gouvernement zu arbeiten. Da man in Duala immer große Schwierigkeiten hat, um Träger anzuwerben, so nahm ich das Anerbieten der Verwaltung, mir die Leute gegen das übliche Tagegeld als Träger zu überlassen, natürlich mit großem Dank an. Sie sind auch immer gut behandelt worden und haben vor allen Dingen überreichlich zu essen bekommen, so daß mir mein Freund Jonny schon manchmal anfing, Vorhaltungen zu machen, die Träger brauchten kein so gutes Essen. Ich merkte aber wohl, wie diesen Menschen aus dem feuchten, tiefen, heißen Waldland der Marsch

über das Hochland schwer wurde. Namentlich die beiden letzten Tage von Nun bis nach Fumban waren überaus anstrengend. Gestern nun, wird mir jetzt erzählt, kamen hier eine Menge Jabassis als Träger mit Waren für eine hiesige Firma an. Diese sollten abends 6 Uhr abmarschieren, und beim Anblick ihrer Landsleute ist meiner Kohorte die Sehnsucht nach Hause offenbar zu mächtig geworden, und sie sind mir auf und davon gegangen! Von hier nach Jabassi führt ein seit kurzem eröffneter direkter Karawanenweg, auf dem man bei etwas beschleunigtem Marsch in 10 Tagen hinunterkommen soll. Von Jabassi bis Duala ist es dann nur noch ein Tag zu Wasser auf dem Wurifluß. Nur einer von den 16 Mann ist zurückgeblieben. Er hat auch Thomas und Jonuy in der Nacht geweckt, um zu sagen, daß die andern fort sind. Ich fragte ihn, warum er nicht mitgelaufen sei. Er machte ein ernstes Gesicht, schüttelte den Kopf und meinte, ihm sei in Duala gesagt worden, sie sollten mit mir gehen, und sie hätten immer reichlich zu essen gehabt, auch hätte er immer Salbe bekommen, wenn ihm sein Fuß wehtat. Ob das nun Dankbarkeit oder etwas anderes ist, weiß ich nicht; jedenfalls soll der Mann den Lohn für seine gute Tat bald ernten. Der Waschboy Fuda hat leider richtig schwere Lungenentzündung; ich habe ihm seinen Lohn bis zum gestrigen Tag, dazu etwas Zeug und Tabak zur Verpflegung und für den Rückweg nach Duala, bei Herrn Stössel gelassen. An Mitnehmen ist nicht zu denken. Mbanjo (so heißt der treu gebliebene Jabassi) wird also seine Lasi loswerden und zum Waschmann avanzieren. Unterwegs bekommt er statt Fuda die Schrotflinte zu tragen.

Joja schickt wieder Mimbo und läßt sagen, die Träger und ein wegekundiger Führer würden morgen früh sicher zur Stelle sein. Es tut mir wirklich leid, daß ich nicht länger Zeit habe in Fumban zu bleiben. Dieser Negerkönig, seine Stadt und sein Volk sind wert, daß man sie länger studiert. Gestern abend bei Göhrings fragte ich, was für eine Religion die Bamums hätten. Herr Göhring meint: gar keine, außer vielleicht etwas Aberglauben! Joja selbst soll manchmal darüber sprechen, daß seine Untertanen allerlei dummes Zeug treiben, er selbst glaube nichts davon. Tatsächlich sieht man wenigstens äußerlich im Lande Bamum wenig, was auf irgend welche religiöse Dinge hindeuten könnte. Im Bamilekeland stehen überall am Wege, namentlich an den Wasserläufen, die verschlossenen Fetischhütten, und man sieht auch häufig Opferplätze, die Jonuy, wenn man ihn fragt, immer mit der kurzen Antwort abtut: place for God. Hier ist nichts dergleichen zu sehen. Ich kann mir aber nicht denken, daß die Bamums nicht zum mindesten irgend etwas wie Totenkultus haben sollten. Jojas Vater zog, als Joja noch ein kleiner Knabe war, in den Krieg gegen Bali-Kumbat, den kriegerischsten und mächtigsten der Balistämme im Westen. Er hatte durch englische Händler vom Niger her Gewehre und Pulver erhalten und glaubte des Sieges sicher zu sein, fiel aber in einen Hinterhalt und kam mit dem größten Teile seines Heeres um. Als die Bali-Kumbats sich vor einigen Jahren der deutschen Herrschaft (die aber noch auf sehr schwachen Füßen bei ihnen steht) unterwarfen, wollten sie auch mit Joja wieder Freundschaft machen und schickten ihm den Kopf seines Vaters zurück. Als die Gesandtschaft mit dem Schädel in Fumban ankam und Joja ihn erhielt, soll er sehr aufgeregt gewesen sein, sich in sein Haus eingeschlossen haben und mehrere Tage lang nicht zum Missionar hinaufgekommen sein. Auf dem großen freien Platz vor der Residenz steht ein alter Ficusbaum, mit einem weitverzweigt über den Erdboden hinkriechenden Wurzelwerk. Unter diesem Baum soll Jojas zwölfter Vorfahr, der erste Herrscher von Bamum, begraben sein. Einen merkwürdigen Platz zeigte mir auch bei einem Spaziergang mitten in der Stadt Herr Stössel. Es war ein langer Baumgang mit hoher Mattenumzäunung zu beiden Seiten, durch den ein wenig betretener Fußpfad führte. Der Zugang war mit einer ziemlich verfallenen Hängetür aus Bambus verschlossen. Am Ende des Ganges, der in einem runden von Mattenzäunen umschlossenen kleinen Platz blind endigte, lagen einige alte Tontöpfe, und auf zwei kleinen Bäumchen steckten ein paar eiserne Glocken. Es war also ein Begräbnisplatz, denn sowohl die Töpfe als auch die Glocken dienen im ganzen Graslande, bei den Balis, Bamilekes und Bamums, ja auch schon im Bakossital südlich vom Manenguba, als Zeichen der Geisterverehrung an einem bestimmten Platz. Die Geisterverehrung aber ist damit gegeben, daß hier Tote beerdigt sind. Im Bakossilande findet man die Begräbnisplätze mit den aufgetürmten Töpfen zu Hunderten längs der Pfade, die ein Dorf mit dem anderen verbinden, und an den Plätzen, wo besonders mächtige Geister verehrt werden, sind manchmal Hunderte von Töpfen aufeinander gehäuft. Joja wollte auf Befragen nicht recht mit der Sprache heraus, was das für ein Ort in seiner Stadt sei. Er sagte schließlich, es wäre ein Gefängnis, aber das muß eine Ausrede gewesen sein, denn einen unzweckmäßigeren Ort, um Gefangene am Entweichen zu hindern, als diesen Platz mit seinen defekten Mattenzäunen hätte man schwer finden können.

Ich fragte Herrn Göhring, ob wohl daran zu denken sei, daß Joja sich taufen ließe. Er meinte „nein", und zwar aus dem Grunde, weil er, wenn auch alles andre einleuchtend gemacht werden könnte, doch nie von seinen Weibern lassen würde. Die Vielweiberei ist bei den afrikanischen Negerstämmen das stärkste Hindernis gegenüber der Missionspredigt; einerseits wegen der sinnlichen Natur der Neger, andrerseits deshalb, weil hiervon abgesehen, nach der herrschenden Auffassung der Besitz von Weibern die bestmögliche Kapitalsanlage bedeutet. Wenn Vornehme und Fürsten wie Joja 100, oder wie der Lamido von Ngaundere gegen 1000 Weiber haben, so spielt neben dem sexuellen Motiv freilich auch das Prunkbedürfnis eine große Rolle. Ein Teil von diesen Weibern wird aber zu nichts andern gebraucht, als zu ganz gewöhnlicher Arbeit, zur Herstellung von Gespinststoffen, Matten, Schüsseln, Flechtwerk und allem möglichen sonstigen Hausrat. Bei wohlhabenden Eingeborenen auf dem flachen Lande dienen die Frauen zur Feldarbeit. Die Bestellung des Ackers ist vor allen Dingen Weiberarbeit; wer am meisten Weiber hat, kann die größte Ackerfläche unter Kultur nehmen und hat die größten Erträge. Hierfür spielt natürlich weniger das Alter als die Arbeitsfähigkeit eine Rolle, und so erklärt sich auch das bei vielen Bantuvölkern vorhandene Gesetz, daß der älteste Sohn auch alle Weiber des Vaters erbt und großen Wert auf diese Erbschaft legt.

Es war unsagbar behaglich und heimatlich am Tisch des Ehepaares Göhring bei der brennenden Lampe und den vielerlei Merkwürdigkeiten aus diesem Lande, Proben der Kunstfertigkeit und des Gewerbes der Eingeborenen, die sich im Missionshause angesammelt hatten und freundlich umhergezeigt wurden. Manches bewunderte Stück fand auch seinen Weg als Gastgeschenk in die Hände des Besuchers. Göhrings haben ihre Arbeit in Bamum damit angefangen, daß sie eine Schule für Knaben und Mädchen aus dem Volke errichteten. Auch einige von Jojas Kinder sind darunter. Joja hat den Gedanken vom Schulunterricht seiner Untertanen mit dem größten Eifer aufgenommen und strengen Befehl gegeben, daß die Schule nicht geschwänzt wird. Das provisorisch nach Eingeborenenart aus Bambu mit Grasdach erbaute Schulhaus bietet Raum für etwa 80 Kinder. Auch die Sitzbänke und die Decken sind aus Bamba, den gespaltenen Raphiarippen, die hierzulande wirklich das Universalmaterial für alles sind. Des Missionars Einfluß auf den Häuptling ist offenbar sehr bedeutend, und Herr Göhring ist klug genug, ihn nur mit Vorsicht und nur für naheliegende und unbedenklich erreichbare Zwecke zu benutzen. Bamum ist noch ganz heidnisch; das nächste Sultanat nach Norden zu, Banjo, gehört bereits zu Adamaua und ist muhammedanisch. Die Entfernung beträgt zwölf gute Tagemärsche; in der Mitte liegt die Grenze zwischen beiden Gebieten. In Bali, wo Herr Göhring früher stationiert war, und wo die Baseler Mission schon seit einer Reihe von Jahren arbeitet, gibt es auch Anfänge zu einer getauften Gemeinde. Im allgemeinen ist Herr Göhring der Meinung, daß es hier in Bamum einer längeren Vorarbeit, vor allen Dingen jahrelangen Unterrichts in der Schule bedürfen wird, um gewissenhafterweise mit Taufen vorgehen zu können. Überhaupt ist Vorsicht und ein starker praktischer Zug bei der Arbeit eine angenehm hervorstechende Seite in der Tätigkeit der Baseler Mission.

Die größten Schwierigkeiten kommen in Gebieten wie Bamum durch das Eindringen des europäischen Handels vor. Natürlich handelt es sich dabei um eine unvermeidliche und notwendige Entwicklung, aber im einzelnen vollzieht sie sich unter zum Teil sehr unerfreulichen Erscheinungen. Die Kaufleute im Innern von Kamerun sind teils Angestellte der größeren an der Küste ansässigen Firmen, teils selbständige Händler, durchweg junge Leute, viele in direkt jugendlichem Alter. Auch unter ihnen gibt es nicht nur geschäftstüchtige, sondern auch sachlich besonnene und liebenswürdige Leute, die ein Bewußtsein von der Verantwortlichkeit jedes Weißen in solchen noch ganz im ersten Stadium der Aufschließung begriffenen tropischen Kolonialgebieten besitzen. Von der Mehrzahl aber kann man wohl sagen, daß der vollkommen rücksichtslose, nackte und nicht selten bis zur Gier gesteigerte Wunsch nach Gewinn die Haupttriebfeder ihrer Arbeit bildet. Die Hauptsache im Innern ist immer der Kautschuk. Am Kautschuk macht der selbständige Händler den größten Gewinn und am Kautschuk beteiligt jede Firma ihren Angestellten. Das Haupthaus in Bremen oder Hamburg bewilligt dem Generalvertreter an der Kamerunes Küste Provision, der Generalvertreter dem Agenten auf den größeren Plätzen im Innern, der Agent den jungen Leuten, die irgendwo tief drinnen im Urwald in ihrer Buschfaktorei hausen oder selbst mit Trägerkarawanen von Dorf zu Dorf gehen, um Kautschuk einzuhandeln. Bei dieser Jagd, könnte man sagen, hört jeder andre Sinn im Menschen außer dem für Kautschuk auf. Die Faktoristen führen das jämmerlichste Leben, essen Eingeborenenkost, versagen sich menschenwürdige Wohnung, auf Reisen selbst Zelt und Bett, nur um zu sparen, denn viele Firmen bewilligen monatlich ein bestimmtes Verpflegungsgeld, das den Angestellten ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Ausgaben für den Lebensunterhalt gezahlt wird. Je mehr die Zahl der Agenturen für den Kautschukhandel im Innern wächst, desto mehr verschärfen sich diese Zustände. Die einzige Art Lebensgenuß für den Faktoristen im Innern ist der Alkohol, wenn einmal eine Kiste Kognak oder Sekt von der Küste herauskommt, und das Treiben mit den schwarzen Weibern. Einige Zeit, bevor ich nach Fumban kam, war solch ein betrunkener Weißer spät abends zu Jojas Mutter, der Na, gekommen und verlangte in betrunkenem Zustande ein Weib. Auf die Antwort, er hätte ja schon eins bekommen, antwortete er, das wäre nicht genug, und tobte weiter. Um ihn zu beruhigen, wurde ihm noch

Digitized by Google

eine herausgegeben. Am nächsten Tage herrschte in der Stadt unter den Eingeborenen eine ziemliche Aufregung, die sich unter Mitwirkung des üblichen Whisky auch auf die Weißen übertrug. Man kam zusammen, bewaffnete sich, putzte und lud vor aller Augen die Gewehre. Darüber natürlich erst recht Aufregung bei den Leuten in der Stadt, bei Joja und bei der Na. Schließlich wurde durch verständiges Eingreifen von nicht beteiligter Seite die Ruhe wiederhergestellt. Das sind dann aber Situationen, wo die Gewehre, wenn es das Unglück will, wie man sagt, von selber losgehen. Ist einmal der erste Schuß gefallen und Blut geflossen, dann kann niemand für die weiteren Folgen einstehen. **Paul Rohrbach.**

Unsre Bewegung

Noch eine neue Broschüre ist, wie uns das Parteibureau mitteilt, soeben durch den Wahlverein der Liberalen veröffentlicht worden. Ihr Titel lautet: „Konservativ oder liberal? eine notwendige Entscheidung!" Die Bezugsbedingungen sind dieselben wie bei den in voriger Nummer schon angezeigten Schriften. Sie können von Parteifreunden in Einzelexemplaren gratis vom Parteibureau (Berlin, Dessauerstr. 13) bezogen werden. Bei Abnahme von größeren Mengen kostet das Stück 6 Pf.

Werbearbeit. Vom „Hilfe"-Verlag werden täglich größere Mengen Probenummern für die Versammlungsagitation bestellt. Das bloße Verteilen einzelner Nummern ist in der Regel zwecklos, da das Interesse ebenso schnell verfliegt wie es gekommen ist. Die Versammlungsbesucher müssen sich in einer herumgereichten Liste sofort für ein festes oder Probe-Abonnement erklären. Allen fleißigen Helfern Glückauf!

Sachsen. Liberaler Landesverband. V. E. Breslauer, Leipzig, Johannisgasse 3. Da Generalsekretär Weinhausen am 17. November anderweitig in Anspruch genommen ist, wird die Landesversammlung auf den 24. November verschoben.

Bütow (Liberaler Verein. V. Oberpostpraktikant Hennigs) und **Rummelsburg** i. Pommern (Liberaler Verein. V. Schneidermeister Schwolow). Am 21. und 22. September sprach in zwei sehr gut besuchten Versammlungen der frühere Reichstagsabgeordnete Herr v. Gerlach. Redner ging von dem durch die Junker verschuldeten Zusammenbruch Preußens 1806/07 aus. Um den Staat wieder in die Höhe zu bringen, habe der Freiherr von Stein die Städteordnung geschaffen und die Erbuntertänigkeit der Bauern beseitigt. Freilich erst nach dem heftigsten Widerstand der Großgrundbesitzer. Heißt es doch in einer Eingabe der Ritterschaft aus dem Kreise Stolp: „Das Leben auf unsern Gütern würde uns zur Hölle werden, wenn freie Bauern an unsern Grenzen sitzen." Heute ist dem Junker der Bruder Bauer ein Objekt des Stimmenfangs, dem er besonders in Wahlzeiten wohl oder übel einmal herablassend die Hand drücken muß. Im weiteren Verlauf seiner interessanten, oft von Beifall unterbrochenen, Ausführungen wies der Redner den Vorwurf des mangelnden Patriotismus, den die Konservativen den Liberalen so gern machen, zurück. In der Zollfrage, in der Steuerfrage, in der Flottenfrage, in der Rechtsprechung — überall vertreten die Liberalen die Interessen des ganzen Volkes, während die konservativen Junker immer zuerst an sich denken. Die Hochburg der Junker sei das preußische Abgeordnetenhaus, in dem sie herrschten dank dem Dreiklassenwahlrecht. Dieses durch das Reichstagswahlrecht zu ersetzen, dafür müsse jetzt alle Kraft der Liberalen eingesetzt werden. — Zum Schluß beider Versammlungen wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die vom liberalen Verein in Rummelsburg (Bütow) einberufene Versammlung hält die Einführung des Reichstagswahlrechts für den Preußischen Landtag für die dringendste politische Aufgabe der Gegenwart und ersucht die liberalen Abgeordneten, mit aller Energie dafür einzutreten."

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Frankfurt a. M., A. Z. VII.	M.	5.—
Hamburg, Dr. A. III.	„	5.—
Würzburg, I. B. VII.	„	5.—
Zusammen	M.	15.—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 41	„	3095,75
	M.	3110.75

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter. Die scharfmacherische Presse lobt angesichts des großen österreichischen und des drohenden englischen Eisenbahnerstreiks die Weisheit und den Weitblick des preußischen Eisenbahnministeriums, das rechtzeitig dafür Sorge getragen hätte, daß ähnliche Gefahren einer passiven Resistenz oder gar einer allgemeinen Arbeitseinstellung ausgeschlossen seien. Es ist wahr, daß in den preußischen Beamten und Staatsarbeitern eine natürliche Abneigung gegen Verkehrstreiks, ein lebhaftes Verantwortungsgefühl gegenüber der Allgemeinheit lebt; aber der preußische Eisenbahnminister hat wahrhaft kein Verdienst daran. Wie rigoros auch heute noch die preußische Eisenbahnverwaltung vorgeht, dafür ist der Erlaß des Eisenbahnministers an die Spediteure Zeugnis, der die Annahme von Kutschern und Hilfsarbeitern untersagt, die dem (sozialdemokratischen) Gewerkschaftsverband der Transportarbeiter angehören. Der Geist, der in der preußischen Eisenbahnverwaltung herrscht, wird auch trefflich gekennzeichnet durch die Ablehnung der Ausbildung eines Streckenarbeiters zum Weichensteller bei der Bahnmeisterei Gießen, weil dieser Streckenarbeiter drei Jahre früher einmal bei einem Lohnkampf im Schneidergewerbe Streikposten gestanden habe! Dem gefährlichen Menschen wurde sogar der Dienst aufgekündigt, „da der Staat keine Sozialdemokraten unter seinen Angestellten dulde". Eine Beschwerde bei der Eisenbahndirektion Frankfurt a. M. mit dem Beweismittel seiner Zugehörigkeit zu einem konfessionellen Arbeiterverband war zwecklos. Ein einziger solcher Fall schafft den sozialdemokratischen Bestrebungen mehr Eingang, als viele Anstrengungen sozialdemokratischer Gewerkschaftsverbände.

Eine gewerkschaftliche Einigung, die seit Jahren heiß erstrebt wurde, scheint jetzt zur Tatsache zu werden: die anarcho-sozialistischen lokalorganisierten Gewerkschaften wollen sich mit den großen Zentralverbänden nun doch endlich verschmelzen. Die schweren Kämpfe der letzten Jahre und insbesondere der große Berliner Bauarbeiterstreik, der bekanntlich mit einer Niederlage der Arbeiter endete, haben die Unversöhnlichkeit der Lokalorganisierten gebrochen. Die größeren Vereinigungen haben schon Vorkehrungen getroffen, um die Verschmelzung demnächst beschließen zu lassen. Wie es scheint, hat die Vermittlung der sozialdemokratischen Parteileitung das Vereinigungswerk stark gefördert.

Der christlich-nationale Arbeiterkongreß, der nächste Woche in Berlin abgehalten werden soll, wird in der christlich-sozialen, antisemitischen und Zentrumspresse schon mit Vorschußlorbeeren bekränzt. Die großen Mitgliederziffern, die bekanntlich teilweise nur auf dem Papier stehen, die seitherigen Taten und vor allem die künftigen Hoffnungen müssen herhalten, um den staunenden Lesern die große Bedeutung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und ihres zweiten Kongresses sinnenfällig vor Augen zu führen. Dabei wachsen die sozialdemokratischen und die gelben Gewerkschaften unheimlich. Auch ist der glänzende Verlauf der Berliner Tagung noch gar nicht so sicher. Auf keinen Fall werden sich urteilsfähige Leute durch derartige Vorschußlorbeeren den klaren Blick für die Wirklichkeiten des bevorstehenden Kongresses trüben lassen.

Briefkasten

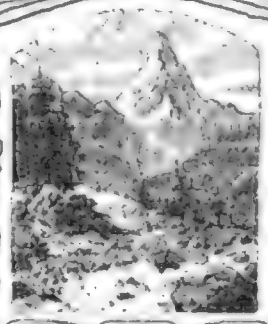
B. in Sol. Wir danken Ihnen, daß Sie anläßlich unsrer Notiz über Kindersterblichkeit in Paris und Berlin darauf aufmerksam machen, daß jene für Paris so günstigen Zahlen höchst wahrscheinlich durch den Brauch beeinflußt werden, Säuglinge zur Pflege nach der Normandie u. s. f. zu schicken. Von den vielen Kindern, die dort dann sterben, meldet die Pariser Statistik allerdings nichts.

An mehrere. Über den Beschwerdeweg beim Ausbleiben von Nummern herrscht vielfach noch Unklarheit. An den Verlag sind Reklamationen nur dann zu richten, wenn die Lieferung der Nummern z. B. in frankierten Umschlägen erfolgt. In allen andern Fällen wolle man bei Unregelmäßigkeiten sofort beim Ortspostamt vorstellig werden. Wohnungsänderungen sind dem Verlag unverzüglich zu melden und dabei zu erwähnen, durch wen man bezieht (Post, Buchhandlung, Agentur, Verlag).

Patria 1908. Das diesjährige Jahrbuch der „Hilfe", dessen Vorwort wir im zweiten Teil dieser Nummer abdrucken, hat folgenden Inhalt: Payer, Friedrich, Die Deutsche Volkspartei und die Bismarcksche Politik. — Korell, Adolf, Dorf und Kultur. — Knapp, Elly, Ein Blick auf die Entwicklung der öffentlichen Armenpflege. — Ruseler, Georg, Der Damm auf der Grenze. — Naumann, Friedrich, Die Umwandlung der deutschen Reichsverfassung. — Haag, Paul, Von der Volksbildung. — Lesser, E. J., Gottfried Keller und die moderne deutsche Dichtung. — Dohrn, Wolf, Handwerkskunst und Sozialpolitik. — Wenck, Martin, Zur sozialen Lage der Redakteure und Journalisten. — Katz, Eugen, Land und Freiheit. — Rohrbach, Paul, Das baltische Deutschtum. — Es ist nicht zum letzten durch die wertvollen Beiträge der beiden Führer des süddeutschen Liberalismus, Payer und Korell, eine Aufsatzsammlung von bleibender Bedeutung.

Berichte. Leider mußten wieder einige Berichte zurückgestellt werden.

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang * Nr. 42 Berlin, 20. Oktbr. 1907

Steine

Ich stand in der ehrwürdigen Elisabethkirche zu Marburg. Von der mächtigen Eingangstür aus blickte ich in den hohen Raum hinein. Es war herrlich, zu sehen. Ehrlich reckten sich die Pfeiler in die Höhe; schmucklos redeten sie ihre eigne Sprache. Sie begnügten sich mit einem einfachen Kränzlein von Ranken hoch oben am Schaft; sonst sah man kein Anhängsel, das ihre Art verdecken, ihre Wucht verschleiern oder ihr Gewicht verschieben wollte. Sie ruhten und trugen stille, köstliche Last. Sie waren nicht geschwätzig und erzählten doch so viel. Man mußte nur hören können.

Im Erdenschoß hatten sie ihre Jugendjahre verlebt. Was wuchs da unten ein starkes, großes Reich! Dort lachte man nicht, man weinte auch nicht. Wer nicht stark werden wollte, wurde zur Seite gedrückt und verging. Aber die mächtigen Blöcke legten sich Reih an Reihe und trugen Land und Feld. Da kamen die Menschen und gruben sie aus. Zum erstenmal sahen sie nun Sonne und spürten Wind. Man brach ihre Verbände, sie wurden vereinzelt. Mit Richtmaß und Hammer gestaltete man jeden. Dann gings auf Wagen und Gerüst, und wieder fügte man sie zusammen zu kunstvollem Bau. Von da ab beschäftigten sie sich viel mit den Menschen. Sie fühlten wie ihr Gesang an ihren Rändern vorbeiglitt und hörten manchen Schall von Rede und Wort. Sie sahen, wie Alte und Junge sie begucken und rühmten, oder auch tadelten. Viele sahen überhaupt an ihnen vorbei. Es waren darunter einfältige Gesichter, die so weich waren wie schlammige Kreide. Die paßten nicht zu ihnen und verstanden sie nicht. Nur das war wunderlich, daß auch felsenharte Gesichter an ihnen vorbeischauten, das war doch Art von ihrer Art. Aber sie richteten sich weit in die Ferne. Wohin streckten sich diese Menschen? Sie sahen aus, als wollten sie all die Steinwände noch einmal sprengen. Durchdringen zu höheren Höhen, hinauffahren auf unsichtbare Gipfel, andre Luft empfinden: das schien ihre Sehnsucht, ihr Wille. Sie trugen Jammer im Herzen, obgleich er sich kaum im Gesicht verriet, aber oft gingen sie nachher fröhlicher weg; man merkte es daran, daß sie noch fester auftraten. Ja, sie sahen es ganz deutlich von ihrer Höhe, daß da unten in den Menschen manchmal etwas vor sich ging, das sie nicht begriffen. Woher das wohl kam?

Doch von den Worten nicht, die man da predigte? Was waren das schwache, armselige Laute — ein Hauch, der hin- und herweht! Noch weniger von dem Weihrauch, der Holz und Stein umschmeichelte und der doch verging, wie er gekommen. Sollten es die Bilder tun oder die Gestalten, vor denen die Menschen knieten? Aber sie konnten doch nichts sagen und keinen Finger rühren, um der Not zu helfen. Mit den Liedern war es schon etwas andres; wenn die Orgel so gewaltig einsetzte, bald donnerte, bald lispelte, erschraken die Steine immer wie vor einer unbekannten Macht. Aber sie war ja bald wieder still, und die Lieder verklangen. Was war es denn nun? Es war die Stille, welche die Menschen bewegte. Das Leben und sein Treiben führt sie dahin und dorthin; aber die Stille führt sie in ganz andre Welten. In solcher Stille hört man reden, was zum Herzen geht, weil das Ohr nichts zu tun hat. Man sieht Dinge, die man nicht erwartet, weil alles um uns nur auf Fernes deutet. Man kann etwas erleben, weil das Leben einen Augenblick darauf wartet, ob man es fängt und versteht. Dann predigt eine andre Macht, die leise durch den Raum rauscht, dann redet Gott. Er redet im Schweigen, denn er will keine Antworten geben, die sich in glatte Worte kleiden lassen. Er will berührt, nicht verstanden sein. **Traub.**

Patria!

Vorwort zu „Patria"; Jahrbuch der „Hilfe" 1908.

Hört ihr die Ostsee an die Küste schlagen? Sie kommt von Schweden herüber, von wo Gustav Adolf kam; sie bringt Gruß von Dänemark und erzählt von den Kämpfen der Finnen und Ostseedeutschen im gärenden Rußland. In ihren kleinen blinkenden, springenden Wellen tanzt verborgen und verklärt die alte Nordsage von Göttern, die nicht mehr sind und von untergegangenen Städten voll seliger Räuber. Um den Kalk von Rügen herum liegt endlose blaue, blanke Bewegung. Sei gegrüßt nordische Spitze!

Und vernahmt ihr das noch größere Rauschen, dort wo Elbe, Weser, Ems die große Flut erreichen? Seht den weiten Sand der Ebbe! Dort kommt schon das Wasser, das ihn schäumend bedeckt! Weiter draußen aber ziehen schwere dunkle Schiffe ihre langen Furchen, die größten Schiffe der Neuzeit, voll von allerlei Volk, das da kommt und geht. Oben im Glanz kommen die Amerikaner und unten im Dunkel entfliehen die Galizier. Das eine Schiff will nach Hamburg einlaufen, wo der steinerne Bismarck vom Hafen in den Rauch der Großstadt und in den Himmel hineinragt, das andre will über London nach drüben gehen, wohin Hunderttausende von uns verloren gingen, ehe wir selbst ein Staat wurden.

Kommt nach Holland, in das behäbige Land voll guter, alter Kultur, in die Städte mit den gewaschenen Häuserchen und in die Kirchen voll dunkler, feierlicher Bilder. Diese Leute würden deutsch sein, wenn wir — ein Staat gewesen wären. Jetzt reden sie ihre eigne Sprache, die uns vertraulich anklingt, und die wir doch nicht mit ihnen sprechen können. Tüchtige Leute seid ihr gewesen: Seehelden, Schiffsbauer, Kolonisatoren, Kaufleute, Techniker, Maler! Ihr Windmühlen von Holland, wir grüßen euch!

Und ist es nötig, von Belgien zu reden, vom Lande des Peter Paul Rubens und der gotischen Rathäuser? Laßt uns lieber einen Augenblick zwischen Metz und Straßburg Halt machen, dort, wo bei Weißenburg und Wörth die Grabdenkmäler der ersten blutigen Schlachten des großen Krieges zwischen neues frisches Grün sich stellen! Da haben die Franzosen mit den Deutschen gerungen, zwei Nationen, die über tausend Jahre Schulter an Schulter verlebt haben, oft uneinig und doch zusammengehörig, Söhne der christlich-römischen Herrschaft Karls des Großen. In diesen Kämpfen wurden wir ein Staat. Das Blut im grünen Gras am Sauerbach würde sonst vergeblich verronnen sein. Stellt euch auf die Höhe der Vogesen und blickt nach Westen, wo die lange eiserne Straße nach Paris sich zieht, und schaut nach Osten, wo die blaue Wand des Schwarzwaldes über dem silbernen Strome sich auftürmt!

Wart ihr am Bodensee? Oben über dem Schlosse in Meersburg, wo die erste deutsche Dichterin der Neuzeit

waltete, gibt es ein schönes Plätzchen, von dem aus man den steilen Schneeglanz des Säntis bewundert und die weißen Gipfel sich im breiten, weichen See tief drunten spiegeln sieht. Von da aus spinnen sich hundert Gedanken hinüber zum Schweizerland mit all seinen Erhabenheiten, Freiheiten und Kleinheiten. Grüß dich Gott, du Grenzland im Süden, du Land der klaren Quellen und der unvergeßlichen Aussichten! Man kann nicht ohne Sehnsucht von dir reden.

Auf, hebe den Fuß, gehe durch die Partnachklamm zum Wege, der auf Deutschlands höchste Stelle führt! Droben sind die kantigen Zacken der Zugspitze. Unter ihnen aber ist das wunderbarste aller unsrer Grenzgebiete, das Land der oberbayrischen Berge und Seen. Hier ist der schönste Garten unsrer Nation, ein Aufbau von Wiese und Stein, von Tanne und Bach, mit leuchtenden Dächern und durchklungen vom Geläut der Herden. Drüben bei Lermos zogen einst die Kaiser nach Italien. Auf der andern Seite bei Kufstein fahren heute behagliche Pilger eilsam nach Rom. Besser aber fast ist es, hier im wogenden Grün zu bleiben und euch zu lieben, ihr Berge!

Wart ihr in Passau? Da gleitet das reichsdeutsche Leben hinüber ins alte brave Österreich. Von da geht es hinab in die alte, vielsprachige Kaiserstadt, in der Orient und Okzident sich küssen. Ist es nicht doch ein Zauber, der dort unten sitzt? Wißt ihr etwas von der Musik, die an der Donau erdacht wurde? Es klingt wie fernes Tanzen und Läuten, und dazwischen dröhnen Kanonen und hallt der Streit um den Staat der Maria Theresia. Wenn wir schon auf den Vogesen sagten: es sind alle Kulturnachbarn, die wir mit dem suchenden Auge erreichen, wieviel mehr grüßen wir hier Stammesbrüder in Ober- und Niederösterreich, in Böhmen, Mähren und Österreich-Schlesien! Vom Böhmerwald, vom Erzgebirge, vom Riesengebirge steigen wir bald da, bald dort gelegentlich hinab, das eine Mal zum heißen, heilenden Sprudel, das andre Mal zu den Türmen von Prag, die unser sein würden, wenn wir — ein Staat gewesen wären. Es hat etwas besonderes, oben auf dem Bergkamm zwischen den zwei mitteleuropäischen Reichen zu wandern. Wie klein ist jeder einzelne zwischen zwei solchen historischen Körpern!

Eine der belebtesten Stellen der deutschen Grenze ist aber dort, wo der Süden und der Osten sich finden. Einst lag die kahle Höhe vergessen und verloren, dann aber wurde dieser Dreikaisertumszipfel durch die Kohlen lebendig, sehr lebendig, ein arbeitendes, ächzendes, dröhnendes Land, wo die helle Lohe nachts am Himmel hinaufzuckt und wo tief drunten in schwarzer, heißer Nässe die Menschen liegen und dunkle Klumpen von der zackigen Decke lösen. Dort beginnt Rußland, die unbekannte Zukunft. In weiter Schlangenlinie trennt eine künstlich gemachte Grenze das russische Polen vom preußischen Polen, aber der Grenzwächter ist der Wächter zweier Kulturen: hier ist der Verfassungsstaat und drüben ist noch immer der Zar und seine Macht. O, was ist alles da drüben! Das Gewoge von Warschau und Lodz, der Hunger in der Steppe, der Wald, die stärksten Bäume und die tiefsten Sümpfe. Diese Grenze ist von allen Grenzen die schärfste, es ist Deutschlands asiatische Grenze. Erst an der Ostsee wird sie wieder heimatlich.

Und das, was innerhalb dieser Grenzen liegt, das ist unser Volksgebiet, unser Staat. Für dieses Volk und dieses Stück Land müssen wir arbeiten. Ein Staat, der sich zwischen Rußland und Frankreich hineinschiebt, eine Volkswirtschaft, die vom Bodensee bis nach Flensburg reicht, müssen in sich selber buntfarbig und voll von Gegensätzen sein. Wir können keinen Zustand innerer Windstille bei uns erwarten. Es müssen immer Parteien sein auf einem so mannigfaltigen Boden. Das schadet auch nichts, wenn wir nur im Streite der Einzelinteressen das große Ganze nicht aus dem Auge verlieren. Das ganze Deutschland soll es sein! Deutschland, Deutschland über alles . . . Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand . . . blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!

In diesem Sinne will auch unser Jahrbuch „Patria" wirken. Viele alte Freunde kennen es schon und stellen den neuen Band, wenn sie ihn gelesen haben, neben seine älteren Brüder, damit die grüne Truppe im Bücherschrank sich mehre. Da wir aber auch neue Leser zu gewinnen hoffen, so sei ihnen gesagt, daß die „Patria", durch Aufsätze aus dem Leben der Gegenwart und Vergangenheit, der freien Zukunft Deutschlands dienen will. Jeder Schriftsteller schreibt für sich allein, aber es ist doch ein gemeinsamer Zug und Geist in uns allen vorhanden. Wer nicht vorwärts will, gehört nicht zu uns. Wir wollen fröhlich und tapfer arbeiten und halten Volkswohlfahrt und deutsche Politik für wirkliche Ziele, die es wert sind, daß Männer und Frauen sich ihnen hingeben mit Herz und Lust und mit Verstand und Kraft. Wer ebenso denkt, dem sei die Hand gereicht. Glückauf!

Naumann.

Moderne Religion

Es ist in der Gegenwart eine seltene Erscheinung, wenn Männer, die im Vordergrund des Tageskampfes, besonders des politischen Kampfes stehen, sich zur Religion bekennen, wie es vor kurzem der Zentrumsführer Gröber, nicht etwa in einer politischen Versammlung, sondern auf dem sog. eucharistischen Kongreß getan hat. Vielmehr ist, trotz sichtbarem Wachstum religiösen Interesses in der Welt der Gebildeten, die Regel immer noch die, daß, vorsichtig ausgedrückt, die Religion etwas sei, das man haben *könne*, keinesfalls aber haben *müsse*. Ja, derselbe Mensch, der auf dem Gebiete der Kunst, die der Religion so nah verwandt ist, den intimsten Feinheiten nachzugehen weiß, kokettiert im gewissem Sinne damit, daß ihm religiöses Bedürfnis fremd, zum mindesten gleichgültig sei.

Wir behaupten nun, daß diese wenig geäußerte, aber weit verbreitete Meinung nicht etwa aus einem wirklichen Nichtvorhandensein religiösen Sinnes entspringt, als vielmehr der Unklarheit darüber, was überhaupt Religion sei. Es ist nicht das einzige Mal, daß der Inhalt eines scheinbar sehr bekannten Begriffes unklar oder verwirrt ist, zumal wenn die Sache umstritten wird. Wenn es uns gelingt, zu sagen was Religion ist, dann werden wir auch darüber entscheiden können, ob sie etwas dem Menschen Wesentliches oder Nebensächliches bedeutet.

Was ist Religion? — Es ist heute oft kaum mehr verständlich, wie verkehrt diese Frage beantwortet werden konnte. Man hat behauptet, Religion wolle ungefähr dasselbe Verlangen befriedigen wie die Wissenschaft, hauptsächlich für die weniger Gebildeten; ja, man hat gesagt, Religion sei „Methaphysik fürs Volk", also eine Art populärer Philosophie. Wir verdanken es der angestrengten Arbeit eines Jahrhunderts auf dem Gebiet der Religionsgeschichte und Religionspsychologie, daß so haltlose Erklärungen für die Gegenwart nicht mehr in Betracht kommen.

Eine andre Behauptung, die weit mehr Bestechendes hat, weil sie dem Wesen der Religion mit viel tieferem Verständnis gegenübersteht, ist die folgende: Religion will dasselbe wie die Kunst. Die feineren, tieferliegenden Bedürfnisse, die in verstandesmäßigem Forschen nicht zur Ruhe kommen, will Kunst mit der Religion, wollen Kunst und Religion im Bunde befriedigen.

Diese Auffassung, ebenso verkehrt wie die erste, ist viel gefährlicher, weil sie einen völlig richtigen Gedanken in sich hat, nämlich den, daß Kunst und Religion in der Tat nah verwandt, verschwistert sind. Der Beweis hierfür wäre eine Arbeit für sich. Wir wollen nur an weniges erinnern. Suchen wir die Anfänge der nationalen Literatur bei irgend einem Volk, so finden wir, daß die Religion das Erdreich ist, aus dem die Quellen des Liedes hervorrauschen. Es ist kein Zufall, daß das älteste Denkmal deutscher Poesie eine Zauberformel ist. Das Wort Tragödie ist so viel wert wie ein Stammbaum, es sagt uns, wer die Mutter des Dramas ist. Und wer hat in Balbek, in Theben, in Athen jene gewaltigen, säulengetragenen Hallen gebaut, die sich über Altären, nicht über Thronen wölbten? Gerade an dieser Stelle, wo die Welt nicht vom Nutzen regiert wird, war es die Religion, die vom nur Nützlichen zum Schönen vorwärts trieb. So ist es allerdings sicher, daß die Religion die Mutter der Kunst ist, denn was wir hier für Poesie und Baukunst leicht angedeutet haben, gilt ebenso für Musik und Malerei. Aber dieser „Zusammenhang" im eigentlichen Sinn darf nicht blind machen gegen den Wesensunterschied der beiden. Die Tochter mag der Mutter noch so ähnlich sein, noch so viele Wesenszüge mit ihr gemeinsam haben, sie

Gemeinderatsausschusses für Finanzwesen, Steuern und Gebühren vom 15. Juni 1923, Pr.-Z. 1923/1, betreffend die Einführung einer Abgabe von Lustbarkeiten, Unterhaltungen und Vergnügungen, wird verordnet:

§ 1. Für Lustbarkeiten, Unterhaltungen und Vergnügungen, die im Gebiete der Stadt Wien veranstaltet werden, wird eine Abgabe eingehoben.

§ 2. Die Abgabe ist vom Veranstalter zu entrichten.

§ 3. Die Abgabe wird vom Eintrittsgeld, das ist der Betrag, der für die Zulassung zu einer Lustbarkeit, Unterhaltung oder Vergnügung entrichtet wird, einschließlich der Steuer vom Eintrittsgeld, berechnet.

§ 4. Die Abgabe beträgt 10 v. H. des Eintrittsgeldes.

§ 5. Die Abgabe ist für jede Veranstaltung gesondert zu berechnen und spätestens 24 Stunden nach Beendigung der Veranstaltung zu entrichten.

§ 6. Der Veranstalter hat über jede Veranstaltung Aufzeichnungen zu führen, aus denen die Zahl der verkauften Eintrittskarten, der Betrag des Eintrittsgeldes und der Betrag der Abgabe ersichtlich sind.

§ 7. Der Veranstalter hat über jede Veranstaltung binnen 24 Stunden nach Beendigung der Veranstaltung eine Anmeldung zu erstatten, aus der die Zahl der verkauften Eintrittskarten, der Betrag des Eintrittsgeldes und der Betrag der Abgabe ersichtlich sind.

§ 8. Der Veranstalter hat die Abgabe selbst zu berechnen und zu entrichten.

§ 9. Die Abgabe ist nicht zu entrichten:

a) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird;

b) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird;

c) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

d) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

e) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

f) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

g) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

h) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

i) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

j) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

k) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

l) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

m) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

n) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

o) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

p) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

q) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

r) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

s) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

t) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

u) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

v) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

w) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

x) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

y) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

z) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

aa) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

bb) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

cc) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

dd) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ee) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ff) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

gg) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

hh) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ii) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

jj) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

kk) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ll) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

mm) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

nn) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

oo) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

pp) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

qq) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

rr) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ss) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

tt) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

uu) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

vv) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

ww) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

xx) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

yy) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

zz) für Veranstaltungen, die ausschließlich der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Wohltätigkeit, der Jugendfürsorge, der Volksbildung, der Leibesübungen oder der Erholung dienen, wenn der Veranstalter nachweist, daß der Reinertrag diesen Zwecken zugeführt wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird, und wenn die Veranstaltung nicht gewerbsmäßig betrieben wird;

zumal wenn sie fremd ist, findet man das Historische interessanter als das Künstlerische. Die Karikatur als politisches Dokument — da verschwinden fast alle die persönlichen Dinge, deren wir vorhin Erwähnung taten, da vergißt man den einzelnen und sieht nur die Chronisten, die parteiische, aber darum in ihrer Art umso verläßigere Chronik. Die Buchstaben dieser Chronik sind manchmal recht klotzig, und vieles ist allzu stark unterstrichen; aber das macht, daß man das Wesentliche rasch und deutlich sieht. Solche Chronik ist freilich nicht mit einem gleichmäßig urteilenden und verurteilenden Verstand geschrieben, sondern mit einem Temperament, d. h. nicht nur die Schreibweise, sondern auch der Ton unterliegt recht stark der politischen Atmosphäre.

Künstler pflegen wohl witzige und treffende Einfälle zu haben, aber sie sind durch nichts verpflichtet, große Politiker zu sein und in Urteilen und Ansichten sich über die breite Masse zu erheben. Als Politiker gelten sie dann als einer unter den vielen. Und in seinem Wesen ist darum ihr Urteil das Urteil der vielen. So illustriert die Karikatur die Stimmung des Volkes oder der einzelnen Schichten, solange sich ein Witzblatt den Luxus gestattet, parteipolitisch zu sein.

Dazu ist die erste Voraussetzung die vollkommene Freiheit der Presse. Es erscheint mir schwer, daß der Staat die Karikatur für bestimmte Dinge positiv in seine eignen Dienste nimmt — sicher läßt es sich machen —; aber dadurch, daß er überall den Schutzmann postiert, kann er erstens die Wirkung der Karikatur unterbinden, zweitens aber auch auf die Dauer die Freude des Künstlers ersticken und so die Verödung eines blühenden Feldes erzwingen. Das Verhältnis einer Regierung zur Karikatur, die ihrer Natur nach häufig oppositionell, ist ein Gradmesser für ihre Dummheit. Ist sie klug, und darf sie genügend Vertrauen auf sich selber haben, dann duldet sie nicht nur die Karikatur in vollstem Maße, sondern sie ernennt oder gebraucht wenigstens sozusagen die Zeichner als unbesoldete vortragende Räte. —

Der Kunstschriftsteller Karl Eugen Schmidt, der in Paris lebt, hat ein kleines Büchlein herausgegeben: „Deutschland und die Deutschen in der französischen Karikatur seit 1848", 133 Seiten und 90 Abbildungen (K. A. E. Müller, Stuttgart, geb. 2,60 Mk.). Diese Arbeit registriert mit ziemlicher Pünktlichkeit die guten und die schlechten Witze und Spöttereien der Franzosen über uns und gibt damit eine kurzgefaßte Geschichte: Sechzig Jahre deutsch-französischer Beziehungen. Den Kurven dieser Beziehungen, die manchmal recht lebhaft hin- und herzucken, soll hier nicht gefolgt werden. Der allgemeine Charakter des Buches liegt im Politischen und Volkspsychologischen, und daraus ergibt sich auch sein Wert; denn in aller Staatengeschichte, mit der man uns auf der Schule beglückt, kommt man an diese Dinge gar nicht heran. K. E. Schmidt war fleißig und geschickt. Aus so einem Nacherzählen läßt sich keine literarische Großtat machen, und das stoffliche Interesse muß bisweilen vorhalten. Die Illustrationen sind gut und zahlreich — freilich wünscht man bei derlei immer noch mehr. Schmidt sagt, daß er einen halbpolitischen Zweck nebenbei hat: im Sinn der deutsch-französischen Versöhnung und Verständigung zu wirken. Und dieser Zweck ist nur gut. Denn es ist allmählich ein unerträgliches Gerede geworden, vom Erbfeind über dem Rhein und andern solchen Worten, die im Grunde kein bischen gescheiter sind als die verrückten Revanchegeschichten der Herren Barrès und Déroulède. Hoffentlich hat der Verfasser damit auch Erfolg. Das Büchlein ist zu nett, — auch wenn manche haarige Geschichten über Deutschland drin stehen, neben sehr guten und amüsanten, — als daß es einem öden Philister und öderen Chauvinisten in die Hände fallen dürfte.

Künstlerisch bietet die französische Karikatur recht viel Interessantes, bloß muß man sich abgewöhnen, sie deshalb, weil sie graziöser ist, für besser zu halten als die deutsche. Das ist sie ganz und gar nicht. Aber hier, in der Interpretation französischer Eigenart, bietet Schmidt, wiewohl er über Pariser Kunst manches zu sagen hat, nichts. In diesen Tagen wurde in den Räumen der Berliner Sezession der Salon des humoristes, der im Frühjahr so großen Erfolg in Paris hatte, eröffnet. Hier wird man die überaus erwünschte Gelegenheit haben, alle diese Künstler unmittelbar und nicht bloß aus Wiedergaben kennen zu lernen. Dann läßt sich aber auch wohl feststellen, wie wenig im Grunde die Deutschen, trotz Steinlen und Léandre, den Parisern eben hier zu danken brauchen. **Theodor Heuß.**

Von der russischen Moderne

I.

Der große politische Krach, mit dem Rußland das neue Jahrhundert eingeweiht hat, wurde eigentlich noch im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts von mehreren Generationen mit einem ungeheuren und in der Weltgeschichte wohl beispiellosen Aufwand an Energie, Talent, Idealismus und nicht zuletzt Blut vorbereitet. Wenn wir auch von den rein politischen Erscheinungen, wie der Dekabristenverschwörung, Alexander Herzen, den Strömungen der vierziger und der fünfziger Jahre, absehen, und nur die literarischen und künstlerischen Bestrebungen und Erscheinungen des Zeitalters untersuchen, so entdecken wir, daß auch diese durch und durch politisch waren und mit dem politischen Leben der betreffenden Jahrzehnte so innig verwoben sind, wie es wohl kaum je bei einem andern europäischen Volke der Fall war.

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gab es in Rußland eine noch einigermaßen unpolitische Literatur. So erscheint z. B. Alexander Puschkin (1799—1837) dem westeuropäischen Leser als ein durchaus unrussischer Dichter; das gleiche gilt auch von dem hervorragendsten russischen Maler jener Zeit, Karl Brüllow (1799—1852). Ein Westeuropäer, der das Wesentliche des russischen Geistes erfaßt zu haben glaubt, wenn er Tolstoi, Dostojewskij und eventuell auch Gorkij gelesen hat, wird in den Dichtungen eines Puschkins, in den Gemälden eines Brüllows vergeblich nach jenen Elementen suchen, die er für die spezifisch russischen hält: ich meine jenen gequälten, schmerzhaften Zug, jene angeblich typisch-slavische Schwermut, die krankhafte Selbstzerfleischung, die in der gesamten neueren russischen Literatur auffällt. Alle diese Züge sind aber weder die einzig typischen, noch irgendwie tief in den Eigenschaften der Rasse begründet; sie sind lediglich ein Produkt des unerträglichen, anhaltenden Druckes, der ein ganzes Jahrhundert lang über dem russischen Leben in allen seinen Äußerungen lastete.

Im Jahre 1825 begann das Nikolaitische Regime, welches seinen Begründer Nikolaus I. überlebt und den ganzen Rest des Jahrhunderts gedauert hat. Gleichzeitig wurde auch die Opposition gegen dies Regime geboren und der nun unvermeidliche Kampf — allerdings mit sehr ungleichen Waffen — hat der gesamten russischen Kultur des vergangenen Jahrhunderts einen sehr eigentümlichen Stempel aufgedrückt: Literatur als Literatur und Kunst als Kunst verloren jede Daseinsberechtigung, sie mußten sich ausnahmslos in den Dienst der Politik stellen; jede Schönheitsschwärmerei und Ästhetik wurde aber für unmoralisch, direkt verbrecherisch erklärt. Der bedeutendste Vertreter dieser Lehre, der vergötterte Kritiker Pissarew (1841—1868) ging sogar so weit, daß er Puschkin als eine schädliche Erscheinung bekämpfte.

Der Reigen dieser tendenziösen und eine Anklage gegen die herrschenden Zustände erhebenden Literatur (was zuweilen durchaus nicht einen hohen künstlerischen, aber von den Zeitgenossen verkannten Wert der betreffenden Werke ausschließt) beginnt mit Gogols köstlichem „Revisor" (1836) und zieht sich ununterbrochen bis zu dem so sehr überschätzten Gorkij hin. Um nur ein besonders krasses Beispiel aus diesem schier endlosen Reigen anzuführen, nenne ich den sehr begabten lyrischen Dichter Njekrassow (1821—1878), den Entdecker der so beliebten „bürgerlichen Muse", dessen Dichtungen oft nur gereimte Leitartikel sind; dafür war er ja auch ein Abgott seiner Zeit. Selbst die beiden größten Dichter der Zeit — Dostojewskij und Tolstoi wurden hauptsächlich nur von diesem tendenziösen Standpunkte betrachtet und gewertet. Ja, selbst Tschechow, der feine und intime Künstler konnte diesem Schicksale nicht entgehen: die einen deuteten seine grau in grau gemalten Bilder der russischen Wirklichkeit gleichfalls als politische Anklage der bestehenden Verhältnisse; die andern sahen aber ein, daß Tschechow jede Tendenz fernliege und daß es ihm nur um die rein künstlerischen Probleme zu tun sei, und erklärten ihn daher für

minderwertig; so wurde z. B. Gorkij weit höher als Tschechow gewertet.

Viel schlimmer stand es aber um die bildende Kunst. Wenn politische Tendenz sich in der Literatur noch zuweilen mit einem hohen künstlerischen Wert des Werkes verbinden läßt, so ist dies in Werken der bildenden Kunst doch so gut wie ausgeschlossen. Die gesamte russische Malerei des 19. Jahrhunderts sagte sich aber von allen rein malerischen Zielen los und wollte um jeden Preis die gleichen Ziele anstreben wie die Literatur jener Zeit: also predigen und anklagen. Die russischen Maler haben allerdings schon 1863 die Fesseln des geisteststötenden offiziellen Akademismus gesprengt und die erste „Sezession" gegründet. Diese Sezession von 1863 hieß »Towarischtschestwo Peredwischnych Wystawok« d. h. „Vereinigung der wandernden Ausstellungen". Diese Vereinigung, der sofort alle begabtesten Künstler der Zeit beigetreten waren, hatte zum Zweck die Veranstaltung von Kunstausstellungen, die abwechselnd in allen größeren Städten des Reiches stattfinden sollten, daher der Name »Peredwischniki«, d. h. „die Umherziehenden". Statt des trockenen, aber noch einigermaßen künstlerischen Programms der Akademiker proklamierten die Peredwischniki ein neues: die Kunst müsse dem Wohle der Allgemeinheit dienen, also das Elend der unterdrückten und besitzlosen Klassen darstellen, die Übergriffe und Verbrechen der Machthabenden an den Pranger stellen und überhaupt Menschenliebe und freiheitliche Ideen predigen. Als Beispiel sei hier das in Rußland sehr beliebte Bild von Jakobi, „Rast der Arrestanten" genannt. Ein Trupp gefesselter Arrestanten macht Rast in der sibirischen Steppe. Einer der Verbannten, dessen vornehmes Äußere ihn als politischen Märtyrer kennzeichnen soll, ist soeben den Entbehrungen und Strapazen der qualvollen Reise erlegen. Ein tierisch roher Gendarm betastet die Augen des Sterbenden, um den Eintritt des Todes zu konstatieren und dann die Leiche in der Steppe ohne Begräbnis zurückzulassen. Ein Arrestant ist unter das Totenlager gekrochen und stiehlt dem Sterbenden einen Ring von der erkaltenden Hand. Im übrigen ist das Bild sehr schlecht gemalt und künstlerisch genommen absolut wertlos. Es hatte aber in den siebziger Jahren den größten Erfolg und erfreut sich noch heute einer großen Beliebtheit in gewissen Kreisen. Das Jakobische Bild machte rasch Schule; die Zahl der in der Tendenz und in der Ausführung verwandten Bilder ging bald in die Hunderte und Tausende.

Der politische Druck wurde immer stärker und unerträglicher, in den achtziger Jahren erreichte er seinen Höhepunkt. Naturgemäß wurde auch der durch ihn erzeugte Gegendruck stärker und drohender. In den neunziger Jahren begann es schon bedenklich zu gähren, und zwar nicht nur auf rein politischem Gebiet, sondern auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens. Der gequälte und gehetzte Geist konnte die Fesseln, die ihm angelegt waren, und die er zum Teil sich selbst freiwillig angelegt hatte, nicht länger ertragen und mußte sie sprengen. Alle von den früheren Generationen aufgestellten Ziele und Grenzen wurden plötzlich angezweifelt und umgeworfen. Der Boden der gesamten Kultur wurde aufgewühlt, umgegraben und so für die neue Saat vorbereitet; auf diesem fruchtbaren und mit den verwesenden Resten der abgestorbenen Kultur und mit Blut gedüngten Boden zeigten sich aber bald rasch aufstrebende Keime eines neuen Lebens. So wurde die russische Moderne geboren.

Die russische Moderne unterscheidet sich also von den analogen Erscheinungen in Westeuropa durch jenen schwerwiegenden Umstand, daß sie nicht einseitig auf die Gebiete der Kunst und Literatur beschränkt war, sondern gleichzeitig mit den veränderten Formen und Bedingungen aller Äußerungen des öffentlichen, politischen und geistigen Lebens in Erscheinung getreten ist. Das Alte mußte gleichzeitig mit der veralteten Zeit und morschen Staatsform stürzen und dem auf allen Gebieten gleichmäßig vordringenden Neuen Platz machen.

Das russische Publikum hatte freilich anfangs die Bedeutung und die Tragweite aller sich auf den Gebieten der Literatur und der Kunst vordrängenden Neuerungen verkannt und hielt sie für eine vorübergehende Mode. Auch wurde bald ein Schlagwort geprägt, unter dem der Russe alle diese Neuerungen zusammenfaßt: er nennt dies alles „Dekadenze". Er spricht von einem „dekadenten" Theaterstück, Gedicht, Roman, Wohnhaus, von einer „dekadenten" Zimmereinrichtung, Krawatte, Ansichtskarte usw. Das Wort „Dekadenze" war aber wohl noch nie so wenig am Platze wie hier, feierte doch die gesamte russische Kultur ihre Wiedergeburt, ihre Renaissance!

München. Alexander Eliasberg.

Der Tod des Exekutors

von Anton Tschechoff

(Aus dem Russischen übertragen von M. Pfitzner)

An einem schönen Abend saß der Exekutor Iwan Dmitritsch Tscherwiakoff in der zweiten Reihe des Opernparketts und guckte durch sein Opernglas auf die Bühne. Man gab die Glocken von Corneville und Iwan Dmitritsch befand sich im siebenten Himmel. Plötzlich — in Geschichten kommt dies „plötzlich" oft vor und die Autoren haben recht, das Leben ist reich an solchen Plötzlichkeiten — plötzlich nahm sein Gesicht eine unnatürlich gespannte Miene an; er verdrehte die Augen, hielt den Atem an, neigte den Kopf ein wenig nach vorn und .... apitschi!! Der Leser wird wohl erraten haben, daß der Exekutor geniest hatte! —

Das Niesen ist niemand und nirgend verboten! Es niesen sowohl Bauern als auch Polizeimeister, ja, es niesen manchmal sogar Geheimräte! Alle dürfen niesen, deshalb empfand auch Tscherwiakoff durchaus keine Verlegenheit, wischte sein säuberlich mit seinem seidenen Taschentuch Nase und Kinn und sah sich als höflicher und gebildeter Mensch nach allen Seiten um, ob er nicht jemand durch sein Niesen belästigt hatte. Da bemerkte er, daß der alte Herr, welcher in der ersten Reihe gerade vor ihm saß, sich mit dem Glacéhandschuh über Glatze und Nacken fuhr und dabei etwas vor sich brummte.

Jetzt wurde Iwan Dmitritsch doch verlegen, ja, er erschrak sogar, denn in dem alten Herrn erkannte er Se. Exzellenz, General Brisjaloff vom Ministerium des Innern.

— Da habe ich was Schönes angerichtet, dachte der Exekutor! Ich habe Se. Exzellenz bespritzt! Wenn er auch nicht mein Vorgesetzter ist, so ist es immerhin recht fatal! Ich muß mich bei ihm entschuldigen!

Tscherwiakoff räusperte sich, neigte sich mit dem Oberkörper etwas nach vorn und flüsterte dem General ins Ohr: „Verzeihung, Exzellenz, ich habe Sie bespritzt! — Es war ganz gegen meinen Willen!"

— „Bitte, bitte!"

— „Um Gottes willen, Exzellenz, nehmen Sie mir das Geschehene nicht übel; ich habe es nicht gewollt!"

„So seien Sie doch still! Sie stören mich, ich will zuhören!"

Tscherwiakoff machte ein dummes Gesicht und richtete sein Opernglas wieder auf die Bühne; aber er sah nichts, empfand keine Seligkeit mehr, eine innere Unruhe hatte sich statt des Genusses seiner bemächtigt, die ihn sehr quälte.

Im Zwischenakt erhob sich der General und ging ins Foyer. Der Exekutor folgte ihm, ging eine Weile unschlüssig hinter ihm her, nahm sich endlich ein Herz und stammelte:

— „Exzellenz, ich habe Sie vorhin bespritzt, verzeihen Sie mir, es war wirklich ganz gegen ...."

— „So hören Sie doch endlich damit auf. Ich denke gar nicht mehr daran und Sie kommen immer wieder damit" — sagte der General und bewegte nervös die Unterlippe.

Er sagt, daß er nicht mehr daran denkt, und dabei sieht ihm aber die Tücke aus den Augen, dachte Tscherwiakoff, mißtrauisch nach dem General schielend.

Er hält es nicht der Mühe wert, darüber zu sprechen, und doch muß ich ihm begreiflich machen, daß es unabsichtlich geschehen ist, sonst denkt er am Ende, daß ich ihn anspeien wollte! Und wenn er es jetzt nicht denkt, so wird er es später denken. —

Zu Hause erzählte Tscherwiakoff seiner Frau, was ihm passiert war; sie schien aber die Sache zu leicht zu nehmen. Anfangs erschrak sie, als sie aber hörte, daß der General Brisjaloff nicht ihres Mannes Vorgesetzter und ein „Fremder" sei, so beruhigte sie sich und meinte: „Du mußt durchaus zu ihm, um dich zu entschuldigen, damit er nicht denkt, daß du dich nicht zu benehmen verstehst." —

— „Das ist's ja eben! Ich habe mich sofort entschuldigt; er verhielt sich aber so sonderbar! Kein einziges vernünftiges Wort brachte er hervor! Zudem war ja gar keine Zeit zu Auseinandersetzungen." —

Gleich am andern Morgen zog der Exekutor seine gute Montur an, ließ sich das Haar schneiden und machte sich auf den Weg zu Sr. Exzellenz, um sich zu entschuldigen.

Als er das Empfangszimmer des Generals betrat, sah er dort eine Menge Bittsteller. Unter ihnen stand Se. Exzellenz und nahm Papiere in Empfang, an jeden einzelnen Fragen richtend. Da fiel sein Auge auf Tscherwiakoff.

— „Exzellenz," begann dieser, „gestern Abend hatte ich das Unglück, Ew. Exzellenz beim Niesen zu bespritzen! Es war ganz unabsichtlich, Verz . . . ."

— „Da hört doch alles auf! Das ist ja, weiß Gott . . . Was wünschen Sie," wandte sich der General an den nächstfolgenden Bittsteller und ließ den Exekutor stehen.

Er will mit mir nicht sprechen, dachte Tscherwiakoff erblassend, er ist wütend. Ich kann es aber doch unmöglich so lassen! Ich muß und werde es ihm begreiflich machen. —

Als der General seine letzte Ansprache an die Bittsteller beendet hatte, wandte er sich nach seinen inneren Gemächern. Tscherniakoff vertrat ihm den Weg.

— „Exzellenz," stammelte er, „wenn ich mich erdreiste, Sie zu belästigen, so ist es gewissermaßen aus dem Gefühl von Reue! Was geschehen ist, war gegen meinen Willen, das werden Ew. Exzellenz doch einsehen!

Der General machte eine weinerliche Miene und winkte abwehrend mit der Hand.

— „Es kommt mir fast vor, mein Herr, als ob Sie sich über mich lustig machen wollen," sagte er und verschwand hinter der Tür.

— Lustig machen? Wie meint er das, dachte Tscherwiakoff, worüber sollte ich mich lustig machen! Da ist doch nichts zum Lachen! Das will ein General sein und versteht so was nicht einmal! Wenn es so steht, so werde ich mich nicht mehr vor ihm entschuldigen. Hol' ihn der Teufel! Höchstens schreibe ich ihm einen Brief, aber ich gehe nicht mehr zu ihm, bei Gott, das tue ich nicht. Mit diesem Entschluß ging er nach Hause, entwarf mehrere Briefe, brachte aber keinen zustande; er fand den rechten Ton nicht, zerriß alle angefangenen Briefe und beschloß endlich, am folgenden Tage wieder zum General zu gehen.

„Gestern war ich bei Ew. Exzellenz," begann er, als der General den Blick auf ihn richtete, „nicht um mich über Ew. Exzellenz lustig zu machen, wie Exzellenz zu glauben geruhten, sondern um mich zu entschuldigen, weil ich Exzellenz unversehens bespritzt hatte. Wie könnte ich es wagen, mich über Exzellenz lustig zu machen, wo bliebe der Respekt, wenn unsereins sich so etwas erlauben wollte!"

„Rrrraus," brüllte plötzlich der General los, kirschrot vor Zorn und am ganzen Leibe zitternd.

— „Waaas?" flüsterte der Exekutor, vor Entsetzen erblassend.

„Rrrraus, sage ich", stampfte der General.

In Tscherwiakoffs Innern hatte sich etwas losgerissen. Er sah und hörte nichts mehr, ging rückwärts zur Tür, trat auf die Straße und schlich mechanisch nach Hause. Dort legte er sich, ohne seine Montur auszuziehen, aufs Sopha und — starb. —

Allerlei

Politik und Turnen. Beide Dinge waren ursprünglich eng miteinander verwachsen. Die Regierungen waren aber so klug, das Turnen zum Gegenstand des staatlichen Schulunterrichts zu machen und so der gefährlichen politischen Sphäre zu entrücken. Die hygienische Seite des Turnens war damit in den Vordergrund gestellt. Und doch hat das deutsche Turnen dem deutschen Volke auch heute noch mehr zu sagen, als bloß das, daß der Turner die Gicht und sonstige Altersbeschwerden einige Jahre später bekommt als der Nichtturner. Von Anfang an bis auf den heutigen Tag haben die Träger des deutschen Turnens mit vollem Bewußtsein das Ziel im Auge gehabt, daß das Turnen nicht ausschließlich der Körpermuskulatur zu gut kommen soll, sondern daß seine Anhänger jede Seite ihres Menschentums harmonisch zu entwickeln haben, und zwar so, daß die Entwicklung nicht ausschließlich dem Einzelmenschen gelten, sondern diesem auch seine Stellung im Volksganzen zuweisen sollte. Das oberste Ziel der Ausbildung war also von jeher die Entwicklung des Bewußtseins der Pflichten gegen sich und gegen die Gesamtheit, eine Verbindung von Selbstbewußtsein und Gesamtbewußtsein im edelsten Sinn, mit einem Wort: ein Vollmenschentum, wie es sonst nur noch in der Blütezeit hellenischer Kultur zu finden war. Für dieses Ideal ist also wesentlich ein ausgeprägter Gemeinsinn, die freudige Hingabe ans Volksganze, an die Nation, ans Vaterland, und hieraus ergab es sich ohne weiteres, daß der deutsche Turner den großen politischen Fragen, welche sein Volk bewegten, nicht gleichgültig gegenüberstehen konnte, sondern sich in Zeiten, wo es noch nicht so ungefährlich war wie heute, fürs Vaterland zu schwärmen, „fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen," gegen alles, was sich mit seinem Sinn für das große Ganze in Widerspruch setzte. Auch heute noch müssen die gleichen Anforderungen an den deutschen Turner gestellt werden. Mit Recht hat zwar die „Deutsche Turnerschaft" ihren Vereinen die Enthaltung von allen politischen Parteibestrebungen zur Pflicht gemacht, und insofern muß streng daran festgehalten werden, daß Politik und Turnen nichts miteinander zu tun haben. Allein, soweit man unter Politik nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes den Inbegriff dessen versteht, was das Wohl und Wehe der Volksgesamtheit angeht, soweit es gilt, den Anforderungen eines gesunden Gemeinsinns wieder Geltung zu verschaffen gegenüber ungesunden Sonderbestrebungen aller Art: insoweit hat das deutsche Turnen noch heute seine „politische" Bedeutung behalten und muß sie auch ferner behalten. Wenn früher das deutsche Turnen aus der starken politischen Zeitströmung herausgeboren wurde, so muß es heute dem wahren politischen Sinn, dem vaterländischen Gemeinsinn, zur Wiedergeburt verhelfen.

Dieser Gedankengang ist im wesentlichen in einer sehr beachtenswerten Broschüre „Politik und Turnen" von Paul Münde, dem Sekretär der „Gesellschaft für Leibesübung und Volkswohlfahrt" in Berlin, ausgeführt. Wenn wir auch bestimmte Einzelheiten, die wohl mit den besonderen Berliner Verhältnissen zusammenhängen, nicht als allgemein gültig betrachten können, so muß die Lektüre des Schriftchens doch allen, die sich für das Thema interessieren, warm empfohlen werden. **W. G.**

Mittag

Wenn die glutbange Mittagszeit wieder sich senkt,
Wenn das Meer so zärtlich ist und die Gräser kichern,
Wenn wieder ein Fest ist und ein Erstlingswunder
Der ehrfurchtwilligen Seele —
Wenn es Hochsommer ist auf der ganzen Welt
Und ein Stündlein alles schweigen kann und träumen, —
Wenn die Völker von ihrer Mittagszeit träumen, —
Wenn die Stille im Blute fault und verirrte Töne sammelt zu
Daß sie die Hoch-Zeit künden sollen — [Kielenakkorden,
Dann Herz, was tust du? —

Ich träume der Libelle nach, die eben im Licht ertrank;
Ich denke, daß ich zu andern Stunden davon träumen würde,
Bei meiner Augen schönsten Frau mich zu wiegen
Und daß es schöner ist, zu dieser Stunde
Meinen heißen Leib und meine trunkene Braut
Da an der Erde kühlen Leib zu schmiegen.

Ich sehe, wie den Waldrand dort ein fahler Schatten säumt —
Ich möchte sterben, wenn ich denke, daß noch jemand weint —
Ich halte blickumspannt mir Stunde, Tag und Erde
Und Mensch und Zeit und Traum und Zeiten,
Ich denke alle Mittagsseligkeiten —

Das ist die Zeit, wo ich das Wort nicht finde,
Und wo die Fülle mich zu brechen droht,
Das ist die Zeit der schlafenden Winde,
Das ist die heilige Schallensnot.

Wo Heere von Flügelgedanken winken
Und Wunder auf Wunder am Wege aufglühn
Und libellengleich doch im Licht ertrinken
Und keines Liedes Spuren zieh'n.

Das ist die Stunde, wo das Herz der Erde dicht an meinem [schlägt,
Wo Sonnenwirklichkeit durch alle Nebelträume schreitet,
Wo meine Seele aller Dinge Mittag lichtverklärt erlebt —
Und wo der Glaube an die Sonne aus den Tälern läutet.

Lu Märten.

Die Kunstvereine. Aus dem „Vermächtnis" des Malers Anselm Feuerbach 1829—1880, den die Bosheit und der Mißverstand seiner Zeitgenossen zu Not und stolzer Verzweiflung peinigte:

„Ein jedes Tierchen hat sein Plaisierchen"; haben wir keine Kunst, so haben wir wenigstens ein Künstchen! Gott ist auch im Kleinsten groß. Welche Kunstgenüsse kann sich der Gebildete mit einem Fonds von 300 Mark nicht verschaffen!

Wie viele mittelmäßige Familienväter haben wir vom Hungertode errettet! — Das Genie bricht sich selbst seine Wege, wenn es auch seine Produkte nirgends anbringt.

Wozu Historie? Ein Histörchen, wie erfreut es zuweilen das Herz des Biedermannes! Dann die lieben kleinen Genrebildchen! — Und die Damenmalerei streut Rosen auf unsre Kartoffeläcker.

Wie reizend auch spielen patriotische Gefühle in das deutsche Familienleben hinein; was kümmert uns die Mache, welche wir ja doch nicht verstehen, wenn nur Geist und Gemüt vorhanden sind. — Es gibt nur ein deutsches Gemüt!

Wir geben dieses Jahr ein Vereinsblatt heraus: „Des Kriegers Heimkehr", und unsre Enkel sollen sich daran bilden und erfreuen.

So spricht der Direktor des Deutschen Kunstvereins und trinkt sein Glas Bier aus.

Gott segne Euch, Herr Stille!

Amen.

Büchertisch

Weltgeschichte. Entwicklung in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. In Verbindung mit 23 hervorragenden Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung. Mit über 3000 farbigen und schwarzen Abbildungen und Beilagen. Gr. 8°. Gruppe „Neuere Zeit". 80 Lieferungen zu je 60 Pf. Ullstein & Co., Berlin und Wien. —

Wenn eine Weltgeschichte heute in nicht zu langer Zeit völlig abgeschlossen vorliegen soll, ist es unmöglich, daß einer sie allein schreibt. So hat man auch hier zu dem Ausweg gegriffen, das ganze Werk in einzelne Abschnitte zu zerlegen. Jeder dieser Abschnitte wird von einem Forscher bearbeitet, der auf dem betreffenden Gebiet von vornherein zu Hause ist. Man kann dem Herausgeber und Verlag gratulieren, daß es ihnen gelungen ist, als Mitarbeiter Männer zu gewinnen, deren Namen einen guten Klang haben und die als anerkannte Autoritäten auf ihrem Gebiete gelten. Um nur zwei zu nennen: An der Spitze des ganzen Werkes wird Ernst Haeckel die Entstehungsgeschichte des Menschen behandeln und den Schlußabschnitt „Neuzeitliche Weltpolitik von 1871 bis zur Gegenwart" hat Karl Lamprecht zu schreiben übernommen. Bisher liegt von der zweiten Gruppe „Neuere Zeit" die erste Lieferung vor. Sie bringt die ersten Seiten der reich illustrierten und gut geschriebenen Entdeckungs- und Kolonialgeschichte zu Beginn der Neuzeit aus der Feder Pflugk-Harttungs. Ganz besonders muß schon heute auf die ausgezeichneten Illustrationen hingewiesen werden. In sehr großer Anzahl werden Gemälde, Holzschnitte, Flugblätter, Karikaturen u. a. reproduziert. Nur wirklich Gutes und Interessantes wird geboten und zwar mit einer Pracht und Vollkommenheit der Wiedergabe, wie sie bisher bei keiner Weltgeschichte erreicht sind. Wir kommen auf das Werk nach Erscheinen der einzelnen Bände zurück. **E.**

Dr. Hermann Pachnicke, M. d. R.: die Mecklenburgische Verfassungsfrage. Parchim, Verlag Hermann Freise. 50 Pf.

Pachnicke, der im Reichstag den mecklenburgischen Wahlkreis Parchim-Ludwigslust vertritt, faßt in dieser Schrift all die Gründe noch einmal kurz zusammen, die seit Jahren schon für die Einführung einer konstitutionellen Regierungsform in Mecklenburg ins Feld geführt werden. Die wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Schmerzen des Obotritenlandes werden aufgezählt, und nachgewiesen, daß eine Heilung nur bei einem Bruch mit dem bestehenden Ständewesen möglich sei. Ein kurzer Überblick über die Verbesserungsversuche, die die mecklenburgische Regierung auf der einen, die liberalen Reichstagsparteien auf der andern Seite bisher in der Verfassungsfrage gemacht haben, leitet die Schrift ein. Leider sagt Pachnicke nicht, ob er überhaupt eine Zustimmung des jetzigen mecklenburgischen Landtags zu einer wirklichen Verfassungsreform für möglich hält. Um so dankenswerter ist seine Beweisführung da, wo er auseinandersetzt, daß das Reich verfassungsmäßig durchaus befugt ist, die Einführung einer gewählten Landesvertretung in allen Bundesstaaten, also auch in Mecklenburg, durch Reichsgesetz vorzuschreiben. Als Kronzeugen dafür führt er einen der ersten Juristen Mecklenburgs an, den früheren konservativen Reichstagsabgeordneten v. Buchka.

Fr. Th. Vischer: Briefe aus Italien. Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München. 150 S., 2,50 Mk.

Im Sommer 1839 fuhr der Tübinger Dozent Vischer nach Italien, um eine neue Welt zu entdecken. Zu Hause in Schwaben ließ er einen Kreis von Geschwistern und Freunden, Vasen und Tanten. An sie richtete er große Rundreisebriefe, die man sich abschrieb und weitergab. Diese Briefe hat vor einiger Zeit Vischers Sohn Robert, der Göttinger Professor, als Jubiläumsgabe in einem kleinen Band gesammelt. Und dafür werden ihm alle Vischerfreunde und wahrscheinlich auch alle richtigen Italienreisenden herzlichen Dank wissen. Ja, das ist ein Selbstporträt, frisch, lebhaft, solid, wie man es sich nur wünschen kann. Humor und Ironie, glänzende Beobachtung, eine Fülle kleiner charakteristischer Erlebnisse, ein ganz unmittelbarer, bisweilen derber Sprachausdruck, und dann wieder feine, stille Worte über die Schönheit von Kunst und Landschaft — Vischer durfte vor diesem Kreis Lieber und Vertrauter alles und gerad so herausreden, wie es ihm ums Herz war. Diese Reise nach Italien ist für Vischers Entwicklung von der allergrößten Bedeutung gewesen. Das Büchlein, das als Lektüre dazu unterhaltend wie nur eins ist, gibt von jener Zeit entscheidende Aufschlüsse. **H.**

A. Heilmeyer: Die Stadt München. Zeichnungen von L. Koch-Hanau. Aus der Sammlung: Wie wir unsre Heimat sehen. Verlag K. G. Th. Scheffer, Leipzig. 135 S., 3 Mk.

Bei dieser Sammlung handelt es sich um „eine Folge deutscher Landschaftsschilderungen in Wort und Bild als Anregung zu besinnlicher Betrachtung der Heimat." Derartige Städtemonographien fallen jetzt auf einmal aus den verschiedensten Himmeln und Verlagen auf den Büchermarkt. Über München sind jetzt kurz nacheinander drei Bücher erschienen. Das von Rueberer hat in solchem Grade eine eigne, persönliche Note, daß es mit nichts verglichen werden kann. Das von Heilmeyer ist aber besser als das Bredtsche, vielleicht nicht so ganz peinlich in der geschichtlichen Mitteilung, aber zweimal besser und zugleich mehr münchnerisch im Ausdruck, in der Sprache. Neben der Architektur und dem Stadtbild kommt auch die Kultur ein wenig dran, und die Bauten werden nicht nur auf ihre Geschichte, sondern auch auf ihre bleibenden, ästhetischen Werte angesehen. Das Buch ist ruhig und warmherzig geschrieben, nicht sehr aufregend, aber gediegen. Auch die Zeichnungen sind, wenn auch mit Unterschied, ganz gut und leicht, und wenigstens nicht vollkommen der Architektenmanier verfallen, Bauten bloß noch durch Flächen gleichmäßiger, paralleler Striche in der Federzeichnung darzustellen. **H.**

Ernst Ege. Helmbrecht, Volksdrama in 5 Akten. Stuttgart. Strecker & Schröder 1906.

Ernst Ege hat 1904 seine dramatische Laufbahn mit dem dramatischen Stimmungsbild „Luther auf Koburg" begonnen. Schon die Wahl dieses Stoffes zeigte seine Vorliebe für stark ausgeprägte, extreme Persönlichkeiten. Noch ausgesprochener tritt dies in seinem „Helmbrecht" zu Tage. Das alte und ewig neue tragische Motiv vom Sohn, der's anders, aber nicht schlechter will als der Vater, verschlungen mit dem tragischen Konflikt zwischen offizieller Ehe und Herzensneigung, bilden den Inhalt. Das Drama ist vielleicht abgesehen von dem nicht immer ganz glücklichen Dialekt) lebenswahr, die Handlung mit wenigen Ausnahmen in den ersten zwei Aufzügen straff; das Ganze klingt wie ein Bekenntnis. Ein „soziales Drama" im wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Sinn, wie man es aus dem Titel „Volksdrama" schließen könnte, ist das Stück nicht; die tragische Persönlichkeit des Titelhelden steht durchweg im Vordergrund des Interesses. Der Vorlage, der bekannten mittelhochdeutschen Novelle Meier Helmbrecht von Wernher dem Gaertner, gegenüber ist das Egesche Drama wesentlich reicher gestaltet. Es steht auf dem Spielplan des Stuttgarter Hoftheaters für die kommende Saison. **R. Kapff.**

Leo Sternberg: Bündnisse. Verlag von Axel Junker in Berlin. 127 S. Preis: 2 M.

Leo Sternberg, der vielleicht ein Neuling ist, zeigt in diesen zwölf Skizzen und Novelletten keine Eigenart. Es sei denn, daß man die häufige Verwendung gequälter Adjektiva (zupressenüberschauert, gußbelleidet, millionenweis-kurzgezückt, einschmeichelndgetränkt und ähnliches) dafür nehmen will. Die Ausdrucksweise Sternbergs zeigt jenes hypersensible Bedürfnis, mit wenigen gedrängten Worten ein ganzes Milieu zu schildern, das den „Modernsten" unter den Modernen eigen zu sein scheint. Dadurch erhält die Darstellung einen Zug von innerlicher Unfreiheit, der sich dem Leser mitteilt. Die Alltagsvorgänge, die der Verfasser schildert, sind intelligent abgefaßt und werden geistvoll, allerdings auch ohne viel Wärme, analysiert. Ob es viele Leute geben wird, die zwei deutsche Reichsmark für das Büchlein anwenden werden, ist mehr als fraglich. Für denselben Preis bekommt man bei Reclam den ganzen Uhland. **P. J.**

Kalischer: Aphorismen. Bonn, Verlag der Universitätsdruckerei Carl Georgi.

An Aphorismenbüchern haben wir zurzeit ja gerade keinen Mangel, und wer wollte dieser Literaturart böse sein? In einer müßigen Viertelstunde nimmt man gern einmal so ein Heftchen zur Hand und sucht sich unter den Gemeinplätzen, die in mehr oder minder glänzendes Gewand gekleidet, meist unvermeidlich sind, hier und dort einen Satz heraus, der durch seinen Inhalt oder seine Form erfreut und zum Weiterdenken anregt! Denn das dürfte wohl die Hauptaufgabe guter Aphorismen zu sein. Der Verfasser des vorliegenden Bändchens bietet als Jude manchen Gedanken über die Art und Religion seines Volkes. Schwermut und Ernst walten vor, Ironie und Sarkasmus fehlen. **E.**

Eingegangene Bücher

Die mit * versehenen Bücher sind zur Besprechung bereits vergeben.

*Fr. Guttenberger. Irrenanstalten. Herm. Walther, Berlin W. 30. 3 M.

A. Schwanck. Die Reform des Heilverfahrens in der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung als organische Verbindung zwischen Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Landesversicherungs-Anstalten. Paul Neubner, Köln a. Rh. 3.50 M.

Lic. theol. K. Thimme. Bibel und Schule. Hahnsche Buchhandlung, Hannover und Leipzig. 1 M.

Arbeiter-Bibliothek. 1. Heft. Die „freien" und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften. Westdeutsche Arbeiter-Zeitung, M.-Gladbach. 0.40 M.

Dr. Dannemann. Psychiatrie und Hygiene in den Erziehungsanstalten. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 2 M. geh., 2.80 M. geb.

Kolbe. Geländedarstellung und Kartenlesen. Friedr. Engelmann, Leipzig. 0.80 M.

Dr. Adler und Dr. Hilferding. Marx-Studien. Ignaz Brand, Wien VI. 8.40 M.

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Bd. 16 u. 17. Monumenta Germaniae Paedagogica. Hofmann & Co., Berlin. 14 M.

v. Veltheim. End' und Anfang. Ein dramat. Zeitgemälde. Callwey, München.

Wychgram. Vorträge und Aufsätze zum Mädchenschulwesen. Teubner, Leipzig.

Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München

Soeben erschienen! [4049

A. K. T. Tielo. Klänge aus Litauen.

Gedichte. Preis 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Unter dem Pseudonym verbirgt sich ein litauischer Dichter, von dem bereits vor einigen Jahren u. a. „Erzählende Verse" unter dem Titel „Thanatos" erschienen sind. Als Mitarbeiter verschiedener Anthologien und Zeitschriften ist Tielo vielen bekannt. Die Sammlung umfasst die Abteilungen: Mein Memelstrom, Erst Liebe, Buch der Jahreszeiten, Irene, Auf der kurischen Nehrung, Buch der Seele. Ein echter Dichter spricht aus diesen Zeilen.

Die Frauenbewegung — Revue für die Interessen der Frauen

Herausgegeben von Minna Cauer.

Mit der Monatsbeilage: Zeitschrift für Frauenstimmrecht. Herausgegeben von Dr. jur. Anita Augspurg.

Verlag: W. & S. Loewenthal, Verlagsbuchhandlung, Berlin C. 19, Grünstr. 4.

Die Frauenbewegung behandelt alle sozialen und politischen Fragen der Gegenwart mit Beziehung auf das Leben der Frau und gibt einen Überblick über die gesamten Frauenbestrebungen des In- u. Auslandes.

Die Frauenbewegung erscheint am 1. u. 15. jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postämter, sowie durch den Verlag zu beziehen.

Preis vierteljährlich 1 Mark. [4316

Probenummern gratis durch das „Presskomitee Frauenbewegung" Berlin W. Kalckreuthstr. 14.

Segen Langfinger

hilft nur ein Kassenschrank von

Ostertag.

Er gewährt den besten Schutz gegen Einbruch u. Feuersgefahr. Preisliste Nr. 6 versenden auf Wunsch gratis u. franco die Ostertag-Werke A.-G. Berlin, Zimmerstr. 13.

Wer hat Interesse?

Von Nr. 28, 29, 30, 31, 36, 37, 38, 39 haben wir noch eine Anzahl für die persönliche Werbearbeit übrig. Die Nummern enthalten bemerkenswerte Artikel, und zwar:

Das preußische Wahlrecht Nr. 28, 29, 36	Die Volks- und Fortbildungsschule . . Nr. 36
Kamerun Nr. 28, 30, 37, 38, 39	Die preußische Volksschule Nr. 37
Die Pensionsversicherung der Privatbeamten Nr. 28	Die Kunst der Schriftstellerei Nr. 37
Der Prozeß Peters Nr. 29, 30	Die Freisinnige Volkspartei Nr. 38
Max Liebermann . . Nr. 29, 39	Das Ansehen von Bildern Nr. 38
Die Polenpolitik . . Nr. 30, 31	Der sozialdem. Parteitag Nr. 39
Diplomatie . . . . . Nr. 30	Der Frauenbildungskongreß Nr. 39
England . . . . . Nr. 30	Die mecklenburg. Verfassungsfrage . . . . Nr. 39
W. v. Kardorff . . . Nr. 31	Die Jungliberalen . . Nr. 39
Frankreich in Nordafrika Nr. 36	
Der Katholikentag . Nr. 38, 39	

Wer Bekannten und Freunden unter Bezugnahme auf bestimmte Artikel ein probeweises Abonnement empfehlen will, kann von diesen Nummern, so lange der Vorrat reicht, die gewünschte Anzahl kostenfrei erhalten. Jede Mitarbeit ist willkommen.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:	Nikotinarme Fabrikate von M. 60,—	bis M. 120,—	
	Sumatra Havana Fehlfarben	200 St. M. 15,—	
	Sumatra Havana Sortiment	200 St. M. 15,—	
	„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M. 15,75	
	San Andres Mexico Schuß	250 St. M. 17,25	
	Mexico Havana Unsortiert	250 St. M. 18,75	
4278]	„Unser Schlager" Sumatra ff. Felix	300 St. M. 20,—	franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Unbekannt

ist es Ihnen vielleicht, daß Sie den Abonnementsbetrag für mehrere Quartale im voraus entrichten können. Sie ersparen Porto, Arbeit und Laufereien und erleichtern dem Verlag die Buchführungsarbeiten wesentlich. Geben Sie bitte beim Begleichen des Abonnementsbetrages stets an:

a) wofür der Betrag bestimmt ist, für mehrere Abonnenten?, für wen?
b) Ihren letzten Wohnort, falls Sie kürzlich verzogen sind,
c) Ihre genaue Adresse.

NB. Der Preis bei Zustellung durch den Verlag beträgt inkl. Expeditionsgebühr für ein Vierteljahr 1,75 M., zwei Monate 1,20 M., einen Monat 0,60 M.

Haben Sie Gelegenheit, etwas für die Verbreitung der „Hilfe" zu tun? Empfehlen Sie die „Hilfe" bei jeder Gelegenheit. Geben Sie dem Verlag Interessenten f. Probeabonnements auf.

Verlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg.

Kienzheimer Riesling

garantiert Naturwein, [4147 per Flasche Mk. 1.20 inkl. Glas; Kl. Weiß- und Rotweine im Faß von 50 Pfg. per Liter an versendet Eug. Rettè, Weingroßhandlung, Weingutsbesitzer Kinzheim, O.-Els.

Gegründet 1834. — *Vielfach prämiiert.*

Versand erfolgt gegen Nachnahme in Kisten von 15 Fl. und in Gebinden von 50 Litern an.

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula . .	M. 3,00
„ 2. Solena. .	„ 3,30
„ 3. Für alle Welt	4,00
„ 4. Gratus . .	„ 5,50
„ 5. Emuno II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabrikager [4283
Mannheim - Neckarau.

Wem es wirklich darum zu tun ist, einen reinen, guten u. bekömmlichen **Wein** (weiß und rot) **billigst** sich zu verschaffen, der wende sich vertrauensvoll an [3046

Felix Hohoff, Erbach im Rheingau
Gegr. 1866. Weine eigner Kelterung. Keine Reisenden. Preisliste gratis u. frei.

Herren-Pelerinen

aus dunkelgrauem imprägniert. Loden, 120 cm lang, Stück 9.12 u. 9.15. Bei Bestellung genügt Angabe der Oberweite.

Mayer J. Hirsch, Friedberg (Hessen). [3122

Soeben sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

B. Dörries: Die Botschaft der Freude.
Ein Jahrgang Evangelien-Predigten. 2. Auflage; geb. 6,40 M.

R. Kabisch: Gottes Heimkehr, Die Geschichte eines Glaubens. Roman. Kart. 3,80 M.; geb. 4,80 M.

Fr. Naumann: Gotteshilfe. [4317
Gesamtausgabe. 380 Andachten, sachlich geordnet. 3. Aufl. 8.—10. Tausend. Leinwandbd. 6 M.; feine Ausg. Halbled. 7,80 M.

Dieser Neudruck der „Gotteshilfe" unterscheidet sich dadurch von den früheren Auflagen, daß auf mehrfach ausgesprochenen Wunsch das Ursprungsjahr jeder Andacht im Inhaltsverzeichnis angegeben worden ist.

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Ronnefeldt's Thee
beeinflusst das Wohlbefinden in günstigster Weise.
Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a/M.
Proben von 4 Sorten M. 1.— Sendungen von M. 10.— an franko.

Für fünf Mark

vers. frk. 1 Kollo enth. 44 Stck. beim Pressen beschad. feine, milde Seifen, schön sort. nach freier Wahl der Besteller, in Veilch., Ros., Pfirsichbl., Flied., Maiglöckch., Reseda, Jasmin, Mandelkl., Mandel, Vasel., Glyzerin, Lanol., Goldcream Bergmann & Co., Berlin NW., Turmstraße 74. Toilettenseifen- u. Parfümerie-Fabrik. Telephon: Amt II, Nr. 17. [3543

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 43

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
27. Oktober 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Blockfrüchte — Max Lorenz † — Volksschullehrergehalt — Die Tägliche Rundschau — Dr. Heim). — **H. v. Gerlach:** Bismarck und das Dreiklassenwahlrecht. — **Dr. Käthe Schirmacher:** Wahlrecht und Wehrpflicht. — **Chr. Tischendörfer:** In 3 Jahren 10000 Mitglieder. — **Theodor Vogelstein:** Die Times und das deutsche Volk. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, XIV. — Soziale Bewegung. — Unsre Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Schlagen. — **Naumann:** Die Beweggründe der Kolonialpolitik. — **O. Weltzien:** Vom Dialektschreiben. — **Dr. Alexander Eliasberg:** Von der russischen Moderne, II. — **Karl Ettlinger:** Die Schriftstellerei der Zukunft. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Blockfrüchte. Die Enteignungsvorlage gegen die Polen soll nun, wie es heißt, zurückgestellt werden. Das wird von manchen liberalen Blättern als erster tatsächlicher Erfolg der Paarung verzeichnet, und die Offiziösen lassen es sich angelegen sein, diese Rücksicht auf den Liberalismus angenehm zu vermerken. Bis die „Konservative Korrespondenz" verrät: Ja, wir Konservativen, deren die Regierung sich so sicher glaubt, sind gar nicht für eine solche Politik. Denn wir wissen (das sagen sie nicht), daß die Enteignung nach dem Ertragswert einen Sturz der Güterpreise bedeuten würde. Diese Konzession an den Liberalismus kommt also, weil die Konservativen nicht mittun. Und doch ist die Freude groß. Die Regierung, wenn sie es schlau angreift, kann ein System daraus machen, den Liberalismus Siege erringen zu lassen, ohne daß es jemand wehe tut. Sie kündet dunkel eine konservative Maßnahme an, etwas unklar, aber immerhin gefährlich, dagegen erhebt sich der Protest, die Regierung konzediert, der Liberalismus hat gesiegt. Das könnte ein ganz schönes Schema der Hinhaltung und Vertröstung werden. Aber davon wird man nicht satt. Uns scheint, gerade nach dem Ergebnis der Manöver um die Enteignungsvorlage, das schärfste Mißtrauen der Liberalen gegen solche liberalen Konzessionen der Regierung geboten.

Max Lorenz †. Erst 36 Jahre alt, ist der hochbegabte Mann, der 1898 für die Nationalsozialen in Leipzig-Stadt kandidierte, gestorben. Max Lorenz wandte sich als Student in Königsberg der Sozialdemokratie zu und wurde bald in Sachsen Redakteur. In den Frühlingstagen der nationalsozialen Bewegung wurde er aus einem Bekämpfer des nationalen Sozialismus sein Anhänger. Sohm überwand und überzeugte ihn. Fast mit einem Schlage wurde aus dem Sozialdemokraten der grimmigste Feind der Sozialdemokratie. Er rückte sofort auf den äußersten rechten Flügel des nationalsozialen Vereins und geriet in scharfen und dauernden Gegensatz zu Göhre. Für ihn kam eben alles auf das Nationale, für Göhre alles auf das Soziale an. Dank seiner glänzenden Dialektik errang er sich eine hervorragende Stellung. Aber beliebt wurde er nicht. Ihm fehlte alles Gewinnende. Es mangelte ihm nicht an rednerischen und schriftstellerischen Siegen. Aber die Art seines Vorgehens war so verletzend, daß er keinen seiner Gegner bekehrt hat. Nicht lange duldete es ihn bei den Nationalsozialen. Unwiderstehlich trieb es ihn immer weiter nach rechts. Bald war er bei der Kreuzzeitung angelangt. Sein Ein und Alles wurde neben ästhetisch-literarischer Beschäftigung, wofür sich ihm die Preußischen Jahrbücher öffneten, die Bekämpfung der Sozialdemokratie. Als Herausgeber der Antisozialdemokratischen Korrespondenz war er eine Zeitlang Vorkämpfer und Liebling des Scharfmachertums. Aber er war doch nicht ohne Nutzen durch die Schule des Marxismus und des nationalen Sozialismus gegangen. Zur blöden Sozialistentöterei des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie trat er in entschiedenen Gegensatz. Herr von Liebert ist kaum von irgend jemand so vernichtend kritisiert worden, wie gerade von Max Lorenz. Manches kluge und gerechte Wort über die Sozialdemokratie hat Lorenz in seinen letzten Lebensjahren im „Tag" geschrieben. Schade um sein großes Talent, das sich politisch nutzlos verzehrt hat!

Volksschullehrergehalt. Man schreibt uns aus Sachsen: Dem soeben eröffneten sächsischen Landtag ist u. a. ein Gesetzentwurf über die Aufbesserung der Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer zugegangen. Darin wird vorgeschlagen, daß das Anfangsgehalt eines ständigen Lehrers (neben freier Wohnung) nicht unter 1300 Mark betragen und im Laufe einer 30jährigen Dienstzeit, vom 25. Lebensjahre an gerechnet, nach je 5 Jahren auf 1600, 1900, 2150, 2400, 2600, 2800 Mark erhöht werden soll. Bis zum 30. Jahre 1300 M.! Ungemein bezeichnend aber für das konservative „Wohlwollen" der Landtagsmehrheit ist die Begründung, durch die die Regierung den sächsischen Agrariern die riesenhafte Erhöhung der Lehreranfangsgehälter um ganze 100 Mark schmackhaft zu machen sucht. Die Regierung schreibt:

„Die Notwendigkeit einer Aufbesserung der Volksschullehrergehälter wird eines längeren Nachweises nicht bedürfen ... Die Beibehaltung des bisherigen Anfangsgehalts der ständigen Lehrer von 1200 M. erschien untunlich, da, ganz abgesehen von den Erwartungen der Lehrerschaft, die allgemeine Preissteigerung sich gerade bei den Einkommen am schärfsten geltend macht, die sich über das sogenannte Existenzminimum nur wenig erheben. Wenn die Anfangsgehälter einer größeren Anzahl der untersten Staatsdienergruppen (Diener, Hausmeister, Portiers, Heizer usw.) auf 1300 Mark neben freier Wohnung oder Wohnungsgeld festgesetzt sind, so wird den ständigen Lehrern, die für ihre Ausbildung immerhin erhebliche Opfer gebracht haben, ein gleiches Anfangsgehalt nicht versagt werden können, zumal es erst nach fünf Jahren und vollendetem 30. Lebensjahr eine Steigerung erfährt, und viele Lehrer, insbesondere in ländlichen Schulgemeinden, fast genötigt sind, in dieser Zeit zur Gründung eines Hausstandes zu schreiten, was übrigens im Interesse der Schule nur zu wünschen ist."

Die Lehrerschaft kämpft bekanntlich seit Jahren mit aller Kraft um die angemessene wirtschaftliche und soziale Höherwertung. Der obige Gesetzentwurf als Antwort auf diese Bestrebungen klingt geradezu wie ein Hohn. Es hieß von dem neuen Kultusminister, dem Herrn von Schlieben, daß er dem Lehrerstand wohlgesinnt sei. Hier aber scheint er vor dem konservativen Finanzminister zurückgewichen zu sein. Hoffentlich finden jetzt die sächsischen Nationalliberalen, die eben erst acht neue Sitze gewonnen haben, Veranlassung, ihre liberale Gesinnung in Gemeinschaft mit den Freisinnigen zu betätigen.

Die Tägliche Rundschau scheint von den ihr sonst so verhaßten Jesuiten gelernt zu haben. Sie muß sich ausgerechnet von der Kreuzzeitung einen „Irrtum" nachsagen lassen. Die klerikale Kölnische Volkszeitung hatte sich kritisch

damit beschäftigt, daß der Kaiser jetzt als einzige unzerschnittene Zeitung die Rundschau vorgelegt bekommt. Über diesen Artikel brachte die T. R. am 11. Juli eine Depesche. Wie die Kölnische Volkszeitung bald festgestellt, fehlte diese doch gerade für die Leser der T. R. interessante Stelle in einer Reihe von Exemplaren der Nummer. Ein Vierteljahr darauf hatte dies Blatt „für die Gebildeten aller Stände" so weit die Besinnung wiedergefunden, daß es mit einer „Erklärung" herausrückte. Die Exemplare, in denen der betreffende Drahtbericht gefehlt hatte, seien für die Propaganda bestimmt gewesen. Man habe dabei das lange Telegramm herausgenommen, um an dessen Stelle eine Abonnementsaufforderung und eine kürzere Notiz zu setzen. Hierzu bringt die Kölnische Volkszeitung die photographische Wiedergabe der beiden „Auflagen" der T. R. Die Bilder zeigen, daß an Stelle der ausgefallenen Nachricht zwei harmlose Notizen getreten sind, die zusammen genau den Raum des einen Drahtberichts einnehmen, aber keine Abonnementsempfehlung! Tableau! Dschinbum! — Der strikte Beweis, daß der Neudruck vorgenommen wurde, weil die Kritik der Kölnischen Volkszeitung dem Kaiser nicht zu Gesicht kommen sollte, ist ja nicht zu erbringen. Aber wenn die T. R. ein gutes Gewissen hat, warum macht sie dann „jesuitische" Ausreden? Heiligt etwa der Zweck die Mittel?

* * *

Dr. Heim. Der Bauerndoktor duckt sich nicht. Wenn man ihn auch aus der wichtigsten Parlamentsstelle, dem Finanzausschuß, entfernt hat, um einem Zentrumsadligen hineinzuhelfen, so läßt er sich das Maul drum nicht verbinden. Unverhohlen sprach er in der letzten Woche im bayrischen Landtag alles das aus, was er denkt und was ihn von der Mehrheit des Zentrums scharf trennt, er sprach es aus „als Partei Dr. Heim". Was er über progressive Einkommensteuer, preußisches Wahlrecht, Gesindeordnung sagte, ist uneingeschränkte Ansicht fortschrittlicher Liberaler. Köstliche Sätze fand er gegen die Ansprüche des Adels auf Privilegien. Das muß man im Wortlaut lesen. Diese Sätze voller Bosheit und voller Kraft, aus einer demokratischen Überzeugung heraus. Seinen adligen Gegnern, Malsen und Frankenstein, die hinter Pichler hergehen, muß es grün und blau vor den Augen geworden sein, als sie sich so treffend kariiert sahen vor dem ganzen Land. Was er über den Reichsblock sagte, ist aber das wichtigste. Er ist kein großer Gegner dieses Blocks und ist froh, wenn dabei liberale Forderungen verwirklicht werden, zum Exempel ein modernes, preußisches Wahlrecht (Seitenhieb auf das diplomatisch abwartende Reichszentrum, das keinen Finger für ein solches Wahlrecht rührt). Ihm paßt die regierungsfromme Haltung des Zentrums von jeher nicht, und er paßt dem unsicher gewordenen Zentrum nicht, besonders in der gegenwärtigen Periode. Während es im Reich durch Bülow kaltgestellt ist, bemüht es sich krampfhaft in den Einzelstaaten, die alte Regierungsgunst zu behalten und Hoflieferant zu bleiben. Darum lobhudelt es einem unfähigen Ministerium, hält die doch sonst nicht ungern gesehene Sozialdemokratie fern vom Landespräsidium, während die Liberalen demonstrativ für einen sozialdemokratischen Posten im Präsidium stimmten und — schiebt den unbequemen Dr. Heim zur Seite. Wenn Spahn zur Flottenrüstung treibt, muß die flottengegnerische Melodie des Zentrums — man hat ja für alles ein Herz — im Sack bleiben, und jeder weiß, wie Heim zur Wasserpolitik steht. Man will nicht mehr demokratisch sein, die Zeit ist endgiltig aus, das werden die Zentrumsarbeiter auch noch erfahren. Jetzt hat's der Bauerndoktor gehört, als er auf dem Umwege über die Blockpolitik seinen Abschied erhielt. Und während sich Pichler und Schädler freuen, den großen Volksmann gestürzt zu haben und mit Flötentönen Politik machen wollen, erhebt sich der Geworfene, räuspert sich kräftig und spuckt ihnen in die schön zubereitete königlich bayrische Hof- und Regierungssuppe hinein.

G. H.

Bismarck und das Dreiklassenwahlrecht

Nichts ist den Agrariern und sonstigen Scharfmachern in ihrem Kampf für die Erhaltung des Dreiklassenwahlrechts so peinlich wie die Tatsache, daß die Freunde des Reichstagswahlrechts sich auf Bismarck als auf den schärfsten Feind der Dreiklassenwahl berufen können. Mit allen Mitteln versucht man deshalb, das berühmte Wort von dem „widersinnigsten, elendesten aller Wahlsysteme" wegzuskamotieren. Vor kurzem machte erst ein Artikel die Runde durch die agrarisch-plutokratische Presse, der auf Äußerungen der „Hamburger Nachrichten" vom 18. Januar 1893 Bezug nahm. Ministerpräsident Graf Eulenburg hatte damals im Preußischen Abgeordnetenhause erklärt, die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen das Drei-Klassenwahlverfahren sei mehr platonisch gewesen. In Anknüpfung daran hieß es in den „Hamburger Nachrichten:"

Der preußische Ministerpräsident hat mit seiner Äußerung insoweit recht, als der ehemalige leitende Staatsmann (Fürst Bismarck) seine Verurteilung des Dreiklassensystems wesentlich als ein Argument verwertete, um zu einem Wahlgesetze mit Interessenvertretung zu gelangen. Die Möglichkeit dazu hatte er auf Grund der damaligen und späteren statistischen Aufnahmen über die verschiedenen Gruppen der wirtschaftlichen Interessen im Auge; es lag damals in der Absicht der Regierung, die Bildung von Gruppen anschaulich zu machen, innerhalb deren die sozialpolitischen Aufgaben, in specie diejenigen der Altersversorgung, ihre genossenschaftliche Lösung finden könnten und die, wenn sie erst genauer definiert seien und der innere Verband jeder derselben durch die Gesetzgebung hergestellt wäre, die Unterlage für die Wahlkörper der Landesvertretung hätten bilden können. Das Streben nach diesem Ziele wird den Reichskanzler zu der scharfen Kritik der bestehenden Einrichtungen, an deren Stelle er die Interessen-Vertretung erstrebte, veranlaßt haben . . . .

Der Abg. Rickert hält dem Fürsten Bismarck vor, er habe seinen Ausspruch über das Dreiklassenwahlsystem niemals widerrufen. Wenn jemand ein Menschenalter hindurch die verschiedensten landesgeschäftlichen Phasen öffentlich vertreten hat, so ist es doch wohl zuviel verlangt, wenn man beansprucht, daß er jeden Zwischensatz und jedes Argument einer Rede, welches sich in der weiteren Entwicklung der Dinge nicht bewährt hat, ausdrücklich widerrufen soll. Wie wir oben angedeutet haben, hat Fürst Bismarck seine Äußerung über das Dreiklassenwahlsystem s. Z. getan, weil er sie zur Erreichung dessen, was er damals anstrebte, Interessenvertretung, theoretisch für nützlich hielt, ohne sich deshalb für alle Zukunft darauf einschwören zu wollen."

Die „Deutsche Tageszeitung" behauptet, dieser Artikel des Hamburger Blattes rühre wörtlich von Bismarck her. Das ist eine grobe Irreführung der öffentlichen Meinung. Wer jene Behauptung aufstellt, bezichtigt den Fürsten Bismarck einer Gedächtnisschwäche, die ihn dazu geführt hätte, die Tatsachen einfach auf den Kopf zu stellen. Ein Blick auf die Rede Bismarcks, die das mit Recht berühmte Zitat enthält, beweist, daß die Sachdarstellung der „Hamburger Nachrichten" in jedem einzelnen Punkt unzutreffend ist. Die Rede, die am 28. März 1867 im Reichstag des Norddeutschen Bundes gehalten wurde, lautet nämlich in ihren wesentlichen Bestandteilen:

„Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde; wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Österreichs in Frankfurt entgegengesetzt, und ich kann nur sagen: ich kenne wenigstens kein besseres Wahlgesetz. Es hat ja gewiß eine große Anzahl von Mängeln, die machen, daß auch dieses Wahlgesetz die wirkliche besonnene und berechtigte Meinung eines Volkes nicht vollständig photographiert und en miniature wiedergibt, und die Verbündeten Regierungen hängen an diesem Wahlgesetz nicht in dem Maße, daß sie nicht jedes andre akzeptieren sollten, dessen Vorzüge vor diesem ihnen nachgewiesen werden. Bisher ist diesem kein einziges gegenübergestellt worden. Ich habe nicht einmal kursorisch im Laufe der Rede ein andres Wahlgesetz diesem gegenüber rühmen hören; ich will damit nur motivieren, daß „Verbündete Regierungen", die gewissermaßen eine republikanische Spitze, die in dem Wort „Verbündete Regierungen" liegt, bilden, keineswegs ein tief angelegtes Komplott gegen die Freiheit der Bourgeoisie in Verbindung mit den Massen zur Errichtung eines zäsarischen Regiments beabsichtigt haben können. Wir haben einfach genommen, was vorlag und wovon wir glaubten, daß es am leichtesten annehmbar sein würde, und weitere Hintergedanken dabei nicht gehabt. Was wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das Preußische Dreiklassensystem? Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Konstellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgend einem Staat ausgedacht worden.

(Unruhe und Bravo!)

. . . Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Wirkung desselben vergegenwärtigt hätte, hätte er es nie gemacht. Eine ähnliche Willkürlichkeit und zugleich Härte liegt in jedem Zensus. . . .

Auf ständische Wahlrechte zurückzugreifen, hat noch niemand vorgeschlagen, und ich erwähne sie nur, um die Richtigkeit einer vorhin hier ausgesprochenen Meinung zu bestätigen, daß im ganzen jedes Wahlgesetz unter denselben äußeren Umständen und Einflüssen ziemlich gleiche Resultate gibt. . . .

Ich halte die Frage für offen, bis mir jemand überzeugend dartut, daß ein andres Wahlgesetz besser ist und freier von Mängeln als das im Entwurf vorgelegte, und im Besitz besonderer Vorzüge, die dieses nicht hat. . . .

Meiner Überzeugung nach bilden die indirekten Wahlen an sich eine Fälschung der Wahlen, der Meinung der Nation.

Denn ich habe stets in dem Gesamtgefühl des Volkes noch mehr Intelligenz als in dem Nachdenken des Wahlmanns bei dem Aussuchen des zu Erwählenden gefunden, und ich appelliere an die ziemlich allgemeine Erscheinung, und ich weiß nicht, ob die Herren meine Wahrnehmungen alle teilen, denn ich habe den Eindruck, daß wir bei dem direkten Wahlrecht bedeutendere Kapazitäten in das Haus bringen als bei den indirekten. Um gewählt zu werden bei dem direkten Wahlrecht, muß man in weiteren Kreisen ein bedeutenderes Ansehen haben, weil das Gewicht der lokalen Gevatterschaft bei dem Wähler nicht so zur Hebung kommt in den ausgedehnten Kreisen, auf die es bei direkter Wahl ankommt.

(Rufe: Sehr richtig!)

Unwahr ist also die Behauptung der „Hamburger Nachrichten," Bismarck habe das Dreiklassenwahlrecht wesentlich nur verurteilt, um zu einem Wahlgesetz mit Interessenvertretung zu gelangen. In der ganzen Rede Bismarcks ist auch nicht andeutungsweise der Wunsch nach einem Wahlgesetz mit Interessenvertretung enthalten.

Unwahr ist ferner die Behauptung, die Regierung habe schon damals eine Gruppierung der Bevölkerung zur Lösung sozialpolitischer Aufgaben, insbesondere der Altersversorgung, betrieben. Damals dachte Fürst Bismarck noch gar nicht an Sozialpolitik. Das fing erst reichlich ein Jahrzehnt später an.

Unwahr ist auch die Behauptung, es habe sich bei Bismarcks Äußerungen gegen die Dreiklassenwahl nur um einen „Zwischensatz" oder um ein gelegentliches Argument in einer einzelnen Rede gehandelt.

Wahr ist vielmehr, daß Bismarck sich grundsätzlich und mit Spezialisierung seiner Gründe gegen die Dreiklassenwahl gewandt hat. Und zwar nicht nur 1867, als es sich im Reichstag darum handelte, das gleiche Wahlrecht durchzudrücken. Nein, 1869 wiederholte Bismarck seine Verurteilung der Dreiklassenwahl bei einer Gelegenheit, wo er gar keinen besonderen Zweck damit verbinden konnte. Es handelte sich damals um eine Regierungsvorlage, die das preußische Wahlrecht von Gesetzes wegen in den annektierten Provinzen einführen und die Wahlkreiseinteilung regeln sollte. Zu der Regierungsvorlage hatte Herr v. Kardorff, der spätere Führer der Freikonservativen, nachstehende Resolution beantragt:

„Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: In Anbetracht, daß das Nebeneinanderbestehen der beiden großen parlamentarischen Körperschaften, des Preußischen Landtags und des Norddeutschen Reichstags, nur als ein Provisorium betrachtet werden kann:

Der Königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu geben, ob es sich nicht im allgemeinen politischen Interesse empfehlen dürfte, die Zusammensetzung des Preußischen Abgeordnetenhauses in bezug auf Abgrenzung der Wahlbezirke, Wahlmodus und Zahl der Abgeordneten mit der des Reichstags in Einklang zu bringen und somit eine nähere organische Verbindung der beiden Körperschaften anzubahnen."

Der Antrag Kardorffs, wie er von allen Rednern des Hauses und auch von Bismarck interpretiert wurde, bezweckte einfach, die preußischen Abgeordneten des Reichstages als Preußisches Abgeordnetenhaus zu konstituieren. So demokratisch dachte man damals in denselben konservativen Kreisen, die heute die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen überhaupt nicht diskutieren wollen!

Bismarck ergriff am 28. Januar 1869 im Preußischen Abgeordnetenhause das Wort und erklärte:

Wenn ich mich als Minister der Vorlage, welche Sie diskutieren, angeschlossen habe, ungeachtet der Abneigung, die ich gegen das Dreiklassenwahlgesetz bekannt habe und noch hege, so bin ich dazu geleitet worden einmal in bezug auf die Einteilung der Wahlkreise durch das Vorhandensein der betreffenden Verwaltungskreise . . .; außerdem hat mich ein andres Motiv abgehalten und, wie ich aus der bisherigen Diskussion und aus der Stellung der Amendements entnehmen muß, ein allerdings ungerechtfertigtes: es war eine gewisse Scheu, tiefer in die Verfassungsbestimmungen einzugreifen, als absolut notwendig wäre. Ich habe die Besorgnis gehegt, Sie würden jede verfassungsmäßige, grundgesetzliche Bestimmung in höherem Grade als ein noli me tangere behandeln, und den Versuch, das Wahlgesetz zu diskutieren und zu reformieren, würde auf eine weniger günstige Aufnahme in Ihrer Mitte stoßen. Ich habe mich darin getäuscht und werde mir diese Belehrung in der Zukunft als Richtschnur dienen lassen und annehmen, daß das bestehende Wahlgesetz von Ihnen nicht in dem Maße hochgehalten wird, wie ich es geglaubt habe; ich würde sonst vorgezogen haben, schon jetzt im Schoße des Ministeriums Vorschläge anzuregen, die das Wahlgesetz der Monarchie mit dem des Bundes mehr in Einklang brächten. Es hat der Königlichen Regierung und den Bundesbehörden ja von Anfang an nahe gelegen, auf eine Vereinfachung des seit 1866 geschaffenen Räderwerkes hinzuwirken, und die Frage, auf welche Weise dies zu geschehen habe, auf welche Weise dies möglich sei, hat uns vielfach auch vor dieser heutigen Beratung beschäftigt. Daß es im Wege einer einfachen Identifizierung der Abgeordneten des Preußischen Staates in beiden Körperschaften nicht tunlich ist, will ich versuchen nachzuweisen, nicht um die Tendenz, die sich darin ausspricht, zu bekämpfen, sondern nur um Ihnen die Schwierigkeiten klarzulegen, mit welchen die Regierungen zu kämpfen haben, um diesem Ziele näher zu treten."

Bismarck führte dann des näheren aus, weshalb es untunlich sei, einfach die für den Reichstag gewählten Abgeordneten Preußens als preußische Landesvertretung anzusehen. Das hätte verfassungsrechtliche Bedenken. Einmal wegen der Befugnis der preußischen Krone, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Die Auflösung würde sich ja dann auch auf einen Teil des Reichstages beziehen. Dann, weil die Mitglieder des Herrenhauses zwar für den Reichstag, aber natürlich nicht für die zweite Kammer Preußens wählbar seien. Von allem aber macht Bismarck den praktischen Einwand, daß es für die meisten Abgeordneten eine zu große Belastung sei, wenn sie gleichzeitig die parlamentarische Vertretung des Reiches und Preußens wahrnehmen sollten.

Grundsätzlich aber hat er gegen den Antrag Kardorff nichts einzuwenden. Er erklärt ausdrücklich, seine Tendenz nicht bekämpfen zu wollen. Ja, er hätte sogar selbst eine Annäherung des preußischen Wahlrechts an das des Reiches vorgeschlagen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß der Landtag vor einer Verfassungsänderung zurückscheuen würde. Er steht also noch genau wie 1867 auf dem Standpunkte, daß das Reichstagswahlrecht weit besser sei als das preußische.

Niemals hat Bismarck seine feierlichen offiziellen Erklärungen gegen die Dreiklassenwahl zurückgenommen. Sie bilden noch immer eine schneidige Waffe im Arsenal der Wahlreformer. Der Artikel der „Hamburger Nachrichten" vom 18. Januar 1893 entwertet sie nicht. Denn dieser Artikel, der übrigens ängstlich jede Verteidigung der Klassenwahl vermeidet, ist keine Äußerung Bismarcks, sondern nur die eines Bismarckorgans. Eine solche von Unrichtigkeiten strotzende „minder haltbare Tagesleistung" auf das Konto Bismarcks zu setzen, sollten sich im Interesse Bismarcks gerade seine Anhänger hüten.

H. v. Gerlach.

Wahlrecht und Wehrpflicht

Die Behauptung: das Wahlrecht sei ein Gegenwert zur Wehrpflicht, ist, allen logischen und praktischen Widerlegungen zum Trotz, so lang- und zählebig, sie macht auf unvorbereitete und schüchterne Gemüter noch so tiefen Eindruck, daß es mir der Mühe wert scheint, die Sache vom gesetzlichen Standpunkt zu prüfen. Gewähren die heute zu Recht bestehenden Wahlgesetze der verschiedenen parlamentarisch regierten Staaten dem Manne das Wahlrecht, weil er die Wehrpflicht übt? Dies war die Frage. Und die Antwort ergibt ein glattes Nein.

Mögen die Leser mir gestatten, ihnen meine Gelehrsamkeit auszukramen. Die Quelle findet sich in: Villey, Législation électorale comparée (die verschiedenen Wahlgesetze), einer Doktordissertation der Pariser juristischen Fakultät. Wir haben die Länder des allgemeinen Stimmrechts zu unterscheiden und die des zensitären, d. h. des an eine be-

stimmte Steuerleistung gebundenen, berücksichtigen hier nur das politische Wahlrecht zu den Staatsparlamenten.

Länder allgemeinen Wahlrechts sind heute die Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Griechenland, die Schweiz, Belgien, Dänemark, Finnland. Die Wahlberechtigung beginnt in einem bestimmten Alter (20, 21, 25 Jahre) und setzt meist einen bestimmten Aufenthalt im Lande voraus (3 Monate bis 2 Jahre). In einigen Ländern fehlt auch diese Bestimmung (Deutschland, Frankreich). In Dänemark muß der „Wähler" einen guten Ruf genießen. Belgien hat eine Pluralwahl eingeführt, das in Ergänzung des allgemeinen Wahlrechts noch gewissen Alters-, Familien- und Bildungsverhältnissen Rechnung trägt.

Auf dem zensitären, dem von der Steuer abhängigen, Wahlrecht beruhen die Volksvertretungen in England, Holland, Schweden, Norwegen, Italien, Portugal, Rußland. — Der Zensus ist in Holland und Portugal so niedrig (1 Florin = 2 Franken 80), daß man fast vom allgemeinen Wahlrecht sprechen kann.

Nicht eine der herrschenden Wahlbestimmungen aber erwähnt die Leistung des Militärdienstes als eine Bedingung für Ausübung des Wahlrechts. Das Recht schweigt gänzlich auf diesem Punkte, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Gegner des Frauenstimmrechts das Recht bald nachahmen werden. Das Wahlrecht wird dem männlichen Geschlecht ausdrücklich vorbehalten in Dänemark und Portugal, jedoch ohne jeden Hinweis auf erfüllten Militärdienst. — Hingegen erfüllen die Frauen die Wahlbedingungen aller andern Länder ebenso gut wie Männer: in den Staaten allgemeinen Stimmrechts werden auch Frauen, 20, 21 und 25 Jahre alt, wohnen, auch Frauen drei Monate bis zwei Jahre in Gemeinden. In den Ländern zensitären Stimmrechts zahlen auch Frauen ihren Zensus, sind auch Frauen Hausbesitzer oder Hausbewohner (England), ländliche Grundbesitzer oder städtische Steuerzahler (Schweden), Beamte im aktiven Dienst oder a. D. (Norwegen), haben auch Frauen seit einem Jahre einen festen Erwerbsposten, beziehen eine Pension, besitzen ein Sparkassenbuch, ein akademisches Zeugnis, eine Beamtenstellung (Holland). Nicht eine dieser Wahlrechtsbedingungen schließt Frauen grundsätzlich oder tatsächlich aus. — In Holland und in Italien trägt man der steuernden Frau sogar indirekt Rechnung, indem die Steuerleistung der Gattin (es herrscht Gütertrennung) dem Manne beim Zensus angerechnet wird, und in Italien erwirbt die in Trennung lebende Frau durch ihre Steuerleistung das Wahlrecht sogar für ihre männlichen Enkel!

Die Frau ist demnach, wie wir sahen, in allen parlamentarisch regierten Ländern (Dänemark und Portugal ausgenommen) rechtlich vom Wahlrecht nicht ausgeschlossen. Es handelt sich nur darum, diese Berechtigung bekannt und anerkannt zu machen.

Dazu dient uns unter anderm auch der Kampf gegen den falschen, schiefen, gesetzlich nirgends geforderten, noch gewählten Gegenwert von Wahlrecht und Wehrpflicht. — Die Verteidiger dieses Kuckuckseies sollen uns ihre Texte bringen. Her damit: wo steht's geschrieben, daß die Wähler Waffenträger sind?

Wer die Entstehung des modernen Parlamentarismus kennt, dem muß diese Anschauung von vornherein die stärksten Zweifel erwirken. — Wo finden wir denn den Ursprung unsres konstitutionellen Staatswesens von heute? In England und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die englische Verfassung und die Verfassung der Vereinigten Staaten von 1776 haben zuerst Frankreich im Jahre 1789, und seitdem allen andern konstitutionellen Staaten in ihren Grundzügen als Vorbild gedient. Wir sahen, daß in England heute noch ein zensitäres Wahlrecht besteht, ausgeübt von solchen, die ein Haus besitzen oder ein Haus bewohnen, so daß nur die nicht eigne Miete zahlenden (Dienstboten und Vagabunden) diese Wahlbedingungen nicht erfüllen.

Die alten Wahlrechte sprechen von Freisassen, Bewohnern, Personen, die auf Grund ihres Besitzes und ihrer Steuerleistung wahlberechtigt sind. Zu diesen drei Arten gehörten stets auch Frauen. Die Verfassungskämpfe des 17. Jahrhunderts haben an diesem Grundsatz, daß Gemeindeansässigkeit und Steuerleistung zum Wahlrecht gehören nichts geändert. (Siehe Dr. A. Augspurg. Entstehung und Praxis der Volksvertretung in England). Bis zum Jahre 1832 schloß kein Gesetz die englische Frau vom politischen Wahlrecht aus. Von einer Wechselwirkung Wahlrecht — Wehrpflicht, war in dem Mutterlande des modernen Parlamentarismus nie die Rede; besteht doch heute sogar dort keine allgemeine Wehrpflicht.

Den Grundsatz: Steuerpflicht, Wahlrecht nahmen die englischen Kongregationalisten im Beginn des 17. Jahrhunderts nach Amerika mit. — Es waren religiöse Gemeinschaften, die nach der Neuen Welt auswanderten; dieser Umstand ist zu betonen: Kannten jene Engländer schon die politische Entrechtung der Frau nicht, so noch weniger ihre kirchliche: die Frau als Mitglied der Kirchengemeinde war ebensowohl berechtigt wie die Frau als Mitglied der Steuergemeinde.

Jene auswandernden Engländer standen auf dem Boden des natürlichen Rechts, wie Locke es formuliert: der Mensch ist frei geboren; da aber jede Gesellschaft ihre Ordnung haben muß, übertragen die Mitglieder der Gemeinde die ausführende Gewalt bestimmten, verantwortlichen Personen, die von der Versammlung aller Interessenten zu wählen und auch abzusetzen sind. — Einen solchen Pakt (covenant) schlossen die ersten Kongregationalisten 1620, ehe sie sich an der amerikanischen Küste ausschifften. Ähnliche Verträge wurden in jedem der neuen Staaten geschlossen. bis 1638 das Grundgesetz des Staates Connecticut sich zu einer wirklichen und vorbildlichen Verfassung auswuchs. — Sie übertrug die kirchliche Ordnung der Kongregationalisten auf das politische Gebiet. Die Kongregationalisten verwalteten ihre kirchlichen Gemeinden in demokratischer Weise: die Gemeindeversammlung (zu der natürlich auch die Frauen gehörten) erwählte die Prediger, die Ältesten und die Diakone; sie übten auch das Recht des Bannes.

Das Grundgesetz von 1638 nun erklärte in elf Artikeln die entscheidende Machtvollkommenheit der Generalversammlung aller Einwohner: Wahl der Staatsbeamten durch diese Versammlung und Selbstverwaltung der Gemeinden. Diese Verfassung wurde angenommen durch die Bewohner von Windsor, Hartford, Withersfield. Besteuert wurden und das Wahlrecht besaßen damals alle Hausbesitzer, Grundbesitzer, Haushaltsvorstände der Kolonien, die ja häufig auch Frauen waren. — Das Wahlrecht der Neu-England-Staaten, wie das Wahlrecht Alt-Englands, beruhte eben auf der Steuerleistung, und der Ruf no taxation without representation (keine Besteuerung ohne Wahlrecht) diente sowohl in dem englischen wie im amerikanischen Unabhängigkeitskriege als Feldgeschrei.

So enthält denn nicht nur die heutige Wahlgesetzgebung der parlamentarischen Länder keinen Hinweis auf Wahlrecht — Wehrpflicht; auch die Ursprünge des Parlamentarismus lassen diese Zusammenstellung absolut nicht gelten. Diejenigen Länder, in denen die Vorbilder der modernparlamentarischen Verfassungen entstanden, besaßen damals auch das Frauenwahlrecht.

Wahlrecht und Wehrpflicht in Wechselwirkung zu stellen, verrät daher nicht nur einen Mangel an Logik und Gerechtigkeit, sondern auch an Kenntnis der Geschichte und der bestehenden Wahlgesetzgebung.

Möchte diese große Seeschlange aus dem Meere politischer Unwissenheit hiermit endgültig abgestochen sein.

Käthe Schirmacher.

In 3 Jahren 10000 Mitglieder

Ein Plakat mit dieser Überschrift wird in den nächsten Tagen an den Anschlagsäulen vieler Städte zu sehen sein. Es handelt sich dabei um den Bund der technisch-industriellen Beamten, der vor 3 Jahren begründet wurde und heute die genannte Mitgliederzahl erreicht hat. Es sind allerdings noch etliche weitere Tausend Namen durch seine Listen gegangen. Sie sind aber wieder verschwunden, nicht zuletzt aus dem Grunde, der in den bekannten Worten liegt: „Und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab."

Dieser Bund ist eine so interessante Organisation, daß er es wohl wert ist, einmal besprochen zu werden. Er stellt eine Vereinigung von technischen Beamten dar, insbesondere der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, vom Dr. ing. bis zum technischen Zeichner hinab. Er trat bei seiner Gründung

sofort mit einem sozialwirtschaftlichen Programm hervor und sagte von sich frei und offen, daß er eine Gewerkschaft sei. Ja, noch mehr. Der Bund erklärte weiter, daß er nicht nur mit der größten Entschiedenheit Angestelltenin teressen vertreten wolle, sondern auch mit Sympathie auf die Emporentwicklung der deutschen Arbeiterschaft blicke.

Das war damals ein gefährliches Tun in den Augen der meisten Angestellten. Bald war das Wort vom „roten Bund" geprägt und in allen Tönen wurde es ihm entgegengeschleudert. Eine Gewerkschaft, hieß es, sei eine sozialdemokratische Organisation und schicke sich auch sonst nicht für Angestellte. Die Angestellten seien nicht Arbeitnehmer, sondern Mitarbeiter, deren Interessen in voller Harmonie mit den Arbeitgebern vertreten werden müßten. Die Arbeiter sind unsre Gegner, sagte noch am 15. Oktober ein Führer dieser „Alten" in Chemnitz, und in einer Berliner Versammlung wurde erklärt, daß man im Gegensatz zur Arbeiterschaft in die Höhe kommen wolle.

Welcher Wust von Unklarheit und Vorurteilen! Und doch sind sie nicht ganz unbegreiflich und unentschuldbar. Die Privatangestellten stammen meist aus Kreisen, wo man dem Kampf der Arbeiterschaft um eine bessere Lebensstellung vielfach unsympathisch gegenübersteht. Die höhere Allgemeinbildung und die sauberere Arbeit veranlaßte sie nicht selten, auf die „ungebildeten Arbeiter" herabzusehen, und bei Differenzen der Arbeitgeber mit den Arbeitern schlugen sie sich als „Männer der Ordnung" meist ohne weiteres auf die Seite der ersteren.

Der Bund der technisch-industriellen Beamten hatte unter diesen Umständen keine leichte Aufgabe. Er und seine Vertreter wurden häufig offen, aber noch öfters aus dem Versteck heraus heftig bekämpft und sogar bei Arbeitgebern und Behörden denunziert. Immer wieder wurde hierbei hervorgehoben, daß der Bund das Dienstverhältnis erschüttere und behauptet, daß er die technischen Beamten — proletarisiere. Weil er absolut parteilos ist und für national-antisemitische Parteibestrebungen nicht zu haben war, bezichtigte man ihn ohne jede Ursache des Mangels an nationaler Gesinnung. Daß dies Torheit ist, bedarf keiner Worte.

Natürlich erschienen daraufhin auch die Arbeitgeber oder deren Beauftragte auf dem Plan. „So wird ein Stand nach dem andern, hieß es in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung", auf die Bahn des Kampfes und der Auflehnung geführt, — was die Sozialdemokratie selbst nicht fertig bekommt, das bringen ihre bürgerlichen Bundesgenossen zustande, die ihnen gleichsam Treiberdienste leisten." Und die „Volkswirtschaftl. Korrespondenz" schrieb: „Unsre Industriellen tun auf jeden Fall gut, sich diejenigen ihrer Beamten näher anzusehen, die für den Bund wählen oder ihm angehören."

Auch Maßregelungen von Bundesmitgliedern sind mehrfach erfolgt durch Kündigungen oder durch Nichtberücksichtigung bei Gehaltszulagen und Besetzung besserer Stellen. Alles, weil sie sich erlaubten, dasselbe zu tun, was die Arbeitgeber längst getan haben: sich zu organisieren und ihre Berufsverhältnisse mit ganzer Entschiedenheit zu vertreten.

Nun, was aber das Erfreulichste an der Sache ist: es ging vorwärts, und zwar in ungeahnter Weise; vielleicht auch infolge der wüsten Bekämpfung, der diese Berufsorganisation ausgesetzt war. Man kann diesen Erfolg nicht hoch genug anschlagen, wenn man die Berufsverhältnisse der technischen Beamten kennt. Sie stehen mitten in einer Tätigkeit, die, wie keine andre, ständig „im Fluß" ist. Ein moderner Techniker muß viel lesen und studieren, wenn er auf der Höhe der Zeit bleiben will. Er hat darum wenig Zeit übrig für andre Dinge, nicht einmal für sich. Erst die wirtschaftliche und soziale Not, in die er durch die Übermacht des Kapitals hineingeraten ist, hat ihn aufgerüttelt und ihm klar gemacht, daß er für seine Zukunft sorgen muß. Nachdem aber der Ingenieur dies erkannt hat, wird er mit gewohnter Technikerzähigkeit die Konsequenzen hieraus zu ziehen wissen. Er bleibt dabei zweifellos ein ebenso wackerer Mensch wie früher, aber er wird jetzt ohne Zweifel in seiner Organisation ebenfalls alles aufbieten, um beim Produktionsgewinn zu seinem Recht zu kommen.

Die soziale Tätigkeit der organisierten technischen Beamten liegt nicht nur in ihrem eignen persönlichen Interesse, sondern auch in dem der deutschen Industrie. Wir sind aus der extensiven Produktion längst heraus und zur intensiven übergegangen. Neue Ware und Qualitätsware für den Weltmarkt ist die Losung der deutschen Industrie, der auf die Dauer nur mit freien, gut besoldeten und behandelten Beamten entsprochen werden kann.

Auf die Misere des technischen Berufslebens wollen wir heute nicht eingehen. Sie ist sehr groß und kann mit wenigen Worten nicht geschildert werden. Die Berufsverhältnisse der Techniker können aber nur gebessert werden durch eine kräftige Berufsorganisation. An deren Blüte, auch beim Stand der technisch-industriellen Beamten, hat die Allgemeinheit ein großes Interesse.

Es handelt sich dabei keineswegs allein um Forderungen an die Gesetzgebung, sondern auch um wichtige Bestrebungen auf dem Boden der Selbsthilfe. Sie werden vom Bund der technisch-industriellen Beamten mit einem Mitgliedsbeitrag von jährlich 24 M. ebenfalls so gut wie möglich gepflegt. Man muß es daher nicht nur gut heißen, daß dieser Bund besteht, und zwar so wie er ist, sondern sich zugleich über seine Entwicklung herzlich freuen und ihm eine recht erfolgreiche Zukunft wünschen. **Chr. Tschendörfer.**

Die Times und das deutsche Volk

Es gibt Zeitungen, deren Bedeutung nur in ihrer Wirkung auf den großen Leserkreis liegt, den sie zu beeinflußen wissen. Zu ihnen gehören die Blätter W. R. Hearsts in Amerika, die Daily Mail in England, auch der „Vorwärts". Andre Zeitungen werden beachtet, weil man aus ihnen erfährt, was politisch interessante Persönlichkeiten denken oder wenigstens verlautbaren lassen. Sie sind offizielle oder offiziöse Organe eines Ministers, eines Minoritätsführers, einer Parteigruppe und so fort. Endlich kennen wir eine Reihe von Zeitungen, die ihre große Beachtung nicht oder nur zum kleinsten Teil aus den genannten Ursachen herleiten. Ihre Organisation, ihr Nachrichtendienst, die angenehme oder geschickte Form und der überlegte Inhalt ihrer Artikel geben ihnen eine selbständige Bedeutung. Zu dieser Gruppe gehören die Londoner „Times". Sie sind in vieler Hinsicht bewunderungswürdig geleitet. Und manches könnten unsre besten Blätter von ihnen lernen. Literarisch und kommerziell beweisen sie viel gutes Urteil; die Parlamentsberichte, die Telegramme über wichtige Ereignisse im Ausland sind so ausführlich, daß sie für den Politiker wie den Großkaufmann in England unentbehrlich sind. Dazu kommt aber noch eins. Die „Times" haben eine lange Tradition, die um so glänzender ist, je weiter man zurückgeht. Sie haben viel gelernt und wissen politische Ereignisse und Äußerungen zu bewerten. Die Summe von Traditionen und Menschen, die die „Times" ausmachen, bildet eine politische Eigenpersönlichkeit, wie die Aktiengesellschaft eine wirtschaftliche und juristische, und diese Persönlichkeit hat diplomatischen und sogar oft staatsmännischen Sinn. Zwar unionistisch sind sie sich der Schwäche der konservativen Kirchen- und Schulpolitik bewußt und bekämpfen die unentwegte Orthodoxie der Staatskirche. Obwohl eifrigste Vertreterin eines engeren Zusammenschlusses mit den Kolonien, beschäftigen sie sich gleich Arthur Balfour lieber mit der Kritik der Liberalen, als mit der Aufstellung positiver Forderungen. Trotz steter Betonung ihrer speziellen Freundschaft für die Kolonien lesen sie diesen doch recht gründlich den Text wegen ihrer antiasiatischen Einwanderungspolitik und weisen auf die Verpflichtungen hin, die die britischen Besitzungen jenseits der See ihrem Mutterland gegenüber, das so viel für sie tut, zu erfüllen hätten. Abgesehen von den Zuschriften, die sie täglich in Menge veröffentlichen, von den Debatten, die in ihren Spalten von Außenstehenden geführt werden, verdienen daher ihre eignen Artikel häufig mindestens so viel sachliche Beachtung wie die Reden vieler Parlamentsmitglieder. Dies alles hebt die „Times" über den Durchschnitt der Zeitungen hinaus, aber es begrenzt auch den Einfluß ihrer Artikel. Der Artikel bedeutet soviel wie er wert ist. Der Leserkreis der „Times" ist urteilsfähiger als der andrer Blätter, er setzt sich aus Mitgliedern aller Parteien und Richtungen zusammen, und wenn auch tendenziöse Telegramme, die die „Times" mit größter Geschicklichkeit zugleich aus Paris, Berlin und Wien erhalten, viel Schaden anrichten können, ein Artikel, der inhaltlich schwach ist, wirkt in den „Times" weniger als irgendwo anders.

Diese allgemeine Einleitung war nötig, um es verständlich zu machen, warum einem hier viel beachteten, mit diplomatisch spitzer Bosheit geschriebenen Artikel über den Fürsten Bülow und seinen Besuch in England nicht viel Bedeutung zuerkannt werden darf. Nach einigen Bemerkungen über den Kaiser voll höflicher aber kühler Freundlichkeit wendet sich der Artikel dem Reichskanzler zu, der angeblich ebenfalls England besuchen werde. Bülow habe sich in der letzten Zeit sehr angestrengt, in England den Eindruck zu erwecken, als wenn er mit den Engländern in herzlichen Beziehungen leben wolle. Vielleicht sei der Grund für diesen Frontwechsel, daß die Position Großbritanniens durch die Entente mit Frankreich und

das Abkommen mit Rußland so viel stärker geworden sei, vielleicht auch, daß Bülow den Ausbau der deutschen Flotte abwarten wolle. Wir wollen aller lieber annehmen, heißt es weiter, daß er nach England kommt, um die Erinnerung an seine Haltung während des südafrikanischen Krieges soweit wie möglich auszulöschen. Wir können zwar nicht vergessen, aber vergeben. Nur verlangen wir bessere Zeichen der Reue als Erklärungen und würden diesen mehr Glauben schenken, wenn die deutsche Politik im Haag und besonders in Marokko entgegenkommender gegenüber unsern französischen Freunden gewesen wäre, und nicht nur absolut „korrekt". Man muß nach seiner Veröffentlichung ernstlich fragen, ob das Prädikat staatsmännisch, das wir der „Times" erteilten, noch Berechtigung hat. Einen Gast, den man erwartet, öffentlich zu verhöhnen, gilt selbst in undiplomatischen Kreisen nicht als nobel. Einen Diplomaten, der als Begleiter seines Souveräns erscheint, zu beleidigen, wie es die „Times" getan haben, mußte selbst in den befreundetsten Ländern starken Unwillen hervorrufen. Aber gerade das beweist am besten, daß nicht nur die liberale Regierung, sondern genau so die verantwortlichen Kreise seiner Majestät getreuster Opposition, vor allem also Lord Landsdowne, nicht das geringste mit dem Artikel zu tun haben. Die führenden liberalen Blätter haben ihrer Entrüstung den schärfsten Ausdruck gegeben, die „Tribune" in einem Leitartikel mit der Überschrift „Insolence" (Unverschämtheit); die Konservativen scheinen schweigen zu wollen, damit man erst gar nicht viel davon spricht. Das Volk in London sieht dem Besuch mit dem Interesse entgegen, das eine große Stadt für ein abwechslungsreiches Schaustück, ein Herausreißen aus der Alltäglichkeit hegt. Es interessiert sich für den Kaiser, Bülow ist ihm ganz gleichgültig.

Was hat die „Times" veranlaßt, jetzt einen Schimpfartikel zu veröffentlichen, der, wenn er ernst zu nehmen wäre, sehr ernst aufgefaßt werden müßte? Obwohl die „Times" seit Jahren eine wenig deutschfreundliche Politik treiben, haben sie doch das Zusammentreffen des Königs Eduard mit dem Kaiser im letzten Sommer zwar reserviert, doch sympathisch besprochen. Sind sie etwa dem Ausbruch eines Krieges abgeneigt, ebensosehr aber freundschaftlicheren, ja, nur besseren Beziehungen der Regierungen beider Länder? Das wäre kaum ein genügender Grund für diese verfrühten Xenien gewesen. Wollte sie der liberalen Regierung Schwierigkeiten bereiten? Sie hat Sir Edward Grey dauernd unterstützt und weiß auch sonst Mittel und Ziele im richtigen Verhältnis zu lassen. Oder war es die Entgleisung faux pas eines Redakteurs, dessen Auslassungen weit über das von der Leitung gewollte Maß von Unfreundlichkeit hinausgingen? Das wird man erst im Laufe der nächsten Zeit herausfinden. Für die deutschen Politiker kann es nur eine Losung geben, den Timesartikel mit der Gleichgültigkeit aufzunehmen, den er verdient. Wünschen wir doch, daß die fäbelrasselnden undiplomatischen Reden alldeutscher Oberlehrer, die unästhetischen Witze über englische Souveräne und Staatsmänner in Großbritannien ebenfalls nach ihrer wahren Bedeutung als Unklugheiten schlecht erzogener Leute behandelt werden.

London, 12. Oktober 1907. **Theodor Vogelstein.**

Reise in Kamerun

XIV

Ngambe, 6. Februar 1907.

Von Bamum bis hierher sind wir in drei forcierten Märschen gelangt. Heute ist Ruhetag. Joja hielt Wort. Montag den 3., früh mit Sonnenaufgang standen die 20 gewünschten Träger auf dem Hofe bei Herrn Stößel bereit. Ein halbwüchsiger Bursche sollte den Führer machen und den Weg nach Joko kennen. Auf der Veranda mit Herrn Stößel gab es noch ein kleines Frühstück, dann Abmarsch. Herr Stößel gab mir fast eine Stunde weit das Geleit. Dicht an der Stadtmauer auf der Ostseite von Bamum hört der vulkanische Boden auf und Granit liegt zu Tage. An einem Bachtal war der felsige Abstieg so glatt, daß ein gestiefelter Europäer beinahe nur mit Händen und Füßen herunter kam. Hier verabschiedete sich mein Gastfreund. Der Weg fing gleich sehr schwierig an. Die steilen Abstiege wiederholten sich in kurzen Zwischenräumen. Nach 1½ Stunden Marsch von Bamum stand meine Karawane an einem tiefen, über Klippen und Felsgeröll dahinrauschenden Fluß mit einer gänzlich defekten Lianenhängebrücke von 30 oder 40 Metern Spannweite. Von den Trägern balanzierte ein Teil hinüber, ein Teil ging durch den Fluß. Jonny trug mich auf seinen Schultern hinüber — für den kleinen Kerl, bei der reißenden Strömung und den massenhaften spitzen Steinen auf dem Grunde, eine höchst achtbare Leistung. Hinter dem Fluß wohnt ein adliger Bamummann, ein sogenannter Dschi, namens Gamaschi. Wir marschierten durchs Dorf hindurch, aber der Dschi kam uns alsbald mit einer ungeheuren Kalebasse Mimbo und einem Huhn als Gastgeschenk nachgesetzt. Ein Knabe trug ihm seinen aus gespaltener Raphia wunderhübsch gezimmerten Stuhl, ein andrer den großen Glasbecher für den Palmwein. Wir setzten uns freundlich am Wege nieder, der Mimbo wurde eingeschenkt und erwies sich als von erster Qualität. Ein Versuch, mich mit einer Zigarre zu revanchieren, glückte diesmal nicht; einige Blätter Tabak fanden dagegen bereitwilliges Verständnis. Nach einer Viertelstunde, nachdem wir mächtig viel Mimbo getrunken und den Rest den Soldaten und Trägern gegeben hatten, wurde die Sitzung in gegenseitiger Befriedigung aufgehoben. Dies war das beste und fetteste Huhn, das mir bisher in Kamerun begegnet ist. Als wir etwa vier Stunden marschiert waren und an das Dorf eines kleinen Dschis kamen, erklärte der Führer, nun käme weiter nach vorn lange kein Quartier mehr. Der Dschi war in Fumban, die übrigen Männer waren einen Tagemarsch weit weg, um Bambu zum Baumaterial zu holen; im Dorf zeigten sich nur einige sehr ängstliche Weiber. Tags darauf nach einer Stunde Marsch ein großes und schönes Dorf, mit dreimal besserer Verpflegung als in dem kleinen Nest. Unser Führer bekommt infolgedessen von Jonny zwei mächtige Ohrfeigen. Der Weg war wunderhübsch, ein reizvolles, bewaldetes Bachtal mit Ausblicken wie lauter ausgesuchte Landschaftsbilder. Von Vulkanismus war keine Spur mehr vorhanden. Öfters führte der Pfad eine ganze Weile durch das Bett eines kleinen Wasserlaufes, in dem dann die ganze Karawane entlangpatschen mußte. Der Marschplan war, noch vor dem Abend bis an das große Wasser, den Mbam, die östliche Grenze des Gebietes von Bamum, zu kommen. Mittags, in einem großen und reichen Dorf, ließ ich viel Proviant kaufen und alle Leute kräftig essen. Auf die Frage, wie weit es noch zum Wasser sei, hieß es: nicht sehr weit! Im Dorf lagerten noch zwei durchreisende schwarze Clerks, die für Firmen von der Küste im Innern Kautschuk einhandelten, mit gänzlich verhungerten Trägern. Der eine Clerk, ein Togomann, kam zu mir und fragte, ob ich ihm nicht behilflich sein wolle, für seine Leute etwas Proviant zu kaufen. Ich fragte ihn, warum er denn nicht allein welchen kaufen könne? „Ja, ich bekomme nichts von den Dorfleuten." „Weshalb nicht?" Achselzucken. Ich konnte es mir schon denken. Die farbigen Clerks im Innern, die von ihren Firmen ein bestimmtes Kostgeld an Stoffen für ihre Karawanen beziehen, sind die schlimmsten Erpresser bei den Eingeborenen, wenn keine Aufsicht da ist. Wenn sie in ein kleines Dorf mit wenig Leuten kommen, so nehmen sie einfach, was da ist. Hier an einem großen und reichen Platz mit starker Bevölkerung konnten sie es nicht wagen. Als ich den Häuptling durch Jonny fragen ließ, ob er jenen andern auch Chop verkaufen wolle, antwortete er ja, aber sie müßten die Bezahlung im voraus geben. Darauf meinte der Clerk freilich wieder, wenn er das täte, wäre er seinen Stoff los und Chop würde er doch nicht bekommen, wenigstens nicht, wenn ich abmarschierte. Schließlich kamen dann so viel Planten und Fufu an, daß ich ihm etwas überlassen konnte.

Hinter dem Dorf ein endloser ermüdender Weg durch dreifach mannshohes Gras. Plötzlich kam von vorne eine Reihe schwarzer Menschen angetrabt mit Körben auf dem Kopf. Als sie unsre Spitze erreicht hatten, blieben sie stehen, bauten ihre Korbe mit Maismehl, ein halbes Dutzend Hühner und eine Menge Planten vor mir auf dem Wege auf und der Anführer fing eine längere Rede mit einem so freundlichen Grinsen an, daß ich jedenfalls von seiner guten Absicht überzeugt sein mußte. Jonny kam hinzu und erklärte mir alsbald die Situation: small king bring dash für you! (Ein kleiner Häuptling mit Geschenken.) Ich fragte meine Leute, ob sie diesen Zuwachs an Proviant noch mit zu ihren Lasten aufladen wollten. Natürlich! Also wurde eine Lastenkiste aufgemacht, ein Stück roter Baumwollenstoff herausgeholt und als Gegengeschenk zweimal soviel gemessen, wie man mit ausgebreiteten Armen von einer Zeigefingerspitze bis zur andern fassen kann. Dies Maß nennt man hier einen Faden, und es ist scherzhaft, zu sehen, wie Käufer und Verkäufer, wenn sie verschieden lange Arme haben, sich darum streiten, wer messen soll. Wenn es nicht anders geht, wird ein Dritter dazu gerufen. — Das Gras wollte und wollte aber kein Ende nehmen. Endlich, als kaum noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang war, stießen wir auf eine verlassene Ansiedelung. Die Leute waren so müde, daß ich beschloß, dazubleiben, aber es war kein Tropfen Wasser da und niemand wußte, wie weit es noch bis zum nächsten Bach war. Ich rekognoszierte selbst noch eine Viertelstunde vorwärts und fand endlich in einem schmalen Waldstreifen einen Bach. Währenddessen hatten die Leute einige Minuten davon ein etwas besseres Quartier gefunden, 5 bis 6 Rundhütten, aber gleichfalls verlassen. Die Herde im Innern waren noch warm und alle Böden unter den Dächern steckten voll Maiskolben. Offenbar waren die Bewohner vor uns davongelaufen. Wir waren alle viel zu müde, um viel nach dem Wie und Warum zu fragen, aßen rasch unser Futter und legten uns schlafen. Noch nie habe ich ein solches Leuchtkäferfliegen gesehen wie gestern abend in jenem Dorf. Die ganze Luft wimmelte von Tausenden von tanzenden, phosphoreszierenden Punkten. Gestern früh, nach beinahe einstündigem Marsch, erreichten wir endlich den großen Uferwald am Mbam und hörten schon von weitem das schallende Geräusch der Hackmesser, das Krachen der Bäume und Äste und das Prasseln der Flammen, wo das umgehauene Holz verbrannt wurde. Es war der Platz, wo Joja auf Herrn Stößels Anraten das Land für die zukünftige große Baumwollfarm klären ließ. Mehrere hundert Menschen arbeiteten im Urwald, und große Strecken waren schon abgeholzt. Ein ganzes provisorisches Dorf war an der Stelle entstanden. Über ein Dutzend von Jojas rotrödigen Soldaten mit ihren weißen Tschakos und großen Stöcken beaufsichtigten die Arbeit. Noch einige Minuten weiter, und endlich standen wir am Mbam: ein sehr stattlicher

mehrere hundert Meter breiter Fluß. Auf beiden Ufern war hoher Urwald, fast so mächtig entwickelt wie an der Küste. Am Ufer lagen einige kleine und morsche Kanus, die mir für den Übergang wenig versprachen. Einer von Jojas Leuten erbot sich, etwas weiter oberhalb eine Furt zu zeigen. Krokodile sollten nicht darin sein; also ausgezogen und vorsichtig passiert. Wir marschierten in geschlossener Kette. Das Wasser ging an den tiefsten Stellen bis unter die Achseln und die Strömung war stellenweise sehr stark, so daß man sich fest mit dem eisenbeschlagenen Stock dagegenstemmen mußte, um nicht fortgerissen zu werden. Im Grunde stak massenhaft festgerammtes Holz mit scharfen Ästen und Kanten, dazu so viel spitze Steine, daß ich glaubte, meine Füße würden ganz blutig sein. Es war ihnen aber nichts passiert. Krokodile schienen wirklich nicht da zu sein. Flußpferde auch nicht. Weiter unterhalb sollte es aber angeblich hunderte geben. Jenseits des Mbam kam in stetem Wechsel erst Urwald, dann Gras- und Parklandschaft und hochstämmiger Baumwuchs. Auch die gewaltigen Baumwollbäume, wie im Küstenurwald, erschienen hier wieder und sogar einige Ölpalmen. Im Walde überraschte mich eine mächtige Grabenanlage, die sich fast eine Stunde weit geradlinig, parallel dem Pfade verfolgen ließ, mit zahllosen Fallgruben davor und einem noch erkennbaren Wall dahinter. Es war also eine ähnliche Befestigung, wie der Wallgraben von Fumban. Nach den Bäumen zu urteilen, die im Graben wuchsen, hätte man schätzen können, daß er seit zwei Jahrzehnten nicht mehr benutzt wurde. Hier hat also einmal eine große Eingeborenenstadt gestanden. An einer Stelle bekam man auch einen Ausblick durch das dichte Unterholz, und es zeigte sich hinter dem Graben eine weite, aber schon wieder hoch mit Bäumen bewachsene Lichtung mit einem Dorf darauf. Keinesfalls konnte die Befestigung aber ursprünglich zu diesem gehören. Es wird irgend ein Stamm der Tikar gewesen sein, in deren Gebiet wir seit dem Übergang über den Mbam eingetreten sind; die Fulahs werden sie angegriffen, erobert und zerstört und die Leute in die Sklaverei geschleppt haben.

Gegen Mittag Rast in einem schönen Rundhüttendorf, Ngate oder so ähnlich. Ngambe sollte von hier nicht mehr so weit sein, wie es vom Dorf rückwärts bis zum Mbam war; also wurde weiter marschiert. Es waren aber doch noch vier Marschstunden, und wir sind erst um 5 Uhr nachmittags angekommen, also gestern und heute ziemlich den ganzen Tag unterwegs gewesen. Ngambe ist viel kleiner als Fumban, aber ähnlich befestigt. Wir marschierten sofort auf die Station, d. h. auf die Häusergruppe zu, die für durchreisende Regierungskarawanen bestimmt ist. Einen weißen Stationsaufseher gibt es hier nicht. Gleich nach unsrer Ankunft kam der König angeritten und brachte seinen Schutzbrief mit. Er kam mit großem Hofstaat und mit seiner Schwester, einer älteren jungen Dame mit sehr energischen Zügen, die merkwürdigerweise den Pantoffel zu schwingen scheint. Hier ist alles schon vollkommen in die Tracht der Sudanneger gekleidet, in weißen Gewändern, mit halbverhüllten Gesichtern und mit Sandalen. Leider gab es außerdem eine große Enttäuschung. Ich offerierte dem König und seiner Schwester Kognak und Schokolade. Kaum hatte er das gefüllte Glas in der Hand, so streckte sein ganzer Hofstaat bittend die Hände vor, und jeder bekam einen kleinen Schluck auf die flache Hand geträufelt. Die Folge war natürlich ein weiterer Kognak für den König. Vom Häuptlingsgehöft sah man drei starke Männer mit mächtigen Tontöpfen ankommen, die offenbar den Gasttrunk von Ngambe enthielten. Thomas holte meinen Blechbecher hervor und hielt ihn zum Einschenken hin; aber zu meinem Schreck ergoß sich nicht der gewohnte Anblick des Palmweins, der ungefähr so aussieht wie die sogenannte Federweiße, aus dem Gefäß hervor, sondern eine braune schäumige Suppe. Es war Hirsebier. Also mit dem Palmwein war es zu Ende. Spät abends kam der König nochmals mit seiner Schwester und einem Oberhäuptling anspaziert, saß eine halbe Stunde vollkommen stumpfsinnig bei mir, rauchte und räusperte sich fortgesetzt, bis schließlich der Wunsch nach einer Flasche Rum über seine Lippen kam. „Sicher, lieber Freund, wenn ich sie hätte, solltest du sie gleich haben, aber ich gönne sie dir auf jeden Fall. In Joko gibt es vielen Rum; also gib mir einen Führer nach Joko, der soll dir eine Flasche mitbringen.“ Der Vorschlag schien ihm einzuleuchten, aber daß er den Rum nicht gleich bekam, war ihm doch sehr schmerzlich. Heute früh kam ein gewaltiger Chop an: eine dreifache Portion heißen Fufus für alle Träger, dazu gekochtes Meerschweinchenfleisch, Bataten und Mehl. Danach am Vormittag wieder Visite des König mit kleinem Gefolge und einer Ziege, die ich tags zuvor bei ihm bestellt hatte. Wieder eine lange stumme Sitzung, die offenbar auf einen weiteren Wunsch vorbereiten sollte. Ich dachte natürlich wieder an Rum; aber schließlich hieß es, der König hätte einen kranken Magen. Ich gab ihm natürlich das Universalmittel: Calomel. Dann wurde die Ziege geschlachtet, Boys, Soldaten und Träger erhielten ihr Fleisch, und alles genießt seinen Rasttag.

Nachmittags. Der König von Ngambe ist wirklich ein ausdauernder Bettler. Er kommt schon wieder und bittet um mehr Medizin. Gut! Um etwas Salz. Gut! Dann um Patronen. Nein! Um Kerzen. Nein! Ein Paar Stiefel. Nein! Da wohl noch ein Dutzend Wünsche gekommen wären, empfehle ich mich und gehe ins Haus, um zu schreiben. Der König saß noch eine Weile auf dem Vorplatz und zog dann ab. Da ist Joja von Bamum wirklich doch eine andre Nummer.

Paul Rohrbach.

Soziale Bewegung

Vom „Zweiten deutschen Arbeiterkongreß“. Während diese Zeilen in Druck gehen, tagt in Berlin der sogenannte II. deutsche Arbeiterkongreß. Wir werden unser Urteil über ihn abgeben, wenn die Tagung zu Ende ist. Heute soll nur die Rede des Staatssekretärs v. Bethmann-Hollweg festgehalten werden, die er in der Begrüßungsversammlung zum besten gab. Herr v. Bethmann-Hollweg gibt seinem Herrn und Meister Bülow an Redekunst nichts nach. Seine Ansprache an die „christlich-nationalen“ Arbeiter liest sich glatt und angenehm. Sie ist auch mit jubelndem Beifall von den Zuhörern aufgenommen worden. Nachher mögen sich die intelligenteren unter ihnen freilich an die ebenso schönen Worte Bülows vor vier Jahren erinnert haben, die er in feierlicher Audienz an dieselben Vertreter hielt, die diesmal den II. deutschen Arbeiterkongreß machen. Auch damals wurden Bülows Worte mit lautem Jubel von den christlich-nationalen Arbeitern aufgenommen. Es folgte aber nichts danach. Wird es diesmal nach Bethmann-Hollwegs schönen Worten anders werden? Wir geben einige charakteristische Stellen seiner Rede im Wortlaut wieder: „Sie blicken mit verständlichem Stolz auf die Vergrößerung Ihrer Bedeutung und Ihrer Macht. Aber auch hier gilt der Satz, daß je größere Macht einer hat, um so höher seine Verantwortlichkeit steigt. Gewiß ist es natürlich und voll berechtigt, daß Arbeiter, die sich zur Vereinigung zusammentun, weil der einzelne in dem wirtschaftlichen Getriebe unsrer Zeit schwerer zu seinem Rechte kommt als die geschlossene Vereinigung — gewiß sage ich, es ist natürlich und berechtigt, daß solche Arbeitervereinigungen ihre Aufgabe nicht darin erblicken, die Geschäfte andrer zu besorgen, sondern daß sie ihre, der Arbeiter, Wünsche vorbringen, daß sie mit allen Mitteln die wirtschaftliche, soziale und sittliche Wohlfahrt des Arbeiterstandes zu heben suchen. Das ist nicht nur Ihr Recht, das ist Ihre Pflicht. Aber Sie werden mir auch ein weiteres zugeben. Wir Menschen, wir alle, welchem Stande wir auch angehören mögen, unterliegen so leicht der Gefahr, Macht, die wir erlangt haben, zum Nachteil andrer auszunutzen. Die ganze Menschheits- und die ganze Weltgeschichte ist ein einziges Zeugnis davon, und auch die Koalitionen, die sich auf wirtschaftlichem Gebiete gebildet haben, sind dieser Gefahr unterworfen. Sie wissen selbst am besten, wie Terrorismus, von welcher Seite er auch kommen möge, nicht nur den moralischen Halt des Menschen vernichtet, sondern auch ganze wirtschaftliche Existenzen zu zertrümmern imstande ist. Die Waffen des rücksichtslosesten Zwanges mögen sich darbieten, wenn es gilt, einen Feind, einen Todfeind niederzuringen, zu vernichten. Aber liegt die Sache hier so? Freilich, die sozialdemokratische Bewegung meint es. ... Sie, meine Herren, wollen mit andern Mitteln arbeiten, Sie wollen, wie einer der Ihrigen es bei der Eröffnung des Frankfurter Kongresses ausgedrückt hat, daß unter den deutschen Arbeitern wieder die vier Grundpfeiler aufgerichtet werden, die ihre glückliche Zukunft sichern: Fleiß, Gottesfurcht, Nüchternheit und Zufriedenheit. Das mag eine weniger zugkräftige Parole sein, als jene andre, und in den Kämpfen des wirtschaftlichen Lebens, in denen es hart auf hart geht, tut sich Ihnen wohl die Versuchung auf, ob Sie es nicht jenen andern nachmachen, hinter ihnen zurückstehen sollen in dem Umfange der Forderungen und in der Rücksichtslosigkeit ihrer Vertretung. Ich würde es, meine Herren, für ein schweres Verhängnis halten, wenn Sie dieser Versuchung erlägen. Es handelt sich nicht darum, daß sich die Ihrem Programm folgende Arbeiterschaft als Sturmbock gegen die Sozialdemokratie brauchen lassen soll, auch nicht darum, daß sie eine schwächliche Sozialpolitik nach dem Motto treiben soll: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn mir nicht naß“. Nein, meine Herren, es handelt sich darum, daß Sie unter Festhalten am Vaterlande, an der Treue zu Kaiser und Reich und an der von den Vätern überkommenen Religion für die Besserung der sozialen Lage der Arbeiter entschlossen aber gemeinsam mit den andern Gliedern unsres deutschen Volkes zusammenarbeiten wollen, daß Sie dieses Programm immer fester ausgestalten und bei ihm ausharren, unbekümmert um die Werbungen und Lockungen von links her. Und, m. H., glauben Sie nicht, daß Ihre Arbeit und Ihre Aufgaben an Größe und Bedeutung verlören, wenn Sie auch bei entschiedenster Betonung der eignen Interessen noch immer dessen eingedenk bleiben, daß ein jeder Stand, und deshalb auch der Arbeiterstand, nur ein Glied des gemeinsamen Volkskörpers ist, daß nicht die Ausschaltung aller andern Interessen, sondern der billige Ausgleich einander entgegenstehender Interessen das Ziel ist. Im Gegenteil. Ich wüßte kaum eine größere Aufgabe der Gegenwart, als diejenige, die mächtige Arbeiterbewegung unsrer Tage einzuordnen in die bestehende Gesellschaft. Wenn Sie sich dieser Aufgabe hingeben, dann sorgen Sie nicht nur für Ihr wirtschaftliches Gedeihen, für Ihre steigende Teilnahme an den Errungenschaften der Kultur, am politischen Leben, sondern dann leisten Sie dem Vaterlande, dessen Kinder wir doch alle sind, den größten Dienst. Die Art unsrer zukünftigen Entwicklung wird davon abhängen, ob die deutsche Arbeiterschaft gewillt ist, auf diesen Boden zu treten.... Und nun werden Sie mir einwerfen, daß Sie diese Aufgabe nur lösen können, wenn Sie auf Gegenseitigkeit rechnen dürfen. Gewiß, meine Herren, Gegenseitigkeit auf

Digitized by Google

beiden, auf allen Seiten. Ehrlicher Wille, sich gegenseitig zu verstehen, ehrlicher Wille, die berechtigten Forderungen des andern anzuerkennen, ehrlicher Wille, die eignen Wünsche dem großen Ganzen anzupassen. Nur wenn solcher Wille bei der Arbeiterschaft und den Unternehmern in gleicher Weise lebt und sich betätigt, nur dann kann die Arbeit von Erfolg sein. Und ich füge hinzu, die Arbeit würde trotzdem vergeblich bleiben, wenn nicht auch die Staatsgewalt solchen ehrlichen Willen, wo immer er vorhanden ist, tatkräftig unterstützt, alles aber, was ihm zuwiderhandelt, mit Entschiedenheit bekämpft. Die Arbeit stockt auch jetzt nicht, eine Ruhepause ist nicht eingetreten. Wie Ihnen bekannt, beschäftigt sich der Bundesrat mit dem Entwurf zu einem Reichsvereinsgesetz und mit einer noch vom Grafen Posadowsky ausgearbeiteten Novelle zur Gewerbeordnung, welche u. a. wichtige Bestimmungen über die Dauer der Frauenarbeit und über die Heimarbeit enthält. An einem Gesetzentwurf über Arbeitskammern, den ich vorfand, wird ununterbrochen weitergearbeitet. Ich hoffe, daß er noch in diesem Winter feste Gestalt annehmen wird. Alles das sind Fragen, die Sie fortgesetzt beschäftigt haben und noch beschäftigen. Aber sie stellen nur einen Ausschnitt dar. Das Leben läßt täglich neue Probleme entstehen, und mir ist es wohl bewußt, daß noch eine ganze Reihe andrer Fragen aus alter und neuer Zeit der Lösung, der baldigen Lösung harren, daß noch eine große Anzahl weiterer Wünsche von Ihnen beraten und vorgebracht werden wird. Sie wollen überzeugt sein, daß ich Ihren Verhandlungen mit der größten Aufmerksamkeit folgen und dankbar sein werde für jede Anregung, für jede Unterstützung, welche uns dem vorher von mir gekennzeichneten Ziele näher führt." — Liegt übrigens in diesen schönen glatten Worten nicht auch reichlich viel Kritik an der „christlich-nationalen" Arbeiterbewegung?

Unsre Bewegung

Im Inseratenteil bietet der Verlag verschiedene Nummern zur Agitation an. Gewisse Berufsgruppen werden für einzelne dieser Hefte besonderes Interesse haben. Hoffentlich benutzen die Werbefreunde die Gelegenheit, nach ihren Beziehungen und ihrem Wirkungskreis eine Verteilung in größerem Maßstab vorzunehmen, recht allgemein.

Berlin. Sozialliberaler Verein (V. Dr. Breitscheid, Fasanenstr. 58). Der Verein eröffnete seinen Winterfeldzug mit einer großen Volksversammlung am 18. Oktober. Dr. Breitscheid sprach über das preußische Dreiklassenunrecht und seine Beseitigung. Redner ging davon aus, daß wir, seit das Dreiklassenwahlrecht besteht, niemals eine wirkliche Volksbewegung dagegen gehabt hätten. Erst jetzt stehen wir endlich am Anfang einer solchen, und mit Freude können wir feststellen, daß sie durch Naumann in erster Linie entfacht worden ist. Das Klassenwahlrecht bestimmt aber nicht nur die Zusammensetzung des Landtags, sondern es färbt auch das ganze öffentliche und politische Leben Preußens-Deutschlands ab. Die Gleichheit aller vor dem Gesetz steht einstweilen nur auf dem Papier. Wie wäre es einem Arbeiter ergangen, der sich die „Meinungsäußerungen" des Herrn von Liebert geleistet hätte? Die Verteidiger des Dreiklassenwahlrechts sollten wenigstens den Mut der Ehrlichkeit haben und zugestehen, daß dieses Wahlrecht ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie sei. Für die Liberalen sei das Pluralwahlrecht unannehmbar, ihr Ziel sei die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für Männer und Frauen. Vielleicht sei nicht alles auf einmal zu erreichen. Wie groß die Abschlagszahlung mindestens sein müsse, die man zunächst annehmen könne, sei eine spätere Frage, sei Frage der Taktik. Gerade die „Piepmeier", die von vornherein gegen das Prinzip „alles oder nichts" zu Felde ziehen, verstoßen gegen alle Regeln der Taktik. Eins muß aber schon jetzt mit aller Energie betont werden: Wenn Bülow will, daß man an seinen ehrlichen Willen, das Wahlrecht zu verbessern, glauben soll, muß sofort das geheime Wahlrecht eingeführt werden. Dem mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrag folgte eine sehr lebhafte Diskussion, an der sich von unsrer Seite die Herren Dr. Heuß, Zucker, Kötschke beteiligten. Im Namen der Sozialdemokraten versprach Dr. Arons die Unterstützung jeder ehrlichen Wahlrechtsbewegung, von welcher Partei sie auch ausgehen möge. Wertvoll war die Mitteilung eines Mitgliedes der Freisinnigen Volkspartei, daß demnächst auch seine Partei die Agitation gegen das Dreiklassenwahlrecht in Volksversammlungen aufnehmen werde. Eine zum Schluß einstimmig angenommene Resolution wünscht eine lebhafte Agitation im Lande und fordert die Einführung der geheimen Stimmabgabe schon bei den Landtagswahlen des nächsten Jahres.

Oberschlesien. Man schreibt uns: In dieser alten Zentrums-, jetzt klerikal-polnischen Domäne glückte es kurz vor den Wahlen unsern Freunden Dr. Breitscheid und Martin Faerber, eine starke linksliberale Bewegung zu entfachen, die ihren Ausgangspunkt im Reiche des „Königs von Saarabien", Bergrats Hilger nahm. Und die liberale Welle vom 25. Januar, zusammen im Bunde mit der riesigen Propaganda unsrer Parteifreunde, hat ein Übriges getan, den oberschlesischen Industriebezirk bis in hochagrarisches Gebiet hinein mit einem Netz freisinniger Organisationen zu umgeben. Daher kam auf dem 1. Parteitag der freisinnigen Oberschlesier große Zuversicht zum Ausdruck für Erfolge schon bei den nächstjährigen Landtagswahlen, trotz der sicheren Zentrum-Polen-Koalition. Diese Auffassung wird dadurch gestützt, daß sich jetzt auch die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen für Königshütte und Umgegend dahin aussprach, für diese östlichen Industriegrenzen Arbeiterkandidaten aufzustellen. Der Vorsitzende leistete sich bei der Gelegenheit auch, wie schon vordem, Angriffe auf die Freisinnige Vereinigung. Die Anschlußfrage war früher mit Rücksicht auf den volksp. Abgeordneten Doormann vertagt worden. Damals hatte der Herr seine bestimmte Erwartung nach Berlin ausdrücken lassen, daß der Verein in absehbarer Zeit der jetzt von ihm bekämpften „Vereinigung" beitreten würde. Herr Ingenieur Caro und unser Freund Garoletta sind entschieden für uns eingetreten. Es soll nun hier eine offne Frage bleiben, ob es nicht liberaler war, den dortigen Verein an die Vereinigung zu konzedieren, die ihn ins Leben gerufen hatte. Die großen Verdienste unsrer Freunde um die liberale Sache können davon nicht berührt werden; aber dem Einigungsgedanken wird nicht damit gedient, daß man künstlich gegen uns genährte Mißstimmung ohne weitere Kritik passieren läßt.

Erlangen. Nationalsozialer Verein. V.: Dr. Carl Rotter, Ratsbergerstr 6/II. Freitag, 11. Oktober 06: Außerordentliche Generalversammlung; sie beschäftigte sich mit Ergänzungswahlen zur Vorstandschaft, mit dem München-Delegiertentag der bayr. Nationalsozialen, mit Festsetzung des Winterprogramms usw. Zu lebhafter Debatte führte die Frage der Stellung zum Nationalverein, insbesondere wegen seiner unklaren Haltung zum Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. — Die definitive Konstituierung eines Vereinsbeamtenausschusses wurde nach längerer Debatte bis zur nächsten Versammlung vertagt.

Essen. (II. Vorsitzender Rechtsanwalt Levy, Moltkestr. 28.) In einer öffentlichen, gutbesuchten Versammlung des Liberalen Vereins Essen sprach am 26. September Herr Redakteur Ruschke aus Marburg über „Block, Zentrum und Sozialdemokratie". Für die Linksliberalen sei die Blockpolitik nicht Endzweck, sondern Mittel zum Zwecke einer freiheitlichen und fortschrittlichen Entwicklung, die die Zukunft unsres Vaterlandes erheische. Wenn die liberalen und sozialen Fortschritte mit der Rechten nicht durchgesetzt werden könnten, müßte der soziale Block in Aktion treten, den Liberalismus, Zentrum und Sozialdemokratie im Reichstage zu bilden die Möglichkeit haben. Die Liberalen im Lande dürften nicht Blockpolitik treiben — das sei Sache der Parlamentarier — sondern liberale Erweckungs- und Werbearbeit leisten. Sie müssen die liberalen Forderungen in die Massen hämmern: Soll der Liberalismus im Parlament etwas bedeuten, muß er aufgebaut sein auf der breiten Grundlage starker Organisationen im Lande. Darum richtete der Vortragende zum Schlusse seiner Ausführungen einen Appell an die Anwesenden, sich im Liberalen-Verein zu organisieren. An den beifällig aufgenommenen Vortrag schloß sich eine lebhafte Debatte. Einstimmig wurde eine Resolution zum Wahlrecht angenommen.

Versammlungen finden jeden ersten Dienstag des Monats im Restaurant Stadt Elberfeld statt. Jedermann ist willkommen.

Eilenburg. Am 17. Oktober sprach der frühere Reichstagsabgeordnete Herr v. Gerlach in einer öffentlichen Volksversammlung zu Eilenburg über „Gegenwärtige Lage und Aufgaben des Liberalismus". Die von echt liberalem Geiste getragene Rede, welche in den zahlreich vertretenen bürgerlichen Kreisen ein freudiges Echo fand und Anlaß zu einer lebhaften Aussprache gab, führte schließlich zur fast einmütigen Annahme — nur 2 Nationalliberale stimmten dagegen — einer energischen Resolution zum Wahlrecht.

Briefkasten

An mehrere. Naumann ist auf einige Zeit zu einer Kur in Dresden. Dorthin erhält er nun viele Briefe, auch geschäftlichen Inhalts, die er so wenig wie die Anfragen usw. alle beantworten kann. Wir bitten nach wie vor, die Sendungen, die eine geschäftliche Erledigung erwarten, nach Berlin-Schöneberg zu adressieren. Gleichzeitig wiederholen wir zum soundsovielten Male, daß der Redakteur der „Hilfe" zwar in Wilmersdorf wohnt, daß er aber bitten muß, alle redaktionellen Zusendungen nach Berlin-Schöneberg, Königsweg 6a zu adressieren.

Direktor Dr. R. in O. Sie schreiben uns, angeregt durch den Artikel von Bruno Stark: „Der Verwaltungsjurist knebelt heutzutage jeden Fachmann und kann ihn mundtot machen und tut es sehr häufig. Denn entscheiden tut der Jurist, der Fachmann rät und wird „gehört", hat aber nichts zu sagen. . . . . Was ich aber vorschlage als dringend notwendig, ist, eine Vereinigung aller Fachmänner in Deutschland gegen die Zwangsherrschaft der Verwaltungsjuristen zu gründen." Der Gedanke ist uns durchaus sympathisch. Wir können aber, wie Sie es wünschen, die Gründung eines solchen „Los-von-Juristen"-Bundes nicht übernehmen, das müssen die Fachmännerverbände tun. Vielleicht fangen Sie zunächst mal an, Ihre Kollegen für den Plan zu interessiern. Liberalen Gruß!

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 43 Berlin, 27. Oktbr. 1907

Schlagen

Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herunterzulassen. Hamann.

Alles sehe ich noch vor mir: unsern niedrigen Schulraum; an den Fenstern die blauen Pappdeckel, welche neugierige Augen abhalten sollten; die leeren Wände, von denen kein Bild grüßte. Die große Tafel, um die wir herumstanden. Ein hochgewachsener Hilfslehrer unterrichtete uns im Rechnen. Er war ein roher Mensch; er arbeitete am liebsten mit dem Stock. In unsre Klasse ging auch ein schmächtiger Junge; er ist inzwischen gestorben und hat uns manch feine Gedankenarbeit hinterlassen. Damals stand er in seiner Kümmerlichkeit vor der hohen Tafel und sollte vorrechnen. Er machte Fehler. Der Hilfslehrer holte zu Streichen aus und das lange Rohr sauste auf den Rücken des Kameraden. Ich war damals ziemlich feige; aber in dem Augenblick weiß ich genau, daß es mich große Mühe der Selbstbeherschung kostete, nicht von hinten dem Lehrer ans Genick zu springen. Noch heute empfinde ich den bittern Zorn jener Stunde und den Ekel vor einem Erwachsenen, der seine Kraft am schwachen Kind austoben ließ. Solche Sekunden zerstören, was lange Jahre an Vertrauen aufgebaut haben. Wir wurden viel geschlagen; ich empfand oft die Häßlichkeit dieser ganzen Prügelei. Aber damals — hätte ich im Zorn den Lehrer auf den Boden werfen und zerkratzen können.

Ein Kind soll man vor andern nicht schlagen. Wer gewinnt etwas dabei? Der Lehrer nicht, das Kind nicht, am wenigsten die, die solches mit ansehen. Wir reden nicht von der häuslichen Erziehung der ganz Kleinen. Dort mag ein Schlag ab und zu das einzig Gesunde sein, weil er dem Kind selbst von seinem Widerstand hilft. Wir wollen überhaupt keine Regeln für alle Fälle festsetzen. Aber ältere Kinder, die zusammen unterrichtet werden, soll man nicht mit Schlagen strafen; wenn es ja sein müßte, so tue man es abseits. Das Auge des Kindes kann Ehrfurcht eindringlicher lernen, als dadurch, daß man sein Herz in Zwiespalt zwischen dem geschlagenen Kameraden und dem Lehrer bringt, den man achtet. Die Schule muß auch äußerlich, und gerade äußerlich ein Ort für Menschenwürde sein. Das soll nicht nach Redensart aussehen. Es ist als bittrer Ernst gemeint.

Zucht soll man pflegen; Achtung muß anerzogen werden. Für weichliche und rührselige Behandlung des jungen Lebens sind wir wahrhaftig nie eingetreten. Strenge und Gerechtigkeit haben von jeher größeren Einfluß auf ein heranwachsendes Kindergemüt ausgeübt, als launische Milde, welche vor sich selbst erschrickt. Aber der Ernst zwischen Mensch und Mensch wird rohe körperliche Mittel auf die Dauer immer schlechter ertragen. Das ist Fortschritt. Wir werden dadurch gezwungen, uns zu besinnen, wie wir am besten wirken können. Im Schlagen liegt recht viel Bequemlichkeit. Es befriedigt unsern Zorn, und es täuscht über die wirklichen Früchte suchender Erziehung. Es sind nicht die schlechten Kinder, die vor dem Stock Abscheu empfinden. Darum hüte man sich vor dem Dreinschlagen. Wenn einmal zu solcher Strafe gegriffen werden soll, so geschehe es im Stillen. Dort schämen sich beide, der eine des Muß, das ihn zwang, der andre des Schrecklichen, das an ihm geschah. Etwas Schreckliches soll es bleiben, nie zum Alltäglichen werden.

Traub.

Die Beweggründe der Kolonialpolitik

Es gibt seit vorigem Jahr ein Buch über die Geschichte der Kolonialpolitik, das für lange Zeit die erste Leistung auf diesem Gebiete bleiben wird. Der Titel heißt:

Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien von Prof. Dr. **A. Supan**, Gotha bei Perthes 1906; 344 Seiten, 12 große Karten und 40 kleinere Karten.

Dieses Buch ist von vollendeter wissenschaftlicher Kürze und wird deshalb nicht als Unterhaltungslektüre dienen können; für den aber, der an inhaltsvoller Knappheit seine Freude findet, ist es ein seltener Genuß. Der Verfasser, der, wie man weiß, Geograph ist, gibt hier geographische Weltgeschichte. Vielleicht noch nie ist der Begriff „Weltgeschichte" so deutlich geworden wie in dieser Geschichte der Ausbreitung der europäischen Herrschaft über die Erdoberfläche. Die Abschnitte des Buches sind folgende:

Die ersten Anfänge der überseeischen Kolonisation; — Die spanisch-portugiesische Periode 1492—1598; — Die holländische Periode 1598—1670; — Die französisch-britische Periode 1670—1783; — Die britisch-amerikanische Periode 1783—1876; — Die europäisch-amerikanische Periode seit 1876.

Indem wir uns vorbehalten, über den politischen Inhalt des Supanschen Buches in einem späteren Aufsatze zu reden, soll heute nur das herausgehoben werden, was sich gelegentlich über die Beweggründe der Kolonialpolitik findet. Dabei liegt es nicht in unsrer Absicht, Einzelheiten zu berichten; denn das würde nur zu einer toten Aufzählung führen, etwa in der Art, daß man in jeder Periode von jedem Lande angeben sollte, weshalb die Europäer gerade dorthin gegangen sind. Wir versuchen vielmehr, an der Hand von Notizen, die beim Lesen der Supanschen Arbeit gemacht wurden, eine gewisse Übersicht über die Kolonisationsmotive zu gewinnen, um auf diese Weise die Kolonialpolitik von innen heraus zu verstehen.

Kolonialpolitik wird getrieben:

1. aus religiösen Gründen
   a) zur Ausbreitung des Glaubens,
   b) zur Abwerfung kirchlicher Herrschaft,
   c) zur Gründung religiöser Sekten;
2. aus wirtschaftlichen Gründen
   a) zur Befriedigung von Luxusbedürfnissen,
   b) zur Erlangung von Massenbedarf,
   c) zur Erlangung von Rohstoffen,
   d) zur Sicherung der Ausfuhr;
3. aus politischen Gründen
   a) Goldgewinnung und Finanzzwecke,
   b) Sklavenhandel,
   c) Gründung von Feudalherrschaften,
   d) Regelung der Auswanderung,
   e) Deportation von Verbrechern,
   f) nationaler Tätigkeitsdrang.

Selbstverständlich treten diese Beweggründe nur selten vereinzelt auf, oft ist sogar die Verflechtung sehr verschiedener Gründe das allerinteressanteste. Schon bei der Frage der Goldgewinnung kann es zweifelhaft sein, ob sie mehr als politisches Staatsinteresse oder als privates Reichtumsbedürfnis zu gelten hat; meist aber überwiegt dort, wo es

sich um koloniale Politik handelt, in älteren Zeiten das Staatsinteresse am Goldbesitz zur Erhaltung europäischer Heere. In neuerer Zeit aber ist die Goldgewinnung bei der Erlangung von Massenbedarf unterzubringen. Noch verwickelter ist die Frage des Sklavenhandels, denn in ihr treffen Privatinteressen von Händlern und Plantagenbesitzern mit religiösen Interessen indianischer Missionen zusammen und machen den Besitz von afrikanischen Sklavenausfuhrplätzen zur politischen Vorbedingung der staatlichen Ausbeutung amerikanischer Besitzungen. Ein ganzes Kolonisationssystem steht und fällt mit der politischen Frage des Sklavenhandels. Wer die Kolonialgeschichte mit Supans Augen ansehen lernt, lernt gleichzeitig das innerste Getriebe menschlicher Begierden und Willensrichtungen in der Heimat kennen.

Auf religiösem Gebiet ist es von hohem Werte, zu erkennen, wie die portugiesisch-spanische Kolonialpolitik in verschiedenster Weise eine Fortsetzung des Kampfes gegen den Muhammedanismus ist. Durch die Besetzung der Herrschaftsstellen am Indischen Ozean wird der Muhammedanismus von hinten her umgangen und „eingekreist". Die Besetzung Indiens durch die Engländer und die Verteilung Afrikas an die europäischen Nationen sind das geschichtliche Ende der muhammedanischen Herrschaft. Der jetzige Kampf um Marokko erscheint in dieser Beleuchtung nur als ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Gleichzeitig bedeutete die Versetzung zahlreicher Neger nach Amerika eine Verengung des einstigen Gebietes muhammedanischer Ausbreitung, denn auf diese Weise entstand für den muhammedanischen Sklavenhandel eine „christliche" Konkurrenz.

Wie sehr die religiösen Ausbreitungs- und Herrschaftsinteressen die Kolonialpolitik direkt und bewußt beeinflußt haben, sieht man besonders an der Kolonialgeschichte von Südamerika, Mexiko und Kanada. Die Jesuiten als Kolonisatoren treten an den verschiedensten Stellen des Supanschen Buches hervor. Größer aber als alles, was der kirchliche Missions- und Herrschaftstrieb geleistet hat, ist das, was aus dem freien Protest der gläubigen Einzelseele gegen staatskirchlichen Druck erwachsen ist; denn die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Geschichte der Glaubensfreiheit. Die besten Kolonisatoren sind die, welche um des Glaubens willen die Heimat verlassen haben. Mit ihnen beginnt erst die Periode der kulturellen Neubesiedelungen.

Auf wirtschaftlichem Gebiete ist für uns das auffälligste gewesen, bei Supan zu sehen, wie stark in den Anfangszeiten der europäischen Kolonialpolitik der Luxus das treibende Element ist. Außer Gold und Silber sucht und holt man Seide, Gewürze, Elfenbein, Zucker, Perlen, Pelze, Tabak, Reis, lauter Dinge, die damals einen Seltenheitswert hatten und im großen und ganzen nur von den herrschenden Schichten verbraucht werden konnten. Auf Grund der feudalen Herrschaften war am Ende des Mittelalters in Europa eine Luxusschicht entstanden, die ihren Prunk und ihren Genuß teuer bezahlen konnte. Immer wieder beim Lesen fragt man sich: für wen wurden diese blutigen Kämpfe in entfernten Wildnissen ausgefochten? Und indem man so fragt, sieht man junge Herren vor sich, die bei teurem Gewürzwein über Geschmeide und Pelzwerk ihrer Schönen plaudern. Heute sieht die Sache wesentlich anders aus; denn heute spielen die Gewürze und Diamanten und Perlen nur eine verschwindende Rolle in der Kolonialpolitik, und vieles, was einstmals Luxus war, wie Reis und Zucker, ist Massenartikel geworden. Heute entscheiden die Quantitäten von Baumwolle, Tabak, Getreide, Vieh, Palmprodukten, Gummi usw. Der Übergang von der Luxusbeschaffung zum Massenprodukt ist gleichzeitig der Übergang vom Raubsystem zur geordneten Staatsverwaltung in den kolonisierten Gebieten.

Naumann.

Vom Dialektschreiben

Naumann hat an dieser Stelle vor einiger Zeit auf den großen Wert des Dialektlesens gerade auch für den Schriftsteller hingewiesen. Er hat weiter von der Bedeutung der Liebe zur Volkssprache geredet.

Ich bin erfreut gewesen darüber, solche Sätze gerade in der „Hilfe" zu lesen. Dem Dialektfreunde werden dabei, beim näheren Nachdenken über die Naumannschen Sätze, aus der Welt der realen Tatsachen allerlei Gedanken gekommen sein, über den Dialekt selbst, über sein Wesen, wie über die Fähigkeit und die Formen, ihn sichtbar werden zu lassen, d. h. zu schreiben, und über die Streitfragen, die sich hier, hinsichtlich der angemessensten und vollkommensten Art, Dialekt zu schreiben, auftun. Wenigstens ist's mir so ergangen.

Ich glaube nun, daß es immerhin auch für die bekannten „weiteren Kreise" im Sinne des modernen Reporters einiges Interesse hat, einmal an diese verschiedenen Streitfragen, oder weniger dramatisch ausgedrückt, Meinungen näher herangeführt zu werden. Wer sich diesem „Glauben" anschließt folge mir nach; ich verspreche auch — wenn's sein muß, sogar „hoch und heilig" — bald wieder zu gehen.

* * *

Am Anfang mag die Frage stehen: Gibt es überhaupt die Möglichkeit, irgendwie den niederdeutschen Dialekt (beim oberdeutschen und allen andern wird's ähnlich sein) restlos so wiederzugeben, wie es die Naturlaute verlangen?

Die Frage ist, was keine neue Lösung eines alten Rätsels bedeutet, zu verneinen. Es gibt im Dialekt Laute, die sich der genauen Wiedergabe entziehen. Die nur immer unverständlicher werden, je mehr danach getrachtet wird, sie in ihrer Betonung und Bedeutung vollkommen genau zu erfassen, festzulegen.

Nach welchen Regeln verfährt dann aber der Schriftsteller oder der Philologe, der Dialekt schreibt?

Es dürfte genügend bekannt sein, daß man diese Frage sehr verschieden beantworten kann. Zunächst hinsichtlich der tatsächlichen Erledigung durch die, die in der Vergangenheit damit zu tun hatten. Sie haben's sehr verschieden angestellt mit dem Fertigwerden. Denken wir, um bei einem bestimmten Volksstamm und bei den Dichtern stehen zu bleiben, an Reuter! Und danach an Brinckman! Welch grundverschiedene Art, die Aufgabe — abgesehen von gegebenen Gleichheiten — zu lösen!

Dann auch, wenn wir weiter gehen, bei denen, die sich jetzt gerade um die Gestaltung des Gegebenen bemühen. Wie anders tritt das Ergebnis wieder bei, sagen wir, Stillfried oder Stuhlmann zutage!

Nun gut: Das eben wollen die, die für die Einheit wirken, zum Ausgangspunkt machen. Sie sagen: Wir wollen endlich einmal Fortschritte sehen! Wir wollen heraus aus den Kinderschuhen! Wir wollen über die Einigkeit in den selbstverständlichen Einzelheiten hinwegschreiten zu der Einheit! Wir wollen über das bröckelnde Flickwerk des „Halb-und-halb", des zerfallenden Strohlatens hinausgelangen zu dem stolzen Quaderbau neuer, geschlossener, systematisch aufgebauter Ideen! Wir wollen das nicht aus eigensüchtigen, unbestimmbaren Motiven, sondern wir wollen es haben im Interesse der Sache, im Interesse der einheitlichen Wirkung, des dauernden Bestandes!

Es gibt auf dem Boden, den wir hier überschreiten, nicht gleich etwas, was so klar, so überzeugend für sich zu sprechen scheint, wie die Gedanken, die auf solche Weise für sich werben. Sie haben manches dauernd für sich; — andres eignen sie sich im Dienst des Augenblicks geschickt an. So ist es denn durchaus verständlich, daß sie heute noch, und wohl auf lange hinaus, Freunde in recht bedeutender Zahl finden.

Dennoch vermögen sie die Gedanken, die Forderungen, die ich eben andeutete, sich nicht so recht durchzubringen.

Was spricht denn nun aber gegen sie?

Warum soll es, wenn schon die Möglichkeit einer unbedingt wortgetreuen Schreibung fehlt, nicht angängig sein, eine „meinetwegen" künstliche Schreibung einzuführen, die sich doch dann den andern sehr bedeutenden Vorzug erringen könnte, allgemein verständlich zu werden, zu sein?!

Ja, warum nur? —

* * *

Sehen wir halt einmal, kühl bis ans Herz hinan, an, was die „Gegenseite" zu sotanen Fragen und überhaupt zur Sache zu sagen weiß.

Ihr erster Haupt- und Glaubensartikel ist, wenn ich recht sehe, der da: der Dialekt gibt sich selbst auf in dem Augenblick, wo er den Boden im Volke, den Stammesboden verliert. Ihr zweiter: die Einheitstrabanten haben keine Ahnung von den unendlichen Variationen, die der Dialekt

aufweist, von den verschiedenen Einzeltönen und -fassungen, die bald in jeder Dorfschaft sitzen. Ihr dritter: es ist entschieden dagegen zu protestieren, daß Schriftsteller und ähnliche Leute auf das Studium solcher Besonderheiten verzichten, sie unterdrücken sollen, — im Gegenteil: je mehr Erlauschtes, Erlebtes, Echtes da ist, wiederklingt, um so besser ist's nach jeder Richtung hin, besonders auch im Interesse des Dialekts.

So und ähnlich zu hören auf der andern Seite. Also im Grunde genommen, das Gegenteil von vorhin.

„Wat fall einer dorbi dauhn?

Vorerst könnte man sich ja am Ende die Zeit mit Erwägungen darüber vertreiben, ob nicht Jochen Rüßler doch unter Umständen ein ziemlich geistreicher Mensch gewesen sein mag.

Auf unserm Wege kämen wir durch solche Untersuchungen freilich nicht weiter. Hier bleibt, gewissermaßen am Kreuzwege, die Frage zu beantworten: Becker Weg is dei rechte? —

* * *

Nun, vielleicht kommen wir auf Umwegen zum Ziel

Ich bitte, einen Augenblick an Peter Rosegger zu denken. Nicht etwa um deswillen, weil die Absicht besteht, den Steirer für die niederdeutsche Literatur zu kapern. Nein, aus andern Gründen.

Rosegger ist, scheint mir, ein recht gutes Beispiel dafür, daß es angängig ist, sich ein künstliches Plattdeutsch als die niederdeutsche Schriftsprache zu denken. Er schreibt — in übertragenem Sinne natürlich — selber eins. Oder ist sein „Hochdeutsch", das in den meisten kleinen Erzählungen aus seiner Feder, etwa nicht so etwas? Ist es nicht dem Geiste nach besonders, dann aber auch tatsächlich ein Mittelding zwischen „hohem" und „niederem" Schriftwerk, also wenn man will, ein wissenschaftlicher Dialekt? Ich meine: ja.

Ist nun dieser „wissenschaftliche Dialekt" gut und heilsam?

Soweit ich sehe, auch: ja. Zum mindesten ist er einmal für Roseggers Bekanntwerden sehr nützlich gewesen, zum andern vermittelte er daheim und draußen die geistige Wesenheit seines Erzeugers gut; zum dritten war er auch wirklich geistiges Eigentum des Volksstammes, von dem er ausging, aus dem Rosegger emportauchte.

„Geistiges Eigentum des Volksstammes, von dem er ausging" — die Worte muß man, glaube ich, festhalten. Sie geben, für mein „Sachgefühl" wenigstens, die Grundlage für jeden, aber auch jeden Bauplan in ähnlichem Geiste ab. Es ist, davon bin auch ich überzeugt, unmöglich, eine Schreibform zu schaffen, die nicht aus feinstem Verständnis der sprachlichen Eigenwerte eines Volksstammes erwächst. Mehr: es ist widersinnig, es ist einfach verwerflich, ohne den Hilfsmann zu kommen. Werk und Volksstamm widerraten das gleichmäßig.

Wie aber, wenn einer, der wie Rosegger mit dem Herzen im Volk, in dessen Art und Sprache wurzelt, nun der Wissenschaft oder vielmehr dem Dialekt so dient, wie es Rosegger tat — wenn der nun gemeingültige Regeln aufstellt für den Gebrauch hier der niederdeutschen Schriftsprache: darf man ihm dann nicht „unbesehen" folgen?

Unter Umständen ja. Nämlich dann, wenn der Nachfolger genau so gut in den Sielen steht, wie der Vorgänger! Wenn sich wiederum aus seinem eigensten Gefühl heraus das Ineinandergreifen von Dialekt und Schriftsprache, von Leben und Papier mit derselben Unmittelbarkeit ergibt, wie es einst beim Vater des Gedankens geschah.

Ist's so: dann — es lebe die (möglichst) einheitliche Schriftsprache! Ist's nicht so, dann — — mag der Teufel die einheitliche Schriftsprache mitsamt dem Nachtreter holen; für die Dialektliteratur entsteht dadurch keine Lücke.

Wenn aber dem einzelnen Dichter das Recht der dem Leben entlehnten Nachprüfung gewahrt werden soll — und anders geht's nun mal nicht gut —, so fällt damit im Grunde die Einheit! Denn das Leben ist unendlich mannigfaltiger, reicher an Erscheinungen als jede Literatur. Und jeder sieht es anders, hört andre Laute an sein Ohr klingen. Niemand auch, der den Beruf zum Dichter in sich spürt, wird gern Eklektiker sein. Schon deshalb nicht, weil es z. B. langweilig und widerlich zugleich wäre, als Dichter etwa Rosegger kopieren zu wollen.

Das ist wenigstens für den, der nicht bloß als „Gschaftlhuber" auftritt, etwas vom Unmöglichsten von allen.

* * *

Aber man sehe doch unsre allgemeine hochdeutsche Schriftsprache an, heißt's schließlich vielleicht. Dort ging's doch sehr gut mit der Einheit. Und dort haben wir's doch, wesentlich durch die Einheit, herrlich weit gebracht.

Abgesehen vom Fremdwörterwust — ja.

Aber wie anders ist's, war's doch stets dort wie hier! Dort zwei oder drei innerlich sehr verwandte Sprachgruppen; hier viele, viele verschiedene Sprachformen; — dort von vornherein ein gewisses Streben nach Einheit; hier in jedem Dorf das Gegenteil; — dort die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit, eins zu scheinen; hier — ja, Himmelherrgott noch einmal: warum sollen wir, d. h. die, denen es Spaß macht, uns denn hier nicht freuen an der lebendigen Schöpferkraft der Volksseele, an dem Hauch ureigen deutschen Lebens, der gerade aus eignem und auch wohl eigensinnigem Beharren uns anweht! Es ist doch so schön, lebendiges Werden selbst zu sehen, verstehen zu lernen, ihm, wenn's geht und wenn's noch nicht zu spät ist, zu dienen in der Weise, die ihm am meisten angemessen erscheint . . .

So kommen wir denn auch hier zu dem Schluß: Nur das Leben, das von frühester Jugend an mit der rechten Liebe eingesogene Volksleben, soll dem Lehrmeister sein, der hier etwas geben will und kann! Und je mannigfaltiger es sich in der Dichtung spiegelt, desto besser! Denn nur so retten wir künftigen Geschlechtern rein den Widerschein, den Niederschlag dessen, was wir noch besitzen. Nur so auch ist's möglich, werdenden Geisteskindern im Reich der Dialektdichtung ganz den Erdgeruch, den Eigengehalt zu wahren, der zu gutem Teile ihr Bestes ist und stets bleiben wird.

Rostock. **O. Weltzien.**

Von der russischen Moderne

II.

Wenn wir nun zunächst das Gebiet der Literatur betrachten, so entdecken wir eine Reihe von Vorläufern der Moderne schon in den achtziger und im Anfang der neunziger Jahre. Als solcher Vorläufer ist z. B. der geniale Anton Tschechow zu nennen, dem die engen Grenzen der tendenziösen Schriftstellerei nicht mehr zusagen konnten. In den neunziger Jahren hatten sich die literarischen Vorkämpfer der Moderne um die Petersburger Monatsschrift „Ssewjernij Wjestnik" („Nordischer Bote") geschart, und aus diesem Kreise ging auch jene literarische Gruppe hervor, die sich heute hauptsächlich mit mystisch-metaphysischen Problemen befaßt. Ein zweites Zentrum entstand etwas später in Moskau und ist heute unter dem Namen Moskauer Dekadentengruppe bekannt.

Als die jungen Literaten, Dichter und Künstler plötzlich eingesehen hatten, daß es außerhalb der engen Grenzen der politischen Tendenz noch eine ganze Welt reicher und bisher ungeahnter künstlerischer und ideeller Möglichkeiten gibt, da waren sie von all dem Reichtum an neuen Wegen, Zielen und Mitteln schier geblendet und sie stürzten sich voll Hast, Gier und Feuereifer in diese neue farbenprächtige Welt. Verschiedene noch unbegangene Wege wurden da eingeschlagen und die bis dahin so eintönige und in nur zwei Lager (in ein liberales und ein konservatives) geteilte russische geistige Kultur begann plötzlich in allen möglichen bunten Farben und Tönen verschiedener Richtungen zu schillern. Die einen stürzten sich mit dem für den Russen charakteristischen Heißhunger auf die Erörterung übersinnlicher, religiöser und mystischer Probleme. Der Boden dafür war schon durch die Arbeiten Leo Tolstois und Wladimir Ssolowjows (1852—1900) genügend vorbereitet. Die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung sind: Dimitrij Mereschkowskij, Schöpfer der sehr interessanten Trilogie, „Julianus Apostata, Zarewitsch Alexej, Leonarda da Vinci", Verfasser einer Reihe kritisch-philosophischer Essays (namentlich über Tolstoi und Dostojewskij), Übersetzer griechischer Tragödien und sehr begabter Lyriker. Fjodor Ssologub, der eine gewisse seelische Verwandtschaft mit Dostojewskij

aufweist, ist Autor schwermütiger Erzählungen, die fast ausschließlich von kranken und mit dem Male des Todes gezeichneten Kindern handeln (auch deutsch unter dem Titel „Schatten" im Wiener Verlag 1900 erschienen), und sehr krankhafter Gedichte; ein Dekadent im echten Sinne des Wortes.

Ein Teil der Dichter vermied es aber, die erst eben gesprengten Fesseln der politischen Tendenzschreiberei mit denen der philosophisch-religiösen zu vertauschen. Die Gruppe solch reiner Ästheten, die auf dem Boden des „Art pour l'art" bleiben wollten, ist zahlreicher und an wirklichen Talenten reicher als die eben genannte metaphysische Gruppe. Sie zerfällt wiederum in mehrere Richtungen, von denen die der Moskauer Lyriker die bedeutendste ist, wie überhaupt Lyriker in dieser zweiten Gruppe vorherrschen. Der bedeutendste unter ihnen ist Konstantin Balmont, ein Talent von seltener Ursprünglichkeit, Vielseitigkeit und Produktivität; er verbindet in seiner Person etwa den russischen Hofmannsthal mit George und Dehmel. Er hat sich hervorragende Verdienste um die Sprache, die er vervollkommnet, verfeinert und bereichert hat, erworben, und seine Bedeutung für die zukünftige Entwicklung der russischen Sprache und Dichtkunst ist wirklich enorm. Es wurde ihm auch der größte Erfolg, den ein Lyriker nur erleben kann, zuteil. Seine Bedeutung wurde mit derjenigen Puschkins und sogar Goethes verglichen. Dieser Erfolg geht aber in der letzten Zeit merklich zurück, was der neuesten, etwas volkstümelnden Richtung seiner Poesie zuzuschreiben ist. Aus der noch vor einigen Jahren sehr zahlreichen Gruppe der Balmontschen Jünger, die sich blind der Autorität ihres Meisters fügten und ihn als das gekrönte Oberhaupt der russischen Poesie anerkannten, hat sich neuerdings der sehr begabte und mit einer sehr starken persönlichen Note ausgezeichnete Valerij Brjussow hervorgetan, und es scheint sogar, daß er seinem ehemaligen Meister Balmont den Vorrang streitig machen will. Wenn ich diesen den russischen Hofmannsthal und George nannte, so kann Brjussow am besten mit Paul Verlaine verglichen werden, doch hat er ihm seine wunderbare Abgeklärtheit voraus. Einzelne seiner unbändig erotischen Gedichte verraten ein glühendes, wahrhaft südländisches Temperament, das sich mit der vornehmen Abgeklärtheit eines Puschkins paart. Ein russischer Kritiker hat neulich Brjussows Eigenart sehr geschickt mit folgenden Worten charakterisiert: „Weises Nacherleben wahnsinnig durchlebter Stunden." Brjussow hat auch eine Reihe interessanter erotisch-utopistischer Novellen und ein ganz merkwürdiges Zukunftsdrama „Die Erde" geschrieben.

Die Erzählung brachte weniger Bedeutendes hervor, auch die dramatische Literatur blieb vorläufig von der neuen Bewegung fast gänzlich unberührt. Jedenfalls ist das Fehlen des Dramas und des Romans für die russische Moderne sehr charakteristisch, beide wurden ja auch in den früheren Jahren ausgiebig gepflegt; die Modernen verlegten sich aber hauptsächlich auf jene Gebiete, die, wie z. B. die Lyrik, in den Jahren der politisierenden Literatur in Vergessenheit geraten waren.

Was die bildende Kunst betrifft, so war sie noch in den neunziger Jahren von den oben erwähnten „Peredwischniki" förmlich monopolisiert und fast alle Führer der modernen Bewegung gehörten anfangs dieser, noch heute bestehenden Vereinigung als Mitglieder an. Ende der neunziger Jahre schien eine neue Sezession unvermeidlich, da die begabteren Mitglieder sich immer mehr und mehr von den ursprünglichen Idealen der Peredwischniki entfernten und sich rein malerischen und künstlerischen Problemen zuneigten. Den Anstoß zu dieser „Sezession aus der Sezession" gab die Gründung der fortschrittlichen Kunstzeitschrift „Mir Iskusstwa" (Die Kunstwelt), die 1899 von dem sehr kunstverständigen und intelligenten Sergej Djagilew begründet wurde, aber 1904 leider eingehen mußte.

In dem engen Rahmen des alten Programms war für die Landschaftsmalerei kein Raum vorgesehen, sie konnte doch nicht als Sprachrohr politischer Ideen dienen und setzte außerdem rein-künstlerische Bedingungen voraus. Die ganze Schule der „Wandernden" hat auch infolgedessen fast keinen einzigen Landschaftsmaler hervorgebracht. Die bescheidene, unansehliche, aber poetische und liebliche russische Landschaft fand erst in der Moderne ihre begeisterten Dichter, die ihr neue und bis dahin ungeahnte intime Reize abzulauschen verstanden haben. In der Landschaft liegt auch die größte Stärke der modernen russischen Malerei, die auf diesem Gebiete nicht die letzte Stelle in der gesamten europäischen Malerei der Neuzeit einnimmt. Da ist vor allem Isaak Levitan (1861—1900), der eigentliche Entdecker der russischen Landschaft, zu nennen. Wollen wir ihn mit europäischem Maßstab messen, so könnte er nur etwa mit den besten Schotten, mit Leistikow und Fritz Thaulow verglichen werden.

Gute Porträts wurden in Rußland auch früher gemalt; so hat das 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts eine ganze Reihe hervorragender Bildnismaler aufzuweisen, die den Platz neben ihren europäischen Zeitgenossen Gainsborough und Reynolds gut behaupten. Das rein künstlerische Element der Bildnismalerei wurde aber später vernachlässigt und gleichfalls durch politische Nebentendenzen ersetzt. Nun hat die Moderne eine neue, rein-malerische Porträtkunst gezeitigt, deren glänzendster Vertreter der bereits genannte und auch in Deutschland gut bekannte Valentin Sserow ist, dem unter den europäischen Bildnismalern eine der ersten Stellen gebührt. Im allgemeinen hat aber die Bildnismalerei, wie der Roman und das Drama in der Literatur, und wohl auch aus den gleichen Gründen, nur wenig Vertreter.

Einzelne Künstler konnten sich nicht mit den ungewohnten rein-malerischen Problemen begnügen, sie verlegten sich gleich der oben erwähnten literarischen Gruppe auf übersinnliche und religiöse Probleme. Auf diesem Gebiete wurde viel Hervorragendes geschaffen. Da ist zunächst der wirklich geniale Wrubel zu nennen, dessen gewaltige mystische und religiöse Kompositionen an heiligem Ernst der Auffassung und hohem malerischen Wert wohl einzig in der Kunstgeschichte der Neuzeit dastehen. Wrubel ist überhaupt die markanteste Figur in der ganzen neuen russischen Kunstbewegung und das ursprünglichste Talent, das diese Bewegung aufzuweisen hat; wenn man den andern Malern noch gewisse Zusammenhänge mit ausländischen Vorbildern nachweisen kann, so muß man bei Wrubel immer eine Ausnahme machen, denn er ist der russischste aller russischen Maler.

Ganz abseits stehen wieder die beiden Neuromantiker Konstantin Somow und Alexander Benois. Während der erstere, der im Auslande womöglich noch höher als in seiner Heimat geschätzt wird, ein feinsinniger Beherrscher der von ihm entdeckten russischen Biedermeierepoche ist und große Verwandtschaft mit Th. Th. Heine, Beardsley und Julius Diez verrät, ist der im Auslande noch viel zu wenig gewürdigte Benois viel origineller und selbständiger. Sein Gebiet ist Versailles Ludwigs XIV. und Petersburg des gleichen Zeitalters. Er ist so ganz von dem Geist seines geliebten Rokoko durchdrungen, wie wir es nur noch bei Menzel gegenüber dem friderizianischen Zeitalter wiederfinden. Dabei ist Benois ein durch und durch moderner Künstler und hervorragender Koloriste.

Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zeigt sich die Tendenz, alte russische Formen, die noch in der Architektur des hohen Nordens erhalten sind, neu zu beleben, sowie bäuerliche Arbeiten (Erzeugnisse der in Rußland noch sehr verbreiteten Hausindustrie) den Bedürfnissen der neuen städtischen Kultur anzupassen. Diese Bestrebungen sind also echt national und scheinen recht befruchtend auf die Industrie einzuwirken. Die vom Auslande eingeführten Erzeugnisse englischen und Wiener Kunstgewerbes werden dagegen in Rußland nicht hoch geschätzt und überhaupt wenig ernst genommen.

München. **Alexander Eliasberg.**

Die Schriftstellerei der Zukunft

Groteske von Karl Ettlinger

Im Jahre 4070 erhielt ich von der Firma „Gesellschaft zur Bedruckung weißen Papieres, G. m. b. H., Sitz in Berlin" einen Engagementsantrag. Die Gesellschaft war das größte Publikationsunternehmen der Welt. Es erschienen in ihrem Verlag 930 Tageszeitungen, 764 illustrierte Wochenschriften, 164 Witzblätter, 67 Zeitschriften für Sport. Die Gesellschaft hatte sämtliche Photographenapparate der Welt aufgekauft,

hatte die Urwälder Amerikas und Asiens gepachtet, um aus den Bäumen Papier herzustellen und besaß eigne Bergwerke, um das für die Druckletternerforderliche Metall zu beschaffen. Von einem so gewaltigen Unternehmen einen Engagementsantrag zu erhalten, ist ehrenvoll. Ich fuhr daher sofort nach Berlin, um mir den Betrieb anzusehen. Meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen. Die Redaktionsgebäude bildeten eine kleine Stadt für sich, in der es zuging wie in einem Ameisenhaufen. Nachdem ich drei Tage und drei Nächte in dem Labyrinth herumgeirrt war, ohne das Privatkontor des Chefs finden zu können, erbarmte sich endlich eine der 936 Schreibmaschinendamen meiner und führte mich zum Prokuristen Nr. 327.

Der Herr empfing mich aufs freundlichste und war gern bereit, mich durch die Räumlichkeiten zu führen.

— „Unser Erfolg" erklärte er mir, „beruht auf der Arbeitsteilung. Wie in einer großen Konfektionsfabrik der eine Schneider nur Hosenknöpfe annäht, während ein andrer sein Leben lang nur Bändchen zum Aufhängen in die Röcke heftet, so hat auch bei uns jeder Angestellte seinen bestimmten, engbegrenzten Wirkungskreis. Wenn Sie gestatten, sehen wir uns einmal die Roman-Abteilung an!"

Ich war gern damit einverstanden. Ein Automobil brachte uns in den Ostwinkel der Zeitungsstadt.

— „Das Gebäude rechts" belehrte mich mein Begleiter, „ist die Werkstätte für Romane mit glücklichem Ausgang. Links werden die Romane mit unglücklichem Ende hergestellt. Täglich werden etwa je siebzig Romane fertig."

Wir traten ein und eilten schnell durch die Räume. In jedem Zimmer bot sich derselbe Anblick: unter einem Berg von Büchern ein Redakteur, am Fenster eine Schreibmaschine mit dem dazugehörigen Fräulein.

— „In diesem Zimmer hier werden die Romane entworfen. Der Herr mit der blauen Brille gibt den Arbeitsplan. Natürlich nur in großen Umrissen, oft nur das Stichwort. Zum Beispiel: „Militärroman, Verschuldeter Leutnant, Millionärstochter, Vater will nicht, Schlichter Abschied, Entführung, Stiefelputzer in Amerika, Auftreten in Tingeltangel, Tiefstes Elend, Versöhnung mit Vater, Heirat, sieben Kinder."

Zimmer Nr. 2. Dieser Herr ist Spezialist für Sonnenaufgänge. In jedem anständigen Roman kommt ein Sonnenaufgang vor. Die macht alle dieser Herr. Er hat es durch unausgesetzte Übung zu einer großen Fertigkeit gebracht.

Zimmer Nr. 3. Dieser Herr macht die Liebeserklärungen. Er ist ein Künstler in seinem Fach. Er bringt die nettesten Liebeserklärungen fertig, von vier Zeilen angefangen bis zu den längsten. Natürlich Junggeselle.

Zimmer Nr. 4. Hier werden die zürnenden Väter fabriziert. In dieser Branche stehen wir konkurrenzlos da. Besonders volkstümliche Typen gelingen prima primissima! Die Versöhnungen finden auf Zimmer 96 statt.

Zimmer Nr. 5. Der Herr Spezialist für unverstandene Frauen. Leistet Großartiges, da er selbst eine hat. Seine Frauengestalten sind so unverstanden, daß er sie selbst oft nicht versteht. Bei diesem Herrn sind schon dreißig Schreibmaschinendamen verrückt geworden.

Zimmer Nr. 6. Offizierstypen jeder Art, vom unwiderstehlichen Leutnant bis zum bärbeißigen Rittmeister. Der Herr ist völlig unparteiisch, da er wegen seiner O-Beine nie beim Militär war. Er war aber einmal in einem Wucherprozeß verwickelt.

Zimmer Nr. 7. Werkstätte für brave Kinder, die der Stolz ihrer Eltern sind. Treten gewöhnlich in Gemeinschaft mit verlassenen Müttern auf, die im Zimmer Nr. 87 hergestellt werden.

Zimmer Nr. 8. Hier erblicken die bösen Kinder das Licht der Welt. Kinder, die nicht mindestens ihre jüngeren Geschwister vergiften, werden überhaupt nicht in Druck gegeben. Wir suchten lange nach einer tüchtigen Kraft für diesen Geschäftszweig, endlich fanden wir diesen Herrn, der mit einer Frauenrechtlerin radikalster Richtung vermählt ist. Wir sind stolz auf ihn.

Zimmer Nr. 9. Unser Tierschilderer. Er verfaßt sämtliche treuen Hunde, durchgehenden Pferde, zirpenden Grillen, flötenden Nachtigallen, wetterprophezeienden Laubfrösche, usw. usw. War früher Zirkusbesitzer, jetzt ist er Romantiker.

Zimmer Nr. 10. Hier werden die Wohnungseinrichtungen beschrieben, ein sehr wesentlicher Bestandteil eines Romans. Auch die Kostüme der Helden und Heldinnen werden in diesem Zimmer zugeschnitten. Früher hatten wir eine Dame für dieses Fach, aber die stattete unsre Heldinnen aus weiblicher Bosheit immer mit vorjährigen Kostümen aus.

Zimmer Nr. 11, 12, 13, 14. Unsre Dialektspezialisten. Für das Tyrolerische haben wir einen echten Berliner, für das Münchnerische einen geborenen Sachsen, für das Pfälzische einen Deutschamerikaner. Die wirklichen Eingeborenen schreiben nämlich den Dialekt so getreu, daß ihn kein Mensch verstehen kann.

Zimmer Nr. 15. Dieser junge Herr ist nicht mit Gold zu bezahlen; er dichtet die Kapitelüberschriften und Romantitel. Im April und Mai sind wir alljährlich in der größten Verzweiflung, während dieser Monate befindet sich der Mann nämlich in einer Kaltwasserheilanstalt."

Wir gingen von Zimmer zu Zimmer. Da lernte ich den bedeutenden Zeitgenossen kennen, der die Memus bei den Roman-Kommerzienräten entwirft, den Schriftsteller, der bestimmt, welche Stücke die verliebten Komtessen träumerisch auf dem Piano spielen, den Mann, der die Lawinen von den Bergen donnern läßt, die Dame, die die Ehen bricht, und viele, viele andre interessante Menschen.

Zuletzt fuhren wir wieder in das Bureau des Prokuristen zurück.

— „Nun? Wollen Sie bei uns eintreten?" frug er siegesgewiß.

Ich zögerte. „Es kommt darauf an, welche Sparte Sie mir übertragen wollen!"

— „Hören Sie! Wir beabsichtigen eine große Erweiterung unsres Betriebs. Die Arbeitsteilung muß noch bedeutend exakter durchgeführt werden, das Arbeitsgebiet jedes einzelnen Herren noch enger begrenzt werden. Um es kurz zu sagen: Wir bieten Ihnen 6000 Mark, dafür haben Sie in unsern Romanen die I-Punkte zu machen!"

— „Ich bedauere! Ich beabsichtige nicht, ins Irrenhaus zu kommen!"

— „Wir bieten Ihnen 7000 Mark!?

— „Nicht für eine Million!"

— „Gut! Dann übernehmen Sie vielleicht die U-Haken, wenn Ihnen die sympathischer sind! Oder die Gedankenstriche?"

Wir unterhandelten bis nachts um drei Uhr. Dann sahen wir beide ein, daß nichts zu machen war. Ich wollte für 14 000 Mark die Gänsefüßchen redigieren, aber er wollte nur 13 500 Mark dafür geben. — Schade, schade, es ist eine künstlerisch so hochstehende Firma! — —

Kunst

Géricault. Im Salon Gurlitt zu Berlin sind gegenwärtig 17 Bilder und eine kleine Plastik des französischen Malers Théodore Géricault ausgestellt. Dieser Mann steht neben Delacroix am Anfang der neuen französischen Malkunst; er war im Jahre 1791 geboren und starb bereits 1824 nach qualvollen Leiden an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. In diesen kurzen Jahren liegt eine merkwürdige Entwicklung eingeschlossen, die vom Pathos und der Sensation zu einer man könnte sagen nüchternen Sachlichkeit geht. Im Louvre zu Paris hängen im gleichen Saal das grausige pathetische, packende Bild „Das Floß der Medusa" und „Das Rennen von Epsom". In jener Komposition, auf ein paar Balken im weiten Meer treibend, ein Dutzend halbnackter Menschen, die sich vom Schiffbruch der Medusa zu letzten verzweifelten Stunden gerettet haben und nun in der Ferne eines Schiffes gewahr werden, das Rettung bringen könnte und Rettung bringt. Ein gewalttätiger, die Nerven aufpeitschender Vorwurf, aber mit einem riesigen Temperament und großer Kühnheit bezwungen. Das ist der düstere, suchende, romantische Feuerkopf, der in der Linie Michelangelos und in der Farbigkeit des Rubens lebt. Und „Das Rennen von Epsom", ein rasches, sicheres, elegantes Sportsbild. Der Schöpfer des Medusafloßes und des großen herrlichen „Carabinier", zu dem eine halbfertige Studie jetzt bei Gurlitt hängt, ist der Schöpfer des modernen Sportbildes. Das kunstgeschichtlich Bedeutsame, wenn wir an jene Jahre des Kampfes zwischen Klassizismus und Romantik denken, ist dies, daß einer ein schließlich doch triviales Stück Gegenwart nimmt und ein herrliches, lebhaftes Bild daraus macht. Das hat vor allem Leichtig-

keit und Bewegung und Farbe und Luft. Der Künstler malt besonders Pferde, die er kennt und liebt. Er individualisiert sie oder vielmehr, er gibt ihr Bildnis, wie man das eines Menschen gibt. Nicht die faden oder amüsanten Pferdeporträts, die bald nach seiner Zeit Mode wurden. Einen Gaul, den Géricault gemalt hat, vergißt man nicht gleich. So viel eignes Leben hat er. Und dann gibt es auch ein schönes Stallbild, das Herrn Ackermann in Paris gehört; man kann es jetzt auch bei Gurlitt sehen. Der ganze Dunst und die warme Atmosphäre, in der die Pferde stehen, sind in tiefen, reichen und doch fast bescheidenen Farben gehalten: es ist, wenn man so sagen darf, ein intimes Familienporträt. Man versteht die Größe dieser Leistungen erst ganz, wenn man an die blasse und vorsichtige Malerei der Klassizisten denkt, die durch ihn überwunden werden: Géricault hat tiefe, starke, prächtige Farben, und wenn er später heller wird und „natürlicher", so bleibt ihm doch jener Sinn, durch die Kontrastwirkung auch der intimer gewordenen Farben allen Bildern eine Fülle koloristischer Bewegung zu verleihen. Man sieht bei Gurlitt das schöne und noch mehr interessante Selbstbildnis des neunzehnjährigen Jünglings: ein schlankes Gesicht, das Haar weich und schön und blond, die Augen dunkel und nicht zu groß, die Nase ebenmäßig und schmal, der Mund voll und mit starker Schwingung. Das Kinn ist fast weich. Die Augen schauen ein wenig traurig, der Mund ist klug und weiß viel, auch von Last und Segen des Genießens. Der Mann hat Haltung. Er trägt eine reife Seele in den Formen des halben Knaben, keine langsam gewachsene und zergrübelnde frühreife Weisheit. Eine Kraft schlummert, und er weiß von ihr; aber warum sollte er sie zeigen? Viel mühelose Beherrschung eines großen Besitzes. Das Bild hat eine wundervolle Modellierung. Es ist die Arbeit eines Neunzehnjährigen. H.

Allerlei

Vom andern Ufer. Otto Brahm, der das Berliner Lessingtheater leitet, hat einen nur geringen literarischen Ehrgeiz, zumal er mit seinen verschiedenen letzten Uraufführungen nicht allzuviel Ehre einlegte. Er begnügt sich mit dem Ruhm, gute Hauptmann- und teilweise vollendet schöne Ibsenaufführungen auf seine Bühne zu bringen, zu denen er heute noch die vorzüglichsten Schauspieler Berlins, Bassermann, Reicher, Else Lehmann, besitzt. Ich versäume grundsätzlich keine seiner neueren Aufführungen. Aber so eindrucksvoll diese Abende sind, sie gleichen sich in der Erinnerung allzusehr. Das macht, daß man von der Bühne her keinen rechten neuen Erobererwillen und Wagemut spürt, sondern bloß den Besitzerstolz und das weise und bescheidene Zeigen seines Könnens. Darum ist man gespannt, wenn man vom Lessingtheater ein Stück geboten erhält, das man nicht bereits vom Lesen oder von andern Bühnen her kennt. Brahm hat jetzt drei Einakter von Felix Salten herausgebracht: „Vom andern Ufer", die gleichzeitig als Buch bei S. Fischer in Berlin erschienen sind. Als Kunstleistungen sind diese drei Dinger etwas dürftig, als „Theaterstücke" dagegen bei aller Brutalität und Deutlichkeit nicht ohne Geschick und Amüsement. Am wenigsten das mittlere Stück, das damit umspringt, eines moralischen Großtuers heidenmäßige Todesangst zu entlarven. Der erste Einakter heißt „Der Graf", ein Schwindlerstück mit der Pointe: „Es gibt so viele Grafen, die Kellner geworden sind, warum soll denn ein Kellner nicht einmal Graf werden? . . Das ist ein Ausgleich gewissermaßen." Der Kellner ist Graf geworden, aus Liebe zu der Komtesse, deren Stubenkellner er in Paris gewesen, und die nun seine Frau. Er ist Graf geworden, nicht um die feine Gesellschaft zu kopieren, sondern weil das sein innerer Beruf war: schon als Kellner hatte er eine adlige Seele. Der Vetter seiner Frau, der Rivale seiner Liebe, „entlarvt" ihn. Nun läßt ihn der Dichter wachsen: ins „Menschliche". Oder wenn man will: ins Sudermännische. Der Kellner ist humorlos genug, kein Hochstapler zu sein, wie etwa sein „natürlicher" Vater, wenn man so sagen darf bei Wedekind, sondern ein seriöser Mensch, der eine sittliche Mission zu erfüllen und die Ethik vom gleichen Menschen zu dozieren hat. Das ist recht schade; denn so gut bürgerlich und richtig seine Meinungen über diese Dinge und Menschenrechte sind — Leitartikel. Ein Groteske soll halt grotesk sein. Diesen Vorzug hat das letzte Stück „Auferstehung". Ein Lebemann stirbt, und da er den Tod sieht, wird es ihm einsam und er denkt, daß er keinen Menschen hat, der mit Liebe und Anhänglichkeit seiner denkt, denn Freunde und Geliebte — das hält nicht vor. Da fällt ihm ein: Vor zwölf Jahren etwa hatte er mit der Marie ein Verhältnis, und diese von ihm ein Kind. An denen will er was gutmachen. Man findet die Marie, sie ist gerührt von so viel aufrichtiger Gesinnung, sie will den letzten Wunsch des Sterbenden, der ihrem Kind einen Vater gibt, erfüllen. Und kurz vor dem Tode, am Sterbebett, werden die Beiden getraut. Aber — er stirbt nicht. Er stirbt nicht. Wider alle Abrede und Erwartung wird er gesund, etwas erstaunt und gerührt, aber doch voll schöner Gesinnung, nun auf einmal Gatte und Vater zu sein. Er hätte sterben müssen, denn nun kommt alles in Unordnung. Die Marie hat die letzten sieben Jahre mit dem Herrn Klavierlehrer Schenk zusammengehaust; der hat sie nicht geheiratet, weil sie eine „Gefallene", aber immerhin — auch war er dem Kind ein guter Vater und gab ihm Klavierstunde. Der hat die Marie bloß ausgeliehen, tobt nun (er ist jähzornig) und fühlt sich betrogen. Man sieht: der Einfall, der noch ein bißchen kompliziert wird, ist nicht ohne Witz; er löst sich darin, daß der Genesene einsieht, daß seine Gesundung eine grobe Taktlosigkeit war, die er nur durch Ortsveränderung wieder gutmachen kann. — Das ist Felix Saltens Einakterzyklus: grob, aber man läßt die letzte Szene gelten. Um so lieber, als zwei so eminente Schauspieler, wie Bassermann und Reicher, die Stücke trugen. Ein Fels mag noch so hart, plump und trocken sein; wenn der Stab Bassermanns an ihn schlägt, springt eine Quelle, eine starke, lebendige, erquickende Quelle aus seinem Schoß. Nicht der Dichter gibt diesem Mimen eine Rolle, sondern der Schauspieler leiht der Arbeit des Dichters erst den Glanz, den Atem, das Gefüge eines Kunstwerks. H.

Pünktlichkeit. (Aus Fontane.) Pünktlichkeit ist unbestritten eine Tugend, und wer pünktlich ist und nur pünktlich, ohne jeden weiteren Beigeschmack, den will ich loben, wiewohl, offen gestanden, mir persönlich die Sache nicht viel bedeutet. Ich denke, dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und er soll die glückliche Stunde nicht abkürzen, auch nicht auf die Gefahr hin, dabei einmal unpünktlich zu sein. Aber wenn er es zu müssen glaubt, gut. Ich habe nichts dagegen. Er wird sich dann aus der Schar der Glücklichen wegstehlen, ohne nach der Uhr gesehen zu haben, oder doch nur ganz still, ganz leise, ganz heimlich und diskret. Anders der eigentliche Uhrenzieher, der Uhrenzieher vom Fach. Er zieht seine Uhr mit Ostentation, und zieht sie auch da noch, wo ein an der Wand befindlicher Chronometer die Stunde ganz genau zeigt, er zieht sie, weil er sie ziehen will, weil er eine mehr oder weniger liebenswürdige Person ist, die einer ganzen Versammlung zu zeigen beabsichtigt: „Euer Gebaren hier ist gar nichts; ich habe Wichtigeres zu tun, und ich verschwinde."

Jugend

Unmöglichstes auf Erden,
Das möchte ich allein;
Ich will nicht glücklich werden,
Ich will nur jünger sein.

Laßt mich als Bettelknaben
Vor fremden Türen stehen;
Will nichts zu eigen haben,
Nur mit der Jugend gehen. F.

Drei Lieder

I.

O könnte ich mit weicher Hand
Dein Herz an meines schließen,
Dann müßt' den Himmel, alles Land
Ein Meer des Glücks umfließen!

Ich weiß nicht was in stiller Nacht
Mir tief ins Herz gegangen —
Es war als ob von Maienpracht
Nur Lenzesboten fangen.

II.

Schön, wie der fernen indischen Lotos
Schneeschimmernder Blütenkranz,
Sind meiner Liebsten sehnende Augen
Im dämmerträumenden Glanz.

Weit froher als aus leuchtendem Purpur
Der Rosen der Sommer lacht,
Rufen der Liebsten lockende Lippen
In ihrer blühenden Pracht . . .

Und schöner, als die lieblichsten Gärten
Im Duft des hellen Jasmin,
Sind meiner Liebe heimliche Träume,
Die still zur Herzliebsten ziehn!

III.

All die schönen, hellen Sterne
Rückt nur aus der Erdenferne,
Nur der Liebsten Augenlicht,
Großer Himmel, nimm mir nicht!

Wenn Dein goldnes Licht verginge —
Nähmst Du selbst der Sonne Ball —
Wenn ihr Arm mich lieb umfinge,
Voll vom Glanz wär mir das All.

Blieb' mir ihrer Lippen Kuß,
Ihrer Augen lichter Gruß,
Blühten auf aus Nacht und Ferne
Neu die Sonne! Neu die Sterne!

W. C. Gomoll

Büchertisch

Dr. E. Schwarz, Direktor der Handelsschule in Essen. Das deutsche Wechselrecht. — Preis 4 M. 60 Pf. und das Handelsrecht, Preis 1 M. 50 Pf. Beide im Verlag der Braunschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

Zwei Büchlein vom selben Verfasser und ganz verschiedenem Wert. Das 1. ist ein Wechselrechtslexikon und gibt als solches keine zusammenhängende Darstellung des gesamten Wechselrechts. Es will nicht dem Studium dienen, sondern der Praxis, und zwar dem Juristen und Kaufmann wie dem Laien. Und diesen seinen Zweck erfüllt das Buch in jeder Beziehung. Von juristischen Streitfragen sind die meisten entweder gründlich erörtert oder ihre Lösung doch angedeutet, und dabei ist überall — was für den praktischen Juristen so wertvoll ist — die einschlägige Literatur und Rechtsprechung angegeben. Die Sprache ist knapp und klar und auch für den Nichtjuristen immer verständlich; mehr als 80 Formulare verdeutlichen besser als alle Worte es können, auf was es im einzelnen Fall ankommt, auch dienen sie dem Kaufmann als Vorlage. Einzelnes in dem Buche ist geradezu musterhaft, so die Art und Weise, wie schwer zu unterscheidende Begriffe schon in der Anordnung des Drucks einander gegenübergestellt sind und die unterscheidenden Merkmale herausgearbeitet werden, z. B. Tratte und Anweisung, Wechselduplikat und Wechselkopie usw. Das 2. Büchlein hat dagegen eigentlich keinen dieser Vorzüge: Für den Juristen viel zu kurz, enthält es nichts weiter als die gesetzlichen Vorschriften, ohne deren nicht immer leicht verständliche Sprache dem Laien leichter faßlich zu machen. Auch hat das Buch nur wenig gute Beispiele, die den Inhalt der Gesetzesbestimmungen veranschaulichen könnten. So kann es einzig als eine Art Kollegheft für Juristen in den ersten Semestern und für Handelshochschüler in Betracht kommen. Da mag es allerdings gerade durch seine gedrängte Kürze, die doch das Wesentlichste nicht übergeht, gute Dienste leisten. **H. N.**

Dr. med. Bornstein: Fleischlost, fleischlose und vegetarische Lebensweise (Halle, Marhold, 58 Seiten).

Als die Leute überall über die Fleischnot schrien, freuten sich die Vegetarier. Sie freuten sich; denn sie glaubten, daß, wenn irgendwann, dann jetzt ihr Weizen blühen müsse. Und sie sagten eifrig ihr altes Sprüchlein in einer neuen Tonart her: Wer vegetarisch lebt, spürt keine Fleischnot. Sie begründeten es wie immer mit moralischen und medizinischen Darlegungen. Ich halte wenig von der Moral, was die Ernährung angeht, und über die medizinischen Argumente der landläufigen Vegetarier deckt man am besten den Mantel der Nächstenliebe. Sie sind von wirklichem Wissen nicht berührt und verbreiten in ihrer Agitation viel unrichtige Vorstellungen. Drum ist es ein Verdienst, wenn jemand, der die Dinge wirklich versteht, sie gemeinverständlich darstellt. Das tut in einer kleinen Schrift der Leipziger Arzt Dr. Bornstein. Er legt Wert darauf, nicht als Vegetarier angesehen zu werden, wendet sich aber gleichwohl gegen die übliche Überschätzung des Fleisches in der Ernährung, und zwar mit guten physiologischen Gründen. Für den Speisezettel können viele Hausfrauen sicher manche Anregung aus dem Vortrag Bornsteins entnehmen. In diesem Sinn sei das Schriftchen empfohlen. **Dr. med. Hohmann-München.**

Dr. Hans Pöhlmann: Realistische Bildung und Religionsunterricht (Verlag A. E. Sebald, Nürnberg, 0,85 M.).

Zu der lebhaften Debatte über das Verhältnis von Religion und Schule liefert Pöhlmann in seinem Sondergebiet einen beachtenswerten Beitrag. Es ist ihm vor allem daran gelegen, die Religion organisch in den Zusammenhang des Schulunterrichts einzugliedern, und zwar auch im realistischen Bildungsgang, der heutzutage als vollwertig neben dem humanistischen Bildungsideal anerkannt werden muß. Bei dem starken Eindruck, den die Schüler von der exakten Methode und von der Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens erhalten, ist es Aufgabe des Religionsunterrichts, ihnen die Relativität des Naturerkennens zu zeigen, auf seine Ergänzungsbedürftigkeit durch andern Maßstab hinzuweisen und mit der Voraussetzung der christlichen Gottesoffenbarung ein neues Prinzip zur Lösung der damit geweckten Fragen einzuführen. Soll der Religionsunterricht wirklich dieser Aufgabe gerecht werden, so muß er von erbaulichen Tendenzen absehen, die Religion nicht als Gefühl, sondern als Gegenstand des Wissens behandeln, auch müssen die Religionslehrer konsequent dem Schulorganismus eingereiht werden. Pöhlmann verlangt demnach einen dekleri kalisierten und dekonfessionalisierten Religionsunterricht als Einführung in Geschichte und Wesen des Christentums. Während der wissenschaftliche Betrieb des Religionsunterrichts voll anzuerkennen ist, so können trotz der glänzenden Gewährsmänner, die Pöhlmann auf seiner Seite hat, die Bedenken gegen völlige Dekonfessionalisierung nicht unterdrückt werden: die Unterschiede der Konfessionen beruhen nicht nur auf der Verschiedenheit des Bekenntnisses, sondern auch des Lebensideals und der Geschichtsbetrachtung, ohne die auch rein wissenschaftlicher Unterricht undenkbar ist. Ein verwaschenes, interkonfessionelles Christentum und eine dementsprechende Geschichtsauffassung wäre ein künstliches, blutleeres Produkt, dem eine charaktervolle Einseitigkeit weit vorzuziehen ist. Jedenfalls liegt hier noch ein schweres Problem vor. Pöhlmanns Broschüre, die in dieser Frage so manche dankenswerte Anregung aufweist, sei zur Lektüre warm empfohlen. **O. Gerok.**

Ernst Wichert: Der Wilddieb. „Volksbücher" Heft 12, 144 Seiten, 30 Pf.

Helene Böhlau: Kußwirkungen. „Volksbücher" Heft 16, 68 Seiten, 20 Pf. Beide im Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.

Die Bestrebungen der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung sind vortreffliche. Den besten deutschen Dichtern und Erzählern soll durch billige Massenverbreitung ihrer Werke im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal errichtet werden. Erfreulich ist aber besonders, daß die führenden Männer des wachsenden Unternehmens bisher auch eine geschickte Hand bewiesen haben und „Volksbücher" herausbrachten, die sich für Massenverbreitung hervorragend eignen. Die beiden obengenannten neusten Hefte sind ein abermaliger Beleg für dieses Geschick. **B.**

Lothar Brieger-Wasservogel. Joachim-Gedenkbüchlein. Verlag von Willi Baumfelder in Dresden. 40 S. 75 Pf.

Ob jemand den „Fall Han" binnen drei Tagen dramatisch bearbeitet oder beim Tode Joachims in der Eile auf Grund der erschienenen Zeitungsartikel ein „Gedenkbüchlein" zusammenschreibt, das ist im Grunde dasselbe. Was Lothar Brieger-Wasservogel in dem Heftchen bietet, das auf 21 kleinen Druckseiten eine Charakteristik Joachims versucht und auf 19 Seiten einige Briefe anhängt, ist wenig wert. Joachim ist natürlich der „König der Geiger". Morgen ist's Sarasate, wenn er stirbt, übermorgen Wurmester. Daß Joachim nur für die Klassiker zu haben war, wird als sein besonderer Vorzug gepriesen. In andern Fällen wird besonders lobend hervorgehoben, wenn ein Künstler gerade dem Fortschritt sich zugänglich zeigte. Wie's eben die „Pietät" erfordert. Wir verstehen unter Pietät was anderes und meinen, daß mit derartigen angreifenden Artikelchen, die sich fast wie geschäftliche Prospekte lesen, weder dem Verständnis noch dem Andenken des großen Künstlers gedient sei. Obwohl die „Würdigung" Joachims nur 21 Seiten (die Seite zu 29 Druckzeilen) umfaßt, und das übrige Papier mit Briefen an und von Joachim bedruckt ist, ist's doch gerade noch möglich geworden, es als geheftetes Büchlein in den Handel zu bringen. Es wiegt 45 Gramm und kostet 75 Pfennige. **P. Z.**

W. v. Scholz. Der Bodensee. Aus der Sammlung „Städte und Landschaften". Verlag C. Krabbe, Stuttgart. 140 Seiten. Brosch. 2 M.

Dies Buch ist ein freundlicher Begleiter für den, der den Bodensee und seine Ufer kennen lernen will, ein Wanderer, mit der Gegend und seiner Schönheit vertraut und immer bereit, auf dieses aufmerksam zu machen und jenes zu erzählen. So, in der Arbeitsstube zu lesen, will es nicht recht taugen: es fehlt ihm die Zusammenfassung und innere Belebung, die Landschaft, Volk, Kultur, Geschichte unter einzelnen Gesichtspunkten straff nehmen würde. Ein Wanderbuch, eine angenehme Folge von Naturbildern, Architekturskizzen, Stimmungen, anregend im Vergleichen und Nacherleben, beim bloßen Durchlesen etwas ermüdend. Weil es zu viel „Landschaft" zeigt. Das Volk und sein Leben sieht man fast gar nicht. Man vermißt es nach Ruederers „München" und Bahrs „Wien", die in der gleichen Sammlung erschienen. Die Naturstimmungen, die dem Buch seinen Charakter geben, sind z. T. recht gut: knapp, aber nie grob oder allzu deutlich. Und in gutem Deutsch. **H.**

Oppel, Prof. Dr.: Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Geb. 3,50 M.

Kuppers, O.: Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten. Geb. 1,25 M.

Mit jedem Tage beinahe rückt Amerika uns nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig näher. Kein Wunder, daß das Verlangen nach wirklicher Kenntnis von den Zuständen in den Vereinigten Staaten — denn die sind doch in der Hauptsache Amerika — fortgesetzt wächst. Diesem Verlangen kommen die beiden obengenannten Werke, jedes in seiner Weise und auf seinem Gebiet, in ausgezeichneter Weise entgegen. Das erste ist das zweite Heft der dritten Serie der „Angewandten Geographie" (Gebauer & Schwetschke, Halle a. S.), deren Herausgeber es lebhaft zu danken ist, daß er ein so wichtiges Thema in sein Programm aufgenommen hat. Der Verfasser, eine Autorität auf dem Gebiet, hat nicht nur die verschiedensten Quellen studiert, sondern kennt die Verhältnisse auch aus eigner Anschauung. Sein Buch verdient allseitige Beachtung; Kaufleute, Lehrer, Ingenieure sollten es studieren, vor allem aber auch Politiker, die bei der Regelung unsrer Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten mitzuwirken haben. Literaturnachweise und ein Druckfehlerverzeichnis würden den Wert des Buches noch erhöhen.

Das Buch von Kuppers (Band 150 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Teubner, Leipzig) ist ganz andrer Art. Es ist — allerdings nicht nur — eine Tendenzschrift, die pädagogische Anregungen geben und den Deutschen zeigen will, was sie in Schuldingen von den Amerikanern lernen können. Es ist ein Werk, das dem Kampf gegen die in deutschen Schulen herrschende graue Theorie dienen soll, dem Kampf gegen den aussagbaren und abfragbaren Wortkram. Der Verfasser zeigt den deutschen Politikern, Behörden,

Wir suchen für unsere Kunden
Einfamilienhäuser
Mehrfamilienhäuser
Bauernhöfe
Gewerbeobjekte
Grundstücke
Eigentumswohnungen
Renditeobjekte
Anlageobjekte
Ferienobjekte
Zinshäuser
Baugründe
Gewerbehallen
Büroflächen
Lagerflächen
Geschäftslokale
Ordinationen
Praxisräume
Gastronomie
Hotels
Pensionen
Pflegeheime
Seniorenheime
Betreutes Wohnen
Studentenheime
Wohnheime
Asylheime
Flüchtlingsheime
Kasernen
Schulen
Kindergärten
Sportanlagen
Tennisplätze
Schwimmbäder
Hallenbäder
Freibäder
Thermen
Saunen
Fitnesscenter
Kinos
Theater
Konzerthäuser
Museen
Kirchen
Klöster
Friedhöfe
Krematorien
Bestattungsunternehmen
Steinbrüche
Schottergruben
Sandgruben
Kiesgruben
Lehmgruben
Tongruben
Bergwerke
Salzbergwerke
Kohlebergwerke
Goldbergwerke
Silberbergwerke
Kupferbergwerke
Eisenbergwerke
Uranbergwerke
Atomkraftwerke
Kernkraftwerke
Wasserkraftwerke
Windkraftwerke
Solarkraftwerke
Gaskraftwerke
Ölkraftwerke
Kohlekraftwerke
Müllverbrennungsanlagen
Recyclinghöfe
Deponien
Kläranlagen
Wasserwerke
Pumpstationen
Umspannwerke
Trafostationen
Leitungsmasten
Funkmasten
Sendemasten
Antennenmasten
Richtfunkstrecken
Satellitenbodenstationen
Rechenzentren
Serverräume
Datenbanken
Cloud-Infrastruktur
Glasfasernetze
Kupferkabelnetze
Koaxialkabelnetze
Mobilfunknetze
Festnetze
Telefonzentralen
Vermittlungsstellen
Knotenpunkte
Verteilerkästen
Hausanschlüsse
Leerrohre
Kabelschächte
Kabelkanäle
Kabelbrücken
Kabeltunnel
Kabelgräben
Kabelpflüge
Kabelverlegefahrzeuge
Spleißboxen
Muffen
Endverschlüsse
Abschlussdosen
Steckdosen
Lichtschalter
Dimmer
Bewegungsmelder
Rauchmelder
Kohlenmonoxidmelder
Gasmelder
Wassermelder
Einbruchmeldeanlagen
Alarmanlagen
Videoüberwachungsanlagen
Zutrittskontrollsysteme
Schließanlagen
Tresore
Panzerschränke
Waffenschränke
Munitionsbunker
Schießstände
Jagdhütten
Hochsitze
Futterstellen
Salzlecken
Wildgatter
Wildzäune
Elektrozäune
Weidezäune
Schafställe
Rinderställe
Schweineställe
Hühnerställe
Pferdeställe
Reitplätze
Reithallen
Longierzirkel
Koppeln
Weiden
Almen
Alpen
Hochalmen
Schutzhütten
Berghütten
Skihütten
Skilifte
Seilbahnen
Gondelbahnen
Sesselbahnen
Schlepplifte
Bügellifte
Zahnradbahnen
Standseilbahnen
Pendelbahnen
Kabinenbahnen
Materialseilbahnen
Güterseilbahnen
Personenseilbahnen
Sessellifte
Kabinenlifte
Gondellifte
Schlepplifte
Bügellifte
Teppichlifte
Förderbänder
Rolltreppen
Aufzüge
Lastenaufzüge
Personenaufzüge
Krankenhausaufzüge
Panoramaaufzüge
Glasaufzüge
Außenaufzüge
Innenaufzüge
Hydraulikaufzüge
Seilaufzüge
Treibscheibenaufzüge
Trommelaufzüge
Schrägaufzüge
Vertikalaufzüge
Hebebühnen
Scherenhebebühnen
Teleskophebebühnen
Gelenkhebebühnen
Arbeitsbühnen
Gerüste
Baugerüste
Fassadengerüste
Dachgerüste
Innengerüste
Hängegerüste
Fahrgerüste
Rollgerüste
Modulgerüste
Rahmengerüste
Stangengerüste
Systemgerüste
Leitergerüste
Treppengerüste
Podestgerüste
Konsolgerüste
Auskragungsgerüste
Überbrückungsgerüste
Schutzgerüste
Fangnetze
Schutzdächer
Schutzwände
Absperrungen
Warnbaken
Leitkegel
Verkehrsschilder
Ampeln
Lichtsignalanlagen
Blinklichter
Warnleuchten
Scheinwerfer
Flutlichtmasten
Straßenlaternen
Parkbeleuchtung
Gartenbeleuchtung
Poolbeleuchtung
Unterwasserbeleuchtung
Außenbeleuchtung
Innenbeleuchtung
Notbeleuchtung
Fluchtwegbeleuchtung
Sicherheitsbeleuchtung
Bewegungsmelder
Dämmerungsschalter
Zeitschaltuhren
Steuergeräte
Schaltschränke
Verteilerschränke
Sicherungskästen
Hauptsicherungen
Fehlerstromschutzschalter
Leitungsschutzschalter
Überspannungsschutz
Blitzableiter
Erdungsanlagen
Potentialausgleich
Isolationsmessgeräte
Durchgangsprüfer
Spannungsprüfer
Phasenprüfer
Multimeter
Zangenamperemeter
Oszilloskope
Frequenzzähler
Signalgeneratoren
Netzanalysatoren
Leistungsmesser
Energiezähler
Stromzähler
Gaszähler
Wasserzähler
Wärmemengenzähler
Heizkostenverteiler
Rauchwarnmelder
Kohlenmonoxidwarnmelder
Gaswarnmelder
**Wasserwarnm

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 44

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 3. November 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Eine Einigungskundgebung der drei linksliberalen Parteien — Oldenburg voran! — Polizeikomödie — Lehrer Hoff gewählt — Das Branntweinmonopol). **Naumann:** Der Schmutzprozeß. — **Fr. Weinhausen:** Eine Schutztruppe der Reaktion. — **Dr. Eugen Katz:** Landpolitik gegen die Polen. — Sprechsaal. — **Dr. Paul Rohrbach:** Reise in Kamerun, XV. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Reformation. — **Erich Schlaikjer:** Kampf und Organisation, I. — **Dr. Theodor Heuß:** Der Salon der Humoristen. — **Hermann Schnellbach:** Metz. — Sprechsaal. **E. Voßberg:** Käthe. — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Eine Einigungskundgebung der drei linksliberalen Parteien war bekanntlich schon im vorigen Jahre in Aussicht genommen worden, als die Vertreter der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Süddeutschen Volkspartei zur Einigungskonferenz in Frankfurt a. M. zusammengekommen waren. Die plötzliche Reichstagswahl hat dann die geplante gemeinsame Versammlung verhindert. Jetzt soll aber die Kundgebung am 10. November, dem Jahrestage der Frankfurter Einigung, in Frankfurt a. M. nachgeholt werden. Das genaue Programm wird in den Tageszeitungen veröffentlicht sein, wenn unsre Leser diese Zeilen erhalten. Vorgesehen ist ein Begrüßungsabend am 9. November, eine große Demonstrationsversammlung im Saalbau, am 10. November und ein gemeinsames Festessen. Bei allen drei Gelegenheiten werden Redner der drei koalierten Parteien zu Worte kommen. Möge die Veranstaltung die seitherige Arbeitsgemeinschaft festigen und neue Arbeitslust und Parteifreudigkeit im Liberalismus hervorrufen!

Oldenburg voran! Vielleicht ist die Wahlrechtswelle vom außerdeutschen Holland über die Grenze in das nordwestliche Großherzogtum gesprungen. Die Oldenburgische Regierung kündet eine Verfassungsänderung an, die das Landtagswahlrecht aus einem indirekten in ein direktes umwandelt, und damit, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, das Reichstagswahlrecht zum Landtag einführt. Oldenburg in Norddeutschland voran! Es ist der erste Bundesstaat nördlich des Mains, der das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht einführt, und da man es dort nicht mit einem reaktionären Herrenhaus zu tun hat, wird die Verfassungsreform rasch und schmerzlos vor sich gehen. Rascher und schmerzloser als in Hessen, wo die Wahlrechtserörterung auch wieder in Fluß kommt. Die Oldenburger Regierung hat mit ihrem Vorgang den Liberalen und Demokraten des benachbarten Preußenstaates eine recht gute Waffe in die Hand gegeben. Denn das gehörte ja immer zu den beliebtesten Argumenten der Gegner des Reichstagswahlrechts: Der Süden, das ist ganz was andres! Nun zieht das demokratische Stimmrecht auch in einem nördlichen Bundesstaat ein. Die preußischen Machthaber werden sich dadurch ja nicht weiter imponieren lassen. Für die Freunde des volkstümlichen Wahlrechts aber bedeutet dieser Fortschritt im Nachbarland eine moralische Stärkung.

Polizeikomödie. Der Sozialdemokrat S. Katzenstein wollte in Potsdam vor Arbeitern einen Bildungskursus über deutsches Reichs- und Landesverfassungsrecht abhalten. Das wurde ihm rechtzeitig verboten, bei Strafe von 100 Mark pro angebrochene Stunde, denn: „Zu einer solchen Unterrichtserteilung bedarf es der schulaufsichtlichen Genehmigung nach der Kabinettsorder vom 10. Juli 1834 in Verbindung mit der Staatsministerial-Instruktion vom 31. Dezember 1839.“ Das stimmt allerdings nicht ganz mit dem Artikel 22 der preußischen Verfassungsurkunde. Aber was tut's, wenn es sich um einen Sozialdemokraten handelt? Was tut's, wenn man sich der hellen Lächerlichkeit preisgibt, da es sich hier um einen Vortrag vor Erwachsenen handelt und nicht um Schulbuben? Es wird verboten! Katzenstein beginnt aber den Kursus. Als ihm der Vorsitzende das Wort gegeben, fragt der Aufsichtspolizist, ob der Kursus eröffnet sei. „Ja.“ Dann schließt er. Darauf macht man eine öffentliche Versammlung aus der Sache und es geht. Man kann sich schwer etwas Lächerlicheres denken als diese Farce. Aber der Hintergrund ist nicht ganz so harmlos, und das Oberverwaltungsgericht, bei dem die Sache jetzt hängt, hat den Entscheid, ob die Polizei jetzt auch oder jetzt noch das Recht haben soll, politisch-tendenziös in die Bildungsarbeit hineinzugreifen.

Lehrer Hoff gewählt. Das Kieler Landtagsmandat, das durch den Tod des verdienten volksparteilichen Abg. Wolgast erledigt war, ist in einem glänzenden Siege auf unsern engeren Parteifreund Lehrer Hoff übergegangen. Bei den Wahlmännerersatzwahlen gewannen unsre Freunde statt der 66, die sie zu verteidigen hatten, fast 200 Vertreter. Im Wahlkampf war die Frage des Landtagswahlrechts durchaus in den Vordergrund geschoben worden, und indem wir Herrn Lehrer Hoff zu seinem schönen Erfolge Glück wünschen, freuen wir uns, daß die Freisinnige Vereinigung des Landtags mit ihm einen energischen und entschiedenen Politiker gewonnen hat.

Das Branntweinmonopol. Es ist bis jetzt nicht dementiert worden, daß die Regierung mit der Absicht eines Branntweinmonopols umgeht. Die Mitteilung im „Berliner Tageblatt“ wirkte fast wie eine Enthüllung. Man hatte an eine drohende Tabaksteuer gedacht, man hatte eine gerechte Reform der Branntweinbesteuerung gewünscht — aber diesen Plan hatte niemand erwartet. Die Zentralisation der Spiritusverwertung macht es der Regierung verhältnismäßig leicht, ihre Absicht in aller Stille zu einer Vorlage zu verdichten; das Kartell wird einfach vom Staat aufgekauft und abgefunden. Die Kritik wird wirksam erst einsetzen können, wenn man sieht, wie und was. Einstweilen haben sich einige linksliberale Politiker durchaus ablehnend über den Plan ausgesprochen. Vielleicht glaubt die Regierung, daß damit die Klippen umschifft seien, die dem Blockschiff auf seiner Fahrt von der jährlich unabweisbaren Steuerreform drohen. Bassermann hatte doch in Wiesbaden von den unumgänglichen direkten Reichssteuern gesprochen; dies sieht aber noch sehr wenig danach aus. Man gewinnt im Gegenteil den Eindruck, daß auch in der Finanzfrage die Liberalen es sein sollen, die mehr oder weniger dem Block zuliebe wieder etwas von ihrem Programm „konzedieren“ sollen. — Oder, wenn aus dem Monopolgedanken nichts Gescheites herauswächst, dann ist das umgekehrt eine Konzession an den Liberalismus.

Der Schmutzprozeß

Eine Woche des Schmutzes und der Schande liegt hinter uns, eine Woche namenloser Erregungen für die Berliner Hofaristokratie, für allerlei Prinzen, die nicht genannt wurden, für Diplomaten und Klatschweiber, eine Woche schaudervoller Enthüllungen über die Umgebung des Kaisertums. Wie mag es dabei dem Kaiser zumute gewesen sein?! Diese Geschichten können nicht spurlos an ihm vorübergehen, aber wie sie auf ihn wirken, weiß keine Seele. Er kann Menschenverächter werden oder noch mehr Mystiker als bisher — —

Vom demokratischen Standpunkt aus betrachtet, ist durch den Berliner Prozeß etwas gewonnen worden: **die Autorität des preußischen Adels hat schwer gelitten!** Aber wir verhehlen uns nicht, daß nicht nur das Ansehen des preußischen Adels auf dem Spiele stand, sondern vielmehr, das Ansehen des deutschen Kaiserreiches in der übrigen Welt. Wie mag man diese Berichte in Paris, London, in Rom und Wien gelesen haben! Die tugendreiche Residenz Wilhelms II hat ihren Trauertag gehabt. Man spricht von Napoleon III und seinem Hof als von Sodom und Gomorrha, und nun — ?? Und das Tragische dabei ist, daß Kaiser und Kaiserin dabei so schuldlos sind wie nur möglich! Kein Mensch bezweifelt ihre strenge Moral. Erst mußte aber trotzdem der Bankier der Kaiserin zusammenbrechen und mit ihm Freiherr v. Mirbach, und nun bricht in noch viel schrecklicherer Weise der Freund des Kaisers zusammen: Graf Philipp Eulenburg!

Natürlich wird auch jetzt gesagt, daß es in jeder Menschenklasse schmutzige Subjekte gibt. Das ist wahr, aber die Geduld mit der man den Schmutz im Salon ertragen hat, ist das Entsetzliche. Die Frage, wer von diesen Fürsten und Grafen sich für seine Person „homosexuell betätigt" hat, ist fast gleichgültig gegenüber dem Eindruck der Durchseuchtheit der ganzen obersten Schicht. Gibt es etwas Schlimmeres als das Anwerben von Soldaten in Potsdam für die schmierigen Genüsse des Hofadels? Es kann sein, daß Graf v. Moltke persönlich zu den anständigeren Elementen seines Gesellschaftskreises gehört und daß ihn das Strafgericht herausgegriffen hat, obwohl er nicht einer der ersten Sünder ist; es kann auch sein, daß es mitten in dieser Welt noch einige Harmlose gab, die nicht wußten, was um sie herum vorging, aber bloße Ausnahmsverfehlungen liegen offenbar leider nicht vor. Man denke an die Soldaten mit den weißen Hosen und den langen Stiefeln! Jetzt ist es „verboten", diese Tracht anzuziehen!

Es soll eine Art Krankheit oder körperliche Anlage sein, wenn Menschen sich dem natürlichen Gebrauche entfremden. Das kann wahr sein, braucht es aber nicht zu sein. Aber selbst wenn man den mildesten Maßstab anlegt, wenn man Mitleid hat mit jeder menschlichen Schwachheit, und sei es die ekligste, so bleibt doch dieses bestehen, **daß ein Volk sich nicht von herabgekommenen kranken Existenzen regieren lassen darf.** Daß ein Mann, den Bismarck schon in seiner Schande gekennzeichnet hat, die Geschäfte des deutschen Reiches in Wien führen durfte, ohne daß die Wissenden eingriffen, kennzeichnet die Herrschaftsmoral der obersten Aristokratie. Mag man die kranken Menschen als solche in ihrem Winkel ruhig leben lassen, regiert dürfen wir nicht von dieser Sorte werden, weder direkt noch indirekt! Es ist immer ein Unterschied zwischen deutschem und romanischem Empfinden gewesen, daß wir die Sitten der römischen Kaiserzeit als strafbares Unrecht angesehen haben. Darin lag ein Stück deutscher Selbstachtung und Straffheit. Das darf nicht verloren gehen. Ein Volk, daß die Enthüllungen der letzten Woche ertragen würde, ohne davon im Tiefsten erregt zu sein, würde sich selbst in die Reihen der sinkenden Völker einstellen. Wenn die Aristokratie nicht genug deutsch ist, solchen Krankheitsstoff aus sich auszuscheiden, dann muß die Demokratie auf den Plan treten und für frische Luft sorgen.

Ob Maximilian Harden der Demokratie hat dienen wollen, welcher Politik er überhaupt bei seinem Feldzug gegen die Eulenburgische Tafelrunde dienen wollte, ist nicht ganz leicht zu sagen. Aber was auch in aller Welt seine Beweggründe waren, so hat er doch der Nation einen Dienst getan, falls aus seinem Vorgehen der Entschluß beim deutschen Volke sich stärkt, nicht in blindem Vertrauen zur „bessern Gesellschaft" zu verharren. **Diese beste Gesellschaft ist eine recht gemischte Gesellschaft.** In ihr gibt es die Krankheiten der alten Geschlechter, die Müdigkeiten der Abgelebtheit, die internationale Ansteckung des Lasters. Laßt neue Kräfte in den Vordergrund treten, neue Volkskreise in die Staatsleitung einrücken! Es gab sicher auch bei diesem Prozesse sehr menschliche Beweggründe. Das Auftreten der Frau von Elbe insbesondere war höchst peinlich. Auch eine geschiedene Frau hat Rücksichten zu üben und auch eine gekränkte Frau soll den Vorhang vom Ehebette nicht wegziehen! Aber trotzdem ... die Eiterbeule mußte aufgestochen werden! Dieses Mal ist es nicht Nören und Wistuba, dieses Mal ist es Eulenburg und Moltke. Man denke nicht, daß diese Dinge schnell vergessen werden! Die Königin von Sachsen und der Stadtkommandant von Berlin bleiben Gespenster der Gegenwart, bis aus dieser Gegenwart eine offenere und freiere Zukunft herausgeboren wird. **Eine alte Herrschaftsschicht fängt an, vor allem Volke brüchig zu werden.**

Es ist gewiß nicht schön, wenn durch Personalprozesse Politik gemacht wird, und es kann leicht dadurch alle Achtung vor jeder staatlichen und menschlichen Autorität in die Brüche gehen; aber das hat sich die preußische Herrenklasse selbst zuzuschreiben, denn solange sie der übrigen Bevölkerung keine Mitwirkung an der Staatsverwaltung gestattet, solange der Hof- und Hofadel im Herrenhause sein Kastell besitzt und solange er die Menge der Bevölkerung zu Wählern dritter Güte macht, solange wird das Gericht zum Parlament werden müssen, **da vor Gericht wenigstens noch der Satz der preußischen Verfassung einigermaßen gilt, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind.** Man frage sich, wo jener Schrei aus der Kaserne heraus das Ohr des Volkes und des Kaisers erreicht haben würde, wenn nicht im Saale des Schöffengerichtes? Es ist gewiß nicht schön, wenn jedermann aus freier Luft heraus verleumdet werden kann, wie es (so erwarten wir) der Fall des Reichskanzlers ist, dessen Prozeß am 6. November bevorsteht; aber man muß Vorteile und Nachteile derartiger Schmutzprozesse gegen einander abwägen und dabei sagen, daß wir ohne solche Prozesse überhaupt nicht imstande sein würden, belastete und verkommene Personen aus der Herrschaft über unser Volk zu werfen. Was den Sturz der Eulenburg und Moltke herbeiführte, war die Angst vor der Öffentlichkeit des Gerichts. Man nehme diese Öffentlichkeit weg und — man schafft ein neues Herrenrecht!

Da die Verkündigung des Urteils auf Dienstag mittag angesetzt ist, muß diese unsre Beurteilung des Prozesses in die Druckerei gehen, ehe das letzte Wort gesprochen wurde, aber dieses letzte Wort des Gerichts hat in diesem Falle nur formale Bedeutung. Ob Herr Harden wegen Unvorsichtigkeit des Ausdrucks bestraft wird oder nicht, ist ganz gleichgültig. Die Sache selbst ist fertig. Nicht Harden war angeklagt, sondern der Kreis, der sich der kaiserlichen Freundschaft rühmte. Die Freundschaft ist zu Ende, die Macht der Eulenburger ist vorbei — es rollt und grollt in allen Gemütern, daß diese Leute Deutschland vertreten und Berlin kommandieren durften!

Naumann.

Eine Schutztruppe der Reaktion

Wer den sogenannten **zweiten deutschen Arbeiterkongreß** in Berlin vorige Woche besuchte, mußte zunächst schon rein äußerlich einen imponierenden Eindruck erhalten. An langen Tafeln saßen nahezu 300 Delegierte des Arbeiterstandes, am Ehrentisch eine größere Zahl von Abgeordneten der Konservativen, Freikonservativen, Antisemiten, Christlichsozialen und des Zentrums, neben ihnen auch mehrere Oberregierungsräte als Regierungskommissare. Am ersten Tage war sogar der Staatsminister des Innern v. Bethmann-Hollweg da und hielt eine warme, wenn auch nichtssagende Ansprache. Auch der Pressetisch war stark besetzt und die reservierten Plätze für die Gäste dauernd in Anspruch genommen. Das Äußere — dafür hatten die erfahrenen Arrangeure der Katholikentage und die skrupellosen Reklamehelden der antisemitisch-christlich-sozialen Parteitage gesorgt — war so eindrucksvoll wie nur möglich.

Gewiß hält dieser äußere Eindruck ernsthafter Kritik nicht stand. Die offiziell mitgeteilte Delegiertenziffer (300) und die Ziffer der auf dem Kongreß überhaupt vertretenen Arbeiter (1,2 Mill.) sind Phantasiezahlen. Von 300 Delegierten konnte nur geredet werden, wenn man zahlreiche Vertreter doppelt und dreifach zählte. Vom Leiter des Kongresses,

dem christlich-sozialen Abg. Behrens, wurde sogar behauptet, daß er 5 Mandate in einer Person vereinigte! Ebenso müssen an der Millionenziffer mehrere Hunderttausende abgestrichen werden für Doppelzählungen. Auch konnten die gut vorbereiteten Referate und Diskussionen niemanden darüber täuschen, daß die hinter dem Kongreß stehenden Arbeiterorganisationen keineswegs eine einheitlich geschlossene Masse bilden. Wer die Todfeindschaft zwischen den christlichen Gewerkschaften und großen Teilen der katholischen Arbeitervereine kennt, wer den klaffenden Gegensatz zwischen den evangelischen Arbeitervereinen und der üblichen Zentrumspolitik würdigt, der weiß, daß die hier friedlich zusammensitzenden Delegierten keineswegs auch nur in ihren gewerkschaftlichen Ansichten einheitlich sind. Daß die große antisemitische Organisation der Kaufleute nur aus politischen Gründen dem Kongreß angeschlossen ist, wurde selbst von den einfachen Arbeitervereinlern erkannt und zugegeben.

Wer die Strömungen in diesem Lager genauer kennt, weiß sogar, daß die äußerlich intim befreundeten Zentrumsführer und Stöckerleute in Wirklichkeit sich gegenseitig nicht mehr über den Weg trauen. Einstweilen wurden die Christlichsozialen ja noch im Vordergrund des Kongresses gelassen. Man braucht sie zu nötig, um den sogenannten paritätischen Charakter der Bewegung äußerlich zu dokumentieren und die Zentrumsherrschaft zu bemänteln. Aber die Eingeweihten wissen nicht erst seit diesem Kongreß, daß die Mumm und Behrens nur noch geduldet sind und trotz allen Geschreis und rührenden agitatorischen Eifers keinen maßgebenden Einfluß in der Bewegung mehr haben. Daß gerade während dieses Kongresses im offiziellen Kongreßblatt, dem Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, die „eigne sozialpolitische Theorie für die christlichnationale Arbeiterbewegung", die Lic. Mumm entdeckt und schriftstellerisch vertreten hat, auf's Schärfste zurückgewiesen wurde, war nur einer von manchen andren Beweisen. Auch die Art, wie das Auftreten v. Bethmann-Hollwegs im Stöckerschen „Reich" über den grünen Klee gelobt, in der „Märkischen Volksstimme", in der „westdeutschen Arbeiterzeitung" und andern Arbeiterblättern des Zentrums dagegen verhöhnt wird, zeigt, daß die gegenwärtige Regierungspolitik nur allzu geeignet ist, die Gegensätze in den christlich-nationalen Arbeiterbewegungen zu verschärfen. Darüber dürfen die nichtssagenden Worte Bülows, die er an die Kongreßdeputation in Kleinflottbek gerichtet hat, nicht hinwegtäuschen.

Wenn also der äußere Eindruck auch die innere Schwäche der Bewegung verdeckte, und wenn insbesondere die Referate und Debatten an eine sachlich begründete, kernige nationale Arbeiterbewegung glauben lassen könnten, so wird der Kenner der Persönlichkeiten und Verhältnisse doch keineswegs mit großem Optimismus von diesem christlich-nationalen Kongreß fortgegangen sein.

Eins bedauern wir vor allem: daß die liberalen Elemente nicht rechtzeitig die Gelegenheit ergriffen haben, in dieser Bewegung mitzuarbeiten. Wie die Dinge heute geworden sind, hätten die Liberalen zweifellos großen Einfluß erlangt. Jetzt aber halten Zentrums- und Stöckerleute zusammen im Haß gegen alles, was liberal heißt. Der frühere Minister von Berlepsch hat es anläßlich einer Interpellation über den Verbleib der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine verraten, daß seine eifrigen Bemühungen um Einbeziehung dieser liberalen Arbeiterkerntruppen in den zweiten deutschen Arbeiterkongreß am Widerstand der christlichen Gewerkschaftsführer gescheitert sind. Wer die Erklärungen der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine aus letzter Zeit verfolgt hat, wird leider befürchten müssen, daß in absehbarer Zeit keine Zusammenfassung möglich ist. Und das ist bedauerlich, weil mit der Fernhaltung der Gewerkvereinler auch die freiheitlich gerichteten evangelischen Arbeitervereinler, die freiheitlich denkenden Reichs- und Staatsarbeiter, die freiheitlich gerichteten sozialen Geistesströmungen (Evgl.-soz. Kongreß, Verein für Sozialpolitik, kirchlicher Liberalismus usw.) der sogenannten christlich-nationalen Arbeiterbewegung fremd gegenüberstehen bleiben. Mit Recht! Denn solange das liberale Element in der nationalen Arbeiterbewegung gänzlich ausgeschaltet ist, bleibt sie trotz zunehmender Mitgliederzahl und Regierungsgunst nichts andres, als was sie seither war: eine Schutztruppe für die politische, wirtschaftspolitische und geistige Reaktion.

Fr. Weinhausen.

Landpolitik gegen die Polen

Durch den entschlossenen Widerstand der preußischen Konservativen dürfte das Schicksal des geplanten Enteignungsgesetzes besiegelt sein. Hiernach findet sich weder im Abgeordnetenhaus noch wahrscheinlich auch im Herrenhaus eine Mehrheit, die geneigt ist, die Polen durch zwangsmäßige Vertreibung von ihren Gütern zu bekämpfen. Nur wenige Träger des Gedankens bleiben übrig: der Ostmarkenverein, einige antisemitische, freikonservative, nationalliberale Kraftgestalten. Ihretwegen dürfte Fürst Bülow kaum den bedenklichen Schritt wagen. Und wir gestehen offen, daß wir über diese Entwicklung der Dinge sehr erfreut sind. Denn, so durchsichtig auch die Beweggründe der Konservativen sein mögen — sie befürchten von der Enteignungsvorlage einen allgemeinen Sturz der hochgetriebenen ostmärkischen Güterpreise — so sicher wird durch ihren Widerstand ein Gesetz aufgehalten, das die verderblichsten Folgen nach sich ziehen würde.

Man weiß in unterrichteten Kreisen seit etwa Jahresfrist, daß innerhalb der Regierung sehr angestrengt an der Fassung eines solchen Gesetzes gearbeitet wurde. Eine befriedigende Form war aber nicht zu finden, und dies ist nicht weiter wunderbar, denn es handelt sich um einen Plan, der sich in wirtschaftlicher, juristischer, moralischer Hinsicht mit dem Geist unsrer Gesetzgebung in keiner Weise vertragen kann. Dies sei nur an zwei Beispielen gezeigt.

1. Gegen wen würde sich die Enteignungsvorlage richten? Doch gegen preußische, gegen deutsche Staatsbürger polnischer — Sprachangehörigkeit. Nun gibt es in der deutschen Ostmark Zehntausende von Grundbesitzern mit polnischer Muttersprache. Sollte um dieser Eigenschaft willen über ihnen allen, ohne Unterschied, stets das Damoklesschwert der Enteignung schweben? Sollten sie wegen ihrer Muttersprache fortgesetzt mit der Vertreibung von Hof und Herd bedroht sein? Dies wäre ein Verfahren, zu dem man schon in der Zeit der Völkerwanderung geschichtliche Vorbilder suchen müßte. — Angenommen, es sollten nur diejenigen Polen zwangsweise enteignet werden, deren Besitztum der Ausbreitung der deutschen Ansiedelung im Wege steht. Wenn die Ansiedelungskommission nach bestimmten örtlichen oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten ihre Siedelungstätigkeit fortsetzte, dann könnte sie sich nicht darauf beschränken, nur solche Polen auszukaufen, die sich besonders stark politisch betätigen. Denn dann wäre ja das Motiv der Enteignung im Einzelfall rein sachlicher, objektiver Art; jeder Pole, auf dessen Gut die Ansiedelungskommission ein Auge wirft, müßte dann daran glauben. Wenn aber die Ansiedelungskommission nach subjektiven Gesichtspunkten vorginge und polnische Agitatoren mit der Enteignung bestrafen wollte, so würde damit in die Hand der vollziehenden Beamten eine diskretionäre Gewalt gelegt, die eine Flut von Strebertum, Spionage, Willkür erregen und eine allgemeine Korruption erzeugen müßte.

2. Solche Schwierigkeiten würden ja nun die nicht unbeträchtlichen Kreise, deren moralischer Vertreter der Herr von Liebert ist, nicht weiter abschrecken. Gefährlicher wurden der Enteignungsvorlage diejenigen Schichten, die zwar gegen den Grundsatz „right or wrong my country" nichts einzuwenden haben, denen aber das Gebot „right or wrong my money" noch vorangeht. Zu welchem Preise soll denn enteignet werden? Dies ist in der Ostmark ein besonders heikler Punkt. Denn dort unterscheidet sich der Verkaufswert der Güter mehr irgendwo anders von ihrem wirtschaftlichen Ertragswert. In der amtlichen Denkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit", in der die bisherige Tätigkeit der Ansiedelungskommission geschildert wird, heißt es sehr deutlich, daß der Boden heute im deutschen Osten „ein Kampfgegenstand ist, dessen Wert nicht mehr vom Ertrage bestimmt wird." (S. 169) Entweder man müßte also nach dem Verkehrswert enteignen. Wie hoch dieser ist, dürfte kaum nach einem Verfahren, wie es in anderen Landesteilen üblich ist, abzuschätzen sein. Denn es brauchen nur irgendwelche Polen als Scheinkäufer aufzutreten, so ließe sich auf diese Weise der Verkehrswert der Güter auf eine Höhe hinaufschrauben, der nur schwer Grenzen zu setzen wären. Es müßten vom Staate Preise gezahlt werden, die sich jenseits von jeder Wirtschaftlichkeit befänden. Deshalb hat auch Herr Justizrat Wagner, einer der Vorkämpfer des

Ostmarkenvereins, gelegentlich den Vorschlag einer Enteignung nach dem Ertragswert gemacht. Dieses wiederum wäre nicht nur höchste Unbilligkeit gegenüber den zu enteignenden Besitzern — es würde ja unter diesen Umständen eine Vermögenskonfiskation bedeuten — sondern auch der allgemeine Gütermarkt würde dadurch sehr stark beeinflußt. Die Preise des Bodens in der Ostmark, die durch die vielen Millionenankäufe der Ansiedelungskommission weit über der Ertragsfähigkeit des Bodens stehen, würden plötzlich ins Sinken geraten. So gesunde wirtschaftliche Folgen unter Umständen eine solche Preissenkung haben könnte, so bedenklich erscheint prinzipiell dieser Weg, so gut kann man es aber auch verstehen, daß unsre Agrarier sich lebhaft dagegen sträuben, dieses nationale Opfer zu bringen.

Nun ist der Vorschlag aufgetaucht, dem Enteignungsgesetz eine so allgemeine Form zu geben, daß es die Eigenschaft eines Ausnahmegesetzes in seiner Fassung verlieren würde. Es soll möglich gemacht werden, so hieß es, daß der Staat bei dem Vorhandensein gewisser staatspolitischer Interessen einen Grundeigentümer enteignen kann, vielleicht um das Gut zu parzellieren, und es dann an Kleinbauern zu vergeben. Praktisch sollte dann von diesem Gesetz wesentlich gegen Polen Gebrauch gemacht werden. Dieses Beginnen erschiene uns, insbesondere, wenn es mit solchen Präzedenzfällen eingeleitet wird, als ganz besonders gefährlich. Damit würde den jeweilig herrschenden Schichten die Möglichkeit gegeben, unbequeme Minderheiten jederzeit mit wirtschaftlicher Existenzentziehung zu bestrafen. Was heute die Polen trifft, könnte morgen Dänen, Welfen, Juden, Liberalen, Sozialisten, Klerikalen treffen. Ja selbst die Konservativen fanden in dieser Suppe ein Haar, indem sie sich sagten, daß, wenn eines schönen Tages eine Regierung und eine Parlamentsmehrheit die Verminderung des Großgrundbesitzes als eine staatspolitische Notwendigkeit empfänden, daß dann den Junkern selbst ein solcher gesetzgeberischer Hebel sehr unangenehm werden könnte.

Wir sind gewiß keine Freunde des Großgrundbesitzes und sind ernstlich davon überzeugt, daß eine Vermehrung des Bauernstandes in Ostelbien zu den allerwichtigsten staatlichen Aufgaben gehört. Aber die Mittel zur Erreichung dieses Ziels dürfen nicht derart sein, daß das Eigentum jederzeit von Staats wegen bedroht werden kann, wodurch eine allgemeine Unsicherheit der Rechts- und der Verkehrsverhältnisse entstehen würde.

Dieser ganze Feldzug zugunsten eines Enteignungsgesetzes endet also leider mit einer ungeheuren Blamage gegenüber den Polen. Erinnern wir uns, warum man ihn anstrengte. Herr Geheimrat Witting, der frühere Oberbürgermeister von Posen, hat es im vergangenen Frühjahr in einer Berliner Versammlung ziemlich deutlich ausgesprochen: die Ansiedelungskommission kann schon seit Jahren kein Land mehr aus polnischer Hand erwerben. Mit dem Land, das ihr noch zur Besiedelung zur Verfügung steht, wird sie auf zwei Jahre beschäftigt sein. Dann muß sie liquidieren, wenn nicht irgend etwas geschieht, das dieses Institut wieder lebenskräftig macht. Wir haben schon vor Monaten auf das Verfehlte dieses Vorgehens hingewiesen, das im Grunde gar nicht von irgendwelchen sachlichen Gesichtspunkten getragen wird, sondern einfach dem Gefühl entspricht: es muß irgend etwas geschehen, um die alten Fehler zuzudecken. Die Freisinnigen, die von dieser Methode der Bekämpfung polnischer Ansprüche nie etwas Vernünftiges erwartet haben, sehen damit ihre Kritik in wenig erfreulicher Weise bestätigt.

Was aber soll nun aus der Ansiedelungskommission werden? Ohne Zweifel hat die Ansiedelungskommission in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht Ausgezeichnetes geschaffen. Ihr ist vor allem die Entstehung von etwa 11000 neuen landwirtschaftlichen Betrieben zu verdanken, und es herrscht ziemlich eine Stimme darüber, daß diese Kleinbetriebe, was rationelle Anlage und Bewirtschaftung betrifft, weit über den Durchschnitt der preußischen Landgemeinden stehen. Die ganze obenerwähnte Denkschrift bildet ein hohes Lob auf die Vorzüge des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs und auf den Nutzen der inneren Kolonisation.

In der Bekämpfung der Polen hat aber die Ansiedelungskommission nur sehr Unerhebliches geleistet, im Gegenteil: die Denkschrift muß zugestehen, daß während der „zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit“ die deutsche Hand bedeutend mehr Land an die polnische Hand verloren hat, als umgekehrt. Im übrigen heißt es in der Denkschrift sehr mit Recht, daß dem Großgrundbesitz, selbst soweit er sich in deutscher Hand befindet, „durch die Arbeiterschaft doch noch mehr oder weniger der polnische Stempel aufgedrückt wird“. (Seite 163.)

Was würde geschehen, wenn man zu den dreihundertfünfzig Millionen Mark, welche die Ansiedelungskommission bisher verausgabt hat, vielleicht noch weitere hundert Millionen bewilligen würde? Die Preisverhältnisse in der Ostmark würden noch ungesunder. Polnisches Land würde auch in Zukunft kaum mehr zu haben sein, und die innere Kolonisation in der Ostmark würde dadurch noch unsinniger verteuert. Denn das Kernübel ist ja, daß sich die Ansiedelungskommission gesetzlich mit ihren Käufern auf die Provinzen Westpreußen und Posen beschränken muß, daß infolgedessen bei den verhältnismäßig sehr großen Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, und bei dem verhältnismäßig geringen Teil des Landes, das zum Verkauf gelangt, jene tollen Preissteigerungen erzielt werden.

Wenn schon der Ansiedelungskommission neue Mittel bewilligt werden, dann wäre es ein einfaches Gebot der Vernunft, die Tätigkeit dieser Kommission auch auf andre preußische Provinzen auszudehnen. Selbst vom Standpunkt der Hakatisten ließe sich ein gutes Motiv für einen solchen Schritt darin finden, daß die polnische Bewegung bereits ziemlich erheblich auf Schlesien und Ostpreußen, sogar schon auf Hinterpommern übergreift. Wenn in diesen weiten Gebietsteilen das Werk der inneren Kolonisation durch staatliche Ankäufe gefördert würde, so würde damit ein Ziel erreicht, das sich das deutsche Volk schon eine stattliche Summe kosten lassen darf. Rein auf Westpreußen und Posen beschränkt, würde allerdings die bisher getriebene Politik auf die Dauer zu teuer sein. Wenn aber weite neue Landstriche einbezogen werden, in denen viel notleidender und verkaufsbereiter Großgrundbesitz vorhanden ist, dann kann dort überall neues Leben und neue Kultur auf den Flächen verödeter Latifundien geschaffen werden. Und darin stimmen wir mit der amtlichen Denkschrift durchaus überein: „im leistungsfähigen Bauernstande, der in den Ansiedelungsprovinzen nur in wenigen deutschen Gebieten vorhanden war, liegt das Übergewicht des Deutschtums über das Polentum, das einen solchen nie besessen hat, und sich auch durch Kolonisation nicht schaffen kann.“

Eugen Katz.

Sprechsaal

Bismarck und das Wahlrecht

Der Aufsatz von Gerlachs in Nr. 43 der „Hilfe“ sei im folgenden noch durch eine Auslassung Bismarcks über das Wahlrecht ergänzt, die m. E. bisher nicht genügend gewürdigt wird. Sie findet sich im 3. Abschnitt des 21. Kapitels der „Gedanken und Erinnerungen“ (Volksausgabe II, 78 f.). Dort sagt der erste Kanzler nach Aufführen seiner Gründe für die Einführung des geltenden Reichstagswahlrechts:

„Außerdem halte ich noch heut das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll.“

Noch heut, d. h. also bis in seine letzten Lebensjahre ist Bismarck Anhänger des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts gewesen; nur die geheime Wahl billigte er nicht. Wie er weiterhin ausführt, fordert er die öffentliche Wahl, weil sich unter ihr der „Einfluß der Gebildeten (und Besitzenden) stärker geltend machen würde“. Wohlgemerkt, Bismarck verlangt zur Verstärkung des Einflusses jener Klassen kein Klassenrecht, sei es im Sinne des preußischen Wahlrechts, sei es in dem der Pluralstimmen, sondern nur öffentliche Stimmabgabe. So handelt es sich zwischen ihm und uns nur darum, ob seine Gründe für öffentliche Wahl stichhaltiger sind, oder unsre gegen sie. Den Einfluß der Gebildeten — Besitzenden — auch bei geheimer Wahl leugnet Bismarck nicht, denn er sagt „stärken“. Daß jene Kreise allerdings bei geheimer Abstimmung Politik nicht nach Sombarts Rezept betreiben dürfen, ist klar. Das Wahlrecht ist aber auch nicht dazu da, von vornherein dem einen (kleineren) Teil des Volkes seinen Einfluß zu sichern oder zu erleichtern und dem andern (größern) zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Bismarck

ist in einem argen Irrtum befangen, wenn er meint, es handle sich bei der Öffentlichkeit der Wahl um den Einfluß der Bildung oder des Besitzes auf die Wahlen. Da denken die Anhänger der Mehrstimmen viel logischer. Tatsächlich handelt es sich bei offener Wahl um das, was Bismarck in dem oben angeführten zweiten Satze ausspricht, nämlich einfach um die Macht der Unabhängigen über die Abhängigen. Der Rechtsstaat kann sich aber nicht einseitig auf die Seite der Unabhängigen stellen, was er eingestandenermaßen durch die öffentliche Wahl tun soll. Der Sophismus in Bismarcks Worten liegt klar zutage. Die Wahllüge der Abhängigen, das soll eine der besten Eigenschaften des germanischen Bluts, das soll eine gottgegebene Realität sein?! Ist ihm hier nicht vielmehr eine schlimme Verwirrung der Rechtsbegriffe und eine fragwürdige, immerhin echt konservative Anwendung der Religion unterlaufen?

Hamm. R. Tronnier.

Reise in Kamerun

XV

Jolo, den 12. Februar 1907.

Vor einer Woche, mit der Ankunft in Ngambe, hat mein Ausflug nach Kamerun die Hälfte der ihm zugemessenen Zeit in Anspruch genommen. Hier in Jolo hat er die weiteste Entfernung, von der Küste ins Hinterland hinein gerechnet, erreicht, und der Rückweg muß nun in beschleunigten Märschen angetreten werden.

Wenn man von dem Dreieck absieht, das nördlich des Benue an die Hauptmasse der Kolonie Kamerun angesetzt ist, so bezeichnet Jolo ungefähr das Zentrum des Landes. Nach Süden sind es bis an die französische Grenze nahezu 400, nach Osten etwa 300, nach Nordwesten bis zum englischen Nigergebiet gleichfalls 300 km. Bis zur Küste beträgt die Entfernung in der Luftlinie etwa 400 km und etwas mehr sind es noch nordwärts bis zum Benue. Um eine Vorstellung von der Geschwindigkeit zu geben, mit der sich eine Reise hierzulande vollzieht, will ich einige Daten meines Marsches hersetzen. Am 9. Januar brach ich mit Dr. Colin von Bomano am Wur, oberhalb Duala, in das Hinterland auf und am 29. Januar, also nach dreiwöchentlichem Marsch, war Bamum erreicht. Bis dahin war die Marschgeschwindigkeit im Durchschnitt eine normale; die Beschleunigung in den letzten Tagen wurde durch die bequeme Vorwärtsbewegung zwischen dem Manengubagebirge und dem Mbo-posten aufgewogen. Die Gesamtentfernung beträgt, die starken Wegkrümmungen eingerechnet, beinahe 400 km (die Entfernung in der Luftlinie ist viel geringer), der Betrag der täglichen Vorwärtsbewegung macht also 17—18 km im Durchschnitt aus, was einer Marschleistung von 3½—4 Stunden täglich ohne die zwischeneinkommenden Aufenthalte und Ruhepausen entspricht. Amtliche Expeditionen marschieren, wenn nicht besondere Gründe zur Eile vorliegen, noch langsamer; ebenso größere Trägerkarawanen. Wenn man die notwendigen Ruhetage ausschaltet, so erhöht sich die Tagesleistung natürlich etwas, aber eine solche Berechnung hätte nur theoretischen Wert, weil ohne Ruhetage, wofür je nach den persönlichen Ansprüchen an die Bequemlichkeit jeder 5. bis 7. Tag in Betracht kommt, auf keinen Fall marschiert werden kann. Ebenso nötigt die Rücksicht auf die Träger dazu, die Marschdauer nicht wesentlich zu erhöhen und mindestens einen Ruhetag wöchentlich innezuhalten. Von Bamum bis Jolo über Ngambe beträgt die nach den hier sehr unzuverlässigen Karten nicht festzustellende Entfernung für eine so kleine und leistungsfähige Karawane 47 Marschstunden, d. h. also, da meine Marschgeschwindigkeit nach wiederholt durch Schrittzählung gemachten Proben 4½—5 km die Stunde betrug, 220—225 km. Diese Entfernung in 8 Marschtagen und einem Ruhetag, also mit einer durchschnittlichen Tagesleistung von 28 resp. 25 km zurückzulegen, bedeutet eine starke, für nicht guttrainierte Reisende und Träger bereits an Überanstrengung grenzende Leistung, wobei der rüstige Wanderer und Fußtourist in der Heimat sich natürlich die Schwierigkeiten eines tropischen, durch Temperatureinwirkungen, Wegehindernisse und alle möglichen sonstigen Aufenthalte beeinflußten Marsches vor Augen halten muß. So enge Grenzen sind dem noch so dringenden Wunsch nach schnellerer Vorwärtsbewegung unter derartigen primitiven Verkehrsverhältnissen, wie sie in den afrikanischen Tropen herrschen, gezogen! Abgesehen von der Langsamkeit des Vorwärtskommens und der Notwendigkeit, in der Regel den ganzen Marsch zu Fuß zurückzulegen (Pferde können wegen der klimatischen und Geländeverhältnisse nur im eigentlichen Adamaua mit Vorteil verwendet werden), braucht ein einzelner Reisender ohne größere Ansprüche zum Vorwärtskommen folgende Hilfskräfte: 5—6 Träger zur Beförderung von Zelt, Feldbett, Feldtisch und Feldstuhl, einen Träger für die Kochkiste, 4—5 Träger für Proviant, ebensoviel für die Tauschwaren zum Einkaufen der Verpflegung, 2—3 Träger für die Koffer mit Wäsche, Kleidungsstücken und sonstigem persönlichen Bedarf. Das sind also mindestens 16 Mann an Trägern. Dazu kommt ein Koch, ein sogenannter Boy zur persönlichen Bedienung und ein zweiter, der im wesentlichen mit Waschen beschäftigt ist; denn bei der Notwendigkeit des häufigen Wechselns von Wäsche und Kleidung ist in dieser Beziehung für einen Mann Arbeit vorhanden. Das heißt also, daß der einzelne Europäer zu einer Reise ohne alle wissenschaftlichen Apparate, ohne Anlage von Sammlungen und ohne jeden das notwendigste und bescheidenste Maß überschreitenden Komfort (die Mitführung von Wein, Bier und Mineralwasser und dergleichen erhöht die Zahl der Lasten sofort bedeutend!) zirka 20 Eingeborene braucht, um überhaupt von der Stelle zu kommen. Dabei ist von Soldaten noch gar nicht die Rede, und es wird vorausgesetzt, daß die Reise sich in einem Gebiet vollzieht, das halbwegs unter geregelter Verwaltung steht und die Möglichkeit einer geregelten Verpflegung durch Einkauf der Lebensmittel in den Eingeborenen-Dörfern unterwegs darbietet. Die täglichen Ausgaben an Löhnung und Verpflegung für das gesamte Trägerpersonal und die persönliche Bedienung belaufen sich bei solch einer kleinen Expedition auf 15—20 Mark, erscheinen also nicht hoch — sie summieren sich aber ganz erheblich, sobald eine solche Expedition längere Zeit dauert, und das ist bis zu einem gewissen Grade angesichts des langsamen Vorwärtskommens immer der Fall.

In wirtschaftlicher Beziehung ist schon zwischen Bamum und Ngambe ein bedeutender Unterschied, sowohl was die Bodenqualität, als auch was die Bevölkerungsdichte anbetrifft, zu bemerken. Allerdings fällt dabei auch ins Gewicht, daß man hier bereits das Gebiet der großen, bis in die Zeit der deutschen Schutzerklärung hinreichenden Raubzüge der Fulahfürsten von Tibati, Ngaundere und Banjo betritt, die in diesen Grenzgebieten Sklavenjagden unter der Heidenbevölkerung zu machen pflegten und dadurch eine starke Entvölkerung des Landes herbeiführten. Noch viel stärker tritt die Nachwirkung dieser Verhältnisse zutage, sobald man über Ngambe hinaus den Marsch auf Jolo fortsetzt. Die Entvölkerung infolge der Fulahkriege war so stark, daß Tagereisen weit kein einziges Dorf an den Karawanenstraßen existierte. Erst in den letzten Jahren ist hier von Verwaltungs wegen eine Anzahl Dorfschaften in Abständen von je einem Tagemarsch angesiedelt worden, um für die durchpassierenden Karawanen Unterkunft und Verpflegung zu schaffen. Abseits vom Karawanenwege gibt es einzelne Landschaften und versteckte Winkel, in denen die Bevölkerung dichter ist und auf beschränktem Raume sich einige Dorfschaften mit ihren Pflanzungsgebieten zusammendrängen, aber im ganzen herrscht gerade das umgekehrte Bild im Vergleich zu dem, das sich auf dem Marsch im Manengubagebiet, im Bamilekeland und in Bamum darbot: nicht der angebaute Zustand des Landes, sondern die rohe Gras- und Buschsavanne bilden die Norm und nur selten ist Kulturland zu beobachten. Man muß schon von den Rastdörfern am Karawanenwege aus die abseits gelegenen Pflanzungen der Leute, in denen die Hirse eine große Rolle spielt, aufsuchen, um angebaute Felder zu sehen. Außer den auf Veranlassung des Gouvernements neu angelegten Dörfern befindet sich auf der ganzen, 6 gewöhnliche Tagemärsche langen Strecke von Ngambe bis Jolo (wir legten sie in 5 Tagen zurück) nur eine einzige größere und ältere Ansiedelung. Zudem, das von den Fulahkriegen her noch die Überreste der üblichen Befestigung — doppelter, jetzt sehr verfallener Wallgraben — aufweist. Der Boden besteht durchweg aus Laterit; an der Oberfläche zeigen sich massenhafte Konkretionen von Eisenerz, und in den Bachtälern steht der solide Gneis an. Eine Eigentümlichkeit dieses Landstrichs, der seinem ganzen Charakter nach bereits den Typus des südlichen Adamaua aufweist, sind die auch von früheren Reisenden beobachteten Regenwurmfelder, die namentlich Passarge in seinem Werk über Adamaua anschaulich beschrieben und ihrer Entstehung nach erklärt hat. Bekanntlich frißt der Regenwurm Erde und scheidet, nachdem er die darin enthaltenen organischen Bestandteile verdaut hat, den massenhaften Rückstand in Form von Exkrementen aus, die sich auf den sogenannten Regenwurmfeldern in Kamerun zu steinharten, dicht nebeneinander gestellten, unregelmäßig zylinderförmigen Gebilden von durchschnittlich 10 bis 20 cm Höhe aufhäufen. Die Regenwurmfelder sind oft viele Quadratmeilen groß und für den Marsch zu Fuß sehr schwer, zu Pferde überhaupt kaum passierbar. Alle Fluß- und Bachtäler sind von Galeriewaldstreifen eingefaßt; bisweilen erweitert sich der Wald zu breiteren inselförmigen Beständen von einer halben Stunde und mehr im Durchmesser, aber im wesentlichen erstreckt sich in meist Unebenheit buckel- und schildförmig auf- und absteigende Gelände mit mehr als mannshohem Grase bedeckt. An eine Kultivierung dieser Lateritlandschaft, auf dortige Weise, wie sie auf dem Gebiete der vulkanischen Verwitterungsböden in Nordwestkamerun, kann nicht gedacht werden; aber damit ist nicht gesagt, daß in den Tälern und in den jetzt mit Wald erfüllten breiteren Niederungen, die regelmäßig auch von einem Fluß- oder Bachlauf durchzogen sind, keine starke Ausdehnung der jetzt nur sehr spärlichen Eingeborenen-Kulturen möglich ist. Man wird in diesen und in allen ähnlichgearteten Teilen des großen inneren Graslandes nicht hochwertige Exportkulturen, wie z. B. Baumwolle, in größerem Maßstabe anlegen können; vielmehr muß das Wirtschaftsziel hier ein andres sein. Vor allen Dingen kommt es darauf an, die Bevölkerungszahl zu vermehren und dadurch einerseits die Bearbeitung des Landes und die Produktion der Eingeborenen-Nahrungsmittel zu vermehren, andrerseits neue Arbeitskräfte für Kulturunternehmungen, Straßen- und Eisenbahnbau, Trägerdienste, Arbeiterversorgung andrer wirtschaftlicher Unternehmungen usw. zu gewinnen. Auch darüber hinaus kann man noch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß von den Exportprodukten für den Welthandel

wenigstens eins, die Erdnuß, sich auch hier, sobald erst genügend Menschen vorhanden sind, mit Vorteil wird anbauen lassen und daß es möglich sein wird, das große Viehzuchtgebiet des eigentlichen Adamaua, in dem zum großen Teil ganz ähnliche physikalische Verhältnisse herrschen, bis hierher auszudehnen.

Der letzte Marschtag, vorgestern, von dem Dorfe Nji bis Joko, brachte zum ersten Mal seit dem Aufbruch von Duala vollständiges Regenwetter. Abends beim Schlafengehen in Nji entwickelte sich plötzlich ein gewaltiger Tornado. Erst bezog sich der Himmel im Osten, dann fingen die Sterne im Zenit an zu verblassen, und plötzlich kam stoßweise der Gewittersturm angebraust. Gleichzeitig erhob sich hinter dem dicht ans Dorf heraustretenden Galeriewald im Westen ein gewaltiger Grasbrand. Der Himmel war in kaum einer Viertelstunde so gerötet, daß es aus dieser Nacht hell genug zum Lesen wurde; hinter dem Waldstreifen prasselten und sausten die Flammen, waren aber selbst nicht zu sehen, sondern nur die glühende Röte von ihnen her leuchtete zu den hoch getürmten Gewitterwolken empor. Die aufgescheuchten Vögel kreischten, die Bäume rauschten im Sturm, das Feuer brauste und knatterte wie eine Schlacht! Es war ein prächtiges Schauspiel. Dann brach der Regen los und dauerte die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen war Abmarsch im Regen, der ziemlich bis Mittag anhielt. Hier in Joko kann nun wieder ein Rasttag eingelegt werden. Nach Süden dehnt sich das Ngutte-Gebiet aus, in dem Höhlenwohnungen häufig sein sollen. Das Ngutte-Land reicht bis an den Fluß Mbam, ist gut bevölkert und erst im vorigen Jahre unterworfen, wobei ein Offizier der Schutztruppe, Oberleutnant Schröder, fiel; er liegt in Joko begraben. Die Station Joko ist umfangreich angelegt, aber nur mit einer schwachen Ziegelmauer ohne Bastionen befestigt. Der Stationschef, Oberleutnant von Heigelin, ist auf einer Expedition im südlichen Ngutte-Gebiet; Unterzahlmeister Kehm verwaltet den Platz stellvertretenderweise und hat mich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit empfangen. Auch hier sind die Stationsgebäude, die Wohnungen für die weißen Offiziere miteingeschlossen, mehr als bescheiden — als Behausungen für Europäer auf einem Platz an dem großen Karawanenwege, der von der Küste über Jaunde und Ngila nach Adamaua hinaufführt, geradezu unwürdig. Die Fußböden bestehen aus feuchtem Lehm; Glasfenster haben sich die Herren nur beschaffen können, indem sie ihre photographischen Platten dazu verwendeten. An der Küste gibt es kostspielige Prachtbauten, zu deren Aufführung große Schiebungen im Etat ohne Rüge und wahrscheinlich ohne Kenntnis der Kontrollbehörde vorgenommen worden sind; hier im Innern paßt wirklich der landläufige Ausdruck „Affenställe" auf viele dieser zum dauernden Aufenthalt für Weiße bestimmten Unterkunftsräume.

In Joko wechseln meine Träger und Soldaten. Jonny und Jakob werden mit einem Belobigungsattest für ihr vorzügliches Verhalten nach dem Mbo-Posten zurückgeschickt und bitten, ich möge ihnen doch auf ihrem Papier 24 Marschtage für den Rückweg bewilligen, damit sie es sich nach der scharfen Leistung des Heermarsches bequem machen können.

Heute morgen hatte ich eine merkwürdige Überraschung: draußen auf der Veranda vor der Türe meines Schlafraums hörte ich eine Stimme, die nur meinem Boy Thomas angehören konnte, erst vollkommen korrekt das Gaudeamus singen und danach „Harre meine Seele!" Ich rief den Jungen herein und fragte ihn, wo er das gelernt habe: beim Pater M. auf der katholischen Mission in Duala in der Gesangstunde. — Morgen beginnt nun der Rückmarsch an die Küste. Bis Jaunde sind 12 Marschtage, die ich auf 10 zu verkürzen hoffe, um einige Zeit für den Aufenthalt in Jaunde zu gewinnen. Von dort bis Edea wird man in 8 bis 9 Tagen kommen können und von Edea nach Duala existiert Wasserverbindung auf dem Sanaga und dem Kwakwa. Ich will von Jaunde nicht auf dem gewöhnlich begangenen großen Karawanenweg nach Kribi an die Südküste gehen, sondern nach Edea, um eine Vorstellung von der Möglichkeit eines Eisenbahnbaus auf dieser Route zu gewinnen. Abgesehen davon hat der interessantere Teil dieser Studienreise ins Innere von Kamerun nun sein Ende erreicht, denn der Weg von Joko an die Küste soll nach allem, was ich darüber höre, nicht mehr viel Neues bringen; auch sind die landschaftlichen und ethnographischen Verhältnisse längs dieser Route bekannt und beschrieben. Ich brauche also unten in der Faktorei keine neue Tinte zu kaufen und kann das Tagebuch in den Reservekoffer verstauen. Das viele Schreiben unterwegs bei schleunigstem Marschtempo und bei der tropischen Hitze, wo man die Ruhepausen im Quartier oft lieber im Liegestuhl oder auf dem Feldbett zubringen möchte, anstatt mit Papier und Feder bei 30 Grad Celsius, hat mir oft genug Überwindung gekostet. Möge es dafür diesen Blättern, wenn sie nach Deutschland vor den Leserkreis der „Hilfe" kommen, wenigstens beschieden sein, ein Stückchen Anschauung davon zu vermitteln, was sich auf solch einem Marsch im Innern von Kamerun der Beobachtung des Reisenden darbietet und woran sich sein Urteil zu bemühen hat!

Paul Rohrbach.

Unsre Bewegung

Robert Blums Gedenktag. Aus dem Hilfeleserkreis erhalten wir folgende Anregung: Der 100. Geburtstag Robert Blums am 10. November d. J. bietet den liberalen Vereinen Gelegenheit, durch eine öffentliche Gedenkfeier den Sinn für die politischen Ideale in weiteren Kreisen aufs neue zu wecken und auf solche Weise eine würdige Propaganda für die liberale Idee zu machen. Dadurch, daß selbst ein Bismarck dem Redner der Linksliberalen des Frankfurter Parlaments die Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, ihn einen durchaus nationalen Mann zu nennen, sind die Liberalen genügend geschützt gegen etwaige Anwürfe, die gegen sie von rechtsstehenden Parteien aus Anlaß der Verherrlichung des Märtyrers deutscher Freiheit gemacht werden sollten. Der gegenwärtige Zeitpunkt dürfte für eine solche Gedenkfeier auch gerade deshalb geeignet sein, weil die Forderung nach einer freien Verfassung bezw. nach der Wahlrechtsreform auf die Bewegung zurückgreift, die durch das Wirken Robert Blums und seiner Mitstreiter geschaffen wurde. Möchten die Vereine in allen größeren Städten dieser Anregung Folge geben! — Wie wir erfahren, hat der Sozialliberale Verein in Köln bereits eine solche Feier beschlossen: I. Teil: Vortrag über Robert Blum; II. Teil: Diskussion über die Wahlrechtsreform.

Die „Hilfe" wird über das Leben und die Bedeutung Robert Blums einen ausführlichen Artikel bringen.

Kiel. Der entschiedene Liberalismus hat einen guten Wahlerfolg zu verzeichnen und die Freisinnige Vereinigung im Landtage ein neues Mitglied mehr, das können wir zu unsrer Freude aus Kiel melden. Von den 244 Ersatzwahlen für verstorbene und verzogene Wahlmänner, bei denen wir 66 freisinnige zu verteidigen hatten, erhielten wir für unsern Ferd. Hoff 197, unsre Gegner mußten sich mit 47 für den „nationalliberalen" Kandidaten, den Konservative und Bund der Landwirte unterstützten, begnügen. Ein schöner Erfolg für uns, weit größer, als unsre kühnsten Optimisten erwarteten. Siegen mußten wir, das stand von vornherein für uns fest, es koste was es wolle, und manche Nacht ist von unsern fleißigen, rührigen Parteigenossen halb und ganz durchgearbeitet worden, um all die Kleinarbeit zu erledigen, die für eine Wahl in einer Großstadt ausschlaggebend ist. Bürger aus den verschiedensten Schichten, der gute Mittelstand, Studenten und Lehrer halfen wacker und unverdrossen, von den ersten Einladungen an bis zum erfolgreichen Schleppen am Wahltage selbst. Auch unsre Frauen haben uns treu zur Seite gestanden: manch Tausend Adressen sind von ihnen geschrieben worden, im ganzen haben wir wohl 20—22 000 Wahlkarten losgelassen und meist persönlich verteilt. Was unserm Siege die prinzipielle Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß wir die Wahlrechtsfrage bewußt in den Vordergrund gebracht haben. Bei Beginn des Wahlkampfes rieten auch bei uns Opportunitätspolitiker ab, die Wahlrechtsfrage zu sehr zu betonen. Aber unser Kandidat bestand auf seinem Stück: wir wollen ein andres Wahlrecht, und wir wollen nur das Reichstagswahlrecht! Und das ist in jeder Versammlung und in jeder Kundgebung mit aller Schärfe gesagt worden. Das hat uns den Erfolg gebracht! Wir kämpften gegen die einflußreichsten Leute unsres Kreises. Unsre Gegner verfügten über die reichsten Mittel und machten jeden Gebrauch von ihnen; Hunderte von Namen und Titulaturen prangten unter ihren Aufrufen. Unser Gegenkandidat war ein persönlich sehr beliebter, auch uns Freisinnigen sympathischer Justizrat, früher Stadtverordnetenvorsteher in Kiel; er hatte in Kiel 1903 für Reichstag und Landtag kandidiert, im letzten Wahlkampfe 1907 für Elmshorn-Pinneberg, hatte also reichlich Erfahrung, wie man einen Wahlkampf zu führen hat. Aber in allen Klassen der Bevölkerung war die Abneigung gegen das Drei-Klassenwahlrecht das treibende Moment, daher unser Erfolg. Eine Mahnung für unsre Freunde im Lande, im Wahlrechtskampf nicht locker zu lassen. Wir Kieler arbeiten mit aller Energie weiter gegen das Drei-Klassenwahlrecht, wir sind nur für das Reichstagswahlrecht, das betonte am Abend des Sieges Dr. Struve unter lebhafter Zustimmung der vielhundertköpfigen Versammlung.

Wie schwierig für uns die Wahlarbeit zunächst wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß das alte angesehene Blatt des schleswig-holsteinischen Liberalismus während der ganzen Wahlbewegung auch nicht eine Zeile zur Empfehlung unsres Kandidaten Hoff geschrieben hat, und daß am Wahltage selbst ein Leitartikel erschien, der deutlich zeigte, daß die verantwortliche Redaktion der Zeitung nicht wußte, wen wir zu wählen hatten; der Name unsres Kandidaten wurde nicht einmal genannt, zwischen den Zeilen konnte man sogar eine besondere Würdigung des Gegenkandidaten herauslesen. Das hätte unsrer Sache sehr schaden können, so sollte man meinen, nun hat es weite Leserkreise der Kieler Zeitung gründlich verschnupft. Die Gerechtigkeit gebietet aber, mitzuteilen, daß nach der Wahl diese Zeitung sich auf ihren alten guten Liberalismus wieder besonnen hat — hoffentlich nun dauernd, und daß sie jetzt z. B. eine Notiz aus der Liberalen Korrespondenz widerspruchslos in ihrem redaktionellen Teil aufnimmt, der vor der Wahl wörtlich, Satz für Satz in ihrem Anzeigenteil von unsern enthusiasmierten Freunden hineingebracht worden ist! Aber auch diese Schwierigkeit

ist überwunden worden durch unsern tüchtigen Kandidaten, durch die Wucht seines demokratischen Programms und durch den treuen Fleiß unsrer Freunde. So hoffen wir guten Tagen und Taten entgegenzusehen.

München. (Nationalsozialer Verein, V. Dr. Rehm, Neufriedenheim.) Am 11. Oktober sprach in einer gut besuchten, öffentlichen Versammlung Dr. Hohmann über das aktuelle Thema: „Der Reichskanzler und die Parteien." Redner führte unter anderm aus: Die wichtigste Frage ist gegenwärtig, wie lange wohl der Block halten wird. Die Linksliberalen fühlen sich unbequem in der Gesellschaft der Konservativen und möchten lieber die natürlichere Gruppierung mit der Arbeiterdemokratie. Zur Zeit indessen muß an dem Block festgehalten werden, um liberale Zugeständnisse zu erhalten. Wie lange der Liberalismus im Blocke mitarbeiten kann, hängt von der Behandlung des Börsengesetzes, des Vereinsgesetzes und der preußischen Wahlrechtsfrage ab. Die größte Schwierigkeiten bereite der letzte Punkt. Aber daß gerade die Wahlrechtsfrage in dem Mittelpunkt der Erörterungen stehe, sei das Verdienst Naumanns. Bedauern muß man, daß Liberale es wagen, für Preußen ein Pluralwahlrecht vorzuschlagen. Hier darf es keine taktischen Erwägungen geben, hier muß prinzipiell das allgemeine gleiche Wahlrecht gefordert werden. Nach einer sehr lebhaften Diskussion wurde eine Wahlrechtsresolution, der auch ein sozialdemokratischer Diskussionsredner zugestimmt hatte, einstimmig angenommen.

Essen (Ruhr). Heute tagten hier die Delegierten der Vereine der Sozialliberalen (Freisinnigen) Vereinigung und Deutschen Volkspartei für Rheinland und Westfalen. Zunächst gedachte Professor Dr. Cauer-Elberfeld der Persönlichkeit und der politischen Verdienste des verstorbenen früheren Vorsitzenden, Hofrats Prof. C. Aldenhoven, in einem warmen Nachruf. Hierauf wurde Herr Dr. Pörsch zum Parteisekretär gewählt. Bei Besprechung über die Agitation für die Landtagswahlen bekundeten die Versammelten einmütig, sich an den nächsten Landtagswahlen energisch zu beteiligen und sprachen die Erwartung auf ein gemeinsames Vorgehen aller Linksliberalen auf Grund der Frankfurter Einigungsbeschlüsse aus.

Folgende Resolution wurde einstimmig angenommen:

Die in Essen tagende Deleg.-Konferenz der Sozialliberalen (Freisinnigen) Vereinigung und der Deutschen Volkspartei für Rhld. und Westf. begrüßt aufs Wärmste die energische Einleitung der Agitation für die Einführung des Reichstagswahlrechts mit gerechter Wahlkreiseinteilung in Preußen durch den Abg. Naumann und spricht den Abgeordneten der Fraktionsgemeinschaft, die ihn darin tatkräftig unterstützt haben, ihren Dank aus; sie fordert alle Linksliberalen auf, einmütig und mit aller Kraft dahin zu wirken, daß die in der Verfassung garantierte Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetze endlich auf das Wahlgesetz Anwendung findet.

Rixdorf. Liberaler Verein. Am 15. Oktober sprach in sehr gut besuchter öffentlicher Versammlung der Oberst a. D. Gädke über die politische Lage. Er zeichnete die Situation des Liberalismus und formulierte die Forderungen, die wir von unserem Standpunkte aus zu stellen genötigt sind. Vor allen Dingen trat er mit Eifer für die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen ein und wandte sich gegen die Flaumacher, die sich mit weniger begnügen wollen. Die Liberalen blieben bei der Blockpolitik, aber nur unter der Bedingung, daß sie mit ihrer Hilfe liberale Forderungen verwirklichen könnten.

In der Diskussion sprachen u. a. Dr. Breitscheid und Stadtverordneter Östreich. Dr. Breitscheid ging ebenfalls auf die Wahlrechtsfrage ein und verteidigte Naumann und all die andern, die das Reichstagswahlrecht nicht nur als Programmpunkt hinstellten, sondern forderten, gegen den Vorwurf, daß sie durch eine verfehlte Taktik alles gefährdeten. Über Taktik rede man nicht monatelang vor der Entscheidung; die schlechten Taktiker seien die, die schon heute erklärten, der Reichskanzler brauche sich keine Sorge zu machen, denn die Liberalen seien auch mit weniger zufrieden. Über die Blockpolitik äußerte sich Dr. Breitscheid sehr skeptisch.

Herr Stadtverordneter Östreich forderte zur Agitation und Stärkung der Organisation auf, damit es gelinge, bei den bevorstehenden Landtagswahlen im Wahlkreise Schöneberg-Rixdorf einem liberalen Kandidaten das Mandat zu verschaffen.

Spandau. Im Liberalen Verein, der Liberale aller Richtungen umfaßt, hat sich eine auf dem Boden des „Frankfurter Mindestprogramms" stehende und an den „Wahlverein der Liberalen" (Sitz Berlin) angeschlossene liberale Gruppe gebildet. Alle Leser der „Hilfe" in Spandau, die an der Erneuerung des Liberalismus im nationalen, demokratischen und sozialen Sinne mitarbeiten wollen, werden gebeten, ihre Adresse an Dipl.-Ingenieur A. Friedrich, Müllerstraße Nr. 6, oder Lehrer Kramm, Kirchhofstraße No. 3 zu senden. Die Diskussionsabende des Vereins beginnen Freitag den 1. November im Restaurant „Zur Palme", Ritterstraße, mit dem Referat: „Liberale Parteibildungen und Einigungsbestrebungen".

Cassel. Wahlverein der Liberalen. Der Verein begann seine Winterarbeit mit einer von ungefähr 700 Personen (darunter auch zahlreiche Frauen) besuchten öffentlichen Volksversammlung, in der Pfarrer Korell-Königstätten über „Liberalismus und Blockpolitik" sprach. In über einstündiger Rede, die oft von stürmischem Beifall unterbrochen wurde, wies er nach, daß der Liberalismus in der Blockpolitik ein liberales Regiment, liberale Reformen um des Liberalismus willen fordern muß, weil der Liberalismus identisch ist mit Volkswohlfahrt. Die Blockpolitik muß zerschellen an der Politik der preußischen Regierung, an der Unersättlichkeit der Konservativen und ihrer Vortruppe, der Wirtschaftlichen Vereinigung, die er als „politisches Warenhaus" geißelte. Die Not der Zeit drängt zum Verständnis auch mit den Nationalliberalen; ein Zusammengehen mit ihnen ist möglich, wenn sich in der nationalliberalen Partei wirklich liberale Forderungen durchsetzen (kein Pluralwahlrecht). In der sich anschließenden Debatte kamen Vertreter des Evangelischen Bundes, des Nationalliberalen Vereins in Cassel, sowie der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Scheidemann zu Worte. — Der Abend bedeutet für unsern Verein einen vollen Erfolg.

Wilkau i. S. Liberaler Verein. V. Lehrer Schieser. In einer tiefgründigen, programmatischen Rede beantwortete Handelsschullehrer Bauer-Auerbach in einer erweiterten Mitgliederversammlung vom 12. 10. die Frage: „Was will der entschiedene Liberalismus dem Arbeiter bieten?" Der Vortrag fand großen Beifall und hielt die Anwesenden in eifriger Aussprache bis Mitternacht zusammen. Die liberale Sache im Orte wurde mit diesem Versammlungsabend gefördert.

Oppenheim a. R. Liberaler Verein. V. Lehrer A. Latwall, Oppenheim. Regelmäßiger Vereinsabend jeden ersten Montag im Monat „im Schwanen". Am 29. vorigen Monats hielt Pfarrer Korell in der gefüllten Festhalle der Ruine Landeskrone einen Vortrag über „hessische Politik". Mit zündenden Worten schilderte Korell die Lage in Hessen, besonders die z. Z. aktuelle hessische Wahlrechtsvorlage und die Stellung der ersten Kammer zur Volkskammer. Ferner befaßte er sich noch mit den hessischen Nationalliberalen Hehlscher Observanz, wie wir sie in Worms, Darmstadt und Oppenheim haben, die nur solange „liberal" sind, bis die Wahlen vorüber, dann aber im Reichs- und Landtag mit der Rechten abstimmen. Der Vortrag wurde oft von starkem Beifall unterbrochen, und als Herr Korell seine Rede mit dem Wunsche für einen starken, geeinigten Liberalismus schloß, entfaltete sich ein wahrer Beifallssturm. Die Versammlung gestaltete sich zu einer starken Kundgebung für den entschiedenen Liberalismus und hat dem Verein eine Anzahl neuer Mitglieder gebracht.

Auerbach i. V. Nationalsozialer Verein. V. Fritz Protzen, Kaiserstr. 7, Versammlungslokal Kaiserhalle. Am 10. Oktober fand die Hauptversammlung statt. Herr Bauch-Treuen sprach über den Entwurf des neuen Landtagswahlgesetzes, beschrieb ihn zunächst ausführlich und urteilte schließlich, nachdem die guten und schlechten Seiten des Entwurfs dargestellt waren, daß dieser für die entschieden Liberalen unannehmbar sei. Dann schritt man zur Neuwahl des Vorstandes. Gewählt wurde als erster Vorsitzender Herr Protzen, als zweiter Vorsitzender Herr Prof. Thrändorf, als Kassierer Herr Strauß, als Schriftführer Herr Schädlich, als Beisitzer die Herren Bauer und Strödel, als Bücherwart Herr Oberlehr. Giegling.

Geestemünde. Vorsitz. Herr Lehrer Cordes, Bremerhaven, Sonnenstr. 16. Der Verein der Freisinnigen (Linksliberalen) hatte auf Sonnabend den 12. Oktober eine öffentliche Volksversammlung einberufen, die von annähernd 1000 Personen besucht war. Herr Reichstagsabgeordneter Hormann sprach über „Das preußische Wahlrecht und der Liberalismus." Er erklärte, daß die Einigung der Linksliberalen entschieden fortgesetzt und vertieft werden müsse. Die Blockpolitik will er nur solange bestehen sehen, als der Linksliberalismus nicht gezwungen ist, etwas von seinen Prinzipien zu opfern und liberale Zugeständnisse erhält. Er sprach sich entschieden für die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen aus und bedauerte, daß die Nationalliberalen in Wiesbaden sich nicht dahin entschlossen hätten. Im Interesse eines Liberalismus, der selbst Macht erwerben wolle, sei diese Haltung sehr bedauerlich. Herr Vieth, Sozialdemokrat, erklärte, daß die Liberalen die Unterstützung der Sozialdemokraten haben würden, wenn sie ernstlich den Kampf führen wollten. Er kritisierte sodann die Blockpolitik. Im übrigen empfahl er die Annahme der Resolution. Hormann hielt ihm entgegen, Naumann sei nicht um Haaresbreite von seiner ursprünglichen Forderung abgewichen. Worüber man sich streite, seien taktische Fragen, wie dies ja auch bei der Sozialdemokratie vorkomme. Das sei auch kein Fehler. Im übrigen dürfe man Vertrauen zum Linksliberalismus hegen; denn ein Liberalismus, der unrein oder unliberal werde, zerfleische sich selbst. Eine Resolution zum Wahlrecht wurde mit überwältigender Mehrheit (gegen nur 4 Stimmen) angenommen.

Wahlkreis Züllichau-Crossen a. O. In der ersten Versammlung die der liberale Wahlverein für Sommerfeld und Umgegend nach den Ferien am Donnerstag den 26. Sept. d. J. im Schützenhause abhielt, machte der Parteisekretär Waschinsky-Crossen die Mitteilung, daß Fabrikbesitzer Henschke aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als I. Vorsitzender niederlege. Die Versammlung verlegte die Neuwahl auf Oktober, wo dann gesamter Vorstand zu wählen ist. Der

Beschluß des Geschäftsführenden Ausschusses, den Kreisparteitag in diesem Jahre am 27. Oktober in Sommerfeld stattfinden zu lassen und abends mit einer öffentlichen Versammlung zu beschließen, wurde dankbar gutgeheißen. Vom Parteisekretär Waschinsky wurde noch der für die Liberalen des Wahlkreises zu früh verstorbene Buchdruckereibesitzer Hampel aus Züllichau durch einen sehr warm gehaltenen Nachruf geehrt. Buchhalter Siegfried Glaser hielt darauf einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die heutige liberale Politik.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Hamburg, H. F. M. II.	M.	5,—
Karlsruhe, K. R. IV.	„	5,—
Außerordentliche Beiträge:		
Berlin, P. J.	M.	29,90
Dresden, P. L.	„	1,25
Zusammen	M.	41,15
Dazu lt. Ausweis in Nr. 42	„	3110,75
	M.	3151,90

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ein Zwischenfall auf dem sogenannten zweiten deutschen Arbeiterkongreß. Wir würdigen an andrer Stelle die Stellungnahme des sogenannten zweiten deutschen Arbeiterkongresses zu den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen. Hier sei der Zwischenfall, der zu dieser Stellungnahme führte, nach den Berichten der deutschen Gewerkschaftspresse wiedergegeben: „Der Vertreter des Saarverbandes evangelischer Arbeitervereine, Bartsch, verlangte namens seines Verbandes eine Erklärung darüber, warum die deutschen Gewerkvereine zu dem Kongreß nicht eingeladen seien, da er ein einheitlich nationaler Kongreß sein solle. Der Vorsitzende Behrens gab danach eine Erklärung der Kongreßleitung ab, die Gewerkvereine hätten die Beteiligung abgelehnt; sie wollten sich nur dann beteiligen, wenn alle Organisationen auf den Boden der Gewerkvereine träten. Dieser offenbar schiefen Darstellung trat dann Bartsch unter Berufung auf Frhr. v. Berlepsch entgegen. Berlepsch habe sich zwei Jahre hindurch bemüht, einen einheitlichen nationalen Kongreß zustande zu bringen. Das sei aber bis zu allerletzt an der schroffen Ablehnung des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften gescheitert. Diese Erklärung paßte den christlichen Gewerkschaften natürlich wenig. Herr Stegerwald, der Sekretär des Gesamtverbandes christlicher Gewerkschaften, suchte sich zu entschuldigen, indem er sagte, was die christlichen Gewerkschaften machten, ginge den Kongreß nichts an. Er vergaß nur, daß die leitenden Personen beiderseits dieselben sind. Nun stellte der katholische Arbeitersekretär Meyer-Düsseldorf den Antrag, über die Sache zur Tagesordnung überzugehen. Dagegen wandte sich aber der Arbeitersekretär Fischer-Reutlingen, als Vertreter des württembergischen Verbandes evangelischer Arbeitervereine. Er müsse sich der Erklärung Bartsch entschieden anschließen und verlange, daß endgültig klargestellt werde, ob es sich hier um einen einseitigen Kongreß handle, oder um einen, der alle nationalen Arbeitervereine umfasse. Natürlich war die Mehrheit auf seiten der Christlichen und die Anfragen wurden durch Übergang zur Tagesordnung erledigt.

Sozialpolitische Meßmacher haben auf dem Verbandstag des Bundes deutscher Industrieller zu derselben Zeit ihre Stimmen erhoben, als der zweite sogenannte deutsche Arbeiterkongreß ein schnelleres Tempo in unsrer Sozialreform verlangte und Staatssekretär von Bethmann-Hollweg sich bemühte, den sozialpolitischen Eifer der Regierung über jeden Zweifel hinauszuheben. Es sei nicht zu verlangen, so beschlossen sie, daß die Industrie die Kosten des Stimmenfanges bei Wahlen trage. Die Sozialpolitik soll vielmehr um ihrer selbst willen, nicht aus wahltaktischen Gründen getrieben werden. Dabei seien die Handwerker und Kleinindustriellen ganz besonders zu berücksichtigen. Die Herabsetzung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden wurde bekämpft, auch die Einrichtung von Arbeitskammern. Über die Tarifpolitik waren die Ansichten mindestens geteilt. Es wurde eine Umfrage über die bestehenden Verträge beschlossen. Daß aber diese sozialpolitische Flaumacherei im großen und ganzen Zustimmung in der Industrie findet, bezeugt der organisatorische Aufschwung des Bundes. Er umfaßt bereits 4500 persönliche und 80 körperschaftliche Mitglieder. Eine Entschädigungsgesellschaft für Verluste aus Arbeitseinstellungen ist in der Vorbereitung fertig und wird demnächst ins Leben treten.

Freisinnige Arbeiter und Mittelstandspolitik. Der Vorsitzende des Verbandes der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, Landtagsabg. Goldschmidt, Berlin, sprach kürzlich in Darmstadt über dieses Thema. Dabei führte er nach der „Hessischen liberalen Wochenschrift" folgendes aus: „Glücklicherweise beginnen neuerdings namentlich die sozialdemokratischen Gewerkschaften sich von dem verderblich wirkenden Parteieinfluß frei zu machen. Das könne in der Zukunft zu einer Annäherung der verschiedenen Organisationen führen, was umso nötiger sei, als ja die Unternehmer sich in ihren Verbänden nicht nach politischer Parteizugehörigkeit und Konfession trennten. Die Buchdrucker, die mit der Neutralität ernst machten, hätten deshalb auch so große Erfolge zu verzeichnen. Die so verderblich wirkenden Streiks, die allein im Jahre 1905 die Arbeiter an Lohnverlusten und Streikkosten 50 Millionen Mark gekostet hätten, müßten eingeschränkt werden. Man müsse versuchen, den Abschluß von Tarifverträgen zu fördern. Auf diesem Standpunkt ständen namentlich die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die wohl zu kämpfen verstehen, wenn es unumgänglich nötig ist, die aber immer erst eine friedliche Verständigung anzubahnen suchten. Das Versicherungswesen sei äußerst reformbedürftig, seine Ausdehnung auf die Privatangestellten notwendig. Der Vortrag fand nicht nur lebhaften Beifall und dankbare Aufnahme, sondern auch anregende Besprechung. Der Eindruck, daß die liberalen Vereine im Lande mehr als seither von führenden Parteifreunden aus der Arbeiterbewegung Vorträge entgegennehmen sollten, war allgemein. Wir geben daher dem Bericht, als Anregung, hier Raum. Vermittlung für geeignete Redner wird unser Parteibureau in Berlin, (Dessauerstraße 13), jederzeit gern übernehmen.

Gegen die Beseitigung der Konkurrenzklausel haben sich bei einer Umfrage des preußischen Handelsministers alle Handelskammern ausgesprochen. Die meisten von ihnen wünschen allerdings Erweiterung der gesetzlichen Bedingungen, die einen Mißbrauch der Klausel ausschließen. Die jetzige Einschränkung, daß „die Beschränkung nach Ort, Zeit und Gegenstand nicht die Grenzen überschreitet, durch welche eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Handlungsgehilfen ausgeschlossen wird", soll durch Herabsetzung der Vertragsstrafe auf den Höchstbetrag eines Jahreseinkommens und durch Abkürzung der Geltungsdauer wesentlich erweitert werden. Einige Handelskammern empfehlen vernünftigerweise auch den gänzlichen Fortfall der Klausel für Angestellte, die weniger als 1500 M. verdienen und für alle Lehrlinge. Auf jeden Fall wäre eine baldige Regelung dieser Frage im Sinne einer Milderung der heutigen Praxis äußerst wünschenswert.

Die Neutralität der sozialdemokratischen Gewerkschaften ist nach dem Zeugnis des bekannten einflußreichen marxistischen Oberpriesters der deutschen Sozialdemokratie, Kautsky, durch die Stuttgarter Resolution des Internationalen Kongresses über das Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften endgültig und für immer totgeschlagen worden. Kautsky erklärte kürzlich in einer Leipziger Versammlung: „Die Stuttgarter Resolution macht der „Neutralität" für immer ein Ende; sie erklärt, daß die Gewerkschaften nicht nur Berufsinteressen zu vertreten haben; sie verpflichtet sie, bei ihren Mitgliedern Begeisterung für das sozialistische Ideal zu erwecken. Arbeiten die Gewerkschaften in diesem Sinne, dann können wir zufrieden sein!" Die Gegner der sozialdemokratischen Gewerkschaften jubilieren, die konkurrenzorganisationen nützen diese Erklärung nach Kräften aus, den Organisationen wird Abbruch getan, der Zweck der reinen, der historisch-ökonomischen Marxisten ist erreicht.

Glänzend bewährt hat sich der städtische Wohnungsnachweis der Stadt Straßburg nach dem jetzt veröffentlichten ersten Geschäftsbericht. Wie in zahlreichen andern Städten waren auch in Straßburg die Klagen über die teuren Gebühren, die für Wohnungsinserate und gewerbsmäßige Vermittler zu zahlen waren, allgemein. Es kam der Fall nicht selten vor, daß sich Vermittler vom Mieter wie vom Vermieter je fünf Prozent der Jahresmiete als Vermittlungsgebühr zahlen ließen! Demgegenüber vermittelt der städtische Wohnungsnachweis in Straßburg alle Wohnungen mit weniger als fünf Zimmer unentgeltlich und berechnet den Vermietern von fünf und mehr Zimmerwohnungen 1 Prozent des Jahreswertes als Vermittlungsgebühr. Der Straßburger Hausbesitzerverein hatte es seinerzeit abgelehnt, gegen einen städtischen Jahreszuschuß von 500 M. gebührenfreie Vermittlung für seine sämtlichen Mitglieder zu übernehmen. Wie sich jetzt zeigt, hat diese Ablehnung den Verein finanziell und moralisch geschädigt. So möge es allen rücksichtslosen Interessenvertretungen gehen.

Briefkasten

Lehrer B. in C. Was Sie suchen, finden Sie in Salomon: „Die deutschen Parteiprogramme", Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Band I kostet M. 1,40, Band II M. 1,60.

T. in Prag. Wir müssen danken. Über den „österreich-ungarischen Ausgleich" hat uns unser Wiener Mitarbeiter R. Charmatz einen großen instruktiven Artikel geschrieben. Leider müssen wir ihn noch aus Raummot eine Woche zurückstellen.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 44 Berlin, 3. Novbr. 1907

Reformation

Vermaledeit sei Geduld, die hier schweigt. Luther.

Eins hat Luther seine Deutschen gelehrt: einen ehrlichen Zorn haben. Überall ist sein Werk zu Grunde gegangen, wo man den verlernt hat. Wie fein hat man's doch verlernt! Man geht den Sachen nicht auf den Grund, sondern gefeiert wird, wer am besten dran vorbeiführen kann. Man fragt nicht nach Gerechtigkeit, die das Schwert in der Hand hat, sondern nach ausgeklügelten Gründen, welche mit der Feder aus der Tinte herausgeholt werden. Sich aufregen gilt als unfein, andre aufregen gar als gefährlich. Man ist so glücklich, wenn man nur wieder einmal eine „Wendung" gefunden hat. Schlagworte betören die gebildete und ungebildete Masse; wer ihr schmeichelt, fährt immer noch am besten. Das Verzweifelte dabei ist nur, daß man das auch nicht ehrlich tun darf; es würde doch zu plump wirken. Darum geht man suchen und macht Anleihen bei guten, ehrbaren Firmen, wie Religion, Staat, Solidarität, Liebe und betrügt sie doch alle, indem man sie nur zum Spielen benutzt. Man lebt im Grund von nichts. Das will man nicht gestehen. So schmückt man das Loch mit Federn und freut sich noch über den, der hineinfällt.

Darum brauchen wir ehrlichen Zorn. Die Reformation scheidet nicht Evangelisch und Katholisch, sondern sie scheidet zwischen denen, die sich von äußerer Macht und sichtbarer Gewalt ihre innerliche Überzeugung bilden oder beugen lassen, und den andern, die in einsamem Ringen mit den Fragen der großen Geschichte und des eignen Lebens jeden Eingriff in ihr Gewissen als Verbrechen zu schätzen gelernt haben. In der Reformation handelt es sich um nichts weniger, als um ein Aufflackern des Lichts persönlicher Freiheit. Wo sie sich freiwillig bindet an Gesetz und Ordnung, und in ihnen freundliche, achtbare Führer anerkennt, die ihr vielleicht manchen Umweg ersparen wollen, hat sie nichts an ihrer Kraft eingebüßt. Wo aber diese äußeren Gewalten nur zwingen und Seele und Geist vor ihrer eignen Entwicklung behüten wollen, da hat der Mensch seine Herrschaft mißbraucht, und die Freiheit wird nie ruhen, bis sie wieder erlöst ist.

Laßt uns ehrlichen Zorn in die Lande tragen! Nicht über Personen — jeder trägt sein Teil von Schuld durchs Leben; aber über all' die Bilder, vor denen die Menschen knien. Die Bibel nennt sie mit geradem Namen „Götzen". Sie leben nur in der Welt der Einbildung. An dem Tag sterben sie, wo keiner vor ihnen sich beugt. Man sollte meinen, die Menschheit hätte in den paar Tausend Jahren, die sie ihren Weg über die Erde ging, die Armseligkeit solcher nichtigen Eitelkeiten gründlich erfahren. Aber sie macht sich lieber aus Nichts etwas, als daß sie etwas, was wirklich Kraft und Wert hat, gelten ließe und sich mit ihm auseinandersetzte. Das kostet eben Anstrengung. Ehrlicher Zorn fegt alle verkleidete und verkünstelte Unwahrhaftigkeit hinweg. Er schreit, so laut eine starke Brust schreien kann: Kämpft mit mir um die Wahrheit. Jahrhunderte sind verloren im Blendwerk. Fangt Reformation an, und bittet Gott um Augen, die das Licht ertragen. **Traub.**

Kampf und Organisation

I.

Die Kunst hat, wie jede andre Erscheinung innerhalb der menschlichen und staatlichen Gemeinschaft, einen Kampf um ihre Existenz zu führen. Sie hat sich gegen Mächte zu wehren, die an sich neutral sein könnten, die ihr aber im bestehenden Zusammenhang der Dinge doch Licht und Luft wegnehmen und sie hat sich viel unerbittlicher und schärfer gegen die Kräfte zu wehren, die ihre Formen leihen, um ihr Wesen zu verraten und ihren Zielen entgegen zu arbeiten, gegen die Unkunst also. Die Beeinträchtigung nun, die der Kunst durch Faktoren widerfährt, die an sich neutral sein könnten, führt auf Gebiete, die für mich an dieser Stelle etwas abseits liegen. Ein solcher Faktor ist beispielsweise der Kampf ums Brot, der wie ein Bad erfrischen kann, der aber auch wie ein Raubtier alle Kräfte fressen kann, die freundlicheren Dingen gewidmet sein sollten. Völlig innerhalb unsrer Grenzen aber liegt der Kampf gegen die Unkunst, der darum auch zunächst und allein betrachtet werden soll — soweit sich in dem komplizierten menschlichen Getriebe überhaupt irgend etwas für sich und „allein" betrachten läßt, was ja nie ganz der Fall sein wird. In diesen Zeilen der Einleitung wollte ich nur aussprechen, daß mir die sozialen und historischen Motive, die im Kampf der Kunst eine Rolle spielen, wohl bekannt und in ihrer Bedeutung gegenwärtig sind. Wenn ich meiner Arbeit nun eine Einschränkung auferlege, indem ich sie im wesentlichen ausscheide, hoffe ich doch, auf der andern Seite einen ausgleichenden Gewinn zu finden. Das abgegrenzte und kleinere Gebiet wird mir eine größere Klarheit und eine spezellere Erschöpfung gestatten. Da ich mir historische Ausführungen und Ausblicke versage, können meine Ansichten nur von dem Kampf der Kunst in unsern Tagen gelten. Zeit: Gegenwart — wie es in den Theaterstücken heißt. —

Wenn man in dem Kampf mit der Unkunst Klarheit haben und die entscheidenden Positionen richtig besetzen will, muß man zuvor Macht und Stellung und Truppenzahl des Feindes kennen. Es ist die erste Bedingung, daß man sich aller Illusionen entschlägt und der Tatsache kalt ins Gesicht blickt, daß der Unkunst eine durch ihre Zahl furchtbare Armee zur Verfügung steht. Mehr noch in dieser Armee sind brutale und mächtige Instinkte am Werk, die so schwer zu berechnen sind, wie nur je der noble Heldenmut eines tapferen Reiters. Die Menge der Menschen, die dumpfe und brutale Masse ist für das Schlechte und gegen die Kunst. Daran kann niemand zweifeln, der sich das Futter ansieht, das eben diese Masse nicht nur verschlingt, sondern auch mit Behagen genießt. In diesem Punkt ist es nun einmal dem Blumenthal besser geworden als dem Anzengruber, den Fabrikanten der Unterhaltungsromane besser als dem Keller und Dickens, den Gassenhauern besser als der Lyrik Goethes. Rechnen wir also mit der Tatsache, wenn wir uns nicht verrechnen wollen. —

Die dumpfe und — geistig — untergeordnete Natur der Masse ist nun leider ein sehr folgenschweres Faktum. Zunächst hat diese Masse ihre Zeitungen, und es liegt im Begriff, daß sie gerade die „meist gelesenen" Organe für sich hat. Damit aber haben ihre Instinkte eine Sprache, und ihre Macht wird multipliziert, wie etwa die Kräfte eines

Mannes durch die Waffe. In Millionen von Exemplaren gehen diese Zeitungen durchs Land und überall führen sie eine untergeordnete und pöbelhafte Sache. Überflüssig zu sagen, daß sie auch manchen vergiften, der geistig auf der Grenze steht und für Besseres wohl zu haben wäre, wenn nicht eben das Schlechte von allen Kanzeln gepredigt würde. Es versteht sich, daß diese Zeitungen auch sehr wohl mal einen Artikel über einen wirklichen Künstler bringen können. Sofern der Mann zum toten Inventar des Bildungsphilisteriums gehört, müssen sie das sogar. Ihr ganzer geistiger Zuschnitt aber muß auf die Menge berechnet bleiben und dem Schlechten dienen, und somit besagen jene Ausnahmen ebensoviel und ebensowenig, wie etwa ein vereinzelter Sozialreformer in einer Partei besagen würde, die als Ganzes jeden sozialen Fortschritt niederstimmt. Die Kompromisse mit dieser Presse mögen dem einzelnen nützen und können unter Umständen dem einzelnen auch verziehen werden; der Sache selber kommen sie nie zugute, sondern schaden ihr. Leider scheint dieser Zusammenhang nicht ganz so bekannt zu sein, wie er es verdiente. Es wär sonst unmöglich, daß die „meist gelesenen" Organe mit Namen hausieren gehen, die eine sehr verwerfliche Sache dekorieren und also gefährlicher machen sollen. Vielen derartigen Zeitungen — das liegt ebenfalls im Begriff — stehen bedenkenlose Geschäftsleute vor, die eine Kultur des einzelnen gar nicht wollen, gar nicht wollen können, weil die „einzelnen" nie in wimmelnde Haufen zusammenzubringen sind, weil, mit andern Worten, die Millionen nur von den Millionen genommen werden können. Selbst also, wenn sie etwas Besseres wollten — was ihrem Gewerbe so fern liegt, wie uns der Sirius — würden sie dem Zwang ihres Gewerbes erliegen. Es bedarf auch nur, daß man sich durch kein Brimborium den Blick verwirren läßt, und man wird immer in aller Klarheit erkennen, daß sie auf Vernichtung ausgehen und Vernichtung üben. Was dann freilich, ihre Existenz einmal zugegeben, nicht wohl anders sein kann.

Die breite Menge der Menschen ist aber nicht für die Kunst, sondern auch für den Staat ein sehr wesentlicher Faktor. Die Massen sind heute oppositionell gestimmt, wählen in diesem Sinne und bereiten dem gegenwärtigen Staat allerhand Schwierigkeiten, die zum Teil sehr ernster Natur sind. Unter diesen Umständen hat die Regierung ein durchaus natürliches Interesse am Indifferentismus der Massen; ihr politisches Erwachen würde ja in fast allen Fällen eine Stärkung der Opposition bedeuten, eine Stärkung der staatsfeindlichen Elemente, des Umsturzes oder wie man das Ding nun sonst benennen will — ich lege auf die Etikettierung keinen besonderen Wert. Eine Folge dieses vorhandenen Interesses sehen wir in dem Umstand, daß die politischen Zeitungen (und nicht etwa nur die sozialdemokratischen) mancherlei Chikanen ausgesetzt sind, während die „meistgelesenen" Organe sich aber immer einer wohlwollenden Neutralität, häufig aber einer offiziellen und direkten Begünstigung erfreuen. Auch auf andern Gebieten spricht sich das Interesse des Staates in derselben Weise aus. Die „Weber" und die „Macht der Finsternis" hat man mit polizeilichen Verboten drangsaliert; wenn aber im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin das „Glashaus" von Blumenthal gegeben wird, sitzt der Kaiser der Deutschen in der Loge und gibt, wie die Reporter es so hübsch ausdrücken, das Zeichen zum Applaus. Nun hat freilich der Staat eine gewisse Verantwortung und kann sich nicht so rückhaltlos der geistigen Pöbelherrschaft in die Arme werfen, wie es die Verleger der „meistgelesenen" Organe können und tun. Er hat eine Autorität zu verlieren und wahrt sie oder sucht sie wenigstens zu wahren, indem er sich der Pflege des historisch Abgeschlossenen zuwendet, welches — wie Schopenhauer sagen würde — nicht mehr lebendig in die Interessen des modernen Staates eingreift. So figurieren auf dem Spielplan unsrer Hofbühnen neben Blumenthal auch die Klassiker, eine Erscheinung, die in ihrem ästhetischen Widerspruch ganz unverständlich wäre, wenn sie nicht im Interesse des Staates ihre durchaus zureichende Erklärung fände. Im allgemeinen also: das Interesse des Staates an der Kunst ist ein sehr geteiltes; er wird gelegentlich für, aber ebenso oft gegen die Kunst votieren, im besonderen gegen die moderne. Ich weiß, daß mit diesen Zeilen das Thema „Staat und Kunst" keineswegs erschöpft ist, daß vor allem die Künste, die den geistigen Kämpfen der Zeit ferner stehen als die Poesie, auch andre Existenzbedingungen haben; ich weiß ferner, daß auch das Hauptverhältnis, in dem die Poesie sich zum Staate findet, durch persönliche und sachliche Momente noch vielfach kompliziert werden kann; ich verlasse indessen das Thema, weil ich den Staat und seine eminenten Machtmittel in der künstlerischen Entwicklung nicht allzu hoch einzuschätzen vermag. Andrerseits schien mir das Kapitel nicht zu umgehen, weil so oft naive Idealisten nach dem Staat rufen, wenn eine himmelschreiende Versumpfung der Geister systematisch betrieben wird. Der Staat hat durchaus nicht immer ein Interesse daran, einer solchen Versumpfung zu steuern und bewahrt darum auch allen zärtlichen Beschwörungen gegenüber die Kälte eines ostelbischen Aristokraten. Das klingt zunächst bitter genug. In einer Sitzung des Staatsministeriums aber wird es zu politischer Logik, und so tun wir am besten, in künstlerischen Dingen den Staat als den „unsicheren Kantonisten" zu betrachten, der er in der Tat ist. **Erich Schlaikjer.**

Der Salon der Humoristen

Der Gedanke, die humoristischen Zeichner zu einer Ausstellung zusammenzubringen, ist an sich gut und auch wertvoll; denn er mag dazu dienen, nunmehr den Leuten zu zeigen, daß die Bilder, über die sie lachen, Kunst sind. Das scheint nämlich vielen nicht klar. Sieht man aber eine solche Ausstellung auf ihren Kunstcharakter hin durch, so dreht sich die Sache, und man versinkt Schritt auf Schritt vom Urteil über die Kunstleistung in das Stoffliche, in die Anekdote, in den Witz. Das kommt ganz notwendig so; denn die Illustration ist meistens zunächst keine Sache der künstlerischen, sinnlichen Empfängnis, sondern die Verdeutlichung einer literarischen Pointe. Dann ist's zum Urteil erforderlich, die literarische Voraussetzung kennen zu lernen.

Das macht solch eine Sammlung anstrengend und nicht gerade zu einem unmittelbaren Genuß. Man studiert die Witze heraus und sieht dann, ob der Zeichner was daraus zu machen wußte. Das kann mitunter ganz nett sein, aber es gibt noch einen andern Schlag. Dort verzichtet man auf den Text; denn dort ist das Bild keine „Illustration" im dürftigen Sinn, sondern von Grund aus Eigenschöpfung. Das sind die eigentlichen Humoristen. Dazu gehören R. Wilke, Oberländer, Léandre, auch Kirchner.

Aber „interessant" ist eine solche Darbietung wegen der Kulturaufschlüsse, die sie gibt. Bei den Franzosen alle Tiefen und Weiten der tragischen, geilen, komischen Sexualität — das Thema. Bei den Engländern das federgezeichnete Gesellschaftsstück à la Gibson, bloß meist schlechter, die langweilige Jagd- und Sportlithographie, das feine und vorsichtige Märchenbild, das die Miniaturen des 14. und 15. Jahrhunderts neumacht. Bei uns Deutschen — sind wir reicher an Typen, oder bieten wir den Fremden ein ähnliches Schema, wie uns der Franzose oder der Brite? Ich glaube, wir sind reicher.

Im Frühjahr war der Salon des humoristes das Ereignis von Paris; er soll dort eine ständige Einrichtung werden. Die Redaktion der „Lustigen Blätter" hat ihn zu uns in die Räume der Berliner „Sezession" geladen; aber leider ist das, was von deutscher Seite hinzukam, nur ganz unvollständig, da „Jugend" und „Simplizissimus" aus irgend welchen Gründen sich nicht beteiligten. Nur der engste Stab der „Lustigen Blätter" hat sich zusammengefunden. Aber er ist sehr ungleich (der unangenehm gewandte Heilemann gehört dazu); dies allein scheint mir ein Gewinn, mit einer größeren Reihe der Erfindungen von Ernst Stern bekannt zu werden. Dieser Künstler hat Laune und Einfälle, Kühnheit im Raumarrangement, Takt in den Farben, Geist in der Porträtverspottung der menschlichen Temperamente, und vor allem eine merkwürdige fesselnde Linie im Akt, die das Leben tot macht, aber um so eindrucksvoller die kühle Skepsis ihres Erfinders sprechen läßt.

Es wäre zwecklos, hier viele der fremdländischen Namen aufzuführen. Die Engländer sind überwiegend sehr mäßig, auch Walter Crane in seinen kleinen Bildlein nicht viel mehr als „nett". Bloß Rackham zeigt technisch außerordentlich schöne und interessante Märchen-Illustrationen. Nicholson fehlt.

Bei den Franzosen vermißt man neben Chéret zwei der wichtigsten: Steinlen, der für manchen der unsern ein Anreger war, und den gestorbenen Toulouse-Lautrec, der immerhin an die Spitze der modernen französischen Illustratoren gehört. Aber Caran d'Ache und Forain, Sem und Roubille, vor allem Léandre und Willette. Die beiden ersten sind die raschen, geschickten, tendenziösen Tagesjournalisten der französischen Karikatur, Forain lebendiger und humorvoller, Caran d'Ache langsamer, aber schärfer. Willette und Léandre gehören nach Montmartre, zum Kreis der Künstlerkneipe chat noir. Es ist ein wahres Vergnügen, mit Originalblättern Willettes bekannt zu werden; sie allein genügen, die ganze Ausstellung zu rechtfertigen. Eine unendliche Grazie, ein lebhafter erfinderischer Geist, eine sinnenvolle und dabei so zarte Liebenswürdig-

keit, die sich auch im Pathos — Willette zeichnete bisweilen sehr scharfe politische Satiren — nicht verleugnen konnte, dasselbe Lachen und dasselbe Weinen von Pierrot und Colombine — das ist das Pariserium, das man liebt. Man kann nicht sagen, daß Willette ein Humorist, er ist ein Dichter, und er hat, zumal in den Steinzeichnungen, die Technik sich und seiner leichten und feinen Art in vollendeter Weise dienstbar gemacht. Aus ganz anderm Holz ist Léandre, grober und breiter. Er hat im Gegensatz zu Willette große Formate. Er übertreibt Körperformen und Gesichtszüge und wirkt dadurch komisch. Fast immer dient ihm der schwarze oder bunte Stift; er gebraucht ihn weich und breit. Seine Karikaturen sind mehr lustig als scharf, mehr animalisch als geistreich; man kann etwa an unsern gestorbenen Harburger denken. Doch hat er den Vogel abgeschossen, indem er aus Rodins »penseur« (Denker) einen »pansard« (Dickbauch) machte; ein unförmliches Gebilde von Fleisch und festem Fett, schön rötlich mit ausquellenden Formen, mit einem brav stupiden Kopf: das Blatt ist glänzend im Einfall und im Gelingen.

Daneben viel schlechtes und gleichgültiges Zeug, meist aus der Nachbarschaft des Bettes und mehr oder weniger ausgezogen. Hier ist Albert Guillaume der entscheidende Typ mit einer Reihe „pikanter" unangenehmer Lithographien. Wenn man in Paris die Papierläden und Galanteriegeschäfte ansieht, lernt man diese Blätter kennen, (die den Simplizissimuszeichner Reznizek zu sehr überflüssiger Nachfolge angeregt zu haben scheinen). Ich glaube, sie sind der Zimmerschmuck des Pariser Kleinbürgers und Studenten, wie man sich bei uns etwa Defregger oder den Königsee in Oldruck ins Zimmer hängt. Ich drehe die Hand nicht um, was „besser" ist. Für unsereinen mit der braven deutschen bürgerlichen Tradition kann diese Sorte französischen Witzes und Pariser Sexualität widerlich werden. Aber es wird sich empfehlen, sie nicht weiter tragisch zu nehmen. Die positiven künstlerischen Kräfte dieser Rasse sind dafür zu groß.

Theodor Heuß.

Metz

Schmale, gepflasterte Gassen, uralte Gewölbe, rauchgeschwärzte Winkel, eine hohe, ausgetretene Treppe, eng aneinandergeklebte Häuschen, eine buckligе Straße drüberweg — das ist ein Stück Metz. So muß es schon gewesen sein, als im Mittelalter deutsche Kaiser hier geweilt und glänzende Reichstage abgehalten haben. Wohin ist die prächtige Hofhaltung, die bürgerliche Wohlhabenheit jener alten Tage? Was bringt heute Kunde von der Zeit, wo römische Adler hier drohten, krumme Hunnenschwerter hier geblitzt? Was ist's mit der Residenz der Merowinger, dem französischen Bischofssitz, der deutschen Reichsstadt?

Wenn man die alten Gassen durchschreitet, kommt man immer zu dem Platz an der Kathedrale. Dieser Platz muß früher ganz geschlossen gewesen sein. Man sieht heute noch kaum die Straßen, die auf ihn ausmünden. Nur nach einer Seite hin ist er offen, wo neue Treppenanlagen abwärts führen zu den Moselbänken, dort wächst der Dom der lothringischen Hauptstadt in die Höhe. Das seit Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Bauwerk ist eine bewundernswerte Schöpfung der gotischen Kunst, eine große, mächtige Masse. Die zwei unvollendet gebliebenen Türme an den Seiten ragen nicht viel über das Dach des Hauptschiffes hinaus. Im Innern bietet sich außer einer schön geschnitzten Orgelbühne aus der Renaissance wenig. An Stelle eines kürzlich abgetragenen Portals ist ein neues getreten, mit reichem architektonischen Schmuck. Dem einen Eckbild der vier Gottesmänner, dem Propheten Daniel, hat man die Züge des Kaisers gegeben. Die große, mehrmals umgegossene Glocke, die sogenannte la Mutte-Glocke, wird nur bei Feuer, politischen Wahlen, beim Einzug von Fürsten und Bischöfen und deren Beisetzung geläutet.

* * *

Metz liegt in einem rings von Höhenzügen umschlossenen Talkessel, an den Ufern der Mosel und einem kleinen Nebenfluß, der Seille. Die Talniederungen selbst sind nicht gleichförmig eben, sondern weisen mäßige wellige Erhebungen auf. Es begreift sich leicht, daß die günstige Lage dieses Platzes schon früh erkannt wurde und Befestigungen eher waren als eine regelrechte Stadt. Von der mittelalterlichen Befestigung ist heute noch manches erhalten. Der alte Festungswall ist freilich bis auf eine kurze Strecke abgetragen, um neuen Straßenzügen und Baumanlagen Platz zu machen. Heute ist neben der alten eine neue Stadt im Entstehen begriffen. Ein bedeutendes Denkmal mittelalterlicher Festungskunst ist das aus dem 13. Jahrhundert stammende deutsche Tor, das erhalten bleiben wird. Mit seinen gewaltigen massiven Rundtürmen, überragenden Zinnen, breiten Toren, stellt es sich breit in unsre Tage hinein. Man kann immer wieder auf die Suche gehen nach interessanten alten Überresten, jedesmal wird ein neues Stück Vergangenheit lebendig. Wie stehen hier Altes und Neues so eng beieinander! Und wie ist die Stadt mit der Landschaft verbunden. Von den „Linden" der lothringischen Residenz, der Esplanade hat man einen freien Blick auf das Moseltal und seine Berge, die idyllischen Dörfer und die kahlen Festungswälle.

Soldaten auf Schritt und Tritt! Metz ist nach Berlin der zweitgrößte Waffenplatz Deutschlands. Das Leben der Stadt richtet sich nach seiner Garnison. Handel und Wandel stehen im Zeichen des Militärs. Daneben bietet die Zivilbevölkerung ein interessantes Gemisch. Sie teilt sich in zwei fast gleiche Hälften, in Einheimische und Eingewanderte. Die nach dem Krieg erfolgte Auswanderung einheimischer Familien war bald durch reichsdeutschen Zuzug aufgehoben. Die Volkskultur hat überwiegend französische Art.

* * *

Will man sich den Charakter von Metz als Festung ganz einprägen, so muß man nach den Vororten hinaus. Das sind kleine hübsche Dörfer, wo neben der eingesessenen Landbevölkerung viele Offiziere und Beamten wohnen. Lang ziehen sich die Häuschen da den Berg hinauf. Meist sind sie klein, ein- und zweistöckig, mit einem Gärtchen davor. Da oben kann man wirklich meinen, in einem Dorf im Odenwald zu sitzen! Von hier ist es nicht weit zu den nächsten Forts. Ihre ganze Anlage und Umgebung machen starken Eindruck, zumal es sich um so fremde Dinge handelt. Wie wenig weiß man doch von Einzelheiten im Festungsbau, der Anlage der Wälle, Schanzen, „unterirdischen" Kasernen und Soldatenwohnungen! Von der einsamen Schildwache bei den Kasematten geht der Blick auf die Berge. Mehr wie ein Dutzend Forts ziehen sich hier in weitem Umkreis auf den Höhen. Ihre ganze Anlage ist erst in den letzten Jahrzehnten fertig geworden. Bei der Kriegserklärung waren die meisten Werke noch im Bau, teilweise überhaupt noch nicht begonnen. Man begreift die Anlage rasch: Die alte Stadtbefestigung ist gefallen, um der modernen Platz zu machen. Diese besteht aus zwei konzentrischen Ringen. Kleinere Forts auf den nächsten Höhen der Stadt und in weiter eiserner Umklammerung die Reihe der trotzigen Außenforts. Man kann bei gutem Wetter das alles von überallher überblicken. Man sieht, wie die Außenforts sich weit in das Land hineinschieben und ein paar französische Werke stumme Grüße herüberwinken.

* * *

Das Land ist recht fruchtbar. Oft begegneten mir die zweirädrigen französischen Wagen, mit Kartoffeln und Gemüse schwer beladen. Es wird Viehzucht, Ackerwirtschaft und Obstbau getrieben. Mein Hauswirt erzählte mir, daß die Umgegend die Stadt zum großen Teil mit Nahrungsmitteln versorge. Er lud mich ein, ich sollte einmal mit ihm fahren, wenn er seine Einkäufe mache. Er besitzt eine Viktualienhandlung. Als er aber sagte, der Markt beginne für ihn in der Nacht um 2 Uhr und dauere nur bis zum Morgen, da verzichtete ich und begnügte mich damit, mir das nächtliche Bild auf dem Domplatz recht auszumalen.

Es muß reizend sein, wenn die Sonne auf den Höhen liegt. Da kann man sich des schönsten Landlebens erfreuen; man vergißt über den anmutigen, von Reben umrankten Dörfern auf den Berghängen der Moselufer das ernstere Gepräge der befestigten Stadt, und man denkt über den Fleiß des arbeitsamen Landvolkes nicht an die gewaltige geschichtliche Vergangenheit. Wenn aber kühle Herbsttage sind, mit wolkenschwerem, grauem Himmel und ewigem Regen, da zeigt die Landschaft eine einförmige Melancholie. Die pappelbekränzten Hohlwege, die grauen Verschanzungen, die in das trübe Land hineingesetzten Dörfchen und Schlößchen — das gibt den Gedanken, daß hier die Stätte des blutigen Dramas vor einigen Jahrzehnten war, Farbe und Wirkung.

* * *

An einem klaren Herbstnachmittag wanderte ich auf schöner Hochstraße nach den nächsten Schlachtfeldern bei Metz, Colombey-Noisseville. Die andern Schlachtfelder von Vionville, Mars-la-Tour, Gravelotte, St. Privat liegen viele Stunden von der Stadt entfernt. Niemand liest diese Namen, ohne ihre Bedeutung ganz zu empfinden.

Nach einstündigem Marsch, ein kleines Dorf hinter sich, sieht man zu beiden Seiten des Wegs vereinzelte deutsche und französische Gräber mitten im Feld, schlichte, weiße Holzkreuze. Vor einer mächtigen Ulme steht ein Kriegerdenkmal. Ein deutscher Soldat, die Binde um die Stirn, den Blick nach Frankreich gerichtet. In der Nähe finden sich bei einem kleinen Gehölz die Überreste des zerschossenen Schlosses vom Colombey mit seinem verwüsteten Park. Da ragt ein Denkmal für die Helden, die zu Hunderten hier gefallen. Friedlich ruhen Freund und Feind beieinander in kühler Erde. Durch düstern Hohlweg schreite ich. Auch hier Kriegerdenkmäler, Massengräber, zerschossene Cypressen, Ulmen, Pappeln, Kiefern! Der Hohlweg heißt die Totenallee. — — —

Ich wende mich ab und kehre auf die Straße zurück. Jetzt wird der noch einmal rückwärtsfliegende Blick durch ein eigenartiges Bild gefesselt. Klar zeichnet sich die Silhouette eines französischen Bauern vom Abendhimmel, langsam ziehen dunkle Züge über das Feld. Am Horizont glüht streifige Röte. Durch die Schlucht der Totenallee kommt ein Schäfer mit seiner Herde.

Frei der Blick ins Land.

Fernhin verschwimmen die pappelbekränzten Höhen von Gravelotte.

Hermann Schnellbach.

Sprechsaal

Noch etwas vom Schlagen

Traub spricht in der letzten Nummer der „Hilfe“ über das Schlagen in der Schule. Er erzählt eine böse Geschichte aus seiner Jugend.

Andre erlebten ähnliches, einige Schlimmeres. Ich selber gehörte ganz gewiß zu den Meistgeprügelten meiner schulpflichtigen Zeitgenossen.

An die Geschichte schließt Traub allgemeine Betrachtungen und Moralgrundsätze. Er ist ein geschworener Feind des Schlagens.

Wer ist dies nicht? Und wer predigt und eifert nicht dagegen: Eltern, Behörden, Männer und Frauen der Öffentlichkeit. Und wir Lehrer, die es doch eigentlich und zunächst angeht, sollten ihre Grundsätze nicht kennen und billigen? So lese man doch unsre Fachzeitungen, Zeitschriften und Beschlüsse, besuche unsre Versammlungen, höre unsre Privatmeinungen. Und wir schlagen dennoch, gegen unsre bessere Einsicht, etwa aus Gewohnheit, Herzenshärtigkeit, Roheit . . .? So denkt Traub nicht, der unsern Stand kennt und — wie ich wohl richtig aus seinen Schriften lese — auch schätzt.

Aber warum zeigt er, der moderne Denker, der weiß, daß jedwedes Ding aus seinen Ursachen erklärt sein will und wenigstens zwei Seiten hat, seinen Lesern die eine Seite, auf der von der Not des Kindes geschrieben steht, und nicht auch die andre, die von der Not des Lehrers redet? Unsre Stoffpläne sind überfüllt. Die amtlichen Revisionen streng. Und kein Titelchen wird nachgelassen. Die freie Lehrerpersönlichkeit, von der bei großen Aktionen so feierlich gefaselt und gefabelt wird, bedrängt durch strenge amtliche Vorschriften und Methoden, deren unbedingte Notwendigkeit der Lehrer nicht immer einzusehen vermag. Überfüllte Klassen. Oft ungenügende Räume. Schlechtes Einkommen, das nicht selten durch mühsam erschundene Stundengroschen vermehrt werden muß. Die allgemeine Trübe am politischen Amtshimmel. — Ach, wir könnten die Leidensliste ins Unendliche verlängern und wären sicher, noch manches vergessen zu haben.

Und ist zuguterletzt der Lehrer nicht auch ein Mensch, d. h. ein Irrender, Suchender? Sind gar alle Kinder darum Engel, weil es die Mutter versichert und selber zu Hause fleißig prügelt? Wäre es nicht einem Wunder gleich zu achten, wenn ein von tausend Nöten Bedrängter nicht einmal in die Wolle geriete, selbst dann, wenn die nachhinkende eigne Einsicht und der kluge Beobachter des Tadelns kein Ende finden? Wie wäre es, wenn man die schöne sittliche Entrüstung in lebendige Kraft umwandelte und die wahren Ursachen des Schlagens aus der Welt schaffte? Dann erst bekommen ästhetische, moralische, humane Betrachtungen über das Prügeln ihren rechten Sinn. Und jeder Lehrer, der noch ein Kind schlägt, wird schimpflich mit seinem eignen Bakel zum Tempel hinausgejagt.

Wer im übrigen in mir einen Verteidiger des Schlagens oder gar einen Prügelpädagogen vermutet, der mag sich von dem ärgsten Rauhbein unter meinen gegenwärtigen und verflossenen Schülern bescheinigen lassen, daß sein Lehrer milden Sinnes und ein Freund des klingenden Lachens ist. **H. Kölling.**

Käthe

Skizze von E. Boßberg.

Ein schwerbeladener Bierwagen hatte die kleine Käthe vom Tischler Winkelmann überfahren. Sie hatte mit den andern Hinterhauskindern wie gewöhnlich vor der Tür gespielt. Als der Lastwagen kam, wollte sie fortlaufen wie die andern; aber sie glitt auf den überfrorenen Steinen aus, und das eine Rad brach ihr den Arm und verletzte sie am Rücken. Sie war sofort bewußtlos. Die Kinder standen entsetzt um das bleiche, regungslose Mädchen. Einige stießen sich an: „Nu is se woll dot?“

Eins der größeren Mädchen lief laut weinend hinauf zu Käthes Mutter, um sie zu holen. Als die blasse Frau sich mit starrem Gesicht durch den Kreis bahnbrach, wichen sie scheu zurück. Frau Winkelmann schluchzte einmal auf, als sie das leblose Kind liegen sah; sie hörte gar nicht auf das Durcheinanderreden der andern, die alle erzählen wollten, wie es gekommen war; sie starrte einen Augenblick wie geistesabwesend vor sich hin, dann griff sie vorsichtig unter die schlaffen Arme des Kindes.

„Faß du mal an die Beine an, Lieschen,“ sagte sie zu dem Mädchen, das sie heruntergeholt hatte. Lieschen faßte ängstlich an Käthes grobe, wollene Strümpfe. In diesem Augenblick stieß das Kind einen wimmernden Schmerzenslaut aus und wachte für einen Augenblick aus der Betäubung auf.

„Sie lebt noch“, flüsterten die Kinder. Frau Winkelmann sah, daß sie Käthe nicht aufnehmen konnte, ohne ihren Zustand zu verschlimmern. Ratlos sah sie sich um.

„Ick wer'n Dokter holen“ erbot sich einer der Jungens. Käthe war schon wieder bewußtlos.

Als sie aufwachte, lag sie in einem eisernen Bett mit weißen Bezügen, und eine Krankenhausschwester räumte Verbandzeug von der Glasplatte des kleinen Tisches fort, der neben ihrem Bett stand. Käthe fühlte einen dumpfen Schmerz im Kopf, und als sie sich aufrichten wollte, merkte sie, daß sie den einen Arm nicht bewegen konnte, weil er fest in einem steifen, weißen Verband lag. Da kamen ihr in verworrenen Bildern einige Erinnerungen an das, was am Abend vorher geschehen war. Dann wußte sie auch, daß sie in dem großen, roten Krankenhaus war, in dem vor zwei Jahren ihre Schwester Anna gestorben war, die immer soviel hatte husten müssen und nachher die Lungenentzündung bekam. Käthe sah sich um. Sie war in einem großen Saal mit vielen Fenstern. In zwei langen Reihen standen die Betten; alle waren gleich, und über jedem hing eine weiße Tafel mit dem Namen des Kindes. Einige waren leer. Neben Käthe lag ein rothaariges Mädchen, das auch am Abend vorher eingeliefert worden war. Es war etwa dreizehn Jahre alt und hatte ein blasses, aufgedunsenes Gesicht und unruhige Augen. Käthes Blicke streiften scheu hinüber, das Kind gefiel ihr nicht. Es war ihr überhaupt fremd und einsam in dem weiten Saal; sie wäre lieber zu Hause gewesen. Ganz still lag sie und sah mit großen Augen durch die Fenster auf die graue Wand des Seitenflügels, die in der Sonne leuchtete. Dann kam Schwester Pauline, zog die Laken zurecht, sah nach Käthes Verband und fragte sie, ob der Arm oder der Rücken weh täte; sie nannte sie „Käthchen“ wie die Mutter zu Hause. Ihre Stimme war weich und tief, und sie hatte graue, freundliche Augen. Eine Sekunde legte sie ihre Hand auf Käthes Stirn; das war sehr wohltuend, obgleich die Hand nach Karbol roch. Käthe folgte ihr mit den Blicken, als sie weiterging und fand es nun weniger fremd und einsam in dem großen Saal.

Das rothaarige Mädchen richtete sich halb auf und sah Käthe mit neugierigen Augen an.

„Wo wohnste denn?“ fragte es endlich.

Käthe nannte ihre Straße.

„Au, wir wohnen aber feiner, wir wohnen nich in Hof, wir wohnen vorne, un eine Stube is vermietet an ein mächtig feinen Herrn. Mutter jeht auswärts nähn, und manchmal bringt se mir was mit von de Herrschaften, wo se näht.“

„Was is denn dein Vater?“ fragte Käthe, „meiner is Tischler.“

„Meiner is vor'jes Jahr weg von uns,“ sagte das Kind, „au, ick sag dir, rausjeschickt hat mir Mutter immer, wenn der anjefangen hat zu schimpfen, ick hab's aber doch jehört, ick hab immer jehorcht an die Tür, und einmal hat er jesagt, ick bin nich sein Kind. Nächsten Tach jing er weg, na, wir sind ihn ja nich nachjeloofen!“

Das Mädchen lachte ein häßliches, unkindliches Lachen.

„Mutter näht bei sehr feine Herrschaften,“ fuhr es fort als Käthe schwieg, „un manchmal kommen auch abends sehr feine Herren bei uns un sitzen bei Mutter in die Stube; ick höre se immer übern Korredor jehn, ick schlaf nämlich vorn in die Küche, Mutter sagt, ick sprech im Schlaf, da kann ick nich bei se ins Bett schlafen.“

Die Morgenvisite des Arztes unterbrach das Gespräch der Kinder. Er meinte, Käthe müsse mindestens 14 Tage liegen und den Arm sehr still halten. Wenn alles gut ginge und sie kein Fieber bekäme, könne sie dann stundenweise aufstehen, müsse aber noch drei weitere Wochen im Krankenhaus bleiben, um den Arm zu schonen. Dann ging er weiter zu dem rothaarigen Mädchen, das einen schlimmen Fuß hatte, und ordnete gleich an, daß es in eine andre Abteilung gebracht wurde. So lag Käthe denn von Mittag ab ohne Nachbarn, aber Schwester Pauline saß manchmal an ihrem Bett; zur Besuchszeit kam die Mutter, und alle waren sehr gut zu ihr. Käthe sehnte sich nicht mehr nach Hause und weinte auch nicht, als die Mutter fortging. Sie schlief abends sehr bald ein und wachte erst auf, als Schwester Pauline am Morgen die Vorhänge zurückzog und die Sonnenstrahlen breit und golden hereinfluteten. Zu Hause hatte die Sonne nie geschienen. —

Alles ging gut, Käthe bekam kein Fieber und durfte nach 14 Tagen aufstehen.

Ein Tag verging genau so wie der andre. Wenn morgens die Sonne in den Saal schien, dachte Käthe nicht mehr daran, daß sie zu Hause nie geschienen hatte. Langsam verschwand aus ihrem Gedankenkreis die enge, schmutzige Hinterhausstube, aus der sie gekommen war; es wurde ihr etwas Selbstverständliches, daß sie jeden Morgen in einem sauberen Bett aufwachte, regelmäßig ihre Mahlzeiten bekam, und daß sich jeden Abend Schwester Pauline über ihr Bett neigte und leise sagte:

„Gute Nacht, Käthchen, schlaf schön!"

Sie kannte nun alle Mädchen im Saal und wußte, was allen fehlte. Manchmal durfte sie mit dem gesunden Arm Schwester Pauline etwas helfen. Die kleine, schüchterne Käthe wurde ein fröhliches, lebhaftes Kind. Alle hatten sie gern; sogar der Doktor, der es immer so eilig hatte, gab ihr jedesmal die Hand.

Aber eines Tages war alles aus. Da kam mittags Käthes älteste Schwester Marie, die schon zwei Jahre bei einer Schneiderin nähte; sie erzählte, die Oberschwester hätte geschrieben, Käthe könnte entlassen werden, der Arm wäre geheilt, sie möchte am nächsten Tage abgeholt werden.

Käthe starrte die Sprecherin fassungslos an. Marie erzählte noch, daß die Mutter krank gewesen wäre und sie deshalb solange nicht besucht hätte. Käthe hörte es gar nicht mehr. Plötzlich stieg es wieder vor ihr auf, das hohe Hinterhaus mit den vielen, schmutzigen Treppen, die an den Absätzen eine jämmerliche, flackernde Gasflamme erhellte; sie sah vor sich die enge Stube mit den vier Betten, wo der Vater, die Brüder und die beiden Schlafburschen jede Nacht hausten und am Morgen beim Anziehen alle zankten und schrien, bis die Mutter aus der verräucherten, fensterlosen Küche kam, wo sie mit Käthe schlief, und den Topf Kaffee brachte.

Und dahin sollte Käthe zurück.

Der Vater würde sie wieder schlagen, wenn der Kaufmann an der Ecke keinen Schnaps mehr auf Borg geben wollte, und er würde die Mutter aussperren, daß sie die ganze Nacht auf der Treppe sitzen müßte und würde ihr in der Küche die Töpfe zerschlagen.

Und dahin sollte Käthe zurück.

Sie war wie verstört. Maria lachte sie aus und ging dann fort. Käthe merkte es kaum. An einem der hinteren Betten sah sie Schwester Pauline; aber sie lief nicht hin wie sonst, sie konnte es nicht. Langsam ging sie zu dem Platz am Fenster, wo ihr Strickzeug lag. Sie saß ganz still und sah auf die weißen Maschen und strickte mechanisch eine nach der andern. Schwester Pauline blieb abends länger an ihrem Bett als an den andern und sagte, es wäre sehr schade, daß Käthe nun fort müßte, sie hätte sie lieb und hoffte, Käthchen würde sie einmal besuchen. Da schluchzte das Mädchen leise auf, aber es sprach kein Wort.

Käthe wurde für den letzten Tag wieder das scheue, verschüchterte Kind, das sie zuerst gewesen war. Als Marie kam, um sie abzuholen, gab sie den kranken Kindern und Schwester Pauline mit niedergeschlagenen Augen stumm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Tintoretto, eigentlich Jacopo Robusti genannt (1519—1594), gehört zu den Künstlern, die man entweder lieben oder hassen muß. Der meisten Verehrung versagte er sich. Alle, die sich den kühnen Gedanken seiner Kunst näherten, erkannten, daß er Außerordentliches wagte und selbst einen Tizian weit hinter sich ließ mit dem, was er anstrebte. Aber während die Bewunderer nun überzeugt sind, daß er dies Außerordentliche auch erreicht und vollendet dargestellt habe, bleibt eine andre Kritik bei der Erkenntnis, daß die Mittel nicht ausgereicht hätten und daher das Ganze frivol bleibe. Diese Anschauung vertrat z. B. kein geringerer als Jacob Burckhardt, und sie steht noch in der achten Auflage seines Cicerone. Dieser unvergleichliche Führer ist hier ebenso ungerecht wie bei Michelangelo; wenigstens war er es im Jahre 1855. Es fragt sich, wieviel der Verfasser heute noch von den diese zwei Künstler betreffenden Urteilen aufrechthalten würde.

Tintorettos Hauptleistung sind 56 große Wandbilder in der Scuola san Rocco hinter der Frarikirche in Venedig. Kommt man an diesen großen Zyklus von Marien- und Christusbildern und hat das mächtige Rauschen der hier entfesselten künstlerischen Mächte über sich hinbrausen lassen, so erscheint einem die ganze frühere venezianische Malerei primitiv und befangen. Alle die Vielverehrten, von Giovanni Bellini bis Tizian, scheinen nur das gebundene, verhaltene, gedämpfte Leben darzustellen; erst bei Tintoretto kommt die großzügige Rechnung der Bewegung, des Lichtes und des Raumes zum Durchbruch. Während bisher sich die venezianische Kunst der praktischen Darstellung eines wonnevollen Daseins, der berückenden Schilderung einer zartsinnlichen lieblicheren Existenz hingegeben hatte, bricht bei Tintoretto die heiße Macht der vernichtenden und brennenden Gedanken durch, die das süße Spiel mit einem Zuge herunterschiebt und auf der freigewordenen Bühne den großen Kampf des Lichts und der Finsternis durchführt. All die wohlbekannten biblischen Geschichten, die man sich so vielfach in Venedig als Novelle, Chronik und Idyll auf die Leinwand hatte malen lassen, erscheinen hier im phantastischen Licht einer höheren Auseinandersetzung, im wilden Anprall ewig unversöhnlicher Mächte, im heißen Feuer elementaren Ringens. — Welche Macht hatte die venezianische Kunst so lange niedergehalten in der Sphäre der Wonne, als in Florenz und Rom schon längst die Ideen aufeinanderplatzten? Es war die Farbe, jener Zauberer und Tyrann, der der Augenlust alles andere zu opfern befahl. Wo die farbigen Werte die Hauptsache sind, da hat die Komposition und selbst der Gedanke des Bildes darunter zu leiden; denn die einzelnen Figuren oder Formen sind in erster Linie malerische und nicht seelische Kräfte. Der wundersame Dreiklang, den Giovanni Bellinis Halbfigurenbilder erklingen lassen, wirkte tyrannisch, da auch die Nachfolger um keinen Preis die Süße dieser Wirkung gefährden wollten. Und leicht schob sich ein Unwahrhaftiges ein, wenn die Farben, zu anspruchsvoll, den Gedanken der Komposition gefährdeten. Vor allem aber fehlte dieser Malerei das Erschütternde. Auf den leisbewegten Wellen der Lagunen schaukelte man sich gern in einen Traum süßer Wonnen hinüber, der auch von der Kunst nicht unliebsam unterbrochen werden sollte. Nie hätte der Venezianer Sebastiano del Piombo sein erschütterndes Bild in Viterbo, wie die einsame Mutter in der Mondnacht an der Leiche des Sohnes zürnend wacht, an der Adria gemalt; erst als er in Rom in Michelangelos neuen Kreis geriet, arbeitete er sich zu höherem, innerem Ausdruck durch. Tintoretto ist nun derjenige, welcher in Venedig bewußt den Bruch mit der allzu harmonischen Kunst der Vergangenheit vollzieht. Seine tiefgründige Natur sah in jedem Phänomen den typischen Kampf der letzten Möglichkeiten. Er opferte die ihn beengende Farbe und verwandte überlegen das Licht zur Betonung des Wesentlichen. Ein Feuerkopf, der auch das Gemach der Verkündigung mit Sturm durchzieht und beim Abendmahl die stille Lampe purpurn erglühen läßt. An schroffen Hängen oder unter weiten Kolonnaden entwickelt er die breiteste Szene. Ich kenne kein stilles Bild von ihm; wenn die Menschen schweigen, so heben die Wasser und die Wolken und die Sonne zu brausen und zu singen an. Ein tiefes Gefühl für die Einheit alles Lebendigen befähigt ihn, die Natur an dem Drang der Gefühle in der Menschenbrust teilnehmen zu lassen. In diesem Pantheismus hat er keine Vorgänger und auch nur einen ebenbürtigen Nachfolger: Rembrandt. Überhaupt trägt Tintorettos Kunst deutlich einen nordischen, nichtromanischen Zug. Dahin gehört auch die ungemein entwickelte Regie, welche den Menschen, dies A und O aller romanischen Kunst, in die zweite Reihe schiebt. Es entsprach das einer Zeit, deren Individualismus sich bereits überschlagen hatte, deren Tendenz nicht mehr auf die Abänderung, Umgestaltung der Persönlichkeit, sondern auf die Vernichtung jeder Organismen losging.

Naturen von einem so dämonischen Drang können sich nicht bei Einzelheiten aufhalten. Und dennoch ist die malerische Begabung Tintorettos so enorm, daß er, der etwa das Hundertfache der Tizianischen Leinwand bemalt hat, dennoch nicht flüchtig genannt werden kann. Freilich war seine Technik nicht solide, und das bringt ihn um langen Ruhm. Schon heute ist vieles für immer den schwärzlichen Schatten verfallen. Aber wo er in ursprünglicher Kraft leuchtet — man denke an das Wunder des hlg. Markus mit dem gekreuzigten Sklaven in der Venetianer Akademie — da ist auch im Kolorit Stammenswertes geleistet. Mächtiger aber ist die Bewegung. Wenn Michelangelo bestimmte: „Schönheit ist Kraft", und Correggio: „Schönheit ist Bewegung", so dürfte Tintoretto beides vereinigen. Der Sturm seiner Seele gestattet auch auf dem Bild kein Verhalten. Er hat den Mut, das Stärkste nicht nur anzudeuten, sondern direkt vorzutragen. Dies und vieles andre hat er mit Richard Wagner gemeinsam, der ebenfalls die Zurückhaltung auf der Bühne verurteilte und forderte, daß alle Mächte rückhaltlos in Erscheinung zu treten hätten. Richard Wagner hat nie ein Streichquartett geschrieben; Tintoretto nie eine santa conversazione gemalt. Dort ist der Viertakt, hier das Lokalkolorit aufgegeben. Dem Widerspruch zwischen Bewegung und Beleuchtung bei Tintoretto, der so oft Zweifel und Spannung hervorruft, bis sich das Gegensätzliche in höherer Stimmung zusammenfindet, läßt sich die chromatische Behandlung der ewigen Melodie Wagners vergleichen. Vor allem aber ist es die Mitwirkung der Elemente beim Kampf des Menschen, die beide Künstler verbindet.

Paul Schubring.

Allerlei

Die Hermannschlacht. Der diesjährige Berliner Theaterwinter verspricht besser zu werden als seine beiden Vorgänger. Denn man kann fast nicht mehr verlangen: Hebbel allein steht bis jetzt erfolgreich auf dem Repertoir von fünf Bühnen, und Kleist kommt, wie es scheint, der Reihe nach mit allen seinen Stücken dran. Was die Monate an „Novitäten" bringen werden, ist eine andre Seite der Angelegenheit; aber man muß wohl mit Freude dies aussprechen: die literarische Kritik hat Theaterdirektoren und Publikum allmählich doch so gut erzogen, daß die größten deutschen Dramatiker in Berlin eine Heimat finden.

Der Versuch, Kleists „Hermannschlacht" über die Bühne zu führen, wurde von dem vortrefflichen volkstümlichen Institut des Schillertheaters gemacht und zwar erfolgreich gemacht; man erlebte zwar keine allzustarken Eindrücke von Einzelleistungen, aber eine lebendige und großzügige Regie. Kleist hat Kraft und Bewegung, und mehr als Schiller und Hebbel den starken dramatischen Elan. Da ist Blut und Leben drin, und poetische Verwegenheit, und hinter allem der dichterische Instinkt, der die Szenen vorwärts drängt. Ein Stück der Frische war auch in der Aufführung. Max Reinhardt, wenn nicht als „Erzieher", so doch als Anreger. Mir scheint es recht brav, das Gute bei ihm zu holen, nicht seine Kulissen, aber seine Technik, Massen auf der Bühne *leben* zu lassen. Wirklich *leben*, und nicht bloß einen Haufen langweiliger und geschminkter Statisten aufzustellen, wo man dann gleich an den Vermerk des Textbuchs denkt: „Volk".

Die „Hermannschlacht" kommt bald in die Zeit des Jubiläums. Sie wurde im Herbst 1808 niedergeschrieben, aber nirgend aufgeführt, auch in Wien nicht. Kein Verleger wagte es mit dem Stück. Es dauerte noch dreizehn Jahre — sein Dichter war schon zehn Jahre tot —, bis die Deutschen dies „Geschenk" ihres nationalsten Dichters erhielten. Das Werk ist rasch gearbeitet, im einzelnen, im Ausdruck manchmal sogar flüchtig; es eignet sich ganz und gar nicht dazu, von Schulmeistern durchgenommen zu werden. Auch ist es unmoralisch. Aber es ist echt. Das macht Kleist immer von neuem groß, daß er in der Leidenschaft, Ergriffenheit, Begeisterung der Realist bleibt, der das falsche Pathos meidet und den alles Schema flieht. Deshalb die schlichte Kraft, die skrupellose Schläue und wieder die Behaglichkeit seiner alten Deutschen. Es sind keine Marionetten der nationalen Befreiungsidee, sondern er holt viel Menschliches heraus.

Das Stück ist ein Tendenzstück. 1808! Tilsiter Frieden! Armin Preußen, Marbod Österreich, der Tugendbund und die Rheinbundfürsten, Varus und Ventidius — Napoleon oder ein Marschall und sein Sekretär. Die Zeit hätte den Dichter verstanden, wenn er zu ihr hätte sprechen können. Es ist ein rücksichtsloser Aufruf zum Kampf. Die moralische Dialektik des „Tell" wird ganz vereinfacht: der Verrat, der Hinterhalt sind die selbstverständlichen Werkzeuge des nationalen Befreiungskampfes. Und doch ist Hermann, der Verräter, groß. Weil er weder den Befreier spielt noch Moralist wird, der sein Handeln mit einer ethischen Kabulistik „rechtfertigt", sondern einfach als der Mann der Tat und des großen Zieles klug und mutig das tut, was die Aufgabe von ihm verlangt. **H.**

Herbstabend im Grunewald. Seine große Linie war gestern gar nicht schwermütig, war so herbstlich gelassen und feiernd. Wer aus dem deutschen Süden kommt, empfindet hier eine Fülle von Motiven, zurückgeführt auf eine großzügigere, einfachere Landschaftslinie. Es ist Wald und Wasser. Sonst nichts. Bodenwellen von getragenem Schwung, kein Spiel unermüdlicher Erdfluten. Schau drüber, so ist da viel Fläche und viel Weite. Der Wannsee lag wie stumpfes Metall. Die Segel spiegelten drin weiß, kaltweiß. Und die unendlichen Waldränder lagen im Sonnensilber des Herbsttags, dieses Silber, das wie ein durchsichtiges Netz die satte Klarheit der Farben umspannt. Über diesem Wald und diesen Wassern hob sich der Himmel in zarter Harmonie zu der sonnig verschleierten Welt, gedämpft bei aller Lichtfülle, von schwebender Schwere. Menschen ziehn durch die Wälder, auf den schiftigen Pfaden die Seen entlang, Menschen, die immer wieder ein Urgefühl hinaustreibt in die Wälder, die ihre Heimat vor Jahrtausenden war. Menschen, die trotz der Suggestion der Steine, mit denen sie ihre Städte bauen, sich nicht dem sanften Magnetismus der Bäume entziehen können. Und welch königlicher Bäume! Sie stehn voll Kraft und fordern Raum für ihre Kronen. Grau steigen diese gewaltigen Kiefernstämme empor, um oben in der Krone aufzuflammen im werdenden Abendlicht. Goldne Reifen legen sich um rotglühende Äste und die stumme Walddämmerung wird erfüllt von einem heißen Licht. Alles Farbige holt dies Abendlicht aus dem grünen Meer der Föhrenkronen; Birken brennen, und eine Buche am See schlägt wie eine gelbe Flamme aus den blauenden Waldkanten. Das Sonnennetz zerreißt, die Waldränder bekommen haarscharfe Umrisse, hinter der Pfaueninsel geht der rote Ball nieder, steigt noch einmal spiegelnd in die Flut und sinkt dann zögernd ins schwarze Spiel der Wipfel.

Und nun beginnt das Leben der Farben; die Flut zieht gelbe, veilchenfarbige Fäden, die Segel werden golden und beschauen zitternd ihr Bild in den aufatmenden Wassern. Bei jedem Atemzug hebt sich eine Welle und kommt lautlos ins Schilf und hebt es und senkt es, daß es flüstert — stockt — sich wieder hebt und dann still steht mit einem Hauch von bleichem Gold in den braunen Federn. Und die Föhren wachsen in der Dämmerung. Wie nachtgewohnte Wächter stehn sie, und es ist, als hielten sie mit dunklen Händen die Flut des nachglühenden Lichts zurück, daß es nicht zwischen Ästen und Zweigen durchquelle, — bis es erstarrt zu grünlichem zaubrischen Glas. Stumm wie Schatten ziehn die Menschen nun durchs Föhrendunkel. Aber dort, wo es lichter ist, da hat eine lange Allee junger Birken die rote Himmelslast auf geschmeidige Schultern genommen. Da heben sich weiße Stirnen, überweht von goldnen Birkenhaaren, und verträumen sich wie junge Menschenkinder in die süße Flut des letzten Lichts. Und wandern die lange Waldschneise entlang und locken dorthin, wo die Sonne niederging in ihrem unsterblichen Purpur. Kein Menschenschatten fällt über diesen Weg. Es ist ein Weg voll von Abendgeheimnissen, den kaum die Seele zu gehen wagt . . . **M. W.**

Ausgleich

Im weiten Park des Lebens voller Glanz
Vergnügen sich der Reichen stolze Kinder,
Indes die Schar der Bettler, Zöllner, Sünder
Am Portal lungert und dem leichten Tanz

Der Freuden grimmig lächelnd zuschaut, ganz,
Als wär' er aller Leiden überwinder,
Als wär' ihr eigen Schicksal nur der Schinder,
Der sie hinpeitscht, zerschlissenen Gewands

Sich ewig hungernd harter Frohn zu beugen;
Und merkt nicht, daß des Reichtums schwere Bürde
Nie kann des wahren Glücks Besitz bezeugen.

Wenn plötzlich Christus ihr begegnet, würde
Mit mildem Trost er sich ihr lächelnd neigen
Und sprechen: „Ihr, des Himmels höchste Zierde!?"

Hans Rothhardt.

Büchertisch

Paul Schreckenbach: Der böse Baron von Krosigk. Ein Roman aus der Zeit deutscher Schmach und Erhebung. Verlag L. Staackmann, Leipzig. 408 Seiten. Preis broschürt 4,50 M.

Es können nicht genug künstlerisch wertvolle Bücher geschichtlichen Inhalts unter das Volk kommen. In anschaulicher und packender Art wird uns hier ein Stück vaterländischer Geschichte gezeichnet. Als markanteste Gestalt tritt uns der Baron von Krosigk daraus entgegen, eine historische Persönlichkeit, die schon von Treitschke und von Freytag gewürdigt worden ist. In spannender Weise werden uns seine Lebensschicksale erzählt. Sein offen gegen die Fremdherrschaft zur Schau getragener Haß und seine Grobheit trug ihm bei den Franzosen den Namen »Le mauvais Baron« ein. Ihm galt er als Ehrenname! Er war im Gegensatz zu Schill diesem leidenschaftlichen Vorkämpfer seiner Zeit, ein Mann voller Kaltblütigkeit und weitschauender kühler Überlegung. So bezähmte er sein von Vaterlandsliebe glühendes Herz, bis das Volk sich einmütig erhob und sein König ihn rief. Er starb den Heldentod bei Leipzig. Wir danken es diesem schönen Buch, daß uns dies Vorbild vaterländischer Gesinnung in so ergreifender Weise aufs neue vor Augen geführt worden ist. Für Volks- und Schulbibliotheken zumal ist das Buch recht geeignet. **M. Z.**

Martin Bräß. Tiere unsrer Heimat. Mit zahlreichen Bildern nach der Natur, in Zeichnungen und Photographien. Herausgegeben vom Dürerbunde, bei Georg D. W. Callwey, München 1907. 192 Seiten. 3 M.

Wir haben in der letzten Zeit soviel von Stammbäumen und Artbildung, von Kampf ums Dasein und natürlicher Zuchtwahl gehört und gelesen; wir haben versucht, auf Grund dieser meist nur theoretischen Erkenntnisse uns ein Weltbild zu machen: und wie wenige — außer den Männern vom Fach — wissen etwas vom Leben und Kämpfen, vom Lieben und Werden der Tiere, die wir täglich Feld und Wald, Wasser und Luft unsrer Heimat mit ihrer Geschäftigkeit erfüllen sehen! Das Interesse für diese Geschöpfe, die ein so wesentlicher Teil unsrer Heimat und damit unsres eignen Lebens sind, will der Verfasser bei uns erwecken und pflegen. Keine schweren wissenschaftlichen Erörterungen fordern hier angespannte Aufmerksamkeit. Ein fleißiger Wandrer plaudert von all den großen und kleinen Gottesgeschöpfen, deren Treiben er mit Liebe und Aufmerksamkeit zugeschaut hat. Gerade unsre Großstädter — und zwar nicht nur die Jugend! — werden an der Hand dieses Buches lernen, aufzumerken, wenn ein schöner Tag sie aus dem Häusermeer in die freie Natur, den Tummelplatz unsrer Tierwelt, hinausführt. Manch Aberglaube, manch Vorurteil, das sich oft an ein ach so harmloses Tierchen knüpft, wird schwinden und dem Verständnis Platz machen, daß im Reiche der Natur nichts gut oder böse ist, aber alles zweckmäßig und schön, daß auch hier der Satz gilt „wo ihr es packt, da

ist es interessant." Durch die Herausgabe dieses guten und nützlichen Buchs hat sich der Dürerbund wieder einmal als berufener Hort der deutschen Heimat erwiesen. Der deutschen Heimat, die ihren Charakter nicht nur durch schöne Bauwerke und stimmungsvolle Landschaften erhält, sondern ebenso durch die Tiere, die sie beleben. Der praktischen Absicht des Buches, zunächst einmal mit den Bewohnern von Luft, Erde und Wasser bekannt zu machen, dienen eine große Anzahl naturgetreuer Abbildungen mit beigegebenen ausführlichen Beschreibungen. **E.**

Emma F. A. Drake, Was eine junge Ehefrau wissen muß. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. V. v. Gizycki. Puritas-Bibliothek. Gerdes und Hödel, Berlin. Brosch. 3 M., eleg. gebd. 3,75 M., mit Goldschnitt 4,25 M.

Solange es noch nicht als selbstverständliche Pflicht der Eltern, besonders der Mütter, angesehen wird, ihr eigen Fleisch und Blut zur rechten Zeit in der rechten Weise sexuell aufzuklären, ihre Kinder, die sie doch „so herzlich lieb" zu haben vorgeben, für den Stand der Ehe nicht ganz unvorbereitet zu lassen, und als unerläßliche Pflicht der Ärzte, Geistlichen und Lehrer, die, auf denen die Zukunft und das Glück unseres Volkes ruht, an der sichern Hand der Erfahrung zu leiten, damit sie nicht sich und ihren Nachkommen zu Schaden an Leib und Seele, aus Unkenntnis oder Verführung, in Verirrung geraten: so lange sind solche Bücher uns nötig wie das tägliche Brot. Und wohl uns, wenn wie hier eine verheiratete Ärztin zur Feder greift, um ihren jungen unerfahrenen Schwestern die hohe Bedeutung der Mutterschaft in reinen Worten zu preisen und so für rechte Erziehung unsrer Mädchen und damit unsres Volkes ihr Teil beizutragen! Und daß, wie hie und da unaufdringlich zutage tritt, die Verfasserin eine fromme Frau ist, schadet ihren Ausführungen nichts. Inzwischen sind noch erschienen die Bände: „Was ein junger Mann wissen muß." „Was ein junges Mädchen wissen muß", **W. D.**

Kötschke: Reisebriefe aus Ungarn. Studien zur Erforschung der Lage des dortigen Deutschtums. 40 Pf. Selbstverlag des Verfassers, Berlin SW., Lindenstr. 84.

Unser Freund Kötschke hat in diesem Sommer die verschiedenen Mittelpunkte des ungarischen Deutschtums besucht und gibt nun interessante Schilderungen von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen, von Volkswirtschaft, Kultur und Politik in diesen weit vorgeschobenen Siedelungen unsrer Stammesbrüder. Leider ist der Gesamteindruck ein recht trauriger. Die einst deutsche Kultur und Bildung ins Land trugen, müssen heute sich gegen Vergewaltigung ihres eignen Volkstums wehren. Zwar die wirtschaftliche Lage der Deutschen in Ungarn ist im allgemeinen günstig, dank ihrer zähen Arbeit. Aber gegenüber dem selbstbewußten Herrenmenschentum der Ungarn und ihrem Streben, die Deutschen zu magyarisieren, mangelt es auf deren Seite an dem nötigen entschlossenen Widerstand. Der Deutsche ist eben auch in Ungarn zu unselbständig, zu wenig Demokrat, um der Regierung ein „bis hierher und nicht weiter" zuzurufen. Allerdings hat sich in diesem Jahr eine deutsch-ungarische Volkspartei gebildet und es ist zu hoffen, daß diese den Kampf fürs Deutschtum mit Energie und hoffentlich auch Erfolg aufnimmt. Natürlich wollen und dürfen die Deutschungarn gute ungarische Bürger bleiben, aber darum sollen die Reichsdeutschen ihrem Kampf doch nicht gleichgültig zuschauen. Wie die ungarischen Serben und Rumänen an ihren Landsleuten im Ausland einen festen Rückhalt haben, so müssen auch die Deutschungarn auf die pekuniäre und moralische Hilfe der Reichsdeutschen rechnen dürfen. Hier den Pionieren deutscher Kultur im fernen Osten beizuspringen, die Blicke der Reichsdeutschen auf ihre schwer ringenden Stammesbrüder zu richten, ist der Zweck des nützlichen und empfehlenswerten Büchleins. **E.**

Geschäftliche Mitteilungen

Interessante Aufklärungen über „Ceylon-Tee" und seine Behandlungsweise bringt ein der heutigen Nummer unsres Blattes beiliegender Prospekt des bekannten **Tee-Versandhauses Martin Eck in Oberursel** bei **Frankfurt a. M.** — Des weiteren machen wir unsre Leser auf die literarische Beilage der Verlagsfirma **Eugen Diederichs, Jena,** aufmerksam, welche allen Bücherfreunden wiederum eine Anzahl moderner Neuerscheinungen ankündigt.

Wenn Sie wüssten,

dass deutsche Cigaretten auch den besten importierten Cigaretten gleichwertig sind, dann würden Sie **Salem Aleikum-Cigaretten** rauchen und viel Geld sparen. **Salem Aleikum-Cigaretten.**
Keine Ausstattung, nur Qualität. 3½ bis 10 Pfg. das Stück. Nur echt mit Firma: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** — Über 1200 Arbeiter.

[4000]

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey in München

Alle Mörike-Freunde wollen wir darauf aufmerksam machen, daß in kurzem [4049
Band 2 bis 6 von Mörikes sämtlichen Werken herausgegeben vom Kunstwart
erscheint. Preis 3 M. für den gehefteten, 5,50 M. für den in Pergament gebundenen Band.

Band 1, Gedichte; Band 2, Gedichte — Nachlese, Idylle vom Bodensee, Wispeliaden; Band 3, Dramatisches, Märchen und Novellen; Band 4, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Mozart auf der Reise nach Prag, Selbstbiographie, Buchstücke; Band 5, Maler Nolten I; Band 6, Maler Nolten II.

Nach dem Urteil vieler Kritiker liegt damit die vornehmste und würdigste Ausgabe des Dichters vor.

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von **Herm. Wendt & Co. Bremen, Martinistraße**

Spezialitäten:	Nikotinarme Fabrikate	von M. 60,—	bis M. 120,—
	Sumatra Havana Fehlfarben	200 St. M.	15,—
	Sumatra Havana Sortiment	200 St. M.	15,—
	„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M.	15,75
	San Andres Mexico Schuß	250 St. M.	17,25
	Mexico Havana Unsortiert	250 St. M.	18,75
4270]	„Unser Schlager" Sumatra ff. Felix	300 St. M.	20,— franko

■■■■ Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste! ■■■■

Ich frage Sie ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen [4283

Nr. 1. Pania . . M. 3,00 **Nr. 3. Für alle Welt M. 4,00**
„ 2. Selena . . „ 3,50 **„ 4. Gratus . . . „ 5,50**
Nr. 5. Emuno II M. 6,50

per 100 Stück gegen Nachnahme. Um jedermann von der vorzüglichen Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende ich 2 Stück obiger Marken franko und gutverpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE, Zigarrenfabriklager, Mannheim-Neckarau.

4158a
Ronnefeldt's Thee
beeinflusst das Wohlbefinden in günstigster Weise.
Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a/M.
Proben von 4 Sorten M. 1.— Sendungen von M. 10.— an franko.

Nr. 1 Die Zeit Seite 3

Neue wertvolle Bücher

Jetzt erschienen! Band 1 und 2 der Reihe Die Zeit-Bücher

Inhalt:

Band 1: Die Geschichte der Zeit. Von Hermann Bahr. Mit 16 Bildtafeln. Band 2: Die Geschichte der Zeit. Von Hermann Bahr. Mit 16 Bildtafeln.

Jeder Band ist in Ganzleinen gebunden und kostet 3 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Die Zeit-Bücher sind Bücher für jedermann. Sie sind Bücher für jeden, der sich für die Geschichte der Zeit interessiert. Sie sind Bücher für jeden, der sich für die Geschichte der Zeit interessiert. Sie sind Bücher für jeden, der sich für die Geschichte der Zeit interessiert

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 45

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
10. November 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Frankfurter Einigungskundgebung — Graf Bülow und die Sozialreform — Ein christlich-sozialer Trick — Der Weingesetzentwurf — Nationalliberale fürs Reichstagswahlrecht — Jungliberales). — **Naumann:** Der Bülow-Block und der Liberalismus. — **Richard Charmatz:** Der österreichisch-ungarische Ausgleich. — **Georg Gothein:** Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs, I. — **Seiffert:** Der Wohnungsgeldzuschuß der Beamten. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Verbrechen. — **Erich Schlaikjer:** Kampf und Organisation, II. — **Paul Zschorlich:** Nicodés „Gloria". **Georg Jahn:** Robert Blum. — **E. Boßberg:** Käthe (Fortsetzung). — Allerlei. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Die Frankfurter Einigungskundgebung wird mit der folgenden Kundgebung eingeleitet:

Am 10. November wird in Frankfurt a. M. eine politische Kundgebung der linksliberalen Parteien stattfinden. Vor Jahresfrist haben die Vertreter der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei die Frankfurter Vereinbarungen abgeschlossen, die ein erfolgreiches Zusammenwirken, insbesondere bei den Neuwahlen zum Reichstag unter Wahrung der politischen Selbständigkeit der einzelnen Parteien ermöglicht und zum engeren Zusammenschluß der parlamentarischen Fraktionen der Linksliberalen geführt haben. Bei den Reichstagswahlen hat der entschiedene Liberalismus Erfolge errungen und verstärkten Einfluß auf die Reichsgesetzgebung gewonnen. Diesen Einfluß im Geiste freiheitlicher Staatsauffassung zur Geltung zu bringen, ist die Aufgabe, die der zu verantwortungsvoller Mitwirkung berufene Liberalismus zu lösen hat. Die Versammlung in Frankfurt soll den im Vorjahr von den berufenen Vertretungen der Parteien ausgesprochenen Vorsatz erneut bekunden, zur Durchführung einer entschieden freiheitlichen Politik in Deutschland und zur energischen Bekämpfung der gemeinsamen Gegner zusammenzuwirken. Die Versammlung findet am Sonntag, den 10. November, nachmittags 3 Uhr, im Hippodrom statt. Am Abend vorher werden die Teilnehmer sich zu einem Begrüßungsabend um 8 Uhr in der Loge zur Einigkeit, Kaiserstraße 37, vereinigen. An die Versammlung schließt sich am Sonntag um 6½ Uhr ein Festmahl im Palmengarten an. Wir laden hierdurch unsre politischen Freunde im Lande zur Teilnahme an dieser Kundgebung ein. Es ist erforderlich, daß möglichst bald Nachricht über die Teilnahme an der Veranstaltung gegeben wird. Eine Mitteilung ist bis zum 5. November an Herrn Parteisekretär Schwarz in Frankfurt a. Main, Zeißelstraße 34, zu senden.

Berlin, im Oktober 1907.

Für die Freisinnige Volkspartei: Dr. Alberti-Wiesbaden. Bell-Brandenburg. Hermann Buschhaus-Hagen. Carl Craemer-Sonneberg. Duttenhöfer-Mannheim. Curt H. v. Eicken-Hamburg. Fischbeck. Frühauf-Karlsruhe. Funck-Frankfurt a. M. Dr. Günther-München. Günther-Plauen. Dr. Gutfleisch-Gießen. Gyßling-Königsberg. Heilberg-Breslau. Kaempf. Kopsch. Dr. Langerhans. Manz-Bamberg. Dr. Müller-Meiningen. Dr. Müller-Sagan. Schmidt-Elberfeld. Friedrich Seyboth-München. Albert Traeger. Versen-Nürnberg. Dr. Friedrich Weill-Karlsruhe. Weiß-Nürnberg. Dr. Wiemer.

Für die Freisinnige Vereinigung: Ernst. v. Gerlach. Mommsen. Naumann. Schrader. Weinhausen.

Für die Deutsche Volkspartei: Conrad Haußmann. Dr. Friedrich Haußman. Dr. Karl Heimburger. Köhl. Muser. Payer. Quidde. Venedey.

Graf Bülow und die Sozialreform. Beim Empfang einer Abordnung des sogenannten deutschen Arbeiterkongresses durch den Reichskanzler war besonders auf die Hauptforderung aller Arbeiter, Ausbau und Sicherung des Koalitionsrechtes, hingewiesen worden. Die „Soziale Praxis" die durchaus bülowfreundlich ist, schreibt dazu:

„Es ist bedauerlich, daß der Reichskanzler in seiner Antwort gerade auf diesen springenden Punkt nicht einging. Die Versicherung, daß er die Sozialreform tatkräftig fördern wolle, und die Bestätigung bereits mehrfach angekündigter Einzelreformen würden, so erfreulich sie an sich sind, noch weit stärkere Kraft und volleres Leben erhalten haben, wenn er den Arbeitern die Gleichberechtigung mit andern Ständen auch auf dem Boden des Koalitionsrechtes verheißen hätte. Jetzt steht auf diesem Gebiete der deutsche Arbeiter immer noch, seit vollen 40 Jahren, unter einem Ausnahmerecht, das ihn schwer bedrückt. Der erste Schritt zu seiner Befreiung wird hoffentlich mit dem Reichsvereinsgesetz geschehen. Dann aber muß die Reform der §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung mit allen ihren Annexen folgen. Eher ist an einen Erfolg der Bemühungen um eine Eingliederung der deutschen Arbeiterbewegung als hochwertiges Kulturelement in den nationalen Volkskörper nicht zu denken.

Das sind deutliche Worte, um so wirksamer, als sie aus überaus wohlwollender Feder fließen. Fürst Bülow hat offenbar in seiner Arbeiterpolitik eine besonders unglückliche Hand. Von den lebhaften Versprechungen, die er vor 4 Jahren schon derselben Arbeiterdeputation machte, ist nicht ein Tüttelchen seither in Erfüllung gegangen. Die „gelben" Gewerkschaften hat er bei ihrer Begründung telegraphisch warm beglückwünscht. Dem Zentralverbande deutscher Industrieller hat er soeben einen zärtlichen Dankesbrief mit Lobeserhebungen über die sozialpolitische Opferwilligkeit der Mitglieder dieses Scharfmacherverbandes gesandt. Und dabei hat Bueck auf dem Verbandstage gerade wörtlich erklärt: „Der Zentralverband spricht sich gegen jede Erweiterung des bestehenden Koalitionsrechtes aus"; er hat von der sozialempfindenden öffentlichen Meinung und der sozialdenkenden Reichstagsmehrheit appelliert an — die Verbündeten Regierungen! Zu allem Überfluß hat der Scharfmacherverband noch „entschiedenen Einspruch erhoben gegen die in den Verhandlungen des neuen Reichstags verfolgten, sehr weit gesteckten sozialpolitischen Ziele". Die sozialpolitische Überzeugung des Fürsten Bülow scheint nach dem allen ebenso verschieden farbig zu schillern wie seine sozialpolitischen Schützlinge!

Ein christlich-sozialer Trick. Wiederholt schon haben die Christlich-Sozialen ihre eigne Schwäche durch Annahme pompöser Firmen, Anschluß an stärkere Organisationen, Einnistung in fremden Besitz und andre Tricks geschickt zu verschleiern gewußt. Wenn sie dann noch mit der ihnen und allen andern Antisemiten eigentümlichen marktschreierischen Reklame losgingen, konnten sie oft genug ernten, wo sie gar nicht gesät hatten. Solch ein christlich-soziales Schelmenstücklein bedeutet auch die Einrichtung eines „Nationalen Wahlausschusses für evangelische Arbeiter." Ist der Titel nicht allein schon Geld wert? Wenn ihn das „Reich" und die „Staatsbürgerzeitung" mit aufgeblasenen Backen in die Welt hinaus-

posaunt, werden alle aufhorchen, die die seltsamen Gepflogenheiten dieser rührigsten reaktionären Grüppchen nicht kennen. In Wirklichkeit steckt hinter dem weitausschauenden, klingenden Titel nichts als der kleine Bruchteil evangelischer Arbeitervereinler und christlicher Gewerkschaftler, der Lic. Mumm und Behrens Gefolgschaft leistet. Nicht einmal der Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands, viel weniger der ganze evangelische Teil des christlichen Gewerkschaftsverbandes steht vollzählig dahinter. Trotzdem hat eine Konferenz dieser Arbeitersplitter im Anschluß an den sogenannten II. deutschen Arbeiterkongreß beschlossen, bei künftigen Reichstags- und Landtagswahlen nur noch Arbeitervertreter (Arbeiter, Gehilfen, Angestellte, Privatbeamte oder Unterbeamte) als Kandidaten aufzustellen, unter der Voraussetzung, daß sie auf vaterländischem Boden stehen, die christliche Weltanschauung vertreten und auf die christlich-nationale Arbeiterbewegung schwören. So „klassenbewußt" wie diese evangelischen Fanatiker gehen ja nicht einmal die Sozialdemokraten vor, denen gerade von jener Seite immer ihre Selbstisolierung zum Vorwurfe gemacht wird. Wäre der „nationale Wahlausschuß für evangelische Arbeiter" so einflußreich, wie er bedeutungslos und anmaßend ist, so könnte man noch auf die Reden Bethmann-Hollwegs und Bülows hinweisen, die gerade von den Christlich-sozialen so bejubelt worden sind, in der die Eingliederung der Arbeiterbewegung in den gesamten deutschen Volkskörper gefordert wurde. Allein so schwere Waffen sind gegen diese christlich-soziale Attrappe gar nicht nötig. Wir legen deshalb auch kein besonderes Gewicht auf den uns sonst natürlich sehr sympathischen Beschluß dieses „nationalen Wahlausschusses", „unbeschadet der prinzipiellen Stellung zu der in Aussicht gestellten Wahlreform zum preußischen Landtag ist für eine Mindestforderung zu bezeichnen, daß die geheime Wahl sichergestellt wird." Also der Barthsche Vorschlag in aller Form! Wenn aber Herr Dr. Barth keine einflußreicheren Bundesgenossen wie diese Epigonen Stöckers gewinnt, wird sein Wunsch sicher allezeit unerfüllt bleiben.

Der Weingesetzentwurf. Je näher die Eröffnung des Reichstages rückt, desto häufiger finden sich in der Presse die Mutmaßungen über die Gesetze, die zur Beratung kommen sollen. Zwar hüllt sich die Regierung über den Inhalt des Weingesetzentwurfs, der jetzt zur Begutachtung den einzelstaatlichen Regierungen vorgelegt wird, noch in tiefes Schweigen. Doch weiß man, daß er sich energisch in der Richtung bewegen wird, die von den deutschen Weinproduzenten mit Nachdruck verlangt und erwartet wird. Die Weingesetzgebung ist ja eine der schwierigsten Angelegenheiten, die von rechts und links durch Schlagwortagitation unnötig verdunkelt wird. Deshalb läßt sich über die tatsächliche Wirkung der geplanten Bestimmungen (räumliche und zeitliche Beschränkung des Zuckerzusatzes, Lagerbuchkontrolle, eventuell auch Deklaration über den Bauort des Weines) Näheres nicht sagen, ehe sie vorliegen. Aber es ist zu begrüßen, daß die Regelung einer seit Jahren brennenden Frage nun in die Hand genommen wird. Nahrungsmittel sollen nicht gefälscht werden dürfen. Das ist eine Forderung, die im Interesse des Konsumenten wie des Produzenten von uns erhoben wird.

Nationalliberale fürs Reichstagswahlrecht. Die süddeutschen Nationalliberalen, die mit dem allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrecht auch für ihre Landtage wählen, sind in großer Anzahl zuverlässige Anhänger des Reichstagswahlrechts. Leider kommt diese Stimmung nicht allzu häufig zum Ausdruck, da man sich nicht überall deutlich klar ist, daß die preußische Wahlrechtsfrage eine deutsche Frage ist. Wir freuen uns deshalb um so mehr, daß der Führer der Heilbronner Deutschen Partei, Rechtsanwalt Dr. Köstlin, neulich Anlaß nahm, sich ohne Umschweife deutlich auf den Boden der liberalen Forderung zu stellen: Reichstagswahlrecht für alle Bundesstaaten. Jedes andre Wahlrecht bedeute eine Fälschung der Volksmeinung, und diese wiederzugeben, dazu sei ja das Parlament geschaffen und berufen. Es wäre überaus wünschenswert, daß von diesem Geist etwas durch die ach so geschlossenen Fenster in manche nationalliberale Redaktionsstube da unten wehte. Ganz davon zu schweigen, wie wohl es manchem Norddeutschen täte, dahin zu hören.

* * *

Jungliberales. Man schreibt uns: Jetzt zeigt es sich erst deutlich wie gut die bayrischen Kunaliberalen daran taten, daß sie nicht Hals über Kopf ins nationalliberale Lager schwenkten. Ihre Führer stellten Ihnen die Möglichkeit, dadurch zu Einfluß zu gelangen, in sehr rosigem Licht dar; aber wie es mit dem Einfluß gegangen wäre, zeigt der Beschluß des nationalliberalen Parteivorstandes, der im Gegensatz zu den Kaiserslauterner Versprechungen an der Altersgrenze festhält. Danach soll nur die Mitgliederziffer von Vereinen mit Altersgrenze ins Gewicht fallen für die Anzahl der Vertreter im nationalliberalen Parteivorstand; die Mitgliederziffer der Vereine, die ohne Altersgrenze selig werden wollen, soll nicht mitzählen. Also entweder ducken oder nicht mitzählen! Waren etwa die Kaiserslauterner Abmachungen, die doch auch sicher nicht ohne vorherige Besprechung mit der nationalliberalen Zentrale zustande gekommen sind, bloß eine Lockspeise? Wären die süddeutschen Vereine ins Garn gegangen, dann hätten sie nachher nicht gut mehr zurückgekonnt. Nun sich die bayrischen Jungliberalen geweigert haben, wartet man die Entschließung der Badenser gar nicht erst ab, sondern sagt dem ganzen süddeutschen Jungliberalismus: wir wollen euch gar nicht, es sei denn, daß ihr gehorcht. So beantwortet man die selbständigen Regungen der Süddeutschen in der preußischen Zentrale. Das hat sehr ernüchternd auf die Karlsruher Jungliberalen, die sehr eintrittslustig waren, gewirkt, denn sie verkünden jetzt, daß keine Rede davon sein könne, auch nur in Verhandlungen mit der Zentrale zu treten. Die Bayern waren schlauer als die Badenser, als sie nicht erst auf die Absage von Berlin warteten. **G. H.**

Der Bülow-Block und der Liberalismus

Unser Parteifreund Dr. Rudolf Breitscheid hat eine Broschüre verfaßt, deren Titel lautet: „Der Bülow-Block und der Liberalismus" (München, bei Ernst Reinhardt, 109 Seiten). In dieser Broschüre, die Dr. Barth, dem Säemann demokratischer Ideen, gewidmet ist, kommt alles das zum Ausdruck, was von unserm Standpunkte aus gegen den Block gesagt werden kann. Es ist nicht wenig. Ob Breitscheid im einzelnen einmal etwas übertreibt oder schief darstellt, kann fraglich bleiben, aber im ganzen erkenne ich an, daß diese Stimmungen, zu deren Vertreter er sich gemacht hat, in weiten Kreisen unsrer Partei vorhanden sind. Schon der letzte Parteitag der Freisinnigen Vereinigung brachte genug derartige Meinungen, und inzwischen scheint die Blockliebe nicht im Wachsen zu sein. Es ist also nur sachlich richtig, wenn diese in der Partei verbreitete Stimmung auch öffentlich hervortritt und sich in Protest stellt zu dem, was die parlamentarischen Vertreter der Partei bis heute getan haben und voraussichtlich weiter tun werden. Das müssen wir uns gefallen lassen, und es wäre falsch, ein solches Vorgehen übelnehmen zu wollen, solange es in Form und Inhalt auf der Höhe bleibt, die in der Breitscheidschen Broschüre innegehalten wird. Breitscheid greift uns an, daß wir uns überhaupt auf die Bülowpolitik eingelassen haben und verlangt Anknüpfung an das ältere Barth-Naumannsche Taktik-Bündnis der Linken gegen rechts! Mir liegt es besonders nahe, ihm darauf zu antworten, weil ich vielleicht von allen freisinnigen Abgeordneten seinen Voraussetzungen am nächsten stehe. Breitscheid kann sich für vieles, was er vorträgt, auf grundsätzliche oder gelegentliche Äußerungen von mir berufen. Wenn ich nun trotzdem ihm gegenüber die Fraktionspolitik verteidige, so ist das nicht ein Streit zwischen zweierlei Gesinnung, sondern ein Auseinandergehen in der praktischen Auffassung, in dem, was man mit dem etwas unbestimmten Worte Taktik bezeichnet.

Nach Meinung von Breitscheid hätten im Februar dieses Jahres die Linksliberalen dem Reichskanzler sagen müssen, daß sie weit entfernt seien, sich irgendwie, und sei es auch nur bei der Besetzung des Reichstagspräsidiums, mit den konservativen Parteien auf irgendwelchen Vertrag einzulassen, daß sie kein Gewicht darauf legen, ihn, den jetzigen Kanzler, im Amte zu erhalten, und daß sie deshalb frisch und flott alles verwerfen würden, was nicht ganz gut demokratisch sei. Das ist aber nicht geschehen. Der Freisinn hat sich an der Besetzung des Präsidiums beteiligt und hat, ohne gerade etwas aufzugeben (was auch Breitscheid anerkennt), doch so gehandelt, daß er zur Regierungsmajorität gehörte. Diese unsre Handlungsweise ist von allen Reichstagsabgeordneten

der drei linksliberalen Parteien grundsätzlich gebilligt worden. Natürlich hat es Fälle gegeben, wo einzelne von uns in Ton und Wendung nicht alles gebilligt haben, was von der Parteiführung oder einzelnen Mitgliedern ausgesprochen wurde (z. B. in Wahlprüfungsfragen oder in Beurteilung der Wahlbeeinflussung gab es Meinungsverschiedenheiten, die auch öffentlich hervortraten), aber über die Kernfrage selbst, ob wir zur Bülowmajorität gehören wollten oder nicht, hat es keinerlei innere Konflikte innerhalb der linksliberalen Fraktion gegeben. Die Angriffe von Breitscheid richten sich demnach gegen uns alle ohne Ausnahme, und schon diese Tatsache sollte den Parteifreunden zu denken geben, ob der Vorschlag Breitscheids überhaupt möglich war.

Breitscheid verwendet ziemlich viel Mühe darauf, darzutun, daß das Zentrum nicht so schlecht sei, wie es seit dem 13. Dezember 1906 hingestellt wird. Dieser Teil seiner Darlegungen entfernt sich am weitesten von dem, was zwischen uns als gemeinsame Gesinnung gelten darf, aber gerade dieser Teil ist für ihn charakteristisch. Er hätte noch schärfer ausführen müssen, daß wir im Februar vor der praktischen Frage der Ausschaltung des Zentrums aus der Regierungsmacht standen. Diese Frage war nicht von uns aufgeworfen worden, sondern vom Reichskanzler; aber nachdem sie einmal zur Zentralfrage gemacht worden war, konnten wir uns um sie nicht herumdrücken. Unser Vorgehen im Reichstage entschied darüber, ob wir eine Zeitlang ohne Zentrumsherrschaft existieren könnten. Wenn wir in dieser Lage für das Zentrum eingetreten wären, und die Breitscheidschen Vorschläge bedeuten das in der Wirklichkeit, so würden wir mit einem Ruck die Fühlung mit der überwältigenden Majorität unsrer Wähler verloren haben. Am Tage nach einer Reichstagswahl, die mit Dernburgs Zentrumsstreit einsetzte, war dies eine einfache Unmöglichkeit. Der Kampf gegen das Zentrum ist sicherlich nicht der ganze Liberalismus, aber er stand eben von allen liberalen Problemen gerade auf der Tagesordnung. Ich bin überzeugt, daß auch Dr. Breitscheid, wenn er in den Reichstag gewählt worden wäre, damals genau dasselbe gemacht haben würde wie wir andern. Damit aber würde sich das weitere Verfahren bis heute von selbst gegeben haben. —

Was nun aber die jetzige Lage anlangt, so fordert Breitscheid, daß wir die Blockgemeinschaft kündigen sollen, wenn wir nicht wenigstens ein Notgesetz über geheime Stimmabgabe bei den preußischen Landtagswahlen erhalten. Diesem Gedankengange stimme ich meinesteils grundsätzlich zu, halte es aber für falsch, ihn in dieser Form zum Parteibeschluß zu erheben. Die Sachlage ist etwas verwickelter, als sie nach Breitscheids Ausführungen erscheint. Eine solche Bedingung setzt voraus, daß in der Reichspolitik ein Gegenstand auf der Tagesordnung steht, der sich zum Druck auf die Regierung eignet, das heißt eine Vorlage, an der die Regierung ein starkes eignes Interesse hat und deren Annahme allein vom Freisinn abhängt. Alle Beteiligten wissen, daß der Freisinn eine derartige Situation benutzen würde, aber gerade weil dies alle Beteiligten wissen, vermeiden sie es, diese Lage herbeizuführen. Sowohl die Regierung wie das Zentrum sind fleißig bemüht, Steine aus dem Wege zu räumen. In solcher Verfassung kann man nicht eine Forderung anbringen, die zwischen heute und einem Vierteljahr erfüllt sein muß, falls wir überhaupt noch weiter mitmachen sollen. Wir könnten leicht dahin geraten, daß wir unsre Forderung nicht erfüllt bekommen und trotzdem keinen Anlaß haben, etwas zu tun, was die jetzige Regierung stürzen könnte. Ich zweifle nicht, daß Breitscheid auch diese meine Antwort mit etwas Ironie als Staatsmännerei behandeln wird; aber sie ist wirklich nur die offene Darlegung eines Zustandes, dem sich keiner entziehen kann, der irgendwie im parlamentarischen Getriebe steht. Das, worauf es für uns ankommt, ist nicht eine Eventualdrohung für alle möglichen Fälle, sondern ein praktisches Benutzen der kommenden Situationen. Ob ein solches Benutzen eintritt, ist eine Frage des Vertrauens zur Fraktionsleitung. Breitscheid hat dieses Vertrauen offenbar nur in geringem Maße, aber es liegt nichts vor, was ihn zu einem Mißtrauensvotum berechtigt. Alle linksliberalen Parlamentarier haben (unbeschadet ihrer genügsam bekannten Unterschiede in Temperament und Methode) den dringenden Wunsch, nicht mit leeren Händen zu ihren Wählern zurückkehren zu müssen. Dieser Wunsch ist eine Realität, mit der auch der Mißtrauische rechnen darf. Es schadet nichts, wenn den Abgeordneten der Wille der Wähler, daß etwas erreicht werde, immer wieder deutlich zu Gemüte geführt wird, und soweit Breitscheids Broschüre das tut, ist sie ganz gut; es ist aber zu viel verlangt, wenn den Abgeordneten eine Taktik zur Pflicht gemacht werden soll, die nach ihrer eignen Meinung im gegenwärtigen Zeitpunkt keinen Erfolg haben würde. Unsre Parteifreunde sollen nur recht tüchtig für die Änderung des preußischen Wahlrechts agitieren. Damit werden sie der Fraktion selber den größten Dienst tun. Es geschieht aber in dieser Hinsicht bis heute viel zu wenig. Wo ist denn bis heute die liberale Volksbewegung, auf die wir uns berufen können? Hier liegt der Hase im Pfeffer! Die Parteigenossen im Lande sind vielfach faul und schlaff, und dann macht man den Vertretern Vorwürfe, daß sie nicht stärkere Trümpfe in der Hand haben! Es versteht sich dabei von selbst, daß das nicht unsern Parteifreund Breitscheid persönlich trifft, denn er tut wirklich das Seinige, um eine Wahlrechtsbewegung herbeizuführen; aber auch er wird zugestehen müssen, daß das Echo unsrer Rufe noch zu schwach ist, um als starker politischer Faktor eingesetzt zu werden. Wenn die freisinnigen Wähler einmütig und laut das Reichstagswahlrecht für Preußen fordern, dann klingt das schon von selber in alle Fraktionssitzungen hinein. Soweit also die Breitscheidsche Schrift eine Verstärkung der agitatorischen Kraft der liberalen Gedanken bedeutet, ist sie warm zu begrüßen, soweit sie aber eine grundsätzliche Änderung der Fraktionstaktik fordert, halte ich sie meinesteils für einen Versuch zur unrichtigen Zeit. Die Zeit wird schon kommen, wo von selbst der Bülowblock entweder als Volkspolitik auftritt, oder zerfällt. Das letztere kann unter Umständen sehr rasch einmal eintreten. Dann wollen wir aus diesem Zwischenspiel der deutschen Politik wenigstens die Einheit der Liberalen in die nächste Periode hinüberretten können; diese aber liegt heute mehr in der Fraktion als in den Parteivereinen.

Naumann.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich

Die einfachsten Probleme werden verwickelt, wenn man sie mit der österreich-ungarischen Politik in Zusammenhang bringt. Diese Erkenntnis drängt sich jedem auf, der die wirtschaftlichen Ausgleichsvorlagen prüft, die am 16. Oktober dem Wiener und dem Budapester Parlament vorgelegt wurden. Unter normalen Verhältnissen müßte die erste Frage lauten: Sind die Abmachungen der Herren Beck und Weckerle für Österreich günstig oder nicht? So aber kann man zu keinem erschöpfenden Urteil gelangen, ehe nicht die Vorfrage gestellt ist: Sollen Zis- und Transleithanien fürderhin eine wirtschaftliche Einheit bilden oder erscheint die zoll- und handelspolitische Trennung geboten? Würde nur die reine Vernunft zu entscheiden haben, dann müßte diese Erwägung überflüssig sein, denn die Logik einer halbhundertjährigen Wirtschaftserfahrung bejaht die Gemeinsamkeit. Österreich bezog im Jahre 1906 für 1,082 Millionen Kronen Waren aus Ungarn und sandte für 1,190 Millionen Kronen Güter dahin. Von der Gesamtausfuhr Österreichs gingen 23 pCt. nach Ungarn und 35 pCt. der österreichischen Gesamteinfuhr stammten aus der östlichen Reichshälfte. Ungarn exportierte 72 pCt. der über die Grenzen Transleithaniens gehenden Waren nach Österreich und bezog 75 pCt. seiner Gesamteinfuhr aus der westlichen Reichshälfte. Ruhige Überlegung und klare Besonnenheit würden diesen engen und regen Wechselverkehr niemals durchschneiden. Ungarn ist der von Natur aus bestimmte Nahrungsmittellieferant Österreichs, während die westliche Reichshälfte die erforderlichen Erzeugnisse der Maschinenkraft für den Ostteil der Habsburgermonarchie bereitstellt. Eine Reichshälfte lebt von der andern und beide zusammen könnten gut auskommen, wenn sie Frieden hielten. Aber die Politik wird nicht bloß von der Sorge für das Gemeinwohl beeinflußt; Stimmungen, Leidenschaften und Egoismus drängen manchmal vom Wege der Vernunft ab. Das ist nun leider in Ungarn der Fall.

Als Kaiser Franz Josef in der Mitte der sechziger Jahre den Entschluß faßte, das Unterdrückungssystem in Transleithanien aufzugeben und mit Ungarn Frieden zu schließen, da waren es vorzüglich staatsrechtliche Fragen, die den Gegenstand der Verhandlungen bildeten. Um die Separationsgelüste der Magyaren niederzuschlagen, sollte der Gesamtstaatsidee zu einem dauernden Siege verholfen werden; durch Zugeständnisse auf beiden Seiten kam eine Einigung zustande, die den Dualismus begründete und zum staatsrechtlichen Ausgleich des Jahres 1867 führte. Die wirtschaftlichen Probleme bereiteten geringere Sorgen. Ungarn kam bloß als Getreidelieferant und Viehzüchter in Betracht; die Bestrebungen, eine eigne Industrie zu schaffen, die in den vierziger Jahren zum Ärger Metternichs eingesetzt hatten, waren ohne Erfolg geblieben und in Vergessenheit geraten. Österreich wieder verfügte über eine verhältnismäßig aus-

gebildete Industrie, gegen die anzukämpfen für Transleithanien aussichtslos schien. Die Interessen der deutschen Fabrikherren in Zisleithanien und der magyarischen Großgrundbesitzer in Ungarn deckten sich; deshalb glaubte man, beide nicht dauernd aneinander fesseln zu müssen, sondern meinte, die den Magyaren genehmere Form der Auseinandersetzungen von Fall zu Fall wählen zu können. So erwuchs die Einrichtung des alle zehn Jahre zu erneuernden wirtschaftlichen Ausgleiches. An der Wiege dieser Institution stand also die Übereinstimmung des Vorteils, die von keiner Leidenschaft getrübt war. In den vierzig Jahren, die seither verstrichen sind, hat sich nun vieles geändert. Die Magyaren, die für Ungarn die Gleichstellung mit Österreich erkämpft hatten, verlegten sich auf die Sprengung der Realunion beider Reichshälften, indem sie für die Länder der Stephanskrone die Forderung nach uneingeschränkter staatlicher Selbständigkeit erhoben. Aus diesem rein politischen Verlangen floß der Wunsch einer selbständigen Zoll- und Handelsgesetzgebung. Damit freilich wäre noch nicht die Forderung nach der wirtschaftlichen Loslösung von Österreich erhoben, denn freie Staaten können sich zu einer wirtschaftspolitischen Einheit zusammenschließen. Doch die magyarischen Adelsleute und Großbürger, die in Ungarn zur Herrschaft gelangt waren, begnügten sich nicht mit der staatsrechtlichen Romantik, sondern wollten auch für ihre Taschen etwas tun. Sie richteten sich als Herren des Landes auf großem Fuße ein, obgleich sie weniger verdienten als die herrschende Schicht in Österreich. Der ungarische Boden bringt zwar reiche Ernte, trotzdem aber nur geringe Verzinsung. Die sogenannte Gentry, die zwischen den Latifundienbesitzern und den Großbauern steht, hat meistens stark verschuldeten Besitz und muß infolgedessen große Zinsenlasten tragen. Dadurch schmälert sich ihr Reingewinn so sehr, daß er nicht mehr ausreicht. Ein Teil der Gentry flüchtete sich in die Staatsämter und ins Parlament, um sich zu erhalten. Was aber sollte mit den unterstandslosen Mitgliedern der Herrenkaste geschehen? Sie mußten ein neues Betätigungsfeld erhalten, und dieses konnte bloß auf industriellem Gebiete liegen. Verwaltungsratsstellen, Direktionsposten, hohe Dividenden: das wurde zum Ideal vieler politisch und gesellschaftlich führender Faktoren. Bald widerhallten die Komitate (Kreise) von dem Rufe nach Zollschranken, und die Handelskreise, die ihr Geld einer einträglichen Industrie zuwenden wollten, stimmten bei. Denn das war klar, die Fabriken, für die Ungarn keine günstigen Voraussetzungen besitzt, mußten künstlich großgezogen und von der österreichischen Konkurrenz befreit werden. Dank den elenden Wahlsystemen, die für das Budapester Landesparlament und auch für die Komitatsversammlungen in Betracht kommen, erlangten die Gegner der Wirtschaftsgemeinschaft eine außerordentliche Machtstellung. Aber auch die Latifundienbesitzer, die ihr Getreide und ihr Vieh auf österreichische Märkte bringen wollen, haben starken Einfluß. Das Ergebnis dieser Kräfteprobe ist die Tatsache, daß man in Ungarn bisher die wirtschaftliche Verbindung mit Österreich nicht gelöst hat — obwohl das seit 1899 nach der lex Szell, stündlich hätte geschehen können — daß man aber gleichzeitig alle erdenklichen Mittel wie: Steuerfreiheit, Staatskredite, Materialbeschaffung, Grundschenkungen, Eisenbahntarifermäßigungen und geringe sozialpolitische Inanspruchnahme aufwendet, um so einen künstlichen Zoll zu schaffen und große Kapitalien für die Industrie heranzuziehen. Das übrige tut die nationalmagyarische Agitation, die so weit geht, daß den Kindern schon in der Schule gesagt wird, ein paar Heller Mehrausgabe seien gut angelegt, wenn dadurch ein ungarisches Fabrikat bevorzugt werde.

Dieses für Österreich trübe Bild bildet den Hintergrund zu den Zahlen der Statistik. Besorgt muß man sich fragen, ob die Länder der Stephanskrone der Devise: Selbständiges, nationalmagyarisches Ungarn, nationale Industrie! folgen werden oder nicht. In der östlichen Reichshälfte steht man vor einer Wahlreform, die vieles ändern könnte. Da jedoch die herrschende egoistische Schicht die Arbeit zu vollbringen hat, muß man leider fürchten, daß die Ergebnisse der Stimmrechtsänderung unerfreulicher Natur sein werden. Gelingt es nun den nach großen leichten Einkünften hungrigen Kreisen, die Massen weiter zu täuschen und vielleicht in verstärktem Maße das Parlament zu beherrschen, dann muß eines Tages die Unvernunft siegen und der wirtschaftspolitische Bruch zwischen Zis- und Transleithanien provoziert werden. Gewiß mehr zum Schaden Ungarns als Österreichs, das ja an dem ungarischen Absatz ein prozentual geringeres Interesse hat! Faßt man diese Möglichkeit ins Auge und gedenkt man der Tatsache, wie selbst jeder Tag die industrielle Konkurrenzfähigkeit Ungarns hebt — im letzten Jahrzehnt sandte Transleithanien schon eine nennenswerte Menge von Halb- und Ganzfabrikaten nach Österreich, und zwar um 12) Millionen Kronen mehr als früher — dann muß man sich in der westlichen Reichshälfte der Habsburgermonarchie ernstlich fragen, ob es nicht klüger wäre, Ungarn zuvorzukommen. Heute noch vermöchte Zisleithanien auf die Länder der Stephanskrone einen Druck auszuüben, wenn es den Fehdehandschuh hinwerfen würde, ebenso wie Serbien durch die Grenzsperre in eine — allerdings ängstlich verhüllte — Krise getrieben worden ist. Daß die Politik des ersten Hiebes für Österreich mancherlei augenblickliche Bedrängnisse schaffen müßte, kann nicht bestritten werden. Wartet man aber, bis Ungarn losschlägt, dann wird die Erschütterung unvergleichlich heftiger sein. Aus diesen Erwägungen heraus kommen wir zur Ansicht, daß sich Österreich mit aller Anstrengung auf die wirtschaftliche Selbständigkeit vorzubereiten hat. Bis 1917 mußte die Zoll- und Handelsgemeinschaft aufrecht erhalten werden, weil die bereits früher abgeschlossenen Handelsverträge dazu verpflichteten. Eine nochmalige Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs wäre jedoch — wenn Ungarn nicht abgenehme Überraschungen böte — zu vermeiden: 1917 wird Österreich noch widerstandsfähiger sein, als etwa 1927.

Jetzt, nachdem wir uns über die Stellung zum Ausgleichsproblem klar geworden sind, können wir die Beck-Wederleschen Vereinbarungen betrachten. Sie legen die wirtschaftliche Gemeinsamkeit beider Reichshälften bis 1917 fest und regeln einen Teil der Wechselbeziehungen, die sich aus dem einheitlichen Zoll-, Handels-, Währungs- und Verkehrsgebiet ergeben. Fragen der Zoll- und Handelspolitik, der Gewerbe- und Industriepolitik, des Verkehrswesens, der Steuergesetzgebung, des Viehverkehrs, der Börsengesetzgebung, der Rentenbesteuerung und -Verwendbarkeit, der Bankpolitik und der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben für die Monarchie kamen zur Erledigung; im Umfange und in der Schwierigkeit der Materie findet man zum Teil wenigstens die Erklärung dafür, weshalb die Verhandlungen der österreichischen und ungarischen Regierung nahezu fünfzehn Monate währten. Für den reichsdeutschen Leser haben die Details der Ausgleichsvorlagen geringes Interesse; was in Betracht kommt, ist doch nur die Bilanz. Die drei wirtschaftlichen Ausgleiche, die bisher zwischen den beiden Reichshälften verfassungsmäßig abgeschlossen wurden, haben immer zu einer neuen erheblichen Belastung Österreichs geführt. Den Gipfel der Unvorteilhaftigkeit erklomm der Ministerpräsident Graf Badeni, der im Jahre 1897 mit Ungarn geradezu verhängnisvolle Vereinbarungen traf; der Badenische Ausgleich wurde jedoch nicht Gesetz. Das gleiche Schicksal traf die Abmachungen der Regierungen Körber und Szell, die für Österreich etwas günstiger als der Badenische Ausgleich gewesen wären, aber weit schlechter als der Ausgleich der achtziger Jahre erschienen. Fast ein Jahrzehnt also war das wirtschaftliche Verhältnis der beiden Reichshälften nur provisorisch geregelt, denn die Obstruktionen hemmten hüben und drüben. Nun soll wieder eine solide Basis gezimmert werden. Als Herr von Beck mit Ungarn verhandelte, vollzog sich in Österreich das Ereignis der Wahlreform. Das Ansehen der westlichen Reichshälfte stieg; man mußte die Eleganz bewundern, mit der sich der Privilegienstaat zum Volksstaat umwandelte. Ungarn dagegen getraute sich nicht dem Beispiele zu folgen und es geriet überdies in eine schwer fühlbare Geldkrise. Zudem rührten sich die Nationalitäten ganz gehörig, gleichsam als wollten sie dartun, daß die Herrschaft der Magyaren — als deren Willensvollstrecker das Ministerium Wederle gilt, — auf Sand ruhe. Österreichs Ministerpräsident Herr von Beck befand sich demnach in einer so günstigen Situation wie keiner seiner Vorgänger. Freilich konnte er diese erfreuliche Lage nicht voll ausnützen, denn ein Ausgleich, der von den Parlamenten gutgeheißen werden soll, mußte auch für die Faktoren der ungarischen Politik erträglich sein. Wenn man das Urteil über das Beck-Wederlesche Werk kurz fassen will, kann man sagen: Der Ausgleich schafft gegenüber dem bisherigen Zustande einige kleine sachliche Verbesserungen, läßt jedoch sehr wichtige Fragen teils unberührt, teils offen; er ist für Österreich keineswegs gut, aber auch nicht aufreizend nachteilig. Staatsrechtlich — und darauf muß man charakteristischerweise bei wirtschaftlichen Abmachungen Rücksicht nehmen — kommt Ungarn besser weg. Dem Karpathenreiche zuliebe wurde ein neuer Modus gewählt, indem man nicht mehr ein Zoll- und Handelsbündnis, sondern einen Zoll- und Handels*vertrag* einging. Auch sonst werden Ungarns Wünsche beachtet. Materiell ist Österreich scheinbar im Vorteil, obwohl alle Länder der Stefanskrone günstiger weggekommen. Transleithanien bietet Österreich etwas, das ins Auge fällt und entschädigt sich versteckt. Ungarn will seine Quote um 2 pCt. pro Jahr erhöhen, demnach zu den Bedürfnissen des Gesamtstaates um etwa 5 Millionen Kronen jährlich mehr beitragen. Das ist die Glanzerrungenschaft des Herrn von Beck. Nun hat der ungarische Handelsminister Stossitsch ziffernmäßig dargelegt, daß für Transleithanien verschiedene Gegenkonzessionen erwirkt wurden, die einen Vorteilsüberschuß ergeben. Dabei gedachte er nicht einmal des Gewinns, den Ungarn aus den letzten Zollerhöhungen im internationalen Verkehr — von dem ungerechten, für Österreich nachteiligen Zoll-Verrechnungsverfahren gar nicht zu reden — zufließen wird. Zu sachlicher Hinsicht wurden für Österreich kleine Vorteile erwirkt, die vorzüglich den Agrariern zugute kommen. Sehr bedenklich ist die Zulassung ungarischer Staatspapiere als Anlegegelder für Sparkassen, Versicherungsanstalten und Kautionen, die unter der Voraussetzung zugestanden ward, daß die gemeinsame Notenbank bis 1917 fortbestehen wird. Als empfindliche Lücke muß das Fehlen einer Vereinbarung über das Schicksal der österreichisch-ungarischen Zettelbank, deren Privilegium im Jahre 1910 abläuft und mithin über die Zukunft der einheitlichen Valuta bezeichnet werden; typisch endlich ist der Mangel jeder Vereinbarung über die unlautere ungarische Industrieförderungspolitik und über eine Beschleunigung im Tempo der sozialen Fürsorge in Ungarn. Freilich, dafür, daß in den Ländern der Stefanskrone der Terminhandel mit Getreide verschwinde, wurde gesorgt.

In Österreich findet der Ausgleich eine kühle, wenngleich keine ablehnende Aufnahme, in Ungarn stößt er bei einigen Exaltados auf

Widerstand, obgleich die Regierung die Gutheißung zu verstärken suchte, indem sie dem Budapester Parlamente gleichzeitig mit den wirtschaftlichen Vorlagen einen Teil der ungarischen Verfassungsgarantien unterbreitete, die der magyarischen Herrenschicht im Kampfe mit der Krone Vorschub leisten sollen. In Österreich-Ungarn will sich niemand mehr für eine Gemeinsamkeit begeistern, die Haß und Feindschaft vergällt haben. Cis- und Transleithanien leben zur Not miteinander, aber sie wollen voneinander nichts wissen und schon gar nicht bekennen, wie notwendig sie sich gegenseitig brauchen. Der Dualismus hat eben die Reichshälften und -Völker einander nicht nur nicht näher gebracht, sondern nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergedrängt.

Wien. **Richard Charmatz.**

Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs

I.

Frankreich ist das an Leihkapitalien reichste Land*); es besitzt verhältnismäßig am meisten fremde Wertpapiere, es ist stets bereit, andern Ländern, selbst so kapitalreichen wie Großbritannien Geldkapitalien zu leihen; selbst in Zeiten allgemeiner Geldknappheit ist es in der Lage, andern Ländern Gelder zur Verfügung zu stellen. Schätzt man doch die französischen Kapitalien, die allein dem russischen Reich zur Verfügung gestellt worden sind, auf fast 9 Milliarden, war doch nur Frankreich in der Lage, England während der Baringkrise die nötigen Gelder zu leihen.

Die Bimetallisten haben die Ursache davon in der französischen Doppelwährung gesucht und andern Ländern in Aussicht gestellt, in ebenso angenehme Lage zu kommen, wenn sie dieses System akzeptieren würden; aber Frankreich kann doch dem Ausland kein Silber geben, das muß es in den Kellern seiner Bank liegen lassen; nur Gold kann international verwertet werden.

Zuzugeben ist dagegen, daß der große Goldschatz, den die Bank von Frankreich gerade der Doppelwährung wegen zu halten genötigt ist, ihm in kritischen Zeiten ermöglicht, andern Ländern mit Gold auszuhelfen; aber das sind doch nur vorübergehende Hilfen, die mit dem eigentlichen Kapitalreichtum Frankreichs wenig zu tun haben.

Frankreich ist auch kein wesentlich industrielles Land; im Gegenteil: die in der Urproduktion beschäftigten Menschen überwiegen weitaus die gewerblich und industriell tätigen. Ja, man kann wohl mit Recht annehmen, daß gerade die geringe industrielle Entwicklung des Landes dazu führt, daß die ständig sich bildenden Kapitalien notgedrungen im Ausland Beschäftigung suchen müssen.

Der Fremdenverkehr führt Frankreich ständig Geld zu; Paris bietet noch immer einen großen Anziehungspunkt für reiche Ausländer; aber auch das hat gegen die Zeit des II. Kaiserreichs nachgelassen, und der Kapitalreichtum des Landes hat seitdem doch erheblich zugenommen; auch der Fremdenverkehr an der französischen Riviera, in Biarritz, Boulogne, in Chamonix usw. ist jedenfalls nicht größer als der Deutschlands, Österreichs, geschweige denn der Schweiz.

Der Mangel direkter Steuern begünstigt zweifellos die Kapitalvermehrung bei den ohnehin wohlhabenden Klassen; er mag in manchen Fällen reiche Kapitalisten bestimmen, ihren Wohnsitz in Frankreich zu nehmen, aber von großer Bedeutung kann das nicht sein, und das Geschrei der französischen Kapitalistenkreise, das Kapital werde auswandern, wenn man es besteuere, kann von niemandem ernst genommen werden. In Europa gibt es ja kaum einen weiteren Kulturstaat, der auf direkte Steuern verzichtet hätte.

Die kapitalistische Leistungsfähigkeit Frankreichs kann auch seine Ursache nicht in einer besonders guten Verwaltung und Anlage der sich neu bildenden Geldkapitalien haben. Kaum ein zweites Land hat solche Débacles erlebt wie Frankreich; man braucht nur an den Boulouxkrach, den Panamaskandal, die Betrügereien der Therese Humbert zu denken; und an den russischen Anleihen werden die Franzosen auch wenig Seide gesponnen haben. Der Krieg von 1870/71 hat dem Lande außer der Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franks Wunden geschlagen, die wohl auf das Doppelte jener Summe zu veranschlagen sind. Schließlich kostet dem Lande seine Kolonialpolitik sehr erhebliche Summen; Umstände, die eine Abnahme seiner Kapitalkraft statt deren Zunahme begreiflich erscheinen lassen würden.

Der Krieg von 1870/71 verschob das Verhältnis zwischen den Nationalvermögen Deutschlands und Frankreichs um mindestens 20 Milliarden zu Ungunsten Frankreichs, und trotzdem ist es das ungleich wohlhabendere Land geblieben, obgleich in Deutschland inzwischen der enorme industrielle Aufschwung und Hand in Hand damit der seines Handels und seiner Schiffahrt erfolgt war, während Frankreichs Industrie, sein Handel und namentlich auch seine Schiffahrt erheblich weniger zugenommen haben.

Warum vermag das deutsche Volk von 62 Millionen Seelen nicht entfernt die disponibeln Kapitalien zu schaffen, wie das französische von nur 41 Millionen?

Die Antwort auf diese Frage liegt eben zum großen Teil darin, daß die Volkszahl Frankreichs stationär geblieben, die Deutschlands in ständiger gewaltiger Zunahme begriffen ist.

Deutschland mußte im Jahre 1905 für einen Zuwachs von 854820 Menschen sorgen, Frankreich nur für einen von 58064; auf 1000 Einwohner hatte Deutschland 33 Geburten im Jahr, Frankreich nur 20,5. Die deutsche Familie hat demnach für sehr viel mehr Kinder zu sorgen als die französische, zumal die Sterblichkeit und auch speziell die Säuglingssterblichkeit in beiden Ländern nahezu gleich sind. Rechnet man die Ausgaben, die der Mensch bis zum vollendeten 16. Jahre verursacht, d. h. bis zu dem ungefähren Zeitpunkt, mit dem er seinen Lebensunterhalt selbst verdient, auf durchschnittlich 3000 Mark, was mit Zinseszins sicher wohl nicht zu hoch gerechnet ist, so würde Frankreich gegenüber Deutschland allein an Erziehungsgeldern jährlich 1472 Millionen Mark sparen; schätzt man diese Erziehungskosten nur auf 2000 Mark, so würde die jährliche Ersparnis sich auf nicht ganz 1 Milliarde Mark belaufen. In diese Erziehungskosten müssen natürlich auch die von Gemeinden bezw. dem Staat aufgewendeten Schullasten mit eingerechnet werden.

Damit sind aber die Kosten des jährlichen Zuwachses nur zum Teil in Rechnung gestellt. Frankreich braucht an Wohnungsbauten außer dem Ersatz für in Abgang gekommene jährlich nur den Bedarf von 58000 Menschen decken, Deutschland für fast die 15fache Zahl; rechnet man die Herstellungskosten einer Wohnung durchschnittlich nur mit 1000 Mark pro Kopf, so macht das für Deutschland eine jährliche Mehrausgabe von 800 Millionen Mark gegenüber Frankreich. Letzteres kennt auch keinen Großgrundbesitz in dem Sinn, wie wir ihn im Norden und Osten Deutschlands haben; die Besitzverteilung ist dank des Verbots von Fideikommissen und Dank der freien Teilbarkeit von Grund und Boden eine sehr günstige. Wir haben infolgedessen in ganz andrem Maße als Frankreich eine Entvölkerung des platten Landes, ein Zuströmen zu den Städten, eine rapide Großstadtentwicklung. In den 40 deutschen Großstädten leben allein 12 Millionen Menschen, davon zirka 4½ Millionen in 5 Städten; fortwährend erweitern sich Kleinstädte zu Mittelstädten, werden aus diesen Großstädte; das erfordert nicht nur den Bau zahlreicher Häuser, das macht Straßen mit allem Zubehör, macht Kanalisation, Elektrizitäts-, Gas- und Wasserleitungsanlagen notwendig. Eine in ihrer Bevölkerung gleichbleibende Stadt braucht dafür ebenso wie für neue Schulen nicht zu sorgen. Welche Summen werden in Deutschland allein jährlich für städtische Anleihen aufgebracht, wobei in Betracht gezogen werden muß, daß die der kleineren und der meisten Mittelstädte gar nicht an die Börse gelangen, sondern von kommunalen Bankeinrichtungen — Provinzialhilfskassen,

*) Nach einer 1903 vom französischen Ministerium des Äußern angestellten Untersuchung hatte Frankreich im Ausland Kapitalanlagen einschließlich des Besitzes von Wertpapieren in Millionen Frcs.: in Rußland 6966, Spanien 2974, Österreich-Ungarn 2850, europäische Türkei 1818, Italien 1430, England 1000, Portugal 900, Belgien 600, Schweiz 455, Rumänien 438, Norwegen 290, Griechenland 283, Serbien 201, Niederlande 200, Monaco 131, Schweden 123, Luxemburg 62, Bulgarien 48, zusammen in Europa 21012 Millionen Frcs., ferner in Asien 1121, Afrika 3693, Nordamerika 1058, Mittelamerika 290, Südamerika 2624, Ozeanien usw. 57 Millionen Frcs. Damals zusammen 32 Milliarden Frcs. Inzwischen hat eine sehr beträchtliche Vermehrung, namentlich an russischen Werten stattgefunden; insgesamt dürfte Frankreich heute gut 40 Milliarden Frcs. an Auslandswerten besitzen; Deutschland dagegen dürfte kaum mehr als die Hälfte davon aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Landeskulturrentenbanken usf. gewährt werden, so daß ein erheblicher Teil der von solchen Instituten ausgegebenen Obligationen ebenfalls auf Rechnung der von Gemeinden infolge des Bevölkerungszuwachses zu schaffenden gemeinnützigen Anlagen zu setzen ist.

Manche derselben, wie Kanalisation, gemeinsame Wasserversorgung, werden häufig erst durch die Zunahme der Bevölkerung bezw. die gedrängte Bebauung notwendig; solange diese eine gewisse Dichtigkeit nicht erreicht, erübrigt sich die eine wie die andre; erst durch das massenhafte enge Zusammenwohnen der Menschen werden sie eine hygienische Notwendigkeit.

Ebenso werden die Straßenbahnen mit dem Wachsen des Ortes ein Verkehrsbedürfnis, das vorher entweder gar nicht bestanden hat, oder aber so gering und selten war, daß lokales Fuhrwerk es bewältigen konnte.

Und ganz ähnlich liegt es mit den Aufgaben des Staates. Der Bevölkerungszuwachs erfordert Erweiterung der Personen- und Güterbahnhöfe, der Be- und Entlade- und Rangiergleise, doppelte und mehrfache Fahrgleise, vermehrten Fahrpark, vergrößerte Dienstgebäude.

Mehr Menschen machen mehr Verwaltungs- und Richterpersonal, vermehrte und vergrößerte Verwaltungs- und Gerichtsgebäude notwendig; ihre fachliche Vorbildung erheischt mehr Anstalten, die dem höheren Unterricht dienen: Gymnasien, Realschulen, Universitäten, technische Hochschulen; die Fortschritte der Wissenschaft erfordern an jeder Hochschule fortwährend neue Bauten, Laboratorien, Kliniken usw.

Wie wenig Universitäten und technische Hochschulen zählt Frankreich, wie zahlreiche Deutschland! Und schließlich kostet nicht nur die Anlage und Erweiterung solcher Anstalten ständig Geld, sondern mehr noch der ständige Betrieb. In allen diesen Sachen spart Frankreich gegenüber Deutschland.

Nun wird man einwenden: ein großer Teil dieser Ausgaben sind direkt werbende Kapitalsanlagen, die sich verzinsen, so die Wasserleitungen durch das Wassergeld, Gas- und Elektrizitätswerke, Straßen- und andre Bahnen. Das ist richtig, aber sie verzinsen sich lediglich durch die Ausgaben, die die Einwohner der Gemeinde bezw. des Staates für ihre Benutzung machen, es tritt dadurch wohl eine Kapitalbildung ein, aber keine, die es ermöglichte, Kapital für die Investierung im Ausland übrig zu haben. **Georg Gothein.**

Der Wohnungsgeldzuschuß der Beamten

Ist es nicht ein herrlicher Name, „Wohnungsgeldzuschuß"? Muß nicht jeder, der in die Geheimnisse dieser Spezialfrage nicht tiefer eingedrungen ist, mit vollstem Recht glauben, es handle sich nur um einen Zuschuß, den der Staat zu den Ausgaben der Beamten für Wohnungsmiete leistet? Sogar die Regierung hat diesen Standpunkt schon vertreten; wie kann man da den Hausbesitzern verübeln, daß sie ebenso denken und die Mietpreise erheblich höher ansetzen, als der Betrag des Wohnungsgeldzuschusses ausmacht.

Und doch liegt die Sache ganz anders. Als im Jahre 1873 eine Erhöhung der Beamtengehälter eintrat, da schuf man gleichzeitig durch Gesetz vom 30. Juni einen neuen Einkommensteil, der dazu bestimmt sein sollte — wie die Motive besagen —, den Unterschied der Kosten der Lebenshaltung in den nach dem Grade der Teuerung verschiedenen Orten auszugleichen. Da man in der Einteilung der Orte in 6 Klassen, die im Jahre 1868 für die Gewährung von Entschädigungen für Quartierleistung in Friedenszeiten geschaffen worden war, bereits eine Differenzierung vorfand, so übernahm man diese Klasseneinteilung auch für den neuen Gehaltsteil der Beamten. Weil nun die Ausgaben für die Wohnungsmiete als der wichtigste Teil anzusehen war, der die Höhe der Kosten der Lebenshaltung in den verschiedenen Orten am meisten beeinflußte, so erfand man für den neuen Gehaltsteil den wenig geschmackvollen Namen „Wohnungsgeldzuschuß".

Wie der Name, so ist auch das Unfertige, Unbegründete der Zuteilung der Orte, die für einen ganz andern Zweck geschaffen war, dem Gehaltsteil bis heute geblieben. So oft auch der Reichstag eine gründliche Reform des Wohnungsgeldzuschusses verlangt hat — in den letzten 10 Jahren m. W. viermal —, bis auf den heutigen Tag ist man über bloßes Flickwerk: Versetzung einer Anzahl von Orten in eine höhere Klasse, Abschneiden der letzten Klasse, Erhöhung der Beträge bei den Unterbeamten um die Hälfte des Satzes, nicht hinausgekommen.

Dabei birgt die vorhandene Klasseneinteilung unleugbar die größten Ungerechtigkeiten. Bereits in den 90er Jahren stellte die Regierung, bei Gelegenheit einer umfassenden Erhebung über die Wohnungsmieten der Beamten, fest, daß die durchschnittlichen Mietpreise für ein Zimmer in verschiedenen, zu einer Klasse gehörigen Orten um mehrere hundert Mark schwankten. Es betrug der Unterschied zwischen der teuersten und der billigsten Wohnung von drei bis vier Zimmern:

in Klasse	I	532 M.
„ „	II	441 „
„ „	III	409 „
„ „	IV	437 „

Bei solchen Verschiedenheiten darf man sich allerdings nicht wundern, wenn die Beamten immer von neuem ihre Stimme erhoben, um eine gründliche Reform dieser Zustände zu erreichen.

Für das Jahr 1908 steht nun abermals eine Revision des Gesetzes über den Wohnungsgeldzuschuß bevor; die ganze Beamtenschaft erwartet mit begreiflicher Spannung das Ergebnis. Die vom Reichsschatzamte vorgenommenen Ermittelungen über die Wohnverhältnisse der Reichsbeamten geben allerdings ein seltsames Bild von der Auffassung der Regierungsleute in dieser Frage. Man sollte meinen, es handle sich darum, zu ermitteln, wieviel der Mietpreis für eine angemessene Wohnung von 3 bis 4 Zimmern in den einzelnen Orten beträgt. Die Regierung hat aber ermittelt, wieviel die Aufwendungen für das Wohnbedürfnis der Beamten nach den tatsächlich aufgewendeten Kosten betragen hat, ohne dabei im mindesten zu berücksichtigen, wie die Wohnungen beschaffen waren. Das ist aber ein gewaltiger Unterschied. Nehmen wir einen mittleren Beamten, der in einem teuren Orte wohnt. Sein Einkommen ist klein, dagegen sind die Kosten der Lebenshaltung außerordentlich hoch. Bei allen Ausgaben muß er so viel als möglich zu ersparen suchen. Wo wird er anfangen, die Kosten herabzudrücken? Vor allen Dingen bei der Wohnung. Und obgleich er für eine, seinen Verhältnissen entsprechende Vierzimmerwohnung eigentlich auf den Wohnungsgeldzuschuß noch eine erkleckliche Summe von seinem Gehalt draufzahlen müßte, wird es dennoch sein Bestreben sein müssen, von dem Wohnungsgeldzuschuß noch etwas zu ersparen. Wie nun die Wohnung beschaffen sein wird, das kann man sich am Ende denken: 2 bis höchstens 3 Zimmer im obersten Stock eines Hinterhauses im Arbeiterviertel, oder weit entfernt von der Stadt, oder in einem alten, gesundheitlich minderwertigen Hause. Und nach diesen Wohnungen ermittelt die Regierung die Aufwendungen für das Wohnbedürfnis der Beamten! Mit Notwendigkeit muß sich ein ganz falsches Bild ergeben: in den teuersten Orten werden die Wohnverhältnisse vermutlich am günstigsten erscheinen.

Diese Erhebungen der Regierung sind daher nicht grade vertrauenerweckend. Es schwirren überhaupt die merkwürdigsten Gerüchte über die Neuregelung des Wohnungsgeldzuschusses in den Zeitungsblättern. Einmal hieß es, das bisherige System der Einteilung nach Servisklassen solle beibehalten werden, unter Aufbesserung der einzelnen Sätze um 30 oder gar 50 pCt. Ein andermal sprach man von dem gänzlichen Wegfall des Wohnungsgeldzuschusses unter entsprechender Aufbesserung der Gehälter, da die Erhöhung der Zuschüsse sogleich ein Anschwellen der Mietpreise zur Folge hätte. Schließlich wurde die Frage erörtert, den Wohnungsgeldzuschuß außer nach örtlichen auch nach persönlichen Rücksichten abzustufen.

Der letztere Gedanke als Ausbau der bestehenden Einrichtung trifft meines Erachtens das allein Richtige. Da es erwiesen ist, daß die Kosten der Lebenshaltung in den einzelnen Orten durch die verschiedensten Faktoren sehr beeinflußt werden, da andrerseits die Beamten ihren Amtsort in der Regel nicht selber wählen können, so ist eine verschiedene Bemessung ihres Einkommens vom Standpunkte einer gerechten Besoldung unerläßlich. Der Ausgleich der ungleichen Kosten der Lebenshaltung hat am besten durch einen Zuschlag zum Einkommen stattzufinden, der nach dem Grade der Teuerung der Orte verschieden hoch bemessen ist. Als Faktoren bei der Zuteilung der einzelnen Orte in die Klassen sind insbesondere die Mietpreise der Wohnungen, die Lebensmittelpreise und die Steuern zu berücksichtigen. Die Klassen dürften für gleiche Beamtenkategorien nicht unter 50 und nicht über 100 M. auseinanderliegen. Dieser Zuschlag zum Einkommen erhält am besten den Namen „Ortszulage".

Über den Unterschied der Mietpreise in den einzelnen Orten brauchen wir keine Worte verlieren. Die Höhe der Mietpreise darf natürlich nicht darnach ermittelt werden, was tatsächlich von den Beamten an Wohnungsmiete bezahlt wird, sondern nach dem, was für eine angemessene Wohnung bezahlt werden muß. Auch bei den Preisen der Lebensmittel bestehen die größten Verschiedenheiten, und selbst ein Unterschied von nur wenigen Pfennigen im einzelnen, ergibt bei dem außerordentlichen Verbrauch an Lebensmitteln, auf das Jahr berechnet, eine ansehnliche Summe.

Als dritter Faktor waren die Steuern genannt, die bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Leider sehr mit Unrecht. Bei einem Vergleich der Steuern der einzelnen Bundesstaaten und der Gemeinden stellt sich heraus, daß in den Steuersätzen bei gleichem Einkommen ganz beträchtliche Schwankungen bestehen. Der Abgeordnete Dr. Neumann-Hofer hat in der Sitzung des Reichstages vom 2. Mai d. J. auf die bedeutenden Verschiedenheiten der Besteuerung in Berlin und Detmold hingewiesen. Darnach betrugen die Staats- und Gemeindesteuern:

bei einem Einkommen von	in Berlin	in Detmold	mehr in Detmold
	M.	M.	M.
3600	105	192	87
2400	54	120	66
1000	9	36	27.

Das Mehr in Detmold beträgt demnach gegen Berlin bei den höheren Einkommen fast das Doppelte, bei den mittleren Einkommen mehr als zweimal so viel, bei den unteren Einkommen viermal so viel. Ein Ausgleich derartiger bedeutender Unterschiede durch die Ortszulage ist im Interesse der Gerechtigkeit durchaus vonnöten.

Das wären die Grundlinien für Ortszulagen, die für alle Beamte gleichmäßig Gültigkeit hätten. Außer diesen rein örtlichen Rücksichten gibt es nun noch persönliche Faktoren, die die Kosten der Lebenshaltung der Beamten außerordentlich beeinflussen, die bei Bemessung der Ortszulagen demnach berücksichtigt werden müßten. Man muß sich wirklich wundern, daß das nicht schon längst geschehen ist. Ich meine die sehr verschiedene Höhe der Ausgaben für gleiche Zwecke bei Junggesellen und bei verheirateten Beamten, oder genauer: bei Beamten mit oder ohne eignen Hausstand.

Man muß ohne weiteres anerkennen, daß ein Beamter mit Familie ein ganz andres Wohnbedürfnis hat als ein einzelner lediger Mann. Wenn auch die Junggesellen gegen eine Differenzierung des Wohnungsgeldzuschusses für Verheiratete und Ledige sich sträuben, unter dem Vorgeben, der Staat habe sich nicht darum zu kümmern, ob die Beamten verheiratet oder ledig seien, er müsse gleiche Leistungen mit gleicher Besoldung entlohnen — der Gedanke an sich ist dennoch richtig. Der Staat hat sich schon immer grundsätzlich um die persönlichen Verhältnisse der Beamten gekümmert. Dies zeigt sich z. B. darin, daß die verheirateten Beamten bei Versetzungen das Doppelte an Umzugskostenentschädigung erhalten als die ledigen Beamten. Im weiteren übernimmt der Staat auch die Sorge für die Hinterbliebenen der Beamten durch Gewährung von Witwen- und Waisengeld. Der zweite Einwand — gleiche Bezahlung für gleiche Leistungen — ist ganz und gar hinfällig. Dann müßten die Diätare dasselbe Gehalt bekommen wie die angestellten Beamten; dann wären auch die Alterszulagen völlig unberechtigt; denn ein Beamter in jüngeren Jahren leistet doch wohl ziemlich dasselbe wie ein älterer Beamter.

Man muß vielmehr den Standpunkt des Reichsgerichts als richtig anerkennen, das am 22. Mai 1890 ausgesprochen hat: „Der Beamte widmet in der Regel dem Amtsdienst seine volle Lebenstätigkeit. Daraus erwächst für den Staat die Verpflichtung, den Beamten seinem Stande gemäß zu erhalten. Sonach bildet das Gehalt nicht eine Bezahlung der einzelnen Dienste, sondern eine Unterhaltsrente."

Diese auch von dem Rechtslehrer Prof. Laband u. a. vertretene Auffassung von der Natur des Beamtengehalts hat sich längst durchgerungen; wir können es daher nur billigen, wenn die Regierung in Anerkennung dieses Prinzipes die Absicht hat, die Ortszulagen für Beamte mit eignem Hausstand höher zu bemessen als für ledige Beamte ohne eignen Hausstand. Wir empfehlen, noch einen Schritt weiterzugehen und einen Unterschied nach der Zahl der Kinder eintreten zu lassen; denn eine Familie mit mehreren Kindern hat wiederum ein größeres Wohnbedürfnis als eine solche ohne Kinder. Das zweite ist nur eine logische Folgerung aus dem Vordersatze.

Und noch ein drittes persönliches Moment tritt hinzu. Bei den in kleinen Orten wohnhaften Beamten ist das Fehlen höherer Schulen in hohem Grade geeignet, die Kosten für den Unterricht der Kinder bedeutend zu erhöhen. Man muß es als berechtigt anerkennen, wenn die Eltern bestrebt sind, ihren Kindern mindestens dieselbe Schulbildung zuteil werden zu lassen, die sie selbst genossen haben. Wenn an seinem Amtsorte sich keine höhere Schule befindet, dann ist der Beamte genötigt, seine Kinder nach einem andern Orte einzuschulen; er muß sie meistens dort auch in Pension geben. Das aber kostet sehr viel Geld, und darum ist ein Ausgleich dieser Kosten durch die Ortszulagen ein Gebot der Billigkeit.

Man käme dann zu folgendem Ergebnis:

1. Jeder Ort wird nach dem Grade seiner Teuerung einer bestimmten Klasse zugewiesen. Maßgebend bei der Zuteilung sind die Mietpreise der Wohnungen, die Preise der Lebensmittel und die Höhe der Steuern. Der Betrag der Ortszulage muß so hoch sein, daß eine kinderlose Familie die Kosten für die Miete einer angemessenen Wohnung völlig davon bestreiten kann. Gehen die Preise für Lebensmittel und die Steuern über einen bestimmten Durchschnittssatz hinaus, dann muß die Zuteilung des Ortes in die nächsthöhere Klasse erfolgen. Dieser so ermittelte Betrag bildet die Grundlage, den Einheitssatz für einen verheirateten Beamten ohne Kinder und für ledige Beamte mit eignem Hausstand.

2. Von hier aus gibt es Abstufungen aus persönlichen Gründen:

a) ein lediger Beamter ohne Hausstand hätte etwa $^4/_5$ des Einheitssatzes zu beziehen;

b) ein verheirateter Beamter mit ein bis zwei Kindern etwa $^1/_5$ des Einheitssatzes mehr;

c) bei mehr als 2 Kindern kommt ein weiteres Fünftel des Einheitssatzes hinzu;

d) Beamte an Orten ohne höhere Schulen, die genötigt sind, ihre Kinder in eine Nachbarstadt zur Schule zu schicken, erhalten während der Dauer dieser auswärtigen Einschulung für jedes Kind einen jährlichen Zuschuß, dessen Höhe darnach verschieden hoch zu bemessen ist, ob das Kind auswärts bei Fremden in Pension gegeben werden muß, oder ob es täglich in das Elternhaus zurückkehrt. Dieser Zuschuß gehört indes eigentlich bereits in das Gebiet der Erziehungsbeihilfe an Beamte.

Wir erhalten dann folgendes Bild von den Ortszulagen: angenommen, die bisherigen ersten drei Sätze des Wohnungsgeldzuschusses für mittlere Beamte würden auf das nächsthöhere volle Hundert und die beiden unteren Sätze auf die nächsthöheren 50 M. erhöht, so würden aus

Klasse	A	I	II	III	IV
	M.	M.	M.	M.	M.
jetzt	540	432	360	300	216
künftig	600	500	400	350	250
Dann würden beziehen:					
ledige Beamte ohne Hausstand	480	400	320	280	200
Einheitssatz: verheiratete Beamte ohne Kinder und ledige Beamte mit eignem Hausstand	600	500	400	350	250
Beamte mit 1—2 Kindern	720	600	480	420	300
Beamte mit mehr als 2 Kindern	840	700	560	490	350

Zur näheren Begründung der einzelnen Sätze fehlt es hier an Raum; im übrigen versteifen wir uns durchaus nicht auf die vorgeschlagene Fünfteleinteilung; es kann auch eine andre Teilung sein.

Bei diesem Verfahren würden sich die Mehrausgaben des Staates in mäßigen Grenzen bewegen; diejenigen Beamten aber, die der Aufbesserung am meisten bedürfen — die verheirateten Beamten mit mehreren Kindern — würden immer noch eine namhafte Aufbesserung erhalten.

Man könnte noch einwenden, die Differenzierung nach persönlichen Rücksichten würden den Verwaltungen bedeutende Mehrarbeiten — Kontrolle der Familienverhältnisse, erschwerte Kassen- und Buchführung usw. — bringen. Das kann doch aber im Ernst keinen Grund bieten, einen als richtig und gut erkannten Grundsatz zu verwerfen. Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie bewältigt werden. Außerdem bietet diese unter sich so sehr verschiedenartige Bemessung der Ortszulagen einen weiteren nicht zu unterschätzenden Vorteil gegenüber der Öffentlichkeit. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die Erhöhung der Wohnungsgeldzuschüsse sogleich nach Inkrafttreten voraussichtlich ein lebhaftes Echo in Hausbesitzerkreisen wecken wird. Man wird in diesen Kreisen plötzlich das Bedürfnis entdecken, die Wohnungsmieten ebenfalls um ein Erkleckliches zu steigern, denn der Wohnungsgeldzuschuß ist ja nach Ansicht dieser Herren nur ein Zuschuß zur Wohnungsmiete. Dieses Manöver wird bei Durchführung unsrer Vorschläge ziemlich unwirksam sein. Zunächst wird schon die bloße Umwandlung der Wohnungsgeldzuschüsse in Ortszulagen beruhigend auf die Nerven dieser Leute wirken. Dann wird die Erhöhung der Ortszulagen auf den Betrag des Einheitssatzes geringer sein, als wenn eine allgemeine Steigerung der jetzigen Wohnungsgeldzuschüsse ohne Differenzierung vorgenommen würde. Schließlich möchte ich den Hausbesitzer kennen lernen, der den Betrag der Ortszulage, die sein Mieter nach unsern Vorschlägen erhalten würde, ihm genau nachrechnen könnte. Das dürfte wohl nur wenigen, ganz Überschlauen, gelingen; die große Mehrheit würde sich an den Einheitssatz halten und dann könnte die Mietssteigerung nicht so bedeutend ausfallen. Also auch diese Gefahr würde beträchtlich gemindert werden.

Das wären die Grundzüge einer Reform des Wohnungsgeldzuschusses nach unserm Sinne; es wäre sehr zu wünschen, wenn der Reichstag bei der Beratung dieser Materie in der kommenden Session solche Vorschläge einer gründlichen Prüfung unterzöge. **W. Seiffert.**

Unsre Bewegung

Düsseldorf. Dienstag, den 22. Oktober, tagte hier eine Versammlung entschieden liberaler Männer. Nachdem Parteisekretär Br. Poersch einen beifällig aufgenommenen Vortrag über „die augenblickliche politische Situation" gehalten hatte, schritt man zur Gründung eines politischen Vereins, der sich dem Wahlverein der Liberalen anschloß und den Titel „Freisinnige Vereinigung für Düsseldorf und Umgegend" führt. In den Vorstand wurden die Herren Prof. Schloßmann, Rechtsanwalt Dr. Klein, Gewerkvereinssekretär (H. D.) O. Potthoff und Provinzialsekretär J. Klee gewählt. Die Vereinsabende finden jeden ersten Mittwoch im Monat im „Taunus", statt. Es meldeten sich sofort 40 Herren der verschiedensten Gesellschaftskreise zum Beitritt.

Erlangen, Nationalsozialer Verein. V. Dr. Rotter. Ordentliche Mitgliederversammlung 18. Oktober 1907. Es wurde ein Beamtenausschuß gebildet aus einem Staats-, einem Kommunal-, einem technisch-industriellen und einem kaufmännischen Beamten. Leiter des Ausschusses: Postadj. H. Fürst. . . . . Die erste öffentliche Veranstaltung des Vereins (Anfang Nov.) wird

sich mit der preußischen Wahlrechtsreform befassen. Nächste Mitgliederversammlung: Freitag, 1. November im „schwarzen Bären", Druckerstraße.

Halle a. S. (Dr. J. Rathje, Forsterstr. 16.) Die hiesigen „Freunde der Hilfe" beschlossen nach einem sehr instruktiven Referat des Lehrers Völker zur Frage der preußischen Wahlrechtsreform folgende Resolution: Wir sprechen dem Reichstagsabgeordneten Dr. Naumann Dank aus für die mannhafte Art, in der er den Kampf für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen begonnen hat. Wir erwarten von den liberalen Abgeordneten Preußens, daß sie die Wahlrechtsfrage als die Lebensfrage des Liberalismus erkennen und keiner Vorlage der Regierung zustimmen werden, die unter dem Deckmantel einer „Reform" das Wahlrechtsunrecht in Preußen verewigt.

Leipzig. Liberaler Verein. V. Dr. med. Ernst Langerhans, Petersteinweg 10. V.-L. Deutsches Haus, am Königsplatz. In unserer Mitgliederversammlung am 18. Oktober sprach Dr. Barge, der im 3. städtischen Landtagswahlkreise kandidiert hatte, über die sächsischen Landtagswahlen und ihre Lehren. — Unser Beamtenausschuß tagte am 28. Oktober zum ersten Male in erweiterter Form unter außerordentlicher reger Anteilnahme der Beamtenschaft. Oberpostassistent Heming referierte über die Lage der Reichspostbeamten. In der nächsten Sitzung sollen die sächsischen und preußischen Eisenbahnbeamten zu Worte kommen.

Cassel. Am Sonntag, den 27. Oktober, begannen wir mit der dringend notwendigen Arbeit auf dem Lande. Dr. Tienes-Cassel sprach in Spangenberg vor einer außerordentlich gut besuchten Versammlung über „Antisemitismus und Liberalismus". Der erfolgverheißende Anfang dürfte viele unsrer Mitglieder zu regster Werbearbeit auf dem Lande ermutigen.

Hamm (Westfalen), Liberale Vereinigung. V. Oberlehrer Tronnier, Albertstr. 20. Unser Verein leitete seine Herbstarbeit am 20. Oktober mit einer öffentlichen Versammlung ein, in welcher Herr Rechtsanwalt Friedr. Kohn-Dortmund über „Wahlreform und soziale Reform" sprach. Die Ausführungen des Redners fanden einhelligen Beifall. Nach kurzer Diskussion wurde einstimmig eine entschiedene Resolution zum Wahlrecht angenommen. — Wir gewannen 10 neue Mitglieder. Möchten doch bald alle „Hilfe"freunde des Wahlkreises Hamm-Soest sich uns anschließen!

Soziale Bewegung

Noch eine Ministerrede. Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg hat nicht nur die Arbeiter auf dem sogenannten deutschen Arbeiterkongreß in Berlin begrüßt, sondern er hat auch den Unternehmern, die im bekannten scharfmacherischen Zentralverbande der Industriellen vereinigt sind, „eine schöne Rede" gehalten. Er erklärte den Herren Kirdorf, Bueck usw. gegenüber, daß er bestrebt sein werde, „dem Unternehmertum und der Arbeiterschaft mit der gleichen Offenheit und Unbefangenheit gegenüberzutreten und die Auffassungen beider Seiten gleichmäßig zu würdigen, um in möglichst enger Fühlung mit dem wirklichen Leben das richtige Augenmaß für das Mögliche sowohl, wie auch für das Notwendige zu gewinnen". Er betonte auch hier wieder, daß er eine entschlossene Sozialpolitik weiterführen wolle „die von den wirtschaftlichen Zuständen der Industrie untrennbar sei". Diese Rede wurde an Energie und Deutlichkeit entschieden übertroffen durch eine Ansprache des preußischen Handelsministers Delbrück an dieselben Herren Scharfmacher beim Festmahl ihrer Generalversammlung. Hier hatte der bekannte Geh. Kommerzienrat Kirdorf-Rheinelbe, der König der Kohlen- und Kokshern, eine geharnischte Tischrede gehalten, in der er „zum geschlossenen Kampf gegen den Umsturz" und zur „Wahrung des Herrenstandpunktes" gegenüber den Arbeiterorganisationen aufgefordert hatte. Darauf antwortete Handelsminister Delbrück mit bemerkenswerter Deutlichkeit u. a.:

> „Geheimrat Kirdorf hat gesagt, wir wollen Herren im Hause bleiben. Dieses Wort „Herren" hat Ihnen mehr geschadet in der öffentlichen Meinung als manche bittere Tat, und daß es geschadet hat, bedaure auch ich, da Sie etwas andres damit meinen. Es liegt jedem Unternehmer fern, ein mittelalterliches Herrentum den Arbeitern gegenüber aufzustellen; es liegt uns fern, den freien Willen zu beschränken, auch wenn es unser Arbeiter ist. Wir wollen auch keine Herren sein, sondern wir wollen als erste Arbeiter unsrer Betriebe Kameraden unsrer Arbeiter sein; wir wollen das Maß der Kommandogewalt des älteren Offiziers gegenüber dem jüngern, wenn nicht der Betrieb in Scherben gehen soll. Wir wollen Kameraden unsrer Arbeiter sein; wenn uns das gelingt, sind wir über die größte Schwierigkeit hinweg. Es handelt sich hüben wie drüben eigentlich nur um die Anerkennung eines gewissen Standpunktes. Da ist der Einigungspunkt gefunden in den letzten Worten Kirdorfs. Wenn die Arbeitgeber die ersten Kameraden der Arbeiter sind, ist die Frage gelöst. Denn wir sind darüber einig, daß, wenn Sie Ihren Standpunkt vertreten in der Überzeugung, daß die Stärke des Vaterlandes in der Stärke der Industrie liegt, daß diese nur erhalten bleibe, wenn ihr die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande nicht genommen wird, über Einzelheiten wir uns einigen werden". —

Das sind in Anbetracht der Umgebung, in der sie fielen, kühne und offne Worte. Sie haben mehr Gewicht als die schillernden Reden des Staatssekretärs des Innern. Ihren Inhalt werden aber auch sie erst durch Taten der Regierung finden.

Ein Warenhausboykott. Eine interessante Kraftprobe machen die gewerkschaftlichen Organisationen Berlins mit Unterstützung der sozialdemokratischen Parteiorganisation. Sie erklären der Firma Jandorf, die mehrere große Warenhäuser in verschiedenen Gegenden Berlins besitzt, den Boykott, weil diese Firma angeblich das freie Koalitionsrecht ihrer Hausdiener und Ausläufer angegriffen und die Zugehörigkeit zum sozialdemokratischen Transportarbeiterverband verboten hat. Daraufhin hat sich der sozialdemokratische Parteivorstand ins Zeug gelegt und durchgesetzt, daß auf einem allgemeinen Zahlabend für Groß-Berlin die Boykottierung der Firma mit großer Mehrheit beschlossen worden ist. Natürlich wehrt sich Jandorf gegen die Behauptungen und das Vorgehen der sozialdemokratischen Organisationen. Dieser Kampf ist aber hauptsächlich darum so eigenartig, weil er in der Hauptsache von den Frauen der Arbeiter ausgefochten werden muß, von denen es so oft heißt, daß sie nur geringes Solidaritätsgefühl und sehr mangelhaftes Verständnis für die gewerkschaftlichen Aufgaben der Arbeiter hätten. Sie sollen jetzt mit allen Mitteln den Boykott durchführen. Dabei muß man bedenken, daß die Firma Jandorf ihre großen stadtbekannten Warenhäuser — mit einer einzigen Ausnahme — fast ganz auf Arbeiterkundschaft eingerichtet hat. Eifrig vertreiben nun sozialdemokratische Frauen Boykottzettel vor den Warenhäusern der Firma, ja selbst in den Verkaufsräumen, aber auch sonst auf den Zugangstraßen, in den elektrischen Bahnen, auf den Eisenbahnen, die in die Arbeiterviertel führen. Die Frage ist nur, ob sie mit dieser eifrigen Arbeit bei ihren Geschlechts- und Klassengenossinnen Erfolg haben werden. Dem ersten derartigen Versuch großen Stiles wird man deshalb besondere Beachtung schenken müssen.

Zur Landarbeiterfrage. Professor Ehrenberg, unter den Nationalökonomen ein Hauptliebling der Agrarier, veröffentlicht im „Tag" eine bewegliche Klage über „das antisoziale Gebaren eines großen Teils der — Landarbeiter". Jawohl, Arbeiter! Er schreibt: „Eine Treulosigkeit sondergleichen ist eingerissen, eine bewußte, systematische Verhöhnung des Pflichtgefühls, des Gemeinsinnes, der Treupflicht, welche der Stern des Arbeitsverhältnisses ist und dies bleiben muß, wenn der „freie Arbeitsvertrag" nicht wieder verschwinden, wenn der Arbeitszwang nicht wieder eingeführt werden soll, d. h. wenn wir nicht wieder zu ganz rohen Zuständen zurückkehren sollen. Ist eine Massenerscheinung, wie wir sie jetzt in der Landwirtschaft erleben, etwa eine notwendige Folge des Grundsatzes der Freizügigkeit? Dann allerdings bedarf die Freizügigkeit der Einschränkung, eine Folgerung, vor der ich meinerseits bisher mich gescheut habe, die sich aber schließlich mit elementarer Wucht aufdrängt. Ich bin wahrhaftig kein Freund des Zwanges. Aber das antisoziale Gebaren eines großen Teils unsrer Landarbeiter wird leider nicht ohne Anwendung von Zwang zu bessern sein; nur wird man dabei vorsichtig, Schritt vor Schritt, zu Werke gehen müssen. Hoffentlich bleibt uns eine Beschränkung der Freizügigkeit erspart. Wer das, gleich mir, wünscht, muß jetzt unbedingt das wesentlich mildere Mittel des Legitimationszwanges für ausländische Wanderarbeiter fordern, sowie die Bestrafung der Vermittler und Arbeitgeber, welche den Kontraktbruch durch Verführung und wissentliche Beschäftigung kontraktbrüchiger Arbeiter fördern. Erst wenn diese Mittel versagen, werden schärfere unerläßlich sein." — Nein, verehrter Herr Professor, wenn Sie wirklich durchgreifende Mittel gegen die von Ihnen sehr einseitig geschilderten Zustände suchen, dann plädieren Sie lieber für Aufhebung des patriarchalischen Regiments auf den Gutshöfen, für Seßhaftmachung der Landarbeiter, für Anerkennung ihrer politischen und wirtschaftlichen Grundrechte, für Aufteilung des Großgrundbesitzes zugunsten mittlerer und kleiner Bauernstellen und für Bekämpfung der wahnwitzigen Teuerungspolitik, die die ärmsten unter den Arbeitern, die Landarbeiter, zwingt, rücksichtslos jedem davonzulaufen, der ihnen keine Sicherung ihres Existenzminimums bietet.

Briefkasten

J. Beyhl. Würzburg. Wir hören mit Vergnügen, daß Sie die Leitung der neugegründeten „Freien bayrischen Schulzeitung" übernommen haben und wünschen Ihnen und Ihrem neuen Unternehmen recht viel Glück und Erfolg.

An Viele! Auf Grund einer falschen Zeitungsmeldung sind mir viele Telegramme und Briefe zugegangen, für die ich herzlich danke. Glücklicherweise war ich nicht „schwerkrank", sondern hielt mich ganz einfach in Lahmanns Sanatorium auf, um für die Winterarbeit neue Kräfte zu sammeln. Ist es aber nicht ein Unfug, daß ein Blatt wie die „Nat. Corresp." durch eine unbegründete Alarmnachricht den ganzen Verwandten- und Freundeskreis eines Mannes in Unruhe versetzt, wo doch eine einfache telephonische Anfrage genügt haben würde, um die Sache richtig zu stellen?

Fr. N.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 45 Berlin, 10. Novbr. 1907

Verbrechen

Es gibt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Taler willen zum Spitzbuben wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann geblieben wäre. Lichtenberg.

Die allerverschiedensten Gedanken über die Erforschung des Verbrechers und seiner Laufbahn werden heute erwogen. Wie kommt jemand dazu, Spitzbube zu werden? Die alten Meinungen reichten nicht hin, wonach es nur der böse Hang ist, der den Menschen in den sittlichen Abgrund treibe. Neue Erklärungen genügen ebensowenig, weil sie uns nur den Boden zeichnen, auf welchem die Tat geschah, sich aber die Frage oft recht leicht machen, ob eben diese Tat von bewußten Menschen nicht hätte vermieden werden können. Mit Recht wird heute der vorsichtige Richter stets beides ins Auge fassen; aber ob wir grundsätzlich klarer geworden sind?

Wir stehen noch in den allerersten Anfängen, die Seelengeschichte des Menschen zu erforschen, das vergessen wir. Allgemeine Gedanken haben wir genug; sie leiten oft mehr irre, als daß sie uns den Weg zeigten. Wer untersucht harmlos? Hunderte von Vorurteilen müssen wir ablegen, eine Reihe von Lehren vergessen, um dem wirklichen Leben in seiner Mannigfaltigkeit gerecht zu werden. Unsre Gefängnisse reden noch nicht, und die Leute der Straße haben zu der Öffentlichkeit noch wenig gesprochen. Von dem Leben dieser Masse dringt nur dann und wann ein gurgelnder Ton an die Oberfläche. Dann besinnt man sich, erschrickt und geht weiter. Die gewöhnlichen Urteile, die der Zeitungsleser über diesen oder jenen Verbrecher fällt, sind meist nur ein Schutz für die eigne Gedankenlosigkeit. Aber wenn sich einer auch tiefer in die Erforschung der dunkeln Zusammenhänge einläßt, wird er innerlich verwirrt. Die Grenzen verlieren sich. Ehrliche, liebgewordene Begriffe kommen ins Wanken. Das Leben in seiner Unerschöpflichkeit fordert viel reichere Liebe im Erkennen von uns, als wir je zu geben imstande sind.

Nicht der süßlichen Verdunkelung des wirklich Bösen rede ich das Wort. Die Schwärmerei für den Verbrecher gehörte zu jeder Zeit zu den Zeichen eines greisenhaften Zeitalters, das seine eigne Würde verkauft, weil es zu schwach geworden ist, sie zu wahren. Aber dem Glauben an den Menschen rede ich das Wort. Wer so leichthin von dem Menschen voraussetzt, daß er käuflich, betrügerisch, erbärmlich ist, rechnet sich damit in die gleiche Welt ein, aus der das Verbrechen kommt. Ob nicht eine große Zahl von Verbrechen nur darum geschieht, weil die Menschen voneinander wissen, wie sie alle unter einer Decke spielen. Das Verbrechen bekämpft nur der auf die Dauer unüberwindlich, der die Luft säubert, in der man mit verbrecherischen Gedanken spielen gelernt hat. In solcher Luft lebt aber die Gesellschaft. Der Preis der bürgerlichen Ehrbarkeit ist darum gesunken, weil man in ihre Echtheit so viel Zweifel setzt, auch wenn kein sichtbarer Staub nachweisbar ist. Dieser Zweifel an dem guten, ehrlichen Willen des Menschen hat uns alle angefressen. Würden wir ihm froh trauen, so würden wir ihn viel kräftiger unterstützen. So aber lassen wir ihn einen aussichtslosen Kampf kämpfen. Am Zutrauen allein gesundet die Welt. Da werden wir wie die Kinder und die bauen eine neue Zeit.

Traub.

Kampf und Organisation

II

Leider weiß die Masse ihren Einfluß auch auf diejenigen auszuüben, die ihr zunächst gar nicht zu dienen gesonnen sind. Wir brauchen uns ja nur zu überlegen, daß fast jede künstlerische Gründung in der Form eines privatkapitalistischen Unternehmens in die Erscheinung tritt und treten muß. Solche Gründungen nun brauchen zwar nicht den breiten Unterbau der „meist gelesenen" Organe, sie brauchen nicht die Hunderttausende und nicht einmal die Zehntausende; aber die Tausende brauchen sie allerdings, wenn nicht die Arbeit und wenn nicht vor allem das Geld verloren gehen soll, das in ihnen angelegt ist. Wenn diese Tausende nun aber ausbleiben (und sie bleiben leider oft aus), dann wird die Praxis sehr häufig eine Hinneigung zur Menge erzwingen, auch wenn man zunächst im Gegensatz zur Menge existieren wollte. Es fängt mit einem heimlich an: erst ein kleines Konzessionchen, dann eine Konzession, dann ein halbes Dutzend, schließlich die Initiative auf dem Wege nach unten, und die Fahne der Kunst ist heruntergeholt, nachdem sie eine Weile freudlos und traurig auf Halbmast geweht hatte. Die Menge hat über vieles und viele Gewalt, auch über die Guten, darüber darf keine Unklarheit herrschen. —

Die bisherigen Hindernisse waren alle einfache Folgen der dürftigen Natur der Menge. Es kommen aber andre hinzu, von denen einige oder mindestens eins seinen Ursprung in der Kunst selber hat. Gerade in unsern Tagen haben mancherlei Strömungen eingesetzt, die auf eine bessere künstlerische Erziehung hinarbeiten. Ich bin selber einem Schulmeister durch die Lehre gelaufen und stehe diesen Bestrebungen mit den denkbar wärmsten Sympathien gegenüber. Mit derselben Entschiedenheit aber ist es mir klar, daß die Arbeit auf diesem Gebiet nur vorbereitend und fragmentarisch sein kann. Es läßt sich das auch nicht durch die geistreichste Methode aus der Welt schaffen, weil es die Kunst selber ist, die sich der Mitteilung in der Schule und durch die Schule entzieht. Es ist das Leben und der tiefe Inhalt des Lebens, den wir in der Kunst wiederfinden wollen, den aber der Zögling irgendeiner Schule, sei es auch einer Universität, nicht wiederfinden kann, da das erste Finden, das Finden in der Wirklichkeit, noch gar nicht vorausgegangen ist. Wer nicht durch alle Feuer des Lebens gegangen ist, hat keine lebendigen Beziehungen zur Kunst und kann keine haben. Aus dem Grunde ist ja der Philister, der kein Erleben kennt, für uns so hoffnungslos. Höchstens für ein gewisses Schmunzeln der Behaglichkeit, wenn es oberflächlich begründet ist, kann man ihn haben — das banale Behagen ist ja recht eigentlich Inhalt und Kern seines Daseins. Die künstlerische Bildung aber hängt mit der Energie und Tiefe des persönlichen Erlebens zusammen und kann sich darum nur in einer ausgereiften Seele entfalten. Sie entfaltet sich aus eben demselben Grunde auch keineswegs unter dem Einfluß beliebiger Künstler, die vom Katheder als Erzieher bestellt sind, seien diese Künster an sich auch noch so echt und bedeutend. Ein bestimmtes Individuum öffnet sich nur ganz bestimmten Werken und gibt sich nur ihnen rückhaltlos hin. Sind erst durch einen verwandten Künstler die Tore der Seele gesprengt, können auch die andern in bunten Fähnlein ihren Einzug halten. — Einige

freilich werden auch bei der weitesten und freiesten Seele als Fremdlinge draußen bleiben müssen. Unter diesen Umständen kann von einer künstlerischen Schulbildung oder Akademiebildung nur in einem vorbereitenden und fragmentarischen Sinne die Rede sein. Zuletzt muß sich auf diesem Gebiet jeder seine eignen Meister und seine eigne Bildung suchen. Wie jeder Künstler, so ist auch jeder künstlerische Genießer ein Autodidakt. Von den Schulen, die durch einen tötlichen Mechanismus den Schüler geradezu verderben, rede ich gar nicht erst, das hängt schließlich nicht mit der Schule, sondern nur mit einem besonderen System zusammen und kann mithin geändert werden. Was ich aber eben ausgeführt habe, liegt wie im Wesen der Schule, so auch im Wesen der Kunst und ist unveränderlich. Wir können in der Schule einen relativen Verbündeten, wie einen relativen Gegner haben. Etwas Ganzes aber, das wirklich stählt und wappnet, kann nie aus den Händen von Lehrern hervorgehen. Jeder ist seines künstlerischen Glückes Schmied — damit aber ist eine Forderung festgelegt, die in ihrer exklusiven Strenge nicht gerade anregend auf die Massen wirkt.

Ein andrer Umstand, der für uns sehr hinderlich ist, liegt in der Struktur der Gesellschaft, in der wir alle leben. Ich denke jetzt an den beschränkten Lebenskreis der Frau, die als Publikum für die Kunst so eminent in Frage kommt. Um nicht mißverstanden zu werden und um keinen weiblichen Pfeil aus dem Köcher fliegen zu lassen, soll bemerkt und unterstrichen sein, daß ich vom beschränkten Lebenskreis und nicht etwa vom beschränkten Gesichtskreis gesprochen habe. Wie es um die wissenschaftliche Fähigkeit des weiblichen Intellekts auch immer bestellt sein mag: ihre ganze, auf das Konkrete und Sinnliche gerichtete Art enthält manche Elemente, die der Kunst wesensverwandt sind. Die Frau ist als künstlerischer Faktor sehr ernsthaft einzuschätzen, ganz gleichgültig, ob man sie nun positiv oder negativ schätzen will. Die weibliche Seele ist ohne Zweifel für die Kunst disponiert. Ihre volle und reife Entfaltung aber wird durch den beschränkten Lebenskreis gehindert, von dem ich soeben sprach. Die gebildete Frau ist beispielsweise fast ganz vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Man überlege einmal, was das für das Verständnis sozialer Romane, sozialer Dramen und politischer Lyrik sagen will. Selbst Dinge, die scheinbar abseits liegen, wie Hamlet oder Coriolan von Shakespeare und der Antonio im Tasso, sind nie ganz zu empfinden, wenn die Seele keine politische Resonanz bietet. Jedes historische Drama, sofern es wirklich eins ist, setzt beim Publikum historische Erfahrungen voraus, die nur zu haben sind, wenn man den politischen Kampf eines Volkes innerlich miterlebt. Ich verweise dann auf die ungeheure Rolle, die das Sexuelle in der Kunst spielt und spielen muß —; von der leisesten und duftigsten Regung bis zum brutalsten Laster ist die ganze Skala vertreten. Die modernen Ehen aber werden nicht im Himmel geschlossen, was kein Unglück zu sein brauchte, wenn sie hier auf Erden nicht allzu häufig im Geschäftsbureau des Hauses zustande kämen. Um es ohne Bild und deutlich zu sagen: die moderne Frau und gerade die gebildete Frau in erster Linie ist leider allzu häufig nicht ein sexuell entfaltetes, sondern ein sexuell verkümmertes Wesen. Die entsetzliche Prüderie, die in Deutschland auf uns lastet, ist nur das böse Gewissen, das dieser schlechten Erscheinung folgt. In Frankreich leidet man eher unter dem entgegengesetzten Extrem — dafür ist dort auch der Ehebruch zu einer Art legitimer Institution geworden. Selbst aber von diesem besonderen Gebiet abgesehen: mit dem Sexuellen verkümmert in der Frau viel mehr an Geist und Empfindung, als der ehrliche Bürgersmann gemeinhin glaubt. Die Frau assimiliert sich ihrer passiven Natur gemäß, und aus dem frischen und regsamen jungen Mädchen von einst wird eine resignierte oder gar grämliche Hausfrau in des Wortes enger und peinlicher Bedeutung. Damit aber sind das Objekt für die seichte Unterhaltungsliteratur und die „sinnigen" Genrebilder geschaffen. Nicht an der Frau, aber an dem tatsächlichen Durchschnittsschicksal der Frau hat die Kunst einen Gegner.

Es sollen schließlich noch einige Dinge erwähnt werden, die Hindernisse der Kunst sind, weil sie der Unkunst zustatten kommen; sie bedürfen indessen keiner näheren Erörterung und sollen eben nur angemerkt sein, weil schließlich auch von ihnen ein bittrer Tropfen in den Becher fällt. Die Unkunst macht es leicht, ihre Macht zu multiplizieren, indem sie sich mit dem stofflichen Interesse des Publikums verbündet. Der Künstler unterliegt dem Zwang seines Inneren und seines Talents; die Unkunst aber liefert jedes „aktuelle" Ereignis fix und fertig und liefert nicht nur jeden gewünschten Ehebruch, sondern auch die pikante Sauce obendrein. Selbst mit allen Sorten von Patriotismus handeln einige Firmen, und es sind nicht immer die bessern, die sich auf diesen Zweig der allgemeinen Industrie geworfen haben. **Erich Schlaikjer.**

Nicodés »Gloria«

Hector Berlioz verlangte für sein „Requiem" ein vierfaches Monstreorchester. Unter 18 Cellis, ebensoviel Kontrabässen, 50 Violinen und 16 Pauken tat er's nicht. Auch Richard Strauß wählte für die „Salome" eine Besetzung von mehr als hundert Instrumenten. Warum sollte, was Berlioz und Strauß recht ist, Jean Louis Nicodé nicht billig sein? Ein Zug zum Pathetischen, Majestätischen war ihm ohnedies von jeher eigen, wie alle die wissen, die sich der „Symphonischen Variationen" und der Symphonie-Ode „Das Meer" erinnern. Schließlich fragt es sich doch nur, wann und wo ist ein wirklich geschultes Riesenorchester zusammenzubringen? Die Frage der Besetzung ist keine bloß künstlerische, es ist auch eine vorwiegend praktische. Nicodé verlangte also für seine „Gloria"-Symphonie 21 Blechbläser und nicht weniger als 34 Schlaginstrumente. Auf dem Tonkünstlerfest des Jahres 1905 zu Frankfurt am Main wurden ihm diese Mittel zur Verfügung gestellt. Einzelne Teile der Symphonie, deren Gesamtaufführung den Hörer beinahe zweieinhalb Stunden in Anspruch nimmt, sind dann mehrfach gegeben worden. Berlin brachte unlängst das ganze Werk. In Dresden, wo Nicodé jahrelang als Dirigent der nach ihm benannten Konzerte und als Begründer eines Chores fortschrittlich gewirkt hat, beeilt man sich nicht mit der Aufführung.

Ein Berliner Kritiker meinte, Nicodé habe sich mit dieser Monstrebesetzung einen Scherz und einen Hieb gegen die Auswüchse unsrer musikalischen Entwicklung erlaubt. Es ist nicht ganz unmöglich, daß ein derartiger Gedanke mitbestimmend gewesen ist, der maßgebende war es keinesfalls. Dazu quillt doch manches zu sehr aus dem Innern, dazu gravitiert Nicodés Musik doch allzu reichlich nach der Gefühlsseite.

Das Programm, das sich Nicodé in der „Gloria" aufgestellt hat, ist nicht gerade neu. Das Streben und Leiden eines Künstlers gestaltete schon Berlioz in der „Episode de la vie d'un artiste" und Richard Strauß schuf aus demselben Geiste heraus sein „Heldenleben". Nur einige Détails des Nicodéschen Programms sind neu und darum bemerkenswert: ein Froschkonzert symbolisiert das Gezeter stumpfsinniger Philister; die Mode, gegen die der Künstler vergeblich ankämpft, wird durch eine Polka, die wüste Reklame der impotenten Schreier durch einen grandiosen Walzer charakterisiert. Der Künstler, den Nicodé schildert, ringt sich nicht durch, er muß den Kampfplatz räumen, und resigniert, aber innerlich ungebrochen zieht er sich in einen stillen Winkel zurück, um dort ganz seinen Ideen und seiner persönlichen Kultur zu leben.

Nur ganz vereinzelte Kritiker haben bemerkt, daß diese Symphonie ein Stück Autobiographie ist. Nicodé hat für sein Wirken in Dresden nicht die Dankbarkeit gefunden, auf die zu rechnen er ein Recht hatte. (Welcher bedeutende Künstler findet sie wohl?) Wegen seines allzu eifrigen Eintretens für Liszt, der in den 80er Jahren noch mit ✝✝✝ behaftet war, mußte er aus dem Konservatorium in Dresden ausscheiden. Er zog sich in eine Art Schmollwinkel in die Nähe dieser Stadt zurück und ließ Jahre lang nichts von sich hören. Vor zwei Jahren trat er plötzlich mit der „Gloria"-Symphonie hervor. In ihr finden sich intime Beziehungen zu Dresden, die mir ein ehemaliger Schüler Nicodés verriet. Der „Wach auf"-Chor aus den „Meistersingern", dessen Anfangstöne in der „Gloria" motivisch verwertet sind, war der erste Chor, den Nicodé mit seinem „a capella-Chor", vor Jahren einstudiert hat, und es war zugleich der Abschiedschor des Vereins, als er sich auflöste. Das Motiv des Bundesschwures entstammt einer diesem selben Chor ge-

widmeten Komposition. Es liegt auf der Hand, daß alle Anhänger Nicodés in Dresden in diesen intimen musikalischen Beziehungen einen Akt der Dankbarkeit sehen, der sie rühren muß. Mancher Anhänger Nicodés soll eine heimliche Träne vergossen haben, als er das Werk zum ersten Male hörte und all das Schöne in ihm wieder auflebte, das Nicodé und seine Verehrer miteinander einst verband.

Heute zählt Nicodé 54 Jahre. Er gehört nicht zu denen, die im Jahrmarkt des Lebens an der großen Trommel stehen. Er mußte sich bescheiden und lauteren Naturen (als Komparativ gemeint) die führende Rolle überlassen. Aber der Tonschöpfer in ihm war nicht zu ersticken. Die „Gloria" zeugt dafür in imposanter Weise.

Nicodé schreibt „reiner" als Strauß. Auch er schwelgt (namentlich gegen das Ende seines Werkes) in abenteuerlichen Tonverbindungen, er mischt die Vorhalte, Ausweichungen und Durchführungen in virtuoser Weise und scheut vor keinem harmonischen und rhythmischen Wagnis zurück. In diesem Sinne ist er „modern" durch und durch. Aber im Gegensatz zu Richard Strauß klingt bei ihm alles. Die Kakophonie ist hier nicht Endzweck. Wenn die musikalische Erfindung an die Phantasie gebunden ist, so steht Nicodé hinter keinem zurück. Denn seiner Phantasie entsprang das Tollste, das sich in musikalischer Beziehung überhaupt denken läßt.

Und doch wäre es leichtfertig, darum, weil Nicodé ein so eminenter Techniker ist, nur seine virtuose Mache und die starke Kunst seiner Klangmischungen anzuerkennen. In der „Gloria" finden sich hervorragend schöne Partien, die nur leider im Gesamtumriß sich wenig kräftig abheben. Der „Sonntag des Glücks" besteht aus einem so erlösend schönen, ruhevollen und inbrünstigen Andante, wie es heute nur wenige Tonsetzer schreiben. Hier offenbart sich wieder ganz der gefühlvolle, pathetische Schöpfer der „Symphonischen Variationen", die seit Jahren zum Bestand unsrer besten Orchester gehören. Hier zeigt sich auch die persönliche Eigenart Nicodés.

Der Tonkünstler, der in seinem buen retiro zu Langebrück bei Dresden, fern vom Geräusch des Tages, schafft, hat jahrelang geschwiegen, bis er dieses pompöse Werk an die Öffentlichkeit gab, an dem er drei Jahre geschrieben. Nicodés Produktion ist nicht besonders reich. Er läßt seinen Werken Zeit zur Reife. Aber was er gibt, ist von erlesenem Geschmack, und es ist charakteristisch für ihn und sein Schaffen, daß es nirgend auch nur die leisesten Merkmale einer Trivialität aufweist.

Ein zweieinhalbstündiges musikalisches Werk in sich aufzunehmen, ist ein Genuß, der die Nerven bereits anstrengt. Indessen darf man Nicodé nicht zum Vorwurf machen wollen, was man Wagner nicht in Anrechnung bringt. Auch der „Tristan" und die „Götterdämmerung" strengen den Hörer an. Und den besten Hörer am allermeisten. Aber das ist ähnlich wie beim Bergsteigen. Wer wird über die physische Anstrengung klagen, wenn die Aussicht weit und erhaben ist? Nur eins scheint mir Nicodé übersehen zu haben: er machte den orchestralen Dispositionsfehler, daß er die Kraftstellen zu sehr häufte. Zwölf Hörner bleiben sich in der Tonfarbe im wesentlichen nur einmal gleich; wenn sie bei jedem forte immer wieder erklingen, so ergibt sich notwendig eine klangliche Monotonie. Vermeiden läßt sie sich nicht, denn wie sollte Nicodé sonst instrumentieren? Auch ihm, dem Komponisten mit den 34 Schlaginstrumenten, sind gewisse Grenzen gezogen. Auch er ist machtlos gegen die — Tücke des Objekts.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß ein musikalisches Werk von zweieinhalb Stunden problematisch erscheinen. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man sogar das Paradoxon wagen: Nicodé verfügte über zu wenig Instrumente, als er seine „Gloria" schrieb. Die praktische Frage der Aufführbarkeit kommt hinzu. Und schließlich die der Aufnahmefähigkeit seitens der Hörer. Ein solches Riesenwerk erschließt sich ja auch dem Verständnis nicht bei einmaligem Hören. Wiederholungen aber scheinen aus praktischen, allzu praktischen Gründen von vornherein ausgeschlossen. Es empfiehlt sich also für Tonsetzer nicht, das Nicodésche Experiment zu wiederholen. Weder in ihrem eignen Interesse noch in dem des Publikums, das schließlich mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Tonmassen achten würde.

Paul Zschorlich.

Robert Blum

(geboren am 10. November 1807)

Wenn irgendwo, so gilt im politischen Leben das Wort vom ewigen Fluß aller Dinge. Die Verhältnisse ändern sich und damit die politischen Ziele und Forderungen. Die Ideale unserer Großeltern sind nicht die unsern, und die Generation von übermorgen wird andere Hoffnungen hegen wie wir. So kommt es, daß dem politischen Tageskämpfer selten mehr Kränze von der dankbaren Nachwelt geflochten werden. Leicht schwindet sein Name aus dem Gedächtnis der Völker, schnell rollt der Wagen der Geschichte über ihn hin, wenn nicht leuchtende Ereignisse eng mit seinem Namen verknüpft sind. Unauslöschlich zwar ist das Jahr 1848 als das Wiegenfest des herrlichsten deutschen Idealismus eingetragen ins Buch der Geschichte, mehr und mehr aber verblaßt das Bild der politischen Kämpfer jener Tage in der Erinnerung des Volkes. Mählich sterben die aus, die das „tolle Jahr" noch miterlebt haben, kaum einer ist noch am Leben, der damals selbst mitgewirkt hat am Webstuhl der Zeit! Die junge Generation kennt höchstens noch die Namen der gefeiertsten Volksmänner jenes Jahres, von denen einst jeder Schuljunge ein Dutzend und mehr zu nennen wußte. Auch von Robert Blum, dem vielleicht populärsten Achtundvierziger, dem glänzendsten Redner der Nationalversammlung, weiß das Volk höchstens den Namen, weiß selbst der Gebildete nicht viel mehr, als daß er zu Wien erschossen wurde. Darum ist es an der Zeit, sein Gedächtnis zu erneuern und der jungen Generation ein Bild seines Wirkens und Schaffens zu geben. Der 100. Geburtstag ist gewiß die geeignetste Gelegenheit hierzu.

Robert Blum gehört zu den Menschen, die sich durch eigne Kraft aus dürftigen Verhältnissen zu Ansehen und Ruhm emporgearbeitet haben. Fortuna stand wahrhaftig nicht mit ihrem Füllhorn an der Wiege des Knaben, der am 10. November 1807 zu Köln geboren wurde. Sein Vater Engelbert Blum, ein Mann von leidlicher Bildung, mußte sich als Schreiber in einem Kölner Lagerhause, dann als Aufseher in einer Stecknadelfabrik mühsam genug sein tägliches Brot verdienen. So kümmerlich war es, daß die Mutter für die Leute nähen mußte, um den kargen Lohn ihres Mannes auf eine ausreichende Höhe zu bringen. Aber es waren bei aller Armut doch glückliche und zufriedene Familienverhältnisse, in denen der kleine Robert seine ersten Jugendjahre verlebte. Als freilich im Jahre 1815 der Vater starb, da mag oft genug die bittre Not an die Türe gepocht haben und es der Mutter herzlich schwer geworden sein, mit ihrer Nadel den ganzen Unterhalt für sich und ihre drei Kinder zu verdienen. Um der Not und den Sorgen ein Ende zu machen, entschloß sie sich bald zu einer Wiederverheiratung und nahm deshalb den Antrag des Schiffers Kaspar Georg Schilder an. Aber der Mann war ein Trinker. Statt einen Ernährer ihrer Kinder zu finden, brachte sie sich durch die Heirat nur Unfrieden ins Haus. Für Robert aber begannen trübe Kindheitsjahre, die durch die Kränklichkeit der Mutter und die hereinbrechende Hungersnot der Jahre 1816 und 1817 nur noch schwerer erträglich wurden.

Den ersten Unterricht hatte Robert daheim und in einer Pfarrschule erhalten. Er machte ausgezeichnete Fortschritte und half deshalb schon in frühester Jugend seiner ebenso unfähigen wie geizigen Tante Agnes Blum in ihrer Lehrtätigkeit an der Jesuiten-Pfarr-Elementarschule als Rechenlehrer. Der Besuch des Gymnasiums, auf das der wissensdurstige Knabe auf Anraten seiner Lehrer geschickt wurde, war ihm nur ein Jahr vergönnt, da er keine Freistelle erhielt und es der Mutter unmöglich war, die nötigen Mittel aufzubringen. Deshalb mußte er sich wohl oder übel entschließen, einen anderen Beruf zu ergreifen. Er trat bei einem Goldarbeiter in die Lehre. Da er aber hier allzu sehr mit Kinderwarten und Küchenarbeit belästigt wurde, sagte er nach kurzer Zeit der edlen Goldschmiedekunst Lebewohl und trat bei einem Gürtler als Lehrling ein. Der neue Meister jedoch suchte nach einem Jahre das Weite, und so mußte sich denn der junge Blum zu einem erneuten Wechsel seines Lehrherrn entschließen. Der neue Meister war ein Gelbgießer und hieß Peter Räder. Obgleich Blum auch hier miserabel behandelt wurde, hielt er es doch vier lange Jahre aus, um im Jahre 1826 als Geselle entlassen zu werden.

Schnell begab sich der junge Gelbgießer auf die Wanderschaft, von der er jedoch bald wieder nach Köln zurückkehrte. Ihm war unterwegs die furchtbare Erkenntnis gekommen, daß er sich nicht zum Handwerker eigne, sondern zu geistiger Tätigkeit geboren sei. Arbeitslos saß er daheim, bis er endlich im Juni des Jahres 1827 bei einem gewissen J. W. Schmitz, einem Lieferanten für Straßenlaternen mit einem Licht, Beschäftigung fand. Dieses Laternengeschäft stand damals gerade in seiner größten Blüte, bis nach kurzer Zeit das Gas der Rüböllbeleuchtung von Schmitz den Garaus machte. Blum fand hier eine sorglose Existenz, in der es ihm vor allem möglich war, seine geistige Ausbildung zu fördern. Auf Geschäftsreisen lernte er das Rheinland und Süddeutschland kennen, hielt sich fünf Monate in München auf, kehrte nach Köln zurück und ging von hier aus nach Berlin. Dort blieb er fast zwei Jahre, hörte nebenbei Vorlesungen an der Universität und arbeitete mit allen Kräften an der Vervollkommnung seiner

Kenntnisse. Da erhielt er plötzlich die Ordre zur Ableistung seiner Militärpflicht in Prenzlau. Nach sechs Wochen jedoch wurde er wegen seiner schlechten Augen wieder entlassen. Er kehrte nach Berlin zurück. Schmitz jedoch, dessen Geschäfte gerade recht schlecht gingen, ließ ihn auf dem Trocknen sitzen und nahm ihn nicht wieder an. Blum mußte deshalb im Sommer des Jahres 1830 in die Heimat zurückkehren. Im Herbst fand er endlich wieder Beschäftigung und zwar als Theaterdiener beim Schauspieldirektor Ringelhardt in Köln. Die Stellung war zwar niedrig und der Lohn äußerst dürftig, aber was sollte der Brotlose anfangen? Aushalten ließ sichs übrigens, da er ja bei seinen Angehörigen wohnen konnte. Außerdem hatte er nicht allzuviel zu tun, so daß ihm reichlich Zeit zu Nebenbeschäftigungen blieb. Damals erwachte das Interesse für Politik in ihm, das ihn später ganz gefangennehmen sollte. Er versuchte sich auf literarischem Gebiete, machte fleißig Gedichte, meist politischen Inhalts, und schrieb zahlreiche Aufsätze über die verschiedensten Fragen, die in verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Auch eine ganze Anzahl von Theaterstücken verfaßte er, die jedoch alle nichts taugten. Nur eins, „Die Befreiung von Kandia", ist später gedruckt worden. Aus allen seinen schriftstellerischen Produkten dieser Periode spricht bei aller Begeisterung des jungen Herzens bereits der gesunde Realismus, der später den Politiker Blum unter seinen Gesinnungsgenossen so auszeichnete.

Im Juni 1831 mußte Ringelhardt aus Geschäftsrücksichten zusammenpacken. Er entließ natürlich auch seinen Theaterdiener, so daß Blum wieder brotlos war. Er schlug sich als Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher durch, bis er im September von neuem von Ringelhardt, der ihn schätzen gelernt hatte, engagiert wurde. Als dieser im folgenden Jahre nach Leipzig übersiedelte, folgte ihm Blum als Theatersekretär, -bibliothekar und -kassenassistent dorthin. In Leipzig ließ er es sich vor allem angelegen sein, aufs eifrigste an seiner Fortbildung zu arbeiten. Er hörte Vorlesungen an der Universität und widmete sich besonders dem Studium der Geschichte und der Staatswissenschaften. Zugleich entfaltete er eine rege schriftstellerische und poetische Produktion. Davon zeugt seine Mitarbeit an den hervorragendsten belletristischen Zeitschriften der damaligen Zeit. Schriftsteller, Musiker, Künstler, Redakteure, Buchhändler und Gelehrte bildeten seinen Umgang. Herloßsohn, Julius Mosen, Gustav Kühne, Dr. Apel, Sporschil, Dr. Georg Günther, Lortzing, der Historiker Burkhardt, der Geograph Karl Andree u. a. wurden seine Freunde. Seit 1836 war er auch Mitglied der Loge, über die er jedoch später sehr geringschätzig geurteilt hat. Seine finanziellen Verhältnisse gestalteten sich sehr befriedigend, so daß er daran denken konnte, sich einen eignen Herd zu gründen. Aber auf seine erste Liebe fiel ein Reif. Glücklicherweise begann er damals politisch tätig zu sein, so daß er die Untreue der Geliebten bald verschmerzte. Es war die Zeit des Aufkommens eines kräftigen Liberalismus in Sachsen, den auch Blum und viele seiner Freunde, wie besonders Marggraff, Herloßsohn, Günther und Schaffrath vertraten. Die Freunde beteiligten sich an patriotischen Feiern, halfen die Konstitutionsfeste würdig gestalten, redeten auf Schützenfesten und machten vor allem die Einweihung des Gustav Adolf-Denkmals in Lützen zu einem denkwürdigen Akt. Blum wurde bald der Führer im engeren Kreise. Das zeigte sich besonders in der Sache der Göttinger Sieben, die er in Reden und Aufsätzen energisch vertrat und förderte.

Im Frühjahr 1838 verlobte sich Blum mit Adelheid Meu, zu der er eine tiefe Neigung gefaßt hatte. Die Hochzeit fand bereits im Mai desselben Jahres statt. Doch nicht lange sollten sich die jungen Eheleute ihres Glücks freuen. Auf einer Reise, die Blum im August mit seiner Gattin nach Berlin unternahm, erkrankte die letztere plötzlich in bedenklichem Grade. Sie kehrten schleunigst nach Leipzig zurück, ohne jedoch die Gefahr abwenden zu können. Die Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, und nach wenigen Tagen, am 31. August, verschied die junge Frau in den Armen ihres Gatten. Den lauten Schmerz zu betäuben, stürzte sich Blum in literarische Arbeiten, und es waren nicht die schlechtesten, die damals entstanden. Sein tüchtigstes Werk, das Theaterlexikon, erschien in dieser Zeit unter der Mitwirkung vieler praktischen Kenner des Theaterwesens.

Blum aber sehnte sich nach Familienglück, und er nährte deshalb die neue Liebe, die im Frühling des folgenden Jahres in ihm aufkeimte. Die Dame, der seine Neigung galt, war Eugenie Günther, die Schwester seines Freundes Dr. G. Günther. Er verlobte sich im Sommer 1839 mit ihr, um sie dann im April des folgenden Jahres als Frau heimzuführen. Während der Brautzeit aber versäumte er nicht, seinen politischen Einfluß zu stärken. Er entfaltete eine rege Wirksamkeit für die Landtagswahlen, bei denen es galt, die liberale Opposition zu stärken, machte zahlreiche Agitationsreisen und knüpfte Verbindungen mit bedeutenden Liberalen ganz Deutschlands an, mit denen er auch fernerhin ständig korrespondierte. Weiter wirkte er zugunsten einer Demonstration für die Freiheit der Presse und gründete einen Schriftstellerverein (Winter 1840/41), der bald von großer Bedeutung für die Preßfrage wurde. Zu gleicher Zeit beteiligte er sich an der Gründung des noch heute bestehenden Leipziger Schillervereins, in dem er zum Schillerfest kühne, patriotische und begeisterte Reden hielt, die zuerst seine eminente Rednergabe erkennen ließ. In planmäßigem Zusammenwirken mit der parlamentarischen Opposition agitierte er beständig in der Presse, namentlich in den „Sächsischen Vaterlandsblättern", als deren Herausgeber er später mitzeichnete. Zugleich gab er aufklärende politische Schriften heraus, so den „Verfassungsfreund", ein Lieferungswerk und, als dieser unterdrückt wurde, das Taschenbuch „Vorwärts", das bald von großem Einfluß in ganz Deutschland wurde. Die freisinnige Bewegung machte die besten Fortschritte in Sachsen trotz oder vielmehr gerade wegen der Reaktion unter Könneritz, der durch die Unterdrückung freisinniger Schriften die Erregung im Lande nur mehrte und dadurch die Opposition stärkte. Freilich brachte er es dahin, daß Lindenau, der tüchtigste, verdienstvollste und freisinnigste Minister, den Sachsen je besessen, im Herbst 1843 von seinem Posten zurücktrat. Die Folge war, daß die Opposition in der zweiten Kammer, die namentlich gegenüber den Entwürfen eines Preßgesetzes und einer Strafprozeßordnung eine gute Haltung gezeigt hatte, aufs neue verstärkt wurde. Nicht der geringste Teil der Erfolge war dem tatkräftigen Wirken Blums zu verdanken. Die Reaktion unter Könneritz aber machte mittlerweile kräftige Fortschritte. Zeitungen und Zeitschriften liberaler Richtung wurden unterdrückt, darunter auch Blums Organ, die „Vaterlandsblätter". Eine Anzahl mißliebiger Schriftsteller wurde aus Sachsen ausgewiesen, viele wurden gerichtlich verfolgt. Auch Blum mußte eine solche Preßverfolgung, die ihm eine kurze Gefängnisstrafe eintrug, über sich ergehen lassen.

Als im Jahre 1844 die deutsch-katholische Bewegung entstand, war Blum einer der ersten, der mit Wort und Schrift unermüdlich dafür tätig war. Er beteiligte sich an der Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde in Leipzig, deren Vorsteher er wurde, er vor allem bereitete ein deutsch-katholisches Konzil vor, das tatsächlich in Leipzig abgehalten wurde, ohne jedoch große Resultate zu zeitigen. Um den Katholizismus zu reformieren, dazu war diese Bewegung viel zu weltlich, viel zu wenig tief. Sie verlief infolgedessen bald im Sande. Ihre politische Verwertung im Sinne eines Vorstoßes gegen die Reaktion dagegen war Blum durchaus geglückt. Seitens der Regierung begünstigte man natürlicherweise in der protestantischen Kirche die orthodox-reaktionäre Richtung und suchte jede freiere Regung einzudämmen, in der katholischen Kirche dagegen bevorzugte man die Jesuiten, während die Deutsch-Katholiken nach Kräften unterdrückt wurden. Infolgedessen bedeutete jede Stärkung der deutsch-katholischen Bewegung eine Stärkung der Opposition. Blum wußte das und ließ sich vor allem deshalb die Förderung des Deutsch-Katholizismus angelegen sein.

Die wachsende Gärung im Volke entlud sich im August 1845 anläßlich eines Besuches des Prinzen Johann in Leipzig. Die aufgeregte Menge lief vor dem Hotel des Prinzen auf dem Roßplatz zusammen, ohne jedoch durch ihr Verhalten Anlaß zum Einschreiten zu geben. Anstatt nun zur Wiederherstellung der Ordnung die Kommunalgarde zu verwenden, holte man eine Abteilung Schützen herbei. Angesichts der bewaffneten Macht zog die Menge in voller Ruhe ab, so daß es vollständig unnötig und ungerechtfertigt war, von der Waffe Gebrauch zu machen. Trotzdem schoß man in die abströmenden Massen. Sieben harmlose Bürger wurden getötet, viele verwundet. Eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich der Stadt. Der Rat war vollständig kopflos. Robert Blum, der während des Vorfalls nicht in Leipzig gewesen war, brachte die Menge in meisterhafter Rede wieder zur Ruhe. Bei dem feierlichen Leichenbegängnis der Gefallenen hielten Superintendent Großmann, Dulk, Dr. Zille, Wilhelm Jordan und Robert Blum die Grabreden. Eine Deputation, die von der Bevölkerung nach Dresden geschickt worden war, um Genugtuung von der Regierung zu fordern, kehrte unverrichteter Sache nach Leipzig zurück. Statt dessen wurde die Stadt militärisch besetzt, jede Versammlung verboten, und der Belagerungszustand über die Stadt verhängt. Die berechtigten Forderungen der Bürgerschaft scheiterten vor allem an der kläglichen Haltung der Gemeindevertretung und des Rates, die sich in allen Stücken der Regierung fügten. Die Stadtverordnetenversammlung trat erst entschiedener auf, als Blum und einige seiner Gesinnungsgenossen Ende 1845 Stadtverordnete geworden waren.

Die sächsische Opposition hatte sich mittlerweile in zwei Gruppen getrennt, eine maßvollere unter der Führung Biedermanns und Brauns und eine radikalere, zu der Blum, Schaffrath, Joseph, Rewitzer u. a. gehörten. Trotz der wiederholten Verstärkung der parlamentarischen Opposition wurde wenig für den Liberalismus gewonnen. Eine Strafprozeßreform kam nicht zustande, ebensowenig kam für die Preßfreiheit etwas heraus. Nur in kirchlichen Fragen wurde einiges erreicht, vor allem wurde man den deutsch-katholischen Gemeinden gegenüber etwas toleranter. Die Landtagsverhandlungen über die Leipziger Augustereignisse hatten ebenfalls kein Resultat und brachten der Bürgerschaft nicht die gewünschte Genugtuung. Statt dessen feierte die Reaktion Triumphe. Auch als Könneritz Ende 1846 seinen Abschied nahm und Carlowitz sein Nachfolger wurde, blieb das so. Biedermann verlor seine Professur und Blums Wahl zum Stadtrat wurde nicht bestätigt. Die Vaterlandsblätter wurden aufs neue unterdrückt, so daß Blum seine Mitarbeit vor allem der „Konstitutionellen Staatsbürgerzeitung" und Ernst Keils populärer Zeitschrift „Der Leuchtturm" zuwandte. Zugleich gab er seine Stellung als Theaterkassierer auf und gründete mit Unterstützung von Freunden eine Volksbuchhandlung unter der

Firma R. Blum & Co. Unermüdlich war er literarisch tätig. Abgesehen von seiner Tätigkeit in der Tagespresse arbeitete er an einem „Volkstümlichen Handbuch der Staatswissenschaften und Politik", einem wissenschaftlich unzulänglichen Werke, von dem nur der erste Band zu Lebzeiten seines Herausgebers erschien.

Leipzig **Georg Jahn.**

Käthe

Skizze von E. Boßberg.

(Fortsetzung)

Als Käthe mit Marie die dunklen Steintreppen hinaufstieg, hatte sie das Gefühl, sie müsse fortlaufen, so schnell sie könnte, über den Hof, durch den Torweg des Vorderhauses, die lange Straße hinunter, immer weiter an den hohen grauen Häusern entlang, und schließlich würde sie doch jemand finden und zu ihren Eltern zurückbringen und sie würde halbtot geschlagen werden und kein Abendbrot bekommen. Und sie stieg weiter mit Marie die Treppen hinauf; ihre Füße waren schwer und müde. Oben war die Stubentür nur angelehnt; da wußte Käthe, daß eben jemand zum Kaufmann gegangen war, um für den Vater die Schnapsflasche füllen zu lassen; jeden Abend war das so gewesen.

Drinnen rasselte die Maschine; da saß die Mutter und nähte Tag für Tag die groben wollenen Hemden. Sie kehrte der Tür den Rücken und hörte Käthes Kommen nicht. Das Kind trat hinter ihren Stuhl.

„Tach, Mutter."

Die Frau fuhr herum, ein Schimmer von Freude lag auf ihrem Gesicht.

„Jott, das Kind! Haben se dir denn wieder jesund jemacht, Käthchen? Nee, ick sage, ornlich dicke Backen haste jekriegt. Der Arm is woll n' bisken steif jeblieben, was? Nee, nich?! Na, det is man jut! Nee, ick sage, das Kind!" Und die zerstochenen Finger glitten flüchtig über Käthes Scheitel. Das Mädchen starrte auf einen langen blutigen Riß am Arm, den der heraufgeschobene Kleiderärmel der Mutter freiließ. „Er hat sie gestern geschlagen", dachte Käthe.

„In die Ofenröhre steht ein Topp Kaffe, jeh, hol ihn dir, Käthchen, eh die Jungens kommen", sagte die Mutter gutmütig; dann wandte sie sich ihrer Arbeit wieder zu, — man durfte keine Zeit verlieren. Käthe rührte sich nicht. Sie dachte nur: „Er hat sie gestern geschlagen". Für einen Augenblick waren alle hellen Bilder der letzten Wochen aus ihrem Gedankenkreis fortgewischt. Gestern abend hatte er die Mutter geschlagen. Wie sie ihn haßte, diesen rohen, starken Menschen —, solange sie denken konnte, haßte sie ihn.

Immer weiter rasselte die Maschine.

„Soll ich wieder Knöpfe annähen?" fragte Käthe leise.

„Na, laß man heute noch, jeh man runter in' Hof, die Kinder haben schon alle jefragt, jeh man Käthchen, aber nimm dir in acht mit dein Arm!"

Käthe ging hinaus; nicht schnell und froh wie Kinder gehen, sie ging wie ein müder, erwachsener Mensch. Der Hof war ganz leer. Aus der Destillation vorn kam wüster Lärm und das Kreischen einer Mädchenstimme, aus einem Fenster des Quergebäudes hörte man das Schreien eines kleinen Kindes und aus der Waschküche das Schelten einer Frau. Käthe kannte das alles — es war immer so oder ähnlich gewesen; aber sie hatte noch nie das Trostlose dieser engen Hofmauern gefühlt wie heute, dieser grauen Mauern mit den schmalen Fenstern, hinter denen es fast überall so aussah wie bei ihren Eltern oben. Sie dachte an ihr weißes Krankenhausbett, an Schwester Paulines freundliche Augen und daran, daß sie kein böses Wort gehört während der ganzen Zeit — — und plötzlich traten ihr die Tränen in die Augen und auf ihrem Herzen lag ein schmerzliches Heimweh nach der Stille und dem Frieden des großen hellen Saales. Jetzt kam wohl bald der Doktor und sah noch einmal nach den Kranken, ob alles gut gehen würde während der Nacht, und nachher steckte die Schwester auf dem Tisch am Ende des Saales die Lampe mit dem grünen Schirm an für die Nachtwache und man schlief ein, ganz schnell, und niemand konnte einen stören, die lange Nacht.

Käthe ging langsam über den Hof.

Durch die offene Tür des Vorderhauses sah sie draußen im letzten Tageslicht die Kinder, mit denen sie früher gespielt hatte. Ein paar große Jungen prügelten sich, und zwei kleine blonde Mädchen sahen zu. Das waren die Töchter der schwindsüchtigen Frau, die unten im Keller wohnte. Ein paar andere warfen sich mit dem schmutzigen, halbgetauten Schnee, der vom Trottoir auf den Fahrdamm gefegt worden war, und weiter vorn um die Laterne hatte eine ganze Schar einen Kreis um einen fremden Mann gebildet, der eine dicke, goldene Kette an der Uhr trug und ihnen irgend etwas zeigte. Es war wohl ein Händler mit Ansichtskarten oder Traumbüchern; solche Männer kamen oft, boten an den Hintertreppen ihre Ware feil und scherzten nachher mit den Hofkindern.

Käthe ging nicht näher, sie hatte nicht mehr das Gefühl, daß sie zu ihnen gehörte, sie hatte beinahe Angst vor ihnen —, sie würden sie alle umringen und fragen, wie es im Krankenhaus war, und die großen Jungen würden über alles lachen und häßliche Worte sagen. Sie drückte sich in den dunklen Winkel der Haustür, wo niemand sie sehen konnte; grenzenlos einsam und fremd fühlte sie sich; es war, als ob sie durch die letzten Wochen verlernt hätte, in dieser Welt zu leben.

Die Stimmen draußen wurden lauter, die Kinder und der fremde Mann mit der Uhrkette waren näher gekommen; Käthe hörte ein paar häßliche Scherze, die sie nur halb verstand und das laute Lachen ein paar größerer Mädchen. Dann stob plötzlich die ganze Schar der spielenden Kinder johlend und schreiend auseinander:

„Achtung, Kinder, Wankelmann kommt. Weg da, Winkelmann, Wankelmann braucht Platz!"

Käthe drückte sich in das tiefste Dunkel des Hausflurs; sie sah draußen zwischen den tobenden Kindern ihren Vater, schwankend, gestikulierend, einmal zornig auf die Spötter losgehend, dann wieder still, mit stierem Blick und zuckenden Händen an der Mauer lehnend. In Käthes Herzen regte sich eine verzweifelte Furcht vor diesen rohen, entsetzlichen Händen; sie hatte die Vorstellung, als griffen sie schon nach ihr. Sie fing leise an zu weinen und schrak entsetzt auf, als schwere, laute Schritte näher kamen. Aber es war nur der große freundliche Schlosser, der von auswärts hergezogen war und dessen Frau Käthes Mutter manchmal in der Küche übernachten ließ, wenn der Vater sie ausgesperrt hatte. Als er an Käthe vorüberging, bemerkte er sie und blieb stehen.

„Nu, Käthchen," sagte er freundlich, „wat hab'n se denn mit Dir gemacht, daß Du so heulen tust, woll'n nich spielen mit Dir, se hab'n woll noch Angst vor Dir wegens Krankenhaus?"

Dann sah er, daß Käthes verängstigter Blick den Bewegungen des Betrunkenen folgte.

„Aha, vor Vatern haste Angst, na ja, der hat heute mächtig voll jeladen," sagte er lachend, „aber laß man jut sind, Käthchen, er haut Dir schon nich, hab man keine Angst nich, Käthchen. Laß ihn man erst oben jehn bei Muttern, nachher rennste leise in die Stube, da merkt er Dir jarnich erst, wat, Käthchen? Laß man nu das Heulen sind, Käthchen, hörste! Erzähl mal wat! Du warst doch in det große Krankenhaus, warn se denn jut zu Dir, wat?"

„Ja, sie waren alle gut zu mir, aber am liebsten habe ich Schwester Pauline, sie hat auch gesagt, ich bin ihre Beste," begann Käthe leise, unterbrach sich aber sofort, als der Händler mit der goldenen Uhrkette zu dem Schlosser trat und ihn begrüßte. Es war offenbar ein sehr feiner Herr; er trug einen weißen Kragen und einen großen bunten Schlips mit einer Perlennadel, aber er hatte schmutzige Fingernägel und seine Stiefel waren an verschiedenen Stellen geplatzt. Der Schlosser nannte ihn Herr Finke und war sehr höflich zu ihm. Er kannte ihn auch nur flüchtig von einigen Besuchen auf dem Hofe. Herr Finke gab Käthchen die Hand und sagte, sie hätte einen schönen dicken Zopf. Dann fragte er, warum Käthe denn so abseits von den andern Kindern gestanden hätte, sie wären alle zusammen so lustig gewesen und er wäre mit allen gut Freund. Käthe drängte sich unwillkürlich von dem Fremden fort und faßte des Schlossers Hand fester. Der lachte.

„Sie is man ein kleiner Angsthase," sagte er halb entschuldigend, „se is jrade aus s'Krankenhaus jekommen, da hab'n se se woll ein bisken verwöhnt, wat Käthchen, so Schwester Pauline, nich? Un nu jefällt ihr det hier nich besonders, un Angst vor Vatern hat se ooch, sehn Se, Herr Finke, da sucht er jrade sein Uffjang, so is det nu alle

Abend, ne Schande is et, na un wat meine Frau is, die hat schon manchesmal die Winkelmann bei sich schlafen lassen, wenn se der Kerl ausjesperrt hat!"

„Arme Kleine," sagte Herr Finke und strich über Käthes Scheitel, „Du hast auch eine traurige Jugend; ja, ja, in diesen Hinterhäusern der Großstadt erlebt ein Kind manches, was man ihm lieber ersparen würde. — Übrigens, Herr Bautner, sprachen Sie da nicht eben von Schwester Pauline? Die kenne ich nämlich sehr gut. Sie hat doch wohl blonde Haare und einen Scheitel, es ist mir so. Was Käthchen?"

Das Kind horchte auf.

„Das ist Schwester Klara, die mit den blonden Haaren," sagte es froh, „Schwester Pauline hat doch braune, und immer trägt sie eine runde, weiße Brosche mit einem roten Kreuz und ihre Stimme ist ganz tief!"

„Richtig, das ist mir auch immer aufgefallen," sagte Herr Finke schnell, „sie hat eine ungewöhnlich tiefe Stimme, aber trotzdem klingt sie sehr freundlich, wenigstens habe ich das immer gefunden!"

Käthe lachte auf.

„Kennen Sie vielleicht auch Dr. Bode — den großen Herrn mit dem schwarzen Bart und der Brille?"

„Ja, gewiß, den kenne ich auch, aber weniger genau als Schwester Pauline; den Herrn Dr. Bode, gewiß, gewiß kenne ich ihn!"

„Bei uns waren bloß Kinder, aber im hintersten Saal, da haben wir manchmal Männer gesehen, da sind Sie wohl gewesen?" fragte Käthe.

„Ganz recht, in dem großen hintersten Saal war ich, es ist nun schon ein paar Jahre her, aber ich erinnere mich ganz genau, ganz genau!"

Herr Finke spielte mit seiner Kette. Er schien gar nichts zu tun zu haben, und die Unterhaltung schien ihn sehr zu interessieren. Dem Schlosser wurde sie zu lang; er hatte Hunger nach dem langen Tagewerk. Käthes Vater stand blöde an der Haustür, die er glücklich gefunden hatte; er starrte zu den beiden Männern und dem Kinde herüber, ohne jemanden zu erkennen, seine Arme fuchtelten ab und zu in der Luft umher.

„Herr Finke" sagte der Schlosser, „Se sind woll so jut un bleiben bei die Kleine, bis der Kerl nach oben jefangen is, daß er sie nischt tut, un Käthchen, Du wartst solange — ich seh jetzt bei meine Frau — nachher rennste fix in die Stube, da liegt er vielleicht schon ins Bett und merkt Dir jarnich erst. Adieu!"

Käthe nickte und gab Bautner die Hand. Ihre Gedanken waren in der stillen, friedlichen Welt des Krankenhauses.

„Ich habe vierzehn Tage ganz stille liegen müssen," erzählte Käthe dem fremden Manne, „aber es war gar nicht schlimm; haben Sie auch lange liegen müssen?"

Herr Finke hatte ihre Hand erfaßt, als wollte er sie schützen. Ehe er auf ihre Frage antworten konnte, fing der Betrunkene an, laut zu schimpfen, wirre Worte, die man nicht verstand. Zugleich machte er einige Schritte auf Herrn Finke und Käthe zu. Das Kind zuckte zusammen und drängte sich näher an den Mann.

„Käthchen," sagte Finke leise und schmeichelnd, „ich gehe heute abend Schwester Pauline besuchen; ich kenne sie ja so gut. Willst Du mitkommen? Sie wird sich gewiß freuen!"

„Ich kann nicht," erwiderte Käthe, „die Mutter schimpft, wenn ich nicht oben komme!

„Ich gehe hinauf und sage es der Mutter, dann weiß sie, wo Du bist, und Du brauchst nicht oben gehen, wenn der Vater da ist; der ist ja heute ganz wild, paß auf, der schlägt Dich, Käthchen. Der Mutter ist es schon recht, wenn Du mitkommst!"

Käthe überlegte.

„Erst müssen Sie die Mutter fragen," sagte sie unsicher.

„Ja, ja, ich gehe gleich, geh Du nur voran, Du kannst doch nicht allein hier warten, wo der Vater immerfort lauert. Ich will Dir was sagen, geh in Nr. 5 und warte da im Hausflur, bis ich komme, es dauert gar nicht lange. Aber Du mußt auch sicher warten, Käthchen! Wir gehen dann gleich zu Schwester Pauline!"

Käthe geht mit zögernden Schritten zur Tür. Sie überlegt gar nicht, wie merkwürdig es doch ist, daß der Fremde Schwester Pauline kennt. Ihre Schritte sind nur zögernd, weil ein instinktives Gefühl sie von dem fremden Manne zurückhält; sie empfindet, daß er schlechte Augen hat und einen häßlichen Zug um die Lippen. Da dringt das wirre Schimpfen des Betrunkenen wieder an ihr Ohr — sie sieht die dunkle, enge Stube vor sich — sie sieht die rohen Hände nach der Mutter schlagen — und geht auf die Straße hinaus. In Nr. 5 im Hausflur warten! Herr Finke wird bald kommen und dann gehen sie zu Schwester Pauline. Sie wird sehr gut zu Käthe sein und wird ihr Haar kämmen und streicheln, ehe sie Käthe in ihr weißes Bett legt.

Der fremde Mann mit der goldenen Kette und den zerplatzten Schuhen steht einige Minuten in der dunklen Türecke. Dann geht er dem Kinde nach.

Und Käthe wartet in Nr. 5 auf ihn und freut sich auf die Schwester und ein stilles, weißes Bett.

Allerlei

Was ihr wollt. Max Reinhardt fährt fort, einen neu entdeckten Shakespeare in seinem Deutschen Theater durch Farben und Bewegung lebendig zu machen. Diesmal hat er zu einer der übermütigsten Komödien gegriffen, der der junge hochbegabte Rudolf Alexander Schröder, Maler und Dichter, eine neue wundervolle Übertragung gegeben hat. Der Dichter indes und sein Werk sind nicht mehr die Hauptsache, sondern die Schauspieler und die Kulissen sind es. Darüber kann man Reinhardt wohlberechtigte und durchaus gutbegründete ästetische Vorhaltungen machen. Seine Bühnenphantasie und sein Talent, Anregungen zu empfangen und Leute zu verwerten, mögen ihn verführen, gar zu sehr der Herr des Dichters zu werden. Man mag deshalb wohl sagen, daß die Dienste, die Reinhardt der Dichtung und der Entwicklung eines freien, literarischen Empfindens leistet, relativ gering sind. In der Tat ist das, was er an neuen Leistungen bringt, dünn und vielleicht auch noch dürftig; aber was er der Dichtung vielleicht an Kraft versagt, gibt er der Bühnenkunst. Ich will nicht über die Einzelheiten der Aufführung, über Hans Wassmann und Lucie Höflich schreiben, auch das nicht wiederholen, was ich früher schon über den ästhetischen Charakter von Reinhardts Shakespeareaufführungen sagte. Nur dies eine andeuten: Reinhardt läßt die „Drehbühne" arbeiten, während der Vorhang oben bleibt. Die Drehbühne ist eine Erfindung des Münchener Lautenschläger, der sie für das Prinzregententheater eingerichtet hat. Die ganze Bühne mit Kulissen ist drehbar. Das bedeutet eine außerordentliche Erleichterung; während vor dem Publikum gespielt wird, richtet man bereits das nachfolgende Kulissenbild. Damit sind die langen Pausen umgangen. Wenn nun ein Stück so außerordentlich zahlreiche Verwandlungen hat wie „Was ihr wollt", dann ist's eine direkte Wohltat, daß Schlag auf Schlag ein Bild dem andern folgt. Reinhardt kürzt's noch mehr ab: während eine leise Musik von einer Szene zur andern schmeichelt, dreht sich langsam vor den Augen des Publikums die Bühne, man sieht die Kulissen von hinten, bis der neue Prospekt richtig dasteht. Das bedeutet also den Tod aller Illusion. Aber an sich ist der Einfall ganz ungemein glücklich, wenn auch grotesk: die Bühne zur Mitspielerin zu machen. Der Übermut, mit dem das ganze Stück von der Regie angepackt wird, hat darin seine Krone gefunden. In der Wirkung des Abends wurde die Drehbühne schließlich mit das entscheidende Moment. Es ist eine Ironisierung der Bühnentechnik. Aber wer wollte sie an einem solchen Abend mit den gewichtigen Gründen bekämpfen? Nur ein Philister. H.

Georg Engels † Mit Georg Engels ist einer der feinsten Komiker von der deutschen Bühne abgetreten. Mitten aus seiner vollen Kraft, die das nahende Alter nicht geschwächt, wurde er weggerufen. Mit dem Wort Komiker darf man bei ihm nicht an den Spaßmacher denken, der durch Burlesken und Dummheiten sein Publikum belustigt. Dies war ein Künstler von einer sehr großen Feinheit, der seine Rollen, auch wenn ihr Dichter über die Schablone nicht hinausgekommen war, fabelhaft reich zu machen wußte. Durch eigenartige Auffassung hat er nicht brilliert, dazu war er wahrscheinlich zu bescheiden, er nahm seine Rollen im Grundton schlicht, aber er füllte sie mit so vielen wohlgestimmten Gesten, Bewegungen, Tönen, daß diese Leistungen in ihrer Lebendigkeit unvergeßlich bleiben. Ich kenne den Engels der siebziger und achtziger Jahre nicht und vermag deshalb auch nichts Ausführlicheres zu sagen über seine künstlerische Entwicklung, wie es der treffliche Darsteller wohl verdiente. Aber an seinem Namen haften einige sehr starke Eindrücke aus den letzten Jahren. Sein Humor hatte Geist und Wärme, und die Diskretion einer trefflichen Schulung. Er hatte kein Pathos. Auch in seinen Intriganten war etwas Liebenswürdiges, weil er sie als Menschen und nicht als Marionetten der Dichterphantasie spielte. H.

Am Rande der Großstadt. Es kommt auch in der Großstadt ein Punkt, wo man über die Mauer sieht. Du magst den Weg dahin mit einer Spirale vergleichen, deren schwindelnde Linie dich wie im Traum hinausleitet — oder mit Ringen, die du durchbrichst,

bis du am Rand des letzten Ringes stehst. Zwei — drei Stockwerke hoch ein Fenster — und du schaust frei über den Rand hinweg.

Unten liegt ein Friedhof wie ein großer schattiger Garten. Was man drin in der Stadt den Lebenden verweigert, das fordern hier die Toten — Raum zum Ausruhen in Duft und Schatten und Licht. Da stehn Platanen, die ihre braungoldne Last nicht auf einmal hergeben, die flughaft sacht Blatt um Blatt sinken lassen, da stehn schlichte weiße Kreuze unter Zypressen, auf langen stillen Wegen liegen Sonnenschein und die geraden Schatten der Grabsteine. Eine Mauer von alten Bäumen, wo die ausrollenden Fluten von Laut und Lärm nur verhalten sich brechen. Es ist ein Anblick, bei dem die Seele still die Summe allen Lebens zieht — und lächelt — und ruhig wird.

Über dem Garten fern stehen im Abstand die Kuppen fünf hoher Bäume, fast blätterlos, aber noch von weicher Kontur. Dann kommt Weite, aus deren Dunst ein nadelfeiner Kirchturm ragt, eine Weite, die uns der sonnige Herbstnebel gütig zur Unermeßlichkeit werden läßt.

Unter uns aber glänzt die Sonne mit der süßen Melancholie herbstlicher Tage, streift das Nachbarhaus und ruht beseligt in den glutroten Geranien der Blumenbänke aus. Der Hausgiebel steigt steil empor und öffnet dann in kühn abwärts geschwungener Linie die eingebaute Erkernische, die von Farben und Blumen überquillt.

Das sind die kleinen Gärtchen der Lebendigen. Und es tut gut, zu wissen, daß es noch so viele Hände gibt, die die Arbeit nicht zu müde macht, um rote Blumen auf grünen Fensterbänken zu ziehen.

M. W.

Jedem das Seine. Es war einmal eine Henne, die lud mit großem Geschrei alle, die ihres Geschlechts waren, zu einer großen Versammlung ein.

Sie sagte: „Was wollen wir uns länger von hochmütigen Geschöpfen unterjochen lassen! Der Hahn ist nicht mehr als wir. Unser Kleid ist mindestens so gut wie das seinige, wenn es auch nicht in grellen Farben prunkt. Auch wir haben einen Kamm, auch wir können fliegen. Es ist einzig und allein das Kikeriki, das uns von ihm unterscheidet, und das verdankt er lediglich seiner Anmaßung. Auch in uns ruht die Begabung für den Gesang; sie ist nur unterdrückt worden. Auf, laßt uns nur fleißig üben, so wird das Krähen schon gelingen!"

Die Hennen gackerten Beifall, machten sich flugs ans Werk und übten wochenlang. Aber die meisten brachten überhaupt kein Kikeriki heraus, und bei den wenigen, denen es gelang, klang es dünn über die Maßen.

Das hörte ein alter, weiser Hahn.

„Was das für Sachen sind!" sagte er, „mir ist es noch niemals eingefallen, Eier zu legen."

Georg Ruseler.

Die Mutter. Der letzte Ton verhallte — es war ihre Lieblingssinfonie. Auf ihrem Gesicht lag noch der Eindruck des Gehörten. Eine heilige Cäcilia — so war sie mir in solchen Momenten sonst erschienen, und ich hatte mich wohl in die Betrachtung über den mysteriösen Übergang von der zeitlichen Kunst, der Musik, in die räumliche, die Malerei vertieft, und war zu der energischen Verneinung der Ansicht gekommen, die Malerei könne nur einen Moment, nur eine Stimmung festhalten. Die ruhige Haltung des Kopfes, die Verklärung, die über dem Gesicht lag, darin las ich die Harmonie, in die die Sinfonie ausgeklungen war, aber um den Mund spielten noch die Spuren schmerzlicher seelischer Erregung, und in den Augen lag noch die große Sehnsucht, die den Kampf verursacht hatte, dessen Lösung durch die Schlußakkorde verkündet worden war. — Heute fand ich die heilige Cäcilie nicht. Ich sann darüber nach, woher das käme. Da stand sie plötzlich auf und flüsterte mir ins Ohr: „Ob unser Kind wohl schläft?" Nun hatte ich die Lösung: Die heilige Cäcilia war Jungfrau, und hier stand eine Mutter vor mir. Die Jungfrau hat ihre Seele ungeteilt in sich, kann sie verlieren an Gedanken und Träume, die Mutter nicht; in ihr lebt immer ein zweites Leben mit, und darum kann auch weder die Musik noch die Kunst, weder die Wissenschaft noch die Frömmigkeit, nichts kann durch das Gesicht der Mutter verinnbildlicht werden als nur eins: die Liebe!

F.

Traumglück

Aus der Enge, tiefverloren,
Möchte ich die Seele retten,
Immer doch vor Aug und Ohren
Starren Mauern, klirren Ketten.

Dennoch kann's das Herz nicht lassen:
Seinem Sehnen, seinem Hoffen
Steht aus dumpfgewundnen Gassen
Weit der Weg zur Freiheit offen.

Herrlich auf besonnten Hügeln
Scheint ihm goldne Saat zu reifen.
Und ihm träumt, auf Falterflügeln
Selig drüber hinzuschweifen.

Peter Schnellbach.

Erich Schlaikjer hat ein neues Drama geschrieben, das am Frankfurter Schauspielhaus seine Erstaufführung erlebte und dabei freundlichen Beifall fand. Es heißt „Außerhalb der Gesellschaft" (ursprünglich „Halbwelt") und behandelt das Verhältnis eines jungen idealistischen Schauspielers, der von der Schmiere kommt, zu einer raffinierten, kühlen Kokotte, die sich eine Zeitlang zur Sehnsucht nach einem kräftigen, reinen Menschen verführen ließ. Der Schluß ist ein Auseinandergehen.

Büchertisch

Arbeiterjahrbuch 1908. Herausgegeben von Anton Erkelenz, Arbeitersekretär, Buchhandlung der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 1907. Preis 50 Pfg.

Dieses kleine, inhaltsreiche Büchlein wendet sich in erster Linie an die Mitglieder der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), aber es bietet an Material, Kritik und Anregung so viel und so vielerlei, daß es für jeden sozialpolitisch interessierten Menschen wertvoll ist. Zunächst enthält es neben dem Kalendarium einen Notizkalender für die einzelnen Tage, Tabellen über allgemein wissenswerte politische, wirtschaftliche, soziale Dinge. Über die Gewerkvereine, ihre Geschichte, ihre heutige Situation, die Bedeutung der einzelnen Verbände erhält man Aufschluß. Ganz vortrefflich sind einige Kapitel, die zur Propaganda und Organisation Ratschläge geben: in knapper und anschaulicher Weise wird gezeigt, was alles beobachtet werden muß, wenn man erfolgreich der Festigung und Ausdehnung der gewerkvereinlichen Werbearbeit dienen will. Was hier gesagt wird, trifft natürlich auch für alle parteipolitische Arbeit zu. Das Buch enthält außerdem eine Reihe von Aufsätzen von Führern der drei linksliberalen Parteien, so von Goldschmidt, Kopsch, Naumann, Hummel. Kopsch schreibt ausführlich über das preußische Wahlrecht und seine Reform; ein gedrängter Artikel des Pfarrer Stüster-Höchst unterrichtet über die Geschichte der evangelischen Arbeitervereine. Von den übrigen Beiträgen nennen wir noch einen sehr gehaltvollen über die Erziehung von Arbeiterkindern und von J. A. Lux über Kunstmöglichkeiten im Arbeiterheim. Das Büchlein ist mit einer Wiedergabe des Meunierschen Säemanns geschmückt; um eine Massenverbreitung möglich zu machen, hat der Verlag den Verkaufspreis, bei sehr ansprechender Ausstattung, auf fünfzig Pfennige festgesetzt.

H.

Wilhelm Kosch. Martin Greif in seinen Werken. Anclangs Verlag, Leipzig.

Der Verfasser nennt mit Recht sein Buch eine Frucht liebevoller Studien und hat uns dadurch die Stellung zu dem Buch als einer kritischen Untersuchung leicht gemacht. Kosch bemüht sich um die literarische Rettung des Dramatikers Greif, gibt uns ein umfassendes Bild seines lyrischen Schaffens. Den Hauptzug Greifs, sein Wurzeln im deutschen Volksgeist, hat der Verfasser glücklich herausgearbeitet. Diesem Nährboden seiner Lyrik danken wir die schlichten Lieder einer tiefinnigen Naturbetrachtung, die zum eisernen lyrischen Bestand gehören. Diejenigen, die Greif von dieser künstlerischen Seite lieben, werden auch gern vom Verfasser sich das Bild des sympathischen Dichters von allen Seiten beleuchten lassen.

M.

Otto Hauser, 1848. Roman. Verlag von Adolf Bong und Co. in Stuttgart. 418 Seiten.

Man darf nicht glauben, daß dieser Roman den Leser in die Zeitverhältnisse um 1848 einführe. Zwar spielt auch die Politik eine gewisse Rolle in ihm, aber sie ist so wenig charakteristisch geschildert, daß man fast in nichts an die politische Stimmung von 1848 erinnert wird. Weder die Gefühle der Masse noch die des einzelnen werden analysiert. Alles bleibt in vagen Umrissen stecken und dem Verfasser, einem Schriftsteller mittlerer Begabung, kommt es im Grunde nur darauf an, eine sentimentale Liebesgeschichte mit Anstand anzubringen. Der Titel des Romans, der in Ungarn spielt, ist also keineswegs gerechtfertigt, und alle, die einen ernsten politischen Roman erwarten, werden sich enttäuscht fühlen. Daß ein Mädchen seinen Liebsten durch den Tod verliert und eine herrschsüchtige Anverwandte, die zu Besuch in einer Familie weilt, das Regiment an sich reißt, daß ein Stadtrichter im Alter tränenweich wird und ein Vizegespan sich darin gefällt, den großen Mann zu spielen, das sind Vorgänge die nicht ans Jahr 1848 gebunden erscheinen. Stilistisch hält sich der Roman, ohne irgend welche Persönlichkeit zu verraten, in einer anständigen Mitte. Die psychologische Kunst Hausers ist einfach und konventionell, der technische Aufbau ziemlich matt und wenig spannend. Es werden also, hoffe ich, andre Leute klüger sein als ich und ihre Mußestunden nicht an die Lektüre dieses Romans wenden.

P. Z.

John Burns: Arbeit und Trunk. Vortrag. Berechtigte Übersetzung von G. Wilder, Wien, 1907. Verlag Gebrüder Suschitzky, Keplerplatz Nr. 4. 63 Seiten. 40 Pfg.

Langsam aber stetig mehrt sich die Zahl der Arbeiter, die im Alkoholismus den größten Feind ihrer Klasse, das stärkste Hindernis der wirtschaftlichen und geistigsittlichen Emporentwicklung unsres Volkes klar erkannt haben und scharf und fest ins Auge fassen. „Es lebt ein mächtiger Drang in den Armen, sich los zu reißen von dem Fluche des Alkohols." Einer der tapfersten und beachtetsten Vorkämpfer der Abstinenzbewegung in der Arbeiter-

Ausgezeichnet durch Hof-Diplom
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Kaisers und Königs
Franz Joseph I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Wilhelm II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Ferdinand I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Carol I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Peter I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Nikolaus I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Alexander I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Georg I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Christian IX.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Oscar II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Wilhelm I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Leopold II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Alfons XIII.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Manuel II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Haakon VII.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Wilhelmina
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Albert I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Gustav V.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Ferdinand I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Carol II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Boris III.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Alexander I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Peter II.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Zogu I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Haile Selassie I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Ibn Saud
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Faisal I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Abdullah
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Yahya
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed V.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Farouk I.
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Ali Khan
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Reza Pahlevi
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed Zahir
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed Nadir
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed Daud
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed Yusuf
Kaiserl. Königl. Hof-Lieferant
Seiner Majestät des Königs
Mohammed Ali

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 46

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
17. November 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Dumawahlen in Rußland — Das neue Weingesetz — Vom elendesten aller Wahlsysteme — Der Hilfsrichterunfug). — **Naumann:** Die Frankfurter Versammlung. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Kaiserreise nach England. **Georg Gothein:** Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs, II. — **Bernhard Zembsch:** Bierboykott oder Abstinenz. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten. — Büchertisch.

Traub: Schmerz. — **Erich Schlaikjer:** Kampf und Organisation, III. — **R. Pannwitz:** Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache. — **Georg Jahn:** Robert Blum (Schluß). — Sprechsaal. — **Dr. Alexander Ellasberg:** Die verkaufte Sünde. — Büchertisch. — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Die Dumawahlen in Rußland. Wir haben bereits bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, daß die russische Regierung mit ihrer letzten oktroyierten Abänderung des Wahlgesetzes den Zweck verfolgte, vor allen Dingen die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung, zu der in Rußland gesetzlich ja auch fast der gesamte industrielle Arbeiterstand gehört, von den Wahlen auszuschließen. Daß die Arbeiter radikal oppositionell wählen würden, war an sich selbstverständlich; die Bauern aber, das wußte man, würden ihre Stimmen in der Hauptsache denjenigen Parteien geben, die ihnen in der Landfrage die unbedenklichsten Versprechungen machten. In dem — aus Überzeugung oder Opportunismus vertretenen — Prinzip: „Das Land der Masse!", d. h. der Masse der Bauern, waren von den Kadetten an alle linksstehenden Parteien vor der Öffentlichkeit einig, mit dem einzigen, für die politische Intelligenz des Bauerntums wenig belangreichen Unterschied, daß die eigentlichen Sozialisten das Land für Gesellschaftseigentum und die Bauern darauf nur als Nutznießer haben wollen, die Kadetten und andre aber die Zuteilung von mehr Land als bäuerliches Privateigentum zu fördern versprechen. Nach den offiziell mitgeteilten Wahlziffern ist das Experiment in durchgreifender Weise geglückt: die Rechte und die Mittelpartei (die sogenanten Oktobristen) haben gegenüber den Kadetten und den übrigen Linksliberalen eine erdrückende Mehrheit gewonnen. Wie schon früher, so muß man aber auch diesmal hinter die offizielle Klassifizierung der Gewählten so lange ein Fragezeichen machen, bis die Duma selbst zusammengetreten ist. Erst dann wird sich übersehen lassen, ob nicht eine ganze Anzahl derer, die sich vorläufig in unbestimmter Weise als Gemäßigte bezeichnen, in Wirklichkeit starke Neigung nach links aufweisen. Das Grundproblem der innerrussischen Politik bleibt nach wie vor die Agrarfrage. Hierüber ausführlich zu handeln, wird es an der Zeit sein, wenn sich nach der Eröffnung der Dumasitzungen die wirkliche Stärke der Parteien und die Pläne der Regierung deutlicher ergeben werden.

Das neue Weingesetz. Die wesentlichste Bestimmung der kommenden Gesetzesvorlage ist die Ausdehnung des Kontrollgedankens; die Wirkung der polizeilichen Einzelmaßnahmen hängt davon ab, wie, in welchem Sinn, von was für Leuten die Kontrolle des Kellers und des Lagerbuchs versehen wird. Diese ganze Angelegenheit ist so schwierig und so wichtig, daß man sie weder den durchschnittlichen Polizeiorganen überlassen, noch sie einem Chemiker im Nebenberuf aufhängen kann. In dieser Forderung sind Rechts und Links sich ziemlich einig, daß der Weinkontrolleur sein Amt als Hauptberuf auszuüben hat, daß sachkundige und unbestechliche Männer die Gewähr geben, daß auf der einen Seite unnötige und verstimmende Schikanen vermieden werden, auf der andern die Bedeutung des Amtes nicht abgeschwächt wird. In einzelnen Bundesstaaten — allerdings nicht in Preußen — ist dies bereits Brauch; es wird notwendig sein, daß eine Bundesratsverordnung das Weingesetz, das hier eine Lücke hat, begleitet und für ganz Deutschland vorschreibt: Kontrolle im Hauptberuf. Die sogenannte rationelle Weinverbesserung erhält zwei Beschränkungen, damit nicht unter der Deckmarke der „Verbesserung" eine gewissenlose Vermehrung getrieben werden kann. Vorkommnisse der letzten Jahre haben diese Forderung weitgehend populär gemacht. Der Zuckerwasserzusatz soll ein Fünftel der zu verbessernden Weinmenge nicht überschreiten, und die Verbesserung soll nach dem ersten Januar nicht mehr vorgenommen werden dürfen. Das bedeutet eine Vereinfachung der Kontrolle; das Gesetz ist aber hier weitherzig genug, von Fall zu Fall eine Ausnahme zuzugestehen, da mitunter der „Bau" des Weins sich erst später zeigt und einen Eingriff verlangt. Sehr wohltätig erscheint — für Produzenten wie Konsumenten —, daß im Verkehr mit Weinen geographische Bezeichnungen nicht mehr als Gattungs- oder Qualitäts-, sondern nur als Herkunftsbezeichnungen verwendet werden dürfen. Das ist zumal für die ein Trost, die sich der fatalen „Moselblümchen" erinnern, die in manchen norddeutschen Kellern blühen und wachsen. Damit ist der wesentliche Inhalt des Gesetzes, wie er sich wenigstens in der Veröffentlichung der „Deutschen Weinzeitung" ausdrückt, gekennzeichnet. In welcher Form und Ausdehnung der Verschnitt (die Vermischung) von Rot- und Weißwein deklarationspflichtig sein soll, d. h. dem Käufer angegeben werden muß, geht noch nicht klar hervor; hier wird eine Interpretation der Regierung nötig sein, da unter Umständen die Handelsverträge davon berührt werden. Die Aufnahme des Entwurfes in der Presse ist auf allen Seiten von ziemlicher Zurückhaltung; man wartet wohl auf die Mitteilung und Begründung der Regierung, und es wächst die Einsicht, daß es sich bei diesem Gesetz um eine technisch schwierige Materie handelt, die sich ganz und gar nicht zu einer Parteisache machen läßt.

Vom elendesten aller Wahlsysteme. Im Kreise Labiau-Wehlau ist das Mandat zum preußischen Landtag erledigt, und in wenigen Tagen soll die Nachwahl stattfinden. Das würde weiter keine Beachtung finden, der Kreis ist sicherer konservativer Besitz und wie der Abgeordnete heißt, ist im Grunde gleichgültig. Aber nun ist wider Erwarten ein heftiger Wahlkampf eigner Art entbrannt. Es machen sich zwei konservative Kandidaten das Mandat streitig. Sachliche politische Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen sind nicht vorhanden. Warum aber in aller Welt bekämpfen sie sich? Weil der eine die Interessen des Kreises Wehlau, der andre die des Kreises Labiau vertritt. Es zeigt sich hier an einem ganz besonders krassen Fall, wie das famose Drei-Klassenwahlrecht zur ödesten, durch keine politischen Grundsätze getrübten Gevatterschaftswirtschaft führt, wie sie beim Reichs-

tagswahlrecht unmöglich ist. Verfassungsmäßig ist der Abgeordnete auch in Preußen der Vertreter des ganzen Volkes. Aber was kümmert das die braven Leute in Wehlau und in Labiau: sie wissen ganz genau, daß die Verfassung hier wie so oft nur Druckerschwärze auf weißem Papier ist, und daß es auf alle Fälle nichts schaden kann, einen Vertreter der Kreisinteressen im Junkerparlament zu haben. Darum wollen wir den feindlichen konservativen Brüdern in Labiau-Wehlau dankbar sein, daß sie durch ihr Verhalten die ganze Verwerflichkeit des Drei-Klassenwahlrechts wieder einmal offenbart haben, und so, freilich wider Willen, daran mitarbeiten, es in den Augen jedes vernünftigen Menschen zu diskreditieren.

Der Hilfsrichterunfug. Voraussetzung jeder unparteiischen Rechtspflege ist die Unabhängigkeit des Richterstandes. Diese Unabhängigkeit wird in Deutschland anscheinend verbürgt durch den § 8 des Gerichtsverfassungsgesetzes, der die Unabsetzbarkeit der Richter festlegt. Leider hat man auch bei Festsetzung dieser liberalen Grundforderung ein Loch gelassen, durch das reaktionär-gouvernementale Willkür wieder hineinschlüpfen kann. Im § 10 des Gerichtsverfassungsgesetzes heißt es nämlich: „Die landesgesetzlichen Bestimmungen über die Befähigung zur zeitweiligen Wahrnehmung richterlicher Geschäfte bleiben unberührt." Damit ist der Unfug des Hilfsrichtertums, der einen Schandfleck in der Geschichte der preußischen Justiz darstellt — man denke nur an die berüchtigten Hilfsrichter am Obertribunal, die 1866 die verfassungswidrige Strafverfolgung gegen Twesten beschlossen! —, auch für das deutsche Reich sanktioniert worden. Selbstverständlich ist mancher Assessor, der erst der Anstellung harrt, als Richter leicht geneigt, auf die Neigungen seiner Vorgesetzten Rücksicht zu nehmen. Zum mindesten wird der Verdacht im Volke bestehen, daß bei der Rechtsprechung des abhängigen Assessors der Wunsch nach einer baldigen guten Anstellung mitspreche. Das genügt aber schon, um das Vertrauen zur Rechtspflege zu erschüttern. Trotzdem halten die meisten deutschen Staaten unter dem unrühmlichen Vorantritt Preußens aus Ersparnisgründen daran fest, eine Menge Assessoren an Richterstelle zu beschäftigen. Hamburg bildete bisher eine glänzende Ausnahme, wahrlich nicht zum Schaden des Ansehens seiner Justiz. Aber das schlechte Beispiel Preußens wirkt auch hier verschlechternd auf die guten Sitten ein. Jetzt hat der Senat der Bürgerschaft eine Vorlage unterbreitet, wonach das Hilfsrichtertum eingeführt werden soll. Mit erfreulicher Entschiedenheit haben sich die vereinigten Liberalen diesem Versuch alsbald entgegengeworfen. In ihrem Namen hielt Dr. Popert am 30. Oktober in der Hamburger Bürgerschaft eine großzügige Rede, die eine geradezu vernichtende Kritik an einer Einrichtung darstellt, an der einfach nichts gut ist — abgesehen natürlich von der Kostenersparnis für den Fiskus. Hoffentlich wird die kommende Reichsjustizreform von den Liberalen dazu benutzt, um mit den Argumenten Dr. Poperts das Hilfsrichtertum, diese schlimmste Form des Assessorismus, in ganz Deutschland auszurotten.

Die Frankfurter Versammlung

Genau ein Jahr nach der Frankfurter Einigungskonferenz haben wir uns wieder in Frankfurt versammelt, um hier ein deutliches, gemeinsames Wort über die Politik der Linksliberalen zu reden. Verschiedene unsrer Freunde haben sich nicht an dieser Tagung beteiligt, weil sie ohne Debatte war, eine reine öffentliche Demonstrations-Versammlung. Nachdem wir nun aber den Verlauf der Kundgebung im Frankfurter Hippodrom erlebt haben, müssen wir sagen, daß diese Riesenversammlung nicht der richtige Boden gewesen sein würde, um feinere und schwerere Unterschiede zu debattieren. In einer solchen Massenversammlung muß das vorgetragen werden, was gemeinsame Anschauung ist; die Aussprache aber darüber, ob nun die offizielle Taktik der Partei richtig oder falsch ist, gehört auf Parteitage, das heißt vorläufig auf die verschiedenen einzelnen Parteitage der drei vereinigten linksliberalen Parteien. Man hätte ja schließlich in Frankfurt formell eine Debatte haben können, um imstande zu sein, das Ganze mit einer Resolution zu beendigen. Die Resolution würde mit überwältigender Einmütigkeit angenommen worden sein, aber auch ohne Resolution war es ohne weiteres klar, daß hier nicht mehr eine künstliche zusammengebaute Einigung vorliegt, sondern daß die Einheit auf dem Marsche ist.

Das politisch Wichtigste an der ganzen Tagung war die im Namen der süddeutschen Demokratie von Konrad Haußmann an die Führer der Freisinnigen Volkspartei ausgesprochene Aufforderung, sie sollten die Führung der linksliberalen Gesamtpartei übernehmen, indem sie Führer zur Einigung werden. Diese Form der Aufforderung entspricht der Sachlage. Die Freisinnige Volkspartei ist die größte der drei linksliberalen Parteien und besitzt für sich mehr Wähler und Abgeordnete als die zwei andern Parteien zusammen. Diesem Kraftverhältnis müssen wir andern Rechnung tragen, wenn wir die Einigung überhaupt ernstlich wollen. Ich habe deshalb als Redner der Freisinnigen Vereinigung die Aufforderung Haußmanns auch zu der meinigen gemacht und konnte das mit gutem Gewissen tun, da schon alle unsre bisherige Einigungsarbeit mit dem Bewußtsein geschah, daß alle Beteiligten gewisse Opfer würden bringen müssen, um dem großen Ziele einer wirklich starken liberalen Partei näher zu kommen, und da ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen kann, daß die Führung unsrer Reichstagsfraktion durch die Vorsitzenden der Freisinnigen Volkspartei in keinem Falle als Druck von den Mitgliedern der kleinern Parteien empfunden worden ist. Es handelt sich jetzt darum, die Erfahrungen der Reichstagsfraktion auf den Parteibetrieb im ganzen auszudehnen. Auch im Reichstag hat keine der drei Fraktionen ihre Selbständigkeit aufgegeben, aber wir arbeiten so, als ob wir eine Fraktion seien und hoffen, diesen Zustand erhalten zu können.

Auf unsre Aufforderung hat Abg. Wiemer als Vorsitzender der Freisinnigen Volkspartei geantwortet, daß er selbstverständlich auf den Beschlüssen des Parteitages seiner Partei stehe, daß er infolgedessen eine volle organisatorische Einigung der Parteien nicht für ratsam halte, solange keine schwereren politischen Belastungsproben ausgehalten seien, daß er aber die Aufforderung Haußmanns gern annehme und hoffe, daß sie schrittweise ausgeführt werden könne. Mehr konnte Abg. Wiemer seinerseits nicht sagen, da, wie er ganz richtig hervorhob, in einer liberalen Partei kein einzelner für sich allein verbindliche Erklärungen abzugeben in der Lage sei. Wer aber als Teilnehmer dieser Aussprache beigewohnt hat, hat ohne weiteres das Gefühl gehabt, um wie vieles wir in diesem einen Jahre der Einigung nähergerückt sind.

Daß damit nicht alle Unterschiede der Auffassung, des Temperaments und der Charaktere beseitigt sind, liegt auf der Hand. Eine große Partei aber muß es lernen, in sich selbst Toleranz zu üben. Das eben ist es, was die Partei vom kleineren Parteiverein unterscheidet. Es wird auch in Zukunft Meinungsverschiedenheiten geben; aber es müssen Wege gefunden werden, um über sie hinwegzukommen. In diesem Sinne gereicht es mir persönlich zur Befriedigung, mitteilen zu können, daß diejenigen Verstimmungen, die sich an einige Äußerungen auf dem Parteitage der Freisinnigen Volkspartei angeknüpft hatten, durch beiderseitige offene Aussprache korrekt erledigt sind.

Denjenigen aber von unsern Freunden, die noch immer die Besorgnis nicht loswerden können, daß diese Einrichtung eine Lähmung unsrer sozialen und liberalen Energie bedeuten könne, ist nur zu empfehlen, die Reden der Frankfurter Versammlung genau zu lesen und zwar alle vier Reden. Hier ist keine Flaumacherei. Wir gehören zum Block, und Haußmann hat die Gründe, warum wir dazu gehören, mit tadelloser Klarheit entwickelt; aber im Block sind und bleiben wir alle ohne Ausnahme Vertreter der liberal-demokratischen Bevölkerung und wissen, daß dieser Block seine Zeit hat, daß aber unsre Grundsätze und unsre gemeinsame Arbeit ihn überdauern müssen. **Naumann.**

Die Kaiserreise nach England

Bis zur Begegnung von Wilhelmshöhe sprach man von der englischen „Einkreisungspolitik" uns gegenüber. Danach kam der englisch-russische Vertrag über Persien, Afghanistan und Tibet, d. h. den sogenannten „mittleren Osten", und an den Stellen, wo sonst manchmal offiziöse Artikel stehen,

hieß es: dieses Abkommen sei als ein mittlerweile gegenstandslos gewordener Nachzügler jener nun überwundenen Einkreisungsära zu betrachten. Jedenfalls sei keine Spitze gegen uns mehr darin zu suchen. Trotzdem wird man gut daran tun, die durch die Kaiserreise geschaffene Lage einmal auch ohne Rücksicht auf den augenblicklichen offiziellen Temperaturstand bei amtlichen und halbamtlichen Äußerungen an denjenigen Bestrebungen zu messen, die England bei seiner internationalen Politik bis vor kurzem verfolgt hat. Erst dann wird sich die Frage, ob der Kaiserbesuch als Beweis für eine Schwenkung im Sinne der deutschen Interessen gewertet werden kann, im richtigen Lichte zeigen.

Der Schwerpunkt des russisch-englischen Abkommens liegt, soweit sein Inhalt öffentlich bekannt gegeben ist, in dem Verzicht Rußlands auf seinen früher verfolgten Plan, für das mittelasiatische Bahnsystem einen Ausgang nach dem indischen Ozean zu gewinnen. Russischerseits war hierfür der Hafen von Tschahbar, zwischen der Meerenge von Bender Abbas und dem englischen Belutschistan gelegen, in Aussicht genommen. Tschahbar sollte von Persien erworben werden, wie Port Arthur von China; den persischen Provinzen zwischen Russisch-Turkestan und dem Indischen Ozean konnte dabei natürlich nur eine Rolle zufallen, wie einst der Mandschurei zwischen Rußland und China. Natürlich war sich die russische Politik darüber klar, daß eine solche Frucht Zeit zur Reife brauchte, und daß sie schwerlich anders zu pflücken war, als wenn England einmal in Schwierigkeiten steckte. Trat ein solcher Moment aber ein, dann war jenes politische Ideal, das in den Worten „Rußlands Hand über Asien" liegt, ein gut Stück nähergerückt. Englands Gegenzug waren das Bündnis mit Japan und seine beabsichtigte Folge: der russisch-japanische Krieg. Nachdem er geglückt war, bildete der Vertrag, durch den Rußland seinen Verzicht auf ein Port Arthur vor den Toren Indiens bekräftigte, nichts weiter als die Bescheinigung des Erfolges der englischen Politik. Aber warum hat Rußland diese offizielle Bescheinigung erteilt? Seine Position verschlechterte sich ja um nichts, wenn es vermied, eine solche offizielle Quittung darüber auszustellen, daß es in dem Spiel mit England diesmal der Besiegte war! Also liegt es auf der Hand, daß England an Rußland einen Preis für das Abkommen bezahlt hat, und da in den bekanntgegebenen Abmachungen des Vertrages kein solcher Preis zu finden ist, so wird wohl noch ein weiteres, nicht veröffentlichtes Einverständnis zwischen den beiden Parteien existieren.

Das größte Ziel der asiatischen Politik Englands ist die Herstellung einer Verbindung zwischen Ägypten und Indien. Dazu braucht England die Herrschaft über Arabien, Südpersien und das untere Euphrat- und Tigrisland, das türkische Vilajet von Bagdad. Südpersien hat England durch den Vertrag mit Rußland zugestanden erhalten; daß der persische Golf seine besondere Interessensphäre bildet, wird von keiner Macht bestritten und soll durch einen Zusatz in dem russischen Vertrag noch besonders anerkannt werden; daß Arabien immer mehr und mehr englisches Einflußgebiet wird und daß England durch die unverhüllte Drohung mit Gewalt den Sultan vor einigen Jahren verhindert hat, eine Zweiglinie von der im Bau befindlichen Hedschasbahn durch unbestritten türkisches Gebiet nach Akoba am Nordende des Roten Meeres zu bauen, ist gleichfalls bekannt. Von beiden Seiten her ist also der englische Vormarsch zweifellos. Aber zwischen Arabien und Südpersien klafft noch eine Lücke, und diese Lücke heißt — Bagdad! Man darf mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland gar nicht den Zweck verfolgt hat, einen Angriff auf Deutschland vorzubereiten, sondern vielmehr den, für den Moment des englischen Zugreifens im Bagdadgebiet eine solche Konstellation der Mächte zu schaffen, daß Deutschland nirgend einen Partner für das gegen England aufzunehmende Spiel fand und so die Partie von vornherein verloren geben mußte. Deutschland verfolgt mit dem Bagdadbahnprojekt, von den zu erwartenden wirtschaftlichen Vorteilen abgesehen, das Ziel einer militärischen und finanziellen Kräftigung der Türkei. England aber will türkisches Gebiet am Euphrat und Tigris in seine südasiatische Interessensphäre einbeziehen. Nimmt man dazu jene kürzlich erfolgte Äußerung des Königs von Rumänien, daß möglicherweise eine Wiederaufnahme der russischen Aktion im türkischen Orient bevorstände, so zeigt sich mit einem Male das Gebiet, auf dem die englische Kompensation an Rußland für den Verzicht auf Südpersien liegt. Hier hinein gehört die Frage nach der politischen Bedeutung des Besuchs, den der deutsche Kaiser Eduard VII. abstattet.

Paul Rohrbach.

Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs

II.

Der Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Volkswirtschaft ist eben der, daß erstere ihre Ersparnisse zum weitaus größten Teil in den Bedürfnissen seiner der Volksvermehrung dienenden Anlagen investieren muß, während Frankreich mit seinem minimalen Bevölkerungszuwachs das nur in weit geringerem Maße nötig hat und daher seinen jährlichen Kapitalsüberschuß, für den es eben im Inland keine Verwendung hat, im Ausland unterbringen muß, wobei hinzukommt, daß dieser Kapitalsüberschuß relativ hoch ist, weil die Erziehungskosten infolge der geringen Geburtenziffer verhältnismäßig klein sind.

Auch die Investierung von Kapital in privaten industriellen und Verkehrsanlagen dient bei uns in erster Linie den Bedürfnissen der stark wachsenden Inlandsbevölkerung; muß doch jedes Jahr für 850000 Menschen mehr geschafft werden, und in wenigen Jahren wird der jährliche Zuwachs 1 Million erreicht haben. Die Freunde der Bülowschen Zollpolitik betonen ja immer die wachsende Aufnahmefähigkeit des inländischen Marktes und seine weitaus größere Bedeutung gegenüber dem ausländischen. Das ist an und für sich richtig, nur die Behauptung, daß die Kaufkraft des inneren Marktes gestärkt würde, wenn man die Produkte der Landwirtschaft künstlich verteuert, ist irrig. Wenn Müller und Schulze je 500 Mark Kaufkraft für Industrieartikel haben, so haben sie zusammen 1000, und diese Zahl ändert sich nicht, wenn man Müller 200 Mark wegnimmt und sie Schulze gibt.

Im Gegenteil, es muß selbst der innere Markt leiden, wenn die Kaufkraft der breiten Massen durch die Nahrungsmittelverteuerung eingeschränkt wird; denn jede einigermaßen andauernde Erhöhung der Getreidepreise führt zum Anbau schlechterer Böden, denen nur mit Aufwendung höherer Kosten ein Ertrag abgewonnen werden kann; sie führt weiter zur ungesunden Ausdehnung bzw. Erhaltung des Großgrundbesitzes, während dieselbe Scholle im arbeitsreicheren Kleinbetrieb weit höhere Werte hervorbringt. Die Viehsperren führen schließlich dadurch, daß sie gutes Zuchtvieh fernhalten, zur Verschlechterung der Viehzucht. Wie wenig eine solche agrarische Politik im wohlverstandenen Interesse der Landwirtschaft liegt, beweist am besten das Beispiel Dänemarks, wo die Bauern sich mit Händen und Füßen gegen die Beglückung mit Schutzzöllen sträuben und es ihnen ohne diese glänzend geht. In Schleswig-Holstein, das dieselben klimatischen Bedingungen hat wie Jütland, schreit dagegen die Landwirtschaftskammer um stärkeren Schutz gegen die Einfuhr von dort.

So wichtig auch der innere Markt selbstverständlich für Deutschland ist, so kann es den auswärtigen absolut nicht entbehren; müssen wir doch allein für 1800 Millionen Mark mehr im Jahr an Nahrungs- und Genußmitteln einführen, als wir auszuführen vermögen und an Rohstoffen für die Industrie gar für 2650 Millionen Mark mehr. Wir können diese Summen nur durch eine intensive Ausfuhr von Fabrikaten (+ 2725 Millionen Mark mehr aus- als eingeführt), durch Frachten für fremde Rechnung, durch die Zinsen im Ausland angelegter Kapitalien und durch die Arbeit deutscher Kaufleute und Industrieller im Ausland bezahlen. Der wichtigste Posten, unsre Zahlungsbilanz zu einer aktiven zu gestalten, die Fabrikatausfuhr, wird nun durch unsre Zoll- und Absperrungspolitik wesentlich beeinträchtigt, denn die Produktion wird dadurch verteuert, der Wettbewerb mit dem billigere Lebensmittel konsumierenden Ausland erschwert.

Frankreich hat allerdings ebenfalls hohe Agrarzölle; sie kommen aber im Preise nur wenig zum Ausdruck. Der Getreidebedarf des Landes wird bei der stagnierenden Bevölkerung und der steigenden Intensität des Anbaus meist

ganz im Inlande gedeckt und soweit eine Einfuhr doch erforderlich, erfolgt sie fast ausschließlich aus Algier, das wie eine französische Provinz behandelt wird. Im übrigen werden nur besondere Qualitäten eingeführt. In Zeiten ungünstiger Ernten, die eine starke Preissteigerung zur Folge haben, wird aber stets der Zoll suspendiert. Frankreich würde den Zoll im Inlandspreis zum Ausdruck bringen, wenn es, dem Beispiele Deutschlands folgend, bei der Ausfuhr von Getreide unter Aufhebung des Identitätsnachweises den Zoll vergüten d. h. eine Ausfuhrprämie in Höhe des Zolls gewähren wollte. Das hat man dort aber ausdrücklich abgelehnt.

Aus dem gleichen Grunde — der Bedarfsdeckung durch Eigenproduktion — kommen auch die Viehzölle — mit Ausnahme der auf Hammel, worin der Bedarf nicht gedeckt wird — im Preise nicht zum Ausdruck. Der französische Arbeiter hat also wesentlich billigere Lebensmittel, was freilich zum guten Teil durch die Verzehrungssteuern, den Oktroi, ausgeglichen wird. Bei der Natur des Fabrikats, aus denen der französische Export größtenteils besteht, ist ferner die Höhe der Löhne nicht so entscheidend, wie bei den deutschen Massenartikeln; es sind überwiegend Gegenstände, bei denen der Geschmack entscheidet, und wobei schließlich für den Käufer die Preisfrage nicht die entscheidende Rolle spielt; das gilt nicht etwa bloß für Modewaren, in denen Paris ja immer noch — wenigstens was Damentoiletten anbelangt — tonangebend ist, sondern ebenso für Möbel, Dekorationen, Nippes, Bronzen, Kunstwerke und andres. Während z. B. Deutschlands Riesenausfuhr in Porzellan mehr gewöhnliche dekorierte Gebrauchsware darstellt, handelt es sich bei der französischen Ausfuhr ganz überwiegend um Luxusporzellane; bei einem Sèvres-Service ist für den Engländer oder Amerikaner, der es kauft, die Preisfrage Nebensache und infolgedessen auch nicht der amerikanische Zoll entscheidend, noch viel weniger beim Pariser Damenhut, und deshalb leidet Frankreich unter den Zollschranken andrer Länder viel weniger als Deutschland.

Allerdings hat sich unsre Ausfuhr in den letzten 10 Jahren um 2724 Millionen Mark gehoben, die Frankreichs nur um 1920 Millionen Mark, aber Frankreich weist in dieser Zeit auch nur einen Bevölkerungszuwachs von wenig über ½ Million Seelen auf, Deutschland dagegen von fast 8 Millionen; dafür erscheint die Zunahme unsrer Ausfuhr im Verhältnis zu Frankreich sogar gering. Letzteres verfügt aber auch trotz seines enormen Besitzes an ausländischen Werten über eine wesentlich günstigere Handelsbilanz als wir; die französische ist um noch nicht 150 Millionen Mark, die deutsche dagegen um fast 1⅔ Milliarden Mark passiv. Allerdings zieht Deutschland aus seiner See- und Binnenschiffahrt wie aus seinen Eisenbahnen, schließlich aus den Vermittlungsgeschäften seiner Handlungshäuser ganz andre Gewinne auf Kosten des Auslandes als Frankreich, dessen Seehandelsdampferflotte nur 711027 t gegen 1915475 t, Dampfertonnen Deutschlands ausmacht; dabei muß noch betont werden, daß in Frankreich bei seinen ausgedehnten Küsten die dem Küstenverkehr dienende Flotte einen ganz anders hohen Prozentsatz an der Gesamttonnenzahl einnimmt als bei uns.

Nach der Statistik freilich müßte man annehmen, daß Frankreich einen außerordentlich lebhaften Vermittlungsverkehr für andere Länder habe. Der Gesamthandel (Generalhandel) ist in der Einfuhr um 1 Milliarde, in der Ausfuhr um 1100 Millionen Mark größer als der Spezialhandel, während diese Zahlen bei Deutschland nur 680 bzw. 511 Millionen betragen. Bei den großen Unterschieden in den Grundlagen der Statistik lassen sich diese Zahlen aber nicht vergleichen. Frankreich hat als fremde Hinterländer, für die es den Handel vermittelt, eigentlich nur einen Teil der Westschweiz und Ober-Italien; in beiden konkurriert es mit dem deutschen Durchfuhrhandel, der durch die günstige Rheinwasserstraße und bei dem Überwiegen der Bedeutung der belgischen und niederländischen über die französischen Häfen am atlantischen Ozean, wenigstens mit der Schweiz, wesentlich größer sein dürfte als der französische. Deutschland aber vermittelt weiter den weitaus größten Teil des überseeischen Handels der Nord- und Ostschweiz und eines Teils der Westschweiz, den Österreich-Ungarns, des westlichen Rußland und z. T. auch Rumäniens; seine Eisenbahnen wie seine Binnenschiffahrt müssen daraus ganz andre Gewinne ziehen wie die Frankreichs. Wenn die letzteren zweifellos auch einen Aktivposten in seiner Zahlungsbilanz spielen, so dürfte doch sein Seeverkehr stark passiv sein, während er für Deutschland einen erheblichen Aktivposten bildet.

Frankreich dürfte aus seinen Börsenverkehr nicht unbeträchtliche Gewinne von ausländischen an der Pariser Börse arbeitenden Kapitalien ziehen, während unsre törichte Börsengesetzgebung und Besteuerung das deutsche Kapital zum guten Teil an auswärtige Börsen treibt, statt das des Auslandes hier zu beschäftigen; freilich dürfte davon der Londoner, nicht der Pariser Markt den Hauptnutzen ziehen.

Andrerseits fließen Deutschland weit größere Gewinne aus seinen Handels- und Gewerbeniederlassungen im Ausland zu. Der Unternehmungsgeist und das wissenschaftlich technische Können unsrer Ingenieure ebenso wie die Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns sind größer und werden bei einem rasch wachsenden Volk bei annähernd gleicher Bildung wohl stets höher sein als bei einem Rentnervolk mit kaum wachsender Seelenzahl. Das ist vielleicht auch mit ein Grund, daß das sichtbare, verfügbare, an den Markt gelangende Kapital bei uns verhältnismäßig geringer erscheint als es ist; der Deutsche verwertet es mehr in seinem eignen Geschäft im Ausland, der Franzose leiht es andern für ihre Geschäfte oder für ihre Staatsanleihen und macht dadurch deren Kapital für industrielle und kaufmännische Unternehmungen frei. Die Anleihen der Schweiz sind zum größten Teil in französischen Händen; der Schweizer freut sich darüber, denn so kann er sein Kapital in der Industrie höher verzinslich verwerten.

Auch Deutschland besitzt erhebliche Mengen ausländischer Wertpapiere: österreichische, ungarische, russische, rumänische, italienische, nordamerikanische, kanadische, argentinische, mexikanische, chilenische usw., wenn auch nicht in dem Umfang wie Frankreich. Es ist das eine Anlage für solche Rentnerkreise, denen der Zinsfuß der heimischen Anleihen nicht genügt. Ein solcher Besitz hat große politische Bedeutung, er ermöglicht es einem Lande bei Ausbruch eines Krieges, wo eigne Anleihen schwer und nur mit großen Verlusten an das Ausland abzustoßen sind, rasch Geld von diesem zu erlangen. Die Bestimmung, daß alle nach Deutschland gelangenden ausländischen Besitztitel dem Effektenstempel unterliegen, führt nun dazu, diese im Ausland zu belassen, wodurch die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands schwer benachteiligt wird. **Georg Gothein.**

Bierboykott oder Abstinenz

Die Münchener Brauer haben eine Bierpreiserhöhung beschlossen, die von den Wirten angenommen wurde, da sie sich durch Erhöhung des Detailverkaufspreises schadlos halten können. Dieser Detailverkaufspreis wurde nicht durch die Wirte, sondern — und das ist bezeichnend für die Abhängigkeit des Wirts vom Brauer — von den Brauereien festgesetzt. Auf diese Maßnahme hin entbrannte ein Bierkrieg. Die Arbeiterschaft war mit der Bierpreiserhöhung nicht einverstanden, und die Folge davon war, daß die sozialdemokratische „Münchener Post" in auffälligem Druck zur möglichsten Enthaltung von Biergenuß aufforderte. Über die Wirkung dieser Aufrufe unterrichtet folgende, der liberalen „Allgemeinen Zeitung" entnommene Notiz:

„Der Aufruf der Gewerkschaften, den Biergenuß einzuschränken, ist, wie man hört, keineswegs unbeachtet geblieben. Einer unsrer Mitarbeiter hat dieser Tage bei einer Reihe größerer Firmen Umfrage gehalten und faßt die augenblickliche Situation folgendermaßen zusammen: Der Aufruf der Gewerkschaften, der der Bierpreiserhöhung auf dem Fuße folgte, fand überall fruchtbaren Boden, und schon am Tage darauf nahm der weitaus größte Teil der Arbeiterschaft Münchens geschlossen den Kampf auf. Die Kantinenwirte, die naturgemäß am stärksten in Mitleidenschaft gezogen waren, konnten trotz Abmachung die Bierpreiserhöhung überhaupt nicht beginnen, und geschah es doch, so wurde — wie in der Zentralwerkstätte — die Kantine einfach boykottiert. Nach zwei, längstens drei Brotzeiten mußte der Wirt den alten Bierpreis ansetzen. Im Baugewerbe wirkte der Protest besonders scharf. An Baustellen, die keine eigne Kantine haben, wurde der Biergenuß mit einem Schlage eingestellt und trotz der Bitten und Vorstellungen der beteiligten Wirte bis zur Stunde nicht wieder aufgenommen. Die Arbeiter begnügen sich mit einem Fläschchen Limonade, wenn's hoch geht, mit einer Halben Weißbier. Das Verlassen der Baustellen während der Brotzeiten hat vollständig

aufgehört, und die Arbeiter wachen darüber, daß diese Abmachungen von allen Kameraden eingehalten werden. Bier zu 26 oder 28 Pfennig wird nirgend getrunken, und es wird versichert, daß diese Übung auch zu Hause aufs strengste durchgeführt wird. In den Arbeiterhäusern ist eine Übertretung ausgeschlossen, da sich die einzelnen Familien selbst überwachen, und die Arbeiterfrauen sich mit aller Entschiedenheit weigern, für Aftermieter Bier zum erhöhten Preise herbeizuschaffen. Die Vertrauensmänner der Gewerkschaften sind der Ansicht, daß im Falle eines Bierstreiks bei der Arbeiterschaft der Biergenuß mit einem Schlage ganz aufgegeben wird und daß der Konsum im allgemeinen sofort auf etwa ein Zehntel des momentanen Bedarfs sinken wird. Die Zahl der abstinenten Arbeiter wird auf ca. 10 000 geschätzt und ist im steten Wachsen begriffen."

Zwischen dem Gewerkschaftsverein München und den Brauereien fanden nun Verhandlungen statt wegen einer Zurücknahme der Preiserhöhung, die ergebnislos verliefen, und der Gewerkschaftsverein befaßte sich in einer Versammlung mit Beratungen über die zu unternehmenden Schritte. Darüber berichtet die sozialdemokratische „Münchener Post" vom 24. Oktober folgendes:

„In der gestrigen Delegiertenversammlung des Gewerkschaftsvereins erstattete namens der vor acht Tagen gewählten Kommission Genosse Adolf Müller (Landtagsabgeordneter. D. Red.) Bericht über die mit den Brauereien gepflogene Unterredung. Genosse Müller schilderte den Verlauf der Auseinandersetzungen und unterzog das (von uns schon veröffentlichte) Antwortschreiben einer Kritik. Die Kommission wolle den Delegierten keinerlei Vorschläge unterbreiten, welche Schritte in Zukunft unternommen werden sollen. Persönlich gab Redner den Rat, von einem Bierboykott oder Bierkrieg abzusehen. Dagegen empfahl Redner, mit aller Entschiedenheit innerhalb der Partei und der Gewerkschaften eine planmäßige und energische Agitation für die Antialkoholbewegung einzuleiten und dafür zu sorgen, daß unsre Versammlungen von jedem Bierzwang frei und unsre Arbeiterfeste auf ein höheres Niveau gestellt werden, wobei das Bier kein Handelsobjekt mehr sein darf. Dazu soll eine besondere Kommission gewählt werden, die nicht vorübergehend, sondern dauernd zu arbeiten hat; es sollen Versammlungen abgehalten und durch geeignete Referenten auf die Schädlichkeit des Alkohols hingewiesen werden. Der Redner erwartet von dieser Maßregel einen dauernden Erfolg; wenn wir den Biergenuß dauernd einschränken, sei es besser und für die Sache weit wirksamer, als wenn der Biergenuß nur vorübergehend herabgedrückt werde und nach einem etwaigen „Sieg" dann der Konsum vermehrt werde.

In der nun folgenden lebhaften Diskussion wurden Stimmen laut, sofort in einen Bierboykott einzutreten. Doch plädierten die meisten Redner für die Annahme der Vorschläge des Referenten. Diese wurden denn auch nach einem wirkungsvollen Schlußwort des Genossen Franz Schmitt mit großer Majorität angenommen."

Daraus ist zu ersehen, daß die Stellungnahme des Essener Parteitages der Sozialdemokratie in der Alkoholfrage erfreuliche Früchte zeitigte. In München — ausgerechnet in München — beginnen die Arbeiterführer für die Abstinenz zu werben und versprechen sich weitaus mehr von einem dauernden Verzicht auf den Alkohol als von einem momentanen Bierboykott. Wären die Münchener Gewerkschaften in einen Bierkrieg eingetreten und hätten auf einige Zeit Bier zum höheren als dem bisherigen Preis boykottiert, so wäre den Brauereien daraus ein ganz erheblicher momentaner Schaden entstanden. Diesen zu verursachen, wäre dem Münchener Gewerkschaftsverein etwas Leichtes gewesen, doch die Führer dachten weiter und handelten sehr vernünftig. Sie verzichteten auf die Machtprobe und setzten auf einer andern Seite ein, die später weitaus wirkungsvoller als ein momentaner Sieg in einem Bierkrieg sein wird. Man fordert direkt zur Abstinenz auf und hebt deren Bedeutung für den einzelnen und für die Gesamtheit hervor.

Die in obigem Bericht erwähnte Kommission hat sehr rasch gearbeitet und gibt am 30. Oktober in der „Münchener Post" an deren Spitze folgendes bekannt:

„Die von der organisierten Arbeiterschaft gewählte Kommission zur Abwehr der Folgen der Bierpreiserhöhung hat zunächst folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Einen Aufruf an die Arbeiter und Konsumenten zu erlassen, in dem zur möglichsten Einschränkung des Biergenusses aufgefordert wird und worin gleichzeitig auf die sozialhygienische Seite der Vermeidung des unnötigen Alkoholgenusses hingewiesen werden soll.

2. Vorbereitungen zu treffen, um mit den Unternehmern eine Einschränkung des Biergenusses während der Arbeitszeit zu vereinbaren.

3. Für Versammlungslokale ohne Bierzwang zu sorgen.

Außerdem sind die dem Landtage angehörenden Mitglieder der Kommission beauftragt worden, mit den ebenfalls dem Landtage angehörenden Vertretern der christlichen Arbeiterbewegung ein gemeinsames Vorgehen auf dem bezeichneten Gebiete anzubahnen. Die bis jetzt hierüber gepflogenen Besprechungen lassen ein günstiges Ergebnis hoffen.

Über die weiteren Maßnahmen der Kommission, die ab 1. November wöchentlich zwei Sitzungen abhält, wird in der Presse regelmäßiger Bericht erstattet werden."

Hier wird entschieden eine großzügig angelegte Propaganda gegen den Alkohol betrieben, die aller Anerkennung wert ist, und ganz besonders lobenswert erscheint es uns, daß die freien und die christlichen Gewerkschaften auf diesem Gebiete Hand in Hand gehen wollen. Die Waffenbrüderschaft in diesem Kampf ist äußerst wertvoll, denn auf diese Weise kommen Massen zusammen, und nur die werden letzten Endes über den Alkoholismus siegen. Die Bewegung gegen den Alkohol muß Massenerscheinung werden, und wo wäre ein geeigneterer Träger als in der Arbeiterschaft zu finden?

Der von der Münchener Arbeiterschaft eingeschlagene Weg ist nicht ein Kampf gegen den höheren Bierpreis, sondern ein Kampf gegen den Alkohol überhaupt. Aber nicht nur das allein ist er, er wird zu einem solchen gegen das Alkoholkapital und in dieser Richtung kann das kommunistische Manifest eine teilweise praktische Bedeutung erlangen.

München. **Bernhard Zembsch.**

Unsre Bewegung

Die allgemeine Vorstandssitzung des Wahlvereins der Liberalen, die für den 23. und 24. November nach Berlin eingeladen ist, wird durch die Hinzuziehung der Parlamentarier des Reichstags und Preußischen Landtags besonderes Gewicht erhalten. Auf der Tagesordnung stehen die wichtigsten und gegenwärtig brennendsten politischen Fragen: Stellung zum Reichsvereinsgesetz, zu den verschiedenen Finanzprojekten, zur Wahlreform in Preußen. Es ist daher dringend erwünscht, daß die Vorstandsmitglieder aus allen Teilen Deutschlands möglichst vollzählig erscheinen und an der Aussprache, für die reichlich Zeit angesetzt ist, sich beteiligen. Auf, nach Berlin!

* * *

An die Leser. Wir bitten heute alle, die unser Blatt bisher direkt bei unserm Verlage bestellt und bezahlt haben, den Bezug für das nächste Vierteljahr am Zeitungsschalter oder beim Briefträger zu besorgen und zwar möglichst schon jetzt. Diese Bezugsart ist für unsre Leser noch um etliches billiger, und sie macht unsrer Vertriebsabteilung die Hände für die weitere Werbearbeit frei. Wir bitten unsre Leser, dieser Aufforderung sofort nicht nur den Entschluß, sondern auch die Tat folgen zu lassen. In späterer Zeit wird sich das Postamt von selbst um die Erneuerung des Abonnements bemühen.

In **Schöneberg** haben die Stadtverordnetenwahlen unsern Freunden einen glänzenden Sieg gebracht. Monatelang tobte ein heftiger Kampf, vor allem zwischen den Liberalen und dem sogenannten bürgerlichen Wahlausschuß, der unter Führung des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie Konservative, Antisemiten, Hausagrarier und Zentrumsleute in sich vereinigte. Während die Gegner niemals mit unzweideutigen Forderungen herauszutreten wagten, kämpften unsre Kandidaten für ihr in diesem Jahre entworfenes mustergültiges Kommunalprogramm. Vor allem setzten sie sich ein für das allgemeine und gleiche Wahlrecht auch in den Städten und gegen das Privileg der Hausbesitzer, deren Beauftragte in der Stadtverordnetenversammlung erst kürzlich die Wertzuwachssteuer und eine Wohnungsstatistik abgelehnt hatten. Besonders erfreulich war die große Zahl freiwilliger Hilfskräfte aller Stände, die für unsre Freunde arbeiteten, sowohl in den Wochen vor der Entscheidung, wie an den Tagen der Wahlen. Auch die liberalen Frauen ließen es sich nicht nehmen, uns nach Kräften zu unterstützen. Ist es doch das erste Mal, daß eine Frau in einem Wahllokale die Listen führte. Der Erfolg war, wie gesagt, glänzend. In der dritten Klasse, wo wir bisher zwei Mandate besaßen, sind wir in 5 Stichwahlen, die alle ziemlich sicher für uns sind. In der zweiten Klasse errangen wir zu einem Sitz, den wir hatten, sechs neue Sitze, während nur zwei den Hausagrariern blieben, und zwar der eine mit drei, der andre mit vier Stimmen Mehrheit!! Auch in der ersten Klasse behaupteten unsre Gegner nur vier Mandate, während die übrigen uns und den von uns unterstützten Kandidaten der freien Fraktion zufielen. Trotzdem nur der dritte Teil der Stadtverordnetenversammlung neu gewählt wurde, wird die liberale Fraktion, die bisher acht Mitglieder besaß, nun in mindestens verdoppelter Stärke ins Rathaus einziehen. Das Wahlergebnis lehrt, daß ein Liberalismus, der sich seiner Pflichten bewußt ist und seinen Grundsätzen treu bleibt, mit gutem Mut in die Zukunft blicken kann.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein, V. Oberlehrer Nierhaus, Tannenstr. 7. Vereinsabend: 1. und 3. Freitag im Monat. — **V.-L. Stadt Ulm**, Schäfergasse 19. In gut besuchter Hauptversammlung am 18. Oktober gedachte der Vorsitzende in seinem Jahresbericht nochmals des bedeutungsvollen letzten Vereinsjahres mit Reichstags- und Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M. Der Mitgliederstand ist infolge reger politischer Tätigkeit des

Vereins auf über 200 gestiegen. Am erfreulichsten sind die Anstellung eines gemeinsamen Parteisekretärs durch die entschieden liberalen Parteien in Frankfurt, sowie die Einsetzung eines gemeinsamen Wahlausschusses, der sich bereits eine Geschäftsordnung gegeben hat. In der lebhaften Aussprache wurden, wie im Referat, starke Bedenken gegen die Blockpolitik laut und ward eine Resolution an den Parteivorstand betreffend das Landtagswahlrecht angenommen. Der letzte Vereinsabend beschäftigte sich mit dem sozialdemokratischen Parteitag in Essen, zu dem Verbandssekretär Ruschke-Marburg auf Grund persönlicher Anschauung berichtete. Nach seiner Ansicht hat die Sozialdemokratie die Niederlage bei den Reichstagswahlen mit größerer Würde getragen als die vorherigen Siege. Der Revisionismus innerhalb der Partei ist unausgesprochen im Vorwärtsdringen, was sich auch bei der vorsichtigen Behandlung von Militär- und Kolonialfragen zeigte. Die lebhafte Diskussion ergab im wesentlichen Übereinstimmung mit dem Referenten. — Freitag, den 22. November, spricht Herr Begemann über „persönliche Eindrücke vom 2. nationalen Arbeiterkongreß".

Hamburg. Sekretariat: H. Haupt, Rentzelstr. 17. In großer öffentlicher Versammlung, unter Leitung des Vorsitzenden des Liberalen Vereins, Landrichter Dr. Röldeke, sprach gestern H. von Gerlach über Liberalismus und Blockpolitik. Selten haben wir den Redner so gut und klar reden hören, wie an diesem Abend. Er geißelte die bedingungslose Hingabe der Liberalen an den Block. Das Fehlen der Garantien für wirkliche liberale Gesetzgebung, der unüberbrückbare Gegensatz zwischen konservativer und liberaler Politik, mache den Block zu einer vorübergehenden Erscheinung. Wir dürfen nicht, dem Block zuliebe, die Fühlung mit dem Volke verlieren und müssen immer das Ziel im Auge behalten, das Reich wahrhaft demokratisch zu gestalten. Es bleibt liberaler Grundsatz, daß der Wille des Volkes das höchste Gesetz im Staat sein soll. — Dr. Braband wünschte eine Blockpolitik, die uns zum Anhängsel der Konservativen macht, zum Teufel. Man kann nur einen Block empfehlen, das ist der Block der Liberalen. Alle Liberalen sollen sich zusammenfinden zum Kampfe gegen die Reaktion, zu einer Einigung des Liberalismus. Nachdem die sozialdemokratische Rednerin Frau Steinbach zur Ablehr vom Block aufgefordert hatte, antwortete Dr. Petersen: Der Liberalismus hätte stärker auftreten können, wenn ihn die Sozialdemokratie unterstützte. Statt dessen beschimpfe sie den Liberalismus tagtäglich und nehme ihm so seine Rückzugslinie, wenn der Block in die Brüche ginge. Dann könnte der Liberalismus der Majorität von rechts mit einer Majorität von links drohen. Für diese Idee sei aber die Sozialdemokratie nicht liberal genug. — Rechtsanwalt Springe-Altona (früher in Neumünster) sprach sich in ähnlicher Weise aus und forderte zur Unterstützung des Landtagswahlkampfes in Schleswig-Holstein und in Preußen überhaupt auf. Die Versammlung nahm schließlich folgende Resolution einstimmig an:

„Die vom Liberalen Verein in Hamburg einberufene öffentliche Versammlung hält die politische Entwicklung Deutschlands in der Richtung der Demokratie für die dringendste Aufgabe unsrer Zeit. Sie fordert deshalb von den liberalen Parlamentariern, daß sie für die Einteilung der Reichstagswahlkreise nach der Bevölkerungsziffer und die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen ohne Rücksicht auf die sogenannte Blockpolitik eintreten." Erst um Mitternacht ging die zahlreich besuchte Versammlung auseinander.

Sommerfeld. Liberaler Verein. (Vorsitzender: Tuchfabrikant Henschke.) Am 26. Oktober sprach hier in öffentlicher Versammlung des liberalen Wahlvereins für Sommerfeld und Umgegend an Stelle des verhinderten Generalsekretärs Weinhausen Dr. Rudolf Breitscheid über „Blockpolitik und Landtagswahlrecht". Der Redner ließ keinen Zweifel darüber, daß er dem Bülowblock, der nach seiner Ansicht weniger der Absicht, gegen den Klerikalismus zu regieren, als vielmehr den Verlegenheiten des Reichskanzlers seine Entstehung verdanke, sehr skeptisch gegenüberstehe, und daß er in den in Aussicht gestellten Reformgesetzen nicht im entferntesten genügende Konzessionen an das liberale Programm erblicke. Ohne Rücksicht auf Bülow und den Block habe der Liberalismus die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen zu betreiben, und um den guten Willen der Regierung auf die Probe zu stellen, die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch die geheime noch in der laufenden Legislaturperiode zu verlangen. Eine Resolution, die diese Gedanken zum Ausdruck brachte und besonders auch noch die Einschmuggelung von Ausnahmebestimmungen in das neue Vereinsgesetz ablehnte, fand einstimmige Annahme. Leider war die Versammlung nicht sehr stark besucht. Um so erfreulicher war der Zuwachs von 11 Mitgliedern, den der Verein an diesem Abend zu verzeichnen hatte.

Kiel. Vors. W. Laß, Ringstr. 22. Der geschäftsführende Ausschuß der Deutsch-Freisinnigen Partei in Schleswig-Holstein hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, dem zum Vertreter des Kieler Landtagswahlkreises gewählten Lehrer F. Hoff den Vorsitz zu übertragen. Zu seinem Stellvertreter wurde Rechtsanwalt Waldstein-Altona, zum Kassierer Reichstagsabgeordneter Dr. Struve-Kiel und zum Schriftführer Direktor Stellter gewählt. Anläßlich der in Frankfurt a. M. tagenden Einigungskonferenz wurde an den Reichstagsabgeordneten Schrader folgendes Telegramm gesandt: „Von den Einigungsverhandlungen in Frankfurt erhoffen unsre liberalen Wähler in Schleswig-Holstein, die der alten Parteizusammengehörigkeit stets treu geblieben sind, eine weitere energische Förderung des Zusammenschlusses der drei freisinnigen Parteien und wünschen den Verhandlungen in diesem Sinne den besten Erfolg."

Segeberg. Liberaler Verein. (Vorsitzender: Stadtrat a. D. Meier.) Der liberale Verein Segeberg hielt am 27. Oktober unter dem Vorsitz des Stadtrats a. D. G. Meier eine gut besuchte öffentliche Versammlung ab, in der Herr Parteisekretär Haupt aus Hamburg einen ausgezeichneten Vortrag über alten und neuen Liberalismus hielt. Herr Haupt gab einen großzügigen Überblick über die politische Entwicklung der letzten 100 Jahre. Er betonte mit aller Energie, daß sämtliche Liberale das Reichstagswahlrecht für Preußen fordern müßten; der Block sei nur eine vorübergehende Erscheinung und für uns Freisinnige nur Mittel zum Zweck. Der Redner erntete reichen Dank. Die angekündigten Gegner meldeten sich nicht zum Wort.

Bergedorf bei Hamburg. Liberaler Verein. Vorsitzender: Lehrer Matthiesen. Am Dienstag, den 22. Oktober, setzte unser Verein durch eine öffentliche Versammlung mit seiner Winterarbeit ein. Oberlehrer Berg-Hamburg referierte über „Bildungsfragen des Liberalismus." Ausgehend von der allgemeinpolitischen Lage sprach der Referent unter lebhaftem Beifall über die Ziele und nächsten Aufgaben einer liberalen Schulpolitik. Eine äußerst lebhafte Debatte knüpfte sich an den Vortrag, die Dr. Benzmer vom Hamburger Verband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie als Gegner der allgemeinen Volksschule eröffnete. Aus Fachkreisen traten ihm die Herren Leonhardt und Rektor Philipps entgegen. Herr Boendel forderte Vertretung der unteren und mittleren Schichten im Schulvorstande und unser Vorsitzender, Herr Matthiesen, die Errichtung einer Hilfsschule und einer Volksbibliothek. Der Erfolg war der, daß wir 5 neue Mitglieder gewannen und eine Propaganda für die „Hilfe" durch Verteilung von Probenummern einleiteten.

Hinterpommern. Am 15. Oktober beschloß in Köslin eine aus allen Hinterpommerschen Wahlkreisen beschickte Vertrauensmännerkonferenz, die Anstellung eines Parteisekretärs für Hinterpommern zu betreiben und die dazu nötigen Mittel flüssig zu machen. Es wurde ad hoc ein Komitee gewählt, dessen Geschäfte provisorisch Dr. Rubow in Köslin führt. Auch die „Hilfe"-leser Hinterpommerns werden dringend gebeten, ihre Kräfte für diesen Zweck anzuspannen und zunächst ihre Adressen an Dr. Rubow aufzugeben.

Demmin. Liberaler Verein. (Vorsitzender: Lehrer Albrecht.) Am 26. Oktober 1907 hielt unser Verein seine Monatsversammlung ab. Lehrer Lau gab einen Abriß der Geschichte der Wahlrechtsfrage und knüpfte an den bekannten Naumannschen Artikel Betrachtungen über die Stellungnahme der verschiedenen Parteien zur Frage der Reform des preußischen Wahlrechts. Lehrer Maaß sprach noch über das Wesen des Liberalismus. Der Vortragende suchte durch Erklärung einiger konservativer und sozialdemokratischer Grundsätze den Unterschied zwischen Liberalismus und den Parteien rechts und links festzustellen. — Am Sonntag, den 3. d. Mts., sprach in einer öffentlichen Versammlung vor vollem Hause Dr. Wendorff-Loitz über: „Die Reform des preußischen Wahlrechts". In der Beantwortung der beiden Fragen: „Ist eine Reform des preußischen Wahlrechts notwendig?" und „ist sie überhaupt möglich?" zeigte der Redner, wie nur das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ein treues Abbild der Meinung des Volkes geben könne, während das Drei-Klassenwahlrecht den Ausdruck des Volkswillens gar nicht oder nur verzerrt darstelle. Bismarck habe einmal gesagt, daß die indirekte Wahl zur Fälschung des Wahlresultats führe. Nachdem der Redner noch die Stellung der einzelnen Parteien zu der Wahlbewegung besprochen und im besonderen das von den Nationalliberalen befürwortete Pluralwahlrecht scharf kritisiert hatte, nahm die Versammlung eine Resolution an, in der das Reichstagswahlrecht für Preußen gefordert wurde.

Aue i. Erzgbirge. Liberaler Verein. (Vorsitzender: Alfred Fritzsche.) Die letzte Hauptversammlung unsres liberalen Vereins wählte zum Vorsitzenden Herrn Alfred Fritzsche. Es wurde beschlossen, den Vorstand auf 9 Mitglieder zu erweitern. Um noch mehr als bisher ein Sammelpunkt liberaler Bestrebungen in Aue und Umgebung zu werden, sollen in Zukunft Liberale aller Schattierungen Mitglieder des Vereins werden können. — An der Landtagswahlbewegung hat der Verein hervorragenden Anteil genommen. Es ist ihm gelungen, die Liberalen des Kreises (Freisinnige und Nationalliberale) zu einer gemeinsamen siegreichen Aktion gegen die Konservativen zusammenzuführen. Die Zahl der Mitglieder hat sich im letzten Vereinsjahr verdoppelt. Zur Frage der Wertzuwachssteuer, die in Aue zur Beratung steht, wird der liberale Verein in aufklärendem Sinne Stellung nehmen.

Falkenstein. Freisinniger Verein. (Vorsitzender: Dr. med. Gläsel.) In der Hauptversammlung am 27. September wurden als 1. Vorsitzender Dr. med. Gläsel und als Kassierer Lehrer Förster wiedergewählt. Neu traten in den Vorstand ein die Herren Handelsmann F. A. Schneider, Fabrikant Wilh. Füger, Zeichner Kurt Pögel und Lehrer Jochimsen. In der ersten Versammlung

des neuen Vereinsjahres hielt Herr Bauer-Auerbach einen interessanten Vortrag über Liberalismus und Arbeiter, in dem er nachwies, daß der Arbeiter durchaus kein Sozialdemokrat zu sein braucht, daß seine Interessen vom Liberalismus und insbesondere von der Freisinnigen Vereinigung noch besser vertreten werden. Herr Bauer erntete mit seinem überaus klaren Vortrag lebhafte Zustimmung, auch von nationalliberaler Seite. Bedauert wurde sehr die politische Gleichgültigkeit, besonders bei den Gebildeten.

Lutter a. Bbge. Liberaler Verein. (V. Lehrer Rademacher.) In der am 28. d. Mts. im Husterschen Gasthof stattgehabten Vollversammlung hielt Lehrer Giesecke einen mit Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema „Die falschen Mittelstandsfreunde". Es wurde beschlossen, auf Vereinskosten 5 Exemplare der „Hilfe" für die Monate November—Dezember zu bestellen und diese den Vereinsmitgliedern, die noch nicht Leser der „Hilfe" sind, gruppenweise zugänglich zu machen, auch für die auswärtigen Mitglieder von dem Verlage der „Hilfe" 2 Werbeexemplare frei anzufordern, um der „Hilfe" neue Leser zuzuführen. Dem Verein traten 5 neue Mitglieder bei.

Mannheim. Nationalsozialer Verein. (Vorsitzender: Rechtsanwalt Dr. Gustav Mayer.) Im Nationalsozialen Verein sprach in der ersten Mitgliederversammlung dieses Winters am 24. Oktober Stadtsyndikus Dr. Landmann über die Tagung des Vereins für Sozialpolitik, der der Referent selbst beigewohnt hatte. Der Redner entwarf ein sehr interessantes Bild der Verhandlungen und besprach eingehend das Kommunalwahlrecht. Unter Widerlegung der gegnerischen Einwendungen trat er in überzeugenden Ausführungen für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht der Männer und Frauen ein. Unser Verein hat für diesen Winter eine Reihe von Referaten über politische und wirtschaftliche Fragen in Aussicht genommen. Der Vorstand des Vereins setzt sich jetzt folgendermaßen zusammen: Rechtsanwalt Dr. Gustav Mayer, 1. Vorsitzender; Güterexpeditor Vogel, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Winn, 1. Schriftführer; Bureauvorsteher Lenz, 2. Schriftführer; Hauptlehrer Eck, Kassierer; Rechtsanwalt Geiler, Professor Gscheidlen, Betriebsassistent Raupp, Böckenhaupt und Dosch als Beisitzer.

Heidelberg. Nationalsozialer Verein (V. Prof. Deißmann). Der Verein hielt am 30. Oktober seine Hauptversammlung ab. Es erstattete zunächst der 2. Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. R. Fürst eingehend den politischen Jahresbericht für das jetzt abgelaufene Geschäftsjahr, sodann der Rechner, Kaufmann Otto B. Ruzinger, den Kassenbericht, worauf dem Vorstand die Entlastung erteilt wurde. Die alsdann vorgenommene Wahl ergab die einstimmige Wiederwahl des bisherigen Vorstandes, welchem bekanntlich auch Frau Prof. Weber angehört. Sodann wurde das Programm für den kommenden Winter festgesetzt, das eine Reihe anregender Veranstaltungen und Vorträge bringen soll.

Marburg, 1. November. In unserm Wahlkreise fanden vom 24. bis 29. Oktober sechs äußerst eindrucksvolle Versammlungen statt, und zwar in den Städten Kirchhain, Frankenberg, Vetter und Rauschenberg, sowie in den großen Dörfern Ackershausen und Fronhausen. Überall sprachen Herr v. Gerlach über die politische Lage und Redakteur Ruschke über das Thema: „Wie die deutschsozialen Antisemiten kämpfen". Letzterer hielt scharfe Abrechnung mit der lügenhaften und terroristischen Kampfesweise der Antisemiten, die er mit einem erdrückenden, meist den antisemitischen Flugblättern entstammenden Material, belegte. Herr von Gerlach gab eine großzügige Beleuchtung der innerpolitischen Lage und stellte die preußische Wahlrechtsfrage in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. In allen Versammlungen, die zusammen von über 1000 Wählern besucht waren, wurden einstimmig Resolutionen gefaßt, die die Ersetzung des preußischen Drei-Klassenwahlrechts durch das Reichstagswahlrecht entschieden forderten. Die Antisemiten hatten nicht den Mut, sich auch nur in einer Versammlung zu stellen.

Essen. Liberaler Verein (V. Oberlehrer Vogeler, Kurfürstenstraße 41. Regelmäßiger Vereinsabend: 1. Dienstag jeden Monats im Hotel Stadt Elberfeld, Steelerstr.) Der Abend des 5. November war dem Andenken Steins, des großen Reformators des preußischen Staatswesens, gewidmet. Referent war Herr Wagner. Nach einer kurzen Darstellung des Lebens und des Charakters Steins entwarf er in großen Zügen ein Bild seines Werkes und einen Aufriß seiner gewaltigen Staatsideen. Der Vergleich mit der Gegenwart ergab den berechtigten Wunsch, es möchte auch unsrer Zeit ein Stein erstehen, der mit eisernem Besen den verrotteten Bestand an reaktionärem Unwesen auskehrte. An den Vortrag knüpfte sich eine längere Wechselrede. Der Vorsitzende gedachte dann noch des Reformationstages als eines kulturellen Gedenktags erster Ordnung, da damals die übergroße Priestermacht des Mittelalters gebrochen wurde, so daß Geistes- und Gewissensfreiheit sich entwickeln konnten.

Nürnberg. Nationalsozialer Verein. Vorsitzender Aug. Glück, Lehrer, Innere Laufergasse 21. Freitag, 25. Oktober 1907 eröffnete mit einer ordentlichen Mitgliederversammlung der Verein seine heurige Winterarbeit. Nach einem Referate über die diesjährige Landeskonferenz der bayrischen Nationalsozialen wurde eingehend die Frage unsrer Stellungnahme zum Nationalverein erörtert. Nach längerer lebhafter Debatte beschloß der Verein noch eine abwartende Stellung gegenüber dem Nationalverein einnehmen zu wollen. Mitte November veranstaltet der National-soziale Verein eine öffentliche Versammlung, welche sich mit der preußischen Wahlrechtsfrage befassen wird.

Osnabrück. Von den hiesigen Freunden der „Hilfe" wird ein engerer Zusammenschluß und event. die Gründung eines liberalen Wahlvereins geplant. Zu diesem Zwecke werden die Leser und Freunde der „Hilfe" aus Osnabrück und Umgebung gebeten, ihre Adresse der Redaktion der „Hilfe" baldigst mitzuteilen. Die Mitteilungen werden streng vertraulich behandelt werden.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Darmstadt, v. R. I.	M.	5,—
Freiburg, F. D. I.	„	5,—
Hannover, A. O. I.	„	5,—
Außerordentliche Beiträge:		
Charlottenburg, K. W.	M.	2,—
Zusammen	M.	17,—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 44	„	3151,90
	M.	3168,90

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Eine neue Gewerkschaftsgruppierung? Unsre Beurteilung des sogenannten II. deutschen Arbeiterkongresses hat in den Organen dieser Bewegung natürlich stark verschnupft. Weil die rechtsstehenden Parteien und Blätter bis tief in die nationalliberale Partei hinein eitel Weihrauch streuten, sollte auch den entschieden-liberalen Organen verboten sein, die Reaktion rückschrittlich und den katholisch-protestantischen Orthodoxismus gefährlich zu nennen. Das ist natürlich Unsinn, und so kann man über die oberflächliche Antikritik der liberalen Kritik ruhig zur Tagesordnung übergehen. Dagegen beschäftigt uns ein Vorschlag aus Arbeiterkreisen, den die Frankf. Ztg. als kritischen Beitrag zum II. Deutschen Arbeiterkongreß veröffentlicht hat. Er verlangt: „man muß einer freiheitlich-nationalen Arbeiterbewegung die Wege ebnen." In der Tat, das ist der erste Gedanke, den der verflossene klerikal-nationale Berliner Arbeiterkongreß auslöste. Wir haben eine internationale sozialdemokratische und national-reaktionäre Gewerkschaftsbewegung, aber es fehlt noch eine freiheitliche Arbeiterbewegung auf nationalem Boden. Sie fehlt in dieser Zeit steigender liberaler Gesinnung in Deutschland. Unnötig, hier hervorzuheben, daß es eine alte Schuld des politischen Liberalismus ist, die Frage ist nur, ob diese Schuld sich ewig rächen soll oder jetzt noch gut gemacht werden kann. Bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen liegt die Antwort auf diese Frage. Ohne ihre tatkräftige Initative ist keine großzügige freiheitlich-nationale Arbeiterbewegung mehr denkbar; sie müßten den Kristallisationspunkt einer solchen bilden. Und sie könnten es, denn noch sind zahlreiche Gruppen und Einzelpersonen im Arbeiterstand vorhanden, die heute weder nach rechts zu den Zentrumsgewerkschaften, noch nach links zu den sozialdemokratischen gehen mögen. Aber die Zeit ist kostbar, der Werbeangriff von rechts und links wird immer dringender, die Schicht der freiheitlich-nationalen Arbeiter immer dünner. „Handeln" muß darum die Parole lauten. In welcher Weise die deutschen Gewerkvereine vorgehen sollen, das mögen sie selbst auf Grund ihrer vieljährigen Erfahrungen entscheiden. Aber daß sie vorgehen, daran hat der wirkliche Liberalismus allerdings ein dringendes Interesse. Und darum wird man ohne weiteres sagen dürfen, daß sich die entschlossene Tat zur Sammlung aller liberalen Arbeiter und zur Bildung einer freiheitlich-nationalen Arbeiterbewegung des Beifalls und der Unterstützung aller entschieden-liberalen Richtungen und Organisationen erfreuen würde.

Grundsätzliches zur Frage der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter schreibt die „Soziale Praxis," das Organ der Gesellschaft für Soziale Reform. Wir geben von seinen Ausführungen mit voller Zustimmung folgendes wieder: „Die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter wird neuerdings mehrfach in konservativen und agrarischen Blättern erörtert. Während die einen offen den Wunsch aussprechen, es möchten die „jungen Leute" von 14—16 Jahren mehr als jetzt in der Landwirtschaft Verwendung finden, fordern

die andern ein grundsätzliches Verbot ihrer Einstellung in die Fabrik. Die „Deutsche Tagesztg.", das Organ des „Bundes der Landwirte" nimmt dabei ohne weiteres an, daß der neue Staatssekretär des Innern mit dem Ziele und dem Grundgedanken dieses Vorschlages einverstanden sei, wenn er auch einige äußerliche Bedenken habe. Wir möchten doch bezweifeln, ob diese Bedenken bloß äußerlich sind. Unsrerseits wollen wir jedenfalls keinen Zweifel darüber lassen, daß wir vom sozialpolitischen Standpunkt uns dieser Forderung nicht anschließen können. Sollen wir offen unsre Meinung sagen, so geht unser Wunsch dahin, daß wir an erster Stelle eine Verlängerung der allgemeinen Volksschulpflicht bis zum vollendeten 16. Lebensjahre bekommen. Indessen, wir wissen wohl, daß dies Ziel für lange Zeit noch unerreichbar bleibt. Wir müssen also mit den Tatsachen rechnen. Da die Schulpflicht mit dem 14. bezw. 13. Lebensjahre endet und dann der Eintritt der „jungen Leute" beiderlei Geschlechts in das wirtschaftliche Leben zumeist aus Erwerbsrücksichten, folgt, so hieße ihre zwangsweise Ausschließung aus der Fabrik nichts andres als ihr Hinüberdrängen in die Landwirtschaft, das Handwerk, den Laden, den häuslichen Dienst, die Gast- und Schankwirtschaft, in Austrag- und Botendienst usw. Auch in allen diesen Erwerbszweigen können junge Leute Tüchtiges lernen u n d an Leib und Seele gesund bleiben. Aber andrerseits fehlt doch in den größten dieser Gebiete jeder gesetzliche Schutz für die Jugendlichen und jede staatliche Aufsicht. In der Fabrik dagegen haben wir für junge Leute eine Höchstarbeitszeit, geregelte Pausen, Verbot der Nachtarbeit; außerdem Untersagung gewisser schädlicher Beschäftigungen, Gesundheits- und Sittlichkeitsschutz, endlich Fortbildung. Wir wünschen sehr, daß diese Schutzmaßnahmen in der Fabrik noch ausgebaut und verschärft werden. Es liegt zugleich nahe, das Schutzalter auf 18 Jahre auszudehnen. Aber ein Verbot der Verwendung „junger Leute" in der Fabrik läßt sich unsres Erachtens vom Standpunkt auch des fortgeschrittenen Sozialpolitikers nicht rechtfertigen. Unsre Industrie braucht einen jugendlichen Nachwuchs ebenso wie die Landwirtschaft, das Handwerk, das Handelsgewerbe. Wollen die agrarischen Blätter für die Jugend sozialpolitische Maßnahmen, so sollten sie zuerst für einen energischen und gründlichen Kinderschutz auf dem Felde und im Hause eintreten. Und wenn sie schon der Industrie ihr Augenmerk zuwenden, so schließen sie sich vielleicht unserm Vorschlage an: „alle jungen Leute beiderlei Geschlechts in Industrie und Handwerk haben im Alter von 14 bis 18 Jahren zwei Halbtagsschichten, die eine für die Fortbildungsschule, die andre für die gewerbliche Arbeit!"

Nutzen der gewerkschaftlichen Organisation. Man schreibt uns: Der Vorstand des sozialdemokratischen Bildhauerverbandes, eine der bestorganisierten Gewerkschaften, hat soeben ein kleines Werbeheft herausgegeben. Darin sind folgende Ziffern über die Arbeitszeit und die Lohnhöhe der organisierten Berufsgenossen enthalten:

Die durchschnittliche Arbeitszeit in Deutschland betrug

1890: 10 Std. 42 M. in der Holzbranche, 10 Std. 30 M. in der Steinbranche, 10 Std. 20 M. in der Modellbranche,

1905: 9 Std. 16 M. in der Holzbranche, 8 Std. in der Steinbranche, 8 Std. 18 M. in der Modellbranche.

Es betrug also der Rückgang der täglichen Arbeitszeit in der Holzbranche annähernd 1½ Stunden, in der Steinbranche 2½ Stunden und in der Modellbranche 1¾ Stunden. Auch die Löhne erfuhren eine ansehnliche Steigerung. Der durchschnittliche Lohn betrug in Deutschland:

1890: in der Holzbranche 19,58 M., in der Steinbranche 27,42 M., in der Modellbranche 27,10 M.,

1905: in der Holzbranche 26,20 M., in der Steinbranche 43,00 M., in der Modellbranche 43,39 M.

Die alte Streitfrage. Die Frage, ob Handwerk oder Fabrikbetrieb, erfährt noch immer eine recht verschiedenartige Beurteilung. Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg hat vor kurzem eine Entscheidung getroffen, wonach eine Druckerei, die mit etwa 20 Personen arbeitet und einen jährlichen Umsatz von 90 000 M. erzielt, als ein Handwerksbetrieb anzusehen sei und dementsprechend verpflichtet ist, sich der Beitragspflicht zu den Kosten der Handwerkskammer zu unterwerfen. Dahingegen wurde in einem Rechtsstreite der Handwerkskammer Hannover mit den dortigen Buchdruckereibesitzern eine Buchdruckerei von mehr als zehn Personen für einen Fabrikbetrieb erklärt.

Zur Dienstbotenorganisation. Bekanntlich sind seit etwa einem Jahr einige Dienstbotenvereine von der Sozialdemokratie gegründet oder übernommen worden. Es hatte sich dann im letzten Frühjahr und Sommer eine lebhafte Organisationsarbeit unter den Dienstboten entwickelt. Nun soll diese Arbeit, die hier und da spärliche Erfolge gezeitigt hat, planmäßig weitergeführt werden. Im Anschluß an den sozialdemokratischen Preußentag beruft „die Vertrauensperson für Deutschland" eine Dienstbotenorganisations-Konferenz nach Berlin ein, die aus allen Teilen Deutschlands beschickt werden soll. Berichte über seitherige Erfahrungen und neu einzuschlagende Wege sollen Gelegenheit zur Aussprache und einheitlichen Gestaltung der weiteren Organisationsarbeit geben. Wir haben schon oft an dieser Stelle die besonderen Schwierigkeiten aufgezählt, die der Organisierung gerade der Dienstboten im Wege stehen. Sie sind zahlreich und groß, so daß man in absehbarer Zeit höchstens in einigen Großstädten sichtbare Erfolge wird haben können. Eher noch hat die christliche Gewerkschaftsbewegung Mittel und Wege, um die Dienstboten in größerem Umfange zu organisieren. Sie hat auch schon einige Anläufe dazu unternommen. Wenn sie in derselben planmäßigen und zielbewußten Weise wie die Sozialdemokratie unter den Dienstboten arbeiten würde, wäre es vielleicht möglich, demnächst von einer wirklichen Organisationsbewegung unter den Dienstboten zu reden.

Straßburg kommunalpolitisch voran. Die Kommunalverwaltung der Stadt Straßburg beginnt sich unter ihrem neuen Oberbürgermeister einen klangvollen Namen zu erobern. Wiederholt schon konnten wir auf dem Gebiet kommunaler Wohnungsfürsorge vorbildliche Beschlüsse und Taten aus Straßburg melden. Heute zeigt sich auch auf dem Gebiete kommunaler Arbeiterfürsorge, das seither von der Stadtgemeinden besonders stiefmütterlich behandelt wurde, ein frischer Zug. Der Gemeinderat hat kürzlich die Anstellung eines Arbeiterkontrolleurs auf Bauten beschlossen. Es ist das der zweite Bauaufseher aus Arbeiterkreisen, der in Straßburg mit öffentlichen Rechten angestellt wird. Die gleichfalls von den sozialdemokratischen Gemeindevertretern geforderte Bestimmung, städtische Arbeiten nur an tariftreue Unternehmer zu vergeben, wurde ebenfalls angenommen.

Wertzuwachs in der Kleinstadt. Wie oft begegnet man, schreibt Bodensiepen in der „Bodenreform", im Gespräch oder auch in der Literatur der Ansicht, die hohen mühelosen Gewinne bei den Grundstücksverkäufen würden eigentlich doch nur in Großstädten und in sehr dichtbevölkerten Industriebezirken erzielt, auf dem platten Land und in Landstädten nicht. Wie irrig diese Ansicht ist, möchte ich an einem Fall des täglichen Lebens dartun. In meinem jetzigen Wohnsitz, dem westpreußischen Landstädtchen L. mit 5000 Einwohnern, einem ganz weltabgeschiedenen Nest ohne Spur einer Industrie, hatte vor vier Jahren etwa ein Hauseigentümer sein sieben preußische Morgen großes Grundstück für 17 000 Mark gekauft. Auf das Erdgeschoß des schon vorhandenen Hauses setzte er selbst — er ist gelernter Maurer — noch ein Stockwerk und ein Dachgeschoß auf. Das Material dazu nimmt er aus so schlechten Stoffen, daß im Aufbau eine Zimmerdecke völlig durchbricht. Dann wartet er vier Jahre ab. An dem Hause werden nicht die geringsten Verbesserungen in dieser ganzen Zeit vorgenommen; um auch nur die kleinste notwendigste Ausbesserungsarbeit durchzusetzen, müssen die Mieter selbst den Handwerker herbeiholen und den Betrag an der Miete kürzen. Da, vor kurzem findet sich ein Kaufliebhaber und zahlt 47 000 M. (in Buchstaben: siebenundvierzigtausend Mark). Rechnen wir sehr hoch und reichlich (aber das ist viel zu hoch) 10 000 M. für die Neubauten, so bleibt ein gänzlich müheloser Gewinn von 20 000 M., pro Jahr also 5000 M.

Briefkasten

Alle Leser der „Hilfe", soweit sie unsre Wochenschrift schon bisher am Zeitungsschalter des Postamts oder beim Briefträger bestellt hatten, bitten wir, die Erneuerung des Abonnements für 1908, erstes Vierteljahr, möglichst bald zu besorgen, damit die Bestellung im Trubel der Weihnachtstage nicht verloren geht und eine spätere Beschwerde erübrigt wird. Alle Leser, die ihre „Hilfe" bis jetzt direkt beim Verlage in Berlin-Schöneberg bestellt und an ihn vierteljährlich 1,75 M. bezahlt haben, bitten wir, die Bestellung für das nächste Kalender-Vierteljahr schon jetzt und zwar beim Buchhändler oder beim Briefträger, oder am Zeitungsschalter des Postamts gegen Zahlung von 1,62 M. zu besorgen. Es liegt uns viel daran, die Menge kleiner Expeditionsarbeiten los zu werden und unsre Kräfte für die eigentliche Propaganda freizubehalten. Niemand soll deshalb die kleine Mühe scheuen, die ihm diese Neubestellung dieses eine Mal macht. Später werden sich Buchhändler und Postamt von selbst melden.

A. M. in Karlsruhe. Besten Dank für Ihre freundliche Anregung, die wir gelegentlich zu verwerten gedenken.

Büchertisch

Richard Calwer: Der Handel. Aus der Sammlung „Die Gesellschaft". Verlag Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 83 S., 1,50 M.

Martin Buber gibt eine Sammlung kleiner Bände heraus: „Die Gesellschaft", sozialpsychologische Monographien, die in der Darstellung einzelner konkreter Komplexe unsres öffentlichen, sozialen, kulturellen Lebens das Material beibringen soll zu einer soziologischen Betrachtung des gesamten gesellschaftlichen Lebens. In dieser Serie sind bereits eine Reihe ausgezeichneter und geistreicher Arbeiten erschienen, die zumeist den Vorzug hatten, Neues zu bringen, weil diese Methode der Schilderung bei uns überhaupt noch etwas Neues ist. Der 8. Band in der Folge ist das vorliegende Buch des bekannten sozialdemokratischen Wirtschaftspolitikers Calwer, der hier zeigt, daß er nicht nur ein gründlicher Statistiker, sondern auch ein guter Schriftsteller ist. Er betrachtet das Zustandekommen des Handels, seinen Einfluß auf Käufer und Verkäufer und gibt dann eine Reihe charakteristischer Kulturskizzen über die einzelnen Händlertypen, vom Hausierer an bis zum großen Exporteur. H.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 46 Berlin, 17. Novbr. 1907

Schmerz

Es gibt keinen unerträglichen Schmerz. So lang er empfunden wird, wird er getragen. Ist er wirklich unerträglich, so bricht er das Herz physisch oder moralisch. Rothe.

Vor mir saß eine junge Frau. In der Nacht war der Mann gestorben. Er wollte das Reisen als Beruf aufgeben. Gestern hatte er die letzte Reise gemacht. Nachts überraschte ihn der Tod — es war seine letzte Reise. Nun sprach die Frau und um sie standen 4 kleine Kinder. Sie sprach langsam, ruhig, fast als müßte so alles sein. Sie erzählte schlicht, alles bis zu dem Augenblick, da sie ihren Mann tot im Bett fand. Da fing das Unbegreifliche an. Auch davon redete sie. Es war alles klar gedacht, innig empfunden: aber es war tonlos. Ja, worin ruht eigentlich der wirkliche Schmerz? Ich meine darin, daß er alles Wirkliche bestehen läßt, ihm aber zugleich die Farbe nimmt. Schatten huschen durchs Gehirn, hohl klingt das eigne Wort. Nichts hat mehr sein eignes lebendiges Gewicht. Alles ist anders, gehört in eine andre Welt.

Wie verschieden die Menschen ihren Schmerz äußern! Ich denke gar nicht an die wilden Ausbrüche bei denen, die sich nachher doppelt rasch trösten. Die wirkliche Schmerzempfindung selbst äußert sich so mannigfach. Da gibt es Menschen, die uns empfangen, als würden wir zu einer Gesellschaft kommen, gemessen, höflich, freundlich und doch bohrt in ihnen wildes Weh. Andre reden gar nichts, sind teilnamlos und leben in einer fremden Welt; es berührt sie nichts, was um sie hergeht. Wieder andre dursten nach irgendeinem Wort, klammern sich daran und sind selig, auch wenn es nur ein windbewegter Halm ist. Nie kann man so wenig sicher gehen als im Urteilen über die Echtheit des Schmerzes. Man erstaunt oft geradezu, wie tief er sich verkriechen kann, und wie gewaltsam er ausbricht. Wo es wohl herkommen mag?

Ich meine immer, Schmerz bedeutet unmittelbare Probe. Da steht der Mensch seinem Schicksal so gegenüber, daß nichts mehr sich zwischen sie drängt. Eben darum wirkt er so verschieden. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur zeigt erst in solcher Lage ihren eignen Reichtum. Wie Stein und Metall im Feuer verschieden glänzen und flüssig werden, so der Mensch. Er zeigt in schweren Stunden gerade so recht, wie er doch immer ein eigner bleibt. Es gibt keine Schablone für diese Augenblicke. Wo sie sich doch geltend machen will, wirkt sie häßlich, abstoßend, nichtssagend. Der Schmerz sagt dem einzelnen etwas unmittelbar in die Seele. Darum wirkt er so mannigfach. Er zwingt uns, nur Mensch zu sein. Das ist nicht leicht. Das ist das Schwerste, was es gibt. Alle Rollen sind vergessen, die man spielte. Hier wird klar, was man ist. Deshalb ist der Schmerz ein lieber Charakterleser im Menschengeschlecht. **Traub**

Kampf und Organisation

III.

Dieser eminenten Macht der Unkunst stehen nun die Freunde der Kunst gegenüber, ein kleines Häuflein gegen ein unendliches Menschenmeer. Wenn es diesem Häuflein überhaupt gelingt, einige Positionen zu halten und sich im Getriebe der Welt eine bestimmte Geltung zu verschaffen, so beruht das ganz allein auf dem Umstand, daß der einzelne in dieser kleinen Schar mehr Wert, mehr geistige Kraft, mehr Geltung hat, als der einzelne in der Armee der Unkunst. Im Lager der Literatur trägt der einzelne persönliche Züge, ist eine durch geistige Interessen bestimmte Individualität, während im Lager der Gegner die Fabrikware herrscht, der haltlose Schund aus Magazinen und Ramschbazaren. Die Qualität ist es, die in diesem Falle die Überlegenheit über die Quantität beweist und es möglich macht, daß eine Minorität einer ungeheuren Menge doch allerhand abzuringen vermag. Es ist die Überlegenheit einer geschulten und modern ausgerüsteten Truppe über einen Haufen von Hunnen, der — im Kampf der Geister — nur durch seine Zahl etwas bedeutet. Der höhere Wert des einzelnen nun führt außer dem unmittelbaren Gefechtswert noch einen weiteren Umstand mit sich, der von einschneidender Bedeutung ist. Der höhere Wert beruht ja schließlich in der Tatsache, daß der einzelne von lebendigen Interessen bewegt wird. Wo aber Interessen vorhanden sind, ist die Möglichkeit und bis zu einem gewissen Grad selbst der Zwang einer Organisation gegeben. Die Organisation aber leiht den Interessen, die in ihr vertreten werden, eine sehr bedeutende Kraft. Wir brauchen nur einen Augenblick an ein Beispiel aus der Politik zu denken, um uns darüber klar zu werden. Der „Generalanzeiger" einer größeren Stadt kann eine Auflage von 100 000 haben, während es die streng nationalliberale oder sozialdemokratische Zeitung desselben Orts nur auf 8—10 000 Abonnenten bringt. Nichtsdestoweniger fallen die Äußerungen der zuletzt genannten Organe politisch ins Gewicht, weil hinter ihnen bestimmte Interessen und bestimmte Organisationen stehen. Der „Generalanzeiger" aber ist gleichgültig, weil seine Schar von keinem einheitlichen Interesse und mithin auch von keinem Willen beherrscht wird. Um nicht mißverstanden zu werden: ich will mit dem Wort „Generalanzeiger" nur einen journalistischen Typ bezeichnen; ich weiß, daß auch Blätter von sehr bestimmter Färbung diesen Namen führen. Die Majorität der Unkunst nun gleicht der Schar eines solchen „Generalanzeigers" — sie ist einfach eine zusammengelaufene Menge, ohne Prinzip und ohne Disziplin. Die Interesselosigkeit der breiten Massen, die zunächst der Unkunst zugute kommt, birgt in sich selber ein Stück von einem Verhängnis — wo keine Interessen sind, gibt es auch keine organisierende Kraft, kein einheitliches Wollen und keine Verve. Es ist nicht möglich, die Verehrer der Kadelburgschen Muse in einen Verein zu organisieren — ihr „Interesse" an diesem Autor beruht ja eben in der Abwesenheit aller geistigen Interessen. Man kann dieselben Menschen in einem Skatklub oder in einer Kegelgesellschaft zusammenbringen, denn Skat und Kegeln sind reale Faktoren ihres Daseins — in ein Stück von Kadelburg aber laufen sie nur, weil ihnen auf diesem Gebiet so wie so alles gleichgültig ist. Einen Verein zur Förderung der Kunst dagegen, einen Dürerbund, eine literarische Gesellschaft, eine freie Volksbühne usw. kann man sehr wohl gründen und hat man ja bereits gegründet. Die Fähigkeit zur Organisation und damit eine starke Fähigkeit zu Macht und Einfluß ist ein Vorrecht der Kunst. Die Sache der Kunst wird um so besser stehen, je mehr ihre

berufenen Vertreter dieses kostbare Privilegium auszubeuten wissen. Unsre Zeit ist auf allen Gebieten eine Zeit der Organisation; auf keinem Gebiet aber hat die feste Vereinigung einen so eminenten Wert wie auf dem der Kunst. An die künstlerischen Interessenten soll und muß der Ruf: „Organisiert Euch!“ mit ganz besonderer Stärke ergehen. Und wenn es sich um einen „Leseverein“ in einem Städtchen von 3000 Einwohnern handelt; er hat seinen Wert. Nach meiner Ansicht nicht einmal einen geringen.

Aber nicht allein die Freunde der Kunst, auch die Herren von der Politik sollten den Wert von künstlerischen Organisationen einmal genauer ins Auge fassen. Die sozialdemokratische Freie Volksbühne in Berlin ist so stark geworden, daß sie an den Bau eines eignen Theaters gehen kann. Von diesem Theater und seinen Leistungen geht ein bestimmter Zauber aus, und dieser Zauber wird zu einem Bindemittel zwischen den Arbeitern und ihrer politischen Vertretung. Je mehr eine politische Partei den ganzen Menschen mit Beschlag zu belegen vermag, um so sicherer hat sie ihn. Dazu aber ist die Kunst ein eminentes Mittel. Die bürgerlichen Parteien sollten sich die Leistungen der Sozialdemokratie auf diesem Gebiet um so mehr vor Augen halten, als der politische Wert der Kunst für sie noch unendlich viel größer ist, als für die Sozialdemokraten. Den jungen Arbeiter treibt die Not ohne weiteres zur Politik; den jungen Sohn des Bürgers keineswegs. Dem jungen Arbeiter läßt eben dieselbe Not nur wenig Zeit für Kunst: der junge Bürgerliche ist auch in diesem Punkt viel besser gestellt. Der junge Arbeiter endlich bringt keine Spur einer künstlerischen Vorbildung mit, während der Sohn des Bürgers doch meistens auch in reiferen Jahren noch die Schule besucht und einen Unterricht in Literatur genossen hat. Alle Umstände liegen hier zugunsten des Bürgertums und zuungunsten der Sozialdemokraten. In den Reihen der letzteren war man daher auch zunächst gegen die neuen Volksbühnen sehr skeptisch gesinnt. Die Historiker der Partei erkannten sehr klar und durchaus richtig, daß die Kunst für die Emanzipation der Arbeiter niemals die Bedeutung haben könnte, die sie für den Kampf der bürgerlichen Klassen gehabt hat und — fügen wir hinzu — noch heute haben könnte. Wenn sich trotzdem die Volksbühnen mit unbenennbarer Gewalt durchgesetzt haben, wenn der Zudrang an Menschen so eminent ist, daß er in den zur Verfügung stehenden Bühnen nicht untergebracht werden kann, wenn eben darum die älteste der Volksbühnen zur Gründung eines eignen Heims schreitet — dann sollte dieser Beweis der agitatorischen Kraft den bürgerlichen Parteien im Grunde doch zu denken geben. Der Sohn eines bürgerlichen Hauses ist in der Jugend mehr künstlerisch gestimmt als politisch; die politische Stimmung wird erst herrschend, wenn er vom Erwerbsleben verschlungen worden ist. Wenn ihr nun die Jugend haben wollt, müßt ihr auch mit dieser seelischen Grundstimmung zu rechnen wissen und müßt euren politischen Vereinen künstlerische Zirkel anzugliedern versuchen. Im Mangel an solchen Zirkeln liegt wenigstens zum Teil der Mangel an Jugend begründet, an dem alle bürgerlichen Parteien kranken. Wie sollte man auch die Jugend gewinnen können, wenn man ihrer besonderen jugendlichen Stimmung nicht entgegenkommt? Man gewinnt Bauern nur durch bäuerliche und Jugend nur durch jugendliche Interessen; darüber dürfte allgemeine Klarheit herrschen. Nur daß man dann auch aus dieser Prämisse die Folgerungen sollte ziehen möge!

Und schließlich dann noch eins! Jede Partei braucht einen bestimmten Nachwuchs an Rednern und man hat Diskutierabende und Rednerschulen vorgeschlagen. Ich will den Wert dieser Dinge auch nicht einmal mit einem Zweifel belasten. Die Grundlage aller sprachlichen Bildung aber bleibt die Beschäftigung mit der Kunst des Wortes, mit der schönen Literatur mithin. Sorgt nur, daß der Jüngling ein Verhältnis zur Poesie gewinnt, und ihr werdet später beim politischen Mann die sprachliche Gewandtheit nicht vermissen! Vielleicht überlegen sich unsre Freunde im Land auch einmal diese Seite der Sache. **Erich Schlaikjer.**

Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache

Von R. Pannwitz. Buchverlag der Hilfe, 150. S.

Dies Buch gehört zu den für den Lehrer wichtigeren Arbeiten, die in letzter Zeit geschrieben wurden. Ein Buch, das das Gewissen — nicht nur der Lehrer, sondern aller Volksgenossen — aufrütteln soll ... Wenn man nur nicht befürchten müßte, daß viele — wie immer — mit einer Meinung über das Buch sich begnügen werden ... Weil eben, um zu leben, eine Energie nötig ist, die man bislang noch zu sehr in Versammlungen, in Reden bei Konferenzen oder am Biertisch vertuffte. Anstatt sie dem zu geben, dem sie gehört: dem Kinde ....

Wenn ich nur nicht befürchten müßte, daß die Maßgebenden achtlos an dem Buch vorübergehen werden, weil hier ein so wichtiges Problem des gegenwärtigen Lebens, so — einfach gelöst ist. Und wiederum, ich werde den Optimismus nicht los, daß dies Buch vielleicht mit eine erste Veranlassung sein wird zu einer Versöhnung zwischen der vorwiegend liberalen Lehrerschaft und der vorwiegend konservativen Regierung. Ich will sagen, wie ich das meine; aber ich muß ein wenig ausholen. — — —

Beide, Lehrerschaft und Regierung, wissen noch nicht genug, was bei der Schule das Notwendigste ist. Die Lehrer kennen fast nichts Wichtigeres, als die Standesfrage; die Regierung nichts Wichtigeres, als möglichst vollkommene Aufsicht über die Lehrer, innen und außen. Und das Allernötigste ist nicht all dies — sondern: die Erziehungslast vom Kinde zu nehmen, die Freiheit der Kinder zu dekretieren, die Pädagogik wissenschaftlich zu fundamentieren durch wissenschaftliche Forschung, durch praktische, nicht theoretische Psychologie. Alles andre findet sich dann; z. B. die Freude der Lehrer und Eltern an der Schule. Es handelt sich, wie Pannwitz sagt, um die Schaffung einer bodenständigen Volksbildung. Wenn Lehrer und Regierung das einsehen, daß sie geschaffen werden kann und was damit gewonnen ist, so können sich beide die Hände reichen.

Was hat das mit der deutschen Sprache zu tun? Alles! Denn die schlechte Sprache, der wir auf Schritt und Tritt, in Zeitungen, Zeitschriften, Briefen, Lehrbüchern, Jugendschriften usw. begegnen, ist das Stigma der Talmi- und Pseudo-Bildung, die so oft noch als erstrebenswert gilt. Mit der Kritik der Sprache fängt die Kritik der Bildung überhaupt an.

Am Schlusse des Buches sind die Resolutionen des letzten Weimarer Erziehungstages abgedruckt. Das ist gut. So können wir, wenn Regierung und einzelne Lehrer es wollen, mit der Schaffung einer bodenständigen Bildung beginnen.

R. Pannwitz verlangt vom Lehrer, daß er Künstler, Forscher und Lehrer sei. Aber er sagt zugleich, daß niemand über diese Worte erschrecken möchte; sondern einfach jeder soll wagen, es zu sein; daß er's sein kann, wenn er will; daß er seine Bildung sich erwerben soll. Daß das Bücherstudium, das Professorenhören durchaus nicht alles ist, gar nicht mal das Wichtigste. Daß jeder Lehrer alles, seine nächste Umgebung, die Kinder, die Gemeinde, die Dinge, das Tun, die Natur, und dann vor allem die Sprache der Kinder und Erwachsenen um ihn selbst beobachten soll, erforschen, daß er dabei all das Wichtigste, was er wissen muß, lernen wird. Und dann muß er unablässig immer wieder seine eigne Sprache beobachten, was echt daran ist, was nicht. Muß immer den einfachsten Ausdruck zu finden suchen für das, was er sagen will. Aber was er damit gewinnt, ist kostbarer Besitz. Und was dann etwa noch fehlt, das schafft er selbst oder findet's bei solchen, die auch eine Sintflut hinter sich haben ... Dann lernt er vielleicht Sprache hören; dann gehen ihm „die ästhetikverlebten Sinne“ auf, daß er merkt, wie schön die Kindersprache oder die phrasenlose Sprechsprache und die lokalen Mundarten sind. Und staunt, daß „die Sprache“ kein Normalwesen ist, sondern das vielgestaltigste, bunteste, lebensvollste, seltsamste Geheimnis. — —

Nachweis: Die Lehrer streben nach der Universitätsbildung. Das ist berechtigt; auch Pannwitz sagt es. Nur ist die Frage, ob die Lehrer auf der Universität das finden werden, was ihnen nötig: bodenständige Bildung. Man muß in dieser ernsten Frage ernst reden. Es sind jetzt die Jahre der Kurse und Vortragszyklen der Professoren über Literatur, Pädagogik, Geschichte, Naturwissenschaft. Da kann der Lehrer hören, behalten, nachschreiben. Und dann? Z. B. Literatur. Da ist das Wichtigste das Urteil des Professors über die Dichtung; nicht, daß man Dichtung erlebt; die Zusammenhänge, die der Professor sieht, nicht, daß man selbst welche findet. Oder: Religion. Da redet der orthodoxe oder liberale Professor von Urchristentum, von Dogmen und Dogmengeschichte usw. usw.; aber niemand forscht bei sich, was Religion sei, ganz zu schweigen davon, daß man zu erfahren sucht, was Religion des Kindes sei. — Da fällt mir ein Gespräch ein, das ich vor 10 Jahren in Heidedorf mit meinem Hauptlehrer hatte: er meinte, vollgültige Bildung sei nur auf der Universität zu erlangen. — Ich antwortete darauf etwa so: Man arbeitet und lernt doch auf der Universität nicht anders als sonst auch: man hat seine Sinne; man sieht, hört, denkt ... Schließlich gibt doch der Professor

nicht die Bildung, sondern man erwirbt sie sich ... Auch Hochschulprofessoren sagen nicht immer das letzte Wort über die Dinge.

Der Volksschullehrer aber muß sich auf seine nächsten Pflichten besinnen. Daß es geschieht, dazu helfe das Buch von Rudolf Pannwitz. **Karl Röttger.**

Robert Blum

(geboren am 10. November 1807)

II. (Schluß).

So kam das Jahr 1848, kamen die Jubelwochen der Revolution. Als die Pariser Februarrevolution ausgebrochen war, herrschte in Sachsen eine seltene Einmütigkeit der Parteien. Die Leipziger Stadtverordneten nahmen einstimmig eine Adresse an die Regierung an, die „eine Reorganisation der deutschen Bundesverfassung im Geist und nach den Bedürfnissen der Zeit, angebahnt durch die Entfesselung der Presse und die Berufung von Vertretern sämtlicher deutschen Völker, an den Sitz des Bundestags" verlangte. Die Adreßdeputation erhielt freilich in Dresden abschlägigen Bescheid. Blum teilte vom Rathausbalkon in beschwichtigender Rede das Resultat mit und forderte vor allem die Entlassung des Ministeriums sowie Preßfreiheit. Da viele Städte Sachsens dem Beispiele Leipzigs folgten und in zahlreichen Adressen die gleichen Forderungen stellten, so begann man in Dresden bereits nachgiebig zu werden. Falkenstein trat freiwillig zurück. In Leipzig aber beharrte man entschieden auf der Gewährung aller Forderungen. Die Gärung wuchs, so daß Blum seinen ganzen Einfluß zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufbieten mußte. Die Regierung dagegen zog Truppen in der Nähe Leipzigs zusammen und verhängte den Belagerungszustand über die Stadt, wodurch natürlich die Erregung der Bevölkerung nur gesteigert wurde. Endlich am 13. März trat das ganze Ministerium zurück. An seiner Stelle wurde Braun an die Spitze eines neuen, des sog. Märzministeriums berufen, dem Georgi, v. d. Pfordten, v. Holtzendorff und Martin Oberländer als Mitglieder angehörten. Damit war alles erreicht, was augenblicklich erreicht werden konnte. Das liberale Programm des Ministeriums bürgte für die Erfüllung der wichtigsten Forderungen des Liberalismus.

Blum, der durch Gründung von Vaterlandsvereinen mit konstitutionell-monarchischem Programm der freisinnigen Bewegung in Sachsen einen festen Rückhalt gegeben, hatte seine Aufgabe in Sachsen vorläufig erfüllt und konnte sich nunmehr den allgemeinen deutschen Fragen zuwenden. Da er in Zwickau zum Abgeordneten ins Vorparlament gewählt worden war, reiste er Ende März nach Frankfurt ab. Hier wurde er bald der Führer der Linken. Zugleich kehrte er seinen republikanischen Standpunkt schärfer heraus. Sein Plan war die Einführung der Republik im Reiche durch Beschluß der Nationalversammlung, doch ohne jede bewaffnete Erhebung. Er stand also im Gegensatz zu Hecker und Struve, deren Aprilaufstand er aufs schärfste mißbilligte.

Im Vorparlamente wurde Blum zum Vizepräsidenten gewählt. Er war es, der mit seiner eisernen Ruhe und gewaltigen Stimme mehr als einmal die aufgeregte Versammlung im Zaume hielt. Es ist selbstverständlich, daß er tätigen Anteil an den Sitzungen des Parlaments nahm. Er trat für die Permanenz des vollen Vorparlaments ein, die freilich abgelehnt wurde, und wandte sich scharf gegen die Wiederbelebung des Bundestags. Doch auch in dieser Frage mußte er sich der Mehrheit fügen. Als das Vorparlament nach wenigen Sitzungen auseinanderging, wurde Blum in den Fünfzigerausschuß gewählt. Einige offizielle Reisen, die er im Auftrage desselben unternahm, führten ihn damals auch nach Köln, das er sechszehn Jahre lang nicht gesehen hatte.

Am 18. Mai trat endlich die Nationalversammlung, in der Blum die Stadt Leipzig als Abgeordneter vertrat, in der Paulskirche zusammen. Auch hier war Robert Blum von Anfang an unbestrittener Führer der Linken. Er wurde in den Verfassungsausschuß und andere Kommissionen gewählt. Zugleich übernahm er die Redaktion der demokratischen „Deutschen Reichstagszeitung." Im Parlament selbst spielte er als Parteiführer und glänzender Redner eine hervorragende Rolle.

Die parlamentarische Wirksamkeit wurde zum Pfingstfest durch eine Reise unterbrochen, die die gesamte Linke in die Pfalz machte, und auf der namentlich Blum in der begeistertsten Weise von der Bevölkerung gefeiert wurde. Nach Pfingsten begannen im Parlament die äußerst wichtigen Verhandlungen über die provisorische Zentralgewalt. Blum trat für die Wahl eines Vollziehungsausschusses ein, zu dessen Vorsitzendem ein Parlamentsmitglied gewählt werden sollte. Er wandte sich also gegen den Vorschlag der Mehrheit, die die provisorische Zentralgewalt in die Hände eines Bundesdirektoriums legen wollte. Bekanntlich wurde auch dieser Vorschlag nicht realisiert. Gagern tat seinen „kühnen Griff", der freilich ein Mißgriff war, und es kam zur Wahl eines Reichsverwesers in der Person des Erzherzogs Johann. Im Anschluß daran wurde die Bildung eines Reichsministeriums vollzogen.

Als in der Nationalversammlung die Vermehrung des deutschen Heeres zur Sprache kam, wandte sich Blum trotz ausdrücklicher Bezonnung seines nationalen Standpunktes im Interesse des Volkes gegen eine solche Erhöhung der Militärlasten. Er drang freilich mit seiner wohlbegründeten Ansicht nicht durch. Anläßlich der Verhandlungen über die Polenfrage hielt Blum eine große und schöne Rede, die seine Sympathien für die unterdrückten und verfolgten Polen aufs deutlichste erkennen ließ. Dann kam die Hauptarbeit der Nationalversammlung, die Beratung der sogenannten Grundrechte, welche die Verhandlungen im wesentlichen von Juli bis Dezember ausfüllte. Blum hat den unheimlichen Redestrom, der gerade in dieser Frage floß, nicht allzusehr vermehrt. Er hatte damals andere Sorgen. In Sachsen waren bedenkliche Zustände eingerissen, die seine Anwesenheit dringend erheischten. In den „Vaterlandsvereinen", neben denen sich schon vorher die gemäßigt-liberalen „deutschen Vereine" gebildet hatten, waren Streitigkeiten zwischen den radikaleren und den gemäßigteren Elementen ausgebrochen, die zur Spaltung zu führen drohten. Zudem machten sich partikularistische Strömungen geltend, an deren Aufkommen Blum und die Frankfurter Linke nicht ganz unschuldig waren. Angesichts einer solchen Lage der Dinge in Sachsen reiste Blum Mitte August nach Leipzig. Er wurde mit Jubel begrüßt, Versammlungen, Volksfeste und Fackelzüge wurden zu seinen Ehren veranstaltet und seine große Rede im Schützenhause über seine Tätigkeit und Haltung in der Paulskirche war von tiefer Wirkung. Die Spaltung in den Vaterlandsvereinen aber konnte Blum nicht verhindern. Der radikale Jäkel trieb die Minderheit hinaus.

Als Blum nach Frankfurt zurückgekehrt war, begannen gerade die Verhandlungen über den schmählichen Waffenstillstand von Malmö. Blum beteiligte sich lebhaft am Redeturnier und wandte sich gegen die Genehmigung des Waffenstillstandes, der denn tatsächlich auch verworfen wurde. Infolgedessen legte das Reichsministerium seine Ämter nieder. Dahlmann wurde mit der Bildung eines neuen beauftragt, brachte aber keines zustande. Die Verhandlungen über den Waffenstillstand begannen aufs neue, und Blum hielt dabei seine letzte große Rede, die reifste und schönste, welche die Paulskirche je von ihm gehört. Als der Waffenstillstand genehmigt wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung in der Bevölkerung Frankfurts. Es kam zu argen Tumulten, Barrikaden wurden gebaut, Straßenkämpfe begannen. Die Abgeordneten der Rechten, Auerswald und Lichnowsky, wurden barbarisch hingeschlachtet, Blum, als er zum Frieden mahnte, beinahe ermordet. Der unglückselige Aufstand war bald beigelegt. Für Blum und seine Freunde aber, denen man zu Unrecht die Beförderung der Erregung zur Last legte, hatte der Zwischenfall die unangenehme Folge, daß er ihre Stellung in der Nationalversammlung nicht unwesentlich schwächte. Dazu kam für Blum neuer Ärger über die sächsischen Verhältnisse. Als sich aber der Jäkelsche Flügel direkt gegen die Frankfurter Linke erklärte, da brach er endgültig mit diesem revolutionären Radikalismus der Heimat. So stand Blum isolierter denn je in Frankfurt sowohl wie in Sachsen. Er sehnte sich heraus aus dieser unglücklichen Lage, und als die Frankfurter Linke anläßlich des Ausbruchs der Wiener Oktoberrevolution beschloß, eine Deputation zur Beglückwünschung der verfassungstreuen Majorität des österreichischen Reichstages und der Bevölkerung nach Wien zu senden, stellte er sich seiner Partei zur Verfügung. Der Plan wurde denn auch verwirklicht und die Deputation, bestehend aus Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch, abgeschickt. Die Reise ging über Leipzig, wo Blum die Seinen zum letzten Male sah, Dresden und Breslau nach Wien. Am 17. Oktober kam die Deputation in der österreichischen Hauptstadt an und wurde aufs Feierlichste und Begeistertste empfangen. Blum erkannte jedoch bald, wie verworren die Bewegung bei aller Begeisterung war. Reichstag und Behörden traten ganz unentschieden auf und unternahmen nichts, obgleich Auersperg und Jelačić sich mit ihren Truppen vor der Stadt vereinigten. Zudem wurde ein ganz unfähiger und den Aufgaben durchaus nicht gewachsener Mann, Wenzel Messenhauer, zum Oberkommandanten von Wien gewählt. Die Frankfurter Abgeordneten wollten deshalb bereits am 20. wieder abreisen, wurden aber zum Bleiben bewogen. Blum hielt sich jedoch in den nächsten Tagen von jedem persönlichen Anteil an Kampf und Waffendienst fern. Inzwischen war die vollständige Umschließung der Stadt beendet und der Oberbefehl über die Truppen durch Fürst Windischgrätz, freilich ohne ausdrücklichen kaiserlichen Auftrag, übernommen worden. Der Belagerungszustand wurde über die Stadt verhängt, das Standrecht verkündigt und alle Zivilbehörden ihrer Stellung enthoben. Eine Proklamation von Windischgrätz an die Wiener Bevölkerung mit der Aufforderung zu bedingungsloser Übergabe steigerte nur die Erbitterung des Volkes. Blum blieb nun nicht mehr untätig. Er hielt am 23. in der Aula der Universität eine Rede, in der er zur Ruhe und Besonnenheit mahnte. Zugleich erließ er einen Aufruf und charakterisierte im „Radikalen" das rechtswidrige Auftreten des Fürsten Windischgrätz. Mit diesem war inzwischen unterhandelt worden. Da er aber Bedingungen stellte, welche die Behörden unmöglich erfüllen konnten, begannen die Kämpfe. Blum und Fröbel stellten sich dem Elite-Korps, das zum Schutz von Ruhe und Ordnung in der Stadt gebildet worden war, zur Verfügung. Sie wurden sogleich zu Hauptleuten gewählt. Am 26., 27. und 28., den Haupttagen des Kampfes, wurde auch das Elite-Korps gegen den Feind vorgeschickt. Blum und Fröbel beteiligten sich nunmehr am Kampfe, in dem vor allem der erstere Kaltblütigkeit und Todesmut zeigte.

Als sie jedoch die Aussichtslosigkeit des Kampfes erkannten, reichten sie am 29. ihre Entlassung ein. Die Truppen drangen siegreich vor und bezwangen die Stadt mit Brand und Mord und Plünderung. Wien mußte kapitulieren. Da, leider zu spät, rückten die Ungarn zum Ersatz heran. Als die kaiserlichen Truppen gegen sie abgezogen waren, begannen die Feindseligkeiten in der Stadt aufs neue, der Pöbel, und nur dieser, nahm den Kampf gegen Windischgrätz wieder auf. Blum und seine Freunde waren völlig unbeteiligt. Die Ungarn wichen jedoch bald zurück, ohne eine entscheidende Niederlage erlitten zu haben. Die Truppen kehrten zurück, und der frevelhafte Kapitulationsbruch Wiens wurde im Blute erstickt.

Windischgrätz verhängte den Belagerungszustand über die Stadt, verkündigte das Standrecht und ließ alle Bürger entwaffnen. Eine Zentral-Untersuchungs-Kommission wurde eingesetzt, deren Vorsitz ein Generalmajor Cordon führte. Diese nahm eine Masse von Verhaftungen vor und wies eine große Anzahl von Ausländern aus Österreich aus. Am 4. November wurden auch Blum und Fröbel als Ausländer verhaftet, während die beiden Österreicher Hartmann und Trampusch unbehelligt blieben. Blum nahm die Sache nicht weiter tragisch, sondern vertraute auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter. Die Gefangenen konnten ja zunächst auch nichts unternehmen. Unverantwortlich dagegen war die Saumseligkeit des sächsischen Gesandten v. Könneritz, traurigen Andenkens, der trotz ausdrücklicher Instruktion von Dresden aus nichts für Blum tat.

Bei Windischgrätz war die Vernichtung des verhaßten Demokraten festbeschlossene Sache. Das lassen seine geheimen Verhandlungen mit den Ministern Wessenberg und Schwarzenberg, von denen der letztere sich gegen eine Aburteilung durch die k. k. Standrechtskommission aussprach, nur zu deutlich erkennen. Da die Entlassung aus der Haft etwas lange auf sich warten ließ, reichten Blum und Fröbel am 7. November eine Beschwerde über ihre Gefangennahme ein. Diese blieb jedoch unberücksichtigt. Dafür begann die Beweiserhebung. Als Blum sah, daß die Sache ernst wurde, reichte er am 8. November auf Grund des Gesetzes vom 30. September 1848 betr. die Unverletzlichkeit der Abgeordneten, das auch in Österreich Rechtsgültigkeit besaß, einen Protest bei der Zentralkommission ein. Doch auch dieser verfehlte seine Wirkung. Der Prozeß nahm seinen Fortgang. Es erfolgte ein Verhör vor einer kläglichen Kommission, die auf Grund eines mehr als jämmerlichen Anklagematerials das Todesurteil über Blum fällte. Fröbel wurde freigesprochen und über die Grenze abgeschoben. Es war nur zu klar, man wollte eben den verhaßten Parteiführer vernichten, man wollte der Frankfurter Nationalversammlung zeigen, daß man sich in Österreich nicht vor ihr fürchtete und sich nicht um ihre Beschlüsse kümmerte.

Blum nahm das Urteil, das schon am nächsten Morgen (9. November) vollstreckt werden sollte, gefaßt entgegen. Er schlief in der letzten Nacht fest, schrieb am frühen Morgen ein paar Abschiedszeilen an sein treues Weib und seine nächsten Freunde und unterhielt sich die kurze Zeit, die ihm noch blieb, mit dem Priester, den man zu ihm gesandt. Dann kam der letzte schwere Gang durch den nebelgrauen Novembermorgen zur Brigittenau. Gegen ½8 Uhr hatte er vollendet. Zwei Kugeln hatten ihm die Brust, eine das Haupt durchbohrt.

Ein Schrei der Entrüstung durchbrauste ganz Deutschland, als die Kunde vom Tode Robert Blums vom Donaustrande herüberdrang, erschütternd war die Totenklage, die das Volk einem seiner treusten Söhne anstimmte. Die Nationalversammlung protestierte gegen den Frevel, viele Landtage forderten Sühne für den schmählichen Mord. Trauerfeiern wurden veranstaltet, in Leipzig, in Köln, in Dresden und vielen, vielen andern Städten. Doch umsonst, wir waren ein ohnmächtiges Volk! Der machtvolle Anlauf, den das deutsche Volk in Frühlingsbegeisterung genommen, war bereits mißglückt, und die große Bewegung des Revolutionsjahres drohte im Sande zu verlaufen. Schon zog die Reaktion drohend herauf, und das Laub, das die Novemberstürme von den Bäumen schüttelten, deckte nicht nur das Grab eines der besten Deutschen, es begrub auch auf Jahrzehnte hinaus die deutsche Freiheit.

Leipzig. **Georg Jahn.**

Sprechsaal

Vom Dialektschreiben.

Zu den Ausführungen von Otto Weltzien erhalten wir noch folgende interessante Zuschrift, mit deren Einzelheiten die Redaktion sich jedoch nicht allenthalben identifiziert:

Meiner Meinung nach ist der Dialekt nur in solchen Dichtwerken am Platze, die, für ein lokales Publikum geschrieben, lokale Sitten und Geschehnisse behandeln; der Stil muß einfach und naiv gehalten sein, er mag sich höchstens an humoristischen Stellen etwas kecker geberden, weil der Wort- und Phrasenschatz der dialektsprechenden Volksschichten sich nur auf dem Gebiete des Humors mit der Schriftsprache an Reichtum messen kann. Vorwürfe von tiefem, tragischem Ernst in der Volkssprache zu behandeln, halte ich nicht für tunlich, weil das Volk das Tragische wohl empfindet, ihm aber schwer einen Ausdruck geben kann. Reuters ernst gehaltene Partien sind nicht tragischen, sondern rührenden Inhalts; und das Rührende auszudrücken, dazu mag der Dialekt unter der Hand eines geschickten Meisters noch eben fähig sein.

Schlechterdings zu verwerfen ist die Anwendung des Dialekts im hohen Drama (besonders in solchen Stücken, die, in schlesischer Mundart geschrieben, in Berlin aufgeführt werden und von dort aus ihre Wirkung tun sollen). Die Nachteile sind hier vorwiegend praktischer Natur und treffen sowohl das Publikum wie den Schauspieler. Das Publikum wird von dem, was auf der Bühne gesprochen wird, kaum die Hälfte verstehen und mehr als eine Pointe verfehlen. Es würde vielleicht noch weniger verstehen, wenn die Schauspieler den schlesischen Dialekt wie eingeborene Schlesier sprächen und nicht bisweilen in ein erlösendes Berlinern verfielen. Ordentlich beherrschen können die Darsteller, soweit sie nicht zufällig aus der betreffenden Gegend gebürtig sind, den ungewohnten Dialekt niemals; und um so ungeheuerlicher erscheint mir die Zumutung, daß sie sich trotzdem mühselig damit abquälen sollen und darüber ihre eigentlichen und eigensten Aufgaben, das Durchdenken und die künstlerische Erfassung der Rolle, vernachlässigen müssen. Und ist es denn nötig, daß man einen schlesischen Weber schlesisch reden läßt? Man gebe ihm, unter der Lautform der Schriftsprache, die einfachen Akzente des schlichten Mannes: und ich sollte denken, damit wäre für die Illusion genug getan.

Ein interessantes und lehrreiches Experiment haben wir in den letzten Jahrzehnten in Südfrankreich beobachten können. Verlockt durch die glänzende literarische Vergangenheit seiner heimatlichen Volkssprache, hat der Provençale Frédéric Mistral es gewagt, weitschichtige Themata mit hohen und verschlungenen Gedankengängen im Dialekt zu behandeln. Er hat sich dazu mit mündlicher Mühe, mit einem wahrhaften labor improbus eine neue provençalische Gemeinsprache geschaffen, indem er die mannigfachen Mundarten Südfrankreichs eklektisch ausbeutete, für die schwierigeren Begriffe, die dem Volke fehlen, auf die tote Literatursprache der Troubadours zurückgriff und die feineren syntaktischen Fügungen aus der nordfranzösischen Schriftsprache übernahm. Hier hätten wir ein Schulbeispiel für eine künstlich zusammengefügte Schriftsprache in Dialektform. Aber wie steht es um die Erfolge Mistrals? Die Tartarins sind stolz auf ihre Eigenart und sind leicht zu begeistern; sie haben ihrem neuen Nationaldichter sehr laut zugejubelt, haben auch seine Werke gekauft und — haben sie wenig gelesen.

Gebildete Provençalen, die nicht Philologen sind, haben mir erklärt, sie müßten zu Mistrals Gedichten das Wörterbuch wälzen, deshalb läsen sie kaum darin; sonst aber wären diese Gedichte sehr schön, und ihr Verfasser der Stolz seines Volkes. Ich habe es immer lebhaft bedauert, daß Frédéric Mistral sein starkes poetisches Talent an die Lösung einer unmöglichen Aufgabe gesetzt hat; hätte er in der französischen Schriftsprache geschrieben, er wäre sicher einer der ersten und gelesensten Dichter der Gegenwart.

Lassen wir uns das Beispiel des Provençalen zur Warnung dienen: In engen Grenzen bleibe dem Dialekt sein Recht. Wer aber nicht im Winkel wirken will, sondern Großes schreiben und in Alldeutschland will gelesen sein, der bediene sich unsrer unvergleichlichen neuhochdeutschen Schriftsprache! Sie ist dem höchsten Gedankenfluge gewachsen und dem tiefsten Empfinden; sie fügt sich ebenso geschmeidig dem Stil der akademischen Rede, wie den Bedürfnissen des zwanglosen Salongesprächs und der schwerfälligen Wucht niedersächsischer Derbheit. Ich sollte meinen, wer diese Sprache innig kennt und liebt, der brauchte für seine Gedanken nach keiner andern Mittlerin mehr zu suchen. **Friedrich Wisle.**

Die verkaufte Sünde

(Wunderrabbi-Legende)

Aus dem Jüdischen von Dr. Alexander Ellasberg

In der Stadt Ostrog*) lebten zwei jüdische Kaufleute, die gute Freunde waren und ihren Handel stets gemeinsam betrieben. Sie erfuhren einmal, daß in einem Dorfe im Innern Rußlands eine Gutsbesitzerin lebt, die große Mengen von Leinwand zu einem sehr billigen Preise zu verkaufen hat; die Freunde beschlossen also, hinzufahren und die gesamte Leinwand aufzukaufen. —

Sie fuhren nun hin und meldeten sich bei der Gutsbesitzerin; diese wollte jedoch nicht mit den Juden persönlich verhandeln und betraute mit den Unterredungen einen ihrer Diener. Als nun die Kaufleute mit der Russin durch Vermittlung des Dieners handelseinig wurden und den vereinbarten Preis bezahlt hatten, fragte die Gutsbesitzerin ihren Diener, wie denn eigentlich diese jüdischen Kaufleute aussähen; sie hatte nämlich noch nie einen Juden gesehen. Der Diener versicherte, daß diese Juden genau so wie andre Menschen aussähen; sie wollte ihm aber keinen Glauben

*) Stadt in Wolhynien.

schenken und sagte: „Meine Eltern haben mich stets gelehrt, daß die Juden unsre Heiligen ermordet haben und daß sie alle Mörder und Bösewichte seien; wie können sie denn da andern Menschen gleichen?“ Als ihr aber der Diener erzählte, daß es auch unter den Juden, wie unter allen andern Völkern, Gerechte und Bösewichte, Kluge und Dumme gäbe, äußerte sie den Wunsch, die Juden zu sehen. —

Nun war aber der jüngere von den beiden Kaufleuten schön von Gestalt und sein Gesicht erstrahlte in einem Lächeln, so daß es dem Morgensterne glich; als die Russin ihn erblickte, war sie sofort ganz berauscht von seiner Schönheit, sie konnte ihren Blick nicht von ihm abwenden und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein; er beherrschte auch sehr gut die russische Sprache. —

Sie hatte sich also sofort in den Juden verliebt und erkrankte beinahe vor Leidenschaft. Die Kaufleute waren inzwischen mit der Übernahme der gekauften Leinwand beschäftigt, und da sie im Dorfe nicht genügend Fuhren um die Ware aufzuladen auftreiben konnten, machte sich der ältere von den beiden auf den Weg, um in den benachbarten Dörfern die fehlenden Fuhren zu mieten. —

Als nun die Russin erfuhr, daß der schöne Jude allein zurückgeblieben war, ließ sie ihn in der Nacht zu sich rufen, bestürmte ihn mit Liebesbeteuerungen, beschenkte ihn reich, gab ihm auch das ganze Geld, welches sie vorher für die Leinwand erhalten hatte, zurück und verlangte, daß er ihre Leidenschaft erwidern solle. — Der Jude konnte nicht länger den Versuchungen des Bösen widerstehen und sündigte.

Am nächsten Morgen aber kam sein Freund mit den gemieteten Fuhren zurück; sie luden die gekaufte Ware auf und traten die Heimreise an. — Ein Jude bleibt aber stets ein Jude: der junge Kaufmann bereute bald seine Tat und begann zu seufzen und zu weinen, so daß sein Freund seinen Gram bemerkte und ihn nach der Ursache fragte. Er wollte zuerst nichts erzählen; als aber sein Freund stärker in ihn drang, gestand er ihm alles. Der Freund versuchte ihn zu trösten und riet ihm, durch Buße und durch gute Werke die Sünde zu tilgen; er sagte ihm auch, daß er das von der Russin erhaltene Geld an Arme verschenken solle. Als aber seine Zureden nicht wirkten, schlug ihm der Freund vor: „Ich will gern deine Sünde auf mich nehmen; was zahlst du mir dafür?“ — „Ich trete dir gern meine Sünden ab,“ erwiderte jener „und zahle dir dafür das Geld, das mir geschenkt wurde und gebe noch die Hälfte der Leinwand darauf!“ — Sie wurden bald handelseinig, schlossen einen Kaufvertrag ab und bestärkten diesen durch Handschlag. Der Sünder vergaß gleich darauf sein Vergehen und war wieder sorglos und guter Dinge.

Als sie wieder zuhause in Ostrog waren, verkaufte der ältere Freund die ganze Leinwand mit gutem Profit und wurde sehr reich; es währte aber nicht lange, da starb er plötzlich eines Tages.

Als er nach seinem Tode vor dem himmlischen Gerichtshofe erschien, wurde ihm das Register seiner Sünden verlesen und darunter war auch der mit einer Andersgläubigen begangene Ehebruch verzeichnet. — Der Tote beteuerte, eine solche Sünde nicht begangen zu haben; es wurde ihm aber vorgehalten, daß er diese Sünde von dem eigentlichen Urheber abgekauft habe und jetzt dafür büßen müsse. — Darauf erklärte der Tote, daß es doch nicht gerecht sei, wenn er jetzt für eine Sünde, die er nie begangen, leiden müsse, und so beschloß der himmlische Gerichtshof, daß der Tote seinen noch lebenden Freund vor ein Gericht berufen müsse, um die Gültigkeit des Verkaufs der Sünde zu entscheiden.

Der Tote erschien also seinem Freund im Traum und forderte ihn auf, mit ihm zu Gericht zu gehen; der Lebende wollte aber nichts davon hören und sagte: „Ich habe mit dir nichts vor einem Gericht zu schaffen; ich habe dir diese Sünde verkauft, diese Abmachung ist verbrieft und die ganze Sache ist für mich erledigt; laß mich daher in Ruhe!“ — Der Tote wollte aber nicht nachlassen und erschien jede Nacht seinem Freunde im Traum und ließ ihm keine Ruhe, so daß dieser schwer erkrankte.

Um diese Zeit kam nach Ostrog der große Wunderrabbi, und der Kranke befahl seinen Dienern, daß sie ihn auf einer Tragbahre zum Rabbi bringen sollten.

Als der Rabbi nun den ganzen Sachverhalt erfuhr, sagte er dem Kranken: „Gehe nach Hause, und wenn der Tote bei dir wieder erscheint, so sage ihm, daß nur ein irdisches Gericht in dieser Angelegenheit entscheiden kann; er soll daher mit dir zu mir kommen, und ich werde euren Fall entscheiden. Wenn er aber darauf nicht eingeht, so sage ihm, daß ich die Macht habe, seinen Geist zu bannen und dich von seinen Besuchen zu erlösen.“ —

Als der Tote in der nächsten Nacht wieder erschien und den Ausspruch des Rabbi erfuhr, willigte er auf seinen Vorschlag ein. Der Kranke bat sich nur einen Aufschub von einem Monat aus, um sich erholen zu können, was ihm der Tote auch zugestand. — Als sich der Kranke nun soweit erholt hatte, daß er vor Gericht erscheinen konnte, setzte der Rabbi den Tag des Gerichts fest und berief alle Gemeindemitglieder zu der Sitzung; er befahl auch dem Diener, einen Sitz für den Toten zu bereiten und schickte ihn dann auf den Friedhof, um am Grabe des Verstorbenen eine Aufforderung zum Erscheinen auszurufen. — Als dies alles geschehen war und auch der Tote erschien, eröffnete der Rabbi die Sitzung und befahl dem Lebenden, den Fall vorzutragen; dieser aber sprach also: „Es stimmt zwar, daß ich die Sünde begangen habe, doch habe ich sie sofort bereut; hätte er mir die Sünde nicht abgekauft, so hätte ich mich schon längst durch Buße und gute Werke von ihr befreit; da ich mich aber durch den Verkauf von der Sünde entlastet glaubte, so habe ich nichts dergleichen getan. Warum sollte ich denn jetzt für diese Sünde, die ich im guten Glauben abzubüßen versäumt habe, gestraft werden?“

Dann sprach der Tote: „Ich habe keinen Augenblick an die Rechtsgültigkeit des Geschäftes geglaubt und habe es nur aus Mitleid mit dir, denn der Gram verzehrte dich, dann vorgeschlagen. — Das von dir für dieses Geschäft bezahlte Geld habe ich daher rechtswidrig angenommen, doch werde ich jetzt meine Erben beauftragen, dir dieses Geld zurückzuzahlen.“

Sie redeten beide noch hin und her, und als sie nichts mehr vorzubringen hatten, verkündete der Rabbi seinen Rechtsspruch:

„Geschäft bleibt Geschäft, und der Verkauf — gilt; denn hättest du ihm die Sünde nicht abgekauft, so hätte er sie schon längst abgebüßt.“

Als dieses Urteil verkündet war, hörten alle Anwesenden ein furchtbares Schluchzen, und der Tote klagte unter bittren Tränen: „Wehe! der Lebende könnte ja noch immer vor seinem Tode die Sünde durch Buße abschaffen, ich bin aber schon tot und kann nichts mehr rückgängig machen; das Maß meiner eignen Sünden ist schon beinahe voll, und jetzt muß ich auch noch eine fremde Sünde auf mich nehmen! — —“

Und alle Anwesenden hatten Mitleid mit dem Toten und weinten mit ihm; sie flehten den Rabbi, er möchte seinen Rechtsspruch zurückziehen. Der Rabbi aber sagte:

„Der Rechtsspruch kann jetzt nicht mehr rückgängig gemacht werden und ist auch unanfechtbar; ich will aber versuchen, ob ich nicht vom Himmel eine Gnade für den Toten erflehen kann.“

In diesem Augenblick füllte sich der Gerichtssaal mit Rauch und als sich dieser verzog, war der Tote verschwunden. —

Aus dieser Erzählung kann man ersehen, wie töricht es ist, sein künftiges Leben zu verkaufen und zu kaufen, denn dies führt nie zu Gutem. Gott möge uns von allem Bösen fernhalten und auf den Weg der Wahrheit lenken. Amen!

Büchertisch

Sofie Reinheimer: Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und andern guten Freunden. Märchen. Bilder von Adolf Amberg. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. 104 S. 2 Mk. Das Buch wird in vierzehn Tagen erscheinen.

Märchen und Sagen sind der Anfang der Volkspoesie. In seinen Kindheitsjahren dichtet das Volk sich seine Märchen. Wenn es älter geworden, gescheiter und geschulter und „gebildet“, verliert es diese Gabe. Die Erfinderfreude der Phantasie wird durch unsre Zeit und durch das Leben, das in stärkerem Maße als früher sich in der Auseinandersetzung mit materiellen Existenzfragen, mit der Wissenschaft aufreibt, gehemmt oder zerstört. Was möglich blieb, ist dies, daß ein Volk die Dichtung seiner Kindheitszeit denen bewahrt, die selber am Anfang stehen: den Kindern. Das Märchen ist die Welt des Kindes geworden.

Unsre Zeit hat durch manchen Dichter den Versuch gemacht, das Märchen neu zu erwecken. Wir alle wissen von manchem glücklichen Gelingen. Aber vielen dieser modernen Märchen und Legenden haftet ein arger Fehler an: sie wollen etwas „bedeuten", etwas mehr sagen, man muß hinter ihren Worten lesen können, will man sie ganz „verstehen". Märchen aber soll man nicht verstehen müssen. Wer von uns, der sich an Grimms Märchen erfreute, kümmerte sich wohl darum, was sie „bedeuten" sollten. Auch sie haben wohl mitunter den tieferen Sinn. Aber wir vermissen es nicht, daß er uns fremd geworden.

Doch auch der echte und rechte Märchenton ist unsrer Zeit nicht verlorengegangen. Er hat bisweilen eine merkwürdige „literarische" Färbung bekommen; statt naiver Erfindungen wurden wohlerwogene und vollendete Kunstwerke geformt. Aber welche Fülle, welchen Reichtum an Phantasie und Humor, frisch und lebendig, umschließt nicht der Name Andersens. Und auch der der Selma Lagerlöf. Beide sind die Kinder eines vergleichsweise jungen Volkes.

Wir glauben, daß die Dichterin, deren Märchen in diesem Bande gesammelt wurden, ähnliche echte starke Töne hat. Auch sie sind „künstliche" Schöpfungen und gehören zu jener Art, von der man zu sagen pflegt, daß sie für die Jugend bestimmt sei, an der aber der Erwachsene die gleiche Freude habe. Das liegt hier an der pädagogischen Ausdrucksweise, wenn man so sagen will: d. h. die Märchen werden erzählt, wie man eine Geschichte lauschenden Kindern wohl erzählt. Die Begebenheiten stehen nicht als etwas Selbständiges da, wie irgend eines der alten Märchen, sondern sie fließen aus dem Munde der Erzählerin. Deshalb das Wort: „pädagogisch". Alle, die es mit Kindern zu tun haben, bekommen eine Art von Muster, wie man mit Kindern in einer frohen, fesselnden und verständigen Weise spricht. Wer etwas Begabung zum Vorlesen hat, findet hier einen dankbaren Stoff.

Wichtiger freilich ist der eigne, vom Erzieherischen unabhängige Wert der Märchen. Wo der Erwachsene sich über manchen Einfall freut, wird das Kind von der Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Erzählten entzückt sein. Es ist hier nicht die Stelle, sich ausführlich über den künstlerischen Charakter und Wert dieses Buches auszusprechen. Der Titel sagt, um welche Dinge es sich handelt. Die Dinge werden lebendige Wesen, mit Vernunft, Wunsch und Wille begabt, und alle Welt scheint voll von Leben und Streben, Glück und Leid. Es ist eine liebenswürdige Moral in einzelnen der Stücke, die aber nie pedantisch wird, und diese heißt: Achtung zu haben vor dem Kleinen und in vielem die weise Ordnung der Natur zu erkennen. Der Humor und die Frische eines Kapitels wie dieses: „Der Herbstwind geht auf die Reise" spricht ohne alle weiteren Worte selber deutlich genug für die vortreffliche Art der Erzählerin.

Ein Wort noch zu den Zeichnungen von Adolf Amberg, Kopfleisten und Schlußstücke, Federzeichnungen mit einer runden sicheren Linie. Die Erfindung ist ebenso lustig als liebenswürdig, die Ausführung künstlerisch vollkommen und für Kinder wie Erwachsene eine gleiche Freude. **Th. Heuß.**

Deutsches Land und Volk in Liedern deutscher Dichter. Beiträge zur vaterländischen Erdkunde, gesammelt und herausgegeben von Karl Knopf. Braunschweig, C. Appelhans u. Co. 440 Seiten. 3,50 M. Geb. 4.— M. und 5.— M.

Von den nachgerade unzähligen Anthologien unterscheidet sich die vorliegende dadurch, daß sie die Gedichte nach den natürlichen deutschen Landschaften ordnet, deren Menschen, Charakter, Sagen usw. sie schildern. Die einzelnen Abteilungsüberschriften, wie: „die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge" oder „das Fränkisch-Schwäbische Stufenland und seine Randgebirge" wirken anfangs etwas komisch. Aber das Einteilungsprinzip hat sich doch als fruchtbar erwiesen. Da die Auswahl umfangreich und meist geschmackvoll ist, kommen hübsche Gesamtbilder der einzelnen Landschaften heraus. Man staunt, wie viel und wie gutes in „Heimatpoesie" von Dichtern geleistet worden ist, die dieses Schlagwort nie vernommen haben. Neben den bekannten Namen kommen auch Lyriker, deren Wirkung auf enge Kreise beschränkt blieb oder die dem Gedächtnis des Volkes heute schon entschwunden sind, mit dem zu Worte, was bleibend an ihrem Schaffen ist und daher ein Hervorholen aus verstaubten Bänden wohl verdient. Seinem Zweck, dem Geographieunterricht auf den Schulen Anregung und Anschauung zu vermitteln, wird das Buch gerecht werden, aber auch darüber hinaus kann man es Freunden deutscher Lyrik und deutscher Volkskunde mit gutem Gewissen empfehlen. **C.**

Schwester Henriette Arendt; Polizeiassistentin in Stuttgart: Menschen, die den Pfad verloren .... Verlag M. Kielmann, Stuttgart.

Schwester Arendt ist die erste weibliche Hilfsarbeiterin der deutschen Polizei; seit über vier Jahren amtet sie an der Stuttgarter Polizei. Ihre Tätigkeit ist vor allem die Fürsorge für die Prostituierten und verwahrlosten Männer, Frauen und Kinder. Von diesen erzählt sie. Es ist eine Sammlung knapper, schlichter Monographien aus dem Leben „da unten", keine wissenschaftliche psychologische Untersuchung, noch ein ethisches Räsonnement, sondern einfach: Darstellung, geschickt und eindrucksvoll geordnet. Aber man wird, daß kein schematischer Polizeikopf diese Dinge erlebt und erledigt hat — ein solcher kann sie überhaupt nicht erledigen —, sondern ein Mensch mit einem warmen Herzen und mit einer praktischen, sittlichen Vernunft. Die Schwester Arendt ist solch ein Mensch, tapfer und gütig, gleich entfernt von übermäßiger Strenge wie von allzu milder Weiche. Damit ist die Haltung des Buches gezeigt. Die praktische Folgerung aus dem Dargestellten möge jeder, der sich für diese menschlichste Seite der Sozialpolitik interessiert, selber ziehen. Naumann hat dem Buch eine größere Einführung geschrieben. **H.**

Martin Bücking. Brackwasser. Roman. 320 S. geh. 3 Mk. Verl. R. Behr, Berlin.

Vergangenheit könnte man auch den Roman betiteln. Wir sehen Sohn und Tochter im Kampf mit den dunkeln Gewalten, die väterliche Schuld in ihrem Leben mächtig werden läßt. Der Sohn unterliegt, Annemarie Petersen siegt, trotzdem sie den schwersten Kampf zu kämpfen hat, den mit der eignen Vergangenheit. Sie opfert Glück und Liebe und überwindet als Mensch, der auf sich selbst gestellt ist. Schuld wird zum Läuterungsprozeß der Seele; wie sehr diese ethische Anschauung den Menschen, die sich nach den Zaunpfählen gesellschaftlicher Moral orientieren, abhanden gekommen ist, zeigt der Verfasser in der feinen Gegenüberstellung der richtenden Philister und Eide Dajardas, dem er seinen eignen ungetrübten Blick gegeben, der aber auch der Heldin beim Werk der Erlösung von dem Druck der Vergangenheit nur in bedingter Weise helfen kann. Das gutgeschriebene Buch zwingt uns zum Miterleben dieses ernst durchgearbeiteten Menschenschicksals. **M. W.**

E. Maynial: Maupassant. Deutsch von Lothar Schmidt. Mit 20 Beilagen. Aus der Sammlung: Die Literatur. Verlag Marquardt u. Co. Gebunden 3 M., 132 S.

Meines Wissens ist dies die erste größere Biographie des französischen Dichters. Das vorliegende Buch ist aus dem Französischen übersetzt, ohne daß man allerdings sagen könnte, daß die Übertragung eine besondere Kunstleistung geworden sei. Sie ist so, daß man manchmal versucht wird, den französischen Text wiederherzustellen. Aber das sagt nichts gegen den unbestreitbaren Wert des Buches selber. Ohne biographisch oder kritisch-ästhetisch aufdringlich zu sein, schildert es, wie Werk und Leben Maupassants eins sind und in ihren Wandlungen sich begleiten, des Maupassant, der selber seine Dichtung so vollkommen von seinem Leben zu trennen trachtete. Sehr schön ist besonders das Verhältnis zu Flaubert geschildert. Und von größtem Interesse sind jene Stellen, in denen Maynial, ohne trivial zu werden, die Keime von Maupassants Erkrankung festzustellen sucht. Die Freunde des großen Franzosen werden an dem anregenden Büchlein ihre Freude haben. **H.**

Paul Schubring: Rembrandt. „Aus Natur und Geisteswelt." B. G. Teubner, Leipzig. 82 S., geb. 1,25 M. Mit 50 Abbildungen.

Unser verehrter Freund Professor Schubring hat in diesem Bändchen die Vorträge eines Hochschulkurses über den niederländischen Meisters gesammelt. Die Flut der Rembrandtliteratur war im vorigen Jahr wahrlich nicht gering; dies Büchlein kommt hintennach zu denen, für die die Beschäftigung mit dem Künstler keine bloße Sache der Jubiläumsstimmung ist, sondern ein Herzensbedürfnis. Das Buch will natürlich nicht mit den großen Rembrandtwerken von Bode und Neumann konkurrieren, aber die sind ja auch nur einem beschränkten Kreis zugänglich. Für den größeren aber trifft meines Erachtens Schubring den Ton besser als etwa Muther, der ein entsprechendes Buch geschrieben hat. Deshalb füllt der Band eine Lücke. Schubring hat in der „Hilfe" schon wiederholt zum Thema „Rembrandt" das Wort ergriffen; es ist deshalb nicht nötig, seiner Auffassung besonders nachzugehen. Was das Büchlein neben den zahlreichen brauchbaren Abbildungen reizvoll macht, ist, daß der biographische Quellennachweis die Darstellung sozusagen anekdotisch begleitet. Wir wünschen dem Werk, das in der Widmung den Namen des Herausgebers der „Hilfe" trägt, recht zahlreiche Leser aus unserm Kreise. **H.**

Jan Maclaren. Altes und Neues aus Drumtochty. Aus der Großstadt. Verlag Steinkopf, Stuttgart. 442 S. Geb. 5 M.

Eine Neuauflage von Maclarens schottischen Erzählungen ist immer mit Freude zu begrüßen. Wir haben keinen Überfluß an solch humorvollen Büchern, und wir würden noch vielen gern die Bekanntschaft mit dem prächtigen Pfarrer von Drumtochty und seinen Hochländern vermitteln. Es sind dies die Vorzüge der guten englischen Unterhaltungsliteratur, daß es einem warm wird bei ihrem köstlichen Humor. **M. W.**

Horschick. Johannes Lister, Leipzig. Amelangs Verlag. 152 S. 2 M. geb.

„Der Frühling war ein Gedicht, dieses Buch sein Strauß; die lächelnde Freude würde es den Trunkenen, den Träumern lieb machen." Es ist das Büchlein eines neuromantischen Träumers und liest sich wie ein Fragment. Horschick-Lister aber ersehnt jenseits des Traums die künstlerische Tat. Aber dieses Übersichhinausbegehren, das auch nicht mehr vermag, als eine Handvoll seltsamer Blüten über uns auszuschütten, macht aus dem Fragment ein Bekenntnisbuch des Unvermögens, so viel Reiz und Musik in dem Lyrismus der Sprache auch liegen mag. Aber wer weiß — vielleicht erfüllt sich sein Glaube doch noch. **M. W.**

Eduard König: Die Poesie des alten Testaments. Aus der Sammlung: Wissenschaft und Bildung. Verlag: Quelle und Meyer in Leipzig. 160 S. gebd. 1,25 M.

Mit starkem Interesse habe ich Königs kleines Buch gelesen. Es enthält eine große Fülle. Jenseitsstehend von allem schulgemäßen Darstellen führt Königs Schrift mit schöner, freier (stellenweise sogar dichterischer) Sprache in die interessanten Stoffgebiete der althebräischen Poesie ein. Die einzelnen Abhandlungen geben eine gute Gruppierung des Stoffes und schaffen, bei aller Gedrängtheit, eine erschöpfende Übersicht. Den 9 Unterteilen des Buches ist in einem besonderen kleinen Abschnitt eine Anzahl sachgemäßer Anmerkungen angehängt, der bibliographischen Interessen gerecht zu werden sucht. — Zur Ehre des Verlages: Die Ausstattung der Sammlung: Wissenschaft und Bildung, der dieses Königsche Buch als 11. Band angehört, ist einfach und vornehm. Ich hebe den guten und klaren Druck hervor! Zu gediegenem, sauberem Leineneinband stellt die Sammlung bei dem mäßigen Preis eine durchaus empfehlenswerte Volksgabe dar! **E. G.**

Max Alexis von der Ropp: Ellesragge. Ein baltischer Zeitroman. Egon Fleischel & Co., Berlin. 3,50 M. Der Verfasser, ein baltischer Deutscher, erzählt uns die Geschichte einer deutschen Gutsbesitzerfamilie in Kurland. Auf Ellesragge sitzen die Dohlen, wie ihre Nachbarn und Standesgenossen, stolze Herren des lettischen Landproletariats. Aber die Kraft, die die Ihnen einst zu Herren des Landes machte, hat sich im Laufe der Generationen erschöpft. Der letzte des Stammes, ein gutmütiger aber schwächlicher Phantast und „Kulturschwärmer" ist den heranbrausenden Wogen der Revolution nicht mehr gewachsen. Er wird von seinen eignen, durch fremde Agitatoren aufgehetzten, Leuten erschlagen, und das brennende Schloß seiner Ahnen wird sein und seiner trunkenen Mörder Scheiterhaufen. Der Roman ist anschaulich und flott geschrieben. Einzelne Charakterfiguren, wie der Onkel Eduard sind geradezu Meisterstücke. Der Eingang bringt eine breite epische Schilderung des Familien- und Landes-Milieu, aus dem heraus sich der Charakter des Helden entwickelt. Dann wird die Darstellung immer dramatischer und wächst mit der Katastrophe zu künstlerischer Höhe empor. **C.**

Paul Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten. Band V. Kleinbürgerhäuser, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Durch die protzenhafte und eitel repräsentierende Stilimitation der siebziger Jahre, die in ihrer Geistesarmut für alle Architekturaufgaben nur die Renaissance-Palastfassade als Lösung kannte, ist die bürgerliche Baukunst vergessen worden. Der fürstlich-behagliche Wohlstand, der im Reichtum ornamentalen Schmuckes und monumentaler Formen einen Ausdruck suchte, konnte den Sinn für das Einfach-Schöne nicht entwickeln. Man fühlte sich zwar politisch stolz als Bürger, aber bürgerlich zu leben fiel niemandem ein. Man umgab sich mit Möbeln und Dekorationen, die den Lebensgewohnheiten von Fürsten und edlen Herren entsprachen, und vermiedlichte sie für den eignen Gebrauch. Die kunstgewerblichen Reformbestrebungen haben den Begriff „bürgerlich" für die Kunst neu entdeckt. Sie wiesen durch Beispiel und Gegenbeispiel nach, daß „im logisch-konstruktiven Aufbau und in der gutempfundenen Materialbehandlung" der schmucke Ausdruck der älteren Kleinbürgerhäuser liege. In dem neuesten Band der „Kulturarbeiten" hat Schultze-Naumburg eine Reihe von natürlichen und noch nicht veralteten Traditionsformen gesammelt, deren Abbildungen, wie er glaubt, dem Bauenden heute mancherlei Anregungen geben können. Die Zusammenstellung solcher Denkmäler bürgerlicher Baukunst, deren täglich mehr verschwinden, um modernen Neubauten Platz zu machen, ist an sich schon ein Verdienst. Dient sie wie hier pädagogischen Zwecken, und will sie das Auge empfänglich machen für die Schönheit, die die Liebe zum Werk auch dem Alltag aufdrückt, indem sie das Notwendige in ehrliche und anständige Formen kleidet, so wünscht man ihr von Herzen eine weite Verbreitung. Das Buch, dem ein fortlaufender Text nicht beigegeben ist, da das Prinzipielle schon in den früheren Bänden gesagt wurde, enthält 180 Abbildungen, die den Typus des kleinbürgerlichen Wohnhauses zeigen, wie wir ihn aus der Zeit der vierziger Jahre heut noch überall in Deutschland finden. Neben den Bildern, die das Haus in seiner Gesamterscheinung und in seinem Zusammenhang mit der Umgebung darstellen, finden sich zahlreiche Abbildungen, die seine Einzelform illustrieren, Türen und Tore, Treppenaufgänge, Fenster und Oberlichter. Aus ihnen kann die Definition des Ausdrucks „bürgerlich", auf die Baukunst angewendet, abgelesen werden: Gestalten aus einem inneren Trieb, Beschränkung des ornamentalen Schmucks, Innehalten der formalen Durchbildung, wenn der Zweck erreicht ist. **B.**

Oskar Wilde: Eine florentinische Tragödie. Deutsch von M. Meyerfeld. Verlag S. Fischer, Berlin. 39 S. 1 M.

Das Fragment eines Dramas, das auf unerklärliche Weise noch zu Wildes Lebzeiten abhanden gekommen war und 1904 wiedergefunden wurde. Vor anderthalb Jahren erlebte es in Berlin bei Reinhardt die Uraufführung. Jetzt liegt es vor als ein schmales, schön gedrucktes Heft, ein Fragment, eine Eingangsszene fast, aber doch geschlossen und in sich fest wie ein fertiges Kunstwerk. Man kann über Wildes Plan nichts sagen, sondern nur die fabelhafte formale Durchbildung der Sprache bewundern, die aus der Lektüre dieser Seiten einen wahren Genuß macht. Die Szene gehört in die Nachbarschaft der Salome, und wieder will man es nur schwer glauben, daß der gleiche Dichter triviale Lustspiele und solche in gewisser Art außerordentlichen Werke hervorgebracht hat. **H.**

Richard Schmidt: Liberale Pflicht. Verlag von E. G. Hendeß, Köslin. 75 Pf.

Unser alter Freund und Vorkämpfer Pastor Schmidt-Massow hat eine sehr lesenswerte Broschüre geschrieben, in der er unter möglichster Hintansetzung all der zahllosen Sonderaufgaben die großen und grundsätzlichen Gedanken des Liberalismus in scharfer und klarer Formulierung vorträgt. Ein unerschütterlicher Optimismus, ein freudiger Kampfesmut und vor allem eine wahrhaft vornehme Gesinnung durchwehen das Büchlein. Um den Kampf für Kulturfortschritt und Freiheit der Persönlichkeit handelt es sich in erster und letzter Linie für den Liberalismus. Und eben weil diese höchsten Güter, von denen das Wohl und die Zukunft unsres Volkes abhängen, auf dem Spiele stehen, wird der Liberalismus zur Pflicht für jeden, der nicht Sonderinteressen, sondern das Gesamtwohl im Auge hat. Zur Pflicht wird der Kampf gegen die Autoritätsgläubigen auf der Rechten und auf der Linken. In dem richtigen Gefühl, daß die größte Gefahr rechts liegt, wendet sich Schmidt in erster Linie gegen die Konservativen, die, im Besitze der Macht, alles staatliche und wirtschaftliche Leben in die Bande ihrer Anschauungen und Interessen zwingen. Kennt der Verfasser doch Sinnesart und Stampfesweise der Konservativen aus dem Grunde, denen er als liberaler Kandidat bei den letzten Reichstagswahlen im Kreise Naugard-Regenwalde gegenübergestanden hat. Wer niemals einen Wahlkampf im preußischen Osten durchgemacht hat, sollte Schmidts Ausführungen lesen, um das Wesen des Konservatismus verstehen zu lernen und — um sich seine sehr beachtenswerten Ermahnungen zu Herzen zu nehmen. Das letztere gilt leider auch von vielen, ihrer Weltanschauung nach liberalen, aber am Wahltag konservativ wählenden Ostelbiern. Sie aufzurütteln und ihnen das Gewissen zu schärfen, dazu ist die Schrift dieses tapferen Pastors wie keine geeignet. Möge sie auf fruchtbaren Boden fallen! **C.**

Eingegangene Bücher

Die mit * versehenen Bücher sind zur Besprechung bereits vergeben.

Hermann Kurz: Stoffel Hiß. Wiegandt & Grieben, Berlin. 184 S. 3 M. geh., 4 M. gbd.

— Krieg dem Kriege. Aus dem Tagebuche eines Idealisten. Mit Vorwort von Bertha v. Suttner. Moderner Dresdner Verlag, Leipzig. 244 S.

*Wilhelm v. Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Düsseldorf und Leipzig. 469 S. 1,80 M.

P. J. Tonger: Lebensfreude, Sprüche und Gedichte. Tonger, Köln. 156 S.

W. L. Andrée: Ein Bergarbeiter-Schicksal. F. Fontane & Co., Berlin. 147 S. 2 M.

Hugo Marcus: Die Philosophie des Monopluralismus, System einer analytischen Naturphilosophie. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock, Berlin W. 50. 163 S. 3 M. geh., 4 M. gbd.

*Praktisch-theologische Handbibliothek, herausgegeben von F. Niebergall. 5. Bd.: Seelsorge in der Industriegemeinde. H. Bechtolsheimer. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 180 S. 2,80 M. geh., 3,80 M. gbd.

*Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte. 4. Bd., 5. Heft. Die Hansestädte. Mit Beiträgen von Geert Seelig und Johannes Vollmann. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. Duncker & Humblot, Leipzig. 45 S.

*E. Scholz: Prof. Dr. W. Rein. Eine kurzgefaßte Darstellung und Würdigung seines Lebens und Strebens. Zu seinem 60. Geburtstag. Gerdes & Hödel, Berlin. 47 S.

Dr. Heinrich Vogt: Mathematik und Reformgymnasium. Dürr'sche Buchhandlg., Leipzig. 40 S. 75 Pf.

Dr. Carl Michaelis: Die Stadt Berlin und das Reformgymnasium. Dürr'sche Buchhandlg. Leipzig. 24 S. 50 Pf.

Dr. Richard Falckenberg: Kant und das Jahrhundert. Dürr'sche Buchhandlg., Leipzig. 28 S. 60 Pf.

*Fritz Philippi: Von der Erde und vom Menschen. Eugen Salzer, Heilbronn. 236 S.

Dr. H. J. Tissen: Die Lage des Deutschen Techniker-Verbandes unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes der Technikerbewegung. 63 S.

Wilhelm Speck: Der Joggeli. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. 65 S. 1 M.

Georg Strecker: Neue Märchen und Sagen für die deutsche Schuljugend. Konrad W. Mecklenburg vormals Richter'scher Verlag, Berlin. 126 S. 3 M.

Wilh. Jastram: Holtorfer Doris und andre Leute im Heidewinkel. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung, Hamburg. 316 S. 4 M.

Geschäftliche Mitteilungen

Verlagsanzeigen. Das große Interesse, welches die „Hilfe"-Leser allen Buch- und Verlagsanzeigen entgegenbringen, hat zur Folge, daß die Verlegerwelt unsrer Wochenschrift eine sich immer steigernde Bedeutung für alle geschäftlichen Ankündigungen beilegt. Zum Ausdruck kommt diese Tatsache unter anderm durch die vermehrte Anzahl der Beilagen, von denen unsrer heutigen Ausgabe die folgenden beigefügt sind, über welche die betreffenden Firmen nachstehende Selbstanzeigen veröffentlichen:

Antiquariat der Anstalt Bethel bei Bielefeld. Es giebt immer noch viele Leute, denen es ganz unbekannt ist, daß der Antiquariats-Buchhandel sich auch auf neue Bücher erstreckt und es eine ganze Menge guter Werke gibt, die zu einem, im Verhältnis zu ihrem wirklichen Werte, sehr billigen Preise abgegeben werden. Es handelt sich dabei um im Preise ermäßigte Artikel, die wegen Überproduktion oder zu großer Konkurrenz auf demselben Gebiete nicht in dem Maße Absatz fanden, wie es ein rationeller Geschäftsbetrieb als notwendig erachten ließ, oder auch um solche Artikel, die zwar neu, aber nicht mehr ganz so frisch sind, wie manche Käufer sie zum vollen Preise zu erhalten wünschen, aber trotzdem immer noch so schön und gut erhalten, daß sie im Familienkreise noch sehr gut als Festgeschenke dienen können. Ein Verzeichnis solcher Werke liegt der heutigen Ausgabe aus unserm Antiquariat, einem Geschäfte der bekannten von Bodelschwinghschen Anstalten, bei. (4274

Hermann & Friedrich Schaffstein, Verlagsbuchhandlung, Köln a. Rh. Für den Weihnachtstisch bieten Schaffsteins Volksbücher für die Jugend eine ebenso reichhaltige wie gediegene Auswahl. Besonders die neu erschienenen illustrierten Schriften dürften Eltern und Kindern Freude bereiten. Schaffsteins Hausbücher, sowie die billige Volksausgabe der Blumenmärchen vervollständigen eine Büchersammlung, die jedem, der da sucht, etwas zum Geschenk geeignetes zeigen.

Verlag Georg Reimer, Berlin. „Dokumente des Fortschritts", Internationale Revue, herausgegeben von Dr. Broda-Paris in Verbindung mit Dr. Beck-Berlin. — In deutscher, französischer und englischer Ausgabe erscheinend, wollen die „Dokumente des Fortschritts" alle Entwicklungslinien menschlicher Kultur zusammenfassen. Eine Zeitschrift, die gerade den „Hilfe"-Lesern hoch willkommen sein wird.

Bonneß & Hachfeld, Verlag, Potsdam. „Professor L. Werners Bibliothek für das praktische Leben" hat dank seines reichhaltigen Inhalts, seines niedrigen Preises und der günstigen Bezugsbedingungen eine überaus freundliche Aufnahme und weite Verbreitung gefunden. Der durch das Ganze sich ziehende Grundgedanke, der deutschen Familie ein in jeder Hinsicht wirklich praktisches Auskunftsbuch für alle nur erdenklichen Fragen des Lebens zu bieten, ist in wahrhaft meisterhafter Vollendung erreicht worden durch gediegene Auswahl und gemeinverständliche Darstellung des Stoffes. Das Werk ist in seiner Art ein zuverlässiger Ratgeber für alle Fragen, welche betreffen z. B. das Rechtswesen, die Gesundheit, Krankheit, Kindererziehung, Schulbildung, den schriftlichen Verkehr, die Redekunst, den Umgang, den Bau und die Unterhaltung des Hauses, die Gartenpflege, Handel und Verkehr, Industrie, Bank- und Börsenwesen, Kapitalsanlage und Verwertung, Versicherungswesen usw.

Eine günstige Gelegenheit zu vorteilhaftem Einkauf nimmt jedermann mit Interesse wahr, weshalb auch an dieser Stelle besonders darauf hingewiesen werden soll, daß die in der heute beiliegenden Preisliste angebotenen Zigarren und Rauchtabake ausschließlich eigne Fabrikate der bekannten Firma Klever & Werres in Geldern (Niederrhein). — Gerade im laufenden Jahre haben die Preise für Rohmaterialien aller Art eine ganz enorme Preissteigerung erfahren, trotzdem ist die genannte Firma infolge ihrer reichhaltigen Vorräte an alten Tabaken in der Lage, die Qualität ihrer Fabrikate — Jahresproduktion über 6 Millionen — auf der Höhe zu halten. — Die Auswahl geeigneter Marken wird durch die Sortiments-Einrichtung in bequemster Weise ermöglicht und empfehlen wir angelegentlichst, mit diesen preiswerten und wohlschmeckenden Fabrikaten einen Versuch zu machen, welcher bei der prompten und koulanten Bedienung ohne Zweifel zu regelmäßigen Nachbestellungen führen wird.

Kunstverlag GEORG D. W. CALLWEY in München.

Eben erschien als zweiter Band des Hausbuch-Werkes das

Balladenbuch

Gesammelt von Ferdinand Avenarius.

1. Auflage, 1.—10. Tausend. [4049

Mit Bildern von Böcklin, Cissary, Jank, Klinger, Schwind, Thoma, Welti und Zumbusch.

Herausgegeben vom Kunstwart.

In Leinwand gebunden 3½ M.

Die Dichtungen sind zu den fesselnden Zyklen: Ein Buch der Natur, Von Schuld und Sühne, Von Liebesleid, Von fahrendem Volk, Ein Soldatenbuch, Von Rittern und Knappen, Von alten Helden, Im Schein der Geschichte, Unterm Schicksal, Rätseln und Träumen, Sehnen und Hoffen geordnet, denen die Bilder der Meister des Pinsels vorangestellt sind.

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. präm. Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk. 4347

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Katal. üb. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik **Hagen i. W. 118**

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.

Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:			
Nikotinarme Fabrikate von M. 60,— bis M. 120,—			
Sumatra Havana Fehlfarben	250 St. M.	15,—	
Sumatra Havana Sortiment	200 St. M.	15,—	
„Matador" Qualitätszigarre	200 St. M.	15,75	
San Andres Mexico Schuß	250 St. M.	17,25	
Mexico Havana Unsortiert	250 St. M.	18,75	
4276] „UnserSchlager" Sumatra ff. Felix	300 St. M.	20,— franko	

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Ronnefeldt's Thee 1823

beeinflusst das Wohlbefinden in günstigster Weise.

Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a/M.

Proben von 4 Sorten M. 1.— Sendungen von M. 10.— an „franko."

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula . .	M. 3,00
„ 2. Selena . .	„ 3,50
„ 3. Für alle Welt	4,00
„ 4. Gratus . .	„ 5,50
„ 5. Emuno II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE

Zigarrenfabriklager [4283

Mannheim - Neckarau.

FERD. DÜMMLERS Verlag, Berlin W., Kurfürstenstraße 149.

Jeder Vater schenke dieses Buch seinem Sohn beim Eintritt ins Leben, es wird ihm unschätzbare Dienste leisten! Man glaubt nicht, wieviel Wunder ein gutes Buch wirken kann!

Aufwärts aus eigener Kraft.

Das Buch vom neuen Adel in neuer Gestalt (2. Auflage) von Paul von Bizycki. In originellem Leinenband M. 5.

„Ein Buch, das jeder junge Mann, der hinaus ins Leben tritt, lesen sollte! Getragen von einem praktischen, ethisch-sozialen Idealismus, atmet jede Seite des in schwunghaftem Stile geschriebenen Buches helle Daseinsfreude und unbedingte Lebensbejahung. Die Betonung des Diesseits und der beständige Hinweis auf die Selbsterziehung, das „Aufwärts aus eigener Kraft" berühren überaus sympathisch. Wenn weiter der Verfasser die Bestimmung des Menschen in der Arbeit am Fortschritt der Kultur und im Lösen praktisch wertvoller Aufgaben sieht, so ist das eine Anschauung, die im Leser, für den das Buch vornehmlich bestimmt ist, Tatkraft und Lebensmut zu wecken geeignet ist. Und das ist in einer Zeit, in der pessimistische Stimmungen nicht selten die jungen Gemüter gefangen nehmen, überaus wünschenswert". 4353] „Allgemeine Deutsche Lehrer-Zeitung".

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 47

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag, 24. November 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Englandreise des Kaisers — Geheimrat Witting — Was ist konservativ! — Der Nationalverein). — **Rudolf Breitscheid, Naumann:** Die Blockpolitik. **Georg Gothein:** Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs. III. — **Professor Dr. Dühring:** § 175. — **Franz Crull:** Der deutsche Beamte und sein Staatsbürgerrecht. — Sprechsaal. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Religion. — Patria 1908. — **Eugen Kalkschmidt:** Der Staat und die Baukünstler. I. — **H. Schnellbach:** Die religiös-kirchliche Frage in der Romanliteratur. — **Sophie Reinheimer:** Der Schnee. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Englandreise des Kaisers. Die Aufnahme, welche der Kaiser in England gefunden hat, ist sehr viel wärmer, als wir es erwartet hatten. Wir wußten von vornherein, daß aller notwendige Hofpomp entfaltet werden würde, und daß die führenden Köpfe der liberalen Regierung diese Gelegenheit benutzen würden, um im Gegensatz zur konservativen Partei ihre Freundschaft für Deutschland an den Tag zu legen. Ob aber darüber hinaus die öffentliche Meinung des englischen Volkes sich lebhaft mit Wilhelm II. befreunden würde, konnte recht zweifelhaft sein, da die Spannung vom Burenkrieg her noch immer nachwirkt, und da insbesondre die letzten zwei oder drei Jahre keineswegs frei waren von Kriegsbesorgnissen, für welche jenseits des Kanals der deutsche Kaiser verantwortlich gemacht wird. Nun hat aber der Empfang Wilhelms II. eine solche Fülle von nicht offiziellen Kundgebungen hervortreten lassen, daß es in diesen milden Herbsttagen fast aussieht, als hätten Fürsten und Völker sich immer in den Armen gelegen. Uns kann das recht sein, denn selbst, wenn auch von diesen Vorkommnissen das Wort gilt „a bissel Falschheit und a bissel Treu," so bleibt doch so viel übrig, daß wir für die nächsten Jahre keine besonderen Kriegsbefürchtungen zu haben brauchen, und schon dieses ist ungeheuer viel wert; da wir allem Anschein nach im Beginn einer wirtschaftlichen Krisis stehen, in der wir militärische Lasten nur sehr schwer würden tragen können, und in der wir mühsam die Schäden ausbessern müssen, die uns durch die sinnlose Zollpolitik beigebracht worden sind.

Geheimrat Witting. Der preußische Landtag erhält durch den neugewählten Abgeordneten Witting einen wertvollen Zuwachs; denn ganz abgesehen von seiner politischen Parteistellung ist der frühere Oberbürgermeister von Posen ein Mann von Geist und Leistungsfähigkeit. Früher galt er eine Zeitlang als Kandidat für freiwerdende Ministerstellen. Das Schicksal aber, vom Reichskanzler Bülow in Kürze aufgebraucht zu werden, scheint gnädig vorübergegangen zu sein. Er wird sich im Landtag der nationalliberalen Fraktion anschließen und gehört auch insofern zu ihr, als er in landwirtschaftlichen Fragen sich als Schutzzöllner bekennt. Im übrigen aber hat er sowohl während seines Wahlkampfes als nach demselben sich mit erfreulicher Offenheit zu liberalen Grundsätzen bekannt; insbesondre tritt er für eine ernsthaft preußische Wahlrechtsreform ein, für freiere Gestaltung der Beamtenerziehung und für Schulreform. Was er unter Schulreform versteht, ist einigermaßen ausgesprochen in folgenden Sätzen, die Geheimrat Witting einem Mitarbeiter des Berliner Tageblatts ausgesprochen hat.

Hinsichtlich der Schulreform meine ich, wird man nicht bei der Forderung der fachmännischen Schulaufsicht und der Neuregelung der Lehrerbesoldung stehen bleiben können. Vielmehr wird man das ganze bei uns entwickelte Schul- und Erziehungssystem einer Kritik zu unterwerfen haben. Denn das geradezu beängstigende Verschwinden der Persönlichkeiten in unserm öffentlichen Leben, das Fehlen von Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes, das heute von jedem ernsten Beobachter in unserm Vaterlande mit Schrecken konstatiert wird, das Überwuchern der Schablonen- und Fachmenschen liefern den untrüglichen Beweis, daß in unserm Erziehungswesen manches falsch und faul sein muß.

Was ist konservativ! Die Kreuzzeitung beschwert sich darüber, daß die Konservativen auf unsrer Frankfurter Einigungsversammlung sehr schlecht behandelt worden seien. Sie sagt: „unter dem Jubel der Anwesenden haben mehrere der Redner uns Abwesende tapfer verleumdet." O, welche rührende Zartheit, man darf über abwesende Parteien nie anders reden als im Tone gütiger Liebe! So macht es der Bund der Landwirte auf seinen Versammlungen im Zirkus Busch, und so machen es die konservativen Kreisversammlungen in Pommern! Und was ist es nun, was gegen die Konservativen gesagt worden ist. Wir lesen in der Kreuzzeitung:

Der Abg. Naumann, der es als gelehrter Mann doch besser wissen muß, entwarf ein Zerrbild des Konservatismus: die alte konservative Herrschaft (vor 1848) habe zweierlei Menschen unterschieden, Hochgeborene und Niedriggeborene; die Hochgeborenen geboren, damit sie herrschen, die Niedriggeborenen, damit sie dienen; das sei die konservative Grundform, die Formel aller Herrenhäuser auf der Welt. Das ist eine für demokratische Ohren erfundene und erlogene Phrase. So lange es eine konservative Theorie gibt, hat sie das Vorrecht des „Herrschens" auf die Erziehung gegründet, nicht auf die Geburt, und sie hat aus guten und wahren Gründen für eine Erziehung zum Führerberuf die besten Vorbedingungen in der adligen Familie und deren Tradition gefunden, in der Familie, die seit Generationen mit dem Staate verwachsen ist. Auch heute noch überwindet ein aus armen und engen Privatverhältnissen kommender Mann nur durch glückliche Anlage das Kleinleutegefühl, das zur Führerschaft absolut untauglich macht, obgleich heute sehr viel mehr Gelegenheit geboten ist, Führertugenden in großen gewerblichen Betrieben, in der Kommunalverwaltung und in den Parteien zu erwerben. Der Adel wäre heute ja auch gar nicht mehr imstande, die erforderliche Zahl von Führern in der Verwaltung, im Heere, in den politischen Parteien und Vereinen zu stellen. Das konservative Prinzip aber ist heute noch richtig und wird niemals von irgendeiner Entwicklung korrigiert werden können.

Ist es nicht ein schönes Ding um die Worte: Das Vorrecht des Herrschens soll also nicht gegründet sein auf die Rechte der Geburt, sondern auf die bessere Erziehung der Hochgeborenen. Worauf aber beruht die bessere Erziehung der Hochgeborenen? Eben darauf, daß sie durch ihre glückliche Geburt von Kind auf jenes Kleinleutegefühl nicht besitzen, daß zur Führerschaft absolut untauglich macht. Gerade in diesen Sätzen der Kreuzzeitung ist das Wesen der konservativen Herrschaft so klar wie möglich ausgesprochen. Und wenn sich dann weiterhin die Kreuzzeitung gegen die Behauptung Naumanns wendet, daß durch die Klassenherrschaft der Konservativen die Klassentheorie hervorgerufen

werde, so hat sie auch darin unrecht: sie fragt, woher es denn dann komme, daß in dem konservativen England die Sozialdemokratie nichts bedeute, während sie in dem demokratischen Frankreich ganze Provinzen und viele Städte beherrsche. Darauf ist zu antworten, daß auch die konservativsten Leute in England ein gut Teil liberaler als bei uns die durchschnittlichen Nationalliberalen, und daß daß es darum nichts Falscheres gibt, als wenn wir Deutsche vom konservativen England sprechen würden. Es ist die liberale Grundgesinnung des modernen Engländertums, die der englischen Arbeiterbewegung ihren praktischen und friedlichen Charakter verleiht. Im Vergleich mit England ist Frankreich zwar in der Verfassung demokratischer, aber in der Verwaltung zweifellos konservativer. Die französische Sozialdemokratie ist eine etwas verspätete Antwort auf die Bürokratie Napoleons III. und eine notwendige Gegenbewegung gegen die Rückständigkeit eines Bürgertums, das noch nicht einmal bis zu dem liberalen Grundsatz der allgemeinen Einkommensteuer vorgedrungen ist. Trotzdem aber liegt es klar zutage, daß die französische Sozialdemokratie in ihrer Gesamtheit weit weniger radikal auftritt, als die deutsche Sozialdemokratie, weil es eben in Frankreich keine preußischen Junker gibt. Von dem Führer der französischen Sozialdemokratie, Herrn Jaurès, hat der deutsche Kaiser gesagt: „Einen solchen Mann sollten wir haben!"

Der Nationalverein für das liberale Deutschland (München, Arnulfstr. 26) will um Ostern nächsten Jahres in Frankfurt a. M. Ausbildungskurse für liberale Politiker abhalten. Dies Unternehmen ist um so mehr zu begrüßen, als die Hörer, die übrigens durch gewählte Vertrauensmänner an der Verwaltung der Kurse teilnehmen, einen Wochenzuschuß von 20 M. und ²/₃ ihrer Reisekosten ersetzt bekommen. Die Vorträge umfassen alle für die politische Agitation wichtigen Gebiete. Die Auswahl unter ihnen steht außer einigen obligatorischen Kursen den Hörern frei. Die Dauer der Kurse soll drei Wochen betragen. Nähere Bekanntmachungen werden noch folgen.

Die Blockpolitik

Ich bin dem Herausgeber der „Hilfe" zu Dank verpflichtet, daß er mir gestattet, mich an dieser Stelle mit seinen Bemerkungen zu meiner Schrift „Der Bülowblock und der Liberalismus" auseinanderzusetzen, und ich benutze das freundliche Angebot um so lieber, als es mir Gelegenheit bietet, gleichzeitig gewissen Ausführungen entgegenzutreten, die an andrer Stelle über meine Broschüre gemacht worden sind, und die entweder auf Mißverständnissen oder auch auf böswilligen Entstellungen meiner Worte beruhen.

Um gleich mit den zuletzt genannten zu beginnen, so behaupten verschiedene Blätter positiv, ich fordre zur Gründung einer neuen Partei auf, und andre wollen wenigstens zwischen den Zeilen die Anregung zu einem solchen Schritte gefunden haben. In meinem ganzen Buche ist aber von der Schaffung eines neuen Parteigebildes auf keiner Seite die Rede. Wenn ich an der Haltung des Freisinns Kritik geübt habe und noch übe, so tue ich das als Mitglied der Freisinnigen Vereinigung auf dem Boden dieser Partei, und ich bin überzeugt, daß die große Mehrzahl unsrer engeren Parteifreunde mir das Recht hierzu ohne weiteres zugestehen wird. Wenn man von andrer Seite über „Quertreibereien" usw. schilt, so möchte ich nur darauf hinweisen, daß das dieselben Leute sind, die sich gewaltig über die Knechtung der Gedankenfreiheit entrüsten, sobald die sozialdemokratische Parteileitung den Revisionisten an den Wagen fährt.

Das Gerede von der neuen Partei kommt aus einer ganz andern Quelle als aus meiner Broschüre. Es war wohl ein rein zufälliges Zusammentreffen, daß bald nach ihrem Erscheinen ein freisinniger Parlamentarier im „Tag" einen Artikel veröffentlichte, in dem unter deutlicher Anspielung auf Politiker, die in der Beurteilung der Lage mit mir übereinstimmen, die Möglichkeit des Entstehens einer demokratischen Gruppe leise angedeutet wurde, und daß dieser Artikel dann auszugsweise in zahlreichen andern Blättern erschien, die sonst den Auslassungen des Scherlschen Organs wenig Beachtung zu schenken pflegen. Ich will auf dieses merkwürdige Zusammentreffen nicht näher eingehen, auch die Frage unerörtert lassen, ob der Verfasser sich ausschließlich von dem Wunsche leiten ließ, der Mitwelt seine Kombinationen nicht vorzuenthalten — jedenfalls kann meine Abhandlung nur von denen als die Aufforderung zu einer Sezession verstanden werden, die meinen, daß meine praktischen Forderungen innerhalb der bestehenden liberalen Parteien keine Aussicht auf Unterstützung haben.

Diese Forderungen aber unterscheiden sich in keinem Punkte von den Richtlinien, die in den Programmen der liberalen Parteien, in Resolutionen und Reden ex cathedra, wie kürzlich erst wieder in Frankfurt, aufgestellt sind. Worin ich von den Fraktionen und ihren Führern abweiche, das ist im wesentlichen die Frage, ob die gegenwärtige Taktik geeignet ist, uns einer Verwirklichung dieser Postulate näher zu bringen.

Wie Naumann an einer Stelle seines Artikels durchaus zutreffend bemerkt, hat das Wort „Taktik" allerdings eine etwas unbestimmte Färbung. Er übersetzt es mit „praktischer Auffassung", und ich bin geneigt, mir diese Definition für den gegenwärtigen Fall zu eigen zu machen: wir gehen auseinander in der praktischen Auffassung der politischen Gesamtlage, und unsre Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege ergeben sich aus unsern Differenzen über die Absichten Bülows, die Stärke des Liberalismus, die Neigungen der rechtsstehenden Parteien einschließlich der Nationalliberalen, über den Wert der von den Verbündeten Regierungen der Linken gebotenen Konzessionen, über den Ernst der Antizentrumsstimmung, kurzum über den ganzen Komplex von Fragen, die das politische Problem des Augenblicks ausmachen. Naumann und ganz allgemein die innerhalb der parlamentarischen Fraktionen herrschende Richtung, ist mit einem Worte optimistisch sowohl in bezug auf den guten Willen der Regierung, wie auf die Stoßkraft des Liberalismus, ich und andre — ich nenne nur Barth und von Gerlach — wir teilen diesen Optimismus nicht und sehen in der Reichstagsauflösung nicht den großen Wendepunkt in unsrer inneren Politik, von dem an die Ersetzung der Zentrumsherrschaft durch ein liberal schimmerndes Regime datiert. Diese kurze Gegenüberstellung kann natürlich nicht allen Strömungen und Stimmungen gerecht werden, und man braucht nur aufmerksam die liberale Presse zu verfolgen, um zu wissen, daß auch die Richtung, die Naumann in seinem Hilfeartikel vertritt, was die Intensität der Hoffnungsfreudigkeit, wie die Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen an die Wünsche von rechts her angeht, sehr verschiedene Nuancen aufweist; aber allen gemeinsam ist doch der Gedanke: an die Stelle des Zentrums ist eine Parteikonstellation getreten, die dem Liberalismus gewisse praktische Erfolge verspricht.

„An die Stelle des Zentrums" — hier weicht meine Ansicht von der Naumannschen schon ab, insofern als meiner in meinem Buche des näheren begründeten Überzeugung nach der Bruch vom 13. Dezember nicht erfolgt ist, weil man des Klerikalismus überdrüssig war, sondern weil man es, von andern abgesehen, peinlich empfand, daß eine Partei stark genug war, bis zu einem gewissen Grade die Regierung ihren Wünschen gefügig zu machen. Es wird jetzt nur ohne das Zentrum, nicht gegen das Zentrum regiert, zum mindesten ist bislang noch nicht der ernste Wille zutage getreten, dem Klerikalismus, dort wo sein Einfluß am bedenklichsten ist, in den Einzelstaaten, speziell auch in Preußen entgegenzutreten. Warum nicht? Weil das Zentrum und unsre konservativen Blockfreunde in allen, Kirche, Schule und Kultur ganz allgemein betreffenden, Fragen durchaus d'accord sind, und die Regierung in der Hauptsache den Standpunkt dieser reaktionären Parteien teilt. Niemand kann so blind sein, zu verkennen, daß die Rechte so gut wie die Regierung daran arbeitet, allmählich das Zentrum in den Block der „staatserhaltenden" Parteien hineinzubugsieren. Dann erst wird das ersehnte Ziel erreicht sein: man hat einen unbedingt bewilligungsfreudigen Reichstag, eine festgefügte Phalanx gegen die Sozialdemokratie. Das Schiff, dessen Kapitän Herr Spahn ist, liegt vor dem Blockhafen gewissermaßen in Quarantäne, aber man wird ihm schon zu gegebener Zeit den Lotsen senden. Nicht weil ich besondere Sympathien für das Zentrum besäße, sondern um diese Entwicklung als in der Natur der Sache

liegend zu kennzeichnen, habe ich auf die Geringfügigkeit der Differenzen zwischen der Regierung und dem Zentrum aufmerksam gemacht, und Naumann versteht mich falsch, wenn er meint, ich verwende „sehr viel Mühe darauf, darzutun, daß das Zentrum nicht so schlecht sei, wie es seit dem 13. Dezember hingestellt wird.“ Ich bemühe mich nur, im einzelnen zu beweisen, daß von dem Standpunkt der Regierung, vom Standpunkt Bülows aus das Zentrum nach allem was vorhergegangen ist, nicht für so schlecht angesehen werden kann, daß man für alle Zeiten darauf verzichtet, es zu dem Konzerte der Parteien heranzuziehen, mit dem die Geschäfte erledigt werden.

Doch Naumanns Wunsch geht natürlich dahin, alles daranzusetzen, die gnädige Wiederaufnahme des Zentrums auch dann, wenn sie im Plane der Regierung liegt, zu verhindern. Diese Absicht wird sich aber, so lange Bürgertum und Arbeiterschaft, Liberalismus und Sozialdemokratie gespalten sind und die Kluft durch ein Eingehen auf die Bülowschen Ideen noch erweitert wird, nur erreichen lassen, wenn die Liberalen den Konservativen so viele Zugeständnisse machen und andrerseits in ihren Forderungen so bescheiden sind, daß die Rechte die Bundesgenossenschaft des Zentrums nicht gar zu sehr vermißt. D. h. also: die Rechnung, die die bürgerliche Linke aufmachen darf, ist von vornherein auf ein Minimum reduziert, und die Liberalen müssen sich zudem moralisch verpflichten, ihre konservativen Partner nicht nur in dem Besitz der Vorteile zu lassen, die ihnen auf Kosten der Gesamtheit in den letzten Dezennien zugeführt sind, sondern auch weitergehende Zugeständnisse an agrarische Velleitäten zu machen. Das ist nach meiner Auffassung die Quintessenz der Blockpolitik, die ich auf das lebhafteste bekämpfe, weil mir das, was der Liberalismus erhält, nicht im entferntesten ein Äquivalent zu sein scheint für das, was von ihm verlangt wird.

Wir bekommen eine Börsenreformvorlage. Sie hält sich ungefähr auf dem Niveau des Entwurfs von 1904, der eingebracht wurde, als man noch nicht an die „Paarung“ dachte. Nehmen wir selbst an, sie würde ohne wesentliche Abschwächungen angenommen, so bleibt noch immer das Verbot des Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten bestehen, und durchgeführt wird nur, was selbst konservative Politiker im Interesse des ganzen Wirtschaftslebens als dringend notwendig bezeichnet haben. Ein monströses Gesetz erhält ein paar Flicken. Wie steht es aber mit den andern wirtschaftspolitischen Forderungen, die sich uns gerade im gegenwärtigen Moment aufdrängen, und die der Masse des Volkes entschieden wichtiger sind als die Börsenreform? Niemand glaubt doch im Ernst, daß im Zeichen des Blocks durchgreifende Maßregeln gegen die Teuerung getroffen werden, daß man die Lebensmittelzölle auch nur vorübergehend ermäßigt, daß an der versteckten Prämie, die wir auf die Ausfuhr des deutschen Getreides gewähren, etwas geändert wird usw. Von den Steuer- und Monopolplänen gar nicht zu reden. Die Fraktionsführer werden mir antworten, daß unter der früheren Konstellation diese Wünsche auch keine Erfüllung gefunden haben würden. Das mag sein, aber heute wird vom Liberalismus als ganz selbstverständlich vorausgesetzt, daß er nichts tut, die Kreise der Rechten auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik zu stören, und es gibt doch auch in seinen Reihen schon Blockfetischisten genug, die uns beschwören, alles zu vermeiden, was bei der Rechten das Sehnen nach dem Zentrum rege machen könnte.

Wirtschaftspolitisch verlangt man, solange die neuen Steuervorlagen noch ausstehen, von uns wenigstens nur, daß wir etwas unterlassen; bei der andern „großen“ Reformvorlage, bei der reichsgesetzlichen Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes fordert man als Kompensation schon positive Zugeständnisse von uns. Zunächst von den Süddeutschen allein, die ihr freieres Vereinsrecht für ein mit den preußisch-sächsischen Polizeichikanen belastetes aufgeben sollen, dann aber von allen Liberalen, denen man zumutet, ein Ausnahmegesetz gegen die Polnisch sprechende Bevölkerung Preußens zu akzeptieren. Die vereinsrechtliche Gleichstellung der Frauen wäre wahrscheinlich auch erfolgt, wenn die Majoritäten nicht gewechselt hätten, die Ausnahmebestimmungen gegen die Polen, die in der „liberalen“ Ära dem Gesetze angehängt werden, hätte man unter der früheren Parteikonstellation nicht zu bringen gewagt, weil man sicher gewesen wäre, daß der Freisinn für sie nicht zu haben sein würde. Die Liberalen brauchen auch heute auf die Zumutungen der Regierung nicht einzugehen, sie können das ehrende Vertrauen des Fürsten Bülow und der Rechten täuschen. Ja, aber in dem Augenblick liegt der Block zerschmettert am Boden, und es hätte gar nicht gelohnt, das Spiel überhaupt zu beginnen. Wollen sie den Block, so müssen sie auf die Dauer nicht nur nach rechts hinüber manövrieren, sondern sie müssen auch Grundsätze aufgeben. Die Unterstützung des Blocks ist heute vielleicht noch eine Angelegenheit der Taktik, aber es ist nur eine Frage der Zeit, daß sie zu einer Sache des politischen Prinzips wird. Bei den Beratungen und Abstimmungen über das Vereins- und Versammlungsgesetz wird das voraussichtlich mit aller wünschenswerten Klarheit zutage treten.

Und nun endlich das Wichtigste: das Wahlrecht zum preußischen Landtag. Wir haben noch keine Vorlage, aber der Liberalismus hält an seinem Prinzip fest. Auf dem Barthschen Notgesetz kann er nicht bestehen, weil, wie Naumann ausführt, in der Reichspolitik kein Gegenstand auf der Tagesordnung steht, der sich zum Druck auf die Regierung eignet und alle Beteiligten es vermeiden, diese Lage herbeizuführen, weil sie wissen, daß der Freisinn eine derartige Situation ausnützen würde. Ja, merkt Naumann denn nicht, daß diese Ausführungen einer Bankerotterklärung verteufelt ähnlich sehen? Was in aller Welt soll uns denn der Block, wenn die „Beteiligten“ vor allen Dingen Vorsorge treffen, daß keine Situationen herbeigeführt werden, aus denen der Liberalismus Nutzen ziehen kann? Dann ist der Block also nichts andres als eine taube Nuß, als ein Phantom, das erfunden wurde, um Bülow im Sattel zu halten und die Liberalen aus dem Lager der Opposition herüberzuziehen.

Nach Naumanns Meinung kann das Wahlrecht nur erobert werden, wenn die Parteigenossen im Lande sich regen. Es gibt keinen, der mehr bedauert als ich, daß es unter den freisinnigen Wählern an Rührigkeit und Aktionseifer fehlt; aber dennoch ist es unrecht, ihnen die Schuld allein zuzumessen. Sie befinden sich in einem Dilemma, aus dem sie schwer herauskommen: der Block bietet nicht einmal die Möglichkeit, die Ersetzung der öffentlichen Wahl durch die geheime zu verlangen, und an dem Block soll doch nach dem Wunsche der Fraktionsleitungen, denen wir zu vertrauen haben, festgehalten werden. Und dann fragt sich so ein unbefangenes Wählergemüt weiter: Wie soll es denn bei den Wahlen gehalten werden? Wir fordern — in Frankfurt hat man es erst wieder versichert — das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, und wir halten zugleich am Block fest. Was soll nun geschehen, wenn diese beiden Forderungen miteinander in Konflikt geraten? Hat dann das Prinzip oder hat dann die Blocktreue zu weichen? Die „Freisinnige Zeitung“ hat ja vor kurzem bereits eine Antwort gegeben. Sie begrüßte die frühzeitige Einberufung des Landtags, weil dann die Legislaturperiode früher geschlossen werden könnte und dadurch den bürgerlichen Parteien die Möglichkeit geboten sei, sich gegen den Ansturm der Sozialdemokratie zu rüsten. Das kann doch nichts andres heißen, als daß auch bei den Landtagswahlen die Blockparteien sich in gewissem Sinne solidarisch fühlen, die Liberalen sich also im Zweifelsfalle und bei Stichwahlen zu den Parteien schlagen, die einer Wahlreform mehr oder weniger ablehnend gegenüberstehen, zur gemeinsamen Bekämpfung derjenigen, von denen wir noch am ehesten eine Unterstützung bei dem Versuch zur Durchsetzung unsres Prinzips erwarten könnten.

Hier zeigt sich der Widersinn der Blockpolitik in seiner ganzen Kraßheit. Es kann niemals heißen: Block und Wahlrecht, sondern nur Block oder Wahlrecht, und ganz allgemein auch niemals Block und Demokratie, sondern Block oder Demokratie, und da ich für mein Teil nicht zum wenigsten, dank Naumannscher Lehre, der Demokratie den Vorzug gebe, verurteile und bekämpfe ich die Blockpolitik. Ich werde mit meinen schwachen Kräften auf der Seite derer stehen, die alles daran setzen, den Liberalismus von diesem Wege abzubringen, weil sie fürchten, daß es die breite Straße ist, die zur Verdammnis der Korrumpierung liberaler Prinzipien führt. **Rudolf Breitscheid.**

* * *

Nachschrift: Es scheint mir richtig, daß die Frage nach dem Wert des Blocks in der „Hilfe“ offen erörtert wird, da in unserm Freundeskreise Blockgegner und Blockteilnehmer vorhanden sind. Wie ich persönlich stehe, habe ich oft genug ausgesprochen und neuerdings wieder in Frankfurt bekundet. Mir ist die liberale Einigung ein politisches Gut, das für die deutsche Zukunft wertvoller ist als alle Einzelvorgänge der jetzigen Blockperiode. Diese Einigung setzt aber voraus, daß wir in taktischen Dingen Korpsgeist bekommen, woran es bis jetzt fehlt. Die Mehrheit der Linksliberalen und insbesondere alle Abgeordneten sehen keine andre Möglichkeit als die Beteiligung an der Bülowschen Politik. Dagegen müßte Einspruch erhoben werden, wenn es sich um Opferung von grundsätzlichen Bekenntnisstücken des Liberalismus handelte; das aber ist in keiner Weise der Fall. Das ganze sozialdemokratische Gerede vom „Verrat an der Demokratie“ hat doch wahrhaftig keinerlei sachliche Bedeutung! Wann hat der „Vorwärts“ nicht über uns geschimpft? Wir können tun, was wir wollen, schlecht gemacht werden wir immer. Das ist eine so langjährige Erfahrung, daß unsre Freunde wissen werden, was davon zu halten ist. In Wirklichkeit ist die Einigung der Liberalen eine Stärkung der demokratischen Politik. Weshalb sollen wir uns isolieren in dem Zeitpunkt, wo endlich die von uns geforderte Einigung möglich wird? Breitscheid führt aus, wo die Schwächen der Blockpolitik liegen. Ganz recht! Aber was wir machen würden, wenn wir uns als kleine Gruppe von dieser Politik fernhalten wollten, würde erst recht politisch schwach sein. Der Liberalismus braucht Zusammenschluß! Von da aus sind die Einzelfragen zu beurteilen. Der Zusammenschluß wird aber um so liberaler sein, je mehr sich unsre radikaleren Freunde an ihm beteiligen. **Naumann.**

Über die Ursachen des Kapitalreichtums Frankreichs

III.

Das, was den Reichtum eines Landes stets am meisten schädigt, ist die Auswanderung, nicht die vorübergehende, sondern die dauernde. Die erstere ist im Gegenteil geeignet, ihn zu vermehren. Der Kaufmann oder Ingenieur, der 20 Jahre in Shanghai oder Buenos-Ayres tätig gewesen ist und sich dann in sein Vaterland zurückzieht, hat — selbst wenn er sein Kapital jenseits des Meeres investiert hat, damit doch den Reichtum Deutschlands vermehrt, und das gleiche tut für seine Heimat der polnische oder galizische Sachsengänger oder der italienische Steinbruchs- und Straßenarbeiter; sie verwerten ihre Arbeitskraft im Ausland besser, als sie es zu Haus vermöchten und bringen den Überschuß ihres Lohnes in die Heimat zurück; sie stärken deren Kapitalreichtum, gleichzeitig natürlich auch den des Landes, dem sie ihre Arbeit hergeben.

Geradezu verlustbringend ist aber die dauernde Auswanderung, zumal sie sich ganz vorwiegend auf Personen erstreckt, für welche das Heimatland die Erziehungskosten getragen hat, und die nunmehr ihre Arbeitskraft d. i. die Rückerstattung der Erziehungskosten einem fremden Lande widmen. Der große Reichtum der Vereinigten Staaten von Amerika liegt vielleicht viel weniger in den Naturschätzen, als in dem ständigen Zuschuß, den sie an Arbeitskraft durch die Einwanderung erhalten, wofür sie die Aufzuchts- und Erziehungskosten sparen. Solange Deutschland jährlich hunderttausende (1881 : 220 902, 1891 : 120 089) von Menschen durch Auswanderung verlor, konnte es nicht den großen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen; erst als der Verlust kleiner wurde, ja sich sogar Wanderungsgewinne ergaben, da erfolgte dieser. Rechnet man den durchschnittlichen, durch produktive Arbeit noch nicht wieder eingebrachten Aufwand an Aufzuchts- und Erziehungskosten mit 1500 M. auf jeden Auswanderer, so würde das in dem Jahr 1881 allein ein Verlust von ½ Milliarde sein; im Anfang der 50er und in den 60er Jahren waren aber unsre Wanderungsverluste noch viel größer. Dabei ist nicht einmal berücksichtigt, daß die Auswanderer auch Kapital aus dem Vaterland mitnehmen, das doch auch im Jahr einige hundert Millionen Mark betrug, was uns endgültig verloren ging.

Die Länder, die, sei es aus ungünstigen Wirtschaftsverhältnissen — namentlich aus einer ungesunden Bodenverteilung — sei es aus politischen Gründen, ständig eine starke Auswanderung haben, wie Rußland, Rumänien, Ungarn, Galizien, Italien sind gleichzeitig und zum großen Teil deswegen arme Länder, Schuldnerstaaten. Frankreich hat seit den Tagen der großen Revolution nicht mehr zu den Staaten mit starker Auswanderung gehört, es hat seit 115 Jahren keine solchen Verluste gehabt; das ist auch einer der Gründe seines Reichtums; Deutschland ist in dieses Stadium erst mit den Caprivischen Handelsverträgen eingetreten, kann also davon jetzt noch nicht entfernt den Nutzen haben, wie ihn Frankreich in einem achtmal so großen Zeitraum gehabt hat.

England hat nur aus Irland eine starke Auswanderung, die den Reichtum der grünen Insel ständig schwächt. Sonst geht der größere Teil seiner Auswanderung nach den eignen Kolonien, also dem großbritischen Wirtschaftsleben nicht verloren.

Vielfach sieht man in der Auswanderung insofern eine Steigerung des Reichtums eines Landes, als die in bessere Verhältnisse kommenden Auswanderer ihre Bedürfnisse mit Vorliebe aus dem Mutterland beziehen und so diesem Reichtum zuführen, wie die italienische Textilindustrie zum guten Teil für die italienischen Ansiedler in Südamerika beschäftigt ist. Solche Zustände sind aber gewöhnlich nur dann von Dauer, wenn das Einwanderungsland Kolonie des Mutterlandes ist. Das haben die Japaner, ein verhältnismäßig sehr viel Auswanderer stellendes Volk, begriffen und erstrebten daher die Gebiete, wohin jene sich wenden, unter ihre Herrschaft zu bringen (Formosa, Mandschurei, Korea).

Ein Land kann seinen Reichtum sehr stark steigern und gleichzeitig doch seine Schulden an das Ausland vermehren. Ein Beispiel dafür haben wir an der Schweiz gesehen, ein noch drastischeres sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Reichtum stärker zunimmt, als vielleicht selbst der Englands, deren Verschuldung an Europa aber auch ständig wächst. Je reicher ein Mann, um so größer wird sein Kredit, und genau so ergeht es auch den Ländern; dabei haben diese den Vorteil, den Unternehmergewinn zum größeren Teil für sich zu behalten, auch den größeren Teil der Grundrente oder eines Monopolgewinns zu bekommen. Indessen ist an diesen auch das Ausland oft erheblich beteiligt. Die Interessenten des Standard oil trust wie des steel trust sitzen nicht nur jenseits des atlantischen Ozeans.

Frankreichs Reichtum ist überwiegend der des wohlhabenden Rentners, der den Überschuß seiner Zinsen auf die hohe Kante legt; und dieser Reichtum zerteilt sich nicht, weil der Sohn ein reiches Mädchen und die Tochter einen reichen Mann heiratet. Deutschlands Reichtum ist mehr auf den Erwerb, auf Fleiß und individuelle Tüchtigkeit begründet, und die starke Familie erlaubt nicht, sich beschaulich dem Genuß des Erworbenen hinzugeben; es geht in zu viel Teile, und jeder muß wieder an seinem Teil schaffen, die Familie zu erhalten. Das Bequemere, bis zu einem gewissen Grade das Sichere hat Frankreich erwählt, und auch politisch hat es den Vorzug einer glänzenden finanziellen Kriegsbereitschaft und damit auch einer beträchtlichen politischen Macht und großen Einflusses in Friedenszeiten. Umgekehrt ist seine militärische Landmacht relativ stark zurückgegangen, denn mit seinen 41 Millionen Einwohnern bedeutet es gegenüber Deutschland mit 62 Millionen wenig, und in 9 Jahren werden wir 70 Millionen, Frankreich noch nicht 42 Millionen zählen, in zwanzig Jahren wird es nur halb soviel Menschen aufweisen wie Deutschland. Damit ist es unbedingt auf den Frieden angewiesen, auf eine ruhige, demokratische Politik; es muß sich mit kolonialpolitischen Abenteuern begnügen, die ihm sein Reichtum erlaubt, die es aber mit Waffengewalt andern Großmächten gegenüber nicht verteidigen kann.

Wir dagegen haben die Menschen und damit die stärkere Heeresmacht; freilich, wir wollen und dürfen sie nicht zu kriegerischen Unternehmungen benutzen, und da Frankreich aufgehört hat, für uns bedrohlich zu sein, da Rußland Jahrzehnte brauchen wird, um Verhältnisse im Innern herzustellen, die es wieder politisch aktionsfähig machen, so werden wir guttun, unsern Reichtum, unsre wirtschaftliche Kraft zu konsolidieren, zu stärken. Auch jetzt vermehrt Deutschland seinen Kapitalbesitz nicht unbeträchtlich; der Präsident der

Zentralgenossenschaftskasse Heyligenstadt schätzt den jährlichen Zuwachs auf 3¼ Milliarden Mark. Ob er dabei auch den Wertzuwachs von Grund und Boden miteingerechnet hat, der doch lediglich eine Wirkung vorübergehender Erscheinungen — zumeist unsrer Zoll- und Agrargesetzgebung — ist, entzieht sich meiner Kenntnis; jedenfalls aber handelt es sich bei diesem Kapitalzuwachs ganz überwiegend um Werte, die unser Bevölkerungswachstum erfordert, nur zum viel kleineren Teil um ausländische Werte. Ich glaube nicht, daß wir unsern Besitz daran, auch einschließlich des Wertes der von Deutschen im Ausland besessenen privaten Unternehmungen, jährlich um mehr als eine halbe Milliarde vermehren. Frankreich dagegen wird ihn jährlich um mindestens das Dreifache steigern, und da die politische Bedeutung heut nicht mehr so wie früher auf Menschenzahl und Heeresstärke wie auf finanzieller Kriegsbereitschaft und Flottenstärke beruht, so droht es uns trotz unsrer militärischen Stärke politisch in den Schatten zu stellen. Das Kolonialreich, das es sich zu schaffen gewußt hat und ständig ausdehnt, überragt das unsre an Größe und wirtschaftlicher Bedeutung weitaus.

Völlig verfehlt wäre es, wenn wir Frankreich in der Beschränkung der Kinderzahl nachzueifern bestrebt wären, um zu ähnlichem Reichtum zu gelangen, wenngleich ein so mäßiger Rückgang der Geburtenziffer, wie wir ihn in den letzten Jahrzehnten gehabt haben, der durch den Rückgang der Sterbeziffer mehr wie wett gemacht wurde, auch wirtschaftlich von Vorteil ist. Unsre Zukunft liegt längst noch nicht im Rentnerstaat, sondern im Arbeitsstaat; das darf uns aber nicht abhalten, nach wirtschaftlicher und damit nach politischer Macht zu streben. Ohne erstere fehlt der letzteren die solide Basis, kann sich ein Staat wohl vorübergehend aber nicht dauernd behaupten. Darum muß unsre Politik dahin gehen, uns wirtschaftlich zu stärken, unsern Kapitalreichtum zu vermehren, die Hindernisse, die sich seiner Bildung entgegenstellen, aus dem Weg räumen. Statt dessen hat die neudeutsche Wirtschaftspolitik von allem das Gegenteil getan; sie hat den wichtigen Kapitalmarkt in Fesseln geschlagen, so daß er verödet ist und auf seine Kosten die Auslandsmärkte gestärkt worden sind. Mit Verkehrssteuern wird der notwendige wirtschaftliche Verkehr, der Transport wie die Transaktionen der Effekten belastet und damit wiederum das mobile Kapital ins Ausland gedrängt. Der deutschen Arbeit werden die Produktionskosten durch Verteurung der Nahrungsmittel erhöht, die Preise unentbehrlicher Rohstoffe und Halbfabrikate hinaufgeschraubt und damit dem deutschen Gewerbefleiß der Wettbewerb auf dem Weltmarkt andern Staaten gegenüber erschwert, wobei gleichzeitig das durch die deutsche Zollpolitik gegebene Beispiel von andern Staaten nachgeahmt und unsre Ausfuhr noch weiter geschädigt wird.

Und das alles im angeblichen Interesse der Landwirtschaft, während es doch nur im Interesse der Grundrente, der Steigerung der Güterpreise geschieht, womit doch lediglich fiktive Mehrwerte geschaffen werden. Frankreich mit seiner stabilen Bevölkerungsziffer, mit der Eigendeckung seines Brot- und Fleischbedarfs, mit Agrarzöllen, die nicht zum Ausdruck im Preis kommen, mit Ausfuhrartikeln, bei denen der Geschmack und nicht der Preis ausschlaggebend ist, mit seinem alten Reichtum kann eine Schutzzollpolitik ohne allzu schweren Nachteil ertragen, nicht aber Deutschland. Um unsre Wehrkraft stark zu erhalten, muß die Steuerschraube an immer neuen Enden angesetzt und ein Gewerbszweig nach dem andern belastet werden, und das unter Schädigung der wirtschaftlichen Kraft zusammengebrachte Geld wird auch für unsre Rüstung größtenteils da verbraucht, wo es nach der Entwicklung der Verhältnisse nicht mehr nötig ist. Soll Deutschland dauernd eine Weltmacht und keine quantité négligeable im Rat der Völker sein, will es sein Volk kräftig und gesund erhalten, will es ein Deutsches Reich und nicht ein Deutsches Arm sein, so muß es einen Umschwung in seiner Wirtschaftspolitik herbeiführen. **Georg Gothein.**

---

§ 175

Als vor einer Reihe von Jahren eine Bewegung für Aufhebung des § 175 an die Öffentlichkeit trat, war der Aufruf unterzeichnet von einer großen Zahl guter und angesehener Namen aus allen Kreisen. Was aber nicht aus dem Aufrufe zu ersehen war, und was von größter Bedeutung ist, waren die Namen derjenigen, die *nicht* geneigt waren, diesen Aufruf zu unterzeichnen. Mir persönlich sind zahlreiche Männer aller Berufe in den angesehensten Stellungen bekannt, die sich unbedingt und schroff ablehnend zu dieser Bewegung verhalten. Es handelt sich da nicht um Männer, deren Gewissen aus religiösen Gründen etwa die Aufhebung des § 175 als unsittlich verwerfen muß, es sind auch nicht Männer mit unfreiem Geiste. Im Gegenteil, viele von denen, die unbedingt gegen die Aufhebung des § 175 sind, sind auf höchster geistiger Höhe stehende, durchaus freidenkende Männer.

Wer den letzten großen Prozeß verfolgt hat, besonders von den Unterzeichnern jenes Aufrufes, dürfte doch wohl noch einmal sich die Frage vorlegen, ob seine Unterschrift stehen bleiben soll, oder ob er sie heute geben würde. Die Ausführungen des medizinischen Sachverständigen, dessen Sachverständigkeit unter uns Ärzten durchaus nicht unbestritten ist, und die Ausführungen Hardens dürften den Kämpfern für die Aufhebung des Paragraphen kaum neue Anhänger zuführen. —

Ich werde mich hüten, die hier und da genannten Zahlen der Personen zu nennen, die in Berlin der Polizei als „*homosexuell*" bekannt sein sollen. Es ist aber doch wohl unbestreitbar, daß diese Zahl der sich homosexuell *Betätigenden* ein sehr Vielfaches darstellt von denen, die wirklich angeboren homosexuell veranlagt sind.

Perverse sexuelle Beispiele wirken in so hohem Grade verführend, verderbend, ansteckend, daß es jeder Anforderung sozialen Denkens direkt widerspricht, wenn man um einiger bedauernswerter, angeboren homosexuell veranlagter, also *anormaler* Menschen ein Gesetz aufheben will, das unbedingt nötig ist, um die normale Gesellschaft zu schützen. Zweifellos *werden* viele, die durch Verführung zur homosexuellen Betätigung gekommen sind, mit der Zeit zu anormal empfindenden Menschen. Aber gerade um die Ansteckung dieser Perversität einschränken zu können, muß das Gesetz bestehen bleiben. Wer die Verhältnisse in Italien, im Orient kennt, wer weiß, wie allgemein verbreitet in diesen Ländern das Laster der Homosexualität ist, der wird unbedingt davor zurückschrecken, durch Aufhebung des § 175 bei uns ähnlichen Zuständen den Weg zu bahnen. Bei uns ist, außer in bestimmten Städten, das Laster der Päderastie noch selten; gerade bei Gelegenheit des letzten Prozesses haben mir viele Männer versichert, daß sie kaum je etwas davon gehört hätten, daß ihnen besonders als jungen Männern niemals jemand begegnet wäre, der ihnen als Päderast bekannt gewesen oder gegenübergetreten sei. In Italien und im Orient ist Päderastie der Fluch aller Schulen und Pensionate. Dadurch werden, wie ich oben andeutete, homosexuelle Menschen *geschaffen*.

Das größte Mitleid wird den angeboren Homosexuellen; die größte, weitgehendste Milde vor dem Gesetz für sie; die härtesten Strafen für die Erpresser. Aber die rücksichtsloseste Energie, anstatt widerwärtiger Humanitätsduselei, ist nötig, um nicht die bedauernswerte krankhafte Anlage zu einem entschuldbaren, der Norm gleichberechtigten Trieb zu stempeln. Der Egoismus der sozialen Gesundheit zwingt uns, die krankhaften Bemühungen zu bekämpfen, aus Mitleid mit einigen Individuen, die nicht in den Rahmen unsrer Gesellschaft passen, eine geistige Infektionskrankheit unbehindert gesunde Organismen anstecken zu lassen.

Gerade wir Ärzte müßten uns gegen diese krankhaften Sachverständigen-Anschauungen erheben. Das viele Gerede und Geschreibe über diesen Gegenstand in wissenschaftlichen Zeitschriften, die angeblich wissenschaftlichen Publikationen bekannter Autoren über diesen Gegenstand haben der Wissenschaft wahrhaftig nur sehr geringe, wenn überhaupt, Dienste geleistet. Aber sie *schädigen* geradezu das Ansehen der Wissenschaft, sie setzen sie herab und werden weitaus in den meisten Exemplaren von solchen Menschen gekauft, die alles andere eher treibt, als wissenschaftliches Interesse.

Wir Ärzte sollten es nicht zugeben, daß diese lediglich aus spekulativem Interesse entspringende pornographische Literatur als wissenschaftliche gilt; merkwürdig ist es, daß die Autoren und die Rezensenten es immer wieder betonen müssen, daß rein wissenschaftliches Interesse *leider* zur Beschäftigung mit diesen Dingen zwinge. Namen brauche ich

nicht zu nennen — die Werke sind durch Waschzettel der Verleger jedem Arzt mehrfach angeboten; der Arzt, der Söhne hat, konnte sie nicht schnell genug verschwinden machen.

Damit treten wir Ärzte gleichzeitig diesen unverschämten Veröffentlichungen der Homosexuellen gegenüber, die bewußt darauf hinarbeiten, sich als die Übermenschen, alle großen Männer als Homosexuelle hinzustellen. Sieht man hinter die Kulissen, so handelt es sich meist nicht um angeborene, sondern um erworbene Homosexualität.

Die Aufhebung des § 175 würde der erworbenen Homosexualität eine große Verbreitung schaffen. Dazu können und dürfen wir, auch bei größtem Mitleid mit den angeboren Homosexuellen, die unbedingt nur in kleiner Zahl vorkommen, niemals die Hand bieten.

Weißer Hirsch bei Dresden. **Prof. Dr. v. Dühring.**

Der deutsche Beamte und sein Staatsbürgerrecht

Diesen Titel trägt eine sehr lesenswerte Broschüre, die unser Parteifreund Pfarrer Dr. Lehmann-Hornberg im Verlag von Bielefeld-Freiburg (80 Pf.) hat erscheinen lassen. Es kommt Lehmann vor allem darauf an, festzustellen, inwieweit der Beamte heute rechtlich oder auch nur tatsächlich in der Ausübung der allen Staatsbürgern zustehenden Rechte im Staatsinteresse beschränkt ist, und inwieweit sich diese Beschränkung vom Standpunkt des Liberalismus aus rechtfertigen läßt. Allerdings verkennt Lehmann nicht, daß der Beamte dem Staat (oder der Stadt) gegenüber eine andere Stellung einnimmt wie der private Angestellte oder Arbeiter zu seinem Arbeitgeber. Der Beamte ist dadurch, daß er einen auf Lebenszeit laufenden unkündbaren Anstellungsvertrag hat, bevorzugt und muß es sich also gefallen lassen, daß der Staat ihm gegenüber etwas größere Rechte geltend macht, als gegenüber dem gewöhnlichen Staatsbürger. Das Verhängnisvolle ist nur, daß der Staat immer mehr auch auf Gebieten, die durchaus in das Privatleben des Beamten gehören und auf deren Beeinflussung die Regierung daher aus Achtung vor der Persönlichkeit seines Angestellten verzichten sollte, seine Autorität geltend zu machen versucht. Historisch erklärlich ist diese Bevormundungssucht aus den preußischen Traditionen. Preußen verdankt seiner straffen Beamtenzucht zum großen Teil sein Aufsteigen zur Großmacht. Was aber in der Periode des Absolutismus als Mittel zum Fortschritt diente, wird in der Zeit der konstitutionellen Staatsverfassung als Hemmschuh der freien Persönlichkeitsentwicklung empfunden.

Von Preußen geht Lehmann denn auch bei seinen Betrachtungen aus. Als den Stand, bei dem der Beamtencharakter am reinsten durchgeführt ist, gilt ihm das preußische Heer. Im Gegensatz zu den politischen Offizieren Spaniens und Frankreichs z. B. steht der preußische und deutsche Offizier und Soldat völlig außerhalb der Politik. Er dient nur als willenloses Werkzeug der Regierung, dem keine Kritik ihrer Maßnahmen, sondern nur Ausführung ihrer Befehle zusteht. Läßt sich gegen diese Stellung des Militärs im allgemeinen nichts einwenden, so sind freilich die Bestrebungen, den „Militarismus“ durch das Reserveoffizierium und die Krieger- und Militärvereine auch ins bürgerliche Leben hineinzutragen, aufs schärfste zu bekämpfen.

Eine ähnliche Stellung wie die ja im strengsten Sinne nicht zum Beamtentum gehörigen Offiziere nimmt der Verwaltungsbeamte ein. Als Organ der Regierung muß von ihm verlangt werden, daß er keine ihr widerstrebende Politik treibt. Auf der andern Seite darf er besonders bei Wahlen seine einflußreiche Stellung aber auch nicht mißbrauchen. Vor allem sollte jedoch der Kreis der Verwaltungsbeamten oder besser gesagt der unmittelbaren Staatsbeamten gesetzlich streng umschrieben werden.

Denn — und das ist der Kernpunkt der Lehmannschen Ausführungen — es ist zwischen mehreren ganz verschiedenen Arten von Beamten zu unterscheiden, denen nicht allen eine gleiche Stellung zum Staat und somit nicht gleichartiges Staatsbürgerrecht gebührt. Außer den schon genannten unmittelbaren kommen noch die mittelbaren und die wirtschaftlichen Beamten in Betracht. Zu den mittelbaren Beamten gehören vor allem die Richter, Geistlichen und die Lehrer aller Grade. Sie üben keine unmittelbaren Hoheitsrechte des Staates aus. Doch hat der Staat an der gesunden Einrichtung von Gericht, Kirche, Schule und Universität, wegen ihres Einflusses auf Volksleben und Volksbildung, großes Interesse. Eine gesunde Entwicklung verlangt aber hier, wo es sich um geistige, sittliche und kulturelle Werte handelt, daß ihre Träger von den jeweiligen politischen Tagesstimmungen unabhängig bleiben können, mit andern Worten, daß sie eine oppositionelle Stellungnahme gegen die Regierung nicht mit Amtsentsetzung, Strafversetzung und andern Chikanen büßen müssen.

Haben die bisher genannten Kategorien an Zahl im Laufe der Zeiten verhältnismäßig wenig zugenommen, so ist bei den im Wirtschaftsbetriebe des Staates beschäftigten Beamten eine rapide Vermehrung eingetreten. Das Personal der Post wächst stetig, ebenso das ungeheure Heer der Eisenbahnangestellten und der Bergarbeiter; auf dem Gebiete der Stadtwirtschaft sind hier die Angestellten der Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerke, der Straßenreinigung, der städtischen Straßenbahnen usw zu nennen. Nach einem bekannten Kaiserwort sollen die Staatsbetriebe Musterbetriebe sein. Ein Ausspruch, der nicht nur den Sinn hat, daß der Staat den Privaten durch gutes Beispiel voranleuchten soll. Er bringt vielmehr auch die Erkenntnis zum Ausdruck, daß der Staat, solange er in seinen eignen Betrieben nicht musterhafte Verhältnisse einführt, auch nicht die moralische Kraft hat, nachdrücklich Sozialpolitik zu treiben. Wie steht es nun mit den „Musterbetrieben“? Zunächst ist die Forderung zu erheben, daß der Staat seinen sämtlichen Arbeitern und Angestellten, denen er die Pflichten der Beamten auferlegt, auch die Beamtenrechte gibt, d. h. lebenslängliche unkündbare Anstellung und Pension; die bisher oft überlange Wartezeit muß verkürzt werden. Ferner ist ganz allgemein zu verlangen, daß der Staat sich seinen wirtschaftlichen Angestellten genau so gegenüberstellt, wie der private Arbeitgeber seinen Arbeitnehmern. Also vor allem volles Koalitionsrecht! Mit Recht weist Lehmann darauf hin, daß Koalitionsrecht und Streikrecht durchaus nicht dasselbe zu sein brauchen. Beim Beamtenverhältnis, das beide Teile in gleicher Weise bindet, muß natürlich auch der Angestellte auf einseitigen Bruch des Arbeitsvertrages verzichten — oder die Konsequenzen tragen.

Es ist unmöglich, in einem Artikel allen den sehr beherzigenswerten Ausführungen Lehmanns im einzelnen nachzugehen. Erwähnt sei nur noch, daß Lehmann auf die vielen Härten und Ungerechtigkeiten des Disziplinaruntersuchungswesens und die Unsitte, die vielfach mit dem Erlaß von Verordnungen getrieben wird, hinweist. Es bedarf auf diesem Gebiete wie auf vielen andern eben noch der genauen gesetzlichen Festlegung der Befugnisse des Staats seinen Angestellten gegenüber. Hier, wo es sich um die Wahrung und Erweiterung staatsbürgerlicher Rechte, in erster Linie um das Recht der freien Persönlichkeit handelt, mitzuwirken, ist eine Ehrenpflicht des Liberalismus. **Franz Crull.**

Sprechsaal

Die neue Gehaltsvorlage

Aus Beamtenkreisen wird uns geschrieben:

Der Vorschlag W. Seifferts in Nr. 45 der „Hilfe“, die Erziehungszulage mit dem Wohnungsgeldzuschuß zu verquicken, wird in Beamtenkreisen nur geteilten Anklang finden. Er läuft nämlich darauf hinaus, am kleineren Ort eine andre, wesentlich geringere Erziehungszulage zu gewähren als am größeren Ort. Sie würde nach dem Vorschlage betragen:

	in der Ortsklasse				
	A	I	II	III	IV
für 1 bis 2 Kinder . .	120	100	80	70	50 M. und
für 3 oder mehr Kinder	240	200	160	140	100 M.

Glaubt der Verfasser aber wirklich, daß in einem Orte der Klasse IV die Erziehung und der Unterhalt eines Kindes nur $^5/_{12}$ desjenigen Betrages erfordert, die sie in einem Orte der Klasse A kosten? Ist etwa das Waisengeld, das lediglich aus der Überzeugung heraus entsprungen ist, daß bei der üblichen Bemessung der Beamtengehälter auf das zum knappen standesgemäßen Unterhalt Nötige der Beamte nicht für seine Kinder genügend sorgen kann — aus dem gleichen Grunde demnach, aus dem die Beamtenschaft jetzt beim Gehaltsreformwerk die Erziehungsbeihilfe erhofft — nach der Ortsklasse verschieden? Sicher ist, daß sich am kleinen Orte die Erziehung eines Kindes durchschnittlich nicht billiger stellen wird, als in der Großstadt; die Ersparnis infolge der sich am kleinen Orte meist billiger stellenden Ernährung usw. wird vielmehr reichlich aufgewogen durch die höheren Schulkosten, auf die auch W. Seiffert Rücksicht genommen wissen will. Am richtigsten und einfachsten ist zweifellos die Festsetzung einheitlicher Erziehungszulagen für jede Beamtenrangklasse, doch unabhängig vom Ort.

Daß auch die vorgeschlagene Art der Abstufung nach der Kinderzahl, die nur zwischen „1 bis 2“ und „mehr als 2“ Kindern unterscheidet, nicht eben billig und gerecht scheint, sei nur beiläufig bemerkt. 4 oder 5 Kinder erfordern regelmäßig annähernd vier- oder fünfmal soviel an Ernährung, Kleidung, Schulgeld als 1 Kind. Angemessener und erwünschter wäre daher eine Abstufung der Erziehungsbeihilfe derart, daß für 4 oder 5 Kinder nicht nur das Gleiche, sondern das Doppelte wie für 1 Kind gewährt wird.

Die notwendige Unterscheidung zwischen dem Diensteinkommen eines Beamten ohne oder mit eignem Hausstand läßt sich allerdings, wie auch W. Seiffert will, am besten beim Wohnungsgeldzuschuß vornehmen. Der Unterschied zwischen den notwendigen Ausgaben eines Ledigen und eines Verheirateten liegt eben in der Hauptsache in der Wohnung; nebenher liegt er, wenigstens teilweise, auch in den Kosten für die Ernährung usw., doch wird man diesen letzteren Einfluß leicht überschätzen. **M.**

Unsre Bewegung

Eine neue Broschüre hat der Wahlverein der Liberalen herausgegeben: Den Bericht über die Tätigkeit der Freisinnigen Vereinigung im preußischen Landtag. Die 40 Seiten starke Broschüre ist mit einem alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnis versehen und dadurch ein sehr wertvolles Nachschlagewerkchen geworden, das schnell und leicht über alle wichtigeren Beratungen und Abstimmungen im preußischen Abgeordnetenhaus orientiert. Es wird unsern Parteifreunden gerade jetzt bei dem Beginn der Agitation für die preußischen Landtagswahlen sehr erwünscht kommen. Im Einzelkauf wird das Heftchen an Mitglieder für 10 Pfennig abgegeben. Vereine erhalten bei größeren Bestellungen Preisermäßigung. Bestellungen sind an das Parteibureau, Dessauer Str. 13 zu richten.

Häufig entstehen unserm Verlage unnütze Kosten, weil der Wohnungswechsel von Abonnenten gar nicht oder zu spät mitgeteilt wird. Wir bitten daher alle Leser, deren Adresse sich bis zum 1. April voraussichtlich ändert, dies der Verlagsabteilung bis zum 30. November anzugeben. Dieser Termin gilt auch für die Leser, die am 1. Januar zum Buchhändler- oder Postabonnement (1,62 M. vierteljährlich) übergehen wollen, da sonst Anfang Dezember die Überweisung für das 1. Vierteljahr 1908 bewirkt und bezahlt wird. Gegen Einsendung der Quittung für das 1. Quartal 1908 und 50 Pf. in Marken erhält jeder Leser, solange der Vorrat reicht, 1 Exemplar des Hilfe-Almanachs 1908 (Ladenpreis 1,50 M.). Die Bestellung beim Postamt wird am besten noch im November vorgenommen.

Berlin. Sozialliberaler Verein. V. Dr. R. Breitscheid-W., Fasanenstr. 58. Am 16. November hielt der Verein seine gutbesuchte Generalversammlung ab. Dr. Breitscheid erstattete den Bericht über die Tätigkeit des Vereins; daran knüpfte sich eine Aussprache über die Veranstaltungen, die im kommenden Winter beabsichtigt sind. Der alte Vorstand wurde, von einigen Änderungen abgesehen, in der alten Zusammensetzung wiedergewählt. Weinhausen berichtete über die Frankfurter Versammlung, über das Zustandekommen, die Vorbereitungen und den Verlauf. Die Diskussion wurde recht lebhaft, sie mußte vertagt werden, da es zu spät wurde. Zum Worte kamen die Herren Dr. Kalisch, Reinhold, v. Gerlach, Naumann und Dr. Breitscheid.

— **Fleißige Arbeit will der Liberale Verein noch vor Weihnachten leisten.** Am 2. Dezember, Montag, findet im großen Saal der Schloßbrauerei eine Protestversammlung gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht statt. Hauptredner ist Dr. Theodor Barth. Sein Thema lautet: „Die Zwingburg nieder!" Außerdem spricht Dr. W. Voßberg über das Ergebnis der kommunalen Wahlen. — Am 11. Dezember hält der Liberale Verein im großen Saale des „Lindenparks" einen Weihnachtskommers ab. Die Hauptredner werden Herr Dr. Breitscheid und der Reichstagsabgeordnete Dr. Friedrich Naumann sein. Letzterer spricht über „Liberale Weihnachtsgedanken". — Endlich beruft der Liberale Verein auf den 18. Dezember nach dem „Lindenpark" seine Generalversammlung ein. — Man sieht, der „Liberale Verein für Schöneberg" ist unermüdlich. Selbst Erfolge wie sein Stadtverordnetenwahlsieg vermögen ihn nicht schlaff zu machen. Für die Zeit nach Weihnachten sind bereits auch mehrere hervorragende Redner, Parlamentarier der Freisinnigen Volkspartei, gewonnen.

Köpenick. Wahlverein der Liberalen. V.: Ernst Cunitz, Fabrikbesitzer, Lindenstr. V.-L.: Kaiserhof (R. Hentschel). In einer sehr gut besuchten öffentlichen Versammlung sprach am 13. November Herr Oberst a. D. Gädke über „Liberalismus und Armee". Er führte aus, daß es unbedingt notwendig ist, daß wir ein starkes, schlagfertiges, fest diszipliniertes Heer haben, aber die Volksvertretung, der Reichstag, solle auch sein Mitbestimmungsrecht sich nicht nehmen lassen, er solle genau kontrollieren, ob die verlangten Gelder notwendig sind und ob die Militärforderungen im Einklang stehen mit der Steuerkraft des Volkes. Den mit großem Beifall aufgenommenen klaren Ausführungen des Redners folgte eine recht rege Aussprache, an der sich besonders unsere Freunde Föld, Jacoby und Krause-Adlershof beteiligten. Der Vorsitzende Herr Kunitz forderte zum Schluß mit eindringlichen Worten die Anwesenden auf, sich unserm Vereine anzuschließen. Neun Herren meldeten sich zur Aufnahme.

Hannover. Neuerdings sind hier Bestrebungen im Gange, die Mitglieder des alten nationalsozialen Vereins, die sich leider in den letzten Jahren zu sehr zurückgezogen haben, der politischen Arbeit wieder zuzuführen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Verhältnisse für uns schwieriger liegen, als in andern großen Städten. Demnach bitten wir, daß alle „Hilfe"-Leser, die einem Zusammenschluß mit Gesinnungsgenossen geneigt sind, möglichst bald der Redaktion der „Hilfe" ihre Adressen mitteilen. — In den letzten Monaten hatten wir verschiedentlich Gelegenheit, unsre Gedanken im „Verein der nationalliberalen Jugend" zu vertreten. Dieser Verein ist in seinem Wesen nationalliberal, bemüht sich aber, den Freisinnigen gegenüber freundnachbarlich und loyal zu verfahren, und hatte so am 13. November unsern Freund Pastor Chappuzeau zu einem Vortrag aufgefordert. Pastor Chappuzeau sprach sehr fesselnd über das Thema „Jetzt Sammlung auf der linken Hälfte". Er stellte sich auf den Boden der Frankfurter Einigungsversammlung und hob wirkungsvoll unsre Stellung zum Wahlrecht, zur Schulfrage, zum Koalitionsrecht hervor. Der äußerst starke Beifall, der ihm zuteil wurde, ist der beste Beweis dafür, daß wir selbst auf diesem schwierigen Boden vorwärtskommen können — wenn nur die Freunde unsrer Bewegung etwas mehr Arbeitslust beweisen würden.

Provinz Sachsen und Herzogtum Anhalt. Am Sonntag, den 1. Dezember findet in Halle a. S., Restaurant Bauer (Rathausstraße), vormittags 11 Uhr eine Vertrauensmännerversammlung statt. Es soll über die prinzipielle Organisation und die preußischen Landtagswahlen gesprochen werden. Herr Generalsekretär Weinhausen-Berlin wird anwesend sein. An alle unsre Freunde ergeht die dringende Bitte, bis zum 25. d. M. ihre Teilnahme Herrn Dr. Rathje-Halle a. S., Forster-Straße 10, wissen zu lassen.

Leipzig. Am 8. November fand hier eine Versammlung der „nationalen Arbeiter- und Gehilfenschaft" statt, bei der unser Parteifreund Dr. Barge einen Vortrag über die sächsische Wahlrechtsreform hielt, der in verschiedenen Zeitungen, darunter in der „Freis. Ztg." ungünstig beurteilt wurde, als sei Dr. Barge ein Gegner unsrer Forderung, der Ausdehnung des Reichstagswahlrechtes auf die Landtage. Im Interesse der sachlichen Richtigstellung drucken wir zunächst die Resolution ab, die von der betr. Versammlung gefaßt wurde und lassen ihr eine Erklärung von Dr. Barge folgen:

Resolution: Die nationale Arbeiter und Gehilfenschaft sieht durch die von der sächsischen Regierung beabsichtigte Neuregelung des Wahlrechts die Interessen der sächsischen Arbeitnehmer nicht in vollem Umfange gewahrt. Aber obgleich die Versammlung grundsätzlich auf dem Boden des Reichstagswahlrechts steht, erkennt sie an, daß die neue Vorlage gegenüber dem Klassenwahlrecht von 1896 in verschiedenen Punkten (Aufhebung des Unterschiedes zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen, Einführung der direkten und der Verhältniswahl) einen Fortschritt bedeutet. Indessen hält sie es für unbedingt erforderlich, daß Regierung und Landtag zu folgenden Änderungen gegenüber den bisherigen Vorschlägen sich entschließen: 1. Erhöhung der Zahl der Arbeitnehmer in den Bezirksversammlungen, insbesondere auch obligatorische Hinzuziehung von Privatangestellten in dieselben. 2. Herabsetzung der Zahl der durch Bezirksverbände und Kommunen zu wählenden Abgeordneten, da bei der gegenwärtigen vorgeschlagenen Zahl von 40 die vermögenden Bevölkerungsschichten eine einseitige Vertretung im Landtage finden, und da insbesondere daraus die Bildung einer Hausbesitzerfraktion zu befürchten sein würde, deren Wirksamkeit im Landtage den sozialen Fortschritt aufhalten und die materiellen Interessen aller schaffenden Stände des sächsischen Volkes aufs schwerste schädigen würde. 3. Abschaffung des § 23 der Wahlrechtsvorlage, da kleinere wirtschaftliche und politische Gruppen die Wahl eines geeigneten Vertreters ihrer Interessen nur dann durchsetzen können, wenn seine Kandidatur in mehreren Wahlkreisen möglich ist.

Berichtigung: Zu der Notiz „Seltsame Liberale" in Nr. 271 der „Freisinnigen Zeitung" habe ich folgendes zu bemerken:

1. In meinem Vortrage über die sächsische Wahlrechtsreform habe ich mich ohne Einschränkung als Anhänger des Reichstagswahlrechts für die sächsischen Landtagswahlen erklärt und aufs lebhafteste bedauert, daß Graf Hohenthal nicht das Reichstagswahlrecht für Sachsen in Vorschlag gebracht hat.

2. Nur die Aussichtslosigkeit, im gegenwärtigen Moment dies Reichstagswahlrecht für die sächsischen Wahlen zu erlangen, hat mich veranlaßt, auf Einzelheiten des Hohenthalschen Entwurfs einzugehen und die nationale Arbeiterschaft zu bestimmen, durch konkrete Forderungen wenigstens die gröbsten Härten des gegenwärtigen Entwurfs beseitigen zu helfen.

3. Während der Landtagswahlagitation habe ich als Kandidat im 3. städtischen Wahlkreis zur sächsischen Gemeindesteuervorlage überhaupt mich nicht geäußert; der „illiberale Standpunkt gegenüber der Gemeindesteuervorlage" ist mir seitens der Vertreter der Freisinnigen Volkspartei lediglich insofern vorgeworfen worden, als sie im dortigen Kreise erklärten: Hausbesitzern könne bei meinem rücksichtslosen Eintreten für die Interessen der Mieter meine Wahl nicht zugemutet werden.

4. Den Beschluß, nur Vertretern der nationalen Organisationen das Wort zu gestatten, hatte deren Ausschuß gefaßt, ohne daß ich auf diesen Beschluß irgendwelchen Einfluß gehabt hätte.

Dr. H. Barge.

Stuttgart. Liberaler Verein. V. Abg. Dr. Bauer, Rechbergstr. 4. Wir haben hier und in unserm Filialverein Gaisburg unsre Wintertätigkeit aufgenommen. Die ersten Versammlungen in den zwei Orten gehörten der preußischen Wahlrechtsfrage, in beiden hatte Referendar H. Rustige das Referat übernommen. Gründlich und anregend besprach er die einzelstaatlichen Wahlrechte in ihrem Verhältnis zum Reichstagswahlrecht und hob hervor, in wie hohem Grade die preußische Verfassung in ihrer politischen Wirkung eine gemeindeutsche Sache ist. Beiden Vorträgen folgte eine lebhafte und fruchtbare Aussprache.

Mannheim, National-sozialer Verein. (Vors. Rechtsanwalt Dr. Gustav Meyer.) In einer öffentlichen Versammlung am 11. d. Mts. schilderte Dr. Rohrbach in einem Vortrag über: „Das

deutsche und britische Südafrika, ein wirtschaftlicher und politischer Vergleich" in sehr interessanten Ausführungen den wirtschaftlichen Zustand unsrer Kolonien, und gab der zuversichtlichen Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung derselben Ausdruck.

Harburg a. Elbe. Liberaler Verein. Vorsitzender: Amtsgerichtsrat Dr. Herz. Eine vom Liberalen Verein einberufene Versammlung, die vorwiegend von Privatangestellten besucht war, beschäftigte sich mit dem Problem der Alters- und Pensionsversicherung für die Privatangestellten. Der Referent, Parteisekretär Haupt, Hamburg, brachte an der Hand eines interessanten Zahlenmaterials die Umwandlung der Wirtschaftsbetriebe zu Großbetrieben und dieser zu Aktiengesellschaften zur plastischen Darstellung. Die Träger des modernen Großbetriebes sind die Privatbeamten vom Fabrikdirektor bis hinunter zum letzten Werkführer der Fabrik. Und während die Zahl der Privatbeamten von 306 000 im Jahre 1882 auf 621 000 im Jahre 1895 stieg, schätzt man ihre Zahl jetzt auf 1½ bis 2 Millionen. Diesem neuen Mittelstand fehlt in seinen unteren und mittleren Schichten der notwendige soziale Schutz. In der Diskussion um die Frage der Invaliditäts- und Pensionsversicherung vertrat der Redner die Angliederung. Durch Zusammenfassung werden die Kassen leistungsfähiger. In der Diskussion bekämpft Herr Stöhr von den deutschnationalen Handlungsgehilfen den Standpunkt des Referenten. Er trug einen ziemlich scharfen Ton in die Diskussion, von dem sich vorteilhaft die Ausführungen des Sozialdemokraten Köpke unterschieden. Im Schlußwort betonte der Referent die Notwendigkeit des Fernhaltens aller Politik von den Berufsorganisationen.

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Straßburg, Verein d. H. Fr.	M.	3,—
Außerordentliche Beiträge:		
Hannover, Dr. K.	„	33,10
Zusammen	M.	36,10
Dazu lt. Ausweis in Nr. 46	„	3168,90
	M.	3205,—

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ein Mißklang in der jugendfrischen, großen Privatbeamtenbewegung war der allgemeine deutsche Privatbeamtentag, der erste seiner Art, in Frankfurt a. M. Im Riesenraume des Hippodrom, in dem am 10. November die linksliberalen Parteien ihre glänzende Einigungskundgebung veranstaltet hatten, waren diesmal Tausende von Privatangestellten, auch weibliche, versammelt, um die Beschlüsse des Siebenerausschusses vom Abend vorher zu vernehmen und womöglich zu sanktionieren. Während aber damals nicht eine Erklärung brennender oder gar strittiger Parteifragen geplant war und eine Diskussion deshalb schließlich entbehrt werden konnte, wollten hier die Führer und Veranstalter der Tagung über die seit Monaten heiß umstrittenen Kassenfragen ebenfalls ohne Diskussion reden. Das konnte sich die starke Minorität natürlich nicht gefallen lassen; sie versuchte die Diskussion mit Gewalt zu erzwingen. Es kam zu Lärmszenen. Schließlich verließen etwa 1000 Vertreter der Minorität den Saal. Es waren Angehörige des Werkmeisterverbandes, des deutschen Gruben- und Fabrikbeamtenverbandes, des Bundes der technisch-industriellen Beamten, des deutschen Zuschneider- und des deutschen Zeichnerverbandes. Dann erst konnten die Berichte über die Arbeiten der Siebenerkommission gegeben werden, und schließlich wurde mit 502 000 gegen 136 000 Stimmen der Ausschußantrag angenommen, der sich für eine Sonderversicherung der Privatbeamten mit höherer Rente als die Sätze der Invalidenversicherung ausspricht, eine Witwen- und Waisenversicherung fordert und die Berufsinvalidität eingeführt wissen will. Damit ist die tiefgehende, teilweise recht erregte Privatbeamtenbewegung der letzten Jahre vorläufig zu einem ersten Abschnitt ihrer Geschichte gelangt. Die Forderungen an die Reichsregierung in punkto Privatbeamtenversicherung sind endgültig formuliert. Daß sie zu so leidenschaftlichen Erörterungen geführt haben, ist bedauerlich im Interesse der Einheitlichkeit der neuen Bewegung. Unsre Leser wissen aus einem Aufsatz Potthoffs in der „Hilfe", daß die Streitfrage „Sonderkasse oder Ausbau der bestehenden Versicherung" tiefe prinzipielle Bedeutung hat. Potthoff und seine Freunde sind vorläufig unterlegen. Sie werden aber trotzdem die Einheitlichkeit der Privatbeamtenbewegung nicht stören.

Der Boykott der Berliner Sozialdemokratie gegen die Warenhausfirma Jandorf ist nach wenigen Tagen schon aufgehoben worden. Man hat sich in einer Weise geeinigt, die beiden Parteien anscheinend das Recht gibt, sich als Sieger zu betrachten. Demnach scheint doch in der Millionenstadt Berlin der Boykott der sozialdemokratischen Gewerkschaften auch großkapitalistische Geschäftsunternehmungen schwer zu treffen. Freilich bleibt der Eindruck bestehen, daß hier mit Kanonen nach Spatzen geschossen worden ist. Wenn man jedesmal die sozialdemokratischen Parteivereine und sämtliche Gewerkschaften mobil machen will, wenn ein einzelnes Unternehmen in einem Zweige seiner Verwaltung antisozialistisch auftritt, dann werden schließlich die Berliner Sozialdemokraten gar nicht mehr aus dem Kriegszustand herauskommen. Aber vielleicht ist das den Führern gar nicht einmal unangenehm?

Den Frieden durch Tarifverträge will sich jetzt endlich, nach langjährigen schmerzlichen Erfahrungen, die deutsche Holzindustrie sichern. In Kassel haben ausführliche Verhandlungen zwischen dem mächtigen Arbeitgeberschutzverband und den Arbeiterorganisationen der Holzindustrie stattgefunden. Man hat zunächst sein Augenmerk darauf gerichtet, die im ersten Vierteljahr 1908 ablaufenden Tarifverträge ohne Kampf zu erneuern. Außerdem hat man aber besonders noch die Frage der Einführung obligatorischer paritätischer Arbeitsnachweise behandelt. Für sie traten sowohl die Gewerkvereinler wie die sozialdemokratischen Gewerkschaftler und die Christlichen warm ein. Entscheidungen wurden noch in keiner der behandelten Fragen getroffen. Der ganze Verlauf der Beratung läßt aber darauf schließen, daß die im Dezember und Januar geplanten Besprechungen den allgemeinen Tarifvertrag sichern, der endlich der deutschen Holzindustrie den langvermißten Frieden bringen wird.

Die deutschen Gewerkvereine erfreuen sich gegenwärtig wieder einmal konzentrischer Angriffe aus allen Arbeiterkreisen. Der sogenannte II. deutsche Arbeiterkongreß hat das Signal zu dem Kesseltreiben gegeben. Man behauptet jetzt, daß der Rückgang der Gewerkvereine in letzter Zeit sehr erheblich gewesen sei und mehr als 10 000 Mitglieder betrage. Man verspottet die Versuche einer Bildung größerer freiheitlicher nationaler Gewerkschaftsverbände. Man verdächtigt die Gewerkvereine aller gewerkschaftlichen Sünden, die überhaupt möglich sind. Dem gegenüber bleibt den Angegriffenen als Hauptwaffe nur die Aufklärung der eigenen Mitglieder. Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß das offizielle Verbandsorgan „Der Gewerkverein" in einer längeren Artikelreihe die Weltanschauung der Gewerkvereine darlegt, und dabei auch gründlich Kritik übt an den sozialdemokratischen und christlichen Gewerkschaften. Diese Artikel verdienen weiteste Verbreitung in Gewerkvereinskreisen und in den Reihen aller freiheitlich gesinnten nationalen Arbeiter. Wir wünschen darum, daß die Aufsätze gesammelt und in Broschürenform in Massenauflagen verbreitet werden möchten.

Genossenschaftlicher Unterricht. In der englischen Grafschaft Devonshire sollen von jetzt ab sämtliche Volksschüler über das Genossenschaftswesen unterrichtet werden. Zwar wird kein bestimmter Leitfaden, ja nicht einmal ein besonderer Stundenplan für den Unterricht im Genossenschaftswesen vorgeschrieben; aber es wird den Lehrern ausdrücklich zur Pflicht gemacht, alle Gelegenheiten zum Hinweis auf das Genossenschaftswesen, die sich in andern Unterrichtsfächern bieten, zu benutzen. Sie haben vollkommene Freiheit der Methode. Immerhin ist auch diese Anregung schon sehr wertvoll. Das blühende englische Genossenschaftswesen könnte ja noch leichter, als das in den Anfängen stehende deutsche, eine solche Förderung entbehren. Aber sie wird im Interesse der heranwachsenden ärmeren Bevölkerung doch in England für dringend notwendig gehalten. In Deutschland dürfte noch auf lange Zeit hinaus das englische Beispiel ohne Nachahmung bleiben.

Briefkasten

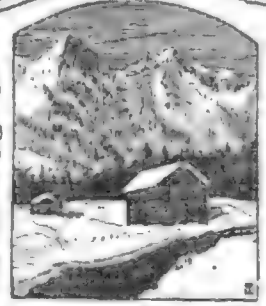
An viele. Unser Blatt gliedert sich in folgende Abteilungen: „A" betrifft alle Anzeigengeschäfte, „B" die Herstellung und den Verkauf der Bücher des Buchverlags, „K" alles was mit Rechnungen und Zahlungen zusammenhängt, „L" die Werbetätigkeit für die Verbreitung der „Hilfe" und die Zeitschriften-Expedition an die Leser, „R" die Redaktion. Wer bei einer Zuschrift sich an mehrere Abteilungen wendet, äußere seine Wünsche getrennt auf besonderen Blättern mit der Überschrift A, B, K, L oder R.

L. S. i. Sch. Lesen Sie die Notiz unter „Unsre Bewegung". Sie sind nicht berechtigt zu klagen. Wie sollten wir Ihre neue Adresse ermitteln? Wenn Sie im nächsten halben Jahre Ihre Wohnung wieder ändern, geben Sie heute noch Nachricht.

An Viele. Es laufen bei uns so viele Gesuche um Zusendung von Büchern zur Besprechung ein, daß es, zumal viele Bücher mehrmals verlangt werden, nicht möglich ist, allen denen im einzelnen zu antworten, die nicht berücksichtigt werden können.

Die Schriftleitung.

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang * Nr. 47 Berlin, 24. Novbr. 1907

Religion

Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsre religiösen Begriffe so sonderbar vorkommen werden, als der unsrigen der Ritztergeist. Lichtenberg.

Eine Frage plagt den frommen Menschen. Kann Religion nur von denen innerlich erfaßt werden, welche im eignen Leben deutliche Bruchstellen nachweisen können? Die Großen in der Geschichte der Religion tragen oft die Spuren von Erschütterungen ihres Lebens an sich. In heftigen Erlebnissen, hin- und hergeworfen in der „Welt", endlich gelandet bei Gott, erfuhren sie selbst die Tiefen der Sünde und darum auch das Friedvolle des Glaubens. Die Kleineren ahmen später solche Erlebnisse nach. Sie haben nicht den Mut, in die Sünde hinabzusteigen. Deshalb machen sie aus kleinen Schwächen und gewöhnlichen Fehlern sündhafte Verbrechen, um sich desto mehr in die Wonne des Begnadigten hineinzukosten. Was dort bezwingender und befruchtender Ernst war, gestaltet sich hier zur Spielerei. Desto unabweislicher erhebt sich immer wieder die Frage nach dem Sinn der Religion. Ist es nicht vielleicht doch Tatsache, daß allein wirkliche Sünder ihre Segnungen verspüren? Kann die Religion auch für den in gleichmäßigem Schritt dahingehenden Menschen etwas bedeuten, oder verschließt sie ihm nicht ihre innere Größe, weil er sie gar nicht zu erkennen vermag? Der Schluß solcher Gedankenreihen führte etwa dahin: Es ist so; die Religion gilt den Kranken, nicht den Gesunden. Selbstverständlich hat sie auch denen nichts zu sagen, die sich künstlich in ein Krankheitsfieber hineinsteigern, um doch ihre Frucht zu genießen. Damit würde die Religion aufhören, eine allgemeine Angelegenheit der Menschen zu sein. Denn dann müßte man die Lehre aufstellen, die auch ersonnen worden ist, daß alle Menschen von ihrer Geburt an kranke Leute sind. Erträgt aber die Menschheit solche Einschätzung auf die Dauer? Nicht aus Eitelkeit, sondern gerade aus Gewöhnung an diese Lehre hat sie den Ernst solcher Auffassung vollständig verlernt. Was hat das für einen Sinn, Sünde für den eigentlichen Zustand des Menschengeschlechts zu erklären? So würde ja die Sünde zur Regel; das Erschütternde würde ihr geradezu genommen, die Sehnsucht nach Befreiung nur geschwächt, darum kann von hier aus die Religion nicht gestützt werden. Man schloß nun folgerichtig: die Religion ist eine Liebhaberei von gewissen Kreisen. Wer eingebildet oder tatsächlich ein Verlorener ist, der braucht einen Heiland; wer aber die Empfindung solcher Verlorenheit sich nicht abnötigen kann, dem hat sie nichts zu sagen.

Mitten in solch harten Gedankengängen denke ich jenes seltsamen Menschen in Galiläa, von dem wir immer wieder hören und lernen. Seine Haltung wird dadurch bestimmt, daß er weder selbst den Eindruck großer innerer Erschütterungen hervorruft, welche auf gewaltsame Lebenserfahrungen hinweisen würden, noch daß er jene Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit der menschlichen Natur wesentlich betonte. Sein Ton ist nicht auf Schrecken, sondern auf Locken gestimmt. Sein Glauben ist harmlose Ruhe, sein Leben tätiges, aber sich nicht aufdringendes Helfen. Er macht nicht den Eindruck einer gesteigerten Empfindsamkeit und abgeschlossenen Frömmigkeit. Nicht die Männer der Katastrophen sind die größten Helden der Religion. Darum sagen uns Paulus, Augustin und Luther, Buddha und Mohammed von echter Religion immer weniger, als jener stille Sämann, der fast achtlos seinen Samen auf die Fluren warf. **Traub.**

Patria 1908

Jahrbuch der „Hilfe"

Vor acht Jahren ging die erste Patria in das Land hinaus. Damals konnte es als ein Wagnis erscheinen, ein solches Buch zusammenzustellen. Seitdem hat sich das Jahrbuch eine sichere Stellung auf dem Büchermarkt geschaffen und einen festen Freundeskreis gesichert. Dieser Kreis wächst von einem Jahr zum andern. So dient das Buch, die Gemeinschaft der „Hilfe"freunde auszudehnen. Und der Erfolg bedeutet für den Verlag die Verpflichtung, seinerseits dem Inhalt und der Ausstattung des Werkes eine ungeminderte Sorgfalt zuzuwenden.

Die „Patria" atmet denselben Geist wie die „Hilfe". „Wer nicht vorwärts will, gehört nicht zu uns." Was in der „Hilfe" in die kurze Artikelform gezwängt werden muß, hat hier einen breiteren Raum der Bewegung. Deshalb kann manche grundsätzliche Frage tiefer bei ihren Wurzeln angefaßt und breiter erörtert werden. Aber wir bringen keine schematische oder historische Wissenschaft. Nur was den Zusammenhang zur Gegenwart besitzt, sei es in der Politik, sei's in kulturellen Dingen, hat in diesem Buche Heimatrecht. Die Sprache der einzelnen ist verschieden, jede Arbeit ist unabhängig von der andern entstanden; aber der gleiche Geist verbindet die einzelnen Verfasser und bestimmt die Haltung des ganzen Buches.

Am bedeutsamsten erscheint uns der Beitrag des Führers der Deutschen Volkspartei, des württembergischen Kammerpräsidenten Fr. Payer über „die Deutsche Volkspartei und die Bismarcksche Politik". Wir sehen darin, daß die Arbeit an dieser Stelle veröffentlicht wurde, mit den Ausdruck dafür, daß es sich zwischen uns und den befreundeten liberalen Gruppen nicht mehr allein um ein taktisches Zusammengehen im Parlament handelt, sondern daß sich immer stärker das Gefühl der natürlichen Zusammengehörigkeit herausbildet. Der Artikel gibt von kompetenter Seite sehr wertvolle Gesichtspunkte zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Bismarck und dem bürgerlichen Liberalismus.

Naumann selber, der Herausgeber des Jahrbuchs, spricht von der „Umwandlung der deutschen Reichsverfassung"; er nimmt dabei Gedanken aus seiner Jungfernrede wieder auf und geht, mit einer historischen Einleitung, dem Problem nach, wie und warum sich das politisch entscheidende Kräfteverhältnis von dem Wortlaut der Verfassung wegentwickelt hat. Eine auswärtige Frage wird von Paul Rohrbach und seinem Gewährsmann uns nahegebracht: die Lage des baltischen Deutschtums. Rohrbach ist bekanntlich selber Balte.

Von agrarischen Dingen handeln Adolf Korell und Eugen Katz, der eine vom Südwesten, der andre vom Nordosten unsres Vaterlandes, vom Kleinbauerntum und vom Großgrundbesitz. Korell gibt ein ungemein anschauliches und fesselndes Bild des neuen wirtschaftlichen und sozialen Typus, der entsteht, wo Bauerntum und Industrie zusammentreffen; Katz charakterisiert auf Grund eines reichen Materials die Wirkungen der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung und ihrer feudalen Korrekturen.

Ein bevorzugter Platz gehörte bei uns von jeher der Sozialpolitik. Martin Wenck bespricht die soziale Lage der Journalisten und mißt sie an der Stellung, Ausbildung und

Bedeutung der übrigen Berufe. Elly Knapp verfolgt in der Geschichte der öffentlichen Armenpflege die Rolle des Prinzips der Erziehung und zeichnet namentlich die Theorien Luthers und des Humanisten Vives. Unser Frankfurter Freund Paul Haag gibt seine Erfahrungen aus dem Gebiet der praktischen Volksbildung; es wird manchem sehr wertvoll sein, darüber einmal einen Arbeiter zu hören. Wolf Dohrn skizziert die Eindrücke aus seiner Werkstattarbeit in einem großen Tischlereibetrieb; der Zusammenhang von Handwerkskunst und Sozialpolitik, dem er nachgeht, führt zu den bedeutungsvollsten Dingen unsrer Kulturentwicklung.

Diese beiden letzten Arbeiten leiten schon mehr aus dem Kreis der wirtschaftlichen und politischen Untersuchungen heraus; zu ihnen gesellen sich noch eine kurze anregende Abhandlung E. J. Lessers über den Einfluß von G. Keller auf die moderne deutsche Romanliteratur und eine friesische Erzählung von Georg Ruseler.

Das ist der Inhalt der neuen „Patria". Wir glauben, daß sie sich neben ihren Geschwistern sehen lassen kann. Ihre Leser werden uns recht geben. N.

Der Staat und die Baukünstler

I

Wir sind nun glücklich so weit, daß wir auf dem Umwege über Stuhl und Tisch beim Hause angelangt sind. Ja, selbst die Stadt als Ganzes sehen wir heute schon mit neuen Augen an. Wir entdecken, daß sie ein baumeisterliches Kunstwerk — sein könnte. Wir wachen sozusagen auf aus einem Schlafe mit offenen Augen. Ein meist recht unangenehmer, grausam ernüchternder Moment. Er führt die heilsame Erkenntnis mit sich, daß wir an dieser Zerrüttung unsres gesamten Bauwesens mitschuldig sind, weil wir uns zu wenig darum gekümmert haben. Und weil in den weitesten Kreisen, die Baumeister leider miteingeschlossen, das Gefühl verloren gegangen ist für die Kunst im „Baufach". Die Kunst aber, in welchem Fache sie auch stecken möge, ist immer eine allgemeine Angelegenheit, weil sie nicht nur individuelles Produkt des Urhebers, sondern zugleich ein soziologisch bedingtes Massenprodukt darstellt. Und keine Kunst tut das so sehr wie gerade die Baukunst, die sichtbar an jeder Straße steht und für die täglich neuen praktischen Lebensbedürfnisse der Masse zu sorgen hat.

Auch der Staat braucht diese Kunst. Es ist eigentlich die einzige, die er unbedingt braucht, wenn man nicht etwa die Musik für militärische Ermunterungs- und Signalzwecke daneben anführen will. Weil er sie braucht, deshalb hat er selber sie in Obhut genommen, läßt er sie durch eigens bestellte Organe ausüben.

„Ausüben", wie das klingt! Es klingt aber ungefähr so, wie dasjenige aussieht, das derart staatlich „ausgeübt" wird, nämlich unkünstlerisch.

Was baut der Staat durch seine Beamten? Repräsentations-, Gerichts- und Verwaltungsgebäude, Kasernen und Zuchthäuser, Schulen und Museen, Bahnhöfe und Brücken, Banken und Postgebäude, Forst- und Arbeiterhäuser. Er hat, in Preußen wenigstens, soviel zu bauen, auch an sogenannten „Tiefbauten": Wasser- und Landstraßen — daß er ein eignes Ministerium „der öffentlichen Arbeiten" mit zahlreichen grünen Tischen dazu nötig hat. Seine Wirksamkeit ist also sehr groß, seine Wirkung, sein Einfluß nicht minder. Städtische und ländliche Gemeinden sehen zu, wie er's macht, und wenn sie können, suchen sie's ihm nachzutun. Denn der Staat, nicht wahr, muß es doch verstehen? Er, der die Pflicht hat, vorbildlich zu wirken, der die Mittel und die Leute hat, alles so gut zu machen, wie das unter den jeweiligen Verhältnissen nur möglich ist.

Wie baut der Staat? Unkünstlerisch. Wir sagten's schon. Erinnerst du dich des Regierungsgebäudes in — sagen wir: Gumbinnen? — Nicht. — Du warst nie dort. — Ist auch nicht nötig. Ungefähr der gleiche Kasten steht in Danzig und Stettin, in Düsseldorf und Aachen. Nur, daß hier diese sogenannte deutsche Renaissance des seligen Oberbauinspektors Endell in Rotziegeln, dort aber vielleicht in Hausteinen gemacht ist. Ein Kasten hier, ein Kasten dort auf fast demselben Grundrißschema, in denselben toten Verhältnissen der Geschosse, mit denselben wohlbekannten steifen Giebelaufsätzen, Gesimsen, Fenster- und Türbekrönungen. Eine mathematische Palastherrlichkeit zum Davonlaufen. Aber die Postgebäude — wendest du ein — die sind doch überall anders? Das schon, aber mit Baukunst haben auch sie nichts gemein. Der selige Stephan meinte es ja so gut und ließ ein schweres Geld beim Bauen draufgehen. Er baute immer im „Stile der Stadt". Und brachte es immer nur zu architektonischen Spielereien, denen man das Erkünstelte, Erquälte und Formlose heute auf tausend Schritte ansieht. Es hat einmal jemand vorgeschlagen, diese Hunderte von stilvollen Postgebäuden des Reiches in ein Album zu sammeln. Es wäre ein merkwürdiges Gedenkbuch geworden; die grausamste Sammlung schlechter Baubeispiele, die sich erdenken läßt. Weiter: steht dir das Königliche Gymnasium deiner Vaterstadt vor Augen? Hast du schon einmal die Kasernen draußen mit freudiger Überraschung über soviel kräftig schöne Gliederung großer Baumassen angestaunt? Wieviel schöne Bahnhöfe gibt es in Deutschland? Ich meine nicht mit einem Gewirr unzähliger Schienen, meine auch nicht große eiserne Bogenspannungen, wenn ich nach schönen Bahnhöfen frage. Sondern ich meine: wo sind diese technischen Einzelheiten zur großen architektonischen Zweckform klar und monumental gestaltet? Du mußt dich besinnen. Du nennst ein paar Städte. Ich kann sie dir nur bedingt gelten lassen. Und auch, wenn ich das bedingungslos täte — was beweisen sie viel? Was beweisen sie für die staatliche Baukunst viel?

Warum baut der Staat so? Weil die Staatsbürger um nichts besser bauen, oder doch bauten und deshalb die öffentlichen Baukästen für wunderschön erklärten. Soll man ihm einen besonderen Vorwurf draus machen, daß er dem nicht widersprach, nicht revolutionär voranging? Welcher Staat könnte denn revolutionär sein, ohne sich selbst zu verneinen? Aber wir haben nun etwas besser bauen gelernt. Oder wenn auch das nicht immer, so haben wir doch sehen gelernt. Und so sehen wir sogar schon, daß die sogenannte Baukunst des Staates an einem schweren, inneren Leiden krankt, sehen, wo dies Leiden sitzt, und wissen, wie es heißt. Wir glauben sogar zu wissen wie es behoben werden könnte.

Das Leiden wird ständig genährt durch den Instanzenweg, den alle staatliche Baukunst wandern muß. Es ist ein Schmerzensweg durch eine dumpfe, bureaukratische Luft, auf dem den Bauentwürfen meist der künstlerische Lebensatem gründlich ausgeht. Drei Stationen muß der Entwurf durchwandern: die lokale Bauinspektion, die ihn selber entweder ausgebrütet hat oder hat ausbrüten helfen, die Kritik der Provinzialregierung und den Geheimrat im Ministerium. So ist's in Preußen; in Sachsen oder Bayern oder im Reich heißen die Stationen etwas anders, aber unter dreien macht es der Staat in der Regel nicht. Wir können also sagen: das Leiden sitzt der staatlichen Baukunst im Blute; seine Urheber sitzen am grünen Tisch, schneiden und streichen, flicken und schmücken, kurz: sie operieren, korrigieren und regieren mit großer Kraft; das baumedizinische Fremdwort für die Krankheit heißt demnach ungefähr „bureaukratische Zentralisierung".

Wir müssen noch genauer festzustellen suchen, wie die Organe der staatlichen Baukunst und schließlich diese selber durch den amtlich großgezüchteten Bazillus infiziert werden.

Ein Mann, der auf den Regierungsbaumeister hin studiert hat, kann doch dabei von Hause aus ein Künstler sein. Er wird mit Lust ins Zeug gehen und einen Bau entwerfen, der durchdacht und durchfühlt ist bis ins Kleinste, der in seine Umgebung hineingestaltet, der eine persönliche Schöpfung ist. Aber auf dem beschriebenen Instanzenweg stößt er natürlich zuerst mit seinen persönlichen Ecken und Kanten gehörig an. Sie widersprechen dem Begriff der „Vornehmheit", den der gehörig infizierte obere Baubeamte als Idol auf seinem grünen Tische stehen hat. Und da er der vorgesetzte Beamte ist, muß auch sein Idol dem Ideal des im Range und Dienste jüngeren vorgesetzt sein. Auf der nächsten Stufe, die manchmal noch von der Stufe des Thrones herab an höherer Einsicht und starkem Willen überboten wird, geht der Entwurf völlig in die Brüche. Oft so völlig, daß der Urheber sein eignes Kind nicht mehr wiedererkennt. In denjenigen Fällen überdies, wo er's überhaupt wieder zu Gesicht bekommt. Was soll er nun damit anfangen?

Wenn er ein Künstler ist und ein Temperament, so nimmt er sein Ideal unter den Arm, macht die Türe der Staatsanstellung hinter sich zu und denkt im Herzen das, was Götz dem Reichstrompeter zuruft. Ich gebe zu, daß dergleichen unschicklich und überhaupt unbotmäßig, unter Umständen sogar strafbar ist. Aber du lieber Himmel, die Künstler sind nun einmal so. Sollen die Baukünstler eine Ausnahme von ihnen sein? Auf diese Weise sind die Vertreter der staatlichen Baukunst einem währenden Reinigungsprozeß unterworfen. Was unklar ist und unfügsam, wird ausgeschieden, oder auch mürbe gemacht und zugestutzt, so daß auf alle Fälle ein klarer Rückstand bleibt: das von künstlerischen Gärungsstoffen freie, abgeklärte Baubeamtentum. Ehrfürchtige Leute, die in China waren, haben es Mandarinentum getauft. Es ist also weiter nichts als eine ungeheuerliche Verdrehung der Tatsachen, wenn ich vorhin zu behaupten wagte: dieser Rückstand sei dumpf, stumpf und krankhaft infiziert.

Dennoch scheint neuerdings selbst dieses sichere Mandarinentum ein wenig in den Fluß der starken Kunstbewegung unsrer Tage mithineingezogen zu werden. Die Arbeit draußen, außerhalb des stillen Reiches der Instanzen, ist zu laut, macht sich von Tag zu Tag breiter, als daß sie überhört und übersehen werden könnte. Der Staat muß seine Konsequenzen ziehen und mindestens zusehen, was es da Neues zu lärmen gibt. Wie er das tut, davon soll weiterhin die Rede sein.

Dresden. **Eugen Kalkschmidt.**

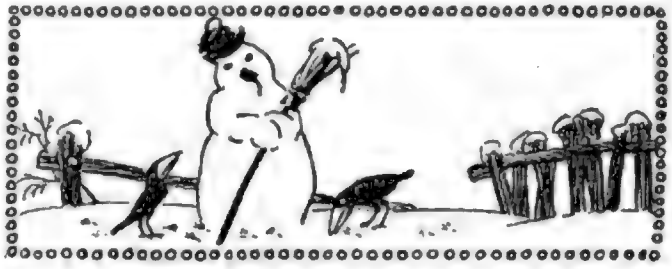
Die religiös-kirchliche Frage in der Romanliteratur

Es steht außer Zweifel, daß neben der Presse die Romanliteratur der modernen Theologie bei ihrer Aufklärungsarbeit im religiös-sittlichen Leben die besten Dienste leistet. Woran liegt es, daß die literarische Behandlung des religiösen Problems durch den Roman oft tiefere Wirkung erzielt, als es die sorgsamste Mitteilung aus der Feder eines zünftigen Gelehrten vermag? Romane werden gelesen, Fachaufsätze und wissenschaftliche Broschüren nur von wenigen. Man muß dies würdigen, ohne es als etwas Schlechtes zu beklagen. Der Rahmen, durch den die religiösen Heilsgüter des alten Glaubens in neuer Form hinausgehen in das öffentliche Leben, muß dehnbar sein. Wo die Theologie versagt, wirkt aus der Dichtung religiöse Kraft und sittlicher Wille. Bei der ganzen literarischen Behandlung unsres Zeitproblems darf man aber eins nicht übersehen: die individuellen Voraussetzungen. Die Freiheit ihrer Ausprägung ist prinzipiell nicht anzufechten. Das wurde, wie mir scheint, auch in der Fehde für und wider „Hilligenlei" oft vergessen. Frenssen ist trotz mancher Mängel das beste Schulbeispiel für die Art der Behandlung des Problems. Er hat als „Sachverständiger" und Künstler das ganze religiös-sittliche Gebiet beleuchtet. In seiner Weise. Vor und nach ihm wurde diese Frage nie so tief und künstlerisch kräftig angepackt.

Um so mehr Beachtung verdient ein neuer literarischer Versuch. Walther Rithack-Stahn geht in seinem Roman „Der Mittler" (J. Fricks Verlag, Halle a. S., geh. 4,50 M.) daran, von einem Gesichtspunkt aus das Problem zur Darstellung zu bringen, vom religiös-kirchlichen. Wenn man seinen Gedanken folgt, so sieht man bald, wie so überhaupt nur ein Teil des Problems behandelt werden kann. Aber es lohnt, einmal gerade diese Seite der Dinge zu betrachten. Schon in „Jörn Uhl" war das Motiv: „Kirche und Religion" in scharfer Dissonanz erklungen: Die wahre Menschheitsreligion wohnt nicht in der Kirche. Jörn hat sich ohne Kirche zu freier Religiosität durchgerungen. In ähnlichem Sinn formt und schmiedet der junge Mensch in Rithack-Stahns Roman sich Schicksal und Leben. Er ist Theologe und Seelsorger. Seine Geschichte ist die Geschichte des innern Kampfes von manch einem modernen Theologen. Es ist das Überwinden des Zweifels, den die Welt, die Wissenschaft dem durch die Kirche gebundenen Geist bereitet. Es ist das Ringen um den Besitz der Wahrheit, die er verkünden soll. Hält die Kirche die Wahrheit in den Händen? Es ringt ein Menschenleben um diese Frage. Nein! schreit es in ihm. Es ist alles Lüge. Die besten Menschen sind der Kirche entfremdet. Das Volk ist unkirchlich. Die Massen gottverlassen. Die Kirchenbehörde unverständlich in ihrem langsamen Aufklärungswerk. Die Gemeinde hat das Vertrauen zu ihrem Pfarrer verloren, also muß er suchen, das Vertrauen wieder zu gewinnen. Aber nur ein Mensch kann Mittler werden dem Menschen. Ein Mann, dem nichts Menschliches fremd, der sich durch Zweifel durchgerungen zur Wahrheit. Er muß verstehende Liebe haben zu der Menschenseele, geborgen in dem Gott, an den er glaubt. — Man spürt die Eindringlichkeit der Gedanken. Mit Absicht sind diese Bemerkungen der Betrachtung der rein literarischen Seite des Romans vorangestellt. Hier haben wir, wie in „Jörn Uhl" ein Stück seines tapferes Menschenleben .... Und erfährt früh die Kämpfe und Zweifel seines Berufs. Schon ist er Hilfsprediger bei einem gefeierten Kirchenrat in der großen Stadt, da treibt ihn seine innere Stimme, der Wahrheit die Ehre zu geben. „Was ich vorgetragen habe, war einst mein Glaube. Es war der Glaube eines andern, in den ich mich hineingedacht, am Ende hineingesprochen habe — wessen? das tut nichts zur Sache!" Jetzt ist er wieder er selbst. So hat er als junger Student in einer Arbeiterversammlung seine Überzeugung ausgesprochen, wie er es nun vor seiner Kirchenbehörde tut, die ihn zum Pfarrer der neu errichteten Stadtpfarrei wählen will. Er verläßt sein Amt und macht sich von allem los. Seine Eltern sind tot. Die Beziehungen zu einer noch in seiner Vikariatszeit von ihm gegründeten satirischen Wochenschrift bricht er ab. Auch hier erscheint ihm alles Verzerrung. Frei will er sein und die Wahrheit suchen. Im Vatikan sitzt er und vertieft sich in die Divina Comedia; er hat Umgang mit einflußreichen Priestern des päpstlichen Kreises. Er lernt die Wissenschaft kennen und die Welt. Plötzlich kommt's ihm auch hier: Es ist alles nichts. Die gleißende Puppe da vorn am Altar, wie sie die Hände spaltet und fügt und sich über irgend etwas küssend bückt, das ist Selbstbetrug und Lügenwerk! Grausen packt ihn. Er kehrt zurück. Es kommt die Stunde, wo er allem ein Ende machen will. Aber sein Herz läßt sich nicht unterkriegen. Ein Freund weiß ihn in einen stillen heimeligen Familienkreis zu ziehen, wo schlichte Menschlichkeit und treue Liebe waltet. Die junge Frau wird ihm Mittlerin. Die Liebe eines Knaben, den er zum Menschen heranzieht, läßt mit der tief verstehenden Frauenliebe seine Seele zur Ruhe kommen. Er findet sich mit der Kirchenbehörde ab. In Wahrheit und Liebe will er seiner Gemeinde, die er sich selbst wählt, Seelsorger werden.

Mit einfacher und starker Kunst ist dies Menschenschicksal hingestellt. Ein Stück Selbstbekenntnis spricht daraus.

Heidelberg. **H. Schnellbach.**



Der Schnee

Märchen von Sophie Reinheimer

Aus: Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und andern guten Freunden. Buchschmuck von Adolf Amberg. Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg. 104 S. In schöner Ausstattung 2 Mark. Soeben erschienen.

Heute war Weihnachten. —

Aber erst heute abend! — Jetzt war es noch ganz hell auf der Straße und im Garten, denn es war noch Tag. —

„Heute abend ist Weihnachten," zwitscherten die Spatzen sich im Garten gegenseitig zu, und dann flogen sie zu den Bäumen und Sträuchern hin, um es denen zu erzählen.

Aber die wußten es schon.

„Wir haben gesehen, wie der Christbaum in das Haus getragen wurde," sagten sie. Die Spatzen hatten aber noch viel mehr gesehen, denn neugierig, wie sie nun einmal waren, hatten sie sich den ganzen Nachmittag auf dem Fensterbrett herumgetrieben und in das Zimmer geguckt, worin die Weihnachtsbescherung aufgebaut war.

„Den Christbaum," sagten sie, „haben wir auch gesehen; aber wir hätten ihn beinahe nicht wiedererkannt, so schön war er geschmückt mit Äpfeln und Nüssen und Gold und Silber und bunten Papierketten."

„Wie schön," sagten die Bäume und Sträucher und blickten traurig auf ihren kahlen Äste nieder. Da waren nicht einmal Blätter daran. Und der große Apfelbaum auf dem Rasenplatz gedachte wehmütig der schönen Zeit, in der er auch voll schöner roter Äpfel gehangen hatte.

„Vielleicht sind es meine Äpfel, die nun an dem Christbaum hängen," sagte er. Das wußten freilich die Spatzen nicht; aber noch viel andres wußten sie und erzählten es.

„Der kleine Junge, der Richard, der kriegt eine Kappe und Hermine einen Mantel und ein Buch mit Geschichten; wir haben das alles auf dem Tische liegen sehen; auch eine

schöne warme Decke für die Großmutter lag dabei, damit sie nicht friert. Aber das Schönste, das kommt erst noch! Heute abend, wenn die vielen Lichter an dem Christbaum erst alle brennen. Das wird herrlich!"

„Ja — Ihr habt's gut," brummte die dicke Pumpe, die auch im Garten stand. „Unsereins kriegt keine Geschenke und sieht nichts von Christbaum und Lichtern. Wenn ich doch auch fliegen könnte!"

Darüber mußten die Spatzen nun furchtbar lachen. Es war doch auch zu komisch, zu denken, daß die dicke Pumpe fliegen könnte.

Die andern im Garten gaben aber alle der Pumpe recht.

„Wenn man wenigstens eine Kappe geschenkt bekäme," riefen die hölzernen Pfähle des Gartenzauns.

„Oder einen schönen Mantel," meinte das Dach der Laube.

Der Rasen wollte lieber eine warme Decke haben wie die Großmutter, um seine Grashälmchen damit zuzudecken, denn die froren gar gewaltig in dem kalten Winter.

„Ein Buch mit schönen Geschichten wäre auch nicht übel," sagten die Sträucher. „Es ist doch manchmal ganz entsetzlich langweilig im Winter, wenn keine Schmetterlinge und Vögel kommen, um uns was zu erzählen."

So wünschte sich alles im Garten etwas. Ja — wünschen konnten sie sich schon — aber wer sollte die Wünsche alle erfüllen? Das Christkind etwa? Ach — das hatte wahrhaftig gerade genug mit den Menschen zu tun.

Traurig blickten Bäume und Sträucher und der Rasenplatz und die Zaunpfähle zum Himmel hinauf; da war es ganz grau, ganz grau.

„Es ist schon das Klügste, wir schlafen ein," sagte der Rasen. „Zu sehen bekommen wir ja doch nichts von all den Herrlichkeiten; es ist ja auch schon ganz dunkel geworden. Die andern dachten das auch, und bald darauf war es im Garten mäuschenstill. — Alles schlief.

Aber was war das, das plötzlich oben vom Himmel herunterkam? Lauter kleine, weiße Flöckchen: Schneeflocken waren es. Was wollten sie wohl? Warum kamen sie herunter auf die Erde? Und so leise kamen sie, so leise, daß man sie gar nicht hörte. Und nur ganz sachte sprachen sie miteinander.

„Wie kalt das ist," flüsterten die einen; „es ist nur gut, daß uns die Mutter Wolke unsre weißen Sternmäntelchen angezogen hat." Sie waren sehr stolz auf ihre schönen weißen Sternmäntel und die kleinsten von ihnen tanzten in der Luft herum vor lauter Vergnügen.

Ein paar ganz große Flocken waren auch dabei, aber sie flogen schön langsam und vernünftig ihres Weges daher und hielten auch die andern zur Ordnung an.

„Nun macht Eure Sache gut," sagten sie. „Und daß ihr nichts vergeßt! Und daß ihr schön leise macht, damit niemand im Garten aufwacht, sonst ist's mit der Überraschung vorbei."

Die Schneeflocken nickten stumm. Nun waren die ersten unten im Garten angelangt. Nichts rührte und regte sich darin, alles schlief. Das war den Schneeflocken gerade recht, denn sie hatten eine große Überraschung vor. Leise wanderten sie zu den schlafenden Sträuchern und zu den Bäumen hin und schmückten sie fein zierlich aus. Kein Zweiglein, auch nicht das allerkleinste, wurde vergessen; es sah aus, als wäre alles in Zucker getaucht. Und wie flink die kleinen Schneeflocken bei ihrer Arbeit waren und wie leise sie taten. Es war sehr gut, daß so viele Schneeflocken daran waren, denn es gab eine Menge zu tun. Das Dach der Laube sollte einen Mantelkragen bekommen, so wie es sich einen gewünscht hatte. Das war aber gar nicht so leicht, denn die Laube war schon alt und hatte keinen so festen Schlaf mehr; sie knackste manchmal ganz unheimlich, so daß die Schneeflocken sehr erschraken und schon dachten, die Laube könne aufwachen; aber sie hatte nur im Traum geknackst, so wie die Menschen manchmal im Traum sprechen.

Am meisten Arbeit aber machte doch die Decke für den großen Rasenplatz. Die guten Schneeflocken hatten ihre eignen Sternenmäntelchen dazu hergegeben, — viele, viele Tausend davon lagen schon auf dem Rasen. Aber immer noch war die Decke nicht dick und warm genug und es mußten immer und immer noch Schneeflocken vom Himmel herunterkommen und ihre Mäntelchen oben darauf legen.

Endlich, endlich war die Decke fertig. Es war eine prachtvolle Decke — so frisch und weiß und warm. Nun froren die armen Grashälmchen sicher nicht mehr!

„Ist nun alles fertig?" fragten die Schneeflocken.

„Ach nein — ach nein —" flüsterte es an allen Ecken und Enden — „wir sind noch lange nicht fertig! Es sind aber auch so entsetzlich viele Kappen, die wir aufzusetzen haben. Helft uns doch, helft uns doch, sonst kommt der Morgen und wir sind noch nicht fertig." — Nun ging es aber husch! husch! an das Austeilen der Kappen. Jedes Ding im Garten, das noch nichts bekommen hatte, bekam ein weißes Schneepelzkäppchen aufgesetzt: jeder Stein, jeder Pfahl am Zaun, sogar die alte Pumpe bekam eins. Weil es aber so arg in der Eile ging, kam es wohl vor, daß eins oder das andre eine Mütze bekam, die ihm zu groß oder zu klein war — oder daß sie ihm schief auf dem Kopf saß. Aber das schadete nichts. Die Hauptsache war, daß niemand vergessen wurde und daß man bald fertig war. Und man war bald fertig. Nun brauchten keine Schneeflocken mehr zu kommen. Nur noch ein paar wurden von der Mutter Wolke herabgeschickt; die sollten nachsehen, ob die andern ihre Sache gut gemacht hatten. Das hatten sie wirklich, man konnte mit ihnen zufrieden sein.

Und nun war eine Weile wieder alles ganz still im Garten. Aber dann am andern Morgen — das hättet ihr sehen sollen! Das war ein Erstaunen, ein Jubel und eine Freude, als nach und nach alle aufwachten und die Bescherung sahen. Die Sträucher wagten sich gar nicht zu rühren aus Angst, etwas von dem herrlichen Schmuck zu verlieren. Der Rasenplatz war glücklich über die schöne, warme Decke, die alte Laube aber, die sonst immer am ersten aufgewacht war vor Kälte, die wachte heute zu allerletzt auf, so gut hatte sie in ihrem warmen Kragen geschlafen.

Am allermeisten Vergnügen aber hatten doch die Zaunpfähle.

„Dürfen wir diese schönen Kappen nun wohl immer behalten?" fragten sie. Aber der Morgenwind, der gerade des Wegs daher spaziert kam, gab ihnen gleich die gehörige Antwort darauf.

„Wo denkt Ihr hin," sagte er, „wartet nur bis die Sonne kommt, die wird sie Euch von den Ohren ziehen; sie mag solche Verwöhnung nicht leiden." Er ärgerte gerne ein bißchen die Leute, der Morgenwind. „Piff!" machte er und blies noch rasch im Vorbeigehn dem einen Strauch ein bißchen von seinem Schmuck herunter, so daß ein kleines weißes Schneewölkchen in die Höhe flog.

Nun kam noch ein andrer Besuch in den Garten, ein Rabe, ganz feierlich, im schwarzen Anzug.

„Er habe von der herrlichen Bescherung gehört und komme, sie sich anzusehen," sagte er, dabei nahm er auf der alten Pumpe Platz.

„Was haben Sie denn da für eine Schlafmütze auf?" fragte er. „Sind Sie so faul, daß Sie eine brauchen?" Und dabei hob er das eine Bein und strich der Pumpe die schöne, neue Kappe vom Kopf herunter.

„Mach, daß Du fortkommst, Grobian!" sagte sie und drohte ihm mit ihrem Schwengel, so daß der Rabe Angst bekam und fortflog.

„Ich will einmal probieren, wie sich's auf dem neuen Teppich geht," sagte er. „Ganz schön, nur ein bischen glatt ist er, so ganz ohne Muster, ich will Euch eins darauf machen."

Und nun hüpfte er auf dem Teppich herum, und überall, wo er hinhüpfte, gab es Striche, so daß der Teppich wirklich ganz gemustert aussah. Die andern fanden, daß der Teppich früher viel schöner gewesen war; aber dem Raben gefiel es so viel besser und er hätte sicher noch mehr Muster auf den Teppich gemacht, wenn — ja wenn nicht plötzlich mit großer Geschwindigkeit etwas Rotes dahergesaust gekommen wäre. Es war ein Schlitten. Die Kinder hatten ihn zu Weihnachten bekommen und freuten sich nun sehr, daß das Christkind ihnen auch den Schnee dazu geschickt hatte. Rings um den Rasen herum ging die fröhliche Fahrt. Dann wurde Halt gemacht, und nun kamen die Schneeballen an die Reihe. Hui! da flogen sie — hier einer, da einer. Es war ein großes Vergnügen, ein richtiges, echtes Wintervergnügen.

Aber das Schönste kam noch. Das Schönste war ein Schneemann, den die Kinder aufbauten, gerade vor der alten

Laube, als stehe er Schildwache davor. Es war ein prächtiger Schneemann, er mußte jedem gefallen, und er gefiel auch allen.

„Ein netter Kamerad, den wir da bekommen haben," sagten die Zaunpfähle. „Hoffentlich versteht er sich auch aufs Erzählen, damit wir ein wenig Unterhaltung haben."

Es wagte aber niemand, den Schneemann anzureden.

Glücklicherweise fing dieser von selbst an.

„Guten Morgen!" sagte er. „Guten Morgen!" antwortete es von allen Seiten.

„Es ist schönes Wetter heute," sagte der Schneemann, etwas andres fiel ihm gerade nicht ein.

„Ja — aber heute nacht hat es geschneit." „Hm" — machte der Schneemann, „natürlich hat es geschneit — stände ich sonst hier? —

Nein, dann hätte ich sicher mit der Wolke noch ein gut Stück weiterreisen können und hätte noch viel von der Welt gesehen."

„Ei", sagten die Sträucher, „Sie haben gewiß schon schöne Reisen bis hierher gemacht, wollen Sie uns nicht davon erzählen?"

„Gern," antwortete der Schneemann. — Und dann erzählte er.

„Ihr habt doch vorhin die Kinder in ihren Schlitten fahren sehen? Das war ein Vergnügen, nicht wahr? Was würden diese Kinder wohl erst für ein Vergnügen haben, wenn sie in dem Lande wohnten, von dem ich mit der Schneewolke hergereist bin. Da liegt nämlich das ganze Jahr hindurch Schnee, so daß man immer Schlitten fahren muß. Das ist lustig, nicht wahr? Die Schlitten werden aber dort von großen Tieren gezogen, man nennt sie Renntiere. Die armen Tiere; der Schnee deckt ihnen oft alles Futter auf der Erde zu, sie müssen es sich erst unter dem Schnee hervorholen. Ich habe sie mit ihren großen Hörnern den Schnee fortschaufeln sehen. In diesem Lande ist es bitter kalt. Die Leute haben immer dicke Pelze an. Ja, wenn man mit einer Schneewolke reist, wie ich, dann bekommt man wirklich viel Merkwürdiges zu sehen.

Habt ihr vielleicht schon einmal ein Haus aus Schnee gesehen? Nein, aber ich habe eins gesehen — ja, ja, eine richtige, kleine Hütte war's mit Fenstern und Tür und Schornstein; auch Leute wohnten drin. Meint Ihr vielleicht, die Leute hätten in ihren Schneehütten gefroren? O nein, der Schnee hielt sie schön warm. Der Schnee macht überhaupt schön warm. Einmal sah ich einen Mann, der hatte sich seine Nase rot und blau gefroren. Was glaubt Ihr, was der tat? Er hob Schnee von der Erde auf und rieb sich seine Nase damit und als er dies ein paarmal getan hatte, da war die Nase wieder heil und der Mann war dem Schnee sehr dankbar dafür.

Ich habe auf meiner Reise noch mehr Leute gesehen, die sich freuten, daß es geschneit hatte. Da war z. B. ein Mann, der mußte in der Nacht durch den Wald nach Hause gehn. Er hatte keine Laterne bei sich und hätte sich sicher im Walde verloren, wenn nicht der Weg und der ganze Wald voll Schnee gelegen hätten. Der Schnee machte so hell, daß der Mann doch seinen Weg nach Hause fand. Freilich manchen habe ich auch gesehen, der freute sich gar nicht über den Schnee. Z. B. der Tannenbaum in dem Walde, der an der Schneelast auf seinen Zweigen schwer zu tragen hatte. Oder die Leute, denen der Schnee eine hohe Mauer vor der Tür gebaut hatte, so daß sie gar nicht herauskonnten. Und dann die, denen vom Dach eine Schneelawine auf den Kopf fiel und die, denen der Sturm soviel Schnee in die Augen blies, daß sie gar nicht sehen konnten."

In diesem Augenblick kam die Sonne hinter den Wolken hervor.

„Uff!" machte der Schneemann auf einmal da, „Ihr werdet es gleich sehen, warum."

Sie sahen aber zuerst gar nichts, als daß auf einmal aller Schnee ganz wunderschön in der Sonne glitzerte. Es war eine wahre Pracht, die die Sonne da hervorgezaubert hatte. „Traut ihr nicht," sagte der Schneemann, „die Herrlichkeit wird gleich zu Ende sein."

„O, wäre ich doch mit der Wolke fortgezogen, weiter zu den hohen Bergen hin, wo es so herrlich kalt ist, daß die Schneeflocken nicht in der Sonne zu sterben brauchen, sondern in Eis verwandelt werden und ewig leben."

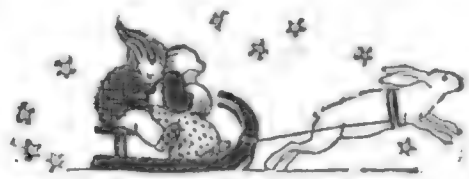
So sprach der Schneemann.

Aber was war denn das? Der ganze Garten weinte ja auf einmal. Von jedem Strauch, von jedem Zaunpfahl, von der Laube und von der Pumpe fielen große Tropfen herab in den Schnee und jeder machte ein Loch hinein. Weinten sie alle, weil der Schneemann vom Sterben sprach, der Schneemann, der ihnen so hübsch erzählt hatte?

Ach nein — es war Tauwetter eingetroffen, das war's. Immer mehr Sonnenstrahlen kamen, und jeder schmolz ein bischen von dem Schnee hinweg, jeder ließ ein Stückchen Herrlichkeit zerfließen.

Und gerade, als sie am allerschönsten war.

Aber so geht es ja immer.



Büchertisch

Eccardus: Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. 2 Bände, Verlag von Spemann, Berlin und Stuttgart.

Was der Verfasser eigentlich ist, wissen wir nicht. Es soll ein Politiker der früheren Jahre sein, der die Muße seines Alters benutzt hat, um mit großem Lesefleiß eine „Geschichte der nicht herrschenden Klassen" zusammenzustellen. Er hat eine warme Liebe zum armen geduldigen Volke und besitzt dadurch die erste Vorbedingung zum Geschichtsschreiber der Menge. Ob er alle anderen Voraussetzungen zu einem Geschichtswerke großen Stils mitbringt, kann bezweifelt werden, aber auch die Mängel seiner etwas breiten Darstellung verhindern nicht, daß sein Buch eine Fülle von kulturgeschichtlichem Material zusammenträgt, wie sie sonst nirgend so leicht zu finden ist. Die Geschichte der alten Deutschen und des Mittelalters füllt den ersten Band (etwa 400 Seiten). Der Kernpunkt dieses Teiles ist der Verlust der alten deutschen Gemeinfreiheit. Ein Volk von Männern wird im Laufe der Jahrhunderte zu Knechten erniedrigt, und damit wird auch die Gesinnung der Germanen gebrochen. Der Bauernkrieg, mit dem der zweite Band beginnt, wird groß und breit dargestellt, wohl meist auf Grund von Zimmermanns Geschichte. Interessant ist die ablehnende Stellung zu Luther und die Sympathie für Thomas Münzer. Mit guter Klarheit wird dargelegt, daß die programmatischen Ziele der Bauernbewegung rückschrittlich waren. Aber woher soll ein zerdrücktes Volk fortschrittliche Ziele haben? Die neuere Zeit ist ungleichmäßig behandelt. Wertvolle Einzelschilderungen aus dem deutschen Osten, Hofgeschichten, Soldatenwerbungen, Kriegselend und vieles andre. Die Bauernbefreiung in Preußen wird richtig beleuchtet, die Geschichte des modernen Industrievolkes nur vorübergehend gestreift. Das Ganze ist agrarpolitisch besser als gewerbepolitisch, entbehrt der festen Systematik, ist aber reich an Inhalt und deshalb gut und nützlich zu lesen. R.

England in deutscher Beleuchtung. (Einzelabhandlungen) von Dr. Th. Lenschau. Halle a. S. 1907. Gebauer-Schwetschke. Preis 8 Mk.

„Jeder Staat hat seinen eignen Entwicklungsgang" (Bismarck). Zwischen den Entwicklungen Englands und Deutschlands liegt bei aller Wesensverwandtschaft eine merkwürdig tiefe Kluft. Oft ist dieses Trennende hervorgetreten. Vorlaut und fast töricht war der „Burenrummel". Von der Zeit her rührt die feindliche Gesinnung, die durch englische und deutsche Chauvinisten zum Haß geschürt wurde. Im bedenklichsten Augenblick kam vielen die Einsicht. Seitdem bringen die Jahre langsam noch, aber beständig eine allgemeine nüchterne Wertschätzung der großen Gemeinsamkeiten.

In den Rahmen der heutigen Ausgleichsbestrebungen fügt sich auch die vorliegende Sammlung. Den Lügen und Ränken der Böswilligen wird nur durch Aufklärung weiter Volkskreise entgegengearbeitet werden können. Bitter not tut das gegenüber deutschen Hetzern von der Art der Liebert und Hasse, sowie gegenüber unsern Hassern in England, den Hintermännern der „National Review" der „Daily Mail", der „Times", des „Spectator", endlich auch gegenüber gewissen französischen Denunzianten.

Nun zu der Sammlung selbst: England in deutscher Beleuchtung! Welche Tatsachenfülle liegt hier vor, unterstützt durch statistische Angaben reichster Art! Sehr viele Vorurteile waren niederzureißen. Sorgsam und fein ist das Verständnis für englische Verhältnisse und englische Eigenart. Eine Mahnung redet aus dem Buch zu jedem Englandforscher: „Nicht vorschnell urteilen! Im Falle des Zweifels stets die bestmöglichen Beweggründe annehmen!"

Die Arbeiten über „Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung" von M. von Brandt, „Die englische Seeschiffahrt" von E. Schroeder, „Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet" von

Dr. Richard Neuse. „Die englische Herrschaft in Indien" von Fregatten-Kapitän P. Walter warnen uns vor der falschen Anschauung, als sauge England seine Kolonien nur aus. Im Gegenteil: England nähert sich immer mehr dem Ideal kolonialer Regierung. „Möge unser deutsches Volk, statt leere Kritik zu üben, die nur entmutigend und abschreckend wirkt, an dem Beispiel Englands „zu können" lernen."

„Das englische Landheer" findet seinen Beurteiler im Oberleutnant Neuschler, während „die englische Seemacht" von dem temperamentvollen Graf E. Reventlow gewürdigt wird: „nicht mehr gefährlich für uns kann das deutsch-englische Verhältnis auf die Dauer erst werden, wenn England im Kriege gegen uns einen zu großen Einsatz wagen müßte. — Einen solchen Grad unsrer Wehrkraft können wir erreichen, wenn wir wollen". Vernünftige Engländer können und dürfen uns in diesem Selbsterhaltungstrieb nicht mißverstehen. —

Ein gründlicher Kenner englischen Geisteslebens, Dr. Theodor Lorenz, äußert sich über die „Englische Presse" so eindringlich und klar, daß man voll des aufrichtigsten Lobes sein muß.

Im Aufsatz „Größerbritannien" gibt uns Dr. Thomas Lenschau einen großzügigen Überblick über Chamberlains Politik. „Zeigen Deutschland und England nur die Absicht, sich verstehen zu wollen, so ist die Ausführung bei den verwandten Wesenszügen nicht schwer. Aber der aufrichtige Wille muß auf beiden Seiten vorhanden sein!"

Äußerst interessant, wenn auch hie und da zum Widerspruch herausfordernd, sind: „Das englische Schul- und Erziehungswesen" von Professor B. Röttgers und „Der englische Nationalcharakter" von Freiherr Langwerth von Simmern. Unsre modernen Volkserzieher wenden oft ihre Blicke nach England, wo erst nach der Charakterbildung die Erwerbung von Kenntnissen kommt. Daher dort: die Fähigkeit zum Handeln! bei uns — — — „wissenschaftlicher Sinn." — Das Erziehungswesen ist, wie alles auf dem Inselland, von „englischem Nationalcharakter". Alles ist durch ihn geworden und wird durch ihn. „Wir Deutsche werden dieses englischen Volkscharakters als Gegenbild stets bedürfen, wenn wir unsre eigne Geschichte verstehen wollen. Möchten wir es nicht vergessen: ein gutes Stück von dem Geist unsrer eignen Vorfahren hat sich in dem englischen Nationalcharakter erhalten."

Die Engländer sind mit ihrem prächtigen germanischen Lebensinstinkt und der angeborenen politischen Weisheit und der wirklichen grandiosen Expansionskraft die stärkste Rasse Europas. In diesem Sinne hat Gustav Frenssen ein glückliches Wort gefunden, wenn er in seinem letzten Werk schreibt, daß sie von allen die respektabelsten Leute sind. Da hinter den hohen Kreidefelsen wohnt doch ein Volk: vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine jener Eigenschaften haben wir von alters her: die Tapferkeit. Eine andre gewinnen wir langsam: den Reichtum. Ob wir den Rest bekommen werden: das ist unsre Lebensfrage!

Friedrich Schönemann.

M. Sauerlandt: Griechische Bildwerke. 1.—20. Tausend. Kl. K. Langewiesche, Düsseldorf. 140 Abbildungen, davon 50 ganzseitig. 1,80 Mk.

Der sehr rührige Verlag von Kl. K. Langewiesche beginnt mit dem vorliegenden Band eine neue Sammlung, die er „die Welt des Schönen" nennt und für das er seinen bekannten Einheitspreis wie bei den „Lebenden Worten und Werken" festhält. Er möchte damit die „äußerste Leistung" im modernen Buchgewerbe bieten, und vielleicht hat er damit recht, denn „eine Mark achtzig" sind in der Tat außerordentlich wenig Geld für diese Sammlung von Abbildungen, die durchweg klar und gut sind. Es hat keinen Zweck, an eine solche Publikation Erörterungen über die Bedeutung der antiken Plastik anzuknüpfen; denn schließlich ist ihr eigentlicher Charakter weniger auf reine kunstgeschichtliche oder philologische Interpretation gestimmt — dazu ist der Kreis zu groß, an den sie sich wendet — sondern sie will die Freude an der schönen Form wecken. Die Bilder ansehen, das ist die Hauptsache, wenn es auch sicher nur zum besten dient, wenn man Sauerlandts Einleitung liest und die knappen, aber ausreichenden historischen Vermerke über die einzelnen Arbeiten vergleicht. Die Auswahl ist meines Erachtens recht gut und selbständig und dadurch interessant, daß sie Detail neben dem Ganzen bringt, den Torso neben der landläufigen Ergänzung. Man sieht: ein Unternehmen, dazu begabt, vielen Menschen Freude zu bringen.

H.

Gabriele Reuter: Das Problem der Ehe Verlag E. Kaulorowicz, Berlin. 67 S.

Die bekannte Romanschriftstellerin bietet hier in Buchform den Vortrag, den sie vor einiger Zeit der Berliner Lessinggesellschaft gehalten hat. Ohne sehr viel geschichtlichen Ballast — ein wenig dieses Ballastes hätte man wohl gewünscht — legt sie die heutige seelische Verfassung der Ehe des „gebildeten" Menschen dar. Denn auf diesen allein beschränkt sie die Fragestellung. Mit Zartheit und Ernst geht sie in die Ansprüche und Erwartungen derer hinein, die zur Ehe schreiten, und sucht das Typische herauszunehmen. Besonders wohlgelungen sind jene Partien, wo sie vom Dilemma spricht, das die Frauenbewegung mit ihrer Verselbständigung des Weibes für die einzelne Seele heraufführt, und sie gibt dabei dem Worte Persönlichkeit, mit dem ja heut ein so unheimlicher Kult getrieben wird, richtige Grenzen. Sie kommt zu einem Ideal, dem praktischen Ideal der harmonischen Frau, die das Wesen der Ehegemeinschaft adelt; aber sie hält sich in dem ganzen Buch wohltuend von jener meist rührenden Überschätzung der menschlichen Güte und Klugheit fern, was sonst allen derartigen Büchern eigen ist. **H.**

Kurt Wigand. Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 3 M.

Mit scharfen Worten sagt hier ein Deutscher, dem jahrelanger Aufenthalt im Ausland den Blick geschärft hat, seinen Landsleuten die Wahrheit. Alles, was schon so oft hier und dort an unsern gesellschaftlichen Einrichtungen und Anschauungen, an äußerer und innerer Unkultur bei uns getadelt wurde, ist hier gleichsam in einem Spiegel aufgefangen, den der Verfasser den deutschen Chauvinisten höhnend vorhält. Mag auch manche Übertreibung mit unterlaufen, im ganzen muß man leider dem Verfasser zustimmen. Mit Stolz und Freude wird zwar kein Deutscher das Buch lesen, aber schaden kann es doch nicht. Ob es freilich nützen wird?

E.

Auguste Supper: Leut'. Schwarzwalderzählungen. Verlag E. Salzer, Heilbronn. 189 S. 2,50 M.

Vor zwei Jahren hat die schwäbische Erzählerin, damals ein Neuling, ihren ersten Band Geschichten herausgegeben, unter dem einmütigen Beifall der literarischen Kritik. Inzwischen hat das Buch seinen Weg gemacht. Dieser zweite Band ist durch die Tugenden des ersten ausgezeichnet. In einer kräftigen und lebhaften Sprache werden schlichte Geschichten erzählt, die vom Schwarzwald die Luft und den Duft, den schweren Gang und die merkwürdige, versonnene Art ihrer Menschen haben. Es sind halt „Leut'". Aber was für! Und wie sind sie hingestellt. Die Frauen sind heut die Erben eines gereinigten Naturalismus; sie stellen, mit Ausnahmen allerdings, die sachlichsten Erzähler. Zu denen gehört auch die Supper. Sie ist nicht sehr sentimental. Sie hat eine kräftige, zupackende Hand. Ihre Seele ist von den einfachen Dingen des menschlichen Lebens am stärksten bewegt. Und sie hat ein scharfes Auge. Aus dem Buch schaut noch ein derber, mit Ironie durchsetzter Humor heraus. All das zusammen macht den Band zu einer Gabe, an der man wieder eine aufrichtige Freude haben kann. **H.**

Kurt Aram. Der Zahnarzt. Roman. Verlag Egon Fleischel, Berlin. 6 M.

Aram ist nicht der Mann, der Probleme diskutiert; dies müssen wir uns bei der Lektüre des Buches von vornherein sagen. Für eine Diskussion von hoher Warte aus hätte er sonst für diese Geschichte einer Doppelehe andre Voraussetzungen wählen müssen, die das Problem nicht auf ein Niveau herunterdrücken, das einer ernsthaften Diskussion nicht wert ist. Das undisziplinierte Triebleben eines moralisch minderwertigen Sonntagnachmittagsästheten ist nicht gerade ein Ausgangspunkt, um zu einer Durchdringung des Problems zu gelangen. So ist es bei aller feinen Zustandschilderung eine unerquickliche Geschichte, die der Verfasser mit Bewußtsein um ihren tragischen Ausklang bringt durch eine sehr fesselnde Ironie, die durch das ganze Buch geht und die ihre auslösende Wirkung nicht verfehlt. **M. W.**

Karl Rosner. Sehnsucht. Roman Concordia. Deutsche Verl.-Anstalt Berlin. Gebunden 4 M. 357 S.

Schon der Titel sagt's, daß es ein stilles Buch ist, als hätte es ein Mensch geschrieben, der besser dichten als darstellen — oder ein Mensch, der nur seinesgleichen schildern kann. Es sind stille sehnsüchtige Menschen, deren Schicksal nie gewalttätig, sondern immer gelassen sich vollzieht. Wir spüren wenig von der Kraft, die mit der Gebärde der Kraft handelt, sondern mehr von dieser weiblichen Kraft der Innenmenschen, deren letzte Betrachtung nach vielem Sinnieren über Sehnen und Erfüllen man in die Worte gießen könnte: „Die Starken suchen kein Glück, die suchen Frieden". Und damit sei dies Buch seiner Gemeinde zugewiesen. **M. W.**

Richard Voß. Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Verlag Weber, Leipzig. Geheftet 4 M. 254 S.

Voß hat sich immer gern aus dem Alltag in eine höhere Wirklichkeit geflüchtet, ohne doch mit dieser anders als in gequälter Steigerung fertig zu werden. Dies Buch ist wieder ein Beleg für diese künstlerische Unzugänglichkeit, deren ungeheuerliche Psychologie diesmal eine Gestalt von übermenschlichem Umriß, den „cäsarenwahnsinnigen" Tiberius zu fassen sucht. Es ist mit seinen Gestalten wie mit seiner Landschaft — seine berauschenden Italienschilderungen begeistern die, die Italien nie gesehen haben. **M. W.**

W. Speck: Der Joggeli. F. W. Grunow, Leipzig. 65 S. Geb. 1 M.

Das ist eine sehr einfache und schlichte Erzählung von einem Holzbauern, der ein gütiger und weiser Mensch war. Mit kargen, aber sichern Mitteln läßt der Dichter das rührende Bild dieses Menschen vor uns entstehen; es sind keine vielen Worte gemacht, es sind auch wenige zu machen. Die Sprache ist schön und edel, und uns dünkt, an dem kleinen hübschen Bändlein, das die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin" herausgegeben hat, wird sich manche schlichte und kunstfrohe Seele freuen können. **H.**

Geschäftliche Mitteilungen

Sonderangebote. Mit der heutigen Ausgabe unsres Blattes gelangen folgende Beilagen zur Ausgabe: Verlag Quelle & Meyer in Leipzig. — H. F. Lehmann, Verlag in München. — Deubach & Lindemann, Zigarren, in Magdeburg-S.

Ein praktisches Weihnachtsgeschenk für jedermann ist eine moderne, wassersparende Liebemanns. Auf die bezügliche Anzeige der Firma Erich Brandes, Leuben bei Dresden, werden Interessenten hiermit aufmerksam gemacht.

Die Firma J. Weck, G. m. b. H., Öflingen (Amt Säckingen) Baden, die auf der Jubiläumsausstellung Mannheim ihre bekannten Konservengläser ꝛc. ausgestellt hatte, erhielt in der gewerblichen und industriellen Abteilung die „Silberne Medaille"; ferner auf der Spezialausstellung für Hauskonserven eine „Silber-vergoldete Medaille", zwei „Silberne Medaillen" und ein „Ehrendiplom". Die drei höchsten Auszeichnungen, namentlich die drei Ehrenpreise Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Baden sind an solche Aussteller verliehen, welche Konserven ausschließlich in den Weckschen Gläsern ausgestellt hatten.

Kunstverlag GEORG D. W. CALLWEY in München.

Eben erschien als zweiter Band des Hausbuch-Werkes das

Balladenbuch

Gesammelt von Ferdinand Avenarius.

1. Auflage, 1.—10. Tausend. [4049

Mit Bildern von Böcklin, Cissary, Jank, Klinger, Schwind, Thoma, Welti und Zumbusch.

Herausgegeben vom Kunstwart.

In Leinwand gebunden 3½ M.

Die Dichtungen sind zu den fesselnden Zyklen: Ein Buch der Natur, Von Schuld und Sühne, Von Liebesleid, Von fahrendem Volk, Ein Soldatenbuch, Von Rittern und Knappen, Von alten Helden, Im Schein der Geschichte, Unterm Schicksal, Rätseln und Träumen, Sehnen und Hoffen geordnet, denen die Bilder der Meister des Pinsels vorangestellt sind.

Deutsche Kinder- u. Volkslieder

Ein prächtiges Familienbuch echt deutscher Art!

Texten von Professor Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22:29 cm, mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten zu 60 der bekanntesten Kinder- und Volkslieder.

4 Einzelbände zu je M. 1.—
2 Doppelbände zu je M. 2.—
Prachtausgabe, alle 4 Bände umfassend M. 5.—

4349

Zu haben in allen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen.

Man verlange den illustr. Prospekt von **Jos. Scholz, Mainz**

Verlag des Deutschen Bilderbuches u. des Deutschen Malbuches

Wir leben vom Weben und bitten, bei Bedarf von Scheuertüchern sich an den Scheuertuchweber O. Emil Richter jetzt in Großschönau i. Sa. wenden zu wollen. In Metern à 25—30 Pfg. Gesäumte Tücher auf Wunsch in jeder Größe. **Lassen Sie uns unsre Hoffnung nicht vergebens auf die „Hilfe" setzen.** [4289

Clara Müller-Jahnke's gesammelte Werke erscheinen im Verlage von F. A. LATTMANN, GOSLAR in feiner Ausstattung, die sie zu Geschenkzwecken besonders geeignet macht.

ICH BEKENNE

Die Geschichte einer Frau

Preis brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Zeit (Wien) . . . . . Ein berauschendes Buch, stark wie das Leben. Ein Bekenntnisbuch von eminentem Lebenswert.

Zeit am Montag: Das beste Buch was in den letzten Jahren geschrieben ist. 4366]

„WACH AUF"

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Hamburg. General-Anzeiger: Wir sehen es leuchten und lohen und schreiten an der Hand einer freien Führerin in heiß ersehnten Land.

Neue Volgtländische Zeitung: Mit großem Beifall aufgenommene Gedichte.

WINTERSAAT

Letzte Gedichte

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Zeit (Wien) In den Gedichten ist eine Schlichtheit und Tiefe, wie sie sonst nur das Volkslied hat.

Die Neue Zeit (Stuttgart): Formschöne, kraftvolle Gedichte.

In Vorbereitung neue Auflage:

ROTE KRESSEN

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen od. direkt vom Verlage F. A. Lattmann, Goslar.

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. prämiiertes Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk.

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Kaiserl. öst. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik **Hagen i. W. 118**

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:	Nikotinarme Fabrikate von M. 60,—	bis M.	120,—
	Sumatra Havana Fehlfarben 200 St.	M.	15,—
	Sumatra Havana Sortiment 200 St.	M.	15,—
	„Matador" Qualitätszigarre 200 St.	M.	15,75
	San Andres Mexico Schuß 250 St.	M.	17,25
	Mexico Havana Unsortiert 250 St.	M.	18,75
4278]	„UnserSchlager" Sumatra ff. Felix 300 St.	M.	20,— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Vorzügliche Schul- und Orchestergeigen

zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten von [4408

Friedr. Aug Meisel, Instrumentenmacher in Klingenthal i. S.

Reparaturen prompt und billig. Preisliste umsonst.

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1.	Paula . .	M. 3,00
„ 2.	Selena . .	„ 3,50
„ 3.	Für alle Welt	4,00
„ 4.	Gratus . .	„ 3,50
„ 8.	Emuno II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabriklager [4283
Mannheim • Neckarau.

FERD. DÜMMLERS Verlag, Berlin W., Kurfürstenstraße 149.

Jeder Vater schenke dieses Buch seinem Sohn beim Eintritt ins Leben, es wird ihm unschätzbare Dienste leisten! Man glaubt nicht, wieviel Wunder ein gutes Buch wirken kann!

Aufwärts aus eigener Kraft.

Das Buch vom neuen Adel in neuer Gestalt (2. Auflage) von Paul von Bizycki. In originellem Leinenband M. 5.

„Ein Buch, das jeder junge Mann, der hinaus ins Leben tritt, lesen sollte! Getragen von einem praktischen, ethisch-sozialen Idealismus, atmet jede Seite des in schwunghaften Stile geschriebenen Buches heile Daseinsfreude und unbedingte Lebensbejahung. Die Betonung des Diesseits und der beständige Hinweis auf die Selbsterziehung, das „Aufwärts aus eigener Kraft" berühren überaus sympathisch. Wenn weiter der Verfasser die Bestimmung des Menschen in der Arbeit am Fortschritt der Kultur und im Lösen praktisch wertvoller Aufgaben sieht, so ist das eine Anschauung, die im Leser, für den das Buch vornehmlich bestimmt ist, Tatkraft und Lebensmut zu wecken geeignet ist. Und das ist in einer Zeit, in der pessimistische Stimmungen nicht selten die jungen Gemüter gefangen nehmen, überaus wünschenswert". 4353) „Allgemeine Deutsche Lehrer-Zeitung".

ARBEITER-JAHRBUCH 1908

Preis 50 Pfennig.

Anzeig aus dem Inhaltsverzeichnis:

A. Textabhandlungen und Aufsätze: Die politische Lage. Von Dr. Paul Göhre. — Die Gewerkschaften im Jahre 1907. Von Theodor Leipart. — Die Genossenschaften im Jahre 1907. Von Heinrich Kaufmann. — Die Arbeiterbewegung im Jahre 1907. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung im Ausland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel. — Die Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Max Schippel.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen von: Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Bitte

geben Sie uns Bescheid, ob Sie Interesse haben, Ihr Leben und gesund zu bleiben, dann schreiben Sie sofort an Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg

Künstlerische Spielwaren

Illustrierter Katalog über Neuheiten für Weihnachten 1907 gratis und franko.

L. & Th. Schreiber Leipzig 18
Lehmannstraße 19
Musterlieferung gratis.

Hilfe-Almanach für das Jahr 1908

Nur 50 Pfg.

Weihnachts-Krippe

mit Engelgeläut Posaunenchor.

Eine spaßige Musikbirne!

Ein entzückendes Schmuckstück,

Weihnachts-Krippe

Solinger Industrie-Werke Adrian & Stock, Solingen.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

Herausgeber: D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

NUMMER 48

Sonntag, 1. Dezember 1907

Inhaltsübersicht

Politische Rundschau. Friedrich Naumann: — Weg mit Bethmann-Hollweg! — Weiter! — Konservative Wahlmanöver. — Die Wahlen in Württemberg. — Die Wahlen in Baden. — Die Wahlen in Hessen. — Die Wahlen in Sachsen. — Die Wahlen in Hamburg. — Die Wahlen in Bremen. — Die Wahlen in Lübeck. — Die Wahlen in Mecklenburg. — Die Wahlen in Braunschweig. — Die Wahlen in Oldenburg. — Die Wahlen in Anhalt. — Die Wahlen in Sachsen-Weimar. — Die Wahlen in Reuß j. L. — Die Wahlen in Reuß ä. L. — Die Wahlen in Schaumburg-Lippe. — Die Wahlen in Waldeck. — Die Wahlen in Lippe. — Die Wahlen in Elsaß-Lothringen. — Die Wahlen in Hohenzollern. — Nachwahlen. — Nachwahlen.

Friedrich Naumann: Die Wahlen und die Sozialdemokratie. — Theodor Barth: Die Wahlen und die Freisinnige Vereinigung. — Ernst Müller-Meiningen: Die Wahlen und die Volkspartei. — Dr. Friedrich Weinhagen: Die Wahlen und die Deutsche Reformpartei. — Dr. A. Weber: Die Wahlen und die Deutsche Volkspartei.

Politische Rundschau

Friedrich Naumann †. Inzwischen steht, 10 Meter tief, der Sarg unseres Friedrich Naumann in der Erde. Wir haben ihn begraben. Wir haben ihn begraben, wie er es bestimmt hat, ohne Trauerfeierlichkeiten und ohne Reden. Wir haben ihn begraben, wie er es bestimmt hat, ohne Trauer, ohne auch nur ein weißes Band, ohne einen Kranz. Niemand braucht Friedrich Naumann meine Tat dieses Verzichtes auf Ehrungen zu verübeln. Er hat sie selbst gewollt. Er hat sie selbst gewollt, weil er wußte, daß sie ihm nicht verübelt werden würde. Er hat sie

unter Miquelschem Einfluß stand. Dort sprach man das Wort liberal nur mehr im Flüstertone aus. Oder auch gar nicht. Wer es sich nicht abgewöhnen konnte, als liberaler Mann den Kopf hoch zu tragen, der ward als unverbesserlicher Querkopf mitleidig über die Achseln angesehen. Mit dem Liberalismus waren nun einmal keine Geschäfte mehr zu machen, seit Bennigsen ein stiller Mann und Miquel der Vertrauensmann der Agrarier geworden war. Im Zentralbureau hatte man sich bereits darauf eingerichtet, die stolze nationalliberale Partei von ehedem nur mehr als einen Appendix der Konservativen weiter vegetieren zu lassen."

Man kann wahrhaftig nicht mehr an schöner Offenheit verlangen.

Die Not der Reichsfinanzen

Der Reichstag hat ohne Thronrede und ohne Feierlichkeiten seine Arbeiten begonnen, da er nur vertagt war. Die Abgeordneten sitzen wieder auf ihren Plätzen oder bewegen sich irgendwo im großen Bau, ganz als wäre es vorgestern gewesen, daß man sich nicht gesehen hat. Ein Unterschied ist aber doch. Die Stimmung ist ernst und fast sorgenvoll, denn wir haben zu allen früheren Nöten zwei neue: die Krisis und die Reichsfinanznot. Als wir auseinandergingen, hing der Wirtschaftshimmel noch voller Geigen, und der Reichskanzler stellte in Aussicht, daß der nächste Winter noch keine neue Geldvorlage bringen würde. Ganz fest haben viele von uns das nicht geglaubt, aber — es konnte ja wahr sein. Inzwischen ist folgendes eingetreten:

Zusage der Erhöhung der Beamtengehälter,
Ankündigung neuen Flottenbedarfs,
Erhöhung der regelmäßigen Reichsausgaben durch allgemeine Verteuerung,
Versagen der neuen schlechten Steuerformen, wie z. B. der Fahrkartensteuer,
Ein Defizit des Reichshaushaltes.

Daraus ergibt sich, daß wenigstens 250 Millionen Mark im Jahre aufgebracht werden sollen. So schnell verbleicht der blasse Ruhm des Herrn von Stengel. Er war der Vertrauensmann der Zentrumspartei, und auch er würde schon heute sein Alter in Ruhe genießen können, wenn es jemand gäbe, der mit Erfolg Blockfinanzminister werden könnte. Im Wort Blockfinanzminister ist die dringlichste Schwierigkeit der Reichsregierung ausgesprochen. Aber woher ihn nehmen? Es gibt nationalliberale Namen, die denkbar sind. Aber die Nationalliberalen sind ja an der berühmten Stengelschen Finanzreform mitschuldig! Und es ist auch sonst für keine politische Partei ein besonderer Vorzug, gerade den Finanzminister stellen zu dürfen, da nichts unpopulärer ist, als berufsmäßig Steuern zu erfinden. Und ein Miquel lebt nicht, oder, wenn er lebt, ist er noch unentdeckt.

Ein konservativ-klerikaler Finanzminister, wie es Herr von Stengel ist, kann mit dem Block nicht regieren, denn er kann seiner inneren Natur und Anlage nach nur Vorschläge machen, die für uns Linksliberale unannehmbar sind. Das hat sich jetzt gezeigt bei den Besprechungen über Spiritusmonopol und Tabakbesteuerung. Nicht als ob ein Spiritusmonopol für alle Zeiten undenkbar wäre, aber solange wir Brotzölle haben, darf kein Massenartikel, und sei es Spiritus oder Tabak, neue Lasten tragen. Die drei linksliberalen Parteien haben den Staatssekretär im Reichsschatzamt darüber nicht im Unklaren gelassen, daß sie bei keiner Art von Konsumsteuerung helfen. Also die jetzt vorgebrachten Regierungsvorschläge werden von der Blockmajorität nicht angenommen. Das ist das einzig Sichere an der gegenwärtigen Lage.

Leider ist aber noch ein Zweites fast ebenso sicher, nämlich, daß durch die wirtschaftliche Krisis die Einnahmen der Zölle sinken werden. Wir gehen schweren Zeiten entgegen. Die Knappheit des Geldmarktes setzt sich in Arbeitslosigkeit um, das aber bedeutet Verbrauchsverminderung. Hier zeigt sich eine der größten Schattenseiten eines auf Zöllen errichteten Finanzsystems. Ein solches System arbeitet bei steigendem Wirtschaftsleben ganz gut, soweit man von einem ungerechten System sagen kann, daß es gut arbeitet. Aber sobald in jeder kleineren und mittleren Haushaltung die Ausgaben ängstlich berechnet werden müssen, hört das Zollsystem auf, ertragreich zu sein. Je länger man bei dieser Sachlage wartet, die Einnahmen auf andre Quellen zu gründen, desto schwerer wird die Reform, denn desto zerrüttender wirkt die Krisis, desto schwerer findet sich infolgedessen der Reichsfinanzminister, der mehr sein will als ein Platzhalter.

Was müßte wohl ein neuer Miquel tun? Er müßte vor allem einen großen Haushaltplan für längere Jahre vorlegen. Ein solcher Plan kann nichts andres sein als ein unverbindlicher Entwurf, der den jährlichen Bewilligungen in keiner Weise vorgreift; aber welches große Unternehmen darf so von heute auf morgen leben wie das Deutsche Reich? Der Weg zum finanziellen Ruin ist mit Stengelschen Eintagsreformen gepflastert. Es muß aufhören, daß das Reichsschatzamt mit dem Fernrohr nach immer neuen Bagatelleinnahmen ausschaut. Die alte liberale Forderung der kapitalistischen Reichssteuern muß verwirklicht werden. Es sind möglich:

Reichseinkommensteuer,
Reichserbschaftssteuer,
Reichsvermögenssteuer.

Die größten Schwierigkeiten begegnen uns bei einer Reichseinkommensteuer, weil hierbei die Interessen der Einzelstaaten und der Kommunalverwaltungen verletzt werden. Am nächsten liegt ein Ausbau der Reichserbschaftssteuer mit steigender Prozentziffer nach oben und Ausdehnung auf nächste Anverwandte. Daneben kommt in Betracht die von Herrn Justizrat Bamberger literarisch vertretene Idee, die nicht testierten größeren Erbschaften der Reichskasse zuzuweisen. Über die juristische Fassung und richtige Begrenzung dieser Idee kann hier nicht beiläufig geredet werden, es genügt hier, die Richtung aufzuzeigen, in der eine gesunde und weitblickende Reichsfinanzverwaltung arbeiten müßte.

Aber ob der neue Miquel kommt oder ob der Bülowsche Block an Krisis und Finanznot bricht, das weiß kein Mensch. Jeder Tag aber, der ohne Finanzprogramm verläuft, vermehrt die Notlage und voraussichtlich die Schulden.

Naumann.

Der Preußentag der Sozialdemokratie

Die preußischen Sozialdemokraten haben einen Vertretertag hinter sich, der durchaus von der Frage des preußischen Landtagswahlrechts beherrscht war. So bedeutet er in der allgemeinen Auseinandersetzung über die Wahlrechtsfrage einen wesentlichen Abschnitt, wie er durch seinen Verlauf für die Entwicklung der Sozialdemokratie wichtig und charakteristisch war. Das sind erst wenige Jahre her, seit für die Agitation und politische Berechnung der Sozialdemokratie das Drei-Klassenwahlrecht überhaupt besteht. Liebknecht wollte den preußischen Landtag „versaulen" lassen. Und jetzt beginnt man die ganze Stoßkraft der Agitation gegen die Mauer zu wenden, die man durch lange Jahre nicht sah. Das ist zweifellos gut. So enthält die Tagung das runde Eingeständnis, daß in der Vergangenheit Verfehlungen und Unterlassungssünden vorliegen. Daß die gut gemacht werden, ist die Voraussetzung für die Entwicklung der Demokratie in Deutschland. Der proletarischen Bewegung bietet sich, wie noch nie in ihrer Geschichte, ein sichtbares politisches Ziel, das einen tieferen und größeren Sinn hat, als die ethischen Proteste und wissenschaftlichen Theoreme, an denen sonst der Grundzug ihrer Politik zu messen ist. Das muß bei einer ruhigen und sachlichen Beurteilung der Lage ausgesprochen werden, zunächst unbekümmert darum, daß nach den Talenten und Temperamenten der durchschnittlichen Berliner Genossen das Schimpfen auf den Freisinn in der bekannten Tonart Ernst und Geist bisweilen zu vertreten hatte.

Es standen auch andre Dinge auf der Tagesordnung, und der Parteitag ließ sich von zwei Sachkennern gute und gründliche Referate geben: Legien sprach über die Lage der Staatsarbeiter in Preußen und Paul Hirsch über die Selbstverwaltung der Gemeinden. Solche Referate haben ja nur den Wert, Material zur Agitation zu sichten; ihnen fehlt der aktuelle politische Sinn, wenn man nicht auch hinter diesen Darstellungen die Wurzel des Übels erkennt: die schändliche Zusammensetzung des preußischen Landtags.

Sicher wird nicht zu viel gesagt, wenn man den früheren Berliner Privatdozenten für Physik Dr. Leo Arons als den führenden Kopf der Partei für diese besonderen preußischen

Dinge bezeichnet. Er hat sich aus dem Wahlrecht historisch und politisch eine Spezialsache gemacht, und er drängt seit Jahren die Partei dahin, im preußischen Wahlrecht den ärgsten Feind aller Demokratie zu erkennen. Deshalb wünschte er, daß analog den Parteien der übrigen Bundesstaaten die preußische Sozialdemokratie einen besonderen Landesvorstand bekomme. Mit dieser neuen Organisation sollte der Wahlrechtskampf die leitende Stelle erhalten, einen Ausschuß, der sich unermüdlich und ausschließlich auf preußische Landesfragen wirft, für eine dauernde Agitation sorgt und durch wissenschaftliche Arbeiten alles Material aus dem Schutt der Geschichte heben läßt, das zu Waffen gegen das Drei-Klassenwahlrecht geschmiedet werden kann. Der Antrag ist gefallen. Der deutsche Parteivorstand beurteilte diese geplante preußische Parteispitze, die von Arons und Maurenbrecher gefordert wurde, als eine Konkurrenz, und zumal sich mehrere seiner Mitglieder gegen ihn wandten, lehnte der Parteitag den Vorschlag in einer namentlichen Abstimmung ab, der sich freilich eine Reihe von nicht unmaßgeblichen Delegierten durch vorheriges Verschwinden zu entziehen wußten. Immerhin hat die Debatte und die Anregung überhaupt innerhalb der Sozialdemokratie die Bedeutung, daß dem Parteivorstand die Verpflichtung zugeschoben wurde, nicht allein die bureaukratische Verwaltungsstelle zu sein, sondern Erzeuger von politischer Initiative.

In dem klugen und inhaltsreichen Referat, das Arons über die Wahlrechtsfrage erstattete, gab es einige bedeutungsvolle Stellen. Arons sagt, daß die Sozialdemokratie die Arbeit dort aufnehmen müsse, wo der Freiherr vom Stein, dieser „hervorragende Minister" sie verlassen mußte, als er im Herbst 1808 aus seinem Amt geschickt wurde. Das war zwar nicht durchaus nach dem Sinne der Berliner Genossen gesprochen, die zum Teil protestierten, sachlich heißt es soviel: es gibt in der Sozialdemokratie Leute, die nach ihrem Denken und Empfinden in diesem Kampf Anknüpfung an altpreußische Tradition suchen. Der Freiherr vom Stein hat die Grundlagen eines modernen Verfassungsstaates in Preußen geschaffen. Die Sozialdemokratie soll sein Werk zur Vollendung führen. Was sie damit leistet, ist nicht bloß proletarische Politik, sondern preußische Politik, in dem Sinne eines der größten Minister dieses Staates.

Und das zweite Neue bei Arons war die Beleuchtung, in der der Kaiser und seine politische Situation gezeigt wurde. Diese Beleuchtung war überraschend, aber man gewann den Eindruck, daß die Mehrzahl, wenn auch zögernd, sie begriff. Das hieß kurz so: „Der mächtigste Mann in Preußen" braucht das Volk, wenn er in seinem Staate seinen Willen durchsetzen will. Der König hat gegen Junkertrotz und Großkapital keine Macht. Im Februar 1890 sprach er in jenem sozialpolitischen Erlaß seine Wünsche aus. Staatsbetriebe sollen Musterbetriebe sein u. s. f. Dabei handelt es sich zweifellos um ehrliche persönliche Gefühle. Diese persönlichen Gefühle und arbeiterfreundlichen Absichten des „mächtigsten Mannes in Preußen" zerrinnen vor einer gesetzgebenden Körperschaft, wie das Drei-Klassenwahlrecht sie zusammenbringt. Das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht bringt die Männer in die Volksvertretung, die der Monarch braucht, wenn er sein Wort einlösen will ...

Die Resolution, die dem Aronsschen Referat folgte, hat den relativen Wert oder Unwert aller solchen Resolutionen. Sie fordert dazu auf, den Kampf ums Reichstagswahlrecht mit allen dem Proletariat zur Verfügung stehenden Mitteln zu führen. Diese Mittel selber verschwieg man, wohl deshalb, weil man nicht die Garantien ihres Erfolges besitzt. Aber es ist vielleicht angebracht, die Resolution weniger aus dem papiernen Wortlaut zu interpretieren, als aus den Stimmungen und Wünschen, die in der Aussprache zur Höhe kamen. Hier kehrte immer wieder und in einer Form, wie sie jetzt erst allmählich Brauch wird, der Appell an die christlichen und die freisinnigen Arbeiter. Bislang war man es wohl gewohnt, daß die Sozialdemokratie die Arbeiterschaft für sich allein in Anspruch nahm und jene Proletarier, die nicht in ihren Parteireihen fochten, aufs heftigste bekämpfte. Bei diesem Kampf versteht man, daß alle Mann an Bord müssen, und man ersucht die sonst befehdeten Gruppen, mitzugehen und an ihrem Teil als Erreger und Beweger zu wirken.

Der Abg. Geck aus Karlsruhe hat angekündigt, daß die badischen Genossen in einer Interpellation ihre Regierung auffordern wollen, die preußische Regierung im Sinne einer Wahlrechtsreform zu beeinflussen. Ob eine derartige Aktion die Wellen bis zu ihrem Ziel, dem Sitzungszimmer des Bundesrats, senden kann, ist natürlich sehr zweifelhaft; aber wenn dieser badische Versuch gemacht und in andern Parlamenten wiederholt wird, können sich Mehrheiten oder doch starke Minderheiten bilden, die die schärfste moralische Verurteilung des preußischen Systems darstellen. Eine parlamentarische Demonstration in andern Bundesstaaten wird zwar auf die preußischen Junker keinen Eindruck machen, denn die Höhe ihres Lebens ist für die demokratischen Wünsche des Volkes nicht erreichbar. Aber dem Gewissen der preußischen Regierung könnte sie doch wohl höllisch unangenehm werden.

Das wesentliche Kampfmittel der Sozialdemokratie wird die Volksversammlung bleiben, und sie begleitet auch in Berlin die Eröffnung des preußischen Abgeordnetenhauses mit einer großen Demonstration. Es war meines Erachtens seinerzeit taktisch durchaus unrichtig, die Eröffnung des Wahlrechtkampfes in Preußen mit den Erinnerung an russische Revolution und Greueltaten zu verbinden. Das war willkürlich, unhistorisch und noch mehr unpsychologisch gedacht. Jetzt hat die Wahlrechtsbewegung etwas Organisches bekommen; sie ist kein Reservatrecht des Proletariats, als das es 1905 erscheinen sollte, sondern sie hat auch das Bürgertum ergriffen und bei ihm früher als beim Proletariat nach Äußerung gesucht. Es sind zwei Bewegungen, nach ihrer Quelle und nach ihrer Art voneinander unabhäng; aber damit das Ziel erreicht werde, kann keine der andern entbehren. Das sprechen wir offen aus, da wir uns über unsre Potitik nicht an den Schimpfereien der sozialdemokratischen Journalisten, noch an den Torheiten der Politiker vom Schlage des früheren Abgeordneten Wurm orientieren.

Theodor Heuß.

Windthorst

So reich das Zentrum an agitatorisch-politischer Literatur ist, so wenig fruchtbar erweist es sich in der wissenschaftlich-politischen Literatur. Sechzehn Jahre mußten ins Land gehen, bis eine ernst zu nehmende Biographie des Mannes erschien, dem das Zentrum fast alles verdankt, was es ist. Und jetzt, wo uns diese Biographie endlich vorliegt (Ludwig Windthorst von Dr. Ed. Hüsgen, Köln 1907, bei J. P. Bachem, 471 S., 8 M.), da fühlt man sich geneigt, sie als Beweis dafür anzusehen, wie recht doch Windthorst hatte, als er klagte: „Auf dem Gebiete der Tagesjournalistik sind unsre Zeitungen den gegnerischen vollständig gewachsen. Auf dem Gebiete mehr wissenschaftlicher Arbeit, sei es in Form von Broschüren, sei es in größeren Ausarbeitungen, stehen wir noch zurück."

So interessant das Land ist, durch das uns Dr. Hüsgen führt, so wenig angenehm ist der Weg, auf dem er uns führt. Seine Darstellung von Windthorsts Leben und Lebenswerk ist mehr urkundlich als systematisch. Aktenstück reiht sich an Aktenstück, Anekdote an Anekdote, Brief an Brief, Rede an Rede. Dazwischen natürlich einleitender und erläuternder Text. Aber dieser Text ist recht unkritisch und setzt bisweilen geradezu unerlaubt naive Leser voraus. Charakteristisch für die ganze Anlage des Werkes ist, daß an seine Spitze ein halbes Dutzend Schreiben von Zentrumsgrößen gestellt sind, die mehr oder weniger ausführlich ihrer Genugtuung über die Arbeit des Verfassers Ausdruck geben. Ich will nicht sagen, daß das reklamenhaft anmutet. Aber einen reichlich unkritischen Eindruck muß es doch machen, wenn hervorragende Männer einem ihnen nur zum kleinsten Teil bekannten Buch ein bedingungslos empfehlendes Geleitwort schreiben. Doch wie gesagt, unkritisch ist ja das ganze Buch. Es ist mehr ein Hymnus als eine Biographie. Mit einer fast peinlich wirkenden Sorgfalt ist jedes Wort, ja jede Andeutung einer Kritik vermieden. Es ist, als wäre es geschrieben zum Zweck der Konstituierung eines neuen Dogmas, der Unfehlbarkeit Windthorsts. Windthorst ist so groß, daß er wahrhaftig jede Kritik verträgt. Aber seine Größe muß leiden unter dem Übermaß von Weihrauch und Myrrhen, die selbst den gleichgültigsten seiner Äußerungen gespendet werden. Schade, ewig schade, daß sich Herr

Dr. Hüsgen nicht die Wünsche Windthorsts selbst ein wenig mehr zur Richtschnur genommen hat. Er erwähnt ja, wie energisch sich Windthorst dagegen verwahrt hat, als ihn ein Zentrumsblatt den größten Staatsmann des Jahrhunderts genannt hatte, und er führt eine Stelle aus einem Brief Windthorsts an, wo es heißt: „Die Versammlung in Breslau war großartig. Mich persönlich hat nur im höchsten Grade mißstimmt die Übertreibung der Anerkennung."

Wie kräftig hätte sich nicht Windthorst erst über seinen Biographen geäußert!

Wertvoll an dem Hüsgenschen Buch bleibt natürlich die fleißige Materialsammlung. An ihrer Hand namentlich die Zeiten des Kulturkampfes noch einmal zu durchleben, ist für keinen politisch interessierten Menschen verlorene Zeit.

Windthorst steht uns jüngeren Politikern vor allem als der Oppositionsführer, als der ebenso unermüdliche wie erfolgreiche Gegner Bismarcks vor Augen. Überraschend wirkt deshalb der von seinem Biographen allerdings anscheinend unabsichtlich geführte Nachweis, wie konservativ er doch im Grunde gewesen ist. Er selbst sagt ja von sich, daß er, „seiner inneren Natur nach konservativ", nur deshalb der konservativen Partei nicht beigetreten sei, weil er gefunden habe, daß sie „nicht mehr konservativ sei". Er war nicht nur konservativ da, wo es sich um den Ausfluß seines Katholizismus handelte. Daß die Schule „wohlbegründeter Besitz der Kirche" sei, meinen wohl auch demokratische Zentrumsmänner. Aber schon wenn er dem Kultusminister v. Goßler dafür dankt, daß er „die Ziele eingeschränkt habe, bis zu denen die Mädchenbildung geführt werden soll", so ist das nicht spezifisch klerikal, sondern einfach konservativ-reaktionär.

Besonders kennzeichnend ist seine Stellung zu den Verfassungsfragen. Mit Entschiedenheit trat er prinzipiell für das öffentliche Wahlrecht ein und bekehrte sich erst zum geheimen durch die schlechten Erfahrungen, die seine eigene Partei mit dem Wahlterrorismus der Regierung machen mußte. Nicht das Reichstagswahlrecht, sondern ein ständisches Wahlrecht ist sein Ideal. Dringend wünscht er, daß zwischen Reichstag und Bundesrat ein Oberhaus eingeschoben werde, „damit die aristokratischen Elemente des Staates eine dauernde, sichere Vertretung finden." Mit aller Schärfe wendet er sich am 8. Februar 1872 gegen den vorübergehend einmal von Bismarck proklamierten Grundsatz, daß die Regierung ihre Kraft und Richtung entnehme aus der Mehrheit des Hauses. Er spielte das „monarchische Prinzip" gegen die „Mehrheit der Parlamente" aus und bekämpfte den Standpunkt, daß „der Schwerpunkt, die Staatsgewalt, in das Parlament zu fallen habe." Er stand also grundsätzlich auf dem dem demokratischen gerade entgegengesetzten Standpunkt.

So konservativ wie die Führer war auch der größere Teil seiner Gefolgschaft. Als die katholischen Abgeordneten im November 1870 zusammentraten, um einen Fraktionsverband zu begründen, einigten sie sich dahin, daß es eine „politische Fraktion christlich-konservativer Richtung" werden müsse. Wenn man nach längerem Überlegen den farblosen Namen „Zentrum" annahm, so geschah das nur aus taktischen Gründen. Man hatte mit der alten Bezeichnung „katholische Fraktion" üble Erfahrungen gemacht und wollte darum nicht von neuem schon durch den Namen eine breite Angriffsfläche darbieten. Lebhaft kämpfte ein Führer von der Bedeutung v. Mallinckrodts für den Namen „konservative Volkspartei". Unter dem Namen „christlich-konservativ" präsentierten sich in Schlesien und anderwärts die Zentrumskandidaten noch in den siebenziger Jahren. Und urkonservative, man möchte fast sagen: mittelalterlich-konservative Protestanten wie Dr. Brüel und Ludwig v. Gerlach waren es, die sich dem Zentrum anschlossen, weil ihnen dort ihr Konservatismus in noch sicherer Hut zu sein schien, als bei der konservativen Fraktion.

Erst wenn man sich die Stärke der konservativen Grundstimmung bei Windthorst und der Überzahl seiner Fraktionsgenossen vor Augen hält, wird einem ganz klar, welch Riesenfehler gerade vom Standpunkt Bismarcks aus der Kulturkampf war. Er zwang all die katholischen Männer, die sich zur Rechten hingezogen fühlten und brennend gern mit der Regierung gegangen wären, in eine jahrelange Oppositionsstellung hinein. Er nötigte Windthorst, der als hannoverscher Justizminister so gemäßigt und antidemokratisch wie nur möglich gewesen war, sich der Kampfesweise der wackeren katholischen Demokraten des Rheinlandes vom Schlage der Gebrüder Reichensperger zu nähern.

Der Kulturkampf war in jedem Betracht ein Übel. Sein Ziel war schlecht. Denn man wollte ja nicht den gesunden Gedanken der Trennung von Staat und Kirche verwirklichen, sondern man wollte die Kirche zur Magd des Staates erniedrigen. Nicht Freiheit hüben und drüben war die Parole, sondern Knechtung der einen Macht durch die andre.

Noch schlechter, wenn möglich, waren die Mittel, mit denen man das schlechte Ziel zu erreichen suchte.

Treffend zeichnete ein so maßvoller Mann wie Professor Hänel am 12. Januar 1882 im Reichstag die Kampfesweise des Kulturkampfes in folgenden Worten:

„Es galt als notwendig, korrekt und patriotisch, ja sogar, um in höherer Gesellschaft zulässig zu sein, als Bedingung, daß man Kultur kämpfte. Da mußte man mit Entschiedenheit allen Anforderungen, welche die Regierung und die Konservativen in bezug auf die Kirchengesetzgebung erhoben, blindlings folgen, sonst war man immerhin politisch etwas anrüchig."

Die Katholiken wurden ungefähr so behandelt wie die Sozialdemokraten zur Zeit des Sozialistengesetzes. Eine Fülle von Ausnahmegesetzen traf sie, von denen das schändlichste das war, das auf „verbotenes" Messelesen und Sakramentespenden Gefängnisstrafe setzte. Die Gesetze wurden zuungunsten der Katholiken gebeugt. So, als man widerrechtlich die Präventivzensur einzuführen suchte, um den Abdruck einer Allokution des Papstes zu hindern. Die Staatsanwaltschaft ergriff Partei gegen die Katholiken. Sie wurde vom preußischen Justizminister am 15. Juli 1874 angewiesen, den Blättern der Zentrumspartei besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und sie verfolgte die katholische Presse wegen Äußerungen, die in andern Zeitungen straflos abgedruckt wurden. Die Gerichte wurden tendenziös zusammengesetzt. Katholische Magistratsmitglieder wurden gemaßregelt, weil sie einem Bischof bei einem kirchlichen Jubiläum gratuliert hatten. Katholiken konnten fast nur noch durch Akte der Selbsterniedrigung ihren Verbleib im Staatsdienste oder ihre Bestätigung als Gemeindebeamte durchsetzen. Der Oberbürgermeister Kaufmann von Bonn, der 24 Jahre im Amte und einstimmig auf 12 Jahre wiedergewählt war, wurde von einem Oberregierungsrat gefragt, ob er einen Pfarrer aus dem Schulvorstand entfernen würde, falls er sich staatsfeindlich benähme. Kaufmann erklärte, er würde gegen den Pfarrer vorgehen, falls dieser das Gesetz verletzte. Der Oberregierungsrat fragte weiter, ob Kaufmann dies dann „auch gern tun würde". Darauf wurde natürlich die Antwort abgelehnt. Worauf der Wahl Kaufmanns die Bestätigung ohne Angabe von Gründen versagt wurde!

Mit solchen Mitteln wurde die ganze anständige katholische Bevölkerung im Zentrum zusammengeschweißt und in gewissem Sinne auch demokratisiert. Der Liberalismus freilich hatte von dieser Demokratisierung keinen Nutzen. Dazu waren seine eignen Kulturkampfsünden zu groß. Die Nationalliberalen hatten aus Haß gegen das Zentrum alles, was Liberalismus heißt, offen verleugnet, jedem Ausnahmegesetz mit Hurra zugestimmt, die Einführung der Selbstverwaltung in den westlichen Provinzen aus Angst vor den Katholiken bekämpft, ja sogar (am 10. Februar 1875 durch den Mund v. Sybels) aus demselben Grunde gegen das Reichstagswahlrecht Stellung genommen. Aber auch der Fortschritt hatte ein Stück des Kulturkampfes mitgemacht. Kein Wunder, wenn die katholischen Elemente, die früher dem entschiedenen Liberalismus einen Teil seiner besten Männer geliefert hatten — man denke nur an den frommen Katholiken Waldeck! — von nun an den liberalen Parteien fast ausnahmslos den Rücken wandten, wenn das ganze katholische Volk seitdem von tiefstem Mißtrauen gegen alles erfüllt ist, was sich liberal nennt. Nichts vergißt sich langsamer, nichts vergibt man einer Partei schwerer, als wenn sie ihre Prinzipien auch nur einmal verleugnet. Nichts rächt sich bitterer als der sog. Opportunismus auf Kosten des eignen Programms.

Daß der Kulturkampf zusammenbrach, ist kein Wunder. Politische Immoralitäten haben nie Bestand. Daß das Zentrum so rasch zum Siege kam, das war das Verdienst des taktischen Genies Windthorsts. Er hatte gegen sich den mächtigsten Mann seiner Zeit, die gesamten Machtmittel des Staats, die Riesenmehrheit des Reichstags und des preußischen Landtags. All dies überwand er durch Zähigkeit und Geschick. Er packte die Parteien bei ihren eignen Grundsätzen. Den Konservativen machte er klar, daß die Folgen des Kulturkampfes eine gleichmäßige Bedrohung für die evangelische wie für die katholische Kirche darstellten, daß sie jede Autorität gefährdeten. Den Liberalen führte er zu Gemüte, daß die Staatsallmacht der Tod der Freiheit sei. So bröckelte ein Gegner nach dem andern ab. Und Bismarck, auf den es ja am meisten ankam, sah sich bald in eine Zwangslage versetzt. Er machte den Kulturkampf, solange er hoffte, die Katholiken spalten zu können. Als er sah, daß jede neue Wahl sie immer geschlossener und immer entschlossener in die Parlamente zurückführte, da kapitulierte er. Er mußte es, wollte er nicht auf seine sonstigen politischen Pläne verzichten.

Nicht Windthorst war es, der nachgab, sondern Bismarck. „Kuhhandel" wurde von der Regierung mannigfach versucht. Aber Windthorst war viel zu klug, als daß er sich darauf einließ. Er machte keine Konzessionen. Selbst den Septennatssturm von 1887 ließ er über sich erbrausen, ohne sich zu beugen. Lieber ein paar Jahre scheinbarer Ohnmacht parlamentarische Kaltstellung, reine Opposition, als schwächliche Nachgiebigkeit. Weil er nicht mit sich handeln ließ, darum konnte er diktieren. Er siegte, weil er zu imponieren wußte.

Windthorst war der größte Parlamentarier, den das Deutsche Reich bisher gehabt hat. Auch noch unsre Zeit, ja vielleicht gerade unsre Zeit kann viel von ihm lernen. Seid klug wie die Schlangen! Um keines Augenblicksvorteils willen das Größere auf das Spiel gesetzt! H. v. Gerlach.

Die Wehrkraft der Land- und Stadtbevölkerung

Dr. Erich Wellmann: Abstammung, Beruf und Heeresersatz in ihren gesetzlichen Zusammenhängen. Eine theoretische und praktische Untersuchung. Leipzig, Duncker & Humblot, 1907. 122 Seiten.

Seit einigen Jahren wird in der nationalökonomischen Wissenschaft zwischen den Vertretern des Industriestaates und denen des Agrarstaates um eine von Lujo Brentano-München zuerst aufgestellte Behauptung gestritten. Während früher kein Zweifel darüber bestand, daß die „Verstaatlichung" der Bevölkerung mit ihrer körperlichen Degeneration und der Verminderung ihrer Wehrkraft Hand in Hand gehe, erklärte Brentano plötzlich, gerade die Verwandlung der Land- in Stadtbevölkerung vermehre die Zahl der brauchbaren Rekruten und erhöhe dadurch die Wehrkraft der zum Industriestaat vorgeschrittenen Völker. Von der Gegenseite nahm vor allen Professor Sering, der Berliner Nationalökonom, den Kampf auf, und aus seiner Schule stammt denn auch die sehr interessante und saubere Arbeit, mit der sich der junge Wellmann in die Wissenschaft einführt.

Wie es in solchen Meinungskämpfen zumeist zu geschehen pflegt, fochten die Gegner im ersten Anfang aneinander vorbei. Brentano hatte im Grunde nichts anders gesagt, als daß die industriellen Bezirke eine absolut größere Anzahl von Rekruten stellten, als die agrarischen. Seine Gegner traten dem gegenüber den Beweis an, daß die agrarischen Bezirke eine relativ größere Anzahl brauchbarer Rekruten zur Verfügung der Ersatzbehörden stellten. Es verging eine gewisse Zeit, bis man in dem Eifer, den die Frage erregte, bemerkte, daß beide Behauptungen durchaus nebeneinander bestehen können. Ein rein industrieller Bezirk mag aufs Hundert der Gestellungspflichtigen nur halb so viel Taugliche aufweisen als ein rein agrarischer Bezirk: er stellt doch pro Quatratmeter um 50 Prozent mehr Rekruten, weil er dreimal so starke Bevölkerungsdichtigkeit aufweist. Somit bestand im Grunde gar kein Gegensatz in den Behauptungen, und der Streit wäre im Sande verlaufen, wenn es sich nicht in der Tiefe um den Gegensatz zweier Weltanschauungen gehandelt hätte, der seinen Austrag verlangte. Die soziologisch ebenso interessante wie politisch für das Machtstreben der ringenden Parteien entscheidende Frage, ob in der Tat die modernen Großstädte jene Molochs sind, die ihre Bevölkerung vernichten, mußte zur Entscheidung gebracht werden. Aber zu dem Zwecke mußte die Fragestellung viel mehr verfeinert werden, als im Anfang erforderlich erschienen war: die von der vorliegenden Statistik gelieferten Daten erwiesen sich als unzureichend. Es mußte festgestellt werden, in welcher Art von Bezirken, industriellen oder agrarischen, die in den Städten zur Gestellung gelangenden Rekruten, nicht etwa nur geboren, sondern aufgewachsen waren; es erwies sich ferner als notwendig, den Geburts- oder Erziehungsort in diejenige Rubrik einzuordnen, der er zu der betreffenden Zeit angehört hatte. Denn in den 20 Jahren zwischen Geburt und Gestellung des Rekruten haben sich unzählige Orte Deutschlands aus rein agrarischen in rein industrielle verwandelt. Ohne jene notwendige Korrektur würde daher das Bild zugunsten der industriefreundlichen Auffassung verschoben erscheinen. Aber auch das genügte noch nicht, um dem Problem genügend nahezukommen, um festzustellen, welchen Einfluß das städtische Leben auf das Volk habe, mußte auch soweit wie möglich die Herkunft und der Erziehungsort der Eltern erkundet werden. Wenn sich ergab, daß von den in der Stadt Geborenen und Erzogenen die Nachkömmlinge der in die Stadt eingewanderten Landkinder eine höhere Tauglichkeitsziffer haben, als diejenigen der ältern Städterschicht, dann war die Verderblichkeit der Stadtluft unzweifelhaft bewiesen, und die politische Auffassung der Agrarier gewann eine sehr starke Stütze. Denn dann war festgestellt, daß in der Tat die Landbevölkerung jenes unerschöpfliche Reservoir von Kraft und Gesundheit sei, ohne dessen Überflüsse die Städte über kurz oder lang aussterben würden.

Für alle diese Fragen hat die offizielle Statistik keine Antwort. Es ist erforderlich, das nötige Material auf dem Wege einer ad hoc angestellten Statistik (wie es auch in der Tat bei einigen Aushebungen der jüngsten Zeit versucht worden ist) oder auf dem Wege der privaten Enquete zu gewinnen. Wellmann hat den letztgenannten Weg beschritten: er hat, unterstützt durch die Betriebsleitungen großer Werke und durch die, allen wissenschaftlichen Untersuchungen von jeher freundlichen Gewerkschaften, rund 3000 Berliner Arbeiter persönlich an der Hand eines sehr sorgfältig entworfenen Fragebogens interviewt und die Ergebnisse einer ungewöhnlich eingehenden Analyse unterzogen.

Dabei stellt sich nun in der Tat heraus, daß die Auffassung der Landwirtschaftspolitiker der Wirklichkeit näher kommt, als die ihrer Gegner. Je kürzer die Verbindungslinie ist, die vom Lande bis zu dem befragten Manne reicht, um so größer ist seine Körperkraft und um so höher seine Tauglichkeit; um so größer ist auch die Zahl der von ihm erzogenen Kinder. Oder umgekehrt: Je mehr Generationen in der Stadt gehaust haben, um so geringer ist ihre Körperkraft, ihre Tauglichkeit und ihre eheliche Fruchtbarkeit. Einzelne Ausnahmen erklären sich zwanglos aus der Gefährlichkeit der erwählten Berufe, wie z. B. der Schleifer und Alkoholarbeiter.

Bei der Gelegenheit ergeben sich einige hochinteressante Feststellungen. Die eine bestätigt glücklich eine alte und in der Tat sehr nahe liegende Vermutung: es findet ein ganz regel- und gesetzmäßiges Emporsteigen der Arbeiter von Schicht zu Schicht statt, und zwar nur selten derart, daß der Mann selbst sich emporarbeitet, sondern vielmehr so, daß die Kinder einen Beruf wählen, der weniger grobe Kraft als Intelligenz erfordern. Während die einwandernden Landarbeiter selbst der Gruppe der ungelernten Arbeiter beizutreten pflegen, wenden sich ihre Söhne in der Regel bereits gelernten Berufen zu, und deren Nachwuchs finden wir dann häufig bereits als hoch qualifizierte Handwerker oder als Kopfarbeiter. Natürlich kommt auch nicht selten ein Herabsinken in tiefere Schichten vor, aber der Aufstieg ist doch die Regel. Bedauerlich ist nur, daß mit diesem sozialen Aufstieg zumeist der physische Niedergang Hand in Hand zu gehen pflegt.

Ganz neu aber, so viel ich sehen kann, und von sehr bedeutendem Interesse ist ein Ergebnis dieser Untersuchung in bezug auf das relative Heiratsalter der Ehegatten. Es

hat sich herausgestellt, daß die vorwiegend (direkt oder indirekt) landgebürtigen Arbeiterschichten, die, wie wir sahen, sich durch ihre hohen Tauglichkeits- und Kinderziffern vorteilhaft von den vorwiegend stadtgebürtigen auszeichneten, zu einem sehr großen Prozentsatz ältere Frauen geheiratet hatten. Wellmann steht nicht an, darauf die Tatsache zurückzuführen, daß diese Ehen selten unfruchtbar und durchschnittlich reich mit Kindern gesegnet sind. Er meint mit Hegar, daß nicht nur sehr junge Frauen leicht zu Aborten neigen und durch die darauf folgenden Unterleibskrankheiten dauernd steril werden, sondern daß auch die Gefahr, durch die Ehemänner mit Geschlechtskrankheiten angesteckt und dadurch dauernd unfruchtbar zu werden, bei den jungen Frauen älterer Arbeiter naturgemäß größer ist als bei den älteren Frauen solcher Männer, die sehr jung in die Ehe treten und noch nicht viel gelebt haben. Sehr jung in die Ehe treten können aber nur solche Arbeiter, denen mehr die rohe Kraft bezahlt wird, als Übung und Geschicklichkeit, und das sind eben die vorwiegend (direkt oder indirekt) Landgebürtigen, die ihr Lohnmaximum sehr früh erreichen, während Hochqualifizierte und Kopfarbeiter es erst spät zu erreichen pflegen.

Und noch eins kommt dazu, was die geringe Kinderzahl der höheren Arbeiterschichten mitzuerklären imstande ist: gerade hier ist die Beteiligung der Ehefrauen an der Berufsarbeit auffallend groß. Sehr im Gegensatz zu der landläufigen sozialistischen Auffassung, wonach die bittere Not allein die Proletarierfrauen in die Fabriken und unter den „Dschaggernautwagen des Kapitals schleudert", suchen die Frauen dieser Schichten mitzuverdienen, um die an sich schon relativ hohe Lebenshaltung der Familie noch mehr zu heben. Daß dabei ein reicher Kindersegen nicht gewünscht werden kann, liegt auf der Hand; die größere Bildung wird zu wirklicher Sterilität führen, und unter Umständen wird auch die Aufzucht der schon vorhandenen Kinder leiden.

Alles in allem scheint es nach den vorliegenden Ergebnissen gesichert, daß der Nachwuchs der Industriebezirke allein nicht ausreichen würde, um auf die Dauer die Zahl und noch viel weniger um die Wehrkraft des Volkes auf der Höhe zu erhalten, wenigstens so lange die heutigen Verhältnisse der ungenügenden Ernährung und vor allem Behausung der Arbeiterschaft und ihrer überlangen Beschäftigung in ungesunden Arbeitsräumen bestehen bleiben. Gut ernährte, in Gartenstädten wohnende, nur acht Stunden täglich in hygienischen Räumen tätige Arbeiter würden ihren Bestand wahrscheinlich auch ohne Zufluß vom Lande aufrecht erhalten können. So lange wir aber diesem Ziele nicht sehr wesentlich nähergerückt sind, wird man allerdings im Interesse des physischen Bestandes der Rasse und der politischen Sicherheit des Reiches alle Veranlassung haben, die agrarische Bevölkerung nach Kräften zu pflegen.

Freilich nicht im Sinne der Großagrarier, die aus den Prämissen der vorgetragenen Tatsachen mit merkwürdiger Logik die Notwendigkeit solcher Maßnahmen abzuleiten pflegen, die den Großgrundbesitz nur noch stärken und vermehren und dadurch nach sattsam bekannten Gesetzen die Landflucht nur noch zu verstärken, sondern im Sinne der Seringschen Schule, die auch hier wieder ihr immer wieder nachdrücklich wiederholtes Ceterum censeo ausspricht, ihre Forderung zwar nicht der Aufhebung, wohl aber der kräftigen Einschränkung des Großgrundeigentums zugunsten einer umfassenden inneren Kolonisation, um der eigentlichen Kraftquelle des Reiches, dem Quickborn der Volkskraft, dem kleinen und mittleren Bauernstande, neuen Raum zu schaffen und dadurch nicht allein dem Problem der Wehrkraft eine Lösung vorzubereiten. Wellmann schließt sehr ernst mit dem bekannten Römerwort: videant consules! Käme es in dieser besten aller Welten nur auf Tatsachen der Logik an, so wären wir schnell genug am Ziele: aber was vermögen Wissenschaft und Logik über die organisierte politische Macht, die nur einen Grundsatz kennt: „J'y suis, j'y reste" (Machterhaltung)?

Franz Oppenheimer.

Aus den Berichten der Gewerbeinspektoren

Von Jahr zu Jahr wird die Tätigkeit der Gewerbeinspektoren umfangreicher und verantwortungsvoller. Mißstände im Fabrik- und gewerblichen Leben werden mehr und mehr aufgedeckt und nach Möglichkeit beseitigt. Das lehren auch diesmal wieder die bisher erschienenen Berichte der verschiedenen Gewerbeinspektoren vom Jahre 1906.

Die Zahl der Gewerbeaufsichtsbeamten ist im letzten Jahre leider nicht sehr gestiegen, was von den Beamten selbst lebhaft bedauert wird. Zwar waren in Preußen als Gewerbeaufsichtsbeamte im Jahre 1906 etwa 30 Regierungs- und Gewerberäte, 1 kommissarischer Gewerberat mit 7 Hilfsarbeitern, 138 Gewerbeinspektoren mit 77 Hilfsarbeitern und 4 Hilfsarbeiterinnen, zusammen also 257 Beamte tätig, doch ist diese Zahl in Anbetracht des großen Arbeitsfeldes sehr niedrig. Infolgedessen konnten von den revisionspflichtigen Betrieben nur 49,7 Prozent revidiert werden! Aus diesem Grunde muß noch immer mit Nachdruck verlangt werden, daß die Zahl der Gewerbeaufsichtsbeamten weiter und weiter vermehrt wird, bis die Beamten imstande sind, die notwendigen Revisionen mit der nötigen Gründlichkeit vorzunehmen. Dasselbe trifft bei den Gewerbeinspektionen in Württemberg, Baden, Bayern usw. zu.

Das Verhältnis der Beamten zu den Arbeitgebern wird nur zum Teil als im ganzen befriedigend hingestellt. Besonders in Preußen weigerte sich ein Teil der Arbeitgeber aufs äußerste, den Anordnungen der Beamten nachzukommen, so daß sie dazu schließlich durch die Polizei und den Strafrichter gezwungen werden mußten. Nur in Württemberg konnte das Verhältnis zwischen den Beamten und Arbeitgebern als ein angenehmes bezeichnet werden.

Der Verkehr der Gewerbeaufsichtsbeamten mit dem einzelnen Arbeiter ist im allgemeinen sehr gering. Sehr bedauerlich ist die Tatsache, daß die Arbeiter fürchten, selbst wenn sie Vertrauen zu der Verschwiegenheit des Gewerbeinspektors haben, es könnte auf andre Weise bekannt werden, daß sie sich beschwert haben. Viele hält auch die Furcht, als gehässige Denunzianten betrachtet zu werden, ab, Unregelmäßigkeiten im Betriebe mitzuteilen. Mag der Grund für die seltene Inanspruchnahme der Beamten von seiten der Arbeiter unverkennbar in den meisten Fällen in der entwickelten Organisation der Arbeiterschaft liegen, so ist es doch zu beklagen, daß die Unternehmer einen solchen Druck auf die Arbeiter ausüben, daß letztere gewärtig sein müssen, bei Aufdeckung eines Übelstandes gleichzeitig Lohn und Brot zu verlieren.

Von wesentlicher Bedeutung ist ferner, daß die Zunahme der Arbeiterinnen und Jugendlichen einschließlich der Kinder viel größer ist als die der erwachsenen Arbeiter. In Preußen stieg beispielsweise die Zahl der erwachsenen Arbeiter in den der Gewerbeaufsicht unterstellten Fabriken um 5,19 Prozent, die der Kinder von 14—16 Jahren um 7,56 Prozent, der Knaben in demselben Alter allein sogar um 8,15 Prozent. Und trotzdem klagen die Unternehmer noch über das ungenügende Angebot von Arbeiterkindern! In Hessen stieg von 1902—1906 die Zahl der über 16 Jahre alten männlichen Arbeiter um 12 Prozent, die der weiblichen dagegen um 23 Prozent. Dieselbe Erscheinung ist auch bei den Jugendlichen zu beobachten: Gesamtzunahme aller Jugendlichen = 35 Prozent, aber Zunahme der männlichen 18, der weiblichen dagegen 65 Prozent. Der Bericht des Landespolizeibezirks Berlin weist dieselben Zahlen auf; über 60 Prozent aller industriellen Anlagen beschäftigen weibliche Arbeitskräfte.

Die Durchführung des Kinderschutzgesetzes bereitet nach den Berichten große Schwierigkeiten. Im Regierungsbezirk Arnsberg stellte z. B. ein Gewerbeinspektor in einem Blechwalzwerk fest, daß ein Kind zwischen 13 und 14 Jahren als Maschinenmeister (!) nicht nur täglich 10 Stunden, sondern auch abwechselnd in Tag- und Nachtschicht beschäftigt wurde. Der Betriebsführer erhielt eine Strafe von 10 M.! Im Regierungsbezirk Danzig wurden 3 Kinder von 14 bis 16 Jahren von einem Schmiedemeister mehrfach 24 Stunden hindurch zum Reinigen von Dampfkesseln auf Seeschiffen herangezogen. In einem Torfbetriebe in Württemberg mit einer jährlichen Produktion von 15 Millionen Stück verkaufsfertiger Ware waren während der Saison, trotz schlechter Witterung, etwa 20 Kinder im Alter von 9 bis 13 Jahren beim Torfwenden tätig. Die meiste Kinderarbeit wird in der württembergischen Textilindustrie geleistet, wobei schon 4- bis 6jährige Kinder verwandt werden.

Betreffs der Lehrlingsausbildung liegen die Verhältnisse sehr ungünstig; nur sehr wenige Unternehmungen sorgen für eine sorgfältige Ausbildung der Lehrlinge. Die Gewerbeaufsichtsbeamten in Preußen führen eine ganze Reihe von Betrieben an, in denen die Ausbildung der Lehrlinge vollständig vernachlässigt wird. Infolge der Herstellung von Massenartikeln, mit der sich eine große Anzahl der Fabriken befaßt, ist in diesen Betrieben der Lehrling dem jugendlichen Facharbeiter gewichen, weil die Art der Fabrikation die Erlernung einer nur eng begrenzten Handfertigkeit erheischt. Die größeren Maschinenfabriken, die sich auf Spezialitäten geworfen haben, scheinen jedoch vorwiegend darauf bedacht zu sein, junge ungelernte Arbeiter anzunehmen, die in der eignen Fabrik selbst ihre Fachausbildung erhalten. Eine bedeutende Maschinenanstalt äußerte sich hierüber einem Beamten gegenüber wie folgt:

„Die für uns in Betracht kommende Ausbildung von Lehrlingen kann niemals bei einem Handwerksmeister erfolgen. Denn unsre ausgebildeten Lehrlinge in der Dreherei, Schlosserei, Eisengießerei können überhaupt nur bei uns oder bei den unsrer Branche angehörigen Fabriken angelernt werden."

Wir sind gar nicht in der Lage, Lehrlinge in unsrer Maschinenbaumontage einzustellen, welche bei Schlossermeistern ausgebildet worden sind."

Nach den Berichten macht die Verkürzung der Arbeitszeit weitere Fortschritte. Die 11stündige Arbeitszeit kommt für Fabrikarbeiterinnen in Preußen nur noch verschwindend selten vor. Im Regierungsbezirk Münster ist die tägliche Arbeitszeit der Arbeiterinnen in den Betrieben, in denen sie am Ende des Jahres 1902 noch 11 Stunden betrug, meist auf 10 und 10½ Stunden beschränkt worden. Noch bessere Ergebnisse kann Berlin aufweisen. Hier ist eine 11 stündige Arbeitszeit nur noch in 2,5 Prozent aller Betriebe mit Arbeiterinnen üblich. Eine mehr als 10stündige Arbeitsdauer ist gegenwärtig in größerem Maße nur noch in der Bekleidungsindustrie anzutreffen. In beinahe 200 Betrieben ist man schon bis auf eine achtstündige Arbeitsdauer zurückgegangen. Bei den männlichen Arbeitern ist eine Arbeitsdauer im allgemeinen nur in der Maschinenindustrie und in der Metallverarbeitung von 9 und weniger als 9 Stunden schon fast überall üblich. In Württemberg sind verschiedene Fachvereine nicht mehr weit vom achtstündigen Arbeitstag entfernt, ferner haben in Bayern die Textilindustriellen freiwillig den Zehnstundentag eingeführt.

Ein wichtiges Kapitel ist nun das der Unfallverhütung. Jeder aufgeklärte Arbeiter muß die Verhütung von Unfällen als eine der wichtigsten Aufgaben betrachten und alle Mittel anwenden, um einen besseren Schutz gegen Unfälle zu erlangen. Bedauerlich ist, daß die preußische Regierung den Beamten nicht eine freimütige Aussprache hierüber gestattet, sondern ihnen ganz unangebrachte Richtlinien für die Beantwortung der Frage gezogen hat. Infolgedessen begnügte sich ein Teil der Berichterstatter mit der Feststellung, daß die allermeisten Arbeiter gar nicht an der Unfallverhütung mitarbeiten. Allerdings ist es eine bekannte Tatsache, daß Leute, die beständig von gewissen Gefahren bedroht sind, sich mit der Zeit daran gewöhnen und auf die Gefahren schließlich nicht mehr achten. Dem steht jedoch gegenüber, daß die Arbeiter in größeren Massen zusammen arbeiten und infolge der sich fortwährend ereignenden Unfälle immer wieder an die ihnen drohenden Gefahren erinnert werden. Wenn trotzdem so viele Arbeiter gegen die ihnen drohenden Gefahren völlig gleichgültig bleiben, so muß dies einen besonderen Grund haben. Dieser liegt darin, daß die Arbeiter gezwungen sind, ihre Arbeit ohne Rücksicht auf die Gefahren bei derselben, ja sogar unter absichtlicher Übertretung der Arbeiterschutzvorrichtungen zu verrichten.

Höchst beklagenswert ist es tatsächlich, daß die Arbeiter noch immer nicht das wünschenswerte Verständnis und Interesse für den Wert und die Bedeutung der Schutzvorrichtungen haben, ja häufig solche, weil sie angeblich bei der Arbeit hindern, entfernen oder unbrauchbar machen!

Der Grund dieser Erscheinung ist wohl zum Teil darin zu suchen, daß niedrige Akkordlöhne der stärkste Zwang auf die Arbeiter sind, die Arbeit herunterzuhasten und sich weder durch neue Handgriffe noch durch das Anbringen der betreffenden Schutzvorrichtungen aufhalten zu lassen.

Die Folge des Fehlens von Schutzvorrichtungen sind natürlich Betriebsunfälle, die in allen Berichten eine Steigerung erfahren haben. In Baden z. B. sind die Unfälle gegen das Vorjahr von 4876 auf 5049 gestiegen, davon waren 40 (gegen 31) Todesfälle. In Berlin wurden 1,8 Prozent Unfälle mehr als im Vorjahre gemeldet. Von diesen waren 53 tödliche und 326 schwere Unfälle. Ungewöhnlich groß war die Zahl der Unfälle an Fahrstühlen; sie betrug 78 gegen 37 im Vorjahre.

Sämtliche Gewerbeinspektoren stimmen darin überein, daß die Strafen für Übertretung der Arbeiterschutzbestimmungen zu niedrig sind.

Sehr bedenklich ist es, daß immer wieder die allzu große Milde der Richter gegenüber den Übertretungen der Unternehmer festgestellt werden muß. Ein Beamter sagte ganz trocken:

„Die von den Gerichten verhängten Strafen sind zum Teil so gering, daß man von ihnen eine besondere Einwirkung auf die Bestraften kaum wird erwarten können."

Strafen von 20 M., 3 M., bis herunter zu 1 M. können in der Tat nicht als Abschreckung dienen. Das schlimmste ist, daß die Inspektoren bei dieser Praxis der Gerichte leicht selbst zu der bedauerlichen Auffassung kommen können, was sollen wir erst groß Anzeige machen, es nützt ja doch nichts!

Aus dem vorstehenden, naturgemäß sehr knappen Auszuge aus den Berichten der Gewerbeinspektoren ergibt sich jedenfalls, daß die Arbeiterschaft an den Gewerbeaufsichtsbeamten treue Schutzpatrone für ihre berechtigten Interessen hat. Willy Brachvogel.

Unsre Bewegung

Cöln. Sozialliberaler Verein. Vorsitzender Dr. Pohlschröder, Marzellenstr. 12a, Cöln. Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat im Bayrischen Hof, An der Rechtschule 6. Als einziger der politischen Vereine veranstaltete unser Verein am 13. November in der Geburtsstadt Robert Blums eine gut besuchte Gedenkfeier für den großen Freiheitshelden, dessen Idealgestalt in der augenblicklichen Zeit des Ringens um alte demokratische Prinzipien und des Wiederauflebens altliberaler Forderungen als stummer Mahner vor uns steht. Nach den einleitenden Worten des Vorsitzenden brachte Fräulein Elli Busse einen stimmungsvollen Prolog zum Vortrag. Herr W. Wilms hielt dann die Gedächtnisrede und entwickelte in einem einstündigen Vortrage ein anschauliches Bild des Lebensganges des begeisterten Kämpfers für Volksrechte und Freiheit. Er schloß mit den letzten Worten Robert Blums: „Ich sterbe für die Freiheit, gedenke du meiner, Vaterland" und einem eindringlichen Appell, für die Ideale Blums fortzuwirken. Den Schluß der ernsten und würdigen Feier, der auch ein Neffe Robert Blums beiwohnte, bildete der gemeinsame Gesang des Blumschen Liedes: „Dem Vaterland". In seinem Schlußworte gedachte der Vorsitzende der traurigen politischen Verhältnisse, die nach den Freiheitskriegen durch die Nichteinlösung freiheitlicher und konstitutioneller Versprechungen heraufbeschworen wurden und forderte für die heutige Zeit energische Betätigung altdemokratisch-fortschrittlicher Gedanken, vor allem bei der Agitation für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für den preußischen Landtag.

Solingen. Sozialliberaler Verein. (V.: Dr. Kronenberg, Hochstr.) Wir begannen unsre Winterarbeit am 23. Oktober mit einer Mitgliederversammlung, in der unser Vorsitzender Dr. Kronenberg in warmen Worten des verstorbenen Hofrats Prof. Aldenhoven gedachte und unser neuer Parteisekretär Br. Voersch mit einem beifällig aufgenommenen Vortrage über die politische Lage sich bei uns einführte. — Am 6. November sprach in einer Mitgliederversammlung unser Mitglied E. Steinigans über die preußische Wahlrechtsfrage. An die trefflichen Ausführungen schloß sich eine lebhafte Debatte. Zum Schluß gelangte eine Resolution einstimmig zur Annahme, in der energisch die Einführung des gleichen, allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts auf der Grundlage des Proportional-Wahlsystems in Preußen, und schon für die nächste Landtagswahl die geheime Stimmabgabe gefordert wurde. — In einer größeren liberalen Wählerversammlung am 7. November, in der u. a. die Abgeordneten Friedeberg und Gottschalk (nl.) und Eickhoff (frs.) sprachen, verlas und begründete unser Vorsitzender diese Resolution, zugleich gab er den Herren Abgeordneten den Wunsch mit auf den Weg, daß sie der Regierung gegenüber im Sinne Naumanns recht eifrig „Expresserpolitik" treiben möchten, um an liberalen Reformen für das Volk herauszuschlagen, soviel sie eben könnten.

Hamm. Liberale Vereinigung. V. Oberlehrer Tronnier. Mit einem warmen Nachruf auf den verstorbenen früheren Vorsitzenden der sozialliberalen Organisation für Rheinland-Westfalen, Hofrat Aldenhoven, eröffnete am 16. November unser 1. Vorsitzender die 1. Generalversammlung des Vereins. Aus dem Jahresbericht sei erwähnt, daß der Verein im Geschäftsjahre 7 Vereins- und 3 öffentliche Versammlungen abgehalten hat und daß seine Entwicklung eine sehr gute gewesen ist. Der Kassenbericht schloß mit einem kleinen Defizit ab. Aus den Ersatzwahlen für den Vorstand gingen hervor die Herren: Arbeiter Kiesewalter als 2. Vorsitzender, Lehrer Spieler als Kassierer, Schlosser Schreiner als Schr. f. führer. Außerdem wurden 6 Beisitzer gewählt. — Zum Schluß gab der 1. Vorsitzende eine kurze Darstellung des bisherigen Verlaufes der preußischen Wahlrechtsbewegung, deren lebhafte Unterstützung die Versammlung als die augenblicklich wichtigste Aufgabe anerkannte.

Lensahn i. Holstein. Liberaler Verein. V. Jul. Kuntzen. Am 16. und 17. November sprach in sehr zahlreich besuchten Versammlungen unser R.-Abg. Dr. Struve in Lütjenburg, Grohnwaldshorst und bei uns. Die Säle waren ebenso voll wie zur Wahlzeit. Die Worte Struves über die sogenannte konservativ-liberale Paarung, von der gerade wir Ostholsteiner wissen, was wir von ihr zu halten haben, fanden ebenso ungeteilten Beifall wie seine entschiedene Bekämpfung des preußischen Drei-Klassenwahlrechtes. Es wurde an allen drei Orten ohne Widerspruch eine Resolution angenommen, in der Dr. Struve volles Vertrauen zu seiner Politik ausgesprochen und von der preußischen Regierung die Beseitigung des Drei-Klassenwahlrechts verlangt wurde. An die drei linksliberalen Gruppen richten wir die dringende Bitte, sich möglichst schnell zu einer Partei zusammenzuschließen. Gerade wir in Ostholstein wissen, was durch Einigkeit erreicht werden kann.

Lehe. Verein der Freisinnigen. V.: Lehrer Cordes, Bremerhaven, Sonnenstr. 16. Am 13. November hielt der Verein eine sehr gut besuchte Versammlung. Der Abend war dem Gedächtnis R. Blums gewidmet. Der Vorsitzende, Lehrer Cordes, hielt die Gedächtnisrede. Jakob Cordes sprach über die Frankfurter Kundgebung. Die Versammlung nahm einstimmig eine Resolution an, in der sie die drei linksliberalen Parteien auffordert, sofort in eine energische Agitation für das Reichstagswahlrecht in Preußen einzutreten ohne Rücksicht auf den Block und sich zu verschmelzen. Es wurde die Schaffung eines Beamtenausschusses beschlossen. Poetzsch sprach über: Was haben wir von der Sozialpolitik zu erwarten? Dr. Strunck ergänzte seine Ausführungen. Hoffmann sprach über

Neue Steuern, Wöhlken über: Der Kaiser und das Volk, und Bölten über: Verkehrs- und Tabaksteuern. Der Vorsitzende Cordes sprach noch über den Verkehr des Vorgesetzten mit dem Untergebenen im Beamtenstande. Schulz sprach über Kommunalpolitik. Diese Art, eine Reihe kleinerer Berichte zu bringen, hat allgemein befriedigt und sei andern Vereinen empfohlen.

Bremerhaven. Am 3. Dezember spricht Herr Generalsekretär Weinhausen in öffentlicher Versammlung in Lehe im Englischen Garten, zwischen dem 4. bis 7. Dezember in Otterndorf, Neuhaus, Verstade und Cadenberge. Hilfeleser, erscheint vollzählig zu den Versammlungen und werbt dafür!

Der „Hilfe"-Preßverein erhielt folgende Beiträge:

Bensheim, J. L. W.	M.	5,—
Straßburg i. E., E. K.	„	5,50
Dazu II. Ausweis in Nr. 47	„	3205,—
Zusammen	M.	3215,50

über die wir herzlich dankend quittieren. Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Christlich-nationaler Fanatismus verfolgt jetzt den württembergischen Arbeitersekretär Fischer, der auf dem letzten deutschen Arbeiterkongreß in Berlin ohne Rücksicht auf die klerikalen Drahtzieher gewerkschaftliche Arbeiterinteressen vertreten hat. Daß er dem Buchdruckerverband gegenüber den von den christlichen Gewerkschaften aufgenommenen Gutenbergbund verteidigte, wäre ihm vielleicht noch ungestraft hingegangen; daß er aber konservative Abgeordnete als Gegner des Koalitionsrechts gebrandmarkt und die Einführung des Reichstagswahlrechts für Preußen als unerläßliche Arbeiterforderung bezeichnet hat und eine entsprechende Resolution zur Abstimmung bringen wollte, das verzeiht man ihm nicht. Zwar gelang es in der Resolutions-Prüfungskommission noch den Behrens und Steigerwald, Fischers rollenwidriges Vorgehen zu verhindern; aber man durfte doch unmöglich einem solchen gefährlichen Menschen die christlich-nationale Arbeiterbewegung in Württemberg überlassen. Deshalb stürzte sich Herr Lic. Mumm in eigner Person in große Agitationsunkosten und bereiste ganz Württemberg, um durch Gegenagitation gegen die von Fischer geführten evangelischen Arbeitervereine den Einfluß dieses „Einspänners" zu brechen. Dabei sollte zugleich der andre Zweck erreicht werden, die württembergischen evangelischen Arbeitervereine mattzusetzen, die bekanntlich infolge des Naumann-Stöckerstreites aus dem Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine ausgetreten waren. Dieser zweite Plan ist nun sofort vereitelt worden, indem der württembergische Landesausschuß evangelischer Arbeitervereine den einmütigen Beschluß faßte und veröffentlichte, bei der im Jahre 1906 gefaßten Resolution zunächst weiter zu beharren und den Mitgliedern die Wahl der gewerkschaftlichen Organisation freizustellen. Aber auch der andre Zweck, Herrn Fischer abzusägen, wurde nicht erreicht, denn derselbe Ausschuß „hat seinem Verbandssekretär Fischer wegen seiner Stellungnahme zur Gewerkschaftsfrage ausdrücklich sein volles Vertrauen ausgesprochen". Damit ist der Feldzug der verbündeten evangelischen und katholischen Klerikalen gegen die freien ev. sozialen Arbeitervereine Württembergs und ihren tapferen Verbandssekretär glänzend abgeschlagen, so daß hoffentlich die Herren Mumm und Konsorten, die schon im Frühjahr einmal vergeblich Quertreibereien versucht hatten, auf längere Zeit hinaus nicht an ein Wiederkommen nach Schwaben denken werden.

Die Weltanschauung der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker). In seiner schon früher erwähnten Artikelserie über die Weltanschauung der Gewerkvereine kommt das Organ der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsorganisationen schließlich auch auf die Weltanschauung dieser nationalen Gewerkschaften zu sprechen und schreibt: „Spricht man von einer Weltanschauung im Gegensatz zu der Unduldsamkeit im christlichen und sozialistischen Lager, dann müssen wir uns als liberal bezeichnen; denn wir sind tolerant auch gegen Andersdenkende, und unser Kampf gilt der Freiheit und dem Fortschritt. Die liberale Weltanschauung in den Gewerkvereinen vertreten, bedeutet nicht ihre Einzwängung in den engen Rahmen einer Partei. Liberal sein bedeutet für uns das organisierte Streben nach persönlicher und sozialer Freiheit! Wir fußen auf dem Gesetze der Entwicklung, dem alles in der Welt unterworfen ist, und erkennen in der materiellen wie geistigen Arbeit die Mittel und Hebel des Fortschritts zur sittlichen Vervollkommnung des Menschentums. Liberal sein, heißt gerecht sein! Unser ideales Streben gilt mithin der Durchführung des sittlichen Prinzips der sozialen Gerechtigkeit. Wir wollen nicht, daß die menschliche Gesellschaft ein klassenzerklüftetes Gemenge einander feindlich gesinnter Menschen bleibe. Unsre Arbeit gilt daher der Brüderlichkeit im Volke. Wir wollen wahrmachen helfen das verheißungsvolle Wort: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Liberal sein, heißt vernünftig sein! Nicht im Machtkampf der Klassen, der das barbarische Faustrecht höher stellt als das sittliche Recht, sieht der Liberale das wirksamste Mittel für den menschlichen Fortschritt; er sieht es vielmehr vor allem auch in der erzieherischen Arbeit des einzelnen an sich selbst und in der alle Geister erfüllenden, vorwärts- und aufwärtstreibenden Sehnsucht, ein immer freieres und stärkeres Volk zu werden. Bei freier Beweglichkeit der einzelnen Glieder des Volkes müssen diese sich organisch verbunden fühlen, um im nationalen Einklang des Wirkens den ganzen Körper machtvoller, größer und schöner zu gestalten." — Mit dieser gewerkschaftlich ganz korrekten Formulierung können sich auch die liberalen Politiker innerhalb und außerhalb der deutschen Gewerkvereine einverstanden erklären. Männer, die gewerkschaftlich diese Weltanschauungen vertreten, können gar nicht anders, sie müssen politisch auch liberal sein, und zwar entschieden und energisch liberal.

August Brust und die Bergarbeiter. Der christliche Bergarbeiterverband geht jetzt zu offner Bekämpfung seines Begründers und langjährigen Vorsitzenden, des Zentrumsabg. Brust vor. Dieser Mann hat lange Zeit in der deutschen Bergarbeiterbewegung eine führende, aber verhängnisvolle Rolle gespielt; jetzt endlich soll er unschädlich gemacht werden. In dem schweren Kampfe, den die Bergarbeiter jetzt mit den Grubenherren um ein neues Knappschaftsstatut kämpfen, hat Herr Brust für die Werksbesitzer Partei ergriffen. Nun bescheinigt ihm der christliche „Werkknappe", daß Herr Brust ja längst das Vertrauen der Arbeiter eingebüßt hat", daß er in einer Arbeiterorganisation nicht mehr zu gebrauchen ist, und daß ihn die Bergleute lieber steinigen, als ihn zu ihrem Führer wählen". Es wird offen ausgesprochen: „Es sei nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Arbeiter, den Herrn Abg. Brust kaltzustellen, damit er nicht der Arbeiterschaft im allgemeinen und der christlichen Gewerkschaftsbewegung im besondern unendlichen Schaden zufüge." Herr Brust ist mit diesem harten Urteil in seiner weiteren Wirksamkeit als preußischer Landtagsabgeordneter unmöglich gemacht worden. Seither konnte er im preußischen Drei-Klassenhaus wenigstens noch als Arbeitervertreter einige Beachtung verlangen; jetzt wird man ihn auslachen, wenn er sich als Mundstück der Arbeiter ausgibt. Triumphieren werden aber die sozialdemokratischen Bergarbeiterführer; sie haben viele Jahre lang den Brust als Schädling bis aufs Messer bekämpft. Jetzt endlich werden sie gerechtfertigt.

Die Massenaussperrungen großen Stils haben sich nach Berichten aus Arbeitgeberkreisen in der Praxis durchaus bewährt. Im Bericht des Verbandes von Arbeitgebern im bergischen Industriebezirk heißt es darüber u. a.: „Die Arbeitgeberverbände können unmöglich zusehen, wie eines ihrer Mitglieder nach dem andern von der Gewerkschaft mit der Sperre überzogen, von Streikposten umlagert, von der Außenwelt abgeschnitten und langsam zu Boden gekämpft und zum Nachgeben gezwungen wird." Es wird dann auf eine Anzahl gelungener Aussperrungen verwiesen, die den besonneneren Elementen unter den aufgeregten Arbeitern die Oberhand verschafft hätte, und geschlossen: „Die Überzeugung, daß in den Arbeiterkämpfen der Gegenwart das Mittel der Aussperrung auf die Dauer unvermeidlich ist, ergreift immer weitere Kreise der Arbeitergewerkschaften."

Ein Scharfmacherverband ist unter Leitung des konservativen Landtagsabgeordneten Felisch der deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe mit der Zeit immer mehr geworden. In seiner letzten Generalversammlung hat er einheitliche Grundbestimmungen für den Abschluß von Tarifgemeinschaften vereinbart. Nach ihnen soll im Sommer der 10stündige Arbeitstag als Mindestleistung gelten und eine weitere Erhöhung der Löhne unter allen Umständen verhindert werden. Die Freigabe des 1. Mai als Feiertag wurde verboten. Daß diese Vereinbarungen in dem neu abzuschließenden Tarifvertrage auch innegehalten werden, dafür sorgte der Beschluß, daß künftige Verträge nur mit Genehmigung des Bundes vereinbart werden dürfen. In Berlin hat sich übrigens ein Kartell im Baugewerbe gebildet, das alle an einem Bauwerk beschäftigten Gewerbe, die seither in 15 Arbeitgeberverbänden organisiert waren, umfaßt. Dieses Kartell bezweckt, den unberechtigten Forderungen der Arbeitnehmer entgegenzutreten, die Abschließung von Tarifverträgen und den gesamten Arbeitsnachweis zu regeln, Streikunterstützung und Streikklauseln einzuführen und die Organisation der Arbeitgeber zu fördern. — Angesichts dieser eifrigen Rüstungen im Lager der Arbeitgeber und im Hinblick auf die drohende Krisis im Wirtschaftsleben sollten die Arbeiter sich um so entschlossener zusammentun zu kampfestüchtigen Organisationen.

Briefkasten

K. in B. Ihr Bericht ist zu umfangreich.

Dr. H. Die Amerikabriefe von Dr. Barth sind jetzt bei Georg Reimer als Buch (geb. 2,80 M.) erschienen.

Sonderbeilage der „Hilfe“ zu Nummer 48, Jahrgang XIII.

Rede
des Reichstagsabgeordneten D. F. Naumann
zu der Interpellation über die gegenwärtige Teurung der Lebensmittel.

Sitzung vom 25. November 1907.

(Nach dem amtlichen Protokoll.)

D. Naumann, Abgeordneter: Meine Herren, der Staatssekretär des Innern hat seinerseits anerkannt, daß die Preise der Nahrungsmittel hoch sind, und daß es bedauerlich ist, daß diese hohen Preise von vielen Leuten, die nicht in den besten Geldverhältnissen sind, getragen werden müssen, aber als Trost für diesen Zustand gibt er die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, wenn ich recht verstanden habe, und insbesondere auch die Vergänglichkeit eben dieser Preise, um die es sich jetzt handelt. Sub specie aeternitatis nun ist ja dieses, daß alle Dinge in dieser Welt vergänglich sind, einer der größten Trostgründe, die man in dieser und in allen anderen Angelegenheiten haben kann. Aber immerhin, für die vielen einzelnen, die davon betroffen sind — und es sind sehr viele einzelne — wirkt diese Art Tröstung eben auch nur vorübergehend, weil auch sie die Eigenschaft hat, mit der Zeit wandelbar zu sein (sehr gut! links), und darum wird die Frage, ob man außer diesem Trost, daß von selbst die zu hohen Preise einmal vergehen, nicht doch auch mit den Kräften des Staates noch etwas mehr tun kann, nicht nur unsere heutige Sitzung, sondern die Volkskreise draußen noch sehr lange tief beschäftigen. Denn es handelt sich bei der diesmaligen Aussprache über diese Dinge nicht nur um die Teurung der Lebensmittel an sich, sondern zugleich darum, daß wir am Anfang einer niedergehenden Konjunktur im Wirtschaftsleben überhaupt mit dieser Teurungsfrage zu tun haben. Es ist vorhin von zwei Herren Rednern gewarnt worden, wir sollten nicht von der wirtschaftlichen Krisis zu viel reden, weil nämlich, wenn man von der Krisis redet, man möglicherweise den allgemeinen Eindruck der kritischen Lage vermehrt. Und bei einer solchen Krisis ist allerdings der Glaube an sie selbst ein Stück der störend wirkenden Kräfte mit. (Sehr richtig! links.) In diesem Sinne werde ich auch durchaus nicht daran denken, zu sagen, daß wir nun nächstens kritische Katastrophen haben müßten in unserm Wirtschaftsleben, sondern ich gehe nur aus von der uns allen bekannten Tatsache der heutigen Lage des deutschen Geldmarktes und dem Vergleich dieser Lage mit der Lage im Juni 1900 und verfolge von da aus die Gedankengänge, wie sie am besten in den Arbeiten des Vereins für Sozialpolitik niedergelegt sind über die geschichtliche Entwicklung der letzten deutschen Krisis. Dort sieht man der Reihe nach die Schwierigkeiten auf dem Geldmarkt, die Schwierigkeiten im Bauhandwerk, die Stockungen in der Metallindustrie, und wie daran allmählich in der Textilbranche usw. sich einzelne Stockungen hefteten und die Arbeitslosigkeit weiter zunahm, bis ungefähr zwei Jahre später die niedrigste Entwicklung erreicht war. Nicht daß es genau ebenso kommen müßte, aber die gegenwärtige Situation zwingt uns doch, zu erwägen, was hat die damalige Krisis gebracht, und wie ist sie überwunden? Finanziell sind Verluste gewesen, die sind wieder ausgeglichen, die Leute leben heute noch weiter und zum Teil nicht schlechter als vor der Zollkrisis! Außerdem hat jene Krisis Warenpreise niedergeworfen, die Warenpreise aber haben sich auch wieder erholt, zum Teil sogar sehr reichlich, und gerade die allzugute Erholung ist mit eine Ursache, warum wir heute über diese Dinge zu reden haben. Aber was sich nicht erholt, das ist das lebendige Menschenmaterial, das einer jeden Krisis zum Opfer fällt. (Sehr richtig! links.) Die Quantität des Untergangs von arbeitsfähigen Menschen, die ein nationales Kapital bedeuten, ist der eigentliche dauernde Restbestandteil einer derartigen Krise. Wie geht das zu? Den Erörterungen von Professor Jastrow mit seiner guten Statistik folgend, hebe ich besonders drei Dinge heraus. Erstens: die Stockung der Wohnungsbautätigkeit bedeutet für etliche Jahre weiter eine Steigerung jener Wohnungsnot, die ihre Folge für die Bevölkerungs-Vermehrung, -Gesundheit und -Sittlichkeit hat; zweitens: das Verdrängen männlicher Arbeit durch gering bezahlte weibliche Arbeit — was in der Statistik Jastrows als ein Hauptcharakteristikum der kritischen Zeiten dargetan ist — verändert die Lebensbedingungen vieler Familien und Männer nach der ungünstigen Seite hin, und drittens kommt der absolute Verlust derer hinzu, die ihre Arbeit auf längere Zeit verlieren und später den Anschluß an die Arbeitstätigkeit nicht wiederfinden. Das sind die dauernden Realverluste der Volkswirtschaft —, diese menschlichen Verluste. Und diese menschlichen Realverluste einer kritischen Zeit werden vermehrt und gesteigert eben dadurch, wenn gleichzeitig die Volksernährung in ihren gesunden Elementarbestandteilen vermindert wird. Das scheint mir das Problem zu sein: wir gehen einer Zeit entgegen, wo der Haushalt sowieso erschwert ist, und in dieser selben Zeit haben wir, aus anderen Ursachen, jene absolut hohe Gestaltung der Getreidepreise. Es ist ohne weiteres zugegeben, daß die Zölle die Getreidepreise an sich nicht gemacht haben, sondern daß es die Ernten des Auslandes sind. Die Zölle treten hier wie sonst als ein verstärkendes Element mit hinzu. Da aber vom Standpunkt der Staatsverwaltung aus ja Ernten nicht beeinflußt werden können, da auch der übrige Gang der Krisis im allgemeinen sich gar nicht irgendwie einem direkten staatlichen Eingriff öffnet, so ist diese Frage der Zölle naturgemäß die rechte und fast einzige, vor der eine Staatsverwaltung in einer derartigen Lage stehen kann. (Sehr richtig! links.) Darum sollen die Herren — wie Herr Dr. Roesicke es vorhin tat — uns nicht vorhalten, als ob wir das Lied von den Zöllen aus einer Art Monomanie immer sängen, ob nun die Sonne scheint oder es regnet. Die Sache liegt vielmehr so: politisch kommen nur Dinge in Betracht, bei denen überhaupt Staatsaktionen möglich sind zur Vermeidung von Not und Druck, und darum muß die Zollfrage hier immer wieder in den Vordergrund gestellt werden. Wenn uns da aber gesagt worden ist, jetzt, in den schönen Zeiten des Blocks, sei man nicht gut in der Lage, über diese harten Dinge offen zu reden, so würde ich meinesteils gar nicht darauf gekommen sein, es erst zu verteidigen, daß wir darüber reden, wenn ich nicht gezwungen wäre einesteils durch die Angriffe, die gegen meinen Fraktionsfreund Gyßling gerichtet sind, und anderenteils durch das liebenswürdige Zitat, das Herr Scheidemann aus dem „März“ von mir vorgeholt hat.

Was den Herrn Abgeordneten Gyßling anlangt, so ist nichts unrichtiger, als ihm einen Mangel an Energie in jenen, von allen Freisinnigen geteilten antizöllnerischen Prinzipien zuzutrauen. Was er erklärt hat, heißt: er hat die Wiedereinführung des Identitätsnachweises nicht befürworten können, weil er die sehr zweifelhaften Wirkungen dieser Maßregel betont hat. Dann — etwas, was ich nicht persönlich tun werde — hat er sich gegen die zeitweilige Suspension der Zölle ausgesprochen, auch aus der Zweifelhaftigkeit der Wirkung einer bloß zeitweiligen Aufhebung. Er hat aber seinen grundsätzlichen Gegensatz gegen die gegenwärtige deutsche Zollpolitik mit Zitaten aus Parteiprogrammen und mit persönlichen Äußerungen in einer Weise hier festgelegt, daß er mich bittet, die Anwesenden darüber aufzuklären, daß alle andersartigen Deutungen seiner Worte fälschliche gewesen sind. (Bravo!) Gerade dieses letztere gibt mir den Übergang zu jenem Zitat aus dem „März“. Dort habe ich gesagt, auf den freisinnigen Parteitagen der letzten Zeit wäre der Zollkampf „vorsichtig und milde“ geführt worden. Das war mein persönlicher Eindruck. Mein Temperament wäre vielleicht etwas weiter gegangen, als es auf diesen Tagungen geschehen ist. Jedenfalls beweist es aber, daß in der Form Achtung vor der politischen Situation gewahrt wurde, die wir als vorhanden anerkennen. Nun aber wird mir gesagt: ich sei ja gerade nicht derjenige, der in der Form die Achtung gewahrt hat, die man dem Block schuldet, denn ich habe von der Sicherung des „Raubes vom Dezember 1902“ gesprochen. Nun kann ich ja das juristische Gemälde ablehnen, welches Herr Scheidemann nachher freundlich an dieses Zitat angehängt hat. Ich beschäftige mich nur mit

dem, was ich gesagt habe, und da meine ich zunächst: über die Dinge, die vor der Blockgründung zurückliegen, werden wir doch allseitig ein freies Urteil auch weiterhin haben dürfen. Und jeder einzelne von uns ist doch nicht bloß ein Stück Block, sondern jeder von uns ist auch ein Stück lebendiger Mensch, der nicht vergessen kann, was er in jener langen Nacht im Dezember 1902 empfunden hat. (Sehr richtig!) Und dann sage ich weiterhin: solche Worte begegnen uns innerhalb und außerhalb der Mauern. Denn, wenn ich mich recht erinnere, hat vorhin Herr Roesicke — nicht in einer Zeitschrift, die in Süddeutschland erscheint, sondern in diesem unsern Raum nach links hin — und doch sicher nicht nur zu den Sozialdemokraten, denn es bezog sich alles auf Dinge, wo die Sozialdemokraten und wir ganz dieselbe Anschauung haben — unsre ernsthafte, aus volkswirtschaftlicher Überzeugung und moralischen Gründen, herausgekommene Arbeit, die Preise zu verbilligen, „Rummel" genannt und sagte von uns, wir „verspeisen täglich Junker". (Heiterkeit.) Ein derartiger Vorwurf! (Erneute Heiterkeit.) Dann wirft er uns vor, wir hätten einen „femininen Einschlag". (Heiterkeit.) Ich wiederhole das nicht, um nun meinesteils eine tragische Klage daran zu knüpfen, sondern bloß, um zu sagen: mit derartigen Ausdrücken allein wird der Ernst einer politischen Situation im übrigen weder alteriert noch gebessert. (Sehr richtig!) Und der Block bedeutet für uns keineswegs — das beweisen vor allem die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Roesicke — irgendwelches Zurückstellen unsrer wirtschaftspolitischen Bekenntnisse. (Lebhafte Zustimmung links.) Denn, wenn wir das unsrerseits tun wollten — wozu wäre denn dann überhaupt noch der Liberalismus in Deutschland vorhanden? (Zuruf rechts — Heiterkeit.) Ich verstehe Sie leider nicht; ach, Sie meinen, Sie hielten den Liberalismus für unnötig — das beruht auf Gegenseitigkeit! (Heiterkeit.) Wenn wir also unsrerseits zur gegenwärtigen Situation unser wirtschaftliches Bekenntnis aussprechen, so muß dieses heißen: die erste Periode der neuen Zollentwicklung ist für diejenigen Parteien, die diese Zölle durchgesetzt haben, unter außerordentlich günstigen Welthandelsverhältnissen vor sich gegangen. (Sehr richtig! links.) Jene große allgemeine, internationale, aufsteigende Konjunktur, die beinahe unerschöpflich schien in den letzten Jahren, hat den Zollneubau einfach mitgetragen und über Wasser gehalten. (Sehr richtig! links.) Alle jene Vorzüge, die hier gerühmt worden sind und vom Herrn Staatssekretär und andern Rednern hervorgehoben wurden: die Löhne sind gesteigert, die Quantitäten der Konsumartikel pro Kopf sind gewachsen — das ist alles wahr! Das nun aber auf die Rechnung der Zollpolitik zu schreiben, das ist es, was wir ablehnen. (Sehr richtig! links.) Wir hatten bis jetzt große Konjunkturen, die stark genug waren, auch die schlechten Gesetze mitzutragen. Als wir das umgekehrte Experiment hatten, nämlich die Zolleniedrigung der Caprivischen Zeit, traf sie auch mit einem aufsteigenden Geschäftsgang zusammen, und es hätte sich damals genau dieselbe Rechnung daraus anstellen lassen. Das aber beweist nur, daß die Zölle nicht die Weltwirtschaft oder Volkswirtschaft an sich machen, sondern nur ein Glied in ihr sind; sie werden als erschwerende Glieder jetzt erst, wenn die wirtschaftliche Krisis kommt, heraustreten und empfunden werden. (Sehr richtig! links.) Und zwar abgesehen von jenem persönlichen Druck des einzelnen Haushalts, der ein großer politischer Faktor werden kann, weil die Stimmung des Haushalts schließlich zur politischen Stimmung wird! Aber also abgesehen von jenem Druck wirkt der Zoll während der ganzen Krisis zunächst als Einschränkung des inneren Konsums. Dann müssen unsre Fertigfabrikationen mühsam anfangen, den jetzt beim steigenden inneren Markte etwas zu sehr verlorenen Auslandsverkehr wiederzugewinnen, bei diesem Versuch aber, den Auslandsverkehr wieder zu beleben, werden Sie erst fühlen, was inzwischen in Deutschland anders geworden ist durch die abschließende Zollgesetzgebung und die Erhöhung jener Differenz in den Lebensbedingungen der Arbeiterschichten unsres Landes und andrer industrieller Länder. (Zustimmung links.) Wenn demgegenüber gesagt ist, ja, die Steigerung des inneren Marktes durch die Höhe der landwirtschaftlichen Erzeugnisse wird gerade die Krisis mildern und uns darüber hinweghelfen, so gebe ich das so lange zu, solange einigermaßen die Steigerung der inneren Konsumkraft der deutschen Bauern unter diesen Umständen fortdauern wird. Aber die Kaufkraft der meisten Bauern wird leider nicht übermäßig fortdauern, weil auf dem Gebiete des Fleischmarktes, der für die Finanzen des Bauern zweifellos viel wichtiger ist als der Getreidemarkt, die umgekehrte Entwicklung vorhanden ist, als auf dem Getreidemarkte. Ich kann mich in dieser Beziehung nicht der Anschauung des Herrn Scheidemann anschließen, der in Aussicht stellte, daß wir gleichzeitig neben großer Getreideteuerung auch noch ebenso steigende Fleischteuerung haben werden. Dem widerspricht, wie schon von andern Herren angeführt, ein ganzer Teil statistischen Materials, das schon bis heute vorliegt. (Sehr richtig! links.) Aber vor allen Dingen widerspricht ihm etwas, was beinahe als ein Grundgesetz der Statik dieses Teils unsres wirtschaftlichen Lebens anzusehen ist — das ist: je mehr Geld man für Körnerfrucht ausgeben muß, desto weniger Geld kann die Masse für Fleisch übrig haben. (Zustimmung links). Und von diesem Grundsatz aus wird der Bauer in seiner Viehkasse die Zusammenwirkung der teuren Getreidepreise und der Krisis merken, und von da an verschwindet jene mildernde Wirkung des inneren Marktes, und es tritt für Land und Stadt die ganze Schärfe der durch die Zölle geschaffenen harten Lage hervor. Was ist demgegenüber zu machen? Zunächst natürlich ist zu sagen: die Schuld aller dieser Dinge kommt auf die Häupter derer, die daran schuldig sind! Wer wie wir daran unschuldig ist, kann ja sagen, die andern haben es gemacht, die sollen sehen, wie sie sich heraushelfen! Aber mit diesem rein theoretischen Protest gegen die Zollstimmung an sich ändern wir doch eben jene wirklichen bedrückenden Zustände nicht, daß die Qualitätsverschlechterung der Bevölkerung durch die Krisis durch Zölle noch weiter verschärft wird. Das ist nicht nur eine Mitleidsangelegenheit, zu sagen: wieviel Leute werden hier zerdrückt? — auch als Mitleidsangelegenheit wäre es achtungswert genug für diese Körperschaft! —; es ist ebenso eine militärische Angelegenheit: wie sieht die Kinderernährung der Generation aus, die unter diesen Preisverhältnissen jetzt von ihren Müttern ernährt wird? (Sehr gut! sehr richtig! links. Lachen rechts.) Es ist ohne Zweifel: sobald Sie überhaupt je in Armenpflege oder ähnlicher Arbeit gestanden haben, so werden Sie wissen, was die Ernährungsfrage für die nächste Generation bedeutet. (Sehr richtig! links. Unruhe rechts.) Diese Ernährungsfrage für Gegenwärtige und Zukünftige ist es, die heute präzis vor uns gestellt ist.

Der erste Vorschlag, der da nun vorliegt: die Wiedereinführung des Identitätsnachweises, wird von meinen näheren politischen Freunden und von mir nicht für ein richtiges Mittel gehalten, weil erstens die theoretische Debatte, wem eigentlich jene Identitätsnachweisaufhebung mehr nützt oder mehr schadet, sehr wechselt nach dem augenblicklichen Zustand des Marktes, und weil beim gegenwärtigen Marktzustand bei einer Situation, wo wir kein überschüssiges Roggengetreide ausführen können, die Vermutung naheliegt, daß auch eine Änderung dieser gesetzlichen Bestimmungen am Tatbestand nichts ändert. Direkt betroffen scheinen davon einige Grenzgebiete in Oberschlesien und in Süddeutschland nach der Schweiz hin; die andern Gebiete sind nach meiner Meinung und nach der meiner politischen Freunde nicht direkt davon betroffen. Sie sind aber alle direkt betroffen durch die Frage der Eisenbahntarife in bezug auf Getreidelieferungen aus dem Land heraus und in das Land hinein, und wenn auch diese Frage formell der Königlich Preußischen Staatsverwaltung untersteht und nicht der deutschen Reichsregierung, so wäre es doch erfreulich gewesen, wenn der Herr Staatssekretär des Innern auch in seiner hervorragenden preußischen Eigenschaft ein Wort zu diesen Dingen gefunden und darüber gesprochen hätte, wie diese Frachtverhältnisse zu den jetzigen Notstandsdingen sich verhalten, und ob es nicht Zeit ist, alle Erleichterungen für Getreideausfuhr, welche auf Staatsbahnen geleistet werden, jetzt bei dieser Situation zurückzuziehen. (Sehr gut! links.) Das ist eine Angelegenheit, die durchführbar ist, die innerhalb der Macht der Staatsverwaltung liegt, und eine Angelegenheit, deren Folgen für die beteiligten Gegenden schon sehr direkte und klare sein würden. Außerdem aber ist zu fordern die vorübergehende Aufhebung der Nahrungsmittelzölle. Es ist ohne Zweifel

richtig, wenn mein Fraktionsfreund Gyßling sagt, auch diese habe ihren großen Bedenken wegen der Unsicherheit des Handels, der nicht weiß, auf was er sich in Zukunft einrichten soll, bedenklich wegen der Schwierigkeiten der Terminbestimmung dieser zeitweiligen Aufhebung, bedenklich deswegen, weil man keineswegs genau sagen kann, wie die Preisbildung dann in dieser kurzen Zwischenzeit vor sich geht. Aber immerhin, der Hinweis auf solche sachlichen Bedenken soll uns in dieser schweren Sache nicht abhalten, das Nächstnotwendige zu beantragen und zu fordern. Auch nicht der Hinweis auf Frankreich, denn die französischen Verhältnisse sind durch die Kolonie Algier in ganz andrer Weise beeinflußt als die deutschen Verhältnisse. (Sehr richtig! links.) Es lassen sich fast alle Beispiele über die Wirkung der Zölle in Frankreich aus Gründen Algeriens auf Deutschland nicht übertragen. (Zuruf links: Geringere Bevölkerungsdichtigkeit!) Das deutsche Zollgebiet ist in sich abgegrenzt, hat keine großen Getreidekammern im Hintergrund. Bei uns tritt in unsrer Abgegrenztheit die Not sofort stärker heraus, wenn nicht direkt für die Zeit der drängenden Not etwas dagegen getan wird. Hebe man die Zölle auf, bis die größte Not vorüber ist; dann geht nachher wieder die große Zolldebatte an sich ihren Weg, und das halte ich politisch für einen der größten Vorteile der gegenwärtigen Lage, daß die Bevölkerung wirtschaftspolitisch zu denken anfängt. So gut, wie der Bund der Landwirte anfangs der neunziger Jahre geweckt wurde, um reichlich zehn Jahre später seine Ernte unter Dach und Fach zu bringen, so soll jetzt die Krisis, verbunden mit der gegenwärtigen Teurung, auf unsrer Seite jenes Stück wirtschaftlicher, politischer Energie wachrufen, aus dem heraus, wenn die Wende der Zeiten im Zollsystem kommt, ein anderes Zollsystem zum Nutzen Deutschlands aufblüht. (Lebhaftes Bravo links, Zuruf rechts.)

Südwestafrika

Mit den folgenden Ausführungen bitte ich, den Lesern der „Hilfe" den kürzlich erschienenen Band meiner „Deutschen Kolonialwirtschaft", der Südwestafrika behandelt, anzeigen zu dürfen. (510 Seiten mit 24 ganzseitigen Tondruckbildern und einer Karte. Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg. In Leinenband gebunden 10 M.)

Ich habe mit dieser Arbeit versucht, eine ausgesprochene kolonialwirtschaftliche Darstellung zu geben und will diese Methode auch bei den folgenden Bänden durchführen, die voraussichtlich nacheinander erscheinen werden und zweitens Kamerun und Togo, drittens Ostafrika, viertens Kiautschou und die Besitzungen in der Südsee behandeln sollen. Mit dieser Begrenzung auf das wirtschaftliche Gebiet versteht sich von selbst, was der Leser in diesem Werk nicht suchen soll: keine Beiträge zur wissenschaftlichen Ethnographie, Geologie, Klimatologie, die zweifellos zu einer erschöpfenden Gesamtdarstellung eines Landes gehören. Soweit Fragen aus diesen Gebieten berührt worden sind, ist es nur an denjenigen Stellen geschehen, wo sie für das Verständnis der wirtschaftlichen Verhältnisse herangezogen werden müssen. Es handelt sich also nicht um eine wirtschaftliche Landeskunde von Südwestafrika, sondern um ein Handbuch der Kolonialwirtschaft, wie sie sich auf diesem besonderen Boden zu gestalten begonnen hat, und wie sie in Zukunft in rationeller Weise weiterzuführen ist. Die sehr eigentümliche physikalische Eigenart des Landes, die von allen dem deutschen Leser aus eigner Erfahrung bekannten Dingen in grundverschiedener Weise abweicht, hat allerdings dazu genötigt, eine ausführliche Landesbeschreibung voranzustellen, die aber keinen andern Zweck verfolgt als den, das Verständnis für die besondere südafrikanische Wirtschaftsweise vorzubereiten. Südwestafrika ist nach mehr als einer Richtung hin ein Schulbeispiel für die Fehler geworden, die ein im Kolonisieren ungeübtes Volk, wie wir es vor 25 Jahren waren und großenteils auch noch heute sind, bei seinem ersten tastenden Versuch auf diesem neuen Gebiet begehen mußte. Man darf es heute wohl sagen, daß in Südwestafrika von Anfang an eigentlich alles verkehrt angefangen ist, und daß die ungeheuren Opfer, die uns diese Kolonie von 1904 ab bis heute gekostet hat, nur die notwendige Folge einer Reihe von Mißgriffen waren, deren grundlegende Anfänge in die ersten Jahre nach der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft zurückreichen. Wie die Dinge liegen, wäre es aber eine falsche Auffassung, wenn man die Verantwortung für die gemachten Fehler und für die schließliche Katastrophe in erster Linie bei den Persönlichkeiten suchen wollte, denen die Verwaltung der Kolonie anvertraut war. Schon der erste Windhuker Landeshauptmann, Major von François, hat erkannt, worum es sich handelte, wenn man den neuen Besitz militärisch sichern und wirtschaftlich entwickeln wollte: die Eingeborenen müßten entwaffnet werden. Er hat diese Notwendigkeit der damaligen Kolonialverwaltung gegenüber wiederholt und entschieden betont, aber er hat in Berlin keinerlei Verständnis dafür gefunden. Die Vorstellungen, die man in der damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts über Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft hegte, waren so unklar und von aller Sachkenntnis wie von aller richtigen Auffassungsgabe so entfernt, wie nur irgend möglich. Man kann diese Tatsache heute feststellen, ohne jenen Männern, die heute zum größten Teil nicht mehr unter den Lebenden sind, ein Unrecht oder eine Kränkung zuzufügen. Woher hätten sie auch nach der Art der ganzen Vorbildung, über die sie verfügten, und nach der Art des amtlichen Wirkungskreises, in dem sie bis dahin tätig waren, eine Vorstellung von den wirklichen Notwendigkeiten haben sollen! Allerdings, eine Schuld trifft sie: nicht, daß ihnen die Aufgabe fremd war, vor die sie gestellt worden, sondern daß sie es im großen und ganzen nicht für nötig hielten, praktisch erfahrene und moralisch intakte Kräfte für die Leitung unsrer ersten kolonialen Versuche von dort her zu gewinnen, wo solche zu haben waren. Dieses übermäßige Selbstvertrauen, daß es nicht nur für möglich, sondern im Grunde für selbstverständlich hielt, mit den gewohnten und unter den heimischen Verhältnissen auf das Vollkommenste gehandhabten Methoden des preußisch-deutschen bureaukratisch gebildeten Beamtentums auch in Afrika Kolonialpolitik zu machen, hat sich durch die unrettbare Verfahrung der südwestafrikanischen Dinge schon in den ersten Jahren nach der Besitzergreifung gerächt. Als der damalige Major Leutwein 1894 die Verwaltung von Südwestafrika übernahm, war es überhaupt nicht mehr möglich, die bereits begangenen Fehler wieder gut zu machen. Man hatte die Eingeborenen sich schwer bewaffnen, Tausende von Hinterladern und gewaltige Mengen von Munition ins Land gelangen lassen, man hatte diejenigen Gebiete, die von vornherein als Kronland hätten in Betracht kommen können, an die spekulativen Landgesellschaften teils bereits verschenkt, teils bindende Zusagen über ihre Schenkung erteilt — und man war vor allen Dingen noch fest überzeugt, mit der eingeschlagenen Methode auf dem richtigen Wege zu sein. So oft unsre frühere Kolonialmisere zur Sprache kommt, erhebt sich auch gegen den Reichstag der Vorwurf, daß er keine genügenden Mittel für eine kräftige Kolonialpolitik bewilligt habe, und daß es aus diesem Grunde unmöglich gewesen sei, Besseres zu leisten. Daß der Reichstag in seiner großen Mehrheit nicht kolonialfreundlich war, ist richtig, und daß der größte Teil der Abgeordneten für koloniale Dinge kein Verständnis besaß. Auf der andern Seite aber muß man bedenken, daß ein gut unterrichteter und kolonialfreundlicher Reichstag der Regierung wahrscheinlich noch weniger Mittel für ihre Kolonialpolitik bewilligt hätte, als tatsächlich geschah; denn er hätte alsdann die Fehler, die von seiten der Verwaltung gemacht wurden, die Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit in den kolonialen Informationen der Regierung und die auf Unkenntnis der Verhältnisse beruhende Schwäche in den Argumenten, mit denen koloniale Forderungen vor dem Reichstag vertreten wurden, noch ganz anders durchschaut. Diese schwächste Periode deutscher Kolonialpolitik schloß mit dem Rücktritt des Kolonialdirektors von Buchka ab; ihr typischer Vertreter war der verstorbene Geheimrat Kayser, dessen Leistungsfähigkeit auf andern Gebieten durch dieses Urteil selbstverständlich nicht berührt werden soll. Unter der Verwaltung des Kolonialdirektors Stübel war die Behandlung der Verhältnisse in den Kolonien selbst, nicht vor allen Dingen die Kenntnisse der Verwaltung über ihre eignen Angelegenheiten, die Einsicht in einer Reihe von wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die Durcharbeitung des Materials, das zur Vorlage vor den Reichstag gelangte, im Durchschnitt bereits sehr viel besser, und es ist sehr verkehrt, wenn die öffentliche Meinung jetzt zu der Auffassung neigt, als ob vor dem Dezember 1906 in der Kolonialverwaltung daheim und draußen nichts Brauchbares geleistet worden sei. Ungenügend waren vor allen Dingen gewisse Persönlichkeiten in Berlin, und schädlich war die allgemeine Abhängigkeit vom Zentrum, für die aber in erster Linie nicht die Kolonialabteilung, sondern die allgemeine Richtung der Reichspolitik verantwortlich war.

Nach Lage der Dinge konnte also eine Darstellung der kolonialwirtschaftlichen Entwicklung Südwestafrikas bis zu dem Aufstande von 1904, auf den sich das Urteil über Gegenwart und Zukunft der Kolonie aufbauen muß, nicht anders als kritisch ausfallen, und ich hätte es für eine starke Verkennung der Aufgabe einer solchen Arbeit gehalten, eine Verwischung oder Beschönigung der gemachten schweren Fehler zu versuchen. Daß ich die Fehler nicht um der Fehler, sondern um der Besserung willen dargestellt habe, wird jedermann bald merken, der an die Lektüre des Buches herantritt. Auch das neue Regime, das in Südwestafrika nach der Niederwerfung des Hereroaufstandes 1905 begann, hat die Maßnahmen zum Teil grundlegender Art auf dem Gebiet der Besiedelungspolitik ergriffen, die ich meiner ehrlichen Überzeugung nach nicht für glücklich halten kann, und wegen der Unvereinbarkeit meiner Überzeugung mit dieser Richtung habe ich die Konsequenz des Ausscheidens aus dem Kolonialdienst gezogen. Wenn die Nachrichten richtig sind, die in allerletzter Zeit aus Südwestafrika hierher

gelangen, so ist in der dortigen Verwaltung auch bereits ein gewisses Zurückdrehen von der künstlichen Propagierung des Kleinsiedelungswesens mit öffentlichen Mitteln, von der Beschränkung des Landerwerbs und von der Einengung der freien Ansiedelung durch allerlei bureaukratische Bedenklichkeiten spürbar. Auf der andern Seite soll aber nicht verschwiegen werden, daß sich der frühere Gouverneur und jetzige Staatssekretär von Lindequist durch seine Verordnungen zur Eingeborenenfrage, die ich in meinem Buche leider nicht mehr habe mitberühren können, ein großes und wahrhaft staatsmännisches Verdienst nicht nur um Südwestafrika, sondern um unsre gesamte Kolonialpolitik erworben hat. Der Grundsatz, daß auch der deutsche Anteil an Südwestafrika „weißen Mannes Land" ist, daß der moralische Grund und Boden den deutschen Ansiedlern und dem Zuwachs und Zuzug aus der deutschen Heimat gehört, daß die weiße Rasse einen praktischen wirtschaftlichen Anspruch auf die Arbeit der farbigen erheben darf, denen gegenüber sie damit natürlich eine umfassende Fürsorgepflicht übernimmt, ist in diesen Verordnungen kräftig zum Ausdruck gebracht. Gerade für entschieden liberale Kreise erwächst jetzt die Aufgabe, sich mit dem Wesen der Eingeborenenfrage in Afrika, die gleichbedeutend mit der Frage der Eingeborenenarbeit ist, unbefangen vertraut zu machen. Die Sachkenntnis, die aus der Arbeit der Aneignung all des einschlägigen Tatsachenmaterials fließt, wird unsre Freunde, soweit sie nicht bereits auf dem entsprechenden Standpunkt stehen, zweifellos von der Richtigkeit des Weges überzeugen, den das Kolonialamt mit den Lindequistschen Verordnungen eingeschlagen hat.

Eine besondere Schwierigkeit ergab sich für mich als Nichtmilitär für die Beurteilung der Einwirkungen, die durch die Kriegführung bei der Niederwerfung des Aufstands nach der politischen Seite hin erwuchsen. Es handelt sich dabei vor allen Dingen um Fragen der Eingeborenenpolitik. Die Haltung, die General Leutwein als Gouverneur in der Eingeborenenfrage beobachtet hat, wird in Deutschland überwiegend und in Südwestafrika so gut wie übereinstimmend als falsch bezeichnet. Ich kann mich aber hierüber dem Urteil meiner südwestafrikanischen Freunde im Prinzip nicht anschließen, so sehr ich es auch vom menschlichen Standpunkt aus begreife. Sie haben schon vor dem Aufstande eine entschiedenere, d. h. eine schärfer auf die Zurückdrängung der Eingeborenen ausgehende Haltung des Gouvernements gewünscht, und sie sehen den Zusammenbruch von 1904 als eine Bestätigung dafür an, daß sie und nicht der Gouverneur mit ihren politischen Grundsätzen recht gehabt hätten. Trotzdem aber war die Leutweinsche Politik auf der schiefen und unglücklichen Grundlage, die durch die Fehler der ersten Zeit geschaffen war, die einzig mögliche. Damit, daß sie notwendig war, ist natürlich nicht gesagt, daß diese Notwendigkeit nicht im höchsten Grade bedauerlich war. Hier liegt vielleicht eine gewisse Differenz zwischen meinem früheren Vorgesetzten und mir vor, insofern, als er die Aufgabe des Hinhaltens und Temporisierens gegenüber den Eingeborenen nicht so sehr als ein bitteres Muß empfand, wie als eine an sich berechtigte Methode afrikanischer Kolonialpolitik. Das Urteil Leutweins über den Charakter der politischen Lage und über die kriegerische Kraft der Eingeborenen in materieller wie in moralischer Beziehung war aber der damaligen öffentlichen Meinung im Schutzgebiet gegenüber zweifellos das Richtige, und es muß als eine besonders unglückliche, ja tragische Verkettung der Umstände bezeichnet werden, wenn der Gouverneur trotz des richtigen Angemutzes, daß er für die von seiten der Eingeborenen drohende Gefahr besaß, die Katastrophe erleben mußte. Wie sehr ein Teil der Weißen sich in seinem Urteil täuschte, beweist unter anderm der Vorschlag, dessen Besprechung ich wenige Monate vor dem Aufstande im Windhuker Bezirksverein selbst miterlebte: die militärisch organisierte Schutztruppe in ein Polizeikorps zu verwandeln und die Vermehrung der bewaffneten Macht im Lande durch eine Gebirgsbatterie als überflüssigen und unproduktiven Kolonialmilitarismus abzulehnen. Für die nähere Darstellung der sehr verwickelten Verhältnisse vor dem Kriege und des Zusammenhangs der Ereignisse, die zum Ausbruch des Aufstandes geführt haben, kann ich nur auf das Buch selbst verweisen; ebenso auch für die Begründung des Urteils über die unglücklichen politischen und wirtschaftlichen Folgen der Kriegführung des Generalleutnants von Trotha und der Ablösung Leutweins im Oberbefehl und der Ausübung der höchsten Autorität im Lande vor Beendigung der Unruhen.

Paul Rohrbach.

Eingegangene Bücher

Die mit * versehenen Bücher sind zur Besprechung bereits vergeben.

Emil Lucka: Tod und Leben. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin W. 284 S. 3,50 M.

Karl Schultze: Aus acht Jahrzehnten. Lebenserinnerungen. Friedrich Andreas Perthes, Gotha. 269 S. 5 M.

Friedrich Daab: Jesus von Nazareth. Wie wir ihn heute sehen. Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf. 224 S.

Gustav Tietsch: Schulreden. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig. 207 S. 2,80 M.

Ernst Fuchs: Schreibjustiz und Richterkönigtum. Ein Mahnwort zur Schul- und Justizreform. Teutonia-Verlag, Leipzig. 115 S. 2 M.

Dr. Georg Liebe: Unterricht im Freien. (Mit Vorwort von Prof. Gurlitt.) Theodor Krische, Erlangen. 46 S. 0,75 M.

Ernst Lorenzen: Kinder vom Lande. Freie Aufsätze für Kinder und Leute, die's gewesen sind. Ernst Wunderlich, Leipzig. 117 S.

P. Bader: Augentäuschungen. Dürr'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 72 S. 1,40 M.

Prof. Dr. O. Bertling: Geschichte der alten Philosophie als Weg der Erforschung der Kausalität. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. 128 S. 2,50 M.

Arthur Dix: Afrikanische Verkehrspolitik. Hermann Paetel, Berlin. 88 S. 2,50 M.

Kohlis. (E. Kyffhausen.): Das Wein-Turnier. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. Hermann Ehbock. 399 S. 4 M. geh., 5 M. gbd.

*Walter Schulte vom Brühl: Der Meister. Ein Rokoko-Roman. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. Hermann Ehbock. 309 S. 5 M. gbd.

Dr. Wittich: Monismus und Dualismus. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. 47 S. 1 M.

Schlesien. Illustrierte Monatsschrift zur Pflege heimatlicher Interessen. Schriftleitung B. Clemenz, Liegnitz. G. Siwinna, Kattowitz. Vierteljährl. 3 M.

Max Sartorius: 22 Jahre kgl. preuß. Oberlehrer. Hermann Walther, Berlin W. 30. 270 S. 4 M.

*Baden. Seine Kunst und Kultur. J. A. Beringer: Kurpfälz. Kunst und Kultur im 18. Jahrh. J. Bielefelds Verlag, Freiburg, Baden. 189 S. 3 M. geh., 4 M. geb.

Karl Widmer: Keramik. J. Bielefelds Verlag, Freiburg, Baden. 75 S. 2 M. geh., 3 M. gbd.

Bezin: Kinderleben. Gedichte und Bilder. Albert Ahn, Köln. 4 M.

Hans Freimark: Das Geschlecht als Mittler des Übersinnlichen. Lotus-Verlag, Leipzig. 112 S.

*Ingeborg Andresen: Hinter Deich unter Dünen. Geschichten aus Nordfriesland. Walther G. Mühlau, Kiel. 218 S. 3,50 M.

Henry Wagner: Bedingt das Grab die Vernichtung unsrer Persönlichkeit? „Osiris", H. Wagner, Mülhausen i. E. 282 S.

Hugo Freytag: Deutsches Christentum. M. Heinsius Nachf., Apolda. 56 S. 0,80 M.

Martin Burchardt: Betrachtungen und Vorschläge zum Scheckgesetzentwurf. Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt Berlin. 10 S.

*Deutsche Geschichte. 9. Band: Deutsche Geschichte. Dr. Karl Lamprecht. III. Abteilung: Neueste Zeit. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. 516 S.

Max Geißler: Die Musikantenstadt. Roman. Ein deutsches Hausbuch. L. Staackmann, Leipzig. 309 S. 3,50 M. geh., 5 M. gbd.

Ferdinand Bernt: Till's Irrgänge. L. Staackmann, Leipzig. 304 S. 4 M. geh., 5 M. gbd.

*Rudolf Greinz: Das stille Nest, ein Tiroler Roman. L. Staackmann. Leipzig. 382 S. 4 M. geh., 5 M. gbd.

*Carl Hauptmann: Moses. Bühnendichtung in 5 Akten. Gg. D. W. Callwey, München. 234 S.

*Moeller van den Bruck: Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte. 5. Bd.: Gestaltende Deutsche. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 310 S. 3,50 M. geh., 4,50 M. geb.

do. 4. Bd.: Entscheidende Deutsche. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 262 S. 3 M. geh., 4 M. gbd.

do. 6. Bd.: Goethe. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 200 S. 3 M. geh., 4 M. gbd.

*Ernst Wilhelm Gaßner: Der wirtschaftliche Ausgleich. Ein Versuch zur Lösung der sozialen Frage. Briefe aus dem Nachlasse zweier Freunde. Friedrich Rothbarth, Leipzig. 183 S.

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. 79. Heft: Die berufliche und sachliche Ausbildung in der Armenpflege. Bericht: Dr. Albert Levy. Mitbericht: H. v. Frankenberg. Duncker & Humblot, Leipzig. 120 S. 2,40 M.

do. Heft 80: Kinder-, Heil- und Erholungsstätten. Bericht: Dr. Lohse. Duncker & Humblot Leipzig. 99 S. 2 M.

do. Heft 81: Berufsvormundschaft. (Generalvormundschaft). Von Prof. Dr. Klumker und Dr. Joh. Petersen. Duncker & Humblot, Leipzig. 106 S. 2,40 M.

Ludwig Kubel: Die Apotheke zu Angerbeck. 2. Auflage. Julius Zwißler, Wolfenbüttel. 487 S.

Bucura Dumbrava: Der Haiduck. W. Wunderling, Regensburg. 492 S.

Rudolf Beed: Sühne. Roman. Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand, Berlin-Leipzig. 323 S.

Guglielmo Ferrero: Größe und Niedergang Roms. I. Bd.: Wie Rom Weltreich wurde. II. Bd.: Julius Caesar. — Übersetzt von Max Pannwitz. Julius Hoffmann, Stuttgart. 390 S. 426 S. à Bd. 4 M. geh., 5 M. gbd.

Carry Brachvogel: Der Abtrünnige. Roman. Vita, Dtsch. Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg. 347 S.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 48 Berlin, 1. Dezbr. 1907

Anschaulich

Dein Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Schöpfung. Dürer.

Wir sahen Dürers Bilder miteinander an. Es war eine Freude. Mit Mannesernst und liebender Hand sucht er allüberall an die Dinge selbst heranzukommen. Wie etwas wirklich ist, so will er es erfassen: ob es ein gefälteltes Kleid oder das Fell eines Hasen, ob es die verfallenen Züge seiner alten Mutter oder der Gram der Maria unter dem Kreuze ist. „Nimm dir nimmermehr vor, daß du etwas besser möchtest oder wolltest machen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat.“ Ehrlich gegen die Welt um ihn geht er an seine Kupferplatte und trägt dort fleißig und anschaulich Stich um Stich zusammen, was sein Auge gesehen hat. Etwas anschaulich zu machen ist das Allerschwerste. Man muß das Leben selbst in all seinen Kräften und Listen kennen, will man es beschreiben, zeichnen, „abkonterfeien“ in Wort oder Bild. Alle nebensächlichen Dinge gehören mit zur Sache, und doch sollen sie den Blick nicht stören. Das einzelne muß sorgfältig, peinlich beobachtet, überlegt sein; aber man darf dem Ganzen die Mühe nicht anmerken, und es muß uns unmittelbar ergreifen durch innere Geschlossenheit. Einen einzigen Fuß zu zeichnen, ein einziges Bild rednerisch richtig zu gestalten — welche Ruhe der Auffassung, welcher Ernst der Arbeit gehört dazu!

Anschaulichkeit ist zu einem Ziel unsrer Lebensauffassung geworden. Was alles sieht man heutzutag! Die Bilder fluten gleich Strömen an unsern Augen vorbei. Wir können uns in frühere bilderärmere Zeiten gar nicht mehr hineindenken, Nacktes und Bedecktes, Schönes und Häßliches, Allgemeines und Besonderes fordern überall unsre Aufmerksamkeit. Das Angebot an unser Auge, an unsre Sinnenfähigkeit ist ins Unglaubliche gewachsen. Vielen scheint es gefährlich. Die Sinne gelten immer noch als eine versuchliche Macht. Sie sind es auch, aber keinen Grad mehr als der Geist und seine Gedankenflüge. Es ist törichte Erziehung, die Sinne nicht voll auszubilden oder sich gar ihrer schämen zu lernen. Erst wenn man sie übt und nicht mehr mit leichtem Spielen sich begnügt, merkt man den Ernst der Aufgabe und den Reichtum des Erlebens, der durch die Sinne in unser Herz einzieht. Anschauung ist ein wirklicher Gottesdienst. Wir verlieren uns an die Sache. Wir tasten das, was da in der weiten Welt der Dinge vor uns hingestellt worden ist, begierig ab, befühlen Ecken und Dichtigkeit, Schönheit und Zweck. Demütig wird man, wenn man sich so selbst verliert. Wer ein einziges Gelenk, einen flüchtigen Metallglanz in eigenartiger Kraft und wirklichem Wesen erfassen will, der tritt in unmittelbare Berührung mit den ewigen Gesetzen der Kreatur. Er schaut in Tiefen der Weisheit. Wunder der Zahlen und Maße gehen ihm auf. Die Schöpfung in ihrer unendlichen Fülle umgibt ihn wie ein Märchenschloß voll fröhlichen Zaubers. Drum freuen wir uns der Kraft zum Anschauen. Alle Schwäche und Verderbnis kommt nur vom Drüberwegsehen, vom Vorherwissen, vom lüsternen Denken über das Gesehene. Die Dinge selbst sind Zuchtmeister. Wir gehen in eine reiche Schule, wenn wir bei ihnen uns Rat erholen. Man berührt wieder den Erdboden selbst und wird gesund. Kämpfen wir um wirkliche, ernste, fröhliche Anschaulichkeit! Wer Sehen und Sinnen ernstlich treibt, der kann sich selbst sehen lassen, und dessen Sinnen schafft geraden Gang im Leben. Traub.

Der Staat und die Baukünstler

II

Wem selber nichts einfällt, als höchstens die traurige Gewißheit, daß ihm nichts, rein nichts Gescheites einfällt, der muß, wenn er Einfälle nötig hat, andre Leute befragen. Da der Staat, wie wir gesehen haben, die Baukünstler aus seinen Diensten verscheucht, muß er sich schon zu ihnen hinbemühen, wenn er sie wider Erwarten braucht. Er schreibt also dann und wann einmal einen Wettbewerb aus. Zaghaft vorläufig noch und ohne die Verpflichtung, die neuen Gedanken nun auch anzuwenden, die Anleihe bei den frei Schaffenden zu realisieren. Immerhin, er sucht bei besonderen Anlässen Fühlung mit dem Leben. Ein solcher Anlaß war beispielsweise der Neubau des Leipziger Bahnhofs. Ein Empfangsgebäude mit großen Verwaltungsräumen für die sächsische und die preußische Eisenbahn sollte mit annähernd sechs Millionen Mark Baukosten geschaffen werden. Eine große Aufgabe, eine der größten und unstrittensten, die die Gegenwart, und die im besonderen Deutschland zu vergeben hat.

Der Wettbewerb hat eine recht ansehnliche Ernte gebracht. Auch der Laie sieht auf den ersten Blick, daß hier Entwürfe vorliegen, die den Durchschnitt unsrer sogenannten monumentalen Bahnhofsbauten künstlerisch ganz beträchtlich überragen. Bei dem Entwurf von Lossow und Kühne, der den einen der beiden ersten Preise erhielt, dürften sich die Preisrichter sogar in dem seltenen Fall der Übereinstimmung mit dem Urteil der Kunstfreunde befinden. Wir alle warten nun einigermaßen gespannt der kommenden Dinge. Und um so gespannter diesmal, als der neue Hamburger Bahnhof, auf den so große Hoffnungen gesetzt wurden, leider sehr enttäuscht hat. Was wird der geheimnisvoll kreißende „Schoß der Regierungen“, der sächsischen und der preußischen, für ein Kind in die Welt setzen?

Die preisgekrönten und die außer ihnen angekauften Entwürfe gehen in den Besitz des Staates über. Was heißt denn das? Es heißt: der Staat erwirbt damit das Recht, sie zu benutzen. Er darf dem einen Entwurfe die Knochen im Leibe zerbrechen, sie durch kürzere oder längere ersetzen, die er aus andern Plänen herausschneidet; er gliedert nach höherem Ermessen Rumpf und Gliedmaßen des Baues, so wie es ihm zweckmäßig und schön erscheint; er setzt ihm Augen und Ohren ein, setzt ihm einen Hut auf und erlabt sich an dem Bewußtsein, daß nun das Ganze besonders gut werden müsse. Denn all diese Einzelheiten sind ja doch durch den Wettbewerb in soundso vielen Entwürfen als gut anerkannt.

„Braut ein Ragout aus andrer Schmaus!“ — nach dieser Anweisung behandelt der Staat bei uns die Baukünstler. Und doch ist er noch sehr stolz darauf, daß er sie überhaupt zu solcher Mißhandlung zuläßt. Er braucht sie ja eigentlich gar nicht. Aus Gnade und Barmherzigkeit erlaubt er ihnen, ein paar unmaßgebliche Vorschläge zu machen. Dann kommt der Baubeamte und macht alles von Staats wegen viel besser, bringt die Arbeit „ins Reine“, wie man zu sagen pflegt. Der Baukünstler aber hat das Zusehen und Nachsehen.

Das ist denn doch eine unwürdige Sache für ihn. Denn was hat die 64 Bewerber um diesen Bahnhofsbau wohl

gelockt? Die Aussicht auf den geringen Geldpreis? Der entschädigt doch nicht annähernd für eine wirkliche Idee und für die heiße Arbeit, um sie mit den meist recht pedantisch ausgetüftelten Bedingungen des Wettbewerbes in Einklang zu bringen. Nein, die Ausführung ist es, die den Künstler lockt, er selbst will sein Werk vom Papier weg und lebendig sichtbar in die Welt setzen, er allein auch kann es während seines Wachstums noch weiter künstlerisch organisieren und verbessern. Es ist, wie wenn ein Musiker die Themen einer Symphonie nur eben fürs Klavier kurz aufzeichnen dürfte, die Orchesterpartitur mit ihren Verschlingungen und Steigerungen der Melodie, mit ihrem Wechsel in der Harmonik, mit den reichen Möglichkeiten einer spezifischen Klangwirkung der Instrumente an wesentlichen Stellen — all das, was dem Werk die Form gibt und mit der Form und durch sie zugleich den persönlichen Gehalt und den künstlerischen Reiz, das hätte dann der Musikbeamte zu besorgen. Ich hätte gern Beethovens Meinung über diese neue Art, zu schaffen, gehört. Aber auch Brahms konnte ja sehr deutlich sein.

An Stelle dieser beiden Sachverständigen möchte ich heute einen andern sprechen lassen, der den Vorzug hat, lebendig, sogar ein lebendiger preußischer Baubeamter zu sein. Freilich wohl einer von denen, die querköpfig genug sind, eine eigne Meinung über die staatliche Bureaukratisierung der Baukünstler zu haben und die — was noch mehr wert ist — diese Meinung auch öffentlich und offen herausjagen. Regierungsbaumeister Walter Lehweß meint in der „Täglichen Rundschau", das Heil liege darin, daß der Staat künstlerische Bauaufgaben überhaupt tüchtigen Privatarchitekten überläßt, seine Beamten aber mit der nicht minder wichtigen technischen und finanziellen Aufsicht betraut. Das schiene auch mir dem Wesen des Staates und der Baubehörden besser zu entsprechen. Lehweß fährt fort: „Nun werden mir aber meine Fachgenossen in Beamtenstellungen entsetzt einwenden: „Unmöglich! Wir sollen zu reinen Verwaltungs- und Kontrollbeamten gemacht werden? Wozu haben wir denn vier Jahre lang auf der Hochschule Architektur getrieben?" Mir scheint aber, der Stand der Baubeamten, soweit es sich um die des Hochbaus handelt, würde dabei wenig verlieren und viel gewinnen. Wir verlieren nichts als eine künstlerische Betätigung, die doch nur der Schatten wirklichen Kunstschaffens, und für die meisten Beamten in Provinzialstellungen eine stete Quelle des Verdrusses und der Enttäuschung ist; und gewinnen dagegen: erstens eine größere Klarheit unsrer Stellung (denn jetzt sind wir halb Künstler, halb Beamte und beides nicht ganz); zweitens eine Verringerung der unteren Stellen zugunsten der höheren, also eine Verbesserung der Beförderungsaussichten. Schließlich würde der angehende Baubeamte sein Fachstudium erheblich abkürzen können. „Die Architektur", betont Lehweß, „sei eine Kunst, sie wird auf den Hochschulen oft als eine Wissenschaft behandelt, die man lernen kann, wenn man ihre einzelnen Hilfsfächer, ihre Geschichte und ihre äußerlichen Handwerksgriffe erlernt. Das rächt sich bitter und hat sich bitter gerächt!"

Soweit unser Gewährsmann. Es ist unzweifelhaft einer, der seine Leute kennt, aber kameradschaftlich zu ihnen steht. Wenn er nun zu solchen Forderungen kommt, so zeigt das, wie sehr auch unter den Baubeamten selbst die Zwitterstellung dieses Berufes empfunden wird. Wenn unsereiner dergleichen Wünsche äußert, so heißt es im hohen Rate mitleidig: „Nur ein Zeitungsschreiber, Exzellenz! Keine Ahnung von der Sache!" Nun gut, verehrte Exzellenzen und Räte, hier spricht ein amtlich beglaubigter Sachverstand in ähnlichen Tönen wie wir, die wir lediglich als Anwälte der Schönheit und Würde unsres öffentlichen Bauwesens zu sprechen haben, solange dieses Wesen aus dem allgemeinen Säckel ernährt wird.

Nicht ganz so schlimm wie die staatliche ist die städtische Baukunst gestellt. Ihre Aufgaben stehen den staatlichen an öffentlicher Bedeutung kaum nach. Aber eine räumlich eng begrenzte Stadt hat vor dem weitläufigen Staatsgebiete die Übersichtlichkeit voraus und damit die geringeren Gefahren der auch hier üblichen Zentralisierung. Gewiß kann ein schlechter Stadtbaumeister unwiederbringliche Schönheitswerte vernichten: Berlin unter der Ära Blankenstein weiß davon zu erzählen. Aber ein tüchtiger Mann im Bauamte der Stadt kann auch wiederum schneller zu Ansehen und Geltung und zur Freude an seiner Arbeit kommen. Er kann ferner, weil er an Ort und Stelle die Überlieferung wie das Bedürfnis genau kennen lernt, aus der Sache heraus und in Fühlung mit dem täglichen Leben schaffen, also eben das, was die höheren staatlichen Bauinstanzen in der Regel nicht können.

So entstehen die guten Neubauten Theodor Fischers und Gräßls in München, Ernst Hoffmanns in Berlin, Erlweins in Dresden. Aber freilich: es kommen auch da nicht selten bureaukratische Kunststücke von erstaunlicher Güte zutage. Die neuen Verkehrswege, das Straßennetz — und damit doch auch das Straßen- und das Stadtbild — anzulegen, ist Sache des Tiefbautechnikers. Warum? Weil der eben über Straßenprofile und Kanalisation Bescheid weiß. Ob er von der Kunst des Städtebaues eine Ahnung hat, ist gleichgültig. In Dresden hat sich binnen 20 Jahren zweimal der Unglücksfall ereignet, daß das Tiefbauamt ohne weiteres den Auftrag für eine Elbbrücke bekam. Denn Wasserbauten sind eben technische Bauten. Wie sehr sie das sind, sieht die gute Stadt nun freilich mit jedem Tage beklommener ein. Und doch hätte vor kurzem nicht viel gefehlt, daß auch der Neubau von Pöppelmanns edler Augustusbrücke dem amtierenden Tiefbaurate überantwortet worden wäre, wenn nicht im letzten Augenblicke noch einer unsrer besten Baukünstler, Wilhelm Kreis, den Oberbau der Brücke erhalten hätte.

Die Städte schreiten also — gerade der letztere Fall zeigt es — gelegentlich doch schon ohne sonderliche Gewissensbisse über den Baubeamten hinweg, wo es sich um monumentale folgenschwere Aufgaben handelt. Leipzig, Charlottenburg, Dresden haben ihre Rathäuser nach öffentlichen Wettbewerben vergeben. Düsseldorf steht vor der Entscheidung, ob es das gleiche tun soll oder nicht. Der Stadtbaumeister ist ja mit solchem Vorgehen noch nicht außer Wettbewerb oder gar außer Dienst gestellt; auch er kann, wenn er das Zeug dazu hat, den Preis davontragen im freien Ringen mit den Genossen. Nur keine Privilegien sollen geschaffen werden dort, wo die Ideen des einzelnen oft nicht ausreichen, wo von Fall zu Fall die rechte Kraft ans Ruder muß, wenn sich unsre öffentliche Baukunst nicht rettungslos ins Schema F verfahren will. Daß im übrigen mit Wettbewerben zeitweilig ein Unfug getrieben wird, und daß sie eine beträchtliche Verschwendung an nationaler Arbeitskraft bedeuten, weiß ich wohl. Aber im Vergleich zum Steckenbleiben scheint mir ein kostspieliges Vorwärtskommen immer noch das kleinere Übel.

Der Staat treibt gesetzlichen Heimatschutz. Doch nicht zuletzt die Erzeugnisse seines Baumandarinentums sind es, die uns die Freude am Landschaftsbilde der Heimat verderben; sie sind es, vor denen wir die Heimat nicht weniger schützen müssen, als vor den Attentaten einer gierigen Bauspekulation und einer heulenden Reklamesucht. Gute Kunst wird nur durch Persönlichkeiten geschaffen. Es hat sich in langen Jahrzehnten gezeigt, daß solche Männer unter den Baubeamten, wenn auch nicht fehlen, doch aber nicht so wirken können, wie sie sollten. Will der Staat also, wie er zu wollen verpflichtet ist, eine lebendige staatliche Baukunst als Ausdruck der besten und höchsten Lebenskräfte der Nation, so muß er auch die Persönlichkeit des Baukünstlers mit in den Kauf nehmen. Und mehr: er muß ihr förderlich und dienstlich sein, so viel er kann. Ob er's je können wird?

Eugen Kalkschmidt.

Berliner Lehrer

Hermann Gallen, der Ehrenvorsitzende des Berliner Lehrervereins und Johannes Tews sind typische Vertreter ihrer Berliner Standesgenossen. Fast beide Männer tragen in ihrer persönlichen Eigenart die wesentlichen Züge der Werktagsarbeit der Berliner Lehrer: in dem einen die Zähigkeit, sich durch organisatorischen Zusammenschluß als Stand durchzusetzen und zu behaupten, in dem andern das flüssige Element der sozialpädagogischen Idee, die Gewandtheit, schulpolitischen Tagesfragen auf den Leib zu rücken. Nach beiden Seiten ist die Berliner Lehrerschaft hohen und weniger hohen Behörden, Männern, die etwas zu sagen hatten, oder auch solchen, die es sich nur einbildeten, mehr als einmal recht unbequem geworden. Ringende und kämpfende Einzelmenschen und Stände lassen sich überhaupt schwer verwalten. Aus diesem Milieu heraus hat J. Tews in den von Hans

Ostwald herausgegebenen Großstadtdokumenten seine „Berliner Lehrer" geschrieben, geschrieben gleichsam im Wanderschritt. Fast 2 Jahrzehnte steht der Verfasser inmitten der Berliner Lehrerschaft und ebenso lange Schulter an Schulter mit den Männern, die zur moralisch verantwortlichen Vereinsredaktion gehören; Gallen, Röhl, Herter, Ristmann, Adolf Rebhuhn, Höhne, Kopsch, Fechner, Rosin, Blauert, Pretzel, Haumann, daneben jüngere Semester wie Päßler, Günther, Rodolle, Merten und der Unterzeichnete als Verfasser der Geschichte des Berliner Lehrervereins und sonstiger politischer, journalistischer und rednerischer Untaten, die man nicht mit Titeln und Orden vergilt. Es ist nicht leicht, bei einem so großen Standeskörper die Leitmotive des Handelns herauszuarbeiten. Tews ist es gelungen. In breitem Flusse verläuft das Charakteristische der Berliner Lehrerschaft als Erzieherenthusiasmus zwischen den vier Wänden unsrer Volksschulen und als Bürgerbewußtsein im Kampfe draußen um die Schule und um den Stand. Tews gibt Licht und Schatten aus jeder Sphäre. Dort die Wucht der niederdrückenden sozialen Verhältnisse der Ärmsten unter unsern Gemeindeschülern, die „Stubenvögel, denen Licht, Luft und Sonnenschein mehr nottut als geistige Kost. Jeder Lehrer mit einem Herzen in der Brust weiß und fühlt das." Daneben der papierne Fronvogt, die seelenlose Bureaukratie. „Und das macht den Beruf so schwer, doppelt schwer, wenn die amtliche Kontrolle nur das unterrichtliche Rohmaterial feststellt, von allem andern aber oft gar nicht, oft sogar mit offener Geringschätzung Notiz nimmt. Das ist bitter und kann den Besten unter ihnen das Leben und den Beruf verleiden." Und hier auf der andern Seite die Behörden, die städtischen sogar voran, die dafür sorgen, daß der Lehrerschaft keine Frucht von selber in den Schoß fällt. Das alles kann dem Stande den Mut nur stärken und die Sehnen spannen. Entmutigt wird keiner meiner Kollegen die kleine Schrift aus der Hand legen. Der Laie wird den Eindruck haben, daß er dem Stande der Berliner Lehrer das entgegenbringen kann, was der Erzieher nötig hat, wie die Pflanze das Sonnenlicht: Vertrauen.

Otto Pautsch.

Dämon Berlin

Emile Zola hat wie kein andrer das gewaltige Mysterium von Paris verherrlicht und auf dem Wege der entschleiernden Analyse auch denen zum Bewußtsein gebracht, die Paris persönlich nicht gesehen und erlebt haben. Wir haben in Deutschland keinen Schriftsteller oder Dichter, der dasselbe in bezug auf Berlin geleistet hätte. So viele Romane der Gegenwart auch in der Reichshauptstadt spielen, immer begnügen sich ihre Verfasser mit der effektvollen Verwertung rein äußerlicher Momente und glauben das Berliner Milieu schon hinreichend gekennzeichnet zu haben, wenn sie vom Café Kranzler, von der Leipziger Straße und vom Zoo sprechen. Max Kreyer hat sich allenfalls in Zolas Art versucht, auch Heinz Tovote macht des öfteren einen Anlauf. Keiner von beiden kommt über eine skizzenhafte Darstellung äußerlicher Details hinaus. Und doch: welch ein gewaltiger dichterischer Vorwurf bietet sich da! Welch ein grandioser, bezwingender, überwältigender Roman ließe sich über Berlin schreiben! Freilich: ein Dichter müßte ihn schreiben. Nur eine Zolasche oder Balzacsche Natur bewältigt solche Stoffe.

Der Verfasser der „Dramen der Kinderseele" und der „Gymnasiastentragödie" ist nicht der Mann, diese eminente Aufgabe zu lösen. Robert Saudek ist weder gedanklich noch stilistisch massiv genug, um diesen gewaltigen Vorwurf niederzuringen. Es mag ihm wohl so etwas wie eine Zolasche Apologie mit pessimistischem Ausklang vorgeschwebt haben, als er seinen Roman „Dämon Berlin" schrieb, aber dann verzettelte er diese Idee, anstatt sie zu konzentrieren. Ist dieser Forderung aber auch nicht Genüge geschehen, so bleibt dennoch ein beachtenswerter und packender Roman übrig, der Saudeks starke Begabung erkennen läßt.

In seinem letzten Roman „Und über uns leuchtende Sterne" überwog das idealistische Moment. Die ganze bisherige Produktion Saudeks wies nach zarten, hauptsächlich seelisch interessanten Stoffen, nimmermehr aber nach dem monumentalen Vorwurf der Schilderung eines weltstädtischen Warenhauses und seines Riesenbetriebes. Der Idealismus des Verfassers ist nunmehr in Phantastik umgeschlagen, die sich wiederum in auffallender Weise mit realistischen Details verbindet. Saudek schildert in seinem „Dämon Berlin" (Verlag „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt in Berlin, 337 S., Preis 4 M.) die exorbitante Entwicklung eines Berliner Warenhauses. Ein genialer Kopf stellt sich dem Inhaber eines solchen Riesenbetriebes zur Verfügung und erzielt mit seinen neuartigen Ideen nie gesehene Erfolge. Der Betrieb wächst ins Abenteuerliche und zehrt an der Nervenkraft seines Schöpfers so stark, daß jede Fähigkeit des Lebensgenusses untergraben wird. Der mit Ziffern, Statistiken und Berechnungen angefüllte Kopf findet keine Ruhe mehr, die Gesundheit, die Familie, kurzum alles wird dem Moloch des Erfolges zum Opfer gebracht. Hans Mühlbrecht, der in seinem Betriebe einen Tagesumsatz von mehr als 2½ Millionen Mark erzielt, vermag weder seiner Gattin, noch sich selbst den weihnachtlichen Frieden zu schaffen; er bezahlt einem herrlichen Weibe hunderttausend Mark für eine einzige Liebesnacht, aber er vermag diese Nacht nicht auszukosten, in fieberhafter Bedrängnis, den Kopf voll von Visionen und Plänen, eilt er hinaus und rennt wie ein Wahnsinniger durch die Straßen der gigantischen Stadt, „über die sich ein Dämon gelagert hatte, ein Dämon, der ihn aus jeder Ecke anglotzte und aus den Fratzen der Menschen zu ihm sprach".

Mit einer erstaunlichen Sachkenntnis schildert Saudek in seinem Roman die finanziellen Manöver und Ränke des kapitalistischen Großbetriebs, er führt uns hinter die Schliche der raffiniertesten Konkurrenz und zeigt, mit welchem Aufwand an scharfsinnigster Berechnung die Masse einer Großstadt in das Warenhaus hineingetrieben und zum Kaufen angepeitscht wird. Die Verbindung von toller Phantastik mit einem hinreißenden Realismus wirkt auf den Leser verblüffend, und es ist außer Zweifel, daß der Roman Saudeks auf jeden Menschen einen starken Eindruck machen wird, der je die lauernde Gewalt der Großstadt und ihr ängstigendes Mysterium empfunden. Alles Tatsächliche, insbesondere der lebendige Mechanismus eines riesigen Warenhauses, ist mit wunderbarer Wirklichkeit geschildert. Und doch fehlt diesem Roman der große Zug. Die matte Liebes- und Heiratsgeschichte Hans Mühlbrechts bedeutet eine schwächliche Episode, die in gar keinem Größenverhältnis zu der Wucht des behandelten Stoffes steht. Der ausbrechende Wahnsinn des genialen Organisators, dessen Sinn für die Reize der Außenwelt völlig stumpf werden, ist wenig plausibel gemacht.

So wie wir ein immer stärker werdendes Verlangen nach einer sozialen Lyrik empfinden, die der Industrie poetische Seiten abzugewinnen weiß, so tut uns auch ein Roman großen Stils not, der das Warenhaus und seine soziale Macht schildert. Saudek schwebte dieser Gedanke offenbar auch vor. Was er aber zum Ausdruck brachte, ist nur ein Abglanz dessen, was hier zu fordern wäre. Ob er selbst von seinem Ziele abgekommen ist, oder ob das Ziel sich ihm mehr und mehr entzog, nach dem er haschte, ist schwer zu entscheiden. Schon um seines Titels willen wird der Roman viel gelesen werden, und der feste Grundakkord, mit dem er den Leser empfängt, wird von Beginn an fesseln. Als Lektüre schlechthin hat Saudeks Roman durchaus seinen Wert, als literarische Leistung bleibt die Ausführung hinter den hohen Ansprüchen des Stoffes zurück.

Paul Zschorlich.

Der Liebhaberpreis

Novelette von Auguste Supper

Die Stadt kann so groß und so laut und so modern sein als sie will, — irgendwo hat sie ein ländliches, ein stilles, ein altväterisches Winkelchen. Es braucht gar nicht eben draußen zu liegen. Oft ist's mitten ins flutende Leben hineingekeilt. Tausende, Abertausende gehen täglich dran vorüber. Und von den Abertausenden sieht's einer. Und der nur, wenn er seine gute Stunde hat. Dann stutzt er wohl. Und das Gewühl ringsum versinkt, der Lärm verstummt, die Hetzjagd stockt. Still wird's für den einen, wie wenn Feierabend auf der Welt wäre, wie wenn es nie und nirgend eilen würde, wie wenn ein linde, geruhige Stimme über eine ferne Höhe herkäme, über eine Höhe her, hinter der die Heimat läge, und diese Stimme spräche: „Hol' Atem, mein müdgehetzter Sohn, hol' Atem! Es eilt gar nicht auf Erden, die Ewigkeit ist so schön lang. Und das Uhrwerk der Welt schnurrt nicht ab wie eine gesprungene Feder. Tick — Tack macht's. Ganz langsam. Ganz gleichmäßig. Tu' ihm nach! Mach's auch so!" So spricht wohl zu dem einen von den Abertausenden das stille Winkelchen in der lauten Stadt. Und darum schon ist es ein Segen, darum schon ist es wert, daß es stehen und erhalten bleibe. Meistens aber bleibt es aus ganz andern Gründen erhalten. Entweder ist es als Baugrund nichts wert, oder liegt ein altes Recht drauf, oder soll es dem Besitzer erst später recht ins Geld wachsen, oder streiten sich ein paar darum, oder hat es, wie das bestimmte Winkelchen, von dem wir reden, Angrenzer, die nicht jedermanns Geschmack sind.

Da sind viele in einer großen, wimmelnden, lebendigen Stadt, die mögen's nicht, wenn die Fenster ihrer Schlafstuben auf die andre Schlafstube gehen. Auf die stille, grüne, über die der Efeu hinklettert und die Trauerweiden ihr wehendes Gehänge neigen. Und wenn man ihnen gleich sagt: ihr

lieben Leute, es ist so still, so schön zu wohnen an der alten Kirchhofsmauer. Der Wind, der durch die Weiden geht, weiß so merkwürdige, so ruhevolle Geschichten, und der Mond spielt immer mit silbrigen Fingern auf Gräbern, die kein Mensch mehr kennt, und der Regen wäscht den Efeu blank, als wäre Öl darauf gegossen, und hungrige Finken holen die Beeren der Berberitzen und singen dafür Lieder in eure Fenster — — all das kann man sagen und noch viel mehr, — die Leute wollen eben doch nicht am Kirchhof wohnen. Sie denken gar nicht an Wind und Weiden und Efeu und Finken. Sie denken nur immer an Särge und Totenschädel und Sterbehemden. Sonderbar! Sonst denken sie doch immer viel mehr an das, was oben drauf ist. Und just beim Kirchhof an das, was man nicht sieht, an das Untere. Uns kann's ja gleichgültig sein; aber für den Weingärtner Johann Schmid ist's ärgerlich. Der wird auf diese Weise sein Grundstück nicht los. Dieses Grundstück am verlassenen Kirchhof, um das die Stadt seit Jahren schon ihre Polypenarme herlegt, als wolle sie es zu Brei zerdrücken.

Als der Johann Schmid ein junger Mensch war, lachte er, als er dieses Armansrecken der Stadt sah. Er lachte und rieb sich die Hände und steckte, ein klein wenig öfter als nötig gewesen wäre, diese Hände in die Hosentaschen. Über seine schwarzen, breiten Gartenländer schaute er hin. Und diese Gartenländer schienen ihm auf einmal ein hochmütiges Gesicht zu machen und zu sagen: Wir brauchen die kleinliche Geschichte mit dem Salat und den Sellerieswurzeln und den Lauchstengeln jetzt nicht mehr, wir sind Baugelände.

Johann Schmid schmunzelte. Und je näher die Stadt herrückte, je stärker schmunzelte er. Nur schade, daß Schmunzeln nichts Bares einträgt. In dieser Hinsicht war Salatpflanzen zuverlässiger gewesen. Alle Aussichten, alle Hoffnungen des Mannes waren hochprima, nur der effektive Kassenbestand ließ zu wünschen übrig.

Die schwarzen, breiten Gartenbeete wurden nicht besser durch ihren Hochmut. Im Erwarten der kommenden stolzen Zeiten vergaßen sie die Anforderungen des schlichten Heute. Sie sanken ein und freches Unkraut wuchs ihnen über den Kopf. Johann Schmid sah es wohl; aber es fiel ihm nicht ein, daß da Haue und Schaufel und Rechen hergehörten. Immer das Einfachste ist's ja, das einem am schwersten und letzten einfällt. Er lief zu zwei oder drei Agenten, die ihm sein Grundstück verkaufen sollten.

Da fing die Geschichte an wegen des Kirchhofs. Das Achselzucken, das Kopfschütteln, das Neinsagen. Johann Schmid riß die Augen weit auf, und bei der Gelegenheit sah er wahrhaftig zum allererstenmal, daß sein Anwesen, ja, seines kleinen einstöckigen Hauses Mauer direkt an die Kirchhofsmauer stieß. Vorher hatte er dessen gar nie achtgehabt. Es war immer so gewesen. Schon beim Vater und beim Großvater. Da war doch gar nichts dabei! Der Kirchhof wirft ja keinen Schatten. Ganz still liegt er da und will nie etwas von einem. Man sieht ihn gar nicht, den Kirchhof.

Aber so viel und so eifrig und so eindringlich Johann Schmid auch auf die Agenten und ihre Leute einredete — sie glaubten ihm nicht. Sie wußten alles besser. Sie wußten von Särgen und Schädeln und Totenhemden. Zuletzt gruselte es fast dem Johann Schmid selber, und er sah zuweilen in der Nacht mit ganz großen Augen hinüber über die alte Mauer, ob da nicht — — —

Die Agenten brachten nichts zustand, als gut- und klargeschriebene Rechnungen.

Johann Schmid bezahlte und wunderte sich, wie schnell das Geld abnimmt, wenn wenig dazu kommt und immer davon geht. Die Beete, die zu allernächst an der Kirchhofsmauer lagen, fing er an, umzugraben und wieder anzupflanzen.

Ungern wälzten sich die Schollen. „Wir sind Baugrund und brauchen die Salatgeschichte nicht," maulten sie. Aber Johann schlug ihnen mit der Schaufel auf die Köpfe, daß sie zerbröckelten. „Maul gehalten!" murrte er, „Baugrund, den keiner kauft, macht mir den Kohl nicht fett."

Dann hieß es, eine Straße werde vorübergeführt. Johann Schmid lehnte wieder Haue und Setzholz weg, lief sich die Füße wund und hoffte.

Ganz sacht an seinem Eigentum vorüber zog die Straße. Nur einen kleinen, kleinen Zipfel brauchte man dazu, um den der Besitzer in seiner Enttäuschungsnot und -wut einen großen, großen Prozeß anfing. Not und Wut tun ja oft, was nicht klug ist.

Nach diesem Prozeß war dann die ganze Geländeangelegenheit dort draußen fix und fertig geregelt. Die andrängende Stadt fraß jetzt schon weit jenseits von Johann Schmids Kirchhofsgarten weiter ins flache Land hinein. Die Gartenbeete wollte kein Mensch mehr, brauchte kein Mensch mehr, sah kein Mensch mehr. Hinter einem Lattenzaun lagen sie, und wenn jemand gefragt hätte: „Was liegt hinter diesem Zaun?" hätte es geheißen: „Der alte Kirchhof". Von Johann Schmids Grundstück hätte kein Mund geredet.

Nur unter Abertausenden sah einmal einer den Winkel. Das einstöckige Häuslein mit seinem weißen Kalkbewurf schmiegte sich dicht und ängstlich an die graue, alte Kirchhofsmauer. Es war, als wolle es da Trost suchen für die tiefbeschämende Tatsache, daß die Stadt, die brausende, fließende Welt draußen, so gar nichts von ihm wissen wollten und es im Bogen umgingen, wie etwas Widerwärtiges. Und so wie sein Häuslein, so machte es nach und nach auch Johann Schmid. Er grub seine Beete um, trug seine vollen Gemüsekörbe zu Markt, zählte seine Groschen im Beutel und spuckte im übrigen auf die Stadt. An der grauen Mauer saß er, aus der nach und nach die Steine bröckelten, und diese alte Feldsteinmauer ward ihm mit der Zeit lieber als die glatten, kunstvollen Häuserwände der großen Neubauten, die über der verfluchten neuen Straße drüben aus dem Boden wuchsen, und auf die er doch seinerzeit hingesehen hatte, wie auf einen kommenden Heiland. Nichts verachtet man grimmiger, als was man einmal vergebens begehrt hat.

Still ging die Zeit.

An einem linden Abend war's, als ein absonderlich großer Stein aus der Mauer brach und mit kurzem, dumpfem Gepolter zwischen des Johann Schmid Salatstöcke fiel. Der Mann lachte leise. Nur zu! Was braucht er denn die Mauer zwischen hüben und drüben! Über seinen Kopf fuhr er sich, und er wußte, daß dieser Kopf grau sei — ja nahezu weiß. Da ist es Zeit, daß die Kirchhofsmauer immer niedriger wird. Er trat zu der Lücke, die der fallende Stein ausgebrochen. Da erschrak er fast.

Da drüben stand einer. Auch einer mit einem weißen Kopf. Und es sah aus, als habe der den Stein losgebrochen. Ein häßlicher Kerl war's. Weiß Gott, ein häßlicher Kerl! Einen fast gelben Kittel trug er, der so alt sein mochte wie Methusalem. Die kurze Pfeife hing ihm aus dem übergroßen Mund mit den wulstigen Lippen und den langen, gelben Zähnen. Eine schmale, lange, gebogene Nase neigte sich dem Munde zu, und zwei kleine, graunberl raute Augen glitzerten wässerig unter der schmierigen Kappe hervor. Einen derben Stock hielt der alte Jude in gelbfleckigen, dürren Händen, und an den unförmigen Stiefeln, in deren ungewichsten Schäften die Hosen steckten, hingen Schollen von Kirchhofserde.

Dem Johann Schmid kam fast ein Gruseln. Aber dann roch er den Tabak, und es fiel ihm ein, daß die, die aus den Gräbern steigen, keine Pfeifen rauchen. „He, Alter, was ist los?" — rief er hinüber.

Der fremde Mann hob sein häßliches Gesicht und fuhr mit der dürren Hand kurz nach der Kappe.

„Gott der Gerechte, was bin ich erschrocken! Hab' sehen wollen, was hinter der Mauer ist, da bricht der Stein los."

Eine heisere, fast klanglose Stimme ist's, die das sagt.

Johann Schmid lacht, „'s ist zum Teufelholen!", stößt er hervor. „Die, die drüben sind, wollen herübersehen. Aber zum Hinübergucken hat keiner die Courage!"

Dann schwingt er sich mit einem kurzen Ruck auf die Mauer. Er hat das los. Er sitzt fast alle Abend so, wenn die Sonne untergeht und die weißen Kreuze und Steine schimmernd aus dem Grün der Blätter grüßen.

„Mein Grund und Boden ist da hüben," ruft er dem Judenmännlein zu; „aber was haben denn Sie drinnen auf dem alten Kirchhof zu schaffen?"

Der Jude kichert und nimmt die Pfeife aus dem Mund. „Ist's doch mein Grund und Boden, weiß Gott! Warum soll ich da nix haben zu schaffen?"

(Schluß folgt.)

Allerlei

Was kostet ein Volksschüler? Die neueste Statistik über die Aufbringung der jährlichen finanziellen Opfer für je einen Volksschüler in den verschiedenen deutschen Ländern ergab, wie man uns mitteilt, folgendes: Bremen bringt 77 Mk. auf, Hamburg 74 Mk., Lübeck 69 Mk., Anhalt 51 Mk., Sachsen 50 Mk., Preußen 48 Mk., Hessen 48 Mk., Bayern 46 Mk., Sachsen-Meiningen 45 Mk., Sachsen-Koburg-Gotha 45 Mk., Braunschweig 44 Mk., Oldenburg 44 Mk., Sachsen-Weimar 43 Mk., Württemberg 42 Mk., Schwarzburg-Sondershausen 42 Mk., Baden 40 Mk., Mecklenburg-Schwerin 40 Mk., Sachsen-Altenburg 40 Mk., Elsaß-Lothringen 39 Mk., Reuß (j. L.) 38 Mk., Waldeck 35 Mk., Mecklenburg-Strelitz 33 Mk., Schwarzburg-Rudolstadt 33 Mk., Reuß (ä. L.) 30 Mk., Schaumburg-Lippe 28 Mk. und Lippe 25 Mk. Danach sind es die freien Städte Bremen, Hamburg und Lübeck, die an der Spitze stehen und die größten Opfer für die hohe Kulturaufgabe, die Erziehung unsrer Jugend, bringen, während die beiden Fürstentümer Lippe an letzter Stelle stehen. Von den größeren Staaten kommt zuerst das Königreich Sachsen, und zwar an 5. Stelle, dann folgt Bayern an 8. Stelle und Württemberg an 14. Stelle, während Preußen die 6. Stelle einnimmt. Bezüglich der Aufwendungen speziell in den preußischen Provinzen ergibt sich folgende Reihenfolge: Berlin 95 Mk., Hessen-Nassau 60 Mk., Schleswig-Holstein 56 Mk., Rheinland 51 Mk., Brandenburg 50 Mk., Hannover 49 Mk., Westfalen 47 Mk., Sachsen 44 Mk., Pommern 43 Mk., Ostpreußen 39 Mk., Schlesien 39 Mk., Westpreußen 38 Mk., Posen 35 Mk.

Das neue Frauenasyl. In Berlin ist wieder ein dunkles Viertel gefallen. Das Streben nach Luft und Licht legt so manche dunkle Mauer nieder. In diesem Jahr hat Berlin ein neues Frauenasyl für Obdachlose gegründet, eine Zufluchtsstätte für die Ärmsten der Armen. Gesunde, helle Räume stehen ihnen für Tage, für Stunden offen; ungenannt und ungekannt gehen diese Unglücklichen ein und aus, die das dunkle Grundwasser einmal an die Oberfläche gespült, sei es, um von jenen hellen Räumen aus wieder aufwärts zu finden, oder nach kurzem Atemholen wieder unterzugehen in den Dunkelheiten der Tiefen. Solche Anstalten bedeuten nichts der großen Summe von Not gegenüber, die nur durch gesetzgeberische Regelung an der Wurzel erfaßt werden kann. Aber auch die weiseste Sozialpolitik, die nur mit großen Durchschnitten rechnen kann, wird uns immer einen ungelösten Rest überlassen. Und da beginnt die soziale Hilfsarbeit, die hilft, den Obdachlosen Häuser zu bauen und die den einzelnen zur Not des einzelnen hinführt. Und deshalb bedeuten solche Anstalten ungeheuer viel; denn sie sind diesem Einzelnen Brot und Dach, wenn er verzweifelt vor dem Nichts steht. M. B.

Schweigen

Die teuern braunen Locken waren lange
In meiner Hand gefesselt. Halb im Schlummer
Lag traumschwer Deine Stirn an meiner Wange
Und als mein Auge, Deinem still vermählt,
Erflehte, dass Du mir den grossen Kummer
Vertrauest, der Dich im geheimen quält,
Umflorte Dein Geständnis meinen Blick,
Weil ich Dich liebe. Doch nur Klang der Worte
Vernahm ich, nicht Dein rätselvoll Geschick.

Denn ewig bleibt verhüllt Dein liefster Schmerz,
Und Schweigen bietet vor der heiligen Pforte
Ein strenger Engel mit dem Mund von Erz.

W. L. Andreas.

Büchertisch

Hilfe-Almanach für 1908. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 210 Textseiten. Ladenpreis 1,50 Mk., für Abonnenten 0,50 Mk.

Mit dem diesjährigen Almanach hat der Verlag die ursprüngliche Anlage dieses Büchleins, das, wie wir wissen, viele Freunde gefunden hat, erheblich erweitert. Der erste Almanach hatte nur eine Reihe von Nachdrucken aus der Hilfe enthalten; der zweite bringt lauter kurze Originalartikel, und zwar, mit der Ausnahme einiger Freunde, die verhindert waren, hat sich so ziemlich der gesamte regelmäßige Mitarbeiterstab unsrer Zeitschrift zusammengefunden. Wir können ohne Rühmens sagen, daß so ein außerordentlich hübsches und lesenswertes Büchlein zustandegekommen ist. Wer die „Hilfe" noch nicht kennt, hat hier sozusagen einen Niederschlag ihres Inhalts, ihrer Gesinnung, ihrer Ausdrucksweise. Die „Hilfe"-Leser aber selber werden die Leute darin finden, denen sie sonst gern ihr Ohr leihen. Wir können hier nicht die einzelnen Arbeiten kritisieren; um eine Vorstellung des reichhaltigen Artikelinhalts zu geben, setzen wir sein Verzeichnis hierher: Naumann, Die Politik des Reichskanzlers; Rohrbach, Deutschlands auswärtige Lage; Bosserg, Liberalismus und Kommunalpolitik; Ekelanz, Liberalismus und Arbeiterbewegung; Crull, Deutsches Städtewesen; Weinhausen, Die Freisinnige Vereinigung im Reichstag; Katz, Zeitgespräch; Temme, Soziale Bilder; Traub, Last und Lust; Schlaikjer, Berlin; Schubring, Böcklin und die Moderne; Heuß, Über Landschaftsmalerei; Wolf, Die moderne deutsche Frauenlyrik: Zschorlich, Kleines Ibsenbrevier; Tews, Die Verständigen und die Unverständigen; Schnellbach, Der Weg durchs Leben; Schumann, Kunstwart-Unternehmungen; Eggert-Windegg, An die Kindheit. Neben diesem Textteil enthält der Almanach außer dem ausführlichen Notizkalender u. s. f. eine sehr große Anzahl allgemein wissenswerter und nützlicher Dinge: Tabellen über Tarife, Maße, Geldsätze, Bevölkerungsfragen, die entscheidenden Bestimmungen über die staatlichen Versicherungen, das gerichtliche Gebührenwesen, die einzelstaatlichen Einkommensteuern, Adressentafel für sozialpolitische Eingaben, Reichstagsstatistiken, liberale Zeitungen. Unsern tätigen Parteifreunden wird namentlich ein Verzeichnis unsrer Lokalvereine mit Adressen sehr wertvoll sein. Das Büchlein hat eine hübsche Umschlagszeichnung und präsentiert sich in biegsamem Halbleinenband recht vorteilhaft. H.

Ludwig Gurlitt: Schule und Gegenwartskunst. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 83 Seiten, 1,50 M.

Der Name Gurlitt hat für die Kunstfreunde einen guten Klang; man denkt an den alten tüchtigen Landschaftsmaler, man denkt an den zu früh verstorbenen Berliner Kunsthändler Fritz G., der die Vorpostengefechte der jungen Kunst fast allein führte; man denkt an den Dresdener Professor, der die wertvollen Arbeiten über Barock und über Kirchenbau geschrieben hat. Einiges von dem starken Verhältnis dieser Familie zur Kunst hat auch der dritte Sohn und Bruder, der bekannte pädagogische Schriftsteller. Allerdings ist bei ihm die Kunst weniger eine Angelegenheit des Genießens, der verstehenden Freude, sondern des kampflustigen Temperaments, das korrigieren oder erziehen möchte. Das kleine Buch, das L. Gurlitt jetzt geschrieben hat, hat zweifellos den Vorzug, mit erheblichem Eifer auf die Frage aufmerksam gemacht zu haben: was für ein Verhältnis hat die heutige Schule, hat das heutige Gymnasium zur gegenwärtigen Kunst. Das ist eine Frage, wohl des Besinnens wert. Im Zusammenhang damit entwickelt der Verfasser seine bekannten Gedanken über deutsche Erziehung und über unser Verhältnis zur Antike u. ä. Die starke Seite des Büchleins ist der gute und tapfere Glauben des Verfassers, die schwache, daß es nicht gelingt — mir wenigstens nicht —, zu einer deutlichen Vorstellung zu kommen, was Gurlitt nun für praktische Konsequenzen aus seiner Theorie gezogen haben will, einer Theorie, der ich in manchen Teilen gerne folge. Mir scheint, daß bisweilen, wie man so sagt, der Gaul mit dem Reiter durchging. Gurlitt verfügt über eine große Belesenheit und ruft viele Kronzeugen heran; zwischen den Zitaten sucht man aber dann bisweilen vergebens nach organischem Aufbau. Auch fehlts nicht an Flüchtigkeiten, die bei einer neuen Auflage hoffentlich verschwinden. Das Buch wird vielen ein lebhafter Weckruf sein. H.

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1908. Herausgegeben von Prof. Dr Karl Theodor Gaedertz. Mit Buchschmuck, Illustrationen, Zeichnungen und Handschriftproben. Leipzig. Dieterichscher Verlag (Theodor Weicher). 1 M. geb. 2 M.

Zum zweiten Male tritt der Fritz Reuter-Kalender an die Öffentlichkeit. Unter der unendlichen Masse der jährlich erscheinenden Kalender gebührt ihm ein hervorragender Platz. Schon äußerlich nimmt er für sich ein, in Ausstattung und Illustration wird für diesen billigen Preis geradezu erstaunliches geboten. Gleich gediegen ist der Inhalt. Gleich der rein kalendarische Teil erfreut durch die jeder Monatstabelle beigefügte sehr geschickte Auswahl von Zitaten aus den Schriften und Briefen des Dichters. Der zweite Teil bietet dann eine Reihe kleiner Beiträge, die neue interessante Aufklärungen über den Dichter und den Menschen Reuter bringen. Den Glanzpunkt aber bildet eine umfangreiche Auswahl aus Briefen von „Fritzings" Lebensgefährtin „Lowise". Diesen humorvollen und gemütstiefen Äußerungen einer edlen Frauenseele werden nicht nur dem Manne, der sich in ihnen spiegelt, zu den unzähligen alten viele neue Freunde und Leser erwerben. Sie sind auch ein Beweis dafür, daß der Herausgeber, der verdiente Reuterforscher Gaedertz, mit Erfolg bemüht ist, seinem jungen Unternehmen einen bleibenden nicht mit dem Tage verblassenden Wert zu geben. Das verdient von allen Reuterfreunden — und wer ist es nicht! — freudige Unterstützung, indem sie den Kalender — kaufen. Bereuen wird's niemand! C.

Friedrich Gundelfinger. Romantiker-Briefe. Berl. Diederichs, Jena. 465 S. Geh. 7 M.

Lang vergessene, literarisch viel umstrittene Erscheinungen der Romantik tauchen jetzt allenthalben wieder auf als Bewußtseinswerte an die Oberfläche der Zeitliteratur. Der Romantik gehts wie manchem philosophischen System — sie wurde wichtig durch die Fragestellung, gewann Bedeutung durch die Neu- und Umbildung des Geisteslebens, die von ihr ausging. Sie preßte Wein aus allen Trauben, ohne die Schale gießen zu können, den Feuerwein zu fassen. Sie gestaltete kein bleibendes Kunstwerk; denn ihr war das desorganisierte Streben, über allen Gesetzen zu stehen und alle Gebiete künstlerisch zu umfassen, Selbstzweck. So begrüßen wir diese Neuausgaben nicht als neu uns wiedergeschenkte Kunstwerke,

sondern sie sind vielmehr meist Material des romantischen Menschen und für die Psychologie unsrer neuzeitlichen Entwicklung unentbehrlich. Die Romantik war die Kunst des Fragments, und diese Eigentümlichkeit des Fragmentarischen, Aphoristischen im romantischen Denken wird uns ganz besonders eindringlich gezeichnet in den vorliegenden persönlichen Dokumenten der Romantiker, die der Herausgeber nach dem großzügigen Gesichtspunkt veranstaltet hat, „individuell ist die nur einmal mögliche Form oder Bewegung des unendlichen Lebens, das eben in ihr und durch sie sich begrenzt und faßbar macht". So geben die Briefe eine einzigartige Geschichte der Frühromantik.
M. W.

Otto Frommel. Novellen und Märchen. Verl. von Gebr. Paetel, Berlin, 1907. 375 S. Preis 5 M.

In diesen Erzählungen des früheren Karlsruher Hofpredigers und jetzigen Stadtpfarrers von Heidelberg, des Nachfolgers von A. Schmitthenner, drückt sich ein Doppeltes deutlich aus. Das ist einmal die lebendige Anschaulichkeit, mit der die Personen und die Episoden aus dem kleinbürgerlichen „Milieu" hingestellt werden, und das ist zum andern ein starker heimatlicher Zug, der auf dem Hintergrund der Landschaft des schönen Badnerlandes den Frommelschen Gestalten Farbe und Bodenwüchsigkeit gibt. Man sieht und fühlt, wie hier ein liebenswürdiger Erzähler Selbsterlebtes und -Empfundenes, Tageseindrücke und Menschenschicksale in schlichter Form gestaltet. Er hat dabei für die verschiedenen Seiten des menschlichen Tuns eine gute, flüssige, bis an tiefere Wurzeln rührende Feder. Daß ihm auch jener Humor nicht fremd ist, der die Dinge so hinstellt, daß aus ihnen ein stetes, stilles Lachen guckt, offenbart eine reizende Geschichte vom Gesundbeten. Den Novellen sind drei Märchen beigegeben, in deren Kinderplauderton sich hübsche Phantasie frei gehen läßt. — Wir stehen nicht an, Frommel neben Schmitthenner zu stellen, mit dem er, und gerade im Innerlichsten, viel gemeinsam hat, wenn er auch nicht an die ganz feine Art des Heimgegangenen heranreicht. Frommels Sachen sind recht lesenswert und besonders für die Jugend ein Geschenk, wie man es sich nicht besser wünschen kann.
H. S.

Peter Rosegger: Die Försterbuben. Ein Roman aus den steirischen Alpen. Leipzig. B. Staackmann. 4 M., geb. 5 M. In Halbfranz. 5,50 M.

Ein Buch Roseggers nimmt der Leser stets zur Hand in der Überzeugung, daß der Dichter ihn reicher entlassen wird als er kam. Das trifft auch bei dem neuen Werk des Meisters zu. So einfach und schmucklos die Geschichte einsetzt, gleich von vornherein weiß Rosegger unser Interesse für seine Menschen zu wecken. Das macht, sie sind von einem Dichter geschaut, sie sind keine Romanfiguren, sie leben. Jeder ist anders, jeder hat seine Vorzüge und seine Schwächen, aber mit gleicher Liebe und mit dem gleichem Humor sind sie alle behandelt. Ein großer Reiz, ein Teil des Geheimnisses der Wirkung, die Rosegger stets erzielt, liegt in seiner Sprache, diesem unmittelbaren „gemütlichen" Plauderton, der schon in seiner Farbe das Wesen der Menschen, die er schildert, offenbart.
E.

Gustav Rohne. Bürgermeister Markstein. Volksstück in 4 Akten. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1907. 141 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Von der nötigen inneren Straffheit und einer wirklichen dramatischen Entwicklung läßt dieses Volksstück nicht sehr viel merken. Immerhin haben die Bauerntypen Leib und Blut und suggerieren dem Leser vorübergehend ein Bild volkstümlichen Lebens und erwärmen ihn bei der sachlichen Hinstellung des Eingemeindeproblems, um dessen Durchführung zwischen dem tätigen, aufgeklärten Bürgermeister und den harten Bauernschädeln der Kampf geht. Die Ausstattung des Buches ist sauber und solid.
H. S.

Jakob Schaffner. Die Laterne und andre Novellen. S. Fischer, Verlag. Berlin 1907. 257 Seiten. Preis 3 Mark.

Was diese Novellen auszeichnet, ist der keck hinstellende Stil, das groteske Einwerfen und Kombinieren von allerlei originell-absonderlichen Einfällen. Noch mehr eine gewisse Fähigkeit, versteckte Vorgänge, verdrehte Geisteszustände mit Worten und Nuancierungen zu notieren. Es fehlt diesem manchmal manieriert werdenden Talent daneben nicht an dem Humor, der die burlesken Tollheiten und drollig gegebenen Geschichten durchwettert oder eigen weiterklingen läßt. Die acht Novellen gleichen feingeschliffenen Glasgebilden, die die Laune des Bläsers in ganz wunderliche Formen getrieben hat.
H. S.

Fritz Philippi. Von der Erde und vom Menschen. Bauerngeschichten. Verl. Eugen Salzer, Heilbronn. 236 S. Geh. 3 M.

Schon in dem schweren Gefüge des Titels verrät sich Philippis Erzählungsweise. Er deutet darin das Grundverhältnis an, in dem der Bauer zum Boden steht, und wie es die entstehenden Schicksale gestaltet, darin steckt ein gutes Stück tragischer Notwendigkeit.

Philippi gibt in der kraftvollen Darstellung viel eindringende Psychologie der Verhältnisse, keine kalt objektive Beobachtung. Der Bauer ist keine Bestie, aber auch kein Sentimentaler. Er schildert ihn wie einer, der mit ihm, und nur durch die Beobachtung über ihm, lebt. Wunderbar ist des Verfassers Belebung der Erde. Es gibt Stücke, wo sie zu uns redet wie ein Mensch. Dies innige Verwachsensein befähigt ihn, die unzerreißbaren Fäden aufzudecken, die von der Erde zum Menschen führen und ihn in sein Schicksal leiten. „Der Landwolf", ein Bauer, dem sein Landhunger zum Verhängnis wird, ist eine Gestalt von typischer Wucht. Er ist hart und einem harten Gesetz untertan. Wieviel Weiches es aber unter seinen Steinen zermahlt, das hellt der Verfasser in wunderbaren Nebenzügen auf — wieder ohne Sentimentalität, aber von packender Wahrhaftigkeit. Es ist unrichtig, Bauerngeschichten aufzufassen als psychologische Untersuchungen an einer Art menschlicher Grundform — der Bauer ist eine in sich selbst sehr zusammengesetzte Erscheinung, der nur ein vollendeter menschlicher Erkenner gerecht wird. Philippi darf sich unter die Besten rechnen, und darum wünschen wir seinem Buche viele Leser.
M. W.

Albert Sergel: Ringelreihen. Kindergedichte. Rostock. C. J. E. Volckmann Nachfolger. 1 M., geb. 2 M.

Unter den jüngeren deutschen Lyrikern erfreut sich Albert Sergel eines sehr guten Rufes. Schon mit seinen ersten Gedichtsammlungen drang er auffallend schnell durch. Gleich fern von modischer Effekthascherei wie von oberflächlich glatter Mittelmäßigkeit schöpft er durchaus aus Eignem. Das gilt auch von dem vorliegenden Bändchen. Durch und durch echt, volkstümlich naiv sind diese Kinderlieder. Nichts Gemachtes findet sich da. Dieser Dichter muß nicht erst zur Kinderwelt hinabsteigen, um aus einer angenommenen Stimmung heraus zu schaffen. Als echter Lyriker schaut er mit Kinderaugen in die Welt; ihm ist wie den Kleinen die Wirklichkeit Poesie, Poesie Wirklichkeit. Am Kinderlied ist schon mancher Dichter zuschanden geworden. Daß Sergel hier echtes Gold zu fördern wußte, gilt uns als Beweis, daß er ein Auserwählter ist, von dem wir noch viel Schönes erwarten. Gebt dies Buch den Kindern in die Hand oder lest ihnen daraus vor! Sie sind hier die berufenen Richter und — der Dichter darf dem Spruch dieses Gerichtshofes mit gutem Gewissen entgegensehen.
E.

Lulu von Strauß und Torney: Neue Balladen und Lieder. E. Fleischel u. Co., Berlin. 180 S. 3 M.

Die niedersächsische Dichterin hat aus ihren früheren Bänden das Beste und Bleibende herausgewählt und mit einer Reihe neuer Gedichte, namentlich neuer Balladen, zusammengestellt. Das gibt dem Band zwischen den Versbüchern, die man heute gewöhnlich in die Hand bekommt, eine seltene Schwere. Die Balladen stehen quantitativ und qualitativ im Vordergrund: das, was man „reine Lyrik" nennt, ist sorgfältig gesichtet. Es macht den Weg auf zu einer starken und stillen Frau, die mit einer gespannten Bewegung die Einsamkeit ihres Lebens in den Rhythmus des Liedes preßt. Ganz unbezweifelt groß sind die Balladen, schlicht, sachlich und von jener Art alter kunstloser Chroniken und Aufschreibungen, die das Ereignis sagen und nicht mehr. Die Sprache geht schwer und mit einer großen Gebärde: es sind die Geschichten aus altem niedersächsischen Herrenbauerntum, die keine spielenden und schönen Worte ertragen. Mit den Balladen trat die Dichterin in die zeitgenössische Literatur; wenn sie sich inzwischen stärker der Prosaerzählung zugewandt, dann hat sie doch von der Kunstform, deren Meisterin sie ist, das Beste mit hinübergenommen. Dies Buch hier, in einem einfachen und schönen Gewand, soll in viele Hände kommen.
H.

Georg Hirschfeld. Der Wirt von Veladuz. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin 1907. 486 Seiten. Gebunden 6 M.

Ein kleines Dorf in einem stillen Winkel an der schweizerisch-italienischen Grenze. In kurzer Zeit wird es zum eleganten internationalen Welt-Badeort. Die Scheinkultur untergräbt aber den Frieden der einheimischen Bauernfamilien, bis das Verderben sittlich und materiell über das ganze Tal hereinbricht. — Der alte Wirt, eine Prachtfigur. Ganz Bauer, wurzelfest an seiner Scholle, dem das Neue im Innersten zuwider. Ihm gegenüber der „junge Wirt", ein früherer Architekt, Besitzer eines modernen Hotelpalastes, die Seele des Spekulations- und Industriewesens. Und dazwischen des alten Wirts Tochter, die Gattin des neuen Herrn. Man sieht, welche Welten hier aufeinanderplatzen. — Nun muß man es Hirschfeld lassen, daß er das überreiche Leben mit starker Hand in einen Rahmen preßt. Aber mich dünkt es eine künstlerisch reinere Lösung, wenn man von dem bankerotten Hotelier mehr als den bloßen Vorsatz, daß er ein neues Leben anfangen wolle, zu hören bekäme. Und daß der Alte sich am Ende als Klausner in die Einsamkeit zurückzieht, scheint mir etwas schwach und sich mit seinem Charakter nicht zu vertragen. Sehr schön und zart ist die Gestalt der Wirtstochter mit ihrer versonnenen Sehnsucht und dem doch tatkräftigen Wesen zwischen das volle Lebensgetriebe gestellt.
H. S.

Friedr. Hebbel. Tagebuchblätter. „Durch Irren zum Glück." B. Behrs Verlag, Berlin 1907. 405 Seiten. Preis brosch. 2 M., gebund. 3 M.

Eine Auswahl aus Hebbels Tagebüchern, die sich leider unter dem nach dem Familienblatt schmeckenden Titel „Durch Irren zum Glück" präsentiert. Die in würdiger Gestalt kommende und geschickt getroffene Auswahl lassen die wuchtige Gestalt des Dichters, der seine Eigenart auch im kleinsten Ausspruch nicht verleugnet, plastisch hervortreten.
H. S.

Geschäftliche Mitteilungen

Angebote von Verlagsanstalten. Der heutigen Nummer unsres Blattes liegen die Prospekte folgender Firmen bei: **J. A. Schreiber**, Verlagsbuchhandlung, Eßlingen a. N. — **Wiegandt & Grieben**, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. — **Vandenhoeck & Ruprecht**, Verlag, Göttingen. — **E. Haberland**, Verlag, Leipzig-R. — **Carl Marhold**, Verlagsbuchhandlung, Halle a. S. — **Georg Müller**, Verlag, München.

Naturreine Rotweine bietet die Firma **Ziegler & Groß** in Konstanz, bekannt als empfehlenswerte Lieferantin wohlschmeckender Tafelgetränke, allen Hilfe-Lesern, die Wert auf einen reinen Tischwein legen. Genannte Firma, deren Inhaber Karl Aug. Ziegler im Vorjahre das Hofprädikat verliehen wurde, liefert besonders preiswerte Probeflaschen ihrer Weine gegen billige Berechnung. Kleinere Postmuster werden kostenfrei abgegeben. (Siehe Inserat).

Cigaretten

Cigaretten sind wie Edelsteine, je höher der wirkliche Wert ist, desto bescheidener muß die Aufmachung und Fassung sein. Beweis: **Salem Aleikum-Cigaretten.** Keine Ausstattung, nur Qualität, 3½ bis 10 Pfg. das Stück. Nur echt mit Firma: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „VENIDZE", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** Über 1200 Arbeiter.

Edelsteine

[4303]

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey in München

Alle **Mörike-Freunde** wollen wir darauf aufmerksam machen, daß in kurzem [4049

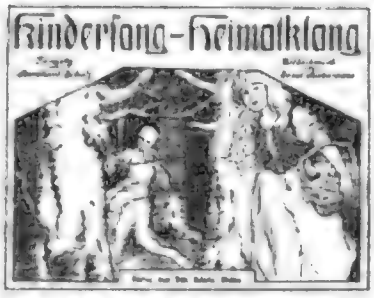
Band 2 bis 6 von Mörikes sämtlichen Werken herausgegeben vom Kunstwart

erscheint. Preis 3 M. für den gehefteten, 5,50 M. für den in Pergament gebundenen Band.

Band 1, Gedichte; Band 2, Gedichte — Nachlese, Idylle vom Bodensee, Wispeliaden; Band 3, Dramatisches, Märchen und Novellen; Band 4, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Mozart auf der Reise nach Prag, Selbstbiographie, Buchstücke; Band 5, Maler Nolten I; Band 6, Maler Nolten II.

Nach dem Urteil vieler Kritiker liegt damit die vornehmste und würdigste Ausgabe des Dichters vor.

Deutsche Kinder- u. Volkslieder



Ein prächtiges Familienbuch echt deutscher Art! 4349

Umfang von Professor Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22:30 cm, mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten zu 60 der bekanntesten Kinder- und Volkslieder.
4 Einzelbände zu je M. 1.—
2 Doppelbände zu je M. 2.—
Prachtausgabe, alle 6 Bände umfassend M. 5.—

Zu haben in allen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen.
Man verlange den illustr. Prospekt von **Jos. Scholz, Mainz**
Verlag des Deutschen Bilderbuches u. des Deutschen Liederbuches.

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. prämiiertes Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk. [4347

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Kaiserl. Kgl. Hofl. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik **Hagen i. W. 118**

Vorzügliche Schul- und Orchestergeigen

zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten von [4363

Friedr. Aug. Meisel, Instrumentenmacher in Klingenthal i. S.

Reparaturen prompt und billig. Preisliste umsonst.

Hilfe-Leser in Süddeutschland

beziehen ihren gesamten Bücherbedarf am vorteilhaftesten von **THEODOR KRISCHE, Universitätsbuchhandlung, Erlangen.** Großes Lager in wissenschaftl., schöngeistigen u. politischen Werken. Nichtvorrät. wird schnell beschafft. — Bequeme Zahlungsbedingungen.

Ich frage Sie

ob Sie eine gute Bezugsquelle für Zigarren haben? Wenn nicht, dann empfehle ich Ihnen

Nr. 1. Paula	M. 3,00
„ 2. Solana	„ 3,50
„ 3. Für alle Welt	4,00
„ 4. Gratus	„ 5,50
„ 5. Emana II	„ 6,50

p. 100 St. geg. Nachnahme. Um jedermann von der vorzügl. Qualität meiner Zigarren zu überzeugen, versende je 2 Stück obiger Marken franko und gut verpackt gegen Voreinsendung von 75 Pfennig in bar oder Briefmarken.

EMIL WIESSE
Zigarrenfabriklager [4283
Mannheim - Neckarau.

Billige Lebensmittel!

	M.
10 Pfd.-Eim künstl. Honig	3.25
10 „ Topf „ „	3.50
10 „ Eim. Pflaum.-Mus	2.65
8 „ Delik.-Margarine	5.—
10 „ gebrannt. Kaffee	9.80
10 „ ff. gebr. „	10.80
10 „ echten Malzkaffee	3.—
10 „ Eim. ff. Marmelade	8.50
10 „ „ Tafelsenf	3.25
8½ „ „ Bratenschmalz	6.25
100 Stck. delik. Harzkäse	3.25
1 Dtz. echte Hienig.-Essz.	2.50

Alles per Post *franko!*
Keine Nebenkosten.

Versand-Gesellschaft
Magdeburg 60. Postfach 171.

Musikfreunde, die gern auf schnellste und leichteste Art das Klavierspielen ohne Notenkenntnisse fast umsonst erlernen wollen, erfahren Näheres durch **Th. Walther**, a. D. 39, Friedenstr. 60. Kapellmeister, Altona

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co.
Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:	Nikotinarme Fabrikate	von M. 60.—	bis M. 120.—
	Sumatra Havana Fehlfarben	200 St.	M. 15.—
	Sumatra Havana Sortiment	200 St.	M. 15.—
	„Matador" Qualitätszigarre	200 St.	M. 15.75
	San Andres Mexico Schuß	250 St.	M. 17.35
	Mexico Havana Unsortiert	250 St.	M. 18.75
4276]	„UnserSchlager" Sumatra ff. Felix	300 St.	M. 20.— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

SOPHIE REINHEIMER
"VON SPANNE REISEN SCHNEE UND WIND"

BUCHENWALD-IDYLLE
BEI SCHÖNWALDE a. H.

Ein entzückendes Märchenbuch

für große und kleine Menschen.

Den Buchkünstlern reichsweite Ehre!

Schleiermacher

Der Sonntagsfriede, der heute vormittag über Schönwalde lag, wurde plötzlich durch ein Weinen und Schreien gestört, gerade, als der Pastor seine Predigt beendet hatte. Die Gemeinde, die Konfirmanden, der Chor, alle sahen sich erstaunt um, und der Pastor selbst, der gerade die Kanzel verlassen wollte, hielt inne und lauschte. Es war Sonntagsfriede, und der Pastor hatte ihn gestört.

Es war niemand — Wunder! Schluß mit den Mädchen erschien, von Tieren und Menschen verwandelten Tieren und von Abenteuern Feuerflammen. Aber was Mädchen weiß immer neue Geschichten, und wenn sie sie nicht weiß, erfindet sie sie. Und Geschichten besitzt auch Hilde, Mädchen, ganz allerliebste Dinge. Sie hat es soeben Tieren zu erzählen für kleine und große Kinder. Und wie! Ich habe mir sagen lassen, daß sie sich dabei ganz vergißt, alle und auf die Umgebung nicht achtet und daher vergißt, wie schnell doch die ganze Zeit ist. Wer da nicht mitmacht? Zuhören, nun ich da Sonntagsfrieden erzählen und ein Gegenbeispiel mit dem Himmelsmädchen? Oder gar erfahren, wie's bei den Seligen aussieht? Nein, das will ich nicht, das will ich nicht wissen, das ist Hilde gelungen und ihr Märchenbuch hat Sonntagsfrieden, und das Mädchen auf der Wanderschaft tut, was in Sonntagsfrieden in den Buch. Und ist nicht so klein und Großes eine rechte Weihnachtsfreude werden.

Prämie für Hilfeleser!

Hilfe-Almanach für das Jahr 1908

Nr 50 Pfg.

Mit reichhaltigem Inhalt für Unterhaltung und Belehrung, der Gabentisch, Familienfest, empfiehlt sich Beilagung der Postanweisung. Quittung folgt. Den kleinen Betrag von M 01., bringe solch ein Heft überhaupt nicht, wollen wir Ihnen gern vorstrecken.

Buchverlag der „Hilfe“
Berlin-Schöneberg.

Grosszügige Neuheit!

Weihnachts-Krippe

mit Engelgeläut Posaunenchor.

Elektrisch betrieben. Höhe 70 cm, Breite 70 cm.

Einzigartiges Ausstattungs-Prachtstück!

Allen bis jetzt bekannten Krippen weit überlegen durch Naturtreue und Vornehmheit.

Ein entzückendes Schaustück.

Ein Kunstwerk, das jedes Kinderherz höher schlagen macht und auch Erwachsene in Bann schlägt.

Mk. 1.60

und M 2.25 mit feiner künstlerischer Ausstattung und Spielwerk, bei Bestellung genügt Postanweisung. Nachnahme 30 Pfg. mehr. Versand nur gegen Vorausbezahlung.

Prospekte über Weihnachts-Neuheiten gratis und franko.

Illustrierte Weihnachts-Preisliste über Christbaumschmuck, Lichter, Kerzenhalter, Lichthalter, Kerzen, Christbaumständer, Lametta, Engelhaar, Watte, Schnee, Glocken, Sterne, Kugeln, Figuren, Spitzen, Bänder, Kränze, Girlanden, Ketten, Tannenzapfen, Nüsse

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 49

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
8. Dezember 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Duma — Das Schweigen im Walde — Die Polenfrage — Bischof und Universität — Dr. Barth — Mehring verläßt die Leipziger Volkszeitung). — **Naumann:** Bülow und die Polenfrage. — **Oskar Meyer:** Börsenreform. — **Eugen Katz:** Die gemeingefährliche Polenfrage. — **R. Kuczinski:** Die Wehrkraft der Land- und Stadtbevölkerung. — **Dr. Theodor Heuß:** Teure Zeiten. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Meinungen. — **Hermann Schnellbach:** Zum Gedächtnis Eichendorffs. — **Ludwig Gurlitt:** Der kleine Bildhauer. — **Auguste Supper:** Der Liebhaberpreis (Schluß). — Kunst. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Duma. Nach einer langen und heftigen Adreßdebatte hat die dritte russische Reichsduma die Arbeiten aufgenommen, die ihr von der Autokratie bewilligt werden. Diese „Volksvertretung“ wird wohl zusammenbleiben dürfen, zumal sie große Lust bezeigt, ihren eignen Zweck, Sinn und Beruf zu verneinen. Man stritt sich darüber, ob in der Adresse das Wort Konstitution oder Selbstherrscher vorkommen dürfe; so vollkommen ist der Umschwung, den die Gewalt des Zarentums herbeiführen konnte. Damit macht die russische Geschichte eine Pause. Die moralische Kraft der Autokratie reichte nicht, aus dem alten Zustand in den neuen hineinzugehen. Vor den westlichen Nationen hat man, wie ein Potemkinsches Dorf als Kulissen, ein Parlament hingeschoben; aber das Spiel auf dieser Bühne ist nicht viel mehr als ein Spiel. Der Schein hat die „historische Wahrheit“ zu decken, den alten selbstherrlichen Absolutismus, die Brutalitäten und Willkürlichkeiten des Beamtenregiments. Die Revolution hat sich verkrochen. Es wird wieder Winter in Rußland.

Das Schweigen im Walde. Es bleibt alles still gegenüber der preußischen Wahlrechtsfrage. Die Thronrede sagt kein Wort: der König hat noch nicht gehört, daß das Wahlrecht anders werden soll! Bülow mußte im Reichstag die Rufe hören: „Wahlrecht! Wahlrecht!“, aber er war auf seinem linken Ohre schwerhörig. Man sagt, daß das bei politischen Verhandlungen öfter der Fall sein soll. Bülow hörte nichts. Er will im Landtag antworten — aber wann? — und was?

Die Polenfrage. Im Landtag und im Reichstag rüsten sich Regierung und der Hakatismus der Parteien zu einem letzten Anlauf, die Polenpolitik mit der Faust zu machen, und man ist wieder stark bemüht, das Wort von dem „nationalen Interesse“ frisch in kleinem Bargeld auszumünzen. Da ist's gut, wenn nicht nur besonnene Polen, sondern auch besonnene Deutsche das Wort zur Klärung nehmen. Ein königlich preußischer Oberamtmann, evangelischer Deutscher, in der Provinz Posen geboren und seit dreißig Jahren als Domänenpächter und Rittergutsbesitzer selbständiger Landwirt, also ein Mann, dem man nach dieser Legitimation weder Erfahrung absprechen noch polnische Voreingenommenheit nachsagen möchte, Herr Paul Fuß, hat jetzt eine Broschüre über die Zustände in Polen geschrieben. Das ist eine Schrift voll werbender Wärme. Wir zitieren daraus ein paar Sätze, die man als die Bekenntnisse eines ernsten und mutigen Mannes würdigen muß:

„Märchen, Gespenster, Geschichten und schließlich Lügen und sinnlose Übertreibungen sind es, die man seit Jahren dem deutschen Volke aufgebunden hat, um künstlich eine Polengefahr zu konstruieren.

Eine ernst zu nehmende politische Gefahr existiert nicht, sie ist seit 1848 selbst im Gehirn des fanatischen Polen begraben. Der Pole weiß sehr wohl, daß er auf einen gewaltigen Widerstand stoßen würde, und ist viel zu klug, sich je wieder die Finger zu verbrennen.

Er ist mit Freuden bereit, ein pflichttreuer preußischer Staatsbürger zu sein, aber er verlangt auch mit Recht, daß ihm, wie jedem andern preußischen Staatsbürger, alle Vorteile eines gemeinsamen Volks- und Staatslebens zuteil werden und daß er nicht wie ein Stiefkind abgefüttert, oder wie ein Verbrecher mit bittren Ausnahmegesetzen bedacht wird.

Er verlangt mit Recht die Streichung des Gesetzes, nach dem kein Pole sich ansiedeln darf. Er verlangt, daß die Kinder in der Muttersprache den Religionsunterricht genießen, und er verlangt, daß er in seiner nationalen Sprache und in seinen nationalen Empfindungen nicht immerwährend mit widerwärtigen Verdächtigungen belastet wird.

Das Herz kann man den Polen nicht aus dem Leibe reißen und die Zunge nicht aus dem Munde.“

Und an einer andern Stelle:

„Geben wir uns nur einmal ernstlich Mühe, bringen wir ihnen endlich einmal Liebe und Vertrauen entgegen, und zwar ausdauernd und nachhaltig, verbannen wir die Ausnahmebestimmungen und unser leider permanentes, dem Deutschen eigentümliches Mißtrauen. Lassen wir die Polen einmal nachhaltig und ohne Systemwechsel voll und ganz mitessen an der großen Staatsschüssel, dann wird auch bei ihnen das Mißtrauen schwinden, sie werden Liebe mit Gegenliebe verbinden, und sie werden mit Freuden nicht nur preußische Staatsbürger sein, sondern es auch bleiben wollen. Wir haben dies aber bisher nie getan und nie konsequent durchgesetzt, immer wieder hat uns, Bagatellen wegen, das Mißtrauen selbst unterbekommen, und wir sind in einem ewigen Systemwechsel geblieben, bis wir schließlich falsche Bahnen eingeschlagen und zu unglücklichen Ausnahmegesetzen gegriffen haben.

Nun ist es schwer, zurückzugehen und ehrlich die permanent begangenen Fehler einzugestehen. — Und doch ist es richtig und würde unsrer großen deutschen Nation nicht den mindesten Abbruch tun, wenn wir endlich eingestehen wollten, daß wir die Polen nicht nur ungerecht behandeln, nein, daß wir sie nie richtig, gerecht und liebevoll behandelt haben!

Wollen die Polen den Frieden nicht haben?

Ja und tausendmal ja! Mit Leidenschaft wollen sie ihn haben, aber nicht stückweise wie bisher, sondern ganz.

Trotz aller Miseren müßten wir ihre Geduld und Ruhe anerkennen. Ich maße mir das Recht an, die Polen genau zu kennen und zu verstehen, ich maße mir auch die Gewißheit an, daß sie mit Freuden unserm geliebten Kaiser huldigen würden, wenn er liebevoll ihnen die Landesvaterhand zum ewigen Frieden entgegenstrecken würde.“

Bischof und Universität. Der Kölner Kardinal Fischer hat in Angelegenheiten der Bonner theologischen Fakultät hineingeredet. Der Streit darum ist jetzt beigelegt. Gleich darauf macht's ihm der württembergische Landesbischof Keppler nach. In Tübingen handelt es sich nicht einmal um einen theologischen Professor, sondern um ein Mitglied der philosophischen Fakultät, dem das Handwerk gelegt werden sollte, weil er Legendenforschung trieb, wie sie dem gewalttätigen Bischof in Rottenburg nicht gefiel. Die Würzburger

Universität ist in fortgesetzte Schwierigkeiten mit dem dortigen Bischof gekommen. Das sind keine Zufälligkeiten. Der Kreuzzug des zehnten Pius gegen die „Modernisten" mußte sich in erster Linie an die Stätten wenden, wo wirkliche Wissenschaft geleistet wird. Solange das Ganze eine dogmatische Auseinandersetzung im Katholizismus bleibt, geht die Sache uns hier nichts an. Aber heute schon ist die Frage möglich geworden, und es ist keine kleine Frage: wem gehört die Hochschule und die freie Forschung, dem Staat oder der Kirche? Das heißt: Augen auf!

Dr. Barth wird in der „Neuen Rundschau" (S. Fischer-Berlin) politische Monatsberichte veröffentlichen, „Briefe über deutsche Politik an einen amerikanischen Freund", in deren erstem er eben seine Stellung zur augenblicklichen innerpolitischen Lage Deutschlands präzisiert. Unsre Freunde wissen, wie er über Block und Erfolgmöglichkeiten des Liberalismus denkt. Er will mit uns, daß alle Energien auf die Frage des preußischen Wahlrechts geworfen werden, und schreibt in diesem Sinne:

„Das preußische Junkertum verspürt aber nicht die geringste Neigung, zugunsten des Liberalismus freiwillig aus irgendeiner Position zu weichen, die ihm reale Macht verschafft. Allerdings kann es dazu gezwungen werden, aber nur von einer Regierung, die bereit ist, das widerstrebende Junkertum „an die Wand zu drücken, daß es quietscht", um ein Wort zu brauchen, das Fürst Bismarck bei der Vorlegung des Sozialistengesetzes den Nationalliberalen gegenüber zur Anwendung brachte. Die konservativ-agrarische Partei in Preußen hat aber nicht die geringste Besorgnis, daß eine vom Fürsten Bülow geleitete Regierung es wagen würde, die Stützen von Thron und Altar nachdrücklich anzufassen. Auch ist ihr die Wiederaussöhnung mit dem Zentrum durchaus kein unsympathischer Gedanke. Ehe sie dem Liberalismus ernste Konzessionen machte, würde sie es vorziehen, sich mit dem Zentrum gegen die Regierung zu verbünden. Die diplomatische Aufgabe des Reichskanzlers besteht deshalb darin, an den Liberalen das vorzunehmen, was die Physiologen eine Scheinfütterung nennen. Vor allem muß es ihm jetzt darauf ankommen, das Ufer der nächsten preußischen Landtagswahlen glücklich zu erreichen, ohne vom Linksliberalismus gezwungen zu werden, in der Frage der preußischen Wahlrechtsreform Farbe zu bekennen. In dem elendesten aller Wahlsysteme stecken heute die Hauptwurzeln der politischen Macht des preußischen Junkertums. Es hat sich deshalb bisher allen Reformversuchen gegenüber völlig intransigent erwiesen; sein Widerstand kann nur gebrochen werden, wenn der demokratische Unwille über den heillosen Wahlrechtsunfug in Preußen die stärksten agitatorischen Akzente findet, die selbst eine widerwillige Regierung zur Initiative zwingen. Das Gebot der politischen Lage ist deshalb nicht Versöhnung, sondern Kampf."

Mehring verläßt die Leipziger Volkszeitung. Auch ein so friedfertiger Geist wie Franz Mehring kann sich nicht mit jedermann vertragen. Es sind Streitigkeiten zwischen ihm und seinem Leipziger Kollegen Lensch ausgebrochen, deren Ende ist, daß Mehring sein Weltgericht fernerhin nicht mehr in der Leipziger Volkszeitung vornimmt. Arme Volkszeitung, nun bist du ein von allem Geist verlassenes Stück Papier geworden, denn was ist ein Blatt, das einen Mehring besaß und gehen ließ! Der „Vorwärts" aber zieht Sonntagskleider an und bittet Herrn Mehring, bei ihm sein Licht leuchten zu lassen, und Mehring wird sich gelegentlich mit auf die Bank setzen, wo Ströbel, Stadthagen und Rosa Luxenburg Geist von sich zu geben pflegen. Armer Mehring!

Bülow und die Polenfrage

Während diese Zeilen geschrieben werden, ist die erste Lesung des Reichshaushalts noch im Gang, und ihre Ergebnisse lassen sich noch nicht völlig übersehen. Soviel ist aber schon jetzt klar, daß der Gegensatz zwischen dem Reichskanzler und der Zentrumspartei nicht geringer geworden ist. Es hat bis vor kurzem Leute gegeben, die es für möglich hielten, daß Fürst Bülow eines Tages wieder römisches Brot essen würde. Das ist jetzt vorbei. Bülow und Spahn legen ihre Hände nie wieder ineinander. Bülow ist an den Block gekettet, und zwar viel fester als die einzelnen Blockparteien an ihn. Damit tritt die parteibildende Kraft Bülows in den Vordergrund. Er muß zeigen, daß er ein Parteiminister sein kann, ein Parteiminister für drei Parteien: Freisinn, Nationalliberale und Konservative.

Der Block besteht aus:

Deutschkonservativen	61
Freikonservativen	24
Wirtschaftliche Vereinigung	19
Andere Antisemiten	6
Nationalliberale	55
Linksliberale	49
	214

Diese Mischung wird nur zusammengehalten durch folgende Stücke:

Nationale Machtfragen,
Gegensatz gegen Zentrumsherrschaft,
Erhaltung des Fürsten Bülow.

Alles andre ist verschieden, der ganze seelische Gehalt ist verschieden. In dieser Lage war die Rede Bülows am Sonnabend ein rednerisches Meisterstück: jedem gab er ein gutes Wort! Der Schluß von der Verbindung des Bismarckschen mit dem Uhlandschen Geiste war klangvoll und auch sachlich schön. Einen Satz aber, und zwar den Kernsatz dieser Rede müssen wir bestreiten: die Regierung habe alles getan, um den Block zu ermöglichen. Nein, das ist nicht wahr! **Die Regierung hat ohne alle Not mit eigner Hand die Polenfrage in die Blockpolitik hineingeworfen und damit Schwierigkeiten heraufgerufen, die ihr selbst noch viel zu schaffen machen werden.**

Es muß festgestellt werden, daß keine der Blockparteien von sich aus das Enteignungsrecht oder die Benachteiligung der Polen im Vereinsgesetz gefordert hat. Eine sachliche oder taktische Nötigung zur Erhitzung des deutsch-polnischen Kampfes lag nicht vor. Aus eignem Willen und ohne erkennbaren Grund hat Fürst Bülow ein Zeitalter neuer Polenkämpfe angekündigt. Das wird man festhalten müssen, wenn an der Polenfrage der Block scheitern sollte, was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Da die absolute Majorität 199 beträgt, so genügen im äußersten Falle 15 Stimmen, um die Bülow-Majorität zu gefährden. Darüber, wie schließlich abgestimmt werden wird, läßt sich ja natürlich heute noch gar nichts sagen, da man nicht weiß, in welcher Form der Vereinsgesetzentwurf aus der Kommission herauskommen wird, aber so wie der Entwurf vorliegt, wird er keine Mehrheit haben, wie sich aus den Reden Schraders und Payers ergibt! Dann aber soll man nicht die Parteien für schuldig erklären, sondern den Reichskanzler, der mit seinem Polenkampf die ganze Lage unnötig verwickelt gemacht hat.

Es ist unmöglich, alle Gesichtspunkte der Polenfrage heute hier zu erörtern. Es wird ja leider sowieso schon in den nächsten Monaten mehr als genug über die Polen geredet werden müssen. Nichts liegt uns ferner, als die Polen für Engel zu erklären und alle Schuld an der beiderseitigen Verbitterung bei der preußischen Regierung zu suchen. Die Polen wollen sich nicht in ihr geschichtliches Schicksal finden und hängen an einem Traume, der nicht verwirklicht werden kann. Daß der preußisch-deutsche Staat sich seine militärischen Grenzen nicht von den Polen diktieren lassen kann, ist selbstverständlich. Aber was hilft es uns nun, wenn wir den Geist und Sinn der preußischen Verfassung, nach der alle Bürger vor dem Gesetz gleich sind, in offensichtlicher Weise durchbrechen? Wir tun damit genau dasselbe, was die Magyaren tun, wenn sie die deutsche Sprache in Ungarn herabsetzen. Mit welchem Recht wollen wir gegen magyarische Vergewaltigungen protestieren, wenn wir die gleichen Mittel anwenden? Muttersprache ist und bleibt ein eignes Gut, selbst für die Bürger eines zerbrochenen Staates. Mag man besondere Vorschriften für versprengte Gruppen in rein deutschen Gebieten treffen, wo die Behörden kein polnisches Wort verstehen, dort aber, wo die polnische Sprache heimatberechtigt ist, ist sie auch die einzig mögliche Versammlungssprache.

Die Polenfrage gehört zu jenen langwierigen politischen Fragen, in denen es eine wirklich reinliche Lösung überhaupt nicht gibt. Aber gerade das sollte davor warnen, sie mit Hast und Eile zu behandeln. Man lasse sie jetzt in Ruhe, dann ist der Block möglich! Die Finanzfragen sind auch schwer, aber nach den Erklärungen über Erbschaftssteuer keineswegs aussichtslos. Über das preußische Wahlrecht hat Bülow noch nicht gesprochen, wenn er es aber im Abgeordnetenhause tun wird, dann möge er dabei an Bismarck denken und an Uhland!

Naumann.

Börsenreform

Auf dem Hamburger Bankiertage im September d. J. kennzeichnete Riesser die Wirkungen unsrer Börsengesetzgebung mit dem treffenden Wort: „Wir hatten bis 1896 eine Börse ohne Börsengesetz; seitdem haben wir ein Börsengesetz ohne Börse.“ Nun kann aber selbst ein Reichskanzler, der den Ehrgeiz hat, noch auf dem Leichenstein sein Agrariertum beglaubigt zu bekommen, nicht verantworten, daß die deutsche Börse gewissermaßen auf den Aussterbeetat gesetzt wird; denn eine starke Börse gehört zu den Grundlagen der Machtstellung eines Staates und ist insbesondere die Vorbedingung der ökonomischen Mobilmachung im Kriegsfalle. So wenig deshalb auch die Börsenreform eine liberale Parteisache ist, so wird man doch auf liberaler Seite aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen den Fürsten Bülow gern unterstützen, wenn er die gegenwärtige innerpolitische Konstellation zu einer gründlichen Revision des Börsengesetzes zu verwerten unternimmt.

Der Entwurf zur Abänderung des Börsengesetzes, der Ende November dem deutschen Reichstage vorgelegt ist, beschränkt diese Revision — abgesehen von einigen Bestimmungen über die Zulassung von Wertpapieren zum Börsenhandel — auf den vierten Abschnitt des Börsengesetzes: „Börsenterminhandel“. Diese Beschränkung kann als zweckmäßig bezeichnet werden; denn ungeachtet gewisser Mängel haben die übrigen Abschnitte des Börsengesetzes wesentliche Schäden nicht gezeitigt, so daß es im Interesse der so überaus wichtigen Beschleunigung der Reform liegt, sie auf den vierten Abschnitt des Gesetzes zu konzentrieren, dessen verheerende Wirkungen auf die Bewegungsfreiheit, die Verkehrssicherheit und die Vertragstreue im geschäftlichen Leben heute kaum noch von einer Seite bestritten wird.

Als im Jahre 1896 das Börsengesetz angenommen wurde, huldigte die große Mehrheit des Reichstags der Irrlehre, daß das Börsentermingeschäft eine gefährliche und ungesunde Spekulation sei. Von diesem Standpunkte aus konnte man sich nicht genug tun in Verboten und Wirksamkeitsbeschränkungen des Terminhandels. Verboten wurde er in Industriewerten, in Getreide und Mühlenfabrikaten; und soweit er erlaubt blieb, gab man demjenigen, der sich daran beteiligte, bereitwillig eine Fülle von Handhaben, um sich seiner Verpflichtung zu entziehen; er konnte, auch nachdem er jahrelang Gewinne aus Börsentermingeschäften eingestrichen hatte, die Zahlung seiner Schuld verweigern und sogar die etwa dafür hergegebene Sicherheit zurückfordern, wenn er oder sein Gegenkontrahent nicht in das eigens dazu eingerichtete „Börsenregister“ eingetragen war, und kam ihm dieser Einwand nicht zugute — bei der verschwindend geringen Benutzung des Börsenregisters konnte der Registereinwand um so häufiger benutzt werden —, so stand ihm aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch der Differenz- oder der Spieleinwand hilfreich zur Seite.

In den letzten elf Jahren haben Theorie und Praxis den Beweis erbracht, daß die Reichstagsmajorität von 1896 die Bedeutung des Börsenterminhandels durchaus verkannte; nicht zum wenigsten wurden die Bestrebungen zu seiner Wiederherstellung unterstützt durch die Geldknappheit der letzten Zeit, die teilweise dadurch hervorgerufen ist, daß die Spekulation von dem die Barmittel schonenden Zeitgeschäft auf das die Barmittel in Anspruch nehmende Kassageschäft gedrängt wurde. Deshalb beseitigt der Entwurf für die Fondsbörse alle gesetzlichen Terminhandelsverbote. Für die Warenbörse scheut er vor der gleichen Konsequenz zurück. Zwar kann ein triftiger Grund für die Aufrechterhaltung des Verbots der Termingeschäfte in Getreide und Mühlenfabrikaten nicht beigebracht werden; aber da stößt man auf ein „Dogma“ der Agrarier — und gegen ein Dogma kann die Logik nicht ankämpfen. So bietet der Entwurf hier eine Lösung, die nicht voll befriedigen kann: er trägt nämlich dem bei Produzenten, Händlern und Konsumenten tatsächlich vorhandenen Bedürfnis nach einem geordneten Zeithandel in Getreide und Mühlenfabrikaten Rechnung, indem er das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft in diesen Waren zuläßt, das Termingeschäft jedoch, die technisch vervollkommnete Form des Zeitgeschäfts, verbietet. Aber auch innerhalb dieses Rahmens sind noch Beschränkungen vorgesehen, mit denen zum mindesten der Reichstag aufräumen sollte. Hierher gehört vor allem, daß nach dem Entwurf der Differenz- und der Spieleinwand, die bei erlaubten Termingeschäften nunmehr ausgeschlossen sein sollen, hinsichtlich der handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte in Getreide und Mühlenfabrikaten weiter ihr Unwesen treiben dürfen. Hierher gehört ferner die ganz unhaltbare Bestimmung, daß handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte des rechtlichen Schutzes verlustig werden, wenn die von den Landwirten dabei gehandelte Menge die Jahreserzeugung oder den Jahresverbrauch des Landwirts übersteigt. Wie soll die Gegenpartei wissen, wie groß die Jahreserzeugung oder der Jahresverbrauch des Landwirts ist? Die Folge einer derartigen Bestimmung konnte nur die sein, daß zwar dem Großgrundbesitzer der Weg zur Börse geöffnet, der kleine und mittlere Landwirt jedoch auf die nahen Lokalmärkte, wo man seine Besitzverhältnisse kennt, angewiesen wäre, auf den weitergelegenen Zentralmärkten aber nur schwer Abnehmer und Verkäufer finde.

Soweit nach dem Entwurf die bisherigen gesetzlichen Terminhandelsverbote beseitigt werden, findet diese Maßnahme ihre notwendige Ergänzung darin, daß auch die Wirksamkeitsbeschränkungen für erlaubte Termingeschäfte in Wegfall kommen. Eine erfreuliche Entschiedenheit zeigt der Entwurf in der Abschaffung des Börsenregisters. Statt von der Eintragung in dieses Register soll die Wirksamkeit erlaubter Börsenterminegeschäfte künftig davon abhängen, daß die vertragschließenden Kaufleute oder Personen sind, von denen die nötige Einsicht zur Erkenntnis der Tragweite des Abschlusses solcher Geschäfte zu erwarten ist. Diesem Prinzip wird man im allgemeinen zustimmen können, vorbehaltlich der näheren Prüfung, ob der Entwurf in der Begrenzung der termingeschäftsfähigen Personen das richtige trifft. Als verfehlt ist von vornherein nur die Vorschrift zu bezeichnen, nach welcher im Handelsregister eingetragene Kaufleute sich durch Börsenterminegeschäfte nicht verpflichten, sofern sie Kleingewerbetreibende oder Handwerker sind. Gewiß ist es nicht erwünscht, daß Kleingewerbetreibende und Handwerker sich am Börsengeschäft beteiligen; aber haben sie sich einmal in das Handelsregister eintragen lassen, so muß derjenige, der sich im Vertrauen auf die Eintragung in Geschäfte mit ihnen eingelassen hat, davor geschützt werden, daß sie sich der Erfüllung ihrer Verbindlichkeit entziehen, wenn anders man nicht einen neuen demoralisierenden Einwand für böswillige Schuldner gradezu züchten will. — Im übrigen wird der Entwurf den Forderungen von Treu und Glauben insofern gerecht, als er auch Personen, die nicht zu den börsenterminegeschäftsfähigen Kategorien gehören, aus Geschäften dieser Art haften läßt, soweit sie dafür Sicherheit geleistet haben, als er ferner ihnen gegenüber die Aufrechnung aus andern Geschäften gleicher Art zuläßt und der Erfüllung eine alle Mängel der Wirksamkeit heilende Kraft beilegt. Hier wird es sich nur darum handeln, einengenden Einzelbestimmungen entgegenzutreten, die durch übertriebene formale Erfordernisse den Wert jener Steuerungen beeinträchtigen würden. Grundsätzlich dagegen ist der Standpunkt des Entwurfs zu bekämpfen, daß das Anerkenntnis, auch das schriftliche, nach wie vor hinsichtlich an sich unwirksamer Geschäfte kraftlos sein soll; denn es verstößt, wie auch bereits regierungsseitig zugegeben worden ist, gegen die Moral, daß das feierliche Anerkenntnis einer Schuld für nichts gilt, und wir sind es nicht zum mindesten dem Ansehen des deutschen Kaufmannsstandes im Auslande schuldig, diesem häßlichen Privileg der Unehrlichkeit den gesetzlichen Boden zu entziehen.

Alles in allem darf man das Urteil über den Entwurf dahin zusammenfassen, daß er zwar die großen Mängel nicht verleugnet, die sich aus dem Kompromiß zwischen besserer wirtschaftlicher Einsicht und agrarischen Vorurteilen ergeben, daß er aber doch eine geeignete Grundlage bietet für eine Reform, welche Abhilfe gegen die schwersten Schäden des Börsengesetzes zum Besten der deutschen Volkswirtschaft erhoffen läßt.

Oskar Meyer.

Die gemeingefährliche Polenfrage

Als hier vor mehreren Wochen der Charakter des geplanten Enteignungsgesetzes geschildert wurde, schien es noch nicht recht sicher, ob die preußische Regierung damit

ernst machen wolle. Inzwischen hat sich die Lage gründlich geändert. Die Widerstände innerhalb der Regierung selbst sind gebrochen. Man erzählt, dieses „Verdienst“ nehme in erster Linie Herr v. Rheinbaben, jener glatte und gewandte Vorfechter der Reaktion, für sich in Anspruch. Jetzt herrscht das Bestreben, die Vorlage so schnell als möglich im Landtag durchzupeitschen. Hierauf scheint sich aber selbst der preußische Landtag nicht einzulassen. Selbst die Parteien, welche für eine weitere Verschärfung der Polenpolitik eintreten, Konservative und Nationalliberale, äußern allerlei „Befürchtungen“ und „Bedenken“, und von einer Hurrastimmung, mit der man im Ministerium vielleicht gerechnet hat, ist bisher auch gar nichts zu merken. Die ganze erste Lesung stand unter dem Zeichen des schlechten Gewissens. Selbst Fürst Bülow, der sonst bei allen Gelegenheiten das nötige Pathos finden kann, begründete diese Vorlage ziemlich matt.

Dieser allseitige Mangel an Wärme ist verständlich. Jeder fragt sich: wo soll der ganze Kampf hinaus? Oder, wie es jüngst Hans Delbrück in dem Vorwort der viel genannten Broschüre des Herrn v. Turno ausgedrückt hat: „Was das Ziel dieser ungeheuren Anstrengungen und Leidenschaften sein soll?“ Die Antwort wird man vergeblich suchen. Daß die Polen bessere Staatsbürger werden, wenn man sie mit einer in der ganzen neuen Geschichte unerhörten Brutalität von Haus und Hof jagt, glaubt doch kein Mensch. Oder hofft man, auch nur einen nennenswerten Bruchteil des polnischen Bodens sich aneignen zu können, auf dem sich annähernd vielleicht der zehnte Teil der preußischen Staatsbürger befindet. Dieser Boden mag einen Wert von mehreren Milliarden Mark haben; und selbst wenn man annimmt, daß die Ansiedlungskommission 200 Millionen Mark auf die Enteignung polnischen Bodens verwenden kann, muß doch der Gesamterfolg solcher Gewaltpolitik lächerlich gering bleiben.

In der Tat gibt es nur diese beiden Wege: entweder man verfolgt eine Politik, die es den Polen ermöglicht, innerlich gute Deutsche oder Preußen zu werden, oder man entfesselt einen Vernichtungskampf gegen sie. Ist aber der letzte Weg nicht möglich, dann treibt man mit der Enteignungsvorlage den Nationalitätenkampf nur zur Siedehitze und verschwendet zu einer Zeit, wo die Lage des Geldmarktes alles eher als die Entziehung relativ bedeutender Kapitalien verträgt, hunderte von Millionen.

Die Vorlage enthält eine schwere staatliche Bedrohung des freien Eigentums, auf dem sich unsre ganze wirtschaftliche Kultur aufbaut. Wenn man einmal anfängt, aus „Gründen des öffentlichen Wohles“ zu enteignen, und dieses „öffentliche Wohl“ ist nichts weiter als der Ausdruck von politischen Strömungen, denen nur beschränkte Kreise des Volkes zuneigen, dann ist dem Denunziantentum in der Jakobinermütze Tür und Tor geöffnet. Ja, ein solches Verfahren geht an Gewaltsamkeit weit über die Ziele der modernen Sozialdemokratie hinaus. Denn der Sozialdemokrat will doch nur dann enteignen, wenn der Kapitalismus derart zusammengebrochen ist, daß die allgemeine Expropriation als das letzte Rettungsmittel der Gesellschaft erscheint. Diese Enteignung aber, ein Akt aus rein politischen Motiven geboren, entspricht vielleicht dem Blanquismus, den die moderne Arbeiterbewegung längst hinter sich gelassen hat. Was heute den Polen als Unrecht zugefügt wird, kann morgen als Unbill jede andre Schicht von Staatsbürgern erleiden, die der vollziehenden Behörde unbequem erscheint. Wir wollen die innere Kolonisation gefördert wissen, weil wir der Meinung sind, daß ohne diese Maßnahme die Gegenden des Großgrundbesitzes auf die Dauer veröden und wirtschaftlich zugrunde gehen müssen. Aber selbst die Möglichkeit, daß durch ein solches Gesetz hier und dort etwas mehr kolonisiert wird, kann nicht die prinzipiellen Bedenken beseitigen, die jeder hegen muß, der in dieser Enteignungsvorlage ein die wirtschaftlichen Segnungen des freien Eigentums allgemein bedrohendes Prinzip sieht.

Nun berufen sich die Freunde der Vorlage auf den Fürsten Bismarck. Schon im Jahre 1886, so heißt es, habe Fürst Bismarck ahnungsvoll vorausgesehen, daß eines Tages, wenn alle übrigen Mittel versagten, die zwangsweise Enteignung der Polen die ultimata ratio sein würde. Es ist m. E. ein durchaus unglücklicher Gedanke, sich gerade in der Polenfrage auf den Fürsten Bismarck zu berufen. Man kann die gigantische Bedeutung des großen Kanzlers wohl anerkennen und muß doch zugeben, daß er in der Einschätzung von Volksbewegungen wenig geschickt gewesen ist. Wer wollte sich heute noch in sozialdemokratischen Dingen auf die Politik des Fürsten Bismarck beziehen? Ebenso sind Bismarcks Leistungen in der Polenfrage höchst zweifelhaften Wertes. Eben jetzt hat Professor Ludwig Bernhard in seinem hervorragenden Buch „Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat“ (Leipzig, Duncker & Humblot) unwiderleglich dargetan, daß der Kulturkampf den Grundstein zu den späteren Erfolgen der Polen bildete. Durch die Bismarcksche Politik wurde die polnische Geistlichkeit aus einem träumerischen und tatenlosen Dasein in den stählenden Kampf hineingezogen. Durch den Kulturkampf wurden die polnischen Geistlichen angetrieben, sich an die Spitze des Genossenschaftswesens zu stellen, und es ist vielleicht der bedeutendste „Erfolg“ von Bismarcks Gewaltpolitik, daß heute die polnische Wirtschaftsmacht unter der geistigen Leitung von anderthalb Hundert Kaplänen steht. Auch in der Einschätzung des polnischen Adels hat sich Bismarck getäuscht. Während er annahm, die deutsche Schlachta würde das von der Ansiedlungskommission gezahlte Geld in Monte Carlo durchbringen, weiß heute jeder, der mit ostmärkischen Verhältnissen vertraut ist, daß der polnische Adel in Westpreußen und Posen sehr gut wirtschaften lernt, vielleicht zu gut, denn er vermag mit Geld und Namen in dem Kampfe viel gegen die deutsche Seite zu leisten.

Wir fragen weiter: wird die Enteignungsvorlage die Deutschen im Landkampf wirklich stärken können?

Verweilen wir zunächst beim deutschen Großgrundbesitz. Für ihn hat die Regierung ein besonderes Lockmittel. Zunächst sollen 50 Millionen Mark dazu ausgeworfen werden, daß der Domänenfiskus notleidende Großgrundbesitzer auskaufen kann. Eine viel wirksamere Zuwendung soll aber der Großgrundbesitz in weiteren 50 Millionen Mark erhalten. Großgrundbesitzer sollen das Recht haben, ihr Gut in ein Rentengut zu verwandeln; d. h. der Staat zahlt ihnen eine beträchtliche Summe, die annähernd ¾ des Taxwertes ihres Gutes betragen kann, bar aus. Dafür unterwerfen sie ihr Gut den Beschränkungen der Rentengutsgesetzgebung und verzinsen die ihnen vom Staat dargeliehene Geldsumme nicht höher als die proletarischen Rentengüter. Das sind in der Tat außergewöhnlich günstige Kreditverhältnisse für verschuldete Großgrundbesitzer, ein erhebliches Geschenk, das ihnen der Staat in der Zeit des teuren Geldstandes bar auf den Tisch des Hauses zahlt. Ob das Polentum davon Nachteile hat, ist eine andre Frage. Es ist schon unzählig oft gesagt worden, bleibt aber weiter nötig zu sagen: ob formell ein großes Gut im Osten einen deutschen oder polnischen Eigentümer hat, ist für den Nationalitätenkampf ziemlich gleichgültig. Vom Inspektor herab bis zum letzten Arbeiter muß während der Arbeit polnisch gesprochen werden und die polnische Unterschicht zieht wieder Handwerker und Händler ihrer Sprache heran. Wenn der Großgrundbesitz schon in Westdeutschland polonisierend wirkt, kann seine künstliche Erhaltung in der Ostmark der Germanisierung kaum sonderlich nützlich sein. Dieser Punkt der Vorlage scheint übrigens rein taktische Zwecke zu haben. Er ist ein bares Geschenk, mit dem die Abneigung der Konservativen gegen den Enteignungsgedanken überwunden werden soll. Dieses Geschenk haben die preußischen Steuerzahler zu decken.

Wenn man aber überlegt, ob die zwangsweise Enteignung die Besiedelung mit deutschen Elementen fördern kann, muß man auf einige agrarpolitische Vorgänge eingehen, die den ganzen Mißerfolg der bisherigen Landpolitik erklären. Unsre Zeit wird von einem allgemeinen Zug zum ländlichen Kleinbetrieb beherrscht. Da sowohl die Viehhaltung, als die eigentliche Kleinkultur recht rentabel lohnend sind, macht sich überall, wo viele kleine Leute auf dem Lande wohnen und wo Boden zu haben ist, eine lebhafte Nachfrage nach Land geltend. Überall, wo keine Beschränkungen des Bodenverkehrs bestehen, zeigt sich ein Aufsteigen von Tagelöhnern in die Klasse selbständiger Bauern. Aber auch die selbständigen Kleinbauern wiederum haben das Bedürfnis, ihre Betriebe zu vergrößern, so daß als Folge dieser Massennachfrage eine allgemeine Steigerung der Bodenpreise zu beobachten ist.

In der Ostmark nur besteht die landhungrige Unterschicht in der Hauptsache aus Polen. Es ist eine an sich ganz gesunde Erscheinung, daß der polnische Arbeiter zum selbständigen Landmann werden will und Boden erwirbt, wo er nur immer kann. Diese kleinen Leute werden noch durch einen andern Umstand in die Lage gesetzt, hohe Preise für Parzellen zu zahlen. Fließen doch jährlich viele Millionen aus den Taschen der Sachsengänger und der polnischen Industriearbeiter des Ostens in die Kassen der Güterhändler und Parzellierungs-Institute. Dadurch wird die polnische Bevölkerung in die Lage gesetzt, für den Grund und Boden sogar mehr zu zahlen, als sie wieder aus ihm herauswirtschaften kann. Dazu kommt, daß die Tätigkeit der Ansiedlungskommission die Polen veranlaßt hat, sich vorzüglich zu organisieren. Man muß das Bernhardsche Buch gelesen haben, um von der geschlossenen Gewalt der polnischen Wirtschaftsmacht ein wirkliches Bild zu erhalten. Die deutsche Kampfpolitik hat den Polen eine begeisternde Parole gegeben, unter der alle mühsame Kleinarbeit in den Genossenschaften gern und willig ertragen wird. Den polnischen Parzellierungsinstituten vertraut die Masse der Bevölkerung ihre Spargelder an, und von diesen Spargeldern wird neues Land gekauft. Die weit verzweigten polnischen Genossenschaften kennen vermöge aller ihrer Verbindungen den Gütermarkt ungleich besser, als die schwerfällig arbeitende, bureaukratische Ansiedlungskommission. Um die großen Güter herum liegt gewöhnlich ein Kranz polnischer Kleinstellen, die begierig darauf warten, neues Land erwerben zu können, und diese sogenannten Anlieger oder Adjazenten sind es ja immer, die bei der Zuschlagung großer Güter die höchsten Preise zahlen können. Begüterte Polen betrachten es bereits als eine nationale Ehrenpflicht, bei Parzellierungen die stehengebliebenen Gebäude des alten Gutes mit dem umliegenden Land zu erwerben und nehmen das Defizit, das bei der Bewirtschaftung derartiger Restgüter zu entstehen pflegt, gern in Kauf.

Demgegenüber hat die Ansiedlungskommission einen beinahe verzweifelten Stand. Die Kommission begründet in der Hauptsache nur größere selbständige Bauernstellen und hat für die Ansiedlung von Arbeitern wenig getan. Sie darf ja auch die Arbeiteransiedlung nur äußerst schwer fördern, denn deutsche Arbeiter gibt es an Ort und Stelle nur in sehr geringer Anzahl, und im Westen oder Süden müßten deutsche Arbeiter von allen guten Geistern verlassen sein, wenn sie sich nach der Ostmark als Tagelöhner verpflanzen lassen wollten. Infolgedessen steht die Kommission vor dem Dilemma, entweder auf den Betrieben ihrer Ansiedler wieder polnische Arbeiter dulden zu müssen, oder keine größeren Ansiedler, die prosperieren, zu erhalten. Sie hat überhaupt Mangel an geeigneten Ansiedlern, weil sie die natürliche Nachfrage der heimischen Bevölkerung, die eben polnisch ist, nicht berücksichtigen darf und zieht neuerdings sogenannte deutsche Rückwanderer aus Osteuropa heran, über deren schlechtes Wirtschaften volle Einstimmigkeit herrscht. Die gesunde innere Kolonisation, wie sie anderswo betrieben wird, d. h. das allmähliche Aufsteigen der heimischen ländlichen Bevölkerung zu besseren Existenzbedingungen und infolgedessen ihr zunehmender Landhunger — das Eingehen auf diese Bedürfnisse ist der Ansiedlungskommission infolge ihres politischen Charakters von vornherein unmöglich. Daher wird bei allen ihren kulturellen Einzelerfolgen, die wir gewiß nicht leugnen, die Ansiedlungskommission immer eine Kunstpflanze bleiben, deren Erfolge auf wirtschaftlichem Gebiet in einem sehr fraglichen Verhältnis zu den Aufwendungen stehen und deren national-politischen Erfolge bisher weniger als Null gewesen sind.

An diesen natürlichen Grundbedingungen kann selbst die zwangsweise Enteignung nichts ändern. Es ist richtig: man kann mit Aufwand von ein paar hundert Millionen den Polen sehr unangenehm werden. Man kann eine beträchtliche Anzahl polnischer Besitzer von ihrer Scholle vertreiben und die übrigen fortdauernd in einen Angstzustand versetzen, daß ihnen das gleiche Schicksal blühen wird. Die voraussichtliche Wirkung dieser Maßnahme wird aber sein, daß die ausgekauften Polen sich in Ostpreußen, Pommern und Schlesien ansiedeln werden und so die Brandfackel des Nationalitätenkampfes auch nach andern Provinzen geschleudert wird. Alle Polen zu enteignen, das wäre, schon rein finanziell betrachtet, ein Wahnsinn. Die Übrigbleibenden aber werden in ihrer Stimmung nur verhärtet, das polnische Genossenschaftswesen wird durch die Verschärfung des nationalen Geistes nur gestärkt, die Erbitterung wird grenzenlos — und es bleibt so von der Enteignungsvorlage kein nationaler Gewinn, dagegen eine Verwirrung unsrer Rechtsbegriffe und eine allgemeine Unsicherheit der Rechtsverhältnisse in der Ostmark übrig.

Deshalb haben in diesen entscheidungsvollen Stunden alle Liberalen, die nur ein wenig in diese schwierigen Verhältnisse hineingeblickt haben, die Pflicht und Schuldigkeit, gegen diese unglaubliche Gesetzesvorlage mit allen ihren Kräften zu protestieren. Deshalb müssen alle Anstrengungen gemacht werden, um die schwankenden Elemente im Landtag zu bewegen, daß sie die Gemeingefährlichkeit dieser Politik einsehen und sie mit allen Mitteln zu verhindern suchen.

Eugen Katz.

Die Wehrkraft der Land- und Stadtbevölkerung

(Eine Entgegnung)

Die letzte Nummer der „Hilfe" enthielt einen Aufsatz über die Wehrkraft der Land- und Stadtbevölkerung. Der Verfasser, Franz Oppenheimer, beginnt mit einer Schilderung des Streites über die Grundlage der deutschen Wehrkraft, die in wesentlichen Punkten von der den Lesern der „Hilfe" bekannten Darstellung Brentanos in der „Patria" 1906 abweicht. Da die einschlägigen Ausführungen Brentanos auch von denjenigen seiner Gegner, die seine Stellungnahme in dem Streite selbst noch bekämpfen, nicht angefochten worden sind, erübrigt es sich, hier im einzelnen auf die Abweichungen und damit auf die Irrtümer in der Darlegung Oppenheimers einzugehen. Jeder, der sich mit der in Frage kommenden Literatur auch nur flüchtig beschäftigt hat, weiß z. B. ohnehin, daß Brentano auch die angeblich von ihm übersehene relative Tauglichkeit bereits in seiner ersten Veröffentlichung berücksichtigt hat. Hingegen erscheint es mir am Platze, den anschließenden Ausführungen Oppenheimers über das Buch von Wellmann „Abstammung, Beruf und Heeresersatz in ihren gesetzlichen Zusammenhängen" mit einigen Worten entgegenzutreten.

Wellmann hat nach dem Beispiele von Abelsdorff eine Anzahl Personen — 2943 in 10 Groß-Berliner Betrieben beschäftigte Arbeiter und Angestellte — in eingehender Weise über Abstammung, Beruf, Militärverhältnisse, Alter, Familienverhältnisse usw. befragt und so für einen winzigen Bruchteil der Bevölkerung Groß-Berlins eine Fülle von Angaben beschafft. Er hat sein Material in 25 umfangreichen Tabellen und 3 graphischen Tafeln niedergelegt. Im textlichen Teil seiner Arbeit hat er dann einmal die Zahlen zu deuten versucht und ferner darüber hinaus Schlußfolgerungen für die übrigen 999,9 ‰ nicht von ihm befragten Arbeiter und Angestellten in Deutschland gezogen. Inwieweit die von ihm mitgeteilten Zahlen den Tatsachen entsprechen, ist natürlich ohne Kenntnis seines Urmaterials nicht zu beurteilen. Jedenfalls fehlt es in seinen Tabellen nicht an Angaben, die Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Ermittlungen aufkommen lassen. Er hat z. B. (Tabelle 2) 116 Optiker befragt; darunter waren 23 im Alter von weniger als 20 Jahren. Trotzdem wären nach seinen Ermittlungen (Tabelle 14) 112 von den 116 Optikern bereits endgültig von den Militärbehörden abgefertigt worden.

Daß ferner Wellmanns Interpretation seiner Zahlen im großen und ganzen mißlungen ist, ist in erster Reihe darauf zurückzuführen, daß er oft selbst gegen die elementarsten Grundsätze statistischer Methodik verstößt. Um die Ehehäufigkeit in den verschiedenen Berufen zu ermitteln, berechnet er, wie viele von den über 20jährigen Männern verheiratet sind und findet (Tabelle 15) das Maximum bei den Landarbeitern, mit 118 Verheirateten unter 124 Befragten, das Minimum bei den Optikern mit 36 Verheirateten unter 93 Befragten; die Unterschiede führt er dann auf Verschiedenheiten in der beruflichen Ausbildung zurück. Er übersieht aber, daß von den 124 Landarbeitern nur 14 unter 30 Jahre alt waren, von den 93 Optikern hingegen 83! Um dann weiter die Fruchtbarkeit der Ehen in den verschiedenen Berufen zu ermitteln, stellt er die Kinderzahl der verheirateten

Männer fest und führt die Unterschiede auf den Altersunterschied der Ehegatten, auf Geschlechtskrankheiten und auf künstliche Verhinderung der Geburten zurück, was Oppenheimer „ganz neu und von sehr bedeutendem Interesse" findet. Das tatsächliche Alter der Ehegatten und die Dauer der Ehe berücksichtigt er aber nicht! Endlich seien noch seine Ausführungen über die Fabriktätigkeit der Ehefrauen erwähnt, denen ja auch Oppenheimer eine besondere Bedeutung beimißt. Die Ermittlungen Wellmanns ergeben, daß von den 725 Ehefrauen von ungelernten Arbeitern 32 in Fabriken tätig waren, von den 1336 Ehefrauen von angelernten, gelernten und Kopfarbeitern 33. Im einzelnen schwankten die Prozentsätze zwischen 0 bei den Kutschern, Maschinisten, Optikern, Gärtnern und Angestellten der Verwaltung einerseits und 6,7 % bei den Werkzeugmachern (2 Fabrikarbeiterinnen unter 30 Ehefrauen) und 6,9 % bei den Drehern (6 unter 87) andrerseits. Wie sehr diese Ergebnisse von Zufälligkeiten abhängig sind, leuchtet ohne weiteres ein: von den 33 Ehefrauen von Sattlern z. B. sind 1 als Fabrikarbeiterin, 5 als Heimarbeiterinnen und 27 als berufslos bezeichnet. In Wirklichkeit dürfte die Zahl der berufslosen Ehefrauen bei der auch von Wellmann erwähnten Scheu vieler Arbeiter, die Berufstätigkeit ihrer Frau zuzugeben, geringer gemessen sein. Wären nur 2 von den 27 als berufslos ausgegebenen Frauen als Fabrikarbeiterinnen bezeichnet worden, so hätte sich der Anteil dieser Fabrikarbeiterinnen von 3 auf 9 % erhöht und hätte damit das angeführte Maximum (6,9 %) erheblich überschritten. Welche Schlüsse zieht nun Wellmann aus seinen Ermittlungen?

Die Fabriktätigkeit der Ehefrauen läßt uns nun wieder interessante Einblicke in die Arbeiterverhältnisse tun. Die Übersicht zeigt uns nämlich, daß bei den Ehefrauen der Feingewerbetreibenden die Fabrikarbeit stark vertreten ist in Schichten, in denen die Kinderlosigkeit besonders häufig ist, während die Frauen der kinderreichen Familien sich mehr mit der Heimarbeit und andern Berufen, wie Zeitungsexpedition, Aufwartestellen und dergl. befassen. Diese merkwürdige Verteilung der Berufstätigkeit fiel auch in den Karten sofort auf und veranlaßte eine weitere Orientierung bei den Leuten. Das Ergebnis ist: Die verbreitete Tätigkeit der Frauen in den Fabriken, gerade bei den gut entlohnten und kinderlosen Feingewerben findet ihren Grund in der anspruchsvollen Lebenshaltung dieser Arbeiter. Sie halten, wie mir die Arbeiter selbst zugeben, ihre Frauen deshalb dazu an, weil die gut bezahlte Fabrikarbeit ihr Gesamteinkommen erhöhe und ihnen eine behagliche Lebenshaltung gewährleistet. Ich kann an dieser Stelle mich auf eine Studie Rudolf Martins berufen, der genau dasselbe behauptet. „Die verheirateten Frauen," sagte er, „arbeiten nur deshalb in der Fabrik, um sich besser kleiden zu können, um sich und den Männern die Lebenshaltung angenehmer machen zu können." Diese Frauen stellen also einen Teil der weiblichen Fabrikarbeiterinnen. Ein andrer großer Teil derselben wird von den eheverlassenen Frauen des Baugewerbes geliefert .... Den dritten Anteil der weiblichen Fabrikarbeit stellen endlich die Töchter der angelernten Arbeiter und diejenigen der großen Gewerbe. Die Fabrikarbeit war bei den Ehefrauen am stärksten vertreten in den Schichten der Fabrikarbeiter 4,5 pCt., Tischler 5,8 pCt., Sattler 6,2 pCt., Former 6,8 pCt., Feinmechaniker 4,4 pCt., Gärtner, Werkzeugmacher 6,6 pCt.

Nach Wellmann sind also die verheirateten Fabrikarbeiterinnen, abgesehen von den eheverlassenen Frauen von Bauhandwerkern, lediglich solche, die es nicht nötig haben, und Oppenheimer rühmt dies Ergebnis Wellmanns als „sehr im Gegensatz zu der landläufigen sozialistischen Auffassung." — Der Vollständigkeit halber sei übrigens noch darauf hingewiesen, daß die von Wellmann angeführten Prozentzahlen, auf die er seine eigenartigen Schlußfolgerungen stützt, größtenteils falsch sind. Der Prozentsatz für die Tischler beträgt nicht 5,8 pCt., sondern 3,2 pCt., für die Sattler nicht 6,2 pCt., sondern 3,3 pCt., für die Former nicht 6,8 pCt., sondern 1,4 pCt., für die Feinmechaniker nicht 4,4 pCt. sondern 2,9 pCt. Er hat den Prozentsatz der Rohrleger mit dem der Tischler, den der Klempner mit dem der Sattler, den der Dreher mit dem der Former, den der Brauer mit dem der Feinmechaniker verwechselt und überdies einen Teil dieser Zahlen noch falsch berechnet! Als eine „saubere Arbeit" bezeichnet Oppenheimer die Schrift Wellmanns.

Nun könnte man ja die Tatsache, daß Wellmann ein schlechtes Buch geschrieben hat und Oppenheimer es gut findet, gern auf sich beruhen lassen, wenn nicht dem Buche Wellmanns und dem Artikel Oppenheimers eine prinzipielle Bedeutung innewohnte. Sering hat seinen Schüler Wellmann veranlaßt, die betreffende Enquete zu veranstalten und zu verarbeiten und hat damit dem meines Ermessens durchaus richtigen Gedanken Ausdruck gegeben, daß sich die Lösung einer derartigen Arbeit für eine Erstlingsarbeit eignet. Wird eine solche Arbeit mit der nötigen Umsicht und Sorgfalt ausgeführt, so kann in der Tat ein doppelter Zweck erreicht werden: der Verfasser wird in anregender Weise in die statistische Technik eingeführt, und da er bei der Geringfügigkeit seines Materials die Möglichkeit hat, es gründlich zu verarbeiten, wird er häufig in die Lage versetzt, der eigentlichen statistischen Erforschung der betreffenden Fragen, zu der ihm natürlich das Material fehlte, den Weg zu weisen. Die tatsächlichen Ergebnisse, die er dabei für die von ihm befragten Personen findet, sind selbstverständlich absolut belanglos, und er tut gut daran, sie nur soweit zu veröffentlichen, wie zur Illustration der von ihm eingeschlagenen und befürworteten Methoden erforderlich ist. Zu welchen Konsequenzen es aber führen kann, wenn der Bearbeiter einer solchen Enquete sich über die Grenzen ihrer Bedeutung nicht klar ist, zeigen das Buch Wellmanns und der Artikel Oppenheimers: Wellmann hatte geglaubt, durch Befragung von 2943 Personen „Abstammung, Beruf und Heeresersatz in ihren gesetzlichen Zusammenhängen" darlegen zu können, und Oppenheimer hat gewähnt, in einer derartigen Enquete eine wissenschaftliche Stütze für seinen Glauben an die Landwirtschaft als die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft zu finden.

R. Kuczinski.

Teure Zeiten

Die Aussprache über das Anschwellen der Preise der wichtigsten Lebensmittel und Bedarfsartikel knüpft naturgemäß an den Zahlen der amtlichen Statistik und den Durchschnitten der Marktnotierungen an. In ihnen markiert sich am deutlichsten die große Bewegung, das Auf und Ab der Produktenpreise. Sie bilden den Stoff für den volkswirtschaftlichen Scharfsinn, die Bedeutung der einzelnen Exponenten zu erkennen: Zoll und Transportkosten, Ernte, Tendenz des Weltmarkts, Löhne und innerer Markt, geschäftliche Usancen usf. Daraus wird man sich das Zustandekommen einer solchen Zahl klarmachen. Aber man gewinnt so nur die eine Seite des Bildes: die Preisfrage ist sozusagen von oben betrachtet. Sie kann auch von unten und sie muß von unten betrachtet werden, denn neben die wirtschaftliche tritt die sozialpolitische Erwägung. Der nützen aber diese großen Zahlen nur in beschränktem Umfang. Wenn man diese Zahlen von unten ansieht, d. h. vom Konsumenten aus, dann erhalten sie eine jeweils verschiedene Färbung, mitunter noch eine wesentliche Änderung, denn es kommt die wechselnde und im Durchschnitt schwer faßbare Spannung zwischen Großhandels- und Detailverkaufspreis einzelner Artikel dazu. Und die Betrachtung von unten gruppiert die großen Zahlen um ein Menschenschicksal. Da werden aus Ziffern Existenz- und Kulturfragen.

Die Sozialpolitik hat sich seit Le Play, Engel und Schnapper-Arndt eine induktive Methode geschaffen: das Haushaltungsbudget. Seine praktische Bedeutung soll nicht überschätzt werden. Die genauen Aufschreibungen aller einzelnen Ausgaben, jeden Verbrauches haben leicht etwas Anekdotisches. Oder man wird von der politischen zu der künstlerischen Betrachtung verleitet. Das gilt namentlich von den musterhaften und erschöpfenden Monographien des äußeren Lebens, die Schnapper-Arndt geschrieben, man möchte fast sagen: dem Auge ausgebreitet hat. Aber ganz anders wird der Wert dieser Schilderungen, wenn man nicht allein den Zustand sieht, den Lebensaufbau dieses einzelnen Menschen oder Familienbetriebes Soundso, sondern die Bewegung in den Elementen des Aufbaus, und wenn man diese Bewegung in Ursache und Wirkung verfolgt, dann wird die Rechnung der Haushaltung die sozialpolitische Betrachtung von unten, und sie reiht sich als notwendiges und letztes Glied in die Kette aller Wirtschaftspolitik.

Man hat eine ganze Anzahl von Arbeiterbudgets, hauptsächlich in Süddeutschland, festgestellt und damit die Kenntnis des Proletarierlebens wesentlich gefördert. Im Arbeiterhaushalt kehrt bei der vom Lohn erzwungenen Beschränkung des standard of life das Unerläßliche immer wieder, und die Not und Enge streifen das Zufällige oder Willkürliche ab. Ein Arbeiterbudget kann das Leben von Tausenden verdeutlichen. In den höheren Schichten wird ein Budget heute noch nicht den gleichen Anspruch auf weite Gültigkeit beanspruchen können. Aber zweifellos erfährt, zumal in den Großstädten mit dem uniformen Wohnungsgrundriß und mit der erzwungenen Abhängigkeit vom Kaufmann, die mittelbürgerliche Schicht immer mehr ein ähnliches Abschleifen zum Typus. Deshalb kommt einem eben erschienenen Buch von Henriette Fürth „Ein mittelbürgerliches Budget" eine weitere Bedeutung zu als die einer sauberen wissenschaftlichen Monographie; es ist von eminent sozialpolitischem und aktuellem Interesse. Der volle Titel des Buches lautet: „Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum" nebst Anhang: „Die Verteurung der Lebenshaltung im Lichte des Massenkonsums" (Verlag G. Fischer, Jena. 131 S. 3 Mk.).

Der verdienten sozialpolitischen Schriftstellerin wurde das Haushaltungsbuch einer Frankfurter Kaufmannsfamilie zur Verfügung gestellt, das sich zur wissenschaftlichen Bearbeitung tauglich erwies. H. Fürth deutet die zehn Jahre Oktober 1896—1906 aus. Es handelt sich um eine starke Familie mit acht Kindern, von denen zwei während der Berichtszeit geboren werden. In diese Zeit fällt auch der Übergang des Hausvaters vom selbständigen Geschäftsinhaber zum kaufmännischen Beamten. Die Hausfrau ist durch Schneiderei erwerbstätig, auch der Arbeitsertrag der erwachsenen Kinder, solange sie nicht verheiratet sind, fließt in die gemeinsame Hauskasse. Die Familie stellt also in gewissem Sinne die Konsumgenossenschaft verschiedener Erwerbseinheiten dar.

Die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen dieses interessanten Gebildes weichen, wie man sieht, vom Durchschnitt erheblich ab, und es bedurfte einer gründlichen Durcharbeit des Stoffes, bis sich Werte von allgemeiner Geltung herausstellten. Das wurde durch die Genauigkeit der Aufschreibungen ermöglicht. Es ließen sich, bei Ausschaltung der Gäste, die Mengen der von der Familie konsumierten Lebensmittel errechnen und in Beziehung setzen zum Geldaufwand. Beim Nahrungsbudget sodann wurden die letzten Konsequenzen gezogen und die Zahlen zu Mengen von Nährwerten und Nähreinheiten umgewandelt. Für die Berechnung des Nährwertes kommen nur die drei Nährstoffgruppen: Stickstoffsubstanz, Fett, Kohlehydrate in Betracht, von denen die erste am wertvollsten ist. Wir können uns hier nicht mit den Einzelheiten der physiologischen Berechnungsmethoden auseinandersetzen; H. Fürth berechnet den Nährgeldwert der einzelnen Nahrungsmittel, d. h. die für 1 Mark erhältlichen Nährwerteinheiten, und kommt dabei durch überlegte Berechnungen zu folgenden Feststellungen: Man erhielt für 1 Mark Nähreinheiten:

	Schwarzbrot	Brötchen	Fleisch	Eier	Butter	Zucker	Kartoffeln	Gemüse
Oktober 1896:	3554	1400	970	2606	1010	1632	4326	815
„ 1900:	2935	1255	966	2427	1037	1614	5133	669
„ 1905:	2946	1258	911	1972	953	2112	3889	335

Diese Zahlen haben keinen agitatorischen Wert, denn sie sind nicht deutlich genug. Aber sie geben, von allen Zufälligkeiten des einzelnen Bedarfes gelöst, ein Bild, wie der Preis fast aller Nahrungsmittel gestiegen ist, und wie es heute vielen sehr erschwert wird, der Unterernährung auszuweichen, indem sie eine unerläßliche Summe von Nähreinheiten konsumieren. Der Druck auf die Lebenshaltung bewirkt eine Beschränkung des Konsums oder eine Verschlechterung im konsumierten Artikel. Wie die Steigerung der Preise die Menge des Konsums herabdrücken kann, zeigt eine Gegenüberstellung der Haushaltungsbücher vom Oktober 1905 und September 1906 in bezug auf den Fleischverbrauch. Das Jahr 1906 hatte ja exzessiv hohe Fleischpreise, deren Ursachen hier nicht zu untersuchen sind; ihren Einfluß auf die Ernährungsmenge beschreibt ein resümierender Satz der Frau Fürth: „Der Grammverbrauch ist pro Kopf und Tag des Erwachsenen vom Oktober 1905 auf September 1906 von **117** auf **69**, d. i. um **41** pCt., der Geldaufwand von 17 Pf. auf 12,5 Pf., d. i. 26½ pCt. zurückgegangen, d. h. für 26½ pCt. weniger Geld erhielt man nicht 26½ pCt., sondern 41 pCt. weniger Fleisch." Eine absolute Verminderung der Ausgaben für Fleisch — da auch die sonstigen Artikel im Preise steigen — war somit von einer relativen Steigerung dieser selben Ausgaben begleitet, die 24 pCt. beträgt: was man früher für 76 Pf. erhielt, muß man jetzt mit 1 Mark bezahlen. Diese Teurung hat auch die andern wichtigen Nahrungsmittel ergriffen und sie bleibt nicht bei den guten Waren stehen; wendet sich der Konsument in großer Masse der schlechteren Ware zu, so treibt hier die verstärkte Nachfrage den Preis in die Höhe.

Man muß sich hier über die Stellung des Detaillisten klar werden, der die Verbindung zum kaufenden Publikum bildet. Die Preisbewegung erfaßt natürlich zuerst den Großhandel, der Detaillist folgt ihr, auch wenn's nach oben geht, nur zögernd, denn er weiß, daß ihm dabei Kunden abspringen. Wenn er seinen Preis macht, wird er diesem als Entgelt für Verluste eine Risikoprämie zusetzen, denn der Mann muß auch bestehen. Sinken aber im Großhandel die Preise, so wird der Kleinhändler das noch weniger sehen wollen, sei es, daß der Mensch im allgemeinen zu seinem Vorteil blind zu werden weiß, sei es, daß der hohe Einkaufspreis seiner lagernden Waren den Ladenpreis ohne große Verluste nicht sinken läßt. Daraus entstehen dann solche Spannungen, wie wir sie im Frühjahr in dem Einzelfall des Metzgers hatten. Den Kunden aber, die vielfach durch Kreditgewährung des Kaufmanns diesem verpflichtet sind, stehen keinerlei Hilfsmittel in diesem Kampf um den Preis zur Seite. Geld wird auch in teuren Zeiten verdient; aber auf die Dauer ist in seiner wirtschaftlichen Existenz der am meisten Leidtragende eben doch dieser kleine Händler, der zwischen einer Preisbildung, die er nicht beeinflussen kann, und einer nicht zahlungswilligen Kundenschaft hin- und hergeschoben wird. Ja, er muß erleben, daß gerade in teuren Zeiten viele durch die Genossenschaft den Anschluß an die kapitalistische Preisbewegung suchen.

Die Fürthsche Betrachtung ist um ihrer Gründlichkeit willen sehr dazu angetan, mitten in die Ernährungs- und Lebensfragen der bürgerlichen Mittelschicht hineinzuführen. Der Etat ihrer Familie balanziert auf etwa 10500 M. — also eine ganz anständige Summe —, aber auch diese Summe hält bei einer einigermaßen starken Familie und auf teurem Großstadtboden die sogenannten Luxusausgaben, d. h. die Betätigung kultureller Freudigkeit in engsten Grenzen.

Im Anhang wird mit einer Fülle statistischen Materials die aktuelle Frage: Lohnsteigerung und Teurung angepackt. Hier findet der Sozial- und Wirtschaftspolitiker eine mit genauen Daten unterlegte Antwort, daß die Lohnerhöhung hinter der allgemeinen Teurung zurückbleibt und daß bei wachsender Bevölkerungsziffer — man muß die jährlich 900 000 neuen Menschen bei all den Zahlenvergleichen immer im Gedächtnis haben — der Verbrauch wichtigster Lebensmittel stockt, ja zeitweise zurückweicht. Unsre Betrachtung soll sich nicht im Detail verlieren. Es ist ein aufs stärkste betrübliches Bild, das aus diesen Zahlen der Preissteigerung und des Konsumrückgangs sich ergibt. Eine Welle außerordentlicher gewerblicher Blüte, eine Periode des Aufsteigens, großer Vermögensbildung, technischer Intensivierung trägt das Kulturniveau eines nur kleinen Kreises von Menschen in die Höhe; die breite Masse aber drängt sie in ihrer Lebenshaltung zurück. Dieser innere Widerspruch in der wirtschaftlichen Situation der letzten Jahre ist das sittlich wie nationalpolitisch Bedenklichste, und die Aussichten, die sich von hier zu der nahen Zukunft auftun, sind wenig tröstlich.

Theodor Heuß.

Unsre Bewegung

Kulturaufgaben in Preußen, so lautet der Titel der neusten Agitationsbroschüre, die der Wahlverein der Liberalen soeben herausgegeben hat. Auf 14 Seiten wird knapp und präzis, aber zugleich auch leicht lesbar und fesselnd das weite Gebiet der Kirchen- und Schulfragen und der allgemeinen Bildungsfragen besprochen, das man gewöhnlich mit dem Hauptwort „Kulturaufgaben" umschreibt. Die Broschüre wird zwar in erster Linie in der Agitation für die Landtagswahlen in Preußen gute Dienste tun, eignet sich aber auch hervorragend zur Gewinnung neuer Freunde. Das Schriftchen ist vom Parteibureau, Berlin S.W., Dessauer Straße 31 gegen Einsendung von 10 Pfennig in Briefmarken zu beziehen. Vereine erhalten bei Parteibezug noch Erleichterungen.

Der Wahlverein der Liberalen hat am 23. und 24. November in Berlin eine erweiterte Vorstandssitzung abgehalten, die von den Parlamentariern beider Häuser und aus allen Teilen des Reiches gut besucht war. Den Vorsitz während der ganzen anstrengenden Tagung führte in ungeminderter Frische der Abg. Direktor Schrader. Abg. Dove referierte über Vereinsrecht und Justizreform, Abg. Mommsen über Börsenreform und Steuerfragen, Abg. Ernst über das preußische Wahlrecht. An alle Referate schloß sich eine allseitige und lebhafte Aussprache. Der Zweck der Sitzung war Information; Beschlüsse wurden keine gefaßt.

Um die Werbearbeit für „Die Hilfe" örtlich zu organisieren haben wir eine ganze Reihe beachtenswerter Winke zusammengestellt. Wer in der praktischen Werbearbeit steht oder sich daran beteiligen will, verlange 1 Exemplar dieser Druckschrift von unserem Verlag, Berlin-Schöneberg.

Charlottenburg. V. Direktor Stern, Grunewald, Wißmannstr. 8. In Verbindung mit der Freisinnigen Volkspartei veranstalteten wir am 25. November eine große, wohlgelungene Wahlrechtsversammlung. Die Referate hatten die Abgeordneten Dr. Wiemer und Dr. Naumann übernommen. Beide zeichneten in eindrucksvollen Reden die gegenwärtige politische Situation und betonten die Notwendigkeit, unausgesetzt im Parlament und in der Öffentlichkeit das Interesse des Volkes an dieser Frage wachzuhalten und zu vertiefen. In der Diskussion führte sich unser neuer Kieler Abg. Hoff aufs glücklichste in Berlin ein. Eine Resolution fand einstimmige Annahme.

In Steglitz hat sich eine Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen neu gebildet, die mit nahezu 50 Mitgliedern nächsten Montag zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten will. Naumann wird einen Vortrag über „Teurung und preußische Wahlrechtsreform" halten. An der Spitze des Vereins steht der bekannte Oberst Gädke als Vorsitzender. Wir hoffen bald erfreuliche Erfolge berichten zu können.

Sachsen. Der Liberale Landesverband beschloß Herrn Ernst Ehrich (Leipzig, Grenzstr 10) als Parteisekretär für Sachsen vom 1. Januar 1908 ab anzustellen. Der neugewählte Landesausschuß setzt sich aus den Herren Dr. Langerhans (1. Vors., Adresse: Leipzig, Petersstein-

weg 10), Graf, Meisgeier, Sauer, Dr Schulze sowie noch zu wählenden Vertretern der übrigen sächsischen Organisationen zusammen. Neu angeschlossen hat sich der liberale Verein Großenhain. Das letzte Jahr hat in arbeitsreichen Kämpfen, die des äußeren Erfolges noch entbehrten, doch gezeigt, daß in Sachsen Boden für liberale Gedanken ist.

Leipzig. Liberaler Verein. V. Dr. med. Ernst Langerhans, Petersteinweg 10. Am zweiten Vortragsabend unsres Beamtenausschusses behandelte Kaufmann Josef Reif die Lage der Handlungsgehilfen. Als Vertreter der technischen Beamten referierte Ingenieur Otto Rogge. — In der letzten, sehr zahlreich besuchten Mitgliederversammlung unsres Vereins sprach Dr. med. Ernst Langerhans über die gegenwärtigen Aufgaben des Liberalismus. An der sehr ausgedehnten Diskussion beteiligten sich besonders unsre neuen, durch den Beamtenausschuß gewonnenen Freunde.

Hörde, Sozialliberaler Verein. V. Postsekretär Alberts, Penningskamp. Am 19. November sprach Parteisekretär Pörsch aus Düsseldorf über die augenblickliche politische Lage. Er berührte insbesondere die Blockpolitik, streifte aber auch das Landtagswahlrecht, über das hier Dr. Breitscheid am 7. d. M. sprechen wird. Bei der Blockpolitik heißt's noch abwarten. Referent forderte zu einer regen Organisationsarbeit auf, indem er auf die Organisationsverhältnisse andrer politischer Parteien hinwies. — Mit dem Ergebnis der hiesigen Stadtverordnetenwahlen sind wir zufrieden. Hätten wir nicht die Initiative ergriffen und andre wirtschaftliche und politische Vereine zu einem gemeinsamen Vorgehen veranlaßt, so wäre wohl der einzige — übrigens soz.-liberale — Arbeiter unter 24 Stadtverordneten nicht wiedergewählt worden. Nun haben wir ihn in der III. Abteilung gehalten und in der II. Abteilung einem andern Soz.-Liberalen zum Siege verholfen. In der lebhaften Diskussion wurde in der Hauptsache das Verhältnis des Liberalismus zur Arbeiterschaft behandelt. Nächster Vereinsabend: 7. Dezember. — Die Hilfeleser im Kreise Hörde, insbesondere in den Orten Annen, Baroy und Schwerte, werden dringend gebeten, ihre Adresse Postsekretär Alberts in Hörde mitzuteilen.

Gießen. Nationalsozialer Verein. Am Mittwoch, den 11. Dezember, abds. 8½ Uhr findet im Hotel Schütz unsere Hauptversammlung statt. Ein Referat über Aufgaben und Zukunft des Liberalismus wird den Abend einleiten. Freie Aussprache. Freunde und „Hilfe"-leser sind willkommen.

Soziale Bewegung

Die evangelischen Arbeitervereine sind, wie sich immer deutlicher zeigt, keineswegs gewillt, mit der reaktionären klerikalen deutschen Arbeiterbewegung, die in dem „Deutschen Arbeiterkongreß" ihren Mittelpunkt hat, durch dick und dünn zu gehen. Auch wenn sie aus Mangel an andrer Möglichkeit des Zusammenschlusses sich zum „Deutschen Arbeiterkongreß" halten, üben sie doch sehr scharfe Kritik an ihm. Wir berichteten bereits, daß der Württembergische Landesverband das kürzlich gegenüber den Bekehrungsversuchen des Liz. Mumm getan hat; heute geht uns aus Sachsen eine Kritik mit der Bitte um Veröffentlichung zu. Der evangelische Arbeiterverein in Leipzig hat sich zwar mit den Forderungen des II. deutschen Arbeiterkongresses solidarisch erklärt, aber daneben die bestimmte Erwartung ausgesprochen, „daß man in Zukunft den evangelischen Arbeitervereinen mehr Beachtung und Berücksichtigung zuteil werden läßt. Vor allem fordern wir, daß auch einem evangelischen Arbeitervereinler ein Referat übertragen wird. Bedauern müssen wir, daß betr. die Teilnahme der Deutschen Gewerkvereine die Leitung bezw. der Kongreß eine solche ablehnende Stellung eingenommen hat. Wir erwarten, daß bei einem III. Deutschen Arbeiterkongreß die deutschen Gewerkvereine offiziell zur Teilnahme eingeladen und zu den Vorarbeiten hinzugezogen werden. Befremden muß es uns des weiteren, daß, während alle bürgerlichen Parteien zum Kongreß eingeladen worden sind, die linksliberalen Parteien nicht geladen wurden. In Sachsen gehören viele Mitglieder diesen Parteien an oder stehen ihnen mindestens freundlich gegenüber; deshalb sowohl, als auch aus paritätischen Rücksichten hätten diese Parteien eingeladen werden müssen. Wir verlangen, daß bei zukünftigen deutschen Arbeiterkongressen die linksliberalen Parteien eingeladen werden."

Die deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) haben erfreulicherweise begriffen, daß die Zeiten reiner, unpolitischer Gewerkschaftspolitik vorüber sind. Sie sehen ein, daß man nicht weiterkommt, wenn man nicht Stellung zu den politischen Tagesfragen nimmt und sie zu beeinflussen versucht. Deshalb hat der Zentralrat der deutschen Gewerkvereine sofort nach Erscheinen der neuen Gesetzvorlagen, die irgendwie die Gewerkschaften mitberühren, Stellung genommen. In einer Petition an den Reichstag sind Abänderungsanträge zum neuen Reichsvereinsgesetz gestellt, die aller Beachtung wert sind. Auch zur Wahlrechtsreform in Preußen sind Petitionen an die Regierung und den Landtag mit eingehender Begründung der Forderung des Reichstagswahlrechts eingereicht worden. Im Hauptorgan der Gewerkvereine wird laufend Stellung genommen zu den wichtigsten Verhandlungen des Reichstages; allerschärfster Widerspruch wird z. B. erhoben gegen die Sprachenbestimmung im Reichsvereinsgesetz. Es wäre zu wünschen, daß diese eifrige politische Arbeit der leitenden Stellen auch in Mitgliederkreisen ein lautes Echo weckten. Hier fehlt es leider noch vielfach an der Erkenntnis der Wichtigkeit politischer Betätigung.

Die Tarifverträge marschieren. Am 1. Dezember haben sämtliche dem „Deutschen Arbeitgeberverbande" angehörigen Unterverbände, in welchem die Tarifverträge mit den Arbeitnehmern im Jahre 1908 ablaufen, die Kündigung dieser Verträge eingereicht, unter gleichzeitiger Übersendung von neuen Vertragsentwürfen. Diese Vertragsentwürfe sind einheitlich auf einem normalen Vertragsentwurf aufgebaut, welcher von dem „Deutschen Arbeitgeberbunde" vorgeschrieben und wörtlich in dem Vertrage wiederzugeben ist. Auch der „Mitteldeutsche Arbeitgeberverband für das Baugewerbe, mit dem Sitze in Frankfurt a. M." und der „Verein der Arbeitgeberverbände für das Baugewerbe in Rheinland und Westfalen", die ebenfalls Verbände des Deutschen Bundes sind, haben die Kündigung der Verträge am Sonnabend, den 30. November bewirkt. Die beiden oben genannten großen Verbände werden für die in Betracht kommenden Bezirke je einen einheitlichen Vertrag abschließen und sind übereingekommen, in allen Fragen vollständig Hand in Hand zu gehen. Es dürften bisher im deutschen Baugewerbe noch keine Verträge, welche sich über so große Gebietsteile erstrecken, abgeschlossen worden sein, als dies im nächsten Jahre der Fall sein wird. Die Verbände der Arbeitgeber kommen dadurch einem seitens der Arbeiterorganisationen überall zum Ausdruck gebrachten Wunsche, Verträge abzuschließen, entgegen. Die neuen Verträge zeigen im wesentlichen dasselbe Bild der schon in früheren Jahren mit den Arbeiterorganisationen abgeschlossenen. Die normale Arbeitszeit soll 10 Stunden betragen, sie darf nicht weiter herabgesetzt werden. Der Arbeitslohn soll trotz der ungünstigen Konjunktur nicht herabgesetzt werden. Nicht nur im Interesse des Baugewerbes, sondern auch im allgemeinen Interesse liegt es zweifellos, daß günstige Tarifverträge für beide Teile abgeschlossen werden. Hoffentlich gelingt, den Scharfmachern im Baugewerbe zum Trotz, auch hier der große Wurf.

Die deutsche Konsumgenossenschafts-Bewegung, die ihre Spitze in der Hamburger Großeinkaufsgesellschaft hat, macht erfreuliche Fortschritte. Das eben erschienene, vom Generalsekretär Heinrich Kaufmann redigierte Jahrbuch für 1908 berichtet auf jeder Seite von neuen Erfolgen. Neben vielen statistischen Nachweisen bringt es auch flüssig geschriebene und darum gut lesbare Abhandlungen über die verschiedenen Lebensgebiete der Konsumgenossenschaftsbewegung. Dabei werden die Zusammenhänge mit andern Genossenschaftsarten und der gesamten Wirtschaftspolitik nicht aus den Augen verloren. Leider ist der Preis von 9 Mark für den Einzelkäufer reichlich hoch, wenn auch rein buchhändlerisch bei einem Umfang von 736 Seiten und bei guter Ausstattung nicht unberechtigt teuer. Billige Auszüge würden vielleicht dem Bedürfnis rascher Belehrung bringen und der Verbreitung mehr genügen.

Briefkasten

B. G. in N. Über die Bedeutung verschiedener Partei-Zeitschriften sprechen folgende Zahlen.

Die Grenzboten (konservativ) Auflage z. Zt.	5 000
Deutsche Stimmen (nationalliberal) Auflage lt. Sperlings Zeitschriften Adreßbuch 1906	5 000
Jungliberale Blätter (jungliberal) offizielles Organ der jungliberalen Vereine, Auflage z. Zt.	14 500
Die neue Zeit (sozialdemokratisch) Auflage z. Zt.	8 200
Sozialistische Monatshefte (sozialdemokratisch) Auflage z. Zt.	5 000
Die Hilfe Auflage z. Zt.	15 500

A. L. in B. u. andre. Wer erfuhren auch erst später davon, daß die Postanstalten eine Bestellung der „Hilfe" auf das nächste Vierteljahr nicht vor dem 15. Dezember anzunehmen brauchen. Wo die Postämter so ungefällig waren, müssen unsre Freunde die Bestellung Mitte dieses Monats wiederholen und uns dann Nachricht geben. Unsrer Betriebsabteilung liegt sehr viel an einer beschleunigten Mitteilung, weil sie die Adressen der Schweigsamen für das folgende Vierteljahrsabonnement dem Postzeitungsamt überweisen und für sie bezahlen muß. Durch verspätete Nachricht können also leicht unnütze Ausgaben und Arbeiten entstehen.

Liberaler Verein in L. Das finden Sie alles im „Hilfe"-Almanach für 1908. Vorzugspreis für „Hilfe"-Leser 50 Pf. Eine weite Verbreitung dieses kleinen Buches liegt darum nicht zuletzt im Interesse unsrer politischer Organisationen.

N. aus M. Woher soll unsre Registratur wissen, daß Sie „Hilfe"-Leser sind? Sie haben sich ja noch nie als solcher bemerkbar gemacht, sonst wäre Ihnen längst eine Registerkarte ausgestellt und ein Probe-Abonnement unterblieben. Briefe an die Redaktion oder gar Privatbriefe an den Herausgeber kommen für die Beachtung der Vertriebsabteilung natürlich nicht in Frage.

Mehrere Vereinsberichte mußten leider wegbleiben.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 49 Berlin, 8. Dezbr. 1907

Meinungen

Man muß nie mit Leuten, die nur Meinungen haben, über Meinungen streiten.
Max von Klinger.

Obiger Satz findet sich in dem kleinen Büchlein, das ein Jugendfreund Goethes veröffentlichte unter dem Titel: Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst im beständigen Kampfe mit dem Schlechten, durch die Welt zu kommen. Darin spricht Lebenskenntnis. Was den Strebenden am meisten ermüdet, ist die Erfahrung, daß man so viele Meinungen im Leben viel zu ernst genommen hat. Es gibt Tausende, die haben ihre Meinungen. Aber sie haben sie auch nur, aber sie selbst sind sie nicht. Sie können ihre Anschauungen wechseln, wie man Kleider ablegt, und verstehen den Eifer gar nicht, mit welchem man um wirkliche Erkenntnis kämpft. Sie meinen im Grund überhaupt nichts. Desto mehr wissen sie Bescheid in allen möglichen Auffassungen. Innerlich lächeln sie dann über den ehrlichen Tölpel, der dachte: der andere lebe geradeso in seiner Anschauung, wie er selbst in der eignen.

Worüber streiten sich heute die Leute? Über das, was der andre denkt; nein, über das, was der dritte über die Gedanken des zweiten gesagt hat; nein, über das, was ein vierter über die Art der Auffassung des dritten von dem zweiten Menschen und seine Anschauungen äußerte. In diesem nichtigen Spiel befindet man sich wohl. Es ist ja nur Luft, durch welche man haut; das macht den Streit so lustig, so bequem. Nur kommt nichts dabei heraus. Es soll ja beileibe nichts herauskommen, denn der einzige Ertrag solcher Streitigkeiten müßte jeden nur beschämen. Trotzdem bleibt es leidige Tatsache, daß die schärfsten Augen dazu gehören, um in dem Streit der Meinungen klar zu sehen, wo es einem Menschen nicht um seine Meinung, sondern um die Sache zu tun ist. Bücher würden ungeschrieben bleiben, Gerichte würden weniger Arbeit bekommen, vor allem würde das Leben selbst sich kräftiger und reiner ausbreiten. Unendlich viel verbrauchte Kraft wird zu uns zurückkehren und sich uns und andern zu wirklichem Lebensdienst anbieten. Laßt die Meinungen meinen, was sie wollen; wir handeln nur mit ganzen Menschen, die leben, was sie meinen.

Wie oft wird man gefragt: was meinen Sie darüber? Als ob man sich über die tausenderlei Fragen des Lebens immer eine wirkliche Meinung bilden könnte! Die muß Zeit zum wachsen, Wind zum stählen, Sonne zum reifen haben, sonst trägt sie wenig oder nichts. Ist es nicht weit ehrlicher, recht oft zu sagen: darüber meine ich überhaupt nichts. Die Bildung schämt sich ihrer Lücken im Wissen nie; sie schämt sich nur der Ruhe des halben Wissens und der Bequemlichkeit, die nicht nach Wissen läuft. Wer seine Meinung aber recht verteidigen will, weil er ganz hinter ihr steht, der hat gar keine Zeit, sich über andre Dinge, von denen er nicht lebt, Meinungen zu bilden. Warten ist eine große Kunst des Lebens. Vieles wird uns klar, wenn wir gar nichts darüber meinen, sondern still zuhören, was uns erzählt und gesagt wird. Aber die Meinungen regieren so herrisch. Sie wissen alles vorher und alles besser. Darum streite ich nicht um Meinungen, hinter denen kein voller Mensch steht. Seifenblasen erfreuen Kinder. Soll unser öffentliches Leben nur zum Spiel mit goldigen, schillernden Kugeln herabsinken, die platzen, wenn man sie anfaßt?

Traub.

Zum Gedächtnis Eichendorffs

Am 26. November waren es fünfzig Jahre seit dem Tod Josephs von Eichendorff. Da scheint es nicht unangebracht, sich einige Worte über den letzten Ritter der Romantik zu notieren und seiner eigentlich niemals umstrittenen Stellung in der Literaturgeschichte aufs neue bewußt zu werden.

Aus jener Bewegung der Romantik heraus, wo überschwängliches Gefühl in einem Natur und Schönheit umspannenden Liebesbedürfnis sich frei und mächtig gehen ließ, ist auch dieser schlesische Dichter zu verstehen. Ganz Romantiker, hat er sich doch von Bizarrerien der Schule freigehalten. Mag man auch an seiner Kunst Ausstellungen machen, er bleibt der sonnenheitre Sänger der guten alten Zeit, der unwiderstehlichen Wanderlust, des graziösen Müßiggangs, der Mühlenpoesie und des Liebeszaubers. Seine jugendfrische Muse blieb ihm bis ins Alter treu. Sie hat ihm die Erinnerung an das weiße Herrenhaus zwischen den dunklen Baumkronen, wo es vom Hügel herab die schimmernden Felder, die idyllischen Dörfchen und rauschenden Wälder grüßt bis fernhin zur silbergrauen, segelgeschmückten Oder, lebendig erhalten. So recht lernte der junge Baron das Studenten-, Dichter- und Wanderleben jener Zeit kennen. In gleichgestimmtem Freundeskreis ergötzte er sich an der leichtgeschürzten Muse, lauschte er bei flackerndem Kerzenlicht in einer Kneipe am Fuß des Schloßbergs zu Heidelberg den Dichtungen Arnims und Brentanos. Wenn er sich auch von dem Zauber neugesammelter volkstümlicher Liederpoesie in „des Knaben Wunderhorn“ gefangennehmen ließ — in die romantische Gefühlswelt hat er sich nie ganz verloren. Reisen und Kenntnisse haben ihm den Sinn für praktisches Wirken gestärkt. Den politischen Zeitfragen stand er nicht gleichgültig gegenüber, auch hat er sie nicht, wie die Romantiker, in ironischer und phantastischer Beleuchtung gesehen. Vom politischen Romantiker dieser Zeit haben wir einige Soldatenlieder und genrebildliche Gedichte. Seit 1820 war er dann im preußischen Staatsdienst tätig und stand besonders während seiner Danziger und Berliner Zeit mit vielen bedeutenden Männern in freundschaftlichem Verkehr. Nach seiner selbstgenommenen Entlassung lebte er bis zu seinem Tode ganz seinen Studien, wo er neben seinen Dichtungen Übersetzungen und literarhistorische und kritische Sachen geschrieben hat.

Von den Werken Eichendorffs interessieren weitere Kreise eigentlich nur noch seine Romane, Novellen und seine Lyrik. Mit Ethik hat der junge Eichendorff begonnen, aber schon manches Lied und Gedicht zwischen die einzelnen Kapitel hingestreut. Wie bei den Romantikern ist in seinen beiden großen Romanen „Ahnung und Gegenwart“ und „Dichter und ihre Gesellen“, die er am Anfang und Ende seines Lebens geschrieben hat, das Muster von Goethes „Wilhelm Meister“ unverkennbar. Die Helden abenteuern als echte romantische Vagabunden heimatlos hin und her. Sie sind Künstler, Virtuosen, dilettantische Improvisatoren. Das Komödiantenwesen mit all seinen schillernden Farben und dem flüchtigen Duft oft geheimnisvoller Mädchengestalten (die Mignon Eichendorffs!) rollt in grünen Wagen durch diese romantische Welt. Des Dichters Erfindungsgabe ist

nirgend groß. Seine Romangestalten wiederholen sich, wenn sie auch neue Kostüme tragen oder auf anderm Schauplatz auftreten. In der Regel steht neben einem schwärmerischen, melancholischen Helden eine zweite Hauptfigur, welche die romantische Lebenskunst von ihrer jovialen, humoristischen Seite zeigt. Darum schlingt sich das wirre Geranke der romantischen Poesie, wo in unbestimmtem Halbdunkel Liebesabenteuer, Verwechslungen und Verkleidungen bunt durcheinander laufen. Bei dem Mangel einer straff gespannten Handlung geben sich seine Romane rein lyrisch. Sie stellen sich nicht als Kunstwerke dar, wenn auch einzelne Stellen dieser romantischen „Dichtung und Wahrheit" dem modernen Leser eine genußvolle Lektüre gewähren.

Die reiche Innenwelt, die träumerische Naturanschauung, das sehnsuchtsvolle Heimatsgefühl, die Entzückungen der Liebe und Freundschaft kommen besser als in den Romanen in den Novellen zur Geltung. Wer ließe sich nicht von dem Reiz jener unbefangenen und herzerquickenden Poesie des Müßiggangs bezaubern, wo Eichendorff das romantische Ideal der paradiesischen Faulheit so liebenswürdig verkörpert? Das ist ein rechter Taugenichts, der arme Müllerssohn, wie er sich singend und musizierend durchs Leben schlägt. Am liebsten liegt er auf dem Rücken im Gras und schaut in die Wolken, oder er wiegt sich auf den Wipfeln der Bäume. In seiner heitern Ruhe und trotz seiner Faulheit fällt ihm alles wie im Schlaf zu. Man sieht, wie der Dichter heimlich in wohlgefälliger Ironie in die Irrfahrten und Wanderungen seines Müllerburschen hineinlächelt. Eine solche Idylle wie „das Leben eines Taugenichts" konnten die Romantiker nicht schreiben. Hier wächst Eichendorff weit über sie hinaus. Auch daß er ihre ironische Weltverhöhnung in seiner katholischen Frömmigkeit nicht teilt, zeigt er darin, daß er in „Ahnung und Gegenwart" seinen Helden ins Kloster schickt, wie er in der reizenden Geschichte „das Marmorbild" in symbolischer Phantasmagorie christliche Religion über heidnischen Glauben triumphieren läßt. Ein ganz neuer Zug tritt bei der Lektüre von seinem „Schloß Dürande" zutage. Das ist der Ernst der Geschichte, der leidenschaftliche Zug der Handlung, der starke Grundgedanke. Es ist etwas Kleistsches in dieser Novelle: das starke Pochen auf Recht, das sich unter der Hand in Unrecht verkehrt, wie bei Michael Kohlhaas.

Allein, Eichendorff ist doch hauptsächlich ein lyrisches Talent. Und wenn er auch in seinen Gedichten immer noch mit einem Fuß in der romantischen Traumwelt steht, so hat er doch mitunter wie ein Goethe und Heine den schlichten Volkston getroffen. In seiner verträumten, etwas eintönigen Lyrik stehen Natur und Gemüt in inniger Beziehung. Die Klänge des Waldhorns, der schmetternde Ruf des Posthorns durchziehen die Luft. Wie in den Romanen vagabundieren hier Studenten, Komödianten, Zigeuner. Und wie dort sind hier Schlösser und Mühlen, Hügel und Flüsse, Wälder und Gärten. In blauer Luft die Lerche, der Schein der Morgensonne, blasses Silbermondlicht auf verfallenen Marmorbildern, dämmernde Lauben, lauschende Mädchen und verschlafen rauschende Brunnen. Mit diesen wenigen Tönen macht Eichendorff zwar immer denselben, doch auch immer frischen Eindruck. Wie alle Romantiker, hat er mit Vorliebe „Wanderlieder" gedichtet und den Frühling und die Liebe besungen. Dazu kommen seine „Zeitlieder", „geistliche Gedichte", der Zyklus „Sängerleben" und seine „Romanzen". Ein natürliches Gefühl gibt seinen Liedern duftige Färbung und süße Melodik. Durch die Schlichtheit des Gedankens, die Tiefe des Gefühls, verbunden mit der Liebe zur Natur und wahrer Frömmigkeit, hat sich Eichendorff in das Herz des Volkes hineingesungen. Schon in seiner Jugend war sein Wunsch: „Laß mich das ganz sein, was ich sein kann." Der Wunsch ging ihm in Erfüllung. Die märchenhafte Pracht der Romantik ist verschwunden; die Lieder, die ihr letzter Ritter ihr gesungen, bleiben unvergessen. Was die Romantiker immer erstrebt, aber nie erreicht, Eichendorff ist es geworden: Volkstümlichkeit. Bald sind es hundert Jahre, seit der junge Dichter gesungen: In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad . . . Und wo wir das beste nennen, was wir an deutscher Volkspoesie haben, da nennen wir neben dem Halderöslein, der Loreley, Eichendorffs Lied vom zerbrochenn Ringlein.

Hermann Schnellbach.

Der kleine Bildhauer

Mit wachsender Einmütigkeit fordern die modernen Pädagogen eine verstärkte Sorgfalt und Pflege der kindlichen Anschauung und der Betätigung derselben durch Formgestaltung. Geschulte Augen und ausgebildete Hände gelten ihnen als die verläßlichsten Führer fürs Leben. Es genügt ihnen vielfach nicht mehr, die Jugend nur zeichnen zu lassen, da durch die Projektion auf die Fläche die Entwicklung einer plastischen Raumempfindung nicht ausreichend gesichert ist. Es ist deshalb eine sehr glückliche Bereicherung des Unterrichts, daß man den Kindern in Schule und Haus jetzt auch Stoff zum Kneten und Formen in die Hand gibt und ihnen dadurch ermöglicht, körperliche Gegenstände auch plastisch nachzubilden. Viele Kinder lieben diese Beschäftigung und bringen es darin bald zu erfreulichen Leistungen. Ich erinnere mich, in der Schule des Bildhauers Albert Reimann in Berlin solche Arbeiten von Kindern fast jeden Alters gesehen zu haben, die von dem Geschick und dem Eifer der jungen Plastiker Zeugnis ablegten. Teils hatten sie Blätter und Früchte im Relief gebildet, teils Rundfiguren von Käfern, Fischen, Vögeln und Vierfüßlern, teils auch frei erfundene kleine Geräte wie Aschenbecher, Uhrständer, Briefbeschwerer u. dgl.

Ich habe mit Vergnügen die Bestrebungen auch des Malers und Zeichenlehrers Otto Wiedemann in Schöneberg verfolgt, der darauf ausgeht, den Kindern bei ihren plastischen Versuchen den Lehrer entbehrlich zu machen. Er wünscht, daß das Modellieren zu einem häuslichen Spiel werde. Er hat deshalb einen Modellierkasten konstruiert, der all das an Geräten, an Stoffen und Belehrung enthält, was der kleine Anfänger braucht, um aus dem rötlichen oder grauen Plastolin zu formen, was an Gestalten ihn erfreut. Da Weihnachten vor der Tür steht, möchte ich alle Eltern darauf aufmerksam machen, daß sich ihnen hier die Gelegenheit bietet, ihren Kindern ein wirklich nützliches Geschenk zu machen. Und die Erwachsenen werden gewiß an dieser Beschäftigung der Kinder Anteil nehmen.

Zu beziehen ist dieses außerordentlich praktische Beschäftigungsmittel für Kinder in dem Albrecht-Dürerhaus in Berlin W., Kronenstr. 18 zum Preise von 8 Mark.

Steglitz. **Ludwig Gurlitt.**

Der Liebhaberpreis

Novelette von Auguste Supper

Johann Schmid schaut über die Gräberreihen, die zunächst liegen. Kein Kreuz schmückt die Hügel. Kurze Obelisken mit sonderbaren Schriftzeichen sieht er und öde Stätten, über die die Schneebeeren wachsen. Da fällt ihm ein, daß diese Ecke da der Judenkirchhof ist, der mit dem andern seit vierzig Jahren verlassen ward.

Er spuckt in die Hände und baumelt mit den Füßen. „Sie haben jemand da liegen?" fragt er.

Der Jude lupft die Kappe und kratzt sich im grauweißen Haar. „Alle," sagt er leise, „alle." Und er nickt mit dem häßlichen Kopf.

Johann Schmid weiß nicht, warum ihn das unruhig macht. Man will solche Sachen nicht wissen. Wenn so ein Weißkopf, so ein dreckiger, armseliger, „alle" unter dem Rasen liegen hat, so sind das seine Sachen, und er hat nicht das Recht, andern Leuten davon aufzupacken.

Der Gärtner weiß nichts zu sagen. Er rutscht ein wenig auf seinem Sitz und stößt mit dem Fuß hart gegen die frische Mauerlücke, so daß drei, vier gelockerte Steine dem vorangegangenen Kameraden folgen.

Das Loch wird ganz groß auf diese Weise. Fast gibt's einen Durchgang.

„Excusez", sagt der Jude leise und demütig, „wohnen Sie da in dem Haus?"

Der Gärtner nickt. Trotzig fast. Es ist ihm, als müsse er auf den Hinterfüßen stehen, sobald jemand auf sein mißachtetes, unbegehrtes Häuslein zu reden kommt.

„Ist ein gutes Wohnen da, weiß Gott! Ich wollt', das Haus wär' mein!"

Der alte Jude reckt den Hals zu seiner Rede und deutet mit dem Stock durch die Mauerlücke.

Johann Schmid traut erst seinen Ohren nicht; dann lacht er kurz: „'s war jahrelang feil, das Haus, 's hat's keiner wollen," wirft er fast lauernd hin.

Der Alte ist mühsam in die Lücke geklettert und sitzt jetzt da, und läßt die Füße drüben an der Mauer hinunterbaumeln. Stark zieht er an seiner Pfeife, daß der süße Rauch dem Gärtner um den Kopf schwebt.

„Ja," sagt er langsam, „die, die Geld habe, um Haus und Grund zu kaufe, die wolle, weiß Gott, nix vom Friedhof wisse."

Sie sitzen still, die Zwei und blicken in die grüne Wirrnis von Efeu und Trauerweiden und wucherndem Buschwerk.

„Wie viel habe Se gefordert?", fragt halblaut der Jude.

Johann Schmid schüttelt den Kopf. „Hab selbst keinen Preis gemacht. Hab es meinen Agenten gegeben."

Der andre nimmt die Pfeife aus dem Mund. „Gott der Gerechte! Keinen Preis? Was keinen Preis hat, ist nix wert! War e Dummheit, Mann. War keine Art, sei Geschäft zu mache?"

In dem Gärtner lebt der alte, längst begrabene Ärger für einen Augenblick wieder auf, dann aber fährt er mit der Hand durch die Luft, als wolle er das Ungute wegschieben.

„Still! Wer weiß, für was 's gut ist!"

Der Jude nickt mit dem häßlichen Kopf. „Ja, ja. Weiß Gott, ob einer ein gut, ob einer ein schlecht Geschäft macht, — das da ist doch immer das letzte." —

Er deutet mit dem Stock auf die eingesunkenen Hügel.

Hinter dem Zaun, auf der Straße gehen lärmende Menschen vorüber. Arbeiter, die aus den Fabriken kommen, kichernde Mädchen, die heim eilen.

Die zwei Männer auf der Mauer wenden die Köpfe. Aber niemand sieht herüber zu ihnen. Ganz allein, ganz verloren sitzen sie mitten im brausenden Strom wie auf einer Insel bei ihren Gräbern.

Da schauen sie sich einen Augenblick lang in die Augen, als wolle eine Seele zu der andern reden. Aber kein Wort wird laut, nur ein sonderbares Lächeln irrt um des alten Juden häßlichen Mund.

Johann Schmid deutet auf die Hügel. „Welches ist denn der eure?" Er fragt es, weil er das Schweigen nicht leiden kann, das ihn wie ein Band an den armseligen Menschen mit dem altersgelben Kittel binden will. Distanz will er schaffen zwischen sich und diesem da, dem die Kirchhofserde an den Stiefeln hängt.

Langsam, mit einem leisen Ächzen klettert der Jude aus der Mauerlücke. Auf ein Grab ohne Stein, ohne Namen setzt er den Stock. „Da liegt mein Weib, meine Sarah selig." Er schreitet weiter, ohne aufzusehen. „Da liegt der Ruben, da der Löb, da die Rahel. Drei Kinder hat mir Gott gegebe, — drei genomme —".

Er steht da mit vorgerecktem Hals. Häßlich, verschrumpft, armselig. Dann zieht er ein schmutziges Tuch aus dem Rockschoß und schneuzt sich laut und lang.

Hinter dem Lattenzaun beginnen helle Kinderstimmchen in einer Gassenhauermelodie zu singen: „richte unsern Sinn auf das Ende hin!"

Der Jude hebt den Kopf. „Sie singe net das Rechte, eure Kinder; sie singe 's zu früh! Weiß Gott, zu früh!"

Sie verstehen's nicht!" wirft Johann Schmid hin, der Christenkinder nicht gern von dem kümmerlichen alten Juden will tadeln lassen.

Der Alte nickt und stößt ein paarmal mit dem Stock auf der Rahel Grab. „Das ist's, grad das ist's bei Euch. Gott der Gerechte! 's wird zu viel gesunge von dem, was mer net versteht. Sie hat auch gesunge, mei Rahel. Aber se hat gesunge „Ringe, ringe reihe!" Ist e guts Lied für Kinder. Weiß Gott, e guts Lied. Und wie hat se gesunge! Wie e Vögelche! Ja, wie der Fink da."

Der alte Mann steht und schaut nach einem Buchfinken, der über die eingesunkenen Gräber hin sein helles Lied aus einer hängenden Weide schmettert, und das Wasser steht ihm in den Greisenaugen beim Gedenken an des toten Kindes Singen.

Johann Schmid schaut vor sich nieder. Seine schweren Arbeitsstiefel schaut er an, die da auf die schwarze Gartenerde niederbaumeln, als müsse er an denen etwas ablesen. Er hört irgend etwas Wahres, etwas Treffendes aus des Juden Worten und weiß doch nicht was. Eine fremde Weisheit flimmert für einen Augenblick vor ihm auf, dann ist alles wieder wie vorher.

Ganz leise fragt der Jude: „Was wolle Se heut habe für das Haus? 's ist e klei Haus und e alt Haus; aber ich frag: was wolle Se habe für das Haus?"

Ein Lachen kommt dem Gärtner. Es hat eine Zeit gegeben, da er mit gesteiftem Nacken und kecker Stirn auf eine solche Frage gewartet hatte. Er streift des Juden schäbigen Kittel mit kurzem Blick: „Bietet, Mann!"

Der Alte streckt die Hände vor mit gespreizten Fingern, so daß sein Stock zur Erde fällt. „Gott soll mich behüte! Ist keine Art, e Geschäft zu mache! Der Salomon bietet nicht auf e Stück, was nur hat en Wert für de Liebhaber. Hätt ich net mei Gräber da, ich würd net frage: was kost das Haus?"

Der Gärtner schlägt sich auf die Schenkel, daß es klatscht. „Da soll doch! Früher hat's geheißen, wenn der Kirchhof nicht wäre, dann wäre mein Haus zu brauchen. Jetzt soll's nur zu brauchen sein, weil die Gräber da liegen. Wissen Sie was? Es ist gar nicht feil, mein Haus! Ich bin da jung gewesen und alt geworden, und der Kirchhof war immer da. Esel sind das, die der Kirchhof geniert. Mir ist er recht. Mir gefällt er. Wie ein Garten ist er. Aber ein Garten, in dem man nicht zu schaffen braucht. Ein Garten zum Ausruhen. Das ist's, was ich brauche, wenn Feierabend ist."

Der Jude hebt mühsam seinen Stock vom Boden und lächelt dann. „Sie sind e verständiger Mann, weiß Gott. Ich will nimmer frage, was kost't das Haus? Ich seh, es ist nicht feil, das Haus. Ich wills Ihne auch net verschimpfiern. Es ist e guts Haus und es hat e gute Lag. Aber doch nur für de Liebhaber."

Listig blinzeln die alten Augen. Der Jude tritt ganz nahe zu dem Gärtner und stößt ihn leicht in die Seite: „Und wer ist denn Liebhaber heutzutag? Wer will denn auf die Gräber schaue, so oft er die Augen hebt? Wer will denn immerzu an „des" denke? Die Kinder, die davon singe, die verstehens net, und die, die 's verstehe, dene vergeht das Singe. Sie sind e Liebhaber, Herr, ich seh 's. Und ich wär auch einer. Aber das Haus ist nicht feil. Ich wills Ihne nicht feil mache. Es ist immer e gut Ding, wenn einem sei Sache nicht feil sind. Früher wars feil! — Ha, ha, ha! Da war ich noch net Liebhaber. 's braucht sei Zeit, so etwas. Alles braucht sei Zeit. Früher hat der Salomon geträumt von eme große Haus mit vier Etage, wo se könne all wohne, die Kinder und die Kindskinder, wo die Lichter brenne am Sederabend und wo der Schabbes still durch de Tür kommt. Aber jetzt? — Weiß Gott, was ist jetzt? Jedes hat e klei Häusche für sich, und ich steh da allei und guck über die Mauer nach eme Haus, was net feil ist." Er lacht heiser und stoßweise, bis sein Lachen in einen Husten übergeht.

Dann richtet er sich auf. „Sie sind e Gärtner, Herr. Die Gräber da sind alleweil net gut in Stand. Ich bin e alter Mann und hab zu tun weit herum. Sie grenze da an an meine Gräber. Alle Abend, Herr, wenn Sie da nur e Kännche Wasser über die Mauer spritze täte. — Es wär gleich grüner da und frischer. Es ware so gute Kinder, die drei! Und die Sarah selig war recht gege alle Leut, und wenn sie einer gebete hätt um Wasser, sie hätt ihm gegebe Wein, wenn sie gehabt hätt. Nur e Kännche, Herr, alle Abend über die Mauer."

Johann Schmid sagt nicht nein und nicht ja. Er lacht kurz vor sich hin. Es kommt ihm sonderbar vor, daß er die vier fremden Judengräber gießen soll, auf denen dünn und kümmerlich ein wenig Immergrün sproßt.

Des häßlichen Männleins Augen trüben sich. Wie ein Schatten geht's über das Gesicht.

„Es ware gute Kinder", sagt er noch einmal leise, dringend, „wie e Vögelche hat se gesunge, die Rahel."

Da nickt der Gärtner und gleitet von der Mauer.

Drei Sommer lang waren die vier Judengräber grün. Breit war die Lücke in der Kirchhofsmauer. Johann Schmid mit seiner Gießkanne braucht Platz. Das Männlein in dem altersgelben Kittel sitzt bisweilen auf den ausgebrochenen Steinen, hat die Pfeife zwischen den Lippen hängen und sieht die Wasserstrahlen aus dem Seiher auf die Hügel sprühen. „So", murmelt er, „so ist's recht. Jetzt dem Ruben noch e Spritzerche, und jetzt noch was für die Rahel, — so — so!"

Dann stellt der Gärtner seine leergewordene Kanne weg und sitzt neben dem Alten bis die Dämmerung sinkt.

Ohne Haß, ohne Erregung reden sie zusammen von all den Dingen der Welt. Wie Früchte, die im Frieden reif geworden, so fallen die Worte. Der Abendwind geht durch die Trauerweiden, daß sie sich heben wie grüne Schleier, und die Vögel singen, ehe sie die Köpfe unter die Flüglein stecken.

Von sich selbst reden die Alten nicht. Man kann sich auch so kennen. Nicht über Mund und Zunge führt allein der Weg. Als der dritte Sommer zu Ende geht, wird Johann Schmid vorgeladen. Fremde Herren sagen ihm, das Salomon Meier tot sei. Er versteht nicht sogleich. Er hat des Juden vollen Namen bis zur Stunde nie gehört gehabt. Und dann wird ein Testament verlesen, in dem es unter anderm heißt:

„Johann Schmid, der Gärtner am alten Friedhof, Löwentorweg 32, soll erhalten 7000 Mark, in Worten siebentausend Mark. Das ist der Preis den ich ihm gegeben hätte für sein Haus, wenn es wäre feil gewesen. Es ist ein alt Haus und ein klein Haus, und nur wegen der Lag ist es 7000 Mark wert für den Liebhaber. Johann Schmid macht ein gut Geschäft, und er soll es machen, weil ich ihn nicht hab umsonst gebeten um eine Gutlat.

Alles, was ich sonst noch hinterlasse, soll der israelitischen Kultusgemeinde zufallen."

* * *

Johann Schmid schritt seinem Häuschen zu. Als er davor stand, schaute er dran hinauf, als sehe er es zum ersten Mal. „Siebentausend Mark", murmelte er, „er hat unterboten. Es ist mehr wert für den Liebhaber."

Dann holte er die Gießkanne und spritzte die Gräber der Sarah selig und des Ruben, des Löb und der Rahel, die einst sang wie ein Vögelchen.

Kunst

Landschaftsmappen. Der Leipziger Verlag K. G. Th. Scheffer gibt Künstlersteinzeichnungen heraus, die in dieser jetzt so fleißig ausgebildeten Spezialität eine glückliche Neuheit bilden. Bis jetzt liegt vor: „Das Riesengebirge", vier Winterbilder von Ernst Müller-Bernburg. Sie kosten in einer Mappe 3 Mk., und damit scheint wieder ein Rekord der Billigkeit geschlagen, denn die Bilder selber sind künstlerisch wertvoll und ihre Wiedergabe vollkommen. Die Idee des Unternehmens ist, Erinnerungsblätter an Wandertage zu schaffen und so neben die landläufige Photographie, die man sich im Bade, auf Touren oder sonst kauft, eine gehaltvollere Konkurrenz zu stellen. Deshalb ist der Preis so mäßig angesetzt. Über die „Berechtigung" solcher Erinnerungsblätter wird man nicht streiten können; denn jeder, der gereist ist und dabei Bilder sammelt, weiß, daß das mit zum Schönsten am Reisen gehört, daß man später beliebig oft die Reise mit den Hilfsmitteln der Abbildung wiederholen kann. Gewöhnlich hilft man dem Gedächtnis mit einer zuverlässigen Photographie, denn mehr will man nicht, als seiner Erinnerung beispringen. Dazu dient das temperamentlose Lichtbild. Und darum glaube ich nicht, daß solche Steinzeichnungen ihrem Charakter nach die Photographie werden verdrängen können. Die Steinzeichnung, zumal von so einem starken Künstler wie Ernst Müller, ist eine zu individuelle Schöpfung, sie drängt dem Betrachter ihre Stimmung auf, wo er seine eigne aus der Erinnerung heraus wiederfinden möchte. Das sind Anmerkungen sehr allgemeiner Natur, und sie sollen nicht im mindesten ein Einwand sein gegen die Vortrefflichkeit der Schefferschen Mappe. Ich werte diese hauptsächlich nur in einem anderen Sinn: nämlich daß über den Umweg der landschaftlichen Gruppierung und des stofflichen oder sentimentalen Interesses am Landschaftsbild eine schöne, billige Kunst geboten und jedermann erreichbar wird. Müllers Zeichnungen haben weiche Farben von lustiger Tiefe. Die Menschen fehlen. Oben auf den Höhen des Riesengebirges ist es einsam. Der Wanderer sieht nur weite Flächen und große Linien, und ein totes Schweigen begleitet seinen Weg. Aber wenn die Abendsonne kommt, erglühen die Fernen in seliger Schönheit, die Dämmerung umhüllt ihre Märchen in dem Geäste der alten kahlen Bäume, die Nacht über den weißen Halden ist still und fast mild. Der Künstler ist ein Poet, aber er redet nicht von seinen Träumen, sondern er gibt schlicht die Schönheit, die sein Auge ihm aufschloß. Für den Zimmerschmuck mögen die Bilder wohl zu zart und zurückhaltend sein; aber als künstlerische Geschenkmappe sind sie von großem Werte. H.

Allerlei

Bülow, Bismarck, Uhland

I

Bülow: Ich erbitte mir Ihre Hilfe zur Durchführung meiner nationalen Politik.
Uhland: Haben Sie meine Reden gelesen, Durchlaucht?
Bülow: Aber, Verehrtester, ich habe ja Ihr Wort vom Tropfen demokratischen Oles zitiert.
Uhland: Haben Sie gerade die Rede gelesen, in der dieses Wort vorkommt?
Bülow: Warum gerade diese?
Uhland: Weil sie viel radikaler ist, als Ew. Durchlaucht es vertragen.
Bülow: Was steht denn Schreckliches darin?
Uhland: Nichts andres, als daß ich, Ludwig Uhland, gegen das erbliche Kaisertum gesprochen habe. Ich bin dafür, daß selbst die Kaiser vom Volke gewählt werden müssen.
Bülow: Das ist ja „Asphaltliberalismus"! Auf Wiedersehn, Herr von Uhland!

II

Bismarck: Sagen Sie, Uhland, was wollte denn der Kollege da unten von Ihnen?
Uhland: Ich soll ihm helfen, Blockpolitik machen.
Bismarck: So etwas konnte ich immer allein, ohne die Geister der Verstorbenen wecken zu müssen!
Uhland: Er will auch Ew. Durchlaucht dabei haben.
Bismarck: O, Gott, wie würde der erschrecken, wenn ich jetzt wirklich käme!

Aphorismen

Wer gute Ware hat, soll sein Schild nicht mit Ballast beschweren.

Eine scharfe Zunge kann manchmal recht ungeschliffen sein.

Der Stempel der Geistesfreiheit kann heute unter Umständen ebenso gefährlich sein als früher das Brandmal der Sklaverei.

Wer im Bannkreis einer alles beherrschenden Idee lebt, ist immer glücklich, und sei er auch ein Säulenheiliger.

Es ist zwar schön, wenn einem Witz das Salz nicht fehlt, aber es ist nicht fein, wenn er gesalzen ist.

Arbeitlos sein und nichts zu essen zu haben, ist nicht so schlimm, als nichts zu tun und dennoch reichlich zu essen zu haben.

Das ist Menschennatur, eine Hand auszustrecken, um zu geben, aber zwei, um zu empfangen.

Ein guter Einfall ist wie der Stachel der Biene; er darf nur einmal gebraucht werden.

Manches Buch ist nichts weiter als ein Kirchhof für tote Gedanken.

Wer von dem Hosiannah der Menge nicht trunken wird, bekommt auch keinen Katzenjammer, wenn sie am nächsten Tage verlangt, daß er gekreuzigt werde.

Der Tod macht alle Menschen gleich, gewiß, aber erst dann, wenn er sie wirklich unter der Erde hat.

Nicht die, die auf den Barrikaden stehen, erben die Früchte der Freiheit.

Das menschliche Leben ist ein Wagen, der vom Verstand gelenkt und von den Leidenschaften gezogen wird; aber alle Tage pflegen die Rolle ihrem Kutscher durchzugehen.

Liebe ist die Fata Morgana, die dem Herzen lachende Paradiese vortäuscht, wo sich in Wirklichkeit nur dürre Wüste befindet.

Georg Kuleler.

Spruchblätter von Cäsar Flaischlen

Aus einem neuen kleinen faksimilierten Werkchen „Neujahrsbuch" betitelt, das Anfang Dezember zur Ausgabe gelangt (Egon Fleischel & Co., Berlin).

Sag nie: Du mußt!
Sag: ich will!
Und was Du mußt,
Wird leichtes Spiel
Und wird zu Lust
Statt zu Verdruß —
Sag: ich will!
Und nie: Du mußt!

Am schönen Schein
Sich zu freu'n,
Ohne zu fragen, was drunter sich birgt . . .
Ohne zu fragen, was drunter sich birgt,
Sich zu freu'n
Am schönen Schein . . .

Lern's . . und Du wirst glücklich sein!

Wollen wollen alle immer
Frohes nur und Schönes . . . doch von
Hundert glückt es einem kaum:
Fremde Hemmung ach! und eignes
Ungeschick zu überwinden
Und die Form der Tat zu finden.

Büchertisch

Rudolf Martin: Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart. Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. 80 Seiten.

Auch diese Schrift hat die Vorzüge und Nachteile der früheren Arbeiten desselben Verfassers. Sie ist in kräftigem Ton geschrieben und geht darauf aus, eine praktische Wirkung zu erzielen. Regierungsrat Martin hat seit längerer Zeit zwei Hauptziele: die Förderung der Luftschiffahrt und die Verhinderung weiterer russischer Anleihen. Dieses Mal beschäftigt er sich mehr mit den russischen Anleihen, indem er die beginnende deutsche Wirtschaftskrisis zu einem guten Teil auf die Abführung westeuropäischer Kapitalien nach Rußland zurückführt. Man wird streiten können, ob der Rückgang der russischen Renten seit dem russisch-japanischen Kriege in so hohem Grade als Ursache der Krisis anzusehen ist, wie Martin es tut. Aber immerhin ist es gut, daß er dafür sorgt, daß die deutschen Sparer ihr Geld nicht unnötig in unsicheren russischen Werten anlegen. Wir versagen uns heute ein näheres Eingehen, da Martin zur Sache selber in der „Hilfe" das Wort nehmen wird. N.

Dr. Theodor Barth. Amerikanische Eindrücke. Georg Reimer, Berlin. 117 S. Brosch. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Die Briefe, die Dr. Barth von seiner Amerikareise in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hat, sind jetzt zu einem hübschen Band vereinigt. Der frische Eindruck, unter dem die einzelnen Briefe geschrieben sind, gibt dem Buche eine besondere lebhafte Anschaulichkeit. Wir hoffen, bald von einem Kenner des Landes einen Aufsatz über diese Briefe bringen zu können. H.

Wilhelm Bode: Rembrandt und seine Zeitgenossen. E. A. Seemann, Leipzig. 289 S. Geb. 6 M.

Der Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin gehört zu den gründlichsten Kunstwissenschaftlern. Aber wie stark in seinen Arbeiten das Zähe und Pünktliche des gelehrten Forschers sich ausdrückt, so kommt doch dazu die Gabe, in der Darstellung durch die wissenschaftlichen Vorarbeiten rasch hindurch zum Kern der Dinge zu führen, und dann fesselnd und interessant aus seinen Forschungen heraus ein Bild, ein Porträt zu gestalten. In dem vorliegenden Band sind eine Reihe knapper Monographien aus der Blütezeit der holländischen Kunst im 17. Jahrhundert vereinigt. Es gibt in dem Buch für den Laien mitunter tote Stellen, dort, wo Datierungsfragen der einzelnen Bilder erörtert werden oder allzuviel von Werken aus englischen Privatgalerien die Rede ist, die dem durchschnittlichen Europäer zum Vergleichen leider nicht sofort zur Hand sind. Das beeinträchtigt einigermaßen oder erschwert doch die Lesbarkeit des schönen Buches. Aber diese Sprödigkeit entschädigt wieder auf der andern Seite dadurch, daß sie dem Laien die Methode der kunstgeschichtlichen Forschung aufweist. Der kunstgeschichtlichen Forschung, wie sie wohl sein sollte: d. h. von einem Menschen ausgeübt, der nicht bloß mit den Handwerksregeln seines Katechismus schön Bescheid weiß, sondern zu den Dingen, von denen er redet, ein unmittelbares und herzliches Verhältnis hat. Kunstgeschichte ist m. E. diejenige Wissenschaft, die am wenigsten von den gleichgültigen „Könnern" getrieben werden darf. Das ist an Bode so schön, daß er, wenn er bisweilen literarisch sozusagen versagt, doch immer wieder an der Leistung und Eigenart des einzelnen Meisters warm wird. Die ästhetische Würdigung der einzelnen Holländer überschreitet natürlich immer bis zu einem gewissen Grade die eigentlichen Grenzen der „Wissenschaft", da sie sich mit persönlichen Temperamentsfragen füllt. Wollte ich mich kritisch ausführlich mit Bodes Arbeit hier auseinandersetzen, so wäre ich freilich nicht in der Lage, an seinen so fruchtbaren geschichtlichen Mitteilungen zu mäkeln, aber ich müßte den mehr naiven Eindruck, den ich von einer Reise durch die holländischen Museen mit nach Hause gebracht, bisweilen der ästhetischen Bewertung Bodes entgegenstellen. Das trifft vor allem die Abschnitte über Hals, Maes und Steen. Zum schönsten in dem Buch gehört das Kapitel über Adriaen Brouwer und über des Rubens letzte Schaffenszeit. Es fehlt ein Abschnitt über Jan van Goyen. Wenn man wollte, könnte man tadeln, daß eine großzügige einleitende Darstellung der Gesamttendenzen fehlt; die Vorbemerkungen sind zwar gut und fein, aber sie reichen nicht, und wenn wir dann an die Einzeldarstellungen herankommen, verlieren wir allzu rasch die Augen für das Typische, das doch in jener Zeit so ausgeprägt ist. Aber vor allem seien wir dankbar für das schöne und inhaltsreiche Buch. H.

Alfred Biese. Deutsche Literaturgeschichte, I. Band. Becksche Buchhandlung, München. 640 Seiten. Geb. 5,50 M.

Wir haben viele und gute Literaturgeschichten für Fachleute und Laien. Alfred Biese aber verfolgt in seinem Buch ein ganz andres Ziel, das Ziel, eine volkstümliche Geschichte der Literatur zu schreiben, die er die Geschichte unsrer Ahnen, des seelischen Lebens unsres Volkes nennt. Eben diese letzte Auffassung gibt nun auch diesem Buch, das wissenschaftlich in einer durchgearbeiteten Sprache geschrieben ist, sein eigentümliches Gepräge gegenüber rein gelehrten Literaturgeschichten. Es ist ein Verarbeiten von Gefühlswerten, das seine Lektüre nicht nur zu einem intellektuellen, sondern auch gemütsmäßig befriedigenden Genusse macht. Es gibt lebendige Darstellung, eine sichre Zeichnung der Grundlinien auf dem Hintergrund der geistigen Zeitgeschichte, eine übersichtliche Gruppierung des Nebenwerks um die Hauptträger des literarischen Lebens. Der in Aussicht stehende II. Band wird die aus Klassizismus und Romantik entsprungene Geschichte der poetischen Literatur des XIX. Jahrhunderts besonders ausarbeiten. Wir schöpfen aus diesem I. Band aber die Überzeugung, daß der Erfolg dem Wunsch des Verfassers recht geben wird: „Möge man dies Buch denn freudig unter die Bücher einreihen, zu denen man ein inneres Verhältnis hat, aus dem man Bereicherung nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens gewinnt. M. B.

Agnes Willms-Wildermuth. Friedrich Rückert, der Dichter des deutschen Volkes und der deutschen Familie. Ein Lebensbild. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart, 1907. 212 S. Preis 4 M.

Das Buch ist keine eigentliche Biographie. Eine warme Liebe zu dem Dichter hat der Verfasserin die Feder in die Hand gedrückt. So erzählt sie einfach und schlicht das Leben eines Mannes, dessen Lieder voll Geist und Schwung in deutschen Gauen klangen zur Zeit Deutschlands tiefster Schmach, und dem es zu seinem größten Schmerz nicht vergönnt war, wie ein Theodor Körner die Leyer mit dem Schwert zu vertauschen. In ländlicher Freiheit aufgewachsen, zeigt Rückert auch in seinem späteren wechselreichen Leben eine große Liebe zur Natur und Heimat, die ihn in Italiens Landen sein schönstes Lied von Heimweh und der Jugendzeit singen läßt. Wie hat dieser feurige Geist, dies freie und fromme Dichtergemüt mit des Lebens äußerer Seite sich herumgeschlagen, bis er seiner Familie eine feste Anstellung und ein ganz sorgenfreies Leben bieten konnte. Und wie hat es ihn innerlich immer vom Katheder und der Schablone weggezogen zu seinen Studien, dem Kreis seiner Lieben, dem sprudelnden Quell seiner Lieder. Rückert war ein fruchtbarer Dichter, von tüchtigem Talent, dessen Lieder und Sonette man nicht vergessen sollte. — Die Ausstattung des Buches, dem ein Bild Rückerts und 14 hübsche Kapitelbildchen von H. Wilmk beigegeben sind, ist recht gut. H. S.

Richard Kabisch: Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens. Herausgegeben von Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen. 1907. 412 Seiten. 8°. Preis geb. 4,80 M.

„Ich muß gestehen, ich hatte nicht die Hälfte gelesen, als ich die Blätter weglegte. Ich glaubte, sie wollten ein Kunstwerk sein; und da schien mir vieles zu fehlen, noch mehreres zu viel zu sein. Dann aber kam ich eines Abends wie durch Zufall hinter meinen Irrtum . . . . . Es handelte sich nicht um ein schönes Spiel, sondern um einen ernsten Willen. Ein Mann, der fünf heiße Jahrzehnte gelebt und gerungen, der zuletzt einer hohen Gerichtsbehörde als tätiges Mitglied angehört hatte, wollte seinen Söhnen aufschreiben, was er für den besten Gewinn seines Lebens hielt." So der Herausgeber, der allen religionspädagogisch interessierten Lesern der „Hilfe" durch sein vortreffliches Werk „Religionsbuch für evangelische Lehrerseminare und Präparandenanstalten" bekannt sein wird. Kabisch hat in jenem vor fünf Jahren erschienenen Werk, das inhaltlich moderner und tiefer angelegt ist als die Anpassung der Kapiteleinteilung an den überlieferten Schematismus des Religionsunterrichts vermuten läßt, einen Beweis für das Interesse und die Erfahrung geliefert, die ihm auf diesem Gebiete zu eigen sind. Die Herausgabe der Blätter mit dem etwas eigentümlichen Titel „Gottes Heimkehr" wird, wie man wohl annehmen darf, gleichfalls durch die Vorliebe für religiös-pädagogische Themata bedingt worden sein. Der Mann, der sie niedergeschrieben und dessen Witwe sie dem Herausgeber übergab, bezeichnet sich als Oberlandesgerichtsrat und erzählt, wie er als Kind, als Knabe, als Jüngling und als reifer Mann zu Gott und zu religiösen Dingen gestanden habe. Die Krisis, in der er von konventioneller Kirchlichkeit und Religiosität zum inneren Erleben des christlichen Prinzips hindurchdringt, ist mit einer so außerordentlichen Anschaulichkeit, Kraft und religiösen Fruchtbarkeit dargestellt, daß schon um dieser Partie allein willen das Buch ernst interessierten Lesern aufrichtig empfohlen werden kann. Hier und da sind einzelne novellistische Züge eingestreut; ein Roman oder eine Lebensbeschreibung im gewöhnlichen Sinne ist das Ganze nicht, sondern offenbar die authentische Niederschrift eines Mannes, der seinen Kindern seine eigene religiöse Entwicklung erzählen wollte. Einzelne Partien, so namentlich die lange naturwissenschaftliche Abhandlung in der Mitte, hätten bei der Herausgabe allerdings besser fortbleiben oder nur inhaltlich kurz angedeutet werden sollen. Paul Rohrbach.

Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. Bd. 2. Sören Kierkegaard. Ausgewählt und bevorwortet von A. Bärthold. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 1,90 M.

A. Bärthold gehört zu den ersten Kennern und Übersetzern Kierkegaards. Dem Zweck des Unternehmens entsprechend, redet Sören Kierkegaard nur als Religionsphilosoph zu uns. Eine irgendwie eindringende Beurteilung des originellen Denkers und seines Dichters ist dadurch natürlich nicht möglich, und das ist schade. Immerhin ist aus seinen religiösen Werken viel Schönes und Charakteristisches ausgesucht. Sein Christentum ist ein durch und durch männliches; jene Weichheit, die einseitig die Gottes- und Nächstenliebe betont, nennt er einfach Geschwätz. Sein starker Subjektivismus beruht auf dem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl:

was von der Natur als Möglichkeit angelegt ist, zu einem Ich zu gestalten. Das große Entweder-Oder, das stets zwischen dem Erringen idealer und realer Güter steht, haben wenige so tief gefühlt und auch im Leben so zum Ausdruck gebracht, wie Kierkegaard. Sich für das Ideale zu entscheiden, mit der klaren Einsicht, daß es zu äußeren Opfern führen muß, das ist ihm Christentum. Diesen Konflikt behandelt er mit bohrender Reflexion. Bequem ist die Lektüre nicht, aber das ist auch nicht nötig, wo es sich handelt um Ewigkeitsfragen! Man könnte ihn einen herrschsüchtigen Denker nennen, gibt man ihm den kleinen Finger, so nimmt er die ganze Hand, gibt man ihm die Hand, so nimmt er den ganzen Menschen und wandelt ihn vielleicht um nach einem ungeheuren (seinem Ewigkeits-) Maßstabe. B. G.

Ingeborg Andresen. Hinter Deich und Dünen, Geschichten aus Nordfriesland. Verlag von Mühlau, Kiel.

Gutes Papier, sehr guter Druck, passender Buchschmuck (von Carl Cosmus-München), und was die Hauptsache ist, eine Reihe herber, kräftiger Skizzen, die durch das alles in einem angemessenen Gewande dargeboten werden! Ist dies ein Erstlingswerk, wie ich vermute, so haben wir hier jedenfalls eine junge Dichterin, die diesen Namen verdient und weiterer Entwicklung fähig ist. Alles verrät gute Schulung und energisches Ringen mit dem Stoff; alles ist fern von der glatten, inhaltleeren Art und Weise, worin Schriftstellerinnen so leicht verfallen. Land und Leute werden lebendig, dieses stille, weitgedehnte Land am Meer mit dem ragenden Deich und den vorgelagerten Inseln, und diese Friesen, ebenfalls still und verschlossen; aber hinter ihrer Wortkargheit verbirgt sich oft ein Reichtum tiefer, kräftiger Gefühle. Die Naturschilderungen sind knapp, aber eindringlich; der Dialog verwendet oft das Plattdeutsch, und zwar auch in gedrängter, kerniger Weise. Besonders gefiel mir „Der Platz an der Sonne" und „Ein Stück Erde", während für die letzte Erzählung „Cholera" mehr drastischer Humor erforderlich wäre. Aber im ganzen ein herzliches Glückauf! Georg Ruseler.

E. Zola. Der Zusammenbruch. (1870/71.) Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. Neue Volksausgabe in einem Band. 578 S. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Es gibt von Zola meist nur Schundausgaben in Deutschland. Deshalb war das Bild, das man sich bei uns lange und teilweise heute noch von diesem Dichter machte, so verzerrt. Das hat sich ja heute wohl wesentlich geändert und Begeisterung wie Haß haben sich zu einem Maße gemildert, von dem aus auch der Durchschnitt diesem Manne gerecht zu werden lernt. Man kann seine künstlerischen Qualitäten, zumal wenn man sie mit denen von Balzac, Flaubert, Maupassant mißt, vielleicht nicht allzu enthusiastisch betonen, der Mann und sein Werk bleiben bestehen, in der französischen Kulturgeschichte wie in der Weltliteratur. Die Ausgaben, die die Deutsche Verlagsanstalt von seinen späteren Romanen gemacht hat, sind vorzüglich, und es ist durchaus dankenswert, daß sie jetzt von einem Buch wie dem „Zusammenbruch" (débacle) eine schöne und gute, außerordentlich billige Volksausgabe veranstaltet. Dieser Roman schildert, von Frankreich aus gesehen, den Krieg von 1870/71 in einem packenden und großen Rhythmus, ohne Haß und Entstellung, ohne Nachsicht und Beschönigung. Die Schilderung der Schlacht von Sedan ist eine außerordentliche und unvergeßliche Dichterleistung. — In derselben würdigen Ausstattung und zum gleichen Preis wie der „Zusammenbruch" erscheinen jetzt auch zwei weitere Zolaromane bei der Deutschen Verlagsanstalt; Lourdes, die Geschichte von der Krankenpilgerfahrt zu den Wundern des französischen Bades, und Rom, die Schilderung des päpstlichen Klerikalismus. H.

Joseph Jaffé. Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen. Hamburg, Gutenbergverlag, geb. 3 M.

Diese Übersetzungen haben sich dem Grundsatz, der äußeren Geberde des zu übertragenden Gedichtes bis ins Detail im Reim und Rhythmus nachzugehen, vollkommen gefügt. Und dieses Prinzip braucht keine Verengung zu ergeben, das beweist der Verfasser in diesen Übertragungen, Vorbilder einer glänzenden Übersetzungskunst. Er geht von Béranger, Corneille, Musset, Hugo über Verlaine und Baudelaire zu Richepin, Rienband, Verhaeren — es heißt eine Skala beherrschen — Huos Pathos, die Nuance der Decadence, die differenzierte Stimmungswelt der nervösen Moderne in den Übertragungen so glänzend herauszuarbeiten. Wer die Übersetzung mit den Originalen vergleichen kann, wird eine ganz besondere Freude haben durch die Einsicht ins Technische — den andern aber wird in dem Buch ein wahrer Reichtum französischer Lyrik vermittelt. M. W.

Peter Altenberg. Märchen des Lebens. S. Fischer, Verlag, Berlin. 213 Seiten.

Daß P. Altenberg allenthalben sehr ernst genommen zu werden wünscht, scheint mir für die Kritik noch kein zureichender Grund, nun ihrerseits das Gegenteil zu tun. Man soll keinen Propheten der Dichtung aus ihm machen, soll aber auch nicht umgekehrt sich sozusagen über seine Gedankenstriche und Ausrufezeichen aufregen, als ob die das Wesentliche seien. Man mag aber billig darüber streiten, ob er Stil habe oder Manier. Einmal sieht's nach dem aus und dann nach dem andern. Das macht das merkwürdige Gemisch von kindlicher Naivetät und anspruchsvollstem Ästhetentum, von ergreifender Zartheit der Seele und ganz äußerlicher, wenn auch ironischer Eitelkeit. Man soll ihn nicht als décadent registrieren; das ist zu langweilig. Da er sich wie gesagt sehr ernst nimmt, hat er auch in sein neues Skizzenbuch viel Schwaches gesteckt. Dazwischen aber findet man reizende Sachen voll Geist und Laune. Als „Programm" seiner Arbeit mögen die Sätze gelten: „Alles ist besonders, wenn es besonders empfunden wird! Und jedes Lokalereignis einer Tageszeitung kann dir die Tiefen des Lebens eröffnen, alles Tragische und Lächerliche, wie die Tragödien Shakespeares! Es ist ein Unrecht dem Leben gegenüber, das wir alle führen, die Dichtungen nur den Herzen der Dichter zu überlassen, nachdem wir alle doch imstande sind, aus unserm einfachen Tagesleben Dichtungen zu schöpfen! Das Privilegium des Dichterherzens höre auf durch den Fortschritt der inneren Kultur des allgemeinen Menschenherzens!" H.

Geographische Postkarten. Von dem Verlag Hans Wahnung, Leipzig-R., Hohenzollernstraße, werden Ansichtspostkarten in den Handel gebracht, die sich sehr vorteilhaft von allem unterscheiden, was bisher auf diesem Gebiete vorhanden ist, da diese Karten einem sehr praktischen Zwecke dienen, nämlich der geographischen Orientierung über die einzelnen Ortschaften, die man auf der Reise besucht. Zwar wird diese Orientierung oft für den notwendiger sein, der die Karte absendet, als für den, der sie empfängt, aber worauf es ankommt, ist ja nur, daß für einen billigen Preis gute und klare Karten der Straßen und Plätze geboten werden. Beispielsweise sind in unsern Händen Karten von Bonn, Heidelberg, Charlottenburg und einzelner Teile von Berlin. Jede solche Karte ersetzt auf ihre Weise einen Fremdenführer und wird sicher reichlich gekauft werden. R.

Kinderbücher zu Weihnachten. Der Verlag Jos. Scholz in Mainz, der schöne billige Kunstmappen herausgibt, bringt eine Anzahl Kinderbücher, aus denen wir namentlich die „Weihnachtsklänge" nennen, eine Sammlung der schönsten Weihnachtslieder, im Tonsatz von Bernhard Scholz, mit farbigen Bildern von Ernst Liebermann. Diese Bilder sind schön und klar. Künstlerpostkarten zum Ausmalen hat Hans Thoma gefertigt, die Vorlagen bunt koloriert und daneben einfache schwarzweiße Strichzeichnungen. Die Liebenswürdigkeit des freundlichen Karlsruher Meisters zeigt sich dabei von der angenehmsten Seite. Der bekannte Berliner Tiermaler Carl Kappstein, der gute Lithographien macht, hat ein zweibändiges Album von farbigen Zeichnungen zusammengestellt: gute Bekannte aus dem Tierreiche; der Kunstpädagog Wilhelm Lotzde hat dazu aus der deutschen Literatur und den Kinderweisen einen kurzen entsprechenden Text gesammelt. Aus dem Leben der Kinder bringt einige Szenen das Buch „Das macht Spaß", die Verse sind von Franz Mahler, die kräftigen Zeichnungen von Otto Gebhardt. T.

Münchhausen, Reisen und Abenteuer. Herausgegeben von den Mitgliedern des Dresdner Jugendausschusses. Verlag Alex. Köhler. Dresden. 3,50 M.

Es ist dies ein Musterbuch für Kinder, künstlerisch ausgestattet vom Vorsatzpapier an bis zu den Randleisten und kultur- und zeitgeschichtlich treuen Vollbildern. Ein sorgsam ausgewählter Text, mattes Papier, klarer Druck — in der Wirkung ohne störende Absichtlichkeit, daß jedes Kind an dem alten Münchhausen seine naive Freude haben wird. M. W.

Der Buchwart. Eine literarische Rundschau fürs deutsche Haus. Herausgegeben von Eugen Salzer. Heilbronn.

Seit einigen Jahren läßt Eugen Salzer diese Weihnachtsrevue erscheinen. Teils in Übersichten, teils in kurzen Einzelbesprechungen werden die wesentlichen Neuerscheinungen des Jahres angezeigt. Unter den Autoren finden sich auch eine Reihe der regelmäßigen Mitarbeiter der „Hilfe". Neben der Belletristik sind Theologie und Pädagogik besonders berücksichtigt. Diese Rundschau mag manchem in der Zeit, in der der Deutsche fast allein Bücher kauft, vielen ein zuverlässiger Ratgeber sein.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Ausgabe unsrer Zeitschrift sind die Prospekte folgender Firmen beigefügt, auf die wir unsre Leser hiermit besonders aufmerksam machen: **C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München; J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag, Tübingen; Georg Kornig, Verlag, Berlin NO. 43. B. G. Teubner in Leipzig.** Für Freunde einer gesunden und ernsten Lektüre legt der vorliegende Prospekt erneut Zeugnis ab für das Streben dieser Verlagsfirma, die Anteilnahme an echter Wissenschaft und Kunst weitesten Kreisen zu ermöglichen. Da sind vor allem zu nennen die großen Sammelunternehmungen des Verlages: das dem Kaiser gewidmete Monumentalwerk **„Die Kultur der Gegenwart"**, die jetzt zweihundert Bände zählende Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen **„Aus Natur und Geisteswelt"**, und endlich das Unternehmen des **„Künstlerischen Wandschmuckes"**. Auf geographisch-naturwissenschaftlichem Gebiet verdienen besondere Beachtung **Philippsons Schrift** über das **„Mittelmeergebiet"**, und **Die Ostalpenfahrt von Toblein.** Von den klassischen Aufsätzen **Dilthey's „Das Erlebnis und die Dichtung"** liegt ebenfalls nach kaum 2 Jahren die 2. Auflage vor. Von einer Sammlung **„Deutscher Charakterköpfe"** begrüßen wir den ersten Band, der die **Briefe Elisabeth Charlottes, Herzogin von Orleans,**

der pfälzischen „Lise-Lotte“ enthält. Verdienten Erfolg hat auch die „Hellenische Kultur“ von Baumgarten-Poland-Wagner, welche in zweiter Auflage erschienen ist, gehabt. Stolls Sagen des klassischen Altertums und Götter des klassischen Altertums aber liegen in der Neubearbeitung Lamers vor, und endlich bietet Lehmann-Schillers Erzählung der Ilias, mit prächtigen Zeichnungen Kolbs geschmückt, wohl die beste Einführung unserer Jugend in die Zauberwelt Homers. Ein prächtiges Buch hat Tabuhardt, der sich durch seine Sammlung von Märchen und Sagen bereits rühmlichst hervorgetan hat, in seinen „Schwänken aus aller Welt“ geschaffen, deren Illustration durch A. Kolb besonders hervorgehoben werden muß. Ein echtes Heimatbuch bringt Käthe Schirmacher in ihren „Danziger Bildern“, in gleicher Weise als ein Kinderbuch ein Buch für Erwachsene. Lebensweisheit eines, der fröhlich ins Leben schaut, bringen Jahnkes Blätter aus der Mappe eines Glücklichen. Einer der fesselndsten Abschnitte aus der Kulturgeschichte der Menschheit wird in dem Buche von Tidy, „Das Feuerzeug“ behandelt. Diese Schrift, die sicherlich allen Jungens Spaß machen wird, erzählt in fesselnder Weise davon, wieviel Scharfsinn im Laufe der Jahrhunderte darauf verwandt worden ist, die Herrschaft der Menschen über Feuer und Licht mehr und mehr zu befestigen. — Eine Beilage der Firma Gibon & Steinmetz, Bremen über preiswerte Zigarren dürfte die Raucher unter unsern Lesern gerade für die bevorstehende Weihnachtszeit an eine willkommene Bezugsquelle für dies Genußmittel erinnern. — Freunde gut funktionierender Sprechmaschinen seien auf die „Mill-Opera“, die bekannte Musizier- und Sprechmaschine mit auswechselbaren Schallplatten aus hartem, widerstandsfähigem Material, aufmerksam gemacht. Die Firma Otto Jacob jun., Berlin, Friedenstraße 9, hat den Alleinvertrieb für Deutschland in Händen und gibt die Maschinen an solide Personen jeden Standes auf Wunsch auch gegen bequeme Ratenzahlungen ab. Eine kleine illustrierte Broschüre über Opera-Maschinen wird kostenfrei an jedermann versendet.

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey in München

Alle Mörike-Freunde wollen wir darauf aufmerksam machen, daß in kurzem [4049

Band 2 bis 6 von Mörikes sämtlichen Werken herausgegeben vom Kunstwart

erscheint. Preis 3 M. für den geheften, 5,50 M. für den in Pergament gebundenen Band.

Band 1, Gedichte; Band 2, Gedichte — Nachlese, Idylle vom Bodensee, Wispeliaden; Band 3, Dramatisches, Märchen und Novellen; Band 4, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Mozart auf der Reise nach Prag, Selbstbiographie, Buchstücke; Band 5, Maler Nolten I; Band 6, Maler Nolten II.

Nach dem Urteil vieler Kritiker liegt damit die vornehmste und würdigste Ausgabe des Dichters vor.

Briefe deutscher Frauen

mit 12 authent. Porträts. — Von E. Wasserzieher.

Buchschmuck und farbige Deckelzeichnung von [4381

H. Vogeler-Worpswede. — Geschenkband M. 5.—.

Hervorragendes Geschenk für die Damenwelt.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden-A.

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. prim. Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk. [4361

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Katal. üb. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik Hagen i. W. 118

Vorzügliche Schul- und Orchestergeigen

zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten von [4368

Friedr. Aug. Meisel, Instrumentenmacher in Klingenthal i. S.

Reparaturen prompt und billig. Preisliste umsonst

Deutsche Kinder- u. Volkslieder

Ein prächtiges Familienbuch echt deutscher Art! 4349

Tonsatz von Professor Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22:29 cm, mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten zu 60 der bekanntesten Kinder- und Volkslieder.

4 Einzelbände zu je M. 1.—

2 Doppelbände zu je M. 2.—

Prachtausgabe, alle 4 Bände umfassend M. 5.—

Zu haben in allen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen.

Man verlange den illustr. Prospekt von **Jos. Scholz, Mainz**

Verlag des Deutschen Bilderbuches u. des Deutschen Malbuches

Clara Müller-Jahnke's gesammelte Werke erscheinen im Verlage von F. A. LATTMANN, GOSLAR in feiner Ausstattung, die sie zu Geschenkzwecken besonders geeignet macht.

ICH BEKENNE

Die Geschichte einer Frau

Preis brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Zeit (Wien) . . . . . Ein berauschendes Buch, stark wie das Leben. Ein Bekenntnisbuch von eminentem Lebenswert.

Zeit am Montag: Das beste Buch was in den letzten Jahren geschrieben ist. [4366]

„WACH AUF“

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Hamburg. General-Anzeiger: Wir sehen es leuchten und loben und schreiten an der Hand einer freien Führerin in heiß ersehntes Land.

Neue Voigtländische Zeitung: Mit großem Beifall aufgenommene Gedichte.

WINTERSAAT

Letzte Gedichte

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Zeit (Wien) In den Gedichten ist eine Schlichtheit und Tiefe, wie sie sonst nur das Volkslied hat.

Die Neue Zeit (Stuttgart): Formschöne, kraftvolle Gedichte.

In Vorbereitung neue Auflage:

ROTE KRESSEN

Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen od. direkt vom Verlage F. A. Lattmann, Goslar.

Verlag von O. GRACKLAUER in Leipzig-R.

Friedrich der Große als Humorist.

Von Dr. Adolph Kohut.

293 S. gr. 8°. Geheftet 3,50 M.; Geschenkband 4,50 M.

Das interessante Buch enthält eine reiche Fülle bezeichnender Proben echt friderizianischer Originalität. Überall im Palast wie in der Hütte, insbesondere von Geistlichen, Geschichtsfreunden, Politikern usw. wird das humorvolle Werk gleich gern gelesen werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

„BLITZBLANK“

Reinigungsinstitut Richard Schlesinger, Stellenvermittler, BERLIN, Brunnenstr. 86, empfiehlt:

Reinemachfrauen 1,75, Waschfrauen 2,25

Fensterputzer, Bohner usw.

Fernsprecher: III. 1529. II. 2878, VII. 12965.

100000 de rauchen die rühmlichst bekannten Fabrikate der Zigarrenfabrik von

Herm. Wendt & Co. Bremen, Martinistraße

Spezialitäten:			
Nikotinarme Fabrikate von M. 60.—	bis M. 120.—		
Sumatra Havana Fehlfarben	200 St.	M.	15.—
Sumatra Havana Sortiment	200 St.	M.	15.—
„Matador“ Qualitätszigarre	200 St.	M.	15.75
San Andres Mexico Schuß	200 St.	M.	17.25
Mexico Havana Unsortiert	200 St.	M.	18.75
[4276] „UnserSchlager“ Sumatra ff. Felix	300 St.	M.	30.— franko

Fordern Sie sofort gratis und franko neueste Preisliste!

Ronnefeldt's Thee [4319

vom 1. bis 24. December in künstlerisch ausgestatteten

Gratis-Weihnachts-Dosen

Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a. M.

SOPHIE REINHEIMER
"VON SONNE REGEN SCHNEE VND WIND"

BVCHVERLAG·D·HILFE"
BERLIN-SCHÖNEBERG

Alt und Jung

werden dies Buch liebgewinnen.

Den Buchschmuck zeichnete Adolf Amberg.

Nur 2,– Mark

In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Inhaltsverzeichnis:

Der Sonnenstrahl. Vom Sonnenstrahl, der sich eine Frau suchte. Neck-Strählchen. Wie die Sonnenstrahlen das Mütterchen wieder gesund machten. Die Regentropfen. Der Regenbogen. Der Schnee. Der Herbstwind geht auf die Reise. Der Schmetterling. Die Wärme. Das Wirtshaus zum Weidenbusch und seine Gäste. Der Milchtopf. Die Streichhölzer. Die Himmelsbettlein. Der alte Sessel.

Das 3. Urteil aus unserm Leserkreis.

Die Dichterin dieser Märchen hat ähnlich starke Töne wie Andersen und Selma Lagerlöf. — Der Titel sagt, um welche Dinge es sich hier handelt. Die Dinge werden lebendige Wesen mit Vernunft, Wunsch und Wille begabt, und alle Welt scheint voll von Streben und Leben, Glück und Leid. Es ist eine liebenswürdige Moral in einzelnen Stücken, die aber nie pedantisch wird, und diese heißt: Achtung zu haben vor dem Kleinen und in allem die weise Ordnung der Natur zu erkennen. Alle, die mit Kindern zu tun haben, bekommen eine Art von Muster, wie man mit ihnen in froher, fesselnder und verständiger Weise spricht. Wer Begabung zum Vorlesen hat, findet hier einen dankbaren Stoff.

Schwerhörige

Kinder, welche die Schule nicht besuchen können, finden vorzügl. Unterricht und Pflege in herrl. Luftkurort b. staatl. gepr. Lehrerin für Schwerhörige. Feinste Referenzen. Nähere Auskunft erteilt **Frau Helene Christaller** in Jugenheim a. D., Bergstr. [4394

Hilfe-Almanach für das Jahr 1908

Nur 50 Pfg.

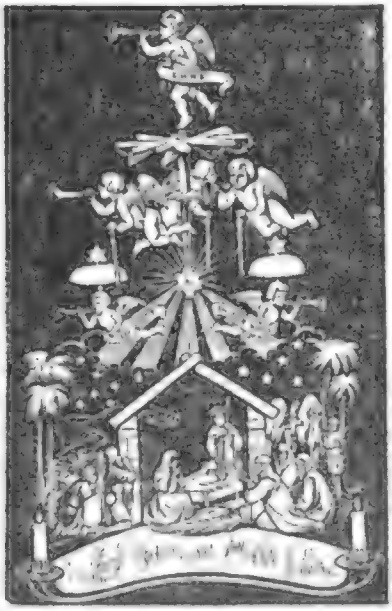
Mit reichem Inhalt (vergl. auch erste Umschlagseite dieser Nr.). Bestellungen umgehend mit Beifügung der Abonnements-Quittung erbeten. Den kleinen Betrag von 50 Pf., wollen Sie bitte in Marken beifügen.

Buchverlag der „Hilfe",
Berlin-Schöneberg.

Grossartige Neuheit!

Weihnachts-Krippe

mit Engelgeläut Posaunenchor.



Gesetzlich geschützt
durch 8 Gebrauchsmuster, 6 Warenzeichen und 10 Auslandspatente.

Einzigartige Ausführung!

Alles bis jetzt Dagewesene weit übertreffend und überall die größte Bewunderung hervorrufend

Ein entzückendes Schmuckstück,

das in keiner Familie am heiligen Abend auf dem Weihnachtstisch oder unter dem Christbaum fehlen darf. Preis in feiner Ausführung, genau der Abbildung entsprechend, nur

Mk. 1,60

und 20 Pf. für Porto (innerhalb Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Luxemburgs) bei Voreinsendung. Nachnahme 20 Pf. teurer. Mehr wie ein Stück per Paket. Auf ein 5kg.-Paket gehen bis zu 20 Stück.

Beschreibung: Die **Weihnachts-Krippe mit Engelgeläut Posaunenchor** ist ganz aus Metall angefertigt, ca. 20 cm breit und 30 cm hoch. In der naturgetreu dargestellten Krippe sieht man Maria und Josef mit dem Jesuskindlein, davor knieen die Hirten und die heiligen 3 Könige, während der Hintergrund eine morgenländische Landschaft mit weidenden Schafherden und Lasten tragenden Kamelen vorstellt. Ganz im Vordergrunde sind zwei Kerzen angebracht, bei deren Schein die farbenprächtig und künstlerisch schön ausgeführten Figuren besonders plastisch hervortreten und wundervoll wirken. Direkt über der Krippe baut sich dann das Engelgeläut auf: Zuerst der blaue Sternenhimmel mit dem strahlenden **Stern zu Bethlehem**, davor seitlich zwei schwebende Engel mit Schleife mit der Inschrift **„Ehre sei Gott in der Höhe"**, darüber zwei vernickelte Glocken mit vergoldeten Sternchen und in der Mitte drei die Krippe umschwebende (fliegende) vergoldete Posaunenengel nebst einem sich drehenden vergoldeten Posaunenengel als Spitze. Sofort nach dem Anzünden der auf der Rückseite der Krippe angebrachten beiden Kerzen, dreht sich der die Spitze bildende Posaunenengel, gleichzeitig umschwebt alsdann die ganze Engelschar die Krippe und läßt die Glocken in harmonisch abgestimmten Tönen erklingen, gleichsam der Welt die in der Krippe zur Darstellung gebrachte Geburt Christi verkündend. Das ganze Arrangement ist so sinnig und stimmungsvoll und die Ausführung eine so gediegene, daß jeder, der diese neue Weihnachts-Krippe sieht, davon entzückt ist.

Nicht zu verwechseln mit den seither angebotenen Krippen aus Papier oder Holz. — Wir betonen ausdrücklich, daß die „Weihnachts-Krippe mit Engelgeläut Posaunenchor" durch kein anderes Versandgeschäft, **sondern einzig und allein nur durch uns zu beziehen ist.**

Umsonst und portofrei versenden wir ferner unseren diesjährigen **Weihnachts-Pracht-Katalog** über Christbaumschmuck, Kinder-Spielwaren, Solinger Stahlwaren, Haushaltungsartikel, Werkzeuge, Waffen, Musikinstrumente, optische Artikel, Lederwaren, Schmucksachen, Uhren, Toilette-Artikel, Pfeifen, Zigarren, Stöcke, Schirme etc.

Solinger Industrie-Werke Adrian & Stock, Solingen.

Wiederverkäufer erhalten entsprechenden Rabatt.

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 50

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
15. Dezember 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Arbeit der russischen Duma — Noch ein Nationalliberaler — Das beste Vereinsgesetz). — **Naumann:** Der Parlamentskanzler. — Regierungsrat **Dr. Rudolf Martin:** Billiges Geld. — **Dr. Theodor Vogelstein:** Theodor Barths amerikanische Eindrücke. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Gnade. — **Naumann:** Weihnachtsgedanken. — **Dr. Theodor Heuß:** Ein neues Cranachbuch. — **F. Fröbel:** Max Geißler. — **Dr. Alexander Eliasberg:** Die zwei Schwüre. — Kunst. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Arbeit der russischen Duma scheint nur unter großen Schwierigkeiten in Gang kommen zu wollen, und wiederum ist es, von den inneren Widersprüchen der Gesamtlage abgesehen, die Unfähigkeit zur Selbstzucht in der Eindämmung des nutzlosen Redestromes über allgemeine politische Fragen, worin eine große und wachsende Gefahr für die Fruchtbarkeit der Arbeiten liegt. Es ist ja nur zu begreiflich, daß der lange zurückgehaltene Drang zur grundsätzlichen politischen Aussprache seinen Ausweg sucht, und in unsrer eignen parlamentarischen Geschichte bieten ja die Debatten von 1848 in der Paulskirche in Frankfurt, wo es auch nicht gelingen wollte, über die Erörterung der politischen Prinzipienfragen hinauszukommen, eine gewisse Analogie zu den Vorgängen in der Duma; aber man muß bedenken, daß es sich hier nun schon um die dritte Auflage des parlamentarischen Experimentes in Rußland handelt und daß die Parteien durch die bisher gemachten Erfahrungen gelernt haben sollten. Bisher hat sich zweierlei herausgestellt, was von grundsätzlicher Wichtigkeit ist: die Mittelpartei der sogenannten Oktobristen hat sich, wenn auch in vorsichtiger Form, so doch unzweideutig genug, zu dem Satze bekannt, daß Rußland kein absolutistischer, sondern ein Verfassungsstaat ist, und die Regierung ist entschlossen, in der Agrarfrage den Standpunkt einer gemäßigten Reform auf der Grundlage der jetzigen Besitzverteilung zwischen gutsherrlicher und bäuerlicher Landwirtschaft nicht zu verlassen. So zweifellos der Versuch einer Agrarreform auf der Basis etwa des Programms der Kadetten, die grundsätzlich die Befriedigung des bäuerlichen Landhungers um jeden Preis an die Spitze stellen, den endgültigen Ruin der russischen Landwirtschaft und das Aufhören jeder Möglichkeit für weiteren Getreideexport bedeuten würde, so groß muß auf der andern Seite doch die Besorgnis sein, daß die Revolutionspartei von neuem eine mächtige Unterstützung finden wird, sobald sie den Bauern klar machen kann, daß ihre Hoffnungen auf rasche und reichliche Zuteilung neuer Ländereien vereitelt sind. Was das Verhalten des Ministerpräsidenten Stolypin betrifft, so braucht man auf seine etwas markierten Verbeugungen vor der „Selbstherrschaft" nicht allzuviel zu geben. Stolypin ist einfach gezwungen, aus Rücksicht auf die reaktionären Parteien und auf den Hof, jeden Anschein zu vermeiden, als ob er innerlich mit den demokratischen Prinzipien sympathisiere. Nach seinen bisherigen Leistungen wird man ihm mit Rücksicht auf die außerordentlich schwierigen Verhältnisse, denen er gegenübersteht, das Zeugnis nicht versagen können, daß er wirkliche staatsmännische Eigenschaften besitzt, und vielleicht liegt auch eine gewisse Absicht gegenüber den inneren liberalen Notwendigkeiten darin, daß er von der Selbstherrschaft stets mit starker Betonung im „historischen" Sinne spricht. Der russische Ausdruck für Selbstherrscher ist eine wörtliche Übersetzung des byzantinischen Autokrator, aber der historische Sinn des Worts in Rußland ist nicht etwa der des Absolutismus nach Art Ludwigs XIV. und im Gegensatz zum Mitbestimmungsrecht des Volks, sondern der Titel ist in Rußland entstanden im Gegensatz zu der früheren Abhängigkeit der Großfürsten von Moskau von den mongolischen Chanen der „Goldenen Horde". Iwan III. Wassiljewitsch (1482—1505) nahm den byzantinischen Titel an, nachdem er sich mit Sophie, der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin Paläologus, vermählt und dem Chan der Horde die Vasallenschaft aufgekündigt hatte. Es kommt jetzt vor allen Dingen darauf an, ob sich aus den Oktobristen und Kadetten neben den ihnen nahestehenden kleinen Fraktionen ein Block herstellen läßt, mit dem Stolypin versuchen kann, zu regieren. Die notwendige Voraussetzung dafür ist auf der einen Seite die, daß die Parteien dem Minister dahin vertrauen, daß er tatsächlich entschlossen ist, alles, was überhaupt unter den jetzigen Verhältnissen für die Regeneration Rußlands im liberalen Sinne erhofft werden kann, auch ernstlich zu wollen und seine Kraft auf jeden Fall dafür einzusetzen; auf der andern Seite muß aber auch Stolypin seiner Sache mit dem Block dahin sicher sein, daß die Mitglieder desselben sich auf ein gewisses Mindestprogramm, das allen gemeinsam ist, ehrlich einigen und gemeinsam bei dieser Stange bleiben. Auch dann wird es noch schwierig genug sein, das Schiff zwischen den Extremen von rechts und links, die es grundsätzlich zum Scheitern bringen wollen, und der unschlüssigen innern Haltlosigkeit der höchsten Spitze hindurchzusteuern.

Noch ein Nationalliberaler. Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Fuhrmann hat in Stendal eine Rede gehalten und dabei auch die preußische Wahlrechtsfrage berührt. Seine Worte sind wesentlich anders gestimmt als man es in Wiesbaden hörte. Fuhrmann führte u. a. aus:

„Es ist das erstrebenswerteste Ziel, auch für den Landtag das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht einzuführen. Ich mache aus diesem Wunsche gar kein Hehl. Ein elenderes, ungerechteres, verlotterteres Wahlrecht als das preußische Landtagswahlrecht gibt es nicht. In Preußen regiert heute nur der Geldsack, und den zu beseitigen, finden Sie mich allezeit bereit. Es gibt nichts Unmoralischeres als eine öffentliche Wahl. Wenn ein Arbeitgeber die Macht, die ihm sein Geldbesitz verleiht, dahin ausübt, daß er Arbeitnehmer zwingt, ebenso zu wählen, wie er, so beweist das die Erbärmlichkeit dieses Systems. Das erste Erfordernis, für das wir eintreten werden, ist die Beseitigung der öffentlichen Wahl und dann die des blödsinnigen Drei-Klassenwahlrechts".

Man wird Herrn Fuhrmann, der bei den nächsten Landtagswahlen kandidieren soll, und seine nationalliberalen Kollegen an diese Worte in Zukunft erinnern müssen.

Das beste Vereinsgesetz. Der neue Vereinsgesetzentwurf bringt nicht nur den fremdsprachlichen deutschen Staats-

bürgern — neben den Polen und Dänen auch den durchaus harmlosen Litauern —, sondern auch den Einwohnern verschiedener Einzelstaaten mehr Nachteil als Vorteil. Wir haben schon auf Württemberg und Hessen in diesem Zusammenhang hingewiesen. Jetzt veröffentlicht unser Freund Dr. Potthoff, der Reichstagsabgeordnete für Waldeck, eine anschauliche Schilderung der Versammlungsfreiheit im Fürstentum Waldeck, wo das beste Vereinsgesetz Deutschlands besteht, nämlich gar keins. Potthoff schreibt u. a.:

„Die Einführung des Gesetzes in Waldeck wird auf jeden Fall das Gegenteil eines liberalen Fortschritts bedeuten. Das waldeckische Vereinsrecht ist so vortrefflich, daß kein Reichsgesetz besser und kein von Preußen beeinflußtes Gesetz auch nur annähernd ebenso gut sein kann. Wer kennt das waldeckische Vereins- und Versammlungsrecht? Mir ist in all den Jahren politischer Betätigung nur eine einzige Bestimmung praktisch entgegengetreten: Solange eine Versammlung tagt, ist die Polizeistunde unwirksam. Ein prächtiges Gesetz! Keine polizeiliche Anmeldung, keine polizeiliche Überwachung, keine Formalitäten und keine Schikanen. Nur die Aufhebung einer überflüssigen amtlichen Bevormundung. Die Sorge der hohen Obrigkeit, daß die Landeskinder auch rechtzeitig schlafengehen, endet vor der Tür einer öffentlichen Versammlung. Wahrlich, das ist eine wirkliche Versammlungsfreiheit, auf die Waldeck stolz sein kann und die man allen andern Bundesstaaten als leuchtendes Muster vorhalten sollte. Denn das ist das Wichtige und Schöne: Waldeck hat bewiesen, daß eine so weitgehende Versammlungs- und Vereinsfreiheit möglich ist, daß der Staat absolut nicht ins Wanken gerät, wenn man die Bürger sich ganz frei nach Belieben versammeln und aussprechen läßt. Ich kenne diese köstliche Freiheit nun seit fast fünf Jahren, habe Hunderte von Versammlungen mitgemacht, habe zwei Wahlkämpfe durchgefochten, die an Schärfe und Erregung wohl nicht allzu oft übertroffen werden. Ist jemals auch nur die geringste Störung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit vorgekommen? Nichts von alledem! Mit einer Sachlichkeit, die ihresgleichen sucht, sind die Hunderte von Versammlungen durchgeführt worden, obwohl Bürgermeister und Gendarmen nicht amtlich, sondern nur als Wähler teilgenommen, gehört und — geredet haben. Einen preußischen Landrat wird eine Gänsehaut überlaufen, wenn er das hört.

Der Parlamentskanzler

Es sind zwei merkwürdige Tage, die hinter uns liegen, eine Reichskanzlerkrisis in Abwesenheit des Kaisers. Das eben ist das Merkwürdige, daß der Reichskanzler sein Amt dieses Mal nicht dem Kaiser zur Verfügung gestellt hat, sondern den parlamentarischen Parteien, auf die er sich stützt. Eine Kanzlerkrisis haben wir schon früher öfter gehabt, besonders in jenen Tagen, als Bismarck es liebte, seinen Willen durch Abschiedsgesuche durchzusetzen. Damals aber ließ er einfach seinen kaiserlichen Herrn ein „Niemals" schreiben, und dieses Kaiserwort gab ihm Macht, aufzulösen und einzuberufen oder sonst zu schalten und zu walten, wie er es für gut fand. Jene alten Kanzlerkrisen der siebziger Jahre kamen und gingen fast ebenso schnell und unerwartet wie diese erste offizielle Bülowkrisis. Man sah in einem kurzen Wirbelwind alle politischen Fenster zittern und hörte ein Rufen auf allen Straßen; ehe man aber eigentlich wußte, woher das Sausen und Brausen kam, war es auch schon wieder zu Ende, und die Welt erfuhr: die Stellung des Kanzlers ist gefestigt! Bisweilen dachte man damals, ob dasselbe Resultat nicht auch mit weniger Getöse hätte erreicht werden können; aber man wußte von Bismarck, daß er kräftig aufzutreten liebte und hatte das Gefühl, daß all dieser Lärm nur dazu da war, um im Arbeitszimmer Wilhelms I. und vielleicht auch in einigen andern Zimmern des Schlosses und der Ministerien gehört zu werden.

Die Bülow-Krisis erregte das Volk natürlich weit weniger, als es einst eine Bismarckkrisis tat. Wenn Bülow am vergangenen Dienstag an den Kaiser telegraphiert hätte, er sei seines schweren Amtes müde, so würde gewiß mancher gute Deutsche es bedauert haben, daß ein so gebildeter, gewandter und tüchtiger Mann dem Reiche vielleicht verloren gehen werde; aber ein Gefühl der Art, als ständen wir vor einem Abgrund, als wären wir zu Ende ohne ihn, würde sich nicht eingestellt haben. Und vor allem: ein kaiserliches „Niemals", selbst wenn es geschrieben werden sollte, was nicht anzunehmen ist, würde dem Fürsten Bülow nichts oder nicht viel genützt haben, weil Bülow seit dem 13. Dezember 1906 anders zum Reichstage steht als je vorher ein Reichskanzler. Bülow kann nicht mehr beliebig eine Partei gegen die andre ausspielen: er lebt und er stirbt mit dem Block, er ist abhängig von der Existenz der einen Majorität, die er sich geschaffen hat. Deshalb legt er sein Amt in die Hände des Blocks: ich bin bereit zu gehen, wenn ihr es müde seid, mich zu unterstützen!

Dieses Vorkommnis für sich allein ist ein Sieg des parlamentarischen Prinzips. Damit ist ein Vorgang geschaffen, auf den spätere Kanzler werden zurückkommen müssen. Es beginnt die Morgendämmerung eines parlamentarischen Ministeriums nach englischer Art. Nicht als ob nicht starke Rückfälle in absolutistisches Regiment möglich und sogar wahrscheinlich wären, aber schon der Umstand, daß einmal der oberste Beamte des Reiches die Parteiführer seiner Majorität zu sich kommen ließ, um ihnen zu sagen: mein Amt ist in euren Händen, schon dieser einmalige Vorgang ist eine Station in der Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland. Deshalb wäre es auch, ganz abgesehen von allen Tagesfragen, gründlich falsch gewesen, jetzt den Fürsten Bülow im Stiche zu lassen. Bülow hat an die Majorität appelliert, und sie ist es zufrieden, einen Parlamentsminister zu haben, wohl wissend, daß auf der andern Seite der Kaiser steht, der ihn entlassen kann, wenn er will. Auf solchen Wegen kommt schrittweise die Umbildung der deutschen Reichsverfassung in englischer Richtung.

Nun aber fragen wir erst recht: weshalb unternahm Fürst Bülow einen Akt, dessen weittragende vorbildliche Bedeutung ihm selbst am wenigsten unklar sein konnte? Die Antwort ist nicht ganz leicht. Ausgeschlossen ist die Meinung, daß Bülow es tat, um eben damit den Parlamentarismus zu stärken. So theoretische Ziele pflegt sich ein praktischer Staatsmann nicht zu stellen. Ausgeschlossen ist auch die Meinung, daß er die ganze Aufregung nur gemacht habe, weil seine Nerven ermüdet waren und er aus einer Art von nervöser Desperation etwas tat, was er bei gesundem ruhigen Überlegen nicht wiederholen würde. Eine solche Auffassung würde an sich psychologisch möglich sein, entspricht aber nicht dem offenbar sehr guten Gesundheitszustande des Fürsten. Er ist, wie die Sportsleute sagen würden, gut in Form, vielleicht kann man sogar sagen, daß er einen gewissen Überschuß an Tätigkeitsdrang aus Norderney mitgebracht hat, der ihn zu einem kleinen virtuosen Drama verleiten konnte. Man sagt, daß er den Blockparteien habe eine derbe Lektion geben wollen, sich nicht gegenseitig zu zerbeißen. Daran ist natürlich etwas Richtiges; aber was war denn vorgekommen? Einige spitze Reden zwischen rechts und links, die den Kern der Bülowschen Politik in keiner Weise berührten! Gegensätze hinsichtlich der Finanzfrage und Polenfrage, die heute nach dem bewegten Zwischenspiel noch genau so groß sind wie vorher! Und schließlich ein Angriff des Abgeordneten Paasche auf den Kriegsminister, der in keiner Weise eine Kündigung des Blockverhältnisses bedeuten konnte oder sollte! Das war in der Tat alles. Keine der Blockparteien war zweifelhaft, daß das System Bülow fortgesetzt werden sollte, solange es möglich ist. Der Reichskanzler wußte das aus den Reden der letzten Tage und konnte es von den Parteiführern hören, sobald er wollte. Wozu also ein so gewaltsames Mittel? Es muß noch Gründe dazu geben, die außerhalb des Reichstages liegen.

Diese Gründe aber entziehen sich bis heute der Kenntnis. Man wird die weiteren Folgen dieser Tage abwarten müssen, um sich über ihren Inhalt ein endgültiges Urteil bilden zu können. Hat es vielleicht Minister gegeben, die im Ministerrat die Blockfestigkeit bezweifelt haben und denen vor allem Volk bewiesen werden mußte, daß Bülow recht hat und sie unrecht? Es ist möglich, daß es bis heute auch nach Posadowskys Ausscheiden noch Bezweifler der Regierungsweisheit vom 13. Dezember gibt, die offiziell belehrt werden müssen. Es ist auch denkbar, daß der Herr Reichskanzler seine Zusammengehörigkeit mit dem Kriegsminister stark unterstreichen wollte, weil er im leisen Verdacht sein konnte, nicht alles zu billigen, was Kriegsminister und Zivilkabinett taten. Das alles aber sind nur Vermutungen, und es ist besser, offen zu gestehen, daß Bülow, der so durchsichtig zu sein scheint, auch hier wieder einmal das interessanteste Personalproblem der gegenwärtigen deutschen Politik ist.

Heute wird wieder alles im Reichstage seinen gewohnten Gang gehen und im Laufe der nächsten Monate werden erst die eigentlichen Blockschwierigkeiten heranrücken, die Finanzfrage und der Polenparagraph des Vereinsgesetzes. Das sind Hindernisse, die nicht im Sturm bewältigt werden können, und an ihnen erst wird sich die Kunst des neubefestigten Reichskanzlers bewähren müssen. Der Wille zum Block ist vorhanden, es wird aber niemand der Linken verdenken, wenn sie nicht unter dem Block erdrückt werden will.

Naumann.

Billiges Geld

Die ganze zivilisierte Welt wünscht heut billiges Geld. Am dringendsten ist dieser Wunsch gegenwärtig wohl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. In Europa leidet aber keine Nation mehr unter dem hohen Diskontsatz als die deutsche. Der gegenwärtige Diskont der deutschen Reichsbank von 7½ pCt. erinnert an Rußland. Für einen zivilisierten Staat ist ein solcher Diskont auf die Dauer eine Unmöglichkeit. Dieser in der Geschichte der deutschen Reichsbank noch nicht dagewesene Diskont besteht bereits seit dem 8. November 1907. Von den Sachverständigen fürchten viele, daß dieser Diskontsatz noch erhöht wird, aber keiner glaubt, daß er in den nächsten Wochen erniedrigt werden kann.

Den ganzen Ernst der Situation kann man nur bei der Erwägung verstehen, daß die Zentralnotenbank in Berlin selbst in den schwersten Tagen der drei Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 niemals zu einem solchen Gewaltmittel hat greifen müssen. Die Vorgängerin der Reichsbank, die Preußische Bank, hat den Diskont von 7½ pCt. seit dem Jahre 1857, seit der schweren internationalen Krisis, die den volkswirtschaftlichen Aufschwung nach Erschließung der kalifornischen und australischen Goldfelder vorübergehend abschloß, nicht mehr erhöhen müssen.

Auch in England ist gegenwärtig der Diskont ungewöhnlich hoch. Der seit dem 7. November eingeführte Diskontsatz der Bank von England in Höhe von 7 pCt. ist für die Dauer nicht zu ertragen. Der Diskontsatz der Bank von Frankreich, wie er seit dem 7. November d. J. besteht, ist für die französischen Verhältnisse ungewöhnlich hoch. Gleichwohl beträgt er nur 4 pCt. und bleibt noch unter dem Durchschnittsdiskont der deutschen Reichsbank während des ganzen Jahrzehnts von 1897 bis 1906 zurück. Während dieses Jahrzehnts betrug der durchschnittliche Diskontsatz der deutschen Reichsbank 4,28 und derjenige der Bank von Frankreich nur 2,85. Der Diskontsatz der Bank von England mit 3,25 steht in diesem Jahrzehnt ungefähr in der Mitte zwischen dem französischen und deutschen.

Ist denn ein hoher Diskontsatz nur eine Sorge der reichen Leute? Niemand wird schneller davon betroffen, als die Masse der Besitzlosen. Die unmittelbarste Wirkung eines Diskontsatzes von 7½ pCt., wie wir ihn jetzt in Deutschland haben, ist der Stillstand fast der gesamten Bautätigkeit. In dem deutschen Baugewerbe sind aber nicht weniger als 1½ Millionen Erwerbstätige beschäftigt. Der mangelnde Verdienst dieser Massen bringt unmittelbar eine ganze Gruppe von Industrien zur Einschränkung ihrer Produktion. Die Eisenindustrie, soweit sie eiserne Träger zu Bauzwecken herstellt, die Textilindustrie, die Konfektions-Industrie, die Hutfabrikation, die Bierbrauerei beginnen schon jetzt die Folgen des Nachlassens der Bautätigkeit zu spüren. Seit einem Jahre ist nämlich die Bautätigkeit bereits im Erlahmen. Am 18. Dezember 1906 wurde der Diskont schon vorübergehend auf 7 pCt. erhöht. Eine Reihe von industriellen Unternehmungen der verschiedensten Art wird schon jetzt direkt durch den hohen Diskont auf das schwerste belastet. — Ich kenne mehrere der größten Werke unsrer Eisenindustrie, die gegenwärtig 8¾ pCt. den Großbanken, von denen sie viele Millionen geliehen haben, zahlen müssen. Durch die enormen Erweiterungen während der letzten 6 Jahre des wirtschaftlichen Aufschwungs sind mehrere unsrer größten Werke finanziell in vollkommne Abhängigkeit von unsern Großbanken geraten. Wenn man das zum Betriebe des Geschäfts und zur Bezahlung von Tausenden von Arbeitern notwendige Geld mit 8¾ pCt. verzinsen muß, wird man früher oder später gezwungen, den Betrieb einzuschränken.

Als am 18. Dezember 1899 der Diskontsatz der Reichsbank auf 7 pCt. erhöht wurde, konnte kein Zweifel mehr darüber sein, daß das Ende der Hochkonjunktur unmittelbar bevorstand. Erst im Laufe von Jahren ging damals der Diskont wieder auf ein Niveau herab, bei dem die Industrie und die Landwirtschaft gedeihen kann. Im Durchschnitt des Jahres 1900 betrug der Diskont der deutschen Reichsbank 5,33, im Durchschnitt des Jahres 1901 4,10 und im Durchschnitt des Jahres 1902 3,32. Mit dem billigen Geld begann wieder die Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs, die bis zum Jahre 1907 angehalten hat. Die schlechten Zeiten für die Industrie pflegen erst zu kommen, wenn der hohe Diskont schon wieder nachgelassen hat. Das lehrt das Jahr 1901. Die Dividenden der großen Werke der Eisenindustrie und auch der meisten andern Industrien sind seit 10 Jahren nicht niedriger gewesen als im Jahre 1901, in dem der Diskont schon wesentlich nachgelassen hatte. Auch die Aktien dieser Industrien standen niemals niedriger als im Sommer 1901. Nach diesem Vorgang müßte man annehmen, daß erst im Sommer und Herbst nächsten Jahres die rückgängige Konjunktur der Industrie ihren Tiefpunkt erreicht. Es ist eine bekannte Tatsache, daß es in der Wirtschaftsgeschichte keine genauen Vorgänge gibt. Indessen kann darüber kein Zweifel sein, daß die Folgen dieses hohen Diskonts von 7½ pCt. sich erst in Monaten in vollem Maße zeigen werden. Die deutsche Arbeiterschaft muß sich also auf eine kürzere oder längere Zeit von mangelnder Beschäftigung und sinkenden Löhnen gefaßt machen.

Ist in dem Deutschen Reiche alles geschehen, um dieses beklagenswerte Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung zu vermeiden? Wenn ein volkswirtschaftlicher Professor in den Zeiten der Krisis des Jahres 1901 seinen Studenten im staatswirtschaftlichen Seminar die Preisaufgabe gestellt hätte, ein Mittel ausfindig zu machen, um die kommende Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs in eine möglichst schwere Krisis hineinzuführen, so gab es nur eine Lösung dieser Aufgabe. Man entziehe der sich so schnell vermehrenden deutschen Bevölkerung nach und nach in großen Beträgen das zur wirtschaftlichen Vorwärtsentwicklung nötige Kapital! Wenn der Herr Professor in seine Preisaufgabe auch die besondere Aufgabe eingeschlossen hätte, daß die finanzielle Mobilmachungsfähigkeit des Deutschen Reiches gemindert werden müsse, um politisch und wirtschaftlich die Entwicklung zu unterbinden, so konnte die Lösung der Aufgabe auch keine andre sein.

In Europa braucht keine Nation ihre Ersparnisse so notwendig für den eignen Bedarf wie die deutsche. Eine jährliche Bevölkerungsvermehrung um 854 000 Köpfe legen dem Deutschen Reiche die ernstesten Pflichten auf. Ein Familienvater, der für den Unterhalt von 10 hungrigen Kindern sorgen muß, hat nicht das gleiche Recht zur Vergeudung seiner Geldmittel wie ein Junggeselle, dem keinerlei Verpflichtung obliegt. Die französische Nation, die sich im Jahr nur um 58 000 Köpfe vermehrt, kann über ihre Ersparnisse freier verfügen als die deutsche Nation. In überaus zutreffender Weise hat der Reichstagsabgeordnete Gothein vor einigen Wochen in der „Hilfe“ dargelegt, daß der Mehrbetrag des Deutschen Reichs gegenüber Frankreich an Erziehungsgeldern 1 bis 1½ Milliarde Mark und an Aufwand für Wohnungen 800 Millionen Mark im Jahr beträgt.

Obgleich man in Deutschland die schwere Geldknappheit und einen Reichsdiskont von 7½ pCt. aus dem Jahre 1900 und 1899 noch im Gedächtnis hatte, lief man im Jahre 1902 an der Schwelle des wirtschaftlichen Aufschwungs dem größten Schuldner der Weltgeschichte, dem russischen Staate, nicht weniger als 393 Millionen Mark. Es schien schon damals manchem, als wenn sich Deutschland wieder nach der Geldteuerung, dem ihr folgenden Krach und nach den Bankrotten des Jahres 1901 zurücksehne. Die Arbeitsenergie der deutschen Nation führte in Industrie, Handel und Landwirtschaft während der folgenden Jahre trotz dieses Aderlasses zu einer gedeihlichen Entwicklung. Selbstverständlich stieg der Diskont von Jahr zu Jahr, und Deutschland langte im Durchschnitt des Jahres 1904 bereits auf einen Diskont von 4,22 an und erreichte in demselben Jahr vorübergehend sogar einen Diskont von 5 pCt. Im Sommer 1904 rüstete sich Frankreich heimlich aus Anlaß der Marokkoaffäre auf den Krieg. Aus der Schweiz und aus andern Ländern zog die Bank

von Frankreich alles erreichbare Gold herbei. Man verwies damals in Paris den russischen Bundesgenossen, der zu seinem Kriege mit Japan notwendig Geld brauchte, auf Deutschland, in der Hoffnung, daß ein Teil des deutschen Goldvorrats in die Kriegskasse des verbündeten Rußlands übergeleitet werde. Deutschland lieh dem russischen Staate durch die sogenannte Berliner Anleihe vom Jahre 1905 eine halbe Milliarde Mark. Als man in Deutschland diese Anleihe bewilligte, konnte darüber kein Zweifel sein, daß die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands bedeutend gemindert und die finanzielle Kriegsbereitschaft des mit Frankreich verbündeten Rußland vermehrt würde. Man mußte sich des weiteren darüber im klaren sein, daß der großartige wirtschaftliche Aufschwung des Deutschen Reiches durch die Entziehung eines so riesenhaften Betrages an flüssigem Kapital in einer Geldteurung schwerster Art sein Ende finden müsse. Man konnte sich nicht verhehlen, daß eine solche Minderung des flüssigen Kapitals nach wenig Jahren zu einer schweren Krisis mit zahlreichen Bankrotten, erheblicher Arbeitslosigkeit und eventuell Vermehrung der Säuglingssterblichkeit führen müsse. Durch Hingabe dieses Darlehns wurde es wahrscheinlich, daß die kommende Geldteurung nicht bei einem Reichsbankdiskont von 7 pCt., sondern bei einem höheren Reichsbankdiskont enden werde.

Vorbereitet wurde die Berliner Anleihe des Januar 1905 durch mehrere Abhandlungen des Wirklichen Legationsrats Helferich in der amtlichen, vom Reichsmarineamt herausgegebenen Marine-Rundschau, in denen die russischen Verhältnisse in glänzenden Farben geschildert wurden.

Besonders unverständlich bleibt diese riesenhafte Anleihe vom Januar 1905, da man doch in Deutschland wußte, daß die große Geldknappheit des Jahres 1900 die deutsche Reichsanleihe auf einen beispiellos niedrigen Stand heruntergezogen hatte. Im Jahre 1895 stand die 3prozentige deutsche Reichsanleihe vorübergehend noch auf 100,30. Im Jahre 1900 sank sie auf 84,90, im Jahre 1902 hatte sie sich wieder auf 93,50 erholt. Man mußte im Jahre 1902 und im Jahre 1905 bei Begebung der russischen Anleihen sich darüber im klaren sein, daß die dadurch verschärfte Geldknappheit die deutsche Reichsanleihe und die preußischen Konsols um mehr als 10 pCt. erniedrigen konnten. Dieser unausbleibliche Erfolg ist eingetreten. Gegenwärtig steht die dreiprozentige deutsche Reichsanleihe so tief, wie noch nie zuvor, nämlich 82 bis 82½. Seit dem Jahre 1904 ist sie um 10 pCt. gefallen. Wenn das Reich im Frieden wie im Kriege neue Anleihen ausgeben will, so kann dies nur unter erschwerenden Bedingungen, einem niedrigen Emissionskurs und hohen Zinsen, geschehen. Die Verschlechterung der Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten wird jeder einzelne Arbeiter durch Erhöhung der Steuerlast zu spüren bekommen.

Das Interesse der deutschen Arbeiter ist auf billiges Geld gerichtet. Es ist nicht angängig, daß man dem deutschen Arbeiter die Kosten der russischen Weltmachtpolitik auferlegt. Der deutsche Arbeiter soll nicht die Zeche der russischen Mißwirtschaft bezahlen.

In meinem Buch „Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart" (Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt) habe ich meine frühere Forderung der Einsetzung einer Russenkommission wieder aufgenommen. Der neue Staatssekretär des Innern, von Bethmann-Hollweg, hat sich das Verdienst erworben, eine Doppelenquete zur Untersuchung unsrer Geld- und Kreditverhältnisse sowie des Bankwesens veranlaßt zu haben. Eine der wichtigsten Aufgaben dieser Kommissionen muß in den Vorschlägen zur Änderung unseres Straf- und Zivilrechts bestehen. Die Herbeiführung eines allgemeinen Notstandes und einer schweren Geldsteuerung durch ausländische Anleihen auf dem deutschen Markt und ebenso die Schwächung der finanziellen Mobilmachungsfähigkeit des deutschen Reiches zugunsten fremder Staaten muß durch schwere Strafandrohungen unmöglich gemacht werden.

An Stelle der systematischen Geldverteurung muß eine planmäßige Fürsorge für billiges Geld treten.

Rudolf Martin.

Theodor Barths amerikanische Eindrücke

Amerikanische Eindrücke. Eine impressionistische Schilderung amerikanischer Zustände in Briefen. Berlin 1907.

Die vor mir liegenden Impressionen der dritten Reise, die Th. Barth nach dem amerikanischen Kontinent unternommen hat, möchte ich bezeichnen als ein Stück sozialen Lebens, gesehen durch ein Temperament. Man studiert die Details venezianischer Architektur besser an Photographien oder an Bildern Bernardo Belottos, eine anregendere Stunde aber bietet das Blättern in einer Mappe Whistlerscher Zeichnungen und Radierungen. Um zu zeigen, wie Barths amerikanisches Skizzenbuch geartet ist, müßte man eigentlich eine Charakteristik des Verfassers versuchen, wie er sie so fein von andern zu geben versteht. In dieser Ankündigung seiner kleinen Schrift muß darauf verzichtet werden, so reizvoll es zum Beispiel wäre, ihn mit den Schriftstellern unter den englischen Politikern zu vergleichen.

Barth ist ausgesprochen Essayist; er selbst hat sich mit Stolz als Journalist bezeichnet. Jede Erscheinung wird scharf von einem bestimmten Gesichtspunkt erfaßt, niemals einfach registriert, seine umfassende Bildung auf zahlreichen Gebieten kennt stets ein Vergleichsobjekt aus andern Zeiten und Ländern. Künstlerisch genug, um das Individuelle mit Behagen zu genießen, ist er doch zu wissenschaftlich veranlagt, um die Frage nach dem Typischen je aus dem Auge zu verlieren.

Mir persönlich waren in dem kleinen Buch seine kanadischen Eindrücke besonders interessant, vielleicht weil mir dieses Land so gut wie unbekannt ist. Für jeden aber bieten die Bemerkungen über die Demokratie, ihre Formen, ihre kulturelle Struktur und ihre Resultate reiche Anregung. Was darüber gesagt wird, dürfte auch das wichtigste Ergebnis der Reise für den Verfasser selbst sein.

Sombart kam vor drei Jahren mit einer Abneigung gegen die Demokratie nach Amerika, er verließ es fast mit einem Haß gegen sie. Barth hat die Schwächen der Demokratie nicht übersehen, er erkennt ihre immanenten Mängel wie die der konkreten amerikanischen Form. Was er über die Mißachtung der Minorität sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist wirklich kaum glaublich, was eine Demokratie an Vorschriften aufstellen darf, ohne jenen verbitterten Grimm heraufzubeschwören, der in bureaukratischen Ländern solchen Maßnahmen folgt. „Die Dummheiten, die in einer Demokratie gemacht werden," sagt er an andrer Stelle, „sind wenigstens vom Volke selbst gemacht, und es ist immerhin ein Trost, das Subjekt und nicht ein bloßes Objekt menschlicher Torheit zu sein." Was jedoch manche Amerikafahrer übersehen oder nicht verstehen, die enorme Kraft des von dem Willen des Volks getragenen demokratischen Staates, die jugendliche Frische der amerikanischen Nation, die genug Kinderkrankheiten, aber keine Alterserscheinungen aufweist, den Idealismus und unverwüstlichen Optimismus des Volkes, diese unzweifelhaften positiven Werte der beiden anglo-amerikanischen Bundesstaaten lassen Barth mit der Überzeugung zurückkehren, daß die dortige Demokratie trotz aller Schwächen einen entschiedenen Erfolg darstellt. Das sollte in Deutschland gelesen werden, gerade weil dies Urteil nach reiflicher Erwägung aller Bedenken mit zuversichtlicher Ruhe gefällt wird; diese Erkenntnis ist wertvoll für uns alle.

Sie bildet auch eine gute Grundlage für die weitere politische Arbeit des heimgekehrten Verfassers. Seine Fahrt und somit seine kleine Schrift sind bekanntlich Folgen der Blockpolitik. Sollte sich diese Firma einmal auflösen und bei der Liquidationsbilanz ein Mangel an Aktiven festgestellt werden, so sollte man die Reise Theodor Barths und ihre Früchte getrost ins Haben setzen.

London. **Theodor Vogelstein.**

Unsre Bewegung

Berlin. Sozialliberaler Verein (Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen). V.: Dr. Rudolf Breitscheid, W. 15, Fasanenstraße 58. Wir veranstalteten am 3. Dezember in den Arminhallen eine große öffentliche Beamtenversammlung mit dem Thema: „Was haben wir von der Beamtenreform im Reiche und in Preußen zu erwarten?" Hauptredner des Abends waren Reichstagsabg. Dr. Potthoff und Landtagsabg. Hoff-Kiel. Das Schlußwort sprach Reichstagsabg. Dr. Heckscher-Hamburg. Die freie Aussprache, an der sich ein Oberpostkassenrendant, ein Postassistent, ein Telegraphenassistent, ein Oberverwaltungsschreiber, ein Postsekretär, ein Sekretariatsassistent, ein Handlungsgehilfe, ein Volksschullehrer, ein technischer Privatbeamter und ein Telegraphenarbeiter beteiligten, zeigte die Nöte namentlich der Unterbeamten in grellen Farben. Von allen Seiten wurde den Referenten und dem liberalen Beamtenausschuß (Berlin SW., Dessauer Str. 13) für die Vertretung der Beamteninteressen gedankt. Mit allen Stimmen gelangte eine entsprechende Entschließung zur Annahme (vergl. „Soziale Bewegung"). 20 neue Mitglieder zeigten, daß der Abend einen agitatorischen Erfolg gebracht hatte.

Schöneberg. Liberaler Verein. V.: Stadtv. Jobel. Am 2. Dezember sprach bei uns Dr. Th. Barth über das Thema: Die Zwingburg nieder! Die Versammlung, die erste, in der Dr. Barth

seit seiner Amerikareise gesprochen hat, war sehr gut besucht und verlief in bester Stimmung. Eine Resolution, die das Reichstagswahlrecht für Preußen verlangte und zur Schaffung einer Agitationszentrale aufforderte, fand einstimmige Annahme. Vorher hatte Stadtv. Dr. W. Voßberg unsere glänzenden Erfolge bei den Kommunalwahlen gewürdigt. Stadtv. Oestreich feierte unter dem Beifall der Versammlung einen der treuesten und opferwilligsten Liberalen Schönebergs, Bibliothekar Dr. Richter, der am 3. Dezember seinen 70. Geburtstag beging.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. V.: Oberlehrer Nierhaus, Tannenstr. 7. A. 1. u. 3. Freitag im Monat. L. Stadt Illm, Schäfergasse 9. Am letzten Vereinsabend behandelte Schuhmacher Wegemann den 2. nationalen Arbeiterkongreß in Berlin. Redner gab auf Grund eigner Anschauungen als Delegierter des Mittelrheinverbandes Evangelischer Arbeitervereine ein klares Bild der dort vorhandenen Strömungen, besonders der Bemühungen reaktionärer Politiker, den Kongreß für sich einzufangen. Bedauerlich sei das Fernbleiben der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Den Bemühungen v. Berlepschs auf Gewinnung derselben sei hoffentlich für den 3. Kongreß Erfolg beschieden. Jedenfalls sollten die liberalen Arbeiter nicht dabei abseits stehen, sondern durch tätige Mitarbeit Einfluß zu gewinnen suchen. Wohin sollten denn die liberalen Arbeiter in den Evangel. Arbeitervereinen und christlichen Gewerkschaften? In lebhafter Aussprache äußerten alle Redner, mit Ausnahme eines Gewerkvereinlers, ihre Übereinstimmung mit dem Referenten. Gehörig gekennzeichnet wurde das Doppelspiel der deutsch-nationalen Handlungsgehilfen, die aus politischen Hintergedanken sich in den Arbeiterkongreß drängten, und die in der Frage der Versicherung der Privatbeamten auf Seite derjenigen stehen, die ihre Interessen von denen der Arbeiter geschieden haben wollen. Die seit 2 Jahren hier von Demokraten, Fortschrittlern und Nationalsozialen abgehaltenen gemeinsamen Diskussionsabende nahmen am 25. Nov. ihren Anfang. Zum Thema „Liberalismus und Mittelstand" hielt Parteisekretär Ruschke-Marburg das einleitende Referat, in dem die Forderungen des Liberalismus für Handwerker, Kaufleute und Beamte dargelegt und die Anmaßungen der falschen Mittelstandsfreunde (Konservative, Zentrum, Antisemiten) gebührende Beleuchtung fanden. Die breiten Schichten des Mittelstandes, in früheren Zeiten die Träger des deutschen Liberalismus, werden unter der schädlichen reaktionären Politik den Weg zu diesen wieder zurückfinden. Die Diskussion, an der sich besonders Kaufleute und Handwerker beteiligten, drehte sich namentlich um Warenhäuser und Konsumvereine sowie die Ausdehnung der Staatshilfe für die kleineren selbständigen Existenzen. — Am 6. Dezember spricht Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer über das „Vereins- und Versammlungsrecht".

Nauheim. Freisinniger Verein. V Rechtsanwalt Dr. Brücher, Fürstenstraße 24. Am 21. November hielt der Verein seine diesjährige Herbstgeneralversammlung ab, die gut besucht war. Nach der Rechnungsablage durch den Kassierer erstattete der Geschäftsführer, Rechtsanwalt Dr. Brücher, den Geschäftsbericht, aus dem zu entnehmen ist, daß der Verein jetzt 104 Mitglieder zählt, und daß er im Laufe des vergangenen Sommers die Gründung einer Reihe neuer Vereine im Wahlkreis Friedberg-Büdingen veranlaßt hat. Die Versammlung beschloß, die Organisation weiterauszubauen, insbesondere auch durch Gründung eines Wahlkreisvereins. Für den Wahlkampf sollen die nötigen Redekräfte durch Einführung von Diskussionsabenden herangebildet werden. Zum Schluß erstattete Rechtsanwalt Dr. Brücher ein Referat über die Versammlung der linksliberalen Parteien vom 10. November in Frankfurt a. M.

Marburg. Liberaler Volksverein. Vors.: Prof. Schücking. Unsre diesjährige Generalversammlung beschloß, unsern alten Namen „Nationalsozialer Verein" fallen zu lassen und dafür den Namen „Liberaler Volksverein" anzunehmen. In seinem Jahresbericht konnte Ruschke u. a. auf die Verdoppelung unsrer Mitgliederzahl hinweisen. Auch der Kassenbericht lautete günstig. Der alte Vorstand wurde wiedergewählt. — Die Winterarbeit wurde eröffnet mit einer vorzüglich besuchten und glänzend verlaufenen Wahlrechtskundgebung, in der Dr. Breitscheid-Berlin und unser Vorsitzender, Prof. Schücking, sprachen. In einer scharfen Resolution wurde das Reichstagswahlrecht für Preußen und ein Notgesetz, das die geheime Wahl schon für die nächsten Landtagswahlen festsetzt, gefordert. Fernerhin verlangt die Resolution von der liberalen Fraktionsgemeinschaft die Errichtung einer besonderen Zentrale für die Wahlrechtspropaganda. In einer weiteren Resolution wurde der neuste Polenkurs scharf verurteilt. In der Debatte sprach sich der Sozialdemokrat Dr. Köster für ein liberal-sozialistisches Zusammenwirken in der Frage des preußischen Wahlrechtskampfes aus. — Zwei Tage später redete auf Einladung unsres Vereins Dr. Rohrbach über „Kolonialpolitik" im wohlgefüllten großen Stadtsaale. — Auf dem Lande arbeitet inzwischen unser Freund Ruschke. Gegenwärtig beackert er den harten Boden des Frankenberger Kreises. Da die Saalverweigerungen noch immer geübt werden, müssen die Versammlungen hin und wieder in Bauernstuben abgehalten werden. Es ist überraschend, wieviel liberale Herzensgesinnung hier vorhanden ist. Die Leute haben bei der letzten Wahl nur unter dem unerhörten bündlerisch-antisemitischen Terror anders gewählt.

Karlsruhe. Nationalsozialer Verein. V. Prof. Dr. Hausrath. Der Verein hat auch dies Jahr in altgewohnter Art die Tätigkeit rege aufgenommen. In der Oktobersitzung wurde der Vorstand durch Rechtsanwalt Dr. Gönner und Dr. Alphons Fischer ergänzt. Dr. Gönner leitete eine Besprechung der politischen Lage in Baden durch ein Referat ein, das den Nachweis erbrachte, daß vermutlich in nicht allzuferner Zeit die Linksliberalen in Baden zu reger politischer Aktion Veranlassung haben werden. In der Novembersitzung sprach Dr. Hausrath über: Die Tagung der politischen Linken in Frankfurt, Eindrücke und Folgerungen. Ein glänzender Erfolg war die gemeinsam mit dem demokratischen Verein veranstaltete öffentliche Versammlung, in der Pfarrer Korell in seiner bekannten packenden Weise über Blockpolitik und Liberalismus sprach. An der sehr lebhaften Diskussion beteiligten sich außer unsern Freunden der Vorstand des freisinnigen Vereins, Stadtrat Dr. Weill, der Vorstand des jungliberalen Vereins Kammerstenograph Frey und der sozialdemokratische Abgeordnete Kolb.

Weimar. Am 17. November fand hier die ordentliche Landesversammlung des Thüringischen Landesverbandes des Wahlvereins der Liberalen statt, die sehr zahlreich besucht war. Die Aussprache über die politische Lage, über die Generalsekretär Weinhausen-Berlin und Dr. Rathje-Halle referierten, führte zum Einverständnis mit dem taktischen Verhalten der parlamentarischen Fraktionen. Im übrigen galten die Beratungen im wesentlichen organisatorischen Fragen. Es konnte eine erfreuliche Rührigkeit der Organisationsarbeit konstatiert werden. Dennoch wurde die Anstellung eines Parteisekretärs für dringend notwendig erachtet. Die Finanzfrage wurde sofort auf der Landesversammlung geregelt, die Personalfrage einer Kommission übertragen. Zum Vorsitzenden wurde einmütig Dr. Wette-Weimar wiedergewählt, im übrigen der Vorstand durch einige neue Herren erweitert. Die nächstjährige ordentliche Landesversammlung soll in Jena stattfinden. Ferner soll in Zukunft stets eine Thüringische Landesfrage zur Erörterung gelangen. — Folgende Resolution gelangte einstimmig zur Annahme: Der Thüringische Landesverband des Wahlvereins der Liberalen begrüßt mit Genugtuung den glänzenden Verlauf der Frankfurter Einigungskundgebung und erhofft von ihr einen weiteren Ausbau der bisherigen Formen der liberalen Einigung. Er spricht erneut seine Bereitwilligkeit aus, mit den andern liberalen Parteien Thüringens zur Bekämpfung der gemeinsamen Gegner zusammenzugehen.

Lübeck. Wahlverein der Liberalen. V. Lehrer B. Dühring. Geschäftsst.: Sekretär W. Kuhn, Friedrich-Wilhelm-Str. 5, Fernspr. 23. Nach dem auf der Hauptversammlung am 26. November erstatteten Jahresbericht können wir mit Genugtuung auf das vergangene Jahr zurückblicken. Bei den Bürgerschaftswahlen brachten wir unsre acht Kandidaten durch; der Verein zählt über 1300 Mitglieder und hielt 86 Versammlungen ab, davon 35 im Landgebiet. Am 28. November sprach in stark besuchter Versammlung A. Erkelenz-Berlin über „Arbeiter und Liberalismus." Die Arbeiter und der Liberalismus — so führte Redner ungefähr aus — müssen sich wieder zusammenfinden, zum Heil beider. Der Liberalismus muß die Arbeiter als gleichberechtigt anerkennen. Der Anfang ist bereits gemacht. Reicher Beifall lohnte den Redner. Die Diskussion war sehr lebhaft, führte dann aber zu einem Tumult der anwesenden Sozialdemokraten. Infolgedessen sprach Erkelenz noch in einer zweiten, schon vor Beginn übergefüllten Versammlung am 3. Dezember über „Sozialdemokratie und Arbeiter." Der Beifall war groß und die Debatte lebhaft. Zum Schluß wurde eine Resolution angenommen, in der das liberale Bürgertum zur Unterstützung der nationalen Arbeiterbewegung aufgefordert wird.

Der **„Hilfe-Preßverein"** erhielt folgende Beiträge:

Danzig	P. IV.	M.	5,—
Gotha	K. I.	„	3,50
Schweinfurt	E. VI.	„	5,—
Dazu lt. Ausweis in Nr. 48		„	3215,50
Zusammen:		M.	3229,—

über die wir herzlich dankend quittieren.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der Liberalismus und die Beamten. Seitdem die Privatbeamten eine eigne und sehr lebhafte Bewegung ins Leben gerufen haben, sind auch die verschiedenen Organisationen der Reichs- und Staatsbeamten wieder rührtiger geworden. Und da jetzt infolge der allgemeinen Teurung die Notwendigkeit der Neuregulierung der Beamtengehälter nicht länger hinausgeschoben werden kann, so suchen die davon Betroffenen ebenso wie die Privatbeamten das Ohr der Öffentlichkeit zu erhalten, um ihren Wünschen Gehör zu verschaffen. Die Freisinnige Vereinigung, die schon auf ihrem letzten Parteitag zugunsten der Beamten besondere Beschlüsse gefaßt hat, ist auch jetzt als erste der Parteien mit formulierten Beamtenforderungen an die Öffentlichkeit getreten. In einer großen Berliner

Beamtenversammlung, in der die Reichstags- und Landtagsabgeordneten Hecscher, Potthoff und Hoff Ansprachen hielten, wurde über die Gehaltsreform der Staats- und Reichsbeamten beschlossen: „Als besonders dringend erscheint eine Erhöhung vieler ganz unzulänglicher Anfangsgehälter und eine Verkürzung der zur Erreichung des Höchstgehaltes erforderlichen Dienstzeit (möglichst allgemein auf 15, höchstens 18 Jahre). Der Wohnungsgeldzuschuß ist in eine Ortszulage zu verwandeln, die alle wesentlichen Preisfaktoren der verschiedenen Gemeinden berücksichtigt. Eine Unterscheidung zwischen Verheirateten und Ledigen im Gehalt ist nicht angängig. Ausreichende Gehaltserhöhung wird für alle Beamten erwartet. Darüber hinaus ist eine Erleichterung der Kindererziehung durch besondere Unterstützung der Familienväter zu empfehlen." Hinsichtlich der unwiderruflichen Anstellung wird verlangt: „Jede etatsmäßige Anstellung muß unwiderruflich sein. Die diätarische Beschäftigung darf eine kurze Probe- und Vorbereitungszeit nicht überschreiten. Die Gehälter der auf privaten Dienstvertrag beschäftigten Angestellten müssen eine der Beamtenreform entsprechende Aufbesserung erfahren, soweit nicht eine Umwandlung in Beamtenstellen schon jetzt erreichbar ist. Die Überführung der Hilfsbeamten und Hilfsunterbeamten in etatsmäßige Stellen hat nach festen Grundsätzen zu erfolgen."

Eine dauernde Besserung der Lage der Beamten werde nur dann erwartet, „wenn die Gehaltsreform verbunden ist mit einer Steuer- und Wirtschaftspolitik, die mehr als die jetzige auf den Konsumenten Rücksicht nimmt, ferner mit einer verständigen und energischen Verkehrs- und Bodenpolitik, die dem beständigen Wachsen der Wohnungspreise Einhalt tut." Hinter die materiellen Verbesserungen sollen aber auch die ideellen Interessen nicht zurückgestellt werden. Im Vordergrunde eines liberalen Beamtenprogramms müssen daher, so heißt es weiter in den Leitsätzen, stehen: „Volle Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte der Beamten, Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, unbeschränktes Recht zu Petitionen und zum Verkehr mit Abgeordneten aller Parlamente, Schaffung von Beamtenausschüssen. Die staatliche Verwaltung muß durch gesetzliche Bürgschaften für ausreichende Ruhezeiten, Erholungsurlaub usw. zu einem sozialen Musterbetriebe gemacht werden. Die Unabhängigkeit und Sicherheit der Beamten muß durch weitergehende Ordnung der Disziplinargewalt durch gesetzliche Vorschriften verbürgt werden." Hier ist in der Tat ein Beamtenprogramm gegeben, das den berechtigten Wünschen der Beamten aller Kategorien und dem Grundgedanken des Liberalismus gleicherweise gerecht wird.

Eine allgemeine Aufbesserung der Pfarrgehälter ist für die evangelischen Landeskirchen der älteren preußischen Provinzen geplant. Danach soll das Grundgehalt so weit erhöht werden, daß es mindestens 2400 und höchstens 5400 M. beträgt. Dazu sind Alterszulagen oder „Zuschüsse für Zeit- oder Amtsdauer" in Aussicht genommen. Für besonders schwierige Amtsführung wird noch ein Extrazuschuß gewährt. Bei der Dienstwohnung soll in der Regel auch ein Hausgarten sein. Einzelheiten bestimmen dann noch die Höhe der Mietsentschädigung und andre Nebensächlichkeiten. Wir halten es für sehr berechtigt, daß die Gehälter der Geistlichen, soweit sie nicht aus reichen Kirchenvermögen gedeckt werden, endlich zeitgemäß reguliert werden; wir wünschten nur, daß auch alle übrigen Beamtenklassen Erfüllung ihrer ebenso berechtigten Wünsche erhalten, und daß man nicht über „Begehrlichkeiten der Massen" redet, wenn die Arbeiter und Handwerker ebenfalls in diesen teuren Zeiten nach Erhöhung ihres Einkommens streben.

Neue schwere Kämpfe im deutschen Baugewerbe scheinen leider wieder bevorzustehen. In der Generalversammlung des deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe ist nämlich beschlossen worden: 1. Alle im Jahre 1908 zu vereinbarenden Tarifverträge sind bis zum 31. März 1910 oder bis zum 31. März 1908 und in weiterer Folge bis 31. März 1910 abzuschließen. 2. Alle im Jahre 1908 zu vereinbarenden Tarifverträge dürfen nur unter Vorbehalt der Genehmigung durch die Bundesleitung abgeschlossen werden. 3. Eine Verkürzung der Arbeitszeit, sofern diese nicht über zehn Stunden beträgt, nur nach voraufgegangenem verlorenen Streik und mit Genehmigung des Bundesvorstandes eintreten zu lassen. 4. Der 1. Mai darf in keinem Vertrage als Feiertag zugestanden werden. Als das Endziel wird angegeben, daß, falls nicht für alle Verträge Übereinstimmung erzielt werden kann, sämtliche Verträge zurückgezogen werden und als letztes Mittel eine Aussperrung der Bauarbeiter eventuell über ganz Deutschland durchgeführt werden soll. Ein Vertragsmuster im Sinne dieser Beschlüsse gelangte in der Generalversammlung zur Annahme. Auch die taktischen Grundsätze wurden in sechs Punkten von der Versammlung genau festgelegt. Es wird darin unter anderm bestimmt: Bis zum 15. Februar 1908 haben alle Verbände ihre neuen Verträge dem Arbeitgeberbund nach Berlin zu senden, auch diejenigen, deren Verträge noch nicht abgeschlossen worden sind. Bis zu diesem Tage müssen auch alle Verhandlungen mit den Arbeitern abgeschlossen sein. Eine allgemeine Lohnerhöhung soll nicht bewilligt werden. — Daß diese Beschlüsse neue Kämpfe bedeuten, ist sicher. Aber ebenso unbestritten haben auch die Unternehmer mit zunehmender Organisation das Recht, ihren Zentralstellen die Kontrolle der abzuschließenden Verträge zuzuweisen. Diese Fortschritte im Organisationswesen brauchen keineswegs den Krieg zu bringen. Im Gegenteil, sie müßten eigentlich den Frieden bedeuten.

Handwerkerbewegung im städtischen Submissionswesen. Die Berliner Vertretung der Bautischlermeister hat an Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung folgende Wünsche eingereicht: 1. Ausschaltung der auswärtigen Konkurrenz, soweit die Arbeiten innerhalb der Kommune Berlin hergestellt werden können, wie solches den staatlichen Baubeamten durch ministeriellen Erlaß zur Pflicht gemacht wird. 2. Vergebung der Arbeiten nur dann an den Mindestfordernden, wenn das Angebot nicht mehr als 10 Prozent von dem ermittelten Durchschnitt abweicht. 3. Angemessene, durch Fachleute festzusetzende Lieferfristen zur Ausführung der Arbeiten. 4. Schleunigere Gewährung von Abschlagszahlungen. 5. Schlußzahlungen spätestens drei Monate nach geschehener Lieferung beziehungsweise endgültiger Fertigstellung auf der Verwendungsstelle. Bei Verzögerung der Restzahlungen Erstattung der Zinsverluste. 6. Rückgabe der hinterlegten Kautionen zwei Jahre nach Abschluß der Lieferung und nicht, wie bisher, drei Jahre nach Inbetriebnahme des betreffenden Bauwerks.

Den Geist der gelben Gewerkschaften spiegelt folgender Brief aus Augsburg wider, der sich auf die dortige Gewerbegerichtswahl im August dieses Jahres bezieht:

P. P.

Gewerbegerichtswahl 1907.

Bekanntlich sind für die am 25. und 26. ds. Mts. stattfindenden Gewerbegerichtswahlen seitens der Arbeiter vier Vorschlagslisten aufgestellt, wovon drei von den Organisationen und eine (Vorschlagsliste III) von den hier bestehenden 16 sogenannten gelben Arbeitervereinen.

Verehrlicher Firma dürfte bekannt sein, daß unsre Vereine in erster Linie das Bestreben haben, mit dem Arbeitgeber in **Ruhe** und Frieden zu leben und unberechtigte Forderungen der Arbeiter hintanzuhalten.

Wir dürfen deshalb wohl auf Unterstützung sämtlicher Arbeitgeber rechnen, insbesondere auch im vorliegenden Falle.

Wir erlauben uns daher, ... Exemplare Wahlzettel zu überreichen, mit der höflichen Bitte, dieselben an diejenigen Arbeiter verehrlicher Firma verteilen zu lassen, welche es nicht mit den Organisationen halten.

Im voraus verbindlich dankend empfehlen wir uns

Hochachtungsvoll!

Arbeiterverein vom Werk Augsburg (E. V.)

Der Vorsitzende der Vorstandschaft:

Clemens Chatelet.

Der Verein „vom Werk Augsburg", ist der führende unter den 16 gelben Vereinen, die in Augsburg bestehen.

Briefkasten

Alle direkten Besteller, die unsrer Bitte noch nicht Folge gaben, bitten wir in einem besonderen Rundschreiben und auch hier noch einmal, das Abonnement für das nächste Quartal am 15. spätestens 16. am Postzeitungsschalter oder beim Briefträger zu besorgen. Das Bezugsgeld beträgt frei Haus 1,62 Mk. Nach erfolgter Bestellung ist unserm Verlag eine sofortige Mitteilung darüber zu machen, damit unnütze Kosten und Arbeiten vermieden werden. Wir wiederholen, daß man seinem Bekannten zu Weihnachten mit der Bestellung eines „Hilfe"-Abonnements für das erste Viertel 1908 und mit dem „Hilfe"-Almanach 1908 (zum Vorzugspreis 50 Pfg.) eine kleine Aufmerksamkeit, der Sache aber guten Nutzen stiften kann. Unser Verlag gibt geschmackvoll gedruckte Geschenkurkunden kostenlos ab.

Alle Buchhändler und Agenten, die Kontinuationen der „Hilfe" haben, tun gut, ihren Bedarf schon jetzt beim Postamt zu bestellen. Häufig erklärt sich das Ausbleiben oder der unpünktliche Eingang der ersten Nummer im Vierteljahr nur aus der verspäteten Bestellung beim Postamt. Auf Methode und Tempo der postalischen Arbeiten hat natürlich kein Zeitschriftenverlag Einfluß. Also mindestens 10 Tage vor dem Letzten bestellen.

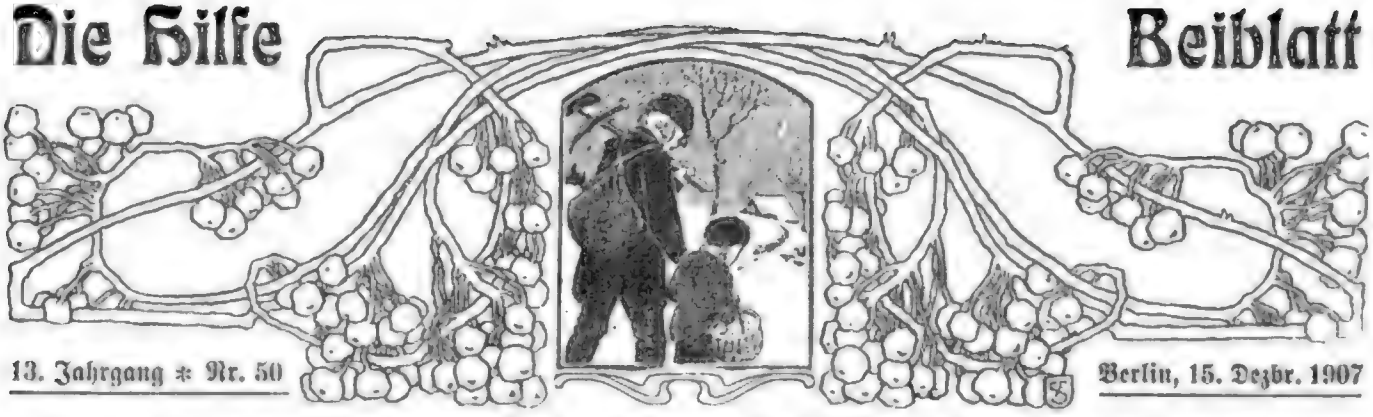
J. K. Schn—r in Straßburg i. E. Sie gaben uns leider keine nähere Adresse an, so daß wir Ihnen bis jetzt keine Antwort auf Ihre freundliche Zusendung geben konnten.

Börsenreform. Da die Herstellung der letzten Nummer sehr beschleunigt werden mußte, blieben in dem Artikel von Dr. Meyer leider einige unliebsame Druckfehler stehen. Es muß auf Seite 775, Spalte II, Zeile 54 statt Steuerungen **Neuerungen** heißen.

R. M. in S. Um Raum für den Weihnachtsbüchertisch zu gewinnen, müssen wir Ihren Beitrag leider um zwei Nummern zurückstellen.

O. St. i. B. Verwenden Sie, bitte, künftig bei längeren Zuschriften keine Postkarte, die Portoersparnis wird von uns mit größerem Zeitaufwand für die Entzifferung teuer bezahlt.

Die Hilfe Beiblatt



13. Jahrgang * Nr. 50 Berlin, 15. Dezbr. 1907

Gnade

Frei ist die Gnade; sie segnet den, der gibt und den, der nimmt. Shakespeare.

Das Wort „Gnade" schlägt an unser Ohr wie aus fremden Fernen. Wir kennen es wohl noch, und wir hatten einst auch verspürt, welcher glückliche Zauber darin ruhen kann. Aber im Kampf um die Selbständigkeit ging das Wort verloren. Heute redet man von andern Dingen. Der ganze Mensch klingt nicht mehr mit, wenn man jene Saite berührt. Er bekommt aber Ohr und Augen, wo man von Rechten zu ihm spricht. Das Rechtsbewußtsein ist im Steigen. Einzelner und Stand kämpfen um ihre Rechte. Jeder fühlt sich erniedrigt, sollte er von Almosen leben; alle Genossenschaften streben in die Höhe und füllen ihre Angehörigen mit starkem Durst nach Macht, die sich in neuer Rechtsanschauung niederschlagen soll. In solchem Ringen liegt Kraft: denn weder der einzelne noch die Menschenklassen leben davon, daß man ihnen mit gönnerhafter Miene Gnade erweist. Gnadenbrot schmeckt überall schlecht. Man will niemandem zur Last fallen. Darin machen sich gesunde Triebe unsres Lebens geltend. Und doch lebt der Mensch nicht von Rechten allein.

Unter sittlich Denkenden redet keiner von Recht, solange es ihm nicht stets Reiz zu eigner Verantwortlichkeit vorhält. Recht gilt ihnen nicht anders wie Pflicht; denn jedes Recht verpflichtet. Der Vornehme sieht in ihm nicht Herrschaft, sondern Last. Aber auch für diese Kreise bewahrt jenes Wort „Gnade" seinen fremden Klang. Sie bauen es in die Kirchenhallen hinein und freuen sich, dieses Bannes los geworden zu sein. In der Pflicht erleben sie innere Wiedergeburt. Die Welt und eignes Leben erstrahlen in neuem Licht. Denn das alles ging von ihnen selbst aus. Mühe und Opfer liegen auf ihrem Weg; desto wertvoller empfinden sie den eignen Besitz, dessen man im Pflichtbewußtsein froh wird. Man täuscht sich nicht über die Lücken des Lebenswerks und die Mängel am eignen Tun. Aber in der Majestät der Pflicht, die man verehrt, liegt zugleich etwas Erlösendes, und ihre Last ist selbstgewählter Druck, kein äußerlicher Zwang, der die Freude nimmt. Darum unterwirft man sich ihr doppelt gern. Und doch lebt der Mensch nicht von Pflichten allein.

Die Gnade kam deshalb in Verruf, weil sich bestimmte Menschenklassen ihrer bemächtigten und das Vorrecht für sich in Anspruch nahmen, gnädig zu sein. Sie wollten in der Gnade nur geben, nicht selbst nehmen. Damit erniedrigten sie die Gnade zum Knecht und nahmen sich selbst den Segen. Gnade ist ein Kind der Freiheit. Sie lebt nur da, wo sich beide gleichmäßig vor ihr beugen, der, der sie übt, wie der, der sie nimmt. Sie hat nichts mit Herrschaft und Anspruch zu tun. Sie will nur Frieden und Freude bringen. Denn sie zerteilt die Menschen nicht nach oben und unten. Sie zeigt ihnen allen nur das eigne Bild: das Bild eines Menschen voll Sehnsucht und doch voll Ruhebedürfnis. Drum segnet sie Recht und Pflicht. Beide taugen nur etwas aus Gnaden; denn sie richten nur harte Maßstäbe auf. Sie kennen nichts von der Wunderlichkeit, Bedürftigkeit, Verschiedenheit der menschlichen Seele. Der Widerspruch der Seele ist ihnen etwas Fremdes. Keiner kämpft und wächst ohne Recht und ohne Pflicht. Will er sich aber seines Lebens freuen, dann lauscht er alten Liedern von Gnade, und sammelt neue Kraft zu Stoß und Aufstieg.

Traub.

Weihnachtsgedanken

Weihnachten ist ein Tag der Religion, der jährlich wiederkehrende Geburtstag unsres Glaubens. Ob es schon vorher germanische Naturfeste gegeben hat, die dann vom heiligen Christ übernommen worden sind, macht praktisch nicht mehr viel aus, denn alle unsre Kinder singen die Lieder von Bethlehem, und unsre Alten freuen sich des Sterns über der Krippe. Dem einen ist es mehr Poesie und dem andern mehr Wahrheit, alle aber sind in diesen Tagen geneigt, Wahrheit und fromme Dichtung in eins zusammenfließen zu lassen. Wir verbinden Morgenland und Abendland, setzen die Hirten der Stadt Davids in deutsches Moos und lassen uns eine blonde deutsche Mutter Maria im Bilde gefallen, wohl wissend, daß das alles etwas bunt gemischt ist, daß aber so bunt auch alle unsre übrigen Seelenträume zusammengesetzt sind aus alten und neuen Gestalten und Wahrheiten. Es liegt ein großer Zauber gerade in dieser bunten Fülle des leuchtenden Festes. Christ ist geboren, ein Kindlein liegt im Stall; Engel sind da, die es sonst nicht gibt, Gesänge ertönen und Familien vereinigen sich, mit Gaben und Güte den Tag zu verschönen, an dem verkündigt wird, daß Gottes ewige Liebe sich auf die arme Erde niedergesenkt. In diesem Festeslichte verschwinden die sonstigen Streite der Konfessionen, und selbst die unter uns wohnenden Israeliten fangen vielfach an, den Tannenbaum und seine Lichter in ihre Stuben zu stellen. Friede auf Erden! Wer aber einem Armen etwas Gutes tun kann, der tut es jetzt. Man kann nicht alles Erdenleid hindern, aber: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht! Denkt daran, daß der Gegensatz von Fülle und Mangel gerade zur heiligen Weihnacht am peinlichsten und härtesten empfunden wird! Schon vor dem Feste, jetzt in den Wochen der Vorbereitung, lasset es nicht ein leeres Wort sein, daß wir dem Geburtstage der allgemeinen Nächstenliebe entgegengehen! Kein Weihnachten bringt die neue Welt auf Erden, aber jedes Weihnachten soll helfen, die alte Welt zu verbessern.

Das Fest der Religion aber ist gleichzeitig zu einem großen Ereignis des jährlichen Wirtschaftslebens geworden. Die Sitte des Schenkens hat einen Umfang angenommen, vor dem sorgenden Familienvätern graut und der bisweilen den religiösen Gehalt der Weihnachtszeit fast erdrückt. Wer von allen Geschäftsleuten hat denn jetzt in den Wochen vor dem Feste Zeit für stille und fromme Gedanken? Es wird fieberhaft gearbeitet, denn für viele kleinere und größere Geschäfte gilt, daß der Weihnachtsverkauf das ganze Jahr retten muß. Jetzt heißt es, die Käufer heranholen, denn jetzt wird auch Überflüssiges gekauft, guter und schlechter Überfluß, Tand und nützliche Gebrauchsdinge, wie es kommt; denn jetzt tritt die Käuferin oder der Käufer in den Laden und wissen nur, daß sie etwas recht Schönes kaufen wollen, was es aber sein wird, das soll sich erst zeigen. Diese Neigung zum zwecklosen Kaufe ist die Eigentümlichkeit der Weihnachtswochen. Sobald das Fest vorbei ist, tritt der Alltagsernst wieder in sein Recht und man kauft nur, was man sich überlegt hat und was man kaufen muß.

Ist nun eigentlich diese Weihnachtsstimmung der Käufer ein Vorteil oder ein Nachteil für die Volkswirtschaft? Sie ist sicher ein Vorteil für alle Hersteller von Geschenken, seien es nun Bücher oder Kleider oder Eßwaren, und wir gönnen

allen diesen Herstellern ihren Verdienst von ganzem Herzen; aber wenn wir das Interesse der Gesamtheit ins Auge fassen, ist es uns nicht ganz sicher, ob gerade diese Belebung der geschäftlichen Tätigkeit die allerbeste ist, die es geben kann. Überlegen wir doch, daß fast alles Geld, was für Weihnachtsgeschenke ausgegeben wird, auch sonst verausgabt werden würde, nur in etwas andrer Weise. Das Gesamtgetriebe würde fast nichts verlieren, wenn man zu Weihnachten etwas sparsamer sein wollte. Oft liegt ja auch die Sache einfach so, daß eine Ausgabe, die man sowieso machen würde, auf diesen Tag verlegt wird. Der Mann schenkt der Frau ein Kleid, das sie auch ohne heiligen Christ nötig haben würde. Alle diese Fälle bieten keinen besonderen Anlaß zu volkswirtschaftlichen Bedenken. Die Sache aber wird etwas ernster, sobald wir uns vor Augen stellen, wie viele Summen für Dinge ausgegeben werden, die eigentlich gar keinen Wert haben. Geht doch einmal in irgendein Weihnachtsgeschäft und seht, wieviel glitzerndes Nichts angeschafft wird! Wer reich ist, dem schadet das finanziell nicht, aber sein Geschmack leidet durch den Plunder, den er verschenkt; wer aber in begrenzten Geldverhältnissen lebt (und das ist die Mehrheit!), der nehme sich zur Richtschnur: Weniges aber gut! Das Weihnachtsfest, so wie es in den letzten Jahrzehnten geworden ist, ist geradezu eine Herabdrückung der soliden Waren gegenüber einer Überfülle von wirtschaftlichen Vergänglichkeiten. Das aber, was wir als wirtschaftliche Vergänglichkeiten bezeichnen, sind zu einem guten Teil hausindustrielle Erzeugnisse bei schlechten Löhnen. Eine größere Ernsthaftigkeit im Weihnachtseinkauf würde für sich allein gegenüber den Schäden der Hausindustrie mehr reformieren können als irgendein Gesetz. Wir denken, indem wir dieses schreiben, an die Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit, die vor 2 Jahren in Berlin veranstaltet wurde. Was war das für ein Schund, und welches Elend lag hinter diesem Schunde! Lauter billige Sachen von heute auf morgen; Kinderkleider von Weihnachten bis Neujahr! Spielsachen bis zum zweiten Feiertag! Zuckerzeug zum Krankwerden! Papiersachen, nachgemachtes Leder, lauter „Geschenke"!

Das wäre ein Weihnachten von sozialpolitischer Bedeutung, wenn einmal die Käufer sich aufraffen wollten, nicht weniger Geld auszugeben, aber ihr Geld in bessrer Arbeit anzulegen. Ein solches Weihnachten würde auch dem religiösen und sittlichen Inhalte des Festes besser entsprechen als der heutige Jahrmarkt von Vergänglichkeiten; denn wichtiger als Almosen für einige Tage ist die Hebung der besseren Arbeit gegenüber der schlechteren Arbeit.

Und solltet ihr etwa sagen, ihr wüßtet nicht, was gute Arbeit sei und was nicht, — Hand aufs Herz! Ihr wißt ganz genau, welche Dinge ihr kauft, weil sie als Geschenk gerade gut genug sind! Diese sind es, die ihr nicht kaufen sollt. **Naumann.**

Ein neues Cranachbuch

Über Lukas Cranach ein geistreiches Buch schreiben zu können, scheint mir immerhin eine Leistung. Denn der Maler gibt dazu im Grunde wenig Anlaß. Eine Arbeit, die Geist von seinem Geist nimmt, möchte leicht, in aller lexikalischen Buntheit, langweilig werden oder doch uninteressant. Die Autorität des Namens ist sehr groß. Jeder kennt einige der zahllosen Arbeiten aus der Werkstatt dieses Meisters, der aus dem Fränkischen nach Wittenberg kam, um nach seinem Temperament der Maler des damaligen Sachsens und durch das zufällige geschichtliche Zusammentreffen der Künstler der Lutherschen Reformation zu werden. Die meisten der Bilder, denen wir begegnen, Venus und Lukrezia, wirken auf uns, seien wir offen, grotesk, und nur in den z. T. vorzüglichen Bildnissen, die er gemalt, und in manchen der graphischen Blätter erkennen wir den wirklichen großen Künstler. Er hat auch sonst eine Zahl schöner religiöser Gemälde hervorgebracht, in seiner guten frühen Zeit. Zu Schleißheim hängt eine Kreuzigung, über die ich vor ein paar Jahren nach den durchschnittlichen Galerieerfahrungen geradezu erstaunte. Da war Kühnheit drin, Freiheit im Gestalten, und ein starkes unmittelbares Empfinden der Natur, wie man es bei diesem nüchternen Mann am wenigsten erwartet. Das Gute, Innerliche seiner Kunst ist noch katholisch, die Madonnen und Heiligenbilder haben persönliche Wärme; der Protestantismus macht aus ihm einen Nationalisten und Geschäftsmann.

Wilhelm Worringer hat eben ein Buch über Cranach veröffentlicht, keine Biographie, keine vergleichenden kunstgeschichtlichen Feststellungen, sondern einen kurzen fesselnden Versuch, das Wesentliche und das Illustrative dieser Kunst zu zeigen (Klassische Illustratoren III. R. Piper, München. Geb. 5 M.). Illustration, weniger als Persönlichkeits- denn als Zeitdokument verstanden. Man kann über die Abgrenzung des etwas verwickelten Begriffs verschiedene Meinungen haben. Worringer führt sehr klug und einleuchtend durch: daß es falsch ist, von der Tragödie Cranach zu sprechen, die aus starken persönlichen Anfängen in der glatten Manier versumpft. Gerade die Manier oder nennen wir es Konvention macht Cranach groß und macht seine kulturgeschichtliche Bedeutung. Er ist der Maler des Publikums. Die Kunst wird zu einem sehr ausgedehnten Geschäftsbetrieb verwandelt. Der Mann ist gut situiert, ein wackrer Bürger, großer Häuserbesitzer und Freund der Fürsten, deren Politik er brav befolgt. Seine Entwicklungen haben etwas Wohltemperiertes und sachlich Kluges. Eine so aufwühlende Auseinandersetzung von Gotik und Katholizismus mit Renaissance und Reformation wie bei Dürer gab es nicht. Eine große Summe von Erfahrungen, ein Instinkt für das Wirkungsvolle, ein gefestigter bürgerlicher Hintergrund — das ist das bleibende Bild dieses Malers. Man darf den Blick nicht nach Nürnberg wenden. Worringer nennt den Maler einen „geborenen Nationalliberalen". Ich bin zwar nicht für solche Pointen, aber diese Bosheit weist eine Richtung.

Cranach zeigt ein Stück deutschen Bürgertums aus den Anfängen bürgerlichen Wesens, da man noch für das verschwindende Rittertum eine halb sentimentale, halb groteske Verehrung hatte. Daher die Ritter und zierlichen Fräulein bei dem Maler. Es ist aber dabei wenig Persönliches in all diesen Bildern. Nicht Cranach hat seine Zeit in der Glut seiner Seele gestaltet, sondern die Zeit, die Stimmungen und Ideen benutzten seine Hand und seine Fertigkeiten, sich selber sauber abzuschreiben.

Zu einem kam die trockne Sachlichkeit dem Maler zugut: beim Porträt. Er gibt keine geistreichen Interpretationen, aber mitunter Bildnisse von sehr großer Kraft und schlichter Natürlichkeit, zumal bei Menschen mit einer breiten Animalität. Hier hat er Werke geschaffen, die als große Leistungen geblieben wären, auch wenn seine übrige Arbeit nicht durch die Stellung am Wittenberger Hof und die Verbindung mit Luther in die Geschichte getragen worden wäre.

Über diese Seite des Malers geht Worringer leider fast ganz hinweg. Aber so wenig systematisch das Buch überhaupt ist, so bringt es doch in einer angenehmen Form Gedanken, die es wert sind, nachgedacht zu werden. Eine schöne und reiche Bilderwahl will dabei als Unterlage dienen.

Theodor Heuß.

Max Geißler

Unter den Dichtern der Gegenwart hat sich Max Geißler einen festen sichtbaren Platz gesichert. Seine Bücher sind nicht wie manche Modebücher der letzten Jahre von einer der fast märchenhaften Wellen des Erfolges emporgetragen worden. Aber Geißler hat eine treue Lesergemeinde gefunden, die den Wert seiner „stillen" Bücher erkannte. Die Vielseitigkeit seines Talentes und die Gründlichkeit seiner künstlerischen Art verbürgen nicht nur die Treue dieser Gemeinde, sondern sie schaffen Geißler immer mehr in jedem Hause mit ernsten Leuten eine Heimstatt. Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig sind in den letzten Jahren sieben Romane Max Geißlers erschienen. Diese gestatten, den Umfang seines Talentes zu charakterisieren — sie führen den Leser durch das ganze deutsche Land. Darum erscheint es auch nicht ganz richtig, wenn man Geißler als einen „Heimatkünstler" im üblichen Sinne einschätzt. Richtig ist vielmehr nur, daß er Land und Leute immer im gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis darstellt. Er legt seinen Romanen meist soziale oder Kulturprobleme zugrunde. Dadurch erhalten sie bleibende Bedeutung. Und er steht hier unter den zeitgenössischen Schriftstellern in den vorderen Reihen. Anton Ohorn, der Dichter der „Brüder von St. Bernhard", sagt darüber: Geißlers Werke entstünden, wie die Volkslieder entstehen. Es sind keine am

Schreibtische ausgeklügelten Sujets, sondern es ist ein Abschnitt des Lebens, ein Ausschnitt aus einem Volke, den dichterische Kraft hier zu neuem Leben erweckt.

Um seine Werke wenigstens flüchtig zu charakterisieren, beginne ich mit jenen drei Romanen aus dem Erzgebirge. Jedes dieser Bücher zeigt eine andre Seite der Gebirgler. Der „Sonnenwirbel" führt uns in die niederen Hütten auf dem höchsten Stamme des Waldgebirges, in denen das Volk über zermürbender Heimarbeit hinsiecht. Und es sollte doch aus diesen Hinterwäldlern neue Kraft wie ein Bergquell über das Volk der Täler kommen können! Mittel und Wege zu finden, die Heimarbeit durch Waldkultur und Viehzucht zu ersetzen, ist die soziale Aufgabe, von deren Lösung die Zukunft jenes Volkes abhängt. Dies Problem gibt auch die Grundlage für den Roman, der es in gemütreicher Künstlerweise aufgreift. Die „Hütten im Hochland" zeigen das Volk des Waldlandes als Schmuggler und Wilderer, und die neuste Schöpfung: „Die Musikantenstadt" führt uns zu jenen, die als fahrende Musikanten die Heimat verlassen haben und ihr Leben in ewiger Unrast bei einer armen Kunst fristen. „Gesund in seinem Wollen, stark in seinem Können, Realist in der Darstellung dessen, was er gibt, aber Idealist in den künstlerischen Zielen, die er verfolgt — das ist Max Geißler." Mit diesen Worten begleitet A. Sewett das neue Buch.

Einen starken äußeren Erfolg hatte der große Kulturroman „Das Moordorf". Dies Werk hat Geißler berühmt gemacht. Es gibt ein lebendiges Bild vom Ringen um die Dienstbarmachung des niederdeutschen Moores und stellt zugleich die Schicksale einer Künstlervereinigung dar, in denen es an die Worpsweder erinnert. Ein Vorläufer zum „Moordorf" — wenn auch erst später erschienen — ist der Roman: „Die goldenen Türme". Der Schauplatz der Handlung ist der gleiche, nur spielt der Roman ein Lebensalter früher und führt Personen wieder ein, denen man unter geänderten Verhältnissen im Moordorf begegnet ist. In der „Musikantenstadt" gibt die Entwicklung einiger Hütten zum Dorf und zur Stadt den Rahmen der Handlung; hier wächst eine Moorsiedelung zum Bauerndorfe. „Die goldenen Türme" aber zeigen das wundersame Schicksal eines Heidejungen, der zum Dichter wird. Man erkennt, daß hier die Gestaltung des Hebbelproblems versucht wird. Elise Lensing ist in dem Buche von den goldenen Türmen das schönste Denkmal gesetzt worden. In den „Inseln im Winde" bildet der Kampf der Hallig-friesen um ihr karges Land das Thema. Große und packende Schicksale leben sich auf diesen kleinen Eilanden ab, die die Menschen enge zusammenpressen. Auch einen geschichtlichen Roman mit dem Titel „Tom der Reimer" hat der Dichter geschrieben. Und gerade an diesem Buche zeigt's sich, wie fern seiner Kunst der trockne Erzählerton liegt. Er darf mit Recht von sich sagen, daß „viel grüne Waldpoesie, Vogelsang und Sonnenschein über die Blätter seiner Dichtung geflossen seien". Der Eindruck aus Geißlers Werken ist bei jedem unverbildeten Gemüte lebhaft und voll Anregung, denn die Sprache hat eine schlichte Bildlichkeit, die Menschen sind frisch geschaut und kräftig gestaltet. Für den, der beim Dichter nicht nur Unterhaltung, sondern auch kulturelle Erziehung sucht, kann der soziale Ernst eine starke innere Förderung bedeuten.

F. Fröbel.

Die zwei Schwüre

(Wunderrabbilegende)

Aus dem Jüdischen von Dr. Alexander Eliasberg

Groß war die Heiligkeit des berühmten Wunderrabbi Leib aus Schpola, den der Volksmund den „Großvater von Schpola" benannte.

Einer seiner zahlreichen Anhänger, ein Kaufmann, war kinderlos, und da ihn der Rabbi sehr liebte, beschloß er, ihn zu bitten, er möchte ihm vom Himmel einen Sohn erflehen. Er wiederholte mehrmals seine Bitte, doch der Rabbi wollte sie ihm nicht erfüllen und schob die Sache immer hinaus. —

Einmal beschloß nun der Mann, in den Rabbi so lange zu dringen, bis er ihm seine Bitte erfüllt und ihn nicht eher in Ruhe zu lassen, bis er ihm einen Sohn erfleht. — Er traf den Rabbi in Gedanken versunken an und merkte gleich, daß er in seinen Gedanken unmittelbar mit dem Schöpfer verkehrte; er trug ihm also seine Bitte vor: „Rabbi! Helfet mir, daß mir ein Sohn geschenkt werde!" Der Rabbi aber sprach: „Laß ab von mir! Ich bespreche jetzt mit dem Schöpfer eine Angelegenheit, welche das ganze Volk Israel betrifft, und habe keine Zeit, mich jetzt mit deinen Sachen zu befassen." Der Mann aber dachte, daß jetzt wohl der geeignetste Augenblick für seine Angelegenheit sei, da der Schöpfer offenbar mit Wohlwollen die Worte des Rabbi entgegennahm; er bestürmte daher den Rabbi so lange mit seinen Bitten, bis dieser darob unwillig wurde und ihn nochmals zurückwies: „Laß ab von mir, daß du es nicht nachher bereust!"

Der Kaufmann wollte aber nicht nachlassen und wiederholte noch immer sein Anliegen; der Rabbi geriet darob in großen Zorn und sprach:

„Da du mich so erzürnt hast, schwöre ich dir, daß dir nie ein Kind geboren werden wird und daß du kinderlos sterben wirst!"

Der Mann war durch diese Worte des Rabbi ganz niedergeschmettert, denn er wußte, welche Bedeutung ein Schwur des heiligen Rabbi Leib aus Schpola hat und daß dieser Schwur im Himmel Gehör findet. Er gab also jede Hoffnung je ein Kind zu bekommen auf und fuhr mißgestimmt und betrübt nach Hause. —

Es traf sich einmal, daß er auf einen Jahrmarkt nach Koriz reiste, und dort traf er im Tempel den heiligen Rabbi Pinkas von Korniza; dieser Rabbi hatte aber zu jener Zeit seine Heiligkeit und Wunderkraft dem Volke noch nicht offenbart und lebte daher als Bettler in großer Not und niemand wußte noch, daß dies der große Wundertäter sei. — Unser Kaufmann war aber ein sehr kluger Mann, und er merkte sofort, daß er keinen gewöhnlichen Menschen, sondern einen Auserwählten Gottes vor sich habe. Es war gerade die Zeit vor dem Pasjahfeste, und Rabbi Pinkas hatte kein Geld, um die notwendigen Vorbereitungen und Einkäufe zu dem Feste zu machen; er sagte aber niemandem was davon und ließ nie seine große Not merken. Der Kaufmann erfuhr aber davon zufällig; er ging ins Haus des Rabbi Pinkas und fragte dessen Frau, ob sie zum Feste schon alles besorgt habe. Als er nun von der Frau erfuhr, daß noch nichts vorbereitet und auch kein Geld im Hause sei, sagte er: „Laßt mich euer Gast an den Festtagen sein! Ich wünsche die Festtafel mit eurem Mann zu teilen und werde auch alle Ausgaben bestreiten."

Er kaufte also Mazzes, Fleisch, Geflügel, Fisch und Wein; dann auch einen langen Tisch und Bänke, Geschirr und Leuchter, Becher und Kerzen. Er überwachte selbst alle Vorbereitungen und kam jeden Augenblick hin, um zu sehen, ob nicht noch etwas fehle. Er ließ auch für die ganze Familie des Rabbi Festkleider machen und bereitete auch eines für den Rabbi selbst vor. —

Rabbi Pinkas wußte aber nichts von allen diesen Vorbereitungen, da seine Frau ihm auf Wunsch des Kaufmannes nichts davon erzählt hatte, er wunderte sich nur, daß seine Frau so ruhig war und nicht jammerte. Am Vorabend des Festes ging der Rabbi zunächst ins Bad, dann ging er in den Tempel und las so lange in seinem Talmud, bis das Abendgebet begann. Als er nach dem Gebet nach Hause kam, fand er eine festlich geschmückte Tafel vor und neues schönes Geschirr und eine herrliche Beleuchtung von vielen Kerzen. Ganz verwundert fragte er nun seine Frau, was dies alles bedeute; die Frau sagte ihm, daß dies alles von dem lieben Gast, der mit ihnen das Fest an einer Tafel begehen will, herrühre. — Der Rabbi begrüßte den Gast und fragte ihn zunächst nach gar nichts; als sie aber bei der Mitte der Passahmahlzeit angelangt waren, fragte er den Gast, wer er sei und ob er nicht irgendeinen Wunsch auf dem Herzen habe, er könne ihm jeden Wunsch erfüllen aus Dank für die Freude, die er ihm bereitet habe. —

Darauf erzählte der Kaufmann dem Rabbi Pinkas, wie es ihm bei dem Rabbi Leib von Schpola ergangen und bat ihn, er möchte vom Himmel eine Abschaffung des Schwures des Rabbi Leib erflehen, da sein höchster Wunsch sei, einen frommen und gelehrten Sohn zu haben.

Da sagte der heilige Rabbi Pinkas:

„Mit aller Macht, die mir innewohnt, schwöre ich, daß euch im Laufe dieses Jahres ein Sohn geboren wird."

Und so geschah es auch. —

Die Sache war aber so. Als der Rabbi Pinkas diesen Schwur sprach, entstand im Himmel eine große Bestürzung: der heilige Rabbi Leib von Schpola hatte ja geschworen, daß der Mann kinderlos bleibt, und nun schwört der heilige Rabbi Pinkas von Korniza das Gegenteil; wie soll denn da gehandelt werden?

Die Sache wurde also vor den himmlischen Gerichtshof gebracht und dieser entschied, daß der Schwur desjenigen Rabbi, der noch nie zuvor geschworen hatte, in Erfüllung gehen solle. Da wurden die Bücher, in denen alle Taten der beiden Rabbi verzeichnet sind, aufgeschlagen, und es wurde festgestellt, daß Rabbi Pinkas noch nie im Leben einen Schwur, und sei es auch ein gerechten Schwur geleistet hatte; daher ging auch sein Schwur in Erfüllung.

* * *

Diese wunderbare Begebenheit lehrt uns, daß man einen Rabbi ehren und schätzen muß, und daß man dadurch ein Wunder erleben kann; ferner daß man nie schwören soll, und sei es auch um eine Wahrheit. Der Schöpfer lasse uns erleben, daß wir den Messias sehen. Amen.

Kunst

Donatello. In der vorzüglichen Ausgabe der „Klassiker der Kunst", einem Unternehmen, das in einzelnen Bänden durch gute Abbildungen das Lebenswerk der großen Meister zusammenfaßt, ist rechtzeitig zu Weihnachten das Donatellobuch erschienen (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 277 Abbildungen). Den Reproduktionen geht ein schöner einführender Text voran, den unser Freund Professor Schubring geschrieben hat. Wir brauchen unsern Lesern den Charakter seiner Darstellung nicht besonders zu umzeichnen: sie wissen, daß seine Wissenschaft nicht in trocknem Katalogisieren stecken bleibt, sondern von einer frischen Anschaulichkeit und Teilnahme Wärme erhält und durch eine kräftige farbige Sprache Leben und Bewegung. Der Text gibt Donatellos Leben und würdigt seine „geschichtliche" Bedeutung in der plastischen Stilentwicklung, von der man sagen kann: er streift in seinen frühen Werken erst die Gotik ab und zeigt in manchen Zügen bereits die Elemente des Barocks. Es ist empfehlenswert, einmal Schubrings Text mit fortgesetztem Vergleichen des Bildmaterials zu lesen, weil man dadurch das Werk als eine geschlossene, sicher sich abwickelnde Emanation eines Menschenlebens begreift. Aber davon unabhängig bleibt dann das häufige Betrachten der Bilder ein nie versagender künstlerischer Genuß. Bei Donatello deshalb mehr noch als bei andern, weil seine Kunst ganz auf die Wirklichkeit gestellt ist und darum immer frisch und wahr bleibt. Sie ist nicht sensibel, zärtlich, weich wie etwa manche Arbeiten des Rossellino, bei denen man bewundert, aber im Bewundern matt wird. Sie ist nicht geistreich, tief, überschwänglich und beschäftigt die Phantasie, die staunende Empfindung nur wenig. Aber unvergleichlich bleibt sie in der ruhigen selbstverständlichen Kraft des plastischen Schauens und Gestaltens. Solche Werke wie Markus oder Georg, wie der bronzene Löwe, wie David oder die außerordentliche Judithgruppe, die sind so groß, fest und in ihrer Art letzte Prägungen, daß man von ihnen mit Worten wenig sagen kann. So „unliterarisch" sind sie (die „literarische" bildende Kunst ist keine Erfindung von heute). Man könnte leicht über den St. Georg mit dem großen Schilde schöne Sätze schreiben oder von der biegsamen festen Zierlichkeit des letzten David reden. Oder die Judith? Aber wenn man sie ganz beschrieben hat und sie sogar mit Gründen loben wollte, was mir nicht ganz leicht scheint, so wäre nur wenig gesagt von der wundervollen Kraft und Freiheit dieses geschlossenen Werkes. Die Bescheidenheit des Wortes betone ich bei diesem Florentiner mit besonderem Nachdruck. Seine Werke reden nur für das Auge. Auch die Abbildungen sagen schon viel, zumal sie gut sind und von den Hauptwerken verschiedene Ansichten und Details zeigen. Donatello ist ja wohl noch in der Hauptsache bis jetzt ein „Reservat" derer, die sich eingehender mit den Dingen alter Kunst beschäftigt haben. Diese wissen, daß es notwendig ist, ihn zu kennen, um zu verstehen, mit welchen Voraussetzungen sein größerer Nachfolger, Michelangelo, anfangen konnte. Aber dies Buch wird ihm, unabhängig von geschichtlicher Wertung, Freunde schaffen um der bleibenden Kraft willen, die seine Werke belebt. So erblicken wir in dem schönen Band eine wertvolle Weihnachtsgabe. H.

Büchertisch

Ullsteins Weltgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Pflugk-Harttung: Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650. 629 S. Mit sehr zahlreichen Vollbildern und Illustrationen im Text. Gebunden 20 M.

Gegenüber einem solchen Unternehmen wie der Ullsteinschen Weltgeschichte ist es relativ müßig, die Bedürfnisfrage aufzuwerfen und zu sagen: warum eine neue Weltgeschichte? es gibt deren doch schon eine ganze Reihe. Die Frage ist müßig, denn ein Werk von dieser großartigen Anlage will nicht an andern Erscheinungen gemessen werden, sondern stellt sich als ein eigner Wert dar. Wenn wir es heute anzeigen, so kann es nicht viel mehr als eine Anzeige sein; denn es ist schlechterdings nicht möglich, ein so umfangreiches Buch in kurzer Zeit mit Ernst und Gründlichkeit durchzuarbeiten. Das, was wir hier niederschreiben, ist nur der Eindruck des Gesamtwerkes, der sich mit dem Urteil über einzelne Stichproben verbindet.

Das Unternehmen ist gedacht als eine Sammlung sechs großer Bände, von denen jeder gebunden 20 M. kostet. Sie sind auch in Lieferungen à 80 Pf. zu haben. In etwa zwei Jahren soll das ganze Werk vorliegen. Jetzt ist der erste Band der zweiten, uns näher liegenden Serie: Neuzeit erschienen.

Man wird zunächst einmal nach dem Verfasser fragen. In der Erkenntnis, daß kein Hirn mehr fähig ist, heute noch, bei der ungeheuerlichen Archivarbeit und Materialförderung der historischen Wissenschaft, das ganze Gebiet zu umfassen, sind die einzelnen Spezialisten mit einem umgrenzten Gebiet beauftragt worden. Darunter sind erste Namen der deutschen historischen Wissenschaft: den Anfang, die Urgeschichte und erste Entwicklung des Menschengeschlechts beschreibt Ernst Haeckel, das Ende macht mit der Darstellung der Weltpolitik seit 1870 der Leipziger Karl Lamprecht. Aus der Zahl der andern nennen wir neben diesen beiden wichtigsten die Namen Beloch, Heigel, Heyck, Kaufmann und die beiden inzwischen gestorbenen, den älteren Oncken und den älteren Zwiedineck-Südenhorst.

Das sind fast durchweg Männer von festem, wissenschaftlichem Ruf. Ihr Programm war aber nicht, die Gelehrsamkeit ihrer Forschung klarzulegen, sondern sie mußten ihr Wissen als Hintergrund und nicht als Zweck der Darstellung nehmen. Das liegt in der Natur der Sache. Ein solches Werk kann sich nicht an Wissenschaftler, an Gelehrte wenden, sondern es muß an den gebildeten Laien herankommen, soll es seine Aufgabe, ja seine Pflicht erfüllen. Hier in der Darstellung tritt naturgemäß die persönliche Anschauungsweise des einzelnen mehr oder minder stark hervor; aber ein Programm bleibt über den Abschnitten. Es soll „die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben" gezeigt werden, das heißt so viel, daß in diesen Arbeiten der Nachdruck nicht auf der sachlichen chronologischen Mitteilung der Ereignisse liegt (die natürlich nicht fehlt), sondern in dem Versuch, die großen, festen Linien einer Zeit nachzuziehen, einen Eindruck von der seelischen Schwingung einer Periode zu geben, die kulturelle Gesinnung und Betätigung der verschiedenen Völker und Klassen aufzuzeigen. Das erfordert vom Gelehrten eine künstlerische Gestaltungskraft.

Der erste Band liegt vor uns, der von den zwei Jahrhunderten handelt, deren Problem letztlich durch die beiden Namen Luther und Loyola zusammengefaßt wird. Pflugk-Harttung behandelt die Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, K. Brandi schreibt über Renaissance, Th. Brieger über Reformation; die Gegenreformation in Deutschland ist durch den Grazer Zwiedineck-Südenhorst dargestellt, die in Süd- und Westeuropa durch M. Philippson.

Bleibt ein Wort von der Ausstattung zu sagen, dessen kurzer Inhalt ist: es handelt sich um eine ganz außerordentliche buchtechnische Leistung. Den schönen Einband zeichnete Franz Stuck. Das Buch ist überreich mit Abbildungen, Porträts, geschichtlichen Karikaturen, Reproduktionen von Kunstwerken, Wiedergaben alter zeitgenössischer Geschichtsschilderungen. Und diese Bilder sind gut und sorgfältig erlesen. Dadurch, daß auf neue Darstellungen alter Begebenheiten ganz verzichtet wurde, bleibt der starke einheitliche Eindruck gewahrt. Wir begegnen den Florentinern der Renaissance, Dürer, Tizian, Rubens, später den feinen Stichen Callots usf. Zwischendurch sind Faksimile eingereiht nach Briefen, Flugblättern und dergl. sowie ein paar sehr schöne farbige Nachbildungen von Werken des Holbein, Wouwermann, Rubens, Flinck. Einige dieser Bilder sind vorzüglich gelungen.

Wir zweifeln nicht, daß diese Weltgeschichte in sehr vielen Familien das Weihnachtsbuch sein wird. H.

Dr. Paul Rohrbach. Wie machen wir unsre Kolonien rentabel? Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag G. m. b. H. 1907. Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mk.

Wie in der vorletzten Nummer der „Hilfe" mein größeres Werk über Südwestafrika, so möchte ich diesmal dem Leserkreise mit einigen Worten auch noch eine kleinere Arbeit, die sich mit dem Wirtschaftsprogramm innerhalb der deutschen Kolonien im allgemeinen beschäftigt, zur Anzeige bringen. Wir sind als Kolonialvolk noch in den Anfangs- und ersten Entwicklungsjahren, und während bei den alten Kolonialnationen die Vorstellungen von der Natur der verschiedenen kolonialwirtschaftlichen Probleme nicht nur den politisch und ökonomisch gebildeten Schichten, sondern bis zu einem gewissen Grade auch der Masse des Volks ohne weiteres zu eigen sind, weiß man bei uns durchweg noch viel zu wenig darüber Bescheid, was für Fragen innerhalb der Kolonialwirtschaft eigentlich zur Diskussion stehen. Ich habe mich daher bemüht, speziell mit Rücksicht auf die weitaus überwiegende Hauptmasse unsres Kolonialbesitzes in Afrika, zunächst einmal in den allgemeinen Umrissen das Material vorzulegen, auf dem sich unser Urteil aufbauen muß, d. h. eine kurze Schilderung der Kolonien unter dem Gesichtspunkt zu geben, inwiefern die Möglichkeiten und Aussichten einer wirtschaftlichen Produktion

durchweg durch die natürlichen Verhältnisse der Länder, Klima, Bodenbeschaffenheit, Bevölkerung usw. bedingt sind. Auf dieser Grundlage erscheint es erst möglich, bestimmte Vorschläge über die Maßnahmen zu machen, von deren Durchführung Fortschritte erhofft werden können. Für Südwestafrika habe ich mein Urteil auf Grund eines mehr als dreijährigen Aufenthalts in amtlicher Stellung als Ansiedlungskommissionär und Vorsitzender der Kommission zur Feststellung der Schäden und Entschädigung der Ansiedler abgeben können. Kamerun habe ich auf einer mehrmonatlichen Reise, deren äußerer Verlauf zum Teil den Hilfelesern durch Abdruck meiner Tagebuchnotizen bekannt geworden ist, soweit kennen gelernt, daß ich eine persönliche Anschauung von der Verschiedenheit der einzelnen Wirtschaftsgebiete, namentlich der Küstenregion und des inneren Hochlands gewinnen konnte. Ähnliches leisteten mir auch für Togo ein kürzerer persönlicher Besuch des südlichen Drittels der Kolonie und sehr freundliche spezielle Mitteilungen aus den Kreisen der dortigen Verwaltung. Den Besuch von Ostafrika habe ich mir erst für den dritten Band meiner Kolonialwirtschaft vorgenommen; das Vorhandensein eines klar durchgearbeiteten Wirtschaftsprogramms für diese Kolonie aus der Feder des früheren Gouverneurs Grafen Götzen, das alle Merkmale großer innerer Wahrscheinlichkeit an sich trägt, ermöglichte schließlich auch mir, trotz des Mangels eigner Anschauung, dieses größte und wichtigste aller deutschen Schutzgebiete in die Darstellung einzubeziehen. Ich habe mir bei der Abfassung des Buches vor allen Dingen vorgenommen, dem Leser das Material zur Verfolgung und Kritik der kolonialen Diskussion zu geben, die sich mit dem Beginn der Reichstagsverhandlungen in diesem Winter erheben und voraussichtlich noch lange andauern wird. Damit ist die Notwendigkeit einer offenen Kritik derjenigen Punkte, an denen die koloniale Opposition mit Vorliebe einzusetzen pflegt, besonders nachdrücklich gegeben. Unsre kolonialen Mißerfolge stammen zum Teil aus schwerwiegenden grundsätzlichen Fehlern in der Zeit unmittelbar nach dem Erwerb einer Kolonie, wie z. B. in Südwestafrika, zum Teil aus der absoluten Mangelhaftigkeit und Untauglichkeit der Verwaltung in späterer Zeit, wie während eines langen Zeitraums in Kamerun. Die Notwendigkeit prinzipieller Einsicht in die Kolonialprobleme an sich und die Notwendigkeit bestimmter Reformen in der kolonialen Verwaltung habe ich mich daher bemüht, besonders zum Ausdruck zu bringen. B. D.

Karl Eichner: Wilhelm Löhe. Ein Lebensbild. G. Löhes Buchhandlung (A. Horn), Nürnberg.

Unter den Vertretern der inneren Mission in Deutschland ist der bayrische Pfarrer Wilhelm Löhe (geboren 1808, gestorben 1872) einer der charakteristischsten und in seinen Nachwirkungen bedeutsamsten. Er hat innerhalb des Diakonissenwesens eine besondere Eigentümlichkeit ins Leben gerufen, die man als lutherische Diakonie bezeichnen kann. Sowohl in bezug auf kirchliche Stenern, wie auch in bezug auf häusliche Ausgestaltung unterscheidet er sich auf das bestimmteste von der Nüchternheit des norddeutschen und rheinischen Diakonissenwesens. In mancher Hinsicht ist er denjenigen hochkirchlichen Richtungen in England verwandt, die nahe an der Grenze des Katholizismus stehen. Sein Bekenntnis war ein streng lutherisches, die Härten dieses Bekenntnisses aber werden ausgeglichen durch die seltene Formvollendung seiner Sprache. Noch heute lesen sich Aufsätze von ihm wie lebendige gegenwärtige Schrift. Von seinem kleinen bayrischen Dorfe Neuendettelsau übte er einen Einfluß nicht nur auf die bayrische evangelische Kirche aus, sondern auch auf die Neugestaltung des Lutherturns in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die größten Schmerzen seines Lebens hängen allerdings auch mit dieser Arbeit zusammen, denn die deutschen Auswanderer gingen in Amerika sehr häufig andre Wege, als es ihr geistlicher Vater in der bayrischen Heimat wünschte. Das vorliegende Lebensbild Löhes ist gut und einfach geschrieben und entspricht ungefähr der kirchlichen Richtung, die von Löhe selbst vertreten und gewünscht wurde. N.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt.

Mit der Lutherbibel hat die Reformation ihre Siege erfochten. Massenhaft wurde Luthers Bibelübersetzung, besonders das deutsche „Neue Testament" gedruckt. Als kostbaren Schatz trug man's auf der Brust. Als Quell aller Wahrheit wurde es auf das begierigste gelesen und auswendig gelernt. Die Worte Jesu und die Paulusbriefe wurden Gemeingut aller, ein unerschöpflicher Born der Erhebung und Erbauung. Zugleich aber Wehr und Waffen auch schlichter Leute in ernster Auseinandersetzung mit römischen Priestern und Gelehrten. Luthers erbitterter Gegner Cochläus bezeugt das. Hans Sachs, der ohne Haß seine Zeit und ihre Interessen geschildert, hat es auch dramatisch dargestellt.

Heute gibts Bibeln in jedem Hause. Die Kinder nehmen sie mit zur Schule. Im übrigen liegen sie verstaubt und unbeachtet irgendwo im Winkel. Auch wenn die Traubibeln besser aufbewahrt werden, auch wenn in den Bilderbibeln von jung und alt gelegentlich geblättert wird, auch wenn von den heiligen Schriften voll Verehrung gesprochen wird — wo wird regelmäßig und eifrig in ihnen gelesen? Trotz ihrer Verbreitung und ihres Gebrauchs in Schule und Kirche ist die Bibel ein unbekanntes Buch geworden.

Daß die Massen unsres Volkes, der Bildungsschicht ebenso wie des handarbeitenden Tiers, der Bibel gleichgültig, still ablehnend oder auch in offener Feindschaft gegenüberstehen, läßt sich nicht aus dem bösen Willen aller einzelnen erklären. Die Hauptschuld daran trägt die Kirche, die einen sehr einseitigen und verkehrten Gebrauch der Bibel geübt und auch in der Schule veranlaßt hat. Moderne Menschen sträuben sich mit gutem Rechte dagegen, daß ihnen als Beweismittel für eine Behauptung statt triftiger Gründe Bibelstellen angeführt werden! Gleich als wäre jedes Bibelwort unfehlbare Wahrheit! Gleich als enthielte die Bibel ein einheitliches System! Gleich als hätte sie auf allen Gebieten des Forschens und Lebens das endgültige Urteil zu sprechen! Gleich als stände sie im Gegensatz zur Vernunft! Gleich als wäre sie Gegnerin aller Fortschritte!

Es gibt kein Buch, was so viel Nachdenken fordert wie die Bibel. Die meisten Menschen aber sind am Abschluß ihrer Schulzeit mit ihr fertig. Als Kinder schon haben sie sich daran gewöhnt, an ihren Schönheiten ahnungslos und achtlos vorüberzugehen. Man weiß gar nicht, welche lebendigen Quellen dort springen. Zwar wird in Schule und Kirche immer wieder die Aufforderung zitiert (und zwar mit Recht zitiert): „Suchet in der Schrift!" Aber wie viele empfangen gleichzeitig zum Suchen Lust und Anleitung?

Als Führer und Freund bietet sich der gebildeten deutschen Laienwelt die obengenannte neue Ausgabe der Schriften des Neuen Testamentes an, die wir gleich beim Beginn ihres Erscheinens warm begrüßt und auf die wir dann noch wiederholt hingewiesen haben. (Vergl. besonders „Hilfe" 1905, Nr. 4, Seite 12.)

Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger haben etwas ganz Vorzügliches geleistet. Der Preis ist außerordentlich billig. Wir empfehlen unsern Lesern die Anschaffung dieses protestantischen Handbuches auf das angelegentlichste. C.

Pastor C. Paul. Die Mission in unsern Kolonien. Vierter Teil: Die deutschen Südsee-Inseln. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. Dresden. C. Ludwig Ungelenk. 2,50 M.

Das Buch bietet nicht nur für Theologen Interessantes. Der Verfasser gibt anschauliche Schilderungen der Natur und Landschaft unsrer Schutzgebiete in der Südsee, zugleich macht er uns mit Gebräuchen und Sitten, Charaktereigenschaften und Geistesart ihrer in zahlreiche Stämme zerfallenden Einwohner bekannt. In diesen Rahmen fügt sich die Darstellung der Tätigkeit der evangelischen Missionen harmonisch ein. Ihre oft mit Märtyrerblut getränkte Geschichte zieht an uns vorüber, wir sehen sie bei ihrer selbstlosen Arbeit und lernen die todesmutigen Männer als Pioniere einer höheren Kultur schätzen und achten. C.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Lic. Dr. Julius Boehmer. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 6 M.

Die Deutsche Verlagsanstalt hat als erste Firma, die sich mit Klassikerausgaben abgibt, in den Kreis ihrer (einbändigen) Klassikerausgaben die Werke Luthers eingereiht. Ein lobenswertes Unternehmen, denn in der Tat verdient Luther, wenigstens mit einer Auswahl seiner Schriften, einen Ehrenplatz unter den Meistern deutschen Schrifttums. Inhaltlich wie sprachlich. Daß Luther der Schöpfer der neudeutschen Sprache ist, lernt jedes Kind. Leider ziehen aber nur wenige daraus die Konsequenz, nun auch bei diesem Titanen des Wortes einzukehren und aus der Plastik und Gewalt seiner Sprache zu lernen für ihren eignen Stil. Die vorliegende Ausgabe kommt einem solchen Streben hilfreich entgegen, indem sie dort, wo Luthers Ausdruck und Satzbau für unser Empfinden veraltet sind, mit leiser, sehr geschickter Hand modernisiert hat, ohne dabei in einseitiges und unnötiges Umstilisieren oder gar Ausmerzung von Derbheiten zu verfallen. Auch stofflich ist die Auswahl gut. Auf den über 800 Seiten sind die wichtigsten Prosaschriften theologischen und andern Inhalts abgedruckt, dazu Lieder, Tischgespräche, Briefe und Gedichte. Nicht nur als Theologe, als erster Bahnbrecher der modernen Kultur ist Luther mit Recht aufgefaßt. Die einführende Lebensbeschreibung ist mit Sachkenntnis und feinem historischen und psychologischen Verständnis geschrieben und gibt den Rahmen für die Schriften ab, deren jeder außerdem eine kurze Einleitung vorangeschickt ist. Druck und Ausstattung des stattlichen Bandes sind gut und geschmackvoll. C.

A. Schaefer. Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer. Verlag Carl Meyer (G. Prior), Hannover und Berlin. Geb. 4 M. VI + 270 S.

Junge Leute, die kein Latein und Griechisch gelernt haben, sucht der Verfasser hauptsächlich dadurch mit dem Kulturleben der Alten bekannt zu machen, daß er ihnen die griechisch-römischen Götter- und Heldensagen vorführt. Dies geschieht an der Hand von größeren und kleineren Auszügen aus griechischen und römischen Literaturwerken, hauptsächlich Dichtern, aber auch aus mythologischen und geographischen Schriftstellern. An Hinweisen auf die Fäden, die vom Altertum zur Gegenwart hinüberlaufen, fehlt

es nicht. Daß sie sich zumeist an der Peripherie halten, ist erklärlich. Doch werden die Leser, die der 27. im Auge hat, mit Interesse vernehmen, woher die Benennungen der Wochentage oder solche vielgebrauchten Wörter wie klassisch, Agide, Episode, profan, homerisches Gelächter, Palladium, Schwanengesang und manche andre eigentlich stammen und wie sie zu ihrer jetzigen Bedeutung gekommen sind. Vorausgeschickt ist ein Gang durch Alt-Griechenland mit einer Beschreibung berühmter Örtlichkeiten, Bau- und Bildwerke. Anhangsweise wird der Leser über Theaterwesen, Tempelbau, Philosophie der Griechen, wie über die antike Verslehre unterrichtet und erhält kurze literaturgeschichtliche Angaben über die angeführten Schriftsteller. Die eingefügten Quellenstücke sind ausreichend mit sachlichen Erläuterungen versehen. Hier oder da könnte mehr oder weniger gegeben sein. Z. B. vermißt man nach dem Titel eine Topographik des alten Rom und würde in dem Abschnitt über den Tempelbau und die Metrik auf manches Detail gern verzichten. Im ganzen aber scheint das richtige Maß getroffen. — Das Buch ist offenbar aus der Praxis des Unterrichts an höheren Mädchenschulen hervorgegangen. Für diese Anstalten ist es auch in erster Linie bestimmt, weiter für lateinlose höhere Knabenschulen und Lehrer- und Lehrerinnenseminare. Da das Lehrbuch durch die zahlreichen Abschnitte aus Quellenschriftstellern zugleich ein nicht uninteressantes Lesebuch, durch das sehr ausführliche Sachregister zu einem leicht benutzbaren Nachschlagebuch geworden ist, könnte es vielleicht auch weiteren Kreisen gute Dienste leisten. Leicht verständlich geschrieben, kann es solchen, denen nicht das Glück einer höheren Schulbildung zuteil geworden ist, eine Menge von Kenntnissen vermitteln, ohne die nicht leicht jemand an Werke wie Grillparzers goldenes Vließ oder griechische Dramen in Milamowitz oder Wilbrandts Übersetzung gehen wird.

Dtm. Dr. G.

Moritz Lazarus Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Naidha Lazarus und Alfred Leicht. Berlin. Georg Reimer. 1906. Brosch. 12,— M., geb. 14,— M.

Lebenserinnerungen bedeutender Männer zu lesen hat allemal viel für sich. Wir sehen sie hier als Menschen in ihren mannigfachen beruflichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Menschen. Der Begründer der „Völkerpsychologie", Moritz Lazarus, tritt uns in seinen Lebenserinnerungen als ein feinsinniger, liebenswürdiger, hilfsbereiter Mann mit großem und tiefem Wissen entgegen. Nicht zum wenigsten hat er sich dieses auch durch seinen ausgedehnten Verkehr mit der gelehrten Welt erworben. Vielleicht gerade durch ihn erwarb er die Menschenkunde, die seiner „Völkerpsychologie" zugrunde liegt. Wie seine Erinnerungen erweisen, die seine zweite Gattin nach Diktat niederschrieb und aus vorhandenen Briefen ergänzte, sind wenig bedeutende Männer seiner Zeit nicht mit ihm in Berührung gekommen. Es verbietet der Raum, sie alle zu nennen. Darum seien nur einige erwähnt, als da sind: Rückert, Gottfried Keller, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Reuter, Raabe usw. Sehr beachtenswert sind seine Erinnerungen über die „Schillerdichtung", an der er lebhaften Anteil hatte. Dann mag auf seine Beziehungen zur Theaterwelt hingewiesen sein. Wiener und Berliner Gelehrtenkreise standen ihm nahe, da er an beiden Orten seinen Beruf ausübte. Vergessen sei auch nicht das Kapitel über das Herbartdenkmal. Alles unterrichtet, wie ein Gelehrtendasein eines Idealisten, dem es nicht an weiterer Beachtung fehlte, verlaufen ist, und wie es überhaupt in der Gelehrtenwelt, wenn sie unter sich persönliche Beziehungen unterhält, aussieht. Des Lazarus Lebenserinnerungen haben naturgemäß das erste Interesse für Freunde seiner Person und Wissenschaft. Wegen der Fülle von Notizen über namhafte Männer des 17. Jahrhunderts können sie jedoch auch anderen Interessenten dienen. Darüber unterrichtet jeden einzelnen am besten das sorgfältige Register. Das umfangreiche Erinnerungswerk von 631 Seiten sei zum Studium warm empfohlen.

Walter Frühauf.

Die Erinnerungen des Generals Grafen Paul Philipp **von Ségur,** Adjutanten Napoléons I. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. (5. Band der Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze), Gutenberg-Verlag, Hamburg. 472 Seiten. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Die Literatur über Napoléon I. ist fast unübersehbar, und man fragt sich, ob es Zweck hat, dem deutschen Leser eine Übersetzung der vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienenen Erinnerungen des Generals von Ségur zu bieten, da ja diese Erinnerungen schon in den vorhandenen Biographien über Napoléon berücksichtigt sind. Trotzdem ist dieser Erinnerungsband wertvoll, weil er aus den vielen Bänden des französischen Memoirenwerkes einen lesbaren deutschen Auszug darstellt. Vielleicht hätte noch gekürzt werden können. Es steht in diesem Bande zu vieles, was man aus andern Büchern schon weiß. Daneben aber kommen höchst wertvolle und interessante einzelne Stellen, in denen der einstige Adjutant Napoléons die Arbeitsweise und Lebensweise seines Meisters beschreibt. M.

Heinrich Freese. Bodenreform. Gotha. Verlag von Friedrich Emil Perthes. 1907. 269 Seiten. 4 Mk. geheftet.

Freese bietet in diesem Bändchen eine Sammlung seiner beachtenswertesten in den Jahren 1890—1907 in der „Deutschen Volksstimme" erschienenen Aufsätze über die „Wohnungsfrage, die Bergwerke, Kolonialwirtschaft, Bauordnungen, landwirtschaftliche Fragen, die Notlage des Baugewerbes, die Stellung der Parteien zur Bodenreform und über gemeinnützige Bautätigkeit." Die samt und sonders auch heute noch sehr lesenswerten, in schöner, klarer Sprache verfaßten Abhandlungen beweisen so recht die innere Entwicklung und die fortschreitende Reife der Bodenreformbewegung von einer uferlosen Utopie zu einer in sich geschlossenen wirtschaftlichen Weltauffassung. Schrittweise kann man mit den Aufsätzen verfolgen, wie unerfüllbare Forderungen als Verstaatlichung und Verstadtlichung des gesamten Grund und Bodens, des städtischen, wie des ländlichen, immer mehr in den Hintergrund treten und schließlich ganz verstummen. Es ist gerade Freeses Verdienst gewesen, die Bodenreformbewegung von ihren ersten überschwänglichen Auswüchsen geheilt und auf den Boden der nüchternen Wirklichkeit gestellt zu haben. Das Einzige, was wir an dem schönen Büchlein zu tadeln haben, ist sein außerordentlich hoher Preis, der leider, wie wir fürchten, einer weiteren Verbreitung sehr hindernd im Wege stehen wird. Dr. R. B.

Oskar Fischel. Menschen und Moden im XIX. Jahrhundert. Verlag Bruckmann, München. 6 Mk., 160 S.

Dies Buch bemüht sich, den Leser in die Zeit des „Biedermeier" einzuführen und uns seine feine Kultur als den gegebenen Heimatboden eines neuen Stiles empfinden zu lassen. Es gibt eine Auswahl künstlerischer Bilder aus jener Zeit, die die äußere Erscheinung des Menschen festhalten; der Text aber zeichnet den Hintergrund dieser Menschen in der Schilderung der Politik, Romantik, Kunst und Gesellschaft jener Epoche. Es ist ein schöner Band und dürfte einem Bedürfnis entsprechen in unsrer Zeit des regsamen Kunstgewerbes. M. W.

Rudolph Greinz. Das stille Nest. Ein Tiroler Roman. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Broschiert M. 4, gebunden M. 5.

Rudolph Greinz, dessen „Lustige Tiroler Geschichten" von vielen gern gelesen werden, hat wieder einen Tiroler Roman geschrieben. Im engen Rahmen einer kleinen, weltabgelegenen Stadt spielt sich das Leben einiger weniger Menschen vor uns ab. Zwei Charaktere bestimmen das Schicksal der übrigen. Der Domkaplan, berechnend, klug, streng kirchlich, dessen höchstes Ziel es für sich selbst schon gewesen, zu Macht und Einfluß zu gelangen, erstrebt das gleiche für seinen Neffen Hans Erbacher. Um dessen Widerstand gegen den ihm verhaßten Priesterberuf zu brechen, zerstört er das Glück des jungen Menschen, indem er dessen Geliebte durch einen Eid zwingt, von ihm abzulassen. Der Kaplan erreicht, was er gewollt, und der junge Mensch wird Priester, erliegt aber später doch der Leidenschaft. Seine verzweifelte Reue, seinen Vorsatz, für das Mädchen und das Kind mannhaft einzutreten, weiß der Oheim zu beschwichtigen und zu verhindern. Das junge Weib und das Kind zerbrechen im Elend. Die alte Tante Lied, gerade, aufrecht, aller Lüge und Heuchelei abhold, von vornherein religiös freier denkend, aber mit einem Herzen voll Mitleid und Hilfsbereitschaft für alle vom Leben Herumgestoßenen, sucht im Stillen am Kinde des Neffen gut zu machen, was dieser gefehlt. Von der Heuchelei und Frigheit der beiden Verwandten immer mehr abgestoßen, entfremdet sie sich mehr und mehr ihrer Religion. Als es zum Sterben mit ihr kommt, weist sie allen geistlichen Zuspruch ab, und nur dem inständigen Flehen ihres alten geistlichen Freundes, einer aufrichtigen treuen Seele, gelingt es schließlich, sie zu den Sakramenten zu bewegen. Der Roman ist kräftig und volkstümlich geschrieben, mit meisterhafter Beherrschung des Tiroler Sprachklanges. Der Aufbau der Erzählung ist knapp und straff und beweist, daß sich der Verfasser früher nicht ohne Erfolg mit dramatischen Aufgaben beschäftigt hat. M. Z.

Karl Ettlinger. Der Neue Juvenal. Verlag Dr. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde. 154 S.

Virgil geleitet Dante durch die Schrecknisse der Hölle und die Seligkeiten des Paradieses. Karlchen Ettlinger geleitet den römischen Dichter durch die Schrecknisse Berlins. Damals ging ein Sterblicher zu den Toten. Diesmal ist es umgekehrt. Auch sonst gibt es einige Unterschiede. Das neue Buch des „Jugend"redakteurs will eine Zeitsatire sein; der Dichter bekommt den Besuch seines altrömischen Kollegen und zusammen durchbummeln sie mit weisen Betrachtungen, mehr oder minder weisen, das tägliche und das nächtliche Berlin. Ettlinger hat ein starkes Reimtalent, und die Verse gleiten munter und ohne Härte dahin. Der Inhalt ist manchmal sehr witzig, bisweilen ein bischen allzubreit und mehr sittlich-lehrreich, als man es von einem Spottgedicht gern erträgt. Oder sollen wir diesen Dichter als einen Moralisten nehmen? Lieber doch nicht. Also lesen wir mit einiger Eile über seine entrüstete Befehdung von Sumpf und Heuchelei weg und freuen uns dort, wo's lustig ist. H.

G. Flaubert: Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsch von F. P. Greve. 4. Band der Gesamtausgabe. Verlag Bruns, Minden i. W. 304 S. Geb. 5 Mk.

Von einer Gesamtausgabe des großen Franzosen liegen die ersten Bände vor. Damit wird den Deutschen ein großer Dichter des Nachbarlandes nahegebracht, den man wohl meist mehr durch die Literaturgeschichte als durch die eigne Lektüre kannte. Nach meinen Erfahrungen mit „Madame Bovary" glaube ich auch, seine Sprache für schwierig halten zu dürfen. Es ist vielleicht mit seiner literarischen Würdigung ähnlich wie bei dem russischen Beispiel: Tolstois und Turgenjews Erfolge hielten den weit größeren Dostojewski im Hintergrund, von dem eben Piper in München eine Gesamtausgabe macht. Bei den Franzosen waren es Zola und Maupassant. Vielleicht kommt jetzt Deutschlands Eroberung durch den Nationalgardisten des Jahres 70. Es fehlt gegenwärtig der Raum, ausführlich auf das Werk dieses Dichters einzugehen. Die Gelegenheit wird noch kommen. Dieser heilige Antonius ist eine Dichtung von größtem Wurf. Mit fabelhafter Meisterschaft ist die religiöse Wirrnis der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt in eine Dichtung hineingeschleudert, und in einem tollen, wechselnden, gespenstigen Rahmen reihen sich Bilder und Szenen von einer ungemein packenden Leidenschaft der Sinne, Tiefe der Gedanken, Pracht der Farben. Die Kulturen Indiens und Ägyptens, der Perser und der Hellenen, Roms und der Juden, stoßen zusammen. Götter kommen und sterben, Propheten, Häretiker, Kirchenväter. Die Tollheit der Anachoreten. Die religiöse Verzerrung alter Verderbtheiten. Es ist unmöglich, dies seltsame, formlose und doch — warum? — zwingende Buch mit kühlen Sätzen zu analysieren. Eine unerschöpfliche, nicht nachzudenkende Phantasie fügt die Bilder zusammen, und eine Fülle der Sprache übersät sie mit Farbe und Glanz und dem fremden Schimmer orientalischer Kostbarkeit. Die Übersetzung — von einer Anzahl Trivialitäten abgesehen — hat Rhythmus und darf bei dem schönen sprachlichen Material Greves als Nachdichtung gelobt werden. H.

Hugo Freytag, Diakonus in Apolda: Deutsches Christentum. Leipzig. Heinsius. 56 Seiten.

Ein guter Vortrag mit einem Nachwort von Prof. Wendt-Jena. Es gibt keine deutsche Religion, sondern nur einen Anschluß an die allgemein menschliche Religion des Christentums, immerhin aber gibt es Anlagen im deutschen Nationalcharakter, die zur Aufnahme und Stärkung des vom Orient kommenden Christentums dienlich sind. R.

Jung: Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Neu erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig. 178 S.

Man wird sich zunächst wieder an der schlichten und rührenden Erzählung erfreuen, die Goethes Freund (aus der Straßburger Zeit) über seine Herkunft und seine frühe Jugend entwirft. Das ist ein ungemein anziehendes Werkchen, naiv und innig, uns eine fremde Welt — daß wir's gestehen — eine Welt, von der wir eine letzte Berührung spüren in den moralischen Geschichten der Jugendlesebücher vielleicht; aber wir blicken in sie hinein mit aufmerksamen und erfreuten Augen. Ton und Inhalt sind gleich rührend, nicht rührsam. Zum zweiten aber hat man seine Lust an dem Büchlein, das „im Stil der Zeit" gekleidet ist, reizend und solid, anmutig im Satz und in der Zeichnung der Lettern wie im Einband. Ein Kupfer von Chodowiecki ist dem Titel vorgesetzt. Das Büchlein riecht sogar alt. Mehr kann man nicht verlangen. H.

Johann Hinrich Fehrs. Maren. Ein Dörproman ut de Tid von 1848—51. Verlag von H. Lühr & Dircks, Harding. 472 S. Gebunden 5 Mk.

Ein neues Werk von Fehrs bedarf bei Freunden plattdeutscher Literatur keiner ausdrücklichen Empfehlung: ist doch Fehrs der einzig dichterisch vollwertige Nachfolger Klaus Groths. Bisher hatte er, außer Gedichten, nur kleinere Erzählungen veröffentlicht; mit „Maren" schenkt er uns einen breit angelegten Roman. Und der ist ein reifes, tiefes Kunstwerk geworden, ist nicht nur höchste Heimatdichtung, in der das ganze holsteinische Dorfleben in vollendeter Lebenswahrheit steckt, nicht nur ein umfassendes Zeitbild von „de provisorische Tid von achtundveertig", sondern schließlich vor allem ein Buch von großem, allgemein menschlichem Gehalt, in dem das Beste niederdeutschen Wesens wundervoll zum Ausdruck gekommen ist. Und daher nicht etwa nur für Schleswig-Holsteiner lesenswert, sondern allen Freunden gesunder kerndeutscher Dichtung aufs wärmste zu empfehlen. Es gehört für den Verfasser wie für die Verleger ein gewiß nicht geringer Idealismus dazu, ein so großes plattdeutsches Buch zu schreiben und zu verlegen, wo doch bei Abfassung in hochdeutscher Sprache (die Fehrs ebenfalls meisterhaft beherrscht) das Absatzgebiet und die Absatzaussichten unendlich viel größer gewesen wären. Umsomehr sollte es für jeden Niederdeutschen, der überhaupt Bücher kauft, eine Ehrenpflicht sein, den prächtigen Roman sein eigen zu nennen. Jacob Bödewadt.

Nassauisches Dichterbuch. Herausgegeben von H. L. Linkenbach. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung. Pr. geb. 4 M. Infolge seiner strengen Auswahl, die nichtssagenden Gedichten die Tür verschließt, ist dies landschaftliche Dichterbuch weit besser als viele seiner Art. Durch ganzseitige Ansichten aus dem Taunusländchen gewinnt es besonderen Reiz. Es enthält nur zeitgenössische Lyrik und vereinigt viele bekannte Schriftsteller. Ich nenne Fulda, Proeber, Otto Anthes, Edward Stilgebauer und Josef Lauff. Erwähnt seien auch Paul Wüst, Julia Virginia, Rudolf Dietz, Leo Sternberg und Leonie Meyerhof-Hildeck, vor allem aber der talentvolle Herausgeger Hans Ludwig Linkenbach selbst und sein Freund G. L. Reutlinger, die seit einem Jahr eine neue, sehr empfehlenswerte Monatsschrift „Die Lichtung" herausgeben. Erfreulich ist an vorliegender Sammlung auch, daß darin ebenfalls der Dialekthumor in erquicklichen Darbietungen zur Geltung kommt. G. R.

Jacob Grimm: „Auswahl aus den kleinen Schriften." Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Mit einem Bilde Grimms. Gutenberg-Verlag in Hamburg. 230 Seiten. 2 M. geheftet, 3 M. gebunden.

Grimms weit verstreute kleine Schriften machten es bisher zu einem Hindernis, daß diesem umfassenden Geist vom Deutschen Volke noch immer nicht die ihm gebührende Würdigung wurde. Vielfach geht die Bekanntschaft mit seinen Geisteswerken nicht über die Erinnerung an den Märchenerzähler hinaus. Und doch ist Jacob Grimm einer der bedeutendsten deutschen Männer gewesen, dessen Werke nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem größeren Kreise des Publikums einen hohen, köstlichen, ja edlen Genuß zu bieten haben. Dr. Ernst Schultzes Zusammenstellung, die sich hier in der schönen Ausstattung und billigen Ausgabe des Gutenberg Verlags einstellte, ist berufen, eine Lücke auszufüllen. Es sind in ihr gerade einige der interessantesten Reden und Aufsätze enthalten, die ein schönes Bild von der frischen und lebendigen Geistigkeit des Denkers Grimm vermitteln. W. C. G.

Horius deliciarum. Band VII: Goethes Briefe aus Italien an Frau von Stein, Herzog Carl August und Freunde in der Heimat. Herausgegeben von J. Vogel. Band VIII: Ovids Liebeskunst. Ins Deutsche übertragen von Alex. von Gleichen-Rußwurm. Berlin, Jul. Bard, 1908. Je 4 Mk.

Zwei feine, wertvolle und reizend ausgestattete Bändchen, die gewissermaßen auf den gleichen Grundton südlicher Lebensfreude gestimmt sind. Man kann nicht immer schwere Gedanken lesen; zur Abwechslung pflegt der Deutsche dann zu einem Roman zu greifen. Hier bietet sich der Heiterkeit und dem Spiel zierlicher Gedanken ein andres Feld. Goethe ist nun soweit unser Eigentum, daß jede Schattierung seiner Tage, namentlich der römischen, auf unsre Teilnahme rechnen darf. Das Schauspiel ist wahrhaft dramatisch; die Seele, die so glühend das Straßburger Münster begriff und den Götz dichtete, umspannt nun die antiken Trümmer mit sehnsüchtigster Leidenschaft. — Die ars amandi Ovids ist uns in der Übersetzung neu geschenkt. Wer von uns hat sie im Original nicht nur gelesen, sondern auch genossen? Ich nicht. Aber dieses Büchlein zu lesen, ist ein hoher Genuß. In der Verbannung in Tomi schreibt sich der römischer Dichter, dem an Begabung kein zweiter zur Seite steht, die Vereinsamung und Bitterkeit mit diesen Liebesversen von der Seele. Ein andrer hätte im Wein den Sorgenbrecher gesucht. Gewiß, die Lebenshaltung, die hier vorausgesetzt wird, ist nicht die unsre; deshalb ist das Büchlein doppelt interessant. Wer immer nur ethische Bücher liest, der wird zuletzt ganz wirr. Dies Werk Ovids ist eine Perle der zierlichen, vom attischen Salz gewürzten römischen Dichtkunst, deren Formenreinheit zu dem Gallimatthias unsrer Tage in frischstem Gegensatz steht. P. S.

Cäsar Flaischlen: Neujahrsbuch. Spruchblätter, Altes und Neues. E. Fleischel u. Co., Berlin. 2 Mk.

Das ist in sehr hübscher Ausstattung ein kleines Geschenkwerk für die Freunde von Flaischlens Dichtung, und es gibt denen, die hier noch Neuland vor sich haben, den Weg. Diese Sammlung, etwa fünfzig spruchartige Gedichte, in der schönen und charakteristischen Handschrift des Dichters faksimiliert, erhebt nicht den Anspruch, als eine neue Kunstleistung gewertet zu werden. Altes und Neues steht zusammen, gemischt gegliedert in die Gruppen: Morgen, Mittag, Abend. Jedes Blatt trägt wie eine Tafel ein Gedicht. Über die Gedichte selber ist an dieser Stelle neues nicht zu sagen: knapp in der Form, kernhaft und dabei bescheiden im Sinn, lebendig und im Rhythmus nicht durchs Versmaß, sondern von innen, vom Atem des Gedankens bewegt. Das Buch, das eben zu Weihnachten erscheint, ist als Geschenkwerk gedacht und aufs liebenswürdigste ausgestattet. Jeder wird seine warme Freude daran haben. H.

Die erste Nummer bleibt sonst aus!

Wer die „Hilfe" im Postabonnement bezieht, wird höflichst gebeten, für das 1. Quartal 1908 sofort neuzubestellen. Eile ist diesmal wegen der großen Weihnachts- und Neujahrsarbeiten der Postanstalten mehr als sonst geboten.

Verlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Ausgabe unsres Blattes liegen die Prospekte folgender Verlagsfirmen bei, auf die wir unsre Leser hierdurch besonders aufmerksam machen: Literarische Anstalt **Rütten & Loening** in **Frankfurt a. M.** — **Gebauer-Schwetschke**, G. m. b. H., Druckerei und Verlag, **Halle a. S.** — Verlag von **Georg Wigand** in **Leipzig.** — **J. Engelhorn-Stuttgart.** — **R. Piper & Co.**, Verlag, **München.**

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey in München

Zu Weihnachtsgeschenken eignen sich vorzüglich: [4049

Hausbuch deutscher Lyrik

Achte vermehrte Auflage, mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt, gebunden 3,50 Mark und des Hausbuchwerkes zweiter Band, das

BALLADENBUCH

gesammelt von **Ferdinand Avenarius**, mit Bildern nach deutschen Meistern, herausgegeben vom Kunstwart. Vornehm gebunden ebenfalls 3,50 M.

Soeben erschien (durch jede Buchhandlung zu beziehen):

NORIS

Bayerisches Jahrbuch für protestantische Kultur, herausgegeben von **Dr. Hans Pöhlmann**, Nürnberg. Preis brosch. **1,80 M.**, geb. **2,25 M.**

Mitarbeiter sind: Hauptprediger Dr. Geyer, Nürnberg; Professor Dr. Rée, Nürnberg; Freiin Helene von Dungern Pfarrer Dr. Rittelmeyer; Dr. H. Hans, Missionar, Tokio. Jac. Beyhl, Lehrer, Würzburg; Frau Olga Pöhlmann, Nürnberg.

Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung, Nürnberg.

Der heilige Krieg

den einer der stärksten Gestalter, eine der umfassendsten Persönlichkeiten unsres Schrifttums gefangen hat, kann durch

Friedrich Hebbels Briefe Tagebücher und Gedichte

lebendig und beredt auf uns alle einwirken. Eine von Hans Brandenburg besorgte Auswahl darf mit Recht eine Selbstbiographie Friedrich Hebbels genannt werden, in der vor allen andern die rein menschlichen Werte dieses Dichters zusammengefaßt sind, der von sich sagen konnte: „In mir ist göttlich **Der Mensch noch mehr als der Künstler.**"

1,80 (leicht geb.) [4383

416 Seiten mit Bildnis.

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen.

Vorzügliche Schul- und Orchestergeigen

zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten von [4363

Friedr. Aug. Meisel, Instrumentenmacher in **Klingenthal i. S.**

Reparaturen prompt und billig. Preisliste umsonst.

Max Geißlers Schriften

Hervorragende Weihnachtsbücher

Die Musikantenstadt
Roman — viertes und fünftes Tausend, broschiert 3,50 M., geb. 5,— M. Novität

Die goldenen Türme
Roman — viertes und fünftes Tausend. broschiert 3,— Mark, gebunden 4,— Mark.

Das Moordorf
Kulturroman, fünftes und sechstes Tausend, broschiert 5,— Mark, gebunden 6,— Mark.

Tom der Reimer
Eine romantische Geschichte, — broschiert 4,— Mark, — gebunden 5,— Mark.

Inseln im Winde
Ein Halligroman, dritte umgearbeitete Auflage, broschiert 3,— Mark, gebunden 4,— Mark.

Hütten im Hochland
Roman, — viertes und fünftes Tausend, broschiert 4,— Mark, gebunden 5,— Mark.

Am Sonnenwirbel
Eine Dorfgeschichte, — zweite Auflage, broschiert 4,— Mark, gebunden 5,— Mark.

Ausführliche Prospekte
über Max Geißlers Schriften jederzeit gratis und franko.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

[4408]

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. prämiiertes Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk.

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Kgl. Bs. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik **Hagen i. W. 118**

Ronnefeldt's Thee

vom 1. bis 24. December in künstlerisch ausgestatteten

Gratis-Weihnachts-Dosen

Thee-Import J. T. Ronnefeldt Frankfurt a. M.

Auguste Supper

[4409

die in Nr. 48/49 der „Hilfe" die Novellette „Der Liebhaberpreis" veröffentlichte, hat im Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn einen neuen Novellenband **„Leut"**, Schwarzwalderzählungen (Brosch. M. 2,20, gebd. 3,—) veröffentlicht, über den Dr. Th. Heuß in Nr. 47 ds. Bl. eine sehr warme Besprechung brachte. Für alle Liebhaber einer feinen Novellistik wird dieser Band ebenso wie der frühere **„Da hinten bei uns"** (Brosch. M. 2,20, gebd. M. 3,—) einen ganz besonderen literarischen Genuß bedeuten. Von ihren andern Veröffentlichungen wurde soeben **„Der Mönch von Hirsau"** in 2. Aufl. (Brosch. M. 2,—, gebd. M. 2,60) fertig gedruckt. Diese romantische Dichtung ist bei ihrem Erscheinen mit Steinhausens „Irmela" und Webers „Dreizehnlinden" verglichen worden. Eine frühere Erzählung „Der schwarze Doktor", die in Würzburg zur Zeit des 30jährigen Krieges spielte (Brosch. M. 2,20, gebd. M. 3,—), ist ebenfalls einer besonderen Beachtung wert.

Von den übrigen Veröffentlichungen meines Verlags nenne ich den Roman **„Alle guten Geister"** von **A. Schieber** (Brosch. M. 4,—, gebd. M. 5,—), der in einem Jahr 15 Auflagen erlebte, dann die Bauerngeschichten von **Fritz Philippi**: „Von der Erde und vom Menschen" und „Unter den langen Dächern" (Brosch. je M. 3,—, gebd. je M. 4,—). Auch die Bilder aus einem Dorfe **„Meine Waldhäuser"** von **Helene Christaller** (Brosch. M. 2,—, gebd. M. 3,—) sind den Lesern der „Hilfe" bekannt und seien ihnen wärmstens empfohlen. Für die, welche Kinder zu beschenken haben, möchte ich Dr. **Heinrich Lhotzays**: „Die Geschichte von den Schäfchen, an der Hand der Bibel und Natur, erzählt für Kinder und ihre Gesellen (Kart. M. 1,60) nennen. Ausführliche Verlagsprospekte gratis.

Rudolf Herzog

der Verfasser von „Die Wiskottens", „Der alten Sehnsucht Lied", „Das Lebenslied", „Der Graf von Gleichen", „Die Condottieri", „Die vom Niederrhein", „Der Abenteurer", „Auf Nissenskoog" etc. schreibt in den „Berliner Neuesten Nachrichten" No. 618 vom 5. Dezember 1907 über

Sophie Reinheimer

Von Sonne, Regen, Schnee und Wind und anderen guten Freunden

mit Buchschmuck von **Adolf Amberg**, dauerhaft und elegant gebunden nur **2,—** Mark:

Ein Märchenbüchlein zum Schluß. Eine Weihnachtsgabe für unsere Kleinen. Sophie Reinheimer hat es verfaßt. „Von Sonne, Regen, Schnee und Wind" betitelt es sich, und erschienen ist es im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, mit Buchschmuck von Adolf Amberg. Ich erwähne es in dieser Rundschau absichtlich, weil es verdient, von den Großen gelesen zu werden. Mutter und Großmutter sollen darin blättern, und sie werden viel Schönes finden und über das, was sie in und zwischen den Zeilen lesen, nachsinnen wie über die eigene Jugend, und werden es den kleinen Menschlein, die sich an ihre Knie drängen, an langen Winternachmittagen erzählen. Und eine Freude wird über die Erzähler kommen, denn staunende Kinderaugen, Jubel und seliges Gefrage werden ihnen danken. Sophie Reinheimers Märlein sind besonderen Schlages. Sie zwingen zum Nachdenken, sie lehren die Kinder, alles, auch das Kleinste in der Natur und im Leben zu achten und zu lieben. Sie sind dazu mit so viel echtem Gemüt und sonnigem Humor erzählt, daß ich dem Büchlein den wohlverdienten reichen Erfolg wünsche.

PATRIA

Jahrbuch der „Hilfe" 1908
herausgegeben von Friedrich Naumann

Das Werk enthält 11 Aufsätze über Politik, Literatur u. Kunst, jeder hat Stimmen schreiben für sich allein, aber sie ist doch ein gemeinsamer Zug und Geist in ihnen vorhanden, der sie zu einem Ganzen verbindet. Das Buch Manchem, der will, das Zeit geben wollen.

Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Neben

dem Hilfe-Almanach 1908, welcher an unsere Abonnenten zum Vorzugspreise von 50 Pf. statt 1,20 Mk. abgegeben wird, empfehlen wir allen, die sich für Arbeiterfragen interessieren, das reichhaltige

Arbeiterjahrbuch 1908

Herausgegeben vom Arbeitersekretär
ANTON ERKELENZ
208 Seiten in feiner Ausstattung 50 Pf.

Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Schwerhörige
Ertaubte, Nervöse, Kopfleidende finden sofort Hilfe durch das glänzend begutachtete Trommelfell-Phonophon. Glänzende Anerkennungen. Illustrierte Broschüre gratis. Phonophon-Vertrieb, Berlin W. 30, Motzstr. 22.

Weihnachtsverlosung Stuttgart
Hauptgewinn 10000 Mk. bar
Ziehung 19. Dezember
Mit Rabatt auf Lose
Lose à 1 Mk. 11 für 10 Mk. 22 für 20 Mk. 55 für 50 Mk. 110 für 100 Mk.
Porto und Liste 30 Pf.
Theodor Rieck
Stuttgart, Königstraße 28

Grosszartige Neuheit!
Weihnachts-Krippe
mit Engelsgeläut Patentmechanismus.
Preis M. 3.50 franko Nachnahme.
Einzigartige Ausstattung!
Alles übrige Zubehör (Figuren) wird mitgeliefert und ist schon für geringe Erweiterung hervorragend.
Ein entzückendes Schmuckstück.
Von 6 Stück ab 10% Rabatt. Bei Voreinsendung des Betrages portofrei.
Wo nicht vorrätig, wende man sich direkt an
Wm. Lob
Berlin SW. 68, Friedrich-Str. 231, Ecke Jerusalemer Str.
Spielwaren- und Metallwaren-Fabrik.

Weihnachts-Prachtkatalog gratis und franko.
Wiederverkäufer erhalten entsprechenden Rabatt.

Solinger Industrie-Werke **Adrian & Stock, Solingen.**

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 51

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
21. Dezember 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Die Krisis im Flottenverein — Steuerpläne — Professor, Student und Politik). — **Naumann:** Reichstagsfragen. — **Dr. Walter Vogberg,** Stadtverordneter in Schöneberg: Groß-Berlin. I. „Chaos". — **Martin Faerber:** Ein polnisches Zentrum in Oberschlesien. — **Dr. W. Struve-Kiel,** M. d. R.: Beamtenwünsche zum Marineetat. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

Traub: Weihnachten. — **Dr. Theodor Heuß:** Das Fest der Kindheit. — Professor **Dr. Paul Schubring:** Ein Ausflug nach Ostpreußen. I. — **Auguste Supper:** Wie unsereiner Weihnachten feiert. — **E. Grättel:** Weihnachtssonne. — Allerlei. — Büchertisch.

Politische Notizen

Die Krisis im Flottenverein. Der Flottenverein hat den Zweck, dem Gedanken einer starken Flotte im deutschen Volk einen Rückhalt zu geben. Das ist zweifellos eine notwendige und nützliche Sache. Die Vermehrung der Flotte soll in den breiteren Schichten der Bevölkerung nicht als eine Liebhaberei des Monarchen betrachtet, sondern als eine nationale Angelegenheit größten Umfangs begriffen werden. Der Verein diente dazu als Instrument, und die Regierung konnte ihn als Helfer wohl gebrauchen. Aber je länger, desto mehr entfremdete sich der Verein seiner eigentlichen Aufgabe, er näherte sich einem gewissen konservativ-nationalliberalen, parteipolitischen Charakter, und man kann sagen, daß schließlich gerade seine Art der Agitation weite Kreise bisher stimmungsgemäß verhindert hat, den Gedanken der deutschen Kriegsmarine, der altdemokratischen Ursprungs ist, mit eigner Wärme anzunehmen. Die Enthüllungen, die den letzten Reichstagswahlen folgten, sind noch in gutem Gedächtnis: unter Führung des Generals Keim verließ der Verein die parteipolitische Neutralität. Seitdem kriselt es, zumal sich das bisher flottenfreundliche Zentrum verraten fühlte. Als jetzt der General Keim zum geschäftsführenden Vorstand gewählt wurde, kam's von zwei Seiten zum Krach: der Prinz Rupprecht von Bayern, der künftige Thronfolger, legte das Ehrenprotektorat über den bayrischen Verband nieder, da er die Art der Keimschen Agitation nicht mitverantworten will. Dieser Akt kann die Loslösung des ganzen bayrischen Körpers bedeuten, zumal es in Berlin an Unhöflichkeiten gegen den bayrischen Prinzen nicht gefehlt hat, Unhöflichkeiten, die man materiell und in Ansehung der Personen nicht tragisch zu nehmen braucht, die aber politisch im höchsten Grad ungeschickt waren. Dazu kommt, daß die Flottenvereinsführung statt der Agitation nach unten eine Fronde gegen oben richtete und namentlich durch das Sprachrohr der famosen „Täglichen Rundschau" das Reichsmarineamt angriff und dem Staatssekretär Tirpitz den Vorwurf machte, daß er in seinen Forderungen hinter der tatsächlichen militärischen Notwendigkeit zurückbleibe. Die großen Verdienste, die Tirpitz in seiner klugen Politik seit Jahren um die Förderung der Flotte hat, werden durch dieses Gebahren nicht im mindesten berührt, und es ist auf der andern Seite erfreulich, daß Paasche dabei Gelegenheit genommen hat, die „Tägliche Rundschau" trotz ihres Protestes von der nationalliberalen Partei abzuschütteln. Der Flottenverein selber aber hat sich durch seine Politik isoliert, und welches Ende auch die Krisis nehmen wird (man rechnet mit einer Intervention des Kaisers), der Ausbreitung des Flottengedankens durch seine Verquickung mit Parteipolitik empfindlich geschadet.

Steuerpläne. Irgendwie muß das Geld für den Reichshaushalt beschafft werden. Diese Notwendigkeit ist für viele ingeniöse Köpfe das Signal, sich auf die Suche zu machen. Man erlebte zwar bis jetzt noch nicht von der Regierungseite die kleinlich-bureaukratischen Vorschläge, die den Inhalt des letzten Stengelschen Entwurfes ausmachten. Daß die Regierung nicht in jenem alten Sinn einfach weitermacht, ist zweifellos das Verdienst der Blocksituation. Bestände diese nicht, sondern die Mehrheit der letzten Finanzreform, so hätte die Regierung auch diesmal eine Mehrheit aus Konservativen, Zentrum und dem größten Teil der Nationalliberalen beisammen, um im alten Unfug fortzuwursteln. Wenn am Ende der jetzigen Finanzreformversuche keine neue Belastung des unteren Volkes durch indirekte Steuern herauskommt, dann ist das der praktische Erfolg der Blocklojalität des Freisinns. Wenn —? Daß man die Finanzen eines so großen Körpers wie das Deutsche Reich es ist, mit Jagdpachtsteuer und was jetzt noch erwogen wird, ausstopfen soll, ist ebenso kleinlich und absurd, wie, vom Standpunkt der anständigen Finanzierung eines großen Betriebes sozusagen ästhetisch betrachtet, unwürdig. Der neueste Gedanke ist der der Erhöhung der Matrikularbeiträge der Einzelstaaten an das Reich. Das wäre ein Ausweg, denn einen idealen Zustand gibt auch diese Abhängigkeit des Reiches bekanntlich nicht. Die Erhöhung soll nun nicht in der bisherigen rohen und als Kopfsteuer wirkenden Verteilung nach der Einwohnerzahl vor sich gehen. Die Beiträge der Einzelstaaten sollen „veredelt" werden, d. h. die Einzelstaaten sollen eine gleichmäßig organisierte Vermögenssteuer einführen, deren Erträgnisse für das Reich bestimmt sind. Dieser Vorschlag hat außer den prinzipiellen Bedenken eine Menge praktischer und politischer Schwierigkeiten. Läßt er sich aber verwirklichen, so bedeutet er insofern einen Erfolg des Liberalismus, als dadurch die neuen Lasten auf die leistungsfähigen Schultern gelegt werden, denn so wenig es im finanziellen Ergebnis ausmacht, ob man die Erbschaftssteuer als eine direkte oder eine indirekte Steuer anspricht, so ist auch das nicht entscheidend, ob die Vermögenssteuer durch die Hände der bundesstaatlichen Beamten läuft, bevor ihre Erträgnisse nach Berlin fließen.

Professor, Student und Politik. Die „National-Zeitung" macht sich zum Mundstück einer national-alldeutschen Clique in Marburg, die den dortigen ordentlichen Professor des Staatsrechts, Walther Schücking, mit ihrer ganzen Abneigung beehrt, weil er sich zur Freisinnigen Vereinigung rechnet und in gewissen „nationalen" Fragen nicht nur liberale Ideen besitzt, sondern sie auch vor seiner Zuhörerschaft und in der breiteren Öffentlichkeit der Volksversammlungen zu vertreten wagt. Das Blatt bringt einen von Entstellungen wimmelnden Bericht über eine Versammlung, in der Dr. Breitscheid und Prof. Schücking über das Landtagswahlrecht und das Polenproblem sprachen und die die Resolutionen annahm, welche in der Tat nicht nach dem Herzen der unter nationalliberaler Flagge segelnden Überpatrioten vom Schlage gewisser Geheimräte sein mögen. Man arbeitet nach dem bekannten Rezept, reißt einige Sätze aus dem

Zusammenhange, verdreht ein paar Worte und versucht so, glauben zu machen, daß sich Prof. Schücking von einem radikalen Sozialdemokraten nicht mehr unterscheide. Daß er von der Notwendigkeit gesprochen hat, die Sozialdemokratie durch eine soziale Demokratie zu überwinden, läßt man natürlich unerwähnt.

Wir würden uns mit diesen Abweichungen von der Wahrheit in der „Nat.-Ztg." aber kaum beschäftigen, wenn die Aufmachung des Artikels nicht den Verdacht erweckte, daß an maßgebenden Stellen auf die nicht genügend „nationale" Gesinnung des Marburger Hochschullehrers aufmerksam gemacht werden soll. Diese maßgebenden Stellen sind ja für solche Mitteilungen recht feinhörig, und wenn auch bekanntlich die Wissenschaft und ihre Lehre bei uns zu Hause frei sind, so wird doch in Preußen als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Ergebnisse ihrer Forschungen nicht in Widerspruch mit der politischen Auffassung der Regierung geraten. Schücking ist nun vor allem ein scharfer Gegner des Hakatismus, (soeben erschien eine das Nationalitätenproblem behandelnde Broschüre aus seiner Feder), und er verleiht seinen Ansichten mit einem Temperament Ausdruck, das bei dem politisch sich betätigenden Professor zwar geschätzt wird, wenn es sich in den Dienst der Flotten- und Kolonialpropaganda stellt, das aber als seiner Stellung nicht ganz würdig gilt, sobald er die Jugend für eine dem jeweiligen Kurs widersprechende Meinung zu erwärmen sucht. Diese starke Abweichung von dem Typus, der sich auch auf dem Katheder seiner Reserveleutnants-Eigenschaft bewußt bleibt, ist natürlich stark verdächtig, und die Sympathien, die die Studentenschaft einem solchen, auch vor der Kritik behördlich approbierter Überzeugungen nicht zurückschreckenden Lehrer entgegenbringt, läßt für die Gutgesinntheit künftiger Wähler und gar Beamten allerlei fürchten. Man kann daher verstehen, wenn einige Perückenstöcke in Unruhe und wenn die Kreuzzeitung und andre reaktionäre Organe in Aufregung geraten; daß aber ein Blatt, das erst vor einigen Wochen die drei letzten Silben seiner Parteibezeichnung gegenüber dem Zentralbureau der Partei recht entschieden verteidigte, deshalb, weil ein Professor in der Nationalitätenfrage liberale Anschauungen zum Ausdruck bringt, und außerdem gelegentlich die nationalliberale Agitation gegen den früheren freisinnigen Reichstagsabgeordneten des Marburger Kreises mit Temperament und Humor charakterisiert, beschwerdeführend von einem „öffentlichen Skandal" spricht, der zu einer Betrachtung über das Thema „Professor, Student und Politik" anregen könnte, ist lebhaft zu bedauern.

Reichstagsfragen

Das Interesse des Reichstages ist auf drei Punkte gerichtet:

1. Ob alle Konservativen und Antisemiten für das Börsengesetz stimmen werden,
2. Ob alle Freisinnigen für das Vereinsgesetz stimmen werden,
3. Ob die Regierung einen Finanzentwurf fertig bringt, der vom Bülowblock angenommen werden kann.

An diesen drei Fragen hängt die Zukunft des Reichskanzlers. Es ist dabei selbstverständlich, daß sich das Zentrum bemüht, jede dieser drei Fragen nach Möglichkeit zu erschweren, denn für das Zentrum ist heute das Hauptinteresse der persönliche Sturz Bülows. Alles andre tritt gegenüber diesem Interesse in den Hintergrund. Bülows Person bedeutet die Ausschaltung der klerikalen Macht. Das genügt, um alle Künste einer sehr klugen Parlamentstaktik gegen ihn spielen zu lassen. Der Reichskanzler soll weniger mit Worten totgeschlagen werden (weil ihn Worte nicht töten), als mit Mißerfolgen, die ihm das Zentrum zurechtmacht. Und in der Tat, die Situation ist wie geschaffen für solche Unterwühlungsmethode, denn der Block ist locker gefügt und voll von inneren Gegensätzlichkeiten; er hat Spalten und unsichere Stellen genug, an denen das Zentrum sein Stemmeisen einsetzen kann.

Gegenüber dem Börsengesetz gebärdet sich das Zentrum hochkonservativ und gegenüber dem Vereinsgesetz hochliberal. Damit erreicht es folgendes: es macht es den Konservativen schwer, dem Börsengesetz zuzustimmen, weil sie dann als pflaumenweich gelten und das Zentrum sich als beste Vertreterin des börsenfeindlichen Mittelstandes hinstellt, und es macht es uns schwer, für das Vereinsgesetz zu stimmen, weil es sich als noch viel, viel liberaler aufspielt. Wenn das Zentrum in der Herrschaft wäre, würde es beide Entwürfe für zwar verbesserungsfähig aber annehmbar halten, jetzt aber verlangt es die Taktik, beide so schlecht zu machen als möglich.

Soweit es sich um die Überbietung der Liberalen in Liberalismus handelt, hilft natürlich die Sozialdemokratie dem Zentrum. Das ist aber wenigstens nichts Neues, sondern wir erleben nur dasselbe Schauspiel, das wir so oft schon gehabt haben, daß die Sozialdemokratie sich den Luxus leistet, gegen vernünftige Gesetze, die ihr selbst zugute kommen, zu agitieren, als handle es sich um die schwärzesten Attentate auf die Rechte des Volkes. Jeder praktische Fortschritt wird unter sozialdemokratischer Beschimpfung gewonnen. Das ist traurig; aber es wird wohl noch eine Zeitlang so bleiben. Das ist ja die Weisheit des Dresdner Parteitages, daß die bürgerlichen Klassen verfault sind bis aufs Mark und daß nur die Sozialdemokratie allein noch Ideale hat. Ein Gesetz also, für das der Block stimmt, muß schlecht sein, es sei sonst wie es wolle.

Aber selbst ohne den Druck, der auf solche Weise von rechts und von links her auf die Blockmehrheit ausgeübt wird, ist die Erledigung der drei oben angeführten Aufgaben schwer genug. Da in jedem Falle etwa 15 Stimmen genügen, um die Blockmehrheit zum Falle zu bringen, kommt es auf fast jeden einzelnen Mann an. In dieser Lage versuchen selbstverständlich die an den äußersten Enden stehenden Gruppen, ihr Gewicht in die Wagschale zu werfen, da sie zur Mehrheit nötig sind und sich am wenigsten dem Vorwurf aussetzen wollen, ihre Überzeugung geopfert zu haben. Wieweit das hinsichtlich des Börsengesetzes bei der Wirtschaftlichen Vereinigung zutrifft, muß sich zeigen. Wir hoffen um des wirtschaftlichen Fortschritts willen, den das Gesetz bedeutet, daß die Schwierigkeiten überwunden werden, heute aber können wir vorläufig nur konstatieren, daß sie vorhanden sind. Soweit aber das Vereinsgesetz in Frage kommt, besteht auf unsrer Seite kein Zweifel, daß wir eine ernstliche Berücksichtigung unsrer Bedenken verlangen müssen, wenn wir zustimmen sollen. Das haben die Reden von Müller-Meiningen und Pachnicke deutlich ausgesprochen. Pachnicke hat das Verdienst, die Ablehnung des § 7 (Polenfrage) so bestimmt formuliert zu haben, wie wir es nur wünschen können. Er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß dieser Paragraph anders und zwar sehr anders aussehen muß, wenn das übrige Gesetz für uns ein Gegenstand der Verhandlung sein soll. Ob die Regierung eine Form finden wird, die das Recht auf Muttersprache nicht verletzt, muß sich zeigen; wir unsrerseits stehen Gewehr bei Fuß, bis sie gefunden ist.

Die größte Schwierigkeit aber liegt in den Finanzen. Hier hat die Linke bindend erklärt, daß sie auf kein neues Finanzgrogramm eingeht, welches nicht eine starke direkte Reichssteuer bringt, und ebenso fest hat die Rechte erklärt, daß sie von einer direkten Reichssteuer nichts wissen will. Fürst Bülow versuchte, den Gegensatz dadurch zu überbrücken, daß er darauf aufmerksam machte, die Erbschaftssteuer könne sowohl für eine indirekte wie für eine direkte Steuer gehalten werden und entspreche darum den Wünschen beider Seiten. Das würde auch in der Tat ein sehr guter Ausweg gewesen sein, wenn die Konservativen die Erklärung der Erbschaftssteuer als „indirekte Steuer" angenommen hätten. Das aber ist nicht der Fall. Der konservative Führer v. Normann hat auf dem konservativen Delegiertentage zweimal mit Nachdruck gesagt, daß die Konservativen nicht für eine Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer stimmen wollen. Wenn diese Erklärung endgültig ist, so folgt aus ihr, daß entweder Block und Finanzreform zerbrechen oder daß ein neuer Weg für Erhöhung und gerechtere Verteilung der Matrikularbeiträge (Zahlungen der Bundesstaaten an das Reich) gefunden werden muß. Das widerspricht den Wünschen der Finanzminister der Einzelstaaten und den Traditionen des Herrn von Stengel, aber irgend jemand muß hierbei nachgeben oder über Bord geworfen werden, Bülow oder Stengel oder die Konservativen; denn ganz sicher ist, daß die Linke sich nicht ohne eine Steuerreform gewinnen läßt, die die tragfähigen Schultern belastet.

Alle diese Fragen werden voraussichtlich noch viele Wochen hindurch in den Kommissionen erörtert, und es werden viele Versuche in jeder Richtung gemacht werden. Das Endergebnis läßt sich nicht prophezeien. Wir unsrerseits würden es sehr bedauern, wenn das Zentrum wieder zur Herrschaft käme, weil das die Wiederkehr aller jener schweren Schäden bedeuten würde, die vor einem Jahre abgeschüttelt werden sollten, aber die Verantwortung würde einzig und allein auf diejenigen fallen, die dem Reiche die direkten Steuern versagen und die das Vereinsgesetz mit dem Polenkampfe belasten. Diejenigen, die das tun, helfen in Wirklichkeit dem Zentrum. Die linksliberalen Parteien haben durch ihr Verbleiben im Block genugsam bewiesen, wieviel ihnen an einer zentrumsfreien Reichsregierung liegt. Wir haben trotz vielen Widerstrebens großer Teile unsrer Anhänger den ernstlichen Versuch gemacht, die zentrumsfreie Politik durch unsre Mitwirkung zu ermöglichen, und sind bereit, in derselben Richtung weiter zu arbeiten; aber wenn Regierung und Konservative den Block mit Dingen überlasten, die für uns untragbar sind, dann ist die Grenze dessen erreicht, was der Linksliberalismus leisten kann. Die Erklärungen des Herrn v. Normann sind eine solche Überlastung und ebenso der Polenparagraph. An ihnen entscheidet sich das Schicksal der Regierungsepoche Kaiser Wilhelms II. Er hat aufgehört, Zentrumskaiser zu sein. Es fragt sich, ob er es durchsetzen kann, es niemals wieder zu werden.

Naumann.

Groß-Berlin

I. „Chaos"

Am 21. November 1905 hat Herr v. Bethmann-Hollweg, damals noch preußischer Minister des Innern, den Berliner Oberbürgermeister Kirschner um ein Gutachten darüber ersucht, welche tatsächlichen Mängel sich nach seiner Ansicht aus dem Fehlen einer verwaltungsrechtlichen Verbindung zwischen Berlin und seinen Vororten ergeben und auf welchem Wege diesen Mängeln etwa abzuhelfen sei. Herr Kirschner hat dieses Gutachten am 3. September 1906 erstattet. Damit war die Diskussion über das kommunalpolitische Problem, das in dem Worte Groß-Berlin beschlossen liegt, von neuem eröffnet, und sie scheint nicht so bald wieder verstummen zu wollen. Von den Preßorganen ist in erster Linie das Berliner Tageblatt in mehreren Artikeln für eine umfassende Eingemeindung eingetreten. In einer imposanten Versammlung, die der Liberale Verein für Schöneberg einberufen hatte, haben Vertreter Berlins und zahlreicher Vorortgemeinden sehr energisch eine Beseitigung der jetzigen unhaltbaren Zustände verlangt. In Boxhagen-Rummelsburg und in Schöneberg hat die Angelegenheit bereits die Gemeindekörperschaften beschäftigt. Ein Verkehrszweckverband zwischen Berlin und 23 Vororten ist in der Gründung begriffen. Neuerdings ist ein Ausschuß der Berliner Architektenvereine mit einer Denkschrift hervorgetreten, in der für die gesamte Umgebung Berlins bis Berlau im Norden, Erkner im Südosten, Potsdam im Westen ein einheitlicher Bebauungsplan gefordert wird. Und nun verlautet auch, daß das Ministerium des Innern einen Gesetzentwurf vorbereite, durch den die Staatsregierung der kommunalpolitischen Misère Groß-Berlins ein Ende zu bereiten gedenkt.

Der Komplex von Ortschaften, den wir mit dem Worte Groß-Berlin bezeichnen, wird heute von 3½—4 Millionen Menschen bewohnt. Er umfaßt 25—30 Gemeinden, wenn wir nur diejenigen zählen, die in engster **baulicher Verbindung** mit der Stadt Berlin stehen, 40—50 Gemeinden dagegen, wenn wir alle diejenigen hinzunehmen, die **wirtschaftlich und verkehrspolitisch** mit Berlin zusammenhängen. Jede dieser Gemeinden bildet einen völlig selbständigen kommunalen Körper! Neben Berlin mit seinen 2 Millionen Einwohnern stehen die größeren Städte Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, Rixdorf mit 70000—250000 Einwohnern, stehen aber auch kleinste Gutsbezirke und Landgemeinden, deren Bewohnerzahl zum Teil das erste Tausend nicht erreicht. Die Staatsaufsicht über die Landgemeinden führen die Landräte der Kreise Teltow und Niederbarnim, über die Stadtgemeinden die Regierung in Potsdam, über Berlin großenteils der Oberpräsident der Provinz Brandenburg. Hoffnungslos wird der Wirrwarr dadurch, daß die Gerichtsbehörden, die Polizei und die Postverwaltung ihre Organisation nicht an die nun einmal vorhandenen kommunalen Grenzen angepaßt, sondern sich für ihre speziellen Bedürfnisse neue Bezirkseinteilungen geschaffen haben, die voneinander natürlich auch wieder wesentlich abweichen.

Es ist ohne weiteres klar, daß der Durchschnittsbürger und Durchschnittsbesucher Berlins sich aus diesem Durcheinander unmöglich noch herausfinden kann. Es ist auch klar, daß im Verkehr der Behörden untereinander und zwischen Behörden und Publikum eine Unzahl von unliebsamen Irrtümern und Mißverständnissen, von unnötigen Schreibereien und Laufereien, von langwierigen Auseinandersetzungen und Kompetenzstreitigkeiten entstehen müssen, die durch eine Vereinfachung der Organisation in Fortfall gebracht werden können. Aber so sehr auch diese Übelstände von der Bürgerschaft und den Beamten empfunden werden mögen, ist in ihnen die tiefste Not Groß-Berlins doch keineswegs enthalten. **Was den gegenwärtigen anarchischen Zustand unerträglich macht, ist die ungeheure Erschwerung, die für den sachlichen Fortschritt auf allen Verwaltungsgebieten aus der bestehenden kommunalen Zersplitterung erwächst.** Groß-Berlin ist nicht nur eine bauliche, sondern auch eine wirtschaftlich-soziale Einheit. Die 3—4 Millionen seiner Bewohner leben in Arbeitsgemeinschaft und Wohngemeinschaft. Ihre Bedürfnisse, ihre Forderungen an die Kommune gehen ins Riesenhafte und könnten wohl von der besten kommunalen Organisation stets nur annäherungsweise befriedigt werden; die bestehende **muß** in den wichtigsten Punkten versagen; sie verdammt die Einzelgemeinden dazu, daß auch bei bestem Wollen ihre Arbeit Stückwerk bleibt.

Gehen wir die wichtigeren Gebiete der kommunalen Verwaltung der Reihe nach durch. Auf dem Gebiet des **Bildungswesens** treffen wir sofort auf die befremdliche Tatsache, daß Berlin auf Betreiben der Schulaufsichtsbehörde für die Volksschulen das achtstufige System hat einrichten müssen, während die Vororte das sieben- und sechsstufige beibehalten haben. Die Folge ist, daß die Kinder der Groß-Berliner Bevölkerung, die ja einer starken Fluktuation unterliegt, beim Wechsel des Wohnorts häufig nicht in die gleichen Klassen eintreten und nach demselben Lehrplan unterrichtet werden können wie vordem, und daß im Ganzen die elementarste Bildung der Bevölkerung eine Verschiedenheit aufweist, für die ein innerer Grund nicht vorliegt. Großzügige Reformen im Volksschulwesen, etwa nach Art des Mannheimer Systems, auch nur ein systematischer Ausbau des Hilfsschulwesens sind natürlich unmöglich. Anträge auf Abschaffung der Vorschulen, auf Reform des Schulgeldwesens verfallen der Ablehnung, da im Hinblick auf die konkurrierenden Nachbarorte keine Gemeinde Maßnahmen treffen will, die die wohlhabenden Klassen vom Zuzug in den Gemeindebezirk abschrecken könnten. In Schulhygiene und Schulwohlfahrtspflege leisten die kleineren Gemeinden wenig, weil ihnen die Mittel fehlen; auch die größeren tun weniger als sie könnten, weil sie sich im Hinblick auf die Bevölkerungsfluktuation keinen direkten Erfolg für ihren engeren Bezirk davon versprechen, vor allem aber auch, weil sie nicht durch eine zu fortschrittliche Schulpolitik die minderbemittelten Kreise anziehen wollen. Aus diesem Grunde werden beispielsweise auch die wohlhabenderen Gemeinden bis auf weiteres die Lernmittelfreiheit ablehnen. Die Fortbildungsschule ist in der einen Hälfte der Gemeinden obligatorisch, in den anderen fakultativ; an einen systematischen Ausbau nach größeren Bezirken, wie ihn z. B. München hat, ist nicht zu denken. Die Volksbüchereien und Lesehallen sind planlos über die Stadt verteilt und entbehren jeglichen inneren Zusammenhangs.

Auch für die **Wohlfahrtspflege** ist der Mangel an Zentralisation und gleichmäßiger Arbeitsweise ein außerordentliches Hemmnis. Neben den 40—50 Armenverwaltungen arbeiten in mehr oder minder großer Vereinzelung Hunderte von privaten und konfessionellen Wohlfahrtsvereinigungen, und nur wenige Ansätze zu einer größeren Konzentration sind bis heute vorhanden. Von einer Zusammenfassung, wie sie London und die großen amerikanischen Städte in ihren Charities-Organisation-Societies haben, ist keine Rede. Die großen Mittel, die einzelne Gemeinden für die Tuberkulose-Bekämpfung aufwenden, sind teilweise zum

Fenster hinausgeworfen, solange in anderen Orten die Ansteckungsherde für diese Volksseuche unangetastet bleiben. Das Bedenklichste aber bleibt, daß zahlreiche Gemeinden zur Schaffung der notwendigsten Wohlfahrtseinrichtungen, wie Krankenhäuser, Volksbäder, Siechenhäuser, Kinderheime, überhaupt nicht kommen, weil ihnen die Mittel dazu fehlen oder daß sie den Besitz dieser Einrichtungen mit Kosten erkaufen müssen, die zu ihrem objektiven Werte in keinem Verhältnis stehen.

Zu den allerernstesten Sorgen gibt die Frage Anlaß, wie sich die **Boden- und Wohnungspolitik** Groß-Berlins in Zukunft gestalten soll. Die jetzigen Zustände sprechen aller sozialen Vernunft Hohn. Vor 30 Jahren hatte Berlin mit den 25 benachbarten Vororten rund 1 Million, jetzt hat es über 3 Millionen Einwohner; nach zuverlässigen Schätzungen wird die Bevölkerung in abermals 30 Jahren auf 6 Millionen angewachsen sein. Wo und wie soll dieses zuwachsende Volk unterkommen? Berlin selbst kann höchstens noch ½ Million aufnehmen. Soll nun die Steinwüste, die unsere innere Stadt heute darstellt, sinnlos bis ins Ungemessene weiterwachsen? Soll in einem halben Jahrhundert das, was heute noch an Frische, Widerstandsfähigkeit und Schaffenskraft in unsrer Bevölkerung steckt, endgültig zermürbt sein? Wenn nicht, dann bedarf es eines im wahrsten Wortsinne großzügigen Besiedlungsplanes für die ganze nähere und weitere Berliner Umgebung. Dieser Plan hätte in erster Linie die Erhaltung all' dessen vorzusehen, was heute an Wald, Wiesen und Gewässern um Berlin her noch zur Verfügung steht. In zweiter Linie wären durch sinngemäße Verteilung der Wohn- und Industrieviertel und Schaffung einer vernünftigen Zonenbauordnung wenigstens die elementarsten Grundsätze neuzeitlichen Städtebaues für dieses Riesengebiet in Anwendung zu bringen. Wo ist heute in Groß-Berlin die Instanz, bei der man für diese Lebensfrage des Berliner Volkes Verständnis erwarten, wo das Organ, das hier die Initiative ergreifen könnte? Es ist ein niederdrückender Gedanke, daß nach dieser Richtung nichts geschieht, während auf der andern Seite nicht nur die private Spekulation, sondern, Gott sei's geklagt, auch der preußische Staat darauf ausgeht, für spätere Jahre ein wirksames Eingreifen der Kommunen unmöglich zu machen.

Daß die heutige **Verkehrspolitik** in Groß-Berlin nur einen faulen Kompromiß zwischen den Interessen der Einzelgemeinden und der privaten Gesellschaften darstellt, ist in den letzten Jahren immer klarer geworden. Die beiden Wege, die in jüngster Zeit von den Berliner Gemeinden beschritten worden sind, weisen auf das richtige Ziel hin: man hat den Verkehrszweckverband ins Leben gerufen, weil man einzusehen beginnt, daß die Verkehrspolitik für das ganze Wirtschaftsgebiet Groß-Berlins nach einheitlichen Gesichtspunkten betrieben werden muß, und man ist zur Einrichtung von Verkehrsunternehmungen in eigener Regie übergegangen, weil man die gegenwärtige Abhängigkeit von wenigen mächtigen Gesellschaften als unerträgliche Fessel empfindet. Ob man auf diesen Wegen allerdings in dem Maße vorwärtskommen wird, wie es notwendig wäre, wird von Eingeweihten lebhaft bezweifelt.

Auf die größten Schwierigkeiten stößt schließlich auch die **Finanzpolitik**. Da jede planmäßige Besiedlung fehlte, haben sich im Norden und Osten Berlins zahlreiche Gemeinden gebildet, die fast ausschließlich von industriellen Arbeitern bewohnt werden, deren Etats daher auf der Ausgabenseite erhebliche Posten für Schulen, Armen- und Krankenpflege aufweisen, in den Einnahmen aus Einkommen- und Gewerbesteuer aber hinter den begünstigteren Schwestergemeinden sehr stark zurückbleiben. Mehr und mehr wandert die steuerkräftige Bevölkerung in die westlichen, wohlhabenderen Vororte ab, die dadurch in der Lage sind, für kulturelle und soziale Zwecke sowie für Beamtenbesoldungen große Summen aufzuwenden. Das Bestreben, es der „Konkurrenz" einigermaßen gleichzutun, veranlaßt dann die schwächeren Gemeinden erst recht zu großen Ausgaben, sofern sie nicht in Resignation zurückstehen. Da nun das stärkere Bevölkerungswachstum und mehr noch die veränderte Auffassung über die Aufgaben der Kommunalverwaltung an sich schon das Geldbedürfnis der Gemeinden gewaltig gesteigert haben, stehen die meisten Vororte, wie auch Berlin selbst heute vor ernsten finanzpolitischen Schwierigkeiten. Eine zeitgemäße Ausgestaltung der Finanzpolitik ist aber bei der kommunalen Zersplitterung beinahe unmöglich. Die zweckmäßigsten Wege der Besteuerung für die moderne Gemeinde sind Einkommen- und Wertzuwachssteuer. Da nun in allen Berliner Gemeindeverwaltungen das Bestreben herrscht, die Bevölkerung in möglichst großem Umfange in die eignen Weichbildgrenzen hineinzuziehen, scheut man vielfach vor der Einführung bezw. dem Ausbau gerade dieser Steuern zurück, weil man davon eine abschreckende Wirkung auf das Bauunternehmertum und die wohnungsuchenden Kreise erwartet. So unberechtigt diese Befürchtung sein mag, so sicher wirkt sie heute in zahlreichen Verwaltungen dahin, daß man entweder die Ausgaben an Stellen einschränkt, wo Sparsamkeit geradezu unwirtschaftlich ist, oder durch die unglaublichsten Künsteleien die Gemeindefinanzen immer weiter herunterbringt. Da infolge der fehlenden kommunalen Einheit die großen Verkehrsunternehmungen sowie die Anstalten für Wasser-, Licht- und Kraftlieferung größtenteils in private Hände geraten sind, spielen die Einnahmen aus Regiebetrieben nur in wenigen Gemeinden eine Rolle. Vergegenwärtigt man sich noch die Unsicherheit, die durch den bekannten § 53 des Kommunalabgaben-Gesetzes in die Etatsverhältnisse verschiedener Gemeinden gebracht worden ist, so bedarf es wohl keiner weiteren Belege für die Behauptung, daß auch auf diesem Gebiete die Zustände unhaltbar geworden sind.

Dr. Walter Boßberg.

Ein polnisches Zentrum in Oberschlesien

Die den oberschlesischen Wasserpolacken mit der großpolnischen Bewegung verheißenen goldenen Berge, auf die die polnischen Industriearbeiter noch immer warten, haben der polnischen Reichstagsfraktion von zwölf zu vergebenden oberschlesischen Mandaten in kurzer Frist bereits fünf gebracht! Ein sechstes ist polnisches Zentrum. Nachdem 1898 erst 44 polnische Stimmen gezählt wurden, sind bei der letzten Reichstagswahl 115000 abgegeben worden. Das Zentrum, das hier noch vom **Polentum** mit der Devise: „Keine Stimme einem Polen, der es mit dem Zentrum hält", bekämpft wurde, hat die großpolnische Agitation in der Kulturkampfzeit unbewußt großgezogen. Damals gründete die katholische Geistlichkeit den in polnischer Sprache erscheinenden „Katholik", als Prellbock gegen die Regierung. Der polnische Scherl und einflußreiche Abg. Napieralsky leitet dies Blatt, wie ja fast die gesamte oberschlesisch-polnische Presse ihm untertan ist.

Inzwischen neigte das Zentrum als Regierungspartei einigermaßen zum Hakatismus und wurde schließlich von seiner ehemals gläubigsten Herde bis aufs Blut bekämpft, mit dem Erfolg, daß es allein heute schon fast bedeutungslos in Oberschlesien ist. Bei den Landtagswahlen können aber die feindlichen polnischen und Zentrumsbrüder nichts erreichen, wenn sie sich nicht zu gemeinsamem Kampfe vereinigen. Schon 1903 haben die Polen, da das am Regierungstische sitzende Zentrum von ihnen nichts wissen wollte, zum Landtag die Wahl von Deutschen gegen Zentrumskandidaten verschiedentlich durchgesetzt. Man weiß jetzt auf beiden Seiten, daß, wenn es nicht zu gemeinsamem Vorgehen kommt, die meisten Mandate an die Liberalen und Konservativen verloren gehen. Daher bemühen sich seit Monaten, auf der einen Seite hauptsächlich der Pseudodemokrat Korfanty und vom Zentrum ein so konservativer Mann, wie der Reichsgraf v. Oppersdorff, M. d. R. und M. d. H., für die Wahlen 1908 eine Polen-Zentrum-Koalition herbeizuführen. Da die Zentrumspartei aber noch immer auf den Wink von oben wartet, der sie wieder an die Regierungskrippe bringt, und man taktisch auch daraufhin spekuliert, wer mehr herausschlagen soll bei diesem Kompromiß, so sträubt man sich noch im ultramontanen Lager ein wenig und läßt die Dinge an sich herankommen.

Sehr bemerkenswert ist trotzdem die Rede des verflossenen Reichstagspräsidenten, Grafen Ballestrem auf dem Parteitage der schlesischen Zentrumspartei, die in fast der gesamten nichtultramontanen Presse unbeachtet blieb, obwohl sehr charakteristische Sätze eingeflochten waren: „Von den Feinden unbezwungen, sind wir durch die **Freunde** zu Falle gekommen" ... „Hoffen wir, daß die **Betörten** wieder zur Einsicht kommen" ... Zum Schluß: Daß das Zentrum in

Oberschlesien wieder zu seiner früheren Bedeutung kommt. — Jeder Kenner der Verhältnisse im südöstlichsten Teile Preußens weiß, daß dazu die polnischen Wähler, wie vor allem ihre Polenführer notwendig sind. Also Graf Ballestrem, ehemals als Präsident des Reichstages Hakatist par excellence, ruft die „Freunde" zurück. Dieselbe Flöte spielt der jetzt großpolnische Pfarrer Kapitza anläßlich der Nachwahl in Preß-Rybnik. Die erste Folge eines Paktes, der ja im Polenlager bereits ausnahmslose Zustimmung fand, würde zunächst heißen: gemeinsamer Kampf bei den kommenden Landtagswahlen „zum Schutze der bedrohten katholischen Kirche."

Wie aber unter uns manche sind, die befürchten, der Bülow-Block werde liberale Grundsätze erweichen, so kann hier jedenfalls mit Sicherheit behauptet werden: Dieser Polen-Zentrum-Block müßte die angehende Bildung eines polnischen Zentrums bedeuten, einschließlich des vom Zentrum einst als Sozialdemokrat bekämpften Korfanty, der noch heute die gesamte Polenfraktion majorisiert. Warum? Die Polen können darnach nie mehr das Zentrum in früherem Maße als die volksfeindlichste aller Parteien hinstellen. Zudem ist es ja gleich ihnen heute in der Opposition. Kommt noch hinzu, daß die überwältigende Fülle von Macht, die man den Polen nachrühmte, bei dem letzten Bergarbeiterstreik empfindliche Einbuße erlitten hat, so ist erst recht verständlich, daß sich die Polen gar nicht ungern an den Zentrumsturm anlehnten. Diese Entwicklung kann deutsche Mandate gefährden. Aber sie ist eine gewisse Notwendigkeit. Hat sie sich vollzogen, dann erhält dieser politische Wetterwinkel einmal klare Verhältnisse.

Man kann heute nicht mehr Prophet sein. Zweifellos hat Naumann recht, wenn er wünscht, daß die Lösung der Polenfrage nicht erzwungen wird. Man muß abwarten können. Dann wird sich herausstellen, ob die Ansätze eines regierungsfreundlichen Polentums fruchtbar werden und im Verfolg davon die Scheidung der Geister nach politischen Grundsätzen eintritt. Wie sehr die heutige Regierungspolitik einer solchen Gesundung entgegenwirkt, braucht an dieser Stelle nicht gesagt zu werden. In Oberschlesien bekommt es schon die Polizei durch Drangsalierung (behördliches Saalabtreiben usw.) genügend fertig, die nationalen Instinkte der Wasserpolacken gegen den preußischen Staat aufzupeitschen. Die neuere Polenpolitik kann hier an der galizischen Grenze nur den „Erfolg" bringen, diese ursprünglich wirtschaftliche Bewegung zu einer deutschen Gefahr zu gestalten.

Martin Faerber.

Beamtenwünsche zum Marineetat

In der letzten Woche der Reichstagstagung hat die Budgetkommission sich mit dem Marineetat beschäftigt. Die Notwendigkeit des neuen Flottengesetzes wurde von allen bürgerlichen Parteien zugegeben, fast ebenso einmütig wurde die Agitationsmethode des Flottenvereins verurteilt. Über diese Dinge will ich mich jetzt nicht weiter auslassen, ich möchte nur die Ausführungen, die der Abgeordnete Mommsen dankenswerterweise über die Lage und die Wünsche von Beamten, Monatslöhnen und Arbeiten der kaiserlichen Werften gemacht hat, im einzelnen etwas ergänzen. Denn — merkwürdiger oder nicht merkwürdigerweise — die Ausführungen des Abgeordneten Mommsen fanden nicht den Widerhall bei den übrigen Parteien, den sie meines Erachtens hätten finden müssen. Unsre Flotte muß gefördert werden, darüber sind wir alle einig, aber Staatsbetriebe sollen auch Musterbetriebe in sozialer Hinsicht sein oder es wenigstens werden, darüber sollen wir den andern Parteien nie einen Zweifel lassen.

Da sind z. B. die Werftschiffsführer und die Werftmaschinisten schon mehrfach mit Bittgesuchen an den Staatssekretär des Reichsmarineamts herangetreten, ihr Gehalt aufzubessern und sie in die Klasse der mittleren Beamten einzureihen. Die Budgetkommission hat diese Gesuche im Jahre 1904 und 1905 zur Erwägung und 1906 zur Berücksichtigung überwiesen. Ganz mit Recht, diese beiden Gruppen haben vom Jahre 1875 an, wo sie eingerichtet wurden, noch keine Aufbesserung ihres Gehaltes von 1500—2100 M. erhalten. Sie fordern jetzt ein Höchstgehalt von 2700 M. und 432 M. Wohnungsgeld. Ein erneutes Gesuch vom Juni 1907 wurde jedoch zur allgemeinen Verwunderung von der Kaiserl. Werft nicht an die Zentrale in Berlin weitergegeben. Diese Weigerung ist um so unverständlicher, als die Werftressortverwaltung gleichlautende Gesuche im Jahre 1905 anerkannt, sie warm zur Annahme empfohlen und diese noch 1906 wieder befürwortend vorgelegt hat.

Da gibt es ferner die große Gruppe der Bureaugehilfen, Lohnschreiber, Maschinenschreiber usw. Eigentlich sollten diese Leute nur zu rein mechanischen Arbeiten, wie Abschreiben, Aktenheften usw. verwendet werden. Diese Art der Beschäftigung besteht aber seit einer Reihe von Jahren nicht mehr. Die Lohnschreiber müssen die gesamte Lohnberechnung der Werft vornehmen und ausführen. Jeder, der einen größeren Fabrikbetrieb kennt, weiß, welche Mühe und Sorgfalt dazu gehört, um Lohnbücher ordentlich zu führen. Und nun erst bei der Kaiserlichen Werft! Da wird jedes Stück Material, jeder Nagel und jedes Handwerkzeug vielfach verrechnet, da wird die peinlichste Stundenkontrolle und die genaueste Akkordübersicht geführt. Das ist eine Arbeit, die jeden Kalkulator voll beschäftigen würde. Tatsächlich tun die Lohnschreiber Beamtendienste, haben Arbeit und Verantwortlichkeit wie Beamte, aber nicht entsprechende Bezüge. Sie verdienen nicht mehr oder vielfach noch weniger als die schlechtbesoldeten Handlanger der unteren Lohnklasse. Der kann, wenn er guten Akkord hat, im Monat über 120 M. verdienen, das ist aber für einen Lohnschreiber das Höchstgehalt! Mit 100 M. fängt er an. 1906 wurde die Arbeitszeit der Werkstattarbeiter unter gleichzeitiger Erhöhung des Stundenlohnes um eine Stunde verkürzt, die Arbeitszeit der Monatslöhner aber um eine Stunde verlängert — das Gehalt leider nicht. Zur selben Zeit wurde eine neue Kategorie „Bureaugehilfen" geschaffen, die bis 150 M. monatlich erhalten sollten. Alte Zivilanwärter unter den Lohnschreibern, die 15 und mehr Jahre Dienstzeit hinter sich hatten, wurden aber leider nicht in diese Stellen befördert, sondern mußten hinter um 10 Jahre jüngeren Anwärtern zurückstehen. Neuerdings ist es überhaupt für einen Zivilanwärter fast aussichtslos geworden, Bureaugehilfe zu werden!

Wie schlecht die kaiserliche Werft die Bureauarbeit im Gegensatz zur Handarbeit entlohnt, geht aus nachfolgender Tabelle hervor:

Durchschnittlicher Monatsverdienst von		Durchschnittsmonatslohn von	
Schaltbrettwärtern:	225,50 M.	Lohnschreibern:	101,12 M.
Mechanikern:	155,75 „	Maschinenschreibern:	99,60 „
Kupferschmieden:	162,50 „	Magazingehilfen:	113,70 „
Heizern:	115,— „	Bureaudienern:	90,80 „
Handlangern:	115,25 „	Telephonisten:	93,— „

Diese Bezüge reichen bei den jetzigen Preisen für Lebensmittel und Wohnungen keineswegs aus. Die Bezüge müssen schleunigst erhöht werden. Dann muß der Lohnschreiber entsprechend seinen Leistungen allmählich in das Beamtenverhältnis überführt werden mit einem Gehalt von mindestens 1500 M., steigend bis 2100 M.

Besondere Beschwerden werden noch auf der Torpedowerkstatt in Friedrichsort erhoben. Da gibt es seit 1903 eine Aufrückfrist von 3 Jahren für Lohnschreiber. Bis zum 1. April 1907 wurde strikte nach dieser Vorschrift verfahren; da wurden plötzlich 14 Schreiber in ihrem Gehalt erhöht, die zum Teil erst 1½ Jahr, zum Teil erst ½ Jahr auf ihrem Lohnsatz gestanden hatten. Eine Bitte, bei der Erhöhung mitberücksichtigt zu werden, wurde Schreibern abgeschlagen, die eine Dienstzeit von 12—20 Jahren hatten. Solches Verfahren muß natürlich Bitterkeit verursachen. Im Juli 1907 teilte das Reichsmarineamt der Torpedowerkstatt mit, daß ⅘ der Bureaugehilfen zum 1. April 1908 Beamtenqualifikation und ein Gehalt von 1680 M. bekommen sollten. Die Hälfte solle aber aus Militäranwärtern bestehen. Die Torpedowerkstatt lehnte das Anerbieten für sich ab, da sie Militäranwärter als Beamte nicht gebrauchen könne, weil die Vorgesetzten dieser Beamten selbst noch aktive Militärs sind. Nun sind aber 24 Bureaugehilfen in Friedrichsort beschäftigt, es müßten also doch unter allen Umständen mindestens 10 in diese neuen Beamtenstellen einrücken können. Bis jetzt ist das aber noch mit niemandem passiert. Die Bureaugehilfen beschweren sich um so mehr hierüber, weil von den Zeichnern jetzt wieder ein Teil als Beamte festangestellt sind, nun nur die halben Steuern gegen früher zahlen und auch eine Teuerungszulage von 100 M. erhalten haben. Sie wünschen daher, daß man auch für sie im Etat 1908 eine entsprechende Anzahl Beamtenstellen schafft. Soviel für heute.

W. Struve.

Unsre Bewegung

Aus dem Parteibureau des Wahlvereins der Liberalen wird uns geschrieben: „Aus verschiedenen Organisationen kommt der Wunsch nach Flugblättern und Broschüren für Agitationszwecke. Abgesehen davon, daß der Wahlverein in letzter Zeit eine ganze Reihe neuer Broschüren herausgegeben hat, die zu billigem Preise zur Verfügung stehen, soll besonders darauf hingewiesen werden, daß es sich empfehlen dürfte, Flugblätter an Ort und Stelle drucken zu lassen. Die Druckkosten sind dabei ganz gering. Der große Vorteil liegt aber darin, daß man solche Flugblätter ganz nach den Lokalverhältnissen einrichten und damit viel zugkräftiger gestalten kann als solche, die in der Zentrale hergestellt werden und für ganz Deutschland gelten sollen."

Steglitz. Am letzten Montag ist unser neugegründeter liberaler Verein für Steglitz und Umgegend mit einer großen Naumann-Versammlung zum ersten Male an die Öffentlichkeit getreten.

Nahezu 2000 Menschen hörten den geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung des Liberalismus in Deutschland und die Beurteilung der gegenwärtigen politischen Tagesaufgaben mit gespanntester Aufmerksamkeit an. Den Hauptnachdruck legte Naumann, dem Versammlungsthema entsprechend, auf die gegenwärtige Teurung und die Preußische Wahlrechtsreform. Eine lebhafte Diskussion, an der sich Graf Bothmer aus München, Dr. Kalisch und Weinhausen von unsrer Seite, die Sozialdemokraten und der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie von den Gegnern beteiligten, drehte sich in der Hauptsache um die Polenfrage. Eine scharfe Resolution zugunsten der Wahlrechtsreform wurde angenommen. 42 Mitglieder traten sofort dem Verein neu bei, und einige 70 Herren baten um Einladung zu ähnlichen Veranstaltungen des neuen Vereins, der nun schon bald 100 Mitglieder hat.

Die Versammlung hatte ein eigenartiges Vor- und Nachspiel in der Presse. Ein Vorstandsmitglied des volksparteilichen Vereins in Steglitz klagte öffentlich Weinhausen und Schöning des unlauteren Wettbewerbs an, weil sie in ihren Bekanntmachungen das Bestehen der volksparteilichen Organisation am Ort mit Stillschweigen übergangen und statt dessen auf das Wachstum liberaler Stimmen in Steglitz bei den letzten Reichstagswahlen hingewiesen hätten. Der Herr verschweigt, daß vor Begründung unsrer Gruppe wiederholt der Antrag auf Eintritt unsrer Parteifreunde in den volksparteilichen Verein gemacht, aber jedesmal bestimmt zurückgewiesen wurde. Wir würden auf diese Sache hier ebensowenig eingehen, wie wir es in der Steglitzer Lokalpresse getan haben, wenn nicht — die „Freisinnige Zeitung" die verärgerte Steglitzer Notiz unter der Überschrift „Seltsamer Wettbewerb" übernommen hätte. Die Redaktion der „Freisinnigen Zeitung" hätte nur im Nachbarzimmer nachfragen brauchen, um zu erfahren, daß unsre Freunde Weinhausen und Schöning in der denkbar loyalsten Weise bei Gründung der neuen Organisation vorgegangen sind.

Hamburg, Sekretariat: H. Haupt, Rentzelstr. 17. Es ist nicht möglich, über alle die zahlreichen größeren und kleineren Versammlungen unsres Vereins in der „Hilfe" zu berichten, wir müssen den für Versammlungen verfügbaren Raum den Vereinen überlassen, die nicht wie wir über eine gute Presse verfügen. Zweierlei Veranstaltungen in Hamburg sind aber wohl von allgemeinerem Interesse. Die Arbeit unsrer Jugendgruppe und der sozialpolitische Vortragskursus über die Arbeiterfrage. Die Jugendgruppe, 60 junge Männer, meist zwischen 20 und 30 Jahren, arbeitet unermüdlich. In der Nacht zum 22. Nov. zogen unsre „Jungen" aus, um Plakate anzukleben für eine Versammlung mit dem Thema L. Rosenbachers: „Liberale Zukunft". Dann rückte die sozialdemokratische Jugend zum Zweikampf an, bei dem sich unsre jungen Leute wacker schlugen (nicht wörtlich zu nehmen). Nun haben die Sozis wieder die Liberalen herausgefordert für ihre Versammlung. — Die Arbeitervorträge Haupts finden regelmäßig alle 14 Tage statt. Der Besuch ist ein ständiger, guter, in der Mehrzahl Arbeiter, insbesondre Metallarbeiter, aber auch Buchdrucker, Kürschner, Holzarbeiter, Lederarbeiter, ferner eine Anzahl Handlungsgehilfen, Beamte, Arbeiterinnen, Lehrerinnen usw. nehmen teil. Die Teilnehmer an dem Kursus erhalten nach dem Referat Haupts einen Teil des behandelten Themas für eine schriftliche Arbeit, die sie dann am nächsten Abend möglichst frei vorzutragen haben. Es ist erstaunlich, welchen Fleiß und welchen Eifer die Teilnehmer entwickeln, um selbst die schwierigsten Aufgaben zu überwinden. Im ganzen sollen in diesem Winterhalbjahr 14 Vorträge stattfinden, von denen die ersten 5 von durchschnittlich 30 Teilnehmern besucht waren.

Bergedorf b. Hamburg. Lib. Verein. V.: Lehrer Hans Matthiesen. Am 12. November fand unsre diesjährige gutbesuchte Generalversammlung statt, in der über Blockpolitik und die Arbeit des verflossenen Jahres gesprochen wurde. Der bisherige Vorstand wurde, durch einige Beisitzer ergänzt, einstimmig wiedergewählt. Es wurde besonders Bedacht darauf genommen, den Vorstand aus allen Schichten, vom Arbeiter bis zum Fabrikanten, zusammenzusetzen. Am 5. Dezember sprach unser überaus rühriger Parteisekretär Haupt in sehr stark besuchter öffentlicher Versammlung über „Arbeiterfrage und Liberalismus". Am 8. Dezember veranstalteten wir unsre erste diesjährige Agitationsversammlung im Hamburger Landgebiet, in Curslack, die ebenfalls gut besucht war. Haupt sprach in packender Rede über „Landwirtschaft und Liberalismus" und Lehrer Stackenhoff-Geesthacht, unser Bürgerschaftsmitglied für diesen Bezirk, über „Die Tätigkeit der Bürgerschaft fürs Landgebiet". In beiden Versammlungen kam es durch das Eingreifen sozialdemokratischer Redner zu lebhaften Debatten, besonders über die Blockpolitik. Auch die liberalen Redner betonten scharf, daß der Liberalismus aus dieser Konstellation herauskommen müsse, ohne durch Verletzung irgendeines seiner Grundsätze an seiner Seele Schaden genommen zu haben. In allen Versammlungen zeichneten sich neue Mitglieder ein.

Harburg. Liberaler Verein. V.: Amtsgerichtsrat Dr. Herz. Am 10. Dezember fand in Harburg unter Leitung von Amtsgerichtsrat Dr. Herz eine von weit über 1000 Personen besuchte Volksversammlung, einberufen vom liberalen (freisinnigen) Verein, statt. Dr. Th. Barth sprach über das Unrecht des preußischen Drei-Klassenwahlsystems. Die Versammlung nahm am Schluß mit allen gegen 4 Stimmen eine Resolution an, die die Beseitigung des heutigen Wahlrechts und die Gründung einer freisinnigen Agitationszentrale forderte.

Geestemünde. Verein der Freisinnigen. V.: Cordes, Bremerhaven. Vom 3.—8. Dezember war Generalsekretär Weinhausen hier anwesend und sprach in fünf öffentlichen Volksversammlungen in Orten an der Weser und Elbe. Sämtliche Versammlungen waren gut besucht. Die Leher Sozialdemokraten benahmen sich unter Führung ihres Führers Haverkamp so wenig diszipliniert, daß eine formale Erledigung einer scharfen Resolution zugunsten des Reichstagswahlrechts nicht stattfinden konnte. Sie besorgten an dem Abend durch Reden und Auftreten nur die Geschäfte der Reaktion, wie auch Weinhausen ihnen mit Recht entgegenhielt. In einer stark besuchten Vertrauensmännerversammlung des 19. hannöverschen Wahlkreises, an der auch Weinhausen teilnahm, wurde beschlossen: 1. einen besonderen Arbeitsausschuß zu bilden, der die Agitations- und Organisationsarbeit hauptsächlich in den ländlichen Bezirken planmäßig betreibt; 2. ein Zusammenarbeiten der Liberalen in den benachbarten hannöverschen Wahlkreisen einzuleiten; 3. an einer eignen Reichstagskandidatur der Linksliberalen festzuhalten; 4. die Vorarbeiten für die kommende Landtagswahl im Kreise „Lehe-Geestemünde" sofort und mit allem Eifer aufzunehmen. Die Parole heißt: „Das Reichstagswahlrecht für Preußen!" Am 11. Dezember hielt der Verein seine regelmäßige Monatsversammlung ab, an der sich zum ersten Male Frauen beteiligten.

Krossen a. O. Liberaler Wahlverein. V.: Fabrikbesitzer E. Mann. Am 10. Dezember sprach in sehr gut besuchter öffentlicher Versammlung Graf Bothmer-München über „Blockpolitik und die heutigen politischen Tagesfragen". Das Wesentliche sei heute die Ausschaltung des Zentrums. Dadurch werde die Durchsetzung liberaler Forderungen möglich. Was das Vereinsgesetz anbetreffe, so müßte der Sprachenparagraph allerdings fallen, wenn die Liberalen zustimmen sollten. Gegen die Finanznot würde die Einführung direkter Reichssteuern anzuwenden sein. Zum Schluß forderte Redner das Reichstagswahlrecht für Preußen. Eine entsprechende Resolution wurde angenommen.

Düsseldorf. V.: Br. Pörsch, Immermannstr. 41. Der kürzlich hier ins Leben getretene Verein der Linksliberalen (Freisinnige Vereinigung für Düsseldorf und Umgegend) veranstaltete am 4. Dezember seine erste öffentliche Kundgebung. Dr. R. Breitscheid-Berlin sprach in einer namentlich auch aus Bürgerkreisen gut besuchten Volksversammlung über das Thema: „Fort mit dem preußischen Dreiklassenwahlsystem". Der Redner fand stürmischen Beifall. — Einstimmig wurde eine Resolution angenommen, welche die Ersetzung des preußischen Drei-Klassenwahlsystems durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht und von der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft die Einsetzung einer Agitationszentrale zur Propaganda in der Wahlrechtsfrage forderte. — Die Versammlung, welche einen ausgezeichneten Verlauf nahm, brachte der Freisinnigen Vereinigung 22 neue Mitglieder.

Essen. Liberaler Verein. V.: Oberlehrer Vogeler, Kurfürstenstraße 41 II. Vereinsabend: 1. Dienstag im Monat im Hotel „Stadt Elberfeld" Steelerstr. Am 6. Dezember sprach Dr. Breitscheid über: Liberalismus, Wahlrecht, Frauenfrage. Redner erörterte eingehend, was der Block bisher gebracht hatte und was er noch verspräche. Er betonte die günstige Lage Bülows, die Blockparteien gegen einander ausspielen zu können. Die wichtigste liberale Forderung sei die Einführung des Reichstags-Wahlrechts in Preußen, und zwar unter Berücksichtigung der Frauen. Überall, wo die Frauen im Parlament säßen, seien große soziale Fortschritte zu verzeichnen. Der Landtag habe in Sozialpolitik, Schul- und Kirchensachen nur Rückständiges geschaffen. Es müsse ohne Rücksicht auf Bülows Blockpolitik ein Volkssturm entfacht werden. Dem Vortrage folgte eine lebhafte Aussprache. Zum Schluß fand eine Resolution einstimmige Annahme, in der die Einführung des Reichstags-Wahlrechts für den preußischen Landtag, und zwar unter Berücksichtigung der Frauen gefordert wurde.

Köln. Sozialliberaler Verein. (V. Dr. Pohlschröer, Marzellenstraße 12a.) Am 8. Dezember veranstaltete der sozialliberale Verein eine stark besuchte öffentliche Versammlung mit Dr. Breitscheid aus Berlin als Redner über das Thema: Liberalismus, Block und Wahlrecht. Die Versammlung, an der auch Angehörige andrer Parteien teilnahmen, nahm einen imposanten Verlauf. In fesselnder und anregender, von Beifallsrufen unterbrochener Rede charakterisierte der Redner den Block und seine Wertlosigkeit für den entschiedenen Liberalismus und leitete daraus die Forderung ab: Nicht Block und Wahlrecht, sondern Block oder Wahlrecht. Die sich an den Vortrag anschließende Aussprache ergab eine erfreuliche Einmütigkeit der Anwesenden in dem Willen, an der Erreichung der Volksforderung des Tages: der Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts mitzuarbeiten. Eine Resolution in diesem Sinne wurde einstimmig angenommen.

Hörde. Sozialliberaler Verein. V.: Postsekretär Albert Brenningkamp. Nächster Vereinsabend: Mitte Januar, Hauptversammlung. Vereinslokal: Röder. Am 7. d. Mts. hielt Dr. Breitscheid einen glänzenden Vortrag über das preußische Drei-Klassenwahlrecht und seine Beseitigung. Der Vortrag war die schärfste Verurteilung des Systems. Nach anregender Diskussion, in der sich sämtliche Redner für das Reichstagswahlrecht aussprachen, wurde eine entsprechende Resolution einstimmig angenommen.

Sachsen. Auf altem nationalsozialen Boden, in Oberlungwitz (Amtshauptmannschaft Glauchau) ist dank der großen Rührigkeit des Herrn Bahmer am 10. Dezember die Gründung eines liberalen Vereins zustande gekommen. Angehörige aller Berufsschichten sind dem Verein beigetreten. Zum Vorsitzenden wurde Herr Lehrer Carl Rose gewählt. Zu unsrer Freude haben sich dem Verein auch eine Anzahl Volksparteiler angeschlossen. In der ersten Mitgliederversammlung am 3. Januar 1908 wird Parteisekretär Ehrich, Leipzig, über das Thema: „Liberalismus und Arbeiterschaft" sprechen.

Leipzig. Liberaler Verein. V.: Dr. med. Langerhans, Petersteinweg 10. Am 3. Vortragsabend unsres Beamtenausschusses am 2. Dezember sprach Herr Herm. Frischbutter über die Lage der preußischen Eisenbahnbeamten. Die Teilnahme der Beamtenschaft war diesmal noch stärker als an den vorhergegangenen Abenden. — Die Generalversammlung am 10. Dezember beschäftigte sich vorwiegend mit geschäftlichen Angelegenheiten. Herr Dr. Barge referierte sehr eingehend über die Sitzung des erweiterten Parteivorstandes in Berlin vom 23. und 24. November.

Mittau. Liberaler Verein. V.: Lehrer Schiefer. In der Vereinssitzung vom 13. Dezember erstattete zunächst Lehrer Lange einen ausführlichen Bericht über die Versammlung des „Liberalen Landesverbandes" in Leipzig. Im Anschluß an diesen Bericht wurde mit großer Stimmenmehrheit der Anschluß an den Verband beschlossen. Lehrer Br. Möller referierte sodann über einige Kapitel aus Naumanns „Demokratie und Kaisertum". Die ausgelegten politischen Schriften, Broschüren und Bücher fanden einen guten Absatz. Ferner ist im Verein eine „Hilfe"agentur begründet worden. Am 18. Januar 1908 wird der Vorsitzende des Landesverbandes, Dr. Langerhans-Leipzig, im hiesigen Verein über die „Aufgaben des neuen Liberalismus" sprechen. Die politischen Freunde der benachbarten Vereine werden schon hierdurch zu diesem Vortrage freundlichst eingeladen.

Herzogtum Sachsen-Altenburg. Im Altenburger Verein (Vorsitzender Rechtsanwalt Dr. Höfer) sprach Lehrer Seyfarth über Fr. Wachnickes Broschüre „Liberalismus als Kulturpolitik", während in einer folgenden Sitzung Rechtsanwalt Mehnert über den „Bülowblock und den Liberalismus" unter Zugrundelegung von Dr. Breitscheids Schrift referierte. Rechtsanwalt Dr. Höfer besprach den Reichsvereinsgesetz-Entwurf, der uns Altenburgern wenig Fortschritte, wohl aber eine Reihe Rückschritte bringt. Wenn nicht größere liberale Zugeständnisse von der Regierung gemacht werden, sollen die Liberalen lieber wieder ihre eignen Wege gehen. Im Eisenberger Verein (Vors. Fabrikbesitzer Dr. E. Kämpfe) sprach Lehrer Gruber über das Altenburger Landtagswahlrecht und forderte Einführung des Reichstagswahlrechts unter Anwendung des Proportionalwahlsystems. Der Meußelwitzer Verein (Vors. Mittelschullehrer Reichardt) stand während der letzten Wochen im Wahlkampfe um ein Mandat zum Gemeinderat. Der liberale Kandidat unterlag in der 2. Abteilung mit wenigen Stimmen. — Die Vertrauensmännerversammlung des liberalen Landesvereins, welche in Gera tagte, beschloß, an Regierung und Landtag die Aufforderung um Einführung des Reichstagswahlrechts zum Landtage zu richten.

Weimar. V.: Dr. Bette. Der Beamtenausschuß des hiesigen Liberalen Vereins ist rührig an der Arbeit. In der letzten Sitzung, zu der eine Anzahl Postbeamten eingeladen und erschienen war, wurde über wichtige Fragen der Postbeamten referiert. Nach eingehender Beratung wurde beschlossen, die wichtigsten der vorgebrachten Wünsche dem Hauptausschuß in Berlin als Material zu überweisen. In der nächsten Sitzung sollen brennende Fragen der Staatsbeamten erörtert werden. Das vom Hauptausschuß herausgegebene Programm über liberale Beamtenpolitik soll in den hiesigen Beamten- und Privatbeamtenvereinen in großer Anzahl zur Verteilung gelangen.

Frankfurt a. M. Nationalsozialer Wahlverein. V.: Oberlehrer Nierhaus, Tannenstr. 7. Am letzten Vereinsabend behandelte Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer das Reichs-Vereins- und Versammlungsrecht. In interessanter und drastischer Weise kennzeichnete er das neue Gesetz, das zwar im ganzen einen kleinen Fortschritt bringe, aber vor allem durch den § 7 (Sprachverbot) für den Liberalismus unannehmbar sei. Von einem Entgegenkommen gegen diesen könne überhaupt nicht gesprochen werden, da schon vor 10 Jahren ein Antrag Rickert für ein freies Vereins- und Versammlungsrecht vom Reichstag mit großer Mehrheit angenommen, aber vom Bundesrat nicht genehmigt worden sei. In der lebhaften Diskussion verlangte u. a. der sozialdemokratische Arbeitersekretär Heiden die Ausdehnung des Begriffs „Reichsangehörige" auf alle „Reichseinwohner" im Interesse der Arbeiterorganisierung. Der ganze Entwurf habe keinen Wert, da er durch den unbestimmten Begriff „öffentliche Angelegenheiten" allen Polizeichikanen gegen Gewerkschaften usw. freien Spielraum lasse. Amtsrichter Müller-Vilbel gab Beispiele aus der freieren hessischen Praxis, und Janson-Homburg v. d. H. berichtete über Auflösung von Gewerkvereinsversammlungen aus den nichtigsten Gründen. — Nächste Versammlung Freitag den 10. Januar 1908, Stadt Ulm, Schäfergasse. Dr. Ernst Cahn spricht über „Proportionalwahlrecht".

Oppenheim a. Rh. Liberaler Verein. V. Ang. Lawall. V.-A.: Jeden 1. Montag im Monat. V.-L. „Zum Schwanen." Nach einem Referat des Herrn Alb. Kuhlmann-Darmstadt über das neue Reichsvereinsgesetz wurde nachstehende Resolution gefaßt: „Der liberale Verein zu Oppenheim protestiert gegen die im Reichsgesetz enthaltene Verschlechterung des Vereinsrechts und fordert die Vertreter Hessens im Reichstage auf, gegen jede Beeinträchtigung unsres hessischen freiheitlichen Vereins- und Versammlungsrechts zu wirken." Kaufmann Carl Hertz referierte über „Ziele des Liberalismus und Block." Die Ausführungen endigten mit der Ermahnung, während der Blocktätigkeit den Liberalismus zu festigen und zu erweitern, damit er beim Bruch des Blocks stärker aus ihm heraustritt, als er in ihn eingetreten ist.

Nürnberg. Nationalsozialer Verein. V.: Lehrer A. Glück, Lauferg. 21. Am 28. November sprach in einer gut besuchten Versammlung Dr. Breitscheid über das aktuelle Thema: „Liberalismus und Blockpolitik". Ausgehend von der Betrachtung, wie der Block sich zu dem entwickelte, was er heute ist, übte der Redner scharfe sachliche Kritik an dem Bülowblock. Nach des Redners Ansicht ist es bedauerlich, daß der entschiedene Liberalismus, durch einen unglücklichen Zufall veranlaßt, diese Politik Bülows mitgemacht hat. Das Börsengesetz kann nicht als Konzession an den Liberalismus angesehen werden. Viel wichtiger für das Volk ist dem Referenten die Frage, was in der liberalen Ära geschieht, um billiges Fleisch und Brot zu geben. Das Vereinsgesetz, das auf der einen Seite gibt, auf der andern Seite nimmt, kann kein Liberaler akzeptieren. Es bildet eine gefährliche Waffe gegen das freie Koalitionsrecht der Arbeiter. Solange die Blockpolitik nicht auf Preußen übertragen wird, ist unter dem Zeichen des Blocks konservativ Trumpf. Der Liberalismus kann zu der Regierung kein Vertrauen haben, solange keine Wahlreform in Preußen in Aussicht gestellt wird. Die Liberalen müssen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht verlangen. Wenn es nicht möglich ist, innerhalb des Blockes die liberalen Forderungen zu verwirklichen, dann lieber los vom Block! Reicher Beifall lohnte die trefflichen Ausführungen des Redners; ein Beweis, wie sehr man bei uns seine Ansicht über die gegenwärtige Blockpolitik teilt.

Karlsruhe. Nationalsozialer Verein. V.: Prof. Hausrath. Sitzung am 2. Montag jeden Monats in der „Goldenen Krone". Am Dienstag, den 10. Dezember sprach in gutbesuchter Versammlung im großen Saal der „Eintracht" Dr. Rohrbach über „unsre kolonialen Lehrjahre". Der ebenso in der Kritik der verkehrten Regierungsmaßnahmen der vergangenen Zeiten wie in den hoffnungsvollen Erwartungen für die Zukunft lehrreiche Vortrag fand starken Beifall. In der sehr lebhaften Diskussion suchten namentlich der Vorsitzende des hiesigen Zweigvereins der Kolonialgesellschaft Geh. Hofrat v. Seubelhäuser und der durch seine Studien über die Bewässerungsfrage in Südwestafrika bekannte Prof. Rehbock von der hiesigen technischen Hochschule eine günstigere Beurteilung der Landgesellschaften zu verteidigen. Sie gaben so Dr. Rohrbach die Gelegenheit, in gründlicher Beweisführung die Richtigkeit unsres Standpunktes in dieser für die Zukunft der kolonialentscheidenden Frage zu erhärten.

Geislingen a. d. Steige. Liberaler Verein. V. Oberpostass. K. Kübler. Vereinsabend: 1. Freitag im Monat. Am Samstag, den 30. November sprach hier Dr. Breitscheid-Berlin in öffentlicher Versammlung über „Liberalismus und Blockpolitik". In großzügigem, fesselndem Vortrag legte der Redner dar, daß es dem Reichskanzler bei der Proklamierung des Blocks nur um die Bewilligung nationaler, nicht aber liberaler Forderungen zu tun gewesen sei und es ihm mit der Verwirklichung letzterer schon deshalb nicht ernst sein könne, da er es mit seinen konservativen Freunden nicht verderben wolle. Auf die Nationalliberalen sei in der ernsten Vertretung liberaler Forderungen am allerwenigsten Verlaß. Stürmischer Beifall lohnte dem Redner für seine mit zwingender Logik gemachten Ausführungen. Der Mut unsrer hier allmächtigen Nationalliberalen zeigte sich darin, daß sie durch Verlassen des Saales der Diskussion auswichen.

Soziale Bewegung

Passive Resistenz im Leipziger Buchhandel. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß unter allen kaufmännischen Angestellten diejenigen des Buchhandels mit am schlechtesten stehen. Lohn, Arbeitszeit, soziale Stellung: alles läßt viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig. In Leipzig haben nun Verhandlungen zwischen den Organisationen der Prinzipale und

der Buchhandlungsgehilfen stattgefunden, um ein Mindestgehalt von 110 M., eine Teurungszulage und eine geregeltere Arbeitszeit zu erlangen. Von Prinzipalsseite wurden unverbindliche Zugeständnisse gemacht, die zugesagten weiteren Verhandlungen schienen nicht ganz aussichtslos zu sein: da drängte die in Leipzig starke sozialdemokratische Gehilfenorganisation zum Kampf und beschloß, gegen den Willen der bürgerlichen Gehilfenorganisation und ihres verdienten Leiters Dullo, sofort in die „passive Resistenz" einzutreten. Dieser Beschluß ist zwar erklärlich durch den langjährigen Druck, unter dem die Buchhandlungsgehilfen leiden, und durch die Übergehung der sozialdemokratischen Gehilfenorganisation bei den Einigungsverhandlungen; trotzdem bleibt der Beschluß überaus bedauerlich, weil er den Erfolg der weiteren Verhandlungen gefährdet, die Prinzipale zum Widerstand reizt und ein wichtiges Kampfmittel vorzeitig abnutzt. Hoffentlich behalten die besonneneren Elemente auf seiten der Prinzipale und der Gehilfen genügenden Einfluß, um die friedlichen Verhandlungen trotz der sozialdemokratischen Unbesonnenheit erfolgreich zu Ende zu führen.

Die Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände hat unter der Leitung des Hüttenbesitzers Vopelius am 7. Dezember in Berlin eine von fast allen Industrien des Deutschen Reiches zahlreich beschickte Generalversammlung abgehalten. Im Jahresbericht über das dritte Geschäftsjahr dieser mächtigsten Unternehmerzentrale Deutschlands wurde mit Befriedigung eine Abnahme der Streikbewegung konstatiert und auf die Erstarkung der Arbeitgeberorganisation zurückgeführt. Uns will scheinen, daß die Aussicht auf die niedergehende Konjunktur mit dazu beigetragen hat, die Arbeiter in den drei ersten Vierteln dieses Jahres (auf die sich die Statistik bezieht) vorsichtiger zu machen. Mit derselben Befriedigung wurde die Durchführung der Streiklausel in der Textilindustrie begrüßt und als Vorbild hingestellt; dort ist es nämlich gelungen, auch die Abnehmerkreise aus dem Handel und der Konfektion in die Vereinbarungen miteinzubeziehen. Das Beispiel der Unternehmerorganisationen in Deutschland hat übrigens im Auslande große Beachtung und eifrige Nachahmung gefunden. Aus allen bedeutenderen Industrieländern konnten Organisationen nach deutschem Vorbilde nachgewiesen werden.

An das Preußische Abgeordnetenhaus bereitet der Bund deutscher Bodenreformer eine Eingabe vor, worin statt der drohenden Belastung der werktätigen Bevölkerung durch Erhöhung der Einkommensteuer möglichst bald die Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses am Grund und Boden gefordert wird. In der sehr geschickten Begründung der Eingabe wird mitgeteilt, daß bereits 87 Stadt- und Landgemeinden in Preußen und Sachsen diesen Weg beschritten und dabei die denkbar besten Erfahrungen gemacht haben. Den Gemeinden wäre ein Teil der staatlichen Zuwachssteuer zu überweisen, zumal sie heute in nur zu vielen Fällen durch den Widerstand mächtiger Grundstücksinteressenten an der Einführung dieser modernen und äußerst ertragreichen Steuerart gehindert werden. Der Bund deutscher Bodenreformer ruft Männer und Frauen aller politischen und religiösen Richtungen auf, die Eingabe an das Preußische Abgeordnetenhaus zu unterschreiben und die Gelegenheit zur Propaganda für die Wertzuwachssteuer zu benutzen.

„Ohne tätig zu sein". Die „Tägliche Rundschau" brachte in ihrer Nummer 481 folgendes Inserat:

> Mit 6000 M. Kapital kann man ohne Risiko und ohne tätig zu sein, in kurzer Zeit über 20 000 M. verdienen durch Erwerb von Anteilen bestehender solider Terraingesellschaften; Beteiligung nur von besseren Kreisen erwünscht usw.

Ein Musterbeispiel für bodenreformerische Agitation!

Gegen die „christlich-nationale" Arbeiterbewegung werden immer mehr Stimmen im eignen Lager laut. Auf dem sogenannten Deutschen Arbeiterkongreß war auch der Verband württembergischer Staatsunterbeamten mit 14 000 Mitgliedern vertreten. Der Sekretär dieses Verbandes, Eugen Roth, hat nun, wie der Münchener „Arbeiter" berichtet, in einer Versammlung in Stuttgart erklärt, daß er mit dem evangelischen Arbeitersekretär Fischer in der Beurteilung des Berliner Kongresses einig sei; er gehe sogar noch weiter und sage: der Kongreß sei eine innerlich verlogene Veranstaltung gewesen, weil er sich an Parteien halte, die für die Durchführung der gestellten Forderungen die ungeeignetsten seien. — Wie der Arbeitersekretär Fischer, der in Berlin den württembergischen Verband der evangelischen Arbeitervereine vertrat, hat es nun auch der Delegierte des Saarverbandes mit den ultramontan-konservativ-antisemitischen Machern der christlich-nationalen Arbeiterbewegung verdorben. Bartsch war in Berlin für die Heranziehung der Hirsch-Dunckerschen eingetreten, wofür er arg gerüffelt worden ist. In einer jungliberalen Versammlung in Saarbrücken hat Bartsch nun wiederholt den Berliner Kongreß als eine katholikenversammlung bezeichnet und damit zu erkennen gegeben, daß die evangelischen Arbeiter dort nicht für voll angesehen worden sind.

Der 6. Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands, dem sämtliche sozialdemokratischen Gewerkschaften angehören, und der nur alle 2 Jahre zusammentritt, soll am 22. Juli 1908 in Hamburg tagen. Einzelheiten werden späterer Bekanntmachung vorbehalten.

Christliche Gewerkschaften und politische Reaktion. Das Zentralorgan der christlichen Gewerkschaften tritt gegen den § 7 des Vereinsgesetzentwurfes ein und tadelt außerdem, daß die ländlichen Arbeiter und Dienstboten weiterhin ohne Koalitionsrecht bleiben sollen. Ohne eine wesentliche Umänderung an diesen beiden Punkten sei der Gesetzentwurf unannehmbar und werde hoffentlich keine Mehrheit im Reichstage bilden. Erbost entgegnet die konservative „Kreuzztg.": „Offenbar hat das Organ der christlichen Gewerkschaften hier eine Mehrheit im Auge, in der die Sozialdemokratie die ausschlaggebende Rolle spielt und das Zentrum mitwirkt; denn für die Blockmehrheit würde ein Entwurf im Sinne des Zentralblattes ganz unannehmbar sein. Es ist ein höchst bedenklicher Weg, den die Führer der christlichen Gewerkschaften mit ihrer Vereinsgesetzkritik beschreiten. National kann man ihn nicht nennen, und deshalb wird und muß das Mißtrauen gegen die christlichen Gewerkschaften, das infolge der maßvollen Haltung und der nationalen Zusicherungen der Gewerkschaftsführer schon einigermaßen im Schwinden begriffen war, sich wieder neu beleben, wenn nicht noch im letzten Moment wieder auf den rechten Pfad eingelenkt wird." — Ist es nicht lustig, daß die sich so stolz „national" nennende christliche Arbeiterbewegung hier wegen unnationaler Forderungen gerüffelt wird? Und zeigt der Fall nicht wieder mit aller Deutlichkeit, daß ernste Arbeiterpolitik mit konservativen Bundesgenossen unmöglich ist?

Brust und der christliche Bergarbeiterverband. Wir haben schon von dem heftigen Kampf zwischen dem Zentrumsabg. Brust, dem Gründer und langjährigen Vorsitzenden des christlichen Bergarbeiterverbands, und seinem jetzigen Vorstand Notiz genommen. Was an persönlicher Gehässigkeit dabei zutage gefördert wird, sei hier übergangen. Sachlich sind aber folgende Behauptungen Brusts bedeutsam: Die Gewerkvereinsbeamten im Zentralbureau hätten sich ihre Gehälter auf jährlich 2700 M. erhöhen lassen, während die Mitglieder infolge des großen Streiks noch Not gelitten hätten, und der Gewerkverein sei von 79 000 Mitgliedern auf bis jetzt 39 000 zurückgegangen! Darauf haben die Vorstandsmitglieder des christlichen Bergarbeiterverbandes eine Berichtigung versandt, in der die Behauptungen Brusts zurückgewiesen, aber die tatsächlichen Gehalts- und Mitgliederziffern nicht mitgeteilt werden. Auf jeden Fall wird die Sache der christlichen Bergarbeiter im Ruhrgebiet durch diesen widerlichen Krieg aufs Empfindlichste geschädigt. Und das ist um so bedauerlicher, als gerade jetzt, vor dem Zustandekommen des neuen Knappschaftsstatuts, alle Arbeiterkräfte zusammengefaßt werden müßten, um der Übermacht des Grubenkapitals stark und einig entgegenzutreten.

Handelsinspektoren nach dem Vorbilde der Gewerbeinspektoren wünschen die Handlungsgehilfen. Als kürzlich im Reichstage diese Frage zur Sprache kam, hat der Abg. Hoffmeister festgestellt, daß er persönlich für die Einrichtung von Handelsinspektoren einträte, weil feststehe, daß in der Provinz gerade beim kleinen Kaufmannsstand vielfach Mißstände wären, die einer starken staatlichen Kontrolle bedürften. Leider sind die Linksliberalen über die Zweckmäßigkeit der Anstellung von Handelsinspektoren geteilter Meinung. Die Anschauung, daß die Gewerbeinspektion unter entsprechender Vermehrung der Beamten zur Überwachung auch der kaufmännischen Betriebe zweckmäßiger wäre, als die Einrichtung einer neuen, ganz unselbständigen Behörde, ist, wie auch Hoffmeister ausführte, im Interesse einer möglichst einfachen Organisation und einer einheitlichen Inspektion für Handel und Gewerbe zweifellos nicht ganz von der Hand zu weisen. Wir wollen keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die „Hilfe" wie früher auch jetzt sehr entschieden für die Anstellung von Handelsinspektoren eintritt. Aber wir verkennen unsrerseits auch nicht, daß es sich bei der Wahl zwischen Handelsinspektion oder Ausdehnung der Gewerbeinspektion tatsächlich nicht um größeres oder geringeres soziales Verständnis, sondern um eine reine Organisations- und Zweckmäßigkeitsfrage handelt. Wenn nur die Notwendigkeit staatlicher Überwachung erkannt ist: über den besten Weg zu ihrer Durchführung wird man sich einigen können.

Briefkasten

An Viele. Eilige Anfragen und Bestellungen für Weihnachten müssen spätestens bis zum 21. Dezember hier eintreffen, da vom 22. bis 26. Dezember unser Verlag geschlossen ist.

P. L. in T. Stimmt! Das Postzeitungsamt Berlin antwortet jetzt auf unsre Beschwerde: die Postanstalten sind jederzeit zur Annahme von Zeitungsbestellungen verpflichtet ohne Rücksicht auf den Beginn des Bezuges.

T. N. in L. Unser Verlag hat derartige Anregungen in einer kurzen Anleitung zur Gründung von Werbegeschäftsstellen zusammengefaßt und gibt sie kostenfrei ab.

W.-L. in B.-H. Besten Dank für Ihren Brief! Die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik erscheinen im Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig. Über die Probleme der Frauenarbeit unterrichtet sehr gut Dr. Robert Wilbrandt: Frauenarbeit, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Teubner, Leipzig. Gebunden 1.25 M.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 51 Berlin, 21. Dezbr. 1907

Weihnachten

Kräfte und Krücken kommen aus einer Hand. Sprachweisheit.

Unsere Zeit hungert. Man hat sie daran gewöhnt, nur von Tatsachen sich zu nähren. So hat sie alles weit weggeschoben, was dichtende Sage zu erzählen weiß. Man mag sich nicht gern auslachen lassen, obgleich man die alten Weihnachtsgeschichten noch schön findet und in ihnen ausruht. Lieber möchte man sich ungesehen auf die Seite schleichen und weinen, daß man so groß geworden ist und nicht mehr kindlich sich darüber freuen darf. Wer trägt an diesem inneren Zwiespalt Schuld? Das sind alle die, welche den duftigen Sagenkranz der Heiligen Nacht zu einer schmiedeisernen Krone umarbeiteten, die sie auf das Haupt der christlichen Völker drückten. In der Stunde, da man der Erlösung sang, richteten sie neues Joch auf und verlangten Anbetung vor Gebilden, die nie zu Ketten für das Denken taugen, sondern zu offenen Fenstern für dichtende Herzensaugen werden sollten. Drum freuen wir uns heute, daß die Weihnachtsdichtung unser Denken nicht mehr belastet. Wir genießen sie doppelt, seitdem die Heilige Nacht uns in die dämmernden Fernen altheiliger menschlicher Sehnsucht führt.

Zu solcher Freude haben wir volles Recht. Keine große Persönlichkeit spiegelt sich in den Tatsachen. Sie ist größer als ihre Werke. Wie fremd und überlegt klingt schon das Wort allein: „Tatsache“. Man sieht ordentlich Stift und Tinte, Buch und Richter. Was ist eine Tatsache? Eine Blase, die an der Oberfläche des Teiches sichtbar wird, eine Einzelheit, die von allem andern abgerissen werden müßte, um halbwegs durchsichtig zu Papier gebracht werden zu können — eine Station, die der gelehrte Forscher beim Gang durch die tausendfältige Geschichte beliebig wählt. Nimm hundert Tatsachen, und der Mann, von dem du sie erzählst, ist damit nicht erklärt. Hole tausend Ereignisse, und du hast die treibende Kraft und die Art der Arbeit einer Persönlichkeit noch lange nicht entdeckt. Hier hilft nur der Dichter, der hinter die Tatsachen blickt und auf den geheimen Quell lauscht, aus dem das Leben strömt. Das wirft in wilder Hast Hunderte von Begebenheiten an das Ufer. Dort sitzen die Gelehrten und besehen sich den Fund, stellen fest und ordnen. Einstweilen floß der Strom lang seine Bahn dahin und hatte vielleicht einstweilen seine Wasser schon wieder zur Sonne geschickt und sie guckten von oben als glänzende Wolke fröhlich lächelnd herab auf die Tatsachenkrämer der Erde, die noch ins Wasser hineinstierten, auf neue Beute lauernd.

Drum freuen wir uns der Weihnachtsgeschichten. Sie erzählen uns von wirklicher Empfindung, von neuer Kraft. Die Grenzen von Dichtung und Wahrheit zieht keine Wissenschaft. Der Mensch ist selbst aus beiden gewoben. Wenn er innerlich gefaßt und erschüttert wird, so beschreibt das keine Chronik, sondern höchstens einer, der schauen kann — und dichten, was er geschaut hat. Solch Schauen wünsche ich uns zur Heiligen Nacht. Manche verschüttete Brunnen quellen wieder.

Traub.

Das Fest der Kindheit

Als der Christabend mit seinen Lichtern und Liedern und all der frohen Treue in die Müdigkeit der Nacht versunken war, verließen wir still das Haus, schritten durch die einsamen Straßen der Stadt und wandten uns zu den Bergen. Im Vorübergehen sah man an den Fenstern bisweilen noch einen brennenden Baum. Dann hörte man ein frommes Lied, bis die Felder kamen und die Weinberge, und der Weg sich zum Waldrand hob.

Es war kalt. Der harte, bleiche Schnee krachte unter den Schritten. Die Luft zitterte in köstlicher Klarheit. Die Nacht schwieg, und wir sprachen wenig. Dann und wann ergriff ein leichter Wind von ungefähr den dünnen Schnee, der auf den Zweigen des Gesträuches saß, und streute ihn weich zu uns.

So kamen wir auf die Höhe. Im weiten Kessel lag die Stadt. Die Abhänge der Berge rings schimmerten matt. Wenn man von oben hinausblickte, wuchs das Gefühl der Weite zur Unendlichkeit. Der Himmel spannte sich in einem dunklen Blau über die Welt. Das Gewirk der Sterne zitterte und strahlte. Ihr kalter Glanz fiel in einer ungewöhnlichen Helligkeit auf die Erde und gab dem Dunkel der Nacht Linien, Schatten und Räume.

War das Sentimentalität, die wir sonst verspotteten, als wir da oben standen und hinaus- und hinabschauten und diese beiden Dinge empfanden: Heute ist Weihnachten! Und dieses ist unsre Heimat. Ich weiß es nicht. Es waren Stunden, die aus der Zeit genommen schienen. Vergangenes verlor sich an ihnen, und das Zukünftige konnte nicht schrecken. Das Jahr, das sich dem Ende zuneigte, war voll Arbeit und Unruhe und in der Fremde; die nächsten Wochen und Monate, das wußten wir, würden Kampf und Mühen bringen bis zur Erschöpfung. Dieser Abend aber, an dem wir die Heimat grüßten, war zwischen die Zeiten gestellt: ein Traum halb und halb ein Märchen und doch ganz Wirklichkeit in dem Drang und der Lust, in ihm auszuruhen, ihm sich hinzugeben.

* * *

Als wir Kinder waren und unsre gläubigen Wünsche zum Christkind gingen, galt uns Weihnachten als das Fest der schönen Heimlichkeiten, der tugendhaften Wunder, der Geschenke und der braven Vorsätze der Dankbarkeit. Die wirbelnde und fieberhafte Unruhe der letzten Tage und Stunden, die Anspannung, sich überraschen zu lassen, der unauslöschliche Eindruck des strahlenden Lichterbaums — alles das erzeugte im Kinderherzen jene Stimmung von gerührter Seligkeit, die nun eben Weihnachtsstimmung ist und mit nichts sich vergleichen läßt.

Das Religiöse bedeutet wenig. Freilich: Weihnachten, das Fest des Jesuskindes, wird von den Kindern am meisten mitgefeiert. Es ist eben eine Kindergeschichte. Und wenn man älter wird: die religiöse Auseinandersetzung mit Weihnachten wird niemand entscheidend sein. Es ist so gar keine Theologie in der Erzählung vom Stall zu Bethlehem, so wenig Religion und göttliche Größe. Aber die rührende Enge eines bescheidenen gesegneten Menschenlebens, die Schlichtheit einfacher froher Leute. Hier ist das Menschliche nahe wie nirgend sonst im Evangelium.

Deshalb kommt uns in den Zeiten der religiösen Entscheidung so wenig zum Bewußtsein, daß Weihnachten im Grunde ein religiöses Fest. Aber wir entdecken mit wacherem Geist die lautere Schönheit der Geschichte von Christi Geburt. Aus der Kinderfreude und Kindergläubigkeit wandelt sich heraus die Verehrung der frommen Erzählung. Wir gehen verschiedene Wege; aber auch wer sich innerlich oder äußerlich von Kirche oder Christentum trennte, wird nicht ohne dankbare Rührung an das Bild der Maria mit dem Kinde, an die Hirten und an die Könige aus dem Morgenland denken. Er müßte denn dem beschränktesten Nationalismus verfallen sein.

Aber dies künstlerische Schauen, wenn ich es so nennen darf, füllt nicht die Tiefe und Weite der Empfindungen, denen auch der sich läßt, der zum religiösen Hintergrunde des Festes den Zusammenhang verloren. Auch er feiert. Er feiert das Fest seiner Kindheit. Um die Jugend legte Weihnachten Zauber und Duft, Seligkeit und Überschwang der Gefühle. Dies war das geheimnisvolle und wunderbarste Erleben des Kinderherzens. Und zu diesem Erleben wollen wir zurückkommen können. Es ist nicht die Sehnsucht, wieder spielendes und gläubiges Kind zu sein, sondern nur inniges und fast zärtliches Zurückdenken, ein Träumen in die lieblichste Erinnerung. Das Fest der Kinder wird dem Erwachsenen zum Fest seiner Kindheit. Deshalb kehren wir in diesen Tagen zur Heimat zurück, zur Mutter, zu den Freunden der Jugend. Wie arm ist unser Leben an solchen Tagen, die uns gehören, an Festen, bei denen wir unser eigenes Sein, die Fröhlichkeiten und Geheimnisse der Seele feiern, bei denen wir uns an unser Träumen verlieren. Weihnachten ist dieser Tag. Da wächst aus den verlornen Stunden der Kindheit eine kinderfrohe Kraft in uns: sie kennt keine Trauer, sie kennt keine Leidenschaften, sie mahnt nicht und drängt nicht, sie zittert nur in stiller Freude und weiß von nichts als von dem frommen Sinn des Lebens.

So feiert der Mensch das Fest seiner Kindheit, und die Arbeit der Tage und der Zwang der Gedanken halten den Atem an und lassen ihn sich allein.

* * *

Die Pracht des Himmels sprühte das Licht der Sterne in die Nacht. Unten lagen die schwarzen Häuser und Straßen der Stadt. Der starre Wald streckte seine kahlen Äste aus. Das Schweigen der späten Stunden wuchs und wurde groß und hielt unsre Seele.

Theodor Heuß.

Ein Ausflug nach Ostpreußen

I.

Für viele von uns bedeutet der Osten Deutschlands, d. h. das Land, welches östlich hinter Berlin, Frankfurt a. O. oder Landsberg liegt, ein unbekanntes, ziemlich verdächtiges Gebiet. Man fährt leichter und öfter westlich und nordwestlich nach Frankreich und Holland, nach Süden über die Alpen oder nach Wien, als daß man sich einmal nach Königsberg aufraffte. In der Tat sind die Entfernungen nicht unbedeutend. Von Memel bis Berlin ist man ebenso lange im D-Wagen, als von Berlin bis Zürich oder Basel. Das heißt aber andrerseits auch, daß Berlin gar nicht so weit in der östlichen Hälfte des Reiches, oft sagt man: an der Peripherie liegt, sondern daß diese Hauptstadt leidlich artig die Mitte hält zwischen dem alten preußischen Mutterland und den Schwaben und Württembergern. Ich habe in den vier Tagen, die ich in Königsberg und Memel war, so viel Interessantes und Bedeutendes gesehen, ich bin so beschämt von all der östlichen Herrlichkeit, daß ich etwas davon berichten möchte — aus Dankbarkeit gegen die reichen Tage.

Man nennt die Fahrt monoton, und ich hatte mich deshalb gründlich mit Büchern versehen. Aber ich habe sehr gefaulenzt. Küstrin als Stadtbild, der Doppelfluß der Oder und Warthe, der Turm eines verrufenen Schlosses — wie soll man dabei Druckfahnen durchsehen? Dann kam der Warthebruch und ein freundlicher Landwirt klärte mich darüber auf, welchen Wert diese Urbarmachungen Friedrich des Großen (Oderbruch, Warthebruch, Netzebruch), die vor und nach dem 7jährigen Krieg durchgeführt wurden, für das nicht mehr erschlossene Land hätten. Dieser Landwirt war ein Balte, und mit Balten zusammen zu sein, ist mir immer ein großes Vergnügen. Diese Menschen haben nämlich Kultur, sie sind — wenigstens die reisenden Balten, die ich kenne — sehr gescheit und schwätzen nicht, sondern bleiben bei der Stange. Auch ihr spitzer Soprandialekt tut mir wohl. Sie sind oft innerlich müde und selten Sanguiniker; aber ihre Skepsis hat etwas Heiteres und sie verstehen sich auf die Lebenskunst, die Stunde auszukosten und mit dem Gegebenen zu rechnen. Das Aristokratische, das die Geschichte dieser Leute in drei Jahrhunderten entwickelt hat, steht ihnen sehr natürlich. Einem Balten, Viktor Hehn, verdanke ich tiefste Belehrung in immer erneuter Lektüre seines unausschöpfbaren Buches „Kulturpflanzen und Haustiere". Auf dieser Reise traf ich wieder drei Balten, mit denen ich froh ins gewinnbringende Gespräch kam, während ich sonst auf der Reise die Unterhaltung ängstlich vermeide. Alle drei sprachen hoffnungsvoll; die schlimmste Zeit sei vorüber. Einer holte seine Familie nach Riga zurück; er war sehr glücklich, daß er seinen Ruisdael nicht hatte verkaufen müssen in den ernsten Jahren. Bald hinter Dirschau spitzte man die Augen, um den großen roten Fleck an der Nogatt so früh wie möglich zu sehen, die Marienburg. Ihre Lage ist vielleicht das Allerschönste an dem schweren Gebäude, das sich so unverrückbar breit und trotzig an das Wasser gelegt hat. Bis zur Bahn funkelt das Mosaik-Marienbild herüber, das das ganze eine Chorfenster der Ordenskirche ausfüllt und von der Höhe unendlich weit über die Ebene blickt und funkelt. Mosaik an der Ostsee! Diesmal hatte ich keine Zeit, zur Burg zu gehen; ich kannte sie aus einem Wintertag, wo ich früh um ½6 bei 12 Grad Kälte auf der zugefrorenen Nogatt stand und darauf wartete, daß der Tag das drohende dunkle Schloß röten sollte. Und nun dachte ich wieder den Hochmeistern des deutschen Ordens nach, deren Arbeit mir je länger desto großzügiger erscheint. Und mit dem Verständnis für diese Leistungen setzt nun eben dasjenige Begreifen ein, für das ich als ein Geschenk dieser Reise am dankbarsten sein muß: ich verstehe das Preußentum besser. Als Rheinländer verstand ich es bisher wenig, und ich sah immer nur das Negative — ich fasse zusammen, was ich bisher darin sah, wenn ich sage: „eine Kultur ohne die Frau." Aber in der Marienburg, auf dem Schloß in Königsberg, vor allem aber am Grabe Kants habe ich es positiver fassen lernen. Ich würdigte die Größe des Moralischen. Im Geist sah ich die tapferen Männer des 13. Jahrhunderts aus der Burg herausmarschieren, furchtlos nach Osten, ins Unbekannte, zu den Bären. Die schönen Worte ihres Paniers machen mir keinen Eindruck — denn stets in der Geschichte sagt man von neuen ungewissen Dingen, sie geschähen auf Gottes Befehl — aber die Marschroute imponierte mir sehr. Denn im ganzen Mittelalter wandert es von Osten nach Westen; hier oben an der Ostsee marschiert ein kleiner Trupp handfester Männer plötzlich von Westen nach Osten. — Neben der Eisenbahnbrücke bei der Marienburg steht noch der alte „Buttermilchturm". Die Bauern hatten dem Hochmeister einst Fässer gesandt, die nicht mit Wein, sondern mit Buttermilch gefüllt waren. Er sperrte sie ein und zwang sie, besagte Buttermilch in einem Tage auszutrinken. Die Folgen waren fürchterlich. Aber eine probate Rechtspraxis, diese Inkraftsetzung des corpus delicti. — Weiter fährt der Zug in die blanke Sternennacht. Bei Elbing späht das Auge vergeblich nach den Masten der berühmten Schichauschen Werft und nach den dunklen Schatten eines Torpedos. Aber dann kommt der schwarze Spiegel der See, und es wird feierlich in der Seele. Ostsee und Mittelmeer sind die beiden Becken, um die die Völker und Jahrhunderte am leidenschaftlichsten gerungen haben. Und nun fahre ich, hundert Jahre, nachdem sich hier oben die letzte Völkerdebatte, diesmal Preußens Schicksal entscheidend, abspielte, den Städten Tilsit und Memel entgegen. Am Haff hielt damals der Schlitten, der eine im Typhusfieber schwache Königin über die Nehrung bis zum hohen Memel, 20 Kilometer von der russischen Grenze, fuhr!

In Königsberg hatte ich den Tag über frei; abends war ein Vortrag. Ich habe nur drei Sachen gesehen, aber diese ordentlich: die Lage und Anlage der Stadt, das Schloß und den Dom. Den ersten Punkt kann ich nicht ohne Karten verständlich machen. Ich suchte zu verstehen, weshalb gerade an dieser Stelle eine sehr starke Stadt, Preußens

zweite Residenz, aufgekommen ist. Künstlerisch bestach sofort der malerische Einschlag der Kanäle, welche die Stadt mit farbigen Schiffen an prachtvoll gestaffelten Speichern vorbei durchziehen; aber das so umspülte Inselterrain ist kein fester Baugrund für einen dicken Dom. Deshalb liegt das Schloß oben auf dem festen Hügel, breit ihn im Viereck umziehend, stark sich höhend im spitzen Ziegelturm. Die Breite herrscht durchaus vor; ein sehr großer Hof wird von schwerfälligen dumpfen Wänden umzogen. Vierzehn Tage vorher hatte ich in dem süßen Hof des Louvre gestanden, der fast zu gleicher Zeit (16. Jahrh.) entstanden ist wie der Königsberger Hof — welch ein Gegensatz! Der Zugang ist eng und steil, leicht zu verstellen. Die Wände unten mit wenigen Fenstern, oben öffnet es sich reicher. Durch jede Tür kommt ein andres Jahrhundert heraus; man merkt, wie langsam man sich um diesen Hof herumgebaut hat. Von den Zimmern werden natürlich nur die Paradezimmer gezeigt. Sie sind unbeschreiblich einfach, soldatisch asketisch! Einige schöne alte Möbel; aber selbst das Sofa wird von knurrenden Löwen getragen, Kamine glänzen durch Abwesenheit, es fehlt der venezianische Spiegel. Plötzlich tritt man in ein Gemach, wo aus dem goldnen Bildrahmen die entzückendste Mädchengestalt herauszuschweben scheint — es ist ein Bild der jungen Königin Luise, das einzige Symbol zarter, duftiger Werte. Am Ende der Führung kommt der stärkste Eindruck: der Moskowitersaal. Er ist 83 m lang und 18 m breit. Als unser Kaiser hier einmal eine Tafel gab, zu der 4000 Leute eingeladen waren, war der Saal noch nicht halb voll. Nur in Padua habe ich schon einmal solch einen Saal gesehen; in den lädt der Bürgermeister dieser Stadt jedes Jahr einmal jeden Paduaner zum Ball ein; kommen darf jeder, der ein Paar Schuhe besitzt. Im Moskowitersaal wird heute nicht mehr getanzt; aber wenn man drin gewesen ist, versteht man die Reden besser, die unser Kaiser dort hält. Die Schloßkirche, die unter dem Moskowitersaal liegt, hat mich enttäuscht; es ist kein interessanter Raum. Menzels Bild zeigt ihn außerdem größer und höher als er ist. Also noch vor 40 Jahren ging der preußische König hierher, um sich krönen zu lassen!

Der Königsberger Dom ist erst seit einigen Wochen wieder zugänglich; sieben Jahre lang hat man den zusammenbrechenden Riesen wieder verbändert und geschient, daß er noch einmal sich fest und hoch aufrichte für 100 Jahre. Eine Million hat es gekostet, und manche Leute meinen, dafür hätte man dann auch eine neue Kirche bauen können. Zum Glück wuchsen erst während des Umbaues die Kosten so stark. Ein ehrwürdiges, herrliches, altes Gotteshaus ist nun nach 600jährigem Bestand wieder gut in Stand gesetzt. Aber nicht nur die Pietät, mit der der Architekt E. Dettlessen gegen die Mauern vorging, erfreut; sondern vor allem der Schmuck des Innern. Man hat nämlich alles, was aus der alten Zeit erhalten war, in der Kirche gelassen; Epitaphien und Gräber an den Wänden, ein richtiger goldener Hochaltar am Chor, die alten Beichtstühle und Magistratsstühle mit den schweren lateinischen Sprüchen, die alte Kanzel mit dem schmiedeeisernen Treppentürchen, das hinter dem heraufsteigenden Pastor geschlossen wurde, damit nicht irgendein Bösewicht den heiligen Mann mitten in der schönsten Predigt von rückwärts anfalle; der alte Taufstein, Fahnen, Bilder, Schilde — alles war da. Entzückt ging ich an all den Sachen vorbei — sie sind ein bißchen arg vergoldet, aber wenn der Küster tüchtig fegt, wird alles in fünf Jahren schon ganz brav angestaubt sein. Der Chor ist abgetrennt, und hier treten wir in eine Fürstengruft von seltenster Großartigkeit. Riesige Grabmäler stehen an den Wänden. Vor allem das des Herzogs Albrecht I († 1568) ist prächtig; ein Fläme aus Antwerpen, C. Floris, hat es 1570 aufgebaut. Überall schwarzer und weißer Marmor im Barockgeschmack, davor die üppigen vergoldeten Eisengitter. Hätten wir doch in der Kaiserstadt Berlin einen einzigen so kaiserlichen Raum!

Nur eins in der Kirche wollte mir wenig gefallen: das feste Gestühl, das den ganzen Boden kariert und beunruhigt. Muß es wirklich überall diese nüchternen einengenden Bänke geben? In allen südlichen Kirchen holt man sich doch seinen Stuhl und setzt sich, wohin man will. Als wenn Luther vor Kirchenbänken gesprochen hätte! Holbein hat uns einen Jeachmittagsgottesdienst im Jahre 1523 gezeichnet, da sitzt Ader auf dem selbst mitgebrachten Klappstühlchen. — Der Küster unsres Domes, der überhaupt strahlte, pries dann auch noch die Orgel, weil sie elektrisch sei. Leider sind aber elektrische Orgeltöne oft ebenso tot wie elektrische Kerzen, die nicht zittern und warm sich bewegen. Nun, ich hatte keine Zeit, die Orgel zu hören. Vor allem aber freute ich mich, daß die Gemeinde ihr Gotteshaus mit all der schönen alten Herrlichkeit ausgestattet hat, so daß es feierlich und nicht kahl wirkt. — Und dann ging ich noch zu Kants Grab. Eine kleine steinerne Kapelle, ohne farbiges Licht, ohne jeden Schmuck. Eine schlichte Platte, die der Freund Scheffner ihm gesetzt hat. Dabei die Worte: „Der gestirnte Himmel über mir; das moralische Gesetz in mir." An der Wand Raffaels „Schule von Athen". Alles sehr besinnlich und eigentümlich stimmungsvoll trotz aller Nüchternheit. Kant starb 1804, also zwei Jahre vor der preußischen Katastrophe. Aber die Gedanken des Freihern von Stein, Hardenbergs und Schoens sind die unsterblichen Söhne dieses moralischen Philosophen, der die Menschenrechte tiefer faßte als der Pöbel der Tuilerien. 1807 proklamierte der König Friedrich Wilhelm von Memel aus die Rechte der Freiheit für jeden Bürger, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Freiheit des Gewerbes. Das waren die Güter, die Kant gepredigt hatte. Denn sie haben zur Voraussetzung den Wert und die Heiligkeit der einzelnen Menschenseele. Die ganze „praktische Vernunft" wird klar, wenn man daran denkt, daß sie helfen sollte, unfreie Menschen ohne Pflichtgefühl frei und verantwortlich zu machen. — Noch eins: ich hatte es Kant früher nicht verzeihen können, daß er nie aus Königsberg herausgekommen war und doch über die ganze Welt, über Franzosen, Engländer usw. geurteilt hatte. Diese Urteile sind und bleiben ungerecht. Aber in der Tat: wohin sollte der Mann reisen? Berlin lockte ihn sicher nicht, Paris war zu weit, London lag hinter stürmischen Wellen. Wer vor 1840 in Königsberg geboren war, der kam nur durch einen Glücksfall mal hinaus.

Paul Schubring.

Wie unsereiner Weihnachten feiert

Ich will nichts gegen Weihnachten sagen — behüt mich Gott. Weiß ich doch zu genau, daß ich damit jungen und alten, guten und schlechten Christen bös ans Herz greifen würde.

Aber — — ich bin nämlich Junggeselle, und ich rufe sämtliche Junggesellen unsres lieben Vaterlandes auf, mir zu bestätigen, daß für unsereinen neben Weihnachten ein großes, dunkles „Aber" steht. Diesem „Aber", das mir alljährlich am heiligen Abend und schon die ganze Adventszeit hindurch ungut zu schaffen macht, zu entrinnen, steige ich am 24. Dezember nach dem frühen Bureauschluß in den Zug Nr. X Y und fahre bis zur Endstation. Dem Weisen genügt's.

So habe ich's auch das letzte Jahr gemacht. Zwei, drei Stationen weit war der Wagen dritter Klasse, in dem ich saß, dicht besetzt wie die bekannte Heringstonne. Dann gab es Luft, und schließlich war ich noch mit einer einzigen menschlichen Gestalt im Wagen und bemühte mich, in dem ungewissen Licht herauszubekommen, ob diese Gestalt, von der mich die Länge des Abteils trennte, männlichen oder weiblichen Geschlechts sei. Das plumpe, vermummte, zusammengekauerte Etwas in der Bankecke verharrte reglos, bis der Schaffner kam, die Karten abzunehmen. Jetzt schälte sich ein Kopf und ein Arm aus den Tüchern. Ich sah das welke Gesicht, die magere Hand eines Weibes und wandte mich, da meine Wißbegierde vollauf befriedigt war, wieder meinem Fenster zu, vor dem in seltsamen Gebilden der Rauch der Lokomotive durch die langsam sinkende Nacht sich dahinwälzte.

Was ich dachte — ich weiß es nicht. Ich fühlte nur immer das Aber. Wenn diese eine, besondere Nacht sich senkt, dann sollen Junggesellen, dann sollen einsame Menschen am besten gar nichts denken — gar nichts. Sonst kann es ihnen passieren, daß sie sich vorkommen wie Naturwidrigkeiten, wie Gezeichnete. Der Gedanke macht schwerlich froh. Aber, zum Kuckuck, es ist gar nicht so leicht, nichts zu denken; oder vielmehr mit seinen Gedanken immer um etwas herumzugehen ohne anzustreifen, so ganz scheu und ängstlich wie die Katze um den heißen Brei. Auf einmal war ich

denn eben doch mitten drin in all dem, was ich hatte melden wollen und sollen.

Die schneeverhangenen, kümmerlichen Fichten, die ich da draußen unter der Rauchschlange vorübergleiten sah, sie erinnerten mich an andre Fichtenbäumchen, die unter der Mutter Hand ins flimmernde Gewand der Weihnacht schlüpften. Und als es vollends dunkel war da draußen, als die stille Nacht alles einschluckte, sogar die weißliche Rauchschlange, da mußte ich auf das Rattern und Schlagen der eisernen Ungetüme lauschen, und aus dem Lärm der Räder wurden Lieder der Weihnacht, alte, halbverklungene Gesänge, die einen nicht loslassen. Meinen Hund, einen deutschen Hühnerhund echtester Rasse, zog ich am Halsband unter der Bank hervor. Sein triefendes Maul durfte er auf mein Knie legen, und das darf er sonst nie, denn ich bin ein reinlicher Mann. Aber heute ist Heiliger Abend. Feldmann komm! Sieh mich an, du altes, treues, gutes Vieh! — Ich frage alle Junggesellen im lieben Vaterland, ob ihnen am Heiligen Abend ihre Hunde nicht noch lieber sind als sonst!

Das Weib am andern Wagenende seufzte jetzt so tief, daß selbst ich in meiner Versunkenheit es hörte. Und weil der Mensch seine eignen inneren Zustände gern als Maßstab an die imeren Zustände andrer legt, dachte ich: „Die dort hat auch niemand." Dieser Gedanke brachte mich mit einemmal der Genossin meiner nächtlichen Fahrt um vieles näher. Sie war mir jetzt nicht mehr ein unförmliches, regloses Etwas in einer entfernten Wagenecke, sie war mir eine gleichgestimmte Seele. Und man mag sagen und glauben was man will — gerade wir Junggesellen halten etwas von gleichgestimmten Seelen! Meinen Feldmann am Halsband schlängelte ich mich zu ihr hin, wie man sich eben schlängelt, wenn der Zug Nr. X Y durch den langen Tunnel von C. fährt. Dem Weisen genügt's.

Das Weib schaute auf, als ich angeholpert kam. Ihr gelbliches Gesicht sah aus wie der Hunger von Indien. Schön war das nicht; aber was fragt ein Junggeselle nach Weiberschönheit! „Wo fahren Sie hin, Frau?" fragte ich ohne weiteres. Sie nannte die Endstation, nach der auch ich wollte, um dort durch allerlei ländlichen Wintersport über mein Weihnachtsaber wegzukommen. Die leise, heisere Stimme des Weibes brachte mir zum Bewußtsein, daß ihr Weihnachtsaber nicht durch Sport zu übertäuben sei.

„Schöne, schneereiche Weihnacht diesmal," sagte ich lauernd. Sie schaute an mir vorüber in das flackernde Licht. Schon meinte ich, sie wolle gar keine Antwort geben, da stieß sie hervor: „Hätt' i 's doch nennne erlebe müsse!" Der schlechtfedernde, alte Wagen, in dem wir fuhren, stieß in diesem Augenblick so, daß ich dem Weibe gegenüber auf die Bank mehr fiel als niedersaß. Ich hätte mich sonst vielleicht nicht niedergesetzt, denn Leute, die sich gleich den Tod wünschen an Weihnachten, gehen selbst nach meinen Begriffen etwas zu weit. „Wie können Sie nur so reden, Frau?" sagte ich deshalb recht verweisend. Ich glaube, kein Ton gelingt uns Menschen besser als der verweisende.

Unter den Tüchern mir gegenüber sah ich zwei dürre Hände hervorkommen und dann noch etwas, etwas ganz Unvermutetes. Ein blonder, verschlafener Kinderkopf tauchte auf, wurde von den zwei dürren Händen anders gebettet und dann wieder mit den Tüchern zugedeckt. Da war mir ganz seltsam. Kinder hatte ich mir immer vorgestellt als die personifizierte Unruhe, als den verkörperten Lärm und Spektakel — und da lag jetzt eines ganz mäuschenstill, daß man nichts hörte und nichts sah. Ich glaube, ich wollte etwas sagen zum Lobe dieses Wunderkindes, da kam mir die Frau mit ihrer heiseren Stimme zuvor: „O, wenn Sie wisse tätet," sagte sie, „wenn Sie wisse tätet!" Dazu nickte sie mit dem Kopf, daß ihr das Tuch nach rückwärts rutschte und ihr glatter, ganz ergrauter Scheitel zum Vorschein kam.

Mir war gar nicht behaglich. Dieses „wenn Sie wisse tätet" wollte sich da gegen mich herwälzen und ging mich doch eigentlich gar nichts an. Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß! „Ja, ja," sagte ich kopfnickend, „es gibt viel Elend auf der Welt." Dabei fiel mir mein Weihnachtsaber ein und das schlechte Essen im Lamm und meine verfilzten Wollhemden, von denen das Stück acht Mark gekostet hatte, und vielleicht auch noch ein paar andre Fälle von Menschenleid, wie sie eben unsereinem unter die Hände kommen vor und nach den Bureaustunden. In das Hungergesicht vor mir kam ein Zucken. An den Augen, die tief in dunklen Höhlen lagen, fing es an und lief herunter bis zu dem schmalen Mund, ja, das Kinn zitterte noch, und auf einmal merkte ich, daß das Weib weinte, ohne Schluchzen, ohne Tränen, ohne Taschentuch, ohne Gestöhn weinte! So etwas hätte ich nicht für möglich gehalten. Mir gab es einen Stoß, den der schlechtfedernde Wagen nicht auf dem Gewissen hatte. Hellsehend kam ich mir vor, denn ich wußte plötzlich: die da weint so, daß man's nicht hören und sehen soll. Sonst weinen Weiber nicht nur, trotzdem man es sieht und hört, sondern damit man es sehe und höre. Die da, wenn sie das Kind nicht auf dem Schoß hätte, würde hinter ihren Tüchern verschwinden und kein Mensch könnte nur ahnen, daß sie weint. Das packte mich.

„Frau, kann ich Ihnen vielleicht irgendwie helfen?" fragte ich geradezu, denn ich wußte nicht, was ich sonst hätte sagen sollen. — „Mir ka kei Mensch helfe," gab sie ganz leise zurück. Das war mir nun wieder genierlich, denn wenn man irgendwo, ohne sich viel zu inkommodieren, helfen kann, macht man nicht nur den andern, sondern hauptsächlich sich selber das Herz leichter. Und jeder Mensch, nicht nur jeder Junggeselle, möchte doch schließlich ein möglichst leichtes Herz haben. Deshalb kam es mir von dem Weib fast etwas rücksichtslos vor, daß sie den Druck, den sie auf mich gelegt, jetzt so ruhig liegen ließ und mir gar keine Gelegenheit gab, etwas davon wieder abzuladen.

„Ach," sagte ich, „das meinen Sie vielleicht nur, lassen Sie mal hören!" Der Klang der eignen Stimme tat mir wohl, er hatte so gar nichts Sentimentales. Da ist mein Bureaudiener, der Müller, dran schuld. Der hat so eine eigentümliche Gehörsstörung. Wenn man mit dem nicht in einer ganz bestimmten Tonlage und -stärke spricht, dann versteht er einen nicht.

Ich weiß nicht, was die Frau von meinem Vorschlag dachte. Ehe sie sich darüber aussprechen konnte, hielt der Zug an der Endstation. Mühselig krabbelte das Weib mit ihrer Last vor mir die Tritte hinunter. Ich eilte zum Gepäckwagen, mir dort meinen erprobten Davoser Sportschlitten auszulösen und dann mit meiner elektrischen Taschenlaterne und Feldmann, dem Getreuen, die Schlucht emporzuklimmen, die den Ort von seiner Bahnstation trennt. Oben auf der überschneiten, windbestrichenen Hochebene, abseits vom kleinen Dorf, würde mich im „Goldenen Ochsen", wie alle Jahre, ein warmes Zimmer und ein üppiges Nachtmahl erwarten, und ich würde bei einem steifen Grog mein Weihnachten haben ohne Klimbim, jawohl, ohne Klimbim.

Aus den Fenstern im ersten Stock des Stationsgebäudes fiel Kerzenschimmer. Ich hörte Kinderstimmen singen: Tochter Zion, freue dich! Ich ärgerte mich. „Tochter", dachte ich, warum denn nicht auch „Sohn"? In der gleichen Sekunde wußte ich, daß das ein Unsinn sei, was ich dachte; aber wenn der Mensch das Bedürfnis hat sich zu ärgern, dann ärgert er sich am leichtesten über etwas recht Unsinniges. Neben mir auf dem einsamen Bahnsteig stand das Weib mit dem Kind. Sie sah gleich mir zu den hellen Fenstern empor; aber in dem Hungergesicht stand nichts von Ärger. Manche Leute haben eben kein Talent dazu.

Das Kind schlief weiter auf der Mutter Arm. Mein Feldmann stieß einen kurzen, heulenden Ton aus. Dem ging das Singen da oben auch auf die Nerven. Meinen Schlitten hinter mir herziehend, wandte ich mich dem tiefverschneiten Wald zu, durch den der Weg sich emporzieht. Das Weib mit dem Kinde folgte mir. Ich drückte auf den Knopf meiner Laterne. Ein kleiner, runder Lichtschein wanderte vor uns her zwischen den Tannen empor. Ich hörte die schweren, fast keuchenden Atemzüge des Weibes immer hinter mir. Was so ein Kind wohl wiegen mag? Ich schätzte auf zehn bis zwölf Kilo. Das ist schon etwas, wenn man es einen steilen Berg emporschleppt. „Frau," sagte ich, „lassen Sie mich das da mal tragen." Ich sagte „das da", weil ich doch nicht wußte, ob es ein Bub oder ein Mädchen war.

Sie wollte erst nicht; aber dann gab sie den Kerl doch her. Es war nämlich ein Bub, der Schorschle. Sie nahm mir dafür den Schlitten ab und die Laterne. Der Schorschle wog mehr als zehn bis zwölf Kilo. Ich kam mir nachgerade vor wie der heilige Christophorus. Unsereiner ist das nicht gewöhnt und hat den rechten Griff nicht. Das letztere schien

auch der Schorschle zu merken, denn alle Augenblicke zuckte und ruckte es auf meinem langsam erstarrenden Arm. Ein paarmal ruckte und zuckte ich dagegen, da wachte der Schorschle auf, hob den Kopf und fing an zu heulen. Das Weib mit der Laterne trat heran und leuchtete dem Buben ins Gesicht, daß er blinzelte.

„Ei, gute Morge," sagte sie in einer Tonlage und -stärke, daß sie mein Müller ganz gewiß nicht verstanden hätte, „ei, gute Morge, Schorschle, Büeble, host ausg'schläferlet?" Mich packte mein Ärger wieder. Ich bin sonst auch für Dialekt; aber „ausg'schläferlet" — — und dieser Ton dazu! Ich sah dem Weib ins Gesicht. Ja, war denn das das gleiche Gesicht, das im Eisenbahnwagen ohne Tränen geweint hatte? War diese Frau, die vor einer halben Stunde vom Sterben und von unstillbarem Jammer gesprochen hatte, eine abgefeimte Heuchlerin? Die Augen in den tiefen Höhlen leuchteten, der Mund lächelte den verschlafenen Schorschle an.

„Jetzt darfst schlittefahre, Schorschle; aber no mußt nemme schlofe," sagte sie und nahm mir den Buben vom Arm mit einer Hand. Ich atmete auf und dehnte die Arme. So etwas von Erleichterung habe ich nicht mehr verspürt, seit ich nach meinem zweiten Examen die zwei B. schwarz auf weiß hatte. Ich half, den Schorschle auf meinen Davoser packen. Er saß so stramm und so sattelfest, daß ich unwillkürlich nach seinem Alter fragte. Drei war er. Wir zogen jetzt zu zweit am Strick, der Schorschle schrie hinten „hü", und der Feldmann bellte vor Wonne. So hatte der seinen Herrn noch nie gesehen.

„Sie send gut, Herr," sagte ganz unvermittelt das Weib. Das brachte mich in Verlegenheit, denn im gleichen Augenblick hatte ich gedacht, was wohl der Dr. Sauer und der Amtsrichter und der kleine Halder sagen würden, wenn sie mich jetzt sehen könnten. „I sag Ehne vielmol vergelts Gott!" begann das Weib von neuem, „i weiß net, wie i heut heimkomme wäre mit meim Schorschle."

„Wo waren Sie denn mit dem Buben?" fragte ich in Verlegenheit. Das Weib blieb stehen, drehte das Licht der Laterne, die sie immer noch trug, seitwärts und sagte ganz leise, daß ich es kaum verstand: „Bei ehm bin i gwe', bei meim Ma, bei dem Büeble sei'm Vatter."

„Ja, wo ist denn der?" fragte ich, denn man kann doch so etwas nicht wissen. Das Weib ließ den Strick des Schlittens los und deckte die Hand übers Gesicht. Ich hörte etwas wie ein Schluchzen und dann ein Stammeln: „Eig'sperrt ischt er doch. I be doch 's Postfrieders Weib. Zeh' Monat hot er doch kriegt. Jetzt sitzt er acht." Mir lief ganz gewiß und wahrhaftig ein Schauder über den Leib. Zehn Monate! O, das hatte ich schon oft selbst für einen beantragt, und mich dabei den Teufel gekümmert, ob so einer ein Weib und einen Schorschle hatte. Das ist ja auch gar nicht unsre Sache. Wenn ein schlechter Kerl nicht selber an sein Weib und an seine Kinder denkt, der Richter und der Staatsanwalt, die haben wahrhaftig keinen Grund, daran zu denken. Der Postfrieder hätte an dieses keuchende Weib, an den blonden Buben denken sollen.

Ich weiß nicht, habe ich das laut gesagt oder nur für mich gedacht. Ich weiß nur, daß die Frau neben dem Schlitten in den Schnee hinkauerte, das Laternchen weglegte und dann plötzlich so maßlos weinte, so über alle Grenzen hinaus, wie ich noch nie etwas gehört hatte. Der Bub legte die kleinen Arme über der Mutter Kopf und Rücken und weinte mit in lauten, gellenden Tönen. Der Feldmann stand neben mir, wedelte mit der Rute und hob das triefende Maul, und durch die Nacht, über die Tannen her, kam das dünne Läuten der Glocken. Ich ließ die Frau knien und weinen, weinen und knien, denn mir schwante so dunkel, daß von meiner Seite in solchem Fall nichts Klügeres zu tun sei.

(Schluß folgt.)

Weihnachtssonne

Kapstadt, Dezember 1906.

Die große, bunte Stadt liegt still im Sonnengold. Von der schimmernden Tafelbay über die flachen Häuser und Eichbäume hinweg bis zu den grauen Bergriesen bewegt kein Hauch die klare Luft. In den blühenden Gärten duften Rosen und Lilien. Myrten und Oleander leuchten aus den Büschen. Die Zweige der Aprikosenbäume biegen sich unter der Last der Früchte über das Gartengitter.

Und in wenig Tagen ist Heilig-Abend.

In der Addaleystreet schlendert eine internationale Menge an glänzenden Kaufläden unter den Arkaden entlang. Barfüßige Jungens schreien Zeitungen aus, braune Kaffernmädchen bieten in zierlich geflochtenen Körbchen eine Fülle leuchtender Erdbeeren zum Kauf. Über den Fahrdamm klingeln Hansoms und Autos, fahren Inder und Malayen Früchte und Blumen zum Markt. Aber kein Weihnachtsjubel und Tuscheln und Flüstern, keine Tannenbäume, nichts von jener Vorfreude, die aus erwartungsvoll glänzenden Kinderaugen strahlt, und ohne die wir Deutschen uns eine rechte Christfest-Stimmung gar nicht zu denken vermögen. Blumenkorso und Gartenfeste verscheuchen die Sehnsucht nach Schlittenfahrten und verwehten Schneeflächen. Picknicks, lustiges Strand- und Waldleben schieben stille, heimliche Abendstunden am winterlichen Herd in nebelhafte Ferne.

Die Luft flimmert vor Wärme. In der Stadt ist es fast zu heiß. Wir setzen uns in eine Trambahn und fahren am Meer entlang, einen zauberhaft schönen Weg, an duftenden Villengärten und weiten Sportplätzen vorbei, nach Sea Point, unterhalb des Signal-Hügels. Herrlicher Strand, glitzernde, lachende Wellen. Und weiter, an Palmen und Kakteen vorüber, zur Linken den gewaltigen Löwenkopf, dessen Haupt ein Kranz leuchtender Silberbäume schmückt, rechts brandend und schäumend den Ozean, bis Camps Bay. Ein noch unerforschtes Seebad von romantischer Schönheit. Zackig und schroff ragen die Häupter der zwölf Apostel in den gelben Abendhimmel. Plätschernd schlagen die blauen Wellen gegen die übermoosten Felsblöcke. Der weiße Strand liegt blendend, sonnenüberflirrt. In einem zierlichen Teehaus sitzen ein paar aufgeputzte Malayenmädchen und winden lachend einen Kranz von Everlastings (Strohblumen), die sie am Berghang pflückten.

Auf der Rückfahrt hat man aus der Vogelperspektive einen Blick auf das ganze Panorama der Stadt. Das gelblichweiße Häusermeer, die spitzen und runden Türme der unzähligen Kirchen und Kapellen, umrahmt von immergrünen Pinien und alten Eichen, das schimmernde Meer — ein farbenprächtiges Gemälde. Weit schweift der Blick, über das Weichbild der Stadt hinaus bis zu dem stillen, großen Garten, wo unter Palmen und weißen Kreuzen im sonnigen Heidesand die Toten schlummern. Inmitten all der Naturschönheit, im Getriebe kräftig pulsierender Schaffenslust auch hier, wie so oft im Leben, ein ernstes Memento, das von den Gefilden der Seligen zu uns herüberweht.

Leise zieht die scheidende Sonne einen goldigen Schleier über das farbenfrohe Bild.

Wir kommen heim. Von der rosenumrankten Terrasse sehen wir den Tafelberg in seiner ernsten Majestät. Eine große weiße Wolke steht im Himmelsraum. Langsam schwebt sie näher und hascht mit langen Fingern nach dem grauen Gestein. Neugierig lugt sie um die Ecke, schleicht hervor und schlingt schmeichelnd ihre weichen Arme um den alten Bergriesen. Friedlich schlummert die weiße Masse, — fast wie Schnee; aber doch nicht Weihnachtsschnee, wie er daheim jetzt still und kalt die frierenden Felder mit blendender Helle deckt. Und auch der Friede ist nur erheuchelt. Schon kommt Leben in die leuchtenden Wolken. Sie wogen auf und nieder, wirbeln und gleiten und bringen den pfeifenden Süd-Ost, der um die kleinen Häuser läuft und melancholische Weisen singt. Auch der weiß nichts zu sagen von stiller, heiliger Nacht, von glitzernden Eiszapfen und bereiften Zweigen. Er streift die schlafenden Blumen des Südens, fächelt die Palmen und Eukalyptusbäume und treibt mit der heißen Luft sein tolles Spiel.

Und in wenig Tagen ist Heilig-Abend. **E. Grüttel.**

Allerlei

Fülle des Wortes: Heimlich. Ein Atemholen zwischen der Arbeit. Du lehnst dich in den Sessel zurück.

Draußen arbeitet der Winter. Gleichmäßig und feierlich falle die Flocken. Wie zur Antwort knistert's im Ofen.

Der Tannenbaum steht schon unten im Hof, weiß schimmernd, bunteren Schmucks gewärtig. Nun kommen die Tage, wo es gilt: Nüsse vergolden, einen Schlitten kaufen und zwei Puppen, ein Häuschen belleben mit Mandeln und Kuchen.

„Und alles heimlich — —"

Wieder knistert's im Ofen. Es ist, als zöge schon ein leiser Duft von Tannenholz durchs Zimmer. Nun hörst du auch wieder den Pendelschlag . . .

„Wie ist das alles heimlich!"

Und wie das Wort geflüstert wird, da ist's, als klänge ein feines Glöckchen und von ihm geweckt ein zweites, und so nach und nach ein ganzes heimliches Glockenspiel von Wand zu Wand.

Der schwere Deckel einer Truhe tut sich auf und lockt, hineinzugreifen, alter Schätze dich zu freuen . . .

Es ist ein rechtes Weihnachtswort und Adventswort. Es gehört in diese Zeit wie die Äpfel, wie die Nüsse, wie die Tannenbäume und wie die süßen Kinderlieder.

Es tritt herein in diesen Tagen und setzt sich zu uns und hockt am Ofen wie eine verschleierte Fremde — still und heimlich, und durch den Schleier leuchten doch zwei deutsche Augen — so vertraut und heimlich.

Ein wundersames Zwitterwort. Einmal sagt es: Wende deine Augen weg! Du sollst es nicht sehen, du darfst es nicht wissen. Es reift etwas in der Stille. Es bleibt dir noch fremd. — Und dann doch wieder: Es ist ja für dich. Es umfängt dich wie Liebe. Es regen sich Geister und Finger für dich.

Eine Hülle, die nur da ist, um zu fallen. Eine leise Fremdheit im Dienste des Vertrauens; über verschlossenen Lippen verheißende Augen — das ist heimlich.

Und keiner weiß das besser als die Kinder.

Aber uns, die wir draußen umhergeirrt sind und nun heimgekehrt oder die wir ein neues Heim gezimmert haben oder gefunden, uns sagt das Wort noch mehr; und niemals hören wir besser darauf als im Advent.

Für uns nimmt es den Schleier ab, weiß auf einmal nichts mehr von Verhüllen und Verstecken, sagt wieder, was es unseren Ahnen sagte, als es noch heimelich und heimelig hieß:

Du bist zu Haus! Sei getrost und finde Ruhe! Hier ist gut sein. Hier ist dir alles vertraut, und alles bringt dir Vertrauen. Und ist kein Mensch im Zimmer, so sind die Dinge voll Seele und nehmen teil an dir — und sprechen zu dir.

So wird der Ursinn des Wortes von neuem lebendig, und wenn du von heimlicher Adventszeit sprichst, so ist sie's in diesem zweifachen Sinn: sie verheimlicht viel — und sie heimelt dich an.

Und ist's nicht so auch mit dem großen Weihnachtsgeheimnis? Ist's nicht eingetaucht in Heimlichkeit, in fremdes Märchendunkel? Ein Geschenk des Himmels, das in der Adventszeit hie und da schon durch die Hülle schimmert und jede Weihnacht wieder neu offenbart, neu dir geschenkt wird?

Kann es Heimlicheres geben als die Weihnachtsgeschichte bei Lukas? Eltern und Hirten waren die Wissenden, für alle andern lag dies Himmelsgeschenk verhüllt und heimlich in der Krippe.

Aber in noch schönerem Sinne heimlich und vertraut ist uns der Heiland, der offen einhergeht unter den Menschenkindern, um sie zu locken, daß sie Gottes Kinder würden — daß sie ihrem Gotte heimelich würden . . .

Wie muß es heimlich sein bei Gott!

Ich wollt, daß ich daheime wär'
Und aller Welte Trost entbehr'.
Ich mein, daheim im Himmelreich,
Da ich Gott schauet' ewiglich.

Bruno Baumgarten.

Auf dem Weihnachtsmarkt. Die Abendwelt ist tief und geheimnisvoll geworden, so voll lautlos spinnender Schweigsamkeit, wie es nur graue Nebelabende sind. Die Laternen wandern die wunderlichen Straßen entlang und werden müde und zittern und scheinen auszulöschen. Über den Mauern drüben aber ist die Weite stumm und grenzenlos. Giebel gespenstern auf, Türme so zart, als webten blasse Hände graue Bilder in graue, leise Stoffe. Alles ist unlebendig, zaghaft, wie die unkörperlichen Träume eines stillgewordenen, müd versunkenen Wintertags. Und doch liegt in der stummen Sphäre ein wirkendes Unaufhörliches. Tausend blasse Hände scheinen zu spinnen, alle Mauern bergen ihr Dunkel drin, daß sie ein verhauchender Schatten werden — nur das Licht kämpft um sein Dasein und ringt lautlos gegen dies unaufhörliche Weben. Fäden sind's, feine, feucht von tausend Tränen. Und das Licht weint in dieser Trübe und wehrt sich vor dem Untergehen in all der Feuchte. Fern aber wachsen drei Lichtscheine auf hinter der schwarzen Linie des Feldes, die wie die Höfe zerflossener Monde sind. Durch den Nebel aber laufen lachende Kinder, Wagen schüttern hindurch, ihre trüben Laternen leuchten, aber hinter ihnen geht auch wieder der dichte Schleier zusammen. Und da droht es dunkel herüber, mit spitzen Wipfeln, da wachsen dunkle, duftende Wälder unter raschen Händen empor, da winden sich weiße Nebelwege durch die Finsternis weihnachtlicher Tannen — lautloser Nebel — und drin ein dunkelwachsender Wald. Da laufen die Kinder vorüber und staunen und sammeln hingeworfene Zweige, die sie auffammeln wie fleißige Ährenleser.

Und sie freuen sich, daß man ihnen hier Wälder aufbaut, die sich fast bis zu ihren Gassen hindrängen, von denen doch ein Baum auch für sie gefällt wird — zum zweiten Male, wenn sie ihn in die Häuser tragen. Und eine Tanne wächst empor, stolz, als spüre sie die weiße Wunde nicht und lehnt sich schwarz und schweigend in den Nebel. Und sieht die Mauern, denen sie geopfert wurde, und schaut voll Sehnsucht aus nach dem Himmel, der sonst selig zitternd stand vor lauter Silber und Sternen. Und sieht nur Mauern, die wie Schatten sind, und blaßverschwimmende Monde — über ihrem Scheitel aber flammt ein rotes Licht auf, drüben, wo die Signale schrillen, ein Glühlicht, das aufzuckte und das weiche Tuch des Nebels durchstach — und nun in seinem dunklen Gipfel aufglüht, wie ein schönes, wundersames Weihnachtslicht. M. B.

An die Weihnacht

Die du vom Himmel schwebst,
holdselige, silberglühende Weihnacht,
von des Schnees bleichen Rosen umkränzt,
umjauchzt von hellen Kinderstimmen,

spreite deine weißen Engelsflügel
über uns!
Laß deine frommen, großen Augen leuchten
über uns!
Gieß heilig anbetende Andacht
in unsre bebenden Menschenseelen!

Im funkelnden Schimmer der Kerzen
küß die Kindelein
auf das goldwallende Blondhaar
und die lieben staunenden Frageaugen!
Streich' mit sanftem Finger die Sorgenfältchen
der Armen und Reichen!

Gib allen, allen wieder Deine Seligkeit,
die du vom Himmel schwebst,
holdselige, silberglühende Weihnacht!

Aus deinem Schoße kam uns einst
der beglückende Lebensretter,
flammendes Liebesleuchten
im ewigen Blicke.

Drum töne dir des Menschendank:
tausendstimmiger Glockenklang,
holdselige, silberglühende Weihnacht!

. . . . . .

Hans Rothhardt.

Büchertisch

Anatole France: Die Bratküche zur Königin Pedauque. Roman. Aus dem Französischen von Paul Wiegler. Verlag R. Piper, München. 305 S. 4 bezw. 5 Mk.

Dieses köstliche Buch kommt als eine sehr angenehme Gabe zu allen denen, die für das „lateinische" Element im französischen Geist Sinn und Liebe haben. „Lateinisch" heißt dabei: an den späten Klassikern Roms und den französischen Nachzüglern des 17. Jahrhunderts herangebildet. Der Stil, der durch diese Schulung gegangen, streift das Volksmäßige ab und erhält jene bildnerische Kühle, die in kluger Sparsamkeit die Schönheit der Sprache zeigt. Der Geist, der sich in Ernst und Spiel an jener Literatur der moralischen Maximen und der unmoralischen Götter- und Heldenanekdoten erprobt hat, wird gewandt zu Ironie und zur liebenswürdigsten Pose. France scheint mir der gebildetste und zugleich witzigste Schriftsteller des heutigen Frankreichs. In der „Bratküche" gibt er das Bild eines Abbé, des guten Coignard, frivol und von echter kindlicher Frömmigkeit, derb, ein Dieb und dabei ein echter und hingebender Liebhaber der Wissenschaft. Die kurze Handlung spielt etwa um 1750 in Paris; der Zeit- und Lokalton sind aufs beste getroffen. Ein buntes Gemisch von Leuten dreht sich um den guten Abbé, allen hat der Dichter den Hut etwas schief auf den Kopf gesetzt; die Fabel ist ein loses Zusammenhängen schöner und weiser Gespräche, alchimistischer Tollheiten, Raufereien und galanter Stunden; aber dies ist kein Buch, in dem man mit straffen Regeln herumsuchen wollte. Es bringt genug an Laune, Geist und Schönheit. Die Übertragung durch Paul Wiegler, einen der besten und tiefsten Kenner des französischen Schrifttums, scheint mir durchweg vorzüglich und von bewundernswerter künstlerischer Gewissenhaftigkeit. H.

Otto Falckenberg. Doktor Eisenbart. Komödie in vier Akten. München, Georg Müller. 1907.

Diese Dichtung zerklafft in eine Tragikomödie und ein Lustspiel. Die Tragikomödie: der Betrüger glaubt dem eignen Trug; das Lustspiel: er muß sterben, wenn nicht die Landesfürstin ein Kind

gebiert, wofür sein Famulus auf eine wunderlose Weise gesorgt hat. Dort ist das Geschehen zugleich Symbol letzten Weltfühlens; hier ist es Selbstzweck. Jenes Geschehen ist ein Fund: das Zentrum eines Lebenskomplexes wird aufgetan und beleuchtet. Julius Bab, in der Tragikomödie „Der Andere", gibt Verwandtes: wie hier die Grenzen verschwimmen zwischen Wunderkraft und Wundertrug, so bei Bab die Grenzen zwischen Leben und Rolle. Gedanken stellen sich ein, in diesen Zusammenhängen über Verwandtschaft zwischen Dichter-, Schauspieler- und Hochstaplertum. Tragödien der Phantasie: die wache, die gegriffene, getastete, gesehene, gehörte Welt wird ein Wunder- und Traumgebiet; die Existenz bebt in den Wurzeln, und mit ihr erbebt das Weltall; alle Gesetze bersten, und die Menschen „verstehen die Welt nicht mehr". Falckenberg hätte jenes Motiv in das Zentrum seines Werkes stellen müssen; es wird nebensächlich behandelt und in seiner Tiefe und Fruchtbarkeit keineswegs ausgenutzt. Es fehlt dem zweiten Teil nicht an sprachlichen Schönheiten und nicht an guten Erfindungen (Eisenbarts Hauswurst wird Henker und rettet ihn vom Tode, und Eisenbart vollbringt solchermaßen das Wunder, aufzuerstehen, so daß alles Volk von neuem an ihn glaubt). Dennoch: in seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Werk ein, wenn auch nicht geringer, Torso, und es wäre zu wünschen, daß Falckenberg noch einmal an diesen Stoff zurückkehre. Jedenfalls aber darf man sich freuen, daß hier ein Dichter sichtbar wird, der das Wesen des Theaters erkannt hat und „materialgerecht" schafft. Nachdem wir allzulange die Bemühungen verirrter Lyriker und Epiker auf der Bühne gesehen haben, kommt nun ein Geschlecht herauf, das die Technik nicht verkennt oder verachtet und, ohne im Theatralischen stecken zu bleiben, der Bühne gibt, was der Bühne ist. Falckenberg gehört zu dieser Generation. Wer auf das Erstehen einer neuen deutschen Komödie hofft, möge auf die Entwicklung dieses Dichters aufmerken. E. L.

Wilhelm Jastram: Holtorfer Doris und andere Leute im Heidewinkel. 316 Seiten, mit Buchschmuck von C. Oppert. Verlag Gustav Schloeßmann (Gustav Fick), Hamburg.

Das Buch ist ein Loblied auf die ernste braune Heide mit ihrer eigenartigen Schönheit. Schlicht und anspruchslos wie die Heidekinder selbst, natürlich und frisch ist es geschrieben. Das behagliche Plattdeutsch gehört unbedingt in den Mund dieser kernigen, handfesten Leute, wie z. B. „Dörte" und des „Grolms", beide treue Seelen, die dem Pfarrhaus im Heidewinkel dienen und uns durch ihren wortkargen derben Humor erfreuen. Viele herzgewinnende, liebe Gestalten ziehen an unserm Auge vorüber, stille, innerliche Menschen und offene, gerade Naturen. Die offene weite Heide hat ihren Bewohnern den Blick frei gehalten für Ewigkeitsgedanken, ihr feierliches Schweigen stimmt mit dem gläubigen Ernst dieser verschlossenen Menschenkinder überein. Ihnen ist der Glaube in schlichtester Art eine wirksame Kraft geblieben. — Der Buchschmuck paßt gut in den Rahmen des Buches. L. R.

Johannes Trojan. Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Erich Kloß (Bücher der Weisheit und Schönheit). Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart 1907. Preis 2,50 Mk.

Nicht jedem Dichter wird sein Recht, wenn seine „Auswahl aus seinen Schriften" herausgegeben wird. Die vorliegende Auswahl ist, so sehr empfehlenswert sie sonst erscheint, ein wenig zu bunt. Trojans Kunst — immer auch nach seinem Leben bewertet — läßt zuweilen den Witzblattredakteur herausschauen. Aber das Auge ist liebenswürdig wie alles an dem Menschen und Dichter. Das gerade macht ihn so liebenswert. Dazu eine köstliche Schlichtheit und naive Innigkeit und sorgsame Treue. — In diesem „Buch der Weisheit und Schönheit" kommt alles an ihm zur Geltung: der frische Humorist „mit dem Blick über die Welt hinaus", der Sänger des Weins und der Geselligkeit, der sinnige Naturfreund, der Heimatliebende, der Verehrer der Kinder und der Familie, der Mensch mit dem tiefen sozialen Gewissen. Wir haben ihn auch als „Barden der Freisinnigen" schätzen gelernt: diesem seinen edlen Freisinn wird das Auswahlbuch nur wenig gerecht. Im ganzen aber: ein glückliches Buch! F. Sch.

Balladenbuch. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Verlag G. D. W. Callwey, München.

Dieser Band schließt sich als Ergänzung an das schöne und bekannte „Hausbuch deutscher Lyrik" an, dem er auch in der Anlage entspricht. Die Gedichte, nicht allein Balladen in dem engeren Sinne der Poetik, sind nicht nach den Dichtern, sondern sachlich, nach dem Stoff- und Stimmungskreis gruppiert und geordnet. Diese Gruppen heißen so: Ein Buch der Natur; Von Schuld und von Sühne; Von Liebesleid; Von fahrendem Volk; Ein Soldatenbuch; Von alten Helden; Im Schein der Geschichte; Unterm Schicksal; Rätseln und Träumen; Sehnen und Hoffen. Das Buch ist mit einer Reihe guter Wiedergaben von Bildern Böcklins, Klingers, Weltis usf. geschmückt. Diese Bilder sollen nicht als Illustration gelten, sondern als selbständige „Balladen"schöpfungen den Rhythmus des Buches heben. Der Band ist sehr würdig ausgestattet und die Auswahl, wie man ja bei Avenarius erwarten darf, zu schönen Einheiten geordnet. Wenn in so einem Buch alle deutschen Balladenmöglichkeiten zum Wort kommen sollten, hätte m. E. einiges vom alten Schubart dastehen sollen und einiges mehr aus „des Knaben Wunderhorn". Das sind Einzelwünsche. Zu Weihnachten scheint mir das Buch eine recht empfehlenswerte Gabe. H.

Wilhelm Zachmann. Auf dem Bauernhofe. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Verlag Arwed Strauch. 437 Seiten. Preis 3 M.

Bedeutende selbstbiographische Werke haben uns in den letzten Jahren einen tieferen Einblick in das innere und äußere Leben des Arbeiters gegeben, alles Werke, die wertvoll für den sozialen Forscher geworden sind. Dieses Buch hier möchte ich deshalb nicht in eine Reihe mit jenen Büchern stellen, weil es nicht der elementare repräsentative Ausdruck einer ganzen Schicht ist, sondern schon verarbeitete Eindrücke eines nicht die reinbäuerliche Schicht vertretenden Verfassers sind. Wir lesen das Buch eher als eine Art Sittenschilderung vor etwa 50 Jahren. Wer viel aus seiner Kindheit zu erzählen weiß, der beweist damit eine schon frühe tätige Beobachtungsgabe, zugleich auch eine innere Fülle, die eine schlichte Welt reich und mannigfach spiegelnd aufnimmt. Zachmann erzählt gut in einer klar disponierten Sprache, er charakterisiert gut und am besten hat er das Bild seiner Großmutter gestaltet, der klugen, zielbewußten, strengen Bäuerin, der man gern den Ehrentitel Meisterin gibt. In diesem plastischen Ausprägen des Typischen liegt wohl der künstlerische Wert des Buches, das aber vor allem als Beitrag zur Kenntnis ländlicher Verhältnisse empfohlen sein soll.

Emma Marshall. Höhen und Tiefen. Steinkopf, Stuttgart.

Es ist eine fast altmodisch anmutende englische Geschichte, die den beliebten Stoff von wiedergefundenen Testamenten auf alten, schönen Landsitzen noch einmal aufgreift, freilich in so schlichter, einfacher Form, daß sie ihrer Absicht, gute Familienlektüre zu sein, getreu bleibt, zumal eine ausgesprochene christliche Tendenz ohne Aufdringlichkeit darin wirksam ist.

Heidezauber. Erzählungen, Gedichte, Märchen, Schilderungen und Wanderbilder aus Heide und Moor. Gesammelt von Johannes Erler. Mit 2 Kartenbildern in Licht- und Vierfarbensteindruck, 26 Vollbildern und 46 Textabbildungen. Altenburg. Stephan Geibel Verlag. 1907.

Was alte und neue Dichter über die Heide gesungen und erzählt, ist hier in guter Auswahl in einem stattlichen Bande vereinigt. Den Droste und Hebbel, Storm und Stifter reihen sich die jüngeren Talente würdig an, die Speckmann und Kröger, die Geißler und Eschelbach und wie sie alle heißen mögen. Aus dem ganzen Bande spricht die Liebe zur weiten, so oft mit Unrecht mißachteten Heidelandschaft und ihren ernsten, gemütstiefen Kindern. In allen Tages- und Jahreszeiten lernen wir Heide und Moor kennen, im Glanz der Sonne, im Spuklicht des Mondes, im Dunkel jagender Wolkenheere und unter der weißen, glitzernden Schneedecke. All die Dichter vereinigen sich, um ihrer geliebten Heimat ein Ehrenlied zu singen. Zeichner und Maler haben mit eingestimmt in dies Lob, und gute Wiedergaben ihrer Werke erhöhen den Reiz des schönen Buches. E.

Adolph Kohut: Friedrich der Große als Humorist. Leipzig, Verlag von O. Gracklauer (Richard Goldacker). Geb. 4,50 Mk.

Friedrich der Große lebt noch heute im Volke in den Anekdoten, wie sie zu Dutzenden über ihn umlaufen. Weniger bekannt sind bisher seine humoristischen und satirischen Schriften, in denen er gute Freunde mit harmlosen Neckereien bedachte und arge Feinde mit der ätzenden Lauge seines Spottes übergoß. Diese Sachen — Gedichte und Prosastücke — in geschickter Auswahl und glatter Übersetzung aus dem Französischen weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist Zweck und Verdienst dieses Buches. Jedem Leser wird es Stunden reinsten Genusses und froher Heiterkeit bereiten, den alten Fritz hier im Federkrieg das Schwert mit gleicher Schneidigkeit schwingen zu sehen, wie sonst auf dem Schlachtfeld. Es sei auch erwähnt, daß das Buch außerdem noch Anekdoten, charakteristische Aussprüche, Randbemerkungen und ein dreiaktiges sehr amüsantes Lustspiel enthält. E.

Erich Klossowski: Honoré Daumier. 130 Seiten Text nebst kritischem Katalog. 140 Abbildungen. Verlag R. Piper, München. Geb. 30 M.

Wir werden über dieses schöne Werk in einiger Zeit ausführlicher berichten und müssen uns heute damit begnügen, den Freunden des Künstlers sein Erscheinen anzuzeigen. Daumier ist ein umfassender Künstler und eine geistsprühende Intelligenz, in gewissem Sinn der Monograph und Richter der jungen Bourgeoisie, zugleich mit einem Temperament begabt, das Werke von zeitloser Größe schuf. Der Name des Verlags garantiert die Vortrefflichkeit des Bildermaterials und die Würde der Ausstattung. H.

Rudolf Beeck. Sühne. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin—Leipzig.

Mit diesem Roman ist ein Versuch gemacht worden, das Volk auf dem Hunsrück zu schildern, wie es lebt und liebt, wie es seine Feste feiert und seine Toten begräbt. Es ist aber nicht geglückt. Das rauhe, zerklüftete Land mag seinen Bewohnern eine derbe Eigenart aufgeprägt haben, aber so viel Unsympathisches und Rohes kann sich wohl kaum in einem Dorfe zusammenhäufen wie in diesem Roman. Die Sprache ist matt und farblos, außerdem gibt es eine Menge Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung. L. R.

Die Schriften des Neuen Schauspiel-Verlages, Berlin W. 30, Motzstraße 22, sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. Ausführliche Verlagsliste gratis und franko. Soeben erschien: Band 1: Ernst Rosmer, Die Frau vom Meere. Band 2: Ernst Rosmer, Gespenster. Band 3: Ernst Rosmer, Elida. Jeder Band elegant broschiert 1 M. Jeder Band elegant in Leinen gebunden 2 M.

Schauspielhaus Düsseldorf, gestaltet 1. M. Schauspiel-Abt. M. Hochstetter, Direktor. Spielzeit 1910/11. Band 1: Ernst Rosmer, Die Frau vom Meere. Band 2: Ernst Rosmer, Gespenster. Band 3: Ernst Rosmer, Elida. Jeder Band elegant broschiert 1 M. Jeder Band elegant in Leinen gebunden 2 M.

Schwerhörige
Ertaubte, Taube, Ohrenleidende, Ohrenkranke, Ohrenkrankheiten, Ohrenleiden! Hilfe! Hilfe! Hilfe! Ohrenleiden! Hilfe! Hilfe! Hilfe! Ohrenleiden! Hilfe! Hilfe! Hilfe!

XIII. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 52

Herausgeber:
D. Fr. Naumann

Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst

Sonntag,
29. Dezember 1907

Inhaltsübersicht

Politische Notizen (Bülow und die Presse — Vom Flottenverein — Bischof und Regierung — Das Geldsackwahlrecht — Der Abgeordnete Paasche). — **Dr. Paul Rohrbach:** Die auswärtige Lage zum Jahresschluß. — **Dr. Walter Bozberg,** Stadtverordneter in Schöneberg: Groß-Berlin. II. „Kosmos?" **Heinz Potthoff:** Die Konkurrenzklausel der Werkmeister und Techniker. — Unsre Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Traub: Jahreswechsel. — Professor **Dr. Paul Schubring:** Ein Ausflug nach Ostpreußen. II. — **Auguste Supper:** Wie unsereiner Weihnachten feiert (Schluß). — Kunst.

Politische Notizen

Bülow und die Presse. Der Reichskanzler legt allmählich doch einigen Wert darauf, als ein Mann angesprochen zu werden, der liberalen Anschauungen für seine Person nahe steht. Wenn er sich auch keineswegs beeilt, eine eigentlich liberale Politik zu machen, so sagt er doch bisweilen Dinge, die für die Ohren der Liberalen einen angenehmen Klang haben sollen. So hat er jetzt der Presse ein Weihnachtsgeschenk gegeben, das sie sich lange gewünscht hat. Er erließ eine Verordnung über den Zeugniszwang gegen Redakteure. Freilich steht es nicht in seiner Macht, diesen Paragraphen schlankweg aufzuheben; aber die Gefährlichkeit dieses Rechtes, Redakteure durch Gefängnishaft zum Bruch des Redaktionsgeheimnisses zu zwingen, liegt ja weniger in den blamablen Buchstaben des Gesetzes, als in der Willkür ihrer Anwendung. Fürst Bülow empfiehlt den deutschen Gerichten einstweilen eine größere Vorsicht und Zurückhaltung, bis die Bestimmung einer gesetzlichen Revision unterworfen werden wird. Damit ist noch nicht gesagt, daß der Unfug bei der Strafprozeßreform ganz fallen wird. Aber wenn man sich des „Niemals" erinnert, das der preußische Justizminister Dr. Nieberding noch im Frühjahr für die Forderung hatte, den journalistischen Zeugniszwang abzuschaffen, dann freut man sich doch, daß der Chef des Herrn Justizministers den Paragraphen für nicht ganz so dauerhaft erklärt. Es spricht immerhin für eine etwas würdigere Auffassung von dem Beruf der Presse, und es war ein kluger Zug des Kanzlers, dieses kleine Zugeständnis jetzt zu machen. Man würde aber den Mund etwas zu voll nehmen, wollte man Bülows Verordnung als ein politisches Zugeständnis an den Liberalismus preisen, aus dem nun die Regierung ihrerseits Ansprüche ableitet. Es ist ein Entgegenkommen gegenüber den Anschauungen von journalistischem Anstand, denen man sich regierungsseits bislang verschlossen hatte. Und als solches wird man's mit Genugtuung verzeichnen. Die Presse hat lange genug darum gekämpft, in ihren Rechten und Sitten und in ihrer öffentlichen und moralischen Bedeutung anerkannt zu werden. Es war gegenüber dem Ausland der verächtlichste Zustand, daß Männer, weil sie Vertrauen mit Vertrauen lohnten, ins Gefängnis geworfen werden konnten. Hoffen wir, daß Bülows Weihnachtsgeschenk den Anfang dazu bedeutet, daß auch die übrigen veralteten Gesetze gegen die Presse über kurz oder lang vollends über Bord geworfen werden.

Vom Flottenverein. Das Präsidium hat die Lösung des Konflikts auf Mitte Januar vertagt. Da soll eine außerordentliche Hauptversammlung in Kassel sein. Man ist an der leitenden Stelle des Vereins mit Konsequenz ungeschickt und verrät mit dem Beschluß der Tagung ihren Zweck: sie wird berufen, um dem Präsidium die Gewißheit zu geben, daß die Mehrzahl der Mitglieder weiter so mitmachen will. Also in der Hauptsache Stimmungskomödie zugunsten des Generals Keim, der das Präsidium an der Hand hat. So darf man erwarten: Keim bleibt. Persönlich wird man das begreifen. Der General ist eitel und will sich durchsetzen. Deshalb hat er zu der realen Macht, die er schon vor seiner Wahl zum geschäftsführenden Vorstand besaß, den Titel fügen lassen, wiewohl ihm die Folgen schon vorher bekannt waren. Nun ist's eine persönliche Kraftprobe zwischen dem heißblütigen Parteigeneral und ein paar deutschen Bundesfürsten. Wie sie auch ausgeht, kann sie für die Organisation wie für die Werbekraft des Flottenvereins ruinös wirken.

Bischof und Regierung. Der Bischof Dr. Keppler, der von Rottenburg a. N. aus ein recht scharfes Regiment über die Pfarrer und Laien der württembergischen Diözese führt, hat sich von der Regierung einen deutlichen Verweis gefallen lassen müssen. Das ist sonst ein Herr, der nicht mit sich spaßen läßt. Dabei bedient sich seine Herrschaft mitunter sehr eigenartiger Mittel. Als sich in liberalen Zeitungen einige seiner Pfarrer über den Druck des Bischofs beklagten, ließ er sich mit einem etwas pathetischen Jesuitismus eine trostreiche Vertrauenskundgebung seiner Priester arrangieren. Wer die Unterschrift verweigerte, war gezeichnet. Doch man merkte rechtzeitig den schönen Zweck und unterschrieb. Dann griff der Bischof in die Rechte der Universität: er legte einem Professor nahe, seine Vorlesung zu sistieren, und der tat's. Die Universität wandte sich ans Ministerium, mit dem erfreulichen Erfolg, daß die Regierung offen und ohne Umschweife dem Bischof sagte, daß er sich in Zukunft in seinen Grenzen halten möge, und dem Professor, daß er sich nur an seine Instanzen kehren solle. An dieser Aktion, die von der Versicherung der Unantastbarkeit der akademischen Lehrfreiheit begleitet war, ist nicht bloß der Inhalt erfreulich, sondern die Form, daß sie nämlich in größter Öffentlichkeit und nicht auf bureaukratischem Instanzenweg vor sich ging. Die württembergische Regierung wendet sich mit ausführlicher Begründung ans Volk. Das scheint uns in dieser grundsätzlich so wichtigen Angelegenheit vorbildlich.

Das Geldsackwahlrecht. Wie wenig der preußische Landtag in seiner Zusammensetzung die Stimmung des Volkes widerspiegelt, zeigt das Beispiel der Provinz Schleswig-Holstein. Dort verhalten sich die bei der Reichstagswahl 1907 abgegebenen Stimmen zu den Vertretern der Provinz im Landtag so:

	Stimmen bei der Reichstagswahl	Abgeordnete im Landtag
Freisinnige	92 000	1
Konservative	14 000	12
Nationalliberale	45 000	4
Sozialdemokraten	113 000	0
Dänen	15 000	2

Der Abgeordnete Paasche hat wenig angenehme Weihnachten. Es kommt so viel auf einmal zusammen. Erst die Geschichte mit dem Kriegsminister. Wahrscheinlich weiß der Abgeordnete selber heut noch nicht recht, warum und wozu er sie gemacht hat. Es ist schwer zu glauben, daß man mit voller Überzeugung Kanzlerkrisen inszeniert, wenn man Paasche heißt, nationalliberaler Abgeordneter und Vizepräsident des Deutschen Reichstags ist. Diese Illoyalität war unverständlich und wurde auch durch das loyale Abschütteln der „Täglichen Rundschau" in der Budgetkommission nicht wieder ganz gut gemacht. Auch hier wurde der arme Paasche mißverstanden, denn diesmal hatte er's nach der andern Seite nicht ganz so böse gemeint. Nun zu Weihnachten tauchen die Gespenster der nahen und der fernen Vergangenheit auf. Eine Zentrumskorrespondenz verbreitet's seit einer ganzen Reihe von Tagen — und auch die „Kreuzzeitung" geht ihr nach —: daß Paasche mit Hardens Bruder, dem Abgeordneten Witting, bei dem Zentrumsführer Gröber gewesen sei, um ihm für seine Etatsrede, die ja dann unter den Tisch gefallen, Hardensches Material gegen die Regierung anzubieten. Dazu schweigen der Abg. Paasche und die nationalliberale Presse ein allzudeutliches Schweigen. Und die Gespenster der ferneren Vergangenheit kommen und erzählen dem Abgeordneten, daß er vor bald zwei Jahren ins Reichskolonialamt wollte und sollte, es aber vor der Öffentlichkeit durch die „Nationalliberale Korrespondenz" dementieren ließ. Er durfte damals „öffentlich nicht die Wahrheit sagen". Das ist doch Pech, wenn so etwas dann nachher als die eignen Worte des Abgeordneten in der Zeitung steht. Den Nationalliberalen, dem Hort der Loyalität und des politischen Anstands, wird ihr Führer allmählich fürchterlich. Er ist doch wirklich bei all seinem Eifer, etwas zu werden, zu „ungeschickt".

Die auswärtige Lage zum Jahresschluß

Zu dem nun schon jahrelang glimmenden marokkanischen Zündstoff hat sich neuerdings noch eine akute Verschärfung der bisherigen schleichenden Krisis in Persien gesellt. In Ostasien haben die Ausbrüche des in der Tiefe stets vorhandenen chinesischen Fremdenhasses schon seit Monaten wieder zugenommen, wobei der Fernerstehende nicht zu beurteilen in der Lage ist, ob es sich bei der jetzt im Gange befindlichen Aktion englischer Seestreitkräfte gegen die Fluß- und Küstenpiraten in Südchina wirklich nur um das alte Seeräuberunwesen handelt, oder ob nationale, d. h. fremdenfeindliche Motive, wie einst bei den Schwarzflaggen in Tonking, mitspielen. Das amerikanische Geschwader ist in vollkommener Kriegsbereitschaft unter gewaltiger Reklame wegen seiner unübertrefflichen Ausrüstung mit allen modernen Errungenschaften der Seekriegstechnik, der Anfüllung aller seiner Munitionsmagazine bis zum äußersten und des vortrefflichen Geistes seiner Bemannung nach dem Stillen Ozean in See gegangen. Gleichzeitig hiermit haben sich die Japaner den ausgezeichneten Witz erlaubt, für die nächsten Jahre eine Herabsetzung ihres Armee- und Flottenbudgets und eine Verlangsamung ihrer beschlossenen und im Gang befindlichen Schiffsbauten anzukündigen. In Portugal geht der Konflikt zwischen dem König und den Politikern, die durch die Diktatur Franco aus ihren Ämtern und Einkünften gebracht worden sind, fort, ohne daß von hier aus erkennbar wäre, wie weit die Volksleidenschaften und die Wirtschaftsverhältnisse des Landes, von wo aus eine entscheidende Wendung erwartet werden könnte, tiefer berührt sind. Auf dem Schauplatz der deutsch-englischen Stimmungen und Verstimmungen ebbt die früher recht unruhige Flut immer ausgesprochener ab, wozu der lange Kuraufenthalt des Kaisers in Südengland in ausgezeichneter Weise beigetragen hat, und auch der holländische Besuch, bei dessen Einleitung es nicht ganz ohne Reibungen infolge der mehrfach stattfindenden Änderungen des Programms abging, scheint einen freundschaftlichen und harmonischen Verlauf genommen zu haben.

Für die große Politik ist natürlich die Frage, was zwischen Japan und den Vereinigten Staaten wird, die wichtigste. Bei der besonderen Art der japanischen Staatskunst, die undurchsichtiger zu arbeiten versteht, als je die verschlagenste europäische Kabinettspolitik im Zeitalter des Absolutismus, wird sich über die wirklichen Absichten Japans der Schleier wohl erst gleichzeitig mit den Ereignissen heben. Vor kurzem war bekanntlich der amerikanische Kriegsminister Taft, nachdem er die militärische Lage und die strategischen Verhältnisse in den amerikanischen Besitzungen im Stillen Ozean, Hawai und den Philippinen, inspiziert hatte, zu Besuch in Japan, und die offizielle Lesart lautete dahin, daß man gegenseitig sehr befriedigt gewesen sei. Auch Kuropatkin war kurz vor dem Kriege in Japan und kehrte mit der Meldung zurück, er habe den Eindruck, daß man mit den Japanern in Frieden zurechtkommen würde (d. h. daß die Japaner im entscheidenden Augenblick wohl nachgeben würden), daß ihm aber immerhin die Truppenzahl in der Mandschurei für den äußersten Fall gering erscheine und daß auch die Flotte verstärkt werden müsse. Der liederliche und unfähige Vizekönig Alexejew, bekanntlich ein Halbbruder des verstorbenen Zaren Alexander III. aus einer Seitenverbindung Alexander II., korrigierte den Kriegsminister dahin, daß die russische Flotte im fernen Osten auf jeden Fall stark genug sei, um die Seeherrschaft gegenüber den Japanern zu behaupten, d. h. daß die Japaner überhaupt keine Landungsarmee auf das Festland würden hinüberbringen können. Daraufhin unterblieb die Truppenverstärkung, und Kaiser Nikolaus II. gefiel sich in der Sicherheit, daß die „gelben Meerkatzen" es auf keinen Fall wagen würden, mit Rußland anzubinden. In Wirklichkeit hatte die japanische Regierung schon seit beinahe einem Jahrzehnt den festen Entschluß zum Waffengang gefaßt, und die leitenden Staatsmänner und Militärs wußten, als sie ihre Höflichkeiten mit dem General Kuropatkin tauschten, daß der Beginn der Aktion ihrerseits nur noch eine Frage von Monaten war. Dies Beispiel lehrt, daß man dem Meinungsaustausch, den der Kriegssekretär Taft mit der Regierung in Tokio gepflogen hat, in keinem Fall den Wert einer Versicherung gegen einen Zusammenstoß mit den Waffen zuschreiben darf. Erst wenn sich zeigt, daß die Japaner nicht nur die amerikanische Flotte ruhig an ihren Bestimmungsort gelangen, sondern auch die Amerikaner den Ausbau der amerikanischen Stützpunkte für einen Seekrieg im Stillen Ozean, in Kalifornien, Alaska, im Hawai-Archipel und auf den Philippinen ungestört vollenden lassen, wird man annehmen dürfen, daß sie sich in der Tat für den Krieg zu schwach fühlen.

In Marokko wird es jetzt darauf ankommen, ob den Franzosen der Plan glückt, die gesamte marokkanische Staatsschuld gegen Verpfändung der wichtigsten öffentlichen Einnahmen, der Zölle und des zu errichtenden Tabakmonopols, in ihren Besitz zu bringen. Zu dem Zweck haben sie unter den genannten Bedingungen dem Sultan eine Anleihe von 150 Mill. Franken angeboten, aus der zunächst alle früheren Anleihen zurückgezahlt und mit dem Rest der laufende Bedarf des Sultans bis auf weiteres bestritten werden soll. Die Verpfändung der Zölle würde natürlich die praktische Auslieferung der Zollverwaltung an Frankreich bedeuten. Wie die Franzosen in einem Lande wie Marokko das Tabakmonopol durchführen wollen, das ein peinlich genaues Funktionieren der Zivilverwaltung im Innern, eine Überwachung aller großen und kleinen Tabaksbauern und eine sichere Schmuggelkontrolle voraussetzt, ist überhaupt nicht erfindlich. Wenn die übrigen Teilnehmer der Algeciras-Konferenz, einschließlich Deutschland, ihre Zustimmung zu diesem Plane geben, so würde das, was uns betrifft, allerdings bedeuten, daß wir nur nach Algeciras gegangen sind, um, wie der Chinese sagt, „unser Gesicht zu wahren". Einstweilen erscheint das aber doch schwer glaublich. Die Politik des Kaiserbesuchs in Tanger und die Erzwingung der Konferenz von Algeciras war richtig und nicht ohne Erfolg unter dem Gesichtspunkt, daß Deutschland darauf ausgehen mußte, sein Ansehen in der mohammedanischen Welt nicht einzubüßen. Die Auslieferung Marokkos an Frankreich nach Tanger und Algeciras würde den Rückzug von der Position gegenüber den Bekennern des Islam bedeuten und das Eingeständnis, daß hier Schritte getan worden sind, die von vornherein besser unterblieben wären. Andernfalls könnte man vielleicht meinen, daß wir für ein Nachgeben in Marokko bedeutsame Kompensationen auf einem andern Gebiet erhalten. Es ist aber nicht abzusehen, wo dergleichen geschehen sollte, und

daher wird bis auf weiteres die Annahme kaum Platz sein, daß die französischen Pläne in Betreff der marokkanischen Staatsschuld die deutsche Zustimmung nicht gefunden haben und nicht finden werden. Es liegt zwar in unserm Interesse, daß Frankreich möglichst lange in den marokkanischen Händeln festgehalten wird, und soweit das in Frage kommt, brauchte man sich über kleinere Zugeständnisse unsrerseits nicht aufzuregen. Ebenso ist nicht zu vergessen, daß wir eine gewisse Vorzugsstellung den Franzosen in Marokko zugestanden haben und dabei auch loyaler Weise bleiben müssen. Nur wo die ausschließliche Regelung der marokkanischen Angelegenheiten durch Frankreich in Sicht kommt, muß unser „unbeteiligtes" Zusehen ein Ende haben.

Über Persien geht das Urteil einstweilen dahin, daß der Schah zu seinem Versuch, sich von der Kontrolle der Nationalversammlung zu befreien, von russischer Seite aufgestachelt wird. Eine sichere Bestätigung dafür würde es sein, wenn er sich am letzten Ende direkt unter den Schutz der russischen Waffen stellt. Die Garde in Teheran, die sogenannten persischen Kosaken, sind nach Art der russischen Kosaken ausgebildet und stehen unter russischen Befehlshabern. Es ist sicher, daß sie im entscheidenden Augenblick nicht persischen, sondern russischen Gehorsam leisten würden. Der Einmarsch regulärer russischer Truppen in die Hauptstadt zum Schutz des Schah würde natürlich der Anfang der Okkupation desjenigen Teils von Persien durch Rußland sein, der in dem englisch-russischen Vertrage über Vorderasien auf die russische Seite fiel. Die Konsequenzen am Persischen Golf werden dann wohl nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Paul Rohrbach.

Groß-Berlin

II. „Kosmos?"

Die Erkenntnis, daß die bestehende kommunale Zersplitterung Groß-Berlins ein unhaltbarer Zustand sei, stammt natürlich nicht von heute oder gestern. Sie ist seit etwa drei Jahrzehnten des öfteren zu deutlichem Ausdruck gelangt. Auch sind die verschiedensten Anläufe unternommen worden, an die Stelle der jetzigen Organisation eine größere Einheitlichkeit in Verfassung und Verwaltung zu setzen und damit im ganzen oder auf einzelnen Verwaltungsgebieten eine fruchtbarere Arbeit zu ermöglichen. Wenn trotzdem seit den siebziger Jahren, wo man das Problem „Groß-Berlin" zum erstenmal in seiner ganzen Bedeutung erfaßt zu haben scheint, die Angelegenheit nicht wesentlich vorwärts gekommen ist, so ist daran ebensosehr die zweideutig-wechselvolle Haltung der preußischen Regierung, wie die kommunalpolitische Indolenz der Groß-Berliner Bevölkerung schuld.

Den ersten Anstoß zu einer gründlichen Reform gab die Regierung, die am 23. Januar 1875 dem Landtage einen „Gesetzentwurf betreffend die Verfassung und Verwaltung der Provinz Berlin" vorlegte. Nach ihrer Absicht sollte aus einer größeren Anzahl von Orten, die bis dahin zu den Kreisen Teltow und Niederbarnim gehörten, ein Landkreis Berlin gebildet werden, und dieser sollte zusammen mit den Stadtkreisen Berlin und Charlottenburg als „Provinz Berlin" aus der Provinz Brandenburg ausscheiden. Als Organe der Provinz Berlin waren ein Provinziallandtag und ein Provinzialausschuß mit dem Berliner Oberbürgermeister als Vorsitzenden gedacht. Als Aufgaben sollten ihr in der Hauptsache Wege- und Straßenbau, Wasserleitungs- und Kanalisationsanlagen, Armen- und Fürsorgewesen zugewiesen werden. Sicherlich wäre durch die Bildung eines solchen Provinzialverbandes ein ganz erheblicher Teil der Mißstände beseitigt, die auf einzelnen der genannten Gebiete noch heute in fühlbarster Weise sich bemerkbar machen. Wie die Verfassung des Verbandes gedacht war, wäre auch eine unangebrachte Bevormundung der Gemeinden durch die Regierungsbehörden nicht zu befürchten gewesen. Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg sollte nach dem Gesetzentwurf lediglich diejenigen Aufsichtsbefugnisse erhalten, die die Regierungsorgane auch heute den Einzelgemeinden gegenüber besitzen. Leider aber wurde der Entwurf nicht Gesetz. Er wurde in langwierigen Kommissionsberatungen mehrfach umgestaltet, und ehe es zu einer Entscheidung kam, änderten sich die Ansichten der Regierung in Sachen Groß-Berlin so völlig, daß im Jahre 1879 die Motive zum Landesverwaltungsgesetz die Schaffung eines Provinzialverbandes Groß-Berlin für „unausführbar" erklärten.

Die Angelegenheit ruhte dann über ein Jahrzehnt und kam erst Anfang der neunziger Jahre von neuem zur Erörterung. Aus dem Kreise der westlichen Vorortgemeinden wurde plötzlich der Wunsch nach einer Eingemeindung in Berlin laut. Berlin hatte damals gerade seine Kanalisation und Wasserversorgung geschaffen, und mit neidvoller Bewunderung blickten die Nachbargemeinden, die außer Charlottenburg auf diesen Gebieten keine eignen Leistungen zu verzeichnen hatten, auf jene Musterwerke. Auch war die Steuerkraft Berlins pro Kopf der Bevölkerung eine größere als in den meisten Vororten, so daß vom Standpunkt der Vororte eine Eingemeindung nur Vorteile bieten konnte. Die Regierung, insbesondere der Minister Herrfurth, gab zudem aufs deutlichste zu erkennen, daß sie einer Eingemeindung großen Stils sehr wohlwollend gegenüberstehe. Es war ein Zeitpunkt, in dem die Lösung des Problems Groß-Berlin unter Überwindung geringer Widerstände in kurzer Frist und mit dem denkbar günstigsten Erfolge möglich war. Aber auch diese Gelegenheit wurde verpaßt. In den städtischen Kollegien Berlins kam man lange Zeit über das Stadium der Beratungen nicht hinaus, Monat um Monat verging, und als man schließlich zu einem Beschluß kam, der eine Eingemeindung in großem Umfange vorsah, da hatte sich inzwischen der Standpunkt der Regierung wieder einmal gewandelt. Herrfurth war gegangen und von Köller an seine Stelle getreten. Die Regierung erklärte, zu einer umfassenden Eingemeindung ihre Zustimmung keinesfalls geben zu können, und machte kein Hehl daraus, daß sie es im Gegenteil für zweckmäßiger halte, die Stadt Berlin mit einem möglichst dichtbesetzten Kranz selbständiger Vorortgemeinden zu umgeben.

In dieser Richtung hat sich denn auch die Entwicklung seitdem vollzogen. Die Vorortgemeinden wuchsen durchweg erheblich an Bevölkerungszahl und Steuerkraft; außer Charlottenburg wurden Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf und Lichtenberg zu Stadtgemeinden, und allgemein fand man sich mit dem Gedanken ab, daß jede Gemeinde für sich und nach ihren Kräften an der Erfüllung ihrer vielseitigen kommunalen Aufgaben arbeiten müsse.

Etwa ein Jahrzehnt lang ist dieser Gedanke mit einem gewissen Fatalismus getragen worden. Erst vor drei oder vier Jahren hat eine neue Diskussion darüber begonnen, ob dieser uns überlieferte Zustand kommunaler Verfassung für alle Zeit bestehen bleiben müsse, oder ob nicht vielmehr seine unleugbaren Mängel eine gründliche Änderung erforderlich machen. Die Denkschrift Kirschners, die für diese Diskussion den wichtigsten Beitrag geliefert hat, geht bekanntlich auf ein besonderes Ersuchen des Ministers des Innern zurück. Kirschner hatte am 14. September 1905 in der Berliner Stadtverordnetenversammlung erklärt, daß Groß-Berlin als eine wirtschaftliche Einheit eine unabänderliche Tatsache sei und daß für die Verwaltung dieses großen Körpers in irgendwelcher Weise eine rechtliche Form gefunden werden müsse. Darauf ersuchte der Minister den Berliner Oberbürgermeister, ihm Vorschläge für eine Verfassungsreform Groß-Berlins zu unterbreiten. Er müsse aber hierbei vorweg bemerken, daß zwei Wege für die Staatsregierung „ungangbar" seien, nämlich die Eingemeindung und die Bildung einer Provinz Berlin; dieselben beiden Wege also, die dieselbe Regierung vor dreißig bezw. vor fünfzehn Jahren für die gegebenen erachtet hatte!

Man wird gut tun, diese Äußerung des Ministers nicht als das letzte Wort der Regierung zu betrachten. Es kann der wichtigen Angelegenheit, um die es sich handelt, nicht dienlich sein, wenn die Regierung sich von vornherein auf einen so schroffen Standpunkt stellt. Immerhin lenkt jene Äußerung unsre Aufmerksamkeit auf den Weg, der allein möglich ist, solange Eingemeindung und Provinz Berlin „ungangbar" bleiben: die Schaffung von Zweckverbänden.

Solche Zweckverbände sind in den letzten Jahren von Berlin mit einer ganzen Anzahl von Vororten geschlossen worden. Vielfach handelte es sich dabei nur um vertragsmäßige Abmachungen über technische Anlagen, so z. B., wenn Kanalisations- oder Gasleitungen durch das Gebiet mehrerer Gemeinden zu

führen waren. Vielfach wurden auch bereits von Gemeinden, die einander benachbart liegen, für bestimmte Verwaltungsgebiete, wie Armen- oder Steuerwesen, gleichartige Verwaltungsgrundsätze vereinbart. Neuerdings aber gewinnt der Gedanke eines gemeinsamen Handelns in Form von Zweckverbänden merklich an Boden. Dieser Modus, der zu einem gemeinsamen Auftreten der verbündeten Gemeinden nach außen hin, aber auch zu gemeinsamen Schöpfungen im Innern führen soll, verdient die größte Beachtung. So haben fünf Gemeinden im Norden Berlins einen Zweckverband begründet, um auf gemeinsame Kosten ein Krankenhaus zu bauen. So wollen sich 23 Gemeinden mit Berlin zu einem Verkehrszweckverband zusammenschließen, um in erster Linie ein einheitliches Vorgehen gegenüber der Großen Berliner Straßenbahngesellschaft zu ermöglichen. So hat der Berliner Bürgermeister Reicke die Gründung eines Zweckverbandes vorgeschlagen, der die Erhaltung des Grunewalds zum Ziel haben soll. So fordern schließlich die Berliner Architektenvereine in ihrer Denkschrift einen Zweckverband, mittels dessen sie einen einheitlichen Bebauungsplan für Groß-Berlin zustande bringen wollen. In einer Anzahl von Gemeinden, so besonders in Schöneberg, ist bei zahlreichen Gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich auch auf den Gebieten des Schulwesens, der Wohlfahrtspflege und der Finanzpolitik ein solches Zusammengehen mit den Nachbargemeinden empfehle.

Natürlich kann auf diesem Wege eine ganze Reihe der jetzt noch vorliegenden Mißstände beseitigt und die Tätigkeit der Einzelgemeinden fruchtbarer gemacht werden. Soll es indes zu einer wirklichen Gesundung Groß-Berlins kommen, so wird man bei diesen Vereinbarungen, die lediglich von Fall zu Fall und für einzelne Zwecke getroffen werden, nicht stehen bleiben dürfen. Vielmehr muß durch das Mittel eines energischen gesetzgeberischen Eingriffs in absehbarer Zeit einmal gründlich Abhilfe geschaffen werden. Es ließe sich wohl denken, daß zu diesem Zwecke im Wege einer speziellen Gesetzgebung einige wichtige Aufgaben der kommunalen Verwaltung einem oder mehreren Zweckverbänden übertragen würden, daß also die jetzigen freien Vereinbarungen der Gemeinden eine gesetzlich zwingende Grundlage erhielten. Kirschner macht in seiner Denkschrift — dem Wunsche des Ministers entsprechend — für die Verfassung eines solchen Verbandes detaillierte Vorschläge. Trotzdem ihn der Minister aber in seinem Ersuchen ermahnt hat, mit dem Gedanken an Eingemeindung oder Provinz Berlin nicht erst zu spielen, kommt er am Schluß doch zu dem Ergebnis: ein solcher Zweckverband wird niemals eine organische, wirklich brauchbare Lösung des Problems darstellen, um das es sich hier handelt.

Der Richtigkeit dieser Ansicht wird man sich schwerlich verschließen können. Entweder werden dem Zweckverband wirklich alle wichtigen Verwaltungsgebiete zugewiesen; dann stirbt das schon nicht allzu starke Interesse der Bürgerschaft an der Gemeindetätigkeit völlig ab. Oder man beschränkt den Zweckverband auf einige mehr oder minder wichtige Einzelgebiete; dann bleiben auf den übrigen Gebieten die alten Mißstände bestehen.

Je gründlicher wir in die wirklichen Nöte Groß-Berlins einzudringen versuchen, um so stärker drängt sich uns die Überzeugung auf, daß eine durchgreifende Hilfe nur eine umfassende Eingemeindung großen Stils bringen kann. Vor eineinhalb Jahrzehnten hat die Regierung, hat die Stadt Berlin, haben die meisten Vororte diesen Standpunkt vertreten. Hat sich seitdem in den Verhältnissen Groß-Berlins grundsätzlich etwas geändert? Keineswegs. Groß-Berlin ist gewachsen an Areal und an Bevölkerung. Aber dieses Wachstum kann für eine Eingemeindung kein Hindernis sein. Köln, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Mannheim haben ein größeres Areal als Berlin; Wien, London, Philadelphia, Chicago und New York sind an Areal zwei- bis sechsmal so groß, wie Berlin nach Eingemeindung seiner Vororte sein würde. Auch die Einwohnerzahl Groß-Berlins steht hinter derjenigen andrer Weltstädte teilweise um mehr als eine Million zurück.

Allerdings läßt sich ein so großes Gemeinwesen nicht mehr von einem einzigen Mittelpunkte aus zentralistisch und bureaukratisch verwalten. Eine umfassende Dezentralisation der Verwaltung würde nötig werden. Mehrere der Vororte, welche die Eingemeindung ja alle mit der Aufgabe ihrer Selbständigkeit zu bezahlen hätten, könnten in ihrem heutigen Umfange als untere Verwaltungsbezirke dem Organismus Groß-Berlins eingefügt, andre, die einen geringeren Umfang aufweisen, vielleicht zu gemeinsamen Verwaltungsbezirken vereinigt werden. Die Ansätze zu einer solchen Dezentralisation liegen heute in den lokal abgegrenzten Bau-, Gas- und Wasserinspektionen, in den Standesamts-, Schul- und Armenbezirken Berlins schon vor. Ob den neu zu schaffenden Bezirken auch selbständige Vertreterkörperschaften und weitergehende finanzpolitische Befugnisse zu verleihen wären, ist natürlich eine wichtige und schwierige Frage, die aber nicht unlösbar sein dürfte. Das wichtigste wird sein, daß man dem neuen kommunalen Riesenkörper auf irgendwelche Weise wirkliches Leben einhaucht, damit er nicht an seiner eignen Größe oder an innerer Verdorrung zugrunde gehe. Und dies ist der Punkt, an dem sich die Kommunalpolitik mit der allgemeinen Staatspolitik aufs engste berührt. Das große Mittel, mit dem Bismarck das neue Deutsche Reich populär machte, womit er ihm zu innerem Leben verhalf, war das gleiche Wahlrecht. Eine gründliche Reform des städtischen Wahlrechts würde auch für Groß-Berlin die Beseitigung aller der Bedenken bedeuten, die heute gerade fortgeschrittene Kommunalpolitiker gegenüber einer Eingemeindung der Berliner Vororte hegen. Der engherzige, kurzsichtige, bureaukratische Geist, der in erster Linie dem Hausbesitzerprivileg und dem Drei-Klassenwahlrecht sein Leben und seine Forteristenz verdankt, würde wohl für immer aus den Mauern Groß-Berlins vertrieben sein, wenn man sich in Preußen zu einem solchen Schritt entschließen könnte. Aber Preußen und modernes Kommunalwahlrecht, das scheint ein Widerspruch in sich selbst! Befürchtet doch die Regierung, schon ohne daß sie an eine Reform des städtischen Wahlrechts denkt, von einer Eingemeindung der Vororte eine Stärkung sozialdemokratischer Macht. Daß derartige parteipolitische Bedenklichkeiten — die zudem noch größtenteils auf völlig irrigen Voraussetzungen beruhen — es der Regierung sehr erschweren, dem Problem Groß-Berlin rein sachlich gegenüberzutreten, ist leider durch die Erfahrung erwiesen. Kirschner bemüht sich in seiner Denkschrift ehrlich, jene Bedenken zu zerstören; ob er Erfolg haben wird, muß die Zukunft zeigen.

Daß ein solches Riesenwerk, wie die Eingemeindung der Vororte in Berlin es darstellen würde, nur mit Aufwendung eines ungeheuren Maßes von Arbeit ausgeführt werden kann, ist einleuchtend. Man kann wohl annehmen, daß zu seiner Vollendung ein Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren erforderlich wäre. Die Arbeit aber dürfte nicht gescheut werden, wenn als Ziel ein einheitlich verwaltetes Groß-Berlin winkt. Im übrigen brauchte natürlich mit der Eingemeindung nicht gewartet zu werden, bis etwa alle Vororte ihr Einverständnis erklärt hätten und alle Klarstellungen in personaler und finanzieller Hinsicht erfolgt wären. Es steht sachlich nicht das Geringste im Wege, daß die nach Einverleibung verlangenden Vororte schon jetzt in die Stadtgemeinde Berlin einbezogen werden, der ganze Vorgang der Eingemeindung sich also schrittweise vollzieht.

Selbstverständlich kann eine Eingemeindung immer nur die unmittelbar baulich mit Berlin zusammenhängenden Vororte umfassen. Da aber zwischen Berlin und diesem ersten Vorortkranz einerseits und den ferner gelegenen Vororten andrerseits gleichfalls enge wirtschaftliche und soziale Beziehungen bestehen, würde als notwendige Ergänzung zur Eingemeindung die Bildung einer Provinz Berlin in einer Form zu erstreben sein, wie sie etwa der Gesetzentwurf vom Jahre 1875 vorsah. Eine solche Maßnahme braucht keineswegs eine Beeinträchtigung der Selbstverwaltungsrechte Groß-Berlins zu bedeuten. Der Provinzialverband ist ebensogut wie die Gemeinde ein Selbstverwaltungskörper und kann an sich sehr wohl in seiner Organisation den Geist der Selbstverwaltung zum Ausdruck bringen.

Es ergibt sich also als das Fazit unsrer Betrachtungen, daß gerade die beiden Wege einer kommunalen Reform, die der Minister des Innern in seinem Ersuchen an den Berliner Oberbürgermeister als ungangbar bezeichnet hat, diejenigen sind, die am ehesten wirklich zum Ziel zu führen versprechen. Es ergibt sich andrerseits, daß die Aussichten für so durchgreifende Maßnahmen, wie es Eingemeindung und Bildung

einer Provinz Berlin sein würden, zurzeit nicht gerade die günstigsten sind. Für alle in den Gemeinden Groß-Berlins tätigen Kommunalpolitiker folgt daraus mit Notwendigkeit, daß sie vorläufig einander von Ort zu Ort die Hand zu gemeinsamer Arbeit bieten müssen, soweit solche heute schon möglich ist. Für die gesamte Bevölkerung Groß-Berlins aber folgt daraus, daß sie aus ihrer kommunalpolitischen Lässigkeit erwachen und auf das entschiedenste eine gründliche Reform ihrer Kommunal-Verfassung verlangen muß. Mit ihr zusammen sollten auch alle Fernerstehenden, die bisher dieser Frage gleichgültig gegenübergestanden haben, erkennen, daß es sich hier um eine Lebensfrage der Reichshauptstadt handelt. Gemeinsam mit den Bewohnern Groß-Berlins sollten alle Freunde fortschrittlicher Volksentwicklung ihre Stimme erheben, um von der schlecht unterrichteten Regierung der Jahre 1905/07 an die besser unterrichtete der Jahre 1875 und 1891/93 zu appellieren.

Diese Betrachtungen konnten im übrigen natürlich nur die Richtung andeuten, in der die kommunale Reform Groß-Berlins sich etwa zu bewegen hätte. Die Frage erschöpfend zu behandeln, ist in diesem Rahmen nicht möglich. Schließlich müßte ja auch die Erörterung der Groß-Berliner Schmerzen in einer Betrachtung der großen preußischen Fragen münden, von deren richtiger Lösung natürlich letzten Endes das Schicksal Berlins und seiner Vororte mit abhängt. Diese preußischen Fragen aber bilden ja das Kapitel, das die Meisten von uns im Laufe des kommenden Jahres noch genügend beschäftigen wird.

Dr. Walter Boßberg.

Die Konkurrenzklausel der Werkmeister und Techniker

Sozialpolitik war unsern Gesetzgebern lange Zeit nur Arbeiterpolitik. In neuerer Zeit haben wir uns gewöhnt, den Begriff zu erweitern zu einer Fürsorge für alle Arbeitnehmer und auch Schutz- und Förderungsgesetze für den selbständigen Mittelstand einzuschließen. Aber die Bedeutung des Wortes „Sozialpolitik" geht noch weiter. Grundsätzlich ist Sozialpolitik gleich Menschenpflege. Sozial ist der Staat, dessen Lenker sich stets vor Augen halten, daß er aus Menschen besteht, daß er um dieser Menschen willen da ist und daß er kein höheres Ziel kennen kann und kennen darf, als recht viele, gesunde, kräftige, tüchtige, leistungsfähige, auch leistungsfreudige, frohe Menschen zu seinen Staatsbürgern zu zählen. Sozial ist das Recht des Staates, wenn es diesem Ziele zustrebt, wenn es die Rücksicht auf die Person des Staatsbürgers, und zwar jedes Staatsbürgers, zur obersten Richtschnur nimmt. Jedes Gesetz, dem irgend etwas andres höher steht als die Entfaltung der Person, ist unsozial. Jede soziale Standesbewegung muß in erster Linie auf eine soziale Umformung des Rechts hinausgehen. Denn in unserm Recht steckt noch zu viel von den Anschauungen des alten Rom, wo der Typus des arbeitenden Menschen der Sklave war, der überhaupt nicht als Mensch galt, sondern als Haustier. Deshalb ist das römische Recht ein Vermögensrecht. Deshalb stehen auch unserm heutigen Rechte Vermögensinteressen vielfach höher als Menscheninteressen. Es wird noch viel Arbeit kosten, ehe aus diesem Vermögensrecht ein Personenrecht geworden ist.

Ein Beispiel des unsozialen Charakters unsres Rechtes ist die Konkurrenzklausel, d. h. die Beschränkung eines Arbeitnehmers in seiner Berufstätigkeit nach Beendigung des Dienstverhältnisses zugunsten des Arbeitgebers. Denn was bedeutet eine solche Klausel, ein Karenzvertrag, anders als eine Beschränkung der Person des Arbeitnehmers, seiner Arbeitskraft, seiner Leistungsfähigkeit, seiner Entwicklung zugunsten der Vermögensinteressen des Arbeitgebers. Ausschließlich zugunsten der Vermögensinteressen des Arbeitgebers. Denn im Interesse der Gesamtheit liegt es nicht, wenn eine große Zahl von Werkmeistern, Technikern, Chemikern, auch Handlungsgehilfen usw. gehindert werden, die erworbenen Kenntnisse zu verwerten, sich weiter zu bilden und damit auch dem Fortschritt zu dienen. Die Konkurrenzklausel widerspricht dem Interesse der Allgemeinheit. Ja, sie liegt auch nicht einmal im Interesse der Arbeitgeber, denn nicht nur die eignen Angestellten sind dadurch gebunden, sondern auch die besseren Kräfte des Konkurrenten, so daß bei Durchführung des Systems niemand mehr einen vorgebildeten Berufsarbeiter anstellen könnte.

Eine allgemeine Anwendung der Klausel führt einfach zur Aufhebung der Freizügigkeit der Werkmeister. Die Gesetzgebung hat anerkannt, daß damit ein schwerer Mißstand verbunden ist und hat durch einzelne Schutzbestimmungen eine Einschränkung ihrer Geltung gebracht. Neben den allgemeinen Satz, daß unsittliche Geschäfte ungültig sind, tritt die Bestimmung der Gewerbeordnung, nach der eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Meisters ausgeschlossen sein soll. Gegenwärtig werden lebhafte Anstrengungen gemacht, eine weitere Einschränkung zu erreichen durch positive Vorschriften, wie sie das Handelsgesetzbuch enthält. Das Ziel des Kampfes muß die völlige Beseitigung der Konkurrenzklausel sein, denn diese ist unter allen Umständen unsozial. Bei der weitgehenden Spezialisierung der Industrie ist jeder Techniker auf einseitige Ausbildung in einem bestimmten Zweige angewiesen. Kann er in diesem Zweige keine neue Stellung annehmen, so bedeutet das eine ganz erhebliche Verschlechterung seiner Arbeitsbedingungen, ein Zurückwerfen um Jahre, ein Brachliegen des besten, was er in jahrelanger Tätigkeit sich angeeignet hat. Ein berechtigtes Interesse der Arbeitgeber, die Zukunft ihrer Angestellten derart zu schädigen, kann nicht anerkannt werden, denn die üblichen Gehaltssätze sind in den seltensten Fällen so, daß sie einen Ausgleich dafür bieten könnten. Im Durchschnitt ist das Einkommen eines Meisters nicht viel höher, als das eines gut gelohnten Facharbeiters. Im Verhältnis zu der größeren Arbeit und Verantwortung ist der Meister heute schlechter gestellt als sein Arbeiter. Die meisten Werkmeister unterschreiben Konkurrenzklauseln nur unter dem Zwange der Not, weil sie sonst keine Stelle bekommen. Die Ausnutzung der Notlage eines Meisters, um sich auch für die Zeit nach Beendigung des Dienstverhältnisses ohne Gegenleistung einen Vorteil auf Kosten seiner Zukunft zu verschaffen, ist kein berechtigtes Interesse. Soweit wirklich eine Notwendigkeit vorliegt, wichtige Betriebsgeheimnisse auf längere Jahre zu sichern, sind genügend andre Mittel vorhanden, die sich nur dadurch von der Konkurrenzklausel unterscheiden, daß sie dem Unternehmer nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, nämlich eine Gehaltszahlung, auferlegen.

Heinz Potthoff.

Unsre Bewegung

Heilbronn a. N. Volkspartei. V.: Gemeinderat K. Wulle. Liberaler Verein. V.: Bürgerausschußmitglied Rechtsanwalt Göhrum. Wenige Tage, nachdem der entschiedene Liberalismus bei den Kommunalwahlen unsrer Stadt einen schönen Sieg erfochten, hatten wir die Freude, unsern Abgeordneten Dr. Naumann in seinem Wahlkreis begrüßen zu können. In sechs Versammlungen hat er den Wählern Bericht erstattet über die Tätigkeit des Reichstags und über die politische Lage: in Flein, Frankenbach, Lauffen a. N., Neuenstadt a. d. L., Möckmühl und Heilbronn. Alle diese Versammlungen waren sehr gut besucht und nahmen einen vorzüglichen, stimmungsvollen Verlauf; die Teilnahme der Bürgerschaft in Stadt und Land war wie in Wahlzeiten. Der große Saal der Kilianshallen, in dem die Heilbronner Versammlung stattfand, war schon vor der festgesetzten Zeit zum Brechen voll, und Naumann konnte die stürmische Begrüßung mit den Worten quittieren: „Ich sehe, daß wir uns noch kennen." Unser Abgeordneter gab ein großzügiges und sachliches Bild von der politischen Lage und besprach dann die Reihe der in Aussicht stehenden Gesetze (Majestätsbeleidigung, Vereinsrecht, Börsenreform, Weingesetz). In Frankenbach gab es eine Diskussion mit einem Sozialdemokraten; dort sprachen auch unsre Heilbronner Freunde Wulle und Franck. In Flein und Lauffen, wo viel Weinbau betrieben wird, hatten sich auch eine Reihe von Anhängern des Bundes der Landwirte eingefunden; als der Vorsitzende an sie die Aufforderung richtete, dem Abgeordneten ihre etwaigen abweichenden Wünsche in der Weinfrage mitzuteilen, meldete sich niemand zum Wort. Das ist der beste Beweis, daß die subalternen Treibereien unsres neugegründeten agrarischen Organs, der „Süddeutschen Tageszeitung" nichts weiter als Mache sind, auf der man immerzu herumreitet, weil man nichts Gescheiteres und Sachliches zu sagen weiß. Naumanns Anwesenheit im Wahlkreis bedeutet einen Erfolg für die liberale Sache in unsrer Gegend. Wir werden ihn zu festigen wissen. Denn Arbeit ist notwendig. Seit Naumanns Wahl ist unser Kreis, expreß zu seiner Bekämpfung, mit einer klerikalen und einer agrarischen Tageszeitung beschert worden. Naumanns Gegner, Dr. Wolff, ist immerfort unterwegs, im Verschwiegenen und in halber Öffentlichkeit, den agrarischen Kredit zu heben. Ob's ihm gelingt, ist schwer zu sagen; seine Hauptpointen sind die persönlichen Angriffe auf Naumann. Die Unterstützung, die er sich dabei von seinem Organ geben läßt, resp. sich selber darin gibt, ist allerdings vergleichsweise talentlos.

Heidelberg. Nationalsozialer Verein. Vorsitzender Rechtsanwalt Dr. Fürst. — Wir hielten vor Weihnachten drei öffentliche Versammlungen ab. Dr. Rohrbach sprach am 9. November über das deutsche und das britische Südafrika, Ingenieur Thimm am 28. November über die soziale Lage der Privatbeamten, Frau Marianne Weber am 13. Dezember über die gemeinschaftliche Erziehung von Knaben und Mädchen. Dieser letzte Vortragsabend war am stärksten besucht und fand, wie die lebhafte Aussprache zeigte, ungewöhnliches Interesse. Die bekannten Pädagogen Geh. Hofrat Dr. Uhlig und Gymnasial-Direktor Dr. Böckel sprachen sich im ganzen zustimmend zu den von ihnen als maßvoll gerühmten Forderungen der Referentin aus, Professor Rösch hielt mit Bedenken nicht zurück. Das Referat wird demnächst im Druck erscheinen. —

Soziale Bewegung

Über Mietergenossenschaften wird uns aus England berichtet: „Vor allen Dingen erwerben sich die Copartnership Tenants Limited geeignete Bauplätze. Auf diesen errichten sie dann solide Wohnungen mit allen für die Gesundheit und Bequemlichkeit der darin Wohnenden wünschenswerten Einrichtungen. Diese Wohnungen werden zu dem üblichen Mietspreise vermietet. Das angelegte Kapital wird stets nur zu mäßigem und festem Fuße verzinst und aller erwachsender Überschuß wird dann unter die Mieter, welche Mitglieder in der Genossenschaft sein müssen, im Verhältnis zu den gezahlten Mieten verteilt, aber nicht in Geld, sondern in neuen Anteilen. Aus solchen Bedingungen erwachsen diese Vorteile: 1. Je größer der Überschuß ist, desto größer ist auch die Sicherheit für das angelegte Kapital. 2. Vermittels des Anteilkapitals wird eine Reserve geschaffen, aus welcher sich durch rückständige Mieten entstehende Ausfälle decken lassen. Dadurch wird die gebotene Sicherheit beinahe absolut. Als Organ zur Bildung neuer Wohnungsgenossenschaften dieser Art und zugleich als geschäftlicher Mittelpunkt für die bestehenden ist eine Genossenschaft, die Copartnership Tenants Limited, gebildet worden. Sie erteilt Rat, wo solcher verlangt wird, beschafft Geld und sucht die Herstellungskosten, durch Vereinigung der Bestellungen von Material und damit Erlangung von Engrospreisen, herabzubringen. Es bestehen gegenwärtig 8 Wohnungsgenossenschaften der genannten Art, deren jede von 2 bis 20 Hektar Land, im ganzen 87 Hektar, inne hat, auf welcher Gesamtfläche im ganzen 2410 Häuser errichtet werden sollen. Eine neunte Genossenschaft ist bereits gebildet und sucht jetzt passendes Bauterrain. Zwei andre sind in der Bildung begriffen und gedenken zusammen 38 Hektar Land zu erwerben, um darauf 1000 Häuser zu errichten."

Ein kleines Lehrbuch für gewerkschaftlich interessierte Leser ist die eben im Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands herausgekommene billige Broschüre über „Die gegnerischen Gewerkschaften in Deutschland". Paul Umbreit, der Redakteur des „Korrespondenzblattes", hat hier auf 190 Seiten 8 Vorträge aus seinen gewerkschaftlichen Unterrichtskursen wiedergegeben, die über lokalorganisierte, Hirsch-Dunckersche, christliche, konfessionelle Arbeitervereine, unabhängige Berufsvereine, gelbe Organisationen und deutschklerikale Bestrebungen unterrichten. Natürlich ist alles aus sozialdemokratischen Gesichtswinkeln beschaut; aber wer das weiß und sich immer gegenwärtig hält, wird doch die flotten Abhandlungen mit großem Nutzen lesen. Die statistischen Übersichten am Schluß vertiefen den Überblick über das ganze weite Gebiet.

Über konfessionelle Hetzapostel und über „fanatische konfessionelle Hetze" klagt ausgerechnet — das Stöckersche „Reich". Im Saarrevier sind nämlich die Knappschaftsältestenwahlen in heißem Kampfe zwischen christlichen Gewerkschaften und katholischen Fachabteilungen durchgefochten worden. Dabei haben die christlichen Bergarbeiter 80 Älteste durchgebracht, die katholischen Fachabteilungen dagegen nur 19. Selbst diese geringe Zahl sollen sie nur „ihrer fanatischen konfessionellen Hetze in verschiedenen Sprengeln" verdanken. Wenn im Anschluß daran das „Reich" jubiliert, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften und die deutschen Gewerkvereine gänzlich ausgefallen seien und keine Zukunft im Saarrevier hätten, so beweist der Ausfall nichts weiter, als daß die Bergarbeiter des Ruhrreviers sich einstweilen noch zu Objekten konfessioneller Verhetzung hergeben. Das ist aber kein Zustand, der dauernden Bestand hat.

Zersplitterer nennen merkwürdigerweise sozialdemokratische Gewerkschaftsblätter diejenigen Gewerkvereinler, die alle nationalen, freiheitlich denkenden organisierten Arbeiter zu einer größeren Gemeinschaft zusammenfassen wollen. Entweder haben die Herren Sozialdemokraten nicht begriffen, worum es sich handelt, oder sie wollen nicht begreifen. Daß die jetzt vereinzelt und verärgert in den evangelischen Arbeitervereinen und im „Deutschen Arbeiterkongreß" sitzenden liberalen Elemente zusammengefaßt werden sollen, statt sie, wie bisher, sich selbst und den reaktionären Einflüssen zu überlassen, das kann nur Bosheit oder Unverstand „Zersplitterung" nennen. Nicht einmal eine neue Strömung oder Richtung würde dadurch in der deutschen Arbeiterbewegung entstehen, da heute schon die nationalen Arbeiter mit freiheitlicher Gesinnung in einzelnen Organen isoliert zwischen der sozialdemokratischen und der klerikal-nationalen Arbeiterbewegung stehen. Wir hoffen deshalb, daß das Schimpfen der sozialdemokratischen Gewerkschaftsblätter ohne Folgen bleibt.

Büchertisch

Napoleon. Der Feldherr, Staatsmann und Mensch in seinen Werken. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Band VII der Sammlung: Aus der Gedankenwelt großer Geister. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 2,50 M. Geb. 3 M.

Auswahlsammlungen aus den Werken großer Männer häufen sich seit einiger Zeit auf dem Büchermarkt. Offenbar werden sie auch viel gekauft. Und darüber kann man sich nur freuen. Liegt ihnen doch der gesunde Gedanke zu Grunde, daß besser als jede Biographie das Genie sich selbst charakterisiert durch seine eignen Bekenntnisse. Voraussetzung ist allerdings eine geschickte Auswahl, und die darf man dem vorliegenden Bändchen mit bestem Gewissen nachrühmen. Wir bekommen ein klares Bild des Politikers, des Feldherrn und nicht zuletzt des Menschen mit seinen Vorzügen und Fehlern. Napoleon ist viel überschätzt, aber auch viel verkannt worden. Diese Auswahl aus seinen Schriften wird in Deutschland viel zum Verständnis des großen Korsen beitragen können. E.

Rudolf Pfleger: Johann Gottlieb Fichte, ein nationaler Prophet in schwerer Zeit. Zweibrücken. Kommissionsverlag von J. Peth (Lehmannsche Buchhandlung). 80 Pf.

Ein schwungvoller Vortrag über den großen nationalen Propheten. Der Verfasser hat von dem Philosophen Fichte ganz abgesehen, um in markigen Zügen ein Bild der Persönlichkeit des edlen Mannes zu geben und vor allem seine nationale Bedeutung herauszuarbeiten. Mit Recht nimmt die Würdigung der Reden an die deutsche Nation, die Fichte vor nunmehr 100 Jahren in Berlin hielt, einen breiten Raum in dem Büchlein ein. E.

Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. Herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. Hamburg. Agentur des rauhen Hauses. — Bd. 3. Charles Kingsley; bearbeitet von Dr. G. Samtleben.

Kingsley ist bei uns hauptsächlich durch seinen kulturgeschichtlich hochinteressanten Roman Hypathia bekannt. Man weiß wohl, daß er ein tätiger und bedeutender Geistlicher war; aber warum und in welcher Art, das wird mancher erst durch diesen 3. Band der „Ewigkeitsfragen" erfahren. Sein ungemein warmes und tatkräftiges Christentum ist dogmatisch gefärbt, aber keineswegs engherzig; eine glühende Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen erfüllt sein Leben und alle seine Schriften. — Die Sammlung ist außerordentlich geschickt zusammengestellt; vielen Aufsätzen merkt man es nicht an, daß sie aus einzelnen Zitaten bestehen. P. G.

Hans Freimark. Das Geschlecht als Mittler des Übersinnlichen. Lotus-Verlag, Leipzig 1907. Preis 2 M.

„Einzig die eigne Mischung der männischen und weibhaften Elemente ergibt das Phänomen des Mittlers, gleichviel ob uns dieses mit dem äußerlichen Geschlechte eines Mannes oder Weibes entgegentritt". In diesem Sinn ist von „dem Geschlecht als Mittler" die Rede, von der „bipolaren Dämonik der Potenz" (Prof. P. Herman), von der schon Goethe fragte:

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt? —

Das zum Tieferdenken anregende, wenn auch nicht allzu tiefe Buch ist trotz theosophischer (!) Hirngespinstelei zu empfehlen, weil es nicht „wissenschaftlich-humanitären" Zwecken dient! F. Sch.

Helene Christaller. Gottfried Erdmann und seine Frau. Verlag Bartholdi, Wismar. Preis geb. 4 M.

Bei dem neusten Roman H. Christallers kann man nur wünschen, daß recht viele nach dem Buche greifen mögen. Besonders werden es wohl auch die „Hilfe"leser tun, denen die Verfasserin schon lange eine Freundin geworden. Das 6. Tausend in der kurzen Frist seines Erscheinens spricht ja auch dafür, daß in unsrer als oberflächlich verschrienen Zeit ein gutes Buch doch noch seinen Leserkreis findet. Und geschrieben mußte es werden; es mutet an wie die Offenbarung einer großen, starken Frauenseele, die sich gleichwertig dem Manne in ihrer Besonderheit zur Seite stellen darf. Es ist schwer, hier in Kürze auf den Inhalt einzugehen, und fast befürchte ich, ein Versuch könne abschwächend wirken, wo ich doch uneingeschränkt loben möchte. Es liegt auch gar nicht an dem Inhalt selbst; die Art, wie er erzählt wird, wie sich H. Christaller zu ihrem Stoffe stellt, das ist das Eigenartige, Sympathische. Zwei Vollmenschen von verschiedenster Weltanschauung führt sie zusammen zu gemeinsamem Wirken im Dienste der Nächstenliebe, den strenggläubigen, oft weltfremden Geistlichen, dem ein Zug von Ibsens „Brand" anhaftet, und die junge zielbewußte Ärztin. Zu allerlei Kämpfen kommt es bei den ausgeprägten Persönlichkeiten der beiden. Über dem allen aber steht sieghaft eins, die große Liebe, die schon das junge Mädchen beim ersten Aufkeimen dieses Wunderbaren klar erkennen läßt: „Ich weiß, daß mein Glück nie vollkommen sein wird bei dir, aber fern von dir gibt es für mich überhaupt kein Glück." Der kleinen, bitterarmen Waldgemeinde schaffen sie durch Einführung von Hausindustrie erträgliche Lebensbedingungen. Als Hüter des hier Begründeten lassen sie Elias, den einstigen verkommenen Lehrer, zurück, den sie wieder für ein geordnetes Leben gewonnen. Sie beide aber führt das Geheiß eines sterbenden Freundes in die Weltstadt, in den Dienst jener Ärmsten, die in Schmach und Armut zu versinken drohen. Dort werden sie kämpfen um den unendlichen Wert der Menschenseele. M. S.

Die Hilfe Beiblatt

13. Jahrgang * Nr. 52 Berlin, 29. Dezbr. 1907

Jahreswechsel

Jedem Herbst folgt neuer Frühling, und jeder neue Frühling geht über den alten hinaus, wo erstorben bleibt das Jährige, doch weiter treibt das Ewige. Frehner.

Wieder ist es zu Ende. Es ging unheimlich rasch. Was alles hatten wir uns vorgenommen für dieses Jahr! Nun sind es gerade noch einige Stunden, um sich zu besinnen, was eigentlich war. Noch einige Male glimmt die Flamme im Kamin, dann ist es vorbei mit dem Feuer, das so hell gelodert hatte. Ja es kommen seltsame Gedanken in solchen letzten Stunden. Sie sollen uns kommen. Wir sind nicht so feige, ihnen aus dem Wege zu gehen. Das ist schließlich noch das Schönste an diesem Abschiedsabend des Jahres, daß man da Zeit hat, nachzudenken.

Was ich entsetzlich empfinde, ist die Ohnmacht, der man sich bewußt wird. Ich rede davon nicht schwärmerisch und ich will nichts übertreiben. Was ich klar sehe, ist demütigend genug: was habe ich eigentlich fertig gebracht, ja, was? Man hat sich gemüht, man war dabei, man lief und schuf. Man erlebte mitten in solcher Arbeit große, reiche Freude. Aber das ist eben das Ernüchternde, daß uns so viel Wege sich zeigten, die wir gern ein Weilchen gegangen wären; aber wir konnten nicht. Das Leben breitete sich vor uns aus wie ein weiter heller Plan, aber wir mußten uns Mühe geben, nur auf einem kleinen, schmalen Steig vorwärts zu kommen. Man sah den Reichtum des Wissens wie blitzende Kuppeln einer fernen Stadt — es war so weit dahin! Man empfand die Fülle dessen, was man gern gesehen, erlebt, gelesen, mitgemacht, verbreitet hätte. Von all diesen Lebensmöglichkeiten konnte, durfte nur ein bescheidener Teil Wirklichkeit werden. Wozu zeigt uns das Leben diese verlockende Mannigfaltigkeit? Warum heißt älter werden immer nichts andres als auf dies verzichten, an jenem vorbeigehen müssen? Nicht genießen wollten wir, aber erfahren. Und diese Erfahrungen selbst drängten sich immer enger zusammen. Man sieht in gelobtes Land und weiß, daß die Füße nicht mehr dahin tragen. Die Weisheit eines scheidenden Jahres heißt kurz: Das Leben erträgt nicht viel Experimente, es ist zu kurz dazu. Diese Lehre lernt sich schwer. Man würde so gerne Umwege, ja Irrwege gehen, nicht aus Abenteuerlust, sondern um gerecht zu werden, indem man alles erfährt. Da sagen die Jahre: Nein! Wir eilen und fliehen, sorge du, daß du auf deinem Weg mitkommst. Bald kommt die Nacht, und der Atem wird dir kurz.

In solcher Trübnis ist es kein voller Trost, zu wissen, daß das ganze vorwärts eilt. Neue Zeit wird sicherlich immer tüchtiger, wie neuer Frühling alte Erfahrung langsam verwertet. Doch der einzelne bleibt mit seinem Leben einsam und rätselhaft. Was soll er gerade in diesem großen Vorwärts treiben? Es ist kein beseligendes Wissen, ein Blatt zu sein, das der Herbst zu Boden weht, daß es den Frühling mitschaffe. Heilen, helfen kann nur ein Glaube an den Sinn eignen Lebens, trotz seiner Beschränkung, trotz seiner Winzigkeit. Deshalb half jener Mann in Galiläa, weil er den Mut fand, einfachen Menschen, ohne Namen, ohne Stellung, doch den Glauben ins Herz zu pflanzen, daß sie nötig sind, so wie Kinder im Haus des Vaters. Diese innere Gewißheit macht froh. Sie ist Wanderstab fürs neue Jahr. Traub.

Ein Ausflug nach Ostpreußen

II

Am andern Tag über Insterburg und Tilsit nach Memel Im Zuge sitzen langbärtige Männer, sehr groß, in dicken langen Mänteln; kleine Augen, starke Backenknochen, gelbe Gesichtsfarbe. Sie steigen in Insterburg nicht aus, sondern fahren nach Wirballen und weiter nach Petersburg. Wir sind eine Stunde von der Grenze entfernt. Von Königsberg bis Memel sind es immerhin noch 4 Stunden mit dem schnellsten Zug. Ganz flache Gegend ist das Samland und Litauen. Schwarzweiße Kühe weiden in diesen goldenen Oktobertagen noch auf der Wiese. Und schon weht die salzige Meeresluft durchs Fenster — Memel, Preußens nördlichste Stadt, ist erreicht. Natürlich gehen die Gedanken während der Fahrt immer um 100 Jahre zurück und suchen die Schwere, Größe und den Segen der Steinschen Reformen zu erfassen, die hier oben in Memel dem König vorgeschlagen wurden; Hardenberg, Schön, von Schrötter, von Auerswald stellt man sich vor im Rat am Tisch um den König sitzend. Der Entwurf einer neuen Städteordnung von damals beginnt mit den Worten: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen.“ In der Stunde tiefster Demütigung und Not begannen damals der König und seine Räte ein Reformwerk auf dem Grund dieses Vertrauens. Das Heer hatte versagt, die Bureaus hatten versagt; so blieb dem König der Bürger und der Bauer. Den macht er nun mit einem Schlage frei. Es war ein unerhörter Eingriff in die Besitzverhältnisse der Untertanen, ein staatssozialistischer Gewaltstreich. Und der mußte gerade in Ostpreußen beschlossen werden, der Hochburg der Leibeigenschaft und der Gewerbeunfreiheit! Gern wüßte ich, ob die Königin Luise an diesen Reformen Anteil gehabt hat; ich glaube es nicht, jedenfalls war sie nicht die treibende Kraft. Wieviel Stufen mußte der König damals von seiner absoluten Vergangenheit heruntersteigen, wie ergreifend ist die Anerkennung von bisher übersehenen Schichten des Volkes! Und es hat die Liebe zum König nicht erschüttert, als dieser bekannte: „wir haben uns geirrt,“ als er „die Bettler von den Straßen“ in den Moskowitersaal nach Königsberg rief, um einen Bund mit den bisher Geknechteten zu schließen. Drei Jahre nach Kants Tod ging die Saat auf, und ein goldenes Kornfeld wogte am Pregel. Wirklich, überdenkt man es, es klingt alles wie ein Märchen. Und fährt man in dem kleinen spießbürgerlichen Memel herum, so begreift man erst recht nicht, daß so Großes aus diesen kleinen Häusern herausmarschiert gekommen ist.

Bald ging ich in freundlicher Begleitung ans Meer, zur Nehrung, zum Hafen, zu den litauischen Fischern. Libau, der russische Kriegshafen, liegt hier ganz nah. Ich sah die Flut in der Abendsonne, den schäumenden Gischt am Leuchtturm, ich ließ mir die Signale für die Fischer erklären, vor allem aber beobachtete ich einen Netzzug. 8 Männer und Frauen zogen langsam das riesige Netz ans Land; etwa eine Stunde dauerte es, bis es so weit war. Tapfer halfen die Frauen mit, die eine in hohen Wasserstiefeln, die andere mit nackten Beinen. Ich staunte über die Schönheit dieser Beine, später sah ich auch sehr liebliche madonnenhafte Mädchengesichter. Endlich rundet sich das

Netz und die ganze Schwere des Inhalts wird fühlbar. Ein Boot wird neben das Netz geholt, 2 Männer treten ins Netz und holen in großen Bastkörben die Tiere heraus, die dann ins Boot gestülpt werden. Es waren lauter Sprotten; über 50 Mal füllte sich der Korb, es war ein Fang von etwa 25000 Stück! Das ganze Wasser war silbrig von den Schuppen der zappelnden Fische. Der alte Fischer erzählte uns, daß sie manchmal die achtfache Beute hätten, natürlich nur in den Zeiten der Sprottenzüge. Nach den Hütten zu urteilen, in die ich sah, häufen die Fischer trotzdem keine Schätze an. Um so mehr rührte mich die Schönheit der Frauen in diesen schwarzen Löchern. Als ich den Wald der Masten sah, fiel mir ein, daß in Memel einst Schliemann ein Schiff mit einer Ladung von 450000 M. verloren hatte; ohne den Krimkrieg hätte er die Millionen nicht wieder erobert, um Troja ausgraben zu können. Ohne Schliemann wüßten wir heute über 1000 Jahre des Mittelmeers (die Zeit von 2000 bis 1000 v. Chr.) nur sehr schlecht Bescheid. Das Schiffsunglück an der Ostsee im Jahre 1856 hätte uns beinahe um 1000 Jahre Südsee gebracht.

Als ich am andern Morgen früh ¼4 im warmen D-Zug durch die stille Ebene zurückfuhr, da dachte ich noch einmal an die königliche Frau, an den Typhus und die Flucht im Schlitten. Wie gut haben wir es heute, daß wir den Segen der Entschlüsse von Memel genießen dürfen! Ich werde mir nun den Kant wieder vornehmen; denn jetzt werde ich ihn besser verstehen. Ich habe einen neuen Begriff von dem Wort „Preußen" bekommen und glaube auch, daß ich jetzt in Berlin das Positive im Preußentum besser sehen werde. Von den Littauern wurden böse Dinge erzählt — sie schwören um einen Schnaps einen Meineid — ich habe jedenfalls viel Tüchtiges und Gesundes gesehen. Eins hat mich betrübt: Cadinen hat noch wenig Schule gemacht; und man sagt, in Cadinen selbst sei der Ton zu Ende. Ich hoffe, es ist ein Irrtum. Aber es wurde doch gehofft, daß in der ganzen tonreichen Gegend von Danzig ab sich eine neue klug geleitete Töpferei entwickeln werde. Wir brauchen durchaus neue Hausindustrien hier oben. Und ein zweites; die Gegend hat keinen Haustein, ist also auf den gebackenen Ziegel angewiesen. Überall sieht man rote Postgebäude. Der Ehrgeiz der Ziegeleien scheint heute darauf zu gehen, den Ziegel möglichst einfarbig zu liefern. Dadurch entstehen die toten karierten Flächen. Der Zufall des Brandes könnte die größte Farbigkeit mit leichter Mühe bewerkstelligen, wenn nur die Parole ausgegeben würde: „Es ist unwichtig, welche Farbe der durchglühte Ziegel hat." Die mittelalterlichen Ziegelkirchen haben heute natürlich die Patina und das Moos der Jahrhunderte, das sie so malerisch macht. Aber sie haben auch als Neubau schon farbige Wände gehabt, weil man die Ziegel ohne Methode brannte. Beim Ziegel ist die Uniformierung durchaus nicht wünschenswert. Das Ideal wäre verschiedenes Format; verschiedene Farbe ist jedenfalls leicht zu erreichen.

Zum Schluß noch ein Wort der Erinnerung an den prächtigen Simon Dach, der in Memel geboren ist, und hier sein „Ännchen von Tharau" um 1650 gedichtet hat. Mir fielen ein paar andere Verse von ihm ein: „Der Himmel will zur Erden — er kommt und macht sie naß, — daß sie muß schwanger werden, — gebieret Laub und Gras." Diesen Vers fand ich einmal in Prellers griechischer Mythologie, als von dem Mythus der Befruchtung der Erde durch den Regen im Sinne der Begattung (Saturn und Gaea) die Rede ist. Sicher ist Ostpreußen das befruchtete Land, das sein Dichter preist, und wir Westlichen brauchen nicht immer das Gefühl zu haben, daß wir nach dem Osten nur abzugeben hätten; wir waren die Empfangenden in vielen Fällen, zuletzt bei Kant, Tilsit und Memel. **Paul Schubring.**

Wie unsereiner Weihnachten feiert

Erzählung von **Auguste Supper**

(Aus: Leut. Neue Schwarzwalderzähl. Verl. Eug. Salzer, Heilbronn. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers.)
Vergl. Besprechung Seite 750 dss. Jahrg. der „Hilfe".

(Schluß)

Das Weinen wurde leiser, und das Glockenläuten dauerte an. Mir war das lieb, denn es schien, als sagten die Glocken alles das, was ich jetzt von Rechts wegen hätte sagen sollen, und wozu ich doch viel zu unbeholfen war. Das Weib schien die ehernen Stimmen zu verstehen. Langsam stand sie auf, schüttelte sich den Schnee von den Röcken, faßte nach Strick und Laterne und zog wieder an. Ich hätte gern etwas gesagt; aber ich wußte nicht was. Ich war wie auf den Mund geschlagen. Die Lichter des Dorfes tauchten auf und links drüben das einsame Licht im Goldenen Ochsen an der Landstraße. Über die Höhe her kam der Wind, der herbe, reine Wind, dem man es anfühlte, daß er über den glitzernden Schnee gegangen. Noch ein Stück weit gingen wir auf der Hochebene zusammen, dann schieden wir. Das Weib mit ihrem Schorschle strebte rechts dem Dorf, ich links dem „Goldenen Ochsen" zu.

Freudig, wie jedes Jahr, wurde ich in meinem Weihnachtsstandquartier willkommen geheißen. Mein Zimmer war gut durchwärmt und im „Herrestüble" neben der großen, sauberen Wirtschaftsstube war für mich allein der Tisch gedeckt, oben vor dem Sofaplatz, wie ich es liebte. Ich rieb mir die Hände, knöpfte die Joppe auf und war überzeugt, daß ich jetzt sehr vergnügt und zufrieden sei. Sie trugen mir die heiße, vorzügliche Suppe herzu, zu der mir die Frau Ochsenwirtin schon wiederholt das Rezept gegeben hatte, damit ich es der Frau Lammwirtin, bei der ich in der Stadt speiste, übermitteln sollte.

Das Rezept habe ich übermittelt; aber das Lamm verstand den Ochsen nicht — die Suppe gedieh nur hier oben. Ich ließ mir's schmecken und war wiederum überzeugt, daß ich jetzt sehr vergnügt und zufrieden sei.

Aber dem Postfrieder seinem Weib und dem Schorschle würde ein Teller voll von dieser Suppe auch gut tun. Mit strahlendem, lobheischendem Gesicht tischte die Frau Ochsenwirtin dann ein gebratenes Federvieh auf. Ich weiß nicht, war es ein Huhn oder ein Hahn. Ich kenne mich da nie aus. Aber das weiß ich, daß es groß war und zart, und daß es auch noch für des Postfrieders Weib und den Schorschle gereicht hätte, wenn die zwei dagewesen wären. Ich aß darauf los; aber dann ging es auf einmal nicht mehr. Ich weiß nicht, wie das kam. Sonst, im Lamm, bei den dürren Vögeln, die es da gibt, trage ich immer peinliche Sorge, daß gewiß mir ein verhältnismäßig nettes Bruststück zukomme. Natürlich — man wird doch nicht dem gefräßigen Amtsrichter oder dem faden Dr. Sauer oder dem kleinen Halder mit seinem Leckermaul alles Gute überlassen! Aber da, bei dem schönen Braten der Ochsenwirtin, schämte ich mich wahrhaftig, all die saftigen Teile für mich herauszuschneiden. Wenn man so denkt, daß des Postfrieders Weib und der Schorschle — — — Zum Donnerwetter, jetzt wird mir das aber zu dumm. Ich will die Wirtsleute rufen, will fragen, was denn eigentlich los ist mit dem Postfrieder usw. In der Wirtsstube draußen geht jetzt die Türe. „'n Obed, Michel", höre ich die Ochsenwirtin sagen."

„'n Obed, Ochsewirte," gibt eine mir bekannte Stimme zurück. Der Angekommene ist der Brunnenmichel, ein Brunnenmacher von 82 Jahren, der Anno 70 seinen Sohn verloren hat, Anno 80 sein Weib, Anno 90 seine ledige Tochter und Anno 1900 seine zweite, verheiratete. Er hat mir das alles so oft erzählt. Viel andres weiß er nicht. Von der Politik, der hohen oder der sozialen z. B. hat er keine Ahnung. Er sagt immer, das gehe ihn nichts an. So sind sie da hinten. Wenn ihnen alles wegstirbt, alles, daß sie ganz allein sind, dann haben sie genug. Die Jahreszahlen, an denen der Tod ins Haus kam, die merken sie sich, die andern alle lassen sie verrauschen im Strom, der fern von ihnen vorübergeht. Der Brunnenmichel raucht wie ein Fabrikschlot. Ei, ei — da fällt mir jetzt ein, daß ich dem Alten diesmal ganz gewiß ein Pfund „Trompeter von Säkkingen" mitbringen wollte. Das ist seine Marke. Schon voriges Jahr wollte ich das, und habe es damals und heute wieder vergessen. Unsereiner hat eben soviel zu denken. Aber nächstes Jahr sicher!

Der Brunnenmichel ist in der äußeren Wirtsstube der einzige Gast, wie ich in der innern. Am heiligen Abend bleiben die rechten Leute zu Haus. Ich schiebe die Speisen weit von mir und stülpe den Kopf in die Hand. Wenn ich erst einmal zweiundachtzig bin! — — Ich muß lächeln, ganz profitlich. — Mir kann nicht alle zehn Jahre eins sterben, ich habe ja niemand. Mein Feldmann legt sein

triefendes Maul auf mein Knie. Das darf er sonst nie, denn ich bin ein reinlicher Mann. Der Feldmann ist auch schon alt, so zehn, zwölf Jahre. Sei es noch um ein paar Jährchen, dann geht er ein. Ich stoße mein Weinglas auf den Tisch, daß es klirrt. Ich weiß nicht, warum ich so wütend bin. Jawohl, wütend! Flasche und Glas nehme ich, pfeife meinem Hund und setze mich zum Brunnenmichel. Der Alte grinst, daß man seinen einzigen, gelben Zahn sieht. Ganz wehmütig sieht dieser einzige Zahn aus. Mach' deinen Mund zu, Alter! Ich kann einmal heute nichts Einsames sehen.

Eine neue Flasche bestelle ich mir, schiebe des Brunnenmichels halbleeres Bierglas zur Seite und schenke ein. Trinken kann der Brunnenmacher, das liegt im Metier. Aber betrunken ist er nie. Bei Anno 70 fängt er jetzt an. Ich wehre ihm: „Laßt das, Alter! heute ist Weihnacht, da wollen wir von etwas Lustigem reden." Er sieht mir lange ins Gesicht. Seine alten Augen schwimmen. Er denkt gewiß, es gebe gar nichts Lustiges in der Welt. Aber wenn ich erst erzähle von des Amtrichters letzter Blamage, damals mit dem — —

Der Brunnenmacher fällt mir ins Wort. „Ei, weil mer jetzt grod vo 'me G'richtherre schwätzet, hättet jetzt die Herre em Postfrieder net ebbes weniger gä' könne?" Mir bleibt meine Leibgeschichte von des Amtsrichters Blamage im Hals stecken. „Was ist's denn eigentlich mit dem Postfrieder?" frage ich rauh.

Der Alte wirft den Kopf hin und her. „'s ischt ja freilich net recht g'we von ehm," sagt er, vor sich auf den Tisch blickend, das Weinglas in der blauroten Hand, „recht ischt's net g'we! Aber wer weiß, was unsereiner tät, wenn er acht Kender hätt' und e kränklichs Weib und fufzig Mark em Monat. 's heißt ja wohl en der Bibel: Du sollst nicht stehlen! aber der Herrgott hot gut schwätze, der hot kein Hunger." Mir gab's wieder einen Stoß wie im Eisenbahnwagen. Ja, ja, das gibt den großen Mißklang in der Welt, wenn der, der Gebote erläßt, satt ist, und der, für den sie erlassen sind, Hunger hat. Bei den zehn Geboten ist das so und bei den andern auch und das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch — — — mir stieg ein klein wenig des Ochsenwirts Kappelrodecker zu Kopf; aber nur ein ganz klein wenig. „So so," sagte ich laut, „der Postfrieder hat also gestohlen."

„Sscht — Herr Doktor!" rief die Ochsenwirtin vom Schank her. „G'stohle hot er net. Amol vierhundert Mark für sich b'halte, wo n'er hätt solle em Talbaure bringe. Er wird denkt han: Der Talbaur sitzt em Fett und i em Elend. Er hot g'sait, er häbs wölle ganz g'wiß e mol wieder heimzahle. Aber se hent ehm net glaubt vor G'richt oder was weiß i —"

Ich mußte laut lachen. Was man doch nicht alles verlangt von den „Gerichtsherre". Jetzt sollen die auch noch glauben, daß ein Postbote mit fünfzig Mark Monatsgehalt, acht Kindern und einem kränklichen Weib vierhundert unterschlagene Mark heimzahle. Nein, so naiv ist einer nicht mehr, der seine zehn, zwölf Semester Jus studiert hat. Überhaupt das Studium beider Rechte, das putzt den Kopf aus! Der Kappelrodecker, der aber tut das Gegenteil. Mir ist's in diesem Augenblick gerade, als gäbe es noch ein drittes Recht. Aber nein, es heißt ausdrücklich: utriusque juris. „Prost, Michel! und was weiter?"

Der Alte hebt sein Glas. „Prost, Herr Doktor! Weiter — ha weiter ischt nix. Se hent ehn halt jetzt zeh' Monat heute nom do, ond 's Weib ond d' Kender hent sechs Fasttäg en der Woch ond am siebete nix z'esse. — — Wisset Se was, Herr Doktor? I, wenn e reicher Ma' wär, i tät der Annemei a Wurscht kaufe, so lang als Effringe ond acht Laib Brot dazu ond en Kübel voll Kaffee! O, beim Blitz, des müßt e Christtag sei — —! Daß doch die reiche Leut net wisset, was schee ischt!"

Der Brunnenmacher rutschte auf dem Stuhl hin und her, seine wässerigen Äuglein funkelten, sein einziger Zahn grinste, sein Stoppelkinn wackelte. Wahrhaftig, der Alte spürte auch den Kappelrodecker. Mir war, als müsse ich die reichen Leute in Schutz nehmen. Gerade an Weihnachten wenden die ja allen Scharfsinn auf, um alles, was „schee" ist, sich einzuhandeln. Aber ehe ich noch etwas sagen konnte, brachte die Ochsenwirtin einen kleinen Baum im Stockscherben daher. Eine Fichte war's mit Papierrosen und Wachslichtchen. „Scheußlich", wollte ich schreien, denn die Papierrosen waren blau; aber da kam mir etwas in den Hals. Und wütend war ich auch, denn nun war der Klimbim doch da. — — Ich schluckte und schluckte und hob doch mein Glas nicht. Ich weiß gar nicht, was ich eigentlich schluckte. Ich glaube, es waren die Lieder, die ich als kleiner Bub mit der Mutter sang.

Und mein alter Brunnenmacher saß und ließ das Wasser aus den Augen laufen. Vier Tränen zählte ich, dann sah ich weg. Der Kopf war mir so voll, so wirr; so gar nicht, als hätte auch ihn das Studium beider Rechte einst ausgeputzt. Dann brachte die Ochsenwirtin Grog. Verachtet mich nicht, ihr Mitchristen, daß ich auch diesen Grog noch trank. Ich fordere alle Junggesellen im lieben Vaterlande auf, mir zu bestätigen, daß der Grog schon manchen guten, lichten Gedanken gezeitigt hat. Und er tat auch hier seine Schuldigkeit.

„Frau Ochsenwirtin," rief ich, „bringen sie die längste Wurst, die aufzutreiben ist." Die Wurst war lang, wenn auch nicht ganz so lang als Effringen. — „Und jetzt alles Brot, was im Hause ist." — Es war viel Brot im Hause. „Und jetzt Kaffee und Zucker und Mehl und Schmalz." Es gab eine nette Portion zusammen. „Und jetzt einen Sack."

Auch der Sack ward gefunden und noch ein Fäßchen. Da gingen wir. Der Brunnenmacher war dabei und die Ochsenwirtin und des Ochsenwirts Knecht mit dem Schiebkarren. Und ich trug das Bäumchen mit den blauen Rosen. Aber die Lichter löschte ich vorläufig aus. Weithin durchs Dorf ging's. Kein Mensch begegnete uns. Hinter den Fenstern brannten die Bäume, der herbe Wind kam über den Schnee her und des Schulzen Hund heulte. Dann waren wir da.

Der Schorschle schlief schon wieder; aber den weckte ich. Zu dem hatte ich noch am meisten Zutrauen. Die andern waren mir noch nicht vorgestellt. Wie der Schorschle schrie, als er die blauen Rosen sah und die Lichtchen, die wieder brannten! Wegen der Wurst schrie er auch; überhaupt, wegen der Wurst schrien sie alle. Die Ochsenwirtin sagte, das machten alle Kinder so. Die Annemei saß auf der Bank am Ofen und weinte. Die Ochsenwirtin sagte, das machten alle Weiber so.

Ich tat auch etwas; aber ich weiß nicht was. Der Brunnenmichel ließ seinen Zahn sehen. Ich glaube, der Kerl bildet sich was ein auf den Solitär. Der Feldmann stand unfern vom Schmalzhafen, und das Wasser lief ihm vom Maul auf den Boden. Das ist nun mal so bei dieser Rasse. Als wir gingen, stand des Postfrieders Weib vor mir, hielt meine Hand und schluchzte auf; „Er hat's jo no für uns do, no wege uns, mei Ma!"

Ich nickte. Sage ich es nicht immer: Die schlechten Kerle sollen selber an ihre Weiber, an ihre Kinder denken! Die Sache von unsereinem ist das nicht!

* * *

Selbstverständlich ist der Postfrieder nicht wieder angestellt worden. Man wird doch nicht den Bock zum Gärtner machen. Er hat jetzt eine Holzsäge- und Hackmaschine neuesten Systems. Damit fährt er der Kundschaft vors Haus, stundenweit im Umkreis. Seine beiden Ältesten helfen beim Geschäft und die drei miteinander sägen und spalten den Raummeter zu zwei Mark, und dazu singen und pfeifen sie noch. Es heißt, es habe einer dem Frieder das Geld geliehen zur Anschaffung der Maschine. Hoffentlich hat er dann nicht wieder vom Heimzahlen gesprochen, wie dazumal bei der Zwangsanleihe beim Talbauern, als ihm die Gerichtsherren nicht glaubten.

Die Annemei sieht jetzt satter aus. Und was der Schorschle macht, wenn er den neuen Schlitten sieht, das bin ich begierig. 's soll nur recht schneien die nächsten acht Tage! Und daß ich dem Brunnenmichel seinen „Trompeter von Säkkingen" nicht wieder vergesse! Ich will gewiß nichts gegen Weihnachten sagen! — Aber — — —!

Kunst

La pensée von Rodin. Eins der überraschendsten Bildwerke im Musée de Luxembourg ist la pensée von Rodin, ein ziemlich großer, viereckiger Marmorwürfel, auf dem unvermittelt ein weibliches Köpfchen ruht. Oder besser: es wächst aus ihm heraus und stellt dem Beschauer die etwas schwierige Aufgabe, den Zusammenhang zu finden. — Ist der Block zu klein gewesen, um eine ganze Gestalt, oder wenigstens eine Büste herzugeben? Hat der Künstler von einem größern Vorwurf schließlich nur den Kopf vollenden mögen? Ist's ihm unter der Arbeit leid geworden, seinen ursprünglichen Entwurf auszuführen?

Die meisten Betrachtenden erklären das Werk für Unsinn. „Der Kopf ist hübsch, aber was nützt mir das, wenn ich nicht weiß, was es bedeutet? So etwas ist in der Natur unmöglich, also in der Kunst unerlaubt!" — Hätte es nur wenigstens nicht die vieldeutige Unterschrift. Heißt la pensée das Stiefmütterchen, und soll dieser Mädchenkopf mit der kleidsamen französischen Haube die niedliche ausdrucksvolle Blume sein? Oder bedeutet es Gedanke? Aber in aller Welt — ein ganz unfertiges Ding als „der Gedanke" zu bezeichnen??

Ja, solange man redet und streitet, da schweigt dieser Gedanke. Aber hernach schwebt einem so oft dieser zarte, feine Kopf vor, verwachsen mit dem festen Steinblock. Wessen Geheimnis ist größer, das des fertigen Teiles, oder das des weißen Marmors? Wieviel Schönheit mag noch darin schlummern? Wieviel Formen, und in ihnen wieviel Gedanken könnte die Hand des Künstlers daraus hervorzaubern? Was ist es überhaupt, dies unbegreifliche Etwas, das den Menschen befähigt, aus dem Stein Leben, Schönheit, Freude zu schaffen?

„Hat erst erfaßt der Geist, ein göttlich Erbteil,
Gestalt und Züge eines, gibt danach
doppelte Schaffenskraft dem Marmor Leben."

So schildert Michelangelo, der größten Künstler einer, dies Geheimnis. Ehe aber die Schaffenskraft klar und lebendig einsetzt, da schwebt dem Geiste wohl ein halbverhülltes Bild vor, eine Sehnsucht — — und diese Sehnsucht scheint in dem Rodinschen Köpfchen zu träumen. Nicht Mangel an Leben, aber doch die Ruhe des Schlafes liegt darin, etwas wie das wehmütige Innehalten des doch nie zu voller Verwirklichung erwachenden Wunsches, des stets vor dem letzten Ziele ermüdenden Denkens. Wohin führen unsre besten und tiefsten Gedanken? Überall zu Teilen, zu Stückwerk.

Ist es so ganz unverständlich, daß ein Künstler, erfüllt vom Gedanken des ewig Unvollkommenen in allem Menschenwerk, den Meißel beiseite legt, seinem unfertigen Werk den Ausdruck träumender Sehnsucht läßt — und damit denkenden und nichtdenkenden Menschen mit wissendem Lächeln ein Rätsel aufgibt? **Bertha Göring.**

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Ausgabe unsres Blattes liegt ein Prospekt der Verlagsanstalt E. Fischer, Berlin über „die neue Rundschau" bei, worauf wir unsre Leser an dieser Stelle aufmerksam machen.

Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München

Zu Weihnachtsgeschenken eignen sich vorzüglich: (4049

Hausbuch deutscher Lyrik

Achte vermehrte Auflage, mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt, gebunden 3,50 Mark und des Hausbuchwerkes zweiter Band, das

BALLADENBUCH

gesammelt von **Ferdinand Avenarius**, mit Bildern nach deutschen Meistern, herausgegeben vom Kunstwart. Vornehm gebunden ebenfalls 3,50 M.

800 Jahre alt

sind die ältesten der zahlreichen und zumeist wenig bekannten Gedichte, die Will Vesper ohne Unfehlbarkeitsanspruch, aber mit sicherem Blick für das Echte und Bleibende uns als „Die Ernte" der deutschen Lyrik darbietet. Das von Käte Waentig mit schöner Einfachheit geschmückte, 480 Seiten starke Buch, von dem in 18 Monaten 60,000 Exemplare hergestellt wurden, will den wachsenden Kreisen derer dienen, die, für leeren Klingklang und gut gemeinte Plattheiten unzugänglich, Gedichte nicht allzu häufig lesen, dann aber edelsten Kunstgenuß darin suchen. **1,80 M.** (halbleder gebunden.)

In allen Buchhandlungen! (4200

Beim Verleger: W. Langewiesche-Brandt in München-Ebenhausen direkt einlaufende Bestellungen werden geeigneten Buchhandlungen überwiesen.

Pianokauf ist Vertrauenssache, Qualität und Preiswürdigkeit sollten entscheiden. Wir liefern unser vielf. prim. Fabrikat auch geg. Raten v. monatl. 20 Mk.

direkt ab Fabrik

franko zur Probe. Langjährige Garantie. Jahresverkauf über 1000 Instr. Katal. üb. Pianos, Flügel u. Harmoniums gr. u. franko.

Roth & Junius Hof-Pianofabrik **Hagen i. W. 118**

Vorzügliche Schul- und Orchestergeigen

zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten von (4363

Friedr. Aug. Meisel, Instrumentenmacher in Klingenthal i. S.

Reparaturen prompt und billig. Preisliste umsonst.

Von Ende Januar 1908 bis Ende Februar

werden in unserm Verlag erscheinen:

1. **Die Geschichte des preußischen Wahlrechts** von H. v. Gerlach.
2. **Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens** von Bürgermeister XY in Z.
3. **Bauernpolitik** von A. Janssen.
4. **Die sozialen Ursachen der Säuglingssterblichkeit** von Gustav Temme.
5. **Einführung in die Kantschen Prolegomena** von Dr. Max Apel.
6. **Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs** von Dr. Friedrich Naumann.
7. **Legenden** von Georg Ruseler.
8. **Deutschland unter den Weltvölkern.** Handbuch der auswärtigen Politik. 2. Auflage von Dr. Paul Rohrbach.

Wir bitten unsre Freunde und Interessenten schon jetzt, im Bedarfsfalle darauf Rücksicht zu nehmen.

Buchverlag der „Hilfe" G.m.b.H., Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

5D
48
47

Digitized by Google

Digitized by Google